Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

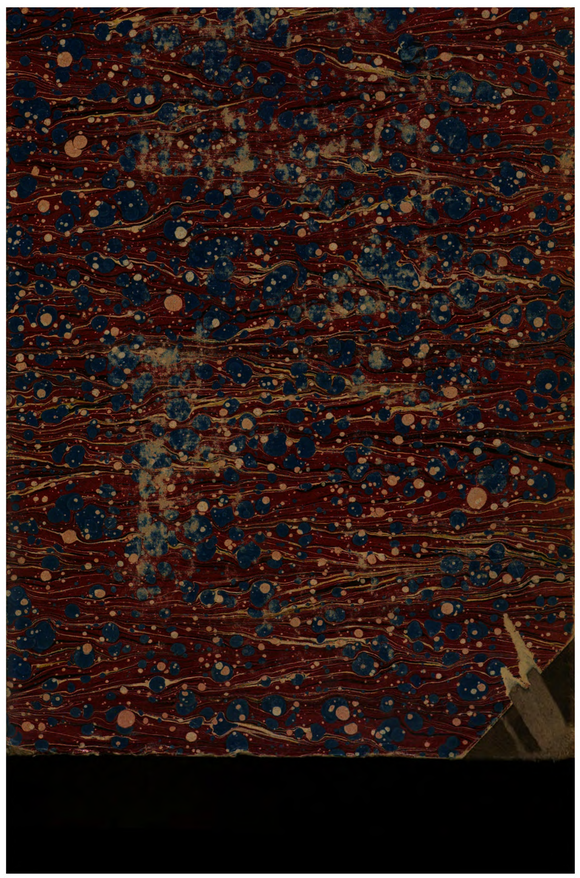
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Digitized by Google

AP
30
G29++
v.31-32

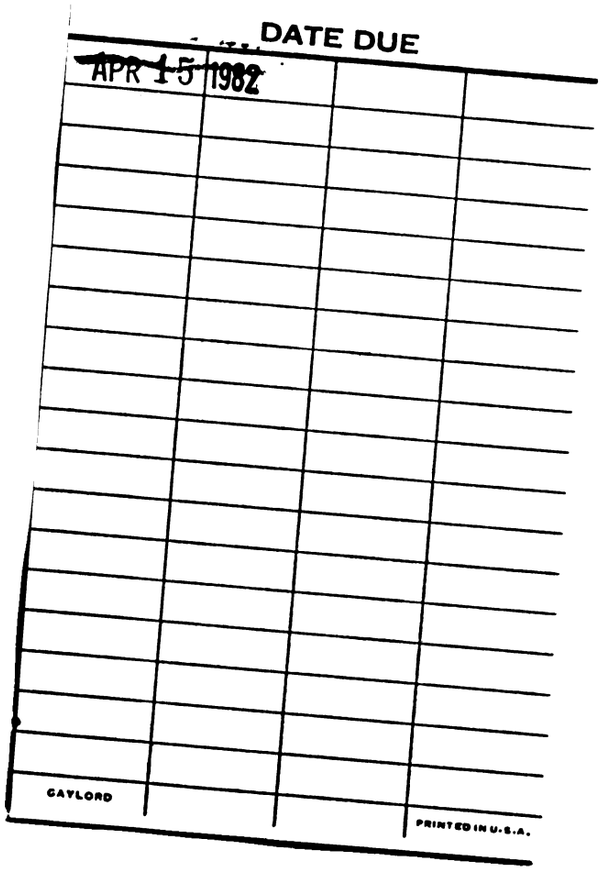
008087

Cornell University Library

91 R

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 734 667



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Einunddreißigster Band.

(Nr. 1—26.)

Berlin 1887.

Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Register.

Einunddreißigster Band.

	Seite
Abel, Carl, Laut und Sinn	355
Achelis, Th., Zur Entwickelungsgeschichte der Familie	307
Bauer, Erwin, Ein „antinihilistischer" Roman	282
-- Vor den Geschworenen	315. 333
Behrmann, Max, Eine russische Literaturgeschichte	184
Berghoff-Ising, Franz, Die Lage des Pachtwesens in Deutschland	210
Bernheim, H., Zur neuesten Choleraliteratur	324
— Ueber magnetische Erziehung	132
Blind, Karl, Stimmen aus Frankreich	225
Boettcher, Friedrich, Im Wahlkampfe	81
— Rückblicke auf die Florentiner Feste	363. 380
Bormann, Walter, Bühnenbearbeitungen von Wilhelm Buchholz	21
Braun, Ad., Zur Zukunft der europäischen Landwirthschaft	17
Buchwald, Otto, Buchdrama und Lesedrama	362
Bulle, Oskar, Lyrische Winterabende	57
— Dramatische Aufführungen . 30. 78. 111. 236. 253. 287. 349.	365
— Die Dichtung der Zukunft	203
— Ein dänischer Humorist	265
— Aus Hegel's Briefwechsel	328
— Professorenroman und Professorenkritik	138
Carriere, M., Gesammelte Aufsätze von Wilhelm Lübke	169
Castelnuovo, Enrico, Zehn Jahre verlobt. Autorisirte Uebersetzung	59. 76
Die „Gegenwart" und Herr Katkow	385
Diercks, G., Ein spanischer Romandichter	55
Duboc, Julius, Illegitimes in der Wissenschaft	212
du Prel, Carl, Ein neues hypnotisches Experiment	268
Düntzer, H., Goethe's Tagebücher und Briefe aus Italien	136
— Schiller und Goethe in ultramontaner Beleuchtung	215
— Goethe und Minchen Herzlieb	377
Ehrlich, Heinrich, Opern und Concerte	62. 157
— Verdi's „Othello"	124. 270
— „Merlin". Große Oper von Ph. Rüfer	173
— „Die goldene Legende". Operette von A. Sullivan	222
— Eine deutsche und eine englische Operette	318
— Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin. Hans von Bülow und Anton Rubinstein	395. 411
Falb, Rudolf, Das Erdbeben an der Riviera	164
Fiege, Rud., Neue Operetten	142
Fischer, C. W. Th., Die Gesetze der bildenden Kunst	339
Fitger, A., Eine neue Strömung in unserer Malerei	199. 218
Fuld-Mainz, Ludwig, Die Beschränkung der Oeffentlichkeit vor Gericht	196
— Der Fall Schnäbele in straf- und völkerrechtlicher Betrachtung	289
Garborg, Arne, Jugend. Autorisirte Uebersetzung	284. 301
Gebhardt, Bruno, Wilhelm Scherer und seine Goethe-Aufsätze	38
— Aus den Denkwürdigkeiten des Grafen Vitzthum	166
— Die Apologie des Grafen von Beust	231
— Zur Geschichte der Schlacht bei Sedan	360
Geiger, Ludwig, Sphinx locuta est	19
— Der Briefwechsel von Goethe und Carlyle	404
Ghislanzoni, Antonio, Der Verstorbene	155
Gneist, Rudolf, Die heutige Lage der englischen Verfassung nach den drei Reformbills von 1832, 1867, 1885, und die irische Frage	113
Gopčević, Spiridion, Neues aus Bulgarien	1
— Panslavismus und Panrussismus	241
Groß, F., Ein Wiener Roman	248
Guttmann, G. J., Ein österreichischer Hochtory	387
Hallwich, Hermann, Die neuere Wallenstein-Literatur	101
Hann, P., Die Flucht aus Aegypten	90
— Anarchisten in Amerika	242
Hartmann, Eduard v., Frankreich und Deutschland	65
— Am Vorabend der Wahlen	97
— Gehört die Baukunst zu den freien Künsten?	389
Hellwald, Friedr. von, Die Italiener am Rothen Meere	161
Hinschius, P., Der Staat und die katholische Kirche in Preußen	321
Jensen, Wilhelm, Frühlingsconcert	308
— Eine Gerichtssitzung	140
Jentsch, Karl, Die letzten Bände von Janssen's Geschichtswerk	40
Jessen, Peter, Carl von Piloty und die deutsche Kunst	5
— Die Baukunst auf Ausstellungen	69
— Eine Pietà von Arnold Böcklin	207
Junker von Langegg, F. A., Ueber japanische Malerei	295. 313
K., Aus den Concertsälen	127
Kalle, Fritz, Volkswirthschaft in der Schule	148
Kielland, Alexander, Siesta	186
Killermann, J. G., Die Besitzsteuer	273
Kleinert-Iserlohn, Gustav, Witz und Humor	326. 344
Kohut, Adolph, Professor Ludwig Uhland und seine Schüler	264
— Ein Cultusminister als Schriftsteller	331
Korolenko, Wladimir, Eine Osternacht. Autorisirte Uebersetzung	250
Kurs, Major a. D. Victor, Die Militärvorlage und der Reichstag	33
— Zur Creditvorlage für Festungsumbau	291
Linke, Oscar, Robert Hamerling's „Blätter im Winde"	107
Lorm, Hieronymus, Der falsche Idealismus	246. 267
Lotheißen, Ferdinand, Conservative Nothsignale in Frankreich	198
Lübke, Wilhelm, Kupferstich und Radirung	379
M., L., Vom Pariser „Salon"	375
— Aus dem Pariser Kunstleben	406
Malkowsky, Georg, Das neue Museum für Völkerkunde	29
— Gespenster. Familiendrama in drei Aufzügen von Henrik Ibsen	45
— Die Eduard von Steinle-Ausstellung	188
— Henrik Ibsen als Lyriker	301
— Ausstellungen	93. 252. 317. 382
— E. v. Gebhardt's Cartons für das Kloster Loccum	398
Marées, G. v., Militärische Jugenderziehung	371
Marholm, L., Henrik Ibsen's neueste Dramen	7
— Alexander Kielland	149
— Zola auf dem Theater	311
Marsop, Paul, Traumlyrik. Anmerkungen für Schumann-Freunde	182
Meyer-Jena, G., Der Befähigungsnachweis im Handwerk	257
Muyden, Gustav van, Das Telephon in Gegenwart und Zukunft	35
— Die Augenblicks-Photographie	275
Nagel, A., Die Verbrennung	50
Olzem, Fritz, Die preußische Landtagssession	353
Philosophus, Zur Reform der Universitäten	373
— Die Aussprache des Griechischen	409
Quarck, Max, Das Wirthschaftsjahr 1886	129
— Das Branntweinmonopol in Oesterreich-Ungarn	226

Digitized by Google

Seite
R., J., Englische Arbeiterversicherung 293
Reinhold, Karl Theodor, Die Bilanz der Gegenwart für Frankreich und Deutschland 305
Roderich, Albert, Humoristische Nemesis 42
Roquette, Otto, Dresdener Erinnerungen 204. 220. 234
Rüttenauer, Benno, Wilhelm Jensen als Realist 121
Sachtler, H., Die politischen Parteien in Deutschland 145
Sänger, P. J., Die Moorcultur 244
Sahler, C., Die Blinde 109. 125
Schneidewin, Max, Eduard v. Hartmann und unser Geistesleben 309
Schvarcz, Julius, Taine über Napoleon I. 298
Schwarzkopf, Gustav, Memento! Eine Studie 170
Schwiedland, Eugen, Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag 82
Schütze, Paul, Vom niederdeutschen Literaturgebiete 71
— Ein freiherrlicher Poet 228
Sievers, E. W., Zur neuesten Shakespeare-Forschung 392
Siewert, Franz, Die Friedensarbeit unserer Kriegsmarine . . 369
Spectator, Die Auflösung des Reichstags 49
Sterne, Carus, Unser drittes Auge 2
Thaler, Karl v., Cavour's Briefe 52. 73
Tolstoi, Graf Leo, Wovon die Menschen leben. Eine Pfingstlegende. Autorisirte Uebersetzung 346
Voß, Richard, Das Gebot der heiligen Agnes. Aus meinem römischen Skizzenbuch 12. 27
Walcker, Karl, Gambetta's politische Reden 10. 24
— Reichs-Einkommensteuer und Erbschaftssteuer 179
— Die Branntweinsteuer 337
— Die Zuckersteuer 401
Wiener, X., Krisen im Burgtheater 341
Wollmann, Moriz, Der Socialismus in Belgien 261
Ziel, Ernst, Zwei novellistische Novitäten 153
Zolling, Theophil, Dramatische Aufführungen 14
— Gustav Freitag's Selbstbiographie 84. 104
— Der hochdeutsche Ganghofer 87
— Aus Hebbel's Tagebüchern 279
— Johannes Scherr und sein Nachlaß 357
— Aus Gurlitt's Kunstsalon 143
— Therese Raquin. Drama von E. Zola 397
— Unsere Theater 413
Zum neunzigsten Geburtstage unseres Kaisers 177
Zur Lage im Elsaß 209

Notizen.

Amyntor, Durch Nacht zum Licht 255. Bähr, Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren 111. Baumann, Londinismen 158. Baumgarten, Geschichte Karls V. 255. Bienemann, Die Statthalterschaftszeit in Liv- und Esthland 283. Böttcher, Schauspieler-Eitelkeit 190. Boy-Ed, Abgründe des Lebens 383. Brand, Londoner Streifzüge 95. Bruck, Von Hüben und Drüben 350. Brunold, Gedichte. Von Robert Keil 174. Buchholtz, Die Leiter 366. Bull, Ole Bull 399. Canini, Il libro dell' amore 351. Chavanne, Im alten und neuen Congostaate 366. Christ, Eine Frühlingsfahrt nach den Canarischen Inseln 351. Conrad, H. George Eliot 367. Conrad, Sappho 303. Drache, Dämmerstunden 207. Eckardt, M. Merian 383. Eckart, Garlieb Merkel 319. Eckstein, Pia 271. —, Violanta 351. Egelhaaf, Kaiser Wilhelm 191. Ein städtisches Volkstheater und Festhaus. Von M. Carriere 399. Engel, Griechische Frühlingstage 94. Erhard, Die Lehnsjungfer 319. Ertl, Liebesmärchen 31. Eucken, Thomas von Aquino 351. Frenzel, Dunst 255. Gehrts, Die Nachfolge Christi 351. Goedecke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung 255. Gothein, Culturentwickelung Süditaliens in Einzeldarstellungen 47. Grasberger, Aus der ewigen Stadt 254. Gsell-Fels, Süd-Frankreich 254. Heiberg, Eine vornehme Frau 191. Heimburg, Die Andere 319. Heine-Ausgaben 175. Heine's Sämmliche Werke 415. Hevesi, Auf der Sonnenseite 46. Hilty, Politisches Jahrbuch 239. Hohenried, Kattenburg 255. Huther, Goethe's Faust 319. Jullien, Richard Wagner et ses oeuvres 94. Importirtes Genie 207. Junghans, Die Amerikanerin 351. Kaden, Sonnenbrut 367. Keyser, Die Lora-Nixe 319. Klinkhardt, Das höhere Schulwesen Schwedens 255. Körting, Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert 239. Kohut, Karschin 382. Leixner, Dämmerungen. Von M. Carriere 15. Linke, Ergo bibamus 351. Literaturkalender 158. Löwen, Natur und Sitte 207. Lohmeyer, Deutsche Jugend 319. v. Lützow, Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart 47. Mantegazza, Anthropologisch-culturhistorische Studien 190. Marsop, Unsere Illusionen 318. —, Die Aussichten der Wagner'schen Kunst in Frankreich 350. Martin, Briefe der Königin Luise 366. Meißner, Mosaik 191. Meyer, Homer und die Ilias 223. Ohnet, Noir et Rose 191. Pecht, Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts 63. Peters, Deutsch-national 271. Rangabé, Novellen 383. Ranke's Weltgeschichte VII. Von K. Braun-Wiesbaden 94. Ranke, Der Mensch 366. Reinhardstöttner, Aufsätze und Abhandlungen 350. Riemann, Opernhandbuch 271. Roquette, Ueber den Wolken 175. Roicher, System der Finanzwissenschaft 366. Sanders, Deutsches Stilmusterbuch 351. Sax, Staatswissenschaft 383. Schwarzkopf, Durch scharfe Gläser 190. Stahr, Lessing 254. v. Stein, Entstehung der Aesthetik 271. Stern, Erinnerungsblätter 351. Stern, Venezianische Novellen 366. Stockton, Ruderheim 366. Suttner, Ein schlechter Mensch 367. Telmann, Vae victis 367. Toursky, Nouvelles slaves 367. Tuch, Der erweiterte deutsche Militärstaat 191. Uhl, Farbenrausch 190. Uhland-Festschriften 271. Vitu, Les mille et une nuits du théâtre 111. Vocke, Die Abgaben 383. Vollbrecht, Dissonanzen 207. Yriarte, Autour du Concile 175. Waldmüller-Duboc, Das Geheimniß 255. Walter, Candidat Müller 383. Wenck, Deutschland vor 100 Jahren 367. Weise, Bibliotheca germanica 383. Wichert, Aus verstreuter Saat 175. Wiese, Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen 319. Wolkenstein, Gedichte. Von M. Carriere 189. Wothe, Des Weibes Glück 239.

Offene Briefe und Antworten.

Zum letztenmal Jaques Saint-Cère 15. Zum allerletztenmal Jaques Saint-Cère. Von Paul Heyse 47. Noch einmal „die Uebervölkerung der Erde". Von Dr. med. Moritz Alsberg 63. Molbech's „Dante" und die Münchener Hoftheater-Censur 95. Ueber A. Fitger's „Eine neue Strömung in unserer Malerei". Von Anton von Werner 238. Nochmals zur „Neuen Strömung in unserer Malerei". Von A. Fitger 254. Schlußwort zur „Neuen Strömung in unserer Malerei". Von A. v. Werner 271.

Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 1. Januar 1887. Band XXXI.

CORNELL UNIVERSITY, JAN 25 1887 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Neues aus Bulgarien. Von Spiridion Gopčević. — Unser drittes Auge. Von Carus Sterne. — **Literatur und Kunst:** Carl von Piloty und die deutsche Kunst. Von Peter Jessen. — Henrik Ibsen's neueste Dramen. Von L. Marholm. — Gambetta's politische Reden. Von Karl Walcker. — **Feuilleton:** Das Gebot der heiligen Agnes. Aus meinem römischen Skizzenbuch. Von Richard Voß. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Zum letztenmal Jacques Saint-Cère. — Inserate.

Neues aus Bulgarien.

Von Spiridion Gopčević.

Der erste Anprall Rußlands auf die bulgarische Regentschaft ist glücklich abgeschlagen, und Kaulbars hat das Feld geräumt. La Russie boude et se recueille — um bei nächster Gelegenheit den Angriff fortzusetzen, wie dies in der bekannten russischen Hartnäckigkeit und Ausdauer begründet liegt. Ueber die Art und Weise des Auftretens von Kaulbars und der von ihm beliebten Mittel zum Ziele wurde bereits in diesen Blättern gesprochen (Nr. vom 13. Nov.); der Unparteilichkeit halber soll nur noch einer gegentheiligen Ansicht hier Raum gegeben werden: ein werther Freund, welcher mit Kaulbars bei dessen Rückzug aus Bulgarien eine Unterredung hatte, schreibt mir nämlich Folgendes hierüber:

„Ihr Urtheil über Kaulbars ist zu hart und gründet sich offenbar auf das, was die „Kölnische Zeitung" und andere bulgarophile Blätter über ihn verbreiteten. Mir hat Kaulbars ungemein gefallen, und ich halte ihn für einen der anständigsten Menschen, die ich kennen gelernt ... Unter Anderem sagte er mir, der Czar habe nicht die Absicht, Bulgarien zu annectiren, sondern er wolle nur einen vernünftigen Fürsten und eine vernünftige Regierung. Rußland, welches Bulgarien unter schweren Opfern befreit hat, beabsichtige nur das Wohl des Volkes. Es könne nicht einen Fürsten dulden, der mit allen Anderen, nur nicht mit Rußland liebäugelt, denn für seine Opfer müsse es auch fordern, gegebenenfalls darauf rechnen zu können, daß es in Bulgarien einen aufrichtigen Freund habe ... Kaulbars hat gewiß in Bulgarien manchen Fehler gemacht, aber Vieles, was man über ihn erzählt, ist lediglich erfunden. Sie wissen ja am besten, wie trefflich es die Bulgaren von jeher verstanden haben, die europäische Presse zu beeinflussen und zu mystificiren!"

Letzteres läßt sich wohl nicht bestreiten, aber sicher ist, daß Kaulbars nicht nur „manche", sondern sogar sehr viele Fehler in Bulgarien begangen hat und daß die schönen Worte über Rußlands Uneigennützigkeit, welche der General zu meinem Freunde gesprochen, mit seinen Thaten nicht im Einklang stehen. Ueberdies sind mir von anderer Seite über Rußlands Absichten auf Bulgarien und seine Machinationen gegen die serbische Regierung Mittheilungen zugekommen, welche mir die Ueberzeugung beibrachten, daß Rußland es mit der Unabhängigkeit der Balkanstaaten nicht ehrlich meine. So lange ein so eingefleischter Panrusse wie Katkow seinen unheilvollen Einfluß auf die russische Politik und insbesondere auf den Czaren selbst ausübt, kann kein ehrlicher Südslave Rußland unbedingtes Vertrauen entgegenbringen.

Rußland hat sich augenblicklich zurückgezogen und nimmt eine abwartende Stellung ein, aber man weiß, daß es sich deshalb noch nicht für geschlagen hält, und da den russischen Staatsmännern gewöhnlich alle Mittel recht sind, vorausgesetzt, daß sie zum Ziele führen, so darf man wohl erwarten, daß Rußland demnächst in irgend einer anderen Weise die Welt durch einen unvermutheten Schachzug überrascht.

In Bulgarien schöpft man einstweilen Athem und sammelt Kräfte, um auch den nächsten russischen Angriff abzuschlagen. Ob es der Regentschaft gelingen wird, werden wir ja bald sehen. Ueber sie schreibt mir einer meiner Freunde aus Bulgarien Nachstehendes:

„... Ich habe Stambulow keinen Augenblick aus den Augen gelassen und kann Sie versichern, daß der Mann Alles, nur kein Patriot ist. Ihm wäre es am liebsten, wenn die Wahl und Ernennung des Fürsten noch zwanzig Jahre auf sich warten ließe, denn die Rolle eines Regenten gefällt ihm ungemein und er möchte es am liebsten zeitlebens bleiben. Dabei ist er von unausstehlichem Hochmuth und Eigendünkel. (Diese beiden Eigenschaften habe ich selbst an Stambulow niemals entdeckt; er müßte sie höchstens erst jetzt angenommen haben. S. G.) Von Mutkurow gilt das Gleiche, und einer möchten den anderen zum Henker wünschen, um allein regieren zu können. Der dritte Regent ist die reine Null. Jeder sucht sein eigenes Interesse, und das dumme Volk läßt sich von dem Kleeblatt an der Nase herumführen. Herr v. Huhn ist nach wie vor die Egeria des Kleeblattes."

Da aus der Entfernung nicht zu beurtheilen ist, inwiefern mein Freund Recht hat oder übertreibt, sei diese Mittheilung ohne weitere Bemerkung gegeben.

Die Regentschaft hat nun die Pause benutzt, welche der verunglückten Wahl des Prinzen Waldemar gefolgt ist, um einen anderen Fürsten aufzutreiben. Theils aus diesem Grunde, theils um die Stimmung bei den verschiedenen Regierungen zu erforschen, wurde die sogenannte Sobranje-Deputation entsendet, bestehend aus den ehemaligen Ministern Stoilov und Grekov und dem angesehenen Ostrumelier Kalčov. Stoilov und Grekov hatten nebst Načović unter Alexander I. das unheilvolle Triumvirat gebildet, welches den Fürsten zu seiner sechsjährigen Mißregierung verleitet und ihn gänzlich verdorben hatte. Diese beiden Männer findet der Leser charakterisirt in meinem Werke „Bulgarien und Ostrumelien." Kalčov hingegen ist ein ebenso anständiger als gebildeter Mann ohne politischen Ehrgeiz, daher der einzige wahre und reine

Digitized by Google

Patriot, den ich in Bulgarien gefunden. Während seines Aufenthaltes in Berlin benutzte er die Gelegenheit, sich mit mir wiederholt über die bulgarischen Angelegenheiten zu unterhalten.

Auf meine Bemerkung:

„Es thut mir lang schon weh',
Daß ich Dich in der Gesellschaft seh'!"

erwiderte er, er hätte nicht ablehnen können, da man sonst einen dritten Conservativen in die Deputation gewählt hätte, während er so in derselben das liberale Element vertrete. Ich frug ihn sodann, was er zu meiner in Nr. 46 der „Gegenwart" entwickelten Idee einer Personalunion zwischen Serbien und Bulgarien sage.

„Der Artikel ist in Bulgarien bemerkt worden", antwortete er, „und man erörterte vielfach die von Ihnen angeregte Frage. Viele (darunter ich selbst) hätten sich wohl mit dem Gedanken befreundet, aber die Person des Königs Milan war uns nicht recht. Ich muß indeß gestehen, daß ich, seitdem wir mit dem Könige selbst sprachen, anderer Meinung geworden bin. Der König nahm uns sehr freundlich auf, ebenso Garašanin und Franasović, welch' letzterer überhaupt einer der liebenswürdigsten und prächtigsten Menschen ist, die mir bisher begegnet sind.

„Der König sprach über den letzten Krieg mit einer Offenherzigkeit und Selbstverleugnung, welche uns geradezu verblüffte und im Sturme für ihn einnahm. Er verurtheilte die bisherige gegenseitig feindselige Politik Serbiens und Bulgariens als den größten beiderseits begangenen Fehler und erklärte sich bereit, die verschiedenen Mißhelligkeiten zwischen beiden Regierungen endgültig zu beseitigen. Er meinte, das Interesse der Unabhängigkeit sei beiden Staaten gemeinsam und diese müßten daher zusammenhalten, statt sich gegenseitig zu befehden.

„Diese Worte des Königs haben auf uns großen Eindruck gemacht und wir freuten uns doppelt zu hören, daß Serbien nicht daran denke, jetzt den günstigen Augenblick zu benutzen, um Bulgarien für den letzten Feldzug zu züchtigen.

„Ueberhaupt muß ich Ihnen gestehen, daß wir Alle über König Milan falsche Ansichten haben. Er ist von einer erstaunlichen Intelligenz und entwickelt in seinen Erörterungen so viel Geist und Scharfsinn, daß wir alle hierüber lebhaft erstaunt waren. Ihre Idee gefiel mir nun um so besser und ich schrieb daher gleich nach der Audienz unseren Freunden in Bulgarien, sie sollten, wo sie nur könnten, für die Idee einer serbisch-bulgarischen Personalunion Propaganda machen. Freilich ist die gegenwärtige Lage nicht hoffnungerregend, aber es schadet nicht, wenn man sich in Bulgarien an diese Idee gewöhnt. Wie schade ist es doch, daß König Milan wegen des letzten Krieges, den unser Volk ihm persönlich in die Schuhe schiebt, bei uns so unpopulär ist; wäre jener Krieg nicht gewesen, so können Sie überzeugt sein, daß wir sofort die Personalunion beantragen und das Volk uns zustimmen würde. So aber heißt es warten, bis die Erinnerung an den letzten Krieg etwas mehr verblaßt ist."

Ich äußerte mein Erstaunen über die Candidatur des Prinzen von Coburg. „Hat Ihnen denn die Regierung des Battenbergers, welcher ebenso unvorbereitet war, als er auf einen schwierigen fremden Thron gesetzt wurde, wie es jetzt der Prinz von Coburg wäre, noch nicht die Augen darüber geöffnet, daß ein nichtslavischer Fürst auf dem bulgarischen Thron nur eine Jammerfigur vorstellen würde? Oder hat Ihnen der Prinz etwa den Eindruck eines genialen Menschen gemacht?"

Herr Kalčov schüttelte den Kopf und gab zu, daß diese Candidatur eben nur der Strohhalm gewesen sei, an den man sich in der Verzweiflung geklammert. Da es mir schien, als ob die Bulgaren auf einen deutsch-russischen Krieg rechneten, äußerte ich meine feste Ueberzeugung dahin, daß die beiderseitigen Interessen Rußland und Deutschland auf „thurmhohe Freundschaft" hinwiesen und daß am wenigsten bei Lebzeiten des deutschen Kaisers an die Möglichkeit eines Krieges auch nur gedacht werden könne. Ich erklärte mich daher für überzeugt, Bismarck werde der Deputation nur rathen, sich mit Rußland auszugleichen. Wie mir Herr Kalčov später mittheilte, ist dies seither in der That geschehen.

Bezüglich des Mingreliers erklärte Herr Kalčov mit aller Entschiedenheit, daß ihn Bulgarien niemals als Fürsten annehmen werde; man wolle ihn ebenso wenig als den Fürsten Dondukov-Korsakov, den ich in meinem Werke allzugünstig beurtheilt hätte und der lange kein so trefflicher Regent gewesen sei, als es mir aus der Entfernung geschienen habe.

Auf meine Frage, ob man dann vielleicht an die Wiederwahl des Battenbergers denke, versicherte Kalčov lebhaft:

„Angesichts des entschiedenen Vetos der russischen Regierung wäre dies die größte Unklugheit, welche wir begehen könnten, denn dies hieße Rußland frech herausfordern, und mit unserer Selbstständigkeit wäre es dann vorbei . . . Nein, an die Wiederwahl des Prinzen Battenberg denkt bei uns Niemand, und daher werden wir uns auch wohl hüten, mit ihm während der Reise zusammenzukommen."

Nun ist aber die Deputation doch mit dem Battenberger in Köln zusammengekommen; mit der Aufrichtigkeit meines Freundes Kalčov darf man es daher, trotz seines warmen Protestes, nicht so genau nehmen. Jedenfalls war dieser Zwischenfall sehr ungeschickt, denn er kann dem Battenberger nichts nützen und muß die Spannung zwischen Rußland und der Regentschaft nur vergrößern. Einen noch gefährlicheren Mißgriff begeht die Deputation mit der Reise nach London, denn wenn sie den Rathschlägen der Egoisten an der Themse Gehör schenken sollte, so dürfte es mit der bulgarischen Herrlichkeit bald zu Ende sein.

Unser drittes Auge.

Von Carus Sterne.

Die Fruchtbarkeit der durch Darwin in die Wissenschaften eingeführten entwickelungsgeschichtlichen Betrachtung bewahrheitet sich fast täglich durch die Entdeckung neuer Beziehungen zwischen den einzelnen Lebewesen, wobei Bildungen, die bisher aller Erklärungsversuche spotteten, oft mit einem Schlage in ein klares, ungeahntes Licht gerückt erscheinen. Eine der überraschendsten Entdeckungen solcher Art hat uns das Jahr 1886 beschert oder, sagen wir besser, zur Vollendung gebracht: die Deutung eines bisher mit den abenteuerlichsten Nachreden behafteten Organes unseres Gehirns, der vielberufenen Zirbel nämlich, in welcher Descartes den Sitz der Seele suchte. Es ist ein ovales oder kegelförmige Organ von der Größe unserer kleinsten Gartenbohnen, welches tief in der großen queren, das Vorderhirn von den hinteren Gehirntheilen abgrenzenden Spalte versteckt liegt und auf der Grenze von Zwischenhirn und Mittelhirn entspringt. Die älteren Anatomen verglichen es seiner Gestalt wegen mit einem verkleinerten Zapfen der Arve oder Zirbelkiefer und nannten es, weil sie es für ein drüsenartiges Organ hielten, die Zirbeldrüse (glandula pinealis), aber sie sondert meistens nichts Sichtbares ab, und daher kam wohl Descartes auf die Idee, daß sie unsichtbare Dinge — Gedanken — abscheiden, mit einem Wort den Sitz der Seele darstellen möchte.

Bevor wir über diese allerdings etwas kühne Schlußfolgerung lächeln, müssen wir uns erinnern, daß sich früh die Neigung geregt hatte, die Bedeutung der einzelnen Theile des menschlichen Gehirns zu ergründen und daß man lange vor Descartes für die einzelnen Geistesthätigkeiten, wie Gedächtniß, Phantasie, Gefühl u. s. w. besondere Gehirnregionen in Anspruch genommen hatte. Für eine vorläufige Unterbringung bot die Zirbel sicherlich mehr Vortheile als der die beiden Hemisphären des Großhirns verbindende Balken, in welchem der königliche Leibarzt La Peyronie den Palast der Seele suchte, oder gar die ebenfalls in dieser Richtung beanspruchte Hypophysis des Gehirns, von der wir nachher

Digitized by Google

sprechen. Nach der Ansicht des Descartes sollte die Seele ein ausdehnungsloses Wesen sein, welches in der Mitte des Gehirns thront und dort die „Lebensgeister“ empfängt, welche ihm Nachrichten aus allen Körpertheilen bringen und Befehle dahin tragen. „Was ich hier »Geister« nenne“, sagt Descartes im zehnten Artikel seines Buches über die „Leidenschaften der Seele“, „sind nur »Körper«“.

J'entends les esprits corps et pétris de matière

wie es der Schalk Lafontaine erläutert hat. Diese körperlichen Geister sollten also in einem System von Nervenkanälen, welches von der Zirbel, wie das Blutadersystem vom Herzen, ausstrahlt, kreisen und die einzelnen Glieder bewegen, wie das Wasser in den hydraulischen Kunstwerken, die damals eine beliebte Spielerei der Parke darstellten, die einzelnen Figuren bewegt. In seiner „Abhandlung über den Menschen“ hat uns Descartes seine Ansichten an den Grottenwerken erläutert, in denen der Eintretende z. B. eine badende Diana verscheucht, einen Neptun und wasserspeiende Ungeheuer durch seine Bewegung, der Fliehenden zu folgen, hervorlockt und in denen Musikinstrumente geblasen und sogar Worte gesprochen wurden, alles durch das Wassersystem, — ein grobes Bild des Nervensystems, in welchem die Lebensgeister circuliren. Zu ihrer Centralregierung brauchte er ein Organ, welches, wie das Herz mitten in der Brust, mitten im Gehirn liegt, und dazu bot sich wie von selbst die nur durch ein paar dünne Stielchen mit dem übrigen Körper zusammenhängende Zirbel, groß genug, um den ausdehnungslosen Maschinenmeister aufzunehmen. Das anatomische Messer konnte ihm natürlich nicht beikommen, aber es fand oft das Aeußere und Innere der Zirbel mit feinen, harten Körperchen aus phosphorsaurer Magnesia (Gehirngries) besetzt, wodurch wohl die Redensart von den Leuten, welche „Grütze im Kopf“ haben, aufkam.

Die vergleichende Anatomie zeigte allmählich, daß nicht nur der Mensch seine Zirbel hat, sondern daß dieses Organ allen Wirbelthieren zukommt, auch den niedersten unter ihnen, denen Descartes keine Seele zugestehen wollte, und daß es bei diesen sogar oftmals viel stärker entwickelt ist, als beim Menschen. Daraus ging hervor, daß man es in der Zirbel des Menschen und der höheren Wirbelthiere mit einem stark verkümmerten, sogenannten rudimentären Organ zu thun hat, was auch durch das Studium der Entwickelungsgeschichte bestätigt wurde, sofern es in ganz jungen Wesen eine verhältnißmäßig stärkere Entwickelung aufweist als in erwachsenen. Das Gehirn aller echten Wirbelthiere setzt sich aus fünf Anschwellungen des Rückenmarks zusammen, die, von vorn nach hinten gezählt, als Vorder-, Zwischen-, Mittel-, Hinter- und Nachhirn bezeichnet werden und bei den niederen Wirbelthieren durch Einschnürungen von einander getrennt, in gerader Linie auf einander folgen. Von diesen fünf Abtheilungen besitzt nun die zweite, das durch die überwiegende Entwickelung des Vorderhirns bei höheren Thieren mehr in's Innere des Gesammthirns gerückte Zwischenhirn, einen oberen und einen unteren Anhang, eine Epi- und eine Hypophyse, die bis vor Kurzem in ihrer Bedeutung gleich räthselhaft waren und von denen die erstere unsere Zirbel darstellt.

Mit der Hypophysis können wir uns hier nicht näher beschäftigen und wollen nur erwähnen, daß sie ebenfalls bei niederen und ganz jungen Wirbelthieren eine größere Ausbildung zeigt, als bei höheren und erwachsenen Thieren und sich somit gleichfalls als rudimentäres Organ ausweist. Man weiß auch, daß sie bei einigen vorweltlichen Thieren, z. B. bei den theilweise durch ungeheure Körpergröße ausgezeichneten Lindwürmern oder Dinosauriern der Secundärzeit einen in den Schlund mündenden Canal bildete, wie er auch noch heute im Embryonalleben gewisser Thiere wiederkehrt. Man hat die Hypophysis früher als eine Art Schleimdrüse (Glandula pituitaria) des Gehirns ansehen wollen, und es wäre vielleicht ganz gut, wenn das geistige Organ ebenso wie der übrige Körper, eine Pforte hätte, um den Unrath, der in ihm neben dem Guten entsteht, abzusondern. Nachdem man dann erkannt, daß die Hypophysis gleich der Epiphysis zu den rudimentären Bildungen zu rechnen ist, hat man beide als Ueberreste eines Schlundrohrs ansehen wollen, welches in ähnlicher Weise, wie es bei den Gliederthieren geschieht, ein ringförmiges Gehirn durchbohrt hätte, um sich als Urmund in der Gegend des nunmehrigen Scheitels der höheren Wirbelthiere zu öffnen. Durch diese namentlich von dem Begründer der zoologischen Station in Neapel Anton Dohrn verfochtene Idee, sollte der Gehirn- und Körperbau der Wirbelthiere in eine unmittelbare Beziehung zu denjenigen der Gliederthiere gebracht werden, aber, wie wir sogleich sehen werden, ist diese Aussicht durch die neuen Entdeckungen in Betreff der Epiphyse oder Zirbel beträchtlich vermindert worden.

Schon seit längerer Zeit waren Vermuthungen aufgetaucht, daß wir in der allen Wirbelthieren zukommenden, scheinbar zwecklosen Epiphysis das Ueberbleibsel eines im Verlaufe der Weiterentwickelung verloren gegangenen, unpaarigen Sinnesorgans zu erkennen hätten, welches nur bei den niederen und älteren Wirbelthieren in voller Ausbildung vorhanden gewesen wäre. Vor ungefähr zwanzig Jahren hatte L. Stieda beim Frosch mitten auf dem Kopfe zwischen den beiden Augen einen lichten, etwas erhabenen Fleck wahrgenommen, welcher von einem unter der Haut liegenden, flach linsenförmigen Körper herrührt, und von ihm als Stirndrüse angesprochen wurde. Leydig, der dieses Organ gelegentlich seiner Untersuchungen über den „sechsten Sinn“ der im Wasser lebenden niederen Wirbelthiere (Fische und Amphibien) zu den von ihm näher untersuchten Hautsinnesorganen hatte rechnen wollen, sprach bald darauf (1872) die Vermuthung aus, daß dieses bisher übersehene Organ auf der Stirne des Frosches vielleicht jenen Nebenaugen zu vergleichen sein möchte, wie sie Insekten aller Classen so häufig auf dem Scheitel tragen. Diese Vermuthung gewann einen greifbaren Hinterhalt, als A. Götte in seiner durch die Beobachtung und Darstellung der kleinsten Einzelheiten ebenso ausgezeichneten, als in der Deutung derselben meist fehlgreifenden „Entwickelungsgeschichte der Unke“ (1875) zeigte, daß jenes Stirnwärzchen der Frösche der Endknopf der Epiphyse sei, welche als dünner Strang die Schädeldecke und Hirnhaut durchbohre und somit durch den bisher allein bekannten Basaltheil, die Epiphyse, mit dem Gehirn in unmittelbarer Verbindung stehe. Letzteres hat sich nicht bewahrheitet und Götte's Deutung des Organs, die von verschiedenen Forschern widerlegt wurde, soll uns hier nicht weiter beschäftigen. Wir wollen zur Vorgeschichte der richtigen Erkenntniß nur noch der im Jahre 1878 von Ehlers gemachten Beobachtung gedenken, daß bei den niedersten heute lebenden Fischen, den Haien und Rochen, die Epiphysis sich ebenfalls zu einem langen Strange verlängert, der erst ein Stückchen mit den Hirnhäuten verläuft, dann frei aus dem Hirn heraustritt und in ein Bläschen endigt, welches mit dem aus Knorpelsubstanz bestehenden Schädeldach so verwachsen ist, daß in demselben ein Loch entsteht, wenn man es vorsichtig herauspräparirt.

Die wichtigste Entdeckung dieser Richtung wurde dann vor etwa drei Jahren von dem Berliner Oberstabsarzt und Professor Rabl-Rückhardt gemacht, welcher bei dem Studium des Gehirns der Knochenfische fand, daß die Anlage der Epiphyse, ebenso wie die der beiden Augen, zuerst als Ausbuchtung der oberen Hirnwand in der sogenannten optischen Region erscheint, so daß man erwarten müßte, aus der mittleren Anlage, ebenso wie aus den beiden seitlichen, ein Auge hervorgehen zu sehen. Aber es kommt nur zu der Bildung eines kleinen Bläschen, welches dicht unter dem Schädeldach liegt, dessen Stiel aber aus demselben Gehirntheil entspringt, aus welchem die beiden Sehnerven hervortreten. Zu einem ähnlichen Schlusse, daß es sich nämlich bei der Epiphyse um ein verkümmertes Sehorgan handeln müsse, war unabhängig von dem Genannten, noch ein anderer Zoologe, Ahlborn, auf Grund ähnlicher Studien geführt worden, allein es ist sehr zweifelhaft, ob ihre beiderseitigen Darlegungen sehr bald auf die Zustimmung der Fachgenossen hätten rechnen dürfen, wenn nicht ein paar ebenfalls unabhängig von einander (und ohne Kenntniß der Arbeiten dieser beiden Vorgänger) im Anfange des Jahres 1886 gemachte Entdeckungen die letzten Zweifel an der Richtigkeit dieser Ansichten gehoben hätten.

Digitized by Google

Es handelt sich um zwei jüngere Zoologen, Henri W. de Graaf in Leiden und W. Baldwin Spencer in Oxford, die sich vor Kurzem an die Untersuchung der Epiphyse bei verschiedenen Eidechsen gemacht hatten, und bei mehreren derselben, an der Stelle des obenerwähnten „Stirnflecks" der Frösche, Organe antrafen, welche noch vollständig den Bau eines Augapfels mit Linse und Netzhaut zeigen, aber unterhalb der Haut und des Schädeldachs liegen. Allein das knöcherne Schädeldach hat an dieser Stelle eine Oeffnung, das sogenannte Scheitelloch, durch welches das Stirnauge frei nach oben zu blicken vermöchte, wenn sich nicht außen die Oberhaut darüber hinwegspannte. Unter Anderen fand W. de Graaf dieses Scheitel- oder Stirnauge bei unserer gemeinen Blindschleiche sehr wohl erhalten und sein Zustand erinnert an die bekanntlich ebenfalls unter der Haut liegenden Augäpfel verschiedener im Dunklen lebender Thiere, aber die Verbindung mit dem Gehirn scheint verkümmert zu sein. Wir müssen das Organ also ebenso wie bei den Fröschen, wo es außerhalb des Schädels liegt, als die abgeschnürte äußere Anschwellung der Epiphyse betrachten, nur daß dieselbe hier fast völlig noch den Bau eines Sehorganes, als welches sie offenbar früher gedient haben muß, behalten hat.

Noch lehrreicher stellten sich diese Verhältnisse bei der von Spencer untersuchten neuseeländischen Brückeneidechse (Hatteria punctata) dar, einem in seiner Heimath mit abergläubischer Furcht betrachteten Thiere, von welchem sich seit einigen Monaten ein lebendes Exemplar in Berlin, ursprünglich im zoologischen Institut der Universität, jetzt im Aquarium, befindet. Bei diesem übrigens harmlosen Thiere hat sich das Cyclopenauge anscheinend noch vollständig functionsfähig unter der Oberhaut erhalten, und was die Hauptsache ist: es steht auch noch durch einen Sehnerven mit der optischen Region des Gehirns in Verbindung. Wir dürfen sonach vielleicht annehmen, daß es bei ihr, wie auch noch bei mehreren anderen Reptilen, noch heute im beschränkten Maße als Sinnesorgan thätig ist, um so mehr, da nach R. Wiedersheim die bedeckende Kopfhaut bei ihr, wie bei allen anderen Reptilien, welches dieses Scheitelauge noch in einiger Ausbildung besitzen (nämlich den Blindschleichen, Chamäleons, Monitors und gewöhnlichen Eidechsen) an der betreffenden Stelle pigmentfrei und transparent ist, ebenso wie das Bindegewebe, welches unter der Haut den mittleren Augapfel der Brückeneidechse bedeckt. Offenbar kann das Organ jetzt nicht mehr als ein, deutliche Bilder aufnehmendes Auge wirken, aber andererseits kann man sich kaum vorstellen, daß es, ohne irgend eine Function auszuüben, in so vollkommener Erhaltung seit lange bestehen konnte. Rabl-Rückhardt hatte daher auch neuerlich, aber freilich, bevor er die neuesten Entdeckungen auf diesem Gebiete kannte, die Vermuthung ausgesprochen, daß die Leistung des am Scheitelloch nach außen blickenden Mittelauges der Reptilien, welches bei den vorweltlichen Arten offenbar noch in größerer Vollkommenheit erhalten war, vielleicht diejenige eines Organs des Wärmesinnes gewesen sein möge, „dazu bestimmt, seinen Träger vor der zu intensiven Einwirkung der tropischen Sonnenstrahlen zu warnen, wenn sie in träger Ruhe, nach Art ihrer noch lebenden Vettern, der Krokodile, sich am Strande und auf den Sandbänken der Liassee sonnten."

Thatsächlich besteht nun eine beträchtliche Verschiedenheit zwischen dem Bau des neuentdeckten Scheitelauges und der beiden Seitenaugen aller Wirbelthiere, die möglicherweise auf eine gewisse Verschiedenheit der Functionen hinweist, vielleicht aber auch dadurch erklärt werden kann, daß das Mittelauge nicht die volle Ausbildung erhält, sondern auf einer früheren Bildungsstufe stehen bleibt. Seine Linse bildet sich nach Spencer's Beobachtung nicht durch Einstülpung eines Oberhauttheiles und seine Netzhaut zeigt in der Anordnung der Stäbchen (nach de Graaf) den Typus der Augen verschiedener Mollusken, nämlich der Tintenfische, Flügel- und Kielfüßler. An demselben Thiere finden sich somit die Typen des regelmäßigen Wirbelthierauges und des Auges gewisser Wirbellosen vereinigt. Bekanntlich besteht auch bei den Insecten eine erhebliche Verschiedenheit zwischen dem Bau der facettirten Seitenaugen und der meist einfachen Scheitelaugen. Auch dort ist man nicht sicher darüber, was diese Verschiedenheit bedeutet.

Die Thatsache, daß sich das Mittelauge unter den bisher untersuchten Thieren am vollkommensten bei der neuseeländischen Brückeneidechse erhalten hat, ist nach mehr als einer Richtung von besonderem Interesse. Dieses Thier verdient nämlich, wie wir aus den Untersuchungen von Günther und anderen Zoologen wissen, mehr als ein anderes luftathmendes Wirbelthier, den Namen eines vorweltlichen Wesens, oder wie man sehr paradox zu sagen pflegt, eines „lebenden Fossils", sofern seine näheren Verwandten schon im Beginne der Secundärzeit gelebt haben, und seitdem vollständig ausgestorben sind. Dieser letzte Stammhalter eines uralten Geschlechtes, dessen Tage ebenfalls gezählt erscheinen, besitzt unter anderen noch auf beiden Seiten ausgehöhlte Wirbel, wie sie nur bei den Fischen vorkommen und den ältesten Luftwirbelthieren eigen waren, und ebenso finden sich im Bau des Schädels, des Gehörorgans und der Lunge Bildungen, die noch wahrhaft amphibisch sind und nur den ältesten Reptilien zukamen. Das Scheitelauge ist also bei diesem Thiere in Gesellschaft vieler uralter, bei allen anderen lebenden Reptilen längst verschwundener Körperbildungen bis auf unsere Zeit vererbt worden.

Wir dürfen das Scheitelauge sicher als eine derartige uralte Erbschaft bezeichnen, denn nach dem allgemeinen Vorkommen seines Rudiments, der Epiphysis, im Gehirne aller höheren und niederen Wirbelthiere kann nicht weiter daran gezweifelt werden, daß es sich bei ihm nicht um eine vereinzelte Bildung bei einzelnen Arten, sondern um ein gemeinsames Besitzthum aller Wirbelthiere handelt, die zu einer gewissen Zeit gelebt haben, und selbst bei den noch lebenden Verwandten der Vorfahren des Stammes, bei dem Amphioxus und den Ascidien findet man Andeutungen eines solchen unpaaren Auges. Wir haben gehört, daß sich bei den niedrigsten Fischen, den Haien und Rochen noch heute das dritte Auge in verkümmerten Zustande nachweisen läßt. An den Versteinerungen mehrerer fossilen Panzerfische der silurischen Meere sieht man sehr deutlich das Scheitelloch, durch welches dieses Auge emporblickte, und besonders groß erscheint die Oeffnung bei den ältesten Amphibien, den gänzlich ausgestorbenen Panzerköpfen (Stegocephalen) der Primärzeiten. Auch die im Liede gefeierten Meerdrachen (Ichthyosaurus- und Plesiosaurus-Arten) besaßen dieses Scheitelauge, wie es scheint noch in voller Ausbildung, und an dem Schädel eines erst im laufenden Jahre von Cope beschriebenen Raubsauriers der permischen-Epoche zeigten sich Spuren einer ungewöhnlich bedeutenden Entwickelung der Epiphyse, die ihrer Zeit sicher noch als Sehorgan wirkte.

Naturgemäß drängt sich hier die Frage auf, wie es zu erklären sei, daß ein in den Primär- und Secundärzeiten so vielfach nachweisbares Organ, fast in allen Zweigen des Wirbelthierstammes schließlich unterdrückt und zurückgebildet worden ist? Wie mir scheint, dürfte die Erklärung in einem schon durch andere Thatsachen sehr wahrscheinlich gemachten Wechsel der Beleuchtung unseres Erdballes liegen. Es ist klar, daß ein mit einem Scheitelauge versehenes Thier sich heutzutage der Mittagssonne kaum ohne die Gefahr, geblendet zu werden, aussetzen könnte, aber in der Primärzeit muß entweder die Atmosphäre viel dichter gewesen sein, oder die Sonne weniger hell geschienen haben, denn auch die baumartigen Charakterpflanzen jener Epoche, die Farne und Lycopodiaceen vertragen ein sehr grelles Licht nicht, und ihre heute lebenden Verwandten kommen nur im Waldschatten auf. In der Folge mag die Kraft der Sonnenstrahlen in einer für das Scheitelauge bedenklichen Weise zugenommen haben, oder es muß ein anderer Umstand in's Spiel getreten sein, dem das Scheitelauge bei allen seinen Vortheilen nicht Stand halten konnte.

Es ist nun leicht zu verstehen, daß die Rückbildung bei niederen Thieren nicht so weit zu gehen brauchte, wie bei den höheren, wo der Raum in der Schädelkapsel durch das wachsende Großhirn in Anspruch genommen wurde, und das Gehirn überhaupt nach dem Verlust des Scheitelauges noch bedeutende Wandelungen durchzumachen hatte. Daher finden

Digitized by Google

wir das Rudiment dieses Organs in den verschiedenen Thierclassen in sehr ungleichem Zustande, und während der Uebereest der Augenblase bei Fischen und Reptilen meist dicht unter dem Schädeldach, oder innerhalb desselben liegt, ist er bei den Amphibien nach außen gedrängt, und völlig von den centralen Theilen abgeschnitten worden. Bei den höheren Wirbelthieren hat das Uebergewicht, welches die Entwickelung des Vorderhirns bei ihnen genommen hatte, bis es bei den Primaten zuletzt alle hinter ihm liegenden Gehirntheile überwuchs, den Rest des unpaaren Auges der Vorfahren tief in den Grund der Spalte gedrängt, welche dasselbe von den hinteren Theilen scheidet und während die äußere Endung des Organes sonst bis zum Schädeldach hervorragte, muß man seinen centralen Rest, die Zirbel, bei ihnen jetzt ganz im Innern des Gehirns suchen. Sie mußte dort unverständlich erscheinen, bis die genetische Methode eine Vergleichung aller Theile des Menschenhirns mit den entsprechenden Stücken der Gehirne niederer Wirbelthiere in dem Sinne verlangte, daß alle diese Theile bis zu einem gewissen Grade homolog, aus einander entstanden und auf einander zurückführbar sein müßten. Der hohe Grad von Zurückbildung der Zirbel bei allen höheren Wirbelthieren läßt es übrigens nicht als wahrscheinlich erscheinen, daß dieses Sinnesorgan noch bei den ältesten Säugethieren in Thätigkeit gewesen sein möchte.

Literatur und Kunst.

Carl von Piloty und die deutsche Kunst.

Von Peter Jessen.

Als auf der Jubiläums-Kunstausstellung noch in letzter Stunde das nachgelassene Bild Pilotys auftrat, das den Meister künftig in unserer National-Galerie vertreten wird, und seit sich um dieses Hauptstück eine Sonderausstellung seines ganzen Schaffens geschlossen hat, wurden wir in Berlin erst inne, wie unsere Vorstellung von des Mannes Wesen und Thaten sich mehr auf Hörensagen als auf Anschauung gründet. Die entscheidenden Werke hatte nur der Glückliche zu Gesicht bekommen, den sein Weg nach München oder auf eine Weltausstellung geführt hatte; die Holzschnitte der illustrirten Zeitungen gaben eben das Beste, Farbe und Ton, nicht wieder, und daß die vereinzelten wandernden Leistungen der letzten Jahre nicht mehr die Vollkraft des Bahnbrechers wiederspiegelten, fühlten auch die Unerfahrenen heraus. Man wußte sich also keinen rechten Rath, wenn die einen Piloty mit vollen Worten priesen, eine rührige Schaar kritischer Gegner aber nur leeres Pathos und hohle Prunktechnik an ihm zu finden behauptete.

Wie schwer wird es doch nicht nur den Künstlern, sondern auch dem Publikum, die Ueberlieferungen und Gewohnheiten der mehreren deutschen Kunstcentren in That und Urtheil auszugleichen. Man lebt, empfindet und schafft verschieden in der stimmungsfähigen, poetischen, beschaulichen Atmosphäre von München, in dem weltmännisch beweglichen heutigen Düsseldorf oder gar in dem rastlosen Berlin; und wer auch nur ein Künstlerfest in Berlin und Dresden hat vergleichen können, weiß, daß es nicht schwer ist, sich von heute auf morgen um dreißig Jahre zurückversetzen zu lassen. Man wird uns immer darauf verweisen können, wie glücklich sich in dieser Mannigfaltigkeit der Kunstkreise die verschiedensten Strebungen nach und nach festgesetzt und entfaltet hätten; wo wären wir ohne Ludwig I., ohne die Semper'sche Thätigkeit in Dresden und die dortige Bildhauerschule, wie ermuthigend ist nicht selbst der kurze, kühne Versuch gewesen, in Weimar die modernsten Meister zu einem Vortrabe deutscher Kunst zusammenzuschließen. Die Frage ist aber, ob es nicht eben jetzt an der Zeit sei, die Eigenthümlichkeiten lebhafter auszutauschen, ob man nicht im Interesse der nationalen Kunst eben der Reichshauptstadt häufiger den künstlerischen Zuspruch des letzten Sommers wünschen müsse, ob vor allem das Berliner Publikum schon reif sei, über andere als seine eigenen Meister zu Stuhl zu sitzen.

Man vergleiche einmal damit den Umsatz der öffentlichen Meinung in Fragen der Musik. Man ist mit sich ebenso uneinig, ja mit mehr Erbitterung, allein es kommen doch aller Orten beide Parteien voll zu Gehör, und selbst in kleineren Städten können sich an fremden Virtuosen aller Schulen und Instrumente die heimischen Kräfte Ziel und Maßstab bilden. Ganz recht, die bildende Kunst ist nicht auf's Wandern eingerichtet. Doch wenigstens für die Hauptstädte sollte man alles thun, um die verschiedenen Strömungen auszugleichen, um vor Allem in Berlin gerade dem süddeutschen Wesen die Wege zu ebnen.

Es hat zum großen Theil an dieser örtlichen Zersplitterung gelegen, wenn sich die deutsche Malerei unseres Jahrhunderts in so scharfen Sprüngen und Gegensätzen bewegt hat. Die Kunst der Franzosen konnte sich, von Anfang an in der sicheren, technischen Schule des 18. Jahrhunderts gebildet, an dem einen Mittelpunkt weit stetiger entwickeln; und wie erbittert sich dort auch Classicisten und Romantiker, die Meister der Linie und des Colorits, befehdet haben, so springt für den unbefangenen Beobachter doch aus den verschiedenen Richtungen der einheitliche Zug zum Sicheren, Großen, Monumentalen heraus. Die Deutschen dagegen geberdeten sich seit Asmus Carstens mit Vorliebe als künstlerische Neuerer oder Revolutionäre. Man vernichtete die Perrücke und den Zopf, um ganz aus sich selbst heraus die neue Offenbarung zu schöpfen. Carstens kämpfte grundsätzlich für die Methode, zu der er sich selbst mit eiserner Kraft erzogen hatte: nie nach der Natur zu zeichnen, sondern die Formen an der Antike oder dem Modell so lange zu studiren, bis man sie auswendig wisse und aus dem Gedächtniß mit ihnen schalten könne. Die ganze Schule unserer Monumentalmaler, die Heiden und die Christen, Cornelius und Overbeck, lebten bei höchsten geistigen Zwecken doch künstlerisch vorwiegend von der Reproduktion, von der traditionellen Formanschauung, welche sie aus dem Studium der großen Italiener sich gewannen. Auf die Kleinmaler, die Landschafter und Genremaler, welche nebenher mit treuem Auge einem freilich engen Gebiete der Wirklichkeit nachgingen, die Heß und Adam, sah man mit Stolz hinab; als die Düsseldorfer am Ende der zwanziger Jahre anfingen, mit bescheidener Kraft die Farbe, die Stimmung und schlichte, zum Gemüth redende Stoffe einzuführen, mußten sie den Hohn selbst eines Goethe erfahren. Es gehörte ein ganzer Mann dazu, um in München selbst, angesichts der Fresken des Cornelius, den Bann zu brechen und die Richtung, welche die vornehmen Großmaler am tiefsten verachteten, den Colorismus, in's Feld und zum Siege zu führen. Wer ein Herz hat für die deutsche Kunst, muß den Namen dieses Kämpfers in höchsten Ehren nennen.

„Ernst liegt das Leben vor der ernsten Seele". Carl von Piloty ist es Zeit seines Lebens durch Anlage und Erfahrung bitterer Ernst auch um seine Kunst gewesen. Von Klein auf unter des Vaters Leitung an dessen Lebenswerke, der lithographischen Vervielfältigung der Münchener Gemäldegalerie, thätig, mußte der Achtzehnjährige nach seinem frühen Tode schon 1844 das umfangreiche Geschäft und die Sorge für eine zahlreiche Familie übernehmen. Die Pflicht verschärfte seinen Charakter; das frühe Studium der alten Meister hat seine Richtung und seine Erfolge vorgezeichnet. Wer so viele Jahre der bildsamen Jugendzeit darauf gewandt hatte, gerade den Coloristen der Münchener Sammlung als Nachbildner mit Stift und Pinsel gerecht zu werden, war der Mann, ihre Lehren auch im eigenen Schaffen darzustellen. So fielen die malerischen Keime, welche in den vierziger Jahren die farbigen Historienbilder der Belgier überall in Deutschland ausstreuten, gerade hier auf den reifsten Boden. Pariser Lehren übermittelte ihm sein Schwager Schorn, der aus den Ateliers von Gros und Ingres eben jetzt nach Hause kehrte; mit 21 Jahren führte die erste größere Reise den Jüngling nach Venedig, und

Digitized by Google

in den folgenden Jahren fand er in Antwerpen und Paris die besten Kräfte auf dem Wege nach denselben Zielen, welche ihm seine Farbenstudien in Italien vorgesteckt hatten. So mannigfache Anregungen, alle mit unvergleichlicher Thatkraft verarbeitet, spiegelten sich gleich in seinen ersten Gemälden wider; man fand in den schwermüthigen Genrebildern, der „sterbenden Wöchnerin" von 1850 und der „Amme", welche ihr eigenes Kindchen dem Tode nahe wiederfindet, coloristische Züge, welche bis dahin kein Zeitgenosse in Deutschland hatte ausrunden können. Und dieses Helldunkel, diese Lichtführung, diese Farbenschiebungen gaben sich nicht als Nachahmungen dieses oder jenes alten oder neuen Vorbildes, sondern waren Stück für Stück mit eisernem Fleiße der Natur selbst abgewonnen. Form und Farbe waren wie Vorwürfe aus Erlebnissen des Künstlers entsprungen.

Allein die coloristischen Zufälle der zeitgenössischen Wirklichkeit wollten der farbefrohen Phantasie des jungen Meisters auf die Länge nicht Genüge thun. Seit ihm 1854 der Auftrag wurde, die Stiftung der katholischen Liga auf großer Fläche für das Maximilianeum zu malen, war seine Richtung auf das Historische bestimmt. Sie hing mit einem Zuge der Zeit eng zusammen.

Jetzt eben stand die deutsche Bildung voll und ganz unter dem Zeichen unserer klassischen Dichter. An zwei Generationen hatte Schiller's Geist sein gewaltiges Erziehungswerk geübt. Seine geschichtlichen Helden waren die ersten Träume der Jugend, und schon bewiesen selbst die Philosophen, daß das entgötterte Zeitalter seine Ideale, ja seine Religion in der Geschichte und ihren Heroen wiederfinden werde. Die Aesthetiker lehrten, für die Kunst sei nur auf diesem Felde noch eine Art von Frist zu erhoffen, da sie doch mangels einer Mythologie eigentlich zum Tode verurtheilt sei. Als darum 1855 Piloty mit seinem „Seni vor der Leiche Wallensteins" zum ersten Mal vor weiteste Kreise trat, galten nicht nur die erstaunlichen Offenbarungen der Farbe, des Lichts und der Technik, sondern auch das Gegenständliche, die historische Auffassung selbst, für etwas Unerhörtes und unbedingt Vollkommenes.

Man war völlig im Recht, wenn man den Fortschritt herausfühlte gegen Lessing's allgepriesenen „Huß vor dem Scheiterhaufen", der fünf Jahre früher seinen Siegeszug selbst über die deutschen Grenzen hinaus gemacht hatte. Dort hatte vorwiegend die reformatorische Tendenz das breite Publikum erobert; vorgeschrittene Kenner aber konnten auch über der soliden, mannhaften Arbeit nicht übersehen, wie undramatisch und künstlich die Anordnung, wie unzulänglich die Motivirung sei. Den großen Landschafter hatten die Vorurtheile der Zeit zu einem mittelmäßigen Historienmaler gemacht. Jetzt dagegen übte ein geborener Colorist an dem ersten Helden unserer Nationaldichtung die ganze verführerische Kunst einer völlig ungewohnten Palette. Wie das Morgengrauen in das unheimliche Zimmer um den Ermordeten spielte, wie die Kleider und die seidenen Vorhänge durch einander schimmerten, war das Entzücken der Künstler; der Laie philosophirte mit dem gedankenvollen Seni über Heldengröße und Weltgeschick. Piloty war der erste deutsche Maler seiner Tage im eigensten Verstande des Wortes. Schon wandten sich ihm die Jüngeren als Schüler zu, und unaufhaltsam stieg sein Stern bis zur „Thusnelda im Triumphzuge des Germanicus" von 1873, und bis er 1874 als Kaulbach's Nachfolger auch amtlich an die Spitze der Münchener Akademie trat.

Man hat sich damals von dieser neuen Historienmalerei doch wohl zu viel versprochen. Ob ein feineres Auge schon jetzt den hippokratischen Zug in ihrem Antlitz hätte wahrnehmen können? Die moderne Malerei ist stets der Richtung der modernen Literatur um einige Schritte nachgefolgt. Die deutschen Gefühlsmaler schöpften aus der sentimentalen Dichtung der deutschen Romantiker Stimmung und Stoffe; die Franzosen der Julirevolution machten den historischen Roman der Engländer auf dem Festlande populär und gaben damit der eigentlichen Geschichtsmalerei ihre Antriebe. Es ist bezeichnend, daß das entscheidende Werk des Delaroche, die Ermordung des Herzogs von Guise, schon von 1835 datirt. Als zwanzig Jahre später der Seni als deutsches Seitenstück erschien, hatte sich im französischen Roman schon die neue Tendenz durchgesetzt, welche für die zweite Hälfte des Jahrhunderts Dichtung und bildende Kunst beherrschen sollte, die Richtung auf die Gegenwart, die Wirklichkeit, auf Ernst und Spiel, Leid und Freude im Leben der zeitgenössischen Welt. Auch auf der Bühne löste das moderne Kleid die historischen Prunkgewänder ab, und nach und nach empfand man auch in deutschen Theatern, daß durch die Klassiker allein die Schaulust, das dramatische Bedürfniß selbst der historisch gebildeten Klassen nicht zu befriedigen sei. Wir stecken noch mitten darin, diese Einsicht fruchtbar zu machen.

Wagt es nun endlich die deutsche Malerei, sich entschlossen auf den gesunden Urboden der Gegenwart zu stellen, so müssen auch andere Gewohnheiten der historischen Schule schärfer in die Augen springen. Am unverzeihlichsten ist den Gegnern Pilotys immer seine Dramatik, sein Pathos erschienen, das man erbittert als falsch und hohl tadelte. An dem ruhigen Seni ließ sich nicht gar viel aussetzen; aber an der ganzen Reihe der kleineren Compositionen, an dem Nero, dem Tode des Cäsar, an Heinrich VIII. und endlich an der Thusnelda schienen die Geberden theatralisch und gespreizt; an dem sterbenden Alexander auf der Kunstausstellung vermißte man wiederum die wahre, innere Größe eines tragischen Moments. Die Einwürfe sind leicht gemacht: nur sind die Krittler selten zu bewegen, klar auszudrücken, welche Art von Gestikulation sie im Einzelnen oder im Ganzen an die Stelle gesetzt wissen möchten. Man überzeugt sich dabei leicht, wie schwankend die Begriffe und die Ansprüche bezüglich der Geberdensprache im heutigen Deutschland sind.

Denn die nationalen Gewohnheiten des Südens und des Nordens, der Stämme und der Racen sind darin durchaus nicht einstimmig. Bei dem Niederdeutschen prägt sich Stimmung und Leidenschaft fast nur in den Gesichtszügen aus; selbst etwa sein Zorn muß schon hoch steigen, bis er in die Fingerspitzen eindringt. Beweglicher ist die Art des Rheinländers, des Sachsen: aber auch im Süden gibt es wieder Volksschläge, welche alle Laune in sich hineinzehren. Das haben die echtesten Meister deutschen Blutes recht wohl gefühlt und waren ehrlich genug, es auszusprechen. Man vergleiche etwa das heilige Abendmahl bei Dürer mit der bewegten Scene Lionardos: wenn hier der Schrecken, die Entrüstung, die Wißbegier, der Schmerz sich in zwölf Köpfen und vierundzwanzig Händen in immer neuen Erregungen spiegeln, so sind bei dem Deutschen alle Sinne und Glieder gelähmt angesichts der schmerzlichen Eröffnung des Heilands; es schiene ihnen wie Entweihung, die feierliche, lastende Stille durch persönliche Aeußerung zu brechen. Und ähnliche Charakterzüge mag man auf jedem Bilde und Blatte Rembrandts verfolgen; auch hier dieselben leisen, feinen Regungen, deren zarte Winke keiner so wie er verstand.

Es war also ein sehr zweifelhafter Gewinn für die deutsche Dramatik, wenn unsere Klassicisten sich ausschließlich die Geberden der großen Italiener zum Muster nahmen. Mag sich die rein menschliche Würde höher darstellen in dem Schritt und Mantelwurf eines Rafael oder Andrea del Sarto, so konnte doch ein unbefangener Deutscher sie nur mit Zwang nachfühlen, und unter den Händen von Copisten und Schülern, dort wo sie aus zweiter Hand nachgeahmt wurden, mußten sie nothwendig hohl und unglaubwürdig werden. Wir haben viel zu thun, bis wir uns ganz auf uns selbst besinnen und der gewohnten Schablone endlich zu entsagen vermögen. Geberden pflanzen sich wie Formen und Farben in Ateliers und Akademien fort, und nur die frische Wirklichkeit könnte uns erlösen.

Es wird auch den Genießenden nicht ganz leicht werden, diese Gewohnheiten in der bildenden Kunst oder vor der Bühne zu vergessen. Wir wären auch des deutschen Theaterstils sicherer, wenn wir uns entschlossener an unser eigenes Wesen hielten. An Beweglichkeit und Ausdruck mit dem Italiener oder auch nur dem Franzosen zu wetteifern, bleibt uns doch wenig Hoffnung. Man sehe sich nur im täglichen Leben, in der Gesellschaft, im Salon um: wie selten stoßen wir da auf einen Mann oder gar eine Frau, an deren Geberdensprache wir

Digitized by Google

Freude hätten und uns wieder erinnerten. Man weiß es in Theaterkreisen und unter erfahrenen Laien recht wohl, daß die jüdische Race im Ganzen nicht nur für das bewegtere Gespräch, sondern auch für lebhafte Gestikulation günstiger veranlagt ist, als im Ganzen der deutsche Schlag. Aber wenn auch seit Generationen unter französischem und jüdischem Einfluß auch die breitere Berliner Gesellschaft gewisse freiere Züge in Sprache und Geberde angenommen hat, so wird die große Masse der Deutschen, der Laien wie der Künstler, aus ihrer Haut nicht herausfahren können.

In Piloty kam das welsche Blut zum Vorschein, das ihm von seinem Großvater, einem geborenen Italiener, her in den Adern rollte. Der heftige, nervöse Mann empfand auch künstlerisch hastig und feurig. Er brauchte nicht den todten Meistern ihre Gesten abzusehen und war weit ehrlicher als die meisten der gepriesenen urdeutschen Künstler: allein dafür ist ihm die edle Einfalt, zu der sich in den besten deutschen Werken, bei Feuerbach etwa, das deutsche dramatische Vermögen durchringt, versagt geblieben. Ein Romane würde ihn besser verstehen als wir. Und doch wie leicht hätte er hunderte seiner Verehrer in seine Bahnen ziehen können.

Wir werden es der Selbstverleugnung dieses ganzen Mannes nie genugsam danken, daß er seine Ehre nicht darein setzte, sein ganzes Wesen auf seine Schüler zu übertragen. Es ist nicht ausgemacht, ob es je einen Lehrer gegeben, der so allseitig wie Piloty nur das Lehrbare hat zu übermitteln gesucht, nicht die Stoffe noch die Auffassung, weder Formanschauungen noch technische Universalrecepte, sondern der nur das eine Ziel im Auge hatte, die Eigenart jedes Schülers zu ihrer vollen Kraft zu erkennen und zu entwickeln. Man gehe die Reihe seiner Schüler durch oder erinnere sich nur der besten Namen: Makart, Lenbach, Gabriel Max, Dietz, oder der Landschafter, welche die Farben des Historienmalers in der dankbaren, schimmernden Luft der Münchener Ebene wiederfanden; niemand entzog sich seinem Zauber, und über jeder Ausstellung der beiden letzten Jahrzehnte hätte der Name Piloty stehen können.

Es ist anziehend, darüber nachzusinnen, wie sich die Malerei in Berlin entwickelt hätte, wenn der Meister im Jahre 1869 dem Rufe zur Leitung der Berliner Akademie nachgekommen wäre. Man hätte längst in Hülle und Fülle gehabt, wonach man heute immer wieder ohne Erfolg strebt: uns einflußreiche, mächtige Kräfte aus München zu bleibender Wirksamkeit zu gewinnen. Allein es verdient wohl der Ueberlegung, ob damit nicht ein fremder Tropfen in unser Blut übernommen worden wäre, ob sich der Meister auch mit den kühleren norddeutschen Naturen so, wie mit den Seinen, abgefunden hätte, ob nicht der langsame, sichere Weg zum gesunden Realismus eher gehemmt als gefördert worden wäre. Denn so wenig auf der Ausstellung Piloty's unvollendetes Werk als maßgebend für die Münchener Schule gelten konnte, so unzulänglich andere leitende Talente, vor allem Fr. Aug. Kaulbach, der neue Director, der Nachfolger Piloty's, vertreten waren, so war es schwer, sich des Eindruckes zu erwehren, daß die Düsseldorfer und Berliner frischer und sicherer vorwärts schritten. Der Reiz der Phantasie, ein leiser Zauber der Romantik, der lebhafte Colorismus selbst ließen es nicht ganz vergessen, daß dahinter doch viel Angelerntes und Nachgeahmtes, viel Altmeisterei stecke. Sollte Gefahr sein, daß die verführerischen Vorbilder der reichen Galerie, welche einst die neue Zeit in München heraufführen halfen, schließlich den Augen ihrer Copisten die unbefangene Klarheit schwächten? Daß man im Norden geraderen Blickes in die Natur hinaussähe? Und wäre es wirklich nicht ganz ohne Grund, daß sich heimische und ausländische Talente wieder stärker nach Paris als nach dem lange so begehrten München sehnen?

Wer Piloty's Lebenswerk in der Sonderausstellung der National-Galerie auch nur nach Skizzen und Nachbildungen hat verfolgen können, möchte vertrauen, daß dieser eiserne Geist auch diesen Gefahren die Stirn geboten und mit Selbstverleugnung die richtigen Mittel gefunden hätte. Auch seine Nachfolger werden im rechten Sinne eintreten; schon auf der Ausstellung zeigten ja einzelne Versuche, was man auch für die Luft- und Lichtmalerei neuesten Schlages von den erprobten Münchener Paletten erwarten dürfe. Die Akademie wird den Namen ihres großen Lehrers und Meisters noch lange als beste Mahnung über ihre Pforten schreiben; und wenn das deutsche Publikum in Piloty's Werken nicht den letzten Grund unseres deutschen Wesens ausgeprägt findet, so sollte es sich stets bewußt sein, daß einer unserer besten Kämpfer und Förderer stets darauf Anspruch hat, mit Achtung und Verehrung genannt zu werden.

Henrik Ibsen's neueste Dramen.

Von L. Marholm.

Sein Bild sieht man in allen Buch- und Papierhandlungen Kopenhagens; das scharfe Gesicht mit dem schneeweißen Haar und dem gekniffenen Mund. Er selbst ist nie zu sehen. Er kommt und geht in Verborgenheit, wenn er überhaupt einmal in seine skandinavische Heimath reist und wer ihn in seiner Einsamkeit aufsucht, hört selten Dinge von ihm, die seinen Ohren schmeichelhaft klingen. Der eine der beiden Classiker Norwegens ist ein Einsiedler — mißtrauisch und verschlossen, der andere eine gesellige Natur von allumfassender Sympathie, ein hundertmal getäuschter und mißbrauchter, immer wieder vertrauender Menschenfreund, immer zugänglich, wie eine katholische Kirche. Ibsen möchte man jetzt schon — da er noch lebendig und sehr rüstig unter uns wandelt — den Dunklen nennen, das Kopfzerbrechen, das er seinen Commentatoren unter den bewundernden Nachkommen seiner Landsleute einmal verursachen wird, wird keine Kleinigkeit sein. Es stecken so viele Widerhäkchen in seinen halb pangermanischen, halb national-norwegischen Dichtungen; vorübergehende Zeitfragen sind bunt durcheinander mit den tiefsten socialen und individuell-menschlichen Problemen an ihnen hängen geblieben. Ibsens Dramen verlangen eine gespannte, lauernde, ich möchte sagen Ibsen'sch disponirte Aufmerksamkeit — Replik schließt sich an Replik, wie eine Kette glänzender, eckig geschliffener Jetkugeln, keine einzige ist überflüssig, keine einzige ist unfertig — erschlafft das dieser Concentration ungewohnte Interesse nur einen Augenblick, so entgleitet ihm der Faden und die ganze Herrlichkeit schimmert zerstreut und zusammenhanglos am Boden. Es ist Absicht in dieser fest vernieteten Technik.

Ibsen ist mit den Jahren immer tiefsinniger geworden. Sein localer Ruhm und seine große Wirkung begannen mit seiner überirdischen Periode. Mit der Erlösungs- und Rechtfertigkeitsidee in „Peer Gynt" und in „Brand"; dann hielt er sich an die Erde, und sein Ruhm und seine Wirkung verbreiteten sich mit seinen gesellschafts-reformatorischen Dramen auch über Deutschland; die confessionelle-dogmatische Speculation ist überwunden — er ist ganz humanistischer und pangermanischer Geist — „Die Stützen der Gesellschaft", „Der Bund der Jugend", „Nora", „Der Volksfeind" behandeln sociale, politische, sittliche, communale Zustände. — Da erscheinen „Die Gespenster" und mit ihnen beginnt Ibsens letzte, unterirdische Periode. Er versenkt sich in die Wurzeln menschlicher Lebensbedingungen, verfolgt sie bis in ihre letzten, klammernden Fasern, untersucht das Erdreich, von dem sie sich nähren und schreibt die Familientragödie „Die Gespenster", wo schließlich jede individuelle Schuld aufgehoben und aufgelöst wird in Geschlechtsschuld, Volkserbtheil, Schicksal.

Nun hat er das Gebiet wiedergefunden, auf dem seine Natur von Hause aus heimisch ist. Es ist dunkel ringsum, Nacht, Urnacht. Aber unsere, seiner Leser Augen sind an dieses Dunkel nicht gewöhnt, wir können diese athemraubende, schwarze Last kaum ertragen. Wir sehen lange nichts Anderes, als das kreisende Nichts, er sieht die geheimnißvoll verworrenen Anfänge des Lebens. Aus diesem Dunkel, in das er mit uns taucht, glimmt ein blasser, zitternder Schein. Es ist das

Digitized by Google

grenzenlose, unruhige Verlangen nach Freude, die Sehnsucht nach Licht, viel Licht, ein seliges Meer von Licht. Denn das war durch alle seine Wandlungen ein Ibsenscher Grundgedanke: nicht von außen läßt sich Lebenskraft, Entwicklung, Klarheit einimpfen, sie sollen nicht überkleiden, wie man eine Holzskulptur mit Farben überkleidet — nein, sie müssen von innen heraus organisch erzeugt werden, in einer eigenthümlichen Selbstbefruchtung. Es ist etwas Zwitterhaftes darin, ein Mißtrauen gegen die natürliche Zeugung. Brand erzeugt in sich selbst seinen Glauben, er lebt den Gott, er ist der Gott, an den er glaubt. Mit seinem Zusammenbrechen bricht die persönliche Gottesidee für Ibsen überhaupt zusammen. Jener Ruf von oben: „Er ist deus caritatis" mitten in Lawinengebraus und Verschüttung ist nur ein Echo auf Brands letzte verzweifelnde Frage. — Hier ist Ibsen an der Grenze der Erkenntniß angelangt: über den Menschen hinaus, hinter ihn zurück führt kein Weg, fällt kein Licht. Als er diese Grenzen zum ersten Mal erblickte, kehrte er um und warf sich auf die socialen und sittlichen Probleme — den Menschen als Gesellschaftsprodukt in seinem Verhältniß zur Gesellschaft. Aber nach einigen Jahren begann das Dunkle, das Undurchdringliche wieder seine Macht über ihn zu üben. Er zog sich wieder auf seinen Philosophensteig am äußersten Rande der Erkenntniß zurück. Dort hielt er Gericht über seine gesellschaftsreformatorische Thätigkeit. Im Angesicht des „Nichtwissenkönnens" prüfte er seine Menschenerziehermission, und das Resultat dieser Prüfung war seine „Wildente".

„Sie sind mit der idealen Forderung wieder einmal in ein Tagelöhnerhaus gekommen", sagt der materialistische Arzt in der „Wildente" zu Gregers Werle, in dem Ibsen mit bitterer Ironie sich selbst gezeichnet hat, — „hier wohnen keine zahlungsfähigen Leute". Und die Schlußworte desselben Arztes sind: „O das Leben wäre schon ganz schön, wenn wir nur diese gesegneten Incassatoren los wären, welche armen Leuten mit der idealen Forderung in die Thüren rennen."

Nie ist Ibsen nach meinem Gefühl größer und weiser gewesen, als in dieser harten Selbstverurtheilung. Armen, aus der Hand in den Mund lebenden Alltagsmenschen ethische Forderungen präsentiren, die sie nicht begriffen und sie dafür durchpeitschen, daß sie schwach von Begriff waren, das war in „Nora", „Volksfeind", „Stützen der Gesellschaft" u. s. w. Ibsens liebste Beschäftigung. Er wollte der Schulmeister seines Volks sein, der zur besseren Beherzigung nicht mit Ruthen, sondern mit Skorpionen züchtigte und was brachte er damit zu Wege? eine neue Gattung „verhutzelter" Phrasenmacher an Stelle der alten, Gallertmenschen — er, dessen stolzes Ziel es war, ein Volk von Persönlichkeiten zu erziehen.

Man mißt Ibsen mit einem zu kurzen Maßstab, wenn man ihn den Moralisten nennt; er ist, wenn ich so sagen darf, der Individualist par excellence. Die Moral, eine sehr moderne, sehr radicale Moral, gilt ihm möglicher Weise als nichts mehr, denn als das (nordischer Auffassung nach) wirksamste Mittel zur vollen Entwicklung der Persönlichkeit. Die Persönlichkeit ist ihm das Höchste und Absolute, die einzige, productive Lebensincarnation. Und es ist sehr fein, sehr charakteristisch, wie er in „Rosmersholm" zwischen der freigeborenen und der freigewordenen Persönlichkeit unterscheidet, wie er die eine in Rosmer personificirt und beide in Rebekka ineinander schachtelt und aneinander zu Grunde gehen läßt. Jene ist es, die alles Große vollbringt, ungetheilt, unreflectirt, ganz Naturkraft, rücksichtslos, verbrecherisch, sieghaft kraft ihrer Ganzheit. Diese ist durch das Räderwerk der Reflexion und Moral gegangen; sie ist köstlich zugeschliffen, unendlich verfeinert, edel, wohlwollend, hilfsbereit — aber unter der Vervollkommnungsarbeit ist eins ihrer zartesten Organe verletzt worden und von diesem einen siechen Punkte schleicht es wie Lähmung durch alle ihre Glieder; es untergräbt ihre Thatkraft, es bricht ihre Lebensfreude, es unterbindet jede fruchtbare Wirkung nach außen: sie hat ein krankes Gewissen.

Nicht daß eine Schuld diese sensiblen Menschen drückt, ein begangenes Unrecht ihr Gemüth überschattet: das ist ja eben ihr Verhängniß, daß sie nicht einmal ein Unrecht begehen können. Ein frisches, robustes Unrecht! Gregers und Rosmer sind wunderliche Cerebralmenschen, Asketen aus Disposition, Vollkommenheitsfanatiker, die sich an die Seelen anderer Menschen hängen und ihren Willen auffaugen, die die ethischen Lebensbedingungen immer mehr und mehr verdünnen, bis in dieser verdünnten Reinheitsluft keine normalen Lungen mehr athmen können; sie sind wiederauferstandene Brands in einem langen, verklärten Heiligenleibe mit der alten, blutigen Forderung: Alles, oder nichts! — Producte psychischer Uebercultur . . . sie haben ein krankes Gewissen.

Gregers-Ibsen und Rosmer-Ibsen — die Helden seiner beiden letzten Dramen sind in gewissem Sinne Selbstporträts — leiden in vorgeschrittenem Grade „an einer nationalen Krankheit, die indeß nur sporadisch auftritt", sie haben „ein acutes Rechtschaffenheitsfieber." Beide gehen mit der Absicht um, Gesellschaftsreformatoren zu werden. Gregers betrachtet es als seine „Lebensaufgabe" die „wahre Ehe" zu begründen, Rosmer will die Leute von Rosmersholm (Norwegen) zu „frohen Adelsmenschen" erziehen. Beide wollen sie dieses Ziel erreichen, indem sie „die Gemüther befreien und die Gesinnungen läutern."

Aber das ist ja eben die verzweifelte Erfahrung, an der Ibsen als Greis die Hoffnungen und Kämpfe seiner Mannesjahre mißt, daß sich Tagelöhnerseelen nicht zu adeligem Selbstbewußtsein erziehen lassen, daß das Streben nach seelischer Vornehmheit sogut ein Luxusbedürfniß ist, wie feine Wäsche und scrupulöse Reinlichkeit. Eine hohe sittliche und geistige Cultur setzt eine sichere, öconomische Grundlage voraus, wo die materielle Selbsterhaltung die Menschen in Athem hält, geben sie keinen Deut für die ideelle. Armuth macht stumpf und erzieht einen geistigen Bettelstolz wie in der „Wildente", religiöser Druck verschüchtert und verengt, wie Rosmer und Mortensgaard in „Rosmersholm."

Und so sieht man denn hinter den Vorgängen dieser Dramen sich einen anderen, ganz persönlichen Vorgang abspielen. Da liegt Ibsen selbst gegen Ibsen zu Felde: der realistische Ibsen, der nüchterne Lebensbeobachter und Menschenkenner gegen den idealistischen Ibsen, den Vorkämpfer menschlicher Veredlung und sittlicher Erhebung, den Mann des begeisterten Glaubens an die siegende Macht der Ueberzeugung. Es hat etwas unendlich Rührendes und Stärkendes den alten Mann und berühmten Dichter, nachdem er gegen eine Welt gekämpft, als Kämpfer gegen sich selbst in die Schranken treten zu sehen, zu sehen, wie er, nie zufrieden mit den gewonnenen Resultaten und mißtrauisch gegen sich selbst, nachdem er Andere geprüft und gewogen, nun damit endet: sich selbst zu prüfen bis in's Leben.

Der Idealismus mit seinem speculativen Ursprung ist ihm verdächtig; er liegt in Streit mit der Erfahrung, er ist in letzter Consequenz Ueberspannung, er entspringt vielleicht einer krankhaften Disposition — der Idealist Gregers Werle hat eine dem Trunk ergebene Selbstquälerin zur Mutter. Und Rosmars Vorfahren sind ein in steifer Correctheit verknöchertes Geschlecht aus der norwegischen Beamtenaristokratie. Beide stammen aus erschöpften Familien, in Beiden scheint der Geschlechtstrieb erloschen zu sein. Der summarische Gedanke der „Wildente" ist ungefähr folgender: der Idealismus ist eine Abnormität — wie die Persönlichkeit eine Abnormität ist.

Aber eher kommen zehn Reiche in's Himmelreich, für wie schwierig das auch an heiliger Stelle gehalten wird, als ein geborener Idealist aus seiner Haut schlüpft. Als Gregers Werle, seinen Selbstmord andeutend, sagt: er sei froh der dreizehnte Mann bei Tisch zu sein, antwortete der Materialist des Stückes: Der Teufel glaub's! Diese humoristische Schlußwendung in dem bitterernsten Stück ist vorausweisend. Nein, Gregers-Ibsen geht nicht aus dem Spiel! Er kann's nicht liegen lassen. Er nimmt's auf und führt's weiter; „Rosmersholm" ist die nächste Versuchsstation. Wenn seine erschütternden Bußpredigten zu nichts geholfen haben, wenn die Ideale, die er aufstellte, zu nichts dienten, als in Tagelöhnerwohnungen die „Lebenslüge" aufrecht zu erhalten, wenn sein Wirken nichts ist, als Nahrung für den Selbstbetrug — was dann? Und im Gegen-

Digitized by Google

satz zu Stuart Mill, der meint: wenn das Unerreichbare nicht als Ziel gesetzt wäre, würde das Erreichbare nie erreicht worden sein — sagt Ibsen: verlangt das Unerreichbare nicht, Menschenerzieher, überspannt Eure Forderungen nicht. Kein schädlicherer Irrthum als unzureichende Kenntniß der menschlichen Natur und ihrer Bedingungen — — und keiner, der schwerer zu vermeiden wäre.

Und der ganze Ibsen in seiner Größe ist in den Aeußerungen in „Rosmersholm", wo er die Lebensenergie als das Köstlichste preist und in ihrer Vereinigung mit der frohen Schuldlosigkeit die Persönlichkeitscombination sieht, der alles Große und Gute zu vollbringen gelingen wird. Aber die frohe Schuldlosigkeit ist nicht das Gut dieses kämpfenden Uebergangsgeschlechtes, auf dessen Nacken eigne und fremde Schuld drückt, um das Geschlechtsschuld gespenstisch kreist, wie das jagende weiße Pferd um Rosmersholm. Eins aber ist dem Geschlecht der Gegenwart gegeben zu üben: die entsagende Liebe. Und wie ein Refrain klingt es durch die beiden tiefmelancholischen Stücke, kaum wahrnehmbar in der „Wildente", stärker und schwellender in „Rosmersholm": Lebensmuth, Lebensmuth! und entsagende Liebe.

Bekanntlich ist Ibsen immer symbolisch, auch wo er ganz realistisch und wirklichkeitstreu zu sein scheint. Seine Menschen sind halb geschaut, halb construirt — genial geschaut, fehlerhaft construirt. Zur Hälfte setzen sie sich selbst auseinander, da sind sie unvergleichlich, zur Hälfte setzen sie Ibsen'sche Gedanken auseinander, dabei brechen sie gelegentlich mitten durch, wie Nora. Sein letztes Stück „Rosmersholm" leidet vielleicht am stärksten unter diesem Mangel, dafür hat er nie früher in solchem Grade unmittelbare, lebendige Menschen geschaffen, wie in der „Wildente". — Die Wohnungen kleiner Leute pflegen ihren eigenen Geruch zu haben; einen unendlich nuancirten, manchmal sehr anheimelnden. Sie besitzen darin etwas Individuelles, wie die Räume reicher Leute es in ihren Farben- und Möbelzusammenstellungen haben. Die Dachwohnung in der „Wildente" hat einen solchen persönlichen Duft. Ein Gemisch von Leimfarben, Essengerüchen, Küchenausdünstung und Reinlichkeit. Es wird viel gegessen beim Photographen Ekdahl, das heißt, er ißt viel, mit Bedienung von Frau und Tochter. Das Geschlecht der Ekdahl hat einmal zu den stolzesten Familien der Gegend gehört, bis der „alte Lieutenant" für betrügerisches Waldfällen auf Staatsgrund in's Zuchthaus kam. Jetzt ist er Contorschreiber beim Großhändler Werle, mit dem zusammen er jene Holzgeschäfte gemacht hatte und unterhält sich mit seinem Sohne, dem Photographen, von Kaninchen- und Hühnerzucht auf der Bodenkammer. Der ehemalige Bärenjäger aus dem Hochgebirge ist Kaninchenjäger auf dem Dachraum geworden. Er hat das Freiluftleben vergessen. Das Prachtstück ihres hochgelegenen Geflügelhofes ist eine zu Schanden geschossene wilde Ente. Sie hat auch das Freiluftleben vergessen und gedeiht gut unter'm Dach — sie ist sogar fett geworden. Der Großhändler Werle hat sich des Sohnes seines Compagnons im Unglück angenommen, er hat ihm die Wohlthaten erwiesen, mit denen die Gutsituirten den Schlechtsituirten beizustehen pflegen, er hat ihn mit seiner ehemaligen Geliebten verheirathet und ihm eine Lebensstellung verschafft, die ihn aus seinen Kreisen fernhält. Das sind alte Geschichten. Der Photograph Ekdahl hat jetzt schon eine vierzehnjährige Tochter.

Da kehrt Ekdahls Freund, des Großhändlers Sohn, Gregers, nach fünfzehnjähriger Abwesenheit, heim. Die gemüthliche Häuslichkeit des Photographen, die ja allerdings auf einigem Verschweigen und Vertuschen erbaut ist, erfüllt ihn mit Entsetzen. „Dies Geschlecht ist wie die wilden Enten, haben sie nur ein paar Schrotkörner unter den Flügel bekommen, so tauchen sie unter und beißen sich fest in Tang und Algen und all das Teufelszeug auf dem Meeresgrund und kommen nie wieder herauf." Aber Gregers will wie der flinke Hund sein, der die Wildente heraufholte, wobei sie zu ihrem lahmen Flügel allerdings noch einen lahmen Fuß bekam. Sein Vater soll das Leben dieser Menschen nicht veröden, wie er das Leben seiner Mutter verödet hatte. Zwar ist die Ehe zwischen Ekdahl und Werle's ehemaliger Haushälterin glücklich und Gina hat über ihren hauserhaltenden Arbeiten „die alten Intriguen" fast vergessen. Aber eine Ehe, die auf dem „Sumpf des Verschweigens" erbaut ist, ist keine „wahre Ehe". Die wahre Ehe besteht in Aufrichtigkeit und der „Opferstimmung der Vergebung," und mit beißender Ironie stellt Ibsen neben das Geheimniß im Ekdahlschen Hause die auf voller Aufrichtigkeit in gegenseitiger Sündenvergebung beruhende Ehe, die der alte Werle eben mit seiner galanten, stellvertretenden Hausfrau, der muntern Wittwe Sörby, einzugehen im Begriff steht.

Gregers beginnt nun sein Aufrichtungswerk an Hjalmar Ekdahl, der schon unter seinen Schulkameraden für ein Zukunftslicht gegolten und so etwas Herzgewinnendes in der Stimme hatte und so einen idealen Sinn, der sich auch im Familien-tête-à-tête nicht verleugnet: „kein Bier, gib mir die Flöte!" Aber Gina ist gar nicht aus dem Gleichgewicht ihrer gesunden, beschränkten Natur zu bringen und Hjalmar enthüllt sich nach und nach (äußerst witzig) als ein ganz gewöhnliches modernes Erziehungsproduct: als eine Nachahmungsbegabung, eine Persönlichkeit aus zweiter Hand. Stück für Stück wird ihn die moderne Bildungstoilette ausgezogen und wir sehen und reiben uns die Augen und sehen wieder — — es ist ja gar kein Mensch dahinter; Niemand! Nichts als ein egoistischer Lebensinstinkt, der nicht viel verlangt, Gott bewahre! nur soviel, wie ohne viel Mühe zu haben ist — keine Unsittlichkeit! Hjalmar ist ein reinlicher Mensch mit Abscheu vor Ausschweifungen .... nichts als eine unendliche Leere, ein Bedürfniß, Andere handeln zu lassen und Anderen die Schuld zu geben, in diesem Fall seiner armen Tochter, die vielleicht ohne sein Zuthun in die Welt gekommen.

Und Ibsen legte den vollen Lebensernst, den die Alten nicht mehr zu empfinden fähig sind, auf das Mädchen im Uebergangsalter mit seiner gährenden Kraft; halb Kind, halb Weib, beschließt sie dem Vater als Beweis ihrer Liebe, das Liebste, was sie hat, die Wildente zu opfern, und da das Schreien und Sträuben des Thieres das vereitelt, erschießt sie, verwirrt und verzweifelt, in stummberedter Opferhandlung sich selbst.

Dieses schlichte, rührende Kind-Weib ist eine der schönsten unter Ibsens vielen starken, echten, schönen Frauengestalten. Der strenge Menschenverächter und Männerrichter hat einen grenzenlosen Glauben an die Mission des Weibes. Es verräth sich nicht undeutlich, daß er von der freigewordenen, in den Gebrauch aller ihrer Kräfte getretenen Frau das sittliche Reformwerk der Zukunft erwartet. Aber hier hält die schöpferische Kraft mit der Anticipation nicht gleichen Schritt.

Rebekka in „Rosmersholm" ist solch ein freigeborenes Weib. Aber symbolisch ist ihr ein verhängnisvolles Geschlechtserbe mitgegeben: in Ehebruch erzeugt, durch Blutschande ahnungslos gegangen, wird sie mitten im muthigen Vorwärtsringen mit einer Welt von Kraft in Geist und Gliedern von der ererbten, wüthenden, sinnlichen Begierde ergriffen und zum Verbrechen getrieben. Die Todten und Begrabenen, die überwundene alte Zeit geht um in der neuen und lebt gespenstisch weiter in ihrem Blute. „Die Todten hängen lange an Rosmersholm".

Auf diesem dunklen Hintergrunde spielen sich die stillen Vorgänge in Ibsens letztem Drama ab. Rosmers und Rebekkas Charaktere sind nicht ohne innere Widersprüche. Neben ihnen stehen die mit wenigen Strichen scharf profilirten Nebenpersonen, die so echt Ibsensch sind: der Rector Kroll, der Repräsentant der norwegischen Orthodoxie, der Mann, der immer Recht hat, weil er immer die Autorität auf seiner Seite hat, und immer Recht thut, auch wenn er Rosmer in seinem Blatt denunciren läßt, eine ausgezeichnet wahre Pharisäergestalt; der kleine, einflußreiche Redacteur Mortensgaard, die große Mittelmäßigkeit, „die kapabel ist das Leben ohne Ideale zu leben. Und das eben ist das große Geheimniß des Handelns und Siegens"; der vagabundirende Romantiker Brendel, der in der düstern, stillen Tragik der letzten Scene bankerott zu den Bankerotten kommt.

Ibsens Dichterarbeit ist keine auferbauende: das verrichtet

Digitized by Google

für Norwegen sein klassischer Nebenmann Björnson. Aber welch ein befreiender Luftstrom weht uns aus seinen Werken entgegen und füllt uns die Lungen! Sein Gewerb ist Niederreißen. Wo früher beklommene Straßen mit muffigen Häusern gestanden, circulirt jetzt reine Luft. Andere mögen kommen und sich unter gesünderen Bedingungen ansiedeln.

Gambetta's politische Reden.

Von Karl Walcker.

Auf Wunsch Gambetta's veranstaltete J. Reinach eine Sammlung der Reden des berühmten Staatsmannes. Dieselbe erschien 1880 bis 1885 in elf starken Bänden unter dem Titel Discours et plaidoyers politiques de M. Gambetta publiés par M. Joseph Reinach*) und dürfte, trotz den interessanten Stellen, die sie enthält, in Deutschland und in anderen Ländern, selbst in Frankreich, sehr wenig beachtet und besprochen worden sein. J. Reinach, der Chefredacteur der von Gambetta am 5. November 1871 begründeten Zeitung République française, war ein intimer politischer und persönlicher Freund desselben, und er verleugnet diese Freundschaft in den geschichtlichen Ausführungen und Erläuterungen seines Sammelwerkes natürlich nicht. Trotzdem gehört dasselbe zu den besseren, objectiveren Quellenwerken der französischen Literatur, überhaupt der Weltliteratur. Ein gewisses Streben nach Unparteilichkeit muß man dem Herausgeber zugestehen. Reinach theilt Dinge mit, die mancher andere Herausgeber todt geschwiegen hätte. Dahin gehören z. B. folgende Angaben. Gambetta wurde am 8. December 1881 in der Deputirtenkammer vom radicalen Republikaner H. Maret erst als „Cäsar", d. h. als Dictator, als Tyrann, und dann als „Vitellius", d. h. als Schlemmer, bezeichnet. Am 16. August 1881 ließen Scandalmacher, die nach Reinach aus Intransigenten und einer Anzahl Bonapartisten bestanden, Gambetta in einer großen Wählerversammlung in der radicalen Pariser Arbeitervorstadt Belleville nicht zu Worte kommen. Gambetta, der 1869 von den Intransigenten Bellevilles in den Gesetzgebenden Körper gewählt worden war, gerieth durch die erwähnten Unterbrechungen in Wuth, verlor seine Selbstbeherrschung und schleuderte seinen Feinden die bekannten Worte zu, sie seien betrunkene Sclaven, die er bis in's Innerste ihrer Höhlen zu finden wissen werde. Reinach behauptet ferner, die Zeitung Pays, das officiöse Journal des Elysée, d. h. des Präsidenten Grévy und seines Schwiegersohnes Wilson, habe die Scandalmacher halb und halb vertheidigt, für „mildernde Umstände" (!) plaidirt. Auch Reinach gibt übrigens in seinem 1884 gehaltenen Vortrage über Gambetta als Redner zu, daß die leidenschaftlichen Reden desselben gegen Napoleon III., Bazaine, die Royalisten, die Clericalen und die Intransigenten etwas Uebertriebenes, Ungerechtes und Banales haben.

Der elfte Band der Discours enthält ein dem Anschein nach sehr gutes Portrait Gambetta's und ein alphabetisches, trotz seinen Mängeln brauchbares Sachregister, aber fast nichts über die Jugendgeschichte Gambetta's, der am 2. April 1838 in Cahors, der Hauptstadt des Departements Lot, geboren wurde und am 31. December 1882 starb. Reinach erwähnt nur beiläufig, daß Gambetta von seiner Mutter altes Juristenblut (sang des vieux légistes) und väterlicherseits das Feuer der italienischen Improvisatoren geerbt hat. Die Familie Gambetta soll nämlich aus Genua vor Zeiten nach Frankreich eingewandert sein. Der Vater des berühmten Politikers soll Krämer in Cahors gewesen sein, oder noch sein.

Gambetta studirte in Paris die Rechte und ließ sich bereits 1859 als Advocat daselbst nieder. Die Reinach'sche Sammlung der Reden Gambetta's beginnt indeß erst mit dem Jahre 1868, mit der berühmten Rede, welche der dreißigjährige, damals noch ziemlich unbekannte Advocat am 14. November 1868 in der Baudin-Denkmal-Affaire hielt. Er vertheidigte den nachmaligen Communard Delescluze, griff den Staatsstreich vom 2. December 1851, überhaupt Napoleon III. heftig an und plaidirte für die Republik. Gambetta wurde dadurch mit einem Schlage eine Tagesgröße und im folgenden Jahre 1869 in Belleville und in Marseille in den Gesetzgebenden Körper gewählt. Er entschied sich für Marseille, wo er als Nachfolger Berryer's (!) gewählt worden war. Damit begann die politische Laufbahn des nachmaligen Dictators von Tours, Kammer- und Ministerpräsidenten.

Die Bonapartisten warfen Gambetta in der Deputirtenkammer vor, er habe bei seinem Eintritt in den gesetzgebenden Körper dem Kaiser Napoleon III. 1869 den Eid der Treue geschworen und diesen Eid nicht gehalten. Dieser Vorwurf scheint begründet zu sein, Gambetta stellte wenigstens die Leistung des Eides nicht in Abrede. Seine Gegner von rechts und links warfen ihm auch in der Deputirtenkammer und in der Presse wiederholt vor, er habe sich bei den Kriegsanleihen und Lieferungen von 1870/71 in widerrechtlicher Weise auf Kosten des Staates, der Steuerzahler, bereichert. Gambetta erklärte diesen Vorwurf wiederholt für eine Verleumdung, er behauptet z. B. in seiner Rede vom 15. November 1877, er habe über seine Kriegsverwaltung Rechnung gelegt. Von anderer Seite wird behauptet, die französischen Kriegsrechnungen von 1870/71 seien noch heute nicht ganz abgeschlossen und in Ordnung gebracht. Ich bin nicht im Stande, zu constatiren, wer bei diesen gegenseitigen Anklagen Recht und Unrecht hat. Ich will nur beiläufig constatiren, daß Gambetta nach Reinach 1869—1879 gar nicht als Advokat practicirte und 1879 nur ausnahmsweise als Anwalt seines von den Ultramontanen verleumdeten politischen Freundes Challemel-Lacour auftrat.

Gambetta's zum Theil gründliche classische und juristische Bildung war in nationalökonomischer, socialpolitischer, kirchenpolitischer und sogar in staatsrechtlicher Beziehung dilettantisch und lückenhaft. Er äußerte z. B. am 19. Februar 1872 auf der Tribüne, das Institut des Staatsrathes sei eine der besten Schöpfungen der französischen Monarchie (was richtig ist), und in anderen Ländern nicht(!?) bekannt. Trotzdem sind Gambetta's Ausführuugen über die französische Monarchie und Republik von Interesse. Auch Gambetta's Reden zeigen, daß die Republik in Frankreich keineswegs so fest begründet ist, wie z. B. die Republik in der Schweiz und die Monarchie in Deutschland. Er sah sich einmal in der Deputirtenkammer, eben auf Grund der demokratischen Doctrin von der Volkssouveränetät, genöthigt, zuzugestehen, daß die beiden Kammern vereint das formelle Recht haben, die französische Monarchie wieder herzustellen. Ja, Gambetta macht nicht einmal den Versuch, zu beweisen, daß diese Wiederherstellung eine innere Unmöglichkeit in sich schließe. Er führt nur aus, daß die Bonapartisten, die Legitimisten und die Orleanisten die und die Schattenseiten hätten und (zur Zeit) nicht im Stande seien, die Republik zu beseitigen. Gambetta behauptet ferner, nur in der Republik könne der Volkswille zur Geltung gelangen. Er vergißt dabei, daß ein verständiger Volkswille auch in England und anderen constitutionellen Monarchien zur Geltung gelangen kann und oft genug zur Geltung gelangt ist. Gerade Gambetta selbst war ein grundsätzlicher theoretischer und praktischer Verächter des Volkswillens wie seine guerre à outrance, sein berüchtigtes Wahldecret vom 31. Januar 1871, sein Listenwahlproject, überhaupt sein Streben nach der Dictatur, sogar sein an und für sich berechtigtes Eintreten für die allgemeine Wehr- und Schulpflicht beweisen. Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?

Gambetta sucht ferner nachzuweisen, daß das schlechtweg sogenannte allgemeine Stimmrecht (d. h. das allgemeine gleiche Stimmrecht ohne Steuerclassen und ohne Bildungscensus, ohne Wissensminimum) dem Princip der Monarchie widerstreite. Das ist schief ausgedrückt. Deutsche, englische, amerikanische, fran-

*) Paris, G. Charpentier.

Digitized by Google

zösische, schweizerische und andere Gegner des allgemeinen gleichen Stimmrechtes haben in viel logischerer Weise ausgeführt, daß dies Wahlrecht, wenigstens abstract betrachtet, etwas Socialistisch-Communistisches hat, also auch der Idee einer antisocialistischen Republik widerstreitet.

In Betreff der Frage des Listenscrutiniums, der Listenwahl, enthält das Reinach'sche Werk reiches Material; auch eine ausführliche Denkschrift der Anhänger des Arrondissementsscrutiniums, der Arrondissementswahl, ist mitgetheilt. Freunde und Gegner der Listenwahl sind mit Recht darin einig, daß dieselbe die Tendenz hat, in weiten Kreisen bekannte Persönlichkeiten aus der Wahlurne hervorgehen zu lassen; während die Arrondissementswahl die Tendenz hat, locale Größen aus der Wahlurne hervorgehen zu lassen.

Gambetta's Ausführungen über die französischen Conservativen, Liberalen und Intransigenten, über die Bedeutung des Senates und der Deputirtenkammer übergehe ich der Kürze halber, weil sie mehr für französische wie für nichtfranzösische Leser von Interesse sind. Von größerem und allgemeinerem Interesse war und ist die Kirchen- und Schulpolitik Gambetta's und der Gambettisten. Gambetta polemisirte häufig gegen die Ultramontanen. Ich theile die wichtigsten bezüglichen Stellen im Nachfolgenden in chronologischer Reihenfolge mit, nach der auch Reinach die Reden Gambettas in der Regel ordnet. Der Letztere führte am 16. November 1871 aus, der Papst habe im Syllabus von 1864 alle Grundlagen des modernen Frankreichs mit dem Anathema belegt. In derselben Rede beklagt Gambetta die Unterdrückung des niederen, meist bäuerlichen Klerus durch den höheren, meist feudalen französischen Klerus, ohne übrigens eine Hauptursache dieses Uebelstandes, nämlich die massenhafte Anstellung bloßer Pfarrverweser statt eigentlicher Pfarrer durch die Bischöfe, zu erwähnen. In der Rede vom 22. September 1872 heißt es in Betreff der französischen Schulbrüder, dieselben hätten das Gelübde der Keuschheit abgelegt, hielten es aber nicht; sie hätten niemals (legitime) Vatergefühle gekannt und dürften sich deshalb nicht das Recht anmaßen, die Erziehung des modernen Frankreichs zu leiten. Schon in dieser Rede stellte Gambetta den Franzosen die in einigen (bloß einigen?) Theilen Deutschlands bestehende Laienschule — wir Deutsche würden sagen „Staatsschule" — zum Muster auf. In der Rede vom 30. September 1872 wird die klerikale Partei als der Feind Frankreichs bezeichnet, der sein Stichwort im Auslande, in Rom, hole. Gambetta bezeichnet sich zugleich selbst als den Vertreter des unentgeltlichen, weltlichen (laïque) und obligatorischen Volksunterrichtes. Auch in den Reden vom 2. October 1872, 4. Mai 1877 und 12. August 1881 kehrt der Gedanke wieder, daß der Klerikalismus der Feind sei. In der in Nantes gehaltenen Rede vom 16. Mai 1873 heißt es (übereinstimmend mit einer Stelle in H. v. Sybel's Geschichte der Revolutionszeit), die französische Revolution habe den Völkern in politischer Beziehung noch größere Wohlthaten gebracht wie die Reformation. Gambetta gab also zu, daß die Reformation den Völkern große Wohlthaten gebracht hat. Er spottete in einer anderen Rede über die klerikalen französischen Universitäten, die sog. freien Universitäten im Gegensatze der Staatsuniversitäten, über den Versuch der Klerikalisirung der medicinischen Wissenschaft; und er führte wiederholt, z. B. am 24. Juni 1873, aus, daß der Klerikalismus die Rückkehr zum ancien régime vor 1789 bedeute und befördere. In Lille bemerkte Gambetta 1876, das vom 12. Juli 1875 datirte Gesetz über den höheren Unterricht sei nicht französisch, sondern römisch. Im übrigen Europa, ja in der ganzen Welt, werde dagegen der ultramontane Geist von den Regierungen und den Völkern bekämpft. In England habe Gladstone, in Amerika der Präsident Grant den Alarmruf erhoben. Gladstone hat bekanntlich eine viel gelesene, in's Deutsche übersetzte Broschüre über die vaticanischen Decrete und die Unterthanentreue geschrieben; eine antiultramontane Aeußerung Grant's ist mir indeß nicht bekannt. Gambetta fuhr fort, auch Deutschland, Italien, Spanien, ganz Nordeuropa, Rußland seien gegen den Ultramontanismus. Aehnlich wies er 1876 in Bordeaux auf die Laienschulen Englands, der Schweiz, Hollands, der Vereinigten Staaten und Deutschlands hin. Es sei eine Schande für Frankreich, daß sein Schulwesen vom deutschen Schulwesen übertroffen werde. Europa lache über die ultramontanen französischen Gegner der Volksbildung. Deutschland habe Frankreich nicht bloß wegen seiner militärischen Fortschritte, sondern auch wegen der Ueberlegenheit seiner Bildung besiegt. In der Rede vom 4. Februar 1877 wies Gambetta ebenfalls auf die Laienschulen Hollands, Schwedens, Belgiens und Englands hin, und am 4. Mai 1877 äußerte er, die französischen Klerikalen wollten den Senat zu einer Art „Piusverein" machen. Ich bemerke dazu, daß der deutsche Piusverein 1848 gestiftet wurde. Wenn ich nicht irre, giebt es in Oesterreich, in der Schweiz und in anderen Ländern ebenfalls Piusvereine. Am 16. Juni 1877 warf Gambetta den französischen Ultramontanen unter Anderem vor, daß sie von den Conservativen und Liberalen Englands, Deutschlands, Rußlands, Oesterreichs, Ungarns, kurz, ganz Europas verurtheilt würden. Aehnlich heißt es in der Rede vom 9. October 1877, die Ultramontanen betrachteten Frankreich als ihren letzten Zufluchtsort, als ihre letzte Festung; Oesterreich habe das Concordat aufgehoben, Italien, Spanien, Deutschland, Holland, England seien ebenfalls gegen den Ultramontanismus. Deutschland vervielfältige seine Anstrengungen, um seine südlichen Provinzen (provinces du sud) von den alten ultramontanen Einflüssen zu befreien. Am 18. September 1878 hob der Redner hervor, daß die 400,000 Ordensmitglieder, welche Frankreich außer seiner Weltgeistlichkeit habe, die sociale Gefahr bildeten. Am 12. August 1881 lenkte Gambetta die Aufmerksamkeit des Publikums auf das ungeheure Vermögen der Todten Hand hin. Er meinte, dasselbe sei ein Scandal in einem Lande von Bauern und kleinen Eigenthümern. Er habe eine Karte der localen Vertheilung der Güter der Todten Hand in Frankreich anfertigen lassen. In der Rede vom 12. August 1881 wird der Papst als ein Fremder bezeichnet, der den französischen Mönchen von außen her Gesetze dictire. Andererseits bemerkte Gambetta wiederholt, daß es ihm durchaus fern liege, die Religion anzugreifen, und daß es darauf ankomme, das Concordat, überhaupt die Gesetze streng durchzuführen. Er bekämpfte 1876 als Präsident der Budgetcommission der Deputirtenkammer die von der äußersten Linken geforderte Aufhebung des Cultusbudgets, er plaidirte ferner am 10. November 1876 in der Deputirtenkammer gegen die Aufhebung der französischen Gesandtschaft beim Vatican; er führte unter Anderem an, man müsse die diplomatischen Traditionen des Landes, die katholischen Clientel Frankreichs in der Welt conserviren.

Gambetta's Leichenbegängniß in Paris und Beerdigung in Nizza war trotzdem ein sog. Civilbegräbniß. Reinach erwähnt wenigstens in seinem ausführlichen Berichte mit keiner Silbe die Anwesenheit eines römisch-katholischen, alt-katholischen oder protestantischen Geistlichen. Ein politischer Freund Gambetta's, der katholische Historiker Henri Martin, verordnete dagegen in seinem letzten Willen, er solle protestantisch beerdigt werden, was auch geschah.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Das Gebot der heiligen Agnes.

Aus meinem römischen Skizzenbuch.

Von Richard Voß.

Ich kannte ihn und er hat es mir selbst erzählt. Er war ein Bildhauer von Talent und Ruf. Größeren Ruhm erlangte er in gewissen Kreisen durch die Zügellosigkeit seiner Leidenschaften. Rücksichtsvolle Menschen nannten ihn einen Lebemann; einen Mann, der sein Leben genoß. Aber er war und that Schlimmeres. Da plötzlich ging eine seltsame Veränderung mit ihm vor. Er zog sich von den Menschen, besonders von den Frauen, auffallend zurück, er wurde in sich gekehrt, beinahe schwermüthig. Die Genossen seiner einstigen Ausschweifungen nannten ihn spottend Sanct Augustin. Später lernte ich ihn — wir wohnten Beide in Rom — näher kennen, und in einer unvergeßlichen Sommernacht erfuhr ich von ihm die kleine Episode aus seinem Liebesleben, welche in ihm jene Veränderung bewirkt hatte. Er erlaubte mir, sie nieder zu schreiben; ich lasse ihn selbst reden . . .

„Ich war niemals ein Moralist, und bei gewissen Dingen gab es für mich kein Bedenken; weder vorher, noch nachher. Ich hielt es damit sehr einfach: Ich sagte zu mir selbst: es liegt nun einmal in Deiner Natur und ich sehe nicht ein, weshalb Du Deiner Natur nicht folgen sollst. Im Gegentheil: es ist sittlich, ihr zu folgen. Die Welt steckt voller Heuchelei; verachte sie, habe den Muth, wahr zu sein und nicht besser scheinen zu wollen, als Du bist. Du bist jung, Du lebst nur einmal; also: Lebe!

Das that ich. Alles Andere war mir gleichgültig. Ich war eben ein Egoist und machte kein Hehl daraus. Man sagte mir: es gibt tugendhafte Frauen. Ich hatte nichts dagegen; doch es war mir lieber, wenn ich die Frauen nicht tugendhaft fand; wenigstens nicht mit einer Tugend ausgestattet, die ich nicht besiegen konnte. Ich hielt die Tugend für etwas sehr Ueberflüssiges und war froh, die glückliche Charaktereigenschaft zu besitzen, mir über die Untugend des schönen Geschlechts keine Scrupel zu machen.

Sie kennen die Römerinnen. Ich habe es bei diesen Meisterwerken der Schöpfung stets laut und leise gepriesen, daß der Himmel sie nicht sentimental geschaffen. Es wäre schade um sie! Meiner Natur nach war ich durchaus unbeständig und meiner Natur nach konnte ich keine Thränen vertragen. Diesen Erguß einer gefühlvollen Frauenseele hat man bei den Römerinnen kaum zu riskiren; viel eher bei Dieser und Jener einen Messerstich. Nun, ich war nicht feige.

Alles in Allem war es ein trauriges Ritterthum, bei dem es schließlich immer auf das Brutale hinauslief. Auch das war recht jammervoll, daß man weniger von meiner Tüchtigkeit, als von meiner Liederlichkeit sprach. Ich kam dadurch in die Mode. Es war kläglich, aber es war nun einmal so: um den Helden dieser und jener Skandalgeschichte zu sehen, sah man sich meine Sachen an; ja, es geschah — ich schäme mich jetzt es zu sagen — daß ich damals in meinem Casino vor Porta del Popolo Damen aus der guten Gesellschaft empfing, von welchen Manche mich und meine Werke „genial" fand, und das aus keinem anderen, als dem eben angedeuteten Grunde. Es gefiel mir noch dazu.

Alles das klingt wenig erbaulich. Wozu jedoch soll ich mir schmeicheln? Ich thäte damit weder mir noch Ihnen einen Gefallen; denn nicht allein der Maler und Bildhauer sollen von einem Menschen Act nehmen. Was thut ein Schriftsteller mit der Gewandung? Es ist Draperie.

Wie es so geht, war ich gerade einmal von einer Leidenschaft geheilt, indessen bereit zu jeder Stunde mit Leib und Seele einer neuen zu verfallen. Solche Zwischenpausen sind unangenehm. Ich arbeitete noch weniger, als sonst, war aber auch zum Müßiggehen unlustig; überdies lag mir eine neue Composition im Sinn. Es sollte eine weibliche, sehr jugendliche Gestalt sein; eine Sclavin, von dem Verkäufer solcher lebendiger Waare frisch auf den Markt gebracht. Man hat ihr das Gewand abgenommen und ihren unberührten Leib zur Schau ausgestellt: wer das Meiste bietet, dem fällt er zu. Damit sie sich das Gesicht nicht bedecken kann, sind ihre Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt worden. Schauer gehen durch ihren Körper, ihr Haupt ist auf die Brust gesunken, ihre Züge sind starr wie entgeistert; hätte sie die Hände frei und hätte sie ein Messer, so würde sie es sich in's Herz stoßen.

Nicht, daß ich darüber nachgedacht, ob es in Wirklichkeit so hätte geschehen können, ob ein Mädchen aus solcher Ursache Hand an ihr Leben legen würde. Der Vorgang war mir nichts Anderes, als ein gutes Motiv; ich hätte ihn in Marmor dargestellt, ohne daran zu glauben.

Mein unbefriedigter Zustand machte mich ruhelos. Auch im Atelier hielt ich es nicht lange aus. Verpfuscht und langweilig kam mir meine fertige Arbeit vor; ich mochte sie nicht mehr ansehen. Uebrigens war sie bereits verkauft: an eine reiche Amerikanerin.

Das Beste, was ich thun konnte, war, Nichts zu thun. Man weiß, daß sich das an keinem Ort der Welt herrlicher ausführen läßt, als in Rom: In Rom faullenzen, ist für Manchen von größerem Nutzen, als vielleicht in einer anderen Stadt der Fleißigste der Fleißigen zu sein. Damit tröstet sich Mancher. So verbrachte ich denn meine Tage im Café Nazionale, bei Morteo, im Corso, an irgend einer Straßenecke, in irgend einer Fiaschetteria, Birreria, Trattoria. Ich mochte auch denken, daß bei einem solchen Leben in Rom, einem Künstler die großen Entwürfe in den Kopf geflogen kommen, wie im lieben herrlichen Schlaraffenlande die Tauben in den Mund. Das ist wenigstens so die allgemeine Ansicht, in Folge deren bekanntlich in Rom die bummelnden und verbummelten Epigonen Rafaels und Michelangelos zu Schaaren anzutreffen sind.

Also ich bummelte.

Da sitze ich eines Sommernachmittags in einer Weinschänke an der Piazza Montanara, meinem alten Lieblingsaufenthalt. Es ist schön dort; gegenüber den schwarzen Steinmassen des Marcellustheaters und dem Gassengewirr des Monte Savelli, wo es in den Ghetto geht. Dort hat auch Goethe gekneipt! Wer römisches Volksleben kennen lernen will, der gehe nach dem kleinen Platz unter dem Capitol, mit den rauschenden Brunnen, von denen man freilich vor Geschrei und Straßenlärm nicht viel hört. Denn wie geht es zu auf dieser Piazza Montanara: Sabiner, Abruzzesen, Campagnolen, Volk aus dem Albanergebirge, der Sabina, der Küste, den Marken, Römer, echter römischer Plebs! Vor jener biederen Fiaschetteria zu sitzen, je nach der Jahreszeit, im Schatten oder in der Sonne, langsam einen Quinto feurigen Genzaneſers nach dem andern ausschlürfend und dabei in das Gewimmel vor sich zu sehen; all das braune, schmierige, zerlumpte und verwilderte Volk in buntem Durcheinander — eine köstliche Siesta! Es ist ein ununterbrochenes Gehen, Laufen und Drängen. Sie stehen in dichten Reihen zusammen, sie lagern vor den Häusern, sie liegen mitten auf dem Platz. Das zankt, schreit und lärmt. Auf offener Gasse wird der Haushalt eingerichtet, wird geflickt und gekocht, gespeist und geschlafen. Dazwischen Ausrufer, alles Mögliche ausschreiend, Händler mit allem Möglichen und Unmöglichen handelnd. Dazwischen Priester, Mönche, Nonnen; dazwischen Ochsenwagen, Karren, Equipagen — das ist Rom, das wahre Rom, das ist noch ein Stück vom alten Rom.

Und wenn nun gar einmal eine Frauengestalt auftaucht, die wie eine Königin aus alten Heldengesängen einherschreitet, eine stolze braune Schönheit der wilden Sabina, oder eine herrliche Albanerin, oder ein wunderliebliches Kind aus Nettuno; im purpurrothen Rock, goldene Blumen zitternd in den schwarzen Flechten — — Herrgott, sind das Weiber! Dann weiß man doch, wozu man in Rom ist, weshalb man jung ist und Blut in den Adern hat.

Digitized by Google

Nun, eine Schönheit war sie nicht, auch nicht stolz, nicht unbändig, nicht wild; keines von jenen ungezähmten braunen Geschöpfen, deren Küsse wie Schlangenbisse sind. Sie war noch blutjung, höchstens fünfzehn Jahre, das reine Kind. Und so zart, so schmächtig, so dürftig. Die kleine Gestalt, überschlank, das Gesichtchen hager und bleich wie Wachs, mit keinem Tropfen Blut in den Wangen. Nur ihre Augen, die waren prachtvoll; groß und schwarz und wundersam leuchtend — wie im Fieber. Dabei ihr Blick todttraurig. Haare hatte sie, daß ihr Haupt zu zierlich erschien für die Last der düstern Strähne und sie das Köpfchen gesenkt halten mußte.

Sie war schlimmer, als armselig gekleidet: in ein altes maisfarbenes Seidenkleid, widerwärtig herausgeputzt, mit schwarzem Schleier, großen Blumen und bunten Bändern. Natürlich war sie nicht allein. Ein altes feistes, ekelhaftes Weib war bei ihr, dessen Beruf sich auf den ersten Blick erkennen ließ: auch eine Händlerin!

Sie kamen über den Platz herüber; das Weib voraus, das Mädchen dicht hinter ihr drein. Es war, als schritt sie mit gefesselten Füßen. Sie hatte etwas Lebloses. Ich erschrak fast, als sie mit der Alten eintrat. Sie strebte der hintersten Ecke des düsteren Raumes zu, mit einer Bewegung, als wollte sie sich verkriechen. Aber ihre Besitzerin rief sie zurück und setzte sie, die keinen eigenen Willen zu haben schien, an den Tisch, zunächst der Thür, so daß sie von der Straße aus von Jedermann gesehen werden konnte. Das Weib selbst nahm an der anderen Seite des Tisches Platz; ich saß Beiden gerade gegenüber.

Nun bestellte die Alte mit kreischender Stimme im neapolitanischen Dialekt zu trinken. Sie ließ Vermouth bringen, wovon sie dem Mädchen das Glas voll schenkte; für sich that sie Wasser hinzu. Ich beobachtete die Beiden. — — Was war das für ein seltsames Geschöpf? Wie kam die Kupplerin dazu? War sie schon verkauft? Und an wen wohl zuerst? Weshalb war sie so entgeistert? Vor Entsetzen vor dem, was mit ihr geschehen sollte, oder vor dem, was mit ihr geschehen war? Vielleicht also tugendhaft, wirklich tugendhaft! Jenun, deshalb stieß sie sich doch kein Messer in die Brust. Ich glaubte nun einmal nicht an die Lucrezien. Wie aber, wenn sie noch unschuldig wäre? So war dieser Tag wohl der letzte ihrer Unschuld. Nun, die Alte würde ein gutes Geschäft machen. Der Henker hole diese Krämerinnen mit Lebendigem! Doch was ging's mich an? Trotzdem mußte ich immer hinübersehen; immer das feine, fahle Gesicht anstarren und die großen, weit offenen Augen. Für einen Maler wäre der Kopf eine Aquisition gewesen; ich konnte Nichts damit anfangen. Schade!

Die Alte redete leise, eindringlich in das Mädchen hinein und sah dabei unsäglich widerwärtig aus. Während ihres Zischelns schielte sie unablässig hinaus auf die Straße, ob Jemand ihre Waare gesehen und Lust darnach habe. Ich glaube nicht, daß das Mädchen ein Wort von dem Geflüster verstand oder nur hörte. Da sie nicht trank, wurde sie zum Trinken genöthigt. Sie begriff, was die Alte von ihr verlangte und gehorchte, eine schmale blasse Kinderhand nach dem Glase ausstreckend und dieses an die Lippen führend. Doch nippte sie nur von dem starken Getränk; das machte die Kupplerin wüthend. Da trank das Kind. Es leerte das ganze Glas.

Unterdessen war das Weib auf mich aufmerksam geworden und schien mich sogleich für den Rechten zu halten. Sie gestikulirte zu mir herüber, grinste, machte mir verstohlen ein Zeichen. Zuerst wollte ich aufstehen und fortgehen. Ich blieb aber doch; ich blieb auch, als die Seelenverkäuferin mich ansprach.

Sie war fremd in Rom; erst gestern angekommen, direct aus Neapel. Das Mädchen war ihre Nichte; ein armes Ding aus der Felsenstadt Frosinone. Weil sie ganz allein in der Welt stand und weil die Welt so schlecht war; aus christlicher Liebe und Barmherzigkeit, hatte das gute, gute Weib der Verlassenen sich angenommen und sie mit sich nach Rom gebracht. In dieser großen, heiligen Stadt wollte sie für das Mädchen ehrliche Arbeit suchen; denn sie waren arm, arm, aber redliche Menschen. Wäre die Nichte nur nicht so scheu, so furchtsam, so schreckhaft. Das dumme Ding! Als ob ihr Etwas zu Leide geschehen könnte, wenn ihre Tante, die gute, gute Frau, bei ihr war. Freilich, wenn man erst vierzehn Jahre alt und noch nie in einer Stadt gewesen ist. — — Und Rom war so groß. Die vielen, vielen Menschen! Ach, und die Männer. Kaum daß die Tante die Nichte vor den Männern zu hüten vermochte. Sie hatten sich in Trastevere eingemiethet, unweit der Kirche Santa Maria. Den ganzen Tag waren sie nach Arbeit umhergelaufen, ohne welche zu finden. Nun hatten sie sich gestärkt, nun wollten sie nach Hause. Aber sie wußten den Weg nicht; ob ich sie nicht begleiten und zurückbringen wollte?

Ich hatte nur mit halbem Ohr dem Geschwätz zugehört, unverwandt das Mädchen ansehend, und plötzlich war mir ein begehrlicher, niederträchtiger, satanischer Gedanke gekommen. — — — Warum soll ein Anderer —? Du kannst es doch nicht hindern, daß sie verdirbt. Nimm Du sie Dir; sei Du der Erste. Wie gesagt: ein niederträchtiger, nichtswürdiger Gedanke! Aber Sie sollen auch das erfahren. Um kein Haar will ich mich vor Ihnen besser machen, als ich bin — als ich damals gewesen. Wenigstens diesen Vortheil sollen Sie von dieser unseligen Geschichte haben. Nehmen Sie sie als ein Bekenntniß, als eine Beichte. Nur absolviren Sie mich nicht!

Hören Sie weiter.

Ich erwiderte der Schändlichen: Bis Santa Maria in Trastevere wäre es allerdings etwas weit; ich hätte mir jedoch für den Abend Nichts vorgenommen und könnte sie daher mit ihrer Nichte begleiten. Damit hatte ich die mir angebotene Waare gekauft, es handelte sich nur noch um den Preis. Doch wußte die Alte, daß sie diesen würde hoch ansetzen können; sie las es mir von der Stirne ab, es stand in meinen Augen geschrieben. Ich erhob mich und zahlte; natürlich auch für die Kupplerin. Die Alte schenkte ihrer Nichte und sich selber noch einmal ein (dieses Mal trank auch sie den Vermouth ohne Wasser) und gebot dem Mädchen:

„Trink aus! Wir gehen nach Hause. Dieser Herr wird uns begleiten. Er ist ein Galantuomo, der Dir Etwas schenken wird. Du bist ein armes Ding und kannst es gebrauchen. Nun komm und sei brav."

Das Mädchen sah mich starr an und begann heftig zu zittern. Aber sie stand auf, als ob sie emporgezogen würde, als ob ihre Glieder steif wären. Sie blieb stehen, that keine Bewegung, wandte kein Auge von mir. Ich frug nach ihrem Namen. Da sie beharrlich schwieg, beeilte sich die Alte, mir zu erwidern:

„Sie heißt Ersilia, Herr; Ersilia Mazzini aus Frosinone. Vater und Mutter sind todt. Es ist ein armes, junges Blut. Noch gänzlich unerfahren und rein, Herr, rein wie die Unbefleckte selber. Im Mai wird sie fünfzehn. Madonna, sie weiß Nichts davon, — Nichts davon, wie es in der Welt zugeht, mein' ich. Aber sie wird es schon noch erfahren, sie wird es schon noch lernen, sie wird noch ganz lustig werden. Dann wird es eine Freude sein, dann wird es sich gut mit ihr leben lassen. Was sagt Ihr, Herr?"

Ich hatte Nichts gesagt; ich hatte das Mädchen betrachtet und mir war's, als sänken von der jungen Gestalt die Hüllen, als stände sie plötzlich vor mir, nackt und bloß, der jungfräulichste, holdseligste Leib. Und plötzlich wußte ich, daß ich gefunden, was ich suchte: das Modell zu meiner „gefesselten" Sklavin". Das war sie, die junge schlanke, überzarte Gestalt, die ich für meine Figur beständig im Kopfe trug; das war der blasse, lebende, kindliche Körper, die holdselige Hülflosigkeit, die zum Kauf ausgestellte lebendige Waare — Alles, wie ich es als Marmorbild vor mir gesehen. Nur dieses Grausen vor einem unbekannten furchtbaren Etwas, diese Ahnung eines entsetzlichen Schicksals, dieses Erstarrte und Entgeisterte war mir ein vollkommen neues Moment, ein Vorwurf, der mir noch niemals gebraucht zu sein schien, den ich verwerthen wollte.

Zugleich fiel mir ein: Und sie ist das, was Du darstellen willst, sie ist eine gefesselte Sklavin, eine auf den Markt gebrachte Waare, die beschaut und geprüft, um die gefeilscht und die erhandelt wird. Aber nicht, daß es mich kalt überlaufen, nicht daß ich vor mir selber Grausen und Ekel

Digitized by Google

empfunden, nicht daß ich abgelassen hätte, daß ich entwichen wäre. Im Gegentheil: jetzt war ich entschlossen.

Die Kupplerin hatte das Mädchen vor uns hergehen lassen; sie drängte sich an mich, sie zischelte mir Etwas zu: eine Zahl; ziemlich hoch, unverschämt hoch. Ich nickte nur: es sei gut. Ich merkte wohl, daß wir den Begegnenden auffielen, natürlich nur den Männern. Einige blieben stehen und blickten uns nach, Einer folgte uns sogar. Da es ein Fest werden sollte, so kaufte ich ein: eine Foglietta Muskatwein, Gebäck, Früchte und Süßigkeiten. Die Alte belud sich damit, meine Freigebigkeit preisend und das Mädchen auffordernd, sich darüber zu freuen. Dieses blieb stumm. Es fehlte nicht viel, so hätte die Kupplerin auf der Gasse ein Gezänk angefangen. Nur mit Mühe beruhigte ich sie.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die Wiener in Berlin", das alte Vaudeville Holtei's, wird zwar nicht mehr gegeben, aber die Wiener in Berlin, wir meinen die Autoren und Darsteller aus der Donaustadt, erklären sich auf den weltbedeutenden Brettern an der Spree in Permanenz. Sie rücken ihre von Wiener Voraussetzungen, Gestalten und Redensarten erfüllten Dramen in's Rampenfeuer, und der unverfälschte Lerchenfelder Dialekt regiert oft so unumschränkt, daß er gelegentlich auch die wenigen Autochthonen unter unseren Schauspielern zwingt, einmal „weanerisch" zu radebrechen. Letzteres gelingt meist weniger gut, und der Sprachenhaber ist manchmal so arg, daß er des Zuschauers Freude am Stück zu beeinträchtigen droht und auch die Kritik zu berechtigten Protesten veranlaßt.

Dieses Urwienerthum kommt in dem im Wallner-Theater aufgeführten Volksstück „Einer vom alten Schlag" von Karlweis und Chiavacci zur vollsten Erscheinung. Die Verfasser, zwei wohlbestallte Wiener Bahnbeamten, sind mit bestem Willen an die Arbeit gegangen, ihr ernstes Streben ist durchaus nicht zu verkennen, aber ihre Leistung hebt sich in der Hauptsache nicht viel über das Niveau des landläufigen Volksstückes mit einem Stich in's Possenhafte. Die Umwandlung eines bornirten alten Wiener Handelsherrn und seines leichtsinnigen Sohnes zu dem goldenen Mittelmaß geschäftlicher Tüchtigkeit erscheint in der sprunghaften dramatischen Behandlung nicht recht glaubhaft, sondern könnte nur in den allmählichen Uebergängen der epischen Darstellungsweise zu Tage treten. Die einzelnen Bilder sind an und für sich recht hübsch und stellenweise von drastischer Wirkung, psychologischer Feinheit und sogar dramatischem Geschick. Daß der jüngste Sohn während der fünf Jahre, durch die das Stück läuft, nicht wie die übrigen Personen älter wird, sondern stets der geckenhafte Fant bleibt, wollen wir den Autoren ebenso wenig ankreiden, als den kindischen Eigensinn seines sonst angeblich vernünftigen Erzeugers. Das Stück hätte eigentlich nur von Wienern gespielt werden sollen. Es macht einen sonderbaren Eindruck, daß Weib und Söhne des Wieners Heinfelder norddeutsch sprechen. Die besten Kräfte stellten die beiden Gäste: Fräulein Bach spielte mit gewinnender Anmuth und tieferem Verständniß; Herr Schweighofer, der mit einigen Couplets eine große Lachwirkung erzielte und seinen gewöhnlichen Fehler, bloße Caricaturen zu liefern, diesmal vermied, war der Glücksstern des Stückes. Es war im Ganzen eine freundliche Première, zu der nur die beiden Autoren verdrießliche Gesichter schnitten, denn — sie saßen in Dresden eingeschneit!

Bedenklicher war schon das Unterfangen des Herrn Camillo Walzel (Zell), ein so ausgesprochenes Pariser Boulevardstück wie „Nounou" von Hennequin und Millaud in's Wienerische zu übersetzen und uns diese Localisirung unter dem Titel: „Die Kindsfrau" im Belle-Alliance-Theater vorzuführen. Wer das ausgelassene Vaudeville in Paris mit der Couplet-Vortragskünstlerin Madame Judic, der es auf den Leib geschrieben wurde, gesehen hat, wird es in dieser Verballhornung nur mit Mühe wieder erkennen. Immerhin war Herr Zell so gütig, noch eine Anzahl lustiger Situationen und anmuthiger Dialogpointen nicht durch eigene Einfälle zu verderben. Diese Pariser Originalscherze ohne Wiener Zuthat übten denn auch in Berlin die heiterste Wirkung aus. Welch possirliche Figur ist nicht der ordnungsliebende Großvater, der überall aufräumt und den Staub abwischt und dabei in die verfänglichsten Situationen kommt und bald unter, bald aus dem Bette der hübschen Kindsfrau gezogen wird! Uebrigens boten auch hier die meisten Darsteller ihre echtesten Wiener Urlaute auf, was mit einer theilweise durchgeführten Berlinisirung der Handlung im Widerspruche stand. Man denke sich nur den spazzacammino und die Böhmin in einer Berliner Küche! Die Titelrolle gab Frau Geistinger. Zwar rief die begeisterte Reclame, womit der Kindsfraumann die stramme Jugendlichkeit seiner Eheliebsten demonstrirte, beim Publikum ein gewisses Lächeln hervor, aber wo ist die deutsche Soubrette, die der ewigjungen Künstlerin eine solche Figur nachspielt? Wie sie resolut geht und steht, lacht und weint, ihre Zungenfertigkeit, das degagirte und doch decente Spiel, die Einfachheit der Mittel, die Natürlichkeit jedes gesprochenen, die Fülle jedes gesungenen Wortes? Ihre Stimme hat nur wenig gelitten, und der Vortrag ihrer Couplets gemahnte an ihre beste Zeit. Wie hübsch sang sie das drollige Wiegenlied von Albert Millaud:

Der Vater sieht dich an und spricht:
Nein, das ist meine Nase nicht. —
Wenn das nicht Vaters Nase wär',
Wo hätt' sie denn der Junge her? — —
Mein lieber Junge, gräm' dich nicht,
Der Vater spricht im Scherz;
Und hast du seine Nase nicht,
So hast du doch sein braves Herz.

Da wurden die Pointen nirgend überdeutlich gemacht, die Rührung niemals mühsam heraufgeholt, die beabsichtigte Stimmung war immer zur Stelle: Alles war schlicht und natürlich im monotonen Singsang des Eiapopeia. Wahrlich, die Künstlerin hat es nicht nöthig, ihr Auftreten in Berlin jedesmal als unwiderruflich letztes anzukündigen: bei solchen Leistungen gibt man noch lange nicht die Abschiedsvorstellung.

Ein Wiener Kind ist auch Franz von Schönthan, der wohl daran that, sich für sein neues Stück mit einem echten Berliner, dem jugendlichen Liebhaber des Deutschen Theaters, Herrn Gustav Kadelburg, zu associiren. Offenbar hat sich der treffliche Schauspieler nicht damit begnügt, seine Rolle effectvoller auszuarbeiten, denn er pflegt gelegentlich mit Glück selbst zur Feder zu greifen und hat manches amüsante Feuilleton verfaßt und auch schon dramatische Lorbeeren gepflückt. Das vieractige Lustspiel: „Goldfische" ist ein Lieutenantsstück in der Art des „Veilchenfressers", eines in der Stadt der Pickelhauben mit begreiflichem Glücke cultivirten Genre's. Auch hier handelt es sich darum, einen flotten preußischen Lieutenant in lustig verwickelten Situationen zu zeigen, wo er sich immer als unwiderstehlicher Herzenbrecher und überlegener Weltmann zeigt und gelegentlich auch den Mann von Ehre und Herz, den schneidigen Helden hervorkehrt. Tänzeln und Lächeln, Courschneiden und Sectkneipen, Ritterlichkeit und Gutmüthigkeit und dann wieder in Ehrensachen der Brustton der Ueberzeugung und das patriotische Pathos — Herr Kadelburg brauchte sich nur seiner Glanzrollen, die ihn zu einem Liebling der Berliner machten, zu erinnern, und dieses gute Gedächtniß hat ihn auch als Autor nicht im Stiche gelassen. Eine Idee oder zusammenhängende Handlung wird man hier vergeblich suchen. Nur der Situationswitz, der als theatralischer Effect dem stets unsicheren Dialogwitz immer überlegen sein wird, verknüpft dieses Conglomerat von Liebesscenen, in dem drei Pärchen durcheinanderwirbeln und sich am Schlusse regelrecht verloben. Leider sind die Combinationen der Situationskomik schon so ziemlich alle theatralisch ausgebeutet, und so wird man denn auch hier fortwährend an die bewährtesten Lustspielscenen von Kotzebue, Benedix und Rosen, von Labiche, Hennequin und Meilhac erinnert, aber sie sind fast immer geschickt herbei- und ausgeführt, so daß man gerne noch einmal darüber lacht. Manchmal wird die Situation nach Moser'schem Muster an ein Requisit geknüpft; ist keine Gießkanne zur Hand, wie im „Stiftungsfest", so heißt man auch eine armlose Gipsbüste oder eine halboffene Thür willkommen. Frau Niemann-Raabe, die in einem reizenden Deshabillé zwischen Thür und Angel mit dem verführerischen Garde-

Digitized by Google

Dragonerlieutenant eine Liebeserklärung austauscht, macht mit ihrem berühmten Lächeln und Lachen das Uebrige. Die größte Kunst der Autoren besteht in solchen Stücken darin, mit ihrem harmlos tollen Wirrwarr von Mißverständnissen und Verwechselungen den Zuschauer fortwährend zu beschäftigen und nicht zur Sammlung und Besinnung kommen zu lassen, und Schönthan und Kadelburg zeigen auch richtig in den ersten Acten ein vollgeschüttelt Kaleidoskop unerschöpflich bunter Bühnenbilder. Sobald aber die Spaßvögel anspruchsvoll ernst und pathetisch werden und uns gar rühren und erschüttern wollen, verderben sie sich das Spiel und verrathen uns damit unklug, daß ihre Figuren innerhalb dieser Gesellschaftskreise und im Leben überhaupt unmöglich wären und daß das Ganze eine flüchtige und nichtige Bühnenexistenz führt, deren einzige Berechtigung nur in ein paar dankbaren und zu Dank gespielten Rollen zu suchen ist.

Notizen.

Dämmerungen. Eine Dichtung von Otto von Leixner. (Stuttgart, Bonz & Co.) — „Ubi caritas, ubi claritas", dieser schöne Spruch von Hugo an St. Victor als Motto des Buches scheint uns darauf hinzudeuten, daß der Dichter aus der Nacht zum Lichte emporstrebt, daß die Liebe ihn zur Klarheit führen wird; und es ist auch so, aber das Düstre waltet vor, in der Seele des Autors, wie im Getriebe der Welt; Schmerz und Zweifel dort, Elend und Sünde hier, und das Morgenroth, das durch die dunkle Wolke bricht, weckt mehr der Sehnsucht und der Ahnung, als daß es einen Tag des Friedens und der Freiheit heraufführte. Vielleicht soll er den Dämmerungen folgen; der Dichter gehört noch zu denen, welche an Ideale glauben und auch das trostspendende Amt der Poesie hochhalten, daß der moderne Pessimismus verschmäht und der auf seine Kraft pochende Naturalismus verhöhnt. In vielfach rührenden Worten schildert Leixner das Paradies des kindlichen Glaubens; aber der Zweifel vertreibt ihn daraus; der Materialismus stellt ihm den Naturmechanismus vor Augen, und sein mitfühlendes Herz trauert um die Schmerzen einer Welt, wo ein Wesen vom Tod des anderen sich nährt und ein wildes Ringen um die Lust dünkt ihm der einzige Sinn des Lebens; er gibt sich dem Taumel und Rausch liebeleeren Sinnengluth dahin, bis das Antlitz der Mutter vor der Phantasie des Ermatteten auftaucht. Und zu einem schöneren Tag erwacht, freut er sich der Kunst, als ob sie die Erlöserin der Menschheit wäre, bis sein Hymnus zu ihrem Preis vor dem Anblick der Millionen verstummt, die, unter das Joch der Nothdurft gebeugt, von Phidias und Rafael, Goethe und Beethoven nichts wissen, nichts haben, und nun fragt er selbst die antiken Marmorgestalten: „Deckt ihr den ewigen Gott, deckt ihr das ewige Nichts?" Er will Antwort auf die schwere Frage, ein Dolchstoß, ein Schuß — und er wird sie haben. Schon hält er das geladene Gewehr in der Hand, da zuckt ein Blitz aus der Wetterwolke und beleuchtet das Bild der Mutter an der Wand; und er bittet vor demselben ihr Herz um Vergebung. Er sucht Heilung für seine Wunden in der Natur, in der Alpenwelt; prächtige Bilder umgeben ihn, von Felsenhöhen schaut er den Sturm auf dem wogenden See; auf schwachem Kahn ringt ein Jüngling mit der tobenden Welle, sich und die Geliebte zu retten; das Ruder bricht, und einander umarmend sinken beide in das nasse Grab. Diese Liebe im Tod mahnt ihn an der Liebe allwaltende Macht; er erkennt sie nun auch in dem dornengekrönten Heiland, und faltet die Hände zum Gebet. Nun erwarten wir Lieder der Versöhnung, Darstellung eines im Kampf mit den Zweifeln aus bitteren Lebenserfahrungen wiedergewonnenen Glaubens, der nicht im Zwiespalt mit der Wissenschaft steht, sondern gerade aus und über ihren Ergebnissen sich aufbaut; und in der That, der Dichter beginnt eine andere Strophe: „Es kam zu mir der Gott!" — aber er bekennt, daß er den Hauch Seines Geistes nicht zu schildern vermöge, und so bleiben wir unbefriedigt für diesmal in der Dämmerung; der Dichter sagt uns nur, daß er sich als einen Keim erkenne, den Gottes Macht zum Blühen, zum Reifen dränge. Da sollen wir also wohl warten, bis er uns später Blüthen und Früchte bringen wird! Mit einem Herzen voll Liebe tritt er wieder in die Welt aus der Waldeseinsamkeit; aber wieder sind es Bilder des Elendes, sittlicher und wirthschaftlicher Verkommenheit leiblicher und geistiger Noth, die er uns vorführt, fast mehr Nacht- als Dämmerungsbilder, wohl meist Erlebnisse, mit satten Farben kräftig gemalt, erschütternd, — aber nicht den Gott der Liebe offenbarend; doch bricht hie und da ein Sonnenstrahl tüchtiger Gesinnung oder treuer Hingebung durch das Dunkel. Die Stärke des Verfassers ist mehr Empfindung und Anschauung als Gedanke; er gibt uns Gedankendichtungen, aber als Dämmerungen, Ahnungen, in Gefühlen und Bildern; so hat er ja auch das Andachtsbuch eines Weltmannes geschrieben. Er wirkt mehr durch Stimmungen auf das Herz, als durch Ideen auf den Geist. So sind auch die entscheidenden Wendungen durch ein Bild, ein Crucifix, eine Vision mehr äußerlich veranlaßt, als innerlich durch Gedankenentwickelung motivirt. In einem prächtigen Schlußgedichte ist er voll quälender Erinnerung heimgekehrt von seinen nächtlichen Wanderungen nach den Höhlen des Elendes und der Sünde; da sieht er an der Wand Michel Angelo's weltrichtenden Christus, und es wird ihm klar, wie so viel Elend doch der Sünde Sold ist, wie die Selbstsucht, die sich am Mahl des Lebens weidet, während die Brüder darben, den Neid und Haß der Armen aufruft. Der zürnend richtende Heiland aber wird zum leidenden Erlöser und der Dichter erkennt den Segen des Leides; „der großen Meisterin, der Noth", wie Hölderlin sie genannt hat. Der Dichter schließt mit dem Gebet:

O wecke, Vater, die Propheten,
Die furchtlos vor die Großen treten,
Die Starken und die Reichen lehren,
Vom Dienst des Scheins sich abzukehren,
Daß allen Brüdern kommen mag
Der Geisterauferstehungstag,
Wo sich der Liebe Reich entrungen
Dem dunkeln Schoos der Dämmerungen!"

M. Carriere.

Offene Briefe und Antworten.

Zum letztenmal Jacques Saint-Cère.

In Sachen des Verfassers der französischen Schmähschrift: „L'Allemagne telle qu'elle est" erhalten wir eine von einigen Münchener Schriftstellern und Künstlern „eingehend erwogene" Zuschrift, welche wir leider wegen Raummangels ebenso wenig vollinhaltlich zum Abdruck bringen können, als die Berichtigung der Herren Ollendorff und Saint-Cère in Nr. 50. Wir entnehmen daraus nur die folgenden Hauptpunkte:

1) Daß Herr Armand, dessen wirklicher Name Rosenthal ist, mit Saint-Cère identisch, geht auch daraus hervor, daß jener wiederholt in München die Absicht geäußert hat, ein Werk über Deutschland „telle qu'elle est" zu schreiben und daß dieser in seinem Buch ein Gespräch mit Herrn Hofkapellmeister Levy anführt, das Letzterer nur mit dem sogenannten Herrn Armand geführt zu haben erklärt.

2) Herr Rosenthal hat durchaus kein Recht, sich auf Zeugnisse der Herren Dr. Paul Heyse, Prof. Franz von Lenbach oder anderer bekannter Münchener Persönlichkeiten zu berufen. Im Anfange seines Münchener Aufenthaltes ist es ihm allerdings gelungen, diese und andere Herren über seine Person und seinen literarischen und moralischen Werth zu täuschen und zwar durch unrichtige Angaben ꝛc. Herr Rosenthal stellte sich u. A. als Redacteur des Pariser „Voltaire" vor, wurde aber von diesem Blatte dementirt.

3) Auch mit dem Militärpaß, auf welchen Herr Rosenthal sich beruft, hat derselbe schon in München manipulirt; dieser Paß gibt jedoch bezüglich der Zeit und des Ortes der Ausfertigung und der Identität des Inhabers zu großen Bedenken Anlaß.

Die übrigen die Ehrenhaftigkeit und gerichtliche Unbescholtenheit des deutsch-französischen Revancheschriftstellers in Frage stellenden Punkte glauben wir unterdrücken zu müssen. Damit sind, für uns wenigstens, die Acten Jacques Saint-Cère-Armand-Rosenthal geschlossen.

Redaction der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Deutscher Kalender.

30 Originalzeichnungen von Emil Doepler d. J. und einleitender Text von

Julius Wolff.

Preis 1 Mark. Preis 1 Mark.

Verlag von **Reinhold Kühn** in **Berlin W.**, Leipziger Str. 115.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Gallerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Soeben erschien:

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. in Neudrucken herausg. von *Bernhard Seuffert.*

Band 25: **Kleine Schriften zur Kunst** von Heinrich Meyer. Preis geh. ℳ 4.20 (für Abonnenten der Sammlung nur ℳ 3.20). in Ganzleinenband 50 ₰ mehr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gebr. Henninger in Heilbronn.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in den Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Entwickelung.

Eine sozialphilosophische Darstellung

von

Leopold Jacoby.

Zweite Auflage.

I. Theil 2 ℳ 50 ₰. II. Theil 3 ℳ.

Zürich 1886.

Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

= Neueste Romane und Novellen =

aus der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart und Leipzig.**

Wilh. Berger, Schwankende Herzen. Roman. Mit Original-Illustrationen von E. Thiel und L. Bechstein. Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Leo Warren, Die Jagd des Todes. Roman. 2 Bände. Geheftet 8 Mark; fein gebunden 9 Mark.

In **zweiter** Auflage erschienen soeben:

Joh. van Dewall, Katharine Ollsand. Roman. 3 Bände. Geheftet 12 Mark; fein gebunden 15 Mark.

M. v. Reichenbach, Coeurdamen. 2 Novellen. Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Blutjung und andere Erzählungen

von

E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. broschirt. Preis ℳ 3.—

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen.

Roman

von

Björnstjerne Björnson.

Deutsch von Wilhelm Lange.

1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis ℳ 4.—

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben*; die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Wer seine Kinder an den langen Winterabenden angenehm beschäftigen, sie **ruhig und artig** sehen will, der kaufe einen der berühmten

• Patent-Steinbaukasten. •

Der Erfolg ist ein **überraschender,** wie jeder bestätigen wird, der gesehen hat, mit welchem Eifer die Kinder **immer und immer wieder mit den farbigen Steinen** bauen. Man hüte sich vor **wertlosen Nachahmungen** und achte auf nebenstehende Fabrikmarke. Reichillustrierte Preislisten mit vielen Gutachten angesehener Pädagogen senden auf Verlangen gratis und franko

F. Ad. Richter & Cie.,

Rudolstadt, Wien, Olten (Schweiz), Rotterdam, London E.C., 1. Railway-Place, Fenchurch-Street.

Hierzu eine Beilage von Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 8. Januar 1887. Band XXXI.

CORNELL UNIVERSITY
JAN 25 1887

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Zukunft der europäischen Landwirthschaft. Von Ad. Braun. — **Literatur und Kunst:** Sphinx locuta est. Von Ludwig Geiger. — Bühnenbearbeitungen von Wilhelm Buchholz. Von Walter Bormann. — Gambetta's politische Reden. Von Karl Walcker. (Schluß.) — **Feuilleton:** Das Gebot der heiligen Agnes. Aus meinem römischen Skizzenbuch. Von Richard Voß. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Das neue Museum für Völkerkunde. Von Georg Malkowsky. — Dramatische Aufführungen. Die Zauberin am Stein. Volksdrama in vier Aufzügen von Franz Nissel. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Zur Zukunft der europäischen Landwirthschaft.

Von Ad. Braun.

Nicht nur Europa, auch Amerika leidet unter einer, wenn wir von einer kurzen Unterbrechung absehen, vierzehnjährigen Krise, unter der schwersten und längsten unseres Jahrhunderts. Aengstlich lugt der Fabrikant und der Kaufmann nach den glückverheißenden Zeichen eines wirthschaftlichen Aufschwunges; oft ließ man sich in den letzten Jahren durch vorübergehende und zufällige Erscheinungen in die nur zu gerne geglaubte Hoffnung versetzen und immer wieder zerstörte bittere Enttäuschung die gewonnene Zuversicht. Auch heute glaubt die Geschäftswelt das Ende der Krise in Bälde erwarten zu können. Auch diesmal dürfte dieser Optimismus mit schweren materiellen Opfern bezahlt werden.

Es ist genügend Grund vorhanden, einen resignirten Pessimismus Platz greifen zu lassen, da der weitaus größere Theil der Bevölkerung Europas und Nordamerikas auf Jahrzehnte hinaus zur Unterconsumtion gezwungen sein wird und diese Thatsache unbedingt zu einer Verminderung der Gesammtproduction, demnach auch zu einer Stillsetzung vieler Betriebe, zu weiteren großen Capitalsverlusten einerseits, zur Steigerung der Arbeitslosigkeit, Wachsen der Noth, des Mißbehagens und der Unzufriedenheit der ärmeren Volksschichten andererseits führen muß. — Die Kaufkraft unserer landwirthschaftlichen Bevölkerung wird eine immer geringere, denn die Getreidepreise sind in einem unaufhaltsamen Rückgange begriffen; Steuern und Lasten unserer Bauern nehmen nicht ab, sondern eher in besorgnißerregender Weise zu. Parallel mit dieser Entwickelung läuft folgerichtig die zunehmende Ueberschuldung des Grund und Bodens, die von Jahr zu Jahr häufiger werdende Vertreibung der Landwirthe von ihrem Besitze. So stieg in Westösterreich (Cisleithanien) die Hypothekarbelastung in der Zeit von Anfang 1873 bis Ende 1884 um fast eine Milliarde Gulden ö. W. (40,9 %) von 2271,8 auf 3200,7 Millionen Gulden; in Galizien, wo die Verhältnisse am traurigsten sind, soll im letzten Jahrzehnte fast der zehnte Theil des Grundbesitzes in andere Hände übergegangen sein. Natürlich leiden nur Mittel- und Kleinbesitz unter diesen Folgen und nicht der Großgrundbesitz, wie die Ergebnisse der österreichischen Statistik beweisen. Der Klein- und Mittelbesitz in der Landwirthschaft ist erst am Anfange seines dornenvollen Weges angelangt, er wird noch viel Schmerzlicheres zu erdulden haben.

Die Verhältnisse der europäischen Landwirthschaft haben sich von Grund aus geändert. — Die Getreideversorgung der meisten europäischen Staaten geschah noch bis tief in unser Jahrhundert hinein durch die inländische landwirthschaftliche Production, auch England konnte im ersten Viertel unseres Säculums seinen Getreidebedarf selbst decken, ja noch in den Jahren 1852—59 kamen von der Weizenconsumtion der britischen Bevölkerung noch drei Viertheile auf die einheimische Production, in den Jahren 1876—77 mußten freilich schon 57,4 % des englischen Weizenbedarfes importirt werden. — In Frankreich überwog noch vor 14 Jahren die Cerealienausfuhr die Einfuhr um mehr als eine halbe Million Tonnen. Deutschland war bis 1851 wenigstens bei günstiger Ernte im Stande mehr Roggen aus- als einzuführen, die regelmäßige Mehreinfuhr von Gerste begann 1871, die von Weizen 1873. Während noch in den vierziger und fünfziger Jahren $4^1/_2$ Millionen Centner Weizen aus Deutschland mehr ein- als ausgeführt wurden, und auch in den sechziger Jahren sich die Ziffer auf 3,7 Millionen belief, war Anfangs der siebziger Jahre jener Ueberschuß fast auf Null reducirt*), und ist seitdem der Import trotz Einführung und Erhöhung der Zölle auf Getreide, von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, ganz stetig gestiegen. Im Jahre 1884 betrug die Mehreinfuhr von Weizen nach dem deutschen Zollgebiete über $14^1/_3$ Millionen Centner, Roggen wurden mehr als 19,1, Gerste mehr als 8, Hülsenfrüchte, Hafer und andere Getreidearten fast 12 und Wolle fast 1,9 Millionen Centner mehr eingeführt, als ausgeführt. Eine Mehrausfuhr kann hingegen constatirt werden bei Mühlenfabrikaten um fast 2, bei Zucker um nicht ganz 12, und bei Branntwein und Spritproducten um mehr als $1^1/_3$ Millionen Centner. Für Großbritannien ist die Einfuhr von Cerealien noch bedeutungsvoller, wie für das deutsche Reich. Die Weizeneinfuhr betrug in den Jahren 1882 und 1883 jedesmal mehr als 64 Millionen Cwt. (ca. 33 Millionen Metercentner), einen tieferen Stand hatte die Weizeneinfuhr eigenthümlicherweise im Jahre 1884, wo sie ca. $47^1/_3$ Millionen Cwt. (à 50,8 Kilo) betrug, der Rückgang ist wohl auf allzugroße Einfuhr in den vorangegangenen Jahren und deswegen verbliebenen Vorrathes zurückzuführen. Im Jahre 1883 wurden ferner nach England noch fast $16^1/_3$ Millionen Centner Weizenmehl, und mehr als $63^1/_3$ Millionen Centner Gerste, Hafer und Mais eingeführt, während der Roggenbedarf noch fast ausschließlich durch die inländische Production gedeckt werden kann. Der Gesammtimport an Getreide und Mehl betrug in England im Jahre 1882, spätere Zahlen liegen mir nicht vor, über $125^1/_7$ Millionen Centner! Doch auch thierische

*) Conrad Landwirthschaft III. in Schönberg's Handbuch II. S. 269.

Digitized by Google

Producte müssen in immer steigenden Progression nach England eingeführt werden, so im Jahre 1883 474,750 Rinder, 1,116,115 Schafe, fast 3,7 Millionen Centner Speck und Schinken, annähernd 1,1 Millionen Centner Rindfleisch, mehr als $2^1/_3$ Millionen Centner Butter und 1,8 Millionen Centner Käse! Diese Producte wurden zum weitaus größten Theile aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, aus Rußland und Britisch-Indien eingeführt, an diese schließen sich an Deutschland, Australien, Aegypten, Britisch-Amerika und andere continentale und überseeische Länder.

Der Ausfall des Getreidebedarfes eines europäischen Reiches wird, wie wir sehen, heute von den Producenten des ganzen Erdenrundes gedeckt, wir sind, die Zahlungsfähigkeit aller Consumenten vorausgesetzt, unbedingt gesichert vor einer Hungersnoth. In den großen Ausfuhrhäfen und Stapelplätzen liegen stets Hunderttausende von Tonnen Getreide zur Verschiffung und zum sofortigen Consum bereit. Das Angebot von Cerealien ist seit der ungeahnten Entwickelung des Weltverkehres stets größer als die Nachfrage.

Die King'sche Regel, nach der bei Ernteausfällen von 10, 20, 30, 40, 50 % der Getreidepreis um 30, 80, 100, 280, 450 % steigen soll, hat ihre Geltung verloren, seitdem nicht mehr die Production des eigenen Landes für die Preisbildung entscheidend ist, seitdem die Verkehrsverhältnisse total revolutionirt sind. Heute steigt bei einem Ernteausfalle in einem Lande der Preis des Getreides, wenn überhaupt, so nur ganz unmerklich, die Preise werden nicht mehr local bestimmt, sondern unterscheiden sich auf dem ganzen Erdballe fast nur um die Differenz der Transport- und Versicherungsspesen. Die Getreidepreise haben in der Gegenwart eine stete Tendenz zum Fallen, so betrug in England der Preis des Weizens in den Jahren 1850—60 $125^1/_2$ Mark pro Centner, 1878—80 nur noch 103 Mark, um im Jahre 1883 auf 93,8 und im Jahre 1884 sogar auf 79,9 Mark zu sinken, in Preußen können wir die gleiche Entwickelung constatiren, die Weizenpreise waren in den angeführten Perioden bezw. Jahren 105,7—105,6, —92,5—86,0 Mark. Die Erklärung dieser auffallenden Preisrückgänge liegt keineswegs in der Verbilligung der Productionskosten des Getreides in England und Preußen, sondern in der Möglichkeit beliebig große Quantitäten von Weizen und Roggen in kürzester Frist aus fremden Productionsstätten herbeizuschaffen, so daß unsere Landwirthe beim Absatze ihrer Waaren die Preise nicht nach den eigenen Productionskosten, sondern nach denen des südrussischen Bauern und des jenseits des Mississippi wirthschaftenden Farmers richten müssen. Die Verbesserung der Communicationsmittel hat eben die Bande der Volkswirthschaft gesprengt und uns in eine Weltwirthschaft versetzt. Die Transportkosten haben sich, auf der See noch mehr als auf dem Lande, außer Europa mehr als bei uns, so sehr vermindert, daß man heute bei gleichen Kosten weit größere Quantitäten Getreide von Chicago, als vor 50—60 Jahren aus Ungarn in's Innere Deutschlands schaffen kann.

Bis ganz vor Kurzem galten Rußland und Nordamerika als die einzigen und gefährlichsten Gegner der west- und centraleuropäischen Landwirthschaft. Man ließ sich durch die gerne geglaubten Vorspiegelungen beruhigen, daß die Kraft dieser Concurrenten wegen ihrer angeblich ganz irrationellen Bewirthschaftung des Bodens und wegen der nicht mehr großen Ausdehnungsfähigkeit der bebauten Fläche bald werde erlahmen müssen, man ließ sich ferner sagen, daß die stark steigende Bevölkerungszahl in diesen Landgebieten bald einen stets steigenden Consum und einen in gleichem Verhältnisse sinkenden Export werde zur Folge haben müssen.

Diese Anschauungen erscheinen uns nicht nur optimistisch, sondern auch kurzsichtig, da in den Vereinigten Staaten und in Canada noch viel Land unbebaut ist, die weitere Entwickelung des Eisenbahn- und Canalnestes eine steigende Weizenproduction zur Folge haben dürfte, in Rußland hingegen die Productionsweise in außerordentlich hohem Maße verbesserungsfähig ist, was für die Verkehrsverhältnisse, die, mit den amerikanischen verglichen, sich in einem fast kindlichen Zustande befinden, noch weit mehr gilt. Würden aber die angeführten Trostgründe wirklich ihre Berechtigung haben, so wäre unserer Landwirthschaft trotz alledem nicht geholfen, denn weit gefährlichere Gegner als Rußland und Nordamerika drohen ihr entgegenzutreten!

Britisch-Indien, Hinterindien, Südafrika, das südliche Brasilien, die La Plata-Staaten, Chile ꝛc. bereiten sich zur Approvisionirung Europa's vor. Diese Erwartung ist keine unbegründete, die nächsten Jahre werden unzweifelhaft für die Richtigkeit dieser Anschauung sprechen. Als Beweis können wir Ostindien anführen, das noch im Jahre 1880 eine Weizenausfuhr von nicht viel mehr als einer Million Metercentner hatte, dagegen im abgelaufenem Fiscaljahre (1885—86) schon fast elf Millionen Metercentner in einem beiläufigem Werthe von 180,000,000 Mark exportirte.

Indien hat in den wenigen Jahren, seitdem es für die Lebensmittelversorgung unseres Erdtheiles in Betracht kommt, sämmtliche Länder, die Weizen nach Großbritannien exportiren, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, überflügelt. Auch nach Deutschland gelangt (über Antwerpen) schon der Weizen aus dem „ältesten Culturlande"; auf holländischen, belgischen, schweizerischen, italienischen, französischen, ja selbst auf österreichischen und egyptischen Märkten wird indischer Weizen ausgeboten und gerne gekauft. Das Zusammenwirken einer Reihe wirthschaftlicher Factoren hat die auf tiefster technischer und sehr niedriger öconomischen Stufe stehenden indischen Weizenproducenten in die Lage versetzt, als sehr beachtete und noch mehr zu fürchtende Lieferanten auf den europäischen Märkten zu erscheinen. Die Aufhebung des Weizenausfuhrzolles fiel mit der fortschreitenden Erniedrigung des Silberpreises, mit der Ausdehnung des Eisenbahn- und Straßennetzes, der Verbilligung der Land- und Seefracht zusammen. Diese Momente werden ihre Wirkung noch weiter und vielleicht in viel schärferer Weise ausüben. Die Werthrelation der beiden Edelmetalle wird für das weiße Metall weiter ungünstiger. Silber hat vor wenigen Wochen seinen bisher tiefsten Stand erreicht und dies bedeutet weitere Silberverschiffungen nach Indien, denen entsprechende Exporte von Weizen nach Europa naturgemäß folgen müssen. Vom Eisenbahn- und Straßennetze sind erst die wichtigsten Hauptadern gezogen, nach Ausbau des Netzes werden weit größere Quantitäten Getreide den Weg nach den indischen Ausfuhrhäfen finden können. Die Verbilligung der Seefracht ist in Folge der steigenden Concurrenz und Vermehrung der Schifffahrtslinien mit Gewißheit zu erwarten. Von größter Wichtigkeit zur Beurtheilung der Aussichten der ostindischen Weizen-Concurrenz ist die Betrachtung der Ausdehnungsfähigkeit des Weizenareals.*) Für den Weizenanbau kamen im April des Jahres 1885 20,718,000 Acres in Betracht. Das bei Aufrechterhaltung der Weide zum Weizenanbau noch geeignete Areal wird auf mindestens 56,385,000 Acres, also auf fast das Dreifache der bis jetzt bebauten Fläche geschätzt. Berücksichtigt man die ganz niedrige Bewirthschaftungsmethode, eine einigermaßen rationelle Bewirthschaftung würde die Erträge um mindestens 30—70 % steigen lassen, so kann man sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß wir erst am Anfange der ostindischen Weizenconcurrenz stehen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Indien zu Ende unseres Jahrhunderts gegen 50 Millionen Metercentner Weizen exportiren wird, die, der Berechnung die heutigen Getreidepreise zu Grunde gelegt, einen Werth von fast 900 Millionen Mark repräsentiren würden.

Die Herstellung und Lieferung des Bushel Weizen nach England kommt dem indischen Exporteur um 5 Pence billiger zu stehen als dem amerikanischen. Schon heute lastet die indische Concurrenz schwer auf das Einkommen des amerikanischen Farmers, viele mußten schon auf den Ertrag der Bodenrente verzichten, sich mit der Verzinsung des investirten Capitals und ihrem Arbeitslohne begnügen, die Rente des Durch-

*) Wir folgen hier, so wie schon oben, bei den Daten über den ostindischen Weizenexport, der vor Kurzem erschienenen Arbeit von Dr. Jul. Wolf. Thatsachen und Aussichten der ostindischen Concurrenz im Weizenhandel. Tübingen 1886, Laupp.

Digitized by Google

schnittsfarmers ist von 5,25 auf 1,75% gesunken. Bei der rationellen Wirthschaft des Amerikaners und bei dem niedrigen Stande der Frachttarife ist eine Verbilligung der Production dort nicht leicht möglich, es wird nur die eine übrig bleibende Verbesserung noch gemacht werden können, die Bewirthschaftung im Großen, und das heißt nichts anderes, als die Zusammenlegung von Grundstücken, das Aufhören des Mittel- und Kleinbesitzes, und das Vorwalten des Großbetriebes. Wenn man nun im jugendkräftigen Amerika mit seinem fast jungfräulichen Boden, seinen ausgezeichneten und spottbilligen Communicationsmitteln, der unbedeutenden Belastung mit Steuern und Hypotheken, ohne ernstliche Militärlasten, zu einer solchen Entwickelung allein durch die Fortschritte der indischen Landwirthschaft gedrängt wird, um wie viel schwieriger werden sich da die Verhältnisse der europäischen Landwirthschaft gestalten, die all' der Vortheile der amerikanischen Urproduction entbehren. Wie erst, wenn zu der Zeit, wo Indiens Production ihren Culminationspunkt erreicht haben wird, die übrigen schon erwähnten Länder genügend vorgeschritten sind, um Europa mit landwirthschaftlichen Producten zu überschwemmen!

Es sind traurige Zustände, in denen sich die europäische Landwirthschaft befindet, aber noch weit traurigeren Verhältnissen geht sie entgegen! Keine der herrschenden Schulen in der Nationalöconomie wird ein Mittel zur baldigen Verbesserung dieser Verhältnisse angeben können. Aus dem großen wirthschaftlichen Processe, in dem wir erst eingetreten sind, der aber vor Ablauf so mancher Jahrzehnte nicht abgeschlossen sein wird, dürfte von selbst das Heilmittel hervorgehen.

Unsere landwirthschaftliche Bevölkerung wird auf einen noch tieferen Stand ihrer Lebenshaltung sinken, ihre Kaufkraft und deshalb auch die der anderen producirenden Classen der Gesellschaft wird entsprechend abnehmen, die Krise wird fortdauern, so lange die von uns angeführten Verhältnisse dauern werden. Mancher Sonnenstrahl wird trotzdem hier und da durch das trübe Gewölk dringen, man lasse sich aber dadurch nicht täuschen und reiße sich aus der lethargischen Vertrauensseligkeit, in die man uns einzulullen sucht.

Literatur und Kunst.

Sphinx locuta est.

Von Ludwig Geiger.

Der gewöhnliche Leser, welcher die den folgenden Zeilen vorangestellten Worte liest, muß sie so auffassen, daß des Räthsels Lösung von der sonst so schweigsamen Aufgeberin des Räthsels geboten werde. Und erfährt er außerdem, daß in dem Buche, welchem die folgende Besprechung gilt*), von Goethe's „Faust" die Rede ist, so muß er zu dem Glauben gelangen, hier sei die wahre Enthüllung des Geheimnisses mitgetheilt, an dessen Offenbarung manche Generationen mühevoll, aber erfolglos gearbeitet haben.

Dies meint der Herausgeber dieser neuen Faustausgabe und der Verfasser des neuen Faustcommentars eigentlich auch, er will es nur nicht Wort haben. Er lebt im Bewußtsein einer großartigen neuen Entdeckung und ist stolz auf dieselbe, wie nur ein moderner Entdecker sein kann, aber er möchte doch die Bescheidenheit wahren, die dem Genius ziemt. Der Titel des Buches soll daher, wie wir an zwei Stellen (I, 15; II, 170) belehrt werden, nicht etwa dem ominösen Roma locuta est gleichen, an das er so seltsam anklingt, sondern er soll das Charakteristische der neuen Forschungsmethode bezeichnen, die eben darin besteht, den Faust als eine große Räthselsammlung aufzufassen und durch die Lösung der einzelnen Räthsel zur Erkenntniß des Gesammträthsels allmählich vorzudringen.

Eine solche überraschende Erklärung wird uns an einer Stelle gegeben, an der wir sie gewiß nicht erwarten. In den „pharsalischen Feldern" (zweiter Theil des „Faust") sagt die Sphinx milde zu dem brutal gewordenen Mephistopheles:

Du magst nur immer bleiben,
Wird dich's doch selbst aus unsrer Mitte treiben.

Die Erklärer waren an dieser Stelle vorübergegangen. Wie unrecht! Sie ahnten nicht, daß die Sphinx „bekanntlich" das Alphabet, — natürlich das griechische ist; in der „Mitte" dieses Alphabets steht „Beta" — daß die Griechen gar nicht die drei ersten Buchstaben nennen, wie wir: A, B, C, sondern nur α und β stört den Erklärer nicht —, Beta aber heißt „Bet"; das Beten also vertreibt den Mephistopheles. Wenn dieser nun die ihm erwiesene Artigkeit mit einer anderen erwidert:

Du bist recht appetitlich oben anzuschauen,
Doch unten hin, die Bestie macht mir Grauen —

so meinten wir einfältiglich, daß mit solchen Worten auf die vorn menschenähnliche, hinten thierähnliche Gestalt der Sphinx angespielt werde, von der wir bereits als Quartaner gehört hatten. Weit gefehlt! Mephistopheles spricht zwar zur Sphinx, aber eben deswegen vom „Alphabet". Und zwar meint er zur Abwechselung das französische und nicht das griechische, daher bedeuten seine Worte — ich citire wörtlich: „Im Anfang heißest Du Alpha, das klingt recht hübsch; aber weiter unten folgt: une bête, eine Bestie". Nun wissen wir's.

So ausgerüstet können wir weiter in's Geheimnißvolle eindringen. Der „Faust" ist also eine große Räthselsammlung, und die Erklärung des ganzen Werkes nur möglich, wenn man die zahlreichen einzelnen Räthsel gelöst hat.

Diese Lösung ist jedoch schwieriger als man denkt, nicht bloß wegen der großen Zahl der Räthsel, sondern wegen der Sprache, in der sie vorgetragen werden. Es gibt nämlich eine besondere Faustsprache: eine Bildersprache, und zwar derart, daß der Dichter für dieselben Begriffe stets dasselbe Bild beibehalten hat. Man denke: 60 Jahre lang — diese Zeit bekennt Goethe seinem Freunde Wilhelm v. Humboldt — während er am Faust gearbeitet, sprach er außer Deutsch noch eine andere Sprache. Freilich im Geheimen! Und nun verstehen wir erst, warum der Dichter (Venet. Epigr. 29) Deutsch den „schlechtesten Stoff" nennen kann, in welchem er Leben und Kunst verderbe, — er meint das Doppelleben, das er, „der unglückliche Dichter" zwischen gewöhnlichem Deutsch und Faust-Deutsch zu führen gezwungen war. (Diese Entdeckung ist von mir, ich überlasse sie aber dem Verfasser gern zur freiesten Benutzung.)

Zudem hatte der arme Goethe nicht einmal ein Lexikon, zur Faustsprache nämlich, — es müßte sich denn ein solches in einem heimlichen Fache des Goethe-Archivs finden. Wir aber haben ein solches und können demselben ohne Mühe entnehmen, daß Stern = Einfall, Geld = Sophisterei, Wasser = Gesprochenes, Holz = Dummheit ist. Glücklicherweise braucht man nicht jedes einzelne Wort zu lernen, sondern kann sich, da es Wort- und Begriffsgruppen gibt, auf ein Schlagwort beschränken, aus dem sich die übrigen Worte leicht ergeben. Weiß man z. B. — und eigentlich müßte das doch jedes Kind wissen —, daß Stadt = Gehirn ist, so muß man ziemlich verstockt sein, wenn man nicht alsbald merkt, daß Mauer = Schädel, Mauerhöhle = Augenhöhle ist, ja wir schelten uns selbst als verblendet, daß wir nicht von selbst gemerkt haben, daß das in der Mauerhöhle befindliche Bild der schmerzensreichen Mutter = die Thräne ist.

Nun könnten Faustleser der alten Methode einwenden, Margarethe könne doch nicht vor einer Thräne niederknieen. Wir aber lachen ihrer, daß sie die Faustsprache nicht kennen und daher nicht wissen, daß Margarethe gar keine Person, sondern die Naivetät ist. Gretchens Gebet zur Mater dolorosa

*) Sphinx locuta est. Goethe's Faust und die Resultate einer rationellen Methode der Forschung von Ferdinand August Loudier. Berlin 1887. Verlag von George & Fiedler. 2 Bände nebst einem Nachtrag.

Digitized by Google

ist nichts anderes als „ein hochpoetischer Erguß über die Thränen selbst. Die Naivetät beweint ihren Untergang.“ Und wie sinnvoll sich nun Alles zusammenfügt. Statt des geschwätzigen Lieschen, das die Klatschereien ihrer Mutter über Bärbelchen und deren Geliebten vorträgt, hören wir die üble Nachrede, von der Bosheit gezeugt, über Stimme und Klang (d. h. große Sängerinnen) raisonniren. (Ob Goethe die Patti oder Lucca vorgeahnt, wird uns leider nicht gesagt.) Nun können wir noch ohne den Commentator weiter gehen. Margarethe versteckt sich in's Gartenhäuschen (Holz) und wird von Faust (Verstand) gesehen, d. h. die Naivetät versteckt sich hinter die Dummheit, wird aber doch vom Verstande erkannt.

Aber wir sind ja noch gar nicht im Gartenhäuschen. Sonst könnten wir gelegentlich andeuten, daß Faust gar keinen Mord begeht, wenn er Valentin tödtet, denn es ist ja nur der speculirende Verstand, der den gesunden Menschenverstand (das Unbewußtsein) todtsticht, was, nach der Meinung unseres Commentators täglich vorkommt. Auch dürften wir der Herausgeber spotten, die bisher keinen Grund für das Lied fanden, das Gretchen beim Auskleiden (= Enthüllen) singt (= spricht); es bedeutet: „die Naivetät enthüllt sich, sobald sie spricht.“

Ehe wir jedoch in's Gartenhäuschen kommen, müssen wir die Scene, „der Nachbarin Haus“ kennen lernen. Da in demselben Verstand und Naivetät (Faust und Gretchen) zusammenkommen; warum sollen sich nicht auch Negation und Gelegenheit (Mephistopheles und Marthe) daselbst treffen. Dies neue Quartett führt nun in der That ganz andere Gespräche, als wir bisher zu hören gewohnt waren. Wenn Mephistopheles der Marthe mittheilt, ihr Mann sei todt und lasse sie grüßen, so bezieht sich das natürlich nicht auf den seligen Schwerdtlein, sondern auf den Versuch, das Lotteriespiel, das eine Niete ergeben hat; das nicht hinterlassene Schaustück ist die Gewinnliste und der Lotterieplan; die dreihundert Messen aber, welche Marthe singen lassen soll, deuten an, daß „auf ca. dreihundert Messen (Jahrmärkten) die Loose ausgerufen werden.“ Aus dem Duo wird aber nun ein Trio; Mephisto räth Gretchen, „in die Eh' zu treten“, d. h. dem Glücke einmal die Hand zu bieten und Gretchen, das, der früheren Erklärung nach, im Charakter des jungen Mädchen zu antworten schien: „Ach nein! das geht jetzt noch nicht an“, erwidert naiv: „In die Lotterie pflegen nur alte Frauen zu setzen“.

Wir möchten den Genuß, den diese köstliche Enthüllung gewährt, nicht durch kritische Bemerkungen verderben; aber darauf hinweisen müssen wir doch: Marthe ist ja keine alte Frau, sondern der Versuch. Das ist ja aber der Fluch veralteter Auffassungen: man kann sich zu schwer von ihnen losmachen! Und so ist der Entdecker der Faustsprache an dieser schönen Stelle in die Fallstricke derer gerathen, welche nichts von einer Faustsprache wissen.

Der böse Wortsinn! Nicht immer zwar behindert er unsern Commentator. Ohne ihn würden wir nicht den Muth haben, Autorennamen und Zeitschriftentitel, die Goethe nennt, umzudeuten. Durch ihn geführt jedoch, wagen wir zu behaupten, daß Hennings' „Genius der Zeit“, „Musaget“ nicht etwa zwei Journale bedeuten, welche von dem erstgenannten Schriftsteller herausgegeben wurden, sondern „Genius der Zeit“ heißt „das deutsche Reich im Mittelalter“; mit der Erklärung anderer störender Kleinigkeiten, wie z. B. dem Namen Hennings, läßt sich ein großer Mann überhaupt nicht ein.

Demgemäß dürfen wir das „Intermezzo“ der Walpurgisnacht nicht etwa wie wir es bisher thaten, als literarisches Geplänkel, als Nachspiel der Xenien auffassen, obwohl diese ausdrücklich genug in demselben genannt werden, sondern als satirische Schilderung der politischen Verhältnisse Europas um 1808 (damals erschien nämlich der 1. Theil des Faust; ob freilich damals das „Intermezzo“ geschrieben wurde, dafür besitzen wir nicht das geringste Zeugniß, alle inneren wie äußeren Beweise sprechen vielmehr dagegen.) Und da wir diese Weisheit erkundet haben, dürfen wir die Verse des „Neugierigen Reisenden“:

Sagt, wie heißt der steife Mann?
Er geht mit stolzen Schritten;
Er schnopert, was er schnopern kann,
„Er spürt nach Jesuiten“

nicht etwa auf C. F. Nicolai deuten, obwohl dieser eine vielbändige Reisebeschreibung veröffentlicht, mit unbändigem Stolz auf die Gegner herabgesehen, neugierig in Alles, was ihn nicht anging, seine Nase hineingesteckt und mit falschem Aufklärericht überall katholische Bestrebungen zu spüren gemeint hat, sondern auf Spanien, das — wir überlassen dem Commentator die Verantwortung dafür — nach Jesuiten spürte. Und wenn der Proktophantasimist sagt „Und dennoch spukt's in Tegel“, so ist das nicht etwa wiederum eine Klage des Berliner Aufklärers, daß der Aberglaube trotz seiner Anstrengungen nicht ausgerottet sei, daß es vielmehr nahe bei Berlin und noch dazu auf dem Landgut der Brüder Humboldt spuke, — denn „das ist bekannt“, setzt der Commentator charakteristisch hinzu — sondern „Tegel“ muß hier, weil es der Herr so will, „Kopf“ heißen (in der Faustsprache?) und das Ganze „bezieht sich auf die anfängliche Sympathie, die Wilhelm von Humboldt für die Revolutionsidee gezeigt hat“.

Mit der Auflösung der Räthsel und dem Erlernen der Faustsprache ist es aber noch nicht genug. Man könnte es trotz dieser vielfachen Kenntnisse versuchen, den Faust als eine einheitliche Dichtung zu erfassen; aber wie weit wäre man dann von dem wahren Verständniß des Werkes entfernt. Der Plan des Werkes ist vielmehr ein dreifacher: ein poetischer, ein philosophischer, ein culturhistorischer. Bei dem gelassenen Aussprechen dieses großen Wortes überkommt den Verfasser doch nun ein kleines Bedenken. Er, der sich um Quellen sonst wenig kümmert, für den die große Goetheliteratur ebensowenig da ist, wie die literarhistorischen Quellen überhaupt — denn das ist ja eben seine Methode, den Faust abgelöst von allem Uebrigen rein für sich zu betrachten — möchte doch Goethe selbst und dessen Zeitgenossen zu Zeugen seiner hochwichtigen Entdeckung machen. Da man nun durch fleißiges Unterlegen aus Briefen so ziemlich Alles was man wünscht entnehmen kann, so hat der Commentator auch einige Stellen zusammengebracht, die ihm passen. Ihm, aber nicht uns. Denn es gehört die ganze Halsstarrigkeit und Vertrauensseligkeit des Verfassers dazu, Stellen wie die folgende für sich zu deuten. Goethe schreibt an Schiller (11. März 1801): „Man könnte verlangen eine gedrängte lichtvolle Darstellung des Bestehenden im Menschen mit Entwickelung der Phänomene der Cultur aus demselben. Man betrachte sie nun als ein Ganzes der Gegenwart, oder der Succession, oder als beides zugleich.“ Vor diesen Worten steht nun, wie der Commentator ehrlich genug bekennt: „Wegen der Preisfrage sind wir ganz einig“, aber was schadet das? Goethe sagt: Preisfrage, meint aber den Faust; und da er von Cultur spricht, Historisches andeutet und als Dichter, Poetisches voraussetzen läßt, so ist er jetzt als unverwerflicher Zeuge des dreifachen Faustplans erwiesen.

Noch schlimmer ist das Folgende, weil hier Herr Louvier nicht mehr ehrlich zu Werke geht. Er citirt einen Brief an Pfenniger, 26. April 1771. Daß der Brief aus dem Jahre 1774 stammt und an Pfenninger gerichtet ist, will ich nicht urgiren. Aber es verdient eine ernste Rüge, daß die Stelle „daß das Alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter anderen Combinationen sentire und darum ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß“ ohne Weiteres auf den Faust bezogen wird, während der Blödeste aus dem Zusammenhange sieht, daß die Stelle sich auf theologische Differenzen bezieht, und daß den Worten als triumphirender Schlußsatz des Herausgebers folgt: „Damit aber ist die Existenz einer besonderen Faustsprache vom Dichter selbst constatirt“.

Wer mit solchen Waffen streitet, der verdient weder eine ernste noch eine satirische Widerlegung. Ich deute daher nur noch kurz an, daß eine vierte Entdeckung (1. Räthselsammlung, 2. Faustsprache, 3. dreifacher Plan) das Ganze krönt. In den Scenen, die später verfaßt wurden, ist nämlich die damals neue Kant'sche Philosophie und insbesondere die „Kritik der reinen Vernunft“ von einem mächtigen Einfluß auf den „Faust“

Digitized by Google

gewesen; alle „Stücke“ des Kant'schen Werkes sind in der Schlußscene personificirt, „Kant selbst erscheint im 2. Theile“. Natürlich ist das Alles, wie der Verfasser bescheiden hinzufügt, „unzweifelhaft nachgewiesen“. Ich will diesen kühnen Satz nicht mit den kleinen Fragen behelligen, was bei der sechzig Jahre lang währenden Entstehung des Faust Worte wie „später“ oder „damals“ bedeuten sollen. Nur um dem Leser den Gedanken des Verfassers nahe zu bringen, sei angedeutet, die Mater gloriosa ist die Vernunft, die „seligen Knaben“ die transcendentalen Ideen, der Pater seraphicus die transcendentale Aesthetik, die drei Büßerinnen sind: Glaube, Liebe, Hoffnung und auch Gretchen (bekanntlich = Naivetät) ist eine Sünderin, weil sie sich dem Verstand zugewandt hatte.

Man könnte fragen: Lohnt es sich denn überhaupt, so ausführlich wie wir gethan, von einem derartigen Buche zu sprechen? Darauf muß ich antworten: Ich habe noch immer vor dicken Büchern einen heillosen Respect. Ich kann mir nicht denken, daß ein Mann, der fast tausend Seiten niederschreibt, sich über die ganze Welt lustig machen will und ebensowenig, daß ein ernster älterer Mann — denn als solcher wird mir der Verfasser geschildert — völligen Unsinn zu Tage fördern kann. Und wirklich finden sich in dem Werke Lichtblicke, Geistesblitze eigenster Art. Manches wird scharfsinnig gedeutet und einzelne Räthsellösungen — wenn es denn einmal Räthsel sein müssen — sind sehr geistreich. Dazu rechne ich die Deutung (II. Theil V. 3030 ff.) des „Generalissimus“ auf Schütz, den Herausgeber der Jenenser Literaturzeitung und die Beziehung des Hexeneinmaleins auf die Zehn Gebote. Beide Deutungen brauchen nicht richtig zu sein, aber sie frappiren durch ihre Originalität und durch merkwürdig zutreffende einzelne Züge.

Aber schließlich: wenn auch ein paar Dutzend Räthsel richtig gelöst sein sollten, — die ganze Stellung der Aufgabe ist eine Verkehrtheit, ja noch mehr: sie ist eine Blasphemie.

Die Umgestaltung der Anschauungen läßt sich nicht für Jahre, geschweige denn für Jahrzehnte voraussagen. Es gab eine Zeit, da man den „Faust“ nur philosophisch betrachtete, jetzt leben wir in der Periode der historisch-philologischen Behandlungsweise; vielleicht bereitet sich die Zeit vor, da man dieses räthselhafte Buch nur als ein großes Räthselwerk aufschlägt und Zeit und Kräfte dazu verwendet, die einzelnen Räthsel aufzulösen. Sollte eine solche Zeit kommen, dann würde Jeder zu bedauern sein, der darin zu leben verurtheilt wäre. Jeder Sinn für Poesie wäre dann verschwunden, jede Ahnung des Unergründlichen, Unauflöslichen im Menschenherzen wäre vernichtet. Unsere Liebeslieder würden Rechenexempel, die Ausbrüche tiefer Leidenschaft, wilder Seelenqual, aufbrausenden Jubels, in denen unsere Dichter ihr echtes menschliches Gefühl offenbart haben, würden zu öden fratzenhaften Schatten herabgewürdigt.

Doch wir brauchen uns derartigen Befürchtungen nicht hinzugeben. Das Louviersche Buch wird, und wenn es auch ein paar Dutzend Gläubige findet, eine große Curiosität bleiben. Es geschieht in Deutschland nicht zum ersten Male, daß Gelehrsamkeit und Scharfsinn ganz vergeblich verwendet worden sind. Schade um die Zeit und um die Mühe, die auf richtige Bahnen gelenkt, vielleicht ganz schätzenswerthe Resultate hätte hervorbringen können!

Bühnenbearbeitungen von Wilhelm Buchholz.

Von Walter Bormann.

Wilhelm Buchholz hat, seitdem er etliche Jahre hindurch am Münchener Hoftheater eine dramaturgische Stellung versieht, hinter einander eine Reihe von Bühnenbearbeitungen alter und neuer Werke dem Theater geliefert. Nachdem er zuerst die weniger lohnende Mühe übernommen, Julius Leopold Klein's „Zenobia“ für die Bühne einzurichten, ein Werk, das trotz seiner theilweise wirklich schönen theilweise nur blendenden Sprache als Ganzes kein innerliches Leben und keine dramatische Kraft besitzt, seinen Verfasser also zu dem ihm oft beigelegten Namen eines Kraftdramatikers nicht von fern berechtigt, hat darauf Buchholz mit der Umgestaltung einer Trilogie Karl Lebrecht Immermann's in das fünfactige Trauerspiel „Alexis“ sich ein rühmenswerthes Verdienst erworben. Dann wurde das Stück eines lebenden dänischen Dichters, Molbech's „Dante“, von Buchholz bearbeitet. Jetzt hat er ein von der deutschen Bühne niemals ganz verschwundenes, aber dennoch auch keineswegs allgemein dem deutschen Repertoire zugehöriges Trauerspiel eingerichtet, Joseph Marius Babo's „Otto von Wittelsbach“.

Die Bühnenbearbeitungen haben in Deutschland eine alte Geschichte. Seit den Tagen, da nach langem Winterschlafe Geist und Phantasie ihr Recht zurückverlangten, das ganze Volk im Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit auferweckend, seit den Tagen, da die erschütternden Herzenstöne jenes gewaltigen stammverwandten Dramatikers mit ihrer zwingenden Wahrheit die Seelen der Deutschen bewältigten, begriff man auch die Nothwendigkeit, die Dichtungen in solcher Gestalt vorzuführen, wie sie nach den jeweiligen Bedürfnissen der Bühne und der ganzen Zeit allein genießbar waren. Zuerst Schröder, dann unsere Dichterheroen selbst, zumal Schiller, dann Tieck, Holbein, Deinhardstein, Eduard Devrient, West, Laube, Dingelstedt, Pabst, Wehl, neuerlich auch Otto Devrient, Oechelhäuser und Wilbrandt haben von verschiedenen Richtungen aus viele Werke in solcher Weise zurechtgestellt. Es ist keine Frage, daß, wenn man so allerhand Bedürfnissen entgegenkam, dem reineren Geschmacke durchaus nicht immer gedient wurde. Ein gewisses Recht aber durfte der Bearbeiter immer beanspruchen, der selbst mit manchen Vergröberungen und Verflachungen sein Publikum doch für den unvertilgbaren edlen Kern großer Dichtwerke nach Kräften empfänglich machte. Weit größer dagegen noch wurde seine Berechtigung dann, wenn es angemessen schien, auf Grund des edlen Geschmackes, welchen die deutsche Bühne seit den Schöpfungen Lessing's, Goethe's, Schiller's zweifellos sich errungen hat, von großen dramatischen Werken manche Auswüchse zu entfernen, welche als berechtigte Zugeständnisse an die gute Laune vergangener Zeiten einstmals vom frischen Geiste der Gegenwart getrieben wurden, ohne daß diese oft wilden und ungebändigten Schößlinge neben dem tieferen, unzerstörbaren Leben des Ganzen in gleicher Geltung fortzuleben vermögen. Ihr größtes Recht endlich und wahrstes Verdienst erhält die Bearbeitung, wenn sie eine Dichtung umgestaltet, welche zwar die echteste dichterische und dramatische Kraft in sich trägt, aber dennoch die wirksame Form, die ihren Werth allein in das volle Licht stellt, von ihrem Verfasser nicht empfangen hat.

Es gibt einen Widerstreit zwischen Genie und der glücklichen Hand einer gewissen Begabung. Wie manche Naturkräfte so kann das Genie auch vernichtend wirken bei allem Reichthum, den es mit unerschöpflichen Händen ausgießt, es dringt dann jähe und gewaltsam vor wie der Strom, der im Frühling übertritt, wie das fruchtbare Hochgewitter, das Wolkenbrüche entsendet, wie der Lenz, der, wo er Leben und Wärme spendet, die zerstörenden Lawinen zu Thale rollt.

Die rechte Uebung, die feine, geschickte Hand des Talentes hat dann die Aufgabe, das Genie zu bändigen, den Gegensatz zwischen Natur und Kunst aufzuheben, die Kraft auch überall

Digitized by Google

mit der Schönheit zu vereinigen und in ihrer Wirkung sicher zu stellen; gleichwohl möge der Bearbeiter, der zu solchem Zwecke die Feder ansetzt, immerdar sich bewußt bleiben, daß er all seine Geschicklichkeit allein in Dienst der Phantasie stellen soll, welche ein bedeutendes Werk erschuf, daß er bei allen Erfolgen, die er für dasselbe erringt, ein Verdienst zwar, aber nur in zweiter Reihe, ansprechen darf, daß seine theatralische Einsicht und Erfahrung von viel leichterem Gewichte ist, als der geniale dramatische Wurf, welcher das Werk in das Dasein rief. Er gestehe sich, daß er bloß eine Arbeit übernimmt, welche der gereifte Künstler in der Regel an seinen Schöpfungen selbst auszuführen im Stande ist, während geniale Erfindung und Gestaltung der feinen Hand, die so geschickt säubert und glättet und bessert, nur selten zu Gebote steht. Mehr oder minder hat freilich auch der Bearbeiter wohl die Gelegenheit, seine Erfindungsgabe zu bewähren; er darf dies aber nur thun, indem er der fremden Phantasie ergänzend sich anpaßt, somit nur in beschränktem Maße. Seine Pflicht muß es sein, so viel es angeht, im kleinsten Worte das fremde Werk zu schonen, und nur einer besseren und reineren Wirkung zu Liebe, ist er befugt zu ändern.

Babo's „Otto von Wittelsbach" ist eines der Ritterstücke, welche der durch Goethe's „Götz von Berlichingen" gegebenen Anregung ihre Entstehung verdanken. Es wird seinem Verfasser stets zu hoher Ehre gereichen; denn es ist von wahrhaft dichterischem Geiste durchdrungen, in der Sprache von höchst schlagenden und treffenden Wirkungen, knapp, eindrücklich, markig und oft von echter Leidenschaft. Es gehört freilich nicht zu den dramatischen Werken höchster Wirkung, welche mit der Fülle der in ihnen angeregten Motive, mit der Mannigfaltigkeit der neben und gegen einander handelnden Charaktere, mit der festgeschlossenen Einheit, die trotz aller Vielheit der Eindrücke durch eine packende, klar hervortretende Hauptperson erzielt wird, so schicksalschwer wie das ganze Weltverhängniß selbst daherrollen. Eine wahrhaft fesselnde Gewalt übt hier einzig der Charakter Otto's von Wittelsbach, des Helden, aus; aber auch anderen Gestalten ist wenigstens dies oder jenes Wort in den Mund gelegt, welches trefflich charakterisirend an seinem Platze steht, wie namentlich Otto's Waffenträger, der treue Wolf, Otto's Kinder, der biedere alte Friedrich von Reuß, der Herzog und die Herzogin in Bayern, die Töchter Philipp's von Schwaben, welche einmal in einer Scene voll wunderbarer Naivetät mit dem Helden des Stückes sich unterreden, und Kaiser Philipp selbst in manchen Aeußerungen uns auf das Lebendigste entgegentreten. Der Kaiser Philipp büßt durch seinen namenlosen Undank, durch die Schwäche, in der er falschen Einflüsterungen Gehör gibt, jede Theilnahme ein, man findet ihn nicht einmal ritterlich, viel weniger kaiserlich. Man darf aber einwenden, daß der Dichter wohl, wie er es auch ausspricht, einen Fürsten schildern wollte, dem die Krone den Sinn verwandelt und verrückt hat, einen König, wie er vor grauen Zeiten schon im Hader Achills und des Atriden oder in der Undankbarkeit Gunther's gegen Siegfried, oder, wenn wir das Bereich der Geschichte betreten, im Benehmen des gekrönten Ferdinand gegen Wallenstein Vorbilder hat. Nur daß Philipps Undank schnöder ist, als der von jenen allen; nichts gibt es, was ihn im Geringsten entschuldigt. Mittelst der dann und wann sich rührenden Gewissensbisse, der sich regenden Reue und der bei der Ermordung noch gewährten Verzeihung hat ihn der Dichter gleichwohl, wie unerquicklich er sei, zu keiner ganz unwahren Gestalt gemacht. Wie schwach freilich und wahrhaft im Niedergange zeigt sich die ganze kaiserliche Macht in dem Manne, der im Bewußtsein des mächtigen Beistandes, welchen ein deutscher Fürst ihm erwiesen, für sein eignes Ansehen so zittert, daß er nur mit nichtswürdiger Kabale sich zu helfen weiß! Wahrlich, so kennen wir keinen Kaiser aus der Reihe der großen sächsischen und salischen Geschlechter! Wie die Hohenstaufen in ihrer Berührung mit dem wälschen Wesen Grausamkeit und Falschheit erlernten, so ist es merkwürdig zu sehen, daß mehr als einem von ihnen ein unnatürliches plötzliches Ende bereitet wurde.

Einen ganz außerordentlichen Zauber hat aber, wie wir bereits sagten, Babo um den Helden des Stückes gewoben. So viel Fürstlichkeit und Hoheit, so viel Mannheit zugleich und Deutschheit, Biederkeit, Geradheit, Kühnheit und doch wieder auch so viel Einfalt und kindliche Herzensgüte im Vereine mit all der Kraft — das ist eine so wundervolle Mischung, daß kaum ein Dichter sich rühmen darf, er habe eine Gestalt verkörpert, die herzerfrischender wäre.

Daß diese Gestalt mit solchen Vorzügen der geschichtlichen Ueberlieferung wenig entspricht, wollen wir nicht zu sehr betonen, obwohl wir gar nicht meinen, daß der Dichter etwa um die Geschichte unbekümmert bleiben dürfe. Ihre Wahrheit muß ihm heilig sein; wie sich dieselbe aber in seinem Geiste darstelle, wie die von dem Geschichtsschreiber überlieferten Charaktere oder einzelne berichtete Thatsachen eine Umänderung erfahren dürfen, um einer höheren Absicht, einer tieferen Wahrheit zu dienen, das ist Sache der dichterischen Eingebung und Freiheit, in welche einzugreifen Niemand berufen ist, bis er vor dem vollendeten poetischen Gebilde steht, das durch sich selbst offenbaren soll, ob es Wahrheit biete oder nicht.

Und ist es nun Wahrheit, daß jener fürstliche Mann mit allen seinen glänzenden Tugenden zum Kaisermörder werden konnte? Babo läßt seinen Helden selber sagen: „Kaisermord! — O, Jammer und Wehe über den Menschen, der mit solcher Kraft, mit solchem Blut und Herzen und Sinn, in diese Welt kommt! Natur, schaffe keine Menschen mehr aus männlichem Stoff, wenn du gute Mutter heißen willst! Sie taugen nicht für diese Zeit; ihr Loos ist Elend und Verderben. Sollen Deine Kinder glücklich sein, so gib ihren Sehnen keine Kraft, ihren Adern keine Wärme, ihrem Busen kein Herz; gib ihnen Schalkssinn und eine doppelte Zunge und immer lächelnde Lippen: dann schaffst du Meisterstücke in dieses Krankenhaus." Mit dieser Stelle, die sehr an den Ton der „Räuber"*) erinnert, wie denn der Einfluß dieses Trauerspieles neben demjenigen des Götz sich auch durch andere Beispiele vermuthen läßt, wird der Welt im Ganzen die Schuld dafür zugeschoben, daß gerade die Edelsten den tiefsten Fall thun müssen. Wenn wir aber auch die Gesunkenheit eines Karl Moor uns gefallen lassen, der zwar Räuber wird, aber doch als Räuber noch jeglicher Feigheit und Gemeinheit den Krieg erklärt, so wird der ritterliche Fürst uns gänzlich verleidet, der vom Jähzorn so weit fortgerissen wird, daß er sein blankes Schwert durch niedrigen, verruchten Mord entweiht. Die Gestalt des Helden, wie gelungen sie sonst sei, wird dadurch widerlich befleckt. Da Otto maßlos gekränkt und gereizt worden, so könnten wir allenfalls eine solche That begreifen. Nicht alles, was wir begreifen, wirkt aber dichterisch und tragisch. Die dichterische Wahrheit ist zugleich Wahrheit des Lebens, aber sie will geläutert sein von jeder öden Zufälligkeit, welche unsere Theilnahme abspannt und ein armseliges Bedauern hervorruft, anstatt daß uns sogar in den Vergehungen und Verbrechen spannende, interessante Züge vor Augen gestellt werden. Ein Mord kann poetisch, kann tragisch sein, wenn eine von allen Dämonen zerrissene Seele, wie diejenige Macbeths, in unheimlicher Nacht ihn vollbringt, Charaktere, die ganz der Macht des Bösen gehören, wie Richard III. und Adelheid von Walldorf, dürfen planmäßig mit Dolch und Gift ihre Ziele verfolgen; man kann aufathmen, wenn ein Tell, der „das Letzte von den Seinen abwehrt", sich und das Land von einem Wütherich errettet. Nicht aber darf dieser offene, gerade Otto von Wittelsbach durch solche plötzliche Unthat sich alles Heldenthumes entkleiden.

Es handelt sich da um einen hauptsächlichen Fehler des Stückes. Weil derselbe aber nur in einer kurzen Handlung von wenigen Worten enthalten ist, so wäre es nicht ausgeschlossen, ihn beseitigen zu können.

Der Bearbeiter, um bei dieser Gelegenheit denn zu dessen Einrichtung überzugehen, hat ihn beseitigt und mit Glück verbessert. Indem bei ihm Otto den Kaiser das Schwert ziehen heißt und denselben dann im Gefechte niederstößt, hat Buch-

*) Die „Räuber" sind im gleichen Jahre wie „Otto von Wittelsbach" herausgegeben (1781), vermuthlich aber einige Monate vorher.

Digitized by Google

holz mit einer so geringen Aenderung auch nichts gethan, was dem Geiste des ganzen Stückes irgend zuwiderliefe, sondern es befindet sich nun alles im besseren Einklange als vorher. Ein regelrechter Zweikampf findet nicht statt; Ottos That bleibt ein Mord und er vergreift sich an der heiligen Person des Kaisers, aber seine Unthat erscheint in weit milderem Lichte.

Das wirkliche Verdienst, welches Buchholz mit dieser glücklichen Verbesserung um das Stück sich erworben, wird dann noch durch viele geschickte Aenderungen, zumeist Zusammenziehungen und Kürzungen, manchmal auch Einschaltungen vermehrt. Man merkt es, daß Buchholz das Drama gründlich in sich aufgenommen hat und darin zu Hause ist, er verwerthet die eigenen Worte des Dichters, die er am ursprünglichen Platze getilgt hat, mehrere Male an anderer Stelle, um eine Lücke auszufüllen. Die geschickte Hand der Bearbeitung läßt sich sicherlich nirgends verkennen.

Den vierten Aufzug, in welchem die Handlung etwas erlahmt, hat er durch beträchtliche Kürzungen vereinfacht. Die hübsche Scene, in welcher die Herzogin mit Otto's Kindern ihren Gemahl im Zelte auf der Heerstraße erwartet, ist aus dem vierten Aufzug in den Anfang des fünften übernommen worden. Sehr passend ist in den letzteren noch ein Auftritt eingeschoben zwischen Otto und Beatrix, der Kaiserstochter, die den Helden über den Tod hinaus unverbrüchlich liebt.

Weniger einverstanden sind wir mit den zahlreichen Strichen, die in der Rolle Philipps von Schwaben vorgenommen sind. Das innerliche Zerwürfniß in dessen eigner Brust müssen wir kennen lernen, wenn der Kaiser überhaupt noch eine dramatische Gestalt sein soll; sonst scheint er nur noch aufzutreten, um die Handlung und die Rolle Otto's zu ergänzen. Auch bedauern wir, daß Buchholz die Bekenntnisse fressender Reue, mit welchen Otto nach der That sich selbst foltert, diese Aeußerungen, welche so ganz und gar aus dem treuherzigen, wackeren Gemüthe des Helden hervorströmen, getilgt hat. Außerdem halten wir die Vertauschung vieler Wörter des Textes mit anderen, wenn sie auch oft mit Recht vom Bearbeiter vorgenommen ward, für überflüssig, zuweilen auch nicht für passend. Wir sind der Ansicht, daß der Bearbeiter die Worte des Dichters stets mit möglichster Pietät zu bewahren habe. Das Streben nach Glätte der Sprache, das den Bearbeiter leitete, darf nicht zu weit führen; Eigenart und Gedrungenheit des Ausdruckes sind für die dramatische Rede oft viel wesentlicher. Es hat z. B. wenig Zweck, das Wort „Gattin" im Munde des Herzogs mit dem Worte „Gemahlin" zu ersetzen oder, wenn Wenzel zu Otto sagt: „Ihr seid des Kaisers Liebling und Vertrauter", dafür zu schreiben: „Ihr seid des Kaisers auserwählter Liebling und Vertrauter". Eben weil die Aenderungen an sich unwichtig sind, so wünschten wir in solchen Fällen die ursprüngliche Form bewahrt. Wenn aber Otto spöttisch ruft: „Blauer Ritter, ich rath' euch, laßt euer Schwert daheim und zieht mit eurer Zunge zu Felde!", so ist es nicht bloß unnütz, sondern eine Verschlechterung, wenn Buchholz dafür setzt: „laßt euer Schwert in der Scheide u. s. w."; denn der Spott ist viel stärker, wenn das Schwert für Wenzel überhaupt unnütz ist und ganz zu Hause bleibt. Und klingt es nicht viel kräftiger, wenn Otto, da er sich als die Beute schmählicher Falschheit sieht, ausruft: „Himmel und Erde! wenn ich daran denke, daß mein argloses, gutwilliges Gemüth so gemißhandelt wird!" als wenn er nach Buchholz sein Gemüth „betrogen" nennt?

Auch über die angeführte Bearbeitung des Immermann'schen „Alexis" sei noch Einiges bemerkt. Alexis ist bei Immermann ganz ebenso wie Otto von Wittelsbach ein Held, der unsäglich leidet, der, von Falschheit und Tücke umringt, sich im Stücke fast nur leidend verhält, ähnlich wie auch König Lear. Gegenüber diesem greisen Helden, der im Wahnsinn verzweifelt, ist hier ein Jüngling dargestellt, der, wie unterdrückt auch und schmerzlich niedergehalten in der kräftig strebenden Brust niemals die Hoffnung verliert. Solche beinahe nur leidenden Helden wirken nur dann erschütternd, wenn wir auch in ihrer Demüthigung eine seltene Kraft ihrer Seele ahnen, welche zu großen Thaten fähig wäre. Wird solche Kraft uns fühlbar, so wird die erschütternde Wirkung übermächtig. Auch Hamlet und Faust wirken dergestalt nur durch die außerordentliche Natur, welche sie gehemmt und leidend ahnen lassen. Der Wittelsbacher Held wirkt bei dem schreienden Unrecht, das ihm widerfährt, minder erschütternd, weil er zu sehr als urkräftige, unbeugsame Reckengestalt dargestellt ist und sogar in seinem Liebesdrange keinerlei weichmüthige Regungen verräth. Eigentlich erschütternd kann er erst wirken, wenn die erlittene Unbill ihn zum Kaisermorde fortreißt und der geradeste, ehrenhafteste, tapferste Mann mit solchem Flecken fortan ruhelos durch die Welt irrt. Wenn er sich im Stücke ferner auch lange vorherrschend leidend verhält, so wissen wir, daß in der Vergangenheit ihm große Thaten und Verdienste zugehören und, indem er endlich die Hand zur Gewaltthat erhebt, schreitet er auch im Drama vom Leiden bedeutsam zum Handeln fort. Anders Alexis. Zu eigenen gewichtigen Handlungen gelangt er nicht. Daß er als Erbe, nachdem der Vater todt gesagt worden, die ihm angebotene Krone ergreift, ist ja nur die Einleitung zu Thaten; er ist stolz und selbständig genug, sich dann dem Einflusse der Bojaren entziehen zu wollen. Willen aber und trefflicher Vorsatz nur bleibt sein Theil, die Macht gebricht ihm. Kommt er also zu gar keiner That? Zu einer doch! Als der todt gemeldete Czar, sein Vater, zurückkehrt, und das Schwert Gleboff's auf ihn gezückt wird, da schützt Alexis dessen Leben. Es ist das eine Handlung, mit der er sich der übernommenen Macht und der Gelegenheit zu eigenen weltbedeutenden Thaten wieder begibt, aber trotzdem ist es eine That, welche erst recht die Hoheit und Festigkeit seines fürstlichen Sinnes darlegt. Es wird sogar diese That weltbedeutend, insofern er das Leben des Kaisers errettet, welchen die Welt Peter den Großen benannte. So ist sein Handeln nur edel und im Vergleiche zu dem Schmachvollen, das er erleidet, fast erhaben zu heißen. Wird mithin ein solcher Held nicht ein Verstoß gegen die alte Regel des Aristoteles sein, daß die tragische Katastrophe von einer „großen Verschuldung" begleitet sein müsse? Allerdings würde gegen dieselbe verstoßen sein, wenn Alexis der einzige Held des Stückes wäre und nicht neben ihm als anderer Held und eigentlicher Träger der ganzen Handlung, an dem unter Schuld und Sühne das Schicksal sich vollzieht, sein großer Vater stünde. Der Untergang des Alexis ist nur die schwere Vergeltung, welche Peter erduldet; dem Sterbenden selbst ist der Tod kein grauses Verhängniß, er braucht nicht einmal wie andere tragische Helden die düsteren Todesschatten, welche die freudige Lebenssonne verdunkeln, mit Sammlung seiner ganzen Seelengröße und Stärke zu überwinden; nein, wie Cordelia, Desdemona, Ophelia, Max Piccolomini stirbt er schuldlos und rein in der Blüthe der Jugend, in deren Mitte zu verscheiden nach dem Glauben der Alten ein Geschenk der Götter ist. Furchtbar gestraft aber wird durch seinen Tod der große Kaiser, da er den würdigen Erben, den er bis kurz vor dessen Tode verkannt hatte, hingeopfert sieht durch Kreaturen, welche ohne Liebe für ihn und sein Lebenswerk die Erbschaft des Reiches einst übernehmen sollen. Der Charakter Peters bietet gleichfalls das höchste dramatische Interesse. Als wahrhaft großer Gebieter tritt er uns entgegen, die entfesselten Naturelemente wie die empörten Gemüther seines Volkes rasch bezwingend, Segen und Licht überall ausgießend über das vom Nebel der Barbarei umnachtete Land und gleichwohl selbst auf seinem Throne nie die reine, sonnige Luft der Höhe athmend. Denn er meint, daß „kein einziger es von Herzen gut mit ihm meine". Barbaren sind seine ersten Helfer und Räthe, nein, schlimmer als Barbaren, die Klugheit und Bildung, welche sie kennen und üben, ist die mit Rohheit verschwisterte Selbstsucht und Hinterlist. Der große Herrscher Rußlands wird in der Tragödie Immermann's von dieser Kleinheit und Gemeinheit selbst betrogen. Man lernt in dieser interessanten Charakteristik die Grenzen menschlicher Schwäche kennen, die selbst dem außerordentlichen Geiste gezogen sind. Bei Immermann ist die Falschheit von Menzikoff und Katharina, sowie die gegenseitige Eifersucht der Bojaren, welche sich gegen den abwesenden Herrscher verschwören, weit ausgesponnen worden; Peter muß da

Digitized by Google

zuletzt nach manchem Schwanken, nachdem er über die Empörung leicht Herr geworden, den tückischen Einflüssen sich gefangen geben und willigt in den Untergang seines Sohnes Alexis. Diese Behandlung Immermann's kann, obschon nicht bloß die durch bedeutende Gedanken edel ausgeprägte Sprache, sondern auch zum großen Theil die Ausführung der Charaktere den echten Dichter bekundet, dennoch nicht das nöthige dramatische Interesse auf die Dauer erhalten. Wie unbeschränkt nämlich auch der Poet in der Wahl seiner Stoffe aus dem großen Gebiete der Geschichte sonst bleibe, eine höhere Cultur und Bildung muß es doch sein, an welchem das Handeln seiner wichtigsten Charaktere gemessen werden soll, wie dies Freytag in seiner „Technik des Dramas" vorschreibt. In den beiden sich folgenden Dramen „Die Bojaren" und „Das Gericht von Petersburg" bei Immermann kommen wir nicht ganz zur Klarheit über das Fühlen, Wollen und Thun der Menschen; es liegt über der Dichtung die trübe Luft eines ungesitteten, barbarischen Volkes. Auch die Denkweise Peters, wenn auch die Niederlage des großen Kaisers gegenüber der Gemeinheit bis zu einem gewissen Grade zu verstehen ist, erscheint bei Immermann allzu schwankend trotz manchen interessanten Gesichtspunkten; es ist dem Dichter nicht gelungen, uns verständlich zu machen, warum zuletzt der Czar sich zu dem Opfer des eigenen Sohnes, das uns an sich so widerwärtig ist, entschließen müsse. Eine arge That aber, die der Dramatiker nicht ganz gut motivirt, benimmt seinem ganzen Werke Antheil und Glauben.

Darum hat Buchholz, dessen feine und geschickte Hand auch in der Einrichtung des Alexis deutlich zu erkennen ist, wohl daran gethan, die Stücke in eines zusammen zu ziehen, indem er den dritten Aufzug und das Ende des zweiten mit dem verkürzten Schauspiele „Die Bojaren" verband und den Schluß so umgestaltete, daß nur die Bosheit Menzikoff's dem gefangenen Prinzen den Untergang bereitet, Peter aber, Rache dem Mörder gelobend, vor der Welt die Unthat verbirgt.

„Am Herzschlag starb Alexis Romanow". Diese Kunde wird dem Volke; denn Peter will nicht, daß durch einen Mord, der an „dem ihm wiedergeschenkten" theuren Sohne, vor seinen Augen in der sicheren Haft verübt wurde, sein Ansehen leide. Mit der Geschichte steht diese Darstellung wenigstens kaum in nachweisbarem Widerspruch, und Buchholz ist es gelungen, dergestalt doch ein aufführbares, wirksames Bühnenstück herzustellen, in dem über aller Verworrenheit und Rohheit der Barbarei Peter und Alexis als zwei groß angelegte Charaktere hervortreten. Neben ihnen können dann auch die mannigfachen intriganten Charaktere, Eudoxia, Katharina, Gleboff, Menzikoff, zum Abbild einer noch argen und wüsten Zeit zusammenwirkend, ihr Interesse beanspruchen, sowie andererseits die zarte Gestalt der den Prinzen wahrhaft liebenden Euphrosyne.

In Bezug auf die Behandlung der Sprache müssen wir dem Bearbeiter den Vorwurf wiederholen, daß er manche Wörter des Urtextes unnöthig und nicht zum Vortheil geändert hat. Wenn z. B. Gleboff sagt:

So werd' ich auf der Stelle
Verfertigen den König, der uns taugt,

so ist es sicherlich keine Verbesserung, wenn Buchholz anstatt „verfertigen" das Zeitwort „berufen" einsetzt; denn daß Gleboff den Fürsten nur als seine Puppe erwählen will, wird mit der Aenderung verwischt. Warum wird statt „des Knäbleins schwachen Schritt" „des Knaben u. s. w." geschrieben? So sind manche Stellen unnütz verändert. Im Uebrigen ist anzuerkennen, daß wieder mit feinem Bedacht Immermann's eigene Worte aus anderen Theilen des Stückes öfter herbeigezogen sind, um sie am passenden Orte zu verwerthen, und daß zumeist Aenderungen und Kürzungen des Textes mit dem richtigen Sinne vorgenommen wurden.

Zu dem ergreifenden Gesange der sterbenden Bojaren hat Mendelssohn noch die Musik geliefert. Daß der Epilog „Eudoxia" aber in seiner überkünstelten und undramatischen Sprache von dem Bearbeiter ganz bei Seite gelassen ward, ist nur zu loben.

Sowohl „Alexis", wie „Otto von Wittelsbach" haben wir am Münchener Hoftheater aufführen sehen. Dagegen ist die Darstellung von Molbech-Buchholz' „Dante" neuerdings durch die neueste religiöse Empfindlichkeit unserer Censur, welche unser Repertoire zu purificiren droht, fraglich geworden.

Aus älterer und neuerer Zeit besitzt die deutsche Bühne im Gebiete des ernsten Dramas genug Werke, die getrost die Probe einer Aufführung bestehen dürfen. Mit Einrechnung Shakespeare's haben wir ein so reiches Repertoire, daß es sogar schwer ist, oft genug alles Wichtige dem Publikum vorzuführen, und mit dem Mangel eigener Werke die Einschleppung ausländischer Waare zu entschuldigen, ist vergebliches Bemühen.

Gambetta's politische Reden.

Von Karl Walcker.

(Schluß.)

Gambetta's Volkswirthschaftspolitik war streng centralistisch, um nicht zu sagen ultracentralistisch. Er bezeichnete z. B. in seiner Grenobler Rede vom 26. Sept. 1872, Paris als den Kopf und das Herz des Vaterlandes. Angesichts solcher und ähnlicher Tendenzen bedeutet es nicht viel, daß Gambetta in einem vom 16. October 1871 datirten Schreiben an ein Mitglied des Generalraths des Departements Allier den Generalräthen das Studium und die Pflege der localen Bedürfnisse und Interessen empfiehlt, dieselben gleichsam zu permanenten Enquêtencommissionen machen will. Anerkennenswerther ist es, daß eine der ersten Maßregeln des Ministeriums Gambetta die Errichtung eines besonderen Ministeriums der Landwirthschaft war. Gambetta sprach sich gelegentlich für das Coalitionsrecht und Gewerkvereine (associations professionelles) der Arbeiter, für die Wahl einer Anzahl Arbeiter in die Deputirtenkammer und den Senat, für ein Bündniß der Bourgeoisie und der Arbeiter, der Städte und des Landes aus; ja, er gab sogar zu, daß die Aristokratie noch jetzt Frankreich Dienste leisten könne.

In der Grenobler Rede vom 26. September 1872 heißt es dagegen, in ganz Frankreich habe man ein neues Wählerpersonal des allgemeinen Stimmrechtes: die städtischen und ländlichen Arbeiter, denen die Zukunft gehöre, hätten begonnen, sich an der Politik zu betheiligen. Das sei ein charakteristisches Zeichen dafür, daß das Land sich an eine andere sociale Schicht wenden wolle, um mit der republikanischen Staatsform zu experimentiren (sic!), nachdem es viele andere Staatsformen versucht habe. Er, Gambetta, fühle und verkündige das Auftreten einer neuen socialen Schicht (d'une couche sociale nouvelle) in der Politik. In der Nationalversammlung wurde Gambetta am 12. Juli 1873 vom conservativen Abgeordneten de Kerdrel dieses geflügelten Wortes wegen heftig angegriffen. Gambetta entgegnete, der Ausdruck sociale Schichten sei schon vor ihm in der Nationalversammlung gebraucht worden, und er habe in Grenoble nur Thatsachen, die Folgen der großen französischen Revolution und der Einführung des allgemeinen Stimmrechts, constatirt. In der in Auxerre am 1. Juni 1874 gehaltenen Rede nahm Gambetta jenes geflügelte Wort in verschämter Weise zurück. Er erklärte, er habe nicht das „schlechte Wort die Classen" gebraucht, welches er überhaupt nie brauche; er habe nur von einer socialen Schicht gesprochen, die sich in allen Stockwerken (étages) der Gesellschaft gebildet habe. Das war offenbare Sophistik. In der Rede vom 12. Juli 1873 und in anderen Reden, z. B. in derjenigen vom 19. Mai 1881, kommt auch bei Gambetta der Ausdruck Classen wiederholt vor. In einem vom 24. September 1874 datirten Schreiben Gambetta's an ein Mitglied des Generalrathes des Departements Allier heißt es, die Betheiligung der neuen socialen Schichten, der kleinen Bourgeoisie, der Arbeiter und Bauern, an den öffentlichen Angelegenheiten habe sehr wohlthätig, aufklärend und ernüchternd, auf den demokratischen Geist gewirkt. Gambetta betonte

Digitized by Google

ferner Louis Blanc gegenüber mit Recht, daß es nicht eine sociale Frage, sondern unzählige sociale Fragen gibt, was Roscher ebenfalls hervorhebt. Es ist dagegen eine Uebertreibung, wenn der berühmte Redner am 12. December 1880 behauptete, Auguste Comte sei der mächtigste Denker des 19. Jahrhunderts gewesen.

In der Handelspolitik sprach Gambetta sich in vorsichtiger Weise für Handelsverträge, überhaupt für den Freihandel aus. Der rasche Sturz des Ministeriums Gambetta war zum Theil eine Folge der Eisenbahnpolitik, welche man von demselben erwartete. Die sechs großen, privilegirten, ihr Monopol nicht selten mißbrauchenden Eisenbahngesellschaften Frankreichs fürchteten, Gambetta werde die Rechte und Interessen des Staates und Publikums energisch wahrnehmen, oder gar die Bahnen verstaatlichen. Gambetta wünschte in seiner Festrede vom 10. Mai 1882 ironisch, daß die ganze Presse Frankreichs in der Eisenbahnfrage frei sein möge. Der Finanzminister im Cabinet Gambetta, Allain Targé, sprach sich noch schärfer aus. Er äußerte einmal in der Deputirtenkammer: „Wissen Sie, was diese Macht der großen Eisenbahngesellschaften ist? Sie ist die größte, die es in diesem Augenblicke in Frankreich gibt, nächst dem Staate und den Jesuiten.*)"

Gambetta plaidirte wiederholt, zum Theil in eingehender, ja halb schwärmerischer Weise für die Einkommensteuer, deren Schwierigkeiten und Schattenseiten er übersah. Er äußerte sich gelegentlich auch über die indirecten Steuern und über die sogenannte Rentenconversion. Er erklärte die Letztere am 18. September 1878 für noch nicht zeitgemäß.

Das Ministerium Gambetta wurde am 14. November 1881 ernannt und trat schon am 26. Januar 1882, also nach 73 Tagen, zurück. Die nächste Veranlassung dieses raschen und jähen Sturzes war die Niederlage, welche das Cabinet in der Listenwahl-Frage erlitt. Dazu kamen noch verschiedene andere Gründe, z. B. Gambetta's dictatorisches Wesen, seine Schwankungen zwischen den Radicalen und Gemäßigten, das erwähnte Fiasco, welches er am 16. August 1881 in Belleville gemacht hatte, die Gegnerschaft der großen Eisenbahngesellschaften, der Haß der ultramontanen Partei, der Einfluß der in Frankreich hinter den Coulissen so mächtigen ultramontanen Frauenwelt und Anderes.

Wenn man Gambetta's politische, meteorartige Laufbahn von 1868 und 1869 bis 1882 betrachtet, so muß man unwillkürlich an die Faustsage des deutschen Volksbuches denken, dessen Held sich dem Teufel verschrieb, mit Hülfe des Teufels große Dinge verrichtete, aber schließlich vom Teufel geholt wurde. Dieser Teufel, dem Gambetta sich gleichsam verschrieben hatte, war der Radicalismus von Belleville, überhaupt von Paris. Derselbe Gambetta, der so häufig und mit Recht feudalultramontane Rückfälle ins ancien régime, in die Zeit vor 1789, bekämpfte, machte sich, gleich bei seinem Eintritt ins parlamentarische Leben im Jahre 1869, eines noch weiter gehenden Rückschrittes ins Mittelalter schuldig, d. h. er ließ sich von seinen radicalen Belleviller Wählern ein sogenantes mandat contractuel oder, wie man gewöhnlich sagt, mandat impératif vorschreiben. Er berief sich dabei mit Unrecht auf die Instructionen (cahiers) der Mitglieder der Generalstaaten von 1789. Diese cahiers war eben ein mit dem innersten Wesen der modernen Volksvertretung unvereinbarer Rest des mittelalterlichen Ständewesens. Das politische Programm, welches Gambetta sich 1869 von seinen Belleviller Wählern octroyiren ließ, enthielt neben berechtigten, oder wenigstens discutabelen Forderungeu auch einige sehr extravagante Forderungen. Der Inhalt dieses Programmes wird von Reinach nicht vollständig mitgetheilt, aber der reactionäre Minister de Fourtou hielt Gambetta am 16. Juni 1877 in der Deputirtenkammer verschiedene Punkte des Programmes vor, uud Gambetta gab die Richtigkeit der meisten Citate Fourtou's zu. Der Minister hob unter der Heiterkeit der Rechten hervor, daß Gambetta, un ancien partisan de la guerre à outrance, 1869 seinen Wählern la suppression des armées permanentes, causes de ruines pour les finances et les affaires de la nation versprochen hatte. Der Exdictator von Tours gab dies zu, behauptete aber, im Programm habe es ferner geheißen: et leurs remplacement par les armées nationales. Fourtou entgegnete darauf, diese Worte hätten im Programm nicht gestanden. Dasselbe enthielt unter Anderem folgende Forderungen: Die Wahl der Maires durch das allgemeine Stimmrecht. Die Streichung des Cultusbudgets. Die Trennung der Kirche vom Staate. Die Einführung des allgemeinen, weltlichen, unentgeltlichen und obligatorischen Volksunterrichts mit Zulassung der begabtesten Schüler zum gleichfalls unentgeltlich zu ertheilenden höheren Unterricht. Die Ernennung aller öffentlichen Beamten durch Wahlen (d. h. also die Wahl aller Justizbeamten, Polizeibeamten ꝛc. auf Grund des allgemeinen Stimmrechtes!). Fourtou verlas ferner am 16. Juni 1877 in der Deputirtenkammer das Antwortschreiben, welches Gambetta 1869 an seine Belleviller Wähler richtete. Es heißt in demselben unter Anderem: „Bürger, Wähler! Ich nehme dies Mandat (soll heißen: diese Candidatur) an .... Ich schwöre diesem Vertrage Gehorsam und dem souverainen Volke Treue. Léon Gambetta, radicaler Candidat." Reinach gibt an einer anderen Stelle, im ersten Bande, den vollständigen Text der Réponse au cahier de mes électeurs. Man ersieht daraus, daß Fourtou der Kürze halber die Mitte des ziemlich langen, sich auch auf die cahiers von 1789 berufenden Gambetta'schen Schreibens weggelassen, indeß die wichtigsten Stellen, den Anfang und das Ende, wortgetreu mitgetheilt hat. Herr von Fourtou hatte ferner im Wesentlichen Recht, wenn er behauptete, Gambetta habe noch am 23. Mai (soll heißen am 23. April) 1875 in Belleville gesagt: „Gilt dieser Vertrag noch? Ja, der Vertrag ist noch immer da." Nach Reinach fragte Gambetta: „Gilt der Vertrag noch immer?" und die Wählerversammulung antwortete mit Ja! Ja! Bravos und anhaltendem Händeklatschen.

In grellem Widerspruche mit jenem mandat impératif von 1869, führte Gambetta in den 1870er und 1880er Jahren wiederholt in verschiedenen Reden aus, daß das allgemeine Stimmrecht erzogen und aufgeklärt werden müsse. Er sagte sogar 1881 démocratie c'est démopédie. Das Wort Demopädie ist offenbar nach Analogie der Cyropädie Xenophon's gebildet.

Am 10. August 1881 erließ das „republikanisch-radicale Comité" des 20. Arrondissements von Paris, d. h. Belleville's, ein sehr langes, von Gambetta ausdrücklich gebilligtes, bei Reinach abgedrucktes Wahlmanifest, in welchem es heißt, das Programm von 1869 müsse modificirt werden. Die schönen Träume vom Weltfrieden, von der Ersetzung der stehenden Heere durch nationale Milizen müßten aufgegeben werden. Die englische Decentralisation passe nicht für Frankreich, die Liga des Südens und die Liga des Westens hätten 1870/71 die französische Staatseinheit gefährdet. Das Comité wolle nur die administrative Decentralisation und die politische Centralisation u. s. w. Die meisten übrigen Ausführungen des Wahlmanifestes enthielten nur eine Art Quintessenz der Gambetta'schen Ideen und Reden der 1870er und 1880er Jahre. Dies Manifest wurde von den Radicalen Belleville's als Verrath am Programm und Vertrage von 1869 betrachtet, und sie rächten sich dafür durch die erwähnten Scandalscenen vom 16. August 1881. Trotzdem und trotz dem Fiasco des „großen Ministeriums" Gambetta hätte derselbe aller Wahrscheinlichkeit nach noch eine bedeutende politische Rolle gespielt, wohl früher oder später den Präsidentenstuhl der französischen Republik bestiegen, wenn er nicht im besten Mannesalter auf eine mysteriöse Weise um's Leben gekommen wäre. Nach Reinach hat sich Gambetta am 27. November 1882 im Versehen selbst mit einem Revolver verletzt. Es gibt indeß noch zwei andere Versionen. Nach der einen soll eine verlassene Geliebte Gambetta's auf ihn geschossen haben; nach der anderen Version soll er beim Versuche, eine verlassene Geliebte am Selbstmorde zu hindern, verletzt worden sein. Jedenfalls ist es Thatsache, daß Gambetta seit vielen Jahren ein Verhältniß mit einer Dame Léonie Léon hatte (die auch von Reinach als

*) Vgl. A. von der Leyen im Archiv für Eisenbahnwesen 1882 S. 387.

Digitized by Google

ergebene Freundin und Hausgenossin Gambetta's bezeichnet wird), daß er sie aber nach dem Tode ihres Mannes nicht heirathete, und daß der junge Mann, den er unter dem Namen Massabie in Leipzig und Dresden eine Zeit lang hat erziehen lassen, sein und der Madame Léon Sohn war. Es ist ferner eine Thatsache, daß Gambetta 1881 ein Reise nach Deutschland machte; es fragt sich indeß, ob die Zeitungsnachricht begründet ist, daß er dabei die beiden genannten Städte berührt hat.

Ein gewisser kosmopolitischer Zug lag, trotz der chauvinistischen Ader Gambetta's und seinem „Kriege bis auf's äußerste", von jeher in seinem Wesen. Schon am 14. November 1868 bemerkte er in seiner berühmten Baudin-Denkmal-Rede, der Proceß des 2. Decembers 1851, des Staatsstreiches Napoleon's III., werde stets in Paris, London, Berlin, in Newyork, in der ganzen Welt verhandelt werden, und überall werde das Gewissen der Menschheit dasselbe verurtheilende Verdict fällen. Andererseits finden sich in den späteren Reden Gambetta's seine bekannten Revancheideen, die übrigens manchmal absichtlich in eine gewisse orakelhafte Zweideutigkeit gehüllt sind, um für eine Friedens-, oder Kriegspolitik freie Hand zu lassen. Am 16. November 1871 äußerte Gambetta z. B., die Franzosen müßten niemals vom Auslande sprechen, aber immer fühlen lassen, daß sie an dasselbe denken; und in der Rede vom 18. April 1872 heißt es, die wahre Revanche sei die Reform der nationalen Sittlichkeit (la réformation de la moralité nationale). Am Grabe E. Quinet's meinte Gambetta am 29. März 1875, der Verstorbene habe schon vor 1870 mit prophetischem Blick hinter den nebelhaften und pedantischen Thesen der deutschen Universitäten die Invasion erschaut. Seit wann stellen die deutschen Universitäten als solche irgend welche Thesen auf? Gambetta spielte wahrscheinlich auf die Hegel'sche und Schelling'sche Philosophie der 1830er und 1840er Jahre an. Er wußte offenbar nicht, daß diese Standpunkte schon vor 1870 längst überwunden waren, und daß z. B. der Hegelianer Lorenz von Stein eine Geschichte der socialen Bewegung in Framkreich geschrieben hat, der, trotz den Mängeln des Stein'schen Werkes, weder die Franzosen noch ein anderes Volk etwas Ebenbürtiges an die Seite zu setzen haben.

In Cherbourg predigte Gambetta am 9. August 1880 mit folgenden Worten die Revanche, die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens: „Les grandes réparations peuvent sortir du droit: nous ou nos enfants pouvons les espérer . . ." Derselbe Gedanke kehrt in der Wahlrede wieder, welche Gambetta am 12. August 1881 in Belleville hielt. Er führte aus, es sei möglich, daß Frankreich ohne (!) Krieg auf dem Wege des Rechtes und der Gerechtigkeit Elsaß-Lothringen dereinst wieder erlangen werde. Ein in seiner Art so kluger Mann wie Gambetta kann unmöglich an eine solche Wiedererwerbung Elsaß-Lothringens im Ernste geglaubt haben. Er sprach aber zu radikalen Wählern, welche 1869 für die allgemeine Entwaffnung geschwärmt hatten, und spiegelte ihnen deshalb 1881 jene Fata Morgana einer bequemen, unblutigen Revanche vor. Gambetta's Phrasen vom „Rechte" Frankreichs auf Elsaß-Lothringen sind ähnlich unhistorisch, unlogisch und abgeschmackt, als wenn ein Franzose sagen wollte: „Frankreich hat ein Recht auf den Besitz von Hamburg, Bremen, Hannover, Amsterdam, Brüssel, Turin, Florenz und Rom; denn alle diese Städte haben unter Napoleon I. zu Frankreich gehört." Ja, mit gleicher Logik könnte ein Engländer behaupten, England habe das „Recht", von Frankreich die Herausgabe von Dünkirchen, Calais und Paris (!) zu fordern. Wurde Heinrich VI. von England doch 1430 in Paris zum König von Frankreich gekrönt.

Gambetta gab 1870 und später, z. B. 1876, zu, daß der Krieg von Napoleon III. provocirt worden war. Er stimmte indeß 1870 trotzdem für den Kriegscredit. Ja, er verstieg sich sogar 1871 in einer Leichenrede zu Bordeaux zu der Phrase, das Elsaß sei die traditionelle Wiege des französischen Patriotismus. Als ob die Franzosen zur Zeit der Jungfrau von Orleans und Bayard's keinen Patriotismus besessen hätten! Am 9. Mai 1872 äußerte Gambetta indeß in Paris gegenüber einer Elsässerdeputation, die er kurzweg zur race française (!) rechnete, sie hätten von den Deutschen eine höhere intellectuelle Cultur (une culture intellectuelle plus grande) entlehnt. Aehnlich heißt es in der Rede vom 28. Februar 1876, Frankreich müsse von England die Preß-, Versammlungs- und Preßfreiheit, von Deutschland die allgemeine Wehr- und Schulpflicht entlehnen. Die militärpolitischen Ansichten, welche Gambetta in seiner Belleviller Wahlrede am 12. August 1881 aufstellte, stehen übrigens zum Theil nicht bloß mit dem deutschen Vorbilde, sondern auch mit dem gesunden Menschenverstande im Widerspruch. Die Forderung des Redners, daß Niemand Finanzbeamter werden dürfe, der nicht mindestens ein Jahr Unteroffizier gewesen sei, ließe sich allenfalls durchführen, und die Herabsetzung der Dienstzeit der Soldaten auf drei Jahre wäre sehr wohl möglich; aber Gambetta's Forderung der ersatzlosen Aufhebung des allerdings reformbedürftigen französischen Einjährig-Freiwilligen-Institutes kann kaum ernst gemeint gewesen sein. Eine dreijährige Dienstzeit könnte man weder in Frankreich noch in einem anderen Culturlande den besitzenden und gebildeten Classen zumuthen und ihrer mächtigen Opposition gegenüber praktisch durchsetzen.

Reinach führt ferner die interessante Thatsache an, daß die französische Unterrichtsliga 1866 und 1867 im elsässischen Dorfe Beblenheim und in Metz entstand. Der Einfluß des deutschen Geistes ist dabei unverkennbar. Die Begründer der Liga, Männer mit echt französischen Namen, bedauerten in ihrem Manifeste vom 15. November 1866, daß in Frankreich nicht dieselbe Vereinsfreiheit existire, wie in Amerika, in der Schweiz, in Belgien, und selbst im Preußen des Herrn von Bismarck. Diese Liga hielt 1881 in Paris einen Congreß ab, auf dem Gambetta sprach und trotz seiner Galanterie den Umstand beklagte, daß Frau Rosen-Dufaure, eine eifrige Förderin der Liga (dem Anschein nach eine Belgierin) keine Französin sei. Er erinnerte an Beblenheim, die Wiege der Liga, und an Goethe's Wort: „Mehr Licht!"

1881 machte Gambetta eine Reise nach Deutschland. Als Zweck derselben gab er 1881 in seiner in Havre gehaltenen Rede das Studium der Handelshäfen von Bremen, Hamburg, Lübeck und Stettin an. Die Times behauptete indeß, Gambetta habe heimlich eine Zusammenkunft mit dem Fürsten Bismarck gehabt, um demselben seine friedlichen Absichten in Bezug auf das deutsche Reich darzulegen. Ich weiß nicht, ob diese von Reinach dementirte Nachricht begründet ist, oder nicht. Jedenfalls ersieht man aus dem Reinach'schen Werke selbst, daß Gambetta, in rühmlichem Unterschiede von vielen Franzosen, am 18. Juli 1882 in der Deputirtenkammer bei Gelegenheit einer Debatte über Aegypten mit verdienter Anerkennung von der auswärtigen Politik des Fürsten Bismarck sprach, der mit Unrecht als ein Feind Frankreichs betrachtet werde. Man müsse diesem ebenso charakterfesten (ferme) als sich selbst beherrschenden und zur rechten Zeit kühnen Politiker die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich nur mit Dingen beschäftige, welche direct das deutsche Interesse berühren. Man dürfe nicht in allen Combinationen und Affairen die Hand des Fürsten Bismarck suchen.

Die Reden Gambetta's enthalten überhaupt viel Material über die auswärtige Politik Frankreichs, über Tunis, Aegypten, Griechenland, Tonkin ꝛc. F. H. Geffcken behauptet im Schönberg'schen Handbuche der politischen Oeconomie, Gambetta habe 1882 lediglich aus Parteirücksichten die Verweigerung des geringen Credites von 10 Millionen Francs durchgesetzt, den das Ministerium Freycinet für Aegypten forderte, und der hingereicht hätte, um Frankreichs Condominium am Nil aufrecht zu erhalten. Am 4. Juli 1878 erklärte Gambetta dem Pariser Times-Correspondenten, eine französisch-russische Allianz sei seit dem Berliner Congresse von 1878 unmöglich, weil England und Oesterreich, England und Frankreich dieselben Interessen im Orient hätten. Er billige nicht alle Theile des Berliner Vertrages, aber er gehöre nicht zu den Gegnern des Congreßwerkes. Ja, Gambetta erklärte sogar am 18. Juli 1882 in der Deputirten-

Digitized by Google

kammer, daß man die französisch-englische Allianz um den Preis der größten Opfer aufrecht erhalten müsse.

Ein Gesammturtheil über den Menschen und den Politiker Gambetta wäre gegenwärtig verfrüht. Die Zukunft wird wahrscheinlich noch so manche wichtige Aufklärungen über die Coulissengeheimnisse der Parteikämpfe, der inneren und äußeren Politik Frankreichs zur Zeit Gambetta's bringen. Gewisse Licht- und Schattenseiten desselben können indeß schon gegenwärtig von der historischen Kritik constatirt werden, und zu den Lichtseiten Gambetta's gehört ohne Zweifel sein kosmopolitisch-culturfreundlicher, antiultramontaner,*) die hohe Bedeutung der deutschen und englischen Cultur anerkennender Zug, seine starke Betonung der Culturgemeinschaft der ganzen gebildeten Menschheit.

Feuilleton.

Das Gebot der heiligen Agnes.

Aus meinem römischen Skizzenbuch.

Von Richard Voß.

(Schluß.)

Wir kamen in Trastevere an, wo die Alte, die natürlich trotz ihres neapolitanischen Dialektes in Rom vollständig heimisch war, die Führung übernahm. In der Nähe der Marienkirche gelangten wir an unser Ziel, einem hohen, düsteren, ruinenhaften Gebäude. Wir traten ein, das Mädchen voraus, und gingen eine dunkle, steile, schmierige Treppe hinauf. Die Wohnung der Kupplerin lag im obersten Stockwerk und bestand aus einigen öden Kammern, die von leidlicher Sauberkeit waren. In der einen befand sich, beinahe den ganzen Raum einnehmend, eine mächtige eiserne Bettstelle, am Kopf- und Fußende mit großen blanken Schildereien bemalt, grell bunte Darstellungen aus einer Heiligenlegende. In dieses Gelaß trat das Weib mit uns ein; die Maske abwerfend, forderte sie den bedungenen Kaufpreis. Ich warf ihr das Geld hin. Ein Goldstück fiel zu Boden und rollte vor die Füße des Mädchens. Dieses that einen leisen Wehelaut, wich vor dem rollenden Metall zurück und flüchtete in eine Ecke, wo sie sich niederkauerte. Das Weib stürzte ihr nach, warf sich auf sie, schimpfte sie, schlug ihr in's Gesicht, wollte sie bei den Haaren in die Höhe zerren. Ich packte die Megäre, riß sie von ihrem Opfer fort, stieß sie zur Kammer hinaus und schloß hinter ihr ab. Sie pochte an die Thür, fluchend und schimpfend, und ihrem lebendigen Eigenthum drohend, es todt zu schlagen, falls es sich nicht gefügig bezeige.

Ersilia lag in ihrer Ecke auf den Knieen; beide Hände vor das Gesicht gedrückt, schien sie leidenschaftlich zu beten. Ich stellte mich, ihr den Rücken kehrend, an's Fenster, und schaute durch die trüben Scheiben wie durch einen Schleier hinaus. Ueber die Dächer und Kirchen Trasteveres hinweg sah ich auf Rom und die Campagna mit dem Albanergebirge und der Sabina; auf Sanct Peter und Vatikan, auf das ganze öde, wilde, herrliche Land bis zum Soracte. Von der sinkenden Sonne ging ein unirdischer, dunkler Glanz aus; wie Flammenschein lag es über Himmel und Erde. Es war so groß, so feierlich, so unsäglich erhaben. Mir ward es eng um die Brust. Mein Herz klopfte heftig, mein Blut stürmte durch die Adern, mein Athem ging schwer. Ich stieß das Fenster zurück, beugte mich weit, weit vor. Das Fenster ging auf einen dunklen Hof hinaus; gleich einem Abgrund that es sich unter mir auf. Unwillkürlich fuhr ich zurück. Dann stand ich und schaute zu, wie der Glanz erblaßte, wie die Dämmerung kam, wie die Schatten wuchsen. Hinter mir vernahm ich Seufzen, Schluchzen, Stammeln. Zuletzt ward es still.

Es dunkelte. So lange hatte es gewährt, bis ich von meinem schändlichen Entschlusse abgekommen. Ich wollte mit der Kupplerin reden, ihr die Sklavin abkaufen, sie freigeben, sie zu rechtlichen Leuten bringen. Ich wollte sie retten; wenigstens vor mir. Es war vielleicht der erste gute Entschluß meines Lebens, meinen entflammten Begierden abgerungen.

Ihr mitzutheilen, daß sie vor mir bewahrt bleiben sollte, daß ich sie auch vor Anderen bewahren wollte, wandte ich mich um. Sie hatte sich erhoben und stand am Fußende des Bettes, mit einem solchen eigenthümlich verklärten Ausdruck, einem so leuchtenden, verzückten Blick, wie ich ihn nur auf Bildern von Schwärmerinnen und Märtyrerinnen gesehen. Erst nachdem ich sie eine Weile voller Befremden betrachtet (was sie gar nicht zu bemerken schien), erkannte ich, worauf sie in so unbeschreiblicher Weise hinsah; nicht anders, als habe sie eine Vision.

Es waren die Malereien am Bette. In roher, aber für eine kindliche Phantasie gewiß packender Weise, waren auf den blechernen Tafeln zwei Scenen aus dem Martyrium der heiligen Agnes dargestellt. Das erste Gemälde zeigte, wie die Heilige zum Richtplatz geführt ward. Zwei Henkersknechte rissen ihr das strahlende Gewand ab, der Eine griff begehrlich nach ihrer entblößten Schulter, aber der Andere drängte ihn fort. Die junge Märtyrerin that keine Bewegung, sich gegen die rohen Hände zu schützen, ja, sie schien gar nicht zu empfinden, daß diese sich nach ihrem jungfräulichen Leib ausstreckten. Ihr Antlitz war freudig verklärt zum Himmel aufgehoben, um ihr Haupt schimmerte bereits eine matte Gloriole. Auf dem zweiten Bilde wurde der Märtyrerin das Haupt abgeschlagen. Sie starb in Verzückung, die ganze Gestalt von einem goldigen Gewölk umflossen. Auf beiden Darstellungen erschien in dem geöffneten Himmel die Madonna und schaute lächelnd der Schändung und Enthauptung ihrer Jüngerin zu.

Da das seltsame Geschöpf meine Gegenwart gänzlich vergessen zu haben schien, so rief ich sie an: „Ersilia!"

Sie fuhr zusammen, als wäre sie aus tiefem Schlafe geweckt worden, wandte ihren Blick langsam von den Bildern ab, mir zu, und sah mich an; immer noch mit verklärtem Ausdruck. Ich sagte;

„Du bist ja plötzlich ganz verändert. Was ist Dir widerfahren?"

Sie antwortete mit hohem Ernst und so leise, daß ich sie kaum verstehen konnte: „Ach, die Bilder."

„Was ist's damit?"

„Es ist das Martyrium der heiligen Agnes, Herr; die heilige Agnes, Herr, ist meine Schutzpatronin. Ich habe sie gebeten, mir beizustehen, da hat sie mir die Bilder gezeigt."

Was meinte die Schwärmerin? Ihr Gebahren kam mir so sonderbar vor, daß ich an Verstellung dachte. Vielleicht spielte sie die Fromme. Aber aus welchem Grunde? Vielleicht war überhaupt Alles nur Komödie, eine zwischen Kupplerin und Dirne abgekartete Sache, um die Waare kostbarer zu machen. Ich mußte dahinter kommen. So begann ich denn von Neuem:

„Wie kann die heilige Agnes Dir die Bilder erst gezeigt haben, da sie doch immer an dem Bette waren, darin Du gewiß schon seit langer Zeit schläfst."

„Nein, Herr."

„Wie?"

„Als ich gestern hier hereingeführt wurde, habe ich die Bilder nicht gesehen. — Die heilige Agnes hat sie mir erst heute gezeigt; seht, wie schön sie sind."

„Warum soll gerade die heilige Agnes sie Dir gezeigt haben?"

„Weil ich zu ihr gebetet habe, mir kund zu geben, was ich thun soll."

„Was also sollst Du thun?"

„Ach, Herr — —"

*) Mit der obigen Bemerkung soll übriges nicht Alles gebilligt werden, was Gambetta und manche Gambettisten, namentlich Paul Bert, auf dem Gebiete der Kirchen- und Schulpolitik gesagt, gethan und gelassen haben.

Digitized by Google

Sie hatte mit derselben leisen, kaum verständlichen Stimme, aber mit vollkommener Ruhe und Sicherheit gesprochen, wie von der unerschütterlichen Ueberzeugung durchdrungen, daß die heilige Agnes für sie ein Wunder gethan. Nur meine Frage: was die Heilige ihr zu thun geboten? hatte sie in Verwirrung gebracht. Theils um sie von ihrer fixen Idee abzubringen, theils um mehr von ihr zu erfahren, setzte ich das Gespräch fort:

„Höre, Ersilia — —"

Sie hatte sich wieder den Bildern zugewendet; ihr Wesen fiel mir mehr und mehr auf; das Starre aus ihren Zügen war verschwunden, so daß ich erst jetzt sah, wie reizend sie waren — der Kopf einer Psyche! Psychenhaft waren auch die schlanken Linien des Halses, mußte die zarte schmächtige Büste sein.

„Also, Ersilia, höre — —"

Sie sah mich nicht an, aber ich merkte, daß sie aufhorchte.

„Jene Frau, jenes Weib — —"

Ein Schauer überlief sie; etwas von jenem früheren, entgeisterten Ausdruck kehrte auf ihr Gesicht zurück. Mit gesteigerter Inbrunst blickte sie auf das Martyrium der Heiligen.

„Jenes Weib ist natürlich nicht Deine Tante?"

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Deine Eltern sind auch nicht todt?"

„Mein Vater ist todt."

„Aber Deine Mutter?"

„Meine Mutter — —"

Ein Laut wie ein Stöhnen.

„Deine Mutter lebt?"

Sie hauchte ein Ja.

„Deine Mutter — Ersilia, Deine Mutter hat Dich jenem schändlichen Weibe überlassen?"

Sie darauf eben so leise, mit einem unsäglich schmerzlichen Ton wie unterdrücktes Schluchzen:

„Meine Mutter ist arm, meine Mutter ist krank — am Fieber. Und vier junge Geschwister. Madonna! Der Checco, und die Pepina. Die weinten, als das Weib mich von ihnen fortnahm. Sie hängten sich mir um den Hals und wollten mich nicht gehen lassen. Ich versprach, ihnen aus Rom Ciambelli mitzubringen. Da lachten sie."

Sie fuhr sich mit der Hand — ein solches winziges, schmales, blasses Kinderhändchen — nach dem Herzen, ein Bild des Schmerzes und der Hülflosigkeit. Ich betrachtete sie schweigend, nicht wissend, was ich aus ihr machen, was ich von ihr denken sollte. Dann begann ich von Neuem:

„Deine Mutter, Ersilia — —"

Sie hob den Kopf und seufzte tief auf.

„Deine Mutter hat Dich doch gewiß lieb gehabt?"

„Ja, ja, ja!"

„Warum hat sie Dich dann fortgegeben?"

„Was sollte sie machen? Wir wären Hungers gestorben."

„Konntest Du nicht arbeiten?"

„Sie wollten mir Nichts zu arbeiten geben, weil ich gar so jung und so schwach wäre. Und meine Mutter immer krank und meine kleinen Geschwister immer hungrig! Wir hungerten Alle. Ach, Herr, Herr, wenn ich doch wieder hungern könnte! Als ich gar nicht mehr aus noch ein wußte, flehte ich zu meiner Schutzpatronin, der heiligen Agnes. Die heilige Agnes erschien mir im Traume und sagte mir, daß sie mir helfen wollte und befahl mir, zu gehorchen. Tags darauf kam jene Frau zu uns und bot meiner Mutter hundert Skudi für mich und ich bat meine Mutter, mich ihr mitzugeben: die heilige Agnes hätte es mir geboten. Als ich fortging, bekamen meine Geschwister satt zu essen: Maccaroni und Minestra."

Sie schwieg und ich dachte: es ist Alles Verstellung, es ist Alles Lug und Trug! Ich glaube kein Wort davon. Dann rief ich ihr zu:

„Höre, Ersilia, Du hättest in ein Kloster gehen sollen."

Sie fing nur das Wort Kloster auf; es war zu dunkel, als daß ich den Ausdruck ihres Gesichtes hätte erkennen können, aber ihre Stimme klang ganz feierlich:

„Ach, Herr, das Kloster!"

„Was weißt Du davon?"

„Ach, Herr, hätte ich im Kloster bleiben können, bei den guten Schwestern."

„So warst Du dort?"

„Freilich, Herr, bis zu meinem dreizehnten Jahre. Weil die Mutter gar so arm war, nahmen die Nonnen mich auf. Im Kloster war es schön! Die liebe Madonna und die guten Heiligen! Ach, und die Legenden — —"

Ich dachte: Ist das eine Heuchlerin! Das schmeckt allerdings nach dem Kloster. Und dann Dirne werden — — Pfui!

Die Nacht hing wie ein schwarzer Vorhang vor dem Fenster, aus der Tiefe drang das Geräusch der großen Stadt herauf, in Trastevere sang das Volk und spielte dazu die Guitarre. Und jetzt, dem geöffneten Fenster gerade gegenüber, ging hinter dem Monte Cavo der Vollmond auf, so glühend roth, als stiege die große glänzende Scheibe aus einem Ocean von Blut empor. Ich näherte mich dem Mädchen. Wenn sie war, was ich vermuthete, so konnte ich mein Gewissen beruhigen, so hatte ich nicht nöthig, großmüthig zu sein, so — —

Aber ich wollte noch besser erkennen. Ich sagte:

„Also die Legenden haben Dir so gut gefallen; und nun hat die heilige Agnes Dir die hübschen bunten Bilder gezeigt. Weißt Du denn, was sie darstellen?"

Sie war ruhig stehen geblieben und wandte mir das Antlitz zu. Bei dem matten Glanz des aufsteigenden Mondes sah das feine bleiche Gesicht beinahe unirdisch aus.

„Du kennst die Legende von der heiligen Agnes, Ersilia?"

Geheimnißvoll flüsternd erzählte sie mir die fromme Begebenheit:

„Sie ist eine reine Jungfrau gewesen und sollte den heiligsten Glauben abschwören. Weil sie aber nicht davon lassen wollte, haben die Heiden sie zum Tode verurtheilt. Solches ließ Gott zu, auf daß sie selig werde und heilig. Und damit Alles, was über sie bestimmt worden, an ihr sich erfülle, haben die Männer, die sie richteten, sie zuvor ihrer Jungfrauenschaft beraubt und darnach sie getödtet. Heilige Agnes, Fürbitterin, bitte für mich!"

Der Mond beleuchtete jetzt ihre ganze Gestalt, ein feiner weißlicher Glanz umwob sie. Ich beschloß, sie jetzt vollends zu ergründen. Je nach dem Ergebniß wollte ich dann sogleich gehen, oder — bleiben. Ich sagte:

„Höre, Ersilia: wenn ich jetzt zu der schändlichen Frau ginge, und ihr verspräche, die hundert Skudi, die sie Deiner Mutter für Dich gezahlt, ihr wieder zu geben und noch fünfzig dazu; und wenn ich Dich dann nach Frosinone zurückbrächte, zu Deiner Mutter und Deinen Geschwistern, dem Checco und der Pepina — — Wie? Du willst nicht? Du willst nicht wieder zu Deiner Mutter zurück? Du willst bei der Seelenverderberin bleiben? Du willst das schändliche Handwerk, das sie Dich lehren will, betreiben? Willst Du, Ersilia?"

Sie schwieg. Also wirklich Alles Komödie! Ich wäre gegangen; aus Entrüstung, aus Widerwillen, aus Ekel. Wäre sie nur nicht das idealste Modell für meine gefesselte Sclavin gewesen. Ich schwöre es Ihnen zu: der Künstler hielt mich zurück, nicht der Wüstling. Noch einen letzten Versuch wollte ich machen.

„Rede, Ersilia,"

„Ach, Herr — —"

„Was?"

„Sie läßt mich nicht fort. Gestern war Einer hier, ein Schrecklicher, ein wahrer Teufel! Der bot ihr für mich noch viel, viel mehr. Aber sie wollte nicht. Ihr kennt sie nicht, Herr. Das hilft Nichts, lieber Herr. Es ist mir so bestimmt worden und wie es mir bestimmt ward, muß es sich an mir erfüllen."

„Welcher Unsinn! Woher kommt Dir diese Weisheit?"

Sie hob ihre Hand, sie streckte den Arm aus. Feierlich stand sie da im Mondesglanz. Dann wiederum geheimnißvoll flüsternd:

„Die heilige Agnes, Herr, meine liebe Schutzpatronin. Als ich vorhin zu ihr betete und nicht aus noch ein wußte, hat sie mir geboten, daß ich an mir geschehen lasse, wie es an ihr geschehen ist."

Digitized by Google

„Mädchen, Du belügst mich!"

„Nein, Herr."

„Du bist eine ganz abgefeimte — —"

„Herr?!" Das voll höchsten Staunens, als begriffe sie mich gar nicht.

„Du solltest noch tugendhaft sein?"

„Ach, lieber Herr, ja."

„Du hättest noch nie einem Manne angehört?"

„Nein! Nein!"

„Dann also noch jungfräulich wie die heilige Agnes selber gewesen."

Ich verspottete, ich verhöhnte sie. Aber sie schien es gar nicht zu bemerken. Ernsthaft entgegnete sie mir: „Ja, Herr."

„Dann sage mir: warum thatest Du, als ich Dich heute mit dem Weibe traf, so verzweifelt, als ob Du von Sinnen wärest? Jetzt bist Du ganz ruhig, ganz heiter."

„Heute Nachmittag wußte ich noch nicht, was die heilige Agnes mir gebieten würde."

„Davon sei still! Höre, Erfilia — —"

„Herr?"

„Graut es Dir immer noch vor mir?"

Sie blickte mich an, lange, lange. Es war ein seltsamer, ein unvergeßlicher Blick. Dann schüttelte sie leise den Kopf. Sie sah in diesem Augenblick unsäglich liebreizend aus. Ich näherte mich ihr, um sie an mich zu ziehen; sie wich nicht mehr vor mir zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Tag graute, als ich erwachte. Wo befand ich mich? Langsam kam mir die Erinnerung zurück: Die Erinnerung an das wunderlichste Erlebniß, an die wundersamste Liebesnacht. Ich schloß meine Augen wieder und stellte mir das süße Geschöpf vor, das ich in meinen Armen gehalten, ich stellte mir das Leben vor, das ich mit ihr führen wollte, mit ihr der Holdesten, Reinsten! Ich wollte sie zu mir nehmen; nicht einen Tag länger sollte sie bei dem schändlichen Weibe bleiben, um jeden Preis wollte ich sie von der Seelenverderberin loskaufen. Mein sollte sie sein, mein allein.

„Erfilia, Liebste — —"

Ich flüsterte mit geschlossenen Augen ihren Namen; aber sie antwortete nicht. Ich streckte meine Hand aus, ich wollte sie an mich ziehen. — — Neben mir war das Bett leer. Ich ermunterte mich, erhob mich, schaute mich um. Sie war auch nicht in der Kammer. Ich stand auf, kleidete mich hastig an und wollte hinaus. Der Riegel an der Thüre war gar nicht zurückgeschoben worden. Aber das Fenster stand offen. Allmächtiger Gott!

Ich stürzte hin, beugte mich hinaus. Drunten, tief drunten, auf dem Pflaster des Hofes, sah ich eine weiße Gestalt — — —

Heil'ge Agnes, bitte für sie!"

Aus der Hauptstadt.

Das neue Museum für Völkerkunde.

Am 18. December ist durch einen feierlichen Act das Ethnologische Museum an der Ecke der Königgrätzerstraße und des über kurz oder lang zu erwartenden Durchbruchs der Zimmerstraße eröffnet worden, und eine beschränkte Anzahl des den Zwecken dieser wissenschaftlichen Anstalt näher stehenden Publikums hat bisher Gelegenheit gehabt, sich mit den neuen Räumen und einem Theil der in ihnen aufgespeicherten Schätze vertraut zu machen. Mit einem kräftigen, säulengetragenen Rundbau vorspringend und mit den wuchtigen Sandsteinmassen seiner langen Seitenflügel das zierliche benachbarte Kunstgewerbemuseum schier erdrückend, trägt der ganze Bau den soliden Charakter eines echt wissenschaftlichen Instituts, das sich absichtlich von aufdringlichem Prunk fern hält. Die streng constructiven Formen der italienischen Frührenaissance unterstützen diesen Eindruck, indem sie die architektonische Gliederung scharf hervorheben, ohne sich viel um ornamentale Vermittelung zu kümmern. Schmucklos wie das Aeußere, ist das Innere. Wenn man die Stufen zu der mächtigen, von Doppelsäulen getragenen Vorhalle hinaufgeschritten, befindet man sich drei Doppelthüren gegenüber, die in einen ellipsenförmigen Kuppelraum führen. Den äußeren Bogenöffnungen entsprechend, gewähren fünf Rundbogen einen malerischen Durchblick, rechts und links auf die in das erste Stockwerk führenden Treppen, in der Mitte auf einen fächerförmigen, glasüberdeckten Lichthof. Von diesem ausgehend schließen sich die Ausstellungsräume zu einem unregelmäßigen Viereck zusammen, dessen einzelne Seiten je einen mächtigen Saal von 15 Meter Breite bei verschiedener Länge bilden. Dieselbe Anordnung findet sich in allen drei Stockwerken wiederholt. Fügen wir nun noch hinzu, daß sich im Erdgeschoß Dienstwohnungen, Werkstätten und Lagerräume, über der Rotunde eine Aula mit amphitheatralisch ansteigenden Sitzplätzen für 200 Zuhörer und um diese herum Arbeitszimmer für die Assistenten und die Bibliothek befinden, so ergibt sich schon aus dieser gedrängten Uebersicht der Raumvertheilung, in wie eminent praktischer Weise sich die bewährte Architektenfirma Ende und Böckmann mit den an einen Museumsbau zu stellenden Anforderungen abgefunden hat. Besonders die Beleuchtungsfrage ist geradezu mustergiltig gelöst. Sämmtliche Säle erhalten durch zwei mächtige Fensterreihen Doppellicht, das nirgends störend wirkt, da die Mittelreihe der hohen Ausstellungsschränke, durch innere Scheidewände getrennt, sich nach beiden Seiten hin öffnend, eine Kreuzung desselben verhindert. Auch der Feuersicherheit ist in denkbar vollkommenster Weise Rechnung getragen. Die Bedachung besteht aus Holzcement über einer einen halben Stein starken Wölbung zwischen Eisenträgern. Ueber den Wellblechdecken der Säle liegt eine Betonschicht und über dieser ein Fußboden aus Mettlacher Thonplatten. Auch für das Gerippe der Ausstellungsschränke hat man mit Rücksicht auf die Sicherheit der in ihn aufbewahrten Schätze der Eisenconstruction den Vorzug gegeben.

Nachdem wir somit der praktischen Anlage des Ganzen unsere Anerkennung gezollt, wird die Frage erlaubt sein, ob man derselben nicht zu Ungunsten des decorativen Elements zu große Concessionen gemacht. Schon beim Eintritt in die Rotunde durchschauert uns die ganze Eiseskälte strenger Wissenschaftlichkeit, Cottaer Sandstein und Weissenstädter Granit sind recht achtbares, solides Material, aber in ihrer Zusammenstellung mit Messing und matter Vergoldung ergeben sie eine Farbenscala, die kühl wirkt, kühl bis in's Herz hinein, so sehr, daß selbst Otto Lessing's Phantasie sich für die malerische Ausstattung der Kuppel mit salviatischem Glasmosaik nur bis zur Darstellung eines blauen, winterlich wirkenden Sternenhimmels erwärmen konnte. Unter den bekannten Bildern des Thierkreises, die von einer Mitternachtssonne schwach beleuchtet werden, haben sich die am Firmament vertretenen Gottheiten ein frostiges Rendezvous gegeben. Venus, Jupiter, Merkur, Mars, Diana, Apollo, Chronos, sie Alle sind mit den hergebrachten Attributen erschienen um — vor Kälte blau zu werden. Dem prächtigen Material des farbigen Glasstiftes ist hier unserer Meinung nach Gewalt angethan. Die Mosaiktechnik drängt ihrer ganzen Eigenart und Entwickelung nach auf scharf umrissene Zeichnung der Einzelfigur und auf leuchtende Farbenpracht. In diesem Kuppelbilde löst sich Alles in einen blauen, unschönen Gesammtton auf. Und was haben schließlich die nebelhaften Sternbilder mit der so ausgesprochen irdischen Wissenschaft der Völkerkunde zu thun? Die Beziehungen zwischen Himmel und Erde spielen natürlich auch in der Ethnologie eine Rolle, aber der Thierkreis, wie die Sternbilder sind für dieselben viel zu äußerliche, vor Allem aber bedenklich verbrauchte Symbole. Auch der sich um die Trommel der Kuppel ziehende Figurenfries leidet an charakterloser Allgemeinheit, die sich technisch in der grauen Schattirung auf matträthlichem Fond ausspricht. Erstgeburt, Hausbau, Erziehung, Ausfahrt, in der Fremde, in der Heimath, das Vermächtniß, das Alles sind Formen, in denen sich das allgemein menschliche Dasein vollzieht, aber die Völkerkunde ist auf die Erforschung der Sondertypen gerichtet, sie verlangt farbige Bilder des Völkerlebens, wie es sich unter verschiedenen Himmelsstrichen herausgebildet. Gegen die zwischen diesen Scenen in farbigen Medaillons ausgeführten Allegorien der Religion, der Gesetzgebung, des Ackerbaues, der Industrie, des Handels, der Wissen-

Digitized by Google

schaft und Kunst läßt sich inhaltlich nichts einwenden, in der Darstellungsform sind sie fast ausnahmslos verunglückt. Unter all' diesen Frauengestalten findet sich nicht eine einzige Idealfigur und der ausgesprochenste Realist wird doch nicht umhin können, für die Verkörperung abstrakter Ideen eine gewisse über das irdische Maaß hinausgehende Schönheit der Erscheinung in Anspruch zu nehmen. Die ältliche Dame, von Todtenschädel, Rabe und Eule umgeben, ist wahrlich nicht geeignet, einen Jünger der Wissenschaft zu verlocken, und auch der Ackerbau verkörpert sich seiner Bedeutung nach recht ungenügend in einem müden Bauernmädchen mit Sense und Pflugschar.

Aus dieser Farbenöde sehnt sich das Auge heraus, ohne an der malerischen Gruppirung und Verschiebung der architektonischen Formen des großen Lichthofes Genüge zu finden, ja es empfindet selbst das wenig harmonische Roth der Treppenwände als eine angenehme Unterbrechung. Ob und wie diesem Mangel an Farbe abzuhelfen ist, muß natürlich den sachverständigen Kreisen überlassen bleiben, vielleicht läßt sich durch discrete Anbringung von Stoffdraperien der Gesammteindruck der Vorräume heimlicher und wohnlicher gestalten.

Gegen die schmucklose Ausstattung der eigentlichen Ausstellungssäle wird sich wenig einwenden lassen, da hier, wie schon bemerkt, die Forderungen genügender Beleuchtung und Feuersicherheit als zunächst maßgebende Factoren aufgetreten sind. Eine reichere Decorirung der eisernen Träger und eine angemessene Verkleidung der nichts weniger als schönen Wellblechdecken dürfte allerdings besagten Forderungen keinen erheblichen Eintrag thun.

Daß sich unsere ethnologische Sammlung im Laufe der Zeit zu einer der reichsten aller Länder entwickelt hatte, war ein offenes Geheimniß, so lange es an einem angemessenen Local zur Aufstellung derselben fehlte. Aus der Kunstkammer hervorgegangen, fristete sie lange Zeit ein kümmerliches Dasein, im Museum, in Monbijou und im königlichen Schlosse vertheilt. Uebersichtlich zusammengestellt und geordnet präsentirt sie sich nun in überraschender Fülle und Reichhaltigkeit. Im Parterregeschoß befinden sich links in zwei Sälen die vaterländischen Sammlungen aus der Mark Brandenburg und die prähistorischen Gold- und Silberfunde aus verschiedenen Ländern und Landestheilen, rechts die Schliemannschenkung, die trojanischen und mykenischen Fundstücke umfassend. Das erste Stockwerk enthält in acht Sälen die afrikanischen, amerikanischen und australischen Sammlungen. Was besonders in der ersten der genannten Abtheilungen an ethnographisch wichtigen Schätzen aufgehäuft ist, erscheint wohl geeignet, uns mit Stolz und Hochachtung für deutschen Forschermuth zu erfüllen. Es sind glänzende Namen, die uns überall von den Etiquetten der einzelnen Ausstellungsgruppen entgegenleuchten. Neben Barth, Nachtigal und Schweinfurth machen ihre jüngeren Nacheiferer, Flegel, Pogge, v. Francois, Ludwig Wolf und Büchner Figur. Die Sammlung der mexikanischen Alterthümer, in Saal II, III und V aufgestellt, findet in ihrer Reichhaltigkeit und Vollständigkeit nirgends ihres Gleichen. Im zweiten Stockwerk ist man mit der Ordnung und Aufstellung der indischen, chinesischen und japanesischen Objecte beschäftigt und das dritte ist für die Aufnahme der anthropologischen Sammlungen bestimmt.

Schon jetzt darf man ohne Uebertreibung aussprechen, daß kein anderes Land so übersichtlich geordnete, der Wißbegier des Publikums und dem Forschungseifer des Gelehrten in solcher Lichtfülle sich darbietende ethnologische Schätze aufzuweisen hat, aber uns will bedünken, als habe das ganze Institut von vorne herein mehr unter der Aegide der gestrengen Göttin Pallas Athene, als unter dem Schutze ihrer Schwestern, der Musen, gestanden. Das Museum der Griechen war nicht allein für die exclusiven Zusammenkünfte der Zunftgelehrten bestimmt, es zeigte schon durch seine äußere Ausstattung, daß seine Säulengänge sich der Gesammtmasse der Bildung und Belehrung Suchenden öffneten. Das Antlitz der Dame Wissenschaft ist ernst, aber wenn sie gefallen will, muß sie sich ihrer weiblichen Eigenschaften erinnern und selbst die kleinen Hülfsmittel der Koketterie gelegentlich nicht verschmähen.

Wenn irgend eine Wissenschaft zum Eindringen in weitere Volksschichten prädestinirt ist, so ist es die Ethnographie. Ferne Gegenden und fremdartige Volksstämme reizen schon die Phantasie des Kindes, und was kann schließlich dem Erwachsenen interessanter sein, als die Erscheinungsformen, unter denen sich das menschliche Leben bei verschiedenen Daseinsbedingungen manifestirt? Aber dieses Interesse will gereizt und genährt sein. Dem Auge des Gelehrten offenbaren sich überall Unterschiede, wo der gebildete Durchschnittsmensch nur eine Anhäufung wesentlich gleichartiger Objecte sieht und ermüdet nach einem Ruhepunkt für sein Anschauungsvermögen sucht. Wir haben der übersichtlichen Anordnung und Aufstellung unserer ethnologischen Schätze unsere Anerkennung nicht versagen können, der Fachmann wird sich aus dem Entzücken über die Fülle des Materials in ein tiefgehendes Verständniß hinüberretten, der sogenannte Gebildete — und ihm gebührt volle Berücksichtigung seiner Ansprüche — wird sich hoffnungslos unter dieser Masse von Urnen, Thonfiguren, Lanzenspitzen und Holzschnitzereien verirren. Was er verlangt, ist Anschauung, die sich nicht durch massenhafte Aneinanderreihung von Einzelobjecten, sondern durch eine seiner Phantasie entgegenkommende Gruppirung erreichen läßt. Hundert Broncering und Spiralen sagen ihm nicht so viel, als ein einziges Modell eines Hünengrabes, ein Pfahlbau im kleinsten Maßstabe vergegenwärtigt ihm das Leben seiner Vorfahren besser, als zehn Feuersteinbeile und Pfeilspitzen. Will man den Zweck eines Museums für Völkerkunde voll und ganz erreichen, dann mache man aus ihm nicht allein eine Stätte streng fachwissenschaftlichen Studiums, sondern man komme dem Anschauungs- und Abwechselungsbedürfniß des größeren Publikums entgegen. Die weiten Ausstellungsräume bieten Platz genug, um die langen Aneinanderreihungen gleichartiger Einzelobjecte zu unterbrechen und hier und da eine Gruppirung von Gebrauchsgegenständen zu bilden, die einen Einblick in das Alltagsleben der verschiedenen Völkertypen in Haus und Gemeinde, in Krieg und Frieden gewährt. Wenn dabei gelegentlich der Phantasie und dem ästhetischen Sinn Spielraum gelassen wird, so dürfte das dem ernst wissenschaftlichen Charakter des Instituts kaum schaden.

Georg Malkowsky.

Dramatische Aufführungen.

Die Zauberin am Stein.

Volksdrama in vier Aufzügen von Franz Nissel.

Das Ostend-Theater scheint sich der mit dem Schillerpreis Gekrönten besonders annehmen zu wollen: auf Wildenbruch's kraftvolles Glaubensdrama läßt es jetzt seines Schicksalsgenossen markloses Volksstück folgen. Wir wissen nicht, ob dieses letzterwähnte Werk von besonderem Einfluß auf das Urtheil der Schiller-Preisrichter gewesen ist, oder ob sie hauptsächlich die anderen Dramen Nissel's im Auge hatten, als sie ihm die Auszeichnung für seine dramatische Thätigkeit zuerkannten; auf jeden Fall kann die „Zauberin" eine ausdrückliche Hervorhebung innerhalb der neueren dramatischen Literatur nicht beanspruchen, denn sie zeigt, neben großen sprachlichen und scenischen Vorzügen, im Ganzen eine Künstlichkeit in der Composition und eine Unklarheit in der Handlung, welche ihre unmittelbare und kräftige Wirkung arg beeinträchtigen.

Das Hexenmotiv ist sehr beliebt in der neueren Literatur; in Romanen, Novellen und Dramen, die zum Theil von bedeutenden Autoren herstammen — ich erinnere nur an Freytag, Storm, Hans Hoffmann, Fitger — ist der tragische Conflikt benützt worden, zu welchem in geistesdunkler Zeit der Aberglaube der Menge und die vorzeitige Aufklärung Einzelner so häufig geführt haben. Wir sehen in den meisten dieser poetischen Schöpfungen unschuldig Leidende, deren unverdientes, hartes Schicksal unser Herz erbeben macht; die tragische Schuld wird nicht ihnen aufgebürdet, sondern den Verhältnissen und Vorurtheilen, in denen sie leben; sie kämpfen als Märtyrer der Geistesfreiheit den aussichtslosen, aber erhebenden Kampf gegen den Aberglauben und die Thorheit ihrer Umgebung und gehen unter als echte, tragische Helden, die mit ihrem Tode nur die Schuld ihrer Zeit, nicht aber eine persönliche, bezahlen.

Anders faßt Nissel, dessen Drama älter ist als Fitger's „Hexe",

Digitized by Google

Freytag's „Markus König" und Storm's neueste Hexennovelle, dieses Problem an. Er läßt seine Zauberin schuldig sein, zwar nicht schuldig der Zauberei und übernatürlicher Künste, aber des Hochmuthes und des frevelhaften Spieles mit dem abergläubischen Wahne des Volkes. Margarethe, die Wirthin „am Stein" ist als junges Geschöpf aus ihrem hader- und schuldvollen Elternhause entflohen und bei einem Einsiedler in geheimnißvollen Künsten und Wissenschaften erzogen worden. Als sie nach dem Tode der Eltern heimkehrt, um ihr Erbe, das Wirthshaus am Traunsee, anzutreten, lastet auf ihr der Fluch des Elternhauses, die Verachtung und das böse Mitleid des Volkes. Sie sucht durch segensreiche Wirksamkeit, durch Krankenpflege und Heilkunst, die Liebe ihrer Landsleute zu erringen, aber sie erntet nur Argwohn: ihre Kunst macht sie verdächtig, sie wird gemieden und gefürchtet und in ihrem selbstgefälligen Hochmuth zieht sie das Letztere dem Geliebtwerden vor und verbreitet absichtlich den Glauben an ihre Zauberkraft. Hierbei ist zu bemerken, daß diese Motivirung für das seltsame Auftreten der Hexe in den früheren Acten erst durch ihr Selbstbekenntniß im letzten Acte gegeben wird, daß also bis dahin der Zuschauer vor demselben psychologischen Räthsel steht, wie es das Landvolk am Traunsee zu lösen hatte, und daß hierdurch eine besondere Unklarheit in das ganze Gefüge des Dramas kommt. Denn das Wesen der dramatischen Spannung besteht doch sicherlich nicht in der Kunst, dem Publikum drei Acte hindurch ein Räthsel aufzugeben, das im vierten errathen wird.

Die Zauberin wird von Franz, dem reichen Müllerssohne, an das Krankenbett seiner Schwester gerufen und fährt mit ihm, begeistert durch seine aufopferungsvolle Liebe für jenes Mädchen, über den stürmischen See dahin. Zwischen Sturmestosen und Wellengebraus keimt die Liebe Beider zu einander empor; sie bricht bald bei dem Jüngling in hellen Flammen aus, aber das hoheitsvolle Mädchen, das er liebt, ist ja die Zauberin. Sie sagt ihm selbst mit keinem Worte, daß sie es nicht ist, sie läßt sich von dem Müller, nachdem das kranke Kind gerettet ist, vom Hofe weisen und schlägt, als der Jüngling ihr nacheilt, die von ihm ihr dargebotene Hand mit leidenschaftlicher Wildheit aus, nachdem sie mit ebenso glühender Leidenschaft an seinem Hals gehangen. „Zu seinem Besten", so sagt sie, „schwöre ich, daß ich niemals sein Weib werden will." Auf jeden Fall meint sie, daß er den Fluch, der auf ihr lastet, nicht theilen soll. Aber auch dies muß man erst errathen; die Motivirung dieser stürmischen Liebesscene ist unklar bis zur Unverständlichkeit.

Der verschmähte Liebende irrt als Verwahrloster in den Bergen umher; Margarethe, verlassen von Allen, selbst von ihrer alten Magd, muß zu der Verachtung, die das Volk auf sie häuft, noch das Elend der eigenen Erkenntniß tragen, daß sie den Geliebten unglücklich gemacht habe. Die Eltern des Jünglings kommen und flehen sie um ihre Hülfe, um Lösung des Zaubers, an. Sie soll, wie sie dem Sohne Liebeswuth angehext habe, ihm nun den Haß gegen sich selbst einflößen, damit er heimkehre. Wieder bricht bei diesem Ansinnen ihre Wildheit und ihr Stolz hervor. Sie flucht dem alten Müller, sie droht ihm mit allen Uebeln, die eine Hexe erzeugen kann. „Sterben sollst Du", so schreit sie, „daß Du dieses von mir verlangst; Feuer soll auf Dein Haus herabregnen — wenn ich eine Hexe bin, und Seuche Dein Vieh verderben — wenn ich eine Hexe bin." Dieser Conditionalsatz am Schlusse des Fluches ist für ein Volksstück wirklich zu fein und dialektisch angelegt, und wiederum steht man am Ende dieses dritten Actes vor dem ungelösten Räthsel der Persönlichkeit der Zauberin. Der Bösewicht des Stückes, ein früherer Liebhaber, dem sie einstmals den Tod am Galgen prophezeit hat und der nun von Rachegefühl gegen sie erfüllt ist, hört diese Drohungen Margarethens und schleicht, als der Vorhang fällt, mit den Worten davon: „Nun weiß ich, wie ich sie verderben kann."

Margarethe will in der Nacht nach diesem Vorgange entfliehen; sie will sich in der Einsamkeit verbergen, um Niemandem mehr durch ihr fluchbeladenes Dasein zu schaden. Als sie bei dem mitternächtigen Schlage der Glocke eben ihr Haus zu verlassen im Begriffe steht, bemerkt sie einen Feuerschein: die Mühle brennt. Sie eilt hinaus, um Hülfe wachzurufen, aber das Volk steht, ohne eine Hand zu rühren dabei: „Was Hexenkunst angesteckt hat, können wir nicht retten." Sie sinkt zusammen unter dem schweren Verdachte; schon stürmt auch der Müller herbei mit seinen Knechten, um die Hexe zu fangen. Aber Franz entreißt sie dem wüthenden Volke, schlägt den Nächsten nieder und flieht mit ihr in die Berge. Dort finden beide den Feind Margarethens, den Bösewicht des Stückes. Er hört das Bekenntniß der Zauberin, daß sie nie Hexenkünste gekannt, sondern nur mit dem Wahne des Volkes gespielt habe, er bekennt vor dem Volke, das nun mittlerweile auch herangekommen, daß er die Mühle angesteckt habe. Die Zauberin steht gerettet, gesühnt da — aber sie hat Gift genommen und stirbt sogleich nach ihrer Rehabilitation in den Armen ihres Geliebten.

Die Schwächen des Stückes werden in dieser kurzen Inhaltsübersicht deutlicher hervorstechen, als es vielleicht beim Anhören desselben der Fall ist. Denn eine schöne, edle Sprache und ein höchst geschickter Scenenbau täuschen oft genug über sie hinweg. Gleichwohl wird auch der Nichtreflektirende über die höchst mangelhafte Motivirung der Handlungsweise der Heldin nicht hinwegkommen können. Stolz und Hochmuth streiten in ihr jederzeit mit Aufopferungsfähigkeit und Nächstenliebe; plötzliches Aufwallen tiefer Leidenschaftlichkeit, dann wieder ein kühles, fast pessimistisches Ueberlegen; Begeisterung für ihre Kunst und geheime Wissenschaft und dann wieder Abscheu vor der merkwürdigen Rolle, die sie dadurch vor der Welt spielt, tauchen auf und nieder, und drei Acte hindurch schwankt ihr Bild nur in nebelhaften Umrissen vor unseren Augen, bis es sich im vierten durch ihr Selbstbekenntniß zu schönerer Reinheit herausbildet. So kommt es, daß wir eine wirkliche Sympathie nicht für die Titelgestalt fassen können und daß wir in unserem Fühlen gerade so hin- und herschwanken, wie in unserem Urtheile.

Die — übrigens sehr wenigen — Nebenfiguren des Stückes sind durchweg besser und schärfer charakterisirt und boten für die Darsteller des Ostend-Theaters keine sonderlichen Schwierigkeiten dar, so daß die Aufführung des Stückes eine recht lobenswerthe genannt werden kann, denn auch Fräulein Lenau als Margarethe zeigte sich als eine Künstlerin, die trotz der spröden Rolle, doch mit Verständniß und Leidenschaft die Hauptpartien wiedergab. Nur der Bösewicht des Herrn Kanow müßte etwas gemildert werden; es wird einem ja angst und bange bei seinem fürchterlichen Zähneknirschen und großartigen Augenrollen. O. B.

Notizen.

Liebesmärchen von Emil Ertl. (Leipzig, Liebeskind.). — In geradezu prachtvoller, mit reichstem Bilderschmuck verzierter Ausstattung bietet sich uns das Erstlingswerk eines jungen österreichischen Poeten dar. Ertl steht noch ganz im Banne Baumbach's, sowohl was Auffassung der Dinge als Behandlung der Sprache betrifft. Leider konnte er sich von Geziertheiten und Süßlichkeiten nicht immer frei halten, was eben die Wirkung so mancher Skizzen in bedenklicher Weise beeinträchtigt. Er zeigt aber so viele liebenswürdige Seiten seines Talents, daß wir von dessen Reife wirklich Gutes erwarten dürfen. Sehr sinnig ist „Das größte Leid"; minder gelungen trotz hübscher Ansätze „Das Herz aus Eisen"; hier möchte Ertl mit Hauff in die Schranken treten. Sehr schön ist „Rübezahl", hier zeigt Ertl's Talent so recht seine Wahlverwandtschaft mit Baumbach. Zu den besseren Skizzen gehören ferner „Der Stöckelvater" und „Duseldumm und Augentrost". Das Buch dürfte namentlich seiner glänzenden Ausstattung wegen große Beachtung in der Damenwelt finden.

E. W.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,

Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Londinismen — **Slang und Cant** — ein Wörterbuch der **Londoner Volkssprache**, sowie der üblichsten englischen **Gauner-, Matrosen-, Sport- und Zunft-Ausdrücke** ꝛc. ꝛc. Nebst einer geschichtlichen Uebersicht der **Quellen**, mehreren Musterstücken und einer kurzgefaßten Grammatik. Ein Supplement zu allen englisch-deutschen Grammatiken und Wörterbüchern von **H. Baumann**, Master of Arts of London University, Headmaster of the Anglo-German School, London. — 352 Seit. 8°, brosch. 4 ℳ; eleg. geb. 4 ℳ 60 ₰.

Langenscheidt'sche Verl.-Buchh., Berlin, SW. 11.

Wer seine Kinder an den langen Winterabenden angenehm beschäftigen, sie **ruhig und artig** sehen will, der kaufe einen der berühmten

● **Patent-Steinbaukasten.** ●

Der Erfolg ist ein **überraschender**, wie jeder bestätigen wird, der gesehen hat, mit welchem Eifer die Kinder **immer und immer wieder mit den farbigen Steinen** bauen. Man hüte sich vor **wertlosen Nachahmungen** und achte auf nebenstehende Fabrikmarke. Reichillustrierte Preislisten mit vielen Gutachten angesehener Pädagogen senden auf Verlangen gratis und franko

F. Ad. Richter & Cie.,
Rudolstadt, Wien, Olten (Schweiz), Rotterdam, London E.C., 1. Railway-Place, Fenchurch-Street.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schiller**, Werke m. Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Hlbfrzbdn. nebst: **Lessing**, Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. und **Goethe**, Sämmtl. Werke. Vollständigste Ausg. letzter Hand. 55 Bde. zusammen 40 ℳ. — **Schlosser**, Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch**, 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes**, übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske**. 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue**, Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

☛ Soeben erschien im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in **Erfurt** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Von der roten Erde.

Westfälische Dorfgeschichten und andere Erzählungen

von

Otto Weddigen.

Preis elegant broschiert 3 Mark.

Der durch seine Dichtungen schon in weiteren Kreisen bekannte Verfasser bietet in seinem vorliegenden neuesten Werke eine Sammlung trefflicher Erzählungen, die nicht verfehlen wird, das Interesse jedes Freundes der „roten Erde" zu erregen und sich recht sehr als **passendes Festgeschenk** eignen dürfte.

Soeben erschien die von der Wissenschaft seit 2000 Jahren vergeblich gesuchte Lösung der

Quadratur des Kreises

geometrisch dargestellt v. **O. Widemann**, Ing. **Berlin, Hlge. Geist Str. 4, I. im Selbstverlag. Preis 1 Mark.**

Eduard Kühl's Verlag in Bautzen.

Soeben erschien:

Dämmerstunden.

Gedichte von **Clemens Drache.**

Eleg. brochirt 1 ℳ 50 ₰. Eleg. geb. 2 ℳ 40 ₰.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Schmidt, Alex., Shakespeare-Lexicon. A complete dictionary of all the english words, phrases and constructions in the works of the poet. Second edition. **2 Vols.** Mk. 24.—, geb. Mk. 29.—

Deutscher Kalender.

30 Originalzeichnungen von **Emil Doepler d. J.** und einleitender Text von

Preis 1 Mark. **Julius Wolff.** **Preis 1 Mark.**

Verlag von **Reinhold Kühn** in **Berlin W.**, Leipziger Str. 115.

Wichtige Ankündigung einer **Wohlfeilen Ausgabe** der vorzüglichsten sprachwissenschaftlichen à 4 ℳ 50 ₰. = **Werke** von **Prof. Dr. Aug. Boltz.** = (früher 7 ℳ 50 ₰.)

Vorschule d. Sanskrit. Hülfs- u. Uebungsbuch für Jedermann, besonders für **Lehrer moderner Sprachen.** ℳ 4. 50.

Beiträge z. Völkerkunde aus Wort u. Lied. 8 Abhandlungen u. Vorträge **nebst Sammlung v. über 100 Dichtungen in 20 Sprachen u. Dialekten** i. Urtexte u. metr. Uebersetzg. ℳ 4.50.

Im selben Verlage erschien: **Prof. Ldg. Frauer** (Stuttgart).

Lehrbuch d. althochd. Sprache u. Literatur. **Für höhere Schulen u. z. Selbstunterricht.** 25 Bogen. gr. 8°. ℳ 4. 50.

Wichtige Novität! Soeben erschienen! **Ernst Weigand's**

Die Wurzeln d. musikal. Ausdrucks. **Eine reine Klangtheorie,** auf Grund **seiner neuen Notation.** M. 9 Taf. ℳ 3.

„Weigand's „Reine Klangtheorie" legt den Grund zu einer wirklich musikwissenschaft-„lichen Schule .... etc. *(Wiesbadener Presse.)*

„Ein Werk ... welches der, in der **musikal. Wissenschaft herrschenden Zerfahrenheit,** ein „Ende zu machen wohl geeignet ist ... etc. *(Darmstädter Tagblatt.)*

„Ihre Erforschungen (recherches) sind **unbedingt sehr scharfsinnig** .... und hätten Sie „den Stein der Weisen gefunden, so würden Sie nicht die Freude haben, die Ignoranten und „diejenigen zu überzeugen, **welche aus Denkfaulheit** (esprit de paresse) **jede Neuerung** zurück-„weisen, und sei sie die sonnenklarste Wahrheit! *(Prof. Marmontel, Paris.)*

Durch jede Buchhandlg. od. **direct** von **Ernst Kern's Verlag, Oppenheim a/Rh.**

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 15. Januar 1887. Band XXXI.

CORNELL UNIVERSITY, FEB 1 1887 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Militärvorlage und der Reichstag. Von Major a. D. Victor Kurs. — Das Telephon in Gegenwart und Zukunft. Von Gustav van Muyden. — **Literatur und Kunst:** Wilhelm Scherer und seine Goethe-Aufsätze. Von Bruno Gebhardt. — Die letzten Bände von Janssen's Geschichtswerk. Von K. Jentsch. — **Feuilleton:** Humoristische Nemesis. Von Albert Roderich. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: Gespenster. Familiendrama in drei Aufzügen von Henrik Ibsen. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Zum allerletztenmal Jaques Saint-Cère. Von Paul Heyse. — Inserate.

Die Militärvorlage und der Reichstag.

Von Major a. D. Victor Kurs.

Infandum regina jubes renovare dolorem. So begann vor etwa 13 Jahren in dieser Zeitschrift einer ihrer Mitarbeiter seine Besprechung der damaligen Militärvorlagen, und unter der „Königin" dürfte er die Redaction der „Gegenwart" verstanden haben. Vielleicht denkt das deutsche Publikum, welches die Reichstagsverhandlungen über die jetzige Vorlage liest, ähnlich, nur daß es je nach seinem politischen Standpunkt die Reichsregierung meinen mag, die eine verfrühte Erneuerung des Septennats und mehr Mannschaften als bisher verlangt, oder die Reichstagsmajorität, die keine dieser Forderungen ganz zu erfüllen gedenkt und selbst ihre theilweise Erfüllung von Bedingungen abhängig gemacht wissen will, deren Acceptirung nach Ansicht der Reichsregierung eine Schwächung derselben Wehrkraft bewirken würde. Je nachdem der Einzelne den Gründen „der Reichsregierung" — um diesen kurzen Ausdruck statt des richtigeren „der verbündeten Regierungen" beizubehalten — oder der Reichstagsmajorität mehr Gewicht beilegt, wird er in dieser oder jener den Friedensbrecher erblicken, der „den unsäglichen Schmerz" — den Kampf um die Höhe und Dauer des für das deutsche Heer von der Volksvertretung zu Bewilligenden und um die Art der Zusammensetzung und Ausbildung des Heeres — zu erneuern gebietet.

Die Reichsregierung sagt: Deutschland ist wegen seiner geographischen Lage gefährdeter, als einer seiner beiden mächtigsten Nachbarn, Frankreich und Rußland; denn es lassen sich Fälle denken, in welchen es von zwei Seiten, nämlich von eben diesen beiden Nachbarreichen zugleich, angegriffen werden kann, während diese nur eine als bedroht ansehbare Grenze haben. Durch die Verstärkung ihrer Heeresmacht in Frieden und Krieg, welche Frankreich und Rußland in weit höherem Maße als Deutschland seit Jahren haben eintreten lassen, ist derjenige Vorsprung, den Deutschland durch die seit längerer Zeit eingeführte allgemeine Wehrpflicht wenigstens vor Frankreich voraus hatte, mehr als eingeholt, und selbst im Bunde mit Oesterreich wird Deutschland in absehbarer Zeit erheblich schwächer sein, als seine Nachbarn. Deshalb ist eine Verstärkung unserer Heeresmacht im Frieden nothwendig, die eine entsprechende oder vielmehr vervielfältigte Verstärkung im Kriege sicherstellt. Daß diese Sicherstellung möglichst bald, und zwar schon ein Jahr vor Ablauf der Giltigkeit der jetzt für die Heeresformation maßgebend gewesenen Normen eintrete, ist durch die schon gegenwärtig vorhandene Spannung der politischen Lage geboten.

Das Maß der Verstärkung spannt die individuellen Kräfte der deutschen Nation nicht mehr an, als sie es in dem Anfang der 70er Jahre waren; wir überweisen ja genau so viel Rekruten weniger der Ersatzreserve, wie wir in das Heer einstellen, nämlich in Preußen und den „eng verbundenen" Contingenten 11,853, in Sachsen 1662, in Württemberg 405 und in Bayern 1473, zusammen 15,393 Mann. Wir würden gern die Verstärkung dauernd bewilligt sehen, begnügen uns aber mit einer Bewilligung auf sieben Jahre, weil diese Zeit genügt, um feste Rahmen für die Neuformationen zu geben. — Eine gesetzliche Beschränkung der Dienstzeit für die Infanterie können wir nicht zulassen, da in zwei wichtigsten Dienstzweigen — der Ausbildung im Schießen und der im Patrouillendienst — die Erfahrungen zu stark dafür sprechen, nur für die bestausgebildeten Leute auf das dritte Dienstjahr zu verzichten. Der Vergleich mit früheren Zeiten kann uns in dieser Ueberzeugung nicht wankend machen, da damals in allen Dienstzweigen weit geringere Anforderungen gestellt werden konnten als jetzt. — Um die neuen Truppenkörper — 31 Infanterie- resp. Jägerbataillone, 24 Batterien (Feld-) Artillerie, 9 Compagnien Eisenbahntruppen, 1 Compagnie Pioniere, 14 Compagnien Train — sofort aufstellen zu können, sollen für diese außer etwa 9500 Ersatzrekruten Leute von zweijähriger Dienstzeit mit herangezogen werden. Der Rest der Ersatzrekruten soll in vorhandene Truppentheile, soweit diese einer Verstärkung bedürftig sind, eingestellt werden.

Nicht so einfach sind die Deductionen der Parteien wiederzugeben, aus denen sich die Reichstagsmajorität ad hoc zusammensetzte. Vorweg ist jedoch zu bemerken, daß der Werth jener Deductionen durch zwei Umstände erheblich herabgemindert wird. Erstens nämlich ist die Majorität, soweit dies die Commissions- und Plenarberathungen haben erkennen lassen, keine so große, daß sie an und für sich imponiren könnte. Zweitens gehören dieser Majorität Parteien an, die wohl die Zahl der Opponenten, nicht aber das Gewicht der Argumente derselben verstärken. Denn daß ein von der Berechtigung der Existenz und der Tendenzen seiner Partei überzeugter elsässer Protestler, Däne, Pole, Welfe oder Socialdemokrat nicht auch aus Abneigung gegen das deutsche Reich in seiner jetzigen Gestaltung und Verfassung, sondern nur aus den Gründen, die bisher von Vertretern der Majorität gegen die Vorlage in's Feld geführt sind, sich den Gegnern dieser letzteren zugesellt, das glaube, wer kann. — Jene Gründe nun sind etwa die folgenden: Frankreich stellt jährlich weniger Rekruten ein als in den Motiven der Regierungsvorlage behauptet ist; desgleichen ist die Friedenspräsenz- wie Kriegsstärke seines Heeres geringer als behauptet. Rußland hat seit Annahme des letzten

Digitized by Google

deutschen Septennats zwar seine Rekrutenziffer, nicht aber seine Friedenspräsenz erhöht. Das Bündniß mit Oesterreich-Ungarn verstärkt die Wehrkraft des Deutschen Reichs im Verhältniß von 2:3, also von 3 auf 5. Von einer für Deutschland nachtheiligen Aenderung der politischen Lage ist Nichts bekannt, von einer acuten Gefahr für Deutschland ebensowenig. Keinesfalls darf der Reichstag eine solche Gefahr anerkennen, ehe ihm vom Auswärtigen Amt durch einen Vertreter desselben eine Mittheilung darüber gemacht ist. Die Vorlage belastet das deutsche Volk in personeller Beziehung zu bedeutend, indem auf die nächsten sieben Jahre etwa 15,400 Rekruten jährlich mehr als bisher eingestellt und außerdem 1887/88 über 20,000 Mannschaften, die zwei Jahre gedient haben, zur Ableistung eines dritten Dienstjahres herangezogen werden sollen. Vor Allem aber ist die finanzielle Belastung unerträglich; denn nicht genug, daß durch die Neuformationen, die Kasernirungsbauten u. s. w. einmalige Ausgaben in sehr beträchtlicher Höhe entstehen, so verursacht die jährliche Unterhaltung der erhöhten Rekrutirung einen dauernden Mehraufwand von zwanzig Millionen Mark, wobei einige offenbar nothwendige Ausgaben noch nicht einmal mit gerechnet sind. Es ist endlich gar nicht abzusehen, woher diese Ausgaben gedeckt werden sollen; denn die Finanzlage des Deutschen Reichs ist eine sehr ungünstige.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß einerseits die vorstehende Aufzählung keine erschöpfende ist und daß andererseits nicht jedes Mitglied der Oppositionsparteien die gesammte Argumentation, wie sie hier wiedergegeben, zu der seinigen gemacht hat. Immerhin ist es zu verwundern, daß eine Coalition von Oppositionsparteien, aus deren Schooß diese Argumente — die kurz dahin zusammenzufassen wären: Eine Vermehrung der Rekrutenziffer ist in militärischer Hinsicht unnöthig, in finanzieller verderblich — vorgebracht wurden, nicht rund und nett erklärt hat: Wir beantragen, dem vorliegenden Gesetzentwurf die Zustimmung zu versagen und es bis zum Ablauf des bisherigen Septennats, also bis zum 1. April 1888, beim Alten zu belassen. — Wenn statt dieser einfachen Antwort Beschlüsse — in der Commission — zu Stande gekommen sind, die einer theilweisen Erfüllung der Forderungen der Regierungsvorlage entsprechen, so kann der Grund für dieses prima facie überraschende Resultat nur darin gesucht werden, daß die bedeutendsten beiden Oppositionsparteien ihrer Wählerschaften nicht vollständig sicher sind, oder daß sie die Ueberzeugung von der Unangreifbarkeit ihrer eigenen Argumente nicht in derjenigen Festigkeit besitzen, die sich im Ton und Inhalt der Reden ihrer Führer markirte. Wenn es aber schon überraschen konnte, daß in der Reichstagscommission Vermittelungsvorschläge gemacht wurden und Annahme fanden, so war jedenfalls das Ergebniß der gesammten Verhandlungen der Commission noch weit überraschender. Ihre 1. Sitzung hielt die Commission, die durch Plenarbeschluß vom 4. Dec. v. J. mit der Durchberathung der Regierungsvorlage betraut worden war, am 9. und ihre letzte (8.) vor den Ferien am 17. Dec. Weder der Antrag Huene — Bewilligung der projectirten Neuformationen für die Specialwaffen sowie der geforderten neuen fünf Infanterie-Regimenter vom 1. April 1887 bis 31. März 1890, und der beantragten Verstärkungen für alle Truppentheile sowie von 16 Infanterie-Bataillonen auf ein Jahr, nämlich bis zum 31. März 1888 — noch der Antrag Stauffenberg — Bewilligung der gesammten Neuformationen und Verstärkungen (nach Abzug der Zahl der Einjährig-Freiwilligen) bis zum 31. März 1890 unter principieller Festsetzung zweijähriger Dienstzeit für die Infanterie — erlangten die Majorität; der durch ein Compromiß der Deutsch-Freisinnigen und des Centrums in der 8. Sitzung endlich zur Annahme gebrachte Antrag der Commission ging vielmehr dahin, statt der pro 1887/94 geforderten Präsenzstärke von 468409 Mann eine solche von 450,000 bis zum 31. März 1888 und eine solche von 441,200 Mann von da ab bis zum 31. März 1890 — ohne Anrechnung der Einjährig-Freiwilligen — zu bewilligen; die Differenz zwischen den beiden letzteren Quoten (8800 Mann) sollte einer für ein Jahr bewilligten Neuformation von 16 Bataillonen Infanterie und außerdem den etwa temporär nöthig erscheinenden Verstärkungen in den Grenzdistricten, die Differenz zwischen der Quote von 441,200 und der bisher gesetzlich fixirten von 427,274 Mann den übrigen in der Regierungsvorlage beantragten Neuformationen entsprechen, wobei freilich 468,409 weniger 450,000 resp. 441,200 = 18,400 resp. 27,209 Mann an der Präsenzstärke, wie sie die Vorlage beantragte, fehlten. In der zweiten Lesung — dieselbe fand nach einer achtzehntägigen Pause statt, welche vom Berichterstatter der Commission zur Herstellung der ersten 32, ziemlich splendid gedruckten Seiten des Berichts benutzt werden konnte — hatten sich die Ansichten soweit geklärt, daß zwar „vom 1. April 1887 ab" die Neuformirung aller Specialformationen und jener fünf Infanterie-Regimenter und eventuell „vom 1. April 1887 bis 31. März 1888" die Neuformirung von weiteren 16 Infanterie-Bataillonen genehmigt, eine neue Festsetzung der Präsenzstärke oder deren Gültigkeitsdauer aber gar nicht beliebt wurde. Mit diesem wunderbaren Ergebniß der Berathungen seiner Commission tritt der Reichstag, während diese Zeilen in den Druck gehen, in die zweite Plenarlesung der Vorlage. In welcher Weise der Torso, den die Commission dem Plenum übergeben hat, von diesem ergänzt werden wird, ist um so schwerer vorauszusagen, als der Reichskanzler, wie zu erwarten, in die Debatten eingegriffen hat; wie die Parteiverhältnisse im Reichstage sich einmal zugespitzt haben, kann dieses Eingreifen das Schicksal der Regierungsvorlage ebensogut verschlimmern als verbessern. Wegen dieser Schwierigkeit der Voraussage muß hier eine retrospective Betrachtung genügen.

Diese mag zunächst an die obenbezeichneten Argumente der Gegner der Vorlage anknüpfen. Daß Mitglieder des Deutschen Reichstags mit dem Kriegsministerium Rußlands oder Frankreichs Verbindungen haben sollten, die sie mit authentischen Material in Bezug auf die Armeen dieser Staaten versähen, ist nicht anzunehmen; vielmehr werden die Reichstagsmitglieder ihre Informationen, soweit sie denen der Reichsregierung widersprechen, aus Zeitungen oder Zeitschriften beziehen. Daß sie indeß im Stande wären, das in solchen gebotene Material in derjenigen Vollständigkeit zu sammeln und mit derjenigen fachmännischen Kritik zu sichten, wie das im Generalstab geschieht, ist ebensowenig wahrscheinlich, wie es wahrscheinlich ist, daß von Seiten der Commission der Reichsregierung in ihrer amtlichen Eigenschaft tendenziös die Stärke der genannten Staaten übertrieben dargestellt werde. Mag daher Einzelnes auch wirklich anfechtbar sein, was jene Commissare vorgebracht haben, im Ganzen — das dürfte nur von Wenigen bestritten werden — wird man ihren amtlichen Darlegungen, nach welchen eine dauernde Verstärkung unserer Heeresmacht nothwendig ist, wenn anders diese nicht sehr in Nachtheil gerathen soll, Glauben schenken müssen.

Etwas weniger klar steht es mit demjenigen Theil der Motivirung der Vorlage, der auf die gegenwärtige politische Situation Bezug nimmt. Man braucht von Militärangelegenheiten herzlich wenig zu verstehen, um einzusehen, daß eine am 1. April 1887 bewirkte Vermehrung der Rekrutenzahl für einen Frühjahrs- oder Sommerfeldzug 1887 von wenig oder keiner Bedeutung ist. Vielleicht aber liegt die Frage so: Haben bestimmte politische Ereignisse im Spätherbst 1886 stattgefunden, die die Gefahr einer Kriegskoalition gegen Deutschland so nahe erscheinen ließen, daß man, um der Wiederkehr ähnlicher Constellationen gegenüber besser gerüstet zu sein, sich zu einer thunlichst raschen Vermehrung der Rekrutenzahl entschloß? Diese Frage wird man — ganz abgesehen von bekannt gewordenen Aeußerungen hoher Personen — vielleicht schon zu bejahen geneigt sein, wenn man sich der amtlichen Aeußerungen der Reichsregierung und ihrer Organe erinnert: „Die Situation ist nicht soweit gereift, um von deutscher Seite her amtlich und öffentlich besprochen zu werden." Der Reichskanzler kann „aus dem Gebiete der bisher nicht öffentlich bekannt gewordenen Situation Nichts hinzufügen, was gegenwärtig ohne Schaden für unsere auswärtigen Beziehungen und für den allgemeinen Frieden gesagt werden könnte." Die — hier — unterstrichenen Worte deuten jedenfalls auf ganz bestimmte Vorkommnisse. —

Digitized by Google

Daß die Durchführung der Regierungsvorlage durch die Einziehung von über 15,000 Rekruten mit mindestens 30monatlicher durchschnittlicher Dienstzeit die nationale Productionskraft ungleich mehr schädigt, als durch die etwa achtzehnwöchentliche Einziehung derselben Leute als Ersatzreservisten, ist ebenso klar, wie der fernere finanzielle Nachtheil der Vorlage, daß das Reichsbudget mit über 20 Millionen Mark dauernden Mehrausgaben belastet werden würde. Da aber vom rein finanziellen Standpunkt aus jede, auch die weitestgehende Beschränkung der Präsenzziffer — und diese hängt ja von dem Rekrutencontingent wesentlich ab — ebenso willkommen sein würde, wie vom rein militärischen Standpunkt aus ihre weitestgehende Erhöhung, so muß die Frage dahin präcisirt werden, ob die Mehrausgabe überhaupt noch erträglich erscheint und ob sie im Verhältniß steht zu der durch sie erreichten Erhöhung der Sicherheit des Reiches nach außen.

Was nun den ersten Punkt anbetrifft, so fallen zwar bekanntermaßen alle Zusammenstellungen über die Heeresausgaben der einzelnen größeren Reiche, auf den Kopf der Bevölkerung reducirt, zu Gunsten des Deutschen Reiches aus, allein dem gegenüber kann man immer noch einwenden, das Deutsche Reich sei ein im Ganzen nicht reicher Staat und der Reichsangehörige trage neben seinen Staatslasten noch erhebliche andere Lasten, die bei anderen Staaten in den Staatsabgaben mit stecken. Es wird daher die Frage lieber so zu stellen sein: Ist die Mehrausgabe von 47 Pfennig pro Kopf und Jahr im Vergleich zu der jetzigen von 9 Mark 53 Pfennig wirklich so sehr beträchtlich, daß man, um sich ihr ganz oder theilweis zu entziehen, derjenigen Vermehrung der Sicherheit unserer Grenzen entbehren möchte, die die Vorlage binnen wenig Jahren schafft? — Und was den hiermit eben schon berührten zweiten Punkt anbetrifft: Erreichen wir wirklich durch jenes Plus an jährlichem Geldaufwand eine entsprechende Vermehrung unserer Sicherheit? Bedenkt man, daß die Durchführung der verstärkten Rekrutirung uns im Laufe des Septennats ein Mehr von mindestens 80,000 Mann, und zwar in ordnungsmäßig gegliederten Truppenkörpern, zuführen würde, so wird man auch hierüber nicht viele Zweifel mehr unterhalten können.

Es fragt sich nur, ob nicht eine geringere Einstellung von Rekruten in das Heer, bei gleichzeitiger Ausbildung des Restes in der Ersatzreserve, genügen dürfte. Aber das ist nicht ganz der Weg, den die Reichstagscommission eingeschlagen hat. In ihrer ersten Lesung erniedrigt sie die vorgeschlagene Erhöhung der Präsenzziffer für das erste Jahr um 18,409, für die beiden folgenden Jahre um 27,209 Mann, über die spätere Zeit bestimmt sie Nichts und einen großen Theil der Neuformationen will sie nur auf ein Jahr bewilligt wissen. Sie erlaubt also die Einziehung der gesammten Rekrutenzahl für das Heer (statt, wie bisher, theilweis für die Ersatzreserve), bewilligt aber nur einen Theil der Neuformationen auf drei Jahre, so daß deren Qualität eine geringere wird, und einen anderen Theil nur auf ein Jahr. Daß derartige Neuformationen zum größten Theil durch Abgabe aus anderen Truppentheilen gebildet, daß also nach dem einjährigen Bestehen jener Neuformationen die diesen Zugetheilten, soweit sie nicht Dreijährige oder Dispositionsurlauber, wieder ihren alten Truppentheilen überwiesen werden müssen, daß dadurch eine heillose Confusion innerhalb der Truppen entsteht, und daß alle diejenigen Kosten, die als einmalige für die Neuformationenzu betrachten sind, bei einer Formirung für ein Jahr ziemlich genau so hoch sind, wie bei einer solchen für sieben, ist unbeachtet geblieben. Daß ferner die Durchführung des Vorschlages der Formirung von Truppen für ein einziges Jahr die Gefahr eines Conflictes, wie ihn Preußen in den sechziger Jahren erlebt hat, mit sich bringt, ist ebenfalls nicht berücksichtigt. Noch unglücklicher ist der Ausfall der zweiten Lesung, diese läßt die Frage der Präsenzziffer ganz in der Schwebe und bahnt ihre Lösung nur in einer Resolution an. Beiden Commissionsanträgen gemeinsam ist der Nachtheil, daß sie Provisorien von zu kurzer Dauer schaffen. Von allen Entrüstungsadressen ganz abgesehen, glauben wir, daß das deutsche Volk in seiner Mehrheit ganz zufrieden ist, wenn es seine Heereseinrichtungen auf längere Zeit sicher gestellt weiß, und daß ihm mit kurzen Provisorien so wenig gedient ist, wie mit Ersparnissen auf Kosten seiner Sicherheit.

Das obenerwähnte Eingreifen des Reichskanzlers in die Verhandlungen des Plenums hat zunächst nur so viel klargestellt, daß die Nichtbewilligung des Septennats mit der Auflösung des Reichstags beantwortet werden würde. Hierdurch ist die Hoffnung Derer stark herabgemindert, die in dem neuen, für die Plenarberathung eingebrachten Antrag Stauffenberg — Bewilligung sämmtlicher Verstärkungen und Neuformationen, sowie der von der Reichsregierung geforderten Präsenzziffer — eine der Regierung genügende Abschlagszahlung erkennen wollten. Die Mehrheitsparteien ihrerseits halten vorläufig noch an der Ansicht fest, daß die Genehmigung der Regierungsvorschläge statt auf sieben nur auf drei Jahre ja durchaus nicht eine weitere Genehmigung nach Ablauf dieser 3 Jahre ausschlösse.

Das Telephon in Gegenwart und Zukunft.

Von Gustav van Muyden.

Eine kurze Spanne Zeit ist vergangen, seitdem Ph. Reis in Frankfurt zum ersten Male die menschliche Stimme auf weitere Entfernungen auf elektrischem Wege durch einen Draht übertrug und es Graham Bell gelang, das Telephon in das praktische Leben einzuführen, und doch hat dieses Verkehrsmittel bereits eine Verbreitung gefunden, die man vor wenigen Jahren für durchaus utopisch gehalten hätte. Der Fernsprecher spielt, so jung er ist, in unserem Verkehrsleben schon eine so bedeutende Rolle, daß selbst der Telegraph diesen Mitbewerber zu fürchten beginnt, und daß die Zeit nicht mehr fern zu sein scheint, wo er eine förmliche Umwälzung in den Beziehungen zwischen den Gliedern der menschlichen Gesellschaft hervorrufen werde. Leider fehlte es jedoch bisher an statistischen Ausweisen über die Verbreitung des Fernsprechers, weil die meisten Staaten, wohl zu ihrem Leidwesen, die Bedeutung des Telephons verkannt und dessen Ausbeutung vielfach Privatgesellschaften überlassen haben, deren Angaben, falls solche überhaupt zu erlangen sind, allzuoft der Zuverlässigkeit entbehren.

Um so freudiger ist es unter diesen schwierigen Verhältnissen zu begrüßen, daß das Journal télégraphique, amtliches Organ des Welttelegraphenvereins, sich bemüht hat, wenigstens eine annähernd genaue Statistik des Standes des Fernsprechwesens am Schluß des vergangenen Jahres aufzustellen und auf diese Weise ein Urtheil über dessen Verbreitung zu ermöglichen.

Was zuvörderst die erste Stufe, gleichsam die Kinderschuhe der Telephonie, den Verkehr innerhalb ein und derselben Ortschaft, anbelangt, so gestaltet sie sich nach den letzten Nachrichten wie folgt:

	Zahl der Angeschlossenen
Deutsches Reich	12423

(Darunter sind jedoch einige Tausend „unechte" Telegraphenstationen nicht einbegriffen, die mit dem nächsten Hauptamt nur telephonisch verkehren.)

	Zahl der Angeschlossenen
Oesterreich-Ungarn . . .	3092
Belgien	3484
Dänemark	1470
Spanien	601
Frankreich	7177
Großbritannien	15495
Italien	8280
Luxemburg	120
Niederlande	2293
Portugal	826
Rußland	5270
Schweden und Norwegen .	5904
Schweiz	5097
in Europa insgesammt	71532 Angeschlossene.

Die Vereinigten Staaten von Amerika wiesen dafür Ende

Digitized by Google

1885 bereits die erstaunliche Zahl von 137,570 Telephonabonnenten auf! Von den übrigen Ländern Amerikas sind besonders Brasilien und Argentinien, von den australischen die Colonie Victoria zu nennen. Neuseeland, China (Schanghai) und die Sandwichinseln haben aber auch bereits eine erhebliche Anzahl Angeschlossener. Sie besitzen zusammen 13,659 Telephonabonnenten.

Die ungefähre Bevölkerungszahl der erwähnten Länder haben unsere Leser wohl im Kopfe. Sie erkennen also gleich aus obiger Aufstellung, daß der Fernsprecher höchst ungleich vertheilt ist. Von den Vereinigten Staaten, der Heimath des Telephons, sehen wir, weil dort abnorme Verhältnisse obwalten und der Yankee überhaupt sehr neuerungssüchtig ist, ab. Woher kommt es aber, daß beispielsweise das gewerbreiche Frankreich gegen Deutschland so sehr zurückgeblieben ist, daß die kleine Schweiz und das wenig bevölkerte Schweden-Norwegen sogar Rußland die Wage halten, daß Großbritannien mit seinem hochentwickelten Verkehr, wenn man die erwähnten „unechten" Telegraphenämter zurechnet, sich noch nicht auf die Stufe Deutschlands aufgeschwungen hat? Es liegt nahe, den Grund in den für den Telephonanschluß geforderten Gebühren zu suchen, und es soll nicht bestritten werden, daß die übertriebenen Ansprüche vieler Privattelephongesellschaften auf die Entwickelung hemmend eingreifen müssen. So kostet dieser Anschluß in Berlin und, irren wir nicht, in ganz Deutschland 150 Mark, in Paris aber 480 Mark, in London 400, in Wien 300 Mark. Etwa gleiche Preise wie in Deutschland werden dagegen in den Hauptstädten Italiens gefordert, wo der Fernsprecher sich überhaupt einer regen Betheiligung erfreut, während die Schweiz, welche aber nur kleine Städte aufweist, sich mit 120 Mark begnügt, und die schwedischen Taxen etwa den deutschen entsprechen. Es wirken aber auch andere Ursachen für die ungleiche Dichtigkeit des Fernsprechnetzes mit, und wir glauben nicht ganz fehl zu gehen, wenn wir annehmen, daß die Mangelhaftigkeit der übrigen öffentlichen Verkehrsmittel vielfach dabei eine Rolle mit spielt. Wie kommt es, um ein Beispiel aus einem verwandten Gebiete herauszugreifen, daß die Schweiz, deren Handel und Gewerbe dem des Deutschen Reiches sicherlich nachsteht, und deren Bevölkerung auch nicht gebildeter ist, als die unserige, im Verhältniß zwei bis drei Mal mehr Telegramme absendet und empfängt als Deutschland? Wir wüßten keinen anderen Grund dafür anzugeben, als die mit dem bisherigen Fehlen der Nachtzüge zusammenhängende Mangelhaftigkeit der Postverbindungen. Der Berliner Kaufmann hat bis 8 Uhr Abends Zeit, um an seinen Kölner Geschäftsfreund zu schreiben, und dieser findet den Brief den anderen Morgen auf seinem Pult. Der Züricher empfängt dagegen, obwohl die Entfernung nur halb so groß ist, den Abends aufgegebenen Brief seines Genfer Collegen erst nach etwa 24 Stunden. Da greifen die Leute zum Telegraphen, und das ist ihnen nicht zu verdenken. Mit dem Fernsprecher wird es sich wohl ebenso verhalten. Wo die Stadtpost ungenügend ist, nimmt man eben zum Fernsprecher seine Zuflucht.

Wir verkennen übrigens keineswegs, daß noch andere Faktoren: die Gesprächigkeit, das Mittheilungsbedürfniß der Bevölkerung, das geringere oder größere Entgegenkommen der Behörden bez. Gesellschaften ꝛc. ebenfalls eine Erklärung für die ungleiche Vertheilung des Fernsprechers abgeben.

Sehr auffallend sind auch die Unterschiede zwischen den Millionenstädten. Es zählen nämlich:

Berlin . . .	4300	Abonnenten	oder	1	auf	306	Einwohner
Paris . . .	4054	"	"	"	"	691	"
London . .	4193	"	"	"	"	1134	"
Wien . . .	946	"	"	"	"	1268	"
New-York und Brooklyn	11354	"	"	"	"	167	"

Darnach nimmt die deutsche Reichshauptstadt in Europa unbedingt den ersten Rang ein, was wohl zum guten Theil den billigen Gebühren zuzuschreiben sein dürfte. Selbst in New-York, wo sich zahlreiche Gesellschaften gegenseitig unterbieten, kostet der Anschluß zwischen 262 und 780 Mark, in Brooklyn 400 M. Die Zahl der Berliner Abonnenten ist eine um so auffallendere, als sich die Hauptstadt Deutschlands nicht nur einer musterhaft organisirten Stadtpost und mehrerer Privatpostanstalten, sondern auch eines ausgedehnten Rohrpostnetzes erfreut, einer Einrichtung, die in Amerika ganz unbekannt ist.

Aus den eben mitgetheilten Angaben geht hervor, daß, abgesehen von den Haustelephonen, Ende 1885 in runden Zahlen in der ganzen Welt 223,000 Personen sich des Vorzuges erfreuten, die Mitbewohner ihres Aufenthaltsortes elektrisch anrufen zu können.

Darnach hat der Fernsprecher noch ein ungeheures Gebiet zu erobern. Nehmen wir an, die Erde trage 500 Millionen Menschen, die den Errungenschaften der Technik überhaupt nicht unzugänglich sind; ziehen wir dann die Bewohner des platten Landes und der kleineren Orte, also etwa 90 Procent als nicht telephonfähig, ab, so verbleiben noch immer 50 Millionen Sterbliche bezw. etwa 10 Millionen Hausstände, denen die Segnungen der Reis'schen Erfindung zugänglich zu machen sind. Die 223,000 Angeschlossenen bilden aber nicht einmal 5 Procent des obigen Betrages. Es eröffnet sich daher den Telephon- und Drahtfabrikanten ein schönes Feld der Thätigkeit.

Wir gehen nun zur zweiten Stufe der Telephonie über. Bis vor Kurzem war, abgesehen von den telephonisch betriebenen Telegraphenämtern des Deutschen Reiches, der Fernsprecher nur ein Ortsverkehrsmittel, eine verbesserte Stadtpost, ein auf der Höhe der Zeit stehender Dienstmann. Nachdem es sich aber herausgestellt hatte, das Telephon sei weittragender als man zuerst annahm, kam man, besonders in Deutschland, in England, in der Schweiz und den Vereinigten Staaten, auf den Gedanken, auch nicht allzu entfernte Ortschaften an einanderzuschließen, sei es mittelst der öffentlichen Fernsprechämter, sei es mittelst Verbindung der einzelnen Centralstellen, und zwar wurden hierzu entweder besondere Leitungen angelegt, oder man bediente sich des weiter unten zu besprechenden Systems des Belgiers van Ryſſelberghe. Das Deutsche Reich besitzt bereits 23 solche Verbindungen zwischen einzelnen Ortschaften, darunter die längste in Europa, die Berlin-Lübecker, Frankreich 4, Großbritannien 17, die Schweiz 39 und die Vereinigten Staaten 8, darunter aber die längste (515 Kilometer), zwischen Kansas-City und St. Louis. Die Zahl dieser Anschlüsse ist in rascher Zunahme begriffen, jedoch hauptsächlich bei uns und in der Schweiz, also in den Ländern, wo die Telegraphenverwaltungen so weit ausschauend waren, das Telephon für einen integrirenden Theil des Telegraphenmonopols zu erklären, indem sie einsahen, daß beide Verkehrsmittel unzertrennlich verbunden sind. Ja es wurden, wie oben bereits erwähnt, Telegraphie und Telephonie, gleich nach der Erfindung des Fernsprechers im Deutschen Reiche in der Weise verschmolzen, daß man öffentliche Fernsprechämter und bald darauf einige Tausend „unechte" Telegraphenämter schuf, das heißt Nebentelegraphenämter, die mit dem nächsten Hauptamt nur telephonisch verkehren. Die bei diesen Aemtern aufgegebenen Telegramme werden telephonisch befördert und erst auf dem Hauptamt in die Telegraphensprache übertragen, während umgekehrt die für die Nebenämter bestimmten Telegramme erst hier aufgeschrieben wurden. In mehreren Ländern mit staatlichem Fernsprechbetriebe besteht auch die sehr nützliche Einrichtung, daß der „Angeschlossene" seine Telegramme bei dem nächsten Telegraphenamt telephonisch aufgeben kann, und die an seine Adresse gerichteten Telegramme auf demselben Wege empfängt, was begreiflicherweise eine erhebliche Beschleunigung zur Folge hat. Was aber die im Wesentlichen deutsche Einrichtung der „unechten" Telegraphenämter anbelangt, so bietet sie den unermeßlichen Vortheil, daß auch die unbedeutendste Ortschaft ohne wesentliche laufende Kosten an das die Welt umspannende Drahtnetz angeschlossen werden kann. Telegraphiren ist nicht Jedermanns Sache; das Telephoniren erfordert dagegen keinerlei Vorkenntnisse und es vermag jeder Postbeamte diesen Dienst zu versehen. Welchen Anklang der Gedanke gefunden hat, beweist übrigens der Umstand, daß das erwähnte Journal télégraphique bereits vor etwa zwei Jahren den Vorschlag machte, im Inlandverkehr kleiner Länder und im Pro-

Digitized by Google

vinzialverkehr größerer Staaten überhaupt den Telegraphen durch den Fernsprecher zu ersetzen.

Wir kommen nun zu der dritten Stufe, zu der Telephonie auf weite Entfernungen bezw. zur Welttelephonie.

Dieser großartige Gedanke ist vom Staatssecretär von Stephan längst in's Auge gefaßt. Das beweisen die im Jahre 1885 auf Deutschlands Vorschlag vereinbarten Normativbestimmungen für den Welttelegraphenverkehr. Dieselben sind allerdings noch nicht in Kraft getreten, weil die Bedingungen bis vor Kurzem zum Theil noch nicht vorhanden waren. Das Betreten der dritten Stufe ist indessen seit einigen Wochen ermöglicht, und zwar durch die epochemachenden Versuche, über welche wir jetzt kurz berichten wollen.

Welche Bedingungen sind zu erfüllen, wenn der internationale Telephonverkehr zur Wirklichkeit werden soll?

Die erste Bedingung ist, daß ein und dieselbe Linie sich zum Telegraphiren sowohl wie zum Telephoniren benutzen läßt, und zwar ohne daß sich diese Arten des Gedankenaustausches gegenseitig stören. Unerläßlich ist freilich diese Bedingung nicht, weil, wie die Erfahrung bei der zweiten Stufe der Telephonie gelehrt hat, besondere Telephondrähte sich bezahlt machen, sobald der Verkehr eine gewisse Ausdehnung erlangt. Sehr erwünscht ist aber immerhin die Sache, und so dürfte das erwähnte Verfahren van Ryfselberghe's, welches die gleichzeitige Verwendung der vorhandenen Leitungen für beide Zwecke ermöglicht, als ein hochbedeutsamer Fortschritt anzusehen sein.

Die zweite Bedingung ist gleichfalls keine unerläßliche und deren Erfüllung lediglich eine Geldfrage. Wir meinen die Ersprießlichkeit der Ersetzung der eisernen Leitungen durch kupferne, sobald man dieselben für die Zwecke der Telephonie auf weite Entfernungen benutzen will. Diese Bedingung, auf die wir unten zurückkommen, ist übrigens bereits zum Theil erfüllt.

Die dritte Bedingung endlich ist, daß der Fernsprecher der Entfernungen spottet, daß seine Stimme ebenso weit dringt, wie der Puls des Telegraphenapparates. Diese Bedingung wäre nunmehr, laut einem amtlichen Berichte des Herrn van Ryfselberghe an die belgische Telegraphenverwaltung, im Wesentlichen erfüllt, und es stände nichts mehr im Wege, daß Berlin sich mit Pecking, der Canadier mit dem Bewohner vom Kap Horn unterhält.

Den beregten Bericht wollen wir nunmehr in gedrängtem Auszuge wiederzugeben suchen:

Da die Entfernungsbedingungen in Europa nicht vorlagen, begab sich Herr van Ryfselberghe im letzten Frühjahr, zur Vornahme von entscheidenden Versuchen mit seinen Apparaten, nach den Vereinigten Staaten, deren größere Telegraphengesellschaften ihm ihre Linien zur Verfügung gestellt hatten. Der erste Versuch auf der Linie Grafton-Parkersburg (167 Kilometer) bot in Bezug auf die Entfernung nichts Besonderes. Es wurde aber durch denselben die wichtige Thatsache festgestellt, daß der gleichzeitige Betrieb des Fernsprechers und des Quadruplex-Telegraphen, also eines mit außerordentlicher Geschwindigkeit arbeitenden Telegraphen, recht gut möglich ist, und daß beide Betriebe, Dank den die Induktion aufhebenden Apparaten van Ryfselberghe's, einander nicht im Geringsten stören.

Entscheidend war auch ein zweiter Versuch zwischen Grafton und Fostoria (368 Kilometer) insofern, als er bewies, daß man auf diese an sich schon erhebliche Entfernung mittelst eiserner Leitungen telephonisch verkehren kann; darüber hinaus drang jedoch die Stimme nicht durch und es waren nur einzelne Worte zu hören, oder es erfuhr die Stimme des Sprechenden eine solche Veränderung — sie wurde so dumpf —, daß man sie nicht mehr erkannte.

Wir übergehen die weiteren Versuche mit dünneren kupfernen Leitungen auf Entfernungen bis etwa 1000 Kilometer, die im Großen und Ganzen sehr befriedigend ausfielen, und gelangen nun zu dem entscheidenden Experiment, zu den Sprech-Versuchen zwischen New-York und Chicago auf eine Entfernung von 1625 Kilometern, das heißt, da die Rückleitung in Anschlag zu bringen ist, durch eine Leitung von 3250 Kilometern. Gleichsam in's Deutsche übersetzt, entspricht dies dem telephonischen Gespräch eines in Basel wohnenden Kaufmanns mit einem Geschäftsfreunde in Eydtkuhnen an der russisch-deutschen Grenze!

Ermöglicht wurde dieser Versuch durch die Bereitwilligkeit der United Lines Telegraph Co., welche zwischen beiden Städten direkte Telegraphenlinien betreibt. Die Leitungen sind sechs Millimeter dick und bestehen aus einer mit Kupfer überzogenen Stahlseele. Praktisch sind solche Linien, wie van Ryfselberghe versichert, den rein kupfernen in Bezug auf das Leitungsvermögen gleich zu achten. Durch das Telephoniren erfuhr der Telegraphenbetrieb keine Unterbrechung.

Leider hat sich bisher keine Gelegenheit zu der Ermittelung geboten, ob die menschliche Stimme auch durch ein längeres unterseeisches Kabel dringen würde, weshalb wir oben nur Landstrecken als Beispiel angeführt haben. Daß es aber gelingt, auch über den Ocean zu telephoniren, ist kaum zu bezweifeln. Hat doch Graham Bell sich mehrfach in diesem Sinne ausgesprochen.

Aus dem New-York-Chicagoer Versuche ergab sich endlich die Thatsache, daß der Fernsprecher viel weiter reicht als der gewöhnliche Telegraphen-Apparat. Mit Hülfe besonderer, sehr feinfühliger, und eine besondere Vorbildung erfordernder Apparate gelingt es zwar bekanntlich seit Jahren, telegraphische Zeichen durch 4 — 5000 Kilometer lange, sorgfältig isolirte, unterseeische Kabel zu befördern. Auf Landlinien ist es jedoch nicht der Fall, und es muß bei größeren Entfernungen jede Depesche mehrere Male umtelegraphirt, also gleichsam aufgefrischt werden, während die telephonische Botschaft der Entfernung spottet. Darin liegt sicherlich auch ein großer Vorzug der Reis'schen Erfindung.

Wäre man nun berechtigt, aus den erwähnten Versuchen den Schluß zu ziehen, daß der Fernsprecher den Telegraphen allmählich ganz verdrängen werde? Nun, auch die sanguinischsten Freunde des neuen Verkehrsmittels dürften das nicht zu behaupten wagen. Außer Frage steht es aber, daß, wenn Herr van Ryfselberghe nicht etwa Schönfärberei getrieben hat, der Fernsprecher seinem Concurrenten mit der Zeit bedeutenden Abbruch thun, und sich, sobald erst gewisse praktische Schwierigkeiten überwunden sind, zu einem Welt-Verkehrsmittel emporschwingen möchte. Besäße das Telegramm den Charakter der Echtheit, welcher einem eigenhändigen Briefe bezw. einer eigenhändigen Unterschrift innewohnt, so wäre demselben allerdings nicht so leicht beizukommen. Wie die Dinge aber jetzt liegen, und so lange die sogenannte Facsimile-Telegraphie nicht in die Praxis getreten ist, dürfen nur chiffrirte, so wie kollationirte, bezw. an den Absender behufs Controle rücktelegraphirte Depeschen auf unbedingte Authenticität Anspruch machen. Dem gegenüber besitzt der Fernsprecher den Vortheil, daß, wenn die miteinander Verkehrenden persönlich bekannt sind, der Klang der Stimme an sich schon dafür bürgt, daß kein Betrug im Spiele ist. Im kaufmännischen Verkehr, zumal im internationalen, kommt aber leider eine solche persönliche Bekanntschaft selten vor. Auch geschieht es wohl nur ausnahmsweise, daß die Leiter von Behörden, Fabriken, kaufmännischen Geschäften persönlich das Gespräch führen: meist überlassen sie die Arbeit ihrem Personal, so daß auch der Fernsprecher die Täuschung keineswegs ausschließt.

Endlich stellen sich der Einführung der Welt-Telephonie noch zwei Hindernisse entgegen, die den Förderern der Sache manches Kopfzerbrechen machen dürften.

Das erste Hinderniß liegt in der nothwendigerweise beschränkten Anzahl der Leitungen. Ein Hauptvortheil des Fernsprechers besteht in dem raschen, nahezu sofortigen Gedankenaustausch. Bei den Orts-Fernsprechnetzen bedient nun ein Draht nur eine beschränkte Anzahl Stationen, und es ereignet sich daher selten, daß die Verbindung nicht nach wenigen Augenblicken hergestellt werden kann. Sobald man aber z. B. eine Telephon-Verbindung zwischen Berlin und Paris einrichten will, ändert sich die Sache. Im Verhältniß so viel Leitungen anzulegen, wie sie beim Ortsverkehr vorkommen, geht

Digitized by Google

aus praktischen und finanziellen Gründen kaum an. Soll aber der Anrufende erst warten, bis eine Linie frei wird — und dieses Warten kann, wie der Telegraphenverkehr beweist, bisweilen ein langes sein — so geht der eine Hauptvortheil der Telephonie verloren, und es ist der Wettbewerb derselben mit dem Telegraphen im höchsten Grade erschwert.

Das zweite Hinderniß liegt in der Verschiedenheit der Sprachen. Ein in einer fremden Sprache abgefaßter Brief oder Telegramm übersetzt man sich mit aller Muße, oder läßt ihn übersetzen. Beim Fernsprecher ist dies aber kaum möglich, und es würde ein eigentlicher Welt-Telephonverkehr in vielen Fällen an der Klippe scheitern, daß die Verkehrenden einander nicht verstehen, bezw. die erforderlichen umfangreichen Sprachkenntnisse nicht besitzen. Dagegen hilft nur die Einführung einer geschäftlichen Weltsprache. Davon sind wir aber entfernter denn je — trotz Volapük und Pasilingua.

Der alte, bewährte Telegraph wird also stets seine Rechte behalten, was aber keineswegs ausschließt, daß sein jüngerer Bruder, der Fernsprecher, namentlich im inländischen Verkehr und im Verkehr mit Ländern gleicher Zunge, selbst auf die größten Entfernungen binnen Kurzem eine achtunggebietende Stellung erobern wird.

Literatur und Kunst.

Wilhelm Scherer und seine Goethe-Aufsätze.

Von Bruno Gebhardt.

Das abgelaufene Jahr hat der deutschen Wissenschaft schwere Verluste gebracht. Aber während Ranke, Waitz, Duncker in hohem Lebensalter von uns schieden, riß der Tod Wilhelm Scherer in der Blüte seiner Kraft, mitten aus einer Fülle von Plänen, Entwürfen und Arbeiten hinweg. Wer Scherer's Lebensthätigkeit würdigen will, muß sie nach drei Richtungen hin betrachten: sie erstreckte sich auf sein akademisches Lehramt, auf seine streng wissenschaftliche Beschäftigung und auf seine Wirksamkeit als Journalist. Daß Scherer als akademischer Lehrer hochbedeutsam war, daß in Wien, Straßburg und Berlin seine Vorträge einen großen Kreis fesselten, daß werthvolle Anregungen von ihm ausgingen, wird Niemand bestreiten; aber Scherer hat mit bewußter Absicht eine Schule gebildet, die im Gegensatz zu anderen Kreisen der gleichen Wissenschaft stand, seine Schüler wuchsen in einseitigen Traditionen heran und übertrumpften in ihrer Polemik nicht selten den Meister, sie bilden unter sich eine — durchaus nicht stille — Gemeinde, deren erster Grundsatz die Verehrung ihres Lehrers ist, eine Pietät, die Niemand tadeln kann; deren weitere Aufgaben ein Kampf gegen alle abweichenden Richtungen, ein sehr enges Zusammenhalten untereinander sind. Von Gottsched und Klopstock bis auf unsere Tage hat sich oft genug gezeigt, welche Gefahren auf wissenschaftlichem und litterarischem Gebiete aus den „Schulen" erwachsen können, und viele Schäden fallen dem Beobachter auf, wenn er den heutigen Betrieb und die gegenwärtige Vertretung der deutschen Philologie in's Auge faßt.

Scherer's Arbeiten auf dem Gebiete der Grammatik können wir hier unberücksichtigt lassen; in seinen letzten Lebensjahren hat er sich ausschließlich der literarhistorischen Forschung zugewendet und reiche und verdiente Erfolge erzielt. Er bereicherte die Wissenschaft mit werthvollen Untersuchungen, aber er spendete zugleich weiteren Kreisen formvollendete Arbeiten, welche die Resultate jener in edelster Weise populariſiren sollten. Und aus dieser doppelten Thätigkeit als Forscher und Schriftsteller ging das Hauptwerk seines Lebens hervor, die „Geschichte der deutschen Literatur". Daß und wieviel eigene Forschung zu Grunde liegt, ist jedem Kenner offenbar, und manche Behauptung hat von fachmännischer Seite begründeten Widerspruch erfahren. Trotzdem wird Keiner leugnen, daß das ganze Werk nach Anlage und Ausführung wohlgelungen ist, daß der Durcharbeitung des Stoffes die künstlerische Darstellung zur Seite steht, daß es ein Muster ist, wie die Bücher beschaffen sein müssen, die dem Gelehrten nothwendig sind, dem Gebildeten zu Genuß und zur Freude gereichen.

Zu den schönsten Partien des ganzen Werkes gehören die beiden letzten Kapitel, die klassische Epoche und die Romantik. Aus der Zahl der großen und kleinen Geister, die hier charakterisirt werden, ragt machtvoll empor Goethe. Ihm hat Scherer das regste Interesse, das vollste Verständniß zugewendet, und wer diese Abschnitte las, gab sich freudiger Erwartung auf genußreiche Stunden hin, die ihm eine Goethe-Biographie aus der Feder unseres Autors bereiten würde. Länger als ein Decennium reichen Scherer's Vorarbeiten zurück, nun wurde das Goethe-Archiv eröffnet, alle Bedingungen schienen erfüllt, um den Plan zur That reifen zu lassen, als der Tod alle Hoffnungen zu nichte machte. Statt eines Buches über Goethe müssen wir uns an einer Sammlung*) der zerstreuten Einzelarbeiten genügen lassen.

Der vorliegende Band umfaßt 14 Aufsätze, von denen einige an neu erschienene Werke oder Briefwechsel anknüpfen. Die beiden „Goethe als Rechtsanwalt" und „Der junge Goethe als Journalist" hätten meines Erachtens ohne Schaden fehlen dürfen. Der erstere war seiner Zeit gegen eine üble Recension des bekannten Buches von Kriegk gerichtet und bietet eine weiter nicht bedeutende Apologie von Goethe's Eigenart auch in seinen Proceßschriften; der letztere ist durch die von Scherer in Verbindung mit Seuffert besorgte Herausgabe des Jahrgangs 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen längst überholt.

Eröffnet wird die Sammlung durch die Abhandlung: Goethe-Philologie. Sie ist orientirender Art, deutet die Stellung der Goethe-Studien in unserer Zeit an, bricht eine Lanze für die Theilnahme des „vielgeschmähten Dilettantismus" an denselben und überschaut in raschem Ueberblick eine Reihe von Arbeiten aus den siebziger Jahren, die die Kenntniß von Leben und Werken des Dichters gefördert haben. Daran schließen sich Aufsätze zur Biographie. An vorsichtige Vermuthungen über das Original jenes reizenden Gretchens aus „Dichtung und Wahrheit" wird eine Charakteristik der „Mitschuldigen" geknüpft. Die Beziehungen des Dichters zu Sophie v. La Roche, ihrer Tochter Maximiliane und ihrer Enkelin Bettina werden auf Grund des Briefwechsels angedeutet. Die von Urlichs herausgegebenen Briefe werden unter Heranziehung von Jacobi's „Allwill" und „Woldemar" zu einer Darlegung von Goethe's Verhältniß zu Johanna Fahlmer und ihrem Kreise ausgebeutet.

Weit wichtiger und werthvoller sind die nun folgenden Beiträge zur Erläuterung einzelner Werke oder zur Vervollständigung einzelner Fragmente. Was die ausgezeichnetste Kenntniß von Goethe's Leben, das beste Verständniß seiner Werke, das eindringendste Studium seines Stiles, unterstützt von bewundernswerther combinatorischer Phantasie, von der Gabe des freisinnigsten Nachfühlens dichterischer Stimmungen, von der Fähigkeit ausklingende Töne bis in ihre letzten Schwingungen zu erhorchen, von der Fertigkeit die verborgensten Fäden aufzusuchen, die abgerissenen fortzuspinnen, leisten kann, ist hier geleistet. Scherer lebt in den Dichtungen, und sie leben in ihm auf; seine einschneidende, scharfsinnige Kritik zerreißt das Werk nicht, weil sie die Einheit des Ganzen immer im Auge behält. Er weist Lücken und Fehler in der Composition auf, aber die Schlüsse, die er daraus zieht, die Bemerkungen, die er daran knüpft, tragen immer wieder zum Verständniß des Gesammtwerkes bei. Er ergänzt aus dem Geiste des Dichters heraus, und er kann es ohne Willkür und Zwang, weil ihm eine Art congenialen Nachempfindens verliehen ist. Es ist eine Freude, an seiner Hand durch die Reiche Goethe'scher Dichtung zu wandern, und mit seinen Augen erblickt man, was vielen Andern verborgen blieb. Und wie bescheiden denkt er dabei von seiner Thätigkeit! Nichts liegt

*) Aufsätze über Goethe von Wilhelm Scherer. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

ihm ferner als der bornirte philologische Standpunkt so mancher seiner Nachtreter und journalistischen Handlanger: daß das Dichterwerk fast bloß da ist, um Conjecturen und Anmerkungen daran zu knüpfen. Er sagt ausdrücklich in voller Unbefangenheit (S. 330): „Es wäre ein schlechtes Zeugniß für ein literarisches Kunstwerk, wenn es nicht den Schlüssel seines Verständnisses in sich selbst trüge, wenn es einer von außen her geholten Weisheit bedürfe, um in das Innere einzudringen, um den Zusammenhang, um die Schönheit zu begreifen und die volle Wirkung zu empfinden. Ja, es fragt sich, ob die vielen Kenntnisse, die wir an unsere literarischen Schätze heranbringen, das unbefangene Verständniß nicht mehr stören, als sie es fördern — und ob wir für die ästhetische Bildung der Nation nicht besser sorgen würden, wenn wir ihr weniger über die Entstehung der großen Dichtungen mittheilten und sie lieber an die Kunstwerke selbst heranführten, um den Blick für deren Schönheit zu schärfen. Nicht auf das Wissen kommt es an, sondern auf den Geschmack und auf die Fähigkeit zu genießen!"

So wahr diese Sätze sind und so beherzigenswerth ihr Inhalt, so wird trotzdem die Forschung, sei sie ästhetischer oder literaturgeschichtlicher Art, suche sie die Quellen und Anlässe, oder die Folgen und Nachahmungen oder was sonst immer, nicht aufhören dürfen und sollen, denn anders ist der naive, anders der bewußte Genuß. Das Kunstwerk soll in erster Reihe erfreuen und erbauen, aber der Genuß wird größer und dauernder, wenn ich die Gründe der Wirkung erkenne. Zum Geschmack und zur Genußfähigkeit erzieht das Wissen und darum ist es nothwendig; losgelöst, für sich allein bestehend tritt es in seinem Werthe zurück. Gewiß ist zum Verständniß des „Werther" nicht nothwendig, „eine Silbe von Goethe's Liebe zu Lotte und von dem Selbstmord des jungen Jerusalem zu wissen," aber ein erhöhtes und gereiftes Verständniß ist nur durch das Wissen davon möglich. Und mehr als bei jedem anderen Dichter bekanntlich gerade bei Goethe, bei dem Sein und Leben das Beste zu jedem Werke thaten, der die Worte schrieb: „Meine Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens sind."

Mit eben diesen Worten leitet Scherer einen wichtigen Abschnitt in seinem Aufsatze „Bemerkungen über Goethe's Stella" ein. Man hat den Stoff zu diesem Trauerspiel, wie zu Lessing's Sara Sampson auf das Verhältniß Jonathan Swift's zu Esther Johnson (Stella) und Vanessa zurückgeführt, nach anderer Ansicht soll die bekannte Sage von der Doppelehe des Grafen von Gleichen, die im Stücke selbst von Cäcilie erzählt wird, den Anstoß gegeben haben — beide Anregungen vereinigten sich mit persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen des Dichters. Nach Urlich's Vorgang sieht Scherer in Cäcilie ein Abbild von Johanna Fahlmer. In Fernando sind Momente aus Goethe's eigenem Empfinden, auf die Gestaltung der Stella kann Lili eingewirkt haben, den Conflict eines Herzens, das in Doppelliebe schwankt, hat der Dichter oft selbst durchgekämpft, dazu treten Züge aus dem, im „Woldemar" romanhaft beschriebenen Verhältniß zwischen Fritz Jacoby, seiner Gattin und der gemeinschaftlichen Freundin Johanna Fahlmer — Beziehungen, die zu diesem „Schauspiel für Liebende" mitwirkten und seinen Aufbau, der zuerst nicht tragisch schloß, gestalteten.

Galt es in dieser, an Winken für das Verständniß der „Stella" reichen Abhandlung rückwärts liegenden Spuren nachzugehen, so schreitet der Forscher in den Aufsätzen „Iphigenie in Delphi", „Nausikaa" und „Pandora" vorwärts, trägt alle Aeußerungen und Bruchstücke dieser geplanten oder unvollendeten Dramen zusammen und sucht aus den Theilen das Ganze zu erkennen oder aus dem Ganzen die Theile zu deuten.

Ueber „Iphigenie in Delphi" wissen wir nichts weiter, als was Goethe in der „Italienischen Reise" mittheilt. Aus Bologna vom 18. October 1786 kommt die erste Nachricht über den Plan, den er in Kürze andeutet, und aus diesen Angaben mit Benutzung der antiken Quelle sucht Scherer die Charaktere und Motive zu entwickeln. Mehr als darüber wissen wir über die geplante Tragödie „Nausikaa", deren Entstehung ebenfalls der italienischen Reise angehörte, auf der ihm das Alterthum neu und lebendig entgegentrat. In den Werken findet sich ein Scenarium, Fragmente eines ersten Aufzuges und zerstreute Bruchstücke, deren Einreihung in den Gang der Handlung höchst schwierig ist.*) Will man die ganze Feinheit, Sorgfalt, Vorsicht und Kenntniß Scherer's bewundern, so sehe man sich zuerst die dürftigen Angaben, die uns geblieben sind, an und lese dann, was der Forscher und Kenner daraus bildet, was er darin sieht. Er entwirft das Bild eines Dramas, das in seiner Gestaltung und Motivirung Goethe's würdig wäre, von dem er mit Recht sagen darf, die unterbliebene Ausführung ist ein wahrer unverschmerzlicher Verlust für unsere Literatur. Der Herausgeber deutet in einem Nachwort an, daß diese Probleme Scherer — nicht nur als Forscher — an's Herz gewachsen waren. Ich weiß nicht, ob Scherer jemals sich mit eigenen poetischen Productionen versucht hat, aber wenn er es auch nie gethan hat — er war trotzdem ein Dichter. Wer so nachfühlen und fortbilden kann, der besitzt alles, was den wahren Poet ausmacht: Phantasie und Gestaltungskraft, Fülle und Schwung der Gedanken. Er zieht bei seiner Reconstruktion selbstverständlich die Odyssee heran, deren Gestalten er schön zu charakterisiren weiß, auch Erinnerungen und Eindrücke, die bei einer etwaigen Ausführung des Stückes Goethe beeinflussen konnten, deutet er treffend an. Hätten vielleicht auch weitergehende Studien manches an dem Plan verändert, so bleibt dieser Aufsatz über Nausikaa ein dauerndes Denkmal für Scherer's Kunst und ein maßgebendes methodologisches Vorbild.

Von der „Pandora" ist ein erster Aufzug und ein Schema zur Fortsetzung vorhanden; hier ist die Interpretation wichtiger als ein Nachspüren des Fortganges. Die Studie ist, wie eine (S. 282 abgedruckte) handschriftliche Beilage zeigt, keineswegs abgeschlossen. In dem schon ausgearbeiteten Aufzug sind Stellen vorhanden, die zu dem Schönsten gehören, was Goethe gedichtet hat, doppelt wichtig wird das „Festspiel", wie es der Dichter nennt, als Frucht des Friedens von Tilsit. Die schönen Worte, in denen Scherer die Bedeutung darlegt, lauten: „So ist denn Goethe's „Pandora" ein Denkmal aus der dunklen und doch glorreichen Epoche, in welcher sich Deutschland nach tiefem Falle sammelte zu neuer Erhebung. Damals schärfte der große Dichter, Denker und Prophet seinen Deutschen ein, und wir dürfen es als ein Vermächtniß nehmen für alle Zeit: das Menschliche ist nicht in prometheisch äußerer Kraft und Tüchtigkeit beschlossen, nicht in Arbeit, Gewerbefleiß, Reichthum, kriegerischer Machtentfaltung. Ein Höheres, Geistigeres muß hinzukommen, die Güter, nach denen der beschauliche Mensch verlangt, die ewige, sittliche Schönheit, womit Kunst und Wissenschaft das Leben schmücken."

Die letzten drei Aufsätze beschäftigen sich mit „Faust". Scherer's Faust-Studien sind von so eminenter, bahnbrechender Bedeutung für die Erklärung und das Verständniß des Werkes, daß ihre Resultate im Zusammenhange dargelegt zu werden verdienen und das lebendige Interesse der gebildeten Welt zu fesseln geeignet sind.

*) Am meisten zweifelhaft ist mir die Stellung, die Scherer dem Fragment: „Dort wirst Du in dem schönen Lande wandeln u. s. w. (S. 197) anweist. Er setzt es in die vierte Scene des dritten Aufzuges, von der es in der Skizze heißt: Frage, unverheirathet. Die schöne Gefangene. Er lobt ihr Land und schilt seines. Sie gibt ihm zu verstehen, daß er bleiben kann." Kann Ulysses wirklich in der Lobrede auf das Phäakenland, in dem er sich selbst befindet, obige Worte sprechen? Das Futurum „wirst", das „dort" am Anfange und die Worte „in dem schönen Lande" weisen doch auf einen anderen Ort hin, als auf den, an dem sich Ulysses und Nausikaa befinden. Ich möchte das Fragment in den ersten Aufzug Scene 3 setzen und als Worte der Eurymedusa ansehen, die die zukünftige Heimath der Nausikaa nach ihrer Vermählung schildert oder noch lieber als Fragment aus der Schilderung des Traumes, den Nausikaa erzählt. Doch bleiben alle Annahmen nur Hypothesen von größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit.

Digitized by Google

Die letzten Bände von Janssen's Geschichtswerk.

Von K. Jentsch.

Ein trauriges Kapitel! Nicht deswegen traurig, weil Janssen den Protestantismus so schwarz wie möglich malt; das hat Döllinger in seinem Werke „Die Reformation, ihre innere Entwickelung und ihre Wirkungen im Umfange des lutherischen Bekenntnisses" weit gründlicher besorgt. Auch nicht deswegen, weil etwa Janssen's Einwirkung tiefer und weiter ginge als diejenige Döllinger's. Das Umgekehrte ist der Fall. Aus Döllinger's Buche hat die jetzt lebende ältere Generation akademisch gebildeter Katholiken ihre Ansicht über die Reformation geschöpft, und durch zahllose Schriften theils polemischer theils novellistischer Art ist diese Ansicht im Volke verbreitet worden. Janssen vermag den Katholiken Deutschlands nichts Neues zu bringen. Gekauft wird sein Werk*) ja weit mehr als seiner Zeit das von Döllinger, weil die seitdem organisirte ultramontane Agitation für Verbreitung „guter Bücher" sorgt, aber schwerlich viel gelesen; die ersten zwei Bände lasen sich gut; weiterhin wird die Lectüre, theils durch den unerquicklichen Inhalt, theils weil es der unübersichtlichen Zersplitterung der Reichsgeschichte in Territorialgeschichten folgen muß, je länger desto ungenießbarer; selbst viele Besitzer des Buches mögen sich mit den Auszügen begnügen, welche ihnen die „Germania" auftischt. Daß Janssen in der protestantischen Welt weit mehr Aufsehen erregt als vor vierzig Jahren Döllinger, liegt nicht an der Sache, sondern an der inzwischen eingetretenen Meinungsänderung der Protestanten; vor vierzig Jahren hielten sie ziemlich allgemein die katholische Kirche für einen „galvanisirten Leichnam"; seit anno 1872 hat sich ihnen die Erkenntniß aufgedrängt, daß die alte Kirche wirklich noch lebt, und sie bequemen sich nun dazu, den Lebensäußerungen derselben einige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Auch der Inhalt der letzten zwei Bände (im 6. und 7. wird's noch unangenehmer zugehen) ist es zunächst noch nicht, was mich veranlaßt von einem traurigen Kapitel zu sprechen, endlich auch nicht der Umstand, daß Janssen die confessionelle Geschichtsschreibung im großen Stile betreibt — denn welchen anderen Standpunkt könnte ein gläubiger Sohn der alleinseligmachenden Kirche wohl einnehmen als den confessionellen? Sondern das Unglück ist, daß die protestantische Polemik gegen Janssen ganz allgemein und ganz unbefangen sich ebenfalls auf den confessionellen Standpunkt stellt.

Damit ist jene auf protestantischem Boden erwachsene Philosophie und Geschichtswissenschaft, welche zuerst durch Lessing und Herder volksthümlich wurde, zu den Todten geworfen und an ihrer Stelle die alte parsisch-gnostisch-manichäische Geschichtsphilosophie retablirt, welche Augustinus in seinen Büchern De civitate Dei für die rechtgläubigen Christen bearbeitet hat. So sitzen wir nun wieder ein Jeder ganz behaglich im Schoße Ahuramasda's, sind aller Mühe der Erwägung gegentheiliger Ansichten überhoben, und haben im Dienste unseres Lichtreichs weiter keine Verpflichtung, als die Kinder der Finsterniß todt zu schlagen, die natürlich sich ihrerseits für die Kinder des Lichts und uns für das auszurottende Teufelsgezücht halten.

Zwei Grundansichten geschichtlicher Betrachtung wurden den Deutschen, als dieselben, der dogmatischen Zanktheologie überdrüssig, anderen Studien sich zuwandten, von ihren Philosophen dargeboten. Nach Hegel sind die socialen, kirchlichen, politischen Gebilde, gleich den entsprechenden Meinungen, ebensoviele Stadien einer fortschreitenden Entwickelung. Jedes Glied derselben ist fürs Ganze nothwendig, daher seiner Zeit berechtigt, verliert aber seine Berechtigung, sobald das nächst höhere vollendet ist: die katholische Kirche hat der evangelischen, diese der Aufklärung, diese dem absoluten Staate Platz zu machen, welcher, als vollkommenste Verkörperung der absoluten sittlichen Idee, kein von ihm unabhängiges Gebilde in seinem Machtbereiche duldet. Nach Leibniz-Herbart-Lotze'scher Auffassung lebt die Menschheit nicht sowohl in einer Zeitreihe, als in einer räumlichen Fülle coexistenter Gestalten sich aus, wobei allerdings die chronologische Entwickelung nicht ausgeschlossen ist, indem die einen Gestalten früher, die anderen später in's Dasein treten, nur daß die älteren den jüngeren nicht weichen, sondern neben denselben sich behaupten.

Ist es nicht geradezu absurd, daß man Janssen seine glänzende Schilderung des 15. Jahrhunderts übel genommen hat in unserer Zeit der Renaissancefexe? Ist es doch, als ob die norddeutsche Seele in zwei Hälften zerfiele, die wissenschaftlich-ästhetische Hälfte, mit welcher sie für das Quattro- und Cinquecento schwärmt, und die confessionelle, mit welcher sie dieselbe Periode verabscheut. Oder will man die Scheidung aus dem Subject in den Gegenstand verlegen und allen Ernstes es für möglich halten, daß jene Welt der heitersten liebenswürdigsten Lichtgestalten eine Ausgeburt finsterer Köpfe und schwarzer Seelen gewesen sei? Uebrigens machen sich die Katholiken eines ähnlichen Widerspruchs schuldig, da sie die Renaissance, als die vermeintliche Mutter der Reformation, eigentlich verabscheuen müßten. Hie und da thun sie es ja, machen sich aber dann lächerlich mit dem vergeblichen Bemühen, das vermeintlich Schlechte jener Zeit von den gepriesenen Vorzügen zu trennen. Der berüchtigte Jesuit P. Baumgartner, dessen Specialität die Abschlachtung der deutschen „Geistesheroen" ist (die Gänsefüßchen mache ich in seinem Sinne), hat sich in seinem Pamphlet auf Lessing in der drolligen Weise geholfen, daß er die chronologische Ordnung umkehrt und Luther zum Vater der Renaissance macht. Die falsche Fassung des Verhältnisses Luthers zur Renaissance ist das proton Pseudos, aus welchem das ganze Wirrsal widersinniger Kritiken entspringt. Der frische, freie, fröhliche und kühne Geist freilich, aus welchem Luthers Sturmlieder hervorbrachen: die Thesen, der Weckruf „an den Kaiser und christlichen Adel deutscher Nation", der Schlachtenruf „über die babylonische Gefangenschaft der Kirche", dieser Geist freilich war ein echtes Kind der Renaissance. Jener dogmatisch-kirchliche Luther aber, welcher von 1522 ab die lutherischen Landeskirchen gebaut und mit den Papisten über die sola fides gestritten hat, der war das grade Gegentheil von seinem Zwillingsbruder, mit dem er zusammen in die Brust des einen Titanen gebannt war. Die Reformation war die Reaction des christlichen Geistes gegen den heidnischen Geist der Renaissance.

Kein Zweifel: das 17. Jahrhundert wird vom 15. weit überragt im materiellen Wohlstand, in der individuellen Freiheit, in der geistigen Bildung, im Kunstgeschmack und in den Kunstleistungen. Aber dieses Zugeständniß muß man durch die für Janssen weniger erfreuliche Bemerkung ergänzen, daß der geistige Fortschritt der Renaissance die Gebildeten des 15. Jahrhunderts, namentlich in Italien, längst über den confessionellen Katholicismus hinausgeführt hatte, und daß ohne die Dazwischenkunft der Reformation die katholische Kirche, als Religionsgesellschaft wenigstens, verloren gewesen wäre. Man braucht nur den einen Machiavelli gelesen zu haben, um mit Burckhardt („Cultur der Renaissance in Italien") zu schließen: Hätte das Papstthum seinem natürlichen Hange folgen dürfen, dann würde es seine Säcularisation selbst vollzogen haben. Einer jener weltmännischen Päpste aus den Geschlechtern der Borgia, der Medici oder Farnese würde geheirathet und den Kirchenstaat seinen Kindern hinterlassen haben. Da kam Luther; die Hierarchie sah sich um ihrer Selbsterhaltung willen zur Gegenreformation gezwungen, und diese stellte den Katholicismus wieder her oder, genauer gesagt, schuf den modernen Katholicismus, welcher in der Kirchenspaltung mit den Völkern des Nordens auch die Hälfte seines geistigen Inhalts verlor. Dieser moderne Katholicismus nun wetteiferte mit seinem Gegner, dem orthodoxen Protestantismus, in dem Bestreben, die durch den Genius von Althellas entfesselten Geister auf's neue in dogmatische Bande zu schlagen; und dieser Wetteifer führte jene Zeit herbei, vor welcher uns

*) Geschichte des deutschen Volkes. Freiburg, Herder'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Heutigen (vorläufig Gott sei Dank noch) graut, da jede der beiden Parteien sich beeiferte, durch die größere Anzahl gemarterter und verbrannter „Hexen" die unzweifelhaftere Echtheit ihres Christenthums zu beweisen. Ueber dieses Unglück muß uns die Erwägung trösten, daß ein ungehemmter Fortschritt der Renaissance in den Abgrund der Lüderlichkeit geführt haben würde, weil bei der damaligen Schwäche der Staatsgewalt nach Sprengung der Fesseln, die der religiöse Glaube der Selbst- und Genußsucht anlegt, keinerlei Schranke mehr vorhanden war, welche die Auflösung des Socialkörpers in rücksichtslos raubende und genießende Individuen hätte verhindern können. Es galt, zuvörderst das Christenthum zu retten, und dann erst den abgerissenen Faden der klassischen Studien wieder aufzunehmen; während letzteres das Verdienst unserer Winckelmann, Lessing, Goethe und Schiller ist, haben wir das erstere Luther zu danken; Luther, und nicht dem Papste.

So preiswürdig die Weisheit und christliche Gesinnung auch sein mag, welche aus den Decreten und Canones des Tridentinischen Concils, aus den erbaulichen Lehren des Catechismus Romanus spricht, ohne Luther, das muß immer und immer wieder gesagt werden, ohne Luther würden weder jene Decrete und Canones, noch dieser Katechismus vorhanden sein. Mit Gewalt haben Karl V. und König Ferdinand den Entschluß zur Einberufung den Päpsten abringen und mit Gewalt die versammelten Väter am Auseinanderlaufen verhindern müssen. Auch ist der ursächliche Zusammenhang zwischen Luther und der Wiedergeburt des Katholicismus nicht etwa so zu verstehen, daß jener „Böse" nur die im Katholicismus schlummernden guten Kräfte durch Reizung geweckt hätte, „ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will, und stets das Gute schafft." O nein! Geist von Luthers Geiste war es, was die katholischen Reformatoren beseelte. Theils spontan hervorgesprungen, theils durch die deutsche Reformation geweckt, aber durchaus parallel laufend mit letzterer, wirkten in Italien die Reformbestrebungen jener Männer, die sich um den edlen Cardinal Contarini scharten; eine reine und tiefe Auffassung der Rechtfertigungslehre im Gegensatze einerseits zur Werkheiligkeit andererseits zur Verweltlichung war die Seele ihres Lebens. Unter dem Einflusse theils äußerer Ereignisse theils des romanischen Naturells, welches im religiösen Gebiete gern die Richtung auf schwärmerische Ascese nimmt, spaltete sich der Strom der italienischen Frommen. Die eine Hälfte verfolgte entschieden protestantische Tendenzen und erlag der Gewalt der Inquisition (allein 3000 des Protestantismus verdächtige Schullehrer zählte das furchtbare Tribunal in seinen Registern); die andere Hälfte trat in den Dienst der Hierarchie und half ihr jene Gegenreformation durchführen, deren Product die heutige katholische Kirche ist. Ihr Führer war der Zelot Caraffa, der Stifter des Theatinerordens, der Wiederhersteller der Inquisition, als Papst Paul IV. genannt.

Wenn ich von der Reformpartei sage: „sie trat in den Dienst der Hierarchie", so ist das für den Anfang der neuen Periode nicht ganz correct; die Päpste mußten von den mit dem deutschen Kaiser verbündeten Reformern gezwungen werden, sich ihres geistlichen Berufs zu erinnern und ihre geistliche Stellung ernsthaft zu nehmen. Und wie haben sie sich gegen diesen Zwang gesträubt! In dem Augenblicke, da Karl V. ernstlich an die Unterdrückung der Protestanten zu gehen gedachte, verschwor sich Clemens VII. mit des Kaisers Todfeinden, suchte er den kaiserlichen General Pescara zum Verrath zu verleiten, und erließ er ein Breve, welches darauf berechnet war, die Gemüther aller Christen gegen Karl V. aufzuhetzen. Karl antwortete in einem Schreiben, welches „in Gesinnung und Sprache eines Oberhauptes der christlichen Kirche weit würdiger war als das päpstliche Breve". (Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen I, 147). Die Protestanten haben dieser Intervention des Papstes den Reichstagsabschied zu Speier vom J. 1526 zu verdanken, auf welchen „die legale Existenz der protestantischen Partei im Reiche sich gründet." (Ranke, „Die Römischen Päpste in den letzen vier Jahrh." I, 69. Und was that Paul III. im J. 1546? Vom Kaiser gedrängt, hatte er sich endlich zur Berufung des Concils verstanden und zum Kriege gegen die Protestanten Hülfstruppen gestellt. Aber der Wunsch, seinem Enkel das Herzogthum Mailand zu verschaffen, die Furcht, der Kaiser könnte nach Niederwerfung der deutschen Opposition auch in Italien festen Fuß fassen, die Besorgniß, das Concil möchte mit der Kirchenreform Ernst machen, das Alles zusammen überwog bei weitem seinen Eifer gegen die Ketzer. Darum zog er nach den ersten Erfolgen Karls in Oberdeutschland seine Truppen zurück und suspendirte unter nichtigen Vorwänden das Concil! „Es lautet seltsam, aber nichts ist wahrer", sagt Ranke, „in dem Augenblicke, da ganz Norddeutschland vor der Wiedereinführung der päpstlichen Gewalt zitterte, fühlte sich der Papst als ein Verbündeter der Protestanten. Er bezeigte seine Freude über die Fortschritte des Kurfürsten Johann Friedrich wider Herzog Moritz: er wünschte nichts sehnlicher, als daß sich derselbe auch gegen den Kaiser halten möge: Franz I. ließ er ausdrücklich ermahnen, „die zu unterstützen, die noch nicht geschlagen seien". Erst am 23. Mai 1555 bestieg die katholische Reform in jenem Peter Caraffa den päpstlichen Stuhl.

Die Sucht der Parteien, aus der Reformation alle Uebel bezw. alle Segnungen der neueren Zeit abzuleiten, entspringt aus jener Ueberschätzung der Religion, welche außerhalb Deutschlands unbekannt ist, und die auch in Deutschland erst zur Herrschaft gelangte, als seit der Mitte des 16. Jahrhunderts das ganze Culturleben der Deutschen von der Theologie verschlungen wurde. Die Religion ist sehr Vieles, aber sie ist nicht Alles; sie ist ein wesentlicher Bestandtheil des Seelenlebens, aber sie ist nicht der ganze Mensch. Was kann es Ungeheuerlicheres geben als die den Katholiken geläufige Behauptung, daß die Reformation die Mutter der Revolution sei, da doch der fürstliche Absolutismus nirgends willigere Stützen findet als in den lutherischen Landeskirchen, während das Mittelalter die Revolution in Permanenz genannt werden darf, und ein italienischer Geschichtsschreiber die Zahl der Revolutionen vor Luther in seinem Vaterlande auf über 6000 berechnet! Des Jesuiten Mariana Buch „de rege et regis institutione", welches das Recht der Unterthanen auf Selbsthülfe gegen tyrannische Fürsten nachzuweisen versucht, erregte so großes Aufsehen, weil am Ende des 16. Jahrhunderts der Absolutismus des ancien régime schon Wurzel gefaßt hatte. Zweihundert Jahre früher würde man, in Italien wenigstens, einer Theorie wenig Beachtung geschenkt haben, die von der Praxis längst überboten war. Und andererseits, wenn die materielle Cultur unserer Zeit den Reformatoren zu Gute geschrieben wird, weil die Dampfmaschine und die Elektrotechnik aus protestantischen Ländern stammen, so ist das ungefähr ebenso weise, wie wenn man sich für die moderne Erd- und Himmelskunde beim Papste bedanken wollte, weil Columbus und Kopernikus fromme Katholiken gewesen sind. Nicht das „naturwissenschaftliche Zeitalter" herbeizuführen war Luthers Beruf — das würde ohne die von ihm verursachten Religionsstreitigkeiten wohl noch rascher gekommen sein, nachdem durch die Erdumseglungen und durch das kopernikanische System der Grund gelegt, und durch die Erfindung der Buchdruckerkunst die erste Beschleunigung der Gedankenmittheilung gegeben war — sondern den Nordländern einen ihrem Klima*) und ihrem Naturell angemessenen Cultus zu schaffen, und eine geistige Region herzustellen, in welcher der forschende Geist sich frei bewegen kann, ohne sich durch die Collision mit religiösen Dogmen in sittlich gefährliche Scrupel zu verwickeln.

*) Um die klimatische Berechtigung der Kirchenspaltung zu verstehen, muß man sich starke Gegensätze vor Augen stellen: etwa Sevilla oder Neapel auf der einen und die norwegische Bauernschaft auf der anderen Seite. Es leuchtet ein, daß dort der Altar im kühlen, weiten Kirchenraum, oder in der Waldkapelle, oder an der Straßenecke, hier die Bibel bei der Studierlampe auf dem Familientisch der naturgemäße Mittelpunkt des Cultus ist. Daraus ergibt sich alles Uebrige, und die Bekehrungssüchtigen auf beiden Seiten werden gegen diese Natur der Dinge nicht viel ausrichten. In Deutschland, dem Lande der Mitte, sind beide Confessionen berechtigt.

Digitized by Google

Die zweite Wohlthat ist bekanntlich erst nach Ueberwindung der zweihundertjährigen dogmatischen Periode des Protestantismus und sozusagen gegen Luthers Willen eingetreten, sofern man den Luther nach 1522 meint.

Wenn Janssen nach einer den Katholiken geläufigen Auffassung die Verantwortung für die Zerissenheit Deutschlands und den Verfall der Kaisermacht den Reformatoren zuschiebt, so vergißt er mehr als einem Historiker erlaubt ist den jämmerlichen Zustand, in welchem sich das Reich schon reichlich 200 Jahre lang vor der Reformation befunden hatte, sowie eine Reihe von ihm selbst zugestandener Erscheinungen im Reformationszeitalter. Die lutherischen Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg haben im Allgemeinen treu zu Kaiser und Reich gestanden, während Bayern sich durch seine streng katholische Gesinnung nicht abhalten ließ, gelegentlich ein wenig gegen die Habsburger zu conspiriren. Daß die calvinischen Pfälzer unruhige Geister waren, ist richtig. Andererseits vermag ich der bei Protestanten häufigen Ansicht nicht beizupflichten, daß ein Kaiser, der im Gegensatz zu dem Spanier Karl den deutschen Geist verstanden und sich an die Spitze der Reformation gestellt hätte, schon damals den deutschen Einheitsstaat aufgerichtet haben würde. Da war denn doch das Territorialfürstenthum schon zu festgewurzelt! Rücksichtslose Geister von der Art der Pfälzer*) würden, um einen Vorwand gegen den lutherischen Kaiser zu gewinnen, nicht bloß calvinisch, sondern katholisch oder noch Schlimmeres geworden sein. So weit ging keines Fürsten Reichstreue, daß er von seiner Territorialhoheit auch nur ein Tüpfelchen geopfert hätte. Als auf dem Reichstage zu Regensburg 1594 von kaiserlicher Seite der Vorschlag gemacht wurde, daß die Türkenhülfe nicht, wie üblich, in Form von Römermonaten, sondern in der Form des „Gemeinen Pfennigs" bewilligt werden solle, da protestirten alle Stände, Bayern voran, ohne Unterschied der Confession auf das lebhafteste.**) Die Römermonate nämlich wurden, gleich unseren heutigen Matricularbeiträgen, von den Regierungen erhoben, der „Gemeine Pfennig"***) hingegen war eine Kopfsteuer, welche alle Bewohner des Reiches in ein unmittelbares Verhältniß zum Kaiser gebracht hätte.

Zur Stützung seiner bekannten Behauptung, die Reformation sei nicht Herzenssache des deutschen Volkes gewesen, sondern von den Obrigkeiten zwangsweise verbreitet worden, weiß Janssen auch noch im fünften Bande einige Belege beizubringen. Für die Zeit von 1517—1525 darf man die Streitfrage als entschieden ansehen: dem Verkündiger der neuen frohen Botschaft von der „evangelischen Freiheit" fiel das ganze Volk zu, daran ist kein Zweifel. In der späteren Zeit einer Luther selbst unerwarteten und unerwünschten kirchlichen Neubildung und Kirchenspaltung liegen die Dinge nicht mehr so einfach. Zwang wurde geübt, brutaler Zwang, aber natürlich von beiden Seiten. Zugeben muß man Janssen, daß die damals viel gepriesene „deutsche Libertät" im Munde der Fürsten die uneingeschränkte Gewalt über ihre Territorien, und im Munde der Ritter die Willkürherrschaft über die Bauern bedeutete; auch was Janssen von dem Plane einer calvinischen Republik erzählt, welchen die Adligen der österreichischen Erblande, namentlich die Tschechen Böhmens und Mährens hegten, und daß in einer solchen Adelsrepublik die Bauern und Kleinbürger sehr schlecht gefahren sein würden, scheint der Hauptsache nach richtig zu sein. Endlich ist nicht zu bestreiten, daß von dem säcularisirten Kirchen- und Stiftungsvermögen die Fürsten und die Adligen den Löwenantheil an sich rissen, und daß der gemeine Mann hier und da kalt wurde gegen das „Evangelium", als er wahrzunehmen glaubte, daß durch dasselbe seine materielle Lage eher verschlimmert als verbessert worden sei. Aber es fehlt doch auch nicht an reichlichen und zuverlässigen Schilderungen aus den verschiedensten Landestheilen, wie gleichgiltig dem gemeinen Manne das katholische Kirchenwesen, wie verachtet bei ihm der Clerus war, wie lebhaft er das Bedürfniß nach einer reineren Religion empfand, mit welch' rührender Liebe und Treue er, auch in Verfolgungen, das ergriffene Evangelium festhielt.*)

Es versteht sich, daß Janssen der protestantischen Polemik jener Zeiten, an deren Wiege die Grazien bekanntlich nicht gestanden haben, eine Unmasse Papier einräumt, wohl einige hundert Seiten. Ich will kein besonderes Gewicht darauf legen, daß die Katholiken auch geschimpft haben, denn es wäre vergebliche Mühe, leugnen zu wollen, daß ihnen die Protestanten darin „über" waren, zumal Lutheraner und Calvinisten sich für verpflichtet erachteten, nicht allein die „Papisten", sondern auch sich gegenseitig mit unverwüstlicher Ausdauer zu schelten. So komisch die urwüchsigen Grobheiten, die drolligen Zoten dieser eigenartigen Polemik oft anmuthen, der ingrimmige Haß, aus dem sie hervorquellen, wirkt unheimlich. Indeß, so unliebenswürdig der Haß ist, eine unentbehrliche Triebkraft der Weltgeschichte bleibt er doch. In jener Zeit, da der Zerfall der Kirche in zwei oder mehr Confessionen der Mehrzahl der Christen noch als ein unerträgliches Uebel erschien, da von beiden Seiten alle Kräfte aufgeboten wurden, den Widerpart zu sich herüber zu ziehen, da es nicht an verständigen, wohlmeinenden Männern fehlte, die auf Religionsgesprächen zu dem Ergebniß kamen, daß die Trennung nicht motivirt sei, daß man um Worte streite, daß alle Parteien in den Grundlehren des Christenthums übereinstimmten, da war es lediglich jener scheinbar unvernünftige Parteihaß, welcher die Einigung hintertrieb. Und diese sollte hintertrieben werden, weil die Trennung, deren wohlthätige Wirkung bezw. Nothwendigkeit darzulegen hier kein Raum mehr ist, von der Vorsehung beschlossen war. Haß bildete die harte Kruste, welche das noch weiche neue Gebilde schützend umgab und vor dem Zerfließen bewahrte. Ob dieser Haß auch heute noch, oder ob er heute wieder nothwendig sein mag? Ich möchte glauben, daß keine der Confessionen in ihrem Bestande gefährdet sein würde, wenn der aus Haß geborene Kampf auf Leben und Tod sich in den friedlichen Wettkampf umsetzte.

*) Man lese die Charakteristik eines dieser Herren bei v. Bezold: „Briefe des Pfalzgrafen Johann Casimir", I. 16.

**) „Die Politik Bayerns 1591—1607." Von Felix Stieve, I. 218.

***) Bekannt aus jenen Versuchen einer Reichsreform, welche Ranke im ersten Buche seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation" erzählt.

Feuilleton.

Humoristische Nemesis.

Von Albert Roderich.**)

Für mich ist das Ideal der irdischen Weiblichkeit eine Frau, die von Herzen gut ist, mit der man verständig sprechen kann und die gut Apfelkuchen zu backen versteht. So ein Ideal nach meinem irdischen Sinne ist die verwittwete Frau Professor Mentow, und wenn wir beide zusammen vierzig Jahre jünger wären, könnte ich mir vielleicht die Möglichkeit einer Versuchung denken, die fragwürdigen Freuden meines Jung-

*) Siehe z. B. die Schilderung der kirchlichen Verhältnisse der Inner- und Vorderösterreichischen Länder bei Hirn: „Erzherzog Ferdinand II. von Tirol", S. 71—210.

**) Wie man weiß, ist der von dem Literarischen Institut von Greiner & Caro in Berlin ausgeschriebene Preis für ein humoristisches Feuilleton keinem der zahlreichen Bewerber zuerkannt, sondern zu gleichen Theilen dem Verein „Berliner Presse" und dem „Schriftsteller-Verein" überwiesen worden. Mit vier anderen Einsendungen kam auch die obige Humoreske in die engere Wahl, ohne die Mehrheit der Stimmen erlangen zu können. Wir bieten unseren Lesern also die Gelegenheit, das Urtheil der Herren Preisrichter, über deren Leiden bereits einer von ihnen, Wilhelm Goldbaum, in Nr. 45 der „Gegenwart" Einiges ausgeplaudert hat, im Hinblick auf eine der relativ besten Concurrenzarbeiten einer nachträglichen Prüfung zu unterziehen. D. R.

Digitized by Google

gesellenstandes gegen die freudigen Fragwürdigkeiten der Ehe zu vertauschen.

Wer weiß aber, ob dann nicht die Macht der Gewohnheit — nein, die Schwäche der Gewohnheit — mir die liebenswürdige Unterhaltung und den herrlichen Mittagstisch meiner Freundin zu einer geringwerthigen Alltäglichkeit herabwürdigen müßte. — Jetzt, da ich wöchentlich nur ein oder zwei Mal mit der werthen Frau in ihren freundlichen, behaglichen Räumen plaudern und speisen darf, jetzt erfüllt schon beim Plaudern die Aussicht auf die fleischlichen Genüsse meinen unsterblichen Geist mit heiterem Wohlbehagen, und wiederum meinem sterblichen, vergänglichen Ich werden die Freuden der Tafel erhöht durch die Erwartung der nachfolgenden geistigen Speise.

Und wie liebenswürdig im besten Sinne des Wortes war meine verehrte Freundin gegen uns Gäste gerade heute gewesen, wie viele hübsche und menschenfreundliche Worte waren da in unserer kleinen Gesellschaft hin und her geworfen worden, und wie war der Rothwein doch excellent! Was ist das Beste bei einem guten Mittagessen? Die Cigarre nachher, behaupte ich, und deshalb hatte ich mich in den stillsten Winkel eines kleinen Nebenzimmers zurückgezogen und blies in jener behaglichen Stimmung des halb ruhenden Körpers und des halb erregten Geistes künstlerisch vollendete Rauchringe in die Luft.

Ich richtete mich, halb unwillkürlich, schnell aus meiner etwas sehr bequemen Lage auf, als die Dame des Hauses plötzlich und unerwartet vor mir stand.

„Ach, mein werther Herr, warum haben Sie sich denn sofort nach Tische in diesen entlegenen Winkel zurückgezogen?"

„Ich wollte mit meiner geliebten Cigarre allein sein, — wenn Sie aber, gnädige Frau, ein wenig mit mir plaudern wollen, dann opfere ich mit Vergnügen den gerollten Tabak."

„Mit Vergnügen opfert Niemand, — aber, wenn ich nun ein wenig mit Ihnen plauderte und Ihnen zugleich erlaubte, den gerollten Tabak weiter zu rauchen?"

„Dann, gnädige Frau, wären Sie — eine gnädige Frau."

„Also darf ich wissen, in welchen Gedanken Sie so tief versunken waren, daß Sie mich nicht einmal kommen hörten und sahen?"

„O ja — meine Gedanken folgten dem Rauche meiner Cigarre, und ich grübelte darüber nach, ob denn ein gar so großer Unterschied für das Weltall vorhanden sei zwischen diesem Rauche meiner Cigarre und den rauchenden Vulkanen, die vor hunderttausend Jahren unsere Erdschichten durcheinander schüttelten. Der Professor sprach vorhin bei Tische so anregend davon. Die Ringe von Rauch, die ich in die Luft blies, wurden in meinem Geiste zu einer riesigen Anzahl von Nullen, mit denen ich die ungeheure Nichtigkeit meiner armen kleinen Menschenseele auszurechnen versuchte. Ich suchte zu ergründen, um wie viel wichtiger es denn wohl für das unermeßliche Ganze sein könnte, wenn ein Xerxes seine Millionen über den Hellespont führt, oder wenn eine Schnecke den Chimborazzo erklimmt? — Was ist beides in der grenzenlosen Oede von Raum und Zeit? Die gegenwärtige Stunde vertilgt das vergangene Jahr, um von der nächsten Minute wieder verschlungen zu werden, o wie klein sind wir Menschen! — Aber auch Sie sind in Sinnen versunken, warum antworten Sie mir nicht?"

„Während Ihre Gedanken vergebens Raum und Zeit zu durcheilen versuchten, waren die meinigen in einem kleinen Zimmer dieses kleinen Hauses, wo in einem kleinen Bette mein Kind schläft. Ich kostete ein wenig im Voraus mein Glück, wenn es mir morgen früh seine Händchen um den Hals schlingt und Mutter ruft."

„O wie groß sind wir Menschen! kommen Sie, verehrte Frau, steigen Sie mit mir in einen Luftballon und lassen Sie uns ein wenig emporsteigen über das Alltägliche."

„O, o, lieber Freund — Sie wollen die Wirthin ihren Gästen per Luftballon entführen. Und dann möchte ich mich auch heute kaum in so unsicheren Regionen Ihrer Führung anvertrauen. Sie sind heute so pessimistisch, so ernsthaft — Sie, der Philosoph des lebenslustigen Humors — hat Ihnen vielleicht der Apfelkuchen nicht geschmeckt?"

„Verehrte Frau, wenn Sie doch einmal in die geheimsten Tiefen meines Gemüthes eingedrungen sind, so will ich Ihnen gestehen, — ich habe überhaupt gar nichts von dem Apfelkuchen gegessen."

„Nicht möglich! Sie sind krank!"

„Nein, der Kuchen war an mir vorübergegangen, ehe ich ihn überhaupt gewahrt hatte. Aber, das wundert mich nicht. Heute ist kein guter Tag für mich. Fräulein Emma v. Kanten ist ja hier, und sie hat sogar bei Tische neben mir gesessen. Das kann nimmer gut gehen."

„Sie hat wohl wegen Ihres letzten Feuilletons über die Frauenemancipation mit Ihnen gezankt?"

„Fräulein von Kanten zankt nicht mit mir, denn sie haßt mich."

„Ah wirklich?! Und ich glaubte doch, einmal gehört zu haben, daß Sie vor Jahren zu dem Fräulein in recht — angenehmen Beziehungen gestanden haben."

Ich wußte, daß meine sonst so discrete Freundin viel mehr aus Theilnahme für mich als aus Neugier diese Bemerkung machte und entgegnete deshalb:

„Verehrte Frau, Sie sind wie immer gut unterrichtet und, wenn Sie wollen, erzähle ich Ihnen gern die Geschichte meiner — angenehmen Beziehungen zu Fräulein von Kanten; sichere ich mir dadurch doch auch vielleicht auch die Theilnahme Ihrer Freundesseele an meinem Geschick, wenn es heute über mich hereinbricht."

„In der That, Sie machen mich begierig,"

„Also vor beinahe nun zwanzig Jahren lernte ich Fräulein von Kanten kennen. Sie war geistreich, hübsch, aus sehr angesehener Familie, und ich war ein wohlgestalteter Jüngling, der noch zu etwas mehr als zu den landesüblichen schönsten Hoffnungen zu berechtigen schien. Ich gründete gerade damals mit einem Theile des sehr beträchtlichen Vermögens meines Vaters die große Zeitung, an deren Spitze ich noch heute stehe. Das Fräulein und ich sahen einander fast täglich in einer befreundeten Familie, wir plauderten, scherzten, lachten, faßten Neigung zu einander und wußten bald, daß eine lebenslänglich wirkende Erklärung unmittelbar bevorstände. Ich weiß, jeder von uns wußte, daß auch der andere das wisse. So weit waren wir schon. Da eines Tages erschien Fräulein Emma in einer kleinen Gesellschaft mit einer Brustschleife von — meiner allerdings unmaßgeblichen Ansicht nach — so sonderbarer Form und Farbenzusammenstellung, daß ich eine spottende Bemerkung darüber nicht unterdrücken konnte. Darob aber ward das Fräulein sichtlich ungehalten und behandelte mich den ganzen Abend mit stark herabgestimmter Freundlichkeit. Das trieb mich zum Nachdenken, und ich sagte mir: wen ein tadelnder Scherz so empört, der ist auch im Ernste zu tadeln. Ich habe nur ihre Schleife gering geschätzt, dafür glaubte sie mich selber gering schätzen zu dürfen. Sieh dich vor, junger Mann! Und ich beschloß, das Fräulein noch vor dem entscheidenden Worte auf eine größere Probe zu stellen.

„Wenige Tage später wollte ich die junge Dame zu einem Spaziergange abholen. Auf dem Tische ihres Zimmers lag ein allerliebster heller Sommerhut, den Fräulein Emma eben zum ersten Male den Straßenpassanten vor die Augen führen wollte. Nicht weit davon stand eine geöffnete Flasche Wein. Meine Gedanken sprangen zu einem schnellen Entschluß zusammen. Ich goß mit geschickter Ungeschicklichkeit die Flasche Rothwein über den neuen hellen Sommerhut.

Die Wirkung war eine betrübende, niederschlagende. Das Fräulein verfiel nach einem Momente des stieren Entsetzens in recht unangenehme Zornesausrufungen und Vorwürfe; sie stampfte sogar mit dem sonst so zierlichen Fuße heftig auf und — mit einem Worte, sie ward in dem Augenblicke mehr als häßlich und geistlos, — sie ward unliebenswürdig. So weit nun glaube ich nach gangbar menschlichen Begriffen correct, zum mindesten verzeihlich, gehandelt zu haben. Oder sind Sie anderer Meinung, verehrte Freundin?"

„Nach den gangbar menschlichen Begriffen haben sie vielleicht verzeihlich gehandelt — nach den gangbar weiblichen wohl kaum."

Digitized by Google

„Nun einerlei — in der Fortsetzung meines Thuns beging ich die tragische Schuld, die mich sicher im fünften Acte zerschmettern wird. Ich sagte dem Fräulein in der Erregung des Disputes: „Ich habe den Wein absichtlich über den Hut gegossen, um Deinen Charakter kennen zu lernen! Ich habe ihn kennen gelernt!" Da wuchsen plötzlich an die kleinen Schlangen des Aergers und der Zankluft, die bisher aus den Augen des Mädchens züngelten, die Furienhäupter der Wuth und des Zornes, und — o, all Ihr Männer, die Ihr freien wollt, — erst prüfet, wodurch das Weib Eurer Wahl zornig gemacht wird, und wie es sich geberdet im Zorne!

„Ich eilte von dannen, und am nächsten Tage reiste Fräulein Emma von Kanten auf längere Zeit zu auswärtigen Verwandten. Es sind nun fast zwanzig Jahre seitdem vergangen, und ich habe das Fräulein seit der Zeit in langen Zwischenräumen einige Male in Gesellschaften getroffen und jedes Mal, wenn ich sie getroffen, ist mir zur selbigen Stunde irgend etwas Fürchterliches zugestoßen. Das eine Mal habe ich einer Dame die Schleppe abgetreten, das zweite Mal bin ich in einem wohlpräparirten Toaste stecken geblieben, das dritte Mal — ach, einerlei, wenn ich jene Dame sehe, ist mir wie dem Seefahrer, der das Geisterschiff des Fliegenden Holländer schaut — er weiß, ihm steht ein Unheil bevor. Und heute hat sie gar neben mir gesessen — weh mir, was wird mir heute noch geschehen!"

Frau Professor Mentow lachte.

„Lieber Freund, Sie werden da von einer ganz gerechten humoristischen Nemesis verfolgt. Sie haben es wahrscheinlich durch Ihren ernsthaften Scherz verschuldet, daß jene Jungfrau im Zorne zur alten Jungfer geworden ist, die jetzt für Frauenrechte kämpft, weil ihr das Frauenrecht versagt ist."

„Ja auch bei Tische hat sie fast ausschließlich von den Rechten der modernen Frau gesprochen, aber ich glaube sie kämpft nicht — sie streitet nur dafür."

„In der That, lieber Freund —"

Die Frau Professorin kam nicht weiter in diesem Satze, denn die Thüre ward im selben Augenblicke geöffnet, und einer meiner Mitgäste rief, uns gewahrend, herein: „O, hier sind Sie versteckt, und drinnen streitet man sich um Sie oder über Sie, — und dann entführen Sie uns auch noch unsere liebenswürdige Frau Wirthin!"

Wir erhoben uns schnell und traten in den Salon. Die kleine Gesellschaft saß in lebhafter Unterhaltung beim Kaffee. Frau Emerich, die intime Freundin des Fräuleins von Kanten, rief mir zu, sobald sie meiner ansichtig ward: „Ah, da ist ja der Lästerer — vielleicht hat er die Gewogenheit, uns einen Commentar zu seinen räthselhaften Aeußerungen über die Frauenfrage zu geben."

Ich nahm mich tüchtig zusammen, setzte mich mit gewaltsam erzwungener Ruhe in einen Schaukelstuhl und sagte mit vermeintlicher Gelassenheit:

„Gnädige Frau, ich glaube, Sie haben hier in diesem Augenblicke gar keine Frauenfrage, sondern eine Männerfrage behandelt."

„Wie?! was ist das?!"

„Ja, ich glaube, die hier gemeinte Frauenfrage hat einige Aehnlichkeit mit der socialdemokratischen: Der Socialdemokrat hört auf es zu sein, wenn er Rentier geworden ist, und die meisten Mädchen halten die Frauenfrage für gelöst, wenn sie Gattin geworden sind. Es ist also eine Männerfrage."

Fräulein Emma von Kanten warf mir einen vergifteten Blick herüber und sagte mit scharfer Betonung:

„O mein Herr, wir haben hier bis jetzt ganz ernsthaft debattirt, und zwar über die Ansichten, die Sie selber in Ihrem Feuilleton über die Frauen öffentlich geäußert haben. Wenn Sie es jetzt für nöthig halten, Ihre vielleicht etwas bleichwangige Argumentation mit der Schminke eines beschönigenden Scherzes zu beleben, so sage ich Ihnen im Tone der tiefsten Ueberzeugung: Die Frau ist dem Manne ebenbürtig. Sie soll nicht seine Sclavin sein, sie ist berufen mitzuwirken für die höchsten Ziele der Menschheit!"

„O mein Fräulein, wenn Sie Recht hätten — wie Unrecht hätten Sie! Sie wollen dem Manne ebenbürtig sein und doch keine Sclavin! Wir Männer sind aber selbst Sclaven — Sclaven der Arbeit, der Verhältnisse, des Erfolges, — Sclaven des Ehrgeizes, der Wissenschaft — und, da Sie uns ebenbürtig sein wollen, — ist es denn ein gar so verächtlicher Sclavendienst, wenn Sie all' Ihre unzähligen Liebenswürdigkeiten und Reize in einem blumendurchwirkten Fächer zusammenhalten, um dem ermüdeten Mitsclaven die lästigen Insekten der Sorgen und Mühen fortzufächeln?"

„Das heißt," rief jetzt die Aelteste der Anwesenden, „das heißt in gewöhnlichen Worten: Wir sollen Köchinnen, Kinderwärterinnen und Krankenpflegerinnen werden. Und unser Herz, unser Geist, unsere Ideale?!"

„Gnädige Frau, war es nicht meist Ihr höchstes Ideal, den Mann mit Ihrer Liebe beglücken zu dürfen? Und ist es nicht jetzt Ihr höchstes Ideal, Ihre einzige Tochter recht, recht glücklich verheirathet zu sehen?"

„Allerdings!"

„Also, verehrte Frau, es ist jetzt Ihr höchster Ideal, — Schwiegermutter zu werden! Ja, glauben Sie es einem erfahrenen Idealisten; — unsere irdischen Ideale sind veränderlich wie alles Irdische. Nenne mir Deine Ideale, und ich will Dir sagen, wie alt Du bist."

„O, er will uns auf den Flügeln seiner Phrasen entfliehen," rief jetzt Fräulein von Kanten, „haben Sie uns denn nicht in Ihrem Zeitungsartikel die Ebenbürtigkeit unseres Geistes abgestritten? Haben Sie nicht die Behauptung aufgestellt, es gäbe keine classische Dichterin, und wenn es eine — zwei — zehn gebe — das wäre nichts gegen »die überwältigende Majorität der Geisterfürsten aus dem Männergeschlechte«, wie Sie sich auszudrücken beliebten."

„O," fuhr Frau Emerich zornig fort, „und was er von den Erfindungen sagt! Wie boshaft! daß die Frauen das Pulver nicht erfunden haben oder das Dynamit, das findet er natürlich, — aber wir hätten doch wenigstens die Nähmaschine erfinden können! — Abscheulich!"

„Geehrte Frau," entgegnete ich, „die meisten Wahrheiten sind abscheulich!"

„Gut," rief jetzt Frau Emerich in recht erregtem Tone, „wenn Sie denn doch der Wahrheit zu ihrem Rechte verhelfen wollen — ich kann Ihnen jetzt die Gelegenheit dazu geben. Ich habe Gedichte von einer jungen Dame bei mir, die ich für außerordentlich talentvoll halte, für die ich eine ruhmvolle Zukunft voraussehe. Wollen Sie in Ihrer Wahrheitsliebe die junge Dame durch Ihre einflußreiche Zeitung in die Oeffentlichkeit einführen, wenn Sie die Dichterin nach Ihrer besten Ueberzeugung dessen würdig erachten?"

„Das will ich," entgegnete ich bestimmt. Frau Emerich zog eine zierliche Ledertasche hervor und nahm aus dieser einige Papiere, die sie mir hinreichte.

„Bitte, lesen Sie" — Und ich las einige offenbar von Damenhand geschriebene Verse über höchst abgenutzte Gegenstände in höchst gewöhnlicher Form und höchst unbedeutenden Worten. Die unvermeidlichen »Sonne und Wonne« und »Liebe und Triebe« waren auch vorhanden und einmal war in strafwürdigster Dichter-Roheit »Freude« auf »heute« gereimt.

Ich gab das Manuscript zurück und sagte: „Geehrte Frau, ich bedaure Ihnen sagen zu müssen, daß nach diesen Proben und meiner Ueberzeugung die junge Dichterin als solche durchaus keine Zukunft zu erwarten haben wird."

„Ah, und womit wollen Sie dies harte Urtheil begründen?"

„Wenn Jemand in seinem achtzehnten Jahre schlechte Verse macht, — nun, der kann vielleicht im dreißigsten Jahre noch gute Verse machen, — wer aber im achtzehnten Jahre Verse wie diese von so unaussprechlicher Geringwerthigkeit macht; — der macht sie im höchsten Alter noch ebenso nichtsnutzig. Wollen Sie übrigens meinem Urtheil allein nicht trauen, so lese ich mit Ihrer gütigen Erlaubniß ein paar Verse vor."

Und ich las mit gütiger Erlaubniß der Freundin des Fräulein Emma von Kanten ein paar Verse vor, und sämmt-

Digitized by Google

liche Anwesende vereinten sich mit mir in der Ansicht, daß niemals unbedeutendere Worte zu überflüssigeren Versen verarbeitet worden wären. Selbst Fräulein von Kanten betonte besonders scharf, daß sie mir in diesem Falle Recht geben müsse; die Gedichte wären doch zu ungewöhnlich gewöhnlich. — Mir ward etwas unbehaglich zu Muthe, als meine Exfreundin sich so kampflustig an meine Seite stellte.

„Also, meine Herrschaften," ergriff nun mit erhobener Stimme Frau Emerich das Wort, „dieser Mann, der selber so hoch steht in der Meinung der literarischen Welt und der so verächtlich von unserem Frauengeiste spricht, — er behauptet, daß das Weib, welches diese Verse gemacht, kein Dichter sei und es nie werden könne?!

„Das behaupte ich."

„Nun denn, — das Weib, welches diese Verse gedichtet hat — ist — dieser Mann!"

Frau Emerich hatte sich bei diesen Worten hoch aufgerichtet und streckte ihren Arm gegen mich aus, als wollte sie mich auch körperlich zu Boden schlagen. Das unheimliche Gefühl, das mich bei der Rede der Dame befallen hatte, steigerte sich um ein Bedeutendes, als jetzt Fräulein Emma von Kanten ebenfalls ein Papier hervorzog, mir dasselbe dicht unter die Augen hielt und ausrief: „Kennen Sie diese Handschrift?"

Ich las dieselben nichtigen Verse von vorhin auf stark vergibtem Papier in mir unheimlich bekannt scheinenden Schriftzügen.

„Diese Verse," wandte sich nun Fräulein von Kanten an die hocherstaunte Gesellschaft, „diese Verse, welche die Tochter meiner Freundin copirt hat, diese Verse von »so unaussprechlicher Geringwerthigkeit« — hat vor ungefähr 20 Jahren unser großer Kritiker selbst gedichtet. Ich weiß es ganz genau, denn er hat mir selber die — hoffnungslosen Verse gewidmet!"

Da war sie wieder, die Nemesis, — die erbarmungslose Nemesis!

Ich war ein wenig in den Schaukelstuhl zurückgesunken, — ich schlug die Augen nieder vor all den lachenden Mienen und spöttischen Blicken. Nur auf dem Antlitze meiner lieben Freundin, der liebenswürdigen Wirthin, sah ich stilles Mitleid.

Endlich erhob ich mich, — ein wenig langsam, — ein wenig unbeholfen — endlich sagte ich mit etwas unsicherer Stimme:

„Meine Damen und Herren, — ich bin geschlagen, besiegt, ich bekenne es, — aber ich will auch Buße thun, — wen ich öffentlich ungerecht angeschuldigt habe, dem will ich auch öffentlich Genugthuung geben, — ich werde die ganze Geschichte meiner Buße in meinem nächsten Feuilleton erzählen!"

„Die ganze Geschichte?!" fragte Fräulein Emma von Kanten, und ihr höhnisches Lächeln verschwand unter einer leichten Falte der Besorgniß.

„Die ganze Geschichte, mein verehrtes Fräulein."

„Das ist eine unedle Rache!"

„Meinen Sie das wirklich? Nun denn, in der That, ich darf vielleicht in eigener Sache nicht ein so schweres Urtheil fällen. Ich werde also unseren Fall vor einen Gerichtshof bringen. Es ist ein Preis ausgesetzt für ein humoristisches Feuilleton — ob unsere Geschichte an die Oeffentlichkeit kommt oder nicht, — das sollen die Preisrichter entscheiden."

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Gespenster.

Familiendrama in drei Aufzügen von Henrik Ibsen.

Die einmalige Aufführung in einer Wohlthätigkeits-Matinée im Residenztheater macht dem geheimnißvollen Flüstern über dieses wundersame Stück ein Ende, es stellt die in ihm aufgeworfenen ethischen Fragen unter öffentliche Discussion und zwingt die ernsthafte Kritik, ihren Einfluß auf das Urtheil des Publikums geltend zu machen. Wir tragen kein Bedenken, von vorne herein zu erklären, daß wir voll und ganz auf Seiten des Dichters stehen und ihm bedingungslos das Recht einräumen, was sein Inneres bewegt, in der von ihm gewählten Kunstform zu verkörpern. Der in Nummer 1 der „Gegenwart" abgedruckte Aufsatz von L. Marholm überhebt uns einer allgemeinen Charakteristik Ibsen's, und wir sind somit in der Lage, uns ausschließlich mit den „Gespenstern" beschäftigen zu können. Eine Inhaltsangabe des Stückes ist unerläßlich und wird die Wirkung um so weniger beeinträchtigen, als die tiefernste Sprache desselben mit dem etwaigen Spannungsbedürfniß des Durchschnittspublikums nichts zu thun hat.

Der Tischler Engstrand hat seine Arbeit an dem von der Wittwe des Kammerherrn Alving zum Andenken an ihren verstorbenen Gatten begründeten Asyl für verwahrloste Kinder beendet und sucht seine Tochter, die im Hause der Dame dient, auf, um sie eventuell zu sich zu nehmen. Er hat die Absicht, unter bigotter Firma eine Seemannskneipe mit weiblicher Bedienung zu gründen und gedenkt dabei seine Tochter als Kellnerin oder Schlimmeres zu verwenden. Regine ist übrigens nicht so recht eigentlich seine Tochter, der würdige Engstrand hat sich mit Hülfe der bekannten goldenen Brücke über einen kleinen Fehltritt seiner verstorbenen Frau fortgesetzt. Regine weiß das, macht ihr Selbstbestimmungsrecht geltend und verräth aussichtsvollere Absichten auf den Sohn ihrer Herrin, der soeben aus Paris zurückgekehrt ist. Engstrand weist sie beim Fortgehen auf die Ermahnungen des zur Einweihung des Asyls erwarteten Pastor Manders hin, der ihr die Pflichten des Kindes gegen den Pseudovater schon klar machen werde. Eine kokette Scene mit dem eben eintretenden Geistlichen deutet an, daß Regine in Ermangelung eines Bessern auch nicht abgeneigt wäre, sich der Pflege eines alleinstehenden Herrn, etwa des Herrn Pastors selbst, zu widmen. Frau Alving erscheint und nimmt den Bericht ihres bevollmächtigten Berathers über das am folgenden Tage zu eröffnende Asyl entgegen. Die Mittheilung von den Absichten Engstrends mit Regine erregen sie heftig, sie gedenkt, dieselbe in ihrem Asyl zu beschäftigen. Der Eintritt ihres Sohnes Oswald unterbricht ihre Unterredung. Der junge Maler hat in Paris das schöne freiheitsfreudige Künstlerleben genossen und tritt eifrig für die Berechtigung desselben dem Pastor gegenüber ein. In der nun folgenden Scene zwischen Frau Alving und Manders kommt es zu einer heftigen Auseinandersetzung. Der Seelsorger weist sie auf ihre Pflichtvergessenheit dem verstorbenen Gatten und dem lebenden Sohne gegenüber hin. Wir erfahren, daß Frau Alving im ersten Jahre ihrem allen Ausschweifungen ergebenen Manne fortgelaufen ist und bei ihrem Jugendfreunde, eben dem Pastor Manders, Schutz gesucht hat. Auf die Heiligkeit des Ehegelöbnisses hingewiesen, ist sie in ihr freudloses Heim zurückgekehrt, und der Lebenswandel Alving's hat sich nach der Meinung des Geistlichen, der nie wieder ihr Haus betreten, seither so gebessert, daß er als Bekehrter gestorben ist. Auch gegen den Sohn hat sie sich eine Pflichtverletzung schuldig gemacht, sie hat ihn schutzlos in die Welt hinausgeschickt, und als Verlorenen — so urtheilt der Herr Pastor — hat sie ihn zurückerhalten. Da wallt es heiß auf in dem Herzen der gekränkten Frau. Sie hat sich gelobt, daß Manders einmal Alles erfahren solle. Morgen wird er zum Andenken ihres Mannes eine weihevolle Festrede halten, heute will sie sprechen. Alving hat sich nicht geändert, er ist nach neunzehnjähriger, qualvoller Ehe als Wüstling gestorben. Die unselige Frau hat seine Trinkgelage theilen müssen, um die

Digitized by Google

Schande hinter den vier Wänden ihres Hauses zu verbergen. Sie hat ihre eigene Magd flüstern hören: „Lassen Sie mich los, Herr Kammerherr! Lassen Sie mich in Ruhe!“ Sie hat das gefallene Mädchen an den für Geld zu Allem bereiten Engstrand verheirathet und die uneheliche Tochter ihres Gatten, Regine, zu sich genommen. Ihren Sohn hat sie in die Fremde geschickt, um ihn von der verpestenden Luft ihrer Umgebung frei zu halten. Jetzt hat sie mit dem ganzen Vermögen Alving's, mit der Kaufsumme, für die er sie mit Leib und Seele erhandelt, das Asyl gegründet, damit Oswald nichts, garnichts mit dem Erbe seines Vaters zu thun habe. Und nun hat die lange häßliche Komödie ein Ende. Von jetzt an wird es sein, als hätte der Verstorbene niemals in diesem Hause gelebt. Da ertönt Regines Stimme aus dem Speisesaal: „Oswald, aber Oswald! Bist Du närrisch? Laß mich!“ Und zwischen Frau Alving's Lippen ringt es sich heiser hervor: „Gespenster! Das Paar aus dem Blumenzimmer geht wieder um.“

Innerlich gebrochen kehrt im zweiten Aufzug die unglückliche Mutter aus dem Speisezimmer zurück. Das beinahe dreißigjährige Vertuschen und Heucheln ist nutzlos gewesen, aus dem Grabe reckt es sich zu ihr empor, widrig und gespensterhaft. Ja sie ist feige gewesen, unsäglich feige, als sie mit dem sogenannten Pflichtgefühl die Stimme ihres Herzens übertäubte. Gespensterfurcht, knechtische Abhängigkeit von verrotteten Ansichten, Angst vor dem Urtheil der Menge hat sie in unwürdige Ketten zurückgeschmiedet, sie hat ihre Last achtzehn Jahre lang getragen, nutzlos. Der Tischler Engstrand holt den Pastor Manders zu einer kleinen Erbauungsstunde in das Asyl ab und Frau Alving macht die Entdeckung, daß ihr im Speisezimmer zurückgebliebener Sohn von seinem Vater auch den Hang zum Trinken geerbt hat. Er trinkt, um die furchtbare Angst vor einer ebenfalls nach dem Urtheil der Aerzte ererbten Disposition zum Blödsinn zu übertäuben, er trinkt, weil er an diese Erbschaft von einem Vater, den er niemals gekannt, aber stets als einen Ehrenmann rühmen gehört, nicht glauben kann und sein Leiden als ein durch sein fröhliches Jugendleben selbst verschuldetes betrachtet. Seine einzige Rettung sieht er in der Vereinigung mit der lebensfrischen Regine, er verlangt sie von seiner Mutter zur Frau. Oswald kann in der Enge, in der drückenden Nebelluft der Heimath nicht leben, er will mit Regine hinaus in die Welt, in der man arbeitet und sich des Daseins freut. Soll Frau Alving ihm Alles mittheilen, die letzten Ideale des an sich schon Geisteskranken zerstören? Pastor Manders sagt: „Das werden Sie doch nicht thun.“ Die unglückliche Mutter klammert sich an das, was ihr Sohn als Lebensfreudigkeit bezeichnet, sie ist niemals so recht lebensfreudig gewesen, vielleicht kann sie noch einmal einen Theil der Schuld auf sich nehmen, die Laster des Vaters durch seine in der Ehe mit ihr nicht befriedigte Lebensfreudigkeit entschuldigen und so der Selbstquälerei Oswalds ein Ende zu machen, ohne daß „die Ideale fallen“. Inzwischen hat Engstrand bei Gelegenheit der erwähnten Vorandacht das Asyl angezündet, es brennt bis auf den Grund nieder. Was gilt Frau Alving jetzt das Asyl? Sie hat Wichtigeres zu thun, sie muß den Sohn retten vor der Selbstvernichtung! Ja, der Kammerherr Alving ist auch so voll strotzender Kraft und Lebensfreudigkeit gewesen, die sich bisweilen austoben mußte auf Abwegen, die aber doch nie eine rechte Bethätigung fand, so daß er „ein gebrochener Mann war, ehe Oswald geboren wurde“. So, nun braucht sich ihr lieber Sohn nicht mehr mit Selbstvorwürfen zu quälen, und Regine — sie ist ja seine leibliche Schwester, jetzt darf sie es sagen — wird ihn pflegen und wieder gesund machen. Aber Regine bedankt sich für die ihr zugemuthete Rolle, auch sie hat etwas von jener Lebensfreudigkeit in sich und zieht schließlich das Seemannsheim der Krankenpflege vor. Und nun tritt an die unselige Mutter das Furchtbarste heran. Oswald hat schon einmal einen Anfall von Irrsinn gehabt, er weiß, daß eine Wiederholung desselben mit unheilbaren Blödsinn enden muß. Er ringt seiner Mutter das Versprechen ab, ihn vor dem entsetzlichen Schicksal des Rückfalls in hülfloser Kindheit zu bewahren, indem sie ihm im geeigneten Augenblick eine Dosis Morphium verabreicht, die er stets bei sich führt. Dieser Augenblick tritt ein, die Mutter bricht neben ihm zusammen, sie tastet nach dem Gift, und der Vorhang fällt.

Wir fordern die schärfste Kritik heraus, in diesem Zusammenhange der Handlung eine Lücke, einen Mangel in der Folgerichtigkeit zu entdecken. All' diese Menschen handeln, wie sie aus ihrem Wesen heraus unter dem Drucke der gegebenen Verhältnisse handeln müssen. Und es sind Menschen von Fleisch und Blut, keine Theaterpuppen. Diese Frau, deren innerstes Wesen sich nach dreißigjähriger Heuchelei aufbäumt: „Ich kann nicht mehr! Ich muß mich zur Freiheit emporarbeiten! Ich war feige, entsetzlich feige!“ Dieser gutmüthige, ängstliche Pastor, der aus seiner Furcht vor der öffentlichen Meinung gerade soviel Muth schöpft, um das liebende Weib, das mit dem Rufe: „Hier bin ich, nimm mich!“ in sein Zimmer stürzt, mit dem Hinweis auf eine selbstmörderische Pflichterfüllung von seiner Schwelle zu stoßen. Der Tischler Engstrand, der „dieses große Kind, um dessen Hals Frau Alving ihre beiden Arme schlingen möchte,“ für sein Seemannsheim zu interessiren weiß, und ihm schließlich gar einredet, er, der Pastor Manders, habe das nicht versicherte Asyl in Brand gesteckt. Und schließlich die Producte all' der in der Vergangenheit liegenden Unnatur, der in seiner Lebenskraft gebrochene Oswald und die lebensfreudige Regina. Sie alle sind allerdings keine besonders erquicklichen Figuren, aber wahr bis ins innerste Mark hinein.

Und nun die Idee des Stücks! Sie ist durch die Kritiken nach der Aufführung in Meiningen mit unglaublichem Mißverstehen verschoben worden. Wer es nicht gelesen oder gesehen hatte, mußte annehmen, es handle sich hier um die widerliche Darstellung einer ohne eigene Schuld ererbten Krankheit. O nein, meine Herren, die Krankheit, von der Sie sprechen, ist nur eine Folge der Krankheit, von der Ibsen spricht. Wie Gespenster gehen verrottete Ansichten, Anstandsregeln und naturwidrige Moralgesetze um, die Furcht vor diesen Gespenstern jagt die unseligen Kinder ihrer Zeit in Unnatur und Heuchelei hinein, und aus Unnatur wird Unnatur geboren. Frau Alving ist feige gewesen, unsäglich feige. Ibsen ist es nicht. Noch niemals sind in so ruhiger, natürlicher Sprache die Schäden der modernen Gesellschaftsordnung aufgedeckt worden. Aber „wir sind ja alle mit einander so gottsjämmerlich lichtscheu“ wie Pastor Manders. „Wie sollte es sonst mit der menschlichen Gesellschaft werden?“

Das Stück ist von einem sittlichen Ernst erfüllt, der die ganze französische Ehebruchskomödie als Possenreißerei erscheinen läßt. Moralische Entrüstung ist ihm gegenüber absolut nicht angebracht. Nur die ästhetische Frage wird zu discutiren sein, ob es nicht über den Rahmen eines dramatischen Kunstwerks hinausgeht, Themata, wie die von Ibsen angeregten, von der Bühne herab zu erörtern. Darauf gibt es nur eine Antwort: Ein Dichter wie Ibsen hat das Recht und die Pflicht, sein ganzes geistiges Sein in der ihm angemessen erscheinenden Form auszugestalten. Wem das nicht gefällt, der mag sich die Ohren zuhalten; einen Dramatiker von seinem Caliber mundtodt machen wollen, ist ein vergebliches Bemühen.

Die Ausstattung und Inscenirung im Residenztheater war wie immer eine musterhafte. Director Anno hat ein eigenes dramatisches Tactgefühl, das ihn jedem Stücke die ihm eigenthümliche Stimmung verleihen läßt. Der Pastor Manders des Herrn Reicher war tadellos, aus einem Guß und ohne Nähte. Frau Frohn faßte die Wittwe Alving zu jugendlich, sie vergaß, daß die Dame beinahe fünfzig Jahre alt ist. Der Engstrand des Herrn Würzburg, sonst gut und charakteristisch, erschien nach der Richtung des Komischen hin ein wenig outrirt. Ueber die Leistung des Herrn Wallner wollen wir uns Schweigen auferlegen. Er war ein liebenswürdiger Naturbursche, der sich so stellte, als ob er einmal die Gehirnerweichung bekommen wollte.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Auf der Sonnenseite. Ein Geschichtenbuch von Ludwig Hevesi. (Stuttgart, Bonz & Co.) — Diesmal erzählt uns der rasch beliebt gewordene Humorist keine Geschichten, die „auf der Schneide“ zwischen Ernst und Scherz anmuthig balanciren, sondern fast lauter Menschenschicksale „auf der Sonnenseite“ des Glücks. Und befreiender, unter Thränen lächelnder, also echter Humor ist es, der uns da über das traurige Einerlei der Alltäglichkeit erhebt und nur selten einmal dem absichtlichen, ungemüthlichen

Digitized by Google

Witz das Wort gönnt. Humor in Erfindung und Stimmung und Komik in der Darstellung finden wir in der köstlichen Geschichte: „Ein starkes Paar", wo die Leiden und Freuden einer Marienbader Kurstgastliebe mit den prächtigsten Farben geschildert sind. Ebenfalls ein Cabinetsstück der komischen Hyperbel, die doch nirgends zur Manier wird, ist auch die lustige Künstlerscene: „Die Nase des großen Condé", wobei nur das Wortspiel: „Mir nicht" aus der Rolle fällt, denn die Plauderer unterhalten sich jedenfalls französisch. Mit echtem Humor ist der vergeßliche „Daniel Löwengruber" getränkt, und voll reizender Schalkhaftigkeit und hübscher Pointen sind die „Lebenden Bilder", die zuerst in der „Gegenwart" erschienen. Als Charge ist wohl „Alexanders Neujahrsnacht" gemeint, aus der sich eine tolle Posse im Stil des Palais Royal gewinnen ließe. Kurz, auch das Minderwerthige und allzu Barocke verräth überall den witzigen Kopf, tiefen Menschenkenner und fesselnden Plauderer, und wer dieses köstliche Buch unter seinem Weihnachtsbaum fand, der tritt mit einem freundlichen Hausgeist in's neue Jahr hinüber.

Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart. Redigirt von Carl von Lützow. (Wien, Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst). In dem soeben ausgegebenen vierten Hefte dieses Prachtwerkes bietet die aus der Feder eines Praktikers, des Xylographen und Radirers W. Hecht, stammende Abhandlung über den Holzschnitt einen klaren Ueberblick über das ganze Gebiet dieser volksthümlichen Reproductionsart und ihre Entwickelung. Beherzigenswerth ist namentlich, was der Verfasser über das Verhältniß zwischen Maler und Holzschneider und die allzu „publikumsmäßige" Erziehung unserer Xylographen schreibt. Der illustrative Theil ist überaus reich und zeigt den modernen Holzschnitt in seiner besten Gestalt und nach allen Reproductionsmethoden. Bilder wie Max' „Faust und Gretchen im Garten", in Holz geschnitten von W. Hecht, Cloß' „Schilflied" und Max' Illustration zu Wieland's „Oberon", Holzschnitte von A. Cloß, gehören unstreitig zu dem Besten auf dem Gebiete dieser Kunstgattung. Hieran reihen sich würdig der Linsenmaier'sche Holzschnitt nach Alma Tadema's „Scene aus dem römischen Leben" und der Schnitt von Kresch nach Max' „Mephisto". Eine Radirung von Forberg, „Das Judenvirtel in Amsterdam", nach Achenbach, sowie ein Stich nach Rembrandt's „Pilger von Emmaus", dem Grabstichel des Altmeisters Gaillard entstammend, ergänzen die Reihe der Kunstbeilagen auf das Glänzendste. Wir kommen nach Vollendung dieses typographisch vornehm ausgestatteten Werkes jedenfalls auf dasselbe zurück.

Die Culturentwicklung Süditaliens in Einzeldarstellungen. Von E. Gothein. Breslau, Köbner.) — Ein sehr bedeutsames Werk, das zwar, wie schon der Titel besagt, leider keine zusammenhängende Geschichte der neapolitanischen und sicilischen Culturentwicklung, aber in geistvoll entworfenen Schilderungen und streng wissenschaftlichen Untersuchungen doch die Bausteine zu einer solchen Darstellung bietet Immerhin ist es dem Leser ziemlich leicht gemacht, sich selbst ein Gesammtbild zu construiren, das im Einzelnen da und dort von den classischen Renaissance-Studien Jacob Burckhardt's abweicht, aber im Ganzen doch stets die Resultate jener grundlegenden genialen Arbeit bestätigt Meisterhaft ist zunächst Gothein's erster einleitender Aufsatz, doch auch die folgenden Monographien und Feuilletons wird man mit Interesse lesen. Ueberraschend und erheiternd sind namentlich die Capitel über süditalische Heiligengeschichte, vornehmlich den Stadtheiligen Neapels, den San Gennaro, wobei Gothein die Traditionen und Quellen des Martyrologiums bis in die älteste Mythologie hinein verfolgt und den echt italienischen localpatriotischen Heiligencultus trefflich charakterisirt. In den mehr populären Essays über Aquila und Leonessa zeigt sich der Verfasser als scharf beobachtender und reizvoll darstellender Feuilletonist.

Offene Briefe und Antworten.

Zum allerletztenmal Jacques Saint-Cère.

Sehr geehrter Herr!

Auf Ihre Anfrage in Betreff jenes zweifelhaften Herrn Armand oder Rosenthal kann ich Ihnen nur erwidern, daß ich eines Tages seinen Besuch empfing, nachdem er sich schriftlich bei mir angemeldet hatte unter dem Titel eines rédacteur du Voltaire, der über die literarischen Zustände Deutschlands sich zu orientiren wünsche, da er als Berichterstatter nach der Balkanhalbinsel geschickt, hier aber durch contre-ordre zurückgehalten worden sei. Ich empfing ihn freundlich und arglos und war erfreut, ihn so wohlunterrichtet zu finden, was mir freilich späterhin nicht mehr wunderbar erschien, nachdem ich erfahren, daß er mehrere Jahre in Leipzig gelebt und an der Zeitschrift Sacher-Masoch's mitgearbeitet hatte. Da sein Aufenthalt sich verlängerte, kam er öfters zu mir, bat um meine Erlaubniß zur Uebersetzung mehrerer meiner Novellen, zog mich wegen einer Uebertragung des Deutschen Novellenschatzes (mit Auswahl) zu Rathe und war bei alledem so liebenswürdig, so sehr bon enfant, daß ich, selbst als unliebsame Gerüchte über ihn zu rumoren begannen, nichts Schlimmeres von ihm glauben mochte, als daß er den Boden unter den Füßen verloren habe und sich auf alle Weise anstrenge, sich wieder auf festen Fuß zu stellen. Hierzu sollte auch ein artistisches Unternehmen dienen, für das er die hiesigen Künstler interessirte, l'art à Munich, bei Goupil herauszugeben. Inzwischen hatten aber einige vorsichtige Künstler in Paris Erkundigungen eingezogen, deren Ergebniß war, daß der Voltaire ihn desavouirte, Goupil ihn nicht als seinen Vertreter anerkennen wollte. Er kam in großer Aufregung zu mir, zeigte mir eine Menge Briefe französischer Redactionen, Honoraranweisungen für Correspondenzen ꝛc., auch ein Billet Goupil's, der ihm schrieb, von der Sache könne vielleicht die Rede sein, wenn er sie ihm mündlich vortrage, endlich seinen französischen Paß, der auf einen R. Armand, né à Paris ausgestellt und, so viel ich urtheilen konnte, in bester Ordnung war. Auch hatte die hiesige französische Botschaft keinen Anstand genommen, ihn zu legitimiren, ja sogar, als er das künstlerische Project auf's Tapet brachte, ihn bei dem Prinzen Luitpold einzuführen. In meinem Hause war er einen Abend gewesen und hatte allgemein den günstigsten Eindruck gemacht. Ich nahm daher unter meinen Bekannten seine Partei, als sich ein plötzliches Mißtrauen gegen ihn erhob, bis er eines Tages abgereist war, NB. ohne Schulden, vielmehr mit Zurücklassung sämmtlicher ihm von den Künstlern anvertrauter Skizzen. Noch einige Male schrieb er mir aus Frankreich, schickte Zeitungen und Bücher — und war plötzlich verschollen, bis Herr Saint-Cère ihn uns wieder in Erinnerung brachte.

Dies ist das Wichtigste, was ich über ihn auszusagen hätte. Doch scheint mir der ganze Fall überhaupt nicht wichtig genug, um ausführliche Acten darüber anzulegen. Ich wenigstens bereue es nicht, einem etwas windigen Landfahrer mehr Vertrauen geschenkt zu haben, als er verdiente, da ich gewohnt bin, was ich einem Fremden sage, darauf zu prüfen, ob ich es öffentlich auszusprechen kein Bedenken tragen würde.

Mit freundlichem Gruß Ihr ergebenster

Paul Heyse.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien in unterzeichnetem Verlage:

Geschichte des französischen Romans im XVII. Jahrhundert.

Von

Dr. Heinrich Körting,

Privatdocent der romanischen Philologie an der Universität Leipzig.

Band II. **Der realistisch-satirische Roman.** 18 Bogen. 8°. Preis brosch. 6 Mk.

Mit dem Erscheinen des II. Bandes ist dieses hochbedeutende, geistreich geschriebene Werk complett geworden. Der erste Band, den Idealroman behandelnd, ist nicht nur bei Gelehrten, sondern auch in weiteren Kreisen des litterarisch gebildeten Publicums mit Beifall aufgenommen und von der Presse allgemein auf das günstigste recensirt worden. Auch den zweiten Band, den die litterarische Welt mit großem Interesse erwartet, wird die Kritik günstig aufnehmen.

Das ganze Werk ist nunmehr in zwei Bänden broschirt zum Preise von zusammen 16 Mk., gebunden in zwei eleganten Halbfranzbänden zum Preise von zus. 20 Mk. zu beziehen und bildet ein nach Inhalt und Ausstattung hervorragendes Erzeugniß auf litteraturgeschichtlichem Gebiete.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Oppeln, Ende December 1886.

Eugen Franck's Buchhandlung
(Georg Maske).

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

St. Petersburg und London
in den Jahren 1852—1864.
Aus den Denkwürdigkeiten
des damaligen k. sächsischen ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers am k. grossbritannischen Hofe
Carl Friedrich Graf Vitzthum von Eckstädt.
Oktav. Zwei Bände. XXXIV u. 746 Seiten. ℳ 12. — Elegant gebunden ℳ 14. —

Surinam.
Sein Land, seine Natur, Bevölkerung und seine Kulturverhältnisse mit Bezug auf Kolonisation.
Von
August Kappler,
früherem holländischen Kolonialbeamten.
Mit Holzschnitten und einer Karte.
Oktav. IV u. 384 Seiten. ℳ 5. —

Ein junger
lievländischer Schriftsteller,
Mitarbeiter von Rigaer, Petersburger und deutschen Zeitungen, academisch gebildet, auch des Russischen mächtig, sucht eine Stelle als Redacteur eines deutschen Blattes. Er ist in politischen, literarischen und zumal volkswirthschaftlichen Fragen wohl bewandert und, da er längere Zeit in Moskau gelebt, in russischen Dingen vorzüglich informirt. Günstige Zeugnisse stehen zu Diensten. Ansprüche sehr bescheiden. Eintritt sogleich. Auskunft ertheilt die **Redaction der „Gegenwart".**

Neuer Verlag von
Breitkopf & Härtel in **Leipzig.**

Rob. Schumann's Briefe.
Neue Folge.
Herausgeg. von **F. Gustav Jansen.**
Erste Abtheilung: 1828—1840.
Zweite Abtheilung: 1840—1854.
Dritte Abtheilung: Briefe an Verleger.
Das Recht zur Herausgabe haben die Verleger von der Familie Robert Schumann's erworben.
X, 406 S. Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Nach der freudigen Aufnahme, welche die „Jugendbriefe" Schumann's gefunden haben, bedarf es für diese neue Sammlung kaum einer Empfehlung. Sie bringt vieles Neue aus der Jugendzeit Schumann's, erstreckt sich dann aber weiter über das ganze Mannesalter bis zum Jahre 1854. Sie stellt nicht nur die in Zeitschriften und Büchern überall verstreuten interessanteren Briefe zusammen, sondern fügt diesen zahlreiche bisher ungedruckte, so namentlich die an Mendelssohn gerichteten, hinzu. Man gewinnt danach ein ungemein fesselndes Bild des ganzen Lebens und Wirkens des edlen Künstlers. Durch häufige Anmerkungen und ein sorgfältiges Register hat der Herausgeber für das Verständniss der Briefe gesorgt. Der Name des Verfassers der „Davidsbündler" bürgt für die Gediegenheit der Arbeit.

Steinbaukasten.

Infolge vielfacher Anfragen machen wir darauf aufmerksam, daß **verlorene** oder im Laufe der Zeit **beschädigte Steine** leicht ersetzt werden können. Wir versenden die **neue,** 277 Sternzeichnungen und **farbige Bauvorbilder** enthaltende **Steinpreisliste** gegen eine **Briefmarke** franko und **liefern einzelne Steine schnell und billig.**

F. Ad. Richter & Cie.,
Rudolstadt, Wien, Olten (Schweiz), Rotterdam, London E.C., 1. Railway-Place, Fenchurch-Street.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
350 800 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Hervorragendes Geschichtswerk.

Brehm, Dr., Das Inkareich.

gr. 8. 842 S. mit 1 Karte u. Holzschn. 16 M.

Jena. **Fr. Mauke's Verlag.**

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schiller,** Werke m. Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Hlbfrzbdn. nebst: **Lessing,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. und **Goethe,** Sämmtl. Werke. Vollständigste Ausg. letzter Hand. 55 Bde. zusammen 40 ℳ. — **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 22. Januar 1887. Band XXXI.

CORNELL UNIVERSITY, FEB 11 1887 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Auflösung des Reichstags. Von Spectator. — Die Verbrennung. Von A. Nagel. — **Literatur und Kunst:** Cavour's Briefe. Von Carl von Thaler. — Ein spanischer Romandichter. Von G. Diercks. — Lyrische Winterabende. Von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Zehn Jahre verlobt. Von Enrico Castelnuovo. Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns. — **Aus der Hauptstadt:** Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Noch einmal „die Uebervölkerung der Erde". Von Dr. med. Moritz Alsberg. — Inserate.

Die Auflösung des Reichstags.

Die dreitägige parlamentarische Schlacht vom 11., 12. und 13. Januar fand am 14. das zum voraus angekündigte Ende. Schon am ersten Tage hatte Fürst Bismarck der Versammlung mitgetheilt, daß die Ablehnung der Regierungsvorlage sofort mit der Auflösung des Reichstags beantwortet würde, und wer den eisernen Kanzler so drohen sah und hörte, der konnte über den Ernst seiner mit dem äußersten Nachdruck und ohne jeden Vorbehalt gesprochenen Worte und die kritische Lage, in die der deutsche Parlamentarismus da wieder gerathen, gar nicht im Zweifel sein. Schroff wies die Regierung jeden Compromiß mit der Mehrheit zurück; vergeblich war der Hinweis darauf, daß der Antrag Stauffenberg die geforderte Präsenzerhöhung ohne Abstrich auf drei Jahre bewilligte; der Kriegsminister, der Reichskanzler und der Chef des Generalstabes bestanden auf der heiligen Siebenzahl. Einige unverbesserliche Optimisten hofften bis zuletzt, daß der Conflict noch vermieden würde. Sie calculirten, daß wenn etliche vierzig Ultramontane sich absentirten oder das Septennat annähmen, auch das letztere gerettet wäre. Manche dachten sich noch immer, daß die dritte Lesung abgewartet würde. Beide Hoffnungen wurden getäuscht. Von den Kämpen des Centrums wurde „kein Mann vermißt" und stimmte keiner anders als der Führer, und noch nie hatten die elektrischen Kerzen eine vollständigere Versammlung überstrahlt. Auch lag ja längst ein Beschluß des Bundesrathes vor, laut dessen die dritte Lesung nicht abgewartet werden sollte. Schon am Tage vor der Auflösung ging die kaiserliche Botschaft am Bundesrathstische von Hand zu Hand und konnte auf den Tribünen durch das Opernglas entziffert werden. Aber beide Theile beharrten starr auf ihrem Standpunkt, und der Antrag Stauffenberg wurde mit einem Mehr von dreißig Stimmen angenommen. Es war ein bewegter Augenblick, als der Reichskanzler den Präsidenten mit der Bemerkung unterbrach, er habe dem Hause eine kaiserliche Botschaft mitzutheilen, und mit fester Stimme die Verordnung, daß der Reichstag aufgelöst werde, vorlas. Mit dreifachem Hoch auf den Kaiser, dem sich einzig die socialdemokratischen Abgeordneten durch einem hastigen Exodus entzogen, gingen die Volksvertreter auseinander. Der objective Beobachter aber fragt kopfschüttelnd: Mußte es sein?

Die Zukunft wird es lehren, ob die Regierung weise handelte, indem sie die Doctorfrage, ob sieben- oder dreijährige Friedenspräsenz, wie eine Existenzfrage behandelte. In der Politik entscheidet nur der Erfolg. Hätte die Opposition die geforderte Bewilligung bemängelt oder nur für die Frist eines Jahres gegeben, so könnte sie ein Vorwurf mit viel größerem Rechte treffen. Aber die militärischen Autoritäten, denen es ein Leichtes gewesen wäre, die Unmöglichkeit eines so kurz bemessenen Provisoriums zu beweisen, haben mit nichten dargethan, daß die Armeeorganisation für mindestens sieben Jahre nothwendig festgelegt werden müsse. Auch die sämmtlichen Argumente eines so überaus gewandten Debatters, wie der Kriegsminister einer ist, vermochten keineswegs so unabweisbar zu überzeugen. Dazu kommt, daß die zwei gewichtigsten Gewährsmänner mit ihrer Motivirung nicht ganz übereinstimmten. Feldmarschall von Moltke versicherte, daß, wenn die Forderung nicht bewilligt werde, wir ganz zweifellos den Krieg haben werden. Der Reichskanzler aber bemühte sich in dem weitaus interessantesten Theile seines Plaidoyers, der von den auswärtigen Beziehungen handelte, die Lage als augenblicklich durchaus friedlich zu schildern. Die Freundschaft mit Rußland sei thurmhoch wie je; das Bündniß mit Oesterreich wurde zwar als ein platonisches, aber noch immer bestehendes bezeichnet; bloß Frankreich sei ein unsicherer Nachbar, und ob der Krieg mit ihm in zehn Tagen oder zehn Jahren ausbrechen werde, könne Niemand sagen. Jedenfalls würden wir unter keinen Umständen den „Erbfeind" angreifen. Daraus durften die Sprecher der Opposition folgern, daß unter solchen friedlichen Umständen ein Triennat vollkommen ausreiche.

Es ist nicht das erstemal, daß der Deutsche Reichstag aufgelöst wird. Seit der Gründung des Deutschen Reiches hat vielmehr die Regierung schon einmal zu diesem äußersten Mittel gegriffen. Es war im Sommer 1878 nach dem Nobiling'schen Attentat, als der Reichstag geradezu beschuldigt wurde, durch die kurz zuvor votirte Ablehnung des Socialisten-Ausnahmegesetzes die Freveltat indirect ermöglicht zu haben. Damals unter dem frischen Eindrucke des ruchlosen Verbrechens fielen die Wahlen für die Regierung günstig aus, denn die für das Socialistengesetz gewählten Reichsboten votirten die Zolltarif-Reform. Heute liegt die Sache ähnlich, es wird sich aber nicht um sociale, sondern kriegerische Gefahren handeln, um die Armee, also einer Institution, die mit nicht geringerer Leichtigkeit die patriotische Fiber in Schwingung zu setzen gestattet. Mit seiner bekannten Offenheit hat der Reichskanzler bereits das Schlagwort verkündet: Parlamentsheer oder kaiserliches Heer! Was er freilich verschwiegen hat, daß dürfte seine Absicht sein, einem gefügigeren Parlament wieder seine Schmerzenskinder: Branntwein- und Tabakmonopol zur Adoption vorzuführen. Was sich bei dieser Gelegenheit von den Parlamentsvorrechten sonst noch abzwacken läßt, wird gewiß auch versucht werden. Der Abgeordnete Bamberger verkündete bereits von der Tribüne des

Digitized by Google

Räthsels Lösung. „Ich habe meinen Freunden schon vor Wochen gesagt: Wir werden aufgelöst. Denn der Reichskanzler, wie ich ihn zu kennen glaube, sagte sich: Im October muß ich doch die Wahlen haben, eine bessere Wahlparole kann ich aber nicht haben, als die Militärvorlage, also überlegte er es sich und brachte plötzlich die Militärvorlage. Nun wiegte man sich in der Hoffnung, die Linke und das Centrum würden an der Präsenzziffer Anstoß nehmen, dies geschah aber nicht, im Gegentheil, es soll jeder Mann und Groschen gegeben werden, und es ist lediglich die indifferente Zeitfrage, an die man sich nun klammern muß." Der deutsch-freisinnige Redner dürfte damit das Richtige getroffen haben.

Die Würfel sind also gefallen. Ob sich aber die Regierung nicht verrechnen wird? Die Militärlasten sind schon jetzt drückend genug, um in den breiteren Schichten des Volkes die Begeisterung für eine Erhöhung des Heeresbudgets zu dämpfen. Die Armee ist populär, nicht aber die Steuerschraube, die jene so mächtig in Bewegung setzt. Der Reichskanzler baut auch auf den Zauber des kaiserlichen Namens, auf seine und Moltke's Autorität, auf die durch die neuen Kirchengesetze beschwichtigten katholischen Wähler. Er gesteht offen zu, daß er eine Minderung des Centrums erwarte, und zwar setzt er hier seine Hoffnung auf die bayrischen Wähler. Wird er sich nicht täuschen? Gewiß ist die Reichstreue des Prinz-Regenten Luitpold erprobt und stark, aber das Centrum erfreut sich im schönen Bayerland einer nicht minder folgsamen Wählerschaft als am Rhein und in Westfalen. Uebrigens weist der Kanzler unumwunden schon jetzt auf eine angebliche Lücke in der Verfassung, welche die Regierung auf ihre Weise interpretiren könne. Im Falle eine Verständigung zwischen dem neuen Reichstag und den verbündeten Regierungen über die Präsenzziffer nicht zu erzielen sei, komme das verfassungsmäßige Recht des Kaisers zur Bestimmung dieser Präsenzziffer wieder in volle Geltung. Nach der Verfassung sei jeder Deutsche zu dreijährigem Militärdienst verpflichtet und habe der oberste Kriegsherr die Präsenzziffer der einzelnen Contingente zu bestimmen, und wenn bisher durch besonderes Gesetz auf Septennien die Präsenzziffer festgesetzt worden sei, so habe man dies nur gethan, weil die volle Ausführung der verfassungsmäßigen Bestimmung, d. h. der dreijährigen Einstellung aller wehrfähigen Deutschen in die Armee, finanziell zu unerträglichen Lasten führen würde. Andererseits aber sei der Reichstag nicht etwa befugt, auf dem Wege der Budget-Verweigerung, der Mittelverweigerung für die vom Kaiser eingestellten Soldaten, den Kaiser zu zwingen, die Präsenz in den vom Reichstage gewollten Grenzen zu halten. Zum Glück erklärte Fürst Bismarck, es sei die Erhöhung der Friedenspräsenz auch ohne den Reichstag und somit der offene Verfassungsconflict für jetzt nicht zu befürchten. Er selbst versicherte, daß er von jener fragwürdigen Lückentheorie erst dann Gebrauch machen würde, wenn auch der neue Reichstag das Septennat verweigern sollte. Das Septennat, das im Jahre 1880 beschlossen wurde, besteht bis zum 1. April 1888 noch fort, und es handelt sich nur um die Einführung der erhöhten Präsenzziffer am 1. April 1887. Bis dahin aber wird voraussichtlich der neue Reichstag, der am 21. Februar gewählt wird und schon im März zusammenkommen dürfte, bereits gesprochen haben.

Es wird sich also in Bälde herausstellen, ob das Auflösungsmotiv glücklich gewählt ist, um die Wähler zu bestimmen. Die Regierung hofft ohne Zweifel die beste Wirkung von dem ausgegebenen Schlagwort: Parlamentsheer oder kaiserliches Heer! aber auch Windthorst's im Reichstag oft wiederholte und vielbelachte Litanei: Jeder Mann und jeder Groschen! dürfte seine Wirkung nicht verfehlen. Dort wird man das Ganze als einen Kampf der Krone gegen das machtlüsterne Parlament, hier als einen Kampf ums Recht des Constitutionalismus ausgeben. Und wenn die Autorität des obersten Kriegsherrn und seiner Gewährsmänner Bismarck, Moltke und Bronsart von Schellendorff auch die der „parlamentarischen Strategen" Windthorst und Richter erdrückt, so wird doch die Opposition nicht müde werden mit ihrem Hinweis darauf, daß die Frage, ob drei oder sieben Jahre, nur ein Vorwand war, um die Auflösung und die officielle und officiöse Wahlagitation mit Hochdruck zu verschärfen, daß es sich nur scheinbar um die Verstärkung des Heeres handle, welche unter allen Umständen sicher stehe, und daß thatsächlich die Würfel über das Tabak- und Branntweinmonopol fallen sollen. Und somit löst der dreitägige parlamentarische Kampf sich in hundert kleinere Wahlgefechte auf. Der Streit dauert fort, nur das Terrain ist ein anderes. Die Reichsboten, deren Mandat ohnehin im September erloschen wäre, gehen frischen Muthes in die Wahlcampagne. In den conservativen Kreisen gibt man sich ausschweifenden Hoffnungen hin, und glaubt ein halbes Hundert von Stimmen zu gewinnen. Viel besser dürften die Chancen der Socialdemokraten stehen, denn diese gewinnen durch jede Steigerung der Militärlasten, wie Windthorst ganz richtig bemerkt hat. Das Centrum wird schwerlich etwas verlieren. Unsicher ist das Schicksal der Nationalliberalen, die noch immer Herrn von Bennigsen zum Wiedereintritt in die politische Arena zu bestimmen hoffen. Die freisinnige Partei geht mit einer wirkungsvollen neuen Parole in den Wahlkampf, denn ihr Vorschlag, die Lasten der Heeresvorlage durch eine Reichs-Einkommensteuer zu decken, scheint in den weitesten Kreisen Anklang gefunden zu haben. Auf alle Fälle wird der Vaterlandsfreund es beklagen, daß die politischen Leidenschaften einer verbitterten Agitation wieder alle aufgewühlt werden und ein Verfassungsconflict in schreckhafte Nähe gerückt ist.

Sind solchermaßen die Aussichten auf den inneren Frieden und die ruhige Entwickelung ziemlich trübe, so haben doch die Worte des Fürsten Bismarck über die auswärtigen Beziehungen allgemein ein freudiges Echo geweckt. Die bange Kriegsfurcht der letzten Wochen ist mit einem Schlage gewichen, und wenn das Schicksal des deutschen Constitutionalismus auch über unsere Grenzen hinaus lebhafte Theilnahme erwecken wird, so athmet die Welt doch auf bei dem Gedanken, daß sie mit Beruhigung der nächsten Zukunft entgegengehen kann.

Spectator.

Die Verbrennung.

Von A. Nagel.

Unter den Einwirkungen auf den edelsten unserer Sinne, das Auge, mußte von jeher naturgemäß die einer intensiven plötzlichen Lichtentwickelung die auffallendste und am schärfsten sich einprägende sein. Das sanfte Grün des Laubes, der Schmelz der Blumen, das lockende Blau des Wassers können niemals in dem Maße den Blick des Urmenschen gefesselt, sein Gemüth erregt haben, wie der prächtige Anblick des majestätischen Tagesgestirns oder der erhaben schreckliche eines vom Blitze entflammten Waldes.

Hier ein Feuer, dessen Glanz, die Schatten der Nacht scheuchend, Alles zu neuem Leben weckte, dort eine andere Form derselben Macht, ihn mit Tod und Verderben bedrohend. So kann es nicht Wunder nehmen, wenn wir der Sonne, dem Feuer als Gegenständen religiöser Verehrung begegnen, einer Verehrung, die um so aufrichtiger und inniger werden mußte, je mehr die junge Menschheit an der geheimnißvollen Macht wohlthätige Eigenschaften erkennen und schätzen lernte.

Welch immense Zeiträume aber liegen zwischen dem Beginn jener uralten Benutzung des Feuers, die die Definition des Menschen als des „einzigen kochenden Thieres" rechtfertigt und den ersten dürftigen Erklärungsversuchen griechischer und römischer Philosophen! Am bemerkenswerthesten ist die Lehre des Aristoteles von den vier Elementen Wasser, Erde, Feuer und Luft als den Trägern der Grundeigenschaften naß, trocken, warm und kalt. Der große Stagirite betrachtet das Feuer als einen Stoff, eine Vorstellungsweise, die sich durch das Alterthum und Mittelalter bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein erhielt. Der Vorgang der Verbrennung wird als im Wesentlichen in einer Abscheidung der Feuermaterie bestehend aufgefaßt. Aehnlich erklärt Plinius die leichte Entzündbarkeit des Schwefels aus seinem hohen Gehalt an einem hypothe-

Digitized by Google

tischen Feuerstoffe. Im Laufe der Zeiten nimmt dieses nie gesehene Agens mehr und mehr eine greifbare Gestalt an, es wird endlich mit dem Schwefel selbst identisch. Die antike Vorstellungsweise spiegelt sich auch in den Theorien der neueren Zeit wieder. Auch hier bestand die Verbrennung in einer Zerstörung, einer Zerlegung der verbrennenden Körper, denen allen eine Substanz gemeinsam war, die von dem Chemiker Becher als terra pinguis, von seinem Schüler Stahl als Phlogiston bezeichnet wurde. Die meisten der von der heutigen Chemie als Elemente bezeichneten Körper waren, nach diesen Anschauungen, zusammengesetzte Stoffe, alle in höherem oder geringerem Grade mit dem unbekannten Princip durchtränkt, dessen Entweichen die Verbrennung bedingte. Schwefel und Kohle, als leicht verbrennlich, waren reich an Phlogiston; die metallurgischen Processe, die wir heute als die Reduction eines Metalloxyds — nach alter Ausdrucksweise -kalkes — bezeichnen, mußten folgerichtig als in der Zuführung von Phlogiston zum Metalloxyd bestehende Vorgänge gedeutet werden.

Es erfordert einige Anstrengung, sich in derartige Anschauungen hineinzudenken, heute, wo wir über dem raschen Fortschritt der experimentirenden Wissenschaften nur allzuleicht ihre bescheidenen Anfänge zu vergessen geneigt sind. In der That ist es kaum möglich, das Zaudern und Schwanken eines Mannes wie Robert Boyle nachzufühlen, der sich in völliger Rathlosigkeit darüber befand, ob der Schwefel einen Bestandtheil der Schwefelsäure ausmache, oder ob umgekehrt, die Schwefelsäure im Schwefel verborgen liege. Und dies Alles, nachdem er selber die Thatsache der Gewichtsvermehrung beim Verbrennungsacte, den Verbrauch einer bestimmten Menge Luft dabei beobachtet hatte!

Es erscheint vollkommen unfaßlich, daß Maß und Gewicht, jetzt die Prüfsteine physikalischer und chemischer Hypothesen, zu Zeiten Stahl's kaum eine Rolle spielten. Obwohl ihm, wie Becher das Phänomen der Gewichtszunahme eines verbrennenden Körpers aus den Versuchen Anderer vollkommen bekannt war, fanden sie darin keinen Beweis gegen ihre Anschauungsart, die nothwendig der Gewichtsverminderung zu ihrer Rechtfertigung bedurft hätte.

Indessen wäre es ungerecht, die Phlogistontheorie ohne Weiteres als müßige Spielerei verurtheilen zu wollen, da ihre wenn auch verworrenen Vorstellungen wenigstens Veranlassung zur Entdeckung wichtiger Thatsachen gegeben haben.

Wer möchte dafür stehen, daß nicht in hundert oder mehr Jahren, wenn die zahlreichen Experimente und Theorien, welche die Räthsel der allgemeinen Gravitation und der chemischen Affinität zu lösen sich heute bemühen, zu einem festen Ergebniß geführt haben — daß dann die Lehren von einer mystischen „Anziehungskraft" oder „Fernwirkung" u. s. w. nicht ebenso unbegreiflich erscheinen, wie uns die Lehre vom Phlogiston?

Eine Anzahl von Stahl's Schülern fühlte, von der Macht der seiner Lehre widerstrebenden Thatsachen gedrängt, endlich die Nothwendigkeit, der Gewichtsvermehrung in ihren Theorien Rechnung zu tragen. Doch geschieht dies auf zwei entgegengesetzte Arten. Die erste schafft sich außer dem Phlogiston noch eine ponderabele Feuermaterie, die, während das erstere entweicht, mit der verbrennenden Substanz sich verbindet und so ihr absolutes Gewicht vergrößert. Die andere Ansicht ist bei Weitem bemerkenswerther, sie gemahnt unwillkürlich in etwas an eine Nachricht, die vor neun oder zehn Jahren durch die Blätter lief, die Erzählung nämlich von Versuchen, welche in Berlin, und zwar angeblich mit überraschend gutem Erfolg, angestellt worden sein sollten, um „die Schwerkraft aufzuheben"! Der Vorstellung des französischen Chemikers de Morveau nach soll nämlich die Verbindung des Phlogistons mit einem Körper analog der eines Ballons mit seiner Gondel sein. Er sagt: „Bringen wir zwei ungefähr gleich schwere Bleikugeln unter Wasser an einer Wage in's Gleichgewicht und hängen dann an die eine Schale ein Stück Kork, einen Gegenstand, der leichter ist als Wasser, so wird diese Bleikugel in die Höhe steigen; sie wird also scheinbar leichter, obgleich wir ihr Gewicht offenbar vermehrt haben. Aehnliches gilt bei der Verbrennung: hier wiegen wir in Luft, das Metall, die Verbindung des Metallkalkes mit Phlogiston erscheint leichter als der Kalk, weil dasselbe gerade wie der Kork specifisch leichter als das Medium ist, in dem wir wiegen."

Jeder, dem die Elemente der Physik bekannt sind, sieht ein, daß mit solcher Auffassung nothwendigerweise für ein Metall ein geringeres specifisches Gewicht in Anspruch genommen wird, als für sein Oxyd, obgleich die Sache sich gerade umgekehrt verhält, wie schon Boyle gezeigt hatte. Die Erscheinung des Auftriebes (Aufsteigens) eines Körpers in einem Medium von größerem specifischen Gewicht verführte zur Construction einer Ungeheuerlichkeit, eines negativ schweren Körpers!

In das Jahr 1774 fällt die Entdeckung des Sauerstoffgases durch Priestley, das eine völlige Umwälzung der bisherigen Anschauungen hervorrufen sollte. Vor der Hand allerdings noch nicht. Man sollte meinen, daß auch die allerdürftigsten Versuche mit dem genannten Gase sofort die Unhaltbarkeit der Lehre vom Phlogiston hätten darthun müssen — allein so lebenszähe sind einmal eingewurzelte Anschauungen, daß es oft jahrelangen Anstürmens von Gegenbeweisen bedarf, um sie endgiltig zu beseitigen. Priestley sowohl, wie der Schwede Scheele, der unabhängig von jenem ebenfalls den Sauerstoff auffand, beharrten bis zu ihrem Lebensende lieber bei einer gänzlich falschen Betrachtungsweise, als daß sie von ihren Versuchen sich hätten belehren lassen!

Erst Lavoisier, den die Genialität seiner Arbeiten, wie das Tragische seines Endes zu einer der anziehendsten Gestalten in der Geschichte der Naturwissenschaften gemacht haben, verschaffte voll und ganz einer wirklich wissenschaftlichen Ansicht vom Wesen der Verbrennung den Sieg. Alle seine hierauf bezüglichen Untersuchungen tragen den Stempel des Monumentalen. Im Gegensatz zu Stahl und Scheele spricht bei ihm die Zunge der Wage das entscheidende Wort. Wenige Jahre nach der Entdeckung des Sauerstoffes ist Lavoisier zu einer festen Ansicht über die Verbrennung gediehen, daß nämlich das dabei in erster Linie Wirkende die genannte Luftart, von ihm air éminement pur genannt, ist, daß dieselbe dabei verbraucht wird, und daß die Gewichtszunahme des verbrannten Körpers soviel wie die Gewichtsverminderung des Sauerstoffes beträgt. Die Metallkalke werden als Verbindungen der air éminement pur mit den reguliniſchen Metallen, die Kohlen-, Schwefel- und Phosphorsäure als Sauerstoffverbindungen von Kohle, Schwefel und Phosphor betrachtet.

Allerdings ist auch bei Lavoisier noch von einer gewichtlosen matière du feu die Rede, doch zeigt diese nicht mehr den mystischen Charakter wie in den früheren Theorien, vielmehr stimmt sie, wie Lavoisier's Ansichten über die Zusammensetzung der Körper aus kleinsten, von jener Materie umhüllten Theilchen zeigen, in mancher Beziehung mit dem Aether der heutigen theoretischen Physik überein.

Cavendish und Watt hatten im Jahre 1781 gefunden, daß beim Verbrennen des schon von Paracelsus entdeckten Wasserstoffes Wasser entsteht; Lavoisier bestimmt auf höchst sinnreiche Weise dessen quantitative Zusammensetzung. Ebenso erfährt er die der Kohlensäure durch Verbrennen eines gewogenen Quantums Kohle in einem gemessenen Volumen Sauerstoff und nachherige Bestimmung des verbleibenden Gasrestes, indem er die entstandene Kohlensäure durch Kalilösung fortnimmt. Daß die Wärmeerzeugung im menschlichen Körper an die Aufnahme von Sauerstoff aus der Atmosphäre mittelst der Lungen geknüpft ist, daß die Respiration in der That eine langsame Verbrennung darstellt, die ohne Zufuhr in Gestalt von Nahrungsmitteln zur Selbstauflösung des Organismus führen müßte, ward ebenfalls von Lavoisier erkannt. Verbrennung ist ihm also ein Act der Vereinigung mit Sauerstoff, entweder allmählich oder, wie im landläufigen Sinne, unter heftiger Wärme- und Lichtentwickelung.

Welcher der beiden Körper der brennende ist, hängt unter Umständen — gasförmigen Zustand bei dem zweiten ebenfalls vorausgesetzt — von dem gegenseitigen Verhältniß ihrer Mengen ab. Im gewöhnlichen Leben kann dieser Fall allerdings nie eintreten; wir verbrennen Kohle, Holz, Petroleum, und Nie-

Digitized by Google

mand bezweifelt, daß diese Stoffe die brennenden, d. h. verbrannt werdenden sind, also die leidende Rolle spielen gegenüber dem in überlegener Menge vorhandenen Sauerstoffgase. Aber dies letztere kann ebenfalls die Rolle des Brennstoffes spielen: in einer überschüssigen Atmosphäre von Wasserstoffgas läßt Sauerstoff sich entzünden und brennt darin mit derselben Flamme, wie ersteres in ihm oder unserer gewohnten Atmosphäre.

Das vergangene Jahr hat nun der bisherigen Verbrennungstheorie etwas wesentlich Neues hinzugefügt, gewissermaßen einen corrigirenden Factor angebracht. Englische Forscher, wie Dixon und Baker, in Deutschland M. Traube, haben gezeigt, daß für manche Verbrennungsvorgänge die Anwesenheit einer gewissen Menge Wasser in dampfförmigem Zustande unbedingt nothwendig ist. Seltsam erscheint es in der That, daß eine Substanz, die uns von Kindheit auf als Träger des Feuchten und Kalten vorschwebt, ein Miterzeuger der wärmenden Flamme sein soll — aber exacte Versuche in dieser Richtung lassen darüber keinen Zweifel mehr. In seiner Rede zur Eröffnung der chemischen Section der British Association zu Aberdeen bemerkt Armstrong: „Baker's Versuche über Kohle und Phosphor berechtigen zu dem Schlusse, daß reiner Kohlenstoff und Phosphor unverbrennbar sind in reinem Sauerstoff." Eine vollkommen getrocknete Mischung von Sauerstoff und Kohlenoxydgas — dem oft genannten giftigen Gase, das bei unzureichenden Luftzutritt zu glühenden Kohlen sich bildet und zu Kohlensäure verbrennbar ist — wird, nach Dixon's Versuchen, weder durch den elektrischen Funken noch sonstige Mittel zur Entflammung gebracht. Dagegen tritt die Verbrennung sofort ein, wenn die geringste Menge Wasserdampf hinzugebracht wird.

Das Traube'sche Experiment ist ebenfalls recht überzeugend. In eine weithalsige, horizontalliegende große Flasche, deren Wände, behufs völliger Austrocknung der eingeschlossenen Luft, mit concentrirter Schwefelsäure benetzt worden, tritt durch ein im abschließenden Pfropfen angebrachtes Glasrohr vollkommen trockenes Kohlenoxyd ein, das vorher in freier Luft entzündet worden ist. Die Flamme des Gases verlischt in der neuen, wasserfreien Umgebung sehr bald, auch wenn — dies ist bezeichnend — reiner, trockener Sauerstoff zugeleitet wird, der bis dahin als das allein wirksame Agens galt. Wird dagegen die Wandung des Gefäßes mit Wasser benetzt und so eine feuchte Atmosphäre hergestellt, so brennt die Flamme ruhig weiter!

An Stelle der bisher angenommenen einfachen Vereinigung zweier haben wir also jetzt diesen Verbrennungsproceß als eine complicirte Wechselwirkung dreier Substanzen anzusehen.

Allerdings bietet die Auflösung dieses chemischen „Problems der drei Körper" nicht jene vorläufig unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten, die einer vollkommen exacten mathematischen Behandlung des mechanischen noch entgegenstehen.

Die Erklärung Traube's erscheint am plausibelsten, doch erfordert sie zum Verständniß ein zu specielles Eingehen auf chemische Umsetzungen und Formeln, um hier am Platze zu sein; wer sie nachzulesen wünscht, findet sie in den „Berichten der deutschen chem. Gesellschaft" für 1885. Als charakteristisch für die Mechanik des Processes sei nur noch hervorgehoben, daß die Menge des vorhandenen Wassers nur gering im Vergleiche zu den beiden anderen Substanzen zu sein braucht, da dasselbe scheinbar keine Veränderung erleidet, sondern durch seine bloße Gegenwart wirkt, wie etwa der Platinschwamm in dem bekannten Döbereiner'schen Feuerzeuge. Doch ist es aus mannigfachen Gründen sicher, daß ein derartiges, mehr passives Beharren des Wassers nicht stattfindet, vielmehr ein stetes Zersetzen und Sichregeneriren der Grund seiner Constanz gegenüber dem Verbrauchtwerden der beiden anderen Stoffe ist.

Auch die langsame, bei gewöhnlicher Temperatur vor sich gehende Verbrennung, wie sie uns im Rosten mancher Metalle entgegentritt, ist nun aus einem etwas anderen Standpunkt wie bisher zu betrachten. Es war zwar von Alters her bekannt, daß Eisen z. B. nur an feuchter Luft rostet, aber man glaubte doch, nach Bekanntwerden des Sauerstoffes, diesen als den eigentlichen Angreifer betrachten zu müssen, während dem Wasser nur die Rolle zufiel, in das gebildete Oxyd als untergeordneter Bestandtheil einzutreten.

Traube hat nun gezeigt, daß Eisen, Zink, Blei, sowohl bei Ausschluß von Wasser in trockenem Sauerstoffe, als auch umgekehrt, bei Abwesenheit des letzteren, in reinem Wasser, keine Spur von Rostansatz oder Blindwerden, d. h. Bildung von Producten langsamer Verbrennung erkennen lassen, vielmehr ihren vollen Glanz behalten. Noch mehr, Natriummetall, das an gewöhnlicher Luft augenblicklich sein silberähnliches Aussehen verliert, büßte, in trockenem Sauerstoff aufbewahrt, nicht das Geringste ein.

Vielleicht findet auch der seit undenklichen Zeiten von Schmieden geübte Brauch, die Kohlen der Esse dann und wann mit Wasser zu besprengen, um ein besseres Brennen zu bewirken, zum Theil seine Erklärung in der gedachten Wirkungsweise des Wassers.

Soviel über einen Gegenstand, der abgeschlossen schien, aber nun auf's Neue die wissenschaftliche Welt beschäftigt. Wenn nicht Alles trügt, so werden gerade die bislang für sehr einfach gehaltenen Fundamentalerscheinungen der Chemie sich in Wahrheit als sehr complicirt erweisen und eine Fülle des Neuen enthüllen. Die Wissenschaften nähern sich der von ihnen erstrebten Wahrheit gewissermaßen asymptotisch; in aller Strenge erreichen sie ihr Ziel wahrscheinlich niemals, aber sie kommen ihm näher stetig und unaufhaltsam — und das ist ihnen genug.

Literatur und Kunst.

Cavour's Briefe.

Von Carl von Thaler.

Der treffliche Quintino Sella, der unter allen leitenden Ministern des Königreichs Italien wohl der würdigste Nachfolger Cavours gewesen, hat in einer Gedächtnißrede auf den großen Begründer der italienischen Freiheit das Bild gebraucht, man könne Cavour mit einem hohen Berge vergleichen, der sich immer mehr über die benachbarten Gebirgsketten und über das flache Land zu erheben scheine, je weiter man sich von ihm entferne. Das Bild ist vollständig richtig. Je mehr Cavour's Gestalt durch die Zeit in die Ferne gerückt wird, desto mehr wächst seine Bedeutung. Während er im Leben oft heftig angegriffen und geschmäht ward, während noch in den ersten Jahren nach seinem Tode das Urtheil über ihn außerhalb Italiens sehr verschieden lautete, wird er heute allgemein und ohne Widerspruch als einer der größten Staatsmänner des Jahrhunderts anerkannt. Selbst die Moralisten, die natürlich am lautesten in Oesterreich auftraten und Cavour's Politik als falsch und heuchlerisch, als unsittlich verdammten, sehen sich nun zur Anerkennung der Meisterschaft gezwungen, mit welcher er die große diplomatische Schachpartie spielte, deren Einsatz die Unabhängigkeit seines Vaterlandes war. Wer so hohe Ziele erstrebt und erreicht, dessen politische Handlungen kann und darf man nicht mit der bürgerlichen Elle messen. Im Privatleben war Cavour ein hochachtungswerther Mann, aufrichtig und wahr bis zur Grobheit, treu und anhänglich gegen seine Freunde, ein Gentleman im schönsten Sinne des Wortes. Als Politiker mußte er manchmal zu bedenklichen Mitteln greifen, vielleicht mehr, vielleicht nur ebenso viel wie andere Staatsmänner auch. Ein kleines Land mächtigen Feinden gegenüber zur Größe zu führen, aus dem Königreich Sardinien Italien zu schaffen, — das war eine Riesenarbeit, bei der er nicht immer auf dem geraden Wege bleiben konnte. So wendete er denn zuweilen die Kunst, die sein großer Feind und Mithelfer an der Wiedergeburt Italiens mit Virtuosität übte, auf die diplomatischen Verhandlungen

Digitized by Google

an; er lernte von Mazzini und wandelte als Minister die Pfade des Verschwörers, um die österreichische Herrschaft in Italien zu stürzen oder das Königreich Neapel zu unterwühlen. Welcher unbefangene Richter wird ihn darum verurtheilen?

Ein Mann von unermüdlicher Arbeitskraft, fand Cavour während seiner rastlosen politischen Thätigkeit noch immer Zeit, einen ausgebreiteten Briefwechsel zu führen, der uns vielfache Einblicke in seine geistige Thätigkeit bietet. Der italienische Abgeordnete Chiala hat mit ebenso viel Fleiß als Pietät die Herausgabe dieses Briefwechsels unternommen und bis jetzt fünf starke Octavbände veröffentlicht, die beinahe vierzehnhundert Briefe enthalten. Ein sechster Band, der die Sammlung noch durch Nachträge ergänzen soll, steht in Aussicht.*) Die ganze Laufbahn Cavour's, seine persönlichen Beziehungen zu einer langen Reihe bedeutender Zeitgenossen, seine Anschauungen und sein Charakter werden durch diese Briefe, die ohne jede Rücksicht auf spätere Veröffentlichung geschrieben sind, und nirgends mit der Nachwelt liebäugeln, klarer und deutlicher geschildert, als es der gewissenhafteste Biograph vermöchte; sie bilden in ihrer Gesammtheit einen treuen Spiegel, aus dem uns das Bild des Staatsmannes wie des Menschen in seiner vollen Bedeutung und mit allen menschlichen Schwächen entgegentritt. Wir lernen aus ihnen auch die Wandlungen und Schwankungen kennen, denen er unterworfen war, seine Meinungen über Menschen und Dinge, seine Sorgen und Aergernisse. Wir sehen aus Dutzenden von Briefen, wie eifrig sich Cavour, selbst mitten in den Tagen schwerer politischer Entscheidungen, mit der Verwaltung seines Gutes beschäftigte, welch' ein gewissenhafter und praktischer Landwirth er war. Wir hören ihn die wärmsten Töne echter Freundschaft anschlagen, und vernehmen dann wieder beißenden Sarkasmus über Männer, die er für unfähig hält, die ihnen anvertrauten Aemter zu bekleiden. Nur Eines fehlt in diesem ausgedehnten Briefwechsel vollständig: die Liebe. Nicht ein Wort von ihr, auch nicht in den vertraulichsten Briefen aus seiner Jugendzeit. Er schreibt zuweilen an Frauen, aber stets nur in Ausdrücken achtungsvoller Höflichkeit; Keine von Allen, mit denen er in brieflichem Verkehr gestanden, hat sein Herz oder auch nur seine Sinne entflammt. Man möchte fast glauben, er habe die Liebe nie gekannt und das Weib nur vom statistischen Standpunkte als ein Werkzeug für die Zunahme der Bevölkerung gewürdigt.

Die Briefe Cavours, die Luigi Chiala gesammelt, reichen vom Jahre 1829 bis zu des Staatsmanns Tod. Im fünften Bande findet sich ein kleines Billet an den Marchese Brunone di Cambiano, das aus dem Jahre 1819 stammt, daher kein weiteres Interesse hat als dies, daß es das einzige Schreiben aus Cavours Kinderzeit ist, welches sich erhielt. Auch die Briefe aus den Jünglingsjahren sind nur insofern wichtig, als sie uns über die Gesinnungen und Gefühle des jungen Grafen Aufschluß geben, der mit sechzehn Sommern Genie-Lieutenant ward. Am Tage seiner Ernennung sagte er, der bis dahin Page des Prinzen von Carignan gewesen, zu einem Freunde: „Gott sei Dank, nun habe ich die Livrée abgelegt." Sein unabhängiger, freier Sinn prägt sich auch in den Briefen aus. Im Jahre 1829 schreibt er an einen Engländer: „Während ganz Europa auf dem Wege des Fortschritts wandelt, wird das arme Italien immer von demselben System eines politischen und religiösen Despotismus unterdrückt." Drei Jahre später heißt es in einem Briefe an denselben Londoner Bekannten: „Einerseits von den österreichischen Bajonetten, anderseits von den päpstlichen Verwünschungen bedrängt, sind wir in einer wahrhaft kläglichen Lage. Jeder freie Gedanke, jedes edle Gefühl wird wie eine Kirchenschändung oder ein Staatsverbrechen unterdrückt."

Schon damals wurden die Behörden in der Lombardei auf den jungen Mann aufmerksam, über den der österreichische Gesandte in Turin, Graf Heinrich Bombelles, einen eigenen Bericht nach Mailand geschickt hatte, worin der zweiundzwanzigjährige Cavour als ein höchst gefährlicher Mensch bezeichnet ward, dem man das österreichische Gebiet untersagen müßte. Gefährlich war er in der That; um dieses Urtheil vom österreichischen Polizei-Standpunkt richtig zu finden, braucht man nur seinen Brief an die Gräfin Circourt vom Mai 1835 zu lesen. Die Gräfin hatte ihn eingeladen, nach Paris überzusiedeln, und er antwortete ihr: „Nicht indem man sein Vaterland flieht, weil es unglücklich ist, kann man an ein rühmliches Ziel gelangen. Wehe Demjenigen, der geringschätzig den Boden verläßt, auf dem er geboren worden, der seine Brüder als Unwürdige verleugnet! Was mich betrifft, so bin ich entschlossen, mein Schicksal niemals von dem der Piemontesen zu trennen. In Glück und Unglück soll meinem Vaterlande mein ganzes Leben gehören, und ich werde ihm nie untreu werden, auch wenn ich anderwärts das glänzendste Loos finden könnte!"

Cavour mußte lange, sehr lange harren, bis es ihm vergönnt war, eine politische Rolle zu spielen, und die Geduld drohte ihn in den Jahren 1840—1848 oft zu verlassen. „Ich lebe in einer Art geistiger Hölle", schreibt er 1843 an Professor August de la Rive in Genf, „das heißt in einem Lande, wo Vernunft und Wissenschaft von Demjenigen, der die Güte hat, uns zu regieren, als Teufelszeug betrachtet werden." Da er nicht im öffentlichen Leben wirken konnte, griff er zur Feder und schrieb zahlreiche Artikel für die Genfer „Bibliothèque Universelle" sowie die Pariser „Nouvelle Revue". In einem derselben hat er seine Ansicht über politische Moral niedergelegt, die zu charakteristisch ist, als daß man sie nicht anführen müßte. Er brandmarkt die Abgeordneteu, welche ihre Stimmen für Geld verkaufen, als ehrlose Schurken, entschuldigt aber die Regierungen, die dies Mittel anwenden, „weil die öffentliche Meinung, in einem verhängnißvollen Irrthum befangen, sowohl in vergangenen Jahrhunderten als auch theilweise noch in der Gegenwart den Regierungen gewissermaßen das Recht zuerkennt, anderen Sittengesetzen zu folgen als jenen, die für den Einzelnen gelten, weil sie jederzeit unsittliche Handlungen, die zu großen politischen Ergebnissen führten, mit außerordentlicher Milde beurtheilt."

Noch im October 1847 schrieb Cavour an den Marchese Costa di Beauregard: „Ich bleibe im Privatleben, weil ich es weder mit Würde, noch mit der Aussicht, meinem Vaterlande zu nützen, verlassen kann." Am 30. desselben Monats erschien ein königlicher Erlaß, der zahlreiche politische Reformen verhieß, und sechs Wochen später ward in Turin die erste Nummer des „Risorgimento" gedruckt, jener merkwürdigen Zeitung, deren Redacteure später fast alle Minister wurden. An ihrer Spitze stand Cavour, und in einem Briefe an August de la Rive setzt er das Programm des Blattes auseinander. „Ich habe mir viele Mühe gegeben, um eine gemäßigte liberale Partei zu organisiren, die im Nothfalle die Excentrischen, welche indeß in Piemont wenig zahlreich sind, zurückhalten kann. . . . Ich werde die äußere Politik zu mäßigen suchen. Was die innere Politik betrifft, so bin ich sicher, daß es mir keine große Mühe kosten wird, sie in einer klugen Bahn zu erhalten, da die Partei der Ordnung für den Augenblick die stärkste ist."

Am 8. Februar 1848 erhielt Piemont eine Verfassung, und unter den Mitgliedern der Commission, welche das Wahlgesetz auszuarbeiten hatte, befand sich auch Cavour. Seine Briefe aus dieser Zeit enthalten interessante Andeutungen über die Anschauungen, die ihn leiteten. Er verlangte, daß ein Parlament möglichst zahlreich sei, „damit auch Diejenigen darin Platz finden, die mehr arbeitsam als beredt, mehr tief als glänzend sind." Die wichtigsten Eigenschaften eines Abgeordneten nennt er Fleiß und Rechtschaffenheit; politische Kenntnisse stehen ihm in zweiter Linie, und das Listenscrutinium verwarf er unbedingt, „weil es nothwendig ist, daß die Wähler ihren Vertreter persönlich kennen." Journalisten scheinen ihm wohl geeignet für ein Mandat, weil sie „alle Tage in die Schule gehen und sich jeden Tag vervollkommnen." „Wäre ich nicht Journalist gewesen", schreibt er einmal, „so wäre ich kein Politiker geworden. Nie werde ich vergessen, was ich der Mit-

*) Die autorisirte deutsche Bearbeitung von M. Bernardi ist mit dem soeben ausgegebenen 4. Band abgeschlossen worden. (Leipzig, Verlag von F. W. Grunow.)

Digitized by Google

arbeiterschaft am Risorgimento verdanke." Die piemontesischen Wähler waren offenbar anderer Meinung, denn als am 26. April 1848 die ersten Wahlen stattfanden, fiel Cavour, der an vier Orten candidirt hatte, überall glänzend durch, und erst bei den Nachwahlen im Juli kam er mit genauer Noth in die Kammer, ohne dort in der ersten Zeit sonderlich beachtet zu werden. Nach der Schlacht bei Custozza war er als Freiwilliger in die sardinische Armee getreten, hatte jedoch bald seinen Abschied genommen. Den Krieg von 1849 bekämpfte er als ein wahnsinniges Unternehmen, was ihn nicht populärer machte, und er schien zur Bedeutungslosigkeit verurtheilt. Da kam der 7. März 1850, der Tag, an welchem Siccardi's Gesetzentwurf über die Abschaffung der kirchlichen Gerichtsbarkeit in der sardinischen Kammer verhandelt ward. Cavour hielt zu Gunsten des Entwurfs seine erste große Rede und errang einen vollständigen Triumph. Nun richteten sich die Augen des Volkes auf ihn. Der junge König Victor Emanuel umgab sich mit neuen Männern, an deren Spitze Massimo d'Azeglio stand. Von Cavour wollte er lange nichts wissen; erst die Versicherung Lamarmora's, daß der Gefürchtete im Grunde „ein seelenguter Kerl" sei, beruhigte den Monarchen, und am 11. October 1850 vertauschte Cavour das Pult des Journalisten mit dem Portefeuille des Ackerbauministers. Kaum war er in das Cabinet getreten, so warf er es durcheinander, wie der König vorausgesagt. Erst drängte er den Justizminister Siccardi, dann den Finanzminister Nigra heraus, und gegen d'Azeglio selbst, der doch sein Dutzfreund war, intriguirte er unablässig. Im Mai 1852 mußte er selbst aus dem Ministerium scheiden und ging nach England. Dort betrübte und ärgerte es ihn, daß die englischen Staatsmänner mehr von d'Azeglio hielten als von ihm, denn er konnte es nicht erwarten, an des Freundes Stelle Premier zu werden. „Wenn d'Azeglio fällt oder noch besser, wenn er geht", schrieb er aus Edinburg an den Grafen Ponza di San Martino, „so wird das ein großes Glück für das Land sein. Wenn er aber bleibt, sei es aus eigenem Antriebe, sei es einem höheren Willen zu Liebe, so muß man eben Geduld haben." Am 4. September 1852 klagt er in einem Briefe aus Paris heftig über den „verdammten Nebenbuhler" und sagt: „Es ist Zeit, daß die Komödie, welche d'Azeglio spielt, ein Ende nimmt. Will er an der Spitze der Regierung bleiben, so soll er es sagen, und er wird an uns aufrichtige Verbündete haben. Wünscht er es nicht, so soll er gehen . . ."

In dem nämlichen Briefe findet sich eine Stelle über Louis Napoleon, den Cavour damals zum ersten Male sah. „Aus den Beobachtungen, die ich bisher gemacht habe", heißt es wörtlich, „kann ich den Schluß ziehen, daß die französische Regierung will, wir sollen liberal sein, damit wir nicht unter die österreichische Herrschaft fallen; aber sie wünscht, daß wir in unseren auswärtigen Beziehungen geschmeidig seien. Wie übrigens die Regierung auch denken mag, ihre Haltung wird durch ihr Interesse bedingt sein und wir werden entweder unterstützt oder geopfert zu werden, je nachdem es Louis Napoleon in die Rechnung paßt, Oesterreich zu bekämpfen oder es sich zum Freunde zu machen. Das Maß unseres Liberalismus wird auf die französische Regierung keinen Einfluß üben."

Am 4. November 1852 erreichte Cavour das Ziel seiner unablässigen Minirarbeit gegen d'Azeglio und seines brennenden Ehrgeizes: Er trat an die Spitze des Cabinets, um bis zu seinem Tode, abgesehen von einer kurzen Unterbrechung im Jahre 1859, der Leiter der Geschicke Italiens zu bleiben. Was er geleistet, gehört der Geschichte an; — wir wollen hier nur an das Urtheil erinnern, welches der greise Fürst Metternich über ihn fällte. „Die Diplomaten sterben aus", sagte der ehemalige Staatskanzler eines Tages zu dem Fürsten Joseph Poniatowski; „es gibt in Europa nur mehr einen Einzigen und der ist leider unser Gegner: Camillo Cavour."

In der ersten Zeit seiner Ministerpräsidentschaft spricht Cavour auch in den Privatbriefen fast nur von Politik. Er polemisirt auf das heftigste gegen die Curie und gegen Oesterreich. „Der römische Hof", schreibt er am 12. Februar 1853 an Lord Hatherton, „verfolgt überall das gleiche Ziel: die Knechtung der weltlichen Macht, die Herrschaft des Clerus. Während meines Aufenthalts in England war ich betroffen über die Gleichartigkeit der Anschauungen der Führer der clericalen Partei mit den Ansichten der Führer dieser Partei bei uns. Bei Ihnen bedienen sie sich der ultraradicalen Leidenschaften wie bei uns der alten reactionären Vorurtheile. Aber das Ziel, welches Rom in beiden Ländern anstrebt, ist das nämliche." Noch heftiger spricht sich Cavour über das österreichische Confiscationsdecret aus, welches alle Lombarden und Venetianer, die nach Sardinien ausgewandert waren und dort das Bürgerrecht erlangt hatten, ihrer Güter beraubte. „Das ist eine Verletzung der Gerechtigkeit", sagte er in einem Brief an Massimo d'Azeglio vom 4. März 1853, „für die es in der neueren Geschichte kein Beispiel gibt. . . . . Indem Oesterreich sardinische Bürger schädigt, beabsichtigt es unsere Regierung in den Augen Italiens und Europas zu erniedrigen. Es würde sein Ziel erreichen, wenn wir nach wiederholten und scharfen Protesten die Hände in den Schooß legen. Wir können und dürfen das nicht thun."

Als sich die Vorboten des Krimkrieges zeigen, bietet er seinen ganzen Einfluß bei dem Könige auf, um den Anschluß Sardiniens an Frankreich und England durchzusetzen. Er ist Feuer und Flamme für die Militär-Convention mit diesen beiden Mächten, und am 9. Februar 1855 vertheidigt er sie in der Kammer mit hinreißender Beredtsamkeit, wie er sie vorher nie entwickelt. Damals sprach er das berühmte Wort: „Wenn sich Rußland des Bosporus und Constantinopels bemächtigte, so würde das Schwarze Meer ein russischer See werden . . . Das darf Italien nicht dulden." Die Theilnahme Sardiniens am Krimkriege war *sein* Werk und er betrachtete sie als den ersten Schritt zur künftigen Macht. „Wir werden Nichts verabsäumen", schreibt er dem treuen Freunde Lamarmora am 31. Mai 1855, „um euch Alles Nöthige zu liefern; wir vergessen nicht, daß ihr in euren Tornistern die Zukunft des Landes tragt." — „Wir wissen", heißt es in einem späteren Brief, „daß die Zukunft des Landes in deinen Händen liegt." In einem dritten klagt er darüber, daß die sardinischen Truppen noch nicht in's Feuer gekommen wären und spricht die Befürchtung aus, wenn dies nicht vor Schluß des Feldzugs geschähe, so würde das Land und vielleicht auch Europa einen ungünstigen und ungerechten Eindruck empfangen. Die Nachricht von dem Siege an der Tschernaja versetzt ihn in einen Freudentaumel, und als er die Depesche über den Fall Sebastopols erhält, bedauert er tief und schmerzlich, daß die Piemontesen keinen Antheil an der Erstürmung genommen hätten. Er tröstet sich aber bald und schreibt am 28. September 1855 an Lamarmora: „Italien und Piemont haben in der Meinung Europas hinlänglich gewonnen; sie sind rehabilitirt. Die Niederlage von Novara ist moralisch wettgemacht, und das ist viel."

Fortan beherrscht Cavour nur mehr der Gedanke, die Unterstützung Frankreichs zum Kriege gegen Oesterreich zu erreichen. Er veranlaßt die politisch bedeutsame Reise des Königs Victor Emanuel nach Paris und London im Spätherbst 1855, auf welcher er ihn begleitet. In Paris hat er wiederholte Unterredungen mit Napoleon III., der ihm, wie ein Brief Cavours an d'Azeglio berichtet, eines Tages ganz unvermittelt sagt: „Schreiben Sie Walewski vertraulich, was ich nach Ihrer Meinung für Piemont und Italien thun kann." Cavour fordert d'Azeglio auf, ein Memoire zu verfassen, und giebt ihm dafür folgende Weisung: „Mit dem Kaiser muß man so concret als möglich sein und alle Voraussetzungen erwägen außer der eines Krieges mit Oesterreich, für den gegenwärtig in seiner Idee kein Raum ist. Die Abtretung der Fürstenthümer (Moldau und Walachei) an Oesterreich gegen die Herzogthümer (Toscana, Parma, Modena) und die Lombardei, die Verleihung der Herzogthümer an den Herzog von Modena; — das sind Gedanken, die nicht schlecht aufgenommen wurden. Auch den Plan, die Romagna dem Papste wegzunehmen, wies er nicht ausdrücklich zurück."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ein spanischer Romandichter.

Von G. Diercks.

Wenn ein nur halbwegs guter englischer oder französischer Roman erschienen ist, vollends wenn ein Jünger der französischen Naturalistenschule ein neues Werk geschaffen hat, das an Zweideutigkeiten und an Würze alles bisher Geleistete zu überbieten sucht, so finden derartige Erzeugnisse sofort den größten Beifall; blindlings stürzt sich das deutsche Publikum auf diese oft genug recht erbärmlichen Machwerke und befestigt sich in seiner kritiklosen Geschmacksverirrung. Viele ernstere wirklich bedeutende Literaturleistungen werden dagegen unbeachtet gelassen und geringschätzig verworfen, weil sie eben nicht die Sinne in dem Grade reizen, wie es dem entarteten Geschmack unserer Zeit entspricht, weil sie in ihrem Charakter abweichen von dem der Modewerke und weil man von den betreffenden Autoren nichts kennt, ihre Namen noch nicht einmal gehört hat. Ein absprechendes Vorurtheil bringt man aber im Allgemeinen ganz besonders der spanischen Literatur entgegen, von der auf Unkenntniß gegründeten falschen Voraussetzung ausgehend, daß dieselbe überhaupt nichts biete, was den modernen Geschmack Deutschlands befriedigen könne. Die Eigenart der spanischen Geisteserzeugnisse wirkt gewöhnlich nur abstoßend, weil man sich nicht die Mühe nimmt, sie zu ergründen.

Mit der gerühmten außerordentlich vielseitigen allgemeinen Bildung des deutschen Publikums steht in besonders grellem Gegensatz der Umstand, daß der fruchtbarste spanische Novellist der Gegenwart, Perez Galdos, dessen Werke sich bereits auf etwa 40 Bände belaufen, und von denen manche in mehreren Auflagen erschienen sind — ein Ereigniß von höchster Bedeutung für Spanien — bisher in Deutschland beinahe ganz unbekannt war und daß sein Meisterwerk „Donna Perfecta" bis zu diesem Jahre unübersetzt geblieben ist.

Perez Galdos darf als ein Reformator des spanischen Romans, als der Begründer der modernen Novelle in Spanien gelten, und sein Ansehen ist daselbst heute so allgemein, daß er dem Drängen seiner zahllosen Freunde hat nachgeben und in die Cortes eintreten müssen. Möge dieser Umstand nicht etwa dazu beitragen, sein literarisches Schaffen zu beeinträchtigen, wie dies so oft schon in solchem Falle geschehen ist, denn einmal in den Strudel des politischen Lebens Spaniens hineingezogen, absorbirt dieses gewöhnlich alle andern Interessen und alle Kräfte.

In dem Schaffen dieses Romanschriftstellers lassen sich bis jetzt drei Perioden unterscheiden, die sich scharf von einander abgrenzen.

Perez Galdos erscheint zuerst auf der Bühne des literarischen Lebens Spaniens um die Zeit der epochemachenden Septemberrevolution von 1868. Entschiedener Vertreter der letztern, fand er doch keinen Gefallen an der aufregenden Thätigkeit eines Journalisten, sondern neigte von vorn herein zu ruhiger literarischer Beschäftigung, zur Romanschriftstellerei. Auch hier glaubte er der Sache des Fortschritts dienen zu können, und seine ersten Werke hatten demgemäß tendenziösen historisch-politischen Charakter. Aber seine „Fontana de Oro" und „El Audaz" vermochten das Publikum nicht zu fesseln, und sie waren auch thatsächlich kaum mehr als mittelmäßig. Der Romanticismus überwucherte damals noch vollständig und der Realismus fand keinen festen Boden. Galdos nahm sich nun die Werke von Erckmann und Chatrian zum Vorbild und folgte ihren Spuren, und in dieser zweiten Periode, die von 1870 bis etwa 1881 dauerte, schuf er zunächst seine „Episodios nacionales", die in 20 Bänden die bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse vom Ende des vorigen bis zur Mitte dieses Jahrhunderts behandeln. Diese 20 Bücher, von denen jedes ein selbständiges Werk bildet, sind zwar sehr ungleich in ihrem Werthe, enthalten aber doch viel Schönes und werden aus patriotischem Interesse sehr geschätzt. Die ersten Künstler Spaniens haben durch gute Illustrationen eine Prachtausgabe dieser Serie von Romanen unterstützt. Wir sehen in ihnen Galdos sich allmählich von den Einflüssen der spanischen Romantiker wie von denen der Franzosen lossagen und selbständige Bahnen einschlagen, die ihn zum ausgeprägtesten Realismus führen.

Dann wandte er sich dem socialen Roman zu und schuf in schneller Folge eine beträchtliche Anzahl von Werken, die mehr oder minder geschätzt werden, unter denen aber „Donna Perfecta" trotz des Widerspruches der Clerikalen von der objectiven Kritik allgemein als das bedeutendste betrachtet wird. Bewußtermaßen suchte Galdos sich zunächst von den Einflüssen der während dessen entstandenen französischen naturalistischen Schule fernzuhalten, er konnte sich denselben jedoch nicht ganz entziehen, und er mußte überhaupt dem modernen Zeitgeist Rechnung tragen, dem die Romantik und Sentimentalität früherer Zeiten nicht mehr entspricht und zusagt.

Auf die im Jahre 1876 geschaffene „Donna Perfecta" folgten 1877 „Gloria", 1878 „Marianella" und „La familia de Leon Roch", ebenfalls 1878, und er steigt mit letzterem besonders von der Höhe herab, die er durch „Donna Perfecta" erreicht hatte. Zwar beharrt er im Realismus, aber seine Gestalten gleichen mehr theoretischen Schöpfungen als wirklich lebenden Wesen.

Um 1880 wurde Galdos dann mit dem französischen Naturalismus bekannt, und wenn er auch nun noch bestrebt war, nicht in völlige Nachahmung der Hauptvertreter dieser Richtung zu verfallen, seine Originalität zu bewahren, so ist der Einfluß der Franzosen doch bemerkbar. Dem Vorbilde Zola's folgend begann er eine Serie von Romanen, in denen er die bedeutsamsten Erscheinungen des heutigen socialen Lebens in ihrer Entwickelung und die Ereignisse des Lebens einer Gruppe von Individuen und Familien zu schildern bemüht ist. „La desheredada", „Tormento", „La de Bringas" bilden hier die interessanteren und besseren Werke. In seinem letzten Werke „Lo Prohibido", das an übermäßiger Breite leidet, verliert er aber den Boden der Aesthetik wiederholentlich unter seinen Füßen und ergeht sich in Schilderungen, die zwar die Corruption in den höheren Gesellschaftsschichten Spaniens photographisch getreu darstellen, aber doch oft durch ihren Charakter abstoßend wirken. Er wird sich zu hüten haben, auf diesem Wege nicht unterzugehen.

„Donna Perfecta", das uns jetzt in sechster spanischer und in erster deutscher Auflage vorliegt*), zeigt seine Eigenart, seine Vorzüge und allgemeinen Fähigkeiten in vortheilhaftestem Lichte; dieser Roman gehört der Uebergangszeit zum Naturalismus an. Wäre derselbe eine ausschließliche Schöpfung der Phantasie, so würde er nicht gerade Anspruch auf eine außergewöhnliche Schätzung machen können, denn der Vorwurf ist ein einfacher, die Art der Erzählung anspruchslos, es ist keine prickelnde, die Sinne reizende Würze vorhanden. Ebensowenig finden wir aber auch die Eigenthümlichkeiten, die dem spanischen Roman bis vor Kurzem noch in solchem Grade anhafteten, daß sie abstoßend wirkten: übertriebene Romantik und Frömmelei. Was der Novellist uns dagegen bietet — und darin liegt der außerordentlich hohe Werth dieses Romans — das ist eine gesunde Realistik, eine vorzügliche Schilderung spanischer Zustände und eine sehr feine Charakteristik der wenigen Personen, die in diesem Roman auftreten. Den Kampf des Fortschritts gegen die mittelalterliche, von dem Clerus noch sorgfältig erhaltene Weltanschauung, den der Aufklärung gegen den Obscurantismus, des Forschens und Wissens gegen den veralteten Glauben, der Wahrheit gegen die Lüge und Heuchelei zu schildern, das ist die Aufgabe, die sich Perez Galdos stellte, und er hat sie meisterhaft gelöst. Allerdings hat er sie nicht nach der Schablone derjenigen Novellisten gelöst, die nur ihre Leser zu befriedigen suchen und alle Verwickelungen schön beseitigen, auch nicht nach der Art früherer wüster Romantiker, sondern völlig naturgemäß und einfach, und ohne ein glückliches Ende zu erzwingen.

*) „Donna Pefecta" von Perez Galdos. Einzige autorisirte Uebersetzung von E. Reichel. Dresden, E. Pierson, 2 Bde.

Digitized by Google

Mit meisterhafter Hand schildert er die Zustände, wie sie heute in Spanien sind. Allerdings werden die Touristen, die dieses eigenartige Land flüchtig bereist, die großen Städte besucht haben, dieses Bild nicht wiedererkennen, denn von den wirklichen Zuständen des Landes sehen und hören sie nichts in Madrid, Barcelona, Sevilla und allen übrigen Hauptstädten. Für das Ausland hat der Roman daher noch außer seinen großen Schönheiten den Vorzug, wirklich einmal eine zutreffende Schilderung von Land und Leuten in Spanien zu geben. Wir reisen mit dem jungen Helden des Buches, einem im Auslande gebildeten Ingenieur, dem typischen Vertreter des modernen Zeitgeistes und des Fortschrittes durch die Wüsteneien, wie sie sich dem Auge des Wanderers in Castilien und Aragon, ja in ganz Centralspanien darbieten; wir überzeugen uns von dieser Mißwirthschaft, wie sie seit Jahrhunderten dort besteht und in Folge deren das Land unfruchtbar bleibt, Handel und Industrie darniederliegen; wir glauben uns aus unserer Zeit um Jahrhunderte zurückversetzt und werden Zeugen des immer noch vergeblichen Ringens der modernen Cultur, der modernen Weltanschauung mit der Allmacht der Kirche, die kein Mittel scheut, ihr Eindringen zu verhindern. Die politischen Verhältnisse der von den großen Verkehrswegen fernliegenden Ortschaften zeigen sich hier gerade so wie sie sind; die Kaziken, die begüterten Bauern, die reichen Grundbesitzer sind die unumschränkten Machthaber, die die Centralregierung bekämpfen, wenn sie nicht ihren Willen erfüllt, die den Bürgerkrieg organisiren, wenn ihre Sonderinteressen ignorirt werden. Die corrupte Justizverwaltung wird in gebührender Weise gebrandmarkt; die aller Moral entbehrende Religiosität, diese äußerliche Kirchlichkeit, der allmächtige Jesuitismus der Frömmler, der Heuchler und der Betschwestern finden ihre vernichtende Verurtheilung, und es ist bemerkenswerth, daß ein Spanier es wagte, mit solcher Energie und Unerbittlichkeit diese Zustände zu geißeln.

Die Handlung des Romans wird in der Hauptsache durch vier Personen getragen, von denen die eine den modernen Culturfortschritt, die zweite den die Cultur hemmenden Clerus, die dritte, Donna Perfecta, den Typus der geistig beschränkten Frömmlerin, die zu Ehren der Kirche und Religion nicht vor den furchtbarsten Verbrechen zurückschreckt, die vierte den der unschuldigen, harmlosen, idealistischen Kleinstädterin vertritt, um deren Besitz sich die beiden Weltanschauungen bewerben, welche in Spanien im Kampfe gegen einander begriffen sind.

Der Inhalt des Romans ist einfach und durchsichtig. Alle complicirten Verwickelungen, alle Effecthascherei ist vermieden, denn der Stoff an sich ist für den Kunstfreund, für den ernsten Leser, der sich nicht durch übermäßige Würze bestechen läßt, so interessant und anziehend, daß er der äußerlichen Hülfsmittel zur Steigerung seines wahren Werthes nicht bedarf.

Die Titelheldin, Donna Perfecta, hat sich mit den Ueberresten des großen, zum Theil von ihrem verstorbenen Gemahl vergeudeten Vermögens auf ihre Besitzungen zurückgezogen, die in einer kleinen Stadt Castiliens oder Aragons gelegen sind. Dort, in dem Herrenhause von Orbajosa, lebt sie mit ihrer einzigen Tochter Rosario und einem Stiefbruder, dem gelehrten Bücherwurm Don Cayetano. Donna Perfectas Bruder, Don Juan de Rey, Justizrath in Sevilla, hatte nur einen Sohn, José oder Pepe, wie die gewöhnliche Bezeichnung für diesen Namen ist, und die Geschwister waren übereingekommen, daß ihre Kinder sich heirathen sollten, wenn sie erwachsen sein würden. José hatte mit großem Erfolge die Ingenieurwissenschaft studirt, hatte im Auslande seine Studien ergänzt und war ein energischer Vertreter der modernen Weltanschauung geworden. Als er nach Spanien zurückgekehrt war, eröffnete ihm sein Vater den Heirathsplan und José willigte in denselben ein, vorausgesetzt, daß seine Cousine ihm und daß er ihr gefiele. Der Roman eröffnet nun mit seiner Reise nach Orbajosa, wo er mit offenen Armen aufgenommen wird, und Vetter und Base werden bald durch das Band innigster Liebe mit einander verbunden. In Perfectas Hause verkehrt aber als täglicher Gast der Canonicus Inocencio, der gegen den jungen Verwandten schon aus dem Grunde ein Vorurtheil hegt, weil er als Bewerber Rosarios erscheint, die er seinem eigenen Neffen und Schützling, einem eben den Kinderschuhen entwachsenen jesuitisch erzogenen heuchlerischen Advocaten Zacinto zur Gattin auserkoren hatte.

Die ersten Gespräche zwischen José und Inocencio führen zu einem Conflict, in dem Perfecta für den Geistlichen Partei nimmt, weil sie in José einen Atheisten erblickt. Dieser Conflict spitzt sich zu und Perfecta opfert dem glühenden Haß in den sich die Liebe für ihren Neffen umwandelt, nicht nur ihre Tochter, deren Geist über diesen Kämpfen zerrüttet wird, sondern sie läßt schließlich José sogar tödten.

Zahllose ungemein interessante Schilderungen der spanischen Zustände und Einzelheiten dieses furchtbaren Kampfes zwischen der modernen und der mittelalterlichen Weltanschauung sind es, die dieser einfachen Erzählung, die höchsten Reize verleihen.

Die Charakteristik dieser verschmitzten selbstsüchtigen spanischen Bauern, dieser engherzigen Kleinstädter, dieser Priester, die auf dem Lande und in den kleinen Städten noch ganz unumschränkt herrschen, dieses prächtigen Vertreters der heutigen Cultur und Weltanschauung, des Gelehrten vom alten Schlage, ist so ausgezeichnet, daß sie sich mit dem Besten, was andere Romanschriftsteller darin leisten, messen kann. Die seelischen Conflicte, die Verwickelungen, die die Verhältnisse herbeiführen, die Schilderungen der Denkweise, die Entstehung und Ausführung des Planes der Vernichtung des jungen Ingenieurs durch seine Tante, die „vollkommene Frau" (Donna Perfecta), das Alles ist psychologisch so fein behandelt und so natürlich geschildert, daß es auf keinen Leser seine Wirkung verfehlen kann.

Dieses Buch zu übersetzen war keine leichte Aufgabe, und wir müssen gestehen, daß dieselbe in ausgezeichneter Weise erfüllt worden ist. Der Uebersetzer, E. Reichel, hat mit feinem ästhetischem Gefühl manche Härten des Originals gemildert, Mehreres, was dem deutschen Geschmack widerstrebt hätte, beseitigt und vor Allem auch viele Längen gekürzt und im Allgemeinen frei und geschickt übersetzt. Bei einer zweiten Auflage können wir nur die zahlreichen Druckfehler beseitigt wünschen, die allerdings hauptsächlich den des Spanischen Kundigen stören.

Lyrische Winterabende.

Von Oskar Bulle.

O, ihr schönen langen Winterabende! Es ist, als ob euch der liebe Herrgott ganz extra für die Herren Kritiker und Recensenten geschaffen hätte, damit sie durch euch ihre Sommerschuld büßten! Wie leichtsinnig schlenderten sie draußen herum, als die Lüfte noch lind wehten, draußen in den Bergen und Wäldern, während daheim bei ihnen die Bücherberge sich anhäuften und ein Wald von bedruckten Blättern sich sammelte! Da kommt ihr nun, ihr hülfreichen winterlichen Horen, und bringt mit leichtbeschwingten Schritten die helle Lampe herein zum traulichen Kamine und rückt den Sessel zurecht und laßt die Theemaschine behaglich summen. Dann nickt ihr ihm schelmisch zu, dem Pflichtvergessenen: „Darf sie nun kommen?" — „„Wer denn?"" — „Nun, mein Gott, die neueste Literatur!"

Und sie kommt herbei, gestaltlos und ungeheuer, unfaßbar und nebelhaft, wie ein Schneesturm über den einsamen Wanderer. Dort steht er, der arme Recensent, machtlos, den Elementen preisgegeben! Bald beginnen die Sinne ihm zu schwinden, die Willenskraft erlahmt und aller Widerstand erschlafft, ein leichtes wohliges Träumen übermannt ihn: so geht es dem langsam Erfrierenden, den bald die weiche Schneedecke für immer unter sich begraben hat.

.... Und immer noch säuselt und rieselt es herab, ein Himmel voll weißer Blätter. Schon breitet sich endlos vor des Träumenden verschleierten Blicken die weite, gleichfarbige

Digitized by Google

Fläche: Prosa, eine Welt voll Prosa! Dort hat der Sturm einen Hügel zusammengeweht: ein Problem steckt darunter, das Keiner noch gelöst und ausgeglichen hat und das doch immer wieder auftaucht in der unermeßlichen Hochfluth. Dort ragt ein roher Felsblock scharfkantig und eckig aus der weißen Decke hervor: ein spitzfindiger Conflikt ist es, den ein überspannter Novellist erfand. Aber kein fester Boden breitet sich unter des sturmumwehten Wanderers Füßen. Vergeblich müht er sich und kämpft, um aus den haltlosen Massen herauszukommen, um sich nach dem sicheren Punkt zu retten, den seine Seele nur von Weitem erblickt. Immer mehr säuselt und rieselt es herab in endloser Fülle. Da tönt es wie fernes Schellengeläute an sein Ohr, ein lustiges Reimgeklingel. Es kommt näher und näher: ein flottes Gespann im raschen Fluge saust leicht über die Oberfläche dahin und fröhliche, heitere Gesellen winken von ihm her dem Versinkenden zu. Wie ihre Augen lachen und ihre Gesichter glühen in freudiger Lebenslust! „Komm' her, Kamerad!" so rufen sie ihm herüber, „was mühst Du Dich dort in Deiner bodenlosen Prosa! Fahr' mit uns, hinunter zum grünen Rhein, wo die Gläser klingen und Lieder erschallen. Hörst Du nicht, wie fröhlich und hell es tönt und klingelt, wie sanft wir dahingleiten auf Rede und Reim, wie wohlig und weich, wie lustig und leicht?" Und er schwingt sich auf. Hei! Rasch geht es dahin, durch Berg und Thal, durch Sonnenschein und Waldesgesäusel, mit hellem Klang und fröhlichem Liede, kling, kling, kling, kling . . . . .

Was war das? so schreckt er plötzlich empor. Eines Kritikers Winterabendtraum? Darf ein Kritiker überhaupt träumen? Da liegen die Bücher, über die er seine Pflicht vergaß, die Blätter mit den Kurzzeilen, die lustigen, duftigen Gesänge? Und dort neben der klarleuchtenden Lampe harrt das gespitzte Blei seiner mörderischen Aufgabe. Herbei, du Wanderstab des Kritikers, heimtückischer Bleistift, begieb dich auf deine Fahrt! Hier gleich, welch' schamlose Elision — ein dicker Strich am Rande! Dort ein unreiner Reim und auf jener Seite gar, was seh' ich, eine höchst sprachwidrige Wortform — ein Strich, ein Strich! Wie sie sich häufen, diese Striche, diese Fragezeichen, diese Bemerkungen am breiten Rande! Der Bleistift wüthet förmlich, eine gute Weile lang. Diesem Reimgeklingel, so denkt der gestrenge Herr Kritiker, muß man scharf zu Leibe gehen. Ha! welche Lust Recensent zu sein! Doch allmählich — was ist das? — sinkt wieder die Hand herab mit dem bösen Stifte, des Lesenden Lippen bewegen sich in anmuthigem Rhythmus und sein Ohr vermeint wieder das ferne Schellengeläute zu vernehmen inmitten des Schneesturmes und winterlicher Oede — kling, kling, kling kling.

Ja, wie der Klang eines Silberglöckleins, durchdringend und süß zugleich, tönt doch immer wieder in das unklare Prosageräusch unserer modernen Literatur ein gutes Reimwerk herein. Jeder Mensch hat Stunden, in denen er weiche, graziöse Verse nicht zu lesen vermag, in denen es in seiner Seele donnernd grollt und ein markiges Kampfeslied allein Gehör fände, warum sollten nicht auch eine ganze Generation und eine ganze Literatur solche Stimmungen und solche Zeiten haben? Aber sie gehen doch vorüber, und unausrottbar in der Seele jedes feinfühligen Lesers bleibt das Behagen an der Anmuth haften, auf welcher allein der Werth der modernen Romanzen beruht. Derselbe ist ja gerade in der neuesten Zeit von dem „jüngsten Deutschland" auf's Entschiedenste bestritten und in wirklich roher Weise bezweifelt worden. Denn eine rohe Auffassung ist es, die Macht der Sprache zu leugnen, wie jene schnellfertigen Kritiker es thun, welche die Poesie allein auf einer Macht des Gedankens beruhen lassen wollen, die freilich gerade bei ihnen nicht zur Geltung gelangt. Die Sprache und besonders unsere Reimsprache haben ebensolche Bedeutung für die ästhetische Bildung, wie sie die künstlerische Behandlung und Umformung eines poetischen Gedankens haben, und ein Dichter, der durch die Anmuth und durch die Feinheit seiner Verse wirkt, ist nicht geringer zu schätzen als jener, welcher uns durch die Tiefe seiner Gedankenwelt erschüttert und packt. Deshalb sind die Vorwürfe so sehr ungerecht, welche betonen, daß die „Reimklingler" und „Butzenscheibendichter", die Wolff und Baumbach und Genossen, unseren Geschmack verwirrt und verweichlicht haben. Sie wirken eben durch andere Mittel, als die „Gedanken- und Problemdichter", wie neulich von einem Kritiker des „jüngsten Deutschlands" die großen Dramatiker und Romanschreiber der Zukunft schauderhafter Weise genannt wurden.

Aber sie wirken doch, und zwar nicht nur in dem buchhändlerischen Sinne, daß sie viel und gerne gelesen werden: sie wirken durch den Zauber der Sprache zunächst auf das Ohr des Volkes und dann auch auf die feinere Empfindung der Volksseele, sie wecken das Gefühl für Wohllaut und anmuthigen Ausdruck, welches seinerseits wiederum eine harmonischere Ausbildung des Gedankens im Gefolge hat, und sie bringen mit ihrer Grazie und ihrem anspruchslosen Humor dort läuternd und erhebend ein, wo dem großen Gedanken die Thüre verschlossen bleibt. O, heilige Macht der Sprache! möchte man ausrufen, wenn man diese Dichter liest. Die Sprache offenbart sich durch sie dem Volke, ihr Geist wacht in ihnen und hat sie ganz ergriffen; nicht der Dichter meistert die Sprache, sondern sie schwebt über ihm, beherrscht ihn und thut sich ihm allein kund, damit er ihre Macht stumpferen Ohren verkünde. Er ist vom Geist der Sprache inspirirt, um es theologisch auszudrücken.

Deshalb ist es auch am wenigsten der Inhalt, sondern hauptsächlich die Form dieser Reimereien, welche auf uns wirkt, sich uns einschmeichelt, uns festhält. Sie sind gedichtet nicht für unser innerstes unausgesprochenes Sehnen, sondern für unser Sprachgefühl. Und in diesem Sprachgefühl zeigt sich auch wieder unser poetisches Empfinden, es hängt mit ihm zusammen und wird durch dasselbe ergänzt. Dies hat die Kritik allzuwenig beachtet. Sie meint, daß nur die Conception des Grundgedankens, der mehr oder minder wichtige Inhalt über den Werth einer Dichtung entscheide. Wie falsch! Woher stammt der Zauber, den Wieland's „Oberon" von jeher ausübte? Doch nicht von der Fabel, die man kaum ernstlich bis zum Ende verfolgt, doch auch nicht von der da und dort auftauchenden Lüsternheit in der Behandlung, sondern lediglich von der andauernden, graziösen Einwirkung auf unser Sprachgefühl, das sich durch Wieland's Verse umschmeichelt wähnt wie vom sanftesten Zephyr.

Und lediglich dieselbe Einwirkung ist es, welche unsere neuesten Romanzen und lyrischen Epen, oder wie man sonst die fortlaufenden Gedichte Wolff's und Baumbach's nennen will, so beliebt macht. Dem Leser ist nicht immer bewußt, was ihn eigentlich fesselt, denn gerade das Sprachgefühl bleibt so gerne im dunkelsten Hintergrunde unserer Seele. Es ist so bescheiden, so wenig aufdringlich, aber es ist doch so kräftig, und dem Dichter, der es liebkost, fliegt es gerne freudig entgegen. Auch die Kritik muß bei dieser herzlichen Begegnung so oft ihren grausamen Bleistift fallen lassen; was schadet es, wenn Julius Wolff in seiner neuesten Romanze, der „Lurlei"*) manchmal nicht rein reimt, oder harte Elisionen anbringt, oder in seiner alterthümelnden Sprachweise sagt: sie naht ihm „grüßlich", statt „grüßend" oder gar um des Reimes willen „unabwendig" aus „unabwendlich" formt? Und wenn auf jeder Seite ein solcher Schnitzer stände, hopst nicht der Reim leicht und lustig über ihn fort? Drängt es uns nicht unwillkürlich, die schönen, glatten Verse laut vor uns hinzulesen, die prächtigen Lieder zu singen und die leidenschaftlichen Stellen in hohem Tone uns vorzudeklamiren, ohne daß wir den Inhalt eigentlich mit Spannung verfolgen? Das Sprachgefühl wird angeregt, wenn wir diese Dichtung lesen, wir fragen da nicht mehr viel danach, ob auch die Sage von der Lorelei psychologisch richtig entwickelt ist, oder ob es nicht ein Mißgriff des Poeten war, die Nixe während ihres Erdenwallens so sehr realistisch und so wenig geisterhaft zu zeichnen, sondern wir geben uns ganz und ohne Reflexion dem Zauber hin, den der Wohllaut der Wolff'schen Sprache durchweg heraufbeschwört.

*) Berlin, G. Grote'scher Verlag.

Digitized by Google

Und wenn nun diese Reflexion nachträglich kommt, wenn nachträglich sich das kritische Gemüth ereifert? Ich glaube, daß die „Lurlei" zu den Dichtungen gehört, über welche nachzudenken verpönt bleiben muß, geradeso wie man auch dem Texte mancher Schubert'schen Lieder nicht näher in's Gesicht sehen darf. Die Wirkung liegt in der Musik allein, bei der „Lurlei" also in der Musik der Worte. Deshalb soll man sich auch nicht darüber beklagen, daß in dieser Dichtung so wenig Handlung ist, daß die Staffage für ein paar Menschlein so groß und weitschweifig angelegt und die Entwicklung der Fabel so dürftig motivirt ist. Hierin liegt eben nicht das Bedeutsame dieser Romanze. Es ist zu suchen in der liebenswürdigen, anmuthigen Weise, in welcher uns der Dichter seine Gebilde nahe bringt, in dem nie stockenden, reinen Fluß der Verse, die dahin strömen wie die Wogen des Rheins, bald lieblich plätschernd und murmelnd, bald laut donnernd und grollend. Wie der Dichter die landschaftlichen und seelischen Stimmungen auszudrücken weiß, nicht was er mit denselben bezweckt, das muß der Punkt sein, auf welchen wir hier unser Augenmerk zu richten haben.

Es ist deshalb nicht angebracht, den Inhalt dieser Romanze zu erzählen; er würde unbedeutend, vielleicht sogar etwas schaal und alltäglich klingen, was doch die Dichtung selbst durchaus nicht ist. Daß die Lorelei, die „schöne, schlimme Fei, die auf dem Felsen hauset, vor der dem Schiffer grauset, die

— sitzt im Abendscheine
Und strählt ihr langes Haar
Blickt lauernd hinab zum Rheine
Und singt dich in Gefahr,"

einen Treubruch rächt, den ein irdischer Mann an ihr begangen, ist der Sinn der Wolff'schen Begründung dieser schönen Sage. Es ist ein schöner und ergreifender poetischer Zug, den Wolff noch in sie hineingewebt: der unheilvollen Fei brach das Herz erst, nachdem sie durch ihren dem ganzen Männergeschlechte geltenden Racheschwur auch den von Jugend auf geliebten Jüngling in's Verderben hatte führen müssen. Nun sitzt sie dort oben, kalten Herzens, von Lieben und Leiden auf ewig geschieden. Die Wellen rauschen zu ihren Füßen und ihre Schwestern, die Nixen, singen ihr zu — in Liedern, die sehr anmuthig von Wolff gedichtet sind und verdienen, daß die Musik, die sie in sich tragen, bald ihren Tonsetzer finde.

Es ist wirklich schön, daß uns Wolff noch einen „Sang vom Rhein" gegeben hat. Die schalkhafte Muse jener gesegneten Gauen, durfte sie an ihm schweigend vorübergehen? Freilich klingt ja das Motiv düster genug aus, welches er seinem Liede zu Grunde legte, aber in Einleitung und Schlußwort und in den vielen episodischen Zwischencapiteln, die oft mit der Handlung nur lose zusammenhängen, lebt und webt die Freude an unserem vaterländischen Strome, an dem edlen Gewächse, das seine Ufer hervorbringen, und dem fröhlichen Geschlechte, das sie bewohnt. Wie munter beschwingt sich das Lied und erhebt sich zu festlichem Gepränge, wenn es an dem Gestade des majestätischen Flusses anlangt! Es muß eine Lust sein, vom Rhein zu singen. Wolff hat es wieder einmal bewiesen, und ein anderer, ungenannter Dichter, der uns bloß von sich verräth, daß er einst fideler Bonner Student war, bestätigt es uns heute, Beatus Rhenanus, so nennt sich dieser Sänger. Wie viel Fidelität liegt schon in diesem Pseudonyme! Er ist Philologe von Beruf, aber dieser dürrste aller modernen Berufe hat in ihm nicht den Humor und die herzliche Lustigkeit ertödten können, die er während seiner Studienzeit am Ufer des Rheins in sich ansammelte. Seine „lyrische Erzählung": „Attarachus und Valeria*) ist ein Meisterwerk parodistischer Epik, die besonders die vertrackte Methode unserer Novellisten und Romanschreiber, irgend eine alte Inschrift mit einer Geschichte zu umspinnen, vortrefflich handhabt und beinahe zur Satire auf dieselbe wird. In lustigen Sprüngen und flotten, genialen Reimereien erzählt uns der Verfasser, wie er als Student einst eine aus der römischen Besiedelungszeit des Rheins stammende, äußerst schwierig zu entziffernde Inschrift im „Museum für Alterthümer" gefunden und wie er sich dieselbe erklärt habe. Die Erklärung ist äußerst einfach: Der Sohn eines Freigelassenen liebte die Tochter eines römischen Patriziers, muß ihretwegen aus Rom fliehen und kommt an den Rhein, wo er Weinbauer wird. Seine Geliebte entdeckt ihn infolge eines Orakelspruches später daselbst, wird sein Weib und ermöglicht ihm, einen Großweinhandel einzurichten. Beider Sohn errichtet dann den Eltern jene räthselhafte Grabinschrift. Aber diese Geschichte ist prächtig und äußerst lustig, in Versen, die mit unwiderstehlicher Gewalt unser Sprachgefühl gefangen nehmen, erzählt. Es sei mir erlaubt, als Muster die kurze philologische Erklärung jener Inschrift hier anzuführen:

Ein frommer Sohn (ein filius pius)
Gaius Valerius Alphius
Ließ setzen (fecit) diesen Stein
Für sein Väterlein und Mütterlein
Und für sich dazu,
Als Denkmal friedreicher Todesruh'.
Die Mutter lebt noch. Der Vater ist todt.
Nun aber die Namen, die machen mir Noth:
Frau Valeria Mussala's Ehegenoß
Hieß beibenamset Attarachos:
Also, Gott weiß durch welche Tyche,
Sie ist Römerin, er war Grieche.

Und als Beispiel der gelungenen parodistischen Behandlungsweise, die eines Blumauers würdig, möge folgende Apostrophe an den Sonnengott angeführt werden:

Doch wie sie so recht im Träumen waren
Kam schon Gott Helios einhergefahren,
Der Olympier! Was ist er?
Ein Pedant, ein Philister,
Ein garstiger, quäliger
Unausstehliger Seliger.
Der Pflichttrutzer,
Der Lichtputzer,
Der Nichtsnutzer!
Richtet sich nur
Immer nach seiner Sonnenuhr,
Spionirt und blinzelt in Winkel und Ecken
Und muß mir so dumm meine Schläfer wecken.
Kann er nicht im Dunkeln das All lassen,
Einmal den Wagen im Stall lassen,
Sich ruhig in's Haus setzen
Und einmal aussetzen?
Wie er einst doch gethan dem Zeus zu Lieb'
Als der mit Alkmenen Geschichten trieb.
O, der unbestechlichen Heiligkeit!
Der göttlichen Unparteilichkeit!

Und zwischen allem diesen lustigen Singsang zuweilen prächtige formvollendete Lieder, die unwillkürlich laut und feierlich gelesen werden wollen. Es ist ein erfrischendes und anregendes Buch, wie ich kaum eine lyrische Dichtung in diesem Jahre noch gefunden.

Auch Rudolf Baumbach's „liedersüßer Mund" hat sich inzwischen ja wieder zum Sange geöffnet: eine neue Liedersammlung „Krug und Tintenfaß"*) ist erschienen, die manche schöne Perle enthält, wenn auch das Ganze nicht mehr so frisch klingt, wie seine Lieder eines fahrenden Gesellen. Aber es bleibt doch immer ein eigenthümlicher Zauber über den Baumbach'schen Gedichten schweben und selbst die alten Fabeln und Märchen, welche er in diesem Buche unter der Abtheilung: „Lehrhaftes" bringt, erscheinen durch die wunderbare Frische der Sprache wie neu. Auch er gehört zu den Dichtern, die unser Sprachgefühl ganz gefangen halten und uns hinreißen

*) Leipzig, Verlag von Fr. Wilhelm Grunow.

*) Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind.

Digitized by Google

durch den Ton, wenn auch nicht immer durch den Inhalt des Vorgetragenen. Das prächtige epische Gedicht „Horand und Hilde", welches jetzt aus der Haft, in der der frühere Verleger es hielt, erlöst ist und ebenfalls, etwas verändert, bei Liebeskind in Leipzig neu ausgegeben wird, gehört nach dieser Seite hin zu den größten Leistungen unserer modernen Liedersänger und überragt Wolff's Schöpfungen auch an Inhalt bedeutend. Der nordische Reckenton ist mit einer Gewalt angeschlagen, daß die Herzen erbeben, und auch die zarten Gefühle der Leserinnen werden an der lieblichen Gestalt der jungen Hilde sich weiden können.

Soll ich noch einen Liedersänger erwähnen, dessen Verse mir neulich den kritischen Bleistift entwanden, so muß es vor Allem Ludwig Fulda sein, welcher vor Kurzem eine frische und höchst humorvolle Novelle in Versen: „Neue Jugend"*) veröffentlicht hat. Auch hier liegt das Bedeutsame nicht im Inhalte, sondern in der Form. Der Inhalt ist eher etwas trivial, als anregend, die Ausführung aber lustig, anregend und packend in jeder Weise. Der junge Autor wendet ottave rime an und schildert mit einem Humor, der sich sicherlich an Byron's „Jung Harold" gebildet hat, ein alterndes, aber durch die Liebe sich wieder verjüngendes Menschenpaar. Ich greife auf gut Glück eine Strophe heraus, um von dem Tone des kleinen Buches einen Begriff zu geben:

Ein wohlberathener Poet verspricht
Im Anfang viel; denn Spannung thut uns noth.
Welch' reicher Lohn, wenn über dem Gedicht
Verbrennt das ganz vergess'ne Mittagsbrod,
Wenn noch im Bett beim letzten Stümpchen Licht
Ihr nachforscht, welch Geschick dem Helden droht,
Und euch erst dann entschließen könnt zu schlafen
Wenn er erreicht der Ehe sichren Hafen.

Feuilleton.

Zehn Jahre verlobt.

Von Enrico Castelnuovo.

Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns.

Wenn es je einen Tag gab, begann Großmutter Katharina im Kreise ihrer Enkelinnen das trauliche Geplauder, der mir Anlaß zur Freude hätten bieten sollen, so war es der, an welchem ich Valentino dal Giglio nach zehn langen Jahren der Trennung wiedersehen sollte. Valentin war mein Verlobter, wir hatten bereits als Kinder aneinander gehangen und unsere Familien hatten von jeher gemeint: das muß einmal ein Paar werden! Als ich jedoch 18 Jahre und er deren 22 alt war, verlor ich kurz hintereinander meine Eltern, und es ist schwer zu sagen, was aus mir geworden sein würde, wenn mich damals nicht die gute Tante Fausta zu sich genommen hätte. Das war im Jahre 1816, Ihr Mädchen, und das Reisen war in jenen Tagen noch keine Kleinigkeit wie heute, wo man allerlei Erleichterungen desselben erfunden hat. Mußte ich demnach nicht Tante Fausta und Onkel Ambrogio dankbar sein, daß sie, selbst schon vorgerückten Alters, von einem kleinen Orte Liguriens her mitten im November in Venedig erschienen, um die hülflose Weise einem neuen Heim zuzuführen? Es sind viele Jahre darüber hingegangen, daß ich auch sie verloren, aber ich habe nie aufgehört, für sie zu beten. Und doch, — bedürfen sie meines Gebetes überhaupt noch? Wer soll im Paradiese sein, wenn sie es nicht sind?

Großmutter Katharina schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie fort: Tante Fausta also und Onkel Ambros holten mich aus Venedig ab. Es wird Euch nicht wundern, daß mir trotz meiner unglücklichen Lage der Gedanke, meine Vaterstadt und Valentin verlassen zu müssen, das Herz zerriß. Am liebsten hätte ich das freundliche Anerbieten meiner Verwandten mit herzlichem Danke abgelehnt und wäre geblieben, wo ich war, wenn ich über genügende Existenzmittel zu verfügen gehabt hätte. So aber riethen mir alle meine Freunde und Bekannten, mich ja den Wünschen meiner Verwandten zu fügen, in ihren Augen erschien selbst das leiseste Zaudern als ein Fehler und eine Rücksichtslosigkeit gegen Onkel und Tante. Sogar Valentin, der in einem ähnlichen Zustande sich befand, wie ich, meinte:

„Geh', Katharina, geh' in Frieden, es gibt keinen anderen Ausweg. Du weißt ja, daß ich Dir nicht zureden würde, wenn ich Dich jetzt schon zu meiner Gemahlin machen könnte, leider aber stehe ich selbst erst am Anfang meiner Carrière und darf noch nicht daran denken, mir einen eigenen Herd aufzubauen. Waren wir nicht so wie so darauf gefaßt, fünf, vielleicht auch zehn Jahr noch warten zu müssen? Das Einzige ist, daß wir diese Jahre nun entfernt von einander verbringen müssen: aber wir wollen uns recht oft schreiben, und wollen auch getrennt so bleiben, wie wir bisher waren, nicht wahr?"

Schluchzen unterbrach seine Worte, er weinte seinen Schmerz in heißen Thränen aus.

Bald darauf reiste ich ab. Onkel und Tante wußten, daß ich meinen Bräutigam in Venedig zurückließ, und fanden es natürlich, daß ich in Briefwechsel mit ihm blieb. Ja die Tante meinte sogar: Wenn Dein Valentin ist, was er scheint, ein Mann von Charakter, so wirst Du sehen, daß er nunmehr um so eifriger und thatkräftiger arbeiten wird, seine Lage günstiger zu gestalten und Dich heimführen zu können, ehe Du es ahnst.

Genug, ich war bereits zehn Jahre bei meinen Verwandten und war gehalten, wie das dritte Kind im Hause. Zwei Kinder hatten sie nämlich selbst, und von diesen war Friedrich mit mir gleichalterig, während Mathilde bei meiner Ankunft noch ein kleines Ding war, das die Kinderschuhe noch nicht abgelegt hatte. Sie wuchs unter meinen Augen auf und liebte mich beinahe schwärmerisch, hing stets an meinen Kleidern und konnte sich duraus nicht vorstellen, daß ich jemals ihr Haus verlassen könne. Friedrich dagegen bekümmerte sich in der ersten Zeit fast gar nicht um mich, er war ein langer, schmächtiger Bursche, der mit einer solchen Leidenschaft den Freuden der Jagd, seinen Pferden und jeder anderen körperlichen Uebung anhing, daß er sich dadurch zum Schrecken seiner Eltern nicht selten den größten Gefahren aussetzte. Mit den Jahren freilich gestaltete sich nicht nur sein Aeußeres vortheilhafter, er wurde auch ruhiger und gewöhnte sich, namentlich meinen Ansichten und Mahnungen mit einer ganz besonderen Achtung entgegen zu kommen. Wenn Vater und Mutter vergeblich versucht hatten, ihn zu etwas zu vermögen, so wandten sie sich an mich: „Sprich Du mit ihm, auf Dich hört er eher, als auf uns!"

Doch zu Valentin. Man wird nicht leicht einen Liebhaber finden, der pünktlicher im Schreiben war, als er; es verging keine Woche, ohne daß ich einen Brief von ihm erhielt. Allein die Zukunftsverheißungen der Tante Fausta gingen nicht in Erfüllung. Ungeachtet all seines guten Willens, ungeachtet all seiner Anstrengungen wollten sich Valentins Verhältnisse immer noch nicht so gestalten, daß er hätte heirathen können. Unvorhergesehenes Unglück hatte ihn betroffen, er hatte seinen Vater verloren und sollte nun von seinen geringen Einkünften auch seine Mutter noch unterstützen, der nur eine kärgliche Pension geblieben war. Endlich aber gestaltete sich die Sache doch anders. Einer der thätigsten und wohlhabendsten Kaufleute seines Freundschaftskreises schlug ihm vor, der unfruchtbaren Staatscarrière Valet zu sagen und dafür als Buchhalter in sein Geschäft einzutreten. Dankbar nahm Valentin das Anerbieten an und wußte sich bereits nach wenigen Monaten das Vertrauen seines Chefs in dem Maße zu erwerben, daß er von ihm mit einer Reise nach Marseille behufs Regelung alter Geldangelegenheiten betraut wurde. Nun kündigte er mir seinen Besuch an, den er mir auf dem Wege

*) Frankfurt a. M., C. Könitzer's Verlag.

Digitized by Google

abzustatten gedachte und dem in Kürze unsere endliche Verbindung folgen sollte. Er hoffte mit Sicherheit, seinen Auftrag in befriedigender Weise zu Ende zu führen und dann auch bald auf eine Gehalterhöhung rechnen zu dürfen. Und so, Ihr Mädchen, erwartete ich dann, wie ich Euch schon zu Anfang gesagt, meinen Valentin, und hätte füglich das fröhlichste und glücklichste Mädchen von der Welt sein sollen. Und doch war ich nicht froh, auch nicht glücklich, oder doch wenigstens nicht in dem Grade, wie man es erwarten sollte, und ich ärgerte mich über mich selbst, daß ich so wenig zufrieden werden konnte. Es waren freilich nur Kleinigkeiten, die mich beunruhigten. Für's Erste: Glaubt Ihr wohl, daß ich in eine gewisse Verwirrung gerieth bei dem Gedanken, nach zehn Jahren zum ersten Mal wieder Valentins Auge auf mir ruhen zu sehen? Ich hatte ihm immer geschrieben und dabei stets den vertraulichen Umgangston von ehedem angeschlagen, nun aber handelte es sich darum, in diesem Tone auch zu reden, und das schien mir denn doch eine ganz andere Sache zu sein: würde es mir gelingen, ihm auch nach zehn Jahren noch zu erscheinen, wie ehedem? Lacht nur, Ihr Mädchen, man hat gut klagen und ein Geschick verwünschen, das den Geliebten unerbittlich fernhält, — wenn bei all diesem Jammer die Luft gesund, die Lebensweise gut ist, und wenn man dabei unablässig thätig bleibt, so ist gewöhnlich das Ende vom Liede eine gewisse Behäbigkeit. Onkel Ambros war ein biederer Viehmäster, er kaufte magere Thiere, um sie später gemästet wieder zu verkaufen. Er sagte mir manchmal im Scherz: „Siehst Du, auch Du machst meinem Mastsystem alle Ehre." Das war nun gewiß ein sehr trivialer Witz, allein ich nahm ihn dem guten Alten nicht übel, seine gutmüthige Derbheit hatte nie etwas Beleidigendes. Doch weiter. In meinem Aeußeren waren also ganz gewiß Veränderungen vor sich gegangen, und konnte, mußte es nicht bei Valentin ebenso sein? Vor zehn Jahren war er ein hübscher, hochgewachsener, flinker Bursch mit kastanienbraunem Haupt- und Barthaar, wie würde er heute aussehen? Ihr klugen Mädchen werdet mir freilich sagen wollen, daß man ja überhaupt nicht auf die so rasch verblühende Schönheit des Körpers sehen müsse, sondern lediglich auf die moralische, — ganz recht, aber macht nur erst einmal die Probe damit. Jedenfalls werdet Ihr fühlen, wie meine Verwirrung denn doch ihre schwerwiegenden Gründe hatte.

In die Familie hatte die Kunde von Valentins bevorstehender Ankunft nur Mißstimmung gebracht. Mathilde, unser weiblicher Heißsporn, war mit dem Ankömmling gleich von vornherein fertig: „Deinen Valentin hasse ich, er will Dich uns entreißen und Du gehörst doch eigentlich zu uns." Freilich, freilich — die gute Tante Fausta hatte sie darob ein wenig gescholten, und war dann zu mir gekommen und hatte mir einen Kuß auf die Stirn gedrückt: „Höre nicht auf sie, sie ist ein Kind. Der Mann, welcher Dir trotz aller Entfernung zehn Jahre lang unverbrüchliche Treue gewahrt, hat gewiß ein Anrecht auf unsere Achtung und Zuneigung." Und doch klang auch aus ihren Worten der Ton einer gewissen Trauer, der seinen Wiederhall in meinem Herzen fand. Onkel Ambros aber grollte mehr als einmal: „Nun, kommt denn Dein Bräutigam wirklich, oder nicht? Eine wie die Andere, — um einen Mann zu bekommen, würden sie selbst den Weg zu unseren Antipoden nicht scheuen!"

Nur Friedrich hielt sich fern, aber Mathilde versicherte mir wiederholt, daß gerade er mehr als alle Anderen leide: „Es wird sein Tod sein," — meinte sie eines Abends, „heiliger Gott, warum mußte Alles so kommen!"

Und es sollte noch schlimmer werden.

Friedrich, der es seit einiger Zeit sichtlich vermied, mit mir allein zu sein, näherte sich mir am Vorabend der Ankunft Valentins und führte mich in die Kastanienallee hinter der Kirche. Dort ergriff er meine Hand: „Ich weiß, daß ich unklug handle, aber ich kann und will nicht länger schweigen: ich liebe Dich, Katharina. O laß es mich Dir sagen, ich liebe Dich unendlich und schon seit langer, langer Zeit. Ich habe es Dir nicht gestanden, wozu auch? Du liebst einen Anderen, und ich würde es Dir auch heute nicht gesagt haben, ja vielleicht gerade heute am wenigsten, allein ich vermochte nichts mehr gegen mein Herz. Und außerdem, wie sollte ich mich morgen beherrschen können, wenn ich Dir nicht heute noch Alles offenbart hätte! Aber nun ist es herunter vom Herzen, nun wird mir Alles leichter werden. Vergib mir, Katharina, und sei überzeugt, daß ich versuchen werde, mein herbes Loos zu ertragen, zu leben für meine Eltern, wenn ich weiß, daß Du ihn liebst, daß er Dich wieder liebt, und daß Du mit ihm glücklich zu werden hoffst. Aber" — fuhr er flüsternd und mit bebender Stimme fort — „liebst Du ihn auch wirklich, Katharina?"

Ich war seltsam erregt bei seinen Worten, ich fühlte, daß ich ihm eigentlich zürnen sollte, und ärgerte mich darüber, daß es mir so wenig gelang, ich fühlte, daß ich seine kühne Erklärung hätte unterbrechen sollen, und konnte es mir nicht verzeihen, daß ich nicht die Kraft dazu fand. Nur die letzte Wendung Friedrichs, so zart sie auch geäußert war, schien mir so verwegen, daß ich endlich Energie genug wiedergewann, ihm mit einer gewissen Heftigkeit zu entgegen: Sei überzeugt, daß ich ihn liebe!

Uebrigens war es doch in der That zum mindesten sonderbar, daß man mir überhaupt eine solche Frage stellen konnte. Hatte ich je in meinem Benehmen etwas blicken lassen, das dazu Veranlassung geben konnte?

Friedrich entgegnete nichts mehr, er drückte mir schweigend die Hand und verschwand mit thränenfeuchten Augen unter den Bäumen.

Des Menschen Herz ist voll von Widersprüchen und Absonderlichkeiten. War denn nicht meine Antwort, wie sie nur sein konnte und mußte? Und warum empfand ich jetzt doch beinahe eine Art Reue darüber? Warum konnte ich mich versucht fühlen, Friedrich zurückzurufen, ihm das harte Wort rücksichtsvoller zu erläutern, ihm mitzutheilen, daß ich ihm ja auch von Herzen wohl wollte, natürlich — in anderer Weise?

Und warum war ich nun am Tage der Ankunft Valentins selbst so wenig innerlich erfreut, ja beinahe bestürzt, als ich das Posthorn hörte, als ich das Knarren der Wagenräder auf dem harten Kieselpflaster, den grellen Knall der Peitsche vernahm, als ich endlich tief im Grunde unserer Straße den Postwagen selbst erblickte, der mir meinen Bräutigam nach zehn langen Jahren zum ersten Male wieder zuführen sollte? Warum hätte ich diese Begegnung lieber hinausschieben als beschleunigen mögen? Warum konnte ich bei alledem meine Gedanken nicht losreißen von einer anderen Person, die bereits seit frühem Morgen zur Jagd aufgebrochen war, mit der Erklärung, heute auf den Bergen Mittag machen zu wollen und erst Nachmittags wiederzukehren?

„Nun? ihm entgegen!" meinte Tante Fausta, die ganz allein von der Familie bei mir zurückgeblieben war. Mathilde war drinnen im Hause und blieb trotz aller Vorwürfe der Mutter beharrlich bei ihrem Ausspruche, daß sie Valentin nicht ausstehen könne, und Onkel Ambros war in seine Ställe gegangen, um ein paar Kälber zu besichtigen, die in der vergangenen Nacht geworfen waren.

Mechanisch folgte ich der Tante. In diesem Augenblicke hielt der Wagen vor dem Gasthause „Zu den drei Königen" und die Ankömmlinge stiegen aus. Es waren Frauen, Kinder, eine Amme mit einem Säugling auf dem Arme, alles Leute vom Lande, — und endlich auch ein Fremder, ein Mann von zwei- bis dreiunddreißig Jahren. Er stand zunächst unschlüssig, wie Jemand, der zum ersten Male in einen Ort kommt, dann wandte er die Augen, erkannte uns und eilte auf uns zu. Auch ich hatte ihn erkannt, — es war Valentin. Er trug eine kleine Reisetasche, sein Gepäck hatte er bereits nach Genua vorausgeschickt.

War es Rücksicht für die Tante, war es etwas Anderes, — wir umarmten uns nicht, wir begnügten uns damit, einander zärtlich die Hand zu drücken und unsere Blicke in einander zu versenken, als ob wir die Vergangenheit dadurch wieder lebendig machen wollten in uns, die Vergangenheit mit all jenen schönen Tagen und Stunden, die einst unsere jugendlichen Herzen in so süße Aufregung versetzt hatten. Valentin

Digitized by Google

hatte sich den Bart wachsen lassen, und auch er zeigte eine gewisse Anlage zur Korpulenz. Schade! Er sah so hübsch aus, als er noch schlanker war!

Indessen that das nichts, es war doch ein schönes Ding um das Wiedersehen.

„Bist Du zufrieden, Katharina?" flüsterte er.

Seine Stimme hatte sich nicht geändert, sie hatte immer noch den weichen, harmonischen Klang, der mir so sehr gefiel. Gewiß, die Vergangenheit mußte wiederkehren, und ich durfte wohl zufrieden sein.

Zu Haus angekommen, meinte die Tante: „Kinderchen, Ihr werdet Euch Mancherlei zu erzählen haben, — ich würde Euch rathen das Stündchen bis zum Essen im Freien zu verplaudern."

Valentin bot mir seinen Arm, und bald hatten wir die Gartenthür hinter uns.

„Wohin wollen wir gehen?" meinte er. Da fiel sein Auge auf die lauschige Kastanienallee: „Komm dorthin, das scheint ein recht schattig-trauliches Plätzchen zu sein."

Eben war ich im Begriff, ihm beizustimmen, als ich mich des Vorabends erinnerte, an welchem ich mit Friedrich unter diesen Bäumen gewandelt und unwillkürlich wandte ich mich ab: „Nein, laß uns den kleinen Blumenweg gehen!"

„Wie Du willst," meinte er und dachte vielleicht dabei über die Sonderbarkeit eines Geschmackes nach, der es vorzog, sich von der Gluthsonne des Mittags versengen zu lassen, als bequem im Schatten zu wandeln.

„Nun, Katharina?"

„Valentin?"

Ich kann Euch unmöglich alles das wiederholen, was wir nunmehr mit einander redeten. Nur eine Beobachtung will ich hervorheben, die ich damals machte und die wahrscheinlich Valentin auch gemacht hat. Unsere Ansichten waren nicht mehr so übereinstimmend wie ehedem, auch die Zukunft sahen wir mit verschiedenen Augen an. Erst als wir bei der Vergangenheit ankamen, fanden sich unsere Meinungen wieder. Und nun lebten alle die alten Erinnerungen wieder auf. Tausend längst vergessene Kleinigkeiten gewannen plötzlich ein ungewöhnliches Interesse, eine beträchtliche Anzahl von Personen, deren Gestalten allmählich dem Gedächtniß entschlüpft waren, kehrten wieder und traten vor mein Auge, als ob ich sie gestern erst gesehen. Es war doch seltsam: Eine Stunde vorher erinnerte ich mich ihrer kaum noch, und nun erkundigte ich mich plötzlich nach ihren Lebensschicksalen und war aufrichtig betrübt, wenn mir Valentin entgegnete: „Der ist todt," oder aber, „sie hat eine zahlreiche Familie und mit den Sorgen des Lebens reichlich zu kämpfen."

„Und von Adele Leoni?" fing ich plötzlich an, „von ihr erzählst Du mir nichts?"

Diese Adele war vor zehn Jahren ein sehr schönes Mädchen, und ich hatte damals immer einen kleinen Groll auf sie, weil sie behauptete, daß Valentin sie begünstigt habe, ehe eine Neigung zu mir in seinem Herzen Platz gegriffen.

„Adele Leoni?" meinte Valentin. „Habe ich Dir nicht geschrieben, daß sie sich in ihrem zweiundzwanzigsten Jahre zu Padua verheirathet hat?"

„Es ist möglich. Ich habe es vergessen. Und wie geht es ihr? Lebt sie immer noch in Padua?"

„Nein. Seit zwei Jahren ist sie Witwe."

„Wie? Witwe? Das hast Du mir nicht geschrieben!"

„Möglich. Wozu auch?"

Ich stand einen Augenblick in Gedanken, dann fuhr ich fort: „Ist sie zu ihrer Familie zurückgekehrt?"

„Ja."

„Hat sie Kinder?"

„Einen Knaben."

„Und ihre Vermögensverhältnisse —?"

„Sind sehr traurig. Sie muß um das tägliche Brod arbeiten. Du weißt, daß sie sehr hübsch stickte —"

„Was Du sagst! Und — ist sie immer noch so hübsch?"

„Nun ja, — ein wenig mager, — aber das war sie ja immer."

Auch ich war einst schlanker gewesen, nun aber stark geworden: „Will sie sich wieder verheirathen?" fuhr ich fort.

„Das wohl, allein es dürfte ihr schwer fallen."

„Siehst Du sie oft?"

„Ab und zu."

Diesmal klang eine affectirte Gleichgiltigkeit aus seiner Antwort heraus. Uebrigens sah ich wohl, daß mein langes Verhör ihn langweilte.

Ich sprach nun von anderen Dingen, konnte aber meine Gedanken nicht losreißen von der jungen Witwe, von ihrem Kinde, ihren mißlichen Verhältnissen und endlich von der Möglichkeit ihrer Wiederverheirathung. War ich eifersüchtig? Ich glaube nicht. Im Ganzen war das, was ich in mir fühlte, mir selbst so unerklärlich, daß ich nie damit in's Reine gekommen bin und daß ich mir auch heute, nach einem halben Jahrhundert, noch nicht volle Rechenschaft darüber zu geben vermag.

Man schritt zur Mahlzeit. Onkel Ambros that sich mir zu Liebe Valentin gegenüber Gewalt an, er bedauerte unendlich, ihn nicht wenigstens eine Woche seinen Gast nennen zu dürfen und nöthigte ihn wiederholt, seinem vorzüglichen alten Weine zuzusprechen, auf den er besonders stolz war, und die gute Tante, die wahrscheinlich längst Friedrichs Neigung zu mir geahnt, glaubte sich einer Pflicht zu entledigen, wenn sie meine Verheirathung mit Valentin möglichst begünstigte, und war daher ebenfalls voller Aufmerksamkeit dem Gaste gegenüber. Die einzige Widerspenstige war Mathilde, die es nicht einmal der Mühe werth hielt, ihren Groll zu verbergen. Die Mama suchte die üble Laune der Tochter mit Zahnschmerz zu entschuldigen, allein Mathilde verfügte über zwei Reihen so blendend weißer Zähne, daß der bloße Anblick derselben die Worte der Mutter Lügen zu strafen schien.

Was Friedrich betraf, so wiederholte man von Zeit zu Zeit, wie zur Entschuldigung seiner Abwesenheit, daß er erst später heimkehren werde. Unwillkürlich flogen dabei meine Blicke jedesmal zu dem Platze, auf welchem er sonst zu sitzen pflegte. Heute war er leer, und ein unerklärliches Gefühl des Mißbehagens befiel mich.

Nach der Mahlzeit lud der Onkel seinen Gast ein, mit ihm sein Landgütchen zu besuchen. „Auch Katharina wird mitgehen," meinte er, „sie versteht sich auf den Ackerbau und würde eine vorzügliche Inspectorin werden können, wenn sie hier bleiben wollte." Darauf zog er seufzend seine große runde Schnupftabaksdose aus der Tasche und führte eine gewaltige Prise der Nase zu.

Der Ausflug nahm uns ein paar Stunden in Anspruch. Jeden Augenblick wandte sich der Onkel an mich: „Weißt Du noch, Katharina, wie diese Felder vor einigen Jahren aussahen? Und hier, dieser Baum wurde in dem Jahre gepflanzt, als Du zu uns kamst, und nun ist er schon so groß. Wie die Zeit hinfliegt!" Valentin, dem der Onkel Alles, was er sah, bis auf das Kleinste erklärte, verbarg nur mühsam die souveräne Gleichgiltigkeit des Venezianers für solcherlei bäurische Angelegenheiten und schien sehr erstaunt über das Interesse, welches ich an allen diesen Dingen nahm. Gewiß, ich hatte mir volles Bürgerrecht in dieser kleinen Welt erworben. Alle kannten sie mich: die Landleute grüßten mich freundlich, die Hunde wedelten zutraulich mit dem Schweife, wenn sie mich sahen, sogar die Pflanzen schienen verständnißinnig mit den Köpfchen zu nicken, wenn sie mich auf meinem Spaziergange erblickten. Ich begriff denn auch durchaus nicht, wie Valentin bei all diesen Reizen des Landlebens kalt bleiben konnte, und erregte mich über seine Unwissenheit.

Den Teufel auch! Er konnte ja nicht einmal den Hafer vom Roggen unterscheiden!

Es war die Zeit der Weinlese und auf dem Rückwege lud uns einer der Pächter ein, seine Trauben zu versuchen. Er bat uns, einen Augenblick unter dem Rebendache seiner Laube auszuruhen. „Heute morgen ist auch Signor Federico hier durchgekommen," äußerte er, „er hatte den Leo bei sich und hat sich nach jenen Bergen hin gewandt, um Auerhähne zu schießen. Ein gefährliches Stückchen, allein der junge Herr

Digitized by Google

ist beweglich wie ein Eichhörnchen und hat schon Schwierigeres versucht. Ich glaube übrigens nicht, daß er dort etwas gefunden haben wird, und da mag er wohl auf der anderen Seite wieder herabgestiegen sein."

Ich wurde roth, als ich Friedrichs Namen hörte, und es schien mir, als ob Valentin es bemerkte und mich scharf ansähe.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Als die musikalischen Hauptereignisse der letzten Wochen sind die Veränderungen an der Königl. Oper und das Erscheinen einer neuen Operette von Ad. Müller jun., Text von Hugo Mittmann und J. Bauer, zu bezeichnen.

Für die Königliche Oper hat der neue Intendant Herr Graf Hochberg zwei neue Capellmeister, Herrn Felix Mottl aus Karlsruhe und Herr Deppe von hier, berufen; jenen, der erst im Juni oder später sein Amt antreten soll, als Dirigenten der Wagner'schen Musikdramen, Herrn Deppe, dessen Thätigkeit sofort begann, für die klassischen Opern, und als Mitleiter der Symphonieabende der Königl. Capelle. Der hochgeschätzte Capellmeister Radecke, der dem letzteren bisher allein vorgestanden hat, fühlte sich bewogen, dieselben ganz aufzugeben, und wird vom Herbste an auch von seiner Stellung in der Hofoper zurücktreten, bezieht jedoch sein volles Gehalt bis zum Pensionsalter. Herr Felix Mottl ist allgemein als ein ausgezeichneter Dirigent bekannt; die Bayreuther Vorstellung des „Tristan" vom verflossenen Sommer, die er leitete, ward unbedingt als die beste je vernommene bezeichnet. Dagegen waren bezüglich Herrn Deppe viele und starke Bedenken im Gange und der Verfasser dieser Besprechung hegte die stärksten und sprach sie aus. Herr Deppe war hier als ehemaliger Dirigent (der von Liebig gestifteten, nunmehr verschwundenen) Berliner Symphonie-Capelle bekannt, und man erinnerte sich eigentlich nur der sehr unruhigen Bewegungen seiner Glieder und Gesichtszüge während des Dirigirens. Später ward sein Name viel genannt in einer Broschüre über die „Königl. Hochschule für ausübende Tonkunst", deren Ton selbst diejenigen nicht billigten, welche manche Behauptung richtig fanden. Dann dirigirte er die von Herrn Grafen Hochberg gestifteten Musikfeste, die von Berichterstattern der großen Blätter nicht besucht wurden; doch hörte man viel Lobendes über seine Führung. Am Pulte des Operncapellmeisters hatte Herr Deppe noch niemals gestanden, besaß also nicht die mindeste Bühnenpraxis, nicht die Erfahrung, wie die Stimmen von oben herab klingen, wie den Sängern nachzugeben, das Orchester nach ihnen zu führen sei, war im Gegentheil gewohnt, daß bei den Oratorien Sänger und Chor im Orchester neben und hinter ihm standen und nur ihm folgten. Mußten da nicht die stärksten Bedenken vollkommen berechtigt erscheinen? Lag nicht die Vermuthung sehr nahe, daß die Berufung des Herrn Deppe durch Herrn Grafen Hochberg auf rein persönliche Beweggründe zurückzuführen wäre?

Eine um so größere Ueberraschung bereitete Herr Deppe den stärksten gegen ihn Eingenommenen, aber Unabhängigen, nicht von Parteigetrieben Beeinflußten, durch seine Leitung der Symphonie-Soirée am 2. Januar, in noch höherem Grade aber durch seine Vorführung des „Fidelio". In der ersten zeigt er — neben manchen Fehlern — ein feines Verständniß für die Klangwirkungen und für die hervorzuhebenden Einzelheiten der Instrumentation; aber im „Fidelio" gewann er fast allgemeine Zustimmung; es war entschieden die beste Aufführung, die man seit langen Jahren gehört hatte, und zum ersten Male kam der unbeschreibliche Chor der Gefangenen zur vollen Geltung; die Stelle „Sprechet leise, wir sind belauscht" wirkte ergreifend; auch viele Momente in der Instrumentation, die bisher verwischt worden waren, traten in voller Schönheit hervor. Daß der obenerwähnte Mangel an Bühnenpraxis sich hier und da bemerkbar machte, darf nicht verschwiegen bleiben; aber der Gesammteindruck war doch der einer höheren Weihe und Führung des unsterblichen Werkes. Der Umschlag der Meinung zeigte sich nun um so lebhafter, je stärker und lauter früher die Bedenken gewesen waren; der Beifall wäre vielleicht nicht ein so stürmischer gewesen, wenn nicht zuerst eine fast entgegengesetzte Absicht vorherrschte; und jedenfalls hätten sich Manche — zu denen auch der Verfasser gehört — nicht in dem Maße an dem Beifalle betheiligt, wenn sie nicht einigermaßen die Verpflichtung fühlten, dem Manne, den sie mit ungünstigsten Erwartungen betrachtet hatten, eine Art Genugthuung zu gewähren. Mag auch „Fidelio" insofern die leichteste zu führende Oper sein, als sie den Sängern unter allen classischen die gewohnteste ist, mag auch ein endgiltiges Urtheil über Herrn Deppe erst nach weiteren Vorführungen, besonders nach der des „Don Juan", zu fällen sein; jedenfalls hat er sich sehr gut eingeführt und manche starke Bedenken ganz beseitigt, und der neue General-Intendant kann mit Befriedigung auf die Aeußerungen der gesammten Presse blicken, durch welche seine Wahl des Herrn Deppe nunmehr als eine künstlerisch berechtigte anerkannt wird. Hoffentlich wird die Folge noch kräftigere Bestätigungen bringen.

Wir haben nunmehr des zweiten freudigen Ereignisses zu gedenken, der Operette des Herrn Adolf Müller jun., dem die Herren Mittmann und Bauer als anregende Dichter beistanden. Ihr Text ist eine Dichtung, und zwar eine solche, daß mit kleinen Veränderungen ein höheres effectvolles Lustspiel daraus geformt werden kann. Ja, manche der gesprochenen Scenen haben in mir den Eindruck erzeugt, als wären sie ursprünglich nicht für eine Operette gedichtet, und erst nachher dem Libretto einverleibt worden. Die Handlung spielt im Anfang des 16. Jahrhunderts in Navarra. Philipp der Böse hat den Thron an sich gerissen, den nachgeborenen Sohn des verstorbenen Königs gleich nach der Geburt entführt und der Gräfin Corisanda, seiner ehemaligen Geliebten, mit dem Auftrage übergeben, denselben in ihrem Schlosse, in welchem sie ein adeliges Fräuleinstift unterhält, als Mädchen erziehen zu lassen. An seinem Hofe sind zwei Parteien, die Schwarzen (Civil) und die Rothen (Militär), thätig, den Prinzen, dessen Existenz bekannt ward, aufzufinden und den Usurpator zu verjagen. Zur ersten Partei gehört Carillon, der ehemalige Hofnarr des Königs, dem jener bitteren Haß nachträgt um der Mißhandlung seines Vaters willen. Er schleicht sich als Lehrer in das Haus der Gräfin ein und entdeckt die Wahrheit. Dem Prinzen Julius wird es auch klar, daß er kein Mädchen ist; er faßt den Entschluß, der inzwischen angekommenen Deputation der Schwarzen zu folgen. In dem Schlosse weilt eine junge Dame, „Nichte" der Gräfin, Felisa d'Amores; für sie hatte der Prinz freundschaftliche Neigung gefühlt, als er sich noch für ein Mädchen hielt; jetzt steigert sich die Neigung zur Liebe; er bietet ihr seine Hand und schenkt ihr als Pfand der Treue eine goldene Kette mit einem Medaillon. Diese ist aber das Kennzeichen seiner Geburt, das ihm die Mutter hinterlassen hatte. Die Militärpartei überfällt unter ihrem Anführer Rivarol das Schloß; sie erblicken an Felisa's Halse die Kette und das Medaillon, und da ihnen bekannt ist, daß der Prinz als Mädchen verkleidet lebt, und dieses Medaillon seine Abstammung bezeichnet, so entführen sie Felisa als den vermeintlichen Thronerben; Julius, der sein Recht als Thronerbe behaupten will, betrachten sie als einen betrügerischen Prätendenten. In ihrem Lager muß nun Felisa Männerkleider tragen, fechten, reiten und sich auf ihren Beruf zum König vorbereiten. Carillon, der Hofnarr, und Julius kommen in das Lager, um Felisa zu befreien, sie werden gefangen, Julius soll als Betrüger und Spion erschossen werden; die Gräfin (die ebenfalls um Felisas willen herbeigeeilt war) verwendet sich für ihn und bezeichnet ihn als den rechtmäßigen Thronerben; der Anführer Rivarol meint, „dann wäre ja der Andere (Felisa) ein Betrüger und müßte sterben". Da will die Gräfin nicht die Schande auf sich laden und eingestehen, daß Felisa ihre Tochter sei; gibt Julius preis, doch ihn rettet Felisa, die „als König" seine Freilassung befiehlt. Carillon geht wieder an den Hof des Königs Philipp, der ihn verjagt hatte, weiß sich bei ihm Aufnahme zu verschaffen und leitet die Verschwörung bis zum Augenblicke, da der Prinz an der Spitze der Truppen erscheint, an seiner Hand die geliebte Felisa. Diese ist die Tochter Philipps und der Gräfin, und so bleibt auch der Usurpator von der gebührenden Strafe einigermaßen frei.

Daß dieses Textbuch der gewohnten Gattung auf Meilenweite fern steht, bedarf wohl keines Beweises. Daß gewisse Scenen, wie z. B. des

Digitized by Google

Narren lange Darlegung vor dem Prinzen, warum er den König so bitter haßt, sowie seine satyrischen Reden an den König im letzten Acte im Hörer die Gedanken erwecken konnten, sie seien aus der Skizze eines Schauspieles in die Operette verpflanzt worden, dürfte dem Leser vollkommen erklärlich scheinen. — Die Musik des Herrn Adolf Müller jun.*) zeugt fast überall von dem lobenswerthen Streben, die von den Dichtern angezeigte edlere Richtung einzuhalten. Seine Melodien sind meistens fein, die Instrumentation ist sorgfältig gearbeitet, nie gemein lärmend, manchmal überraschend originell und charakteristisch. Hier und da verirrt er sich rechts in Meyerbeer'sches oder links in Strauß'sches Gebiet; doch sehr oft geht er seinen eigenen Weg, und zeigt sehr achtenswerthes Talent. Ein Männer-Terzettino im ersten Acte — ganz reizend, aber zu fein, um von dem Operettenpublikum gleich erkannt und gewürdigt zu werden —, ein Damenchor-Walzer; im zweiten Acte ein sehr lebhafter Landsknechtchor, ein ganz originelles und wirksames Soldatenlied; eine schöne Arie des Prinzen, als er zum Tode geführt werden soll; im dritten Acte ein ganz charmantes und originell instrumentirtes Bolero-artiges Vorspiel, das nur leider zu kurz dauert; ein ganz in gleicher Weise zu lobendes Duett zwischen dem Narren und seiner neu angetrauten jungen Frau endlich ein sehr pikanter Walzer, bei dem der König und seine Räthe Skat spielen und sich unterhalten — das sind Nummern, die über dem Niveau der Operette stehen und in der echten komischen Oper einen Platz ausfüllen können. Hoffen wir, daß das Operettenpublikum dies erkennen und sich solcher ferneren und besseren Gattung dankbar erweisen wird.

Es ist übrigens dem Publikum der ersten Vorstellung nachzurühmen, daß es die Neuheit überaus freundlich aufgenommen hat. Allerdings gehörten die Besucher dieses Abends der elegantesten Gesellschaft an, und die Darstellung war eine ganz vorzügliche. Der treffliche Komiker Herr Wellhof entfaltete in der Titelrolle ein ganz ungewöhnliches Talent für ernsthafteste Darstellung in der obenerwähnten Scene mit dem Prinzen und dem Könige. Die Fräulein Stubel und Drucker, die Herren Pagin, Steiner und Hanno (dieser hat die köstliche Rolle eines bramabarsirenden Landsknechts-Lieutenants) und Szika verdienen alle unbedingtes Lob. Die Ausstattung war glänzend. Fast alle oben angeführten Nummern mußten wiederholt werden, bei jedem Actschlusse gab es stürmische Hervorrufe für die Darsteller sowie für den Componisten, den Director und seinen Capellmeister. Heinrich Ehrlich.

*) Herr Müller ist der Sohn des einst sehr beliebten Capellmeisters des „Theaters an der Wien", der Nestroy's Possen sehr glücklich musikalisch illustrirt hat. Es ist der Nachfolger seines Vaters am oberwähnten Theater.

Notizen.

Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Von Friedrich Pecht. Zweite Reihe. (Nördlingen, C. H. Beck.) — Diese „Studien und Erinnerungen" gewähren auch dem Leser, den der bekannte beschränkt nationale Standpunkt des Verfassers zum Widerspruche reizt, doch um der Frische und Wärme der Darstellung willen und den besprochenen Meistern zu Liebe viel Fesselndes und Anregendes. Man fühlt überall, daß da nicht ein theoriengrauer Kunstschreiber das große Wort führt, sondern ein ausübender Künstler, der selber den Pinsel zu führen weiß und mitten im deutschen Kunstleben steht. Dabei ist Pecht ein trefflicher Feuilletonist voll Geist und Leben, der niemals mit seinen Auseinandersetzungen uns ermüdet, sondern dieselben stets in leichter, gefälliger Form niederzulegen versteht. Charakteristisch für seine Art der Kritik ist, wie er z. B. die „Cleopatra" Makart's gleichsam in dramatischer Form bespricht, indem er die Vorzüge und Mängel von einigen naiven oder gelehrten Beschauern aus dem Publikum ausplaudern läßt. Die Aufsätze über Rottmann, Rauch, Genelli, Rethel behandeln künstlerische Bestrebungen, über die wir längst hinausgeschritten zu sein — glauben, scharf aber gerecht ist das Künstlerisches und Persönliches verschmelzende Portrait Kaulbach's, interessant sind die Neueren behandelt: Menzel, Passini, Defregger, Lenbach, und besonders viel Neues bieten die glänzenden Capitel über Böcklin und Makart, zu deren Bewunderern Pecht bekanntlich gehört. Wir wünschen den übrigen Bänden eben so großen Erfolg, wie dieser schon in zweiter Auflage erscheinenden zweiten Reihe.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal „die Uebervölkerung der Erde".

Sehr geehrter Herr!

Herr Dr. med. Landsberger (vergl. „Gegenwart" vom 25. Dec. 1886) sucht die Hinfälligkeit meiner Behauptung, daß in etwa 1000 Jahren die Erde übervölkert sein werde, darzuthun, indem er zeigt, daß die von mir aufgestellte Berechnung sich nicht rückwärts verfolgen lasse, ohne ein unmögliches Resultat zu ergeben. Hierauf erwidere ich nun, daß es mir gar nicht in den Sinn gekommen ist zu behaupten, daß die für die Jetztzeit nachgewiesene Volksvermehrung in vergangenen Jahrhunderten in dem nämlichen Verhältniß der Progression stattgefunden habe. Im Gegentheil geht aus meinen Ausführungen in der „Gegenwart" (Jahrgang 1886 Nr. 47 und 48) als unzweifelhaft hervor, daß die besagte Volksvermehrung wenigstens zum Theil auf unserer modernen Cultur beruht, welche letztere dahinzielt, eine Höherschätzung des menschlichen Lebens und Hand in Hand gehend mit der besseren Ernährung, der Beseitigung sanitärer Uebelstände und der Vervollkommnung der ärztlichen Kunst eine durchschnittliche Lebensverlängernng herbeizuführen. Andererseits muß es selbstverständlich zu Absurditäten führen, wenn man einer Erscheinung, die aus modernen Ursachen hervorgegangen ist, auch für die Vergangenheit, wo solche Ursachen gar nicht oder nur in beschränktem Maße vorhanden waren, Giltigkeit zuschreibt. — Wenn ferner Herr L. den verheerenden Krankheiten, welche ehedem weit verbreitet waren, keine wesentliche Bedeutung für die Volksbewegung zuerkennt, so möchte ich nur daran erinnern, daß durch den „schwarzen Tod", welcher unter der Regierung von Carl IV. Deutschland heimsuchte, damals nicht weniger als ein Drittel der Gesammtbevölkerung Europa's hingerafft worden ist. — Im Uebrigen — und das ist der Punkt, auf den es mir vorzugsweise weise ankommt — wird von Herrn L. zugestanden, daß eine Uebervölkerung der Erde früher oder später eintreten müsse und darf ich es wohl dem Urtheil des Lesers überlassen, ob es vernünftiger ist, den Schäden, welche sich für unser Volksthum aus der rapid anwachsenden Bevölkerungsziffer ergeben, durch Erwerbung von überseeischen Gebieten entgegenzuwirken oder wie Herr L. vorschlägt, die Volksvermehrung durch Eheverbot und Ehehinderniß einzuschränken — gesetzliche Bestimmungen, die als im höchsten Grade ungerecht empfunden werden würden und nothwendigerweise zur Vermehrung der unehelichen Geburten, sowie zum Ueberhandnehmen von Sittlichkeitsverbrechen führen müßten. — Zum Schlusse bemerke ich noch, daß ich die Herstellung von Nahrungsmitteln auf chemischem Wege durchaus nicht für ein unlösbares Problem halte, daß ich dieselbe aber als einen Factor betrachte, mit dem man einstweilen noch nicht rechnen darf. Dr. med. Moritz Alsberg.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schiller,** Werke m. Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Hlbfrzbdn. nebst: **Lessing,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. und **Goethe,** Sämmtl. Werke. Vollständigste Ausg. letzter Hand. 55 Bde. zusammen 40 ℳ. — **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Sechsmal prämiirt mit ersten Preisen

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Tua** u. v. a. Ausf. Preiscour. werden gratis frc. zugesandt.

Gebrüder Wolff,
Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

Ein junger
lievländischer Schriftsteller,
Mitarbeiter von Rigaer, Petersburger und deutschen Zeitungen, academisch gebildet, auch des Russischen mächtig, sucht eine Stelle als Redacteur eines deutschen Blattes. Er ist in politischen, literarischen und zumal volkswirthschaftlichen Fragen wohl bewandert und, da er längere Zeit in Moskau gelebt, in russischen Dingen vorzüglich informirt. Günstige Zeugnisse stehen zu Diensten. Ansprüche sehr bescheiden. Eintritt sogleich. Auskunft ertheilt die **Redaction der „Gegenwart".**

Wer seine Kinder an den langen Winterabenden angenehm beschäftigen, sie **ruhig und artig** sehen will, der kaufe einen der berühmten

● Patent-Steinbaukasten. ●

Der Erfolg ist ein **überraschender,** wie jeder bestätigen wird, der gesehen hat, mit welchem Eifer die Kinder **immer und immer wieder mit den farbigen Steinen** bauen. Man hüte sich vor **werthlosen Nachahmungen** und achte auf nebenstehende Fabrikmarke. Reichillustrierte Preislisten mit vielen Gutachten angesehener Pädagogen senden auf Verlangen gratis und franko

F. Ad. Richter & Cie.,
Rudolstadt, Wien, Olten (Schweiz), Rotterdam, London E.C., 1. Railway-Place, Fenchurch-Street.

Neu erschienen:

Natur und Sitte.
Zwei Novellen
von
Eugen Löwen.
Eleg. broch. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.
Verlag von **Bruer & Comp, Berlin** S.W., Anhaltstr. 11.

Deutscher Kalender.
30 Originalzeichnungen von Emil Doepler d. J. und einleitender Text von
Julius Wolff.
Preis 1 Mark. Preis 1 Mark.

Verlag von **Reinhold Kühn** in Berlin W., Leipziger Str. 115.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Blutjung
und andere Erzählungen
von
E. von Dincklage.
1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. broschirt. Preis ℳ 3.—
Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der „**Emslands-Bilder**" tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen.
Roman
von
Björnstjerne Björnson.
Deutsch von Wilhelm Lange.
1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis ℳ 4.—
Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben*; die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXX. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY, FEB 15 1887 Library

№ 5. Berlin, den 29. Januar 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Frankreich und Deutschland. Von Eduard von Hartmann. — **Literatur und Kunst:** Die Baukunst auf Ausstellungen. Von Peter Jessen. — Vom niederdeutschen Literaturgebiete. Von Paul Schütze. — Cavour's Briefe. Von Carl von Thaler. (Schluß.) **Feuilleton:** Zehn Jahre verlobt. Von Enrico Castelnuovo. Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Inserate.

Frankreich und Deutschland.

Von Eduard von Hartmann.

Fürst Bismarck hat in seiner Rede vom 11. Januar d. J. gesagt: „Es ist ein Zufall, wenn sie uns unterlegen sind" (nämlich die Franzosen im Kriege von 1870/71). Dieses Wort ist viel bemängelt worden, und doch ist es ganz richtig. Das Frankreich vom Jahre 1870 war dem norddeutschen Bund sammt den süddeutschen Staaten an militärischer Ausbildung des Feldheers mindestens ebenbürtig, an Volkszahl ein wenig, an Centralisation und Wohlhabenheit sowie in der Bewaffnung beträchtlich überlegen; wenn es trotzdem nicht bloß geschlagen, sondern völlig niedergeworfen wurde, so ist dies die Wirkung von Ursachen gewesen, welche wohl als zufällig bezeichnet werden können, wenn sie auch selbst nothwendige Folgen anderweitiger geschichtlicher Verhältnisse waren. Wenn es der deutschen Heeresleitung gelang, vier große Armeen zu entwaffnen und die befestigte Hauptstadt zu erobern, so darf man sich nicht einbilden, daß dies bloße Folge ungeschickter französischer Strategie oder überlegener deutscher Tapferkeit war. Die Aushungerung der Hauptstadt war nur darum möglich, weil die Entsatzarmeen aus zusammengerafften Rekruten ohne genügende militärische Ausbildung bestanden, und weil die gesammte kaiserliche Feldarmee bereits gefangen war; daß aber die kriegstüchtigen Armeen von Metz und Sedan gleichzeitig eingeschlossen und zur Uebergabe gezwungen werden konnten, war wiederum nur möglich durch eine beträchtliche numerische Ueberlegenheit der deutschen Feldarmeen über die französischen. Daß diese numerische Ueberlegenheit bestand, war nicht der Fehler der französischen Regierung, sondern des corps législatif; denn Napoleon III. hatte von dem letzteren rechtzeitig die Mittel zu einer Vermehrung der Armee gefordert, welche dieselbe dem norddeutschen Bundesheer, wie dasselbe vom französischen Kriegsministerium geschätzt wurde, ungefähr gleichstellen sollte, und hatte diese Forderung damit motivirt, daß die Macht der Staaten auf der Zahl ihrer Bajonette ruhe. Die Opposition der Kammer wollte keine Verstärkung der Armee, weil sie in derselben mit Recht eine Stärkung der kaiserlichen Regierung erblickte; sie wäre aber zu schwach gewesen, dieselbe zu verhindern, wenn sie nicht Argumente vorgebracht hätte, denen ein Theil der Kammermehrheit beipflichten konnte. Sie entrüstete sich zu dem Behuf über den Grundsatz, daß die Macht der Staaten auf der Zahl ihrer Bajonette beruhen solle, und stellte dem gegenüber die Behauptung auf, daß die aus finanziellen Gründen schädliche Vermehrung der Armee in militärischer Hinsicht überflüssig sei, weil die glorreiche französische Armee so wie so unbesiegbar sei und eine etwaige numerische Ueberlegenheit des Gegners nicht zu scheuen habe. Dieser Appell an die nationale Eitelkeit verfing; dieselbe Opposition, welche am lautesten „revanche pour Sadowa" schrie, setzte es damit durch, daß der Regierung die Mittel zur Durchführung dieser Revanchepolitik verweigert wurden. In dieser Verblendung durch nationale Eitelkeit und dem aus ihr folgenden Kammerbeschluß steckt der Zufall, dem wir die Größe des Sieges von 1870/71 verdanken. Die Lehren der Geschichte sind beredt genug, wenn die Ohren ihnen nur immer geöffnet wären!

Nach Sedan hätte Frankreich einen recht billigen Frieden haben können; mit einer minimalen Gebietsabtretung und dem fünften Theil der nachherigen Kriegsentschädigung wäre es davon gekommen. Aber die nationale Eitelkeit hielt auch jetzt noch den Glauben an die Unüberwindlichkeit des kriegerischen französischen Volkes fest und wähnte durch patriotische Begeisterung der aus dem Boden gestampften republikanischen Heere den Mangel geschulter Soldaten ersetzen zu können. Die Unverletzlichkeit des französischen Bodens wurde als Axiom hingestellt und der Krieg bis auf's Aeußerste als nationale Ehrenpflicht proklamirt. Nüchterne Leute vermochten zwar nicht einzusehen, warum gerade der französische Boden unverletzlicher sein sollte als derjenige anderer Länder, und was die Ehre einer Nation dabei gewinnen könne, wenn dieselbe die Zahl ihrer gefangenen Armeen verdoppelte und diejenige ihrer verlorenen Schlachten verzehnfachte. Indessen die Mehrzahl der Franzosen war darin anderer Ansicht und hält heute noch an den beiden Fictionen fest, erstens daß Elsaß-Lothringen trotz der „widerrechtlichen" deutschen Occupation französisches Gebiet geblieben ist, und daß durch die so unermeßlich opferreiche Fortsetzung des Krieges von Seiten der Republik die militärische Ehre der Nation gerettet worden ist.

Der Frankfurter Frieden war von der völligen Erschöpfung der nationalen Widerstandskraft dictirt; er wurde aber seinerzeit sowohl von den Besiegten wie von den Siegern durchaus nur als ein Waffenstillstand angesehen. Der Besiegte mußte sich zunächst durch Unterwerfung unter die Bedingungen des Siegers aus dessen eiserner Umklammerung befreien, um wieder Athem holen und zur Fortsetzung der guerre á outrance neue Kraft schöpfen zu können und unterzeichnete deshalb den Friedensvertrag mit der reservatio mentalis, ihn nur als Waffenstillstand zu betrachten, der ihm baldige Gelegenheit zu möglichst gründlicher Revanche geben solle. Der Sieger kannte diese reservatio mentalis

Digitized by Google

ganz genau, zog es aber vor, so zu thun, als ob er dem Besiegten Glauben schenke, um die Unbequemlichkeiten der Occupation und die mit denselben verknüpften Gefahren anderweitiger politischer Verwickelungen los zu werden und um freie Hand zur Ordnung seiner inneren Angelegenheiten, vor Allem zur Consolidirung des in Versailles gegründeten neuen deutschen Reiches zu gewinnen. Die Ueberzeugung, daß der sogenannte Frankfurter Friede nur ein Waffenstillstand für wenige Jahre sein werde, war damals nicht bloß in Frankreich sondern auch in Deutschland und dem übrigen Europa ganz allgemein verbreitet. In Frankreich wird der Frankfurter Friede noch heute mit denselben Augen angesehen; in Deutschland aber und dem übrigen Europa hat die inzwischen verflossene Zeit den ursprünglichen Eindruck dieses geschichtlichen Vorganges verwischt und durch Gewöhnung an den noch immer fortdauernden factischen Friedenszustand den Irrthum großgezogen, als ob dieser Waffenstillstand von irgend einem Franzosen jemals als ehrlicher Friede gemeint und aufgefaßt worden sei. Wer an der Irrthümlichkeit dieses Glaubens noch zweifelt, der kann sich durch die Einstimmigkeit eines Besseren belehren lassen, mit welcher die französische Presse aller Parteien auf die Bismarck'sche Rede die Antwort ertheilt hat, daß Frankreich niemals auf Elsaß-Lothringen verzichten werde; der Zusatz, in welchem offensive kriegerische Absichten in Abrede gestellt werden, hat in diesem Munde noch weniger Glaubwürdigkeit als in demjenigen der Welfen, Polen oder Dänen, weil die letzteren drei auf fremde Hülfe warten müssen, Frankreich aber, sobald es den Zeitpunkt für gekommen erachtet, allein vorgehen kann. Die Frage ist nur, wann Frankreich den Zeitpunkt für gekommen erachten wird, die guerre à outrance vom Februar 1871 wieder aufzunehmen und die aufgewungene Unterschrift unter dem Frankfurter Document mit dem Schwerte zu zerreißen.

Das Schicksal der republikanischen Armeen im Winter 1870/71 hatte die in den Köpfen der Republikaner spukenden Mythen aus der Zeit der ersten französischen Republik ihres Nimbus entkleidet, und der praktische Sinn der Franzosen hatte in dieser bitteren Schule gelernt, daß Napoleon III. doch Recht gehabt hatte und seine Kammer Unrecht. Die nächste Aufgabe Frankreichs im Jahre 1871 mußte also darin bestehen, das Versäumte nachzuholen und die Armee auf eine Stärke zu bringen, welche sie derjenigen des Deutschen Reiches, wie dieselbe im Jahre 1871 sich herausgestellt hatte, gewachsen machte. Zugleich wurde das ganze Gebiet zwischen der deutschen Grenze und der Hauptstadt mit einem System von Befestigungen überzogen, welche für den Fall eines neuen Vertheidigungskrieges das Vordringen nach der Hauptstadt sehr schwer und deren Einschließung unmöglich machte. Hiermit war zunächst das demüthigende Gefühl der relativen Wehrlosigkeit für den Fall eines erneuten deutschen Angriffs gehoben; aber es war noch keineswegs ein Niveau der Wehrfähigkeit erreicht, welches einen Angriffskrieg gegen Deutschland aussichtsvoll gemacht hätte. So lange Frankreich mit der Gewinnung einer ausreichenden Vertheidigungsfähigkeit alle Hände voll zu thun hatte, wurde an diese Frage noch nicht gedacht; man wartete theils auf das Ableben der gefüchteten Staatsmänner und Heerführer, theils auf den Eintritt politischer Verwickelungen, welche die militärische Ueberlegenheit durch Zuwendung von Bundesgenossen sicher stellen sollten.

Als aber die ausreichende Vertheidigungsfähigkeit nach vierjähriger Arbeit gesichert schien, und noch immer keine dieser erhofften Eventualitäten eintrat, da konnte die Ungeduld der Franzosen das bloße Abwarten in der erreichten Situation nicht ertragen. Die französischen Finanzen hatten die Lasten des Krieges in bewunderungswürdiger Weise überstanden, und der Nationalwohlstand befand sich in der Mitte der siebziger Jahre in einer Periode scheinbaren Aufschwungs, während in Deutschland die verheerenden Wirkungen des Krachs nach der Gründerperiode immer weitere und immer tiefere Kreise zogen. Die Lage schien den Franzosen günstig für eine weitere Steigerung der Kriegsrüstung. Denn entweder machte der Gegner die Steigerung nicht mit, dann war die ersehnte militärische Ueberlegenheit errungen; oder er ging auf den Wettstreit ein, dann sollte er sich durch denselben wirthschaftlich ruiniren und dadurch unterliegen. Die Hoffnung auf eine politische Verwickelung und auf ein durch solche zu erlangendes Bündniß blieb also zwar bestehen, daneben trat aber der Versuch hervor, entweder den Gegner an militärischer Leistungsfähigkeit zu überbieten oder durch den aufgezwungenen finanziellen Wettstreit auf wirthschaftlichem Gebiete zu schlagen und diesen Sieg dann später auch politisch und militärisch auszunutzen. Hiermit war die Vorbereitung auf die Revanche in ihr zweites Stadium getreten.

Das Deutsche Reich zögerte nicht, den aufgezwungenen militärisch-organisatorischen Weltstreit aufzunehmen (hauptsächlich durch Bildung einer Miliz aus der Ersatzreserve erster Klasse); aber die französischen Hoffnungen auf den wirthschaftlichen Ruin Deutschlands verwirklichten sich nicht. Im Gegentheil stellte sich im Laufe der letzten 12 Jahre immer deutlicher heraus, daß Frankreich im Welthandel aus seiner zweiten Stelle unter den Mächten Europas durch Deuschland dauernd verdrängt und in die dritte zurückgeschoben war, daß sein Nationalwohlstand in Folge langsamerer Vermehrung und in Folge eines kolossalen Wachsthums der deutschen Ersparnisse den hohen Grad seiner früheren Ueberlegenheit über denjenigen Deutschlands mehr und mehr einbüßte, daß seine Staatsschulden und die aus derselben entspringende Zinsenlast in riesigen Dimensionen anschwollen, während Deutschland so gut wie schuldenfrei*) blieb, daß die französischen Steuern auf das Aeußerste angespannt waren, während die Deutschen den Kopf der Bevölkerung nur etwa mit dem dritten Theil jener belasteten und gerade die ergiebigsten Einnahmequellen (Branntwein, Tabak) noch fast unbenutzt ließen. Ein Symptom dieses Umschwungs zeigt sich darin, daß vor 1870 französische Anleihen zu billigeren Zinsfuß als deutsche aufgenommen werden konnten, während jetzt das umgekehrte Verhältniß besteht. Die gesteigerten französischen Staatseinnahmen haben zwar ausgereicht, um die Kriegsanleihen zu verzinsen, aber nicht, um die Steigerung des Militäretats seit 1871 zu decken; vielmehr ist dieser Mehraufwand lediglich durch stetige Schuldvermehrung bestritten. Die lange versuchte Verschleierung dieser Thatsache vermag jetzt Niemand mehr zu täuschen. Die einsichtigen Franzosen konnten sich der Erkenntniß immer weniger verschließen, daß der von ihnen inaugurirte wirthschaftliche Kampf um das Ertragen der schwersten Rüstung auf die Dauer zu einer französischen Niederlage führen könne, welche nicht weniger schwer werden möchte als die militärische von 1870, sofern es nur der deutschen Reichsregierung gelänge, die brach liegenden Steuerfelder ertragsfähig zu machen. Man mußte mindesten soviel erkennen, daß man die eigene finanzielle Leistungsfähigkeit überschätzt und diejenige des Gegners ebenso unterschätzt hatte wie vor 1870 seine militärische. Diese Wahrnehmungen konnten für sich allein ausreichen, die Politiker der Revanche darnieder zu drücken; es kamen aber noch eine Menge anderer Thatsachen hinzu, welche die Entmuthigung vermehren mußten, indem sie es klar machen, daß Frankreich nicht nur den nächsten Krieg unter viel ungünstigeren Umständen unternehmen muß als den vorigen, sondern daß auch gleich nach dem Frieden die Chancen des Revanchekrieges viel günstiger gewesen wären als jetzt, und daß dieselben in Zukunft immer ungünstiger werden müssen.

Vor dem Kriege war die Volkszahl Frankreichs derjenigen des Norddeutschen Bundes und der Süddeutschen Staaten ein wenig überlegen, nach dem Kriege ungefähr gleich, wenn man zwar den Verlust der Elsässer für Frankreich in Anschlag bringt, aber dieselben damals noch nicht als einen Zuwachs für Deutschland rechnet. Gegenwärtig darf man hingegen die Elsässer in militärischer Hinsicht voll als Deutsche rechnen,

*) Den Schulden der deutschen Bundesstaaten stehen ebenso wie denen der Gemeinden meistens Aktiva von zum Theil noch höherem Werthe gegenüber, so daß der Ueberschuß aller Passiven über alle Aktiven in Deutschland jedenfalls verschwindend klein ist.

Digitized by Google

weil sie ein ihrer Zahl entsprechendes Contingent zum deutschen Reichsheer stellen; Deutschland hat eben in der Zwischenzeit in militärischer Hinsicht die Bevölkerung der eroberten Provinz auch organisatorisch erobert und sich einverleibt, und damit $1^1/_4$ Million an Seelenzahl gewonnen. Außerdem aber hat es durch den natürlichen Bevölkerungszuwachs noch etwa um fünfmal so viel Einwohner mehr als Frankreich in derselben Zeit zugenommen, d. h. es steht Frankreich so gegenüber, als ob es nach anderer Richtung inzwischen noch fünf solche Provinzen, wie Elsaß-Lothringen ist, erobert hätte. Mit jedem Triennium, um welches der Revanchekrieg sich verzögert, wächst die Ueberlegenheit des deutschen Volks abermals um die Einwohnerzahl einer solchen Provinz; wenn beide Völker sich jetzt zu einander verhalten wie 5 zu 6, so werden sie sich beim Beginn des nächsten Jahrhunderts verhalten wie 3 zu 4. Gesetzt den Fall, beide Völker hätten eine gleich wirksame Militärorganisation, so müßte Deutschland gegenwärtig mit $^5/_6$ seiner Armee der ganzen französischen gewachsen sein, beim Beginn des nächsten Jahrhunderts schon mit $^3/_4$ derselben; es müßte also jetzt $^1/_6$, später $^1/_4$ seines Kriegsheeres auch während des Revanchekrieges nach anderen Seiten hin verfügbar behalten, und falls es nach anderen Seiten keine Verwickelungen zu fürchten hätte, die Entscheidung durch den Rest herbeiführen können. Will Frankreich uns gewachsen bleiben, so muß es seine Kräfte jetzt um $^1/_6$, später um $^1/_4$ stärker anspannen, als wir es nöthig haben, ohne daß es darum schon auf militärisches Uebergewicht rechnen dürfte.

Als das neue Deutsche Reich eben erst gegründet war, glaubte man nicht bloß in Frankreich, sondern in den meisten neutralen Ländern, dasselbe als ein Eroberreich ansehen zu dürfen, das mit dem Tode seiner Gründer schon von selbst wieder zerfallen würde; gegenwärtig hat man sich auch im Auslande überzeugt, daß die Gründer des Reiches nur den nationalen Instincten bestimmte Bahnen vorzeichneten, und daß der Bestand des Reiches nicht von der Lebensdauer bestimmter Persönlichkeiten abhängig ist. Alle einsichtigen Franzosen begreifen jetzt, daß die Erben der deutschen Kaiserkrone mit eiserner Zähigkeit das von Wilhelm I. Errungene festhalten werden, daß die Schule Bismarck's in der deutschen Politik ebenso wie die Schule Moltke's in der deutschen Strategie ihre Meister überleben wird, und daß die Traditionen dieser großen Zeit nach dem Tode der Reichsbegründer erst recht in Kraft treten werden, weil dann die persönliche Opposition verstummt und ein jüngeres Geschlecht in diese Traditionen hineingewachsen sein wird. Die Vertröstung auf das Ableben der großen deutschen Staatsmänner und Heerführer wird gegenwärtig von den Revanchepolitikern nur noch als ein Beschwichtigungsmittel der Volksungeduld benutzt, ebenso wie das Märchen von der Begründung der deutschen Siege durch Verrath und Spionage nur als Beschwichtigungsmittel der gedemüthigten nationalen Eitelkeit im Umlauf erhalten wird; aber geglaubt wird solcher Unsinn heute von keinem verständigen Franzosen mehr. Auch der Blindeste kann sehen, daß die innere Consolidirung des Deutschen Reiches in der Zeit seines Bestehens ebenso große Fortschritte gemacht hat wie die Befestigung seines Ansehens bei den Staaten Europas.

Die Rheinlande haben ihre Antipathie gegen Preußen seit 1866 und ihre französischen Sympathien seit 1870 abgestreift, die süddeutschen Staaten sind in die nationale Einheit unter preußischer Führung hineingewachsen, und sogar in Elsaß-Lothringen zeigen sich schon Spuren von einem Wiedererwachen deutscher Gesinnung. Die Französirung des linken Rheinufers würde bei der jetzigen Stärke des deutschnationalen Bewußtseins eine sehr viel schwerere und undankbarere Aufgabe sein, als zur Zeit des ersten Kaiserreichs, und wenn die Rückeroberung des Elsaß im Anfang des nächsten Jahrhunderts erfolgte, so würde Frankreich in demselben ebenfalls eine ganz deutsche Provinz vorfinden, mit deren Französirung es völlig ab ovo zu beginnen hätte. Das Mißtrauen, mit welchem das Deutsche Reich beim Beginn seiner Laufbahn betrachtet wurde, ist einem vollen Vertrauen in die unbedingte Friedensliebe seiner Regierung gewichen, und die maßvolle, aller Begehrlichkeit und allen Einmischungsgelüsten abholde Besonnenheit und Stetigkeit seiner Politik hat es zum Mittelpunkt aller friedliebenden europäischen Mächte gemacht. Die Klugheit, mit welcher das gute Einvernehmen mit Rußland durch alle Fährnisse hindurch aufrecht erhalten worden ist, hat den französischen Revanchepolitikern die Hoffnung auf Gewinn eines Bundesgenossen für absehbare Zeit verlegt und ihnen klar gemacht, daß Frankreich entweder auf eigene Kraft gestützt die Fortsetzung des Krieges wagen, oder auf Revanche in diesem Jahrhundert verzichten muß. Ja sogar es darf sich nicht einmal in die Sicherheit einwiegen, daß es bei solchem Unternehmen bloß Deutschland allein zum Gegner haben werde; denn wofern nur Deutschland den Zuschauern des Zweikampfes als stark genug gilt, um auch allein den Angreifer mit Sicherheit zu überwinden, so möchte Italien gar leicht auf der Seite des Stärkeren zu finden sein, um sich bei solcher Gelegenheit das an Napoleon III. für seine Einigung gezahlte „Trinkgeld" wiederzuholen. Um diese Gefahr der Gegnerschaft Italiens abzuwerfen, muß Frankreich vor aller Augen als der militärisch Stärkere dastehen, so daß Italien das Geschäft selbst im Bunde mit Deutschland für zu riskant hält, um nicht die Neutralität vorzuziehen.

Aber auch abgesehen von der Gefahr, einer Coalition von Deutschland und Italien zu begegnen, ist Frankreich sich der Gefahren eines militärischen Duells mit Deutschland wohl bewußt. Bisher tröstete es sich mit dem Gedanken, daß, wenn sein Angriff von Deutschland zurückgeschlagen werden sollte, es sich hinter sein System von Befestigungen zurückziehen und dort ungestraft dem deutschen Gegenangriff Trotz bieten könne, so daß schlimmsten Falls eine partie remise herauskäme. Unter dieser Voraussetzung bestand das Risiko eines Revanchekrieges bloß in den eigenen Kriegskosten, da jeder Theil die eigenen Auslagen tragen müßte; man konnte dann immer noch die wirkliche Revanche ein ander Mal unter günstigeren Bedingungen wieder aufnehmen, wenn diese „Probirrevanche" oder „Revancherecognoscirung" fehlschlagen sollte. Dieses Vertrauen in die durch den vielfachen Befestigungsgürtel verbürgte Immunität ist neuerdings stark erschüttert worden durch die Verschiebung, welche in dem Wettstreit zwischen Fortifikation und Artillerie zu Gunsten der letzteren durch die brisante Sprengladung der Granaten stattgefunden hat. Frankreich kann sich zwar diese Steigerung der Artilleriewirkung ebenfalls zu Nutze machen, aber es kann weder seine Festungswerke noch seine Schiffspanzer gegen die erhöhte Zerstörungskraft der deutschen Artillerie schützen, und sieht sich dadurch ebenfalls darauf hingewiesen, die militärische Ueberlegenheit da zu suchen, wo die deutsche Heeresleitung sie immer gesucht hat: in der Leistungsfähigkeit der Feldarmee.

Die Ueberlegenheit des deutschen Nachbarreiches als unaufhebbare Thatsache anzuerkennen und auf die Möglichkeit einer Revanche ohne Bundesgenossen für immer zu verzichten, dagegen sträubt sich der französische Nationalstolz mit jedem Blutstropfen, ganz abgesehen davon, daß die nüchterne Ueberlegung die Gefahren dieses halben Verzichts erkennt. Denn wenn die Möglichkeit, mit einem sich darbietenden Bundesgenossen jederzeit loszuschlagen, gewahrt bleiben soll, so muß die gegenwärtige Kriegsrüstung bis in's Unbestimmte weiter getragen werden; dann ist aber das finanzpolitische Sedan noch in diesem Jahrhundert unausbleiblich, welches die Bündnißfähigkeit doch wieder zerstören, oder mindestens sehr herabsetzen würde. Frankreich würde sich auf diesem Wege früher oder später mit Sicherheit ruiniren und wahrscheinlich früher, als die Gelegenheit zur Revanche einträte. Die Revanchepolitiker haben also ganz Recht, wenn sie sich sagen: so geht es nicht weiter! Dann bleibt aber nur die Alternative zwischen einer Verminderung des Militäretats, welche das reelle Gleichgewicht der Finanzen herstellt, oder einer Erhöhung desselben, welche die Hoffnung gewährt, Deutschland doch noch einmal militärisch zu überflügeln. Der erstere Weg wäre die freiwillige Abdankung Frankreichs von seiner Großmachtstellung ersten Ranges und das freiwillige Zurücktreten auf eine solche zweiten Ranges, wie etwa Oesterreich sie einnimmt; dieser Weg

Digitized by Google

ist bei dem gegebenen französischen Nationalcharakter schlechterdings unmöglich. Der zweite Weg ist das va banque des verzweifelten Spielers, der alles auf eine Karte setzt, um entweder zu gewinnen, oder — —! Da der militärische Mehraufwand der Republik gegenüber dem Napoleonischen Kaiserreich doch so wie so durch Borg bestritten wird, so kommt es auch auf eine Hand voll mehr oder weniger beim Schuldenmachen nicht an, zumal es sich doch nur um eine kurze Reihe von Jahren handeln kann. Erwächst aus der Militärreorganisation der Sieg, so muß ja doch Deutschland die ganze Rechnung bezahlen; soll aber Frankreich zu Grunde gehen, so ist es ganz gleichgültig, wie hoch sich seine Passiva belaufen. Après nous le déluge!

Die Frage ist nur, ob Frankreich durch größere Anspannung seiner Wehrpflichtigen und seines Militäretats überhaupt im Stande ist, trotz seiner geringeren Volkszahl eine zeitweilige militärische Ueberlegenheit über Deutschland zu erringen. Diese Frage ist unbedingt zu bejahen, vorausgesetzt, daß Deutschland ihm nicht in einer entsprechenden Anspannung seiner Kräfte nacheifert. Die Reserven, welche ein Volk zur Ergänzung der Lücken seines Kriegsheeres in einem langdauernden Kriege heranzuziehen vermag, sind allerdings proportional seiner Bevölkerungsziffer; aber die Revanchepolitiker gehen mit Recht von dem Gesichtspunkt aus, daß der nächste Krieg viel zu großartig und kostspielig wird, um lange dauern zu können, und daß deshalb sein Ausfall noch weit mehr als der des vorigen durch die Größe der ausgebildeten Feldarmeen beider Gegner bedingt sein wird. Die Größe des Kriegsheeres im Falle der Mobilmachung ist aber proportional dem absoluten Friedenspräsenzstande und umgekehrt proportional der faktischen Durchschnittsdauer der Dienstzeit. Frankreich hat jederzeit einen größeren Friedenspräsenzstand gehabt als Deutschland, aber dafür eine entsprechend längere Dienstzeit. Die Vergrößerung des Kriegsheeres kann einerseits erfolgen durch Vergrößerung des Friedenspräsenzstandes, andererseits durch Verkürzung der Dienstzeit. Der Boulanger'sche Gesetzentwurf, dessen Annahme gesichert scheint, schlägt beide Wege zugleich ein, d. h. er erhöht die Präsenzziffer sehr bedeutend über diejenige des deutschen Friedensheeres und setzt dabei die faktische Durchschnittsdienstzeit auf dasselbe Maß herab, welches bei uns seit Jahren in Gebrauch ist. Er steigert für das Sommerhalbjahr, wo die Urlauber des dritten Jahres wieder bei den Fahnen versammelt sind, den Friedensstand auf etwa 600,000 Mann, d. h. er bedroht Deutschland für die dem Kriege günstigste Hälfte des Jahres mit einer permanenten Kriegsbereitschaft. Während er für den einzelnen Soldaten die Last des Militärdienstes durch Abkürzung desselben auf etwa $28^1/_2$ Monate erleichtert, erschwert er sie für das Volk im Ganzen, indem er den Präsenzstand auf die noch nie in der Geschichte dagewesene exorbitante Höhe von $1^3/_5$ Procent der Bevölkerung hinaufschraubt. Alle Achtung vor einem Volke, das, ohne in seiner Existenz irgendwie bedroht zu sein, bloß um einer patriotischen Idee willen, einem wenn auch irrigen Ehrbegriff zu Liebe, solche Lasten willig auf seine Schultern nimmt! Es würde für eine solche ideale Opferfreudigkeit und Hingebung in der That aus dem Gesichtspunkt historischer Gerechtigkeit verdienen, durch einen glänzenden Sieg im Kampf um's Dasein der Nationen auch den äußeren realen Triumph seiner überlegenen moralischen Eigenschaften zu feiern, wenn wirklich das Nachbarvolk in patriotischer Hingebung hinter ihm zurückstände. Die Rechnung der Revanchepolitiker ist darauf gebaut, daß dies der Fall ist; und wenn man bloß die formelle Art und Weise vergleicht, wie solche Fragen im deutschen und im französischen Parlamente behandelt werden, so kann man nicht sagen, daß diese Vermuthung des Scheines einer gewissen Begründung entbehrt.

Wenn die deutsche Regierung es vorläufig für ausreichend erachtet hat, den Friedensstand des Heeres um so viel zu erhöhen, daß er 1% der Bevölkerungsziffer von 1885 (und einschließlich der Einjährig-Freiwilligen etwa 1% der Bevölkerungsziffer von 1887) erreicht, so ist daraus zu ersehen, daß sie an eine volle Durchführung der Boulanger'schen Entwürfe in der Praxis nicht glaubt, oder daß sie es wenigstens noch nicht für an der Zeit hält, sich auf den Fall ihrer thatsächlichen Durchführung vorzusehen. Es ist klar, daß, wenn wirklich die französische Armee bei gleicher Durchschnittsdienstzeit einen sehr viel höheren Präsenzstand annehmen sollte, als die unserige nach der neuen Gesetzesvorlage haben wird, auch wir Schritte thun müßten, um der daraus nothwendig folgenden bedeutenden numerischen Ueberlegenheit der französischen Feldarmee vorzubeugen. Mit einer an Zahl geringeren, wenn auch an Tüchtigkeit überlegenen Feldarmee würden wir allenfalls im Stande sein, dem französischen Angriff zu widerstehen, vielleicht auch dazu, einige Siege jenseits der französischen Grenze zu erringen, aber nimmermehr dazu, den Feind so niederzuwerfen, daß wir ihn zur Annahme unserer Friedensbedingungen zwingen und auf längere Zeit kampfunfähig machen könnten. Uebrigens bedarf es zu solcher weiteren Steigerung nicht gerade einer Erhöhung des Präsenzstandes über 1% hinaus, sondern nur einer Herabsetzung der factischen Dienstzeit, welche im Verwaltungswege durch stärkere Beurlaubung durchgeführt werden kann. So lange uns ein Gegner gegenübersteht, dessen Soldaten in erheblich längerer Dienstzeit als die unserigen geschult sind, können wir nicht unter das bisherige Maß heruntergehen; sobald aber der Gegner auf unsere bisherige Dienstzeit heruntergeht, können wir getrost mit einer kürzeren Ausbildung vorlieb nehmen, und immer noch das Vertrauen hegen, daß die Qualität unserer Soldaten nicht hinter derjenigen des Gegners zurückstehen wird. Es ist klar, daß die deutsche Reichsregierung niemals in eine gesetzliche Verminderung der dreijährigen Dienstzeit willigen wird, schon um das Nothrecht der einseitigen Feststellung des Präsenzstandes für den Conflictsfall nicht aus der Hand zu geben; es ist ebenso klar, daß angesichts des Boulanger'schen Gesetzentwurfes jedes Drängen der parlamentarischen Opposition auf zweijährige Dienstzeit zum Zweck der Herabsetzung der Präsenzstärke unter die Norm von ein Procent in ihrer Wirkung einer absichtlichen Wehrlosmachung des Vaterlandes zu Gunsten des Erbfeindes gleichkommt. Aber es ist ebenso gewiß, daß die Regierung unter Festhaltung des einprocentigen Präsenzstandes von selbst zu einer Abkürzung der factischen Dienstzeit schreiten wird, sobald die sorgsame Beobachtung des Verlaufes der Dinge in Frankreich ihr die Nothwendigkeit einer solchen Maßregel nahe legt. Seit 80 Jahren beruht ja die politische Machtstellung Preußens wesentlich darauf, daß sein Officierkorps es verstanden hat, in kürzerer Dienstzeit als die Nachbarstaaten gleich gute oder gar noch bessere Soldaten auszubilden und es ist nicht anzunehmen, daß unsere Regierung von dieser bewährten preußischen Tradition abweichen wird.

So lange in den französischen Regierungskreisen die verständige Berechnung die Oberhand über blinde Leidenschaft behält, so lange dürfen wir uns darauf verlassen, daß der Revanchekrieg nicht eher ausbrechen wird, als bis die Boulanger'sche Armeereform eine Reihe von Jahren ihre Wirkung entfaltet hat. Am wenigsten Sinn hätte das Losschlagen vor Eintritt der beschlossenen Reorganisation oder in der Krisis des Ueberganges aus den alten Zuständen in die neuen, das heißt in diesem oder im nächsten Frühjahr. Es kommt dazu, daß Frankreich noch mehrere Jahre brauchen wird zu der geplanten Umgestaltung seiner Bewaffnung und zur Einholung einiger Vorsprünge der deutschen Technik. Wenn aber diese Uebergangszeit überwunden und das System Gambetta seinen Sieg über das System Thiers' vollendet haben wird, dann wäre das Unterbleiben des französischen Angriffes noch sinnloser als vorher sein verfrühter Eintritt. Denn höher spannen kann Frankreich seine militärischen Kräfte dann nicht mehr, und mit jedem Jahr des Hinausschiebens verschlechtern sich, wie oben gezeigt, seine Chancen. Dann wird der Zeitpunkt gekommen sein, wo es sich entscheiden muß, ob es alle Opfer umsonst gebracht haben will, oder ob es endlich die lange vorbereitete Abrechnung vornehmen will. Es muß dann losschlagen, schon um nicht den financiellen Ruin um nichts und wieder nichts über sich hereinbrechen zu lassen; es muß losschlagen, gleichviel ob Deutschland dafür Sorge getragen

Digitized by Google

hat, seine Feldarmee entsprechend zu verstärken oder nicht, es muß endlich die Kugel rollen lassen, nachdem es sein Alles auf eine einzige Nummer, die Revanche, gesetzt hat. Es müßte auch dann losschlagen, wenn wir ihm das Elsaß niemals abgenommen hätten, oder es ihm heute zurückgäben; denn die Anstellerei um den verlorenen Grenzstrich ist nichts als eine Maske, um die ohnmächtige Wuth über die erlittene moralische Demüthigung und die gallische Eroberungssucht zu verhüllen. Die Revanchegier ist wesentlich idealer Natur und auf die Reparation der verletzten nationalen Eitelkeit gerichtet, auf die Wiederherstellung des Ruhmes, die erste militärische Großmacht der Welt und die kriegerischeste der Nationen zu sein. Der Appetit nach der ganzen Rheingrenze aber würde nur um so stärker werden, je mehr davon Frankreich verspeist hätte.

Wann der geeignete Zeitpunkt zum Losschlagen gekommen sein wird, hat nach der sehr vernünftigen Ansicht aller Franzosen allein die französische Regierung zu bestimmen, welche die Wirkungen der Reorganisation am besten übersehen kann. Die französischen Landleute und Gewerbetreibenden wünschen freilich aus Geschäftsrücksichten, daß dieser Zeitpunkt nicht zu nahe sein möge; dies nennt man „die Friedensliebe der großen Mehrheit des französischen Volkes". Die Elite der wahrhaft Gebildeten in Frankreich wünscht aufrichtig eine Annäherung der Völker und eine Vermählung des deutschen und französischen Volksgeistes; aber sie macht die Ausführung dieses platonischen Zukunftswunsches ausdrücklich oder stillschweigend davon abhängig, daß zuvor die dem französischen Volke zugefügte Demüthigung durch eine eclatante Genugthuung gesühnt werde, — durch eine Genugthuung, welche von der Masse des Volkes und den leitenden Politikern in jedem Falle als unzulänglich betrachtet werden würde. Wenn die Regierung die Parole ausgibt, daß die Stunde der Rache gekommen sei, so werden alle solche Erwägungen geschäftlichen Eigennutzes und alle utopistischen Träumereien von Völkerverbrüderung unter französischer Führung vor dem wilden Feuer der aufflammenden patriotischen Begeisterung verstummen. Kein Abgeordneter, gleichviel welcher Partei, wird sich finden, der in solchem Augenblick gegen den Krieg votirte; der Clericale, der Radicale und der Anarchist wird Arm in Arm mit dem conservativen Republikaner, dem Royalisten und dem Bonapartisten Orgien des Blutdurstes und der Ländergier feiern. Wer auf den Straßen von Paris zu Gunsten des Friedens predigen wollte, würde als verkappter Prussien von der rasenden Menge in Stücke gerissen werden, und das Redactionsbureau einer Zeitung, die nicht mit vollen Backen in die Kriegsposaune blasen wollte, würde von wüthenden Pöbelhaufen gestürmt und verwüstet werden. Von der Nordsee bis zum Mittelmeer wird die ganze Nation wie ein Mann aufstehen und unisono „A Berlin!" brüllen, und die ein ganzes Menschenalter hindurch systematisch genährte und geschürte Volksleidenschaft wird endlich zum wildesten gallischen Kriegsfanatismus explodiren.

Unsere Aufgabe ist es, diesen Zeitpunkt kaltblütig ins Auge zu fassen und uns auf den Ausbruch des benachbarten Vulkans wie auf ein Naturereigniß, oder vielmehr wie auf eine unumgängliche geschichtliche Nothwendigkeit vorzubereiten. Wir täuschen uns nicht darüber, daß die Opfer des nächsten Krieges sich zu denen von 1870/71 etwa so verhalten werden, wie diese zu den Opfern von 1866, und wir werden uns deshalb wohl hüten, unsererseits ein so furchtbares Blutvergießen zu beginnen; aber wir wollen auch dem Unausweichlichen mit Würde entgegengehen, und wollen in der Vorbereitung auf dasselbe kein geringeres Maß von Hingebung für die Vertheidigung unsrer politischen Einheit und unsrer Reichsgrenzen bethätigen, als die Franzosen für die Reparation ihres Prestige und für die Vorschiebung ihrer Grenzen.

Literatur und Kunst.

Die Baukunst auf Ausstellungen.

Von Peter Jessen.

Unsere Architekten klagen, daß ihre Abtheilung auf der Kunstausstellung immer leer gewesen sei, und fragen, ob es sich wirklich des vielen Aufwandes lohne. Ja eine ernsthafte Stimme hat vor einigen Jahren in einer Fachzeitschrift principielle Bedenken erhoben und die Genossen davor gewarnt, einem unverständigen Publikum zu Liebe sich mit zeichnerischen und malerischen Reizmitteln zu rüsten, welche dem Wesen der Baukunst eigentlich fern liegen. Auch die „Gegenwart" hat über die architektonische Abtheilung nur in aller Kürze berichtet und ist ihren Lesern Rechenschaft schuldig. Sollen wir der Gleichgiltigkeit des großen Haufens beipflichten oder gar der Baukunst überhaupt von der Betheiligung abrathen?

Wodurch diese Pläne, Perspectiven und Modelle gegen die übrigen Kunstwerke im Nachtheil sind, liegt ja auf der Hand. Das Bild und die Statue treten in Person auf; auch den Carton oder die Gipsfigur denken wir uns leicht in Farben oder in Marmor umgesetzt, da wir am Maßstab nichts zu ändern haben. Der Baumeister aber redet in seinen Grundrissen eine eigene Sprache, die der Laie nur mit Mühe entziffert. Auch der Aufriß einer Façade gibt nie die Ansicht, in welcher sie uns erscheinen wird; selbst ein perspectivisches Bild mag einen glänzenden Effect machen, bietet aber immer nur einen Standpunkt von den Hunderten, an welchen das Gebäude sich darstellen wird; und das sorgfältigste Baumodell könnte immer nur das Aeußere oder das Innere getrennt zur Wirkung bringen. Das eben ist die gefährliche Klippe.

Wer ein Bauwerk verstehen und genießen will, darf sich weder mit dem Grundplan, noch mit der Façade allein zufrieden geben. Deshalb sind ja die architektonischen Eindrücke so verwickelt und die Urtheile des Laien hier befangener, als irgend sonst. Und doch kann sich eine gesunde Kunst nicht als ein Geheimniß der Fachkreise fortpflanzen, sondern bedarf des breiten Nährbodens, den nur die einsichtige Theilnahme der Bauherren bereitet. Spannen wir wirklich alle Mittel an, um dies Verständniß zu wecken und zu erziehen?

Die wesentliche Absicht der Baukunst ist es, Räume zu schaffen. Man wird Brücken und Denkmäler nicht ausschließen wollen; aber das Haus bleibt doch das hauptsächliche Gebäude. In der mannigfachen und doch übersichtlichen Anordnung der Räume liegt das wirksamste Mittel der Architektur. Man beobachte nur, wie schon an einer Façade ein räumliches Motiv, eine Loggia oder eine tiefe Nische, auch die üppigste Decoration in den Schatten stellt. Es erinnert sich ein jeder, wie ihn in romanischen Kirchen der Reichthum der Raumbildung entzückt hat: die mehrtheiligen Haupt- und Nebenschiffe mit ihren Galerien, Arkaden, Capellen und der unablässige Wechsel perspectivischer Durchblicke. Wer sich seiner Eindrücke in Italien bewußt geworden ist, weiß, daß der berauschende Zauber der Marcuskirche in Venedig zum großen Theile auf der unvergleichlichen Mannigfaltigkeit der Räume beruht; man entdeckt an hundert und aber hundert Plätzen immer neue Verschiebungen, und nicht nur Farbenphantasten, sondern ganz besonnene Architekten haben schon San Marco selbst der Peterskirche vorgezogen.

Es käme also nur darauf an, die größte Zahl von Räumen an einander zu hängen oder ein großes Ganze in möglichst viele Theile zu zerlegen? So gar einfach hat es der Baumeister denn doch nicht. Er schafft ja nicht Räume, um zu gefallen, sondern will nur das Nöthige und Nützliche gefällig gliedern. Seinem Zweck, dem Programm hat er zuerst zu dienen. Und da alles Zweckwidrige auch unserer Vernunft widerstrebt, so würde er nicht gefallen, wo er sein Programm nicht erfüllt. Wir wissen es Alle auswendig: Zweckmäßigkeit

Digitized by Google

ist eine Bedingung des Schönen. Nur ist auch diese Erkenntniß, wie alle ästhetischen Grundsätze, mehr einschränkend als fördernd, mehr negativ als positiv. Was dem einen höchst nützlich und praktisch erscheint, das erkennt ein erfahrener Kopf oder eine gereiftere Epoche als beschränkt und unbrauchbar; ja man könnte an einem Saal oder einem Theater der Verhältnisse und der Decoration halber das größte Gefallen finden, auch wenn sich nachher die Akustik als völlig ungenügend erweist.

Wie schwer also ist es, schon diese eine Bedingung der Zweckmäßigkeit zu prüfen; schwierig am vollendeten Bau; aus der Zeichnung mühsam für den Fachmann und schier unmöglich für den Laien. Man soll sich Rechenschaft geben von der Größe und Lage der Zimmer und Säle, von der Bequemlichkeit der Verbindungen, den Bewegungen der Treppen; man wünscht auch die Höhe und die Gliederung der Gemächer und Vorhallen aufzufassen; was im Plane ganz correct und natürlich scheint, verschiebt sich vielleicht in der Wirklichkeit zu den absonderlichsten Ueberschneidungen. Benützen doch selbst beim Bau von Façaden ganz erprobte Architekten das Hülfsmittel, einzelne Theile probeweise aus Holz und Gyps aufzurichten, um über die Wirkung der Schatten und die Zeichnung der Profile klar zu werden.

Allein es genügt obendrein nicht, das Aeußere oder das Innere gesondert zu schätzen, vielmehr liegt ja das eigentliche Verdienst eines mustergültigen Bauwerks in der Durchdringung und Uebereinstimmung beider. In den Umrissen und den Massen des Ganzen wie in der Gliederung der Façade sollte sich die wesentliche Anlage des Inneren wiederspiegeln. Bei verwickelten Aufgaben wird man dies Ziel nicht völlig erreichen; die einfachsten danken dagegen ihrer Uebersichtlichkeit den besten Theil ihres Ruhmes. So der griechische Tempel mit seiner einfachen Cella, so die gothische Kirche, in welcher der eine Hauptraum mit seinem begleitenden Anhang in dem nackten Steingerüst ganz unverholen zu Tage tritt. Wer theilnimmt an der heutigen Baukunst, wird an das modernste Problem, den Bahnhof, erinnern; es sollte Niemand an dessen bislang genialster Lösung, dem Anhalter Bahnhof zu Berlin, vorübergehen, ohne sich klar zu machen, wie überzeugend deutlich sich hier die hoch geschwungene Halle mit dem davor lagernden, niedrigeren Vestibul und den seitlichen Betriebsräumen zum wohlgegliederten Ganzen verbindet. Wie viele Vorstufen mußte auch die Gestalt des heutigen Theatergebäudes durchmachen, ehe sie sich zum Typus festsetzte: voran die Vorhalle mit der Loggia des Foyers, dahinter der Zuschauerraum, am besten durch eine flache Kuppel ausgezeichnet, hinter ihm das hohe Dach über dem Schnürboden der Bühne, und an den Seiten vielleicht Pavillons oder Unterfahrten für besondere Zwecke. Wer ein Herz hat für die Kunst, muß diesen freieren Aufgaben um so sorgfältiger nachgehen, je mehr der verrufene Kasernenstil der Großstadt auch die öffentlichen Gebäude in seine Fesseln schlägt.

Denn nicht aller Orten hat man mit so hochherzigem Sinne, wie in Wien, für großartige Staatsbauten auch großartige Bauplätze freigemacht. Wo nicht etwa alte Festungswälle niederzulegen waren, hat man sich oft mit dem kostspieligen Boden der inneren Stadt begnügen müssen. Dann trifft es sich, daß ein monumentales Gebäude in den knappsten Raum eingetheilt werden muß, wie etwa die Reichsbank in Berlin. Die Folge ist, daß der Architekt auf dem engen Grunde seine Anlage nicht entwickeln, sondern nur einschachteln kann. Alle Mittel, durch welche uns die freien Bauten der Vorzeit, der Renaissance- wie der Barockkunst, entzücken, die Gliederung in Mittelbau und Seitenflügel, der Wechsel der Stockwerke, die Betonung hervorragender Räume durch besondere Bedachung oder Kuppeln, alles ist ihm versagt; hinter geradlinigen Façaden verstecken sich Haupt- und Nebenräume, Bedeutendes und Gleichgültiges, Großes und Kleines. Die Phantasie erstickt in diesen Schranken.

Die öffentliche Meinung kümmert sich wenig um unser Bauwesen. Wenn nur der Kostenanschlag nicht überschritten wird, so mag der Stadtbaumeister oder der Postbaurath nach seinem Geschmacke schalten; die controllirende Akademie des Bauwesens kann nicht überall zur Hand sein, und die Einwände einsichtiger Fachgenossen verhallen ungehört. Das Publikum bleibt kalt. Und doch hat die Gesammteinheit ein sehr ernstliches Wort mitzureden, wenn es in Stadt oder Staat gilt, die Mittel für monumentale Bauten und würdige Bauplätze zu bewilligen. Dann rächt es sich, wenn die große Masse der Abgeordneten kein rechtes Herz und keinen rechten Muth für große Baukunst hat, wenn alles gestrichen wird, was das engste Bedürfniß überschreitet, und wenn in Voraussicht dessen schon der Finanzminister an allen Enden knausern muß. Für Gemälde und Statuen wird man im Ganzen zugänglicher sein, weil für sie häufig der Gegenstand, die Tendenz spricht; ein Denkmal gilt als nationale Ehrensache, und von einem patriotischen Gemälde hofft man erziehlichen Einfluß. Für die eigenthümlichen Reize einer gesunden und freien Baukunst aber ist der Sinn viel schwerer zu erziehen.

Wir sind zu dem Schlusse gelangt, daß das Ganze eines wohlgegliederten Gebäudes nur aus der Wirklichkeit ganz zu verstehen sei, daß sich die monumentale Kunst nur an sich selbst schule. Wären also die Pläne und Prospecte, mit denen die Architektur auf den Ausstellungen auftritt, wirklich ganz umsonst gezeichnet? Eine Art von Gewinn, meinen wir doch, müßten sie auch dem Laien bringen. Wenigstens den Umfang des baulichen Betriebes kann er hier übersehen und sich an dem, was andere Gemeinden oder Privatleute errichten, ein Vorbild nehmen. Auch wird ihn das Bild einer Façade oder die Einzelheiten des Innenbaues immerhin anregen, auch wenn er es nicht über sich gewinnt, sich in die Geheimnisse der Grundrisse zu vertiefen. Es hätten also die ausstellenden Architekten doch nicht ganz allein für ihre Fachgenossen gearbeitet, sondern ihren Theil an der künstlerischen Volkserziehung abgetragen.

Allerdings erwächst ihnen daraus noch eine weitere, ernste Pflicht. Man hat vor allem eingewendet, die Sucht, sich auszuzeichnen und die Blicke des Publikums auf sich zu ziehen, werde den Baumeister verführen, mehr auf malerische Wirkung als auf innere Consequenz Werth zu legen und das Wesen seiner Kunst zu veräußerlichen. Nicht ganz mit Unrecht. Denn seit wir einmal über die strenge, nach griechischen Gesetzen geregelte Folgerichtigkeit der Schule Schinkel's hinausgegangen sind, hat das Malerische in der Baukunst von Jahr zu Jahr an Boden gewonnen. Schon in den vierziger Jahren wollte der enge hellenische Formenkreis, wollten Säule, Pilaster und gerades Gebälk den modernen Zwecken und dem lebhafteren Raumsinne nicht mehr genügen. Semper brach mit seinen Dresdener Bauten der italienischen Renaissance die Bahn. Von München aus drang dann dreißig Jahre später, seit dem Kriege, die Vorliebe für deutsche Renaissance auch in die Baukunst ein; Gedon machte mit der Façade des Schackschen Palais zum ersten Mal die unorganische, aber bunte und lustige deutsche Giebelarchitektur wieder hoffähig. Für das Wohnhaus, den Privatbau und alle kleineren Anlagen war damit eine Formenwelt gewonnen, die sich jeder Laune und allen Ansprüchen der malerischen Phantasie fügte; ihr Hauptvorzug blieb, daß sie sich an ernsteren Bauten auch mit ernsteren Motiven der griechischen oder italienischen Kunst vertrug. Gerade in Berlin aber hatten sich einige führende Meister, wie Hitzig und Gropius, ganz frei von ihren Lockungen gehalten; heute scheint es, als ob die Berliner Architektur sich dafür rächen wolle. An den riesigen Geschäftshäusern, welche neuerdings die eigentliche Schule unserer Baukunst bilden, hatten einige begabte Erfinder die bewegtere Gliederung einer kräftigen Renaissance zuerst populär gemacht; dann verleitete das Bedürfniß nach neuen Effecten und der Wunsch, die einzelne Façade aus der langen Straßenflucht herauszuheben, zu immer schwereren, aufdringlicheren Formen, welche anfangs für Sandstein zugeschnitten, rasch in gedankenlosem Putzbau wiederholt wurden; und heute heißt die Losung „Barock", wie Verschiedenes man auch darunter verstehen mag.

Wenn wir den Geist der Barockkunst richtig treffen, so wäre sie durchaus nicht zu fürchten. Die Bauten, welche man als Vorbilder im Auge hat, verdienen ihr Lob in mehr als

Digitized by Google

einer Hinsicht. Sie alle imponiren durch ihre großen Verhältnisse. Hohe Stockwerke und wenige, große Fenster waren in Italien immer in Gebrauch gewesen und wurden von den fürstlichen Bauherren in Frankreich und Deutschland übernommen. Vor die weitläufig gegliederten Wände werden überdies die mächtigen Säulen und Pilaster gestellt, welche diesen Façaden so gewaltige Accente geben. Man kann den großen Zug bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts überall verfolgen; man beobachte nur den mächtigen Rhythmus in den Kirchen am Gensdarmen-Markt oder gebe sich der Massenwirkung selbst bei der so wunderlich verschweiften Berliner Bibliothek hin. Wenn diese Seite der Barockkunst nachgeahmt würde, so verhieße uns das nur Ruhe und Einfachheit gegen die verwirrende Buntheit des modischen Altdeutschen.

Ein Zweites wären die Details. Ist beispielsweise als Bekrönung einer Thür oder eines Fensters nur ein correct dreieckiger Giebel gestattet? Hat uns nicht schon unsere Renaissance an das Willkürliche gewöhnt, an gerollte, gebrochene, ja nach außen gekehrte Giebelaufsätze? Dagegen gehe man einmal die Fenster des Schlüter'schen Schlosses durch, um sich zu überzeugen, daß der Meister das Barock nicht derber, sondern schlichter und mäßiger erfindet und mit echt malerischer Unbefangenheit die unverstandenen Architekturbrocken in geschlossene Massen zusammenschließt. Ganz recht, es ist nicht das gewohnte, strenge Gerüst: aber jede Façade ist nun einmal Schein und darf mit den Mitteln des Scheines belebt werden. Wenn nur der Architekt daneben sich für die großen Motive, für colossale Gebälke und Säulen, das scharfe Auge bewahrt, mit welchem Schlüter den gewaltigen Hof unseres Schlosses gezeichnet hat.

Somit verspräche uns das Studium der Barockbauten gerade das, was die deutsche Renaissance allein schwerlich geben kann: große Massen, Ruhe, ja eine bescheidenere Flächenwirkung. Nur müßte erst einmal ein großer Architekt uns den richtigen Ton angegeben haben; so lange ein Stil vorwiegend in den Händen von Speculanten und Maurermeistern liegt, werden ihm nur seine Effecte abgeguckt werden. Und hier ist allerdings ein Bedenken gegen die Perspectiven auf den Ausstellungen nicht zu unterdrücken.

Es ist so bequem, eine reiche, gefällige, wirksame Bauform auf das Papier zu bringen, ohne sich über ihren Werth in der Ausführung strenge Rechenschaft zu geben. Ganz von selbst wird ein gewandter Zeichner zu rein malerischer Willkür verführt. Auf das Material nimmt man vor der Hand wenig Rücksicht; wenn ein Bauherr sich hat anlocken lassen, wird er je nach seinem Geldbeutel Sandstein oder Putz wählen, deren Formenkreis man also nicht mehr unterscheidet. Es kann dahin kommen, daß der verwöhnte Sinn endlich auch am Gebäude die spielenden Motive bevorzugt, welche ihm aus dem Kunstgewerbe und dessen decorativer Willkür geläufig sind. Wir deutschen Phantasten haben wiederholt dazu geneigt, von der Früh-Renaissance bis zum Rococo. Ja der Schaden könnte noch tiefer gehen. Die Versuchung liegt nahe, der Façade zu Liebe den inneren Dispositionen Gewalt anzuthun und unbrauchbare Räume dort einzuschmuggeln, wo das Gleichgewicht des Aeußeren etwas Körperliches verlangt. Kurzum der Aquarellpinsel könnte endlich mehr gelten als die Reißfeder.

Man sieht, die Baukunst muß sich selbst in doppelt strenge Zucht nehmen, wenn sie dieser Gefahren Herr werden will. Aber für die Gesammtheit wäre es doch ein Verlust, wenn sie sich nach dem Rathschlag der Puristen deshalb ganz in ihren eigenen Ring zurückziehen wollte. Je mehr und größer wir bauen, um so breitere Kreise wird die Architektur in ihr Interesse ziehen, um so mehr wird unter den Laien auch die Kunst wachsen, aus Plänen und Zeichnungen das Ganze der Gebäude zu entnehmen. An dem Publikum ist es, den Bemühungen der Baumeister mit Theilnahme entgegenzukommen.

Vom niederdeutschen Literaturgebiete.

Von Paul Schütze.

Wenn Jemand heute mit dem Auge des Literarhistorikers auf die plattdeutsche Literaturbewegung unseres Jahrhunderts blickt, so wird ihm ein Buch als zielzeigend und den neuen Frühling weckend erscheinen müssen: Klaus Groths Quickborn. Das Buch hatte wie einen Zauber zu brechen, wie einen Bann zu lösen, der auf niederdeutscher Sprache und Poesie seit lange, lange lastete. Es hat vollbracht, was es wollte.

Das 17. Jahrhundert gewann den Norden der hochdeutschen Literatursprache. Das Plattdeutsche wich zurück; der Gebildete begann es als vulgär über die Achsel anzusehen. Eine vereinzelte Stimme verkündet wohl noch seinen Ruhm, wie die des alten Professors Lauremberg. Vergebliches Bemühen in einer Zeit der gezierten Phrase, der aufgeputzten Schäferpoesie. Mehr und mehr wird die literarische Verwenduug des Plattdeutschen auf das komische und satirische Genre eingeschränkt. Vom Leben und Treiben des Volkes zieht nur die naturalistische Seite an, das Rohe und Gemeine wird einseitig hervorgehoben. Der Bauer ist ein Tölpel, und seine Dummheit muß die Lachmuskeln des Städters reizen. So wird von der niederdeutschen Sprache alle Anmuth abgestreift; das Volk blickt in einen Spiegel, der sein Antlitz verzerrt wiedergibt.

Der plattdeutschen Renaissancebewegung, wie sie mit dem Quickborn (1852) einsetzt, gingen wohl vorbereitende Momente voraus. Aber erst mit seinem Erscheinen verändert sich die Situation. Man läßt die stille, schlichte Gewalt der so lange mißachteten Sprache auf sich wirken und erkennt ihre sinnliche Kraft und die Tiefe und Mannigfaltigkeit der Empfindungen, die sie auszusprechen fähig ist.

Groth ist vor Allem Lyriker. Auch in seine Erzählungen und epischen Dichtungen klingen lyrische Motive und Stimmungen überall hinein. Die echte Lyrik hat ihre Wurzel im Herzen des einzelnen Dichters, aber das Individuelle muß zum Allgemeinen erhoben und abgeklärt erscheinen. So schöpft auch Groth die Töne seiner Lieder aus der eigenen Brust, aber in dem Accord, den sie zusammenstimmend bilden, klingt das ganze Leben und Denken seines Stammes mit. Die plattdeutschen Dichter vor ihm waren zum Volke hinabgestiegen, Groth will es zu sich heraufziehen. Das ist ein Standpunkt, durch welchen er sich auch von Reuter unterscheidet. Reuter steht dem Volke als objectiver Beobachter gegenüber. Das Leben und Treiben seines mecklenburgischen Stammes treu und anschaulich zu schildern, das war die Aufgabe, die er sich gestellt und die er meisterhaft gelöst hat. Er wird für immer den Ruhm haben, der größte plattdeutsche Epiker zu sein. Groth will, was unbewußt und unverstanden in seinem Volke lebendig ist, flüssig machen, Knospen, die unter der Decke der Alltäglichkeit unentfaltet schlummern, zum Blühen bringen. Auch darf, wenn man die beiden Dichter nebeneinander hält, wie das in schnell fertiger Weise alle Augenblicke geschieht, nicht übersehen werden, wie verschieden der Stamm, aus welchem Reuter erwachsen, von dem ist, welchem Groth angehört. In Mecklenburg hat der Bauer Jahrhunderte lang dem Adel als Sclave gedient. In elenden Kathen wohnend, im Schweiße seines Angesichts um das tägliche Brot sich abarbeitend, hat er nie das Hochgefühl eigenen Besitzes empfunden. Anders der ditmarsche Bauer, dem auch nach der Unterwerfung des Landes seine persönliche Freiheit blieb. Konnte jener es im besten Falle nur bis zu einer gewissen idyllischen Behaglichkeit des Lebens und der Anschauungsweise bringen, so hat sich dieser einen entschieden ideellen Zug bewahrt, mit der körperlichen eine geistige Selbständigkeit, die ihn zu tieferer Lebensauffassung, zu höherem Gedankenfluge befähigte. Dazu kam die Wirkung einer eigenartigen Natur, die in der Unendlichkeit des Meeres, der Marsch, der Haide, des Moores den Menschen auf ein Höheres hinwies und zugleich zur Einkehr in sich selbst drängte. Eine Lyrik in den Formen und Klängen

Digitized by Google

des Quickborn wäre in Mecklenburg unmöglich. Mit Ditmarschen, ihrer Heimath, hängt sie in allen Fasern zusammen.

Die vorstehenden Betrachtungen sind durch eine kleine Schrift über „Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung" von Karl Eggers angeregt werden.*) Groth's poetisches Wirken hat nicht selten eine vorurtheilsvolle, ja gehässige Kritik erfahren. Man hat seiner Lyrik vorgeworfen, sie gebe hochdeutsche Empfindungen in plattdeutschem Gewande. Des Dichters eigene Worte, die er in den Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch ausgesprochen, hat man gegen ihn in's Treffen geführt: „Als ich zuerst anfing, plattdeutsch zu produciren, war es mir fast unmöglich plattdeutsch zu denken, allenthalben schlichen sich unbemerkt die Formeln hochdeutscher Construction und Gedankenfolge ein, so daß ich fast verzweifelte, zu meinem Ziele gelangen zu können." Den Einsichtigen wird all das nicht irre machen. Ist doch auch Reuter zuerst hochdeutscher Dichter, und hochdeutsch die Urgestalt seiner „Stromtid". Man hat Groth ferner aus seinem Angriff gegen Reuter's „Läuschen un Rimels" einen schweren Vorwurf gemacht. Ganz mit Unrecht. Er konnte gar nicht anders; denn jenes Reuter'sche Erstlingswerk schob die Karre ebendahin zurück, von wo Groth sie herausgefahren hatte. „Man sollte," meint er, „kein so ernsthaftes Gesicht zu einem spaßhaften Buche machen, das gewiß nicht bös gemeint ist. Ich würde es auch nicht thun, wenn wir nicht am Anfange eines Weges ständen, der offenbar ein betretener Pfad werden wird." Wer konnte ihm damals sagen, daß Reuter einst die „Festungstid" und die „Stromtid" schreiben werde? Die „Läuschen un Rimels" sagten es ihm nicht. Solche Punkte berührt die oben erwähnte Schrift, die auch in Umrißzügen das Leben des Dichters schildert. Vielleicht ist es dem Verfasser dieses Aufsatzes in nicht allzulanger Zeit vergönnt, ein ausgeführteres Bild an ihre Stelle zu setzen.

Den Namen Groth's trägt auch ein Unternehmen an der Spitze, das man in plattdeutschen Landen mit Freude begrüßt hat und welches heute, wo jenseits des Meeres ganze Ortschaften ausschließlich von Niederdeutschen bewohnt werden, vielleicht eine culturelle Mission erfüllen kann: die neue plattdeutsche Bibel, welche der Pastor Johannes Paulsen herausgibt, und von der zunächst „Dat Nie Testament" und „De Psalmen" erschienen sind.**) Klaus Groth hat den Herausgeber mit Rath und That unterstützt. Dieser sagt darüber in der ebenfalls plattdeutsch abgefaßten Vorrede: „He hett, mit groten Fliet un mit hartliche Leev to sin plattdütschen Landslüd, de ganze Arbeit ut den Grunn dörchsehn un gehörig affsliept, as dat son Mann versteiht, de in de Sak to Hus is. He hett mi mit Rath und Dath holpen, darum will ik den Mann hier an düsse Stell den hartlichsten Dank utspreken; denn den hett he verdeent. He hett all vör veele Jahrn upmarksam darup makt, dat wi en plattdütsche Bibel hebben mussen un hett mi dardörch den eersten Anstot to de Arbeit geven; un he freut sik nu ganz königlich, dat he in sin oln Dag dat noch sehn dörft, wat he siet veele Jahrn sik wünscht hett." Mehr als tausend Jahre sind darüber hingegangen, seit die evangelische Lehre und Geschichte zuerst in niederdeutscher Sprache dargestellt worden. Norddeutscher Meereshauch weht uns aus der Dichtung an, die ein sächsischer Geistlicher um das Jahr 840 verfaßt hat und die unter dem Namen „Heliand" bekannt ist. Das Werk ist eine selbständig paraphrastische Evangelienharmonie. Plattdeutsche Uebersetzungen der Bibel sind schon vor Luther erschienen. Auch er erkannte die Nothwendigkeit einer solchen für Norddeutschland an. Die auf Luther's Anregung entstandene plattdeutsche Bibelübersetzung von Dr. Johann Bugenhagen bildet die Grundlage der neuen plattdeutschen Bibel. Die Berechtigung einer solchen thut der Herausgeber mit den Worten dar: „Veele plattdütsche Lüd hebbt blot en hochdütsch Christendom, un holt sik den Gott, de blot hochdütsch to se spricht, un to den se man hochdütsch spreken kunndt, sowiet vun Lief, as dat Plattdütsche vun dat Hochdütsche af is. Daher gift dat so veele Christen, de blot en Sünndags-Christendom kennt. Gott bewahr uns darvör in Gnaden un help, dat dat Christendom den Husrock bi uns antreckt un för Plattdütsche ok plattdütsch ward." Die Arbeit verdient im Allgemeinen Zustimmung, wenn auch im Einzelnen spätere Auflagen werden bessern müssen.

Den Reichthum der älteren plattdeutschen Literatur an's Licht zu ziehen, hat sich der Verein für niederdeutsche Sprachforschung zur Aufgabe gestellt. Auch eine Geschichte der gesammten plattdeutschen Literaturentwickelung wird vorbereitet. Einstweilen setzt der Verein seine Thätigkeit im Ediren alter seltener Drucke fort. Den früher in diesem Blatte (Jahrgang 1885, No. 31) besprochenen mittelniederdeutschen Fastnachtspielen ist als zweites Heft ein „niederdeutsches Reimbüchlein", eine Spruchsammlung des 16. Jahrhunderts, gefolgt: „Eyn schön rimbökelin, worinne vele lüstige, nütte vnd künstige spröke voruatet, welckere gantz körtwilich vnd lefflick tho lesen synt, dörch einen guden fründt, vth dem Reineken Vosse vnd anderen Böken tohope gelesen."*) Von der Zeit an, wo die berühmten Merseburger Zaubersprüche niedergeschrieben worden sind, hat die Spruchpoesie unser Volk durch die Jahrhunderte begleitet. Nie aber macht sich die Freude am Spruch mehr geltend, als im 16. Jahrhundert. Hier ragt er überall in's alltägliche wie in's festtägliche Leben hinein. Jedes Geräth trug seinen Spruch, jeder Krug, jeder Teller. Glocken- und Geschützinschriften bekunden seine Beliebtheit. Sehr begünstigt ward er durch die Holzschnittkunst, die damals in Blüthe stand. Das 17. Jahrhundert zeigt sich ihm weit weniger geneigt. Die eindringende Fremdländerei verscheuchte die gute alte deutsche Sitte. Auch die Wandlungen des Baustils waren nicht ohne Einfluß auf sein allmähliches Verschwinden. Aber überall, wohin die Neuerungen der Cultur nicht drangen, behauptete er sich. Und heute, mit der Wiederaufnahme des altdeutschen Stils, ist der Spruch zu neuem Leben auferstanden. Plattdeutsches Gebiet ist an Sprüchen stets besonders reich gewesen. Das Reimbüchlein bietet eine staunenswerthe Mannigfaltigkeit des Inhalts. Alle Fehler und Schwächen des Menschen werden aufgedeckt, scharf beleuchtet und ein warnendes „Hüte dich!" ausgesprochen. Schlecht kommt namentlich die Frau fort. Galanterie gegen das schöne Geschlecht kennt diese Zeit nicht, die sich einen eigenen Heiligen, den St. Grobian, geschaffen hat. Einmal wird die Unbeständigkeit der Frauenliebe mit der Warnung vor Herrenhuld und Spielerglück verbunden:

„Herenhulde un Aprillenweder,
Frouwenleve un Rosenbleder,
Der Wörpel un dat Kartenspil
Verwandeln sick offte, wol dat weten will."

Gern hält der Spruch Sonst und Jetzt, die gute alte Zeit und die Uebelstände der Gegenwart nebeneinander. Ueber die unmäßigen „Kösten" (Hochzeiten) wird gescholten, über das Tanzen, das der Teufel erfunden habe, über das Reisefieber, über das Unsinnige der Jagd. Streiflichter fallen auf die socialen Verhältnisse. Die Geistlichen werden arg mitgenommen: viele verstünden Gottes Wort so zu predigen, wie der Esel die Orgel zu spielen. Gegen den Papst wird energisch Front gemacht: sein Bann habe nicht mehr Werth als eine alte Hose, die doch noch immer von Narren geküßt werde. Auch die Extravaganzen der Adligen werden getadelt, denen Weiber, Spiel und Jagd das Leben ausfüllen. Originell wird der Landsknecht charakterisirt:

„Ein Landsknecht un ein Beckerschwyn,
De möten alle tydt vull syn,
Den se könen de tydt nicht uthreken,
Wen man se wert dodt steken."

Auf ein anderes Gebiet der Spruchpoesie führen die Neujahrsreime und Liebesgrüße. Der Charakter der Sammlung ist ein zugleich conservativer und polemischer. Auch an die Vergänglichkeit alles Irdischen wird erinnert. Aber dieser

*) Deutsche Zeit- und Streitfragen. Heft 215. Berlin 1885.

**) Kropp. Verlag vun de Bokhandlung „Eben-Ezer". 1885.

*) Herausgegeben von W. Seelmann. Norden und Leipzig, Diedr. Soltau's Verlag, 1885.

Digitized by Google

Gedanke weicht doch der Freude am Leben, die zum Ausdruck kommt, wenn das Reimbüchlein fragt:

„Wat ys beter yn dysser Weldt,
Als ein yung Frouw, ein gesunden Lyff un redt Geldt."

Die hochdeutsche Dichtung des 17. Jahrhunderts hat doch das Plattdeutsche nicht ganz von sich gewiesen. Im Drama erscheint es, als Clown gewissermaßen, in den Zwischenspielen, welche die ernste Handlung possenhaft unterbrechen. Der holsteinische Pastor und Kirchenliederdichter Johann Rist hat so in seine hochdeutschen Schauspiele niederdeutsche Interscenien eingefügt. Ihren Hintergrund bildet die verworrene Zeit des dreißigjährigen Krieges. Bauern und Soldaten treten auf. Kräftige Lebensbilder entwickeln sich. Anders kommt das Plattdeutsche zur Geltung in seiner „Depositio Cornuti, Das ist: Lust- oder Freuden-Spiel, Welches bey Annehmung und Bestättigung eines Jungen Gesellen, der die Edle Kunst der Buchdruckerei redlich hat außgelernet, ohne einige Aergernisse kan fürgestellet werden." K. Th. Gaedertz hat den 1655 in dem berühmten Stern'schen Verlage zu Lüneburg erschienenen kleinen Schwank neu herausgegeben*). Die auf den Universitäten damals übliche Sitte des Deponirens ist hier von den Buchdruckern übernommen. Sie bestand darin, daß dem jungen von der Schule kommenden Studenten oder dem zum Gesellen zu weihenden Lehrling eine Ochsenhaut mit Hörnern übergeworfen und diese dann abgesägt wurden: ein Symbol für den neuen, von allen früheren Mängeln und Auswüchsen befreiten Menschen. Die interessanteste Person des kleinen Stückes ist der Knecht, der plattdeutsch spricht und mit seinen derben Ausdrücken ganz die Rolle des Hanswurst vertritt.

Wenden wir uns der neueren plattdeutschen Literatur zu, so finden wir auch da rege Thätigkeit Als plattdeutscher Romandichter ist namentlich Heinrich Burmester, der Verfasser von „Harten Leina", zu nennen. Sein neuestes Werk ist: „Hans Höltig. 'ne Geschicht ut plattdütschen Lann'".**) Hans Höltig ist seit sieben Jahren Großknecht beim Bauer Knaak in Rählstörp. Er ist ein braver, fleißiger, zuverlässiger Mensch; aber er erhebt die Augen zur Tochter seines Herrn, und das duldet der Stolz des Großbauern nicht. Ihm wird der Dienst gekündigt. Hans Höltig nimmt Abschied von Anna Knaak. Sie wollen sich treu bleiben und der Zukunft ihr Hoffen anvertrauen. Hans findet Arbeit beim Lienbuscher Förster. Anna soll einen Anderen heirathen, aber sie weigert sich. Beide sehen nichts von einander. Nur einmal auf dem Markt in Kastahn trifft er unerwartet auf sie; er sagt nur: „Anna"! „Se äwers wenn sik aff un kunn de Thranen nich trügg hollen". — Am Tage vor Neujahr fährt Bauer Knaak mit Korn nach Ramborg. Aber er kommt zurück als ein stiller Mann. Abends auf einsamer Landstraße hat ein Mann den Nichtsahnenden überfallen und erschlagen. Nur einer ist Zeuge der Mordthat: Karl Wittfaut, der junge Musikant, der in Rählstörp seine Eltern besuchen will. Er hört plötzlich Hülferufe, eilt hinzu und sieht gerade noch einen Menschen seitwärts durch den Knick entfliehen. Bauer Knaak aber hat schon seinen letzten Seufzer gethan. Der Thatbestand wird vom Gerichte aufgenommen. Karl Wittfaut hat den Mörder nicht erkannt. Nur ein Beweisstück findet sich: das Beil, mit dem die That vollbracht worden. Und dies Beil — gehört Hans Höltig. Er wird verhaftet und zum Tode verurtheilt; als seine alte Mutter das hört, rührt sie der Schlag. Doch der Vertheidiger legt Revision ein und diesmal wird Hans freigesprochen. Aber der Verdacht des Mordes bleibt auf ihm haften. Nirgend findet er Arbeit. Dazu hat Anna Knaak endlich ihrer Mutter nachgegeben und ihren Vetter geheirathet; kann sie doch nicht auf den Mörder ihres Vaters warten. Doch Hans nimmt den Kampf mit dem Schicksal auf. Durch Vermittelung seines früheren Anwaltes erhält er auch endlich wieder Arbeit. Er wird Schachtmeister und geht als solcher mit seinem Herrn nach Mecklenburg. Währenddem lebt Anna traurige Tage an der Seite eines ungeliebten Mannes dahin. Ihr einziges Kind wird ihr wieder entrissen. Ihr Mann fängt das Trinken an und stirbt endlich im Delirium. Anna ist Wittwe. Wohl denkt sie noch an Hans Höltig, aber vor dem als Mörder Verdächtigen schrickt sie zurück. Doch Hans ist unschuldig, und seine Unschuld kommt jetzt an den Tag: der Haidkäther Wölker berichtet auf dem Todtenbette, daß er die That vollbracht. Als Hans Kunde von all dem erhält, da hält es ihn nicht länger in der Fremde. Er kehrt heim, nach allem Unglück ein gefesteter Mensch, und Anna wird seine Frau. — Es ist frisches, schönes Leben in der Erzählung. Die Seele des Volkes und sein ureigenstes Wesen liegt offen vor dem Dichter da, und dasselbe in allen seinen Erscheinungen, in Freud und Leid, in derbem, drastischem Humor und in schlichter, traulicher Herzlichkeit zum Ausdruck zu bringen, findet er immer den geeigneten Weg.

Von Reuter hat Burmester viel gelernt. Einen prächtigen Missingsch-Sprecher bietet der Roman in der Gestalt des Schneiders Wittfaut, der sich etwa so ausläßt: „Das is mit die Hos' grad so as mit jede andere Sache, hat sie es mit ihren richtigen Ackie, dann hat sie es auch mit ihren Aweck, als die Franzosen sagen. Hat sie es nu mit ihren Aweck, dann is sie in der Richtigkeit bewandt und in der Bewandtnis richtig." Neben die bäurische Welt stellt der Dichter die Welt der Cultur. Viel hat er nicht im Sinn mit ihr. Besonders die Vertreter des Rechts kommen schlecht weg. Zu humoristischer Schilderung geben ihm die vorsündfluthlichen Verhältnisse in Mecklenburg Veranlassung. Sprache und Stil sind echt volksthümlich. Auch der Volksaberglauben spielt glücklich hinein.

Neben Reuter und Groth darf sich als der bedeutendste plattdeutsche Dichter der verstorbene John Brinckman, der Verfasser des „Kasper-Ohm un ick", stellen. Aus seinem Nachlaß sind drei Erzählungen veröffentlicht: „Höger up. Mottje Spinkus un de Pelz. De Generalreder".*) „Höger up" möchte man einen plattdeutschen „Taugenichts" nennen. Ein Zeichner müßte sich finden, der ihn illustrirte. Wie ein Findelknabe auf gut Glück in die Welt hinauszieht und mit dem Grundsatz „Höger up!" (Höher hinauf!) es schließlich bis zum Junker von Voß bringt, zu dem er von Dörchleuchtens eigener Hand geschlagen wird, das ist mit einer herrlichen Laune erzählt. Zwischen Märchen und Wirklichkeit schwebt die Geschichte fortwährend hin und her. „Mottje Spinkus" ist eine vielleicht zu sehr carikirende Judengeschichte, die auf wahrer Begebenheit beruhen soll. Den Preis verdient die letzte Erzählung „De Generalreder". Ein alter Capitän erzählt hier seinem Sohne, der eben mit einem neuen stolzen Schiffe in See gehen will, seine Geschichte. Mit Gott, seinem „Generalreder", ist er überall sicher durch Sturm und Wetter gefahren, und wunderbar hat seine Hand über ihm gewaltet. Brinckman hat noch mehr wie Reuter Aehnlichkeit mit Dickens. Die Kunst der Charakterzeichnung versteht er vortrefflich, und der ganze Sprach- und Bilderschatz des Volkes steht ihm dabei zu Gebote.

*) Gebrüder Stern und Ristens Depositionspiel. Lüneburg, Verlag der von Stern'schen Buchdruckerei, 1886.

**) Berlin, Eduard Rentzel.

*) Rostock, Wilhelm Werther's Verlag.

Cavour's Briefe.

Von Carl von Thaler.

(Schluß.)

Massimo d'Azeglio machte sich sofort an die Arbeit und verfaßte eine Denkschrift. Cavour verwarf sie als zu lang und pathetisch und schrieb nun selbst das berühmte Memorandum, das am 21. Januar als Privatbrief an den Grafen Walewski abging. Er forderte in demselben eine Aenderung des Systems im österreichischen Italien, den Rückzug der österreichischen Besatzungen aus den Legationen und der Romagna, die Loslösung der beiden Provinzen vom Kirchenstaate

Digitized by Google

oder wenigstens eine weltliche Regierung für dieselben und einen gemeinsamen Schritt der Mächte bei dem Könige von Neapel, damit dieser „nicht länger das civilisirte Europa durch ein, allen Grundsätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit hohnsprechendes Betragen ärgere." Cavour setzte auf den Erfolg seines Memorandums keine großen Hoffnungen. Der Friedensschluß zwischen den Westmächten und Rußland kam ihm sehr ungelegen und er mißt die Schuld, daß der Krieg nicht fortgedauert, in einem Briefe an Lamarmora der „schlauen Gevatterin Oesterreich" bei. Er ist so herabgestimmt, daß er sich, falls die Legationen und die Romagna zwischen Toscana und Modena getheilt werden sollten, für Piemont mit Piacenza, Massa und Carrara begnügen will. „Suche den Kaiser zu sehen," schreibt er an Lamarmora, „und ihn auf die italienische Frage zu bringen. Thu' dergleichen, als hättest du meinen Brief an Walewski nicht gelesen, und hole ihn über die Punkte aus, die ich darin behandelt habe. . . . . Wir können und dürfen den Verdruß nicht verhehlen, den uns der rasche Friedensschluß verursacht, aber wir müssen Alles anwenden, was wie ein directer oder indirecter Tadel seiner Haltung ausgelegt werden könnte." Zwei Tage später schärft er dem Freunde nochmals Vorsicht ein mit den Worten: „Unter den gegenwärtigen Umständen können wir wenig hoffen, und dieses Wenige können wir von dem Kaiser allein hoffen."

Mitte Februar 1856 reiste Cavour von Turin ab, um als Bevollmächtigter Sardiniens am Pariser Congresse theilzunehmen. Um auf Napoleon III. einzuwirken, warb er eine schöne Gräfin — deren Namen Chiala bei der Veröffentlichung der Briefe unterdrückt hat — und den Leibarzt Dr. Conneau an. In seinen Briefen an Graf Arese, an den Minister Cibrario, an Lamarmora schwankt er beständig zwischen Furcht und Hoffnung. Er jammert, daß es ihm in den ersten zwei Monaten nicht gelingen will, die italienische Frage im Congresse zur Sprache zu bringen. Er spricht von dem „Friedenswahnsinn", der in Paris alle Welt beherrsche, und beklagt den Einfluß Eugeniens. „Der Teufel hat es gewollt," schreibt er dem Grafen Arese, „daß die Kaiserin für das Kind, das sie gebären wird, den Papst zum Taufpathen haben will." Aehnlich heißt es in einem Briefe an Cibrario: „Die Manie, den Papst zu versöhnen, ihn zum Gevatter zu haben, hat Alles verdorben." Die deutschen Bevollmächtigten findet Cavour sehr liebenswürdig und schildert sie Cibrario mit den Worten: „Baron Manteuffel, obwohl sehr zurückhaltend von Natur, bezeigt uns bei jeder Gelegenheit seine Achtung und Freundschaft. Sein College Graf Hatzfeldt geht noch weiter und spricht von der Gleichheit der Lage unserer Länder, von den Ursachen zu Beschwerden, die Oesterreich dem einen wie dem andern gibt; — und zwar in einer Weise, die man als wirkliches Entgegenkommen betrachten kann." Ueber die österreichischen Vertreter schreibt er an Paleocapa: „Der wilde Hübner ist von einer Höflichkeit ohne Gleichen, ich traue übrigens diesen Ex-Büreaukraten nicht recht. Aber ich glaube, daß Buol wirklich von versöhnlichen Gesinnungen beseelt ist." In der That schüttelten sich in der letzten Sitzung des Congresses Cavour und Buol die Hände, und der österreichische Diplomat verabschiedete sich von dem italienischen mit den Worten: „Ich hoffe, daß wir auch auf politischem Gebiete nicht immer Feinde bleiben werden."

Cavour hatte in Paris die größten Anstrengungen gemacht, um irgend etwas für Italien zu erlangen, und einen Plan nach dem anderen vorgeschlagen, aber trotz der entschiedenen Sympathien Englands nichts erreicht. In einem Brief an Lamarmora gibt er selbst zu, daß der Congreß für Italien kein positives Ergebniß geliefert habe, aber er tröstet sich damit, er sei doch nicht unfruchtbar geblieben. „Es ist hochbedeutsam," schreibt er, „daß England und Frankreich ausdrücklich und öffentlich anerkannt haben, die Lage Italiens sei so schlecht als möglich und das Interesse Europas verlange ihre Besserung, aber dies Ziel könne nur durch die Vergrößerung Piemonts erreicht werden." In der Abschiedsaudienz sagte ihm Napoleon III., die einzige vernünftige Lösung der italienischen Frage sei die Räumung der Lombardei und Venetiens von Seite Oesterreichs. Die Hoffnung, daß Frankreich Oesterreich den Krieg erklären werde, half Cavour über das schwere Jahr 1857 hinaus, in welchem die diplomatischen Häkeleien mit Oesterreich, der harte Wahlkampf in Piemont, der Putsch von Sapri und der mazzinistische Aufstand in Genua die Zuversicht Cavours zu erschüttern drohten. „Die Politik macht mir große Sorgen"; schreibt er an de la Rive, „von England verlassen, vor uns das feindliche Oesterreich, zum Kampfe gegen Rom und die anderen italienischen Fürsten gezwungen; — Sie begreifen, wie schwierig unsere Lage ist".

Das Attentat Orsinis schien geeignet, Sardinien seinen einzigen Beschützer zu entfremden. Napoleon III. ließ den General Morozzo della Rocca, den Victor Emanuel als Glückwunschboten nach Paris geschickt, sehr hart an und erklärte, wenn die sardinische Regierung nicht eine andere, conservativere Bahn einschlüge, so werde er jede Unterstützung der italienischen Einheitsideen aufgeben und sich mit Oesterreich verbünden. Darauf gab Victor Emanuel eine wahrhaft königliche Antwort, welche bis zum Jahre 1883 ein Geheimniß blieb und erst durch Chiala's Buch in die Oeffentlichkeit drang. Er schrieb dem General: „Sagen Sie dem Kaiser, daß man einen treuen Verbündeten nicht so behandelt, daß ich niemals von irgend Jemandem Gewalt geduldet habe, daß ich allezeit den Weg der unbefleckten Ehre wandle und für diese Ehre nur Gott und meinem Volke verantwortlich bin, daß wir seit achthundertfunfzig Jahren den Kopf hoch tragen und daß mich Niemand zwingen wird, ihn zu beugen; — und daß ich mit alledem nichts Anderes wünsche, als sein Freund zu sein."

Bald darauf erfolgte die berühmte Zusammenkunft in Plombières (21. Juli 1858.) In einem drei Tage später aus Baden-Baden datirten Briefe an Lamarmora enthüllt Cavour das Geheimniß jener weltgeschichtlichen Begegnung. Der Krieg gegen Oesterreich ist beschlossen, die Abtretung Savoyens abgemacht, jene Nizza's noch zweifelhaft. Cavour glaubt an die Hilfe Rußlands und schwelgt in den ausschweifendsten Hoffnungen. „In längstens zwei Jahren", ruft er dem Freunde zu, „wirst Du an der Spitze unserer siegreichen Truppen in Wien einziehen!" Er trifft den Herbst und Winter hindurch alle Vorbereitungen, um Mittelitalien zu revolutioniren. Am 24. December schreibt er an La Farina: „Denken Sie daran, Ihre Kräfte dort zu vereinigen, wo der Tanz beginnen wird." Garibaldi wird aufgefordert, sich bereit zu halten, die sardinische Armee in aller Stille verstärkt, der Krieg gegen Oesterreich mehr oder minder offen verkündet. Am 30. December beglückwünscht Cavour den sardinischen Gesandten in Paris, Marchese Villamarina, zum Neuen Jahre mit den Worten: „Möge es die Anstrengungen unseres Königs und unseres Landes zur Begründung eines großen, unabhängigen, glücklichen Italiens krönen; wie wir es in den Hoffnungen unserer Jugend geträumt haben. Ist das große Werk vollendet, so können wir ruhen". Am 18. Januar 1859 wird der Allianzvertrag zwischen Frankreich und Piemont unterzeichnet und am 21. schrieb Cavour an Jocteau, den sardinischen Gesandten in Bern: „Wir haben Oesterreich in einen Engpaß gedrängt, aus dem es nur herauskommt, wenn es schießt . . . Wir dürfen nicht zeigen, daß wir den Krieg wünschen, aber wir müssen ihn als eine unausweichliche Folge der österreichischen Politik hinstellen." Die Lombardei und Mittelitalien wurden auf jede Weise unterwühlt; — aber Oesterreich wollte nicht angreifen. Der englische Vorschlag einer gleichzeitigen Abrüstung Oesterreichs und Sardiniens, welcher den Krieg verhindern konnte, versetzte Cavour in die äußerste Wuth. „Wir werden nicht entwaffnen", sagt er in einem Briefe an den Prinzen Napoleon vom 15. April. „Besser besiegt mit den Waffen in der Hand fallen, als in der Anarchie zu Grunde gehen oder die öffentliche Ruhe mit den Gewaltmitteln des Königs von Neapel aufrecht halten müssen. Heute haben wir eine moralische Kraft, die eine Armee aufwiegt; wenn wir sie verlieren, ist sie unwiederbringlich dahin!"

Am 23. April traf in Turin das österreichische Ultimatum ein; der Krieg war da. Während desselben leitete Cavour

Digitized by Google

provisorisch das Kriegsministerium und schrieb den Generalen im Felde, die darüber nicht wenig erstaunten, im Tone eines Vorgesetzten. Er tadelt ihre Berichte und den Stil ihrer Bulletins. Die Aeußerung Napoleons III., daß die Italiener selbst etwas mehr für ihre Unabhängigkeit thun müßten, bringt ihn in hellen Zorn. „Das ist ungerecht und unbegründet", schreibt er am 27. Juni an Vigliani, — „aber man muß es berücksichtigen .... Die Anwerbung von Freiwilligen muß ohne Säumen fortgesetzt werden." Der Waffenstillstand von Villafranca traf Cavour wie ein Wetterschlag. Tiefgebeugt schied er aus dem Amte; „Ihr Kaiser hat mich entehrt, ja wohl, entehrt!" sagte er zu Pietri. Am 16. Juli schildert er in einem Briefe an Lamarmora sein Wiedersehen mit Napoleon III. in Turin. „Ich mußte ihn mit meinen Collegen auf dem Bahnhofe erwarten. Er hat mir die Hand gedrückt, aber kein Wort gesprochen ... Am Abend ließ er mich rufen. Er wolle nicht, daß wir als Feinde scheiden, sagte er mir. Es sei nicht richtig, daß er mich (in Valeggio) nicht habe empfangen wollen. Er habe nur zu vermeiden gewünscht, mit mir über die Friedensbedingungen zu streiten." In demselben Briefe steht die bezeichnende Aeußerung: „Man kennt in Europa nur drei piemontesische Namen: d'Azeglio, Dich und mich."

In einem Brief vom 24. Juli rechtfertigt er seinen Rücktritt mit den Worten: „Es gibt Augenblicke, in denen ein Staatsmann sich nicht genug in den Vordergrund stellen kann; es gibt andere, in welchen es der Vortheil der Sache, der er dient, gebieterisch erheischt, daß er sich in den Schatten zurückziehe. Das Letztere ist es, was die gegenwärtige Lage von mir verlangt." Wie schwer ihm der Entschluß geworden, zeigt der Stoßseufzer in einem Schreiben an Nigra: „Dieser verfluchte Friede von Villafranca hat mich aus der Diplomatie verbannt." Das Exil dauerte nicht lange; als in Paris Walewski durch Thouvenel ersetzt ward und Napoleon III. Italien wieder ein gnädiges Lächeln zeigte, stieg Cavours Stern abermals in vollem Glanze empor. Am 20. Januar 1860 stand er wieder an der Spitze der Regierung, und sein Programm, das er selbst in zwei Zeilen umschrieb, lautete kurz und bündig: „In der inneren Politik liberal-conservativ, in der auswärtigen italienisch im Superlativ und bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit." Die Vertreibung der Bourbonen aus Neapel lag noch außerhalb seines Horizontes; desto eifriger bahnte er die Annexion Mittelitaliens an, und um Napoleon III. zu gewinnen, verschmähte er selbst die Schmeichelei nicht. Am 26. Januar richtet er einen langen Brief an den Prinzen Napoleon, in dem es heißt: „Der politische Feldzug, welcher dem Frieden von Villafranca folgte, war für den Kaiser ebenso ruhmvoll und für Italien vortheilhafter als der vorausgegangene militärische. Die Haltung des Kaisers gegen Rom, die Antwort, die er dem Erzbischof von Bordeaux ertheilte, seine unsterbliche Broschüre*), sein Brief an den Papst; — sie begründen in meinen Augen größere Ansprüche an die Dankbarkeit der Italiener als die Siege von Magenta und Solferino."

Im Februar geht ein Brief um den anderen an den Grafen Arese ab, der als Unterhändler nach Paris geschickt worden war. — Sie alle sind für Napoleon III. berechnet, dem die ewige Dankbarkeit, die stete Unterstützung Italiens als Köder vorgehalten wird. „Wir können Mittelitalien nicht zwingen," sagt Cavour in einem derselben, „eine den Volkswünschen entgegengesetzte Lösung anzunehmen ... Der Kaiser kann von uns keinen Selbstmord verlangen. Wenn wir zu Grunde gehen müssen, so wollen wir mit Ehren durch die Hand unserer Feinde fallen ... Für die Völker wie für den Einzelnen gibt es Umstände, unter denen die Stimme der Ehre lauter sprechen muß als die der Klugheit." Kaum ist Mittelitalien verspeist, so richten sich Cavours Blicke auf Neapel. Schon am 30. März erkundigt er sich bei dem dortigen sardinischen Gesandten, Marchese Villamarina, sehr eifrig um die Parteiverhältnisse des Königreichs beider Sicilien und um die Aussichten einer annerionistischen Bewegung. Um die Expedition Garibaldi's hat Cavour nicht nur gewußt, sondern sie heimlich wirksam unterstützt, obwohl er vor den fremden Diplomaten, ja vor den eigenen Behörden den Nationalhelden verleugnete und überallhin, wo dieser nicht landen wollte, den Befehl telegraphiren ließ, die Freischärler festzunehmen. Dem Schiffscapitän d'Aste aber, welcher die sardinische Escadre an der sicilianischen Küste befehligte, gab er die Weisung, sich nicht in die Landung „der zwei ungesetzlich abgegangenen Schiffe" zu mischen. In einem Brief an Ricasoli vom 16. Mai meint er: „Daß Garibaldi mit dem König von Neapel Krieg führt, kann man nicht verhindern. Vielleicht ist es gut, vielleicht schlimm; unvermeidlich war es jedenfalls .... Wir können ihn nicht offen unterstützen, aber noch weniger den Anstrengungen Einzelner zu seinen Gunsten entgegentreten." Am 23. Mai beschwört Cavour Ricasoli, nur ja den Schein zu retten und einen Einfall von Toscana in den Kirchenstaat zu verhüten; aber er ist schon vollständig auf Garibaldi's Seite und nur noch bemüht, die Bildung einer süditalienischen Republik zu verhindern. Am 19. Juni schreibt er an La Farina: „Es wäre ein großes Glück, wenn Garibaldi nach Calabrien übersetzte." Am 27. Juni an Ricasoli: „Weht die italienische Fahne einmal in Tarent, dann ist Italien gemacht, die weltliche Herrschaft des Papstes todt und die Anwesenheit der Oesterreicher in Venedig unmöglich." Am 29. Juni telegraphirt er an Villamarina: „Richten Sie Ihre Haltung danach ein, um eine Verständigung des Königs (Franz II.) mit der nationalen Partei unmöglich zu machen. Italien soll nicht glauben, daß wir aus Gefälligkeit oder Schwäche bereit sind, mit dem Könige von Neapel zu fraterniſiren."

Durch Wochen arbeitete Cavour daran, in Neapel selbst einen Aufstand hervorzurufen, damit der junge König nicht durch Garibaldi vertrieben würde und des Letzteren Ruhm und Einfluß nicht zu hoch stiege. Er schickt Persano nach Neapel und erklärt ihm am 20. Juli, der Admiral müsse zur Verwirklichung des Planes mithelfen, „das nationale Princip ohne Hilfe Garibaldi's triumphiren zu lassen." Als Hauptpersonen der Komödie bezeichnet Cavour den Minister Liborio Romano und den General Nunziante mit dem charakteristischen Zusatze: „Ich glaube, daß wir auf Beide zählen können; auf den Minister, weil er ein alter Freiheitsmann, erprobt und rechtschaffen ist; auf den General, weil wir ihn so in der Hand haben, daß wir ihn im Nothfall henken lassen können."

Als die Revolution in Neapel nicht ausbrechen wollte, besorgte Cavour jene in Umbrien und den Marken. Sie flammte an dem Tage auf, den der Minister in dem Briefe an Persano vom 31. August vorher bestimmt, und sie führte, wie er ebenfalls früher angeordnet, zum Einmarsche Cialdini's und zur Schlacht von Castelfidardo. Der „tolle Streich", — so nennt Cavour selbst in einem Briefe vom 12. September das Unternehmen, schien ihm das einzige Mittel, mit Ehren aus allen Schwierigkeiten hervorzugehen. Napoleon III. wußte übrigens um den Plan und hatte ihn gebilligt; stellte sich aber sehr erzürnt, so daß Cavour dem Cavaliere Nigra den Auftrag ertheilt, Paris zu verlassen. „Rechtfertigen Sie unsere Haltung nicht mit spitzfindigen Beweisgründen," schreibt er ihm. „Uns entschuldigt die Nothwendigkeit, denn wir mußten so handeln, um die Sache Italiens vor der Revolution zu retten ... Garibaldi glaubt eine göttliche Sendung zu haben und bildet sich jetzt ein, mit den Männern der Revolution gehen zu müssen. Wir sind entschlossen, dies nicht zu dulden." Am 30. September berichtet er dem Marchese Pepoli: „Die Garibalditis ist in der Besserung begriffen." Wie gegen alle republikanischen Gelüste, macht er auch Front gegen den Vorschlag, dem König außerordentliche Vollmachten zu übertragen. „Ich habe kein Vertrauen zu den Dictaturen," schreibt er der Gräfin Circourt, „am wenigsten zu den bürgerlichen. Ich glaube, man kann mit einem Parlament Vieles vollbringen, was der absoluten Gewalt unmöglich ist ... Ich habe mich nie so schwach gefühlt, als wenn die Kammern geschlossen waren. Uebrigens kann ich meinen Ursprung nicht vergessen, die Grundsätze meines ganzen Lebens nicht verleugnen. Ich bin ein Sohn der Freiheit; ihr danke ich Alles, was ich bin."

*) „Le Pape et le Congrès".

Digitized by Google

In diesem Geiste strebte Cavour nach der Lösung des Gegensatzes, der einen Augenblick Italien in zwei Lager zu trennen drohte. Er beredete den König zu der Begegnung mit Garibaldi, er schärfte Farini eine gute Behandlung der garibaldinischen Offiziere ein und zankte deshalb mit dem Kriegsminister Fanti. Als dieser von den Forderungen der regulären Armee spricht, entgegnet ihm Cavour scharf: „Wir sind hier nicht in Spanien; bei uns gehorcht die Armee!" Die Stimmung des Auslandes über die Annexion Neapels schilderte er in einem Briefe an den König vom 10. October wie folgt: „England stimmt zu. Der Kaiser (Napoleon III.) brummt ein wenig mit uns und viel mit dem Papst. Spanien protestirt, sagt aber, es geschehe nur zur Beruhigung seines Gewissens. Der einzige Punkt des politischen Horizonts, wo sich drohende Wolken ansammeln könnten, ist Warschau." Dort hatte eben die Begegnung zwischen dem Czar Alexander II., dem Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und dem Prinzregenten von Preußen stattgefunden, und diese verursachte ihm einige Besorgniß. Ueber die Weigerung Napoleons, die französischen Schiffe von Gaëta abzurufen, war Cavour so ärgerlich, daß er am 3. December an Farini schrieb: „Ich diene dem Lande nicht, um den Fürsten zu gefallen, deshalb kümmere ich mich nicht um den Verdruß des Kaisers. An dem Tage, an welchem ich mich mit Ehren zurückziehen kann, werde ich mit größerem Vergnügen von den Geschäften scheiden als er über meinen Rücktritt empfinden wird."

In den letzten Monaten seines Lebens beschäftigte sich Cavour fast ausschließlich mit der römischen Frage. Er wollte einen Ausgleich mit dem Papst, ließ durch Pater Passaglia mit dem Vatikan unterhandeln und schrieb eine große Anzahl Briefe an den Doctor Pantaleoni, seinen Vertrauensmann in Rom. Auch dem Prinzen Napoleon und dem Geschäftsträger Vimercati schreibt er wiederholt und ausführlich über die Verständigung mit dem Papst. Die französischen Truppen sollten Rom räumen und Italien sich verpflichten, das päpstliche Gebiet gegen jeden Angriff zu schützen, sowie einen Theil der öffentlichen Schuld des ehemaligen Kirchenstaates übernehmen, dem Papst aber das Recht eingeräumt werden, ein Heer von zehntausend fremden Söldnern zu halten. Am 29. April 1861 theilt Cavour dem Grafen Vimercati mit, er hätte eine lange Unterredung mit Garibaldi gehabt und diesem das Versprechen abgenommen, die Politik der Regierung nicht zu durchkreuzen und weder gegen Oesterreich noch gegen Frankreich etwas zu wagen. Am 29. Mai schrieb er seinen letzten Brief. Er ist an Doctor Pantaleoni gerichtet und handelt von den Umtrieben der bourbonistischen Partei in den Abruzzen und der Sabina — dem beginnenden Brigantaggio. Am 6. Juni stand das Herz still, welches allezeit nur für Italien geschlagen.

Cavour's Briefwechsel ist eine Fundgrube für Jeden, der die italienische Politik von 1848—1861 studiren will. Wir sehen durch denselben wie durch ein Fenster in die geheimen Irrgänge, welche ihr Leiter wandeln mußte, und wir lernen ihn als Staatsmann wie als Menschen auf das genaueste kennen. Die Briefe sind zur größeren Hälfte französisch, zur kleineren italienisch geschrieben; beider Sprachen zeigt sich Cavour nur in bescheidenem Grade mächtig. Angelo Brofferio hatte einst von ihm gesagt: „Von literarischer Bildung besaß er keine Spur; den Künsten stand er fremd gegenüber; von Philosophie verstand er nichts; kein Strahl der Poesie erhellte seine Seele und gelernt hatte er äußerst wenig." Das Urtheil, obwohl das eines heftigen Gegners, ist nicht allzuweit von der Wahrheit entfernt; aber es scheint, daß man all der schönen Kenntnisse, die Cavour fehlten, durchaus nicht bedarf, um ein großer Staatsmann zu werden, sein Vaterland zu Macht und Blüthe emporzuheben und die Unsterblichkeit zu erringen.

Feuilleton.

Zehn Jahre verlobt.

Von Enrico Castelnuovo.

Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns.

(Schluß.)

Wir kamen endlich zu Haus an. Onkel Ambros sprach mit Wärme von seinem Mastsystem, Valentin war schweigsam, und ich dachte daran, daß Friedrich nun bereits von der Jagd heimgekehrt sei und der Augenblick herannahe, in welchem ich ihm meinen Verlobten vorstellen mußte.

Allein Friedrich war noch nicht da.

„Er sagte ja, daß er erst spät heimkommen werde, —" meinte Tante Fausta.

Sie war ruhig, allein wo wäre die Mutter, die nicht schnell mitfühlte, wenn man sich um ihr Kind ängstigt. Bald bemerkte sie meine Unruhe in Betreff Friedrichs, ohne vielleicht den Grund derselben zu ahnen, — schon nach wenigen Minuten rief sie mich unter einem Vorwande in ihre Kammer: „Um des Himmels willen, Katharina, was hast Du? Du verbirgst mir etwas!"

„Nein, nein —"

„Hast Du Friedrich heute Morgen gesehen?"

„Nein, Du weißt ja, daß er bereits bei Tagesgrauen mit dem Hunde fort ist."

„Ja, ja. Aber gestern? Ihr gingt gestern miteinander spazieren, — was hat er Dir gestern gesagt?"

Einen Augenblick noch zögerte ich, dann aber faßte ich Muth und erzählte der Tante unsere ganze Unterredung vom vergangenen Abend.

Der erste Eindruck, den meine Mittheilung bei ihr hervorbrachte, überraschte mich etwas. „O, der Unglückliche!" rief sie. „Er behauptete, Dich zu lieben und kann Dir den glücklichsten Tag trüben!"

„Der Arme! Er litt so sehr —" warf ich schüchtern ein.

„Er hätte leiden und schweigen sollen," fuhr sie mit strengem Tone fort, „das würde ich ihm gesagt haben, wenn er es gewagt hätte, mit mir davon zu reden."

Bald aber verdrängte die Angst des Mutterherzens alle anderen Gedanken.

„Guter Gott, und er kehrt noch immer nicht zurück! Er wird doch nicht gar einen seiner tollkühnen Streiche von früher her gewagt haben? Es wird ihm doch nichts geschehen sein? Wie Du mich in Angst gejagt hast!"

Es ist leichter, den Sturm wachzurufen, als ihn zu beschwichtigen, und ich bemühte mich vergeblich, Tante Fausta zu überzeugen, daß wir alle Beide ganz kopflos urtheilten und uns mit leeren Hirngespinsten quälten.

Wir kehrten zu den Uebrigen zurück.

Bald ward die Unruhe allgemein. Ich beobachtete Valentin nur wenig, fühlte aber doch, wie seine Augen scharf auf mich gerichtet waren, die meinigen hafteten an der Thür. Ich ahnte Schreckliches. Plötzlich winkte uns Tante Fausta still zu sein, neigte den Kopf ein wenig nach vorn, lauschte gespannt und sprang dann mit jugendlicher Schnelligkeit vom Sessel auf: „Hört! Das ist Leos Stimme!"

Das Gebell wurde deutlicher, gleichzeitig aber vernahmen wir auch das Rollen eines Wagens, der sich uns näherte.

Tante Fausta wurde kreideweiß: „Warum kehrt Friedrich in einem Wagen heim?"

Im nächsten Augenblick war sie vor der Thür. Auch wir Anderen sprangen nun empor und befanden uns auf dem Hofe, fast ehe wir es wußten. Ich mußte sehr blaß und schwach geworden sein, ich hörte, wie Valentin zu mir sagte: „Du kannst Dich ja kaum auf den Füßen halten, — stütze Dich auf meinen Arm."

In diesem Augenblick fuhr der Wagen in den Hof ein, ihm voraus, immer noch heftig bellend, Leo. Es war der Wagen des Arztes und drinnen befanden sich zwei Personen: Friedrich und der Doctor Dominici. Friedrichs Kopf war verbunden.

Digitized by Google

„Es ist Nichts, — Nichts —" rief er hastig, als er unseren Schrecken wahrnahm. „Eine unbedeutende Quetschung —"

„Es wird nicht von Bedeutung sein," fügte der Arzt hinzu, „aber es hätte schlimm ablaufen können."

„Wie ist es denn aber gekommen?" riefen wir im Chor, während der Verwundete in das Haus geleitet wurde.

„Wer weiß es!" entgegnete Doctor Dominici. „Ein falscher Tritt, ein augenblicklicher Schwindel, — bei dem Frost dieses Morgens war es leicht auszugleiten. Er ist thatsächlich einige Meter tief gefallen, ein Glück, daß ich gerade zu dieser Zeit den Weg entlang fuhr, der um den Berg herum führt und in Folge dessen das Bellen des Hundes vernahm und gleichzeitig den Angstschrei zweier Frauen, die beim Holzholen den Fall mit angesehen hatten. Ich band darauf mein Pferd an einen Baum und stieg die Anhöhe hinauf. Es war dem Verwundeten gelungen, sich an einigen Schößlingen festzuklammern, und dadurch war der Sturz glücklicher abgelaufen, als man erwarten sollte. Er hatte starken Blutverlust, und da eine Quelle in der Nähe war, wusch ich seine Wunden mit kaltem Wasser aus, legte ihm einen Verband um Kopf und Bein —"

„Auch um das Bein?"

„Ja, auch um das Bein. Wir werden ja nun sehen. Es wird nichts Schlimmes sein, aber man wird abwarten müssen. Mit den Quetschungen am Kopfe ist es ein heikles Ding, indessen ist der Blutverlust doch gut für ihn gewesen, er hat ihn wenigstens vor der Gefahr einer Blutanhäufung bewahrt."

„Bleiben Sie über Abend bei uns," flüsterte die Tante dem Doctor in's Ohr, und er, der diese Einladung erwartet zu haben schien, fand keine Veranlassung, sie abzulehnen. —

Ich hatte mich Friedrich genähert, er wollte sich durchaus nicht zu Bett begeben, sondern lag ausgestreckt auf dem Kanape.

„Friedrich!"

Er sah mich traurig an. „Ist er angekommen? Ist er der da?" Und er nickte Valentin zu, der sich in einiger Entfernung gehalten hatte.

„Ja," entgegnete ich schnell, „ich werde ihn Dir vorstellen, aber wie geht es Dir? Ach, welche Angst hast Du uns bereitet!"

„Das große Unglück, wenn ich bei dem Falle geblieben wäre!"

„Friedrich!" rief ich erschreckt. „Was sind das für Reden! Schwöre mir, daß Alles, was geschehen ist, lediglich ein — Zufall war."

„Ich schwöre es Dir," erwiderte er mit dem Tone der Wahrheit. „Aber ich würde gern gestorben sein, und wenn nicht der Gedanke an meine Eltern mich aufrecht gehalten hätte, ich würde nicht einmal versucht haben, mich zu retten. Ich fühlte eine Art Wollust, den Abgrund tief unter mir zu sehen."

„Du sollst derlei Gedanken verscheuchen, Friedrich," entgegnete ich und faltete beinahe flehend die Hände, „Deinen Eltern zu Liebe, und, wenn es wahr ist, daß Du mich gern hast, auch ein wenig — meinetwegen."

Inzwischen hatte sich Valentin uns genähert. „Signor Valentino dal Giglio," stellte ich ihn Friedrich vor und wollte hinzufügen: „mein Bräutigam", — aber das Wort erstarb mir auf den Lippen.

Friedrich wurde blaß, hob mit sichtlicher Anstrengung den Kopf und nickte Valentin einen kalten Gruß zu.

Die beiden Jünglinge wechselten nur wenige unbedeutende Worte, dann stützte Friedrich wieder den Kopf auf das Kissen und versank in stummes Hinbrüten. Ein leichtes Fieber stellte sich ein, das der Arzt fast mit triumphirender Miene constatirte. Er hatte es ja richtig vorausgesagt und befahl nunmehr, daß der Kranke zu Bett gebracht würde und daß ihm die ganze Nacht kalte Umschläge um die Stirn gelegt würden. Nach dem Abendessen verabschiedete er sich mit dem Bemerken, daß er am anderen Morgen mit dem Frühesten wieder vorsprechen werde, und daß man ihn, falls der Zustand Friedrichs es etwa erfordere, sofort holen lassen solle.

Ich übernahm die Leitung der Dinge. Unerbittlich wies ich alle Besuche zurück, die an sich weniger die Theilnahme am Schicksale Friedrichs als die Neugier, den Gast des Hauses in der Nähe zu sehen, zu uns führte, schickte mit halber Gewalt die Tante zu Bett und schloß die Kammer hinter mir und Friedrich ab, so daß nur Mathilde bei uns blieb, um die vom Arzte verordneten Umschläge von Zeit zu Zeit zu besorgen.

Valentin hatte sich nicht niedergelegt, er kam ab und zu bis an die Schwelle der Kammer Friedrichs, ließ mich rufen und erkundigte sich, ob irgend eine Veränderung im Befinden des Kranken vor sich gegangen sei. Man sprach von nichts Anderem. Es war eine eigenthümliche Situation für zwei Verlobte. Friedrich verlangte, daß ich mich so wenig als möglich von seinem Bett entferne, er suchte meine Hand und meinte, daß ihm wohler werde, wenn er dieselbe fest in die seinige pressen könne. Wenn ich versuchte, sie zurückzuziehen, wurde sein Gesichtsausdruck sofort ein düsterer, und Mathildens Augen ruhten vorwurfsvoll auf mir. Und dann dachte ich an all die Herzlichkeit, von der ich bisher in diesem Hause umgeben war, an alle die Wohlthaten, die man mir in uneigennütziger Liebe erwiesen, und wie wenig es war, was man jetzt für Alles das von mir beanspruchte. Ich stellte mir Friedrichs Zustand schlimmer vor, als er war, ich überschätzte in Gedanken das Heilsame meiner Gegenwart und — gebot all meinen Bedenken Schweigen.

Mit Tagesanbruch erschien Doctor Dominici und erklärte mit ernster und wichtiger Miene, daß jegliche Gefahr vorüber sei.

Ich war müde und abgespannt von den Ereignissen des Tages, ich wollte zunächst ein Paar Stunden ruhen und dann Valentin aufsuchen, der seine Abreise auf Nachmittag festgesetzt hatte. Der arme Valentin! Gewiß, er durfte Grund haben, von seinem Besuche wenig befriedigt zu sein. Er war doch immer mein Verlobter, hatte zehn Jahre lang treu zu mir gehalten und war nun gekommen, um mich wiederzusehen und mir mitzutheilen, daß er mich in kurzer Zeit heimführen wolle. Und zudem: liebte ich ihn nicht? Hatte ich ihn nicht immer geliebt?

Ich blieb bis 10 Uhr auf dem Bett liegen, mehr betäubt als schlafend. Der Kopf summte mir, als ob ein Bienenschwarm sein Wesen darin trieb, und ich würde noch lange bewegungslos dagelegen haben, wenn nicht plötzlich die Tante mit einer unbeschreiblichen und mir ewig unvergeßlichen Erregung in die Kammer getreten wäre.

Ich sprang empor: „Tante, was ist geschehen?"

„Nichts, nichts! O, meine arme Katharina!"

„Ich verstehe Dich nicht, Tante," äußerte ich, betroffen über den Widerspruch in ihrer Rede. „Wie geht es Friedrich?"

Ein Lächeln mütterlichen Glückes umschwebte ihre Lippen: „Ach, da steht es wohl gut, — aber —"

Erst jetzt bemerkte ich, daß sie einen Brief in der Hand hielt.

„Ist der Brief an mich?"

„Ein unerwarteter Brief," meinte sie mit einer gewissen Verwirrung.

„Und von wem?"

„Von — von Valentin!"

„Valentin?" rief ich auf das Höchste bestürzt. „Er schreibt? Ist er denn nicht hier?"

„Er ist abgereist."

„Ohne mich zu sehen, ohne Abschied zu nehmen?"

„Er hat sich von Niemand verabschiedet. Man glaubte ihn in seiner Kammer, statt dessen ist er stillschweigend davongegangen, und soeben hat ein Landmann zwei Briefe von ihm gebracht."

„Davon ist einer für mich?"

„Ja, aber nicht der, den ich hier in der Hand habe, sondern dieser hier." Sie zog ein zusammengefaltetes Blatt aus der Tasche und reichte es mir dar.

Hastig erbrach ich das Siegel, aber es wirbelte mir vor den Augen, ich war unfähig zu lesen.

„Um des Himmels willen, Tante, öffne das Fenster. Quäle mich nicht länger. Ist der andere Brief an Dich?"

„Ja."

„Und was steht darin?"

„Er bittet um Verzeihung, daß er so ohne Abschied von dannen gegangen, meint, daß ich ihn gewiß nicht hätte ziehen lassen, ohne Dich herbeizurufen, und ist überzeugt, daß eine Erklärung zwischen Dir und ihm beiden Theilen nur peinlich gewesen sein würde. Es steht bei ihm unumstößlich fest, daß

Digitized by Google

Du nicht glücklich mit ihm geworden wärest, kurz, er glaubt, daß Du einen Anderen liebst, — Friedrich."

„Tante, Tante!" rief ich unter strömenden Thränen.

„Es ist nicht so, ich weiß es ja, — leider kann es nicht so sein." Dabei schlang sie ihre Arme um meinen Hals und bedeckte mich mit Küssen.

„Nein, es ist nicht so," wiederholte ich mechanisch, aber ich fühlte es wohl, mein Herz sprach anders als meine Lippen. Ich trocknete die Thränen und schickte mich an, um jeden Preis zu lesen, was mir Valentin schrieb.

Ich habe den Inhalt dieses Briefes nie vergessen, ich halte ihn im Gedächtniß, wie wenn ich ihn erst gestern empfangen. Valentin versicherte mich zuerst seiner aufrichtigen Zuneigung, — ja, ja, ich erinnere mich genau, es stand da Zuneigung, nicht Liebe, — aber gerade diese Zuneigung verhindere ihn, ein Opfer von mir anzunehmen. Er habe mit unverkennbarer Deutlichkeit wahrgenommen, daß ich Friedrich liebe. Es war das gewiß eine Liebe, die bei der Gemeinsamkeit des Lebens und der Gewohnheiten allmählich herangewachsen war, und von der ich mir bis zu diesem Tage selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte, die indeß jetzt mit aller Stärke sich Geltung verschaffte und ohne Zweifel fürderhin nur um so heftiger geworden wäre. Valentin verdammte mich nicht, er wußte wohl, daß Zeit und Entfernung ihre verhängnißvolle Wirkung zu üben vermögen. Uebrigens sprach er die Ueberzeugung aus, daß, wenn er selbst die Sachlage nicht entdeckt hätte, ich ihm nichts davon gesagt haben würde, daß ich der gegebenen Worte getreu seine Gattin geworden wäre, gewiß eine brave Hausfrau, aber auch ein unglückliches Weib, — und das eben sei das Opfer, das er nicht von mir fordern dürfe. Darum ging er, ging davon, ohne auch nur ein Wort noch mit mir gewechselt zu haben. Er wollte mir volle Freiheit lassen, seine Worte in Erwägung zu ziehen: sollte er sich wirklich doch getäuscht haben, so möchte ich ihm nach Marseille schreiben, wo er sich voraussichtlich in 14 Tagen befinden werde.

„Nun?" meinte Tante Fausta, nachdem sie mich den Brief immer und immer wieder hatte lesen lassen, der doch einmal den Bräutigam nicht zurückführen konnte.

Ich gab ihr schweigend das Blatt, stützte den Kopf in die Hand und ließ meinen Thränen freien Lauf.

„Katharina!" nahm die Tante nach einiger Zeit wieder das Wort, indem sie sich über mich beugte. „Du wirst ihm nach Marseille schreiben, daß er sich geirrt hat?"

Ich sagte weder ja noch nein, ich murmelte nur mit vor Schluchzen erstickender Stimme: „Valentin liebt mich nicht mehr."

„Valentin ist ein edler Mensch," entgegnete sie. „Aber Du, Katharina, bist Du wirklich überzeugt, ihn heute noch so zu lieben, wie ehemals?"

„Nein," drängte es sich jetzt über meine Lippen. „Valentin hat Recht. Ich bin ein leichtsinniges Geschöpf, das einer ernsten Neigung gar nicht werth ist, ich verdiene nicht, daß man mich liebt!"

„Und doch, Katharina, lieben wir Dich Alle, Alle, mein Mann, Mathilde, Fried —"

Flehend erhob ich in diesem Augenblicke die Augen zur Tante. Sie verstand mich und brach mitten im Worte ab. „Es mag gut sein, laß uns heute nicht mehr darüber reden!"

Und man redete weder am folgenden, noch am dritten Tage, noch überhaupt wieder davon. Man fürchtete, mein Herz zu verletzen. Auch Friedrich und selbst Mathilde mit ihrem heißblütigen Temperament waren wahrhafte Muster der Schweigsamkeit: sie haben mir später gestanden, wie schwer es ihnen geworden. Alle aber verdoppelten ihre Zärtlichkeit gegen mich, überall fühlte ich mich von dem warmen Hauche der Liebe umgeben.

Und als nun die Zeit kam, da ich Valentin nach Marseille schreiben sollte, schrieb ich ihm, daß er sich — nicht geirrt habe.

Den Schluß meiner Geschichte, Ihr Mädchen, könnt Ihr Euch leicht denken. Wenige Monate später wurde ich Friedrichs Frau und habe mit ihm bis zum 65. Jahre glücklich gelebt; da gefiel es dem Herrn, ihn zu sich zu rufen zur ewigen Ruhe. Ihr waret damals zum Theil noch gar nicht geboren, zum Theil noch so klein, daß Ihr Euch Eures guten Großvaters nicht mehr entsinnen könnt.

„Aber Valentin! Was ist aus Valentin geworden?" riefen jetzt die Enkelinnen insgesammt.

Valentin heirathete Adele Leoni. Ohne Zweifel hatte er sie im Grunde seines Herzens schon geliebt, als er mich beim Onkel zu besuchen kam. Wir sind gute Freunde geblieben, und er selbst benachrichtigte mich brieflich von seiner Verehelichung. Ich wollte und sollte vergnügt darüber sein, — und doch, soll ich Euch die Wahrheit sagen? Eine Art Mißbehagen empfand ich im ersten Augenblicke doch. Verlangte ich, die ihm einen Anderen vorgezogen, daß er trotzdem mir das ganze Leben hindurch treu bleiben sollte? Ich Thörin!

„Und Ihr habt Euch niemals wiedergesehen?" rief eines der Mädchen.

„Niemals," erwiderte Großmutter Katharina. „Und wir werden uns auch in dieser Welt nicht wiedersehen, da auch Valentin schon seit vielen Jahren vom Leben Abschied genommen hat, — auch ihn werde ich dort oben wiederfinden. — Aber ich habe zu viel geplaudert heute, Ihr Kinder, und bin müde geworden. Eben will sich die Sonne hinter jener Kastanienallee verbergen, es ist die Allee, von der ich Euch erzählte. Ihr wißt aber, daß Eure alte Großmutter, recht im Gegensatze zu den Blumen, die nach Sonnenuntergang ihren durchdringensten Duft ausströmen, die Sonne nöthig hat, um ihre Erinnerungen sammeln und festhalten zu können. Oder wollt Ihr Schelme mir weis machen, daß Ihr mich des Nachmittags aus einem anderen Grunde hierher unter den Akazienbaum setzt, als damit ich Euch meine Jugenderinnerungen vorplaudere? Nun aber führt mich in das Haus zurück und in meinen Stuhl, ich will noch ein Schläfchen machen vor dem Abendessen."

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Das Ostend-Theater hatte in voriger Woche es gewagt, nach seinen guten Erfolgen mit Ritter- und Hexenstücken einen Seitensprung zu unternehmen auf den unsicheren Boden des modernen Conversationsdrama's und hatte das schon ältere Schauspiel Felix Philippi's: „Der Advokat" für einige Tage auf das Repertoire gesetzt. Ich hatte keine Kritiken über die Première gelesen und war erstaunt über die grandiose negative Theilnahme an der Kunst, die das Publikum der Ostvorstadt an den Tag legte. Vergebens sah ich mich nach einer competenten literarischen Persönlichkeit um, die mir das Wunder erklären könnte. Es war Nichts dergleichen da, höchstens der diensthabende Polizeiwachtmeister. An ihn wandte ich mich deshalb in der ersten Pause, und er erklärte: „Das Stück hat eine zu schlechte Censur gehabt." — „Censur? Was heißt das?" — „„Die Zeitungen haben heute morgen eine so schlechte Censur gebracht, drum traut sich kein Mensch hier herein. Es ist übrigens gar nicht so schlecht, wie's die Zeitungen machen."" — Damit ließ er mich stehen. Ich war freudig erhoben und zugleich niedergeschmettert. Also so groß ist die Macht der Kritik, sagte ich mir, daß auf ihren Wink sich Theater füllen oder leer bleiben! Und doch, nach der anderen Seite hin! Selbst die Polizei zweifelt an der Berechtigung dieser Kritik! Warum sollten es da nicht Autoren und Künstler thun? Widersprüche! Wer soll sie mir lösen? — Uebrigens fand ich nachher, daß der Zweifel in Gestalt des Wachtmeisters gar nicht so Unrecht hatte: das Stück ist besser als sein Ruf, nur erfordert seine Aufführung ein gewandteres Personal, als es im Ostend-Theater dem löblichen Streben der Direction nach edlerer dramatischer Waare zur Verfügung stand.

Wenn ich sage, daß „Der Advokat" besser als sein Ruf in der Tagespresse sei, so will ich damit nicht behaupten, daß es ein gutes Stück sei. Es ist sentimental durch und durch, aber deshalb recht geeignet für das „Volkstheater" im Osten. Der Titelheld rettet mit übergroßer Aufopferung die früher von ihm geliebte Frau eines leichtsinnigen Freundes aus Schande und Noth und heirathet sie zum Schlusse, obgleich der charakterlose Ehemann zwischen dem vierten und fünften Akte im Duell fällt, doch nicht. Ist das nicht eine Gestalt, zusammengewebt aus Edelmuth und Bravheit, wie wir sie für Volksstücke gebrauchen? Und dieser

Digitized by Google

Edelmuth, diese uneigennützige Hochherzigkeit kommen in so derben, herzerschütternden Scenen zum Durchbruch, daß ich glaube, es gibt kein besseres Stück zum Weinen und zur Rührung. Wie die „Daniela", die spätere Arbeit des Verfassers, uns einen wahrhaft großartigen, wenn auch manchmal unverständlichen weiblichen Engel zeigt, so ist dieser Advokat das Muster für männliche Engelhaftigkeit. Und daneben gibt es so prachtvolle Schurken in dem Stücke: der eine wird sogar zur Tugendhaftigkeit bekehrt und büßt sein verfehltes Leben mit dem Tode. Welch' braves Motiv für ein Volksstück! Auch das niedliche, harmlose Liebespaar fehlt nicht und spielt uns einige reizende Episoden vor. Kurz, alle Damen, die jungen und die alten, würden in diesem Stücke herzerhebende und herzzerbrechende Anklänge gefunden haben; wie schade, daß sie nicht dort waren. Die „Censur" hätte doch nicht so grausam sein sollen!

Auch das Wallnertheater hat in den letzten Wochen wieder einmal erst einige verfehlte Irrfahrten machen müssen, ehe es mit dem neuen Schwanke: „Die große Unbekannte" von Rudolf Kneisel in das ihm eigenthümliche Fahrwasser einlenkte und damit die alte Heiterkeit entfesselte. Der Wiener Wintergast, Herr Schweighofer, konnte ebensowenig, wie das früher Herrn Thomas allein gelang, durch seine, überdies etwas stark auftragende Komik eine unglücklich veranlagte Posse von Keller und Brentano: „Ein Mann für Alles" vor dem verdienten Schicksal des Durchfallens erretten. Die Couplets, welche in demselben für ihn angebracht waren, zündeten nicht, und die schwankhaften Verwickelungen und Verkleidungen, zu deren Lösung die Autoren den üblichen Maskenball angebracht hatten, waren zu abgeleiert, als daß sie dem Stücke ein längeres, als dreitägiges Dasein verleihen konnten. Darauf hatte Herr Hasemann auf Labiche's „Les petits oiseaux" zurückgegriffen, welche Franz v. Schönthan durch Herausstreichen aller pikanten und allein witzigen Stellen dem Wallnertheater-Publikum mundgerecht zu machen versucht hatte, aber „Die Spatzen", so war der deutsche Titel, piepsten ebenso trübselig, wie ihre lebenden Namensvettern draußen in der Winterkälte. Mit dem eintretenden Thauwetter flogen sie davon und ein echter „Kneisel" von der besten Sorte erschien an ihrer Stelle, um voraussichtlich für längere Zeit das Repertoire zu beherrschen. Herr Schweighofer findet in ihm keine Verwendung; er führt dafür die „Wiener Hetzen", eine Soloscene mit Musik von Costa ganz separatim auf und ist dabei mehr in seinem Elemente, als er es in dem norddeutschen Schwanke gewesen sein würde. Wir können Herrn Hasemann zu dieser auch äußerlich gekennzeichneten Trennung des Wiener und des ursprünglich einheimischen Tones nur beglückwünschen; so gelangen doch beide Tonarten zu ihrer vollen Geltung und können besser nebeneinander bestehen, als in ihrer früheren Verquickung.

Rudolf Kneisel hat seinem Schwanke eine hübsche Idee untergelegt, die auch relativ neu ist: Einem jungen Arzte, der um eine schöne Wittwe freit, sollen von den habsüchtigen Verwandten der Letzteren Hindernisse in den Weg gelegt werden, welche nirgends anders als in seinem Vorleben gefunden werden können; „denn jeder junge Mann hat ein Vorleben." Man entdeckt, daß er einstmals einer alleinstehenden Stickerin hundert Mark übersandt hat. Aha! denken die schlauen Basen und Vettern, er hat mit diesem Mädchen ein „Verhältniß" gehabt. Nun wird nach dieser großen Unbekannten gesucht, und zwar nicht allein von den Verwandten, sondern auch von der inzwischen eifersüchtig gewordenen Wittwe, sowie auch von dem Freiersmann, der sich rechtfertigen will und, last not least, von einem alten Faun, dem Onkel der Wittwe, der verliebte Zwecke verfolgt. Das Heitere bei diesem Suchen ist, daß jenes Mädchen, welches inzwischen die Gattin eines jungen Gutsbesitzers geworden, in dem Kreise der Suchenden schon längst lebt. Man wird sich nun von selbst die Verwirrungen ausmalen, die ein geschickter Autor aus diesem fruchtbaren Boden emporkeimen lassen kann. Eifersüchteleien, Mißverständnisse aller Art, Enttäuschungen und Entdeckungen füllen vier Akte ohne Aufhören. Natürlich stellt sich zum Schlusse heraus, daß jene hundert Mark eine Gabe der Wohlthätigkeit waren, die nur in ihre ursprüngliche Quelle zurückfloß, und die große Unbekannte wird glänzend gerechtfertigt. — Es herrscht nicht der geringste Mißton in diesem ganzen Schwanke; das Gute siegt mit überzeugender Wucht und selbst die Uebelthäter erfahren nur die Strafe der Lächerlichkeit; es ist also natürlich, daß eine gemüthliche Heiterkeit vom Anfang bis zum Ende sich des Zuschauers bemächtigt. Kneisel ist ja auch in der technischen Ausführung solcher dramatischen Scherze so überaus gewandt; er führt uns mit leichter Hand um alle scharfen Ecken herum und läßt unseren Fuß an keinen Stein stoßen. Dabei ist sein Dialog oft geistreich, zum mindesten aber immer gemüthlich, und wenn ihm auch nicht alle Späße und alle Witze gelingen, so sind es doch stets einige, die uns packen. Es war ein echter Wallner-Abend, den sein Stück erzeugte. Dazu half freilich die treffliche Darstellung, in der wie immer Herr Blencke glänzte und diesmal auch Fräulein Meyer einen Löwenantheil davontrug, in anerkennenswerthester Weise.

Und nun eine Straße weiter — in's Residenztheater. Dort ist auf die tendenziöse „Georgette" ein harmloser, aber überaus lustiger Schwank gefolgt: „Das Eheglück" (Le bonheur conjugal) von Albin Valabrègue. Das satirische Motto dieses Stückes spricht der biedere Bonhomme, Rentier Bonneval, Vater dreier Töchter, am Schlusse aus: „So wird man glücklich, trotzdem man verheirathet ist." Freilich dieses Glücklichwerden macht gewaltig viel Umstände. Der alte Bonneval hat ja nie Eheunglück gekannt, weil er immer seiner braven Frau auf's Wort parirte, aber seine Schwiegersöhne, die Männer seiner beiden älteren Töchter, sind nicht so resignirt wie er, sondern schicken ihm die widerspenstigen verzogenen Gattinnen kurzer Hand in's Elternhaus zurück. Dies geschieht im ersten Akte. Nun gilt es für den bekümmerten Vater die uneinigen Paare wieder zu versöhnen und auch die dritte Tochter mit ihrem jungen Verlobten glücklich zu machen. Welche Schwierigkeiten! Die Eifersucht stellt schließlich als rettendes Mittel sich ein. Die getrennten Gattinnen haben die durch Auffinden zweier falschen Briefe begründete Vermuthung, daß ihre Gatten sich während der Trennung mit Geliebten trösten, und diese Gatten wieder glauben infolge derselben Briefe an die Untreue ihrer heimgeschickten Weiber. Man lauert sich gegenseitig auf; ein Rendezvous-Ort ist nur vorhanden; man versteckt sich, findet sich, mißversteht sich und macht sich gegenseitig die heftigsten Vorwürfe. Der arme geängstigte Vater mit seiner Frau und der Bräutigam der dritten Tochter tauchen ebenfalls dabei auf; großes Potpourri und schließlich natürlich die heitere Lösung aller Mißverständnisse und Versöhnung der Paare. Das ist in Kurzem der Sinn des Ganzen, soweit er sich wiedererzählen läßt. Nicht wiedergeben kann ein solcher Bericht leider die reizenden Episoden, die eingeflochten sind: das höchst komische erste Zusammensein eines Brautpaares, welches sich in seinem Benehmen nach einem „Handbuch für das gebildete Weib" richtet, das lustige Junggesellenleben der jungen Männer, die sich mit Galgenhumor über ihre Einsamkeit zu trösten versuchen und schließlich Operetten singen, und so vieles Andere. Das Stück, welches förmlich wimmelt von guten und schlechten Witzen, von komischen Mißverständnissen und Scenen, muß rasch heruntergespielt werden, wenn es wirken soll und lag deshalb bei dem Personal des Residenztheaters in guten Händen.

Es löste mit seiner betäubenden Heiterkeit den Bann des Mißbehagens, welcher während eines vorhergegangenen Einakters, der aus der Feder von Frau Sara Hutzler stammt, sich über das Publikum gebreitet hatte. „Beim Thee" lautet der nichtssagende Titel dieser nichtssagenden Plauderei. Dieselbe ist offenbar dem Bestreben entsprungen, einmal etwas recht Geistreiches auf die Bühne zu bringen, damit die schwerfälligen Berliner endlich einen Begriff von ausländischer Grazie erhielten. Wie es gewöhnlich so geht, ist aus diesem Bestreben etwas recht Dummes entstanden. Ein Mann, der in einer Plauderei mit einer früher geliebten Frau sein, wie er glaubt, schon längst kalt und stumm gewordenes Herz wieder aufleben fühlt, der dabei wie ein Bauer sich benimmt und wie ein Geck schwatzt — das ist er; und sie? Sie läßt Alles geduldig über sich ergehen, sie wartet, bis er in Entzücken geräth über die rothen Reflexe, die eine erleuchtete Ampel auf ihr Haar streut, sie läßt sich loben in allen Einzelheiten ihres Körpers und läßt ihn abermals von der „Röthe" ihres Haares schwärmen, die nicht einmal echt ist — dann endlich redet sie einige Wörtlein, so künstlich geistreich, wie sie nur eine schriftstellernde Dame ersinnen kann. Und dann — abermals sein Entzücken über das rothe Haar! Das Publikum brach schließlich in Hohngelächter aus über diesen dramatischen Dithyrambus auf das rothe Haar, das noch dazu künstlich ist, und athmete erleichtert auf, als der Vorhang sank. Hoffentlich hebt er sich nie wieder für solche Beleuchtungseffekte. O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Sormann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Ein junger

lievländischer Schriftsteller,

Mitarbeiter von Rigaer, Petersburger und deutschen Zeitungen, academisch gebildet, auch des Russischen mächtig, sucht eine Stelle als Redacteur eines deutschen Blattes. Er ist in politischen, literarischen und zumal volkswirthschaftlichen Fragen wohl bewandert und, da er längere Zeit in Moskau gelebt, in russischen Dingen vorzüglich informirt. Günstige Zeugnisse stehen zu Diensten. Ansprüche sehr bescheiden. Eintritt sogleich. Auskunft ertheilt die **Redaction der „Gegenwart".**

Wer seine Kinder an den langen Winterabenden angenehm beschäftigen, sie **ruhig und artig** sehen will, der kaufe einen der berühmten

● Patent-Steinbaukasten. ●

Der Erfolg ist ein **überraschender,** wie jeder bestätigen wird, der gesehen hat, mit welchem Eifer die Kinder **immer und immer wieder mit den farbigen Steinen** bauen. Man hüte sich vor **wertlosen Nachahmungen** und achte auf nebenstehende Fabrikmarke. Reichillustrierte Preislisten mit vielen Gutachten angesehener Pädagogen senden auf Verlangen gratis und franko

F. Ad. Richter & Cie.,
Rudolstadt, Wien, Olten (Schweiz), Rotterdam, London E.C., 1. Railway-Place, Fenchurch-Street.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schiller,** Werke m. Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Hlbfrzbdn. nebst: **Lessing,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. und **Goethe,** Sämmtl. Werke. Vollständigste Ausg. letzter Hand. 55 Bde. zusammen 40 *M.* — **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 *M.* — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske,** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Neu erschienen:

Natur und Sitte.

Zwei Novellen
von
Eugen Löwen.

Eleg. broch. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Verlag von **Bruer & Comp, Berlin** S.W., Anhaltstr. 11.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in den Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Entwickelung.

Eine sozialphilosophische Darstellung
von
Leopold Jacoby.
Zweite Auflage.
I. Theil 2 *M* 50 *Pf.* II. Theil 3 *M.*
Zürich 1886.
Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Im Verlag von **Alphons Dürr** in **Leipzig** erschien soeben:

Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter

von
Karl Lamprecht.

Gr. 8°. 3 Bände in vier Abteilungen. (193 Bogen.)
Mit 18 Karten und 6 Holzschnitten im Text.

Brosch. Preis 80 Mark.

Längst mit lebhaftem Interesse erwartet, bietet das Lamprecht'sche Werk — ein Markstein in der Geschichte der wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen — die erste umfassende quellenmäßige Darstellung unseres mittelalterlichen Wirtschaftslebens. Für den Historiker wie für den Nationalökonomen und Rechtshistoriker von gleicher grundlegender Bedeutung, ist das vielfach neue Resultate der Untersuchung aufweisende Werk, dessen reichen Inhalt der Titel nur unvollkommen andeutet, auch für manche Fragen moderner Wirtschaftspolitik von entscheidender Wichtigkeit.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

Mit 1887 beginnt ihren **zweiten** Jahrgang die

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung der Professoren **Dr. J. Bernstein, Dr. A. v. Koenen, Dr. Victor Meyer, Dr. B. Schwalbe** und anderer Gelehrten herausgegeben von

Dr. W. Sklarek
in Berlin W., Magdeburgerstrasse Nro. 25.

Wöchentlich eine Nummer. Preis pro Quartal 2 *M* 50 *Pf.*
Probenummern gratis und franco.
Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt (Post-Zeitungs-Catalog Nro. 3831) entgegen.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Conrad, H., George Eliot. Ihr Leben und Schaffen dargestellt nach ihren Briefen und Tagebüchern.
Mk. 8.—, geb. 9.—.

Foerster, W., (Director d. kgl. Sternwarte), Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. (Zweite Folge.)
Mk. 6.—, geb. 7.—.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL
FEB

№ 6. Berlin, den 5. Februar 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Im Wahlkampfe. Von Friedrich Boettcher. — Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag. Von Eugen Schwiedland. — **Literatur und Kunst:** Gustav Freytag's Selbstbiographie. — Der hochdeutsche Ganghofer. Von Theophil Zolling. — **Feuilleton:** Die Flucht aus Egypten. Von P. Hann. — **Aus der Hauptstadt:** Aus Schulte's Kunstsalon. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Molbech's „Dante" und die Münchener Hoftheater-Censur. — Inserate.

Im Wahlkampfe.

Von Friedrich Boettcher.

Seit das Deutsche Reich besteht, ist das staatliche Leben unserer Nation nie einer so besorgnißerregenden Krise verfallen wie in diesem Augenblicke. Man wird indeß nicht sagen können, daß dieselbe unerwartet gekommen sei. Das Verhältniß, welches sich in den letzten Jahren zwischen der Reichsregierung und dem Reichstage herausgebildet hat, mußte mit Nothwendigkeit früher oder später zu einem Zusammenstoße führen, wie er jetzt in der Auflösung des Reichstags vorliegt. Fast könnte es Wunder nehmen, daß die Katastrophe nicht längst eingetreten ist. Schon über ein Jahr ist es her, daß der Socialdemokrat Liebknecht in jener traurigen Polendebatte stolz ausrufen durfte: „Wir sind die Majorität!" Damals würden es die Wähler sicherlich verstanden haben, wenn die Regierung sich an sie mit der Aufforderung gewendet hätte: „Befreiet uns von diesem Parlamente!" Die Regierung hat Langmuth geübt. Sie ließ die Opposition gewähren, soweit sie sich auf feindselige Demonstrationen beschränkte, und wartete den Augenblick ab, wo sie unmittelbar ein Lebensinteresse der Nation verletzen würde.

Es lag in dem eigenthümlichen Wesen der bunt zusammengesetzten Opposition, daß dieser Augenblick lange vermieden wurde. Die Führung hatte das ultramontane Centrum. Wie zweifellos auch der spiritus rector desselben dem preußisch-deutschen Staate und damit der Reichsregierung unwandelbar feindlich gesinnt blieb, so mußte doch vielfach der veränderten kirchenpolitischen Lage Rechnung getragen werden. Neben dem Centrum stand die „deutschfreisinnige" Partei. Ihr war die derbe Lection, die sie in den Wahlen von 1884 erhalten hatte, so heftig in die Glieder gefahren, daß sie sich ängstlich hütete, eine Regierungsforderung, welche auf die Zustimmung des Volkes rechnen durfte, scheitern zu machen. So ereignete es sich wiederholt, daß diese beiden Parteien Anfangs auf's Bitterste bekämpften, was sie schließlich, wenn auch unter allerlei Verclausulirungen und mit den widerwärtigsten Manipulationen, zur Annahme brachten. Auch jetzt, bei der Militärvorlage, sollte dies unwürdige Spiel erneuert werden. Hier aber brach der Krug, der so lange zu Wasser gegangen, endlich entzwei.

Die parlamentarische Constellation, die sich gegenüber dem Ablauf des Septennats ergeben würde, war lange vorherzusehen. Man nahm mit Sicherheit an, daß die „Deutschfreisinnigen" sowohl wie das Centrum die Forderung einer abermaligen Festsetzung der Friedenspräsenzstärke des Heeres auf sieben Jahre am letzten Ende mit dem Anerbieten der Bewilligung von drei Jahren beantworten würden, und kein Verständiger verhehlte sich, daß damit die Gefahr eines ernsten Zwiespalts zwischen Regierung und Reichstag heraufbeschworen sein würde. In solchen Betrachtungen erging man sich allgemein im letzten Herbst, als man die Vorlage über das neue Septennat erst im diesjährigen Nachwinter erwarten zu müssen meinte. Die plötzliche Wendung, welche die Angelegenheit unmittelbar vor der Eröffnung des Reichstags nahm, zog dann die Aufmerksamkeit ganz auf die unerwartet hohe Mehrforderung von Mannschaften, die Frage der Zeitdauer trat in den Hintergrund. Anfangs versuchten „Freisinnige" und Centrum sehr entschieden, die Nothwendigkeit dieser Mehrforderung zu bestreiten; der Eindruck der ernsten europäischen Lage aber, welche das Vorgehen der Regierung erkennen ließ, war überall im Lande so mächtig gewesen, daß sie sich schließlich dazu verstehen mußten, die Verstärkung in vollem Umfange zu bewilligen. Mit um so größerem Nachdruck aber versteiften sie sich nunmehr auf die Frist von drei Jahren. Und, da die Regierung unerschütterlich an der siebenjährigen Dauer festhielt, so warfen sie sich in den Ton sittlicher Entrüstung, als ob es sich um eine ganz unerwartete, unerhörte Zumuthung handelte, und riefen in's Land hinaus: „Seht da, wir bewilligen jeden Mann und jeden Groschen, wir begeben uns sogar unseres verfassungsmäßigen Rechtes, die Friedenspräsenz alljährlich festzustellen, auf volle drei Jahre, die Regierung aber weist Alles zurück und verharrt eigensinnig bei ihren sieben Jahren. Auf sie allein also die Verantwortung."

In dieser Darstellung liegt zum mindesten eine höchst unberechtigte Verdunkelung der Streitfrage. Zunächst hat es mit der Bewilligung von jedem Mann und jedem Groschen doch seinen Haken. Eine Vermehrung der Friedenspräsenz um 41,000 Mann bedeutet eine Vermehrung der Kriegsstärke des deutschen Heeres um jährlich 16,000 Mann. Bei Festsetzung der Friedenspäsenzziffer auf sieben Jahre ist die Militärverwaltung also sicher, nach Ablauf dieser Frist eine um 112,000 Mann verstärkte Kriegsarmee zu haben, während sie bei einer Bewilligung auf drei Jahre mit Gewißheit nur auf eine Verstärkung von 48,000 Mann rechnen kann. Das von Centrum und „Freisinnigen" gemachte Anerbieten gibt also der Regierung keineswegs voll und ganz, was dieselbe an Mannschaften verlangt hat. Aber auch davon abgesehen — die Höhe der Friedenspräsenzziffer ist eine rein militärisch-technische Sache. Wird der Nachweis erbracht, daß eine bestimmte Höhe zur Sicherung des Vaterlandes unabweislich

Digitized by Google

nothwendig ist, so ist es einfach Pflicht der Volksvertretung, ihr zuzustimmen. Eines besonderen „Entgegenkommens", einer „Nachgiebigkeit" gegenüber der Regierung wird sich aus diesem Grunde keine Partei berühmen können.

Eine ganz andere Frage ist diejenige, auf welche Zeitdauer die Präsenzziffer in einer bestimmten Höhe festgesetzt werden soll. Das Interesse der Militärverwaltung wird eine möglichst lange Frist sein, um zweckmäßige Organisationen schaffen zu können, ohne dieselben durch etwaige Parlamentsbeschlüsse bedroht zu wissen; und umgekehrt wird die Volksvertretung einen möglichst kurzen Zeitraum wünschen müssen, um immer auf's Neue die Nothwendigkeit der harten Militärlast prüfen und die letztere, wenn irgend thunlich, erleichtern zu können. Hier handelt es sich also recht eigentlich um eine constitutionelle Vertrauens- bez. Machtfrage. Derartige Fragen haben in jedem Lande ihre gefährlichen Seiten; sie haben sie doppelt in einem so jungen Staatswesen wie das Deutsche Reich. Im Bewußtsein ihrer schweren Verantwortung haben deshalb Regierung und Reichstag 1874, nach Ablauf des bis dahin in Geltung gewesenen Provisoriums, das Compromiß des Septennats vereinbart und dasselbe 1880 erneuert. Jetzt hat die Regierung den zweimal abgeschlossenen Pakt abermals in Vorschlag gebracht, der Reichstag aber hat die bisherige Grundlage der Verständigung verlassen. Unter diesen Umständen behaupten, daß es die Regierung sei, welche an dem Zwiespalt zwischen den beiden gesetzgebenden Factoren die Schuld trage, heißt die Wahrheit auf den Kopf stellen.

Es ist erstaunlich, mit welcher Gedankenlosigkeit selbst Leute, die stets zur Regierung zu stehen pflegen, den Gegensatz zwischen Septennat und Triennat wie eine untergeordnete Opportunitätsfrage behandelt haben. Als ob es nie einen preußischen Militärconflict gegeben hätte, als ob die schwere Krise des Frühjahrs 1874 ganz vergessen wäre, hat man wochenlang geradezu harmlos gespielt mit einer Sache, die nothwendig ein verhängnißvolles Zerwürfniß in sich bergen mußte. Die leitenden Geister der Opposition haben diese Anschauung genährt, um desto wirksamer die Miene der gekränkten Unschuld annehmen zu können. In Wahrheit sind sie über den unvermeidlichen Ausgang wohl von vornherein nicht im Zweifel gewesen. Oder sollten die Herren Windthorst und Richter sich wirklich eingebildet haben, daß Fürst Bismarck vor ihnen eine Verbeugung machen und seinen bereits durch eine zwölfjährige Vergangenheit befestigten Standpunkt aufgeben werde? Das hieße sie an ihrer Urtheilsfähigkeit beleidigen. Nein, sie haben gewußt, daß der Weg, den sie eingeschlagen, zum Conflict führen mußte, und, selbst wenn man annehmen will, daß sie den letzteren nicht gewünscht haben, daß sie nur durch die unerbittliche Consequenz ihrer ganzen Stellung in ihn hineingetrieben sind — ihnen allein, und denen die ihnen gefolgt, gehört die Verantwortung.

Die Regierung darf für sich das Anerkenntniß einer weitgehenden Loyalität beanspruchen. Sie hat das Zugeständniß, welches sie ehedem einem Reichstage mit einer sie im Wesentlichen unterstützenden Majorität gemacht, auch einem Parlamente gegenüber nicht zurückgenommen, dessen Mehrheit ihr nur Hindernisse zu schaffen beflissen war. Um so größere Schuld trifft die Opposition. An sich kann aus dem Anspruche der dreijährigen oder auch der einjährigen Feststellung der Friedenspräsenz gewiß Niemandem ein Verbrechen gemacht werden. Aber der praktische Politiker ist nicht frei in der Erhebung theoretischer Postulate; er hat für die Folgen einzustehen. Im vorliegenden Falle liegt eine der Folgen, und zwar eine recht bedauerliche, bereits zu Tage: die Ermunterung unserer auswärtigen Feinde. Ohne Zweifel hat die Opposition diese Wirkung nicht beabsichtigt; höchstens haben die Naiveren in ihrem Kreise vielleicht gehofft, die Regierung werde sich aus Furcht vor einem solchen Eindrucke nachgiebig erweisen. Wie dem aber auch sei — jedenfalls bleibt die Opposition mit dem Scheine behaftet, eine uns drohende Kriegsgefahr benutzen zu wollen, um von der Regierung eine parlamentarische Machterweiterung zu erpressen.

Verhängnißvoller aber, als für unsere Machtstellung nach außen, können die Folgen des Conflicts für unser inneres Staatsleben werden. Bereits jetzt unterhält die oppositionelle Presse ihre Leser von zu erwartenden Anschlägen gegen die Verfassung. Das ist einstweilen nichts als leere Phantasie, und Niemand weist derartige Insinuationen entschiedener zurück als Fürst Bismarck. Aber wenn sich über kurz oder lang doch etwas verwirklichte von den düsteren Prophezeiungen, so würde die Opposition dadurch, daß sie wahr gesagt, sicherlich nicht ihrer Verantwortung ledig werden. Man soll doch nicht vergessen: in erster Linie steht das Leben der Nation, erst in zweiter die constitutionelle Verfassung. Ein Parlament, welches Lebensfragen der Nation zur Förderung seiner Machtansprüche ausbeutet, bringt, wie die realen Verhältnisse in Deutschland liegen, nothwendig den ganzen Parlamentarismus zu Schaden.

Mit unerhörtem Leichtsinn oder noch unerhörterer Verblendung haben diejenigen, welche sich stets als die alleinigen Stützen und Hüter des wahren Constitutionalismus geberden, einen Kampf heraufbeschworen, der in seinem weiteren Fortgange unser junges Verfassungsleben allerdings mit den schwersten Gefahren bedroht. Es gibt nur eine Rettung: die, daß das Volk selbst die Parteigänger einer die heiligsten Interessen des Landes den engherzigsten Herrschaftsgelüsten unterordnenden Fractionspolitik die ganze Wucht seines Zornes fühlen läßt. Die Neuwahlen müssen eine andere Mehrheit in den Reichstag bringen. Zwei Wege können dazu führen. Jene breite Schicht unseres Volksthums, die man gemeinhin als das liberale Bürgerthum bezeichnet, muß endlich einmal voll und ganz brechen mit den Helden jener lächerlichen Afterweisheit, die noch immer thut, als ob man in Deutschland die Phrasen des Systems der Volkssouveränetät oder auch ein paar mißverstandene Sätze des englischen Verfassungsrechtes nur beharrlich zu predigen brauchte, um den alten historischen Gewalten gegenüber gewonnenes Spiel zu haben. Und diejenigen unserer Mitbürger, welche bisher als gläubige Katholiken den Heerbann des Centrums verstärkt haben, müssen erkennen, daß den wahren Interessen ihrer Kirche niemals mit den Intriguen einer reichsfeindlich-welfischen Politik gedient werden kann. Erst dann ist die Möglichkeit für die Gesundung unseres politischen Lebens, insbesondere unseres parlamentarischen Parteiwesens gegeben.

Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag.

Von Eugen Schwiedland.

Es ist wie eine Ironie der Geschichte, daß die Grundsätze der herrschenden englischen Volkswirthschaftslehre eine vollständige — wenn auch eine unrichtige — theoretische Begründung der Forderungen der socialistischen Massen ergeben und daß zwischen den praktischen wirthschaftlichen Zielen der individualistischen Manchesterschule und jenen der Socialisten doch der ganze Unterschied von unbeschränkter Erwerbsfreiheit und Staatssocialismus liegt. Obwohl nun die englische Werththeorie und das (eigentlich von Ricardo herstammende) „eherne Lohngesetz" Lassalle's nicht richtig sind, so ist damit die „sociale Frage" noch nicht aus der Welt geschafft, denn die Welt wird nicht durch theoretische Erörterungen, sondern von Macht bewegt — wenn auch die meisten Menschen bestrebt sind, ihren Ansprüchen eine theoretische Begründung zu verleihen!

Ein Blick in die Thatsachen des realen Lebens läßt die Auffassung des Werthes als „krystallisirte Arbeit" als eine petitio principii erkennen, denn obgleich in der großen Regel auf solche Dinge Arbeit verwendet wird, die nach ihrer Bearbeitung eine Wertherhöhung zeigen, so sind doch nicht jene Dinge die werthvollsten, welche die meiste Arbeit gekostet haben! Die Arbeit hat an sich noch keine schlechthin wertherhöhende Rolle und kann ganz steril sein. Mit Hinblick auf die gekennzeichnete Auffassung des Werthes wird man aber den Anspruch der Socialisten: es möge an Stelle des Arbeitslohnes

Digitized by Google

als Vergeltung der Arbeit der Arbeitsertrag treten, es möge dem Arbeiter der volle Ertrag seiner Arbeit gewährleistet werden, in ihrem Sinne richtig als einen Anspruch auf das ganze Product verstehen.

Wir glauben, daß sich die heutige rechtsphilosophische Ueberzeugung der Massen gegen die Verwirklichung dieses richtig also interpretirten „Rechts auf den vollen Arbeitsertrag" auflehnen wird. Es hat jedoch die Socialisten zu Anhängern und an seiner theoretischen Ausbildung haben viele rechtsphilosophisch und wirthschaftstheoretisch geschulte Männer gebaut.

Anton Menger, Professor der Rechte an der Wiener Universität, hat in einem, jedem Gebildeten leicht zugänglichen Werke, dessen erste Auflage — ein für eine wissenschaftliche Schrift in deutschen Landen unerhörter Erfolg — in sechs Wochen so gut wie vergriffen wurde*), die literarische Geschichte und gründliche Erörterung dieses socialistischen Postulats gegeben. Verfasser ist von der Reformbedürftigkeit unserer wirthschaftlichen Zustände tief überzeugt und hält es für einen groben Mangel der heutigen Rechtsphilosophie, daß sie, bloß der heutigen bürgerlichen Auffassung folgend, die Bestrebungen der Socialisten noch nicht juristisch formulirt und in ein Rechtssystem gebracht hat. Die Bedeutung der Arbeit die er gethan und deren erstes Fragment wir im vorliegenden Werke empfangen, besteht darin, daß sie die laut werdenden Forderungen des vierten Standes klärt und sie der herrschenden Klasse der Gesellschaft nahe zu legen versucht. Hierdurch trägt der Verfasser in seiner Weise zu einer dereinstigen friedlichen Lösung der socialen Frage und zu einer allmählichen Reform der socialen Zustände das seinige bei.

Gleichwie sich die letzten Ziele der großen politischen Bewegungen der letzten Jahrhunderte in die rechtsphilosophischen Postulate der „politischen Grundrechte" krystallisirten, so klärt Menger die letzten Ziele des Socialismus durch eine klare Formulirung zu ökonomischen Grundrechten ab. Sie heißen: das Recht auf Existenz, mit seiner Modification: das Recht auf Arbeit, und: das Recht auf den vollen Arbeitsertrag. Präcisiren wir diese Rechte näher:

Das Recht auf Existenz steht jedem Weltbürger zu, allein dem Arbeitsfähigen nur gegen Leistung von Arbeit, und gewährt einen directen Anspruch auf Befriedigung der Existenzbedürfnisse gegen die staatlichen Verbände (Land, Kreis, Gemeinde ꝛc.). Das heute oft genannte Recht auf Arbeit — auf ganz kurze Zeit schon während der französischen Revolution von 1848 durch Errichtung von Nationalwerkstätten verwirklicht und neuestens durch den Fürsten Bismarck in seiner Reichstagsrede vom 9. Mai 1884 anerkannt — kann gegen den Staat nur subsidär, das ist nur dann geltend gemacht werden, wenn feststeht, daß der Berechtigte von einem Privatunternehmer Arbeit nicht erlangen konnte. — Das Recht auf Existenz beruht, wie A. Menger richtig bemerkt, auf einem Gefühl der Nächstenliebe und der Brüderlichkeit. Es würde auch die Gütervertheilung ganz anders regeln, als wie sie sich heute regelt. Das Recht auf Arbeit ist ein auf unsere bestehende Güterordnung zu pfropfendes Reis. — Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag, das wir schon eingangs formulirt haben, würde die jetzige ökonomische Ordnung ebenfalls umstoßen. Es beruht, wie Menger sagt, im Gegensatz zum Recht auf Existenz, auf dem menschlichen Eigennutz „und zwar in einem höheren Grade, als die heutige Rechtsordnung; denn dort arbeitet Jeder nur für sich selbst, hier aber theils für sich, theils für das arbeitslose Einkommen" (von Kapitalisten und Grundbesitzern).

Die Unausführbarkeit dieses letzteren Anspruches auf den vollen Ertrag, mit welchem sich das vorliegende Buch nun eingehend befaßt, trachtet es zugleich mit voller Objectivität zu erweisen. Wir wollen und können auf die sehr interessante und zum ersten Male quellenmäßig und in einer der Wissenschaft zur Ehre gereichenden Weise bearbeiteten Geschichte des „Rechts auf den vollen Arbeitsertrag" hier nicht eingehen, sondern nur bemerken, daß die literarhistorischen Enthüllungen des Buches in jeder Geschichte der Nationalökonomie ihren gebührenden Platz finden werden. Vielleicht würde sich Verfasser noch veranlaßt finden, den Einfluß darzustellen, welchen die Väter des in Frage stehenden Rechts auf die socialistisch gestimmten Massen, direct und indirect, geübt haben? Die Ergänzung der ausgezeichneten Literaturgeschichte Menger's in diesem politisch-historischen Sinne wäre ungemein interessant.

Zwei Beobachtungen des Verfassers kennzeichnen die menschliche Natur so treu, daß wir sie als Uebergang zum Folgenden wiedergeben wollen. Einmal, daß die politischen und religiösen Parteien neben ihren idealen Interessen auch wirthschaftliche Zwecke verfolgen und vom arbeitslosen Einkommen (aus Capital und Grundbesitz) so viel als möglich der Gegenpartei abzunehmen und sich selbst zuzuwenden trachten. „Daher die auf den ersten Blick befremdende Erscheinung, daß zahlreiche neuere Socialschriftsteller, welche im Dienste von politischen und religiösen Parteien stehen, die ihren Parteigenossen zufließenden Arten des arbeitslosen Einkommens auf's Nachdrücklichste vertheidigen, alle übrigen Formen derselben aber mit der größten Heftigkeit als empörende Ungerechtigkeit angreifen" (S. 121). Sodann bemerkt er, daß diejenigen Rechte angegriffen werden, welche nicht von der gehörigen Macht unterstützt sind. Die Vorschläge zur ökonomischen Verbesserung der gesellschaftlichen Lage sind auch demgemäß vom reinsten Classeninteresse dictirt. In Deutschland, wo der kleine und mittlere Grundbesitz gut vertheilt ist, richten sich die Angriffe des Socialismus gegen das mobile Capital, das ist, gegen den Darlehnszins. Da dieser „fast ausschließlich von der liberalen städtischen Bevölkerung bezogen wird, während die conservative Landbevölkerung ihr arbeitsloses Einkommen hauptsächlich in der Form von Grundrente (des reinen Einkommens aus Grund und Boden) empfängt," liegt hier nur der historische Gegensatz zwischen dem Interesse des Grundbesitzers und jenem des Geldcapitalisten vor, der in Deutschland und Oesterreich mit dem politischen Gegensatz der liberalen und der kirchlich-conservativen Parteien fast identisch ist. In England, wo das mobile Capital so mächtig ist, kehrt der Socialismus, soweit er urwüchsig ist, seine Angriffe gegen den Grundbesitz. Hier wird die Grundrente angegriffen. Der einheimische englische Socialismus ist jedoch zu sehr durch den deutschen Socialismus beeinflußt, als daß er die einseitige Richtung einer Bewegung zur Verstaatlichung von Grund und Boden allein befolgen würde und stellt sich auf den einzig logischen Standpunkt der gleichen Behandlung von Grund- und Capitaleigenthum. Er denkt dabei aber nicht an eine Ablösung des Grundbesitzes, sondern will — sowohl den Boden, als auch das Capital verstaatlichen. Somit ist das Recht auf den vollen Ertrag klar auf ein Recht auf freie Benutzung der äußeren Productionsfactoren zum Zwecke der Arbeit, als welches es sich eigentlich darstellt, zurückgeführt.

Unter der Herrschaft des heutigen Privateigenthums mit Sondernutzung des Eigenthums ist die Forderung des Arbeiters auf das ganze Product schlechthin undurchführbar. Die gesetzliche Machtstellung der Grund- und Capitaleigenthümer steht diesem Anspruch entgegen. Würde diese in Folge dessen aufgehoben, so gäbe es nach Menger nur: entweder die Einführung eines gemeinsamen Eigenthums der Gemeinde mit Sondernutzung der jeweiligen Gemeindemitglieder, wie dies heute noch in der russischen Dorfgemeinde, dem Mir, besteht, oder ein gemeinsames Eigenthum, mit gemeinsamer Nutzung verbunden. Doch im ersteren Falle würde zwar innerhalb der Gemeinschaft (Gemeinde, Arbeiterassociation) das arbeitslose Einkommen verschwinden, aber die „Socialisirung der Gesellschaft" würde sich nur auf die Güterproduction innerhalb jenes Verbandes erstrecken. Die Güte des der einen Gemeinde zugewiesenen Bodens würde den größeren oder geringeren Reichthum derselben anderen gegenüber bestimmen. Die eine Gemeinde würde Capital ansammeln in verschiedenen Werkzeugen der Production, die andere Grundrente aus dem besseren Grund und Boden beziehen; es würde bei den Pro-

*) Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag in geschichtlicher Darstellung von Dr. Anton Menger, ord. Professor der Rechte an der Wiener Universität. Stuttgart, J. G. Cotta.

Digitized by Google

ductivassociationen an Stelle des individuellen Eigenthums das Corporationseigenthum treten. „Wenn man nicht von der utopistischen Voraussetzung ausgeht, daß die Arbeiterassociationen sich ausschließlich von dem Gefühl der Brüderlichkeit leiten lassen werden, so muß man im Gegentheil annehmen, daß die einheitlich organisirten Berufsgemeinschaften (namentlich jene, welche, wie die Landwirthschaft, unentbehrliche Lebensbedürfnisse erzeugen) Kraft ihrer Machtstellung aus der Gesammtheit noch mehr arbeitsloses Einkommen erpressen würden, als heute den einzelnen Individuen auf dem offenen Markte möglich ist", sagt Menger. Die Individualwirthschaften der einzelnen Mitglieder, mit dem Austausch zwischen ihnen in den Formen des heutigen Privatrechts, müßten bestehen bleiben. Die Bodenbenutzung gemeinsamer Art, wie sie im Mir erfolgt, gereicht, wie mir russische Quellen berichten, weder zum Vortheil der Landwirthschaft, noch der Wirthschaft des jeweilig Berechtigten, der auf den Boden, welcher im nächsten Jahr vielleicht seinem Nachbar gehören wird, ebensowenig etwas aufzuwenden geneigt ist, als die Gemeinde, und, wenn er in Folge dessen einmal kaum mehr als die Aussaat erntet, sein Recht auf Ackerbenützung der Gemeinde ꝛc. in der Regel zurückwirft und in die Stadt geht als Tagelöhner.

Das andere Princip des gemeinsamen Eigenthums mit der gemeinsamen Nutzung ist in den communistischen Gemeinden Nordamerikas annähernd durchgeführt. Allein selbst da wäre die Durchführung des Rechts auf den vollen Ertrag mit solchen Schwierigkeiten verbunden, daß das Recht auf Existenz mit seiner ganzen Subjectivität als Grundlage der Gütervertheilung noch vorzuziehen wäre. Menger führt die Beweise dafür in großer Zahl an; wir können hier nur auf das Werk, das wir hiermit angezeigt haben und das eines der bedeutsamsten Bücher ist, welche über die sociale Frage geschrieben wurden, selbst verweisen. Wir erwarten die Beendigung von Menger's gründlich und gewissenhaft aufgebauten, übersichtlichen Rechtssystem des Socialismus mit der Spannung, welche es nach dem vorliegenden Buche über „das Recht auf den vollen Arbeitsertrag" mit Fug verdient.

Literatur und Kunst.

Gustav Freytag's Selbstbiographie.

Der letzte 13. Juli, der siebzigste Geburtstag Gustav Freytag's, ist von dem deutschen Volk nur in aller Stille mitgefeiert worden, denn der Jubilar hatte in seinem reizenden Offenen Briefe an die Kölnische Zeitung sich jede laute Ovation verbeten. Er wollte nicht stürmisch gefeiert, nicht beschenkt werden, aber nun kommt er selbst mit einem köstlichen Angebinde, womit er seiner Nation sein Bestes bietet: mit einer Gesammt-Ausgabe seiner Werke.*) Sie soll in neuer, billiger Form nicht nur jene Schriften enthalten, welche längst das köstliche Eigen unseres Volkes bilden und unsere Liebe zu dem Dichter begründen, sondern auch eine Auswahl seiner ziemlich unbekannt gebliebenen Gedichte und seiner politischen und literarischen Aufsätze, sowie endlich als werthvollste neue Gabe seine Selbstbiographie. Die soeben ausgegebene achte Lieferung enthält den zweiten Theil, den Schluß dieser „Erinnerungen aus meinem Leben".

Es ist ein merkwürdiges, geradezu einziges Buch, die werthvollste literarische Veröffentlichung der letzten Jahre. Von einem Gustav Freitag erwartet man keine cokette Selbstbespiegelung. Er selbst entschuldigt sich fast an einer anderen Stelle: „Wenn man sich noch so bescheiden und ehrlich geberdet, immer setzt man sich auf das Präsentirbrett." Der Leser ist anderer Meinung. Es sind schlichte, gediegene Aufzeichnungen über seinen Entwickelungsgang, es ist ein feinsinniger Rechenschaftsbericht über die Summe seines Lebens, knapp und zurückhaltend, gesinnungstüchtig und tief, wahr, tapfer und gediegen, ein Spiegel seines Wesens. Nicht nur bei der Betrachtung seines jugendlichen Strebens, auch dem Tagewerk der letzten Jahrzehnte gegenüber weiß er jene überlegene Ruhe und Objectivität walten zu lassen, die das Kennzeichen eines adeligen Gemüths und philosophischen Kopfes ist. Er arbeitet wacker seinen künftigen Biographen vor und liefert ihnen ein an Treue und Güte unvergleichlich werthvolles Material. Und ein Kunstwerk obendrein. Alles in einer Form, die an die schlichte Klarheit und Objectivität der Goethe'schen Prosa der besten Zeit gemahnt, plastisch, anschaulich, anmuthig und fast ohne jede Manier. Stimmungsvoll hebt gleich die bedeutsame Einleitung an:

„Was hier einer Sammlung meiner Schriften vorangestellt wird, ist keine farbenreiche Schilderung ungewöhnlicher Erlebnisse, sondern einfacher Bericht über meine Jugend und über Erfahrungen, welche meinen Arbeiten Inhalt und Farbe gegeben haben. Gewinne ich dafür den Antheil des Lesers, so würde gerade der Umstand dazu helfen, daß, was hier erzählt wird, in der Hauptsache dem Leben und Bildungsgang von vielen Tausenden meiner Zeitgenossen sehr ähnlich sieht. Es ist das Heraufwachsen eines Einzelnen in den Jahren von den Freiheitskriegen bis zur Gründung des deutschen Reiches. Jeder, dem in dieser Zeit vergönnt war, sich thätig zu regen, hat den Vortheil, daß in seinem Leben etwas von dem fröhlichen Wirken einer aufsteigenden Volkskraft erkennbar ist... Daß es für mich leicht wurde, in den Kämpfen meiner Zeit auf der Seite zu stehen, welcher die größten Erfolge zufielen, das verdanke ich nicht mir selbst, sondern der Fügung, daß ich als Preuße, als Protestant und als Schlesier unweit der polnischen Grenze geboren bin. Als Kind der Grenze lernte ich früh mein deutsches Wesen im Gegensatze zu fremdem Volksthum lieben, als Protestant gewann ich schneller und ohne leidvolles Ringen den Zugang zu freier Wissenschaft, als Preuße wuchs ich in einem Staate auf, in dem die Hingabe des Einzelnen an das Vaterland selbstverständlich war."

Dann untersucht er, was ihm als Förderung und Beschränkung durch seine Eltern und Vorfahren zu Theil geworden, denn „viele Erfolge sind uns nur möglich geworden durch die Gabe, welche aus dem Leben unserer Eltern auf uns übergegangen ist und durch Anderes, was ältere Vergangenheit der Familie uns vorbereitet hat." Der Leser erkennt hier unschwer jene Anschauungen wieder, denen wir die Romanreihe „Die Ahnen" verdanken. Namentlich betont der Dichter mit Nachdruck die echte Deutschheit seines Geschlechtes, die bekanntlich von einigen slavischen Heißspornen angefochten worden ist. Diese sonderbaren Schwärmer, die bekanntlich auch Haydn als echtesten Croaten und Lessing als untrüglichen Wenden für ihr Schriftthum anectiren wollten, behaupteten ohne weiteres, daß Freytag ein Pole sei, weil einer seiner Altvordern seinen Namen einst in's Polnische übersetzt und sich „Piontek" genannt haben soll. Unser Dichter ignorirt mit Recht diese albernen Revendications, weist aber dafür mit Nachdruck die unverfälschte Deutschheit seines Geschlechtes bis in's 16. Jahrhundert nach. „Die Vorfahren", führt er aus, „hielten unter slavischem Volk auf die deutsche Art, wie man aus den Namen ihrer Frauen schließen darf, die bis zu dem meiner Mutter sämmtlich deutsch sind. Als Johann Freytag um 1650 eine Anna Wütherich — althochdeusch Wuotanarich — heirathete, da wurden auf einem Bauernhofe die Namen unserer beiden großen Heidengötter Frija und Wuotan nach den Schrecken des dreißigjährigen Krieges zu christlicher Ehe verbunden ..." Prächtig sind die seinen Kinderjahren, seiner Knaben- und Schulzeit gewidmeten Capitel. Es folgen sich sonnige Genrebilder aus der Kinderstube, aus Hof und Garten; liebevoll ausgeführte Porträts seiner Eltern, seines Bruders, seines Oheims, des Pastors Neugebauer; interessante Bemerkungen über seine erste Lectüre, seinen ersten Roman, der natürlich eine Robinsonade war, und seinen ersten theatralischen Eindruck. Namentlich ein Schauerstück „Die Waise von Gent", in dem ein verruchter Bösewicht mit seinem Dolche ein hilfloses Mädchen bis zum Schlusse verfolgt, erregte in ihm ein Entsetzen, das er noch heute nach-

*) Leipzig, S. Hirzel. 22 Bde. oder 48 Lieferungen.

Digitized by Google

fühlt, und einen Abscheu gegen die Quälerei Unschuldiger in den Darstellungen der Kunst. „Dieser Abscheu vor dem Häßlichen, d. h. vor Wirkungen, welche beängstigen und quälen ohne zu erheben, ist mir durch das ganze Leben geblieben und hat mich später gegen alle Poesie der französischen Romantiker verhärtet."

Als der dreizehnjährige Knabe das Gymnasium zu Oels bezog, wo er bei seinem hochgebildeten Onkel Carl Freytag wohnte, wurde ihm das Lernen leicht, doch blieb er darin selbstwählerisch und eigenwillig. Dann kam die Lesewuth. Er vertiefte sich in Walter Scott, Cooper, die ihm noch heute Hausfreunde geblieben sind, mit denen er oft verkehrt, und erst allmählich und spät wirkte die Poesie unserer großen Dichter auf ihn ein. Er lernte Schiller's Dramen aber erst würdigen, als ihm Shakespeare nicht mehr fremd war, und „die edle Schönheit der lyrischen Poesie Goethe's aber gar erst als Mann." Zu Ostern 1835 bezog er die Universität Breslau. Er und seine Lehrer waren der Meinung, daß er auf den gebahnten Wegen der classischen Philologie fortgehen würde. Plato, „dieser schöne Mann der griechischen Philosophie", langweilte ihn sehr ausgiebig, dafür wurde er durch Hoffmann von Fallersleben in das weite Gebiet der germanischen Alterthümer und „in die Werkstatt eines echten Lyrikers" eingeführt. So machte er denn auch Gelegenheitsgedichte, doch war „dergleichen Gewöhnung an Schulmeisterverse und gereimte Prosa innigem lyrischem Schaffen gar nicht günstig, weil die Seele sich an das vorschnelle und phrasenhafte Ausgeben gewöhnt." Im Herbst 1836 ging er nach Berlin, wo er unter Lachmann's Aegide promovirte; seine Dissertation über die Anfänge des deutschen Drama's fiel gut aus, doch bei der mündlichen Prüfung gewann er „nur gerade das Lob, welches erforderlich war, um zu den Ehren eines Doctors befördert zu werden." Nach Kreuzburg zurückgekehrt, konnte der junge Doctor sich nicht enthalten, ein in Berlin ausgedachtes mittelalterliches Ritterstück zu beenden: „Die Sühne der Falkensteiner," in Prosa, gefühlvoll, „trotz der Beschäftigung mit Shakespeare und dem Theater noch ganz in epische Fäden eingesponnen." Eine lateinische Dissertation über die Dichterin Hrosvitha verschaffte ihm die venia legendi für Sprache und Literatur an der Universität Breslau. Ehe er jedoch die „hoffnungsreiche Stellung eines Privatdocenten" antreten konnte, mußte er seiner Militärpflicht genügen. Das Recht auf das Freiwilligenjahr wurde ihm aus einem formellen Grunde abgestritten, der Docent als Gemeiner auf drei Jahre assentirt und in der Folge solchen Plackereien ausgesetzt, daß er einem hitzigen Nervenfieber beinahe erlag. „Mein altes Preußen hat mich auch nicht mit Sammetpfötchen angefaßt," bemerkt der Dichter mild. Doch konnte er schon vom Sommersemester 1839 ab sich seiner Docentenschaft widmen, die er übrigens bald wieder aufgab, und daneben debütirte er als lyrischer Dichter. Die Gesammelten Werke bringen eine Auswahl aus der 1845 unter dem Titel: „Aus Breslau" erschienenen Gedichtsammlung. Die beste Kritik darüber schreibt jetzt der Verfasser der „Erinnerungen". Er sei kein lyrischer Dichter. „Wenn mich etwas wirklich bewegte, so tönten in mir der Stimmung entsprechend stundenlang Worte und Noten irgend eines alten Volksliedes, und ich hatte nur selten das Herzensbedürfniß, dafür eigenen Ausdruck zu finden. Was mich zur Darstellung lockte, war fast immer eine Situation, in der ich eine andere Persönlichkeit empfand, die poetische Erzählung." Da haben wir also schon den Dramatiker und Epiker in nuce. Freytag berichtet von einigen unbekannt gebliebenen dramatischen Arbeiten, einem Festspiele, einer Oper „Russen und Tscherkessen", worin sich die Liebenden zuletzt selbst in die Luft sprengen; einer politischen Posse „Dornröschen" und einem Drama „Der Gelehrte", dessen erster und einziger Act im 1. Bande der dramatischen Werke steht, einem modernen Versuch im Bühnenjambus. Dann folgt sein Lustspiel: „Kunz von der Rosen oder die Brautfahrt," zu welchem ihm Fugger's Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich den Stoff gab.

„Das Stück wurde 1841 im Sommer zu Breslau geschrieben, mit großer Wärme und Freude und sehr ungenügender Kenntniß der Bühne. Es war gerade fertig, als mir in der Zeitung eine Bekanntmachung der Hoftheater-Intendanz zu Berlin in die Hände fiel, worin diese einen Preis für ein Lustspiel höheren Stils aus der Gegenwart ausschrieb. Es war am Ende des Jahres, kurz vor dem Schlußtage der Ablieferung. Ich dachte, wie junge Autoren in solchem Falle zu denken pflegen: unleugbar stammt die Handlung der „Brautfahrt" nicht aus der Gegenwart, und den Preis wird man ihr wohl nicht zutheilen; aber wenn sie eingesendet wird, so hat sie Aussicht auf baldige Beurtheilung, und man kann immerhin nicht wissen, was geschieht. Schnell wurde das Stück abgeschrieben und nach Vorschrift ohne Namen des Verfassers eingesendet mit dem Motto aus Bürger's Leonore: »Weit ritt ich her von Böhmen, ich habe spat mich aufgemacht«. Der Winter kam, neue Frühlingsknospen standen an den Bäumen, und ich dachte nicht allzu oft an das eingesendete Stück. Da fand ich Ende März 1842 in einer Berliner Zeitung wieder eine Bekanntmachung der Intendanz, sie habe, statt einen ersten und zweiten Preis zu ertheilen, vorgezogen, vier Stücke mit gleichem Preise zu bedenken. Dazu die vier Kennzeichen, welche durch die Verfasser eingesendet waren, und das letzte war das meine. Sehr, sehr angenehm. Natürlich beeilte ich mich, die Intendanz von meiner Persönlichkeit in Kenntniß zu setzen, und erlebte die hoffnungsreichen Monate eines jungen Dichters, dessen Stück zur Aufführung angenommen ist. Ich ließ jetzt das Lustspiel als Manuscript drucken, versendete es an die größeren Theater, liniirte Bogen und legte ein Heft an mit der Aufschrift: »Acta der Brautfahrt«, worin ich die Correspondenz und die zu hoffenden Einnahmen zusammentragen wollte. Das Stück wurde, so viel mir bekannt geworden, in der nächsten Folgezeit auf zwölf Theatern aufgeführt ... Auch wo die erste Darstellung wohlwollend aufgenommen wurde, wie in Cassel, vermochte sich das Lustspiel auf die Länge nicht zu behaupten ... Es lag länger als ein Drittel-Jahrhundert sicher vor Wind und Wetter der Aufführungen in dem stillen Hafen der Bücherdramen abgetakelt, da schrieb im Jahre 1881 Dingelstedt aus Wien, er beabsichtige, das Stück bei der Vermählung des Kronprinzen Rudolf aufzuführen, und ersuche um scenische Einrichtung zu diesem vornehmen Zwecke. Ich sprach gegen seine Absicht alle naheliegenden Bedenken aus und überließ ihm, wenn er dennoch die Aufführung unternehmen wolle, das Stück nach den Bedürfnissen seines Publicums und der festlichen Veranlassung selbst einzurichten. Das that er, bereits erkrankt — es war wohl seine letzte größere Regie-Arbeit — und Dank der Veranlassung, der glänzenden Ausstattung und der freundlichen Hingabe seiner Schauspieler, erreichte das Stück einen anständigen Erfolg, und der Autor machte die Erfahrung, daß man Unglaubliches erlebt, wenn man nicht vorher stirbt."

Viel besser ging es unserem Dichter mit seinem nächsten Stücke, dem 1846 zu Breslau geschriebenen Schauspiele: „Die Valentine", das seinen Ruhm als Dramatiker eigentlich begründete.

„Es ging mir dabei, wie bei allen meinen späteren Arbeiten von freier Erfindung; langsam kam mir die Wärme für den Stoff, deren ich bedarf, um überhaupt schreiben zu können. Sobald aber die Hauptcharaktere und die Situationen feststanden, ließ mich die Arbeit nicht los und die Ausführung war wieder eine Zeit stiller Freude und gehobener Stimmung. Das Schauspiel zeigt deutlich den Geschmack jener Jahre und ein wenig auch die Einwirkung der französischen Komödie. Für jeden Helden, den der Dichter ersann, war es damals wünschenswerth, sich in der Fremde gerührt zu haben. Das kleinstaatliche Wesen der deutschen Heimath, die engen Verhältnisse und unsere alte Spießbürgerei wurden mit großer Verachtung verurtheilt. Aber, was bedenklicher war, in der Sehnsucht nach größerer Freiheit wurde auch die herkömmliche Auffassung von Sitte und Sittlichkeit mit kritischem Blicke betrachtet und oft zu niedrig geschätzt. In der »Valentine« verräth der freie Held Georg am auffälligsten die Unfreiheit des Dichters.

1847 siedelte Freytag ganz nach Dresden über, heirathete und stand mitten im geselligen Verkehr. Auch Richard Wagner wurde ihm damals in einer größeren Gesellschaft vorgestellt.

„Dieser erzählte bei einem Begegnen im Herbste 1848, daß ihn die Idee zu einer großen Oper beschäftige, die in der germanischen Götterwelt spielen solle; der Inhalt aus der nordischen Heldensage stand ihm noch nicht fest, aber was ihn für die Idee begeisterte, war ein Chor der Walküren, die auf ihren Rossen durch die Luft reiten. Diese Wirkung schilderte er mit großem Feuer. »Warum wollen Sie die armen Mädchen an Stricke

Digitized by Google

hängen, sie werden Ihnen in der Höhe vor Angst schlecht singen?« Aber das Schweben in der Luft und der Gesang aus der Höhe war für ihn gerade das Lockende, was ihm die Stoffe aus dieser Götterwelt zuerst vertraulich machte. Nun ist für einen Schaffenden nichts so charakteristisch, als das Ei, aus welchem sein Vogel herausfliegt. Die Freude an unerhörten Decorations-Wirkungen ist mir immer als der Grundzug und als das stille »Leitmotiv« seines Schaffens erschienen."

In Dresden entstand auch das Schauspiel „Graf Waldemar." An dieser Stelle wurde unlängst (in Nr. 43) ein bisher noch unbekannter Brief an Ludwig Tieck, dessen Bekanntschaft Freytag 1847 in Dresden gemacht, abgedruckt, worin der Dichter den Kritiker wegen der Pistolenscene des Stückes um Rath fragte. Es wird nicht unwillkommen sein, aus den „Erinnerungen" nachzutragen, daß jene gewagte Schlußscene auf Drängen der Schauspielerin Unzelmann „mit Recht" abgeändert wurde. Sollte hier nicht eine Verwechslung mit Tieck vorliegen? Dieser war übrigens gegen den jungen Freund von anmuthiger Herzlichkeit und studirte sogar die Rolle der Georgine mit der schönen, aber geistlosen Schauspielerin Viereck ein. „Auch die persönliche Bekanntschaft that mir wohl, die wunderbar leuchtenden Augen in dem ausdrucksvollen Haupte, welches wie ermüdet über die zusammengedrückte Gestalt neigte, und die milde, feine Weise, in welcher er sprach und zu fragen wußte."

Um diese Zeit trat die leidige Politik in Freytag's Leben, und der Dramatiker wurde zum Journalisten. Was das Jahr 1848 für Aufgaben stellte, schien ihm größer, als alle Eroberungen auf der Bühne. Eine Aufforderung Heinrich Laube's, sich durch einen böhmischen Wahlkreis in die Frankfurter Nationalversammlung wählen zu lassen, lehnte er zwar ab, denn er hielt eine Volksvertretung, in welcher Oesterreich mit seinem ganzen Bundesgebiet lagerte, nicht für die Stätte, auf welcher die Entscheidung über die deutsche Zukunft getroffen werden könnte. Da machte er eines Tages die Bekanntschaft von Julian Schmidt, eines „kleinen Herren, dem hübsche blonde Locken ein rundliches rosiges Kindergesicht einfaßten;" und es ergab sich eine solche Uebereinstimmung in den Ansichten, nicht nur über Preußen und die deutsche Unordnung, auch über verkehrte literarische Richtungen der Zeit, daß die Freunde zusammen die Redaction des „Grenzboten" übernahmen. „Das Arbeitsgebiet war nicht fest vertheilt, doch besorgte Julian in der Regel die deutschen Artikel, ich die österreichischen und das Ausland, er außerdem fast die ganze Literatur und Kunst, mit Ausnahme des Theaters." Später wechselten sie in der Redaction halbjährig ab, wodurch jeder von Beiden durch ein halbes Jahr Muße zu größeren Arbeiten erhielt. Im Sommer pflegte unser Dichter regelmäßig in Siebleben bei Gotha zu weilen, wo er das Minister Frankenberg'sche Haus erworben hatte, in welchem Carl August von Weimar, Goethe und Voigt auf ihren Fahrten nach Eisenach zu rasten pflegten. Hier entstand in den drei Sommermonaten das beste deutsche Lustspiel. „Ich war unter das Völklein der Journalisten gerathen und trug im Herzen die Bilder vieler närrischer Käuze, die ich kennen gelernt. Da machte es sich wie von selbst, daß ich dies Stück Welt, in welchem ich mit Behagen verkehrte, für mein altes Handwerk in Anspruch nahm."

„Die Journalisten" wurden geschrieben, bevor die unglückliche Erfindung eines Zwischenvorhangs die Acte, welche Scenenwechsel haben, auseinanderriß. Deshalb ist im zweiten und vierten Act die Verwandlung nicht vermieden. Als einige Zeit darauf Eduard Devrient von einer Sitzung der Bühnenvorstände nach Siebleben kam und zufrieden mittheilte, es sei beschlossen worden, den Scenenwechsel innerhalb der Acte durch Herablassen eines Zwischenvorhangs zu decken, damit das widerwärtige Umstellen der Coulissen und Möbel den Augen der Zuschauer entzogen werde, da war der befreundete Mann betroffen, als ihm entgegengehalten wurde, daß man den Teufel austreiben wolle durch den Obersten der Teufel. Denn der Zusammenhang der Stücke wurde durch die neue Erfindung in ganz neuer Weise zerrissen, die Regisseure konnten sich seitdem nicht versagen, durch reichlichere Ausstattung mit allerlei Kram und unwesentlichem Beiwerk die einzelnen Scenen zu verzieren, Stücke mit häufigem Scenenwechsel von Shakespeare, Heinrich von Kleist und Anderen wurden in eine Reihe von Situationsbildern aufgelöst, und das ist ein sehr ernster Uebelstand für die künstlerische Gesammtwirkung dieser Stücke geworden. Wollte man den unleugbaren Uebelstand des Scenenwechsels bei offener Bühne mindern, so mußte man die vervollkommnete Technik unserer Bühneneinrichtungen gerade hier in Anwendung bringen, wo sie noth that, um den Wechsel durch Maschinerie, Versenkungen u. s. w. so schnell als möglich zu bewirken, immer aber mußte die Ausstattung der Scene mit Versetzstücken und Möbeln auf das Nöthigste beschränkt bleiben. Das Publikum freilich gibt sich gern der Betrachtung eines wohlgefälligen Theaterbildes hin, auch dem Schauspieler fördert vielleicht schmuckvolle Einrichtung einmal die gute Stimmung und kleine Kunstwirkungen. Aber Beides ist unwesentlich gegenüber der Gefahr, daß die Nebendinge zu einer Hauptsache werden. Wir haben seitdem erlebt, wie das Streben nach historischer Treue, stilvoller Einrichtung der Scenen, nach Beleuchtungseffecten, zeitgemäßem Costüm und Geräth sich ausgebreitet hat. Für die ernste Kunst ist das kein Vortheil. Alle guten dramatischen Wirkungen eines Stückes können vollständig zur Geltung kommen und würden in manchen Fällen größer sein, auch wenn das Stück von Anfang bis zu Ende vor demselben dunkeln Hintergrunde abgespielt werden müßte. Denn der Zuschauer ist sich doch immer bewußt, daß er nicht der Wirklichkeit gegenüber sitzt, und er soll diese stille Empfindung auch gar nicht verlieren. Nun ist selbstverständlich, daß wir nicht zu dem einfachen Brettergerüst alter Zeit zurückkehren können, und daß auch in Decorationen, Tracht und Beiwerk auf einen gewissen mittleren Durchschnitt der geschichtlichen Bildung unter den Zuschauern Rücksicht genommen werden muß. Diese Beachtung unserer geschichtlichen Kenntnisse darf sich aber auf der Bühne nie in den Vordergrund drängen. Und der Dichter, welcher es ehrlich mit seiner Kunst meint, wird sich sorgfältig hüten, solche decorative Wirkungen in seine Arbeit aufzunehmen. Er ist durch den Zwischenvorhang ohnedies in die Lage gebracht, jeden Scenenwechsel innerhalb des Actes vermeiden zu müssen. Das ist für ihn, zumal bei historischen Stoffen, eine Aufgabe, die oft unüberwindlich scheint. Aber fast immer vermag kluge Erfindung darüber hinwegzuhelfen.

Erst 1858 entstand die Römertragödie „Die Fabier", das letzte veröffentlichte dramatische Werk unseres Dichters. Er erfreute sich dabei, wie er versichert, des vollsten Genusses, welcher mit dem Erfinden tragischer Momente verbunden ist. „Es ist der höchste, den der Dichter erhalten kann; man meint, während des begeisterten Schaffens bei einzelnen Stellen zu empfinden, wie sich das eigene Haar auf dem Haupte sträubt. Dieser eigenthümliche Genuß des Furchtbaren ist dem Dichter weit mehr und wohlthuender als dem Zuschauer beschieden." Daß das Werk schon seines fremdartigen Stoffes wegen auf der Bühne nicht die volle Wirkung ausüben werde, darüber war er sich selbst klar. Und nun analysirt er wieder mit großem kritischen Scharfsinn sein Geisteswerk und weist die Hauptfehler nach. Die breit ausgeführte Handlung zeige nicht zwei, sondern drei Parteien, welche gegen einander ringen; das mache die Handlung zu künstlich und zu breit.

„Und ich fragte mich, woher diese Unsicherheit entstanden sei. Der Verfasser war ja in dramatischen Dingen — man verzeihe das harte Wort der Selbstkritik — neunmal klug, wie durfte ihm so etwas begegnen? Endlich erkannte er, daß dies ein kleiner gelehrter Zopf sei, der ihm während der jahrelangen Entfernung vom Theater, bei den Arbeiten über Politik und Völkerleben in dem innigen Verkehr mit gelehrten Männern und historischer Wissenschaft gewachsen war. Denn die ganze Schwäche des Baues rührt im Grunde daher, daß der Verfasser sich wie ein Historiker den ganzen Stamm der Fabier als den tragischen Helden des Stückes gedacht hatte, und das ist beim Drama durchaus nicht ausführbar ... Wer auf die Länge mit Erfolg für die Bühne schreiben will, muß im festen und dauernden Verkehr mit dem Theater bleiben, wenn er sich während des Schaffens eine sichere Empfindung für den Bau des Dramas und die Scenenführung erhalten will. Sogar dann ist solche Feinfühligkeit ein Besitz, welcher dem Dichter, zumal wenn er nicht selbst Schauspieler ist, leichter verloren geht, als Anderes in seinem Gestaltungsvermögen. Der größte der deutschen dramatischen Dichter, Schiller, vermochte diesen Besitz nicht zu bewahren, er hat ihn in der Jugend sicherer als in späterer Zeit; gerade in seinen letzten Stücken, dem »Tell« und dem »Demetrius«, ist die haushälterische Herrschaft über die Handlung fast verloren. Ja, sogar Shakespeare zeigt in seinen alten Tagen im »Macbeth« und im unzweifelhaft echten »Timon« die geringere Sicherheit im Baue der Handlung, als in früheren Lebensjahren."

Digitized by Google

Unmittelbar nach Vollendung der „Fabier“ lockte es Freytag, die Lebensbedingungen des dramatischen Schaffens an Stücken hohen Stils wieder einmal genau in's Auge zu fassen. Er hatte dazu, wie er erzählt, noch eine andere Veranlassung: „die häufige Zusendung von Bühnenwerken jüngerer Dichter, welche ein Urtheil über ihr Stück und wohl gar über die Stärke eines Talents, welches sich noch gar nicht erwiesen hatte, von mir forderten. Nicht immer war es leicht, solches Vertrauen abzulehnen, und doch konnte an dem fertigen Stücke auch eingehende Kritik vielleicht einzelne Uebelstände entfernen, in den Hauptsachen nichts bessern. Eine Darstellung der Lebensbedingungen des Dramas vom technischen Standpunkte aus mochte für Andere nicht unnütz sein und mir eine zeitraubende und in den meisten Fällen unfruchtbare Arbeit ersparen.“ So entstand 1863 die treffliche „Technik des Dramas“, welche freilich die Behelligungen von Seiten junger Dramatiker statt zu vermindern nur verdoppelte, da sich nun jeder auf die sorgfältig studirte „Technik“ berief. Bald darauf wurde er in die Commission zur Vertheilung des Schillerpreises gewählt, die meist aus großen Gelehrten der Universität Berlin wie Ranke, Boekh u. s. w. zusammengesetzt war und sich niemals entschließen konnte, einen Preis vorzuschlagen. Dies war auch bei den „Fabiern“ der Fall gewesen, welche für die bestimmte Geldsumme, nicht aber für die Ehre des Preises in Vorschlag gebracht worden waren. Als Freytag von dieser Absicht hörte, schrieb er an den Cultusminister, er möge im Interesse der Stiftung eine solche halbe Maßregel verhindern und jedenfalls bewirken, daß man von ihm gänzlich absehe, da nach den bereits öffentlich besprochenen Ansichten der Commission für ihn irgend welche Zusendung mehr Kränkung als Ehre sein müsse. Der Preis wurde auch richtig nicht ertheilt, aber für die nächste Wahl Freytag zu einem Mitgliede der Commission bestimmt. Hier erzählt der Dichter eine allerliebste Geschichte:

Ich ging also nach Berlin mit der Absicht, dort womöglich die Stiftung wirksam zu machen. Bei den würdigen Herren von der Universität fand sich aber nicht viel guter Wille; Einer und der Andere von ihnen hatte vielleicht seit vielen Jahren kein Theater besucht, und sie waren, um Alles zu sagen, als Preisrichter über ein neues Drama fast so übel daran, wie ein kleiner Trupp Elephanten, welchem zugemuthet wird, Hackenschottisch zu tanzen; fast Jeder trottete seinen eigenen Weg, und sie trompeteten wohl auch einmal gegen einander. Einer von dem Größten, welchem bei einem Besuche vorgestellt wurde, daß die ganze Idee der Stiftung und die Rücksicht auf die gute Meinung des Königs dazu dränge, den Preis zu ertheilen, gab sehr bereitwillig zu, daß auch er die Nothwendigkeit einsehe; aber dem fraglichen Stücke — es waren Hebbel's »Nibelungen« — könne er nicht zustimmen. Nun sei ja ein anderes Stück vorhanden, das ihm die Frauen des Abends vorgelesen hätten, dem würde er den Preis geben. Obgleich dies Stück von keiner anderen Seite Anerkennung gefunden hatte, mußte man doch antworten: »Also schlagen Sie es nur vor«. Er aber versetzte: »Ich werde mich wohl hüten, andere Herren würden doch nicht zustimmen.« — »Dann also bleiben nur die Nibelungen.« — »Kann ich nicht.« Gegen solche Logik war schwer anzukämpfen. Auch einer der nächsten Genossen zeigte wenig guten Willen, vergebens trank ich ihm bis lange nach Mitternacht seinen Wein aus, und vergebens ließ ich das schwarze Eichhörnchen seiner Kinder immer wieder innerhalb der Rockärmel hinauflaufen, damit ihm diese nächtliche Brunhild eine freundlichere Ansicht über gewagte dramatische Wirkungen nahelege, er blieb strotzig. Zuletzt gelang es der gebelustigen Partei doch, in der Sitzung die nöthige Stimmenzahl für Ertheilung des Preises zu gewinnen.“

Nun, diese ärgerlichen Berliner Commissionsberathungen hatten wenigstens das Gute, daß sie den Dichter wieder in den Verkehr mit der academischen Welt trugen und ihm die erste Anregung gaben zu seinem Roman: „Die verlorene Handschrift“.

(Schluß folgt.)

Der hochdeutsche Ganghofer.

Von Theophil Zolling.

Wenn man von Ludwig Ganghofer spricht, so denkt man zunächst an den Verfasser talentvoller Lebensbilder aus dem bayrischen Hochlande, realistischer Dorfgeschichten und packender Bauernkomödien. Vor Allem hat der „Herrgottschnitzer von Ammergau“, das beste und meistgespielte Repertoirestück des Theaters am Gärtnerplatz und durch die Gesammtgastspiele der vielgereisten Hofschauspielertruppe auch in Norddeutschland allbeliebt, Ganghofer's Namen schon in jungen Jahren populär gemacht. Aber mit diesem Werk erging es dem Autor wie so manchen seiner Collegen mit ihrem ersten Erfolg. Mochte er in seinen späteren Werken auf anderen Gebieten noch so viel Gutes und Beifallswürdiges leisten: er blieb in den Augen des Publikums und der Kritik nur immer der Dichter des Herrgottschnitzers. Was eine Anerkennung, ein Sporn sein sollte, wurde für den erfolgreichen Verfasser nachgerade zu einer Dornenkrone, einem lästigen Refrain, der ihn überall verfolgte, einer erdrückenden Liebkosung, die ihm für seine späteren Werke den Athem zu rauben drohte. Und so werden denn auch unsere Leser erstaunt sein, wenn wir ihnen heute sagen, daß Ganghofer nicht nur der Dichter des „Herrgottschnitzers“ ist — excusez du peu, pflegte Rossini zu sagen — und daß seine Muse nicht bloß mit Deanerln und Büaberln umzugehen liebt, sondern daß es auch einen „hochdeutschen Ganghofer“ gibt, der sich mit Geschick auf dem Parquet bewegt, einen gelehrten Literaturforscher, einen formgewandten Lyriker, ja sogar einen hochmodernen Novellisten, welcher seine socialen Probleme aus dem Leben der Gegenwart schöpft und gelegentlich seine Menschen sogar mitten unter uns in die Reichshauptstadt versetzt. Wir gehen nun freilich nicht so weit, diesen Ganghofer über den oberbayrischen zu stellen, denn seine Volksmuse ist ursprünglicher, aber auch der hochdeutsche Dichter ist ein scharf ausgeprägter, interessanter Charakterkopf und echter Poet, der weit über viele Stadtliteraten zu stellen ist und die liebevolle Beachtung der Kritik wohl verdient.

Am wenigsten schwer wiegt wohl der Gelehrte, obwohl Ganghofer einen tüchtigen Schulsack trägt. Es macht uns den Eindruck, als hätte er eigentlich schon auf der Universität und im Gymnasium vorzugsweise Dichter studirt, d. h. auf Fachkenntnisse nur soweit hingearbeitet, als zu einem ehrenvollen Abschlusse der Studienzeit nöthig war, und vielmehr seine allgemein schöngeistigen Lieblingsstudien stets im Hinblick auf seinen späteren Dichterberuf betrieben. Ist es z. B. ein Zufall, daß der künftige Volksdichter sich besonders mit Fischart beschäftigte? Gewiß nicht, denn der Amtmann von Forbach war einer der wenigen deutschen Schriftsteller, die volksthümlich zum Volke zu sprechen verstanden. Diese Seite ist es denn auch, die in Ganghofers erster Schrift: Johann Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais*), die ihm vermuthlich zur Doctorpromotion diente, besonders hervorgehoben wird. Ohne Zweifel hat der Verfasser als moderner Schriftsteller gar Manches von dem großen Sittenmaler des 16. Jahrhunderts profitirt, weniger nach der sprachschöpferischen Seite hin, denn den Dialekt macht das Volk selbst und läßt sich dabei von den Schriftgelehrten nicht gern etwas am Zeug flicken, sondern in Bezug auf derb witzige Ausdrucksweise, glückliche Bilder, drastische Vergleiche. Auch der Satiriker Fischart hat auf ihn mannigfaltig eingewirkt, wie ein paar schärfere, tendenziöse Drucker in seinen Novellen und Schauspielen beweisen. Daß er bei dem Vergleich, den er zwischen Fischart und Rabelais zieht, zu dem Ergebnisse kommt, der biderbe Straßburger sei dem Pfarrer von Meudon als Schriftsteller nicht bloß ebenbürtig, sondern als Moralist überlegen, ja überhaupt von höherem geistigen Range, verdirbt uns die Freude an der fleißigen Quellenschrift keinen Augenblick. Wer

*) München 1881 Th. Ackermann.

Digitized by Google

sich so eifrig in seinen Lieblingsautor vertieft, hat das Recht, ihn auch ein Bischen zu überschätzen. Unser größter Satiriker war ein sprachschöpferisches Genie, kein bloßer Uebersetzer, sondern ein Nachdichter, der seine Vorlage beim „Verguß in einen deutschen Model" in mehr als einem Punkte übertraf, Alles zugegeben: allein wenn die Gestaltungskraft den Dichter macht, so stand der erfindungsarme Fischart dem phantasievollen Franzosen um Vieles nach. Rabelais war ein Komiker, Poet; Fischart Satiriker, Moralist, und wäre in unseren Tagen ein genialer Journalist geworden, und was Maß und Geschmack anbetrifft, so stehen sie beide auf gleich niedriger Stufe.

Die Beschäftigung mit dem Schöpfer des „Gargantua" bot Ganghofer noch den Vortheil, daß ihm damit die französische Literatur näher trat, und von unseren Nachbarn hat er nicht nur als Dramatiker, wie wir an der trefflichen Bühnentechnik seiner Volksstücke erkennen, sondern noch mehr als Lyriker gelernt. Nicht immer zu seinem Frommen. Wenn er einmal von seinen doch sehr jungen Leiden singt*):

Ich habe — nicht der Letzte, nicht der Beste —
Nur durch des Lebens Schule mich gemüht,
Und jeder Aufschrei, den sie mir entpreßte,
Ward, ohne daß ich's dachte, mir zum Lied,
In dieser Schule hab' ich nur erfahren,
Daß lang die Schmerzen, kurz die Freuden waren —

so liegt darin ein gewisser Faltenwurf, ein stark declamatorischer Zug, etwas Academisches, um nicht zu sagen Französisches, das uns viel weniger wahr anmuthet und ans Herz greift, als ein schlichtes Lied ohne alle Pointen und Antitheſen. Darum ist uns auch Ganghofers sentimentale Liebeslyrik, die zuweilen unter dieser stilvollen Drapirung leidet, viel weniger sympathisch, als seine zumal humoristisch empfundenen Lieder, wo der Bayer mit allen Reservatrechten seines süddeutschen Humors singt. Da ist Ganghofer er selbst, ursprünglich, liebenswürdig, eine Natur. In mehreren Gedichten merkt man allzu sehr, daß namentlich Musset es ihm angethan. Ja, er wagte es sogar, dessen Epos „Rolla"**) in deutsche Verse zu kleiden, ein ziemlich undankbares Unterfangen, denn wer sich bei uns für den großen französischen Lyriker interessirt, der ist auch in der Lage, ihn im Original zu lesen. „Ich hatte damals merkwürdig viel Zeit", entschuldigt Ganghofer seine Sisyphus-Arbeit. Immerhin macht die Uebertragung seiner Gewissenhaftigkeit und seinem Formtalent alle Ehre. Manches darin ist ganz vorzüglich wiedergegeben und gehört zu den besten Proben deutscher Uebersetzungskunst. Ganghofer hielt mit Recht den arg in Mißcredit gerathenen Alexandriner bei, und er klingt bei ihm majestätisch und doch knapp und sicher im Ausdruck. Der Eingang hebt an:

„Sehnt ihr die Zeit zurück, da noch des Himmels Söhne
Durchwandelten die Welt, wo reich der Glaube sproß;
Die Zeit da, Jungfrau noch, sich Anadyomene
Aus blonden Locken wand der Mutter bittre Thräne
Und auf den Keim der Welt den Thau der Liebe goß?

Das darf man sehr wohl neben Musset's eigenste Zauberklänge halten, obgleich das letzte Bild das Original sehr frei paraphrasirt:

„Et fécondait le monde en tordant ses cheveux."

In der wohllauterfüllten, feinsinnigen Nachempfindung des espritreichen Liedersängers stellt sich Ganghofer ebenbürtig neben das Form-Genie eines Heinrich Leuthold, welcher ihn auch auf Musset aufmerksam gemacht haben soll. Der reichbegabte Schweizer, der in München verkam und im Wahnsinn endete, gehörte, so weit er überhaupt der Freundschaft fähig war, zu Ganghofers Freundeskreis, ja seine Jammergestalt hat auf den jungen Dichter einen so nachhaltigen Eindruck ausgeübt, daß sie in seinen ersten großen Roman: „Die Sünden der Väter"*) bedeutsam hereinspielt. Jeder, der Leuthold kannte, wird ihn in Ganghofer's Frießhardt wiedererkennen. Dieser Name ist uns aus Schillers „Tell" geläufig, wo er auf dem Personenverzeichniß dicht neben dem seines den Tyrannenhut bewachenden Collegen Leuthold angeführt ist. Das ist doch deutlich. Auch die anderen Bemäntelungen, z. B. daß Ganghofer die Irrenanstalt im Burghölzli bei Zürich, wo der unglückliche Poet starb, wörtlich in Schloßwalden umtauft, lassen eigentlich die Analogie nur frappirender hervortreten. Auch Leuthold's äußere Lebensumstände, seine Redacteurschaft in Bayern, die Reise nach Italien, die Katastrophe in Tyrol, sein Verhältniß zu der edlen „Gräfin", hier Baronin Hettenberg genannt, sein Münchener Untergang, sein Ende im Irrenhaus, es stimmt Alles so genau mit der Wirklichkeit, daß man durch bloße Restituirung der Eigen- und Ortsnamen eine lebenswahre, farbige Biographie, ein literarhistorisches Document gewinnen könnte. Wer den unglücklichen Dichter in seinem Münchener Sumpf gesehen hat, der muß vor Allem die erschütternde Echtheit des Nachtstücks anerkennen, womit Frießhardt in die Handlung des Romans eingeführt wird.

Ueber die Köpfe der lärmenden Gäste aber erhob sich ein langer magerer Arm, den der zurückfallende Aermel fast bis zum Ellbogen entblößte — „Rrruhig, Kinder, rrruhig!" klang eine tiefe, rollende Stimme — jählings verstummte das Lärmen, enger noch rückten die Köpfe zusammen — und dem erhobenen Arme folgte nun ein hagerer Leib, auf dessen knochigen Schultern ein Haupt saß, dem ein erster Blick es ansah, daß sein Träger hier nicht ein Gleicher unter Gleichen war. In dieses hart und eckig geformte Gesicht hatten Leben und Leiden ihre tiefe, unvergängliche Schrift gegraben; zwischen den furchigen, erdfahlen Wangen erhob sich eine starke, seltsam verzerrte Nase; den breiten, farblosen Mund, dessen Oberlippe schütter bedeckt war von einem zernagten Schnurrbarte, umrahmte ein unschöner, fast thierischer Zug — wohl eine Folge des stark hervortretenden Unterkiefers, der durch den struppig abstehenden Knebelbart noch massiger erschien; zwei flackernden Flammen aber glichen die dunklen, rastlosen Augen — und offen thronte der Geist auf dieser hohen, herrlich gewölbten Stirne, welche sich in zwei scharfen Winkeln unter den kurzgeschorenen Büscheln eines schon halb ergrauten Haares verlor. Schweigend stand der Mann eine Weile — aller Augen hingen an seinem Munde, kein Laut rührte sich in der Stube, auf halbem Wege verhielt die mit dem gefüllten Kruge wiederkehrende Kellnerin den Schritt — nun öffnete der Mann die Lippen und begann mit jener tiefen, rollenden Stimme den Vortrag eines Gedichtes. Es war das eine deutsche Uebersetzung der bekannten Longfellow'schen Ballade vom Becher des Sachsenkönigs Wiklaf — und welch' eine sprachgewandte, formvollendete Uebersetzung! Die Art des Vortrages war an sich keine schöne; das singende Anschlagen aller Hebungen und die aufdringliche Betonung der Reime wirkten störend; daneben zeigte die Aussprache eine stark dialektische Färbung — hart und rasselnd klangen die Kehllaute, dumpf abgetönt die Diphthonge und unrein die S-Laute in der Zusammensetzung mit anderen Consonanten: so ward der „König" zum „Chönich", der „Thau" zum „Thou", das „heilig" zum „heulig" — und ich hörte von einem „feschtlichen Mahl" und von „luschtigen Mönchen". Mit dem linken Arme weit in den Tisch sich stützend, sprach er vorgereckten Halses Strophe um Strophe und fuhr dabei, zur einzigen, den Vortrag geleitenden Geste, immer und immer mit dem Daumen der rechten Faust vor seinem Gesichte hin und her, als wollte er sich nach Bauernart bekreuzigen. All' diese äußerlichen Dinge aber, welche beim ersten Sehen und Hören beinahe lächerlich berühren konnten, schwanden von Strophe zu Strophe mehr und mehr aus Aug' und Ohr — und was verblieb, das war der bannende Zauber, der von diesen flammenden Blicken ausging, das war der leidenschaftliche Feuergeist, der aus dem innersten Herztone dieser Sprache loderte und zündend in die Seele des Hörers schlug — in die meine, wie in die rauhen Seelen jener schwerfälligen Gesellen, die den seltsamen Mann in lautlosem Lauschen umringten. Nun sprach er das letzte Wort — und als auch diesem noch athemlose Stille folgte, brach er, mit zitternder Hand den Schweiß von seiner Stirne wischend, in ein häßliches Lachen aus: „Hahaha! Reißt ihr die Mäuler auf! Nicht wahr — das geht auch Euch durch die faustdicken Felle — Ihr Zeloten des Wanstes! Aber ich lieb' Euch — ich liebe Euch! Ihr beweist mir, daß die Welt

*) Zwei Gedichtsammlungen sind schon von Ganghofer (bei Bonz & Co. in Stuttgart) erschienen: „Heimkehr" und „Bunte Zeit"; letztere ehemals unter dem sehr bezeichnenden Titel: „Vom Stamm der Asra".

**) Wien 1883, Verlag von C. Konegen.

*) Stuttgart, Bonz & Co., 2 Bde.

Digitized by Google

auf dem Kopfe steht! Da muß der Olympier zu den Lemuren reden — und zu den Säuen muß ich kommen, damit sie meine Perlen von der Erde heben. Hahahaha!" Man sah es den guten Leuten an, daß sie nicht wußten, wie sie diese Standrede aufnehmen sollten; als aber der dicke Schlächtermeister, sobald er von den „Säuen" reden hörte, ein vergnügliches Gelächter anstimmte, folgten die anderen seinem Beispiele. Doch konnte das Gelächter all dieser Vielen das nervöse Lachen jenes Einen nicht übertönen. „He — Du —" so rief er die Kellnerin an, „Du vollblütige Hebe mit dem Rubens-Inkarnat in Deinen Halsrunzeln — reich' mir den Krug her — den Krug! Es steigt da etwas in mir auf — das muß ich ersäufen! Ersäufen!" Mit beiden Händen griff er nach dem steinernen Trinkgefäße, und unter dem Beifallsjohlen, unter dem Klatschen und Trampeln seiner Tafelrunde stürzte er den Inhalt des Kruges bis auf den letzten Tropfen in seine Kehle.

Heinrich Leuthold's Reden in ihrer Mischung von Cynismus und Geistesblitzen, Wahnsinn und Genie, gibt Ganghofer in seiner prachtvollen Charakterstudie mit fast phonographischer Treue wieder. Hören wir schärfer zu, so begreifen wir freilich das Geheimniß dieses Kunststückes. Der Verfasser läßt in Frießhardts Reden bekannte Strophen aus Leuthold's Gedichten anklingen. Hier umschreibt eine wilde Prosa die gewaltige Ode an die deutsche Sprache, dort tönen uns die in Wohllaut getränkten Rhythmen an Thais, dann wieder die giftige Epistel: Ave Caesar entgegen; ebenso das schöne Ghasel, von dem wir aus der Vorrede zu des Dichters Nachlaß wissen, daß der unheilbare Insasse des Burghölzlies im vollen Bewußtsein seines Elends vor sich hinzusummen pflegte:

Nach Westen zieht der Wind dahin,
Er säuselt lau und lind dahin;
Er folgt dem blauen Strome wohl
Und flieht zu meinem Kind dahin. —
Bring' meinen Thränenregen ihr
Und einen Gruß geschwind dahin! —
Ach, Wolken kommen trüb daher,
Die frohen Tage sind dahin! —

Dieses einschmeichelnde Lied hat Ganghofer sogar zum Leitmotiv seines Romans gewählt. Das „Kind", worunter Leuthold nach zumal schweizer Sprachgebrauch die Geliebte verstehen mochte, faßte unser Autor so auf, als ob da eine väterliche Sehnsucht Leuthold's zum Ausdrucke gelangte — eine kühne Interpretation, die dem Romandichter aber den Stoff und den Titel seines Buches gab. Nun, Frießhardt hat also ein Kind, die Folge eines flüchtigen Sinnenrausches. Mutter und Töchterlein sind von ihm gegangen, und er hört niemals wieder von ihnen. Das Kind der Sünde hat vom Vater die kranke Brust geerbt und stirbt, eine reizende Mädchenblüthe, kaum erblüht, der jung verstorbenen Mutter nach. So werden, nach den Worten der Bibel, die Sünden der Väter heimgesucht, oder, wie es hier eigentlich heißen sollte, die Sünden der Vaterschaft. Diese sind das Problem, dessen nicht so fast Lösung als Exemplificirung die Grundidee des Romans bildet. An drei Exempeln wird die Wirkung dieses Gesetzes demonstrirt, aber nicht, wie in Daudets „Jack", an den unehelichen Kindern, „jenen beklagenswerthen Geschöpfen, denen eine unsaubere Stunde das Leben gab und welche, wenn sie zu Verstand und Sprache kommen und nach ihrem Vater fragen, nur ein Schweigen oder im besten Fall eine unbarmherzige Lüge zur Antwort erhalten." Diese Kinder erfahren auch in Ganghofers Buch ein trauriges Loos: sie sterben an der väterlichen Krankheit, wenn ein blöder Zufall sie nicht unter die Räder eines Wagens wirft. Die eigentlichen „Helden" sind vielmehr die Erzeuger der Sündenfrucht, die illegitimen Väter. Frießhardt, Richard Albert, Egon, welche durch schwere Kämpfe geläutert und den Tod ihrer Kinder entsühnt, endlich in den Hafen des Glücks und der Ehe einlaufen. Bloß Frießhardt geht an originärer Verrücktheit zu Grunde, denn Ganghofer läßt etwas unvorsichtig constatiren, daß der Sinnentaumel allein noch nie die Zersetzung der physischen und poetischen Kraft herbeigeführt habe.

Die drei Väter sind verwandte Naturen, Künstler: zwei Dichter und ein Musiker, alle drei mehr oder minder excentrisch und genial veranlagt. Der Leser kann sie nur schwer auseinanderhalten, um so mehr als sie so ziemlich dieselbe Sprache reden. Es ist ein Bischen wie mit den Bildern unserer Maler der Dreißigerjahre: verschiedene Figuren, aber wenn wir näher zublicken, so sind es dieselben Körper, die nämlichen Köpfe, die gleichen Extremitäten, und wir erkennen, daß sie alle nach einem und demselben Modell copirt wurden. Es sind wohl alles mehr oder weniger Selbstporträts, auch der Erzähler. Der Roman ist nämlich ein Ich-Roman, und der Verfasser hat die Schwierigkeiten desselben auf eine sehr geistreiche Weise besiegt oder doch wenigstens zu umgehen versucht. Sein „Ich" ist nicht so fast der erzählende Autor, sondern soll der Leser selbst sein. Diese Mittelfigur personificirt die Gesammtheit der Empfindungen, die den Leser bei der Lectüre des Romans überkommen, zu einem die Handlung begleitenden Ich. Er hat kein festes, klares Gesicht, keinen deutlich erkennbaren Charakter, wie er denn auch keinen bestimmten, sondern irgend einen beliebigen Leser vertritt. Es ist ein origineller Einfall, daß der Held des Romans am Schlusse desselben diesem „Ich" erzählt, daß er beabsichtige, das Erlebte in einen Roman zu verarbeiten und diese „Ich"-Theorie durchzuführen.

Wie der Leser ein neues Buch zur Hand nimmt, um sich in neue Verhältnisse versetzt und mit neuen Menschen in Beziehung gebracht zu sehen, so betritt mein „Ich" eine ihm noch unbekannte Stadt und kommt mit Menschen in Berührung, die ihm fremd sind, denen er aber näher zu treten sucht, sobald die Wahrnehmung kleiner, spannender Momente seine Neugier weckt — genau in dem Maße, in welchem die ersten Pulsschläge der beginnenden Handlung das Interesse des Lesers erregen. Dieser folgt nun den Ereignissen, die das Buch ihm schildert; er fühlt mehr oder weniger tiefe Sympathie für diese oder jene Figuren, stellt sich mit seinem Herzen auf ihre Seite und kämpft mit ihnen im Geiste gegen feindselige Mächte und widriges Geschick; schließlich aber, wenn die Handlung sich zu drängen beginnt, läßt er allen Kalkul beiseite, geht in ihr völlig auf, wird von ihr mit fortgerissen und durchlebt sie an der Seite der ihm sympathischen Figuren, als wäre er wirklich mit ihnen verknüpft und verwachsen. All diese Gefühle und Stimmungen setzen sich nun bei meinem „Ich" in eine Art von Handlung um; er wird Partei für die Einen und wider die Anderen; er kalkulirt und forscht; was der Leser fürchtet, sucht er zu verhindern, was jener hofft und wünscht, das sucht er zu ermöglichen und zu verwirklichen; und das gelingt oder mißlingt ihm, so wie die Erwartungen des Lesers sich erfüllen oder täuschen; aber während er sich dabei fast unlöslich in die Handlung zu verstricken und sie mit eigenen Händen zu führen scheint, läuft er doch nur immer nur hinter den Ereignissen her — er fühlt sich wie ein wirklich Handelnder, bleibt aber doch immer nur ein Schauender und Erfahrender. Natürlich verliebt er sich auch im Laufe der Geschichte — und zwar in jene Figur, die meines Erachtens im Herzen des Lesers die meiste Sympathie erwecken muß. Diese Liebe wird freilich unwillkürlich einen etwas komischen Anstrich haben — diese Liebe ohne Hände und Füße, die nicht weiß, was sie mit sich selbst beginnen soll, da ja von Anfang an der geliebte Gegenstand außerhalb des Bereiches ihrer Wünsche lag. Und schließlich, wenn alles vorüber und geschehen ist, wird mein guter Ich mit seiner zu kurz gekommenen Liebe dastehen, einsam wie zu Anfang, losgelöst von all diesen Ereignissen, die jetzt ihn verlassen haben, und fern von jenen Menschen, an deren Seite er stand mit seiner ganzen Seele — genau so, wie der Leser vor dem geendeten Buche steht, allein mit sich und seinen spielenden Gedanken, leise Wehmuth im Herzen, daß er von jenen Menschen scheiden mußte, die ihm lieb geworden.

Das ist jedenfalls kunstvoll erdacht, und Ganghofer hat das verzwickte Problem auch mit großer Geschicklichkeit durchgeführt. Die vier Parallelhandlungen sind vortrefflich mit einander verknüpft und niemals ermüdend, höchstens daß die Ausführung da und dort zu sehr in die Breite geht. Den Dramatiker von Fach spürt man an dem bewegten Pulsschlag mehrerer Scenen, und erscheint auch Einiges zu gewaltsam und aufregend, so wird doch kein Leser ein lebhaftes Interesse entziehen können. In der allzu ausführlichen Jugendgeschichte Richards fühlt man neufranzösische Nachwirkungen. Der Dialog geht nicht nur in die Breite, sondern wohl auch in die Tiefe, und der sittliche Ernst und Wahrheitsdrang, womit der Verfasser die Dinge betrachtet und bespricht, erfüllt uns

Digitized by Google

überall mit Hochachtung. Figuren und Charakterzeichnung sind reich und scharf. Eine prächtige Gestalt kann man die Schauspielerin Martha nennen; die Schwestern Barka sind vortrefflich individualisirt; das größte Lob verdienen aber die komischen Figuren: der sanfte Klavierlehrer und vor Allem der joviale Maler Köhler. Das sind Gestalten wie aus einem Guß, sauber in der Detailzeichnung und von einem erquickenden Humor. Ganghofer hat immer den richtigen epischen Zug in seiner Erzählung und ist überall anschaulich und gegenständlich. Das Beste sind die Scenen mit Frießhardt, die Abendgesellschaft bei Martha, der Tod der kleinen Marietta, die Première von Richards Stück in München und vor Allem das ganze erste Buch, das in Berlin spielt. Das Studentenviertel in der Charité-Gegend und die Figuren der Berliner Bohême mit ihrer Chambregarnie-Wirthschaft ist mit großer plastischen Kraft wiedergegeben. Es ist offenbar das Berlin der ausgehenden Siebzigerjahre, denn der Autor spricht einmal von dem „kurz entstandenen Gemäuer der Stadtbahn". Nur selten, daß uns da einmal ein süddeutscher Anklang, etwa ein „auf etwas vergessen" oder wenn die Keller und Läden wienerisch „Gewölbe" genannt werden, den absolut treuen Localton verdirbt. Ueberall umweht uns die Atmosphäre der Reichshauptstadt.

Es wäre doch sonderbar, aber überraschen würde es uns nicht im geringsten, wenn diesem Altbayer, diesem ewigen „Dichter des Herrgottschnitzers" mit seinem nächsten Werke das gelingen sollte, was neuerdings so viel Berufene und Unberufene, echte Norddeutsche und eingelebte Reichshauptstädter vergeblich anstreben: der Berliner Roman.

Feuilleton.

Die Flucht aus Egypten.

Von P. Hann.*)

Meine Freunde behaupten, ich hätte ein unerhörtes Glück, Narrenglück; doch das Letztere sagen sie nur, wenn ich ihnen den Rücken kehre. Aus kümmerlichem Zigeunerleben wurde ich wie Aladin durch einen glatten goldenen Reif in eitel Glanz und Behagen versetzt, meine kleine Frau ist reizend, unser Kind das erstaunlichste und vollendetste aller Kinder. Und mein Beruf besteht darin, daß ich den Gästen meines Schwiegerpapas mit seinen Cigarren aufwarte und ihnen Feuer anbiete. Schwer ist er nicht, auch nicht anstrengend, und Johann sowohl als Christian sehen mich mit mißgünstigen Augen an. Denn abgesehen davon, daß sie Fräcke mit farbigem Passepoil und Messingknöpfen nebst kurzen Hosen, die sie an den Knieen spannen, tragen müssen, während ich noch immer in meiner Eigenschaft als „einer der hoffnungsvollsten und vielversprechendsten unter unseren jüngeren Künstlern" im malerischen Sammtröckchen herumspaziere, habe ich gerade den leichtesten und angenehmsten Zweig der Bedienung zugewiesen erhalten. Ja, wenn ich mit der schweren Bratenschüssel, beständig zitternd, daß ich den Saft bei einer hastigen Bewegung der verehrten Gäste über ihre Kleider ausschütten werde, die Tafel zu umkreisen hätte, dann gäben sie sich zufrieden, aber so wirke ich entschieden demoralisirend auf den Geist des freiherrlichen Domestikenthums. Ertappt mich dasselbe während meiner Berufsthätigkeit beim Anstecken einer Cigarre, flugs zieht es sich in irgend einen Winkel zurück und thut sich an dem besten Stück des für die Tafel bestimmten Geflügels gütlich. Gleiches Recht für alle — Lakaien!

Davon spreche ich mit meiner Frau, als wir neulich Abends, ich glaube zum erstenmal seit unserer Hochzeitsreise, ohne unsere irdische Vorsehung beisammen sitzen dürfen. Sie sieht mich mit ihren veilchenblauen Augen, um derentwillen ich mich in den vergoldeten Vogelbauer sperren ließ, hülflos an. Sie kann nichts dafür, daß Johann nur sie um ihre Befehle frägt, wenn ihn der Telegraph in die Zimmerflucht ruft, die uns die irdische Vorsehung in ihrem Palais eingeräumt. Ihre Schuld ist's auch nicht, daß die Freifrau von Wurmhaupt — die mir als ein unumstößlicher Beweis für die Seelenwanderung erscheint, denn wenn sie nicht in einem früheren Dasein ein commandirender Brigadechef gewesen ist, der beim Avancement oft übergangen und dessen Gemüthsart dadurch in's Säuerliche getaucht wurde, dann darf man sich auf keine psychologischen Anzeichen mehr verlassen — alle 24 Stunden einen Tagesbefehl erläßt. Bruno Hellwald, der doch nichts zu thun hat, während Papa, trotzdem er es in der Welt bereits hübsch vorwärts gebracht, noch immer seinem Bankgeschäfte vorsteht, begleitet die Damen des Hauses in die Volksküche, den Blumenbazar, die lebende Bilderprobe, das Concert, die Soirée, er trägt Schwiegermamas Shawl und hält den Regenschirm über ihr Haupt. Und wenn die Züge meines hochgeschätzten Schwiegerpapas den Verdruß verrathen, daß er sich in eine faule Speculation eingelassen, da er von dem kostspieligen Habenichts nicht einmal als von meinem Schwiegersohn, dem bekannten Maler, sprechen kann, dann würde Ida mit eigenen Händen einen Thron bis nach Wolkenkuckuksheim bauen, mich darauf setzen und mich unter ansehnlichem Verbrauch von Weihrauch versichern, meine „Spitzenklöpplerinnen" — das einzige Bild, das ich je ausgestellt und das mir einen Namen gemacht (natürlich war dies bevor ich mich einfangen ließ) — stemple mich zum bedeutendsten aller jetztlebenden Künstler. Ihretwegen brauchte ich kein zweites zu malen, sondern könnte wie Petz im Winter von seinem Fett von meiner Berühmtheit zehren, und das thue ich ja auch, solange ich im Käfig sitze. Meine Vorsehung hat mir, bedachtsam wie sie ist, am äußersten Ende der Zimmerflucht ein Atelier eingerichtet, von wo aus ich das freiherrliche Bankhaus mit der Glorie unvergleichlicher Kunstschöpfungen beglänzen soll; wie in einer Krambude sind darin Gliederpuppen und ganz echte Costüme aufgestapelt. Mit unmoralischen Modellen soll ich natürlich nichts zu schaffen haben, und das ist ja auch gar nicht nöthig; wenn ich der einen Figur den Calabreser aufstülpe und den Schnauzbart aufklebe, dann sieht sie wie ein Brigant aus dem Wachsfigurencabinet aus; versehe ich sie mit einem langen weißen Hanfsträhn, dann wird sie einem Anachoreten zum Verwechseln ähnlich. Andere Puppen lassen sich vortrefflich als altdeutsche Mägdlein, lesende Damen, Kartoffel schälende oder Hühner fütternde Bäuerinnen verwerthen. Aber das Malen „erquicklicher" Genrebilder liegt ja in so bewährten Händen, und wenn ich die schöne weiße Leinwand vollschmiere, dann soll es mit etwas Eigenem, aus dem Innern Geschöpften sein. Leider wurde mir in meiner Kindheit eine gewisse dunkle Brille aufgesetzt, die meine Augen für das Malen von Sammt, Seide und echten Spitzen etwas ungeeignet macht; und wie kann ich, ohne eine gute Dosis von Tartüfferie die Hand auf die Wundenmale der Creatur legen bei Schnepfenbraten und altem Burgunder?

Davon will ich mit meiner Frau sprechen. Mein Gott, ich muß die paar günstigen Augenblicke ausnützen; ich habe sie mir nur durch einen Handstreich erkauft. Die Vorsehung hüllte sich in Wetterwolken, als ich mich vor einer halben Stunde weigerte, in die Oper mitzufahren. In bald 2 Jahren geschah es zum erstenmal, und da wollte sie mir meine nervösen Kopfschmerzen nicht gönnen!

„Ich dachte, die bekomme man nur von Ueberanstrengung," meinte sie so säuerlich, als stecke sie noch in ihrer früheren Leibeshülle und gratulire mit leerer Brust einem Kameraden zu seinem Orden.

„Armer Bruno, sein Kopf glüht!" ruft meine Frau, die beständig zu ebnen und zu vermitteln sucht. Die Aermste erinnert an die Puffer der Eisenbahnwagen, sie empfängt in

*) Auch diese Novellette gehört, wie die in Nr. 3 abgedruckte „Humoristische Nemesis", zu den „relativ besten" Concurrenzarbeiten aus dem Preisausschreiben des Literarischen Instituts von Greiner & Caro in Berlin.

Digitized by Google

ihrem weichen Herzen alle Stöße, die mir zugedacht sind und wird dabei blaß und schmächtig wie eine Pflanze, die im Schatten an der Mauer wächst. Nun, es hat ja auch am längsten gedauert!

„Ueberanstrengung?“ sage ich im Ton aufrichtiger Besorgnis um mich selber. „Du hast wie immer mit untrüglichem Scharfblick das Richtige getroffen, liebe Mama, dieses Rennen durch Wohlthätigkeitsfeste und Gesellschaften ruinirt mir die Nerven.“ Der Freiherr und Banquier sieht mich ob meiner Frechheit schier ungläubig an; zum erstenmal, seit ich die Ehre habe, mit ihm verwandt zu sein, glimmt etwas wie Bewunderung in seinen Zügen auf.

„Vierundzwanzig Stunden Kasernenarrest!“ will ohne Zweifel der Brigadechef diktiren, doch besinnt er sich eines Besseren und versetzt nur kurz, knapp, militärisch:

„Du gehst mit uns, Ida; so lange Du unter Deinem elterlichen Dache weilst, hast Du es Gottlob nicht nöthig, Krankenwärterin zu spielen.“

Meine Frau kann alles, sogar Pfannkuchen backen, wie ich gestern zu meiner Ueberraschung entdeckte, nur Nein sagen kann sie nicht, es geht gegen ihre Natur. Hilfesuchend blickt sie mich an.

„Ich bliebe ja von Herzen gern bei Dir; aber wie kann ich gegen Mama aufkommen,“ klagen ihre Augen.

Die alte Hexe, die der Freifrau täglich die ehrwürdigen weißen Locken brennt und dabei alle Reglementsverstöße rapportirt, wird zu Eisumschlägen befohlen, da erhebe ich mit einer, mir eigentlich selbst unbegreiflichen Kühnheit die Stimme.

„Ich bitte Dich, liebe Ida, heute auf die Oper zu verzichten. Mama sieht gewiß ein, daß in bedenklichen Krankheitsfällen Mann und Frau einander zur Seite stehen sollen.“

„Bruno Hellwald, Sie sind vom ersten Januar an entlassen!“ Was gäbe meine Schwiegermutter darum, wenn sie mir diese Worte entgegenschleudern dürfte, aber in diesem einzigen Punkt ist meine Stellung im Hause von der Johanns und Christians verschieden. Ida hat nun nichts anderes als Ja zu sagen, was sie eifrig thut, da es ihrer Natur entspricht, und die Freifrau rauscht mit der anderen Hälfte unserer irdischen Vorsehung zur Thüre hinaus.

Meine Frau springt händeklatschend wie ein ausgelassenes Schulmädchen, das die Stunden geschwänzt, im Zimmer herum, ich hasche sie trotz meiner schweren Krankheit und küsse sie ab, — Du lieber Gott, unser Honigmond ist unter den Augen unseres verehrten Brigadechefs eingefroren, und jetzt, da wir schon einen erwachsenen Sohn von acht Monaten haben, thaut er auf wie Münchhausens Horn. Sie holt das winzige in Spitzen und Atlas gehüllte Zappelwesen herein, und ich darf es auf meinen Armen in die Höhe schwingen. Sonst „bin ich zu ungeschickt dazu“, „verstehe nicht mit solch einem zarten Geschöpf umzugehen“, obschon gerade im Kinderwarten meine Stärke liegt, da ich der Aelteste einer großen Geschwisterschaar war, die freilich außer mir nicht den richtigen Willen zum Leben bekundet hat. Ohne Rücksicht auf die Frisur, zu welcher Caroline heute zwei geschlagene Glockenstunden gebraucht, drückt sich meine Frau wie ein spielendes Kätzchen an die Stelle, wo sie mein Herz vermuthet, mein Sohn zappelt und kräht auf meinem Arm und bemüht sich, mich von meinem Barbier unabhängig zu machen — es ist merkwürdig! meines Schwiegervaters graue Stoppeln reizen ihn nie, nur an meinem Schnurrbart kühlt er sein Müthchen — wir bilden eine Familiengruppe, die einem Maler den Pinsel in die Hand drücken könnte; mir nicht, denn ich habe ja das Malen aufgegeben, um mich in der Kunst, Cigarren mit Grazie herumzureichen, zu vervollkommnen! Zuweilen bohrt und klopft es inwendig: „Armseliger Schächer! denkst Du noch daran, wie der mürrischeste und verehrteste Deiner Lehrer ausrief: »der wird, der wird!« Ein Hundsfott, der das Wort nicht einlöst, mit dem ein Anderer sich für ihn verbürgt!“ Zuweilen tauchen vor meinen Augen Gestalten auf, formlos noch und ein wenig verschwommen. . . . Gib uns Leben, rufen sie, einen Körper, damit wir unter die Menschen treten können. Wie die Nixen nach einer Seele plagt uns die Sehnsucht nach einer scharfumrissenen Gestalt. Gib sie uns, guter fauler Junge, thu's!

Aber dann weckt mich meine irdische Vorsehung mit einer Anspielung, wie trefflich ich mein Brod zu buttern verstanden, oder sie läßt mir bei Tische den Hasenbraten mit der Seite, auf welcher die Lorbeerblätter liegen, reichen. „Das werden ohne Zweifel die einzigen sein, die Dir in Deiner Laufbahn zufallen,“ sagt ihr impertinentes Gesicht, und dann zerflattern Gestalten und Stimmen in ein lautes Hohngelächter: „Das will frei und kühn bis zu den Wolken fliegen und trägt einen schönen, großen, ausgewachsenen Mühlstein um den Hals.“

Das sage ich meiner Frau. Ich mache dem armen kleinen Singvogel, der nie über die vergoldeten Stäbe seines Käfigs hinausgesehen, das Herz nicht gern schwer, aber einmal muß sie es doch erfahren, daß der Bär es gründlich überdrüssig ist, an der Kette zu hängen und auf heißen Platten herumzutanzen.

„Du thust gerade, als schmachtetest Du in der egyptischen Sklaverei,“ ruft sie lachend; noch will sie meine Klagen nicht ernst nehmen.

„Das ist's, das ist's!“ rufe ich erfreut, „Du hast mit diesem Wort ein elektrisches Licht über den Gegenstand verbreitet. Egyptische Sklaverei mit Fleischtöpfen! Gegen die Letzteren habe ich eine tiefeingewurzelte und, wie ich fürchte, unüberwindliche Abneigung. Daheim gab es keine, das Fleisch kam nur an großen Festtagen auf den Tisch und dann in so niedlich abgerundeten Portionen, daß eine schwarze ehrwürdige Pfanne, die obendrein durchlöchert war, zu seiner Aufnahme genügte. Und als ich, ein Capitalist mit einem Stipendium von jährlich sechshundert Mark, das mir meine schlesische Heimath verliehen, die Akademie bezog, da bereitete Papa Runke mir und meinen ähnlich ausgestatteten Genossen allerdings ein tägliches Festmahl aus Rindfleisch mit Rüben und Kartoffeln, aber es war kunstreich zu einer Art von langhalmigem Stroh verkocht und wirkte nicht angreifend auf meine geistigen Fähigkeiten. Armes Kind, wie schnöde bist Du vom Schicksal verkürzt worden! Und mitansehen zu müssen, daß es diesem meinem leiblichen Sohn ebenso ergehen, daß er nie den Segen des Hungers kennen wird! Ihr reichen Leute habt im glücklichsten Fall Appetit zu Euerer Mahlzeit, — in der Regel nicht einmal das, — aber was wißt Ihr von dem heilsamen Sengen und Brennen in den Eingeweiden, das den Menschen gefühlvoll macht, von dem Zupfen und Zerren an den elektrischen Drähten im Gehirn, bis sie Funken sprühen und den Gedanken rund und rein und nett zu Tage fördern, die Welt mit einem neuen Künstler, Philosophen oder reformirenden Umstürzler beschenkend! . . . Hast Du einmal einen geistreichen Menschen nach Tisch, das heißt nach einer Euerer Festtafeln mit den endlosen Gängen beobachtet? Wie er dampft und pustet, mit Pumpe und Hebel arbeitet, um einen Witz, einen halbwegs erträglichen Einfall zum Dank für die genossenen guten Dinge zu Tage zu fördern? Umsonst; „nicht zu Hause“! antworten die Gedanken auf seine Beschwörung. Mich hat der Anblick oft schier zu Thränen gerührt. Meine Frau müßte mir selbst dann beipflichten, wenn dies nicht in ihrer Natur läge. Lebt ja doch noch immer in ihrer Erinnerung der Toast, den einer der hellsten Köpfe und gefeiertesten Tafelredner bei unserem Hochzeitsmahl gehalten, mit seiner schönsten Stelle: „Sonst sucht gewöhnlich der Wurm im hellen Walde Schutz, diesmal jedoch hat der Letztere an Ersterem, freilich einem Hauptwurm . . .“ (großer Beifall, mein Schwiegerpapa schmunzelt) „nicht nur einen Mäcen . . .“ (Papa Wurmhaupt hatte meine „Spitzenklöpplerinnen“ angekauft), „sondern auch einen Vater gefunden . . .“ ein schreiendes Beispiel, wessen ein satter Mensch fähig ist. In einem Arm halte ich noch immer das Baby; wäre es noch schwerer, als es ist, ich legte es doch nicht in die Wiege. Ich will mich an meiner irdischen Vorsehung rächen, die es mir immer entreißt, als hätte sie eine Hypothek auf das Kind. Mit der freien Hand fasse ich diejenige Ida's:

„Was würdest Du, Liebchen, zu einem Aufenthalt in einem verräucherten Bauernhaus sagen, vorläufig in Südtyrol,

Digitized by Google

dann in Norwegen, einmal in der Mancha, ein andermal in Lithauen, aber verräuchert wäre es immer, die Decke niedrig, die Zimmer klein; Milch und Schwarzbrod, geschmorte Zwiebel und gesottene Eier, je nach der Landschaft unsere Nahrungsmittel, einmal schwömmen wir in Oel, das andere Mal in Butter, aber Fleisch, — Fleisch kennten wir nur vom Hörensagen; — es ist so schlecht auf dem Lande, daß ein Mensch mit gesunden Sinnen darauf verzichtet. Kein Livréebedienter, keine Gliederpuppen und kein Atelier. In echten Costümen steckten Menschen von Fleisch und Blut, und auf den Knieen oder auf einem Tisch zeichnete ich sie für den braven Mann, der eines der vielen »Land und Leute«, »Norwegen mit dem Bleistift«, »Spanien im Lichte neuester Forschung« herausgeben will."

Meiner Frau vermag diese verlockende Schilderung keinen Laut zu entlocken, aber welcher Baum fällt auf den ersten Streich?

„Der Auftrag ist kein glänzender Fortschritt in meiner Künstlerlaufbahn, aber ich habe zwei Jahre verloren, zwei schöne, vollständige Jahre, jedes zu 365 Tagen."

„Verloren?" fragt Ida vorwurfsvoll, und feucht steigt es in ihren Augen auf. Hastig beruhige ich sie:

„Nicht als Mensch; ich müßte ein grünäugiges Scheusal sein, wenn ich Dich und das Kind in den Armen, den Wunsch ausspräche, die zwei Jahre aus meinem Leben ausgestrichen zu sehen; aber die Leute haben nicht auf mich gewartet; seit meinen »Spitzenklöpplerinnen« sind eine Menge besserer Bilder gemalt worden."

„O Bruno!"

„Also ebensoguter Bilder" lenke ich ein, denn wenn ich meine Frau zu erzürnen vermöchte, so wäre es durch eine Verkleinerung meines unübertrefflichen, großartigen, mit einem Wort — meines einzigen Bildes. „Es ist hohe Zeit, daß ich wieder in die Rennbahn hineinspringe, sonst bringen sie den Wettlauf ohne mich zu Ende. — Und denkst Du dir es nicht entzückend, wenn wir ganz allein in der Welt herumzigeunerten? Stelle Dir doch vor, Bäume und Wiesen und Milch und Butter und keine Schwiegereltern!"

„Ich wußte nicht, daß Du Dich bei Mama und Papa unglücklich fühlst," sagt meine gute Frau, zum erstenmal empfindlich und sogar ein wenig gereizt.

„Unglücklich? Der Schneider mußte neulich meinen Rock um etliche Centimenter weiter machen, ich werde in diesem Hause feist und dick wie Fallstaff; es ist nur ein närrischer Gesell in mir, der leidet, und, wenn wir Beide nichts für ihn thun, verloren ist. Es ist derselbe, Kind, der Dich gewann, weißt Du es noch? Ich hatte das Hungerleiderbild, wie meine Collegen es nannten, glücklich in die Ausstellung hineingerudert. Was führte es nicht an Hoffnungen, Wünschen und unbezahlten Rechnungen im Schlepptau! und als meine Freunde einstimmig erklärten, der reiche Mann, der diesen zweiten Theil von Pharaos Traum an seine Wand hinge, müßte dümmer als ein Kameel sein, wurde mir das Herz so schwer wie ein Centnerstein; denn ich bin aus dürftigem Philisterhause, und der Gedanke, alle die armen Leute, die mir vertraut und zuletzt sogar das Geld für den vergoldeten Rahmen geborgt, zu täuschen, ging mir zu Gemüth. Gottlob, das Bild fiel wenigstens nicht wie eine verpuffte Rakete platt zu Boden! Ein Knäuel Menschen stand beständig davor — und schimpfte. Ich befand mich mit möglichst unbefangenem Gesicht zwischen ihnen; man will doch mit eigenen Ohren sein Lob hören, wenn man sich dessen bewußt ist, sein Bestes gegeben zu haben. Wie ein geprügelter Lehrjunge wollte ich mich aus dem Gedränge schleichen . . . »Tendenzbild«, »Nachäfferei französischer Naturalisten«, das war das Gelindeste, was ich vernommen. Da sehe ich ein blondes, schlankes Jungfräulein vor dem Bilde und eine Thräne hängt ihr an der Wimper, eine echte Frauenthräne. Der närrische Gesell in mir jubelt und schlägt dem Tadel ein Schnippchen. Als sich die Kleine dem Knäuel entwand, folgte er ihr und streckte ihr die Hand — dreist und unbesonnen wie er nun einmal ist — entgegen.

„Schlagen Sie ein, Fräulein, auch wenn Niemand in Frack und weißer Halsbinde zugegen ist, um mich Ihnen vorzustellen. Ich bin ein Mensch, dem Sie eine große Wohlthat erweisen."

Ida drückt mir jetzt nachträglich die Hand; sie hat mir sie auch damals nicht verweigert, obschon meine Bitte allen Regeln gesellschaftlichen Anstandes in's Gesicht schlug, aber sie drückte meine Finger so schüchtern, daß ich es nicht spürte.

„Du kanntest ihn gleich, wußtest, er sei nicht frech, nur trägt er den Hut gern auf einem Ohr und treibt sich in Gedanken auf den höchsten Bergspitzen herum. Er ist im Ganzen so übel nicht, ich kann ihn besser leiden, als den anderen Menschen, den ich ja auch bei mir beherberge und der für ein behagliches, comfortables Leben, für Rheinwein und Rehrücken seiner Seele bestes Theil verschwört. Wollen wir nicht einen Versuch machen, den alten tollen Burschen mit seinen Hirngespinnsten von Künstlerehren, von Schaffen und Gestalten, von selbständigem Ausfechten des Daseinskampfes vor dem sicheren Tode zu retten?"

Meine Frau kann Alles, nur nicht Nein sagen. (Gestern hat sie es auch einmal probiren wollen, aber der alte Hallunke von Trienter Fruchthändler schlug ihre Rebellion schleunigst zu Boden und sie kam mit kläglichem Gesicht, das Körbchen voll halbverfaulter Orangen zu mir in die Bauernstube.)

Nach meiner letzten Beschwörung stand sie auf und fing an, die Dinge, die sie für unser künftiges Leben unentbehrlich glaubt, einen Handschuhdehner aus Elfenbein, einen perlmutterbesetzten Operngucker und dergleichen, in ein kleines Handtäschchen zu packen. Ich öffne mittlerweile die Thüre des Kinderzimmers und schicke die Wärterin zu einer geselligen Unterhaltung in die Gesindestube hinunter, meine Frau wolle das Kind selber zu Bett bringen.

Das Kind! Ida hält in ihrer Beschäftigung inne.

„Muß es auch schon zu hungern anfangen, um geistreich zu werden?" fragt sie halb lachend, halb ängstlich.

„Armer Wurm, wer fragt ihn um seine Willensmeinung!" versetzte ich. „Wer weiß, ob er nicht laut protestirt hätte, als wir ihn mit einem Papa beschenkten, den die gute nachsichtige Welt, abwechselnd in's Pflanzen- und Thierreich nach Ehrentiteln greifend, bald einen Schmarotzer, bald einen Parasiten benamsen wird."

Ida fährt in ihrer Beschäftigung fort, und ich fange nun auch eine Reisetasche zu packen an. Dann kommt das Kind an die Reihe, und mit Decken und Kissen und Tüchern und Pelzen sieht es bald unförmlich wie ein Mastodon in hoffnungsvoller Jugendlichkeit aus. Aber meine Frau schafft noch immer neue Hüllen herbei und wenn wir auf unserer Fahrt zufällig einer Schaar Matrosen auf dem Walfischfang begegnen sollten, um dieses Bündel zu durchdringen, wird sicher keine Harpune scharf genug sein. Und das ist immer eine Beruhigung, auch wenn der Walfischfang zwischen Berlin und Trient nicht eigentlich in Flor steht. Mitten in der Bethätigung unserer elterlichen Fürsorge fallen uns die Hände vor Schrecken in den Schoß. Näherte sich nicht ein Wagen polternd der Einfahrt? Konnte unsere irdische Vorsehung nicht von einem Angstgefühl wegen meines nervösen Kopfwehs beherrscht, mitten in der Opernvorstellung aufgebrochen sein? Und einmal unter ihrem Commandostab, dann ade Flucht und Unabhängigkeit, dann ade Zusammenleben mit Frau und Kind! Doch nein, dem Himmel sei Dank, der die Frau aus so festem Granit erschaffen; von solch' schwiegermütterlicher Zärtlichkeit läßt sie sich nicht beeinflussen. Der Wagen fährt vorüber.

Ich fasse das Pelzbündel, die Reisetasche und mit ein paar freigebliebenen Fingern meine Frau, — wäre ich nicht so froh, ihn auf seiner Stelle zu wissen, ich könnte den ganzen egyptischen Palast aufheben und wegtragen, so stark fühle ich mich.

Ein Schatten auf dem Flur macht uns zurückprallen, dann lacht meine Frau in ihr Taschentuch. Ihr fängt die Geschichte soviel Spaß zu machen an, wie eine Liebhaberkomödie oder eine Maskerade. Wenn das Gedränge zu groß, oder die Temperatur zu schwül wird, denkt sie, dann kann man sich ja immer demaskiren, die Eltern werden die Flüchtlinge

Digitized by Google

stets wieder aufnehmen; aber wenn, mit Weib und Kind als Sporn, kein tüchtiger Maler und selbständiger Mensch aus mir wird, — wohl, wohl Bruno, keine großen Worte, aber lebend kehre ich in den goldenen Vogelbauer nicht zurück! — Ehren-Christian hat uns nicht gesehen, die Tasche von einer Champagnerflasche — einer vollen natürlich — gebläht (er sah mich einige Cigarren einstecken und böses Beispiel wirkt verderblich selbst auf gefestete Principien), schleicht er vorsichtig zum Haus hinaus, vermuthlich zu seinem durstigen Schätzchen. Auf den Zehen gehen wir hinterdrein, der Teppich dämpft zwar die Schritte, aber bei solcher Gelegenheit thut man gern etwas Uebriges. Den Portier hat der Schlaukopf ohne Zweifel vorher entfernt; uns wird dadurch das verblüffte Anstarren und der nachträgliche Commentar über den Auszug aus Egypten erspart.

Einige Schritte in Wind und Gestöber, dann nimmt uns eine Droschke auf. Ich bin frei und fahre, ein Schatzgräber voll unerträglicher Zuversicht, die Springwurz in der Tasche, mit Weib und Kind in die Fremde und in meine Künstlerlaufbahn hinein.

Aus der Hauptstadt.

Aus Schulte's Kunstsalon.

Die Ausstellungsräume Unter den Linden 4a füllen sich ihrem Zwecke gemäß von Zeit zu Zeit wechselnd mit den neuesten Erscheinungen des Kunstmarktes und geben so selten Gelegenheit zu einer über den Rahmen des Referats hinausgehenden Besprechung einer besonderen Bildergruppe. Unter der Masse der zur Zeit ausgestellten Gemälde verliert sich für den weniger achtsamen Besucher eine kleine Collection älterer Landschafts- und Marineschildereien von Andreas Achenbach, die der besten, unter der modernen Schnellproduction beinahe vergessenen Zeit des greisen Malers entstammen.

Die jüngere Generation ist so daran gewöhnt, in dem älteren Achenbach den Maler des Meeres zu bewundern, daß sie beinahe vergessen hat, wie verständnißvoll er auch die Reize des Festlandes, besonders des nordischen, zu erfassen weiß. Es ist kein Nachtheil für die früheren unter dieser Gattung seiner Bilder, daß sie offenbar noch unter dem Einfluß der Studien nach alten Meistern, vorzugsweise den Niederländern, stehen. Sein „Norwegischer Wasserfall" vom Jahre 1852 muthet im Arrangement und in der Wiedergabe der Fels- und Baumformen wie ein Everdingen an. Rechts oben eine Blockhütte, von dort quer über das Bild fortbrausend ein Gebirgsbach, jenseits desselben eine dunkle Nadelholzgruppe, von der sich der helle Stamm einer Birke wirksam abhebt. Das Ganze, in gleichmäßigem, geschlossenem Licht gehalten, ist viel einfacher und natürlicher in der Auffassung, als der spätere, bisweilen forcirte Realismus Achenbach's, der die gegebenen Formen mit scharfem Auge beobachtet, sie aber mit Vorliebe des Effects halber in irgend einem Ausnahmezustand, durch besondere Licht- oder Luftströmungen beeinflußt, darstellt. Stimmungsvoller, mehr im Stil des Ruysdael, ist sein „Waldthal mit Bach" vom Jahre 1864. Ueberall von dunklen Laubwaldgruppen und fernen Hügellinien umschränkt, erscheint es als ein stilles, in sich zusammengeschlossenes Stück Natur- und Menschenlebens. Quer durch das Bild fließt auch hier ein Gebirgsbach, aber zur Hemmung seines Uebermuths genügt eine Schleuse, in deren Nähe ein paar Frauen Wäsche spülen, während größere Leinenstücke, auf dem dunklen Rasen ausgebreitet, der bleichenden Sonne harren. Eine genauere Bezeichnung der Localität fehlt, aber der Typus der Landschaft weist auf das westdeutsche Mittelgebirge hin.

Ein Kleinod in der Einfachheit des Dargestellten sowohl wie der Darstellungsmittel ist die Marine, datirt 1865. Eine ruhige, im Vordergrunde von Schilf begrenzte Wasserfläche, ein sich mit der steigenden Fluth zum Ausfahren anschickendes Fischerboot und ein kleinerer Kahn, rechts im Hintergrunde ein paar Windmühlen, und das Ganze von einem leicht bedeckten, aber noch immer bläulich durchschimmernden Himmel überspannt. Die klare silbergraue Luftstimmung, die mit durchsichtigen Wasserdünsten gefüllt alle Localtöne mildert, der dünne, flüssige Farbenauftrag erinnern an die besten Arbeiten des jüngeren Van de Velde.

Der „Strand von Scheveningen" vom Jahre 1871 ist ganz im durchgearbeiteten, charakteristischen Stil Achenbach's gehalten. Bei gelblich bewölktem Himmel und stürmischer See laufen mehrere Fischerboote ein, von körbetragenden Männern und Frauen erwartet. Interessant ist die energische Behandlung der Wellen, deren Kämme sich in beinahe plastisch gemaltem Farbenauftrag überstürzen. Ein Vergleich mit dem ebenfalls ausgestellten „Sturm bei Ostende" vom Jahre 1886 zeigt, wie sehr sich Achenbach in späteren Jahren in der Wiedergabe des stürmisch bewegten Wassers geändert hat. Der Wellenbausch hat an Durchsichtigkeit verloren, und die Krone löst sich in ein flockiges, seifenschaumartiges Gebilde auf. Was der Künstler an Leichtigkeit der Faust und an Vertriebenheit der Technik gewonnen, hat er an energischer, um die Mittel unbekümmerter Erfassung der Formen und Farben verloren.

Wie das Genie die Natur packt, wo es sie findet, und mit dem augenblicklich zur Hand befindlichen Material darstellt, das zeigt eine landschaftliche Studie Menzel's aus der Umgegend von Potsdam, datirt 1867. Im Hintergrunde verschwimmen die Häuser und Thürme der Stadt, von deren Linie sich in weitem Bogen der Eisenbahndamm in den Vordergrund hineinzieht. Ein wenige Wagen zählender Schnellzug braust dampfend auf seiner schmalen Fläche hin, die links und rechts von spärlichen, mit Fichten, Haidekraut und Feldblumen bewachsenen Sandhügeln flankirt ist. Das Alles ist braun in braun, mit einigen leichten Schattirungen in's Graue hinein gemalt, aber jeder, auch der roheste Pinselzug ist benutzt, um irgend ein charakteristisches Etwas der Terrainformation festzuhalten. Die kleine Skizze ist mit rembrantesker Rücksichtslosigkeit hingeworfen und ist für die Eigenart Menzel's so bezeichnend, daß die Erwerbung für eine öffentliche Galerie wünschenswerth erscheint. Es läßt sich aus derselben mehr lernen, als aus einer ganzen Reihe fertiger Bilder desselben Meisters, der zum Schule machen zu viel markige Individualität besitzt.

Schließlich sei es noch gestattet, auf einen Kleinmaler des Rococo aufmerksam zu machen, der die Erscheinungsformen dieser interessanten Epoche allerdings nicht mit Menzel'scher Schärfe der Charakteristik, aber doch mit feinem Sinn für das Zierliche und Graziöse ihrer äußeren Form zu erfassen weiß. Unter den drei Bildchen kleinsten Formats von Löwith erscheint uns das als „Schachspiel" bezeichnete als das beste. Der Eine der Spieler hat soeben einen entscheidenden Zug gethan, und berath triumphirend die Folgen desselben mit einem Zuschauer, während der Andere ernst sorgend überlegt. Die leichten Farben der Seidenstoffe und der Stuckdecoration des Raumes ergeben ein freundliches, wohlthuendes Farbenensemble. Auch der physiognomische Ausdruck der Spieler, soweit er durch die Situation bedingt ist, läßt nichts zu wünschen übrig, dagegen scheint sich der Maler in dem feststehenden Typus der Züge — und jede Epoche hat nun einmal ihre besonderen Gesichter — noch nicht die genügende Sicherheit angeeignet zu haben. Dieser Mangel ist in dem zweiten, „Im Atelier" bezeichneten Bildchen, glücklich vermieden. Der vor seiner Staffelei eifrig pinselnde bezopfte Maler dreht uns den Rücken zu. Das kaum drei Centimeter hohe Figürchen ist prächtig gerathen, dagegen fällt das minutiös gemalte Beiwerk ein wenig aus dem Zeitstil heraus. Die auf der Staffelei befindliche ebenso wie die an der Wand hängenden Landschaften sind zu realistisch gehalten, damals grassirten noch in merklicher Nachwirkung Poussin und Watteau. Die „Boccaccio-Vorlesung" desselben Malers vereinigt vier Herren in der Tracht der Uebergangszeit vor dem Directoire um einen links stehenden bebrillten Recitator, der ein schlüpfriges Geschichtchen des italienischen Novellisten zum Besten gibt. Die zarten Töne, grün, blaßroth und gelb bis zu dem weißen Bärenfell in der Mitte des Zimmers herunter schließen harmonisch zusammen und stimmen prächtig zu der fein vertriebenen, selten den spitzen Pinsel verrathenden Technik. Löwith hat vor seinem gefährlichen Concurrenten Fritz Werner den Sinn für das Graziöse und Zierliche voraus. Darum entspricht ihm mehr die französische, als die derbere deutsche Erscheinungsform des Rococo.

Georg Malkowsky.

Digitized by Google

Notizen.

Ranke's „Weltgeschichte". VII. Band. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Seit sechs Jahren sind wir an ein kostbares Weihnachtsgeschenk gewöhnt; und es ist auch heuer nicht ausgeblieben. Alljährlich um diese Zeit erschien ein Theil von Ranke's „Weltgeschichte" in einem Doppelbande. Dies Mal ist es ein einfacher Band. Im Laufe des Jahres hat der unerbittliche Tod dem Verfasser die Feder aus der Hand genommen; und dieser soeben erschienene siebente Band folgt dem Tode des Meisters, wie die Abendröthe der untergegangenen Sonne. Er ist noch durch und durch „Ranke", nicht nur in der geistreichen und tiefen Auffassung, sondern auch bis auf das einzelne Wort und jede stilistische Wendung. Einer der wissenschaftlichen Gehülfen des Meisters, Paul Hinneberg, hat die Zusammenstellung des Bandes nach den vorhandenen Arbeiten und Dictaten des Entschlafenen übernommen und diese Aufgabe mit ebenso schonender, als glücklicher Hand ausgeführt, so daß man kein Naht- und kein Flickwerk bemerkt, weil in der That kein solches vorhanden, sondern ein Werk von einheitlichem Gusse vorliegt. Der neue Theil zeigt uns das deutsche Reich im Niedergang und die Hierarchie unter Gregor VII. im Aufgang. Ein Capitel dieses Bandes führt den Titel „Canossa". Es versteht sich von selbst, daß Ranke jede Parallele mit der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart sorgfältig vermeidet. Aber unwillkürlich zieht sie der Leser im Stillen. So hat uns denn die kundige und sichere Hand des Meisters geführt durch die Zeiten der Merowinger, der Karolinger, der Franken, der Sachsen und der Salier bis an die Schwelle der Staufen und der Kreuzzüge. Daneben sehen wir in diesem siebenten Bande die Capetinger in Frankreich, sowie die Normannen in England und in Unteritalien. Die Einleitung zu dem achten Capitel, welches von dem Kaiserthum unter Heinrich III. handelt, dictirte Ranke auf seinem Sterbebette. Auf diesen Worten lagern schon die finsteren Schatten des Todes. Von Schmerzen überwältigt, brach der Kranke die Arbeit ab mit dem Ausrufe: „inter tormenta". König Friedrich Wilhelm I. von Preußen hat Oelgemälde hinterlassen, welche die Inschrift tragen: „Rex pinxit in tormentis". Er malte, wenn er Zahnschmerzen hatte. Diese Bilder sind keine Kunstwerke. Aber Ranke's letzter Band ist, trotz hohen Alters und heftigen Schmerzen, die den Verfasser belastet, ein Kunstwerk der Historik. K. Braun-Wiesbaden.

Griechische Frühlingstage. Von Eduard Engel. (Jena, H. Costenoble.) — „Diese Sammlung ist nicht eine Sammlung von Reisebriefen." Es ist uns unerfindlich, warum der Verfasser sein Vorwort mit diesen stolzen Worten beginnt, denn es handelt sich in seinem Buch allerdings um eine Reisebeschreibung, wobei es wenig verschlägt, ob es eine Sammlung unter frischem Eindruck niedergeschriebener Briefe oder die nachträgliche Ausarbeitung eines Reisetagebuches ist. Mit der landläufigen Touristenliteratur haben die „Griechischen Frühlingstage" auch das schnellfertige Urtheil, den warmen Optimismus und die Quittirung über genossene Gastfreundschaft gemein. Wie weit letztere das objective Urtheil zu beeinflussen im Stande ist, sieht man so recht fast auf jeder Seite. Wenn man Engel Glauben schenken darf, so ist das heutige Griechenland ein Musterstaat, bewohnt von einem Mustervolke. „Mir ist auf der ganzen Reise nichts als Liebes vom griechischen Volke widerfahren," versichert Engel und schließt daraus: „Wie sollte ich da anders als mit Liebe vom griechischen Volke reden?" Nun, wir Daheimgebliebenen urtheilen weniger freundlich, denn die Philhellenen sind bei uns eine ausgestorbene Zunft. Die Franzosenfreundlichkeit der Vertreter des griechischen Volkes, der nur sehr matt dementirte neuliche Pariser Speach des edlen Griechenkönigs und andere Dinge, von denen Herrn Engel's Höflichkeit schweigt, haben uns mißtrauisch gestimmt, und wir werden uns für die Neugriechen nicht mehr so leicht begeistern, wie in Zeiten politischer Naivetät. Immerhin haben wir das Buch mit Interesse gelesen. Es ist frisch und lebendig geschrieben, und einige Capitel, vor Allem die „Gestalten aus dem alten Athen", sind feuilletonistisch geschickt gemacht und von fast novellistischem Reiz. Freilich müßte Engel in seiner öfteren Polemik mit dem großen Fragmentaristen Fallmerayer wissenschaftlich schwereres Geschütz auffahren, um den hellenischen Ursprung der heutigen Neugriechen zu beweisen. Sympathischer stehen wir Engel's Angriff auf die neuhochdeutsche Aussprache des Altgriechischen, wie unsere Gymnasien sie lehren, gegenüber. Sie ist ebenso widersinnig, wie unsere von den Italienern so oft bespöttelte Aussprache des Lateinischen. Zwischen dem italienischen „etsche omo" und unserem „ekze homo" scheint uns die Wahl nicht schwer. Wenn wir uns endlich entschließen könnten, das Griechische, wie schon Reuchlin es empfahl, so auszusprechen, wie die heutigen Bewohner von Hellas es thun, so würden wir auch das Neugriechische leichter verstehen, während jetzt sogar ein leidlich griechisch gebildeter Reisender mit deutscher Schulaussprache taubstumm durch's Land fährt. Jedenfalls wird es Engels Verdienst sein, diese Frage wieder aufgeworfen zu haben. Wir gewärtigen mit Spannung seine hoffentlich recht wissenschaftliche Schrift über diesen Gegenstand die er ankündigt. Der deutsche Schulmeister aber wird ob solcher Ketzerei, Zeter und Mordio schreien. Wir sehen die Fluth von Zuschriften, die aus jenen Kreisen unsere Redaction überschwemmen werden, jetzt schon voraus.

Richard Wagner, sa vie et ses oeuvres. Par Adolphe Jullien. (Paris, J. Rouam.) — Ein Prachtwerk, wie es nicht einmal über Mozart existirt, und zugleich ein sprechender Beweis für den außerordentlich großen Anklang, den Wagner's Musik in Frankreich gefunden hat. Ja, der enthusiastische Bewunderer des deutschen Componisten versteigt sich in seiner Vorrede zu der Behauptung, daß Wagner heute auch in Frankreich fast nur Bewunderer zählt und hier wie überall seinen Platz „an der Sonne" erobert hat. Freilich, wenn man die steigende Fluth französischer Bücher und Flugschriften der letzten Jahre, die fast ausschließlich Wagner verhimmeln und in dieser Beziehung der deutschen Wagnerianerliteratur in nichts nachstehen, überblickt und dabei bedenkt, daß fast die gesammte Pariser Musikkritik dem Bayreuther Meister günstig ist, so scheint Jullien Recht zu haben, aber wie kommt es dann, daß der schlaue Director Carvalho doch nicht den Muth fand, den schon angekündigten „Lohengrin" aufzuführen? Aus Furcht vor der Patriotenliga und anderer Revanchegeschreier? Dann aber darf Jullien noch nicht von einem Siege des Musikdramas in Frankreich sprechen. Und daß der Verfasser die wagnerfeindliche Unterströmung mit nichten unterschätzt, beweist sein wunderliches erstes Capitel, das den Biographen vor den Patrioten rechtfertigen soll. Jullien entschuldigt das persönliche Verhalten Wagner's gegen die Franzosen und greift, um ihn rein zu waschen — Mozart an, gegen dessen Verehrung Monsieur Chauvin nicht das Geringste auszusetzen habe, während seine Gallophobie viel heftiger gewesen sei, als diejenige Wagner's. Zu diesem Zwecke klaubt Jullien aus den intimen Briefen des 22jährigen Mozart alle den Franzosen, ihrer Musik und ihrem Charakter ungünstigen Aussprüche heraus, als ob durch diese Denunciation die öffentlichen und für den Druck bestimmten franzosenfresserischen Ausfälle des gereiften Mannes Wagner's entschuldigt würden! Wenn Jullien seinen Meister vertheidigen wollte, so hätte er es viel wirksamer durch einen Hinweis auf dessen Pariser Leidensjahre, Enttäuschungen und Gegnerschaften thun können, mit einem Hinweis auf die Capitel drei und zwölf seines Buches, worin jene zwei Epochen ganz vortrefflich und auf Grund vielfach neuen Materials dargestellt werden. Auch sonst können die deutschen Leser aus dieser Biographie eines Pariser Musikenthusiasten, der gut zu erzählen und schildern versteht, manches Interessante schöpfen. Sie ist besser und unterhaltender geschrieben, als die meisten einschlägigen deutschen Werke. Gewiß ließen sich aber aus Schlesinger's „Gazette musicale" und anderen Pariser Musikzeitschriften, deren Mitarbeiter Wagner war, noch viele unbekannte Documente gerade über die Pariser Schmerzenszeit gewinnen, und wir möchten die französischen Wagnerianer ausdrücklich auf diese fast gar nicht erschlossene Quelle aufmerksam machen. Was nun das Prachtwerk selbst in illustrativer Hinsicht betrifft, so sind das Werthvollste darin jedenfalls die 15 Portraits von Wagner aus verschiedenen Lebensjahren, beginnend mit dem 1840 durch den jungen Dresdener Kietz verfertigten Pariser Bildnisse. Die Züricher Lithographie ist nach dem Gemälde der Frau Stocker-Escher; der Name ist verdruckt, woran uns übrigens fran-

Digitized by Google

zösische Publicationen nachgerade gewöhnt haben. Die 15 Radirungen von Fantin-Lacour, die hauptsächlichsten Operngestalten darstellend, sind weniger gelungen, aber echt französisch effectvoll. Gewiß werden die deutschen Wagnerianer mit der Wiedergabe von etwa 100 Pariser, Londoner, Münchener und Wiener Caricaturen auf Wagner nicht einverstanden sein, weil sie den Meister lächerlich machen. Wir schließen uns der Ansicht Julliens an, daß gerade diese oft köstlichen Zerrbilder historische Documente sind, fast ebenso wichtig wie die hier ebenfalls wiedergegebenen 120 Abbildungen von Theatern, Wohnhäusern und „Premièren" Wagner's. So empfehlen wir denn also die fleißige Schrift des verdienstvollen Pariser Sammlers und Musikschriftstellers auch dem deutschen Publikum bestens.

Die Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes von Otto Hendel in Halle, eine billige Volksbibliothek in der Art der weltbekannten Reclam'schen Bändchen, hat schon ein halbes Hundert ihrer hübsch ausgestatteten, mit biographischen und literarhistorischen Einleitungen und dem Porträt des betreffenden Verfassers auf den Büchermarkt gebracht und scheint sich einer steigenden Beliebtheit zu erfreuen. Das neueste Bändchen bringt aus der Feder unseres Mitarbeiters Wilh. F. Brand: Londoner Streifzüge, eine Sammlung von Journalaufsätzen über das Leben und Treiben der englischen Hauptstadt. Die Presse, der Juristenstand, das Clubleben, die Dienstboten, die Theater werden geschildert, auch die Deutschen in London erfahren eine Darstellung, und überall zeigt sich der scharfe Beobachter und gewandte Erzähler im besten Lichte.

Offene Briefe und Antworten.

Molbech's „Dante" und die Münchener Hoftheater-Censur.

Geehrter Herr,

Wie der Verfasser des Artikels „Bühnenbearbeitungen von Wilhelm Buchholz" in Nr. 2 ganz richtig bemerkt*), ist das fünfactige Schauspiel des dänischen Dichters Molbech „Dante" wenige Tage vor der ersten Aufführung aus dem Repertoire gestrichen und auf den „Index spectaculorum prohibitorum" gesetzt worden. Man spricht von „kirchlich-religiöser Tendenz" und „protestantischer Herkunft" und so wollen wir hier in Kürze untersuchen, worin eigentlich das Kirchenfeindliche, das „Ketzerische" des Werkes besteht.... Der Dichter leitet uns in den beispiellosen Parteihader der italienischen Städte, der sich aus dem alten blutigen Antagonismus zwischen Guelfen und Ghibellinen entwickelt hatte. Die übermüthigen Ausschreitungen der Schwarzen (Guelfen) reizen das Volk zum Widerstand und treiben es den Ghibellinen, den „Weißen", in die Arme, als deren Hort und Führer Dante gilt. Bei der Wahl der sechs Stadtoberen (Prioren) siegt die Partei der Weißen: Dante tritt an die Spitze des Priorates und verbannt die Häuptlinge der Schwarzen, als die Erreger der Zwietracht, aus Stadt und Land. Die Vertriebenen gehen den Papst um Hülfe an, Bonifacius VIII., den herrschbegierigen, weltlichen Mann. Der Sieg der Ghibellinen ist für ihn Grund genug, gegen Florenz kriegerisch vorzugehen. Er beauftragt Karl von Valois, seinen Parteigänger, mit der Expedition, sendet aber zuvor einen Legaten in die Stadt, um zunächst auf dem Wege der Güte das Priorat zu veranlassen, die Verbannten zurückzurufen und Karl von Valois als Herrn von Florenz zu empfangen. Der Cardinallegat sieht in Dante den Hauptgegner seines Gebieters und verhandelt im Geheimen mit den Widersachern des mächtigen Prioren, bevor er in offener Versammlung dem Priorate des Papstes Willen und Forderung kundgibt —

Dante. Sein Wille, Eminenz, gilt bis zur Schwelle
Der Kirchen von Florenz, nicht außerhalb.
Cardinal. Verwegner, beuge vor dem Papst Dein Haupt!
Dante. Am Fuß des Altars neig' ich vor dem Papst mich,
Auf dem Priorenstuhle nur vor Gott!
Cardinal. Du redest kühn; weißt Du denn nicht, der Papst
Hat Macht sowohl auf Erden wie im Himmel?
Dante. Das weiß ich, ja; denn von dem Felsen rollte
Der Stein herab, der auf Italiens Brust
Schwerlastend ruht. Weh ihm um diese Macht!
Sie zog sein Auge von des Himmels Licht
Und fesselte es an den Staub der Erden...

Der tapfere Freiheitsstreiter beugt sich nicht. Der Cardinal spricht den Bannfluch über ihn aus. Dante trotzt auch dem Fluche! — Und das sollte die Aufführung des Dramas in der zweiten Hauptstadt des deutschen Reiches, bloß weil sie eine katholische Stadt ist, unmöglich machen?! Dante's That geht die Welt und nicht die Kirche an; die Ereignisse, in die er verflochten wird, sind politischer Art. Er bedroht nicht den beseligenden Frieden der Kirche, sondern versucht nur, die weltlichen Uebergriffe des Kirchenherrn zurückzuweisen, ganz wie es — im „Inferno" der „Divina Commedia" geschieht: Es werden die pflichtvergessenen Päpste verdammt, welche den Hirtenstab eintauschten gegen das Scepter der Weltlichkeit; aber desgleichen auch Friedrich II., der große Hohenstaufenkaiser, der glänzende „Ketzer"! Denn Dante war der eifrigste Sohn der Kirche, er war der glühendste Anhänger des Katholicismus und zugleich dessen größter Dichter. Und wenn im neunzehnten Jahrhundert ein Schauspiel, welches eine Episode aus dem Leben des „frommen Dante", die Verbannung aus Florenz, behandelt, von derselben katholischen Kirche verboten wird, so hört eben jedes Urtheil auf und das Parteiwesen beginnt. Aber selbst, wenn der Held des Stückes ein Mann wäre, der sich nicht gegen die weltliche, sondern gegen die geistige Gewalt der Kirche auflehnt, ein Einzelner gegen Millionen von Gläubigen, — selbst einem solchen Helden darf der Eintritt auf das neutrale Gebiet der Bühne nicht versperrt werden, die Allen eine Freistatt gewährt: dem Guten wie dem Bösen, dem Helden der Thatkraft wie dem Dämon der Verneinung und Verderbniß. Dem Dichter die Wahl der Conflikte vorschreiben wollen, das heißt an der Kunst eine Bevormundung üben, die mit dem reinen, freien Wesen derselben unvereinbar ist. — Den dänischen Dichter, der auf seiner Einsiedelei Bagsværd in stiller Geistesarbeit ruhige Tage des Alters verbringt, wird das kirchliche Interdict nicht sehr berühren. Er mag sich mit dem Ausspruch trösten, den Heine bei der Confiscation von Immermann's „Trauerspiel in Tyrol" that: „Die Regierung hätte das Buch gar nicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch gelesen worden."... Für Molbech's Schauspiel darf man hinzufügen: „und aufgeführt worden". Wie wir hören, wird „Dante" noch in diesem Winter am Stadttheater zu Frankfurt am Main seine Première erleben.

Verehrungsvoll

J. E.

*) Auf besonderen Wunsch des Verfassers jenes Artikels erklären wir, daß der das Verbot des „Dante" betreffende Passus ein Zusatz der Redaction war. Wie man uns übrigens mittheilt, entbehrt das in München stark verbreitete Gerücht, daß auch „Nathan der Weise", „Maria Stuart" und ähnliche Stücke vom Repertoire gestrichen werden sollen, der Begründung. Den Classikern will man offenbar aus Politik nicht zu nahe treten. Anders verhält es sich mit modernen Werken, die nicht durch den Schild der Classiker gedeckt sind, wie das Verbot des „Dante" beweist. Uebrigens hat der verdiente Dramaturg der bayrischen Hofbühne seine Bearbeitung mittlerweile im Verlage von Callwyse in München veröffentlicht. D. R.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Klimate der Erde

von

Dr. A. Woeikof,

Prof. der phys. Geographie an der Universität St. Petersburg.
Präsident der meteorolog. Commission der K. Russ. geogr. Gesellschaft ꝛc.

2 Theile. Groß 8°. Mit 10 Karten, 13 Diagrammen und vielen Tabellen, eleg. broch. 22 Mk., in Halbfranz geb. 26 Mk.

Durch seine früheren Arbeiten, welche sich hauptsächlich mit Klimatologie beschäftigten, wie auch durch seine ausgedehnten Reisen im russischen Reiche, Süd- und Ostasien und Amerika, war der Verfasser mehr als jeder Andere im Stande ein solches Buch zu schreiben. Nicht nur der Fachmann wird hier vieles Neue und Interessante finden, sondern auch jeder Gebildete. **Das Werk ist eine hervorragende wissenschaftliche Erscheinung.**

= Soeben erscheinen: =

Heinrich Heines sämtliche Werke.

Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und Verzeichnissen sämtlicher Lesarten.

Von Dr. **Ernst Elster.**

= 36 Hefte von je 5 Bogen Text à 30 Pfennig. =

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in den Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Entwickelung.

Eine sozialphilosophische Darstellung

von

Leopold Jacoby.

Zweite Auflage.

I. Theil 2 ℳ 50 ₰. II. Theil 3 ℳ.

Zürich 1886.

Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Ein junger

lievländischer Schriftsteller,

Mitarbeiter von Rigaer, Petersburger und deutschen Zeitungen, academisch gebildet, auch des Russischen mächtig, sucht eine Stelle als Redacteur eines deutschen Blattes. Er ist in politischen, literarischen und zumal volkswirthschaftlichen Fragen wohl bewandert und, da er längere Zeit in Moskau gelebt, in russischen Dingen vorzüglich informirt. Günstige Zeugnisse stehen zu Diensten. Ansprüche sehr bescheiden. Eintritt sogleich. Auskunft ertheilt die **Redaction der „Gegenwart“.**

Gesammelte Werke

von

Gustav Freytag

in circa 48 Lieferungen zu ℳ 1.50 oder 22 Bänden 8.

Bis jetzt sind 4 Bände vollständig erschienen. Der Preis eines Bandes beträgt geheftet: ℳ 3.—, in dunkel Calico gebunden, mit Goldpressung: ℳ 4.—, in eleg. Halblederband: ℳ 5.—

Durch alle Buchhandlungen, auch lieferungsweise zu beziehen.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schiller,** Werke m. Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Hlbfrzbdn. nebst: **Lessing,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. und **Goethe,** Sämmtl. Werke. Vollständigste Ausg. letzter Hand. 55 Bde. zusammen 40 ℳ. — **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu. zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske,** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart“,** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Hervorragendes Geschichtswerk.

Brehm, Dr., Das Inkareich.

gr. 8. 842 S. mit 1 Karte u. Holzschn. 16 M.

Jena. **Fr. Mauke's Verlag.**

Soeben erschien die von der Wissenschaft seit 2000 Jahren vergeblich gesuchte Lösung der

Quadratur des Kreises

geometrisch dargestellt v. **O. Widemann,** Ing. **Berlin, Hlge. Geist Str. 4, I. im Selbstverlag. Preis 1 Mark.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Gallerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXX. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Lubke in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
MAR 5 1887
Library

№ 7. Berlin, den 12. Februar 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Am Vorabend der Wahlen. Von Eduard von Hartmann. — **Literatur und Kunst:** Die neuere Wallenstein-Literatur. Von Hermann Hallwich. — Gustav Freytag's Selbstbiographie. (Schluß.) — Robert Hamerling's „Blätter im Winde". Besprochen von Oscar Linke. — **Feuilleton:** Die Blinde. Von C. Sahler. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. Notizen. — Inserate.

Am Vorabend der Wahlen.

Von Eduard von Hartmann.

Wenn Frankreich auf die von der deutschen Politik entgegengetragene Freundschaft eingegangen, wenn Ferry, der den leisen Versuch dazu machte, nicht gestürzt wäre, sondern etwa gar sein Volk allmählich des Hasses entwöhnt hätte, wenn das Damoklesschwert der Revanche nicht mehr über unserem Haupte schwebte — wie sollten wir dann aus dem Sumpf wieder herauskommen, in den die alten deutschen Erbfehler: Vielköpfigkeit des Sinnes, Partikularismus, Uneinigkeit und Fractionstreiben, eigensinnige Besserwisserei, Neid und Eifersucht gegen das noch nicht der Vergangenheit anheimgefallene Große und Bedeutende, kleinliche Zänkerei und Nörgelei, Mangel an Unterordnung unter die Interessen des Ganzen und abstract-doctrinäre Principienreiterei, uns bis an den Hals hineingeritten haben? Aber wie es Kaiserwetter gibt, wenn der Kaiser Revue abhält, so kommt seit Bismarck's Ministerlaufbahn der preußischen Politik der Himmel zu Hülfe, wenn die Menschen sie im Stich lassen, und fast immer ist es die Verblendung irgend welcher Gegner, welche pour le roi de Prusse arbeitet. Diesmal ist es die Verblendung eines leichtsinnigen und ehrgeizigen Abenteurers, der die Verblendung des französischen Volkes so weit steigert, daß die Bismarck'sche Politik den Reichskarren wieder aus dem Sumpf herausbekommt.

Denn entweder wirkt das Vorgehen Boulanger's mit seinen fieberhaften Kriegsrüstungen schon jetzt genügend auf die Mehrheit des deutschen Volkes, daß die staatserhaltenden Parteien bei den Wahlen wieder die Oberhand gegen die staatszerstörenden erhalten, oder nicht. Im ersteren Falle bekommen wir einen Reichstag, der den Franzosen zeigt, daß das deutsche Volk willig ist, die ihm durch den feindlichen Nachbar aufgezwungenen Militärlasten nicht bloß als ein vorübergehendes kurzes Interimisticum, sondern für die Dauer zu tragen, und daß das deutsche Reich seine noch unbenutzten Steuerquellen nur sehr mäßig anzuspannen braucht, um die dadurch bedingten Mehrausgaben mit Leichtigkeit und für die Dauer aufzubringen; dann behalten wir nicht nur wahrscheinlich für eine Reihe von Jahren Frieden, sondern gewinnen auch damit die Frist und die Parlamentsmajorität zur Befestigung und zum weiteren organischen Ausbau der Reichseinrichtungen, insbesondere zur Fortführung der Socialreform und zur Beendigung des Friedensschlusses mit den katholischen Reichsbürgern. Im anderen Falle, wenn die staatserhaltenden Parteien bei den bevorstehenden Wahlen keine, oder doch keine ausreichende Mehrheit erreichen, wird Frankreich dies als ein deutliches Symptom dafür ansehen, daß die Reichsregierung eine unpopuläre Gewaltherrschaft ist, und die Saiten um so straffer spannen bis zu einem Punkte, wo die deutsche Regierung die bisherige Selbstüberwindung einer fast unnatürlichen Langmuth aufgibt und endlich einmal, wie jeder andere Staat es in solchem Falle längst gethan hätte, von seinem Nachbarn Aufklärungen fordert. Dann ist an ein Zurückweichen der überschäumenden Revanchegährung nicht zu denken; sondern der Krieg ist da, sobald Deutschland dem Rollen der Kugel nur seinen freien Lauf läßt und es nicht mehr künstlich aufhält. Dann bleiben uns die Jahre der unheimlich drückenden Schwüle vor dem Ausbruch des Gewitters erspart, deren Unbehaglichkeit und Verderblichkeit für das Erwerbsleben wir aus der Zeit von 1866—1870 noch zu wohl in Erinnerung haben; dann werden die aufeinanderplatzenden Heeresmassen um soviel kleiner sein, als die Mehrausbildung der Reserven in den nächsten Jahren in beiden Ländern betragen würde, und demgemäß auch die absolute Größe der proportionalen Verluste um so viel geringer. Während des Krieges aber bekommen wir dann ganz sicher in den Neuwahlen eine überwältigende Mehrheit der staatserhaltenden Parteien, und wie auch die Würfel des Krieges fallen mögen, ein Aufschwung des Patriotismus ist uns dann sicher, der das Reich innerlich festigt, auch wenn es äußerlich zerstückelt werden sollte.

Hieraus folgt nun aber keineswegs, daß derjenige, welcher für seine Person den baldigen Ausbruch des Krieges der Vertagung desselben vorziehen möchte, darum auch schon für einen Oppositionscandidaten stimmen darf. Ein Krieg ist etwas so Furchtbares, und der bevorstehende wird so unerhört furchtbar werden, daß die Verantwortung seiner Entfesselung für Menschen von Gewissen eine kaum erträgliche Last sein müßte, und von uns schlechterdings der Vorsehung überlassen bleiben muß. Wer also diese Verantwortung scheut, der darf schon darum nicht für einen Oppositionscandidaten stimmen, gleichviel, was er sonst für politische Ansichten haben mag. Es hilft nichts, wenn die Oppositionsparteien darauf hinweisen, daß sie zu dreijähriger Bewilligung der geforderten Rüstungen und später bei Fortdauer der Gefahr zur Verlängerung derselben bereit seien; sie können nun einmal den moralischen Eindruck nicht abschwächen, den es auf die Franzosen macht, wenn dieselben sehen, daß die Mehrheit sich weigert, in die Uebernahme der Mehrlasten auf die von der Regierung geforderte und für nöthig gehaltene Frist zu willigen, den Eindruck der Widerwilligkeit, Rüstungsmüdigkeit und Abneigung gegen den Militarismus, der in der ganzen formellen Behandlungsweise der

Digitized by Google

Septennatsvorlage den Grundton bildet. Nicht auf die widerwillig dem Herzen abgerungene Gewährung, sondern auf die aus dem kleinlichen Abhandeln hervorguckende Stimmung legen sie den Werth, und indem sie diese mit der unbesonnenen und vordringlichen Maßlosigkeit der eigenen Opferbereitschaft vergleichen, gewinnen sie die Ueberzeugung, daß der Patriotismus des französischen Volkes demjenigen des deutschen so thurmhoch überlegen sei, daß an einem Siege der patriotisch Begeisterten über die Schergen einer scheinconstitutionellen Gewaltherrschaft bei gleicher Truppenzahl gar nicht zu zweifeln sei. Daß die oppositionellen Abgeordneten nicht mit der Stimmung ihrer Wähler und die oppositionelle Presse nicht mit der Stimmung ihrer Abonnenten im Einklang stehen sollte, erscheint dem Gegner, der so gern auf diesen Einklang seine Hoffnungen bauen möchte, schier unglaublich, den heutigen Franzosen ebenso unglaublich wie den Oesterreichern im Frühjahr 1866; es ist auch eines der größten Räthsel der Völkerpsychologie, dessen Lösung nur dem mit den Widersprüchen des deutschen Volkscharakters völlig Vertrauten gelingen kann. Wenn die bisher oppositionellen Wähler sich nicht rechtzeitig entschließen können, den so natürlichen Irrthum der Franzosen durch eine eclatante Desavouirung ihrer bisherigen Vertreter aufzuklären, so werden sie eben den alsdann gewiß sehr erstaunten Franzosen diese Aufklärung mit dem Repetirgewehr in der Hand geben müssen.

Der deutsche Michel hält es für einen des freien Mannes unwürdigen Servilismus, zu einer Forderung der Regierung, wenn er auch deren sachliche Berechtigung und Zweckmäßigkeit anerkennt, einfach ja zu sagen ohne Feilschen und Markten und Bedingungstellen; durch Neinsagen, oder durch das bedingte Nein seiner Verklausulirungen bekundet er seine Unabhängigkeit, und fürchtet durch Jasagen sein heiligstes Recht, das Neinsagen, knechtisch preiszugeben. Den logischen Blödsinn dieses noch in den Kinderschuhen stecken gebliebenen Freiheitsdranges hat ihm die seit einem Menschenalter von der Presse vorgepredigte liberale Doctrin mit einer systematischen Phraseologie verschleiert, deren Fadenscheinigkeit sein Verstand nicht zu durchschauen vermag, und die sein gesundes Gefühl nur in Augenblicken mächtiger patriotischer Erregung zerreißt. Wollte die Regierung dieser ängstlichen Scheu vor dem Schein des Servilismus praktisch Rechnung tragen, so brauchte sie über die von ihr für nothwendig gehaltene Forderung hinaus recht dreist vorzuschlagen, damit der Michel etwas abzuhandeln hat, ohne daß das Gemeinwohl zu Schaden kommt. Sie brauchte z. B. nur alle sieben Jahre von Neuem, wie i. J. 1874, ein Aeternatsgesetz, d. h. eine dauernde, bis zu anderweitiger gesetzlicher Regelung geltende Feststellung der Friedenspräsenzziffer auf 1 Procent der Bevölkerung (aber freilich nach Maßgabe der jeweilig letzten Volkszählung) vorzuschlagen, und sich dann auf eine siebenjährige Dauer nach Maßgabe der letzten Volkszählung herunterhandeln zu lassen. So macht es das Marktweib, das seine Kundin kennt; es fordert an jedem Markttag von Neuem den Aufschlag für dieselbe Waare und läßt sich immer von Neuem herunterhandeln, um nicht durch Festhalten an dem einmal vereinbarten Preise die Kundin vom Geschäft abzuschrecken. Wer wollte es der Regierung verdenken, daß sie ein solches kleinliches Manöver als ihrer nicht würdig verschmäht hat, daß sie es für anständiger gehalten hat, bei der früher getroffenen Vereinbarung, bei dem Mittelwerth zwischen Aeternat und jährlicher Bewilligung, d. h. beim Septennat stehen zu bleiben, diesen nun aber auch als festen Preis gelten zu lassen! Wenn es dabei zu Tage getreten ist, daß die Parlamentsmehrheit noch keinen Sinn für eine reelle und solide Geschäftspraxis in der Politik, d. h. für das Stehenbleiben bei einmal vereinbarten „festen Preisen" hat, sondern sich das heilige Volksrecht zu immer neuem Schacher um die Bewilligungsdauer nicht nehmen lassen will, so wird man doch hoffen dürfen, daß das Aufdecken und Zurückweisen dieses Schachergeistes eine heilsame volkserziehende Wirkung nicht verfehlen werde, und dadurch auf die Dauer sich nützlicher erweisen werden, als wenn die Regierung auf den Schachergeist eingegangen wäre und ihr durch unreelles Vorschlagen an kleinlicher Pfiffigkeit zu überbieten gesucht hätte.

Das Abhandelnwollen ist nun aber bloß die formelle Seite des Widerstandes gegen die Bewilligung; sachlich getragen wird dieser Widerstand durch den Hintergedanken, die Bewilligung der für die Landesvertheidigung erforderlichen Mittel in Zukunft als Daumschraube zu benutzen, durch welche der Regierung Zugeständnisse abgepreßt werden sollen, die sie ohne solche Zwangslage nicht gewähren würde. Dieser Gedanke ist bei allen Oppositionsparteien derselbe, wenn auch die Art der gewünschten Zugeständnisse bei jeder derselben eine andere ist; alle haben das gemeinsame Interesse, die Regierung in Schwäche und Abhängigkeit von den parlamentarischen Bewilligungen zu erhalten, in der Hoffnung, dabei für ihre Sonderinteressen um so mehr herausschlagen zu können, je häufiger die Regierung genöthigt ist, neue Bewilligungen zur Landesvertheidigung nachzusuchen. Hier heißt es für die Regierung: principiis obsta! Aus rein militärischem Gesichtspunkte läßt sich mit 12jährigen, 7jährigen, 5jährigen, 3jährigen und selbst mit einjährigen Bewilligungsperioden auskommen, und es sieht so aus als ob der politische Conflict ohne Schaden auf den Augenblick vertagt werden könnte, wo ein Abstrich an der erforderlichen Höhe der Bewilligung von einer oppositionellen Mehrheit versucht werden sollte; man könnte sich also fragen, warum die Regierung sich nicht mit einer fünfjährigen Bewilligung zufriedengegeben habe, die sie ohne Zweifel vom Centrum hätte erhalten können, und welche außerdem den fünfjährigen Volkszählungen parallel gegangen wäre. Aber mit solchem Herunterdrücken des früheren Compromisses hätte sie sich auf die schiefe Ebene des Abhandelns begeben, auf der sie zweifellos in kurzer Zeit bis auf das Niveau der einjährigen Bewilligung herunterrutschen würde; nach dem Anlangen auf diesem Niveau, wenn nicht schon früher, würde dann das Bedingungenstellen von Seiten der Opposition praktisch in Kraft getreten sein, und die jährlichen Militärcapitulationen der Regierung würden im neuen deutschen Reich dieselbe verhängnißvolle Rolle gespielt haben wie die Wahlcapitulationen bei den Kaiserwahlen im alten. Die Oppositionsparteien würden sich darüber geeinigt haben, in dem einen Jahre gemeinsam eine Forderung der einen, im nächsten Jahre gemeinsam eine Forderung der anderen geltend zu machen, und so würde Jahr für Jahr ein Stück Fractionsinteresse über das Reichsinteresse den Sieg davongetragen haben, bis das neue Reich bei demselben Grade der Ohnmacht und Zerrüttung angelangt wäre, an welchem das alte zu Grunde gegangen ist. Daß es jetzt nicht mehr der Particularismus der Fürsten, sondern derjenige der Parteien ist, welcher das Reichsinteresse unter die Füße zu treten sucht, macht die Sache nur um so schlimmer, weil die Geschichte vom Particularismus der Fürsten noch die Berufung an das Nationalgefühl des Volkes frei hatte, in den Fractionen aber bereits das Volk selbst gespalten, zerrüttet und verblendet ist.

Was die Elsässer, Dänen, Welfen und Polen im Reichstage anstreben, ist bekannt genug: die Rückgabe von Elsaß-Lothringen an Frankreich, von Nordschleswig an Dänemark, die Wiederaufrichtung des Königreichs Hannover mit Einschluß Braunschweigs unter dem welfischen Fürstengeschlecht und die Auslieferung der Deutschen Westpreußens, Posens und Oberschlesiens an die Herrschaft der Polen (nach böhmischen Muster) zur Vorbereitung dieser Provinzen für den Anschluß an das wiederherzustellende Königreich Polen. Alles dies ist nur von einem Siege Frankreichs über Deutschland zu erwarten, und deshalb müssen diese Parteien darauf hinarbeiten, einen solchen zu erleichtern, d. h. die deutsche Regierung auf alle Weise zu schwächen, theils durch die Saat des Unfriedens im Volke, theils durch Vermehrung der parlamentarischen Opposition und ihrer Rechte gegenüber der das Reichsinteresse vertretenden Regierung, theils durch Verringerung der Wehrfähigkeit Deutschlands, sei es direct oder indirect. Dies alles aber muß natürlich, um das Volk und die übrigen Oppositionsparteien nicht kopfscheu zu machen, unter Verhüllung der eigentlichen Ziele geschehen und unter Ableugnung der reichsfeindlichen Gesinnung, aus welcher dieselben erwachsen. Als Mantel dient dabei das Streben nach Freiheit, Autonomie, und

Digitized by Google

wie sonst die partikularistisch-centrifugale Abneigung gegen die Gliedschaft und Unterordnung im Ganzen des Volksthums sich tituliren mag; die liberale Phrase aber hat dafür gesorgt, einen großen Theil des Volkes so zu verblenden, daß es den Wolf in diesem Schafpelz wirklich für ein harmloses Lamm hält, und sich dazu hergibt, Arm in Arm mit ihm gegen die eigene Regierung zu marschiren.

Was die Socialdemokratie will, ist ebenso bekannt: Aufhebung des Staates, der Ehe, der Familie, des Erbrechts, des Zinsgenusses, des Geldes, des Privateigenthums an Productionsmitteln, der Freiheit der persönlichen Entscheidung über die zu wählende Arbeit und die Umwandlung der Gesellschaft in ein großes Zuchthaus unter der Frohnvogtschaft der Demagogen; Verhinderung jeder Besserung in der Lage der arbeitenden Klassen unter der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung und Vorbereitung der socialen Revolution durch systematische Aufhetzung der besitzlosen und ungebildeten Arbeiter gegen die besitzenden und gebildeten Klassen als gegen die Räuber ihres rechtmäßigen Eigenthums und gegen ihre böswilligen Bedrücker.

Was die ultramontane Partei will, ist nicht minder offenkundig: Herrschaft der katholischen Kirche in Staat, Gemeinde, Familie, Schule und Gesellschaft zum Zweck der Rekatholisirung der Ketzer, der völligen Durchführung der Gegenreformation und der Wiederherstellung der Weltmacht Roms. Wer sich über diese Ziele täuschen läßt, wer es verkennt, daß das Centrum die vorgeschobenste Sturmcolonne der Gegenreformation ist, der ist blind für die Geschichte. Ideelle Bundesgenossen des Centrums sind alle katholischen Mächte, um so mehr, je treuere Söhne der Kirche sie sind; ideelle Gegner des Centrums sind alle akatholische Staaten, um so mehr, je mächtiger sie sind, an der Spitze also die größte Großmacht, Rußland. Wenn der gegenwärtige Papst die oppositionelle Stellung des Centrums in der Militärvorlage und den Uebereifer seines welfischen Führers als inopportun mißbilligt, so hat das keine principielle Bedeutung, sondern zeigt nur, daß derselbe bei der gegenwärtigen Stimmung des deutschen Reichskanzlers die Gegenreformation besser und kräftiger zu fördern glaubt, wenn er sich demselben in politischen Fragen von temporärer Bedeutung gefällig erweist als durch das Gegentheil. Die katholischen Wähler werden zu entscheiden haben, ob sie dem Oberhaupt ihrer Kirche oder dem Generalagenten des Welfenhauses den weiteren Blick und das schärfere Urtheil über das den Interessen der Kirche dienlichste Verhalten zutrauen.

Was die deutschfreisinnige Partei, oder vielmehr die mit secessionistischen Elementen verstärkte Fortschrittspartei will, liegt am wenigsten offen da, weil am meisten Anstrengungen zur phraseologischen Verhüllung gemacht sind. Es ist aber mit einem Worte: die parlamentarische Regierungsform, d. h. die Erreichung eines Zustandes, in welchem die Krone verfassungsmäßig gezwungen ist, diejenigen Personen zu Ministern zu ernennen, welche die Parlamentsmehrheit ihr präsentirt, und alles zu unterzeichnen, was diese Minister mit der Parlamentsmehrheit vereinbart haben. Nur diesen Zustand läßt die Fortschrittspartei als Constitutionalismus gelten, jeden anderen, in welchem der Fürst noch mehr als eine Unterschriftsmaschine ist, wird von ihr als lügenhafter Scheinconstitutionalismus gebrandmarkt, der unter dem Scheine der Freiheit die Knechtschaft des Volkes verbirgt. Wenn nun doch einmal der Träger der Krone zu einer willenlosen Unterschriftsmaschine herabgesetzt werden soll, so erscheint es als völlig gleichgültig für den verfassungsmäßigen Zweck seiner Existenz, ob derselbe von einer Fabrik mechanischer Automaten geliefert oder von einer erblichen Dynastie gestellt wird; ersteres hätte nur den unbestreitbaren Vorzug größerer Billigkeit. Ein Volk, das diese parlamentarische Regierungsform besitzt ist frei, jedes andere unfrei und geknechtet. Ein freies Volk muß glücklich sein, ein unfreies unglücklich. Diese alleinseligmachende Theorie von der parlamentarischen Regierungsform muß unbedingt verwirklicht werden; alle geschichtlichen Mächte, die sich dem widersetzen, sind reactionär, und über sie muß die Geschichte hinweggehen. Welche Krisen das Volk auch durchzumachen haben mag, ehe es zu dieser Regierungsform gelangt, das alles kommt gar nicht in Betracht gegen den Segen, der aus dieser Errungenschaft fließt; der Parlamentarismus oder die Freiheit heilt alle Wunden, die seine Eroberung geschlagen hat. Sollte es nachher nicht ganz stimmen, so liegt der Fehler an den Menschen, nicht an der Doctrin. Also nur darauf los: Fiat doctrina, pereat patria! Der Weg zur Verwirklichung dieser Doctrin, ist Schwächung der Regierungsgewalt, Stärkung der Parlamentsmacht; der mächtigste Hebel zur Verschiebung des verfassungsmäßig bestehenden Rechtsverhältnisses ist die Daumschraube der Militärbewilligung, da es zwar nicht der Fortschrittspartei, wohl aber der Regierung daran gelegen ist, daß die Wehrfähigkeit des Vaterlandes im Vergleich zu seinen lauernden äußeren Feinden nicht geschwächt werde. Je häufiger Militärconflicte, desto mehr Aussicht voran zu kommen.

Das letzte Wort dieses Standpunktes hat die Partei trotz ihrer Abrüstungsanträge wenigstens in Norddeutschland noch nicht zu sprechen gewagt, es ist aber die unausweichliche logische Consequenz ihrer Principien und lautet: Lieber französisch unter parlamentarischer Regierungsform als deutsch unter dem Scheinconstitutionalismus der Hohenzollern! Nationalität und Muttersprache sind reactionäre historische Mächte, wenn sie sich der Verwirklichung der alleinseligmachenden Doctrin wiedersetzen; es sind eitle Chimären nationaler Beschränktheit, und nur die Freiheit ist das, worauf es in Wahrheit ankommt, und worauf allein es dem deutschen Volke ankommen sollte. Wenn die immer von der Partei gewünschte Abrüstung von ihr durchgesetzt würde, und die Franzosen in Folge dessen dazu gelangten, uns auf's Haupt zu schlagen, — um so besser, — wenn dadurch nur der Widerstand der Hohenzollern gegen die parlamentarische Regierungsform gebrochen würde! Was liegt daran, wenn das linke Rheinufer unter Frankreich fällt! Frankreich hat ja die parlamentarische Regierungsform und in ihr die Freiheit und Glückseligkeit! Was liegt daran, ob ein Volk groß und mächtig ist? Mag es immerhin kleiner werden, wenn es dadurch nur freier wird, d. h. der Despotie der unverantwortlichen Parlamentsmehrheit näher kommt. Was kann Deutschland besseres begegnen, als wenn ihm der „Großmachtskitzel" ausgetrieben wird, der die Blicke des Volkes von dem einzig erstrebenswerthen Ziele ablenkt! Was liegt daran, wenn Preußen die polnischen Provinzen verliert und die darin lebenden Deutschen sich der Polenherrschaft unterwerfen müssen, wenn nur diese polnische Mehrheit unter parlamentarischer Regierungsform leben kann! Die Knechtschaft der Minderheit unter der Mehrheit ist keine Knechtschaft, denn die Rechte der Majorität sind heilig, ewig, unverletzlich! Erst die demokratische Volkspartei, die ihrem Wesen nach als der linke Flügel der Deutschfreisinnigen zu betrachten ist, zieht mit dreister Hand die vollen Consequenzen der abstract-liberalen Doctrin, vor denen die deutschfreisinnige Partei zaghaft die Augen zudrückt. Sie spricht es offen aus, daß es ein Frevel gegen das geheiligte Menschenrecht der politischen Selbstbestimmung ist, wenn die deutsche Reichsregierung die Bevölkerung des Elsaß und Nordschleswigs mit brutaler Gewalt von Frankreich und Dänemark abgetrennt hat und die Erfüllung ihrer auf Rückfall an diese Länder gerichteten Wünsche versagt. Nach ihr ist es ebenso ein rechtswidriger Gewaltstreich, den Hannoveranern die Wiedereinsetzung des welfischen Königshauses zu versagen, nach welcher die Mehrheit derselben verlangt. Sie hat auch das Wort: „lieber französisch als preußisch!" nicht zurückgenommen, sondern nur als vorläufig nicht zeitgemäß zurückgestellt.

Zur Zeit der Revolution von 1848 waren solche Gehirnblasen von der Volkssouveränität und deren Aeußerung durch die Majorität erklärlich; daß sie bis heute noch nicht überall geplatzt sind, ist unbegreiflich. England, das Musterland der parlamentarischen Doctrin, ist durch dieselbe dahin gelangt, sich thatsächlich von den ultramontanen irischen Rebellen regieren zu lassen und seine Reichseinheit nicht mehr aufrecht erhalten zu können; Belgien ist durch dieselbe zur Versuchsstation einer ultramontanen Musterwirthschaft geworden, Oesterreich ist durch

Digitized by Google

dieselbe aus einem einheitlichen Reich zu einem staatsrechtlichen Monstrum mit lauter centrifugalen Bestandtheilen umgewandelt, wobei der gemeinsame Kitt des Deutschthums aus den Fugen gedrängt wird, Dänemark hat der Nachgiebigkeit gegen den Volkswillen den Verlust der Eiderlinie zu verdanken; Frankreich die Ausscheidung aus dem europäischen Staatensystem durch völlige Bündnißunfähigkeit, England und Italien das Mißtrauen gegen ihre Bundestreue wegen steten unberechenbaren Ministerwechsels, und verschiedene Kleinstaaten haben in Folge ihrer Parlamentsspielerei Karikaturen der ergötzlichsten Art für den draußenstehenden Beobachter geliefert. Auch Rußland ist für uns nur so lange furchtbar, als es kein Parlament hat; mit der Einführung einer Verfassung wird auch dort der innere Hader losgehen, der uns gestattet, die geographische Ueberlegenheit dieses Nachbarn mit mehr Ruhe zu betrachten.

Hätte in Preußen die Fortschrittspartei im Militärconflict der 60 ger Jahre die Regierung zum Nachgeben zu zwingen vermocht, so hätten wir weder einen norddeutschen Bund noch ein deutsches Reich bekommen. Hätte die Fortschrittspartei eine norddeutsche Bundesverfassung nach ihrem Sinne durchgesetzt und wäre der Virchow'sche Abrüstungsantrag durchgeführt, so hätten wir die Franzosen nicht besiegen können und weder das Elsaß noch das deutsche Reich gewonnen, sondern würden jetzt noch an der Bezahlung der eigenen Kriegskosten zu verdauen haben. Wäre die deutsche Reichsverfassung nach dem Sinne der Fortschrittspartei eingerichtet worden, so hätten wir schon in der Mitte der 70 ger Jahre den Revanchekrieg abwehren müssen, und wenn wir nicht besiegt worden wären, so hätten wir doch mindestens wiederum die eigenen Kriegskosten zahlen müssen, auch würden wir seit acht Jahren den Vorzug genießen, den Welfenagenten als Reichskanzler die Geschicke des deutschen Volkes leiten zu sehen. Hätte bei der zweiten Lesung der neuesten Militärvorlage das Centrum sich der freisinnigen Führung unterstellt, statt umgekehrt, so würden wir eine effective Verminderung der durchschnittlichen Friedenspräsenz bekommen haben, weil die verlangte Herabsetzung der Dienstzeit von $28^1/_2$ auf $26^1/_2$ Monat viel schwerer wog als die Hälfte der von der Regierung geforderten Erhöhung, ja sogar als das Ganze derselben. Die Zustimmung zu dem Centrumsantrag der Deutschfreisinnigen war aber noch nicht einmal ehrlich gemeint, sondern hatte nur die Bedeutung eines taktischen Wahlmanövers und erfolgte erst, als die Partei die vollständige Gewißheit hatte, daß die Regierung dieses Gebot doch nicht annehmen würde.

Alles was die Fortschrittspartei versucht hat, um die Entfaltung Preußens zu Macht, Größe und Wohlfahrt zu hemmen, kann man ihr verzeihen, weil es ein fruchtloses Anstemmen gegen das rollende Rad der Geschichte blieb, und schon vorher von der Partei als ein unschädlicher Luxus der gesinnungsvollen Opposition gewußt wurde; nur in einem Punkte, wo sie reüssirt hat, wird diese Partei dereinst die volle Verantwortung vor der Geschichtsschreibung der Zukunft zu tragen haben. Fürst Bismarck hat in seiner dritten Rede am 24. Januar gesagt, daß eine solche in das geistige Gebiet übertretende Reform wie die Culturkampfpolitik nur durchzuführen sei, wenn sie durch die öffentliche Meinung der Mehrheit der Nation mit zwingender Gewalt getragen werde und daß der Schein dieser Unterstützung aufgehört habe, als die Fortschrittspartei sich die Bekämpfung des Reichskanzlers, nicht die des Papstes habe angelegen sein lassen und in das feindliche Lager übergegangen sei. Wenn im nächsten Jahrhundert vermittelst einer Reunion ganz Deutschland, wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach, rekatholisirt sein wird und eine halbtausendjährige Culturbewegung durch die Reaction der siegreichen Gegenreformation zurückgeschraubt sein wird, dann wird es wesentlich der Fortschrittspartei zur Last gelegt werden, daß sie der Gegenreformation geholfen hat, das letzte widerstandsfähige Bollwerk zu zerstören, und daß sie selbst den eisernen Kanzler genöthigt hat, vor den Mineurcompagnien Roms die Waffen zu strecken, um wenigstens den Bestand des Reiches vor dem vereinten Ansturm der inneren und äußeren Gegner zu retten. Das deutsche Reich kann mit Fug und Recht von sich sagen: „Herr schütze mich vor meinen (angeblichen) Freunden (der Fortschrittspartei), mit meinen Feinden will ich dann wohl selbst fertig werden". Aber als der falsche Freund, der überall das seine gethan hat, um das Reich zur Capitulation vor seinen Feinden zu zwingen, und dies dem culturgeschichtlich wichtigsten Feinde gegenüber durchgesetzt hat, wird dereinst die Fortschrittspartei von späteren Geschlechtern als der böse Dämon des jungen deutschen Reiches verurtheilt werden.

Wer das Wesen der Oppositionsparteien erkennt und ihre Ziele durchschaut, der kann unmöglich einen Candidaten derselben seine Stimme geben, es sei denn, daß er eines dieser Ziele als das seinige anerkennt, d. h. das deutsche Reich verkleinern, zerstückeln, umstürzen, oder zur päpstlichen Provinz machen will. Wer dagegen eine nationale Entwickelung des durch die Geschichte gegebenen neuen deutschen Reiches ohne Preisgebung seiner Grenzen, seiner Selbständigkeit und seiner Machtstellung will, der muß auch anerkennen, daß dies mit Hülfe der Oppositionsparteien nicht möglich ist, sondern nur durch die Vereinigung der staatserhaltenden Parteien, welche sowohl die conservativen, als auch die liberalen Volksbestandtheile ohne doctrinären Fanatismus umfaßt. Mag die gegenwärtige Krisis verlaufen, wie sie wolle, den einen unermeßlichen Gewinn hat sie für unsere innere Entwickelung zur Folge gehabt, daß die reichszerstörenden und die erhaltenden Parteien sich in je eine große Gruppe gesammelt haben, daß das Tafeltuch zwischen Centrum und Conservativen nun endlich ebenso zerschnitten ist wie zwischen Nationalliberalen und Deutschfreisinnigen. Die für die Conservativen hervorgetretene Nöthigung, mit den Nationalliberalen zusammenzugehen, wird es dem Gros der ersteren Partei erleichtern, sich von dem Einfluß des altconservativen rechten Flügels, der aus kirchlich reactionären Gelüsten immer mit dem Centrum liebäugelte und die Nationalliberalen als die gefährlichsten Gegner und Nebenbuhler haßte, mehr und mehr zu emancipiren; für die Nationalliberalen aber wird damit der letzte Grund zum sehnsüchtigen Rückwärtsschielen nach den alten secessionistischen Freunden in Wegfall kommen. Die Regierung wird die harte Probezeit der regenerirten nationalliberalen Partei als wohlbestanden anerkennen müssen und jedes Mißtrauen gegen Rückfälligkeit fahren lassen können; sie wird in Folge dessen hinfort aufhören müssen und können, diese Partei als Aschenbrödel und die deutschconservative als Schooßkind zu behandeln und vielmehr beide mit gleichem Maße messen müssen. Mit der undankbaren Mißachtung durch die Conservativen und der mißtrauischen Zurücksetzung durch die Regierung wird auch der Bann der Geringschätzung aufhören, der seit der Secession in der öffentlichen Meinung auf der nationalliberalen Partei gelastet hat, und sie wird eines neuen Aufschwungs gewärtig sein dürfen. An der Selbstverleugnung und geduldigen Hingebung an das Wohl des Ganzen, die die nationalliberale Partei seit dem Heidelberger Programm geübt, möge die deutschconservative Partei sich ein Vorbild nehmen; dann allein wird es möglich sein, daß die drei staatserhaltenden Parteien künftig in dauernder Eintracht zusammenwirken, indem sie ihre Fractionsinteressen dem Reichsinteresse unterordnen. Daß dieser Weg, wenn auch sehr spät, so doch endlich einmal eingeschlagen worden ist, das haben wir dem Glück der auswärtigen Lage zu verdanken, und wir haben nun das unsrige zu thun, daß der Präcedenzfall des gegenwärtigen Wahlcartells maßgebend bleibe für die Zukunft und daß die beginnende Gesundung unserer politischen Zustände zu einer wirklichen Genesung und zur befestigten Gesundheit führe.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Die neuere Wallenstein-Literatur.

Von Hermann Hallwich.

Es gibt Geheimnisse der Weltgeschichte, an deren vollständiger Lösung die historische Forschung gewissermaßen schon längst verzweifelt hat, ohne deshalb — vielleicht gerade deshalb — jemals müde zu werden, diese Lösung mit dem Aufgebote aller Kräfte zu suchen und ihren Scharfsinn daran zu erproben. Wie kaum eine andere hat die deutsche Wissenschaft im Punkte jener Forschung oft Unglaubliches geleistet. Es ist die alte, unverwüstliche deutsche Gründlichkeit, die unseren Forscher in seiner Sisyphusarbeit bestärkt, und mit der Gründlichkeit wohl auch die ebenso unverwüstliche Theilnahme und Wißbegierde seines Volkes, das sich's nicht nehmen läßt, von Zeit zu Zeit nach dem Stande seiner Forschung zu fragen und sich von ihm belehren zu lassen — vor Allem dort, wo der Reiz des Geheimnißvollen mit im Spiele ist, dem ja am Ende kein Sterblicher, am allerwenigsten ein guter Deutscher, zu widerstehen vermag. War es denn nicht zugleich das Räthsel- und Sagenhafte seiner Stoffe, das den Dichter des „Fiesco", des „Don Carlos", des „Wallenstein", der „Maria Stuart", der „Jungfrau von Orleans", des „Wilhelm Tell" und des „Demetrius" — der poetischen und historischen Räthselgestalten so ziemlich ganz Europas — so recht eigentlich als deutschen „Nationaldichter" erscheinen ließ?

Man wird nicht leugnen können, daß allen diesen Gestalten gegenüber, namentlich seit den Tagen Schiller's, die Katheder-weisheit und Stubengelehrtheit ihre Schuldigkeit mehr oder minder redlich gethan haben. Beweis dessen eine Unzahl Bände aller Dimensionen, eine ganze große Literatur über jeden einzelnen der genannten Namen, deren bisher doch keiner völlig entschleiert werden konnte, trotz endloser „Enthüllungen", die in den meisten Fällen nur dazu dienten, das schwankende Charakterbild, „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt", von Neuem schwanken zu machen. Das galt durch lange Zeit zu allermeist von dem mehr als geheimnißvollen, dem fast dämonischen Charakterbild, dem dieses Dichterwort unmittelbar gegolten. „Es ist ein Meer auszutrinken, und ich sehe manchmal das Ende nicht!" So seufzte Schiller, als er im Jahre 1797, wie er gewohnt war, mit emsiger Sorgfalt an die Sammlung des Materials ging, aus dem sich die Wallenstein-Trilogie, unstreitig sein größtes Meisterwerk, allmählich entfaltete. Was er wohl sagte, wenn er sich nun, nach kaum dreimal dreißig Jahren, an den Ocean gestellt sähe, zu dem die heutige Wallenstein-Literatur thatsächlich anzuschwellen droht! —

Es ist eine bekannte Schwäche landläufiger Kritik, nach Art gewisser Hörer in gewissen Versammlungen in der Regel demjenigen Recht zu geben, der eben zuletzt gesprochen hat. So war es auch stets in der wie Wallenstein selbst unsterblichen Wallensteinfrage. Und so konnte es denn nicht fehlen, daß je nach Erscheinen dieses oder jenes Werkes pro oder contra Wallenstein das Urtheil der Menge niemals zur Ruhe und damit zur Klarheit und Wahrheit kommen konnte. Andererseits hat die Gegenwart — die „Gegenwart" in des Wortes weitester Bedeutung — unter allen Umständen die Berechtigung, ein Urtheil zu verlangen, und zwar jederzeit, denn jede Zeit ist ja doch einmal Gegenwart. Und so folge ich gerne der freundlichen Einladung, dieser „Gegenwart" einen kurzen Ueberblick über den heutigen Stand der Wallensteinfrage zu bieten. Es ist hierbei, wie sogleich bemerkt werden darf, reichlich vorgesorgt, daß der Berichterstatter diesmal jener bewußten Schwäche kritischer Gymnastik sich nicht schuldig mache und just dem letzten Sprecher die Palme reiche.

Zwei ominöse Namen introduciren die neuere Wallenstein-Literatur. Zu Beginn der letzten sechziger Jahre erschienen beinahe gleichzeitig die Werke zweier Vertreter der sogenannten conservativ-politischen Partei in Deutschland und Oesterreich: „Tilly im dreißigjährigen Kriege" von Onno Klopp (1861) und „Wallenstein's vier letzte Lebensjahre" von Friedrich v. Hurter (1862). Letzterem war schon im Jahre 1855 von derselben Feder eine Schrift „Zur Geschichte Wallenstein's" vorausgegangen und sollte in den letzten Bänden einer bändereichen „Geschichte Kaiser Ferdinand's II." eine Nachlese desselben Verfassers von gleicher Materie auf dem Fuße folgen. Der Name Wallenstein, in den früheren Jahrzehnten durch zahlreiche Urkunden-Publicationen insbesondere der Wiener „Neuen militärischen Zeitschrift" sowie Friedrich Förster's und des mährischen Archivdirectors P. Ritter v. Chlumecky in ein neues, überaus günstiges Licht gestellt, erschien nun wieder mit einem Male gegenüber dem „deutschen Helden" (!) Tilly und Ferdinand „dem Katholischen" in tiefen, tiefen Schatten zurückversetzt.

Tilly, der Klopp'sche „deutsche Held", dessen Schwert „den deutschen Boden von den Verderbern reingefegt", der „niemals um eine Erhöhung seiner Würden, seiner Titel nachgesucht" — „er hatte seinen Lohn in sich" —; der nicht etwa Magdeburg zerstört sondern vielmehr „väterlich treu und wohlmeinend gewarnt hat"; Tilly, der nebenbei gesagt mit Gustav Adolf „in unversöhnlichem Widerspruche steht wie die Lüge und die Wahrheit": er vertritt nach Onno Klopp immer und überall „den deutsch-nationalen Standpunkt, das allgemeine deutsche Interesse".

Und der „katholische" Ferdinand! Er war nach Friedrich Hurter „ein hohes Vorbild in allen Tugenden des Regenten wie des katholischen Christen und des Menschen"; nach Klopp „der Hort und die Burg der menschlichen und christlichen Cultur." .. „Indem er seine Rechte gegen rebellische Fürsten aufrecht hielt, vertheidigte er die Einheit, die Macht, die Freiheit der deutschen Nation. Indem er die fremden Fürsten und Könige abwehrte vom deutschen Boden, vertheidigte er nicht bloß seine Nation, sondern die Möglichkeit der Abwehr des gemeinsamen Feindes der Christenheit. Indem er sich selber schützte, sein Haus und seine Macht, rettete er die christliche Cultur." — Also wieder ein christlich-germanischer Held!

Dagegen Wallenstein? — „Wie war es ein so unsägliches Unheil für die deutsche Nation, daß das vertrauende Gemüth des Kaisers gerade der Lüge Wallenstein's und seiner Creaturen immer zugänglich sein mußte!" So jammert Klopp. „Aber gäbe es keine Entschuldigungsgründe"? frägt Hurter, als gälte es eine directe Antwort auf den eben gehörten Vorwurf seines reichsdeutschen Gesinnungsgenossen. Und diese Entschuldigungsgründe? — „Sie sind in Ferdinand's sittlichem Wesen zu suchen", lautet die Antwort; „neben so vielen Tugenden besaß er eine, die unter dem sogenannten Fortschritt unserer Tage immer mehr erlischt: diejenige der Dankbarkeit." Aus Dankbarkeit erhob er den böhmischen Edelmann und hielt er den Feldherrn und dessen Freunde, die dieser freilich „vielleicht durch minder zulässige Mittel gewonnen." ..

Die „Dankbarkeit" Ferdinand's in allen Stadien seines Verhältnisses zu Wallenstein und so auch gelegentlich der Katastrophe zu Eger verständlich zu machen und nicht etwa gleich einem anderen, sprichwörtlich bekannten „Dank vom Hause Habsburg" als Ironie erscheinen zu lassen, wird die Geschichte Wallenstein's bis zu dem Zeitpunkt zurückgeführt, da der Jugendliche noch allgemein der „Tolle von Waldstein" geheißen haben soll. Er war „früh vom Glück unterstützt." Die Heirath mit einer „reichen Witwe" — mit sichtlichem Neid wird es gleichmäßig berichtet — „bot seinem in Allem sich kundgebenden Hang zu pomhaftem Auftreten die erforderlichen Mittel." „Sein Reichthum schwoll zu einer fabelhaften Höhe." Es wird behauptet, daß Wallenstein bei Erwerbung einer großen Anzahl confiscirter Güter „nicht die Hälfte der Summe bezahlte und ferner, daß er das, was er bezahlte, durch Gegenrechnungen an die kaiserliche Kammer abtrug."

Auf solche Weise regelrecht als schwindelhafter Streber präparirt, wird Wallenstein dem Leser von dem edlen Paare Hurter-Klopp zu Beginn seiner Feldherrnlaufbahn neben Tilly

Digitized by Google

vorgeführt. Welche Verschiedenheit der Personen! Tilly, der incarnirte Edelmuth, die Hochherzigkeit und „würdevolle Einfachheit", kurzum ein „großartiger Charakter" (Hurter, z. G. W., 52); der Friedländer die Willkür und Gewaltthat selbst, der großthuerische Eigennutz, der „mit allem gespreizten Wesen, mit allem Stelzengange seiner hochfahrenden Worte, mit allem Flitter und Schein des äußeren Gepränges und der Titel" nichts als die größte — „innere Hohlheit verband." (Klopp, II, 27.)

Er steht dem General der katholischen Liga von vornherein feindselig gegenüber, verweigert ihm bei jeder Gelegenheit die Unterstützung, ja selbst die nöthigen Winterquartiere. „Des älteren und sieggekrönten Feldherrn und seines Heeres ruhmreiche Erfolge dienten Wallenstein weniger als Sporn zur Nacheiferung denn als Heber der Scheelsucht" (Hurter a. a. O., 54). Er sah den Bedrückungen des Reiches durch seine Oberste „nur allzu oft oder doch sehr lange gleichgiltig zu" u. s. w. u. s. w. Daher die fortwährenden, nach Hurter-Klopp selbstverständlich wohlbegründeten Klagen der katholischen Liga auf den Conventen zu Mühlhausen, zu Bingen, Heidelberg und Mergentheim und endlich die Absetzung Wallenstein's zu Regensburg.

In einem, dem wesentlichsten Punkte unterschied sich Klopp von Hurter: in Beantwortung der Frage, „hatte Wallenstein in Wahrheit tiefliegende Pläne auf Umstürzung der Dinge in Deutschland, wie die Kurfürsten der Liga sie ihm zuschrieben?" Dergleichen hielt er ihn gar nicht für fähig — nur wegen Impotenz, während Hurter die gestellte Frage unbedingt bejahte. Aber auch Hurter ist so gütig, zu concediren, daß selbst während Wallenstein's zweiten Generalats „bei ihm Fristen zwischeneintreten, während deren er in das Verhältniß des redlichen Dieners seines Herrn zurückkehrte." Er protestirt sogar schließlich gegen die Bezeichnung Wallenstein's als eines Verräthers. „Verrath findet nur da statt, wo Jemand seine Verpflichtungen, sei es zu Gunsten, sei es zum Nachtheil eines Dritten bei Seite setzt... Dergleichen hat Wallenstein nicht sich beigehen lassen... Nicht eines Anderen Vortheil, die eigene Erhebung bezweckte er. Deshalb kann er nicht ein Verräther, er muß ein Empörer, ein Rebell genannt werden." (W. vier l. Lebensjahre, 336.)

Die Aufnahme, welche die Werke Hurter's und Klopp's in Deutschland und Oesterreich fanden, war eine überraschend einmüthige, war gleichbedeutend mit der allgemeinen entschiedenen Ablehnung der Resultate einer Methode „katholischer", d. h. befangener, voreingenommener Geschichtsschreibung, die mit der Wissenschaft und darum von vornherein auch mit der Wahrheit nichts gemein hat. Ihre Tendenz erfuhr eine vernichtende Kritik. Und diese Kritik wies ihnen bald auch mit schonungsloser Hand in unzähligen Details bedeutende Ungenauigkeiten, absichtliche Entstellungen und Verdrehungen, Willkürlichkeiten und beschämende Albernheiten nach und brachte sie dadurch zuletzt sogar bei der eigenen Partei in Mißcredit, wobei sich besonders die Historiker Carl G. Helbig, Ottokar Lorenz und Julius Otto Opel große Verdienste erwarben. Hurter und Klopp zählten als Wallensteinforscher bereits zu den Todten, als Leopold von Ranke mit seiner „Geschichte Wallenstein's" (1869) an die gestellte Frage herantrat: wie immer und überall mit unvergleichlicher Meisterschaft.

In großen, genialen Zügen entwarf Ranke — wie sich von selbst versteht, nach streng archivalischen Quellen, in durchwegs objectiver Auffassung des Thatbestandes — das leibhaftige Bild des Mannes „unvergänglichen, wiewohl noch zweifelhaften Andenkens", wie es anschaulicher und packender nur noch die idealisirende Gestaltungskraft unseres größten nationalen Dichters darzustellen vermochte. War Oesterreich, war das Haus Habsburg jemals berufen, ein ganzes, einheitliches deutsches Reich herzustellen, so war es Wallenstein, durch dessen Kopf und Hand dieses Riesenwerk unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen, trotz alledem und alledem, durchgeführt werden konnte. „Von Anfang", weist Ranke nach (101, 144), „war es die politische Stellung von Oesterreich, zu deren Vertheidigung Wallenstein die Waffen ergriffen hatte." Und dabei war es nicht Deutschland allein, das er im Auge hatte. Er ging an Entwürfe, „welche Occident und Orient, den Norden und den Westen von Europa umfaßten und hauptsächlich die Erhebung des Hauses Oesterreich zu einer dominirenden Stellung in der Welt bezweckten." Darum war, zunächst Deutschland gegenüber, nicht der Krieg allein der Zweck der Aufstellung eines Heeres durch Wallenstein, sondern diese war selbst der Zweck. „Man hoffte, ohne große Kriegshandlungen darauf den Frieden und eine dauernde Macht gründen zu können" (76). Vor Allem galt es, „die Fremden, die den Frieden und Wohlstand des Reiches stören, von dem Boden desselben zu verjagen" (88). Die Liga, die katholische Liga, und das Oberhaupt der katholischen Hierarchie in Deutschland insbesondere, der Kurfürst von Mainz, versagten ihm die Mitwirkung, als er — vor Stralsund — im Begriffe stand, das letzte Bollwerk des Protestantismus im Reiche zu unterwerfen (131). Die beharrliche tödtliche Feindschaft Maximilian's von Baiern und seiner Verbündeten bringt ihn und mit ihm keinen anderen als Ferdinand selbst auf dem Convent zu Regensburg zu Fall. Dieser sein Fall „war ein vollkommener Sieg des kurfürstlichen Interesses über das kaiserliche" (202). „Wenn er vor der Liga, die dem Kaiser ihren Willen auflegte, zurücktreten mußte, so waren Beide überwältigt worden."

Dennoch bestimmte ihn Eggenberg, des Kaisers Vertrauter und sein eigener bester Freund, als sich die Folgen der Regensburger Abmachung mit allen ihren Schrecken für Oesterreich geltend gemacht hatten, das Generalat nochmals zu übernehmen. Mit der Heerführung aber hing auf das engste die Direction der Politik zusammen. Und das Ziel dieser Politik? „Den Frieden herbeizuführen, darin lag die Summe der Wallensteinischen und ohne Zweifel auch der Eggenberg'schen Politik" (237). Mit Riesenanstrengung gelingt es ihm, die kaiserliche Autorität durch die Waffen zu erneuern, so daß er im Sinne derselben die Idee einer Pacification des Reiches wieder aufgreifen kann (273). Er verhandelt mit Sachsen und Brandenburg und weist die Unterhändler Schwedens und Frankreichs nicht zurück. Der Grundgedanke dieser Verhandlungen aber ist „die Erhaltung der Integrität des Reiches" (288) und „die Herstellung der Freiheit des protestantischen Bekenntnisses in den österreichischen Erblanden" (312). Allerdings vergißt er hierüber auch nicht sein eigenes Interesse — „von dem Ehrgeiz großer Emporkömmlinge, eine Dynastie auf immer zu gründen, gleich den großen Fürsten der Welt, war auch Wallenstein erfüllt" — darum will er sozusagen von Haus aus, wie groß er den Kaiser zu machen gedenkt, dennoch „von dessen Regierung nicht so ganz abhängig bleiben, wie andere Landsassen und Unterthanen" (101). Darum erwirbt er Mecklenburg und verordnet über die Erbfolge daselbst „als ein Herzog und Fürst des Heiligen römischen Reiches, im Namen des Allerhöchsten" (143). Und darum will er seine Mühe für den Frieden nicht vergebens angewendet haben und verlangt für sich nach dem Verluste Mecklenburgs die Kurpfalz (296 fg.).

Noch einmal nahm Wallenstein eine grandiose Stellung ein. Es war nach dem Siege von Steinau. Der unmittelbare Gegner war gebändigt; sein Unterfeldherr stand vor den Thoren von Berlin, und Sachsen lag offen vor seiner Hauptmacht. „Um so fester hielt er an dem einmal gefaßten Plan, das Reich in seine früheren politischen und religiösen Zustände herzustellen und gegen alle Feinde selbständig zu organisiren" (425) — auch gegen den Wiener Hof. „Die Möglichkeit blieb, daß der Kaiser zur Ratificirung genöthigt werden könne, selbst nicht ohne Gewalt" (394). „Es war, als sollte er zwischen den im Kampfe begriffenen Elementen der Welt Maß geben und über ihre Ansprüche entscheiden: und zwar nicht etwa wie Richelieu als Rathgeber seines Fürsten und im Einverständniß mit demselben, sondern selbst im Gegensatz mit ihm. War er dazu im Stande?" (401). — Er unterlag, ein Kriegs- und Friedensfürst im edelsten und besten Sinne dieses Wortes, und „für den Protestantismus war Wallenstein's Untergang das schwerste Mißgeschick" (454); er unterlag in

Digitized by Google

dem ihm aufgezwungenen Kampfe gegen die irregeführte, verblendete — doch legitime — Autorität.

> . . .„Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
> Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
> Weh dem, der an den würdig alten Hausrath
> Ihm rührt, das theure Erbstück seiner Ahnen!“ —

Es war unstreitig eine große literarische That, vielleicht die größte in dem so thatenreichen Leben Meister Ranke's, der deutschen Nation auf diese Weise das historisch treue Charakterbild eines ihrer größten Heerführer und Staatsmänner zurückgegeben zu haben. Was die nachfolgende Literatur noch brachte, ließ sich denn auch bisher — als Licht- oder Schattenseite — in die von seiner Hand gezeichneten Contouren fügen. Die genaueste, penibelste Detailforschung, die ich selbst in meinem Buche „Wallenstein's Ende“ (1879) über das gesammte Actenmaterial anstellte, das bei Ermordung Wallenstein's dem Wiener Hofe zur Verfügung gestanden hatte oder demselben irgendwie nur beiläufig bekannt geworden sein konnte, ergab zur Evidenz die weitere Thatsache, daß der Getödtete, auf Grund solches angeblichen Beweismaterials gerichtet, ohne Beweis einer Schuld, also gegen Recht und Gerechtigkeit, auf bloße Vermuthung hin seinen meuchlerischen Henkern überliefert worden war. Es wurde bewiesen, daß der „auf sonderbaren, der Römisch kaiserl. Majestät allergnädigsten Befehl“ im Frühjahr 1634 publicirte „Ausführliche und Gründliche Bericht der vorgewesten Friedländischen und seiner Adhärenten abscheulichen Prodition“, um seinen Lesern eine planmäßige „Prodition“ vorspiegeln zu können, zu offenbaren Erfindungen, zu Lug und Trug seine Zuflucht nehmen mußte, daß sich sogar die kaiserlichen Geheimen Räthe gegenüber dem Kaiser zu dem Geständniß genöthigt sahen, es sei dem „gewesten“ Feldherrn doch nur „in etlichen Punkten“ ein begründeter Vorwurf zu machen: „wegen Zusammenberufung der Militia, dabei aufgerichteten Verbündnisses, der unterschiedlichen wider Eure kaiserl. Majestät ausgegangenen Ordinanzen (?) und daß er endlich gar wirklich zu dem Feind umtreten wollen“ — während „noch viele andere Particular-Actus und Puncta mehr, daran auch mächtig viel gelegen, .. noch nit erwiesen sind“, auch einer „declaratori Sentenz“, d. h. einem nachträglichen, den Thatbestand nachweisenden richterlichen Urtheil „nit würden können inserirt werden.“ Mit dieser Beichte, unmittelbar nach der Egerer Execution, hatte man zu Wien den Stab über sich selbst gebrochen und jene Blutthat dazu gestempelt, was sie war: ein gemeiner Mord. Was späterhin, ob nun im Sommer 1634, ob durch Vermittelung des bekannten Zwischenträgers Jaroslaw Raschin erst 1635 oder gar erst im neunzehnten Jahrhundert aus Dresden, Stockholm, Paris oder Simancas an „Schuldbeweisen“ erbracht wurde oder doch erbracht werden wollte: das Alles ist für die Frage gänzlich irrelevant, ob man am 25. Februar 1634 auch nur irgend welche subjective Beweise in Händen gehabt, um richten zu dürfen.

Zunächst von diesem Standpunkt ist meines Erachtens eine Publikation der letzten Zeit zu beurtheilen, die mit Recht einer besonderen Beachtung gewürdigt wurde: die Schrift E. Hildebrand's „Wallenstein und seine Verbindungen mit den Schweden“ (1885). Sie bringt eine Reihe sehr interessanter, vertraulicher Correspondenzen schwedischer Unterhändler im Verkehr mit dem kaiserlichen Feldherrn: Enthüllungen, die neuerdings nichts weniger — aber auch nichts mehr — unbestreitbar darthun, als daß Wallenstein's Bestrebungen, wie den Sachsen und Brandenburgern, so auch den Schweden gegenüber von Anfang an dahin gingen, um wieder mit Ranke zu reden, „den Frieden herbeizuführen“ und durch denselben „das Reich in seine früheren politischen und religiösen Zustände herzustellen“; daß er, nach langem, überlangem Zögern und Zaudern überzeugt, den Wiener Hof zu seinem Friedenszweck nicht bekehren zu können, endlich, durch diesen Hof in seiner Stellung, ja am Leben bedroht, sich zu dem Aeußersten entschloß, zum Frieden — auch gegen den Wiener Hof, nicht „als Rathgeber seines Fürsten und im Einverständniß mit demselben, sondern selbst im Gegensatz mit ihm.“ Von Allem aber, von Allem und Jedem, was Hildebrand an geheimen Relationen jener Unterhändler zu bieten weiß, ist in den kaiserlichen Manifesten vom 24. Januar und 18. Februar 1634 so wenig wie in dem erwähnten hochofficiellen „Ausführlichen und Gründlichen Bericht“ des Jahres 1634 auch nur der Schatten eines Nachweises zu finden; es war Geheimniß für Wien und den Wiener Hof, der sonst gewiß keinen Augenblick gezögert hätte, die Egerer Execution damit so gut wie möglich zu rechtfertigen, anstatt geflissentlich und gröblich zu erfinden und zu täuschen.

Es hat nicht an Leuten gefehlt, die in Hildebrand's Schriftchen mehr gefunden, als darin steht, zumal der eine und der andere von ihnen so glücklich war, in einem bestimmten Archiv auch einige, mehr oder minder belanglose Actenstücke mit Hülfe guter Freunde aufzutreiben, was vollständig genügen sollte, den „einseitigen Ausführungen“ aller sonstigen Geschichtschreibung der Gegenwart und Zukunft(!) den Garaus zu machen. Mit einigem guten Willen, einmal nicht um jeden Preis klüger sein zu wollen als alle übrige Welt, wird man ohne Weiteres finden, daß die Entdeckungen Hildebrand's nicht eine Linie über Ranke's Darstellung hinausgehen. Hier ist nicht Raum, dies erschöpfend auszuführen. Doch kann und darf bei Beurtheilung von Wallenstein's Verhandlungen, sei es mit Sachsen, Brandenburg, Schweden oder Frankreich, vorerst nicht außer Acht gelassen werden, daß sie als solche bis gegen Ausgang des Jahres 1633 mit Zustimmung des Wiener Hofes gepflogen wurden. Wie er im März d. J. von Wien aus in aller Form aufgefordert wurde, „mit den Schweden zu tractiren“, sprach sich im folgenden Juni Fürst Eggenberg gegen ihn dahin aus: „das, so von Herzog Franz Albrechts Liebden (im Namen Sachsens und Brandenburgs) und dem Grafen von Thurn (im Namen Schwedens) mit Eurer Liebden negociirt worden, vor allen Dingen aber Eurer Liebden hochvernünftige Direction wird hoffentlich bald Alles in einen erfreulichen Stand setzen.“ Und noch im October — vor dem Tage von Steinau — nimmt sozusagen der geheimste aller Wiener Geheimen Räthe, Bischof Anton von Wien, mit deutlichem Bezug auf eben die erwähnten Wallenstein'schen Verhandlungen, keinen Anstand, der Ueberzeugung Ausdruck zu geben, „es werde dermalen . . . Eurer Liebden real und deutsches Procedere der ganzen ehrbaren Welt genugsam offenbart werden.“

Was war das Resultat der Verhandlungen Wallenstein's mit Schweden im Sommer 1633? In drei Momenten ist es gegeben: in der Erklärung Friedland's gegen Arnim, den sächsischen Marschall, am 25. September; dann in dem Tage von Steinau und endlich in dem Wortlaute des Vertrages, den der Sieger nach dem Siege über die Schweden in Schlesien den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zur Unterzeichnung anbot. Einen „allgemeinen Frieden im Heiligen römischen Reiche“ will Wallenstein; diesen Frieden wieder aufzurichten, müssen sich alle deutschen Heere verbinden, mit ihm „insgesammt in's Reich gehen und der Krone Schweden Volk erst herausschmeißen“ — „denn außerdem befinde er nicht, daß ein beständiger Friede zu tractiren.“ Dies seine Erklärung am 25. September. Der Forderung den rechten Nachdruck zu geben, wirft er sich über die Schweden her und nimmt sie mit Sack und Pack gefangen — es war am 11. October. Und nun formulirt er seine Bedingung gegen Sachsen-Brandenburg, die einzige: „daß beider Ihrer Durchl. Waffen den kaiserlichen conjungirt, des Herrn Generalissimi fürstl. Gnaden Commando untergeben und also mit zusammengesetzter Macht die Restabilirung des Religions- und Prophanfriedens .... gegen diejenigen, so denselben ferner zu turbiren obstinirt, wiedergebracht und manutenirt werden solle.“ So der Vertragsentwurf, der am 25. October den Kurfürsten vorgelegt wurde. War das „Verrath“? Verrath an dem Kaiser?

„Daß Wallenstein von vornherein nur eine Entzweiung der Evangelischen im Sinne gehabt habe, ist doch schwer zu glauben,“ meint Einer, dem es darauf ankommt, zu behaupten:

Digitized by Google

„ein Verräther war er darum doch.“ Eine Kriegslist scheint ihm weniger glaublich als ein Verrath am eigenen Kriegsherrn, als die lautere, thatsächliche Wahrheit, wie sie uns, Dank der unermüdlichen Forschung, aus der Fülle der staubigen Acten immer klarer und deutlicher vor Augen tritt. Diese bestätigen, wie im Allgemeinen, so auch speciell bezüglich Schwedens, daß ein essentieller Gegensatz in dem Verhältnisse des kaiserlichen Feldherrn zu dem Kaiser erst von dem Zeitpunkte datirt, da er durch seine „Mißgönner“ und „Widerwärtigen“ bei Hofe derart verdächtigt worden, „daß er endlich die Consilia, so er anfangs wider die Evangelischen listiglich und betrüglicherweise zum Schein geführet, hierdurch gleichsam genöthigt und gezwungen, im Ernst — wiewohl gar zu spät — ergreifen müssen.“ Worte des gegnerischen Zeitgenossen Bohuslaw Philipp Chemnitz, nach sorgfältiger Benützung der ihm durch Oxenstierna selbst zur Verfügung gestellten Archivalien des schwedischen Reichskanzleramtes. Der Wortlaut dieser nun allgemein zugänglichen Archivalien hat auch sein Urtheil wieder erhärtet. Der Vorwurf listiger und betrüglicher Weise im Munde des Feindes verwandelt sich zu einer förmlichen Ehrenrettung.

Eine solche wurde dem Andenken Wallenstein's in neuerer Zeit auch noch von anderer Seite. Ein böhmischer Gelehrter, Thomas V. Bilek, erörterte in zwei, leider noch wenig besprochenen, streng wissenschaftlichen Werken — „Geschichte der Confiscationen in Böhmen nach dem Jahre 1618“ (1882—83) und „Beiträge zur Geschichte Waldstein's“ (1886) — mit überaus großer Gründlichkeit die Frage der Gütererwerbungen des Herzogs von Friedland, ein, wie gezeigt, von dessen Anklägern mit ganz besonderer Vorliebe, doch ohne alle Sachkenntniß behandeltes Thema. Bilek gelang es, auf Grund einer geradezu erstaunlichen Urkundenmenge ziffermäßig nachzuweisen, daß, was Wallenstein an liegendem Besitz von Privaten oder vom Fiscus erkaufte, nicht nur, wie sich wohl ohnehin von selbst verstand, auch wirklich bezahlte, sondern sogar noch überzahlte und daß, wenn einzelne auf solchen Besitzungen haftende Forderungen dennoch an die Prätendenten nicht zur Auszahlung gelangten, dies einzig und allein auf Rechnung der böhmischen Kammer geschrieben werden muß, der laut vorliegender „Rentamtsraitungen“ das Geld hierfür vom Käufer thatsächlich erlegt worden. Die gegentheilige Behauptung Klopp's und Hurter's entpuppt sich als eitel Bosheit und Verleumdung. Bilek's Verdienst ist um so größer, als es, besonders unter Historikern, bekanntermaßen nicht Jedermanns Sache ist, mit unabsehbaren, vielfach verschlungenen Zifferncolonnen zu rechnen, und zwar richtig und allgemein verständlich zu rechnen. Nun liegt uns Wallenstein's financielle Thätigkeit wie ein offenes Buch vor.

Eine zweibändige Schmähschrift, die erst vor Monaten — last and least — der czechische Professor an der deutschen (!) Universität Prag, Anton Gindely, unter dem Titel „Waldstein während seines ersten Generalats im Lichte der gleichzeitigen Quellen 1625—1630“, hauptsächlich gegen Bilek, erscheinen ließ, ein ganz im zelotischen Geiste Klopp's und Hurter's gehaltenes Machwerk der gehässigsten Art, war nicht im Stande, Bilek's gelungene Arbeiten auch nur in einem einzigen Punkte zu alteriren. Dagegen hat Gindely auf einen ausführlichen Nachweis unzähliger sinnloser Widersprüche und Unwahrheiten seines eigenen Erzeugnisses eine Antwort in Broschürenform zwar in Aussicht gestellt, bis zur Stunde aber keineswegs producirt. Eine weitere Zurechtweisung, die ihm an dieser Stelle zugedacht war, soll darum vor der Hand unterbleiben — um so mehr, als die gesammte deutsche Kritik über ihn wie über weiland Hurter-Klopp bereits zur Tagesordnung übergegangen ist. Eine gründliche, vollkommen unparteiische Geschichte des ersten Generalats Wallenstein's wird uns gegeben sein, sobald Julius Otto Opel in Halle sein vortreffliches Werk, „Der niedersächsisch-dänische Krieg“, mit dessen hoffentlich recht bald zu gewärtigendem dritten Bande vollendet haben wird.

Alles in Allem dürfte nach dem Gesagten eines zugestanden werden müssen, daß durch den bisherigen Gang der Wallensteinforschung Niemandem eine größere Genugthuung zu Theil geworden als dem — Jenenser Professor, den wir als Dichter der Wallenstein-Trilogie verehren und bewundern. Der Wallenstein der Geschichte nähert sich Zug um Zug seines ganzen Wesens immer mehr dem Phänomen, das die poetische Divination uns unter seinem Namen vorgeführt hat.

Gustav Freytag's Selbstbiographie.

(Schluß.)

So war also der einstige Privatdocent und nunmehrige Journalist ein erfolgreicher dramatischer Dichter geworden; wie es kam, daß er sich vom Theater nunmehr abwandte, versucht er in seinen „Erinnerungen“ zu erklären. „Manches was ich erlebt und angeschaut hatte, die volle und starke Strömung des Lebens, welche mir jetzt durch die Seele zog, wollte sich in den Rahmen eines Theaterabends, in die knappe Form des Dialogs und in die kurze Scenenwirkung nicht einpassen.“ So wandte er sich dem Romane zu. Ueber den Werth der Prosadichtung denkt Gustav Freytag sehr hoch, und seine Selbstbiographie enthält eine bedeutsame principielle Erörterung über den modernen Roman. Der Standpunkt des Verfassers ist ein rein künstlerischer. Seinem harmonisch abgeklärten Sinn ist jede Polemik, alle Tendenz zuwider. Während seine Mitstrebenden Gutzkow, Auerbach, Spielhagen das moderne Leben im socialen Roman abzubilden versuchten, erzählte Freytag „nach den Gesetzen des Lebens und der Dichtkunst Erfundenes:“

„Der Roman, viel gescholten und viel begehrt, ist die gebotene Kunstform für epische Behandlung menschlicher Schicksale in einer Zeit, in welcher tausendjährige Denkprocesse die Sprache für die Prosadarstellung gebildet haben. Er ist als Kunstform erst möglich, wenn die Dichtung und das National-Leben durch zahllose geschichtliche Erlebnisse und durch die Geistes- und Culturarbeit vieler Jahrhunderte mächtig entwickelt sind ... Bei einem Volke von aufsteigender Lebenskraft ist der Ausdruck des inneren Lebens, das Gebiet der Stoffe und was von dem Wesen des Menschen darstellbar ist, in jeder früheren Zeit enger und ärmer als in der späteren. Alle Fortschritte in der Bildung zeigen sich zunächst in der vermehrten Fähigkeit der Sprache, Gedanken und Empfindungen in Worte zu fassen, und demnach in der Fähigkeit der Poesie, Geheimes von Gefühlen und Charakteristisches der Menschennatur wirkungsvoll auszudrücken ... Das Mehr der modernen Erfindung ist nach allen Richtungen erkennbar in der Mannigfaltigkeit und Genauigkeit der Schilderung, im Stil und der Färbung, vor allem aber in dem freien Ersinnen einer Handlung, welche menschliches Schicksal nach dem Verständniß und den Bedürfnissen des gebildeten Bewußtseins zusammenfügt und nach den Gesetzen schöner Wirkung ordnet ... Und die Sprache? Die hohe Schönheit des rhythmischen Klanges bei Homer und den Nibelungen, ja auch noch bei Dante und Ariost, entgeht doch der Erzählung des modernen Dichters ... Aber dieser weiß auch, daß er gegen die vornehme Schönheit, welche der Vers für unsere Empfindung hat, vieles Andere, was nicht weniger schön, reizvoll, fesselnd ist, in Kauf geben muß: Die behagliche Fülle der Schilderungen, der scharf charakterisirende Ausdruck, das Meiste von seiner guten Laune und dem Humor, mit welchem er menschliches Dasein zu betrachten vermag, das geistreiche Scherzwort, die scharf bestimmte Ausprägung eines Gedankens, nicht zuletzt die Mannichfaltigkeit und Biegsamkeit des sprachlichen Ausdruckes, welcher sich in Prosa bei jedem Charakter, bei jeder Schilderung anders und eigenartiger äußern kann. Die ungebundene Rede ist unserem wirklichen Leben ein wundervoll starkes und reiches Instrument geworden, durch welches die Seele Alles auszutönen vermag, was sie erhebt und bewegt. Deshalb dürfen wir auch ihre Herrschaft in der erzählenden Dichtung nicht für eine Minderung, sondern eine Verstärkung des poetischen Schaffens halten.“

Daran schließen wir ein zweites ästhetisches Glaubensbekenntniß, das Freytag einer späteren Stelle seiner „Erinnerungen“ anfügt. Es betrifft den Tendenzroman, für den er eine unerwartet scharfe und nach unserem Gefühl ungerechte Bezeichnung findet:

Digitized by Google

Die Muse der Poesie vermag ihre Schönheit nur da ganz zu enthüllen, wo sie allein als Herrin gebietet. Wird sie Dienerin und Parteigenossin in solchen Kämpfen des wirklichen Lebens, welche die Menschen einer Zeit leidenschaftlich umhertreiben, so büßt sie gerade das ein, was ihr bester Inhalt ist: die befreiende und erhebende Einwirkung auf die Gemüther. Ja sogar, wenn dem Dichter gelänge, als ein Seher die beunruhigenden Mißbildungen und die harten Conflicte der Politik und anderer realer Interessen wie in einem Schlußbilde als überwunden und versöhnt zu zeigen, er würde den stärksten Theil des Antheils, welchen er erregt, nicht der Poesie, sondern der Unzufriedenheit seiner Zeitgenossen mit dem Bestehenden verdanken. Politische, religiöse und sociale Romane sind, wie ernst auch ihr Inhalt sein möge, nichts Besseres im Reiche der Poesie als Demimonde.

Wird man nach diesem tapferen Plaidoyer zu Gunsten der modernsten Dichtungsform in ihrer rein künstlerischen Art den Romancier noch immer nur als den Halbbruder des Dichters anerkennen wollen? Nun, Gustav Freytag hat sich mit Erfolg bemüht, auch durch sein Beispiel die poetische Gleichberechtigung des Romans durchzusetzen. 1853 und 54 wendete er sich in seinem ersten Romane: „Soll und Haben", dahin, wo das Volk in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit. Die oft gehörte Behauptung, daß die Gestalten desselben Porträts nach dem Leben seien, verneint der Dichter nachdrücklich. Sie seien alle frei und behaglich erfunden, nur unter dem Zwange der erfundenen Handlung geschaffen und scheinen gerade deshalb hundert wirklichen Menschen zu gleichen, welche unter ähnlichen Verhältnissen leben und handeln müßten. Freilich fehlte es dem Dichter nicht an Erfahrungen aus der Wirklichkeit: den Geschäftsverkehr kannte er aus seiner Breslauer Zeit; das alte Patricierhaus der Molinari bot der Phantasie gute Anregungen; er selbst reiste beim Ausbruche der polnischen Revolution in die Nähe von Krakau; und vollends die Wuchergeschäfte jüdischer Händler hatte er als Bevollmächtigter eines Verwandten vor Gericht gründlich kennen gelernt. Hier ein werthvoller Einblick in seine geistige Werkstatt!

Auch meine Weise der Arbeit war bei dem Roman dieselbe wie bei den Theaterstücken, ich erdachte mir zuerst die ganze Handlung im Kopfe fertig, dabei suchte ich sogleich für alle wichtigeren Gestalten die Namen, welche nach meiner Empfindung zu ihrem Wesen stimmten — keine ganz leichte und keine unwichtige Arbeit —, endlich schrieb ich auf ein Blatt den kurzen Inhalt der sechs Bücher und ihrer sämmtlichen Abschnitte. Nach solcher Vorbereitung begann ich zu schreiben, nicht vom Anfang in der Reihenfolge, sondern wie mir einzelne Abschnitte zufällig lieb und deutlich wurden. Zumeist solche aus der ersten Hälfte. Alles was durch die Schrift befestigt war, half natürlich der schaffenden Seele die neue Erfindung für noch nicht Geschriebenes anregen. In dem was ich wollte, war ich ganz sicher, nicht ebenso schnell kam mir für einzelne Abschnitte die Wärme, die zur Ausarbeitung nöthig ist, und habe manchmal längere Zeit warten müssen, bevor eine Situation von der Phantasie fertig zugerichtet war, was diese freundliche Helferin, wie ich überzeugt bin, dem Dichter auch besorgt, während er gar nicht über dem Werke ist, wohl gar während er schläft. Zuweilen aber blieb sie störrig und manche kleine Uebergänge wollten nicht herauskommen, z. B. nicht im letzten Buche die Rückkehr Antons zu Sabine und das Wiedersehen. Dies ist auch dürftig geblieben.

Einen weit kleineren Erfolg als dieses Lieblingsbuch unserer Nation hatte „Die verlorene Handschrift". Hier sucht er das deutsche Volk, das ja nicht nur aus Kaufleuten besteht, bei der Arbeit seiner Denker und Gelehrten, die da geistig pflügen, auf. Wir haben bereits den Verfasser die komischen ersten Anregungen dazu mittheilen lassen. Die Idee des classischen Manuscripts verdankt der Dichter aber seinem Zusammenleben mit dem großen Philologen Moritz Haupt.

„Als wir einmal zu Leipzig, noch vor seiner Berufung nach Berlin, allein bei einander saßen, offenbarte er mir im höchsten Vertrauen, daß in irgend einer westfälischen kleinen Stadt auf dem Boden eines alten Hauses die Reste einer Klosterbibliothek lägen. Es sei wohl möglich, daß darunter noch eine Handschrift verlorener Decaden des Livius stecke. Der Herr dieser Schätze aber sei, wie er in Erfahrung gebracht, ein knuriger, ganz unzugänglicher Mann. Darauf machte ich ihm einen Vorschlag, daß wir zusammen nach dem geheimnißvollen Hause reisen und den alten Herrn rühren, verführen, im Nothfalle unter den Tisch trinken wollten, um den Schatz zu heben. Weil er nun zu meiner Verführungskunst bei gutem Getränke einiges Vertrauen hatte, so erklärte er sich damit einverstanden, und wir kosteten das Vergnügen, den Livius für die Nachwelt noch dicker zu machen, als er ohnedies schon ist, recht gewissenhaft und ausführlich durch. Aus der Reise wurde nichts, aber die Erinnerung an jene beabsichtigte Fahrt hat der Handlung des Romans geholfen."

Auch sonst ist sehr viel darin der Wirklichkeit entnommen, wie der Dichter nun mittheilt. In dem Charakter des Professors Werner ist freilich nur so viel von Haupt's Art und Weise zu finden, „als ein Dichter von dem Wesen eines wirklichen Menschen annehmen darf, ohne sich die Freiheit des Schaffens zu beeinträchtigen und ohne den Anderen durch Unzartheit zu verletzen." Wir können wohl richtiger sagen, daß Felix Werner eine Seite in Freytag's Wesen verkörpert, wie Conrad Bolz den Sturm und Drang in unserem Dichter personificirt. Ein Leipziger Nachbar, der Strohhüte fabricirte, veranlaßte die Erfindung der Familie Hummel und Hahn, doch auch hier sind weder die Charaktere, noch die Familienfeindschaft der Wirklichkeit nachgeschrieben. Dagegen sind die Köter Bräuhahn und Speihahn, die gerade wegen ihres mythischen Charakters Anstoß erregt haben, genaue Copien der Wirklichkeit. Der Roman erschien im Herbst 1864 in drei Bänden, der letzte wegen Erkrankung des Verfassers um einige Wochen verspätet. Diese schädliche Trennung wird noch heute von Freytag beklagt. Er knüpft daran eine Verurtheilung der bruchstückweisen Veröffentlichungen des Feuilletonromanes, indem er das Zerreißen in kleine Fortsetzungen geradezu für ein Unrecht gegen die Kunst hält, weil die kleinen Wirkungen die Hauptsache werden und das Größte im Werke, die dichterische Bildung der gesammten Handlung, dem Leser fast verloren gehe. Freytag übersieht hier nur zwei Vortheile des Feuilletonromans: die weitere Verbreitung, die diese Erscheinungsweise ermöglicht, und den größeren materiellen Gewinn, der den Romandichter von edlerer Richtung der Nothwendigkeit einer eilfertigen Production überhebt.

Zum zweitenmale wurde jetzt unser Dichter in seiner Production durch die „Hexe Politik" — das Wort ist von Freytag — gestört. Ein geläuterter Conrad Bolz, wurde er einer der Gründer und Führer des deutschen Nationalvereins. Mehr andeutend als ausführend gedenkt die Selbstbiographie dieser politischen Thätigkeit. Als die Wahlen zum constituirenden Reichstage des Norddeutschen Bundes ausgeschrieben wurden, drangen politische Freunde, unter denen namentlich Rudolf von Bennigsen mit Hochachtung erwähnt wird, in unseren Dichter, ein Mandat zu erwerben, was dieser, vielleicht an das Fiasco seines Bolz denkend, ablehnen zu müssen glaubte. Trotzdem nahm er zuletzt das Mandat des Erfurter Wahlkreises an, zu dem sein Gut in Siebleben gehört, „weil man doch nicht übersehen konnte, wie sich in der Versammlung die Parteiverhältnisse stellen würden, und weil in solcher Zeit jede Stimme, welche aus voller Seele das Gelingen des Verfassungswerkes förderte, werthvoll sein konnte." Ueber seine eigene Thätigkeit im Parlament berichtet er ganz objectiv, er habe bei einem erfolglosen Versuch auf der Tribüne eingesehen, daß er doch nicht das Zeug zu einem Parlamentsredner besaß; die Stimme war zu schwach, seine Befangenheit erschien unüberwindlich. „Von feurigen Rednern der Partei aber wurde ich seitdem mit besonderer Herzlichkeit behandelt, und ich übte um so völliger meine Pflicht beim Abstimmen, was die Hauptsache blieb." Seinen gut bürgerlichen Sinn beweist der Rath, den er jeder monarchischen Regierung gibt, sie sollte sich sorgfältig davor wahren, daß nicht die Ansicht überhand nehme, die Plackerei gehöre dem Bürgerlichen, die Ehre des Amtes dem Adeligen. „Unsere höchsten Herren haben schwerlich eine Ahnung davon, wie sehr im Volke, namentlich noch in Preußen, dieses Mißtrauen wirthschaftet, und wie mächtig es das politische Urtheil beeinflußt. Darum unterliegt auch

Digitized by Google

die Verleihung des Adels an Bürgerliche ernstem Bedenken, und sich jetzt um einen Adelstitel zu bewerben, sollte jeder loyale, unabhängige Mann vermeiden." Auch der folgende geistvolle Vergleich mag mitgetheilt werden:

„Da ich durch literarische Kritik gewohnt war, die poetische Natur der Zeitgenossen abzuschätzen, so lag mir nahe, auch aus der politischen Richtung meiner Collegen die entsprechende Grundlage ihres Wesens herauszusuchen. Man kann an den Vertretern des Volkes leicht dieselben Anlagen erkennen, wie an den Dichtern, und es ist mehr als spielender Vergleich, wenn man bei ihnen eine epische, lyrische und dramatische Begabung unterscheidet. Die Conservativen sind unsere Epiker, in den Männern der Mittelparteien ist die Naturanlage vorherrschend, die den Dichter zum Dramatiker formt, das heißt eine verhältnißmäßig unbefangene und gerechte Würdigung der kämpfenden Interessen, dazu die Fähigkeit, diese mit einander verhandeln zu lassen und den großen Ideen des Staates dienstbar zu machen. Auf der linken Seite stehen die Lyriker, von denen sicher Mancher in seiner Jugend in einem Bändchen Gedichte auch dichterische Wallungen abgelagert hat. Aber freilich sind solche Naturen in der Politik nicht mehr von der Harmlosigkeit meines jungen Collegen Bellmaus; sie fühlen lebhaft, oft leidenschaftlich, was sie in ihrem Privatleben einmal wund gedrückt hat, und was sie leitet und aufregt, sind im letzten Grunde fast immer einige schmerzliche Eindrücke ihrer eigenen Vergangenheit. Solch Verletzendes wirkt in den Seelen übermächtig und beeinträchtigt eine billige und gerechte Beurtheilung der Zustände, welche ihnen beschwerlich sind. Mit den Männern von dieser Anlage, welche in den kleinen Kreisen unseres Volkes gewöhnlich ist, verbünden sich andere Naturen: harte Doctrinäre, welche die Wirklichkeit gegenüber dem Idealbilde des Staates, wie sie es construirt haben, als unleidlich betrachten, herrschsüchtige und gewissenlose Demagogen und Manche, denen der Wurm der Eitelkeit allzu viel von dem gesunden Kern ihres Lebens abgenagt hat. Auch diese Partei ist, in mäßiger Zahl den anderen beigefügt, unentbehrlich für den Staat, weil vor wirklichen großen Schäden die Beschwerde darüber in ihr am hellsten ausklingt; sie wird zum Unglück für die Nation, wenn durch die Verhältnisse oder durch die Fehler der Regierung ihr Einfluß übermächtig heraufwächst."

Interessant ist auch Freytags jetziges Urtheil über die Conflictszeit, während deren er natürlich auf liberaler Seite stand. Der König Wilhelm, dem er eine mit Herzenswärme erfüllte kurze Charakteristik widmet, „verstand es besser als seine Preußen; uns Anderen konnte man daraus keinen Vorwurf machen ... Aber man verstand auch in der Regierung die vorbereitende Arbeit viel zu wenig", d. h. die allmähliche Erziehung der öffentlichen Meinung durch die officiöse Presse. An einer Erwähnung seines Verkehrs am Coburger Hofe, dessen Fürstenpaar er ebenfalls in einigen dankerfüllten Zeilen gedenkt, faßt Freytag seine Erfahrungen aus seinem vielfachen Verkehr an Höfen in der Ansicht zusammen, daß wir Alle, die wir als Gelehrte oder Künstler dahinwandeln, zum vertrauten Verkehr mit den Großen der Erde weniger geeignet sind als Andere, weil uns die gleichmäßige, bescheidene Hingabe, welche dem wackeren Manne des Hofes so wohl ansteht, die Vorsicht fehlt und wohl auch die Schweigsamkeit; „wir sind genöthigt, uns viel mit uns selbst zu beschäftigen, und geneigt, unser Licht leuchten zu lassen, während bei Hofe die Umgebung doch vorzugsweise dazu da ist, die Persönlichkeiten der Herrschaften hervorzuheben." Von der reichen Porträtgalerie bedeutender Menschen, die uns das Buch vorführt, erwähnen wir die plastischen Conterfeis von Rückert, Julian Schmidt, Mommsen, Haupt, Salomon Hirzel, Wolf Baudissin, Mathy, Baron Stockmar. Hübsch ist die Bemerkung: „Da ich ein Deutscher bin, so ist die Zahl der Freunde, die hier genannt und nicht genannt sind, fast immer doppelt zu rechnen. Denn ihre Frauen gehören auch zu der Zahl. Noch ist bei uns Deutschen, wie zur Urzeit, in wohlgefügtem Haushalte die Frau die Vertraute und Genossin des Gatten auch über den Kreis der Familie hinaus, überall da, wo sein Gemüth stark betheiligt wird. Diese Innigkeit der Ehe ist in den Mittelklassen Deutschlands so rein und voll entwickelt, daß uns manche andere Nation darum beneiden kann, sie ist die beste Bürgschaft für unsere Dauer." Leider werden die Andeutungen über persönliche Lebensverhältnisse des Dichters im letzten Theil immer spärlicher und knapper. Als Schlußwort des Ganzen ist ohne Zweifel die Betrachtung am Ende des vorletzten Kapitels gedacht.

„Ob mein Leben im Ganzen glücklich zu preisen ist oder nicht, das weiß ich nicht, denn ich lebe noch. War ich aber einmal glücklich, so war ich es in diesen Jahren, in denen der deutsche Staat durch Kampf und Verträge gegründet wurde, und man wird wohl auch meinen Arbeiten aus dieser Zeit anmerken, daß sie in einer Periode gesteigerten Lebensmuthes geschaffen sind ... Jetzt ist es mir vergönnt, auf ein langes Leben zurückzublicken, in welchem auch ich reichlichen Antheil an allem Gut gewann, welches eine gnadenvolle Vorsehung den Deutschen in dem letzten Mannesalter zu Theil werden ließ. Mein eigenes Dasein hat mich da, wo ich irrte und fehlte, und da, wo ich mich redlich bemühte, mit tiefer Ehrfurcht vor der hohen Gewalt erfüllt, welche unser Schicksal lenkt und mir für mein Thun in Strafe und Lohn die Vergeltung immer völlig und reichlich geordnet hat. Und demüthig verstehe ich, daß zu dem besten Besitz meines Lebens zuerst gehört, was ich von meinen Vorfahren als Erbe überkam: ein gesunder Leib, die Zucht des Hauses, der Heimathstaat; demnächst, was ich durch eigene ernsthafte Arbeit erworben habe: der freundliche Antheil und die Achtung meiner Zeitgenossen. Zuletzt aber darf ich, ein bejahrter und unabhängiger Mann, dem die Gunst der Mächtigen nichts Großes zutheilen kann, als höchsten Gewinn meines Lebens das Glück rühmen, welches mir, gleich Millionen meiner Zeitgenossen, zugetheilt worden ist durch Einen, der auf die Siebzigjährigen herabsieht wie auf ein jüngeres Geschlecht, durch unsern guten Kaiser Wilhelm und durch seine Helfer, den Kanzler und den Feldherrn."

In einer Darstellung von Freytag's schriftstellerischem Wirken darf auch jene Seite nicht fehlen, die er bescheiden seine „geschichtlichen Liebhabereien" nennt. Immer hatte ihn das Leben des Volkes, welches unter seiner politischen Geschichte in dunkler unablässiger Strömung dahinfluthet, besonders angezogen, die Zustände, Leiden und Freuden der Millionen kleiner Leute. Dafür hatte er schon in Breslau allerlei aus den Chronisten des Mittelalters, in Leipzig alte Flugschriften von der Reformationszeit bis zum Beginn der neuen Literatur gesammelt. Dieser Literatur der fliegenden Blätter verdankte er allerlei Kenntniß von Zuständen im Volk, Sitte und Brauch, die man in größeren Werken der vornehmen Literatur vergebens sucht. Bald empfand er den Drang, zunächst für die „Grenzboten", dann für eine Sonderpublication eine Anzahl Essays zu schreiben, in denen Aufzeichnungen vergangener Menschen benutzt wurden, um von dem Gemüthsleben und den Verhältnissen alter Zeit zu erzählen. Auch die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" sind ein beliebtes Hausbuch unserer Familien geworden. Dieser culturgeschichtlichen Neigung verdanken wir aber noch eine köstlichere Frucht, die Romanfolge „Die Ahnen". Freytag erzählt uns jetzt die Entstehungsgeschichte dieser großartig concipirten Dichtung, auf welche die Ereignisse von 1870, die er bekanntlich aus nächster Nähe verfolgen durfte, den mächtigsten Eindruck ausgeübt. Ende Juli 1870 empfing er die unerbetene Aufforderung, nach dem Hauptquartiere des Kronprinzen zu kommen und bei der 3. Armee den Feldzug zu verfolgen. So zog er in der Wetterwolke, welche durch Frankreich dahinfuhr, über Weißenburg, Wörth und über die Vogesen nach Sedan und Rheims.

„Als die Heere sich zur Belagerung von Paris südwärts wendeten, die Soldaten immer noch in der Hoffnung auf baldige Heimkehr, erbat ich meine Entlassung, weil es mir Unrecht erschien, in einer Zeit, wo die Kraft der Anderen in höchster Anspannung war, ein müßiger Zuschauer zu bleiben, und weil auch die Thätigkeit eines Berichterstatters durch persönliche Beziehungen, welche Zurückhaltung auferlegten, verhindert wurde. Mit dem Feldjäger reiste ich von Rheims Tag und Nacht durch das feindliche Land nach der Heimath zurück. . . Aber die mächtigen Eindrücke jener Wochen arbeiteten in der Stille fort; schon während ich auf den Landstraßen Frankreichs im Gedränge der Männer, Rosse und Fuhrwerke einherzog, waren mir immer wieder die Einbrüche unserer germanischen Vorfahren in das römische Gallien eingefallen; ich sah sie auf Flößen und Holzschilden über die Ströme schwimmen, hörte hinter dem Hurrah meiner Landsleute vom fünften und elften Corps das Hara-

Digitized by Google

Geschrei der alten Franken und Germanen, ich verglich die deutsche Weise mit der fremden und überdachte, wie die deutschen Kriegsherren und ihre Heere sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt haben bis zu der nationalen Einrichtung unseres Kriegswesens, dem größten und eigenthümlichsten Gebilde des modernen Staates. — Aus solchen Träumen und aus einem gewissen historischen Stil, welcher meiner Erfindung durch die Erlebnisse von 1870 gekommen war, entstand allmälig die Idee zu dem Roman „Die Ahnen". Der Erste, dem ich, gegen Gewohnheit, von der Absicht erzählte, einen solchen Roman zu schreiben, war unser Kronprinz, als er zu Ligny leidend auf dem Feldbette lag und in seiner rührenden Weise von der Sehnsucht nach dem lieben Daheim gesprochen hatte."

Er entwarf den Plan eine Reihe Erzählungen aus der Geschichte eines und desselben Geschlechtes zu schreiben, um den Zusammenhang des Menschen nicht nur mit seinen Zeitgenossen, auch mit seinen Vorfahren und die geheimnißvolle Einwirkung derselben auf seine Seele und seinen Leib, auf alle Aeußerungen seiner Lebenskraft und auf sein Schicksal seit seiner Jugend klarzulegen. In Folge dessen mußte jeder Held seine eigene Erzählung erhalten, die sich auf geschichtlichem Hintergrunde aufbaut und die jeder Zeit besonders eigenthümlichen Zustände darstellt: das Königthum, das Ritterthum, der Landsknechtkrieg, das gedrillte Heer des fürstlichen Staates, zuletzt das Volksheer und die allgemeine Wehrpflicht. Ebenso natürlich ergab es sich, daß er Thüringen, wo er wohnte, und das östliche Deutschland, woher er stammte, zum Schauplatze seiner Handlung erwählte. In Betreff der vielfach angefeindeten fremdartigen Sprache versichert der Verfasser, daß, wenn etwas voll und natürlich in seinem Werke aus seiner Seele gekommen ist, so sei es gerade die Farbe der Sprache, in welcher ihm das Charakteristische der verschiedenen Zeiten lebendig wurde. „Sollte der Schaffende darauf verzichten, so würde er ein für ihn sehr werthvolles Mittel, die Zeit zu charakterisiren, aufgeben müssen." Ueber den von der Kritik nicht minder angegriffenen Ausgang der Dichtung bemerkt er:

„In dieser letzten Erzählung war das Geschlecht, welches geduldige Leser durch anderthalb Jahrtausende begleitet hatten, da angelangt, wo nach der Auffassung des Dichters die besten Bürgschaften für Glück und Dauer gefunden werden im bürgerlichen Leben des modernen Staates. Da ich aber mit einem Blicke auf die Gegenwart schließen und Farbe und Haltung des historischen Romans nicht in die neueste Zeit hineintragen konnte, so beschloß ich, das Ganze in kurzen Schlußaccorden ausklingen zu lassen, indem ich noch einmal die Ereignisse, welche in den früheren Geschichten berichtet sind, umgebildet wie in leichtem Spiel vorführte. Dieser Ausklang des Romans hätte kürzer gehalten werden können, er hat zu meiner Ueberraschung die Ansicht hervorgerufen, daß ich in den Ahnen mir selbst eine Vorgeschichte habe erdichten wollen. Solche Absicht lag mir ganz fern, und sie wäre mir geckenhaft erschienen. Wenn der jüngste Stammhalter der Familie König mit einem Nachkommen des alten Marschalls Henner Schriftsteller und Journalist wird, so folgt er nur dem Zuge der Zeit, und die Ahnen könnten mit demselben Rechte einem jeden andern meiner schlesischen Landsleute, die nach 1848 Journalisten geworden sind, angedichtet worden sein. Auch die Einwirkung der Stadttheater auf unsere Jugend und der Zug nach literarischer Thätigkeit sind uns Allen gemeinsam. Hauptsache bei der kleinen Handlung des Schlusses war für mich die poetische Idee, welche die einzelnen Geschichten verbindet, noch einmal vorzuführen und auf derselben Stätte, auf welcher sich die Katastrophe der ersten Geschichte vollzog, das Ganze zu schließen. War aber nicht durch die neueste Geschichte selbst dem weitläufig angelegten Werke ein glänzender Schluß gegeben? ... Es gab nie einen Kampf mit größerem idealen Inhalte, als diesen letzten: vielleicht niemals schlug die Nemesis so erschütternd die Schuldigen zu Boden; vielleicht niemals hatte ein Heer so viel Wärme, Begeisterung und so tief poetische Empfindung dafür, daß die grause Arbeit der Schlachtfelder einem hohen sittlichen Zwecke diente; vielleicht nie erschien das Walten göttlicher Vorsehung in Zutheilung von Lohn und Strafen so menschlich gerecht und verständlich als diesmal ... Man wird vielleicht zugeben, daß ein solcher moderner Roman in Farbe und Ton etwas ganz Anderes geworden wäre, als die Geschichten, welche die früheren Bände der „Ahnen" bilden, und daß er nicht gut angefügt werden konnte, ohne die Einheit des Ganzen in Farbe, Ton und Inhalt zu zerstören. ..."

Viele werden es freilich beklagen, daß der deutsche Roman, statt in unserer Gegenwart zu fußen, sich in nebelgrauer Vergangenheit verloren hat, und daß gerade der Dichter, der in „Soll und Haben" und der „Verlorenen Handschrift" den rechten Weg gewiesen, in seiner letzten Romanserie ein, allerdings in seiner Art vollendetes Vorbild des Geschichtsromans zur Nacheiferung hingestellt hat. Daß aber Freytag die Verlogenheit des archäologischen Romans sehr wohl erkennt, beweist die folgende Ausführung:

Während der Jahre, in denen ich Zustände der deutschen Vergangenheit für die Dichtung auszubeuten suchte, schuf mir das dauerhafte Wohlwollen der Leser große Freude. Dennoch hatte ich immer die Ueberzeugung, daß das reichste und in vielem Sinne das heilsamste Quellgebiet poetischer Stoffe in der Gegenwart liege. Und dies ist das letzte Bekenntniß, welches ich abzulegen habe. Wir dürfen uns unser Anrecht auf die Schilderung vergangener Zeiten nicht durch irgend welche Theorie verkümmern lassen, aber die eigenthümlichen Uebelstände und Gefahren, welche die Behandlung fremder oder unserer Kenntniß entrückter Menschen in sich birgt, sollen uns stets im Bewußtsein bleiben. Diese Schwierigkeiten gefährden sowohl da, wo wir modernes Empfinden dem alten Zeitcostüm anpassen müssen, als auch da, wo wir unserer besonderen Kenntniß alter Culturzustände froh werden. Immer ist eine Umdeutung der Charaktere in unsere Auffassung der Menschennatur nothwendig, für das Verhältniß zwischen Schuld und Strafe müssen wir viel von der Freiheit und Verantwortlichkeit des modernen Menschen annehmen, gerade bei den innigsten Beziehungen der Personen zu einander ist das Eintragen unserer Empfindungsweise bis zu einem hohen Grade unvermeidlich. Leicht erscheint dem Leser die Klarheit und Gewandtheit, mit welchen die Personen über sich reflectiren und der humanisirte Grundzug in der Handlung als unwahr, oder der Gegensatz zwischen fremdartigen Zuständen, welche geschildert werden, und den Charakteren, welche mit einigem modernen Leben erfüllt sind, wird peinlich. Die besten Kunstleistungen Walter Scotts ruhen auf Schilderungen einer Vergangenheit, die ihm und seinen Zeitgenossen durch theure örtliche Erinnerungen und durch das Fortleben alter Zustände nahe gerückt war."

Unlängst hieß es, der Dichter halte in seinem Pulte noch einen vollendeten Roman verschlossen, der mehr mit „Soll und Haben" als mit den „Ahnen" verwandt sei, aber seinen strengen Selbstanforderungen nicht genüge. Auch von einem Lustspiel erzählte Fama, einer Fortsetzung der „Journalisten", doch ist dem von anscheinend autorisirter Seite widersprochen worden. Die „Erinnerungen" schweigen darüber. Sie halten sich nur an das Fertige, uns Vorliegende. Es ist mehr als genug, um seinem Verfasser die Unsterblichkeit und die dankbare Liebe und Verehrung des deutschen Volkes für alle Zeiten zu sichern.

Robert Hamerling's „Blätter im Winde".

Besprochen von Oscar Linke.

Seit Jahren ist wohl auf unserem lyrischen „Markte" kaum ein Buch erschienen,*) welches einen so stark gefärbten, wesentlich subjectiven Charakter trägt. Es sind nur ein paar Gedichte, in welchen Hamerling gewissermaßen als Epiker auftritt, wie in „Correggio" und dem balladenähnlichen Gedichte von „Simson und Delila"; doch in diesen beiden, von einer tiefsinnigen Idee erfüllten Gedichten hört man noch hindurch, was der Verfasser uns sagen möchte, wie gerade das Stoffliche dieser Gegenstände ihn zu künstlerischer Ausgestaltung reizte.

Obwohl über der Mehrzahl der Gedichte, und meistentheils der schönsten, ein Hauch von Schwermuth liegt, so gibt uns Hamerling doch oft genug in dieser lyrischen Beichte zu verstehen, daß er nicht zu den Pessimisten von Fach gehört. In den Versen „An den Abendstern", mit zwei anderen „Natur

*) Hamburg, bei J. F. Richter.

Digitized by Google

und Schicksal" — dem einzigen Sonette des Buches — und der „lyrischen Muse", gewiß nicht ohne geheime Absicht an den Schluß des Buches gestellt, sagt er:

„Nie möchte den Tag ich scheiden
Vom himmlischen Zauber der Nacht;
Wie du, an der Grenze der beiden
Hält meine Seele Wacht:
Wie mit Strahlen du, möcht' ich in Tönen
Aus klagender, jauchzender Brust
Die Todeswonne versöhnen
Mit der ewigen Daseinslust."

Diese Verse, sowie das Gedicht „Drei Welten", zeigen uns die philosophische Weltanschauung des Lyrikers und belehren zugleich manchen unerfahrenen Jüngeren, wie philosophische Stoffe poetisch courfähig werden.

So eigensinnig sich auch manchmal die Hamerling'sche Muse stellt, so zeugt es doch von dem universalen Geiste des Dichters, daß ihm eine Fülle von Tönen zu Gebote steht, — von der zärtlichsten Liebe bis zum bittersten Hohne, ja bis zur lyrisch nicht mehr ganz schönen Grausamkeit („Dum defluat amnis" sei als Beispiel genannt!) — daß er von seinem, von ihm selbst so lieblich besungenen „Stiftingshaus" aus noch Herz und Stimme hat für alles Wichtige, wirklich Bedeutende, was sich zuträgt jenseits der Grenze des kleinen Stiftingbaches.

Einzelne Lieder, wie „Volksweise", „Mein Herz ist in der Ferne" u. s. w., könnte man idealisirte Volkslieder nennen; man möchte staunen, daß einem sogenannten „gelehrten" Dichter (im Gegensatze zu den vielen anderen wohl, die — nichts gelernt haben!) noch diese frischen, naiv anheimelnden Weisen gelingen, wenn nicht bekannt wäre, daß Hamerling selbst ein Sohn des Volkes ist, aus Niederösterreich, daß ihm der Parfüm des Salons mit dem conventionellen, herz- und gemüthzerstörenden Haschen nach Geist niemals gefährlich geworden ist.

Der eigentliche Hamerling — „sozusagen im engeren Sinne", wie sich ein seliger Goethephiloloqe auszudrücken liebte — erscheint in den in ihrer Art einzigen Gedichten: „Inferno", „Zu viel", „Die Kindlein wissen's". Wie wundervoll ist das Gleichniß:

Auf hohen Bergen liegt ein ew'ger Schnee —
Auf hohen Seelen liegt ein ew'ges Weh.
Den Schnee, den Harm schmilzt keine Sonne weg,
Den Gletscher überbrückt kein Blumensteg.
Was um das Eis wie Rosenpurpur loht —
Ist Abglanz nur von einem Sonnentod
Und was das Haupt wie Glorienschein verklärt,
Abglanz der Gluth ist's, die das Herz verzehrt.

Die erste Strophe des letzten Poems „Rollende Räder" lautet:

„O Nacht so lang und bange!
Horch, fegt mit Sturmesdrange
Die Straßen jetzt der Wind?
Nein, es beginnt zu tagen
Das Rollen ist's der Wagen,
Die heim vom Feste tragen
Manch blühend schönes Kind!"

Man glaubt schon die Melodie dieses sinnlich bestrickenden, schwermuthvollen Liedes herauszuhören und jenen tief in's Gemüth schneidenden, übermäßigen Dreiklang auf „lange".. Und dann die Schlußstrophe:

„Die Welt war schön, du Schöne,
Als dort im Braus der Töne
Dein Haar im Tanze flog,
Indeß ein armer Frager,
Kleinmüthiger Verzager,
Auf seinem Schmerzenslager
Das Leid der Welt erwog.

Beim Lesen solcher, zugleich poetisch tiefer Wortmelodien bedauert man unwillkürlich das zu frühe Hinscheiden unseres größten romantischen Musikers Robert Schumann; aber Johannes Brahms und Robert Franz leben noch; sie sollten sich derartige lyrische Perlen zur musikalischen Einfassung nicht entgehen lassen.

Unter den Gelegenheitsdichtungen verdient besonders hervorgehoben zu werden der Hymnus auf den Reichskanzler. Eigenthümlich, voll düsteren Reizes ist das mit bitterem Humor erfüllte Gedicht „Der Stern des Ares"; diese Satyre auf den „Massenmörder Mensch" wurde, wie der Verfasser in einer Fußnote bemerkt, durch den russisch-türkischen Krieg angeregt; sie ist recht zeitgemäß, sollte von höherer Gerechtigkeit wegen in sämmtliche Sprachen übersetzt und an alle — Dummen vertheilt werden.

„Realistisch" gehalten sind Gedichte wie „Rosenzauber," „Dichterauge und Kindesauge": diese Gattung von Poesie gibt in anschaulicher Plastik sogenannte Philosophie und sei jenen zum Muster empfohlen, welche aus einer Reihe abstracter Begriffe eine Reihe von Reimen zusammenstellen, die nichts mehr mit der Lyrik zu thun haben.

Den Gedichten folgen „Lyrische Aphorismen", eine Anzahl von Sprüchen und Epigrammen, und zum Schlusse der erste Act einer Tragödie „Panther und Wölfin", welche Jugurtha zum Helden hat. Da Hamerling dieses Fragment an dieser Stelle wieder abdrucken ließ, so haben wir wohl auf Vollendung dieses Werkes nicht mehr zu hoffen, das sicherlich viel Packendes und Neues geboten hätte.

Wer Hamerling's erste lyrische Sammlung „Sinnen und Minnen", die ihre endgiltige Gestalt erst 1868 erhielt, mit dieser zweiten vergleicht, gleichsam die lyrische Ernte von achtzehn neuen Lebensjahren umfassend, dem werden sich mancherlei eigenthümliche Beobachtungen aufdrängen: Von einem Rückschritte oder auch Fortschritte kann natürlich hier — auf lyrischem Gebiete! — nicht die Rede sein, sondern nur von einem Anderswerden. Eine Beobachtung ist zunächst rein formeller Art: In „Sinnen und Minnen" begegnen wir Sonetten, Ghaselen, namentlich Oden, Distichen; hier nichts von alledem; mit Vorliebe wird sogar der reimlose Fünffüßler angewendet. Und selbst dieser muß sich alle Freiheiten gefallen lassen. Auf einen Fuß mehr oder weniger kommt es dem Dichter diesmal nicht an ... Vom Standpunkte des formalen Idealisten, der nicht immer ein Schurke ist, wie ein kürzlich verstorbener Realist meinte, lassen sich derartige Nachlässigkeiten rügen; ebenso muß aber zugegeben werden, daß durch diese neue Art der Behandlung manches Gedicht oft gewinnt: man hört gleichsam das erregte beichtende Gemüth. Und wenn Hamerling hin und wieder selbst in Strophengefügen nicht am Schema festhält, so will auch das schließlich nicht viel besagen; er weiß selber, daß darauf nicht viel ankommt, sollte eines dieser Lieder in Musik gesetzt werden. Nur gegen den Reim hätte er manchmal strenger sein können. Aus Reimen wie „Beter und Götter", „will und Vorgefühl" mag es zwar einem Sprach- und Literaturforscher des zwanzigsten Jahrhunderts leicht werden, den Schluß zu ziehen, daß Hamerling ein Oesterreicher war, indessen in den Ohren mitlebender Norddeutscher tönen solche vom Provinzialismus angekränkelten Reime ein wenig zu weich...

„Sinnen und Minnen" und „Blätter im Winde", beide Sammlungen ergänzen sich, gehören zu einander; beide erzählen uns von einem Dichterleben, dessen Kern die Sehnsucht ist, der Drang nach dem Hohen, Reinen und Schönen, um so mehr, als für Hamerling die Welt mit vielen ihrer Genüsse sehr karg gewesen ist. Und sollten manchem diese Blätter im Winde hier und da allzu düster pessimistisch rauschen, so möge er bedenken, daß Gedichte ihr Dasein nur den Stimmungen verdanken. Jedenfalls wird kein Leser verkennen, daß er einen großen Dichter in dieser Sammlung vor sich hat, dessen sogenannte philosophische, von Stimmungen ungetrübte Weltanschauung in anderen, größeren Werken vorliegt. Nicht mit trivialen Gassenliedern wirbt der Schöpfer der „Aspasia" und des „Königs von Sion" um die Gunst einer urtheilslosen Menge; er gehört zu den wenigen, die noch „Priester des Schönen" sind, die zu uns anderen schnöden, armen Sterblichen nicht herabsteigen, sondern zu denen wir mühsam emporklimmen müssen.

Digitized by Google

Feuilleton.

Die Blinde.

Von C. Sahler.

Die Bewohner des Dorfes Hathnow waren in großer Aufregung und umstanden beobachtend den geringen Hausrath, der auf der Landstraße des Aufladens harrte. Die Wittwe des kürzlich verstorbenen Cantors wollte mit ihren beiden Kindern das Dorf verlassen, in dem sie während einer langen Reihe von Jahren mit ihrem Manne gelebt hatte. De mortuis nil nisi bene — das zeigte sich auch hier. Bei seinen Lebzeiten war der stille Mann nie soviel besprochen worden, als eben jetzt. Den unpraktischen Jüngling, der nur seinen Studien und mehr noch seiner Musik lebte, hatte das rauhe Leben endlich in dieses stille Dorf getrieben, wo er ein ebenso unpraktischer weltscheuer Mann wurde, und mit seinen Bauernkindern erst wenig genug umzugehen verstand. Aber das Ideal drückt seinen Jüngern einen Zug auf, dem auch der Roheste sich neigt, darum liebten die Bauern den seltsamen Mann und seine Familie, am meisten aber seine Tochter, die der Vater zur Genossin und Vertrauten all seiner Studien gemacht hatte, und welche das wunderbar musikalische Talent in erhöhtem Maße geerbt hatte. Sie als Künstlerin in den Kreisen zu sehen, in denen er gelebt hatte, — das war auch so einer von des Cantors Träumen gewesen. Aber dies Mädchen war blind und der Leidenskelch des Sterbenden war dadurch noch bitterer geworden, daß er nun nichts mehr für ihre Heilung und ihre Zukunft thun konnte. Mochte es der Gedanke an eine etwaige Ausführung dieser Pläne sein, oder die Aussicht, an ihrer alten, in der Stadt wohnenden Mutter eine Stütze zu haben, was die ganz mittellose Cantorswittwe bewog, dorthin zu ziehen, — genug, es galt heut ein Lösen aus den alten trauten Verhältnissen.

Nun lebte sie mit ihren beiden Kindern in der Stadt, fern von dem geräuschvollen Treiben. In einer der Vorstädte stand das kleine Häuschen der Großmutter. Es war eine trostlose Existenz; in ihrem Heimathdorfe waren sie umgeben von trauter Gewohnheit und Liebe, deren sie sich erst bewußt wurden, als sie sie nicht mehr hatten; hier standen sie allein, einsam, unbeachtet im Gewühl. Ernst ging zur Schule, in die Gemeindeschule; lateinische und griechische Bücher aus des Vaters Lebzeiten lagen im Winkel. Die Mutter strickte und nähte für das tägliche Brot und das blinde Mädchen half, wo sie konnte oder spielte stundenlang auf ihrer Geige. In solchen Stunden vergaß sie die Noth des Lebens, aber das Elend schlich heran, die Großmutter wurde krank und konnte das Hauswesen nicht mehr besorgen, dann starb sie. Die Mutter verdiente weniger und der elastische Geist der Kinder drohte zu unterliegen. Der Winter war gekommen, und eine große Trostlosigkeit hatte das ärmliche Haus in der Vorstadt befallen.

„Lene", sagte der Knabe, „über vierzehn Tage ist Weihnachten, ich glaube, wir werden keinen Christbaum haben."

„Ach ich glaube, wir werden kein Holz zum Heizen und kein Brot zum Essen haben," entgegnete das Mädchen tonlos.

„Warum bin ich nicht schon groß und könnte verdienen, und warum kannst Du keine Künstlerin werden, dann würdest Du alle Tage viel Geld einnehmen!"

„Mit meinem Spiel werde ich keinen Pfennig gewinnen," sagte sie bitter, „was soll den Armen die Kunst!"

Der Knabe starrte in die Winterdämmerung; eine einzelne Laterne wurde gegenüber eben angezündet, sonst war es öde und still in der einsamen Gegend.

„Lene," flüsterte der Knabe endlich, „sei mir nicht böse, wenn ich es sage, Du kannst vielleicht doch Geld verdienen; gestern stand ein Mann in der Ringstraße und spielte die Harfe, dem gaben alle Leute Geld."

Er hatte zögernd, ruckweise gesprochen, er wagte auch nicht, die Schwester anzusehen. Glühende Scham hatte sich über ihr Antlitz ergossen, zitternd und stöhnend sank sie an dem Stuhl nieder, auf dem sie gesessen und barg ihr Gesicht in den Händen.

„Vater, Vater," schluchzte sie, „ist das das Martyrium der Kunst, was ich nie verstand? o die Armuth ist eine scharfe Lehrmeisterin!" Ihr ganzer Leib zitterte unter dem Gedanken, daß die Kunst betteln gehen sollte.

„Ach Lene, rede ein Wort! war es so schrecklich, was ich sagte? Ich dachte nur, Du wüßtest nicht, wie Du es anfangen solltest! — liebe Lene, thu es nicht, wenn Du nicht magst, ich will ja gern hungern, wenn Mutter und Du nur nicht weinen und Vaters Clavier nicht auch verkauft werden muß!"

Der Knabe war neben ihr niedergesunken und küßte die kalte, herabhängende Hand. Da zuckte sie zusammen und richtete sich auf. Ein starrer, eisiger Ausdruck lag auf dem lieblichen Gesicht, vor einer Stunde noch war sie halb Kind gewesen, jetzt war sie ein Weib geworden unter der welken Hand der Noth, die sich auf ihr Herz gelegt. „Komm!" sagte sie hastig, „eh Mutter nach Hause kommt. Du führst mich, wo uns Keiner kennt, ich werde spielen." Sie schlang sich ein Tuch um den Kopf und nahm die Geige in die Hand. „Vater, verzeih mir!" stöhnte sie auf, die blasse Wange an das geliebte Instrument gelegt.

Ernst wagte keinen Widerspruch, ihre Stimme klang so anders, — wie die alte Glocke in Hathnow, die einen Sprung bekommen hatte. Eine Ahnung des Ungeheuerlichen, das er von ihr verlangte, dämmerte in ihm auf und lehrte ihn, dies Leid mit Reden zu verschonen.

So betraten sie die eben hell erleuchteten Straßen, die von Weihnachtsverkehr erfüllt waren. An einem Platz, der den Strom der Vorübergehenden theilte, drückte er der Schwester Hand und flüsterte: „Hier!" Sie nahm die Geige und spielte, es klang ihr so fremd, — es war wohl nicht ihre Geige, — sie war es wohl garnicht selbst, — und was sie spielte, konnte sie auch nicht sagen. „Wie wunderbar dies Mädchen geigt!" sagte ein vorübergehender Herr und gab dem Knaben etwas in seine Mütze — „sie sehen so anständig aus, so feine Gesichtchen haben sie," erwiderte seine Frau und schenkte ihnen auch etwas. So thaten viele, aber Ernst konnte sich nicht freuen über all das Geld, — er starrte seine Lene an, — wollte sie denn nie aufhören?! Als endlich einmal eine Ebbe in dem immer fluthenden Strom der Passanten eintrat, faßte er sie bei der Hand und zog sie weiter: „Komm nach Hause, liebe Lene!"

„Nein," murmelte sie, ich spiele mehr, noch an anderen Orten, ein zweites Mal kann ich es vielleicht nicht wieder!" Und so gingen sie. Schweigend blieb der Knabe stehen und drückte ihre Hand, — das war das Zeichen, daß er den Ort für geeignet hielt.

Mit weinender Seele spielte sie ihre herrliche, klassische Musik, und die Hunderte, die vorübergingen, sahen wohl verwundert auf die beiden zarten Gestalten. Sie erstaunten über den Klang, gaben auch ihr Almosen, aber die gedankenlose Oberflächlichkeit des vorwärts hastenden Lebens fragte nicht warum oder woher. Helenens Gedanken wurden getragen von der Musik. Noch nie hatte sie deren verborgene Geheimnisse so klar erkannt; eine Idee vom Ringen und Kämpfen des Idealen mit herber Wirklichkeit, von dem Frohndienst der Geisteshelden, um das kärgliche Leben zu fristen, ging in ihr auf. Die Noth ist eine scharfe Lehrmeisterin, hatte sie gesagt, und hätte sie mit sehenden Augen all den Glanz und die Pracht der um sie drängenden Welt gesehen, dann würde ein greller Strahl verletzenden Lichtes in ihr Dunkel gefallen und in die Klage noch Bitterkeit gemischt worden sein.

Der Abend hatte sich tiefer gesenkt, ein weißlicher Nebel erfüllte die Straßen und ließ die Laternen trüber erscheinen, er kroch feucht nnd erkältend durch die leichten Gewänder der Beiden und lähmte das warm pulsirende Leben. Ernst schauerte zusammen und lenkte seiner Schwester Schritte nach Hause, der Vorstadt zu. Sie merkte nicht, daß sie die belebten Straßen

Digitized by Google

hinter sich hatte. In wilder Flucht jagten sich ihre Gedanken: wenn sie nur so viel Geld verdient hätte, daß es eine Weile Hunger und Noth von der Schwelle hielt, daß des Vaters Clavier nicht verkauft zu werden brauchte, denn noch einmal spielen, — das konnte — konnte sie nicht. Das, was ihr das Heiligste war, auf offener Straße der Gemeinheit, dem Spott und der Gleichgültigkeit preisgeben, um armselige Pfennige — — ein dumpfes Stöhnen schlich sich aus ihrem Herzen und würgte ihr fast den Athem. Ernst fühlte nur die heiße, zitternde Hand des Mädchens, die in der seinen ruhte. Das Schweigen und der starre Ausdruck im Gesicht der angebeteten Schwester, an deren klarem, harmonischem Geiste sein unruhiges Kindergemüth sich stets wie an eine Säule lehnte, ängsteten ihn entsetzlich. In seinem kleinen Verstande tauchte die Größe des Opfers auf, das Helene gebracht, ein namenloses Mitleid mit der Blinden, eine Bangigkeit um dieses geliebte Wesen, dessen Hand so fieberheiß zuckte, wie die des sterbenden Vaters, der ganze Jammer des Verlassenseins faßte das Herz des Knaben, — voll Angst schluchzte er: „Lene!“ und drückte fest die Hand der Schwester.

Mechanisch, noch halb in ihren Gedanken, nahm sie auf das Zeichen des Händedruckes den Bogen und spielte. Entsetzen ergriff das Kind. Spielen — hier — in dieser Einöde, — ein kurzer, einsamer Weg nur trennte sie noch von ihrem Hause — hier kam kein Mensch und ein leichter Schnee begann sacht herabzurieseln. Wie gelähmt stand der Knabe neben ihr, aber sagen konnte er nichts. Sollte er zu all dem durchgekämpften Elend der letzten Stunden noch die Schmach, noch das Leid, das aus der Blindheit kam, fügen? Nein, tausend Mal nein! er wollte das Ende des Stückes abwarten und sie dann nach Hause führen.

Da tönten Schritte durch die dicke Luft und seine von Angst und Aufregung geschärften Sinne unterschieden Stimmen.

„Hörst Du nicht Musik, Doctor?“ sagte eine helle Stimme, „steh doch mal, ganz deutlich klingt es herüber!“

„Du täuscht Dich, alter Junge, das heißt, Du hörst eben ewig Musik,“ versetzte eine tiefe, klangvolle Stimme.

„Fällt mir nicht ein! und Chopin'sche Nocturnes mit solcher Andacht und so famosem Strich hört man überhaupt nicht alle Abend im Schneegestöber in einer verwünschten Gegend, — na, sagte ich's nicht? Da steht das räthselhafte Geschöpf wie Scheffel's Irregang im Windesblasen und wirbelnden Drang der Flocken.“

Lene spielte wie im Traum. „Wem bringst Du denn ein so melancholisch klassisches Ständchen? Künstler wie Du sollten im Concertsaal, nicht auf der Gasse spielen!“ rief der große, schlanke Mann und trat dicht vor die Geschwister. Jetzt erst sah er Helene und starr vor Staunen rief er: „Ein junges Mädchen! Mein Gott, warum spielen Sie hier?“

„Wir sind so arm, und Lene spielt, damit wir nicht hungern und Vaters Clavier verkaufen müssen,“ schluchzte Ernst.

„Aber hier in dieser Oede, wo außer einem thöricht-gutmüthigen Doctor und seinem treuen Pylades kein Mensch sich blicken läßt!“ —

Aber schon bei den ersten Worten war das Mädchen umgesunken, das war zuviel; krampfhaft umklammerte sie die Geige, — aber die Arme des Doctors hielten sie fest und trugen die Gequälte in ihre Wohnung.

Starke, weiche Hände stützten jetzt freundlich das tapfere Mädchen, das so resolut in den Kampf mit der harten Welt getreten, aber von ihrer Schwere beinah erdrückt worden war, denn als sie nach bangen Wochen die Fieberschauer abgeschüttelt hatte, da schien alle Elasticität aus ihrem jungen Geiste verschwunden. Sie half zwar der Mutter, die jetzt ausnahmsweise viel Bestellungen für Arbeiten bekam und diese besser als bisher bezahlt erhielt, aber spielen konnte sie nicht. Mit liebevoller Hand strich sie wohl beim Vorübergehen über den Kasten, der das theure Instrument barg, dann aber zuckte die Hand und Thränen traten in ihre Augen, — es war, als wollte sie ihm etwas abbitten. Bei Ernst saß sie häufig und half ihm in seinen Schularbeiten; beim Gymnasium hatte sich eine Freistelle gefunden, die der Director der verwunderten Cantorin eines Tages für ihren begabten Sohn anbot. Ernst hing, wenn möglich, mit noch größerer Inbrunst an seiner ernsten Schwester; ein unsicheres Gefühl gewaltigen Unrechtes lastete noch auf seiner Seele und hieß ihn dieses durch vermehrte Liebe sühnen.

So lichteten sich die schweren Wolken, die das kleine Haus in der Vorstadt so schwarz beschattet hatten. Und all das allmähliche Aufleben bewachten zwei treue Augen — die des Doctors. Mit erstauntem Blick und sehr interessirter Miene hörte er alle die guten Nachrichten von Ernst's Aufnahme im Gymnasium, von den vermehrten Bestellungen und den gut bezahlten Arbeiten der Frau Cantorin. Niemand fragte nach dem Grunde dieser Veränderungen; nur Helene horchte athemlos auf seine Ausdrücke der Verwunderung, — ahnte sie mit dem feinen Gefühl, das Blinden eigen ist, mehr als die Anderen? — Wie gern hätte sie sehen mögen, um in seinen Zügen nach der Lösung so mancher Räthsel zu spähen, jetzt konnte sie sich nur die Nüancirungen seiner Stimme deuten. Aber so oft sie auch fragte, wie der Doctor Rost wohl aussähe, stets erhielt sie ausweichende Antworten. Niemand wagte dann mit soviel ästhetischen Feingefühl begabten Mädchen zu sagen, daß er die unglückseligen Folgen eines Falles aus seiner Kindheit trage, daß das edle Gesicht auf einer krüppelhaften Gestalt ruhte. —

„Fräulein Helene“, sagte er eines Tages, „meine Mutter bittet Sie herzlich, sie nun doch zu besuchen, sie ist soviel allein, ich bin fast den ganzen Tag fort. Thun Sie es mir zu Gefallen.“

Helene zögerte; es war ihr eine Qual unter fremden Menschen zu sein, aber es war eine erste Bitte, nachdem er soviel für sie gethan.

„Meine Mutter ist sehr gut“, fuhr er fort, „und liebt Musik mit feinem Verständniß; ich wollte Sie spielten manchmal mit ihr, jetzt da mein Pylades fort ist, entbehrt sie soviel.“

Helene wandte sich ab. Jetzt errieth sie ihn wieder; er wollte, daß sie wieder spielen sollte, und als sie sich kürzlich geweigert hatte, mit seinem Freunde zu musiciren, versuchte er es auf diese Weise. Ein Kampf zwischen Zorn gegen ihn, der das schmerzhafte Gefühl, welches ihr letztes Spielen in ihr zurückgelassen, wohl kennen mußte, und der Bewunderung für die Zartheit, mit der er leise und behutsam sie wieder der Musik zuführen wollte, die doch erst ihr inneres Leben vervollständigte, tobte in ihrem Herzen. Dann wandte sie sich lautlos um, nahm den Geigenkasten, gab ihn dem Bruder und sagte leise: „Bitte trage ihn zu Frau Doctor Rost.“

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Der Erbonkel“, Lustspiel von E. Henle. — „Unser Doctor“, Volksstück mit Gesang von L. Treptow und L. Hermann. — Das Gastspiel der Meininger.

Infandum, regina, jubes renovare dolorem d. h. wiederum muß ich mit dem Ostend-Theater beginnen. Diese Bühne ist in diesem Winter das Schmerzenskind der Berliner Kritik. Wie vielversprechend und hoffnungsreich begann sie, die bisher in der fernen Vorstadt ein fast verschollenes Dasein fristete, unter der Direction des Herrn Kurz ihre diesjährige Laufbahn! Aber — wie es mit Wunder- und Schmerzenskindern geht: ein kurzer, freudiger Anlauf, dann ist's mit der ganzen Herrlichkeit vorbei und die lange, traurige Periode der getäuschten Erwartungen zieht herauf! Das Ostend-Theater steht jetzt inmitten dieser Periode. Jüngst brachte er einen irgend einmal preisgekrönten Autor auf kurze drei Tage wieder an's Tageslicht und in die Erinnerung des Publikums: die Lustspieldichterin

Digitized by Google

Frau Elise Levi, die unter dem Pseudonym E. Henle vor 8 Jahren von Laube in Wien auf kurze Zeit bengalisch beleuchtet wurde, um seitdem wieder gänzlich in das Dunkel zu versinken. Ihr „Erbonkel" ist wie es scheint, eine ihrer letzten Arbeiten, auf jeden Fall jünger, als das preisgekrönte aber von der Kritik zurückgewiesene Lustspiel „Durch die Intendanz". Vielleicht würde die Autorin für diesen „Erbonkel" noch einmal gekrönt werden, wenn gerade wieder irgendwo eine Concurrenz stattfände, denn ihre Fehler und Vorzüge sind in diesem Stücke dieselben wie in jenem früheren: Furchtbare Weitschweifigkeit in der Ausführung einer ganz geringwerthigen Handlung, daneben eine Verkennung und Verdrehung aller gesellschaftlichen Lebensbedingungen und schließlich die übliche Dosis übel angebrachter Sentimentalität. Dafür ist der Verfasserin eine gewisse Gewandtheit in der Behandlung der scenischen Vorgänge und des Dialogs nicht abzusprechen. Das Publikum, auf welches das Ostend-Theater rechnen muß, weiß aber am wenigsten mit den letzterwähnten Vorzügen anzufangen und ihnen gerecht zu werden; es verlangt Frische und Raschheit der Handlung und natürlichere, einfachere Menschen, als sie Frau Levi in diesem Lustspiel schuf.

Während sich so das Ostend-Theater in die Lustspiel-Region verirrte, hat das Wallnertheater einen Sprung zurück gethan auf das Volksstück von der Gattung des L'Arronge'schen „Mein Leopold". Ich glaube aber trotz des Beifalls, den das Stück am ersten Abend fand, daß sie sich hierbei ebenso verrechnete, wie ihre obenerwähnte Kollegin im Ostend. „Unser Doctor" ist durch und durch ungleichmäßig gearbeitet, ein Klumpen altes Eisen, welches aus verschiedenen Stücken nur oberflächlich zusammengehämmert ist. Der erste Akt hebt mit einer ganz tollen und frivolen Possen-Wirthschaft an, der zweite ist dann auf einmal unendlich rührselig und ernst, im dritten wird versucht, die possenhaften und sentimentalen Elemente mit einander zu verquicken und der vierte gar gesellt einen echten Harlequin zu den ernsteren Gestalten. Natürlicherweise geschieht das Letztere durchaus nicht nach Shakespeare'scher Weise, sondern höchst geistlos und ungeschickt, wenn man nicht etwa eine Ueberfülle von Kalauern, die überhaupt das Stück ausschmücken, Geistreichigkeit nennen will. Es würde ermüden, von dem Inhalte des Stückes auch nur die Grundlinien anzugeben. Bemerkt sei jedoch, daß der junge Titelheld in derselben zärtlich-stolzen Art von seinen Eltern „unser Doctor" genannt wird, wie der Alte in dem Stücke von L'Arronge „mein Leopold" sagt, und daß wie dort die Umkehr aus schwindelhaftem, leichtsinnigem Leben zu echter Solidität und Arbeitsamkeit das Grundmotiv des Ganzen bildet. Die Nebenfiguren sind nicht charakteristisch genug, um erwähnt zu werden; die Hauptfigur aber, einen alten braven Schlossermeister, brachte hauptsächlich Schweighofers Kunst, der diesmal eine größere und ernstere Aufgabe geboten wurde, als überhaupt bisher im Wallnertheater, zur vollen Entfaltung und Geltung.

Das theatralische Leben ist, abgesehen von den Versuchen dieser kleinen Bühne, jetzt recht still und aufregungslos und die „Meininger", welche seit dem Anfange dieses Monats wieder in das Victoria-Theater eingezogen sind, begegneten keiner fühlbaren Concurrenz von Seiten der beiden hiesigen Schauspielhäuser. Mit der gewohnten Pracht-Entfaltung hat die herzogliche Truppe diesmal die „Jungfrau von Orleans", wir möchten fast sagen: eingekleidet. Das arme Geschöpf irrte bisher in seinem Aeußeren etwas verwahrlost über die königliche Bühne. Es thut doch unendlich wohl, auf Schritt und Tritt die liebevolle Sorgfalt der Regie bei der Aufführung eines großen Werkes zu beobachten und zu fühlen. Die Störungen des Illusion sind auf das geringste Maaß reduziert und wer Willensstärke genug besitzt, sich nicht durch anfangs sonderbar erscheinende Aeußerlichkeiten verwirren zu lassen, kann auf diesem Wege zu dem reinsten Genusse des dramatischen Kunstwerkes gelangen. Freilich kann sich gerade in diesem Schiller'schen Drama das Streben der Meininger nach historischer Treue in Costümen und Decorationen kaum genug thun und überhäuft unser Auge mit Ueberflüssigkeiten, aber immerhin sind die letzteren noch besser als die Mängel, welche uns an der Ausstattung der königlichen „Jungfrau von Orleans" stören. — Die „Meininger" brachten übrigens diesmal nicht nur eine neue Ausstattung des Drama's, sondern auch, was viel werthvoller ist, eine neue Auffassung der Titelrolle mit. Die Vertreterin dieser Rolle, Fräulein Lindner, eine Dame von idealer Schönheit, betonte nicht, wie wir das hier gewöhnt waren, das Heldenhafte in dem Hirtenmädchen, sondern das Visionäre und erzeugte hierdurch, trotz mancher Unzulänglichkeiten ihres Organs, einen Gesammteindruck von wunderbarer Wirkung. O. B.

Notizen.

Les mille et une nuits du théâtre. Par Auguste Vitu. 3 Bde. (Paris, Paul Ollendorff.) — Der bekannte Theaterkritiker des Pariser „Figaro" liefert hier eine vollständige Sammlung seiner Berichte seit seiner Uebernahme des Recensentenamtes. Sie umfaßt die Periode vom Herbst 1871 und soll bis in unsere Tage fortgesetzt werden. Drei Bände, welche bis in den Herbst 1875 reichen, sind erschienen. Da die Berichterstattung in den meisten Fällen, der Pariser Unsitte gemäß, noch am Abend der betreffenden Vorstellung zu referiren hatte, so wird man den frischen Eindruck dieser 1001 Theaternächte auf einen mit Geist, Erfahrung und kritischem Urtheil begabten Schriftsteller, der sich immer nach Kräften bemüht, wahr und gerecht zu sein, mit Interesse verfolgen, ohne einen höheren Maßstab anzulegen und Tiefe und Gründlichkeit zu verlangen. Ein Francisque Sarcey wird in dieser Beziehung immer „über" sein, schon aus dem einfachen Grunde, weil er eine Novität wiederholt sehen und reiflich mit sich zu Rathe gehen kann, ehe er sein Urtheil abgibt; freilich nicht immer, denn die Unsitte der Berliner Bühnenleiter, ihre Premièren möglichst auf den Sonnabend zu verlegen und dadurch auch im Fall eines Mißerfolgs wenigstens die Sonntagseinahme zu retten, ist nichts weiter als eine Nachahmnng des auch dem Lundiste sehr unbequemen Pariser Mißbrauchs. Jedenfalls müssen Vitu's Theater-Annalen, schon um ihrer Vollständigkeit willen, dem Theaterfreund und Literarhistoriker willkommen sein. Vitu beurtheilt nicht nur Tragödien und Komödien, sondern auch Singspiele, Feenstücke, Spektakeldramen, Ballette und gelegentlich auch Opern und Operetten. Namentlich findet man hier die wichtigsten Stücke von Dumas fils, Sardou, Augier, Gondinet, Feuillet, Pailleron, Banville, aber auch Reprisen sogar des alten klassischen Repertoires, sofern es sich um ein wichtiges Debut oder Gastspiel handelt. Besonders Interessantes bietet das Buch in jenen Fällen, wo Vitu's Kritik eine Entgegnung des Autors oder gar eine Polemik hervorrief, so hier bei Gelegenheit eines Scribe'schen Stückes oder des Stoffes der Oper Le Chalet, welcher Goethe's „Jery und Bätely" entnommen ist, was Vitu bemerkt, oder anläßlich der Aufführung von Sardou's „La Haine". Vitu druckt alsdann diese Actenstücke ab, und es ist z. B. ein großes Vergnügen, Sardou über seine Art der dramatischen Geschichtsklitterung plaudern zu hören. Hoffentlich erscheinen die übrigen Bände bald und werden mit einem Autorenverzeichnisse versehen.

Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren. Von Otto Bähr. Zweite Auflage. (Leipzig, Grunow.) — Ein Stück Culturgeschichte im Kleinen. Der Verfasser ist kein laudator temporis acti, sondern ein durchaus objectiver Sittenschilderer, und wenn auch eine gewisse Vorliebe für die alte Zeit durchbricht, so möchte doch auch er offenbar die damaligen einfachen und etwas gedrückten Verhältnisse keineswegs mit den heutigen vertauschen, obwohl die sociale Kluft jetzt größer geworden ist und auch andere Schattenseiten nicht fehlen. Die fleißig zusammengetragenen Notizen, z. B. über Preisverhältnisse, sind verläßlich und volkswirthschaftlich von großem Interesse. Ein unterhaltendes und lehrreiches Buch, das einen Erfolg verdient.

Digitized by Google

Inserate.

Deutscher Kalender.

30 Originalzeichnungen von Emil Doepler d. J. und einleitender Text von

Preis 1 Mark. **Julius Wolff.** Preis 1 Mark.

Verlag von **Reinhold Kühn** in **Berlin** W., Leipziger Str. 115.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Klimate der Erde

von

Dr. A. Woeikof,

Prof. der phys. Geographie an der Universität St. Petersburg.
Präsident der meteorolog. Commission der K. Russ. geogr. Gesellschaft ꝛc.

2 Theile. Groß 8°. Mit 10 Karten, 13 Diagrammen und vielen Tabellen, eleg. broch. 22 Mk., in Halbfranz geb. 26 Mk.

Durch seine früheren Arbeiten, welche sich hauptsächlich mit Klimatologie beschäftigten, wie auch durch seine ausgedehnten Reisen im russischen Reiche, Süd- und Ostasien und Amerika, war der Verfasser mehr als jeder Andere im Stande ein solches Buch zu schreiben. Nicht nur der Fachmann wird hier vieles Neue und Interessante finden, sondern auch jeder Gebildete. **Das Werk ist eine hervorragende wissenschaftliche Erscheinung.**

= Soeben erscheinen: =

Heinrich Heines sämtliche Werke.

Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und Verzeichnissen sämtlicher Lesarten.

Von Dr. **Ernst Elster.**

= 36 Hefte von je 5 Bogen Text à 30 Pfennig. =

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Ein junger

lievländischer Schriftsteller,

Mitarbeiter von Rigaer, Petersburger und deutschen Zeitungen, academisch gebildet, auch des Russischen mächtig, sucht eine Stelle als Redacteur eines deutschen Blattes. Er ist in politischen, literarischen und zumal volkswirthschaftlichen Fragen wohl bewandert und, da er längere Zeit in Moskau gelebt, in russischen Dingen vorzüglich informirt. Günstige Zeugnisse stehen zu Diensten. Ansprüche sehr bescheiden. Eintritt sogleich. Auskunft ertheilt die **Redaction der „Gegenwart".**

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist erschienen:

Die Geschichte der ersten Sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland

mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien:

Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der sozialen Frage

von

Dr. Georg Adler.

Gr. 8. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schiller,** Werke m. Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Hlbfrzbdn. nebst: **Lessing,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. und **Goethe,** Sämmtl. Werke. Vollständigste Ausg. letzter Hand. 55 Bde. zusammen 40 *M.* — **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 *M.* — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske,** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Eduard Rühl's Verlag in Bautzen.

Soeben erschien:

Dämmerstunden.

Gedichte von **Clemens Drache.**

Eleg. brochirt 1 *M* 50 *Pf.* Eleg. geb. 2 *M* 40 *Pf.*

Hervorragendes Geschichtswerk.

Brehm, Dr., Das Inkareich.

gr. 8. 842 S. mit 1 Karte u. Holzschn. 16 M.

Jena. **Fr. Mauke's Verlag.**

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

MAR 5 1887

№ 8. Berlin, den 19. Februar 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die heutige Lage der englischen Verfassung nach den drei Reformbills von 1832, 1867, 1885, und die irische Frage. Von Rudolf Gneist. — **Literatur und Kunst:** Wilhelm Jensen als Realist. Zu des Dichters 50. Geburtstag (15. Februar). Von Benno Rüttenauer. — Verdi's „Othello". Von Heinrich Ehrlich. — **Feuilleton:** Die Blinde. Von C. Sahler. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Aus den Concertsälen. Von K. — Inserate.

Die heutige Lage der englischen Verfassung
nach den drei Reformbills von 1832, 1867, 1885, und die irische Frage.*)

Von Rudolf Gneist.

Die englische Verfassung, von welcher ihre Bewunderer fast immer nur die Erscheinung und die Machtstellung des Parlaments vor Augen gehabt haben, beruht wie alle Staatsverfassungen auf einem tief in einander gewachsenen Verhältniß von Staat und Gesellschaft, Staat und Kirche, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung. Ueber diese Wechselwirkungen hat England selbst bis in die neueste Zeit sich keine Rechenschaft gegeben, weil man, ebenso wie seiner Zeit auf dem Continent, die überkommenen Verhältnisse als selbstverständlich ansah. Erst mit der Neugestaltung der industriellen Gesellschaft haben die Glieder des gewaltigen Staatsbaues sich zu lösen begonnen, und in der Bewegung der letzten zwei Menschenalter kommen dieselben Elemente zum Vorschein, welche die sociale und politische Bewegung auch der mitteleuropäischen Staaten bestimmt haben. England modernisirt sich nicht nur in den Sitten des täglichen Lebens, sondern auch in der äußeren Erscheinung seiner Verfassung, seiner Verwaltung, seines Communalwesens in überraschender Weise, so daß das frühere Verhältniß sich nahezu umkehrt. Die für England neuen Erscheinungen sind bei uns längst dagewesen, — zum Theil schon überwundene Standpunkte, — und es drängt sich immer mehr die Wahrheit auf, daß die Grundelemente des deutschen und des englischen Volkslebens wesentlich identisch sind: aber die Reihenfolge in der staatlichen, kirchlichen und socialen Entwickelung der beiden Nationen ist eine wesentlich verschiedene gewesen. Das Geheimniß der Lebenskraft der englischen Parlamentsverfassung beruht auf der „inneren Cohärenz der Wahlkörper", aus welchen das ehemalige Unterhaus und mittelbar das Oberhaus hervorging. Die Gegensätze der Besitz-, Erwerbs- und Berufsklassen, der kirchlichen Bekenntnisse und die sonstigen Antagonismen, welche die Klippe aller Nachbildungen des englischen Parlaments bilden, hatten im Lauf des 18. Jahrhunderts dort ihr Gegengewicht und ihre Aussöhnung gefunden in positiven Institutionen, welche die Nation in dauernder Gewöhnung für diese Verfassung erzogen. Wie die Zelle in dem lebendigen Organismus, so war es die kleine Ortsgemeinde (township), bezw. das Kirchspiel, aus welchem der Verfassungsbau als Ganzes hervorwuchs. Schon die normannische Verwaltung hatte der township alle Polizeipflichten auferlegt, die ein friedlich geordnetes Leben im Nachbarverbande mit sich bringt, später concentrirt in dem Ehrenamt des Constable. Die Wohlfahrtsaufgaben, welche im Mittelalter die Kirche versehen hatte, gingen seit der Reformation auf das Amt der „Armenaufseher" über, welches sich allmählich auf alle im engsten Nachbarverband vorhandenen Aufgaben dieser Art erstreckte. Die „Cohärenz" mit der Kirchenverfassung wurde erhalten durch das stetige Zusammenwirken der Armenaufseher mit den Kirchenvorstehern, von welchen der eine herkömmlich von dem Pfarrer ernannt, der andere von der Gemeinde gewählt wurde. Die Herrschaft der Staatskirche über die ganze Bevölkerung hat im 18. Jahrhundert diesen Zusammenschluß gleichmäßig befestigt. Ergänzend tritt dazu das Ehrenamt des Wegeaufsehers für die Communicationsbedürfnisse des Nachbarverbandes. Zugleich dienen diese Gemeindebeamten als unentbehrliche Organe der Steuerabschätzungen. Wieder in anderer Richtung werden die Mittelstände zum Dienst der Gerichte als Urtheilsjury herangezogen. Diesen persönlichen Pflichten reiht sich dann das System der communalen Steuern an, welches als Realsteuersystem die nutzenden Inhaber (occupiers) jeder Art von Liegenschaften (Aecker, Gebäude, Industrieanlagen, Bergwerke ꝛc.), nach dem jährlichen Ertragswerth heranzieht, dem Communalhaushalt damit eine stabile Grundlage gibt und den Nachbarverband in dem Bewußtsein verbindet, daß alles, was auch an Geldmitteln für das Gemeinwohl im nächsten Kreise erforderlich, in dem Nachbarverband selbst aufzubringen ist. — Für die gesetzmäßige Leitung dieser Pflichtgenossenschaften war im 14. Jahrhundert das Ehrenamt der „Friedensrichter" entstanden. Hatte schon die normannische Zeit zu einer gesetzlichen Regelung der wichtigsten socialen Verhältnisse geführt, so erweitert sich diese Gesetzgebung mit jedem Menschenalter, und ihre Handhabung erscheint immer umfassender als der Beruf der besitzenden und gebildeten Klassen im rechtlich verantwortlichen Amte. Zu den „Friedenscommissionen" werden von Hause aus vorzugsweise angesehene Grundbesitzer ernannt, daneben aber auch städtische Honoratioren, zahlreiche Pfarrgeistliche und lange Zeit hindurch eine Anzahl von Rechtsverständigen, bis später mit der fortschreitenden Geschäftsbildung der gentry diese besondere Kategorie entbehrlich erschien. Die Gewöhnung an die verantwortliche Handhabung einer gesetzlichen Ordnung erzeugt weiter in Eng-

*) Vorstehender Artikel ist zum kleinen Theil schon im Februarheft der „Deutschen Revue" gedruckt, wird hier aber dem Zweck und Wunsch des Verfassers entsprechend als ungetheiltes Ganzes wiedergegeben.

D. R.

Digitized by Google

land jenen Rechtssinn, der die Ausführung der Verwaltungsgesetze unter oberster Leitung der Reichsrichter zu einer förmlichen Verwaltungsrechtsprechung fortbildet, für welche das Personal der Friedensrichter durch seinen Besitz die Unabhängigkeit des Richteramts darbot, und für die Gestaltung der ersten und der Mittelinstanz sich als unentbehrlich erwies. Es ergab sich daraus für die innere Landesverwaltung die Festigkeit und Unabhängigkeit von Parteiströmungen, welche in der späteren Gestaltung auch unter wechselnden Parteiministerien die Unparteilichkeit und Integrität der Staats- und der Lokalverwaltung aufrecht zu erhalten im Stande war. Ergänzt wurde diese Stellung der höheren Classen weiter durch ihre gleichzeitige Ernennung zu den Verwaltungscommissionen und zu den Offizierstellen der Miliz, welche im 18. Jahrhundert die ordentliche bewaffnete Macht des Landes darstellte. — Nach anderer Seite hin erstreckt sich das Friedensrichteramt auf die obrigkeitliche Verwaltung der Stadtcorporationen, und auch in Städten, in welchen besondere „Friedenscommissionen" ernannt wurden, bestanden dieselben in analoger Formation aus städtischen Honoratioren und unter concurrirendem Einfluß der Land-gentry. Wie auf dem Continent, so hatte sich in dieser Zeit die Stadtverwaltung in einem engeren Kreis von rathsfähigen Mitgliedern (select burgesses) concentrirt, unter Absterben einer Mitthätigkeit der Bürgerschaft. Die Städte wurden durch diesen kleinstädtischen Patriciat und durch das Friedensamt sogar Hauptsitze des befestigten Einflusses der Landgentry, und die übermäßig starke Vertretung der „Wahlflecken" im Parlament fand nunmehr eine unwillkürliche Ausgleichung durch die Verstümmelung dieser Wahlkörper nach unten. — Das Gesammtresultat war die Organisation einer „regierenden Classe", die in den periodischen Sessionen der Friedensrichter, der Milizcommissarien, der großen Jury und anderer Commissionen eine feste Cohärenz erhielt, welche den Mittelclassen unter sich fehlte. Diese Formation gab in den Wahlkörpern des Unterhauses der regierenden Classe ein starkes Uebergewicht, wenn auch unter einer ermäßigenden Einwirkung der Mittelclassen, deren Wahlrecht in der Grafschaft nach der Verpflichtung zum Geschworenendienst (40 sh. freehold) abgegrenzt war. Jener ermäßigende Einfluß, der in dem House of Commons von Anfang an bestanden hat, bildet das entscheidende Moment, welches in England die regierende Classe vor exclusiven Privilegien bewahrte und ein einheitliches Vermögens- und Familienrecht (ohne verletzende Standesunterschiede, ohne Privilegien des Grundbesitzes, ohne Steuerprivilegien ꝛc.) erhielt, sowie eine Gemeinsamkeit der höheren Classen in ihrem vorzugsweisen Beruf zur Erfüllung der Functionen des Staates. Ihre persönliche „Selbstverwaltung" umfaßte in der That die Hauptgeschäfte der inneren Landesverwaltung, und es ist einleuchtend, in welchem Maße diese Selbstthätigkeit im Dienst der höheren Ordnung des Staates und der Staatskirche den Sinn einer Wählerschaft bestimmen mußte, welche im 18. Jahrhundert auf höchstens 200,000 Personen beschränkt war. Diese gewohnheitsmäßige Selbstthätigkeit war es, welche (in Verbindung mit dem Realsteuersystem der Nachbarverbände) die widerstrebenden Schichten der Gesellschaft in dem verband, was ihnen gemeinsam war. Das gesellschaftliche Leben der Grafschaft, der Städte und der Kirchspiele war damit durchdrungen und befruchtet von einem Verständniß für den Staat, von einem Geist der Pflichttreue und einem Gemeinsinn, der in den Patrimonialstaaten des Continents immer mehr verloren ging, und für die höheren Classen insbesondere ergab sich daraus eine praktische Bekanntschaft mit den öffentlichen Geschäften, welche den Parlamentsparteien die Fähigkeit zur Führung der Staatsregierung gegeben hat. Diese „Cohärenz" bestand nicht minder zwischen dem Ober- und Unterhaus. Während ursprünglich das Oberhaus aus einer Verstärkung des Königlichen Rathes durch Prälaten und Großvasallen hervorgegangen war, übernahmen mit der Fortbildung des Selfgovernment die weltlichen Pairs (als Lordlieutenants) die Leitung der friedensrichterlichen und Milizverwaltung, analog den Prälaten als Leiter der kirchlichen Verwaltung. Als dann die Zahl der weltlichen Pairs sich stark vermehrte, erfolgte die Ernennung derselben vorzugsweise aus hervorragenden Familien der selbstverwaltenden Gentry. Das bescheidene Privilegium der englischen Nobility beschränkte aber den Adel auf das Haupt der Familie, während die Familienmitglieder als Commoners innerhalb der Gentry zurückblieben. So entstand eine Körperschaft, welche als Träger der bestehenden Rechtsordnung dem Staat einen dauernden Halt zu geben vermochte — eine Körperschaft, in welcher auch wiederum die kirchliche und weltliche Seite des Staatslebens vereint erschien. Was das hohe Staatsbeamtenthum allein, und was der Großgrundbesitz allein nicht vermocht hätte, wurde in England möglich nach der Verschmelzung und Cohärenz beider Elemente im Oberhaus. Auf diesen Grundlagen stand die englische Verfassung des 18. Jahrhunderts. Die Hauptwurzeln derselben waren in der anglonormannischen Zeit daraus hervorgegangen, daß die besitzenden Classen durch persönliche und Steuerleistungen in beispielloser Weise dem Königthum, d. h. dem Staate dienstbar geworden waren. Es erwuchs daraus ein harmonisches Verhältniß, in welchem die höheren Classen der Gesellschaft nicht durch die bloße Macht des Besitzes, sondern durch ihre hervorragenden Leistungen in Staat und Gemeinde die Stellung einer regierenden Classe gewinnen, eben dadurch den rechten Gebrauch dieser Macht lernen und sich in unangefochtener Stellung behaupten. Die inneren Kämpfe der Reformationszeit und die daraus hervorgehenden Angriffe und Mißgriffe der Dynastie der Stuarts haben im 18. Jahrhundert die regierende Classe zur Selbsthülfe genöthigt. Aber die Angriffe von oben, wie in der kurzen Zeit der Republik die Angriffe von unten, haben ihre Stellung nur befestigt. Nach mehrfachem Dynastiewechsel, unter den schwierigen Verhältnissen des 18. Jahrhunderts, auf eine Selbstregierung in größtem Maßstab verwiesen, hat die kluge Mäßigung der regierenden Classe zunächst ihren Frieden mit der Staatskirche gemacht; dann aber mit bewundernswerther Energie aus dem schwerfälligen Parlamentskörper eine actionsfähige Ministerverwaltung in Gestalt des neueren Cabinet geschaffen. Mit der einheitlichen Kirche, mit der gleichmäßig hervorragenden Thätigkeit der besitzenden und gebildeten Classen in den höchsten Aufgaben des Gemeinwesens, mit der harmonischen Vertheilung der Pflichten und Rechte unter die höheren und Mittelclassen war der gleiche Pulsschlag in dem Leben der Nation zurückgekehrt. An der Größe der äußeren und inneren Aufgaben dieses Staates ist die regierende Classe gewachsen. Unter ihrer Führung hat dann der kühne, unternehmende Sinn der seefahrenden Nation in dieser freien Verfassung ein Reich begründet, welches annähernd ein Siebentel der bewohnten Erde umfaßt. So stand dies Staatswesen am Schluß des 18. Jahrhunderts da als der einzige freie Staat unter den Großstaaten Europa's, in welchem das Ideal einer freien Staatsverfassung verwirklicht schien. Die wesentlichen Glieder dieses Baues erscheinen nun aber aufgelöst im 19. Jahrhundert, welches uns ein erstes Menschenalter der inneren Zersetzung, dann ein zweites Menschenalter vielseitiger Umgestaltung durch die Gesetzgebung, dann ein drittes Menschenalter einer stoßweisen Reformbewegung zeigt, welche die Nothwendigkeit eines neuen Ausbaues bedingt.

I. Das erste Menschenalter bis zur Reformbill von 1832

ergibt zunächst einen Zustand innerer Zersetzung, welcher zu einer ersten Umgestaltung der englischen Wahlkörperschaften geführt hat. War die Größe dieses Staates seit der Magna Charta durch den Muth und die Freiheitsliebe der höheren Classen errungen, so hatten auch ihre Segnungen sich vorzugsweise zu Gunsten der Aristokratie entfaltet. Das englische Staatswesen trug folgeweise auch die Schattenseiten an sich, welche jeder aristokratischen Staatsbildung vermöge eines stetigen Druckes auf die schwächeren Classen anhaften. Für die Erhaltung und Befreiung des kleineren Grundbesitzes geschah so gut wie nichts, während die Latifundien stetig wuchsen. Die besitzende Classe selbst hatte sich niemals der Steuerlast ent-

Digitized by Google

zogen: aber doch nur unter ihrem Einfluß konnte jenes überwuchernde System indirecter Steuern und Schutzzölle für Handel und Ackerbau entstehen zum Nachtheil der schwächeren Classen; ebenso ein Zustand der Civiljustiz, welche den unteren Ständen unzugänglich blieb, und ein verwildertes, durch Gelegenheitsgesetze verurtheiltes Strafrecht. Dazu der Mangel einer wirksamen Gesundheitspflege und eine Armengesetzgebung, die sich in ein engherziges System der Niederlassung im Interesse des Großgrundbesitzes verzettelte und trotz hoher Armensteuern den arbeitenden Classen ihre Lebensstellung erschwerte und verbitterte. Die corporative Selbständigkeit der Staatskirche bestand mit fühlbaren Nachtheilen für die unteren Classen, welche die zu vornehm gewordene Kirche der Verwahrlosung überließ. In der völligen Vernachlässigung des Volksunterrichts wetteiferte die reiche anglikanische Kirche mit der römischen. Armuth und Entsittlichung fallen in der Pyramide des gesellschaftlichen Baues in die breitesten Schichten nach unten. In dem schwerfälligen Bau der Parlamentsverfassung häuften sich die Schwierigkeiten jeder socialen Reform dermaßen, daß die hervorragendsten Staatsmänner des 18. Jahrhunderts in England fast ebenso aufrichtige Bewunderer des aufgeklärten Absolutismus gewesen sind, wie die hochgebildeten Classen des Continents Bewunderer der englischen Freiheit. Trotz solcher Gebrechen lag die „Cohäsion" in dieser Verfassung noch so fest, daß im Beginn des Jahrhunderts gleich wenig Aussicht für Revolutionen wie für Reformen vorhanden war. Von unten herauf war die Masse der arbeitenden Bevölkerung noch thatsächlich an den Wohnort geheftet und revolutionären Ideen nur an wenigen Orten zugänglich. Vereinzelte Aufläufe wurden mit den gewöhnlichen Mitteln der Polizei, in ein paar Fällen durch Militärgewalt, beseitigt und hatten zur Folge nur einige Parlamentsacten zur Repression revolutionärer Schriften und Vereine. Der Beendigung des großen Kampfes (1815) folgten allerdings schwere Jahre von Mißernten, Gewerbs- und Handelskrisen, die einen fruchtbaren Boden für eine socialpolitische Agitation darboten. Es war dies eine Zeit extravaganter Forderungen und gewaltthätiger Volksversammlungen, die eine Reihe temporärer Parlamentsacten (die Lord Sidmouth's six Acts) hervorriefen. Die Haltung der besitzenden Classen läßt indessen keinen Zweifel über den Entschluß, ihren Besitzstand mit allen Mitteln der Staatsgewalt aufrecht zu erhalten. Wie einst im zwölften Jahrhundert, so ist der erste Bruch in diese Fundamente von den kirchlichen Verhältnissen ausgegangen, aus der Stellung der Dissidenten und Katholiken. Die Revolution von 1688 hatte aus Furcht vor dem Papismus die Test- und Corporationsacten bestehen lassen, welche alle Dissidenten von Aemtern und politischen Rechten ausschlossen. Ein fühlbarer Widerspruch war nun aber bereits durch die Union mit Schottland entstanden, wo die alleinige Geltung der presbyterianischen Kirche wiederum die englische Staatskirche ausschloß. Seit dem Regierungsantritt Georgs II. half man sich über diesen Widerspruch dadurch hinweg, daß man bei den Amtsanstellungen die protestantische Dissidenz ignorirte und durch wiederholte „Indemnitätsbills" die stattgefundene Gesetzübertretung für straflos erklärte. Mit starrer Consequenz dagegen wurde die Ausschließung der römisch-katholischen Bekenner festgehalten. Der Durchbruch nach dieser Seite war erst Folge der eigenthümlichen Lage Irlands. Die Antipathie der Rassen war dort seit der Reformation noch gesteigert durch den Antagonismus der römisch-katholischen Kirche, der die große Mehrheit der Bevölkerung treu blieb, während die angesiedelte protestantische Bevölkerung in Grundbesitz, Handel und Gewerbe überwiegend als „besitzende" Classe dastand. Ein Zustand völliger Vernachlässigung und rücksichtsloser Ausbeutung der grünen Insel ließ sich nicht mehr unverändert fortsetzen, seitdem der Krieg gegen die amerikanischen Colonien die militärische Occupation Irlands schwer ausführbar, ja sogar die Verwendung der Eingebornen in der stehenden Armee und als Voluntärcorps unvermeidlich machte, und bald nachher auch die Wellenschläge der französischen Revolution in Irland fühlbar wurden. Die englische Ministerverwaltung entschloß sich nun zu versöhnlichen Concessionen, zunächst zu dem Versuch, dem Lande ein selbständiges Parlament zu gewähren (1782). Es zeigte sich aber alsbald, daß der Mangel der Cohärenz in den Wahlkörpern, vor allem der Zwiespalt der Kirchen und der Nationalitäten, ein lebensfähiges Parlament unmöglich machte. Noch bedenklicher aber erschien der Umstand, daß die irische Nationalpartei das eigene Parlament nur als Handhabe zur Losreißung von dem kirchlich und national verhaßten „Sachsenland" ansah. Diese stetig wachsende Richtung zur Secession brach in den Jahren 1794—98 in offene Rebellionen und französische Invasionen aus, in welchen die einheimische Bevölkerung mit einer an die Indianerkriege erinnernden Leidenschaft und Wildheit verfuhr. Pitt sah hier keinen anderen Ausweg als die Vereinigung des Landes zu einer wirthschaftlichen und staatlichen Gleichberechtigung mit England. Die besonnene Durchführung der Union erscheint als eines der Meisterwerke des großen Staatsmannes. Mit dieser Union war nun aber die kirchliche Grundlage der Parlamentsverfassung in eine völlig neue Lage gekommen. In England selbst gehörte jetzt ein sehr großer Theil der Bevölkerung nicht mehr der anglikanischen Kirche an. In Schottland gehörten mehr als Dreiviertel der Bevölkerung zur presbyterianischen Kirche, in Irland mehr als Dreiviertel der jetzt politisch gleichberechtigten Bevölkerung zur römisch-katholischen. Die „einheitliche Kirche im einheitlichen Staat" als Grundlage der Parlamentsverfassung war damit zur Unmöglichkeit geworden. Es folgt nun endlich (1828) die formelle Aufhebung der Test Act und Corporation Act, und damit die grundsätzliche Lösung des alten Verbandes zwischen Kirche und Staat, der für die protestantischen Dissenters thatsächlich bereits gelöst war. Und nun erst, nach einem länger als 50 Jahre hingezogenen Streit, folgt die sogenannte Emancipationsacte für die Bekenner der römisch-katholischen Kirche (1829). Es war damit die Bresche in die geschlossene Stellung der regierenden Classe gelegt, innerhalb welcher nun auch weitere Reformen ihren Anfang nehmen konnten. Weitergehende politische Reformen indessen hatten keine Aussicht, so lange die Verfassung des Unterhauses in ihrer wunderbaren Verflechtung mit den Schichten der regierenden Classe in Land und Stadt fortbestand. Man erkannte wohl die schwere Anomalie einer Häufung der Wahlflecken, die noch immer beinahe zehnfach stärker vertreten waren, als ihnen nach der Bevölkerungszahl eigentlich zukam. Aber die sehr gemäßigten Vorschläge Pitt's (1782, 1783, 1785), der nur 36 verrottete Flecken beseitigen und die vacant werdenden Stimmen an die Grafschaften und an die Hauptstadt vertheilen wollte, fielen schon im Unterhaus. Das Unterhaus lehnte begreiflicher Weise jede Untersuchung und Feststellung der Zahlen der Wahlberechtigten ab, und die sich nun entwickelnden Greuelscenen der französischen Revolution sowie Burkes feurige Reflections on the French Revolution, erfüllten die öffentliche Meinung mit einem solchen Abscheu vor einem Stimmrecht der Volksmassen, daß die zunächst folgenden Anträge Grey's (1763, 1797) mit überwältigenden Mehrheiten schon im Unterhause fielen. Der nationale und internationale Kampf gegen Napoleon erfüllte den Sinn der Bevölkerung in dem Maße, daß auch Brand's motions von 1810 und 1812 wenig Anklang fanden. Erst 1821 uud 1822 wagte Lord John Russell die Wiedereinbringung von Vorschlägen, die zwar noch abgelehnt wurden, jedoch bereits erkennen ließen, daß es sich um eine inzwischen veränderte Lage handelte, in Folge deren jetzt gewaltige Besitzmassen hinter der Reformforderung standen. Im Verlauf der Kämpfe gegen Frankreich waren im Innern des Landes Anfangs sehr unscheinbare Veränderungen vor sich gegangen. Die Erfindung der Maschine begann einzelne Zweige der ländlichen Arbeit in die Städte zu ziehen und seit dem Friedensschluß von 1814 auch auf den Betrieb des Ackerbaues zurückzuwirken. Die Physiognomie einer neuen Gesellschaftsordnung tritt bereits in erkennbaren Zügen hervor, als Folge einer Massenproduction wirthschaftlicher Güter. Grundbesitz und beweglicher Besitz, erwerbende und geistige Arbeit treten in neue vervielfältigte Combinationen, welche den Schwerpunkt der Besitzmacht langsam fortschreitend aus dem Grundbesitz in den Capitalbesitz

Digitized by Google

rücken, am sichtbarsten gerade in England in Folge seines Welthandels und Colonialbesitzes. Mit dieser Neubildung der Besitz- und Erwerbsverhältnisse verändert sich auch das Verhältniß der Gesellschaft zum Staat. Durch die Häufung der Geld- und Industriecapitalien bildet sich eine ansehnliche Zahl neuer Hausstände mit einem selbständigen beweglichen Besitz, welcher dem Durchschnittseinkommen der bisher regierenden Classe gleichsteht, jedoch ohne eine gleichmäßige Betheiligung an der gewohnheitsmäßigen Arbeit des öffentlichen Lebens und eben deshalb auch ohne den befestigten politischen Einfluß der älteren Gentry. Die neue Combination von Besitz und Arbeit, die stärkere Verwendung intellectueller und technischer Kenntnisse, die neue Betriebsweise des Großhandels und der Großindustrie ergeben auch eine entsprechende Vermehrung der Mittelstände, die nach der bestehenden Verfassung aber vom Wahlrecht größtentheils ausgeschlossen bleiben. — Die Einreihung dieser neuen Elemente in das parlamentarische Wahlrecht fand nun denselben Widerstand wie in den landständischen Verfassungen des Continents. Die Wahlrechte hatten sich im Mittelalter an den Lehns- und „Freibesitz" angeheftet, als dem *damaligen* Träger der unmittelbaren Staatslasten. Diese Grundlegung war auch in England längst vergessen. Von Generation zu Generation waren diese politischen Rechte mit dem Besitz veräußert und erworben worden und wurden als solche auf ihrer breiteren englischen Grundlage mit gleicher Eifersucht behauptet, wie die politischen Vorrechte des adligen Grundbesitzers auf dem Continent. Das Freehold entschloß sich daher auch in England nicht leicht, dem alten Hofbauernbesitz (copyhold), der Erbpacht (leasehold auf 60 Jahre) oder gar dem bloßen Zeitpächter ein gleiches Stimmenrecht zuzugestehen. Leichter verstand sich der städtische Eigenthümer zur Gleichstellung der Miether, da das System der geschlossenen Ausschüsse (select burgesses) überhaupt nicht mehr haltbar und der Miether längst der Hauptträger der Communalsteuern geworden war. Die Städte wandten sich daher überwiegend der Reformidee zu. Der Streit über die Reformen des Wahlrechts erschien so auch in England als ein Streit über Gleichberechtigung gewisser Besitzweisen (tenures) und hat diese Richtung bis heute behalten. — Inzwischen war nun aber das erste Menschenalter der industriellen Gesellschaft abgelaufen, und hinter der Reformbewegung stand nicht mehr eine Agitation radicaler Reformfreunde, sondern ein wohlbegründetes Gefühl der Zurücksetzung in den neuen Elementen der besitzenden Classen und der Mittelstände. Ihr Schwerpunkt lag in den größeren Städten, die in dem Wahltableau des Parlaments zum Theil gar nicht, oder doch völlig ungenügend vertreten waren. Aber auch in den parliamentary boroughs schloß die verzopfte Stadtverfassung die Masse der Steuerzahler von der politischen Berechtigung aus. Die ungleiche Vertretung der nördlichen und der südlichen Grafschaften Englands, welche aus den älteren Verhältnissen der Ansiedelung hervorgegangen war, stand im grellsten Mißverhältniß zur jetzigen Bevölkerung. In Schottland beschränkte sich die gesammte Wählerschaft der Grafschaften auf 2500, die der Städte auf 1440, die der Hauptstadt Edinburg auf 33 Köpfe! Der mächtige Einfluß der Presse und das Vereinsrecht gab den Reformbestrebungen einen Nachdruck, welchen die regierende Classe jetzt zum erstenmal fühlen lernte. Zum Durchbruch kam das Bewußtsein der neuen Lage durch die *Julirevolution* in Frankreich, welche vermöge einer in der mitteleuropäischen Welt stets wiederkehrenden Contagion die Reform jetzt unabweisbar machte. Während noch im September 1830 Wellington feierlich erklärt hatte, daß die Parlamentsverfassung keiner Reform bedürfe, trat schon im November 1830 Lord Grey mit der Parlamentsreform als Ministerprogramm auf. Am 1. März 1831 brachte Lord Russell den ersten Entwurf einer Reformbill ein, der bei der zweiten Lesung aber nur mit 302 gegen 301 Stimmen passirte. Mit Rücksicht auf die herrschende Stimmung ließ sich Wilhelm IV. zu einer Auflösung des Parlaments bewegen, dessen Neuwahl eine sehr bedeutende Majorität für die Reform ergab. Am 8. October 1831 folgte nun aber im Oberhaus eine Verwerfung des Gesetzes, in Folge deren eine tiefgehende, bisher nicht erhörte Aufregung im Lande mit zahlreichen gewaltsamen Ausbrüchen eintrat. Gegen die leidenschaftlichen Flugschriften der Zeit waren von den Geschworenen keine Schuldsprüche mehr zu erlangen. Lord Grey berechnete die Zahl der auf Veranlassung der Reformbill begangenen Verbrechen auf 9000! Die Minister beantragen in dieser Lage einen „Pairsschub", welchen der König verweigert. Nachdem jedoch der Herzog von Wellington vergeblich die Neubildung eines Ministerums versucht hat, intervenirt der König persönlich, indem er durch Privatschreiben die dissentirenden Lords um Stimmenthaltung ersucht; worauf dann das Gesetz auch im Oberhause mit 106 gegen 22 Stimmen durchgeht; ingleichen die analogen Reformgesetze für Schottland und Irland. Die neuen Grundlagen des Unterhauses gestalten sich nun, wie folgt.

I. Bezüglich der *Wahlbezirke* bleibt die Reformbill dem Gedanken treu, nur wirkliche communitatis, also Grafschaftsverbände und Stadtverbände in ihrer alten Zusammengehörigkeit, als Wahlbezirke beizubehalten; jedoch verlieren 56 kleine boroughs (unter 2000 Einwohner) ihr Wahlrecht ganz; 30 kleinere boroughs (von 2000 bis 4000 Einw.) werden auf *einen* Abgeordneten beschränkt; dagegen erhalten 22 bedeutende, bisher unvertretene Städte (Manchester, Birmingham, Leeds ꝛc.) je zwei Vertreter, 20 andere Städte (von 18,000 — 25,000 Einw.) je einen. — 25 große Grafschaften werden in je zwei divisions getheilt, von welchen nunmehr jede zwei Abgeordnete wählt; 7 Grafschaften erhalten drei statt zweier Vertreter.

II. Rücksichtlich der *Wahlberechtigungen* ist in den Grafschaften das alte Stimmrecht der 40 sh.-freeholders beibehalten, jedoch bei einem freehold auf Lebenszeit an die Bedingung des actuellen Besitzes gebunden. Ohne diese Voraussetzung gibt das freehold ein Stimmrecht nur bei einem Jahresertrag von 10 Pfd. Sterl.; ebenso nun auch das copyhold von 10 Pfd. Sterl. Ertrag und die Erbpacht (leasehold auf 60 Jahre und mehr). Die Dauerpacht (leasehold von 20 Jahren und mehr) dagegen ist berechtigt nur bei 50 Pfd. Sterl. Ertrag. Durch eine incongruente, im Oberhaus eingeschobene Chandos-Clausel wird darüber hinaus *jedem* Zeitpächter und anderen Pächter das Stimmrecht verliehen, wenn die Pachtsumme 50 Pfd. Sterl. und mehr beträgt. In den Städten stellt die Reformbill das Wahlrecht durchgreifend auf die städtischen Mittelstände, d. h. jeden occupier (Eigenthümer oder Miether) einer Wohnung, eines Waarenlagers, Comptoirs, Gebäudes von 10 Pfd. Sterl. Miethswerth. Alle Wahlrechte sind übrigens nicht nach der Steuerleistung und den persönlichen Staatspflichten bemessen, sondern nach der Besitzweise (tenure). Zur Wahrung der Cohärenz der Wahlkörper ist aber beibehalten das Erforderniß einer *wirklichen* Steuerzahlung und eines *längeren* Wohnsitzes in dem Wahlverbande oder eines Erwerbs der Grundstücke durch Erbschaft oder Ehevertrag.

III. Rücksichtlich des *Wahlverfahrens* tritt die wichtige Neuerung ein, daß vollständige Wählerlisten durch die Gemeindebehörden aufgenommen werden, mit einem geordneten Revisionsverfahren durch Gerichtscommissarien und mit Recurs an das Reichsgericht. Die Eintragung in die Wählerliste ist Vorbedingung der Ausübung des Wahlrechts. Während früher die weitläufige Prüfung der Legitimation der Wähler den Wahlact wochenlang hinzog, wurde jetzt der poll auf zwei Tage bezw. einen Tag beschränkt und schon dadurch die frühere Weise des Wahlunfugs zum erheblichen Theil beseitigt. Eine scharfe Corrupt Practices Prevention Act 1854 suchte dann der Wahlbestechung noch gründlicher abzuhelfen. Die Zahl der Wahlberechtigten, welche bis dahin auf 400,000 veranschlagt wurde, ist durch das Reformgesetz ungefähr verdoppelt. So mäßig diese Erweiterung sonach erscheint, so genügte sie doch nach Lage der englischen Verfassung, um die middle classes nicht mehr zum ermäßigenden, sondern zum *bestimmenden* Factor der Parlamentsverfassung zu machen.

II. Ein *zweites Menschenalter umfassender Reformen* im Sinne der neugestalteten Gesellschaft (1833—1867).

Im Januar 1833 trat das erste reformirte Parlament zusammen, in welchem nur noch 172 conservative, 486 „libe-

Digitized by Google

ralen" Mitgliedern und ihren Associirten gegenüberstanden. Schon in der ersten Session häufte sich aber eine lange Reihe von Reformaufgaben, welche, aus einer langen gehemmten Strömung hervorgegangen, der jetzigen Majorität und ihrem Ministerium bald große Schwierigkeiten bereiten sollten. Die zum Durchbruch kommende Reformbewegung scheidet sich von nun an in der dreifachen Richtung.

I. Das Gebiet der socialen Reformen richtet sich zunächst gegen einzelne Vorrechte der regierenden Classe durch Aufhebung des Wählbarkeits-Census von 600 Pfd. Sterl. und 300 Pfd. Sterl. Grundrente für die Abgeordneten der Grafschaften und der Städte. Einschneidender sind die Angriffe gegen die wirthschaftlichen Vorrechte: zunächst gegen die großen Handelsmonopole, sodann gegen das überwuchernde System der Schutzzölle, die als gemeinschädlich für ein auf Großhandel und Großindustrie angewiesenes Land massenhaft beseitigt und auf wenige ertragreiche Finanzzölle zurückgeführt werden. Nach einem heftigen Widerstand folgen auch die Kornzölle. Die Anti-Cornlaw-League und die gewaltige Macht der Presse hat in den Jahren 1838—1846 diese Consequenz unter Sir Robert Peel durchzusetzen gewußt. Der Großgrundbesitz hat sich auch der Zehntablösung, der Regulirung der bäuerlichen Lasten, des copyhold und einem System von Gemeinheitstheilungen (allerdings unter sehr schonenden Modalitäten) bequemen müssen. — Die Forderung der kirchlichen Gleichberechtigung hatte noch die Aufhebung einiger veralteter Strafgesetze nachzuholen. Die Zulassung jüdischer Mitglieder zum Unterhaus wurde schließlich (1858) durch ein Compromiß ermöglicht, welches jedem Hause überläßt, die Eidesformel seiner Mitglieder selbst zu bestimmen. — Wie einst in dem Wendepunkt der Magna Charta, so haben nun auch im 19. Jahrhundert die besitzenden Classen nicht gegen die Schwächeren ihre Schutzpflicht vergessen. Die schon früher durchgesetzte Beseitigung des Sclavenhandels erweiterte sich jetzt zur Aufhebung der Sclaverei selbst, die mit einem Opfer von zwanzig Millionen Pfd. Sterl. durchgeführt wurde. Bei weitem mannigfaltiger gestalteten sich die Socialreformen zu Gunsten der handarbeitenden Classen. Innerhalb eines Menschenalters hat sich aus dem Lohnsystem der Industrie in dem neueren „Proletariat" das Bild eines entarteten Familienlebens entfaltet in Wohnung, Nahrung, Kleidung, Gesundheitspflege, Verwilderung und Verkümmerung der Frauen und Kinder, wie es mehrere Jahrzehnte hindurch die dunkelsten Seiten der neuen Gesellschaft hervorkehrt. Ohne sich durch die drohende Haltung der Arbeiter irre machen zu lassen, ist die Gesetzgebung in unermüdlicher Ausdauer an die praktische Lösung gegangen durch Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, Abkürzung der Arbeitsstunden, Beseitigung unmittelbarer Gefahren der Fabrikarbeit für Leben und Gesundheit, Einführung von Fabrikinspectoren, Verbot des Truck- und Cottagesystems, sowie durch die Garantie der Vereinsfreiheit auch zur Erzwingung höherer Löhne. Unmittelbar und nachhaltig wirksam erwies sich die Herabsetzung der Preise aller Lebensbedürfnisse in Folge Aufhebung der Schutzzölle. Die weittragenden und sehr kostbaren Reformen der Gesundheits- und Bauverhältnisse durch die Public Health Acts, kam in erster Stelle den arbeitenden Classen zu gute. Für den schwer vernachlässigten Elementarunterricht wurde zuerst im Jahre 1833 eine Parlamentshülfe von 20,000 Pfd. Sterl. gewährt, welche sich im Verlauf der Jahre auf mehr als das Hundertfache erhöht hat. Alle Seiten des wirthschaftlichen und Familienlebens umfassend, hat diese Socialgesetzgebung gleichzeitig die freie Selbsthülfe durch eine angemessene Regelung des Vereinswesens in Sparkassen, Sterbekassen, Krankenkassen, Unterstützungsvereinen, Productiv- und Consumgenossenschaften (unter Umständen auch unter Gewährung von Staatsgarantien und Staatszuschüssen) zu fördern verstanden. Ergänzend für den erwerblosen Theil reiht sich daran eine fortschreitend mildere Armenpflege.

II. Das Gebiet der Verwaltungsreformen richtet sich zunächst gegen die Mißbräuche, welche unter der gesicherten Herrschaft einer regierenden Classe in der Besetzung und Verwaltung der Aemter zu entstehen pflegen. — Im Gebiet der Kriegsverwaltung haben die Erfahrungen des Krimkrieges zur Zusammenfassung in ein „Kriegsministerium" geführt. An Stelle der für England nicht ausführbaren allgemeinen Wehrpflicht tritt ein umfassendes System von Voluntärcorps, welches Keime weiterer Entwickelung enthält. — Sehr energische Reformen hat die Justiz erfahren durch die neuen Kreisgerichte, welche zum erstenmal eine dem Publikum zugängliche Civiljustiz gewähren. Weiter durch einschneidende Reformen des Civilprocesses. Ebenso durchgreifend sind die Reformen des Strafrechts, welche die Todesstrafe wesentlich auf Hochverrath und Mord beschränken, die Transportation durch ein rationelles Gefängnißsystem ersetzen. — Im Gebiet der Finanzverwaltung hat namentlich das Einkommensteuergesetz Robert Peels sich mit einigen Amendements als lebensfähig bewährt. Das sehr verkommene Postregal ist in das Pennyporto-System übergegangen. Für die von den Parteiregierungen schwer vernachlässigten Finanzcontrollen hat die Oberrechnungskammer in Verbindung mit der Bank von England wirksame Organe geschaffen. — In der Verwaltung des Innern und der Polizei sind die unzureichend gewordenen Gemeindeconstabler ergänzt durch besoldete Polizeimannschaften in militärischer Formation, in zweckmäßiger Verbindung mit dem Polizeidecernat und der Polizeigerichtsbarkeit der Friedensrichter. Neu consolidirt sind die wichtigsten Zweige der Gewerbeordnung, insbesondere auch die Schankwirthschaften. Unter verständiger Abwägung der Agricultur- und der Jagdinteressen ist eine Jagdordnung (1834) zu Stande gekommen, welche zahlreichen socialen Mißhelligkeiten ein Ende gemacht hat. Ein stark modernisirtes Gebiet der Verwaltung des Innern hat sich weiter aus der wirthschaftlichen Selbstverwaltung der Communen entwickelt. Es wird eröffnet mit dem großen Armenverwaltungsgesetz (1834) und seinen zahllosen Amendements, in deren Ausführung ein Centralarmenamt mit seinen Inspectoren und Rechnungsrevisoren ein bis dahin unbekanntes Bild der Centralisation darbietet. Mit der Formation größerer Armenverbände und Anlegung von Armenhäusern sind die schwersten Mißbräuche der älteren Verwaltung überwunden worden. Zunächst daran schließt sich die Wegeordnung von 1835. Nach zahllosen unsicheren Experimenten bringt die Public Health Act 1848 und ff. einige Ordnung in die Gesundheits- und Baupolizei der dicht bewohnten Ortschaften. Für die mit einer Corporationsverfassung versehenen Städte ist 1835 eine neue Städteordnung ergangen, welche unter Beseitigung der verrotteten älteren Corporation eine gleichmäßige Verwaltung durch Bürgermeister und Gemeinderath durchführt. — In dem Gebiete der Kirchenverwaltung sind durch gemischte Behörden die Vermögensverwaltungen der Staatskirche neu geordnet, ihre Amtsbezirke und Aemter nach Bedürfniß vermehrt, mit Staats- und Privatmitteln Tausende von neuen und Kirchspielen begründet, für die Bedürfnisse der Lehre und Seelsorge ausgestattet und damit der Kirche eine verjüngte segensreiche Thätigkeit wiedergegeben. — Im Gebiet der Unterrichtspflege begnügt sich die Reform noch mit einer schonenden Nöthigung der Universitäten und Stiftungsschulen zur Errichtung neuer Statuten. Kräftiger ist der Fortschritt im Elementarschulwesen zu umfassenden Regulativen unter Leitung eines gebildeten Ministeriums (1856) und mit einer eigenen Abtheilung zur Förderung der Kunst- und Gewerbeschulen. — Im Gebiet der Colonien endlich hat sich das Mutterland entschlossen, den durch ihre Lage, Bevölkerung und Culturzustand geeigneten Ländern selbständige Verfassungen zu gewähren, mit Vorbehalt einer Obergesetzgebung durch das englische Parlament. Die Verwaltung des ostindischen Reichs ist durch ein neues Organisationsgesetz (1885) in die unmittelbare Staatsverwaltung übergegangen. — Mehr als hundert umfassende Verwaltungsgesetze und eine durchgreifende Regelung des Civildienstes bekunden auch von dieser Seite die Leistungsfähigkeit der Parlamentsregierung.

III. Erst im Gebiet der politischen Reformen, d. h. der Organisationsgesetze für Communalwesen und Parlamentsverfassung treten die verfehlten Versuche der neuen Gesetzgebung hervor. Die organischen Gesetze, aus welchen

Digitized by Google

die Parlamentsverfassung erwachsen ist, waren einst aus der Initiative der Monarchie in ihrer Machtfülle (Heinrich II., Eduard I., Eduard III., Heinrich VIII. und Elisabeth), hervorgegangen. Die Parlamente des 18. Jahrhunderts hatten nur die Consequenzen aus den vorhandenen Institutionen gezogen. Neue Schöpfungen dieser Art waren so wenig aus den Parteikämpfen des 18. Jahrhunderts wie aus den Bürgerkriegen des 17. Jahrhunderts hervorgegangen (wie denn namentlich die Republik nicht ein einziges organisches Gesetz hinterlassen hat). Solche neuen Gesetze wurden jetzt nothwendig, da bei dem Uebergang in eine neue Ordnung der Gesellschaft sich die alten Cohärenzen lösen und durch neue ersetzt werden müssen. Diese Aufgabe hat das englische Parlament aber ebensowenig zu lösen vermocht, wie die constituirenden Versammlungen des Continents, weil aus dem Streit der gesellschaftlichen Classen über ihren Anteil an Gemeinde und Staat solche Gesetze überhaupt nicht hervorgehen. Erinnern wir uns, daß auch in den älteren Staatsbildungen jene organischen Gesetze, welche die persönlichen und Vermögenslasten des Staats unter die gesellschaftlichen Classen vertheilen und danach die politischen Rechte, als ihren Antheil am Staat abstufen, niemals aus den Parteikämpfen unmittelbar hervorgegangen sind! Im Alterthum schuf man für diese Aufgabe eine zeitweise Diktatur. Das Mittelalter verdankte diese Grundlegung den Capitularien der Karolinger. England hat sie unter dem Druck der normannischen Zeit und durch Machtgebote der Tudors erhalten. So wird man allmählich anerkennen müssen, daß die Fehler dieser neuen organischen Gesetzgebung von der Natur einer parlamentarischen Parteiregierung unzertrennlich waren. Die entscheidende Grundlage der Parlamentsverfassung, die „innere Cohärenz der Communitates" war zwar durch die Reformbill von 1832 nach Möglichkeit gewahrt, wie der Zwiespalt der Kirchensysteme, so führte aber der Fortschritt der socialen und Verwaltungsreformen nur zu bald zu einer nicht beabsichtigten Umwandlung der Grundlagen. Die neue Städteordnung von 1835 betheiligte zwar wieder die Bürgschaft an der wirthschaftlichen Verwaltung. Allein diese städtische Verwaltung in ihrer fortdauernden Absonderung von der Polizeiverwaltung der Friedensrichter, von der Kirchspielsarmenpflege und von anderen wichtigen Zweigen, hatte einen so dürftigen Inhalt, daß sie zur Erweckung des communalen Sinnes sehr wenig leisten konnte. Um so mehr hing die weitere Entwickelung nun von der Fortbildung der Ortsverfassung des Kirchspiels ab. Nicht ohne Schuld der regierenden Classe waren aber schon im Laufe des 18. Jahrhunderts die Gemeindeämter unter ihre ursprüngliche Bedeutung herabgedrückt. Das alte Schulzenamt des constable war zu einem mißachteten Polizeidienerthum herabgesunken. Das Kirchenvorsteheramt litt unter der Spaltung der Kirchensysteme. Die Kleinheit der Armenniederlassungs- und Wegebezirke, die im Interesse des Großgrundbesitzes immer weiter getrieben war, drückte auch diese Verwaltungen zu einem mechanischen Dienst herab. Während so die Aemter immer tiefer sanken, wuchs von Jahr zu Jahr die Masse der Communalsteuern weit hinaus über die directe Staatssteuer. Die Reform nimmt daher von Hause aus die Richtung auf eine angemessene Controle dieser oft schon unerschwinglichen Ausgaben durch Vertrauensmänner in Form einer Gemeindevertretung (board). Was die Steuerzahler beanspruchen ist ein Anteil an der Beschließung über die Verwendung und an der Anstellung der Beamten (patronage). Die intensive Verbesserung der Armenpflege, der Wegeverwaltung, der Gesundheitspflege, sowie das ganze Gebiet der Socialreformen, bedingte freilich nicht bloß Steuern, sondern eine sehr erweiterte persönliche Thätigkeit für die jetzigen Wohlfahrtsaufgaben des Nachbarverbandes. An diese erhöhten persönlichen Pflichten ist in dem englischen Parteistreit aber fortan nie mehr gedacht worden. Es lag in dem Wesen der aus einem Parteistreit hervorgehenden Gesetzgebung, daß immer nur um neue Rechte, niemals um neue Pflichten gestritten wurde. In steter Nachgiebigkeit gegen die „öffentliche Meinung" ließ die Gesetzgebung vielmehr jede persönliche Verpflichtung zu den neuen boards und Gemeindeämtern fallen, und entband die Gemeindevertretungen sogar ausdrücklich von jeder persönlichen „Verantwortlichkeit." Mit diesem verhängnißvollen Schritt sind nun aber die Wurzeln des ganzen Baues abgegraben. An dieser Stelle wird nunmehr der „organische Fehler" des heutigen Staatskörpers sichtbar, welcher die immer acuter auftretenden Krankheitserscheinungen hervorruft. Mit der Aufhebung der persönlichen Bürgerpflichten geht in der That das Communalwesen in das System der Actiengesellschaften über, dem man sehr mit Unrecht noch immer den Namen Selbstverwaltung beilegt. Es besteht hier eine Schranke, vor welcher die demokratische Doctrin standhaft die Augen verschließt. Die Verwaltung dieser integrirenden Glieder des Staatsganzen darf doch nur nach den Gesetzen des Landes geführt, die durch Zwangssteuern erhobenen Communalmittel dürfen nur zu gesetzmäßigen Zwecken verwendet werden. Da die neuen Gemeindevertretungen nun aber jede eigene Verantwortlichkeit ablehnten, so mußte das Gesetz die kleinen besoldeten Beamten (als mittelbare Staatsbeamte) verantwortlich machen, und solche folgeweise unter das Entlassungsrecht, die Amtsdisciplin und die Direction einer Centralbehörde stellen. So entsteht das heutige System der innern Verwaltung durch boards, welches in seiner Centralisation und tutelle administrative dem französischen wesentlich gleich kommt. Mit der Verantwortlichkeit ging aber auch das Wesentliche des amtlichen Einflusses auf die besoldeten Beamten über. Die unvermeidliche Folge war, daß das herunter gekommene Amt der constables seine sämmtlichen Polizeifunctionen an die besoldeten policemen abgab, und schließlich von der Gesetzgebung ganz aufgegeben wurde, daß die Armen- und Wegeaufseher massenhaft durch besoldete kleine Beamte ersetzt wurden. Aeußerlich erkennbar faßt sich das Resultat der Reformen heute zusammen in einem uniformirten Gendarmeriecorps von nahezu 35,000 Mann und einem beinahe ebenso starken Personal von Bureau- und dienenden Beamten der sogenannten Selbstverwaltung, im Zurücktreten der wohlhabenden und gebildeten Klassen aus dem Ortsgemeindeleben überhaupt. Das Erlöschen alles Sinnes für das Gemeindeleben (parochial mind) ist die immer lauter erhobene Klage, ohne daß man sich eine Rechenschaft darüber gibt, wie eben die Parteigesetzgebung diese Auflösung des sittlichen und rechtlichen Bandes der Communen durchgeführt hat. Eben damit verschwindet auch das Gefühl der persönlichen Gemeinschaft im Nachbarverband, aus welchem die weitere Forderung einer geheimen Stimmabgabe (ballot) hervorgeht, durch die der Wahlberechtigte sich völlig isolirt und jede moralische Verantwortlichkeit ablehnt, ebenso wie der Gemeindevertreter sich jeder rechtlichen Verantwortlichkeit entzieht. So zersetzen sich von Jahr zu Jahr weiter die „communitates", auf deren persönlicher Cohärenz das Leben des Parlamentskörpers beruht. In dem Maße, in welchem der Auflösungsprozeß vorschreitet, kommen die rein gesellschaftlichen Lebensanschauungen zur Geltung, deren Stimmungen von dem letzten Eindruck abhängen, deren Bestrebungen auf die nächsten Interessen gerichtet sind. Diesen fortgeschrittenen Ideen erscheint das Unterhaus längst nicht mehr als eine Vertretung der Communalverbände, — als Verbindungen von Staat, Kirche und Gesellschaft — in organisirten Pflichtgenossenschaften, sondern als eine Vertretung der zeitigen Interessen der Bewohner gewisser Bezirke oder gewisser Besitzgruppen. In unabsehbarer Mannigfaltigkeit wachsen nun die gesellschaftlichen Ideen über die „Verbesserung einer Volksvertretung" durch neue Gruppen und Schichtungen. Das Frauenstimmrecht hat es schon zu einer ansehnlichen Minderheit im Unterhause gebracht, das System der Minoritätswahlen zu einer erfolgreichen Befürwortung im Oberhaus. Jede scheinbare Idee einer neuen Gruppirung der Interessen wird als eine wichtige Entdeckung angesehen, bis sie über dem nächsten Einfall vergessen wird. Sobald die Communalverbände aufgehört haben das dauernde Verbindungsorgan der Interessen zu bilden, bleibt nur die Presse und das Vereinsrecht als gemeinsames Band übrig. Da das letztere nur ortsweise und vorübergehend wirken kann, so bleibt das Maßgebende die Presse, welche jetzt volle Freiheit errungen hat. Nach Aufhebung der Censur (a 1695) war lange Zeit noch eine fühl-

Digitized by Google

bare Schranke übrig geblieben in der drakonischen Rechtsprechung der Reichsgerichte aus dem alten Strafrecht gegen sedition, conspiracy, libel. Durch die Fox Act (1792) war diese Schranke wesentlich abgeschwächt indem nun die Jury über die strafbare Intention des Verfassers ihren Spruch abzugeben hatte. Schon zur Zeit der Reformbill von 1832 galt eine Strafverfolgung der Presse durch die Staatsanwaltschaft für unrathsam und unpraktisch. Das Jahr 1853 beseitigte weiter die Inseratensteuer, das Jahr 1855 den letzten Rest einer Stempelpflicht. Die Presse war zuletzt in der That „frei," das unentbehrliche, — allen Richtungen gleich nothwendige Organ der Geltendmachung der Interessen, — in tüchtiger und im ganzen achtbarer Wirksamkeit: aber unverantwortlich und daher unzureichend, den gesellschaftlichen Bestrebungen den sittlichen und rechtlichen Halt zu geben, dessen der Staat in dauernden Institutionen bedarf zur Correctur der gesellschaftlichen Lebensanschauungen. Diese schwankenden Unterlagen der Wahlkörper erklären die veränderten Parteistellungen dieses Menschenalters. Die an der Staatsregierung sich betheiligenden Tories nannten sich jetzt Conservative; für die Whigs wurde allmählich die Bezeichnung Liberale üblich, jedoch mit einem linken Flügel von radicals und manchen anderen meist unbequemen Associirten, die sich aus den unverbundenen Gegensätzen in den communitates bildeten. Es ist wohl einleuchtend, wie sehr unter fortschreitender Abbröckelung kleiner Fractionen die Schwierigkeiten wuchsen, einen in sich einigen, mit der Majorität des Unterhauses in Concordanz zu haltenden Ministerrath zu bilden. Und diese Schwierigkeiten trafen zusammen mit den immermehr verwickelten Aufgaben der Regierung eines solchen Weltreichs. Kaum ein Jahr fällt in diesen 35jährigen Zeitraum, welches frei geblieben wäre von Mißernten und Hungersnoth, von Handels- und Industriekrisen, von Revolten in Irland, Chartisten- und Arbeitertumulten, Aufständen in den Colonien, dem Massenaufstand der großen eingeborenen Armee von Ostindien, großen auswärtigen Kriegen, — alles das durchkreuzt von den Kämpfen über Schutzzoll und Freihandel, über große gesellschaftliche und kirchliche Interessen im Innern. Die Folge war der rasche Wechsel der Ministerien, — ein 13maliger Wechsel im Lauf von 35 Jahren. Der wundeste Punkt war und blieb aber der Drang auf Reform der Parlamentsvertretung in einer so gestalteten Gesellschaft. Ein halbes Menschenalter nach der Reformbill war zwar die öffentliche Meinung noch mit anderen Fragen genügend beschäftigt, um nicht sofort auf Erweiterungen des Stimmrechtes zurückzukommen. Allein das nahezu allgemeine Stimmrecht, welches die Städteordnung von 1835 und die neuen communalen boards gewährt hatten, drängte aus dem Communalverband heraus in die Parlamentsverfassung. Wie einst die gesunden Grundlagen des selfgovernment, so bestimmen jetzt die fehlerhaften Grundlagen der boards den Charakter der daraus erwählten Körperschaft. Wiederum war es die Februarrevolution in Paris (1848), welche ihre Contagion nach England erstreckte, und schon im Jahre 1851 fanden die Anträge von Locke King eine Aufnahme, welche das Ministerium Russell veranlaßte, eine neue Reformbill einzubringen. Allein ein Grundsatz für Wahlreformen war nicht mehr zu finden, nachdem die Verpflichtung zum persönlichen Dienst in der ganzen Kette der communalen Institutionen aufgegeben war. Auch die Pflicht zur Steuerzahlung hatte man inzwischen fallen lassen, indem man zur Bequemlichkeit der Erhebung der kleinen Steuerbeträge gestattete, den Grundeigenthümer statt des occupier zur Steuer heranzuziehen (compounding rates), wovon sehr bald massenhaft Gebrauch gemacht wurde. Durch eine Rechtsfiction sollte dann der occupier ein Stimmrecht ebenso üben, „als wenn er die Steuern bezahlte." Fiel damit auch die Steuerzahlung als Grundlage eines Stimmrechts fort, so blieb eine Abgrenzung nach Steuer oder Besitz eine völlig willkürliche. Eine Gesellschaft, welche die persönlichen Bürgerpflichten im Communalverband fallen läßt, steht jedem demokratischen oder socialdemokratischen Postulat haltlos gegenüber. Es beginnt nun ein halbes Menschenalter hindurch ein Wetteifer der Parteiministerien in Reformgeboten. Bei der letzten Wendung (1866) offerirt Gladstone eine Herabsetzung des Wahlrechts auf die 14 Pfd. Sterl.-occupiers in den Grafschaften, 7 Pfd. Sterl. in den Städten, wird aber von Disraeli übertrumpft, der auf 12 Pfd. Sterl. für die Grafschaften und ein allgemeines gleiches „Haushaltungsstimmrecht" für die Städte herabgeht. In einem durch ziellose Wahlcontestationen ermüdeten Parlament geht nun die Reformbill von 1867 (im Unterhaus sogar ohne Abstimmung) durch, mit folgendem Endresultat: Bezüglich der Wahlbezirke verfährt auch die zweite Reform noch schonend, da es der herrschenden Strömung zuerst auf Herabsetzung des Census ankam. Sie entzieht keinem Wahlflecken das Wahlrecht ganz; 38 boroughs (unter 10000 Einwohner) werden aber auf ein Mitglied beschränkt. In Wahlbezirken, welche 3 Mitglieder zu wählen haben, sollen nur je 2 Stimmen abgegeben werden, um hier das Experiment der Minoritätswahlen zu verwirklichen. Bezüglich der Wahlberechtigungen behalten das Wahlrecht in den Grafschaften die 40 sh.-freeholders, das freehold auf Lebenszeit aber nur im Fall des actuellen Besitzes; die 5 Pfd. Sterl.-freeholders erhalten es auch ohne diese Voraussetzung. Ebenso die copyholders und Erbpächter zu 5 Pfd. Sterl., alle übrigen als 12 Pfd. Sterl.-occupiers. — In den Städten erhält das Stimmrecht jeder householder (Eigenthümer oder Miether) eines Wohnhauses oder einer selbstständigen Wohnung; auch Untermiether, wenn die Wohnung unmöblirt 10 Pfd. Sterl. repräsentirt. In der städtischen Hälfte der Landesvertretung ist nunmehr ein wesentlich gleiches Wahlrecht durchgeführt. Das Wahlverfahren bleibt vorläufig unverändert; jedoch ist die Einführung der geheimen Abstimmung bereits in Sicht. Gleichzeitig verzichtet das Unterhaus auf seine Entscheidung über bestrittene Wahlen und überläßt dieselbe den Reichsrichtern. Als Resultat wurde schon bei Erlaß des Gesetzes eine Vermehrung der Wähler um beinahe 2,000,000 vorhergesehen. Die Wahlstatistik von 1885 ergab in übersichtlichen Zahlen folgende Wählerschaft: In den Grafschaften: Eigenthümer (freeholders, copyholders ꝛc.) 514,226, Pächter (occupiers and tenants) 252,439. In den Städten: householders und Miether 1,592,225, Untermiether 21,918, Eigenthümer ꝛc. 37,589. Zusammen: Grafschaftswähler: 969,719, städtische Wähler 1,651,732; dazu noch 310,441 Wahlberechtigte für Schottland, 224,018 Wahlberechtigte für Irland und noch 30,642 Wahlberechtigte für die Universitäten. Gesammtsumme 3,183,552. Es eröffnet sich damit:

III. Ein drittes Menschenalter radicaler Umgestaltungen, welches alsbald in eine neue Vervielfältigung der Wahlrechte ausläuft. Die Gruppe der Socialreformen wendet sich jetzt gegen die noch übrigen Befestigungswerke der altregierenden Classe. Bei Gelegenheit der Armeereformen wird der Census für die Offiziere und Commissarien der Miliz, sowie das Ernennungsrecht des Lordlieutenants aufgehoben; in der stehenden Armee das ganze System des Stellenkaufs beseitigt. Im Oberhaus wird ein Anfang gemacht durch Beseitigung der irischen Bischöfe. Ebenso ist ein Anlauf zur Ergänzung des Oberhauses durch Pairs auf Lebenszeit (1869) zwar abgelehnt; aber bei Gelegenheit der Reform der Reichsgerichte sind stillschweigend einige lebenslängliche Pairs dem Hause hinzugefügt, welche zahlreiche Nachfolger finden werden. — Gegen die grundbesitzende Classe richtet sich ein starker Vorstoß in den unseligen irischen Verhältnissen, in welchen ziemlich radicale land bills ein schweres altes Unrecht durch Eingriffe in das Eigenthum der lebenden Generationen gut zu machen versuchen. Die weiteren Angriffe gegen die Familienstiftungen (entails), die Agitation für Verwandlung der Pachtverhältnisse in bäuerliches Eigenthum mit dem Schlagworte freeland erscheinen in stetigem Wachsen. Die Forderung der Gleichberechtigung der Kirchen nimmt ihren Vorstoß wiederum gegen die anglikanische Kirche in Irland. Unter verhältnißmäßig geringem Widerstand erfolgt die „Entstaatlichung" dieser Kirche und die theilweise Entkleidung von ihrem Besitz (1869).

Digitized by Google

Anerkennenswerth jedenfalls ist die stetige Fortführung der Socialreformen zu Gunsten der arbeitenden Classen: die immer umfassendere Ausdehnung der Fabrikgesetze und die energische Durchführung des Schulzwangs. Die Gruppe Verwaltungsreformen nimmt in gleicher Weise einen entschlossenen Charakter an. Die stehende Armee wird zu einer normalen Institution des Landes durch den Erlaß eines Armee-Verwaltungsgesetzes, durch die Beseitigung des Kaufsystems der Offizierspatente, durch die Einreihung der ostindischen Armee in die bewaffnete Macht des Staats, durch die festere Organisation der Glieder der Armee, durch die Formation von Reserven. — Die Justizreform gibt auch den Obergerichten eine völlig modernisirte Gestalt durch die Vereinigung des Lordkanzlers, der Vicekanzler und sämmtlicher Lord-Oberrichter zu einem Reichsgericht, Gerichtscollegium und zu einem möglichst einheitlichen Recht und Proceßverfahren. — Im Gebiet der Finanzverwaltung wichtig ist die Verstaatlichung des Telegraphenwesens, die Erweiterung der Staatsaufsicht über die Privateisenbahnen. Im Gebiet des Innern schreitet das System gewählter Gemeinderäthe (boards) unaufhaltsam weiter. Die Armenlast geht von den Kirchspielen auf die kleinen Kreisarmenverbände (unions) über. Das Wege-, Bau- und Sanitätswesen wird fortschreitend in dasselbe System eingefügt. Das neue Gesammtgebiet der innern Verwaltung wird (1871) zu einem centralen Ministerdepartement (Local Government Board) zusammengefaßt. Freilich erlöschen damit auch die letzten Reste eines Ortsgemeindelebens. Das Kirchspiel sinkt zu einem bloßen Bezirk für die Steuererhebung und zur Wahl von boards herab. — Zur Reform der Universitäten folgen jetzt die tiefer eingreifenden University Reform Acts (1880), für das Volksschulwesen die umfassenden National Education Acts (1870, 1873, 1876), welche das Elementarschulwesen mit ernster Durchführung des Schulzwanges, Gleichberechtigung aller Bekenntnisse, unter Verwendung bedeutender Staatsmittel folgerichtig weiterführen. Die Schattenseite tritt aber wiederum hervor in den Reformen der Communal- und Parlamentsverfassung, in welchen die Auflösung der Cohärenzen in beschleunigtem Tempo weiterschreitet. Mit den Consequenzen im großen Maßstab wird es immer sichtbarer, daß die Gesetzgebung selbst durch die Beseitigung der persönlichen Bürgerpflicht die „allgemeinen Menschenrechte" als alleinige Grundlage des Anspruchs auf Wahlrechte übrig gelassen hat. Es gibt heute in der That keinen Grundsatz mehr, welcher sich dem allgemeinen gleichen Stimmrecht entgegenhalten ließe, auch nicht dem Stimmrecht der Frauen. Das jeder Verpflichtung entkleidete „angeborene" Recht des Staatsbürgers beansprucht nun auch seine Ausübung als individuellen Souveränetätsact, unabhänging von jedem Zusammenhang mit einem Nachbarverband und ohne jede Art der Verantwortlichkeit, durch geheime Abstimmung (ballot), welche alsbald zu einer Sturm- und Drangforderung dieser Zeit wird, und der zweiten Reformbill unmittelbar folgt (1872). Aber auch die Anträge auf Erweiterung des Stimmrechts folgen schon unmittelbar der zweiten Reformacte. Der Gleichheitsdrang richtet sich alsbald gegen die „Ungleichheit" der Wahlberechtigungen in Grafschaft und Stadt. Das Schlagwort der „Ausgleichung" erscheint schon 1872 in neuen Anträgen. Noch weitertragend geht die Forderung der Ausgleichung der Wahlbezirke, d. h. mechanische Herstellung einer gleichen Bevölkerungszahl in den Wahlbezirken ohne Rücksicht auf ihre Cohärenz und ihre Bedeutung für die Steuerleistungen. Gegen dies beschleunigte Tempo hat der Widerstand der Parlamente kaum noch ein halbes Menschenalter Stand gehalten bis zu der dritten Reformbill, der Representation of People Act 1884 und dem Gesetz über die Vertheilung der Wahlbezirke von 1885.

I. Bezüglich der Wahlbezirke ist jetzt die „Ausgleichung" d. h. eine radicale Umgestaltung zu Wahlkreisen mit gleicher Bevölkerungszahl durchgesetzt. Zu dem Zweck wird 79 Städten (unter 15,000 Einwohnern) das selbständige Wahlrecht überhaupt entzogen; 35 Städte (von annähernd 50,000 Einwohnern) erhalten ein neues Wahlrecht als solche. Die Grafschaften werden durchgängig zerschlagen in Wahlbezirke von ungefähr gleicher Bevölkerung, zur Wahl je eines Abgeordneten. Diese neuen Wahlbezirke sind in der Regel zusammengesetzt aus einem oder mehreren Polizeiverwaltungsbezirken (divisions) bezw. Kreisarmenverbänden (unions), sodann aus einem oder mehreren municipal boroughs oder ehemaligen parliamentary boroughs und meistens einer größeren Zahl von Kirchspielen, die zur „Abrundung" des Wahlbezirks von anderen abgelöst sind. — Die städtischen Wahlbezirke sind wenigstens aus ungetheilten Stadtbezirken zusammengefügt, zum Theil aber auch stark erweitert durch Zulegung ländlicher Bevölkerung. Die Grafschaft York bildet danach beispielsweise 26 Wahlbezirke, die Stadt Liverpool 9. — In Summa ist das Resultat, daß die Grafschaften 253 Abgeordnete (bisher 187), die Städte 237 (bisher 299) wählen. Die Durchschnittsbevölkerung der Grafschaftswahlbezirke ist jetzt 52,800 (bisher 70,800), die Durchschnittszahl der städtischen Wahlbezirke 52,700 (bisher 41,200).

II. Bezüglich der Wahlberechtigung ist das „Haushaltungsstimmrecht" der Städte jetzt auf die Grafschaften ausgedehnt. Das „Innehaben eines Wohnhauses oder einer selbstständigen Wohnung (oder auch eines Logis von 10 Pfd. Sterl. Miethswerth, wenn unmöblirt) genügt auch in Grafschaften; daneben sind noch einige Wahlberechtigungen für die Inhaber von Dienstwohnungen ꝛc. neu geschaffen. Unabhängig vom Besitz einer eigenen Wohnung im Wahlbezirk dauert fort das am Grundbesitz als solchen haftende Stimmrecht der 40 sh. freeholders, der 5 Pfd. Sterl.-freeholders, copyholders und Erbpächter, sowie der Zeitpächter, zu 10 Pfd. Sterl. (bisher 12 Pfd. Sterl.).

III. Bezüglich des Wahlverfahrens sind die Wahlstunden allgemein von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends festgestellt, in welchen nun die Wahlzettel (nomination papers) nach Bequemlichkeit von den einzelnen Wahlberechtigten abgegeben werden, ein drastisches Bild der nun völlig verschwundenen Cohärenz der Wahlkörper. Die Zahl der neuhinzukommenden Wähler wird auf annähernd 2,000,000 angenommen. Die radikalsten Umgestaltungen sind auch in dieser Reformbill wieder von der conservativen Partei in Aussicht auf nächste Vortheile durchgesetzt. Allein jeder so erwartete Vortheil wird aufgewogen dadurch, daß die friedensrichterliche gentry ihren großen Verband in der Grafschaft verliert und fortan in den Unterbezirken mit den locker verbundenen Armenverbänden, Kirchspielen und ehemaligen Wahlflecken zusammengeschoben wird. Dazu tritt in England der unheilvolle Mangel einer begüterten Bauerschaft und einer fest ansässigen Landarbeiterbevölkerung, sowie der fluktuirende Charakter der Stadtbevölkerungen. Auf einer höheren Entwickelungsstufe gelangt damit England am Ende des 19. Jahrhunderts zu analogen Zuständen, wie der Kontinent im Anfang seiner Verfassungsbildungen. Es besteht noch dem Namen nach ein House of Commons: aber es bestehen keine communitates mehr, nicht mehr jene jetzt völlig veralteten Pflichtgenossenschaften, sondern nachbarschaftliche Gruppen, ohne communalen Zusammenhang, welche in Presse und Vereinsrecht ihre Organe der Verständigung finden, während eine pflichtenlos gleichberechtigte Wählerschaft naturgemäß auf immer weitere Gleichberechtigungen hindrängt. Ohne energische Durchführung der persönlichen Bürgerpflichten im Communalverband ist gegen die elementare Gewalt dieser Strömungen, welche sich nunmehr direct gegen das Friedensrichteramt und das Oberhaus richten, kein Halt zu finden. Ist jener Gleichheitsdrang nach der zweiten Reformbill mit verdoppelter Stärke, so wird er nach der dritten Reformbill mit dreifacher Stoßkraft zu weiterer Demokratisirung der Verfassung und Büreaukratisirung der Verwaltung treiben. Man könnte dagegen einwenden, daß die heutige Gestaltung der Wahlkörper doch eine solche sei, wie sie in continentalen Staaten (unter starker monarchischer Initiative und Leitung) ohne allzugroße Gefahren versucht ist. Eine andere Bedeutung hat aber die Verzehnfachung der Wähler in einem halben Jahrhundert für England, seitdem die Existenz der Ministerien und der Gang der Staatsregierung von dem House of Commons nahezu ausschließlich abhängig geworden ist. Nachdem alle commu-

Digitized by Google

nalen Corrective zur Ermäßigung der gesellschaftlichen Interessenkämpfe beseitigt sind, fällt eine so gestaltete Parteiregierung in eine nahezu hülflose Abhängigkeit von unberechenbaren Combinationen gesellschaftlicher Interessen, von den relativ stärksten Vorurtheilen der neu berufenen Wählermassen, von politischer Agitation und taktischen Künsten der Parteibewegung, denen auch schon unter der zweiten Reformbill Disraeli und Gladstone ihre Stellung verdankt haben. Der Pfahl im Fleisch der Parlamentsverfassung, der die stoßende Bewegung in Fluß bringen wird, ist noch einmal Irland, dessen Besitzverhältnisse in eine unnatürliche Lage gekommen sind, einstmals durch Massenconfiskationen, dann durch Jahrhunderte lange Verwahrlosung und Ausbeutung. Die depossedirte einheimische Bevölkerung agitirt für eine Agrargesetzgebung, welche einen nationalen Mittelstand in erblichen Besitzverhältnissen schaffen soll. Das naheliegende Vorbild und die dafür häufig angezogene Stein-Hardenbergische Agrargesetzgebung leidet aber auf Irland keine Anwendung. Jene preußische Gesetzgebung verlieh das freie Eigenthum einem Bauerstand, welcher seit Menschenaltern die Grundsteuern und die persönliche Dienstpflicht im Heere an Stelle des ritterlichen Grundbesitzes geleistet hatte. Der Rechtstitel zum Erwerb eines „getheilten Eigenthums" war hier derselbe wie im Mittelalter, in jener Zeit als die Ritterschaft die Erblichkeit ihrer Lehne beanspruchte und verlangte. Die neuen irischen Landbills dagegen enthalten eine theilweise Confiscation eines Privateinkommens aus lediglich politischen und volkswirthschaftlichen Zweckmäßigkeitsgründen, für die ein Rechtstitel und deshalb auch Maß und Schranke nicht zu finden sind. Die dadurch erweckte Begehrlichkeit wird sich demnächst auf Schottland, Wales und Altengland fortpflanzen, und Hand in Hand mit den Vorstößen gegen die englische Staatskirche den Großgrundbesitz und die regierende Classe aus den conservativen in reactionäre Parteistellungen treiben. Die so eingeleitete sociale Strömung kann aber weiter nur zu einer Abtrennung Irlands von dem Parlamentsverbande Großbritanniens führen. Die von jeher lockere Cohärenz der beiden Reichstheile verliert die Vorbedingungen einer gemeinsamen Volksvertretung völlig durch die feindseligen Gegensätze der beiden mächtigen Kirchen und durch den hochgesteigerten Rassenhaß. Diese Ablösung des irländischen Staatskörpers wird sogar nothwendig werden, um dem Parlament von Großbritannien die einheitliche Grundlage wiederzugeben, auf welcher die Actionsfähigkeit des Parlamentskörpers und seiner Parteien beruht. Andererseits wird Irland diejenige Art der Verfassung (home rule) zu geben sein, welche für eine überwiegend keltische Nationalität und für eine durch kirchliche und Rassengegensätze gespaltene Bevölkerung möglich ist. Diese Form des künftigen „Reichslandes" wird wohl annähernd die der „Napoleonischen Verfassungen" sein, mit einem Parlament, dessen Mitglieder überwiegend aus königlicher Ernennung hervorgehen und einer Präfectenverwaltung mit berathenden Conseils zur Seite, welch letztere sich schon jetzt in einzelnen Landestheilen zu größerer Selbständigkeit erheben und für die nächste Generation ein Heranziehen zu einem wirklichen Selfgovernment erhoffen läßt. Daß die hochbegabte irische Nation durch ihren Mangel an Selbstbeherrschung zur unmittelbaren Uebertragung der englischen Institutionen nicht geeignet ist, ergibt sich auch aus den Erfahrungen der Vereinigten Staaten Amerikas. Daß solche organische Umgestaltungen nach den Plänen Gladstones gleichzeitig unternommen werden konnten, mag nach den Erfahrungen Deutschlands unter einer starken Monarchie als möglich erscheinen. Unter dem System der Parteiverwaltungen aber werden sie nur unter heftigen stoßweisen Bewegungen innerhalb des großen Körpers der Gesellschaft ihren Verlauf nehmen können. Für die jetzigen Parteiprogramme werden sie nach beiden Richtungen hin zu weit gehen und stellen zunächst eine „Aera der radikalen Parteien" in Aussicht, die allein im Stande sein werden irische Landbills, Umgestaltungen des Grundbesitzes und des Oberhauses und eine gewisse „Entstaatlichung" der anglikanischen Kirche durchzusetzen. Erst die darauf folgende reactionäre Epoche wird wahrscheinlich im Stande sein, dem „Reichsland" Irland eine angemessene Verfassung zu geben. Im weiteren Verlauf darf dann unter einer ruhigeren Parteibewegung der Wiederbeginn des inneren Ausbaues der Verfassung auf der Grundlage der neuen wieder cohärenten communitates die Wiederbefestigung des Einflusses der besitzenden Classen und die Rückkehr einer normalen Action der Parlamente in Aussicht stehen. Die britische Nation hat in ihrer langen ruhmvollen Geschichte schwere Krisen glücklich überstanden; die lange festgehaltene Hoffnung indessen, daß ihr um deswillen die großen Classenkämpfe des Continents in Folge der Neugestaltung der heutigen Gesellschaft erspart bleiben würden, wird sich als eine Selbsttäuschung der öffentlichen Meinung schon in nächster Zukunft ergeben. Der Umschlag dieser öffentlichen Meinung erfolgt, sobald die politischen und gesellschaftlichen Katastrophen eingetreten sind, mögen sie zuerst von Außen oder von Innen einbrechen, oder wie gewöhnlich von beiden Seiten zugleich. Unter den Schicksalsschlägen erst zeigen edle und tüchtige Völker ihr wahres Wesen, und es erwacht in voller Kraft das Pflichtbewußtsein für den Staat, aus welchem die communalen Pflichtgenossenschaften sich neu bilden. In solcher Zeit der Prüfungen hat Frankreich wie Deutschland die Fähigkeit gewonnen, sich selbst das schwerste Opfer aufzulegen, dessen die Gesellschaft überhaupt fähig ist: die allgemeine persönliche Wehrpflicht. Sicherlich gibt der Muth, die Charakterstärke, die praktische Einsicht dieser Nation, wie sie in einer tausendjährigen Entwickelung heute vor uns steht, die Gewißheit, daß auch hier das staatliche Pflichtbewußtsein wieder erwachen und zum Wiederaufbau der verloren gegangenen Grundlagen der Parlamentsverfassung gelangen wird. Die nächste Aufgabe der aufbauenden Gesetzgebung wäre, die jetzt nothwendige Umbildung der Grafschaftsverfassung durch feste Umbildung des Friedensrichteramts mit den boards der wirthschaftlichen Communalverwaltung unter Wiederherstellung der persönlichen Bürgerpflichten im selfgovernment, welche für England ungefähr dasselbe bedeutet, was die allgemeine Wehrpflicht für die Staaten des Continents. In dem, was zum „inneren Ausbau", d. h. zur Herstellung der communalen Cohärenzen in den Unterlagen einer Parlamentsverfassung gehört, kann heute Deutschland den Briten als Vorbild dienen und damit einen Theil des Dankes abtragen, welchen wir dem Vorbild der großen Nation schulden.

Literatur und Kunst.

Wilhelm Jensen als Realist.

Zu des Dichters 50. Geburtstag (15. Februar).

Von Benno Küttenauer.

Wer auch eine ganze Reihe von jenen innig poetischen Dichtungen Wilhelm Jensen's könnte, jenen Novellen voll heimlicher Märchenpracht und sonniger Weltwunderherrlichkeit, in denen es den Leser zu Zeiten auschauert wie Augenaufschlag eines geheimnißvollen süßen Traumes der Erinnerung und Sehnsucht: wer sie auch alle inne hätte, müßte doch, wenn er darnach den Dichter beurtheilen wollte, ungerecht sein, weil er keine Ahnung davon haben könnte, daß dieser noch etwas ganz anderes ist, als der natur- und schönheitstrunkene, von romantisch-traumhaftem Märchenzauber gefeite Poet, als welcher er sich in jenen Dichtungen besonders offenbart. Ja ein solcher Leser würde es wohl nicht glauben wollen, daß darin die größte dichterische Bedeutung Jensen's vielleicht gar nicht liegt, daß jedenfalls das ganze Bild des Dichters, deutlich, mit allen seinen charakteristischen Zügen uns erst aus seinen größeren Schöpfungen entgegen schaut, aus seinen Zeitromanen, in welchen der Poet zugleich gewaltiger Realist und scharfer Satyriker ist, und

Digitized by Google

zwar nicht sowohl durch das Pathos seiner Sprache, als dasjenige seiner Gestalten.

Wir Deutschen, das ist einmal so, denken bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, in Haß oder in Liebe, und jedenfalls mehr als billig an fremde Muster, an die Griechen, an Shakespeare, an Zola, an letzteren seit einiger Zeit besonders. Man hat verschiedene deutsche Schriftsteller und darunter sehr seltsame zu ihm in Beziehung gebracht, gewiß noch niemals Wilhelm Jensen. Am allerwenigsten hat sich der Letztere selber wohl je träumen lassen, mit Zola zusammen gestellt zu werden. Vielleicht gibt es auch kaum entgegengesetztere Naturen als die beiden, aber eine wesentliche Eigenthümlichkeit haben sie und zwar in sehr starker Ausprägung mit einander gemein. Beider Hauptwerke verkünden mehr oder weniger überzeugungsvoll die bittere Weltweisheit, daß die civilisirte Menschheit zu einem Theil, den man gut thut, nicht in Zahlen pro centum auszudrücken, aus Schurken, Dummköpfen und Narren besteht. Beide haben insofern eine hohe ethische und Culturbedeutung als ihr Werk, mehr als dichterische Schöpfungen je zuvor, die conventionelle und für die Zeit typische Lüge und Heuchelei überall mit strenger Unerbittlichkeit brandmarken.

Allein dem französischen Menschendarsteller sind die Menschen und zwar die Menschen einer bestimmten Cultur mit ihrem drum und dran so sehr alles, daß sie ihn allein beschäftigen, daß er nur sie sieht. Der deutsche Dichter aber trägt, wie es von einem solchen gar nicht anders zu erwarten ist, gleich einer Art heimwehverwandter Sehnsucht die Nöthigung in sich, seinen Blick zu Zeiten von der durch Bewußtsein emancipirten und zu ihrem eigenen Urquell geradezu in Gegensatz und Widerspruch getretenen Menschenwelt ab und auf jenen heiligen Quell selbst, die Natur, zu richten. Und er muß bald in der Hervorhebung und im Beleuchten des genannten räthselhaften Gegensatzes sich gefallen, bald mit seinem ruhigen, strahlenden Auge in des ewigen Borns unendliche Tiefen dringen, oft bis in traumhaftes Selbstvergessen sich verlierend.

Wem Wilhelm Jensen's bedeutendste Schöpfungen nicht unbekannt sind, wird sich vielleicht gerne, gewissermaßen zur Controlle des Ausgeführten, einige davon in die Erinnerung zurückrufen lassen, z. B. die „Drei Sonnen", worin der Dichter schon alle Factoren seiner Weltanschauung und Lebensauffassung in reicher bunter Lebensgestaltung sich aussprechen läßt. Mit der bloßlegenden, die Maske abreißenden Darstellung des studentischen Verbindungsgeistes, dessen hohle Renommisterei seit der in dem Buch sich spiegelnden Zeit noch widerlicher sich entwickelt und welches immer frisirter und lieutenantsaffiger sich gestaltet hat, ist nur eine Seite in Jensens Buch und nicht die wichtigste bezeichnet. Seine tiefere, allgemein-menschliche Idee, aus den dunklen Gründen des großen Lebens- und Welträthsels herauf geholt, ist damit noch nicht ausgedrückt. Die furchtbare Thatsache, die uns in der intim geistigen Geschichte der Menschheit zu allen Zeiten unabweisbar entgegentritt, daß nämlich der „bessere Mensch" und besonders der geistig fein organisirte wie ein Fremdling auf dieser Erde wandelt, mit dem herzankältenden Gefühl, in eine Welt verirrt zu sein, in die er nicht gehört, mit der er nichts zu thun hat, ist der innerste Kern des Buches. Es ist der Gedanke, den Schiller in zwei seiner schönsten Gedichte: „Die Ideale" und „Licht und Wärme" auf seine Art entwickelt und welche Jensen in „Ueber den Wolken" zum Ausdruck gebracht hat.

> Dein letztes, dein eigenstes Angesicht,
> Dein heimliches Selbst, sie kennen es nicht,
> Du bist ein Traum am lichten Tag,
> Den keiner mit dir zu fühlen vermag.

Jedes schöpferisch bedeutende Talent in Poesie und Philosophie hat dieses Thema variirt; es ist der innerste Kern dessen, was man Weltschmerz genannt hat, ohne jedoch an sich dieser schon zu sein, am allerwenigsten bei Jensen, obwohl wir ihr in allen größeren Schöpfungen dieses Dichters begegnen. Jensen's Gestalten aber sind ihrer Selbst zu sicher und tragen einen zu reichen Antheil vom warmen Lebenssonnenschein ihres Erzeugers in sich.

Noch muß ich einer anderen in den „Drei Sonnen" durch Lebensdarstellung zur Anschauung gebrachten Wahrheit gedenken, welche diesem Buch specieller angehört. Ich meine die Beobachtung, daß das leise Uebergewicht des Intellects, besonders der Phantasie, über den „Willen", den animalisch-bestialischen Lebenswillen, welches in idealen schwärmerischen Jünglingen, wenn auch noch so schwach, vorhanden ist, sich meist erschreckend schnell in's Gegentheil kehrt. So zwar, daß der wahre Musensohn bei gelegentlicher Begegnung gar nicht begreifen kann, wie der ehemalige für Liebe, Freundschaft und Freiheit begeisterte Verbindungsbruder nun selber zum Philister geworden, der an Oedheit, Stumpfheit und Engherzigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Innerlich ist „Nach Sonnenuntergang" mit den „Drei Sonnen" am nächsten verwandt, doch entfaltet sich in jenem bereits ein mannichfaltigeres äußeres Leben und mehr „Welt". Schulen und Schulmeistern, Universitäten und Professoren, Verbissenheit, Verkniffenheit und Fachverfimpelung begegnen wir diesmal unter anderen Formen. Dazu gesellt sich die Welt der Millionen, mit ihren eigenartigen Sitten und Lastern, mit ihrem äußerlichen Glanz und innerlichen öden Elend. Und nicht nur die Composition ist reicher, das Colorit ist gesättigter, die Farben sind glühender. In idyllischen kleinstädtischen Zuständen und alltäglichen Verhältnissen ragen märchenhaft phantastische Gestalten auf, und wir werden von einem Schauer der Seele in den andern geworfen. Das größte und wunderbarste an der Dichtung aber ist die innerliche Welt des Helden, die von knospenhafter Kinderzartheit bis zum überquellenden, blühenden Reichthum des vollen Lebensfrühlings vor uns wird und wächst, eine Welt, in der uns Räthsel und Tiefen des Empfindungslebens aufgehen, welche wir für menschliche Sprache unaussprechbar hielten. Ich erinnere nur an die Stelle, wo der Held, noch Knabe, zum erstenmal die Natur poetisch empfindet, nämlich als geheimnißvolle Schönheit, die zugleich ganz ihm zu eigen gehört, weil er sie, ohne es zu wissen, in seiner Seele trägt. Und an jene andere, wo ihn mit überwältigender Macht das Gefühl überkommt, daß was in ihm vorgeht, in den andern Knaben, die er seine Freunde geglaubt, nicht ist, daß er selber gleichsam in einer anderen Welt lebt als jene und mit denselben nur äußerlich, körperlich zusammenhängt und deshalb jeder Blume mehr von seinem Innern zu enthüllen im Stande wäre als ihnen. Diese Seiten, wiewohl in ungebundener Rede, sind großartige lyrische Poesie und gehören unstreitbar zum schönsten und intimsten, was in unserer Sprache je geschrieben worden ist. Ja dieses erstmalige Empfinden eines unbegriffenen aber tief gefühlten, geheimnißvollen Zusammenhangs unseres ganzen Wesen mit dem bewußtlosen Weltwesen, dem Gott der Pantheisten, dieses erste dunkle Sich-Empfinden als Tropfen eines mit uns einheitlichen, unendlichen Oceans, in dem auch der Tropfen nicht verloren gehen kann, wurde sprachlich von Jensen zum erstenmal zu so klarem und überwältigendem Ausdruck gebracht. Ich kenne überdies keine zweite Dichtung aus unserer Zeit, in der das Thema von der Liebe mit so tief innerlichster Erfassung und zugleich soviel Variationen gesungen würde, wie in „Nach Sonnenuntergang". Alle Arten sind vertreten, die wahre und die falsche Liebe, und das was man nur so nennt: die Liebe als geheimnißvolle Frühlingsknospe in der Seele eines halben Kindes, die Liebe als Galanterie und Lüge, die Liebe als Täuschung und Dummheit, die Liebe als dämonische Macht, als existenzvernichtende Leidenschaft, die Liebe als Freundschaft, die Liebe im Schimmer der Erinnerung, die Liebe als tiefster Schmerz, als stille Entsagung, die Liebe als höchstes heiligstes Erdenglück. In der Art der Behandlung dieses Thema's liegt ein großer Theil von Jensen's Stärke und Originalität. In seiner Dichtung ist die Liebe eine Blume, die, ohne mit ihren Wurzeln aus dem Boden derber Sinnlichkeit, woraus sie Kraft und Nahrung zieht, herausgerissen zu sein, hoch darüber empor wächst und ihr liebliches leuchtendes Blumengesicht in der hohen sonnigen Region des Geistes wiegt.

Digitized by Google

Jensen's Bücher werden den „Töchtern" gewöhnlich verboten; ob mit Recht oder Unrecht, das erörtern zu wollen wäre ein ziemlich unfruchtbares Beginnen. Ich vermag nur soviel zu sagen: Kein Dichter der Welt hat geschlechtliche Unwissenheit und Unbefangenheit, Scheu und Schamhaftigkeit, den Stolz der Keuschheit und Reinheit im Jüngling wie der Jungfrau in so zahlreichen und so bezaubernden Erscheinungen zur Darstellung gebracht wie Jensen. Von der natürlichen Keuschheit im Weibe gibt uns kein Buch eine höhere Idee oder gar eine überzeugendere lebendige Darstellung als eine ganze Reihe von Jensen's Werken; Jünglinge und Männer, die des Weibes nicht begehren, ja es verabscheuen, wenn es nicht in Liebe ist, sind bei ihm selbstverständliche Erscheinungen. Umso mehr haßt Jensen, wie die großen Dichter und feinen Geister aller Zeiten, auch in diesem Punkte die Verlogenheit und die schnöde Convenienz, welche das innigste und heiligste Geheimniß der Natur, das große Wunder der Welterhaltung an sich für etwas Unreines, Schandbares, für Sünde erklärt, und nur da gelten lassen will, wo es bereits wirklich schimpfliche, im besten Fall verkümmerte Gestalt angenommen, wo es einem nicht in den großen Weltgesetzen der Natur liegenden, verhältnißmäßig elenden Nebenzweck dienen muß.

„Sonne und Schatten" heißt das dritte der die Eigenart des Dichters am vollsten zum Ausdruck bringenden Werke. Abermals also steht die Sonne im Titel und nicht aus bloßem Zufall. Bei Jensen ist die Sonne das höchste Sinnliche, die oberste Gottheit in der Welt der Erscheinungen, mit der nur noch der Ocean allenfalls rivalisirt. Sie ist ihm im Denken und Empfinden allgegenwärtiges Symbol der Poesie, welche ihm für das geistige Leben, für die innere Welt ist, was die Sonne für die äußere. Malend taucht er deshalb gern sozusagen seinen Pinsel in Sonnenlicht. Ueber seinen Landschaften liegt meist sonnenheiße zitternde Luft, und „rinnendes Licht" über den Dingen, mit Goldgerieſel verglichen, ist ihm eine Lieblingsanschauung. Von der Sonne nimmt seine Sprache die häufigsten Bilder. Und in den „Pfeifern von Dusenbach", die so recht ein sonniges Buch sind, und uns goldenen Sonnenschein in die Seele strömen, ist ausgesprochener Maßen die Sonne der Inbegriff alles Hohen, Großen und Reinen, die sehnsuchtweckende, herzaufschließende Gottes- und Gnadenkraft, aus welcher die niedergedrückte zarte Knospe einer weichen lieblichen Menschenblüthe erstes heilendes Erquicken trinkt.

Der Zauber des Düsteren, Schauerlichen, Abgrundnächtigen reizt Jensen verhältnißmäßig weniger, trotz des unverkennbaren deutschromantischen Zuges in seinem Wesen zum „Märchenhaften". Für ihn hat die Schönheit ganz den ursprünglichen Begriff des Scheinenden, Leuchtenden, Strahlenden, des „Sonnenhaften". Nächtlicher, mittelalterlicher Spuk ist aus seinen Dichtungen und Gedichten so viel wie ganz verbannt, dafür geistert darin das wundersame Mittagsgespenst der in Traumverschlafenheit reglos liegenden, sonnenüberzitterten Heide, über die, gleich sichtbar gewordenen Blumen-Traumgedanken, leuchtende Falter hingaukeln.

„Sonne und Schatten" fängt recht mit Sonnenschein an. Aber nicht nur von außen fällt goldener Sonnenzauber über diese wunderbaren ersten Capitel, auf diese Kinderträume hinter Syringen und wilden Rosenhecken, er bricht als goldener Quell und Strahl auch aus dem Innern hervor, aus armem, verschüchtertem Wort, aus dem geheimnißvollen Flimmern eines Kinderauges, und er liegt auf dem lieblichen blüthenhaften Knabenantlitz über grobem Kittel, auf der edlen makellosen Mädchenstirn über zugleich spöttisch zuckenden und warm lächelnden Lippen.

Offenes, rückhaltloses, ja rücksichtsloses Aussprechen seiner Ueberzeugungen ist bei Jensen selbstverständlich. Während viele Dichter, sei es aus welchen Motiven immer, gerne mit den anderen Künsten koketiren, bald mit der Malerei, bald mit der Musik, sagt es Jensen gerade heraus, daß an geistiger Bedeutung keine an die Kunst des Dichters heranragt, und weist die anderen, wo sie sich überheben, streng in ihre Schranken zurück. Am liebsten thut er es mit der Musik, welche sich heute am meisten breit macht und fast die einzige geistige Unterhaltung großer gesellschaftlicher Vereinigungen ausmacht. Der Brief des Onkels Knut Biesewig aus Paris in „Sonnen und Schatten" ist eine Philippika in diesem Sinn von großer gewaltiger Beredtsamkeit und könnte der deutschen Nation von allen, welche dieselbe geistig groß und stark sehen möchten, nicht genug wiederholt werden. Ebenso scharf stellt Jensen an einem andern Ort (in „Vom alten Stamm") das Verhältniß zwischen Poesie und Bühnenkunst klar.

Eine ganz neue Welt thut sich in den „Namenlosen" auf; setzt sich in den „Fragmenten" fort und spielt in „Fluth und Ebbe" und „Vom alten Stamm" hinein: das deutsche Meer.

Seit Heine's Nordseebildern hat kein deutscher Dichter die gewaltige Poesie des Meeres wieder so tief empfunden und so groß zum Ausdruck gebracht wie Jensen, und zwar nicht nur in den genannten großen Dichtungen, sondern noch in einer Reihe seiner vollendetsten Novellen, besonders im Cyklus „Nordlicht", in den Novellen „Aus den Tagen der Hansa", in dem gewaltigen, unheimlich schönen „Eddystone" und nicht weniger endlich in rein lyrischen Producten, in wunderbaren Stimmungsgedichten. Jensen besingt das Meer wie eine Geliebte mit großer begeisterter Liebe, mit leidenschaftlicher Hingerissenheit, daß man den übergewaltigen dämonischen Zauber, unter dem er zu stehen scheint, schauernd mitfühlt. Nie verfällt Jensen, wie es bei Heine natürlich ist, seiner Geliebten gegenüber in einen leichten spöttischen oder gar beschimpfenden Ton, aber er ist zugleich himmelweit entfernt von schwacher, schwachsichtiger Sentimentalität. Er kennt die Uebergewaltige durch und durch, ihre Grausamkeit, ihre todtgierige Tiegerwuth, ihre Katzentücke, ihren nimmersatten Heißhunger, ihren kalten lächelnden Hohn über den Verzweiflungsschrei von Millionen. Doch ihre alles Irdische übertreffende Schönheit reizt ihn darum nur um so mehr. Jensen kennt das Meer und seine Küsten, seine Natur, seine Arbeit, seinen Einfluß auf den Menschen wie wenige. Und die Ahnung der großen, nimmer zu erschöpfenden, ewigen Poesie, die in allem dem liegt, und nicht nur die Ahnung davon, sondern auch den wirkungssicheren, wirkungsgewaltigen Ausdruck dafür besitzt er in bewunderungswürdigem Grad. Ob er uns am Küstendamm hinführt und uns zeigt, wie das Ungethüm, selbst während es in scheinbarer Ruhe in leichtem Lächeln die Lippen kräuselt, mit immer geschäftigem Zahn das Werk des Menschen zerfrißt und zernagt mit unheimlich raschem Erfolg, oder ob er uns durch die organisch todten, in ewigem Wechsel der Form begriffenen und so ein unheimlich geisterhaftes Leben offenbarenden Dünen geleitet, ob das Meeer in ewiger glanzvoller Ruhe und Heiterkeit vor uns hinaus liegt, oder ob seine ergrimmten Wogen, wie Abgründe gähnend, die Erde zu verschlingen und mit ihren Donnern den Himmel zu erschüttern drohen, immer greifen uns die Schauer der Poesie daraus an. Jeden Ton, jede Farbe in der unendlichen Scala trifft der Dichter mit fehlloser Sicherheit.

Hinweg von diesen Wundern und derjenigen Art Menschen, die reine Naturerscheinungen sind und mit der Natur zusammenhängen wie die Blätter mit dem Baum, führt uns der Dichter zu den Menschen der Cultur und Gesellschaft in deren höchsten Verfeinerungen. Vorher die furchtbare Schönheit einer Sturmnacht, die uns mit Grauen und Zauber zugleich erfüllt, in der fremdartige Gestalten an uns vorüber huschen und schwarze Wolkenmassen unheimlich jagen, durch die nur hie und da ein blasser Mondstrahl irrt, während ein Kauz schreit, der Sturm heult und fernher der Ocean murrt und seine rollenden Donner mit dem Brausen des Orkan vermengt. Dann plötzlich ein zauberisch beleuchteter Gesellschaftssaal mit allem Flimmer und Glanz der Civilisation, mit Augensternen und Brilliantenfeuer, mit ganzen Strömen berauschender Wohlgerüche, mit noch berauschenderen Atmosphären um nackte Schultern und Arme, halbversteckte üppige Frauenbusen und glühende Wangen. Und mitten darunter erkennen wir, während der überstarke Glanz uns schon blenden und der Dunst uns betäuben wollte, eine menschgewordene große herrliche Naturerscheinung, die uns als solche schon in der freien unendlichen Schöpfung entzückt und erschreckt hat. Sie nennt sich z. B. Cormoran, und bei ihrem Anblick fällt es

Digitized by Google

uns plötzlich wie Schuppen von den Augen, daß uns nichts mehr zu blenden vermag, weil die eine Erscheinung uns ganz erfüllt, weil, seitdem wir einmal einen Menschen gesehen, wir die Empfindung haben, daß alles andere, was auch so aussah, doch nur Menschenlarven statt wirkliche Menschen waren. In jedem Jensen'schen Roman begegnet man, nicht diesem, aber irgend einem Cormoran. Das sind die Idealschöpfungen des Dichters, die Menschen, welche er „nach seinem Bilde" schafft.

Was uns noth thut, ist große Poesie, großer Stil in jedem Sinn. Nichts fehlt unserer Zeit mehr, deren Charakter aus Zerstreutheit, zerfahrener Hast und zwischen hinein ein bischen genrehafter Gemüthlichkeit zusammengesetzt ist. Ein Werk großen Stils aber ist das „Tagebuch aus Grönland". Sein erster Theil, das eigentliche Tagebuch ist einzig in seiner Art. Während es die arktische Welt in ihrer Eisesstarre und märchenhaften Krystallpracht, den an schauerlichen und ungeheuerlichen Scenen alles übertreffenden Untergang Winlands und die Empfindung eines weltflüchtigen Gemüths in der Gesellschaft von Eskimos schildert, gibt es eine satyrisch zornige und zugleich von grandiosem Humor durchfluthete Darstellung deutscher Zustände. Ich wüßte nicht, wer heute in Deutschland eine Sprache schriebe wie in diesem „Tagebuch", und es ist schwer zu sagen, was darin mehr zur Bewunderung zwingt, die Tiefe und Schärfe des Gedankens oder die farbensatte, poetische, intuitive Wortgewalt.

Auch Jensen's neuester Roman „In der Fremde" ist ein Buch, bei dessen Lectüre einem die Seele weit wird, in dem man himmelhoch über den gemeinen Lebensquark des Alltags emporgehoben wird in eine lichtvolle, große Welt, in die Welt des Dichters. Die Grundstimmung des Buches und zugleich der ganzen Jensen'schen Dichtung läßt sich (soweit dies je möglich ist) vielleicht in einem Wort ausdrücken, das der Dichter selbst in einem seiner tiefsten Gedichte, in Lilith, ausspricht; es ist „die ungeheure, die jammernde Sehnsucht der engen Menschenbrust" nach höchster Schönheit des Lebens.

Wenn wir Deutschen den Schöpfer eines guten Romans mit Recht als Dichter bezeichnen, warum verlangen wir trotzdem von ihm, daß er alles eher sei als Poet, warum wollen ihn die einen wieder zum bloßen Beobachter und die anderen gar zum wissenschaftlichen Kleinkrämer herabwürdigen? Auch in Jensen's Dichtung stehen wir mitten in den Wirklichkeiten des Lebens, aber doch mit einer Empfindung, als ob die Poesie in leibhaftiger Feengestalt plötzlich vor uns aus dem Boden wachsen, oder aus einem Brunnen oder aus einer Welle am Strand emportauchen, oder aus dem Schleier der Abenddämmerung, „nach Sonnenuntergang" hervortreten könnte in wundersamer nackter Schönheit. Und in der That wandelt sie durch die Dichtung, und der Zauberschein ihres Auges liegt wie der Schimmer einer außerweltlichen Sonne darüber ausgebreitet. Wilhelm Jensen ist ein scharfer Beobachter, aber er ist mehr, er ist ein Dichter.

Verdi's „Othello".

Mailand, 6. Februar.

Die erste Aufführung der mit allgemeiner Spannung erwarteten neuesten Oper des ersten lebenden italienischen Componisten hat gestern Abend im Mailänder Teatro della Scala stattgefunden. Als in den siebziger Jahren Verdi's „Aida" von der Berliner Königl. Oper zum ersten Male gegeben ward, bezeichnete ich an dieser Stelle dieses Werk Verdi's als eine besondere Erscheinung, weil sie die erste italienische Oper ohne Leierkastenmelodie wäre. Von „Othello" (oder „Otello" wie die Italiener schreiben) läßt sich das Gleiche sagen, in verstärktem Maße. Es tritt hier nicht bloß das Streben hervor, die in sich abgeschlossene Melodie zu vermeiden, sondern auch eine Art der Harmonisation, der Orchestration, der instrumentalen Tonfärbungen, welche das eigentliche italienische Musikelement fast ganz bei Seite läßt, und sich dem von Richard Wagner geschaffenen Musikdrama stark nähert. Es ist hier gleich zu betonen, daß an „Otello" keine directen Anklänge an Wagner nachzuweisen sind, dennoch läßt sich mit vollstem Rechte behaupten, daß ohne Richard Wagner's Werke der Verdi'sche „Otello" in dieser Form nicht existirte. Ueber die Entstehung ward in italienischen, französischen, auch in einigen deutschen Zeitungen sehr viel geschrieben; manche verkündigten eine neue Offenbarung des Meisters. Den nicht blind Gläubigen, aber Verdi's Genie gerne Anerkennenden war es klar, daß nach dem so erfolgreichen Schritte aus dem gewohnten Geleise, den er in „Aida" gethan, sein Geist von dem Gedanken an einem weiteren Schritte auf der neuen Bahn immer beschäftigt war. Fest steht auch, daß von ihm zuerst Shakespeare's „Othello" als die Grundlage des Textes für eine neue Oper ausersehen ward; und als er sich an Boito mit der Bitte um ein Libretto wandte, ohne einen Stoff zu nennen, konnte er die sichere Hoffnung hegen, daß der Dichter seine geheimen Wünsche kannte, und ihnen gerne entgegenkommen würde; auch war kein Anderes so geeignet, Verdi's künstlerische Anschauungen zu unterstützen, ihnen neue Anregungen zu bieten, als Boito. Dieser, der geniale Dichtercomponist des „Mefistofele", war ja eigentlich der erste gewesen, der die Eindrücke der neudeutschen Richtung in sich aufgenommen und in seiner Oper zu Tage gelegt hatte. Im „Mefistofele", dessen Dichtung dem Goethe'schen ganzen „Faust" (mit Helena und der Verkleidungsscene) entlehnt ist, hat Boito unverkennbar Wagner's Tendenzen in der italienischen Musik zur Geltung bringen wollen, und neben manchem weniger Gelungenen auch wahrhaft geniale Einzelheiten geschaffen. Keiner vermochte also Verdi's sicherer Begleiter auf dem neuen Wege zu sein, als nur Boito. Sein Textbuch ist vortrefflich, dem Shakespeare'schen Drama so getreu als möglich nachgebildet. Es läßt die Handlung mit der Ankunft in Cypern (also mit dem zweiten Acte des englischen Vorbildes) beginnen und führt sie von da bis zum Ende. Seine Sprache (theils in gereimten, theils in reimlosen Versen) ist meistens sehr fließend, immer für dramatisch-musikalische Behandlung geeignet, manche Stellen sind wahrhaft dichterisch schön zu nennen. Der Text ist unzweifelhaft der beste, der je für eine italienische Oper gedichtet ward.

Verdi seinerseits hat die Aufgabe mit großem Ernste aufgefaßt und durchgeführt. Auf jeder Seite des Werkes ist das Streben nach Wahrheit, charakteristischem Ausdrucke und richtiger Tonfärbung erkennbar. Der Declamation ist die größte Sorgfalt gewidmet, nirgends ward irgend einem unmittelbaren Theatereffect die künstlerische Entwickelung des musikalischen Satzes geopfert. Der Stimmführung ist fast überall Fleiß, Geschick und Reinheit des Satzes nachzurühmen, nirgends ist eine nachlässige oder leichtfertige Behandlung der Chöre oder mehrstimmigen Gesänge bemerkbar, man gewinnt von den meisten Stücken den Eindruck gewissenhaftester künstlerischen Arbeit. Aber andererseits ist auch nicht wegzuleugnen, daß die immerwährende Zugespitztheit der einzelnen Phrasen, die überall hervortretende Absicht, nur Neues, Charakteristisches zu schaffen, dem Ganzen einen fremdartigen Anstrich gibt, ohne einen ganz bestimmten Eindruck des eigenthümlich Ursprünglichen zu erzeugen. Es kommen da unharmonische, jähe Uebergänge vor, auch einmal ganz reine Quinten- und Octavenfolgen (Dreiklang c, cis, d, dis hintereinander), den man in solcher Vehemenz kaum bei Wagner trifft. Und an dieser Stelle halte ich es angezeigt, einen mir sehr wichtig erscheinenden Punkt zu beleuchten. Man mag von der Wagner'schen Richtung im Wort- und Tondichten denken wie man will — ich habe die Beweise meiner unabhängigen Meinung genügend gegeben —, man wird nicht leugnen, daß sie deutsch, d. h. aus der Entwickelung der deutschen Musik hervorgegangen ist. Weber's „Euryanthe" ist die Vorgängerin des „Tannhäuser", „Lohengrin", der „Meistersinger"; aus Beethoven's Missa solemnis, im Finale der neunten, in seinen letzten Quartetten hat Richard Wagner die Anregung für seine Behandlung des Orchesters, der Stimmführung geschöpft. Sein künstlerisches Denken und Schaffen ist deutsch, im Schönen wie im Häßlichen. Aber diese Verdi'sche „Othello"-Musik erzeugt einen Eindruck, den ich einen internationalen nennen möchte; sie steht vielfach (bewußt oder unbewußt) unter dem Einflusse Richard Wagner's, aber ihr eigent-

Digitized by Google

licher heimathlicher Boden ist der, auf dem Meyerbeer's „Robert" und „Hugenotten" entsprossen sind, die große französische Oper.

Nun darf die unbefangene Beurtheilung keinen Vorwurf daraus erheben, daß eine Oper nicht ein entschieden nationales Gepräge zeigt, und wenn sie so viel Schönes und Interessantes bietet wie „Othello", so frei von allem Unedlen gehalten, mit solcher künstlerischer Sorgfalt gearbeitet ist, so fällt jener Beurtheilung eine angenehme Pflicht zu: sie hat ihr Für und Wider abgewogen, sie kann nunmehr mit Entschiedenheit betonen, daß die Wagschale des aufrichtigen Lobes die unvergleichlich schwerere ist. Da die Oper voraussichtlich in Berlin zur Aufführung gelangen wird, behalte ich mir eine Besprechung der Einzelheiten bis dahin vor, und will heute nur die bedeutendsten Momente hervorheben, welche nach meiner Ueberzeugung überall und immer das Interesse der Hörer anregen werden: das Schlußduett des ersten Actes, Othello und Desdemona; im zweiten Acte ein Duett zwischen Jago und Othello, in welchem der erstere erzählt, wie er einen Traum Cassio's belauscht hat. Im dritten Acte, den ich am Höchsten stelle, ein Duett Othello — Desdemona, und eine Art von Monolog Othello's von wahrhaft ergreifender Wirkung, dann das Finale, ein Septett mit vierstimmigem Chor, von schönster Anlage und meisterhaft geformt, der leider durch die mangelhafte Ausführung gar nicht zur Geltung kam. Der vierte Act bringt ein sehr wirksames Gebet der Desdemona; das Duett zwischen ihr und Othello ist mit großem dramatischen Geschicke vom Dichter in kurzen abgerissenen Sätzen entworfen und von Verdi mit gleich großer Kunst componirt. Die Oper bietet also des Interessanten genug, um auch in Deutschland Beachtung zu finden.

Die Aufführung war eine sehr mangelhafte. Der erste Tenor Tamagno (Othello) besitzt eine kräftige Stimme von jenem hellen Klange, der vielleicht der Sicherheit des Tonansatzes und der Ausdauer einige Vortheile bieten mag, von dem man aber niemals recht weiß, ob er Kopf- oder Brustton ist, der sich immer gleich bleibt und der für wahrhaft dramatischen Ausdruck die verschiedenartigen Färbungen verlangt, untauglich ist. Die Primadonna Pantaleone (Desdemona) vermag (wörtlich zu nehmen!) nicht einen Ton festzuhalten, tremolirt immerwährend und singt in der Höhe immer zu tief. Alle Musikverständigen, die ihre Meinung nicht in den Blättern auszusprechen und Rücksichten zu hegen hatten, theilten unbedingt meine Meinung: daß es unbegreiflich sei, wie Verdi dieser Sängerin die schwere Rolle anvertrauen konnte. Die zweite Sängerin (Erfilia, Jago's Frau) wurde allgemein ausgelacht — und in der letzten Scene, da sie Othello über seinen Irrthum aufklären sollte!! Nur der Darsteller des Jago, Maurel, und die Träger der kleineren Rollen sind zu loben; die Chöre schwankten sehr oft.

Was die Aufnahme von Seiten des Publikums betrifft, so will ich, anstatt meiner Ansicht, die der Journale erwähnen, die sämmtlich sich dahin aussprechen, das Publikum werde erst nach mehreren Vorstellungen die Schönheiten des Werkes ganz verstehen und würdigen. Filippi, der Berichterstatter der „Perseveranza", unstreitig der gebildetste und geschickteste seines Faches, der Freund Verdi's und Ricordi's des Verlegers, hat sein großes Lob doch mit solchen Phrasen umwunden, die den mit hiesigen Verhältnissen bekannten Lesern als ein Vorbehalten erscheinen. Ich für meinen Theil kann nur sagen, daß die Stücke, welche mir beim Vorstudium des Clavierauszuges als die bedeutendsten erscheinen, vom Publikum unbeachtet geblieben sind, und daß nur zwei Gesangsstücke und ein kleines, nicht bedeutendes aber effectvolles Vorspiel (beim Erscheinen Othello's in Desdemona's Schlafgemach) wiederholt werden mußten. Und diese Wiederholungen sind bezeichnend für die Anschauungen einer italienischen Hörerschaft. Desdemona betet in Todesahnung und legt sich zu Bette; sie mußte aufstehen, wieder auf dem Betstuhl knieen und ihr Ave Maria nochmals absingen; sie schläft endlich — Othello tritt durch eine Tapetenthür ein, legt sein Schwert ab; während er mit stieren Blicken sein Weib betrachtend, sich dem Bette nähert, soll die Musik das innere Wühlen der leidenschaftlichsten Empfindungen ausdrücken, das Publikum tobt, schreit bis, Othello muß wieder hinter die Tapetenthür treten, wieder hereinschleichen, wieder wildes Mienenspiel vollführen; ich rufe ganz laut: ma questo non ha senso commune (das ist gegen den gesunden Menschenverstand), die Herren um mich im Parquet sagen, ich hätte vollkommen Recht — aber keiner wagt das Geschrei besänftigen zu wollen.

Daß Verdi nach jedem Acte mit Jubel hervorgerufen wurde, daß er nach der Vorstellung sowie in den folgenden Tagen der Gegenstand großer Huldigungen*) war, erscheint selbstverständlich, denn er ist der populärste Mann in Italien, nicht bloß als der größte Componist des Landes, sondern auch als der bewährte Patriot in härtester Zeit, und als der Wohlthäter seiner Umgebung, der einen Theil seines Vermögens gemeinnützigen Anstalten zuwendete.

Das Theater das über 3600 Personen faßt, war bis auf den letzten Platz gefüllt, und bot einen wahrhaft zauberhaften Anblick. Alle Damen in den 200 Logen prangten in dem schönsten Ballanzuge und Schmucke; die Toiletten dieses Theaterabends waren entschieden prächtiger und reicher als in den zwei großen aristokratischen Ballfesten, denen ich während meines Aufenthaltes in Mailand beigewohnt habe. Die übergroße Mehrzahl der Herren war im Frack und weißer Cravatte erschienen, die Offiziere in den Logen in Paradeuniform. Die großen Journale von London und Paris hatten ihre Berichterstatter gesendet, ebenso sämmtliche italienische bedeutendere Städte. Mit Recht konnte der Bürgermeister der Stadt, Herr Negri, bei dem „déjeuner", das der Verleger Ricordi den fremden Gästen am Tage nach der ersten Vorstellung gab, in einer sympathischen Rede behaupten, der Abend sei eine Art von nationaler Festlichkeit gewesen. Und er hob sein Glas auf die ideale Zukunft des allgemeinen Friedens!

Heinrich Ehrlich.

*) Der Gemeinderath von Parma sandte ihm Glückwünsche; der Mailänder ernannte ihn in einer besonderen Sitzung zum Bürger und überreichte ihm ein Ehrendiplom.

Feuilleton.

Die Blinde.

Von C. Sahler.

(Schluß.)

So war das Eis gebrochen und Frühlingsleben keimte in ihrem Herzen, wie es anfing, sich in der Natur zu regen. Helene lebte auf unter der wiederkehrenden Kraft und Gesundheit und der Neuerweckung der Musik. Anfangs begleitete sie des Doctors Mutter. Mit zagender Scheu wurden all die alten wohlbekannten Sachen vorgesucht, die sie mit ihrem Vater gespielt hatte, und die Seelen der alten und der jungen Spielerin fanden sich auch in harmonischem Zusammenklang. Später, als Waldow zurückkam, wurden neue Sachen einstudirt, sein froher Künstlersinn war erfüllt von dem Gedanken, in Helena auch eine Künstlerin heranzubilden und wenn er sein Cello bei ihren Trios gespielt hatte, rief er wohl aus: „Fräulein Helene, ich sehe und fühle es schon, wir erfüllen die Welt mit unseren Namen!" Ach in Helene erwachte mit den zurückkehrenden Kräften eine nie gekannte Lebensenergie: sollte es nicht doch noch Wahrheit werden, was ihr Vater geahnt? was mit solcher Kraft und Gewalt ersehnt und erstrebt wird, das mußte ja werden, Künstlerin wollte sie sein! Dann überkam sie plötzlich das Gefühl ihrer Blindheit mit eisiger Kälte. Jetzt lernte sie ja schnell, wenn Frau Rost oder Waldow ihr vorspielten, würde das aber immer so sein? würde sie nicht vielleicht eine jener Dutzendspielerinnen bleiben und ihr nur das Mitleid armselige Brosamen des Beifalls spenden? Jener Abend im Schneegestöber mahnte sie, was für ein schwaches Weib sie war. Ja schwach, denn lehnte sie sich nicht trotz alles Kunstenthusiasmus an des Doctors starke Seele? Er war nicht stets bei diesen Musikabenden zugegen; seine große Praxis nahm ihn sehr in Anspruch, aber sie sehnte

Digitized by Google

sich nach seinem festen Schritt und wenn er endlich eintrat erlangten ihre Töne erst den wahren Klang. Er liebte Musik, wie er alles Schöne und Edle liebte, als die Offenbarung göttlicher Funken; — von ihm hatte sie gelernt, „daß die Kunst die Bildnerin der Menschheit sei, daß unser Leben selber ein Kunstwerk sein soll, wie die Schöpfung ein harmonisches Ganze ist, von dem ein Jeder bloß einen Theil ausmacht; darum muß ein Jeder auch das Schwerste tragen und sich einer sanften Notwendigkeit fügen, da es in dieser Weltordnung noch etwas Höheres gäbe als Glück." Das Alles hatte er ihr gesagt, mit einem Ernst und einem von Resignation erfüllten Klang seiner Stimme, — das sollte doch offenbar ihr selbst gelten, denn was er zu beklagen hatte, ahnte sie ja nicht.

Bernhard, ich möchte etwas mit Dir reden," sagte seine Mutter eines Tages, als der Doctor müde und ernst nach Hause gekommen war und sich an das geöffnete Fenster neben sie gesetzt hatte. Die laue Frühlingsluft zog in den dämmrigen Raum und kühlte ihm die sorgenvolle Stirn. Er fuhr mit der Hand darüber, — die Mutter sollte ihre Schatten nicht sehen, — als ob er vergessen hätte, daß diese klaren Frauenaugen tief in seinem Innersten zu lesen verstanden. Er hatte sie auch sonst nicht gescheut, und seiner Mutter Herz war ihm stets ein Tempel gewesen, in dem sich sein geheimstes Denken und Fühlen offenbarte.

„Bernhard," begann sie wieder, „wann willst Du Helene Langner operiren?"

„Ich will es, sobald als möglich, Mutter, bis jetzt weiß sie noch nichts davon, ihre Mutter fürchtet, sie ist noch zu schwach und nervös, um die Aufregung zu ertragen, und fast fürchte ich es auch, aber es muß wohl bald geschehen, wenn es nicht zu spät werden soll," setzte er seufzend hinzu.

„Kraft und Gesundheit kehren ihr wieder, und ich möchte, daß das Mädchen mit dem starken guten Herzen und dem klaren Geiste auch recht glücklich werde."

„Das soll sie auch!" sagte der Doctor fest, „geschehe es selbst mit Aufopferung meines eigenen."

„Wie meinst Du das Bernhard?"

„Ahnst Du nicht Mutter, daß ich Helene liebe?"

„Ja, mein Sohn," sagte die alte Frau einfach, „aber darum muß es Dich doch mit Freude erfüllen, wenn Du selbst sie Dir zum Leben gewinnst."

„Mir!" lachte er auf, so bitter und hohnvoll, daß die alte Frau erschreckt zusammenfuhr. „Mir! hast Du denn vergessen, was für ein armseliger Mensch Dein Sohn ist, die reine Carrikatur eines Mannes!"

Es wurde still in den dämmrigen Raum.

„Kind, bedenke, wie Dich Deine Patienten, wie Dich alle Menschen lieben!"

„Freilich, weil ich der geschickte Doctor bin, dem alle Kuren gelingen, da vergißt man das Andere, — und Mutter, Liebe, wie ich sie mir ersehne, wie ich sie selbst fühle, stark und allgewaltig muß die sein, nicht aus Mitleid oder Dank geboren. Und die würde Helene nie empfinden, wenn sie mich sieht, würde sie nicht vielmehr ihr Herz Georg Waldow zuwenden, während sie jetzt — vielleicht allmählich" — Er hatte zögernd gesprochen, seine Mutter entzog ihm ihre Hand und sagte leise aber tieftraurig: „Und darum willst Du sie in der Nacht lassen, lieber eine blinde Frau haben, oder gar sie erst später dem Licht zuführen? Mein Sohn, ich verstehe Dich nicht mehr, zum ersten Male nicht!"

Schneidend kamen die Worte, eins nach dem andern, wie kalter Stahl.

„Sage lieber, ich verachte Dich! Dann trifffst Du das Rechte!" tönte es schneidend zurück.

„O nein, aber ich beklage Dich," sagte die alte Frau und drückte seine Hand. —

Wieder vergingen bange Tage. Helene war operirt worden und wohnte im Hause ihrer alten Freundin, um unter des Doctors Aufsicht noch eine Woche den Verband im dunklen Zimmer zu tragen. Eine selige Freude war über das Mädchen gekommen: Sehen zu können, jetzt sehen, wo die Natur sich im Festgewand schmückte, all die Pracht wieder zu erblicken, die sie jetzt mit soviel tieferem, reiferem Blicke erfassen würde, — sehen, jetzt wo sie soviel Liebe rings umgab, — diese Liebe nicht nur zu fühlen am Druck der Hand oder zu erlauschen an dem Klang der Rede. — O war es denn möglich, daß sie es so lange getragen und sich nur mit des Vaters armseligen Trost beholfen hatte, den er ihr so oft zugeflüstert: „Wer nicht sieht, erbaut sich eine schöne Idealwelt, schöner als die wirkliche und leidet keine Enttäuschung." Sie würde nie enttäuscht sein, denn Freundschaft, Liebe und Kunst, sind sie nicht höchste, vollendete Schönheit? und Anderes bekam sie ja nicht zu schauen. Nur eins war ihr räthselhaft: warum war der Doctor so still geworden, so einsilbig, und warum lag soviel Trauer im Klang der Stimme seiner Mutter? Sollten sie besorgt sein um den Ausgang? Nur einen Augenblick wollte sie sehen, wenn es nicht immer sein sollte, um ihn zu sehen und ihm sehend zu danken. Allein Waldow war fröhlich, voller Pläne über ihre musikalische Zukunft, er schalt sie oft im Uebermuth aus, wenn sie nicht mit einstimmen konnte, — aber hing sie denn noch an der Idee einer Künstlerlaufbahn? Es würde ihr gar kein Opfer mehr sein, sie aufzugeben, wenn, — ja wenn — —. Es ist eine räthselhafte Welt und Helene überkam wohl selbst ein fröstelndes Leben.

Nun nahte der Tag, an welchem die Binde fallen und sie wieder dem Licht und dem Leben zurückgeschenkt werden sollte. In dem Wesen des Doctors zeigte sich eine unruhige Hast, die seltsam von seiner sonst so klaren Ueberlegung abstach, ein finsterer, trübseliger Zug lagerte in den großen, freundlichen Augen. Die Cantorin fand sich in begreiflicher Angst und Erwartung schon lange vorher ein, und auch die stille alte Frau Doctorin folgte mit angstvollen Blicken den nervösen Bewegungen ihres Sohnes. Wie eine Erlösung in dieser Spannung wirkte Waldows lustige Stimme.

„Kinder, Ihr seid ja wie eine Quäkergesellschaft vor dem Weltuntergang, freuen solltet Ihr Euch, und nun sieht einer immer wehleidiger aus als der andere. Thu' mir den Gefallen Doctor, und laß mich mit dabei sein, wenn die Binde fällt und die schönen Augen mit Bewußtsein umher sehen werden!"

„Das geht nicht," sagte der Doctor kurz und kalt, „sie lernt auch erst langsam wieder sehen, — nachher könnt Ihr Euch noch genug ansehen!"

„Das werden wir auch thun, mein Liebster, aber höre, ich glaube wirklich, je mehr Menschen dabei sind und vor allen ein so harmloses Menschenkind wie ich, desto eher kommt sie und ihr alle über die Aufregung hinweg. Ich begreife Dich überhaupt nicht, Du hast schon mehr schwierige Fälle vorgehabt, und jetzt bebst Du wie ein sturmgeschüttelter Baum. Laß mich drin sein und bedanke Dich bei mir, daß ich Dir und Euch Allen über eine Nervenaffection hinweg geholfen habe." Damit stellte er sich neben den Stuhl der Frau Doctorin.

Helene wurde in den noch dämmerigen Raum geführt, mit zitternder Hand löste der Doctor die Binde — er meinte, sie müßte sein Herz schlagen hören und das Beben seiner Fingerspitzen fühlen, — dann trat er ein paar Schritte zur Seite. Helenens Herz stand beinah still, sie wußte aber, daß alle ihre Lieben um sie sein würden, das erfüllte sie mit einer Art Angst und Beklemmung. Wäre er doch allein bei ihr, nach dessen Anblick sie sich sehnte, dem sie danken wollte mit heißer Inbrunst. So oft hatte sie sich das ausgemalt, wie würde er sie ansehen, wie würde er überhaupt aussehen, stattlich, geistvoll — warum zögerte sie so lange, die Augen aufzuschlagen? Da saß ihre Mutter, neben ihr eine alte schöne Frau und bei ihr stand die hohe edle Gestalt, ja sie konnte sehen! Mit halberstickten Jauchzen fiel sie vor Waldow nieder und ergriff seine Hand: „Dank, Dank Ihnen für mein neues Leben."

Ein leises Stöhnen von der anderen Seite des Zimmers weckte alle aus der Bestürzung, zu welchen dieser plötzliche Vorgang sie erstarrt hatte.

„Ich bin nicht der, den Sie suchen, Fräulein Helene," sagte Waldow und Helene hatte auch die Stimme schon erkannt und sich umgewendet. Also das war Er! — — Ein heißes Leid wallte ihr siedend durch Herz und Gehirn. Wie ein Blitz durchzuckte sie des Vaters Wort von der Idealwelt

Digitized by Google

und der bitteren Täuschung. Stumm reichte sie ihm beide Hände, reden konnte sie nicht mehr. Da sahen sie die großen, dunklen Augen so traurig, so voll Liebe an: „Werden Sie nun recht glücklich!“ sagte er mit dem tiefen Brustton innigster Empfindung und wandte sich fort, um in sein Zimmer zu gehen.

Wie Helene über diesen Tag, über die Freuden- und Glücksäußerungen der Ihrigen hinwegkam, wie sie die folgenden Tage lebte, — sie wußte es nicht. Eine neue Welt des Lichts war ihr erschlossen, und doch war ihr, als sei in ihr eine ganze Welt zusammengestürzt, als hätte sie selbst sie zertrümmert, und als sähen unter den Trümmern zwei todestraurige Augen angstvoll und hülfesuchend zu ihr empor und eine wohlbekannte, geliebte Stimme drängte sich in ihr Herz: „Ich liebte Dich doch und Du liebtest mich auch, warum begräbst Du mich in dieser Nacht?“ Ja, — sollte denn wirklich in dem Moment, als ihr der eine Blick und das eine Wort aus des Doctors Munde ihr sein wohlgehütetes, von ihr so heimlich erflehtes Geheimniß verrieth, in ihr alle Liebe versunken sein, bloß weil ein grausam, räthselhaftes Geschick die unsterbliche Seele nicht mit einem ihrer würdigen Gewande geschmückt hatte?! Und hatte sie ihn nicht geliebt, ihn, den Menschen, den Geist, den Gottheitsgedanken, der sie durch diese tiefen Augen ansah, der von dieser hehren Stirn strahlte, der sich ihr zu eigen gegeben hatte, und sie ihrer selbst erst werth gemacht hatte. Er war noch derselbe, — war nur sie eine Andere geworden? — Ein jauchzendes Leben erwachte in ihrem Herzen — sie nahm die Geige und spielte, zum ersten Male wieder. Jubelnde Laute waren es, daß die Mutter und Ernst sie scheu verwundert betrachteten. Schubert's unsterbliches Liebeslied „Du meine Seele, Du mein Herz“, erfüllte das stille Gemach.

Sie spielte mit wahrer Inbrunst und merkte nicht, wie der Doctor in die Thür trat und auf der Schwelle stehen blieb. Erst als sie geendet, redete er sie an. Glühende Scham bedeckte ihr Antlitz, — jetzt mußte er ja Alles ahnen und wissen.

„Nun geht es wohl auf die Künstlerlaufbahn,“ sagte er gepreßt.

„Ich will gar nicht Künstlerin werden, ich kann nicht mehr vor Fremden spielen, ich tauge nicht unter die Leute,“ erwiderte sie.

„Da wird doch Waldow recht enttäuscht sein!“

„Herr Waldow?“ lächelte sie. „o bei dem würde eine Enttäuschung nie das tiefste Innerste erregen, er findet sich überall in der Welt zurecht, und über die Enttäuschung, nicht mit mir in Concerten zu spielen, kommt er gewiß am schnellsten hinweg.“

Sie hatte heiter und leichtfertig gesprochen, daß er erstaunt und fragend sie anblickte. „Andere Menschen greifen Enttäuschungen tiefer und verändern oft Charakter und Willen“, sagte er dann.

„Aber nie den innersten Kern, das bessere Wesen in uns“, entgegnete Helene leise aber bestimmt, „das veredeln und heben sie, denn hinter der Welt des Scheins, — des mangelhaften Scheins sieht man das Ewig-Wahre, das Geistig-Schöne.“

Da legte sich sein Arm sanft um ihre Gestalt und zog sie an sich. Leise zitternd schlich sich der Frühlingshauch durch das offene Fenster und begrüßte ein neues Glück und eine neue Hoffnung.

Aus der Hauptstadt.

Aus den Concertsälen.

Die musikalische Fluth, welche allwinterlich über uns herein bricht, hat dermalen ihren Höhepunkt erreicht und die Pforten der Concertsäle werden nur noch geöffnet, sobald die Scheuerweiber ihres Amtes drinnen mit ihren Reinigungswerkzeugen walten. Sonst bleiben sie, wie ehedem die Thorflügel des römischen Janustempels unerbittlich geschlossen. Wozu dieser musikalische Kriegslärm eigentlich ununterbrochen verursacht wird, ist in sehr vielen Fällen nicht zu ergründen. Er nützt weder der Kunst, noch den Künstlern und noch viel weniger den Hörern. Das Concertiren ist namentlich für die zahllosen Clavierspieler und Clavierspielerinnen zu einer förmlichen Function geworden, das Wort in dem physiologischen Sinne genommen. Unter so bewandten Verhältnissen ist es natürlich ganz unmöglich, auch nur eine summarische Uebersicht über die musikalischen Veranstaltungen zu geben. Man muß sich auf die aus der Masse hinausragenden Erscheinungen beschränken und diesen seine ausschließliche Aufmerksamkeit zuwenden. Da lenkt denn zunächst ein wirklicher jugendlicher Künstler unsere Theilnahme auf sich, Herr Stavenhagen. Unter den lebenden Clavierspielern steht er unbedingt schon jetzt in erster Reihe. Er vereinigt die höchste technische Vollendung mit einer echt künstlerischen Abgeklärtheit in der Ausführung. Er weiß sich von jeder bizarren Manier frei zu halten und richtet mit echt männlicher Entschlossenheit sein ganzes Augenmerk auf den Kern der Sache, um die es sich handelt. In diesem Betracht erinnert er unverkennbar an den unvergeßlichen Carl Tausig — und das ist wohl die höchste Anerkennung, welche wir Herrn Stavenhagen zollen können. Obwohl er in seinem ersten Concerte sich selbst durch die Wahl ausschließlich Liszt'scher Compositionen eine nicht zu unterschätzende Schwierigkeit bereitet hatte, wußte er dennoch die Theilnahme der zahlreichen Zuhörerschaft in fortdauernder Steigerung zu erhalten. Fürwahr, im Hinblick auf die Einseitigkeit des ausgewählten Programms keine geringe Probe auf die künstlerische Leistungsfähigkeit des jugendlichen Meisters! Besonders wohlthuend erschien uns die feste, markige Rythmirung im Es-dur-Concerte. An einzelnen Stellen gewann das bekannte Musikstück einen nahezu ganz veränderten Charakter und einen ungleich bestimmteren und schöneren. Mit einem ebenso glücklichen, als sicheren künstlerischen Tact wußte Herr Stavenhagen alle Uebertreibungen zu vermeiden, zu denen gerade dieses Concert so leicht den Virtuosen verleitet. Allein trotz dieser schönen Mäßigung blieb er an den betreffenden Stellen der erforderlichen glanzvollen Bravour nichts schuldig. Den Variationen über ein Bach'sches Thema „Klagen, Weinen“, das sich unseres Wissens auch in einem der großen Chorwerke des unsterblichen Thomascantors befindet, vermochten wir keinen rechten Geschmack abzugewinnen und die Hugenottenphantasie erschien uns gleichfalls in ihrer neuen Bearbeitung erheblich mehr an Schwierigkeiten als an Schönheiten gewonnen zu haben. Gewöhnliche Sterbliche hatten schon an den raffinirten technischen Kunststücken der alten Hugenottenphantasie genug, als daß sie sich nach neuen hätten sehnen sollen. Allein Meister Liszt schien die Absicht gehabt zu haben, der inzwischen in's Ungeheuerliche gesteigerten Technik des Clavierspiels neue erhöhte Schwierigkeiten zur Ueberwindung darzubieten. Und auch dies ist Herrn Stavenhagen vollkommen gelungen. Was aber soll dann werden, wenn auch das jetzt erreichte Maß höchster Kunstfertigkeit auf dem Clavier nicht mehr ausreichen sollte? An eine solche Möglichkeit für die Zukunft darf man kaum denken, ohne schwindelig zu werden.

Zu den Auserwählten und Berufenen gehört auch vor Allem der Pianist Franz Rummel, bekanntlich ein Schüler des Brüsseler Conservatoriums, aber er ist im Berliner Concertleben eine besonders beliebte und hervorragende Erscheinung geworden durch seine in diesem Winter zum erstenmal in's Leben gerufene eigenste Schöpfung der Populären Kammermusik-Abende, welche zuerst im Concerthaus und neuerdings in der Singakademie ein vornehmes Publikum zu versammeln pflegte. Der geniale Künstler bewährte sich da nicht nur in Technik und Empfindung als der eminente Pianist, den wir schon lange schätzen, sondern auch als gewandter Arrangeur und geschmackvoller Dirigent. Er bot die beste classische Musik in gewähltester Ausführung und hatte einen auserlesenen Künstlerkreis, worunter wir nur Franz Krückl, Frau Goselli-Lagemann, das sangeskundige Ehepaar Hildach und den Violinisten Herrn Schuster nennen, um sich geschaart. Hummel, Beethoven, Bach, Schumann, Schubert, Mozart, aber auch die Neueren wie Brahms, Rubinstein, Kirchner, Leßmann, Franz, Taubert, Hiller, Jensen, H. Hofmann (mit seinem reizenden Octett) waren im Programm vertreten. Zum erstenmale hörten wir ein zumal im zweiten und dritten Satz ansprechendes Clavierquartett C-moll von Seyffardt, und besonderen Beifall fand die geistreiche Violinsonate A-dur von Raff. Als mitwirkende Instrumentalisten der letzten Abende waren königliche Kammermusiker gewonnen. Rummel's Kammermusik-Abende entsprechen einem wirklichen Bedürfnisse der Berliner dilettanti im edelsten Sinne des Wortes, und wir hoffen ihnen im nächsten Winter als fest eingebürgerter Institution im Musikleben unserer Reichshauptstadt wieder zu begegnen.

K.

Digitized by Google

Werke von Wilhelm Jensen.

Aus Lübecks alten Tagen. Novelle. 2. Aufl. Min.-Ausg. Berlin 1877, Paetel, geb. 3 *M.*

Aus dem 16. Jahrhundert. Culturhistorische Novellen. hoch 4. Mit eingedr. Holzschn. u. Holzschntaf. Bielefeld 1877, Velhagen & Klasing. 20 *M*, geb. in Leinwand 25 *M*, in Leder 35 *M*.

Aus wechselnden Tagen. Gesammelte Gedichte. 8. Berlin 1877, Stilke. 3 *M*, geb. 4 *M* 50 *Pf*.

Barthenia. Roman. 3 Bde. 8. Berlin 1877, Janke. 18 *M*.

Dido. Tragödie in 5 Aufzügen. gr. 8. Berlin 1870, F. Dunker, jetzt Krabbe in Stuttgart. 2 *M* 50 *Pf*.

Eddystone. 8. Berlin 1872, Paetel. 4 *M*, geb. mit Goldschn. 5 *M* 50 *Pf*.

Das Erbtheil des Blutes. Erzählung. 2. Aufl. 8. Berlin 1871, Expedition des Sonntagsblattes. 3 *M*.

Die braune Erika. Novelle. 3. Aufl. 16. Berlin 1877, Paetel. geb. mit Goldschn. 3 *M*.

Fluth und Ebbe. Ein Roman. 2 Bde. 8. Mitau 1877, Behre. 10 *M*.

Gedichte. Neue Ausgabe. gr. 16. Berlin 1872, Paetel (früher Verlag von Kröner). geb. mit Goldschnitt 3 *M*.

Der Gesell des Meisters Matthias. Novellen aus den Kloster-Annalen der Neuzeit. 8. 1870. Exped. d. Flensb. Ztg. 3 *M*.

Späte Heimkehr. Novelle. 2. Aufl. Min.-Ausgabe. Berlin 1877, Paetel. geb. 3 *M*.

Die Insel. Ein episches Gedicht. gr. 16. Berlin 1874, Janke. 4 *M*.

Juana v. Kastilien. Tragödie in 5 Aufzügen. gr. 8. Berlin 1872, Paetel. 3 *M*.

Die Juden von Cöln. Novelle aus dem deutschen Mittelalter. 8. Flensburg 1869, Exped. d. Flensb. Ztg. 3 *M*.

Lieder aus Frankreich aus dem Jahre 1870. 2. verm. Aufl. 16. Berlin 1873, Paetel. cart. 2 *M*.

Lieder aus dem Jahre 1870. 16. Berlin 1870, Lipperheide. 50 *Pf*.

Minatka. Ein Roman aus dem 30jährigen Kriege. 2 Bde. gr. 8. Braunschweig 1871, Westermann. 10 *M*.

Nach hundert Jahren. Ein Roman aus neuester Zeit. 4 Bde. 8. Schwerin 1873, Hildebrand. 16 *M*.

Die Namenlosen. Roman. 3 Bde. 8. Ebendas. 1873. 11 *M*.

Nirvana. Drei Bücher aus der Geschichte Frankreichs. Roman. 4 Bde. 8. Breslau 1877, Schottländer. 18 *M*.

Nordlicht. Novellen-Cyclus. 3 Bde. 8. Berlin 1872, Paetel. 12 *M*, geb. 15 *M*.

Novellen. gr. 16. Ebds. 1868 (früher Heiberg in Schleswig). 4 *M*. geb. 6 *M*.

Neue Novellen. 8. Stuttgart 1869, Kröner. 2 *M* 50 *Pf*.

Lübecker Novellen. gr. 16. Berlin 1868, Paetel (früher Heiberg in Schleswig). geb. mit Goldschn. 3 *M*.

Nymphäa. Novelle. 2. Aufl. 16. Stuttgart 1877, Simon. geb. mit Goldschnitt 3 *M*.

Im Pfarrdorf. Novelle. 2. Aufl. 16. Berlin 1875, Paetel. geb. mit Goldschnitt 3 *M*.

Sommergeschichten. 2 Bände. 8. Leipzig 1877, E. J. Günther. 7 *M* 50 *Pf*.

Sonne und Schatten. Roman. 2 Bde. 8. Berlin 1873, Paetel. 8 *M*.

Drei Sonnen. 3 Bde. Schwerin 1873, Hildebrand. 10 *M* 50 *Pf*.

Trimborn und Co. Eine Weihnachts- und Sylvester-Erzählung. gr. 16. Berlin 1872, Paetel. 2 *M*, geb. mit Goldschnitt 3 *M*.

Magister Thimotheus. Novelle. 16. Berlin 1866, Paetel (früher Heiberg in Schleswig). geb. mit Goldschnitt 3 *M*.

Am meines Lebenstages Mittag. (Nel mezzo del Cammin di nostra vita.) Terzinen. gr. 16. Berlin 1873, Stilke. 2 *M*, geb. 3 *M*.

Unter heißerer Sonne. Novelle. 8. Braunschweig 1869, Westermann. 3 *M* 50 *Pf*.

Westwardhome. Novelle. gr. 16. Berlin 1868, Paetel (früher Heiberg in Schleswig). geb. mit Goldschnitt 3 *M*.

Aus den Tagen der Hansa. Drei Novellen. 3 Bde. 8. Freiburg 1885, Kriepert & von Bolschwing. 12 *M*, geb. 16 *M*.

Aus stiller Zeit. 3 Bde. 8. Berlin 1881—1884, Paetel. à 4 *M*. Inhalt: 1. Unter den Schatten. — Licaena Silene. 2. Verblichene Schrift. — Ein Traum. 3. Jugendträume. — Der Ulmenkrug.

Wohemund. Philinnion. Zwei Erzählungen. 8. Berlin 1879, Teschner & Rosenhauer. 1 *M* 80 *Pf*.

Fragmente. Roman. 2 Bde. 8. Breslau 1878, Schottländer. 10 *M*.

Frühlingsstürme. Neue Novellen. 2 Bde. 8. Berlin 1880, Eckstein Nachf. 10 *M*.

Holzwegtraum. Ein Sommernachts-Gedicht. 16. Stuttgart 1879, Deutsche Verlagsanstalt. 3 *M*, geb. mit Goldschnitt 5 *M*.

Der Kampf für's Reich. Tragödie in 5 Aufz. 8. Freiburg i. Br. 1884, Kriepert & von Bolschwing. 2 *M* 40 *Pf*.

Karin von Schweden. Novelle. 2. Aufl. 8. Berlin 1882, Paetel. 4 *M*, geb. 3 *M* 50 *Pf*.

Metamorphosen. Roman. 8. Breslau 1883, Schottländer. 3 *M*, geb. 4 *M*.

Nach Sonnenuntergang. Roman in 2 Büchern. 8. Berlin 1879, Teschner & Rosenhauer. 10 *M*.

Das Pfarrhaus von Ellernbrook. Ein Roman. 2. Aufl. 8. Stuttgart 1881, Deutsche Verlags-Anstalt. 10 *M*.

Die Pfeifer vom Pusenbach. Eine romantische Erzählung aus dem Elsaß. 2 Bde. Leipzig 1884, Schliche. 10 *M*, geb. 12 *M*.

Ein Skizzenbuch. Mit Portraits. 8. Freiburg i. Br. 1884, Kriepert & v. Bolschwing. 5 *M*, geb. in Leinw. 6 *M*, in Halbfr. 6 *M* 50 *Pf*.

Stimmen des Lebens. Gedichte. 8. Dresden 1881, Ehlermann. 3 *M*, geb. 4 *M*.

Das Tagebuch aus Grönland. Roman. 3 Bde. 8. Berlin 1885, Janke. 12 *M*.

Der Teufel in Schiltach. Roman. 8. Ebendas. 1883. 2 *M*.

Ueber Vivisektion, ihre Gegner und Herrn Richard Wagner. 3. Aufl. gr. 8. Stuttgart 1881. Lery & Müller. 73 *Pf*.

Ueber die Wolken. Roman. 2. Aufl. 8. Leipzig 1884, Bergmann. 6 *M*, geb. 7 *M*.

Am den Kaiserstuhl. Ein Roman aus dem 30 jährigen Kriege. 2 Bände. 8. Berlin 1878, Habel. 12 *M*.

Versunkene Welten. Historischer Roman. 2 Bde. 8. Breslau 1882, Schottländer. 9 *M*, geb. 11 *M*.

Vom alten Stamm. Roman. 3 Bde. 8. Berlin 1884, Janke. 12 *M*.

Vom römischen Reich deutscher Nation. Roman aus dem 18. Jahrhundert. 3 Bde. Mit dem Portrait Friedrichs des Großen. 8. Ebendas. 1882. 12 *M*.

Vor Sonnenwende. 12. Breslau 1881, Schottländer. 2 *M*, geb. 3 *M*.

In Wettolsheim. Ein dramatisches Gedicht. 8. Freiburg i. Br. 1884, Kriepert & von Bolschwing. Cart. 1 *M* 50 *Pf*.

In der Fremde. Roman in 2 Büchern. Ein starker Band. Leipzig 1886, Elischer. 6 *M*, geb. 7 *M*.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 26. Februar 1887. Band XXXI.

CORNELL UNIVERSITY
MAR 10 1887
Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Wirthschaftsjahr 1886. Von Max Quarck. — Ueber magnetische Erziehung. Von Dr. med. H. Bernheim. — **Literatur und Kunst:** Goethe's Tagebücher und Briefe aus Italien. Von H. Düntzer. — Professorenroman und Professorenkritik. Von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Eine Gerichtssitzung. Von Wilhelm Jensen. — **Aus der Hauptstadt:** Neue Operetten. Von Rud. Fiege. — Aus Gurlitt's Kunstsalon. — Inserate.

Das Wirthschaftsjahr 1886.

Von Max Quarck.

An dieser Stelle schlossen wir vor einem Jahr die Rückschau auf 1885 in nicht gerade freudigem Tone. 1885 war ununterbrochen ein Jahr wirthschaftlichen Uebelbefindens gewesen. Der ungezügelte Wettbewerb hatte in allen Erwerbszweigen mit Hülfe der modernen Maschinerie und Technik eine Zuvielerzeugung geschaffen, welche mit ihrem gewaltigen Preisdrucke auf dem gesammten Verkehre wie ein schwerer Alp lastete. Nur die capitalkräftigsten Industriellen konnten noch von Gewinn sprechen. Die Reihen der mittleren und kleineren Unternehmer lichtete der Bankerott, und die Arbeiter litten unsäglich unter der allgemeinen Stockung. Nun wohl — diese Lage der Dinge überkam das Jahr 1886 von seinem Vorgänger unverändert. Es hob mit derselben Wirthschaftskrisis an, sah aber dieselbe sich bis zur letzten Grenze steigern. Die äußerste wirthschaftliche Abzehrung, welche in die Mitte des Jahres fiel, schuf sodann endlich auch den endgiltigen Abschluß dieser Krisenperiode und die Möglichkeit einer Ergänzung der geleerten Märkte in vielen Geschäftszweigen. Damit ging eine Neubelebung jeglicher wirthschaftlicher Thätigkeit Hand in Hand. Eine Ausdehnung der Weltwirthschaft, welche glücklicherweise hinzukam, nach Gegenden, die ihr bis jetzt noch verhältnißmäßig wenig geöffnet waren, gab jener Neubelebung noch höheren Schwung. Aber die Erschöpfung des inneren Marktes war die wenig tröstliche Hauptursache der endlichen Erholung — es liegt daran, dies sehr nachdrücklich und stark zu betonen, weil uns die Erkenntniß dieser Hauptursache im weiteren Verlaufe unserer Betrachtung noch zu wichtigen Ausblicken führen wird. Sehen wir uns zunächst die Thatsachen an.

Kohle und Eisen sind Salz und Brod, die hauptsächlichsten Lebenselemente der modernen Industrie. Selbst nach Abschluß des ersten Halbjahres 1886 war weder für das eine, noch das andere schon die Zeit der Erholung gekommen. Auf dem rheinisch-westfälischen Markte wurden, nach dem dortigen Fabrikantenblatte, noch im September die Befürchtungen betreffs des weiteren Rückganges der Preise von Coaks und Coakskohlen „bei weitem durch die Thatsachen übertroffen", und die mit Juni abschließende Quartalsstatistik des Breslauer Oberbergamtes stellte fest, daß die Förderung noch immer um 10 Procent höher als der Absatz gesteigert worden war, die Kohlenpreise des oberschlesischen Reviers aber in Folge dessen auf einen so niedrig noch nicht dagewesenen Durchschnitt von 18,75 für den Centner gesunken waren. Hier befand man sich also noch in voller Zuvielerzeugung, während daneben die deutsche Montanindustrie sich schon dem fortgeschritteneren, letzten Krankheitsstadium, der äußersten Betriebsbeschränkung, näherte oder in ihm befand. Bereits in der Zeit vom 1. Januar bis 31. Mai 1886 hatte die Gesammterzeugung deutscher Hochofenwerke nur 1,427,572 Tonnen gegen 1,561,400 im gleichen Zeitraume des Vorjahres betragen. Bis Ende Juni war auf dem rheinisch-westfälischen Eisen- und Stahlmarkte der Vorrath an allen Sorten Eisen um 25,746 Tonnen, und in diesem Monate allein die Erzeugung um 3924 Tonnen geringer. Ein kleines Besserungszeichen bestand bereits in den um 4128 Tonnen höheren Monatsabsatze. Die Erzeugung der oberschlesischen Eisenindustrie aber betrug im ersten Halbjahre 1886 nur noch 188,777 Tonnen gegen 215,663 Tonnen in derselben Zeit des Vorjahres. In ganz Deutschland wurden während der ersten sieben Monate von 1886 1,983.515 gegen 2,188,123 Tonnen in 1885, und während des ganzen Jahres 3,339,803 gegen 3,751,775 Tonnen im Vorjahre erzeugt. Das ist eine Ermäßigung um 11 Procent noch am Jahresende. Daß eine solche Einschränkung nur durch die weitgehendsten Arbeitszeit- und Lohnverkürzungen, sowie Arbeiterentlassungen zu erreichen war, leuchtet ohne Weiteres ein.

Es würde zu weit führen, diese wirthschaftliche Abzehrungserscheinung auch nur in die Mehrzahl der übrigen Großindustrien zu verfolgen. Eisen und Kohle sind ja zuverlässige Barometer. Aber es sei wenigstens kurz hinzugefügt, daß im Februar 1886 die Baumwollpreise bis zu 32 Procent gegen August 1882 abgeschlagen hatten und die Spinnereien sowie Webereien des gladbacher, elsässischen und sächsischen Bezirkes mit beschränkter Zeit arbeiteten; daß die Handelskammer zu Wesel im Sommer die deutschen Papierfabrikanten vor der „geradezu erschreckenden Ueberproduction" warnte und auf das Eindringlichste zur Betriebseinschränkung mahnte; daß unsere Chemikalienerzeugung einen 18procentigen Preisrückgang zu beklagen hatte; daß die deutschen Spiritusbrenner nach den ersten drei Monaten der 86er Campagne eine Mindererzeugung von etwa 14 Mill. Liter gegen 1885 feststellten; endlich daß die deutschen Glashüttenverhältnisse von dem fachkundigen Berichterstatter der „Köln. Ztg." im September als „höchst ungünstige" bezeichnet wurden. Der Nothstand, der im März unter der Arbeiterbevölkerung Hamburgs besonders grell zu Tage trat, ist wohl noch in frischer Erinnerung. Man schrieb der „Nordd. Allg. Ztg." von einem „Elend, desgleichen man in Hamburg noch nie gesehen habe". Natürlich litten auch noch alle Verkehrswege auf das Empfindlichste unter der ihrem

Digitized by Google

Höhepunkte sich nähernden Krisis. Nach den Berichten der „Köln. Ztg." waren im Juni am Rheine, um nur einen Wasserweg zu nennen, die Schlepplöhne und Schiffsfrachten auf einen noch nie dagewesenen Stand herabgedrückt, sodaß keine Woche ohne die Zwangsversteigerung mehrerer Fahrzeuge verlief. Den meisten deutschen Eisenbahnen ging es nicht besser beim Ueberschlag des Verkehres. Das Ergebniß drückte sich auch im Getreideconsum aus. Es verblieben zum Verbrauch in Deutschland (Mill. Kilogramm):

	in der Saison 1885/86	1883/84
an Roggen	5257	5296
an Weizen	2399	2898

Werfen wir, damit das Bild nicht einseitig erscheine, nur noch einen kurzen Blick nach dem benachbarten Oesterreich und dem Auslande. Der Gesammtaußenhandel der erstgenannten Monarchie sank von 314,8 Mill. Gulden im Jahre 1885 auf 282,1 Mill. Gulden im Jahre 1886, also auf einen so niedrigen Punkt, wie er ihn seit 1881 nicht erreicht hatte. Andere Zahlen belegten nebenbei, daß die Kaufkraft der großen arbeitenden Massen entsprechend gesunken war. Es verminderte sich nämlich im ersten Vierteljahr 1886 der Consum gewöhnlicher Cigarren und Tabake in den industriellsten Bezirken Oesterreichs allein um mehrere Hunderttausende von Einheiten. Die Einfuhr einer Reihe wichtiger Massenverbrauchsartikel, wie Reis, Kaffe, Kartoffelu, Gemüse, nahm im ersten Halbjahre ganz erheblich ab, und auf der anderen Seite stieg die Menge derjenigen Volksnahrungsmittel, welche mit dem Fortschreiten des wirthschaftlichen Niederganges in immer größeren Mengen verbraucht werden (Schweinefleisch, Häringe). Im März schätzte man, was bei den Demonstrationen derselben leichter möglich war, die Arbeitslosen in der schönen Hauptstadt an der Donau allein auf 15,000 Köpfe, und es war deshalb kein Wunder, wenn die größte Arbeiterkrankenkasse Oesterreichs zu Wien im ersten Viertel des Jahres 14,870 Gulden oder 27 Procent mehr, als zur gleichen Zeit des Vorjahres, an Unterstützungen ausgeben mußte. Der Eisenbahnbetrieb ergab dann ebenfalls bis ans Ende der ersten zehn Monate ein Weniger von 6 Mill. Gulden oder 600,000 Gulden im Monat.

Aus Paris schrieb man im Mai der „Magd. Ztg.", einige wenige Luxusindustrien ausgenommen habe die Stockung den bedenklichsten Grad erreicht; die Geschäftsherren hatten ihr Personal durchgängig auf ein Drittel, ja ein Viertel eingeschränkt. So kam man in den hauptstädtischen Blättern zu der vielleicht übertriebenen, aber jedenfalls bezeichnenden Angabe, daß sich 120,000 Beschäftigungslose in Paris befänden und die Zahl der mit beschränkten Tagewerk Arbeitenden etwa 100,000 betrage. Wenigstens war der Ertrag des Octroi während der ersten sechs Monate um die kolossale Summe von 758,111 Frcs. gegen die gleiche Periode des Vorjahres gefallen — ein sicheres Krisenzeichen! Und diesen Rückgang des Absatzes im eigenen Lande bestätigte auch der halbjährliche Handelsausweis Frankreichs, der im Uebrigen mit einer gesteigerten Ausfuhr von den Anstrengungen der französischen Geschäftswelt zeugte, ausländische Märkte zu erobern. Die Einfuhr betrug 23 Millionen weniger als im Vorjahre, und dieses Weniger kam namentlich zum Ausdrucke bei Roh- und Brennstoffen, sowie verarbeiteten Massenartikeln. Noch deutlicher malten sich die ungesunden Wirthschaftszustände in England. Dort betrug z. B. der Vorrath aller Sorten Eisen im clevelander Hauptbezirke Ende Juli bereits 706,736 Tonnen, während er sich im October 1885, also ein Vierteljahr später im Vorjahre, erst auf 443,609 Tonnen belief. Im August mußten sich die Erzeuger entschließen, eine allgemeine Betriebsbeschränkung um 20 Procent oder 6000 Tonnen wöchentlich eintreten und von 93 Hochöfen 13 verlöschen zu lassen. Auch die Baumwollspinnervereinigung beschloß am 3. August einstimmig zu London angesichts der niedrigen Preise, fortan mit halber Schicht durch das ganze Land zu arbeiten. Waren doch vom 1. Januar bis 28. August allein 235 Fallissements mehr angemeldet worden, als in der gleichen Periode des Vorjahres! Die Arbeiter hatten noch mehr zu leiden; wenn man schon im ersten Monate die Unterstandslosen auf 30,000 geschätzt hatte, so ergaben Ermittelungen gegen Ende des Jahres, daß bis zu 60 Procent der erwachsenen männlichen Arbeiterbevölkerung ohne Arbeit waren. Die „Times" konnten mit Recht sagen, daß „die Aussichten der arbeitenden Klassen im im ganzen Ver. Königreiche düster genug" seien. Indeß der Industrie noch geradezu gewaltsame Beschränkungen zugemuthet werden mußten, waren die Kaffee-, Zucker- und Petroleumvorräthe in den Häfen übrigens schon längst erheblich zusammengeschrumpft, weil der Verbrauch viel früher stark sank. Noch bei der Zusammenstellung der ganzen Jahresbilanz des englischen Handels kommt das Weniger der Einfuhr (21 Mill. Pfd. Sterl.) gegen das Vorjahr zu drei Viertheilen auf Nahrungsmittel. Betrachtet man vollends die ersten acht Monate allein, so umfaßte (in Mill. Pfd. Sterl.)

die Einfuhr . .	nur noch	227,6	in 1886	gegen	250,3	in 1885
„ Ausfuhr . .	„ „	140,6	„ „	„	142,0	„ „
der Einfuhrüberschuß aber . .	„ „	87,0	„ „	„	108,3	„ „

Ueberall gewaltige Abnahmen, die denn auch auf den internationalen Schienenwegen, z. B. der Schweiz, in einem nicht unbeträchtlichen Schwinden des Güterverkehrs, und in England selbst in einem vollständigen Darniederliegen des Schiffsbaues zum Ausdruck kamen.

Wenn man uns aufmerksam gefolgt ist, wird man an dieser Stelle fragen, warum denn der Vereinigten Staaten keine Erwähnung geschieht in unserer bisherigen Uebersicht. Dieselben fehlten doch im vorigen Jahre nicht unter den von der Krisis heimgesuchten Ländern. Nun — bei unserer diesjährigen Wanderung über den Atlantischen Ocean treffen wir drüben bessere Zustände an. Und das ist der Grund, weshalb wir mit Amerika nicht den ersten, traurigen Hauptabschnitt unserer Betrachtung schließen, sondern den zweiten, günstiger lautenden beginnen. Die bis in das letzte Viertel des Jahres hineinreichenden äußersten Betriebsbeschränkungen der alten Welt mußten allerdings am Ende einer Krisenperiode überhaupt erst die Möglichkeit schaffen, daß die früher mit Fettpolstern ungesund überwucherten wirthschaftlichen Organe Europas wieder funktioniren konnten. Dies muß gegenüber den flüchtigen Darstellungen vom Vergleiche des letzten Wirthschaftsjahres festgehalten werden, und darum haben wir bislang auch den ersteren größeren Theil des Zeitraumes so ausführlich behandelt. Es kann nicht deutlich genug dargelegt werden, daß in dem furchtbaren Rückschlage der Zuvielerzeugung, in dem denkbar stärksten Preisdrucke und der äußersten Betriebsbeschränkung, welche mit dem Ruin Tausender verknüpft waren, die erste und hauptsächlichste Ursache des mit diesen Umständen sehr theuer erkauften Erholung lag. Nun konnte die Belebung von der anderen Seite des Oceans erst eigentlich wirken — früher wäre auch sie machtlos gegenüber der Krise auf ihrem Höhepunkte gewesen. Aber sie wirkte jetzt doppelt stark, weil sie ausging von einer Ausdehnung moderner Gewerbethätigkeit auf eine der wenigen Weltgegenden, die von dieser noch besetzt werden können und bislang nicht besetzt waren. Noch im März verzweifelte man in Amerika selbst an einer Besserung von Innen heraus, trotzdem z. B. die amerikanische Eisen- und Stahlerzeugung allein von 5,8 Mill. Tonnen im Jahre 1882 auf 4,6 Mill. Tonnen in 1885 gesunken war. Da machten denn die Südstaaten mit einem Male in einer Art Selbstcolonisirung die erfolgreichsten Anstrengungen, industriell das nachzuholen, was sie bisher versäumt. Das Capital des Nordens, welches dort keine lohnende Anlage mehr fand, kam ihnen zu Hülfe. Zur Erschließung des Kohlen- und Eisenreichthumes von Teneſsee und Alabama bildeten sich Unternehmervereinigungen mit vielen Millionen Dollars Capital. Dergestalt schossen die Werke und Fabriken beinahe aus dem Boden und man zählte am Schlusse der letzten neun Monate des Jahres 1886 nach amtlichen Berichten an die 800 neu erstandene Unternehmungen, in denen ein Gesammtcapital von

Digitized by Google

etwa 84 Mill. Dollar steckte. Außerdem wurden während des dritten Jahresviertel allein 66 Eisenbahngesellschaften neu gegründet. Solch mächtiges Aufblühen ganzer Staaten mit der entsprechend gesteigerten Nachfrage nach den Erzeugnissen der übrigen, auf Bestellungen wartenden Welt konnte nicht verfehlen, die wieder erwachende gewerbliche Thätigkeit weit schneller in Schwung zu bringen, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Zunächst natürlich in Nordamerika, wo vielleicht auch die theilweise Einführung des achtstündigen Arbeitstages unter dem Drucke der dahingehenden Arbeiterbewegung wohlthätig gewirkt hatte. Sodann weitere und größere Wellen schlagend, auch in Europa — wir wandern solchergestalt, dem Gange der wirthschaftlichen Ereignisse folgend, in die jetzt auflebende Heimath zurück. Schon im August waren die Umsätze der Clearing Houses in den leitenden Geschäftsmittelpunkten der Vereinigten Staaten um 20 Procent größer, als in demselben Monat 1885, und die Waareneinfuhr New-Yorks allein stieg in den ersten drei Monaten von 250 Mill. im Jahre 1885 auf 289 Mill. Dollar im Jahre 1886. Die Darstellung von Roheisen, um nur diese Hauptbranche herauszugreifen, erreichte 5,600,000 Tonnen und die von Stahlblöcken 2,000,000 Tonnen — d. i. die größte je dagewesene Jahreserzeugung an Eisen und Stahl in den Vereinigten Staaten. Die Vereinigung der Walzwerke, welche die Erzeugung für das Jahr festgestellt hatte, mußte die Ziffer um beinahe 50 Procent erhöhen und bestimmte dieselbe für 1887 auf 1,175,000 Tonnen. Auch diese Zahl wird wahrscheinlich auf 2,000,000 erhöht werden. Die Südstaaten stellten natürlich den größten Theil des Plus. Eine unmittelbare Folgeerscheinung ist das Sinken der Bankerotte von 11,116 mit Gesammtverbindlichkeiten von 119,120,000 Dollar im Vorjahre auf 10,568 mit 113,647,000 Dollar im Berichtsjahre. Uebrigens erfordert die Vollständigkeit, hinzuzufügen, daß sich auch in den eigentlichen Colonien ein Steigen des Bedarfs an europäischen Waaren kundgab. Britisch-Ostindien führte seit Anfang 1885 für etwa 5 Millionen Rupien jährlich mehr ein und 50 Mill. Rupien weniger aus und in China, sowie den australischen Colonien zeigte sich eine entsprechende Bewegung wenigstens bis Ende 1885. — Bei der Rückkehr nach Europa stoßen wir zunächst auf England. Anfang December hatte dort im Hauptbezirke Cleveland der Verbrauch an Roheisen endlich die Erzeugung überholt. Die gesammte Handelsbilanz in Eisen und Stahl näherte sich des vorjährigen wenigstens stark, sodaß 179,921 Tonnen Stahl und Eisen im zweiten Halbjahre gegen 78,593 Tonnen im ersten ausgeführt werden konnten. Die Hauptsache ging natürlich nach Amerika: 228,219 Tonnen im zweiten Semester gegen 177,745 im ersten. — Frankreich hat noch günstigere Ziffern aufzuweisen. Seine Einfuhr im Jahre 1886 belief sich auf 4234$^1/_3$ Mill. (146 Mill. mehr als 1885), die Ausfuhr auf 3300 Mill. (212 Mill. mehr als 1885). Die Zunahme der Einfuhr kommt ganz auf Nahrungsmittel, Rohstoffe und Halbfabrikate, während die Einfuhr fertiger Waaren um 11 Mill. abgenommen hat. Bei der Ausfuhr vertheilt sich die Zunahme gleichmäßig auf alle Capitel. — Streifen wir noch Oesterreich. Auch dort war nach der Wiener „N. Fr. Presse" die mäßige Besserung, welche Anfang August in mehreren industriellen Branchen sich fühlbar machte, darauf zurückzuführen, daß der große und constante Rückgang der Preise eine umfassende Einschränkung der Production erzwang. Da seit einer Reihe von Jahren der Consum zum großen Theile aus den vorhandenen Vorräthen befriedigt wurde, waren diese Vorräthe wesentlich vermindert, und die in reducirtem Maße arbeitende Production fand wieder einige Nachfrage. Es hatten Theil am Segen der Aufbesserung in erster Linie die Spinnereibranche, sodann die Webereien, die Eisenindustrie, aber leider ohne die Schienenwerke, die Tuchfabrikation und die Manufacturbranche. Natürlich war auch in Oesterreich der Hauptkäufer Amerika. Das mit dem 30. September 1886 endende Vierteljahr wies gegen 1885 eine Zunahme der Ausfuhr nach dort von 1,753,665 auf 2,263,830 Dollars nach. Bei den österreichischen Eisenbahnen kam denn auch endlich im November, zum ersten Male seit August 1885, wieder eine Mehreinnahme von 310,072 Gulden zum Vorschein. Im Uebrigen steht ja Oesterreich noch lange nicht mitten im modernen industriellen Verkehre. Deutschland bemerkte verhältnißmäßig mehr von der Geschäftsbesserung. Die Steinkohlenförderung wie der Absatz des Oberbergamtsbezirkes Dortmund betrug am Ende des Jahres wenigstens 500,000 Tonnen mehr als im Vorjahre, und auf dem oberschlesischen Steinkohlenmarkte wuchsen beide Factoren von 2,8 bez. 2,4 Mill. Tonnen im zweiten Quartale 1886 auf 3,4 bez. 3,1 Mill. Tonnen im letzten. Und wenn auch der deutsche Markt selbst seinen Eisenverbrauch gegen 1885 selbst Ende 1886 noch wesentlich eingeschränkt hatte, so hob sich doch die Roheisenausfuhr — wieder vor Allem nach Amerika! — bis Ende November von 1,8 Mill. Doppelcentner im Jahre 1885 auf 2,2 im letzten, also um 21 Procent. Auf Oberschlesien entfielen von dieser Zunahme allein 17,413 Tonnen. Die rheinische Seidenindustrie um Crefeld und Gladbach schaffte für 1,096,714 Dollar mehr nach den Vereinigten Staaten, als 1885. Die Ausfuhrliste des amerikanischen Consulates in Chemnitz beziffert den Mehrbetrag des dortigen Wirkwaarenexportes üben den Ocean während des letzten Fiskaljahres im Vergleich zum vorletzten auf 1,800,847 Dollar. Man bemerkt die Gleichmäßigkeit der Nachwirkung. Die süddeutschen Papierindustriellen beschlossen im November auf der Stuttgarter Versammlung eine Preiserhöhung, da die Ursachen für die seither auf dem Industriezweig lastende Depression in Wegfall gekommen seien". Ein einziger Bezirk, der Leipziger, stellte eine Mehrausfuhr „auf der ganzen Linie" um 24$^1/_2$ Procent gegen 1885, natürlich nach Amerika, fest. Frankfurt a/M. führte nach derselben Richtung für 3,16 Mill. Dollar gegen 2,94 Mill. im Jahre 1885 aus. Unter solchen Umständen mußten auch die Chancen für die Rheinschifffahrt und Binnenschifffahrt überhaupt, sowie die Geschäfte der Rheder an der See sich bessern. Nach dem pünktlich erschienenen Bericht der Hamburger Handelskammer für 1886 nahm der Verladeverkehr im dortigen Hafen zu, und der Andrang der Ausfuhrgüter war trotz der mehrfachen Vermehrungen der Dampfer und Fahrten namentlich im Herbst so groß, daß auf mehreren Linien Sonderfahrten eingelegt werden mußten. Zahlenmäßig drückt sich die Belebung folgendermaßen aus. Es kamen an:

im Jahre 1885 6790 Schiffe mit 3,704,000 Tons
„ „ 1886 6913 „ „ 3,792,000 „

Damit auch unsere für die anfängliche Handelsstockung angezogene Concursstatistik in der Besserungsperiode zum Worte komme, sei damit geschlossen, daß ebenfalls im October eine Minderung der deutschen Bankerotte von 384 im Vorjahre auf 343 in 1886 sich zeigte.

So haben wir die beiden auffälligsten Erscheinungen des verflossenen Wirthschaftsjahres, die völlige Entleerung des Wirthschaftskörpers zuerst, sodann sein dadurch ermöglichtes Aufleben unter amerikanischen Impulsen nach Gebühr gewürdigt. Aber wir haben dabei immer wieder betont, was so vielfach schon vergessen wird, daß die Besserung nur erkauft wurde durch die schmerzhaftesten, tausende von Existenzen vernichtenden Aderlässe, welche der Güterumlauf und die Erzeugung vorher erfuhren. Wir weichen auch darin von den landläufigen Neujahrsbetrachtungen ab, daß wir die bisher in die Erscheinung getretene Besserung nicht übertreiben, sowie ihre Einseitigkeit nach zwei Richtungen nicht übersehen. Ohne Uebertreibung läßt sich die Gesammtlage kurz so kennzeichnen: tiefer Preisstand, jedoch kleine Lager und zunehmende Nachfrage. Die meisten der Gewerbe, von denen wir selbst einen Aufschwung melden konnten, leiden noch unter außerordentlich gedrückten Preisen. Und dann kam die Besserung nicht allen Unternehmern gleichmäßig zu gute. Sehr exakt unterscheidet hier der Hamburger Kammerbericht. Er stellt fest, daß es die „leistungsfähigen Großbetriebe" waren, welche den Nutzen zogen. Deshalb sanken auch in England, wo man seit Langem in instructiver Weise die Bankerotte der Grossisten und Detaillisten auseinanderhält, die Fallissements der Engrosgeschäfte von 586 im Vorjahre auf 533 im Jahre 1886, während diejenigen der Detaillisten von 4503 auf 5186

Digitized by Google

stiegen. Und der letzte dunkle Schatten auf das zu rosig gefärbte Bild: eine ganze Reihe von Ländern, von Gegenden, von Geschäftszweigen, ganze Klassen der Bevölkerung stecken noch in der ärgsten Erwerbskrisis.

Rußland ist von der Besserung gar nicht berührt. Seine Ausfuhr beträgt 68 Mill., und seine Einfuhr 1 Mill. weniger im Jahre 1886 gegen 1885. Die schwedischen Einnahmen aus Zöllen und Eisenbahnen sind um 2 Mill. Kronen niedriger. Die größten Schiffbauplätze der Welt, am Tyne und Clyde in England hatten seit 6 Jahren kein so schlechtes, wie das verflossene Jahr: die Zahl der dort vom Stapel gelassenen Fahrzeuge sank fast auf die Hälfte. Auch Frankreich spürte trotz Allem die Krisis noch sehr stark in den Jahres-Abschlüssen seiner Steuerverwaltung und Eisenbahnen. Die Steuern ergaben schließlich doch noch ein Minus von 31,895,800 Frs., und die sechs größten Bahngesellschaften registrirten einen Ausfall von 25,220,827 Frs. Die gemeinsamen Zolleinnahmen Oesterreichs-Ungarns werden voraussichtlich um etwa 5 Mill. Gulden hinter denen des Vorjahres zurückbleiben. Um endlich in die Heimath zurückzukehren: auch die sächsischen Staatseisenbahnen kassirten 269,415 Mark weniger als im Vorjahre ein. Ganze Handelskammerbezirke, wie die von Kiel, Bromberg und Wiesbaden (man sieht, daß alle Himmelsgegenden vertreten sind!) klagen noch über den allgemein schlechten Geschäftsgang, und neben dem glücklicheren Hamburg verzeichnet Bremen einen Rückgang seiner Schiffsfrequenz von 2979 im Jahre 1885 auf 2744 im Jahre 1886. Speciell in der Eisenbranche hatten Rückgänge statt Fortschritte zu verzeichnen die Schienen-, Blech- und Grobwaarenausfuhr, sowie die ganze Maschinenindustrie in Deutschland und Oesterreich, allen voran der Locomotivenbau. Nur die Erzeuger von Kriegswerkzeugen machten Geschäfte! Noch liegt die Baumwollspinnerei allüberall schwer darnieder, und der Werth der Wolle überhaupt sank im Vorjahre derartig, daß die um ein beträchtliches gestiegene Menge der Einfuhren nach Europa und Amerika von (1,196,000 Ballen gegen 957,000 im Vorjahre) beinahe 1 Mill. Pfd. Sterling weniger Geld repräsentirte (19,332,000 gegen 20,027,000). Für die deutsche Leinen- Flachs- und Juteindustrie war das verflossene Geschäftsjahr ebenfalls durchaus ungünstig, und die Nothlage unserer wie die österreichischer Zuckerfabrikation ist zu bekannt, als daß ein näheres Eingehen auf dieselbe nothwendig wäre. Die Tabakbranche und der Chemikalienhandel mögen die Reihe der noch immer schwer leidenden Geschäftszweige beschließen. So ist es erklärlich, wenn die Unternehmerreihen im letzten Jahresabschnitte, im December, wieder stärker gelichtet wurden, als im October (402 Bankerotte gegen 379 im December 1885). So kam es, daß von einer Linderung des Elendes in den unteren Schichten am Jahresschlusse wenig zu verspüren war. Wanderten doch über Hamburg im December 1886 noch 3182 Personen gegen 2298 im December 1885, und im ganzen letzten Jahre 97,667 gegen 73,429 im Vorjahre aus. Speciell die österreichische Emigration stieg von 22,625 auf 33,519 Köpfe, und die Selbstmorde in Wien allein bezifferten sich 1886 auf 358 Fälle gegen 323 im Vorjahre. — Ganz abseits vollends steht die gesammte europäische Landwirthschaft. Der internationale Saatenmarkt zu Wien ergab, daß die Ernten z. B. Oesterreichs noch unter dem Mittel ausgefallen sei und daß dieses Land an eine Getreideausfuhr in diesem Jahre gar nicht denken könne. Die Mehlproduction und der Mehlhandel haben überall mit den bekannten Schwierigkeiten, dem überseeischen Wettbewerbe, weiter zu kämpfen. Das verflossene Jahr hat den letzteren nicht einmal mitgeschwächt, sondern noch mehr erstarken lassen. In Canada z. B. allein erzeugten die Mühlen im Jahre 1885 noch 14,619,948 Centner Weizenmehl, im letzten Jahre jedoch schon 16,622,288 Centner.

Die Betrachtungen und Aussichten, mit denen wir diese Jahresübersicht zu schließen haben, ergeben sich aus den Thatsachen von selbst. Die Vorgeschichte des neuerlichen Wirthschaftsaufschwunges sagt uns schon, was wir von ihm zu erwarten haben. Er ist erstanden aus der Leere, die einer ungesunden Zuvielerzeugung als natürlicher Rückschlag folgte, und die den katzenjämmerlichen Abschluß eines ähnlichen Aufschwunges bildete. Es ist unterdessen Nichts gethan, um die Wirthschaftskräfte geregelter arbeiten und walten zu lassen. Mithin werden sie auch in der Folge wieder den alten Kreislauf unseres Krisenzeitalters vollenden. Heute die Besserung, morgen die Zuvielerzeugung, übermorgen die Stockung. Das ist keine Schablone. Gewichtige Stimmen aus den betheiligten Kreisen selbst haben schon in den größten Handelsblättern auf die ungemessene Verwerthung der lückenhaften Besserung durch die Speculation und auf die morgen drohende Zuvielerzeugung hingewiesen — jetzt, wo sich der Aufschwung kaum bemerkbar macht! Und dann ist ein neues Wetterzeichen am wirthschaftlichen Horizonte Europa's aufgetaucht, welches den kommenden Rückschlag furchtbarer gestalten wird, als er je bislang gewesen. Der scharfe Beobachter auf industriellem Gebiete der Wiener „N. Fr. Pr.", Dr. Peez, hat soeben die völlig neue Thatsache festgestellt, daß die großen europäischen Ausfuhrhäuser bedruckte Baumwollstoffe billiger aus den Vereinigten Staaten, als aus der alten Welt beziehen. Das ist das Verderben, welches hinter dem neuerlichen amerikanischen Aufschwunge lauert. Bei der oben geschilderten Ausdehnung des letzteren wird neben der Landwirthschaft auch die Industrie Europa's demnächst eine erdrückende überseeische Concurrenz auszuhalten haben — und sie wird dieselbe ebenso wenig bestehen können, wie ihre Schwester in der europäischen Wirthschaft. Hatten wir also Recht, wenn wir trübe in die Zukunft schauten?

Ueber magnetische Erziehung.

Von Dr. med. H. Bernheim.

Wenn der selige F. A. Mesmer, der zuerst die von orientalischen Sectirern, wie den Fakirs, seit Jahrhunderten gekannten und unter dem nöthigen mystisch-religiösen Gewande ausgeübten effectvollen Erscheinungen der Fascination in ein wissenschaftliches System zu fassen und nach van Helmont'schen und Maxwell'schen Ideen therapeutisch zu verwerthen suchte; wenn er, der Vater des „thierischen Magnetismus", den seine Jünger und Jüngerinnen in den „Harmonischen Gesellschaften" zu Paris, Straßburg und Wien den größten Wohlthäter der Menschheit, die Pariser Facultät dagegen, gestützt auf die Gutachten von Lavoisier und Franklin, den vollendetsten Charlatan nannte; wenn dieser immerhin merkwürdige Mann jetzt noch lebte, heutzutage hätte er nicht mehr nöthig vor der vernichtenden Kritik der Académie des sciences und der Société royale de médecine sich und seine ermagnetisirten 350,000 Francs nach der Schweiz zu flüchten und in Meersburg am Bodensee seinen Kummer über die Vergänglichkeit irdischen Ruhmes in dem nachmals von Scheffel so vielbesungenen „rothen Meersburger" zu ertränken. In der That, die neuesten Bestrebungen in Frankreich, therapeutisch oder gar pädagogisch den Hypnotismus zu verwerthen, welcher als wissenschaftliche Thatsache den Kern des Mesmerismus, animalen Magnetismus, Somnambulismus, der Fascination, Clairvoyance, der indischen tapâs bildet, Bestrebungen, wie sie sich in der zu Paris erscheinenden „Revue de l'Hypnotisme" in überstürzender Fülle dargelegt finden; diese sanguinischsten Hoffnungen, wie sie auf dem vorjährigen Congreß der „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften" zu Nancy, einer Hauptveste der Hypnotiker, sich in geräuschvollster Weise an die Oberfläche der Discussion drängten; dieses Sichberauschen in Zukunftsträumen, als sei nunmehr die Zeit gekommen, in welcher nicht nur die Muskeln, sondern auch der Charakter eines Menschen wie biegsames, plastisches Wachs in der Hand eines Anderen und dieser fähig sei, durch einfaches Hypnotisiren aus einem brutalen Schurken einen edlen Jugendspiegel zu machen, — wie weit ist dieser kritiklose Sanguinismus noch entfernt von der fast religiös zu nennenden gläubigen Verehrung, mit welcher man in den Sälen der „Harmonischen

Digitized by Google

Gesellschaften" im Kreise um die magnetischen Zuber geordnet bei den Klängen eines magnetisirten Claviers die Heilung sämmtlicher Krankheiten erwartete von jenem Magnetismus, dessen Essentielles nach Wegfall alles bewußten oder unbewußten Schwindels eben doch nur der Hypnotismus war? Wie man damals glaubte aller ärztlichen Kunst, aller arzneilichen Hülfe entrathen zu können, so wollen die französischen Apostel der neuen Lehre jetzt die Pädagogik über Bord werfen und der Hypnotismus soll nicht nur die Purgirmittel, sondern auch die Kriminalistik entbehrlich machen!

Wie kam es aber, daß der Hypnotismus, welcher als unbestreitbare psychologische Erscheinnng an sich nur dem Laien wunderbar und übernatürlich erscheint, seit seiner Legitimirung in der Wissenschaft im Jahre 1841 durch den Manchester Arzt Braid diese sich wieder dem Mysticismus nähernden Bahnen läuft? Welche Consequenzen zog man aus den Lehren eines Braid, Forbes, Carpenter, Lasègue, aus den exacten Beobachtungen deutscher Physiologen und Psychologen wie Preyer, Heidenhain und Berger, Grützner und Eulenburg, um schließlich bei der magnetischen Erziehung zu enden?

Schon das Wort „magnetisch" ist ein unglücklich gewähltes und greift auf Mesmer'sche Nomenclaturen zurück; es ist ganz zu verwerfen, weil es in nicht sachverständigen Köpfen die verwirrende Idee erzeugt, als handle es sich bei der vorliegenden Frage um eine Kraft, welche auch nur im Entferntesten Aehnlichkeit hätte mit jenen mächtigen Kraftquellen, welche die Physik Magnetismus oder Electromagnetismus nennt. Es kann für den Laien nicht oft genug wiederholt werden, daß diese physikalischen Begriffe durchaus nichts gemein haben mit jenen rein psychischen Erscheinungen, welche Mesmer, „thierischen Magnetismus" nannte. Mesmer entlehnte dieses Wort den Schriften des Theophrastus Bombastus Paracelsus (1490—1541), des van Helmont (1578 bis 1644), des Athanasius Kircher (um 1640) und ihrer Nachfolger, in welchen er Ausdrücke wie „medicina magnetica", „cura magnetica" fand. Genau genommen verstanden diese Autoren zu Ausgang des Mittelalters unter ihrer magnetischen Cur eigentlich Manches, was wir heute als „sympathetische Curen" bezeichnen würden, doch spielen auch hier schon sichere hypnotische Beobachtungen mit hinein; den Ausdruck magnetisch wählten jene Alten, weil man zu ihrer Zeit die an Magneten zur Beobachtung kommenden Anziehungserscheinungen als Symbol für verschiedene im psychischen Leben des Menschen stattfindende Attractionen mit Vorliebe benutzte. Mesmer (1734—1815) lebte eben im Zeitalter der großen physikalischen Entdeckungen und adaptirte seine Nomenclatur dem Tagesinteresse seiner Zeit; übrigens hatte er noch im Jahr 1766 in Wien gemeinsam mit dem Astronomen Pater Hell durch Auflegen von Stahlmagneten wunderbare Heilungen zu erwirken gesucht. Doch schon im Jahre 1772 veröffentlichte er seine Entdeckung, daß das Auflegen der Magnete auch durch bloßes Streichen mit den Händen mit demselben wunderbaren Erfolge zu ersetzen sei und hatte dann großen Zulauf, während sein an der alten Methode festhaltender Compagnon bald in Vergessenheit gerieth. Ja, es scheint als ob bei Mesmer am Ende seiner Laufbahn die Erkenntniß durchdrang, daß auch dieses körperliche Manipuliren an dem zu behandelnden Individuum nicht nöthig sei, da er schließlich auch mit großem Erfolg par distance nur durch fascinirende Blicke, ja durch den bloßen Befehl „dormez!" in magnetischen Schlaf, also in Hypnose, versetzte. Aber gerade dieses Verlassen der körperlichen und das Uebergehen zu rein psychischer Beeinflussung war die Ursache seines Sturzes, da es nun seinen Gegnern in der Facultät leicht wurde Alles durch Wirkung der Einbildungskraft zu erklären und seine thatsächlich hypnotisirten Anhänger Betrüger oder Betrogene zu nennen. Für unsere heutigen Anschauungen näherte sich hier Mesmer entschieden richtigeren Begriffen über das Wesen der hypnotischen Procedur. Erst die Erfahrung, daß man durch die verschiedensten Manipulationen hypnotisiren könne und mit den verschiedenartigsten Objecten: durch Streichen mit den Händen, Reiben der Stirn mit weichen Bürsten, Wedeln mit weißen Fasanen- oder blauen Papageienfedern, angespanntes Horchenlassen auf leise Musik, auf das Rauschen eines Baches oder Wasserfalles, angestrengtes Fixiren eines kabbalistischen Zeichens auf Krystallkugeln oder in einer glänzenden Muschelschale, wie orientalische Mystiker es üben, oder einfacher: das angestrengte Fixirenlassen irgend eines beliebigen Gegenstandes z. B. der eigenen Nasenspitze, erst die aus der Vielheit der erfolgreichen Proceduren, für welche jede eine begeisterte Gemeinde hartnäckig stritt, abgeleitete Erkenntniß, daß allen diesen anscheinend heterogenen Manipulationen ein Essentielles, ein Wesentliches gemeinsam sein müsse, und zwar die völlige Unterwerfung des fremden Willens unter den des Hypnotiseurs durch völlige und durch ihre Dauer erschöpfende Inbeschlagnahme der bewußten Aufmerksamkeit, erst diese Erkenntniß ist es, welche uns auch in das Wesen des hypnotischen Zustandes einen klaren Einblick verschafft hat, welche aber auch der Ausgangspunkt ist, von welchem aus die französische Schule bis zu ihren heutigen extravaganten Schlußfolgerungen und gefährlichen Nutzanwendungen gekommen ist. Der hypnotische Zustand ist nun aber nichts Anderes als eine experimentell erzeugte vorübergehende Geistesstörung, also wenn auch vorübergehend, so doch immerhin eine Geistesstörung — wir müssen diese Thatsache bei der Beurtheilung dieses neuen Erziehungsmittels fest im Auge behalten — und steht in seinem Wesen jenen spontan entstandenen dauernden oder vorübergehenden Geisteskrankheiten, welche der Irrenarzt speciell „Verrücktheit" (Paranoia) nennt, sehr nahe. Aehnliche Zustände traumartiger Bewußtseinsstörungen kommen auch nach oder abwechselnd mit Krämpfen bei Epileptikern vor. Wie schon der Name „Verrücktheit" andeutet, handelt es sich in diesen spontan entstandenen Störungen um eine „Verrückung" des Ichs der erkrankten Person, um eine Verschiebung der Kenntniß von der eigenen Persönlichkeit, sodaß im kranken Zustande ein ganz anderes Ich zum Bewußtsein kommt wie in gesunden Tagen. Bei Epileptikern, wo derartige Zustände periodisch mit ganz klaren Intervallen abwechseln, kann man also mit demselben Rechte von „doppeltem Bewußtsein" reden wie bei Somnambulen und Hypnotisirten, welche ja auch während der Hypnose eine vollständige Verrückung ihres Ich zeigen. Das ursächliche Moment der Hypnose ist Ermüdung der in der Großhirnrinde gelegenen Centra für die Zusammenfassung (Coordination) der einzelnen Vorstellungscomplexe zu einem Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit und einem bewußten Willen und zwar Ermüdung durch das lange gleichmäßig fortgesetzte Einwirken desselben Reizes ohne Ablösung, wodurch die Ganglienzellen der Hirnrinde in einen Zustand der Ermüdungsstarre gerathen, gleich der Starre (Tetanus) eines Muskels, welcher längere Zeit durch gleichgerichtete elektrische Ströme zu Zuckungen gebracht wurde. In diesem Zustand der Ermüdung tritt eine Ausschaltung des ganzen Hirnrindengebietes behufs Wiederherstellung der Functionsfähigkeit durch die Ruhe ein und das Individuum sieht sich jetzt in der Lage, sich der Außenwelt gegenübergestellt zu sehen mit einer Psyche, welcher die Fähigkeit der Zusammenfassung der Vorstellungen aus einem Gesichtspunkt und zu einer bewußten Willensäußerung, mit einem Worte: das Selbstbewußtsein zeitweilig völlig mangelt. In dieser Zwangslage treten die unter der Hirnrinde (subcortical) gelegenen Centren II. Ordnung, die Centren der unbewußten Seelenthätigkeit, als die alleinigen Triebkräfte des seelischen Geschehens auf. Zu anderen Zeiten, wenn es in der Psyche ein Selbstbewußtsein und einen bewußten Willen gibt, wenn also die Centren I. Ordnung der Großhirnrinde in voller Thätigkeit sind, spielen die subcorticalen Centren nur eine untergeordnete Rolle; sie dienen zur Bethätigung des unbewußten, unwillkürlichen Handelns, der sogenannten Reflexe. Die Auslösung solcher unwillkürlicher Handlungen geschieht in diesen Centren durch Reize, welche auf der Bahn peripherer, namentlich der Sinnesnerven, zu ihnen gelangen; so wendet das neugeborene Kind, dessen Rindenganglien noch nicht entwickelt sind, welches also noch nicht bewußt wollen kann, den Kopf dahin, wo das Licht ist; so können Thiere,

Digitized by Google

denen das Großhirn abgetragen, auf Kneipen und Stechen völlig zweckmäßige Abwehrbewegungen machen; so, als Reflexe, erfolgen auch die automatischen, unbewußt gewollten Handlungen der Hypnotisirten. Es gelangen hier auf den gut eingeübten und unbewußt functionirenden centripetalen Bahnen ankommende Wahrnehmungen, z. B. auf der Bahn des Hörnerven vorgesprochene Worte, also etwa: „wie schön riecht diese Rose!“ richtig zur Perception und erregen die ihnen entsprechende Vorstellung einer schön riechenden Rose. Ist nun in Wirklichkeit keine Rose vorhanden, so würde bei normalem Zustand der Psyche an die reale Existenz dieser Rose und ihres Geruches nur geglaubt und dementsprechend gehandelt werden, wenn gleichzeitig auch auf anderen Bahnen, entweder des Sehnerven durch den Anblick oder des Riechnerven durch den Geruch oder der Tastnerven durch das Gefühl ebenfalls die Vorstellung einer Rose im Gehirn erzeugt wird und zwar geschieht dies dadurch, daß von allen diesen einzelnen Vorstellungen, deren Centren unterhalb der Hirnrinde liegen, gleichzeitig Fortleitung zu den Centren I. Ordnung in der Hirnrinde stattfindet, woselbst diese Einzelvorstellungen und Wahrnehmungen geordnet zusammengefaßt, gegenseitig controlirt und kritisch verglichen werden. Anders in der Hypnose. Ein hypnotisirtes Hirn entbehrt, wie wir sahen, jener Coordinationscentren I. Ordnung; demgemäß genügt schon die durch ein vorgesprochenes Wort auf den Bahnen des Hörnerven allein angekommene und durch Gehörswahrnehmungen allein erzeugte Vorstellung einer schön riechenden Rose, um reflectorisch, also unbewußt, zweckmäßige entsprechende Handlungen auszulösen. Die centrifugal laufenden Bahnen sind eingeübt, das unbewußte Gedächtniß ist intact; die mechanisch arbeitende Psyche weiß sehr wohl wie sie sich bei ähnlichen Gelegenheiten früher benommen hat: die Armmuskeln heben den Vorderarm und die Finger, um die Rose zu ergreifen, die Nase zieht eifrig den Duft ein, die mimischen Gesichtsmuskeln drücken Wohlbehagen aus.

Ich habe dieses Beispiel etwas im Detail ausgeführt, um daran zu zeigen, daß jene das große Publikum so verblüffenden Erscheinungen experimentell erzeugter Hallucinationen aller Sinne — denn nur solche sind im Spiel, wenn ein Hypnotisirter Dinte statt Champagner trinkt und dann wie ein Betrunkener agirt oder auf Parquetböden imaginäre Blumen pflückt und deren imaginären Duft preist —, daß diese Erscheinungen, welche man nach Charcot's Vorgang jetzt „Suggestionserscheinungen“ nennt, an sich durchaus nichts Mysteriöses haben, sondern auch dem Laien nach obiger Darstellung verständlich sein dürften. Es handelt sich einfach um Sinnestäuschungen und durch diese ausgelöste unbewußte (reflectorische), aber doch für den vorgetäuschten Zweck zweckmäßige Handlungen, gerade wie bei den spontan entstandenen Hallucinationen der Geisteskranken; getäuscht wird die hypnotisirte Psyche aber dadurch, daß sie momentan nicht fähig ist zu entscheiden, ob es eine einzelne Sinneswahrnehmung war oder der Complex sämmtlicher Sinneswahrnehmungen, welcher eine bekannte Vorstellung auslöste.

In der That kann man ja durch Vorsprechen oder durch Stellungen, welche man dem Körper des Hypnotisirten passiv gibt, jede Art von Sinnestäuschung suggeriren und dazu immer auch das dazugehörige Gefühl, den entsprechenden Affect. Es genügt daher, um z. B. den religiös-ekstatischen Affect nebst dem entsprechenden Gesichtsausdruck in der Hypnose zu suggeriren, schon das Falten der Hände; die subcorticalen Centren erhalten durch den Muskelsinn genaue Orientirung über den Zustand der Hände, welchen sie als zum Gebet gehörig erkennen; unfähig zu höherer Controle, lassen sie auf gut eingeübten Bahnen die verwandten Vorstellungen mit anklingen und thun bona fide ihre Pflicht, indem sie das ganze Ich, soweit sie die Macht haben, auf die Gesammtvorstellung „Andacht in der Kirche“ einstellen. Hier, aus dem Studium der Suggestion ist es, woher die Voisin, Liébault und Andere, welche von der praktischen Verwerthung des Hypnotismus zur Heilung von Krankheiten der Seele und des Körpers, zur erziehlichen Besserung perverser Charakter träumen, ihre Hoffnungen nehmen.

Wer mit offenem Auge dem Entwickelungsgange der modernen Therapie folgt, den wird es nicht Wunder nehmen, daß ein neues Heilmittel, und sei es ein psychisches wie der Hypnotismus, bei seinem ersten Auftauchen sofort begeisterte Anhänger findet. Unsere vorwiegend praktische, aber unfertige, nervös suchende und hastende, aller festen Ziele ermangelnde Zeit drückt auch dem Handeln der Therapeuten ihre Signatur auf. Nach dem Nihilismus folgt die Polypragmosyne, die Vielgeschäftigkeit der Therapie: das ist ein Jagen neuer Medicamente, neuer Specifica, neuer unfehlbarer Fiebermittel! Das Thallin verdrängt das kaum erprobte Kairin, das unfehlbare Antipyrin sieht sich sofort durch das neue Antifebrin ersetzt, das neueste Salol übertrumpft nach wenigen Monaten wieder dieses! Es ist, als müßten erst alle die neuen Körper, welche die mächtig fortschreitende Chemie in so verwirrender Fülle darstellt, erprobt, als ob jede neue Entdeckung sofort in nervöser Hast auf ihre praktische Verwerthung geprüft werden müßte! Da finden sich denn immer Sanguiniker und kritiklose Enthusiasten genug (manchmal auch weniger harmlose Leute), welche irgend so eine praktische Verwerthung herausgeklügelt haben und glauben, es sei nun der Gipfel des Fortschritts erreicht. Haben nicht solche Käuze allen Ernstes nach der Entdeckung des Eisengehaltes im menschlichen Blute in die Welt hinaus geschrieben: jetzt sei die Zeit der Statuen vorbei, jetzt präge man einfach aus dem Bluteisen berühmter Männer Medaillen mit deren Bildniß und deponire diese in den Museen?!

Es kann uns also nicht Wunder nehmen, daß eine Erscheinung wie der Hypnotismus, welche in unseren Tagen wissenschaftliche und Laienkreise in gleichem Maße hochgradig bewegt und auf's Aeußerste interessirt hat, ebenfalls auf ihre praktische Verwerthung nach allen Richtungen hin erforscht und probirt wird. Sollte denn eine so eingreifende Procedur wie die hypnotische, eine so charakteristische Veränderung der Psyche, eine so gewaltige Beeinflussung des Nervensystems nicht wenigstens für die Behandlung der Nerven- und Geisteskrankheiten erfolgreich zu verwenden sein? Denn zu der Höhe Mesmer'scher Lehre: „es gibt nur eine Krankheit und nur ein Heilmittel, die magnetische Krise,“ kann man sich denn doch nicht mehr aufschwingen! Man ging also von dem Gedanken aus, die beruhigende und anästhesirende (empfindungslos machende) Wirkung der hypnotischen Proceduren bei jenen so quälenden zum Bilde der Hysterie und Hystero-Epilepsie gehörenden Nervenschmerzen und Nervenzuckungen zu versuchen. Während in ersteren Fällen oft durch die Methode der „magnetischen Striche“ eine Linderung der Neuralgien beobachtet wurde, zeigte sich bei Hystero-Epileptischen oder bei mit Veitstanz (Chorea) Behafteten eine so üble Nebenwirkung, daß man in Deutschland unter gewissenhaften Fachleuten diese Versuche längst aufgegeben hat. Es gelingt nämlich in der That, nachdem man große Schwierigkeiten gehabt hat, diese höchst unruhigen Patientinnen zu dem für das Hypnotisiren nothwendigen längeren Fixiren eines Gegenstandes zu bewegen, während der Hypnose die Krämpfe und Zuckungen zum Stillstand zu bringen; doch treten statt dieser motorischen Erscheinungen jetzt so schwere psychische Störungen auf, daß man sich beeilt, die Hypnotisirten schleunigst wieder zu erwecken, was oft sehr schwer ist. Sofort treten dann aber auch die Zuckungen und Krämpfe wieder auf; es wäre hier also wie Rieger sich ausdrückt: „wie wenn man den Teufel durch Beelzebub austreibe“, oder um mich moderner auszudrücken: wie wenn man Morphium durch Cocain ersetzt! Etwas bessere Resultate wies die hypnotische Behandlung bei jener Form hysterischen Irreseins auf, in welchen Zustände ausgelassenster Lustigkeit mit schwerer Angstmelancholie und schreckhaften Hallucinationen wechseln. Es gelang hier mit Hülfe der Suggestion, d. h. durch Vorsprechen, den Teufelsvisionen z. B. die himmlischen Heerscharen gegenüber zu stellen, beziehungsweise zu substituiren und so die angstgequälten Kranken etwas zu beruhigen, während man in den Perioden tollster Lustigkeit durch Suggeriren ernster Vorstellungen gemesseneres Wesen herbeiführte. Doch stellte sich nach dem Erwachen meist der alte Zustand, wenn

Digitized by Google

auch gemildert, wieder ein. Immerhin aber ermunterten diese Resultate Diejenigen, welche nach einer umfassenderen praktischen Verwerthung des Hypnotismus suchten und man stellte sich die Frage: könnte die hypnotische Suggestion nicht ähnliche umstimmende Resultate erzielen bei ungebundener Wildheit, Willensschwäche und sittlicher Haltlosigkeit, welche nur Mängel der Erziehung und des Charakters, nicht aber Aeußerungen eines kranken Geistes sind?

Diese schwierige und in ihren Consequenzen hochwichtige Frage bejahten französische Psychiater und Neurologen, namentlich Voisin und Charcot in Paris, Liébault in Nancy auf Grund weniger Versuche an durchaus nicht einwandfreiem Material auf's Bestimmteste mit einem Eifer und einer rechthaberischen Emphase, von welcher die kühle Objectivität deutscher Fachcollegen vertrauenerweckend absticht. Ist man sich doch noch nicht einmal über die Vorfrage einig: ob nämlich während des hypnotischen Zustandes Aenderungen des Intellekts und des Charakters eintreten. Was den Intellekt anbelangt, so hat sich jetzt die Mehrzahl der ernsten Forscher dahin geeinigt, daß jene von Laien und, was dasselbe sagen will, von kritiklosen nicht psychiatrisch gebildeten Aerzten gemeldeten Fälle von wunderbarer Steigerung der Intelligenz bei Hypnotisirten in das Reich der bewußten oder unbewußten Täuschungen zu verweisen sind. Es ist a priori klar, daß es sich bei der Hypnose nicht um eine Steigerung, sondern um eine Herabsetzung der psychischen Leistungsfähigkeit handelt, denn eine Psyche, welche ohne die Centren der Hirnrinde arbeitet und nur Reflexe, keinen bewußten Willen kennt, steht tief unter dem Niveau des Normalen. Es ist ja nicht zu leugnen, daß oft das Unbewußte, Mechanische leichter und flotter producirt wird als die manchen Reibungen und controlirenden Gegenvorstellungen unterliegende bewußte Handlung; doch darf uns das über die psychische Inferiorität der Reflexe nicht täuschen. Und jene oft citirten Fälle, wo unwissende Mägde in der Hypnose lateinische und hebräische Verse citirten, welche sie früher einmal nach Recitationen ihrer geistlichen Dienstherren unbewußt ihrem Gedächtniß eingeprägt hatten, was sind sie anders als ein ganz mechanisches unbewußtes Nachplappern, wie man es oft genug bei schwachsinnigen Geisteskranken, welche keine eigenen Ideen produciren, als eine den Unkundigen frappirende mechanische Reproduction von früher Gehörtem beobachtet!

Zur Frage der Charakteränderung dagegen stehen sich die Ansichten der deutschen und französischen Beobachter diametral gegenüber. Während der Apotheker Focachon und der Advokat Foureaux auf Grund einer Beobachtung — sie hatten nämlich durch hypnotische Suggestion ein angeblich bisher redliches Mädchen zum Diebstahl und Meineid verleitet — in der „Revue de l'Hypnotisme" für die Möglichkeit der Aenderung jedes Charakters durch Suggestion auf's Lebhafteste plaidiren, versichern glaubwürdige deutsche Fachmänner, es sei ihnen nie gelungen in der Hypnose anständige Charaktere z. B. zu einem Diebstahl zu bewegen, vielmehr sei auf die Aufforderung zum Entwenden eines suggerirten Werthstückes die erstaunte Antwort erfolgt: „Das ist ja nicht mein!" Es mag hier mannigfache Uebergänge geben, wie ja bei den spontanen Geisteskrankheiten ebenfalls; oft mögen noch kleine Gebiete der Hirnrinde functioniren oder größere nur gradweise ausgeschaltet sein. So mag sich auch der Widerspruch erklären, wenn von einigen Beobachtern die Existenz einer absoluten Bewußtseinslücke für die Zeit der Hypnose behauptet, während von anderer Seite versichert wird, daß Hypnotisirte nach dem Erwachen sich auf gethane Aeußerungen, oder suggerirte Situationen dunkel erinnerten, wenn man sie hinterher darauf aufmerksam machte. Obgleich also in dieser Frage die Acten keineswegs geschlossen sind, nahm die neue französische Schule die Charakteränderung als erwiesen an und argumentirte daraufhin weiter: die hypnotische Suggestion vermag den Charakter zu ändern, es müssen also während der Hypnose neue, bisher nicht benutzte Leitungsbahneu in der Psyche eröffnet werden; es muß möglich sein, daß durch öfteres Einüben und Benutzen dieser Bahnen während der Hypnose dieselben nach dem für Nervenbahnen wie für Muskeln giltigen Gesetze der Kräftigung durch den Gebrauch allmählich so leicht erregbar und so gut eingeübt werden, daß sie auch außerhalb der Hypnose functioniren und somit die ursprünglich nur in der Hypnose vorhandene Charakteränderung auch im wachen Zustand manifest und bleibend wird. So kam man zu dem Schlagwort der magnetischen Erziehung!

Was nun auf Grund dieser vagen Hypothese seither in Frankreich auf pädagogischem Gebiete geleistet, möge der geehrte Leser anderswo nachlesen! Mir widerstrebt es, in diesem Wust oberflächlicher Beobachtungen und kritiklos nacherzählter Anekdoten nach einem Funken wissenschaftlichen Geistes zu suchen! Wie soll man anders diese Versuche bezeichnen uns glauben machen zu wollen, es seien durch wenige hypnotische Sitzungen aus brutalen liederlichen Dirnen — weichherzige sittsame Krankenwärterinnen, aus störrischen faulen Schuljungen — Musterknaben, aus zänkischen Xantippen — sanfte Täubchen geworden? Das Ganze liest sich wie eine Satyre auf hypnotische Experimente! Ist man sich denn in Paris und Nancy nicht bewußt, daß man es mit hysterischem also moralisch ganz unzuverlässigem Material zu thun hat, mit Personen, welche, wie Rieger in seiner Monographie „Der Hypnotismus" S. 127 sagt: „auf Verlangen alle hysterischen Teufel loslassen"? Da werden lange Protokolle über Gespräche in größter Gläubigkeit aufgenommen und als wissenschaftliche Beweismittel in's Feld geführt, Aussagen von Personen, welche wenige Zeilen vorher „diebisch", „verlogen", „moralisch verkommen" genannt werden! Es ist jedem Psychiater bekannt, daß man Beobachtungen an hysterischem Material, und nur um solche handelt es sich hier, mit größter Vorsicht aufzunehmen und mit schärfster Kritik zu sichten hat, da Niemand schlauer simulirt und raffinirter dissimulirt als derartige Individuen. Aber nirgendwo finden wir in den begeisterten französischen Berichten auch nur den Gedanken an Simulation oder Dissimulation (absichtliches Verschweigen) angedeutet, nirgendwo sind Controlversuche zur kritischen Sichtung angestellt; und wie nöthig bei solchen Versuchsobjecten Controlversuche sind, zeigt z. B. die Erfahrung, daß bei (nicht hypnotisirten) Hysterischen subcutane Injectionen von klarem Wasser angeblich genau dieselbe schmerzstillende und beruhigende Wirkung haben wie das vermuthete Morphium. Was soll man endlich zu dem „Idioten von thierischem Habitus" sagen, der nach einigen hypnotischen Sitzungen intelligent wurde und Lesen und Schreiben lernte? Wenn man dem mangelhaft entwickelten, rudimentären Gehirn eines Idioten durch das Hypnotisiren noch die Hirnrinde außer Function setzt, wie soll man damit die Intelligenz haben heben können? Difficile est satiram non scribere!

Sollte man nun bei uns, französischen Empfehlungen folgend, Personen mit ethischen Defecten und Charakterschwächen systematisch der hypnotischen Procedur unterwerfen und unsere unerzogene Jugend durch hypnotische Suggestion nach französischen Mustern veredeln? Gegen alle derartige Bestrebungen muß der Fachmann sich energisch wenden und sein Veto einlegen. Und zwar aus ernsten Erwägungen. Kinder sind freilich leicht zu hypnotisiren, da ihre Hirnrinden-Ganglienzellen noch schwach entwickelt und wenig widerstandsfähig gegen Ermüdung sind, daher leicht ausgeschaltet werden können. Sie befinden sich in ähnlicher Lage wie überhaupt die sog. „Medien", d. h. die für die hypnotische Procedur Empfänglichen. Bekanntlich sind diese Medien niemals gesunde, allseitig reichentwickelte Geister, sondern meist erblich belastete Leute mit labilem geistigem Gleichgewicht, invalidem Gehirn und einseitig excessiv entwickelten geistigen Fähigkeiten, kurz: Neuro- und Psychopathen, wie ich sie in meinem Aufsatz „Genie und Wahnsinn" in Nr. 27 Jahrg. 1886 dieser Blätter geschildert habe. Solche Leute disponiren auch zu spontanen Geistesstörungen und diese Disposition wird durch das Hypnotisiren bedeutend gesteigert, da die hypnotische Bewußtseinsstörung nach jeder Wiederholung der Hypnose um so leichter eintritt und eines um so kleineren äußeren Anstoßes zur Auslösung bedarf, so daß die Gefahr einer spontanen Entstehung und damit der Etablirung einer Geisteskrankheit nach jeder Wiederholung um

Digitized by Google

so näher tritt. Kann man es darum anders als frivol und gewissenlos nennen, wenn man in unserer Zeit, in welcher psychisch normal constituirte Menschen immer seltener, in welcher erbliche und erworbene Psychopathie und damit die Disposition zu Geistesstörungen dagegen immer häufiger werden, zu derartigen die seelische Gesundheit ernstlich gefährdenden Proceduren auffordert, Proceduren, deren systematische Anwendung in den dafür Empfänglichen die Disposition zum Ausbruch des Irrsinns auf das Bedenklichste steigert? Der Hypnotismus ist eine durchaus pathologische Erscheinung mit degenerativer Tendenz und Niemand darf es wagen, durch wiederholtes Hypnotisiren zu irgend einem Zweck, und sei es ein pädagogischer, in ein Kindergehirn den Keim zur Geisteskrankheit zu legen! Und so dürfte wohl in der Pädagogik einstweilen Alles beim Alten und unseren Kindern die Segnungen der „magnetischen Erziehung" erspart bleiben.

Literatur und Kunst.

Goethe's Tagebücher und Briefe aus Italien.

Von H. Düntzer.

Es ist dies der zweite Band der „Schriften der Goethe-Gesellschaft", der erste des jetzt erschlossenen Goethe-Archivs. Auf die Eröffnung desselben und die Herausgabe der Briefe hatten uns Goethe's Enkel ein halbes Jahrhundert warten lassen, wider den Willen des großen Dichters, welcher dem deutschen Volke mehr angehört als diesen, die Haus und Garten verfallen ließen und, statt durch rastlose Thätigkeit seiner werth sich zu zeigen, nach kurzem Anlauf die Hände in den Schooß legten, den Ertrag der Ausgaben seiner Werke genossen, den Verleger oft eigensinnig hinderten und das deutsche Volk ruhig harren ließen, statt einen Eckermann, einen Varnhagen oder einen sonstigen gewiegten Kenner vertrauensvoll mit der Herausgabe zu beehren oder selbst, da sie nichts anderes zu thun hatten, Hand anzulegen, was ihnen Niemand verdacht haben würde. Nach Goethe's Willen sollte die Herausgabe der Briefe möglichst rasch erfolgen, ja er hatte die dabei zu befolgenden Grundsätze, die Eckermann nach Einsicht der Jahrgänge 1807 bis 1809 aufgestellt hatte, am 1. Januar 1831 genehmigt und erklärt, daß er mit Bezug darauf ihn in seinem Testamente zum Herausgeber ernennen werde. Das Testament machte er noch in demselben Monate. In einem mir vorliegenden Briefe des mit seinen Angelegenheiten vertrauten Bibliothekars Kräuter aus dem Mai 1849 lese ich, testamentarisch sei für die Herausgabe der Briefe Riemer, für die übrigen Sachen Eckermann bestimmt worden. Wie es sich auch mit der hier sich zeigenden Abweichung verhalten möge, gewiß ist, daß Goethe diese Angelegenheit nicht dem Ermessen seiner Schwiegertochter und seiner Enkel überließ, sondern die Briefe in nächster Zeit herausgegeben wünschte; auf eine spätere war allein die Vervollständigung seiner Briefe mit Schiller verschoben, deren Urschriften im Jahre 1850 zum Verkauf an den Meistbietenden gelangen sollten. Was berechtigte die Enkel, diesen Willen Goethe's zu umgehen, was konnte sie dazu verleiten? Es war der Haß gegen den von Goethe als Freund hochgeschätzten Kanzler von Müller, der willkürlich über das Archiv verfügt und einzelne Briefwechsel zur Herausgabe gebracht hatte. Dieser Haß veranlaßte sie auch, den eingeleiteten Verkauf des Hauses und der Sammlungen an den Bundestag rückgängig zu machen. Wenn es offen vorlag, daß Goethe gewünscht hatte, nach dem Jahre 1850 solle auch der Briefwechsel mit Schiller unverkürzt gegeben werden, so kümmerten sich die Enkel auch darum so wenig, daß sie ein paar in der dritten Ausgabe schon gedruckte Briefe nicht zuließen, sondern diese vor der Veröffentlichung gestrichen werden mußten. Vergebens waren alle Aufforderungen an sie, auch der von mir im Jahre 1869 zu Goethe's Geburtstag in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlichte „Klopfan", der durch die deutschen Zeitungen ging; sie glaubten im vollsten Rechte zu sein, ja ihre Mutter wollte gar nicht begreifen, was man von ihren Söhnen mehr verlangen könnte, als sie aus freien Stücken gethan. Erst sehr spät begannen sie einzelne Briefe, gerade nicht mustergiltig, herausgeben zu lassen, zuerst die naturwissenschaftlichen, leider nur aus der späteren Zeit, dann den Briefwechsel mit den Gebrüdern Humboldt, und seit dem Jahre 1882 brachte das „Goethe-Jahrbuch" Dank der Verwendung von L. Geiger höchst bedeutende Briefe. Hiernach kann man nicht behaupten, erst jetzt sei das Goethe-Archiv geöffnet worden. In Wirklichkeit ist es auch heute noch nicht erschlossen. Die wirkliche Eröffnung eines Archivs bedingt, daß alle zur wissenschaftlichen Benutzung Befähigten zugelassen werden, wenn auch der Besitzer einzelnes aus bestimmenden Gründen ausschließt oder dafür eine besondere Genehmigung sich vorbehält. Davon sind wir aber beim Goethe-Archiv so weit entfernt, daß sich ein neuer Ring um dasselbe geschlossen, der es dem Forscher verwehrt, aus den dort aufbewahrten Schätzen sich die ihm nöthige Belehrung zu verschaffen, so daß dieser die Zeit erwarten muß, wo die bei dem reichen Stoffe lange sich hinziehende Veröffentlichung vollendet sein wird. Als Niebuhr einst zu Rom Nachgrabungen nach den Capitolinischen Fasten anstellen wollte, verweigerte ihm dies Cardinal Fea mit der Bemerkung, man müsse auch der Nachwelt etwas zu entdecken übrig lassen. Ich erinnere mich noch des Ingrimms, mit welchem der große Gelehrte von dieser Unwürdigkeit zu seinen Zuhörern sprach. Was würde er von dieser Absperrung des geöffneten Goethe-Archivs sagen, dessen verstorbene Besitzer den Willen des Großvaters mißachtet und sittlich das Besitzrecht verwirkt hatten! Damit die besonderen Vertrauens sich Erfreuenden allein ruhig den Schatz heben können, wird den sachlich Gleichberechtigten sogar die Einsicht verwehrt. Manches Thatsächliche, was der Forscher zur Bestimmung von Lebensumständen oder der Entstehung einzelner Gedichte bedarf, dessen Mangel er als Lücke bedauert, liegt dort offen vor, aber es bleibt ihm verschlossen, bis die Reihe daran kommt. Dies verstößt gegen das Recht der Wissenschaft, wie gegen Goethes freien, großen Sinn, auf den es mehr ankommt, als auf die verbitterten Enkel, die freilich ihren Besitz vererben konnten, aber ohne ihres Großvaters Willen preiszugeben. Jedem bewährten Forscher muß es wenigstens frei stehen, durch Einsicht des Archivs die ihm nöthigen Kenntnisse daraus zu gewinnen, will man auch die Abschrift und Mittheilung von kleinern oder größern Gedichten, Briefen und andern Urkunden an bestimmte Bedingungen knüpfen und den aus besonderm Vertrauen zur Herausgabe der Werke und eines ausführlichen Lebens Goethe's bestellten Männern das Vorrecht der Veröffentlichung lassen, die dadurch leider verzögert, wie der Besitz derselben vertheuert wird. So müßte es dem Forscher schon jetzt gestattet sein, Einsicht von dem, wie es heißt, reichen Stoffe zum zweiten Theil des „Faust" zu nehmen, um die Ergebnisse desselben zu benutzen, mag auch das Archiv sich die Veröffentlichung des Satyrspieles „Helena im Mittelalter" vorbehalten. Aber dem künftigen Herausgeber des „Faust" soll nicht vorgegriffen werden! wir haben noch nicht lang genug gewartet. So lange die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft so wenig als Kinder des Hauses betrachtet werden, daß sie vor den wenigen Bevorzugten des Weimar-Berliner Ringes traurig zurückstehen müssen, kann von der allgemein geforderten Eröffnung des Archivs keine Rede sein!*)

Der erste Band der „Schriften der Goethe-Gesellschaft" hat im Jahre 1855 49 Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Amalia aus dem Großherzoglichen Archiv gebracht, von denen eine Anzahl, freilich einzelne nur ungenau oder im Auszuge, vorher gedruckt war. Trotz mancher Bemühungen des fleißigen Herausgebers steht diese vor vielen Jahren ge-

*) Hoffentlich nimmt diese Cliquenwirthschaft, von der die hohe Protectorin der Goethe-Gesellschaft jedenfalls keine Ahnung hat, mit dem Amtsantritte des neuen Directors Bernhard Suphan ein Ende.

Digitized by Google

machte Sammlung nicht auf der Höhe der Wissenschaft, wenn auch die Briefe sorgfältig abgedruckt sind. In den Anmerkungen findet sich manches Irrige; eine den Leser zurecht führende Einleitung hat der Herausgeber abgelehnt. Schlimmer steht es mit den merkwürdigen Briefen des Leipziger Studenten an die Schwester und Freund Behrisch, welche das Archiv dem Herausgeber des „Goethe-Jahrbuchs" für den siebenten Band anvertraut hat. Sie sind durch viele, zum Theil starke Druckfehler entstellt, die Anmerkungen zeigen neben ungehöriger Breite manche Lücken der Kenntniß und wesentliche Mißverständnisse, von denen die Mittheilungen aus dem Archiv frei sein sollten. Mit um so ungetheilterer Anerkennung begrüßen wir den uns hier zur Anzeige vorliegenden zweiten Band der „Schriften der Goethe-Gesellschaft", um dessen Herausgabe sich Professor Erich Schmidt ein Verdienst erworben hat, so daß nur gegen unbedeutende Dinge sich Bedenken erheben. In der „Einleitung" vermissen wir besonders unter Goethe's auf Italien gerichteten Bestrebungen das „wundersame" Werk, das dieser mit Meyer im Jahre 1795 schreiben wollte, eine von der physikalischen Lage und Beschaffenheit des Landes und dessen Cultur von der ältesten bis zur neuesten Zeit ausgehende, den Menschen im engsten Verhältnisse zu seiner Naturumgebung und in seiner dadurch bedingten geschichtlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Entwicklung zeigende Darstellung. Diese großartig angelegte Schilderung wurde leider dadurch gehindert, daß Goethe im Jahre 1797 von dem dazu nöthigen Besuche Italiens abgehalten wurde. Die Hindeutung auf „ein Bündel", das von der „sorgsamsten systematischen Vorbereitung" einer dritten Reise Kunde gebe, wird diesem Plane keineswegs gerecht. Die meisten Ausstellungen hätten wir am „kritischen Apparat" zu machen, wie z. B. S. 462, wo (S. 293, 3) Sie keineswegs verschrieben ist (die gewagten Vermuthungen sind unmöglich), sondern neben Spanier die Frau, die Spanierin bezeichnet, (294, 14) Delphin nicht durch den weniger bekannten Telchin zu ersetzen ist.

Längst wußte man, daß im Goethe-Archiv das von Karlsbad bis Rom reichende an Frau von Stein gesandte Tagebuch sich befinde, welches Goethe am Anfange seiner Beschreibung der italienischen Reise frei benutzt und durch manche Einschaltungen erweitert hat. Dieses ist hier wortgetreu wiedergegeben, auch Goethe's vielerwähnte Federzeichnung eines Venediger Advokaten, eines Buffo caricato, mitgetheilt. Manchen anziehenden Aufschluß giebt es über den Text der „Italienischen Reise". Des bemerkenswerthen Neuen ist nur wenig. Eine Eintragung vom 15. September aus Verona beginnt: „Ja, meine Geliebte, hier bin ich endlich angekommen, hier, wo ich schon lang hätte sein sollen; manche Schicksale meines Lebens wären linder geworden. Doch wer kann das sagen? und wenn ichs gestehen soll, so hätt' ich mirs nicht eher, nicht ein halb Jahr eher wünschen dürfen." Von Padua aus schließen sich seine Aeußerungen häufig an Volkmanns „Nachrichten von Italien" an, und zwar an die erste Auflage von 1770. Das Tagebuch entkräftet Scherers Zweifel an einem Trauerspiel Goethes „Ulysses auf Phäa". Von Perugia aus schreibt er: „Ich bin dir recht zugethan, ich sehne mich recht nach dir; schon fängt mich der Schnee an zu ängstigen, der sich bald mit Macht zwischen uns legen wird." In Citta Castellana äußert er: „Morgen Abend in Rom. Nachher hab' ich nichts mehr zu wünschen als dich und die wenigen Meinigen gesund wieder zu sehen." Abends gleich nach der Ankunft in Rom schreibt er: „Mein zweites Wort soll an dich gerichtet sein, nachdem ich dem Himmel herzlich gedankt habe, daß er mich hierher gebracht hat. Ich kann nun nichts sagen, als: Ich bin hier. Ich habe nach Tischbeinen geschickt." Das Tagebuch schließt am Abend des 30. October mit den Worten: „Ich bin zu Tischbein gezogen und habe nun auch Ruhe von allem Wirthshaus- und Reiseleben. Lebewohl."

Unbekannt war es bisher, ja nach Goethe's eigener Aeußerung unwahrscheinlich, daß noch Briefe aus Rom an Frau von Stein, Herder und den Herzog vorhanden; davon sind 25 an die Freundin, 9 an Herder, 2 an Karl August gerichtet. Diese sind mit so großer Kunst in die „Italienische Reise" verwoben, daß die Versuche, die Briefe an die beiden erstgenannten herauszufinden, häufig fehlgehen mußten. Der erste Brief an die Freundin vom 7. November beginnt: „Laß dichs nicht verdrießen, daß dein Geliebter in die Ferne gegangen ist; er wird dir besser und glücklicher wiedergegeben werden." Erst am 13. December empfängt er die ersten Worte der Freundin, aber ihr Inhalt und ihre Kürze machen ihn bestürzt. Eine solche Wirkung des Verschweigens seines Reiseziels hatte er nicht geahnt. Er klagt: „Dein Zettel hat mich geschmerzt, am meisten dadrum, daß ich dir Schmerz verursacht habe. Du willst mir schweigen? du willst die Zeugnisse deiner Liebe [ihre Briefe] zurücknehmen? Das kannst du nicht, ohne viel zu leiden, und ich bin schuld dran. Doch vielleicht ist ein Brief von dir unterwegs, der mich aufrichtet und tröstet, vielleicht ist mein Tagebuch angekommen und hat dich in guter Stunde erfreut." Am folgenden Tag bittet er: „Kannst du etwas für mich thun, so thu es! Unendlich wird mich jedes Wort von dir aufrichten und erfreuen." In demselben Briefe schreibt er, Tischbein habe, als er ihm seine „Iphigenie" vorgelesen, so tief und fein ihn unter der Heldenmaske des Orest erkannt, und über den Zustand, in welchem er das Stück geschrieben, aufgeklärt, daß er ihn dadurch erschreckt. Es war nicht H. Grimm der erste, der die Beziehung der „Iphigenie" auf Goethe selbst geahnt, wie Schmidt meint; jener hat sie nur zu weit ausgesponnen, und seine Aufstellung, daß sie schon 1776 sich zu bilden begonnen, beruht trotz Schmidt auf einem offenbaren Schreibfehler Riemer's. Goethe sandte mit diesem Briefe der Freundin eine Gemme mit einem „magischen Löwen", die sie sich fassen lassen möge. Am 20. klagt er darüber, daß er kein freundlich Wort von ihr vernehme, er jetzt bei der sonderbaren Erneuerung seines ganzen Wesens alles allein tragen müsse, doch abzwingen wolle er es ihr nicht; sie möge ihrem Herzen folgen, er wolle seinen Weg im Stillen endigen. Den 23. bittet er: „Laß mich dir nur noch für deinen Brief danken! Laß mich einen Augenblick vergessen, was er Schmerzliches für mich enthält. Meine Liebe! Ich bitte dich nur fußfällig, flehentlich, erleichtere mir meine Rückkehr zu dir, daß ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe. Verzeih mir großmüthig, was ich gegen dich gefehlt, und richte mich auf." Sechs Tage später gelobt er sich, nie mehr stumm ein solches Unternehmen auszuführen. Auf einen milderen Brief der Freundin erwidert er: „Schon habe ich viel in meinem Innern gewonnen, schon habe ich viele Ideen, auf denen ich fest hielt, die mich und andere unglücklich machten, hingegeben und bin um vieles freier. Täglich werf' ich eine neue Schale ab und hoffe als ein [neuer?] Mensch wiederzukehren. Hilf mir aber nun auch und komme mir mit deiner Liebe entgegen, schreibe mir wieder von deinem Schreibtische und gedenke göttlich des Vergangenen nicht, wenn du dich auch dessen erinnerst. Ich habe in der Welt nichts zu suchen als das Gefundene, nur daß ichs genießen lerne: das ist alles, warum ich mich hier noch mehr hämmern und bearbeiten lasse." Das ist freilich nur eine leidenschaftliche Selbsttäuschung. Erst am 17. Januar vernimmt er, daß sein aus Venedig geschicktes Tagebuch angekommen, was sein Gemüth erquickt. Seit dem Tode seiner Schwester habe ihn nichts so betrübt, als daß er durch sein Scheiden und Schweigen ihr Schmerz gemacht. Er wirft sich vor, daß er ihr nicht gleich von jeder Station das Geschriebene geschickt habe. Am 20. erhält er ihren Neujahrsbrief, der die jetzt durch die vielen Unglücksfälle in Italien in ihr erwachte Furcht ausspricht, er werde dort seinen Tod finden. „Ich habe nur eine Existenz", erwidert er; „diese habe ich diesmal ganz gespielt und spiele sie noch. Komm' ich leiblich und geistlich davon, überwältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück diese Krise, so ersetz' ich dir tausendfältig, was zu ersetzen ist: komm' ich um, so komm' ich um. Ich war ohne dies [die Flucht nach Italien] zu nichts mehr nütze." Die Furcht eines Freundes, der Frau von Stein bange gemacht, Goethe werde sich dort verlieben, scheint ihm lächerlich. „Du hast nur eine Nebenbuhlerin bisher, und die bring ich dir mit: das ist ein Kolossalkopf der Juno." Denselben Gedanken spricht er am 1. Februar in einer durch andere Aeußerungen von einander

Digitized by Google

getrennten Stelle (S. 273 f.) aus, wo wir eine Erläuterung, besonders wegen des „Peruginischen Grafen", und die Hinweisung auf die frühere Stelle vermissen. Herzlich wohl hat ihm ihre Aeußerung gethan, daß sie ihn liebe und sich seiner Briefe freue. Nun erfaßt ihn auch der Gedanke, ihr einst das schöne Italien zu zeigen, doch trotz alles Zuges zu ihr drängt es ihn, Sicilien zu sehen, was er freilich zunächst noch in der Schwebe läßt. Aber im letzten Briefe aus Rom reißt ihn seine leidenschaftliche Liebe zu ihr über alle Schranken hin, er sagt ihr, was er sich selbst kaum zu gestehen wagt: „An dir häng' ich mit allen Fasern meines Wesens. Es ist entsetzlich, was mich oft Erinnerungen zerreißen. Ach, liebe Lotte, du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angethan habe und anthue, und daß der Gedanke, dich nicht zu besitzen, mich doch im Grunde, ich mags nehmen und stellen und legen, wie ich will, aufreibt und aufzehrt. Ich mag meiner Liebe zu dir Formen geben, wie ich will, immer, immer — Verzeih' mir, daß ich dir wieder einmal sage, was so lange stockt und verstummt. Wenn ich dir meine Gesinnungen, meine Gedanken der Tage, der einsamsten Stunden sagen könnte. Leb wohl. Ich bin heute confus und fast schwach." Auch diesen Brief verbrannte Frau von Stein nicht, obgleich sie sich von Goethe versprechen ließ, die ihrigen zu vernichten.

Von den Briefen an Herder haben sich neun aus Rom, vom 10. November 1786 bis zum 17. Februar 87, erhalten. Sie sind sämmtlich mit geringen Aenderungen und Auslassungen in die „Italienische Reise" übergegangen. Am 13. December schrieb er: „Versöhnt mir Frau von Stein und den Herzog." Auch die beiden dem Herzog gesandten Briefe vom 1. und 3. November 1786 sind in der „Italienischen Reise" als Anfang des Aufenthaltes in Rom glücklich verwandt, mit Weglassung oder Verallgemeinerung der persönlichen Beziehungen. Den zweiten legte Goethe als Cirkularschreiben an das herzogliche Paar, die Herzogin Mutter, Herrn und Frau von Stein, Herders und Knebel bei. Die zuletzt gegebenen drei Briefe an den Conseilspräsidenten von Fritsch sind bloße Höflichkeitsbezeugungen. Der vielen zum Theil werthvollen Beilagen zu den Briefen können wir hier nicht gedenken.

Am Anfange sind ein Briefchen an Frau von Stein (aus dem Juni 1786), ein Karlsbader Brief an Herder, der nicht hier stehen sollte, vier Briefe an die Freundin vom 27. August bis zum 2. September 1786 aus Karlsbad und die Billetts aus Verona und Venedig gegeben, die uns bisher fehlten. Der Brief an Herder ist von großer Bedeutung, da er zeigt, daß Goethe nach Lesung der „Elektra" des Sophokles den Entschluß gefaßt, die Verse der „Iphigenie" würdiger zu machen. Den Römischen Briefen an Herder läßt der Herausgeber die Abschiedszeilen aus Karlsbad und die Zettel aus Verona und Venedig vorangehen. Im ersten sagt Goethe ihm seine Ansicht über den erwarteten Ruf nach Hamburg, die beiden andern sind wichtig für die Umbildung der „Iphigenie". In den Anmerkungen wird auch das Gesammtschreiben der Karlsbader Getreuen vom September 1786 an den Herzog mitgetheilt über das, was nach seinem Abschied an Goethe's Geburtstag zur Feier desselben geschehen, und über dessen heimliche Flucht am Geburtstage des Herzogs. Herder beginnt und schließt diese launige Dankadresse, der es auch an Nachschriften nicht fehlt. Wir gewinnen hier einen Einblick in das heitere Karlsbader Leben und die noch fehlende Angabe des Tages der Abreise von Karl August.

So ist uns denn in diesem Bande die urkundliche Mittheilung von allem bisher Unbekannten geboten, was Goethe's Archiv zur „Italienischen Reise", insonderheit über seine Verbindung mit Frau von Stein, besitzt. Freilich fehlen fast ganz die Briefe aus Neapel, das Tagebuch vom Besuche Siciliens und was er ihr beim zweiten Aufenthalte in Rom schrieb. Dadurch sind wir außer Stand gesetzt, sein Verhältniß zur Freundin während des letzten Jahres in Rom gleichsam urkundlich zu erfahren, was wir sehr bedauern müssen; denn waren auch die Briefe in dieser Zeit, wie wir Goethe glauben dürfen, inhaltlich wenig bedeutend, um so vielfachere persönliche Beziehungen enthielten sie; vor allem wäre es anziehend gewesen, seine Aeußerungen aus der Zeit zu lesen, in welcher ihn seine Künstlerliebe beglückte, die den Hintergrund zu den Römischen Elegien bildet. Besonderen Werth haben seine hier gebotenen Briefe auch deshalb, weil sie uns deutlich erkennen lassen, mit welcher glücklichen Gewandtheit er aus dieser Vorlage den ersten Theil der „Italienischen Reise" (bis Neapel) schuf. Die umsichtige, durchaus würdige Herausgabe von Erich Schmidt erkennen wir um so dankbarer an, als wir sonst in mancher Beziehung von seinen meist geistreichen, aber nur zu oft, wie bei seinem Lehrer, dem hochbegabten Scherer, der Wahrheit entrückten Ansichten abweichen.

Professorenroman und Professorenkritik.

Von Oskar Bulle.

Herrn Professor Richard Gosche in Halle blieb es vorbehalten, die moderne literarhistorische Forschung in ernsthafter Weise um den neuen Gattungsbegriff des „Professorenromans" zu bereichern. Es gelang ihm dies auf indirecte Art, durch den Eifer nämlich, mit welchem er in seiner kürzlich erschienenen kleinen Schrift über den „Dichter und Forscher Georg Ebers"*) gegen die von den „berufsmäßig schriftstellerischen Kreisen" ausgeübte, absprechende Kritik der jüngsten belletristischen Schöpfungen des Leipziger Aegyptologen zu Felde zieht. Bisher war es dieser Kritik nicht gelungen, jenem ominösen Gattungsbegriffe eine wirkliche, ästhetische Berechtigung zu verleihen. Zwar erfand sie ihn; wer wollte das noch leugnen, nachdem Herr Gosche die Broschüre des „höchst achtungswerthen Kritikers" citirt hat, in welcher er vorkommt? Vielleicht wandte sie ihn auch häufiger an, als es im Interesse der ernsten Beurtheilungen gut war. Aber wer in aller Welt, außer Herrn Gosche, war bisher auf den Gedanken gekommen, in ihm mehr zu erblicken als einen satirischen Ausdruck für die tragikomische Zufälligkeit, daß es gerade einige Professoren sind, welche sich in der modernsten Literatur durch schlechte Romane bemerklich machen? Kann Herr Gosche wirklich nachweisen, daß irgend ein bemerkenswerther Kritiker sein abfälliges Urtheil über die „Dichter" Ebers und Dahn lediglich auf die bloße Thatsache gegründet hat, daß jene Autoren auf academischen Lehrstühlen sitzen?

Ich glaube, daß ihm dieser Nachweis sehr schwer werden würde, und doch legt er die ungegründete Behauptung, nur der verdächtige Begriff „Professorenroman" verhindere eine gerechte Werthschätzung der Ebers'schen Dichtungen, seiner Apologie zu Grunde. Er kämpft mit derselben Phantasie gegen ein kritisches Wahngebilde, mit welcher einst ein bekannter edler Ritter gegen Windmühlenflügel losstürmte, und wendet dabei Waffen an, die seine Polemik von vornherein komisch, wenn nicht gar verleumderisch erscheinen lassen. Oder klingt es nicht etwa komisch, wenn er sagt, daß man mit demselben Rechte, mit welchem man die Ebers'schen und Dahn'schen Werke Professorenromane nenne, auch Goethe's „Iphigenia auf Tauris" als Kammerpräsidentendrama bezeichnen könne? Das Letztere könnte man doch wohl nur, wenn zufällig auch noch irgend ein anderer Kammerpräsident ein ebenso klassisches Drama geschrieben hätte. Ich kenne aber außer Goethe keinen anderen. Und immer würde dieser zusammenfassende Ausdruck lediglich ein äußerlicher bleiben, der eben nur die zufällige Gleichheit sowohl der Lebensstellung der Autoren als auch der Qualität ihrer Werke im Auge hätte, ohne irgendwie eine Begründung dieser Qualität durch jene Lebensstellung in sich zu schließen. Also dieser Vergleich hinkt, Herr Professor, und der Versuch, durch ihn die Kritik ad absurdum zu führen, leidet an einem bedenklichen logischen Mangel und wirkt unwiderstehlich komisch.

*) Verlag von Ed. Schloemp, Leipzig.

Digitized by Google

Aber Herr Professor Gosche bleibt nicht bei der harmlosen Don-Quixoterie, sondern greift zu Argumenten, die unmittelbar die Gesinnung und redliche Ueberzeugung der „berufsmäßig schriftstellerischen Kreise" verdächtigen und an den Pranger zu stellen suchen. Er redet in dem Vorworte zu seinem Büchlein von jenen Kreisen, innerhalb welcher man es Jenem (nämlich dem romanschreibenden Aegyptologen) „nörgelnd verargen möchte, mit größtem Erfolge als einer der Besten ihresgleichen aufgetreten zu sein. . . . Man ruft: das ist ein Professor! Als ob es dem Wesen eines ordentlichen Schriftstellers widerspräche, etwas ernsthaft gelernt zu haben!" Und im Schlußworte fügt er noch hinzu: „der Professor hat genau dasselbe Recht, Romane zu schreiben, wie jeder Andere, der es nicht ist und sich vielleicht sehr geschickt die Mühe erspart hat, etwas ernsthaft zu lernen." — Welche plumpe Insinuationen und welche grobe Verdrehungen liegen nicht in diesen Worten verhüllt! Natürlich begründet seine besondere Berechtigung, über die Ebers'schen Dichtungen ein gültiges Urtheil zu fällen, damit, daß er, „obwohl gelegentlich schriftstellernd, unter Anderem von ägyptischen Dingen wirklich auch etwas verstehe. Daß er bei Ebers mit einiger Genauigkeit zu unterscheiden vermöge, was ägyptisch ist, was modern?" Diese archäologische Befähigung geht nun aber meistens den Kritikern aus den „berufsmäßig schriftstellerischen Kreisen" ab. Diese windigen Gesellen haben sich ja „sehr geschickt die Mühe erspart" ägyptische Studien zu machen. Sie dürfen also auch nicht — das ist offenbar die Meinung, die in jenen Worten des Herrn Professors liegt — sich anmaßen wollen, über „ägyptische Romane zu urtheilen.

Hier sind wir zu dem Angelpunkte der „Professorenkritik" des Herrn Gosche gelangt. Nur von ihm ausgehend — das wollen wir zu seinen Gunsten annehmen — verstieg sich der academische Literarhistoriker zu jenen merkwürdigen und schier unbegreiflichen Ausfällen auf seine nicht-academischen Kollegen. Und hier will ich deshalb auch einsetzen, um die Haltlosigkeit des apologetischen Inhaltes jener Schrift, soweit derselbe den Dichter Ebers betrifft, darzuthun. Das Wunderbare an diesem Theile des Inhaltes ist freilich, daß der in ägyptischne Fragen so wohlbewanderte Kritiker bei seinen Analysen der neun belletristischen Werke Ebers' die angekündigte Unterscheidung, was in denselben modern sei, was ägyptisch, fast vollständig außer Augen läßt. Er fällt ganz von seinem Programme ab, sobald er in den positiven Theil seiner Kritik eintritt, und beraubt uns somit des Genusses, die nützliche und lehrhafte Anwendung archäologischer und philologischer Principien auf die ästhetische Beurtheilung einer Dichtung durch Beispiele kennen zu lernen. Da jeder brave Deutsche aber weit davon entfernt bleiben muß, einem Professor eine Inconsequenz zuzumuthen, wollen wir auch annehmen, daß im tiefsten Grunde der Seele des Herrn Gosche immer jene archäologische Urtheilsfähigkeit als die feste Grundlage ruhte, auf welcher sich seine ästhetische Bewunderung der Ebers'schen Schöpfungen aufbaute; zumal, da es sonst unbegreiflich bleiben würde, wie ein gescheidter und feinsinniger Mann die jüngsten dieser Schöpfungen noch als Kunstwerke preisen kann.

Daß Herr Professor Gosche jene archäologische Unterscheidungskunst überhaupt zum kritischen Principe machen *wollte*, ist es aber, was ich oben den Angelpunkt seiner Beurtheilung nannte. Er ist nicht der erste, der dieses unlogische Verfahren anwenden zu können meint; auch in der Kritik der „berufsmäßig schriftstellerischen Kreise" begegnete man oft den zweck- und meistens auch erfolglosen Versuchen, durch Betonung des „Modernen" in den ägyptischen Romanen ein Urtheil über die letzteren zu begründen. Aber gerade so wenig als Herr Gosche dazu kam, auf der in Aussicht gestellten Hervorhebung des „Echten" in denselben eine kritische Analyse wirklich aufzubauen, gelang es jenen Kritikern mit dem Tadel der Anachronismen allein das Verfehlte in ihnen treffend und erschöpfend zu bezeichnen. Der Fehler in beiden gleichartigen, wenn auch nach verschiedenen Zielen hinsteuernden kritischen Versuchen liegt einfach in der Verquickung der sachlichen und der ästhetischen Beurtheilung, in der Betonung des materiellen Inhaltes der Dichtungen und dem Außerachtlassen seiner künstlerischen Motivirung.

Lediglich von diesem Gesichtspunkte aus würde auch der Gattungsbegriff „Professorenroman" die ernste und nicht persönliche Bedeutung erlangen können, die ihm bisher fehlte. Man würde dann mit diesem Ausdrucke ganz passend die belletristischen Machwerke bezeichnen, in welchen ein schon an und für sich, infolge des historischen Interesses, fesselnder Inhalt mit Hülfe einer oberflächlichen Erfindungsgabe in einen schablonenhaften Rahmen gepreßt wird. Denn daß sowohl Dahn's als auch Ebers' letzte Romane nichts anderes sind als solche Machwerke und daß also diesen beiden Autoren dann mit Recht die zweifelhafte Ehre zukäme, die ganze Gattung solcher Erzeugnisse durch ihren Professorentitel zu bezeichnen, wird uns Niemand außer denen bestreiten, die sich an dem sachlichen Inhalte eines Romanes allein genügen lassen. Daß zu den letzteren Herr Professor Gosche gehört, muß ich nach der Lectüre seines sicher sehr eilfertig geschriebenen Büchleins über Ebers leider constatiren. Er gewinnt mit einer unglaublichen Leichtigkeit aus der Aufzählung des bloßen Stoffes, den Ebers anhäuft, ein günstiges Urtheil über die künstlerische Gestaltung desselben und dringt selbst da, wo er, wie z. B. in den Romanen „die Frau Bürgermeisterin" und „Ein Wort", die mangelhafte Anordnung und die Weitschweifigkeit der Darstellung tadelt, nicht bis zur deutlichen Erkenntniß der Ebers'schen Einthümlichkeiten und Mängel hindurch. So kommt es, daß seine Analysen an einer großen Gleichförmigkeit leiden, die sie auf die Dauer ungenießbar macht und daß man sich eigentlich nur an einer derselben wahrhaft erfreuen kann, das ist die der „Aegyptischen Königstochter". Und doch hätte ihm gerade die liebevolle und eingehende Betrachtung dieses Romans, den auch ich als ein echtes Kunstwerk, das einzige, welches Ebers schuf, anerkenne, schon die Grundlinie des Kreises erkennen lassen müssen, innerhalb welcher sich Ebers in allen seinen späteren Werken bis zur trostlosesten Ermüdung seiner Leser herumdreht. Es ist Herrn Gosche entgangen, daß der Leipziger Aegyptologe trotz der stets wechselnden Staffage uns in allen seinen Werken dieselben Menschen vorführt und daß, nachdem wir diese in dem Erstlingsromane, der „Aegyptischen Königstochter", in ihrem schönen, rosigen Jugendglanze kennen gelernt und lieb gewonnen haben, alle späteren Verkleidungen derselben uns nur oberflächlich, wie es etwa Costümbilder thun, anregen können. Eine Analyse der Ebers'schen Werke müßte deshalb, um endlose Wiederholungen und eine ermüdende Gleichförmigkeit zu vermeiden, uns ein Gesammtbild mit Wandeldecorationen im Hintergrunde zeichnen und vor Allem den Grundtypus der Stereotypen, als welche sich die Gestalten in allen neun Romanen erweisen, klar zu machen suchen. Dann würde, selbst wenn man von der Grundlage der „Aegyptischen Königstochter" ausginge, in welcher diese Gestalten noch in ihrer ursprünglichen Frische und Jungfräulichkeit erscheinen, durch das Suchen nach den allgemeinen Principien ihrer künstlerischen Motivirung auch die Ursache klar hervortreten, welche sie, wenn sie oft genug und lange genug vor uns herumspaziert sind, so hohl und oberflächlich, so häßlich und nichtig, so gealtert und gebrechlich erscheinen läßt. Es würde vor Allem auch offenbar werden, daß diese Gestalten nicht eigentlich Eigenthum des Dichters sind, das heißt, daß sie nicht die elementaren poetischen Ausbrüche eines Kämpfens und Ringens und einer immer sich erneuernden innerlichen Umgestaltung der Dichterseele bilden, sondern daß sie wie stets sich gleich bleibende Schemen vor der Phantasie des Autors auf- und niederwallen, ohne von dem Pochen seines Herzens berührt zu werden. Diese Aeußerlichkeit der Ebers'schen Menschen, die in allen den verschiedenartigen Lebenslagen, welche die Erfindungsgabe des Romanschreibers schafft, stets dieselben bleiben, hat ihr rasches ästhetisches Verwelken verursacht, denn der unermüdliche Erfinder, der ihnen immer wieder neue Gewänder anzaubert, läßt sie nicht in den Jungbrunnen seines innersten Fühlens sich baden; sie hat aber auch die großartigen buchhändlerischen Erfolge der Ebers'schen Werke zur Folge, auf welche, bezeichnend genug, Herr Gosche nicht oft genug hin-

Digitized by Google

weisen zu können meint: denn nichts zieht die oberflächliche Lesesucht der großen Menge mehr an, als romanhafte äußerliche Verwicklungen, in die vertraute und längst bekannte Menschentypen versetzt werden.

Die letzteren loszulösen von ihrem wechselnden Hintergrunde würde, wie gesagt, die einzig richtige Methode für die kritische Analysirung der Ebers'schen Werke gewesen sein. Herr Gosche hat sie in seiner Schrift nicht befolgt, sondern hat, getreu seinem anfangs angedeuteten Grundsatze, zunächst stets das Aeußerliche und Sachliche der Verwicklung auseinandergesetzt, indem er annahm, daß die Figuren mit diesem nothwendig zusammenhängen müßten. Dabei ist er natürlich um die Frage, ob die letzteren modern oder ägyptisch seien, glatt herumgekommen, denn nach seiner Anschauung war es unzweifelhaft und gar nicht erst einer Untersuchung bedürftig, daß, wenn nur die Staffage ägyptisch auch die Gestalten es seien. Vielleicht würde er von dieser Anschauung, die für die gesammte dichterische Thätigkeit Ebers' allgemeine Grundzüge nicht auffinden kann, zurückgekommen sein, wenn er auch das letzte, bei Abfassung seiner Schrift noch nicht erschienene Werk des Autors, den dreibändigen Roman „die Nilbraut", in den Rahmen seiner Untersuchung gezogen hätte. Denn gerade in ihm tritt das Typische und Aeußerliche der Ebers'schen Gestalten so aufdringlich an den Tag, daß sich wohl auch der eifrigste Verehrer des Dichters über dasselbe klar werden muß. Wenn auch in den bisher vorhandenen ägyptischen Romanen sachliche und formelle Vorzüge einen Literarhistoriker über das Schablonenhafte der Menschen hinwegtäuschen konnten, so bietet dieser neue Roman, der in Composition und Darstellung außerordentlich schwach ist, keine derartigen Entschuldigungsgründe mehr dar, und es erscheint mir deshalb zweckmäßig, von ihm aus rückschauend in raschen Zügen die Grundlinien der dichterischen Kunst Ebers' zu zeichnen und damit eine Zusammenfassung zu geben, welche Herr Gosche infolge der Zersplitterung seiner Kritik in Einzel-Analysen nicht versuchte.

Der Inhalt der „Nilbraut" ist ebenso abwechselungsreich durch die Fülle der Geschehnisse als bunt durch die Menge der Figuren und zerfällt, von der Unmenge der eingeschalteten, die rasche Förderung der Handlung ungemein hemmende Episoden ganz abgesehen, in zwei Haupttheile: in dem ersten wird uns geschildert, wie Orion, der Held des Dichters, die in ihrer Vortrefflichkeit unveränderliche Paula, die in allen Romanen wiederkehrende weibliche Lichtgestalt, mit einem aus tiefster Liebe geborenen glühenden Hasse verfolgt und dabei sogar vor verbrecherischen Handlungen nicht zurückschreckt, während der zweite Theil uns den reuigen, nun vollkommen zur männlichen Lichtgestalt umgewandelten Liebhaber zeigt, der mit seiner Geliebten alle Stürme eines seltsam verschlungenen Schicksals siegreich überdauert. Den Titel: „die Nilbraut" trägt der Roman von der Schlußentwicklung, in welcher Paula Gefahr läuft von dem fanatischen Volke als Opfer dem erzürnten Flusse dargebracht zu werden. Die Zeit, in welche die Handlung verlegt ist, ist die der arabischen Invasion in Aegypten. Der Feldherr der Araber, Amer, muß zu rechter Zeit den deus ex machina spielen, welcher die Ränke seines schwarzen, teuflischen Stellvertreters Obada vernichtet. Die sich befehdenden christlichen Secten der Jakobiten und Malchiten, das stumpfsinnige eingeborene Volk der Aegypter und die thatkräftigen Araber bilden die Menge, und ein christlicher Humanist und Märtyrer, ein aufopferungsvoller freidenkerischer Arzt, ein alter Isispriester sowie viele mit wenigen Strichen nicht übel charakterisirte Väter, Mütter, eifersüchtige Mädchen, treue Diener und ängstliche Beamte sind die Statisten in dem figurenreichen Schaustücke.

Fragen wir uns nun, worin die Gleichartigkeit dieses Romans mit seinen ägyptischen Vorgängern beruhe, so müssen wir zunächst die Unwandelbarkeit aller Charaktere bemerken. Jede Gestalt tritt fix und fertig vor uns hin, und die Entwicklung der Handlung ist nicht in die Seelen der Menschen, sondern in die von außen an sie herantretenden Ereignisse gelegt. Willenlos und wechsellos schreiten die Menschen durch die Fluth ihrer Schicksale dahin, weder Freude noch Leid wandeln sie um, und nur ihre Abenteuer nicht ihre Gesinnungen erzeugen die Spannung. Wenn auch Orion eine Zeit lang den Bösewicht spielt, so spielt er ihn doch nur und keinen Augenblick ist der Leser darüber zweifelhaft, daß die Schurkerei des Jünglings nur eine ihm von seinem Hasse octroirte Maske ist, die bald wieder fallen wird, um das Gesicht des bekannten Bartja oder Pentaur in täuschender Aehnlichkeit zu zeigen. Durch diese innere Bewegungslosigkeit der Menschen erhalten alle Ebers'schen Dichtungen den Charakter eines Wachsfigurenkabinets, dessen Gestalten zwar durch die mechanische Kunstfertigkeit seines Erbauers in bunten, mannigfaltigen Gliederverrenkungen ein Scheinleben erlangen, uns aber mit ihren gläsernen, seelenlosen Augen nur beängstigen und verwirren.

Aus diesem Grunde ist auch die oben berührte Frage, ob die Gestalten der Ebers'schen Romane modern oder ägyptisch seien, eine völlig müssige, aber sie ist bezeichnend genug: denn niemals würde sie aufgeworfen worden sein, wenn dieselben überhaupt menschlich wären. Dem echt Menschlichen wird nie der Vorwurf, anachronistisch zu sein, gemacht werden, und wenn es, wie bei Shakespeare, mit tausend anachronistischen Fetzen behangen wäre. Aber weil man fühlt, daß die Ebers'schen Gestalten für die Zeit, in die sie versetzt sind, unnatürlich handeln und wandeln, glaubt man ihnen in der Gegenwart eine entsprechendere Heimstätte geben zu können, und doch passen sie ebenso wenig in unsere Zeit, wie in das ägyptische Alterthum. Sie passen überhaupt in keine Zeit und an keinen Ort, höchstens in die Bücher für ein denkfaules, aufregungssüchtiges Publikum.

Ebers hat in einem einzigen ägyptischen Romane versucht, eine Gestalt von Tiefe und innerer Beweglichkeit zu schaffen: in seinem „Homo sum". Dort ist es der Einsiedler Paulus, von welchem man wirklich sagen kann: homo est. Vielleicht hat er in diese Figur etwas von seinem Selbst und seinem inneren Leben gegossen, wenigstens fühlt man sich durch dieselbe erwärmt und angeregt, was man gewiß von keiner anderen aus der Fülle von Gestalten in den ägyptischen Romanen sagen kann. Wie viel plastischer und innerlicher sind dagegen die Menschen in den Dichtungen, die Ebers nicht der Anregung seiner ägyptischen Studien, sondern der Anregung seines Herzens verdankt: in „Ein Wort" und „Die Frau Bürgermeisterin". Daß Herr Gosche dem letzteren Romane einen Mangel an Handlung zuschreibt, ist bezeichnend für seine Kritik, denn gerade die Vertiefung des Herzenslebens jenes bürgermeisterlichen Ehepaares scheint mir eine größere Handlung zu enthalten, als alles Sammelsurium der episodenreichen ägyptischen Schaustücke. Aber die „Professorenkritik" scheint dem „Professorenromane" entsprechen zu wollen, das heißt, sie scheint sich wie dieser zu bemühen, die einfachsten Bedingungen, die das ästhetische Urtheil für ein Kunstwerk vorschreibt, durch archäologische Aeußerlichkeiten und nebensächliche Gelehrsamkeit zu ersetzen.

Feuilleton.

Eine Gerichtssitzung.

Von Wilhelm Jensen.

„Angeklagte, treten Sie vor!"

Die Aufgeforderte kann dem Geheiß allerdings nicht auf eigenen Füßen Folge leisten, sondern bedarf der Beihülfe dazu. Es ist keine Persönlichkeit aus Fleisch und Blut, vielmehr eine größere Holzkiste, von der einige Bedienstete des Gerichtssaales den Deckel entfernen und dadurch ein Oelgemälde — eine Landschaft — zum Vorschein bringen. Aber trotzdem wohnt ihr etwas Menschliches inne, sie besitzt eigenartig individuelle Züge, die nicht der großen Menge angehören, und vermag auch zu sprechen. Der Gerichtshof blickt finster auf das enthüllte Gesicht der Angeklagten, aus der eine einfach liebliche, von einem poetischen Schimmer umflossene Natur redet, doch in den Mienen der Richter drückt sich nichts von einer Wahr-

Digitized by Google

nehmung derselben aus. Der Präsident entfaltet ein Blatt und sagt:

„Sie tragen den Namen „Frühlingstag" und sind des Versuchs beschuldigt, sich mit Wissen und Wollen in den hiesigen Gemälde-Ausstellungsraum einzudrängen. Räumen Sie diese Absicht ein?"

Die Landschaft antwortet leisstimmig: „Ja." Sie ist von einer fast übergroßen Bescheidenheit — wie Landschaften es nur selten angeboren wird — und ihr Ausdruck scheint selbst Zweifel darein zu setzen, ob sie wirklich ein Recht habe, in der Welt vorhanden zu sein.

Der Verhandlungsfall ist im Grunde sehr unbedeutender Art, eine „Bagatellsache", die sich von kürzester Hand erledigen ließe. Doch der Gerichtspräsident will sie benutzen, um ein Beispiel an ihr aufzustellen und die Bestrafung mit einer moralischen Warnung für gleichartige Frevelgelüste zu verknüpfen. So fragt er aus seiner Gesichtsmaske hervor — denn Alle tragen eine, den Gugeln des Vehmgerichts ähnliche, unerkennbar machende Kopfverhüllung —:

„Haben Sie nicht gewußt, daß Sie eine strafbare Handlung begehen wollten?"

„Nein", antwortet die Landschaft befangen, und sie stottert nach: „Ich dachte nicht —"

Der Vorsitzende fällt ein: „Sie mußten es wissen, Ihr Unverstand entschuldigt so wenig, wie die Unkenntniß der in einem Lande giltigen Gesetze. Sie stammen von einem Vater, der sich nicht mehr in so unreifen Jahren befindet, um über feststehende Normen nicht unterrichtet zu sein, und durch ihn müssen Sie vor solchen Ausschreitungen gewarnt worden sein."

Schüchtern versetzt die Landschaft: „Ich habe ein paar ältere Schwestern, die in der vornehmsten Halle des Landes bereitwillige und freundlichste Aufnahme gefunden — und da dachte mein Vater — ich sei nicht zu schlecht — ich sollte mich ja auch nicht bei Hofe vorstellen, sondern nur im gewöhnlichsten Kreise —."

Doch mit düster gerunzelter Stirn unterbricht sie der Präsident: „Sie haben uns also für bestechliche Richter gehalten? Uns, die wir um unseres makellosen Rufes und unserer höchsten Einsicht willen zu dem obersten Amt der Urtheilsfällung berufen worden sind, für fähig erachtet, niedrigsten Einflüssen zugänglich zu sein? Uns, deren Gewissensspiegel bei der Ausübung unserer hohen Pflicht noch nie ein Hauch persönlicher Rücksichtsnahme getrübt hat? Das wird bei dem Strafmaß zum Austrag kommen! Aber von dieser Frechheit, uns durch Ihre beiden Schwestern bestechen zu wollen, abgesehen — glauben Sie denn, sich überhaupt auf solche Verwandtschaft berufen zu können? Die Unverschämtheit Ihres Unterfangens, hier einzudringen, erhöht sich dadurch nur noch mehr. Denn jeder Urtheilsfähige wird nicht in Zweifel darüber sein, daß *unseren* Abkommen vor allen anderen die Aufnahme in das von Ihnen genannte vornehme Haus zusteht. Wenn nun selbst unter uns sich noch Viele befinden, die bisher einer solchen Auszeichnung in keinem einzigen ihrer Sprößlinge theilhaftig geworden sind, so liegt unabweislich die Muthmaßung, ich darf sagen, die Gewißheit nahe, daß Ihre beiden Schwestern sich nicht durch wahres Verdienst, sondern durch unlautere Mittel jenen Zugang erschlichen haben werden. O wir sind nicht unbekannt mit solchen Schlichen und Ränken, es ist unser Beruf, sie zu kennen! Darum, Angeklagte, haben Sie sich mit der Bezugnahme auf Ihre Verwandtschaft selbst den ärgsten Schaden zugefügt, denn eben diese ist es, welche die ganze Strenge unseres Richtspruches herausfordert."

Einer der Beisitzer bemerkt: „Ich muß mir noch einen Hinweis auf den höchst verdächtigen Ausdruck erlauben, mit welchem die Inquisitin sich erkühnt hat, die Gesellschaft in diesen Räumen als einen »gewöhnlichsten Kreis« zu bezeichnen".

Doch der Präsident verneint mit einer überzeugten Handbewegung. „So psychologisch richtig Ihre Conjectur sein mag, verehrter Herr College, widerstreitet der gerade und gerechte Sinn in mir, ihr beizupflichten, und Gerechtigkeit ist unsere einzige und oberste Richtschnur. Wir vermögen der Beschuldigten nicht in die Gedanken hineinzublicken; die Annahme, sie habe die uns hier umgebende Wandversammlung als »eine gewöhnliche« kennzeichnen wollen, würden sie uns auf eine solche Stufe geistiger Verblödung herabsetzen lassen, daß sie sich über eine Voreingenommenheit bei uns beschweren dürfte. Aber ich danke Ihnen für Ihre schätzenswerthe Absicht, Herr College, denn nur aus der einheitlichen gleichen Sinnesrichtung, der innerlichen Verständniß-Uebereinstimmung Aller kann eine Entscheidung, die den von uns vertretenen Zwecken dient, hervorgehen."

Bescheiden kommt es von der Landschaft her: „Darf ich fragen, welche Zwecke —?"

„Sie haben hier nur zu schweigen und zu hören!" fällt der Vorsitzende streng ein. „Außerdem zu sehen, wenn Sie dazu im Stande sind. Blicken Sie dorthin" — der Finger des Sprechers deutet auf die in glitzernden Rahmen an der Wand hängenden Gemälde — „das ist die auserlesene Gesellschaft, unter die Sie sich unberechtigt einzumischen versucht. Sie alle sind Meisterschöpfungen, sonst befänden sie sich nicht hier, sind Werke, aus denen uns eine Solidaritätshaft des Künstlerinteresses entgegentritt, sonst wären sie wiederum nicht hier. Verständige, emsige Männer sind ihre Urheber, welche ihre Zeit und die Mitlebenden derselben richtig zu erfassen verstehen, die nicht thöricht in's Blaue hinein sich auf den Weg machen, sondern sich zuvor der Mittel vergewissern, durch die man sein Ziel erreicht. Bewundernd hängt der Blick an diesen Leistungen. Auf dem Markt des Lebens sind sie erwachsen, aus der Unterstützung und Reibung der Kräfte, aus dem Gegensatz und der Vereinigung. Sie wollen sich nicht egoistisch gegeneinander hervorheben, sondern verfolgen die gemeinnützige Absicht, zu dienen, der Allgemeinheit des höchsten menschlichen Begriffes, dem Kunstgeschmack unseres gesammten Volkes zu dienen. Sie spiegeln auf's Genaueste Alles so wieder, wie das Leben dieses Volkes es in Wirklichkeit darbietet, wie es vor der Anschauung seiner Augen dasteht; ich möchte sagen, es sind christliche Werke, auch wenn sie profane Gegenstände behandeln, denn sie kennen keinen Hochmuth, hegen jenen edlen demokratischen Sinn, der gleicherweise nach der Anerkennung durch den an Rang und Geist ärmsten unserer Mitbrüder, wie nach fürstlichem Beifall trachtet. So sind sie alle gleichsam Kinder *eines* Vaters, des Genius unserer Zeit, in dem sich der Fortschritt der Kunst zu der Erkenntniß offenbart, daß sie keine Sonderstellung unter den Menschen einnehmen darf, vielmehr nach dem erhebenden Vorbild der allgemeinen Wehrpflicht berufen ist, in jedem dem großen Vaterlande Angehörigen die gleiche himmlische Flamme künstlerischer Begeisterung zu entzünden. — Wer aber, Angeklagte, sind Sie? Wo und wie sind Sie zur Welt gekommen? Man sieht es Ihnen auf den ersten Blick an. Nicht in einem Hause wechselseitiger, hochherziger Förderung, wo Einer für Alle und Alle für Einen stehen, sind Sie geboren worden, und nicht das werkthätige Streben nach gemeinen Nutzen hat Sie erzeugt. Ihre Wiege stand abseits vom „schaffenden Webstuhl der Zeit" hinter irgend einem nach Norden gerichteten Fenster, in einem Raume, der sich der wohlmeinenden Theilnahme verständiger Berather verschloß. Ihr Vater war der Eigenwille, der Dünkel und Unverstand, die sich vermessen, aus ihrem eigenen Innern ohne Beihülfe eine Schöpfung hervorzubringen. Wie ich den Hochmuth hasse! Schweigen Sie! Ich weiß, was Sie zu sagen beabsichtigen, kenne Ihre Phrasen. Daß die Einsamkeit, die Phantasie und die Poesie bei Ihnen als Pathen gestanden, nicht wahr? Daß Sie allerdings kein Abbild der Natur für gewöhnliche Augen seien, sondern nur für solche, welche jene aus einer schönen Empfindung hervor ansähen? Ich hätte Sie zu Ihrer Selbstblamage ausreden lassen, wenn es mir nicht darum zu thun gewesen wäre, diese der echten Kunst geweihten Räume vor der Miasmenausathmung der Afterkunst zu bewahren. Wer, auf der Höhe unserer Zeit stehend, in der Malerei noch von Phantasie und Poesie redet, ist entweder ein Narr oder ein tückischer Kobold, und ich kann nur zu ihm sprechen: Hebe dich hinweg unsauberer Geist!"

Bei den letzten Worten entsteht in einer dunklen Ecke ein, die Köpfe unwillkürlich herumziehendes Geräusch. Ein Bild hat sich vom Haken losgerissen und ist auf den Boden heruntergefallen; wie die Bediensteten es aufheben, zeigt sich,

Digitized by Google

daß es gar nicht hierher gehört, sondern durch ein unerklärliches Versehen in diesen Raum gekommen sein muß, denn es ist eine der schönsten Landschaften Claude Lorrains. Der Präsident faltet unwillkürlich die Stirn und fragt:

„Was wollen die Todten unter den Lebendigen? Ein unbegreiflicher Mißgriff, den nur das Dunkel, in dem er sich ereignet hat, aufhellt. Doch befestigen Sie das Bild wieder! Es steht in allen Kunsthandbüchern verzeichnet, und Hochachtung vor einem berühmten Namen bildet eines der ersten Kennzeichen neidlos idealer Gesinnung."

Sich zur Angeklagten zurückwendend, fährt der Sprecher fort: „Besitzen Sie etwa einen Namen, der von den Zungen Tausender getragen wird? Nicht von einer einzigen! Und Ihre schamlose Frechheit wollte — blicken Sie sich erröthend um! — sich in eine so viel- und lautberufene Genossenschaft eintäuschen? Sie sind eine abgefeimte Heuchlerin, denn Ihre Arglist wußte, wenn Sie hier Mitaufnahme gefunden hätten, so würde die von Ihnen betrogene Einfalt geglaubt haben, Ihr Name sei ebenfalls schon in hundert Blättern als der eines Meisterwerkes genannt worden. Es hätte geheißen, Ihr Urheber habe schon vor Ihrem Entstehen mit berechtigtem Stolz seiner väterlichen Liebe für Sie öffentlichen Ausdruck gegeben und die Begeisterung treuer Freunde überall bereits Ihr hoffnungsreiches Werden verkündigt. Sind wir hinter Ihre Schliche gekommen? So dachten Sie's, während Niemand von Ihnen wußte, Sie in obscurster Verborgenheit heranwuchsen, keines jener edlen Organe ein Wort von Ihnen redete, welche die hohe Erfindung Gutenberg's täglich zum segensreichen Fortschritt der Menschheit verwerthen, das Gute lohnen und das Böse strafen. Und doch liegt im Ihrer Unbekanntheit noch ein unverdientes Glück für Sie, denn die Guten und Redlichen unseres Lebens sind zu einem großen, festen Bunde vereint. Jegliches jener unerschütterlich hochherzigen Organe steht Schulter an Schulter mit uns im gleichen heilig-unerbittlichen Kampf gegen das von uns Verworfene, und wehe Ihnen, wenn unsere sittliche Empörung Sie von diesem Gericht jenen Nachrichtern auf die Folterbank, an Galgen und Rad überlieferte! Aber wie ich solche Heuchelei, solche Falschheit, solche Verlogenheit hasse, die sich den Anschein der Unschuldsmiene, der ehrlichen Ueberzeugung gibt!"

Die Angeklagte gewahrt an der Haltung der gesammten Richter, daß ihr Urtheil unabänderlich in der Wage liegt, und vielleicht verleiht diese Gewißheit ihr die Kraft, allen Muth zusammenzuraffen und zu erwidern:

„Doch wenn mir die Möglichkeit versagt wird, mich einem Menschenauge zu zeigen, wozu bin ich dann geworden? Wozu hat mein Vater mich großgezogen und mein Aufwachsen mit so viel Liebe und Sorgfalt überwacht? Ich trage das Gefühl derselben in mir und weiß, es gäbe Augen, die es auch in meinen Zügen erkennen würden. Ob solche hierher kommen, weiß ich freilich nicht, aber ich dachte, es sei der Zweck dieser Räume, einen derartigen Versuch anzustellen. Denn ich ahnte nicht, daß sie für völlig andere, mir unerreichbare Zwecke bestimmt sind. Verzeihen Sie meiner kindlichen Einfalt, ich sehe meinen Fehltritt jetzt vollkommen ein und erkenne zugleich selbst, daß ich nicht in die Gesellschaft hier gehöre."

Einer der Beisitzer spricht: „So richtig dies zu klingen scheint, muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß diese gebührende Demuth mir den Verdacht verborgener blasphemischer Bosheit erweckt."

Aber mit hochlodernder Entrüstungsflamme überdonnert der Präsident den Sprecher:

„Schweigen Sie, Abscheuliche! Sie sind gerichtet und vor den Blicken der begriffsfähigen Mitwelt geächtet! Gehen Sie auf die Gasse, wohin Sie gehören! Ich habe alle Ihre Unterlassungssünden, Verschuldungen und Frechheiten aufgezählt, es bedarf nicht noch einer Abstimmung des Richtercollegiums. Wir befinden uns, Gott sei Dank, Geschöpfen Ihrer Gattung gegenüber in ungesprochener Uebereinstimmung. Ich verurtheile Sie, mit Schimpf von hier ausgewiesen zu werden, Sie haben binnen 24 Stunden den Raum zu verlassen und selbstverständlich alle Kosten allein zu tragen. Unser Secretär wird in einer Form, welche Ihrer Unverschämtheit entspricht, Ihrem Vater die Mittheilung machen. Zu einer Aushändigung unserer Entscheidungsgründe sind wir nicht verpflichtet, es gibt keine Appellation von unserem Urtheil, wir dürfen mit dem Dichterwort reden:

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
Wir halten die Herrschaft
In ewigen Händen
Und können sie brauchen,
Wie's uns gefällt.

Und, wen nich Ihnen aus unverdientem Erbarmungsgefühl noch einen warnenden Rath mit auf den Weg geben soll: Verbergen Sie sich im tiefsten Dunkel und hüten sich wohl, irgendwo eine Berufungsinstanz bei der Oeffentlichkeit zu suchen. Denn unsere Nachsicht hat Grenzen, und die Nachrichter, denen wir Sie für solche Vermessenheit anheimgeben müßten, würden, ihrem Wesen gemäß, nicht mit der hohen Milde und Parteilosigkeit unserer Herzen an Ihnen verfahren. Schmeißt jetzt das Scheusal in die Wolfskiste zurück, das sich im Lammsfell bei uns einschleichen wollte und in der That ein Schaf war!"

Einige Hammerschläge dröhnen, und die Gerichtete verschwindet wieder unter dem Holzdeckel. Die Beisitzer erheben sich und einer spricht, dem Präsidenten die Hand drückend:

„Ich danke Ihnen im Namen unserer Gemeinschaft, verehrtester Herr College, daß Sie so energisch unsere Rechte gewahrt und die Grundsätze unserer Urtheilsfällungen so klar in's Licht gestellt haben. So möge es Jedem ergehen, der an den Grundpfeilern und Stützsäulen dieses Kunsttempels zu rütteln wagt!"

Aus der geschlossenen Holzkiste kommt's kaum vernehmlich, mit einem leisen Seufzerton: „Ja, ein Schaf — das war das richtige Wort. Aber vielleicht findet sich noch ein Samariter in der Stadt, der mich ein Weilchen in seinem Haus aufnimmt, und für ein Trinkgeld tragen mich wohl auch ein paar Hände dorthin. Ja so, erst muß mein Vater noch die Kosten für den Wahrspruch des Geschwornengerichts bezahlen, vorher läßt man mich nicht fort, denn das entspricht der Rechtsordnung."

Aus der Hauptstadt.

Neue Operetten.

Als Strauß mit seiner „Fledermaus" und Suppé mit seiner „Fatinitza" zuerst der französischen Operette den Boden streitig zu machen begann, — allerdings half ihnen das dem Französischen entstammende Textbuch ganz wesentlich dabei — da fanden sie bald in Millöcker und Genée kräftige Bundesgenossen, und jeder von ihnen hatte es bald so herrlich weit gebracht, daß er auf hundert und mehr Wiederholungen seiner oder gar mehrerer seiner Operetten stolz sein konnte. Man muß es denselben nachrühmen, daß sie im Ganzen auch mehr und mehr werthvoll wurden, d. h. der ganz undramatischen Tanzformen sich allmählich ziemlich entledigten und die Musik dem Texte in charakteristischer Weise verbanden, nicht aber denselben nur den unwesentlichen Träger einer hübschen Melodie sein ließen. Aber mit fortschreitender Erkenntniß des Wesens der Bühnenmusik scheint den genannten Tonsetzern der Quell der Erfindung versiegt zu sein. Als sie schwiegen, gelangten mehrere ihrer deutschen Nachahmer zum Worte. Sie haben Anerkennenswerthes, aber nichts Durchschlagendes geleistet. Da kam, veranlaßt durch das Gastspiel einer talentvollen Operettensängerin, Audran's „Gillette" auf unsre Bühne und erwies sich als eines der reizvollsten Gebilde der Gattung. Man wurde wieder auf die französischen Componisten aufmerksam; aber schon das zweite Werk des Genannten täuschte die Erwartung, und so ist es auch mit den übrigen Operetten gewesen, die wir uns aus Paris verschrieben.

Die griechische und die deutsche Sage sind von den Librettisten der Operette weidlich benutzt worden, jetzt erst begaben sie sich auch auf das

Digitized by Google

Gebiet der biblischen Geschichte. Einen glücklichen Gedanken können wir das nicht nennen. Beweis: die verunglückte Operette von Victor Roger: „Josephine in Egypten", Text von Ferrier und Carré, frei bearbeitet für das Walhallatheater von Ed. Jacobson. Der ehrwürdige Patriarch Jacob wird in eine Pariser Pförtnersfrau, Jacobina, verwandelt, welche elf von ihren zwölf Töchtern streng hält und knapp beköstigt, während sie eine, die stimmbegabte Josephine, bevorzugt, ihr feine Gerichte besorgt und sie in's Musikconservatorium schickt. Pharao, der ägyptische Finanzminister, welcher sich eben in Paris aufhält, stellt der schönen Josephine nach, deren Herz jedoch dem Tenoristen Montosol gehört, mit dem sie Opernscenen einstudirt. Mittlerweile findet der junge Potiphar Gefallen an der jüngsten Tochter, der übermüthigen Benjamine, welche am meisten von der strengen Mutter und der stolzen Schwester zu leiden hat. Sie wird daher die Anstifterin eines schwarzen Planes. Pharao muß einen Contract für die Oper in Cairo ausstellen. Der Josephine sagt man, Montosol liebe sie nicht mehr, und da nimmt sie in der Verzweiflung die Opernstellung an. So war sie in der That von ihren Schwestern nach Aegypten verkauft, denn sie gelangte dort nicht auf die Bühne, sondern in den Harem Potiphars. Aber sie hält ihrem Geliebten die Treue, und als alle die ihrigen nun bald in Egypten erscheinen, wird sie frei. Glücklich kehrt alles dann nach Paris zurück. Die beiden Paare bekommen sich, und Pharao wendet seine Liebe ausschließlich wieder den Haremsdamen zu.

Nach dem ersten Acte konnte man recht Gutes erwarten. Hier war noch Handlung, und auch die Musik nahm sich recht gut aus. So zierlich und geistreich war in kleinen Formen seit Offenbach kaum mehr für die Operette componirt worden. Die Singstimmen sind leicht geführt, das Orchester ist höchst geschickt behandelt. Im zweiten Acte aber, wo die Handlung stagnirt, hat der Componist gerade da einen Mißgriff gethan, wo der glückliche Griff so nahe lag. Es würde nämlich zu komischen Wirkungen geführt haben, wenn die beiden für die Bühne ausgebildeten Personen, Josephine und Montosol, sich in geschwollenen Musikphrasen im Opernstile unterhalten hätte, indeß die anderen sich der gefälligen Musikprache Rogers bedienten. Statt dessen läßt dieser Letztere jene Beiden ein Opernpotpourri vortragen, das nicht übel zusammengestellt ist, aber hierher durchaus nicht paßt, sondern in die Posse gehört, wo wir Aehnliches denn auch bereits zur Genüge gehört haben. Der dritte Act ist recht arm und enthält eigentlich nur ein langes Couplet, welches alte und neue Zeit mit einander vergleicht. Lobenswerth waren die Sorgfalt, welche man auf die Inscenirung und der Fleiß, den man auf das Einstudiren der Operette verwendet hatte.

Noch weniger gefiel die Novität des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters: „Carreau-König" von Th. de Lajarte, deren albernen Text Julius Stinde bearbeitet hatte. Auch die Musik ist ohne Geist und Witz, und da die Operette bereits wieder vom Repertoire abgesetzt ist, so hat eine kritische Leichenschau keinen Zweck mehr. Rud. Fiege.

Aus Gurlitt's Kunstsalon.

Fritz Gurlitt, unser rührigster Kunsthändler, trifft bereits die Anstalten zur Eröffnung seiner Frühjahrsausstellung. Die electrische Beleuchtung, die zum ersten Mal mitwirken soll, wird eben eingerichtet, und in den geräumigen Geschäftsräumen häufen sich schon die gemalten und ausgehauenen Wunder. Von Prof. Franz Skarbina soll eine ganze Serie von Oelgemälden und Aquarellen zur Ausstellung kommen; ein Blusenmann mit Tragkorb und Holzschuhen, offenbar ein Verwandter von Bastien Lepage's Bettler, ist da u. A. mit großer Bravour in Lebensgröße auf die Leinewand geworfen und legt ein sprechendes Zeugniß davon ab, daß der junge Meister das letzte Jahr nicht ohne Gewinn in Paris hospitirt hat und künstlerisch gewaltig gewachsen ist. Sein Vortrag ist freier und zielbewußter geworden, sein Blick hat sich geschärft und erweitert, dem kühnen Realismus eines Courbet, den Lichtwirkungen der Impressionisten hat er mit sicherer Hand das Beste und Bleibende entnommen, und als Aquarellist dürfte er jetzt neben Passini in allererster Reihe stehen. Auch von dem Wiener Bildhauer Tilgner sind einige höchst interessante Porträtbüsten in Gips und Marmor eingetroffen, unter denen uns vor Allem die geistreiche Statuette der Frau Charlotte Wolter angesprochen hat. Ein Meisterwerk ist Max Liebermann's holländisches Interieur mit einem am Fenster sitzenden Mädchen, feintönig, stimmungsvoll, ganz Licht und Leben. Enttäuscht haben uns jedoch die zwei Portraits der ungarischen Malerin Vilma Parlaghi: ein in Bonnat's Manier grell in's Schwarze gekleckster alter Kossuth und die ebenfalls lebensgroße Schauspielerin Fräul. Jenny Groß — ganz in Weiß, voll schülerhafter Verzeichnungen und unerfreulich im Colorit. Auch der Freiburger Maler Emil Lugo, von dem die Nationalgalerie eine schöne Landschaft besitzt, ist bei Gurlitt durch drei größere Bilder vertreten, die den originellen Künstler, der stets seine einsamen Wege geht, in seiner ganzen poetischen Eigenart zeigen. Zwei sonnige Wald- und Wiesenveduten mit keck der Natur abgeschauten Baumgruppen, Ausblicken auf die Zinnen einer phantastischen Stadt, idyllischem Glück und friedlichem Naturgenuß. Schwächer ist das Nachstück, das den Eindruck des Unfertigen, Impressionistischen erweckt. In der Art eines Claude Lorrain und Böcklin gibt Lugo seine Landschaften durch die belebende Zuthat geheimnißvoller Nymphen, bekränzter Mädchengestalten eine gewisse weltentrückte, märchenhafte Stimmung, die vortrefflich zu den niemals realistisch schroffen Formen seiner Landschaften paßt. Seltsamerweise sind diese liebenswürdigen Schöpfungen des bescheidenen Künstlers von der Jury des Künstlervereins zurückgewiesen worden, gerade wie es vor Jahresfrist den Bildern seines Geistesverwandten und engeren Landsmannes, des Karlsruhers Thoma, ergangen ist, die jetzt in Paris Aufsehen machen. Die allzu strenge Art, wie diese Prüfungscommission mit nicht-berliner Malern umspringt, sobald sie nicht der gerade hier herrschenden alleinseligmachenden Kunst- und Naturanschauung angehören, hat schon mannigfach Anstoß erregt. Außer München, heißt es, existirt leider dermalen kein deutsches Kunstcentrum, wo Freiheit des Strebens anerkannt und unterstützt wird. Von Lugo selbst erhalten wir eine wehmüthige Betrachtung, der wir die folgenden Sätze entnehmen:

„Wohin soll uns unser Treiben im modernen Staate eigentlich bringen? Was sollen die vielen Kunstschulen, die jedem „hoffnungsvollen jungen Mann" die verführerische Gelegenheit an die Hand geben, „sich das Malen anzugewöhnen"? Ist es denn ein so tiefgefühltes, wachsendes Zeitbedürfniß, sein Denken und Empfinden in würdiger monumentaler Form zur Anschauung zu bringen? Genau hingesehen läßt sich doch nicht viel davon entdecken, auch mit dem besten Willen nicht. — Der Staat zieht die jungen Kräfte auf, um die er sich später eigentlich, wenn sie „fertig" sind, nicht mehr kümmert — es müßte denn sein, daß er sich gedrungen fühlt, sie ihrerseits abermals Professoren werden zu lassen und zu besolden. Der Erfolg ist dann allerdings, daß man Professoren für jeden einzelnen zu malenden Gegenstand anstellen könnte. So gibt es solche für moderne Uniformen, solche für antike Trachten, für Wüsten und für bewohnte Gegenden jetzt schon; später werden noch ungeahnte Detailkünstler erscheinen für Nasen, Ohren, Hände — für gewisse Gräser und Steine ꝛc. ꝛc. — so daß man vor Bäumen den Wald oder vor Malern die Kunst nicht mehr sehen kann, was heute schon hie und da vorkommen soll. Strebt da ein Einzelner aus veralteten Anschauungen heraus, um harmonisch ein Ganzes zu schaffen, so tönt ihm: „Thorheit! Einbildung!", vielleicht „Anmaßung!" entgegen. Die Menschen müssen sich in Vereine und Cliquen zusammenrotten, um stehen und bestehen zu können — so bilden sich die Kunstvereine, und weil sie alle dem Selbsterhaltungstrieb ihr Dasein verdanken, verstehen sie sich auch überall sehr gut; es sind ihrer viele, und es wird ihnen wohl beisammen. — Werfen wir doch einen Blick auf diese Vereinsausstellungen! Wie „eigenartig" und „originell" sind sie — und trotzdem geht gern ein Geist durch all' diese Werke; die Originalität besteht eben in der Gleichartigkeit der Producte! Besonders ist dies der Fall, wenn eine ungenannte und ebenso unfehlbare Jury sorgsame Auswahl unter dem „Besten" trifft: da findet sich dann eine verblüffende Einheit der Idee, der Zeit und des Ortes!"

Man wird diesen Klagen eine gewisse Berechtigung leider nicht absprechen können. Zufällig behandelt unser heutiges Feuilleton von Wilhelm Jensen das nämliche, offenbar sehr zeitgemäße Thema von den Prüfungscommissionen unserer Kunstausstellungen in satirischer Form.

Digitized by Google

Inserate.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist erschienen:

Historische und Politische Aufsätze.

Von

Heinrich von Treitschke.

Fünfte, vermehrte Auflage.

3 Bände. gr. 8. Preis: ℳ 18.—

In 3 elegante Halbfranzbände gebunden Preis: ℳ 24.—

Inhalt:

I. **Band: Charaktere, vornehmlich aus der neuesten deutschen Geschichte.** Milton. Lessing. Heinrich von Kleist. Fichte und die nationale Idee. Hans von Gagern. Karl August von Wangenheim. Ludwig Uhland. Lord Byron und der Radicalismus. F. C. Dahlmann. Otto Ludwig. Friedrich Hebbel. Karl Mathy.

II. **Band: Die Einheitsbestrebungen zertheilter Völker.** Das deutsche Ordensland Preußen. — Bundesstaat und Einheitsstaat. — Cavour. — Die Republik der vereinigten Niederlande. — Unser Reich.

III. **Band: Freiheit und Königthum.** Die Freiheit. Politische und sociale Freiheit. Das Recht der freien Persönlichkeit. — Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus. 1. Das erste Kaiserreich. 2. Alte und neue besitzende Klassen. 3. Die goldenen Tage der Bourgeoisie. 4. Die Republik und der Staatsstreich. 5. Das zweite Kaiserreich. — Das constitutionelle Königthum in Deutschland. Historischer Rückblick. Die conservativen Kräfte im preußischen Staate. Falsche Ideale. Erreichbare Ziele. Das deutsche Reich. — Parteien und Fractionen. Politische Lehren des deutsch-französischen Krieges. Wesen der Parteiung. Englische Parteien. Deutsche Parteien. Unser Fractionstreiben. — Parlamentarische Erfahrungen der jüngsten Jahre.

Verlag von Franz Hanfstängl, München.

Die Deutsche Malerei der Gegenwart

auf der Berliner Jubiläums-Ausstellung 1886.

Photogravüre-Ausgabe mit begleitendem Text von

Ludwig Pietsch.

Komplett in circa 12 Lieferungen.

Luxus-Ausgabe auf Japanpapier mit Avant la lettre-Drucken, Preis pro Lieferung ℳ 10.—
Ausgabe auf Kupferdruck-Papier, Vollbilder auf China, Preis pro Lieferung ℳ 6.—

Das Prachtwerk umfasst die vorzüglichsten Werke der Ausstellung und bietet gleichzeitig ein **Gesammtbild unserer heutigen deutschen Malerei.**

Zu beziehen durch jede Kunst- und Buchhandlung.

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu. zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken u. einzeln zum höchsten Preis! Kataloge m. Lagers liefere für 30 Pf. fro.
L. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Sechsmal prämiirt mit ersten Preisen

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent).

Zithern in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Tua** u. v. a. Ausf. Preiscour. werden gratis frc. zugesandt.

Gebrüder Wolff,
Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Gallerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Bücher-Liebhaber.

Cataloge über neue u. alte Bücher (1870—86) **zu Gelegenheitspreisen** alle Wissensch. u. Sprachen sendet grat. frco.
H. Barsdorf, Leipzig, Neumarkt.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Neu erschienen:

Natur und Sitte.

Zwei Novellen

von

Eugen Löwen.

Eleg. broch. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Verlag von **Bruer & Comp, Berlin** S.W., Anhaltstr. 11.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 5. März 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die politischen Parteien in Deutschland. Von H. Sachtler. — Volkswirthschaft in der Schule. Von Fritz Kalle, M. d. R. — **Literatur und Kunst:** Alexander Kielland. Von L. Marholm. — Zwei novellistische Novitäten. Von Ernst Ziel. — **Feuilleton:** Der Verstorbene. Von Antonio Ghislanzoni. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die politischen Parteien in Deutschland.

Von H. Sachtler.

Die kürzlich stattgehabten Reichstagswahlen, die in Folge eines Appelles der Reichsregierung an das Volk und daher nicht unter normalen Verhältnissen vorgenommen wurden, haben zu einer Verschiebung der Parteiverhältnisse im Reichstage insofern geführt, als die Mittelparteien eine wesentliche Kräftigung besonders auf Kosten der freisinnigen Partei und der ihr nahe stehenden Fractionen erfahren haben. Die Existenz der hervorragendsten Parteien hängt nun aber nicht von dem Ausfalle einer Wahl ab, sie ist vielmehr in dem Wesen der gegenwärtigen gesellschaftlichen Organisation begründet. Die Schwankungen in der Stärke, in welcher die Parteien jeweilig auftreten, werden entweder durch eine momentan stark sich geltend machende Strömung verursacht oder dadurch, daß die eine oder die andere Partei in der Verfolgung ihrer Ziele weit über das zulässige Maß hinausgeht. Jedenfalls ist es interessant, die ethischen Principien, welche die Grundlage der verschiedenartigen Parteianschauungen bilden, einer Prüfung zu unterwerfen.

Im Allgemeinen werden von den politischen Parteien bei allen die Gesetzgebung berührenden Fragen zwei Principien verfochten: das aristokratisch-sociale, welches die Staatsglieder in bestimmten Organen der Macht und dem Schutze autoritativer Gewalten unterstellt wissen will und das am reinsten im mittelalterlichen Feudal- und Lehnsstaat zum Ausdruck kommt und ferner das demokratisch-individuale Princip, welches nach völliger Unabhängigkeit des Individuums strebt und als staatliche Autorität nur die Willensmeinung der Glieder des Staates anerkennt. Dies Princip finden wir in der athenischen Staatsverfassung am prägnantesten verwirklicht. Betonen wollen wir hierbei gleich, um nicht mißverstanden zu werden, daß keine Partei eines dieser Principien in seiner Reinheit vertritt, daß aber bei den politischen Kämpfen die sich entgegenstehenden Parteien die Eigenthümlichkeiten des einen oder des anderen Princips möglichst in den Vordergrund zu drängen suchen. Wenn wir die politischen Parteien in Deutschland im Auge behalten, so können wir, wohlgemerkt bis zu einem gewissen Grade, die conservative Partei als die das aristokratisch-sociale, die linksliberale oder freisinnige Partei als die das demokratisch-individuale Princip vertretende betrachten.

Die demokratisch-sociale (socialdemokratische) Partei, die bekanntlich ihre Anhänger vorzugsweise in den unteren Volksschichten findet, sucht durch das von Lassalle aufgestellte System die Unabhängigkeit des Individuums und seine Einfügung in bestimmte staatliche Organe, welche die wirthschaftliche Existenz des Einzelnen wie des Ganzen sichern sollen, miteinander zu verbinden und es liegt diesem System auch ein Gedanke zu Grunde, der nicht so ohne Weiteres von der Hand zu weisen ist. Aber der social-demokratische Staat ist nur in der Theorie, nicht auch in der Praxis möglich und zwar aus dem einfachen Grunde, weil bei der social-demokratischen Idee das sittliche Moment gänzlich außer Acht gelassen ist, so daß der Egoismus die Existenz des social-demokratischen Staates überhaupt nicht gestattet; wäre derselbe aber doch möglich, so würde er statt einem lebendigen Organismus einer todten Maschine vergleichbar sein. Die Gemeingefährlichkeit der social-demokratischen Bestrebungen liegt gerade darin, daß dieselben jedes sittlichen Gehaltes bar sind und lediglich das wirthschaftliche Wohlbefinden des Individuums in egoistischer Weise, wenn nothwendig durch die Schrecken der Revolution, herbeiführen wollen. Daß aber ohne eine im Volke wirkende versittlichende Kraft auch ein wirthschaftliches Wohlbefinden des Einzelnen nicht möglich ist, bedarf für den Einsichtigen keines Beweises. Erklärlich ist es nach dem Gesagten, daß die Socialdemokratie und der Atheismus eng miteinander verbunden sind. Die Apostel der Socialdemokratie sind meist Leute von oberflächlicher Bildung, aber leidenschaftlichem Charakter, denen fast immer der klare Blick für die realen Verhältnisse im staatlichen und wirthschaftlichen Leben abgeht, und die deshalb zur ernsten Mitarbeit an der staatlichen Gesetzgebung als durchaus ungeeignet erscheinen. In ihren rein demokratischen Zielen haben die Socialdemokraten einzelne Berührungspunkte mit den Freisinnigen; sie sind Verfechter des allgemeinen Wahlrechtes, des Freihandels und der Gewerbefreiheit, dagegen treten sie insofern für eine Staatsomnipotenz ein, als sie das Verkehrs- und Versicherungswesen durch staatliche Organe verwaltet wissen wollen. Im Uebrigen hat der Kernpunkt ihres politischen Programmes, über den sie jedoch selbst noch im Unklaren sind, mit den Zielen und Bestrebungen anderer Parteien nichts zu thun. Die Socialdemokratie hat von Jahr zu Jahr mehr Anhänger gewonnen, besonders in den großen Städten des Reiches, indessen hat sie es doch im Reichstage noch zu keiner maßgebenden Stellung gebracht, ja, bei der letzten Wahl bekanntlich eine größere Anzahl von Sitzen eingebüßt. Dieselbe gefährdet nur dann den modernen Culturstaat, wenn es ihren Führern gelingt, die Leidenschaften der Massen zu entfesseln und in sonst wohl zum größten Theil harmlose Gemüther das Drachengift des Neides und des Classenhasses zu streuen. Die überwiegende Mehrzahl der

Digitized by Google

Wähler, welche einem Socialdemokraten ihre Stimme gibt, hat lediglich das natürliche Bestreben, auch den Arbeiterstand und seine Interessen in den gesetzgebenden Körperschaften vertreten zu sehen. Da jedoch in den breiten Schichten des Volkes von Selbsterziehung und Selbstbeherrschung nicht viel die Rede ist, so bilden dieselben einen Explosivstoff, von dem die Fackel fanatischen Classenhasses möglichst fern gehalten werden muß. Jedenfalls hat in dieser Beziehung das sogenannte Socialistengesetz — übrigens ein ganz unzutreffender Ausdruck — nicht ungünstig gewirkt. Ein solches Gesetz, wie Ausnahmegesetze überhaupt, für unzulässig zu erklären, wird nur derjenige im Stande sein, der ideale Ziele auf Grund idealer Voraussetzungen verfolgt.

Die conservative Partei, die im Laufe der letzten Jahre besonders an Einfluß und Anhang gewonnen hat, sucht, wie wir bereits auseinander setzten, im Gegensatz zum ausgesprochenen Liberalismus die aristokratisch-sociale Regierungsform des Mittelalters zur Geltung zu bringen und auf Grund autoritativer Gewalten eine organische Gliederung des Volkes herbeizuführen. Zu den Conservativen zählen vor allen die ländlichen Grundbesitzer, die evangelischen Geistlichen und der größte Theil der Handwerker und kleinen Gewerbetreibenden. Die Angehörigen der beiden letzten Berufsarten neigen selbst da dem Conservatismus zu, wo sie äußerlich aus irgend welchen Rücksichten sich dem Liberalismus angeschlossen haben. Selbstverständlich ist es, daß die vorgenannten Berufsarten innerhalb der Partei ihre Standes- und Geschäftsinteressen zu wahren suchen. Da diese Interessen einen Theil der Interessen des Staates überhaupt bilden, so verdienen sie auch als solche Berücksichtigung, ganz abgesehen davon, daß dieselben nicht lediglich wirthschaftlicher, sondern auch ethischer Natur sind. Sowohl die ländlichen Grundbesitzer, als auch die Handwerker müssen, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden, in socialer Beziehung eine autoritative Stellung ihren Arbeitsgehülfen gegenüber einnehmen können, da hier das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein ganz anderes ist, als beim Arbeitsbetrieb in einer industriellen Werkstatt. Schon der Tagelohn setzt ganz andere Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer voraus als der accordirte Lohn; beim letzteren braucht man nur das Können des Arbeiters zu berücksichtigen, beim ersteren muß ein großes Gewicht auf sein Wollen gelegt werden und zwar ein um so größeres, je mehr Denkarbeit das herzustellende Product vom Arbeitsgehülfen erfordert. Daß das Handwerk so sehr im Niedergang begriffen ist, hat vorzüglich auch in dem losen Verhältniß, das zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer besteht, seinen Grund. Der letztere wird nicht in die eigenartige Methode des Meisters und damit nicht in die eigentliche Kunst seines Handwerks eingeweiht, er lernt nicht, originell zu schaffen; er arbeitet mehr nach der Schablone und bleibt, wenn er selbständig wird, doch nur ein Stümper in seinem Handwerk. In der Landwirthschaft bedingt die eigenartige Beschäftigung mehr ein den patriarchalischen Zuständen ähnelndes Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Wir sehen also, daß die Bedingungen eines blühenden Zustandes der Landwirthschaft und des Handwerkes theilweise in einem nach mittelalterlichen Principien hinneigenden Regierungssystem beruhen. Bei der aristokratisch-socialen Regierungsform rüstet der Staat einen Einzelnen, seiner Geburt und seiner Stellung gemäß, mit einer gewissen persönlichen Machtfülle und Autorität aus, die ihn innerhalb seiner Lebenssphäre zum Vertreter eines sittlichen Princips macht. Das Feudal- und Zunftwesen war der vollste Ausdruck des Gefühls der geistigen und sittlichen Zusammengehörigkeit der Menschen, aber auch derjenige der unbedingten Unterordnung unter die im Fürsten verkörperte göttliche Autorität des Ganzen. Im Hinblick auf die Nothwendigkeit, sittliche Autoritäten zu schaffen, die in bestimmten Personen verkörpert sind, ist die conservative Partei mit der Mündigkeitserklärung des Volkes, wie sie von den Vorläufern des heutigen Liberalismus vollzogen wurde, nicht recht einverstanden. Allgemeines Wahlrecht, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, alle diese der Willkür des Individuums freiesten Spielraum gewährenden Einrichtungen werden von den Conservativen mehr oder weniger lebhaft bekämpft. Der Selbstverwaltung der Gemeinden stehen zwar die Conservativen im Allgemeinen nicht feindlich gegenüber, aber sie wollen dieselbe in mancher Beziehung eingeschränkt wissen. Daß die Conservativen für die Erhebung indirecter Steuern eintreten, könnte man schließlich auch aus ihrer Hinneigung zum Feudal- und Lehnsstaat erklären, da im letzteren der Staat, resp. die Krone, nicht von den einzelnen Staatsgliedern, sondern umgekehrt diese Einzelglieder vom Ganzen abhängig zu machen sind; beim directen Steuersystem treten die Staatsglieder als zahlende Bürger entschieden mehr in den Vordergrund, als es beim indirecten Steuersystem der Fall ist. Es darf schließlich nicht Wunder nehmen, wenn die conservative Partei, die sich vorzugsweise aus Producenten zusammensetzt, den „Schutz der nationalen Arbeit" auf ihre Fahne geschrieben hat. Da in religiöser Beziehung die Anhänger der conservativen Partei im Allgemeinen das kirchliche Dogma hochhalten, so neigen sie in kirchlichen Fragen dem orthodoxen Standpunkte zu und haben deshalb auch unter den evangelischen Geistlichen viele Anhänger, obgleich die Verfassung der evangelischen Kirche eigentlich eine von liberalen Principien durchwehte ist. Das Bestreben Luther's, die unveräußerlichen Rechte des menschlichen Individuums in den gesellschaftlichen Institutionen, und zwar zunächst auf kirchlichem Gebiete, diesem einzuräumen, mußte zu einer demokratisch-individualen Kirchenverfassung führen. Bekanntlich erkennt die evangelische Kirchengemeinde keine geistliche Aristokratie an, da nach der evangelischen Lehre Gott in allen Gläubigen gleichmäßig sich offenbart.

Die freisinnige Partei erstrebt im Allgemeinen gerade das Gegentheil dessen, was die Conservativen wollen; sie verlangt nur solche Institutionen, die dem Thun und Lassen des Individuums so wenig Schranken als möglich auferlegen. Als das mittelalterliche Staatsleben in Verfall und an seine Stelle der Absolutismus getreten war, da brachen sich die liberalen Principien, nachdem die französische Aufklärung und besonders die deutschen Geisteshelden Lessing, Schiller ꝛc. ihnen vorgearbeitet hatten, mit Hülfe der französischen Revolution Bahn; man wollte im gesellschaftlichen Leben wieder die völlige Unabhängigkeit des Individuums von jeder persönlichen Autorität herbeigeführt wissen, wie sie bei den Alten existirte. Wir finden deshalb bei den Vorläufern der liberalen Aera eine besondere Vorliebe für das klassische Alterthum und für Alles, was mit demselben in Beziehung steht, wogegen der Werth des mittelalterlichen Geisteslebens mehr oder weniger verleugnet wird. Eine das Individuum ganz auf sich selbst stellende Regierungs- und Staatsform bildete während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts das Ideal der europäischen Culturvölker, das speciell in Deutschland mit dem Streben nach der Wiedererrichtung des deutschen Kaiserreiches verbunden war, da man sich ein neues deutsches Reich nur als möglich in Verbindung mit einer möglichst demokratisch-individualen Reichsverfassung dachte, soweit eine solche mit der Monarchie nur irgendwie verträglich war. Den liberalen Grundsätzen ist denn in der neueren deutschen Gesetzgebung auch mehr als genügend Rechnung getragen worden; man hatte so einseitig die Rechte des Individuums in derselben wahrgenommen und das Autoritätsprincip so vernachlässigt, daß eine Reaction nicht ausbleiben konnte. Für die wirthschaftliche Hebung eines großen Theiles der Bevölkerung, namentlich für den Handel treibenden, war die liberale Aera, die der Kraft- und Machtentfaltung des Einzelnen keinerlei Hindernisse in den Weg legte, von großer Bedeutung. Wir finden demnach auch im Lager der freisinnigen Partei vorzugsweise den Handelsstand und einen Theil der Großindustrie vertreten, während ein anderer Theil der letzteren, als den staatlichen Schutz für ihren Waarenabsatz herbeisehnende Producenten, der Mittel- und der conservativen Partei sich angeschlossen hat. Den Freisinnigen, welche in religiöser Beziehung Gegner des kirchlichen Dogmas sind, und die eine Sittlichkeitslehre auf Grund des natürlichen Erkennens aufbauen zu können glauben, haben sich auch nicht wenig deutsche Gelehrte angeschlossen, deren wissenschaftliche Grundsätze mit den Glaubenssätzen der Freisinnigen über-

Digitized by Google

einstimmen. In Verfassungsfragen lassen die letzteren ihre mehr demokratischen Gesinnungen in dem Verlangen nach verantwortlichen, aus der jeweiligen Kammermajorität hervorgehenden Staatsministern klar durchblicken. Weil in den letzten Jahren die freisinnige Partei die Errungenschaften des Liberalismus durch die sociale Strömung bedroht sah, so ging sie von der Offensive, in der sie sich befand, in die Defensive über und suchte das, was aus ihrem Wesen heraus in der deutschen Gesetzgebung zu Stande gekommen war, vor dem Untergang zu schützen. Aus diesem Grunde verhält sie sich der von Bismarck inaugurirten Social- und Wirthschaftspolitik gegenüber durchaus negirend und ist nach und nach bei der grundsätzlichen Opposition angelangt. Da die Freisinnigen im wirthschaftlichen und socialen Leben nur „das freie Spiel der Kräfte" walten lassen wollen und jede Bevormundung durch den Staat perhorresciren, so mußte ihnen die moderne sociale Gesetzgebung durchaus unsympathisch sein. Der Abneigung, an dieser Gesetzgebung mitzuwirken, hat die freisinnige Partei das Schwinden ihres Einflusses zu verdanken. Die Partei geht auch in der berechtigten Vertheidigung ihrer Principien insofern zu weit, als sie sich eben, wie schon bemerkt, zu einer reinen Oppositionspartei herausgebildet hat und der Regierung ihre Unterstützung auch in solchen Fällen vorenthält, in denen jene Principien gar nicht berührt werden. Es war höchst unklug von der freisinnigen Partei gehandelt, als sie ihre Opposition auch auf rein nationale Fragen, wie die Militärvorlage in allererster Linie eine war, ausdehnte; sie hat dies mit dem Verluste ihres bisher noch vorhandenen Einflusses büßen müssen. Eine größere Blüthe wird man der Partei nur dann prophezeihen können, wenn sie zur Selbsterkenntniß kommt und in der Vertretung des liberalen Gedankens mehr als bisher mit dem ohne Aufhebung unserer monarchisch-constitutionellen Verfassung Erreichbaren sich begnügt, statt lediglich auf doch immerhin einseitigen grauen Theorien herum zu reiten.

Wenden wir uns jetzt den Mittelparteien, der nationalliberalen und der freiconservativen oder der deutschen Reichspartei, wie sie im Reichstage heißt, zu, so ist zu bemerken, daß dieselben in manchen Dingen der demokratisch-individualen, in anderen dagegen der aristokratisch-socialen Regierungs- und Staatsform zuneigen. Sie erkennen im Allgemeinen das Recht des Staates, seine wirthschaftlich schwachen Glieder vor der Willkür der Besitzenden und der Kräfteausbeutung durch das private Kapital zu schützen, an, wollen aber von einer Annäherung an das Feudalsystem und Zunftwesen nichts wissen. Ohne Zweifel ist es die Aufgabe der Mittelparteien, zwischen den Extremen eine versöhnende Stellung einzunehmen, das ist aber leichter gesagt als gethan, da durchaus neue Formen für eine den beiden entgegengesetzten Principien gerecht werdende Organisation der Staatsglieder gefunden werden müssen. Die Schaffung solcher Formen ist wiederum nur auf Grund einer versöhnenden Welt- und Lebensanschauung möglich und es setzt deshalb eine Neuorganisirung des Staatswesens eine neue originelle geistige Strömung voraus, die zunächst nicht von den Politikern, sondern von den Dichtern und Philosophen ausgehen muß. Wirklich neue Gesellschaftsformen zu schaffen, dazu sind die Mittelparteien vorläufig unvermögend, wenn auch ihr Bestreben, zwischen den beiden extremen politischen Tendenzen das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, anerkannt werden muß. Was in socialpolitischer Beziehung thatsächlich Neues geschaffen wurde, ist in erster Linie der Initiative der Regierung zu verdanken; aber Niemand wird verkennen, daß die Unfall- besonders aber die Krankenversicherung der Arbeiter mehr aus praktischen Versuchen, als aus einem einheitlichen umfassenden Plane hervorgegangene Institutionen sind. Unsere heutige Regierung steht keineswegs, wie vielfach geglaubt wird, in der Verfolgung ihrer Ziele auf dem Boden der Conservativen, wenn auch einige Regierungs- besonders Verwaltungsorgane die conservative Strömung unterstützen. Mit den Mittelparteien allein kann die Regierung nichts beginnen und da sie von der Nothwendigkeit staatlicher Reformen, in denen die aristokratisch-socialen Tendenzen gehörige Berücksichtigung finden, durchdrungen ist, so erscheint es durchaus natürlich, wenn sie sich hierbei besonders mit auf die conservative Partei stützt und derselben wohl auch vielfach Concessionen macht. Was die Frage nach dem Verfassungsmodus anbelangt, so stehen die Mittelparteien durchaus auf dem Boden des monarchisch-constitutionellen Systems; sie wollen das Recht der Krone ebenso wie das des Volkes bei der Theilnahme an der Gesetzgebung gewahrt wissen. Zu den Mittelparteien bekennt sich ein großer Theil der Beamten; auch das selbständige Bürgerthum der Mittel- und Kleinstädte ist im Allgemeinen nicht extrem gesinnt, es wandte sich bei den Wahlen mehr oder weniger gezwungen theils den Conservativen, theils den Freisinnigen zu, da namentlich der Nationalliberalismus aus Mangel an schöpferischer, organisatorischer Kraft den Wählern kein einheitliches Programm zu bieten vermag. Wie schon gesagt, kann hieraus den Mittelparteien kein großer Vorwurf gemacht werden; sie ringen nach Neubildungen, aber warten immer noch auf den einheitlichen, befruchtenden Gedanken, der ihrer Thätigkeit eine ganz bestimmte Richtung geben könnte. Auch von der kirchlichen Mittelpartei werden die Nationalliberalen nicht unterstützt, da die Vertreter dieser Partei die Kluft zwischen der orthodoxen und der freisinnigen Richtung in der evangelischen Kirche ebensowenig zu überbrücken vermögen wie die politischen Mittelparteien die Kluft zwischen den Conservativen und den Freisinnigen. Die plötzliche Vermehrung der national-liberalen Mandate im Reichstage, welche durch die letzte Wahl stattgefunden hat, verdankt die Partei nicht etwa einer inneren Erstarkung, sondern dem vom nationalen Standpunkte aus nicht zu rechtfertigenden Verhalten der freisinnigen Partei der Militärvorlage gegenüber und ferner der Unterstützung der Conservativen. Immerhin ist die durch äußere Ursachen hervorgerufene Stärkung der Mittelparteien schon insofern erfreulich, als sie einen wirksamen Schutz gegen das Ueberhandnehmen extremer politischer Strömungen bildet.

Das Centrum läßt sich in den Rahmen, den wir zur Umfassung der bis jetzt besprochenen Parteien ausspannten, nicht einfügen, es steht mit seinen vorzüglichsten Bestrebungen abseits der principiellen Fragen, welche die übrigen Parteien berühren. Ihrer rein politischen Gesinnung nach finden wir im Centrum sowohl Anhänger der freisinnigen als auch der conservativen Richtung, wir glauben sogar, daß die conservativen Elemente in der Partei überwiegen. Die Mitglieder des Centrums werden lediglich durch das Verhältniß, in welchem der Staat, besonders Preußen, zur römisch-katholischen Kirche steht, zusammengehalten. Wenn der derzeitige Führer des Centrums daneben noch andere, die gegenwärtigen Machtverhältnisse der deutschen Bundesstaaten betreffende Ziele verfolgt und für die Wiederherstellung des Königreichs Hannover seine Truppen wirbt, so ist das eine mehr zufällige, als im Wesen der Partei liegende Verbindung kirchlicher und staatsrechtlicher Fragen. Der nie zu Ende gehende Conflict zwischen Staat und Kirche hat seinen Grund in der Schwierigkeit, die Machtsphären beider Institutionen genau abzugrenzen und zwar ist diese Schwierigkeit in Bezug auf die römisch-katholische Kirche besonders groß, wenn ihr eine mächtige und in sich starke Monarchie entgegensteht. Die katholische Kirche hat eine durchaus aristokratische Verfassung und da der monarchische Staat im Gegensatz zum rein republikanischen einen großen Einfluß auch auf die sittliche Erziehung seiner Glieder auszuüben sich berechtigt fühlt, die römisch-katholische Kirche mit ihrem selbständigen Oberhaupt aber hierin einen Eingriff in eine allein ihr zukommende Thätigkeit erblickt, so erklärt sich der Conflict sehr leicht. Begraben wird dieser Conflict nicht, solange ein Staats- und ein kirchliches Oberhaupt sich gegenüber stehen, und es wird deshalb in den deutschen Parlamenten immer eine die wirklichen oder angeblichen Rechte des Papstthums vertretende Gruppe geben. Der Einfluß, den dieselbe auf die staatliche Gesetzgebung ausübt, wird aber um so geringer sein, je milder Formen der Conflict annimmt. Der Ausfall der letzten Wahl, aus der das Centrum ziemlich ungeschwächt hervorgegangen ist, scheint dem zu widersprechen,

Digitized by Google

indessen kann derselbe doch nicht über das Vorhandensein eines Zersetzungsprocesses innerhalb der Partei hinwegtäuschen. Ein rein politisches Programm, das alle Mitglieder des Centrums zu einigen vermöchte, kann bei den verschiedenen politischen Anschauungen, die in der Partei vertreten sind, nicht aufgestellt werden; dazu kommt, daß der nach der Demokratie hinneigende Theil des Centrum sich im strictesten Gegensatz zu dem Wesen des Papstthums und zu den Intentionen des Papstes befindet. Die Führer der Partei werden jedenfalls versuchen, die letztere dadurch zusammenzuhalten, daß sie ihre Ansprüche auf kirchenpolitischem Gebiete über das Maß des Berechtigten hinaus steigern. Es ist aber bekanntlich dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und übertriebene Forderungen an den Staat auf kirchenpolitischem Gebiete, die das Centrum etwa stellen würde, müßte den Verfall dieser Partei nur beschleunigen.

Die antideutschen Fractionen der Polen, Dänen und französischen Protestler kommen bei einer Besprechung des deutschen Parteiwesens nicht in Betracht, weil sie Ziele verfolgen, die mit dem Ausbau des deutschen Reiches in gar keiner Beziehung stehen und wir können wohl füglich von einer Erörterung über die Bestrebungen dieser Fractionen absehen. Wenn man nicht einer der großen Culturepochen, der griechisch-römischen und der mittelalterlichen, oder einer bestimmten Staats- resp. Kirchenverfassung die innere Berechtigung absprechen will, und dies vermag wohl kein vorurtheilsfreier Mensch, so hat jede der politischen Parteien, über die wir gesprochen, ihre Existenzberechtigung bis auf die socialdemokratische Partei, der, wenn auch nicht die natürliche, so doch die sittliche Berechtigung abgeht. Es sollte nun jeder Angehörige einer Partei so einsichtsvoll sein, der anderen diese Berechtigung zuzuerkennen und damit den politischen Kämpfen ihre Leidenschaftlichkeit und Schärfe nehmen. Es kann Jemand Parteimann sein, soweit er glaubt, daß seine ethischen und wirthschaftlichen Interessen dies erfordern, er kann aber trotzdem über den Parteien stehen insofern, als er in seiner Partei nicht das wahre Licht, sondern einen Theil desselben, eine Farbe, die er vielleicht besonders liebt, erblickt. Die verschiedenen Interessen der verschiedenen Stände und Berufsarten rechtfertigen verschiedene politische Meinungen, und Sache der gesetzgebenden Factoren ist es, diesen verschiedenen Interessen dadurch gerecht zu werden, daß die Gesetzgebung möglichst von allem Schablonenhaften frei sich hält und daß die einzelnen Gesetzesbestimmungen den verschiedenen Interessengruppen sich anzupassen fähig sind.

Volkswirthschaft in der Schule.

Von Fritz Kalle, M. d. R.

„Volkswirthschaft" in der Fortbildungs- und gar in der Elementarschule, das klingt den meisten Leuten lächerlich. Wie kann man, so heißt es, ein so schwieriges Thema, das selbst von den Gebildetsten nur wenige beherrschen, eine Wissenschaft, die in sich nicht abgeschlossen ist, in Bezug auf welche noch die widerstreitendsten Ansichten einander gegenüberstehen, zum Gegenstand des Unterrichts von Kindern, oder auch nur von wenig vorgebildeten, eben erst in das Erwerbsleben getretenen jungen Leuten machen wollen? Und die Leute, die so sprechen, haben ganz Recht, wenn es sich um das handelt, was man gewöhnlich unter dem Namen „Volkswirthschaft" versteht. Gehört doch zur Volkswirthschaftslehre im weiteren Sinne auch die Wirthschaftspolitik- und Finanzwissenschaft; ja, das große Publikum denkt, wenn es das Wort „Volkswirthschaft" hört, sogar in erster Linie an diese Zweige der Gesammtwissenschaft, insbesondere an Handelspolitik, Agrarpolitik, Monopole, Steuern u. s. w. Aber auch wenn man den Begriff einschränkt, wenn man lediglich an die Erörterung der allgemeinen Verhältnisse des wirthschaftlichen Lebens der Nation und der in denselben hervortretenden Regeln denkt, entsteht sofort gerechtes Bedenken bezüglich der Durchführbarkeit und Zweckmäßigkeit eines elementaren Schulunterrichts über diesen Gegenstand. Das Wort „Volkswirthschaft" muß eben hier in ganz anderem Sinne aufgefaßt werden, als man es sonst zu thun gewohnt ist. Da man nun aber nicht jedesmal eine Begriffsbestimmung beigeben kann, thut man am besten ein geeigneteres Wort für das, was man bezeichnen will, zu brauchen, man verdirbt sonst durch den schlecht gewählten Namen eine gute Sache.

Ja, eine gute Sache kann es werden, die mit dem falschen Namen eines volkswirthschaftlichen Elementarunterrichts bezeichnet wird, wenn man sie nur richtig anfaßt. Nicht darum kann es sich handeln, jeden Staatsbürger zu einem Wirthschafts- und Finanzpolitiker zu machen, dazu gehört ein auf gründlichster allgemeiner Bildung ruhendes schwieriges Spezialstudium. Selbst darauf muß man verzichten, ein einigermaßen vollständiges Bild der verschiedenen Zweige der wirthschaftlichen Privatthätigkeit in ihrem Zusammenhange zu geben. Nur das praktisch Wichtigste darf behandelt werden und zwar in einfachster, leichtest verständlicher Weise, unter Fortlassung alles theoretischen Ballastes. Historische und logische Begründungen sind auf das Unentbehrlichste zu beschränken, ebenso die Definitionen der Grundbegriffe „Arbeit", „Capital", „Lohn", „Credit" u. s. w., deren Wesen ist vielmehr durch Hinweis auf die in den Kreisen der zu Belehrenden gewöhnlich auftretenden Erscheinungsformen, also durch Beispiele zu erläutern. Ueberall ist sofort die Nutzanwendung zu ziehen. Der Grundsatz, der den gesammten Schulunterricht beherrschen sollte: „Non scholae, sed vitae discimus" muß hier noch mehr wie anderswo maßgebend sein.

Was aber ist nun das für das Leben nöthigste, was ist das praktisch wichtigste, das eigentliche Ziel eines Unterrichts wie ich ihn mir denke?

Es ist vor allem die Weckung und Beförderung der wirthschaftlichen Tugenden und Kenntnisse, welche die nothwendige Grundlage der Gesundheit auch der bescheidensten Einzelwirthschaft, handelte es sich selbst nur um Führung eines geordneten Haushaltes, bilden. Es handelt sich also in erster Linie um eine Belehrung über die von jedem Menschen zu beobachtenden wirthschaftlichen Grundsätze und Verhaltungsregeln. Man muß dem Schüler die Nothwendigkeit von Fleiß, Beharrlichkeit, Ordnung, Sparsamkeit zum Bewußtsein bringen, in knappen, treffenden Sätzen nach Art der biblischen Gebote, in Sätzen, die man durch leicht verständliche allgemeine Darlegungen, besonders aber durch Beispiele begründet. Man muß sodann die für die Führung eines Haushalts nöthigsten praktischen Anweisungen geben, und wird, soweit möglich, Regeln für die selbständige Führung eines Geschäfts kleinsten Umfangs (in Handwerk und Landwirthschaft) anschließen können.

Zu dem hiermit charakterisirten Hauptziel des von mir in's Auge gefaßten Unterrichts kommt nunmehr als weitere Aufgabe die Aufklärung über das Wesen der bestehenden wirthschaftlichen Ordnung. Auch hier hängt der Erfolg vollständig von der zweckentsprechenden Gestaltung des Unterrichts ab. Wollte man mit deutscher Gründlichkeit die Frage in ihrem ganzen Umfange behandeln, so würde mehr geschadet als genützt; Lehrer und Schüler würden überlastet und den letzteren eine Menge für sie unverdauliches und daher unter Umständen gefährlich wirkendes Material eingetrichtert. Die weitläufigen und schwer verständlichen Definitionen von Gebrauchswerth, Tauschwerth, Geld u. s. w., wie sie der Volkswirthschaftslehrer für unentbehrlich hält, sind ganz auszuschließen. Nur die Begriffe von Production und Consumtion, von Capital und Arbeit sind, soweit ihre Natur nicht bereits in dem rein privatwirthschaftlichen Theil des Unterrichts klargelegt wurde, in ihrer historischen Entwickelung und nach ihrem jetzigen Wesen klarzulegen, so daß der Lernende einen Einblick gewinnt in den Werdegang und die Natur der herrschenden wirthschaftlichen und socialen Ordnung. Daß hierdurch allein eine vor jeder Anfechtung sichere Selbständigkeit des Urtheils erreichbar wäre, wird kein Einsichtiger erwarten; will man also den eigentlichen, den letzten Zweck, den dieser Theil des

Digitized by Google

Unterrichts hat, nämlich den Lernenden zu gewinnen für den allmählichen Fortschritt des Bestehenden, ihn den socialdemokratischen Umsturzlehren unzugänglich zu machen, erreichen, so muß im Anschluß an die Darlegung der bestehenden Verhältnisse der Nachweis geführt werden, daß und warum die von den Socialdemokraten gepredigten Theorien in ihrer Verwirklichung der Gesammtheit wie jedem Einzelnen zum Schaden gereichen würden.

Soviel über die Ziele und den ungefähren Inhalt des Unterrichts, den man also nach meiner Auffassung nicht als „Volkswirthschaftslehre" bezeichnen darf, sondern nur etwa als „Wirthschaftslehre", und nun noch einige Worte über die Art, wie dieser Unterricht zu ertheilen wäre.

Wo obligatorische Fortbildungsschulen für alle der Elementarschule entwachsenen jungen Leute gesetzlich eingeführt sind, wie z. B. im Königreich Sachsen und im Großherzogthum Baden, ist die „Wirthschaftslehre" natürlich in die Fortbildungsschule zu verweisen. Der geistig reifere, durch seine praktische Thätigkeit und den Verkehr mit Erwachsenen schon einigermaßen zum Bewußtsein der Anforderungen des täglichen Lebens gekommenen Fortbildungsschüler wird für einen wirthschaftlichen Unterricht mehr Verständniß und Interesse haben, als der Elementarschüler. Schon um deswillen möchte ich endlich den Fortbildungsschulzwang in ganz Deutschland gesetzlich eingeführt sehen und bedauere es lebhaft, daß man sich besonders in Preußen noch immer nicht zu einem Schritte hat entschließen können, der, wie ich in einem im Jahre 1878 dem Verein für Socialpolitik erstatteten Gutachten ausführte, im Interesse der friedlichen Entwickelung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse dringend geboten ist, weil — ganz abgesehen von allem Uebrigen — der Fortbildungsschulzwang das einzige Mittel ist, durch welches der unvermittelte Uebergang aus der Zucht der Elementarschule zu beinahe schrankenloser äußerer Freiheit vermieden, und der damit verknüpften sittlichen Verwilderung der Jugend vorgebeugt werden kann.

Ich glaube aber, daß man selbst da, wo es noch an Fortbildungsschulen fehlt, nicht ganz auf die schulmäßige Behandlung der Wirthschaftslehre zu verzichten braucht, halte es vielmehr für ganz gut möglich, schon in der Elementarschule den Kindern die wichtigsten Grundsätze der wirthschaftlichen Morallehre und selbst einzelne praktische Regeln für ihr späteres wirthschaftliches Leben zum Verständniß zu bringen. Voraussetzung eines derartigen Unterrichts, wie überhaupt jeden Unterrichts, ist, daß die Lehrenden selbst mit dem Stoffe und der Art, wie er behandelt werden muß, wohl vertraut sind, zunächst sind also die Lehrer in den Seminaren entsprechend zu instruiren.

Schon für diesen Zweck werden Leitfäden für den Unterricht, je nachdem er an den Fortbildungs- oder an Elementarschulen ertheilt werden soll, sehr erwünscht sein, ganz unentbehrlich aber sind diese Hülfsmittel, wenn man, um rascher vorzugehen, auch die bereits im Amte befindlichen Lehrer zur Theilnahme an der Arbeit heranziehen will. Leitfäden, wie ich sie im Auge habe, gibt es aber noch nicht; ich selbst habe zwar vor einigen Jahren ein Schriftchen herausgegeben („Wirthschaftliche Lehren", Verlag der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, II. Aufl., Berlin 1878), welches sich nicht allzuschwer für den Fortbildungsschulunterricht umarbeiten ließe, für den Unterricht an der Elementarschule aber, der wohl am besten gar nicht besonders, sondern im Anschluß an die Sittenlehre und andere Lehrgegenstände, ertheilt würde, fehlt es gänzlich an einer Instruction für den Lehrer.

Bücher, wie die besonders in Württemberg vielfach benutzte Mayer'sche Bearbeitung der Rapet'schen Schrift „Volkswirthschaft für Jedermann", sind ganz gut als Lesebücher zu benutzen — wenn man das Geld dafür hat —, als Leitfaden für den Unterricht aber muß man viel knapper geschriebene, nur das Nothwendigste, dies aber systematisch behandelnde Schriften schaffen.

Ich sehe mit Freuden, daß neuerdings der Gedanke, durch die Schule wirthschaftliche Belehrung in die Masse des Volkes zu tragen, in größeren Kreisen Boden gewinnt und gebe mich daher der Hoffnung hin, daß dieser mich schon lange beschäftigende Plan seiner Verwirklichung entgegenreift. Auf Erfolg darf man aber nur dann rechnen, wenn man sich in dem, was man fordert, Selbstbeschränkung auflegt, wenn man nicht volkswirthschaftlichen Unterricht, sondern Wirthschaftslehre in der Schule verlangt und zwar in so eng begrenztem Umfange, wie ich es hiermit andeutete. Dafür dürften auch die höchsten Schulbehörden, auf die es ja doch vor Allem ankommt, zu gewinnen sein.

Literatur und Kunst.

Alexander Kielland.

Von L. Marholm.

In seinem „Schiffer Worse" ist eine Stelle, wo Kielland das Geschick eines französischen Gartens beschreibt. Die Könige von Sandsgaard, das Haus Garman & Co. haben ihn auf ihrem Landsitz angelegt, ein Sinnbild ihres eigenen zierlichen, exclusiven, halbausländischen Wesens. Schnurgerade Kieswege laufen zwischen kleinen, steifen Buchsbaumhecken hin, dann und wann von einer streng unter der Scheere gehaltenen Buchsbaumpyramide unterbrochen, jenseits eines Miniaturteiches liegt ein Miniaturpavillon, wo man Musik macht und Kaffee trinkt, in der Mitte der rechtwinklig auf einander treffenden Wege steht entweder ein Denkmal oder eine Sonnenuhr. Zwischen diesen willkürlich geregelten Spielereien wird das Leben selbst zu einem willkürlich geregelten Spiel, ausgelassen und rücksichtsvoll, förmlich und frivol, das Leben der Gesellschaft, die auf diesen Kieswegen Morgentouren macht und zwischen diesen Buchsbaumhecken erotisch tändelt. Von Nordwesten her aber strecken sich in diese aristokratische Pflanzung die plumpen Aeste gemeiner Bäume wie knorrige Arme herein. Sie wurden zugleich mit der Anlage des Gartens hierher gepflanzt, um die Meerstürme aufzufangen, und sie hatten lange hart für ihr Leben kämpfen müssen; glattrasirt nach der Seeseite und mit ihren Zweigen landeinwärts gepeitscht, zurückgehalten im Wachsthum standen sie da und bohrten ihre Wurzeln in den Boden. Aber als sie sich erst recht festgeklammert hatten, fingen sie an in Schuß zu kommen und Jahr für Jahr wuchsen sie den feinen Fremdlingen näher auf den Leib; sie schlugen sich unter einander um jeden Sonnenstrahl und fingen mit ihrem Blätterdach alles Licht für sich selber auf und streckten ihre Wurzeln überall unter der Erde hin, daß die vornehmen, delicaten Bäume keine Nahrung mehr fanden. Und der Garten wurde kleiner und kleiner unter dem Eindrang der Plebejer. Sie wuchsen nach oben hinaus, und sie wuchsen von unten herauf. „Und beugte man ihre Zweige bei Seite und suchte recht nach, so fand man in all der Verwilderung noch die Spuren rechtwinkliger Gänge und kleiner Puppenhecken. Aber es war dunkel und feucht da drunten, voll schleimigen Mooses und ein alter, todter Geruch nach faulendem Buchsbaum schlug einem entgegen."

Kielland hat fast in jedem seiner Bücher eine solche Naturschilderung, die alles andere ist, als wofür sie sich ausgibt. Es liegt ihm ziemlich fern sich ohne Seitenblicke in die Natur hineinzuschmiegen, in ihr aufzugehen, mit ihr eins zu werden, um sie dann, wenn ich so sagen darf, naiv zu reproduciren. Diese träumerische ahnungsvolle Selbstvergessenheit ist nichts für ihn. Er liebt die Natur, aber er liebt sie wie einen Reflex menschlicher Individualität, sie setzt seine Phantasie in Bewegung wie ein unbearbeiteter, bildsamer, unendlich benutzbarer Stoff — und er benutzt sie mit Vorliebe symbolisch.

Diese Symbolik ist oft von eigenthümlicher Tiefe, umfassender als das Thema, das er behandelt, wie überhaupt seine Dichtungen immer mehr enthalten, als er Lust hat auszusprechen und im Grunde ebenso symbolisch sind wie seine

Digitized by Google

Naturbeschreibungen. Denn hinter den persönlichen Reibungen und Gegensätzen zwischen den norwegischen Kaufleuten und Beamten und den norwegischen Arbeitern, Bauern und Frauen, die der Stoff fast aller seiner Romane sind, liegt ein anderer, bei Weitem größerer, bei Weitem universellerer Gegensatz, der zwischen den Oberklassen und Unterklassen überhaupt. — Darum sind seine Schöpfungen so europäisch, darum passen seine Schilderungen so überall hin. Kielland hat die Feinhörigkeit der Sympathie für all die verworrenen Laute, die eine sociale Umwandelung anzumelden pflegen, er hat eine fast fieberhaft leidenschaftliche Empfindung für den Gegensatz zwischen der materiellen Culturentwickelung und dem socialen Culturstillstand und er hat jenen Seherblick, der sensitiv gesteigerte Einsicht ist.

Seine Sympathie gehört Allem, was verkürzt wird und entbehren muß, was schwach ist und leidet, was den Tisch des Lebens gedeckt sieht und hungernd in der letzten Reihe steht. Es ist die edelmüthige, aristokratische Sympathie dessen, der mit einem festen Platz an der gedeckten Tafel geboren ist, der diesen Platz auch selbstverständlich einnimmt und die feinen Nerven zum subtilen Genuß mitbringt und dem gerade diese Feinfühligkeit ein eigenthümliches, reflectirtes Verständniß für die innere Verfassung der bei Seite Geschobenen und Aussichtslosen erschließt. Er gehört zu ihnen und er gehört doch nicht zu ihnen, er fühlt mit ihnen, aber nicht wie sie, und er empfindet einen gewissen schmerzvollen Reiz, wenn er, mit seinen klaren, rechnenden Kaufmannsaugen in die Zukunft blickend, die plumpen Gestalten der Massen die feingliedrige, erschöpfte Elitegesellschaft bei Seite drängen und den gemeinen Baum die seltenen Culturpflanzen entwurzeln sieht.

Nach meinem Gefühl hat Kielland in keine seiner anderen symbolischen Schilderungen soviel hineingeheimnißt, wie in den Garten des Consuls Garman. Das ist seine Heimath und das ist er selbst. Alles, was sich in dem letzten Jahrzehnt in Norwegen vollzogen hat und Alles, was er selbst ist, mit den Widersprüchen seiner Natur, liegt da embryonisch angedeutet bei einander. Der hartarbeitende, ausdauernde gemeine Mann in Norwegen, der zur groben verunstaltenden Arbeit geboren wird, zum Windfang für die höheren Klassen, der benutzt wird, wie ein Strandkorb, man setzt sich hinein, dreht ihn gegen den Wind und hat es drinnen warm und gut —; der betende, singende, kopfhängerische Bauernstand mit seiner kaufmännischen Energie, seinem berechnenden, soliden Verstand, seiner bäurischen Engherzigkeit und mißtrauischen Schlauheit auf der einen Seite und auf der anderen die flotten, lebenslustigen Handelsherren mit ihrer universellen Bildung, ihrer Vorurtheilslosigkeit, ihrer Gentilität — das ist nicht nur der Inhalt vom „Schiffer Worse", jenem Roman, in dem Kielland vielleicht am tiefsten und mit den einfachsten Mitteln den Uebergang des Alten in das Moderne geschildert hat; des eleganten Alten in das nüchterne, klotzige Neue, jenes Alten, aus dem Kielland selbst hervorgewachsen ist.

Denn das Haus Consul Garman mit seinem hinfälligen, ehrwürdigen Reichthum und Glanz ist es nicht nahe verwandt mit jenen „Königen von Stavanger", Kielland's eigenen Vorvätern? Seine Schilderungen haben nicht umsonst jenes unvergleichliche Gepräge von Lebensfrische und Echtheit, es ist Erlebtes, ja ererbt-Erlebtes, was er schildert. „Der Weltmann von Stavanger" wie ein bekannter dänischer Literarhistoriker ihn malitiös nannte, der Ehrenretter der Verachteten, ist der Sohn eines alten, angesehenen Kaufmannsgeschlechtes in der erwähnten norwegischen Seestadt, geboren mit dem Blick in das unendlich Weite und das unendlich Enge. Grenzenlos und ewig bewegt dehnt sich vor Stavanger die Nordsee, dem Blick Weite gebend und das Gemüth in's Weite lockend und hinter ihr drückt sie die betriebsame Stadt eng und klatschhaft zusammen. Und in Kielland's eigenem Wesen ist dieselbe Mischung von Freiheit und Tradition, von Gemächlichkeit und Nervosität. Wenn er über die Straße geht in dem langen Pelzmantel, wie ihn die russischen Offiziere tragen, hoch und schwer und vornehm, ist er imponirend würdig und elegant, und wenn er sich im Salon bewegt, gewaltig an Höhe und Breite, erwartet man mit stiller Genugthuung die aufdringlichen Tischchen und Bänkchen mit Nippes aus ihren Positionen geworfen zu sehen. Aber es liegt eine weiche, phlegmatische Grazie über dieser massiven Gestalt mit den wenigen runden Bewegungen, den weichen, weißen Händen, die gern einen kleinen Elfenbeinkamm drehen, dem großen, zarten, schönen Gesicht mit den strahlenden, gutmüthigen Augen. Und nicht ohne Verwunderung bemerkt man, daß dieser Riese in den spitzesten, beschleiften Lackschuhen steht und daß unter dem an den Ohren nach vorn gestrichenen Haar und dem kleinen Backenbartstreifen (der Mode aus den zwanziger Jahren) sich ein paar ansehnliche Vatermörder erheben. Es geht die Sage, daß diese Eigenthümlichkeiten Tradition aus der Glanzperiode des Hauses sind, eine Tradition, die der lebenslustige, noch nicht vierzigjährige Dichter halb humoristisch, halb mit pietätvollem Stolz aufrecht erhält.

Kielland ist, wie seine anderen berühmten Landsleute, ein Dorn in den Augen der norweger Frommen. Und es gibt in Norwegen Fromme von allen Schattirungen, „freisinnige Christen" ohne Freisinn, Orthodoxe und Pietisten, die ihn mit der größten Anerkennung seiner literarischen Bedeutung für einen Höllenbrand ansehen. Denn ihm ist etwas natürlich, wozu der bitterernste, norwegische Geist sich nur ruck- und stoßweise in schwerfälligen Kämpfen durchzuarbeiten vermag — universelle Geistesfreiheit; jene Form geistiger Freiheit die zugleich weltmännische Ueberlegenheit ist. Kielland's geistige Ueberlegenheit ist ein Gegensatz zu derjenigen seiner großen Landsleute, Ibsen und Björnson, nicht polternd und schroff, nicht ertrotzt und erstritten, sie ist selbstverständlich, sicher, gesammelt, wie ererbter Besitz und giebt sich glatt und leicht aus, wie ein Erbtheil.

Von derselben Art ist auch sein Humor, funkelnd und beweglich, discret und schlagfertig, anders als der Humor der Norweger. Der norwegische Humor ist kernig und geradezu, wie die ehrlichen, naiven, anschaulichen Formen der norwegischen Sprache. Er hat etwas von dem herben Glanz eines Sonnenstrahls, der über einer nordischen Felswand liegt — ein stilles Lächeln auf einem harten, gefurchten Gesicht. Kielland's Humor aber ist wie tausend flimmernde, rastlose, rollende Sonnenfunken auf der mittagsblauen See —; eine Schilderung, die er liebt, ein Anblick, der ihn entzückt. Seine gute Laune hat nicht die tiefe, herbe Innerlichkeit der Anderen, die der Anderen hat nicht die schlanke Eleganz, die lächelnde Sorglosigkeit der seinen. Kielland ist in keiner einzigen seiner Dichtungen eigentlich tief und er ist häufig nicht einmal im allerstrengsten Sinne wahr — dazu hat er eine zu leidenschaftliche Eingenommenheit für Stimmung und Colorit; es könnte ihm so wenig einfallen, das geschilderte Leiden der Armen mitzuleben, wie es ihm einfallen könnte mit seinen feinen Händen Holz zu spalten. Aber er besitzt die doppelte Humanität des Bildungsidealismus und des guten Herzens. Sein Beobachtungssinn ist außerordentlich scharf und wird durch die Hurtigkeit seiner Auffassung noch übertroffen, er steht sich selber nie im Wege, und mit diesen seltenen Bedingungen für schriftstellerische Bedeutung verbindet sich ein nervös reizbares Gerechtigkeitsgefühl, das er nicht weniger pflegt, als seine äußere Erscheinung. Darum ist ihm von Zeit zu Zeit ein Berserkergang gegen die gesellschaftlichen Vorurtheile, eine Entschleierung der gesellschaftlichen Fäulniß, ein Aufbrechen der übertünchten Gräber, wie in „Arbeitsvolk" und „Else, eine Weihnachtsgeschichte" Bedürfniß, und nie ist Kielland größer und besser, als wenn er, ruhig und sicher wie ein geübter Arzt, mit seinen weißen Händen und reinen Manschetten in sittlichen Schmutz und physische Ansteckung greift und die wehrlosen und wie oft! ahnungslosen Opfer der heimlichen Pest der Gesellschaft in allen Phasen ihres Elends auscultirt.

Noch ein Zug ist charakteristisch für Kielland's Persönlichkeit — der lebhafte Eindruck, den weibliche That- und Charakterkraft auf ihn ausübt. Wenn ich nicht irre, war er der Schöpfer des modernen Frauentypus, der erste, der die scharfblickende, urtheilsfähige Frau auf den Ehrenplatz seiner Dichtungen führte. Darin war er Ibsen und Björnson voraus,

Digitized by Google

aus einem Grunde voraus, der nicht gerade ein persönlicher und nur halb und halb ein schriftstellerischer Vorzug ist. Ibsen und Björnson mit ihrer eisernen Ausdauer, ihrer wortknappen Ideenwucht sind zu sehr „männliche Männer" um für das Neue, was sich in ihrem Geschlechtsgegensatz vollzog, gleich offene Sinne zu haben. Später ist ja besonders Björnson mit Siebenmeilenstiefeln nachgekommen. Kielland aber mit seiner Weichheit und Verfeinerung, mit jenem Anflug von der Passivität und Müdigkeit des modernen Culturmannes — die so empfindlich und eindrucksfähig macht und bei ihm noch so himmelweit entfernt von Erschöpftheit ist — war besonders dazu disponirt.

In den letzten Jahrzehnten hat sich — nicht nur in Skandinavien — ein Veränderung in der Stellung der Frau vollzogen. Sie ist fast überall social und öconomisch selbständiger geworden; am selbständigsten in ihrem eigenen Bewußtsein. Das Bestreben aus einem Wesen für Andere — Mann, Vater, Bruder — zu einem Wesen für sich, d. h. selbstherrlich zu werden, hat sie bei Gelegenheit aller großen Culturveränderungen merken lassen, es ist ihr nur nie recht damit geglückt. Sie ließ sich gewöhnlich mit Complimenten abfinden und ihr sind sehr viele und ausgesuchte Complimente gemacht worden, von den Minnesängern bis auf unsere Tage. Lessing sagte von ihr: sie sei besser als der Mann, und Schiller sagte: sie sei reiner als der Mann und ahnungsvoller als der Mann, d. h. sie wisse mehr, und man wickelte sie in den Brautschleier oder erhob sie in die Wolken, aber nur die Frauen des gemeinen Volkes erhielten Erlaubniß mit festen Füßen die Erde zu treten und sich unter ihrem eigenen Schutz durchzuhelfen.

Kielland fand das — gleich bei seinem ersten Auftreten — ungereimt. Er fühlte sich nicht gerührt durch erröthende Hingebung, er neigte sich vielmehr der Ansicht zu, daß die conventionelle zarte Weiblichkeit ein Parasitenthum sei, das von dem Mark des Mannes lebt. Er fand ein anderes Geschlecht Frauen, oder sagen wir Mädchen vor, um zu keinem Mißverständniß Anlaß zu geben, das die Zeit hervorbrachte und das sich überall zu bethätigen und anzugreifen suchte: körper- und geisteskräftige Frauen, die dachten und wollten, die Augen offen hielten und Bescheid wußten, die tüchtig und ernst genug waren, das Leben zu verstehen und in's Leben zu wirken.

Kielland hatte diesen Typus schon in seinen ersten Novellen: der witzigen „Schlacht von Waterloo", wo er das ruhige, klarblickende junge Mädchen dem eitlen, mit conventionellen Weiblichkeitsbegriffen aufgepäppelten Studenten gegenüberstellt und in aller seiner Herbheit und Schroffheit in dem einactigen Drama: „Auf dem Heimwege" eingeführt. Ein Zeichen, wie jung er bereits den Pulsschlag der Zeit zu finden wußte. In seinem letzten, neulich erschienenen Lustspiel, dem ausgelassenen, sprühenden Zeitbild: „Drei Paare" sagt er geradezu — halb im Scherz, halb im Ernst: „Wem die Frau am meisten gleicht? — sie gleicht am meisten dem Manne!"

Damit hat er sie auf ihr Menschenthum zurückgeführt und im Gegensatz zu den alten, üblichen Folgerungen, die aus dem Geschlechtsunterschied gezogen werden, auf ihre vielfache Gleichartigkeit mit dem Manne hingewiesen. Es liegt aber noch etwas anderes in diesem Hinweis auf die unbenutzte Arbeitsenergie und Leistungsfähigkeit der Frau. Man schätzt das, was man braucht. Durch die ganze großartige norwegische Problemliteratur geht die Anklage und Klage über die Erschöpftheit der Männer in den höheren Ständen, ihre physische und geistige Erschlaffung, ihre Genußsucht, ihre Depravation in Gesinnungs- und Gewissenssachen. Ibsens Dramen handeln von nichts anderem, Björnson hat in seinem „Thomas Rendalen" den Ruf nach Regeneration erhoben, gewaltig wie das Posaunengeschmetter vor Jericho. Was kann helfen? Und der Blick wendet sich mit natürlicher Consequenz auf die andere Hälfte der Menschheit, die nie im Vordertreffen gestanden, die nie in dem ganzen Umfang ihrer Anlagen angespannt gewesen, nie die volle Verantwortung für ihr Thun und Lassen getragen, die Hunderte von Generationen hindurch weder so stark gelebt, noch so stark gearbeitet hat wie der Mann, die bevormundet aber auch gehegt und geschützt wurde wie ein Kind — natürlich nicht wie ein Säugling — und die nun dasitzt — wo unvernünftige Erziehung und Uebercultur des Gefühlslebens sie nicht verdorben hat — mit ihrem Fonds an gesammelten Kräften und ungebrochener Begeisterung, frisch und jung in ihrer noch unerschöpften geistigen Beweglichkeit, nach dem Joch lüstern, unter dem der Mann degenerirt. Warum kommt sie nicht und greift an und bringt Entsatz mit ihren anders gearteten Kräften, ein Kamerad mit allen Vorzügen des Weibes — sich immer mehr entwickelnd im Leisten und Denken und darum immer mehr befähigt, den Mann in allen Bedingungen seiner Natur zu verstehen, arbeitserfahrener und darum anspruchsloser, verantwortlicher und darum billiger und lebenskundiger — kein Kind mehr, vor dem man gewisse Dinge geheimhalten muß — kein Luxus- und Genußgegenstand, den man sich nur anschaffen kann, wenn man die Mittel dazu hat, die Mitarbeiterin und Miterwerberin — warum tritt sie nicht ein? Etwas wie die Voraussicht eines weit wirklicheren Füreinanderlebens der Geschlechter in dem freiwilligen Vertrag zweier gleich freier und gleich verantwortlicher Wesen taucht, vorauslebend dem Bewußtsein der Zeit, in dem Bewußtsein ihrer Dichter auf; warum verwirklicht sie sich nicht? Weil die socialöconomischen Zustände nicht darauf eingerichtet sind. So wird der sociale Drang solange auf die öconomischen Hindernisse stoßen, bis er sie überwunden hat. In Rachel und Jacob (Garman und Worse) ist ein solches Verhältniß zwischen Mann und Frau vorausgenommen, in „Drei Paare" ist das „Zukunftsfrauenzimmer" geschildert, das resolut, praktisch und frei von jeder Art von Illusion, seinen Mann wählt und nimmt, sich voll bewußt, daß es die nöthigen Eigenschaften besitzt, seine sehr freizügige Natur vermöge des auch in ihm schlummernden Gesetzes der Anpassung sich ähnlich zu modificiren. — —

Für die Eigenthümlichkeit von Kielland's Begabung ist es bezeichnend, daß sie eigentlich keine Entwickelung gehabt hat. Sein Talent hat sich räumlich erweitert, er ist von der Novellette zum Roman übergegangen, aber er selbst ist — literarisch — kein Anderer geworden. Seine leichtflüssige Natur, sein seltenes Formtalent war in Inhalt und Ausdruck schon fertig in den Arbeiten, mit denen er debutirte. Ja, über diesen ersten Novelletten liegt eine Stimmung und ein Ton — so innig gefühlt, so zitternd bewegt, von einer so schelmischen Grazie belebt, wie er ihm so unwiderstehlich einnehmend nie wieder zu Gebote stand. Eine Fülle von Ideen, Gefühl und Verständniß, die mit souverainer Sicherheit ihren Ausdruck trafen. Wie in einem überströmenden, schöpferischen Glücksgefühl schrieb er in kaum sechs Jahren (1878—1884): „Novelletten", „Für die Scene" (drei kleine Einacter), „Garman und Worse", „Arbeitsvolk", „Neue Novelletten", „Else", „Novelletten aus Dänemark", „Schiffer Worse", „Gift", „Fortuna". Dann trat eine fast dreijährige Pause ein und die angeschlagenen Töne klingen gedämpfter und weniger voll hin in „Schnee", carnevalsübermüthig in „Drei Paare". Es ist nicht mehr die große, alte Melodie in ihrer Reinheit, lärmende Dissonanzen fahren dazwischen, neben dem zierlich vornehmen Schritt der Könige von Stavanger hört man das Plebejergetrampel von Frl. Svendson in „Drei Paare".

Denn was Kielland fast mit einem Schlage so pangermanisch berühmt machte und seinen Romanen im Norden Auflage über Auflage verschaffte, das war nicht der Reichthum an neuen Ideen, mit denen er geladen war, auch nicht der Muth der Ueberzeugung, der seine Dichtung beseelte, noch weniger die glühende Anwaltschaft für die Ausgestoßenen der Gesellschaft, die man als die Tendenz seines Schaffens bezeichnen kann — das war die weltmännische Eleganz, die seinen Stil geschliffen hatte, das je ne sais quoi der guten Lebensart, die das feine Publikum an ihm entzückte. Mit diesem Schriftsteller war man „unter sich" — das hatte man schon lange entbehrt. Er mag das Verpönteste anfassen und hin- und herwenden, von dem am ängstlichsten Verhüllten den Schleier ziehen — wie von Christinens Krankheit in „Arbeitsvolk" — er bringt überall jenen Duft von Reinlichkeit und

Digitized by Google

Distinguirtheit mit, dem sich soviel verzeihen läßt. Er hat jenes Gefühl der rechten Grenze, das die gute Erziehung gibt, jene Sicherheit im Gewagten, die das Freimaurerzeichen der guten Gesellschaft ist. Und die gute Gesellschaft folgt ihm — schaudernd, mit kleinen Ausrufen der Entrüstung — aber sie folgt ihm offen, wohin er sie führt — er und sie verstehen sich so gut. Man ist bei ihm so sicher vor der grenzenlos peinlichen Ueberraschung, daß sich in einem Wort, einer Geberde, einer Betonung plötzlich jene urwüchsige Rohheit offenbart, die man bei den unteren Gesellschaftsclassen vermuthet. Auch sie hat jetzt ihre Vertreter im Norden — liest man sie, so würdigt man Kielland erst ganz — und diese Vertreter sind zum Theil hoch begabt und die glänzende Spitze der norwegischen Romanliteratur wird genöthigt sein, den Kampf mit ihnen aufzunehmen.

Allein schon wegen der Knappheit des Stoffes. Man kann sich in Deutschland nur einen sehr unvollkommenen Begriff von der socialen Enge des nordischen, besonders des norwegischen Lebens machen. Kiellands Dichtungen haben einen doppelten Vorzug, von dem man gewöhnlich nur die eine Seite kennt. Sie sind nicht nur so allgemein wahr, sie haben auch so ein echtes Localcolorit — das Localcolorit ihres eigenartigen, aber unendlich kleinen Schauplatzes. Den Schrei: Luft! Luft! der durch den Norden geht, versteht nur der ganz, der sich dort aufgehalten. Diese erbitterten Kämpfe und persönlichen Angriffe, dieses Ringen Leib an Leib, diese Verketzerungen, alle Gluth, aller Haß, alle Uebertreibungen und die ganze Größe der nordischen Literatur, sie sind erzeugt aus dieser Enge und relativen Abgeschlossenheit des Schauplatzes, aus diesen Systemen, die zugleich Personen sind, aus dieser Verengung des Horizonts, die zugleich autoritative Heiligkeit beansprucht, aus diesem Verwandtschafts- und Verschwägerungs- und Protections- und Clientenwesen, das wie ein ungeheurer Rattenkönig sich über dem Land ausbreitet und gerade wegen der Kleinheit desselben unerträglich fühlbar wird, aus diesen persönlichen Abhängigkeits- und Bekanntschaftsverhältnissen, die ein unendliches Geklatsch und Geschnüffel, eine geschäftliche und gesellschaftliche Neugier zur Folge haben, von der man in räumlich größeren Verhältnissen sich kaum eine ungefähre Vorstellung machen kann.

Die norwegischen Dichter sind ganz anders, als die Kinder einer großen Nation darauf angewiesen ihre Inspiration, den geistigen Inhalt, mit dem sie ihre heimischen Stoffe durchdringen, von auswärts zu holen; daher liegen, selbst in ihren bedeutendsten Schöpfungen, die gepriesenen vorbildlichen Zustände nicht in der Idealwelt der Zukunft — sondern im Ausland. Der Maßstab ihrer Beschränkung ist aber zugleich der Maßstab ihrer Größe. Liest man Ibsen's, Björnson's, Lie's, Kielland's Werke in einem Zuge, so empfindet man es mit steigender Beklemmung: hier ist eine ganze Literatur nach einigen, wenigen Modellen gearbeitet. Warum? weil sie nicht mehrere vorfand. Diese reichen Kaufleute mit ihrem untergebenen Troß und ihrem plutokratischen Selbstbewußtsein, diese lutherische Hierarchie mit ihren obrigkeitlichen Gefühlen, diese Flaneurs auf den Regierungscontoren, diese jungen Männer mit den Freiheitsvelleitäten und jungen Mädchen mit der Ungeduld der gebundenen Kräfte, die klatschhaften, halbversimpelten Frauen, die fortschrittsfreundlichen Aerzte und rückschrittsfreundlichen Beamten — ja — das ist die ganze Galerie. Mehr gibt's nicht. Das ist die Gesellschaft. Und man empfindet eine tiefere Bewunderung für diese Männer, die so reich an Ideen und Individualität sind, daß der Ueberschuß ihres persönlichen Inhalts sich über die Sterilität ihrer Stoffe legt und sie verdeckt. Und man begreift es, weshalb sie Alle heimisch in der Fremde und Gäste zu Hause sind. Nur einige Linien näher, nur einige Blicke mehr, und der vertraute Stoff sinkt ungestaltet und ungestaltbar in das Unbewußte ihres Wesens hinab. Nur durch die Friction mit dem Fremden, durch die Kritik des Vergleichs erhält er sich neu.

Alexander Kielland hat viel im Ausland gelebt, am meisten in Paris. Nach beendeten, juristischen Studien ging er dahin, sich in einem befreundeten Handelshause zum kaufmännischen Beruf auszubilden, und der Gegensatz des unendlich großen und des unendlich kleinen Schauplatzes erweckte ihn zur schriftstellerischen Reflexion. Später kehrte er oft nach Paris zurück, in dessen Nähe er gegenwärtig lebt, und doch zog es ihn immer wieder nach Stavanger. Halb französisch in seinem Wesen und seiner schriftstellerischen Form, elegant, espritvoll, glänzend, ist er in seinem Gefühl und seiner Anhänglichkeit an Norwegen durch und durch Norweger. Alles in Allem gibt es für ihn doch kein Land, wie Norwegen! Diese Berge und dieses Meer und dieser Regen und dieser Sturm! Die fetten, behäbigen, dänischen Nachbarn lächeln in aller Ueberlegenheit über „die norwegischen Norweger" auf ihren kahlen Klippen. Aber es ist dieses mächtige, mit der Vaterlandsliebe eng verknüpfte Selbgefühl, was das kleine arme Land jetzt literarisch so groß macht und geistig so aufwühlt. Kein politisches, sociales, physisches und psychisches Problem, das dort nicht zur Diskussion steht. Die Natur ist hart gegen sie, und sie sind hart gegen sich, noch lieber gegen Andere, genügsam und beharrlich.

Erwächst Kielland einmal ein Concurrent auf seinem eigensten Gebiet, der Gesellschaftsschilderung, so erwächst er ihm nicht aus den höheren Classen; er erwächst ihm in einem Bauernsohn, Arne Garborg, der in seiner Lebens- und Zeitauffassung mit ihm nicht uneinig, viel extremer, viel zutappender, mit einem robusten Talent ausgestattet, witzig und klobig, sich nicht scheut die heikelsten Dinge beim rechten Namen zu nennen. Zu selbständig und original um Nachahmer zu sein, hat er doch Kielland seinen einfachen Kunstgriff abgesehen, den Kielland wieder den modernen Franzosen entlehnte: seinen Bildern aus der Gesellschaft vermittelst durchgehender, bald mehr hervor- bald mehr zurücktretender Personen den Schein eines Zeitspiegels von größter Wahrheit und umfassender Genauigkeit zu geben. Aber es ist eine andere, viel weniger gesellschaftsfähige Gesellschaft, die er schildert.

Und nicht die Gefahr, einen Nachahmer zu finden, ist für diese Schriftsteller die größte, sondern die Gefahr, ihr eigener Nachahmer zu werden. Mit welcher Anspannung aller Kräfte sieht man Ibsen sich wegarbeiten, sobald er sich in diesen Strudel gezogen fühlt. Björnson mit der unendlichen Beweglichkeit seiner Sympathien und Interessen kümmert sich nicht um sie, aber Kielland hat in seiner neuesten Novelle „Schnee" eine Schwenkung gemacht, die das Bewußtsein der Gefahr verräth. Der Stoff ist der alte, aber der Vortrag ist vollständig verändert. Wo ist sie hin, die glänzende Schilderung mit den spielenden Lichtern, die sich knisternd und matt leuchtend wie Atlas in fließenden Falten um den Leib der Erzählung legte? Sie ist einer Gedämpftheit und Langgestrecktheit gewichen, in der sich das Tasten des Ueberganges verräth. Ist Kielland im Begriff mit der alten, geschmeidigen Form, die alten problematisch-anziehenden Gesellschafts-Equilibristen zu verlassen? Seit er sein erstes Werk schrieb, hat sich in Norwegen ein politischer und geistiger Umschwung vollzogen und ein neues Geschlecht ist herangewachsen. Dieses kämpfende, redende, schreibende, übertreibende Geschlecht von seiner sicheren Hand mit der alten witzigen Feinheit, dem alten scharfblickenden Gerechtigkeitsgefühl geschildert zu sehen — das wäre eine neue Reihe jener werthvollen Portraitstudien, die so individuell und so typisch sind, zugleich so norwegisch und so allgemein menschlich.

Wenn Kielland einmal historisch geworden ist und eine andere sociale Heuchelei die gegenwärtige abgelöst hat und seine gegenwärtigen Vorzüge veraltet sind — dann wird er in der Literaturgeschichte als derjenige angeführt werden, der der Scheinheiligkeit der Gesellschaft, zu der er gehörte, die würdige Maske vom Gesicht riß. Daß er so beherzt aufdeckte und so muthig in die Zukunft wies, wird sein bleibendes Verdienst sein.

Digitized by Google

Zwei novellistische Novitäten.

Von Ernst Ziel.

Kaum ein anderes Gebiet des literarischen Marktes weist heute eine so riesige Production auf wie das der kleineren Erzählung, der Skizze, der Novellette. Wer einmal das zweifelhafte Glück genossen, lange Jahre hindurch ein großes belletristisches Blatt zu leiten, der kann, wie kaum ein Anderer, ein Lied davon singen, in welchen geradezu alles überfluthenden Strömen diese Liebes-, Reise- und Räubergeschichten in Duodez sich täglich „aus der Dichterseele Mutterschooß" an das Licht empordrängen; concept- und velinpapiernen Daseins ergießen sie sich auf die schwer heimgesuchten Redactionspulte, jede unter ihnen von der alles vermögenden Buchdruckerschwärze Leben um Gotteswillen erheischend, keine von ihnen natürlich an der berechtigten Anwartschaft auf die Unsterblichkeit zweifelnd. O sancta simplicitas! Werden sie nicht gedruckt, nun, so gewinnen sie kein Leben, und werden sie gedruckt, so gewinnen sie — meistens auch keines. Wer darf dem überbürdeten Gedächtnisse, dem nivellirten Geschmacke des modernen Journallesers feinsinniges und energievolles Sondern des Guten vom Schlechten, dankbares und charaktervolles Festhalten am Bedeutenden und Schönen zutrauen? Was in dem uferlosen Meere des heutigen Journalismus Flossen und Kiemen regt, das liegt meistens sehr bald, ein Skelett wie andere Skelette auch, leblos auf dem abgrundtiefen Boden der Vergessenheit — Wasser spülen darüber hin, immer neue Wasser, und „Versunken und Verschollen!" ist die große Losung, die über Gerechte und Ungerechte der Literatur ergeht.

Es ist schade genug, daß in diesem großen Meere des Journalismus neben so vielem Todeswürdigen auch so manches sang- und klanglos versinkt, das Kraft und Beruf hat, zu leben. Rettungen aus diesem Meere, wenn sie sich auf Hervorragendes und Werthvolles richten, sind daher stets dankenswerth.

Als Ausdruck solcher Rettungen sind zum Theil auch die beiden Sammlungen früher in Journalen veröffentlichter Novelletten zu betrachten, auf welche ich im Nachstehenden hinweisen möchte: „Blitz und Stern" von Otto von Leixner, zweite Auflage (Berlin, Otto Janke) und „Stromschnellen, heitere Novellen" von H. Rosenthal-Bonin (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag [Ernst Hoppe]). Beide Autoren bieten uns hier eine Auswahl ihrer novellistischen Arbeiten und werfen auf den Büchermarkt, was auf dem Journalmarkt sicher der Vergessenheit anheimgefallen wäre.

Der Gesichtspunkt, unter dem die beiden Bücher sich von der Kritik zusammenstellen lassen, ist eigentlich nur ein äußerer: beide bieten dem Leser kleine, knapp gefaßte Erzählungen. Im Uebrigen sind sie von sehr verschiedener Art, und es ist nicht viel mehr als eine Laune des Moments, welche mir eingibt, so Heterogenes hier zusammenzustellen. Aber vielleicht liegt gerade in solcher Zusammenstellung ein Reiz für den Leser, wie ich meinestheils in der Lektüre dieser polaren Bücher unmittelbar hinter einander etwas besonders Pikantes gefunden; haben doch die Gegensätze, hat doch das Vergleichen herüber und hinüber immer etwas Anziehendes, nach beiden Seiten hin Lichtgebendes: bei Leixner leidenschaftliche Innerlichkeit und farbige Malerei, bei Rosenthal-Bonin scharfe Beobachtung und plastische Schilderung, bei jenem dichterische Intuition, Stimmung und Phantasie, bei diesem die Technik des Effekts, Handlung und Realität, dort lyrischer Ton, hier epische Haltung!

Zuerst Otto von Leixner! „Blitz und Stern" (kein glücklicher Titel!) enthält fünf Jugendnovelletten des Verfassers, von denen ich die beiden ersten, „Die Adja" und „Die Eumenide", besonders die letztgenannte, ihres psychologisch feinen Inhalts und feurigen Vortrags halber sehr hochstelle, während die dritte, „Die Falle Hymens", die Schablone nicht ganz verleugnet, die vierte, „Das Vermächtniß", obgleich ohne tieferen dichterischen Werth, doch das Herz bewegt, und erst die ganz kurze letzte, „Der Abt", sich durch Tragik des Vorwurfs und farbensatte Darstellung der Höhe der beiden ersten wieder einigermaßen nähert.

„Die Adja" führen uns nach Ungarn in das Schloß eines magyarischen Großen, dann nach Paris, und schildern, wie die französische Gräfin Ondrecourt den jugendlichen Zigeuner Janos, einen genialen Geiger, mit Liebesnetzen ganz umstrickt, um ihn schließlich dem Tode der Verzweifelung preiszugeben. Der Contrast der elementaren Liebesleidenschaft in der Seele des ungarischen Naturmenschen einerseits und des abgefeimten Sinnenraffinements im Empfinden der blasirten vornehmen Pariserin andererseits wird uns hier — alles Leben und Bewegung, gedämpfte Farbe und blühende Plastik! — eben so wahr wie eindrucksvoll vor's Auge gestellt. Die Erfindung ist höchst einfach, die Fabel eine fast ausschließlich innerlich verlaufende, aber Charaktere und Situationen werden klar und greifbar herausgestaltet, und der Gang der Handlung fesselt bis zum Schluß. Der Verfasser weiß die Idee des Ganzen in allen Stadien der Erzählung gleich kräftig zu betonen und — so oft es nöthig wird — den Reiz und Rausch des Momentes im Duft poetischer Empfindung zu schildern. Dieser Duft der Empfindung ist der Hauptvorzug der kleinen Novelle. Alles in ihr ist stimmungsvoll beseelt, mit verhaltener Leidenschaft durchtränkt und mit den Arabesken echt dichterischer Phantasie umrankt und umrahmt.

In noch höherem Maße als in „Die Adja" tritt dies in der zweiten Erzählung, „Die Eumenide", hervor. Wir haben hier die fein erfundene und trefflich componirte Lebens-, Liebes- und Leidensgeschichte eines jungen Bildhauers, der, einem Kaufmannshause entsprossen, nach schweren Kämpfen und gegen Wunsch und Willen seines Vaters sich der Kunst widmet, in Italien ein ihn innerlich vernichtendes Liebesdrama mit der schönen Tonina zu durchleben hat und endlich, in die Heimath zurückgekehrt, dem Wahnsinn verfällt; er stirbt, zerschmettert von den Trümmern seines eigenen Werkes, jener marmornen Eumenide, welcher er die Züge Toninas geliehen und die er nun in der Nacht des Wahns rasend zerschlägt und zertrümmert. Die kleine Novelle hat Größe des Gedankens, Feuer der Empfindung und echt künstlerischen Wurf; sie ist die bedeutendste im Kranze dieser Sammlung und darf sich kecklich neben manche verwandte Leistung unserer namhaftesten Novellisten stellen.

Für viel schwächer als diese beiden ersten halte ich, wie bereits angedeutet, die dritte Erzählung: „Die Falle Hymens". Begegneten wir dort eigenartigen Sujets in eigenartiger Behandlung, so erscheint uns das hier Gebotene nach beiden Richtungen hin einigermaßen matt und abgeblaßt. Die Bekehrung eines eingefleischten jungen Schopenhauerianers von der Geringschätzung des Weibes zu lodernder Liebe und ehrlicher Frauenverehrung, das Bekenntniß dieser Liebe bei wüthendem Orcan auf der See — diese beiden Hauptmotive der „Falle Hymens" bieten, weiß Gott, nichts Neues, und auch im Zuschnitt und in der Ausführung vermißt man allzuoft jene geheimnißvolle Speisung aus den Urquellen leidenschaftlicher Empfindung, ohne die keine echte Poesie denkbar ist und die in jenen beiden ersten Erzählungen so wohlthuend vernehmbar wird. Byron sagt einmal: „Poesie ist nur Leidenschaft", und ein ander Mal: „Ich hasse alle Poesie, die bloße Fiction ist." Ich fühlte mich bei der Lectüre dieser Leixner'schen Erzählung unwillkürlich an jene Aussprüche des großen Briten gemahnt. „Die Falle Hymens" ist unter diesen Leixner'schen Jugendnovellen gewiß eine der früheste entstandenen. Es fehlt ihr die Höhe der Auffassung, welche die übrigen hier vereinigten Erzählungen so vortheilhaft auszeichnet.

Diese Höhe der Auffassung ist besonders auch in den beiden letzten, in der Ausdehnung sehr knapp gehaltenen Novelletten, „Das Vermächtniß" und „Der Abt", unverkennbar, obgleich sie, was den poetischen Werth betrifft, hinter „Die Adja" und „Die Eumenide" zurückbleiben.

„Das Vermächtniß" enthält die Geschichte eines Menschen, der nicht mit Worten, sondern mit Thaten das Gute geübt hat und dessen höchster Lebensgrundsatz in den Worten: „Liebe den Näch-

Digitized by Google

sten, wie dich selbst!" zum Ausdruck kommt, die Geschichte eines Kinderfreundes, der durch die hier gebotene Erzählung seiner schweren Lebensschicksale und die daraus sprechende kindliche Reinheit des Herzens, die er aus dem Schiffbruche seines Glückes gerettet, keinen Leser ungerührt lassen wird. Die Atmosphäre der Sentimentalität weht uns allerdings hier und da aus den Blättern dieses „Vermächtnisses" vorübergehend an, und weder weite Ausblicke in Welt und Leben noch tiefe Einblicke in Herz und Seele werden uns hier eröffnet, weder eine spannende Handlung wird uns entrollt noch ein Dichtwerk von irgendwie blendenden Seiten vor uns aufgebauet — aber der menschlich schöne Kern, den die kleine Studie enthält, ein Kern, der uns hier in rührender Schlichtheit, ohne alle Rauschgoldgedanken und Flittergefühle, ohne alle Nebeltänze der Phantasie vorgeführt wird, dieser ethische Gehalt des „Vermächtnisses" genügt, um ihm die Herzen zu gewinnen.

Ethischen Gehalt hat entschieden auch „Der Abt", mit dem das kleine Buch stimmungsvoll abschließt. „Eine Skizze nach dem Leben" nennt Leixner diese von feinem elegischem Hauche durchathmete Geschichte eines Grafen, der durch die Liebe zu einem schönen Judenmädchen alles verliert, Glanz und Glück der Welt, sein Majorat und seine vornehme Lebensstellung, und dem schließlich nur dies bleibt: als Abt in einem Benediktinerkloster der Erinnerung an seinen kurzen Liebestraum zu leben.

Sind die beiden ersten Novelletten der Sammlung vom Feuer einer dämonischen Liebesleidenschaft durchflammt, leuchtet über der dritten der etwas matte Stern eines durchaus correcten modernen Alltagsglückes, so wirft in die beiden letzten das milde ruhige Licht der Resignation, fast wie überirdisch, seinen Abglanz. Freunde einer tiefer greifenden, mehr innerlichen Novellistik werden an Otto von Leixner's „Blitz und Stern" eine vielfach genußreiche Lectüre finden.

An ein ganz anders geartetes Publikum wenden sich die heitern Geschichten, welche H. Rosenthal-Bonin unter dem Titel „Stromschnellen" zusammengestellt hat; sie werden, wie bereits angedeutet, in erster Linie durch eine vorwiegend auf den Effect hinarbeitende, äußerst gewandte Technik, durch lebhaft bewegte Handlung und bewußte Betonung des Sachlichen und Vorgänglichen charakterisirt, also durch Eigenschaften, welche einen diametralen Gegensatz bilden zu den bei Leixner thätigen Factoren, wozu noch als weiterer Contrast gegenüber der bei Letzterem vorherrschenden dunklen oder doch getragenen Stimmung hier eine ausschließlich lichte Färbung kommt.

Rosenthal-Bonin zeigt sich in den fünfzehn Novelletten und Skizzen dieser „Stromschnellen" als einen ungewöhnlich gewandten Erzähler. Es sind fast ausschließlich Liebesgeschichten, die er uns hier bietet, lustige Intriguen und Verwicklungen oder auch bloß geschickt ausgesponnene Anekdoten und Miscellen, in denen irgend ein pikanter Vorgang oder eine ergötzliche Kriegslist die Brücke zur Heirath abgibt. Da ist gleich in der ersten Erzählung ein reicher „Onkel Gustav" aus Amerika, der durch erheuchelte Taubheit die Herzen der heirathslustigen Jungfrauen aushorcht, um am Ende der Tugendhaften den Preis zuzuertheilen, d. h. sie zu heirathen. Da ist sodann in der zweiten der biedere Padrone Luigi Ringha „auf dem Lido" bei Venedig, der mit seinem Adoptivsohne Toma bei einer Regatta um den Besitz der schmucken Zeppa Burano wettrudert, wobei schließlich Toma die Braut heimführt. Das eine Mal ist es also die List eines Schlaukopfes, das andere Mal das traditionelle Spiel eines Volksfestes, was die Liebenden zusammenbringt; beide Male sind es kleine listige Kniffe, welche die Herzen verkuppeln. Und so stets in diesen schelmischen „Stromschnellen"! Denn da sind ferner als solche lustige Heirathsvermittler hier eine aus der Feuersbrunst gerettete Posaune — in „das möblirte Zimmer" — dort der Austausch von Lotteriegewinnen — in „Loos Nummero 78,654" — hier die in Andalusien landesübliche Versteigerung von Tanz und Kuß im Frühling — in „das Maifest in Guadix" — dort die in den Abruzzen verpönte Sitte des Zopfabschneidens — in „Ditta's Zopf" — hier eine Fahrt durch den Sanct Gotthardtunnel — in „Lizzie's Schwur" — dort irgend eine andere Gunst des Zufalls oder ein rechtzeitiges Quidproquo. Immer versteht der Verfasser die pikanten Seiten und aparten Finessen, welche solche klug herausgefundene volksthümliche Motive ihm bieten, feinsinnig zu verwenden und seinen erzählerischen Zwecken dienstbar zu machen, sei es, daß er sie nur episodisch verarbeitet, sei es, daß er seine ganze kleine Geschichte daran hängt. Einen besondern Reiz aber erhalten seine stets durchsichtig componirten Erzählungen durch das immer treue Lokalcolorit und strenge Zeitcostüm, daß er ihnen zu verleihen weiß. Ob er uns nun zu den Sanddämmen und Melonenbeeten der oberitalienischen Küste wie in der Geschichte „Auf dem Lido" oder zu den Dünen und Fischerhütten des Kamminer Boddens führt, wie in der kleinen Skizze „Nur nicht zu grau", ob er uns in die lachende Weite des herrlichen Andalusien, wie in „das Maifest zu Guadix" oder in die erdrückende Enge einer deutschen großstädtischen Etagenexistenz versetzt, wie in „Das möblirte Zimmer", ob er uns die monoton düstern Abruzzen, wie in „Ditta's Zopf" oder das vielfach bewegte London des vorigen Jahrhunderts vor Augen stellt, wie in „Die Perruquière", jener trefflichen Liebesepisode aus Meister Haendel's Leben — immer haben seine nach Gehalt wie Gestalt höchst mannigfaltigen Erzählungen und Skizzen Wahrheit nach beiden Richtungen hin: sie zeichnen nicht nur mit greifbarer Anschaulichkeit das Land, in dem sie spielen, und die Leute, unter welche sie uns versetzen, sie vermitteln uns auch mit wenigen markanten Zügen die Zeit, in welcher sie sich ereignen. Und daneben — besser: allem andern voran — diese Keckheit und Frische in der Führung der Handlung! Kein Wort zu viel, keine unrichtige Verkettung der Fäden und Linien! Alles klar und wohl überdacht, alles maßvoll und lichtvoll!

Die farbige Mannigfaltigkeit der Sammlung wird unter anderm durch die Einschiebung eines, so viel ich weiß, bisher wenig angebauten Novellengenres erreicht, durch die Einschiebung von „Menageriebildern", deren uns der Verfasser vier bietet. „Mustapha und John", die dritte dieser kleinen Menschen- und Thiernovellen, in welcher ein niedliches Ponypferd und ein Mandrill die Hauptrollen spielen, dürfte durch muntern Ton und flotten Inhalt in der Reihe der „Menageriebilder" den ersten Preis verdienen. Ich habe aber gegen diese kleinen Skizzen doch etwas einzuwenden: Wie Rosenthal-Bonin seine Aufgabe faßt, ist ein ziemlich äußerlicher Humor das eigentliche Lebenselement dieser Art Novellistik, in welcher der Verkehr des Menschen mit dem Thier den Hauptgegenstand der Schilderung bildet; der Verfasser räumt diesem Humor, ohne die Gegenstände zu vertiefen, so ziemlich die Alleinherrschaft in den kleinen Geschichten ein — und das ist ein großer Fehler. Ich hätte hier mehr Innerlichkeit gewünscht. Das Genre der Menageriebilder fällt in dieselbe Rubrik wie die Circus-, Jahrmarkts- und Tingeltangel-Novelle oder ist dieser doch wenigstens nahe verwandt. Die Helden und Intrigauntен dieser Art Novellistik gehören den Reihen der fahrenden Leute des neunzehnten Jahrhunderts an; sie sind meistens aus der brodelnden Tiefe des modernen Großstadtlebens hervorgestiegen und stehen unter dem Schutze einer etwas lockeren zehnten Muse, welche mit ihren vornehmeren neun Schwestern von altgriechischem Adel nicht gerade viel gemein hat. Hier ließen sich für den Erzähler, wenn er die richtigen Modelle zu finden wüßte, noch manche bisher ungehobenen Schätze heben; hier ließe sich manche Nachtseite unserer Culturentwicklung mahnend und packend schildern; hier ließen sich blitzartige Lichter in die Abgründe des modernen Lebens wie der Menschenseele überhaupt werfen. Nur wesentlich anders müßte der Erzähler seine Aufgabe fassen als es in diesen „Menageriebildern" geschieht, ernster, weiter, tiefer. Rosenthal-Bonin läßt in diesem Intermezzo seiner Sammlung die psychologische Vertiefung allzu sehr vermissen.

Als Intermezzo in der Reihe der vorliegenden kleinen Geschichten darf man auch zwei sinnige Märchen betrachten, „Der Schnupfengeist" und „Das Märchen vom Segelschiff", von denen das erste ein mehr humoristisches, das zweite ein

Digitized by Google

vorwiegend poetisches Gepräge trägt. Beide Kleinigkeiten gereichen dem Buche zur Zierde.

H. Rosenthal-Bonin's „Stromschwellen", unter denen wohl „Die Perruquière", „Das Maifest von Guadix" und „Ditta's Zopf" als die hervorragendsten bezeichnet werden müssen, gehören zu den erfreulichsten Hervorbringungen des talentvollen und fleißigen Autors.

Was jener Gourmand, den man nach dem Genusse einer Speise um sein Urtheil über dieselbe befragte, scherzend geantwortet, das möchte ich hier am Schlusse auch über das Rosenthal-Bonin'sche Buch sagen: „Es läßt unbefriedigt, weil es das Verlangen erweckt nach — mehr von dieser Sorte!"

Feuilleton.

Der Verstorbene.

Von Antonio Ghislanzoni.

Autorisirte Uebersetzung.

Enrico Lanfranchi ruhte seit sechs Monaten im Grabe, als er, an einem schönen Sommerabend plötzlich erwachte, den Deckel seines Sarges aufhob, sich auf die Füße stellte, und, gehüllt in sein Leichentuch, das ein wenig nachschleppte, mit langsamen Schritten den Kirchhof verließ. Es war wirklich ein schöner Sommerabend. Ein sanfter Regen hatte die Atmosphäre erfrischt. Im Westen verglühte das Abendroth. Von den Bäumen, die von einem leisen Lüftchen bewegt wurden, fielen die Tropfen wie ein Perlenregen. Wer mit dieser Skizze nicht zufrieden ist, füge eine Mondsichel, ein Dutzend Sterne, ein paar liebeflötende Nachtigallen und einen Bach, der unter Gräsern murmelt, hinzu, und er wird ein vollständiges Gemälde haben. Nichtsdestoweniger war es für Jemand, der eben wieder lebendig geworden ist, kein allzu günstiges Wetter. Dank der Höflichkeit unserer Erben, die uns, gleichviel ob Sommer oder Winter, so zu begraben pflegen wie uns Gott geschaffen hat, klapperte der arme Lanfranchi, als er die Straßen seines Heimathortes ohne eine andere Bekleidung als die des dünnen Lakens durchschritt, mit den Zähnen, wie ein kleiner Junge, der im Januar im Schneegestöber in die Schule geht.

Die Alten, gestehen wir es zu unserer Schande, waren in dieser Beziehung umsichtiger. Sie stellten im Sarge eines Todten nicht nur einige Flaschen alten Falerner und einige treffliche kalte Pasteten auf, sondern gaben ihm auch verschiedene Geldstücke mit, damit der Aermste, wenn es ihm ja einfiele wieder zum Leben zu erwachen, gleich etwas fände womit er sich den Magen erwärmen, und ein neues Gewand verschaffen könnte, um mit Anstand in der Welt zu erscheinen. Wir dagegen verfahren bei Bestattung unserer Todten, als wenn wir vor nichts größere Furcht hätten, als sie eines Tages wieder erscheinen zu sehen. Kaum hat einer unserer Angehörigen den letzten Seufzer gethan, so wird er in ein Leichentuch gewickelt, nach wenigen Stunden in einen soliden Sarg gelegt, bestmöglichst vernagelt, und in eine tiefe Grube geworfen, aus der er, und wenn er auch die Kraft eines Herkules besäße, nicht wieder entwischen könnte. Ein wahres Glück, daß das Gesetz einen Aufschub von 24 Stunden vorgeschrieben hat, sonst würde die Zahl der Lebendigbegrabenen bald größer sein als die der Todten.

Wer war Enrico Lanfranchi? Ein Mann von 35 Jahren, ein schöner, liebenswürdiger, rechtschaffener Mann, ein wahres Muster jeglicher Tugend. Als er starb, hatte er eine junge, schöne Frau und einen Bruder und eine Schwester hinterlassen, die ihn zärtlich geliebt hatten und bei seinem Scheiden in Thränen zerflossen waren.

„Welch süße Ueberraschnng für meine Theuren, welche Freude, wenn Sie mich wiedersehen werden! Meine Frau! mein Bruder, meine Schwester! sie, die mich so geliebt, die mich mit so unendlicher Sorgfalt gepflegt, und so trostlos geweint haben, als ich ihnen das letzte Lebewohl sagte! Es wird ein Familienfest werden! . . . sie werden mir entgegenfliegen, mich mit Küssen und Liebkosungen bedecken . . . Ach, wenn die übergroße Freude ihnen nur nicht schadet! Ich werde sehr vorsichtig sein müssen . . besonders bei meiner Frau, meiner geliebten Carlotta! Seit zehn Tagen hat sie aufgehört, mein Grab zu besuchen . . . ach, vielleicht hat der übermäßige Schmerz ihre Kräfte erschöpft . . . und allein, müde ihrer Leiden, sehnt auch sie sich nach dem Tode, bittet sie den Himmel, sie auf ewig mit mir zu vereinen! Aber ich komme zur rechten Zeit! Erhebe Dein Haupt, Du allzugefühlvolles Wesen! Sieh Deinen Gatten, Deinen Geliebten, den Gegenstand Deiner Wünsche . . ."

Mit solchen Gedanken war Enrico an der Thüre seines Gartens angelangt, jenes Gartens, in dem er fast täglich um Sonnenuntergang neben seiner angebeteten Gattin zu sitzen und sich in ihren Liebkosungen zu berauschen pflegte.

Eine sanfte melancholische Stimme schlägt an sein Ohr. Diese Stimme hat den Namen Enrico ausgesprochen.

„Meinen Namen! Sie denkt also an ihren Gatten! Sie vertraut der Trauerweide und dem Bache die schmerzlichen Geheimnisse ihrer Seele an. Sie ruft meinen Schatten und sucht einen Trost für ihr Weh in den süßen Erinnerungen der Vergangenheit!" — Enrico bückt sich, legt das Auge an das Schlüsselloch und sieht in der That seine Frau auf einer Bank sitzen, die von einer Trauerweide beschattet wird.

Aber nicht der Trauerweide und dem Bache vertraut Carlotta ihre Schmerzen an. Ein Mondstrahl, der in diesem Augenblick die Scene erhellt, zeigt dem gebückten Lauscher ein paar Beinkleider, in denen sich zwei nervige Beine befinden, weiter oben eine seidene Weste, die einen atletischen Thorax bedeckt, einen blauen Shlips, und einen dunklen Bart, der zu einem wunderschönen Kopfe von etwa 28 Jahren gehört.

„Enrico!" wiederholt die junge Frau mit noch kläglicherer Stimme.

„Weg mit diesen traurigen Erinnerungen! Was hilft es, die Verstorbenen ewig zu beweinen? Vergiß, und denke an die glückliche Zukunft, die uns erwartet!"

„Ach nur zu sehr habe ich meinen armen Enrico vergessen! Und es sind noch nicht sechs Monate verflossen . . . und ich habe geschworen, ihm ewig meine Liebe, meine Treue zu bewahren . . ."

„Sei doch vernünftig! Sieh, Carlotta! wenn Dein Mann heute auf die Welt zurückkehrte, könnte er Dir keinen Vorwurf daraus machen, daß Du einer neuen Liebe nachgegeben hast. Du bist jung, hast ein gefühlvolles Herz. Warum in ewiger Wittwentrauer so viel Empfindung, Schönheit und Jugend begraben? Du fandest einen Mann, der Dich hochachtet und liebt, der sein Alles darein setzen wird, Dich glücklich zu machen! Er wird der Vater Deiner Kinder sein . . . wird Deinen Leben einen neuen Impuls, und Dir dadurch die Kraft geben, Deine heiligen Pflichten als Frau und Mutter zu erfüllen . . ."

„Du sprichst so wahr, so überzeugend. Laß mich! genug! Jedes Deiner Worte ist neuer Zunder für den Feuerbrand, der mir im Herzen glüht. Laß mich! ich wiederhole es."

„Ich lasse Dich nicht, ehe Du mir nicht versprichst . . ."

„Was versprechen? Mein Gott, siehst Du denn nicht? Ich bin mehr todt als lebendig? . . . benutze meine Schwäche nicht. Nun ja, ja . . . ich werde Dein sein . . . trotz der gebrochenen Schwüre! Ich werde Dein sein trotz der Gewissensbisse, die mir das Herz zerreißen, trotzdem ich fühle, daß diese unsere Verbindung die Quelle großen Unglücks für mich sein wird . . ."

„Carlotta!"

„Giacomo!"

„Dein Versprechen erschließt mir den Himmel! Sage mir daß Du mich liebst!"

„Aber habe ich Dir nicht schon hundert Mal gesagt, daß ich an dem Tage, wo ich Dich zum ersten Mal sah, mir bewußt wurde, noch nie geliebt zu haben?"

Digitized by Google

„Ich habe genug gehört," murmelt Enrico, indem er von der Thüre zurücktritt. „Als weiser Mann ist es besser, daß ich mich entferne. Wenn ich noch eine Minute länger bliebe, könnte ich vielleicht noch etwas Schlimmeres sehen und hören."

Und der Aermste geht mit gesenktem Kopfe, indem er über seine traurige Lage nachdenkt und zweifelhaft ist, welchen Entschluß er fassen soll.

Am Ende der Gartenmauer, an der rechten Seite seines Hauses angelangt, scheint es ihm, als höre er eine unbekannte Stimme. Was ist zu thun? Wenn ihn Jemand unvorbereitet sieht, kann es einen Skandal geben, und er läuft Gefahr, mit Stockschlägen empfangen zu werden. Alles wohl erwogen, scheint es ihm das Beste, sich unter einen Heuhaufen zu verstecken, den er in seiner Nähe bemerkt, und abzuwarten bis die Gefahr vorüber ist. Da öffnet sich ein Fensterladen und ein junges Mädchen erscheint, die einem jungen Manne mit der Hand ein Zeichen gibt.

„Pst! Pst!"

„Mariuccia!"

„Lodovico!"

„Gute Nachrichten!"

„Dein Vater?"

„Hat seine Einwilligung gegeben!"

„Also?"

„In 14 Tagen sind wir vereint!"

„Lodovico, ich sterbe vor Freude!"

Das junge Mädchen, das vor Freude sterben will, ist Enricos Schwester. Sie liebte Signor Lodovico Remoli seit zwei Jahren, und wurde von ihm wiedergeliebt. Doch der Vater des jungen Mannes, der eine reichere Heirath für seinen Sohn wünschte und wußte, daß Mariuccias Mitgift nicht mehr als 20,000 Lire betrug, hatte sich bisher hartnäckig der Verlobung wiedersetzt. Durch Enrico Lanfranchi's Tod veränderte sich die Sachlage. Mariuccia's Mitgift vermehrte sich um weitere 20,000 Lire; und Lodovico's Vater, nachdem er die Quantität und Qualität der Papiere sorgfältig geprüft hatte, gab endlich die ersehnte Einwilligung.

Das Zwiegespräch der beiden Liebenden war an diesem Abend länger und lebhafter als gewöhnlich. Jedes Hinderniß, das ihrem Glücke entgegenstand, war verschwunden. Strahlend, ohne eine Wolke, lächelte ihnen die Zukunft.

Enrico lauschte ihren Worten, und wischte sich von Zeit zu Zeit eine Thräne ab.

„Armer Enrico!" rief Mariuccia. „Wie habe ich getrauert, als er von uns schied... und jetzt... weg mit diesem schrecklichen Gedanken! Segnen wir das Andenken dieses Aermsten! Er sieht vom Himmel herab auf mein Glück, und freut sich darüber, er liebte mich so sehr!... Doch wenn ich denke... wenn er noch lebte,... könnte unsere Heirath nicht stattfinden... Ach wie egoistisch macht uns die Liebe! Enrico... mein Bruder... verzeihe mir diesen abscheulichen Gedanken!"

„Ich verzeihe Dir, gutes Mädchen," sagte Enrico, indem er seine Thränen erstickte. „Und um keinen Preis möchte ich Deine unschuldige Freude stören. Heirathe den Mann, den Du liebest, und sei glücklich; ich freue mich, daß mein Tod Dir einen Vortheil gebracht hat. Wenn ich länger gelebt hätte, würden wir vielleicht Beide jetzt unglücklich sein."

Von Liebe und Zärtlichkeit hingerissen, steht Enrico im Begriff, aus seinem Versteck hervorzukommen und die beiden Verlobten zu begrüßen; doch da er fürchten muß, sie durch sein plötzliches Erscheinen über Gebühr zu erschrecken und ihre Freude zu stören, hält er sich zurück; und in heiße Thränen ausbrechend, entschlüpfen ihm die Worte: „Wie thöricht war es doch von mir, den Kirchhof zu verlassen, wo ich in so friedlichem Schlummer ruhte, um hierher zu kommen... und den Schlummer und das Glück der Lebenden zu stören!"

Gegen Mitternacht trennten sich die beiden Verlobten unter tausend Küssen. Mariuccia schließt die Fensterläden, und Lodovico entfernt sich, indem er ein Liedchen trällert, froh, wie ein Vogel, der dem Käfig entschlüpft ist.

„Nun wohl," sagt Enrico, indem er aus seinem Versteck hervorkommt, „ich werde meinem Bruder einen Besuch machen, und je nach seinem Verhalten gegen mich, will ich meinen Entschluß fassen."

Er wendet sich nach links und befindet sich nun vor seiner Hausthür. Er klopft drei Mal. Ein Hund antwortet ihm von innen mit einem Freudengeheul. Bald darauf öffnet sich die Thür, und der alte Portier in Unterhosen und Nachtmütze erscheint auf der Schwelle.

„Barmherzigkeit! ein Gespenst! zu dieser Stunde!"

„Nein, Bernardo. Dein Herr, welcher vom Kirchhof kommt, und der sich bei einem guten Abendbrot, in einem warmen Bett erholen will."

Der alte Diener läßt die Laterne fallen, schlägt drei Mal das Kreuz, und stammelt ein halbes Dutzend deprofundis. Unterdessen wedelt der treue Pudel heftig mit dem Schwanz, springt vor Freude hoch in die Höhe und leckt liebevoll die Waden seines alten Herrn.

„Fürchte nichts, Bernardo. Ich bin nicht gekommen, Dir Uebles zuzufügen, Du warst mir immer ein treuer, liebevoller Diener, und nie werde ich vergessen, mit welcher Sorgfalt Du mich in der langen Krankheit gepflegt hast, welche meinen Tod herbeiführte. Auch weiß ich, daß Du nicht vergessen hast, jeden Abend ein Gebet für meine ewige Ruhe zu sprechen, und bin Dir dankbar dafür. Gott hat es gefallen, mich wieder auf die Welt zurückzurufen, doch wüßte ich Dir nicht zu sagen wie das geschehen ist. Als ich Leben und Kraft in mir erwachen fühlte, und den Sarg offen fand, eilte ich ohne Zögern hierher, um meine Lieben zu umarmen. Komm, umarme mich, mein guter, lieber treuer Bernardo!"

Der Portier konnte sich von seinem Staunen und Schrecken noch nicht erholen.

„Also, Sie sind es wirklich... mein alter Herr,... Signor Enrico... den wir vor sechs Monaten... so prächtig begraben haben?"

„Ich bin es."

„Und Sie leben... leben wirklich? gerade so, wie Sie lebten, ehe Sie starben?"

„Wenn Du noch lange zögerst mir einen Rock zu geben und mir ein Abendessen vorzusetzen, wirst Du Ursache sein, daß ich ein zweites Mal sterbe. Rasch, geh in die Garderobe, und hole mir meine Kleider, damit ich mich erwärme."

„Ihre Kleider, Herr"...

„Nun?"

„Ihre Kleider sind theils verkauft, theils verschenkt worden. Da wir voraussetzten, daß Sie wirklich todt seien, so hat mir die Herrin ihren Mantel geschenkt, und ich habe Hosen für meine kleinen Jungen daraus gemacht. Ihr Schlafrock wurde zu zwei Unterröcken für meine Frau verwendet, und den schönen Rock, den Sie Sonntags zu tragen pflegten, habe ich an den Aermeln und den Schößen kürzer machen lassen und versichere Sie, daß er mir vortrefflich sitzt."

„Desto besser. Sieh nur zu, daß Du irgendwo eine wollene Decke findest, damit ich heute Nacht nicht erfriere. Morgen werden wir zum Schneider schicken und neue Kleider machen lassen. Unterdessen erzähle mir von meinem Bruder. Wie geht es diesem lieben Aurelio? Hörtest Du ihn je meinen frühen Tod beweinen? Glaubest Du, daß er sich freuen wird mich wiederzusehen?"

„Er liebte Sie so sehr. Es vergeht kein Tag, daß er nicht von Ihnen spricht und eine Thräne dabei vergießt. Vorgestern sah ich ihn in eifrigem Gespräch mit einem berühmten Bildhauer, dem er den Auftrag gab, ein Monument für Sie zu errichten, das mehr als tausend Lire kosten wird."

„Ich komme zur rechten Zeit, um ihm eine solche Ausgabe zu ersparen."

„Oh, unser Herr ist nichts weniger als geizig..."

„Großmüthiges Herz! ich kenne ihn nur zu wohl."

„Seit Sie gestorben sind, kann man sagen, daß er das ganze Haus förmlich auf den Kopf gestellt hat. Sie werden sehen, was wir jetzt für ein prächtiges Mobiliar haben, welche Gemälde, welchen Luxus überall. Ihr Vater, der zwei Monate nach Ihnen gestorben ist..."

„Ich weiß Alles. Der gute Mann hat mich drüben in

Digitized by Google

der anderen Welt aufgesucht und mir sein Testament gezeigt, welches ich ganz vernünftig fand und nur billigen konnte. Aurelio erbte 80,000 Lire, Mariuccia 20,000, und meiner Frau wurde eine jährliche Rente von 800 Lire ausgesetzt."

„Ich sehe, daß Sie von Allem unterrichtet sind. 80,000 Lire! Aber das ist ja ein ungeheures Vermögen. Signor Aurelio ist jetzt der erste Mann im Städtchen. Und was die Signorina betrifft, so wird sie, da sich nun ihre Mitgift verdoppelt hat, binnen wenigen Wochen Signor Lodovico Remoli heirathen."

„Armes Mädchen! ich freue mich sie glücklich zu wissen."

„Der signor padrone, verzeihen Sie, daß ich immer nur von ihm spreche, der signor padrone Aurelio wird sich auch verheirathen, und seine Braut wird ihm, wie man sagt, hunderttausend Lire zubringen. Es ist eine vortreffliche Partie, die, wie Sie sehen, sein Vermögen verdoppeln wird. Aber nun ... eben denke ich erst daran ... wird es wohl in der Ordnung sein, daß er und die Signorina Ihnen das Vermögen zurückgibt, das Ihnen gehört; denn schließlich, wenn Sie wirklich wieder am Leben sind, wie ich nicht mehr bezweifeln kann, nach dem vortrefflichen Appetit, den ich Sie entwickeln sehe, ist Ihr Vermögen doch Ihr Vermögen, und es ist nur billig, daß es Ihnen unverzüglich zurückgegeben wird. Gerechtigkeit vor Allem! Ich bitte Sie nur mir zu verzeihen, daß ich gewagt habe, Ihren Rock zu tragen, und aus Ihrem Schlafrock Unterröcke für meine Frau zu machen. Wer hätte geglaubt, daß Sie wiederkommen würden? Nun haben wir auch dieses erlebt. Oh, der Signor Aurelio wird sehr überrascht sein!"

Indem der alte Portier so fortplaudert, verzehrt Enrico, in eine wollene Decke gewickelt, in aller Eile eine kalte Pastete und leert ein Fläschchen Barolo. Aber weder Speise noch Trank vermögen ihn zu erheitern. Im Gegentheil! Indem er sich trüben Betrachtungen über den Egoismus der Menschen hingibt, senkt er den Kopf auf die Brust und erwidert kein Wort.

„Nun," fährt der alte Portier fort, „soll ich Signor Aurelio und die padroncina wecken?"

„Nein, guter Freund. Ich werde mich diesen Abend Niemanden zeigen. Mein unerwartetes Erscheinen könnte sie nur erschrecken. Ich werde den Morgen abwarten, und wenn Du sie von meiner Ankunft benachrichtigt hast, alsdann ..."

„Wie es Ihnen gefällig ist, signor padrone."

„Jetzt lösche das Licht aus, und gute Nacht!"

Am andern Morgen waren Aurelio, Mariuccia und Carlotta in einem prächtigen Zimmer im Erdgeschoß versammelt und plauderten auf das Heiterste mit einander, als sich plötzlich die Thür aufthat und der Portier vor ihnen erschien, sich respectvoll verbeugte und vier Mal den Mund öffnete, ohne ein Wort vorzubringen.

„Was gibt es Neues, Bernardo?"

„Du siehst ja heute morgen aus wie ein Besessener! Ist Dir vielleicht der Teufel im Traum erschienen?"

„Nicht gerade der Teufel, aber ... etwas Aehnliches ... das heißt ... ich wollte sagen ... Jemand aus der anderen Welt."

„Aber Du bist verrückt."

„Nein, signor padrone, ich bin nicht verrückt. Ich habe ihn gesehen, ich habe ihn gesprochen, wir haben die Nacht mit einander zugebracht, und jetzt ist er draußen im Vorzimmer."

„Wer denn? willst Du uns endlich einmal erklären?"

„Wer? Ihr Herr Bruder Enrico."

Carlotta ist wie versteinert vor Schrecken. Mariuccia sieht den Portier mit entsetzten Blicken an, während Aurelio, der einen scherzhaften Ton annimmt, so fortfährt: „Mein armer Bruder, Gott schenke ihm ewige Ruhe! — hatte zu viel Verstand, als er am Leben war, um sich jetzt, wo er todt ist, einen so schlechten Scherz zu erlauben. Weißt Du, Mariuccia, wenn es den Todten je einfiele wiederzukommen, so würde es für die Lebenden, und besonders für die Verwandten, ein wahres Unglück sein. Setzen wir einmal den Fall, daß Bernardo's Traum sich erfüllte, daß unser Enrico eines Tages wieder in unserer Mitte erschiene .. glaubst Du nicht, daß unsere gegenseitige Lage eine sehr mißliche sein würde? Zu allererst müßten wir ihm die Hälfte unseres Vermögens wiedergeben. Du, Mariuccia, müßtest auf die Hälfte Deiner Mitgift verzichten und somit auf die Hoffnung einer glücklichen Verbindung."

„Ach, Bruder, sprechen wir nicht von unmöglichen Dingen!"

„Und doch versicherte uns Bernardo noch soeben ..."

„Und er wiederholt Ihnen ..."

„Daß unser Bruder Enrico ..."

„Da draußen ist, und um die Gunst bittet vorgelassen zu werden."

Die ruhige Bestimmtheit des guten Alten, seine Stimme, der Ausdruck seines Gesichtes, aus dem eine innerste Ueberzeugung spricht, verdoppeln den Schrecken der beiden Frauen, welche, sich aneinander schmiegend, keinen Laut von sich zu geben wagen. Aurelio schüttelt ungeduldig den Kopf. Dann sagt er, sich zu Bernardo wendend, mit strenger Miene: „Wenn Du uns nichts Anderes zu melden hast, so geh und besorge Deine Geschäfte."

„Und welche Antwort soll ich ihm bringen?"

„Wem denn?" erwidert Aurelio unwillig.

„Nun ihm, meinem anderen Herrn, dem Signor Enrico!"

„Zum Teufel mit Euch Beiden! Ich habe Deine Scherze satt!" — ruft Aurelio, indem er aufspringt. Der alte Diener verbeugt sich und verläßt das Zimmer. Dann, nach einigen Minuten mit bleichem Gesicht und gesträubten Haaren wieder eintretend, verneigt er sich auf's Neue vor Aurelio, und überreicht ihm einen Brief. Warum zittert Aurelio's Hand so heftig als er das Blatt öffnet? Er hat auf dem Couvert die Handschrift seines Bruders erkannt. Die Buchstaben sind noch frisch und feucht. Kein Zweifel mehr ... die Hand des Todten hat diese Worte geschrieben:

„Meine Theuren!

Gestern habe ich den Kirchhof in der süßen Hoffnung verlassen, daß ich wieder eine Zeit lang in Eurer Mitte weilen könnte. Die Thränen, die Ihr an meinem Sterbebett vergossen habt, als ich Euch das letzte Lebewohl sagte, und die Ihr später an meinem Grabe weintet, waren mir ein Beweis Eurer Liebe, sichere Bürgschaft eines freundlichen Empfanges. Ich habe mich getäuscht. Doch fürchtet nicht, daß ich Euch irgend einen Vorwurf mache. Das Unrecht ist mein, und ich bin bereit, es zu büßen. Als ich Euer Zögern, Eure Verlegenheit sah, beschloß ich, sie nicht durch mein Erscheinen zu vergrößern, sondern auf den Kirchhof zurückzukehren, wo ich mich wieder in meinen Sarg legen werde, mit dem festen Vorsatz ihn nie wieder zu verlassen. Dieser zweite Tod wird mir weniger Herzeleid verursachen als der erste, denn ich bin nun überzeugt: daß Ihr durch meinen Tod glücklicher seid, als durch mein Leben.

Gott sei mit Euch!

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

„Achilleus" von Max Bruch für Soli, Chor und Orchester, Dichtung von Heinrich Bulthaupt nach Motiven aus der „Ilias". Zum ersten Male aufgeführt vom Stern'schen Gesangverein unter Leitung des Componisten am 18. Februar. — Symphonie von Fritz Gernsheim aufgeführt im Scharwenka-Abonnement-Concert.

Herr Bruch ist der begabteste Epigone der Mendelssohn'sche Schule. Seine Erfindung ist nicht sehr ursprünglich, jedoch immer vornehm gehalten (nur im „Achilleus" werden wir einige Ausnahmen zu bezeichnen haben), seine musikalische Technik ist durchaus künstlerisch sicher und correct, seine Instrumentation und Harmonisation zeigt überall die kunst-

Digitized by Google

geübte Hand. Mit seinen größeren Instrumentalwerken konnte er Wirkung nicht erzielen, nur das erste Violinconcert hat eine große Verbreitung gefunden, und ist wohl von allen Geigenvirtuosen gespielt worden. Seine Chorwerke dagegen erfreuen sich fast sämmtlich der Beliebtheit bei dem Theile des Concertpublikums, das an den classischen Traditionen festhält, und das bereit ist, gegenüber dem Wohllaute, der Reinheit der Form, der leichten Faßlichkeit manche höhere künstlerische berechtigte Forderung herabzustimmen und der Eigenthümlichkeit, der poetischen Erfassung des Stoffes, der Festigkeit und Einheitlichkeit des Stiles, des mächtigen Aufbaues der polyphonen Sätze, der charakteristischen und originellen Färbung einzelner Momente weniger Gewicht beizulegen. Und die zuerst genannten sehr schätzenswerthen Eigenschaften entfaltet Herr Bruch in seinen größeren Gesangswerken in bester Weise. Er schreibt vorzüglich gut für die Stimme, und seine Melodien und Harmonien sind immer wohllautend; er bietet den Sängern Gelegenheit zu wirksamem Hervortreten, ohne daß die künstlerische Haltung verändert werde; seine Chöre bekunden, ohne sich in schwierigen Formen zu bewegen, treffliche Stimmführung, und sind leicht faßlich, klingen immer frisch und harmonisch. Es erscheint also ganz erklärlich, wenn das Publikum Werken wie „Odysseus" und jetzt in verstärktem Maße „Achilleus" seine Gunst zuwendet, ohne weiter zu prüfen, ob denn diese zusammengesetzte Gattung, die Concertoper als ein reines Kunstwerk zu betrachten sei. Es werden in ihr die Chöre über das Dramatische bis an die Grenze des streng Oratorischen kunstreich entfaltet, die Arien dagegen aus dem Oratorischen mit großer Geschicklichkeit bis an die Grenze des Opernhaften gebracht; in dieser Weise werden unzweifelhaft sehr gute Wirkungen erzeugt, denen auch eine Berechtigung nicht abzusprechen ist — nur hinterlassen sie nicht den vollen Eindruck des stileinheitlichen wahren Kunstwerkes.

Der Text zum „Achilleus" ist von Herrn Bulthaupt mit poetischem Sinne und künstlerischem Geschicke für Anregung zur Musik verfaßt. Sein Held ist nicht der Homerische zornige Pelide, der den Achaiern „unnennbaren Jammer" bereitete, dessen bloßes Geschrei die anstürmenden Troer von dem Walle zurückschreckt, und der „unwürdige Thaten" an Hector verübt, und ihn sogar noch an der Leiche des Patroklus herumschleift, sondern der weichere menschlich fühlende den des Priamos Flehen, und die Erinnerung an den eigenen alten Vater zu Thränen rührt. Der Charakter der Andromache ist ganz nach dem Homerischen Vorbilde gezeichnet. Die anderen Persönlichkeiten erscheinen mehr vorübergehend. Das Ganze, wir wiederholen es, ist vortrefflich erdacht und ausgeführt.

In der Musik waltet ganz ersichtlich das Streben, den Einzelgesängen wie den vielstimmigen dramatische Färbung zu verleihen, also eine Concertoper zu schaffen, und das ist dem Componisten vollständig gelungen. Unter den Nummern, welche das Gelingen bethätigen, sind in erster Reihe die Chöre zu nennen, von denen einige die Begabung des Componisten in glänzendem Lichte erscheinen lassen. So gleich der erste (Prolog); dann der sehr schöne „Tief unterst im Meeresgrund"; das Gebet der Troer, welches ohne bedeutende Erfindung doch ein ungemeines Geschick der Stimmführung bekundet; ebenso der schöne sehr stimmungsvolle „Durch die ambrosische Nacht wallt des Königs ehrwürdiges Bild". Diese sind durchwegs vornehm gehalten, und trefflich gearbeitet; dagegen tauchen in dem Griechenchor „sie spreiten die Flügel", sowie in dem Chor nach Achilles Sieg „Traget die Kunde" liedertafelartige Gewöhnlichkeitsphrasen auf, die Herr Bruch wohl vermeiden sollte.

Unter den Arien tritt die erste der Andromache als die edelste und zugleich wirksamste hervor. Auch die Arie des Achilles und die erste der Thetis sind als sehr wirksam zu bezeichnen, nur sind sie ganz opernhaft gehalten. Die Stelle in dem Duett Achilles und Thetis „Stattliche Wehr" würde in jedem Opernhause mit großem Beifall aufgenommen werden; ebenso das Duett Hector — Andromache, und das zwischen Achill und Priamos, dessen Ansprache allerdings ganz in Mendelssohn'scher Manier ertönt, aber in der Stelle „dir hebt sich die Brust" vortreffliche Steigerung bietet. Man fragt sich unwillkürlich, warum Herr Bruch nicht wieder den Versuch anstellt, eine Oper für die Bühne zu componiren? Das Nichtgelingen seiner ersten „Hermione" sollte ihn nicht abschrecken; wann hat je eine erste Oper durchgreifenden Erfolg gewonnen? Allerdings mag eine Concertoper wie „Achilleus" rascher ein günstiges Publikum finden; aber ihr Wirkungskreis bleibt immer ein beschränkter und sie wird auch einen ganz festen Platz in der Reihe der wahren Kunstwerke nicht erringen.

Die Aufführung war eine ganz ausgezeichnete. Die Palme erwarben Fräul. Spies und Herr Gudehus, Andromache und Achilles. Jene entzückte durch ihre schöne Stimme wie durch den edlen Vortrag, dieser durch die wahrhaft großartige Durchführung seiner zwar sehr dankbaren, aber auch schweren und anstrengenden Partie. Diesen zunächst stand Frl. Wally Schauseil (Thetis); Herr Franz Schwarz, der mit seiner schönen Stimme und vornehmen Vortrage die Partie des Hector und Odysseus zur besten Geltung brachte; Herr Frank (Agamemnon und Priamus) zeigte sich als sehr gut gebildeter Sänger. Der Stern'sche Gesangverein und das Orchester leisteten Vorzügliches unter des Componisten energischer Leitung. Das Publikum nahm das Werk und die Leistungen sehr günstig auf, und rief den Componisten zu öfteren Malen. Auch ein Orchestertusch ward ihm gebracht.

In dem siebenten Scharwenka-Abonnements-Concert führte Herr Prof. Gernsheim, Director des Rotterdamer Conservatoriums, eine Symphonie in G-moll vor und errang einen sehr ehrenhaften, allseitig anerkannten Erfolg. Das Werk gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen der Neuzeit auf diesem Gebiete. Wenn auch in den ersten drei Sätzen, namentlich im Andante, der Einfluß von Beethoven's „Neunter" unverkennbar hervortritt, so bieten doch schon diese so viel Schwunghaftes, Interessantes und ganz meisterhaft Gearbeitetes, daß von eigentlicher „Reminiscenz" nicht die Rede sein kann; und der letzte Satz (G-dur) steht vollkommen selbständig da. Das schöne Werk, das bei reichster Instrumentation immer Klarheit und Wohlklang bietet, wird überall Sympathie finden, und wurde unter des Componisten vorzüglicher Leitung vom Meyder'schen Concerthaus-Orchester ausgezeichnet gespielt.

Heinrich Ehrlich.

In meinem Mailänder „Othello"-Berichte sind nachträglich folgende ganz sinnentstellende Druckfehler zu vermerken: 2. Sp. Z. 9 von oben: „an einen weitern Schritt" statt weiterem Schritte. Ebendas. Z. 16 von oben „Anderer" statt Anderes. Z. 23 v. o. „Verklärungsscene" statt Verkleidungsscene (!!). Spalte 3 Z. 6 v. u. „auf den" statt auf dem. In der Fußnote ist „Genua" statt Parma zu lesen.

Notizen.

Soeben versendet die Verlagsbuchhandlung W. Spemann in Stuttgart den neunten Jahrgang des „Deutschen Literaturkalenders", welcher diesmal mit dem Bilde Ernst Wichert's geschmückt ist. Den Wünschen vieler Autoren Rechnung tragend, hat der Herausgeber die Bibliographie wieder aufgenommen und so dem Kalender den Stempel der Unentbehrlichkeit wieder aufgedrückt, der ihm im verflossenen Jahrgange fehlte. Die Anzahl der Adressen ist diesmal von neun auf zwölf Tausend gestiegen und trotz der beigefügten Bibliographie und der neuen drei Tausend Adressen ist der Umfang des Buches derselbe geblieben, ohne daß die Schmuckheit der Ausstattung darunter gelitten. Es würde sich wohl empfehlen, in der sehr nützlichen Städteschau das Verzeichniß der Zeitschriften durch Anführung auch der Tagesblätter zu vervollständigen. Wenig praktisch finden wir das Verzeichniß der Theaterdirectionen, da dasselbe in vielen Fällen bald nach Schluß der Wintersaison — also schon in ein paar Wochen — hinfällig wird. Seine Brauchbarkeit und Verläßlichkeit hat der Kalender längst bewiesen, und Jos. Kürschner hat sein Möglichstes gethan, dem Bande die alten Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen.

W.

Londinismen. Von C. Baumann. (Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.) — Als vor einigen Jahren die „Parisismen" von Prof. Dr. Césaire Villatte erschienen, und diese Sammlung eigenartiger Pariser Ausdrucksweisen mit deutscher Uebersetzung einem lange gefühlten

Digitized by Google

Bedürfniß abhalfen, wünschte wohl jeder deutsche Leser des Englischen, besonders der modernen englischen Roman-, Journal- und Zeitungsliteratur, daß ein ähnliches Werk für diesen ihren Zweck erscheinen möchte. Denn das vortreffliche „Supplement-Lexikon" von Prof. Hoppe vom grauen Kloster zu Berlin, das 1871 in einer alsbald vergriffenen, immerhin nur kleinen Auflage erschienen war, befand sich und befindet sich noch leider in zu wenig Händen, um nicht jenen Mangel immer noch fühlbar zu machen. Diesem jedoch auf eine ebenso umfassende wie treffliche Weise abzuhelfen, ist soeben Baumann's Werk erschienen, das bei einem sehr billigen Preise allen Lesern der englischen Sprache zugänglich ist. Das Buch ist ein Schatzkästlein besonders für diejenigen Deutschen, Lehrer wie Leser, die die englische Sprache nicht im Lande selbst lernen, üben oder studiren können und denen, selbst bei einem reichen Lehrstoff und den dazu nöthigen und schon veröffentlichten Hülfsmitteln — mit Ausnahme wieder des schon erwähnten, selten gewordenen Hoppe'schen „Supplement-Lexikon" — immer das eigentliche, innere Verständniß, nicht nur der bloßen Uebersetzung, von einer großen Menge von Wörtern, Redewendungen, grammatischen Eigenheiten und eigenartigen Ausdrucksweisen fehlen muß, die ganz besonders der modernen englischen Sprache eigen sind. Es sind eben Eigenthümlichkeiten und vielfach erfundene, gemachte Unarten, Eigenwilligkeiten der Sprache, die durchaus ihrem ganzen inneren Verständniß nach nicht nur gelernt, sondern vollständig „verstanden" werden müssen, was Sprache (Wörter) und Grammatik (Stil) betrifft, und ohne welche Kenntniß ein großer Theil der modernen englischen Literatur eine todte Sprache, ein versiegeltes Buch bleibt. Hat der Verfasser oder besser gesagt „Zusammensteller" der Londinismen diesem Worte noch die beiden älteren Ausdrucksweisen Slang und Cant hinzugefügt, so will er zweifelsohne dieser eigenthümlichen Sprache in der Sprache auch zugleich das Anrecht geben, daß sie nicht nur — wenn auch in sehr hohem Grade — eine Eigenthümlichkeit und Unart der eigentlichen Londoner ist, sondern sich über die ganze englische Nation erstreckt. Wenn der berühmte Lexikograph Lucas vor dreißig Jahren in seinem englisch-deutschen Wörterbuch den Ausdruck „Slang" durch die besondere Kunstsprache der Boxers und Sportsmen, die Gaunersprache, Diebessprache, Spitzbubensprache, das Rothwelsch, erklärt, so beschränkt dies, wie Hoppe mit Recht sagt, den Umfang des Begriffes, wenigstens nach der jetzigen Bedeutung, zu sehr. Webster's Erklärung, daß Slang eine „low, vulgar, unauthorized language", eine niedrige, vulgäre, unautorisirte Sprache sei, ist treffender, wie für uns Deutsche der Begriff von Rothwelsch, Kauderwelsch, Diebes- und Gauner- und Spitzbubensprache auch nicht mehr zutrifft, wenn wir nicht nur von Ausbaldowern, Schmiere stehen, Einpfeffern, Neppern, Lude, Ausblinden, Gohlegängern u. s. w. sprechen wollen, sondern einer Menge in der gebildeten und ungebildeten Welt geduldeter Ausdrucksweisen und Wörter gedenken, die nur Eingeweihten ihrem ganzen Umfange nach bekannt sind. Alles Slang — und auf dieses Wort kommt es hier in allererster Reihe an, denn es umfaßt, „Cant" mit eingenommen, das ganze hier in Betracht kommende Sprachgebiet — hat seine Haupteigenthümlichkeiten darin, daß es für die einzelnen Begriffe nicht die von der regelmäßigen Sprache festgesetzten Wörter und Wendungen — auch grammatische, sonst feststehende Regeln mit einbegriffen — setzt, sondern andere, willkürlich erfundene, oder anders woher, z. B. aus fremden Sprachen entnommene, die in der anerkannten Sprache wirklich vorhanden sind, denen aber nach Aehnlichkeit, Analogie, Gegensatz und dergl. eine Beziehung zu dem zu bezeichnenden Begriff gegeben wird. Man denke hierbei an gewisse Berlinismen, um ein faßliches Bild zu erhalten. In der genannten Beziehung nun eröffnet die so entstandene Sprache in der Sprache dem Witz, dem Humor, ja einer gewissen Poesie ein weites Feld im Slang, und hierin liegt der Grund, daß in erster Reihe die zahlreichen humoristischen Schriftsteller von jeher in der Anwendung des Slang ein wirksames Mittel der Darstellung gefunden haben. Um das hier Gesagte richtig zu verstehen, denke man bei uns an den Dialekt, den unsere modernen deutschen Schriftsteller vielfach in ihre Werke aufgenommen haben, um ein solches „wirksames Mittel der Darstellung" zu erreichen; ja, der große Erfolg, den die Schriften Fritz Reuter's gefunden, ruht theilweise auf der Spracheigenthümlichkeit, die sich von dem Gewohnten, allgemein Gebrauchten und Anerkannten entfernt. Es ist natürlich, daß diejenigen Stände und Kreise der Gesellschaft, welche entweder naturgemäß von dem allgemeinen Verkehr ausgesondert sind oder willkürlich streben, sich von ihm abzusondern und abzuschließen, am meisten Veranlassung haben, sich eine Sprache zu bilden, welche von den Mitgliedern der großen Gesellschaft nicht verstanden sind. So bildete sich unsere Diebes-, Gauner- und Spitzbubensprache, unser Roth- und Kauderwelsch, so entstand auch zuerst das Slang der englischen Landstreicher, Vagabunden, Diebe und Gauner, und das Wort selbst soll die Sprache der Hauptlandstreicher und Hauptvagabunden bedeuten, der Zigeuner, die unter Heinrich VIII., in dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts, zuerst nach England kamen. Indeß nicht bloß die von der Gesellschaft Gebrandmarkten bilden sich so ihre eigene Sprache, sondern jede in sich abgeschlossene Gemeinschaft, ja jeder Stand hat die Neigung dazu. „Die deutschen Studenten, Jäger und Bergleute haben ihr altes und sehr ausgebildetes Slang wie die englischen; die Briefe unserer Kaufleute und die Börsenberichte wimmeln von Ausdrücken, die sich dem allgemeinen Verständniß gänzlich verschließen. Beispiele von juristischem, parlamentarischem, militärischem, seemännischem, Schul- und Studenten-, literarischem und Theater-, ja von Damen- und Kinderslang finden sich fast auf jeder Seite dieses Buches." („Supplement-Lexikon".) Dies gilt von Deutschland wie von England, wenn uns auch für das Wort selbst der richtige deutsche Ausdruck fehlt und wir zu der Bezeichnung „jargon" unsere Zuflucht genommen haben, da, wie gesagt, Gaunersprache, Roth- oder Kauderwelsch den Begriff nicht mehr deckt. Unter „Cant" — um dieses nur kurz zu erwähnen, da ihm die größere Allgemeinheit der An- und Verwendung fehlt, die dem Slang eigen ist — versteht man jetzt, wie der Verfasser der „Londinismen" in seiner Vorrede sagt, die der Gaunerzunft eigenthümliche Geheimsprache, die seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts in ununterbrochener Tradition, jedoch nicht ohne gewisse zeitgemäße Veränderungen und Zuthaten, fortgelebt zu haben scheint. Ich habe hier so eingehend von Slang, weniger von Londinismen selbst gesprochen, da der Ausdruck manche Leser mißleiten könnte, als ob hier nur einzig und allein die Sprache der Londoner mit ihren vielen Eigenthümlichkeiten und Unarten zu verstehen sei. Das ganze Werk ist ein gewissenhaft gearbeitetes, vortreffliches Compendium der modernen, täglich verwendeten englischen Sprache, wie sie sich selbst bei den besten Schriftstellern ersten Ranges offenbart, nicht nur bei den Humoristen, wie wirksam diese Spracheigenthümlichkeit auch gerade bei diesen auftritt. Die „Londinismen" sind nicht ein bloßes zusammengetragenes Wörterbuch; die Einleitungen, Abhandlungen, Erklärungen, Beispiele, die es begleiten und vervollständigen, geben ein Lebensbild ab, das uns nicht nur das Wörtliche, sondern auch den Geist des Gesagten klar machen will und mit Erfolg klar macht. Wenn Einzelnes, Weniges nicht gerade, was die Wörter selbst betrifft, die volle Erklärung, die beste Erklärung hergibt, so geschieht diese Erwähnung hier nur um zu zeigen, mit welchem Interesse das Werk beachtet worden ist. Valentine, o be joyful, baker's dozen, olive-branches u. a. bedürften wohl anderswo derartig nicht fehlender kurzer Erläuterungen wie „biblisch" u. s. w.; bei buffer fehlt manches; to know what's o'clock ist wohl nicht ganz fehlerfrei und hieße richtiger citirt what o'clock it is; riff-raff tritt wohl kaum je für eine gemeine Person, Kerl oder Straßendirne, auf; neben Cottonopolis fehlen modern Athens (Edinburg) und vielleicht auch die bekannteren amerikanischen Ausdrücke wie Gath (sehr bekannt in London), Porkonopolis u. a. Doch genug. Diese kleinen Ausstellungen sollen dem Werth des Werkes auch nur kaum den geringsten Abbruch thun.

Hermann Kindt.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,

Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.

Die Damen von Croix-Mort.

Roman in zwei Bänden

von

Georges Ohnet.

Preis pro Band 50 Pf. — Gebunden 75 Pf.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.**, Oppelstr. 44.

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Der Materialismus

im Verhältniss zu

Religion und Moral.

Von

Dr. F. Wollny.

Preis M. 1.50.

Verlag von Theodor Thomas, Leipzig.

Neueste Romane

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Die Lehnsjungfer.

Roman

von

Emile Erhard.

5 Bände.

Preis geheftet ℳ 30.—; fein gebunden ℳ 25.—

Dunst.

Roman

von

Karl Frenzel.

Preis geheftet ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Roman-Manuscripte

werden zu erwerben gesucht.
Berlin, Lützowstr. 16. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu. zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

= Populäre Anthropologie. =

In gemeinverständlicher Darstellung und künstlerischer Ausstattung sich an „Brehms Tierleben" anschließend erscheint soeben:

Der Mensch.

Von Professor Dr. **Johannes Ranke.**

Mit 991 Textabbildungen, 16 Karten und 32 Chromotafeln.

2 Saffianbände 32 M. — 26 Hefte à 1 M.

Prospekte gratis. — Erstes Heft und Band I durch alle Buchhandlungen zur Ansicht.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Im Verlage von **F. und P. Lehmann** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Fürst von Kaiaken.

Posse mit Gesang und Tanz in 2 Akten

von

Oenophilus.

= Preis: 1,50 Mark. =

Während die Gleise des deutschen Trauerspiels, wie es scheint, ausgefahren sind, und das deutsche Lustspiel gegenwärtig es, selbst in seinen beliebteren Productionen, kaum zu etwas mehr, als zu einer Nachahmung des französischen bringt, hat die höhere Posse offenbar noch eine größere Zukunft. Die vorstehende ist eine beachtenswerthe Probe davon.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena. Zu haben in jeder Buchhandlung.

Die Tlinkit-Indianer.

Ergebnisse einer Reise

nach der **Nordwestküste von Amerika** und der **Beringstraße,**

ausgeführt im Auftrage der **Bremer Geographischen Gesellschaft** in den Jahren 1881—1882 durch die Doctoren Arthur und Aurel Krause

geschildert von

Dr. Aurel Krause.

Ein starker Band gr. 8° mit zahlreichen Illustrat. u. einer Karte 11 Mk., eleg. geb. 13 Mk.

Die Reisenden haben längere Zeit unter einem von der Civilisation noch wenig oder gar nicht berührten Stamme des hochinteressanten Tlinkit-Volkes gelebt, die merkwürdigen Sitten und Gebräuche derselben kennen gelernt und ihre mündlichen Ueberlieferungen gesammelt.

Indien.

Von **Paul Mantegazza,**

Mitglied des Senats, Professor an der Universität Florenz.

Autorisirte Ausgabe. Aus dem Italienischen von **H. Meister.**

Ein starker Band gr. 8°. In eleg. Ausstattung 8 Mk., eleg. geb. 10 Mk.

Der große italienische Gelehrte, der sich einen wohlverdienten Weltruf und insbesondere in Deutschland durch seine Physiologie der Liebe (in gleichem Verlage, 2. Aufl. 1884) zahlreiche Freunde erworben hat, schildert uns in seinem neuesten Buche Indien, auf das gerade jetzt Aller Blicke gerichtet sind. Ein hervorragender deutscher Kritiker sagt: „Dieses Buch über Indien ist ein Meisterstück feiner Beobachtung und prächtiger Schilderung.

Soeben erschien:

Londinismen — **Slang und Cant** — ein Wörterbuch der **Londoner Volkssprache,** sowie der üblichsten englischen **Gauner-, Matrosen-, Sport- und Kunst-Ausdrücke** ꝛc. ꝛc. Nebst einer geschichtlichen Uebersicht der **Quellen,** mehreren **Musterstücken** und einer kurzgefaßten **Grammatik. Ein Supplement** zu allen englisch-deutschen **Grammatiken** und Wörterbüchern von **H. Baumann, Master** of Arts of London University, **Headmaster** of the Anglo-German School, **London.** 352 Seit. 8°, brosch. 4 ℳ; eleg. geb. 4 ℳ 60 ₰.

Langenscheidt'sche Verl.-Buchh., Berlin, SW. 11.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 12. März 1887. Band XXXI.

CORNELL UNIVERSITY
MAR 24 1887
Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Italiener am Rothen Meere. Von Friedrich von Hellwald. — Das Erdbeben an der Riviera. Von Rudolf Falb. — **Literatur und Kunst:** Aus den Denkwürdigkeiten des Grafen Vitzthum. Von Bruno Gebhardt. — Gesammelte Aufsätze von Wilhelm Lübke. Von M. Carriere. — **Feuilleton:** Memento! Eine Studie von Gustav Schwarzkopf. — **Aus der Hauptstadt:** „Merlin". Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die Italiener am Rothen Meere.

Von Friedrich von Hellwald.

Nahezu zwanzig Jahre sind es, daß 1868 die italienische Dampfergesellschaft Rubattino in Afrika ein Stück Land an der Assab-Bucht, so ziemlich am südwestlichen Ende des Rothen Meeres von einigen Danakilhäuptlingen ankaufte, welche den Vertrag ohne Genehmigung ihres damaligen Oberherrn, des Sultans, abschlossen. Die Oberherrschaft über diese Küste erwarb kurz darauf der Chidiv von Aegypten, welchem der Padischah zu Constantinopel in dem nämlichen Jahre 1868 seine früheren Rechte auf die ganze westliche Küste des Rothen Meeres bis nach Zeila und Berbera im Golfe von Aden in aller Form abtrat. Aegypten begnügte sich indeß seine Herrschaft in den Haupthafenstädten, wie Kosseir, Suakin, Massaua auszuüben, und zu diesen gehörte allerdings weder die in 12° 30′ n. Br. gelegene Assabbai noch der südlichere Golf von Tadschurra, an dessen nördlichem Gestade die Franzosen, zu Obock, Fuß faßten. Lange Zeit dachte Niemand an Assab, selbst die Gesellschaft Rubattino nicht, welcher erst 1880 einfiel, ihre dort erworbenen Rechte geltend zu machen, als der Ruf nach Colonialbesitz sich nach Abschluß des Berliner Friedens, 1878, allmählich auch in Deutschland zu erheben begann. Im Berliner Frieden hatte Oesterreich-Ungarn Bosnien und die Herzegowina erworben, England hatte sich in Cypern festgesetzt. Da erinnerte man sich in Italien, das bis dahin leer ausgegangen, des kleinen Stückchens ostafrikanischer Erde. Die Gesellschaft Rubattino machte ihre Rechte nur geltend, um sie sofort an die italienische Regierung abzutreten, die sich beeilte am 9. Januar 1881 durch einen Civilcommissär von der Assabbai amtlich Besitz zu ergreifen. Das Gebiet umfaßte mit Einschluß der vorliegenden Inselchen Omm el Bachar, Ras er Raml u. a. 632 qkm, wovon 579 qkm auf das Festland entfallen, und zählte am 31. December 1881 in den Dörfern Buya, Assab, Maacaca, Alali, Margableh und am Chor Olil 1303 Bewohner, meist Araber, Danakil, Abessinier und einige Italiener. Assab, der Hauptort bestand übrigens bloß aus ein paar Baracken, welchen der unverdiente Namen einer „Stadt" beigelegt wurde.

Dennoch hatte, wie sich später auswies, Italien mit der Besetzung dieses armseligen Landes in ein Wespennest gestochen. Zur Zeit der Besitzergreifung standen die Dinge schon ziemlich übel in Aegypten, in welchem Arabi Pascha zu immer größerer Macht gelangte, während der schwächliche Chidiv Tewfik Pascha immer tiefer dem britischen Einflusse verfiel. Auf Anrathen des Londoner Cabinets wandte sich Italien an die ägyptische Regierung mit dem englischerseits befürworteten Vorschlag, eine Convention zur Festsetzung und Begrenzung der Rechte Italiens auf die Assabbucht abzuschließen, welche es, zufolge der Erklärung des damaligen Ministerpräsidenten Mancini, lediglich zur Entwickelung der maritimen Handelsbeziehungen und zu wissenschaftlichen Erforschungen benutzen wollte, mit Ausschluß jedes militärischen Zweckes. Die ägyptische Regierung lehnte indeß im Frühjahr 1882 die Convention ab und gab die Entscheidung über Italiens Ansprüche dem Sultan als ihrem wirklichen Oberherrn anheim, eine Taktik, welche sie mit Vorliebe benutzte, so oft sie sich in einer Angelegenheit nicht zu helfen wußte oder keine selbständige Verantwortung übernehmen wollte. Der diplomatische Agent Italiens erklärte indeß, daß die Entschließung des ägyptischen Ministerrathes jene Italiens in keiner Weise beeinflussen könne, weil Letzteres in Assab thatsächlich die rechtlich unbestreitbarste Stellung bereits besitze. Es kam auch in der That vorläufig zu keinen Weiterungen zwischen den beiden Mächten, und Italien begnügte sich, in der Assabbai eine ziemlich ungestörte Herrschaft auszuüben. Nur einmal verlautete, daß im Herbst 1882 der „Sultan" von Margableh, einer der gewesenen Eigenthümer der Bai, sich gegen den dortigen italienischen Dragoman aufgelehnt und erklärt habe, nichts mehr von dem Schutze Italiens hören und jenen Frankreichs vorziehen zu wollen. Doch scheint die Sache von keinerlei Bedeutung gewesen zu sein, und man hat nichts weiter darüber vernommen. Freilich, weit über das Gebiet von Assab landeinwärts, durften die Italiener oder besser gesagt Europäer überhaupt sich nicht wagen. Im Mai 1881 war der Reisende G. M. Giulietti (aus Casteggio bei Pavia) von Bailul aus, einem im Norden der Assabbai gelegenen Orte, zur Feststellung des Laufes der Flüsse Hawasch und Gualima in's Innere gedrungen, wurde aber sammt seiner aus Offizieren und Matrosen der italienischen Kriegsmarine bestehenden Begleitung wahrscheinlich bei Daddalo in der Nähe von Mascara ermordet. Der weiten Entfernung wegen mußte die Unthat ungerächt bleiben. Da kam Ende 1884 die Nachricht einer neuen Missethat. Der sehr verdiente italienische Forscher Gustav Bianchi aus Modena, ein Sendling der Mailänder Gesellschaft für handelsgeographische Erforschung Afrikas, welcher im Begriffe stand, von der Ostgrenze Abessiniens, dem Flusse Gualima folgend, direct der italienischen Niederlassung an der Assabbai zuzustreben, ward mit seinen zwei Begleitern Diana und Monari niedergemacht. Der Mord fand in einer Entfernung von ungefähr 40 km von der abessinischen Grenze

Digitized by Google

statt, und nicht ein einziges Mitglied der Expedition entging den Pfeilen der heimtückischen Danakilstämme.

Längst schon hatte die öffentliche Meinung in Italien über die Unthätigkeit der Regierung in Ostafrika geklagt. Als die Hiobspost in Europa eintraf, stand ganz Italien unter dem unmittelbaren Eindrucke, welchen die in eben dem Jahre 1884 Schlag auf Schlag vollzogenen Colonialerwerbungen der Deutschen hervorgerufen. Rascher und mächtiger als jedes andere Volk erfaßte nun das Colonialfieber die Italiener, und wenn die Regierung sich nunmehr entschloß, Italiens wankendes Ansehen unter den Stämmen am Rothen Meere durch einen militärischen Zug nach Assab wiederherzustellen, so gab sie nur dem übermächtigen Drängen der öffentlichen Meinung nach, welche denselben mit heißer Sehnsucht erwartete. Dies haben später die Italiener wie die ausländischen Ankläger des Cabinets Mancini völlig vergessen! Ganz Italien schwärmte damals für eine Colonialpolitik im großen Stile und gewisse übereifrige Politiker empfanden sogar Enttäuschung, daß die geplante Expedition thatsächlich nur Assab zum Ziele hatte. Ihr Zweck war, die dortige Ansiedlung vor den Einfällen der wilden Horden des Inlandes zu schützen und den „Sultan" Anfari Muhammed, den hartnäckigen Widersacher der italienischen Handelsverbindungen mit Abessinien und Schoa, einen nachdrücklichen Beweis von Italiens Macht und ernsten Willen zu geben. Jener Häuptling gebietet über die zu den Afar gehörigen sehr kriegerischen Moderdo und seine Residenz Aussa oder Aosa, etwa 100 km westlich vom Golfe von Tadschurra gelegen, ist ein wichtiger Mittelpunkt des Handels. Die kleine zur Ausführung der erwähnten Aufgabe bestimmte Truppe bestand aus einen Jägerbataillon, dessen vier Compagnien aus vier verschiedenen Regimentern zusammengezogen wurden, sodann aus einer Artillerieabtheilung mit sechs leichten Geschützen, aus zwei Abtheilungen Pionieren und Telegraphisten, einem Zuge Gensdarmen und dem ensprechenden Sanitäts- und Verpflegungscorps. Rechnet man dazu die 132 Matrosen, welche in Spezia auf die Panzercorvette „Garibaldi" eingeschifft wurden, so macht das eine Stärke von 1500 Mann, zu deren Führer der Generalstabschef des zwölften Armeecorps in Palarmo, Oberst Tancerdi Saletta ernannt wurde, welcher seinen Ruf als einer der fähigsten Offiziere des italienischen Heeres jedoch nicht rechtfertigte. Im Januar 1885 ging das kleine Corps nach Assab ab.

Um jene Zeit war der Sudan, von den siegreichen Schaaren des Muhdi überfluthet, für Aegypten verloren, England auf einem mühseligen Heereszug zur Befreiung des in Chartum eingeschlossenen Generals Gordon begriffen. Das britische Cabinet, durch aufeinanderfolgende Mißerfolge hart bedrängt, schien sich um einen Bundesgenossen auf Afrikas Boden umzusehen und fand denselben alsbald in Italien, welches, um am Rothen Meere festen Fuß zu fassen, sich eng an England anschloß. Ob die abgegangene Assab-Expedition nicht vielleicht auch als italienisches Hülfscorps dienen sollte, ist nicht klar, wegen ihrer geringen Stärke indeß wenig wahrscheinlich. Wohl aber hatte Italien sein Einvernehmen mit England dazu benutzt, um in Bailul seine Flagge zu hissen und das angrenzende Gebiet in Besitz zu nehmen. Gerüchte, daß Italien auch die Abtretung des wichtigen Hafenplatzes Massaua auf der gleichnamigen Insel erstrebe, durchschwirrten im Januar 1885 die Luft, wurden energisch widersprochen, um schon wenige Tage später ihre volle Bestätigung zu finden. Denn nachdem Aegypten erklärt hatte, daß es diese Gebietstheile zu schützen nicht in der Lage und seine Garnisonen von dort zurückzuziehen genöthigt sei, hißte am 5. Februar Admiral Caimi die italienische Flagge in Massaua. Ein Bataillon Versaglieri und eine Batterie wurden gelandet, welche Truppen von der Stadt Besitz ergriffen. Unter der Bevölkerung herrschte keine Aufregung, auch die ägyptischen Behörden leisteten keinen Widerstand, sondern beschränkten sich auf die Ueberreichung eines nachdrücklichen Protestes, worin von der Aufrechterhaltung der Rechte des Sultans die Rede war. Die noch anwesende ägyptische Garnison ward vorläufig unter die Befehle des Obersten Saletta gestellt, welcher durch sie in Gemeinschaft mit seinen Italienern die Forts der Stadt besetzen ließ. Auf Befragen hatte nämlich der Sultan den Chidiv angewiesen, seine Truppen aus Massaua nicht zurückzuziehen. Die Pforte, welche mit Mißvergnügen das Erbleichen ihres Sternes in Aegypten wahrnahm und jede Gelegenheit benutzte, ihre Souveränität dort von Neuem zur Geltung zu bringen, protestirte natürlich ihrerseits lebhaft gegen das Vorgehen der Italiener, verlangte sogar ausdrücklich die Zurückziehung ihrer Truppen und kündigte zugleich an, daß sie die von Aegypten preisgegebenen Häfen am Rothen Meere selbst zu besetzen gesonnen sei. Doch machte man den türkischen Herren im Bosporus begreiflich, daß ein solches Unternehmen ihre Kräfte wohl übersteigen würde, und so fand denn im Uebrigen der Protest der Pfortenregierung jene Beachtung, welche denselben schon seit Jahren zu Theil zu werden pflegt. Italien rüstete vielmehr im Februar 1885 eine zweite und dritte Expedition mit der Bestimmung nach Massaua aus, als deren vorläufiger Zweck die englisch-italienische Waffengemeinschaft gegen den Muhdi galt. Von Assab sprach man in Rom nur noch als von einer Nebensache, und in der That verschwindet dasselbe seither vollständig aus dem Gesichtskreis. Die italienische Politik befand sich indeß bezüglich der Absichten Englands in einem bedauerlichen Irrthum, den freilich nicht bloß das römische Cabinet, sondern das ganze Volk theilte. Die gesammte italienische Presse befürwortete auf das lebhafteste und dringlichste eine thatkräftige Unterstützung der Engländer, welche sich durch den inzwischen erfolgten Fall Chartums und Gordon's Tod im Sudan in übelster Lage befanden, und in der Kammer stand damals alles bis zur äußersten Linken hinter einer Actionspolitik. Italien, das fast zwanzig Jahre in einer Art Winterschlaf gelegen, fühlte das Bedürfniß sich zu regen aus Gründen wirthschaftlichen und politischen Charakters. Es war unmöglich, daß ein Volk von dreißig Millionen, nachdem es seinen Credit befestigt und seine Militärkraft geordnet, unthätig dem Wetteifer im Ländererwerbe anderer Staaten zusehe. Die Theilnahme Italiens an der „civilisatorischen Aufgabe Englands in Afrika" — so lautete doch das prächtige Schlagwort — war daher natürlich. Dieser aufdringlichen Hülfsbereitschaft Italiens stand aber die öffentliche Meinung in England ziemlich kühl gegenüber und erklärte es für einen verhängnißvollen Mißgriff, die muselmännische Welt glauben zu machen, daß England nicht im Stande sei, ohne Hülfe einer befreundeten Macht den Aufstand im Sudan niederzuschlagen, was ihm allerdings auch nicht gelungen ist. Italien ließ sich indeß in seinen Rüstungen nicht beirren: die zwei im Februar abgesandten Expeditionen brachten im Ganzen 5000 Mann und 80 Geschütze nach Massaua, wo sich außerdem ein Geschwader von elf Kriegsfahrzeugen, darunter zwei Panzerschiffe, versammelte. Mit der dritten Expedition ging auch der Souschef des italienischen Generalstabs, General Ricci ab, um die neuen Garnisonen Massaua und Bailul zu besichtigen. In sanitärer Beziehung fiel das Gutachten des im April 1885 schon wieder nach Rom zurückgekehrten Generals nicht unbefriedigend aus, doch legte er das höchste Gewicht auf die umgehende Sicherung eines gesunden Sommeraufenthaltes für die Truppen. Einen solchen boten am besten die dem „Negus" Johannes von Abessinien unterthänigen Hochländer von Keren und Bogos. Schon bald nach der Besetzung Massauas ward Hauptmann Ferrari als italienischer Commissär an den Aethiopenfürsten abgesandt, um denselben der Freundschaft des Königs von Italien zu versichern und zugleich über das Vorrücken von Massaua nach Keren zu unterhandeln. Man hielt sich in Rom für überzeugt, daß Abessinien keine Schwierigkeiten bereiten werde, denn Graf Antonelli hatte bereits vor Monaten mit dem Negus in dessen Hauptstadt Adua die Möglichkeit italienischer Erwerbungen am Rothen Meere erörtert. In der That ließen es die Italiener auch nicht bei der Besetzung bewenden. Am 10. April fand die Besitznahme des Dorfes und der kleinen ägyptischen Festung Arafali in der Annesley-Bucht, 36 km südlich von Massaua und hart an der abessinischen Grenze durch den Kriegsdampfer „Esploratore" statt. Die ägyptische Garnison capitulirte, Oberst Saletta ließ

Digitized by Google

dieselbe nach Massaua einschiffen und das Fort mit seinen drei Kanonen durch 80 Mann besetzen; die ägyptische Flagge blieb auch nach der Uebergabe neben der italienischen gehißt. Arafali liegt in gesunder, fruchtbarer Gegend mit reichlichen Süßwasserquellen und konnte im äußersten Fall als Soldatenvillegiatur für den Sommer dienen. Zudem ist es ein strategisch nicht unwichtiger Platz. Kurz darauf besetzten die Italiener das große Dorf Arkiko südlich von Massaua und auf dem Festlande in der Richtung von Ailet und Keren gelegen, nach welch ersterem, an der abessinischen Grenze gelegenen Orte die italienischen Truppen eine Recognoscirung unternahmen. Am 27. April ward auch die große, wegen ihres Perlenhandels wichtige Insel Dahlak durch Oberst Saletta, den Gegenadmiral Corsi und den italienischen Civilgouverneur Maissa im Namen des Königs von Italien in Besitz genommen. Im Ganzen konnte man erkennen, daß jedes Vorrücken in das Innere als Bundesgenossen der Engländer, namentlich in der Richtung von Kassala aufgegeben war und statt dessen die volle Aufmerksamkeit Italiens auf die afrikanische Südküste Aegyptens sich richtete, wo fast keine Spur mehr von ägyptischer Herrschaft zu finden war.

In der Hoffnung auf die Freundschaft des abessinischen Königs hatte sich Italien indeß gleichfalls schwer getäuscht. Zwar hatte Abessinien in dem mit England am 4. Juni 1884 abgeschlossenen Vertrage formell auf Massaua verzichtet, dennoch hat sich Italien durch Besetzung dieses Platzes, auf welches Abessinien ein unbestreitbares Recht zu haben behauptet, mit diesem Reiche gründlich verfeindet. Die übrigen Besitzergreifungen an der Küste, alle in dichtester Nähe der Grenze des vom Meere abgeschnittenen Abessinien gelegen, konnten natürlich den Negus nicht freundlicher stimmen. Von Ferrari's Gesandtschaft vernahm man gar nichts, wohl aber daß König Johannes ein Beobachtungscorps von 3000 Mann unter seinem Generallissimus Ras-Allula nach Keren und Bogos einrücken ließ, welche Landschaften ihm von Aegypten unter Englands Vermittelung überlassen worden, aber nur unter der Bedingung, daß Abessinien sich am Kriege gegen den Muhdi betheilige. Diese Bedingung erfüllte er zwar nicht, besetzte aber dennoch die genannten Gebiete, um die Bewegungen der Italiener in Massaua zu überwachen, deren Lage sich immer bedenklicher gestaltete. Abgesehen davon, daß Massaua, ein Inselplatz, nicht bloß des Quell- und Brunnenwassers entbehrt, ist es auch einer der heißesten Punkte der Erde, so daß die klimatischen Verhältnisse die italienische Expedition ernsthaft bedrohten. Die Truppen befanden sich bald in einem Zustande, welcher demjenigen der sich aus dem Sudan zurückziehenden Engländer ziemlich ähnlich war. Die Kosten beliefen sich schon im Mai 1885 auf 9 Millionen Lire, der praktische Erfolg aber war gleich Null. Der Jubel, welcher in Italien ertönte, als die ersten Schiffe mit der afrikanischen Expedition nur wenige Monate, ja Wochen früher aus dem Hafen von Neapel ausliefen, war auch längst verstummt, und die aus Afrika einlaufenden Nachrichten wenig geeignet die Stimmung zu verbessern. Ras Allula durchzog das Land kreuz und quer auf Raubzügen; in Keren fiel er mordend, raubend und sengend ein und zerstörte die Häuser der Europäer, mit wenigen Ausnahmen, bis auf den Grund. Zwar traf endlich Ende Mai eine Depesche des Capitän Ferrari aus Adua ein, welche beruhigend wirken sollte, aber über den wichtigsten Punkt, über die Erlaubniß Sommerquartiere in dem kühleren Klima von Keren zu beziehen, vollkommen schwieg. So viel war sicher: von einem Vormarsche nach Keren mit Zustimmung des Königs Johannes war keine Rede. Und dennoch war derselbe eine unbedingte Nothwendigkeit, wenn die italienischen Soldaten in Massaua nicht vor Hitze umkommen sollten. Der ausgebrochene Dünndarmtyphus forderte fast jeden Tag seine Opfer, wenn nicht an Todten, so doch an Kranken. Die italienischen Truppen wohnten in elenden Holzbaracken, die mit Strohmatten dürftig gedeckt und in drei Abtheilungen um Massaua herum errichtet waren. Die Offiziere hielten die Colonisirung der Gegend für ein äußerst schwieriges Unternehmen. Italienische Familien können sich da unmöglich niederlassen, die Kinder namentlich in diesem Klima nicht leben. Ringsum Massaua ist nichts als Einöde und Sandhügel. Unter solchen Umständen war die Lage der italienischen Garnison keine beneidenswerthe. Zudem waren die Truppen schlecht verpflegt, die Sterblichkeit wuchs. Oberst Saletta verwickelte sich, statt gegen den drängenden Feind, das mörderische Klima, zu kämpfen, in bureaukratische Zuständigkeitsstreitigkeiten, und Oberstlieutenant Putti, an einem günstigen Ausgange des Unternehmens verzweifelnd, legte gar Hand an sich selbst. Die Regierung aber schwieg, bis endlich Gegenadmiral Corsi durch seine mit eigener Machtvollkommenheit getroffenen Verfügungen sie zum Reden und Handeln zwang. Der Gegenadmiral fand in Massaua eine durch das eben so strenge als blinde Regiment Saletta's bewirkte klägliche Wirthschaft vor. Die Soldaten hatten seit Monaten kein frisches Brot, sondern aus Ersparnißrücksichten moderigen Zwieback erhalten, der sonst in den Magazinen verfault wäre; das frische Fleisch, zwar reichlich bemessen, war ungenießbar, das Mehl schimmelig, der Wein schlecht, sauer, dick und stinkend, Eis war gar nicht vorhanden. Corsi schuf nun, trotz der von Saletta eingelegten Verwahrung, rasch Abhülfe und nachdem das muthige Vorgehen des Seeofficiers bekannt geworden, gestand auch die Regierung ihr Unrecht ein, gab das unverantwortliche Ersparnißsystem auf, und erklärte, daß binnen Kurzem ein General nach Massaua abgehen werde, um alle im Rothen Meere befindlichen Streitkräfte zu übernehmen und hiermit auch allen beklagten Unzukömmlichkeiten ein Ende zu machen. Eine solche Entsendung erschien um so angezeigter, als das italienische Lager öfter durch plötzliche Ueberfälle von Seite abessinischer Banden beunruhigt wurde. Dieselben zogen sich nachher in die Berge zurück, wohin die Italiener sie nicht verfolgen konnten. Deshalb nahmen dieselben einige Hundert Baschi-Bozuk als Hülfstruppen in Sold, deren specielle Aufgabe war, die abessinischen Banden zu verfolgen; doch erfüllten die „Kopfabschneider" ihre Aufgabe sehr schlecht; ja sie kamen einmal sogar ohne Waffen aus den Bergen zurück, angebend, sie seien ihnen von den Abessiniern abgenommen worden. Wahrscheinlich haben sie dieselben aber verkauft, weshalb man ihnen auch keine neuen gab.

Am 15. Juni 1885 traf endlich der Sendling Italiens, Capitän Ferrari, in Rom wieder ein, wo man schon Ende Mai beschlossen hatte, eine zweite Gesandtschaft, und zwar mit militärischem Charakter und großem Pomp ausgerüstet, an den Negus von Abessinien abzusenden. Am Tage nach Ferrari's Ankunft, am 16. Juni erfolgte aber der Sturz des Cabinets Mancini, welches sich an der afrikanischen Politik eben so den Hals brach, wie das um jene Zeit ebenfalls gefallene Ministerium Gladstone in England. Damit ward die platonische Waffenbruderschaft der beiden Mächte endgiltig zu Grabe getragen. Für den Conservativen Lord Salisbury mochte es nicht mehr zweckmäßig erscheinen, durch die unter Gladstone angebahnte vertraulichere Beziehung zu Italien die Kluft noch zu vergrößern, welche Großbritannien von den conservativen Centralmächten trennte und das Mißtrauen zu verschärfen, mit welchem man in Frankreich einer englisch-italienischen Action in Nordafrika entgegensah. Salisbury entschloß sich daher, mit dem Herrscher von Abessinien über den Kopf Italiens hinweg handelseinig zu werden und für dessen Hülfe den von ihm geforderten Preis zu bezahlen. Dieser bestand darin, jene Grenzprovinzen, welche Abessinien in den letzten zwei Jahrzehnten abgenommen worden, um sie zu Aegypten zu schlagen, wieder zurück zu erstatten, wenn der Negus sich dieselbe erobere, und dies sind gerade jene Gebiete, auf welche die Speculation der Italiener abzielte. Oberst Chermside, der an den Kronfeldherrn des Negus abgesandt wurde, sollte die Verhandlungen wegen eines abessinischen Vorstoßes gegen Kassala führen. Da fiel auch dieses am 30. Juli 1885 in die Hände der Muhdisten, ehe England oder Abessinien Hülfe brachten. Italien mit seiner übelberechneten Politik hing nun erst recht in der Luft. Galt es doch, wie später sehr wahrscheinlich gemacht wurde, Keren nicht bloß als Sommeraufenthalt der Truppen zu benutzen, sondern ebenso wie das ganze Gebiet der Bogos, Amiodeb, Algaden und Kassala, beziehungsweise einen

Digitized by Google

von Massaua nach dem Sudan zu errichtenden Handelsweg zu erwerben. Zu diesem Behufe plante Italien dem Negus volle Handels- und Zollfreiheit in Massaua zu gewähren und dagegen in die ihm mit Artikel 2 des sogenannten Hewett'schen Vertrages vom 3. Juni 1884 gewährten Rechte und Länderbesitze einzutreten. Der erwähnte britisch-ägyptisch-abessinische Vertrag war nämlich noch niemals von irgend einem der Contrahenten in die That übersetzt worden und die Ausführung des erwähnten Planes schien vielleicht keine Unmöglichkeit. Negus Johannes, habgierig und den niedrigsten Leidenschaften fröhnend, wankt ja bedenklich auf seinem salomonischen Throne. Italien umlauerte ihn und streckte tausendfache Fühler aus, um die wider ihn im Lande herrschende Stimmung zu ergründen. Abessinien wird zumeist von Lehensfürsten regiert, von denen die Beherrscher von Godscham und Schoa sogar den Königstitel führen und sich längst darnach sehnen, sich für unabhängig erklären zu können. Im Schoagebiete lebt auch Graf Antonelli als Freund und Rathgeber des Italien ganz ergebenen Königs Menelik. Also von vielen Rebellen umschwärmt, vom Volke gefürchtet und noch mehr gehaßt, bot der „Negus Negesti" das Bild eines seines freien Willens nicht mehr ganz mächtigen Mannes, der Italien nie verzeihen konnte, daß es ihm die Beute entriß, auf die er seit so langer Zeit und mit so heißer Begierde lauerte.

War das bisherige Verhältniß zwischen dem Negus und den Italienern in Massaua bislang immer noch ein leidliches, so hörten die Beziehungen gänzlich auf seit dem Tage, an dem die Insel Massaua förmlich als italienischer Besitz erklärt wurde. Dies geschah Anfangs December 1885. Der nach Massaua entsendete neue italienische Obercommandant, General Gené, ließ eines schönen Tages in den Dörfern der Umrunde Massauas die italienische Flagge hissen. Schon früher hatte Italien beim Chidiv Schritte gethan, um die Uebertragung der bürgerlichen Verwaltung an die italienischen Behörden in Massaua durchzusetzen, aber ohne Erfolg. Daß aus dem doppelten Verwaltungssystem allerlei Schwierigkeiten erwachsen würden, war vorauszusehen, und die ägyptischen Behörden scheinen das ihrige dazu beigetragen zu haben, um den Italienern ihren ohnehin nicht verlockenden Aufenthalt in der öden Sandwüste noch mehr zu verleiden. Da machte General Gené kurzen Proceß durch den erwähnten Schritt, welcher die ägyptische Besatzung zum Abzuge bewog, von der Bevölkerung auch sichtlich gut, dagegen freilich von König Johannes sehr mißfällig aufgenommen wurde. Als Beweis davon unterließ es der in der Grenzstadt Axum weilende abessinische Kronpinz, den italienischen Befehlshaber in Massaua von seiner Anwesenheit dort zu benachrichtigen. Die Italiener ihrerseits machten rasche Fortschritte, sich in Massaua festzusetzen, wo sie Vertheidigungsmittel zu Land und zur See, zahlreiche schwere und leichte Geschütze, Redouten und 3000 Mann unterhielten und mit den Eingeborenen auf dem besten Fuße standen, weil sie dieselben ohne Unterschied mit der größten Rücksicht behandelten. Durch Baschibozuk besetzten sie Saati und M'Kullu. Dagegen überfiel Ras Allula die italienischen Colonnen und verheerte mehrere Dörfer, ja er blockirte endlich die Italiener in Massaua, so daß sie vom Innern abgesperrt waren. Dennoch ließ es die italienische Diplomatie an Bemühungen nicht fehlen, Abessinien zu beruhigen. Im März 1886 ging ein neuer Gesandter in der Person des General Grafen Pozzolini an den Negus ab. Aber es gelang der Gesandtschaft nicht, bis zu der abessinischen Majestät vorzudringen; unter allerlei Vorwänden wurde sie auf dem Wege aufgehalten und schließlich genöthigt, unverrichteter Dinge umzukehren. Der Versuch mußte als gescheitert betrachtet werden.

Mittlerweile hatte die italienische Garnison in dem ungesunden Klima nicht wenig von der Cholera zu leiden, weshalb der Kriegsminister General Ricotti bestimmte, daß die Offiziere nach einjährigem Aufenthalte am Rothen Meere ihre Versetzung nach dem Vaterlande beanspruchen können. Zugleich wetteiferten des Königs Johannes Neffe und Ras Allula untereinander, die Karawanen auszuplündern und die italienischen Truppen in Allarm zu halten. So verstrich das Jahr 1886. Die Haltung der Abessinier ward immer unfreundlicher und im Januar 1887 kam es bereits zum Kampfe, wobei die Italiener zunächst Sieger blieben und das etwa 20 km landeinwärts gelegene M'Kullu wieder besetzten. Aber schon am 22. Januar verlangte General Gené telegraphisch eine Verstärkung von 600 Mann gegen den immer mehr andrängenden Ras Allula. Dieser verließ am 24. Januar Ghinda und schlug ein Lager südöstlich von Saati auf, welches er am 25. angriff. Nach dreistündigem Kampfe ward er zurückgeworfen. Am nächsten Tage wurden aber drei italienische Compagnien und 50 Mann Irreguläre, welche von M'Kullu aufgebrochen waren, um Saati zu verproviantiren, auf der Hälfte des Weges angegriffen und nach mehrstündigem Kampfe zersprengt, vollständig aufgerieben. Alle Kanonen fielen in die Hände des Feindes. General Gené ließ in Folge dieses Mißgeschickes mehrere vorgeschobene Posten einziehen und sah einem Angriff auf Massaua selbst entgegen. Derselbe erfolgte am 27., wobei die Abessinier die ersten Verschanzungen erstürmten, und es ist nun fraglich, ob General Gené sich bis zur Ankunft der Verstärkungen wird halten können.

Es ist bekannt, welche lebhafte Bewegung die Unglückskunde in Italien hervorrief. „Nieder mit Depretis! Nieder mit dem Unternehmer von Massaua!" so ließen sich jetzt Rufe des nämlichen Volkes vernehmen, welches vor zwei Jahren den nach Afrika abziehenden Truppen zugejubelt hatte. Die Ereignisse in Afrika stellten wider Erwarten Italien zum zweiten Male vor eine Ministerkrise, deren Ausgang zunächst abzuwarten ist, voraussichtlich aber zum Verbleiben des Cabinets Depretis führen wird. Das Unternehmen der Italiener in Ostafrika ist freilich eine Hinterlassenschaft des demokratischen Minister Mancini, allein nicht ihm allein, sondern, ich betone es wiederholt, dem ganzen italienischen Volke ist die Schuld aufzubürden, denn das Unternehmen war allgemein gewollt, obwohl es aus keiner inneren Nothwendigkeit, sondern eigentlich bloß dem Mißvergnügen darüber entsprang, daß Italien beim Berliner Frieden leer ausgegangen war.

Das Erdbeben an der Riviera.

Von Rudolf Falb.*)

Kaum war die Erinnerung an das, was sich am 27. und 31. August des vorigen Jahres in Griechenland und Nordamerika ereignete, verglommen, als auch schon wieder für die Auffrischung derselben gesorgt wurde.

Am 23. Febr. d. J., um 6 Uhr 10 Minuten Morgens, wurde der alte, in den Tiefen der Erde schlummernde Drache entfesselt, und seine Thätigkeit brachte Tod und Verderben in das Paradies von Italien. Am schwersten wurde durch den ersten, bis Trier und Wien fühlbaren Erdstoß die Riviera, namentlich von Genua bis Nizza betroffen. Den Ausgangspunkt desselben glauben wir in der Nähe von Diano Marina suchen zu müssen, und dort dürften daher auch noch die künftigen, secundären Stöße am längsten sich fortsetzen. Allein — und dies können wir an dieser Stelle schon mit gutem Gewissen zum Troste der Bewohner und Kurgäste an der ganzen Riviera betonen — keiner dieser Stöße, selbst wenn sie um den 9. und 24. März wieder etwas fühlbarer werden sollten, wird die Intensität des Hauptstoßes erreichen, keiner irgend eine neue Gefahr mit sich bringen. Selbstverständlich gilt dies Alles nur unter der Voraussetzung, daß unsere Theorie der Erdbeben, nach welcher wir bereits Monate zuvor den 23. Februar als kritischen Tag bezeichneten, richtig ist, eine Voraussetzung, die mit jedem neuen Falle

*) Die Ausführungen des bekannten Erdbebentheoretikers beanspruchen um so größere Beachtung, als dessen Berechnungen und Lehren über den Einfluß der Sonne und des Mondes auf die Erde durch die jüngste Katastrophe eine neue Bestätigung erfahren haben. D. Red.

Digitized by Google

neue Festigkeit gewinnt. Und so liefert denn auch diese Katastrophe, nach der Zeit ihres Eintrittes nicht minder als nach ihrem ganzen bisherigen Verlaufe das beste Zeugniß für die Richtigkeit unserer Anschauungen, wie wir dieselbem am vollständigsten in dem Buche „Von den Umwälzungen im Weltall" dargelegt haben. Wir betonen hier zunächst die Zeit des Eintrittes der ersten und stärksten Erschütterung am 23. Februar um 6 Uhr 10 Minuten Morgens. Es hatte sich wenige Stunden vorher eine Sonnenfinsterniß ereignet, und die Analogie in den Stellungen von Mond und Sonne zur Erde in den zwei hervorragendsten Fällen der jüngsten Zeit: am 27.—31. August 1886 und 23. Februar 1887 ist geradezu überraschend. Man hat nämlich:

Erdbeben	Constellation
27.| Aug. 1886 . . . 29. Aug.	Neumond — Sonnenfinsterniß — Erdnähe
31.|	2 Tage später: Aequatorstand.
23. Febr. 1887 . . . . 23. Febr.	Neumond — Sonnenfinsterniß
	2 Tage später: Aequatorstand.

Und unsere Ueberraschung wird noch gesteigert, wenn wir die nach der bekannten Finsternißperiode von 18 Jahren 11 Tagen zusammengehörigen Paare betrachten und zu der Sonnenfinsterniß des 29. August 1886 die ihr entsprechende Sonnenfinsterniß vom 18. August 1868 stellen, welche wegen ihrer langen Dauer und den verschiedenartigen naturwissenschaftlichen Entdeckungen, die sich an dieselbe knüpften, hervorragend war. Denn wir begegnen dann den furchtbaren Erdbebenkatastrophen vom 16. August 1868 (Ibarra in Ecuador) und 13. August 1868 (Arequipa in Peru) und erhalten wieder das Schema:

Erdbeben	Constellation
13.| Aug. 1868 . . . . 18. Aug.	Neumond — Sonnenfinsterniß — Erdnähe
16.|	2 Tage später: Aequatorstand.

Dem, der Augen hat zu schauen, verrathen diese Daten sofort das hier waltende Gesetz.

Und wenn wir dann auch zur Mondfinsterniß des 8. Febr. 1887, die sich durch schwache, aber sehr ausgebreitete Erschütterungen in den Vereinigten Staaten am 7. Februar bemerkbar machte, die entsprechende Periode suchen, so gelangen wir zur Mondfinsterniß des 28. Januar 1869 und damit zum weitverbreiteten Erdstoß in Griechenland am 26. Januar 1869 und zu der am 1. Februar jenes Jahres beginnenden langen Erschütterungsreihe in Nizza, welche nach den Aufzeichnungen der Académie royale de Belgique 1872 tome XXII. folgenden Verlauf nahm:

Nizza, Februar 1869.

1.	Erzitterung, schwach	15.	Ruhe
2.| 3.|	stark	16.	schwach
		17.| 18.| 19.|	stark
4.| 5.| 6.|	schwach		
		20.| 21.|	schwach
7.	stark		
8.	sehr stark	22.| 23.|	Ruhe
9.| 10.|	stark	24.	schwach
11.| 12.|	sehr stark	25.| 26.| 27.| 28.|	stark
13.	stark		
14.	schwach		

Man ersieht daraus auf den ersten Blick, daß auch bei diesen schwachen Stößen, die keinerlei Katastrophe zur Folge hatten, die größte Intensität mit der ringförmigen Sonnenfinsterniß am 11. Februar 1869 und mit der Fluthconstellation:

26. Februar 1869: Vollmond — Erdnähe
2 Tage später: Aequatorstand

zusammenfällt. Es unterliegen somit auch schwache Erschütterungen demselben Gesetze wie Katastrophen-Stöße.

Das häufige Zusammentreffen von Finsternissen und Erdbeben ist eine längst feststehende, wenn gleich wenig gekannte Thatsache. Schon der griechische Naturphilosoph Aristoteles spricht davon (Meteor. II. 8.). Einige hervorragende Fälle mögen hier Platz finden. Nach Eusebius fand im Jahre 786 der Stadt Rom eine große, von einem Erdbeben begleitete Sonnenfinsterniß statt (Ideler, Handbuch d. Chronol. II. 417). Am 22. December 968 n. Chr. ereignete sich ein großes Erdbeben zu Corfu während einer totalen Sonnenfinsterniß (Astron. Nachr. Bd. 77, Nr. 8). Am 14. December 1797 wurde die Stadt Cumana durch ein Erdbeben zerstört. Vier Tage darauf hatte eine Sonnenfinsterniß statt.

Das hervorragendste Beispiel dieser Art aber ist unstreitig das folgende.

Die astronomische Berechnung lehrt, daß im Jahre 33 unserer Zeitrechnung am 3. April eine Mondfinsterniß stattfand. Der Mond ging an jenem Abende verfinstert über Jerusalem auf. Eine weitere Rechnung zeigt mit gleicher Gewißheit, daß dieser Tag ein Freitag war. Und eine dritte Rechnung liefert den Beweis, daß auf diesen Freitag unmittelbar das Osterfest der Juden folgte.

Diese drei Umstände trafen innerhalb einer ganzen Generation weder vor noch nach dem Jahre 33 zusammen.

Ich brauche wohl nicht daran zu erinnern, daß ein Tag von großer Bedeutnng nach den Berichten der neutestamentlichen Schriftsteller genau dieselbe vierfache Charakteristik trägt. Der Todestag Jesu Christi fiel in das Jahr 33; er war ein Freitag; am darauf folgenden Tage feierten die Juden das Osterfest, und es trat eine Finsterniß ein, über deren genauere Umstände die Berichte abweichend lauten. Daß dieselbe allgemein als Sonnenfinsterniß aufgefaßt wird, haben wir bekanntlich nur dem Evangelisten Lucas zu danken, der zu dem allgemeinen Ausdrucke der beiden ersten Biographen „Finsterniß" noch den Zusatz bringt: „Und die Sonne verlor ihren Schein."

Aus dem Berichte der drei ersten Evangelisten folgt zwar, das der erste Festtag ein Freitag und der Todestag Christi war. Allein schon Ideler hat die Gründe beigebracht, welche uns bestimmen müssen, der Darstellung des Evangelisten Johannes zu folgen und anzunehmen, daß Christus am Tage vor dem ersten Passahfeste gekreuzigt wurde und daß der erste Festtag im Todesjahre Christi auf einen Sabbat fiel. Daß aber, so lange Christus am Kreuze hing, keine Finsterniß stattfand, geht aus dem Stillschweigen desselben Evangelisten hervor, der selbst unter dem Kreuze stand, und dem ein solches Zeugniß der Natur gewiß nicht aus dem Gedächtnisse entschwunden sein würde. Die Mondfinsterniß hatte aber offenbar erst nach der Kreuzabnahme statt, da letztere vor Einbruch des Sabbatabends geschehen mußte, und konnte daher viel leichter von dem trauernden Jünger unbeachtet bleiben.

Soviel zur Feststellung der Constellation.

Nun wird aber noch ein fünfter Umstand erwähnt, welcher nach unserer Theorie als naturgesetzliche Folge dieser Constellation aufzufassen ist: es trat ein Erdbeben ein, welches den Vorhang im Tempel von oben bis unten zerriß und die Erde spaltete, so daß die Gebeine der Todten aus den Gräbern geschleudert wurden, wie dies auch bei dem Erdbeben von Riobamba 1797 geschah. Die traditionelle Erinnerung hielt das Jahr 33 fest, verwechselte aber diese Mondfinsterniß mit einer vierzehn Tage später ebenfalls an einem Freitage eingetretenen Sonnenfinsterniß.

Dieselbe Beziehung zu den Finsternissen tritt aber auch hervor, wenn wir auf vulcanische Eruptionen unser Augenmerk lenken. Der römische Geschichtschreiber Aurelius Victor erzählt (de Caes. IV.): „Es tauchte im ägäischen Meere des Nachts während einer Mondesfinsterniß eine große Insel empor."

Am 3. April 1707 entstand die Insel Neokaimeni in der Gruppe von Santorin, nachdem am Tage zuvor eine Sonnenfinsterniß stattgefunden hatte.

Am 12. August 1804 hatte ein heftiger Vesuvausbruch statt, nachdem am 5. eine Sonnenfinsterniß vorausgegangen war.

Diese Beispiele, welche sich noch sehr vermehren ließen, sind auffallend genug und reichen in Verbindung mit den

Digitized by Google

jüngsten Ereignissen vollkommen aus, um unsere Ueberzeugung vom Zusammenhange der vulcanischen Bewegungen mit den Finsternissen zu begründen.

Die Erklärung dafür ergibt sich auf die einfachste Weise aus unserer Theorie. Wenn Sonne und Mond am Himmel sich decken, so decken und verstärken sich dadurch auch die von ihnen erzeugten Fluthwellen auf der Oberfläche der Erde. An die Stelle der verstärkten Fluthwelle tritt bei der flüssigen Erdmasse, welcher der Raum zur Bildung einer Welle mangelt, der verstärkte Druck gegen die Oberfläche und damit der größere Auftrieb der die Lava hebenden Gase und das gesteigerte Bestreben zum Durchbruch derselben.

Die aufmerksame Beachtung aller dieser Umstände ist es, welche uns in den Stand setzt, die Erdbeben-Paroxismen der Zeit nach voraus zu bestimmen.

Der Zeit nach, nicht aber auch dem Orte nach!

Denn da nach unserer Theorie die unterirdische Eruption, welche an der Oberfläche die Erdbebenkatastrophe verursacht, von zwei Umständen abhängt: vom Drucke der Lava und vom Widerstande, den ihr die Verstopfung im Schlote entgegensetzt, die Rechnung sich aber nur auf den Auftrieb und Druck der Lava, nicht aber auch auf die Zustände der Schlote in den verschiedenen Gegenden der Erde bezieht, ja noch gar nicht alle Punkte bekannt sind, unter welchen sich solche Schlote befinden, — so kann die Vorausbestimmung sich nur auf die Zeit und nur im Ausnahmsfalle auf einen bestimmten Ort beziehen.

Ein solcher Fall tritt ein, wenn eine vorausgehende Katastrophe auf die theilweise Räumung des Schlotes schließen läßt. Denn dann kann sich im Schlote die Lava frei bewegen, wie das Quecksilber in der Barometerröhre, und dann gelangt die Wirkung der Anziehung von Mond und Sonne auf die flüssigen und gasförmigen Massen des Erdinneren in genauester, ungestörter Weise zum Ausdruck.

So waren z. B. die Schlote von Philiatra (Pelopones) und Charleston (Nordamerika) durch die Katastrophen am 27. und 31. August v. J. geräumt und frei geworden, weshalb die nachfolgenden secundären Stöße an den kritischen Tagen wieder an Zahl und Intensität zunahmen, wie dies in hervorragender Weise am Morgen des 24. Februar (Griechenland) und des 26. Februar (Charleston) d. J. der Fall war.

Eben daraus ergibt sich dann auch die Wahrscheinlichkeit des Eintrittes secundärer Erschütterungen am Herde der Ligurischen Erdbeben um den 9. und 24. März d. J.

Eine Wiederholung der Katastrophe aber ist deshalb ausgeschlossen, weil die Intensität des primären Stoßes nur aus der Stärke des Widerstandes im verstopften Schlote resultirt.

Literatur und Kunst.

Aus den Denkwürdigkeiten des Grafen Vitzthum.

Von Bruno Gebhardt.

Vor etwa Jahresfrist erschienen unter dem Titel „Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852" politische Privatbriefe des Grafen Vitzthum, die bei Kritik und Publikum eine verdiente günstige Aufnahme fanden. In jener Zeit Legationssecretär bei den sächsischen Gesandtschaften, verfolgte der Verfasser mit offenem Auge die stürmische Zeitbewegung, obgleich sein Urtheil vielfach durch eine einseitige Anschauung beeinflußt erscheint. Diesem ersten Werke läßt er nun ein zweites folgen, das Beiträge zur Geschichte der Jahre 1852—1864 enthält;*) das erste dieser Jahre verbrachte er als Geschäftsträger in Petersburg, die folgenden als Gesandter in London, wobei kürzere Aufenthalte in Lissabon und Paris sein Beobachtungsfeld erweiterten. Auch in diesem neuesten Werke bilden politische Privatbriefe den Kern, ihnen geht für jedes Jahr ein Resumé voraus, das lichtvoll den Zusammenhang zwischen den Lücken der Correspondenz ausfüllt und eine orientirende Uebersicht über die jeweiligen Ereignisse bietet. Der politische Standpunkt des Verfassers ist weit gereifter und objectiver als in den früheren Briefen, besonders in der Auffassung der gesammten europäischen Lage und der inneren Verhältnisse Englands; den Vorgängen in Deutschland gegenüber verräth sich der kleinstaatliche Politiker öfters einmal.

Ereignißreich waren die Jahre 1852—1864: Die orientalischen Wirren und der Krimkrieg, der indische Aufstand und der Krieg mit China, der italienische Feldzug von 1859 und die Bildung des Königreichs Italien, die polnischen Unruhen, der amerikanische Bürgerkrieg, die Expedition nach Mexiko, in Deutschland selbst die Reformbestrebungen und endlich die schleswig-holsteinische Frage spielten in jener Zeit und setzten die Diplomatie in Bewegung. Eine fortlaufende, geheime Geschichte aller dieser Ereignisse suche man in den Memoiren nicht, sie konnte und wollte der Verfasser nicht bieten, aber Beiträge zur Charakteristik der handelnden Personen und Aufhellung manches verborgen gebliebenen Verhältnisses sind in Fülle vorhanden und nehmen das lebhafteste Interesse in Anspruch. Das Petersburger Stimmungsbild ist höchst lebendig und frisch gezeichnet. Graf Vitzthum erzählt seine erste Audienz beim Kaiser Nikolaus.

„Sonntag, am 8. (20.) Juli nach der Messe empfing mich der Kaiser. Es war dies wider die Etiquette, da der Kaiser in der Regel nur Botschaftern und Gesandten Privataudienzen ertheilte. Wegen der Anwesenheit des Prinzen Albert (des jetzigen Königs) wurde eine Ausnahme gemacht, der ich eine der interessantesten Stunden meines Lebens verdanke. Der Ceremonienmeister hatte mich bis an das Cabinet gebracht und blieb unschlüssig an der Thür stehen, nicht wissend, ob er dieser ungewohnten Audienz beizuwohnen habe oder nicht. Ohne ein Wort zu sagen, nur mit dem Zeigefinger energisch auf die Thür weisend, beantwortete der Kaiser die stumme Frage des Hofbeamten. Wir blieben allein, und ich befand mich zum ersten Male unter vier Augen mit dem mächtigsten und gefürchtetsten Monarchen der Welt. Trotz der 56 Jahre, die er zählte, waren die classischen griechischen Züge und die Hünengestalt Nikolaus I. noch jugendlich kräftig. Phidias hätte einen Zeus oder einen Kriegsgott nach diesem Modell meißeln können. Er trug die kleine Uniform eines Garderegimentes, einen zweireihigen blauen Waffenrock. Ich beobachtete den schon fast entblößten Schädel und bemerkte eine niedrige, wenig entwickelte Stirn, mit welcher die männliche Nase eine und dieselbe Linie bildete. Das Hinterhaupt, wo die Phrenologen die Willenskraft suchen, schien außergewöhnlich stark und der kleine Kopf auf einem des farnesischen Herkules würdigen Nacken zu ruhen."

Das Gespräch zwischen dem Czaren und dem Diplomaten bewegt sich um die verschiedenen deutschen Höfe, die der erstere jüngst besucht hatte. „Am schlimmsten war er auf Berlin zu sprechen. Er ereifert sich förmlich in seinen Klagen über die Schwäche seines Herrn Schwagers." Als der Gesandte dessen gute Absichten und liebenswürdige Eigenschaften rühmte, da donnerte der Czar los: Tant pis pour ses qualités aimables! Quant à ses honnes intentions, je vous dis, moi, qu'il ne sait jamais ce qu'il veut. Ce n'est pas un roi cela; il nous gâte le métier. Sachez-le donc: le sol sous mes pieds est miné comme sous les nôtres. Nous sommes tous solidaires. Nous avons tous un ennemi commun: la révolution. Si on continue à la cajoler comme on le fait à Berlin, l'incendie deviendra bientôt général. Ici je ne crains rien pour le moment. Tant que je vivrai, on ne bougera pas. Car moi, je suis soldat; Monsieur mon beaufrère ne l'a jamais été. — Tel que vous me voyez j'ai trente-huit ans de service, car j'ai fait mes premières armes en 1813. Oui, je suis soldat. C'est mon métier à moi. L'autre métier que la providence m'a imposé — diese Worte sprach er sehr langsam, beinahe flüsternd — je le fais, parce qu'il faut bien le faire et qu'il n'y a personne pour m'en délivrer. Mais ce n'est pas mon métier.

*) St. Petersburg und London in den Jahren 1852—1864. 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Alle diejenigen Eigenschaften, die sich an dem Kaiser in dieser Scene offenbaren: verletzende Rücksichtslosigkeit, mißachtende Behandlung seiner Umgebung, schroffes Selbstgefühl und eine krankhafte Sentimentalität, die nicht zum wenigsten das beginnende Gehirnleiden verräth, traten auch in den folgenden Schilderungen hervor. Dabei war Nikolaus ein vollendeter Schauspieler, der jede Pose genau beabsichtigte und zur Ausführung brachte. Zu seinen Vertrauten gehörte der preußische Gesandte von Rochow, dem der Kaiser hochwichtige Entschließungen anvertraute, von denen der Staatskanzler Nesselrode keine Ahnung hatte. Dieser war in den Augen seines Herrn nur ein Beamter, der die Befehle auszuführen hatte, und verstand sich in die Lage zu fügen. „Mein Kaiser ist kein Diplomat", mit diesen Worten tröstete sich der Minister und suchte die Indiscretionen und Unvorsichtigkeiten des Czaren wieder gut zu machen. Und an solchen fehlte es nicht. Graf Vitzthum erfuhr eines Tages von einer Hofdame, daß der Kaiser zwei Armeecorps, die an der türkischen Grenze lagen, mobil gemacht hätte. Er fragte den englischen Gesandten, Sir Hamilton Seymour, der ohne Ahnung war und sich sofort an Nesselrode um Auskunft wandte. Dieser versichert, er wisse nichts davon, auch dem Kriegsminister und dem Vertrautesten der Vertrauten, dem Fürsten Orloff, der einst dem Kaiser das Leben gerettet hatte, war das Ereigniß unbekannt. Und doch war es wahr. Der Kaiser hatte in seinem Kabinet Depeschen aus Constantinopel gelesen, sofort schriftlich die Mobilisirung angeordnet und den Befehl abgeschickt. Unmittelbar darauf erzählt er es ungenirt im Salon der Kaiserin dem preußischen Militärattaché mit lauter Stimme, wundert sich aber hinterher, daß die Nachricht bekannt geworden ist, und macht Orloff als Polizeiminister dafür verantwortlich.

Viele Vorkommnisse und Erscheinungen lassen sich nur daraus erklären, daß der Kaiser jahrelang schon gemüthskrank war. Bereits in den vierziger Jahren erklärte es sein langjähriger Leibarzt Dr. Arndt, und der englische Arzt Granville stellte ihm 1853 nur noch eine zweijährige Lebensdauer in Aussicht. Verschlimmert wurde der Zustand durch vielfache Aufregungen, die wiederholt entdeckte Verschwörungen dem Kaiser bereiteten. Die Kaiserin war hochgradig nervös und leidend, von den übrigen Mitgliedern der kaiserlichen Familie erwähnt unser Autor bloß die geistreiche Lieblingstochter des Czaren, die Herzogin von Leuchtenberg und den Thronfolger, den er einen liebenswürdigen, seelensguten Herrn nennt, dessen Charakterschwäche sich in seinen großen, aber ausdruckslosen Augen aussprach. Die Schilderung der Petersburger Gesellschaft mit ihren originellen Festlichkeiten liest sich wie ein Roman des Fürsten Meschtschersky und entbehrt nicht eines gewissen pikanten Reizes. — Doch verlassen wir mit unserem Autor die Residenz an der Newa und siedeln mit ihm in die an der Themse über, wo wir weit mehr in das Getriebe der großen Politik geführt werden. Den maßgebendsten Einfluß auf die innere und äußere Politik Englands in jenen Jahren hatte der Prinz-Gemahl, dessen anderwärts in so lichtvollen Farben gezeichnetes Bild hier noch durch manchen Zug vervollständigt wird, und dessen hochragenden geistigen Eigenschaften volle Gerechtigkeit widerfährt. Mancherlei Opposition machte sich geltend gegen seine Stellung, für die in der englischen Verfassung kein Raum ist, aber durch sein muthvolles Auftreten wußte er sie zum Schweigen zu bringen. Im Jahre 1854 waren die Leidenschaften der Massen gegen den Prinzen erregt worden, und man rieth der Königin, das Parlament allein zu eröffnen, um sich nicht Insulten ausgesetzt zu sehen. Am Morgen vor der Parlamentseröffnung ritt Prinz Albert allein durch die belebtesten Stadttheile Londons. Dieser Beweis der Furchtlosigkeit gefiel so außerordentlich, daß die Parlamentseröffnung unter Theilnahme des Prinzen ungestört vor sich gehen konnte, und als Lord Aberdeen und Lord John Russell unter Beistimmung der Opposition die öffentliche Meinung über die Stellung des Prinz-Gemahls aufklärten, war auch für die Zukunft als constitutionelles Recht festgestellt, daß die Königin sich ihres Gemahls als ersten Rathgebers bedienen dürfe. Und daß dies zum Heile Englands geschah, war Niemandem mehr zweifelhaft. Graf Vitzthum hatte im Laufe der Zeit ebenfalls vielfache Gelegenheit in Unterredungen das wahrhaft staatsmännische Talent des für Deutschland und insbesondere für Preußen stets warm fühlenden Fürsten kennen zu lernen.

Die Allianz der beiden Westmächte gegen Rußland war geschlossen und der Krieg hatte begonnen. Oesterreich wollte dem Bündniß beitreten, wenn Preußen dasselbe thäte, aber dieses schwankte. Sein Vertreter in London war Bunsen, auf den unser Autor sehr schlecht zu sprechen ist. Nach ihm soll Friedrich Wilhelm IV. dem Anschluß schon zugeneigt gewesen sein, als eine Denkschrift Bunsen's, welche voll Russenfurcht den König dringend zum Beitritt aufforderte, den Kampf als einen Krieg der Cultur gegen die russische Barbarei darstellte und die vollständige Vernichtung Rußlands als Endzweck proklamirte. Diese Tendenzen sollen den König so erschreckt haben, daß er mit den Mächten, die seinem Herrn Schwager so übel mitzuspielen beabsichtigten, nichts mehr zu thun haben wollte. Prinz Albert beklagte diese preußische Politik auf's heftigste, da er darin eine Verzichtleistung der hohenzollernschen Monarchie auf ihre Großmachtstellung sah. Daß vor allem die Rivalität der beiden deutschen Mächte gegeneinander hemmend wirkte, verstand man in England gar nicht, da die dortigen Politiker in einer für Deutschland geradezu beleidigenden Weise über die inneren Verhältnisse des Bundes schlecht informirt waren. Als Ende Mai die Bamberger Conferenzen der Mittelstaaten abgehalten wurden, sprach sich Prinz Albert scharf dagegen aus. „Ich halte die Gefahr," sagte er, „für das arme Deutschland und alle deutschen Regierungen zweiten Ranges für eine sehr drohende. Die Existenz derselben beruht auf einer europäischen Convenienz, d. h. mit anderen Worten, auf der Eifersucht der Großmächte. Seit mehreren Generationen dreht sich die europäische Geschichte nur um den einen Punkt, zu verhindern, daß das starke und intelligente Volk, welches die Mitte unseres Erdtheils bewohnt, zu seiner natürlichen politischen Bedeutung gelange." Und ferner:

„Was Bamberg anlangt, so weiß ich recht gut, wie das gekommen ist. Der gute König Friedrich Wilhelm IV. ist ein Achselträger, der es weder mit uns, noch mit den Russen verderben möchte. Die Königin aber will von der Achselträgerei nichts wissen, sie hat Partei ergriffen, und mit Leidenschaft. Wie sie sich über das Schutz- und Trutzbündniß vom 20. April (zwischen Preußen und Oesterreich) ausspricht, ist bekannt. Es handelte sich darum, Zeit zu gewinnen und Preußen eine Hinterthür zu öffnen, um sich von dem Bündnisse lossagen zu können. Das mot d'ordre kam von Petersburg und wurde von der Königin sofort nach Dresden an ihre Schwester weitergegeben. Da wurde denn Bamberg in Scene gesetzt, und der Ausweg schien gefunden."

Ob die letzte Erzählung auf Wahrheit beruht, bleibe dahingestellt; über die Bamberger Conferenzen urtheilt die Geschichte ebenso wie damals der weise Staatsmann. Interessant sind aus der Epoche des Krimkrieges noch einige kleinere Mittheilungen. Als Graf Vitzthum den Commandanten der britischen Vorposten, Lord Cardigan, fragte, ob er unter den Entbehrungen der Campagne gelitten, antwortete der edle Lord: O nein, ich hatte meine Yacht kommen lassen, und die ist ganz comfortable. Es war nur langweilig, früh und Abends auf dem schlechten Wege einige Meilen reiten zu müssen. Aber ich hatte meine Jagdpferde mit, und die kennen kein Hinderniß.

Die Schlacht von Inkerman erschien als eine der glänzendsten Waffenthaten der Armee Englands. Nach der Erzählung unseres Autors wäre aber der russische Plan so vorzüglich gewesen, daß Kaiser Nikolaus voll Freude darüber dem Grafen Münster Mittheilung davon machte, dieser an das Berliner Cabinet berichtete, und er von dort aus durch einen bestochenen Schreiber dem englischen Gesandten verrathen worden sei. Auf Grund dessen konnten die Engländer ihre Dispositionen treffen und siegten.

Zur Befestigung der westmächtlichen Allianz trafen bekanntlich im April 1855 Napoleon und Eugenie zum Besuch des englischen Hofes ein und gefielen außerordentlich. Von der Kaiserin heißt es: „Sie sieht auffallend jung aus; man

Digitized by Google

würde sie eher für 18 als für 28 Jahre alt halten. Ihre Bewegungen haben etwas ungezwungen Graziöses, trotz des unheimlichen, um nicht zu sagen unnatürlichen Ausdruckes ihrer mater dolorosa-Augen. Ihre kindliche Einfachheit hat sehr angesprochen; namentlich schwärmt die 15jährige Prinzeß Royal für die schöne kaiserliche Freundin. Es hat beim Abschiede bittere Thränen gekostet."

Ein zweiter Besuch des französischen Kaiserpaares fand im August 1857 statt. Prinz Albert erzählte später Folgendes davon:

„Halten Sie daran fest, nach mir haßt Napoleon III. Niemand mehr als den Prinzen von Preußen. Mich aber beehrt er mit seinem Hasse, seitdem ich ihm in Osborne (dort war die Zusammenkunft) das Spiel verdorben habe. Er war im Jahre 1857 nicht sowohl wegen der Donaufürstenthümer zu uns herüber gekommen, als um uns in Hinblick auf seine Pläne gegen Oesterreich zu sondiren und zu gewinnen. Seine fixe Idee, die Karte von Europa zu revidiren, sprach er mir damals unverhohlen aus und schlug mir vor, wir möchten mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß abschließen. Es ist sehr möglich, daß er Palmerston und Clarendon für diese Idee bereits gewonnen hatte. Denn auf unsere Minister übte dieser Mann einen mir unbegreiflichen Zauber. Er überzeugte sich bald, daß mit mir nichts anzufangen sei."

Als Seitenstück zu der letzten Aeußerung dürfen die Worte des Lord Clarendon gelten, der 1856 mit der bestimmten Weisung Palmerston's nach Paris gegangen war, den Frieden nicht zu Stande kommen zu lassen. „Aber wir hatten ohne Napoleon III. gerechnet. Keiner von uns vermag ihm zu widerstehen, wenn er uns in seinem Cabinete unter vier Augen für sich zu gewinnen sucht."

Noch zwei interessante Aeußerungen des Prinzen Albert mitzutheilen möge gestattet sein. In einem eigenhändigen Briefe vom 24. Juni 1859 spricht er seine Entrüstung aus, daß Gortschakoff den deutschen Bund une combinaison genannt hat, und äußert dabei: „Der Bund ist am Ende doch nur die äußere Form Deutschlands", und später sagt er einmal: „Fände sich nur ein Mittel, Deutschland das Ansehen, welches ihm gebührt, im Auslande zu verschaffen und zu verhüten, daß es immer mit Füßen getreten wird, dann tauschte ich als Deutscher mit keinem Lande der Welt. Mit Ausnahme der europäischen Stellung haben wir Alles besser als die anderen." Eine zweite Aeußerung, die wir noch notiren, bezieht sich auf Gneist's „Das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht". Der erste Theil wurde gelobt und die Gelehrsamkeit anerkannt, mit welcher das reiche Material zusammengetragen und verarbeitet worden. „Englische Staatsmänner selbst können daraus lernen. Denn wie Gesunde sich wenig um die Anatomie ihres Körpers und das Geflecht ihrer Adern zu kümmern pflegen, so wissen die Engländer in der Regel wenig von ihren Institutionen." Als absurd wurden die Conclusionen des zweiten Theiles verworfen und der Gedanke des Berliner Professors verlacht, England mit einem Heere preußischer Bureaukraten beglücken zu wollen.

Für die Charakteristik Napoleons III. finden sich sehr wichtige Mittheilungen. Nach dem Attentat Orsini's brachte Palmerston die sogenannte Murder-Bill ein, bei deren zweiter Lesung der Sturz des Whigministeriums erfolgte. In dem neugebildeten torystischen Cabinet war Lord Malmesbury Staatssecretär des Auswärtigen. Dieser beauftragte den nach Paris reisenden Grafen Vitzthum dem Kaiser zu sagen, daß seine Gesinnungen die alten seien. „Wenn er aber von mir verlange, ich solle die Palmerston'sche Conspiracy Bill durchbringen, so wäre mir lieber, er bäte mich um den Mond. Wenigstens würde er dann sofort die Unmöglichkeit erkennen." Napoleon antwortete darauf:

„Grüßen Sie meinen alten Freund Malmesbury, und sagen Sie ihm auch, daß ich den Mond nicht von ihm verlange. Wenn ich Palmerston gebeten habe, eine Lücke ihres Strafrechtes auszufüllen durch eine Maßregel, die den fremden Souveränen Sicherheit gegen Anschläge von Mördern bietet, die unter dem Schein politischer Flüchtlinge die englische Gastfreundschaft mißbrauchen, so geschah es nicht meinetwegen, sondern im Interesse Englands und unserer Alliance. Ich brauche die Engländer nicht, um mich zu vertheidigen. Ich habe eine Mission zu erfüllen, und solange die Vorsehung mich braucht, wird sie mich zu schützen wissen. Die Nation, die zu beherrschen ich berufen bin, kennt weder England, noch seine Einrichtungen und schätzt nicht so wie ich die gegenseitigen Interessen, die unsere Allianz schützt. Ich hätte doch gewünscht, daß die Minister und das Parlament einen deutlichen Beweis des Werthes, den sie auf mein Leben und meine Person legen, gegeben hätten. Die Allianz bin ich. Wenn sie es nicht verstehen, um so schlimmer für sie und für uns. Die beiden Völker kennen sich nicht und lieben sich erst recht nicht."

Daß der Kaiser alles that, um das Ministerium Derby zu stürzen liegt auf der Hand; er entblödete sich sogar nicht, wie unser Autor erzählt, dem Chefredacteur der „Morning Post" Auszüge aus vertraulichen Briefen und Berichten des englischen Staatssecretärs zur Verfügung zu stellen, damit dieser daraus Waffen gegen das verhaßte Toryministerium schmiede. Intriguen gab es am Tuillerienhof auf allen Seiten, ob nun Cavour Napoleon durch die schöne Gräfin C. umgarnte oder eine andere diplomate en jupons eine Rolle spielte; aber ein so offenbarer Betrug wie beim Abschluß der Präliminarien von Villafranca ist denn doch unerhört. Nach den Schlachten von Magenta, von der Napoleon selbst zum Fürsten Metternich gesagt haben soll: Vous aviez gagné la bataille de Magenta, mais puisque vos généraux ne s'en doutaient pas, je me suis empressé de télégraphier à Paris que c'était moi qui avais remporté la victoire, und Solferino wurde ein Waffenstillstand verabredet. Der französische Gesandte Persigny schlägt Palmerston und Russel vor, daß die Cession der Lombardei an Sardinien und die Selbständigkeit Venetiens unter einem Erzherzoge als Vermittelungsprojekt Preußens und Englands den kriegführenden Mächten bezeichnet werden sollte. Die englischen Minister stimmen zu unter Vorbehalt der Genehmigung seitens der im Lager zu Aldershot weilenden Königin. Unbekümmert um diesen Vorbehalt und ohne Kenntniß der Stellungnahme Preußens telegraphirt Persigny seinem Kaiser, der Vorschlag würde von beiden Mächten gemacht werden. Inzwischen lehnt die Königin entschieden das Projekt ab, Napoleon aber benutzt die Depesche Persigny's in Villafranca, um Franz Joseph glauben zu machen, er stelle günstigere Bedingungen als die vermittelnden Mächte, da er die Forderung der Trennung Venetiens fallen läßt.

Daß die Politik eines Regimes, das mit solchen Mitteln arbeitete, unhaltbar war, liegt auf der Hand und schon zehn Jahre vor seinem Sturze sagte Napoleon einem sterbenden Kirchenfürsten, der ihm die Interessen des Heiligen Stuhles empfahl: Tout cela est vrai, mais vous ne savez pas, Monseigneur, ce que c'est que de vivre comme moi avec la pointe d'un poignard sur la poitrine.

Aber noch standen die Männer, die den Sturz dieses Lügenregimentes herbeiführen sollten, Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck, am Beginn ihrer glorreichen Laufbahn. Der enge Anschluß, den der Prinz-Regent nach Entlassung des russenfreundlichen Ministeriums Manteuffel an England nahm, erschreckte Napoleon und erregte seinen Haß, der gesteigert wurde, als Preußen vor Villafranca rüstete, um Oesterreich zu Hülfe zu kommen. Als außerordentlich tactvoll wird von dem kleinstaatlichen Diplomaten, dessen Herz gerade auch nicht zu erregt der preußischen Spitze zuneigte, die Haltung des Prinz-Regenten bei der Zusammenkunft mit Napoleon in Baden gepriesen, und wir lesen mit Freuden seine Worte vom 14. Juni 1860:

„Wer den Prinzen von Preußen kennt, weiß, daß jeder Versuch, die Wiederherstellung der französischen Grenze von 1814 zu erwirken, fehlschlagen wird. Napoleon III. wird mit der Ueberzeugung von Baden-Baden heimkehren, daß Grenzregulirungen, d. h. Abtretungen deutschen Gebietes einen Nationalkrieg heraufbeschwören würden, dem sich Frankreich nicht aussetzen kann, um so weniger als seine Allianz mit England in Auflösung begriffen ist."

Am 21. September 1862 wurde Herr von Bismarck-Schönhausen zum Minister-Präsidenten ernannt. Wenige Wochen vorher war in London die Weltausstellung eröffnet worden und bei der Gelegenheit war Bismarck dort anwesend.

Digitized by Google

In einer Unterredung mit Disraeli sagte dieser ungefähr Folgendes:

„Ich werde binnen Kurzem genöthigt sein, die Leitung der preußischen Regierung zu übernehmen. Meine erste Sorge wird sein, mit oder ohne Hülfe des Landtages die Armee zu reorganisiren. Mit Recht hat sich der König diese Aufgabe gestellt, er kann sie jedoch mit seinen bisherigen Räthen nicht durchführen. Ist die Armee erst auf Achtung gebietenden Stand gebracht, dann werde ich den ersten besten Vorwand ergreifen, um Oesterreich den Krieg zu erklären, den deutschen Bund zu sprengen, die Mittel- und Kleinstaaten zu unterwerfen und Deutschland unter Preußens Führung eine nationale Einheit zu geben. Ich bin hierher gekommen, um dies den Ministern der Königin zu sagen."

Und was setzt Disraeli hinzu? „Take case of that man! He means what he says." Anfang 1863 schreibt Graf Vitzthum:

„Sehr aufgefallen ist die Aufrichtigkeit, mit welcher Herr v. Bismarck von der Besetzung Hessens und Hannovers als selbstverständlich gesprochen hat. Metternich gegenüber hat sich der preußische Ministerpräsident schon vor Monaten ebenso aufrichtig gezeigt. Der Fürst warnt vor jeder Unterschätzung des preußischen Staatsmannes und sagt voraus, es werde demselben gelingen, sich in der Staatskanzlei Vertrauen zu erwerben."

Ist diese Verwunderung über den „aufrichtigen" Diplomaten amüsant, so ist es noch amüsanter, wenn unser Autor sich von Disraeli erzählen läßt, Bismarck habe die deutschen Zerwürfnisse nur heraufbeschworen, um die innere Frage noch mehr zu verwirren. Er habe offenbar auf Frankreich gerechnet, sei jedoch mit dieser Rechnung zu spät gekommen, da man ihn jetzt in Paris kalt aufgenommen habe. „Der keusche Joseph", setzt Graf Vitzthum hinzu, „dürfte daher nicht sobald wieder in die Lage kommen, seinen Mantel, wie er sich einmal rühmte, in den Händen der Pariser Potiphar zurückzulassen."

Charakteristisch ist auch die folgende Mittheilung. Im August 1863 war der Fürstentag unter Vorsitz des Kaisers von Oesterreich in Frankfurt zusammengetreten und zu gleicher Zeit tagte in Newcastle upon Tyne ein naturwissenschaftlicher Congreß unter Armstrong's Leitung. Die „Times" bringt nun einen Leitartikel, in der sie die Eröffnungsrede Armstrong's für wichtiger und bedeutender hält als die Franz Joseph's. „Kohlen", ruft das City-Blatt, „Wärme, Gas, Elektricität sind Mächte, welche die Welt umgewandelt haben und auch in politischer Beziehung einen weit größeren Einfluß auf die Geschichte der Menschheit ausüben als Preußen und Lippe-Detmold."

Doch genug der Mittheilung aus dem Inhalt dieses außerordentlich lesenswerthen Werkes, da es unmöglich ist auf alles, was darin neu und interessant ist, hinzuweisen. Jeder Leser wird die reichste Belehrung und fesselndste Unterhaltung bei der Lectüre dieser beiden Bände finden. Nicht geringer wird der Ertrag für den Historiker sein, und er wird mit uns dem Verfasser Dank wissen für die schöne Gabe, die er gespendet.

Gesammelte Aufsätze von Wilhelm Lübke.

Von M. Carriere.

Wie trefflich ist Lübke mit seinen Büchern und sind seine Bücher mit der Kunstgeschichte gewachsen! Sein „Grundriß der Kunstgeschichte", der ein meisterhaftes Gesammtbild der Kunst bietet, gibt in der zehnten Auflage, die als eine Jubiläumsausgabe ausgestattet vorliegt*), so viel gediegenen Inhalt und gut veranschaulichende Holzschnitte, daß der stattliche Band mit Recht das verbreitetste Handbuch und fast ein Volksbuch geworden. Der Architektur hatte der Verfasser sich zuerst zugewandt, die Plastik ließ er folgen, in Bezug auf die Malerei geleitete er uns nach Italien, und wenn hier Deutschland und Frankreich von ihm bis jetzt keine ausführliche Darstellung gefunden haben, so treten gerade die gesammelten Aufsätze*) ergänzend ein: die großen Meister älterer Zeit, Hubert und Johann van Eyck, Rubens und Rembrandt werden in ausführlichen Essays mit Vorliebe geschildert, Studien über Schongauer und Dürer schließen sich an. Aber auch der Entdeckungen Schliemann's wird gedacht, Leonardo da Vinci als Baumeister gewürdigt. Lübke ist durch die Freude am Schönen, durch eigenen künstlerischen Sinn zur Kunstgeschichte geführt worden, und unter dem Einflusse Schnaase's gebildet hat er stets auf die Culturverhältnisse Rücksicht genommen. Freilich manchmal auch etwas einseitig. So berichtet er über das Treiben der Humanisten, über den Verfall von Religion und Sitte, über die frevelhafte Gewaltthätigkeit und lüsterne Frivolität italienischer Großen neben der Herrlichkeit der Kunst, daß diese wie eine Sumpfpflanze erscheint; da ist doch wohl vergessen, daß noch im Bürgerthum ein gesunder Kern der Nation vorhanden war, und wird nicht genug betont, daß geniale Kraft und der Glaube an das Ideal die Grundbedingungen sind für die künstlerische Größe, und daß diese nicht bloß die Blüthe eines geschichtlich aufstrebenden Lebens ist, wie zu Phidias und Shakespeares Zeit in Hellas und England, daß sie auch einem Volk Trost und Ersatz für verlorene, oder Mahnung und Vorbereitung für zu erobernde Macht und Freiheit sein kann, wie das eine im Spanien des 16. und 17., das andere im Deutschland des 18. und 19. Jahrhunderts der Fall war. Jetzt ist die Kunstgeschichte bereits auch Sache archivalischer Forschung und notizensammelnder Gelehrsamkeit, jetzt hören wir, daß das Band mit der Aesthetik völlig zerrissen werden solle, während beide in lebendiger Wechselwirkung seit den Tagen Winckelmann's und der Romantiker sich entwickelt haben. Es hängt dies mit einem Zug nach immer weiterer Spaltung und Besonderung der Wissenschaften, nach immer steigender Kleinkrämerei zusammen; man vergißt, daß man das Einzelne nur im Lichte des Ganzen erkennt, und daß der Realismus geschichtlicher und naturkundiger Sonderforschung mit dem Idealismus der Philosophie sich verbinden muß, wenn nicht der eine leer, der andere geistlos sein soll. Ohne das sehende Auge für die seelenvolle Form, ohne die Erkenntniß des Wesens der Schönheit steht der notizengelehrteste Kunsthistoriker jedem neuen Werk rathlos gegenüber und vermag er auch das Alte nicht seinem Werth nach zu behandeln. Lübke bewährt gerade zeitgenössischen Leistungen und Richtungen gegenüber seine eigenen Geschmack, wie seine allgemeine und umfassende Bildung. Möchte er auch einige Modewörter, wie „vornehm, köstlich" ꝛc. etwas sparsamer anwenden!

Ich hebe von seinen Aufsätzen gerade den neuesten hervor: Ludwig II. von Bayern und die Kunst. Lübke spricht hier über die Förderung einer idealen und monumentalen Kunst durch Ludwig I. ganz anders als manche Neuere, die angesichts der Fein- und Kleinmalerei von heute einen Cornelius für überwunden und beseitigt halten, von einem Kaulbach gar nicht mehr reden; er sieht hier schöpferische Leistungen von unvergänglicher Größe, und sagt, — ich glaube, er sagt etwas zu viel: „Niemals hat ein einzelner Herrscher eine so grandiose, so nach allen Seiten epochemachende monumentale Kunstthätigkeit hervorgerufen. Mögen an jenen Werken immerhin die Mängel ihrer Zeit haften, sie athmen doch eine Größe des Sinnes, eine glühende Begeisterung für alles Hohe, das für alle Zeiten bewundernswerth dasteht, sie alle repräsentiren eine Summe von Schöpfungen, an welchen das deutsche Volk einen unverlierbaren Schatz auf immer besitzt." Dagegen erscheint ihm die Kunstpflege König Ludwigs II. nur zur Befriedigung persönlicher Neigungen, zur Verwirklichung phantastischer Träume in Bewegung gesetzt; und größtentheils, können wir hinzufügen, wandte sie sich gerade der Periode zu, welche der Großvater bei Seite schob, dem Stil Ludwigs XIV. und dem Rococo.

*) Verlag von Ebner & Seubert (Paul Neff) in Stuttgart.

*) Kunstwerke und Künstler. Dritte Sammlung vermischter Aufsätze. Breslau, Schottländer's Verlag.

Digitized by Google

Eine Ausnahme macht der Bau von Neuschwanstein; auch Lübke sieht hier die prächtige Ausführung einer Ritterburg im Stil der Hohenstaufenzeit, und sie stimmt mit der gewaltigen Romantik der Alpennatur zusammen. Anders ist es mit dem Linderhof. Der gemahnt an die rücksichtslose Ueppigkeit des fürstlichen Absolutismus aus den Tagen Ludwigs XV. und contrastirt seltsam mit der unberührten Feierlichkeit der Naturumgebung. Lübke beklagt hier mit Grund, daß die deutsche Renaissancearchitektur, zu welcher man sich nach 1870 hinwandte, bereits wieder in barocke Verschnörkelung entartet; „statt jenes Stils, in welchem wir den Ausdruck geistigen Ringens, redlicher Arbeit, bürgerlichen Behagens erkennen, soll uns neuerdings eine Kunstweise aufgedrungen werden, die das Gepräge schwelgerischer Ueppigkeit, frivolen Spieles mit dem Dasein unauslöschlich an der Stirn trägt." Noch mehr beklagt Lübke die ungeheure Verschwendung in der zwecklosen Nachahmung des Schlosses von Versailles auf der einsamen Chiemseeinsel. Aber er bestätigt, daß der König selbst mit eingehendem Stilverständniß die Entwürfe der Architekten geleitet, er bemerkt, wie diese künstlerische Thätigkeit der lichte Blick in der anhebenden Geistesumnachtung war, wie da die ursprünglich klare poetische Begabung sich offenbarte. Den Einfluß des Königs auf das Kunsthandwerk schlägt man in München höher an, als Lübke thut; da hat der König, wenn auch nicht auf Reinheit des Geschmackes, doch auf die Phantasie und das Können belebend eingewirkt.

Lübke zollt mit Recht dem Ministerium Lutz seine Hochachtung für das Geschick und den Muth, mit welchem dasselbe einer ultramontanen Kammermajorität gegenüber in so schwieriger Lage die Regierung geführt und die verantwortliche Aufgabe der Ueberführung des Staates in sicher geordnete Verhältnisse vollbracht. Für Kunst konnte es wenig thun, da die Volksvertreter die Mittel verweigerten. Doch ward nicht bloß der Neubau der Akademie und des Ständehauses vollendet, auch aus der geringen Summe, welche für monumentale Kunst verfügbar ist, haben Kirchen und Rathhäuser schöne Gemälde und haben Marktplätze Brunnen mit plastischem Schmuck erhalten. Lübke gedenkt der großen Anstrengungen für die Kunst in der Reichshauptstadt, und schließt: „Es ist die höchste Zeit für München, daß dieser edelste aller Wettkämpfe es gewaffnet finde, damit die früheren großen Anfänge sich nicht im Sande der Alltäglichkeit verlaufen. Von dem erleuchteten Sinne des Prinz-Regenten darf man mit Sicherheit erwarten, daß er diese Gefahr erkennen und ihr mit energischen Maßregeln zu begegnen wisse. Dem Ministerium Lutz steht aber ein neuer Ruhmestitel in Aussicht, wenn es ihm gelingt, seinen übrigen Verdiensten um das bayerische Land auch noch dasjenige einer höheren Kunstförderung hinzu zu fügen."

Dazu aber gehört auch, daß geniale künstlerische Kräfte da sind, die große Stoffe in großen Formen ausprägen, sowie daß auch im Volk der echte Sinn lebendig ist, dem Lübke in den zum Schluß abgedruckten Aphorismen huldigt. Wenn man ruft: „Wahrheit, nicht Schönheit!" so wird man bald die Wahrheit in der Unschönheit, in der Gemeinheit suchen, statt die wahre Schönheit in der schönen Wahrheit zu finden. Lübke klagt: „Im gesammten modernen Culturleben reißt immer mehr eine Stimmung ein, die allen Idealen abhold oder in materiellem Genuß und Gewinn ihre Befriedigung sucht. Finden wird er aber solche Befriedigung nie, denn diese quillt nur aus den tiefsten Gründen der Seele, in welchen es noch Glauben an das Hohe, Reine, Schöne gibt." Er klagt, daß das physisch und moralisch Häßliche in Poesie und Malerei immer mehr zur Darstellung reize, und fordert statt dessen die Schilderung der Helden des Geistes und des Schwertes im Adel der Form. Aber die deutliche Ausprägung des Inneren in Haltung und Bewegung der Gestalten findet unsere Zeit zu theatralisch, und wenn Ary Scheffer in seinem Christ consolateur den Jesus Renan's malerisch veranschaulicht, so ziehen unsere modernsten Maler den Heiland und die Apostel in das Gewöhnliche wieder herab, statt in ihnen göttliche Hoheit und edlen Sinn in den Formen der Wirklichkeit auszuprägen. Man vergißt, daß in erhöhten Lebensmomenten auch ganz unwillkürlich die Haltung und Bewegung des Körpers von der Seele aus über das Alltägliche sich erhebt. Als 1871 die siegreichen Truppen durch die Ludwigstraße in München einzogen, da sahen ihrer strammen muthesfrischen Haltung gegenüber die sie beglückwünschenden realistischen Gemälde der Tapferkeit, des Sieges und Friedens recht salopp und locker aus, und als der Kronprinz vor König Ludwig begrüßend den Degen mit dem Siegeskranz senkte, da sagte der Bildhauer Zumbusch: „classisch!" — „Fast zu academisch!" setzte Kaulbach in seiner das modische Kunsturtheil ironisirenden Weise hinzu.

Feuilleton.

Memento!

Eine Studie von Gustav Schwarzkopf.

— — — „Bitte, wollen Sie mich meinen Ausspruch, der Ihnen so sonderbar erscheint, auch begründen lassen. Auch ich fühle so warm wie irgend einer mit den Enterbten und Elenden. Mein Herz schnürt sich zusammen, wenn ich an ihre Noth denke, an den Druck, unter dem sie schmachten, ich begreife und theile ihre Erbitterung, ihren Grimm, ich beklage und verwünsche unsere Ohnmacht, die nichts thun kann, das Loos dieser Armen dauernd zu verbessern, und ich bin immer ehrlich bestrebt, das Meinige zu thun, um wenigstens das Elend Einzelner zu lindern. Und doch halte ich meinen Ausspruch aufrecht: der Anblick oder gar die Berührung dieser Menschen, denen mein wärmstes Mitleid, meine vollste Sympathie gilt, flößt mir Unmuth, Abscheu und Widerwillen ein. Mein Unmuth wird geweckt durch die Gefühlsrohheit, durch den Mangel an Pietät und Zartgefühl, der diese Menschen kennzeichnet, ihr Knechtssinn, der keine Beleidigung begreift, keine Demüthigung scheut, ihre Unreinlichkeit, ihre rohe Gier, ihr Mangel an Scham, Stolz und Würde, die Verthierung, die sich in ihren Augen, in ihren Geberden ausdrückt, das alles flößt mir Abscheu und Widerwillen ein. Am Bett eines theuren Kranken noch lange erwägen, ob man wenige Kreuzer — und seien es auch die letzten — auch wirklich zur Anschaffung eines Linderungsmittels verwenden soll, im Angesicht des Todten noch feilschen und rechnen, die äußere Erscheinung vernachlässigen und verkommen lassen, in einem Zimmer, in dem niemals aufgeräumt wird, an dessen Wänden der Schmutz klebt, mit ungewaschenen Händen gierig nach einem undefinirbaren Mahle langen, ohne Ekel zu empfinden, — es ist mir nicht möglich, dies alles mit Noth und Elend zu entschuldigen. Selbst in der tiefsten Armuth kann man Stolz, Scham und sittlichen Halt bewahren; lieber, gleich dem verwundeten Thier, sich in seine Höhle zurückziehen, um einsam zu verenden, als seine Menschenwürde preisgeben, die erbärmliche Fristung des Lebens mit einer Demüthigung, einer Erniedrigung zu bezahlen."

In der Haltung des Sprechers war keine Pose zu bemerken, seine Rede war frei von Affectation, der ehrliche Eifer, in den er sich hineingesprochen hatte, mußte den Anderen klar machen, daß er wirklich seiner innersten Ueberzeugung Ausdruck gegeben habe. Er konnte auch glauben die Anderen zu seiner Ansicht bekehrt zu haben, denn Niemand widersprach mehr, selbst derjenige, dem die Entgegnung galt, begnügte sich mit einem Lächeln. Die junge Frau des Redners sah stolz und bewundernd zu ihrem Gatten auf, stellte sich dann auf die Fußspitzen, um die schmalen blassen Lippen seines schön arrangirten Christuskopfes küssen zu können, und flüsterte selig: „Mein Erwin!"

Allmählich verabschiedeten sich die Gäste, das junge Ehepaar blieb allein in seiner prächtigen, künstlerisch ausgestatteten Wohnung. Der junge Gatte, Dilettant in allen Künsten, hatte

Digitized by Google

selbst Einiges zu deren Ausschmückung beigetragen: seine Zeit hatte ihm das erlaubt. Als Sohn eines reichen, arbeitsamen Mannes, dessen Ehrgeiz darin bestand, seinem Erben das Nichtsthun gestatten zu können, dann als Gatte einer reichen Frau, hatte er niemals nöthig gehabt, einem Erwerb nachzugehen; sein ganzes Leben war der Beschäftigung mit den schönen Künsten, dem Studium, der Betrachtung geweiht. Wie viele Jahre schöner, ruhiger, genußreicher Thätigkeit lagen noch vor ihm! Vielleicht war *er* dazu ausersehen — so dachte er, als er in dieser Nacht das Haupt müde auf das Kissen legte — den Enterbten und Elenden für immer zu helfen, ihnen die Menschenwürde zurückzugeben.

* * *

Gänzlich unerwartet stellte eines Tages der Vater Erwins seine Zahlungen ein. Ein vollständiger Schiffbruch, bei dem die zahlreichen Gläubiger kaum etwas Nennenswerthes für sich zu retten vermochten. Für Erwin blieb nichts übrig, auch das Vermögen seiner Frau, das er dem Vater anvertraut hatte, war verloren. Erwin ertrug den schweren Schlag mit Ruhe und Fassung. Er mußte eben daran denken zu arbeiten, seine zahlreichen Talente praktisch zu verwerthen, aber vor allen Dingen mußte man sich einschränken, den für die geänderten Verhältnisse unpassenden Luxus aufgeben. Das junge Paar veräußerte einen Theil seiner Einrichtung, die werthvolleren Kunstgegenstände, dann übersiedelte es in eine kleinere Wohnung, welche nur die allernothwendigsten Räume enthielt, ein Schlafzimmer, ein Speisezimmer, ein Arbeitskabinet, ein Kinderzimmer für den Aufenthalt des kleinen Erwin. Für geraume Zeit war ihre Existenz durch das Erträgniß des Verkaufes — wenige tausend Gulden — wohl gesichert, aber darum mußte man doch gleich ernstlich zu sparen beginnen. Erwin gewöhnte sich an eine billigere Sorte Cigarren, seine Frau, die sich mit einem Dienstmädchen und einer Aufwärterin begnügte, führte allerlei Ersparungen im Haushalt ein. Auch ihre kostbaren und nun gänzlich unpassenden Hauskleider wollte sie nicht abnützen, sie ließ allsogleich einige einfache dunkle Kattunkleider und eine große Anzahl weißer Schürzen und Häubchen anfertigen, eine Tracht, die sie in den fünften Acten zahlreicher Rührstücke an der verarmten Heldin gesehen hatte und die ihr vortrefflich zu Gesicht stand. Sie half auch im Haushalt mit, nähte und stickte und fand eine Zeit hindurch, daß es sehr hübsch und poetisch sei, Armuth zu spielen. Und von beiden Eheleuten wurde noch die Parole ausgegeben: Nur keine Neuanschaffungen treffen, man muß mit dem Alten auszukommen suchen. Erwin ließ denn auch aus einem seiner Pelzröcke einen Winterpaletot für seinen kleinen Sohn zurechtschneidern, und Frau Magda zerschnitt einen noch recht guten echten Sammetüberwurf, um daraus eigenhändig für den Kleinen eine Blouse anzufertigen. Erwin war auch sonst nicht müßig, vielmehr eifrig bestrebt zu erwerben. Er schickte den Zeitungen Gedichte und Novellen, den Theatern kleine Dramen, er bot den Musikalienhändlern Lieder und Quartette, den Kunsthändlern kleine Bilder und Statuetten zum Kauf an, freilich ohne Erfolg. Erwin war zu stolz die Empfehlung der ihm früher befreundeten Künstler zu erbitten, und die in vornehm-nachlässiger Weise mit wenigen Worten angebotenen Werke des gänzlich Unbekannten sprachen durchaus nicht für sich selbst. Die hohe Meinung, die er über den Werth seiner Arbeiten hatte, ließ ihn diese Zurückweisungen ziemlich kühl aufnehmen; die dumme Menge verstand sich eben nur auf Alltagswaare. Auch nahm ihn eine andere Sorge voll in Anspruch. Sein Kind kränkelte und siechte langsam dahin, trotz der sorgfältigsten Pflege, trotz des Beistandes der ersten Aerzte, die man täglich hatte kommen lassen. Wie er um den Knaben trauerte! In dem Zimmer des verstorbenen Lieblings sollte alles unverändert bleiben, seine Kleider, seine Spielsachen sollten für immer aufbewahrt werden, um die Erinnerung an ihn lebendig zu erhalten.

Wahrscheinlich durch die Krankheit des Kleinen, welche die Ueberwachung des Haushaltes, die in Aussicht genommene strenge Sparsamkeit nicht gestattet hatte, waren ihre Geldmittel so schnell erschöpft worden; nach kaum einem Jahre mußten sie schon daran denken, neue Mittel zu beschaffen. Sie verkauften nun die Silbergegenstände, den Schmuck der Frau — Magda behielt nur das Allernothwendigste zurück, Uhr, Kette, einige Ringe, Brochen, Armbänder und Medaillons — um mit der dafür erzielten Summe wieder ein Jahr auszulangen. In diesem Jahr wurde Erwin, noch erregt durch den Tod seines Kindes, in seinen Versuchen, seinen Werken Geltung zu verschaffen, ein wenig unruhiger und zudringlicher, und durch die abermaligen Zurückweisungen gereizt und erbittert; einmal ließ er sich sogar verleiten, seiner Frau, „welcher das Geld unter den Händen zerfließe," harte Worte zu sagen. Niemals hätte er es für möglich gehalten, daß die Armuth so kostspielig sei.

Kostbarkeiten, deren Veräußerung große Summen erzielen konnten, hatten sie nun nicht mehr; aber in einem ehemals so reichen Haushalt finden sich noch immer unzählige Dinge, welche in Geld umgesetzt, noch lange die Noth von ihnen fern halten konnten. Allerdings nicht mehr ganz überflüssige Dinge, Gegenstände, die man im täglichen Gebrauch lieb gewonnen hatte, von denen man sich nicht für immer trennen wollte. Bessere Zeiten *mußten* ja kommen — Erwin erinnerte sich einmal, von Leihanstalten sprechen gehört zu haben — man konnte die Gegenstände ja verpfänden. Wie lange er auf der Straße hin- und herging, wie lange er zögerte, ehe er den Muth fand, einen Dienstmann mit der delikaten Mission zu betrauen! Vergebens sagte er sich, daß der Mann ihn ja gar nicht kenne, an solche Aufträge wohl auch gewöhnt sein müsse und ohne Zweifel froh sei, überhaupt einen Auftrag zu erhalten; seine Stimme klang doch unsicher und gebrochen, als er sich endlich doch dazu aufraffte, seinen Wunsch auszusprechen. Allmonatlich mindestens einmal hatte er nun diese Mission zu übernehmen, die mit der Gewohnheit allerdings nach und nach an Peinlichkeit verlor; ja er gelangte dahin, seine durch nichts gerechtfertigte kindische Scheu und Verlegenheit, die er anfänglich empfunden hatte, zu belächeln.

Dieser Zeitraum wurde auch noch anderweitig markirt. Die Eheleute mußten sich abermals bequemen, in eine viel kleinere Wohnung zu übersiedeln, die nun keinen überflüssigen Raum mehr hatte, welchen man ausschließlich der Erinnerung an den dahingeschiedenen Liebling hätte weihen können. Die Kleider und die Spielsachen des Kleinen, von denen sich Erwin um keinen Preis trennen wollte, wurden verpackt; es mußte ja doch eine Zeit kommen, in der man ihnen wieder den ihnen gebührenden Raum anweisen konnte. Mit den überflüssig gewordenen Einrichtungsstücken verkaufte Erwin auch seine Bibliothek, ohne dabei, wie er sich früher wohl vorgestellt hatte, Schmerz oder Bitterkeit zu empfinden; er hatte es gar nicht bemerkt, wie ihm nach und nach die Stimmung und das Bedürfniß verlassen hatte, sich mit seinen Büchern zu beschäftigen. Er befaßte sich auch nicht mehr mit Poesie; wenn er jetzt die Feder in die Hand nahm, mußte sie ganz prosaischen Zwecken dienen. Den Rath seiner Frau befolgend, machte er nämlich jetzt den Versuch auf andere Weise, als durch Verwerthung seiner künstlerischen Fähigkeiten, Geld zu erwerben. Magda hatte, zufällig in der Zeitung blätternd, einige Annoncen gefunden, in welchen Lehrer, Secretäre, Vorleser gesucht wurden; sie forderte nun Erwin auf, sich um eine dieser Stellungen zu bewerben, die er ja ohne Zweifel erhalten müsse. Er sah sie mit einem sonderbaren Blick an, befolgte aber ihren Rath. Wie schwer ist es doch, Jemanden seine Dienste anzubieten, wie viele Bogen zerriß er, ehe er mit dem ersten Briefe zu Stande kam und wie eigenthümlich waren diese Offerte, die er schließlich fertig brachte! Sie waren in dem gereizten, pikirten Tone eines Mannes gehalten, der auf dem „Qui vive" steht, der sich verpflichtet glaubt, gleich anfänglich gegen jede Demüthigung und Beleidigung zu protestiren, Offerten mit ironischen, verbitterten Wendungen, mit malitiösen Bemerkungen, Anerbietungen, die überdies weder durch Zeugnisse, noch durch die Berufung auf eine frühere Thätigkeit unterstützt wurden. Nur einmal erhielt er auf sein Schreiben eine Einladung sich vorzustellen, aber man ließ ihn mit anderen Bewerbern eine

Digitized by Google

Viertelstunde im Vorzimmer warten, und empört, bebend vor Zorn über die ihm widerfahrene Demüthigung lief er davon.

In diesem Stadium zeigte wenigstens ihr Hauswesen noch einige Behaglichkeit. Magda hatte mit frauenhaftem Geschick die Reste ihrer Einrichtung vortheilhaft verwendet, sie verstand es, durch Hinzufügung eines kleinen, billig herzustellenden Gerichtes, eines Desserts, das oft nur aus zwei Aepfeln bestand, ihren immer kärglicher werdenden Mahlzeiten den Anschein der Vornehmheit zu bewahren; nur die Qualität der Speisen wurde allmählich immer mehr und mehr zweifelhaft, ohne daß die beiden ehemals so Verwöhnten daran Anstoß nahmen; die Verschlechterung war so allmählich fast unmerklich eingetreten, wie sich nach und nach der Inhalt ihres Gesprächs, ihr Umgangston gänzlich verändert hatte, aus dem die zarte Rücksicht fast ganz geschwunden war. Auch die hübschen, niedlichen Hauskleider Magdas sahen schier arg abgenutzt aus, und sie trug sie mit Unachtsamkeit, dem Mangel an Koketterie, mit der man alte Kleider zu tragen pflegt, auch Erwins Hauskleidung sah vernachlässigt aus, dafür waren Beide um so mehr bemüht, ihre Armuth nach außen zu verbergen. Magda brachte ganze Tage damit zu, ihren und ihres Mannes Straßenkleidern neuen Glanz zu verleihen, fadenscheinig gewordene Stellen möglichst zu verdecken, und Dank ihren Bemühungen repräsentirte sich Erwin denn auch noch so, daß er die Einladung eines Freundes, der ihn eines Abends aufforderte, mit ihm in einer eleganten Weinstube zu soupiren, nicht als Demüthigung, nicht als Almosen aufzufassen brauchte, mit welchem man einen Darbenden glücklich machen will. Er acceptirte denn auch. Der feurige Wein, den er schon lange hatte entbehren müssen, mundete ihm auch vortrefflich, und doch kam er nicht zum behaglichen Genuß, horchte er nur zerstreut auf die phrasenreichen Reden des Freundes. Zweifel und Bedenken quälten ihn. Hatte er auch recht verstanden, wird der Andere auch wirklich für ihn zahlen? Und dann das Bedenken: Verträgt es sich mit seiner Ehre, seinem Zartgefühl, das anzunehmen? Als es zum Begleichen der Zeche kam, markirte er ziemlich ungeschickt die Absicht, seinen Theil bezahlen zu wollen, und als dies nicht zugelassen wurde, stammelte er einige Dankesworte. Welche abermalige Ungeschicklichkeit! War es ihm in früheren Zeiten wohl jemals eingefallen, bei ähnlichen Gelegenheiten zu danken! Und als er auf dem Heimweg mit dem Freunde plauderte, mußte er selbst in Erstaunen gerathen über den Schmeichelton, den seine Stimme angenommen hatte, über die, den unsinnigsten Aussprüchen zustimmenden Worte, die sich gegen seinen Willen von seinem Lippen ablösten. Wie feige war es doch von ihm, in dieser Weise seinen Dank abzustatten, das Wohlwollen seines Wirthes erhalten zu wollen durch Verleugnung seiner Gesinnung, durch Erniedrigung! Und er fand Gelegenheit, sich noch auf einer anderen Niedrigkeit zu ertappen. Ohne sich selbst über seine Motive Rechenschaft geben zu wollen, ging er in den nächsten Tagen zur selben Stunde dieselbe Straße auf und ab, in welcher er einmal den Freund getroffen hatte, in der uneingestandenen Hoffnung, den freigebigen Wirth zufällig wieder zu finden.

Dann kam freilich eine Zeit, in welcher er trotz der Kunstfertigkeit Magda's doch schon zu ärmlich aussah, um von solch einer zufälligen Begegnung noch profitiren zu können. Sie hatten ihr eigenes Heim aufgeben müssen und wohnten nun bei fremden Leuten in einem ziemlich dürftig eingerichteten Zimmer. Noch eine geraume Zeit hindurch hatten sie ihren Lebensunterhalt durch Verpfänden und Verkaufen der ihnen gebliebenen Werthstücke bestritten. Magda war geradezu unerschöpflich im Auffinden, vielmehr im Entdecken von Gegenständen, von deren Besitz sie früher keine Ahnung gehabt hatte, und welche nun doch Summen repräsentirten, von denen sie Tage oder Wochen leben konnten. Nur verlohnte es nicht mehr, diese Gegenstände durch einen Anderen verpfänden oder verkaufen zu lassen, der einen Theil des geringen Erlöses für seine Mühe beanspruchte, Erwin mußte dies nun selbst besorgen.

Dieser erste Tag im Leihhause! Zitternd, mit geschlossenen Augen stand er da unter den Anderen, wartend bis an ihn die Reihe kam, den brüchigen Hut tief in die Stirne gedrückt; mit der Scheu eines Verbrechers reichte er sein Pfandstück hin, ohne zu zählen raffte er das ihm übergebene Geld zusammen! Ueber diese Anderen, die ruhig warteten, sich unterhielten, lachen konnten! Wie bemitleidete und verachtete er sie, die nicht mehr das Bewußtsein ihres Elends besaßen, alle Scham verloren hatten! Auch *er* verlor sie, bald verweilte auch er in den ihm schnell vertraut gewordenen Räumen, gleichgiltig, stumpf vor sich hinblickend; und als sich das Verpfänden als unpraktisch erwies, lernte er es auch, in zehn Geschäften irgend einen Gegenstand vergeblich zum Kauf anzubieten; das erste Mal hatte er gestammelt, und er brachte es dahin, das Verkaufsobject anzupreisen, er brachte es dahin zu feilschen.

Lange schon hatten sie das Abonnement einer Zeitung aufgegeben; Erwin wartete jetzt am frühen Morgen mit hundert Anderen auf der Straße vor den Thüren einer Zeitungsadministration; wenn dann endlich die schwarzen Tafeln ausgehängt wurden, auf welchen der Annoncentheil des neuen Blattes befestigt ist, dann drängte er sich mit den Anderen, um den Inhalt zu studiren; seine Handfläche als Unterlage benutzend, notirte er dann auf einem schmutzigen, abgerissenen Fetzen Papier die Adressen, die für ihn tauglich schienen. Er kam fast immer zu spät, genügte fast niemals den Ansprüchen, die man stellte; nur selten gelang es ihm, eine Aushülfsbeschäftigung zu finden, deren Erträgniß ihnen für einige Tage Brot verschaffte. Dann kam ein Tag, an dem er so abgerissen in seiner Kleidung war, daß er sich überhaupt nicht mehr vorstellen konnte, ein Tag, an dem sie nicht die geringfügige Miethe für ihre dürftige Kammer bezahlen konnten. Er hörte die rauhen verletzenden Worte, welche die Vermietherin zu seiner Frau sprach und er blieb ruhig; wenn sie nur zuwartete, sie nur nicht wegjagte! Eines Tages entdeckte Magda auf dem Bodenraum die Kiste, in welcher die Dinge verwahrt waren, welche dem kleinen Erwin gehört und welche sie immer mit sich geführt hatten; auf ihre Frage, ob sie die Sachen vielleicht jetzt verkaufen dürfe, sah sie Erwin unfreundlich an. „Selbstverständlich. Warum sie nur frage! Was sollten sie mit diesen Dingen!"

Magda fand noch andere Hülfsquellen; einen Monat fristete sie ihr Leben mit einer Summe, die *sie* heimgebracht hatte; sie hatte bei entfernten Verwandten, mit denen sie nie im Verkehr gestanden war, gebettelt. Erwin schalt, als sie ihm davon Mittheilung machte, gerieth in Zorn und Entrüstung, beruhigte sich aber bald; am zweiten Tag schon überwältigte ihn der Hunger, von den Speisen zu essen, die mit dem erbettelten Gelde gekauft worden waren, und als wieder einmal ihre Mittel erschöpft waren, sagte er leise und zögernd: „Du könntest wohl wieder —"

Er gewöhnte sich auch *daran*, und einmal fiel ihm ein, daß er selbst wohl auch den Versuch wagen könnte. Und nun machte er bettelnd die Runde bei seinen ehemaligen Freunden, anfänglich kaum hörbar seinen Namen nennend, sein kümmerliches Aussehen allein für sich sprechen lassend, unfähig ein Wort des Dankes hervorzubringen, dann allmählich dreister werdend, immer breiter und ausführlicher seine Leidensgeschichte erzählend, ostentativ seine Blößen zeigend, durch langathmige Erinnerungen an die gemeinsam verlebten Jugendtage zu rühren suchend, endlich zudringlich, durch sein Verbleiben eine Gabe ertrotzend, unempfindlich gegen jede Beleidigung und heuchlerisch, kriechend und unterwürfig in seinen Dankesbezeigungen. Er war nun einige Male im Besitz kleiner Summen, die es ihm möglich gemacht hätten, wenigstens etwas auf seine äußere Erscheinung zu verwenden, er dachte gar nicht mehr daran, sein ganzes Denken wurde beherrscht durch die quälende Angst vor dem Hunger. Die Summen, die er erhielt, und von welchen er keinen Kreuzer aus den Händen gab, wurden in so und so viele Theile eingetheilt, welche sie auf so und so viele Tage vor Entbehrung schützen sollten, und mißtrauisch verlangte er genaueste Verrechnung, wenn er Magda die Einkäufe für ihre erbärmliche Wirthschaft besorgen lassen mußte.

Wie *er* es längst unterlassen hatte, sich gegen die Armuth

Digitized by Google

noch zu wehren, nach außen hin noch den Schein zu wahren, so hatte auch die Frau es schon lange aufgegeben, der Unordnung, dem Schmutz in ihrem Heim zu steuern. Es war ja doch unmöglich! Dieser enge Raum ohne Licht und Luft war nicht wohnlich zu gestalten, der elende Hausrath vertrug keine Reinigung, die Lumpen, in die sie sich hüllen mußten, konnten von der Nadel nicht mehr zusammengehalten werden. Wozu auch! Wer sah ihnen denn zu! Sollten sie zu der aus erbärmlichen Resten, aus dem Abhub bestehenden Mahlzeit vielleicht den Tisch decken oder Dinertoilette machen? Würde ihnen das helfen, sie wieder emporbringen? War es nicht noch das Beste, ruhig da zu sitzen, stumpf vor sich hin zu brüten, wenn sie sich einmal müde gesprochen, die Kraft ihrer Lungen erschöpft hatten in Anklagen gegen das Schicksal, in gegenseitigen Vorwürfen, in groben, unfläthigen, von der Straße aufgelesenen Worten!

Und einmal kam es vor, daß die Frau sich zu schwach fühlte, den Aussprüchen des Mannes in gleicher Stärke zu begegnen; am anderen Morgen konnte sie sich nicht vom Lager erheben, sie war schwer erkrankt. Den Doctor brauchte man zwar nicht zu bezahlen — „etwas wird ja doch für die Armen gethan", meinte Erwin höhnisch, — auch Medicamente bekamen sie umsonst, aber die Kranke hatte kostspielige Launen, verlangte Erfrischungen, besondere Speisen; sollte er denn hungern, um diesen Launen gerecht werden zu können? Es litt ihn nun nicht mehr zu Hause in dem dumpfigen Zimmer, in welchem der Aufenthalt durch die Anwesenheit der Kranken noch entsetzlicher geworden war, und ganze Tage streifte er nun müßig durch die Straßen, erst spät Abends nach Hause kommend, um sich dann mit müder, theilnahmsloser Stimme nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen. Konnte er ihr denn helfen?

Auf einem seiner Spaziergänge hatte er sich, müde geworden, auf die Stufen eines Hauses gesetzt. Einige Herren traten in's Haus, welche, wahrscheinlich im Begriff, sich zu einer Versammlung zu begeben, ihre brennenden Cigarren wegwarfen. Plötzlich wurde Erwin von einer verzehrenden, unbezwinglichen Lust erfaßt, zu rauchen. Wie lange schon hatte er dieses Vergnügen entbehrt! Seine Taschen waren leer, die letzten Kreuzer hatte er eben ausgegeben, um sich nothdürftig zu sättigen; einige Augenblicke kämpfte er noch mit sich selbst, dann mit einer letzten Anstrengung den in ihm aufsteigenden Ekel überwindend, hob er die längste der noch brennenden Cigarren vom Boden auf und führte sie an die Lippen.

An diesem Tage kehrte er zufällig früher nach Hause zurück. Vor der Thüre seiner Kammer traf er eine Versammlung schwatzender Weiber, die bei seinem Kommen zuerst verstummten, dann gemeinsam auf ihn einstürmten. — Seine Frau war todt, bald nach seinem Weggehen gestorben. Er hatte es wohl gehört, verstanden, aber nichts gefühlt, nicht einmal Ueberraschung; es hatte wohl so kommen müssen. Dann trat er in sein Zimmer, beugte sich über die Todte, starrte sie an, immer noch, ohne etwas zu empfinden; endlich überkam ihn eine Regung des Bedauerns, des Mitleidens — mit sich selbst; nun wird er das Elend allein tragen müssen. Eine Nachbarin trat zu ihm. Es war schon alles geordnet. Eine im Hause wohnende wohlhabende Frau hatte sich bewegen lassen, einen anständigen Anzug für die Todte und einiges Geld für die Bestattung herzugeben; dort auf dem Sessel lägen die Kleider, in der Tischlade sei das Geld. Er nickte nur zum Zeichen, daß er verstanden habe, und die Frau ließ ihn allein.

Immer noch saß er da mit thränenlosen Augen, unfähig, seine Gedanken mit der Dahingeschiedenen zu beschäftigen, mit leeren Blicken vor sich hinstarrend. Er denkt nur: „Wird es jetzt, wo er nur für sich allein zu sorgen hat, besser oder schlechter werden?" Und dann geht es ihm blitzartig durch den Sinn: Mit dem Geld, das die sentimentale Närrin für die Bestattung gespendet hat, mit dem Erlös aus dem Verkauf der Kleider könnte er wohl mehr als einen Monat sorgenlos leben. Der Todten kann es doch gleichgiltig sein, ob — — Und unwillkürlich richten sich seine Blicke auf das Kleid, gleichsam um es abzuschätzen. Es ist ein altmodisches Stück aus verwaschener blauer Seide, das kaum die eingehende Beachtung verdient, welcher Erwin es würdigt. — — aber in einem Kleid von ähnlicher Farbe hat er Magda oft gesehen, ja es knüpft daran sogar eine bestimmte Erinnerung, er weiß nur nicht, welche. Die Ungewißheit foltert ihn, und nun zwingt er seine Gedanken, diesem unbestimmten Etwas nachzuspüren. Plötzlich steht ein Bild vor ihm; er sieht Magda in diesem blauen Kleid, wie sie auf ihn zukommt, mit ihren Lippen zu ihm emporstrebt, er hört, wie sie stolz und bewundernd „Mein Erwin!" flüstert. Sie trug das Kleid an jenem Abend, an dem er — — Mit erschreckender Deutlichkeit steht die ganze Scene vor ihm, er macht eine heftige Geberde, um den Spuk zu verscheuchen, dann sieht er um sich mit wirren Blicken, die endlich auf der Todten haften bleiben, an deren Lager er, das Gesicht mit den Händen bedeckend, lautlos niedersinkt.

* * *

Am anderen Morgen war in den Zeitungen eine ungemein rührende Geschichte zu lesen von einem Ehepaar, das in Glanz und Pracht aufgewachsen, sich wacker durch Elend und Noth durchgekämpft und immer in treuer aufopfernder Liebe zusammengehalten habe, und als die Frau einer schweren Krankheit erlag, habe der Mann, der sich ein Dasein ohne die treue Gefährtin nicht denken konnte, in der nämlichen Stunde durch Selbstmord seinem Leben ein Ende gemacht. Die Geschichte rührte viele zu Thränen, und der Bestattung des unglücklichen Paares wohnten zahlreiche Neugierige bei.

Aus der Hauptstadt.

„Merlin".

Große Oper in drei Aufzügen von Philipp Rüfer, Text von Dr. Ludwig Hoffmann. Zum ersten Male aufgeführt im Königl. Opernhause am 26. Februar.

Gar viele Jahre sind vergangen, seit ich Immermann's „Merlin" zum ersten Male las; lebhaft steht noch die Erinnerung vor mir, wie ich gleich damals das Gedicht als herrliche Grundlage eines Oratoriums dachte; wie großartig in einem solchen sich die Scene gestalten ließe, da Satan vor seinen Sohn tritt, und dieser durch seinen Glauben an Christus ihm „die Herrlichkeit des Himmels" zeigt, vor welcher der Höllenfürst schaudernd „Ich erblinde" ruft; wie das Gralsmysterium in langsamen Orchesterfugen und langsamen Chören am schönsten gefeiert werden könnte; wie die Tafelrunde, und Vivianens Zauber musikalisch zu behandeln wäre; wie Merlin's Ende, da er, im größten Elende schmachtend, den Verführungen, dem Drängen Satans widersteht, und das Vaterunser betend stirbt, zu einem großartigen Chore der Engel, zu einem Preise dessen, der im Glauben stirbt, Stoff böte. Als Richard Wagner's „Parsifal" in Bayreuth zur Aufführung kam, erinnerte ich mich an die schöne Scene in „Merlin", da Lohengrin auf Monsalvatsch die Inschrift des Graltempels liest*) und Titurell ihm und Parsifal verkündet, daß der Gral aus dem Abendlande nach Indien ziehe, und las den „Merlin" wieder; und von Neuem festigte sich meine Ueberzeugung, daß dieses Gedicht gar schön zu einem oratorien-artigen Chorwerke verwandelt werden könnte; daß noch kein Componist auf den Gedanken gerathen war, erschien mir verwunderlich. Aber niemals ließ ich mir beikommen, „Merlin" könne als Stoff für eine Oper benutzt werden, diese Gestalten sollten auf der Bühne erscheinen! Und das mir Undenkbare, es ist dennoch geschehen, und zwar gleich zweifach! Goldmark in Wien, Rüfer in Berlin haben

*) „Ich habe mich nach eignem Recht gegründet
Vergebens sucht' Ihr mich.
Der Wandrer, welcher meinen Tempel findet,
Den suchte ich."

Digitized by Google

jeder eine Oper „Merlin" componirt! Die erste kenne ich nicht, habe also nur der letztgenannten Betrachtungen zu widmen.

Bezüglich des Textes, der auf die Immermann'sche „Mythe" gebaut ist, muß mir der geneigte Leser guten Glauben schenken, wenn ich ihm sage, daß das Buch des Herrn Dr. Hoffmann einige sehr hübsche Verse enthält, aber alle Hauptideen der Urdichtung in's Triviale herabgezogen hat. Und — so paradox die Behauptung im ersten Momente erscheinen mag — man kann darob gegen den Textdichter keinen zu starken Vorwurf erheben, sobald man überhaupt „Merlin" als Oper annimmt, und die Behandlung des Stoffes für das Theater von vornherein verwirft. Das Schönste der Sage, sowie der Immermann'schen Dichtung ist eben gar nicht auf die Bühne zu bringen; und um nur irgend Etwas zu bieten, was einer Handlung gleich sehen soll, mußte so viel hinzugesetzt oder vielmehr angeleimt werden, daß von dem poetischen Inhalt des Urstoffes fast nichts übrig blieb. Man darf also, wie gesagt, mit dem Herrn Dr. Hoffmann nicht zu sehr rechten über sein Textbuch. Nur eine Trivialität hätte er vermeiden sollen. In der letzten Scene erscheint der Gralpokal auf einem Felsen. Der Teufel will Merlin bereden, fast zwingen, dabei ruft er (der Satan) immer „zu Hülfe" (!!!), daß er das heilige Gefäß anfasse und zertrümmere. Ein unterirdischer Höllenchor unterstützt die Rede des Meisters durch allerhand Ermahnungen und Verheißungen von Macht und Genuß, Merlin zeigt sich ein paar Mal geneigt, der Verführung nachzugeben, schreitet gegen den Felsen, auf welchem das Heiligthum steht; doch immer erschallen Gesänge der Engel, welche Entsagung und Seligkeit preisen und er weicht zurück. Als er ein letztes Mal vollkommen entschlossen vorstürmt, erscheint die geliebte Viviane und ihr Anblick läßt ihn Alles wieder vergessen, die Liebe rettet ihn. Die Beiden sterben (ob vom Teufel getödtet ist nicht klar), die Tafelrunde aber, König Artus, die Königin, männliches und weibliches Gefolge, die auf dem Boden gelagert schliefen und den Tod erwartet hatten, die bleiben am Leben und preisen Merlin, während der Teufel im Dampf zur Hölle fährt. Das mag nun vielleicht theatralisch wirksam sein (à la Robert der Teufel); aber dichterisch schön, edel ist es gar nicht. Das Hin- und Herlaufen Merlin's läßt ihn ganz als Schwächling erscheinen, und streift an die Grenze des Lächerlichen. Wie viel großartiger und dennoch wirksam ließ sich diese Scene nach dem Immermann'schen Vorbilde (mit wenigen Veränderungen und Zuthaten) gestalten, wenn nur die Hauptidee blieb, daß Merlin im tiefsten Elende doch nicht einen Augenblick von seinem Glauben läßt; es lag dann viel näher, daß er die weltliche Viviane rettete, und sie freiwillig mit ihm starb, als daß er, der fromme Sohn der reinen Jungfrau, durch die irdische Liebe vom Verbrechen gegen das höchste Heiligthum zurückgehalten ward. Doch nunmehr ist genug vom Texte geredet — die Musik verlangt nach ihrem Rechte, und wir gehorchen.

Der Componist, Herr Rüfer, ein Belgier, der seit Jahren in Berlin lebt, ist daselbst vortheilhaft bekannt; eine Symphonie, ein Trio und ein Violinconcert, das er vorführte, haben günstige Aufnahme gefunden; seine Ouvertüre zur belgischen Rubensfeier gewann den ausgeschriebenen Preis. Sowohl die Kritik, wie seine Freunde lobten die vornehme Haltung, die fleißige Arbeit in seinen Compositionen, und das künstlerische Geschick der Instrumentation. Diese guten Eigenschaften sind in seiner ersten Oper in vollem Maße hervorgetreten. Besonders hat die Behandlung des Orchesters, die Mischung der Klangfarben ihm Anerkennung erworben. Daß er in Gestaltung der Melodie, in der Begleitung, in der Entwickelung der musikalischen Gedanken dem Vorbilde R. Wagner's nachstrebte; daß er die Gesänge nicht feste abschloß, sondern in einander verwebte, daß er den Schwerpunkt in das Orchester legte; daß er die dramatische Charakteristik in den Begleitungsfiguren erscheinen ließ, und dem eigentlichen Gesange nur sehr selten das Hauptmoment zuertheilte, war voraus zu sehen; schon die Wahl des Stoffes ließ diese Richtung errathen. Es ist jedoch anzuerkennen, daß nur in wenigen Stücken thatsächliche Anklänge an Wagner hervortreten; und wenn schon der Text von Waldesweben und Vogelgesang erzählt und in der Musik Siegfried-Reminiscenzen erklingen, so erscheint das fast selbstverständlich. Dagegen zeigen manche Scenen die entschiedene Fähigkeit selbständigen Schaffens. So die erste Scene — Merlin allein —, dann Vivianens erster reizender Gesang, und das Duett zwischen ihr und Merlin, das bestgelungene Stück der Oper. Auch der zweite Act enthält einige interessante Momente, dagegen auch mehrere große Längen, denen ganz entschieden abgeholfen werden muß, um der Oper einen dauernden Halt auf der Bühne zu gewinnen. Im dritten Acte sind das Vorspiel, ein Chor der Tafelrunde, und einige Momente im Zwiegespräche Merlins mit dem Teufel wirksam erfunden, und sehr gut gearbeitet. Man kann also im Ganzen diese Oper, als erstes dramatisch-musikalisches Werk des Componisten, der Anerkennung und Aufmunterung sehr würdig bezeichnen; die immer edle Haltung, die künstlerische Arbeit und die vortreffliche Handhabung der Instrumentation lassen Herrn Rüfer als vollkommen berechtigt erscheinen, daß er auf der betretenen Laufbahn weiter schreite; und man kann hoffen, daß er bei einem zweiten Versuche und mit einem echt dramatischen Textbuche auch eine echt dramatische Musik schaffen wird.

Die Ausführung war vortrefflich. Fräulein Beeth (Viviane) und Herr Rothmühl (Merlin) führten ihre ungemein schwierigen und anstrengenden Partien mit großer Wärme und Sicherheit aus. Fräul. Kopka (Königin), die Herren Krolop (Teufel), Betz (König Artus), Lieban (Minstrel) hatten zwar unbedeutende, aber darum nicht weniger schwierige Rollen zur Geltung zu bringen, und lösten ihre Aufgabe trefflich. Das Orchester, dem die Hauptpartie zugefallen war, leistete Vorzügliches unter Radecke, ebenso die Chöre.

Die Ausstattung war der Königl. Bühne würdig, eine decorative Verwandlung des Haines in ein maurisches Prachtschloß gehört zu den Meisterstücken der Bühnenmaschinerie.

Die Aufnahme von Seiten des Publikums war eine überaus günstige. Darsteller und Componist wurden nach jedem Acte oft und stürmisch gerufen.

Heinrich Ehrlich.

Notizen.

F. Brunold's Gedichte. 3. Auflage. (Zürich und Stuttgart, Schröter & Meyer.) — Wenn es in unserer Zeit der Ueberproduction auf novellischem und lyrischem Gebiete schon zu den Seltenheiten und Ehren gehört, daß die lyrischen Dichtungen eines deutschen Dichters die dritte Auflage erleben, so bedarf es doch zur Empfehlung der obigen neuen Auflage der Gedichte F. Brunold's kaum des Hinweises auf jenen Umstand, — sind sie doch bereits in allen Gauen unseres Vaterlandes, in den gebildeten Kreisen unseres Volkes längst bekannt und beliebt. Wie viele dieser Lieder gehören in trefflicher musikalischer Composition zu dem besten Liederschatze unseres Volkes! Von den im vorliegenden Bande vereinten Gedichten sind nicht weniger als 58 von Abt, Dräsike, W. Heiser, C. F. Müller, F. A. Michaelis, A. Feska, W. Tschirch u. A., manche Lieder sogar von fünf und mehr Componisten in Musik gesetzt. Sehr wenige deutsche Dichter werden sich dessen rühmen können. Bei Brunold kann dies nicht befremden. Wie seine Novellen, seine Romane, seine „Literarischen Erinnerungen", so sind auch seine Gedichte aus reiner, edler Gesinnung und innigem Gemüth hervorgeflossen, und viele davon haben in ihrer schlichten Einfachheit den echten Volkston getroffen und tragen die Melodie in sich. Alle athmen wahre Empfindung, ein tief religiöses Gefühl, mögen sie nun — oft in eigenthümlich wehmüthigem Tone, oft gar trüb und schmerzlich, — Menschenloos und echte Freundschaft oder mit sinniger Naturanschauung in helleren Tönen die hohe Schönheit der Natur, des Frühlings, der Blumenfülle und des Lieblings unsers Brunold: des deutschen Waldes besingen. Vielleicht wird eine nörgelnde Kritik an dem und jenem Verse hinsichtlich des Metrum oder des Reims eines oder das andere auszusetzen finden, — gegenüber jenen Vorzügen können einzelne Mängel kaum in Betracht kommen. Ein echter Freiheits- und Vaterlands-Sinn weht durch seinen „Kaiser und Hirt", seinen „Barbarossa", sein im Volkston gehaltenes „Soldatenlied", sein sechsmal componirtes Lied: „Ruh in der Heimath" u. a. Wir er-

Digitized by Google

freuen uns der reizenden Märchen und der Balladen und Romanzen, die, meist in düstern Farben, viel Schönes und Ergreifendes echt poetisch bieten; es sei nur auf die „Seelieder", auf „die bleiche Rose" und auf „der Fischer in der Wahl" als Beispiele hingedeutet. Das Schönste sind aber doch die Lieder, die in innigster Wärme Liebe und Liebesleid singen, z. B. die Gedichte „Liebesleben", „Herz und Augen", „der Liebe Ewigkeit", und die im echten Volkstone gehaltenen, wahre Perlen der Sammlung bildenden Lieder: „Grüß Gott!" „Wenn ich ein Röslein wär'", „Immerdar", „Wanderlied", „Wanderbursch" und das vielcomponirte „Ein Vöglein". Der Dichter hat am 19. November 1886 im stillen Joachimsthal das fünf und siebzigste Jahr vollendet, und wenn auch nicht mehr „Lerchen jubelnd einziehen", und der Geist sich naturgemäß mehr den Betrachtungen und Erinnerungen hingibt, so sang doch Brunold an seinem 73. Geburtstage noch frisch und muthig:

„Und wurd' mein Haar' auch lang schon weiß —
Den Geist laß jung mir bleiben!"

Jedenfalls sollte er nicht unmuthig klagen:

„Des Dichters doch hat Niemand, Niemand Acht,
Und sind die Lieder auch in Vieler Munde,
Vom Dichter selbst, zum Dichter kommt nie Kunde —
Und immer düst'rer wird in ihm die Nacht";

— hat er sich doch durch seine Lieder gar viele Herzen gewonnen und einen ehrenvollen Platz in der Geschichte deutscher Dichtung errungen. Wer Tendenzpoesie oder frivolen Witz sucht, nehme das Buch nicht zur Hand, aber jedem, der wahre, dem Herzen warm entflossene Dichtung liebt, und zumal den deutschen Frauen, seien die Brunold'schen Gedichte auf das Wärmste empfohlen. Robert Keil.

Am 17. Februar wurden es dreißig Jahre seit Heinrich Heine in Paris gestorben ist, und mit diesem Tage werden auch seine Werke frei. Zwei neue Ausgaben auf einmal erinnern uns an das Erlöschen des Hoffmann & Campe'schen Privilegiums. Das Bibliographische Institut in Leipzig verschickt eben die erste Lieferung der in ihrem Verlage erscheinenden Sämmtlichen Werke Heinrich Heine's, herausgegeben von Ernst Elster. Die Einleitungen, die dieser dazu geschrieben, erzählen alles Wissenswerthe über Entstehung und Charakter der einzelnen Werke, die Anmerkungen geben die nothwendigsten Erklärungen, die Lesarten werden nachgetragen und besondere Sorgfalt ist dem Text zugewendet, der von fremden Interpollationen gesäubert und um später von Heine gestrichene oder nur den französischen Ausgaben einverleibte Stellen bereichert erscheint. — Einen besseren Einblick in die Intentionen des Herausgebers und Verlegers gewährt die Kritische Gesammtausgabe, die Gustav Karpeles im G. Grote'schen Verlag in Berlin erscheinen läßt, weil uns davon schon die zwei ersten Bände vorliegen, welche die sämmtlichen Gedichte und die Tragödien enthalten. Die Verlagshandlung, die Heine's Werke mit gewohnter Pracht in Groß-Octav ausstattet, hätte die Herausgeberschaft keinen besseren Händen anvertrauen können, als denen von Karpeles, der seit Strodtmann's Tod unser unstreitig erster Heineforscher und -kenner ist. Da er schon zwei biographische Monographien dem Dichter gewidmet, so mußte hier eine andere Feder für ihn eintreten, und die Wahl fiel sehr glücklich auf den Londoner Professor Buchheim, der sich durch ein Buch über Heine's Prosa als guter Kenner unseres größten Lyrikers seit Goethe erwiesen hat. Seine Einleitung ist denn auch bei aller Knappheit eine vorzüglich orientirende Studie voll Geist und Sachkenntniß und mit jener Wärme geschrieben, die sich dem Leser wohlthuend mittheilt. Der Text ist, so weit wir ihn controliren konnten, mit der größten Genauigkeit nach der letzten Originalfassung hergestellt, und die Anmerkungen mit ihren sachlichen und literarischen Hinweisen verfallen niemals in jene vorgreifliche Geschwätzigkeit, die den Genuß des Textes beeinträchtigen könnte, sondern sind durchgängig kurz und doch erschöpfend. Die Varianten stehen am Schlusse des Bandes und beweisen des Herausgebers Genauigkeit und Kenntniß. Diese Arbeit war um so schwieriger, als sie trotz der einschlägigen Vorarbeiten von Strodtmann und Hüffer ganz von Grund aus neu gemacht werden mußte. Wir werden jedenfalls dem hoffentlich raschen Fortgang des Werkes mit Theilnahme folgen. Offenbar ist „il morto Enrico" endlich zu dem richtigen Herausgeber und Verleger gekommen.

Ueber den Wolken und andere Novellen von Otto Roquette. (Dresden, E. Pierson.) — Fünf trefflich vorgetragene, fein abgetönte Erzählungen unseres mit Heyse verwandten Novellisten, freilich mit dem Heyse erster Manier, der noch nichts von psychologischen Spitzfindigkeiten wußte. Die erste Geschichte, die dem stattlichen Bande den Namen gab, ist ein erschütterndes Lebensbild von heute, in welchem namentlich die erzählende Heldin unsere volle Theilnahme gewinnt. Auf einem Lustspielmotiv basiren „Die Vertrauten". Hier und in „Botho's Erziehung" wirkt namentlich der milde, frische Humor des Verfassers außerordentlich anheimelnd. Wie prächtig ist nicht auch in „Siebenschläfer" der harmlose Privatdichter Conrector Vollmar gezeichnet, der die Tinte nicht lassen kann, aber wenigstens niemals an eine gedruckte Existenz denkt! Roquette nennt diesen Dilettanten einen Stillen im Lande der Dichtung und preist ihn glücklich, weil er sein Daheim poetisch auszuschmücken versteht, ohne etwas von den Widerwärtigkeiten zu befahren, die dem künstlerischen Gestaltungstrieb von außen her entgegentreten. Das Buch gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer jüngsten Novellenliteratur und wird keinen Leser unbefriedigt lassen.

Autour du Concile. Croquis et Souvenirs d'un artiste à Rome. Par Charles Yriarte. (Paris, J. Rothschild.) — Der bekannte Kunst- und Reiseschriftsteller, dessen Feder bereits Florenz und Venedig vor uns aufleben ließ, gibt hier ein Buch voll anmuthiger und lebensvoller Erinnerungen an das Rom des ökumenischen Concils, der Cardinäle und Monsignori. Die ewige Stadt von damals ist zum Theil bereits verschwunden. Es dürfte nicht mehr lange dauern, und sie wird alle Aeußerlichkeiten einer modernen Hauptstadt nachgeahmt haben. Das Ghetto und mit ihm manches interessante antike oder mittelalterliche Monument existirt nicht mehr, die wundervollen Gärten, wo Raphael und Michelangelo lustwandelten, werden parcellirt, die Processionen auf allen Straßen verboten, die Abruzzesen civilisirt, die Bettler und Modelle von den Plätzen weggewiesen, und fast hätten wir eine Weltausstellung in den Thermen Diocletians erlebt. Die alten Tagebuchnotizen eines Künstlers und Poeten wie Yriarte haben heute einen fast historischen Werth, und er hat wohl daran gethan, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Sie zaubern uns das Vergangene noch einmal lebendig vor die Seele, sind treu und gefällig, unterhaltend und lehrreich, und was die Feder nicht festhalten konnte, das hat der Zeichenstift Yriarte's und anderer Künstler, wie Detaille, von Liphart und Heilbuth fixirt. Namentlich des Letzteren bekannte römische Genrebilder wird sich der Leser freuen, hier in wundervollen Radirungen wieder zu begegnen. Das empfehlenswerthe Buch ist mit jenem typographischen Luxus ausgestattet, an den uns die renommirte Pariser Verlagshandlung gewöhnt hat.

Aus verstreuter Saat. Erzählung von Ernst Wichert. (Leipzig, Carl Reißner.) — Diese Geschichte hebt eigenartig und spannend an. Wir werden neugierig gemacht auf die Schicksale zweier jener unglücklichen Kinder, zu denen sich keine Eltern bekennen wollen und die in dem Schmutz und der Verwahrlosung bei sogenannten „Ziehmüttern" aufwachsen. Wir erwarten düstre Sittenbilder aus dem Leben der Großstadt, in deren Nachtseiten wir auch in den ersten Capiteln manchen Blick thun, und finden das Feld vortrefflich geebnet für realistische Schilderungen von packender Eigenart, die der Stoff geradezu herauszufordern scheint. Statt dessen verläuft die Erzählung leider ziemlich schablonenmäßig und wir können nur annehmen, daß die Rücksichten auf irgend ein „Familienblatt" — diesen Verderb unserer modernen Belletristik — den Verfasser bestimmt haben, seiner ursprünglichen Absicht untreu zu werden und uns eine oft dagewesene, keineswegs originelle Geschichte zu erzählen, die auch bald recht durchsichtig wird und deren Schluß keine rechte Befriedigung gewährt.

T—n.

Digitized by Google

Inserate.

Zur Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland.
Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Kaiser Wilhelm und sein Reich

von

Ed. Simon.

Autorisirte Bearbeitung.

Aus dem Französischen.

Ein starker Octavband 6 M., eleg. geb. 8 M.

Mit großer Unparteilichkeit, welche man bei einem Franzosen nicht für möglich hält, schildert Autor das Leben unseres **Heldenkaisers** und mit **Hochachtung**, mit **Bewunderung**, ja mit **größter Sympathie** spricht derselbe von unseren großen Männern, **Bismarck, Moltke** u. s. w. Das Werk ist geeignet in Deutschland gleiches Aufsehen wie in Frankreich hervorzurufen. —

= Populäre Anthropologie. =

In gemeinverständlicher Darstellung und künstlerischer Ausstattung sich an „Brehms Tierleben" anschließend erscheint soeben:

Der Mensch.

Von Professor Dr. **Johannes Ranke.**

Mit 991 Textabbildungen, 16 Karten und 32 Chromotafeln.

2 Saffianbände 32 M. — 26 Hefte à 1 M.

Prospekte gratis. — Erstes Heft und Band I durch alle Buchhandlungen zur Ansicht.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Deutsch-national.

Kolonial-politische Aufsätze

von

Karl Peters.

186 Seiten gr. 8°. Preis *M* 4.— broch., *M* 6.— hlbfz. gebunden.

Verlag von **Walther & Apolant** in **Berlin.**

Ein junger

lievländischer Schriftsteller,

Mitarbeiter von Rigaer, Petersburger und deutschen Zeitungen, academisch gebildet, auch des Russischen mächtig, sucht eine Stelle als Redacteur eines deutschen Blattes. Er ist in politischen, literarischen und zumal volkswirthschaftlichen Fragen wohl bewandert und, da er längere Zeit in Moskau gelebt, in russischen Dingen vorzüglich informirt. Günstige Zeugnisse stehen zu Diensten. Ansprüche sehr bescheiden. Eintritt sogleich. Auskunft ertheilt die **Redaction der „Gegenwart".**

Neuer wissenschaftlicher Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Höhlbaum, Dr. K., Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. Band I. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde III.) Gross 8°. XVI und 382 S. Eleg. brosch. Preis 9 Mark. In Leinwand geb. 10 Mark. (Wird in 2 weiteren Bänden binnen Jahresfrist vollständig.)

Lamprecht, Dr. K., Initial-Ornamentik des VIII. bis XIII. Jahrhunderts. 44 Steindruck-Tafeln meist nach Rheinischen Handschriften nebst erläuterndem Text. Folio. Eleg. brosch. Preis 10 Mark.

Lamprecht, Dr. K., Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. Drei Bände in vier Abteilungen. Gross 8°. 193 Bogen. Mit achtzehn Karten und sechs Holzschnitten im Text. Brosch. Preis 80 Mark.

Lossen, Dr. Max, Briefe von Andreas Masius und seinen Freunden 1538—1573. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde II.) Gross 8°. XX und 537 S. Eleg. brosch. Preis 11 Mark 40 Pf. In Leinwand geb. 12 Mark 50 Pf.

Scherzer, Dr. Karl von, Das wirthschaftliche Leben der Völker. Ein Handbuch über Production und Consum im Welthandel. Gross 8°. XI und 756 S. Preis brosch. 18 Mark 50 Pf. In Leinwand geb. 20 Mark 50 Pf.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kattenburg.

Ein Sang aus der Zeit des Bauernkrieges.

Von **L. St. Hohenried.**

Preis *M* 4.80, elegant gebunden *M* 6.20.

K. K. Hofbuchhandlung
Wilhelm Frick,
Wien, Graben 27, Wien.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-A.,** Oppelstr. 44.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Neu erschienen:

Natur und Sitte.

Zwei Novellen

von

Eugen Löwen.

Eleg. broch. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Verlag von **Bruer & Comp, Berlin** S.W.,
Anhaltstr. 11.

Sechsmal prämiirt mit ersten Preisen

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Tua** u. v. a. Ausf. Preiscour. werden gratis frc. zugesandt.

Gebrüder Wolff,
Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Gallerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

APR 2 1887

№ 12. Berlin, den 19. März 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zum neunzigsten Geburtstage unseres Kaisers. — Reichs-Einkommensteuer und Erbschaftssteuer. Von Karl Walcker. — **Literatur und Kunst:** Traumlyrik. Anmerkungen für Schumann-Freunde. Von Paul Marsop. — Eine russische Literaturgeschichte. Besprochen von Max Behrmann. — **Feuilleton:** Siesta. Von Alexander Kielland. Autorisirte Uebersetzung von L. Marholm. — **Aus der Hauptstadt:** Die Eduard von Steinle-Ausstellung. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Zum neunzigsten Geburtstage unseres Kaisers.

Sorgen wir, daß es Tag bleibt!
Kaiser Wilhelm beim Einzug in Berlin 1871.

In tiefer Bewegung sammeln sich am 22. März die Herzen des deutschen Volkes um den Thron des Kaisers. Neunzig Lebensjahre wird dann unser Kaiser zählen, drei Menschenalter, und diese neunzig Jahre sind ein Jahrhundert der Weltgeschichte, so groß und gewaltig, wie selten eines. Nicht in lautem jauchzendem Jubel wird das deutsche Volk diesen Tag feierlich begehen: das entspräche nicht dem demüthigen Sinne des Kaisers, nicht der Ehrfurcht vor dem hohen Greisenalter, nicht dem Ernste der drohenden Weltlage. Aber jeder Einzelne möge seine Seele versenken in dies Herrscherleben des greisen Helden, welcher Deutschlands Kaiserschwert auch als Neunzigjähriger noch mit starkem Arme hält. Wie groß und reich ist dies Kaiserleben! Was die Alten nicht mehr in die Grenzen menschlichen Denkens einzuschließen vermochten, das hüllten sie in das Gewand der Sage und des Mythus, das entrückten sie in den Kreis der Unsterblichkeit, des Göttlichen. Wo des Christen irdisches Denken nicht mehr hinreicht, da ringt sich seine Seele zum Gebet empor. So stehen wir vor dem Throne, auf welchem unser Kaiser, auf welchem dieser Kaiser die Wacht, nicht am Rheine nur, nein, in ganz Europa hält.

Wer wäre bei der Betrachtung dieses geweihten Menschenlebens nicht bis in die Seele erfüllt von der Empfindung, daß die Gottheit dies Leben sichtlich und treulich behütet und gesegnet hat. Sänger und Prediger sind darum zuerst berufen, die Worte zu geben, in welchen die Seele des Volkes am 22. März seinem Kaiser zuströmt. Denn auch alle tiefsten und stärksten Töne deutscher Poesie klingen in diesem gottbegnadeten Herrscherleben: Heldenruhm, Mutterliebe, nationale Einheit und Größe — das waren allezeit die höchsten und heiligsten Accorde deutscher Dichtung.

Als die Brutalität des ebenso geistesgewaltigen als seelenrohen ersten Napoleon das Herz und die Gesundheit der Königin Luise gebrochen hatte, als die Mutter in heißem Thränenschmerz um das Unglück des Volkes und Staates ihr blondlockiges Kind an die gequälte Brust drückte, da rauschten durch die Lüfte die Schwingen des schwarzen Adlers der Hohenzollern, und um den Kinderkopf, der an der Mutterbrust sich barg, erglänzte in Flammenschrift das gewaltige Wort: „exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

Und dann waren 60 Jahre vergangen. Am Grabmal der Königin, deren innere und äußere Kraft ein Napoleon zerbrochen, stand ein Kaiser, eben vom Schlachtfeld heimgekehrt, auf welchem sein Schwert den auf Lug und Trug gebauten Kaiserthron eines Napoleon in Trümmer zerschlagen hatte; am Grabe der Mutter, die am Schmerz um ihren geknickten und erniedrigten Staat gestorben war, stand der Sohn, der diesen Staat auf die Höhe glorreichsten Ruhmes erhoben, der den Todesschmerz der Mutter gerächt hatte. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. —

Was Deutschland an nationaler Kraft und Einheit errungen, wird in der Geschichte verknüpft sein mit dem Namen unseres Kaisers. Noch ist die Schöpfung des Reiches, für dessen Herstellung die Vorarbeit eines Jahrtausends nöthig war, kaum zwei Jahrzehnte alt; noch sind directe Feindschaft und indirecte Eifersucht in allen Ländern Europas geschäftig, einen Brand zu entflammen, welcher den staatlichen Neubau Deutschlands verzehren soll; noch ist dieses unser junges Reich der Gefahr nicht überhoben, im Gegentheil, die Gefahr ist geradezu wahrscheinlich, daß Kaiser und Reich die Feuerprobe ihrer Existenz in einem europäischen Kriege werden ablegen müssen; noch drohen für die innere Entwickelung des jungen Staatswesens mancherlei Gefahren: dennoch dürfen wir der sicheren Hoffnung leben, daß dies neue Kaiserthum ein starker Fels bleiben werde als Hort und Mittelpunkt des deutschen Volkes, als unzerstörbare Grundlage der deutschen Einheit, als Schutz und Schirm des deutschen Lebens. Wir sind zu dieser Hoffnung berechtigt: denn dies deutsche Kaiserthum ist das Ergebniß der deutschen Geschichte.

Das Kaiserthum Karls des Großen war die erste welthistorische Zusammenfassung germanischen Volksthumes. Von Rom und der spanischen Mark bis zu den Friesen an der Nordsee und den Obotriten an der Ostsee, von der Grenze der Sorben an der Save bis zum atlantischen Ocean reichte die Herrschaft Karls des Großen. Weltreiche von solchem Umfang können keinen dauernden Bestand haben. Als der große, von der Sage verklärte Kaiser Karl — auch eine jener übermenschlich großen Gestalten deutscher Geschichte — dahingegangen war, zerfiel auch sein Reich. Aus den Elementen des ungeheuren Frankenreiches entwickelte sich das Staatensystem des heutigen Europa. Und den Abschluß unserer deutschen Entwickelung bildet das Kaiserthum, dessen erster Träger die an Karl den Großen gemahnende Heldengestalt ist, um deren Thron sich zu scharen der lebenden Generation des deutschen Volkes durch die Vorsehung beschieden war.

Die Entwickelung, welche zwischen Karl dem Großen und unserem Kaiser liegt, ist bezeichnet durch die Jahre 843 und 1806. Als im Theilungsvertrag von Verdun die territorialen Grundlagen des heutigen Deutschland gelegt worden waren,

Digitized by Google

schienen die Aussichten auf eine gesunde staatliche Entwickelung des Karolingischen Theilreiches, welches Ludwig der Deutsche, ein des großen Ahnherrn nicht unwerther Enkel, übernahm, keineswegs ungünstig. Aber in den Wirren des neunten Jahrhunderts waren die staatlichen Institutionen und das Herrschergeschlecht kraftlos geworden. Noch war kein Jahrhundert seit des großen Germanenkaisers Tode dahingegangen, da entsank dem Kinde, das als letzter Sproß des deutschen Zweiges der Karolinger den Thron inne hatte, das Scepter, noch bevor es mit dem Schwerte hatte verbunden werden können.

Dann beginnt jene deutsche Kaiserzeit, die man universalhistorisch in zwei durch das Interregnum geschiedene Abschnitte gliedern darf. Drei Jahrhunderte lang regierten Könige und Kaiser aus sächsischem, fränkischem, schwäbischem Stamm, deren Geschichte nicht nur reich an einzelnen großen Personen und Ereignissen, sondern deren Geschichte im Ganzen ein großes und gewaltiges Stück deutschen Lebens bildet. An Helden- und Herrschergestalten wie der erste und dritte Heinrich, wie Otto I., wie Friedrich I. und II. wird allezeit nicht das Herz der Jugend allein, sondern des ganzen deutschen Volkes mit Wärme, ja mit Begeisterung hängen. Die drei großen deutschen Stämme haben an der Größe unserer mittelalterlichen Kaiserzeit gleichen Antheil.

Und dennoch — trotz aller Größe der Franken-, Sachsen- und Hohenstaufenkaiser endete der letzte Sprosse des edlen Geschlechtes, in welchem die ideale Hoheit des deutschen Mittelalters zusammengefaßt war wie in keinem anderen, im fernen Süditalien durch das Henkerbeil, und die Grabmäler der zwei Hohenstaufenkaiser im Dom zu Palermo gemahnen uns daran, daß die Größe der deutschen Kaiser im Mittelalter keine deutsche Größe war. In weltumspannenden Träumen, in der immer wiederkehrenden Sehnsucht nach der trügerischen Sirene der Weltgeschichte, dem ewigen Rom, vergeudeten die Kaiser des Mittelalters die beste deutsche Kraft. Indeß die deutsche Kraft von der Gluth italischer Sonne verzehrt wurde und die Kaiser Weltpolitik trieben, zerging die deutsche Einheit immer mehr, verlegte der Schwerpunkt deutschen Lebens sich immer mehr aus dem Centrum in die Peripherie.

Und es kam die Zeit, wo der Glanz der deutschen Krone so völlig verblichen war, daß kein einheimischer Fürst mehr diese altberühmte und nun so ruhmlos gewordene Krone tragen wollte, da die Deutschen bei fremden Nationen um einen König betteln mußten.

Aber Eines ist uns doch geblieben aus jener Zeit, ein unvergängliches und unverlierbares Denkmal deutscher Größe, Kraft und Einheit: die Namen und Werke eines Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg.

Der Glanz der Kaiserkrone aber war dahin. Zwei Jahrhunderte lang irrte dann das Kaiserthum umher in deutschen Fürstengeschlechtern. Ganz ohne Lichtpunkte sind auch diese Zeiten nicht; aber keiner jener Fürsten, die wechselnd die deutsche Krone trugen, vermochte dem Kaiserthum mehr einen wirklichen Inhalt zu verleihen. Viel zu schwach waren die Fundamente, auf welchen der Bau des deutschen Gemeinwesens ruhte: mehr und mehr zerbröckelte der altehrwürdige Bau des heiligen römischen Reiches deutscher Nation.

Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts blieb dann die Krone erblich im Hause Habsburg. Diese Epoche enthält die äußerlich glänzendste Zeit des deutschen Kaiserthumes. In Karl V. Staaten ging ja die Sonne nicht unter: weit über Länder und Meere reichte das habsburgische Scepter. Innerlich aber eilte der Verfall des Reiches mit Riesenschritten vorwärts. Das Kaiserthum war zu einem Anhängsel Oesterreichs geworden und verlor für den Norden und Nordosten Deutschlands jede Bedeutung.

In die habsburgische Kaiserzeit fällt die verhängnißvollste Katastrophe des alten Kaiserthumes: die Reformation. Die Glaubenskraft eines armen Augustinermönches war stärker als das weltbeherrschende Kaiserthum Karl V. In wenigen Jahren hatte der Abfall von der alten Kirche in Deutschland riesengroße Dimensionen angenommen. Das Kaiserthum der Habsburger aber blieb der alten Kirche treu. Habsburg und Wittelsbach allein unter allen bedeutenderen deutschen Fürstenhäusern lehnten die Reformation für sich und ihre Länder ab, und unter der Führung dieser beiden Häuser gelang es der durch die Reformation von dem Verderbniß der früheren Zeit gereinigten und dadurch innerlich neu erstarkten alten Kirche theils durch äußere Gewalt, theils durch die Mittel diplomatischer Kunst weite Gebiete in Deutschland der Reformation wieder zu entreißen und ein Drittel der Territorien des Reiches dem Glauben der alten Kirche zu erhalten.

Die Nation aber war durch die Bewegungen des sechszehnten Jahrhunderts in zwei Theile gespalten, deren Sprache zwar die gleiche, deren tiefstes Empfinden aber, die Religion, verschieden war. Das habsburgische Kaiserthum stand seitdem im Widerspruch zu den Lebensgrundlagen der Mehrheit des deutschen Volkes. Drei Jahrhunderte noch fristete das Reich dieses Scheindasein unter habsburgischer Herrschaft. So kraftvoll einzelne der habsburgischen Fürsten ihre österreichischen Lande beherrschten, eine kraftvolle Entfaltung der deutschen Kaisermacht war längst Unmöglichkeit. Das Reich war ein Chaos kleiner und kleinster geistlicher und weltlicher Potentaten geworden, die zum großen Theile willenloses Werkzeug fremder, besonders französischer Intriguen waren. Nur bei den Krönungen zeigte sich noch äußerlich der alte Glanz und die alte Herrlichkeit des Reiches: innerlich war aller Glanz und alle Herrlichkeit längst dahin.

Unbemerkt fast ging dann dies alte, einst so herrliche Kaiserthum deutscher Nation in den Stürmen der napoleonischen Zeit zu Grunde. Niemand gewahrte es, daß durch das Verschwinden des deutschen Kaiserthums eine Lücke im deutschen oder europäischen Staatensystem entstanden wäre. Denn das deutsche Staatsleben war seit Jahrhunderten schon in Bahnen gelenkt worden, auf welchen das Kaiserthum nur mehr als ein ferner Schatten erschien. Die Realität des deutschen Staatslebens war in den Einzelstaaten concentrirt. Schon in den großen Zeiten unseres mittelalterlichen Kaiserthumes war es nur den bedeutendsten Kaiserpersönlichkeiten und immer nur mit äußerster Mühe gelungen, es zu verhindern, daß die centrifugalen Kräfte die Herrschaft gewannen, daß die Macht der Herzöge und Fürsten das Reich zersprengte. Nach dem Untergang der Hohenstaufen zeigte sich im Interregnum, daß die Reichseinheit nur auf der persönlichen Kraft der Kaiser, nicht auf der Kraft dauernder Institutionen beruhte. Aber noch war die Zeit lange nicht erfüllt, daß ein staatlicher Neubau Deutschlands hätte durchgeführt werden können. Noch einmal wurde das lose Gefüge des Reiches wieder hergestellt und selbst die Katastrophe der Reformation vermochte nicht, dies lose Gefüge endgiltig zu zerreißen. Immer kräftiger aber entwickelte sich das Staatsleben in den Territorien. Bayern und Sachsen waren neben Oesterreich die mächtigsten Territorialgewalten, Bayern die Hauptstütze einer von katholischen, Sachsen einer von evangelischen Principien getragenen Politik. Seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts beginnt dann alle übrigen Territorialgewalten zu überragen: Brandenburg-Preußen. In gewaltiger Weise entwickelt sich dies Staatswesen in einer für die welthistorische Betrachtung überaus kurzen Spanne Zeit. Zögernd nur schließt sich Brandenburg der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts an; lange noch ist Kursachsen die führende Macht des neuen Deutschlands. Anfang des siebzehnten Jahrhunderts faßt dann dieses brandenburgische, territorial im Mittelpunkt Deutschlands stehende Staatswesen festen Fuß im äußersten Osten und im äußersten Westen Deutschlands und gewährt, obwohl rechtlich ein evangelisches Staatswesen, den Katholiken die weitherzigste Toleranz, zu einer Zeit, wo sonst noch nirgends in der Welt von Toleranz gegen Andersgläubige die Rede war. Bereits hatte die Weltgeschichte darin die Umrisse der künftigen Großmacht vorgezeichnet. In wenig mehr als einem Jahrhundert erscheinen drei Fürsten aus dem Hohenzollernhause auf dem Plane der Geschichte, welche zu den größten Herrschern in allen Zeiten und unter allen Völkern gezählt werden müssen: der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große. Es ist müssig,

Digitized by Google

die Frage zu erörtern: welcher dieser Hohenzollernfürsten der größte war; sie waren alle größte Männer der Weltgeschichte. Und es ist eine ganz einzige Erscheinung in der Geschichte, daß in fast unmittelbarer Folge drei Herrscher an der Spitze des brandenburg-preußischen Staates standen, welche als Staatsmänner und Feldherren so gewaltig groß waren. Auch von Friedrich Wilhelm I. gilt dies vollauf. Friedrich Wilhelm I. ist der größte innere König von Preußen: seine Bedeutung für die innere Entwickelung Preußens bis auf diesen Tag kann nicht hoch genug geschätzt werden. Unter dem Großen Kurfürsten erschien Kurbrandenburg zuerst als wichtiger Factor in den europäischen Händeln; von Friedrich Wilhelm I. empfing das Königreich Preußen eine innere Organisation von so eminenter Vorzüglichkeit, wie kein Staat in Europa einer solchen sich zu erfreuen hatte; durch Friedrich den Großen wurde Preußen innerlich und äußerlich zur europäischen Großmacht, deren jugendfrische Kraftentwickelung bald alle anderen europäischen Großmächte in Schatten stellen sollte.

Vorerst aber kam nach den Zeiten der Größe und der äußersten Kraftanspannung eine Zeit des Niederganges und der Erschöpfung. Es schien, als könne der Staat Friedrichs des Großen nicht vor dem Untergange gerettet werden, mit welchem ihn das Machtwort des corsischen Imperators bedrohte. Aber die großen Thaten der Freiheitskriege zeigten der Welt, daß die preußische Heldenkraft und der preußische Heldensinn noch nicht erstorben waren.

Das alte Reich war wie eine kraftlose Flamme erloschen. Und kein neues Reich trat an seine Stelle, sondern jener armselige deutsche Bund, den der Neid der Fremden und die Eifersucht und Impotenz der deutschen Mächte auf dem Wiener Congreß schufen, von Anbeginn dem Auslande ein Spott, dem deutschen Volke ein Aerger. Die Traditionen des habsburgischen Kaiserthumes setzten sich noch ein halbes Jahrhundert fort in den Formen des Frankfurter Bundestages, in welchem Oesterreich den Vorsitz führte. Dies Deutschland des Scheins unter Oesterreichs Vorsitz mußte sich, um nur das eine zu erwähnen, von Europa jenes famose Londoner Protokoll bieten lassen, durch welches die altdeutschen Lande Schleswig-Holstein an Dänemark verschachert wurden. Es gab keine Ehre der deutschen Nation mehr. Einen Moment mochte man glauben, es werde die elementare Volkskraft, müde jenes kläglichen Treibens am Frankfurter Bundestage und erbittert darüber, den deutschen Bund im Sturme wegblasen. Aber wenn auch alle staatlichen Dinge in Deutschland unsicher und schwankend geworden waren, Ein fester Punkt war unerschüttert geblieben: das preußische Königthum. Und an dem Widerstand und Widerspruch dieses Factors scheiterte die Bewegung des Jahres 1848: die königliche Souveränetät der Hohenzollern war in Deutschland noch stärker, als die Ideen der Volkssouveränetät. Die guten Keime jenes wilden Jahres mußten auf anderem Wege zur Entfaltung gebracht werden.

Inzwischen hatte Preußen für die Idee der nationalen Einheit im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts in stiller aber um so intensiverer Arbeit ein Werk geschaffen, auf welchem als der festesten Grundlage unser heutiger deutscher Gesammtstaat beruht: den Deutschen Zollverein. Es dürfte nicht behauptet werden, daß Preußen dabei in bewußter Absicht bereits die Herstellung der vollen staatsrechtlichen Einheit ins Auge gefaßt gehabt hätte. Aber von selbst mußte die wirthschaftliche Einheit der Nation, je fester sie sich gestaltete, auf die Bahnen der vollen staatsrechtlichen Einheit führen. Auch Preußen hat dies erst allmählich sich zu vollem Bewußtsein gebracht. An der von Preußen im Zollverein geschaffenen wirthschaftlichen Einheit hatte Oesterreich keinen Antheil. Die Gefahren des Zollvereins aber für seine hegemonische Stellung erkannte Oesterreich viel zu spät, zu einer Zeit, da es nicht mehr möglich war, das große Werk der wirthschaftlichen Einigung der Nation durch kleine Intriguen zu zerstören.

Die im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts fortwährend gewachsene Spannung der deutschen Großmächte mußte schließlich mit den Waffen ausgetragen werden. In dem kurzen Feldzuge von 1866 zeigte sich zum Schrecken von ganz Europa, daß Preußen noch der Staat Friedrichs des Großen, daß dieser Staat durch die große Armeereorganisation, welche unter schweren inneren und äußeren Gefahren eben noch hatte vollendet werden können, die erste Militärmacht der Welt geworden war.

Es war das historische Ergebniß der Jahrhunderte: daß der Staat der Habsburger, welcher bereits im sechzehnten Jahrhundert dem geistigen und religiösen Leben der Mehrheit der Nation sich entfremdet hatte, welcher dann im neunzehnten Jahrhundert von der wirthschaftlichen Einheit der Nation sich hatte ausschließen lassen müssen, nun auch staatsrechtlich aus Deutschland ausscheiden und die Führung an Preußen abgeben mußte als denjenigen Staat, der in geistiger, wirthschaftlicher und staatsrechtlicher Hinsicht durch die ganze Entwickelung der deutschen Geschichte allein zur Führung berechtigt und berufen war.

Nun ist dies Ziel erreicht. In den Prunkgemächern des französischen Königsschlosses zu Versailles wurde nach der Vernichtung des französischen das neue deutsche Kaiserthum der Hohenzollern unter dem Donner der Kanonen und dem brausenden Jubelrufe von Heer und Nation verkündigt. Das stärkste Fundament aber dieses neuen deutschen Kaiserthumes ist das preußische Königthum; ein Königthum, dessen höchster Stolz und höchste Ehre allezeit die Arbeit im Dienste des Volkes war; ein Königthum, dessen höchster Ruhm allezeit die peinlichste und gewissenhafteste Sparsamkeit war, welche die Ausgabe auch des Pfennigs sorgsam überdachte und dem Volke nie andere Lasten auflegte als solche, die um der Entwickelung, der Sicherheit, der Existenz des Staates willen absolut erforderlich waren; eines Königthumes, das mit der Seele des Volkes so innig und fest verwachsen ist wie kein zweites in der Welt. Darum ist dies Königthum ein Königthum von Gottes Gnaden im höchsten und idealsten Sinne des Wortes, darum hat die Vorsehung dies edle Königthum erhöht zum glorreichen Kaiserthum.

Und dies königliche Kaiserthum ist uns verkörpert in einer Heldengestalt, vor der in Ehrfurcht das Haupt zu neigen der Stolz jedes freien deutschen Mannes sein kann, sein muß.

Gott segne und behüte unseren Kaiser!

Reichs-Einkommensteuer und Erbschaftssteuer.

Von Karl Walcker.

Die von deutschfreisinniger Seite vorgeschlagene Resolution, die Kosten der Erhöhung des Friedenspräsenzstandes durch eine Reichs-Einkommensteuer der Reichen und Wohlhabenden zu decken, ist jüngst im Reichstag gegen die Stimmen der Freisinnigen und Socialdemokraten abgelehnt worden. Der treffliche Abg. Miquel hielt bei dieser Gelegenheit eine bedeutsame finanzpolitische Programmrede, in welcher er betonte, daß er die Steuer nicht aus Verfassungsbedenken verwerfe, sondern aus Opportunitätsgründen: er will sie in die Einzelstaaten verlegen. Von verschiedenen Seiten ist auch gesagt worden, das Deficit des Reichsbudgets solle durch indirecte Steuern, z. B. durch Reformen der Branntwein- und Zuckersteuer, nicht durch directe Steuern, gedeckt werden. Es ist in der That sehr wahrscheinlich, daß die eben erwähnten Reformen früher oder später zu Stande kommen werden; aber daraus folgt noch nicht, daß es auf die Dauer möglich sein wird, die Einführung einer directen Reichssteuer zu vermeiden. Der Staats- und Gemeindebedarf zeigt überall, sogar in der neutralen, mehr durch die Eifersucht der Großmächte wie durch ihr billiges und mangelhaftes Milizsystem behüteten Schweiz, eine so starke Tendenz zum Anwachsen, daß eine directe Reichssteuer eine bloße Frage der Zeit sein dürfte.

Man kann den Freunden der Reichs-Einkommensteuer zugeben, daß die dereinstige Einführung dieser Steuer sehr wahrscheinlich ist; aber daraus folgt durchaus nicht, daß die Einführung der Reichs-Einkommensteuer jetzt opportun ist, und daß diese Steuer die wichtigste directe Reichssteuer sein

Digitized by Google

muß. Der bereits 1877 von der preußischen Regierung gemachte Vorschlag einer Reichs-Erbschaftssteuer war viel praktischer und staatsmännischer. Man wende nicht ein, daß dieser Vorschlag trotzdem von der Mehrheit des Bundesrathes abgelehnt wurde. Die Lage war damals wesentlich anders als jetzt. Die bayrische Politik wurde vom unglücklichen, wohl schon zu jener Zeit halb geisteskranken Könige Ludwig II. geleitet, die indirecte Steuerschraube war noch nicht so stark angezogen wie jetzt, der Reichs-, Staats- und Gemeindebedarf war geringer, und die europäische Lage war noch nicht so gewitterschwanger wie jetzt.

Eine Reichs-Erbschaftssteuer wäre gegenwärtig mit viel geringeren politischen und wirthschaftlichen Schwierigkeiten durchzusetzen wie eine Reichs-Einkommensteuer. Die Letztere würde aus politischen und finanziellen Gründen bei den Mittelstaaten auf eine starke, vielleicht unüberwindliche Opposition stoßen. Auf die politische Seite der Sache braucht hier nicht näher eingegangen zu werden, denn schon die rein finanziell-technischen Bedenken gegen eine baldige Einführung der Reichs-Einkommensteuer sind ausschlaggebend. Wenn das Reich jetzt diese Steuer einführen wollte, so würde es dadurch das gesammte directe Steuerwesen Preußens und der übrigen Bundesstaaten in eine gewisse Verwirrung bringen; denn bei der verschiedenen Ausbildung und Gestaltung der Steuersysteme der deutschen Staaten würde die Reichs-Einkommensteuer ungleichartig und ungerecht wirken, die verschiedenen Gegenden und Einkommenszweige sehr ungleichartig treffen. Dieser Mangel könnte nur beseitigt werden, wenn die directen Steuern aller Einzelstaaten durchgreifend reformirt und gleichartig gemacht würden. Eine so schwierige und verwickelte Arbeit würde aber im günstigsten Falle längere Zeit zu ihrer Durchführung brauchen. Die Durchführung der Reichs-Erbschaftssteuer wäre dagegen viel leichter. Erbschaftssteuern dieser oder jener Art bestehen bereits in fast allen deutschen Ländern*), und die Zusammenfassung und Fortbildung dieser Steuern zur Reichs-Erbschaftssteuer würde nicht, wie die Reichs-Einkommensteuer, eine durchgreifende Umgestaltung, man könne fast sagen Umwälzung der bestehenden directen Steuern nöthig machen. Auch in politischer Beziehung wäre die Reichs-Erbschaftssteuer viel leichter durchzusetzen; weil sie sich mit einem viel geringeren Eingreifen des Reiches in die einzelstaatlichen Verhältnisse durchführen ließe, wie die Reichs-Einkommensteuer; und weil die Einzelstaaten und die Gemeinden einen Theil des Ertrages der Reichs-Erbschaftssteuer erhalten müßten, so daß sie gern zur Erhebung dieser Steuer mitwirken würden.

Die ehemalige Schwärmerei für die angeblich allein seligmachende Einkommensteuer war eine Modekrankheit der 1848er Demokraten und ähnlich unpraktischer Steuertheoretiker. Zu diesen ideologischen Motiven kamen bei anderen Personen nichts weniger als ideale Motive, nämlich das Motiv, große Steuerdefraudationen zu begehen, die unter sonst gleichen Umständen bei der Einkommensteuer viel leichter sind, wie bei einer Erbschaftssteuer, welche auch die Descendenten und Ascendenten trifft. Die neuere Finanztheorie empfiehlt die Einkommensteuer dagegen nur „als eine Art Ausfüllung der Lücken des übrigen Steuersystems", wie z. B. Roscher (Finanzwissenschaft § 74) sagt. Die neueste Finanzpraxis zeigt ebenfalls in verschiedenen Ländern und mehr oder minder deutlich die Tendenz, die Erbschaftssteuer und nicht die Einkommensteuer zur wichtigsten directen Steuer zu machen. In England brachte die Erbschaftssteuer z. B. 1877 bereits 3,675,802 Pfund Sterling, während die Einkommensteuer 5,280,000 Pfund Sterl. brachte. Aehnlich fielen in Sachsen die Einkommensteuer-Zuschläge vor einigen Jahren in Folge der besseren Finanzlage des Staates (des Steigens der Eisenbahnerträge ꝛc.) fort, und die Erbschaftssteuer-Novelle vom 9. März 1880 war ein Schritt zur weiteren Ausbildung dieser Steuer. Roscher hebt am angeführten Orte mit Recht hervor, daß eine deutsche Reichs-Einkommensteuer wegen ihrer völligen Neuheit und großen Fühlbarkeit die reichsfreundliche Gesinnung vieler Pflichtigen gefährden würde. Man darf ferner nicht vergessen, daß derselbe Nominalsatz (Procentsatz) der Einkommensteuer thatsächlich in sehr verschiedener Weise auf Steuerzahlern mit ungleichem und selbst mit gleichem Einkommen lastet. Manche werden z. B. in Folge zu niedriger Einschätzungen, bezw. Declarationen nur mit der Hälfte oder einem noch geringeren Theile ihres Einkommens zur Steuer herangezogen, Andere mit ihrem wirklichen Einkommen; und wieder Andere müssen ein größeres Einkommen versteuern, als sie in Wirklichkeit beziehen, wie Mac Culloch, Gladstone, Rau, Nasse, Roscher, A. Wagner, Gustav Cohn und andere Nationalökonomen und Staatsmänner unter verschiedenen Verhältnissen und Steuergesetzen in Bezug auf England, Zürich, Preußen, Sachsen ꝛc. constatirt haben. Diese Ungerechtigkeiten werden desto größer und erregen desto mehr Unzufriedenheit, je höher der Steuersatz in Folge neuer Militärausgaben oder anderer Gründe steigt. Sogar völlig begründete Reclamationen gegen die Höhe der Einschätzung sind für den Steuerzahler eine lästige, zeitraubende, nicht immer zum Ziele führende, wohl gar kostspielige Sache. Wird dagegen eine Reichs-Erbschaftssteuer eingeführt, zu der noch der Declarationszwang bei den Einkommensteuern kommen müßte, so würden aus Furcht vor Entdeckung nach dem Tode und der nachträglichen Schande und Geldstrafe die weitaus meisten falschen Declarationen des Einkommens durch richtige Declarationen ersetzt werden; und es würde nur noch äußerst selten vorkommen, daß eine begründete Reclamation eines zu hoch eingeschätzten Steuerzahlers abschläglich beschieden würde. Sowohl den Steuerbeamten und den Einschätzungscommissionen als den Steuerzahlern würden viele Mühen und Unannehmlichkeiten erspart werden, wenn die Erbschaftssteuer die wichtigste directe Steuer würde, und wenn die Einkommensteuer nur zur Controle und Ergänzung der Erbschaftssteuer beibehalten würde. Noch wichtiger ist übrigens die von Roscher, Wagner und Anderen mit Recht betonte Controlbedeutung einer guten Erbschaftssteuer für die bei der Einkommensteuer nothwendigen Declarationen der Steuerpflichtigen und Einschätzungen von Seiten der Einschätzungscommissionen.

Ein eingehender Vergleich der Erbschaftssteuer mit der Vermögenssteuer und mit der Capitalsteuer würde hier zu weit führen. Es sei nur in Kürze darauf hingewiesen, daß die Vermögenssteuer im Zeitalter der modernen Großindustrie und des Welthandels, der Handelskrisen und wirthschaftlichen Depressionen viel schwieriger zu veranlagen ist, als ehemals in kleinen antiken und mittelalterlichen Stadtstaaten mit einfachen Verhältnissen. Das Vermögen der Patricier jener Republiken bestand hauptsächlich aus Landgütern, städtischen Häusern, Diamanten, baarem Golde und Silber, Kunstschätzen, zum Theil auch Sclaven. Im Mittelalter dienten Diamanten nicht bloß zum Prunk, sondern auch zur Capitalanlage. Nicht bloß Geldmänner, sondern auch Fürsten und Prinzen kauften manchmal Diamanten zur Capitalanlage, sowie man heutzutage etwa Staatspapiere und Prioritäten zur Capitalanlage kauft.

Im Vergleich zur Erbschaftssteuer hat die Capitalsteuer den großen Mangel, daß sie kleine Capitalisten und wenig bemittelte Wittwen und Waisen hart trifft; während gerade reiche und sehr reiche Leute bei der Capitalsteuer den Besitz großer Beträge in- und ausländischer Werthpapiere leicht verheimlichen können, was bei einer gut organisirten Erbschaftssteuer schwer, oder gar nicht möglich ist. Der Haupteinwand gegen die Erbschaftssteuer, nämlich die verschieden lange Dauer der Zwischenzeiten zwischen zwei Erbfällen, ist leicht zu beseitigen. Die Berücksichtigung der voraussichtlichen Lebensdauer des, oder der Erben ist zwar unpraktisch; denn scheinbar kränkliche Personen erreichen nicht selten ein hohes Alter, und der Gesundeste kann durch einen Unglücksfall oder eine Krankheit rasch dahin gerafft werden. Man kann indeß die

*) Vgl. Geffcken in Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung 1881, Schanz in seinem Finanzarchiv 1885, O. Bacher, Die deutschen Erbschafts- und Schenkungssteuern, Systematische und kritische Darstellung derselben nebst Vorschlägen zu ihrer Unificirung und einem Gesetzentwurfe. Leipzig, 1886 und über den erwähnten preußischen Antrag von 1877: Hirth's Annalen des Deutschen Reiches 1877.

Digitized by Google

Erbschaftssteuer verhältnißmäßig reduciren, bezw. erhöhen. Findet z. B. nach statistischen Ermittelungen bei den besitzenden Classen eines Landes und Zeitalters durchschnittlich alle 40 Jahre ein Erbfall statt, so wären Erbfälle nach 1, 2, 3 ... Jahren mit $^1/_{40}$, $^2/_{40}$, $^3/_{40}$ ..., nach 41, 42, 43 ... Jahren mit $^{41}/_{40}$, $^{42}/_{40}$, $^{43}/_{40}$ ... des normalen Steuersatzes zu belegen. Etwas Aehnliches besteht bereits bei der englischen Erbschaftssteuer und bei der österreichischen Erbschaftsgebühr. Ganz kleine Erbschaften müßten steuerfrei sein, weil ihre Besteuerung inhuman wäre und mehr kosten, als einbringen würde. Vollends gilt dies natürlich von den Kleidern, Möbeln, Küchengeräthen u. s. w., welche ein capitalloser Arbeiter hinterläßt. In England, Frankreich, Oesterreich, Rußland und in einem Theile des Deutschen Reiches, nämlich in Elsaß-Lothringen, zahlen die Descendenten und Ascendenten bereits die Erbschaftssteuer und zwar in Frankreich und Oesterreich ein Procent, in England, wo drei Arten der Erbschaftssteuer bestehen, noch viel mehr. Wenn man im Deutschen Reiche eine Erbschaftssteuer mit einer mäßigen Progression oder, mit anderen Worten, mit einer mäßigen Degression einführte, wenn nur die großen Erbschaften ein Procent zahlten, und wenn die kleinsten, überhaupt noch steuerpflichtigen Erbschaften $^1/_{10}$ Procent, die übrigen Erbschaften zwischen $^1/_{10}$ und 1 Procent zahlten, — so würde diese Steuer den erhöhten Militäraufwand reichlich decken und noch bedeutende Summen abwerfen, welche zu Reichs-, Staats- und Gemeindezwecken, oder zur Herabsetzung drückender Gemeindesteuern, bezw. Staats- und Reichssteuern verwandt werden könnten. Dabei ist natürlich vorausgesetzt, daß die Descendenten und Ascendenten auch zur Erbschaftssteuer herangezogen werden, und daß die Erbschaftssteuer desto mehr steigt, je entfernter die Verwandtschaft des Erblassers und des Erben ist. Ganz entfernte Verwandte zahlen in Oesterreich 8, in Frankreich 9 und in England 10 Procent, und sie könnten im Deutschen Reiche ebenfalls 8—10 Procent zahlen. Von ganz Fremden, gar nicht mit dem Erblasser Verwandten könnte man sogar noch eine höhere Steuer erheben, desgleichen von Legaten, welche an juristische Personen fallen. Die Gerechtigkeit der Steuerprogression, der verhältnißmäßig stärkeren Heranziehung der größeren Erbschaften, Einkommen und Reinerträge zu den Erbschafts-, Einkommen- und Ertragsteuern, wird von Roscher (§ 74) und Anderen mit Recht damit begründet, daß die verhältnißmäßige Untersteuerung der Reichen mit indirecten Steuern ausgeglichen werden muß.

Auch von Reichstags- und Landtagsabgeordneten verschiedener Parteien ist die Erbschaftssteuer, bezw. Reichs-Erbschaftssteuer wiederholt empfohlen worden. Eine anonyme, fortschrittliche Broschüre, die 1878 unter dem Titel „Gegen die Steuerprojecte des Reichskanzlers" bei C. Barthel in Berlin für Rechnung des „Broschürenfonds der Deutschen Fortschrittspartei" erschien und, nach Inhalt und Form zu schließen, von Eugen Richter verfaßt sein dürfte, von dem auch verschiedene andere Broschüren unter seinem Namen bei C. Barthel erschienen sind, plaidirt (S. 21) für eine Reichs-Erbschaftssteuer und eine Reichs-Einkommensteuer. Dieselben beiden Steuern wurden 1880 von Professor A. Wagner im zweiten Bande seiner trotz ihren Mängeln verdienstvollen Finanzwissenschaft (S. 554) empfohlen. Wagner ist aber ein Antipode der Fortschrittspartei. Er schloß sich als preußischer Landtagsabgeordneter den Deutschconservativen an. Am 28. März 1881 empfahl Lasker, der damals bekanntlich Secessionist war, im Reichstage eine Reichs-Erbschaftssteuer, welche nach dem Muster von Frankreich und England die größeren Vermögen heranziehen sollte. Aehnlich sprach sich Fürst Hatzfeldt-Trachenberg am 18. Januar 1883 im Reichstage im Namen der Freiconservativen für eine Börsensteuer, eine Capitalsteuer und eine Erhöhung der Erbschaftssteuer aus. Der Geh. Commercienrath und nationalliberale Reichstagsabgeordnete W. Oechelhäuser stellt ferner in seiner bekannten, 1886 erschienenen Schrift über die Arbeiterfrage (S. 67, 68) folgendes Finanzprogramm auf:

„Im Reich ...:

Die Einführung einer Branntweinconsumsteuer...

In Preußen:

1) Umwandlung der Classen- und Einkommensteuer ... in eine .... jährlich budgetmäßig festzustellende Ergänzungssteuer, auf Grundlage der Selbsteinschätzung. Der bisherige Gesammtertrag sollte auch in Zukunft das Maximum bilden, welches von dieser Einkommensteuer beansprucht wird.
2) Einführung einer Besteuerung des fundirten Einkommens durch jährliche Selbsteinschätzung, oder durch Erhebung einer die kleinen Vermögen freilassenden Erbschaftssteuer, in mäßiger Progression."

Die Branntweinsteuerfrage ist eine besondere, hier nicht näher zu erörternde Frage. Oechelhäuser hat indeß entschieden Recht, wenn er fortfährt: „Letzteres System (d. h. die Erbschaftssteuer) wäre das bei weitem einfachste, während die jährliche Besteuerung des fundirten Einkommens ... zu höchst lästigem Eindringen in die Vermögensverhältnisse führt."

Das neueste Plaidoyer für die Reichs-Erbschaftssteuer hat O. Bacher in seiner erwähnten, verdienstvollen, 1886 erschienenen Schrift geliefert. Sogar ein namhafter Gegner der Reichs-Erbschaftssteuer, der Würzburger Professor G. Schanz, hat 1886 und 1887 Material geliefert, welches für dieselbe verwerthet werden kann und muß. Er veröffentlichte in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 8. und 9. Januar 1887 zwei Artikel über „Die Einkommensteuer und die Steuerreform im Reiche und in den Einzelstaaten". Er bemerkt unter Anderem: „Wir glauben ... nicht, daß die Einkommensteuer wegen der Steigerung der Militärbedürfnisse Aussicht auf Verwirklichung hat." Er führt indeß aus, daß die Reichs-Einkommensteuer späterhin als eine verhältnißmäßig untergeordnete, die übrigen Steuern nur regulirende und ergänzende Steuer nöthig sein wird und ohne (?) die Mitwirkung von Reichsbeamten von den Einzelstaaten allein erhoben werden soll. Eine solche Ausschließung der Reichsbeamten wäre schon aus den Gründen ungerecht und unzweckmäßig, welche E. Fitger in einem analogen Zusammenhange gut entwickelt und mit schlagenden statistischen Daten belegt hat.

Schanz will die Erbschaftssteuern ausbilden, einträglicher machen und unificiren, aber den Einzelstaaten überlassen. Er wies 1886 in seinem Finanzarchiv nach, daß in folgenden Staaten folgende Beträge der Erbschaftssteuer auf den Kopf kommen: in Großbritannien 4,37, in Holland 3,02, in Belgien 3, in Frankreich 2,85, in Italien 1,01, in Dänemark 0,74, in Deutschland nur 0,29 deutsche Reichsmark, nur 29 deutsche Reichspfennige. Im ganzen Deutschen Reiche ergeben die Erbschaftssteuern zusammengenommen nur 13 Millionen Mark. Schanz hat daher nicht Unrecht, wenn er in der „Allgemeinen Zeitung" vom 9. Januar 1887 sagt: „Es wäre ohne Härten möglich, diese vorzügliche, mit der Bevölkerung und dem Reichthum wachsende, die Einkommensteuer controlirende, die Vermögensansammlung treffende Steuer auf 1 Mark pro Kopf zu bringen, also 45*) Millionen, statt 13 Millionen den Einzelstaaten zuzuwenden." Schanz übersieht nur, daß die von ihm mit Recht empfohlene Reform und Unification der einzelstaatlichen Erbschaftssteuern mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit und in kurzer Zeit zur Zusammenfassung dieser Steuern, d. h. Reichs-Erbschaftssteuer führen würde, an deren reichen Erträgen, wie erwähnt, auch die Einzelstaaten und die Gemeinden betheiligt werden müßten. Ja, der Schanz'sche Ein-Mark-Satz wäre sogar sehr niedrig, wie seine eigenen Daten über einige ausländische Staaten zeigen, und wie man auch aus E. Engel's berühmten Werke über das Zeitalter des Dampfes ersieht. Auf Grund der Engel'schen Zahlen und der Kolb'schen Volkszählungsdaten hat Schreiber dieses folgende Tabelle berechnet. Auf 10,000 Einwohner kamen Dampfpferdekräfte der Industrie: in England 1878 601,5, in Deutschland 1878 300,1, dagegen in Frankreich 1876 nur 133,4 und in Italien 1876 nur 19,5. Deutschland ist entschieden pro Kopf der Bevölkerung viel wohlhabender, als

*) Diese Zahl ist zu niedrig. Die rasch wachsende Bevölkerung des Deutschen Reiches betrug am 1. December 1885 bereits 46,840,587 Köpfe.

Digitized by Google

Italien, und wahrscheinlich auch bedeutend wohlhabender, wie Frankreich, welches viel weniger Eisen- und Kohlenlager besitzt und dem deutschen Volke an Volksbildung stark nachsteht.

Kurz, eine rationelle deutsche Reichs-Erbschaftssteuer wäre eine leicht aufzubringende und sehr einträgliche Steuer. Sie eignet sich aus politischen und finanziellen Gründen am besten zur ersten und zugleich wichtigsten directen Steuer des neuen Deutschen Reiches, welches „toujours en vedette" stehen, an den Vogesen und anderswo die Wacht halten muß.

Literatur und Kunst.

Traumlyrik.

Anmerkungen für Schumann-Freunde.

Von Paul Marsop.

Dreißig Jahre sind seit dem Tode Robert Schumann's verflossen. Der minderbegüterte Musiker, welcher ehedem monatelang in Geduld harren mußte, bis er das zerrissene, verklebte, durch falsche Fingersätze bis zur Unkenntlichkeit entstellte Exemplar der Fismoll-Sonate einmal aus der Leihanstalt erhaschen konnte, ist jetzt in der Lage, sich für wenige Mark den „ganzen Schumann" zu erwerben*) — das heißt, ohne die Compositionen der Schumannianer. Diese werden, unter dem Namen der betreffenden Autoren, immer noch zu Liebhaber-Preisen besonders verkauft. Die Setzer sind geduldig und die Verleger wollen auch leben. Kann man es ihnen deshalb verargen, wenn sie das, worauf sie allein ein Recht haben, so theuer und das, worauf jeder ein Recht hat, so billig als möglich ablassen? So haben wir denn heute die Wahl zwischen einem gelben, grünen, grauen, blauen und blaßrosa „Carneval", sämmtlich, wie die Cataloge versichern, auf holzfreiem Papier gedruckt und, wie eine Musikzeitung behauptete, in Rücksicht auf Correctheit jeder immer besser wie der andere. Man bedenke: noch correcter als correct!

Ueber die Zuverlässigkeit des Meisters ließe sich demnach nichts mehr sagen. Dagegen wohl Einiges über die seiner Interpreten. Diejenigen Pianisten, welche seine Werke öffentlich vortragen, verstehen sie nicht und diejenigen, welche Solches nicht thun, können mit den technischen Schwierigkeiten derselben in der Regel nicht fertig werden. Darum schließen wir uns der Meinung derer nicht an, die das Erscheinen der populären Ausgaben mit Freude begrüßen. Es müßte denn sein, daß der populus „aus dem natürlichen Gefühl heraus" — so heißt ja wohl die Phrase — sich ein besseres Verständniß für die subjectivsten aller Clavierpoesien schaffen wollte, als es ihm mit Hülfe unserer musikalischen Normal-Pädagogen gelingt. Vielleicht glückt's ihm. Es dürfte belehrend sein, zu erfahren, ob sich der Dilettant über die Syncopen-Anhäufungen, über die verschiedenen unclaviergemäßen und deshalb auch durch die resoluteste Technik nicht zu bewältigenden Stellen, über die in ihrer Weise ganz außerordentlichen Vortragsschwierigkeiten ebenfalls einzig und allein vermöge des natürlichen Gefühles hinwegzuhelfen im Stande wäre.

Einstweilen haben wir es jedoch mit den Musikern zu thun. Die Thatsache nämlich, daß die Pianisten heute fast ausnahmslos ihre Concertprogramme durch den Namen Schumann zu verschönern pflegen, möchte zu der Vermuthung führen, daß sich jenen seither das Verständniß für eine Musik erschlossen hätte, welche weder Gelegenheit zur Entfaltung einer in Treu' und Redlichkeit erworbenen Fingerfertigkeit bietet noch dem, der sie spielt, den Nimbus musikalischer Classicität verleiht. Aber eine solche Annahme wäre irrig.

*) Am Besten in der trefflichen neuen Ausgabe von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Wir entsinnen uns noch der Zeit, in welcher auch die Clavierspieler höherer Ordnung — die Clavierspielerinnen pflegten damals nach ihrem ersten Auftreten meistens zu heirathen oder Gouvernanten zu werden — von Schumann'schen Compositionen kaum etwas Anderes brachten als die „Traumeswirren" und hinterher — gewöhnlich vor der Lucia- oder Hugenotten-Phantasie — das „Warum". Das ist inzwischen anders geworden. Heute lesen wir keine Ankündigung der Productionen eines Tasten-Athleten, auf welcher nicht die „Symphonischen Etuden", die „C-dur-Phantasie", die „Humoreske" verzeichnet sind. „Schumann beherrscht jetzt die weitesten Kreise", sagen die Leute. Nein, das Pianistenvolk — mögen die Götter es verderben! — schreckt nicht einmal davor zurück, die wundervollen und wunderlichen Räthseldichtungen des stillen Träumers in den Concertsaal hineinzuzerren, antworten wir. Es besitzt den absonderlichen Ehrgeiz, „Alles" auf seinem Repertoir zu haben — auch das, was man nicht mit den Fingern spielen, sondern nur innerlich singen kann. Man denke sich einen Recitator, der die Gedichte Geibels auf offener Straße vorläse, einen Galeriedirector, der seine Poussin's in einem riesigen, kuppelgeschmückten Vestibule aufhinge! Die Clavierspieler früherer Tage hatten weniger Technik, aber mehr künstlerisches Tactgefühl als ihre heutigen Collegen und Franz Liszt erhob mit Unrecht die bittere Anklage gegen sich selbst, daß er seinerzeit nicht Schumann in die Oeffentlichkeit einführte, so wie er dies mit Chopin that. Wir hegen Zweifel darüber, ob er auch mit dem Letzteren durchgängig im Recht war. Chopin selbst hat in Paris nur ein Concert gegeben. Aber er steht wenigstens noch auf der Schwelle zwischen Weltbühne und Phantasirwinkel, wogegen Schumann außerhalb des Letzteren immer ein Fremdling bleiben muß.

Unser Satz heißt: die Lyrik ist nicht die Kunst der Oeffentlichkeit — und diejenige Schumann's am wenigsten.

In der Bach'schen Fuge, der Beethoven'schen Sonate erscheint die Lyrik zwischen Epik und Dramatik eingebettet. An und für sich trägt das weiter ausgeführte Musikstück von streng geschlossener Form vorwiegend den epischen Charakter. Aber die Clavierpoesie Schumann's ist rein lyrischer Art. Der Meister mag seine Schöpfungen „Kreisleriana", „Papillons" oder „Phantasiestücke" nennen — im Grunde genommen dürften sie alle „Phantasiestücke" heißen und sind als solche freie lyrische Improvisationen. Ja, Schumann ist in diesen Werken noch mehr Lyriker wie in seinen Liedern: hier schlägt er bald, auch bei ganz einfachen Stimmungsbildern, den Balladenton an, bald läßt er sich, wie in der „Dichterliebe", durch die Spitzen des Textes dazu bestimmen, Manches dramatisch auszugestalten.

Der Lyriker ist der naivste unter den Poeten. Auch diejenigen Epiker und Dramatiker, welche nur schreiben, „weil sie nicht anders können", müssen der Reflexion ihren Tribut zahlen; dichterische Charaktere sollen aus dem Herzen geboren, aber mit dem Verstande geformt werden. Eine Sarabande Bach's, ein Allegro Beethoven's haben Charakter; ein Clavierstück Schumann's hat nur Seele. Es ist deshalb unwesentlich, welche Ueberschrift es trägt; Theile aus dem „Faschingsschwank" könnten beliebig mit solchen aus der „Humoreske" vertauscht werden, gerade so, wie Strophen aus den verschiedenen Cyclen der Gedichte Heinrich Heine's. Das Thema des Lyrikers bleibt stets das gleiche, ewig junge, ewig unerschöpfliche; der eine nennt es „Dichterliebe", der andere „Liebesfrühling" — — jede Liebe hat ihren Lenz und wer von ihm singen will, muß eben ein Dichter sein. Ob Schumann ein „Blumenstück" oder eine „Arabeske" zeichnet: es blicken stets zwei schöne Augen aus dem Rahmen heraus. Es brauchen nicht immer dieselben zu sein; kehrt die Nachtigall zurück, so sucht sie ihr altes Versteck wieder auf; aber der Rosenbusch, in welchem sie sitzt, treibt jedes Jahr neue Knospen. Jede Blüthe sieht der anderen ähnlich, wenn auch eine jede verschieden von der anderen und jede auf ihre Weise schön ist. Woraus folgt, daß man über zwei Rosen leichter zwei lyrische Gedichte machen als zwei Erzählungen schreiben kann. Heldinnen der Letzteren müssen individualisirt werden; Rosen haben dies nicht nöthig.

Aber Schumann schrieb Novelletten.

Digitized by Google

Weshalb wählte er diese Titelbezeichnung?

Eine Novellette verlangt eine, wenn auch noch so geringfügige Handlung. Diese kann nun freilich an sich überhaupt durch die absolute Musik nicht wiedergespiegelt werden; wohl aber läßt sich durch Steigerungen, durch refrainartige Wiederholungen liedmäßiger Motive, durch Combination verschiedener Themen bei dem Zuhörer die Illusion eines unbestimmten, das Gemüth in Mitleidenschaft ziehenden, zu einem Abschlusse hindrängenden Lebensvorganges hervorrufen. Es ist möglich, obschon nicht nothwendig, daß beispielsweise durch den charakteristisch gefärbten Vortrag Chopin'scher Balladen eine solche Wirkung erzielt wird. In diesen Musikstücken herrscht zwar nicht die Einheitlichkeit der Form, aber die der Stimmung; der einmal angeschlagene Ton wird festgehalten, nur daß er gegen das Ende hin bald zu dämonischer Leidenschaft gesteigert wird, bald in sanfter Wehmuth allmählich verlöscht. Anders in der Novellette Schumann's. Hier dünken uns eine Unzahl Stimmungsbilder — oft auch nur Stimmungsskizzen — systemlos aneinandergefügt, mitunter durcheinandergeschüttelt zu sein: ein motivisches Anstückeln, aber kein planvolles Entwickeln. Das Ganze gleicht einem vielfarbigen, aus tausend verschiedenen Theilen zusammengesetzten Gewand; hüllt sich ein Künstler hinein, so erscheint es wie ein schillernder Zaubermantel, nimmt es ein Tropf um, so sieht es aus wie ein buntscheckiges Narrengewand.

Man stelle sich einen Dichter vor, der nur in der Ich-Form und in dieser nur von sich erzählen kann; er wird höchstens eine wirkliche Novelle — seine Novelle — zu Stande bringen. Außerdem allerdings, sofern er nämlich Talent hat, noch allerhand Poetisches, aber rein oder doch vorwiegend Lyrisches. So ergeht es Schumann mit seinen Novelletten, mit seinen Romanzen und mit vielem Anderem.

Im Leben war er der Schweigsamste der Schweigsamen; griff er dagegen zur Notenfeder, so gelang es ihm selten, sich an der rechten Stelle Halt zu gebieten. Träumer haben, sobald sie einmal zu sprechen beginnen, sich viel von der Seele loszureden. Deshalb überstürzen sie sich auch leicht. „So schnell als möglich" und hinterher „schneller", „noch schneller" heißt es in Schumann's G moll-Sonate*).

Alles, was er vorbringt, betrifft ihn allein. Nur von sich kann er berichten — wenigstens in seiner ersten, nach unserem Gefühl, in seiner schönsten und fruchtbarsten Periode, in welcher er noch völlig in's Unbestimmte hinein schwärmt. Die mächtigste Bundesgenossin eines Lyrikers ist seine Jugend; versucht er es „sich zu entwickeln", so muß er aufhören, Lyriker zu sein — was Schumann im Grunde nie recht gelang. Poeten, welche das Unglück haben, als Lyriker älter zu werden, verfallen dem Gespenste des Wahnsinns, wie Lenau und Schumann, oder dem der Reflexion, wie Rückert und Adolph Jensen. Dafür zählt die Jugend des Lyrikers für drei Lebensalter. Er braucht keine Zeit mit der Ergründung von Welt und Menschen zu verlieren; er kann immer und wieder aus der unversiegbaren Quelle seines überreichen Empfindens schöpfen. Ein Lyriker wie Schumann vermag es stets, die Saiten seines eigenen Herzens erklingen zu lassen, ohne langweilig zu werden. Welche Kunst — und welche Natur! Er ist der einzige Mensch, der immer ungestraft von sich reden darf. Dazu verzeiht man ihm die ungebundene Form eher wie jedem Anderen. Selbstbekenntnisse haben meist einen rhapsodischen Charakter. In ihnen folgt nur ausnahmsweise der Untersatz dem Obersatz, dagegen oft die Behauptung dem Schlusse, die Frage der Bejahung. Parenthese reiht sich an Parenthese. Ganze Seiten füllen sich mit Mosaikarbeit, nur aus Anmerkungen und Interjectionen zusammengesetzt. Manches Schumann'sche Stück ist eine Erzählung — in Gedankenstrichen. Zum Beschluß kommt dann, wie in Grabbe's Lustspiel, der Poet mit der Laterne herein; „der Dichter spricht" — und der Zuschauer merkt, daß selbiger Dichter der einzige wirkliche Mensch ist, der im Stücke auftritt. Dort eine Reihe von Monologen des Satirikers, hier eine Reihe von solchen des Lyrikers, deren jeder mit einer Phantasie-Aufschrift versehen ist.

Wer hat heute noch den rechten Sinn für diese Lyrik?

Die Alten können und wollen ihn nicht haben. Ein majorennes Publikum weiß mit den Lyrikern nichts mehr anzufangen. Derer, die sich das keusche Empfinden bis in die späten Jahre hinein zu bewahren wissen, der Genies, die ewig jung bleiben, sind nur Wenige. „Wer über die Jahre des schüchternen Zagens hinaus ist, läßt sich an keiner Neigung genügen, die da nur schwärmt um zu schwärmen, die nur ein Lächeln als Antwort hat, wenn der positive Mensch vom Wunsch des Besitzes spricht". Also reden die neuen Weltweisen. Als ob man den funkelnden Thautropfen im Grase, als ob man den Mond und die Sterne besitzen könnte! Aber so denken die Alten nicht und „unsere Alten" am wenigsten. Sie halten sich mit klammernden Organen an Substantielles, und wenn sie sich ausnahmsweise mit Lyrik abgeben, so bevorzugen sie liebenswürdige und mehrdeutige Parisismen, zierlich in altdeutsche Reimlein gekleidet — zugleich modern und stilvoll. Was nicht einen materiellen Kern hat, gilt ihnen als ungesund. „Der Capellmeister Johannes Kreisler ist eine ungesunde Figur und die »Kreisleriana« ungesunde Musik," sagte neuerdings ein sehr verdienstvoller Gelehrter. Ja, wenn alles, was im Zeitalter der exacten Wissenschaften nicht auf Begriffe abgezogen werden kann, ungesund ist, dann sollte man doch gleich die gesammte deutsche Musik von Staatswegen aus dem Reiche verbannen. Sie ist übersinnlich von Anfang bis zu Ende. O du armer Träumer Schumann, wie wird es Dir im nächsten Jahrhundert ergehen, wenn wir erst einmal die Professoren-Republik haben werden! Die Lyrik hat keinen unerbittlicheren Gegner, als die — — Katheder weisheit.

„Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt", so klagte einst Schiller. Heutzutage ist das Alter — altklug geworden, und die Jugend darf nicht jung sein, selbst wenn sie, was noch fraglich ist, Lust dazu hätte. Die Jugend soll nicht Schumann spielen, orakelt einer der Allerweisesten. Sie würde sonst nicht dazu gelangen, den Sinn für Maß und Ordnung, für die musikalischen Schönheitsgesetze genügend zu entwickeln. Wie seltsam! Als ob nicht die Lyrik zur Jugend gerade so gehörte wie die — Jugend zur Jugend! Diese allein kann unserem Clavierpoeten recht nachempfinden. Sie ergreift traulich seine Hand, wenn er in's Zauberland wandelt, die Menschen entkörpert, die Geister wesenhaft macht und dann alles in den Lüften zerstieben läßt. Ist nicht ein ungewisses Ideal besser als gar keines? War es ehedem nicht so, daß sich uns das Unbestimmte zu einem zwar immerhin Unerreichbaren, aber doch mit festeren Zügen Umrissenen abklärte? Waren wir nicht einseitige Schillerianer, bis in uns die Erkenntniß Goethe's vollausreifte? Haben wir uns nicht für die im wesenlosen Scheine einer überirdischen Atmosphäre hindämmernde Thekla begeistert, ehe wir Gretchen und Clärchen verstanden? Sind wir darum schlechtere Goetheaner? Schwerlich! Deshalb wird auch Beethoven dem unverloren bleiben, der in wonniger Jugendzeit mit „Davidsbündlern" tanzt und mit „Papillons" herumflattert. Und sollte sich selbst das Hirn eines Werdenden derart mit Phantasiebildern erfüllen, daß für Wirkliches darin gar kein Raum mehr bliebe, so wäre dies auch kein allzugroßes Unglück. Besser, daß Einer sein Leben verträumt, als daß Hunderte es verlumpen.

Man sei nicht zu sehr besorgt, daß im Umgange mit dem phantastischen Lyriker das Gefühl für Folgerichtigkeit ver-

*) Der an Mozart und Beethoven herangebildete Musiker hat nur nöthig, sich über die schwächliche Verarbeitung des thematischen Materiales in diesem und in ähnlichen Werken zu vergewissern, um zu erkennen, daß Schumann's Sonaten keine Sonaten sind. Es ist befremdlich, daß gerade ein solch' außerordentlich kenntnißreicher Vertreter streng classischer Principien, wie W. H. Riehl, die Behauptung ausspricht, Schumann habe die Sonate „restaurirt". Ja, restaurirt, wie der Epheu, der ein ungepflegtes Schloß allmählich ganz überwächst — wonach dann dem Beschauer sich ein entzückendes, poetisches Bild darstellt, aber von einem architektonischen Eindrucke nicht mehr die Rede sein kann. Galt es, um jeden Preis den Beweis zu liefern, daß die Sonate heute noch existirt (— wovon auch wir überzeugt sind)? Ob dieser Absicht nicht mit einer Hindeutung auf den ewig jungen Beethoven besser entsprochen worden wäre?

Digitized by Google

kümmere. Es lebt so Manches auf Erden, das gerade wegen seines Mangels an Consequenz am meisten fesselt und bezaubert. Die Jugend und die Frauen haben das Vorrecht, dort poetisch sein zu dürfen, wo Andere — logisch sein müssen.

Dennoch gab es nur eine Schumann-Spielerin: Klara Schumann. Die Muse, welche den Dichter inspirirt, ist eben die einzige Frau, welche ihn ganz versteht.

Den Anderen wird dies schwerer. Zumal, wenn der Poet eine Natur ist, welche selbst etwas Weibliches in sich hat — etwas, das die Frauen nicht anzieht; zumal, wenn er Humorist ist — etwas, das die Frauen instinctiv fürchten.

Und es geht hier um einen Humor, von dem man sich alles zu versehen hat!

Es ist der Humor, der es noch nicht gelernt hat, nachsichtig zu sein, der gelegentlich den Gegner massacrirt, weil der Kriegstanz nicht halb so lustig ist, wenn nicht die erbeuteten Scalpe um den Gürtel herumflattern; der Humor, der sich überstürzt, weil er fühlt, daß im nächsten Augenblick doch die Wogen des Schmerzes unaufhaltsam hereinbrechen werden — nicht der, welcher durch Thränen lächelt; der Humor, welcher noch mit sich selbst — nicht der, welcher mit der Welt spielt; der Humor des Mikrokosmus, der Humor des Jünglings.

Dieser Humor kann nicht einmal zeitweise die vorherrschende Seelenfarbe sein; er streift an der Oberfläche der Individualität hin und durchdringt sie nur in seltenen Fällen; er ist nur ein Stimmungselement unter den vielen, stets wechselnden. Er kommt demnach nur in gebrochenen Tönen zur Darstellung, wie auf der anderen Seite auch die Melancholie des jungen Tondichters. Die Farbe ist so unbestimmt wie die Zeichnung — es charakterisirt dies in gleicher Weise den echten Lyriker. Wieder und wieder verschieben sich die Rhythmen, klingen die Harmonieen ineinander. Man muß Talent zum Dirigiren haben, um sich mit den antirhythmischen Willkürlichkeiten dieser Clavierstücke abfinden zu können. Man sollte Rembrandt studiren, um sich die für die Wiedergabe Schumann'scher Compositionen erforderliche Pedaltechnik anzueignen. Er ist der Erfinder des musikalischen Helldunkels. Ob er selbst sich darüber ganz klar war, weshalb er so gern die Accorde verschleierte? Greller Tagessonnenschein macht, daß an einem barocken Aufbau allerhand Mißverhältnisse, Mängel an organischer Gliederung hervortreten, wogegen das Mondlicht harte Umrisse weich, phantastisch ineinanderwirkend erscheinen läßt und Bogen von schroff aufragenden Giebeln zu versteckten, lauschigen Erkern schlägt.

Solche Heimlichkeiten vor der breiten Menge ausplaudern, heißt sie muthwillig zerstören. Die Lyrik webt am liebsten zwischen den gleitenden Schatten der Dämmerung, zur Noth verträgt sie den matten Sternenglanz, gestattet sie Kerzen- und Fackelschimmer — aber ein Nachtstück bei Gasbeleuchtung? Ein Glühwürmchenspiel, zu dem man klatscht wie bei einem gelungenen Kunststück eines Oberfeuerwerkers? Aus den „inneren Stimmen" Schumann's spricht das Allergeheimnißvollste, spricht die Natur selbst, wie sie sich in ihren Feier- und Friedensstunden ihren Lieblingen offenbart: kann man von der Natur etwas da capo verlangen? Wie wenn sie zweimal dasselbe brächte! Man denke sich: Auf dringendes Verlangen, zum anderen Male: das Abendroth, ein lyrisches Ausstattungsstück! Unser Concertpublikum wäre freilich im Stande, einer leibhaftigen Nachtigall ein „bis" zuzurufen! Soll man ihm sagen, daß der schönste Reiz einer lyrischen Stimmung in ihrem wehmüthig-raschen Enteilen liege? Es wird dies nicht verstehen. „O laß dich halten, gold'ne Stunde", ruft es freilich mit dem Dichter aus. Aber es legt den Nachdruck auf „gold'ne" und träumt sich eine Poesie — des Courszettels.

Es gibt wirklich und wahrhaftig im Kunstleben Dinge, welche von solch' intimer Art sind, daß man nicht einmal den kleinsten Verein gründen kann, um sie „zusammen zu treiben". Beim Chopin-Spielen ist jeder Dritte, beim Schumann-Spielen eigentlich schon jeder Zweite zu viel. Eine Hausmusik, für welche man auch nicht das deutsche Haus braucht, welches gegenwärtig nicht mehr zu finden ist. Wer die rechte Freude an ihr haben will, der präge sie sich in's Gedächtniß und lasse sie in sich nachklingen, wenn er an lauen Frühlingsabenden, den rauschenden Bach zur Seite, thalaufwärts wandert, Baum und Strauch sich im verschwimmenden Lichte seltsam zu regen scheinen und aus dunklem Grunde es bald lockend, bald schaurig herauftönt. Er wird dann auch verstehen, weshalb Schumann's Clavierwerke ebensowenig für Clavier geschrieben sind — wie seine späteren Orchesterwerke für Orchester. Selbst der schmiegsamste Reim, selbst der zarteste Accord sind noch zu materiell für die Lyrik des Jasmins und der Nachtfalter.

Eine russische Literaturgeschichte.

Besprochen von Max Behrmann.

Schon seit geraumer Zeit verfolgt die gebildete Welt im Westen Europas mit immer größerer Aufmerksamkeit die Entwickelung der neueren Literatur Rußlands, staunend blickt sie auf die nicht ganz kleine Zahl russischer Geistesheroen, staunend liest sie deren Werke, welche bestimmt sind Zierden der Weltliteratur zu werden — Turgenjew's „Aufzeichnungen eines Jägers", „Väter und Söhne", „Dunst", Graf Tolstoi's „Krieg und Frieden", Dostojewski's „Raskolnikow" haben zumal in Deutschland und Frankreich einen bei neueren Werken der ausländischen Literatur selten dagewesenen Erfolg gehabt, so daß die Namen ihrer Verfasser jetzt in ganz Europa populär und geläufig sind. Dennoch ist es gar nicht lange her, da war die russische Literatur, wie überhaupt alles Russische, für den Westeuropäer ein unbekanntes Etwas, welches zu ergründen, zu erforschen er nicht der Mühe werth hielt. Erst seit den fünfziger Jahren, als Turgenjew die literarische Arena betrat, fängt Europa an sich nach dem östlichen Aschenbrödel etwas umzusehen, zuerst unschlüssig, zögernd, dann aber immer eifriger und rückhaltsloser die bis jetzt gänzlich unbekannten Reize bewundernd. Allerdings waren es Anfangs nur wenige Namen, die in Europa Einlaß fanden — von den älteren Puschkin und Gogol, von den neueren Turgenjew —, aber auch das war für's Erste genug, der dicke Schleier, der bis dahin über alle Schätze der russischen Literatur ausgebreitet gelegen hatte, ward gelüftet, und es bedurfte jetzt nur noch eifriger und verständiger Pioniere, um diese Schätze vollends zu heben.

Zugleich mit den Uebersetzungen der russischen literarischen Werke stellte sich alsbald das Bedürfniß heraus, etwas über die russischen Dichter selbst, über die Culturverhältnisse und socialen Fragen, welche die Werke hervorgerufen hatten, zu erfahren. Es erschienen zahlreiche Monographien und Essays, ja Honegger stellte schon den Versuch an, eine gedrängte Uebersicht über die ganze russische Literaturgeschichte zu liefern. Wir müssen freilich gestehen, daß dieser Versuch, im Princip lobens- und nachahmenswerth, doch etwas mangelhaft ausgefallen war, aber das ist leicht erklärlich — um eine gute Geschichte der russischen Literatur zu schreiben, dazu gehören solche Vorbedingungen, die sich gar selten vorfinden. Die Geschichte der russischen Sprache wartet noch immer auf ihren Jacob Grimm, wie v. Reinholdt richtig bemerkt —, die Literaturgeschichte ihrerseits wartet noch immer auf ihren Historiker, können wir hinzufügen, und diese beiden Umstände kennzeichnen zur Genüge die Schwierigkeiten, die sich einem russischen — und nun gar ausländischen — Literaturforscher entgegenthürmen. Mühselig muß er sich durch die große Menge russischer und nichtrussischer Monographien durcharbeiten, muß die zahllosen Sammlungen von Volksliedern und Volksmärchen aufstöbern, bei manchem Dichter und Publicisten dessen in Journale zerstreuten Werke und Abhandlungen zusammensuchen. Wenn wir noch dazu bedenken, daß nur die ganz genaue Bekanntschaft mit dem Geiste des Volkes einen Forscher in den Stand setzt, dessen Literaturgeschichte richtig zu beleuchten, dann wird es begreiflich sein, wenn wir sagen, daß es uns undenkbar schien, jemals eine gute, brauchbare Geschichte der russischen Literatur in einer nichtrussischen Sprache verfaßt zu begrüßen. Und dennoch — das scheinbar Unmögliche geschah! Ein Deutscher

Digitized by Google

nach Abstammung, Name und Bildung, und dabei doch — wie er selbst behauptet — „ein Sohn Rußlands", Alexander von Reinholdt, hat es unternommen, das Ausland, und speciell Deutschland, mit den Geistesproducten des großen Czarenreiches bekannt zu machen, und wir müssen gestehen — der Versuch ist als vorzüglich gelungen zu betrachten.*) Sowohl die Gediegenheit des factischen Inhalts, als auch die Art und Weise der Behandlung des Stoffes macht das Werk zu einer ganz hervorragenden Erscheinung auf dem Gebiete der neueren Literaturkritik und -Geschichte.

Unter den Aufgaben, die der Verfasser zu erfüllen hatte, bestand die erste darin, vor dem deutschen Leser die bis jetzt im Auslande noch sehr wenig bekannten Schätze der russischen Volkspoesie zu enthüllen, und diese Aufgabe ist glänzend gelöst worden. Wir kennen selbst in russischer Sprache wenig Werke, die diesen Gegenstand in so knapper Form so sachgemäß und erschöpfend behandeln. Die Heldensage, das geistliche, lyrische und satyrische Volkslied, das Märchen, die Sprichwörter und Räthsel — alles das hat in Reinholdt einen gediegenen Kenner gefunden. Bei der gewaltigen Literatur, die die russische Volkspoesie hervorgerufen, war es nicht leicht in allen Fragen, die diese Volksdichtungen betreffen, eine immer richtige Antwort und Erklärung zu finden. Der Verfasser geht aber dabei streng objectiv zu Werke, er zählt uns alle Theorien auf, die im Laufe der Zeit entstanden sind, beleuchtet die vorliegenden Fragen gleichmäßig von allen Seiten, ohne jedoch auf sein eigenes Urtheil zu verzichten, welches er wiederum dem Leser nicht unter allen Umständen aufdringen möchte. Speciell die sogenannten „Bylinen", d. h. das russische Volksepos ist in diesem Abschnitt des Buches mit musterhafter Schärfe und Klarheit bearbeitet worden.

Was dem Buch einen ganz besonderen Reiz verleiht, ist die Art und Weise, wie der Verfasser den massenhaft vorhandenen Stoff gliedert. Das Hauptgewicht legt er weniger auf die einzelnen Persönlichkeiten, als auf die Beleuchtung ganzer Epochen und Zeitströmungen, durch welche die Dichter hervorgerufen sind. Das Werk wird auf diese Weise eine Literatur- und zugleich auch Culturgeschichte. Mit seltener Meisterschaft ist der Zustand der Cultur im Süden und Südwesten Rußlands skizzirt; nicht minder gelungen ist die Darstellung der moskowitischen Verhältnisse im 14.—17. Jahrhundert. Zur südrussischen (Kiew'schen) Epoche gehören auch in Deutschland nicht unbekannte Schriften, wie „Nestor's Chronik" (11.—12. Jahrhundert), das Gesetzbuch des Großfürsten Jaroslaw „Rußkaja Prawda" (11. Jahrhundert) und das „Lied von Igor's Heerfahrt", zur moskowitischen — der sogenannte „Stoglaw" (Hundertkapitelbuch) und „das merkwürdigste Denkmal der didaktischen Literatur des 16. Jahrhunderts — der „Domostroi" — ein Codex praktischer Lebensweisheit und bürgerlicher Moral." Reinholdt bespricht sie alle ziemlich ausführlich und erhärtet seine Ausführungen durch Auszüge in den besten deutschen Uebersetzungen.

Mit dem 18. Jahrhundert bricht für Rußland eine neue Zeit an. — Peter der Große besteigt im Jahre 1689 den Thron, und mit ihm beginnt eine neue Aera. In wenigen, aber markanten Strichen schildert von Reinholdt die petrinische Epoche, den heißen Kampf mit dem Altrussenthum, die Einwirkungen des Europäismus auf das veränderte Rußland. Der Verfasser verläßt hier seine sonst mehr ernst gehaltene Sprachweise, in glühenden Worten verherrlicht er den großen Czaren und seine Zeit.

Nach dem Tode Peters I. bricht eine — glücklicherweise nur kurze — Zeit der schlimmsten Reaction an, die ebenso auf den Geist wie auch auf den Charakter der russischen Gesellschaft demoralisirend wirkte. Aber diese Reaction schwand, wie gesagt, gar bald: die geistvolle Tochter des großen Czaren, Elisabeth, und hauptsächlich die ihr auf den Thron mittelbar folgende Czarin Katharina II. lenkten mit Umsicht und Geistesgegenwart das Ruder des russischen Staatsschiffes, und mit ihnen beginnt für Rußland die so trefflich bezeichnete Zeit des „aufgeklärten Absolutismus" — eine aus Frankreich herstammende Staatsform, die für Rußland sich als sehr segensreich erwies. Hier ist nicht die Stelle über diese Zeit sich auszulassen — der Aufschwung der russischen Gelehrsamkeit und Literatur, die Namen des größten russischen Autodidakten Lomonosow, des Vaters des russischen Lustspiels von Wisin, der Dichter Derschawin, Cheraskow, Bogdanowitsch und Kantemir, der genialen Publizisten Radischtschew und Nowikow, des gelehrten aus Deuschland nach Rußland eingewanderten Triumvirats: G. F. Müller, G. S. Bayer und A. L. Schlözer, kennzeichnen zur Genüge dieses „goldene Zeitalter Katharina's". Es ist ein unbestreitbares Verdienst von Reinholdt's dieses in Deutschland noch immer zu wenig bekannte und in cultur- sowie literarhistorischer Beziehung so überaus interessante Gebiet dem Auslande erschlossen zu haben.

Das 18. Jahrhundert neigte sich seinem Ende, in Europa machte sich ein neuer Zeitgeist bemerkbar, aus Frankreich erscholl ein neues Evangelium der Freiheit und Gleichheit, in Deutschland begann mit den Dichterfürsten Schiller und Goethe, mit den Aposteln der wiedererwachenden Aesthetik der Antike, Winkelmann und Lessing eine frische belebende Strömung in der Literatur, — kein Wunder, daß die neuen Lehren des Westens auch nach Rußland hinüberdrangen! Karamzin übersetzt Shakespeare, und Lessing und seine Kritiken finden schon, wie Reinholdt sehr richtig bemerkt, einen gewissen Anklang in Rußlands jetzigen Anschauungen über Geschmack und Aesthetik im Allgemeinen.

Und somit sind wir an das 19. Jahrhundert angelangt, an das Jahrhundert, in welchem es der russischen Literatur beschieden war, die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich zu lenken — die Namen Karamzin, Puschkin, Lermontow, Gogol, Turgenjew, Dostojewsky, Tolstoi glänzen wie helle Sterne am Firmamente der Weltliteratur. Freilich, auch die russische Literatur mußte den natürlichen Gang der Entwickelung durchmachen — durch den kalten, hölzernen Pseudoklassicismus und langlockigen, krankhaft angehauchten Romantismus hindurch zur wahren und erhebenden Poesie, zur Poesie der idealen Realistik. Der Weg war schwer und lang, aber desto schöner das Ziel, Turgenjew, Dostojewsky und Tolstoi bedeuten das höchste, was die russische Literatur je hervorgebracht, manche Erzeugnisse dieser Dichter gehören zu den gewaltigsten Schöpfungen der Weltliteratur. Gogol, der große Dichter mit dem warmen, liebenden Herzen und hellsehenden Auge, ist der Begründer dieser „natürlichen Schule" gewesen, er hatte zuerst gezeigt, daß nur ein mit einer klaren, realen Weltanschauung ausgerüsteter, in und mit seiner Zeit lebender Dichter der wahre Dichter ist, und seine Epigonen — in erster Linie Turgenjew und Dostojewsky — haben diese Lehre zur höchsten Blüthe gebracht. Sie haben ihre Zeit interpretirt, für jede Erscheinung die auf streng logischer Beweisführung basirten Gründe herausgefunden, sie haben die Zeitströmungen miterlebt und mitgefühlt, die brennenden culturellen Fragen analysirt. Ihre Werke sind dadurch vor Allem actuell, in der schönsten Bedeutung dieses Wortes, sie sind aber auch streng sittlich, ich möchte sagen erziehlich, weil sie uns Menschen zeigen, und nicht zur Lagerstätte für abstrakte Reflexionen und krankhafte Ideen dienen.

Turgenjew's dichterische Thätigkeit umfaßt eine lange Zeit; im Jahre 1847 erschien seine erste „Jägergeschichte", und erst im Jahre 1882 legte er die Feder aus seiner müden Hand. Fast vierzig Jahre hindurch verfolgte er eifrig die Entwickelung der russischen Gesellschaft in allen ihren Phasen, suchte er diese Gesellschaft zu ergründen.

Das ganze Rußland mit allen seinen Vorzügen und Mängeln zieht vor unser Auge vorüber beim Lesen der Turgenjew'schen Dichtungen. „Aufzeichnungen eines Jägers", „Rudin", „Väter und Söhne", „Dunst" und „Neuland" — es ist eine Chronologie der russischen Culturbestrebungen während der letzten Jahrzehnte, mit strenger Logik und seltener Naturtreue durchgeführt. Allerdings ist Turgenjew nicht immer ganz schonend zu Werke gegangen; die verborgensten Mängel und

*) Alexander von Reinholdt, Geschichte der russischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Leipzig, W. Friedrich.

Digitized by Google

Schäden der russischen Gesellschaft hat er, wo es nöthig war, mit rücksichtsloser Strenge vor das Forum der Oeffentlichkeit gebracht — „Dunst" und „Neuland" beweisen es zur Genüge — und das mag so manchen verblendeten patriotischen Kritiker gegen den Dichter aufgebracht haben; wer aber Rußland genau kennt und dessen Kulturergebnisse nicht vom Hörensagen oder durch rosige Gläser eines engherzigen, falsch angebrachten Patriotismus betrachtet, der weiß, daß Turgenjew in allen seinen Werken uns das wirkliche Rußland gezeigt hat. Auch in Deutschland hat sich so mancher „Turgenjew-Kritiker" für competent genug gehalten, die Echtheit des einen oder des anderen Turgenjew'schen Typus anzuzweifeln. Diesen Kritikern kann man nur zurufen: gehet hin und sehet! Jemand, der den Kranken nie gesehen, der die Symptome der Krankheit nicht aus eigener Anschauung kennt, erlaubt sich die Diagnose des behandelnden Arztes zu bezweifeln — kann es etwas Widersinnigeres geben? — —

Schon war Turgenjew ein von der ganzen Welt anerkannter Dichter, als in Deutschland ein neuer russischer Name erklang, der Name F. M. Dostojewsky's, des genialen Vertreters des socialen Realismus in der russischen Literatur. Eine eigenartige Erscheinung, eigenartig wie die Vorwürfe, die er zu seinen Schöpfungen gebrauchte! Ganz trefflich und trotz weniger Sätze fast ganz erschöpfend schildert v. Reinholdt Dostojewsky's Realismus, wie er sich in „Raskolnikow" und in dem späteren Roman des Dichters „Die Brüder Karamazow" geäußert hat. „Dostojewsky's Realismus liegt überhaupt nicht in der Bevorzugung der krankhaft-seelischen Processe, der individuellen Anomalien und moralischen Monstrositäten, welche in der letzten Periode des Verfassers uns immer häufiger anwidern: das Hauptgewicht seines Realismus liegt darin, daß wir an der Hand seines »hellsehenden« Talents in das Laboratorium des menschlichen Gehirns eintreten und ganz genau verfolgen können, wie sich aus dem Gedanken-Embryo eines einzelnen Individuums ganz mechanisch ein ganzes Ideengewebe ausspinnt, das zu einer socialen Krankheit wird und immer weiter um sich frißt. Auch zeigt uns Dostojewsky, welche Symptome diese Krankheit in ihrem Verlauf aufweist, und — in einem späteren Roman „Brüder Karamazow" — welche Formen diese Symptome bei verschiedenen Organisationen annehmen." Mit einem Wort, er zeigt uns den Stoff, die Materie, aus der der Collectivkörper, die Gesellschaft, die Masse gebildet ist, in ihrer Veränderung unter dem Einfluß der ideellen Kraft, die hinwiederum durch die allgemeinen Verhältnisse und die organischen Individualitäten bedingt wird.

Einen einzigen Realisten stellt v. Reinholdt auf dieselbe Stufe mit Dostojewsky — den Grafen L. N. Tolstoi, den Schöpfer des „Krieg und Frieden" und „Anna Karenin". Hier ist die Stelle, die im ganzen v. Reinholdt'schen Werke vielleicht am meisten angreifbar ist. Das objective kritische Taktgefühl verläßt hier manchmal den Verfasser — Graf Tolstoi ist in seinen Augen unfehlbar, unverwundbar. „Tolstoi's ganze Schriftstellerthätigkeit bietet ein vielleicht einzig dastehendes Beispiel größter künstlerischer Harmonie, strengster Folgerichtigkeit, höchster geistiger Reife. Von seinen ersten Novellen an bis zu seinen neuesten religiös-ethischen Traktaten ist Tolstoi derselbe Wahrheit- und Gottsucher geblieben. Es ist ein fortschreitender Proceß der inneren Durchleuchtung und Läuterung, mit aufflackernder Verzweiflung, quälendem Skepticismus, und dem endlichen Siege des „reinen Christenthums". Ich glaube — v. Reinholdt hat hierbei mit seiner Ansicht fehlgetroffen. Es wäre ja Unrecht, wollte man Tolstoi das absprechen, was ihm zukommt: geniales Darstellungstalent, hochethisches Gefühl, strenge Folgerichtigkeit, und doch — — unfehlbar ist Niemand! Ein Dichter, der „Krieg und Frieden", diese gewaltige russische Nationalepopöe geschaffen hat, ist keine alltägliche Erscheinung, aber Reinholdt urtheilt nicht ganz richtig, wenn er den Religionsphilosophen Tolstoi ebenso hoch stellt wie den Dichter Tolstoi — den letzteren begreifen und verehren wir, während der erstere uns nur zu oft Ideenassociationen vorbringt, die, gelinde gesagt, unbegreiflich sind. „Tolstoi", sagt Reinholdt, „hatte lange Zeit mit seinem Verstand unisono mit dem herrschenden Ton des modernen Rationalismus und Individualismus gesprochen, mit seinem Herzen aber in steter Gemeinschaft mit der Natur gelebt und aus ihr die Unsterblichkeit der Seele und die Idee der Gottheit herausgelesen. Dieser Zwiespalt dauerte lange und seine Schöpfungen drücken die verschiedenen Phasen seines Seelenlebens aus. Aus ihnen spricht gleichsam das von Rationalismus unbefriedigte Sehnen unserer Epoche und die beginnende Umkehr vom Unglauben, Verzweiflung, Unfrieden und Feindschaft, zur Hoffnung, Versöhnung und Liebe. Das ist die Quelle, aus der alle theologischen, religiös-moralischen und populären Schriften Tolstoi's aus der letzten Zeit geflossen." Mit Recht bemerkte unlängst ein hervorragender russischer Kritiker in Bezug auf das „Glaubensbekenntniß" des Dichters, Tolstoi sei in seinen letzten Schriften — und um diese handelt es sich ja nur — gerade zum Rationalismus zurückgekehrt, indem er „in seiner vertrockneten, engen christlichen Moral dem liebenden Herzen keinen Platz einräumen will." Und Tolstoi's Rückkehr zur Natur — wie steht es mit dieser Idee, die — nebenbei bemerkt — nicht einmal Anspruch auf Neuheit machen kann? Er will die Idee verwirklichen, indem er weltabgeschieden auf seinem Gute wohnt und dort sich mit — — Stiefelnähen und Ofensetzen beschäftigt ... Kann er da wirklich Befriedigung finden? Soll das das Endziel des menschlichen Lebens sein?... Nein — wir wollen den Theologen Tolstoi vergessen, und uns an dem reichbegnadeten Dichter halten, der uns die Menschen so gezeigt hat wie sie sind mit allen ihren Tugenden und Lastern, der in seinem „Krieg und Frieden" die schönsten Gefühle, die dem Menschen innewohnen, beschrieben, der in „Anna Karenin" die lasterhafte, ehebrecherische Liebe „so wahr, so verführerisch, aber auch so abschreckend und dabei mit solchem sittlichen Grundgedanken und solchem künstlerischen Takt geschildert", der in seinem zahlreichen kleineren dichterischen Werken uns soviel abschreckend Wahres, aber auch soviel Schönes geliefert hat. Hier liegt diejenige Wahrheit, die Graf Tolstoi vergebens durch abstrakte Reflexionen zu finden, oder gar schon gefunden zu haben glaubt.

Feuilleton.

Siesta.

Von Alexander Kielland.

Autorisirte Uebersetzung von L. Marholm.

In einer der eleganten Junggesellenwohnungen der Rue de Castiglione saß eine muntere Gesellschaft beim Dessert. Signor José Francisco de Silvis war ein kurzbeiniger, kohlschwarzer Portugiese, von der Sorte, die mit unglaublichen Reichthümer aus Brasilien kommt, in Paris ein unglaubliches Leben führt und sich vor Allem durch die unglaublichsten Bekanntschaften auszeichnet. In der kleinen Gesellschaft kannte kaum Einer seinen Nebenmann, die ausgenommen, die paarweis gekommen waren. Und der Wirth selbst kannte sie Alle von einem Ball, von der table d'hôte oder von der Straße.

Signor de Silvis lachte und sprach laut, wo er erschien — wie reiche Freunde zu thun pflegen; und da es ihm nicht gelang bis in das Niveau des Jockeiclubs vorzudringen, sammelte er, was er fand: fragte gleich nach der Adresse und schickte Tags darauf eine Einladung zu einem kleinen Diner. Er sprach alle Sprachen — sogar deutsch; und man konnte es ihm ansehen, daß er nicht wenig darauf stolz war, wenn er über den Tisch rief: „Mein lieber Herr Doctor! — wie geht es Ihnen?" Es war wirklich ein richtiger deutscher Doctor dabei — überwachsen mit rothblondem Bart und mit jenem Sedanlächeln, das die Germanen in Paris haben. Die Temperatur der Unterhaltung stieg beim Champagner; fließendes

Digitized by Google

Französisch und gebrochenes Französisch mischten sich mit Spanisch und Portugiesisch, die Damen lagen zurückgeworfen in den Stühlen und lachten; man kannte einander gerade hinreichend um sich nicht zu geniren; Scherze und Witze flogen über den Tisch und von Mund zu Mund; nur „der liebe Doctor" disputirte eifrig mit seinem Nebenmann — einem französischen Journalisten mit rothem Band im Knopfloch. Und noch ein Anderer war da, den die Lustigkeit nicht mitriß. Er saß zur Rechten von Mademoisele Adèle — zur Linken hatte sie ihren neuen Anbeter — den dicken Anatole, der sich an Trüffeln überessen hatte. Während der Mahlzeit hatte Mademoiselle Adèle mit allerlei unschuldigen kleinen Künsten Leben in ihren Nachbarn zur Rechten zu bringen gesucht. Aber er blieb still, antwortete verbindlich, aber kurz und halblaut. Erst glaubte sie, er sei ein Pole — von den allerlangweiligsten, die umhergehen und die Heimathlosen spielen. Aber sie merkte bald, daß sie sich irrte und das ärgerte Mademoiselle Adèle. Denn es war eine ihrer vielen Specialitäten, daß sie gleich alle Ausländer, mit denen sie verkehrte, sortiren konnte und sie pflegte zu versichern: sie vermöge eines Mannes Nationalität zu errathen, sobald sie zehn Worte mit ihm gesprochen hätte. Aber der wortkarge Fremde verursachte ihr viel Kopfbrechen. Wäre er nur blond gewesen, so hätte sie ihn gleich zum Engländer gemacht; denn so sprach er. Aber nun hatte er schwarzes Haar, einen dichten, schwarzen Schnurrbart und eine kleine, feine Gestalt. Seine Finger waren auffallend lang, und er hatte eine eigenthümliche Art das Brot zu zerkrümeln und mit der Dessertgabel zu spielen.

„Er ist Musiker," flüsterte Fräulein Adèle ihren dicken Freund zu.

„Ach!" antwortete Monsieur Anatole, „ich fürchte, ich habe zu viele Trüffeln gegessen."

Mademoiselle Adèle flüsterte ihm einen guten Rath in's Ohr, worüber er lachte und sehr verliebt aussah. Indessen konnte sie den interessanten Fremden nicht loslassen. Nachdem sie ihn dazu verlockt hatte, mehrere Gläser Champagner zu trinken, wurde er lebendiger und sprach mehr.

„Ach," rief sie plötzlich, „ich höre es an Ihrer Sprache: Sie sind doch Engländer!"

Der Fremde erröthete über's ganze Gesicht und antwortete rasch: „Nein — Madame!"

Mademoiselle Adèle lachte: „Entschuldigen Sie! ich weiß, die Amerikaner nehmen es übel, wenn man sie für Engländer hält."

„Amerikaner bin ich auch nicht," antwortete der Fremde.

Das war zu viel für Mademoiselle Adèle; sie beugte sich über ihren Teller und sah verdrießlich aus, denn sie bemerkte, daß Mademoiselle Louison ihr gegenüber sich an ihrer Niederlage weidete.

Der fremde Herr begriff das und fügte halblaut hinzu: „Ich bin Irländer — Madame!"

„So," sagte Mademoiselle Adèle mit einem dankbaren Lächeln; denn sie war leicht zu versöhnen. „Anatole! — Irländer — was ist das?" flüsterte sie.

„Das sind die Armen in England," flüsterte er zurück.

„So? hm!" Mademoiselle Adèle zog die Augenbrauen in die Höhe und warf einen scheuen Blick auf ihren Nachbarn zur Rechten; er hatte plötzlich viel von ihrem Interesse verloren.

Die Diners de Silvis' waren ausgezeichnet. Man hatte lange zu Tisch gesessen, und als Monsieur Anatole an die Austern dachte, mit denen man angefangen, schienen sie ihm ein schöner Traum. Dagegen hatte er eine beständige Erinnerung an die Trüffeln. Die eigentliche Mahlzeit war vorüber. Eine Hand griff dann und wann nach einem Glas oder zupfte an den Früchten oder den kleinen Kuchen. Die gefühlvolle, blonde Mademoiselle Louison versank in Betrachtungen über eine Weinbeere, die in ein Champagnerglas gefallen war. Ganz kleine, blanke Luftblasen setzten sich rund um ihre Schale herum fest, und als sie ganz mit glänzenden weißen Perlen bedeckt war, hoben sie die schwere Beere an die Oberfläche des Weins empor.

„Sehen Sie," sagte Mademoiselle Louison und richtete ihre großen schwimmenden Augen auf den Journalisten, „sehen Sie, wie weiße Engel einen Sünder in den Himmel tragen!"

„Oh! — charmant — Mademoiselle! was für ein sublimer Gedanke!" rief der Journalist hingerissen.

Mademoiselle Louisons sublimer Gedanke ging um den Tisch und machte viel Glück. Nur die leichtsinnige Adèle flüsterte ihrem dicken Liebhaber zu: „Da müßten viele Engel dran, um Dich zu tragen, Anatole!"

Der Journalist ergriff den Augenblick, um die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln. Er war froh, dem beschwerlichen politischen Disput mit dem Deutschen zu entrinnen; und da er das rothe Band und den überlegenen Zeitungston hatte, hörten ihm Alle zu. Er setzte auseinander, wie geringe Kräfte, wenn sie vereint würden, schwere Bürden zu heben vermöchten und hierauf gerieth er auf das Thema des Tages: die großartigen Sammlungen der Presse für die Ueberschwemmten in Spanien und die Armen in Paris. Darüber hatte er viel zu erzählen, und alle Augenblicke sagte er: „wir" von der Presse, während er sich ganz warm sprach über „diese Millionen, die wir — mit so großen Opfern zusammengebracht haben."

Aber auch jeder von den Anderen hatte etwas zu berichten. Unzählige edle kleine Züge kamen von diesem Tage zum Vorschein, Züge von Amüsements, die wie Aufopferungen aussahen. Mademoiselle Louisons beste Freundin, eine unbedeutende Dame, die ganz unten am Tisch saß, erzählte trotz Louisons Protestationen, daß diese drei arme Näherinnen angenommen hätte, in ihrer eigenen Wohnung, um sie die ganze Nacht vor dem Fest im Hippodrom nähen zu lassen. Sie hatte den armen Mädchen sowohl Kaffee wie Essen gegeben — außer der Bezahlung. Mademoiselle Louison wurde auf einmal eine wichtige Person am Tisch und der Journalist fing an, ihr eine ausgesuchte Aufmerksamkeit zu widmen. Die vielen, schönen Züge von Wohlthätigkeit und Louisons schwimmende Augen versetzten die ganze Gesellschaft in eine stillvergnügte, menschenfreundliche Stimmung, die zur Müdigkeit nach der anstrengenden Mahlzeit paßte. Und dieses Wohlbefinden stieg noch um einige Grade, als man in den weichen Stühlen des kühlen Salons zur Ruhe gekommen war.

Das Feuer im Kamin war die einzige Beleuchtung. Der rothe Schein bewegte sich über den englischen Teppich zu den Goldleisten der Tapete hinauf, fiel auf den vergoldeten Rahmen eines Gemäldes, auf das Fortepiano, das darunter stand und hie und da auf ein Gesicht tiefer im Dunkel. Sonst sah man nichts, als die Punkte der Cigarren und Cigaretten. Die Unterhaltung starb hin — ein Flüstern hie und da — das Geräusch einer Kaffeetasse, die weggesetzt wurde; jeder schien aufgelegt sich dem stillen Genuß der Verdauung und seiner menschenfreundlichen Stimmung zu überlassen. Selbst Monsieur Anatole vergaß seine Trüffeln, während er sich in dem niedrigen Stuhl neben dem Sopha streckte, in dem Mademoiselle Adèle Platz genommen hatte.

„Ist Niemand aufgelegt, etwas Musik zu machen?" fragte Signor de Silvis von seinem Stuhl aus, „Sie pflegen ja sonst so liebenswürdig zu sein, Madmoiselle Adèle."

„Oh — nein, nein!" rief Mademoiselle, „ich bin zu satt!" — und sie legte sich in's Sopha zurück, wippte mit den Füßen und faltete ihre Hände über ihrem runden, seidenen Bäuchlein. Aber der Fremde — der Irländer — erhob sich aus seinem Winkel und trat an's Clavier.

„Ach, Sie wollen uns was vorspielen! Tausend Dank — Monsieur — hm!" Signor de Silvis hatte den Namen vergessen; etwas, das ihm oft mit seinen Gästen passirte.

„Siehst Du! er ist Musiker", sagte Mademoiselle Adèle zu ihrem Freund. Anatole grunzte bewundernd.

In der Art, wie er sich setzte und ohne Vorbereitung hin und her einige Accorde anschlug, als wolle er das Instrument wecken, lag etwas, das auf Alle Eindruck machte. Darauf fing er an zu spielen — leicht, frivol, spielend — wie die Situation! Die Melodien des Tages wirbelten in Walzertakte und Fragmente von Liedern hinein; — alle die Unbedeutendheiten, die Paris acht Tage lang summt, schlang er in fließend geistreichem Vortrag durch einander.

Digitized by Google

Die Damen riefen ihm bewundernd zu, sangen ein paar Tacte mit und trippelten mit den Füßen. Die ganze Gesellschaft horchte mit gespanntem Interesse; er hatte die Stimmung getroffen und riß gleich von Anfang an mit. Nur der liebe Doctor hörte mit dem Sedanlächeln zu; das waren allzu leichte Sachen für ihn. Aber bald kam auch etwas für den Deutschen; er nickte dann und wann mit einer Art Anerkennung. Ein Bruchstück von Chopin tauchte auf und floß wunderbar in die Stimmung über —: der pikante Duft, der die Luft erfüllte, die leichten Damen — diese Menschen — alle so offen und unbekümmert — alle einander so fremd — halb unsichtbar in dem eleganten, halbdunklen Salon — jeder seinen heimlichsten Gedanken hingegeben, von der geheimnißvollen, halbklaren Musik getragen, während der Schein des Feuers stieg und fiel und Alles, was vergoldet war, im Dunkel aufglänzen ließ ...

Und es kam immer mehr für den Doctor. Von Zeit zu Zeit wandte er sich zu de Silvis und signalisirte, wenn „Anklänge" an „unseren Schumann", „unseren Beethoven", oder sogar „unsere famosen Richard" auftauchten. Und der Fremde spielte weiter und weiter — einfach, ohne Anstrengung, leicht nach links geneigt, um Kraft im Baß zu haben. Es klang, als hätte er zwanzig Finger — alle von Stahl; das Gewimmel der Töne verstand er zu sammeln, daß das Instrument einen mächtigen, einheitlichen Klang bekam. Ohne Stockung, ohne die Uebergänge zu markiren, hielt er durch immer neue Ueberraschungen, Hindeutungen und geniale Combination das Interesse fest, so daß selbst die Unmusikalischen mit Spannung folgen mußten.

Aber unmerkbar nahm die Musik ein anderes Colorit an. Der Künstler spielte sich mehr und mehr in's Instrument hinab — beugte sich mehr und mehr nach links und es erhob sich eine wunderliche Unruhe im Baß. Die Wiedertäufer aus dem Propheten näherten sich mit schweren Schritten; ein Reiter aus Berlioz' „damnation de Faust" kam aus der Tiefe gefahren in einem verzweifelnden, hinkenden Höllengalopp. Es rollte und donnerte stärker und stärker in der Tiefe, und Monsieur Anatole fing wieder an seine Trüffeln zu fühlen. Mademoiselle Adèle erhob sich halb; die Musik ließ sie nicht in Frieden liegen. Hie und da fiel der Schein des Feuers auf ein paar schwarze Augen, die auf den Künstler starrten. Er hatte sie mit sich gelockt, nun kamen sie nicht los, immer tiefer hinab führte er sie — hinab, wo es gedämpft und dumpf murmelte, wie Drohungen und Klagen.

„Er führt 'ne famose linke Hand," sagte der Doctor.

Aber de Silvis hörte nicht auf ihn; er saß wie die Anderen in athemloser Spannung. Ein dunkles, beklemmendes Grausen ging von der Musik aus und legte sich über Alle. Der Künstler schien mit seiner linken Hand einen Knoten zu schlingen, der nie gelöst werden konnte, während die rechte leichte Läufe wie Flammen im Diskant hin- und herwarf. Es klang, als geschähen unheimliche Vorbereitungen im Keller, während man oben sich lustig machte.

Ein Seufzer, ein leiser Aufschrei wurde vernehmlich von den Damen, die sich unwohl fühlten; aber Niemand achtete darauf. Der Künstler war nun ganz unten im Baß, wo er mit beiden Händen arbeitete und die unermüdlichen Hände wirbelten die Töne zusammen, daß es Allen kalt den Rücken hinunterlief. Aber in den drohenden, knurrenden Laut aus der Tiefe kam eine Bewegung nach oben. Die Töne liefen in, über einander, an einander vorbei — hinauf, beständig hinauf, ohne irgendwo hinzugelangen. Es entstand ein wilder Kampf nach aufwärts; ein Gewimmel wie von kleinen, schwarzen Gestalten, die rissen und rangen; — in rasendem Eifer, in fieberartiger Hast, kletternd, sich mit Händen und Zähnen festbeißend, — einander wegstoßend, — fluchend — Geschrei — Bitten und immer aufwärts glitten seine Hände ... langsam ... so ziemlich langsam.

„Anatole!" flüsterte Mademoiselle Adèle leichenblaß, „er spielt die Armuth."

„Oh, meine Trüffeln!" jammerte Anatole und hielt sich den Magen.

Plötzlich wurde es hell im Salon. Zwei Diener mit Lampen und Candelabern erschienen zwischen der Portière; und im selben Nu schloß der fremde Künstler, indem er mit aller Macht seine stählernen Finger in eine Dissonanz niederhieb — so unmöglich, so empörend, daß die ganze Gesellschaft auffuhr. „Hinaus mit den Lampen!" rief de Silvis.

„Nein, nein!" schrie Mademoiselle Adèle, „kommt mit Licht, ich halte das Dunkel nicht aus; — hu! der schreckliche Mensch!"

Wer ist er? — ja — wer ist er? unwillkürlich drängten sich Alle um den Wirth und keiner gab Acht darauf, daß der Fremde hinter den Dienern hinausschlüpfte.

De Silvis versuchte zu lachen: „Ich denke, es war der Teufel selbst. Kommt, wir wollen in die Oper!"

„In die Oper! um keinen Preis," rief Louison, „ich will keine Musik hören in den nächsten vierzehn Tagen, und dann das Gewimmel auf der Operntreppe!"

„Oh, meine Trüffeln!" klagte Anatole.

Die Gesellschaft brach auf. Sie hatten auf einmal alle die Empfindung, daß sie fremd an einem fremden Ort seien, und jeder bekam Lust, sich still nach Hause zu stehlen.

Als der Journalist Mademoiselle Louison zum Wagen führte, sagte er: „Ja, sehen Sie, das ist die Folge davon, wenn man sich überreden läßt, zu solchen Halbwilden zu gehen; man weiß nie, was für Gesellschaft man treffen kann."

„Ach nein, er hat mir meine köstliche Stimmung rein weggespielt," sagte Louison wehmüthig und richtete ihre schwimmenden Augen auf ihn; — „wollen Sie mich nach der Dreifaltigkeitskirche begleiten? Da wird um zwölf eine stille Messe gelesen."

Der Journalist verneigte sich und stieg mit ihr ein. Aber als Madmoiselle Adèle und Monsieur Anatole bei der englischen Apotheke in der Rue de la paix vorüberfuhren, ließ er den Kutscher halten und sagte flehentlich zu ihr: „Ich glaube, ich muß aussteigen und mir etwas für meine Trüffeln geben lassen. Du nimmst mir das doch nicht übel? — siehst Du — die Musik —!"

„Geniere Dich nicht, mein Freund. Aufrichtig gesagt: ich glaube, daß weder Du, noch ich heute Abend besonders aufgelegt sind. Gut' Nacht! also auf morgen!"

Sie lehnte sich in den Wagen zurück — erleichtert allein zu sein; und das leichtsinnige Geschöpf weinte bitterlich, während sie nach Hause fuhr.

Anatole fühlte sich sicher wegen seiner Trüffeln beunruhigt; aber es schien ihm, daß ihm besser würde, als der Wagen davonrollte.

Seitdem sie ihre gegenseitige Bekanntschaft gemacht hatten, waren sie nicht so ganz miteinander zufrieden gewesen, wie in diesem Augenblick, da sie sich trennten.

Wer am Besten davon kam, das war „der liebe Doctor", denn als Deutscher war er in Musik abgehärtet. Trotzdem beschloß er doch, eine Fußtour nach einer Bierhalle zu unternehmen, um sich auf alles das ein ordentliches deutsches Seidel und vielleicht etwas Schinken geben zu lassen.

Aus der Hauptstadt.

Die Eduard von Steinle-Ausstellung.

Unter den zu einer Sonderausstellung in der Nationalgalerie vereinigten Bildern des am 18. September vergangenen Jahres verstorbenen Historienmalers Eduard von Steinle — sie umfaßt annähernd 300 Nummern — befindet sich eine Sepiazeichnung vom Jahre 1878: Cornelius, Overbeck und Veit schauen die heilige Familie. In der Zusammenstellung dieser drei Personen verkörpert sich die ganze Geschichte der sogenannten neudeutschen Schule, deren letzter Vertreter nunmehr zu seinen Glaubens- und Kunstgenossen versammelt ist. Glaube und Kunst sind sich gegen-

Digitized by Google

seitig ergänzende und durchdringende Begriffe, nur in der Darstellung des Göttlichen nähert sich der Maler seinen höchsten Zielen; die sinnliche Erscheinung darf nur insofern zur Geltung kommen, als sich jenes Göttliche in ihr ausprägt; die Farbe ist etwas Unwesentliches, eine Concession an das Auge, das sich des Anschauens der reinen Form in der Körperwelt entwöhnt hat. Cornelius war der Einzige in jener Trias, der sich seine mächtige Individualität durch christliche, antike und germanische Mythologie hindurchrettete, Overbeck wußte ihr um die allgemeine Empfindung, eine gewisse naive Gottseligkeit ohne bestimmtes Gepräge abzugewinnen, und Veit verlor sich mehr und mehr in den trockenen Formalismus abgestorbenen Dogmen. Eduard von Steinle hat vor dem Letzteren, über dessen Einwirkung er niemals ganz hinausgekommen ist, eine Gefühlsinnigkeit voraus, die uns seine Gestalten menschlich näher bringt. Ja, er macht bisweilen anerkennenswerthe Anstrengungen, neben der Zeichnung auch der Farbe zu ihrem Recht zu verhelfen.

Es kostet dem modernen Menschen einen energischen Entschluß, sich durch all' diese Madonnen und Heiligen hindurch zu arbeiten, und es ist eben kein tröstliches Gefühl, wenn er schließlich anerkennen muß, daß hier eine nicht unerhebliche Schaffenskraft, ein über das Durchschnittsmaß hinausgehendes geistiges und zeichnerisches Können an einen undankbaren, unserem Verständniß fern liegenden Stoff verschwendet ist.

Die Malereien in der Domkirche zu Frankfurt am Main, die Steinle im Verein mit dem Architekten Linnemann entworfen, sind hinlänglich bekannt. Die in der Sonderausstellung der Nationalgalerie vereinigten Cartons können nur bestätigen, was jeder urtheilsfähige Beschauer der Fresken selbst empfunden haben muß. Composition und Zeichnung sind tadellos, aber es fehlt der feste Griff, der den in den Geschehnissen liegenden Ideengehalt energisch faßt und markig zum Ausdruck bringt. Die Darstellung der geistlichen und weltlichen Macht in ihren Wechselbeziehungen und in ihrer Unterordnung unter das Göttliche ist eine außerordentlich fruchtbare Aufgabe, an deren Lösung Eduard von Steinle's Können nicht heranreichte. In der richtigen Erkenntniß dieser seiner Unzulänglichkeit griff er zum Eklekticismus und machte gelegentlich starke Anleihen bei den Praerafaeliten. Anerkennenswerth ist die mühelose Raumfüllung, die sich jedem gegebenen Rahmen, den Gewölbzwickeln wie dem Maßwerk der gothischen Fenster anzubequemen weiß.

Künstlerisch freier sind die Entwürfe zu den von 1860—1864 ausgeführten Wandgemälden im städtischen Museum zu Köln. Aber die beliebte, von Kaulbach inaugurirte Manier, in Anlehnung an die Conversationen der Italiener, räumlich und zeitlich getrennte historische Persönlichkeiten zu vereinigen, um in ihnen die Ideale einer bestimmten Epoche zu verkörpern, mußte Schiffbruch leiden, sobald es sich um die moderne Zeit handelte, deren Gepräge sich unter allgemeinen, conventionellen Aeußerlichkeiten verwischt. Die Aufhissung der Kreuzblume des Kölner Domes in Gegenwart Friedrich Wilhelms IV. und unseres jetzigen Kaisers hat etwas unabsichtlich Komisches.

Als am meisten dem Können Steinle's entsprechend präsentiren sich die neun Cartons zu Wandgemälden in der fürstlich Löwenstein'schen Capelle zu Kl. Heubach vom Jahre 1869. Hier erinnert vor Allem der Tempelgang Marias in der einfachen Innigkeit des Gefühlsausdruckes an die besten Muster der prärafaelitischen Zeit, ohne den archaistischen Neigungen der Neudeutschen irgendwelche Concession zu machen.

Der Uebergang von dem asketischen Nazarenerthum zu romantischen Stoffen wird durch die Vorliebe für die Vergangenheit, besonders für das glaubensstarke Mittelalter vermittelt. Hier durchbricht die Phantasie des Künstlers die engen Schranken des Dogmas und rankt sich schaffensfreudig um die uncontrollirbaren Gestalten des Märchens und der Sage. Gerade Steinle ergeht sich mit einer gewissen Behaglichkeit in der Illustrirung Brentano'scher Dichtungen, wie der „Chronica des fahrenden Schülers", der „Romanzen vom Rosenkranz" und „des Märchens vom Rhein und dem Müller Radlauf". Er entwickelt hier in Anlehnung an Moritz Schwind einen Humor, der bei dem treuesten Schüler und Nachahmer Veit's geradezu überraschend wirkt.

Von den sonstigen Staffeleibildern Steinle's ist nicht viel Gutes zu sagen. Er bemüht sich bisweilen redlich, zu malen, es gelingt ihm sogar hin und wieder, eine gewisse Sattheit des Colorits zu erreichen, aber er kommt doch, wie alle seine Mitstreber, selten über den mit Farben ausgefüllten Umriß hinaus. Die Geheimnisse der Oeltechnik bleiben ihm verschlossen, dagegen ist er ein Meister des Aquarells. Seine „Beichte in St. Petri zu Rom" kann sich getrost den besten Leistungen der modernen Vertreter der Wasserfarbenmalerei an die Seite stellen; ja, er übertrifft sie in der strengen Innehaltung der durch die Eigenthümlichkeit dieser Technik gegebenen Grenzen.

Wir haben es versucht, dem Empfinden des an das Sehen moderner Bilder gewöhnten Menschen bei dem Durchwandern dieser Sonderausstellung Ausdruck zu verleihen, aber wir sind weit entfernt davon, uns mit dem leichtfertigen: Wie sind wir doch so herrlich weit gekommen! überheben und mit einer an die Schranken seiner Zeit gebundenen Künstlerindividualität abfinden zu wollen. Wo der oberflächliche Beschauer ein Nichtkönnen voraussetzt, da wird er bei aufmerksamerem Eingehen auf die Richtung der Schule sehr oft ein Nichtwollen finden. Das absichtliche Verzichten auf malerischen Reiz ist eine Selbstbeschränkung, die bei den Nazarenern und Neudeutschen sich zum Kunstmittel herausbildete, und nicht weniger berechtigt ist, als die einseitige Betonung des Coloristischen. Gerade Eduard von Steinle war bei Weitem nicht der Schlimmsten Einer. Der Kunsthistoriker wird diese ganze Schule in einem besonderen Capitel behandeln und am Schlusse sagen, daß sie Gott sei Dank ausgestorben ist und keine Nachkommen hinterlassen hat, wem es aber weniger um die ununterbrochene Entwickelung, als um das Verstehen einer besonderen Species zu thun ist, der wird auch hier Gelegenheit finden, sich an der bei Steinle gewiß nicht gekünstelten Glaubensinnigkeit und Naivität des Empfindens zu erbauen.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Gedichte von Oswald von Wolkenstein. Im Versmaß der Urschrift von Johannes Schrott. (Stuttgart, J. G. Cotta.) — Von den Troubadours hat Dietz einmal gesagt: alle ihre Lieder könnten wie das Werk eines einzigen Dichters angesehen werden, und Grimm vergleicht die Minnelieder dem Vogelgesang: von Weitem scheine es eben Eine Weise zu sein, aber trete man näher, höre man schärfer zu, so bemerke man doch mannigfache Töne. Beides kommt daher, daß das Versemachen Sache der ritterlichen Bildung und Sitte war, daß man es mitmachte ohne Herzensdrang und eigenthümliche Dichterader und so herkömmliche Formen wiederholt wurden. Da ragen denn einige originelle und echte Perlen, wie Bertram de Born, wie Walther von der Vogelweide, hervor, und ich glaube, der Tyroler Dichter Adolf Pichler hat Recht, wenn er die jetzt übliche Verlegung seines Hofes von der Vogelweide südlich vom Brenner in die Alpen anzweifelt: „ein echter Poet würde Anklänge an das Hochgebirge bieten, die in seinen Gedichten fehlen." Oswald ist im altgewohnten Gewande des Mittelalters bereits der Sohn einer neueren Zeit. Bei ihm ist alles individuell, er wagt nicht bloß neue Sätze und Strophenbildungen, er wagt es auch sein eigenes Leben frisch und keck darzustellen, man kann seine Biographie aus seinen Gedichten schreiben. Zehn Jahre war er alt, da trieb es ihn schon in die weite Welt. Als Troßbube treibt er sich in den Ostseeländern herum, daß er einmal auf fremdem Roß fortreitet, zieht im Strafe zu. Wir finden ihn im ritterlichen Dienste bei König Sigismund zur Zeit des Concils in Constanz. Er schimpft weidlich über die Theuerung von Eiern und Fleisch, von Brot und Wein, und fordert zugleich neben diesen komischen Versen in ernster Mahnung die deutschen Ritter auf, sich gegen die Tschechen und ihre Lehre zu erheben; die Adler sollen der böhmischen Gans (Huß) Herr werden. Die Königin von Aragon durchbohrte ihm mit messingener Nadel die Ohren, um zwei goldene Ringlein hineinzuhängen, die Königin von Frankreich band ihm einen Diamanten in den Bart. Er mahnt, nach dem Schwabenalter, sich selbst:

Digitized by Google

Ich habe vierzig Jahre gelebt, wohl minder zwei,
Mit Toben und mit Wüthen, Gesang und Dichterei;
Es wäre Zeit, daß ich des eignen Kindleins Schrei
Verehelicht aus der Wiege hörte gellen.

Und er findet ein edles treues Weib in Margarete von Schwangau. Er wirbt um ihre Liebe im sinnigen Wechselgespräch, er wird erhört, und preist nun das Glück ehelicher Gemeinschaft in mannigfaltigen Situationen, auch das sinnliche, das ihm ihr holder Leib gern gewährt, den er eingehend schildert; wie schon Wolfram von Eschenbach gegenüber der heimlichen Lust in den Tageliedern gesungen: „ein offenkundig süß Gemahl kann solche Wonne geben," so lassen auch hier die ehelich Liebenden sich ungern durch den Morgengruß der Lerche daran mahnen, daß nach der Wonne der Nacht nun der Tag mit seinen Pflichten anbreche. Beda Weber ließ sich durch diese Lieder an Rückert's Liebesfrühling erinnern. Während sonst die Minnesänger den Namen der Geliebten verschweigen, preist er laut sein Gretelein; der Minne pflegt er ja nicht außer, sondern, wie es recht ist, in der Ehe. Auch er hatte früher einem Weibe in der Sitte der Zeit gehuldigt, sie ist die Gattin eines Anderen, sie geräth in einen Proceß mit dem nun auch vermählten Oswald, sie ladet ihn zum Vergleich ein, läßt ihn aber überfallen, binden und gefangen setzen, bis er Lösegeld bezahlt. Er, ernsten Sinnes geworden, nimmt das als Buße auf sich. Nicht bloß die ehemalige Geliebte, auch der Herzog Friedel mit der leeren Tasche suchte diese durch des Wolkensteiners Geld zu füllen und hielt ihn in harter Haft. Die drei Brüder Wolkenstein hatten ihm offen Trotz geboten; der Dichter hatte ein wildes Kriegs- und Spottlied, an die Wildschweinsjagd anklingend, von der Burg Greifenstein gegen ihn gerichtet. In kräftigen Tönen wird der Kampf der ausfallenden mit den Belagerern geschildert, deren Zelte verbrannt, deren Kriegsgeräthe erbeutet werden. Im Alter erkannte der Dichter, daß Gutes zu thun doch allein dem vielbewegten Leben Halt und Werth verleiht; er wandte von der Welt seinen Blick auf Gott, er betrachtete sein Walten in der Natur und im Geschick der Menschen und sang:

Ihr Menschen auf!
Gebraucht Vernunft, ihr Männer und ihr Frauen.
Ihr seid in eurem Sündenwahn
So aufgeblüht zu schauen
Als ging euch Gottes Macht nichts an,
Der dir, o Mensch, hat Leib und Seel' verliehen.

M. Carriere.

Anthropologisch-kulturhistorische Studien über die Geschlechtsverhältnisse des Menschen von Paul Mantegazza. Autorisirte deutsche Ausgabe. (Jena, Hermann Costenoble.) — Der letzte Theil der „Trilogie der Liebe" Mantegazza's, den man mit Mantegazza eine „Pathologie der Liebe" nennen könnte: ist doch manche Seite desselben den Leiden des Menschenherzens gewidmet und zeigt doch oft genug der messerscharfe Blick des Anthropologen und Culturhistorikers pathologische Veränderungen, pathogene Ursachen (im übertragenenen Sinne der Worte). Allein, er gibt nur Studien, zum Theil lose, zuweilen sehr flüchtig an einander gereihte Studienblätter, einzelne durchgearbeitet bis auf den letzten Strich, andere kaum über den ersten Kohlestrich der Anlage hinaus, viele aber doch wenigstens in den charakteristischen Zügen rein ausgeführt. Mit emsigem Fleiße hat Mantegazza die Steine und Steinchen zum Aufbau seines Werkes zusammengetragen: in bunter Reihenfolge ziehen fast alle Rassen des Menschengeschlechtes vorüber, lebende und untergegangene; halbcivilisirte Völker treten auf und die Culturnationen alter und neuer Zeit erscheinen. Oft unterliegen, weil für die vergleichende Beurtheilung von Werth, die Sitten und die sie begründenden oder begleitenden Gedankengänge der unter den lebenden am tiefsten stehenden wilden Völkerschaften mit Recht der beschreibenden Feder, aber vielfach sind leider auch Gebräuche geschildert, die nicht zu deuten sind. Besonders interessant sind die Capitel über die „Eroberung" der Frau (durch Gewalt, durch Kauf, durch freie Wahl; Hexogamie, Hochzeitsspiele und -tänze; die moderne Mitgift), die Zuchtwahl (Wahl aus gegenseitiger oder einseitiger Sympathie, Wahl durch die Eltern), die Beschränkungen, welche die Wahl erleiden muß (durch Rassen- und Religionshaß, durch Verwandtschaftsgrade, durch Wittwenschaft), die verschiedenen Formen der menschlichen Eheverpflichtungen auf der Erde, die Stellung der Frau in der Ehe und die Prostitution. Mit einem Ueberblick über die Ethnographie der Liebe, einer knappen Zusammenstellung der gegenwärtigen Verhältnisse in Europa und mit einem Blick in die Zukunft schließt das Buch. Mantegazza ist kein Schönredner und sein ultraradicaler Standpunkt oft genug mehr als herausfordernd schroff, darum that er gut, als er seinem Buch das Motto Honny soit qui mal y pense gab; aber, das sei nicht vergessen, es ist ihm ernst, sehr ernst zu Muthe, immer, nicht nur, wenn er die düsteren Bilder menschlicher Leidenschaften und Irrthümer entrollt oder, wo der Stoff es zuläßt, sich zu wahrhaft poesiereicher Darstellung erhebt. Freilich, gegen die „Physiologie der Liebe" tritt diese „Pathologie der Liebe" in den Schatten; dort ein völliges Beherrschen des im Grunde auf den europäischen Culturmenschen beschränkten Stoffes und demgemäß eine abgerundete, schöne Darstellung, hier der in seiner Massenhaftigkeit und artlichen Verschiedenheit nicht in den engen Rahmen zu zwängende, über das ganze Menschengeschlecht sich ausdehnende Stoff und damit das Zersplitterte, Abgerissene der Studien. Dennoch ist das Werk ein werthvoller Beitrag zur Naturgeschichte des Menschen. L.

Schauspieler-Eitelkeit. Ungeschminkte Plaudereien von Karl Böttcher. (Berlin, J. Zenker.) — Es ist hohe Zeit, daß man einmal unsere lieben Schauspieler, die nachgerade auch bei uns außerhalb der Bühne eine wichtige Rolle spielen wollen, in ihre Schranken zurückweist. Freilich hätte dies ein Mann von Geist thun sollen, nicht aber ein mittelmäßiger Stilist ohne eigene Ideen. Was Karl Böttcher da über und gegen die Komödianten-Arroganz vorbringt, haben wir schon unzählige Male in den Tages- und Witzblättern gelesen und fast immer viel besser und unterhaltender. Daß Herr Barnay sogar am Grab eines Collegen Komödie spielt, daß der manirirte Kainz sich in allen Lebenslagen photographiren läßt, Niemann's Kabeldepeschen u. s. w. zur Mittheilung solcher und ähnlicher Neuigkeiten bedarf es keiner selbst mit allen Mitteln der Reclame lancirten Broschüre. Wirklich überzeugend und amüsant ist der Verfasser nur dort, wo er andere Autoren citirt, und zum Glück thut er dies oft und reichlich. Coquelin's Vortrag über die Schauspielkunst wird man stets mit Vergnügen lesen, aber die Beigabe der schülerhaften Böttcher'schen Prosa ist bitter. Was hier auf 60 Seiten gesagt ist, das hat z. B. Octave Mirbeau in einem einzigen Journalartikel des „Figaro" viel gründlicher besorgt. „Les cabotins" haben Aufsehen erregt, „Schauspieler-Eitelkeit" ist ein Schlag in's Wasser.

Durch scharfe Gläser. Satiren von Gustav Schwarzkopf. (Dresden, Minden.) — Schwarzkopf, der Verfasser der zweibändigen „novellistischen Studien": Die Bilanz der Ehe, ist ohne Zweifel ein bedeutendes satirisches Talent und in der scharfen Erfassung unserer gesellschaftlichen Verkehrtheiten und an reicher Gestaltungskraft jedem verwandten Talent überlegen. Er besitzt auch so viel natürliche Munterkeit, Witz und Geist, um seine Studien zu einer anregenden Lectüre zu machen, unbeschadet der durchweg pessimistischen Weltanschauung, die ihn gern grau in grau malen läßt. Im vorliegenden Buche kommt diese weniger zum Ausdruck, und daher wird man die hübsch pointirten Feuilletons wie „Nach der Schablone", „Ein Clavierconcert", „Der neue Asmodi", „Ihre Memoiren" mit Behagen lesen. Hier übt der Verfasser trefflich die Kunst, lachend die Wahrheit zu sagen und weder zu verletzen, noch abzustoßen. Das Schablonenhafte unserer dramatischen und novellistischen Literatur, die nichtige Vielseitigkeit unserer Zeitschriften, die Ueberproduction auf dem Gebiete des Virtuosenthums, die Verlogenheit unserer Gesellschaft kann nicht schlagender und ergötzlicher geschildert werden als es hier geschieht. „Die Naive" aber beweist, daß Schwarzkopf auch Herz und Gemüth hat und über die lachende Thräne des wahren Humoristen verfügt.

Farbenrausch. Roman von Friedrich Uhl. 2 Bde. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Der Vorwurf dieser breit ausgesponnenen Novelle ist unvergleichlich schöner, als dessen Ausführung. Es soll geschildert werden, wie der Farbenrausch, den der Maler Steiner entfesselt, in's Leben tritt, eine ganze Stadt umnebelt und das Glück der Familie stört, aber der Verfasser führt sein Thema nicht aus. Seine Darstellung ist sprung-

Digitized by Google

haft, oft stockend, oft breitspurig, dann geht es wieder im Galopp vorwärts. Ueberall aber zeigt sich der Mann voll Geist und Welt, der scharf beobachtet hat und auch in die Tiefe der Dinge dringt, so daß man sein Buch nicht ohne Gewinn aus der Hand legt. Steiner ist natürlich Makart; sein Atelier, seine Maskenfeste, sein Festzug werden beschrieben, doch hätten wir da dem Schilderer die reiche Palette eines Zola gewünscht. Die Handlung ist einfach und im Ganzen gut componirt. Noch besser die Charakteristik, zumal Coniere, Zamperl, Elsner, der Antiquar Erglin sind prächtig gezeichnete Gestalten, aber wie unglücklich ist der Verfasser bei der Taufe seiner Helden! Nicht verständlich ist Frau Farren, die anfänglich ihre Tochter vor dem Ateliertreiben bewahren will und dann plötzlich eine „gute Partie" im Auge hat. Da fehlen offenbar die Uebergänge, die feinere Motivirung, die psychologische Analyse. Immerhin ist das vornehm geschriebene Buch im höchsten Grade anregend und lesenswerth.

Der erweiterte deutsche Militärstaat in seiner socialen Bedeutung. Von Gustav Tuch. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — So wie am Ausgange des Mittelalters Recht und Staat zu neuen Formen geleitet, das gesammte Culturleben Europas auf neue Grundlagen gestellt worden ist durch den Umbildungsproceß, der aus regellosen Söldnerscharen staatliche Heere entstehen ließ, so scheint auch unsere im Abschwung begriffene Gesellschaft neue Kraft und neue Impulse aus der erfolgreichsten staatlichen Institution unserer Tage: aus dem Volksheere gewinnen zu sollen, aus seiner Ausbildung und Durchführung zum Punkte oberster Vollendung. Dies ist in seinem Kern erfaßt der Leitgedanke des Buches, der oft unter der wissenschaftlichen Ornamentik der Arbeit verschwindet, weil der Verfasser mit unleugbarer Energie, aber auch mit genialer Einseitigkeit den Lehrgehalt der neueren staatswissenschaftlichen Literatur auf das Maß der Distanz prüft, in welchem jene zu seiner bestechend entwickelten Theorie steht. Tuch's Umbildung unseres Militärwesens macht das Heer nicht mehr zum bloß äußerlichen Vertheidiger der nationalen Gemeinschaft: sein Heer der Zukunft ist Quelle und Träger der nationalen Cultur, des ethischen und wissenschaftlichen Fortschritts; es soll in seinem Lichte den fruchtbaren Boden abgeben, aus welchen weitesten Kreisen das richtige Begriffsvermögen aufgehen wird für die Solidarität der menschlichen Interessen. Wie wir sehen, verspricht sich Tuch von der Heeresorganisation der Zukunft wenn auch nicht die Beseitigung alles dessen, was auf uns lastet und drückt, so doch eines guten Theiles davon, — und da der Wunsch der Vater des Glaubens ist, hat uns der Verfasser mitten aus dem wüsten Lärm unserer Tage heraus den Einblick eröffnet in ein weites und lockendes Gebiet staatlichen Fortschrittes. E. St.

Noir et Rose. Par Georges Ohnet. (Paris, Paul Ollendorff.) — Der beliebte Verfasser des „Hüttenbesitzers" bietet hier zwei anspruchslose kleine Novellen, die eine tragisch schwarz, die andere rosig heiter. Der weibliche Leser, für den der Verfasser auch diesmal vorzugsweise schreibt, wird, je nach seiner Stimmung, den Vorzug entweder der arg sentimentalen Ehestandsgeschichte des Geigerkönigs oder der lustigen Erzählung von dem Unglück der militärfeindlichen Tante Ursula geben. Dort eine Liebe, welche der angebeteten Heimgegangenen bis in den Tod folgt, hier eine nicht weniger treue Liebe, welche den Todtgeglaubten ein Lebenlang beweint, um ihn zuletzt als unwürdigen Lebendigen fortzuscheuchen. Beide Geschichten sind äußerst geschickt und anmuthig erzählt, hübsch in der Charakteristik und nicht ohne Humor und dramatische Situationen. Nie ist Ohnet's geistige Verwandtschaft mit der Marlitt deutlicher erschienen. Der Verleger hat das Büchlein sehr elegant ausgestattet: auch er kennt sein Publikum.

Mosait. Eine Nachlese zu den gesammelten Werken von Alfred Meißner. (2 Bde. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel). — Robert Byr hat sich der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, Alfred Meißners kleinere, zum Theil in Zeitschriften einzeln zerstreute Dichtungen sowie seine kritischen und biographischen Aufsätze in vorliegendem Werke zu sammeln. Gedichte, Novelletten und Reisebilder bilden den ersten Band, literarische Streifzüge den zweiten. Ein solches Unternehmen bedarf keiner Rechtfertigung, ebensowenig aber einer Kritik; wir müssen auch die schwächeren Nachträge dankbar hinnehmen, weil sie das Bild des kraftvollen Poeten und des feinsinnigen Kenners alter und neuer Literatur nicht mehr entstellen, sonden nur vervollständigen können. Unter den Gedichten und besonders unter den Reisebildern ist manches Stück, welches uns den Dichter menschlich näher bringt und deshalb so warm und anheimelnd berührt; in den literarischen Streifzügen dagegen entrollt sich uns noch einmal das Bild einer verflossenen literarischen Epoche, beleuchtet von den Geistesblitzen des tief eindringenden Zeitgenossen. Die Aufsätze über Gutzkow, Kürnberger, Charles Sealsfield und Benedix', „Shakespearomanie" sind journalistische Meisterstücke und verdienten in der That wieder an das Licht gezogen zu werden. Als Nachtrag zu den Werken Alfred Meißners wird vorliegende Sammlung also vollständig ihren Zweck erfüllen.

Von Hermann Heiberg liegt schon wieder ein neuer Roman vor: „Eine vornehme Frau." (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Dieser überaus fruchtbare Schriftsteller, der von seinen zahlreichen Freunden als der moderne Messias unserer Literatur ausgerufen wird und durch die unmäßige Reclame, die für ihn gemacht wird, leider in den Augen feinfühliger und geschmackvoller Leser nur verlieren kann, nimmt eine Mittelstellung zwischen den jungen Heißspornen des Realismus und den Vertretern der alten „idealistischen" Richtung ein und wird daher in beiden Lagern als Anhänger gefeiert. Um es mit Keinem zu verderben, und selbst das überschwängliche Lob unserer jugendlichen Naturalisten zu verdienen, sehen wir ihn in seinen Romanen bald Scenen vorführen, die einem Jünger Zola's alle Ehre machen, bald bringt er so rührselige Episoden und schreibt in so larmoyantem Ton, daß man verwundert nach dem Titelblatt sucht und meint, aus Versehen das Werk einer unserer berühmtesten Gartenlauben-Schriftstellerinnen ergriffen zu haben. Heiberg besitzt eine proteusähnliche Wandlungsfähigkeit und wird thatsächlich allen Ansprüchen gerecht. „Eine vornehme Frau" verdient den Vorzug, schon weil der Stil einheitlicher und sorgfältiger ist. Daß bei der großen Flüchtigkeit, mit welcher Heiberg zu arbeiten scheint, immerhin auch hier viel Verstöße unterlaufen, ist freilich nicht zu leugnen, im Allgemeinen sind aber in dieser Beziehung jetzt schon bedeutende Vorzüge gegenüber den ersten Werken des Verfassers zu constatiren. Die Geschichte selbst leidet an großer Unwahrscheinlichkeit und schildert in der Heldin einen so makellosen Engel, wie ihn unsere verrufensten, „idealistischen" Romanciers kaum zu Wege gebracht haben. Wie sich die unerbittlichen Realisten jüngsten Schlages damit zurechtfinden werden, wissen wir nicht. Aber sie gibt auch dem Verfasser Gelegenheit zu einigen hübschen Stimmungsbildern, so daß wir die Mängel der Erfindung und das Schablonenhafte in der Entwickelung gern darüber vergessen. Die Erfindung ist überhaupt Heiberg's schwächste Seite. Dagegen versteht er sich auf die Detailmalerei, charakterisirt oft vortrefflich und ohne breit zu werden, weiß angenehm zu dialogisiren und schlägt meistens einen frischen und natürlichen Ton an. Leider ist Heiberg kein Künstler, er weiß nicht zu componiren. Lernt er das noch, so mag er wohl einst noch die Reclame verdienen, die man ihm heute weit über Gebühr schenkt.

T—n.

Kaiser Wilhelm und die Gründung des neuen Deutschen Reiches. Von Gottlob Egelhaaf. (Stuttgart, Carl Krabbe.) — Frei von allem „Byzantinismus", wird hier in in populär gediegener Form das Bild unseres Kaisers treu und klar gezeichnet und tief und eingehend sein Wirken geschildert. Gewiß ist dies Kaiserbuch, das mit einem guten Portrait geschmückt ist, dazu angethan, das deutsche Volk und vor allem die Jugend den ersten Hohenzollernkaiser verstehen zu lehren. Ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer wissenschaftlicher Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Höhlbaum, Dr. K., Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. Band I. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde III.) Gross 8°. XVI und 382 S. Eleg. brosch. Preis 9 Mark. In Leinwand geb. 10 Mark. (Wird in 2 weiteren Bänden binnen Jahresfrist vollständig.)

Lamprecht, Dr. K., Initial-Ornamentik des VIII. bis XIII. Jahrhunderts. 44 Steindruck-Tafeln meist nach Rheinischen Handschriften nebst erläuterndem Text. Folio. Eleg. brosch. Preis 10 Mark.

Lamprecht, Dr. K., Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. Drei Bände in vier Abteilungen. Gross 8°. 193 Bogen. Mit achtzehn Karten und sechs Holzschnitten im Text. Brosch. Preis 80 Mark.

Lossen, Dr. Max, Briefe von Andreas Masius und seinen Freunden 1538—1573. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde II.) Gross 8°. XX und 537 S. Eleg. brosch. Preis 11 Mark 40 Pf. In Leinwand geb. 12 Mark 50 Pf.

Scherzer, Dr. Karl von, Das wirthschaftliche Leben der Völker. Ein Handbuch über Production und Consum im Welthandel. Gross 8°. XI und 756 S. Preis brosch. 18 Mark 50 Pf. In Leinwand geb. 20 Mark 50 Pf.

Soeben erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Elard Hugo Meyer, Prof.,
Homer und die Ilias.
8°. 17 Bogen. geh. ℳ 4,50, f. geb. ℳ 6,00.

A. Marsch, Der Italienische Kirchengesang bis Palestrina. Zehn Vorträge, gehalten im Victoria-Lyceum zu Berlin. 8°. 17 Bg. ℳ 3,50, f. gb. ℳ 5,00.

Carl v. Reinhardstoettner, Prof. (München),
Aufsätze und Abhandlungen
vornehmlich zur Litteraturgeschichte.
8°. 20 Bogen. geh. ℳ 5,00, f. geb. ℳ 6,50.

Verlag von Robert Oppenheim, Berlin.

CACAO-VERO
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Pr. ist per 1/1 1/2 1/4 1/8 = Pfd.-Dose
350 200 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Deutsch-national.

Kolonial-politische Aufsätze
von
Karl Peters.

186 Seiten gr. 8°. Preis ℳ 4.— broch., ℳ 6.— hlbfz. gebunden.

Verlag von **Walther & Apolant** in **Berlin.**

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein importirtes Genie
der Berliner Gesellschaft vorgestellt
vom
Stillvergnügten.

Elegante humorvolle Satire auf Henrik Ibsen!

T. Trautwein'sche Buchhdl. Berlin W. 41.

Ein junger
lievländischer Schriftsteller,

Mitarbeiter von Rigaer, Petersburger und deutschen Zeitungen, academisch gebildet, auch des Russischen mächtig, sucht eine Stelle als Redacteur eines deutschen Blattes. Er ist in politischen, literarischen und zumal volkswirthschaftlichen Fragen wohl bewandert und, da er längere Zeit in Moskau gelebt, in russischen Dingen vorzüglich informirt. Günstige Zeugnisse stehen zu Diensten. Ansprüche sehr bescheiden. Eintritt sogleich. Auskunft ertheilt die **Redaction der „Gegenwart".**

Im Verlage von Alfred Krüger in Weimar ist soeben erschienen:

Dissonanzen.

Zwei Novellen von E. Vollbrecht.
1. Fräulein Charlotte. 2. Tante Jutta.

Eleg. brosch. ℳ 2,50, eleg. gbdn. ℳ 3,50.

Redacteur

für eine täglich erscheinende politische und Localzeitung, nationalliberaler Richtung, wird zum 1. April ein routinirter **Redacteur** gesucht, der auch in der Lage ist, sachgemäße Besprechungen über Theater und Concerte zu liefern. **Bedingungen:** Evangelische Religion und akademische Bildung. Gehalt ℳ 2400 bis 3000. — Offerten mit Referenzen unter Chiffre B. Z. 780 befördert die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler, Hamburg.**

Zu Uhland's
100jähriger Geburtsfeier.

Ludwig Uhland,
seine Freunde und Zeitgenossen.
Von **Karl Mayer.**
2 Bände gr. 8. 1867. brosch.
liefert in **neuen Exemplaren**
statt ℳ 10.— für ℳ 3.50
Oskar Gerschel,
Buchhandlung und Antiquariat,
Stuttgart, Calwerstraße 16.

Das Werk wurde bei Erscheinen als ein unvergängliches literarisches Denkmal begrüßt, daß der letzte Veteran aus jenem schwäbischen Dichterkreise, welcher sich im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts in Tübingen zusammenfand, dem Freunde gesetzt hat. Ausgestattet mit einer großen Anzahl bis dahin ungedruckter Gedichte aus der Zeit von 1804 bis 1811, welche das Werden und Wachsen des Dichters verfolgen lassen, sind in den mitgetheilten zahlreichen Briefen der verschiedenen Lebensperioden wesentliche Beiträge zur Aufhellung seiner Denkweise geliefert. Die Briefe Uhlands und der Freunde werden durch geschichtliche Notizen erläutert, welche Personen und Begebenheiten in ihrer Wechselwirkung zeigen. Jede Literaturgeschichte und jede kommende Biographie hat sich in dem Buche Raths zu erholen.

Bei dem derzeit so niedrigen, zum ersten Male ermäßigten Preise wird der Rest der Auflage in nicht langer Zeit vergriffen sein und dann das Werk wieder im Preise steigen.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Verlag der H. Laupp'schen Buchh. in Tübingen.

In unserem Verlag erschien:

Die Grundlagen der
Karl Marx'schen Kritik
der bestehenden Volkswirthschaft.
Kritische und ökonomisch-litterarische Studien
von
Dr. Georg Adler,
Docent der Universität Freiburg i. B.
gr. 8. broch. ℳ 6,—.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu. zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ. — **Schiller,** Sämmtl. Werke m. Biogr. v. Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. geb. nebst: **Heine,** Werke. Hamb. 76, 12 Bde. geb. und: **Grabbe,** Werke. herausg. v. Gottschall, Leipz. 70, 2 Bde. geb. zusammen 25 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-A.,** Oppelstr. 44.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 26. März 1887. Band XXXI.

CORNELL UNIVERSITY, APR 7 1887 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Ist Rußland noch zu Europa zu rechnen? — Die Beschränkung der Oeffentlichkeit vor Gericht. Von Ludwig Fuld-Mainz. — Conservative Nothsignale in Frankreich. Von Ferdinand Lotheißen. — **Literatur und Kunst:** Eine neue Strömung in unserer Malerei. Von A. Fitger. — Die Dichtung der Zukunft. Von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Dresdener Erinnerungen. Von Otto Roquette. — **Aus der Hauptstadt:** Aus den Kunstausstellungen: Eine Pietà von Arnold Böcklin. Von Peter Jessen. — Notizen. — Inserate.

Ist Rußland noch zu Europa zu rechnen?

St. Petersburg, Mitte März.

Rußland ist in letzter Zeit mehr wie je im Munde der Leute gewesen. Sein Eingreifen in die bulgarische Angelegenheit; die von der sogenanten „slavischen Idee" inspirirte auswärtige Politik, welche zur offenen Parteinahme für Verschwörer und Empörer geführt und soeben erst als Frucht im Innern der glücklicherweise vereitelte Attentatsversuch auf Kaiser Alexander III. gezeitigt hat; das immer unverkennbar werdende Uebergewicht der slavophilen Politiker in der Leitung der Staatsangelegenheiten, welches den Kampf zwischen dem officiellen, der westeuropäischen Tradition zuneigenden, und dem nichtofficiellen, eben durch das Slavophilenthum repräsentirten Rußland zu einer actuellen europäischen Angelegenheit und zum Barometer für das Fallen und Steigen der „Gefahr im Osten" gemacht hat, — alles dies hat dem russischen Reiche die erhöhte Aufmerksamkeit des Westens zugezogen und veranlaßt, daß selbst die ausschlaggebenden Führer der europäischen Politik öffentlich zur Haltung des Czarenreiches haben Stellung nehmen müssen. Wenn man aber die interessanten Reden liest, welche der deutsche Reichskanzler in der jüngst verflossenen Session des Reichstags über seine auswärtige Politik gehalten hat, drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob die Großherzigkeit, welche er unzweifelhaft gegen die russische Regierung an den Tag legte, wohl auch in dem russischen Volke den entsprechenden oder überhaupt nur einen Anklang gefunden hat?

Leider muß die Antwort auf diese Frage verneinend ausfallen; steht doch schon der Kenntnißnahme der Reden des Fürsten Bismarck der mangelhafte Bildungsgrad des russischen Volkes im Wege! Die überwiegende Mehrzahl desselben kann weder lesen noch schreiben und erfährt schon deshalb nichts von dem, was in der Welt vorgeht. Und die sogenannten Gebildeten? Zu ihnen zählen zunächst die Eingeborenen deutscher Nation, insbesondere in den Ostseeprovinzen und in den Residenzen Moskau und St. Petersburg, auch hier und da in den Ortschaften an den großen Eisenbahnlinien: diese, die einen nicht geringen Procentsatz der Gesammtbevölkerung bilden, werden eine Empfindung des Bedauerns nicht unterdrücken können, wenn sie sehen, wie der erste Vertreter der deutschen Politik sich einer Regierung gegenüber ausspricht, die seine Landsleute und Stammesgenossen innerhalb der russischen Grenzen gegenwärtig systematisch mit Füßen tritt und in ihrer Gewissensfreiheit und in ihren altverbrieften Rechten und Rechtsgewohnheiten kränkt. Zu den Gebildeten müssen ferner die Juden gerechnet werden, welche — etwa eine Million und meist deutschredend — die Handelsstädte und die Eisenbahnlinien besetzt halten: aber gerade von den russischen Juden heißt es mit Recht: ubi pecunia, ibi patria; ihnen ist Rußland kein Vaterland! Es bleiben endlich noch die theils hochgebildeten, theils nur schriftverständigen Russen, meist aus den besseren Ständen, übrig: dieselben sind indeß, und zwar mindestens 99 Procent, so sehr von der moskowitisch-fanatischen Hochmuthspresse angeblasen und werden von derselben fortgesetzt Tag für Tag angehaucht, daß sie theils in ihrem Größenwahn durch fremde Aufmerksamkeiten, namentlich wenn sie aus dem Westen, Frankreich ausgenommen, kommen, nicht verpflichtet, theils in ihrem Deutschenhasse à la Skobelew nicht alterirt oder gehindert sein wollen .... Das ist das russische „Volk", mit welchem die europäische Politik allein zu rechnen hat, weil es einzig und allein das Auditorium im Czarenreiche für die Auslassungen der ausländischen Politiker bildet! Sehen wir uns diese Zuhörerschaft näher an und untersuchen wir die letzen Ziele, welche ihre Preßführer, Geheimrath Katkow an der Spitze, mit dem immer lauter zum Ausdruck gelangenden Deutschenhaß und mit der Deutschenverfolgung erreichen wollen resp. lediglich erreichen werden!

Worin besteht, oder worauf beruht in ihren letzten Gründen die europäische Civilisation? Alle berufenen Schriftsteller, vornan Guizot in seiner „Histoire de la civilisation", stimmen darin überein, daß diese Civilisation vornehmlich auf drei Pfeilern ruht: auf der ausgeprägten Rechtsentwickelung im Staate und dem ausgebildeten Rechtssinne und Rechtsbewußtsein im Volke; auf der Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit und Treue im geschäftlichen und geselligen Verkehr; auf der allgemeinen Anerkennung der Arbeit, als einer den Menschen ehrenden und adelnden Pflicht. Nur auf diesen Grundlagen ersprießen die Blüthen und Früchte der Civilisation: die Wissenschaften, die Künste und Gewerbe, sowie alle Errungenschaften und Verschönerungen des menschlichen Zusammenlebens. Es ist hier nicht der Ort, darüber zu urtheilen, in welchem Staate Westeuropas sich diese Bedingungen der Civilisation am meisten ausgebildet finden: es genügt, den Nachweis zu führen, daß mit der Ostgrenze Deutschlands auch die eigentliche Grenze der europäischen Civilisation, wie sie vorstehend umrissen ist, erreicht wird. Zwischen Deutschland und Rußland liegt noch ein ausgedehnter Streifen sarmatischen Bodens, dem ehemaligen Polen angehörig. Hier findet man noch einige Civilisationsfähigkeit; aber der ganze Strich ist im Grunde doch nur ein Uebergang von der Civilisation zur Uncultur, oder von Europa zu Asien. Der Pole hat schon kein ausgeprägtes Rechtsbewußtsein mehr. Kein Pole, stehe er gesellschaftlich noch so hoch,

Digitized by Google

wird es verschmähen, wenn sein Interesse es gebietet, zu dem betreffenden machthabenden Beamten zu gehen und ihn zu bitten, mit ihm in Bezug auf bestehende Verordnungen oder Gesetze eine Ausnahme zu machen. Wird ihm erwidert, die Verordnung oder das Gesetz binde den Beamten so gut wie den Regierten, so antwortet er in 99 von 100 Fällen mit überlegenem Lächeln: „Ach was! Die Verordnung rührt ja von Ihnen selbst her. Wenn Sie also nur wollen, so können Sie auch!“ .. Wer unter Polen gelebt hat, wird das hundertfältig bestätigen. Von der bindenden Kraft des Gesetzes, als der ersten Bedingung aller gleichmäßigen Sicherheit im Staate, hat der Pole im Allgemeinen noch keinen oder doch nur einen sehr schwachen Begriff. Die Erinnerung an die alte polnische Herrlichkeit bedeutet bei ihm wesentlich nur den Seufzer: „Wir regierten, die Anderen aber gehorchten!“ Niemandem gehorchen, auch dem Gesetze nicht, — darin bestand gerade die gerühmte, aber verhängnißvolle „polnische Freiheit“. Mit der Wahrheit steht der Durchschnitts-Pole gleichfalls auf einem etwas gespannten Fuße. Nicht, daß er geradezu falsch ist; aber er ist doch unaufrichtig und versteckt. Die gegenwärtige politische Lage des Polenthums mag es verschuldet haben, daß der Pole ein beständiges Mißtrauen gegen alle Mitglieder der sog. Theilungsmächte in sich trägt; hegt und pflegt er doch im Herzen fortgesetzt ein gutes Theil von Revanche-Gedanken gegen diese Mächte! Weil er sich nicht verrathen will, belügt er zwar den Anderen nicht, am wenigsten um diesen zu schädigen, aber er verhehlt die Wahrheit über sich selbst und seine Freunde. — Auch die Arbeit steht bei dem „vrai Polonais“ in geringer Achtung: ein Edelmann soll eben nicht arbeiten! Es ist ja die charakteristische Anecdote allbekannt vom polnischen Schljächtitz, der nach England kommt und dort mit größtem Erstaunen die allgemeine Arbeitsamkeit wahrnimmt. Er meldet sofort in die Heimath: „Hier arbeitet Alles, vom Könige und Herzog herab bis zum geringsten Manne. Aber nicht nur die Menschen arbeiten, auch alle Thiere, Pferde, Maulthiere, Esel, Stiere, Ziegenböcke, Hunde arbeiten: das Schwein ist der einzige Edelmann!“

Betritt man weiter, in östlicher Richtung, den eigentlichen russischen Boden, was etwa mit dem Ueberschreiten der Riga-Witebskischen Eisenbahnlinie geschieht, so hören fast alle oben genannten Grundlagen für eine europäische Civilisation gänzlich auf: man findet keine Rechtsentwickelung im öffentlichen und keinen Rechtssinn im privaten Verkehr, keine Spur von Wahrheit, Aufrichtigkeit und Treue im geschäftlichen und persönlichen Verkehr, keine Achtung für redliche, unverdrossene Arbeit. Es ist eine stehende Redensart, in der russischen Beamtenwelt, also in der eigentlichen Staatsleitung und Staatsverwaltung, herrsche Corruption. Diese, in europäischem Sinne gebrauchte Bezeichnung ist nicht ganz zutreffend. Man darf nicht sagen, der russische Beamte sei bestechlich, denn das würde die wirkliche Sachlage nicht hinlänglich decken: er stiehlt nicht mit dem Bewußtsein, zu stehlen, sondern er *nimmt*, theils weil Alle es thun, theils weil er es für berechtigt hält. Es ist dies die *asiatische Auffassung vom Staatsdienst*. Der Russe betrachtet im Allgemeinen seine Anstellung im Staatsdienste als eine legitime Anweisung, sich zu bereichern. Wie der asiatische Sklave arbeitet er mit keinem anderen Zwecke im Auge, als um möglichst viel für seine Arbeit zu genießen. Mit je weniger Mühe er sich Genuß verschafft, für um so geschickter wird er gehalten. Die Genußsucht hat natürlich keine Grenzen, und da jeder russische Beamte von der Ansicht ausgeht, daß das Staatsgehalt, das übrigens meist schon sehr hoch bemessen ist, nur die Entschädigung dafür darstellt, daß er sich seiner persönlichen Freiheit auf Verlangen und zu Gunsten der Staatsgewalt begiebt, so hält er es für vollkommen in der Ordnung, sich für die Dienste, die er in seiner Stellung dem Publikum leistet, von diesem noch besonders honoriren zu lassen. Das Verhältniß zwischen Beamten und Publikum ist etwa dasselbe, als wenn man z. B. in Deutschland sagen wollte: das Amtseinkommen eines Beamten besteht zum Theil aus einer directen Besoldung aus der Staatskasse, zum Theil aus Sporteln oder Gebühren, welche der Beamte für jede seiner Amtshandlungen noch außerdem vom Publikum bezieht. Der Unterschied ist nur der, daß hier die Sporteln resp. Gebühren in ihrer Höhe vom Gesetze vorgeschrieben, in Rußland aber in die Willkür oder Begehrlichkeit des Beamten gestellt sind. Es gibt zwar auch hier Instanzen, bei denen man sich über die Aeußerungen und Forderungen dieser sonderbaren Rechtsanschauung beschweren kann; die Klage ist aber in den weitaus meisten Fällen nur von Erfolg, wenn sie sich hoher Protection erfreut oder wenn sie — mit jenen „gewichtigen Argumenten“ beschwert ist, die im Ministerium ebenso wirksam sind, wie in der untergeordneten Beamtenwelt. Fehlen diese „Argumente“, — nun, so ist es sicher, daß die Beschwerde mit der Ausfüllung eines jener Ablehnungsformulare beantwortet wird, welche, wie man versichert, fertig gedruckt in den Ministerien riesweise vorräthig liegen!

Einige authentische Beispiele aus der Praxis in den höheren und höchsten Schichten der russischen Bureaukratie mögen vorstehende Auslassungen erhärten: Der Staat beschließt kürzlich die Ausprägung von neuen Silbermünzen (billons), und zwar zum Feingehalt von 50 Procent. Das Silber wird aus den Bergwerken geliefert, genau nach dem Umfange der beschlossenen Prägung bemessen, und im Finanzministerium tritt unter persönlicher Leitung des Ministers ein Comité zur Ausführung zusammen. In diesem Comité ist man der Meinung, 40 Procent Feingehalt — statt der vorgeschriebenen 50 Procent — werde die Münze auch noch nicht um ihren Cours bringen und die Differenz dem prüfenden Wardein entgehen. Damit werden gegen 200,000 Rubel Silber erspart, die sich vortrefflich unter die Mitglieder des Comité vertheilen lassen. Es muß nur dafür gesorgt werden, daß der Verkauf des auf die Seite gebrachten reinen Silbers durch vertraute Hände geschieht und die Waare sofort in's Ausland gebracht wird, um keine Spur ihres verdächtigen Daseins im Inland zurückzulassen. Die Betheiligten aber ziehen sich aus dieser „Finanzoperation“ mit Vermögen zurück. — Ein anderes Bild nach der Natur: Eine Eisenbahn braucht im Laufe eines gewissen Zeitraums 100 neue Locomotiven. Ein Expertor im Maschinenfach wird mit dem Ankauf derselben betraut. Die Maschinenfabrik, mit welcher er sich in Relation setzt, ist im Stande, die Locomotive für den Preis von 7000 Rubel zu liefern. Der Experte berath sich mit seinem Gehilfen, macht als Aequivalent für seine Bemühungen auf jede Locomotive einen Aufschlag von 1000 Rubel und liefert das Stück für 8000 Rubel an die Directoren der Bahn. Diese Letzteren vollziehen natürlich eine Superrevision des Geschäfts und setzen der Staatskasse jede Locomotive mit einem Aufschlag von weiteren 2000 Rubeln in Rechnung. Der Staat zahlt 10,000 Rubel für die Locomotive, und die Directoren theilen 2000 Rubel unter sich und ihre Beistände aus, während sie dem Experten gewissenhaft 8000 Rubel zahlen. So hat jeder sein Geschäft gemacht — natürlich auf Unkosten des Staates. Aber daß das geschehen und geschieht, weiß Jedermann bis zum Minister hinauf, und Niemand findet hierin etwas Verdammenswerthes. Im Gegentheil, wer sich von solchen Gewinnmanövern ausschließen wollte, würde für einen Dummkopf angesehen werden. Und die öffentliche Moral? Ja, eine solche im europäischen Sinne gibt es in Rußland nicht. Es ist das eben asiatisch! — Noch ein Beispiel: In einem südwestlichen Gouvernement war die oberste Verwaltung einem Gouverneur anvertraut, der ausnahmsweise jeder Bitte und gerechten Beschwerde der Eingesessenen, jedoch niemals dem Rubel zugänglich war: er war eben ein „deutscher Baron“ aus den baltischen Provinzen! Die Bevölkerung seines Gouvernements trug ihn auf Händen — man erfuhr auf einmal, was Gerechtigkeit sei, — der provinzielle russische Beamte aber war zuerst enttäuscht und dann wüthend: er wurde aus seinem Schlendrian aufgerüttelt, und, was ihn am meisten kränkte, man sah ihm auf die Finger. „Was?“ schrieen diese Tschinowniks, „was, Du willst besser sein als wir?“ Und sie thaten sich zusammen, weihten einige mißvergnügte Glieder der Gesellschaft in der Gouvernementsstadt in ihre Pläne ein, brachten die Summe von 10,000 Rubel zusammen und schickten einen Vertrauensmann nach St. Peters-

Digitized by Google

burg, damit er dort diese 10,000 Rubel auf den Tisch des Ministers des Innern niederlege. Acht Tage später war der Gouverneur versetzt! Ueberrascht und bestürzt, eilte er selbst in die Hauptstadt und fragte, was man ihm zur Last lege. Die Antwort war: er müsse sich wohl unter den Russen in seinem Gouvernement Feinde gemacht haben, und das wolle man in St. Petersburg nicht. Genug, die 10,000 Rubel hatten ihre Schuldigkeit gethan, und der Gouverneur blieb versetzt. Ein echter Moskowiter aus Katkow's Schule ist an seine Stelle getreten, und das Bureau des Gouverneurs ist wieder, was es vordem war: die bekannte Löwenhöhle in der Fabel, in welche Tausende von Spuren hineinführten, aber keine wieder zurück!

Diese letzte Geschichte ist besonders lehrreich, da bei ihr der Gegensatz zwischen der Anschauungsweise des baltisch-deutschen Gouverneurs und der echtrussischen Rechtsauffassung besonders markant hervortritt. Denn es ist Thatsache, daß die Nationalität des Gouverneurs den Ausschlag für die Leichtigkeit seiner Beseitigung gab. Warum aber tritt man im russischen Reiche deutsche Intelligenz, deutschen Rechtssinn und deutsche Gewissenhaftigkeit mit Füßen? Warum hat die Katkow'sche Presse nicht eher geruht, als bis der Deutschenhasser Manassain Justizminister geworden und der Geh. Rath Wyschungradsti den Finanzminister von Bunge ersetzt hat? „Man scheut des Lichtes unbescheid'nen Zeugen!" Ausgestoßen werden soll jeder Markstein europäischer Gewissenhaftigkeit. Man will unter sich sein.

Und wie mit dem Rechtsbewußtsein, so sieht es auch mit der Wahrhaftigkeit und Treue im geschäftlichen und gesellschaftlichen Verkehr aus. Turgeniew sagt: „Die russische Nation ist die verlogenste in der Welt", — wer wollte es unternehmen, den berühmten russischen Dichter Lügen zu strafen? Der geschäftliche Verkehr ist nichts, als ein ununterbrochenes Streben, den Nachbarn über's Ohr zu hauen. Wer gewinnt, wird gerühmt. Niemand traut deshalb dem Anderen; niemals hört man ein gutes Wort über den Anderen; niemals glaubt man, was ein Anderer sagt. Die Masse der Bauern ist eine große Horde, deren einzelne Glieder sich auf Schritt und Tritt gegenseitig belügen, betrügen und bestehlen. Und Niemand sieht etwas Arges darin, denn man denkt asiatisch, nicht europäisch. In der höheren Gesellschaft ist's im Grunde ebenso, wenn auch die Erscheinungsformen andere, verfeinerte sind. In St. Petersburg zählt Jedermann an den Fingern die Liebhaber her, welche jede verheirathete Frau neben ihren Gatten besitzt. Von ehelicher Treue ist bis in die untersten Stände keine Spur zu finden. Fast kein Knecht lebt mit seiner eigenen Frau, fast keine Frau mit ihrem eigenen Manne. Selbst in großrussischen Dörfern Mittelrußlands, die im Verhältniß noch den meisten Fortschritt aufweisen und in denen auf die Reinheit der Mädchen scharf gesehen wird, ist die Treulosigkeit der Weiber sprüchwörtlich. In den besseren Ständen aber ist die Ehe nichts weiter, als eine Lotterie auf Lebensgenuß! Und wo sollte auf dem Boden der russischen Rechtsverhältnisse und Einrichtungen auch Treue und Glaube herkommen? Schulunterricht genießt kaum $^1/_4$ Procent der Gesammtbevölkerung, und der Religionsunterricht geht über Aeußerlichkeiten nicht hinaus. Die Kaste der orthodoxen Geistlichkeit ist nur bedacht, ihre Pfründen ihren Kindern erblich zu erhalten. Sonst steht der Durchschnitts-Pope ganz auf der Stufe der Uncultur, wie seine nahe Umgebung: er trinkt mit ihr, er betrügt mit ihr und stiehlt mit ihr, wenn die Gelegenheit sich bietet, um die Wette. Von nächtlichem Straßenraube, durch Popen mit Beihülfe ihrer Küster verübt, werden wunderliche Dinge erzählt.

Daß bei solchen Sittenzuständen auch die Arbeit nicht in hoher Schätzung stehen kann, ist klar. Wo die ganze Lebenseinrichtung und Lebensführung darauf hinausläuft, ohne Arbeit zu gewinnen und arbeitslos zu genießen, kann die nüchterne, ehrliche, ihrer selbst wegen geübte angestrengte Arbeit in keinem Credit stehen. Zudem sorgt noch die Kirche dafür, daß die rechte Vorstellung von solider und ununterbrochener Arbeit gar nicht aufkommen kann. Außer an den 52 Sonntagen verbietet die Kirche noch an 48 anderen Tagen des Jahres, den sog. vollen „Prasdniki" d. h. wörtlich „Nichtsthu-Tagen", die Arbeit allgemein und empfiehlt außerdem an 50 weiteren sog. halben „Prasdniki" den Bauern zum Gedächtniß ihrer etwaigen Local-Heiligen größtmöglichste Enthaltsamkeit von der Arbeit. So kommt es, daß das „heilige Rußland" ebensoviel Feiertage im Jahre hat, als Arbeitstage, — Feiertage, nicht in Sinne erhebender und veredelnder Kirchenfeier, sondern im Sinne bloßen Faullenzens. Es liegt auf der Hand, daß Rußland hierin mit Europa in keine Concurrenz treten kann .....

Da, wie man sieht, die drei Grundlagen der europäischen Civilisation in Rußland allgemein und gänzlich fehlen, so darf es auch nicht Wunder nehmen, daß im Reiche nirgend Blüthen und Früchte der Civilisation sichtbar werden. Wissenschaften? In welcher leistet das russische Volk, die einheimische Geschichte und die Mathematik etwa ausgenommen, irgend etwas Erhebliches? — Künste? Nun, Waraschtschagin hat die russische Barbarei dem Auslande grell genug vorgemalt! ... Nur die monumentale Kunst zeigt sich in ansehenswerthen Bauwerken, doch hat sie ihre Eigenthümlichkeiten mehr mit Asien als mit Europa gemein. — Die schöne Literatur? Gogol's „Todte Seelen" und sein „Revisor", im nationalen Sinn das Bedeutendste, was die russische Literatur hervorgebracht, geben ja das bestunterrichtete Bild russischer Uncultur und Corruption lebenstreu wieder! Der moderne Roman aber ist, ungeachtet des gewaltigen dichterischen Talents einiger seiner Vertreter, zum Theil ein naturalistisches Zerrbild, wie es nur auf dem geschilderten russischen Boden erwachsen kann, zum Theil ist er, wie z. B. der reizende Roman „Lorin", vom Grafen Walujew, ein reines Kind des Westens: das Motto ist deutsch und die Geschichte spielt auch nicht in Rußland; Puppen der Phantasie des Verfassers werden mit russischen Familiennamen belegt; man versetzt sie auf italienische, schweizerische, französische und deutsche Erde, läßt sie hier blühen und trägt sie höchstens zum Begräbniß auf russischen Boden zurück, — ein getreues Lebensbild derjenigen wenigen Erscheinungen in der höheren Gesellschaft, die aus der Masse auszunehmen sind: sie sind im Vollbesitz der europäischen Civilisation, soweit sich dieselbe anempfinden und andenken läßt, gerade weil sie die Fühlung mit dem eigentlichen russischen Leben und Denken verloren haben; sie sind trotz ihrer Herkunft und ihrer Namen Fremdlinge im eigenen Vaterlande, und es stände um Rußlands Zukunft besser, wenn ihrer mehr wären als thatsächlich vorhanden sind!

Peter der Große hatte den richtigen Instinct des Genies, daß er, um das russische Staatsgebäude allmählich den europäischen Staaten ebenbürtig zu machen, Bildungskeime aus dem Westen, vorzugsweise aus Deutschland, hereintragen müsse. Und diese Bildungskeime, reichlich bezogen, haben allein Rußland zu dem gemacht, was es heute im Punkte der Civilisation ist, und hätten vielleicht im Laufe der Jahrhunderte, bei sorgfältiger Pflege und durch neubezogene Keime verstärkt, der europäischen Civilisation zum Siege über die asiatischen Traditionen und Neigungen verholfen. Dieser Entwickelungsgang ist jedoch unterbrochen worden, seitdem die moskowitische Erkenntniß, daß die westeuropäische Cultur angefault sei und Rußland sich ihrer erwehren müsse, aufgetaucht und die slavophile Staats- und Gesellschaftsdoctrin zu immer größerer Herrschaft gelangt ist: Nur aus der Rückkehr zu den eigenen, sogenannten altrussischen Anfängen könne die russische Großmacht zur Blüthe erwachsen und der Welt den neuen Anblick einer unverfälschten civilisirten Nationalgröße gewähren. Welche Kurzsichtigkeit, oder welche absichtliche Verblendung! Wo sind denn die fruchttragenden Keime in Rußland selbst, welche diese rosenfarbige Zukunft verheißen? Wir erfahren es aus Katkow's eigenen Schriften: „Der russische Adel — sagt er — ist viel zu zerfahren in sich selbst, zu sehr selbst schon von der Fäulniß der westlichen Civilisation inficirt, zu sehr der eigenen Arbeit und des Staatsdienstes entwöhnt und zu wenig in seinem Herzen am Emporkommen des Volkes interessirt, als daß von ihm etwas Nennenswerthes zu erwarten wäre. Ihn

Digitized by Google

muß man von vornherein fallen lassen. Der Mittelstand, in den Staaten des Westens ein Hauptträger der Civilisation, ist in Rußland überhaupt nicht vorhanden. Die weit zerstreut voneinander liegenden Städte bergen eine Bevölkerung, welche nur dem gemeinen banausischen Erwerb hingegeben, ein Gemisch von Russen, Deutschen und Juden darstellt, ohne alles Herz für russische Größe. Bleibt also bloß der unverfälscht russisch-tatarische Bauernstand übrig. Und aus ihm wird auch Rußland herrlich neu erblühen . . ." In der That? Meint Katkow dies wirklich im Ernste? Wir haben doch eine zu gute Meinung von der nüchternen Verstandeskraft dieses einflußreichen Schriftstellers, um ihm das zuzutrauen. Man sehe sich doch diesen Bauernstand näher an! Ihn bilden 50—60 Millionen kleiner Ackersleute, von welchen — Dank der Gemeindegebundenheit — der Eine genau so groß oder vielmehr so klein, wie der Andere, ist, ohne jede Aussicht auf ökonomischen Aufschwung, also auch ohne alle Mittel, zu größerer Bildung zu gelangen. Dazu kommen der mangelhafte Schul- und Religionsunterricht; die Bauern werden vom Staatsleben ganz fern gehalten, stehen sittlich auf niedrigster Stufe und sind nur — das muß man anerkennen — mit gutem Knochenmaterial ausgerüstet und nicht ohne geistige Fähigkeiten. Ersteres ist bisher vortrefflich zu Kanonenfutter verwendet worden, und Letztere — nun, um sie in civilisatorischen Sinne auszunutzen, dazu bedarf es Jahrhunderte unausgesetzter Arbeit auf dem von Peter dem Großen eingeschlagenen Wege, oder — einer gewaltsamen Umwälzung, die den Schlamm nach oben wirft, in der Einbildung, es könnte aus ihm reines Wasser werden! Steht Geheimrath Katkow dem letzten Gedanken so fern, als es seine Staatstreue verlangen muß? Ein Theil seiner Gesinnungsgenossen sind offene Revolutionäre geworden, und nicht mit Unrecht hat man das Slavophilenthum die Vorfrucht des Nihilismus genannt. Es gibt auch in Rußland Männer, die dies einsehen und nur zu gut wissen, mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen allein die Utopie der slavophilen Doctrin verwirklicht werden kann. Und gibt diesen Männern der neueste Attentatsversuch nicht Recht? Zeigt er nicht deutlich Jedem, der sehen will, auf welchen Wegen die allein aus dem russisch-tatarischen Bauernstande hervorgegangenen Nihilisten ihre hirnverbrannten Ideen zu verwirklichen trachten? Oder arbeiten sie in fremden Auftrag und für fremde Rechnung — etwa in majorem gloriam der „slavischen Idee"? Es ist schon wiederholt von berufener Feder auf den merkwürdigen Umstand hingewiesen worden, daß jedes Mal, wenn der Panslavismus und das Slavophilenthum vor einer Staatsaction stand, deren Erfolg zweifelhaft schien, ein Attentat den Parteiforderungen den gehörigen Nachdruck zu geben versucht hat. Da darf man wohl auch heute fragen: Steht das Drängen der Verfechter der „slavischen Idee" zu einer agressiven Orientpolitik der Regierung nicht etwa im engsten Zusammenhange mit dem Auftauchen der sechs mit Dynamitbomben versehenen Mordbuben an der Ecke des Newski Prospect und der Morskaja? Hierauf zu antworten, wird erst ein späteres Geschlecht in der Lage sein. Die Herren Katkow und Genossen aber mögen aus dem Vorhandensein dieser Frage entnehmen, daß man ahnt, wohin sie — ob bewußt oder unbewußt, ist gleichgiltig, — treiben, und daß sie noch lange nicht gewonnenes Spiel haben! . . . .

Rußland weist, aus der Vogelperspective betrachtet, die Profilcontouren der alten Sphynx auf. St. Petersburg bildet die Augen, und die deutschen Ostseeprovinzen sind die übrigen Züge des europäischen, d. h. menschlichen Gesichts der Sphynx Rußland. Dann folgt längs der lithauischen Zone die Brust mit den über Warschau bis in die Nähe Deutschlands vorgeschobenen Vordertatzen, schon die asiatische Natur verrathend. Alles aber, was nun noch rückwärts, d. h. nach Osten und Süden liegt, zeigt die deutlichen Umrisse des asiatischen Raubthiers. Es ist kein Zweifel, daß es angesichts der augenblicklich in Rußland herrschenden Strömungen, für die Wohlfahrt des Reiches und die Ruhe Europas wünschenswerther sein würde, wenn die Figur umgekehrt stände: am kaspischen Meer das europäische Gesicht mit der bewußten europäischen Willenskraft und der asiatische Rücken an Europa gelehnt. Es hieße die in Rußland schlummernde und nach Ausdruck verlangende Thatkraft verkennen, wenn man nicht einsehen wollte, daß das große Reich eine gewaltige civilisatorische Mission nach dem Osten habe. Ja, es ist Thatsache, daß es auf diesem Gebiete und in dieser Richtung bereits Denkwürdiges und Bleibendes geleistet hat. Rußland ist berufen, die uralten Handelswege zwischen Europa und Indien auf dem Landwege wieder aufzuschließen und sicher zu stellen. Das ist keine leichte Aufgabe, und Rußland hat eine Zeit lang geglaubt, sich dieselben erleichtern zu sollen, indem es darauf ausging, die Wasserstraße der Dardanellen sich anzueignen. Diesem Unterfangen, das durch künstlich erzeugte Traditionen von dem Berufe Rußlands im Südosten Europas zu heißem Verlangen heraufgeschraubt worden ist, stehen indeß soviel politische, durch das europäische Gleichgewicht bedingte Interessen entgegen, daß Rußland sein Ziel schwerlich jemals erreichen wird, — um so weniger, als seine kurzsichtig egoistische Politik in den letzten Jahren auch diejenigen zu Feinden des Reiches gemacht hat, deren Freundschaft allein dem Vorgehen auf der Balkanhalbinsel einen Schein des Rechts hätte verleihen können. Rußland bedarf noch des offenen Meeres an irgend einer Stelle seines großen Gebiets: möge es dasselbe am persischen Meerbusen oder an der indischen Küste suchen! Die Wünsche des civilisirten Europa würden es auf diesen Wegen begleiten, und wir wüßten Niemand, der es bedauern würde, wenn hierbei die britische Präponderanz in Asien in die Brüche ginge . . . . Will aber Rußland diese seine unleugbare Culturmission erfüllen, so ist auch für sie eine unerläßliche Vorbedingung die Rückkehr zur europäischen Politik Peter's des Großen — natürlich in einer, den heutigen Zeitverhältnissen entsprechenden Modification. Jeder Fortschritt im Sinne der europäischen Civilisation im Innern des Reiches, wäre eine Etappe vorwärts in der Berechtigung zur Mission im Osten! Vor Allem sollten die moskowitischen Hetzereien gegen den Westen, gegen Europa, gegen Deutschland insbesondere, aufhören. Denn jeder Schritt vorwärts in dieser Richtung zertritt einen Fleck europäischer Civilisation in Rußland selbst. Herr Katkow selbst, der miles gloriosus des Panslavismus, mag bei seinen Hetzereien an jene bekannte Fabel denken: haedus stabat in tecto et maledixit lupo praetereunti etc., — und er hat insofern den Vergleich für sich, als es schwerlich Jemand einfallen dürfte, seinetwegen nach Moskau marschiren zu wollen. Aber er muß, ist in ihm nicht jeder Funke von Patriotismus gestorben, einsehen, daß die sichere Position des „schmähenden Ziegenbocks auf dem Dache" auf die Dauer Niemand Anderem schadet, als seinem eigenen Vaterlande. Denn, wir wiederholen es, der enge Anschluß Rußlands an die Culturanschauungen des Westens allein kann die Bedingungen für die seiner harrende Culturmission zeitigen: die Herrschaft der slavophilen Doctrin aber bedeutet das langsame, aber sichere Zurückversinken Rußlands in asiatische Barbarei!

Die Beschränkung der Oeffentlichkeit vor Gericht.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Unmittelbar nach Beendigung eines Berliner Meineidprocesses, welcher eine traurige Berühmtheit in den Annalen der deutschen Rechtspflege erlangt hat, machte sich in weiten Kreisen nicht nur der juristischen Welt, sondern auch der Laien die Ueberzeugung geltend, daß der bestehende Rechtszustand, welcher es den Zeitungen ermöglicht, ellenlange Berichte über die widerwärtigsten Verhältnisse zu bringen, doch ganz entschieden der Abänderung bedürfe, und es wurde von den verschiedensten Seiten das Verhalten des Vorsitzenden des Schwurgerichts bitter getadelt, welcher den Vertretern der Presse die Anwesenheit bei den doch unter Ausschluß der Oeffentlichkeit vor sich gehenden Verhandlungen gestattete, wo-

Digitized by Google

durch dieselben in gewissem Grade zu öffentlichen wurden. Als kurze Zeit hierauf der Landesverrathsproceß gegen den ehemaligen dänischen Capitän Saarauw verhandelt wurde und trotz des Ausschlusses der Oeffentlichkeit die Presse eingehende Berichte über den Inhalt der Verhandlungen zu erstatten in der Lage war, überzeugte man sich, daß nicht nur die Rücksicht auf die individuelle und sociale Sittlichkeit eine Reform der gesetzlichen Vorschriften über die Oeffentlichkeit des Verfahrens nothwendig mache, sondern auch in gleichem Grade die Rücksicht auf das militärische und politische Wohl des deutschen Reiches und der deutschen Bundesstaaten. Die Reichsregierung war ebenfalls dieser Ansicht, und von dieser Ueberzeugung durchdrungen, legte sie dem Reichstage einen Gesetzentwurf über die Beschränkung der Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen vor. Selbstverständlich ließ der Entwurf das große Princip des öffentlichen Verfahrens, sowie die Ausnahmen, welche das bestehende Recht im Interesse der öffentlichen Ordnung und Sittlichkeit von der Anwendung dieses Princips macht, unangetastet. Er verbot jedoch die Berichterstattung über nichtöffentliche Verhandlungen, er ermächtigte den Vorsitzenden des Gerichts, bei nichtöffentlichen Verhandlungen den von Amtswegen bei der Mitwirkung betheiligten Personen, also den Richtern, dem Staatsanwalt, Vertheidiger, Gerichtsschreiber ꝛc. die Pflicht zur Verschwiegenheit aufzuerlegen, und er gestattete schließlich auch von der Verkündung der Urtheilsbegründung abzusehen, welche durch die Strafproceßordnung vorgeschrieben ist. Der Entwurf gelangte im vorigen Reichstage nicht mehr zur Berathung, daß er indessen einem wirklichen Bedürfniß entsprach, bewiesen auf's Neue die Vorgänge bei der Verhandlung gegen den Redakteur Prohl wegen Landesverraths. Trotzdem die Verhandlung unter strengstem Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfand, lernte man dennoch die Thatsachen, auf welche sich die Verurtheilung stützte, durch die gesetzlich vorgeschriebene Mittheilung der Urtheilsgründe kennen. Die Presse reproducirte diese Mittheilung, und so fand sie ihren Weg in's Ausland, was dem Wohle des Reiches gewiß nicht förderlich war. Es hat sich um deswillen die Reichsregierung veranlaßt gesehen, dem Bundesrathe den früheren Entwurf wiederholt vorzulegen und, nachdem derselbe die Zustimmung der Regierungen erlangt hat, ist dem neuen Reichstag kürzlich Gelegenheit geboten worden, sich mit der Erörterung der wichtigen Frage zu befassen. Er hat bereits den Entwurf an eine Commission verwiesen, welche die Unterscheidung zwischen dem, was in den Vorschlägen der Regierung berechtigt ist, und den Bestimmungen, die über das Bedürfniß hinausgehen sollen, machen wird. In der kurzen Debatte hat namentlich der nationalliberale Abg. Dr. Meyer (Jena) den Entwurf einer scharfsinnigen Beurtheilung unterzogen.

Mit Unrecht wird dem Vorgehen der Regierungen gegen den jetzigen Umfang der Oeffentlichkeit des Verfahrens seitens eines Theiles der Presse ein gewisses Mißtrauen entgegengebracht. Der Regierung liegt ein Angriff auf das Princip der Oeffentlichkeit durchaus fern. Die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen gehört zu den ersten Axiomen des modernen staatlichen und rechtlichen Lebens, und kein ernster Staatsmann kann und wird jemals daran denken an ihr zu rütteln, weil er die unschätzbaren Vortheile kennt, welche die Einführung derselben der gesammten Rechtspflege verschafft hat. Jedermann ist heute davon überzeugt, daß die Oeffentlichkeit von dem segensreichsten Einfluß auf die Qualität der deutschen Rechtsprechung gewesen ist, und es würde eher gelingen, verschärfte Todesstrafen wieder einzuführen als ein geheimes Verfahren. Unbeschadet der Aufrechterhaltung der Oeffentlichkeit ist es jedoch Aufgabe der Gesetzgebung, dafür zu sorgen, daß ihre Consequenzen nicht zu einer Schädigung der Sittlichkeit und des Staatswohles führen.

Dieser Nothwendigkeit hat schon das bestehende Recht Rechnung getragen, indem es die Oeffentlichkeit im Interesse der Ordnung und Sittlichkeit auszuschließen gestattet. Allein es muß weiter gegangen, es muß verhütet werden, daß das Publikum von dem Inhalte solcher Verhandlungen eingehende Kenntniß erhalte, welche Ordnung und Sittlichkeit gefährden, sonst wird die Absicht des Gesetzes durchaus vereitelt und illusorisch gemacht. Oder ist es vielleicht nicht wahr, daß eine Verhandlung in viel höherem Grade öffentlich wird, wenn die Presse in der Lage ist, über sie zu berichten, als wenn vielleicht 50 oder auch 100 Personen während derselben anwesend sind? Nur die Presse macht das große Publikum mit den Vorkommnissen des Gerichtssaales bekannt, aber wahrlich nicht die kleine Zahl von Personen, welche so glücklich ist, eine Einlaßkarte, zum Besuch der Tragödie — mitunter ist es eine Komödie, wenn nicht gar ein Satyrspiel — zu erhalten, die sich im Palaste der Göttin mit verbundenen Augen abspielt. Das gegenwärtige Recht ermächtigt den Vorsitzenden, auch zu nichtöffentlichen Verhandlungen Personen nach seinem Gutdünken den Zutritt zu gestatten. Diese Befugniß muß unter allen Umständen aufrecht erhalten werden, sie ist namentlich mit Rücksicht auf die im praktischen Vorbereitungsdienste bei Gericht beschäftigten jüngeren Juristen nothwendig. Wird sie aber in einer Weise angewendet, daß die Verhandlung thatsächlich eine öffentliche ist, so kann dies nur als ein überaus mangelhafter Zustand betrachtet werden, welcher der Abänderung dringend bedarf. Ein schärferer Beweis braucht wohl hierfür kaum erbracht zu werden. Wenn deshalb der Presse durch den vorgelegten Entwurf verboten wird, über solche Verhandlungen, deren Inhalt nicht in die Oeffentlichkeit dringen soll, zu berichten, so ist dies nur eine nothwendige Consequenz des Gedankens, welcher überhaupt Ausnahmen von dem Principe der Oeffentlichkeit veranlaßt hat. Prüft man die Frage vom völlig unbefangenen und unbeeinflußten Standpunkte aus, ohne sich durch die Losungsworte gewisser Parteiführer blenden zu lassen, so kann unseres Erachtens nicht geleugnet werden, daß dringliche Gründe für die Durchführung dieser Consequenz sprechen. Welcher Nachtheil erwächst der Sittlichkeit dadurch, daß unerwachsene, unreife Personen von dem Inhalte einer Verhandlung Kenntniß erhalten, welche ein Verbrechen gegen die Sittlichkeit zum Gegenstand hatte? Der Staat hat aber bei seiner Criminalpolitik nicht nur repressiven Tendenzen zu huldigen und Rechnung zu tragen, sondern auch und zwar noch in wesentlich höherem Grade den präventiven, er muß der Unsittlichkeit und dem Verbrechen prophylaktisch entgegenwirken und dies geschieht nicht, so lange die jetzige Freiheit und Unbeschränktheit der Berichterstattung besteht. Dasselbe ist aber zu sagen von der Gefährdung der Sicherheit des Reiches durch den Mangel jeder Schranke für die Berichte der Presse. Thatsachen, welche zum Beweise eines militärischen oder diplomatischen Landesverraths dienen, können ohne nachtheilige Folgen für das Wohl des Reiches nicht durch die Presse verbreitet werden, weil sie hierdurch auch zur Kenntniß der Nachbarstaaten gelangen. Man weiß aus den jüngsten Landesverrathsprocessen, daß seitens der französischen Regierung die militärische Spionage dem deutschen Reiche gegenüber schlimmer betrieben wird, wie zu den Zeiten des Conventes, man weiß aus dem Urtheile des Reichsgerichts gegen den Verräther Prohl, daß, Dank der Schamlosigkeit dieses vaterlandslosen Gesellen, der leider Gottes ein Deutscher ist, und seiner elenden Genossen, die französische Regierung das Torpedowesen des Reichs genau kennt, so daß die Marineverwaltung in Folge dieser Verräthereien ihre Arbeit ganz von Neuem beginnen muß. Unter diesen Umständen haben wir in der That alle Ursache, es zu verhüten, daß durch Berichte unserer Presse nicht noch ferner Thatsachen in die Oeffentlichkeit getragen werden, deren Geheimhaltung das Interesse des Reiches in dringendstem Maße erfordert.

Wenn wir in Gemäßheit der voranstehenden Ausführungen mit der Tendenz des Gesetzentwurfes zur Beschränkung der Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens einverstanden sind und denselben nicht minder für nothwendig wie nützlich halten, so wollen wir doch keineswegs die einzelnen Bestimmungen, welche die Reichsregierung vorgeschlagen hat, schlechthin billigen. Eine Vorschrift, welche ohne irgend eine Ausnahme zuzulassen, der Presse den Bericht über alle unter Ausschluß der Oeffentlichkeit gepflogenen Verhandlungen verbietet, ist unserer Ansicht nach nicht einwandsfrei und nicht

Digitized by Google

unbedenklich. Es müßte unseres Erachtens doch dafür Sorge getragen werden, daß in gewissen politischen Processen die weiteren Kreise der Nation nicht ohne Kenntniß von dem Inhalte der Verhandlungen bleiben, soweit derselbe die Sicherheit des Reiches nicht gefährdet und dessen Wohl nicht compromittirt. Man denke beispielsweise an die Hochverrathsprocesse der fünfziger Jahre gegen Löwe, Kinkel, Waldeck u. A. m. Von solchen, das ganze Volk tief aufregenden Processen, bei welchen die Gefahr einer tendenziösen Rechtspflege, einer willkürlichen Justiz namentlich in Zeiten stürmisch erregter politischer Leidenschaft nahe liegt, müssen alle Kenntniß erhalten, schon um deswillen, damit gegen die Gerechtigkeit der Anklage und des Urtheiles kein Mißtrauen und kein Verdacht laut werde, damit Jedermann erkenne, daß in der Rechtspflege keine Willkür und keine Liebedienerei, sondern strenge Gerechtigkeit und Unparteilichkeit herrscht. Auch der Vorschlag, dem Vorsitzenden die Ermächtigung zu ertheilen, den bei der Verhandlung anwesenden Personen die Verschwiegenheit zur Pflicht zu machen, ist nicht gänzlich einwandsfrei. Wenn schon wir nicht in Abrede stellen wollen, daß eine Bestimmung dieses oder ähnlichen Inhaltes mit Rücksicht auf die subalternen Beamten, die der Verhandlung beiwohnen, mit Rücksicht auf Zeugen und Sachverständige nützlich ist, so ist doch das Mißtrauen auch gegen die übrigen Personen, Richter, Vertheidiger u. s. w. in den Vorschlage der Regierungen nur schwach verhüllt. Es wird nicht zu den unüberwindlichen Schwierigkeiten gehören, den Gesetzentwurf in solcher Weise umzugestalteu, daß er einerseits die Nachtheile des jetzt bestehenden Rechtszustandes für die individuelle und gesellschaftliche Sittlichkeit und das Wohl des Reiches und seiner Bundesstaaten beseitigt, im Uebrigen aber die nicht genug zu schätzende Oeffentlichkeit des Verfahrens, diese oberste und wichtigste Garantie für eine befriedigende Judicatur, im vollen Umfange aufrecht erhält. Allerdings gehört hierzu etwas guter Wille und nicht jenes leider nur allzu verbreitete Mißtrauen, welches keinen Vorschlag der Regierung aufnehmen kann, ohne hinter ihm ein Attentat auf die Volksrechte zu wittern. Es ist wahrlich nicht die Lust an Reformen, welche die Regierung veranlaßt hat, mit ihrem Vorschlage hervorzutreten, sondern nur die Ueberzeugung hat sie dazu bewogen, daß ein Fortbestehen des gegenwärtigen Zustandes Staat und Gesellschaft in schwerer Weise benachtheiligen werde. Die Argwöhnischen und Mißtrauischen sollten sich darum an die Worte Questenberg's erinnern: „Es ist nichts dahinter zu sehen, die Klugheit räth's, die Noth gebeut's."

Conservative Nothsignale in Frankreich.

Von Ferdinand Lotheißen.

Nach einigen Jahren stetig wachsender Erfolge schien die republikanische Idee in Frankreich mit einemmal schwächer zu werden. Ihre Gegner errangen gewichtige Erfolge bei den letzten Kammerwahlen, und der Ausfall dieser Volksabstimmung enthielt eine deutliche Mahnung an die herrschende Partei, sich zu mäßigen. Allein weit entfernt, dieselbe zu beherzigen, zeigt sich der Radicalismus seitdem noch anspruchsvoller und ungeberdiger. Er drängt die Regierung, die ganz von ihm abhängt, mehr und mehr zu Maßregeln, die bei einem großen Theil der Bevölkerung tiefe Erbitterung erregen müssen. Man kann sich nicht verhehlen, daß in dieser Entwickelung eine Gefahr für den Frieden liegt. Die Zustände in Frankreich erinnern in mehr als einer Hinsicht an die Lage während der ersten Revolution, in der die Girondisten und nach ihnen die Schreckensmänner eine verwegene Kriegspolitik verfolgten, um den Widerstand im Innern desto leichter brechen zu können.

Dem rücksichtslosen Vorgehen der radicalen Partei und der von ihr abhängigen Regierung versuchen zwar die conservativen Kräfte des Landes Widerstand zu leisten, allein ihr Kampf wird nur lässig geführt und ermangelt zudem eines einheitlichen Planes. Ihre Bemühungen machen mehr den Eindruck eines letzten convulsivischen Ringens; sie versuchen durch verzweifelte Hülferufe und Nothsignale Frankreich auf der abschüssigen Bahn, die es eingeschlagen hat, einzuhalten. Aber der Zug braust weiter, er rast dahin, und der Führer auf der Maschine denkt nur an die äußerste letzte Kraftentwickelung — — —

Auf einige der erwähnten Nothsignale möchten wir in der Kürze hinweisen, da sie zur Kenntniß der Verhältnisse in Frankreich beitragen.

Vor einiger Zeit hat sich eine Gesellschaft zur Verbreitung populär gehaltener Flugschriften gebildet, an deren Spitze liberale und republikanisch gesinnte Männer wie Barthélemy Saint-Hilaire und Léon Say stehen. Die wohlfeilen Broschüren, die sie schreiben läßt und verbreitet, behandeln die verschiedensten Fragen, alle in der Absicht, das Volk über die Gefahr des jetzigen Regierungssystems aufzuklären. Die eine behandelt die Arbeitseinstellungen, eine andere bespricht die geplante Aufhebung des Concordats und deren wahrscheinliche Folgen. Wieder eine andere beleuchtet die Finanzverwaltung Frankreichs während der letzten achtzig Jahre, und weist die Verschwendung der dritten Republik nach, die in den Jahren 1882 bis 1885 nicht weniger als $16^1/_2$ Milliarden ausgegeben hat. Mit besonderer Bitterkeit beklagt eine Flugschrift die Einmischung der Abgeordneten in alle Zweige der Staatsverwaltung. Wenn die Angaben, die sie vorbringt, nicht übertrieben sind, müssen sie allerdings jeden französischen Patrioten entsetzen. Es wird darin geschildert, wie die Minister den Privatwünschen der einzelnen Abgeordneten ihrer Partei willfahren müssen, wenn sie nicht bei der nächsten Gelegenheit gestürzt werden wollen. Einer dieser Staatsmänner habe in seinem Ministerium eine besondere Abtheilung errichtet, um den Wunschzettel der verschiedenen Volksvertreter um so besser berücksichtigen zu können, und habe einem Vorstand dieser Abtheilung einen Verweis gegeben, weil er nicht nachgiebig genug gewesen war. Der Unglückliche hatte nur vierzig Procent der Forderungen in günstigem Sinn erledigt, während ein vorsichtiger College sechzig Procent bewilligt hatte. Man erinnert sich der massenhaften Absetzungen mißliebiger Beamten, besonders im Richterstand. Nun sagt die erwähnte Schrift, daß fast alle diese Maßregeln auf Andringen der Abgeordneten getroffen wurden. „Derjenige, der mit der Durchführung dieser Säuberungsmaßregel beauftragt war, verbrachte ganze Stunden in den Vorzimmern der Kammer. Er hatte sich dort angesiedelt und nahm die Denunciationen entgegen, auf die gestützt er ohne weiteres seine Decrete verfaßte." Selbst in die Rechtspflege mischen sich die Herren, da Begnadigung und Strafnachsicht vortreffliche Mittel sind, wenn es gilt, eine gefährdete Wahl zu sichern. „Es gibt Bezirke," versichert die Broschüre, „in welchen die Parteigenossen eines Abgeordneten alle Strafen, mit denen sie bedroht waren, fallen sahen," und sie beruft sich auf eine Arbeit von Léon Say im „Journal des Economistes" (Nov. 1882), um zu beweisen, daß die Finanzverwaltung denselben Einflüssen unterworfen sei. „Es gibt Steuerpflichtige," schrieb darin Léon Say, der ehemalige Finanzminister, „gegen welche die Einnehmer nicht mehr vorzugehen getrauen, weil sie deren Feindschaft und Angeberei fürchten. . ." „In den zwei Jahren 1880 und 1881 sind die Gefällsübertretungen um 45 Procent gefallen, aber die Wahrheit ist nur, daß keine Strafe mehr verhängt wird und der Betrug zu einem Recht geworden ist." Ein einflußreicher Wähler wird eines Steuerunterschleifs von 200,000 Franken überwiesen, die er nebst einer noch höheren Strafe zahlen soll. Aber sein Abgeordneter spricht mit dem Minister, der die Strafe freundlichst erläßt und die nachzuzahlende Steuer auf 36,000 Franken herabsetzt.*)

*) Société de publications libérales. No. 3: „L'ingérence des députés dans l'administration". Paris, Librairie nouvelle. — Die anderen bereits erschienenen Broschüren sind betitelt: „Des salaires et des grèves." — „Le vrai parti conservateur." — „Le Concordat et la séparation de l'Eglise et de l'Etat." — „Comment nos contributions ont été dépensées depuis quatre-vingts ans".

Digitized by Google

Selbst bis in die Armee greift die Hand der souveränen Volksvertreter, die mit den Regimentsobersten, den Generalen und dem Kriegsminister in Briefwechsel stehen, um ihre Schützlinge zu fördern. „Das Haupt der Armee könnte allenfalls noch etwas abschlagen, obwohl so etwas nie vorkommt; ein Corpsführer wagt es nicht, denn er weiß zu gut, daß er in kurzer Zeit in eine schlechte Garnison geschickt würde . . . . . Früher klagte man über den Nepotismus in der Armee, aber sicherlich waren damals nicht so viel Söhne und Neffen, als heute Schützlinge von Deputirten zu versorgen."

Aehnliche Klagen, wenn auch weniger populär, erhebt die kürzlich erschienene kleine Schrift des Grafen Chaudordy über die Zustände in Frankreich seit dem Krieg.*)

Graf Chaudordy stand lange im diplomatischen Dienst, lernte auch als Gesandtschaftssecretär in Weimar und Karlsruhe die deutschen Verhältnisse kennen, und vertrat während des Kriegsjahres 1870—1871 in der Delegation von Tours das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten. Er ist seiner Ueberzeugung nach Monarchist, hat aber die Hoffnung aufgegeben, die Monarchie in Frankreich wieder aufgerichtet zu sehen, und erhebt nun seine Stimme, um die verschiedenen conservativen Parteien — Orleanisten, Bonapartisten und conservative Republikaner — zur Einigung und zu gemeinsamem Vorgehen zu bewegen. Die Zukunft Frankreichs erfüllt ihn mit schwerer Sorge, und er scheut sich nicht, vom drohenden Niedergang seines Vaterlandes zu reden. „Man mache sich keine Illusionen; wenn das Regierungssystem nicht von Grund aus geändert wird, muß sich der Niedergang, der schon begonnen hat, in beschleunigtem Maße offenbaren. Ein Volk, das tausend Jahre alt ist, geht freilich nicht an einem Tage unter, aber der Untergang kommt, und sollte er hundert Jahre brauchen."

Eine Nation ist im Untergang begriffen, wenn sie unter dem Hader und Egoismus der Parteien die Idee des Vaterlandes verliert, wenn sie in materiellem Gewinn und Genuß die Hauptziele erblickt. Ein Volk kann an Reichthum zunehmen, Handel und Industrie wachsen sehen, seines Geistes und seiner Gewandheit halber bewundert werden, — und doch im Niedergang begriffen sein. In solcher Zeit findet der Einzelne das Leben oft angenehm und sogar besser, als in einer Epoche, die strenge Zucht übte und Pflichten auferlegte. So war einst das Griechenvolk allmählich herabgekommen, und Graf Chaudordy fürchtet ein ähnliches Schicksal für seine Landsleute. Wir möchten indessen hinzufügen, daß die Geschichte eines jeden Volkes Zeiten der Ebbe kennt, und ein Sinken noch lange nicht den Tod bedeutet. Auf die Ebbe kommt ja die Fluth zurück.

Immerhin ist die Lage in Frankreich sehr ernst. Die Huldigung, welche der Kriegsminister dieser Tage dem Socialismus dargebracht hat, beweist, wie weit man daselbst schon gekommen ist. Chaudordy erhebt bittere Klage über die verschiedenen Classen des Volkes, über den Adel, das Bürgerthum und besonders die Bauern, bei welchen er eine erschreckende Abnahme des patriotischen und religiösen Sinnes und ein Umsichgreifen platter materialistischer Denkweise findet. Der Präsident der Republik sei eine Null, die Regierung ohne Ansehen und darum schwach. So allein erkläre es sich, warum das Staatsschiff in eine radicale Strömung gerathen sei, in der die Umkehr täglich schwieriger werde. In einem fast verzweifelten Appell zur Einigkeit richtet sich Chaudordy an alle besonnenen Elemente des Volkes. Ueberall, wo Vorsicht und Ueberlegung nöthig wäre, gehe man mit Ueberstürzung zu Werke, wie z. B. bei der Verbannung aller geistlichen Lehrer aus den Schulen, aller barmherzigen Schwestern aus den Spitälern. Bald werde auch die Aufhebung des Concordats beschlossen werden, und diese Maßregeln werden geradezu eine Gefahr für die Einheit Frankreichs heraufbeschwören. Als Unterrichtsminister habe Herr Goblet einmal den über das ganze Land gleichmäßig und unter Aufsicht des Staats ertheilten Gymnasialunterricht als ein kräftiges Mittel gepriesen, die Idee der Zusammengehörigkeit bei den Gebildeten zu stärken. Und derselbe Mann erkenne nicht, daß die Aufhebung des Concordats das Gegentheil bewirke. In gewissen Theilen des Landes werde die religiöse Exaltation jeder Regierungsgewalt über den Kopf wachsen, diese werde gewaltthätig vorgehen, und die Einheit Frankreichs gerathe in Frage. Eine andere Gefahr berge die selbständige Stellung, die Paris verlange. An dem Tag, an dem der Gemeinderath von Paris die volle Macht, auch die Verfügung über die Polizei und deren bewaffnete Schaaren erobere, an jenem Tag sei der Ausbruch des Bürgerkriegs in nächste Nähe gerückt.

Graf Chaudordy beschränkt sich indessen nicht auf fruchtlose Klagen. Er verweist die Republikaner auf das einzige Vorbild, das sie gelten lassen müssen, auf die Amerikanische Union. Dort findet er den Präsidenten mit starker Macht ausgerüstet, die Minister vom Votum der Kammern unabhängig und nicht dazu verurtheilt, ihre beste Kraft im parlamentarischen Scharmützel zu vergeuden. Er verlangt für Frankreich eine ähnliche feste Verwaltung, und da er es für unmöglich hält, das allgemeine Stimmrecht wieder abzuschaffen, so möchte er es wenigstens einschränken, es erst den Bürgern nach ihrem 25. Jahr zusprechen, und auch die Zahl der Abgeordneten vermindern.

Ob er selbst an die Möglichkeit solcher Reformen glaubt? Schwerlich. Er kennt den Neid, die Eifersucht, die Schadenfreude und den Egoismus, alle jene kleinlichen und doch übermächtigen Leidenschaften, welche die conservativen Parteien von einander trennen, zu gut, und weiß, daß viele erst einen vollständigen Sieg des Radicalismus, einen wüsten und terroristischen, vielleicht gar blutigen Carneval für nöthig halten, bevor eine Gegenrevolution eintreten könnte, die ihrer speciellen kleinen Partei zu Gute käme. Und doch wird es kaum so gehen. Die fanatisirten Radicalen, die sich rüsten die Herrschaft zu ergreifen, werden auch vor einem furchtbaren Abenteuer nicht zurückschrecken, wenn es gilt sich an der Macht zu erhalten. Das ist, was Fürst Bismarck mit klaren Blick vorausgesehen und offen gesagt hat. Rathlos stehen die Conservativen dieser Entwickelung gegenüber, und Graf Chaudordy's Schrift ist nur ein Beweis mehr für die Spannung, welche sich in den französischen Verhältnissen offenbart.

*) Cte de Chaudordy, La France à la suite de la guerre de 1870—1871. (La France à l'intérieur. La France à l'extérieur.) Paris, Plon. 1887.

Literatur und Kunst.

Eine neue Strömung in unserer Malerei.

Von A. Fitger.*)

Im Jahre 1858 wurde in München die erste große allgemeine deutsche Kunstausstellung abgehalten. Eine Uebersicht dessen, was seit Anfang des Jahrhunderts von unseren Künstlern erstrebt und geleistet worden, war zum ersten Male möglich, und nicht ohne Stolz durfte das deutsche Volk auf die weiten Hallen des Glaspalastes blicken. Wenn es mit dem Streben und dem Anlauf allein gethan wäre, mit der Mannigfaltigkeit des Stoffes, der von den großartigsten überirdischen Scenen, von Giganten und Engeln bis zu bescheidenen Blumen- und Fruchtstücken die ganze Welt der Phantasie und der Realität umfaßte, dann wären jene Räume ein Museum gewesen, welches es beinahe mit dem Vatican hätte aufnehmen können. Cornelius war damals der angestaunte Meister aller Meister, sein Carton: Die apokalyptischen Reiter erfüllte in seiner übermenschlichen Großheit die Seele

*) Es wird unsere Leser interessiren, von dem erfolgreichen Dichter der „Hexe", dessen Richtung als Historienmaler von Cornelius und Genelli beeinflußt ist, ein Urtheil über unsere heutige Kunst zu vernehmen.
D. Red.

Digitized by Google

des Beschauers mit Furcht und Beben; Overbeck, Veit, Steinle, Führich verherrlichten die alleinseligmachende Kirche in unerschöpflichen Variationen, Schnorr und Rethel begeisterten uns für das Mark der Recken- und Ritterzeit; Kaulbach sah die Weltgeschichte mit dem Auge des Geschichtsphilosophen an und stellte sie in diesem Sinne dar; Schwind entzückte alle Welt durch sein holdseliges Märchen von den sieben Raben; Genelli, der bisher in unbekannter Dürftigkeit sich abmühende Meister des Contours, trat hervor und sammelte einen Kreis von Verehrern um sich. Es war eine sehr merkwürdige Ausstellung, in welcher nicht sowohl fertige Kunstwerke als Entwürfe, nicht sowohl Leinewand und Farbe als Papier und Stift die Hauptrolle spielten. Carton, Carton und immer wieder Carton! Freilich waren manche dieser Cartons in Fresco ausgeführt, andere waren zur Ausführung bestimmt; aber nicht die Ausführungen, an denen oft unfeine Schülerhände mitgeholfen hatten, sondern die Cartons, die des Meisters eigene Hand geschaffen, galten für das Wesentliche. Sie appellirten an die Phantasie des Beschauers, welcher sich Licht und Schatten und Farbe hinzudenken mochte; sie gaben aber die Hauptsache, die Composition im Großen Ganzen und glaubten, mit diesen Andeutungen es bewenden lassen zu können. Denn ihre Kunstwerke waren nicht sowohl dem Verhältniß, das die Meister zur Natur hatten, entsprungen, sondern eine bald einseitig über die Natur und die Wirklichkeit der Dinge hinausgreifende Phantasie, bald wieder ein technisches Unvermögen, das hinter der Natur weit zurückblieb, wirkten zusammen; je abstracter die Andeutung, desto freier konnte die Phantasie schalten und walten, desto minder trat das technische Unvermögen zu Tage. Der Beschauer konnte sich denken, daß all diese großartigen Entwürfe, wenn sie nur wirklich auf den Wänden von Palästen und Kirchen zur Ausführung gelangten, Kunstwerke sein würden, die hinter den gepriesensten Schöpfungen der Renaissance nicht weit zurückständen. Es fehlte eben nur ein bischen Licht- und Schattenwirkung, ein bischen körperhafte Durchführung, ein bischen Colorit und hie und da ein bischen Richtigkeit des Umrisses. Ob das viel oder wenig war, mag unerörtert bleiben. Aber all dieses hinzugedacht — was fehlte dann noch, um die Entwürfe für vollendete Werke ausgeben zu können? Der künstlerische Grundgedanke sicherlich nicht; nicht die Begeisterung für das, was in dieser plumpen, verworrenen widerspruchsvollen Welt das Malerische ist. Möge, um diese Gegensätze schärfer zu kennzeichnen, ein Beispiel hier herangezogen werden, das schlagendste, was vielleicht die ganze Kunstgeschichte aufzuweisen hat: Buonaventura Genelli. Der Name Genelli ist der großen Welt fast unbekannt und wird nie sonderlich bekannt werden, und doch hatte dieser Mann eine Anlage zu dem Allergrößten; er ist ein ganz naher Geistesverwandter von Michelangelo, nur daß dieser, der große, bevorzugte Erstgeborene seine Kraft entfalten, von Jahr zu Jahr mit seinen größeren Zwecken wachsen konnte, bis er der unbegreifliche Riese ward, unter dessen Aegide die Renaissance ihr letztes Wort gesprochen, während der jüngere Nestling, von Haus aus kleiner, in kleineren Verhältnissen sich abarbeitend, dazu verdammt war, bei einem ewigen „Ich möchte gern“ ohne alles Wachsthum stehen zu bleiben. Ein paar Mappen voll Bleistift-Zeichnungen und ein paar mit Oelfarbe angetuschte, in Goldrahmen gefaßte Contouren sind die Errungenschaft seines Lebens. Keime sind sie, bloß Keime; aber Keime zu den gewaltigsten Wäldern. Man denke sich z. B. seinen Homer, als großes Frescobild etwa in der Aula einer Hochschule gemalt, diese Fülle von Formen, diesen Rhythmus der Linien, die mit einem so prachtvollen Schwunge dahinrollen, wie die Hexameter der Ilias selber, man denke sich das begeistert nach oben gerichtete Haupt des blinden Sängers, die Gruppe der jungen Krieger, die sich nicht satt hören können, die würdigen Greise, die tief nachsinnend Wort für Wort dem Sänger folgen, den emsigen Schreiber, den im Vorüberreiten noch aufmerksam zuhörenden Kaufmann, den Zug der Marktleute, die den blinden Alten mit sich führen — man denke sich das Alles ausgewachsen zu der Größe und Durchführung einer Renaissance-Freske, würde dieser Homer sich nicht jedem Rafael an die Seite setzen können? Würde das Opfer Kains und Abels, wenn es das Gewölbe einer päpstlichen Kapelle schmückte und mit der Riesenkraft Michelangelos gezeichnet und gemalt wäre, wesentlich hinter einem Stück der sixtinischen Decke zurückbleiben? Schwerlich. Aber das „Wenn“ ist gar zu bedeutend in diesem Falle. Wenn, wenn — diese Werke sind eben leider nicht mit der Fülle Rafaels, mit der Allgewalt Michelangelos ausgeführt, sie führen ein blasses, schattenhaftes Dasein auf einem Stück Papier, das noch nicht ganz einen Quadratmeter mißt. Auf die Entwickelung, die Ausreifung der Kraft kommt es an, wenn etwas Geltung haben will in der Welt. Genelli blieb ein Titane in nuce, ein Herkules in Windeln, der zwar eine Schlange würgen konnte, aber niemals soweit heranwuchs, den Löwen, Eber, die Hydra und den Cerberus zu überwinden. Indessen, die anderen Meister, die Dank der königlichen Kunstschwärmerei Herren über große Wände in Kirchen, Museen und Schlössern wurden, waren die im Grunde besser daran? An Ausdehnung und Quadratmetern waren sie dem armen Contourzeichner Genelli freilich weit überlegen, aber auch nur an Ausdehnung und Quadratmetern; ihre Werke selbst waren ebensowohl nur Keime und Andeutungen, denen die eigentliche Durchführung mangelte und die nie zur vollen Lebensfähigkeit gelangten. Selbst die Riesenwerke von Cornelius in der Glyptothek und Ludwigskirche haben vor Genellis Bleistiftzeichnungen in der Regel nichts anderes als die räumliche Dimension voraus; daß sie farbig sind, ist beinahe eher ein Nachtheil als ein Vortheil für sie. Das höchste Leben, was die Gemälde der großen Renaissancemeister so unvergeßlich macht und so untrennbar mit unserer ganzen Cultur verwebt, das fehlt, wenige Ausnahmen abgerechnet, selbst den Werken des großen Cornelius, des größten Meisters seit dem Untergang der Renaissance.

Den Mangel an Lebensfähigkeit, der diese ganze Carton- und Frescokunst charakterisirt, glaubt die jüngere Welt dadurch zu überwinden, daß sie Malen lernte. Malen ward das Feldgeschrei und Natur die Losung. Schon Wilhelm von Kaulbach, der jüngste dieser Alten, bemühte sich im modernen Sinne um die Technik des Malens; er that den ersten Schritt, um aus der Region des großen Gewollten dem Gekonnten näher zu treten, er bemühte sich, die gar zu classische Strenge eines Cornelius, Schnorr, Genelli mit etwas Natürlichkeit zu mildern. Der eiserne Stil wurde ein silberner und das silberne Honorar ein goldenes. Er gewann auf der einen Seite ganz bedeutend und so populär wie er, war vor ihm noch kein deutscher Maler gewesen; er verlor freilich auf der anderen Seite viel, sehr viel; denn die Gunst des großen Haufens ist immer nur durch eine Einbuße in der Schätzung der wahrhaft gebildeten Minorität zu gewinnen.

Die Kunde von Kaulbach's Tode fuhr im Frühling 1874 wie ein Blitz durch ganz Deutschland und traf Künstler und Laien mit gleich mächtiger Erschütterung. Seine ganze künstlerische Kraft war darauf gerichtet gewesen, die Geister des Tages in Form zu fassen, nun war er selber plötzlich von dem grauenhaftesten Dämon unserer Tage, der Cholera, ergriffen und dahin gerafft, ein unheimlicher Zusammenklang von Leben und Tod. Die leidenschaftlichen Controversen über seinen Werth oder Unwerth schlugen noch einmal zu hellen Flammen auf; Eines aber stand fest und sicher über allem Parteistreit: er war ein Talent ersten Ranges, er besaß eine Leichtigkeit der Erfindung, eine Schärfe des Auges für Correctheit der Form und selbst für das damals bei den Monumentalmalern so gering geachtete Colorit, wie sie seit den großen Tagen der Renaissance nicht mehr vorgekommen war. Aber es hing ein Bleigewicht an diesen leichten Flügeln und ließ ihn niemals zu den Sphären des Höchsten aufsteigen. Es war nicht eigentlich der Mangel des technischen Könnens, noch weniger eine Schwäche der Phantasie, vollends nicht äußerer Lebenszwang; nein — in seiner innersten künstlerischen Denkweise fehlte Etwas von jenem heiligen Adel, hinter dem in wesenlosen Scheine liegt, was uns Alle bändigt, das Gemeine. Ihm fehlte die Größe; und ob er auch tausend Kleinigkeiten gab, diese Kleinig-

Digitized by Google

keiten wurden in ihrer Gesammtheit niemals groß; er häufte und überhäufte die Motive in's Ungeheure; aber trotz aller Perrücken von Millionen Locken blieb er an sich eine kleine Natur, freilich sehr geschickt, sehr talentvoll, sehr gebildet und voller Esprit; aber ohne das was in aller Kunst das Beste ist, ohne Vision. Es ist so viel Verstand in seinen Werken, daß seine Bilder anstatt dem Sinn des Auges vorgestellt auch dem Intellekt hätten docirt werden können. Indessen er beherrschte den Tag und sein Beispiel war außerordentlich folgenreich, denn um die herbe Größe des alten Frescostiles war es nunmehr geschehen. Bei dieser Größe war es eigentlich Niemanden so recht wohl geworden; es war, als ob man beständig Aeschylos oder das Buch Hiob lesen oder ganz schroffe Bach'sche Fugen hören sollte. Wahren Genuß an dieser spartanisch-unbarmherzigen Kunst fanden nur wenige wahlverwandte Geister; die große Menge bewunderte und verehrte mit, weil es einmal so mit dazu gehörte; aber sie war herzlich froh, als Kaulbach auftrat und das Joch etwas milderte und die Ketten ein wenig lockerte. Etwas Gefälligkeit, etwas — daß ich's nur gerade heraus sage: — etwas von der geliebten Trivialität war doch dem starren großen Kunstprincipe beigemischt; der gar zu herbe echte Rheinwein war durch einen Zusatz von Zucker lieblicher, einschmeichelnder gemacht. Was half es, daß die Kenner über solch Verfahren schalten? Die Neigung zum Zucker scheint im Volke unüberwindlich zu sein, und Jeder, der den Trank um eine abermalige Dosis zu versüßen weiß, wird der Held des Tages sein. Das ist in der Dichtung und in der Musik ja gerade so. Bis dann nach all der Süßigkeit die Revolution kommt und plötzlich — wenn ich in einem immer burschikoser werdenden Bilde fortfahren darf — anstatt der aromatischsten Ananasbowle ein marinirter Hering das Nonplusultra von Wohlgeschmack wird. Kaulbach's Versüßung wurde durch grenzenlosen Enthusiasmus gelohnt. Die großen Wandgemälde im Treppenhause des Berliner Museums wurden unbedenklich dem Vortrefflichsten an die Seite gesetzt, ihre Mängel unbeachtet gelassen, ihre Vorzüge über alle Maßen gepriesen. Aber so groß dieser Erfolg auch war, er blieb noch weit zurück hinter dem Sturm des Beifalles, den die Kohlenzeichnungen zu Goethes Frauengestalten fanden. Photographien in allen Formaten überschwemmten nicht nur Deutschland, sondern die ganze Welt; ja diese Sachen, obgleich sie vor mehr als 25 Jahren auftraten, gehen noch immer, und jeder Weihnachtsmarkt setzt sie zu Tausenden ab. So sehr dankt das Volk dem Meister, der seine aristokratischen Höhen verläßt und zu ihm auf das Niveau des Bildungsphilisters herunter steigt.

Auf dieser abschüssigen Bahn wäre die deutsche Malerei wahrscheinlich sehr bald ihrem Grabe entgegen geeilt, wenn nicht in Carl Piloty ein Mann erstanden wäre, der sie eines anderen Wegs zu lenken gewußt hätte. Freilich mußte die Kunst abermals einen Theil ihrer alten Ideale opfern; auf den großen Stil, auf die Darstellung von Göttern und Helden, Heiligen und Engeln mußte sie verzichten; selbst in der Kaulbach'schen Versüßung waren diese noch zu überweltlich; sie mußte sich bequemen, auf Erden zu bleiben, Nichts zu gestalten, wozu nicht das leibhaftige Modell ins Atelier zu holen gewesen wäre. Seidenkleider und Reiterstiefel traten jetzt an die Stelle der heroischen Nacktheiten, ein bis ins Kleinste gehendes strenges Studium aller möglichen Details sollte den großen Zug der Phantasie ersetzen, und der Aufbau der Linien wurde verdrängt durch das Colorit. Colorit wurde immer lauter das Feldgeschrei des Tages, das Feldgeschrei der Jugend, welcher die Welt gehört. Seit jener denkwürdigen Münchner Ausstellung von 1858 ist schwerlich noch ein Carton im Sinne der alten Cartonschule gezeichnet; Bilder malen, fertige verkäufliche Bilder, ward die Tendenz, vergessen war das unpraktische Entwerfen großer Fresken, die höchstens in Wolkenkukuksheim wären ausgeführt und bezahlt worden.

War diese Wendung sehr zu beklagen? Schwerlich. Sie entsprach vollständig dem Gange der Dinge, den wir in der Weltgeschichte im Allgemeinen und in der Kunstgeschichte im Besonderen zu sehen gewohnt sind: nach dem Starren, Titanenhaften, Heroischen, Todtschlaglaunigen das Genießen, das Wohlleben, die Weichheit und Weichlichkeit. Die Kunst war keineswegs um jegliches Ideal gekommen, weil sie das Ideal der Väter aufgab, nur daß an die Stelle des Contourideals das Farbenideal trat. Denn auch die Seele Piloty's und noch mehr die seiner zahlreichen und ihn selbst oft hochüberragenden Schüler wiegte sich in schönen Träumen, zu denen die Außenwelt zwar die einzelnen Factoren liefert, die aber in ihrer Gesammtheit nur im Feenlande existiren können. Der Begriff Harmonie war ihnen durchaus nicht in's Fabelbuch geschrieben, sondern im Gegentheil das A und O ihrer ganzen Künstlerschaft; nur daß ihnen die Harmonie des Contours gleichgiltig war gegenüber der Harmonie der Farbe. Es sieht fast aus, als ob ein bischen Rancüne dabei im Spiel gewesen wäre; hatten die alten Herren ihre Verachtung der Farbe mit Ostentation zur Schau getragen, so sollte es nun Seitens der Jungen dem Contour auch nicht besser gehen. Am weitesten trieb es in dieser Richtung Makart in seiner extatischen Farbentrunkenheit. Piloty war ein außerordentliches Talent, aber er krankte an der Krankheit der Historienmalerei, wie sie in Frankreich und Belgien in den vierziger und fünfziger Jahren getrieben wurde, an dem Zwitterthum reiner künstlerischer Vision und historischer Treue. Ein wirklicher Vorgang, zum Beispiel eine Abdankung Karls V., ein Cromwell am Sarge Karls I. und dergleichen Capitel aus der Weltgeschichte mehr sollten ihrer äußeren Wahrhaftigkeit unbeschadet in das Märchenreich malerischer Harmonie hinaufgerückt werden. Das führte vielfach zu den Widersinnigkeiten unserer meisten sogenannten culturhistorischen Romane und historischen Tragödien. Weder die Wahrheit noch die Phantasie kommt ganz zu ihrem Rechte. Diese gewaltsame Verkoppelung zweier Factoren, die sich eigentlich nichts angehen, trägt schon Piloty's erstes größeres Bild: „Seni an der Leiche Wallenstein's"; diesem an sich malerisch ganz gleichgiltigen Stoff malerische Qualitäten zu verleihen, mußte der Künstler viele, viele Ellen Sammt und Seide in's Feld führen, die mit ihren Lichtern und Schatten und Reflexen das Auge zu beschäftigen hatten, während das Gemüth sich in Stimmung setzen sollte. Da ist in den letzten zwanzig Jahren ein mächtiger Fortschritt bemerkbar geworden, eine Arbeitstheilung (wenn man sich so ausdrücken darf) ist eingetreten, die jedem einzelnen Gebiete Vortheil bringt: die Siamesischen Zwillinge sind operirt und jeder geht frei und selbständig seinen eigenen Weg. Die strenge, wahrhaftige Historienmalerei, die es in erster Linie darauf abgesehen hat, Urkunden zu sammeln und Urkunden zu überliefern, fragt nicht nach malerischen Reizen; sie stellt die Sache dar, so treu sie kann; sie sucht den Photographen, der im entscheidenden Augenblick seinen Apparat nicht aufstellen konnte, zu ersetzen so ehrlich und pflichtgemäß, wie es nur irgend möglich ist. A. v. Werner's Kaiserproclamation von Versailles ist vielleicht die vorzüglichste Vertretung dieser Art. Kein zukünftiger Geschichtsschreiber der Wiedergeburt des deutschen Reiches wird dieses Bild übersehen dürfen. In demselben Sinne gebührt seinem Congreßbilde uneingeschränktes Lob. Andererseits fragt diejenige Malerei, die in Farben und Formen schwelgen will, nicht nach Geschichte; sie springt mit den Thatsachen um, wie es ihr beliebt, wenn nur im Ganzen ein großer Accord sich gestaltet. Makart's Einzug Karl's V. in Antwerpen ist einer der glänzendsten Repräsentanten dieser Richtung; historisch ganz werthlos, gewährt das Bild dem Sinn des Auges ein unbeschreibliches Vergnügen. Piloty's Werke dagegen wollen immer das Eine mit dem Anderen vereinen und bleiben in jeder Hinsicht sowohl hinter dem Gemälde Werner's, wie hinter dem Makart's weit zurück. Er hat niemals ein Bild aus reiner Freude am Malerischen gemalt, so wenig er jemals den Pinsel ansetzte, um eine Sache zu schildern, wie sie war.

Aber Piloty's Werth dürfen wir weniger nach seinen Gemälden als nach seinen Schülern schätzen. Der ganze künstlerische Nachwuchs erstarkte an ihm. Sowohl ein Makart, dessen Pinsel fortwährend die fabelhaftesten Wunder aus Alcinas Zauberinsel heraufbeschwört, wie ein Defregger, welcher die reine, unbestreitbare Wahrheit der tyroler Alpenhütten durch

Digitized by Google

seine Licht- und Schattenvertheilung, und seine eben so naturgetreuen wie harmonischen Farben in das unvergängliche Reich der Poesie emporhebt, wären ohne Piloty's Grundsätze undenkbar. Lenbach's Reformation der Porträtmalerei und die unheimlichen Mysterien eines Gabriel Max bauen auf Piloty's Fundamenten. Freilich waren diese maßgebenden Gedanken nicht in dem Kopfe des jungen Münchener Meisters entsprungen; sie waren aus Paris von Delaroche und aus Brüssel von Gallait importirt; und daß eine so große Anzahl ausgezeichneter Talente vorhanden war, denen die Ueberlieferung alsbald zum Heil gedieh, war auch nicht Piloty's Verdienst. War der große Kampf des Classicismus gegen den Zopf seiner Zeit in München zum Austrag gebracht, so gab es keinen besseren Platz als München, nun abermals den Classicismus, den Feind im eigenen Lager anzugreifen; ein Sieg an dieser Stelle mußte entscheidend sein. Eine Reichshauptstadt, die als solche ihrem Verstand und Unverstand einen Freibrief hätte mitgeben können, war damals für das übrige Deutschland noch nicht vorhanden, geschweige ein Paris, das sagen dürfte: La Nation c'est moi.

Aber sei 1871 haben wir eine Reichshauptstadt, und ihr Einfluß, der 1858 noch gleich Null war, ist jetzt deutlich zu erkennen. Wer im vorigen Sommer die Jubiläumsausstellung durchwandert, wer den Urtheilen des Publikums und der Presse sowie den Ankäufen des Staates einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, der wird wahrscheinlich die Auffassung gewonnen haben, daß man jetzt und vorzugsweise in Berlin damit umgeht eine neue Kunst zu proclamiren, eine Kunst weder der formalen noch der coloristischen Harmonie, sondern eine Kunst der reinen Wahrheit.

Es würde hier zu weit führen, wenn wir untersuchen wollten, welche ausländischen Einflüsse zu dieser jüngsten Aera mitgewirkt; französische Modesachen finden schnell Anklang in Deutschland, wenn vollends zur Abwechselung eine Mode einmal von Spanien aus unterstützt wird, dann sind ihre Chancen sicherlich bei uns sehr groß. Aber weniger als die Nachahmungslust, hat doch wohl ein im deutschen Wesen tief begründeter, eigener Zug den Trieb zur absoluten Wahrheit befördert.

Zwei Umstände kommen zusammen, um diesem neuen Evangelium einen mächtigen Nachdruck zu geben. Erstens ist durch die kriegerischen Triumphe der letzten Jahrzehnte die Militärmalerei ganz ungewöhnlich gefördert; alle Welt freute sich, unsere prächtigen blauen Jungen verherrlicht zu sehen; wem wäre nicht das Herz aufgegangen bei diesen lieben, fröhlichen, todesmuthigen Gestalten, und welche Fülle ruhmvollen, geschichtlichen Stoffes wurde nicht zu dauernder Darstellung gebracht! Nur Eins ist dabei zu bedenken. Das Militärbild, bei dem die treueste Wiedergabe der Wirklichkeit erste, unumgängliche Pflicht ist, kann in der Seele des Künstlers nicht denjenigen Läuterungsproceß durchmachen, der nöthig ist, ein Stück Natur zu einem Stück Kunst zu verwandeln. Jede solche Läuterung würde das Thatsächliche beeinträchtigen; die schonungsloseste, photographische Treue, die auf jegliche ästhetische Wirkung verzichtete, würde dagegen das Thatsächliche in das rechte Licht setzen, und auf das Thatsächliche kommt es vor Allem an. Der Militärmaler ist in erster Linie Geschichtsschreiber; gleichviel ob so und soviel rothe Husaren und weiße Cürassire und graue Turcos ein harmonisches Ganzes machen — genug — in der und der Schlacht zu der und der Stunde standen sie so und so gegeneinander — das muß also ganz genau gemalt werden, gleichviel welcher Farbenaccord dabei herauskommt; die Herausgeber des Generalstabswerkes fragen auch nicht nach episch oder dramatisch vorbereiteten Wirkungen; sie sagen die reine Wahrheit und damit gut. So hat sich in jüngster Zeit die Militärmalerei eine Form, wenn nicht geschaffen, so doch erobert, die ihrem eigensten Wesen zusagt, wie keine andere: das Panorama. Das Panorama mit seiner auf Täuschung berechneten Naturtreue hebt jede ästhetische Wirkung auf; es zeigt die Sache rein wie sie war, und ein Panorama, dem man irgend welchen Stil, irgend welche Eigenart seines Malers anmerkte, wäre ein mangelhaftes Ding; das Verschwinden jeglichen Stils und jeglicher Individualität hinter dem dargestellten Object ist hier die höchste Tugend. Aber freilich mit der Künstlerschaft im höheren Sinne ist es auch ziemlich aus. Vergegenwärtigen wir uns nur einmal, um das ganz zu empfinden, das in seiner Art mustergiltige Sedan-Panorama von A. von Werner und die Amazonenschlacht von Rubens.

Durch die große Ausbildung der Militärmalerei und ihrer unerbittlichen Natürlichkeit hat jener Charakter der sogenannten reinen Wahrheit, der den Höhepunkten der Berliner Jubiläumsausstellung eigen war, erheblichen Vorschub bekommen. Warum, was für militärische Heldenthaten statthaft ist, nicht auch auf die erste beste Straßenecke angewendet? Die ganze innere Läuterung ist am Ende doch nur ein zopfiges Vorurtheil; warum soll die Kunst läutern, läutert doch die Natur nicht? Warum soll nicht Herr Müller und Frau Schulze in Oelfarbe ein Kunstwerk sein, so gut wie Michelangelos Jeremias oder Rafaels Sixtina? So etwa scheint man in letzter Zeit reflectirt zu haben. Und diese Reflexion erhielt ihren verhängnißvollen Nachdruck durch eines der merkwürdigsten Talente von der Welt, durch Adolf Menzel. Ich möchte mich hier, so weit es irgend thunlich, der Namen mitlebender Künstler, sei es im lobenden, sei es im tadelnden Sinne, enthalten; denn ich wünschte vielmehr als ihr College, denn als ihr Recensent zu gelten; aber Menzel, der Meister, dessen siebzigster Geburtstag kürzlich ein freilich nicht nationaler aber doch ein Berliner Feiertag gewesen, und der durch die beinahe einstimmige Anbetung der Tagespresse so hoch über alle Erdenkritik gerückt ist, daß er schon jetzt den unnahbaren Göttern zuzuzählen ist, Menzel ist aus dieser Betrachtung unserer Kunstzustände unmöglich wegzulassen, noch ist sein Name durch gewisse unbestimmte Allgemeinheiten zu umschreiben. Soll die möglichste Naturtreue ein neues Kunstprincip werden, so ist kein besserer Vertreter dafür denkbar als Menzel; er, der dieses Princip für Deutschland entdeckt hat, ist auch sein größter Meister. Natur ist freilich von je der Ausgangspunkt aller Künste gewesen: aber es haben doch gewisse Wandlungen in dem Grade der Naturnachahmung stattgefunden; die alten Aegypter holten aus der Natur etwas anderes heraus als die Griechen, und Rafael ahmte sie anders nach als Teniers. Selbst die Meister, die bisher in der Kunstgeschichte den Namen Naturalisten geführt, die Caravaggio, Ribera, Salvator Rosa, haben nicht jeden beliebigen Menschen in jeder beliebigen Beleuchtung, in jeder beliebigen Farbe dargestellt, sondern sie wählten ihr Modell und stellten es so, daß Linien und Lichtwirkung im Ganzen — mochte das Einzelne so naturalistisch sein wie es wollte — doch wieder einen stimmungsvollen Accord machten. Ein Bild von Ribera oder, um ein allbekanntes Beispiel zu wählen: eine Murillo'sche Betteljungen-Gruppe würde in allem Naturalismus dennoch den Eindruck höchster Classicität machen, wenn sie plötzlich zwischen unsere modernen naturalistischen Matadoren gehängt würde, so melodisch ist immer noch der Schwung der Linien, so harmonisch sind Licht und Schatten einander gegenüber gestellt. Der Unterschied ist wie die Sprache eines Goethe'schen Liedes neben einem Polizeierlaß. Denn der moderne Naturalismus kennt die Begriffe Harmonie, Rhythmus, Grazie, Größe und wie die himmlischen Gottheiten sonst heißen, nicht mehr; sondern er kennt nur noch den einen Begriff Wahrheit. Man kann nicht wahrer sein als Menzel; aber ehe wir seine treue, selbstlose, völlig sachgemäße Urkundenaufzeichnung als wahre Kunst gelten lassen und vor ihr mit großem Geräusch das Weihrauchfaß schwingen, sollten wir doch auch der gegentheiligen Kunstauffassung das Wort verstatten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Dichtung der Zukunft.

Es mag den Lesern überflüssig, wenn nicht gar widersinnig erscheinen, kritische oder ästhetische Betrachtungen über ein Ding, das noch nicht ist und vielleicht niemals werden wird, über eine Literatur, an deren einstigem Wiederaufblühen so Mancher stille Zweifel hegt, anzustellen, aber ich fühle mich hierin hinlänglich entschuldigt durch meine Zugehörigkeit zum deutschen Stamme: ihm ist es ja eigenthümlich, gerne gerade an das zu denken, was noch nicht ist und mit einem Fuße immer im schönen Lande der Hoffnungen zu stehen. Deshalb heißen wir ja die deutschen Träumer, die deutschen Idealisten. Und in der That: kaum haben wir angefangen, die politischen Traumgebilde, die unserer Väter Sinn und Herz erfüllten, in Realitäten verwandelt zu sehen, kaum hat das neugeschaffene deutsche Kaiserreich durch seine kräftige Wirklichkeit einen guten Theil unserer Arbeitskraft als privilegirte Träumer freigemacht, so sehen wir uns schon nach einem anderen Gebiete um, auf welchem wir jene Kraft bethätigen könnten, und da es gerade das Feld der Literatur ist, welches in Folge seiner dermaligen Unfruchtbarkeit und Wüstheit besonders einladend winkt, stürzt sich ein großer Theil dieser freigewordenen Kraft auf dasselbe und siehe da! — die herrlichsten Programme und Theorien blühen üppig auf ihm empor!

Und warum sollte man nicht, da es so wenig eigentliche Thaten zu verzeichnen gibt, sich einstweilen von diesen Programmen und Theorien unterhalten? Sind doch auch diese „Wallungen" — um einen Ausdruck von Johannes Scherr zu gebrauchen — bezeichnend für den Geist und für die Stimmung eines Zeitalters, so bezeichnend, daß man über sie ebensogut eine Literaturgeschichte schreiben könnte, wie über die eigentlichen positiven Leistungen der Dichter. Auch bezieht sich der Kern einer jeden Kritik vor Allem ja auf die Absichten und Ideen, die eine literarische Epoche oder auch ein dichterisches Einzelleben bewegen und leiten, und erst in zweiter Linie kommt die Durchführung dieser Absichten, die Entwickelung dieser Ideen, mit einem Worte die Form in Betracht. Hat es demnach nicht den Anschein, als ob die Programm-Literatur, wie sie unser jüngstes, zukunftsberauschtes Deutschland treibt, wie geschaffen sei für kritische Erörterungen? Die Ideen und Absichten werden uns ja unverhüllt und eindringlich genug vorgetragen, wir brauchen uns gar nicht erst die Mühe zu nehmen, sie aus irgend einem Kunstwerk mühsam herauszufühlen und herauszugrübeln, sondern können sogleich ihnen mit herzhafter Polemik oder auch mit freudiger Zustimmung entgegentreten. Auch die für derartige Programme so üblichen und so nöthigen Schlagworte erleichtern eigentlich nur die Aufgabe der Kritik, denn nichts ist leichter als die Autorität von Schlagworten zu vernichten: man bekämpft sie durch sie selbst.

Ein geistvoller Aufsatz Karl Frenzel's hat neulich diese letztere Methode befolgt und in der That die Schlagworte, welche unsere modernste Programm-Literatur so gerne und häufig anwendet, damit ad absurdum geführt. Dieselben sind Jedem, der unserer modernsten Literatur nicht ganz fremd gegenübersteht, so geläufig, daß ich sie nur anzuführen brauche, um sofort ein Bild der ganzen Sachlage zu geben; es sind die Worte „naturalistischer Roman" und „Problemdichtung". Ihre, in den Augen der Literatur-Reformatoren so schwerwiegende Bedeutung hat Frenzel abgeschwächt durch den Hinweis auf „das äußerlich beschränkte und innerlich freudlose Stoffgebiet", welches im Grunde der naturalistischen Dichtung zu Gebote steht, und durch die Betonung der „poetischen Unfähigkeit und Wissenschaftsschwindelei" welche der Naturalismus „nur zu oft hinter dem Schilde der Wahrheit verbirgt". Die Verwechselung des Urstoffes, welchen im Allgemeinen jede Dichtung, auch die der Zukunft haben muß, nämlich des Menschlichen, mit den bloß äußerlichen Lebensbedingungen, unter welchen dasselbe gedeiht, hat die übermäßige Betonung der letzteren durch die moderne Schule verursacht und den Irrthum erzeugt, daß die Dichtung der Zukunft, weil sie die Stoffe aus einer ganz neugeschaffenen Welt empfange, auch eine gänzlich neue Form haben und von ganz anderer Art, als die „verflossene Romantik" sein müsse. Auf diese Verwechselung, auf diesen Irrthum hat Frenzel treffend und eindringlich hingewiesen und es bleibt nach dieser Seite hin über das Thema nichts weiter zu sagen übrig.

Aber nicht allein diese ästhetischen Einwände sind es, welche gegen die Zukunfts-Programme der naturalistischen Schule erhoben werden können. Weit schwerer noch scheinen mir die Bedenken zu wiegen, welche man aus dem von ihr selbst erhobenen Anspruche, die alleinige künstlerische Vertreterin des modernen geistigen und socialen Lebens zu sein, herleiten kann. Wie man sie auf jenem Gebiete mit den eigenen Schlagworten schlagen kann, so kann man nach dieser Seite hin aus dem Umstande, auf welchen sie am meisten stolz sein zu können glaubt, gerade ihre größte Schwäche folgern. Denn es wird ihr schwerer werden, den nothwendigen inneren Zusammenhang ihrer Ideen mit den Strömungen unseres Geisteslebens nachzuweisen, als die Forderung einer neuen Form zu begründen.

Der Beweis für die letztere Behauptung dürfte nicht allzuschwer fallen, wenn wir uns klar machen, daß jene Strömungen bis jetzt überhaupt zu kraus und bunt ineinander laufen, als daß sie das einheitliche und abgeklärte Bild einer Weltanschauung schon darzubieten vermöchten. Es ist nicht unrichtig, wenn gesagt wird, daß wir jetzt — in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts — in einer geistigen Revolution leben, welche die durch den erwachenden Humanismus und die deutsche Reformation in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erzeugte bei Weitem an Tiefe und Bedeutung überragt. Welche ungeheuren weithinwirkenden Ereignisse stürmen nicht auf die Seele unserer Generation ein: der Aufschwung der exakten Wissenschaften, das Erwachen großer Volksschichten zum politischen Selbstgefühl, das Geltendmachen des Nationalitätsprincips in dem äußeren Leben der Völker! Sind das nicht Bewegungen, welche die bisher im Kopfe und im Herzen des Volkes eingewurzelten Anschauungen und Gefühle von allen Seiten her angreifen, ihnen oft widersprechen, sie theilweise verwunden und in Verwirrung setzen? Und dazu kommen noch ein mit Hülfe jener großen Bewegungen erzeugter totaler Umschwung unserer äußeren Lebensverhältnisse, ein allzurasches Vorwärtsstürmen in der Ausnützung der Errungenschaften unserer Cultur, ein unbarmherziges Ausrotten alter, liebgewordener Gewohnheiten. Kann die Volksseele diese starken Eindrücke sogleich in sich bewältigen und verarbeiten? Wird nicht vielmehr ein Chaos von Ideen in ihr durch jene erweckt werden, aus welchem heraus zur Klarheit einer Weltanschauung vorzudringen ihr nur durch mühsames und langwieriges Kämpfen gelingen wird?

In einem Chaos der Anschauungen leben wir heute in der That. Das Christenthum ringt mit dem auf den Resultaten der exakten Wissenschaften voreilig aufgebauten „neuem Glauben", der sich noch so wenig klar und solide ausgestaltet hat, daß ein gewaltiger Indifferentismus ihn noch während der Geburt zu ersticken droht; daneben wanken die alten wohlbegründeten Staatsformen unter dem Anhauche eines neuen socialen Glaubens, der auch wiederum, in seinen Grundsätzen wie in seinen Folgerungen noch roh und unentwickelt, durch die gewaltsame Hast seiner Vertreter mit einem vorzeitigen Ende bedroht ist. Und aus diesem Zustande mit seinen noch nicht einmal fertig gewordenen Gegensätzen will die moderne literarische Schule schon den Plan, auf welchem die Grundzüge der Dichtung der Zukunft verzeichnet stehen, herausfinden können? Thörichtes Beginnen! Denn sie nimmt wie ein ungeschickter ärztlicher Diagnostiker die leichten Anfangssymptome für die Ursachen der Krankheit, sie brüstet sich schon mit Resultaten, wo der einsichtige Sinn kaum die Keime einer großen geistigen Verwickelung erblicken kann.

Lediglich als Anfangssymptome der gewaltigen Revolution, die unser Geistesleben durchwühlt, nicht als tiefgehende, zukunftsreiche Grundzüge der Zeit müssen wir aber sowohl die

Digitized by Google

naturalistische als die pessimistische Anschauungsweise betrachten, die sich heutzutage so vieler Geister bemächtigt haben. Beide sind nur die Plänkler, welche jedem wuchtigen Hereinbrechen einer neuen Weltanschauung nothwendig vorausgehen, und beide sind ihrem Wesen nach zu negativ, als daß sie auf die Dauer dem Seelenleben eines Volkes genügen könnten. Gerade bei der geistigen Umwälzung, in der wir uns jetzt befinden, ist ihr vorbereitendes Erscheinen auf dem geistigen Kampfplatze ein ganz naturgemäßes, denn ihr ging, in der Wissenschaft wie in der Dichtung, eine idealistische Periode von solcher tiefeingreifenden Bedeutung voraus, daß die entsprechende Reaction auch tiefer und gründlicher sein mußte, als manche andere, die die Welt schon erlebt hat. Die Uebersättigung, welche unser Volk, und mit ihm die Nachbarvölker, nach dem Doppelgenuß eines in Philosophie und Poesie zugleich klassischen Zeitalters nothwendig ergreifen mußte, hat den Ekel verstärkt, der auch den geistigen Magen einer Nation erfassen kann, und hat bewirkt, daß die Skepsis, welche sich in der naturalistischen Anschauungsweise Luft macht, und die Müdigkeit, deren Symptom der Pessimismus ist, in besonders acuten Erscheinungsformen auftreten. Aber es würde kurzsichtig sein, wollte man annehmen, daß beide Anschauungsweisen mehr als Reactionen sind, deren Wirkung erlischt, sobald jene Uebersättigung, der sie entstammen, gewichen ist. Eine positive Bedeutung für unsere Zukunft werden sie nicht besitzen. Neue geistige Gewalten werden sich des Feldes bemächtigen, das jene nur zu säubern berufen waren, ein neuer Glaube wird aus den Kämpfen erblühen, in denen jene nur als Waffen Werth hatten.

Und kurzsichtig würde es auch sein, wollte man, mit unseren Literaturreformern, die Möglichkeit annehmen, daß auf jenen Anschauungsweisen des Naturalismus und Pessimismus eine selbständige Dichtung sich aufbauen könne. Frenzel hat in seinem Aufsatze eingehend nachgewiesen, daß schon aus ästhetischen Gründen eine naturalistische Dichtung, in dem Sinne, wie sie Zola gepflegt hat und seine deutschen Bewunderer erstrebt haben, unmöglich sei und der Ansprüche auf die Zukunft entbehre. Sie ist aber noch weit mehr deshalb unmöglich, weil der Naturalismus an sich nicht eine Weltanschauung ist, auf die ein Kunstwerk sich gründen könnte. Und auch seine Verbindung mit dem Pessimismus nimmt ihm nicht den rein mechanischen Charakter, welcher jeder künstlerischen Absicht so sehr widerspricht. Denn der bleibende Gegenstand jeder wahren Kunst, der Mensch, wird durch jene Anschauungsweise aus jedem idealistischen Zusammenhange herausgerissen, von seinem Haupte verschwindet die Strahlenkrone der Göttlichkeit, die bisher ihren Glanz auch über die Darstellungen des Menschlichen durch die Kunst ausgoß und dieselben veredelte; er wird ein Gegenstand der Beschreibung, aber nicht mehr der Erhebung. Auch seine bevorzugte Stellung innerhalb der sichtbaren Natur, innerhalb des Kreises der naturwissenschaftlichen Beobachtung, vermag ihm jene entrissene Würde nicht wieder zu verleihen; er bleibt arm, niedrig, aussichtslos, auf eine Sphäre beschränkt, die das künstlerische Ideal, die Schönheit, nur mit verhülltem Haupte zu betreten vermag. Der Schmerz, das unendliche, die Welt durchschauende Weh, soll ihm die künstlerische Weihe verleihen — so sagen und theoretisiren jene naturalistischen Reformer. Aber durch die Schilderung des Schmerzes allein gelangt noch kein Kunstwerk zur Gestaltung, am allerwenigsten wenn diese Schilderung auf möglichst gräßliche und häßliche Art versucht wird. Erst die Erhebung über diesen Schmerz, die individuelle oder weltgeschichtliche Sühne, welche der Dichter aus jener Schilderung herausklingen zu lassen vermag, führen zu dem ästhetischen Principe des Tragischen und verleihen dem Werke Adel und Hoheit, die echtesten künstlerischen Attribute. Woher soll aber der Künstler diese Erhebung in sich selbst finden, wenn er ihre Möglichkeit von vorneherein in Folge seiner Weltanschauung ableugnen muß, wie soll er den hohen Standpunkt gewinnen, von dem aus er eine über dem Schmerze stehende Versöhnung verkündigt, wenn ihm seine rein naturalistischen Ansichten von sich und der Welt das geringste Herausheben seiner Persönlichkeit über den Kreis seiner Umgebung und über den Zwang der Verhältnisse verbieten?

Es ist also zum mindesten eine Selbsttäuschung, wenn manche modernen Dichter ihre künstlerischen Zwecke auf dem Wege eines sogenannten Naturalismus oder reinen Realismus erreichen zu können glauben. Entweder schaffen sie in diesem Bestreben Werke, welche mit Poesie durchaus nichts zu thun haben und nur durch andere Beigaben die Neugierde oder Sensationslust der Leser und Zuhörer fesseln — oder sie schaffen Kunstwerke, indem sie ihre Principien während des Schaffens vergessen. Daß die Dichtung aus der naturalistischen, pessimistischen Anschauungsweise, sobald diese allein auftritt, irgend welche Förderung erfahren, dünkt mir unmöglich, und noch unmöglicher, daß die Zukunft der Dichtung in jenen beschlossen liege. Denn eine starke Individualität vermag überhaupt mit jener Weltanschauung auf die Dauer nichts anzufangen, geschweige denn in ihr den Stützpunkt für eine eingreifende Wirksamkeit finden. Und nur auf solche, auf Menschen also, beruht die Zukunft der Dichtung, wie die Zukunft unseres gesammten Geisteslebens. Es erscheint mir überhaupt thöricht, der Macht geistiger Strömungen allein die Erzeugung hervorragender Leistungen auf künstlerischem Gebiete zuzutrauen. Es ist das aber ein bemerkenswerther Zug unserer Zeit, welche das Individuum allzusehr abhängig macht von den Verhältnissen, in denen es steht. Carlyle donnerte schon gegen diese Tendenz, und gewiß nicht mit Unrecht, denn sie läßt außer Acht, daß die Kraft des gottbegnadeten Herren niemals in ihrem Maße, sondern höchstens nur in der Richtung, in der sie sich äußert, von der Zeit, die ihn gebiert, abhängig ist. So darf man denn auch erwarten, daß nicht nur die Dichtung der nächsten Zukunft allein von den Strömungen des gesammten geistigen Lebens geleitet wird, die jetzt ja unklar und verworren genug sind, sondern daß auch die weiter in der Ferne liegenden Zeiten nicht der starken Individuen ermangeln, welche aus den Kämpfen, die wir jetzt zu überstehen haben, die großen und edelen Resultate mit sicherem Blicke und kräftiger Hand gewinnen. Langsam reifen oft die Früchte solcher Erschütterungen im Reiche der Anschauungen. Wie erst Lessing, Goethe und Schiller es waren, welche die durch die Reformation und den Humanismus gezeitigte Ernte in die Scheuern brachten, wie wir politisch erst jetzt die Resultate der großen Völkerbewegung am Ende des vorigen und am Anfange dieses Säculums genießen, so wird es sicher auch noch mancher Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte bedürfen, ehe die großen Gegensätze, die unser Denken jetzt bewegen, sich ausgeglichen oder eine Weltanschauung gezeitigt haben, auf welcher ein hohes Lied der Zukunft zu ruhen vermag. Auf jeden Fall sind wir aber jetzt noch nicht reif genug, um mit dem Ungestüm, welches die Literatur-Reformer beseelt, um auf die oberflächlichen Anschauungsweisen hin, denen sie huldigen, eine kräftige Dichtung erhoffen zu können.

Oskar Bulle.

Feuilleton.

Dresdener Erinnerungen.

Von Otto Roquette.

Um die Mitte unseres Jahrhunderts hatte sich in Dresden ein Kreis von literarischen und künstlerischen Berühmtheiten zusammengefunden, der der Stadt ein bestimmtes Gepräge gab und die stärkste Beziehung auf nah und fern ausübte. Wenn ich von Schriftstellern vorerst nur Graf Wolf Baudissin, Gutzkow, Auerbach, Hettner und Otto Ludwig nenne, von den Malern nur Schnorr von Carolsfeld, Bendemann, Hübner, Ludwig Richter, Friedrich Gonne; von den Bildhauern Rietschl und Hähnel mit

Digitized by Google

ihren Schulen; so ist damit eine Reihe der hervorragendsten Namen gegeben, die Anzahl derjenigen aber, deren Bedeutung man anerkannte, noch lange nicht erschöpft. Rechne ich nun das Theater dazu, welches damals eine Blüthezeit feierte, und mit schauspielerischen Kräften wie Emil Devrient und Davison sich an das Höchste wagen durfte, so wird man die Anregung und Förderung begreifen, welche dem Jüngeren in reichlichem Maße zu Theil wurde. Wie ich zu diesen und anderen Persönlichkeiten in Beziehung getreten, welche dauernden Eindrücke ich empfangen, und wie ihr Wirken in jenem Zeitmoment sich gestaltete, will ich hier erzählen.

Ich war im Jahre 1853 nach Dresden gekommen, um eine Stellung als Lehrer an der damaligen Blochmann'schen Anstalt (dem jetzigen Vitzthum'schen Gymnasium), welche mir Director Bezzenberger angetragen hatte, zu übernehmen. Der Sprung in die Schulmeisterei kam mir selbst überraschend genug, da ich mich für eine academische Laufbahn vorbereitete; und wenn mir dadurch Einiges verloren ging, so haben die Vortheile, vor allem die Erfahrung und Menschenkenntniß die mir dafür geboten wurde, mich diesen Schritt niemals bereuen lassen. Meine Thätigkeit als Gymnasiallehrer umfaßte nur einige Uebergangsjahre, die aber für mich selbst die besten Lehrjahre wurden.

Daß ich in meiner bescheidenen Stellung als Lehrer nicht zur Gesellschaft gehörte, war mir gleich anfangs klar geworden, und so wollte ich auch sonst auf der Hut sein. Denn die ersten kleinen Dichtungen von mir, wenn sie gleich in der Oeffentlichkeit eine günstige Aufnahme gefunden hatten, gaben mir hier noch kein Recht, mit den Größen der Literatur anzuknüpfen. Sie sollten sogar hier und da zum Hinderniß für ein gedeihliches Verhältniß werden. So hatte ich mich bei Niemand vorgestellt, sondern dachte abzuwarten, ob und wie sich eine Annäherung zu den Vertretern des künstlerischen und geistigen Lebens finden wollte.

Berthold Auerbach, den ich längst von Ansehen kannte, sogar schon in meiner Studienzeit in Heidelberg, wo er damals wohnte, häufig gesehen hatte — dieser war es, der mich jetzt „entdeckte" und mir gleich mit liebenswürdiger Offenheit entgegen kam. Er ließ es sich auch nicht nehmen, mich mit anderen Persönlichkeiten bekannt zu machen. Wenn man auf der Brühl'schen Terrasse einherwandelte, war es kaum möglich, nicht diesem oder jenem zu begegnen, der zur schriftstellerischen Gesellschaft gehörte. So lernte ich zuerst Julius Hammer kennen, den Dichter sinniger Lieder. Er war in jener Zeit Mitredacteur der „Constitutionellen Zeitung". Dann machte ich die Bekanntschaft Robert Giseke's, welcher, jünger als ich, damals den Glanzpunkt seines Schaffens eigentlich schon erreicht hatte, und zwar durch seine „Modernen Titanen". Dieser Roman, den er mit zweiundzwanzig Jahren geschrieben, erregte nicht geringes Aufsehen, der Erfolg desselben aber wirkte nicht günstig auf den Verfasser, der sich, bei seiner Jugend, durch allzugroßes Selbstbewußtsein nicht vortheilhaft auszeichnete. Mir sagte er bei der ersten Begegnung auf den Kopf zu, meine Lehrerschaft sei nur Maske, da ich nach Dresden gekommen sei, um eine Wochenschrift zu gründen. Diese Furcht verbreitete sich auch bei Anderen. Denn es waren außer ihm noch mehrere, welche dergleichen beabsichtigten, und sich Einer durch den Anderen gefährdet glaubten. Die gegen mich gerichtete Vermuthung wurde von lustigen Leuten ausgebeutet, und gab später zu allerlei Scherzen Veranlassung. Mit Giseke hatte ich nur wenig Verkehr. Da er mit seinen Plänen in Dresden nicht durchdrang, ging er nach Leipzig, um dort die Redaction einer „Novellen-Zeitung" zu übernehmen. — Auf der Terrasse auch war es, wo ich der Schriftstellerin Amely Bölte vorgestellt wurde, der ich dann später in freundschaftlichen Kreisen häufig begegnete. Sie gab sich im persönlichen Umgang einfach und bescheiden, im Gespräch ruhig und vernünftig, verstand es, eine Neckerei über sich ergehen zu lassen, sie auch wohl mit Fassung zu vergelten. Das ruhig Hausfrauenhafte ihres Auftretens machte sie geachtet und beliebt, und ihre Romane wurden gerne gelesen. Sie war in jenen Jahren sehr fleißig Ich erinnere mich einer Begegnung mit ihr, da sie bei schlechtestem Wetter, den Arm mit einer Last von Büchern beladen, die sie sich von der Bibliothek geholt hatte, dahergeschritten kam, und nicht zu bewegen war, etwas von ihrer Bürde abzugeben. Es handelte sich bei ihr damals um Studien über Georg Forster's Leben zu einer neuen Arbeit. — Auch mit Wilhelm Wolfsohn aus Odessa machte mich Auerbach auf der Terrasse bekannt. Ich kam wenig in Beziehung zu ihm, da er vorwiegend in den in Dresden ansässigen deutsch-russischen Familien verkehrte. Konnte ich seinen Dichtungen dramatischer und didaktischer Gattung keinen Geschmack abgewinnen, so mußte ich ihm wohl dankbar sein für seine Uebersetzungen von Novellen russischer Dichter, welche damals zuerst einen Einblick boten in eine uns noch fast fremde Literatur. Besonders verpflichtet mußte man ihm sein für seine biographischen Einleitungen.

Mit der Zeit, vorwiegend in meinem zweiten Winter in Dresden, trat ich schon mehr in die literarischen und künstlerischen Kreise ein, zumal ich durch Auerbach in die Montagsgesellschaft eingeführt wurde, in welcher man sich Abends zu heiteren Gespräch versammelte. Fremde wurden hier stets gastlich empfangen. So sah ich häufig den dänischen Dichter Andersen, den weltbekannten Märchenerzähler; so auch den noch jungen Norweger Björnson, von dem ich freilich noch nichts kannte, und augenblicklich nur die ungewöhnliche Beleibtheit des hübschen jungen Mannes bewundern konnte. Heinrich König, dessen Roman „Die Clubbisten in Mainz" in frischer Erinnerung war, erschien hier ebenfalls zum Besuch. Und auch in kleineren Kreisen traf ich zuweilen mit Klaus Groth zusammen, der sich schon durch seine gewinnende Art und Weise überall beliebt machte. Das Plattdeutsch, in welches ich durch ältere niedersächsische Freunde schon eingeweiht war, hörte ich durch Vorlesungen aus seinem „Quickborn" jetzt in einer Varietät, für welche ich schon besser vorbereitet war als Andere. Mehrere seiner gemüthvollen und humoristischen Gedichte sind mir durch seinen Vortrag erst recht innerlich aufgegangen. — Etwas später traf vorübergehend auch Eduard Tempeltey ein. Noch Student in Berlin, kam er von der Aufführung seiner Tragödie „Klytämnestra" aus Wien, deren Erfolg ihn mit Ehre überschüttet hatte. Aber als guter Junge fühlte er, daß es dessen vorerst schon zu viel sei, und sehnte sich nach seinen Berliner Studien zurück. Die „Klytämnestra" wurde bald auch in Dresden, und gleichfalls mit großem Beifall dargestellt.

Die Montagsgesellschaft gab in jedem Winter ein Fest, bei welchem eine dramatische Aufführung beliebt war. Zu diesem Zwecke schrieb Professor Helbig von der Kreuzschule einen dritten Act zu dem Fragmente „Esther und Mardochai" aus Goethe's „Jahrmarktsfest von Plundersweiler". Mir, als dem jüngsten Mitgliede, fiel die Rolle der Königin Esther zu. Die Thorheiten aber, welche auch von den ältesten getrieben wurden, waren erstaunlich. Karl Andree, der Geograph, und Dr. Klee, der würdige Director der Kreuzschule, Mitarbeiter an dem Grimm'schen Wörterbuche, und andere Männer der Wissenschaft, konnten an solchen Abenden in Einzeldarstellungen die Gesellschaft zu unerschöpflichem Gelächter hinreißen.

Es war an einem Sommernachmittage, als mich Auerbach zu dem kranken Dichter Otto Ludwig mitnahm. Er wohnte in einer Vorstadt, zu ebener Erde, nach der Gartenseite. Wir traten in ein kahles Zimmer, in welchem Leinen gezogen waren, behängt mit Kinderwäsche. Da wir im anstoßenden Zimmer Stimmen vernahmen, bückten wir uns unter der Wäsche durch, und pochten an die Thür, um, da unser Klopfen durch Kinderlärm übertönt wurde, endlich unaufgefordert einzutreten. Die Hausfrau und deren Mutter, mit irgend einer Hausumkehr beschäftigt, wiesen uns in den Garten, wo wir in einer Laube den noch in jugendlichem Alter stehenden und schon so schwer heimgesuchten Dichter fanden. Ueberreizung der Nerven hatte ihm die freie Verfügung über seine Glieder geraubt, so daß Arme und Beine in plötzlichen Zuckungen zuweilen emporgeworfen wurden. Obgleich auf seinen Zustand vorbereitet, erschrak ich doch, als diese Be-

Digitized by Google

wegungen während des Gesprächs zuerst auftraten. Er lebte damals in großer Dürftigkeit. Die allgemeine Theilnahme an seinem Zustande trug ihm erst später Unterstützung von verschiedenen Seiten ein. In seiner Lage für eine Familie, ganz von den Einkünften seiner Feder leben zu müssen, erschien eigentlich als eine Unmöglichkeit. Seine Novelle „Zwischen Himmel und Erde", dieses gewaltige Stück psychologischer Entwickelung und Consequenz, war damals wohl noch nicht erschienen. Aber ich kannte seinen „Erbförster", und konnte ihm von der Aufführung seiner „Makkabäer" erzählen, die ich in Berlin gesehen hatte. Besonders freute es ihn, daß ich Gewicht auf die Musik legte, da die Ouvertüre und sonstige für die Tragödie verwendete Instrumentalbegleitung von seiner eigenen Composition war. Denn Otto Ludwig kam von der Musik her, hatte in Leipzig seine Studien gemacht, und durch sein Orgelspiel die Aufmerksamkeit Mendelssohn-Bartholdy's erregt. Da traf den hoffnungsvollen Kunstjünger das nervöse Leiden, welches dem ausübenden Musiker eine Schranke setzte. Er sollte in einer anderen Kunst bedeutend werden, freilich unter endlosen Qualen. Denn er kam zu Jahren trotz seines Leidens, und feierte, wie er selbst kurz vor seinem Tode aussprach, das „fünfunddreißigjährige Jubiläum seiner Krankheit". Als ich ihn zuerst sah war er geistig belebt, gesprächig und mittheilsam. Von seiner Lage war mit keinem Worte die Rede, und wer hätte ihn darauf bringen mögen? Er theilte eigene Arbeitspläne mit, und verstand andererseits „gut zuzuhören", was Auerbach besonders betonte und schätzte, da dieser gern in der Erzählung sich entwickeln ließ, was ihn gerade beschäftigte. So hoch ich Otto Ludwig's Talent hielt und seine Dichtungen mit Bewunderung und Theilnahme las, wiederholte ich die Besuche nur selten. Wir fanden persönlich keine rechte Fühlung zu einander. Und wer sucht in der Jugend nicht lieber die Gesunden als die Kranken auf?

Weniger noch, wiewohl aus anderen Ursachen, konnte ich ein Verhältniß finden zu demjenigen, der sich als das eigentliche Haupt der Literatur, und nicht nur des Dresdener Kreises, durchzusetzen strebte, nämlich zu Gutzkow. Er stand in jenen Jahren auf der Höhe seines Ruhmes und auch seines Schaffens. Denn alle seine bedeutenderen Dramen waren erschienen, wurden auf den meisten Theatern gegeben, und sein umfangreicher Roman „Die Ritter vom Geiste" hatten Epoche gemacht. Die hervorragendsten seiner zahlreichen Schriften waren mir bekannt, und wenn ich ihn nicht zu meinen Lieblingsschriftstellern rechnete, seinen Stil sogar abscheulich fand, so stand mir seine literarische Bedeutung doch unzweifelhaft fest. Ließen dies auch Andere gelten, so machte ihnen doch sein persönliches Betragen manche Noth, und den geselligen Verkehr recht schwer. Denn er verlangte nicht nur Bewunderung, sondern unbedingte Unterwerfung. Jeder Widerspruch reizte und empörte ihn, brachte ihn in die gehässigste Stimmung, in welcher er harmlos gesprochene Dinge als persönliche Beleidigungen nachtrug. Er vergaß nichts, was ihn einmal geärgert hatte, und Niemand dem er zutraute, daß er die Absicht habe ihn zu ärgern. So sah er überall Feinde, und machte sich Feinde. Jeder Schriftsteller war eigentlich sein geborener Feind. Literarische Ueberwachung und Eifersucht haben selten einen so schroffen Ausdruck gefunden, als in Gutzkow. Man wußte das, man spottete, man war unwillig darüber, aber man schonte ihn doch, fürchtete ihn sogar. Er redigirte ja immer irgend eine gefährliche Monats- oder Wochenschrift, jetzt die „Blätter am häuslichen Herd", er konnte über ihm mißliebige Leute so viel Böses als möglich sagen, und that das nur zu gern. So war die Stimmung der literarischen Kreise in Dresden im Ganzen gegen ihn. Aber Gutzkow hatte auch Freunde. Diese erklärten, er sei besser und gemüthvoller, als er sich gebe. Sie bemitleideten ihn wegen seiner Zustände, denn er sei nicht glücklich, und überreize seine Nerven durch Arbeit. In der That hatte er für eine große Familie und einen nicht kleinen häuslichen Aufwand ganz allein seine Feder zu rühren. Eine solche Arbeitsfähigkeit ist immer anerkennenswerth. Es mochte dann war sein, daß er auch liebenswürdig sein könne, für gewöhnlich ließ er sich nicht darauf ein.

Als ich durch Auerbach den literarischen Kreisen näher geführt wurde, verstand es sich von selbst, daß ich mich auch bei Gutzkow zu einem ganz feierlichen Besuch meldete. Er empfing mich herablassend, aber nicht unhöflich. Das Gespräch schlug gleich den Grundton an, den er hindurchklingen ließ, so oft ich in der Folge mit ihm in Berührung kam. Die Augen eingekniffen, den Kopf in den Nacken gebogen, begann er mich auszufragen. Und er verstand das Ausfragen. Als hätte er niemals von mir gehört — während ich wußte, daß er sich nach meinen Plänen bereits erkundigt hatte — begann er mit der Frage, was ich in Dresden zu „ambiren" dächte. Daß ich Gymnasiallehrer sei, wie er recht wohl wußte, schien er überhören zu wollen. Dann verlangte er zu wissen, ob ich schon etwas geschrieben — während mir bekannt war, daß er sich über „Waldmeisters Brautfahrt" (viel mehr als das hatte ich noch nicht vorzuweisen) bereits verächtlich ausgesprochen hatte. Lyrik sei wohl etwas Schönes, meinte er, aber man müsse sich nicht einbilden, wenn man ein lyrisches Heftchen veröffentlicht habe, daß man auch schon befähigt sei, eine Wochenschrift herauszugeben. Das war es, worauf er hinaus steuerte. Er fürchtete die Concurrenz, und sah in jedem jüngeren Schriftsteller einen Nebenbuhler, der sein literarischer Gegner werden konnte. Sehr väterlich rieth er mir, von poetischen Bestrebungen nicht viel zu erwarten, ich möchte mich ganz auf die Schule beschränken, das sei ja auch eine recht schöne Lebensaufgabe. Dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Aber ich gewann von ihm bei diesem ersten Besuche den Eindruck eines nicht sehr gewandten Schauspielers, den man, wenn er spricht, immer etwas ganz anderes „bei Seite" sagen hört. Die Befürchtung, ich könnte ihm durch ein Journal zum Brotabschneider werden, wurde er nicht los, und von verschiedenen Seiten mußte ich immer wieder von seinen geheimen Erkundigungen hören. Die Sache fing an mir Spaß zu machen, und wenn in der Gesellschaft etwas recht Tolles zur Sprache kam, rief ich im Uebermuth wohl aus: Das ist etwas für meine Wochenschrift! Auch Andere schenkten mir, besonders wenn es über Gutzkow zu klagen gab, etwas für „meine Wochenschrift", und endlich wurde im engeren Kreise die Bezeichnung „Wochenschrift" zu einer Rubrik, unter welcher Alles lief, was man gegen Gutzkow auf dem Herzen hatte. Ich war aber nicht der Einzige, gegen den er den Verdacht der Concurrenz hegte. Wer jemals etwas mit der Feder zu thun gehabt, bis zum bescheidensten Zeitungsgehülfen, wurde von ihm darauf hin geprüft und überwacht. Und er kannte sie Alle, Alle! Ein feinerer Geruch für Tinte, eine schärfere Witterung sogar für geheimes Artikelchenschreiben, wird nicht wieder zu finden sein. Dieses rastlose argwöhnische Spüren machte ihn zum unglücklichen Mann. Als in späterer Zeit eine düstere Wolke sein Gemüth umnebelte, und ich von den Anzeichen seiner Krankheit erfuhr, fand ich darin nur eine Steigerung längst bekannter Erscheinungen. Denn er hatte von jeher nur überall Feinde gesehen, dieselben angegriffen, und sich dadurch erst thatsächlich mit den Menschen in Zwietracht gesetzt. Und als er für genesen erklärt war, zeigte das Buch, welches er „Dionysius Longinus" nannte, wie furchtbar noch im Alter sein Gemüth mit Gift und Galle geladen war, die nur einer scheinbaren Herausforderung warteten, um nach allen Seiten hin zu sprühen.

Die Eigenheiten seines Charakters hinderten mich aber nicht, das Gute und Geistreiche was er damals bot, mit Antheil zu empfangen. Ein neues Stück von ihm im Theater war mir stets ein Ereigniß. „Lenz und Söhne", sowie „Ella Rose" wurden damals zuerst aufgeführt, getragen von Darstellern wie Emil Devrient und Davison. Da ich mich eher gestimmt fühlte, zu empfangen und mich anregen zu lassen, als zu kritisiren, so hatte ich manchen Genuß, den Andere nicht finden konnten.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Aus den Kunstausstellungen.

Eine Pietà von Arnold Böcklin.

Es ist nach langer Pause wieder ein wahrhaft großes Bild in Berlin eingetroffen. In Gurlitt's oberem Saal wird uns Gelegenheit geboten, Böcklin's neue Pietà mit Sammlung und Andacht zu würdigen.

Die Gestalten in Lebensgröße. Im fahlen Halbdunkel liegt der todte Heiland lang hingestreckt auf einer kalten Marmorplatte. Von jenseits beugt sich tief verhüllt die Schmerzensmutter über seine Brust. Hier unten alles trostlose Nacht. Aber oben öffnet sich mit leuchtendem Gewölk der Himmel, und als Tröster und Verheißer neigt sich der Erzengel zu der Verlassenen hinab.

An dem Leichnam des Gekreuzigten haben nach Holbein manche fähige Meister, zumal im heutigen Paris, ihre Kunst geübt. Aber vor dem ausgestreckten Körper hat uns nie das Gefühl verlassen, man habe den erhabenen Gegenstand wesentlich als Vorwand für eine Studie aus der Morgue benutzt. Böcklin greift tiefer, recht in's Herz der Situation. Der namenlose Schmerz der Mutter ist der Angelpunkt. Wir sehen ihre Züge nicht, die der dunkle, blaue Mantel überdeckt; ihre Gestalt verschwindet hinder der Bahre, an der sie kniet; aber so innig schmiegt sich das stumme Haupt an die todte Brust, so heiß und dringend preßt sich die Rechte, wie zur letzten Umarmung, um die Schulter des Sohnes, so schmerzverloren spielt die Linke in den geliebten Locken, daß kein verweintes Auge, keine zuckende Lippe, keine Leidensblässe in ihrem Antlitz beredter das unsagbare Weh mittheilen könnten.

Aus weiser Beschränkung, meinen wir, nicht aus Verzweifelung an seiner Kraft versagte sich der Meister diese vollere Ausgestaltung. Ein Böcklin hat der Magdalena auf ihrem Wege zum Grabe in's Antlitz geschaut; und wir erinnern uns aus einer Privatsammlung einer älteren Pietà des Meisters: nur die Köpfe der Mutter und des Sohnes in engem Rahmen; kaum ihre Hand war sichtbar, mit der sie das geliebte Haupt zum glühenden Mutterkuß an ihre Lippen zog. Kein Zug der Schönheit, kein Hauch des Trostes, aber ein Drang des Leides, der unser Blut stocken ließ. Das war deutsche Kunst. Gerade so unmittelbar haben einst die alten Meister, die Niederländer und die Süddeutschen, die seelischen Vorgänge schildern wollen; die Schmerzensmutter hat keiner tiefer erfaßt, als der Schweizer des neunzehnten Jahrhunderts.

Man kann heute nicht übersehen, welchen Rang das Urtheil der Nachwelt einst der erschütternden Gruppe zuerkennen wird, welche wir in dem neuen Bilde mit Ehrfurcht begrüßen. Aber daß sich heute ein ernster Besucher ihrer Macht entziehen könnte, scheint uns kaum glaublich. Wäre er selbst blind gegen die verhaltene Gluth dieses Schmerzes, gegen die erhabene Dramatik, so müßte ihn allein die landschaftliche Stimmung auf's Tiefste rühren. Die unheimliche Todesblässe des Leichnams, dessen Mitte das dunkle Gewand der Trauernden deckt; unten die eisige Steintafel, von feuchten Moosen umzogen; man ahnt dahinter das öde Blachfeld, über welches bange und drohend die schweren Wolken ihr bleiernes Grau herniedersenken; wenige Rosen, welche die Liebe auf die Stufe der Bahre gestreut hat, erinnern wehmütig an den Trost theilnehmender Liebe; so schlösse sich diese untere Gruppe mit tiefem, ergreifendem Farbenklang zu einem Urbilde der Todestrauer zusammen. Wir hätten unser bestes künstlerisches Genügen daran und schieden gerne mit diesem Klang im Herzen.

Böcklin, der Romantiker, hat es anders gewollt. Er bietet zu dem Leid auch die Versöhnung. Ueber der nächtigen Erde thut sich ein leuchtendes Gewölke auf; umspielt von Engelchen beugt sich ein Erzengel im gluthrothen Mantel hernieder, um der Verlassenen seine tröstende Hand auf die Schulter zu legen; sie wird aufschauen und wie eine zweite Verkündigung die Mähr von der Erstehung des Sohnes hören.

Ein schöner und würdiger Gedanke ohne Zweifel. Allein es scheint uns fraglich, ob er in seiner jetzigen Gestalt die Freude an dem großen Leidensbilde erhöhen werde. Ist es nur persönliche Verwöhnung, wenn wir in der Gestalt des Erzengels die volle himmlische Sicherheit des Fürsten der Heerschaaren und des erwählten Verkünders vermissen? Werden die Kinderchen mit den verweinten Augen und den mühsamen Geberden des Jammers oder der Hoffnung dem gewaltigen Zuge der leidenden Gruppe gleich geachtet werden? Und wird es nicht sehr ernsthafte Kunstfreunde geben, welche auf das ganze Himmelswunder verzichten möchten, selbst wenn es sich überzeugender an unsere formalen Gewohnheiten anschlösse? Ein Streifen der Morgenröthe wäre Symbol genug.

Wir glauben solche Bedenken nur deshalb anregen zu müssen, damit sich Niemand durch sie den Blick für das unvergleichlich Große dieses Bildes trüben lasse. Es ist einer der gesundesten Züge in dem Wesen des großen Meisters, daß ihn kein ausgesprochener oder gefürchteter Einwand je beirrt hat. Er schafft wie die Natur: nehmt ihn, wie er ist, oder er ist für euch nicht vorhanden. Und wer möchte die Sonne entbehren, auch wenn sie Flecken zeigt?

Peter Jessen.

Notizen.

Natur und Sitte. Zwei Novellen von Eugen Löwen. (Berlin, Bruer & Co.) — Zwei Alltagsgeschichten, aber in ihrem halb realistischen, halb romantischen Vortrag nicht ungewöhnlich. Die erste ist eine Künstlernovelle, die zweite die Liebesgeschichte einer Kellnerin und eines Studenten. Die Schilderungen sind nicht anschaulich genug, und die mangelhafte Motivirung läßt die Handlung oft unmöglich scheinen. Das Beste ist der Dialog, der manches sociale Problem aufrührt, doch oft zu weitschweifig wird. Löwen erinnert in mehr als einer Beziehung an Kretzer und muß sich wie dieser vor den crassen Effecten der Sensationsschriftsteller hüten.

Dämmerstunden. Gedichte von Clemens Drache. (Bautzen, Ed. Rühl.) — Ein ansprechendes lyrisches Talent, das sich am gewandtesten in Heine's Geleisen bewegt, aber auch eigene Weisen und Herzenslaute zu finden vermag. Lieder wie „Weil ich nicht vergessen kann" und „Du kannst nur einmal wahrhaft lieben" zeigen am reinsten des Verfassers stimmungsvoll poetische Art, die gern in's Ueberschwängliche greift. Nur vor Reminiscenzen muß er sich in Acht nehmen. „Und was wir gelobt uns Im schattigen Wald" darf man nach Eichendorff's abgeliedertafeltem Chorus: „Wer hat dich du schöner Wald" nicht noch einmal singen.

Dissonanzen. Zwei Novellen von C. Vollbrecht. (Weimar, Alfred Krüger.) — Offenbar von Frauenhand verfaßt, aber auch mit echt weiblichem Herzen geschrieben. Beide Geschichten, die der alten Lehrerin und der alten Tante, sind eng verwandt, melancholisch, aber gut erzählt und von einem Schimmer von Poesie verklärt. Und da die Verfasserin überall natürlich und anspruchslos bleibt, so wird sie auch männlichen Lesern und der strengen Kritik zu Dank schreiben.

Importirtes Genie, der Gesellschaft vorgestellt vom Stillvergnügten. (Berlin, T. Trautwein.) — Eine lustige Geschichte, wie der große Aesthetiker und Literarhistoriker Winter das Drama eines spanischen Dichters bewundert, als dessen wirklicher Verfasser sich am Schluß ein guter Deutscher vorstellt, von dem nun natürlich Niemand etwas wissen will. Es ist eine zeitgemäße Satire auf die namentlich in der Berliner Gesellschaft grassirende Manie, alles Fremde anzubeten, weil es fremd ist. Offenbar zielt der Verfasser auf die jüngste Berliner Modekrankheit der Ibsenleidenschaft. Jedenfalls hätte der Spott über das groteske Ibsen-Bankett im „Kaiserhof" schon etwas herzhafter ausfallen können.

Digitized by Google

Inserate.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Die Lehnsjungfer.
Roman
von
Emile Erhard.
5 Bände.
Preis geheftet ℳ 20.—; fein gebunden ℳ 25.—

Dunst.
Roman
von
Karl Frenzel.
Preis geheftet ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Ein importirtes Genie
der Berliner Gesellschaft vorgestellt
vom
Stillvergnügten.
Elegante humorvolle Satire auf Henrik Ibsen!
T. Trantwein'sche Buchhdl. Berlin W. 41.

Geistig Zurückgebliebene
finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.,** Oppelstr. 44.

Deutsch-national.
Kolonial-politische Aufsätze
von
Karl Peters.
186 Seiten gr. 8°. Preis ℳ 4.— broch., ℳ 6.— hlbfz. gebunden.
Verlag von **Walther & Apolant** in **Berlin.**

Aussergewöhnliche Gelegenheit.
Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ.
Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Augenblicksbilder
in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Verlag der H. Laupp'schen Buchh. in Tübingen.
In unserem Verlag erschien:
Die Grundlagen der
Karl Marx'schen Kritik
der bestehenden Volkswirthschaft.
Kritische und ökonomisch-litterarische Studien
von
Dr. Georg Adler,
Docent der Universität Freiburg i. B.
gr. 8. broch. ℳ 6,—.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten
von Carl von Schloezer.
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Formann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—
„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Bücher-Ankauf!
Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Kattenburg.
Ein Sang aus der Zeit des Bauernkrieges.
Von **L. St. Hohenried.**
Preis ℳ 4.80, elegant gebunden ℳ 6.20.
K. K. Hofbuchhandlung
Wilhelm Frick,
Wien, Graben 27, **Wien.**

Neu erschienen:
Natur und Sitte.
Zwei Novellen
von
Eugen Löwen.
Eleg. broch. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.
Verlag von **Bruer & Comp., Berlin** S.W., Anhaltstr. 11.

Im Verlage von **Alfred Krüger** in **Weimar** ist soeben erschienen:
Dissonanzen.
Zwei Novellen von **E. Vollbrecht.**
1. Fräulein Charlotte. 2. Tante Jutta.
Eleg. brosch. ℳ 2,50, eleg. gbdn. ℳ 3,50.

Neuer wissenschaftlicher Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:
Höhlbaum, Dr. K., Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. Band I. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde III.) Gross 8°. XVI und 382 S. Eleg. brosch. Preis 9 Mark. In Leinwand geb. 10 Mark. (Wird in 2 weiteren Bänden binnen Jahresfrist vollständig.)
Lamprecht, Dr. K., Initial-Ornamentik des VIII. bis XIII. Jahrhunderts. 44 Steindruck-Tafeln meist nach Rheinischen Handschriften nebst erläuterndem Text. Folio. Eleg. brosch. Preis 10 Mark.
Lamprecht, Dr. K., Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. Drei Bände in vier Abteilungen. Gross 8°. 193 Bogen. Mit achtzehn Karten und sechs Holzschnitten im Text. Brosch. Preis 80 Mark.
Lossen, Dr. Max, Briefe von Andreas Masius und seinen Freunden 1538—1573. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde II.) Gross 8°. XX und 537 S. Eleg. brosch. Preis 11 Mark 40 Pf. In Leinwand geb. 12 Mark 50 Pf.
Scherzer, Dr. Karl von, Das wirthschaftliche Leben der Völker. Ein Handbuch über Production und Consum im Welthandel. Gross 8°. XI und 756 S. Preis brosch. 18 Mark 50 Pf. In Leinwand geb. 20 Mark 50 Pf.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.
Baumgarten, Hermann, Geschichte Karls V. Zweiter Band, erste Hälfte. Oktav. 383 Seiten. Elegant broschiert. M. 7.—
Fischer, Kuno, Goethes Faust nach seiner Entstehung, Idee und Komposition. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Oktav. XV u. 472 Seiten. Elegant broschiert. M. 8.—
Roscher, Wilhelm, Grundlagen der Nationalökonomie. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende. Achtzehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Oktav. XVI u. 774 Seiten. Elegant broschiert. M. 11.—
Wocke, Dr. **Wilhelm, Die Abgaben, Auflagen und die Steuer** vom Standpunkte der Geschichte und der Sittlichkeit. Oktav. XXVI u. 625 Seiten. Elegant broschiert. M. 10.—

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY, APR 14 1887 Library

№ 14. Berlin, den 2. April 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Lage im Elsaß. — Die Lage des Pachtwesens in Deutschland. Von Franz Berghoff-Ising. — Illegitimes in der Wissenschaft. Von Julius Duboc. — **Literatur und Kunst:** Schiller und Goethe in ultramontaner Beleuchtung. Von H. Düntzer. — Eine neue Strömung in unserer Malerei. Von A. Fitger. (Schluß.) — **Feuilleton:** Dresdener Erinnerungen. Von Otto Roquette. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** „Die goldene Legende". Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Zur Lage im Elsaß.

Straßburg i. E. 25. März.

Als wir beim Einzuge des Fürsten Hohenlohe in Straßburg an dieser Stelle einen Blick auf die damalige „Lage im Elsaß" warfen, glaubten wir — so sehr wir damals schon allzu optimistisch zu sein verlernt hatten — doch dem Wunsche und der Hoffnung Ausdruck geben zu dürfen, daß dem Fürsten Statthalter das Glück einer baldigen innerlichen Wiedergewinnung des Reichslandes möchte beschieden sein. Die vielerörterten Ereignisse der letzten Wochen haben uns belehrt, daß wir der Erfüllung dieses Wunsches noch um Bedeutendes ferner stehen, als man damals und seit jener Zeit ziemlich allgemein anzunehmen sich berechtigt glaubte. Und gerade bis diese Zeilen in der Oeffentlichkeit erscheinen, kehrt Fürst Hohenlohe von Berlin zurück: man möchte sagen, es ist ein zweiter Einzug des Statthalters, der den Beginn einer zweiten Periode in der Regierung des Fürsten bedeutet.

Wenn wir nun in Kürze einen Blick auf unsere Verhältnisse werfen wollen, wie sie zu Beginn dieser zweiten Regierungsperiode gelagert sind, so werden wir dabei auf die frühere und jüngste Vergangenheit nur genau in dem Maße zurückgreifen, als es zur Stellungnahme in der Gegenwart unbedingt erforderlich ist.

Nehmen wir zunächst die Hauptfactoren, die bei dem Wahlgange vom 21. Februar zusammengewirkt haben, um das bekannte Resultat herbeizuführen. Hier haben wir auf der einen Seite die notorische Thatsache, daß jene drei Elemente unserer Bevölkerung, welche die große Masse der Arbeiter und des Landvolkes in unbeschränkter Abhängigkeit halten, ihren Einfluß überwiegend in französischem Sinne geltend gemacht haben: vor Allem der katholische Clerus, dann die Herren Notabeln, besonders die Großindustriellen, endlich die Zwischenhändler, deren furchtbare Herrschaft über unsere Bauern eine der größten wirthschaftlichen Plage unseres Reichslandes bildet; dazu kam dann noch der notorische Einfluß, der mit französischem Gelde unter den verschiedensten Formen ausgeübt wurde, wobei die Bezahlung von Steuerschulden kleiner Leute manchmal eine Rolle gespielt haben soll.

Diesem übermächtigen Einflusse gegenüber haben wir das Eintreten der Regierung, von dem sich hintennach sehr leicht dociren läßt, daß es mehr geschadet als genützt hat: der Elsässer hat einen harten Kopf, und wenn ihm die Regierung die Wahl eines bestimmten Candidaten gar zu eindringlich nahe legt, dann mag er erst recht nicht. Auch ist es durchaus keine Erdichtung, daß die Furcht vor einem unmittelbar bevorstehenden Kriege in nicht wenig Fällen gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hat als jenseits des Rheins: man braucht in dieser Beziehung nur in jenen Tagen Erfahrungen gemacht zu haben, da es sich hier und in anderen Städten um die Aufstellung von gemäßigten, deutschfreundlichen einheimischen Candidaten handelte.

Zu alledem aber kommt noch ein Punkt, der unseres Erachtens in seiner Wirkung und in seiner Bedeutung bei der ganzen Discussion viel zu wenig beachtet worden ist: unmittelbar vor dem Entscheidungstage hatten wir die Geschichte mit den Haussuchungen, die manchen harten Elsässerkopf zur Opposition hinüberärgerte, während ihre Aufschiebung um wenige Tage wahrlich nichts geschadet hätte. Diese Maßregel fällt bekanntlich nicht unserer hiesigen Verwaltung zur Last: und auffallender Weise haben wir ähnliche Maßregeln, die Verstimmung hervorzurufen wohl geeignet sind, auch bei den früheren Wahlen schon zu verzeichnen gehabt, — wir erinnern nur an die Veröffentlichung des Entwurfes zum Sprachengesetz nach Ausschreibung der Wahlen von 1884! —, so daß man fast ein System in diesen jedesmal zur Unzeit von außen kommenden Maßregeln vermuthen könnte. Wir wollen hier diesen Punkt nicht weiter ausführen, ebensowenig als die aufgestellte Behauptung, daß die Anzahl von eingewanderten Alt-Deutschen, mißvergnügt über das zu milde Vorgehen der Regierung, für den Protestcandidaten gestimmt haben, um eine gewaltsame Aenderung des Regimes mit herbeizuführen; von diesen Mißvergnügten besteht ein bedeutender Theil nur aus jüngeren Leuten, die von dem den Wünschen des Landesausschusses entgegenkommenden Bestreben der Regierung betroffen werden, die Beamten- und Lehrerstellen soweit als möglich ausschließlich mit Elsaß-Lothringern selbst zu besetzen.

Dies waren die hauptsächlich in Betracht kommenden Factoren. Das Resultat ist bekannt, ebenso die tiefgehende und wohlberechtigte Entrüstung, die alle altdeutschen Kreise im Reichslande erfaßte. In der ersten Aufregung wurden Vorschläge gemacht, nunmehr mit einer unerbittlichen Strenge vorzugehen; dieselben gipfelten schließlich in dem vom „Nürnberger Correspondenten" angeregten und dann besonders von der „Nationalzeitung vertretenen Gedanken, die selbständige Existenz des Reichslandes definitiv aufzugeben, und dasselbe als Provinz Preußens oder als einverleibte Theile mehrerer deutscher Bundesstaaten zu gestalten; als dann die Nachrichten aus Berlin an die Verwirklichung dieser Pläne nicht mehr denken ließe, kam die Idee einer Reichsprovinz auf die Tagesordnung. Inzwischen ist die Frage der selbständigen Fortexistenz Elsaß-Lothringens in bejahendem Sinne entschieden

Digitized by Google

worden, und wir können bei ruhiger Erwägung nur völlig damit einverstanden sein. Der von den erwähnten Zeitungen vertretene Gedanke selbst ist uns keineswegs unsympathisch und auch wir betrachten es als Unglück, daß dieser Gedanke nicht in früherer Zeit verwirklicht werden konnte. Der gegenwärtige Augenblick aber scheint uns zu solchem Experimente durchaus ungünstig zu sein: uns im Reichslande würde es nicht allzuviel nützen, eine stramme preußische Bureaukratie würde die elsässische Hartnäckigkeit nur mit stiller Erbitterung erfüllen, die durch die großen wirthschaftlichen und sonstigen Folgen, durch die große Zahl der zur Disposition zu stellenden Beamten u. s. w. fortwährende Nahrung finden müßte. Andererseits aber würden wir für das Hauptziel einer deutschen Politik, für die Stärkung und Förderung eines mächtigen deutschen Nationalbewußtseins alles eher als günstig gewesen sein: selbst aufgewachsen in partikularistischen Kreisen wissen wir nur zu gut, daß heute so wenig als vor 16 Jahren etwa einem bayrischen Partikularisten ein Verständniß für das „Opfer" beibringen könnte, das von Preußen durch Einverleibung Elsaß-Lothringens gebracht würde. Wir sind also, so sehr wir die Idee selbst als beste Lösung der reichsländischen Frage betrachten, aus rein praktischen Gesichtspunkten erfreut, daß dieselbe jetzt nicht zur Verwirklichung gekommen ist.

Dagegen begrüßen wir mit großer Freude die weiteren Mittheilungen, die in den letzten Tagen über organisatorische Veränderungen durch die Blätter gehen. Wir legen dabei weniger Gewicht auf das beabsichtigte persönliche Eingreifen des Statthalters in die Verwaltung. Jedenfalls glauben wir nicht an die großen Schwierigkeiten, die einzelne Blätter bei einer derartigen Stellung des Statthalters erblicken wollen. Ebenso halten wir es für nicht vernünftig, wenn man davon sprechen will, daß nun eigentlich nur das „régime personnel Manteuffel" von einem régime personnel Hohenlohe" abgelöst werden solle: wer die Verhältnisse nur einigermaßen kennt, der kann darüber nicht im Zweifel sein, wie ernst es dem Fürsten jederzeit mit der Verwirklichung des Programms ist, das er in seiner Colmarer Rede aufgestellt hat, mit einer consequenten Durchführung der Verwaltung ohne jene kleinlichen persönlichen Rücksichten, die einem „régime personnel" charakteristisch sind. Wir glauben, daß gerade ein persönliches Eingreifen in die Verwaltung dem Fürsten Statthalter diese consequente Durchführung erst recht ermöglichen wird; wir hoffen geradezu, daß dadurch in der Verwaltung eine feste zielbewußte Einheitlichkeit geschaffen wird, die für eine gesunde Weiterentwickelung vor Allem nothwendig ist.

Das Hauptgewicht legen wir auf die Einschränkung der Wirksamkeit unseres Landesausschusses, dann auf die (hoffentlich!) bevorstehenden Aenderungen in der Gewerbegesetzgebung und Gemeindeverfassung. Es kann Niemand ein lebhafteres Gefühl als wir für die weitgehende Harmlosigkeit unseres Landesausschusses haben, der sich, von wenigen tüchtigen Kräften abgesehen, in einer für ein „Parlament" sehr bedenklichen politischen und sachlichen Unreife repräsentirt. Das Uebel liegt aber darin, daß durch dieses parlamentarische Zwitterding unsere höheren Verwaltungsbeamten zu einer Art von staatsmännischem Auftreten gewungen werden, das nun einmal nicht Jedermanns Sache und gerade bei unseren eigenartigen Verhältnissen zu Compromissen u. s. w. zu führen geeignet ist, durch die man weitere Kreise der Deutschen vor den Kopf stößt. Sehr erfreulich wäre es, wenn die Aera eines geringeren Einflusses unseres „Parlaments" mit einem entscheidenden Schritt auf dem Gebiete der Gewerbe- und Fabrikgesetzgebung eröffnet würde. Wir haben gerade in den letzten Tagen eine bezügliche Studie von Dr. Hertzner über die oberelsässische Kammwollindustrie und deren Arbeiter erhalten, die — offenbar auf eingehende Forschungen an Ort und Stelle beruhend — überraschende Streiflichter auf unsere Verhältnisse auf diesem Gebiete geworfen werden. Jedenfalls ist der Zustand auf die Dauer unerträglich, daß wir hier gegenüber unserer deutschen systematischen Gesetzgebung darauf verwiesen sind, daß die Mißverhältnisse (siehe Kinderarbeit) einfach durch Präsidialerlasse einigermaßen geregelt werden. Dabei ist es ganz unzweifelhaft, daß eine derartige Maßregel auch politisch von größter Tragweite wäre, — man erinnere sich nur an die Rolle, welche unsere Großindustriellen überwiegend im Wahlkampfe gespielt haben. In weit höherem Grade aber käme dieser letztere Gesichtspunkt der politischen Tragweite in Betracht bei einer Abänderung unserer Gemeindeverfassung. Wir würden es in dieser Beziehung für das Beste halten, ein System durchzuführen, wie wir es in der Rheinprovinz haben: gewählte Ortsvorsteher, und cantonsweise Bürgermeister, die von der Regierung ernannt werden. Wir würden damit die Alleinherrschaft von Pfarrer und Bürgermeister, welch' letzterer in der Mehrzahl auf dem flachen Lande das einfache Werkzeug des ersteren ist, mit einem Schlage brechen. Von besonderer Wichtigkeit ist dabei, daß der gewählte Ortsvorsteher von dem Bürgermeister in Eid genommen wird; wir würden es für erwünscht halten, wenn hier, wie bei den übrigen Ehrenämtern, eine Anerkennung des Frankfurter Friedens in die Formel aufgenommen würde, verkennen aber keineswegs die Schwierigkeiten, die sich der Durchführung dieses Wunsches in den Weg stellen.

Wir müssen, um unserem Artikel keine übermäßige Ausdehnung zu geben, zum Schlusse eilen. Wir blicken weniger als je mit freudiger Hoffnungsseligkeit auf die Entwickelung unserer reichsländischen Verhältnisse, halten es aber für ebenso unvernünftig, nunmehr alles Vertrauen auf eine gedeihliche Weiterbildung einfach fallen zu lassen.

Die Lage des Pachtwesens in Deutschland.

Von Franz Berghoff-Ising.

Es kann nicht geleugnet werden, daß auch in Deutschland die Entwickelung des landwirthschaftlichen Pachtwesens in Bahnen einzulenken beginnt, die für die Zukunft der deutschen Landwirthschaft große Gefahren in sich bergen. Das Pachtwesen nimmt unter den Factoren der deutschen Landwirthschaft eine so hervorragende Stellung ein, daß von der Situation desselben die Prosperität der letzteren zu einem sehr großen Theil bedingt wird. Die landwirthschaftliche Betriebsstatistik vom 5. Juni 1882 hat festgestellt, daß im deutschen Reiche von je 100 landwirthschaftlichen Betrieben schon 44 Pachtland bewirthschaften und daß 16 Procent alles landwirthschaftlich benutzten Bodens Pachtland ist. In einzelnen Ländern und Provinzen des Reiches stellt sich das Verhältniß zwischen Pachtland und Eigenland noch ungleich günstiger für ersteres, als diese Durchschnittszahlen vermuthen lassen. So ist im Königreich Preußen mehr als der vierte Theil aller Rittergüter von mehr als 200 ha Fläche in der Hand von Pächtern; ebenso sind die preußischen Staatsdomänen, 1072 Vorwerke, sämmtlich verpachtet. Ausnahmen bilden nur die wenigen zu Remontedepots und Gestüten benutzten Dominien. Ferner sind in Preußen mehr als ein Drittel aller Zwergwirthschaften Pachtwirthschaften. Auch in Süddeutschland, insbesondere in einigen Kreisen des Großherzogthums Baden, überragt die Verpachtung namentlich kleinerer Güter und Parcellen nicht selten weit den Durchschnitt.

Das Gedeihen des so innig mit der vaterländischen Landwirthschaft verquickten Pachtwesens, das für alle Besitz- und Erwerbsklassen der Ackerbau treibenden Bevölkerung von eminenter Bedeutung geworden ist, hängt einmal von dem Charakter der Pachtverträge und des geltenden Pachtrechtes, ganz besonders aber von der Gestaltung der Pachtpreise ab. Eine allgemeine Statistik über die Höhe der letzteren existirt nicht und kann füglich nicht existiren, da dieselben, je nach Dichtigkeit der Bevölkerung und Reichthum der Gegend wechselnd, eine Generalisirung nicht zulassen. Gleichwohl ist aus dem vom Verein für Socialpolitik gesammelten Material, aus den werthvollen Ergebnissen der badischen Enquête und den alljährlich den Landtagen zugehenden Resultaten der Domänen-

Digitized by Google

verpachtungen ersichtlich, daß die Pachtpreise auch bei uns einer ungesunden Entwickelung, einer Höhe zustreben, die zu dem reellen Nutzwerth der Grundstücke in gar keinem Verhältniß mehr steht. Das gilt sowohl von den Großpachtungen der Rittergüter und Domänen des nördlichen Deutschlands, als ganz besonders von der im südwestlichen Deutschland so verbreiteten Parcellenpacht.

Was nun zunächst die letztere angeht, so ergibt sich aus den zuverlässigen Ermittelungen der badischen landwirthschaftlichen Erhebungen, daß die dortigen Pachtpreise in einigen Gegenden des Landes die enorme Höhe von 110 Mk. für den Morgen (36 Ar) Ackerland und 130 Mk. für den Morgen Wiese erreichen. Sachverständige Berechnungen beweisen, daß die auf die Pachtgüter verwendete Arbeit nur einen höchst spärlichen Lohn abwirft, auch wenn der Pachtpreis noch weit unter obigem Maximum zurückbleibt, z. B. bei einem Pachtpreis von 36 Mk. in einer Gemeinde des nördlichen badischen Hügellandes nur 54 Pfennige pro Tag. In einem Bericht der Enquête wird ausgeführt, daß, Gegenden mit ausgedehntem Anbau von Handelsgewächsen, Hopfen und dergl. ausgenommen, der Pachtpreis 30 Mk. nicht übersteigen dürfe, wenn die Arbeit des Pächters sich auch nur mit 1 Mk. pro Tag rentiren soll. In Folge des Mißverhältnisses, in welchem die Pachtpreise zu dem wirklichen Ertragswerthe der Grundstücke stehen, sind die ersteren, sobald die Ernte nur einigermaßen ungünstig ausfällt, nur sehr schwer einzutreiben. Mancher Ruin einer kleinbäuerlichen Existenz ist auf das zu theure Pachten zurückzuführen, das bei der großen Verbreitung der Pacht in Baden geradezu ein Hemmniß für den Fortschritt der dortigen Landbevölkerung genannt werden darf. Denn in Baden haben von je 100 Landwirthschaftsbetrieben schon 57,3 Pachtland in Benutzung; weit über die Hälfte aller Wirthschaften wird also von der ungünstigen Lage der Pachtverhältnisse in Mitleidenschaft gezogen. In der badischen Pfalz beträgt nach einer Aufnahme der landwirthschaftlichen Besitzverhältnisse von 1873 das Pachtland gar in zahlreichen Amtsbezirken 36 Prozent des landwirthschaftlichen Areals, in einzelnen Gemeinden sogar 50 Prozent und mehr. Aehnlich liegen die Verhältnisse im Amtsbezirk Kehl. Verpächter ist in den meisten Fällen kirchlicher Stiftungsbesitz. „Wenn hier der Grundeigenthumsbesitz der Kirche", schreibt Herr Ministerialrath Buchenberger in Karlsruhe, „in Zukunft noch weitere Ausdehnung erfahren sollte, so kann man sich ernstlicher Besorgnisse über die Zukunft des Bauernstandes in jener im übrigen fruchtbarsten Gegend des Landes kaum entschlagen."

Auch im Königreich Württemberg ist die Lage des Pachtwesen schon seit längerer Zeit keine günstige mehr. Die probeweisen Erhebungen über die bäuerliche Landwirthschaft nach dem Muster der badischen Enquête, welche auf Antrag der württembergischen Kammer in sechs charakteristischen Gemeinden vorgenommen worden, werden soeben durch den Druck veröffentlicht. Es ergibt sich daraus, daß auch in Württemberg die Pachtpreise viel zu hoch sind, wie ausdrücklich in den Berichten bemerkt wird. So finden sich in Wiesenbach, einer Gemeinde der fränkischen Hochebene mit wenig günstigen klimatischen und Boden-Verhältnissen, keinerlei Anbau von Handelsgewächsen, Pachtpreise von 130 Mk. pro Hectar Ackerland und 148 Mk. pro Hectar Wiese. Wie weit diese Zahlen den Nutzwerth überschreiten, ergibt eine Vergleichung mit dem durchschnittlichen Steuer-Reinertrage, der in derselben Gemeinde beim Ackerlande auf 51 Mk. und bei den Wiesen auf 52 Mk. pro Hectar zu stehen kommt. — Gleich volkswirthschaftlich ungünstig stellen sich die Resultate der Verpachtungen der großen Rittergüter und Domänen in Norddeutschland. Trotz der Ungunst der Zeiten, trotz des notorischen Rückgangs der Rentabilität der Landwirthschaft halten sich die Pachtpreise auf einer Höhe, die nothwendig den Ruin der Pächter in all' den Fällen, wo nicht sehr großer Kapitalbesitz eine ausdauernde Hülfsquelle bietet, herbeiführen muß, eine Thatsache, die auch der preußische Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten, Herr Dr. Lucius offen einräumt. „Ein weiterer Grund des Vermögensverfalles der Domänenpächter" heißt es in dem Berichte desselben an den König, „dürfte in dem Umstande liegen, daß manche Pächter seiner Zeit höhere Pachtgelder geboten haben, als aus den verpachteten Domänen überhaupt zu erschwingen sind." Noch im Jahre 1885 brachten die preußischen Domänenverpachtungen ein Plus von mehr als 847 000 Mk. gegen die früher erzielten Preise, und erst die letztjährigen Licitationen haben einen geringen, hauptsächlich auf die Verpachtungen in den östlichen Provinzen des Staates zurückzuführenden Ausfall ergeben. Das in einer Zeit, wo man, wenn man den lauten Klagen der Agrarier glauben will, der Bankerott der deutschen Landwirthschaft vor der Thüre steht. Zwischen den Pachtpreisen und der unzweifelhaft gedrückten und pekuniär schwierigen Lage der Landwirthschaft besteht ein schroffer Widerspruch, ein arges Mißverhältniß, sodaß der Verlauf der Verpachtungen wohl als ein „Barometer für die Auffassung der Landwirthe über die pekuniären Aussichten", wie Prof. J. Konrad-Halle meint, nicht aber als ein Kennzeichen der realen Situation der Landwirthschaft zu gelten vermag. Während nach dem letzten Etat der durchschnittliche Pachtpreis pro Hectar nutzbare Fläche 40,45 Mk. beträgt, stellt er sich in einzelnen Regierungsbezirken noch ungleich höher, namentlich in denjenigen, welche den Anbau der Zuckerrübe zulassen. An der Spitze steht der Regierungsbezirk Magdeburg mit mehr als 85 Mk. pro Hectar. Bei einer parzellenweisen Verpachtung der hessischen Staatsdomäne Schiffenberg bei Gießen wurden, wie in Birnbaum's Taxationslehre zu lesen, pro Hectar Acker 360 Mk., pro Hectar Wiese gar die horrende Summe von 720 Mk. erzielt, und dies bei so starker Zerstückelung, daß eine Erzielung lohnender Erträge unmöglich blieb.

Es wäre falsch, zu glauben, daß die Ausartung der Pachtpreise nur den Pächter allein schädige. Ein Pächter, der zu der Ueberzeugung gelangt, daß er von allem Fleiß und allen Opfern nicht nur keinen Lohn erntet, sondern noch das Seinige verliert, weil der Pachtzins unerschwinglich bleibt, der wird trotz aller Cautelen des Pachtvertrags Raubbau treiben, und hätte er auch den Willen trotz seiner traurigen Lage ein guter Wirthschafter zu bleiben, die schwindenden Mittel werden es ihm bald unmöglich machen. Nach Ablauf der Pachtzeit wird das Gut um ein Bedeutendes mehr deteriorirt sein, als auch nur annähernd mit dem zu hohen Pachtzins wieder gut gemacht werden kann. Bei der maßgebenden Stellung des Pachtwesens für die Fortschritte der gesammten Landwirthschaft hat auch die Volks- resp. Staatswirthschaft ein hervorragendes Interesse daran, daß die Pachtzinse auf einer natürlichen, d. h. der wahrscheinlichen Rentabilität des Bodens entsprechenden Höhe gehalten werden. Denn ganz abgesehen davon, daß es dem Staate nicht gleichgiltig sein kann, ob das gewaltige bei uns im Pachtwesen angelegte Capital und mit ihm zahlreiche Existenzen verloren und zu Grunde gehen, haben nach den eigenen Worten des Ministers Lucius die großen Pachtwirthschaften auf Domänen und ähnlichen Gütern auch die Aufgabe, als Musterwirthschaften dem Lande voran zu leuchten. Worin liegen nun die Ursachen, müssen wir angesichts dieser Sachlage fragen, daß die Pachtpreise sich so sehr weit von dem wirklichen Nutzungswerth der Grundstücke entfernen, eine Calamität, die trotz der schon lange dauernden üblen Situation der Landwirthschaft fortdauert, ja relativ sich steigert? Darin, daß der Preiskampf um Grund und Boden nicht von ebenbürtigen Parteien, sondern von den Grundeigenthümern als den Stärkeren, und den Landsuchenden als den Schwächeren geführt wird, gerade so, wie auch der Wettstreit zwischen Miethern und Vermiethern sich zwischen ungleich starken wirthschaftlichen Gegnern abspielt, und darum auch nothwendig die ersteren gegen die letzteren stets im Nachtheil bleiben müssen. Das mögen vor Allem diejenigen erwägen, welche gegen jede gesetzliche Ordnung des Pachtwesens im Sinne eines Schutzes der Pächter gegen Uebervortheilung den Einwurf bereit halten, daß ja Niemand gezwungen werde, zu pachten, und daß die freie Concurrenz auch hier der beste Regulator sei. Der im Kampf ums Dasein um Grundbesitz Werbende, meint sehr zutreffend G. Ruhland in seiner vorzüglichen Arbeit über das natürliche

Digitized by Google

Werthverhältniß des landwirthschaftlichen Grundbesitzes, wird beim Vertragsabschluß um so weniger ökonomischen Erwägungen folgen, je mehr die Concurrenz verstärkt ist, sei es in natürlicher Weise durch besseres Arbeitsverdienst, sei es künstlich durch kleinste Pachtzeiten, kleinste Pachtparzellen. Diese Ansicht findet ausdrückliche Bestätigung durch die Ergebnisse der erwähnten württembergischen Enquête, wo in den Berichten ausdrücklich hervorgehoben wird, daß die Ursache der hohen Pachtpreise vornehmlich in dem durchweg geringen Umfang der Pachtparzellen belegen sei, welcher die Zahl der Pachtbewerber natürlich ungemein erweitert. Hierin liegt auch nach Ruhland der Grund der Erscheinung, daß der Grundbesitz keinen allgemein einheitlichen Markt hat, daß die Pacht- und Kaufpreise vielmehr ortsweise höchst verschieden sind, und locale Zufälligkeiten die exorbitantesten Ausschreitungen zu Tage fördern können. Auch Roscher spricht sich in seiner Nationalökonomik des Ackerbaus dahin aus, daß eine Bereicherung der Pächter in ihrem Geschäfte immer nur sehr selten vorkommen könne; ihre Standeslage sei schon insofern keine günstige, weil die Menge der zu verpachenden Grundstücke fast immer dieselbe bliebe, während die Zahl der pachtlustigen Menschen wachse. Ueberschätzung vermeintlicher Selbständigkeit und der Drang nach Gründung des sog. eigenen Herdes, ja Verzweiflung, eine andere Unterhaltsgelegenheit zu finden, bewirken leicht Irrthums- ja nicht selten wahre Nothpreise. Und doch ist, wie der alte preußische Staatswirth und Statistiker Leopold Krug bemerkt, der Wohlstand der Pächter in einem Staate, dessen größter Reichthum aus Grund und Boden kommt, nicht bloß ein sicheres Kennzeichen des Nationalreichthums, sondern auch eine der ersten Quellen des Wohlstandes aller übrigen Stände.

Soll nicht die Entwickelung des Pachtwesens auch bei uns in irische Zustände hineintreiben, wozu die Ansätze leider schon vorhanden sind, eine Gefahr, auf welche Volkswirthe, wie Schmoller und von Miaskowski schon hingewiesen haben, so ist hier ein Eingreifen der Gesetzgebung unbedingt nöthig. Wenn wir Gesetze gegen die wucherische Uebervortheilung im Darlehn haben, so ist nicht abzusehen, warum das Gesetz gegen den viel gefährlicheren Mieth- und Pachtwucher jegliche Hülfe versagen soll. „Der Miethwucher" sagt Prof. Menger, „ist die Geißel aller aufblühenden Städte, und der Pachtwucher hat die ländliche Bevölkerung ganzer Länder in einen der Sclaverei ähnlichen Zustand versetzt." In der verschiedenartigen Behandlung des Geldwuchers und des Landwuchers documentirt sich nach demselben Autor der alte Gegensatz zwischen dem money interest und dem landed interest, der in Deutschland mit dem politischen Gegensatz der liberalen und kirchlich konservativen Parteien ziemlich identisch ist. Bis jetzt ist nur England, gedrängt durch die äußerste Noth, zu einer Reformirung des Pachtrechtes gelangt. Die Zukunft wird zeigen, ob es nicht längst zu spät war. Leider ist das Vorgehen Englands gegen den Pachtwucher durch die irische Landacte vom Jahre 1881 und 1883 bislang noch in allen europäischen Staaten ohne Nachahmung geblieben. Es liegt im dringendsten Interesse nicht nur der Pächter, sondern auch der Verpächter und nicht zuletzt der gesammten Volkswirthschaft, daß unsere zum Theil veraltete, den complicirten Verhältnissen und Bedürfnissen der Neuzeit nicht mehr genügende Pachtgesetzgebung reformirt resp. ergänzt wird, insbesondere ist eine Aenderung der Gesetzgebung dahin zu fordern, daß die Möglichkeit einer civilrechtlichen Bestimmung der Pachtpreise wegen fraudulosen Vertrages gewährt wird, ein Verlangen, dem die Unterstützung der einsichtigsten Agrarpolitiker in Deutschland nicht fehlen wird.

Illegitimes in der Wissenschaft.

Von Julius Duboc.

Dem französischen Geist und Temperament, revolutionär wie er einmal im Grund seines Wesens beanlagt ist, widerstreben illegitime Verhältnisse nicht. Von dem eigenartigen Reiz der Neuheit, des Pikanten, der herausfordernden Keckheit umkleidet, fesseln sie vielmehr seine Aufmerksamkeit und sein Interesse, und er wird selten Bedenken tragen ihnen Sympathie zu bezeigen und huldigend zu nahen. So vor Allem auf dem Gebiet des Geschlechtslebens, wo die formelle Illegitimität schon deshalb sehr leicht den Preis davon trägt, weil der legitime Zug des Herzens und der Sinne sein Recht behauptet, indem er der von anderen Mächten gesetzten Schranken spottet, so auf dem Gebiet der Politik, so, weniger ausgesprochen natürlich, aber doch auch nicht ganz selten, auf dem nüchternen und ernsten Gebiet der Wissenschaft. Vielleicht hängt es damit ein wenig zusammen, daß die französische Wissenschaft der deutschen einen Vorsprung in Betreff des Phänomengebiets der Hypnose abgewonnen hat, einen Vorsprung, der so groß erscheint, daß wir, auf der deutschen Seite, uns überwiegend auf die Arbeiten französischer Forscher angewiesen sehen, um den Ueberblick über die sehr merkwürdigen damit verknüpften Fragen und Probleme nicht zu verlieren. Denn es spielt ja auch hier ein Stück Illegitimität mit hinein, und die deutsche Wissenschaft, sehr viel peinlicher und bedenklicher, sehr viel mehr beflissen, den correcten Standpunkt zu wahren und nichts Zweifelhaftes vorzunehmen, ist bisher vor Allem wohl deshalb gerade hierin so zögernd vorgegangen,*) weil es ihr der „Würde der Wissenschaft", verkörpert in der Würde jedes einzelnen, namentlich jedes titulirten Vertreters derselben nicht zu entsprechen schien, sich an einem so übel beleumundeten Gegenstand heranzumachen. Der üble Leumund liegt in einer möglichen, ja vielleicht thatsächlichen verwandtschaftlichen Beziehung des Hypnotismus zu dem ganzen „occulten Phänomenengebiet", wobei denn die Schreckniße des Spiritismus, des Mediumismus u. s. w. vor der geängstigten wissenschaftlichen Phantasie auftauchen. Zwar könnte man — doch wir lassen das, um weiterhin darauf zurückzukommen, und wollen einstweilen nur resümirend die wichtigsten Beziehungen andeuten, die neuerdings auf dem Gebiet der Hypnose, namentlich durch den französischen Forschungseifer angeregt, zur Sprache gelangt sind. Von diesen Beziehungen sind für den Nicht-Mediciner diejenigen wohl die interessantesten, die sich einerseits mit der Pädagogik, andererseits mit der Rechtspflege berühren. Was die erstere Frage, also die allgemeine Frage: ob Einwirkung mittelst Hypnose überhaupt als Erziehungsmittel denkbar sei, anlangt, so ist sie zunächst durch die Erfahrungen, welche bei der Heilung von Irren mittelst hypnotischer Suggestion (Gedanken- und Willensübertragung) gemacht worden sind, in den Vordergrund getreten. Und in der That, wenn man die von Dr. A. Voisin neuerdings in verschiedenen französischen Fachjournalen**) veröffentlichten Fälle genauer betrachtet, so wird man nicht umhin können zuzugeben, daß die Frage einer Anwendung der dort angewandten Methode auf allgemeine pädagogische Zwecke jedenfalls nicht a limine und ohne nähere Prüfung abzulehnen ist.

Voisin ist dirigirender Arzt der Irrenabtheilung an der

*) Von deutschen Gelehrten, die sich mit dem Hypnotismus theils selbständig, theils durch Uebersetzungen und Hinweise beschäftigt haben, sind u. A. zu nennen Heidenhain, Grützner, Preyer, Dr. Fränkel, H. Korn („Ueber Beziehungen zwischen Hypnotismus und cerebraler Blutüberfüllung"), ganz neuerdings erst G. Geßmann (Magnetismus und Hypnotismus. Mit 46 Abbildungen und 18 Tafeln). Diese Schrift bildet den 35. Band von Hartleben's „Elektro-technischer Bibliothek".

**) Um die Verdeutschung derselben und anderer ähnlicher französischer études hat sich die „spiritistische" Monatschrift „Sphinx" ein anzuerkennendes Verdienst erworben.

Digitized by Google

Salpêtrière, jener Anstalt, an der seit einer Reihe von Jahren der ausgezeichnete Nervenarzt Martin Charcot die hypnotische Behandlung Nervenkranker mit Eifer und Ausdauer cultivirt. Charcot's Heilerfolge sind theils ebenso sehr angestaunt und gepriesen, wie von Anderen, namentlich auch von fachlichen Seiten, bestritten worden. Jedenfalls haben seine Vorträge und Experimente das höchste Interesse erregt und schon seit Jahren eine kleine Völkerwanderung von Aerzten und Laien aus aller Herren Länder nach der Salpêtrière zuwege gebracht. Uebrigens hat Charcot keineswegs dem Hypnotismus erst die Bahn erschlossen. Derselbe fand vielmehr sehr bald nach seinem ersten Auftauchen (in Folge der von J. Braid 1841 gemachten Entdeckungen; Braid's Schriften wurden 1860 durch Velpeau der Pariser Akademie vorgelegt) in Frankreich auch in wissenschaftlichen Kreisen eine gewisse Verbreitung und bedeutende Forscher, unter denen der verdienstvolle Liébault, Dumontpallier und namentlich Bernheim, welcher zuerst den großen Einfluß der Suggestion bei hypnotisirten Personen nachwies, voranzustellen sind, widmeten ihm eine eingehende Aufmerksamkeit. Aber trotzdem dauerte es lange Zeit, bis die ärztliche Praxis anders als in vereinzelten Fällen sich des Hypnotismus bemächtigte. Die Handhabung desselben blieb fast ausschließlich oder vorwiegend in den Händen von „Magnetiseuren" und war dadurch einer wissenschaftlichen Controle oder Garantie mehr oder minder entrückt. Dr. Voisin ist nun aber kein Magnetiseur, sondern ein regelrechter praktischer Arzt, was zu constatiren, zur Beruhigung zweifelsüchtiger Gemüther, mir nicht ganz unwichtig erschien, da seine Versuche, die Suggestion zur Heilung von Geisteskrankheiten zu verwenden, wohl noch ziemlich vereinzelt dastehen und viel Ueberraschendes bieten. Es gelang ihm, was schon in einem Artikel in Nr. 9 der „Gegenwart" kürzlich Erwähnung gefunden hat, in mehreren Fällen nicht allein Wahnvorstellungen zu beseitigen, sondern auch eine dauernd sich bewährende völlige Gemüthsumwandlung zu erzielen. Dadurch wird nun in der That die Frage, wie sich der Hypnotismus zu den Aufgaben der Erziehung stellt zu einer unausweichlichen. Wenn es möglich ist, wie Dr. Voisin dies als Thatsache, die er erlebt, behauptet, Jemanden wider seinen Willen durch hypnotische Beeinflussung zu bestimmen eine Arbeit zu verrichten und freundliche Gefühle, die ihm sonst fremd sind, zu bethätigen, so kann es ja auch möglich sein durch dasselbe Verfahren Einfluß auf eine zänkische Gemüthsart oder auf unüberwindliche Arbeitsscheu, die sich allen Mitteln und pädagogischen Einwirkungen hartnäckig widersetzt, zu gewinnen, kurz es kann vielleicht in rathlosen Fällen Rath geschafft werden. Denn daß zu dieser Beeinflussung Geistesstörung erforderlich sei, kann ja von vornherein nicht behauptet werden, wenn sie auch in diesen Fällen besonders schlagend und prägnant hervorgetreten ist. Vereinzelt soll eine erziehliche Einwirkung übrigens auch bei einem gesunden, nur sehr trägen Knaben und bei idiotisch beanlagten Kindern eingetreten sein.

Mit einer „magnetischen Erziehung" hat es jedenfalls noch gute Wege. Für den positiven Beweis einer praktischen Anwendbarkeit fehlt es vorläufig noch, wie selbst die Anhänger zugeben, an Versuchen, die mannigfach und wiederholt vorliegen müßten, wenn sie die zweifelsohne vorhandenen bedenklichen Seiten der hypnotischen Einwirkung entkräften und diejenigen, die sich auf diese berufen, zum Schweigen bringen sollten. Zu den letzteren gehört in Frankreich u. A. ein angesehener Rechtsgelehrter, Herr Desjardins, der die Ausübung des Hypnotismus als ein Attentat auf die Rechte der Menschheit bezeichnete, gegen das man protestiren müsse. Herrn Desjardins haben als Rechtsgelehrten offenbar Fälle und Möglichkeiten des äußersten Mißbrauchs vorgeschwebt, ihn hat vorzugsweise die juristische Seite der Frage interessirt und das Gebiet der Hypnose bietet allerdings auch hierfür eine so starke Ausbeute, daß es die ganze Rechtspflege in Mitleidenschaft zieht und ihr eine Reihe neuer verwickelter Probleme stellt.

Typisch für die Möglichkeiten, die sich in dieser Hinsicht ergeben, ist ein von dem Advokaten, Herrn Foureaux, in der Zeitschrift „La Loi" vom 4. November 1885 erwähnter und von ihm verbürgter Fall, in dem ein junges Mädchen durch Suggestion veranlaßt worden sein soll, einen Diebstahl zu begehen und falsches Zeugniß abzulegen.

Ein einziger solcher Fall, wenn thatsächlich richtig angegeben, rechtfertigt also die schwersten Bedenken und nöthigt sich dem Juristen, er mag wollen oder nicht, als Problem auf, letzteres um so mehr, als die Wirkung der posthypnotischen Suggestion, d. h. die Zeitdauer, in welcher eine hypnotische Suggestion anhalten kann, bis sie verwirklicht und in die That übergeführt wird, nach einigen Angaben, die vielleicht noch der Bestätigung bedürfen, sehr lange ausgedehnt werden kann. Jedenfalls soll sie einige Tage und selbst Wochen betragen können. Es ist dem Angeführten nun allerdings die Versicherung glaubwürdiger deutscher Fachmänner entgegengehalten worden, daß es ihnen nie gelungen sei, in der Hypnose anständige Charaktere zu einem Diebstahl zu bewegen. Dieselben hätten vielmehr stets sich geweigert und geantwortet: „Das ist ja nicht mein". Allein als Gegenbeweis kann man doch den nicht erzielten Erfolg oder das Mißlingen in einer Reihe von Fällen unmöglich ansehen, wenn das Gelingen in einem hinlänglich verbürgten Fall vorliegt. Es scheint mir überhaupt nicht thunlich, auf Grund unseres minder ausgedehnten Beobachtungsmaterials einen stricten negativen Gegenbeweis gegen alles dasjenige führen zu wollen, was an einer Stelle, wo man sich diesen Studien mit einem besonderen Eifer ergeben hat, auftaucht, wenn dasselbe auch höchst frappirende Züge bietet. Daß auf französischer Seite einiger Uebereifer, vielleicht gelegentlich eine Ueberstürzung vorkommt, ist ja wohl möglich, es würde aber doch nur dieselbe Ueberstürzung auf unserer Seite sein, daraufhin dem Ganzen eine Discreditirung anzetteln zu wollen und dadurch dann auch wieder die einzelne Angabe zu entwerthen. Wollen wir nicht eine ganze Reihe wissenschaftlich etablirter Männer, die mit ihren Namen und also auch mit ihrer wissenschaftlichen Ehre für gewisse thatsächliche Beobachtungen, die sie gemacht haben wollen, eintreten, einfach für Nullitäten oder unzurechnungsfähig erklären, so wird doch nichts übrig bleiben, als ihre Glaubwürdigkeit im Allgemeinen bestehen zu lassen und, wie es auf wissenschaftlichem Gebiet und namentlich thatsächlichen Angaben gegenüber ja überhaupt üblich ist, Irrthümer nur da anzurechnen, wo sie nachgewiesen werden können. Aber auch abgesehen davon, ob es möglich sei, durch hypnotische Willensübertragung Jemanden dazu zu bringen, einen Diebstahl zu begehen, was als thatsächlich von französischer Seite also behauptet, von deutschen Fachmännern dagegen angezweifelt wird, es ist unbestreitbar, daß die Eigenthümlichkeit des hypnotischen Zustandes in Hinsicht der Frage der Zurechnungsfähigkeit sowohl, als durch die Schädigung, die dem Hypnotisirten selbst bei Mißbrauch der über ihn waltenden Gewalt erwachsen kann, als auch durch die mögliche Simulation*) des hypnotischen Zustandes, die bei der starken Betheiligung hysterischer Personen sehr in Berücksichtigung zu ziehen ist, von der Rechtspflege nothwendig in Berücksichtigung gezogen werden muß, daß das Studium der auf hypnotischem Gebiet liegenden Möglichkeiten namentlich den Gerichtsarzt, der als Sachverständiger zu Rathe gezogen wird, sehr nahe angeht.

Was den zweiten Fall, die Schädigung Hypnotisirter, nicht durch einen auf ihre Gesundheit wirkenden schädlichen Einfluß, sondern durch directen Mißbrauch betrifft, so sind einige sehr eclatante Fälle von Vergewaltigung während hypnotischen Schlafes in den letzten Jahren in Frankreich bekannt geworden und auch zur gerichtlichen Verhandlung gelangt. Die näheren Angaben finden sich zahlreich in den französischen juristischen und medicinischen Fachzeitschriften, namentlich den „Annales d'Hygiène publique et de Médecine légale". Ein besonders schwerer Fall betraf eine Frau, die von dem sie behandelnden Arzt wiederholt im hypnotisirten Zustand miß-

*) Ein von Charcot erfundener Apparat bezweckt durch Darstellung der Athmung der betreffenden Person den echten Hypnotismus vom simulirten zu unterscheiden.

Digitized by Google

braucht worden war, ohne daß sie in ihrem wachen Zustand die geringste Erinnerung davon hatte und die, als sie während einer langen Abwesenheit ihres Mannes Mutter wurde, darüber den Verstand verlor. Von allen Behauptungen, die man hinsichtlich der hypnotischen Thatsachen aufstellen kann, heißt es in einer der neuesten Publikationen über diesen Gegenstand (Dr. Cullerre, Magnétisme et Hypnotisme, Paris 1886) ist gerade diese am allerwenigsten ernsten Einwänden hinsichtlich ihrer Glaubwürdigkeit unterworfen.

Die Gefahren, die in all' diesen Richtungen mit dem Magnetismus, Mesmerismus, Somnambulismus u. s. w. — hier geht ja Eins in's Andere über — verbunden sein können, sind ja nicht gerade neu und schon früher beachtet worden. Schon ein von Bailly aufgesetzter, von dem wissenschaftlichen Ausschuß Ludwig XVI. im Jahre 1784 erstatteter geheimer Bericht über das Verfahren und die Lehre Mesmer's betonte, daß das Verfahren der „Magnetiseure" und die durch sie veranlaßten Sinnesstörungen sehr beklagenswerthe Folgen für Sitte und Ordnung haben könnten. Aber die Erweiterungen, die dies Gebiet in der hypnotischen Form und durch die auf diesem Felde gemachten Beobachtungen, erfahren hat, die Erleichterung den hypnotischen Zustand hervorzurufen einerseits und seine gefährliche Ausbeutung durch die Suggestion (unbeschadet der möglichen heilsamen Wirkungen derselben) andererseits u. s. w. haben diese Gefahren evidenter und dringlicher gemacht und dafür ebenso wie für den möglichen Nutzen unseren Blick geschärft zu haben und fortwährend zu schärfen, scheint mir doch kein ganz geringes Verdienst der französischen Forschung.

Aber ich erblicke das Verdienst auch noch in einer anderen Richtung. Es ist noch nicht allzu lange her, daß der heute von der Wissenschaft angesammelte und durch eine Reihe ihrer Vertreter, wenn auch noch jetzt nicht ohne allen Einspruch, legitimirte, unter dem Ausdruck: „Hypnotismus" zusammengefaßte Thatbestand abnormer Nervenvorgänge vor der sella curulis derselben Wissenschaft durchaus keine Gnade fand und ziemlich allgemein angezweifelt oder bespöttelt wurde. Es erging dieser Gruppe von Erscheinungen kaum anders und kaum besser als verschiedenen anderen, die ich am liebsten mit dem Ausdruck des occulten Phänomenengebietes bezeichnen möchte, um der mit Recht verpönten und anstößigen Bezeichnung des Spiritismus aus dem Wege zu gehen. In den Bann, der zur Zeit noch über diesem Gebiet lagert, legt die Aussonderung, die Berücksichtigung der hypnotischen Erscheinungen eine Bresche, die weitere Consequenzen nach sich ziehen wird und die französische Forschung leistet, ohne es darauf abgelegt zu haben, in diesem Sinn einen Pionierdienst, der einem größeren Ganzen als dem zunächst von ihr berücksichtigten Gebiet zu Gute kommt. Es ist eben so erklärlich wie vortheilhaft, daß dieser Pionierdienst von einer Disciplin ausgeht, in der im Allgemeinen ein starker Materialismus vorherrschend zu sein pflegt. Sie hat sich eben deshalb am zugänglichsten erwiesen, weil sie am wenigsten Veranlassung hat, sich mit allgemeinen theoretischen Erwägungen, woraus dann wieder allerlei Vorbehalte folgen, einzulassen, weil bei ihr vorwiegend das praktische Interesse den Ausschlag gibt. Und es ist das gerade in diesem Fall deshalb so vortheilhaft, weil dadurch in eine Richtung auf das rein Thatsächliche eingelenkt wird, welche auf diesem verwickelten Forschungsgebiet einzig und allein das gemeinsame Fundament für Freund und Feind abgeben kann.

Die deutsche Philosophie hat sich in ihrer metaphysischen Periode nicht unsympathisch zu dem „occulten Phänomenengebiet" verhalten. Fichte beschäftigte sich 1813 anhaltend mit dem animalischen Magnetismus und dem Hellsehen und beabsichtigte die Anwendung derselben auf die „Wissenschaftslehre" in seinen Wintervorlesungen vorzunehmen. Leider kam es nicht dazu. Fichte starb, vom Nervenfieber weggerafft, im Januar 1814. Hegel sah in den Vorgängen des thierischen Magnetismus ebenfalls willkommene Beläge für seine Auffassung des Seelenlebens und verwerthete sie in diesem Sinn in seiner „Psychologie", in der er den Geist als die existirende Immaterialität darstellt. Erst mit Feuerbach vollzog sich in Folge des nun in den Vordergrund gestellten Princips der Sinnlichkeit — „Wahrheit, Wirklichkeit, Sinnlichkeit sind identisch" (Philosophie der Zukunft § 32) — eine im Princip unsympathische, abgeneigte, ja geradezu feindliche Schwenkung und ich erinnere mich noch sehr wohl einer in meine frühen Jugendjahre fallenden Unterhaltung mit diesem Philosophen, in der derselbe sich äußerst wegwerfend, ja geradezu vervehmend über dies ganze Gebiet ausließ, ohne sich auf Gegengründe einzulassen. Das punctum saliens war allerdings nicht schwer zu begreifen. Denn genau dasselbe Moment, welches Hegel von seinem Standpunkt aus den thierischen Magnetismus, Somnambulismus u. s. w. willkommen heißen ließ, mußte Feuerbach auf dem entgegengesetzten Standpunkt gegen denselben einnehmen. Dieser erblickte darin einfach einen Rückfall in ein von ihm mit Ausdauer und Erfolg bekämpftes und von der tonangebenden Naturwissenschaft vollends zum Fundamentalsatz erhobenes Princip. Nun frägt es sich zwar noch, ob für die Sympathie des einen und die Antipathie des anderen Philosophen in der Natur der Vorgänge, denen dieselbe galt, ein besonderer Anlaß gegeben war. Was bis jetzt an Beobachtungsmaterial auf dem so verwickelten, so wenig gesichteten und so verschiedenartig deutungsfähigen occulten Phänomenengebiet zusammengetragen ist, dürfte die Hegel'sche These von der existirenden Immaterialität noch ebenso wenig unbedingt stützen als dem Feuerbach'schen Princip der Sinnlichkeit und damit dem modernen naturwissenschaftlichen Bewußtsein unbedingt widersprechen. Es könnte recht wohl sein — und manches scheint mir gerade dafür zu sprechen — daß es sich in letzter Instanz weniger um eine Aenderung des Princips der Sinnlichkeit als des Programms derselben, um mich so auszudrücken, durch die Aufnahme neuer, bisher nicht geahnter Sinnesthätigkeiten handeln dürfte. Allein wie dem auch sei und selbst wenn dem nicht so wäre — der Wahrheit kann man als Forscher nur dienen ohne Vorbehalt und aus unerwarteten oder unerklärlichen, d. h. mit unseren bisherigen Annahmen nicht übereinstimmenden Wahrnehmungen entsteht nach genauester Prüfung und Feststellung des Thatbestandes immer nur eine und dieselbe Aufgabe, die der ausgezeichnete Mathematiker Riemann durchaus sachlich zutreffend als Ergänzung oder Verbesserung des Begriffssystems bezeichnete. „Sie bildet," wie Riemann richtig hinzufügt, „die Erklärung der unerwarteten Wahrnehmung. Durch diesen Proceß wird unsere Auffassung der Natur allmählich immer vollständiger und richtiger, geht aber zugleich immer mehr hinter die Oberfläche der Erscheinungen zurück." Die ganze Entwickelung der Wissenschaft und der Geistesarbeit überhaupt ist eine Bestätigung dieses Satzes und wird es auch in Zukunft sein und so mögen wir denn getrost vertrauen, aber auch für unseren Theil dazu thun, daß der Pionierdienst der französischen Arbeit dazu beitrage, die Wissenschaft aus ihrer bisherigen unfruchtbaren Verneinung dem occulten Phänomenengebiet gegenüber herauszudrängen. Eben diese unfruchtbare Verneinung führt zu einer Verwahrlosung des Gebiets, für welche also weniger die alsdann die Oberhand gewinnenden bedenklichen Elemente, als die Wissenschaft selbst verantwortlich zu machen ist. Ein linker Flügel, um mich so auszudrücken, thut Noth, der für das Thatsächliche auch auf diesem Gebiet Interesse zeigt und es vorbehaltlos acceptirt, während er alle vorzeitigen halsbrecherischen Erklärungsversuche beanstandet.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Schiller und Goethe in ultramontaner Beleuchtung.

Von H. Düntzer.

„So haben wir es denn doch bald dahin gebracht", schmunzelt die schwarze Brigade der Frommen, „daß alle bisher gefeierten ungläubigen Schöngeister, Naturforscher und Weltweisen der ganzen Erde zu Schanden oder, wie der große William, zu Katholiken gemacht worden, jede Geistesgröße, die nicht an die Göttlichkeit der christlichen Offenbarung geglaubt, wie nichtige Spreu weggefegt, als ansteckende Fäulniß verdammt ist. Und dieses gottgefällige Werk ist so leicht, da es dazu bloß der kecken Anwendung eines leichten Mittels bedarf, man sich nur der Stimme des Gewissens zu verschließen, alles Gute, Wahre und Schöne durch das Augenglas der Verachtung und des Hasses zu schauen und vieles nicht zu wissen braucht." Dieses leidige Verleumdungsspiel, womit die Verhimmelung unbedeutender gläubiger Schriftsteller gleichen Schritt hält, sehen wir immer größere Kreise ziehen, da die frommen Streiter Hand in Hand gehen und ihrem Hohnsprechen der Wahrheit selten berufene Stimmen entgegentreten, ja sogar Halbkundige, die sich ein Urtheil in unsern Tagesblättern anmaßen, durch die rasch aufgelesene Kenntniß einiger neuern Schriften und Aufsätze sich blenden und zum Zugeständniß verleiten lassen, daß diese jeder gründlichen Einsicht entbehrenden Schreier wirklich das betreffende Gebiet beherrschen, wodurch deren Uebermuth nur gesteigert wird.

Einem dieser geschäftigen Verkleinerer und Lästerer bin ich früher entgegengetreten, heute habe ich es mit einem andern Gliede dieser Gilde zu thun, dem vielseitigen Sebastian Brunner, der seine Leser (er kennt ja seine Leute) auch durch groben, gern in wohlfeilen Wortspielen, noch lieber in massiven Reimereien sich ergießenden Bauernwitz erheitert. Schon sind zwei Bände (acht Hefte) seiner „Hau- und Bausteine zu einer Literaturgeschichte der Deutschen" erschienen, die an Plumpheit und Verkehrtheit das Menschenmögliche leisten. Ihnen schließt sich eben eine Schrift an, die den hehren Namen Friedrich Schiller's als Schild aushängt, um zu berichten über dessen „Curiose Freunde, trübselige Tage, Mißachtung bis in's Grab hinein" und so „kein Ehrenbuch für Weimars Größen" zu liefern — aber ein Schandbuch, wie es nur die Gewissenlosigkeit im Bunde mit anmaßlicher Unkenntniß erzeugen kann. Freilich spricht die Vorrede alle Anerkennung Schiller's Genie und seiner später eingeschlagenen ideellen Richtung aus, aber auch gegen ihn fehlt es nicht an den bittersten Anschuldigungen, die dazu ganz außerhalb des eigentlichen Rahmens des Buches fallen, welches Goethe als schlechten Freund brandmarken soll: aber um Ordnung ist es diesem Querkopfe nicht zu thun, wenn er nur Hiebe versetzen und die Masse seines Büchleins anschwellen kann. So käut er denn Janssens Abhandlung über Schiller als Geschichtschreiber wieder, gibt längst Bekanntes, weil es für ihn neu war, in aller Breite und schiebt ein paar Bogen über Charlotte Kalb ein, welche freilich eine durchaus eigenartige, zum schwersten Unglück durch die Ungunst der Verhältnisse bestimmte Erscheinung war, die unter diesen rohen Fäusten schlecht wegkommt. Die erste Forderung an jeden, der über unsere Klassiker sicher urtheilen und mit seinem Urtheil öffentlich auftreten will, ist umfassende Kenntniß des überlieferten Thatbestandes, was bei unsern zahlreichen Quellen und ihrer sehr verschiedenen Beschaffenheit eben keine leichte, mit gedankenlosem Ueberfliegen zu leistende Aufgabe ist. Daran fehlt es aber unserem Verkleinerer der Weimarischen Größen ganz und gar; nur einige Briefwechsel, Eckermann's Gespräche, Riemer's Mittheilungen hat er zu seinem Zwecke durchlaufen, dann auch ein paar einzelne Schriften herangezogen und in das „Goethe-Jahrbuch" einen Blick geworfen: an genügende Kenntniß des ungeheuern Stoffes und an volles Hineinleben in die Weimarischen Verhältnisse ist nicht zu denken, er schöpft nur zum Zwecke des Schlechtmachens das ab, was ihm behagt, übersieht alles, was seine wenigen Quellen zu Gunsten der von ihm Verhöhnten und verweilt nur bei Dingen, aus denen er Skandal zu schlagen gedenkt.

Damit die Bauernfängerei sich nicht verrathe, fängt Brunner, wie es scheint, ganz harmlos mit Eckermann an, dessen Bedeutung er aber so aufbauscht, als ob Goethe selbst ihm die Gespräche dictirt habe. Das kann freilich nur auf sehr krummem Wege erreicht werden. Ohne Weiteres wird behauptet, Goethe habe Eckermann's Gespräche redigirt: das Gegentheil ist erwiesen. Goethe's Redaction soll aus einer Bemerkung Riemer's hervorgehen (S. 9). Aber Riemer sagt nur, die Gespräche seien „mit Kunst geordnet, dergleichen jede Redaction mit sich bringt" — von Goethe's Redaction keine Silbe! Auch mein „Leben Goethe's" soll dies bestätigen; aber ich beziehe mich nur auf Eckermann selbst, aus dessen Bericht das Umgekehrte folgt. Goethe erklärte am 25. November 1830: die Gespräche, gegen deren Veröffentlichung zu seiner Lebenszeit er Einspruch gethan hatte, müsse Eckermann's erste Arbeit sein, „und wir wollen nicht eher nachlassen, als bis Alles vollkommen gethan und im Reinen ist"; er wolle sie, wie er am 21. October geschrieben, mit ihm „durchgehen und rectificiren", um dann zu bezeugen, daß das augenblicklich noch in Soret's Händen befindliche Manuscript „ganz in seinem Sinne aufgefaßt sei". Aber dazu kam es nicht. Schon am Tage nach jener Aeußerung wurde er von einem Blutsturz befallen; seit der Genesung war keine Rede mehr von Eckermann's Gesprächen, dieser sollte jetzt Goethe's Nachlaß durchgehen. Ich bestätige so wenig die Annahme einer Redaction Goethe's, daß dieser seit dem 25. November 1830 der Gespräche, von denen er wohl noch keinen Buchstaben gesehen hatte, gar nicht mehr gedacht hat. Aber bei Brunner wird die Noth zur Tugend. Er bemerkt ganz ruhig: „Daß nun während des Jahres 1831 die Gespräche nochmals (?) durchgenommen wurden, unterliegt keinem Zweifel, wenn auch über diese Revision keine Aufschreibung zu finden ist." So ist also der Beweis erschlichen. Doch wird er schließlich durch die Bemerkung besiegelt: „Eckermann konnte doch füglicher Weise nicht verkünden, daß Goethe selber die Gespräche redigirt und approbirt hat". Wir fragen warum nicht? Goethe hatte ja selbst dieses ihm bezeugen wollen, wenn er die Gespräche mit ihm durchgenommen habe. Fest steht, daß die Redaction der Gespräche im Jahre 1835 erfolgte, erst im nächsten Januar der Schluß fertig wurde. Aber nicht allein muß Goethe alles wörtlich so geäußert haben, wie Eckermann es im Jahre 1835 redigirt hat, sondern auch alle Angaben sollen thatsächlich wahr, alle noch so gelegentlich ausgesprochenen Sätze Goethe's innerste Ansicht enthalten. Deshalb bindet Brunner mit mir an. Weil ich in den Gesprächen allerhand mir nicht behagliche Aeußerungen finde, zweifle ich, sagt er, deren Glaubwürdigkeit an. Aber meine Behauptung, daß nicht Alles bei Eckermann volles Zutrauen verdiene, stützt sich darauf, daß Manches mit den durch gleichzeitige Zeugnisse verbürgten Thatsachen im Widerspruche steht. Es wäre doch gar zu schön, wenn die Niederschreibungen Eckermann's oder auch Goethe's Erzählungen aus den zwanziger Jahren den Vorzug der Wahrheit hätten vor dem, was durch gleichzeitige Briefe feststeht. Nicht bloß in dem, was er Eckermann erzählt, auch in Goethe's in den zwanziger Jahren redigirten „Jahr- und Tagesheften" findet sich manches Irrige, was sich durch Untreue des Gedächtnisses leicht erklärt. Auch wäre es gar wunderbar, wenn ihn nie sein Gedächtniß getäuscht hätte. Daß dies wirklich geschehen, zeigen manche Fälle unwidersprechlich.

Nachdem einmal Goethe auf Schleichwegen für jedes Wort in den Gesprächen verantwortlich gemacht war, kam es darauf an, sie gegen Goethe, besonders gegen sein Verhältniß zu Schiller, auszubeuten. Da hat denn Brunner alles ausgezogen, was ihm zu seinem Zweck verwendbar schien. Aus diesen Stellen, wo er zuweilen im Eifer des Abschreibens die herrlichsten, seine Beschuldigungen vernichtenden Aeußerungen über Schiller gibt, soll nach Brunner ersichtlich sein, daß

Digitized by Google

Goethe trotz ihres intimen freundschaftlichen Verhältnisses oft eine mißliche Stimmung durchklingen lasse. Das ist eine entschiedene Unwahrheit. Wenn er einzelne Schwächen von Schiller's Stücken gelegentlich berührt, so geschieht dies nicht aus Mißwollen, sondern weil ihn das Gespräch darauf führt und sie der Riesengröße des Dichters keinen Abbruch thun, sie auch von Schiller selbst und später allgemein anerkannt wurden. Er spricht über diesen mit derselben Offenheit, wie über seine eigenen Leistungen, die er auch nicht alle als fehlerfrei ausgibt. Wenn er „Wallenstein" so groß nennt, daß in seiner Art zum zweitenmal nicht etwas Aehnliches vorhanden sei, wenn er (eine Stelle, die freilich Brunner nicht gibt) hervorhebt: Schiller sei immer im absoluten Reich seiner erhabenen Natur gewesen; nichts habe ihn genirt, nichts ihn eingeengt, nichts den Flug seiner Gedanken herabgezogen; was in ihm von großen Ansichten gelebt, sei immer frei herausgegangen ohne Rücksicht und ohne Bedenken, und ausruft: „Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein!" so zeigt sich das Gebelfer von Goethe's angeblicher Verkleinerungssucht in seiner ganzen Erbärmlichkeit. Gerade die Gespräche Eckermann's zeigen auf das Schönste, wie jede Erinnerung an den hingeschiedenen Freund Goethe wohl that. Und wissen wir nicht, daß Niemand in Goethe's Haus ein herabsetzendes Wort über Schiller's Leben, Dichtung und Charakter wagen durfte, wissen wir nicht, daß sein August ein begeisterter Verehrer Schiller's war? Und der arme Eckermann sollte sich unterstanden haben, bei Goethe gegen Schiller zu reden, er sollte „immer in gereizte Stimmung gekommen sein" (S. 33), wenn von Schiller die Rede gewesen, da er doch nur die Wirkung aussprach, welche die Schiller'schen Stücke auf ihn geübt, immer von hoher Verehrung der Größe Schiller's durchdrungen war.

Wir würden kein Ende finden, wollten wir auf alle Hiebe eingehen, die Brunner bei dieser Gelegenheit Goethe zu geben sich anmaßt; nur der Bemerkung, die Goethe's gelegentliche Erwähnung der Nahrungssorgen seines Freundes dem Kläffer eingibt, sei gedacht. Scheinheilig äußert er: was Goethe veranlaßt, dies gegen Eckermann am 18. Juni (Januar) 1827 zu äußern, habe er selbst nur wissen gekonnt, und es wäre sehr unbillig, ihm ein unedles Motiv unterzuschieben: aber wie ihn das Gespräch darauf geführt, ist bei Eckermann so deutlich ausgesprochen, daß Niemand danach fragen kann. Der stets auf der Lauer stehende Verfasser von „Friedrich Schiller" benutzt aber den Umstand, daß Goethe gewußt, Schiller arbeite sich seiner Familie wegen zu Tode, um es ihm zum Vorwurfe zu machen, daß er nicht zum Herzog gegangen sei und ihm dessen traurige Lage vorgestellt habe, da dieser als ein nobler Mann sicher die tausend Thaler gegeben hätte. Brunner weiß nicht, oder will vielmehr nicht wissen, da ich darauf hingewiesen, daß bei Eckermann die Thatsache nicht richtig dargestellt ist. Der Herzog hatte sich erboten, Schiller's Gehalt von 400 Thaler zu verdoppeln, wenn er nicht mehr arbeiten könne, dieser aber die Verdoppelung nie beansprucht; erst bei der Uebersiedelung nach Weimar im Jahre 1799 erhielt er auf seinen Wunsch eine Zulage von 200 Thaler und seine Einkünfte reichten damals hin, wenn er jährlich nur ein Stück schrieb; erst als er den Ruf nach Berlin erwartete, forderte er noch 400 Thaler. Wenn es noth that, wandte sich Schiller's Gattin oder Schiller selbst an den Herzog. Goethe wußte seine Stellung zum Herzog und zu Schiller besser zu würdigen, als daß er die ihm von Brunner zugemuthete Albernheit, sich unberufen einzudrängen, hätte begehen sollen.

Neben Eckermann bedient sich Brunner als eines zweiten Sturmbockes gegen Goethe's herzliche Freundschaft zu Schiller der neun Jahre nach Goethe's Tod erschienenen „Mittheilungen" Riemer's. Es ist längst bemerkt, daß Riemer hier aus Eifer für Goethe sich ungerecht gegen Schiller gezeigt hat. Aber diese Erbitterung war eine Folge der ungerechten Bevorzugung Schiller's gegen den, wie er glaubte, universellern Goethe, die besonders nach Goethe's Tod eintrat; sie machte ihn gegen Schiller unbillig und er stellte eine etwas scharfe Bilanz auf über das, was jeder der Beiden vom anderen erhalten habe. Aber bei Schiller's Lebzeiten war Riemer dessen Bewunderer, auch später, so lange er bei Goethe wohnte; ja noch im Jahre 1817 dichtete er den schönen Prolog zu „Wallenstein's Tod" an Schiller's Sterbetag, wovon freilich Brunner nichts ahnt. Es ist demnach die größte Thorheit aus dessen Vorgehen wider diejenigen, welche seinen Meister und Herrn gegen Schiller im Jahre 1840 herabsetzten, auf die Stimmung Riemer's in früherer Zeit und dann weiter Goethe's selbst zu schließen. Auch in den „Mittheilungen" erkennt Riemer, bei aller Ungerechtigkeit einzelner Aeußerungen gegen Schiller (ein paar „Xenien" habe ich selbst damals gegen Riemer's Verkleinerung Schiller's und seinen Judenhaß drucken lassen), dessen dichterische Größe an, ja er betont, was Brunner weislich übergeht, daß Goethe ganz neidlos Schiller gefördert, versichert aus seiner großen Kenntniß der Briefe Goethe's um oder nach Schiller's Zeit: so viele derselben noch an's Licht treten sollten, sie würden zu gleichem Ruhm und Ehre beiden Dichtern gereichen (I, 463). Brunner aber hat die Verwegenheit, denselben Mann, der Goethe's Neidlosigkeit gegen Schiller so beredt ausspricht, der anderswo (I, 340) betont, in vielen Fällen Goethe's Freiheit von Neidsucht beobachtet zu haben, als Zeugen von Goethe's neidischer Verkleinerung Schiller's anzuführen, ja zu behaupten, meine Berufung auf Goethe's Neidlosigkeit stehe mit Riemer in Widerspruch (S. 36), während ich darin vollkommen mit ihm übereinstimme. Aber was wäre dem Schmäher unmöglich?

Von den vielen gelegentlichen Unwahrheiten will ich nur noch eine anführen (S. 29): „Er (Goethe) konnte auf seine Gesundheit pochen, er hatte keine Familiensorgen, er hatte ein schönes Einkommen, war der specifische gewaltige Günstling des Herzogs, seit seinem dreißigsten Jahre Excellenz (vielmehr Geheimerath, erst 1804 Excellenz), . . . ihn drückten keine Nahrungssorgen." Unwahr ist zunächst, daß Goethe immer gesund gewesen: schon in den elf ersten Weimarischen Jahren litt er oft entsetzlich vom rauhen Klima, nur in Italien war er recht gesund; 1795 mußte er seines Leidens wegen nach Karlsbad, im December litt er regelmäßig, 1801 erkrankte er schwer, von 1803 an quälte ihn eine lange Reihe von Jahren das schlimmste Nierenübel, das monatlich wiederkehrend ihn oft dem Tode nahe brachte: Brunner theilt ihm die beste Gesundheit zu. „Er hatte keine Familiensorgen", heißt es weiter, da ihm doch früher die Familie der Frau von Stein, später seine Christiane und seine Kinder, von denen er vier bald nach der Geburt verlor, Sorgen genug bereiteten. Daß auch sein Verhältniß zum Hofe keineswegs ewiger Sonnenschein war, er sogar mehrmals von Weimar weg wollte, und die Geschäfte ihn oft in großer Anspannung hielten, weiß Jeder, der nähere Kenntniß von Goethe's Leben hat. Endlich drückten den in so heiterem Glanze von Brunner gezeigten Dichter auch Schulden nicht bloß in der ersten Zeit, 1792 mußte er borgen, der Kauf seines Landgutes in Rosla nöthigte ihn viele Gelder aufzunehmen, und noch im Jahre 1812 finden wir ihn einmal in großer Geldnoth. So wenig floß Goethe's Leben zephyrleicht, wie das der Olympier. Doch wir wollen Brunner weiter verfolgen um zu sehen, ob das Büchlein hält, was die Titelreimereien versprechen. Daß Goethe's Freundschaft keine innige gewesen, beweist er noch durch dessen Verhalten bei zwei bedeutenden Ereignissen.

Goethe soll Schiller's Dichterkrönung heimlich hintertrieben haben. Es handelt sich hier um den 5. März 1802, an welchem Kotzebue Schiller's Namenstag auf dem neu hergestellten Rathhaussaale durch Declamationen aus Schiller's Stücken von costümirten Damen und die Aufführung des „Liedes von der Glocke" in Schiller's und Wieland's Gegenwart feiern wollte; am Schlusse sollte Kotzebue die Form der Glocke zerschlagen, Schiller's Colossalbüste, die auf der Bibliothek sich fand, zum Vorschein kommen und zuletzt der Dichter selbst von Damenhänden bekränzt werden. Brunner gibt Falk's launige Darstellung der Geschichte und stellt ihr den Schluß meiner Erzählung in der Schrift „Schiller und Goethe" entgegen, als ob ich nichts weiter davon berichtete; er erwähnt nicht, daß ich auf die Quellen verwiesen, hält es auch für unnöthig, meine zwei anderweitigen Darstellungen dieses Vorfalles nach-

Digitized by Google

zuschlagen. Er stellt meine Angabe, zu Schiller's höchster Freude sei das Fest gescheitert, die Falk's entgegen, es sei zu Goethe's Freude geschehen. Das Letztere ist nicht einmal wahr: Falk nimmt nur an, was freilich nahe lag, Goethe habe bei der Weigerung, die Colossalbüste herzugeben, und bei der Versperrung des Rathhaussaales die Hand im Spiele gehabt, obgleich der Vorstand der Bibliothek und der Bürgermeister dabei pflichtmäßig nicht anders handeln konnten. Und hätte wirklich Goethe den Streich des Gegners geschickt abgeschlagen, wie folgte daraus, daß er Schiller diese lächerliche Feier mißgönnt habe! Nun liegt aber Goethe's Nichteinmischung für Alle, die sehen wollen, so klar wie möglich vor; nur verbissener Eigensinn kann sie sich anders vorstellen. Goethe, der Ende Februar sich des Besuches von Zelter erfreut hatte, ging am 1. März, vier Tage vor dem beabsichtigten Feste, nach Jena, wo er die heitersten Tage genoß. Erst am 9. schrieb er an Schiller, er möge ihm gelegentlich etwas von den Weimarischen Zuständen sagen. Dieser antwortete: „Der 5. März ist mir glücklicher vorübergegangen, als dem Cäsar der 15., und ich höre von dieser großen Angelegenheit nichts mehr. Hoffentlich werden Sie bei Ihrer Rückkunft die Gemüther (der Damen, die um die Darstellung ihrer Rollen gekommen) besänftigt finden." Launig bemerkt Goethe darauf: „Da Sie den 5. März so glücklich überstanden, wären Sie dem Bürgermeister als einem zweiten Aesculap einen Hahn schuldig." Wer wird es für möglich halten, daß Beide sich so hätten äußern können, wenn Goethe durch geheime Anordnungen es dahin gebracht hätte, daß Schiller um die Krönung gekommen. Ja, Goethe bemerkt darüber gegen Schiller: „Ich lebe diesen letzten Ereignissen so nahe, ja, ich bin mit darin verwickelt, und weiß eigentlich immer noch nicht, wie sie zusammenhängen." Freilich, ein Mann von Brunner's Gerechtigkeitsliebe wird hier gern Goethe auf den Kopf einer Lüge zeihen. Schiller's Freude, daß dieser Kelch an ihm vorübergegangen, wird auch dadurch bewiesen, daß seine Gattin eine Posse auf die Geschichte machte. Wie wäre sie darauf gekommen, hätte sie bedauert, daß ihr Gatte durch Goethe um eine solche Ehre gekommen? Auch ließ sich der Herzog durch Voigt, Goethe's Mitvorstand der Bibliothek, den Bericht des Bürgermeisters über die Geschichte geben, und es stellte sich heraus, daß rein sachgemäß verfahren worden, wovon auch die sonst Kotzebue gewogene Herzogin-Mutter überzeugt war, während ihre leidenschaftlich aufgeregten Hofdamen einen Streich Goethe's argwöhnten, bis auch sie nach dem Bericht des Bürgermeisters ihren Irrthum erkannten.

Auch Goethe's Verhalten bei Schiller's Tod soll dessen feindselige Stimmung zeigen. Brunner glänzt hier wieder durch Unwissenheit und Verdrehung der Sache. Wir wissen, daß Goethe seit dem 7. Febr. alle drei oder vier Wochen von einem heftigen Anfalle seines Nierenleidens befallen wurde, der ihn jedesmal dem Tode nahe brachte und eine große Schwäche und Unheimlichkeit zurückließ, da er immer der Erneuerung des Anfalles entgegensehen und sich äußerst schonen mußte. Schiller's Tod hatte ihn so erschüttert (mag auch Brunner darüber klug und weise lächeln), daß er es nicht wagen durfte, nur Schiller's Haus zu besuchen, ja noch Monate lang den Anblick von dessen Gattin und Schwägerin sich versagen mußte. Für den Zustand, in welchem sich Goethe damals befand, haben wir das unverdächtige Zeugniß der noch immer gegen ihn verstimmten Frau von Stein. „Schiller ist ihm ein unersetzlicher Verlust", schrieb sie den 11. ihrem Sohne. „Er sprach heute so schön und originell über den physischen und geistigen Menschen, daß ich's hätte mögen gleich aufgeschrieben haben." Brunner machte ihn gern zu einem unempfindlichen Stein, dem Schiller's Verlust nichts gewesen, der ihn so gering geachtet, daß er es nicht der Mühe werth gehalten, der Familie Beileid zu bezeigen und an der Sorge für eine würdige Bestattung sich zu betheiligen. Von seiner tiefen Angegriffenheit, die kein Verständiger auch ohne Zeugniß bezweifeln würde, sprechen die leeren Blätter seines Tagebuches, gerade wie zur Zeit, wo der Tod seiner Schwester ihn niederschlug. Neun Tage nach Schiller's Tod ward er wieder von seinem Uebel befallen. Wenn ich zum Beweise von Goethe's Ergriffenheit auch anführe, daß Riemer gar nicht von seiner Seite gehen durfte, so schallt mir die Unwahrheit entgegen, Brunner habe aus Riemer's Werk nachgewiesen, daß dieser Schiller „mit einer auffallenden fortgesetzten Animosität neben Goethe oft und oft herabgedrückt hat". Riemer's Gereiztheit gegen Schiller im Jahre 1805 hat er nicht zu erweisen vermocht, ja, das Gegentheil steht fest. Gar zu albern ist es, wenn Brunner mir die nichts weniger als in allen Punkten richtige Erzählung Springer's von Schiller's Begräbniß entgegenhält: warum schöpfte er nicht aus dessen Quelle, aus dem Bericht Schwabe's? Springer sagt, Schiller's Sarg sei in eine Todtengruft gesenkt worden, in welcher bereits andere Särge gestanden. Der Skandal suchende Gegner, der „die in der That meschante Originalbeisetzung Schiller's" für ein „unvertilgbares Schandmal in der Weimarer Musengeschichte" erklärt (S. 193), macht daraus eine „Omnibusgruft". Es war dies aber das sogenannte Consistorienbegräbniß oder Cassengewölbe auf dem Jacobskirchhofe, in welchem nur die Särge von vornehmen, meist adligen Personen beigesetzt wurden. Jene Unwahrheit läßt Brunner stehen, obgleich er selbst eine aus zweiter Hand mitgetheilte Aeußerung auf der folgenden Seite abdrucken läßt, wonach es „das gemeinsame Begräbnißgewölbe der Honoratioren" war, also darin keine Entehrung lag. Das Eigene bei Schiller's Bestattung war nur, daß der Sarg nicht von den dazu berechtigten Handwerkern, sondern von jungen Verehrern des Verewigten getragen wurde. Die Parentation in der Kirche fand zwei Tage später statt. Daß Schiller's Bestattung damals nicht als „meschant" galt, beweist die Art, wie Frau von Stein sie ihrem Sohne meldet. „Schiller ist ganz in der Stille begraben und in's Consistorienbegräbniß gelegt worden", schreibt sie; „man will ihm aber ein Denkmal stiften, hörte ich sagen, auf einem neuen Gottesacker, wo er dann hingebracht werden soll." Aber durch Weimars traurige Tage wurde die Anlage des neuen Kirchhofs verzögert, und darüber gerieth auch das Denkmal in Vergessenheit. Eine weitere Unwahrheit, der sich Brunner schuldig macht, ist das „sehr überflüssige Comödienspielen während der Zeit des Begräbnisses", wofür er ganz irrig eine Bestätigung in Springer's Bericht findet. An dem Abend von Schiller's Begräbniß war trotz Brunner das Theater geschlossen; aber wäre auch gespielt worden, so hätte dies die Schauspieler nicht gehindert, dem um Mitternacht stattfindenden Tragen des Sarges zum Kirchhofe beizuwohnen. Erst am 13. wurde die Bühne mit Iffland's „Herbsttag" wieder eröffnet. Daß die Aufführung der „Phädra" am 21. mit einer kleinen Todtenfeier Schiller's verbunden war, konnte Brunner bei mir lesen, aber das paßte ihm nicht. Wenn man es Goethe vorwirft, daß er später nicht darauf drang, man solle Schiller ein Denkmal errichten, so hat er sich selbst darüber deutlich genug erklärt. Seine Aeußerung und die betreffende Xenie kennt Brunner freilich nicht, noch weniger kümmert es ihn, daß Goethe gleich nach dem Tode Schiller's diesem ein dauerndes literarisches Denkmal zu gründen sich vorgesetzt hatte; daß er schon, ehe er nach Lauchstedt ging, die Absicht hatte, dort das „Lied von der Glocke", in würdigerer Weise, als es Kotzebue, um Schiller von Goethe zu trennen, vor drei Jahren zu thun gedacht hatte, dramatisch aufzuführen, und dazu einen Epilog zu dichten; daß das „Lied von der Glocke" am 10. August in Lauchstedt zur Aufführung kam, freilich nicht mit der beabsichtigten vollen musikalischen Begleitung, da Zelter verhindert war, diese nach Wunsch auszustatten, und der herrliche, von Goethe dazu gedichtete Epilog Alle ergriff, auch Goethe dafür sorgte, daß derselbe vor dem nächsten „Taschenbuch für Damen" erschien, und so schon im Herbste durch ganz Deutschland verbreitet wurde. Dieser aus tiefem Herzen geflossene Epilog allein bohrt Brunner's Versuch in den Grund, dem es ein Herzensbedürfniß war, den unserem Volke heiligen Freundschaftsbund mit seiner gewissenlosen Verdächtigung und seinem ledernen Bauernwitze zu besudeln. Falsch ist auch, was Brunner behauptet, dem Herzog sei zuerst eine andere Bestattung Schiller's eingefallen. Goethe war es, der die durch Schwabe's Bemühung aufgefundenen Reste Schiller's auf die Bibliothek

Digitized by Google

bringen und dabei eine Trauerfeier veranstalten ließ. Auch hatte er, schon ehe der Herzog auf den Gedanken kam, die beiden Dichter in die Fürstengruft aufzunehmen, den Plan gefaßt, einen Doppelsarg machen zu lassen, ja, einen solchen schon entworfen, in welchem seine und Schiller's Gebeine in der Nähe der Fürstengruft neben einander beerdigt würden.

Endlich macht es Brunner großen Spaß, daß der Schädel in der Fürstengruft nicht der echte sei. Er bringt darüber „die allerletzten Enthüllungen", die in Welcker's wissenschaftlich hochbedeutender Schrift und zuerst in der „Gegenwart" 1883 (Nr. 46, 47) sich finden. Freilich hat er keine Zeit, Buch und Zeitschrift sich selbst anzusehen und zu prüfen, sondern er hält sich an den Bericht einer medicinischen Zeitung. Davon, daß ein anderer bedeutender Schädelforscher, Schaaffhausen, sich auf Grund genauester eigener Untersuchung in anderem Sinne erklärt hat, weiß er ebenfalls nichts.

Auf manche andere Entstellungen und die schockweisen Versehen einzugehen, fehlt uns Raum und Zeit; von Brunner gilt das bekannte Wort: „Betastet er was, gleich ist das Ding auch beschmutzt." Wir sind mit ihm auf immer fertig; freilich schüttelt er solche Ausgeburten höhnender Verachtung leicht aus dem Aermel, und so ist in dem „Büchlein" schon von mehreren fertig liegenden gleich liebenswürdigen Schriften die Rede. Wir werden sie ruhig ihren Weg gehen lassen. Selbst der gründlichste Forscher kann irren, auch Vorliebe ihn bestechen; aber der Leichtfertige, der den edelsten Geistern etwas anhaben will, ohne sich der überlieferten Thatsachen zu versichern, versündigt sich gegen den Geist der Wahrheit, der hoch über jedem Glaubensbekenntnisse steht. Mögen solche Dunkelmänner in ihrem Treiben fortfahren, sich lächerlich machen durch ihr Verlachen, sich verurtheilen durch ihr Urtheil — es genügt, einmal gezeigt zu haben, weß Geistes sie sind.

Eine neue Strömung in unserer Malerei.

Von A. Fitger.

(Schluß.)

Vielleicht gibt es doch noch ein Höheres als die Darstellung dessen, was sich begeben hat. Lesen wir z. B., wie in der Bibel im zweiten Buch der Chronica die Herrlichkeit des Salomonischen Tempels umständlich beschrieben wird, wie erzählt wird, daß der König allein für Nägel fünfzig Säckel Gold verausgabte und daß die Cherubimflügel über der Bundeslade je fünf Ellen lang waren ꝛc. ꝛc., so werden wir gewiß den Eindruck historisch verbürgter, großer Pracht erhalten; lesen wir aber ferner den Psalm: „Lobe den Herrn, meine Seele! Herr, mein Gott, Du bist sehr herrlich; Du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist Dein Kleid, das Du anhast; Du fährest auf den Wolken wie auf einem Wagen und gehst auf den Fittigen des Windes!" dann, ja dann fragen wir nach allem Historischen nicht mehr, dann tritt uns nicht ein Document, sondern die lebendige Sache selbst entgegen; wir hören nicht mehr das alte historische: er that, er ließ, er empfing, er bezahlte, sondern wir stehen der Gegenwart selbst gegenüber. Der alte, längst verstummte Dichtermund, das alte, längst vermoderte Herz wird wieder lebendig und reißt uns in den Zauberkreis dessen, was hinter allen äußeren Ereignissen steht, in die Welt eigenster Empfindung, in jene Welt, die sich beim Dichter in Hyperbeln und Metaphern, in Rhythmen und Reimen, in Prophetenweisheit und Narrenwitz ans Licht drängt, in jene Welt, die beim Musiker in Tönen denkt und beim Architekten, Bildhauer und Maler sich in Verhältnissen, Formen, Farben Bahn in die Wirklichkeit bricht. Es ist nicht die Schilderung des Aeußeren, Angeschauten, was uns ergreift, sondern die Schilderung des Innerlichen, die Vision, die Offenbarung. Ein Kunstwerk, welches dieser mystischen Quelle entstammt, hat nicht wie die Kunstwerke jener anderen Gattung einen Zweck, es will nicht lehren und predigen, nicht den Verstand beschäftigen, sondern es ist da, causa sui, zwecklos oder sich selbst Zweck wie Gott selbst; es ist da, weil es aus der Künstlerseele geboren wurde und will weiter nichts als da sein. In diesem Sinne schafft heute nur noch der Musiker; ihm hat noch Niemand eingeredet, daß er historische Documente liefern müßte, ihm ist noch das Musikalische der einzige Maßstab für Werth und Unwerth. In diesem Sinne schafft in der bildenden Kunst nur noch eine kleine Schaar von Idealisten und Phantasten, ein Geselschap, ein Böcklin, ein Makart (von dem leider nicht mehr im Präsens gesprochen werden darf), ein paar Bildhauer, lauter vereinzelte und sich untereinander oft sehr bestreitende Naturen. In diesem Sinne aber haben die Alten, die Meister der Antike, des Mittelalters und der Renaissance ohne Ausnahme geschaffen. Phidias stellte nicht etwa Porträtstatuen der Sieger von Marathon und Salamis und Platää auf, sondern er schuf den olympischen Zeus und offenbarte in diesem einen Werke das ganze Hellenenthum. Rafael malte die Geschichte der über alle Feinde triumphirenden Kirche, aber ihm war der Rücken einer Frau, die Wassergefäße trägt, wichtiger als das Angesicht eines Papstes, der mit Wunderkraft begabt das Feuer bannt — in diesem einen Zuge jauchzt das ganze hohe Lied der Renaissance gen Himmel, die Seligkeit, in der Schönheit wieder ihre Welt zu finden. Was fragte Rafael nach Geschichte? Mochte doch Geschichte von Geschichtsschreibern geschrieben werden; er war Maler und malte das Malerische. Und vollends Michelangelo! Gäbe die Darstellung der sogenannten Außenwelt irgend einen Titel für die Höhen des Parnaß, so würde Michelangelo kaum seine Maturität nachweisen können; denn die Gestalten, die er malte und meißelte, haben niemals in dem Staube dieser Erde wandeln können, geschweige, daß ein Standesamt oder Adreßbuch denkbar wäre, über ihre intimeren Verhältnisse Aufschluß zu geben. Sie sind wahr, nicht etwa, weil sie diesem oder jenem, von dem Meister mit Geschmack gestellten Modell entsprechen, sondern weil sie dem Geiste des Künstlers entsprechen, der sie geschaffen, der sie vielfach der Natur zum Trotz geschaffen. Und diesen gemeinsamen Zug haben alle großen Kunstwerke: sie stellen den Geist des Künstlers dar; nicht aber die ihn umgebende Außenwelt. Weder sah Tizian jemals etwas mit Augen, was er nachher als Himmelfahrt der Maria auf die Leinewand bannte, noch empfing Rubens die Anregung für die Kreuzabnahme durch irgend einen Vorgang in den Straßen von Antwerpen. Selbst Rembrandt, der in gewissem Sinne dem gewöhnlichen Leben am nächsten steht, wollte keineswegs der Welt zeigen, wie es in Amsterdam aussieht, sondern er malte, um den coloristischen Stimmungen seiner Seele Ausdruck zu geben. So kommt es, daß von all' den großen Meistern der Renaissance nicht ein ein einziges Historienbild im modernen Sinne gemalt ist. Sie konnten oder wollten den Gedanken nicht fassen, daß bei einem Kunstwerke etwas außerhalb der Kunst Liegendes, die geschichtliche Treue, maßgebend sein sollte, sie lehnten solche Stoffe ganz ab oder behandelten sie willkürlich, wie Rubens z. B. das Leben der Maria von Medici. Das weiteste Zugeständniß, das sie machten, war das Portrait und dessen Uebereinstimmung mit dem Original.

Heute aber denken viele Künstler und Kunstgelehrte ganz anders, und wie es dem Laien, wenn er sich und seine Frau und seine Kinder portraitiren läßt, in erster Linie darauf ankommt, daß das Bild „ähnlich" sei, so fordern jene auch in erster Linie die vollkommenste Treue. Welchen Eindruck der Sinn des Auges erhält, ob coloristische Harmonie, ob ein schönes Spiel von Licht und Schatten und ein reicher Aufbau von Linien es in Entzücken versetze oder ob das Gegentheil es beleidige, das ist nicht die Frage, sondern es handelt sich darum, ob der Verstand sagen kann: „So war es, so sahen der alte Fritz und seine Soldaten aus, so sehen wir Berliner von heute aus, wenn wir in Masse im Biergarten sitzen, so sehen wir uns, wenn wir auf den Hofball gehen, und das ist Borsig's Maschinenfabrik. Die Sache stimmt." — Diese Forderung der Aehnlichkeit ist gewiß nicht unberechtigt. Und wenn wir wählen sollen zwischen solcher unmittelbaren Aehnlichkeit

Digitized by Google

und nachgemachten Visionen, so möchten wir uns auch wohl für erstere entscheiden, zumal wenn, wie bei Defregger und Passini, die Aehnlichkeit mit der Schönheit bequem Hand in Hand geht. Menzel ist nun unstreitig einer der größten Meister im Fache solcher Aehnlichkeit, er hat Glück im Treffen wie wenige. Freilich auch hier ist er beschränkt, denn er hat die Sucht, nur das zu zeichnen und zu malen, was zur Schönheit keine Beziehungen hat. Ein holdes Kind, ein schönes Weib, die Heldengestalt eines Jünglings, ein würdiges Greisenhaupt, das Alles gibt es nicht für ihn; seine Kinder sind mehr oder minder fatale Rangen, seine Weiber im Begriff zu dick oder zu dünn zu werden, seine Jünglinge erheben sich nie über die Militärtauglichkeit, seine Greise sind zahnlose Knickbeine. Mag sein, daß die Welt so aussieht!

„Ja, der Mensch ist ein erbärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich Eben vergessen, und kam, ach wie gereut mich's, zu Dir."

Menzel ist denn auch zur Zeit beim Volke noch keineswegs durchgedrungen; um eine Popularität wie Kaulbach's Goethegallerie zu gewinnen, dazu ist er zu ernst und kernig, um mit Defregger, Knaus und Passini sich um die Gunst des Volkes streiten zu können, dazu ist er zu unliebenswürdig und reizlos. Ob die 24,000 Feldherren des alten Fritz, welche bei der Verlosung der Jubiläumsausstellung als Gewinne in die Welt geschleudert wurden, die Welt wirklich zu Menzel bekehren, steht dahin. Ein Kupferstich nach einem Menzel'schen Gemälde dürfte so leicht in keinem Privathause angetroffen werden, geschweige daß seine Illustrationen neben den Werken des allgeliebten Ludwig Richter häufig zu finden wären. Das Volk Schiller's scheint vom Künstler doch etwas Anderes zu wünschen, als beständig daran erinnert zu werden, daß der Mensch ein ärmlicher Wicht sei.

Aus dem Gesagten wird nicht schwer zu erkennen sein, daß ich auf das Evangelium der vollkommenen Naturtreue nicht zu schwören vermag, sondern es im Gegentheil als eine flüchtige Mode ansehe, die durch ungemessene Reclame dazu gelangt ist, den Tag, respective ein paar Jahrzehnte zu beherrschen. Daß es aber dahin gekommen ist, das hängt ganz außerordentlich nahe mit der überwiegenden Herrschaft des Verstandes in unserer Zeit zusammen. Nicht als ob nicht noch gelegentlich sehr erhebliche Dummheiten an der Tagesordnung wären, nein, das meine ich nicht —; aber der Verstand hat es dahin gebracht, sich als das Wünschenswertheste in dieser Welt aufzuspielen, sich sogar die Miene eines Orakels zu geben in Dingen, die ihn nichts angehen; vielmehr zu behaupten, daß alle Dinge ihn angingen. Und dieser Anmaßung haben, wie die Klügeren, die immer nachgeben, sich viele bessere Kräfte unserer Seele gefügt und vor allem unsere Sinnlichkeit. Diese läßt sich von dem Verstande geradezu tyranniſiren und als eine etwas anrüchige Persönlichkeit mißhandeln. Der Verstand fragt zunächst nach dem Stoff, dem Was des Kunstwerkes; die Sinnlichkeit nach dem Wie, nach der Behandlung; der Verstand fragt nach der Belehrung, die wir aus dem Werke schöpfen, nach der Förderung, die unsere Tugend und Moral dadurch erfährt und dergleichen Dingen; die Sinnlichkeit will nur genießen; genießen im edelsten Sinne freilich, aber doch nur genießen; sie fragt nach Belehrung und Tugend und Moral nichts. Ihre einzige Instanz ist das Auge. Ach und wie sehr wird in der Erziehung des modernen Menschen das Auge vernachlässigt! Ganz speciell vom Christenthum ist es in Acht und Bann gethan und Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen führen zu sicherer Verdammniß. Heine theilt die Menschen ein in Juden und Hellenen, d. h. die geistig immer in der Wesen Tiefe trachtenden und die sinnlich sich an der schönen Form beseligenden; er spricht von dem Juden Hengstenberg und dem Hellenen Goethe; so könnte man auch sprechen von Rafael, dem Sohne Athens und Luther, dem Sohne Jerusalems. Wie im Wissenschaftlichen so hat zur Zeit auch im Künstlerischen das Werk Luther's den Sieg errungen, d. h. die Freude an der Behandlung ist untergegangen in der Untersuchung des Stoffes; das hellenische Auge ist erblindet in dem judäistischen Bewußtsein, daß Gott nur das Herz ansieht. Einen Todesstoß erhielt die Kunst, als diese Meinung durchdrang und sie statt des Reiches der Sinne und der Erscheinungen das Reich des Gemüthes und des Stoffes angewiesen bekam.

Das Auge von dem judäisch-spiritualistischen Anathem zu erlösen und wieder in seine alten, fröhlichen heidnischen Rechte einzusetzen, das wäre eine That, die eine abermalige Wiedergeburt der Kunst herbeiführen könnte. Sobald das Auge gleichsam in sein Vaterland und Königreich heimkehrt, wird es wie ein neuer Odysseus dem Freiergeschlecht, das jetzt um die verwittwete Kunst buhlt, ein furchtbares Ende bereiten; vergeblich wird die Gelehrsamkeit vor seinen tödtlichen Pfeilen sich hinter ihre Folianten verschanzen, vergeblich wird die sogenannte reine Wahrheit um Gnade wimmern und behaupten, daß sie es immer gut gemeint habe — Schuß auf Schuß werden sie fallen; der sogenannte Patriotismus in der Kunst und die sogenannte Tugend und der Humor und der Witz — das Auge nimmt wieder Besitz von seinem Hause und nichts wird in der Malerei bestehen bleiben, was nicht Gnade vor ihm findet. Bis dahin freilich hat der Verstand noch gute Tage und kann sich satt essen auf fremde Kosten wie weiland die Freier der sinnigen Penelopeia. Bis dahin freilich wird die Frage nach dem Was, dem Stoff, dem Gegenstande des Kunstwerkes noch vorherrschen und der unverfrorenste Realist der Meister aller Meister bleiben. Erst wenn das Auge wieder die Herrschaft hat, wird die Behandlung, die Form, die Vision, wie es zu allen Blütheperioden geschah, obenanstehen.

Was ist nun der Inhalt, was ist die Form eines Kunstwerkes? Wo fängt das Eine an, wo hört die Andere auf? Was unterscheidet diese beiden Begriffe von einander, denn einen Unterschied sollen sie doch wohl bezeichnen; sonst würden denkende Menschen sich nicht so häufig dieser beiden Worte bedienen; oder sollten wir am Ende gar zu der Wahrnehmung gelangen, daß solche Menschen doch nicht ganz so scharf und tief denken als wünschenswerth ist, daß sie Redensarten gebrauchen, bei denen sich nichts denken läßt. Was ist die Form, was ist der Inhalt eines Kunstwerkes? Die Form ist wohl unstreitig das, wodurch wir die Existenz des Kunstwerkes überhaupt gewahr werden, die Reihenfolge der Töne in der Musik, die Linien, die Farben in der Malerei, die Flächen in der Sculptur, und diesem soll ein gewisser Inhalt entgegengesetzt sein, ein Inhalt, der auch allenfalls ohne die Form existiren könnte auf eigene Hand, wie man andererseits ja Formen zuzugeben geneigt ist, die ohne Inhalt existiren.

Führen wir Rafael's Sixtinische Madonna auf eine gute Copie, auf einen Kupferstich, auf einen bloßen Umriß, auf eine elende Pinselei in einer Jahrmarktsbude zurück; die göttliche Majestät behauptet sich schwächer und schwächer auf allen Stufen, aber sie behauptet sich doch; geben wir aber den letzten jämmerlichen Umriß auf und fangen an, bloß mit Worten, mit Logik, mit Theologie, mit Poesie selbst das Kunstwerk demonstriren zu wollen, so sind wir ohnmächtig; ganz allgemeine, vage Vorstellungen werden wir vielleicht erwecken; aber sicherlich nichts was auch nur annähernd diesem Bilde ähnlich sähe.

Ach, die Stoffe und die Gedanken und Redensarten, die liegen umher zu tausenden wie die Muscheln am Meeresstrand; die kann jedes Kind zum Spiel aufnehmen und wieder wegwerfen. Aber die Form finden, das ist die Sache des Genius. Die Form ist das Unsterbliche; nicht der Stoff; zu Tausenden sind Madonnen vor Rafael gemalt, zu Tausenden nach ihm; ist es der Stoff, was der Sixtina, oder der Madonna della sedia die Ewigkeit sichert? nein, die Form ist's. Daß die Linien, die Farben, die Lichter, die Schatten gerade so und nicht anders geführt sind, das ist die Göttlichkeit jener Kunstwerke. Alles andere haben sie mit Legionen von Bildern niederen und niedersten Ranges gemein.

Ein Werk des Wissens dagegen steht unter ganz anderen Bedingnissen. Die Form ist hier im Gegensatz zum Inhalt betrachtet ebenso gleichgiltig wie wir bei den Werken der Kunst umgekehrt den Inhalt der Form gegenüber gleich Null geachtet haben. Ein mathematischer Lehrsatz mag bewiesen werden in

Digitized by Google

welcher Form er wolle, wir fühlen uns durch jeden Beweis vollkommen befriedigt; unser Intellect hat die Alleinherrschaft, ob die geometrische Figur schwarz auf weiß oder weiß auf schwarz gezeichnet sei, ob die Linien sauber oder struppig, ob der Docirende eine wohltönende oder heisere Stimme habe, das Alles ist nichts im Vergleich zu der evidenten Wahrheit, deren sich unser Verstand bemächtigte. Wir sind in solchem Augenblick vom Wirbel bis zur Zehe Mathematik, und wie tödtlich würde der ausgelacht werden, der da sagte: wenn die Mathematik nur zu meinem Verstande spricht und mir nichts für das Auge, für das Ohr, für die Seele gibt, ist es nicht der Zeit werth, ihr zuzuhören. Es gibt wohl schwerlich Bücher, die eine größere Bedeutung für die Cultur der Menschheit hätten als die Schriften von Copernicus, Kepler und Newton, — und doch, wer liest sie heute? Ihr Inhalt ist auf den letzten Extract concentrirt, Gemeingut der Menschheit geworden, ihre Form ist gleichgiltig, oder wer von uns weiß von den unmittelbaren Worten, in denen diese Riesengeister sich ausgesprochen haben, heute noch zu citiren? Wer dagegen fühlte sich nicht böotierhaft blamirt, wenn er nicht über den Inhalt mit einiger Deutlichkeit Rechenschaft zu geben vermöchte? Hier ist der Verstand am Platze und prüfe und sehe ein, und lasse nicht ab, auch die verborgensten Winkel nach Wahrheit zu durchforschen; aus der Kunst aber trolle er sich fort, und lasse den Sinnen, oder wenn das verklärter klingt, der innigen Empfindung das Feld.

Ich weiß: wer heutzutage der Alleinherrschaft des Verstandes, der Idee widerstrebt und den dunklen elementaren Trieben unseres Wesens noch ein paar kümmerliche Reste vindicirt wissen will, der hat alle Sacher gegen sich; der wird für einen Dunkelmann, für einen Mystiker, für einen Narren, für einen Dummkopf ausgeschrien. Was Wunder, wenn ich, ein Neuling, dessen Name keinerlei Garantie und Autorität mit sich bringt, mich in dieser peinvoll ausgesetzten Stellung nach Bundesgenossen umsehe? In allen Nöthen des Lebens, wende ich mich, wie andere an ihre Schutzheiligen, andere an ihren Advocaten, an unseren Goethe, und wenn ich den an meiner Seite weiß, dann ist mir nicht bange, und ob die Welt voll Teufel wär. Goethe hat aber einmal gesagt wie folgt:

„Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei, so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja, euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermuthigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre Alles eitel, wenn es nicht irgend ein abstracter Gedanke und Idee wäre. — Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht. Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! — Es hätte in der That ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es im Faust zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen, durchgehenden Idee hätte reihen wollen! Es war im Ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstractem zu streben. Ich empfing im Inneren meine Eindrücke und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensfroher, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung zum Vorschein zu bringen. Ich bin der Meinung: je incommensurabeler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Production, desto besser."

So sagte Goethe zu seinem getreuen Eckermann am Sonntag den 6. Mai 1827. Wahrlich, sonnenhelles Tageslicht in jedem Worte. Was für Goethe hier in der Dichtung die abstracte Idee ist, das ist in der Malerei der Stoff. So wie Goethe nicht eine Idee verkörpern wollte, sondern seine inneren Eindrücke darstellte, so verkörperten Rafael, Michelangelo, Rubens und alle großen Maler nicht geschichtliche, psychologische, theologische Stoffe, sondern sie rundeten die Anschauungen und Eindrücke ihres Inneren, und stellten dar, was in ihrer Phantasie vor sich gegangen war. Die Erscheinung war ihr Gebiet: Kraft, Anmuth, Würde, Ruhe, Anstrengung, alles was dem Menschen von außen betrachtet eigen ist. Und wenn der Dichter das Herz in seinen Leidenschaften schildert, in seiner Liebe und seinem Haß, seinem Hoffen und Verzagen, in all seinen bösen und all seinen guten Trieben, und wenn der Musiker die noch geheimnißvolleren, namenlosen Tiefen der Seele entsiegelt und ihre Ströme hervorquellen läßt, so schildern der Maler und Bildhauer den Leib in all seinem Thun und Lassen. Aber wie der Dichter nicht das Herz von Hinz und Kunz schildert, wenn sie aufstehen und zu Bette gehen, Geschäfte machen und Mittags essen, nicht die platte, bewegungslose Alltäglichkeit, sondern das Herz in seinen großen und kleinen, tragischen und komischen Leidenschaften, so schildert der große Maler auch nicht die triviale Außenseite des ersten Besten, der ihm auf der Straße begegnet, sondern wie der Dichter das interessante Innerliche, so der Maler das interessante Aeußerliche. Das haftet keineswegs bloß an Göttern und Heroen. So wie Fritz Reuter uns mit den Herzen seiner Mecklenburger bezaubert, so bezaubert uns Defregger mit der Erscheinung seiner Tyroler. Wie jene psychologisch interessant sind, so sind es diese malerisch. Wollte man sich aber eine Dichtung denken, die den Trivialitäten unserer modernen Realisten adäquat wäre, so müßten diese von A bis Z mit der Schilderung nichtssagender Lappalien sich hinschleppen, Essen, Trinken, Schwatzen, Schlafen, aber ohne Leidenschaft, ohne Humor, ohne Liebe, ohne Haß. Es gibt auch in der Literatur gewiß Plattheiten in Menge; aber das sind unfreiwillige; die Plattheit zum Princip machen, das blieb der neuesten Malerei vorbehalten.

Wohin diese neueste Strömung führen wird; wer vermag es zu sagen? Wird sie wachsen, ist sie schon im Abnehmen begriffen? Sie beschränkt sich nicht auf Deutschland, sie ist wie die Cholera international. Wie die Cholera? Nein, der Vergleich war doch wohl unbillig; individuelle Abneigung soll, wenn es irgend möglich ist, nicht bis zur Ungerechtigkeit sich steigern. Einen so grundsätzlichen Verzicht auf Schönheit, Sinnlichkeit, Vision, ein solches Hervordrängen des Thatsächlichen, Verstandesmäßigen, Alltäglichen hat die Kunstgeschichte noch nicht gesehen; aber muß gleich Alles zum Verderben führen, was bisher noch nicht dagewesen? Fern sei solch conservativ-academisches Vorurtheil. Die Aufzeichnung der nackten Wahrheit,

„splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt"

muß nur nicht als Ziel, sondern als Weg gelten, so mag sie uns vielleicht zum größten Heil gereichen. Ohne Zweifel ist der Kreis dessen, was malerisch möglich ist, wenn er auch schon Giotto und Murillo, schon Michelangelo und Boucher umspannt, noch nicht geschlossen. Vielleicht entwickelt sich aus dem Princip der nackten Wahrheit doch noch einmal wieder ein großes Künstlergenie; wir wollen es hoffen; denn hoffen ist immer besser als verzweifeln; nur rede man uns nicht ein, daß wir dieses Genie bereits besäßen, daß der Messias, dessen wir harren schon unter uns wandele und Wunder thue. Möge er bald kommen; die Welt lechzt und sehnt sich nach einem wahrhaft großen Künstler.

Feuilleton.

Dresdener Erinnerungen.

Von Otto Roquette.

(Fortsetzung.)

Wenn aber einer von den damals in Dresden versammelten Schriftstellern mich ganz gewann, so war es Berthold Auerbach. Von seinen novellistischen Dichtungen war ich längst eingenommen, nun gewährte seine persönliche Freundschaft in fast täglichem Verkehr mir die reichste Anregung. Es gab kaum einen bequemeren Menschen zum Umgang. Immer

Digitized by Google

voll Ideen, immer zu ernsten Erörterungen gestimmt, dabei jedem Scherz zugänglich, und der Thorheit nicht abgeneigt. Wenn Gutzkow überall Widersacher erblickte, sah Auerbach in Allen, die ihm entgegenkamen, mit dem naivsten Selbstbewußtsein Verehrer und Freunde. Und waren sie es noch nicht, so machte er sie dazu durch sein gewinnendes Wesen. Er regte an und wurde leicht angeregt. Es mochte ihn einmal die trübste Stimmung überkommen (er hatte Ursachen dazu), ein Wort der Anerkennung, ein Hinweis schon auf irgend etwas in seinen Dichtungen, verscheuchte sie; er war wie umgewandelt. Viele tadelten seine Eitelkeit. Er hatte davon vielleicht nicht mehr als Andere, die sich nur besser auf Heuchelei verstanden. Er aber gab sich darin ganz unbefangen; er konnte durch einen kleinen Spott darüber sogar zum Lachen fortgerissen werden. Theilnahme und Verständniß aber freuten ihn dermaßen, daß er das Bedürfniß fühlte, zärtlich zu werden. Ich denke an einen Auftritt auf der Terrasse unter vielen Spaziergängern in der sommerlichen „Fremdenzeit“: Die Novelle „Das Barfüßele“, welche kürzlich erschienen war, hatte mir hohen Genuß bereitet, und ich sprach ihm meine Freude darüber aus. „Ich könnt' Euch umarmen, ich könnt' Euch abküssen!“ rief er, „daß Ihr mir das gesagt habt!“ Und nur mit Mühe war er von seinem Vorhaben abzubringen und bei Seite zu führen. Die älteren Leute unserer Generation, welche ihn gekannt haben, erinnern sich, wie er in vertraulichem Verkehr das ihm heimisch klingende „Ihr“ dem höflichen „Sie“ bei der Anrede vorzog.

Einen bedeutenden Zuwachs erhielt das Dresdner Leben durch den Eintritt Hettner's, der, von Jena her, als Professor der Kunstgeschichte an die Akademie berufen worden war. Ursprünglich Archäologe, hatte er sich nebenbei schon mit Vorliebe der neueren Literatur zugewendet. Sein großes Werk darüber entstand aber erst in den nächsten Jahren in Dresden. War er bei seiner Ankunft noch nicht die literarische Macht, zu der er sich später entwickelte, so trat er doch in eine hervorragende Stellung, lebte in der besonderen Bevorzugung des Königs und wurde häufig zu den Hofgesellschaften befohlen. Da er von Hause aus in günstigen Lebensverhältnissen, dazu von bestimmt ausgeprägter Persönlichkeit war, gestaltete es sich wie von selbst, daß sein Haus zu einem geistigen Mittelpunkte wurde. Darüber erwachten Eifersüchteleien, Mißhelligkeiten aller Art, und bald stand Hettner inmitten einer unerquicklichen Gegnerschaft. Das Parteiwesen wurde sehr böse, man konnte auf der Straße von dem Einen heftig angefahren werden, weil man es gewagt, mit dem Anderen zu sprechen. Daher sich die Hoffnungen, die ich auf den Verkehr mit Hettner setzte, nicht ganz erfüllten. Ich kannte ihn von Heidelberg her, wo er sich zuerst als Privatdocent niedergelassen hatte (es waren etwa fünf Jahre seitdem vergangen); sein Colleg über die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts war eins der besuchtesten; und da er, als ein noch junger Mann, sich den Studenten zugänglich gab, war ich ihm persönlich näher getreten. So empfing er mich denn auch in Dresden ganz freundlich, und ich durfte mich stets seines Entgegenkommens erfreuen. Da ich mich aber von den Parteiungen ganz auszuschließen wünschte, mußte ich auch gegen ihn in einem gewissen Rückhalt bleiben. Auch war mir inzwischen klar geworden, daß ich in den schriftstellerischen Kreisen, bei ihrem dermaligen Zustande, gar nichts lernen konnte. Wenigstens nichts Gescheites und Zweckmäßiges. Uebrigens gab die Schule ihre Pflichten. Es war immer etwas, wenn neben den laufenden Unterrichtsstunden alle vierzehn Tage sechzig und mehr deutsche Aufsätze aus zwei Classen einliefen und durchgesehen werden mußten. Die Ferien erschienen daher als eine willkommene Zeit, um einmal auszufliegen, nämlich für diejenigen Lehrer, welche, gleich mir, mit ihrer Wohnung nicht an die Anstalt gebunden waren. Denn eine große Anzahl der ausländischen Schüler (Amerikaner, Engländer, Serben, Rumänier, Knaben und Jünglinge aus allen Weltgegenden), welche als Alumnen in der Anstalt lebten, blieb auch in den Ferien in Dresden. Somit mußte auch die Mehrzahl der Lehrer (sie hatten sich contractlich dazu verpflichtet) zur Beaufsichtigung im Hause verbleiben. Die Folge davon war, daß von den jüngeren Lehrern wenige länger als ein paar Jahre bei der Anstalt aushielten. Die Zurückbleibenden warfen dann in die beginnende Ferienstimmung der Glücklicheren all' ihre hadernde Wuth, die sich auch wohl in komischer Weise äußerte. Einer der Aelteren, welcher mit größerer Seelenruhe die Dinge hinzunehmen pflegte, hatte ein förmliches „Ferienfluchregister“ angelegt, in welches er Jahraus Jahrein alle vernommenen Ausdrücke der Verstimmung, des Ingrimms, der Mißgunst, des Unbehagens jeder Art, eintrug und in wissenschaftlich humoristischer Weise unter Rubriken brachte. —

Es standen damals in Dresden zwei Familien in erster Reihe, welche in gesellschaftlich großem Stil ein Haus machten, und ohne sich um die Parteien zu kümmern, Alles versammelten, was irgendwie einen öffentlich vertretenen Namen trug. Das eine war das Haus des Major Serre, der sich in der nächsten Zeit durch die Schiller-Lotterie und seine ausdauernde Thätigkeit zu Gunsten der Schillerstiftung rühmlich und dankenswerth bekannt machte. Das Serre'sche Ehepaar, in den günstigsten Verhältnissen lebend, wußte nicht nur alle Persönlichkeiten aus den Gebieten der Literatur, der bildenden Kunst, der Musik, des Theaters zu vereinigen, sondern auch durchreisende Fremde, für welche Dresden ein Anziehungspunkt war, wurden hier stets eingeführt und willkommen geheißen. Im Sommer wurde der Strom der Gäste nach dem schön gelegenen Serre'schen Gute Maxen gelockt, wo die Gastzimmer niemals leer standen, häufig sogar nicht ausreichten. Im Winter waren die großen Räume des Hauses in der Stadt an bestimmten Abenden geöffnet und wiesen die Repräsentanten der ganzen europäischen Gesellschaft auf. Berühmte Namen von Engländern, Amerikanern, Italienern, Dänen (Andersen war hier wie in Maxen ein immer wiederkehrender Gast und Freund des Hauses) hörte ich in den Serre'schen Gesellschaftsräumen zuerst nennen, und konnte die Gefeierten wenigstens betrachten. Glanzgestirne von exotischen Concertsängerinnen, Geigenvirtuosen, Gräfinnen welche die Harfe meisterhaft spielten; dazu Diplomaten, Minister, schöne Romeos im Frack, Alle wurden mit Begeisterung empfangen; wenn dann auch die Begeisterung in etwas zu gleichmäßigem Accord angeschlagen, und nur zu Gunsten der Fremden und am weitesten Hergereisten noch um eine Klangfarbe gesteigert wurde.

Rauschte hier ein mehr internationaler Verkehr vorüber, so gab in einem anderen Mittelpunkte der Dresdener Gesellschaft das Familienleben den Grundton an. Es war das Haus des Malers Grahl. Sein Haus, ein palastartiges Gebäude an der Bürgerwiese, und die köstliche Villa Rosa als Sommeraufenthalt, an der Elbe gegen Loschwitz zu gelegen, beide von Semper gebaut, sind als architektonische Meisterwerke kunsthistorisch geworden. Im Inneren überall künstlerische Würde, verbunden mit wohnlichem Behagen. Hier saß die Hausfrau mit ihren Töchtern bei ihren kleinen Handarbeiten, und empfing die Gäste, deren einige fast allabendlich den Familienkreis erweiterten. Da der Ton hier ganz harmlos war, verstand ich mich wohl dazu, etwas von meinen kleinen Dingen vorzulesen, aber nur im engsten Kreise, wenn keiner von den großen Propheten gegenwärtig war. Denn vor diesen wäre mir ein solches Wagniß sehr übel bekommen. An einem solchen Abend (ich las ein Gedicht „Tonio“, in Hexametern, vor) war unter meinen Zuhörerinnen, und zwar mit einem großen Strickzeug beschäftigt, Jenny Lind, die „schwedische Nachtigall“, jetzt Frau Goldschmidt, welche, nachdem sie der Bühne entsagt, sich in Dresden niedergelassen hatte. Sie war eine sehr dankbare und liebenswürdige Zuhörerin, und forderte mich auf, auch ihr Haus zu besuchen; was ich mir nicht zweimal sagen ließ. Auch sie hätte in großem Stil leben können, zog es aber vor, mit ihrem Gatten, einem geschätzten Musiker, und ihrem Kinde ein ruhiges Familienleben zu führen, und nur mit einem kleinen Kreise von Freunden zu verkehren. Oeffentlich, oder in Gesellschaft außer ihrem Hause zu singen, ließ sie sich um keinen Preis erbitten, dagegen war sie als Wirthin erbötig, ihren Gästen vorzusingen, was und soviel diese begehrten. Und ihre Stimme klang noch unbeeinträchtigt und wunderbar schön. Für ge-

Digitized by Google

wöhnlich sang sie Lieder vor, war aber einmal eine Oper aufgeschlagen, etwa eine Gluck'sche Iphigenie, dann überwältigte sie die Musik plötzlich. Die Tenorarie sei zu schön, rief sie dann, die müsse sie auch vorsingen! Und dann der Chor — dieser himmlische Chor! Sie mußte auch den Chor singen. Sie sang dann nicht, um sich hören zu lassen, sondern um das, wovon sie sich hingerissen fühlte, den Zuhörern mitzutheilen.

Schon bevor ich der Einladung zu diesen befriedigt Glücklichen folgte, hatte ich das Haus öfter betreten, denn in demselben wohnte, halb als Einsiedler, auch der Mann, der mir als die Blüthe aller Bildung erschien, der Graf Wolf Baudissin. Durch seine Schwägerin und deren Gatten, den Maler Friedrich Gonne, mit welchen ich stets in freundschaftlicher Beziehung geblieben, war ich bei ihm eingeführt worden. Schon ein alter Herr, körperlich nicht sehr rüstig, geistig völlig jugendfrisch, Allen überlegen, die damals in Dresden lebten, besuchte Graf Baudissin niemals Gesellschaften, und sah nur selten mehr als ein paar Gäste bei sich, zumal seine, obwohl bedeutend jüngere Gattin, bei ihrer zarten Gesundheit großer Schonung bedurfte. Selbst ihr meisterhaftes Clavierspiel konnte sie nur noch wenig ausüben. Sie galt als eine der bedeutendsten „Bach-Spielerinnen", und wußte unter den Modernen besonders Chopin zur Geltung zu bringen. Die Verdienste des Grafen Wolf Baudissin um die deutsche Uebersetzungskunst sind nicht so bekannt, als sie sein sollten. Daß fast die Hälfte der Stücke Shakespeare's in der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung von ihm übertragen worden ist, wußten auch in den literarischen Kreisen Dresdens nur Wenige, und um sein Werk „Ben Johnson und seine Schule" kümmerte man sich auch nicht. Immer thätig, einer der gelehrtesten Kenner fremder Literaturen, krönte er seine Lebensarbeit noch in hohem Alter durch die Uebersetzung der Werke Molière's. Eine Würdigung hat er nach seinem Tode durch Gustav Freytag empfangen. Baudissin war ein vornehmer Mann im besten Sinne. Er stand dem literarischen Kleintreiben ganz fern, er dachte auch über die Größen, welche damals in Dresden lebten, nicht gleich hochachtungsvoll. Sein feines Urtheil übte gern Anerkennung, und wußte sie in reiner Form zu spenden. Auch entging seinem rastlos umschauenden Blicke nichts, woran sich mit einem gewissen Gemüthsantheil anknüpfen ließ. Aber eitle Schaustellung, unwahres Wesen, oder Lärmsucht durften gar nicht in seine Nähe kommen. Er war eine der idealsten Naturen, und verlangte von Anderen, wenn er Theilnahme für sie fassen sollte, Sauberkeit des Charakters; von dem Schriftsteller aber durchaus ein künstlerisches Streben. War er selbst doch aus einer Zeit erwachsen, da, unter dem noch persönlichen Einflusse Goethe's, das künstlerische Gesetz in der Literatur noch von Geltung war, und daneben, in der romantischen Schule, der Kunst eine bestimmte, wenn auch anders gefaßte Bedeutung zugewiesen war. Er überschätzte die Romantiker nicht, selbst nicht den ihm so lange verbündeten Tieck, aber er wollte erst recht nichts wissen von der Unterschätzung ihrer reichlich ausgestreuten Bildungselemente, welch letztere er in dem damaligen Dresdener Literaturleben nicht finden konnte. Meine Studien, und vielleicht meine Jugend, mochten es sein, die mir das große Glück verschafften, zu den Wenigen zu gehören, die er um sich leiden mochte. Und ein Glück war das jedenfalls, denn wenn es durch persönlichen Verkehr in Dresden etwas für mich zu lernen gab, so war es durch den Umgang mit ihm. Durch die Frauen war ich unterrichtet, daß er unerwartete Besuche nicht gern annahm, und ich mich von ihm rufen lassen müsse. Dies geschah dann häufig durch ein Zettelchen, bald zum Thee oder zu Tische, oder auf ein Plauderstündchen gegen Abend, ohne sonstige Gesellschaft. Was mich in den Augen mancher Anderen herabsetzte, nämlich, daß ich von den Coterien- und Parteiwesen nichts wissen wollte, daß ich die Schulmeisterei dem Literatenthum vorzog, dies gerade gefiel ihm, und er bestärkte mich durchaus darin. Daß ein Mann, wie Wolf Baudissin, der sich so lange in allen bevorzugten Kreisen bewegt, alle hervorragenden Persönlichkeiten näher kennen gelernt hatte, etwas erzählen konnte, läßt sich denken. Die literarischen Kreise und Menschen waren es doch vorwiegend, und besonders die Romantiker, mit welchen er so lange gelebt hatte, über die er am liebsten Auskunft gab. Ging er dabei Anekdotischem nicht vorüber, so behandelte er doch meist tiefergehende Fragen aus ihren Werken, und suchte die Unterhaltung vom Einzelnen in's Allgemeine zu lenken. Das geschah auch, wenn er einmal ein paar Gäste mehr an seinem Tische versammelt hatte. Bei einer solchen kleinen Tafel war es, wo, mitten im Gespräch ein Herr die Worte fallen ließ: „Ebenso wenig, wie man unter einer bei Tische sitzenden Gesellschaft eine Novelle spielen lassen kann —" Oho! rief ich, mich vergessend, dazwischen, zwar nur halblaut, aber doch in die Rede des sehr selbstbewußten Mannes hinein. Dieser sah mich scharf an: „Versuchen Sie selbst es, wenn sie den Muth haben!" entgegnete er verweisend. „In der That!" sagte Baudissin begütigend, indem er mir zunickte, „das gäbe eine neue Kunstform. Machen Sie sich an's Werk, und dann lassen Sie durch eine Vorlesung uns Alle daran theilnehmen!" Obgleich ein wenig eingeschüchtert, erklärte ich mich bereit dazu, unter der Bedingung, daß ich für die Aufstellung der Speisekarte auf weibliche Mitwirkung rechnen dürfte. Die drei anwesenden Damen, Frau Jenny Lind-Goldschmidt, Frau Philippine Gonne und die Wirthin, versprachen sogleich ihre thätige Beihülfe. Wirklich erhielt ich einige Tage darauf von den Damen eine zwei Ellen lange Speisekarte auf zusammengehefteten Papierstreifen, untermischt mit allerlei scherzhaften Gerichten, welche für den novellistischen Theil etwa zu verwerthen wären. Aber auch der rein kulinarische Theil war so überreich und verwirrend für mich, daß ich mir eine Vereinfachung desselben erbitten mußte. So entstand die in guter Laune geschriebene Schnurre: „Bei Tische. Eine gastrosophische Novelle." Zu einer Vorlesung kam es freilich nicht. Sie erschien später gedruckt, und zwar zu einer Zeit, da veränderte Verhältnisse in dem Kreise, für den sie bestimmt war, manches verschoben hatten, und somit dem Scherze die Spitze verloren ging. Sie wurde aber im Baudissin'schen Hause gelesen. Obgleich sonst wenig bekannt geworden, erwarb sie sich hier und da Freunde, wo ich sie nicht vermuthet hätte.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

„Die goldene Legende".

Dramatische Cantate nach dem englischen Texte Jos. Bennett's von Dr. Carlotta. Musik von Arthur Sullivan.

Der Ritter (knight*) Sullivan fand auf den reichen und verdienten heidnischen „Mikado"-Lorbeeren keine Ruhe; er wollte auch eine christliche Palme erwerben. Nun mochte er wohl fühlen, daß ein wahres Oratorium viel mehr künstlerisches Rüstzeug verlangte, als er besaß, und daß heutzutage selbst ein bedeutender Contrapunktist kaum wagen darf, ein rein biblisches Oratorium vorzuführen, um nur noch auf dem Felde des rein Kirchlichen, der Messe, des Psalms, des a capella-Chores auf wirklichen Erfolg hoffen darf, weil einerseits die Fachleute an ein religiöses Werk die höchsten Forderungen stellen, andererseits das Publikum nur mehr den älteren accreditirten Werken Theilnahme zuwendet, und jetzt mehr Neigung für die Mischgattung, für die Concertoper, bekundet. Es schien also vom künstlerischen, wie vom rein praktischen Standpunkte geboten, ein anderen Stoff als den rein kirchlichen zu finden, einen Stoff, der sich in bequemerer Form behandeln ließ, als der eben erwähnte, der Stileinheit und kunstvollen Aufbau unerläßlich bedingt. Nun paßt entschieden nichts besser für solche Mischgattung, als eine dramatische Cantate, in

*) Herr Sullivan ist nach den großen Erfolgen seines „Mikado" in den englischen Ritterstand erhoben worden.

Digitized by Google

welcher allerhand religiöse Motive mit unterlaufen. Der Componist kann da alle möglichen Stile, dramatischen, theatralischen, oratorischen, kirchlichen und profanen, anwenden, ohne daß ihn darob ein unmittelbarer Vorwurf treffen darf; er kann mit vollem Recht behaupten, daß er bei jeder Scene den Stil angewendet hat, der gerade angemessen war; und gegenüber der (allerdings sehr schwer wiegenden) Bemerkung, daß mit einer derartigen Mischmascherei ein Kunstwerk niemals geschaffen wird, kann er den Einwand erheben, daß er ein solches gar nicht beabsichtigt, sondern ein effectvolles Stück, das nicht trivial genannt werden dürfe; und so behält er wieder Recht.

Von diesem Standpunkte muß man „Die goldene Legende" des Herrn Sullivan als Ganzes betrachten, bevor die Beurtheilung der einzelnen Theile beginnt. Der Stoff ist jener Sage vom „Armen Heinrich" entnommen, die zuerst Hartmann von der Aue im zwölften Jahrhundert und A. von Chamisso in diesem dichterisch erzählt hat. Nach dieser Sage war ein wackerer Rittersmann von böser Krankheit heimgesucht, von allen Menschen gemieden; er verläßt sein Schloß und findet Asyl in dem Hause eines treuen Meiers, mit dessen Tochter er öfters gespielt hat, als sie beide noch Kinder waren. Diese hört, daß ein weiser Arzt in Salerno dem Kranken erklärt habe, er könne nur genesen, wenn eine reine Jungfrau freiwillig ihr Leben für ihn opferte und ihr Herz aus dem Leibe schneide ließe; und sie faßt den Entschluß, den Herrn durch ihren Tod zu heilen. Keine Abmahnung der Eltern und selbst des armen Kranken bringt sie von ihrem Willen ab; zuletzt bewegt ihre unerschütterliche Festigkeit den Grafen, mit ihr nach Salerno zu wandern. Dort liegt sie schon auf dem Martertische des Arztes, da erwacht im armen Heinrich das Gewissen, er will lieber weiter dulden, als durch ein schreckliches Mittel genesen, er ruft dem Arzte zu, daß er das Mädchen leben lasse und zieht mit ihr von dannen. Durch die göttliche Gnade erlangt er seine Gesundheit wieder, und ehelicht die brave Jungfrau. Das ist ein gar schöner Stoff, in seiner edlen Einfachheit. Leider ist er von Longfellow mit anderen Beigaben vermischt worden, mit Lucifer, mit Straßburger Münster-Glocken u. s. w. In seinem Gedichte — das mir in diesem Augenblicke nicht zur Hand ist — werden diese Beigaben ganz gewiß auch große Schönheiten bieten; aus dem Textbuche des Herrn Bennett dagegen wird kein Mensch klug, was der Lucifer eigentlich will, warum er sich dem armen Heinrich als Arzt vorstellt, dann mit dem Pilger nach Salerno zieht, endlich dort wieder als der Arzt, den sie suchen, erscheint. Er selbst gesteht, daß diese reine Jungfrau niemals ihm unterthan werden wird, und daß nur der Kranke ihm gehörte; aber auch das scheint mir eine ganz unrichtige Auffassung der Legende, denn sobald das Opfer von dem Mädchen ganz freiwillig, ohne das mindeste Zuthun eines Anderen, gebracht ward, traf nach den damaligen Begriffen den Geretteten keine Schuld, die ewige Verdammniß nach sich zog. Doch diese Frage ist eine nebensächliche, wenden wir uns zur Musik.

Vor Allem möge der freundliche Leser die Versicherung genehmigen, daß ich sowohl bei der Prüfung des Clavierauszuges, sowie bei dem Anhören der Ausführung durchaus nicht etwa mit einem Vorurtheile gegen den Operettencomponisten, der nur fromme Musik machen wollte, zu Werke ging. Ich habe seiner Zeit trotz der Abneigung gegen den Offenbach der letzten Periode mit aufrichtiger Bewunderung sein allerletztes Werk, die „Erzählungen Hoffmann's" vernommen. Und da ich in Herrn Sullivan's „Mikado" das Madrigal als ein kleines Meisterstück effectvoller Stimmführung betrachtete, so war es mir gar nicht unmöglich erschienen, daß er auch in einer dramatisch-religiösen Cantate ganz Tüchtiges leisten könnte, wenn er den richtigen Weg einschlug, nicht zu große Anläufe nahm, mehr das freundlich Innerliche anstrebte, und hie und da auch das Contrapunktische mit anwendete. Aber sein Gedankenflug ging nach ganz anderer, falscher Richtung. Große Glocken und lateinische Hymnen, Hohngesänge Lucifer's und Liebeshymnen und Barcarollen sind durcheinander gemengt, ohne daß mit Ausnahme der letztgenannten irgend ein Stück sich über die Region des Mittelmäßigen erhebe, und insofern kann der Gedankenflug nicht ein Ikarischer genannt werden, weil er der Sonne nie zu nahe kommt. Die erste Nummer ist ein Chor, in welchem Lucifer seine Schaaren aufbietet, den Glockenthurm des Straßburger Münsters zu zerstören; doch die bösen Geister vermögen nichts gegen die frommen Glocken und die mit ihnen verbundenen Engelstimmen. In diesem Chore wechselt das Orchester zwischen chromatischen Gängen und Tremolo, und wirkliche große Glocken tönen dazwischen; diese waren extra von London herüber gebracht worden, und wiegen 30 Centner oder noch mehr. Besser wär's die Glocken wögen leichter und die Musik schwerer! Hierauf folgt eine Art von Monolog des „Prinzen" Heinrich, in welchem die Orchesterbegleitung wirksam hervortritt. Die Erscheinung Lucifers wird durch eine Art von Leitmotiv-Thema bezeichnet, das jedesmal wiederkehrt, wenn dieser böse Geist sich zeigt, und das, der Originalität entbehrend, an die Gounod'sche Mephistomanier streift. Das Duett zwischen ihm und dem Kranken ist bedeutungslos, die Rolle, in welcher Lucifer seinen Trank preiset, erinnert sehr stark an das Feuergewirre in Wotan's Logeruf in der „Walküre", der Gesang Heinrichs nach dem Trank an Gounod. Die zweite Scene bringt eine Abendhymne der Landleute, die dem Theaterpublikum gut klingt, aber dem Kenner sofort als eine recht schwache Arbeit erscheint. Die Scene, da der arme Heinrich mit Elsie nach Salerno wandert, bringt eine recht hübsche italienische bacarollartige Melodie, die sich gegen das Ende verflacht. Dann kommt wieder das Lucifermotiv, das der Componist geschickt mit einem lateinischen Gesange der Pilger vereinigt. Es ist das einzige Stück, in welchem sich etwas künstlerischer Fleiß kundgibt. Die gleich darauf folgende Arie der Elsie klingt ganz wie „Athmet er nicht die süßen Lüfte" im „Lohengrin". Von da ab wirkt die Monotonie und die Schwäche der Erfindung immer herabstimmender auf den Hörer; und der Anlauf zu einer Fuge, welchen der Componist in letzterem Stücke nimmt, ist ein fast schülerhafter zu nennen; schon das Thema ist wenig bedeutend, die Durchführung mangelhaft, die Stimmen gehen sehr oft recht bequem in Terzen nebeneinander, und man kann nicht begreifen, daß Herr Sullivan in früheren Zeiten ernsthaft Musik componirt haben soll, und erst in neuerer Zeit zur Operette übergegangen sei. Möge er doch dem Winke des Schicksals folgen und keinen anderen Erfolg mehr suchen, als den in der leichtfüßigen Gattung.

In der Ausführung waren der Stern'sche Gesangverein, das Philharmonische Orchester und einige Mitglieder der Königl. Oper thätig (das Opernhaus war an diesem Abende gepachtet, Chor und Orchester standen also unter jeder Verpflichtung). Fräulein Pattini (Elsie) war so schwach und so unsicher, daß selbst das Publikum, in welchem diese schöne und angenehme Soubrettensängerin viele Freunde zählt, sein Mißvergnügen nicht ganz verbergen konnte. Frau Lamert, die Herren Rothmühl und Krolop leisteten Treffliches. Das Haus war vollständig gefüllt, trotz der hohen Preise; die großen Glocken, die schon seit Wochen in allen Zeitungen wiederhallten, und die Neugierde, den „Mikado"-Componisten als Dirigenten einer frommen Cantate zu sehen, hatte das elegante Publikum der Hauptstadt herbeigezogen. Die Aufnahme war eine sehr laue. Die schwachen Beifallversuche, die im ersten Theile angestellt wurden, verschwanden zu Ende ganz. Heinrich Ehrlich.

Notizen.

Homer und die Ilias. Von Elard Hugo Meyer. (Berlin, R. Oppenheim.) — Der Verfasser gibt hier nicht etwa eine neue Untersuchung über die Einheit oder die Vielheit Homer's, sondern eine feinsinnige Analyse der unsterblichen Dichtung, wobei auf die Entstehung und die Schicksale eines der edelsten und einflußreichsten Gebilde menschlicher Kunst neue Lichter fallen. Namentlich fesselnd sind die Capitel, worin Homer's befruchtende Einwirkung auf die moderne Kunst klargelegt wird, z. B. Goethe's Verhältniß zu ihm, die homerischen Einflüsse bei Schiller wie im Lied von der Glocke und Homer als malerischer Stoff bei Genelli u. A. Alles in Allem ein Buch, wo Vorwurf und Behandlung gleich anregend und begeisternd wirken.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Aussprache des Griechischen.

Ein Schnitt in einen Schulzopf

von

Eduard Engel.

Gross 8. broch. 2 M. 50 Pf.

Die Schrift beweist unwiderleglich, dass auf den deutschen Gymnasien ein schlechtes Griechisch gelehrt wird und ist dazu bestimmt, einen vollständigen Umschwung des Gymnasialunterrichts herbeizuführen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Baumgarten, Hermann, Geschichte Karls V. Zweiter Band, erste Hälfte. Oktav. 383 Seiten. Elegant broschiert. M. 7.—

Fischer, Kuno, Goethes Faust nach seiner Entstehung, Idee und Komposition. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Oktav. XV u. 472 Seiten. Elegant broschiert. M. 8.—

Roscher, Wilhelm, Grundlagen der Nationalökonomie. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende. Achtzehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Oktav. XVI u. 774 Seiten. Elegant broschiert. M. 11.—

Pocke, Dr. Wilhelm, Die Abgaben, Auflagen und die Steuer vom Standpunkte der Geschichte und der Sittlichkeit. Oktav. XXVI u. 625 Seiten. Elegant broschiert. M. 10.—

Meisterwerke der Encyklopädie

sind nach einstimmigen Urteilen der Presse:

Meyer's Fachlexika

21 Bde., jeder Band 1 Lexikon.

Ich übernahm die gesamten Vorräte der „Fachlexika" und liefere dieselben

zu 1/3 des Ladenpreises.

So z. B.: Staatskunde (6.50) 2.—, Bildende Künste (9.—) 3.—, Deutsche Litteratur (4.50) 1.75, Physik (4.50) 1.75, Angewandte Chemie (5.50) 2.—, Jagd (5.50) 2.—, Handels- und Gewerbe-Recht (5.50) 1.75 etc. etc.

Nur neue Exemplare in eleg. Leinenbänden!

Verzeichnisse gratis u. franco.

Gustav Fock in Leipzig.

Neumarkt 40 u. 38 I.

Bücher-Versandgeschäft.

Deutsch-national.

Kolonial-politische Aufsätze

von

Karl Peters.

186 Seiten gr. 8°. Preis M 4.— broch., M 6.— hlbfz. gebunden.

Verlag von Walther & Apolant in Berlin.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. Schröter, Dresden-N., Oppelstr. 44.

Neu erschienen:

Natur und Sitte.

Zwei Novellen

von

Eugen Löwen.

Eleg. broch. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Verlag von Bruer & Comp., Berlin S.W., Anhaltstr. 11.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser**, Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch**, 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu. zus. 50 M. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes**, übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske**. 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue**, Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 M. — **Schiller**, Sämmtl. Werke m. Biogr. v. Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. geb. nebst: **Heine**, Werke, Hamb. 76, 12 Bde. geb. und: **Grabbe**, Werke, herausg. v. Gottschall, Leipz. 70, 2 Bde. geb. zusammen 25 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

O. Gracklauer's Antiquariat,

Leipzig.

Neueste Erwerbungen:

Dahn, F. Gesammelte kleine Schriften. (Bausteine) 8 Bde. 1879/85. Ladenpreis 49 M. — für nur 15 M. bar.

Körte, W. Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. 1861. Eleg. geb. (10 M.) für nur 3 M. bar.

Müller, A. u. K. Tiere der Heimat. Deutschlands Säugetiere u. Vögel. 2 Bde. 1882/33. Eleg. geb. (36 M.) nur 12 M. bar.

Petri, Fremdwörterbuch. 1886. Leinenband (7 M.) nur 3 M. bar.

Dodel-Port, Konrad Deubler. Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen. 2 Bände. 1886. Eleg. Halbfranzbände (16 M.) für nur 10 M. bar.

Es kommen nur neue und vollständige Exemplare zum Versandt!

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.

Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Zu Uhland's 100jähriger Geburtsfeier.

Ludwig Uhland,

seine Freunde und Zeitgenossen.

Von **Karl Mayer.**

2 Bände gr. 8. 1867. brosch.

liefert in **neuen Exemplaren**

statt M 10.— für M 3.50

Oskar Gerschel,

Buchhandlung und Antiquariat,

Stuttgart, Calwerstraße 16.

Das Werk wurde bei Erscheinen als ein unvergängliches literarisches Denkmal begrüßt, daß der letzte Veteran aus jenem schwäbischen Dichterkreise, welcher sich im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts in Tübingen zusammenfand, dem Freunde gesetzt hat. Ausgestattet mit einer großen Anzahl bis dahin ungedruckter Gedichte aus der Zeit von 1804 bis 1811, welche das Werden und Wachsen des Dichters verfolgen lassen, sind in den mitgetheilten zahlreichen Briefen der verschiedenen Lebensperioden wesentliche Beiträge zur Aufhellung seiner Denkweise geliefert. Die Briefe Uhlands und der Freunde werden durch geschichtliche Notizen erläutert, welche Personen und Begebenheiten in ihrer Wechselwirkung zeigen. Jede Literaturgeschichte und jede kommende Biographie hat sich in dem Buche Raths zu erholen.

Bei dem derzeit so niedrigen, zum ersten Male ermäßigten Preise wird der Rest der Auflage in nicht langer Zeit vergriffen sein und dann das Werk wieder im Preise steigen.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. M. Glogau, Hamburg. Burstah.

Im Verlage von **Alfred Krüger** in **Weimar** ist soeben erschienen:

Dissonanzen.

Zwei Novellen von **E. Vollbrecht.**

1. Fräulein Charlotte. 2. Tante Jutta.

Eleg. brosch. M 2,50, eleg. gbdn. M 3,50.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin N.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY,
APR 20 1887
Library

№ 15. Berlin, den 9. April 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Stimmen aus Frankreich. Von Karl Blind. — Das Branntweinmonopol in Oesterreich-Ungarn. Von Max Quarck. — **Literatur und Kunst:** Ein freiherrlicher Poet. Von Paul Schütze. — Die Apologie des Grafen von Beust. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Dresdener Erinnerungen. Von Otto Roquette. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Offene Briefe und Antworten: Ueber A. Fitger's „Eine neue Strömung in unserer Malerei". Von Anton von Werner. — Notizen. — Inserate.

Stimmen aus Frankreich.

Von Karl Blind.

Die vor den deutschen Reichstagswahlen besonders lebhafte Kriegsstimmung hat hüben und drüben einer gewissen Friedenszuversicht Platz gemacht. Die plötzliche, nicht ganz unverdächtige Mäßigung der Boulevard-Blätter, der Besuch von Lesseps in Berlin, das eminente Friedensfest des Kaiserjubiläums, die Annahme der Militärvorläge durch den neuen Reichstag, die Vorbereitungen zur Pariser Weltausstellung — das Alles hat seinen Antheil an der erfreulichen „Abwiegelung". Aber die Lage bleibt noch immer gespannt und ernst genug. Beweis die französische Spionenriecherei, die sich neuesten Datums wieder in den offenbar von General Boulanger veranlaßten Journalangriffen auf die Militärbevollmächtigten im Allgemeinen und einen deutschen Militärattaché im Besonderen ausspricht. So sei denn als Beitrag zur Kenntniß des Verhältnisses zwischen Frankreich und Deutschland der Aeußerungen von Pariser Freunden gedacht, von denen ich gern annehmen möchte, als ich mich an sie wandte, daß sie mit klarem Blicke die Zustände ihres Landes überschauen.

Einer derselben, ein Mann der Wissenschaft, kennt Deutschland und England. In letzterem Lande hat er etwa vierzehn Jahre zugebracht, nachdem er in den politischen Kämpfen von 1871 eine Rolle gespielt und in Folge dessen auf fremdem Boden Zuflucht gesucht hatte. Entschiedener Republikaner, nimmt er jetzt eine höhere Stellung in der Verwaltung Frankreichs ein. Er ist mit unserer und der englischen Sprache wohl vertraut und hat sich in Bezug auf Deutschland, das er in wissenschaftlicher, literarischer, dichterischer und künstlerischer Beziehung hochschätzt, von jeher vorurtheilsfrei gehalten. Denjenigen, welche auf deutscher Seite den Jammer eines abermaligen Krieges mit Frankreich gern vermieden sehen möchten, bemerkt er:

„Das ist unbedingt meine Ansicht. Um wie viel schrecklicher ist der Gedanke an einen solchen Krieg für uns Franzosen, wenn wir den Ausgang des vor siebzehn Jahren unternommenen in Betracht ziehen! Aber in Wahrheit, kein ernsthafter Mensch denkt hier an Krieg. Die wenigen Schreier, die sich für Vaterlandsfreunde ausgeben, indem sie die große Trommel rühren, bilden wirklich nur eine verschwindende Minderheit. Aus tausenden von Gründen, um Frankreichs und der Menschlichkeit willen, sind die wahren Vaterlandsfreunde für den Frieden; und das sind die echten, des Namens würdigen Republikaner." Gewiß unterliegt es keinem Zweifel, daß die große Mehrheit in Frankreich heute keinen Krieg will. Aber dem war auch so im Jahre 1870! .... Und der Krieg kam doch. Ferner wird in dem Briefe gesagt:

„Was den General Boulanger betrifft, so ist seine Beliebtheit ganz von seiner Haltung in der Frage der Prinzenausweisung hergekommen. Wenn man glaubte, daß er für den Krieg, für den Angriff, und nicht bloß im Interesse der Vertheidigung gegen einen möglichen Angriff auf uns arbeitet, so ginge, glaube ich, seine Beliebtheit zu allen Teufeln. Wenn die Radikalen seine Beibehaltung wünschen, so geschieht es, weil er die Rechte und die Centren (Monarchisten und Vereinigung der Linken) gegen sich hat. Seinen Abgang würde man als einen Sieg der Reaction ansehen. Auf alle Fälle kann ich Ihnen vollkommen versichern, daß man hier den Krieg fürchtet: und mit wie gutem Grunde! Ich bin überzeugt, man wird das Mögliche thun, um ihn zu vermeiden." Schließlich meint der Verfasser des Briefes: „Der Knoten der Frage liege bei der »Deutschen Militärpartei« — nicht bei General Boulanger."

Unmöglich kann ich hier dem französischen Freunde Recht geben. General Boulanger ist im Reichstage als die eigentliche Gefahr bezeichnet worden, während Männer wie Grevy, Freycinet und Goblet die Anerkennung zu Theil wurde, daß sie die Erhaltung des Friedens wünschen. Mit Boulanger's Verharren im Amte bleibt somit der Knoten ungelöst. Wundern kann man sich freilich nicht, daß gerade der Hinweis auf den unzweifelhaft hoch-ehrgeizigen französischen Heerführer gewissermaßen noch zu seiner Volksbeliebtheit beiträgt — einer Beliebtheit, welche der mit den Zuständen Frankreichs wohlvertraute, auch Frankreich wohlgesinnte Sir Charles Dilke mit „derjenigen Napoleon's auf der Höhe seiner Macht" vergleicht! So steht es in der „Nouvelle Revue"; und der Ausdruck könnte dort kaum gewagt werden, wenn er den Verhältnissen allzu sehr widerspräche. General Boulanger hat sich in zu vielerlei politischen Lagern umhergetrieben; er hat zu schlechte Beweise seiner Wahrheitsliebe geliefert; er sucht zu augenfällig, selbst auf Kosten der Manneszucht, welche er nach den Erfahrungen von 1870—71 am meisten zu festigen suchen müßte, bei dem einfachen Wehrmann und beim Offizier der geringeren Grade seine Persönlichkeit zum Gegenstand der Anhängerschaft zu machen; er hat in allzu schaugetragener Weise Frankreich in jeder Richtung durchzogen, um nach Gambetta's Art seine Redekünste bis zu den Handelsreisenden hin zum Besten zu geben, als daß man ihn für eine Stütze des Freistaates halten könnte, ihm nicht vielmehr das Streben nach persönlicher Regierung zuschreiben müßte.

Digitized by Google

Ein anderer, in der wissenschaftlichen, wie in der politischen Welt Frankreichs bekannter Freund schreibt: „Boulanger bedeutet in meinen Augen wirklich wenig. Ich glaube nicht, daß er in der Wagschale zieht; und trotz der Volksbeliebtheit, deren er sich erfreut, betrachte ich ihn als eine der Beachtung unwerthe Größe (une quantité négligeable). Wenn man Lust gefühlt hätte, ihm sein Ministerium zu entziehen, so würden Cassagnac's Angriffe ihn halten (le feraient passer). Er wird durchaus nicht abgehen und kann nicht abgehen. Ob er eine Gefahr ist? Die Geschichte wird es lehren, aber man kann sagen, daß er in diesem Augenblick eine Nothwendigkeit ist." Hier waltet offenbar ein Irrthum ob. Ist Boulanger eine Nothwendigkeit, so kann er keine der Beachtung unwerthe Größe sein, und umgekehrt. In der Geschichte aber gibt es oft ein: „Zu spät!" Weiter heißt es in dem Briefe:

„Niemals wird sich ein Minister finden, um Deutschland anzugreifen. Wir aber würden uns mit Ingrimm vertheidigen .... Was die beiden Völker trennt, das sind nicht die Stammesgegensätze, nicht die Grenzfragen, sondern die monarchischen, die aristokratischen Einrichtungen, die drüben blühen." Neuer Irrthum! Denn daß Deutschland seit Jahrhunderten vom französischen Königthum, von der Republik, vom Kaiserreich und wieder vom Kaiserreich angegriffen wurde, und daß nur der Sturz der Bourbonen 1830 ein Zusammenstoßen mit Deutschland und eine Kriegsgefahr am Rhein abwendete, welche dann später unter Thiers wiederum auftauchte, ist von dem Briefschreiber vergessen. Vergessen ist auch von ihm — doch die Deutschen müssen der Thatsache eingedenk sein —, daß der Kriegserklärung von 1870 das „Friedens-Plebiscit" vorhergegangen war, und daß, als Napoleon III. die Frage vor den gesetzgebenden Körper brachte, selbst die republikanische Opposition, nach einigem Plänkeln, der Kriegserklärung zustimmte, indem sie die geforderte Mannschaft und die Mittel gewährte.

Mein Freund, dessen Schreiben ich die obigen Worte enthoben habe, versteigt sich im Ferneren zu dem kühnen Satze: „Was die Lage beherrscht, das ist die russische Frage", und in einer mir gleichzeitig übersandten gedruckten Abhandlung entwickelt er das, was er mit der „russischen Frage" meint, des Näheren. Nach seiner Auffassung ist Frankreich von Deutschland bedroht, weil Ersteres nicht mit Letzterem gegen Rußland im Osten gehen wolle. Am Schlusse heißt es: „Dank Gott! unser Degen ist fest genug, damit wir auf unser gutes Recht zählen können, selbst in dem Falle, daß Rußland einem solchen Kriege (zwischen Deutschland und Frankreich) seinen Lauf lassen wollte. Aber man wird ernsthaft denkende Leute schwer glauben machen, daß es in St. Petersburg eine auf ihre Interessen so wenig sich verstehende Regierung gebe, um so klare Dinge nicht zu begreifen." Hier ist ein Bündniß mit Rußland angedeutet. In demselben Aufsatze wird die Eroberung Elsaß-Lothringens als „eine besonders gehässige That" geschildert. Der Verfasser scheint uns die ganze Lage äußerst schief aufzufassen; allein gerade dies ist bei einem so kenntnißreichen Manne das Auffallende, und es läßt sich daraus kein erfreulicher Schluß ziehen.

Noch eines dritten umfangreicheu Schreibens eines französischen Bekannten von guter Stellung wäre zu gedenken. Auch er betont auf's Entschiedenste die friedliche Gesinnung der ungeheueren Mehrheit Frankreichs. Die Gefahr, welche darin liegt, einem Heerführer in einem Freistaate allzu viel Macht anzuvertrauen, begreift er sehr wohl; aber in dem besonderen Falle des Generals Boulanger erblickt er, obwohl das Ansehen desselben gewaltig gestiegen sei, „noch keinen ernsthaften Grund zur Beunruhigung". Das „noch" ist immerhin bedeutungsvoll. Der Verfasser des Schreibens, der den Krieg von 1870 tief zu bedauern den persönlichsten Grund hat, ist ein wohlmeinender, über den Vorurtheilen vieler seiner Landsleute hochstehender Mann, welcher sich in langjährigem Aufenthalte in England einen weiteren politischen Blick erworben hat, als man ihn meist auf den Pariser Boulevards besitzt. Ueber Elsaß-Lothringen habe ich früher mit ihm eingehend gesprochen. Wie erstaunt war ich daher, zu finden, daß auch er heute noch von einer „Neutralisirung" der Reichslande, oder gar von einem Austausche derselben gegen ein Stück Ansiedelungsgebiet, als von einer etwaigen Lösung spricht! Kann man sich da wundern, wenn General Boulanger einen Erlaß ausgehen läßt, worin er, wie dies kürzlich geschah, von „den deutschen Grenzen und denjenigen der Provinz Elsaß und Lothringen spricht" — gerade als ob diese Länder kraft des Frankfurter Friedens nicht innerhalb der deutschen Grenzen lägen?

Das sind Dinge, die nicht außer Acht gelassen werden können. Im Uebrigen glaube ich, wie schon seit bald einem Jahre, daß die französischen Republikaner, um des Bestandes des Freistaates willen, wohl daran thäten, den General Boulanger zu beobachten und darnach zu handeln.

Das Branntweinmonopol in Oesterreich-Ungarn.

Von Max Quarck.

„In den Kreisen der Finanzpolitiker und Steuerträger Deutschlands, wie auch anderer Staaten, fand in den letzten Monaten die Frage der Einführung des Branntweinmonopols das regste Interesse, die eingehendste Erörterung ... Ohne heute der endgiltigen Entscheidung dieser Frage für Oesterreich präjudiciren zu wollen, welche erst nach eingehendster Beobachtung aller maßgebenden Verhältnisse, nach gewissenhafter Sammlung des einschlägigen Materials, wie selbe nur der Regierung möglich ist, durchführbar erscheint, läßt es sich doch schon derzeit nicht verkennen, daß die Frage der Einführung des Branntweinmonopols in Oesterreich des eingehendsten Studiums seitens der Regierung und der gesetzgebenden Körper würdig ist, und daß, da diese Frage am besten bei Gelegenheit der Ausgleichsverhandlungen gemeinsam mit Ungarn gelöst werden kann, die kurze zur Verfügung stehende Zeit auf das Gewissenhafteste benutzt werden muß. Wie immer auch die Entscheidung ausfallen mag, läßt es sich nicht verkennen, daß die Einführung des Branntweinmonopols in Oesterreich mit geringeren Schwierigkeiten verbunden ist, als in anderen Ländern, da in Oesterreich schon seit Jahrhunderten Monopole bestehen ...

Das sind wörtlich die Hauptstellen des ersten und wahrscheinlich in Deutschland wenig bekannten Aktenstückes, welches unseres Wissens in Oesterreich über die Einführung des Branntweinmonopoles daselbst ergangen ist. Wir meinen die Interpellation, welche der neu erstandene deutsche Club des Reichsrathes in der Sitzung dieses Hauses vom 9. Februar 1886 an das Ministerium richtete. Mit ihr hebt die Bewegung für das Branntweinmonopol in Oesterreich unter dem mächtigen Eindrucke der entsprechenden deutschen an. In ihm sind aber auch schon die weit größeren Schwierigkeiten betont, mit denen das große Finanzprojekt in der österreichisch-ungarischen Monarchie wegen der eigenthümlichen politischen und wirthschaftlichen Stellung der beiden Reichshälften zu einander zu kämpfen haben wird. Eine Antwort von Seiten der Regierung ist deshalb auch auf den warmen Appell, der spontan aus der Volksvertretung an sie erging, bis heute noch nicht erfolgt. Nichtsdestoweniger dauert die Bewegung unter dem Drucke der in Oesterreich weit höher als anderswo gesteigerten Finanznoth fort. Und da die neueste ungarische Kundgebung in der Richtung des Branntweinmonopols auch zeitlich zusammenfällt mit Aeußerungen der gegenwärtigen deutschen Regierung, welche eine Branntweinsteuerreform auch dort mit Hülfe des neuen regierungsfreundlichen Reichstages sehr bald in Aussicht stellen, so dürfte ein rascher Ueberblick über das Neueste auf diesem Gebiete in Oesterreich-Ungarn den großen Kreisen, die sich mit der Sache in Deutschland zu befassen haben werden, gelegen kommen.

Zur besseren Würdigung der österreichischen Bestrebungen ist ein Blick auf die Verhältnisse der dortigen Spirituspro-duction nothwendig. Oesterreich-Ungarn ist in noch höherem Grade als Deutschland ein ackerbautreibendes Land; daher die

Digitized by Google

überwiegende Wichtigkeit der landwirthschaftlichen Brennereien für dasselbe. Die Errichtung der letzteren hat hier erst recht eigentlich zur Einführung des weit productiveren Fruchtwechsels, namentlich in Böhmen und Mähren geführt, und der Körnerertrag nach Berechnungen eines Landwirthes des erstgenannten Kronlandes geradezu verdoppelt. Es gab deshalb in Oesterreich Branntweinbrennereien:

	überhaupt	davon: solche, die bis 100 fl. steuern	davon: solche, die 20,000 fl. und mehr steuern
1880	33,511	32,444	55
1881	30,161	28,967	46
1882	38,189	36,937	42
1883	36,752	35,479	39
1884	33,775	32,546	42

In Ungarn aber bestanden Brennereien:

	kleinere und mittlere	große
1860	69,870	1,687
1870	65,111	971
1874	81,579	991
1881/2	91,686	618

Man sieht, daß in beiden Reichshälften die kleineren und mittleren Brennereien überwiegen, und daß Ungarn seinen wirthschaftlichen Verhältnissen entsprechend die größte Zahl derselben überhaupt besitzt. Allerdings geht hier seit Kurzem eine Verschiebung vor sich, wenn nicht in der Zahl, so doch in der Productionsmenge der Brennereien, vermuthlich der großen (denn aus den Steuerergebnissen geht hervor, daß sich die Fabrikation in Oesterreich weit rascher verbilligt, als in Ungarn). In Oesterreich ist eine Zunahme, in Ungarn ein Sinken der Spirituserzeugung festzustellen. Im Jahre 1885 betrug dieselbe für Oesterreich etwa 1,550,000 Hektoliter, für Ungarn dagegen nur noch etwa 1,300,000 Hektoliter, trotzdem dies Land dem ersteren, was die Brennereien anbetrifft, immer noch numerisch weit überlegen ist. Ferner folge hier die Spiritusausfuhr der gesammten Monarchie während der letzten Jahre: es wurden nämlich exportirt

1883	269,949	Hektoliter Spiritus
1884	145,100	" "
1885	251,246	" "

Aus diesen Ziffern geht auch gleich die Krisis, unter welcher die österreichisch-ungarische Spiritusindustrie wie ihre ausländischen Schwestern und wie die meisten Gewerbe überhaupt seit Jahren leidet, sehr deutlich hervor. Man liest aus ihnen die Ueberproduction, die Ausfuhrschwierigkeiten und die colossalen Betriebseinschränkungen heraus, unter deren Einfluß die Production so ungesund schwankte. Das Jahr 1886 hat eine neue Verschlechterung der Preise gebracht, denn die Production Oesterreichs stieg wieder auf 1,626,000, die Ungarns auf 1,385,000 Hektoliter. Die Schwierigkeit, welche bei der Monopolisirung des Gewerbes in der annoch bestehenden Zersplitterung desselben in kleine Betriebe liegt, dürfte also gegenwärtig wieder durch die Bereitwilligkeit der Interessenten wett gemacht werden, mit welcher dieselben bei der schlechten Lage ihres Gewerbes der Verstaatlichung desselben in der einen oder der anderen Form entgegenkommen würden.

Aber nicht vorwiegend diese Rücksichten, sondern die finanzielle Krisis, in welcher sich namentlich die eine Reichshälfte gegenwärtig befindet, sind diesmal die letzte Veranlassung zur neuesten Fortsetzung der Branntweinmonopolbewegung in Oesterreich-Ungarn gewesen. Es ist erklärlich, daß gerade in Ungarn, dessen Finanzminister gegenwärtig vor einem wirklichen Deficit von 45 Mill. Gulden steht, und dessen Schulden sich seit Anfang der siebziger Jahre bis jetzt auf die bedenkliche Höhe von 700 Mill. Gulden gesteigert haben, der neueste Branntweinmonopolentwurf das Licht der Welt erblickt hat. Der Abg. Zsigmond ist sein sachverständiger Urheber. Die Studie ist als Manuscript gedruckt erschienen und wir geben zunächst statt jedes weiteren Commentars einen möglichst vollständigen Auszug desselben.

Die Arbeit beginnt mit einem kurzen Vorworte, welches die Erörterung der vom Fürsten Bismarck stammenden Idee eines Branntweinmonopols, als eines Mittels zu höheren Staatseinnahmen ohne Schädigung des Brennereigewerbes, direct mit Rücksicht auf die gegenwärtige mißliche finanzielle Lage des Staates begründet. Der Verfasser prüft zunächst die Berechtigung der Vorfrage, ob eine höhere Besteuerung des Spiritus geboten ist, und glaubt dieselbe — insofern dabei das Beispiel anderer Staaten als maßgebend betrachtet werden kann — unbedingt bejahen zu müssen. Um dies zu bekräftigen, vergleicht er den Steuersatz und die Branntweinsteuereinnahmen der Großmächte und einiger anderer Staaten. Hieraus ergibt sich denn, daß Oesterreich-Ungarn in Form von Branntweinsteuern am allerwenigsten zu den Staatsabgaben beiträgt. Während England, Amerika, Rußland, Frankreich, Italien und Belgien Steuersätze auf den Hektoliter Branntwein mit 234, 130, 118, 98 und 75 fl. einheben und entsprechend hohe Erträge aus der Branntweinsteuer (England 160, Amerika 160, Rußland 280, Frankreich 120 Mill. fl.) erzielen, besteht in Oesterreich-Ungarn die wirkliche Steuerlast pro Hektoliter Spiritus in Großbetrieben aus 9 fl., in landwirthschaftlichen sogar nur von 3,50 bis 5,50 fl., wobei auch noch gänzlich steuerfreier Brand gesetzlich gestattet ist. Zsigmond führt den Beweis, daß, selbst wenn statt der gegenwärtigen Maximalsteuerlast von 9 fl. eine Monopolsabgabe von 40 fl. vom Hektoliter absoluten Alkohols eingeführt würde, im Detailhandel der Liter Trinkbranntweins lediglich mit zehn Kreuzer mehr als jetzt belastet würde. Seiner Ansicht nach bliebe diese Mehrbelastung im Consum fast unbemerkt. All dies dient ihm aber zur Bekräftigung dessen, daß die rationelle Erhöhung der Branntweinsteuer erstens steuerpolitisch vollberechtigt, dann aber ohne Conflict möglich ist. Mit Hinweis auf den durch Billigkeit der Erzeugung genährte und unterstützte Verbrauch von Branntwein bezeichnet er es als Pflicht des Staates, zur Bekämpfung der stark um sich greifenden Schnapspest entsprechende Mittel zu ergreifen.

Hiernach behandelt Zsigmond die Frage, inwieweit die Monopolidee den Verhältnissen des österreichisch-ungarischen Brennereigewerbes angepaßt werden könne. Die Durchführung des Monopols knüpft im Zsigmond'schen Entwurf an den Verkauf an. Zsigmond zieht weder die Erzeugung des Spiritus und Branntweins, noch die Raffination, weder die Verarbeitung zu geistigen Getränken (Liqueurfabrikation u. s. w.), noch den Handel im Allgemeinen oder das Schankgewerbe in das Bereich der staatlichen Geschäftsgebahrung. Die Privatthätigkeit in sämmtlichen Branntweingewerben bliebe unbelastet, indem der Staat seinen Ertrag lediglich im Verkauf der Waare durch Zuschlag der Monopolsabgabe zu den Fabrikationsspesen hereinzubringen hätte. Der Staat stellt sich sonach einfach zwischen Erzeugung und Verkehr, und übernähme sämmtliche Erzeugnisse im Lande zu festen, jeweilig festzustellenden Einlösungspreisen, um dann beim Verkauf en gros (Mindestmenge 1 Hektoliter) für Consumzwecke (gleichgiltig ob direct oder indirect) außer diesem Einlösungs- bez. Erzeugungspreise die Monopolabgabe hereinzubringen. Der Staat müßte aber im Interesse seines Verkaufsmonopols selbstverständlich trachten, daß nicht mehr erzeugt wird, als der Landesverbrauch erträgt, und müßte entsprechenden Einfluß auf die Erzeugung nehmen. Eine wichtige Entwickelungsrichtung der Industrie ist nun hier nach dem Zsigmond'schen Monopolentwurfe vorerst fast ausgeschlossen bez. ungefördert: die der Ausfuhr. Die Erzeugung des Spiritus zu Ausfuhrzwecken könnte zwar gestattet werden, aber ohne die geringste Unterstützung seitens des Staates. Nach Ansicht des Autors ist von der Ausfuhr überhaupt nicht mehr viel zu hoffen. Aber auch neue industrielle Betriebe sollen nach Einführung des Monopols gar nicht mehr errichtet werden können. Die Ermittelung des Consums geschieht aus der Steuerstatistik. Zsigmond verweist darauf, daß in der Geschichte der Branntweinsteuer fast kein Beispiel dafür zu finden ist, daß der Consum sich nach Steuererhöhungen verringert hätte. Er bringt auch statistische Daten vor, die den Beweis führen, daß dem natürlichen Anwachsen des Verbrauchs durch Steuererhöhungen

Digitized by Google

nicht beizukommen ist; derselbe schreitet unaufhaltsam vorwärts. Es wird ein interessantes Beispiel aus Ungarn selbst vorgeführt. Dort gibt es eine größere Stadt, welche das besondere Vorrecht genießt, eine Thorsteuer auf Branntwein in der Höhe von 120 fl. pro Hektoliter absoluten Alkohols einheben zu können. Obgleich also dort der $33^1/_3$ procentige Trinkbranntwein pro Liter 40 Kreuzer kostet, ist der Consum seit 1869 constant geblieben, und zeigt nur insofern ganz geringe Schwankungen, als die Consumunfähigkeit durch die Erwerbsverhältnisse der Bewohner zeitweilig beeinträchtigt war.

Das Zsigmond'sche Manuscript bringt nach diesen unterrichtenden Auseinandersetzungen schließlich einen vollständig ausgearbeiteten Gesetzentwurf zur Einführung eines Branntwein-Verkaufsmonopols in Oesterreich-Ungarn. Aller Spiritus und Branntwein wird dem Staate abgeliefert, der die Vorräthe in fünfzehn Depots unterbringt. Die Erzeugung steht unter Controle, die Uebergabe des Erzeugnisses erfolgt nach Maßgabe der Anzeigen des Meßapparates. Die Erzeugungsmengen werden auf Grund von Licenzen für jede einzelne Brennerei für die Dauer von sechs Monaten, stets ein halbes Jahr vorher, festgestellt, ebenso die Einlösungspreise. Landwirthschaftliche Brennereien erhalten per Hektoliter Spiritus um einen Gulden höhere Preise, ebenso werden Qualitäts-Branntweine (aus Obst, Beeren, Weinrückständen), nach dem jetzigen Werthe derselben höher geschätzt, übernommen. Sämmtlicher Rohspiritus muß raffinirt werden und läßt der Staat denselben in den bestehenden Raffinationsanstalten und auf Raffinade eingerichteten Brennereien zu dem Preise von zwei Gulden per Hektoliter reinigen. Nach Uebernahme des Erzeugnisses erhält der Erzeuger Anweisungen, deren Betrag sofort flüssig gemacht wird. Selbstverständlich ist der bezügliche Gesetzentwurf mehr auf das Grundsätzliche bedacht und läßt Einzelbestimmungen vorläufig beiseite.

Den Ertrag des Branntweinmonopols für Ungarn allein berechnet Zsigmond endlich wie folgt. An Ausgaben werden veranschlagt (Object 1,100,000 Hektoliter Spiritus) 36,659,500 fl. Dem entgegen würden die Einnahmen sich folgendermaßen stellen:

Verkaufspreis von 1,100,000 Hektoliter Spiritus zu fl. 61,50	67,650,000 fl.
Mehrerlös für Qualitätsbranntwein, 100,000 Hektoliter zu fl. 80	8,000,000 fl.
Summa	75,650,000 fl.

Sonach ergäbe sich ein Nettoertrag des Branntweinmonopols für Ungarn in der jährlichen Höhe von 38,990,500 fl. Der Autor meint, man könnte die Monopolabgabe von 40 fl. pro Hektoliter schon nach zwei Jahren (wenn keine Consumabnahme eintritt) füglich allmählich auf 60 fl. erhöhen, und solchergestalt dem Staate eine selbständige Einnahme von jährlich 60 Mill. Gulden erschließen. Soweit das neueste österreichisch-ungarische Monopolproject.

Zunächst liegt ein flüchtiger Vergleich mit dem ehemaligen Entwurfe der deutschen Regierung nahe. Der letztere überläßt zwar die Herstellung des rohen Branntweins ebenfalls der privaten Gewerbsthätigkeit, wie es in §. 1 des Entwurfes von 1886 hieß, setzt aber dann gleich beim Bezug sämmtlichen rohen Branntweins von den inländischen Herstellern, sowie dem Auslande (§. 2 des Entwurfes) mit der staatlichen Thätigkeit ein und überweist der letzteren die Reinigung, Verarbeitung und den Verkauf des Getränkes. Zsigmond's Vorschlag zieht die Grenzen des staatlichen Eingreifens ein wenig enger: er läßt den Branntwein erst dicht vor dem Einzelverschleiß durch die Monopolbehörden erfassen und mit der Monopolabgabe belegen. Nur gibt Zsigmond den also besteuerten Branntwein dann weiter in den freien Einzelverschleiß, während das deutsche auch diesen monopolisiren wollte und seiner Zeit gerade mit seinen durchgreifenden Bestimmungen über die Ablösung der zahlreich bestehenden Branntweinschankstätten eine so lebhafte Bewegung in interessirten Kreisen verursachte. Schließlich zeichnete sich der deutsche Vorschlag durch eine ungleich höhere Belastung des Spiritus aus; die Monopoleinnahme war ja bekanntlich dementsprechend auch 400—600 Mill. Mark pro Jahr veranschlagt.

Was läßt sich über die Aussichten des neuen Vorschlages in Oesterreich-Ungarn sagen? Nicht viel! Die Regierungen beider Reichshälften schweigen sich sorgsam aus. Die Rollen sind hier also umgekehrt vertheilt, als in Deutschland. Zu berücksichtigen ist allerdings der Umstand, daß nach dem Ausgleichsgesetze die indirecten Steuern in Oesterreich wie in Ungarn auf gleicher Grundlage eingerichtet sein müssen, daß also eine genaue Uebereinstimmung der ungarischen mit der österreichischen Regierung Voraussetzung des Inslebentreten des Monopoles ist, und daß man durch irgendwelche einseitige Aeußerungen den Verhandlungen von Cabinet zu Cabinet nicht vorgreifen will. Nach einer officiösen Meldung dürfte es noch fünf bis sechs Monate dauern, ehe der Plan endgiltige Formen annimmt, zumal da in Ungarn die Wahlen vor der Thüre stehen. Längerer Aufschub bedeutet allerdings dann zehnjährige Vertagung, da erst 1896 wieder zwischen den Reichshälften über den Ausgleich zu verhandeln ist. Die beiderseitigen Volksvertretungen haben noch ebensowenig Gelegenheit gehabt, Stellung zur Sache zu nehmen. Vermuthlich dürfte gerade das österreichische Parlament, nicht bloß in seiner czechisch-feudalen Mehrheit, sondern auch, wie aus dem Beginne unserer Betrachtungen hervorgeht, in der deutschen Opposition dem ungarischen Projecte günstiger gestimmt sein, als die Mehrheit im ungarischen Parlamente, dem der Urheber desselben mit angehört. Was das Verhalten der betheiligten Gewerbekreise Oesterreich-Ungarns anbelangt, so wiederholt sich dasselbe Schauspiel, wie seiner Zeit in Deutschland. Die Brenner, namentlich die großen, haben sich bereits auf verschiedenen, kürzlich abgehaltenen Versammlungen, wie auch in ihren Corporationen für die Einführung des Monopols ausgesprochen, weil sie natürlich am Staate einen sicheren Abnehmer ihrer Erzeugnisse zu festen und auch lohnenden Preisen finden würden, ohne die Marktschwankungen und dabei die stetig bleibende Steuerlast fürchten zu müssen. Entschiedene Proteste aber erheben auch hier, namentlich aus Furcht vor einer Vertheuerung des Branntweins und vor der staatlichen Aufsicht über die Bereitung zum Genusse, die Liqueurfabrikanten und Einzelverkäufer. Die Presse endlich behandelt den wichtigen Entwurf Zsigmond's in der Hauptsache vom altmanchesterlichen Standpunkte aus theilweise als durchaus unbeachtlich, theils bekämpft sie ihn offen und nachhaltig, wie das liberale Hauptblatt in Budapest. Nur wenige ernste, und zwar gerade deutsche Stimmen Oesterreichs lauten grundsätzlich sympathisch, wollen aber das Branntweinmonopol doch nur im Zusammenhange mit einer großen Steuerreform. In Oesterreich stellt sich nämlich das Problem des letzteren so dar: es handelt sich in den Augen der drängenden Kreise um eine Erleichterung der bestehenden und außerordentlich drückenden directen Grund- und Erwerbssteuer durch Schaffung einer progressiven Einkommensteuer einerseits und indirecter Steuereinnahmen andererseits.

Literatur und Kunst.

Ein freiherrlicher Poet.

Von Paul Schütze.

Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist. — Auch für die Beurtheilung dichterischer Persönlichkeiten ist es wichtig, diese Frage zu stellen. Wenn ein Poet bekennt: „Zu den höchstens zwanzig »Dichtern«, die Deutschland seit Walther und Wolfram hervorgebracht hat, gehört sicher Theodor Storm. Er ist mein Lieblingsdichter. Ich bin im Bann, gefesselt, angestarrt von einer mich umringelnden schönen Schlange, wenn ich ihn lese. Irgend ein Klang, ein tiefes Beruhigtwerden durch die Farbe, die Sprache,

Digitized by Google

ein Hauch ... ich weiß nicht, was mich festhält; aber so war es schon, als ich als Knabe sein »Immensee« las" —: so wird man zwar über die zwanzig Dichter mit ihm rechten können, auch mit dem Bilde von der Schlange nicht ganz zufrieden sein; aber wissen wird man, wes Geisteskind dieser Poet ist, und wenigstens zu ahnen im Stande sein, was man von ihm zu erwarten hat.

Dieser Poet ist Detlev Freiherr von Liliencron. Früher preußischer Offizier, hat er erst als hoher Dreißiger sich der Dichtung zugewandt. Verrauscht ist ihm die heiße Zeit der Jugendtage, und doch tritt er wie ein jugendlicher Stürmer und Dränger in die Schranken. Eine kleine Sammlung lyrischer Gedichte nebst einigen Prosaskizzen, die unter dem Titel: „Adjutantenritte und andere Gedichte"*) vor ein paar Jahren erschien, fand unter den Kritikern wenig Freunde. Ein blasirt junkerhafter Ton macht sich öfters bemerkbar und muß verstimmend wirken. Aber daneben, wieviel Schönes, Kräftiges, Eigenartiges! Die schleswig-holsteinische Heimath und ihre Vergangenheit bietet dem Dichter Stimmungen und Stoffe, und sein Denken und Dichten hat sich unter ihrer Einwirkung entwickelt. Das stille Land, die Haide weiß er schön zu schildern. In das Leben auf den weltverlorenen nordfriesischen Halligen läßt er uns blicken. Eine düstere, ahnungsvolle, echt nordische Stimmung schwebt über den Balladen: dämmerhafte Mondscheinbeleuchtung oder ein von jähen Blitzen erhelltes Halbdunkel, flackerndes Fackellicht, dann wieder erbarmungslose Tagbeleuchtung. Zu dem, was Natur, Geschichte und Sage der Heimath dem Dichter boten, tritt das eigene Leben mit der Summe seiner inneren und äußeren Erlebnisse. Liliencron ist Aristokrat mit den Vorzügen, aber auch mit den traditionellen Schwächen und Vorurtheilen seines Standes. Seine gerade, ehrliche Natur läßt ihn auch die letzteren nicht verbergen. Man könnte sich diesen Zug seines Wesens gefallen lassen, hätte er ihn immer so aus sich herauszustellen vermocht, wie im „Bruder Liederlich". Auch an den anmuthigen Stimmungsbildern aus dem aristokratischen Gesellschaftsleben hat man seine Freude, ebenso an den Liedern, die rein das Glück der Liebe künden. Im vollen Gegensatze dazu steht der frivole Zug anderer Gedichte. Obwohl sie theilweise („Kurz ist der Frühling" z. B.) von berückendem Zauber in der Form und Ausführung sind, wird doch die Stimmungseinheit der Sammlung durch sie zerstört. Oefter noch als an den Aristokraten mahnen uns Liliencron's Gedichte an den Offizier, dem die Kugeln in der Schlacht mehr als einmal um die Schläfen gesaust sind. All' das Entsetzliche, was der Krieg mit sich bringt, ist tief in seiner Seele haften geblieben, und er gibt es bald in herzbewegender Weise, bald mit einem den Athem stocken machenden Realismus wieder. Was seine Lyrik über das Durchschnittsniveau weit erhebt, ist, daß sie aus einem vollen, warmen, leidenschaftlichen Herzen strömt. Man hat das Gefühl: hier dichtet einer, weil er muß. Von diesem Gesichtspunkt aus wird man auch für seine zahlreichen Schwächen eine Entschuldigung haben.

Von dem Lyriker Liliencron wenden wir uns zu dem Dramatiker. Aus der schleswig-holsteinischen Geschichte hat er sich zunächst seine Stoffe geholt. Die Ermordung Knut's des Erlauchten, Herzogs von Südjütland, Statthalters in Schleswig, Königs der Wenden im Walde bei Roeskilde (1131) bildet den Mittelpunkt des Dramas „Knut der Herr". Eine Tragödie hat der Dichter nicht geschaffen. Der beherrschende Held und ein gewaltiger Conflict fehlen. Die Katharsis fehlt. Knut ist ein Mann mit der Seele eines Kindes; wie der Siegfried des Nibelungenliedes, nichts Böses ahnend, wird er hinterlistig erschlagen. Er hat keine Schuld auf sich geladen, deren gerechte Buße dieser Tod wäre. Damit ist er kein tragischer Held, und das Interesse concentrirt sich nicht auf ihn, sondern vertheilt sich gleichmäßig auf eine Reihe von Personen. Da ist der alte Dänenkönig Niels, in dessen Gestalt das untergehende Heidenthum noch in das Drama hineinragt. Er liebt Knut, aber sein Auge ist nicht mehr klar genug, um die Motive seiner Feinde zu durchschauen. Seine Söhne sind Magnus, König von Westgotland und Prinz Heinrich Hinkefuß. Letzterer ist der Intrigant des Stückes, der die Anderen aufhetzt, um im richtigen Augenblick zuzuspringen und sich selbst die Königskrone auf's Haupt zu setzen. Magnus ist der Geschobene. Eine blinde, leidenschaftliche Liebe zur Königin Ulvilda, seiner jungen, schönen Stiefmutter, verwirrt ihm den Sinn und macht ihn zum Mörder Knuts. Ulvilda steht fast mehr als Knut im Mittelpunkte des Dramas, und man könnte fragen, ob in ihr nicht die tragische Heldin zu finden gewesen wäre. Knut hat sie einst geliebt. Wohl kann er sich noch zurückträumen in jene Zeit:

„Im Frühling war's, der Wald stand frisch belaubt,
Auf allen Feldern wehten grüne Hälmchen,
Und süß im Erlenbusche sang der Stieglitz.
Ulvida's Mädchenbrust lag an der meinen" —;

aber die jetzt vor ihm steht, ist nicht mehr das Mädchen, sondern die „giererfüllte Frau", und seine Gedanken schweifen von Roeskilde zurück nach Schleswig zu seiner Ingeborg. Die aber, die sich verschmäht sieht, wird nun seine erbittertste Feindin. Vergebens singt Tuk Ebbson als Warnung das Lied von Kriemhilde und der Ermordung ihrer Brüder im Hunnenlande. Der blondlockige, blauäugige Held sinkt ahnungslos unter der Streitaxt Königs Magnus' zu Boden. Die beiden ersten Acte sind von bedeutender Wirkung. Das hat auch die Aufführung im Leipziger Stadttheater gezeigt. Trefflich wird exponirt, die Charaktere treten knapp, aber lebendig vor uns hin. Vom dritten Act an erlahmt die dramatische Spannkraft. Vollends der letzte, in welchem sich die Rache an den Mördern vollzieht, schleppt als Anhängsel nach.

Liliencron's zweites Schauspiel: „Die Rantzow und die Pogwisch" spielt im Winter 1459 auf 60. Adolf, Graf von Holstein, Herzog von Schleswig, aus dem Hause Schauenburg, ist ohne Erben gestorben. Wer soll der Nachfolger sein im Lande? Diese Frage wollen die holsteinischen Edelleute lösen, die im ersten Act im winterlichen Walde am Vollratsbach bei Kiel versammelt sind. Soll es der schwächliche Otto von Schauenburg sein, dem König Christian von Dänemark die Belehnung mit Schleswig weigern und dessen Wahl somit wieder eine Trennung der beiden Bruderstämme zur Folge haben wird? Oder soll man eben diesem Dänenkönige auch die holsteinische Grafenkrone auf's Haupt setzen, ihm, dem ein weiter Blick nachgerühmt wird und der die Einheit der beiden Länder wahren würde? Der holsteinische Adel spaltet sich in zwei Parteien. Ihre Häupter sind Henning Pogwisch und der Adelsmarschall Schack Rantzow. Jener tritt für den Schauenburger ein, dieser für König Christian. Heftig platzen die Geister aufeinander. Wieder eine Reihe scharf gezeichneter Charaktere: der zähe, eiserne Rantzow, der treue, hitzköpfige Pogwisch, der joviale, behäbige Detlev Buchwaldt, der kluge Ludeke Rumohr, der träumerische Wulff Wohnsfleth. Und unter all die holsteinischen Ritter tritt ein alter Mann mit schlohweißem Haar, in härenem Gewande: Erich Krummendieck, der um schwerer Sünde willen nach Jerusalem gepilgert und den nun das Heimweh zurückführt. Aber die Ritter fliehen vor ihm, dem Vaterlandsverräther, und einsam im kahlen Walde, an einem Baume niedergesunken, schläft der Alte ein, um nicht wieder zu erwachen. Ein neues bedeutsames Moment tritt im zweiten Act in die Handlung ein, das Romeo und Julia-Motiv: zwei feindliche Geschlechter; aber vom Haß der Väter wissen die Kinder nichts, Wolfgang Pogwisch und Heilwig Rantzow lieben sich. Unheilvoll schürzt sich der Knoten. Der alte Pogwisch erscheint auf Schloß Rantzow, die Hand zur Versöhnung bietend; doch Schack will den Dänenkönig, und rücksichtslos sein Ziel verfolgend, scheut er sich nicht, den, der ihm in den Weg tritt, obgleich er der Bruder seiner Frau und sein Jugendfreund ist, auf seinem eigenen Schlosse gefangen zu nehmen. Die beiden folgenden Acte bringen das Hin und Her des Kampfes in bewegten Scenen. Erst auf rauchenden Trümmern und blutüberström-

*) Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, in welchem auch die übrigen in diesem Aufsatze genannten Werke erschienen sind.

Digitized by Google

ten Feldern baut sich der Friede auf. Der treue Henning Pogwisch fällt im Kampf. Er stirbt in den Armen Schack Rantzow's, der Geschehenes nicht ungeschehen machen kann. Der letzte, wieder nachhinkende Act spielt in Jütland, in Ripen. König Christian läßt sich als Graf von Holstein huldigen. Nur ein Störriger ist noch da, Wolfgang Pogwisch, der den Verrath Rantzow's nicht vergessen kann. Da ist es Heilwig, welche die Hand des Geliebten in die ihres Vaters zwingt. Ein kraftvoller, schneidiger Zug geht auch durch dieses Drama. Der Dialog ist ein rasch wechselnder; kein langathmiges, pathetisches Hin- und Hergerede. Aber mit Waffen wird zu viel geklirrt, zu viel Kampfgetöse auf und hinter der Bühne gemacht. Ein im Centrum des Interesses stehender Held fehlt auch hier. Mit offenbarer Vorliebe ist die Gestalt Wulff Wohnsfleths gezeichnet, ein Träumers und „Spökenkiekers", wenn man einen niederdeutschen Ausdruck gebrauchen will. Durch ihn klingt das lyrische Element in das Drama hinein.

Die schleswig-holsteinische Vergangenheit verlassend hat Liliencron in dem Trauerspiel „Der Trifels und Palermo" einen Stoff aus der deutschen Kaisergeschichte dramatisch behandelt. Der Blutmensch Heinrich VI. ist der Held. Der erste und dritte Act spielen auf der Reichsfeste Trifels im Hardtgebirge, der zweite und vierte in Palermo. Die ernste deutsche Burg contrastirt mit der gluthvollen italienischen Landschaft. Die Scenerie ist groß und schön gedacht. Die Personen aber gelangen zu keiner rechten Entwickelung. Ein längerer Athemzug wäre ihnen durchweg zu wünschen gewesen. Heinrich ist nur ein skizzirter Charakter, und auch einen eigentlich tragischen Conflict sehen wir ihn gar nicht durchkämpfen. Der Vorzug des Dramas ruht in der Kraft der Sprache und in der fortreißenden Gewalt einzelner Scenen. Ein nicht bloß hier hervortretender Fehler ist das allzu häufige Berichten von Geschehenem. Namentlich Schilderungen von Kampfscenen, die freilich immer voll Feuer und Leben sind, flicht Liliencron gern ein. Ganz kann allerdings das Drama des verweilenden epischen Berichtes nicht entbehren. Ein Meisterstück eines solchen ist des alten Ottnand Erzählung vom Tode Kaiser Barbarossa's in den Fluthen des Seleph.

Die drei Dramen Liliencron's sind keine vollendeten Kunstwerke. Aber eine vielversprechende Kraft und Energie wohnt ihnen inne. Sein dramatischer Stil erinnert lebhaft an Heinrich von Kleist: auch er ist knapp und gedrungen, auch er meidet das idealisirende Pathos der Schillerschen Tragödie und schafft sich eine mehr realistisch gefärbte Sprache. Nicht umsonst ist er — auch in dieser Beziehung dem Dichter des Prinzen von Homburg vergleichbar — Offizier gewesen. Ein präciser, schneidiger Zug, eine Schlagkraft des Ausdrucks ist ihm daher eigen. Ueberall zeichnet er nach dem Leben; überall herrscht ganze, volle, unmittelbare Anschauung. Auch starke Effecte verschmäht er nicht. Aber dieser rücksichtslose Realismus ist im Drama von einer packenden Wirkung.

Wie den Löwen an den Klauen, so den Poeten an den Bildern zu erkennen, geht wohl nicht immer an. Dennoch ist zuströmender Reichthum und Originalität der Bilder ein hervorragendes Merkmal des von Gottes Gnaden schaffenden Dichters. Bei Liliencron überrascht eine Ueberfülle. Leicht können Vergleich und Personification bei ihm Manier werden; vor ihr wird er sich überhaupt hüten müssen. Aber viele seiner Bilder wirken vortrefflich in der Lebendigkeit und Kühnheit der Anschauung. Einen ersten, nicht sonderlich gelungenen Versuch im Lustspiel bietet das kleine zweiactige Genrebild: „Arbeit adelt." Gut ist der verarmte Offizier mit all seinen Erinnerungen an übermüthige Stunden beim Sect und an die heißen Schlachttage des französischen Krieges gezeichnet.

Als Prosadichter lernen wir Liliencron aus dem Werke kennen: „Eine Sommerschlacht." Es ist eine Sammlung von Skizzen und Novelletten. Die letzte der Reihe hat den Titel für das ganze Buch hergeben müssen. Oft wird man an Turgenjew's „Tagebuch eines Jägers" erinnert. Vor Allem ist der Einfluß Storm's zu bemerken. Auch Liliencron wird von einer innigen Liebe zu Wald und Feld, zu Wolken und Weiher, zu Spinne und Fliege, zu Katze und Hund, zur ganzen Natur erfüllt; alle Thier- und Vogelstimmen, alle Pflanzen und Kräuter seiner Heimath sind ihm vertraut. Das Poetische eines Landschaftsbildes, die Stimmung weiß auch er stets mit großer Zartheit und Unmittelbarkeit wiederzugeben: die kühle Stille der Waldeinsamkeit mit ihren Träumen, ein sonniger Herbsttag, ein frischer, lebenweckender Frühlingsmorgen. Die mondbeglänzte Zaubernacht der Romantik hat es auch ihm angethan: ein Ritt durch die Sommermondnacht, eine sternenüberglänzte Bivouacnacht, ein mondbeschienener Deich mit den fluthenden und ebbenden Wassern — solche Stimmungsmotive liebt er. Von der Nacht gebraucht er das schöne Bild: „sie lag wie versteint im Mondlicht"; das weiße Antlitz eines todten Mädchens, das die dunklen Haare aufgelöst umrahmen, erscheint ihm wie „ein bleicher Mond in schwarzen Wassern." Wenn der Dichter in alten Schränken kramt, in vergilbten Acten und Briefen stöbert, wenn das Bildmotiv novellistisch verwerthet wird, so mag ihn auch hier Storm angeregt haben. Doch weiß er sich fast immer zu einer originalen Darstellung zu erheben. Den örtlichen Hintergrund für die meisten dieser Skizzen bildet Schleswig-Holstein. Da wandern wir mit dem Dichter auf die Jagd, lagern uns mit ihm im Walde und versinken in Träume. Die herbstliche Landschaft um uns verschwindet. Wir sind in New-York. Und nun erzählt der Dichter die Geschichte von einer kleinen amerikanischen Lady, die er geliebt und die sich den Tod gegeben, weil er sie verlassen hat. Die Art, wie der Dichter sich zu solchen Verhältnissen stellt, kann nicht gebilligt werden. Es handelt sich in den meisten Fällen, um mit den Worten eines Anderen zu reden, darum, daß eine halbe Stunde Lebenslust für ein ganzes Menschenschicksal eingetauscht wird. Das Weib ist ein bloßer Spielball sinnlicher Launen. Die Schuld bleibt ohne Strafe, auch ohne moralische Buße. Freilich versucht der Dichter, auch das Unedle zu adeln. Ein bedenklicheres Motiv als das der „Dicken Lise" kann es kaum geben. Und doch, wie hat er verstanden, es zu poetisiren. Zu oft aber tauchen diese „leichten, losen, verzeihlichen" Lieutenantswünsche auf. Auch in „Ick hev di lev" fällt ihnen ein Weib zum Opfer, obschon die sittliche Forderung der Sühne hier nicht ganz unerfüllt bleibt. Zur Entschuldigung muß man sagen, daß diese Skizzen keine ethisch harmonischen Kunstwerke sein wollen, sondern Bilder aus dem Leben in all seiner Härte und Grausamkeit. Die Herz- und Gefühllosigkeit des Menschen kommt in „H. W. Jantzen Wwe." zu ergreifendem Ausdruck: eine Mutter, die den Sohn von sich stößt und erst mit dem Sterbenden Erbarmen hat. Ein Pendant dazu ist „Der Buchenwald": der alte Baron, der an dem Gute seiner Väter haftet und der verschuldete Sohn, der auch das Letzte, den geliebten Wald, fordert. Eine Reihe von Skizzen geben wie traumhaft aufsteigende Bilder aus der schleswig-holsteinischen Vergangenheit; Manches ist von großer Kraft und Schönheit: Strandräuber ein brennendes Schiff plündernd, Holsten im Verzweiflungskampf mit den Dänen. Frauengestalten aus alter Zeit tauchen auf: die üppige Barbara Gadendorp, die schöne Düveke, des Dänenkönigs Geliebte. In knapper Form, im Rembrandt'schen Helldunkel sind diese Motive ausgeführt. Als Visionen läßt der Dichter sie vor sich aufsteigen; realistische Bilder des gegenwärtigen Augenblicks rahmen sie ein. Das Gewaltigste in dem ganzen Buche ist die letzte Skizze: „Eine Sommerschlacht." Sie schildert eine Episode aus dem Kriege von 1866. Hier wirkt das historische Präsens, — sonst oft manierirt erscheinend — vortrefflich. Man ist mitten drin im grausen Kampfgetümmel, sieht die jagenden Reiter, die vorwärtsdrängenden Bataillone, hört die Kugeln pfeifen und sausen.

Ein „Roman" nennt sich Liliencrons neuestes, soeben erschienenes Werk: „Breide Hummelsbüttel." Doch ist es nur eine Romanskizze, welche die „Breite und Weite des Menschenlebens," wie sie der Roman verlangt, nur ansatzweise bietet. In zwei Kontrastcharakteren entwickelt sich anfangs die Handlung: dort der orthodox pietistische, mit seinem Reichthum streng haushaltende Graf Henning Hummelsbüttel, hier der leichtsinnig verschwenderische, aber gutmüthige Baron Breide. In der Liebe einer edlen Gattin findet Breide den Halt, den

Digitized by Google

ihn die Erbschaft des Blutes bisher nicht hat gewinnen lassen. Heilwigs Liebe macht ihn stark, mit der Vergangenheit zu brechen und ein neues Leben in bescheidenen Verhältnissen zu beginnen. Seine Schuld wäre damit gesühnt, und es überrascht nun, wenn der Dichter ihn urplötzlich als Opfer einer heldenmüthigen That den Tod finden läßt. Heilwig nimmt Breides natürlichen Sohn an Kindesstatt an, der nach Hennings Tode Erbe der großen Hummelsbüttel'schen Besitzungen wird. Die Komposition des Romans wie die Einzelausführung lassen viel zu wünschen übrig. Die Erzählungsweise ist für ein geschlossenes Kunstwerk zu improvisatorisch, zu quodlibetartig. Aber bei strammer Zucht wird der Verfasser auch die Romantechnik beherrschen lernen. Land und Leute Schleswig-Holsteins sind wieder mit großer Liebe geschildert. Freilich müssen sich die „Fett- und Buttergesichter" der holsteinischen Grundbesitzer manchen ironischen Hieb gefallen lassen. Prächtig wirken die plattdeutschen Intermezzoscenen in Schenke und Kathe, in Feld und Dorf. Hier ist echteste Beobachtung des Lebens. Aus der Enge der Heimath wirft der Dichter dann und wann auch einen Blick auf das Gesammtleben unseres Volkes. Namentlich flicht er gern Aphorismen über die zeitgenössische Literatur ein; die Art und Weise, wie das geschieht, ist aber durchaus nicht zu billigen. Alles in Allem: auch hier originale Züge genug, aber vielfache Mängel der Ausführung.

Vollendetes, Bleibendes hat dieser Poet noch kaum geschaffen. Aber die Ader eines echten Dichters pulsirt in Allem, was er schreibt. Frappiren muß die Kühnheit und Rücksichtslosigkeit, mit der er das ihm vorschwebende künstlerische Ideal auszudrücken sucht. Es gibt wenige Dichter unter der jetzt lebenden Generation, die so sich selbst getreu bleiben, die vor keiner Consequenz zurückscheuend in dem Grade nur sich, ihr Ich mit all seinen Vorzügen und Schwächen geben. Man mag sich vielfach unbefriedigt von ihm abwenden aber vergessen wird man ihn nicht.

Zum Schluß noch eine Bemerkung: wenn im Vorstehenden einige Male das Wort „Realismus" gebraucht worden ist, so hat damit nicht an die sogenannte „realistische Schule" erinnert werden sollen. Mit Leuten, die in ihrem Kretzer-Enthusiasmus und ihrer Heyse-Feindschaft nur Mitleid erwecken, darf Detlev Freiherr von Liliencron nicht auf eine Stufe gestellt werden.

Die Apologie des Grafen von Beust.

Von Bruno Gebhardt.

Ein Hauptprincip der modernen Geschichtsschreibung besteht bekanntlich darin, daß sie allezeit zu den ursprünglichen Quellen vorzudringen sucht und auf diesen die Erzählung des Geschehenen basirt. Für die Geschichte der Neuzeit sind die originalen Quellen Urkunden und diplomatische Aktenstücke, und sie bilden in der That das beste und werthvollste Material. Aber ihnen gegenüber mußte die Motivenforschung vollständig erlahmen, denn die innersten und geheimsten Gründe, die die leidenden Staatsmänner bewegen, hüten sie sich wohlweislich meistens dem Papier anzuvertrauen. Und diese Lücke der persönlichen Kundgebung vermögen gute Memoiren auszufüllen, gute Memoiren, mit der nöthigen Kritik behandelt. Es hat gewiß noch nie Jemand seine Denkwürdigkeiten geschrieben, um sich der Nachwelt schwärzer zu schildern, als er der Mitwelt erschien; also eine gewisse apologetische Tendenz wird derartigen Geschichtswerken immer eigen sein und liegt im Wesen der Sache und der Person. Die kritische Behandlung sondert dieses subjective Moment aus und schält so gleichsam den Kern aus der Schale. Daneben bieten Memoiren die Möglichkeit eines nicht unberechtigten Rückschlusses auf ihren Verfasser, da eine ganze Reihe persönlicher Eigenschaften deutlich hervortreten. Betrachten wir die eben erschienenen Erinnerungen des Grafen Beust*) unter diesen Gesichtspunkten, so dürfen wir soviel von unserem Urtheil vorwegnehmen, daß wir sagen: Graf Beust hat es mit seiner Publikation vielleicht dem Geschichtsschreiber einen Dienst geleistet, sich selbst aber nimmermehr.

Der Grundgedanke des ganzen Werkes, wie er immer wiederkehrt, ist der: wenn die europäischen Cabinette diejenige Politik befolgt hätten, die Graf Beust wünschte, so wäre der Krimkrieg, der italienische, der dänische, der österreichische, der deutsch-französische Krieg vermieden worden, in der Eschenheimer Gasse tagte stillvergnügt der Bundestag und Metternich II., nämlich Herr Beust, regierte die Welt. Und daß es anders kam, daran ist natürlich bloß der böse Bismarck schuld; doch nein, nicht bloß er, „die Ereignisse von 1866 und 1870 sind vulkanischen Ausbrüchen zu vergleichen. Wohin dann die Erdtheile geschleudert werden, bleiben sie, und thöricht wäre es, sie an ihre alte Stelle zurückschieben zu wollen." Vulkanische Ausbrüche sind verheerend und zerstörend, unheilvoll und unselig, und insofern hat Beust seine Gedanken ganz offen ausgesprochen. Er sagt zwar an mehr als einer Stelle, daß er die neue Ordnung der deutschen Angelegenheiten als abgeschlossene und unabänderliche Thatsache ansieht, ein Wort der Sympathie hat er nicht dafür, aber seinen Panegyricus auf den alten Bund stimmt er trotzdem oft und laut an, und um eine Probe Beust'schen Nationalgefühls zu haben, lese man bloß folgende Stelle (II. S. 32 f.):

„Beleuchte — sagte ich zu einem alten Freunde — die schlimmsten Beust'schen Zeiten. Damals hatte der Sachse noch nicht das Hochgefühl, Elsaß erobert zu haben, dagegen machte die elsässische Industrie der sächsischen nicht Concurrenz; ferner hatte der Sachse nicht das Hochgefühl, eine Kriegsflotte zu besitzen, dagegen schwammen die Erzeugnisse seiner Industrie bei weitem mehr auf den Meeren als jetzt, und sie hatten unter der Abwesenheit einer Kriegsflotte ebensowenig als die schweizerischen zu leiden; er hatte auch nicht das Hochgefühl, ein Angehöriger der ersten Militärmacht zu sein, dagegen war für ihn die harmlose Befriedigung, wenn Sachsens Stimme einmal sich vernehmen ließ oder sein Minister Mitglied einer europäischen Conferenz**) wurde, weniger kostspielig, während er jetzt 60,000 Mann zu stellen hat, damals nicht viel mehr als ein Drittheil dieser Anzahl von ihm verlangt wurde, ohne Beeinträchtigung der Sicherheit und des Friedens im Lande. Endlich hatte der Sachse noch nicht das Hochgefühl, daß, wenn er in Buenos-Ayres etwa gemißhandelt werden sollte, ein Panzerschiff erscheinen werde, um seine Peiniger zu züchtigen; indessen widerfuhr ihm solches Abenteuer selten, wogegen er oft in den Fall kam, in Paris, London und Petersburg Unterstützung und Hülfe zu bedürfen, in welchem Falle er früher bei der sächsischen Gesandtschaft stets das größte Entgegenkommen schon aus dem doppelten Grunde fand, weil diese Gesandtschaften Zeit und Mittel für ihn hatten, während er jetzt bei der deutschen Botschaft in den allgemeinen Topf geworfen wird, wobei, angesichts der großen Anzahl der Hülfesuchenden, für den Einzelnen wenig übrig bleibt, und weil die kleinen Gesandtschaften daran zu denken hatten, daß das Budget des Auswärtigen in den Kammern unangefochten bleibt."

Diese Worte will Beust in den siebziger Jahren gesprochen haben, trotzdem er im Jahre 1871 in einer Delegationsrede erklärte, der alte Bund konnte den nationalen Bestrebungen nicht genügen; nun wohl, dann mußten die Ereignisse ihren Gang gehen. Doch wir lernen unseren Autor noch von ganz anderer Seite kennen. Es gibt nämlich eine Reihe von Ereignissen und Handlungen, die ihm unbequem sind: zwei Wege schlägt er ein, entweder übergeht er sie ganz, oder er sucht sie zu rechtfertigen — mit einer wahrhaft überraschenden Naivetät. Greifen wir einiges heraus. In den fünfziger Jahren wurde in Sachsen das sogenante „Schwarze Buch" geführt, eine Proscriptionsliste verwerflichster Art, ein Verzeichniß aller Per-

*) Aus Drei Viertel Jahrhunderten. Erinnerungen und Aufzeichzeichnungen von Friedrich Ferdinand Graf von Beust. 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

**) Herr von Beust auf der Londoner Conferenz, was übrigens kostspielig genug war, nach den Mittheilungen bei Karl Fischer „Nation und Bundestag" (1880).

Digitized by Google

sonen in ganz Deutschland, welche als liberal und national galten. Sie wurde an alle Regierungen unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit versandt. Nach Herrn von Beust ist die Sachlage folgende:

„Ein Mitglied der Polizeidirection, das sein Genie verkannt glaubte, rechtfertigte das gegen in bestehende Vorurtheil durch Abfassung einer übersichtlichen alphabetischen Aufzählung aller politisch gravirten Personen (!). Wohl ernüchterte ich ihn, als er mir in voller Uniform und in der Hoffnung greifbarer Belobung sein Opus überreichte; allein der arme Mann hatte einige hundert Exemplare auf dem Hals und es war ein Akt der Mildthätigkeit, sie ihm abzunehmen, und da sie einmal vorhanden waren, verschickte man sie an verschiedene Polizeiorgane nach dem Grundsatze: superflua non nocent."

Und als Eideshelfer, daß es mit der Reaction 1849 garnicht so schlimm war, wird Herr Bebel aus dem Jahre 1886 citirt! Ein ferneres Pröbchen. Beust hatte bekanntlich auch seine liberale Aera, und dieser gehört sein Bundesreformprojekt an, das fakultative Einberufung von Delegirtenversammlungen der Landesvertretungen nach Norden und Süden getrennt unter Preußens und Oesterreichs Vorsitz vorschlug. Man lehnte in Wien und Berlin ab, das letztere Cabinet mit Andeutung eines eigenen Planes, gegen den von Oesterreich protestirt wurde. Dem Protest schlossen sich Bayern, Würtemberg, Hannover, Hessen — und auch Sachsen an. Beust meint, seiner Regierung habe man es natürlich in Berlin sehr übel genommen, und sie habe es auch ungern gethan. Motiv? „Es war bei den politischen Beziehungen unter den Mittelstaaten unvermeidlich", sich einem österreichischen Protest anzuschließen — das ist eine nicht preußenfeindliche Politik, wie sie betrieben zu haben Beust fortwährend behauptet. Die berühmte Depesche vom 20. Juli 1870 an den Fürsten Metternich, österreichischen Botschafter in Paris, enthielt folgende Worte: Veuillez donc répéter à Sa Majesté et à ses Ministres que, fidèles à nos engagements tels qu' ils ont été consignés dans les lettres échangées l'année dernière entre les deux Souverains; nous considérons la cause de la France comme la nôtre, et que nous contribuerons au succés de ses armes dans les limites du possible." (II. 374.) Herr von Beust charakterisirt (I, 363) den französischen Gesandten, Prince de Latour d'Auvergne und sagt wörtlich: „Im Gegensatz zu dem Herzog von Gramont und dem ihn als Geschäftsträger ersetzenden Marquis Cazaux begriff er vollkommen die Lage, und es war daher viel Discretion in seinem Auftreten, gerade darum hatte ich — wohl gestehe ich es — die Gutmüthigkeit, seiner Bitte nachzugeben, „nur ein gutes Wort für Paris zu geben." — Das „gute Wort" ist obige Depesche; die Motivirung wäre unglaublich, wenn Beust sie nicht selbst erzählte, ist das thöricht oder frivol? Für diese Seite nur noch ein einziges Beispiel. Als 1870 die spanische Thronfolgerfrage brennend geworden war, machte Beust, wie Prinz Napoleon 1878 in der Revue des deux mondes mittheilte, den Vorschlag, den Prinzen von Hohenzollern auf seiner Reise nach Spanien gefangen zu nehmen. Und in der That, Beust hat an Metternich geschrieben: „Gramont veut-il ma recette? La voici: ne pas s'attaquer aux roi de Prusse, traiter la question en question espagnole, et si à Madrid on ne tient pas compte des réclamations et envoie la flotille qui doit prendre le Prince de Hohenzollern dans un port de la mer du Nord, faire sortir un escadre de Brest ou de Cherbourg pour l' empoigner etc. Gramont sagte: „M. de Beust m'envoie une scène d' opéra-comique." Und womit erklärt Herr von Beust diese lächerliche Ungeheuerlichkeit? Er hätte diese Gedanken bloß auf ein Blättchen Papier hingeworfen, und da dürfe man solche Ausdrücke wie empoigner nicht nach strengem Wortlaut nehmen. Sapienti sat.

Unser Autor polemisirt im Laufe seiner Darstellung außerordentlich viel gegen Treitschke und Biedermann, Poschinger und Busch's Publikationen und manche andere und erneuert einen Theil seiner „Erinnerungen zu Erinnerungen", die gegen seinen früheren Collegen von Friesen gerichtet waren. Wir gehen auf diese Angriffe oder Abwehren nicht ein und erwähnen bloß einige Punkte, die doch sehr bedenklich sind und vom Autor ganz unbeachtet blieben. Der Conflict in Schleswig-Holstein war ausgebrochen, Oesterreich hatte beim Bunde am 11. Juni den Mobilmachungsantrag gestellt, der am 14. angenommen wurde. Der Bruch war fertig, und nun forderte Preußen am 15. Juni Sachsen, Hannover und Kurhessen auf, ihre Truppen auf den Friedensstand zurückzuführen, also neutral zu bleiben und mit ihm einen neuen Bund zu schließen, wogegen den drei Fürsten Wahrung ihres Besitzstandes und ihrer Souveränität verbürgt wird. Dieser Vorschlag wurde zurückgewiesen. Beust theilt wohl die Note mit, in der diese Ablehnung mit Hinweis auf die Bundespflicht motivirt ist, aber er, der sonst für seine politischen Erwägungen immer soviel Worte hat, kargt hier damit und gibt keinen Grund an, weshalb er seinem Souverän zu dem verhängnißvollen Schritt gerathen hatte, wogegen die officiöse „Leipziger Zeitung" die Neutralität noch kurz vorher proklamirt hatte. Und ferner, was weiß Beust nicht alles zu erzählen von Packen und Verbrennen von Papieren und andern Nebensachen, aber der Behauptung des Herrn von Friesen gegenüber, daß Beust ohne Befragung der anderen Minister den sächsischen Bundestagsgesandten zur Zustimmung des Mobilmachungsantrags vom 14. Juni angewiesen habe, und daß er seinen Collegen hinterher erklärte, er habe es in der sicheren Hoffnung gethan, Kurhessen und Hannover seien nicht kriegsbereit, würden dagegen stimmen und der Antrag würde fallen, — der Behauptung gegenüber verhält er sich ganz stillschweigend.

Das Kapitel „Sachsen und Preußen" gehört überhaupt zu denjenigen Parteien, die für Beust's staatsmännische Befähigung und seine mit Vorliebe betonte objective Beurtheilung politischer Verhältnisse nicht gerade sprechen. Vor und nach dem Kriege kam Bismarck der sächsischen Regierung mit ehrlicher, offener Hand entgegen: bald nach Antritt seines Ministeriums knüpfte er persönliche Beziehungen an, deren Störung auch nach den Beust'schen Mittheilungen dem sächsischen Minister zur Last gelegt werden müssen. Und an wem lag es — immer nach den Beust'schen Berichten — wenn die für den Frieden Europas so unendlich wichtige Allianz mit Oesterreich nicht schon im Jahre 1867 abgeschlossen wurde, wenn die Mission des Grafen Taufkirchen scheiterte? Herr Beust wußte ja sonst alles so schön und ausführlich klar zu stellen und sich als den großen Meister zu zeigen, für jenes Anerbieten einer Allianz, welche sich auf sämmtliche deutsche Staaten erstrecken würde, fand er bloß die Formel: „Der damalige Anwurf war virtuell für Oesterreich nicht annehmbar." Und so mangels jeder berechtigten Begründung und angesichts der zahllosen kleinen Nadelstiche und persönlichen Verdächtigungen des Fürsten Bismarck, muß da nicht der Gedanke entstehen, daß der „große" sächsisch-österreichische Staatsmann nicht selten aus persönlicher Rancüne gehandelt hat? Er sagt an einer Stelle: die Mittelstaaten hätten „fern von Ueberhebung, fern von Parteinahme, fern von Preußenfeindlichkeit, aber auch fern von Kleinmuth" gehandelt; er wiederholt ähnliche Aeußerungen über seine eigene Thätigkeit, nun, man lese die weisen Worte, die er über Olmütz spricht, man höre ihn zum Kaiser Napoleon 1866 sagen: „Sie haben hunderttausend Mann in Chalons, schicken Sie sie an die Grenze, senden Sie eine Flotte in die Nordsee, das ist Alles, was nöthig ist." Man betrachte ferner seinen Bericht an den Kaiser vom Jahre 1871 nach der Gasteiner Zusammenkunft, wo er Aeußerungen Kaiser Wilhelms benützt, um von Neuem Mißtrauen zwischen Preußen und Oesterreich zu säen; kurz, man gehe das ganze Werk und die ganze Lebensthätigkeit des Mannes durch und man wird als einzige Triebfeder den Haß gegen Preußen finden. Und war denn dem Memoirenschreiber verborgen, daß seine Ausführungen diesen Eindruck erwecken würden?

Keineswegs, und da läßt er sich gelegentlich einmal vom Grafen Hohenthal attestiren: „Sie wissen, daß Beust mehr als einmal gegen Preußen war; wenn er aber einmal mit Preußen ging, ging er mit ihm durch Dick und Dünn." Und dafür sollen die Jahre 1854—1856 und 1862 Zeugniß ablegen. Gewiß, mit dem Preußen in jenen ersten Jahren konnte der Reactionär

Digitized by Google

und Particularist Beust zusammengehen, und die Theilnahme am Abschlusse des französischen Handelsvertrages 1862 ist denn doch mehr das Verdienst des Herrn von Friesen und des Ministerialdirector Weinlig.

Was Herrn von Beust allezeit fehlte, war das Verständniß für die großen nationalen Fragen, die Kenntniß der Zeitströmung und dessen, was für sein Land wahrhaft nothwendig war, die Fähigkeit objectiver Betrachtung der Ereignisse, die Bescheidenheit seine Schwächen einzusehen und der Größe anderer willig nachzustehen, die Selbstlosigkeit für das Ganze zu wirken, ohne Rücksicht auf persönliche Eitelkeit. Und dieses Urtheil, statt durch seine Denkwürdigkeiten abgeschwächt zu werden, wird wider seinen Willen durch sie bestätigt.

Das ist, sozusagen, der persönliche Eindruck, den die Memoiren machen. Wie steht es nun mit ihrem geschichtlichem Werth? Es sind in dem Werke eine ganze Reihe von Aktenstücken mitgetheilt, die großes Interesse erregen, Erinnerungen an Unterhaltungen mit hervorragenden Persönlichkeiten, die manchen charakteristischen Zug, manches beachtenswerthe Wort enthalten, eine Fülle von Anekdoten, die die Lectüre des Werkes sehr vergnüglich machen. In vielen Fällen allerdings läßt sich die geschichtliche Glaubwürdigkeit und ihre Authenticität und Wichtigkeit noch nicht constatiren, da die Beust'schen Angaben uncontrollirbar sind. Wir greifen auch für heute nur einige Momente heraus, da eine vollständige Antikritik des Werkes unmöglich ist.

In den Delegationsverhandlungen 1870/71 machte Minister Giskra Mittheilungen von einem Auftrage, den ihm, dem damaligen Bürgermeister von Brünn, 1866 Graf Bismarck ertheilt hatte. Danach wäre preußischerseits die Bereitwilligkeit kundgethan worden, in Brünn Frieden zu schließen, Oesterreich tritt Venetien ab, bleibt aber sonst integer, braucht keine Kriegsentschädigung zu zahlen und behält in Süddeutschland freie Hand — alles unter der Bedingung, daß jede Intervention und Mediation von Frankreich unterbleibe. Giskra selbst konnte seinen Posten nicht verlassen und beauftragt eine Vertrauensperson mit der Mission, die, nach seinen eigenen Worten, „in Wien theilweise und zwar hohen Ortes sehr gnädig, sehr befriedigt, und angenehm überrascht über das unerwartete Anerbieten, anderen Ortes sogar mit Enthusiasmus über diese unerwartete Wendung aufgenommen, von einer anderen, eigentlich dem Geschäfte des auswärtigen Amtes ressortmäßig abseits stehenden, aber großen Einfluß auf die dasselbe besitzenden Person sogleich anfangs kühl aufgenommen und nach fast dreißigstündigem Warten in Wien abgefertigt wurde" mit ziemlich deutlicher Ablehnung. Inzwischen war Benedetti in Nikolsburg eingetroffen. Herr von Beust führt die ganze Erzählung auf die lebhafte Einbildungskraft Giskra's zurück, hält es für ganz unwahrscheinlich, daß Bismarck nach Königgrätz noch derartige Bedingungen, wie er sie — die Sache wird auch bei Friesen erwähnt, ist aber nicht ganz deutlich — vor Beginn des Krieges gestellt hatte, vorschlagen konnte und meint, „dem Fürsten Bismarck konnte es gar nicht Ernst sein mit der Deprecirung der französischen Mediation, im Gegentheil paßte es in seine Karten, daß Frankreich in seiner Rolle als Vermittler einige Zugeständnisse gemacht wurden, nachdem er den Kaiser Napoleon mit dem Irrwisch des Saarbrückener Kohlenbeckens gründlich hinter das Licht geführt und deshalb ihm gegenüber kein ganz gutes Gewissen hatte."

Der Giskra'schen Erzählung ist bis jetzt nicht widersprochen worden, und der Beust'sche Versuch bringt nichts Thatsächliches dagegen vor; ein Interesse am Gegentheil, an der Vertheidigung der französischen Intervention, hat aber Herr von Beust, denn er war ja im Auftrage Oesterreichs zu Napoleon gereist und hatte ihn zum Einschreiten — wir haben seine Worte oben angeführt — veranlassen wollen. Also ein Grund von Giskra's Mittheilungen und an dem durchaus verständlichen Entgegenkommen Preußens zu zweifeln, liegt auch nach der Beust'schen Widerlegung nicht vor.

Nicht unwichtig ist die Schilderung, die Beust von der bekannten Salzburger Entrevue des österreichischen Kaisers mit Napoleon entwirft. Dieselbe fand in den Augusttagen des Jahres 1867 statt und erweckte wohl mit Recht damals den Verdacht, daß „nicht eben freundliche Absichten" gegen Preußen den Gegenstand der Verhandlungen bildeten. Nach unserem Autor erscheint die Zusammenkunft harmloser, und die Verabredungen bezogen sich darnach auf die orientalische und kretensische Frage, während man den deutschen Angelegenheiten gegenüber Festhalten am Prager Frieden und Vermeiden jeder Einmischung feststellte. „Insbesondere werde Frankreich sich jeder den Charakter einer Bedrohung verrathenden Maßregel oder Kundgebung enthalten, während Oesterreich sich darauf beschränken werde, durch fortgesetzte Entwickelung eines liberalen und aufrichtig constitutionellen Systems sich die Sympathien des südlichen Deutschland zu erhalten.

Für alle diejenigen, die speciell der österreichischen Entwickelung ihr Augenmerk schenken, bietet der zweite Band der Erinnerungen zahlreiche und wichtige Aufschlüsse; wir erwähnen bloß noch die Gasteiner Zusammenkunft vom Jahre 1871, die erste der seitdem üblichen Begegnungen des deutschen und österreichischen Kaisers. Manche hübsche Bismarck-Anekdote findet sich dort, einige schon bekannt, einige neu, so die, daß beim Einzug in Paris ein Blusenmann auf den Kanzler zutrat mit den Worten: T'es une fameuse canaille. „Ich konnte ihn," sagte Bismarck, „gefangen nehmen lassen, aber der Muth des Menschen gefiel mir." Recht zeitgemäß sind die Erinnerungen an den Beginn des Culturkampfes, und was erst in den allerletzten Tagen durch Veröffentlichung von Depeschen des Grafen Taufkirchen in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" ersichtlich wurde, erklärt auch Beust, daß nämlich Bismarck's Absichten für die katholische Kirche sehr wohlmeinend waren, aber, äußerte der Reichskanzler, „sie haben in Rom ruchlos an uns gehandelt". Daß damals übrigens von preußischer Seite das spätere Allianzverhältniß von neuem angeregt wurde, geht aus dem Bericht Beust's an seinen Souverän hervor, allerdings schien dem österreichischen Minister „vertragsmäßige Abmachung" damals noch nicht sehr sympathisch. Eigenthümlich lesen sich übrigens heute die Ausführungen, „daß man in Berlin in Folge der Unfehlbarkeits-Erklärung das staatliche Princip mit der größten Schärfe zur Anwendung bringen werde. Man werde alle Priester von staatlichen Functionen entfernen, die Trennung der Schule von der Kirche durchführen, die geistlichen Schulinspectoren beseitigen, die Civilehe einführen." Der Plan einer „außerhalb der Regierungsaction zu bildenden Gegen-Internationale" tauchte ebenfalls in den Unterredungen der beiden Staatsmänner auf, ohne daß wir die Möglichkeit finden, ihn weiter zu verfolgen.

Doch wir würden die uns gesteckten Grenzen überschreiten, wenn wir alles das, was erwähnenswerth ist, mittheilen wollten. Herrn von Beust's „Apologie" ist unseres Erachtens nicht geglückt und das Charakterbild des Staatsmannes hat durch Veröffentlichung seiner Erinnerung wohl an Deutlichkeit, aber kaum an Glanz gewonnen. Bedauerlich ist das Fehlen der Memoiren aus der Botschafterzeit in London und Paris; die Bruchstücke enthalten kein politisches Material weiter. Wie viel oder wie wenig das Buch dem Historiker der Neuzeit nützen wird, wollen wir nicht entscheiden; ein Lob aber ertheilen wir ihm gern und verdientermaßen: es ist höchst interessant und amüsant geschrieben, liest sich ausgezeichnet und wird Jedem Unterhaltung und immerhin mancherlei Belehrung bieten. Den Hauptreiz derartiger Werke bildet schließlich ja doch das Vergnügen, mit hochstehenden und vielgenannten Persönlichkeiten, denen nahezutreten nicht gerade Jedem vergönnt ist, im Buche so intim verkehren zu können, und da bietet sich die Möglichkeit reichlich dazu. Trotz mancher Anzüglichkeiten gegen Personen und bitterer Bemerkungen über Undank und Verkanntwordensein liegt ein Schimmer der „guten Laune", deren sich der Autor oft rühmt, darübergebreitet und das Heitere in ernster Zeit fehlt fast in keinem Capitel. Wir möchten davor warnen, alles was das Werk enthält, zu unterschreiben, aber wir empfehlen es dringend zur Lectüre.

Digitized by Google

Feuilleton.

Dresdener Erinnerungen.

Von Otto Roquette.

(Schluß.)

Da ich nun im Gymnasium die Söhne von Rietschel, Schnorr, Bendemann, Hübner, Grahl, Reissiger und anderer Künstler unter meinen Schülern hatte, ergaben sich Beziehungen zu den Vätern, und bald auch ein Verkehr mit den Familien. Manchen Gang habe ich in die verschiedenen Ateliers gethan, und wurde freundlich aufgenommen. Ueber wieviel Neues wurde ich dabei belehrt, und wieviel Herrliches habe ich in jener Zeit entstehen sehen! Als ich Rietschel zuerst in seiner Werkstatt aufsuchte (es war noch die alte „Gipsbude" auf der Terrasse) stand ich den vereinten Gestalten Goethe's und Schiller's, die für Weimar bestimmt waren, gegenüber. Fast auf gleicher Diele mit dem Beschauer und in geschlossenem Raume, erschienen die überlebensgroßen Figuren noch riesenhafter. Sie standen noch im Thonmodell, und zwar nackt da, und der Künstler ging daran, sie nun erst zu bekleiden. Manchem Gespräch von Kunstrichtern habe ich da beigewohnt über die Zulässigkeit der Gruppirung, über Stellung und Costüm; manchen harten Kampf führen gehört über Goethe's Frack und Schiller's Weste. Und da sie nun angezogen waren, erlebte ich auch das Entsetzen der ganzen Werkstatt, als Schiller's Kopf abgesägt werden mußte, da derselbe dem Meister nicht zum Ganzen genügen wollte. Unter den Schülern zeichnete sich damals der noch sehr junge Adolf Donndorf als der talentvollste aus. Empfing ich durch den Verkehr mit Rietschel mannigfache Belehrung und Anregung, so konnte ich an der Werkstatt seines Rivalen Hähnel auch nicht vorübergehen.

Persönlich trat ich zu Hähnel sogar in lebhafteren Verkehr, da er geselliger lebte, und durch Geistreichthum und Humor eine starke Anziehung ausübte. Beiden Künstlern hatten sich zahlreiche Schüler hingegeben, welche für die beiderseitigen Richtungen, und für die Ehre ihrer Werkstatt eintraten. Blieben bei dieser Gegnerschaft lustige Reibereien nicht aus, so kam es doch nicht zu ernstlicher Befehdung; wie mir denn gerade in der Vereinigung sämmtlicher Kunstschüler (dem „jüngeren Künstlerverein") noch einige heitere Aufgaben gestellt werden sollten. Hähnel's idealistische Richtung stand mir innerlich eigentlich näher, als der sogenannte Realismus Rietschel's. Wenn in der Persönlichkeit des letzteren die feine Gemüthsbildung angenehm berührte, so stutzte man Hähnel gegenüber zuerst bei seiner lachenden und stachelnden Satire, bei den Paradoxen, durch die er herausforderte, und neue Bekanntschaften zu prüfen suchte; Eigenheiten, welche Manche mit seinen idealen Werken nicht in Einklang zu bringen vermochten. Er kannte eben seine Leute, war gewöhnt sich gegen manches zu wehren, und liebte es, auch im Scherze die Gegenwehr hervorzulocken. Ein überaus geistreicher Mann, mit der feinsten Fühlung für die Schwächen Anderer, ließ er seiner Zunge freien Lauf mit dem sichersten Zutreffen auf die schwache Stelle dessen, der sich durch Uebermuth oder Unkenntniß selbst zu seinem Opfer dargeboten hatte. Ich hatte mich stets seines Entgegenkommens zu freuen, und danke seiner Belehrung sehr viel. Seine Werke gehören der Kunstgeschichte an; ich erwähne nur derjenigen, die ich in jener Zeit in seiner Werkstatt entstehen sah. Es waren die beiden Statuen des Dante und Rafael, für die Bekrönung des neuen Museums. In der Höhe, auf der sie jetzt stehen, können sie nicht zu ihrem Rechte kommen, ganz großartig aber wirkten sie, da sie in mäßiger Erhöhung im Freien zuerst aufgestellt waren. Die Figur des Rafael modellirte Hähnel darauf noch einmal, und konnte sich nicht genugthun sie immer feiner und durchgeistigter durchzuarbeiten, bis sie zu jener köstlichen Vollendung gelangte, in welcher sie jetzt der National-Galerie in Berlin angehört. In Hähnel's Werkstatt war ein fröhliches Treiben unter der Jugend, er lebte in Ernst und Scherz mit seinen Schülern, mehr als der ernste und häufig leidende Rietschel; es ging flotter, sozusagen italienischer bei ihm her.

Unter den Ateliers der Maler umfaßte dasjenige Schnorr's von Carolsfeld wohl die größte Anzahl von Jüngern. Doch erinnere ich mich nicht, ein größeres Werk von Belang darin miterlebt zu haben. Denn für die Arbeit, welche den Künstler damals ausschließlich beschäftigte, genügte der Zeichentisch in seiner Wohnung. Es war das umfangreiche Werk „Die Bibel in Bildern", wovon ich eine Reihe der schönsten Blätter, frisch auf Holz gezeichnet, entstehen sah. Und da ich bald auch in die Familie Schnorr eingeführt war und häufig am Theetisch erscheinen durfte, so wurde mir auch ein Einblick in die künstlerischen Schätze des Hauses gewährt, und besonders das große „Landschaftsbuch" gern aufgeschlagen.

Fand ich nun bei den übrigen Malern, Bendemann, Hübner und Andere, als Lehrer der Söhne in den Familien, sowie in den Ateliers freundlichen Empfang, so gelang es mir am wenigsten bei dem von mir so hoch geschätzten Ludwig Richter näher zu treten, der seine entzückenden kleinen Bilder und Illustrationen von Jahr zu Jahr mit vollen Händen ausstreute. Er lebte abgeschlossen und aus freier Wahl in engbürgerlichen Verhältnissen und ließ sich nicht sehr auf geselligen Verkehr ein, ohne doch völlig unzugänglich zu sein. Auch er hatte seine Schule, in welcher sich Oscar Pletsch bereits vortheilhaft auszeichnete.

Aus diesem Umgang mit den Künstlern entstand ein Unternehmen, auf welches ich freilich aus eigener Anregung nicht gekommen wäre. Ich erhielt einen Besuch von dem Buchhändler Georg Wigand aus Leipzig, welcher mich zu einer Wiederaufnahme des „Deutschen Jugendkalenders" zu gewinnen suchte. Neun Jahrgänge dieses Werkchens, welches Robert Reinick im Verein mit Dresdener Künstlern begründet hatte, waren bereits erschienen. Nach dem Tode Reinick's auf einige Jahre abgebrochen, sollte die Reihe wieder eröffnet werden. Ich zögerte, mich auf etwas einzulassen, worin ich mich noch nicht versucht hatte, was mir überdies auch ganz fern lag. Beim Betrachten der bisherigen Hefte, geschmückt mit den köstlichsten Holzschnitten nach Ludwig Richter'schen und anderen Zeichnungen der Dresdener Schulen, und beim Durchblättern der Geschichten und Gedichte, fand ich aber, daß es sich hier nicht sowohl um „Kinderliteratur" handelte, sondern um Darstellung des kindlich Reizenden für Erwachsene. Für die Jugend war dabei auch gesorgt, vorwiegend durch Gewöhnung des Auges an das Schöne, im Gegensatz zu den scheußlichen Carikaturen (wie der „Struwwelpeter") welche damals anfingen die Kinderbücher zu füllen und den Geschmack zu verderben. Bürkner, schon früher Redacteur des artistischen Theiles, versprach sich viel von der Wiederaufnahme, auch Auerbach redete zu, versprach mir sogar eine Erzählung, wie er sich schon früher mit einem Beitrag an dem Werke betheiligt hatte. Die Dresdener Künstler, Bendemann, Hübner, Schnorr, die jüngeren ungerechnet, erklärten sich bereit, mich zu unterstützen. So sagte ich denn zu, und eine kleine Erzählung dafür „Das Sonntagskind" war bald geschrieben und zur Illustration gegeben. Nun stellte sich aber eine sonderbare Verlegenheit heraus. Die bildlichen Beiträge liefen in erfreulicher und großer Anzahl ein, um als Illustrationen zu gelten, ohne daß die Künstler auf einen Text gewartet hätten, der zu illustriren gewesen wäre. Jeder hatte bereitwillig aus seinen Mappen etwas hervorgesucht, auch wohl etwas Neues gezeichnet, während ich nun nicht wußte, wie ich das Alles verwerthen sollte. Nicht die Hälfte konnte untergebracht werden, der Rest wurde für einen ferneren Jahrgang aufbewahrt. Nun galt es, zu den Bildern bald ein Gedicht, oder etwas Prosa, oder auch nur ein Sprüchlein zu finden, um doch etwas daran zu knüpfen. Auerbach ließ mich freilich mit seinem Versprechen im Stiche, dafür kam mir Hülfe von anderer Seite her, nämlich durch die Gräfin Baudissin, die mir das Manuscript eines Märchens zur Verfügung stellte. Und

Digitized by Google

als dann der Jugendkalender erschien, mit meinem Namen auf dem Titelblatte, konnten die Freunde in Berlin ihr humoristisches Erstaunen nicht unterdrücken, nahmen aber das künstlerisch allerliebst ausgestattete Werkchen wohl auf. Allein zu einer Fortsetzung für das nächste Jahr kam es nicht, und meine Ablehnung war wohl nicht die einzige Ursache.

Nun aber muß ich einer öffentlichen und für das Dresdener Kunstleben hochwichtigen Angelegenheit wenigstens Erwähnung thun. Es ist die Uebersiedelung der Bildergalerie und der Mengs'schen Gipsabgüsse in das neue Museum. Die Vollendung dieses schönen Bauwerkes von Semper hatte ich heranreifen sehen, ich kannte die Gestalten eines Dante, Rafael, des Holbein von Rietschel, und Andere, die jetzt den Sims bekrönen, aus den Werkstätten her, gleichsam persönlich. Der äußere Schmuck des Hauses war vollendet, nun rüsteten sich die Innenräume, um die Werke so vieler Erlauchten in der Kunst und ihr glänzendes Gefolge aufzunehmen. Ich kann wohl sagen, daß ich damals mit der gesammten Bildergalerie, wie mit den Sculpturen vollkommen vertraut war, ja daß es kaum ein Stück gab, das ich nicht gekannt hätte. Damit soll nicht gesagt sein, daß ich zur vollkommenen Kunstkennerschaft gelangt wäre, sondern nur, daß ich mich wie unter Bekannten zu Hause fühlte. Denn drei Jahre lang war selten ein Tag vergangen, daß ich dieser Kunstwelt nicht einen Besuch abgestattet hätte, und wenn auch nur auf eine Viertelstunde, nur auf so viel Minuten um durch einen Saal zu gehen, ein paar Schönheitswellen über mich ausströmen zu lassen, einen Athemzug der Kunst zu thun. Mit ganzem Herzen war ich daher bei der Uebersiedelung der Werke, freute mich des besseren Lichtes, gab, gefragt oder manchmal auch ungefragt, meine Stimme ab bei der Gruppirung. Denn Schnorr, der als Director der Gemäldegalerie das Ganze leitete, gestattete nachsichtig meine Gegenwart. Und da die Hausdienerschaft mich stets in Gesellschaft von Malern, Bildhauern und Architekten, die etwas in den Räumen zu thun hatten, erscheinen sah, ließen sie mir, wie einem Zugehörigen, freies Kommen und Gehen durch das ganze Haus. Der Belehrung Schnorr's von Carolsfeld verdanke ich für meine Studien auf diesem Gebiete sehr viel.

Ein Mittelpunkt des Dresdener Lebens war das Theater, welches, vorwiegend im Schauspiel, hervorragende Kräfte aufzuweisen hatte. Manchen bleibenden Eindruck verdanke ich den beiden Rivalen Emil Devrient und Bogumil Dawison, welche beide, gleichmäßig in der Gunst des Publikums stehend, so bittere Feinde waren, daß der Eine hinter den Coulissen in Krämpfe verfiel, wenn dem Anderen applaudirt wurde; die, auf der Bühne Worte des schönsten Einvernehmens declamirend, einander vor Haß hätten morden mögen. Dieses Verhältniß setzte manches Stück, in welchem sie gemeinsam aufzutreten hatten, in die äußerste Gefahr, von welcher die öffentlichen Blätter sogar, in Ernst und Humor, überall zu künden wußten. Man war über den ungestörten Verlauf eines Stückes nur dann ganz ruhig, wenn nur Einer von beiden die Bühne beherrschte. Emil Devrient, wenn in tragischen Rollen vielfach in Schönmalerei der Declamation verfallend, wußte doch manche Gestalten (wie Egmont, Posa, Tasso) mit einer Idealität zu geben, wie man sie nur selten findet; und feinere, vornehmere Liebhaber, als er sie in manchen Lustspielen darstellte, werden auch nicht häufig wiederkommen. Gleichwohl war sein Umkreis beschränkt, und an kräftigeren Gestaltungen scheiterte sein Talent gänzlich. Viel umfangreicher war der Rollenkreis Dawison's, wiewohl er sich auf dem Gebiet des Dämonischen, ja des Diabolischen, am glänzendsten bewegte. Richard III., Macbeth, Mephisto, Franz Moor, waren seine am meisten ausgestalteten Charakterbilder. In anderen vergriff er sich völlig, wie im Shylock, den er zu einem Heros machte, sodaß vom Shakespearischen Juden nichts mehr zu finden war.

Ich hatte Gelegenheit, auch diese beiden Künstler persönlich kennen zu lernen. Emil Devrient besuchte ich einmal morgens (ich glaube mit dem Manuscript eines Schauspiels in der Tasche). Er empfing mich in einem Morgenanzuge, der mich stutzen machte. Der ganze Kopf war durch Papierwickel wie in einen Igel verwandelt, die Schminke aber, die er auch bei Tage trug, über das ganze Gesicht bereits aufgetragen. Dazu erschien er in einem kaftanartigen Schlafrock von veilchenblauem Damast, mit rosenfarbener Seide gefüttert, und die feinste Battistwäsche, in allerhand Krausen um Hals und Brust gelegt. Ganz ein Bild unmännlicher Eitelkeit! Für die Gesellschaft war er wenig zu brauchen, da er meist in einer wohlerdachten Stellung verharrte und sich in Schweigen hüllte. — Ganz anders Dawison. Außerhalb der Bühne auf seine äußere Erscheinung wenig bedacht, war er ein unterhaltender, geistreicher Weltmann, der sich in Dresden gleich als Hausbesitzer bürgerlich ansäßig machte, umfassenden Verkehr liebte, im Hause gastfrei, in Gesellschaft anregend war. Wie wenig er jedoch mit bürgerlichen Einrichtungen und Gesetzen vertraut war, oder sich genial darüber hinwegzusetzen dachte, zeigte ein Fall, der in der Oeffentlichkeit viel Heiterkeit, ihm selbst Verdruß bereitete. Sein eben eingerichtetes Haus, mit einem Vorgärtchen, lag an einer von Baumreihen beschatteten Straße. Da ihm die Bäume den Blick auf das Treiben der Straße wegnahmen, ließ er ohne Umstände Holzfäller kommen, welche eines Morgens in aller Frühe die drei Bäume aus der Allee herausschlagen mußten. Sein Erstaunen war nicht gering, als er erfuhr, daß dies nicht erlaubt sei, und er gerieth außer sich, daß für die Unannehmlichkeiten, die ihm daraus erwuchsen, Niemand ein ernstes Mitgefühl hatte. —

Inzwischen wurde mir Gelegenheit, in der Technik des theatralischen Einrichtens und der Regieführung, wenn auch auf engerem Gebiet, meine Erfahrungen zu machen. Es war in der Blochmann'schen Anstalt hergebracht, den Schülern in jedem Winter eine dramatische Aufführung zu gewähren. Die Fürsorge wurde mir übertragen, und damit eine umfangreiche Arbeit, da ich vom Einüben des Gehens, Stehens, Sitzens und Redens an, bis zum letzten Knopf beim Anziehen, und bis zum Heraustreten auf die Bühne, für Alles zu sorgen und einzustehen hatte, und über Alles Auskunft geben sollte. Da nun die Wahl eines Stückes schwierig war, zumal möglichst Viele mitspielen wollten, auch bei ganz ungeübten Kräften, so ging ich modernen Stücken aus dem Wege, und sah mich bei Holberg um. Ich bearbeitete die personenreiche Posse „Der verpfändete Bauernjunge" und studirte sie ein. Sie kam durchaus zur Wirkung, aber unter dem gebildeten Publikum wollte man sich mit der Wahl eines solchen Stückes gar nicht einverstanden erklären. Ich ließ mich nicht irre machen, und da ich bei Director Bezzenberger freie Hand darin hatte, bearbeitete ich im nächsten Winter (diesmal stärker umgestaltend) Holberg's „Geschwätzigen Barbier". Da ich für die Rolle des Helden, sowie für die seiner ebenso geschwätzigen Frau Mutter, zwei sehr redegewandte Bürschlein in's Feld führen konnte, kam der Scherz vollkommen zur Geltung. Holberg's Stücke halte ich, für solche Zwecke, noch heute für sehr günstig, weil sie einfache Charaktertypen geben, keine große Verwickelung haben, an Scenerie keine Ansprüche machen, und ihre Derbheit unwiderstehlich wirkt. Vieles ist in ihnen veraltet, daher sie durch eine kleine Bearbeitung der modernen Anschauung näher gebracht werden müssen. Leider sind sie durch Kotzebue und Genossen schon derartig geplündert worden, daß man auch bei den drolligsten Scenen die Erinnerung an Bekanntes nicht abweisen kann.

Während ich noch bei der Einübung der ersten Schulkomödie war, kam mir von anderer Seite ein Wunsch entgegen, der mich gleichfalls zum Director, Regisseur, Bühnenfactotum, diesmal aber als Theaterdichter noch dazu, begehrte. Neben der geselligen Vereinigung der Meister in der Kunst gab es einen jüngeren Künstlerverein, gebildet durch die gereifteren Schüler der verschiedenen Bildhauer- und Malerateliers, der Architekten, Xylographen und was sonst zur bildenden Kunst gehörte. Viele dieser jungen Männer hatte ich auf meinen Wanderungen durch die Werkstätten kennen gelernt, traf diesen und jenen auch in den Familien bei Schnorr, Bendemann, Rietschel; manche von ihnen besuchten mich und

Digitized by Google

holten mich zum Spaziergang ab. Von diesem Kreise wurde ich um ein Fastnachtsspiel angegangen, welches bei einem Carnevalfeste, zu dem man die Meister einladen wollte, gegeben werden sollte. Die Bedenkzeit, welche ich mir ausbat, konnte abgekürzt werden, da man mit dem Stoffe, den ich vorschlug, einverstanden war. Das „Schönbartspiel" Reineke Fuchs wurde von mir in kurzer Zeit ausgearbeitet und einstudirt. Hatte ich hier nur ein erwachseneres Personal, so waren die Zwanzigjährigen darum nicht die Gewandteren. Da ich dies voraussah, hatte ich das Stück gleich darauf eingerichtet, daß ein sehr bewegliches Zusammenspiel nicht die Schwierigkeiten vermehrte. Trotzdem gab es manche Arbeit, aber auch ein stets williges Eingehen und Entgegenkommen meiner Leute. Und nicht nur in den Proben, auch sonst wurden die Zurüstungen stark betrieben. Denn die jungen Künstler malten die Decorationen selbst, und legten, bis zum Zimmerwerk der Bühne, die Hand an alles Erforderliche. Als Publikum waren nur Männer gedacht, denn die Anzahl der einzuladenden Künstler und Schriftsteller, der Angehörigen und Freunde, erschien für den Saal schon übergroß. Der Tag der Aufführung kam, und mit ihm, wie es zu geschehen pflegt, auch manche Verlegenheit. Ich hatte für den trauernden Henning ein Gefolge von zwölf jungen Hähnen angeordnet, welche auf einer Bahre die Leiche der Henne Kratzefuß trugen, ein Conduct, welcher aus den jüngsten Schülern der Akademie zusammengestellt worden war. Da nun nicht so viel rothe Schenkelstrümpfe aufzutreiben waren, ließ man dieselben durch eine Handlung verschreiben. Der Tag der Aufführung erschien, aber bis Nachmittags waren die Tricots nicht angekommen. Die Jugend gerieth in große Aengste, man überlief mich mit Fragen und Hülferufen. Da eine Bekleidung zum Ersatz nicht bei der Hand war, faßte ich einen kühnen Entschluß. Ich ließ einen Eimer mit rother Leimfarbe kommen, um vierundzwanzig nackte Beine bis an die Hüften hinauf damit anstreichen zu lassen. Die Anordnung wurde mit Jubel aufgenommen, und eine Stunde vor der Aufführung saß das rothbeinige Gefolge um den stark geheizten Ofen, um die frische Farbe zu trocknen. Die Wirkung auf das Publikum, welchem die neue Costümerfindung nicht entgehen konnte, war nicht gering. Im Uebrigen hatte ich den Darstellern freigestellt, sich nach eigener Wahl zu costumiren. Eine einheitliche Tracht war nicht möglich; es genügte, wenn es bunt und faschingsmäßig auf der Bühne aussah, und ich durfte den jungen Künstlern überlassen, das Charakteristische für ihre Kleidung zu wählen. Und so geschah es. Das Stück wurde frisch und lebendig gespielt und fand ein vergnügtes Publikum.

Diese Aufführung machte in der Stadt mehr Rumor als wir vorausgesehen hatten. Viele Andere wollten das Stück auch sehen, vor allen die Frauen, welche vernommen hatten, daß es keineswegs allein auf ein Männerpublikum berechnet gewesen. Man berieth sich im Verein und beschloß, es in vierzehn Tagen zu wiederholen, und zwar in einem größeren Local, denn die Meldungen ließen ein sehr zahlreiches Publikum erwarten. Inzwischen waren auch die Tricots für das Hühnergefolge eingetroffen. Aber mit Hohn wurden sie zurückgewiesen, denn den Vortheil der ersten Erfindung wollte man sich auch diesmal nicht entgehen lassen. So wurde ich, da ich auf die Bühne trat, auch diesmal von vierundzwanzig roth angestrichenen Beinen umhüpft, und von einer Stimmung begrüßt, in der sich eine gewisse Verachtung der Beinbekleidung überhaupt zu äußern schien. Ja, es wurde ausgesprochen, daß viele Leute nur um der angestrichenen Beine willen zur Aufführung des Stückes gekommen wären. Dieser schätzbaren Belehrung gegenüber mußte der Autor den Schauspielern wohl ihren Willen lassen. Aber auch die eigentlichen Darsteller zeigten, Angesichts des hereinwogenden Publikums eine gute Laune, welche der Regisseur nur durch flehentliches Bitten um Ordnung in Schranken zu halten vermochte. Gleichwohl hat es etwas Herzstärkendes, die Sorglosigkeit zu beobachten, welche dem Erfolg immerhin fraglicher Leistungen so sicher entgegen sieht. Und in der That war der Erfolg überraschend, noch durchgreifender als bei der ersten Aufführung. Dawison konnte sich in seiner Freude über meine Costümerfindung gar nicht beruhigen. — Reineke Fuchs ist seitdem häufig an verschiedenen Orten, von akademischen oder sonst dilettantischen Kreisen gegeben worden, ich selbst habe, lange nachher und weit entfernt von der Geburtsstätte des Stückes, noch mehrmals die Regie darin geführt, aber die Erinnerung an jene ersten Aufführungen ist mir von besonderem Werthe geblieben. Die damaligen jugendlichen Darsteller — ich nenne nur Oscar Pletsch, Adolf Donndorf, Theodor Große, A. Flinzer, dazu den früh verstorbenen Albert von Zahn — sind seitdem berühmte Leute und ausgezeichnete Künstler geworden. Hoffentlich bewahren auch sie eine frohe Erinnerung an jene Tage.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Ein auf dem Gebiete des Theaters höchst ereignißloser Winter neigt sich seinem Ende zu. Wenig Neues brachte er, wenig Erfreuliches, nichts Hervorragendes. Im Schauspiel, wie in der Operette, im Lustspiel und im Schwanke, überall dieselbe Oede und Unfruchtbarkeit; auf allen Theatern die überwiegende Zahl von Fiaskos gegenüber einigen wenigen Erfolgen, die sich meistens auch nicht dauerhaft erwiesen. Selbst die Meininger brachten wegen der Einförmigkeit ihres Programms nur eine äußerliche Bewegung in das stagnirende theatralische Leben. Denn ein halbes Hundert von Aufführungen desselben Dramas, mag dasselbe noch so vorzüglich dargestellt werden, ist doch immer nur als ein Stillstand zu bezeichnen vor dem reineren Kunstbedürfniß der Menge, welches gerade von einer solchen Bühne Abwechselung verlangt und nach mehreren Seiten hin sich bethätigende Kraftentfaltung. Die Herzogliche Intendanz scheint in der That eine Art von künstlerischer Verpflichtung in diesem Sinne empfunden zu haben, denn sie brach endlich, in der letzten Woche ihres Hierseins, den gleichförmigen, wenn auch höchst einträglichen Lauf ihrer Aufführungen der „Jungfrau von Orleans" ab und zeigte den Berlinern die Neueinstudirung eines nicht weniger bedeutungsvollen dramatischen Werkes, des „Marino Faliero" von Lord Byron. Freilich wußten, das will ich hier gleich vorausschicken, die Berliner das Verdienstvolle dieser Vorführung nicht zu schätzen, so daß sich jene Truppe mit ihrem alten Glanzstücke, dem „Julius Cäsar" zu verabschieden genöthigt sah.

Daß Byron's Drama undramatisch und nicht bühnenfähig sei, ist ein Vorwurf, den man demselben oft gemacht hat und um so leichter machen kann, als schon der Dichter selbst ihn erhoben hat. Aber es scheint mir doch, daß er unbegründet ist. Auf Byron's Aeußerungen in dieser Frage ist zunächst das wenigste Gewicht zu legen. Wohl sagt er, daß er „mit keiner Absicht auf die Bühne geschrieben habe", aber seine Gründe hierfür sind nicht ästhetischer, sondern lediglich persönlicher Natur. Er, der englische Peer, wollte überhaupt nicht aufgeführt sein, am wenigsten vor dem englischen Publikum, von dem er sich so arg gekränkt fühlte, und das er so tief verachtete. Er konnte es nicht begreifen, „wie ein Mann von reizbarem Gefühle sich der Gnade einer Zuhörerschaft überantworten möge", deren Urtheilsfähigkeit stets zweifelhaft bleibe, und sprach seinem Werke lieber die „Bühnenwürdigkeit" und sich die Fähigkeit, je ein Bühnendrama zu schreiben, überhaupt ab, als daß er sich dem „Gestampfe eines Auditoriums" aussetzen wollte. Sachliche, aus dem Wesen seines Werkes selbst hergeleitete Gründe bringt er nirgends gegen dessen dramatische Natur zu Tage, wohl aber erklärt er selbst die Erzählung des Chronisten Marini Sanuto von dem tragischen Ende des Dogen Marino Faliero, an welche er sich bei seiner Bearbeitung dieses Stoffes mit peinlicher Gewissenhaftigkeit hält, für so dramatisch, daß sie ganz von selbst ein Drama darstelle.

Und verdorben an diesem dramatischen Kerne hat die Byron'sche Bearbeitung gewiß nichts. Im Gegentheil: der große Dichter widerstand zunächst mit einem sicheren und feinen Gefühl der Versuchung, in die einfachen

Digitized by Google

Motive, welche jene Erzählung für den Entschluß des Dogen, sich mit dem venetianischen Volke gegen die Aristokratie zu verschwören, angibt, noch das Unedle der Eifersucht mit einzuflechten. Es hätte eigentlich nahe genug gelegen: der achtzigjährige Doge ist mit einem jungen Weibe vermählt und muß dieses Verhältnisses wegen die Kränkung erfahren, welche seine Wuth gegen die Aristokratie zur Flamme entfacht. Würde nicht diese Wuth noch verstärkt worden sein und dramatisch noch begründeter erscheinen, wenn die Qualen der Eifersucht sich zu jener Kränkung gesellten? Es scheint so, besonders wenn man Albert Lindner's Drama „Falieri" betrachtet; der Faliero Byron's aber ist zu stolz, zu würdevoll, um eifersüchtig sein zu können.

Stolz! — so nur lautet überhaupt die Prägung seines Wesens, und der Stolz allein bildet das tragische Element seines Unterganges. Man hat dies übersehen, indem man noch eine breitere, bessere Motivirung der raschen Handlungsweise des fürstlichen Greises verlangte, indem man seine Vaterlandsliebe mehr betont, die Unzufriedenheit mit den politischen Mißständen in Venedig durch lebhaftere dramatische Handlungen begründet und ausgeführt wissen wollte. Die dramatische Entwickelung, die Byron erstrebte, ertrug solche Veräußerlichung nicht; sie mußte sich auf eine Vertiefung des inneren Conflictes, auf eine künstlerische Darlegung des immer wieder aufgährenden, sich nie genug thuenden Aufruhrs in der gekränkten Seele des alten Helden erstrecken. Man hat im Hinblick auf diese breite, sich oft wiederholende Ausführung des Grolls in den Reden Faliero's von der declamatorischen Art der Byron'schen Darstellung gesprochen und besonders eine Weiterentwickelung des Hauptcharakters des Dramas vermißt. Aber man läßt hierbei außer Acht, daß der maßlose Stolz des Dogen seine dramatische Steigerung gerade durch dieses immer erneute Aufwühlen des Schmerzes erfährt und daß Faliero eine tragische Schuld überhaupt nur insofern auf sich nimmt, als jener Stolz in ihm durch die Rachsucht unklar und gleichsam mit sich selbst uneins wird.

Denn der gekränkte Doge verletzt durch die Verschwörung, die er mit dem Volke eingeht, sein eigentliches Lebensprincip, die angeborene Würde: er, der Aristokrat aus edelstem Blute, conspirirt mit armseligen Arsenalbeamten; er, der einst selbst den Zehnen zugehört, die ihn nun bedrücken, muß, gebeugt durch des Staates Noth und entflammt durch erfahrene Unbill, seine Ahnen verleugnen. Dieser Gegensatz ist es, welcher seine Handlungsweise erst echt dramatisch ausprägt. Dieser Gegensatz hat auch in Byron's Brust gewüthet gerade zu der Zeit, als er sich mit den Gedanken zu seiner Tragödie trug: in den ersten wüsten Jahren seines Lebens in Venedig. Man lese des Dichters Briefe aus jener Zeit. Aus allen klingt dieser durch sich selbst verletzte Stolz des in der Heimath geächteten Aristokraten, der nur bei „Menschen, die nicht englische Peers sind", Aufnahme findet, mit bitterem Nachhall heraus. Und in dieser Stimmung schuf er seinen Faliero.

Die sonst meisterhafte Fitger'sche Bearbeitung des Dramas, welche der Aufführung der Meininger zu Grunde liegt, hat gerade diesen Zug in des Dogen Wesen ganz erheblich abgeschwächt. So läßt Fitger in der ersten Scene des zweiten Actes die bezeichnendste Charakterschilderung Faliero's durch seine Gattin weg, so streicht er vor Allem den Monolog des Dogen im Beginne des dritten Actes, diese großartige Rede, in welcher Faliero sich vor den Schatten seiner Ahnen wegen seiner Absicht, sich mit dem Volke zu verbünden, rechtfertigt. Auch die hierauf folgende Unterredung des Dogen mit Bertuccio, die Fitger gänzlich beseitigt, gehört zu den wesentlichen Stellen des Dramas, denn nicht umsonst läßt der Dichter in ihr seinen Helden nochmals schwankend werden.

„Meinst du, die Seelen eines solchen Stammes
Sie könnten ruhen, wenn sein letztes Haupt
An ihrer reinen Gräber Rand verschworen
Mit grollenden Plebejern steht?"

so ruft Faliero dem Galeerencapitän zu: es ist der letzte Aufschrei des sich selbst untreu gewordenen Stolzes.

Aber auch ganz abgesehen von der Frage nach dem dramatischen Leben in Byron's Werke hätte die Art, wie die Meininger dasselbe zur Darstellung brachten, das Publikum zu größerem Beifall verlocken müssen. Denn sowohl die Darsteller selbst als auch die Inscenirung waren des höchsten Lobes würdig. Herr Grube als Doge betonte durchaus richtig das dämonisch Wilde, Aufflackernde in dem Wesen des greisen fürstlichen Verschwörers, und Fräulein Lindner als Angiolina fand den richtigen Ton, um ihre durchaus lyrisch gehaltene Rolle den Zuhörern verständlich zu machen. Die Letzteren fanden sich offenbar, wie es so häufig geht, lediglich durch die allzu derbe Realistik der Schlußscene des Stückes, in welcher die Hinrichtung des Dogen auf offener Bühne stattfindet, verletzt. Viel eher hätten sie die Realistik der Gerichtsscene, in welcher, gegen die Absichten des Dichters, zwei Gefolterte die überstandenen Qualen in abscheulichen Körperverrenkungen nochmals nachmalen, oder die allzu breite Ausführung der weichlichen Mondscheinscene im Eingange des dritten Actes verurtheilen müssen! Aber die übertriebene Werthschätzung des sinnlichen Eindrucks, welche die Inscenirungskunst der Meininger im Gefolge hat, führt, wie man sieht, oft das Gegentheil der von der Regie beabsichtigten Wirkung herbei und schädigt dadurch das Gesammturtheil über das dargestellte Kunstwerk. Was machte es dem Publikum aus, daß über jede Scene, die uns die Aufführung des Byron'schen Stückes brachte, der reiche Zauber und die üppige Stimmung der Renaissancezeit, wie sie der Dichter, unhistorisch genug, in seinen Versen nachempfinden läßt, auch durch die Inscenirung gebreitet waren! Wie mit einem Schlage war die Erinnerung daran verscheucht, als der dumpfe Schlag des Richtbeils auf dem Blocke die grausamen Sitten jener Zeit veranschaulichte — und von dem ganzen herrlichen Drama trug die Mehrzahl nichts nach Hause als ein unverständliches Entsetzen.

Während die Meininger diesen entschiedenen Mißerfolg einernteten, trat ein Ehrenmitglied ihrer Bühne nach zweijährigem Fernsein von Berlin hier auf's Neue die lorbeerenreiche Laufbahn an: es ist Ludwig Barnay, der im Residenztheater jetzt ein längeres Gastspiel absolvirt. Seine ziemlich unglückliche Umarbeitung des „Kean" setzte ihn in den Stand, sich mit einer jener Paraderollen wieder einzuführen, die nie ihre Wirkung verfehlen. Die zweite Rolle, in der der Künstler sich uns zeigte, die des „Chamillac" in Octave Feuillet's gleichnamigen Schauspiele, ist durch die Schuld des Autors jedenfalls wenig geeignet, einem Darsteller zur Entfaltung besonders origineller Gaben zu nöthigen. Dieser Chamillac ist eine sentimentale Tugendbold-Figur, von der man nicht glauben sollte, daß sie der Feder eines bedeutenden modernen Franzosen entstammen könnte. Er ist ein Sonderling geworden mit philanthropischen Bestrebungen, weil er ein Verbrechen, einen Diebstahl, durch ein vortreffliches Nachleben zu sühnen hat, und als er ein Weib kennen lernt, das er lieben muß, sühnt er auch ihr gegenüber jene Schuld, diesmal durch offenherziges Bekennen derselben. Nun denke man sich, daß wir von dem Autor genöthigt werden, vier novellistisch gebaute Acte hindurch immer nur zu ahnen, daß der edle Sonderling einen dunklen Punkt in seinem Vorleben habe! Erst im fünften Acte kommt jenes Bekenntniß heraus; vorher konnte der Darsteller höchstens durch die gutgespielten Anzeichen des beladenen Gewissens einige Bedeutung erlangen.

Auch im Wallnertheater führt man jetzt ein französisches Stück auf, einen tollen, übermüthigen Schwank von betäubender Lustigkeit, der eigentlich in die Carnevalszeit gehört hätte. Sein Titel ist: „Die Nachbarinnen" von Raymond und Gastyne, denn eine geheime Verbindungsthür zwischen den Salons zweier Tänzerinnen leichtesten Kalibers bildet die Grundlage des ganzen an Verwechselungen, Versteckspielen und Mißverständnissen so reichen Stückes, dessen Inhalt zu erzählen eine Unmöglichkeit ist. Mit großer Geschicklichkeit, die zum Theil an Circusgewandtheit erinnert, wird dieses tolle Kunterbunt von dem Personal des Theaters rasch heruntergespielt und erfüllt seinen Zweck, für zwei Stunden das Zwerchfell zu erschüttern, vollauf. — Ein in gemüthlicheren deutschen Verhältnissen sich bewegender Schwank, der ursprünglich für das Wallnertheater angenommen war und dorthin gut gepaßt hätte, die „Frau Stadträthin" von Gustav Dahms hat in den letzten Wochen das Publikum des Königstädtischen Theaters erheitert, und schließlich ist noch das Deutsche Theater zu nennen, das mit einem paar Einacter einen glücklichen Abend hatte: „Alte Mädchen" von Friedrich Schütz, einem Redacteur der „Neuen freien Presse", sprach durch munteren Dialog ebenso sehr an, wie „Unter vier Augen" von Ludwig Fulda, der gleichfalls ein entschiedenes Bühnentalent bekundet. O. B.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Ueber A. Fitger's „Eine neue Strömung in unsererer Malerei".

Verehrter Herr!

Nur einige Bemerkungen, bei Leibe keine Entgegnung, das ist verpönt und macht böses Blut! Aber was hat der „Wasserkopf Berlin" wieder verbrochen, daß er von Bremen aus ob seiner Kunstrichtung befehdet und angegriffen wird? Herr Fitger schreibt in Nr. 14 f. der „Gegenwart": „Seit 1871 haben wir eine Reichshauptstadt, und ihr Einfluß, der 1858 noch gleich Null war, ist jetzt deutlich zu erkennen. Wer im vorigen Sommer die Jubiläumsausstellung durchwandert, wer den Urtheilen des Publikums und der Presse, sowie den Ankäufen des Staates einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, der wird wahrscheinlich die Auffassung gewonnen haben, daß man jetzt und vorzugsweise in Berlin damit umgeht, eine neue Kunst zu proklamiren, eine Kunst weder der formalen, noch der coloristischen Harmonie, sondern eine Kunst der reinen Wahrheit."

Hierzu bemerke ich ganz ergebenst: ad 1. Daß wir seit 1871 eine Reichshauptstadt haben, ist allerdings nicht zu leugnen, und wenn ihr Einfluß deutlich zu erkennen ist, so ist das sehr schön und Herr Fitger hat sich dafür bei unserem Freund Bismarck zu bedanken. — ad 2. Die Urtheile des Publikums und der Presse über die Jubiläums-Ausstellung sind genau so gewesen, wie seit jeher über alle Kunstausstellungen; von den Urtheilen der Presse ist mir eines, welches mir den tiefsten Eindruck gemacht hat, weil es von berufenster Stelle kam, besonders in der Erinnerung geblieben, das von Herrn Geh. Rath Professor Hermann Grimm in der „Deutschen Rundschau", und das lautete im Wesentlichen dahin, daß es mit unserer Kunst doch recht miserabel bestellt sei, daß es aber 'mal einen Mann gegeben habe, der Goethe und einen anderen, der Winckelmann geheißen hat, und daß Verfasser selbst ein Buch über Michelangelo und eins über Rafael geschrieben hat. — ad 3. Die Ankäufe des Staates betreffend. Angekauft sind staatlicherseits 7 Bilder von München, 6 Bilder von Düsseldorf und 4 Bilder von Berlin und zwar von Berlin: Graf Harrach: Alpenthal mit Staffage, Douzette: Strandbild, Flickel: Buchenwald, Skarbina: Briefschreiberin (Aquarelle). Außerdem die beiden Marmorbildwerke „Achill" von Herter und „Dornauszieher" von Eberlein. — ad 4. „Man geht damit um, und vorzugsweise in Berlin, eine neue Kunst zu proklamiren." Das wäre ja eigentlich recht schön, wenn's möglich wäre; aber wer ist dieser „Man", der dies Schreckliche beabsichtigt, und wie kommt Herr Fitger durch den Ankauf von drei harmlosen Landschaften und einer Aquarellstudie zu solchen Befürchtungen? — ad 5. Eine Kunst weder der formalen, noch der coloristischen Harmonie, sondern eine Kunst der reinen Wahrheit. Der reinen Wahrheit? Das wäre ja wirklich etwas ganz Herrliches (es ließen sich hieran die erbaulichsten Betrachtungen über preußische Politik, und den Erfolg der Politik der reinen Wahrheit knüpfen), und sollte diese wirklich mit der formalen und coloristischen Harmonie so ganz unverträglich sein?

Herr Fitger ist ernstlich bestrebt, dies zu beweisen, — ich kann ihm nicht ganz folgen und mit Adam und Eva anfangen, das würde zu lang werden, aber ich gehe, da er mich selbst der Ehre würdigt, von ihm citirt zu werden, auf das mir zunächst Liegende ein. Er sagt: „Erstens ist durch die kriegerischen Triumphe der letzten Jahrzehnte die Militärmalerei ganz ungewöhnlich gefördert; alle Welt freute sich, unsere prächtigen blauen Jungen verherrlicht zu sehen." Darauf bemerke ich: eine einzige unserer Divisionen, die 22., hat im Feldzug 1870/71 zweiundvierzig Schlachten und Gefechte mitgeschlagen. Wenn Herr Fitger im Stande ist, mir nur die Hälfte dieser Zahl von hervorragenden deutschen Schlachtenbildern zu nennen, welche seit 1871 entstanden oder gar auf Veranlassung des preußischen Staates entstanden sind, so will ich ihm Recht geben. Unter einigen Tausend Kunstwerken der Berliner Jubiläums-Ausstellung befanden sich nur drei eigentliche Schlachtenbilder: „Die 52er bei Vionville" von G. Koch, „Die Halberstädter Kürassiere bei Mars-la-Tour" von Faber du Faur und „Moltke vor Paris" von mir. Gegenüber der Fülle von künstlerischen Schöpfungen, mit welchen die Franzosen A. de Neuville, E. Detaille, Protais, Berne-Bellecour u. A. ihre Niederlagen verherrlicht haben und gegenüber dem Enthusiasmus, mit welchem das französische Publikum diese Schöpfungen begrüßt hat, stehen wir mit all unseren Siegen mehr als bescheiden da. Dann sagt Herr Fitger weiter: „Die Militärmalerei hat sich in jüngster Zeit eine Form, wenn nicht geschaffen, so doch erobert: das Panorama". Die Militärmalerei hat das wirklich nicht gethan, sondern — so nüchtern es auch klingen mag — das Capital, und zwar zunächst das außerdeutsche. Das Berliner Sedan-Panorama war das erste, welches mit deutschem Gelde entstanden ist, die meisten anderen vorher waren auf Bestellung der Société anonyme des Panoramas in Brüssel entstanden — die Berliner haben damit also auch nichts zu thun und der Staat noch viel weniger.

Weiter sagt Herr Fitger, und damit kommt er zu dem, was mich als Künstler am directesten berührt: „Das Panorama . . hebt jede ästhetische Wirkung auf; ein Panorama, dem man irgend welchen Stil, irgend welche Eigenart seines Malers anmerkte, wäre ein mangelhaftes Ding; das Verschwinden jeglichen Stils und jeglicher Individualität hinter dem dargestellten Object ist hier die höchste Tugend. Aber freilich mit der Künstlerschaft im höheren Sinne ist es auch ziemlich aus. Vergegenwärtigen wir uns nur einmal, um das ganz zu empfinden, das in seiner Art mustergiltige Sedan-Panorama von A. v. Werner und die Amazonenschlacht von Rubens." — Ich danke ganz gehorsamst zunächst für das Compliment betreffs der Künstlerschaft im höheren Sinne und der ästhetischen Wirkung, welche das Panorama aufhebt. Das habe ich bisher allerdings noch nicht gewußt, und als ich das Sedan-Panorama malte, habe ich nur vor Augen gehabt, in erster Linie ein künstlerisches Werk zu schaffen. Aber ich lasse mich gern belehren, und vor Allem bin ich weit davon entfernt, meine eigene künstlerische Persönlichkeit der Capacität des Herrn Fitger gegenüber zu stellen, ich wünsche nur einige sachliche Bedenken, welche für mich der Grund tiefer Betrübniß werden können, hier zu erwähnen. Bisher habe ich immer geglaubt, daß es für die Kunst eine recht hohe und dankenswerthe Aufgabe sei, eine große glorreiche Zeit, in welcher zu leben man das Glück hat, und die hervorragenden Persönlichkeiten dieser Zeit künstlerisch darzustellen; ich habe auch nie daran gezweifelt, recht werthvolle Objecte für meine künstlerische Thätigkeit vor mir zu haben, wenn ich unseren Heldenkaiser, den ritterlichen Kronprinzen, den eisernen Kanzler, den schweigsamen Schlachtendenker zu malen berufen war, habe auch vor „unseren blauen Jungen" immer den höchsten künstlerischen Respect gehabt und mich in das Studium ihres Wesens liebevoll vertieft. Das ist also nun Alles nichts, und die Parole soll lauten: Götter, Nymphen, Homerische Helden und allegorische Persönlichkeiten? Auch recht, ich habe auch darin einige Erfahrung, und darf, ohne unbescheiden zu sein, wohl behaupten, daß letztere bequemer zu behandeln sind, als unsere Staatsmänner und Helden und „unsere blauen Jungen" von St. Privat und Mars-la-Tour, denen gegenüber allerdings oft eine größere Anstrengung und ein größeres Aufgebot ästhetischen Gefühls — — und Studiums — nöthig ist, um was daraus zu machen, als bei ersteren. Sollte Herr Fitger jemals in die Verlegenheit kommen, einen preußischen Husaren- oder Kürassierstiefel malen zu müssen, so wird er mir wahrscheinlich recht geben, und er wird angesichts des Schweißes, welchen die ästhetische Lösung dieser Aufgabe fordert, wohl oft mit stiller Rührung ausrufen: „Lieber Gott, ein nacktes classisches Bein ist trotz aller herben Größe des Freskostiles" doch bequemer. Mit schweigender Ehrfurcht nehme ich auch Herrn Fitger's Urtheil hin, daß ich, als ich die Proklamirung des Deutschen Kaiserreiches und das Congreßbild malte, mich nur berufen fühlte, den Photographen, „der im entscheidenden Augenblick seinen Apparat nicht aufstellen konnte", zu ersetzen. Beabsichtigt habe ich das allerdings durchaus nicht, meine Ehrlichkeit hielt mich nur ab, Schwindel zu treiben, und ich bin durch das wohlwollende Compliment, welches mir Herr Fitger trotz alledem macht: „daß kein zukünftiger Geschichtschreiber der Wiedergeburt des Deutschen Reichs das Proklamirungs- und das Congreßbild wird übersehen dürfen" tief gerührt, ersehe ich doch daraus, daß ich neben meiner malerischen Thätigkeit auch noch ein klein wenig Geschichtschreiber gewesen bin — und das halte ich gerade nicht für eine Schande. Und was meinen hochverehrten Collegen P. P. Rubens und seine „Amazonenschlacht" betrifft, welche Herr Fitger dem Sedan-Panorama gegenüberstellt, so habe ich die innige Ueberzeugung, daß der große Meister sich der Aufgabe: „eine Compagnie von 150 Mann preußischer Jäger mit so und so viel Offizieren, welche sich dem Ansturm eines Regiments Chasseurs d'Afrique entgegenstellt" zu malen, mit ebenso viel Genialität, Ehrlichkeit und Gründlichkeit unterzogen haben würde, wie der „Amazonenschlacht", und daß er höchst verwundert darüber gewesen sein würde, wenn irgend Jemand ihm gesagt hätte, daß von „ästhetischer Wirkung oder Künstlerschaft im höheren Sinne dabei keine Rede sein könne". Wenn Herr Fitger sich jemals milden Sinnes Meissonier's „1814" oder „1807 (Friedland)" oder „Das Kürassierregiment vor der Attacke" oder, als Neuestes: Edouard Detaille's klassisches Werk über die französische Armee angesehen hätte, so würde er über die „Militärmalerei" wohl nicht das Urtheil gefällt haben, daß „das Militärbild in der Seele des Künstlers nicht denjenigen Läuterungsproceß durchmachen kann, der nöthig ist, ein Stück Natur zu einem Stück Kunst zu verwandeln." Aber trotzdem: ich irre vielleicht, und Herr Fitger hat Recht.

Herr Fitger kommt dann aber zu seinem Hauptangriffsobject, Adolf Menzel, welchen er „eines der merkwürdigsten Talente von der Welt" nennt, über welchen er als dessen „College", nicht als Recensent sich äußern will und welchen er, wie es scheint als den spiritus rector der von Berlin aus neu zu proklamirenden Kunst ansieht, oder etwa als den Vertreter der reinen Wahrheit. Adolf Menzel gilt bei uns — wohl auch noch anderwo in der Welt — allerdings nicht nur als eines „der merkwürdigsten Talente", sondern als ein genialer Meister, und über seine Größe als Künstler zu sprechen versage ich mir gern, weil es mir überflüssig erscheint, um so mehr als ich mich in keiner Weise als „College" von Herrn Fitger zu betrachten wage. Aber einige sachliche Bemerkungen möchte ich mir erlauben. Erstlich ist Menzel's Thätigkeit nicht mehr so ganz neu. Schon vor mehr als 40 Jahren, als Genelli seine wesenlosen Schlangenlinien auf's Papier zog, hat Menzel seine Zeichnungen zur Geschichte und zu den Werken Friedrichs des Großen geschaffen, welche als Meisterwerke der bildenden Kunst, als Denkmal des überlegenen Geistes, des Genies und der Künstlergröße ihres Autors noch fortleben werden, wenn von Bonaventura Genelli nichts mehr übrig sein wird als sein schön klingender italienischer Name. Dann hat Menzel schon vor mehr als 30 Jahren einige Bilder gemalt, von denen ich gern wissen möchte, ob Herr Fitger seine Aeußerungen von „möglichster Naturtreue" oder den Vergleich: „der Unterschied (zwischen einer Murillo'schen Betteljungengruppe und event. Menzel) ist wie die Sprache eines Goethe'schen Liedes neben einem Polizeierlaß", auf dieselben anwenden will, ich meine: die Tafelrunde von Sanssouci, das Flötenconcert und

Digitized by Google

Hochkirch? Bisher habe ich dieselben immer als Meisterwerke der deutschen Kunst betrachtet, auf welche wir stolz sein können, als Schöpfungen aus der Urtiefe eines künstlerischen Geistes, nicht nur als Darstellungen von „möglichster Naturtreue" oder gar aus der Sucht hervorgegangen, das möglichst Häßliche darzustellen, ... aber ich will mich gern von Herrn Fitger's überlegener Urtheilskraft belehren lassen. Ich will mich auch nicht auf Untersuchungen darüber einlassen, welcher Unterschied zwischen Kaulbach's Friedrich der Große im Treppenhause unseres Museums und Menzel's Friedrich besteht, und welcher von beiden der künstlerisch vollendetere ist. Aber etwas Anderes ist es, was mich aus Herrn Fitger's langer Auseinandersetzung im zweiten Theil seines Artikels ganz besonders zum Nachdenken anregt: ich lese da mit Staunen heraus, daß Herr Fitger, trotzdem er selbst Maler ist, für das „Schaffen aus der Tiefe des Gemüths" heraus — wie man es scherzhaft bezeichnet — plaidirt, und das hätte ich heute allerdings kaum mehr für möglich gehalten. Herr Fitger — als Maler — behauptet: „Es ist nicht die Schilderung des Aeußeren, Angeschauten, was uns ergreift, sondern die Schilderung des Innerlichen, die Vision, die Offenbarung." Das ist mir neu. Bei Rafael's Madonnen, bei Tizian's farbenglühenden Schöpfungen, bei Veronese's Versammlungen heiterer, glücklicher Menschen, bei Holbein's und van Dyk's Schöpfungen habe ich immer nur die Meinung gehabt, daß sie die Eindrücke, welche die Außenwelt, die Natur in ihrer ganzen Schönheit und Pracht ihnen entgegenbrachte, in ihrer Künstlerseele aufgenommen und verarbeitet und als Schöpfungen ihres Genius wieder ausgestrahlt haben; tausende von Studien der Meister, welche wir Alle ja kennen, sind sogar ein Beweis dafür, und ich habe beim Studium derselben immer den Fleiß, die Energie, die Sorgfalt bewundert, mit welcher die alten Meister immer und immer wieder dem Problem: Natur und Wahrheit auf den Leib gerückt sind. Und das, was jene groß gemacht hat, sollte heute ein Irrthum sein? Nein, das kann wohl nicht sein, und es wird wohl nur heißen sollen wie im Trompeter von Säckingen: „Andere Zeiten — andere Lieder .... doch die Liebe überdauert alle Zeiten". Und die Wahrheit auch! Glaubt Herr Fitger wirklich, daß, als Menzel seine „Hofball-Scenen" und sein „Walzwerk" malte, es ihm nur darauf ankam, dem Publikum zu erzählen, wie es dort aussieht? Gewiß nicht. Der müßte kein Künstler sein, den nicht der malerische Reiz einer glänzenden Versammlung von vornehmen — und berühmten Männern und schönen Frauen im lichtdurchflutheten Festsaal, oder das Ringen menschlicher Kraft in harter Arbeit unter dem Geschnaube und dem Funkensprühen des Dampfwerkes zur künstlerischen Wiedergabe der aufgenommenen Eindrücke mächtig anreizte. Und was sollte oder könnte wohl hinderlich sein, das der von Herrn Fitger angezweifelte „künstlerische Läuterungsproceß" bei diesen Gegenständen ebenso gut vor sich gehen kann oder muß, wie z. B. bei Genelli's Homer und den ihn umgebenden jungen Kriegern, würdigen Greisen u. s. w., oder seinem „Jupiter, welcher von den Flügeln der Nacht getragen, auf Abenteuer ausgeht", ein Bild, welches ich von 1863 her noch in schauerlicher Erinnerung habe, und zu welchem ich damals schon den billigen Witz machte: „Mir scheint der Maler des Bildes mehr auf Abenteuer auszugehen als Jupiter!"?

Herr Fitger citirt auch Goethe, das thue ich auch mitunter gern, denn es wirkt immer gut. Aber mir scheint, daß Herr Fitger für das, was er beweisen will, diesmal mit dem Goethe'schen Citat nicht ganz glücklich gewesen ist. Goethe sagt: „Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht. Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! .... Ich empfing im Innern meine Eindrücke und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensfroher, lieblicher, bunter hundertfältiger Art, und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als solche Eindrücke und Anschauungen in mir zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung zum Vorschein zu bringen." Ich verstehe dies so, daß Goethe die Eindrücke, welche er von außen, aus dem ihn umgebenden Leben, aus der Natur, empfing, in sich aufnahm und künstlerisch verarbeitete — — — just, wie es Menzel mit dem „Hofball", dem „Walzwerk" und die angefeindete „neue Strömung" im Allgemeinen macht. Herr Fitger macht aus Goethe's Worten aber etwas wesentlich Anderes, denn er sagt: „So wie Goethe nicht eine Idee verkörpern wollte (will das etwa Menzel oder die neue Strömung?), so verkörperten Rafael ꝛc. nicht geschichtliche ꝛc. Stoffe, sondern sie rundeten die Anschauungen und Eindrücke ihres Innern und stellten dar, was in ihrer Phantasie vor sich gegangen war." Das scheint mir so ziemlich das Gegentheil von dem zu sein, was Goethe gesagt, und wie gerade er in der That geschaffen hat: er hat sich auf die Natur und das Naturstudium gestützt wie kein anderer — und nach „reiner Wahrheit" hat er wohl auch gestrebt, wie kein Anderer! —

Herr Fitger beschwört auch Makart's Geist. Aus welchen Kreisen ist früher das „Kreuziget ihn!" am lautesten und energischsten erschallt? So viel ich mich erinnere aus jenen, welche der Sphäre Cornelius-Genelli näher stehen als der „neuen Strömung" und Adolf Menzel.

Herr Fitger bekämpft auch die „Alleinherrschaft des Verstandes", — das ist auch schon öfter in der Geschichte dagewesen — ich folge ihm nicht auf diesem Wege, weil ich das besser wohl dem Philosophen überlasse. Aber ich bitte Herrn Fitger um Eins: er möge sich nicht zu argen patriotischen Beklemmungen über Berlin und die von hier aus zu befürchtende „neue Strömung in unserer Malerei" hingeben, denn es ist zu allen Zeiten mit Wasser gekocht worden; er möge auch nicht zu großen Aerger an unserem Menzel nehmen, weil wir ihn doch nun mal mit Freude und Stolz den Unseren nennen, und diese Freude könnte er uns billigerweise lassen! Sollte aber Herr Fitger u. A. befürchten, daß die von ihm denuncirte „neue Strömung" und „Kunst der reinen Wahrheit" hierorts etwa gelehrt und gehegt und gepflegt wird, so erlaube ich mir, ihm zu empfehlen, an unseren Studien und namentlich an den Sonnabends in der Kunstakademie stattfindenden Uebungen und Vorträgen über Composition gelegentlich Theil zu nehmen. Vielleicht würde er manches daraus lernen, jedenfalls würde er zu seiner freudigsten Ueberraschung daraus ersehen, daß allen von ihm gepredigten Wahrheiten, z. B. der formalen, coloristischen und compositionellen Schönheit nachgestrebt, die alten Meister mit Inbrunst studirt werden (eine stattliche Gallerie von Copien nach denselben legt Zeugniß dafür ab) und das Häßliche durchaus fern gehalten wird. Auch an den Themata der Compositionsaufgaben „der neuen Strömung", welche ich selbst (der Panorama-Maler ohne ästhetische Wirkung!) stelle, müßte Herr Fitger seine Freude haben, denn sie lauten: Salomo's Urtheil (unter Hinweis auf Rafael); Joseph's Wiedersehen mit seinen Brüdern; Dido und Aeneas; Jacob und Rahel; die Versuchung des Herrn; Ruth und Boas u. s. w.; allerdings mache ich es mir dabei zur besonderen Aufgabe, meine Schüler auf die „reine Wahrheit" — neben der Schönheit — hinzuweisen, weil mir das — wie soll ich sagen? — vornehmer und anständiger erscheint, als ästhetischen Schwindel zu treiben. Wenn nun aber trotz alledem eine Strömung in unserer Malerei entsteht oder besteht, welche Herrn Fitger nicht gefällt, so dürfte er wohl ernstlich mit sich zu Rathe gehen, und sich fragen: ob er im Rechte war, seinen Zorn gerade auf die Reichshauptstadt Berlin zu lenken? oder ob nicht etwa die Kunst von der Zeitströmung abhängig ist, und nicht umgekehrt die Zeitströmung von der Kunst? In diesem Falle vermuthe ich, daß selbst ein Messias der Kunst — auch wenn er Fitger hieße — keine Wunder wirken würde.

Hochachtungsvoll

Berlin, 2. April 1887. Anton von Werner.

Notizen.

Bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart sind eben drei Werkchen erschienen, deren überaus geschmackvolle Ausstattung dafür spricht, daß Autor und Verleger sie zuvörderst für Frauenhand bestimmt haben. Des Weibes Glück von Anny Wothe, eine von beherzigenswerthen Lebensregeln erfüllte „Mitgabe auf den Lebensweg für Frauen und Mädchen", eignen sich wie das von derselben Verfasserin geschriebene und sehr hübsch illustrirte Bändchen „Lenzesblüthen, zum Strauß gewunden für die Frauenwelt", besonders zu Angebinden für Confirmandinnen. Die Geschichten, die das letztere Buch enthält, sind anmuthig erzählt. Eine treffliche Anthologie endlich ist „Zu Fried und Freud des Alters" von Decan Heintzeler, eine speciell für das Alter berechnete Sammlung von erbaulichen und trostreichen Liedern und Bibelsprüchen.

Geschichte des französischen Romans im XVII. Jahrhundert. Von Heinrich Körting. 2 Bde. (Oppeln, Eugen Franck [G. Maske].) — Diese verdienstvolle Arbeit ist mit dem Erscheinen des zweiten Bandes neulich zum Abschluß gebracht worden. Nach dem Vorgange der Franzosen Cousin, Fournel, de Loménie und der Deutschen Bobertag und Lotheißen wird hier der Versuch einer Ehrenrettung der längst vergessenen und viel verspotteten Romane des 17. Jahrhunderts gemacht, und man kann sagen, daß er wohl gelungen ist. Dem preciösen Idealroman (Schäferroman, die Astrée, Endymion, Scudéry, Lafayette) ist der erste, dem realistischen (Sorel, Cyrano de Bergerac, Scarron, Furetière) der zweite Band gewidmet. Körting bleibt immer klar und übersichtlich, des Zieles eingedenk, und seine Analysen sind, auch wenn sie den Inhalt der für den modernen Geschmack langweiligsten Werke treu wiedergeben, doch interessant und bei aller Sachlichkeit unterhaltend. Wenn man bedenkt, wie mangelhaft vielfach die Vorarbeiten und wie schwer die Quellen zu beschaffen sind, so wird man den Fleiß und die Umsicht des Verfassers, die mit kritischer Schärfe und stilistischem Geschmack Hand in Hand gehen, dankbar anerkennen. Neben Ferdinand Lotheißens prächtiger „Französischer Literatur im 17. Jahrhundert" wird man für jene literarische Epoche Frankreichs nun auch das grundlegende Werk Körting's zu Rathe ziehen müssen.

Politisches Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft. Von C. Hilty. (Bern, K. J. Wyß.) — Was der Schweiz bisher gefehlt: ein selbständiges Organ für die wissenschaftliche Darstellung der auf ihr eigenes Recht und seine staatsgeschichtliche Entwickelung abzielenden Fragen, hat der verdienstvolle Lehrer des Rechts zu Bern nunmehr mit glücklicher Hand geschaffen; denn das Jahrbuch gibt in der That ein lehrreiches Abbild von dem Stande der staatswissenschaftlichen Geistesarbeit der Eidgenossenschaft, von ihrer Politik, Gesetzgebung und politischen Literatur. Neben den lichtvollen Beiträgen des Herausgebers dürfte die den Schluß des Bandes bildende Studie über das schweizerische Wehrwesen der Gegenwart vom Major Affolter, Professor an der Eidgenössischen Kriegsschule in Zürich, das Interesse weitester Kreise erwecken und den actuellen Werth dieses neuen wissenschaftlichen Unternehmens bezeugen.

E. St.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Baumgarten, Hermann, Geschichte Karls V. Zweiter Band, erste Hälfte. Oktav. 383 Seiten. Elegant broschiert. M. 7.—

Fischer, Kuno, Goethes Faust nach seiner Entstehung, Idee und Komposition. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Oktav. XV u. 472 Seiten. Elegant broschiert. M. 8.—

Roscher, Wilhelm, Grundlagen der Nationalökonomie. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende. Achtzehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Oktav. XVI u. 774 Seiten. Elegant broschiert. M. 11.—

Vocke, Dr. **Wilhelm, Die Abgaben, Auflagen und die Steuer** vom Standpunkte der Geschichte und der Sittlichkeit. Oktav. XXVI u. 625 Seiten. Elegant broschiert. M. 10.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. — Probehefte gratis und franco.

Soeben beginnt ein neues Abonnement auf die Halbmonatschrift:

Deutsche Dichtung.

Herausgeber: **Karl Emil Franzos in Wien.**

II. Band. (April—Oktober 1887.)

Am 1. und 15. jeden Monats ein stattliches Heft mit Portraits, Autographen und Compositionen 2c. Eleganteste Ausstattung.

Die „Deutsche Dichtung" wird ihr Programm, der vornehmen, künstlerisch wertvollen Produktion in Prosa und Vers einen Vereinigungspunkt zu schaffen, im neuen Bande immer würdiger und reicher durchführen. Durch den Erfolg ermutigt, lassen wir eine beträchtliche **Vermehrung des Umfangs** — auf 46 Bogen größten Lexikon-Oktavs — eintreten. Aus dem Inhalte der ersten Hefte sei nur hervorgehoben: Ein höchst interessantes, von dem Autor für den Druck bestimmtes Manuskript von

Heinrich Heine: „Die Pariser Februarrevolution",

woran sich eine Serie bisher gleichfalls ungedruckter „Pariser Briefe" von Heinrich Heine reihen wird; ferner: Theodor Storm, Constanze; Conrad Ferdinand Meyer, Gedichte; Wilhelm Jensen, St. Elmsfeuer; Adolf Wilbrandt, Donna Maria; Heinrich Kruse, Schülerstreiche, woran sich die neuesten Arbeiten von Hertz, Lingg, Schack, Hopfen u. A. schließen werden. In diesem Bande gelangt auch die Correspondenz Hebbel-Gutzkow und Hebbel-Dingelstedt, sowie eine Reihe von auf Ludwig Uhland bezüglicher literarischer Reliquien zum Abdruck.

Preis pro Halbjahr (1 Band in zwölf Heften) 7 Mark 50 Pf. Gleichzeitig offerieren wir den nun abgeschlossen vorliegenden

Ersten Band der „Deutschen Dichtung"

41 Bogen Lexikon-Oktavs elegantester Ausstattung mit 16 Portraits, Autographen, zahlreichen Illustrationen erster Künstler, höchst elegant geb. zum Preise von 10 Mark 80 Pf., geheftet zum Preise von 8 Mark.

Dieser Band enthält u. A. Novellen von: Storm, Laistner, Anzengruber und Franzos; epische Dichtungen von: Roquette, Kruse, Schack; dramatische Dichtungen von: Wilbrandt, Heyse, Bauernfeld; kleinere Beiträge von: Freytag, K. F. Meyer, Fontane, Jensen, Hamerling, Bodenstedt, Dahn, Wildenbruch, Baumbach, Fitger, Wolff, Ebner-Eschenbach; ferner ungedruckte Dichtungen, Aphorismen und Briefe aus dem Nachlasse von: Heine, Hebbel, Scheffel, Stieler, Leuthold, Scherer, Scherr, Laube, Dingelstedt, Gervinus u. A. Da der Inhalt keinem Veralten unterliegt, so bildet dieser Band **die wertvollste und gediegenste Anthologie** und kann neu eintretenden Abonnenten, sowie zu Geschenkzwecken wärmstens empfohlen werden.

Stuttgart, im März 1887. **Adolf Bonz & Comp.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Aussprache des Griechischen.

Ein Schnitt in einen Schulzopf

von

Eduard Engel.

Gross 8. broch. 2 M. 50 Pf.

Die Schrift beweist unwiderleglich, dass auf den deutschen Gymnasien ein schlechtes Griechisch gelehrt wird und ist dazu bestimmt, einen vollständigen Umschwung des Gymnasialunterrichts herbeizuführen.

Im Verlag von **Greiner & Pfeiffer** in Stuttgart ist soeben erschienen:

Des Weibes Glück

von

Anny Wothe.

Eine Mitgabe auf den Lebensweg für Frauen und Mädchen.

Elegant gebunden M. 2. 50.

Es wird um gefl. Beachtung der in diesem Blatte enthaltenen Besprechung obigen Werkes gebeten.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Im Verlag von **Greiner & Pfeiffer** in Stuttgart ist erschienen:

Lenzesblüten.

Zum Strauß gewunden für die Frauenwelt

von

Anny Wothe.

Mit acht Illustrationen in Lichtdruck nach Zeichnungen von **F. Lipps.**

Preis elegant gebunden m. Goldschn. M. 4. 50.

Es wird um gefl. Beachtung der in diesem Blatte enthaltenen Besprechung obigen Werkes gebeten.

Im Verlag von **Greiner & Pfeiffer** in Stuttgart ist erschienen:

Zu Fried und Freud des Alters

aus den

Schätzen der heiligen Schrift und der christlichen Dichtkunst

dargereicht von

A. Heinkeler, Dekan.

Preis eleg. geb. mit Goldschnitt M. 4.—

Um gefl. Beachtung der in diesem Blatte enthaltenen Besprechung obigen Werkes wird gebeten.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 16. April 1887. Band XXXI.

APR 28 1887 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Panslavismus und Panrussismus. Von Spiridion Gopčević. — Anarchisten in Amerika. Von P. Hann. — Die Moorcultur. Von P. J. Sänger. — **Literatur und Kunst:** Der falsche Idealismus. Von Hieronymus Lorm. — Ein Wiener Roman. Von F. Groß. — **Feuilleton:** Eine Osternacht. Von Wladimir Korolenko. Autorisirte Uebersetzung von Jan von Ungern-Sternberg. — **Aus der Hauptstadt:** Die Frühjahrsausstellung bei Gurlitt. Von Georg Malkowsky. — Dramatische Aufführungen. „Der Fürst von Verona". Von O. B. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals zur „Neuen Strömung in unserer Malerei". Von A. Fitger. — Notizen. — Inserate.

Panslavismus und Panrussismus.

Von Spiridion Gopčević.

Der Ausgang des Kampfes zwischen Giers und Katkow, zwischen westeuropäischem Geiste und Moskowiterthum, ist für Deutschland von dem größten Interesse, darüber sind wohl alle Parteien einig. Kein Wunder demnach, wenn sich die deutsche Presse in der letzten Zeit mit Katkow eingehend beschäftigt hat. Freilich geht sie dabei immer von der falschen Voraussetzung aus, daß Katkow das Haupt des Panslavismus sei. Dies allein schon beweist die gänzliche Unkenntniß der Bestrebungen Katkow's und des Begriffes „Panslavismus". Letzterer bezeichnet die großslavische Idee, d. h. sein ideales Ziel ist die Errichtung eines großen slavischen Reiches, das alle slavischen Völker umfassen und eine Regierungsform nach Art der Vereinigten Staaten von Nordamerika erhalten sollte. Alle slavischen Staaten würden demnach dem Auslande gegenüber Eins sein, in inneren Angelegenheiten jedoch vollständige Autonomie besitzen. Der größte slavische Stamm (die Russen) würde nicht mehr begünstigt sein, als der kleinste (die Slovenen), ausgenommen darin, daß der russischen Sprache dieselbe Rolle zufallen würde, wie in den Vereinigten Staaten der englischen. Dies sind die Ziele des Panslavismus. Was will aber Katkow?

Katkow selbst und seine Anhänger bezeichnen sich als „Slavophilen" — also nicht als „Panslavisten". Der Name thut aber in solchen Fällen nichts zur Sache, er ist ein leeres Wort. Die Slavophilen sind thatsächlich nichts Anderes als Panrussen! Katkow's Streben geht lediglich dahin, sämmtliche slavische Stämme unter das russische Scepter zu bringen. Was er will, ist kein freisinniges, großslavisches, sondern ein absolutes großrussisches Reich! Jedermann wird zugeben, daß dies zwei diametral entgegengesetzte Begriffe sind. Für den Panslavismus könnten sich vielleicht die nichtrussischen Slavenstämme unter Umständen gewinnen lassen, für den Panrussismus, wie ihn Katkow vertritt, niemals! Kein Slavenstamm hat ein Interesse daran, sich russificiren zu lassen. Das Schicksal der Polen und Kleinrussen ist nicht darnach angethan, die übrigen Slaven zu verlocken. Katkow könnte sein Ziel erst dann erreichen, wenn Oesterreich und die Türkei zerstört, Deutschland durch einen unglücklichen Krieg zur Abtretung der von Slaven bewohnten Ostprovinzen gezwungen, und die selbständigen Balkanstaaten slavischer Nation zum Anschluß an Rußland bewogen wären. Ist aber Rußland im Stande dies Alles zu thun?

Der Türkei freilich könnte Rußland vielleicht unschwer den Garaus machen; aber Oesterreich? Im Jahre 1849 wäre dies wohl möglich gewesen, als die Magyaren dem Großfürsten Constantin ihre Krone anboten, die Slaven Oesterreichs (mit Ausnahme der Polen) in der russischen Herrschaft eine willkommene Erlösung von der deutschen Vergewaltigung erblickten; die Deutschösterreicher für ein einiges Großdeutschland schwärmten und die Italiener für die Losreißung von Oesterreich kämpften. Für jene günstige Constellation hatte jedoch Kaiser Nikolaus kein Verständniß, und er ließ eine Gelegenheit unbenutzt vorüberstreichen, welche nie wiederkehren wird. Seither haben sich die Verhältnisse bedeutend geändert. Die cisleitanischen Slaven Oesterreichs haben nahezu Gleichberechtigung mit den Deutschösterreichern erlangt und somit durchaus keine Ursache, die constitutionelle Regierung Oesterreichs gegen die absolute Willkürherrschaft Rußlands umzutauschen. Die transleitanischen Slaven hassen wohl ihre magyarischen Unterdrücker aus vollster Seele und werden gewiß die erste Gelegenheit benutzen, sich dem magyarischen Joche zu entziehen, aber auch ihnen fällt es nicht ein, deshalb Russen werden zu wollen. Da läge ja das Königreich Serbien viel näher! Auf die österreichischen Slaven darf daher Rußland nicht rechnen; aber ebensowenig auf die deutschen. Hieße es doch für die deutschen Polen nur vom Regen in die Traufe zu kommen, wenn sie den Anschluß an Rußland ersehnten.

Die Sympathien der deutschen Slaven wird also Rußland niemals haben. Um aber Deutschland zur Abtretung seiner slavischen oder halbslavischen Provinzen zu zwingen, müßte es vollständiger niedergeworfen sein, als dies Frankreich anno 1871 war. Bei der mächtigen militärischen Stellung, welche Deutschland heute einnimmt, ist aber eine solche Niederschmetterung höchst unwahrscheinlich, selbst wenn Frankreich mit Rußland verbündet wäre. Also auch hier wäre Katkow's Ziel unerreichbar.

Was nun den Anschluß der slavischen Balkanstaaten (Bulgarien, Serbien und Montenegro) an Rußland betrifft, so möge sich Katkow solche Träumereien ebenfalls aus dem Kopfe schlagen. In Bulgarien ist Rußland verhaßt. Die Ursachen dieses Hasses habe ich in meinem Werke „Bulgarien und Ostrumelien" nachgewiesen. Auch die Gegner der Regentschaft und des Battenbergers, also die sogenannte „russophile" Partei der Zankowisten ist nichts weniger als russophil. Ihr dient Rußland nur als Mittel zum Zweck, d. h. zur Beseitigung der Regentschaft. Hat sie dies erreicht, so wird sie

Digitized by Google

sich eventuellen russischen Vergewaltigungsgelüsten ebenso thatkräftig widersetzen, als die heute in Bulgarien herrschende Partei.

In Serbien hat Rußland ebenfalls die meisten früheren Sympathien eingebüßt, seitdem sich dort im Jahre 1876 Tschernajev und die russischen Freiwilligen so schändlich aufgeführt und seitdem Rußland beim Berliner Congreß die serbischen Ansprüche weniger berücksichtigte als dies von Seiten Oesterreichs geschah. Kühlte dies die russischen Sympathien im serbischen Volke ab, so that Rußland ein Uebriges, um auch die serbische Regierung in die Arme Oesterreichs zu treiben. Rußland glaubte dem unabhängigen Serbien befehlen zu können und trat in jeder Weise so herrisch auf, daß dies das Selbstgefühl der serbischen Regierung verletzen mußte. Österreich im Gegentheil kleidete alle seine Wünsche in Bitten und freundschaftliche Vorstellungen, wodurch es weit mehr erreichte als vordem durch Drohungen. Außerdem entblödete sich die russische Regierung nicht, gegen die Dynastie Obrenović zu wühlen und auf Ersetzung derselben durch die Dynastie Karagjorgjević oder Petrović-Njegus hinzuarbeiten, wobei kein Mittel zu schlecht war. Daß unter solchen Umständen in Serbien kein Anhänger Katkow's existirt, ist begreiflich. So wenig aber die katholischen Slaven Katkow zu Liebe ihre Religion mit der orthodoxen vertauschen wollen, ebensowenig denkt in Serbien Jemand daran, die eigene schöne Sprache zu Gunsten der nur halbslavischen russischen Sprache aufzugeben. Als Katkow beim Moskauer Slavencongreß 1867 eine solche Forderung aufstellte, lehnte diese der serbische Abgesandte Dr. Vladan Gjorgjević entschieden ab.

In Montenegro erfreut sich wohl Rußland der größten Sympathie, aber nur, weil man die vielen von Rußland an Montenegro in früheren Zeiten begangenen Sünden vergessen hat und mit Rußland noch in keine unmittelbare Berührung gekommen ist. Trotzdem gibt es aber keinen einzigen Montenegriner, welcher bereit wäre, die russische Herrschaft der eigenen Selbständigkeit vorzuziehen; darüber soll man sich in Rußland keinen Täuschungen hingeben. Der Montenegriner sieht in dem Russen seinen Freund und Stammverwandten, er wird ihn aber niemals als seinen Herrn anerkennen.

Wir haben nun dargelegt, daß von Katkow's Zielen einzig und allein die Zerstörung der Türkei ausführbar wäre. Aber auch durch diese kämen die türkischen Slawen in Altserbien und Macedonien nicht an Rußland, sondern an Serbien und Bulgarien. Der Panrussismus ist daher ein Unding. Sollte die russische Regierung Katkow's Programm annehmen, so würde sie Rußland nicht nur tiefen Demüthigungen aussetzen, sondern es in seiner Entwickelung um ein Jahrhundert hemmen. Man vergesse nicht, daß Katkow Ultrareactionär ist. Er wünscht Rußland ewig in das Joch des Absolutismus geschmiedet zu sehen und ist daher ebenso grimmiger Feind der Aufklärung, wie es einst Metternich war. Wenn es von ihm abhinge, würde Rußland in die Barbarei der Zeiten vor Peter dem Großen zurückgeworfen werden. In diesen Bestrebungen hat er freilich an dem Kaiser Alexander III. einen Gesinnungsgenossen. Letzterer ist nämlich der Zögling des Finsterlings Pobjedonoscew. Allen Dreien ist jeder freiheitliche Hauch in die innerste Seele zuwider, und weil dieser aus dem Westen kommt, greift man in der Angst zum „Urmoskowiterthum" als einzig schützendem Bollwerk.

Das Geheimniß des sonst unbegreiflichen Einflusses von Katkow auf den Kaiser ist nun erklärt, und man wird den Haß Katkow's gegen den sogenannten „faulen Westen" begreifen. Nur vermeide man es künftig, Katkow als „Apostel des Panslavismus" zu bezeichnen. Letzterer steht dem Katkow'schen Panrussismus feindlich gegenüber. Gemeinsam ist ihnen nur der Umstand, daß sie beide keine Zukunft haben. Wir selbst haben uns überzeugt, daß außer den Czechen kein slavischer Stamm für den Panslavismus Sinn hat: die Russen erstreben nur ein großrussisches, die Serben ein großserbisches, die Bulgaren ein großbulgarisches, die Kroaten ein großkroatisches, die Polen ihr altpolnisches Reich, die Slovaken und Slovenen wissen selbst nicht was sie wollen, die Kleinrussen schnappen nur nach Freiheit ohne weiteres Programm. Die nichtslavischen Völker mögen sich daher beruhigen, der Panslavismus ist nicht zu fürchten, so gern man ihn auch behufs Nationalitätenverhetzung als Gespenst auftauchen läßt; vom Panrussismus hingegen will außer Katkow und seinen Anhängern Niemand etwas wissen.

Anarchisten in Amerika.

Von P. Hann.

New York, im März.

Mit einem gewissen, von Pharisäerthum nicht völlig freien Mitleid las der Durchschnittsbürger in den Vereinigten Staaten die Depeschen von Dynamitbomben, Verschwörungen und geheimen Umsturzgesellschaften über dem großen Wasser. „Kein Wunder bei den Mißständen in Rußland, der Uebervölkerung in Belgien, dem irischen Wundmal an Englands Leibe, der absoluten Unregierbarkeit der Franzosen, der Pellagra in Italien, dem Steuerdruck und den Militärlasten in Oesterreich und Deutschland", philosophirte er aus seinem Leibblatt. „Aber in Amerika wäre diese Pest einfach undenkbar. Wir triefen ja förmlich von Wohlstand, Freiheit und kräftigen Beafsteaks. Ordnung und Gesetzlichkeit bilden einen Bestandtheil unserer Atmospäre wie Sauerstoff und Stickstoff, so daß selbst der Auswurf der europäischen Gesellschaft, wenn er die hiesige Luft fünf Jahre lang eingeathmet hat, von allen Schlacken gereinigt, ein vortrefflicher Bürger des Gemeinwesens, zur Wahlurne schreitet. Noch liegen im Westen jungfräulich unberührt ungeheuere Landstriche und harren der fleißigen Hand, die sie in fruchtbaren Ackerboden umwandelt. Unsere Miliz ist ein schönes und gar nicht kostspieliches Vergnügen, die handvoll regulärer Truppen zehren nicht merklich an unserem Säckel"; (allerdings erfordern die Pensionen für die verabschiedeten Soldaten aus dem Bürgerkrieg nicht viel geringere Summen, als die Erhaltung einer der großen continentalen Armeen; aber daran denkt Niemand.) „Wenn nicht den Marschallsstab, so trägt doch jeder strebsame Muttersohn die Anwartschaft auf eine Million in seinem Ränzel. Wer wird Tod den Kapitalisten schwören, so lange er begründete Aussicht hat, in ihre Gilde einzutreten?"

Aber so unumstößlich und beruhigend diese Beweisführung auch klang, eines Tages wurden die guten Bürger des Freistaats durch den Ruf: „die Anarchisten sind im Lande!" aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt. Nicht vereinzelt traten die Gegner der Gesellschaft auf. Wie die Beiwachtfeuer eines feindlichen Heeres flackerten von New York bis Chicago, von Milwaukee bis St. Louis die verrätherischen Flammen empor. Die amerikanischen Fabriks- und Bahnarbeiter bei höherem Lohn und kürzerer Arbeitszeit, als sie den europäischen gewährt werden können, besser genährt und gekleidet, lauschten nichtsdestoweniger begierig den Lehren von Johann Most; aus ihren Reihen traten Apostel des Meuchelmords zu socialen Zwecken hervor, ein Regime des Schreckens sollte beginnen.

Und nun brach sich auch in Amerika die Erkenntniß Bahn, daß die Anarchistenlehren nicht das Product eines ihnen günstigen Bodens, nicht ein Gewächs, das zu seiner Entwickelung und Verbreitung bestimmter Vorbedingungen bedürfe, sondern wie einst der schwarze Tod und jetzt die Cholera eine, allerdings nur geistige, Epidemie sei, die sich von Land zu Land verbreite, wenn nicht durch Lumpen so doch durch deren Product eingeschleppt werde und nur ein Heilmittel zulasse, das Eisen. Eine Quarantaine gegen die Seuche, so urtheilten nun die eifrigsten Beschützer politischer Flüchtlinge, die edelsten Vorkämpfer des Asylrechts, wäre eine begehrenswerthe Errungenschaft.

Herr Most mußte sich während der ersten Zeit seines New Yorker Aufenthaltes wie im Garten Eden fühlen. Ihn störte keine Hausdurchsuchung; kein Staatsanwalt, keine Polizei

Digitized by Google

mischten sich in sein Thun und Lassen ein, ungehindert durften er und seine Schüler das Dynamit als Patentmedicin für alle gesellschaftlichen Uebel anpreisen.

Entweder erschien der New Yorker Behörde der fremdsprachige Tollhäusler als allzu verächtlicher Gegner, als armselige Ratte, die ein Granithaus benagt, oder, was wahrscheinlicher ist, sie beruhigte sich seinem staatsfeindlichen Treiben gegenüber mit einem allerdings etwas absonderlichen, pharisäischen Troste.

Seit Jahr und Tag betrieb Herr O'Donovan Rossa dasselbe Geschäft. Er predigte den Mord, warb Meuchler an, sammelte öffentlich Geld zum Ankauf von Sprengmitteln. Aber sein Kriegszug galt der Befreiung Irlands, richtete sich gegen das perfide Albion, stiftete keinen Schaden im Lande.

Das Gleiche mochte man von den bluttriefenden Artikeln in Most's Zeitung voraussetzen. Für Regierungen oder Capitalisten jenseits des Weltmeeres brauchte man die Kastanien nicht aus dem Feuer zu holen, und für den Freistaat selbst hegte man keine Sorge. Das Axiom stand fest wie der Pol, daß anarchistische Lehren daselbst keinen Boden gewinnen können, daß sie wie Raketen in der Luft verpuffen müssen, daß sie unschädlich, wirkungslos, bloße Schreckgespenster für furchtsame Kinder seien.

Bis die platzende Bombe in Chicago Onkel Sam, der einige Aehnlichkeit mit dem Landpfleger Pilatus besitzt, zu seiner Ueberraschung darüber belehrte, daß sein eigenes Dach lichterloh in Flammen stand. Und nun erschien sein Verhalten lehrreich genug. Keine Sentimentalität, keine falschen Humanitätsphrasen, keine subtilen Untersuchungen, wo das politische Verbrechen anfängt und das gemeine aufhört. Mord ist Mord; das Mäntelchen, das man ihm umhängt, macht ihn nicht wohlgefälliger oder leichter zu entschuldigen. Die Bombenwerfer zu Chicago werden zum Tode verurtheilt. Die Schergen der Gewalt ziehen den muthigen Helden Most unter dem Bett hervor, das bei ihm merkwürdigerweise Achilleus Schild vertritt, und schleppen ihn, genau so wie in irgend einem verknöcherten „Polizeistaat" Europas in's Gefängniß. Und so gewaltig ist der Unterschied zwischen fremden Schmerzen und den eigenen, daß dieselben Journale, die seiner Zeit des Fürsten Bismarck Anregung zu einem gemeinsamen Vorgehen der bedrohten Staaten gegen die Anarchisten entrüstet als Beschränkung des unverletzlichen Asylrechts, als unerhörte Bedrückung politischer Flüchtlinge angegriffen, nun allen Ernstes die Meinung verfechten, die Gesellschaft besitze das Recht, Most wie einen tollen Hund niederzuschießen. Aber „wir richten ob der That — den Willen Gott"; für Aufreizung zum Blutvergießen verhängt das Gesetzbuch die Todesstrafe nicht, und die directe Urheberschaft oder Mitwirkung bei dem Bombenattentat konnte Most nicht nachgewiesen werden. Er schlüpfte mit einer Freiheitsstrafe durch.

Allein die amerikanische, wenig gemüthliche Auffassung von den Pflichten des Gastes wird ihm vermuthlich nach Ablauf seiner Haft eine Luftveränderung dienlich erscheinen lassen. Noch stehen ihm drei Erdtheile offen, Asien, Afrika, Australien, Spielraum genug für die Segnungen der Anarchie. Amerika ist nicht frei genug für ihn, und er beklagt sich bitter über Polizeiwillkür und Bedrückung. Wenn der Führer der Anarchisten die Vereinigten Staaten verläßt, dürfen diese hoffen, die Bewegung werde im Sande verlaufen? Es scheint nicht. Allerdings was sich offen zu den Segnungen der Sprengmittel bekennt, zeigt wie überall, wo ihm das Gesetz mit eiserner Stenge entgegentritt, das unverkennbare Bestreben, sich in seinen Schlupflöchern zu verbergen. Niemand sieht die fürchterlichen Dinge, mit welchen gedroht wird, wenn das Obergericht das Todesurtheil gegen die verurtheilten Bombenwerfer bestätigt, als etwas mehr denn hohle Rodomontaden an. Dagegen stellt sich dem Staate eine andere ernsthafte Gefahr entgegen. Wie ein ungeheures Spinnennetz überzieht die Arbeiterverbindung der „Knights of Labor" die Republik. Laut verwahrt sie sich gegen ein Zusammenwürfeln mit den Anarchisten, allein eine Dynamituhr entzündet sich an Bord eines mit Menschen beladenen Schiffes, während sie über dessen Eigenthümer die moderne Acht, den Boycott, ausgesprochen hat. Niemand als sie hatte feindselige Absichten gegen die Dampferlinie, und vor ihre Thür legt man die Verantwortung für die That.

Es macht für das Publikum keinen Unterschied, ob Anarchisten oder „der edle und heilige Orden der Arbeitsritter" Menschen verstümmeln oder tödten, die ihnen nie das Geringste zu Leide gethan. Ja wenn ein Unterschied vorhanden, so ist er sicher nicht zu Gunsten des Ordens. Eine Verbindung von einer Million Menschen, die in Wort und Schrift unaufhörlich ihre vortrefflichen Absichten verkündet, sich die materielle und geistige Hebung der Arbeiter zum Ziel setzt und es mit diesem Ziel vereinbar findet, Frachtzüge zum Entgleisen zu bringen, das Zugspersonal zu verstümmeln und zu tödten, dürfte in der ganzen Welt für gefährlicher angesehen werden, als eine Hand voll verwirrter Köpfe, die mit lauten Trompetenstößen der Gesellschaft Krieg ankündigen. In der ganzen Welt, wie erst in Amerika, wo eine Million Menschen eine Million Wähler bedeutet, wo nicht bloß der Volksvertreter, sondern auch der Staatsgouverneur, der Richter, der Scheriff durch das allgemeine Stimmrecht erkoren werden.

In den Arbeiterwirren der letzten zwei Jahren kamen Beispiele treuer Pflichterfüllung bei den Vertrauensmännern des Volkes vor. Der drohenden Unpopularität trotzend, berief mancher Gouverneur die Miliz zum Schutz der in Leben und Eigenthum gefährdeten Arbeitgeber ein. Aber die Regel bildete das nackte Demagogenthum in dem Verhalten gegen den mächtigen Arbeiterbund. Die Presse buhlte mit wenigen Ausnahmen um dessen Gunst und vertheidigte oder verschwieg ungesetzliche, ordnungsfeindliche Handlungen. Staatsoberhäupter und Bürgermeister konnten keinen Grund zum Einschreiten entdecken, trotz Ueberfall und Todschlag, trotz offenem Aufruhr, trotzdem Handel, Gewerbe und Verkehr auf ungeheuern Landstrichen durch eine an Zahl geringe Bande gesetzloser Burschen gewaltsam zum Stillstand verurtheilt wurden. Um der nichtigsten Gründe willen befiehlt der Orden Arbeitseinstellungen, die, mit ihrem Gefolge von Tumulten und Verbrechen, das ganze Land wie Krämpfe durchrütteln. Gälten sie der Erhöhung der Löhne, das gesammte Bürgerthum der Vereinigten Staaten stünde auf Seite der Arbeiter. Die colossalen Einfuhrzölle, deren ursprünglicher Zweck, die Bezahlung der Kriegsschulden, mit diesen selbst verschwindet, gewähren dem amerikanischen Fabrikanten, in vielen Fällen fremde Erzeugnisse geradezu ausschließend, gewaltige Vortheile. Es ist nur gerecht, daß dem Arbeiter ein bedeutender Antheil an dem Gewinne zufalle. Aber für bessere Löhne kämpfte der Orden bisher nur ausnahmsweise, in der Regel galt es nur seine Macht zu beweisen, einzuschüchtern, durch die in der That beispiellose Disciplin seiner Mitglieder den Capitalisten Schrecken einzuflößen. Die Eisenbahnwirren im Nordwesten, die auf drei Staaten der Union eine Wirkung ausgeübt, als befänden sie sich mitten in einem verheerenden Kriege, wurden hervorgerufen, weil eine Bahngesellschaft die Wiederanstellung eines trunksüchtigen Arbeitsritters verweigerte. Die meisten anderen entstehen durch die Forderung, die Fabrikanten sollen alle Nichtangehörigen des Ordens entlassen. Bei den letzten Unruhen in und um New York, unter deren Nachwehen noch heute Tausende brotloser Männer leiden, bildete das Steinchen, um das sich die Lawine zusammenballte, die Unzufriedenheit von etwa achtzig Kohlenschauflern, welchen die Löhne ihrer, übrigens bankerotten Bahngesellschaft nicht genügend erschienen. Sie stellten die Arbeit ein; die öffentliche Meinung stand auf ihrer Seite. Aber um die Schuldigen zum Nachgeben zu zwingen, warfen die gutbezahlten Kohlenschaufler sämmtlicher anderer Gesellschaften ihre Werkzeuge fort. Es ist mitten im Winter, in New York und den Schwesterstädten, Brooklyn und Hoboken, tritt Kohlennoth ein, die Preise steigen, am härtesten leiden die Arbeiterfamilien. Was verschlägt's? es gilt die Kohlengesellschaften niederzuzwingen. Die Oceandampfer können wegen Mangel an Heizmaterial nicht rechtzeitig auslaufen, Fabriken stellen aus demselben Grunde den Betrieb ein, zahlreiche Arbeitsritter brotlos machend. Ein Achselzucken, der Orden will es, ist die Antwort auf alle Vor-

Digitized by Google

stellungen. Aber in der kalten Jahreszeit sind unzählige Farmarbeiter ohne Beschäftigung, sie strömen herbei; um Kohlen einzuschaufeln bedarf es keiner besonderen Vorbildung, trotz der Mißhandlungen von Seite der Striker, dem Mangel an Schutz von Seite der Behörden, beginnen sie die ungeheueren Vorräthe, die an der Schwelle der nothleidenden Stadt liegen, ihrer Bestimmung zuzuführen. Ein neuer Schachzug. Der wandernde Delegat der Knigths of Labor erscheint auf sämmtlichen Docks und ruft die Frachtverlader von der Arbeit ab. Was haben diese mit den Kohlenstrikern, die Dampferlinien mit den Kohlengesellschaften zu schaffen? Nichts. Aber ohne eine Minute zu zögern, werfen Tausende von reifen Männern die Arbeit hin, die zu der bestbezahlten in Amerika gehört. Viele von ihnen standen seit einem Jahrzehnt im Dienste ihrer Arbeitgeber, befragt, versichern sie, keinen Grund zur Klage zu besitzen. Aber wie die Mäuse dem Pfiff des Mannes von Hameln folgen sie willenlos dem Gebot des Ordens. Nach ihnen kommen die Bahnverlader an die Reihe. Ein Rädchen um das andere soll aus dem Uhrwerk der amerikanischen Industrie herausgenommen werden, bis es in vollständiges Stocken geräth. Einige Tage scheint es, als sollte dieses Ziel erreicht werden, im Herzen des ungeheuren Staatengebietes herrscht Verwirrung, keine Fracht geht in's Land, die hereinkommende bleibt auf Dampfern und Bahnen unabgeladen. Dann wiederholen sich an den Strikern die traurigen Erfahrungen der Kohlenschaufler; gereizt überfallen sie die Arbeiter, die ihre Stellen einzunehmen beginnen, aber das Räderwerk setzt sich dennoch in Bewegung. Nun sollen sämmtliche Kesselwärter und (der Zusammenhang wird immer unklarer) Brauer die Reihe der Aufständigen vergrößern. Hier aber zerschellt die Lawine; sie weigern sich, der Strike ist zu Ende. Seit zwei Jahren der dritte von so gewaltigem Umfang; neben her laufen zahllose Boycotts nach irischem Muster gegen einzelne mißliebige Industrielle. Alle endeten mit der Niederlage der Arbeitsritter, allen folgte die Prophezeiung von dem Niedergang, der baldigen Auflösung des Ordens, dem im unbedingten, prüfungslosen Gehorsam gegen die Oberen nur die Jesuiten zur Seite gestellt werden können. Die katholische Geistlichkeit in Canada und den Vereinigten Staaten veröffentlichte Hirtenbriefe gegen ihn; allein, wiewohl er zum großen Theil aus bigotten Irländern besteht, ohne Erfolg. Seine Bekämpfung ex cathedra hat neuerdings sogar der Papst abgelehnt. Für hundert getäuschte, um ihren Erwerb muthwillig betrogene Anhänger wachsen ihm tausend neue begeisterte zu. Auf einem Punkt geschlagen, wirft er sich mit der ungebrochenen Energie, die einst die Geusen ausgezeichnet, auf den anderen. Bald führt er einen Guerillakrieg gegen die Besitzenden, bald schlägt er mit wuchtigen Massen. Neben der Regierung der Vereinigten Staaten herrscht Powderly, der Großmeister des Ordens, unumschränkt, mit einer Macht bekleidet, gegen welche die asiatischer Despoten gering erscheint. In geschlossenen Reihen an die Stimmkästen tretend, vermögen die Arbeitsritter den Sieg der Republikaner oder Demokraten zu entscheiden. Die Berufspolitiker beider Parteien buhlen um ihre Gunst.

Und so mußte es kommen, daß ein Gespenst, das für immer begraben schien, das Licht wieder sieht. Das Knownothingthum, das mit den dunkelsten Blättern der amerikanischen Geschichte verknüpft ist, erhebt sein Haupt. Es sind die Fremden, die Eingewanderten, welche dieses Gewächs auf amerikanischen Boden verpflanzt. Aus Deutschland und Frankreich kommen die Anarchistenlehren, aus Irland der, aller Freiheit in's Gesicht schlagende Boycott! Zahlreiche Stimmen erheben sich für erschwerende oder verhindernde Gesetze gegen die Einwanderung, für eine Verlängerung der Frist zum Erlangen des amerikanischen Bürger- und Wahlrechts. Und statt daß diese Rufe, wie ehemals, aus dem Munde des Pöbels dringen, kommen sie nun aus den Reihen der besseren Elemente.

Die Moorcultur.

Von P. J. Sänger.

Die vor Kurzem in Berlin vom „Verein zur Förderung der Moorcultur im Deutschen Reiche" veranstaltete Ausstellung hat ein Interesse in den weitesten Kreisen erweckt. Es kann ja nicht zweifelhaft sein, daß in einem Lande, das wie das Deutsche Reich einen Ueberschuß an Arbeitskräften besitzt, jegliche Vermehrung ihrer lohnenden Verwerthung innerhalb der eigenen Landesgrenzen mit Freuden zu begrüßen wäre. Ebensowenig werden Zweifel darüber entstehen können, ob sich der Nationalwohlstand im Ganzen hebt, wenn ein erheblicher Theil des Landesgebietes, der jetzt wenig oder so gut wie keinen Ertrag gibt, in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum in ertragreiches Land umgewandelt wird. Wohl aber kann auf den ersten Blick bezweifelt werden, ob denn die „paar Moorgegenden" einen wirklich erheblichen Theil des Reichsgebietes darstellen und ob die auf ihnen mögliche Verwerthung von Arbeitskräften auch wirklich eine lohnende, rentabele ist.

Dem ersteren Zweifel ist an der Hand der Reichsstatistik nicht ohne Weiteres zu begegnen. Die Aufnahme über die Bodenbenutzung im Deutschen Reich von 1878 gibt z. B. für die Provinz Hannover nur 201,996 Hektar als auf „Oedland, Unland und Gewässer" fallend an, während nach der (späteren) Grundsteuervermessung und Bonitirung der Provinz Hannover daselbst 1,013,143 Hektar an Moor- und Haideland vorhanden sind, wobei unter letzterem nicht etwa nach ostdeutschem Sprachgebrauch die mit Wald, sondern die mit Haidekraut bestandenen Flächen begriffen werden müssen. Reine Moorflächen, also abzüglich der ebenfalls wie die Moore mit „Haide" bestandenen Sandflächen, sind in Hannover über 560,000 Hektar vorhanden. Im gesammten Deutschen Reichsgebiet dagegen gibt es nach einigen Quellen über 2,837,000, nach anderen 2,604,000, jedenfalls schwerlich viel weniger als 2,600,000 Hektar Moor, mit anderen Worten: der einundzwanzigste Theil des Deutschen Reichsgebietes ist Moor und, was vielleicht noch drastischer klingt, wir haben in Deutschland nur ungefähr zehnmal so viel Acker- und Garten- wie Moorland. Hiernach wird die absolute Erheblichkeit der Größe der Moorflächen Deutschlands nicht zu bestreiten sein; aber frappirender noch mag für den der Materie Fernerstehenden der Umstand sein, daß in einigen Gegenden auch die relative Größe der Moore so bedeutend ist, daß sie — z. B. im Regierungsbezirk Stade — auf 28 Procent, ja in dem 463 qkm großen Auricher Amt Stickhausen auf über 67 Procent der betreffenden Gesammtfläche steigt. Wie wünschenswerth es ist, derartige colossale Complexe dem Ackerbau zu gewinnen, bedarf angesichts der Thatsache, daß trotz der allgemeinen Fortschritte im Landbau das Deutsche Reich von denjenigen Nährfrüchten, die auch auf cultivirtem Moorboden gedeihen, zwischen 10 und 15 Procent des eigenen Ertrages importiren muß, wohl keiner weiteren Begründung.

Nicht so rasch sind diejenigen Zweifel zu beheben, die sich auf die Frage beziehen, ob eine Cultivirung des Moorbodens lohnend sei und angemessen rentire. Daß eine solche Cultur angängig ist, beweisen zunächst seit etwa 100 bis 200 Jahren die bekannten holländischen „Veene", wie namentlich Oude- und Nieuwe Pekelaa, Stadskanaal, Dedemsvaart, Wildervank, Sappemeer, Veenhuizen, Smilde u. A., Moorcolonien, die eine traurige Hochmoorwüstenei in fruchtbarste Felder und Weiden, in gewerbreiche Wohnplätze mit belebten Verkehrsadern umgeschaffen haben; das beweisen ferner einige der in Ostfriesland, in Oldenburg und im alten Herzogthum Bremen befindlichen „Fehne", wennschon andere derselben nur ein kümmerliches Dasein fristen; das beweisen endlich die in den letzten 25 Jahren, namentlich aber im letzten Jahrzehnt, nach dem Vorgang des Oeconomierath Rimpau angelegten Moordammculturen, deren Resultate auf der Ausstellung bei

Digitized by Google

völlig unbefangenen Beurtheilern geradezu staunende Bewunderung hervorgerufen haben. Der Hauptsache nach beschränkt sich demnach die Frage, ob die Inangriffnahme weiterer Moorculturen empfehlenswerth sei, auf die Frage nach der Sicherheit und Höhe der Rente, die das in Moorculturen (Ankauf und Melioration) angelegte Capital abwirft.

Zur Ermöglichung der Beurtheilung dieser Frage muß über die Beschaffenheit der Moorböden und die verschiedenen Methoden ihrer Benutzung das Nöthigste vorausgeschickt werden.

Moor im weitesten Sinne entstand und entsteht nur in gemäßigten Klimaten und zwar dort, wo fließende Gewässer oder direct auffallende atmosphärische Niederschläge zeitweise gar nicht oder nur unvollständig abfließen können, z. B. auf der Sohle kessel- oder muldenförmig gestalteter Terrains, die aus undurchlässigen Erdschichten bestehen. Der auf derartigen Terrains sich bildende Pflanzenwuchs verwest und vergeht — und das ist das Charakteristische — unter Wasser, also im Wesentlichen ohne die Einwirkung atmosphärischer Luft; letztere würde eine „Verbrennung" des Pflanzenwuchses eintreten lassen; ersteres, das Wasser, bewirkt nur eine „Verkohlung". Auf der verwesten Pflanzendecke wächst eine solche von Neuem auf, um wiederum zu vergehen u. s. f. — Wiederholt sich dieser tückische Proceß, der mit dem „Wachsen in die Höhe" auch ein „Wachsen in die Breite", mit anderen Worten eine immer größere Aufhöhung und Ausdehnung bewirkt, stets oder unverhältnißmäßig häufig, ohne daß mineralische Bestandtheile — etwa durch gelegentliche Ablagerungen und Anschwemmungen von Flüssen — in den Boden gelangen, so wächst ein Torfmoor auf. Tritt der Proceß in der oben geschilderten Reinheit nur einige Mal ein und überwiegen also die anderweitig niedergeschlagenen Bodenbestandtheile, so entsteht ein anmooriger Boden. Man rechnet zu diesem diejenigen Moorböden, die von 100 Gewichtstheilen weniger als 30 an unter Wasser verwesten organischen Substanzen enthalten. Diese anmoorigen Böden sind mit geringen Ausnahmen sehr fruchtbar; keinesfalls bedürfen sie einer besonders zu beschreibenden Art der Cultivirung.

Anders ist es mit den Torfmoorböden, zu welchen man diejenigen zählt, die über 50 bis fast 100 Procent vegetabilische Substanzen enthalten. Sie bedürfen immer besonderer Culturen, die aber — abgesehen von anderen Verschiedenheiten — sich wesentlich darnach unterscheiden, ob das Torfmoor ein Grünlands- oder ein Hochmoor ist. Grünlandsmoor entsteht unter sonst zutreffenden Bedingungen für eine Torfmoorbildung überhaupt da, wo der ursprüngliche Grund, auf dem das Moor aufwächst, und die ihm zugeführten Wasser so viel mineralische Bestandtheile (Thon, Gips, Kalk) enthalten, daß die sich bildende Unterwasservegetation der Hauptsache nach aus Algen, Riedgräsern, Schilfen und Binsen besteht. Ist ein solches Moor so hoch aufgewachsen, daß das auf dasselbe gelangende Wasser einen natürlichen Abfluß findet, so können jene Wasserpflanzen nicht weiter gedeihen und es entsteht eine „grüne", eine Sumpfgras-Vegetation*); das Wachsthum des „Grünlandmoors" ist beendet. — Hochmoor entsteht da, wo wegen Mangel an mineralischen Bestandtheilen in Untergrund und zugeführtem Wasser nur niedere Conferven- und Characarten gedeihen können. Hat ein solches, im Wesentlichen mineralfreies Moor die Höhe des ursprünglichen Wasserspiegels erreicht, so beginnen hier die vorher schon in der Pflanzendecke aufgetretenen Sphagnumarten die Oberfläche des Moores zu überziehen und sich zu einer filzigen Decke zu gestalten, welche dem Sauerstoff der atmosphärischen Luft so wenig Zutritt gestattet, daß den unter jener Moordecke befindlichen Pflanzenresten ebensowenig eine vollständige „Verbrennung" zur Theil wird, als seien sie noch unter Wasser. Das Moor wächst durch immer wiederholte Neubildung von Moosen auf den unvollkommen verwesten Resten der früheren Moosschichten so lange in derselben Weise in die Höhe (und gleichzeitig in die Breite), wie die Capillarität der unter den Moosen befindlichen Pflanzenschichten noch aufsteigendes Wasser an jene obere Moosdecke gelangen läßt. Sobald aber diese keine Wasserzufuhr von unten mehr erhält, hört die Moosbildung auf und an Stelle der Moose bedeckt „Haide" (calluum vulgaris und erica tetralix) die Oberfläche. Ein „fertiges" Hochmoor zeigt daher im Gegensatz zum grünen Grünlandsmoor auf der Oberfläche den tristen, graubraunen Ton des Haidegestrüpps, der nur, wenn „die Haide blüht", dem rothvioletten Platz macht.

Aus obigen Erklärungen folgt, daß z. B. in Folge von Aenderungen in der Beschaffenheit der auf das Moor gelangenden Wasser, ein Grünlandsmoor in ein Hochmoor übergehen kann, sowie daß auch innerhalb eines und desselben Moores beide Arten in vertikaler, nicht horizontaler Schichtung wechseln können, wenn etwa auf bestimmte Theile des noch im Wachsthum begriffenen Moores verhältnißmäßig mineralienreichere Wasser gelangen, als auf die benachbarten.

Ebenso folgt aus dem Vorhergesagten, daß die landwirthschaftliche Schwäche (sit venia verbo) der Moorböden in chemischer Beziehung ihre Armuth an Mineralien ist, und daß diese Schwäche dem Hochmoor noch mehr anhaftet als dem Grünlandsmoor. Ihre zweite Schwäche liegt in der physikalischen Beschaffenheit, in der hochgradigen Empfindlichkeit gegen die Einwirkung des Frostes und in der mehr oder minder vollständigen Abgeschlossenheit der atmosphärischen Luft von den unter der Oberfläche des Moors befindlichen Schichten. Auch in dieser Beziehung ist das Grünlandsmoor, selbst wenn es in Folge von Senkung des Wasserspiegels ebenfalls wie das Hochmoor eine Haidevegetation tragen sollte, weniger ungünstig als dieses. Dagegen bietet die Entwässerung des Hochmoors häufig weniger Schwierigkeiten, weil wenigstens die Mitte eines solchen meist ziemlich hoch liegt. Die landwirthschaftliche Stärke der Moorboden gegenüber sterilen Böden beruht darauf, daß sie alle organischen Stoffe, deren die Culturpflanzen zu ihrer Ernährung bedürfen, in ausreichender und sogar ungewöhnlich großer Menge — nur freilich in schwer lösbarer Form — besitzen, daß namentlich das belebende Element für alles Vegetabilische, das Wasser, ihnen in reichem Maße eigen ist, und daß endlich bei richtiger Gesammtanlage die Regulirung des Wasserstandes eine verhältnißmäßig leichte ist.

Sieht man von der Torfgewinnung ab, die — wenn auch zum Theil landwirthschaftlichen Zwecken direct dienend — doch ebensowenig eine landwirthschaftliche Verwerthung des Moorbodens genannt werden kann, wie etwa bei einem Thonböden das Ausziegeln eines solchen, so wird gegenwärtig der allergrößte Theil wenigstens der nordwestdeutschen mit „Haide" bestandenen Moore nur als Weide für Schafe und Bienen ausgenutzt, liefert also einen äußerst geringen Ertrag. Ein anderer Theil wird durch Entfernung der „Haideplaggen" und Benutzung dieser letzteren zu Einfriedigungen und zu Streu geradezu ruinirt; ein sehr geringer Theil nur wird durch energisches Durcharbeiten und Zuthat von Dung in an und für sich nicht rationeller, aber den Verhältnissen der betreffenden Besitzer gut angepaßter Weise in Cultur genommen. Der Hauptsache nach beschränkt sich die ackerbauliche Ausnutzung der Moorhaiden auf Gewinnung von ein bis zwei guten und höchstens noch drei bis vier kümmerlichen Hafer- oder Buchweizenernten, denen 17—30 völlig ertraglose Jahre folgen. Diese Ernten werden nach jedesmaligem vorhergegangenem „Brennen" der dünnen Haidekraut- und Humusdecke des Moors gewonnen. Eine neuere Brennmethode, die Brünings'sche, gestattet sechsmalige befriedigende Ernten hintereinander und soll das Land — vorausgesetzt, daß die nöthigen Nährstoffe zugeführt werden — für jede Art der landwirthschaftlichen Cultur brauchbar machen; indeß sind die Erfahrungen über diese Methode, die jedenfalls einer Aufforstung sehr gut vorarbeitet, noch zu jung, als daß sie hier in Betracht gezogen werden dürfte.

Eine rationelle Ausnutzung, zunächst der Grünlandsmoorböden, ermöglicht die von dem obenerwähnten Oeconomierath Rimpau im Drömling zuerst im größeren Maßstab angewandte

*) Den Fall, daß diese durch eine Haidekrautvegetation ersetzt wird, lassen wir im Interesse größerer Einheitlichkeit der Darstellung zunächst außer Betracht.

Digitized by Google

Sanddeck- oder Dammcultur. Ihrer Inangriffnahme muß, wie dies auch bei anderen rationellen Culturarten der Fall, eine chemische und physikalische Untersuchung möglichst vieler Moorstellen und eine planmäßig gesicherte Entwässerung des Moors vorausgehen. Ist letztere erfolgt, und durch erstere bestimmt, was für Nährstoffe dem betreffenden Moore zuzuführen sind und in welcher Form, so bedeckt man die nach Entwässerungs- und ackerbaulichen Rücksichten einzutheilenden Moorflächen in Streifen von etwa 25 Meter Breite, die unter sich durch Entwässerungsgräben*) getrennt sind, mit einer 11 Centimeter starken Schicht groben Sandes, die man, je nachdem dies vortheilhaft resp. ausführbar, unter dem Moore oder seitwärts desselben — die Moore grenzen sehr häufig an Sandhaiderücken — entnimmt. Der Sand verhindert das Ausfrieren des Moorbodens, drückt jedenfalls durch sein Gewicht den etwa ausgefrorenen Boden zusammen, gestattet durch seine Poren ungehinderten Zutritt der atmosphärischen Luft zum Moor, verhindert die so verderbliche Wärmeausstrahlung des dunklen Moorbodens und gibt den Pflanzen einen weit festeren Standort, als dies der Moorboden vermag. Uebrigens kommt die Sandschicht nicht direct auf die Vegetationsdecke des Moors, sondern man schüttet auf diese zunächst das aus den Entwässerungsgräben gewonnene, gelockerte Moor und zwar gleichfalls in etwa 11 Centimeter Stärcke. Erfolgt nun eine den Verhältnissen und der planmäßigen Fruchtfolge angemessene Düngung der Dämme und eine rationelle Ausnutzung der Böschungen der Entwässerungsgräben, etwa durch Weidenplantagen, so liefern derartig cultivirte Moore sehr hohe Erträge. Nach gegenwärtigen Marktpreisen würde sich das auf Ankauf und Inculturnahme verwandte Capital, nach Abzug der Unterhaltungs- und Betriebskosten im weitesten Sinne, noch mit 10 Procent**) verzinsen, wenn man den Ankauf des Hektars rohen Moors mit 340 Mark, seine Cultivirung mit 660 Mark (in dieser Summe stecken bei den Rimpau'schen Culturen die Gebäude und das Inventar mit), die Betriebskosten zu 150 Mk. und den Geldertrag zu $^5/_7$ desjenigen der Rimpau'schen Culturen annimmt.

Auf Hochmooren kann die Sanddeckcultur deshalb nicht mit gleichem Vortheil angewendet werden, weil bei ihr der Moorboden selbst zu wenig von der mechanischen Ackerbearbeitung angegriffen wird, was für den steinharten und verfilzten Hochmoorboden unumgänglich erforderlich ist. Mischt man hingegen denselben, immer nach vorhergegangener Abwässerung und Lockerung, mit Sand und gibt diejenigen Düngemittel hinzu, die der speciellen Eigenthümlichkeit des betreffenden Moorbodens einer- und der zu bauenden Pflanze andererseits entsprechen, so erfolgen, soweit die — etwa achtjährigen — Erfahrungen ergeben haben, ebenfalls sehr befriedigende Ernten, die sogar theilweise den Durchschnittsertag der Sanddeckculturen auf Grünlandsmoor, freilich bei Verdoppelung des Dungquantums, übersteigen. Statt wie bei dieser sogenannten „Sandmischcultur" die nöthigen lösenden und nährenden Stoffe in Form von Chemikalien zuzuführen, kann man auch bei Mooren in der Nähe der Nordseeküste eine „Ueberschlickung" der Moore eintreten lassen. Der durch Baggern in den Häfen und Flußmündungen massenhaft gewonnene Schlick wird dabei nicht wieder wie früher in die See, sondern in Schiffen oder Waggons bis in die Nähe der Moore gefahren. Pro Hektar genügen für mehrere Jahre — später schlämmen sich die Schlicktheile zu tief in's Moor ein — 100,000 Cubikmeter abgelagerten Seeschlicks, um außerordentlich hohe Erträge (bei Bestellung der beschlickten Flächen mit Erbsen und Bohnen war der Mehrertrag gegen früher pro Jahr und Hektar 215 bis 566 Mark) zu erzielen. Während für die Sandmischculturen und Ueberschlickungen Mangels genauerer Angaben über die absoluten Kosten des Verfahrens Rentabilitätsangaben sich nicht machen lassen, ist dies für eine ganz ähnliche Cultur möglich, die durch Ueberfahren des Moors mit einer 10 Centimeter starken Schicht schweren Marsch- (Klay-) Bodens bewirkt wurde. Die Kosten dieser voraussichtlich für lange Jahre vorhaltenden Ueberfahrung, die auf 24 Kilometer Entfernung vorgenommen wurde, beliefen sich auf 1300 Mark pro Hektar. Rechnet man auch hier den Kaufpreis des rohen Moors zu 340 Mark, so ergiebt sich für das aufgewendete Capital von 1640 Mark, nach Abzug der Betriebskosten von höchstens 100 Mark, bei einer Bruttoeinnahme von nur 300 Mark eine Verzinsung von über 12 Procent.

Ist ein lohnender Torfabsatz möglich, so empfiehlt es sich, unter der Voraussetzung, daß ein Canalsystem das Moor durchschneidet, wie ein solches auf den holländischen Veenen von den Käufern großer Moorcomplexe angelegt wird, das Land wie dort allmählich abzutorfen, den Torf per Schiff abzusetzen und von diesem letzteren als Rückfracht Dung, Seeschlick oder Klay zurückbringen zu lassen, der dann mit der obersten, inzwischen anderweitig deponirt gewesenen Humus- und Moorschicht, die zur Torfverarbeitung sich nicht eignet, vermengt wird und ebenfalls einen außerordentlich reichen landwirthschaftlichen Ertrag sichert. Obgleich indeß die Heizkraft des Torfs derjenigen des Buchenholzes gleichkommt, obgleich sie für Locomotivheizung mehr als den halben Werth hat wie diejenige der westfälischen Kohle, so dringt diese doch in den in Frage kommenden Revieren so weit vor, daß auf eine wesentliche Steigerung des Torfconsums für Heizzwecke nicht mit Sicherheit gerechnet werden kann; auch die sonstigen technischen Verwendungen des Torfs zur Gewinnung von Papier, Webestoff, Paraffin und zur Herstellung von Streu können den erforderlichen Massenconsum nicht erzielen. Eine massenhafte Abtorfung der Hochmoore erscheint daher im Augenblick nicht rentabel, so daß gegenwärtig auf eine Veencultur im Sinne der Holländer nicht gerechnet werden kann und die von der preußischen Regierung in dankenswerther Weise unternommenen Canalbauten zunächst wohl der Anfuhr von Klay und Seeschlick, nicht der Abfuhr von Torf dienen werden.

Daß aber die nicht auf Torfgewinn ausgehenden Culturmethoden, wenn an richtiger Stelle richtig angewendet, rentabel sind, dürften die vorstehenden Betrachtungen gezeigt haben; keinenfalls können einem „Moorspeculanten", der nicht gleich ganze Quadratmeilen kauft, so große Capitalien wirklich verloren gehen, wie dies bei einer einzigen, gar nicht besonders gewagt aussehenden Börsenspeculation der Fall sein kann, wenn ähnliche Coursschwankungen eintreten, wie sie die letzten Monate gebracht haben.

*) Für die Bemessung der Dimensionen derselben sind zu viel Rücksichten maßgebend, als daß hier darauf eingegangen werden könnte.

**) Amortisationsberechnungen sind hier und im Folgenden nicht angestellt.

Literatur und Kunst.

Der falsche Idealismus.

Von Hieronymus Lorm.

Der wahre Idealismus unterscheidet sich vom falschen Idealismus dadurch, daß dieser strebt und jener verzichtet. Der falsche Idealismus begehrt die Welt, weil er sich in ihr zu verwirklichen trachtet; der wahre Idealismus überwindet die Welt, weil er für seine Anknüpfung an das Unendliche nichts von ihr zu hoffen hat. Denn er erkennt die Welt als das ihm diametral entgegengesetzte Princip, als den Egoismus oder den Selbsterhaltungstrieb der Natur und des ganzen Complexes von Erscheinungen, welchen man Welt nennt. Hingegen bedarf der falsche Idealismus der Welt und ihrer Erhaltung als Mittel für die Erfüllung seiner bloß endlichen Zwecke und darum ist ihm der Egoismus sittlich indifferent und unter Umständen sogar positiv sittlich. Der falsche Idealismus ruft mit dem Dichter begeistert: „Seid umschlungen, Millionen!" — was aber als dichterischer Traum bezaubert, verliert jegliche Wirkung und Bedeutung, wenn es sich als wissenschaftliche Erkenntniß durchsetzen will.

Digitized by Google

Die verschiedenen Wege, welche der falsche Idealismus einschlägt, im Wahn, einmal, sei es auch in unabsehbarer Zukunft, ein Bündniß mit dem Realismus schließen, d. h. sich verwirklichen zu können, haben von jeher den Inhalt zahlloser Schriften gebildet, welche philosophische Wahrheit zu sein glauben und nur erkenntnißlose Gefühlsschwelgerei sind. Die imaginäre Beschaffenheit der Wege erklärt sich aus der trügerischen Bedeutung des Zieles, welches der selbstbetrogene Idealismus verfolgt. Er will, daß in die Naturnothwendigkeit der Dinge, welche keine Ideen und kein anderes Streben hat, als sich selbst zu behaupten, keinen anderen Inhalt als die Selbstsucht, — Ideen (nach Plato Urbilder) der Vollkommenheit eingeführt werden und zwar nicht, wie es von jeher der Fall gewesen, als bloße Postulate, als Forderungen des Geistes an die Natur, sondern als erfüllte Postulate; die Ideen selbst sollen Thatsachen der Natur, empirische Wirklichkeit werden. Bei Erreichung dieses Zieles wäre allerdings die Existenz der Welt nicht nur gerechtfertigt, weil metaphysisch und praktisch, logisch und ethisch erklärt, sondern die Welt wäre zur Seligkeit erhoben, die Welterlösung vollzogen.

Diese Verwirklichung der Welterlösung oder die Verwirklichung der höchsten Ideen müßte nothwendig mit der Begreiflichkeit derselben ihren Anfang nehmen. Denn nur das Erkannte ist wirklich und wenn die Ideen, die über die Natur hinausgehen und die stets unbegreiflich geblieben sind, zu Thatsachen der Natur werden sollen, so könnte diese Realisirung vor allem Anderen nur in der Gestalt der begriffsmäßigen Erkenntniß geschehen; das Geistige ist verwirklicht, sobald es unumstößliche logische Gewißheit geworden ist. Die Unmöglichkeit, für die Ideen der Vernunft dieses Ziel zu erreichen, ist durch den Sturz der dogmatischen Metaphysik dargethan.

An der Erreichbarkeit dieses Zieles zweifelt jedoch der falsche Idealismus keinen Augenblick. Die Schuld an der bisherigen Unerreichbarkeit mißt er keineswegs der Wesenlosigkeit des ihm als absolutes Dogma feststehenden Zieles bei; an der bisherigen Unerreichbarkeit des Zieles trägt ihm einzig und allein die Unangemessenheit des Weges die Schuld. Mit jedem neuen Werke versucht daher der falsche Idealismus, die Möglichkeit des Zieles keiner Untersuchung mehr für bedürftig haltend, nur einen neuen Ausgangspunkt für den Weg dahin zu finden.

Einen neuen Ausgangspunkt sucht auch H. Steinthal's „Allgemeine Ethik"*), die neben der von Kant zuerst und für alle Zeiten vollzogenen Trennung der Ethik von der Metaphysik eine Trennung der Ethik von der Uebersinnlichkeit, von der Transscendenz überhaupt beabsichtigt. Ihr Moralprinzip ist einzig und allein die Lust, geradezu wie an sinnlichen Gegenständen, ein Geschmacks- und Willensurtheil im Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit, kurz eine Ethik, die sich der modernen mechanistischen Weltanschauung unterordnet. Lust und Unlust sind Manifestationen des begehrenden oder verabscheuenden Willens. Der Wille aber ist unfrei, weil er nur auf naturnothwendige Motive reagirt. Die Unfreiheit des Willens ergibt sich ohne alle philosophische Argumentation für den natürlichen Menschenverstand einfach daraus, daß der Wille unter allen Umständen der Knecht des Gewollten ist. Wo die tyrannische Herrschaft eines Gegenstandes über den Willen fehlt, da ist auch kein Wille vorhanden. Nun beruht aber jede sittliche Handlung, die gesammte Ethik, auf Willensfreiheit, worunter bei der steten Gebundenheit des Willens nichts anderes verstanden werden kann als die Befreiung vom Willen. Diese Befreiung ist ein Act transscendentaler Freiheit, ein Act, dessen Motiv nicht mehr in der naturnothwendigen Causalität liegt, sondern aus einem intelligiblen Reich, aus dem Uebersinnlichen, aus der Transscendenz stammt und folglich unerkennbar ist. Diese Unerkennbarkeit trennt die Ethik von der Metaphysik, schließt jene aber um so fester an die Transscendenz an. Wenn ein Hungriger sein letztes Stück Brot einem anderen Hungrigen zum Opfer bringt, statt sich selbst damit zu sättigen, so gibt es im ganzen Bereich der mechanischen Weltordnung kein Motiv dafür, und soll neben der Lust, das Brot zu essen, die Opferung desselben auch eine Lust genannt werden, so kann sie doch nur ein transscendentes Motiv sein, welchem wir den irdischen Namen Lust beilegen, um damit eine überirdische Sache zu bezeichnen.

Das Mitleid ist selbst transscendent und wenn man es als das Bestreben faßt — einem eigenen Leid durch eine gute That abzuhelfen, so sucht man das Mitleid durch diese falsche Erklärung nur in die Welt der Causalität, des Egoismus, der Naturnothwendigkeit zurückzubringen, ohne seinen übersinnlichen Ursprung leugnen oder ihn begreifen zu können. „Was mich nicht brennt, das blase ich nicht" sagt die gemeine Natur; sie sagt aber nichts darüber aus, weshalb mich das fremde Leid brennt. Wird die Trennung vom Uebersinnlichen als eine solche von der Metaphysik verstanden, so läßt Steinthal um so lebhafter eine gründliche Auseinandersetzung mit seinen Vorgängern in dieser Trennung, mit Kant und Herbart vermissen. Was Kant betrifft, so ist seine Trennung der Ethik von der Metaphysik nicht erörtert, sondern nur in einem einzigen kurzen Satz constatirt. Dies erscheint wie eine übel angebrachte Vornehmheit. Allerdings ist Kants Ethik als solche, ihrem sachlichen Inhalt nach, längst abgethan und für immer beseitigt. Sie kann sich weder durch ihre Pflichtenlehre behaupten, welche zu einer scholastisch abstoßenden Verleugnung des Pflichtgefühls oder der Neigung für das Sittliche führt, noch vermag sie durch die künstliche und mißlungene Erhöhung von zwei überkommenen religiösen Dogmen zu ursprünglichen Postulaten der praktischen Vernunft, die an der Idee des Unbedingten oder der Freiheit nur ein einziges hat, dauernde Uebereinstimmung zu erzielen. Auch die Identificirung der Vernunft mit einem sogenannten sittlichen Willen kann psychologisch und philosophisch nicht bestehen.

Allein die Begründung der Ethik durch Kant ist im Verhältniß zu seiner Zeit selbst eine große sittliche That. Er hat die Ethik erst erschaffen, ihr die Augen geöffnet, ihr die Unabhängigkeit von der Religion wie von der Metaphysik erobert, sie von jeder höhern Instanz als sie selbst ist, befreit und den ethischen Wohlfahrts-Dusel der Aufklärungs-Philosophie verscheucht, welcher dem Menschen, um ihn für die Sittlichkeit zu gewinnen, eine aus ihr hervorgehende Glückseligkeit versprach, ein Mittel, das den Zweck zu Grunde richtete. Er hat mit Einem Wort die Ethik ausschließlich auf Vernunft gestellt, was einer niemals mehr sich verdunkelnden Erleuchtung, einem unvergänglichen Gewinn gleichkommt.

Um die Ethik ausschließlich auf Vernunft zu gründen, mußte Kant die Tragkraft dieses Vermögens untersuchen, ob es fähig sei, das Fundament des Baues zu bilden. Da ergab sich denn aus der Kritik der reinen oder theoretischen Vernunft, daß sie nicht im Stande sei, den theoretischen Erkenntnißgrund für das Ethische zu liefern, daß dieses aber, wenn auch unbegriffen, in der praktischen Vernunft des Handelns zu vollem Leben gelangt. Mit anderen Worten, die Ethik kann nicht philosophiren, sondern nur handeln, sie kann nicht Wissenschaft, sondern nur That sein, aber in ihrem Handeln und Thun drängt sie sich dem menschlichen Bewußtsein praktisch als die Darlegung der höchsten Vernunft auf. Die Vernunft ist practisch durch die Befreiung von der Naturnothwendigkeit, ihre Causalität ist durch transscendentale Freiheit bestimmt. Die Vernunft ist (wie schon Schleiermacher erklärte) an und für sich leer und inhaltlos, eine bloße Form der Transscendenz; indem sie sich aber mit der Welt, mit der Natur, mit dem sinnfälligen Inhalt erfüllt, bringt sie diesen der Unendlichkeit, der Transscendenz nahe, aus welcher sie als Form selbst hervorgangen ist. Die Ethik ist somit in der Form der praktischen Vernunft, in der transscendentalen Freiheit enthalten.

Die Freiheit ist nichts Positives, sie ist die Negation des Naturnothwendigen, also bloße Form der Transscendenz; vergebens bemüht sich die Metaphysik, die speculative Vernunft, um eine begriffliche Erkenntniß des Uebersinnlichen. Mit dieser Erkenntniß wäre der transscendenten Form auch ein trans-

*) Berlin, Georg Reimer, 1885.

Digitized by Google

scendenter Inhalt gegeben. Da dieser Inhalt nicht zu erreichen ist, so hat die Freiheit nur die Praxis des sittlichen Handelns zum Inhalt, die wunderbare und unbegreifliche Negation des gemeinen und allgemeinen egoistischen Naturtriebes, der Selbstbehauptung und der Selbstsucht. Kant vollzieht die Scheidung der reinen (speculativen) von der praktischen Vernunft mit Worten, die mir stets als ein selten vorkommendes Beispiel erhabenen Hohnes erschienen sind: „Es wäre allerdings befriedigender, für unsere speculative Vernunft, ohne diesen Umschweif jene Aufgaben für sich aufzulösen, und sie als Einsicht zum praktischen Gebrauche aufzubewahren; allein es ist einmal mit unserem Vermögen der Speculation nicht so gut bestellt. Diejenigen, welche sich solcher hohen Erkenntnisse rühmen, sollten damit nicht zurückhalten, sondern sie öffentlich zur Prüfung und Hochschätzung darstellen. Sie wollen beweisen; wohlan! so mögen sie denn beweisen, und die Kritik legt ihnen, als Siegern, ihre ganze Rüstung zu Füßen ..... Da sie also in der That nicht wollen, vermuthlich weil sie nicht können, so müssen wir jene (die Rüstung) doch nur wiederum zur Hand nehmen, um die Begriffe ....., für welche die Speculation nicht hinreichende Gewährleistung ihrer Möglichkeit findet, in moralischem Gebrauche der Vernunft zu suchen und auf denselben zu gründen."

Die Trennung der Ethik von der Metaphysik bedeutet also, daß die Vernunft darauf verzichtet, den theoretischen Erkenntnißgrund für das Ethische ausfindig zu machen, was wieder so viel bedeutet, daß die Ethik fest mit der Transscendenz verknüpft bleibt. Die Trennung der Ethik von der Transscendenz jedoch würde bedeuten, daß jener unerreichliche Erkenntnißgrund mitten in der mechanischen Weltordnung selbst, mitten im Causalnexus der Dinge aufzufinden sei — wobei nur das Unglück passirt, daß er eben nicht aufzufinden ist, wie denn in der That die Wissenschaft sich schon seit Jahrhunderten vergebens mit der Definition des positiven, des höchsten Gutes abquälte.

Verlegt nun Steinthal wirklich den Erkenntnißgrund des Ethischen mitten in die mechanische Weltordnung, so scheint er dem unbefangenen Auge einen Cirkel zu beschreiben. Er beginnt mit der Trennung der Ethik von der Metaphysik, indem er aber den Erkenntnißgrund gefunden zu haben glaubt, hat er auch die alte überwundene dogmatische Metaphysik wieder erreicht. Daran wird nichts dadurch geändert, daß er den Ursprung des Sittlichen in Lust und Unlust erkennt und folglich die Erkenntniß mit in die mechanische Weltordnung verlegt. Er beweist dadurch die Möglichkeit des Sittlichen so wenig wie die dazu von Kant aufgeforderten Metaphysiker und die Wahl des neuen Ausgangspunktes vom Mechanismus erscheint nur wie eine schlaue Concession an den Geschmack des Zeitalters, um dieses zu captiviren.

Zwischen dem Wohlthäter, der im Hospital stirbt, nachdem er sein Letztes der Armuth geopfert hat und dem in der Gosse sich wälzenden Trunkenbold, der seinen letzten Pfennig versoffen hat, wäre nach dem Moralprincip Steinthal's nicht der geringste wesentliche Unterschied. Beide waren Knechte desselben Herrn, beide haben der „Lust" gehorcht, und zwar einer und derselben „Lust". Denn wäre neben der aus den causalen Bedingungen der rohen Natur nothwendig hervorgegangenen Lust noch eine specifisch andere Lust vorhanden, so könnte sie nur aus dem Gegentheil der Nothwendigkeit, aus der transcendentalen Freiheit hervorgegangen sein, die ja hier ausgeschlossen bleibt. Aus welcher Quelle leitet man einen Unterschied des sittlichen Werthes zwischen der Lust, sich zu betrinken und der Lust, sich zu opfern ab? Beides ist ganz dieselbe „Lust". Ein Mann, der leiblich und geistig vollkommen gesund ist, also die Bedingungen der Steinthal'schen „Freiheit" hat, wird zum Scheiterhaufen herangebracht. Die natürliche Consequenz jener Gesundheit ist die ungebundenste Lebenslust. Der Priester fordert jenen Mann auf, ein bestimmtes Glaubensbekenntniß nachzusprechen und hierauf ungehindert seines Weges zu gehen. Der Mann mit der ungebundenen Lebenslust besteigt aber lieber den Scheiterhaufen. Woher stammt seine Todeslust?

Davon enthält das Moralprincip Steinthal's nichts. Lebenslust und Todeslust können doch unmöglich dieselbe Lust sein. Wahrlich, dieses Moralprincip enthält die drei Merkmale eines echten und rechten päpstlichen Dogmas: es ist unbewiesen; es ist unbeweisbar; es wird von Demjenigen, dem es sich „offenbart" und der es verkündet, eines Beweises nicht für bedürftig erachtet. Als das Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariä proklamirt wurde, sagten die Wiener: „Pius der Neunte hat's verkündet und der Zehnte glaubt's nicht." Dies dürfte auch dem Lust-Dogma des Herrn Steinthal widerfahren.

Vermißt man die nöthige Berücksichtigung Kant's, wär' es auch in der Gestalt des Widerspruchs und der Bekämpfung, umsomehr als sich der Verfasser zur Erkenntnißtheorie bis zu einem gewissen Grade correct verhält, so wird der Mangel einer gründlichen Auseinandersetzung mit Herbart weniger empfunden, weil die „Allgemeine Ethik" dem bezüglichen Standpunkt Herbart's ohnehin nahe verwandt ist. Schon der Grundzug, daß die Ethik nur auf Gefallen und Mißfallen an Handlungen und Personen beruhe, deutet auf Herbart's Verquickung der Ethik mit der Aesthetik hin. Zu welch' absonderlichen Resultaten dies führen muß, erhellt schon aus einem einzigen Satz Herbart's selbst: „Der Streit mißfällt. Dies Urtheil gilt gegen Mißhandlungen und Mordthaten." Die Einwendung, daß die Ermordung eines Menschen während er schläft oder aus einem Hinterhalt keinen Streit voraussetze, wäre keine vollständige Widerlegung, weil der Act der Ermordung selbst die Form des Streites an sich hat. Entscheidend ist, daß auch das schrankenloseste ästhetische Mißfallen an einem Kunstwerk niemals gleich dem sittlichen Mißfallen an einer Unthat eine Empörung des Gemüthes hervorruft. Diese könnte etwa nach Herbart durch die Betheiligung des Willens am sittlichen Urtheil, wodurch sich dieses nach Herbart allein vom ästhetischen Urtheil unterscheiden soll, erklärt werden; allein wenn man den Willen als psychologische Thatsache und nicht als metaphysische Abstraction faßt — und das willkürliche Spiel mit bloßen Begriffen war ein Kriterion der nachkantischen Philosophie — so entspringt nicht dem Willen das Urtheil über eine fremde Unthat, in welche er weder handelnd noch leidend mit einbezogen ist. Es entspringt der Transcendenz der praktischen Vernunft, die ihren Sitz im Gemüthe hat, dem Sammelplatz aller übersinnlichen Momente in der menschlichen Natur. Pectus est, quod facit philosophum.

(Schluß folgt.)

Ein Wiener Roman.

Von F. Groß.

In demselben Maße, wie die heute in der Erzählungsliteratur herrschende Richtung den Schriftsteller darauf verweist, mit möglichster Treue die Wirklichkeit abzubilden, wächst den deutschen Erzählern der Muth zu einem Wagestücke, das so leicht erscheint und vor dem doch so Viele zurückgeschreckt sind: die Oertlichkeit der Ereignisse beim Namen zu nennen, wirkliche Städte, wirkliche Straßen anzuführen und in dieselben die handelnden Personen nicht zufällig zu versetzen, sondern sie als organisch zusammenhängend mit dem „milieu" — aus ihm emporgewachsen — darzustellen. Ob damit die Arbeit des Künstlers eine leichtere geworden, das läßt sich nicht kurzweg entscheiden. Leichter ist sie vielleicht geworden, weil der Fabulist manche bedeutende Wirkung damit erzielen kann, daß er thatsächlich Geschautes einfach abschreibt — schwerer ist sie geworden, weil er seine Leute nicht mehr so reden und thun lassen darf, wie sie das allenfalls in Wolkenkukuksheim können, sondern ihnen in Berlin, Wien, Paris Fleisch und Blut von den Berlinern, Wienern und Parisern verleihen muß, wenn er nicht der Unwahrheit geziehen und überführt werden will.

Digitized by Google

Der Roman des modernen Berlin hat sich schon in mehreren Kundgebungen gezeigt. Die in unseren Tagen von Frankreich ausgegangene literarische Bewegung hat für die deutsche Kaiserstadt Werke gezeitigt, welche erkennen lassen, daß auch unsere Muttersprache ein Boden ist, auf welchem die Früchte eines gesunden Realismus gedeihen. Nun will auch Wien seinen Roman haben, nun sollen auch die Erzähler, welche von den Ufern der schönen blauen Donau ihre Stoffe holen, unzweideutig Localfarbe bekennen. An Versuchen hierzu fehlt es nicht. Ich denke nicht an den Sensationsschund, welcher in der kleinen Presse mit Entführung, Raub, Mord, Gespensterercheinung und ähnlichen Mitteln den Gaumen des süßen Pöbels zu kitzeln sucht. Nur Schöpfungen mit künstlerischen Absichten — gleichviel ob mit erreichten oder unerreichten — kommen in Betracht. Auf diesem Wege unternahm Friedrich Uhl mit „Farbenrausch", einem die Figur Hans Makart's mit interessanten Arabesken umrankenden Roman, einen Schritt, oder doch nur einen halben Schritt, denn er begnügt sich, verständlich anzudeuten, anstatt das, was er im Sinne hat, gerade herauszusagen. Er meint, die Stadt, in welcher „Farbenrausch" spiele, brauche er nicht ausdrücklich zu nennen, man könne sie sich denken. In der That kann man sich sie denken, man weiß nach wenigen Seiten, daß Wien der Schauplatz der Handlung ist. Das Wort „Wien" jedoch kommt in dem Buche nicht vor, und der Autor spielt kokett mit einer Discretion, die er nicht wahren will. Nun kommt ein junger Schriftsteller, C. Karlweis, daher und legt uns seinen ersten Roman*) auf den Tisch: „Wiener Kinder". Wir schlagen den stattlichen Band auf, und sofort klingt ein Dialektwort an unser Ohr. „Märzveigerl! Frische Märzveigerl!" (Märzveilchen) ruft lockend ein „halbwüchsiges Mädchen in dürftiger Kleidung", das „an der Ecke der Nesselgasse" lehnt. Seltsam! Drei Zeilen haben wir erst empfangen, und wir befinden uns mitten in Wien, und ein Zweifel über das Colorit ist kaum mehr möglich. Wir lesen weiter und weiter, und immer entschiedener tritt das Wiener Element hervor, so entschieden, daß wir stutzig werden und uns fragen: „Will der Verfasser uns nicht durch Aeußerlichkeiten gefangen nehmen? Macht er nicht Zugeständnisse an eine literarische Zeitströmung, um mit einem wohlfeilen modernen Mäntelchen einen Mangel an Erfindung, an Gehalt, an Charakteristik zu verdecken?" Die Antwort wird entschieden zu Karlweis' Gunsten zu lauten haben. Was er erzählt, ist nicht willkürlich nach Wien verlegt. Die Menschen, die er vorführt, sind nicht durch eine Laune nach Wien verschlagen; sie bilden ein Stück der alten Stadt, diese bildet ein Stück von ihnen, sie sind, was der Titel verspricht: Wiener Kinder von echtem Schlage. Karlweis scheut sich nicht, sie sprechen zu lassen, wie der Schnabel ihnen gewachsen ist; aber wenn er selbst das Wort ergreift, dann hören wir ein correctes, ausgefeiltes Deutsch, man würde auf den vierhundert Druckseiten vergebens einen Austriacismus suchen. Und der Erzähler verschmäht das kleinliche Mittel, die Wiener — wie andere Autoren es gethan — dadurch zu ködern, daß er ihnen schmeichelt, ihre Gebrechen und Fehler lügnerisch beschönigt. Wir hören die Stimme eines ehrlichen Mannes, eines Wieners, der seine engere Heimath liebt und doch für ihre Schattenseiten keineswegs blind ist. Wie ein Resumé seiner Anschauungen klingt der Schlußaccord des Buches: „Seht doch, es sind noch immer dieselben Menschenkinder, die da unten leiden und jubeln, grollen und küssen, ... dieselben unruhigen Geschöpfchen mit ihrem wunderlichen Jagen nach Genuß ohne Glück, nach Lohn ohne Mühe. Wie vor hundert Jahren sind sie noch heute, und werden es wohl auch in alle Zukunft bleiben: Kinder, große Kinder!"

An Vorgängen und Figuren ist das Buch so reich, daß ich nicht versuchen kann, den Gang desselben in seinen verschlungenen Einzelnheiten nachzuzeichnen. Nur der leitende Zug sei hervorgehoben: wir sehen die schwachen Wiener Kinder im Kampfe gegen die Sinnlichkeit in jeder Bedeutung dieses Wortes, und wir sehen die meisten erliegen. Dieses Thema behandelt Karlweis in den mannigfachsten Variationen. Er spielt auf der einen Seite, als ob es ihrer vier wären, aber dem Fehler der hie und da sich bemerkbar machenden Monotonie entgeht er doch nicht. Immer wieder legt er den Einfluß von Leichtlebigkeit und Genußsucht dar; in ihren Gegenstücken spiegeln sie sich nur um so deutlicher wieder. In einer gewissen Einförmigkeit, einem unleugbaren Gebrechen, liegt aber auch ein Vorzug: wir fühlen von Anfang bis zu Ende, daß wir Wiener Luft athmen, und wenn der Autor, wie gesagt, so nachdrücklich hervorkehrt, daß das punctum saliens des Wienerthums — er hat ein Recht, es zu betonen, denn bei aller Unparteilichkeit schlägt ihm doch das Herz eines Wieners in der Brust, und er hat keine böse Absicht, sondern mit schmerzlicher Ironie weist er auf die Schwächen des eigenen Bruders hin. Wie einer seiner Helden, der Bauführer Franz Sturm — auch Einer, dessen sittliche Anschauung den Ringkampf mit der Liebe zu einer derselben Unwürdigen nicht besteht und daran zu Grunde geht — den Plan faßt, auszuwandern, und wie der Verfasser ihn vor dieser geplanten, nie zu Stande kommenden Abreise erscheinen läßt, das ist eines der bezeichnenden Details: „Dem jungen Bauführer ist es, als erblicke er das herrliche Bild zum ersten Male. Und er soll es nie wiedersehen! Heute Abend reist er ja fort, und dann ... Mit eins erwacht in ihm das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dieser Stadt, die er nicht mehr wie bisher als ein zufälliges Beisammenstehen von tausend und aber tausend Häusern, ein Gewirre von Straßen, Plätzen, Gärten und Monumenten betrachten kann, sondern als ein Ganzes, ein Lebendiges, dem zugehört, dessen mächtige Züge tief in sein Herz gegraben sind, — das er liebt! Jawohl, liebt! Stolz und zärtlich blickt er um sich, und Alles erscheint ihm jetzt in einem neuen Lichte, von allen Seiten lächeln ihn vertraute, liebe Gesichter an, — das ist Wien, sein Wien, die Heimath, die Vaterstadt. Jeder Stein erzählt ihm eine Geschichte; von den hohen fensterreichen Gebäuden bis herab zu dem schmalen, viel verhöhnten Wässerlein des Wienflusses, das tief unten in seinem grün beuferten Bette rieselt, winkt es ihm überall grüßend zu." Was der Verfasser einem Anderen zuschreibt, das gilt wohl von ihm selber ...

Karlweis bekundet unzweideutig sein Wienerthum, allein von fremden Einflüssen hat er sich doch nicht frei erhalten. Die weibliche Hauptgestalt seines Romans ist eine Schwester von Zola's Nana — vielleicht nur eine Stiefschwester; nicht ethischer angelegt als jene, verbreitet sie doch keine so verpestete Atmosphäre um sich, sie erschreckt uns durch ihre Neigungen, aber sie zwingt uns nicht, mit ihr durch die Gosse zu waten. Karlweis hat bei Zola viel gelernt; er hütet sich aber, sich, gleich dem Meister, im Schmutze zu wälzen. Zola ist das mächtigere Talent; Karlweis wahrt sich mitten in der Darstellung des Gewagtesten einen keuschen Zug, der uns mit günstiger Gesinnung für ihn erfüllt. Bei ihm tritt freilich nie ein Mangel an Geschehnissen ein, die Action schreitet rüstig vor und das Descriptive, so trefflich es ist, drängt sich nicht über die Rolle des Beiwerks hinaus.

Lori Schober, die wichtigste Figur in „Wiener Kinder", ist die Tochter eines Baupoliers. Sie verträgt die engen Verhältnisse nicht, in welchen sie geboren worden, und das Eheglück, das ihr an der Seite Franz Sturm's winkt — monatliche hundert Gulden als höchstes Ideal — dünkt ihr höchst zweifelhaft. Ihr Ehrgeiz geht auf andere Ziele los, sie will genießen, den Becher der Lebenslust leeren mit vollen Zügen. So ergibt sie sich der ersten Verlockung, die an sie herantritt, und aus dem Bürgermädchen wird die Maitresse. Als solche lebt sie in Saus und Braus, und eines Tages zieht sie die Mutter — trotz ihrer Jahre im innersten Kerne so grundsatzlos wie die Tochter — zu sich herüber in's gleißende Lager der Gemeinheit, während ihre Schwester Marie, ein Muster an Reinheit und Güte, daheim dem Vater das Hauswesen führt. Die ästhetischen Gesetze, die allerdings nicht immer mit den Ergebnissen der Wirklichkeit übereinstimmen — man sieht, daß auch der Realist, wenn er im Rahmen des Kunstwerkes bleiben will, mit der Convenienz zu

*) Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Digitized by Google

rechnen hat — fordern, daß Lori tragisch zu Grunde gehe. Karlweis entspricht dieser Forderung. In der Wahl des Mittels ist er nicht glücklich. Sonst findet er überraschende und dabei natürlich auftretende Wendungen für die Geschicke seiner Leute; in ihm steckt ein Dramatiker, und so führt er derartige Wendungen im Gewande frappanter Effekte vor, die ohne Zwang aus den Umständen und Verhältnissen emporsteigen. In dem Schlusse seines Romanes läßt er die Willkür walten. Der Prater ist die Scene. Marie mit ihrem Gatten, dem Musiker Riedl, ihrem Vater und einer Freundin ergeht sich im Prater. Da fährt selbstkutschirend eine auffallend herausstaffirte junge Person mit einer älteren, farbenschillernd zugestutzten Frau durch die Hauptallee. Die Pferde werden scheu, gehen durch, die beiden Insassinnen des Wagens — Lori Schober und ihre Mutter — werden herabgeschleudert und finden ihren Tod ... Das ist nicht Lösung, sondern Gewalt, nicht Schicksal, sondern deus ex machina. Aber wir wollen das mit Recht zu bemängelnde Ende gern mit in den Kauf nehmen um der vielen und großen Vorzüge willen, mit denen das Buch uns Stunden des Genusses verschafft. „Wiener Kinder" ist einer jener Romane, in die man sich sozusagen bis über die Ohren hineinliest; man wird in eine Spannung versetzt, wie sonst nur durch Bücher, die keine künstlerischen Zwecke verfolgen; der feinere Leser wird mit Behagen die sorgfältige Arbeit in der Ciselirung der Charaktere, die farbige Anschaulichkeit der Schilderungen dankbar anerkennen und genießen. Zu der letzteren Gattung gehören Beschreibungen des Praters, einer Volkssängergesellschaft und ihres Publikums, als ein geradezu bewundernswerthes Stück aber das Conterfei des „Freihauses", einer jener Miethkasernen, die soviel Einwohner haben, wie eine kleine Stadt. Wie scharf und sicher zeichnet er die Bewohnerinnen dieses Hauses mit ihrem unsäglichen Bedürfnisse nach Rührung! Wie versteht er es, mit wenigen markanten Linien ein ganzes Heim sammt dessen Bewohnern zu charakterisiren! So z. B., wenn er uns in die luxuriösen und zugleich verlotterten Gemächer von Lori Schober führt und diese auf die Frage: „Wer spielt denn Klavier?" antworten läßt: „Niemand, es steht nur so da" — oder auf die Frage einer Kumpanin: „hast Du Geld?" — „Ich weiß es nicht, schau nach" — oder wenn Mama Schober und Hanni, das Stubenmädchen, trotzdem Lori momentan ohne einen Kreuzer ist, auf geheimen Wegen ein opulentes Mittagessen herbeischaffen, aber kein Brot bestellt haben und rathlos vor den verschlossenen Champagnerflaschen sitzen, weil ihnen ein Instrument zum Entkorken fehlt ... Zu dem Packendsten, was „Wiener Kinder" enthält, gehört die Episode, wie Baumeister Wiesinger bei Lori erscheint, um sie als Verderberin seines verschwenderischen Sohnes zur Rede zu stellen, aber selbst in ihr Netz geräth — er, der bis dahin ein Leben voll harter Arbeit an der Seite eines braven, reizlosen Weibes verlebt hat, ohne je den betäubenden odor di femmina eingeathmet zu haben ... Und nicht weniger gelungen ist die psychologische Analyse von Mama Schober, die zur Kupplerin vorausbestimmt ist, wie Lori zur Courtisane ... Ich käme nicht zu Ende, wollte ich Proben und Exempel citiren. Deshalb lasse ich es mir genügen, das Werk eines Landsmannes hier angezeigt zu haben, an dessen Namen die Lesewelt sich wird gewöhnen müssen.

Feuilleton.

Eine Osternacht.

Von Wladimir Korolenko.

Autorisirte Uebersetzung von Jan von Ungern-Sternberg.

Es war am Ostersonnabend des Jahres 188 .. Tiefe Dämmerung umhüllte die stille Welt. Die von den Sonnenstrahlen erwärmte und jetzt vom frischen Hauche des nächtlichen Frühlingsfrostes sanft umfächelte Erde schien tief und leise zu athmen; ihr Odem stieg als bleicher Nebel zum flimmernden Sternenhimmel empor, wie die Wolken des Weihrauchs dem nahenden Feste entgegenwallen.

In ernster Stille harrte die kleine Gouvernementsstadt N. des ersten Glockenschlages, welcher von der Höhe des Domes den Anbruch des Festes verkündigen sollte. Doch die Stadt schlief nicht. Nur hin und wieder ließen sich in den einsamen Straßen die hastigen Schritte eines verspäteten Arbeiters vernehmen, welchen das Fest beinah am schweren, undankbaren Tagewerke überrascht hätte, oder das Rollen eines Miethwagens — dann wurde es wieder lautlos still ... Das Leben hatte sich von den Gassen in die Häuser zurückgezogen und hinter den erleuchteten Fenstern der reichen Paläste und der bescheidenen Hütten Zuflucht gefunden. Ueber Stadt und Land, über die ganze Erde ging das kaum merkliche Wehen des nahenden Festes der Auferstehung und der Verjüngung...

Am fernen Horizonte war der Mond schon aufgegangen. Von der Stadt aus konnte man ihn nicht sehen, denn sie lag im Schatten, der als breiter Streifen von dem Hügel fiel, auf welchem ein großes, finsteres Gebäude stand. Düster hoben sich die seltsamen, geraden und strengen Linien dieses Gebäudes vom goldig überstrahlten Himmel ab; kaum merklich trat die dunkle Thür auf dem schwarzen Grunde der tief beschatteten Mauer hervor; scharf schnitten sich die Zacken der vier Eckthürme in das goldene Lichtmeer, welches nach und nach den Himmel überfluthete ...

Doch horch! Der erste helle Schlag rang sich los von der Höhe des Kirchthurms und schwebte, von den linden Lüften getragen, durch die träumerische Nacht ... ein zweiter ... ein dritter folgte. Von den vielen Thürmen sangen und klangen nun alle Glocken in den verschiedensten Tönen durcheinander, und diese verschmolzen sich, im Aether wogend und kreisend, zu einer eigenartigen, mächtigen Harmonie. Aus dem finstern Gebäude, das die Stadt beschattete, ließ sich auch ein dünner, schriller Klang vernehmen, wie von einer gesprungenen Glocke, der ohnmächtig in der Luft hinzitterte, unfähig sich mit dem mächtigen Accorde emporzuschwingen in die ätherischen Höhen.

Das Geläute schwieg. Die Töne zerflossen in der Luft; doch nur allmählich trat die Stille der Nacht in ihre Rechte, lange noch hallte das dumpfe, hinsterbende Echo durch die Dämmerung, längs den Luftwellen hinbebend, wie das Zittern einer verstummenden Saite ... Die Feuer in den Häusern erloschen, die Fenster der Kirchen strahlten hell. Zum 188 . ten Male rüstete sich die Welt, die alte Botschaft von Frieden und Bruderliebe zu verkünden ...

* * *

Die Riegel des finstern Gefängnißthores knarrten. Mit den Flinten klirrend trat die Patrouille in die Dunkelheit hinaus, die Nachtwache abzulösen. Sie umschritten das Gebäude und hielten vor jedem Posten; aus der dunklen Menschengruppe löste sich gemessenen Schrittes eine Gestalt, während die frühere Schildwache wiederum in der schwarzen Gruppe untertauchte ... Dann setzte die Patrouille ihre Runde um die hohe Festungsmauer fort.

Die Westseite der weißen Mauer glänzte hell unter den drauffallenden Mondstrahlen. Zur Ablösung der hier stehenden Schildwache trat ein junger Rekrut vor; seine eckigen Be-

Digitized by Google

wegungen verriethen den Dorfbewohner, sein Gesicht trug den gespannten Ausdruck eines Neulings, welcher zum ersten Mal einen verantwortlichen Posten übernimmt. Er schulterte das Gewehr, machte zwei Schritte gegen die Mauer, schwenkte halb herum und streifte die Schulter der früheren Wache. Diese wandte ihm das Gesicht ein wenig zu und sprach die übliche Weisung in angelerntem Tone:

„Von Ecke zu Ecke ... Aufgepaßt! ... nicht geschlafen, nicht geträumt!“ Der Rekrut merkte mit stetiger Spannung auf, und aus seinen grauen Augen sprach unsägliche Schwermuth.

„Verstanden?“ fragte der Gefreite.

„Zu Befehl!“

„Achtung!“ sprach jener streng und fügte dann mit verändertem Ton freundlich hinzu:

„Fürchte nichts, Fadei!*) Bist doch kein altes Weib, gelt? Hast doch nicht gar Angst vor dem Waldteufel?“

„Vor dem Waldteufel? Nein, weshalb?“ — gab Fadei naiv zurück und fügte nachdenklich hinzu: „Nein, ... aber das Herz ist mir so schwer, Brüder ...“

Dieses einfache, fast kindliche Bekenntniß rief ein helles Lachen unter den Soldaten hervor.

„Ja, ja, das ist, das »Dorfmütterchen«!“ spottete der Sergeant und commandierte barsch:

„Gewehr über! Vorwärts!“

Die Patrouille verschwand hinter der Ecke, und bald verhallte auch das gleichmäßige Geräusch ihrer Schritte. Der Rekrut warf das Gewehr über die Schulter und begann langsam die Mauer entlang zu wandeln ...

* * *

Mit dem letzten Glockenschlage war es im Innern des Gefängnisses lebendig geworden. Es schien, als wäre die Friedensbotschaft des Meßglöckleins bis hierher gedrungen: eine nach der anderen öffneten sich die schwarzen Thüren der Zellen. Gestalten in langen, grauen Kitteln mit den verhängnißvollen farbigen Abzeichen auf dem Rücken schritten paarweise, in langen Zügen durch die Gänge der im Glanze zahlreicher Kerzen strahlenden Kirche zu. Sie kamen von rechts und von links, sie stiegen die Treppen hinauf, hinunter; durch das Geräusch der Tritte hindurch klang hin und wieder das Klirren des Gewehres, das Rasseln der Fußfesseln. Nachdem sie die Kirche betreten, ergoß sich die graue Schaar in die durch Gitter abgegrenzten Plätze und verstummte. An den Kirchenfenstern starrten gleichfalls feste Eisengitter ...

Das Gefängniß stand leer. Nur in den vier kleinen runden Eckthürmen schritten vier Einzelgefangene rastlos in ihren Zellen auf und ab; hin und wieder lehnten sie sich lauschend an die Thür, mit gierigem Ohr die abgerissenen, bis zu ihnen hinaufdringenden Klänge des Kirchenchores aufzufangen ...

Und in einem der allgemeinen Säle lag auf einer Pritsche ein Kranker. Während die Gefangenen in die Kirche abgeführt wurden, trat der Inspector, dem die plötzliche Erkrankung gemeldet worden, an das Lager des Leidenden, beugte sich über ihn und warf einen prüfenden Blick in die eigenthümlich glühenden, stumpf in's Weite starrenden Augen.

„Iwanow! Hörst Du nicht, Iwanow?“ rief er den Kranken an.

Dieser rührte sich nicht; er murmelte unverständliche Laute; seine Stimme klang heiser, die trockenen Lippen bewegten sich mit Mühe.

„Morgen kommt er in's Lazareth!“ befahl der Inspector und entfernte sich, einen Wärter an der Thür zurücklassend. Dieser beobachtete den Fiebernden eine Weile und schüttelte dann den Kopf.

„Ach, alter Bruder Strolch, deine Zeit scheint abgelaufen zu sein!“ brummte er, und annehmend, daß seine Gegenwart hier nicht nöthig sei, schritt der Wärter den Gang entlang der Kirche zu, vor deren geschlossener Thür er dem Gottesdienste unter häufigem Niederknieen lauschte. Im leeren Saale ertönten dann und wann die wirren Reden des Kranken. Er war ein Mann in mittleren Jahren, fest und stark gebaut. In seinen Fieberphantasien durchlebte er die jüngste Vergangenheit, sein Gesicht wurde von dem Ausdruck qualvollen Leidens verzerrt.

Das Schicksal hatte dem Vagabund übel mitgespielt. Tausend Werst hatte er zurückgelegt, jeden Schritt durch die Taiga, die undurchdringlichen Wälder Sibiriens, über die wilden Bergrücken sich erkämpfend, tausend Gefahren und Entbehrungen hatte er überstanden, getrieben von glühendem Heimweh, von der einen Hoffnung: „die Seinen wiederzusehen, einen Monat, eine Woche mit ihnen zu leben ... und dann — wenn auch wieder in's alte Elend!“ Etwa hundert Werst vom heimathlichen Dorf war er aufgegriffen und in dieses Gefängniß gebracht worden ...

Doch jetzt schwiegen die fiebernden Lippen. Die Augen des Landstreichers erweiterten sich, seine Brust athmete gleichmäßiger ... freundlichere Gedanken schienen durch das heiße Hirn zu ziehen ... Die Taiga rauscht ... Wie wohlbekannt ist ihm dieses Rauschen, dieses einförmige, sangerfüllte, freie Waldesrauschen! ... Er hat die Stimmen des Waldes, die Sprache jedes Baumes unterscheiden gelernt. Hell und hoch ist der Klang des dichten, dunklen Grüns der majestätischen Föhren ... träge und traurig flüstern die Tannen; munter schaukeln sich die leichten Zweige der hellen Lärchen, ängstlich zittert und bebt das empfindliche Blatt der Espe ... Der freie Vogel singt, der gesprächige Bach stürmt brausend durch die steinigen Schluchten, und die Häscherinnen*) der Wildniß — ein Schwarm geschwätziger Elstern — kreisen in den Lüften über den Pfaden, welche, vom Dickicht geborgen, der Flüchtling wandelt.

Wie ein Strom des freien Windes der Taiga umweht es plötzlich den Kranken. Er richtet sich empor, er athmet tief auf; seine Augen blicken aufmerksam gradaus, wie Bewußtsein blitzt es drin auf ... Der Strolch, der beständige Flüchtling hat etwas Außerordentliches wahrgenommen: eine offene Thüre! ...

Ein mächtiger Instinkt durchzuckt den erschütterten Organismus. Die Fieberphantasien verschwinden sofort oder sammeln sich vielmehr um eine einzige Vorstellung, welche als heller Strahl in dieses Chaos dringt: er ist allein! ... die Thür ist offen! ...

Einen Augenblick später stand er auf den Füßen. Die ganze Gluth des entzündeten Hirns schien in die Augen geströmt zu sein: sie blickten gleichmäßig, starr, schaurig.

Jemand hatte, die Kirche verlassend, die Thür geöffnet ... Die Wogen des harmonischen, durch die Entfernung gemilderten Chores schlugen an das Ohr des Sträflings und verklangen dumpf. Ueber das bleiche Gesicht glitt die Rührung, die Augen schimmerten feucht, durch die Erinnerung schwebte das (dem Gedanken) theure Bild: eine stille Nacht, das Geflüster der Föhren, welche ihre dunklen Aeste schirmend über die alte heimathliche Dorfkirche breiten ... die Schaar der Landsleute, die Feuer jenseits des Flusses und dieser selbe Gesang ... Er mußte eilen, um alles dort bei den Seinigen zu hören! ...

Mittlerweile kniete im Gang, vor der Kirchthür, den Boden mit der Stirn berührend, in tiefer Andacht der Wärter ...

* * *

Das Gewehr über der Schulter schreitet der junge Rekrut auf und ab. Die weiße, glatte Mauer leuchtet wie Phosphor. In unabsehbarer Ferne verliert sich vor dem Blicke der Schildwache das ebene, kürzlich erst von Schnee befreite Feld. Ein leichter Wind fährt raschelnd über das dürre vorjährige Steppengras und weckt in der Seele des Soldaten ernste, tieftraurige Gedanken.

*) Thaddeus.

*) Die sibirischen Landstreicher erzählen, daß die Elstern den durch die Taiga dringenden Menschen begleiten und auf diese Weise die Spur desselben den Verfolgern verrathen.

Digitized by Google

Der Mond steht hoch. Alle Unruhe ist aus Fadei's Zügen gewichen. Er hat seinen Gang unterbrochen, das Gewehr auf den Boden gestemmt, und steht da, die Arme auf den Flintenlauf stützend, das Gesicht in die Hände vergrabend — in tiefes Sinnen verloren. Ganz klar war es ihm noch nicht geworden, weshalb er sich hier, an dieser Stelle befand, in dieser feierlichen Osternacht, mit dem Gewehr vor dieser Mauer, angesichts des öden Feldes. Er war überhaupt noch ein rechter Bauer, er verstand vieles nicht von dem, was jedem Soldaten so verständlich ist, und nicht ohne Grund zogen ihn die Kameraden mit dem „Dorfe" auf. Vor einigen Wochen noch war er frei, Besitzer von Haus und Hof, Herr seiner Zeit, seiner Arbeit. Und jetzt verfolgte ihn auf Schritt und Tritt eine unwillkürliche, unerklärliche, unbestimmte Furcht und trieb die junge, unbeholfene Dorfnatur in die Bahn eines strengen Dienstes.

Doch in diesem Augenblick war er allein ... Die wüste Gegend vor ihm, das Säuseln des Windes im Haidegras wiegte ihn in eine Art Halbschlummer, und himmlische Bilder tauchten in seiner Seele auf. Auch er sieht sein Dorf. Darüber steht derselbe Mond, derselbe Wind weht darüber hin, die Kirche strahlt in hellem Glanze, und dunkle Föhren wiegen ihre grünen Häupter über den Kuppeln ...

Hin und wieder kommt er zum Bewußtsein, dann spiegelt sich in seinen Augen die zweifelnde Frage: Was ist das? — Das Feld, das Gewehr, die Mauer versetzten ihn in die Wirklichkeit zurück. Doch nicht auf lange; bald zaubert ihm das nächtliche Rauschen wieder heimathliche Bilder vor und, auf das Gewehr gelehnt, versinkt er wieder in Träumen ...

Nicht weit von dem Posten der Schildwache, auf dem Rande der Mauer taucht ein menschliches Haupt auf ... Die Augen glühen wie Kohlen ... Der Sträfling schaut in's weite Feld, nach dem kaum sichtbaren Waldessaum hinüber ... Seine Brust dehnt sich und trinkt mit gierigen Zügen den Athem der Mutter Nacht. Er läßt sich an den Händen hinab und gleitet langsam hinunter längs der Mauer ...

* * *

Freudiges Glockenspiel durchbricht die nächtliche Stille. Die Thüren der Gefängnißkirche haben sich geöffnet, über den Hof schreitet die festliche Procession, mächtig schallt der harmonische Kirchenchor hinaus in's Freie. Der Soldat schreckt empor, entblößt sein Haupt, um sich zu bekreuzigen und — bleibt starr mit zum Gebet erhobener Rechten. — Der Sträfling hatte den Boden erreicht und floh eiligen Laufes über die Steppe.

„Halt, Freund, halt!" ruft der Soldat und hebt das Gewehr ... Was er gefürchtet, wovor er gezittert und gezagt kommt über ihn, formlos und schrecklich in Gestalt jener fliehenden grauen Figur. „Dienst! Verantwortung!" durchzuckt es ihn, er legt das Gewehr an, zielt, — noch ein mitleidsvoller Blick — und er drückt ab.

Und wieder klingt und singt helles Glockengeläute über der Stadt ... und wieder zittert dazwischen der Ton des geborstenen Gefängnißglöckleins, gleich dem Klageruf eines angeschossenen Vogels. Hoch über der Mauer, weit in's Feld hinein schallen die Klänge des triumphirenden Osterchores: „Christoss woskress!" — Christ ist erstanden!

Da plötzlich kracht hinter der Mauer, alles übertönend, ein Schuß ... dann folgt ein schwacher, hilfloser Seufzer, ein letztes Röcheln — und einen Augenblick ist alles still ...

Ueber das öde Feld trägt das ferne Echo leise murrend das Krachen des Schusses durch die vor Entsetzen verstummte Nacht.

Aus der Hauptstadt.

Die Frühjahrsausstellung bei Gurlitt.

Die great attraction des Gurlitt'schen Kunstsalons, Böcklin's Pietà, ist bereits in einem besonderen Artikel besprochen worden. Einen wirksamen Gegensatz zu der Idealität dieses coloristischen Meisterwerkes bieten die Pariser Studien eines Berliner Malers.

Franz Skarbina hat es von jeher verstanden, auf jeder Ausstellung seinen Freunden wie seinen Feinden eine kleine Ueberraschung zu bereiten. Nicht eben wählerisch in seinen Motiven, war er stets vielseitig wie das moderne Leben selbst, das er mit rücksichtsloser Naturwahrheit zur Darstellung brachte. Die Idealisten entsetzten sich vor seinem in der Anatomie erwachenden Selbstmörder; die Naturalisten konnten ihm seine gelegentlichen Uebergriffe in die Zeit des Directoire und Empire mit grünen Wiesen, Sonnenflecken und symbolischen Störchen nicht verzeihen; die Realisten endlich blickten mit freudiger, bisweilen getäuschter Hoffnung auf sein ernstes Streben, der Natur das künstlerisch Darstellbare abzuringen.

Trotz allen technischen Könnens machten die meisten, bisher bekannten Bilder Skarbina's den Eindruck von Studien. Man konnte seine Freude haben an dem scharfen Blicke, an der Faustfertigkeit des Künstlers, aber man hatte keinen Grund, sich nach seiner Individualität zu erkundigen, über die seine Bilder, rücksichtslose Ausschnitte aus der Wirklichkeit, jede Auskunft verweigerten. Was ihm bisher gefehlt, war die Fähigkeit, die genau erfaßte Einzelerscheinung zu einem Ganzen von künstlerischer Wirkung zusammenzuschließen und ihr ein eigenartiges Gepräge aufzudrücken. Dieses Haften am Einzelnen zeigte sich auch in dem Mangel an dem, was man gemeinhin Colorit nennt. Die scharfe Betonung der Localfarben ließ Skarbina selten über eine gewisse die Augen blendende Buntheit hinauskommen. Ja, man war zu der Frage berechtigt, ob dieses brutale Aneinanderstoßen der Farben der Wirklichkeit entspricht, ob dem Künstler nicht der Blick für die vermittelnde Wirkung von Luft und Licht fehlte. Da brachte die Jubiläumsausstellung seine „Fischauction" (Motiv aus Blankenberghe). Das Bild hat unseres Wissens nicht die allgemeine Anerkennung gefunden, die es verdiente, denn hier zum ersten Male hatte sich Skarbina von Allem frei gemacht, was ihm zur vollen und echten Künstlerschaft fehlte. Seiner Individualität gemäß hatte er durch schnelle Beobachtung gefunden, was Andere sich mühsam erstudiren. Zu dem energischen Auffassen des Charakteristischen — man achte beispielsweise auf die Gang- und Standart der Fischer — war eine zwanglose, niemals auseinanderfallende Gruppirung, vor Allen aber ein wohlthuender silbergrauer Gesammtton getreten, der alle Localfarben mildernd in sich auflöste. Die Eigenthümlichkeiten der holländischen Küstenluft mit ihrer durch die Feuchtigkeit hervorgerufenen Strahlenbrechung hatten dem Maler ein Kunstmittel erschlossen, das in dieser seiner neuesten Schöpfung den Beginn eines Abschnitts in seinem Wirken vermuthen läßt.

Ein längerer Aufenthalt in Paris hat diesen Uebergang vermittelt, und die bei Gurlitt ausgestellten zweiunddierzig Studien und Bilder sind wohl geeignet, die einzelnen Stadien desselben zu vergegenwärtigen. Die auf der Straße aufgelesenen Figuren von Pariser Pflastertretern und Pflastertreterinnen zeugen von einem Ernst der Beobachtung, der alles Karikirte fern hält, und jeder Erscheinung liebevoll, aber auch ohne Schönmalerei gerecht zu werden sucht. Wie der Soldat beim Sonntagsspaziergang in der ersten Garnitur, wie die elegante Dame für die Promenade auf den Boulevards die Handschuhe zuknöpfen, das ist so scharf gesehen und so treu wiedergegeben, daß der an sich bedeutungslose Vorgang zum Charakteristicum wird. Wer je einen französischen Cavalleristen beobachtet hat, der wird zu beurtheilen wissen, wie treffend Skarbina den eigenthümlichen Sitz desselben zu Pferde darstellt. Der Künstler zeigt in all diesen Straßenfiguren ein entschiedenes Streben, aus dem Detail der Erscheinung den Gesammthabitus auszusondern, und er hat vor seinen Mitstrebern den großen Vorzug, daß ihn seine Naivität verhindert, in sein Object etwas hineinzusehen, was so Mancher mehr den Bildern des „Journal amüsant", als eigener Beobachtung verdankt. Skarbina ist niemals novellistisch — auch das rechnen wir ihm als Vorzug an — und doch weiß seine lebensgroße Einzelfigur des Père Jean-Baptiste eine ganze Lebensgeschichte zu erzählen. Wie er unter seinem Korbe gebückt, ohne den Eindruck der Schwäche zu machen, auf den Treppenabsatz steht und mit den ruhigen klugen Augen aus dem Bilde herausieht, verdient er die Anerkennung, die ihm durch die mention honorable der Pariser Ausstellung geworden ist. Unserem deutschen Geschmack will die Lebensgröße dieser Figur mit ihrem aufdringlichen Kleiderdetail nicht gefallen, aber sie trägt, licht- und luftumflossen wie sie ist, wesentlich zu der frappanten, lebensvollen Wirkung des Bildes bei.

Licht und Luft im Freien wie im geschlossenen Raum, das ist es, was Skarbina in Paris malen gelernt hat. Seine beiden Straßenbilder, der „Boulevard Clichy" und die „Rue des Martyrs" sind eminente Fortschritte gegen die von den Berliner Ausstellungen her bekannten sensationellen Strandbilder. An Farben fehlt es auch hier nicht, aber sie tönen sich ab und verlieren sich nach dem Hintergrund zu, der in der Mitte, beiderseits von Häusern abgeschlossen, in eine geschickt vertiefte Straßenflucht ausläuft. Die kleine französische Unart, Omnibusverdecke sammt den Beinen der Sitzenden, Pferdeleiber und Bäume rücksichtslos mit dem Rahmen zu durchschneiden, wollen wir dem Künstler so lange zu gute halten, bis er uns einmal das geliefert hat, was wir als aus-

Digitized by Google

gereiftes, wohl durchgearbeitetes Compositionsbild bezeichnen möchten. Voll und ganz befriedigt hat er uns schon jetzt mit seiner prächtigen Charge „In Gedanken". Ein junges Mädchen sitzt an ihrem Schreibtisch und hat nachdenklich den Kopf von uns ab dem offenen Fenster zugewandt. Das schwarze Kleid, die ebenfalls schwarzen Möbel sind so einfach wie möglich, aber wie sich das einströmende Licht auf die Kante der Stuhllehne lagert, wie es um die Silhouette der Robe und des Kopfes herum zu gelangen sucht und zu dem auf die Tischleiste gestützten Fuße herabfließt, das läßt über das Ganze einen Schein des Lebens hinfluthen, der an die besten Arbeiten Menzel's erinnert. Jedes einzelne der ausgestellten Bilder lehrt, daß sich Skarbina's robuster Naturalismus zu einem gesunden Realismus abgeklärt hat. Daß er die Anregung dazu in Paris gefunden, ist um so anerkennenswerther, als viele unserer jüngeren Maler dort ihre Eigenart verloren und Unarten zurückgebracht haben, ein Unglück, vor dem Skarbina durch sein ernstes Streben nach unbedingter Wahrheit geschützt worden ist.

Von den Studien, die Müller-Coburg aus Spanien mitgebracht hat, läßt sich wenig sagen. Der junge Künstler beherrscht die Aquarelltechnik mit all' ihren Darstellungsmitteln, er hat die Eigenthümlichkeiten des Landes, das er zu schildern unternimmt, mit offenen Augen gesehen und weiß uns die Ueberzeugung beizubringen, daß sich aus seinen Skizzen manches tüchtige Bild entwickeln wird; aber das Ganze wirkt doch als ein vorläufiger Speisezettel, der kein Urtheil über die Qualification des Kochs gestattet. Bei allem Können fehlt die malerische Eigenart. So, wie Müller-Coburg die Dinge sieht, sieht sie mancher Andere auch, daß er sie so wiederzugeben versteht, spricht für seine tüchtige Schulung.

Das Portrait Gottfried Keller's von Stauffer-Bern ist eine durch und durch vornehme Leistung, die sich bei voller Lebenswahrheit nicht mit der bloßen Aehnlichkeit begnügt, sondern die charakteristischen Einzelnheiten gleichzeitig zu einer künstlerischen Gesammtwirkung abzutönen versteht. Daß der Maler nur den Kopf fertig gestellt und die Ergänzung des Kleidungsdetails der Phantasie des Beschauers überläßt, ist eine Unart, die stark an Effecthascherei erinnert.

Die beiden Portraits des berühmten Aegyptologen R. Lepsius, von seinem Sohne gemalt, sind bei aller Aehnlichkeit malerisch unbedeutend. Flach in der Modellirung und kreidig im Ton, sind sie gerade genügend, um uns die Gestalt des großen Gelehrten in die Erinnerung zu rufen, seiner geistigen Bedeutung werden sie in keiner Weise gerecht.

Der Münchener M. Thedy, den wir auf der Jubiläumsausstellung als eminenten Bildnißmaler im Stile des Holbein und der Niederländer kennen zu lernen Gelegenheit hatten, bringt eine coloristische Prachtleistung, „In Mußestunden". Ein Klosterbruder ist an dem offenen Fenster seiner Zelle beschäftigt, sein Violoncell zu stimmen. Die Brille auf der Nase hat er sich eifrig zu seinem Instrument hinabgebeugt und die kräftig gebräunte Hand führt mit dem Bogen prüfend über die Saiten. Leider hängt das Bild so ungünstig im Seitenlicht, daß seine schöne, satte Gesammtfärbung und die prächtige Modellirung des Kopfes wenig zur Geltung kommen.

Aus dem sonstigen Bestande der Ausstellung sind ein paar tüchtige Bilder von A. Hertel, eine unter mythologischer Firma figurirende Nudität von A. Weiß und eine rembrandtesk sein sollende Alte von Meyer-Ball hervorzuheben, deren naturalistische Rohheit durch die beliebte Schwarzmalerei mitleidig zugedeckt wird. Georg Malkowsky.

Dramatische Aufführungen.

„Der Fürst von Verona."

Trauerspiel in fünf Akten von Ernst von Wildenbruch.

Unglückseliger Aspekt unter dem dieses neueste dramatische Werk Wildenbruch's entstand! Im Doppelscheine des „tück'schen Mars, des alten Schadenstifters" und des holden Segensternes, der Venus, ward es geboren und die beiden großen Lumina wirken unvereinigt und sich anfeindend in ihm „mit allen ihren Stärken". Es bedarf keiner großen astrologischen Künste, um ihm diese Nativität zu stellen: Verona's wildbewegtes Mittelalter strahlte mit dem blutrothen Glanze des Mars in des Dichters Seele und die herrliche Liebestragödie Shakespeares, deren Schauplatz jene Stadt, grüßte zu gleicher Zeit mit dem sanften Schimmer der Venus herüber. So entstand das Werk aus doppelten Elementen, die des Dichters Kunst nicht zu freundlichem, einheitlichen Wirken zu zwingen vermochte, so entstand dieses Hin- und Herwogen von stürmischen und anmuthigen Scenen, von kraftvollem Männerstreite und bezauberndem Liebesgeflüster.

Es läßt sich leicht verfolgen, daß es zunächst das liebliche Bild einer Julia war, welches in Wildenbruch's Seele auftauchte, als er vor dem Troge stand, der als der Liebenden Sarkophag in jener oberitalienischen Stadt gezeigt wird, und daß erst das Suchen nach einem passenden Romeo den Dichter in die Kämpfe der Hohenstaufenzeit hineinführte. In ihnen fand er ja sogleich den alten Hader der Montagues und Capulets an tausend Beispielen erläutert vor: vielleicht beruhte sogar die Feindschaft dieser Geschlechter auch nur auf dem Gegensatz zwischen Ghibellinen und Guelfen, vielleicht war auch Shakespeare's Romeo, der so freundlich und mild sagt: „Lieber Mercutio, steck' den Degen ein!" weiter nichts als die dichterische Verklärung jenes braven Podestà Mastino della Scala, welcher seiner Vaterstadt den Frieden wiedergab. Warum sollte also der moderne Dichter nicht ein Drama schreiben, welches den Urstoff jenes Hohenlieds der Liebe mit etwas getreuerer historischer Verbrämung zeigte. Größere historische Wahrheit ist ja das Streben unserer Zeit.

Ich will damit nicht behaupten, daß Wildenbruch einen Wettstreit mit Shakespeare beabsichtigt habe. Diese Vermessenheit kann ich ihm nicht zutrauen. Aber man kann auch nicht bestreiten, daß wenigstens seine Selvaggia durchaus nur eine trotz ihres historischen Gewandes modernisirte Julia ist. Sie ist die Tochter des Guelfenhauses und muß den Ghibellinen lieben; ihre Liebe erwacht mit derselben Unmittelbarkeit und Heftigkeit, wie die der Julia, beim ersten Anblicke, sie opfert auch, wie Julia, ihr ganzes Sein ohne Bedenken der Erfüllung jenes mächtigen Liebesgebotes — aber sie ist bei alledem modern, denn sie ist nicht so holdselig ursprünglich in ihrem Lieben, wie Jene. Sie reflectirt nicht nur über den unglückseligen Zwist der Geschlechter ihrer Vaterstadt, der störend in ihr eigenes Leben schon eingegriffen hat, sie reflectirt auch über ihre Liebe. Sie ist, nach des Dichters eigenem Ausspruch, „wie der Mond, der sich in's Tageslicht verirrt hat," sie strahlt nur erborgtes Licht zurück, während Julia in ihrem Lieben eine volle, warmleuchtende Sonne ist.

Bezeichnend für diese reflectirende Mondnatur der Wildenbruch'schen Julia ist vor Allem der Umstand, daß der Dichter die Nothwendigkeit empfand, ihr Innenleben nicht durch die Liebe, sondern durch die Nicht-Liebe zu erwecken. Selvaggia soll wie Shakespeares Julia, einem Andern vermählt werden; aber während diese in ihrer holden Unbefangenheit, „gern sehen will, ob Sehen Neigung zeugt," verabscheut Selvaggia mit schaudernder Seele den aufgedrungenen Freier. Sie weiß also schon, was Liebe und Nichtliebe ist, sie empfindet schon, und doch will uns der Dichter glauben machen, daß erst in der Begegnungsscene mit Mastino ihr Empfinden erwacht.

Scaramello, so heißt der von Selvaggia verabscheute Freier, ist die einzige Hauptfigur, welche Wildenbruch selbständig erfunden und dem alten Shakespeare'schen Stoffe hinzugedichtet hat. Er ist ein Vasall des Guelfenhauses, ein treuer aber wilder Geselle, von dämonischer Kraft des Wesens, mit tiefgewurzelter Liebe zu der Tochter seines Hauses erfüllt. Seine Gestalt ist von dem Dichter kräftig und packend gezeichnet, seine Stellung aber im Drama ist unsicher, so zweideutig und der Einheit entbehrend, wie die Grundlage des ganzen Stückes. Denn Scaramello ist nicht bloß von heftigster Liebe zu Selvaggia, sondern auch von dem tiefsten Hasse gegen die Ghibellinen beseelt. Seine Handlungsweise hat also zwei Motive, die aber miteinander nicht soviel zu thun haben, daß ihr Conflict den Aufbau des Stückes beeinflussen könnte. Er verschwindet für einen Augenblick von der Bildfläche, gerade als Selvaggia von ihrem Vater gezwungen wird, ihm ihre Hand zuzusagen: man hat ihn im Gefechte fallen sehen, Selvaggia ist nun frei, und die Nachricht von seinem Tode fällt mit dem plötzlichen Erwachen ihrer Liebe zu Mastino und der Scheinaussöhnung der Guelfen und Ghibellinen zusammen. Das ist am Schlusse des zweiten Aktes. Jede Störung scheint beseitigt, und man geht in den dritten Akt hinein, wie in ein völlig neues Stück. So zusammenhangslos ist diese zweiaktige Exposition dem eigentlichen Drama vorangestellt.

Scaramello erscheint im dritten Akte wieder. Das Gerücht von seinem Tode war falsch. Er belauschte, noch unerkannt, ein Liebesgespräch zwischen Mastino und Selvaggia, er hörte, wie die die letztere für seine Seele betete und wie sie ihm, dem Todtgeglaubten, noch in das Jenseits nachfleht: „Ach, Scaramello, gönne mir mein Glück!" Er ist edel und aufopferungsvoll genug, um diesen Aufschrei der heiß Geliebten in sein Herz aufzunehmen: er beschließt, sich selbst zu vernichten. Da trifft plötzlich die Kunde sein Ohr, daß der letzte Hohenstaufe, Conradino, sich Verona nähere. Nun erwacht das andere Motiv: der Haß gegen die Ghibellinen, in ihm. Er beschließt zu leben.

Was haben, so muß man hier fragen, diese beiden Entschlüsse Scaramello's, auf denen die ganze Schlußentwicklung des Dramas beruht, eigentlich mit einander zu thun? Es ist eine bloße Zufälligkeit, daß Scaramello, noch ehe er den Dolch gegen sich zückt, jene Kunde von dem Nahen Conradino's erhält. Auch ist sein Entschluß, nun leben zu bleiben, ganz unabhängig von seiner Liebe zu Selvaggia. Denn durch den erneuten Kampf gegen die Ghibellinen sich die Geliebte doch noch erringen zu können, hofft er gar nicht. Sein Haß gegen den politischen Feind ist nicht mit der Eifersucht auf den glücklichen Nebenbuhler gemischt, denn von Selvaggia kann er nichts mehr für sein Leben erwarten. Es ist also ganz unvermittelt, daß nun plötzlich der Kampf zwischen den Guelfen und Ghibellinen wieder in den Vordergrund tritt, und es ist unkünstlerisch, daß er einen — den vierten — Akt ausschließlich ausfüllt. Was gehen uns diese Parteien an? Wir wollen doch bloß das Verhältniß zwischen Selvaggia, Mastino und Scaramello weiter sich entwickeln sehen.

Scaramello hat aber nicht einmal in dem Kampfe der Parteien eine weitere Rolle zu spielen. Ganz ohne sein Eingreifen kommt es wieder zu offener Fehde, und Selvaggia hat sich zu entscheiden, ob sie ihrem Vater, dem Guelfenherzog, oder ihrem Geliebten, dem Ghibellinenfürsten angehören will. Sie entscheidet sich ohne Besinnen, als echte Julia, für Mastino. Damit ist eigentlich des Dramas Lösung schon gegeben: die Liebe hat gesiegt. Selvaggia könnte nun ohne weitere inneren Conflicte ein recht vergnügliches Leben an der Seite ihres Mastino führen. Aber das wäre zu untragisch, zu unblutig für ein Wildenbruch'sches Stück! Und deshalb ist ein mörderischer fünfter Akt angefügt, aus dem wir erkennen, warum Scaramello eigentlich am Leben und auf den Brettern blieb: er muß den Henkersknecht spielen.

Mastino hat die Guelfen aus der Stadt verbannt. Diese versuchen aber vor ihrem Abzuge noch einen Putsch. Es gilt vor Allem dabei Selvaggia aus den Händen und aus dem Hause Mastino's zu entführen. Scaramello soll den Streich wagen. Er dringt in Mastino's

Digitized by Google

Castell ein, während dieser den Aufstand niederzuschlagen sucht, er bemüht sich anfangs durch Bitten, Selvaggia zu bewegen, ihm zu folgen und er ermordet sie in einem Anfall von thierischer Wildheit, von Eifersucht und Haß gegen Mastino. Dieser kehrt verwundet heim und stirbt mit seiner sterbenden Selvaggia. Scaramello ersticht sich ebenfalls. So hat die Geschichte tragisch geendet und wir vermissen nichts weiter bei diesem blutigen Schlusse, als die rechte Beantwortung des — warum? Warum mußte diese Julia sterben und warum ihr armer Romeo-Mastino? Er hat ja nicht einmal einen Tybalt erschlagen.

Ich habe eine scheinbare Hauptfigur der Tragödie nicht erwähnt, obgleich auch sie am Schlusse von Scaramello erstochen wird: die Stiefmutter Selvaggia's. Ich habe sie mit gutem Grunde ausgelassen, weil ich meine, daß auch der Dichter diese Zwittergestalt hätte fortlassen können. Sie haßt die Ghibellinen, weiter thut sie nichts.

Diese Wildenbruch'sche Tragödie, deren verfehlten Aufbau ich darzulegen versuchte, hat einen unbestreitbaren lauten Erfolg bei ihrer ersten Aufführung im Königlichen Schauspielhause errungen. Die Gründe hierfür sind, abgesehen von ihrer persönlichen Natur, nicht schwer zu erkennen. Das Drama ist nämlich vortrefflich „gemacht". Der Aufbau der einzelnen Scenen ist immer höchst geschickt, zuweilen packend und überraschend. Der Streit der politischen Parteien ist anschaulich dargestellt: sei es daß er sich unter der Mädchenschaar in einem Nonnenkloster oder unter dem Volke auf der Straße oder unter dem Gefolge der Parteihäupter zeigt, überall eine vollendete Plastik. Hierin hat Wildenbruch von Shakespeare gelernt. Hätte er nur auch diesem die edle Einfachheit der Sprache abgelauscht. Aber seine gekünstelte Diktion verdirbt oft ganze Scenen und schafft den Schauspielern äußerst schwierige Aufgaben. Halb in Prosa, halb in Jamben geschrieben, zeigt dieselbe neben manchen kühnen und schönen Zügen oft eine „Tiefsinnigkeit" und eine Phraseologie auf, die sie dann völlig ungenießbar und wohl auch unverständlich machen. Wenn Wildenbruch fortfährt, in dieser höheren poetischen Geschraubtheit zu reden, dürfen wir ein trauriges Ende seiner Dichtung bald voraussetzen.

Die Aufführung dieser Tragödie war die erste neue Leistung des Schauspielhauses seit langer Zeit und unter der Hochberg'schen Leitung überhaupt. Man konnte eine sorgfältigere Inscenirung und eine fleißigere Regieführung wohl erkennen; die Hauptkräfte der Bühne waren, theilweise in Nebenrollen verwandt, zur Stelle, und ein reger Wetteifer schien unter ihnen obzuwalten. Aber als den Anfang einer „neuen Aera" für das Schauspielhaus können wir trotzdem diese Aufführung noch nicht anerkennen, es müßte denn sein, daß man seine Hoffnungen auf diese neue Aera recht niedrig hält. O. B.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals zur „Neuen Strömung in unserer Malerei".

Geehrtester Herr!

Als ich das Manuscript meines Frankfurter Vortrages über eine neue Strömung in unserer Malerei der „Gegenwart" zum Abdruck übersandte, erwog ich eine Zeitlang, ob ich die rühmenden Beiworte, die ich den Werken A. v. Werner's gegeben, nicht lieber unterdrücken solle. Ich fürchtete, sie könnten mir als Liebedienerei gegen den einflußreichen Mann ausgelegt werden, zumal durchaus nicht alle Künstler geneigt sind, diese rühmenden Beiworte zu unterschreiben. Indeß da ich meine ehrliche Meinung aussprach, wollte ich am Ende die Gefahr der Mißdeutung riskiren. O Gott, wie grundlos war, wenigstens Herrn von Werner gegenüber, diese Sorge! Mein Aufsatz hat ihm nicht nur nicht geschmeichelt, sondern ihn augenscheinlich tief verletzt, so tief, daß er sagt, „ich denuncire die neue Strömung." Eine öffentliche Betrachtung über einen öffentlichen Gegenstand eine Denunciation! Bei solcher Verbitterung auf der einen Seite ist jeder Disput, wenn er nicht in Gezänk ausarten soll, unmöglich, und Gezänk über unbeweisbare Glaubenssachen ist ein Ding, was schon seit jener Disputation in der Aula zu Toledo hoffnungslos war. Herr von Werner sieht die Vorzüge der Wunderwerke, die uns die Renaissancekunst geschaffen, in ihrer Natürlichkeit; die „Sixtinische Madonna", die „Assunta", die „Hochzeit von Cana" sind ihm höchst gelungene Nachahmungen der Natur. Mir sind sie göttliche Offenbarungen einer glühenden Künstlerseele, und ihre Größe besteht darin, daß sie die Natur bereichern um Etwas, was zuvor nicht da war. Es ist völlig aussichtslos, über zwei so entgegengesetzte Anschauungen zu streiten.

Aber auch wenn man auf ein ad absurdum-führen des Gegners verzichtet, kann unter Umständen eine bloße Fechtübung amüsant und nützlich sein. Doch auch bloß als Uebung betrachtet, bietet ein Disput mit Herrn v. Werner wenig Reiz. Wenn er z. B. nach der Melodie von: „Haust du meinen Hund, hau ich deinen Hund" als Revanche für das, was ich an Menzel's Kunst mißbillige, über Genelli loszieht und sogar einen Witz von zweifelhafter Güte wieder auftischt, den er einmal im Jahre 1863 über ein verunglücktes Bild Genelli's gemacht, so kann mir Niemand zumuthen, meine Zeit mit dem Pariren solcher Stöße zu vergeuden.

Herr v. Werner mußt mir auf, daß ich als College der von mir erwähnten Künstler zu gelten wünsche. Ehe ich den Ausdruck niederschrieb, überlegte auch ich, ob es nicht zu anmaßlich klingen könnte, da ich in der That Künstler erwähnte, deren hohe Ueberlegenheit ich freudig verehre. Doch die Pflicht, mich kurz zu fassen, zwang mich, hier ohne viel Umstände das kürzeste Wort zu wählen; denn sind wir nicht am Ende alle, die wir von unserem Pinsel leben, Collegen? Seitdem nun vollends Herr v. Werner selbst von seinem Collegen Rubens spricht, bin ich über diese Etikettenfrage durchaus beruhigt.

Herr v. Werner ladet mich ein, an den namentlich Sonnabends betriebenen Uebungen in der Akademie theilzunehmen, bei welchen formale, coloristische, compositionelle Schönheiten angestrebt und die alten Meister mit Inbrunst studirt werden (S. 239, Schlußabsatz). Ich zweifle nicht, daß ich dort viel lernen könnte, bin aber auf die nächsten Jahre mit Arbeit so überhäuft, daß ich dankend ablehnen muß, von diesen Sonnabenden zu profitiren. Sonnabend! In einem ordentlichen Haushalte pflegen Sonnabends Treppe, Corridor und Fenster mit besonderer Energie geputzt zu werden. Das ist eine lobenswerthe Einrichtung, und Herr Akademiedirector v. Werner verdient gewiß den Dank der Nation, wenn er, diese Einrichtung nachahmend, namentlich Sonnabends formale, coloristische, compositionelle Schönheiten anstreben und die alten Meister mit Inbrunst studiren läßt. Möge der Erfolg nicht zu lange ausbleiben!

Am Schlusse seiner Bemerkungen läßt Herr von Werner durchblicken, daß ich mich selbst als den von mir im letzten Satz meines Vortrages erwähnten Messias der Kunst aufzuspielen gedenke. Waren die anderen Fechterkünste Werner's nur nicht sonderlich geschickt, so ist dieser Hieb ein entschieden unritterlicher. Wie? Ein auch nur halbwegs unbefangener Leser könnte dergleichen aus meinem Vortrag herauslesen? Ich, dessen Lebensweg stark bergab geht, ich, der ich von all meinen vielen Arbeiten kaum zwei oder drei zur öffentlichen Ausstellung gebracht, weil ich meiner zahlreichen Mängel mir sehr wohl bewußt bin, ich, der ich nie einen öffentlichen Auftrag ambirt habe, sollte mich solcher Thorheit schuldig gemacht haben? Ich sage: „möge der neue Messias bald kommen", und Herr von Werner deutet an, daß meiner Meinung nach der Messias wohl gar Fitger heißen solle. Ist das fair play?

Doch genug! Auf diesem Wege liegt der Zank, und ich zanke sehr ungern. In der Hauptsache sind wir ja so wie so ganz einerlei Meinung; ich sage: die neue Strömung geht dahin, eine Kunst der reinen Wahrheit in's Leben zu rufen; und v. Werner sagt „das wäre ja wirklich etwas ganz Herrliches!" Warum nimmt er mir übel, daß ich ihm ein Bestreben zuschreibe, welches er selbst als ganz herrlich erklärt? Verstehe das, wer kann!

Mit besonderer Hochachtung zeichne Ihr ergebenster

Bremen, 8. April 1887. A. Fitger.

Notizen.

Aus der ewigen Stadt. Novellen von Hans Grasberger. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Wieder einmal eine Novellensammlung, welche wir unseren Leserinnen mit gutem Gewissen empfehlen können. Ein eigenthümlicher Zauber, eine Innigkeit und Feinheit des Tones, wie wir sie so selten treffen, schmücken diese kleinen Kunstwerke. Die Stoffe sind von höchster Einfachheit, zuweilen anmuthig und heiter, einige Male aber auch satirisch und düster: immer aber ist die Ausführung sorgsam und in die Tiefe gehend. Den römischen Geschichten, unter denen uns besonders „Tag und Nacht" gefallen hat, schließt sich die novellistische Schilderung einer deutschen Frau, der Frau „Haberwirthin" in den bayerischen Bergen an, welche ganz trefflich ausgefallen ist, und uns fast wünschen läßt, auch dieser Verfasser möchte in Zukunft die einheimischen den schon so abgenutzten römischen Stoffen vorziehen. Die geschmackvolle Ausstattung des zierlichen Bandes macht dem vornehmen Verlage wieder wie immer Ehre. B.

Adolf Stahr's volksthümliche Biographie: G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke ist im Verlage von Brachvogel & Ranft in Berlin soeben in neunter Auflage erschienen, welche auf den Wunsch von Fanny Lewald-Stahr mit Unterstützung des Großneffen des Dichters, des Landesgerichtsdirectors Lessing, von Walter Robert-Tornow bearbeitet worden ist. Beigegeben sind ein Portrait des Dichters von 1766 und ein Facsimile aus der Handschrift der „Emilia Galotti". Man kann ja gegen die Zuverlässigkeit Stahr's, wie schon reichlich geschehen, viel einwenden; das eine Zeugniß wird man ihm nicht versagen, daß er da ein künstlerisch abgerundetes, geistvolles Buch, eine lebensvolle Volksschrift geschaffen, die mehr für die Kenntniß des Dichters gethan hat, als alle philologische Akribie und Kleinkrämerei. In dieser Ausgabe sind nun auch alle positiven Resultate der Lessing-Forschung seit Stahr's Tode gebührend berücksichtigt.

Wir empfehlen als Reisebegleiter das soeben in der Sammlung von „Meyer's Reisebücher" in dritter Auflage erschienene Buch von Gsell Fels: Süd-Frankreich mit den Curorten an der Riviera, Genua, Marseille, Nizza, Mentone, San Remo 2c. nebst Corsica und Algier, welches in der dem Verfasser eigenen erschöpfenden Weise jene Gegenden des südlichen Europa behandelt, besonders die von deutschen Reisenden bevorzugten Punkte. Auch das in der deutschen Reiseliteratur gar nicht oder nur stiefmütterlich bedachte Corsica und das jetzt so leicht zu erreichende und zu bereisende Algier haben eine vollständig umgearbeitete Darstellung erfahren. Meyer's Reisebücher sind wahre Perlen der Reiseführerliteratur, an die weder der englische Murray und Bradshaw, noch der französische Joanne auch nur entfernt heranreichen.

Digitized by Google

Geschichte Karl's V. von Hermann Baumgarten. Zweiter Band. (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.) — Wir haben in dieser Zeitschrift (Bd. XXVII. S. 393 f.) den ersten Band des vorliegenden Werkes besprochen und freuen uns, dem Leserkreise von dem rüstigen Fortgange der trefflichen Arbeit Mittheilung machen zu dürfen. Alle früher gerühmten Vorzüge sind auch dieser Fortsetzung eigen: gründliche Forschung. Weite des politischen Blickes, sicheres objectives Urtheil, geschmackvolle und durchsichtige Darstellung. Außerdem sind diesem Bande die archivalischen Studien des Verfassers bedeutend zu Gute gekommen, besonders für die deutschen Verhältnisse. Die Erzählung schreitet in vierzehn Capiteln bis zur Katastrophe von Pavia fort, und sie erweist mit zwingender Kraft die Richtigkeit des Satzes, der aus der Betrachtung der ganzen Regierung Karls V. hervorgeht: seine Macht war seine Schwäche. Im Mittelpunkt seiner politischen Sorgen stand sein Verhältniß zu Frankreich, das nur durch einen Krieg endgiltig geregelt werden konnte. Um diesen mit Nachdruck und Erfolg führen zu können, bedurfte es vor allem großer Geldsummen, und an Geld fehlte es dem Kaiser immer und an allen Enden. Eine unheilbar verfahrene Finanzwirthschaft lähmte und hemmte jedes energische Vorgehen und bereitete auch in Italien und in Deutschland die größten Schwierigkeiten. „Fast noch größer als die Geldnoth war die Arbeitsnoth des Kaisers." Eine solche Menge von oft genug einander widerstrebenden Interessen stürmte auf den Monarchen ein, daß auch der größte und bedeutendste Herrscher unter dieser Last erlegen wäre, geschweige denn Karl, der seit dem Tode Chièvres die Geschäfte selbst in die Hand genommen hatte und von einem starken, selbstherrlichen Bewußtsein erfüllt, auch die geringste Frage selbst entscheiden, die unwichtigste Angelegenheit selbst leiten wollte. Die diplomatischen Unterhandlungen mit Wolsey über die Liga mit England, mit Bourbon über seinen Anschluß an Karl und mit den Päpsten Adrian und Clemens nehmen in der Erzählung naturgemäß einen breiten Raum ein; mit großer Kunst hat es Baumgarten verstanden, das Unwichtige auszuscheiden, die charakteristischen Momente hervorzuheben und lichtvolle Uebersichten über die jeweilige Lage zu geben, sodaß man dem Gange der Handlung mit Spannung folgt, und jedes Gefühl der Ermattung, das oft genug beim Verfolgen diplomatischer Winkelzüge überfällt, fernbleibt. Daneben haben für den deutschen Leser die Kapitel „Das Reichsregiment", „Der Statthalter", „Papst, Reich und Luther" und „Kaiser und Reich", wie selbstverständlich, ein erhöhtes Interesse, das reiche Befriedigung findet, obgleich für den Geschichtschreiber Karls V. die deutschen Verhältnisse immer nur ein Glied in der ganzen Kette sind und sich dem Rahmen der Darstellung mit weiser Beschränkung einfügen müssen. Nicht minder werthvoll ist der Abschnitt „Indien", in dem auf eine so merkwürdige Persönlichkeit wie Las Casas ein ganzes neues Licht fällt. G.

Das höhere Schulwesen Schwedens und dessen Reform in modernem Sinne von H. Klinkhardt. (Leipzig, Julius Klinkhardt). — In den Kampf, welcher auf dem Gebiete des höheren Schulwesens jetzt bei uns zwischen humanistischer und realistischer Richtung so heftig entbrannnt ist, hat auch die „Gegenwart" mehrmals durch eingehendere Aufsätze eingegriffen. Es wird deshalb unsere Leser der Hinweis auf obengenannte Broschüre interessiren, welche sich in diesem Kampfe ganz entschieden auf die Seite der realen oder, wie sie es nennt, modernen Ausbildung stellt und dabei als höchst gewichtiges Streitmittel eine Schulorganisation in's Feld führt, die vollständig den modernen Anforderungen gerecht wird und dabei in ihrer Einheitlichkeit und guten Wirksamkeit in der That als pädagogisches Muster dienen kann: die Organisation der höheren Schule in Schweden. Dort sind im Großen und Ganzen die Bestrebungen durchgeführt, welche sich auch in Deutschland mit Macht Geltung zu verschaffen suchen, daß nämlich jeder höheren Schule eine Einheitsschule mit etwa sechsjährigem Lehrgange zu Grunde gelegt werde und daß erst nach Absolvirung dieser Einheitsschule der Schüler entweder eine sprachliche oder mathematisch-naturwissenschaftliche Ausbildung auf einer sich an die Einheitsschule anschließenden höheren Schule mit dreijährigem Lehrgange erfahre. Dabei wird streng betont, daß es nicht die alten Sprachen (Latein und Griechisch), sondern die modernen, besonders die Muttersprache, sein müssen, welche der sprachlichen Ausbildung auf der Einheitsschule zu Grunde liegen. In Schweden sind diese Principien sehr consequent und einheitlich durchgeführt: auf eine gemeinsame dreijährige Unterschule, in der als fremde Sprache bloß das Deutsche gelehrt wird, folgt in einer zweijährigen Mittelstufe eine sich zunächst nur auf Latein und Mathematik beziehende Trennung der „Lateinlinie" und „Reallinie", während dann in der vierjährigen Oberschule für die „Lateinlinie" die klassischen Sprachen, für die „Reallinie" Mathematik, Naturwissenschaften und Zeichnen und daneben das Englische ganz entschieden in den Vordergrund treten. Auf diese Weise wird bei der vollständigen Gleichberechtigung der beiden „Linien" eine Bevorzugung der humanistischen Ausbildung vermieden und doch die Einheitlichkeit der höheren Schule im Ganzen gewahrt. Der Verfasser dieser Broschüre gibt, immer im Hinblick auf die preußische höhere Schule, soviel statistisches Material über die höhere Schule in Schweden, daß ein genauerer Vergleich mit unseren Zuständen und vielleicht eine Förderung derselben dadurch möglich wird. B.

Kattenburg. Ein Sang aus der Zeit des Bauernkrieges von C. St. Hohenried. (Wien, Wilhelm Frick.) — Schon wieder eine Nachahmung des Trompeters von Säkkingen! Die Geschichte ist hübsch erfunden, und das Formtalent des Verfassers ist unverkennbar, doch muß er sich vor Prosaismen hüten. Die eingelegten Lieder haben wirklich lyrischen Duft und sind zum Theil anmuthig pointirt.

Das Geheimniß. Doppelnovelle von Robert Waldmüller (Eduard Duboc). Rostock, Carl Hinstorff. — Warum der beliebte Erzähler seine Arbeit eine Doppelnovelle genannt, ist nicht recht ersichtlich, da der erste Theil nur die Vorgeschichte des zweiten enthält. Robert Waldmüller erweist sich auch hier als einen Meister der ruhigen, im Tone des unbetheiligten Berichterstatters vorgetragenen Erzählung. Er hat die Form der Ich-Novelle gewählt, aber dieses sein Ich drängt sich niemals in den Vordergrund, er weiß seine Person durch eine geschickt angebrachte Verwechselung ungezwungen in den Mittelpunkt der zu schildernden Geschehnisse zu versetzen, macht aber von dieser seiner Position einen außerordentlich discreten Gebrauch. Die Fabel — es handelt sich um das Abhandenkommen eines Zwillingspaares und einen auf Grund dieses Unglückes versuchten Betrug — ist gut erfunden und nur um ihrer selbst willen ohne tendenziöse Beimischungen, deren Absichtlichkeit verstimmt, in einfach schöner Sprache erzählt. Das Kindervertauschungsmotiv sieht freilich in dem modernen Rahmen arg romantisch aus; es wäre besser ein Vorwurf für eine Geschichte im Stil und Costüm des Decamerone. M.

Von der zweiten Auflage von Karl Goedeke's Grundriß zur Geschichte der Deutschen Dichtung (Dresden, L. Ehlermann) ist bis heute der das Mittelalter behandelnde erste Band, sowie der dem Reformationszeitalter gewidmete zweite Band und von dem dritten das erste Heft (17. Jahrhundert) erschienen, und wir ergreifen gerne den Anlaß, um das gebildete Publikum nochmals auf dieses wahrhaft grundlegende Quellenwerk aufmerksam zu machen. Hier erscheint es in durchweg neuer Bearbeitung, obwohl die bekannte eigenartige Auffassung des Verfassers unverändert geblieben ist. Sein Schwerpunkt liegt nicht in der das eigentliche Mittelalter behandelnden Forschung, die sich manches Wichtige entgehen und an einigen längst aufgegebenen Ansichten festhält, sondern in der tiefen Kenntniß zumal der Literatur des 16. Jahrhunderts, der Goedeke's besondere Vorliebe gilt. Bekanntlich sieht er in dieser die eigentliche Vollendung und Blütheperiode der deutschen Dichtung, wogegen sich sehr viel einwenden läßt. Hier aber namentlich zeigt sich die erstaunliche Belesenheit, Kenntniß und Objectivität des Verfassers. Auch in den neuen Abschnitten über den Humanismus und die niederdeutsche Dichtung wird eine ausgezeichnete bibliographische Grundlage geboten. Die Anordnung ist übersichtlich, und ein treffliches Register erleichtert die schnelle Orientirung. Möge es dem greisen Forscher vergönnt sein, seine schöne Arbeit rüstig zu Ende zu führen!

Dunst. Roman von Karl Frenzel. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) — Die Berliner socialdemokratische Bewegung hat dem Verfasser den Hintergrund zu diesem Drama aus der modernen Gesellschaft gegeben. Die sociale Frage wird zugleich zum Prüfstein der verschiedenen Charaktere und zum Schicksal der Helden, und die Charakteristik ist ebenso fein und tief, als die Erzählung und Schilderung lebhaft und plastisch. Leider bricht die Handlung gerade da ab, wo der Conflict sich zuspitzt. Indem Frenzel seinen Agitator Gierig einen ganz unerwarteten Selbstmord begehen läßt, gleicht er ein wenig den verlegenen Dramatikern, die ihren Helden am fünften Act sterben lassen. Und in welchem tragisch ergreifenderen Abschluß hätte dieser Roman nicht gipfeln können! Es ist ewig schade, daß der Verfasser ihn nicht gefunden hat oder nicht finden wollte, denn die erste Hälfte ist vorzüglich: die stimmungsvolle Einleitung, die geschickte Verknüpfung der Beziehungen zwischen den einzelnen Personen, die spannenden Momente der sich langsam steigernden Begebnisse ꝛc. Zwei Scenen waren hier noch unumgänglich nothwendig: die Vertheidigung und Aechtung Gierig's in allgemeiner Parteiversammlung und eine rückhaltlose Aussprache zwischen ihm und seiner Gönnerin. Nun, auch so ist es die interessante Novellenskizze eines geistvollen Erzählers.

Durch Nacht zum Licht. Von Gerhard von Amyntor. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Von den beiden Novellen, die der Verfasser in dem vorliegenden Bande bietet, behandelt die erste, „Ein Gottesurtheil", einen historischen Stoff aus dem alten Berlin zur Zeit des Kurfürsten Johann Georg. Drei Brüder bekennen sich gleichzeitig zu einem Morde, den Keiner von ihnen begangen, ihre Unschuld wird durch ein Gottesurtheil festgestellt, und auch den eigentlichen Uebelthäter ereilt die Strafe, obschon seine Betheiligung an jenem Verbrechen nicht erwiesen wird. Das Ganze ist mit genügender Kenntniß der Zeitverhältnisse und Culturzustände in straffer Form erzählt und erhält bis zum Ende in Spannung. Von der zweiten Novelle „Die Blinde" läßt sich weniger Gutes sagen. An die dürftige Fabel — ein Professor der Naturwissenschaften heirathet nach manchen Bedenken seine Jugendgespielin, obgleich sie in Folge eines Unglücksfalles das Augenlicht verloren — sucht der Verfasser die Erörterung der höchsten Fragen über Gott, die Welt und die letzten Dinge zu knüpfen. Aber weder die junge Dame und spätere Professorin, noch ihr Cousin, ein für Darwin schwärmender Oeconom, noch schließlich der Professor selbst wissen uns etwas Neues zu sagen. Die hochfliegenden Worte haben stellenweise den Brustton der Ueberzeugung, aber auf den Leser machen sie vielfach den Eindruck des schon oft und wirkungslos Gehörten. M.

Digitized by Google

Inserate.

Zum Jahrestag des Todes **J. V. v. Scheffels** (9. April) erlauben sich die Unterzeichneten in empfehlende Erinnerung zu bringen:

Joseph Viktor von Scheffel.

Sein Leben und Dichten.

Von

Alfred Ruhemann.

Mit J. V. von Scheffels Porträt in Lichtdruck ausgeführt, einem Faksimile und 7 in den Text gedruckten Illustrationen.

23 Bogen. Gr. 8°. Geh. ℳ 3.60, hocheleg. geb. ℳ 4.80.

Die einzige authentische Biographie, zu welcher der Dichter dem Verfasser selbst noch einen Teil der Quellen angegeben hat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Stuttgart. **Ad. Bonz & Comp.**
Verlagsbuchhandlung.

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer waldreicher ***Höhen-Kurort*** von 568 m. Seehöhe, mit sämmtlichen Erfordernissen eines ***Terrain-Kurorts***, besitzt drei kohlensäurereiche alkalisch-erdige ***Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche***-Bäder und eine vorzügliche ***Molken-*** und ***Milch-Kuranstalt.*** Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. Angenehmer Sommeraufenthalt.
Saison vom 1. Mai bis Oktober.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. — Probehefte gratis und franco.

Soeben beginnt ein neues Abonnement auf die Halbmonatschrift:

Deutsche Dichtung.

Herausgeber: Karl Emil Franzos in Wien.

II. Band. (April—Oktober 1887.)

Am 1. und 15. jeden Monats ein stattliches Heft mit Portraits, Autographen und Compositionen ꝛc. Eleganteste Ausstattung.

Die „Deutsche Dichtung" wird ihr Programm, der vornehmen, künstlerisch wertvollen Produktion in Prosa und Vers einen Vereinigungspunkt zu schaffen, im neuen Bande immer würdiger und reicher durchführen. Durch den Erfolg ermutigt, lassen wir eine beträchtliche **Vermehrung des Umfangs** — auf 46 Bogen größten Lexikon-Oktavs — eintreten. Aus dem Inhalte der ersten Hefte sei nur hervorgehoben: Ein höchst interessantes, von dem Autor für den Druck bestimmtes Manuskript von

Heinrich Heine: „Die Pariser Februarrevolution",

woran sich eine Serie bisher gleichfalls ungedruckter „Pariser Briefe" von Heinrich Heine reihen wird; ferner: Theodor Storm, Constanze; Conrad Ferdinand Meyer, Gedichte; Wilhelm Jensen, St. Elmsfeuer; Adolf Wilbrandt, Donna Maria; Heinrich Kruse, Schülerstreiche, woran sich die neuesten Arbeiten von Hertz, Lingg, Schack, Hopfen u. A. schließen werden. In diesem Bande gelangt auch die Correspondenz Hebbel-Gutzkow und Hebbel-Dingelstedt, sowie eine Reihe von auf Ludwig Uhland bezüglicher literarischer Reliquien zum Abdruck.

Preis pro Halbjahr (1 Band in zwölf Heften) 7 Mark 50 Pf. Gleichzeitig offerieren wir den nun abgeschlossen vorliegenden

Ersten Band der „Deutschen Dichtung"

41 Bogen Lexikon-Oktavs elegantester Ausstattung mit 16 Portraits, Autographen, zahlreichen Illustrationen erster Künstler, höchst elegant geb. zum Preise von 10 Mark 80 Pf., geheftet zum Preise von 8 Mark.

Dieser Band enthält u. A. Novellen von: Storm, Laistner, Anzengruber und Franzos; epische Dichtungen von: Roquette, Kruse, Schack; dramatische Dichtungen von: Wilbrandt, Heyse, Bauernfeld; kleinere Beiträge von: Freytag, K. F. Meyer, Fontane, Jensen, Hamerling, Bodenstedt, Dahn, Wildenbruch, Baumbach, Fitger, Wolff, Ebner-Eschenbach; ferner ungedruckte Dichtungen, Aphorismen und Briefe aus dem Nachlasse von: Heine, Hebbel, Scheffel, Stieler, Leuthold, Scherer, Scherr, Laube, Dingelstedt, Gervinus u. A. Da der Inhalt keinem Veralten unterliegt, so bildet dieser Band **die wertvollste und gediegenste Anthologie** und kann neu eintretenden Abonnenten, sowie zu Geschenkzwecken wärmstens empfohlen werden.

Stuttgart, im April 1887. **Adolf Bonz & Comp.**

Deutsch-national.

Kolonial-politische Aufsätze
von
Karl Peters.

186 Seiten gr. 8°. Preis ℳ 4.— broch., ℳ 6.— hlbfz. gebunden.
Verlag von **Walther & Apolant** in **Berlin.**

CACAO-VERO
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per 1/2 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
350 800 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

= Neueste Romane und Novellen =
aus der Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart und Leipzig.

Wilh. Berger, Schwankende Herzen. Roman. Mit Original-Illstrationen von E. Thiel und L. Bechstein. Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Leo Warren, Die Jagd des Todes. Roman. 2 Bände. Geheftet 8 Mark; fein gebunden 9 Mark.

In zweiter Auflage erschienen soeben:

Joh. van Dewall, Katharine Ollsand. Roman. 3 Bände. Geheftet 12 Mark; fein gebunden 15 Mark.

M. v. Reichenbach, Coeurdamen. 2 Novellen. Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu. zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ. — **Schiller,** Sämmtl. Werke m. Biogr. v. Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. geb. nebst: **Heine,** Werke, Hamb. 76, 12 Bde. geb. und: **Grabbe,** Werke, herausg. v. Gottschall, Leipz. 70, 2 Bde. geb. zusammen 25 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin N.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
MAY 5 1937
Library

№ 17. Berlin, den 23. April 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Befähigungsnachweis im Handwerk. Von G. Meyer-Jena, M. d. R. — Der Socialismus in Belgien. Von Moriz Wollmann. — **Literatur und Kunst:** Professor Ludwig Uhland und seine Schüler. Ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Geburtstage des Dichters. Von Adolph Kohut. — Ein dänischer Humorist. Von Oskar Bulle. — Der falsche Idealismus. Von Hieronymus Lorm. (Schluß.) — **Feuilleton:** Ein neues hypnotisches Experiment. Von Carl du Prel. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Offene Briefe und Antworten: Schlußwort zur „Neuen Strömung in unserer Malerei". Von A. v. Werner. — Notizen. — Inserate.

Der Befähigungsnachweis im Handwerk.

Von G. Meyer-Jena, M. d. R.

Als im Jahre 1869 eine Gewerbeordnung für den norddeutschen Bund erlassen wurde, bestand fast in allen norddeutschen Staaten Gewerbefreiheit. Es war daher unter den Gesetzgebungsfactoren völlige Uebereinstimmung darüber vorhanden, daß die bundesrechtliche Regelung des Gewerbebetriebes ebenfalls nur auf der Grundlage der Gewerbefreiheit erfolgen könne. Auch die süddeutschen Staaten waren im Laufe der sechziger Jahre zu den Grundsätzen der Gewerbefreiheit übergegangen. Die Ausdehnung der norddeutschen Gewerbeordnung auf Süddeutschland unterlag daher keinerlei Schwierigkeit; sie erfolgte für Südhessen schon mit Gründung des Reiches, für Baden, Württemberg und Bayern im Laufe der Jahre 1871 und 1872.

Auf die norddeutsche, später deutsche Gewerbeordnung ist die frühere preußische Gewerbegesetzgebung von unverkennbarem Einfluß gewesen. Preußen war schon in den Jahren 1810 und 1811 zur Einführung der Gewerbefreiheit geschritten. Das Edict über die Einführung einer allgemeinen Gewerbesteuer vom 2. November 1810 bestimmte, daß der Betrieb eines Gewerbes künftig nur von der Lösung eines Gewerbesteuerscheines abhängig sein sollte. Nur für solche Gewerbe, bei deren ungeschicktem Betriebe eine „gemeine Gefahr obwaltete" oder welche eine öffentliche Beglaubigung der Unbescholtenheit erforderten, war die Ertheilung des Gewerbescheines von dem Nachweis der erforderlichen Eigenschaften abhängig gemacht worden. Nähere Bestimmungen über diese Nachweise enthielt das Gesetz, über die polizeilichen Verhältnisse der Gewerbe vom 7. September 1811.

Diese Bestimmungen blieben für den damaligen Umfang des Staates auch nach dem Jahre 1815 in Kraft, wurden dagegen auf die neu erworbenen Gebietstheile zunächst nicht ausgedehnt. Erst am 17. Januar 1845 kam es zum Erlaß einer allgemeinen Gewerbeordnung für den ganzen preußischen Staat. Diese Gewerbeordnung stellt ebenso wie die früheren preußischen Gesetze den Grundsatz der Gewerbefreiheit an die Spitze. Der Betrieb gewisser Gewerbe wurde jedoch aus Gründen der öffentlichen Sicherheit von der vorherigen Erlangung einer Concession oder Approbation abhängig gemacht. Insbesondere durften drei Classen von Gewerbetreibender ihr Gewerbe nur auf Grund eines durch eine Prüfung erlangten Befähigungszeugnisses ausüben: 1. Aerzte einschließlich der Wundärzte, Augenärzte, Zahnärzte und Geburtshelfer, Apotheker und Hebammen, mit einem Worte Medicinalpersonen, 2. Seeschiffer und Seesteuerleute, 3. Bauunternehmer und Bauhandwerker, namentlich Maurer, Steinhauer, Schiefer- und Ziegeldecker, Haus- und Schiffszimmerleute, Mühlen- und Brunnenbaumeister. An diese drei Hauptkategorien schloß sich noch eine Reihe von anderweiten Gewerbebetrieben an, bei denen die Ablegung einer Prüfung ebenfalls Vorbedingung des Gewerbebetriebes war: Fährmeister, d. h. Vorsteher öffentlicher Fähren, Schornsteinfeger, Personen, welche mit Aufstellen von Blitzableitern sich beschäftigen, welche Feuerwerk zum Verkauf bereiten oder gegen Entgelt abbrennen, Kastrirer, Abdecker, Bandagisten und Verfertiger chirurgischer Instrumente.

Nach der Gewerbeordnung von 1845 hielt sich sonach der Prüfungszwang in mäßigen Grenzen. Er bestand nur für solche Gewerbe, bei welchen Gesichtspunkte der öffentlichen Sicherheit in Frage kamen. In den folgenden Jahren gewann aber eine zünftlerische Strömung im Handwerkerstande mehr und mehr die Oberhand und erlangte Einfluß auf die Gesetzgebung. Ein Ausfluß dieser Strömung ist die Verordnung, betreffend die Errichtung von Gewerberäthen und verschiedene Abänderungen der allgemeinen Gewerbeordnung vom 9. Februar 1849. Diese machte bei einer großen Zahl von Handwerkern, deren Gewerbebetrieb bisher vollkommen frei gewesen war, die Ausübung desselben von dem Eintritt in eine Innung oder der Ablegung einer Prüfung bei einer Prüfungscommission abhängig. Durch diese Bestimmungen waren fast sämmtliche Handwerker einem Prüfungszwange unterworfen worden.

Die durch die Verordnung vom 9. Februar 1849 eingeführten Einrichtungen haben sich in Preußen bis zum Jahre 1868 erhalten. In diesem Jahre wurde von dem Bundesrathe des norddeutschen Bundes dem Reichstage der Entwurf einer Gewerbeordnung unterbreitet, welcher eine landesgesetzliche Regelung des Gewerberechtes auf Grundlage der Gewerbefreiheit bezweckte. Der Entwurf nahm auch die Beseitigung der Handwerkerprüfungen in Aussicht. Die Motive zu demselben sprachen sich darüber in folgender Weise aus: „Mit der letzteren (der Aufhebung des Innungszwanges) ist zugleich die Prüfungspflicht der Handwerker beseitigt. Darüber, daß die Handwerkerprüfungen nicht diejenigen Garantien gewähren, welche sie zu gewähren beabsichtigen, daß sie dagegen dadurch nachtheilig werden, daß sie den Hanwerker zur Aufwendung von Zeit und Kosten zu einer Zeit zwingen, wo er alle seine

Digitized by Google

Capital- und Arbeitskraft auf die Gründung seiner Existenz verwenden muß, und daß sie die Nothwendigkeit des Versuches einer theoretisch undurchführbaren praktisch die Entfaltung der Gewerbethätigkeit hemmenden Abgrenzung der Arbeitsgebiete herbeiführen, dürfte es kaum noch nöthig sein, den Streit aufzunehmen, da die Bundesgesetzgebung mit der Einführung der Freizügigkeit, die, wenn sie wirksam sein soll, mit der Prüfungspflicht als localer Vorbedingung der gewerblichen Niederlassung unvereinbar ist, die Frage bereits entschieden hat."

Im weiteren Verlauf der Motive wird jedoch anerkannt, daß die Beibehaltung einer Prüfung bei solchen Gewerben nothwendig sein könne, bei welchen dieselbe nicht mit Rücksicht auf das Fortkommen der Gewerbetreibenden, sondern deshalb eingeführt sei, weil „durch ungeschickten Betrieb das Gemeinwohl gefährdet werde." Als derartige Gewerbe werden bezeichnet: die Medicinalgewerbe, das Gewerbe der Seeschiffer und die Baugewerbe, also die drei Gewerbe, für welche auch nach der preußischen Gewerbeordnung von 1845 ein Prüfungszwang bestand. Für die Medicinalpersonen, sowie für die Seeschiffer und Seesteuerleute wird die Beibehaltung der Prüfung für unbedingt nothwendig erklärt; hinsichtlich der Baugewerbe heißt es dagegen folgendermaßen: „Andere Gesichtspunkte bieten sich in Betreff der Bauhandwerker dar. Während die Seeschiffer und Medicinalpersonen in allen Bundesstaaten prüfungspflichtig sind, ist der Betrieb der Bauhandwerke in Oldenburg, Bremen, Hamburg und dem vormaligen Herzogthum Nassau ein freies Gewerbe. Während es zulässig ist, die Prüfungen der Seeschiffer und der Medicinalpersonen auf wenige Orte zu beschränken und dadurch die Controle über die Gleichmäßigkeit des Verfahrens zu sichern, würden für die Bauhandwerker sehr zahlreiche Prüfungsbehörden eingerichtet werden müssen, für deren Controle es an Organen fehlen würde. Wenn hiernach die Alternative sich aufdrängte, entweder auf die Freizügigkeit für diese großen Gewerbe, oder auf die Prüfung für den Beitritt derselben zu verzichten, so entschied sich der Entwurf für die Wahl des letzteren Weges aus den sachlichen Bedenken, welche gegen eine Einrichtung sprechen, die täglich umgangen wird, die eine Garantie verheißt, ohne dieselbe zu gewähren, und die durch Trennung der Verantwortlichkeit für den Bau von der thatsächlichen Leitung des Baues das Gefühl der Verantwortlichkeit bei den Personen abstumpft, von deren Gewissenhaftigkeit die Solidität des Baues abhängt. Es konnte endlich nicht unbeachtet bleiben, daß das freie Gewerbe der Civilingenieure die verantwortungsvollsten Bauten ausführt, ohne an eine Prüfungspflicht gebunden zu sein."

Die in den Motiven zur Regierungsvorlage geltend gemachten Gesichtspunkte über die gewerblichen Prüfungen fanden auch im Schoße des Reichstages vollkommene Billigung. Demnach sprach schon das sogen. Nothgewerbegesetz vom 8. Juli 1868 die Beseitigung des Prüfungszwanges mit den Worten aus: „Für den Betrieb eines Gewerbes ist ein Befähigungsnachweis nicht mehr erforderlich." Diese Bestimmung sollte jedoch bis auf Weiteres auf den Gewerbebetrieb der Aerzte, Apotheker, Hebammen, Advokaten, Notare, Seeschiffer, Seesteuerleute und Lootsen keine Anwendung finden. Damit war der Prüfungszwang für alle Handwerker, einschließlich der Bauhandwerker, beseitigt.

Auf derselben Grundlage beruht die Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869. Sie kennt, da die Ausübung der advokatorischen und Notariats-Praxis nicht unter die Bestimmungen derselben fällt, einen Prüfungszwang nur für zwei Klassen von Gewerbtreibenden: 1) Medicinalpersonen, nämlich Aerzte, Apotheker und Hebammen, 2) Seeschiffer, Seesteuerleute und Lootsen. An diesen Bestimmungen ist auch durch die spätere Gesetzgebung nur in einer zweifachen Beziehung geändert worden. Ein Gesetz vom 11. Juni 1878 hat den für Seesteuerleute vorgeschriebenen Befähigungsnachweis auf Maschinisten auf Seedampfschiffen ausgedehnt, und durch das Gesetz vom 1. Juli 1883 ist der Landesgesetzgebung die Befugniß eingeräumt, den Betrieb des Hufbeschlaggewerbes von der Beibringung eines Prüfungszeugnisses abhängig zu machen. Bei den zahlreichen Abänderungen der Gewerbeordnung, welche bis zum Jahre 1883 stattgefunden haben, ist nirgendwo das Bedürfniß nach der Einführung eines allgemeinen Befähigungsnachweises für das Handwerk hervorgetreten.

Inzwischen hatte sich ein bedeutender Umschwung in der Gesetzgebung Oesterreichs vollzogen. Hier war durch das Gesetz vom 20. Dec. 1859 Gewerbefreiheit eingeführt worden. Dieses Gesetz hatte unter dem Einfluß einer rückläufigen Strömung im Gewerbestande durch die Novelle vom 15. März 1883 eine wesentliche Umgestaltung erfahren. Nach derselben zerfallen die Gewerbe in drei Klassen: freie, welche von Jedermann auf Grund einer stattgehabten Anmeldung betrieben werden können, concessionirte, deren Betrieb nur auf Grund einer polizeilichen Concession stattfinden kann, und handwerksmäßige, deren Ausübung von der Erbringung eines Befähigungsnachweises abhängig ist. Als handwerksmäßige Gewerbe sollen diejenigen angesehen werden, bei denen es sich um Fertigkeiten handelt, welche die Ausbildung im Gewerbe durch Erlernung und längere Verwendung in demselben erfordern, und für welche diese Ausbildung in der Regel ausreicht; die nähere Bezeichnung der als handwerksmäßig zu behandelnden Gewerbe ist Verordnungen des Ministeriums des Inneren und des Handelsministeriums überlassen. Der Befähigungsnachweis wird durch das Lehrlingszeugniß und ein Arbeitszeugniß über eine mehrjährige Verwendung als Gehülfe in demselben Gewerbe oder einem dem Gewerbe analogen Fabrikbetriebe erbracht. An Stelle dieser Nachweise kann ein Zeugniß über den mit Erfolg zurückgelegten Besuch einer gewerblichen Unterrichtsanstalt treten, in welcher eine praktische Unterweisung und fachgemäße Ausbildung in dem betreffenden Gewerbe erfolgt. Alle weiteren Bestimmungen sind ebenfalls dem Verordnungswege vorbehalten.

Unter dem Einfluß dieser österreichischen Einrichtungen ist auch in Deutschland eine auf Wiedereinführung des Befähigungsnachweises gerichtete Strömung entstanden. Dabei mag die Rückerinnerung an die in Preußen von 1849 bis 1868 bestehenden Handwerkerprüfungen nicht ohne Einfluß gewesen sein. Unterstützt wurde die Bewegung durch ein Gefühl der Unzufriedenheit in gewissen Kreisen des Handwerkerstandes, welche unter dem Drucke der Concurrenz alles Heil nur in der Rückkehr zu den alten Zunfteinrichtungen erblicken zu müssen glaubten.

Von den parlamentarischen Parteien bemächtigten sich zunächst die Deutsch-Conservativen und das Centrum der Frage. In der Reichstagssession des Winters 1884/85 wurde ein Antrag der Abgeordneten Ackermann, Biehl und Genossen eingebracht, welcher die Einführung des Befähigungsnachweises für das Handwerk bezweckte. Der betreffende Gesetzentwurf schloß sich eng an die österreichischen Einrichtungen an. Der Bundesrath sollte im Verordnungswege die handwerksmäßigen Betriebe bestimmen, deren Ausübung künftighin von der Erbringung des Befähigungsnachweises abhängig sein sollte. Der Nachweis sollte, sofern nicht von der Centralbehörde für das Gewerbe besondere Prüfungsbehörden eingesetzt wären, durch das Lehrlingszeugniß und ein Arbeitszeugniß über eine mehrjährige Verwendung als Geselle oder Gehülfe oder durch das Zeugniß einer gewerblichen Unterrichtsanstalt erbracht werden. Alle weiteren Bestimmungen waren ebenfalls dem Verordnungswege vorbehalten. Mit Recht wurde diesen Anträgen in der Reichstagssitzung vom 10. März 1885, in welcher die erste Lesung derselben stattfand, entgegen gehalten, daß sie alle Schwierigkeiten auf sehr einfache Weise zu lösen suchten, indem sie die weitere Ausführung eines allgemeinen gesetzgeberischen Gedankens dem anderen Factor der Gesetzgebung, dem Bundesrath, zuschöben. Die Anträge wurden einer Commission zur Vorberathung überwiesen, die indeß zu einer eingehenderen Berathung derselben nicht mehr gelangt ist.

In der Session des Winters 1885/86 wurden die Anträge auf Einführung des Befähigungsnachweises von denselben Antragstellern von Neuem eingebracht. Allerdings in einer

Digitized by Google

wesentlich modificirten Form. Die Antragsteller machten jetzt den Versuch, die Fragen, deren Lösung sie im vorigen Jahre dem Bundesrathe zugeschoben hatten, in dem Gesetze selbst zu regeln. Der beantragte Gesetzentwurf enthielt ein Verzeichniß der Handwerke, für welche künftighin ein Befähigungsnachweis gefordert werden sollte. Dieses Verzeichniß war so reichhaltig, daß es fast sämmtliche Handwerksbetriebe, jedenfalls alle praktisch irgendwie in Betracht kommenden, umfaßte. Der Nachweis der Befähigung sollte durch eine Prüfung erbracht werden, welche, soweit nicht für einzelne Gewerbe staatliche Prüfungsbehörden eingesetzt waren, entweder vor der im Orte bestehenden Innung, oder vor einer besonderen Prüfungscommission abgelegt werden mußte, welche von den selbständigen Handwerkern des betreffenden Gewerbes gewählt wurde. Das Prüfungszeugniß sollte auch durch das Zeugniß einer staatlich anerkannten gewerblichen Unterrichtsanstalt ersetzt werden können.

Diese Anträge sind in der damaligen Reichstagssession einer ersten Lesung im Plenum und einer sehr eingehenden Commissionsberathung unterzogen worden. Das Resultat der letzteren ist in dem vom Abg. Letocha verfaßten Commissionsberichte vom 26. März 1886 niedergelegt worden. Bei der Berathung der Anträge war die Stellung der parlamentarischen Fractionen so, daß lediglich Deutsch-Conservative und Centrum für dieselben eintraten, während Reichspartei, Nationalliberale, Deutsch-Freisinnige und Socialdemokraten eine ablehnende Haltung einnahmen. Eine zweite Lesung im Plenum hat nicht mehr stattgefunden.

In dem Winter 1886/87 sind die Anträge von Neuem eingebracht worden und zwar in der Gestalt, welche sie durch die Commissionsberathung des vorigen Jahres erhalten hatten. In dem aufgelösten Reichstage kamen sie wegen der inzwischen eingetretenen Auflösung nicht mehr zur Verhandlung. Dagegen sind sie in dem nun gewählten Reichstage am 24. März in erster Berathung einer eingehenden Erörterung unterzogen und dann wiederum an eine Commission verwiesen worden. In der Stellung der Parteien zu den Anträgen hat sich jedoch insofern eine Veränderung vollzogen, als nunmehr auch Seitens eines Theiles der Reichspartei — unter dem Namen der Abgeordneten von Kardorff und Lohren — Anträge auf Einführung eines Befähigungsnachweises eingebracht worden sind. Diese unterscheiden sich von den Ackermann-Biehl'schen Anträgen namentlich durch zwei Punkte. Der Kreis der Handwerker, für welche der Befähigungsnachweis gefordert wird, ist weniger umfangreich und der Befähigungsnachweis soll nicht durch eine Prüfung, sondern durch ein Lehrlingszeugniß und ein Arbeitszeugniß über die Beschäftigung als Geselle oder Gehülfe erbracht werden. Nur bei solchen Gewerben, welche „bei mangelhafter Ausübung Leben und Gesundheit der Mitbürger gefährden," ist die Ablegung einer technischen Prüfung vor einer staatlichen Prüfungsbehörde vorgeschrieben.

Es ist kaum anzunehmen, daß die Verhandlungen der Reichstagscommission über den Befähigungsnachweis in der gegenwärtigen Session des Reichstages zu einem Ergebniß führen werden. Die Commission wird vermuthlich zunächst einen anderen ihr ebenfalls überwiesenen Gesetzentwurf, der sich auf eine Erweiterung der den Innungen zustehenden Rechte bezieht, in Angriff nehmen. Ueber denselben Gegenstand steht eine Vorlage der verbündeten Regierungen in unmittelbarer Aussicht. Auch diese wird die Commission zu beschäftigen haben. Unter diesen Umständen besteht nur geringe Aussicht, daß die Angelegenheit des Befähigungsnachweises in der nächsten Zeit ihren Abschluß findet. Sie wird dem Reichstage vermuthlich noch in späteren Sessionen beschäftigen.

Die Vertheidiger des Befähigungsnachweises haben ihre Anträge durch drei Motive zu rechtfertigen gesucht: Schutz des Publikums vor schlechter Arbeit, Schutz der Handwerker vor Concurrenz, bessere Erziehung und Ausbildung der heranwachsenden Handwerker. Diesen Gesichtspunkten ist Seitens der Gegner mit Recht entgegengehalten worden, daß von den angegebenen Zwecken kein einziger durch den Befähigungsnachweis mit Sicherheit erreicht wird. Die Garantie dafür, daß das Publikum nur gute Waare bekommt, kann kein Staat übernehmen; auch die Einführung des Befähigungsnachweises sichert dies nicht. Ein Handwerker, der den Befähigungsnachweis erbracht hat, kann trotzdem sehr schlechte Arbeit liefern, weil er es bei der Ausführung an der nöthigen Sorgfalt fehlen läßt. Hier muß der Einzelne sich zunächst selbst schützen; es gilt der Grundsatz: „Wer die Augen nicht aufthut, thut den Beutel auf." Eine Ausnahme kann nur für solche Gewerbe zugegeben werden, bei deren mangelhafter Ausübung eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit eintritt, auf diese werden wir später zurückkommen. Ebensowenig schützt der Befähigungsnachweis den Handwerker vor Concurrenz. Selbst innerhalb der Kreise des Handwerkerstandes würde der Befähigungsnachweis nur gegen die Concurrenz unbefähigter Mitwerber schützen, und diese wird dem intelligenten, geschickten und leistungsfähigen Handwerker am wenigsten gefährlich sein. Die Hauptconcurrenz aber, welche der Handwerkerstand zu bestehen hat, ist die mit der Großindustrie und gewissen Handelsgeschäften, welche handwerksmäßig angefertigte Waaren zum Verkauf bringen. Diese Concurrenz wird durch den Befähigungsnachweis in keiner Weise berührt. Denn letzterer wird nur für den Handwerksbetrieb eingeführt, die Großindustrie behält durchaus ihre freie Bewegung. Den Inhabern von Handelsgewerben, in denen Waaren handwerksmäßig hergestellt werden, soll nach den Anträgen allerdings die Verpflichtung auferlegt werden, entweder selbst den Befähigungsnachweis zu erbringen, oder für die Anfertigung der Waaren einen mit dem Befähigungsnachweis versehenen Vertreter zu bestellen. Aber ist damit dem Handwerkerstande irgendwie geholfen? Wer ein großes Magazin handwerksmäßig hergestellter Waaren anlegen will, der wird gegen gute Bezahlung stets einen geprüften Handwerker finden, den er an die Spitze der Werkstätten stellen kann, in welchen diese Waaren angefertigt werden. Was endlich die bessere Erziehung und Ausbildung der heranwachsenden Handwerkergeneration betrifft, so ist die hohe Wichtigkeit dieses Gesichtspunktes nicht zu verkennen. Soll sich der Handwerkerstand auf die Dauer leistungsfähig erhalten, so muß in erster Linie für eine tüchtige, ja eine hervorragende Ausbildung der jugendlichen Handwerker Sorge getragen werden. Aber diese Ausbildung wird durch einen Befähigungsnachweis nicht gewährleistet, der, wie es in den betreffenden Anträgen heißt, auf die selbständige Ausführung der „gewöhnlichen Arbeiten" des betreffenden Gewerbes gerichtet ist. Der Schwerpunkt der gewerblichen Ausbildung liegt in der Organisation des Lehrlingswesens. Nicht auf das Meisterstück, sondern auf das Gesellenstück ist das wesentliche Gewicht zu legen. Hier eröffnet sich unseren modernen Innungen ein äußerst segensreiches Feld der Thätigkeit. Zweckmäßig organisirte Lehrlingsprüfungen, Ausstellungen von Lehrlingsarbeiten, Fortbildungsschulen und Fachschulen können auf diesem Gebiete unendlich viel mehr leisten, als der Ackermann-Biehl'sche Befähigungsnachweis.

Die Erreichung der Ziele, welche mit dem Befähigungsnachweis erstrebt werden, ist also durch die Einführung desselben in keiner Weise gesichert. Aber auch abgesehen davon stellen sich der Einrichtung des Befähigungsnachweises große Bedenken entgegen. Ein Hauptbedenken gegen die Ackermann-Biehl'schen Anträge ist zunächst das, daß die Prüfung der Handwerker in die Hände von Concurrenten gelegt wird. Es besteht die Gefahr, daß die Meisterprüfungen in derselben Weise mißbraucht werden, wie das in den letzten Zeiten des alten Zunftwesens der Fall war, daß nicht die Qualität der Leistung, sondern das Streben, sich einen unangenehmen Concurrenten fern zu halten, bei der Entscheidung den Ausschlag gibt. In dieser Beziehung ist die Erklärung des Abgeordneten Lohren, daß die Reichspartei auf eine Prüfung durch Concurrenzmeister „unter keinen Umständen" eingehen werde, mit besonderer Freude zu begrüßen.

Ein weiteres Bedenken ist die Unmöglichkeit einer Abgrenzung von Handwerk und Fabrik. Die Anträge Ackermann-Biehl enthalten ein sehr umfangreiches, der Antrag

Digitized by Google

von Kardorff-Lohren ein weniger umfangreiches Verzeichniß derjenigen Gewerbebetriebe, für welche ein Befähigungsnachweis gefordert wird, wenn sie handwerksmäßig betrieben werden. Unter diesen Betrieben befindet sich aber eine große Zahl, bei welchen der Uebergang vom Handwerk zur Fabrik so flüssig ist, daß sich eine scharfe Grenzlinie gar nicht ziehen läßt. Es sei beispielsweise auf die Müller und die Buchdrucker hingewiesen. Nach welchen Kriterien soll in einem solchen Falle entschieden werden, ob ein Handwerksbetrieb vorliegt, für welchen ein Befähigungsnachweis erbracht werden muß, oder ein Fabrikbetrieb, für den dies nicht erforderlich ist? In der vorjährigen Reichstagscommission ist der Versuch gemacht worden, solche Kriterien aufzustellen, ja sogar eine Definition des Handwerks zu geben. Der Versuch ist völlig fehlgeschlagen und von den Antragstellern selbst wieder aufgegeben worden.

Durch die Einführung des Befähigungsnachweises würden aber auch nothwendigerweise Competenzstreitigkeiten zwischen den einzelnen Handwerken hervorgerufen werden, wie sie aus den Zeiten des alten Zunftwesens hinreichend bekannt und auch in neuerer Zeit in Oesterreich wieder hervorgetreten sind. Es würde Streit entstehen, ob die Herstellung einer bestimmten Waare Sache des Schmieds oder des Schlossers, des Zimmermanns oder des Tischlers, des Bäckers oder des Conditors wäre. Die Anträge auf Einführung des Befähigungsnachweises verkennen ferner, daß sich im Bereiche einzelner Gewerbe Specialzweige entwickelt haben, für deren Betriebe unmöglich der Nachweis der Befähigung für das ganze Gewerbe, sondern nur der Nachweis der Befähigung für den betreffenden Specialzweig gefordert werden kann. So hat sich das Drechslergewerbe vielfach in das der Horndrechsler und Holzdrechsler, das Tischlergewerbe in das der Bautischler und das der Möbeltischler geschieden, innerhalb des letzteren haben sich in den Stuhlmachern, Komodenmachern u. s. w. weitere Specialzweige entwickelt. Es sind ferner combinirte Gewerbe entstanden, wie das des Wagenbauers, der zugleich Stellmacher, Schmied, Sattler und Lackirer ist. Endlich würde durch die Einführung des Befähungsnachweises der Betrieb von Nebengewerben außerordentlich erschwert werden, was vor Allem auf dem Lande zu großen Unzuträglichkeiten führen könnte.

Diesen Bedenken, welche namentlich in der vorjährigen Reichstagscommission geltend gemacht wurden, haben sich auch die Antragsteller nicht völlig verschließen können. Sie haben denselben dadurch zu begegnen versucht, daß sie für einzelne Fälle Ausnahmen von den aufgestellten Grundsätzen zugelassen haben. Der Bundesrath soll befugt sein mit Rücksicht auf örtliche Verhältnisse den Befähigungsnachweis für solche Gewerbe, für welche er vorgeschrieben ist, zu erlassen und für Gewerbe, für welche er nicht festgesetzt ist, vorzuschreiben; er kann außerdem da, wo sich innerhalb eines Gewerbes besondere Specialzweige entwickelt haben, für diese einen besonderen Befähigungsnachweis anordnen. Die höhere Verwaltungsbehörde endlich besitzt die Befugniß im einzelnen Falle von dem Nachweis der Befähigung zu entbinden, den Uebergang zu einem verwandten Gewerbe sowie den Betrieb eines Nebengewerbes zu gestatten. Die aufgestellten Regeln sind also mit Rücksicht auf das praktische Bedürfniß durch eine Reihe von Ausnahmen durchbrochen, und es könnte unter der Herrschaft dieser Bestimmungen leicht ein Zustand entstehen, in dem Niemand mehr weiß, was Regel und was Ausnahme ist.

Auf die Punkte, durch welche sich die Anträge der Reichspartei von denen des Centrums und den Conservativen unterscheiden, ist schon früher hingewiesen worden. Abgesehen davon, daß die Zahl der Handwerke, für welche ein Befähigungsnachweis gefordert wird, eine viel geringere ist, liegt der wesentliche Unterschied darin, daß nach denselben eine Prüfung durch Concurrenzmeister nicht stattfindet. Der Befähigungsnachweis ist — mit Ausnahme einzelner Specialfälle, auf welche wir später kommen — zu erbringen durch ein von dem Vorstande einer Innung des betreffenden Gewerbes bestätigtes Lehrlingszeugniß und ein von der Ortsbehörde beglaubigtes Arbeitszeugniß über eine Beschäftigung von zusammen mindestens drei Jahren als Geselle oder als Gehülfe in dem betreffenden Gewerbe oder in einem diesem Gewerbe verwandten Fabrikbetriebe. Unzweifelhaft besteht darin, daß durch diese Bestimmungen ein Mißbrauch der Prüfungsgewalt im Sinne einer Fernhaltung von Concurrenten ausgeschlossen wird, ein wesentlicher Vorzug der von Kardorff-Lohren'schen Anträge. Aber andererseits kann man die Frage aufwerfen: liegt denn in der Absolvirung einer Lehrlingszeit und in einer dreijährigen Beschäftigung als Geselle oder Gehülfe die Garantie einer Befähigung zur Ausführung der Arbeiten des Gewerbes? Lehrlingszeugnisse und Gesellenzeugnisse wird Mancher aufweisen können, der doch sein Lebtag ein schlechter Handwerksmeister bleibt. Außerdem stehen den Anträgen der Reichspartei zum Theil dieselben Bedenken entgegen, welche gegen die Ackermann-Biehl'schen Vorschläge geltend gemacht sind. Insbesondere wird auch bei ihrer Annahme die Abgrenzung von handwerksmäßigem und Fabrikbetrieb zu den größten Schwierigkeiten führen und die Entstehung einer Reihe von Competenzstreitigkeiten unter den einzelnen Handwerken unvermeidlich sein.

Letzteres scheint der Abgeordnete Lohren in Abrede zu zu stellen. „Processe sind ganz undenkbar", sagte er in der Reichstagssitzung vom 24. März. Aber in dieser Beziehung genügt es, auf die österreichischen Erfahrungen hinzuweisen. Sind doch in Oesterreich derartige Streitigkeiten in großem Umfange entstanden. Und gerade die Lohren'schen Vorschläge schließen sich eng an die österreichischen Einrichtungen an. Auch in Oesterreich wird der Befähigungsnachweis nicht durch Prüfungen, sondern durch Lehrlingszeugniß und Arbeitszeugniß als Geselle und Gehülfe erbracht. Auf demselben Standpunkte standen im Jahre 1884/85 auch noch die Abgeordneten Ackermann, Biehl und Genossen. Sie sind erst im Winter 1885/86 zu der Forderung einer Meisterprüfung übergegangen. In den früheren Verhandlungen des Reichstages ist auf die österreichische Gesetzgebung vielfach Bezug genommen worden. Bei der augenblicklichen Lage der Anträge würde sich der Abgeordnete Lohren auf dieselbe mit größerem Rechte berufen können als die Abgeordneten Biehl und Ackermann.

Ob aber die neuere österreichische Gewerbegesetzgebung sich praktisch bewährt habe, darüber besteht mindestens eine große Meinungsverschiedenheit. Der Abgeordnete Ackermann und seine Anhänger haben häufig die Behauptung aufgestellt, man sei in Oesterreich mit den dort bestehenden Einrichtungen durchaus zufrieden. Nun soll nicht geleugnet werden, daß in Oesterreich Anhänger des Befähigungsnachweises existiren. Aber es fehlt auch nicht an Vertretern der entgegengesetzten Meinung.*) Thatsache ist, daß man von Oesterreichern sehr häufig die Ansicht aussprechen hört, die Beschaffung der für den Befähigungsnachweis erforderlichen Zeugnisse bewirke nur Kosten und unnütze Schreiberei, ohne daß damit Jemand geholfen werde. Thatsache ist, daß sich unter der Herrschaft des Befähigungsnachweises die zahlreichen Competenzstreitigkeiten unter den Handwerken entwickelt haben, von denen in den bisherigen Reichstagsverhandlungen so vielfach die Rede gewesen ist. Thatsache ist, daß sich bei den Verhandlungen der Handelskammer zu Wien im vorigen Winter verschiedene Vertreter des Kleingewerbes gegen den Befähigungsnachweis ausgesprochen haben. Der Erfolg der österreichischen Gesetzgebung ist daher mindestens ein zweifelhafter. Keinenfalls haben sich die in Frage stehenden Einrichtungen so bewährt, daß die Uebertragung derselben auf Deutschland ohne Weiteres zu empfehlen wäre.

Neben den österreichischen Einrichtungen haben die Bestimmung der preußischen Gewerbeordnungsnovelle von 1849 auf die Ackermann-Biehl'schen Anträge einen unverkennbaren Einfluß ausgeübt. Insbesondere scheint diesen der Gedanke der Handwerkerprüfungen entnommen zu sein. Die Hand-

*) In diesem negativen Sinne äußerte sich s. Z. Ludwig Heimann in seinem Artikel: Aus dem Zunftlande („Gegenwart" 1886, Nr. 2).

Digitized by Google

werkerprüfungen haben in Preußen 19 Jahre lang bestanden; sie sind im Jahre 1868 ohne wesentlichen Kampf aufgegeben worden, weil ihre Unhaltbarkeit allseitig erkannt wurde. Die vorher angeführte Stelle der Motive zu der Regierungsvorlage von 1868 enthält eine vollkommen zutreffende Kritik derselben, welcher kaum noch etwas hinzugefügt zu werden braucht.

Viel eher würde die Frage berechtigt sein, ob man insoweit auf die Bestimmungen der preußischen Gewerbeordnung von 1845 zurückgehen wolle, als für Baugewerbe der dort vorgeschriebene, im Jahre 1868 aber beseitigte Prüfungszwang wieder eingeführt werde. Bei den Baugewerben kommt ein öffentliches Interesse insofern in Frage, als eine mangelhafte Ausführung von Bauten das Leben und die Gesundheit von Personen gefährden kann. Freilich können auch bei Baugewerben manche Bedenken gegen den Prüfungszwang erhoben werden. Die vorher mitgetheilten Aeußerungen der Motive zu der Regierungsvorlage von 1868 enthalten in dieser Beziehung viel Beachtenswerthes. Die fehlerhafte Ausführung von Bauten wird häufig nicht Ausfluß mangelnder Befähigung, sondern Ausfluß mangelnder Sorgfalt sein. Auch ein geprüfter Bauhandwerker kann mangelhafte Bauten ausführen und dadurch Leben und Gesundheit von Personen gefährden. Eine sichere Garantie bietet also auch in dieser Beziehung der Befähigungsnachweis nicht; die umsichtige und energische Handhabung der Baupolizei wird hier immer die Hauptsache bleiben. Aber die Einführung des Befähigungsnachweises für diese Gewerbe ist jedenfalls erwägenswerth. Bekanntlich werden über die Frage Seitens der Reichsregierung Erhebungen veranstaltet, deren Resultat man zweckmäßigerweise abwarten muß, ehe man seine definitive Entscheidung trifft. Unter allen Umständen würde, falls man sich zur Wiedereinführung eines Befähigungsnachweises für Bauhandwerker entschließen sollte, Zweierlei zu fordern sein. Die Prüfung dürfte nicht von Concurrenten, sondern müßte von staatlichen Prüfungsbehörden vorgenommen werden. Und um die Freizügigkeit zu wahren, müßte das ertheilte Prüfungszeugniß, wie es auch bei den Hufschmieden der Fall ist, für den ganzen Umfang des Reichsgebietes Geltung haben.

Die besondere Stellung der Bauhandwerker ist auch in den Anträgen der Reichspartei insofern berücksichtigt worden, als für dieselben — im Gegensatz zu den anderen Handwerkern — eine technische Prüfung vor einer besonderen Behörde vorgeschrieben wird. Die Bestimmung ist außer auf die Bauhandwerker auch auf die Fleischer ausgedehnt worden. Der Grund für diese Ausdehnung ist nicht einzusehen. Allerdings muß zugestanden werden, daß das Fleischergewerbe zu denjenigen Gewerben gehört, welche „bei mangelhafter Ausübung Leben und Gesundheit der Mitbürger gefährden können". Aber diese Gefährdung, wie sie beispielsweise durch den Verkauf trichinenhaltigen Fleisches stattfinden kann, wird stets ein Ausfluß mangelnder Sorgfalt, nicht mangelnder Befähigung sein. Mit einer Prüfung würde hier also wenig geholfen werden.

Die Einführung eines Befähigungsnachweises für einzelne Handwerker, z. B. Bauhandwerker — das ist das Resultat unserer Erörterung — scheint erwägenswerth. Die Entscheidung darüber kann aber nur auf Grund einer eingehenden Prüfung der Verhältnisse des betreffenden Handwerkes stattfinden. Die Einführung eines allgemeinen Befähigungsnachweises für das gesammte Handwerk ist mit der thatsächlichen Gestaltung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse nicht mehr vereinbar. Sie würde dem Handwerk nicht zum Nutzen, sondern nur zur Belästigung und Schädigung gereichen.

Der Socialismus in Belgien.

Von Moriz Wollmann.

Selten ist ein Land aus dem Traume einer scheinbar vollendeten Glückseligkeit zu einer so ernsten Wirklichkeit erwacht, wie das kleine, dichtbevölkerte Belgien. Nach einem fünfzigjährigem Wohlstand, welcher alle Klassen der Gesellschaft in gleicher Weise zu beglücken schien, nach einem halben Jahrhundert ruhiger staatlicher Entwickelung sieht das Königreich plötzlich die Grundlagen seines Reichthums, die obersten Principien seiner Verfassung und selbst die Form seiner Regierung durch den mächtig aufsteigenden Socialismus bedroht. In den großen industriereichen Becken des Hennegau und der Lütticher Provinz, in den zahllosen Fabriken Flanderns und unter dem riesenhaft anwachsenden Proletariate der großen Städte ist eine Bewegung in's Leben getreten, welche offen, ohne Hinterhalt und ohne Umwege auf die Erreichung dreier Ziele losgeht: eine ausgedehnte Arbeitsschutzgesetzgebung, die Gleichheit aller politischen Rechte und die Abschaffung des Königthums mit allen dem monarchischen Princip innewohnenden aristokratischen Einrichtungen. Diese Ziele verfolgen heute 5—600,000 Menschen in Belgien, der Zahl nach gewiß die Mehrheit des belgischen Volkes, aber den politischen Rechten nach ganz ohne jede Bedeutung, da die oligarchische Verfassung von 1831 die ausschließliche Leitung des Staatswesens in die Hände der obersten Steuerträger legte. Die Geschichte lehrt uns, daß solche künstliche Mehrheiten, wie sie heute in der belgischen Verfassung zum Ausdrucke kommen, weil diese eben die factische Mehrheit der Bevölkerung einfach ignorirt, zur dauernden Leitung eines Staatswesens nicht berufen sein können. Der Fortschritt der demokratischen Ideen kann nicht ermangeln, die Fiction zu beseitigen, daß 100,000 Menschen mehr sein sollen als 600,000 Menschen, bloß deshalb, weil einige Männer, die offenbar keine glänzende Voraussicht bewiesen, diese Ungereimtheit als Axiom in die Verfassung hineingeschrieben haben.

Hätte auch nur eines der vielen liberalen Ministerien, welche seit 1831 die Geschicke Belgiens leiten, die Nothwendigkeit begriffen, einen möglichst großen Kreis von Staatsbürgern an den politischen und socialen Geschicken des Landes zu interessiren, so wäre der Socialismus niemals zu seiner heutigen Gefährlichkeit gelangt. Die Reformen der Staaten, welche uns umgeben, blieben auf die jeweiligen belgischen Staatslenker ganz ohne Einfluß. Während Frankreich und Deutschland das allgemeine Stimmrecht einführten, während das Ministerium Gladstone in dem sonst so conservativen England den Wahlcensus herabsetzte, während selbst das als reactionär bezeichnete Ministerium Taaffe in Oesterreich das Wahlrecht der sogenannten Fünfgulden-Männer durchsetzte, blieb Belgien in den ausgetretenen Pfaden der liberal-clericalen Frage fast unbeweglich liegen. Ob Frère-Orban oder Malou oben auf kam: Für das Land hatte dieses Ereigniß keine andere Folge, als daß einige Schulen aufgerichtet oder aufgehoben, einige Pfarrer abgesetzt oder eingesetzt wurden. Um die große Masse der politisch Rechtlosen kümmerte sich weder der eine noch der andere, und man schien in den leitenden Kreisen Brüssels die Existenz einer socialen Frage ganz zu ignoriren. Deshalb konnte sich die von allen Regierungen verfolgte Internationale in den letzten Sechziger-Jahren in Belgien unter allen Ministerien behaupten, weil man daraus für dieses Land durchaus keine Gefahr fürchtete. Wer waren denn auch die belgischen Mitglieder der Internationale im Jahre 1869? Man zählte deren genau ein Dutzend, darunter freilich nicht ganz unbedeutende Namen, wie den hochgebildeten Arzt Dr. Cäsar de Paepe, den nachmaligen Abgeordneten Paul Janson, den heutigen Brüsseler Universitätsprofessor und hervorragenden Nationalöconomen Hektor Denis. Aber die große Masse der Arbeiter, welche noch in guten Lohnverhältnissen lebte, stand der socialistischen Idee noch so fremd gegenüber, daß die ge-

Digitized by Google

nannten Mitglieder der Internationale, die nicht gerne die Rolle eines Generals ohne Soldaten spielen wollten, ihr rothes Fähnlein vorläufig in die Taschen steckten. Sie erwarteten mehr von dem Umschwung der Zeiten, als von verfrühten Agitationen, und sie haben sich nicht getäuscht. Solange haben die leitenden Kreise Belgiens das Land mit den althergebrachten Phrasen regiert, bis die Arbeiterschaft und ein großer Theil der Bourgeoisie dieses unzeitgemäße Regime satt bekommen haben. Man begann in den unteren Volksschichten zu begreifen, daß die directe Einflußnahme auf die Regierung in Belgien ebenso ein allgemeines Recht bilden müsse, wie dies in Frankreich und Deutschland der Fall sei. Der Ruf nach politischen Rechten wurde ein allgemeiner und fand seinen Ausdruck in zahllosen Petitionen, welche jedoch nach einem kurzen Referate in die Papierkörbe der Kammern wanderten. Bringt man mit diesem regelmäßigen Uebergang zur Tagesordnung die Folgen der wirthschaftlichen Krise in Verbindung, welche in den Siebzigerjahren hereinbrach und die gesammte Arbeiterschaft in ein bisher nicht gesehenes Elend versetzte, so begreift man das ungeheuere Anwachsen des belgischen Socialismus in den letzten Jahren.

Es ist heute müssig, sich lange mit den Ursachen zu befassen, welche die socialistische Bewegung in Belgien großgezogen haben. Man hat einfach mit der Thatsache zu rechnen, daß der Generalrath der Arbeiterpartei über ein Heer von einer halben Million Menschen verfügt, welches er mit einer Disciplin zusammenhält und eines Tages in den Kampf gegen die heutige Gesellschaft führen wird. Die socialistische Partei Belgiens nimmt ihre Stärke vornehmlich aus der vortrefflichen Organisation ihrer Kräfte, welche die Organisation des deutschen Socialismus weit übertrifft und mit jener der amerikanischen Arbeiter auf gleicher Stufe steht. In dem kleinsten industriellen Orte Belgiens besteht bereits eine Arbeiterliga, welcher sich kein Arbeiter auf die Dauer zu entziehen vermag. Der Einfluß dieser socialistischen Vereine wächst derart, daß sie bereits in der Lage sind, einen gewissen Terrorismus auf jene Arbeiter auszuüben, welche sonst dem Vereinswesen keine besondere Sympathie entgegenbringen. Die politische Indolenz wird von den Arbeitervereinen nicht geduldet. Sie huldigen dem Grundsatz: wer nicht für mich ist, ist wider mich. Die Arbeitervereine eines und desselben Bezirkes sind unter einander durch eine Förderation verbunden, deren Aufgabe darin besteht, alle ihr unterstehenden socialistischen Vereine in ihrem Thun und Lassen genau zu überwachen, für die Erhaltung des Gemeingeistes zu sorgen und alle Arbeiter einem und demselben politischen Ziele zuzuführen. Die socialistischen Föderationen veranstalten die zahllosen Arbeiterversammlungen, zu welchen sie ausgewählte Redner delegiren, gründen, verwalten und bewachen die sogenannten Widerstandskassen (caisses de résistance), welche einstmals dazu dienen sollen, das Arbeiterheer während der allgemeinen Arbeitseinstellung zu ernähren, und rufen partielle Strikes hervor, wo ihnen dies den socialistischen Zwecken förderlich und dienlich erscheint. An der Spitze der ganzen Bewegung steht der Generalrath der Arbeiterpartei mit dem Sitze in Brüssel. Demselben gehören alle hervorragenden Führer und Redner der Partei an, von dem gebildeten und zielbewußten Cäsar de Paepe bis zum Fanatiker Anseele, welcher wie ein zweiter Camille Desmoulin die Volksmenge auf der Straße befeuert. Der Generalrath leitet durch besondere Delegirte die beiden Parteiblätter, den Genter „Vooruit“ und das Brüsseler „Peuple“, welche, vortrefflich im socialistischen Geiste redigirt, eine größere Anzahl von Abonnenten und Lesern besitzen, als die auf einer ziemlich niederen Stufe der Entwickelung stehende Presse der belgischen Bourgeoisie. Im Generalrath liegt die geistige Führung des belgischen Socialismus. Seinem Winke gehorchen Förderationen und Vereine und, so sehr ein Widerspruch dieser Thatsache mit dem socialistischen Principe herrschen mag, so kann man doch nicht bestreiten, daß es keine autokratischere Herrschaft gibt, als diejenige, welche der Generalrath der belgischen Arbeiterpartei auf seine socialistischen Untergebenen ausübt und keine größere Willenslosigkeit als die, mit welcher die letzteren dem ersteren gehorchen.

In Folge der eben so raschen wie unerwarteten Entwickelung seiner Macht steigt auch die Kühnheit des belgischen Socialismus. Er führt nicht allein eine offene aufrührerische Sprache in Vereinsversammlungen und in seiner Presse, er bedroht nicht bloß die Grundsäulen unserer politischen und socialen Verfassung in einer bisher nicht gehörten Weise, sondern predigt einen höchst confusen Collectivismus als ein förmliches Dogma. Die große Gefahr, welche in der Ausbreitung des belgischen Socialismus liegt, ist nicht zum geringsten Theile dem Umstande zuzuschreiben, daß die Leitung desselben in den Händen von aufrichtigen, aber leider halbgebildeten Fanatikern liegt. In den Köpfen dieser Leute, die bald da, bald dort irgend eine socialistische Lehre aufgeschnappt haben, malt sich die Welt ganz anders, als in anderen Köpfen. Weder Eduard Anseele, der Abgott der Genter Socialisten, noch Jean Volders, der rührige Redacteur des „Peuple“, noch der ehemalige Colporteur Louis Bertrand, haben auch nur eine Ahnung von dem, was sie wollen, oder was sie an die Stelle dessen setzen würden, was sie zerstören wollen. Sie werfen unter die zum größten Theile unwissenden Massen das unverstandene Schlagwort Collectivismus hinein, und der Commentar dazu lautet, daß aller Besitz auf Gottes Erdboden gemeinschaftliches Gut bilden müssen, an dessen Ertrag Jeder nur nach Maß seiner wirklichen Arbeitsthätigkeit theilzunehmen habe. Die Arbeiter, welche den Collectivismus schwerlich begreifen, sehen darin bloß eine Art Theilung der Güter, für welche der Nichtbesitzende naturgemäß sehr leicht zu begeistern ist. Man redet ihnen in hunderten von Versammlungen vor, daß die Bergwerke nicht den Bergwerksbesitzern, sondern den Arbeitern gehören, weil diese allein die Produkte an's Tageslicht fördern. Daß die Fabriken Eigenthum der Arbeiter sind, versteht sich nach dieser Theorie von selbst. Da aber der Staat diese Theorie nicht anerkennt, so sagt man den Arbeitern, daß die große Masse des Volkes von einigen wenigen Männern mit Hülfe einer ungerechten, ihnen zur Verfügung stehenden Gesetzgebung ausgebeutet wird. Auf diese Weise gelangt der Arbeiter dazu, in jedem Vorgesetzten, in jedem materiell besser Gestellten den Ausbeuter zu erblicken, der auf seine Kosten lebt und an dem Marke des Volkes zehrt. Daß es nicht genügt, zu produciren, daß der mechanischen Arbeit der Geschäftsgeist zur Seite stehen muß, daß kein Köper ohne Kopf gedacht werden kann, sind Dinge, über welche die belgischen Socialistenführer zur Tagesordnung übergehen. Sie erhalten ihre Werkzeuge in einem bewußten oder unbewußten Irrthum und dies mit um so größerem Erfolge, als es ihnen thatsächlich gelungen ist, einen Theil ihres socialistischen Programms zu verwirklichen und in dem Cooperativsystem eine neue gewaltige Hülfsquelle für ihre Bestrebungen zu finden.

Die außerordentlich rasche Ausbreitung des Cooperativsystems gehört zu den auffälligsten Erscheinungen der jüngsten socialen Geschichte Belgiens. Kaum wenige Monate sind verflossen, seitdem Eduard Anseele in Gent die cooperative Genossenschaft „Vooruit“ gründete und schon ist das Land mit solchen Unternehmungen förmlich bedeckt. Um das Wachsen dieser Bewegung in Belgien zu verstehen, ist es nothwendig, einen Blick auf die analogen Verhältnisse in anderen Staaten zu werfen. In Deutschland, wo Schulze-Delitzsch durch das System der Productivgenossenschaften den Anstoß gab, ist die Bewegung verhältnißmäßig jung, da die erste Productivgenossenschaft im Jahre 1849 in's Leben trat. Raiffeisen hat dieses System später auch auf die landwirthschaftlichen Verhältnisse übertragen. Allein es dauerte ein volles Jahrzehnt, bis die neue auf ausgezeichneten socialpolitischen Grundsätzen beruhende Einrichtung eine nennenswerthe Entwickelung erreichte. So zählen wir im Jahre 1859 in Preußen nicht mehr als 171 Productiv- und Consumvereine, eine Zahl, die rapid steigt. Im Jahre 1864 erreichen sie schon die Ziffer 771 und steigen 1874 auf 1644, 1883 auf 3688 und im Januar 1885 auf 3822. Diese Cooperativ-Vereine zählten im Januar 1885 nicht weniger als $1^1/_2$ Millionen Mitglieder mit einem Grundcapital von 375 Millionen Francs und einem durch Darlehen aufgenommenen Capital von 625 Millionen

Digitized by Google

Francs. Zu bemerken ist, daß die Mehrzahl der deutschen Cooperativ-Vereine sich mit Darlehen an kleine Geschäftsleute befassen, so daß wir im Januar 1885 nicht weniger als 1965 Vorschußkassenvereine zählen. Eine weit geringere Entwickelung hat das Cooperativsystem in Oesterreich aufzuweisen, wo die statistischen Daten mit 1881 abschließen. In diesem Jahre bestanden in Österreich im ganzen 1476 Cooperativ-Vereine, darunter 1120 Vorschußkassen und nur 235 Consum-Vereine. Die letzteren repräsentiren ein Vermögen von etwa sechs Millionen Francs. Noch schlimmer sieht es damit in Italien aus, wo vor dem Inkrafttreten des neuen Handelsgesetzbuches vom 1. Januar 1883 die Cooperativ-Vereine überhaupt keine gesetzliche Anerkennung besaßen und sich hinter der Firma „Anonyme Gesellschaft" verbergen mußten. Auch in Italien sind es merkwürdigerweise die Vorschußvereine, welche fast ausschließlich eine progressive Entwickelung bekunden. Am 30. Juni 1885 belief sich die Zahl der italienischen Vorschußvereine, welche ihr Aufblühen bekanntlich dem Nationalöconomen Luzzatti verdanken, auf 368 mit einem Capital von 64 Millionen Francs und einem Geschäftsumsatz von 510 Millionen Francs. Wie rasch diese Institute auf der appeninischen Halbinsel sich entwickeln, kann aus der Thatsache ersehen werden, daß die Zahl derselben schon am 1. Jan. 1886 von 368 auf 423 gestiegen ist. Am ältesten ist die praktische Anwendung des Cooperativsystems in Frankreich, wo im Jahre 1832 in Mülhausen im Elsaß die erste cooperative Bäckerei eröffnet wurde. Die Entwickelung ging aber äußerst langsam vor sich, so daß wir 1851, also einige Jahre nach dem Auftreten von Schulze-Delitzsch in Deutschland, erst 38 Consumvereine finden. Ueberhaupt haben sich die letzteren in Frankreich auch heute keiner besonderen Beliebtheit zu erfreuen, wogegen die Productiv-Vereine eine gewisse Bedeutung erlangten. In mehreren hervorragenden französischen Fabriken wird die Cooperation in der Weise geübt, daß jeder Arbeiter neben dem Lohne eine verhältnißmäßige Betheiligung am jährlichen Gewinn erhält. Ich will hier nur zur Verdeutlichung dieses wirthschaftlich so wichtigen Systems einige Beispiele anführen. Die berühmte Papierfabrik Laroche-Joubert in Angoulème zahlte Ende 1883 den Arbeitern einen monatlichen Durchschnittslohn von 110 Francs. Jeder daselbst beschäftigte Arbeiter hat aber Anspruch, nach einer gewissen Arbeitszeit eine lebenslängliche Pension zu beziehen, wie auch auf die Versorgung seiner Witwe und unmündigen Kinder. Nach jedem Geschäftsjahrschluß wird der Gewinn berechnet und zwischen dem Fabriksherrn und dem gesammten Personale nach einem gewissen Quotenverhältnisse vertheilt nach Abzug einer gewissen Summe für den Pensionsfonds. Herr Laroche-Joubert, welcher Mitglied des französischen Abgeordnetenhauses ist, erklärte anläßlich einer Enquête des Ministers des Innern Waldeck-Rousseau über die Cooperativ-Vereine im Jahre 1883, daß er selbst in Zeiten der ärgsten Krise mit gutem Profit arbeite, eine Thatsache, die der französische Großindustrielle dem bei ihm bethätigten Systeme der Cooperation ausschließlich zuschreibt. Gleiche Verhältnisse hat man in den Fabriken von Heclaire, Godin und Anderen bemerkt. Wenn wir noch einen Blick auf England, den klassischen Boden der Cooperation wenden, so finden wir daselbst die wirthschaftlich bedeutendste Ausbildung des Systems. Der Geschäftsumfang der großbritanischen Cooperativgenossenschaften von 1862 bis 1882 umfaßte die enorme Summe von mehr als $6^1/_2$ Milliarden und der unter die Mitglieder vertheilte Gewinn erreichte die Höhe von 530 Millionen Francs.

Während das Cooperativsystem also rings um Belgien herum die größte Ausbreitung erlangte, blieb dieses Land hinter allen seinen Nachbarn zurück. Bis 1885 war das System der Productivgenossenschaften in Belgien unbekannt. Es erschien auf der Bildfläche des öffentlichen Lebens zugleich mit dem belgischen Socialismus, woraus sich die Eigenthümlichkeit seines Charakters erklärt. In allen Ländern beruht die Cooperation auf einer ausschließlich wirthschaftlichen Grundlage, nämlich auf dem Bestreben nach Verbilligung der Bedürfnisse. In Belgien dagegen ist sie hauptsächlich ein Mittel zur Führung des socialen Kampfes der Arbeiter gegen die Bourgeoisie. Deshalb fallen die belgischen Productionsgenossenschaften mit den Arbeiterförderationen zusammen und gedeihen bloß da, wo die Arbeiterorganisation feste Gestaltung angenommen hat. Die kleine Bourgeoisie wird zur Theilnahme an den Cooperativgenossenschaften nur zugelassen, wenn ihre socialistische Gesinnung unzweifelhaft ist und zwar aus dem Grunde, weil die Arbeiterführer darnach streben, die bürgerliche Mittelclasse entweder wirthschaftlich zu verderben oder aufzusaugen. Die ganze Organisation der belgischen Cooperativvereine, deren Musterinstitut in der Genter Phalanx Anseele's zu suchen ist, läuft auf dieses Ziel hinaus. Deshalb beschränken sie sich keineswegs darauf, billig zu produciren und den Gewinn unter die Mitglieder zu vertheilen, sondern verkaufen die Producte auch an andere, der Cooperation ganz fernstehende Personen. Die belgischen Cooperativvereine sind also vollständige Handelsgesellschaften, bei denen der Producent zugleich Detailhändler ist, so daß jede kaufmännische Zwischenperson ausgeschlossen ist. Naturgemäß muß rings um diese belgischen Cooperativvereine die ganze kleine Kaufmannschaft verschwinden, eine Erscheinung, die man in Gent, Brüssel und im ganzen Hennegau bereits wahrzunehmen beginnt und deren Weitergreifen wohl zahlreiche Maßregeln erfordern wird. Denn je reicher diese Cooperativvereine durch das Aufsaugen des ganzen Handels werden, desto ärmer wird die kleine Bourgeoisie und desto stärker wird die Armee des Socialismus. Aber auch in Bezug auf die Vertheilung des Gewinns sind die belgischen Cooperativvereine wirthschaftlich sehr von den ähnlichen Einrichtungen in Deutschland und anderen Staaten verschieden. Denn der Gewinn wird nur zum geringsten Theile zur Aufbesserung der wirthschaftlichen Lage der Vereinsmitglieder verwendet. Der größte Theil fließt in die Brüsseler Centralcasse des Generalraths der Arbeiterpartei, welcher damit die Kosten der socialistischen Agitation bestreitet. Daraus wird gegenwärtig ein großer Fond gebildet, welcher später zur Durchführung einer allgemeinen belgischen Arbeitseinstellung während längerer Zeit hindurch dienen soll.

Der allgemeine Strike ist nämlich das große Effectmittel, von dem sich unsere Socialisten Alles versprechen. Die ruinirte Bourgeoisie wird ihnen dann zu Füßen liegen und alle politischen und socialen Reformen gewähren müssen, die sie heute vergebens verlangen. Das Cooperativsystem hat nun hauptsächlich den Zweck, die Mittel zu dieser großen Action zu schaffen, und in der That ist der Erfolg ein geradezu überraschender. Es ist mir zwar nicht bekannt, welche Summe sich bereits in den Kassen des Generalraths der Arbeiterpartei angehäuft hat. Doch wird dieselbe zum mindesten die Höhe einer halben Million erreichen. Damit kann man 8000 Strikende schon dreißig Tage lang erhalten. Bedenkt man, daß der Zufluß der reichen Geldmittel das Resultat weniger Monate ist und täglich mit der steigenden Ausbreitung des Cooperativsystems wächst, so wird man sich der Vorahnung der Gefahr nicht verschließen können, welche der ganzen belgischen Gesellschaft aus diesem Systeme droht. Das Cooperativsystem, wie es in Belgien practicirt wird, muß zur Vernichtung eines Theiles der Bourgeoisie, zur scharfen Sonderung der reichen und armen Klassen und damit zu einer socialen Krise der schärfsten Art führen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Professor Ludwig Uhland und seine Schüler.

Ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Geburtstage des Dichters.

Von Adolph Kohut.

Nur wenige Jahre war es Ludwig Uhland beschieden, seine akademische Laufbahn fortzusetzen. Man weiß, daß der akademische Senat zu Tübingen den berühmtesten schwäbischen Dichter des Jahrhunderts und den ausgezeichneten germanischen Forscher, dessen 1822 erschienene grundlegende Schrift über Walther von der Vogelweide und andere Arbeiten ihn mit einem Schlage in die Reihe der ersten deutschen Germanisten gestellt hatten, zu einer außerordentlichen Professur der deutschen Sprache vorgeschlagen. Die württembergische Regierung besann sich aber volle anderthalb Jahre, denn der schneidige und gesinnungstüchtige Freiheitssänger, der stramme Demokrat war ihr nichts weniger als eine persona grata. Endlich erfolgte seine Ernennung, und 1830 nach den Osterferien begann er in Tübingen seine Vorlesungen im größten akademischen Hörsaal „über Geschichte der deutschen Poesie im 13. bis 14. Jahrhundert." Trotzdem er als Docent große Erfolge erzielte, und obschon er, wie Alles im Leben, mit dem größten Eifer auch die akademische Carrière erfaßte, so war doch sein Lehramt an der Universität schon im Herbste 1832 zu Ende. Ludwig Uhland hatte nämlich nicht Urlaub erhalten, um seinen Sitz in der der schwäbischen Regierung Opposition machenden Kammer einzunehmen, in Folge dessen er seinen Abschied nahm, welcher ihm am 22. Nov. 1832 vom Minister Schlayer „sehr gern" ertheilt wurde.

Diese kurzen drei Jahre gehörten zu der schönsten Erinnerung des großen Dichters und edlen Menschen und noch als Greis sprach er sehr gern mit seinen Freunden über jene schöne Zeit, welche er im Kreise seiner zahlreichen Schüler verlebte. Ludwig Uhland las nicht frei, alle seine Manuscripte waren sorgfältig ausgearbeitet, und er docirte mit kräftiger und markiger Stimme. Einer seiner Schüler, Dr. Klüpfel, berichtet uns, daß er sein Bestes gab, weil er sich mit ganzer Seele in den Stoff der germanischen Forschung, welche er seit seiner frühesten Jugend mit Begeisterung trieb, vertieft hatte. Das, was er vortrug, war nicht ein zum Behuf der Vorlesung im Drange des täglichen Bedürfnisses niedergeschriebenes Heft, sondern die Frucht vieljähriger Arbeit. Wie sehr er die Studenten zu begeistern wußte, beweist schon die eine Thatsache, daß er gleich nach der ersten Vorlesung durch einen stattlichen Fackelzug und ein Ständchen geehrt wurde.

Wie schon bemerkt, las Uhland im Sommersemester 1830 über die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, und zwar viermal wöchentlich vor 53 Zuhörern, im Winter 1830—1831 über das Nibelungenlied viermal vor 12, im Sommer 1831 über die Geschichte der deutschen Poesie im 15. und 16. Jahrhundert dreimal wöchentlich vor 22 und im Winter 1831 bis 1832 über die Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker dreimal wöchentlich vor 41 Zuhörern. Sehr besucht war sein „Stilisticum", bestehend in seinen höchst anregenden Uebungen im schriftlichen und mündlichen Vortrag. Man reichte — sagt der verstorbene Schüler Uhlands, Professor Adelbert v. Keller — die schriftlichen Ausarbeitungen in Prosa oder Poesie Uhland ein, der sie dann in der Stunde durch den Verfasser vortragen ließ, anonyme selbst vortrug und immer zum Schluß sein Urtheil beifügte, stets treffend, aber auch, wenn Tadel nothwendig war, mild, schonend und ermuthigend.

Von diesen Schülern Uhlands, die insgesammt mit Verehrung an ihm hingen, haben sich mehrere literarisch, im Beruf oder sonst im öffentlichen Leben, einen geachteten Namen erworben. Mögen hier einige derselben angeführt werden. Zuvörderst seien hier die Professoren Adelbert von Keller, Franz Pfeiffer und Wilhelm Ludwig Holland genannt. Dieselben haben sich durch die Herausgabe von „Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" (acht Bände, Stuttgart 1865—1873) um die Manen ihres Meisters sowohl wie um die germanische Wissenschaft ein hohes Verdienst erworben. Doch nicht allein Germanisten von Fach waren Schüler Uhland's, sondern auch Juristen, Theologen, Philosophen, Mediciner u. s. w. So war z. B. der Dichter und Criminalist Chr. Reinhold Köstlin, der als Professor der Rechte in Tübingen 14. Sept. 1856 starb, ein Jünger Uhlands. Unter dem Namen Reinhold veröffentlichte er Gedichte und Novellen; die letzteren erschienen gesammelt in Bremen 1847; als dieser einst seinem Meister ein Gedicht: „Dichters Erkennung" einreichte, sagte Uhland, an dasselbe anknüpfend, u. A.: „So viel Abstracta, Demuth, Liebe, Glauben, Hochmuth, Neid sollte der Dichter nicht in zwei Zeilen zusammendrängen. Sie machen ihn viel zu rücksichtlich, zu genirt. Ein Dichter, wie er hier gedacht wird, ist um seine Haltung zwischen Demuth und Hochmuth gar nicht verlegen. Er geht in Gottes Namen seinen Weg. Wenn er aber auch gezwungen ist, sich über sein Wesen auszusprechen, so spricht er sich eben nicht so abstract aus. Das Bewußtsein des Dichters beruht in der Totalität seiner Auffassungen, in der Gedanke, Bild, Empfindung zusammenfallen, und so gleicht auch sein Ausdruck jenen Gewitterschlägen, in denen der Blitz leuchtet, der Donner hallt und die Wolke strömt. Was ich an dem Gedicht zu rühmen habe, das ist die unverkennbare Liebe zu seinem Gegenstande, die es erwärmt."

Kein Geringer wie der berühmte Philosoph Eduard Zeller gehörte gleichfalls zu den Schülern Uhlands; an eine Arbeit des Ersteren: „Ueber den Standpunkt der altgriechischen Kunst" knüpfte der letztere eine sehr interessante kunstgeschichtliche Betrachtung, wenn er z. B. „das sinnige Auge" rühmt, womit der Verfasser seinen Gegenstand betrachtet habe. Zu den Zuhörern des Professors Ludwig Uhland gehörten u. A. noch: Ludwig Georgii, Hermann Reuchlin, Adolf Helfferich, Wagner von Lauffenburg, Albert Schott und die Dichter Eduard Mörike, Gustav Pfizer, Hermann Kurz, Karl Fetzer.

Einer der Lieblingsschüler Uhlands war der stud. theol. Wassermann, gegenwärtig Kirchenrath und geadelter Oberrabbiner in Stuttgart. Durch die Freundlichkeit desselben bin ich in den Besitz der beiden nachstehend abgedruckten und bisher noch nicht veröffentlichten Briefe Ludwig Uhland's gelangt, welche beweisen, wie gern der Dichter jener Jahre der Docentenzeit eingedenk war. Dieselben lauten:

I.

Entschuldigen Sie, hochgeehrter Herr Doctor, die verspätete Zurückgabe Ihrer freundlichen Mittheilung. Es hatten sich gleichzeitig sechs poetische Manuscripte auf meinem Tische zusammengefunden. Möchten nur auch die anderen alle mich gleich lebendig angesprochen haben oder noch ansprechen können, wie das Ihrige. Durch das bemerkte Zusammentreffen hat sich mir freilich die Erfahrung bestätigt, daß die Kritik in diesen Gebieten seit geraumer Zeit vorzugsweise dem germanischen Alterthum zugewandten Studien sehr ferne liegt. Um einem neuen Erzeugniß im Fache der schönen Litertur seine Stellung richtig anweisen zu können, muß man mit dem gegenwärtigen Stande derselben im Ganzen näher bekannt sein, als dies bei mir der Fall ist. Ihre Erzählung hat, nach meinem Bedünken, Naturgemälde und Sittenschilderungen aus dem Orient, sodann, was den Stil betrifft, die Spruchrede und, ohne Ueberladung, auch die Bildersprache des Morgenlandes, mit den Vorgängen des inneren Lebens zu wirksamem Gesammteindruck verbunden. Dazu stimmt auch die gewählte Form, daß der Erzähler das Wort an seine Pflegetochter richtet, nur in dem Abschnitt erscheint dies mißlich, welcher den Fehltritt der Mutter schildert. Ich bin mit Muhamed's geschichtlichen Charakter zu wenig vertraut, um voraussehen zu können, welchen Gang Ihre Darstellung fortan nehmen wird, aber gewiß eröffnet sich ihr ein weites Feld bedeutungsvoller Entwickelungen eines gewaltigen Geistes und der von ihm hervorgerufenen Volksgeschichte.

Mit freundschaftlicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Tübingen, 21. December 1855. L. Uhland.

Digitized by Google

II.

Hochgeehrter Herr Doctor!

Seit Empfang Ihres schätzbaren Geschenkes drängten sich bei mir verschiedenartige Abhaltungen, die mir den stillen Genuß einer größeren poetischen Arbeit nicht gestatten wollten. Doch kenne ich ja den edlen Geist Ihrer nunmehr zum Abschluß gebrachten Dichtung schon aus der früheren, theilweisen Mittheilung und darf es jetzt nicht länger anstehen lassen, noch vor dem für nächsten Monat beabsichtigten Antritt einer Reise, Ihnen für die werthe Gabe selbst und für die sehr freundlichen Zeilen, mit denen Sie dieselbe begleitet haben, meinen herzlichsten Dank auszudrücken. Bei der Rückerinnerung an jene wenigen Jahre, die ich dem akademischen Lehrberufe widmen konnte, werden mir die jugendlichen Geister lebhaft gegenwärtig, mit denen ich damals in nähere Berührung kam und welche, wie sie mannigfach begabt waren, nachher auch in so vielgetheilte Lebensbahnen eingetreten sind. Zeichen einer fortdauernden Anhänglichkeit haben mich schon öfters erfreut, mag ich sie auch zunächst dem unerloschenen Andenken an die freie, fröhliche Studienzeit zu verdanken haben.

Bewahren auch Sie, geehrtester Herr Doctor, mir fernerhin die freundschaftliche Gesinnung, von der mir eben jetzt ein so schöner Beweis zugegangen ist.

Hochschätzend

Ihr ergebenster

Tübingen, 31. Juli 1859. L. Uhland.

Zur näheren Erläuterung dieser beiden Zuschriften sei Folgendes bemerkt. Wassermann war schüchtern bei der Veröffentlichung von Geistesproducten und wandte sich daher, als er sich, nachdem das nonum prematur in annum längst vorüber war und er sich entschloß, seinen Roman: „Die Mädchen von Chaibar" herauszugeben, unter Zusendung des Manuscripts einer größeren Episode daraus an seinen einstigen Lehrer mit der Bitte, ihm wie damals bei seinen Arbeiten während seiner Studienzeit ein strenges Urtheil über deren Werth zukommen zu lassen. Darauf erfolgte die obige Antwort Uhlands. Dennoch zögerte der Verfasser lange und erst später erschien der Roman unter dem Pseudonym „Orientalis" im Metzler'schen Verlage in Stuttgart. Eines der ersten Exemplare, über welches der Autor zu verfügen hatte, sandte er an Uhland und dieser gab die gleichfalls oben mitgetheilte liebenswürdige Antwort.

Ein dänischer Humorist.

Von Oskar Bulle.

Es scheint zu den Wesenseigenthümlichkeiten der humoristischen Schöpfungen zu gehören, daß sie still wirken. Aber sie wirken dafür tief und unauslöschlich. Und sie wirken weit, weit über die Grenzen hinweg, welche Länder und Völker scheiden. Keine andere schriftstellerische Gattung ist so befähigt, Gemeingut mehrerer Nationen zu werden, wie die humoristische, keine andere findet so leicht wie sie die gemeinsam klingende Saite in der Brust mehrerer, in ihren Gemüthsbedürfnissen sonst so verschiedener Stämme heraus. Freilich gilt das nur von jenem Humor, der nicht nur in den durch locale oder individuelle Eigenthümlichkeiten erzeugten neckischen Widersprüchen begründet ist, sondern dessen Wesen auf Beobachtungen beruht, die an allgemeineren menschlichen Zuständen und Schwachheiten angestellt worden sind. Diese letzteren sind ja nie zu erschöpfen und nie zu ergründen. Immer wieder stellen sie sich ein, bei jeder frischen Einzelnatur und innerhalb jeder Nation, und immer wieder geben sie Veranlassung, dem hypochondrischen Beobachter zum Schelten und zum Jammern, dem glücklicher gearteten Philosophen aber zum stillen Lächeln. Und der schriftstellerische Ausdruck für dieses stille Lächeln über die Schwachheit des allgemein Menschlichen ist eben der echte Humor.

Henrik Scharling — so ist der Name eines dänischen Schriftstellers, dem wir jene stille, aber weit- und tiefgehende Wirksamkeit des echten Humoristen zuschreiben können — hat ein poetisches Erstlingswerk geschaffen, in welchen er eine jener allgemein menschlichen Schwachheiten in der liebenswürdigsten Weise schildert und belächelt. Er nimmt sich die jugendliche Eitelkeit, das ungeheure Liebesbedürfniß und die blinde Selbstgefälligkeit eines eben aus den Knabenjahren herausgewachsenen Jünglings zum Vorwurf, aber er verbindet diese an sich ja „höchst tadelswerthen" Eigenschaften seines Helden mit soviel Jugendfrische, Urwüchsigkeit und harmloser Unbefangenheit, daß wir denselben gleich bei der ersten Bekanntschaft liebgewinnen und mit regem Antheil durch alle seine unschuldigen Abenteuer und Enttäuschungen hindurchbegleiten. Derselbe erzählt die letzteren uns selbst. „Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddebo" — so lautet auch der Titel des Buches*) — war es, als er, ein junger Student, sich in seine beiden künftigen Schwägerinnen verliebte, als er die entsetzlichsten Gewissensbisse erduldete wegen dieser Vielseitigkeit seines fühlenden Herzens und die grausamsten Qualen der Unentschlossenheit durchkostete. Mit behaglicher Laune charakterisirt er sich und seine beiden trefflichen Brüder. Er ist der Jüngste und steht unter der Obervormundschaft der beiden Anderen, aber er meint nicht nur, daß er feuriger und kräftiger, sondern auch daß er liebenswürdiger sei, als sie, denn noch nie hat er beobachtet, daß ein weibliches Herz sich für Jene erwärmt hätte. Der Aeltere dieses Brüderpaares ist ein höchst gelehrter, aber auch sehr zerstreuter und für die Außenwelt scheinbar schon verlorener Candidat der Theologie — der „Alte" wird er darum im kleinen Kreise genannt; der Andere ist ein vertrockneter Jurist, dessen einziges Interesse die Zeitung und die Politik bilden, sie nennen ihn nur das „Corpus juris". Und mit diesen beiden hölzernen Gesellen zieht der junge, lebhafte Nicolai — so nennt der Held sich selbst — am dritten Weihnachtsfeiertage aus, um jenes Pastorat zu besuchen. Die älteren Brüder sind schon oft dortgewesen, aber niemals haben sie dem Jüngeren erzählt, daß das trauliche Haus auch zwei reizende Töchter berge — so wenig haben sie Sinn für das ewig Weibliche! denkt derselbe überhebenden Sinnes bei sich selbst. Ein schalkhafter alter Herr tritt ihnen in dem Pastor entgegen, eine gütige, sorgliche Frau in der Pastorin. Der Töchter Art und Wesen ist gänzlich verschieden: ernst und sinnig ist die Aeltere, lebenslustig und praktisch die Jüngere. Der arme Nicolai wird sich selbst nicht klar darüber, welche ihm am besten gefällt, aber mit großer Gewalt erfaßt ihn die Liebe zu Beiden und — das ist der Humor bei der Sache — erfaßt ihn die Einbildung, daß er von Beiden geliebt sei. Er begeht, von diesen beiden Empfindungen geleitet und von dem alten Pastor, der ihn bald durchschaut, arg geneckt, die köstlichsten Dummheiten. Eine Schlittenfahrt, ein Eislauf und schließlich ein kleines Tanzfest im Pastorate steigern immer mehr die Verworrenheit seines Fühlens und seine Blindheit, bis er plötzlich erfährt, daß seine beiden Brüder schon lange die Herzen der reizenden Pfarrerstöchter gewonnen und sich während des Tanzfestes mit den letzteren verlobt haben. Das Erwachen Nicolai's ist prächtig geschildert und ebenso prächtig seine Verwunderung, als er in seinen verkannten Brüdern herrliche und gemüthvolle Menschen entdeckt. Ueberhaupt gewinnt diese, in ihren Grundlagen so überaus einfache Erzählung dadurch einen besonderen Reiz, daß die humoristische Entwickelung der Handlung sich ebenso sehr vor dem ernsten Hintergrunde eines warmen und herzlichen Familienlebens vollzieht, wie die humoristische Schilderung der jugendlichen Schwächen des Helden sich auf seine trefflichen, gesunden und wahren Charaktereigenschaften gründet. Hierdurch gewinnt das ganze Werk einen so gemüthvollen Zug, daß selbst die große Anmuth und Leichtigkeit der Darstellung und die scheinbar kunstlose und doch so künstlerische Fügung der Handlung dagegen zurückstehen müssen. Welche trefflichen Menschen!

*) Uebersetzungen in's Deutsche sind erschienen bei Hinricus Fischer Nachfolger in Norden (4. Auflage) und bei M. Heinsius in Bremen.

Digitized by Google

rufen wir nach Beendigung der Lectüre voll Bewegung aus, wenn uns dabei vielleicht auch noch das Lachen über ihre humoristischen Außenseiten um die Lippen zuckt. Wie in Fritz Reuter's „Stromtid" der Jochen Näßlerische Familienkreis ebenso rührend und ergreifend als erheiternd wirkt, so hinterlassen uns auch diese Bewohner und Besucher des Pastorats zu Nöddebo diese beiden Eindrücke in edelster Vermischung.

Anschließend an dieses Buch und vielleicht ermuntert durch den Erfolg desselben hat Henrik Scharling eine Fortsetzung der Selbstschilderung des jungen Nicolai in einem zweiten Werke gegeben, welches den Titel führt: „Meine Frau und ich".*) Aus dem jungen Studenten der Theologie ist ein Kunstschriftsteller geworden. Der „Alte" und „Corpus juris" haben allerdings zu diesem Berufswechsel den Kopf geschüttelt, aber der jugendliche Enthusiast hat ihnen überzeugend dargethan, daß seines Bleibens bei der Theologie nicht sei. So haben sie endlich eingewilligt, aber Corpus juris hat seinem Jüngsten nun ernstlich in's Gewissen geredet, daß nun allem Verliebtsein ein Ende gemacht werden müsse, denn ein Schriftsteller mit unsicheren Aussichten könne an's Heirathen niemals denken. Und der so leicht begeisterte Nicolai muß ihm Recht geben; er beschließt, alle Gedanken an zukünftiges Eheglück aus dem Herzen zu reißen, das inzwischen so oft schon wieder in Liebe geglüht hat, und fürder nur noch seinem „hohen Berufe" zu leben. Aber wie bald wird er diesem Entschlusse untreu! Er lernt einen armen Maler kennen, den glücklichen Vater von vier Töchtern, er verliebt sich sogleich in eine dieser Töchter, in die holde Estrid, und da er an dem Beispiele dieser mit ewiger Geldnoth kämpfenden Künstlerfamilie sieht, wie leicht es doch sei, einen Hausstand zu führen, stürzt er sich kopfüber in die Gefahr: er heirathet. Welche anmuthige, humor- und gemüthvolle Schilderung eines jungen Haushaltes folgt nun! Nicolai hat das bescheidene Amt eines Museumsassistenten. Das junge Paar muß sich also gewaltig einschränken. Es bezieht ein kleines Logis in der Nähe eines Parkes, es begeht die Unklugheit, für das erste flüssige Geld einen kostbaren Kupferstich der „Hochzeit zu Kana" nach Paolo Veronese zu kaufen, es gibt eine Gesellschaft und zieht sogar einen Sommer für einige Monate auf's Land — dabei muß es immer über das knappe Einkommen stolpern und immer Angst haben vor einer alten, redlichen, aber die beiden jungen Leute tyrannisirenden Magd. Mit einem trefflichen Realismus sind diese kleinen Bilder aus einem jungen Eheleben gemalt. Ueberall liegt eine tiefe und seelenvolle Auffassung von der Welt und von dem Menschenherzen zu Grunde, auf der Oberfläche nur kräuselt ein leichter Humor die Begebenheiten zu leichten Wellen. Die Schicksale des jungen Paares in der Sommerfrische sind besonders erheiternd. Denn der junge Ehemann ist dort zum Hüter einer seiner liebreizenden Schwägerinnen avancirt. Sein bester Jugendfreund wird ihm lästig, weil er für diese Schwägerin Interesse bezeigt, und aus dem harmlosen Nicolai wird ein argwöhnischer Philister. Der Argwohn verleitet ihn schließlich auch zu einem Eifersuchtsanfalle gegen seine Frau; die Heilung von demselben bildet den hübschen Abschluß des Buches. Trotz der prächtigen Gabe der humoristischen Einzelschilderung ist Henrik Scharling mit diesem Werke hinter dem Vorläufer desselben zurückgeblieben. Der Grund hierfür ist die Zersplitterung des humoristischen Inhaltes in viele Einzelzüge. Wir erkennen in dem jungen Ehemanne zwar den Nicolai aus dem Pastorate zu Nöddebo ohne Schwierigkeiten wieder, wir finden den unbesonnenen, eitelen und raschen, daneben aber auch so enthusiastischen, feurigen und von Grund aus trefflichen Menschen in ihm auf's Neue, aber die Concentrirung seiner Eigenthümlichkeiten ist hier nicht so gelungen wie dort. Dafür entschädigt uns freilich die anmuthig und liebreizend gezeichnete Gestalt der jungen Frau und das Bild ihres Vaters, eines begeisterten Künstlers, der „den Reichthum aus Princip haßt" und nur in der Liebe der Menschen zu einander das Lebensglück begründet sieht.

*) Deutsche Uebersetzungen (4. Auflage) bei Hinricus Fischer Nachfolger in Norden und M. Heinsius in Bremen.

Dieses sind die beiden specifisch humoristischen Schriften Scharlings. Aber nicht sie allein berechtigen uns, den Verfasser einen Humoristen zu nennen. Es ist noch ein größerer Roman desselben in's Deutsche übersetzt, welcher, wenn auch sein Inhalt ein tendenziös-politischer und weiterer ist, doch in der Ausführung so viele zu jener Bezeichnung beitragende Einzelheiten darbietet, daß wir ihn behufs näherer Charakterisirung Scharlings nicht übergehen zu dürfen glauben. Es ist der dreibändige Roman: „Uffe Hjaelm's und Palle Löve's Erlebnisse",*) welcher nichts weniger wiederzugeben beabsichtigt, als ein Bild von der Entwickelung des dänischen Volksgeistes in der stürmischen und kriegerischen Zeit von 1848 bis 1850. Uffe, der Langsame, so heißt in der alten Sage der Königssohn, welcher heranwuchs stark an Gliedern und großem Körper, aber eigenthümlich scheu und zurückhaltend, bis er sich plötzlich erhob in seiner ganzen Geistes- und Körperkraft, die Feinde schlug und das Vaterland befreite. Uffe Hjaelm ist ihm nachgebildet und als die Personification des Tüchtigen und Guten im dänischen Volksgeiste dargestellt. Im Kriege gegen Deutschland entwickelt er sich aus einem trägen, untauglichen Knaben zu einem herrlichen, siegreichen Helden. Sein Gegenstück ist Palle Löve, der eitle und großmäulige Schwätzer, der Redakteur der „Volksstimme" und Vertreter der Raisonneure im dänischen Volke, mit einem Worte die Personification des Untüchtigen, Windigen und Eitlen im Dänenthume. Es ist nun bezeichnend für Scharling's schriftstellerische Art, daß er den Uffe wohl kraftvoll, liebenswürdig und gemüthvoll zu schildern wußte, daß er aber sein Gegenbild, den Palle Löve, durchaus nicht prägnant als die Carikatur, als welche er ihn nach seinem Ausspruche im Vorworte aufgefaßt wissen wollte, herauszuarbeiten verstanden hat. Palle Löve ist, abgesehen von seinen Kriegsabenteuern, die in der That carikirt sind, eine treffliche humoristische Gestalt, so packend gezeichnet, daß wir über sie lachen und an ihr außerordentliches Gefallen finden, nicht aber in ihr die Richtung, die sie vertreten soll, verabscheuen müssen. Und wie sorgfältig ist jeder humoristische Zug an diesem Palle Löve durch den Autor vorbereitet: die verrückte Erziehung, die ihm sein Vater, der Parlamentsschwärmer, geben läßt, der Einfluß, den der schneidige Redakteur Klemmesen auf ihn ausübt, seine ersten schriftstellerischen Versuche, Alles ist so behaglich und voll guter Stimmung, daß wir wohl sagen können, Henrik Scharling habe, wenn er auch der Tendenz seines Romans nicht gerecht wurde, damit eine Probe der trefflichsten humoristischen Darstellung gegeben.

Sollte dieser behagliche und liebevolle Zug in der Schreibweise Scharlings, diese Art, selbst tadelnswürdige menschliche Schwächen noch mit einem mildernden Schleier, dem des Humors zu umkleiden, nicht im Grunde im Zusammenhang stehen mit einer edlen Auffassung seines Berufes? Henrik Scharling ist nämlich Theologe und jetzt Professor der Kirchengeschichte in Kopenhagen. Er hat außer einer Reihe theologischer Schriften und außer den genannten Prosa-Dichtungen mehrere historische Dramen verfaßt, die, wenn nicht gerade hervorragende dramatische Begabung, doch eine edle Begeisterungsfähigkeit und eine milde und weite Auffassung der Geschichte und des Lebens verrathen. Er hat auch eine warme und gerechte Schrift gegen die Verunglimpfungen gerichtet, welche der Literarhistoriker Brandes dem Charakterbilde Luthers angedeihen läßt. Vereinigt sich nicht Alles auf's Beste mit der herzlichen und wohlthuenden Art, in der er schon aus seinem „Pastorate zu Nöddebo" heraus dem Leser die Hand entgegenstreckt? Nur aus einem liebevollen freundlichen Herzen heraus entsteigen die Gestalten des echten Humors und wer eine Gestalt schuf, wie sie der junge Nicolai ist, muß ein solches Herz wohl besitzen.

*) In deutscher Uebersetzung bei Hinricus Fischer Nachfolger, Norden.

Digitized by Google

Der falsche Idealismus.

Von Hieronymus Lorm.

(Schluß.)

In seiner praktischen Philosophie entwickelt Herbart, daß jeder Versuch, die verschiedenen praktischen Grundideen des Sittlichen auf eine einzige, oberste Idee zurückzuführen, nothwendig scheitern müsse. Dies wiederholt Steinthal ohne Berufung auf Herbart (S. 95): „Jede dieser Ideen ist selbständig, und keine ist von der anderen abgeleitet, am wenigsten sind sie sämmtlich von einer oder gar vom Sein abgeleitet."

Mit Herbart direct gleichsam von Angesicht zu Angesicht und zum Theil gegnerisch verkehrt der Verfasser erst bei Betrachtung der Rechtsphilosophie, wobei das Sittliche in das ihm wesentlich fremde Gebiet des Rechtes hineingepredigt wird. Das öffentliche allgemeine Recht hat seinen Ursprung im Nutzen, im Selbsterhaltungstrieb, welcher schon der Bildung einer Körperschaft, einer Gesellschaft, eines Staates zu Grunde liegt und kann nur zufällig, nebensächlich und unbeabsichtigt mit der subjectiven Sittlichkeit übereinstimmen. Das Recht behauptet sich durch die äußeren Zwangsmittel, die ihm dafür zu Gebote stehen. Macht geht vor Recht, weil die Macht das aus specifischen Umständen hervorgegangene Recht beugen und ein anderes Recht an die Stelle setzen kann; Macht geht aber nicht vor Sittlichkeit, weil keine Macht der Erde das sittliche Urtheil beugen und ein unsittliches an die Stelle setzen kann. Ein Gesetz des öffentlichen Rechtes kann ich, wenn ich nicht damit einverstanden bin und die Strafe wagen will, ohne Gewissensbisse brechen, niemals aber ein Gesetz, welches ich mir kraft der transcendentalen Freiheit der Vernunft selbst gegeben habe, weil hier der Bruch der Leidenschaft mit dem Intellect eine Qual erzeugt, die man eben Gewissensqual nennt. In der Divergenz zwischen Sittlichkeit und Recht liegt es, daß das allgemeine Gesetz eine Uebelthat verbieten, weil ihre Unterlassung erzwingen, niemals aber eine Gutthat gebieten kann, weil sie als solche durch den Zwang schon aufgehoben wäre. Steinthal bleibt bei der Voraussetzung, daß das Recht nicht erst aus Begegnungen und Ereignissen und Abkommen abgeleitet, sondern daß es ursprünglich sei. Dadurch kommt er nach und nach zu dem Uebergang von der eigentlichen Ethik, von der Individualethik, außerhalb welcher man überhaupt keine Ethik für möglich halten sollte, zu dem problematischen und nebelhaften und doch schon ziemlich in Schwung gekommenen Begriff einer Socialethik. Entkleidet man diesen Begriff seiner zufälligen Nebenbedeutungen, so ist er so wenig faßbar wie eine Socialtugend oder eine Socialreue.

Die Verwandlung der Ethik in das Recht, der nur individuell möglichen sittlichen Handlung in ein für möglich gehaltenes sittliches Handeln der Gesammtheit, ausgeprägt in Gesetzen und Einrichtungen, die jegliche Selbstsucht ausschließen — das ist die Erlösung der Welt, das im Eingang dieser Betrachtung angedeutete Ziel des falschen Idealismus, das Bild der Zukunft, von welchem es heißt (S. 265): „Wer darf sagen, daß er sich nicht begeistere für ein Bild absoluter Harmonie der Gesellschaft, wo nichts als ideale Gerechtigkeit und ideales Wohlwollen herrscht, wo jeder Egoismus schwindet, alles Produciren Selbstaufopferung ist, wo der Einzelne sich nur im Unendlichen findet?"

Die Abschaffung des Eigenthums gehörte nothwendig mit zu den Gesetzen und Einrichtungen dieser idealen Zukunft der Gesellschaft, und Steinthal widmet auch den socialistischen Bestrebungen einen eigenen Excurs. Die Gesammtheit gibt der Gesammtheit Gesetze, und man braucht nur einen klaren Blick in die Welt zu thun, um zu wissen, daß solche Gesetze niemals einen anderen, als einen materiellen Ursprung hatten, den Nutzen der Selbsterhaltung, die als Naturnothwendigkeit sich geltend machende Selbstsucht, also ein der Ethik gerade entgegengesetztes Princip, wenn auch sittliche Ziele zufällig mit dabei zur Befriedigung kommen. Um auf dem Wege einer allgemeinen Ethik eine ideale Gesellschaft zu ermöglichen, müßte, wie schon im Eingang dieser Zeilen bemerkt ist, diese Verwirklichung der Welterlösung oder die Verwirklichung der höchsten Ideen nothwendig mit der Begreiflichkeit derselben ihren Anfang nehmen. Was ist das Wohl der Gesammtheit? Niemand weiß es zu sagen. Dennoch drängt alles dahin, es zu verwirklichen, aber bei der Unerkennbarkeit der höchsten Idee dieses Gesammtwohls stellt sich die Idee immer nur als ein mittel- oder unmittelbarer Nutzen, als das Naturnothwendige dar. Dieses könnte unter Umständen auch einmal Gesetze und Einrichtungen schaffen, die dem ethischen Idealisten entsprechen, wäre jedoch damit das Ideal selbst geschaffen, der Egoismus beseitigt? Auf dem Wege äußerlicher Institutionen die Welt erlösen wollen, das Princip der Selbstsucht beseitigt glauben, wenn man ihm die Mittel der Bethätigung aus den Augen räumt, gleicht dem psychiatrischen Verfahren, als diese Wissenschaft noch im Dunkeln lag. Einer hatte die fixe Idee, daß er Wachteln im Kopfe umhertrüge, und so machte man ihm mit lebendigen Vögeln einen Hokuspokus vor, nach welchem es für ihn den Anschein haben mußte, als wären dieselben aus seinem Kopfe weggeflogen. Er sagte nun nicht mehr: „ich trage Wachteln im Kopfe umher", sondern er sagte: „ich trage keine Wachteln mehr im Kopfe umher." War damit der Wahnsinn beseitigt oder wesentlich verändert? Wenn dem Egoismus und der Unsittlichkeit die Möglichkeit der Bethätigung weggeräumt ist, wenn Gesetze und Einrichtungen die Sünde verhindern, ist dadurch der Geist der Sünde beseitigt? Diese Beseitigung ist einzig und allein das Geschäft der Individualethik, und wir forschen im vorliegenden Werke vergebens nach dem Princip derselben.

Der Mensch strebe nicht nach Glück, sondern nach Würde, soll wohl nach der Meinung des Herrn Steinthal für dieses Princip gelten. Würde ist ein Verhältnißbegriff, das Abheben der eigenen von der fremden Persönlichkeit, ohne Rücksicht auf den objectiven Werth oder Unwerth beider. Auch der Räuberhauptmann hat Würde im Verhältniß zu den ihn umgebenden Spitzbuben. An dem armseligen Begriff der Würde hat einst die dürftige Philosophie der Stoiker ihr Ergebniß gefunden, und auch Kant ist mit der schon erwähnten scholastischen Behandlung des sittlichen Problems zu keinem besseren Endziele gelangt. Die Ausarbeitung der von ihm begründeten, einzig möglichen Ethik, mit Ausscheidung des Ungehörigen, steht erst noch bevor. Der sittliche Mensch strebt überhaupt nicht, weder nach Glück noch nach Würde, er erstrebt nichts für seine Persönlichkeit. Streben nach einem eigenen Gute ist Uebereinstimmung mit dem eigenen Leben, die Ethik jedoch erhebt sich, neben dem Kampf um das Dasein, als der Kampf gegen das Dasein. Dieser vollzieht sich in der Brust des Einzelnen zwischen der naturnothwendigen Leidenschaft und der transscendenten Vernunft, und je stärker die erstere unterdrückt wird, um so tiefer sinkt im Sinne des Lebensgenusses der Werth des eigenen Daseins. Dies schließt das sittliche Gebot der eigenen Lebenserhaltung für Andere mit ein. Die Feindschaft gegen das Dasein fordert zur Heilung aller Wunden auf, die das Dasein den Nebenmenschen geschlagen hat. So unglücklich, so beraubt und elend ist Niemand, daß die Erhaltung seines Daseins nicht noch einem Wesen auf Erden nützen könnte, und wäre es ein Hund. Darin liegt die Bethätigung der Individual-Ethik, die zwar auch das Individuum für die Gesammtheit opfern kann, niemals aber von der Gesammtheit verlangt, daß sie für ein unerkanntes Princip ihr eigenes Lebensprincip, den Egoismus, opfere.

Die Ethik ist das Seinsollende und das Sein ist davon abhängig, daß ein Seinsollendes in ihm rege bleibe. Wäre das letztere einmal verwirklicht, dann wäre die Ethik aufgehoben, aber mit ihr auch die Welt, die ohne den naturgemäßen Egoismus keine Möglichkeit und keinen Grund des Bestehens mehr hätte. Es ist das Kennzeichen des sich unausgesetzt in Büchern verbreitenden falschen Idealismus, daß er die unaussprechlichen Ideale aussprechen, d. h. in Erkenntnisse verwandeln zu können glaubt, womit freilich schon die Verwirklichung der Ideale begonnen hätte. Daß sie ausbleibt,

Digitized by Google

schreibt er nicht der Ohnmacht seiner Bestrebungen zu, sondern er gibt Alles der Zeit, der Entwickelung anheim. Die Unmöglichkeit aber entwickelt sich nicht und sie liegt schon vorgebildet im Organismus, in den physiologisch dargethanen Grenzen des Erkennens.

Diese Grenzen begründen die Nichtigkeit des Daseins und das Gefühl derselben ist begleitet von dem Schmerz über den ungeheuern Widerspruch, daß trotz der Nichtigkeit Leiden, Kummer, Sorgen und Qualen des Lebens von denjenigen, die sie tragen müssen, als schauerliche Wichtigkeit, als erdrückende Gewalt der Realität empfunden werden. Der Schmerz über diesen Widerspruch weckt das werkthätige Mitleid dessen, der das Sein einigermaßen ethisch überwunden hat, mit den Unglücklichen, denen selbst die Einsicht in die eigene spurlose Vergänglichkeit an der harten Dauerhaftigkeit des Elends nichts zu ändern vermag.

Wer umgekehrt, wie die meisten Moralphilosophen, das Glück und den Werth des Daseins überschätzt, der kömmt für seine Person leicht und ethisch unthätig über das Unglück Anderer, über den Jammer von Tausenden hinweg; er vertröstet sich und sie auf die Zukunft. Der Fortschritt, an welchem man nur kräftig mitarbeite — obgleich seit Thales und Plato bis auf den heutigen Tag in der Erkenntniß der höchsten Wahrheit, die allein zu erlösen vermöchte, nicht der geringste Fortschritt gethan wurde — er werde sittlich und geistig die Allgemeinheit zu einer Erleuchtung bringen, in der sich jeder glücklich fühlen werde, wie man aus dem oben citirten Zukunftsbild Steinthal's ersieht.

Die Leiden des Menschen sind zu real, um mit idealen Hirngespinnsten abgethan zu werden. Für das Gefühl hat das Allgemeine unaussprechliche, aber gerade deshalb unerkannte Bedeutung, die gleichwohl in einem bis zur Aufopferung gehenden sittlichen Handeln zu Tage treten kann. Für die Wissenschaft jedoch ist das Allgemeine, da sie seine Wahrheit und Wesenheit nicht zur erkenntnißmäßigen Gewißheit zu erheben vermag, nichts als ein Begriff, der nur eine bestimmte oder unbestimmte Zahl von Einzelnen umfaßt. In einen bloßen Begriff, in eine bloße Denkform, kann die Wissenschaft nicht Qualitäten hineinzaubern, die nur an der lebendigen Persönlichkeit zu erkennen sind. Der Versuch, eine Ethik für die Allgemeinheit oder eine „Allgemeine Ethik" wissenschaftlich zu begründen, ist darum nichts weiter als verlorene Lebensmühe.

Nur der falsche Idealismus gibt das Wahre, das Gute und das Schöne für Erkenntnisse aus. Auch der ungebildete Mann aus dem Volke erkennt das Merkmal des Guten, sobald es in einer sittlichen Handlung sinnfällig, anschaulich geworden ist, in der Selbstverleugnung, im Aufgeben der Selbstsucht. Aber auch der Gelehrteste kann den Urgrund, das Motiv einer solchen Handlung, die eigentlich übernatürlich ist, nicht erkennen und muß den Urgrund daher in das Uebersinnliche verlegen. Dieses schreibt keine Bücher.

Feuilleton.

Ein neues hypnotisches Experiment.

Von Carl du Prel.

Es ist den Lesern vielleicht noch erinnerlich, daß ich in dieser Zeitschrift — 1885, Nr. 50 — gelegentlich einer Besprechung der Schrift „Das Gedankenlesen" von Professor W. Preyer die Behauptung aufgestellt habe, daß eine durch keinen der bekannten Sinne vermittelte Uebertragung von Gedanken aus dem Gehirn des Operators in das Gehirn einer Versuchsperson möglich sei. Damit trat ich in Gegensatz zu der Ansicht von Professor Preyer, der in genannter Schrift die Gedankenübertragung nur bei körperlicher Berührung für möglich hält, und aus minimalen unwillkürlichen Muskelbewegungen erklärt, insbesondere aber sagt, daß „die Versuche, eine unmittelbare Gedankenübertragung ohne Berührung darzuthun, ihr Ziel gänzlich verfehlen" (S. 11). Gegenüber dieser Behauptung verwies ich damals auf die Experimente der Psychologischen Gesellschaft in London, die das Gegentheil erweisen, hatte jedoch damit wenig Glück, indem Professor Preyer im Januarheft der „Deutschen Rundschau" die Publikationen der genannten Gesellschaft in Bausch und Bogen verwarf. Damit war die Sache für mich abgethan, da ich über eigene Versuche damals nicht verfügte.

Kürzlich hat nun in der Psychologischen Gesellschaft in München Herr von Notzing, Mediciner, über seine Experimente, Gedanken ohne körperliche Berührung auf ein hypnotisirtes Mädchen zu übertragen, einen Vortrag gehalten, und da dieser Herr die Freundlichkeit hatte, mir eine Wiederholung seiner Versuche in meiner Gegenwart vorzuschlagen, nahm ich diesen Vorschlag dankbarst an. Demgemäß kam Herr von Notzing am 29. März in Begleitung jenes Mädchens, mit dem ich erst bei dieser Gelegenheit bekannt wurde, in meine Wohnung, wo wir nach eingenommenem Abendessen folgende Versuche anstellten:

Das Mädchen nahm in meinem großen beleuchteten Arbeitszimmer in einem bequemen Lehnstuhle Platz. Wir controlirten beide ihren Puls, der 72 Schläge in der Minute ergab. Es wurden ihr darauf die Augen verbunden, um ihr nicht zu verrathen, daß Herr von Notzing, seitlich von ihrem Lehnstuhl sich niederbeugend, die an den Hebungen und Senkungen des Thorax controlirbaren Athembewegungen abzählte, deren sechzehn in der Minute stattfanden. Die Binde wurde sodann wieder abgenommen und das Mädchen ersucht, an der ihr in einiger Höhe, nahe dem Kopfe, vorgehaltenen Hand des Herrn von Notzing den Siegelring zu fixiren. Nach $2^1/_2$ Minuten war sie tief aufathmend eingeschlafen, worauf noch einige magnetische Striche bis herab zu den Knien angewendet wurden. Um die Hypnose zu constatiren, untersuchten wir Beide auf einmal den Puls, der nun 88 Schläge in der Minute zeigte — also eine Differenz von 14 —, während die Athembewegungen auf 30 gestiegen waren. Nadelstiche an der Hand und am Arme ergaben Empfindungslosigkeit; endlich fanden wir bei aufgezogenen Lidern das charakteristische Zeichen nach aufwärts gekehrter Pupillen. Die Arme, wenn emporgezogen, fielen mit ihrer natürlichen Schwere herab. Es war also Hypnose in jenem niederen Grade, der als Lethargie bezeichnet wird, eingetreten. Auf die Frage „Wie heißen Sie?" erfolgten erst Bewegungen der Zunge und Lippen, dann lallende Versuche, zu sprechen, und endlich wurde der Name Lina mit großer Mühe ausgesprochen.

Es wurde nun beschlossen: 1. Jede Berührung so viel als möglich, jedenfalls aber bei der Uebertragung selbst, zu vermeiden. 2. Die Befehle in der Weise vorzunehmen, daß ich dieselben — natürlich von mir gewählte — in das Innere einer Doppeltafel an meinem Schreibtische — dessen erhöhte Rückseite mir ihren, also auch ihr meinen Anblick, selbst bei eventueller Körperwendung verbarg — eintragen sollte, daß Herr von Notzing, zu mir tretend, diese Befehle stillschweigend lesen, dann ihr gegenüber auf einem Stuhle sitzend, die Befehle in Gedanken und ohne Berührung wiederholen und durch innerliche Concentration deren Ausführung herbeiführen sollte. So oft ich meine Befehle aufgeschrieben, und Herr von Notzing dieselben gelesen hatte, erhob ich mich vom Schreibtisch und trat an den Lehnstuhl, um dem weiteren Verlaufe beizuwohnen.

Erster Versuch. Ich schrieb in die Tafel: Goldfinger und Zeigefinger der rechten Hand horizontal vorstrecken. Verschiedene halb zutreffende Fingerbewegungen schienen zu zeigen, daß der Befehl erfaßt war, daß aber die Finger dem Willen nur schwer gehorchten. Wir gaben den Versuch sofort auf.

Zweiter Versuch. Ich schrieb: Rückenkissen vorziehen und auf der linken Stuhlseite fallen lassen. Nach längerer Zeit mühsame Sprechversuche: K— K— Kiss Kissen; die rechte Hand greift nach dem kleinen Kissen, doch konnte das Mädchen es nicht vorziehen, weil die Schwere ihres Körpers es gegen die Stuhllehne drückte. Herr von Notzing, bei den Schultern sie fassend, beugte sie etwas vor, wodurch auch der Arm und damit das ergriffene Kissen vorwärts kamen, das ihr sodann auf den Schoß gelegt wurde. Sie nimmt es nun mit beiden Händen, wendet es hin und her, legt es sich auf den etwas vorgebeugten Kopf, wie um es wieder nach der alten Stelle zu schaffen, und da es nicht gelingt, legt sie

Digitized by Google

es auf den zu ihrer Linken befindlichen Tisch, machte dann mit der linken Hand einige Bewegungen nach abwärts gegen den Boden, nimmt das Kissen noch einmal und läßt es auf der linken Stuhlseite fallen.

Dritter Versuch. Schriftlicher Befehl: Zur Uhr in der Zimmerecke gehen und den Perpendikel in Gang setzen. Sie macht Bewegungen aufzustehen, die nicht gelingen. Frage: Was wollen Sie? Antwort: Stehen — au — auf. Herr von Notzing hilft ihr auf, überläßt sie dann aber wieder ihren eigenen Impulsen. Sie geht langsam, in etwa 12 Schritten nach der Zimmerecke, fährt dort in ungenügender Höhe mit den Armen kreisförmig in der Luft herum, wischt an den Wänden, greift die herabhängenden Messingketten, dann die Gewichte an, stößt den Perpendikel in ungenügender Weise an, wischt wieder an den Wänden, stößt aber dann den Perpendikel noch einmal an, der dann im Gang bleibt.

Vierter Versuch. Schriftlicher Befehl: Den Krystall auf meinem Schreibtische nehmen und auf die Cigarettenschachtel auf der anderen Seite des Schreibtisches legen. Sie hebt sich, dieses Mal von selbst, an den Armlehnen auf, geht mit zweimaliger Viertelswendung langsam zu meinem Schreibtisch, bleibt zögernd stehen, macht Handbewegungen nach links gegen den Krystall hin, nimmt ihn — er ist etwa handgroß und dient mir als Briefbeschwerer — mit beiden Händen, fährt damit unentschieden herum, zeigt mit der Hand gegen die Cigarettenschachtel und legt ihn darauf. Um das Tempo ihres Handelns zu bezeichnen, sei beispielsweise erwähnt, daß dieser Versuch etwa zehn Minuten erforderte.

Fünfter Versuch. Schriftlicher Befehl zu einer posthypnotischen Handlung: Soll nach dem Erwachen die Briefwage nehmen, auf den Tisch neben den Lehnstuhl tragen, ihr dort ihren Ring darauf legen mit den Worten: ich will ihn wägen. Herr von Notzing, nachdem er, wie immer, an meinem Schreibtisch den Befehl gelesen, nahm ihr gegenüber Platz auf seinem Stuhle. Es erschien als nöthig, sich vor dem Erwecken zu versichern, ob der Befehl aufgenommen sei; Herr v. Notzing, ihn in seine Bestandtheile zerlegend, stellte zunächst die mündliche Frage: Was sollen Sie thun? Sie deutet zuerst mit der rechten, dann mit der linken Hand gegen die Briefwage hin, die, etwa sechs Schritte von ihr entfernt, auf einem Bücherbrett stand. Mühsame Laute: B—Br—, ohne daß das Wort vollendet wurde. Frage: Was ist das Zweite, was Sie thun sollen? Antwort: Ne—nehmen. — Was weiter? — Sie macht mit den Händen die kurze abgehackte Bewegung nach abwärts, wie um etwas hinzustellen. Nach mehrmals wiederholter Frage „was weiter?" streckt sie die linke Hand, an der sie drei Ringe trägt, vor, wie um ihrem Gegenüber die Ringe zu zeigen. Sie wiederholt diese Bewegung, und zwar so, daß von der vorgehaltenen Hand gerade die mit Ringen versehenen Finger spielen, macht dann mit der rechten Hand streifende Bewegungen, wie um die Ringe an der linken Hand abzustreifen. Der Befehl war also offenbar aufgenommen worden. Ich fügte jedoch, bevor sie geweckt wurde noch einen zweiten posthypnotischen Befehl als

Sechsten Versuch an, indem ich schrieb: Soll nach dem Erwachen aus meiner Bibliothek Hauber: Bibliotheca magica, Band II, herausnehmen, Seite 365 — die Anzahl der Jahrestage — aufschlagen und den auf dieser Seite befindlichen — ich hatte mich davon am Tage vor der Sitzung überzeugt — zweizeiligen Vers laut vorlesen, oder überhaupt etwas auf dieser Seite lesen.

Indem wir uns zunächst wieder vergewissern wollten, daß der von Herrn von Notzing innerlich wiederholte Befehl aufgenommen wurde, stellte dieser die Frage: „Welche Richtung?" — Sie zeigt mit dem Finger nach jener von den fünf Bücherstellen, wo das bezeichnete Buch liegt. — „Was ist dort zu thun? — Sie hält die beiden Hände vor sich, wie man ein Buch hält, um zu lesen, zeigt dann wieder bald mit der einen, bald mit der anderen Hand nach der Bücherstelle. — „Was sollen Sie weiter thun?" — Antwort: L—L—. Sie wollte wohl Lesen sagen; denn abermals hält sie die Hände in obenerwähnter Weise, und fährt dann mit dem Zeigefinger der rechten Hand nach ihrem Munde.

Auch dieser Befehl war demnach aufgenommen, und wir erwarteten, es würde nach dem Erwachen das ideomotorische Nervenspiel die Handlung nach sich ziehen. Herr von Notzing ertheilte ihr jedoch noch den Befehl, sie sollte, wenn es nöthig wäre, sie in Hypnose zurückzuversetzen, auf das alsdann von ihm auszusprechende Wort Omega sofort wieder einschlafen. Dann erst weckt er sie durch Anblasen und demagnetisirende Striche. Sie sieht sich befremdet um. Eingeladen, etwas herumzugehen, um den Schlaf ganz abzuschütteln, geht sie im Zimmer herum, dann an die Bücherstelle, darauf die Briefwage steht, betrachtet sich dort einige Gegenstände, ohne etwas zu thun; später geht sie nach der anderen Bücherstelle, wo Hauber steht und wohin vorher wir getreten waren, um sie in unauffälliger Weise heranzuziehen. Sie sieht dort, ungefähr in der Höhe ihrer Schultern neun in Pergament gebundene Bücher, von den übrigen in Leder gebundenen abstechend, greift Band I von Hauber's Bibliotheca magica heraus, unterläßt aber alles Weitere. Eingeladen, sich wieder zu setzen, nimmt sie Platz, und indem Herr von Notzing das Wort Omega ausspricht, lehnt sie sich zurück und schläft ein. Es wird nun die Gedankensuggestion wiederholt; sie macht Fingerbewegungen, wie um einen Ring abzustreifen. Sodann wird ihr mündlich eingeschärft, ohne alle Befangenheit und mit dem Bewußtsein zu handeln, daß sie mir damit etwas Angenehmes erweise. Aufgefordert, noch einmal die Richtung anzugeben weist sie mit aufgehobener Hand gegen die Briefwage, dann abermals hinweisend spricht sie: Ne—ne—nehmen. Auf die weitere Frage „Wo soll das hin?" zeigt sie gegen den Tisch zu ihrer Linken und faßt diesen an. — „Was ist der Gegenstand der zweiten Handlung?" Sie zeigt gegen die Pergamentbücher hin, und gefragt „Welcher Band ist es?" antwortet sie: z—z—zw—.

Ebenfalls mündlich wurde noch befohlen, sie sollte angenehm erwachen und kein Kopfweh verspüren. Dann wurde sie, wie vorher, geweckt, und sah sich verwundert um.

Inzwischen war die Nacht schon vorgerückt, wir erleichterten ihr daher die Aufgabe in mehrfacher Weise, ohne jedoch die vorzunehmende Handlung selbst in Worten zu bezeichnen. Wir traten allmählich zu der Bücherstelle mit der Briefwage, und Herr von Notzing nimmt einen um ein Bücherbrett höher liegenden Dolch, den er aus der Scheide zieht, während ich kurz erzähle, wie ich ihn bei einem Scheibenschießen gewonnen. Herr von Notzing legte ihn sodann wieder an seinen Platz, streift aber unterwegs wie absichtslos die Briefwage, die im Lampenlicht erglänzend in Bewegung geräth. Sie sieht es, und mit den an mich gerichteten „Sie erlauben mir wohl?" greift sie nach der Briefwage hinauf, und tritt damit an den Tisch. „Kann man darauf wägen?" fragt sie, und auf die bejahende Antwort weiter: „Kann man auch Ringe wägen?" Auch dies wird bejaht; sie streift dann alle drei Ringe von den Fingern, legt einen auf die Wage, dann den zweiten. „Der wiegt schon mehr" meint sie, und da Herr von Notzing lachend fragt: „Das macht Ihnen Spaß, Ringe zu wägen?" entgegnete sie: „Ja, weil mich das freut." Sie legt sodann den dritten Ring auf, und liest, wie bei den anderen, das Gewicht ab. „Der wiegt am wenigsten. Sie werden sich denken, daß ich sehr ungenirt bin."

In ähnlicher Weise glaubten wir auch die Ausführung des zweiten posthypnotischen Befehls erleichtern zu sollen, auch dieses Mal jedoch nur soweit, daß die vorzunehmende eigentliche Handlung sich daraus nicht entnehmen ließ. Es erschien das nothwendig, weil sie, die mich heute zum ersten Mal in ihrem Leben sah, trotz des hypnotischen Befehls nicht ganz unbefangen wurde; das der wirklichen Situation angemessene Bewußtsein hatte störend eingegriffen, und sie hatte die Empfindung gehabt, etwas Unbescheidenes zu thun. Herr von Notzing schlug an der Bücherstelle, wohin wir traten vor: „Schlagen Sie uns etwas Interessantes auf!" Sie griff abermals nach Hauber, diesmal nach dem dritten Band, und erst befragt, warum sie den letzten nehme, zieht sie den zweiten heraus. Am Tische schlägt sie den Band mit den Worten auf: „Ich will etwas vorlesen." Aber die im Buche befindlichen Holzschnitte, welchen sie ihre Aufmerksamkeit widmet, ziehen ihre Aufmerksamkeit ab; sie blättert nach Bildern weiter. „Der ist häßlich" spricht sie bei dem einen. Auch als ich der im Schlaf getroffenen Verabredung gemäß spreche: „Nun sollten Sie mir eine Freude machen", reagirt sie darauf nicht, blättert weiter bis zu Seite 497, dann wieder zurück, und erst ihre bei Seite 368 gesprochenen Worte: „Soll ich Verse vorlesen?" zeigen an, daß sie auf der richtigen Spur ist. Wir bejahen, sie blättert zurück bis Seite 363 und liest auf

Digitized by Google

derselben die Capitelüberschrift „Vortreffliches Mittel wider die Furcht vor der leiblichen Gewalt des Teufels“. Diese Ueberschrift erregte ihre Heiterkeit; als aber Herr von Notzing sie auffordert: „Suchen Sie uns aus diesem Capitel eine gescheite Stelle aus!“ wendet sie ein Blatt um und liest auf der anbefohlenen Seite 365, nicht lauter, als ihr gewöhnlicher Gesprächston war, die Verse:

Kann doch ihr Hertze den Frieden erhalten,
Weil es den Schöpffer in Allem läßt walten.

Auch auf der linken Buchseite befinden sich Verse, wie sie bemerkt, ohne sie doch zu lesen.

Damit beschlossen wir die Versuche. Es geht aus denselben hervor, daß schon bei jenem gelinderen Grade der Hypnose, der als lethargischer Zustand bezeichnet wird, Gedankenübertragung ohne körperliche Berührung eintreten kann. Denn wenn wir auch den ersten Versuch ganz preisgeben wollen, so müssen doch 2—4 als gelungen bezeichnet werden, während die halbgelungenen 5 und 6 gerade ihren Hauptbestandtheilen nach überzeugend waren.

Ich habe nur noch beizufügen, daß Herr von Notzing bisher nur viermal mit dem Mädchen Versuche angestellt hatte, und daß dasselbe dieses Mal schlecht disponirt war, weil sie unmittelbar vor dem Besuche einen ärgerlichen Verdruß hatte, so daß, als er sie abholte, sie erst entschieden sich weigerte, mitzugehen, und nur mit Widerwillen wirklich kam. Auch die begreifliche Scheu, zu einem ihr vollkommen unbekannten Herrn geführt zu werden, dürfte die Experimente erschwert haben. Der Erwähnung werth ist auch noch der Umstand, daß das Mädchen im Schlafzustand einige Mal Handbewegungen machte, die als ausgelöste Reflexbewegungen in Folge spontaner Phantasievorstellungen erschienen. Solche zeigten sich auch darin, daß sie schlafend den Namen meines kleinen Knaben aussprach, den sie beim Thee kennen gelernt hatte, und der nach Kinderart mit ihr schnell Freundschaft geschlossen hatte.

Von allen bisher mit ihr vorgenommenen Experimenten weiß das Mädchen vermöge des erinnerungslosen Erwachens nichts; es war absichtlich vermieden worden, über die Experimente und deren Resultate mit ihr zu sprechen, und erst für eine spätere Zeit wurde ihr in Aussicht gestellt, davon Kenntniß zu erhalten.

Bekanntlich wird von competenten Forschern weniger der lethargische, als der gesteigerte, kataleptische und somnambule Zustand für Gedankenübertragung, insbesondere für posthypnotische Befehle, geeignet angesehen. Die Leser dürften gleichwohl schon aus diesen in der lethargischen Hypnose angestellten Experimenten die Ueberzeugung geschöpft haben, daß die directe Gedankenübertragung ohne Worte und ohne Berührung eine Thatsache ist, gegen welche mit bloß aprioristischen Negationen und der Behauptung von der Unmöglichkeit der Sache nicht angekämpft werden kann. Sollte übrigens Herr Professor Preyer gleichwohl in seinen Zweifeln verharren, so bin ich sowohl von Herrn von Notzing, wie von dem Mädchen selbst autorisirt worden, ihn freundlichst einzuladen, den ferneren Versuchen beizuwohnen.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Beethoven-Abende von Hans v. Bülow. — Liszt-Abend des Herrn Friedheim. — Brahms-Abende der Frau Joachim. — Eine neue Sonate für Clavier und Violine und ein neues Trio. — Don Juan, neu einstudirt im Königl. Opernhause.

Die Mode, einen ganzen Concertabend mit den Compositionen eines Meisters zu füllen, scheint immer mehr Boden zu gewinnen. Vor vier Jahren hat Hans v. Bülow als Dirigent der Meininger mit dieser und auch als einzeln wirkender Clavierkünstler Brahms-Abende veranstaltet. In diesem Winter ist er mit vier Beethoven-Abenden hervorgetreten. Herr Friedheim hat dann in einem Liszt-Abend versucht, das Publikum der Faust-Symphonie zu gewinnen. Herr Stavenhagen und Herr Helmond unterstützten ihn, jener mit einem Clavierconcert, dieser mit Liedern. Nun hat Frau Joachim in einem Brahms-Abend etwa 12—15 Lieder von ihm gesungen und drei Herren aus Leipzig, Herren Rehberg (Lehrer am Conservatorium), Concertmeister Petri und Kammervirtuose Albin Schröder haben eine neue Sonate für Clavier und Geige und ein neues Trio (op. 100 und 101) vorgeführt. Ueber Bülow's Beethoven-Vorträge werde ich demnächst in einem eigenen Artikel „Beethoven-Spieler“ eingehend sprechen. Herr Friedheim zeigte sich in dem Liszt-Abende als ein ganz ausgezeichneter und mit einem erstaunlichen Gedächtnisse ausgerüsteter Dirigent. Er hat die ungemein schwierigen und combinirten Stücke vollständig frei ohne Partitur geführt, mit unfehlbarer Sicherheit und mit großem Feuer. Das Meyder'sche Orchester des Concerthauses, das im Ganzen eine hervorragende Stellung nicht einnimmt, spielte an jenem Abende mit solchem Schwung und solcher Präcision, daß in vielen Hörern unwillkürlich die Erinnerung an Bülow's Einwirkung auf das Meininger Orchester auftauchte; auch hier waren die Kräfte nicht ersten Ranges und wurden durch die großartige Energie, Ausdauer und hochkünstlerische Auffassung eines Mannes zu solch ausgezeichneten Leistungen herangebildet. Wenn Herr Friedheim sich ganz der Laufbahn des Orchesterleiters widmen, als solcher dauernd an einem Orte seinen Wohnsitz nehmen will, so wird er ganz gewiß binnen Kurzem eine der bedeutendsten Stellungen einnehmen. Herr Stavenhagen zeigte sich im Vortrage des A-dur-Concertes wieder als einer der ersten Pianisten der Gegenwart, Herr Helmond gewann mit seinem Liedergesange allgemeine Anerkennung, seine Stimme ist zwar klein, aber wohlklingend und wohlgebildet, sein Vortrag geschmackvoll und warm. Was die Composition Liszt's betrifft, so kann ich nur sagen, daß ich mich redlich bemüht habe, in ihnen irgend Etwas schön zu finden, aber selbst in ihrem Höhepunkte nur geistreiche Zusammensetzungen fand, während alles Andere mir nur als banale Phrase oder inhaltloser Lärm erschien. Nun gibt es ja geistreiche und gebildete Musiker, welche diese Compositionen als großartige Schöpfungen verehren. Bei derartigen vollständigsten Gegensatze der Meinung halte ich es meinerseits geboten, von jeder weiteren Discussion abzusehen. Sind meine Ohren wirklich so schlecht beschaffen, daß sie die Schönheiten der Faust-Symphonie nicht heraushören und meistens nur Lärm vernehmen, so muß ich mich dahin trösten, daß mir doch so vieles Andere schön erscheint, was sich auch der Zustimmung jener geistreichen und begabten Liszt-omanen erfreut. So z. B. bin ich überzeugt, daß sie die beiden wärmsten Werke Brahms' als hochbedeutend anerkennen werden; ich rechne sie zu den schönsten Schöpfungen der Kammermusik in Erfindung und Formkraft. Wenige Wochen vorher hatten die Herren Barth und Hausmann eine Clavier- und Cello-Sonate, ebenfalls neu, op. 99, ausgeführt, die den eben genannten Werken vollkommen gleichsteht. Und man muß wirklich staunen über die unglaubliche immer steigende Schöpferkraft, die Brahms in der letzten Zeit entfaltet. Frau Joachim sang die Lieder ganz herrlich; die Stimme besitzt nicht mehr den Glanz und die Frische früherer Jahre, aber die Künstlerin vermag noch immer durch vollendeten Vortrag die schönsten Wirkungen zu erzeugen. In den drei obgenannten Leipziger Herren lernten wir sehr schätzenswerthe gediegene Künstler kennen.

Die lang vorbereitete und mit Spannung erwartete Aufführung des „Don Juan“ unter Herrn Deppe, mit neuer Besetzung, neuer Scenenein richtung und Recitativen am Claviere, hat im Ganzen einen nur mäßigen Erfolg erzielt. Es hat sich von Neuem herausgestellt, daß auch die geschickteste Regie in die Scenenfolge des unsterblichen Werkes keine logisch-dramatische Entwickelung zu bringen vermag, und daß es immer besser sein wird, den Schwerpunkt auf die möglich beste musikalische] Aufführung zu legen. Unter den scenischen Neuerungen muß sogar die der letzten Scene als eine nicht glückliche bezeichnet werden. Der Geist des Comthur erschien in einem Vorsaal, der bisher durch einen Vorhang verdeckt war, und blieb dort auf einem Platze in elektrischer Beleuchtung stehen, während Don Juan neben dem Tische im Hauptsaal Posto faßte, und so zu sagen in den Vorsaal hinaus sang. Hierdurch wurde die Wirkung des ganzen Zwiegesangs bedeutend geschwächt. Denn der strafende Geist muß entschieden vor dem Sünder stehen, nicht hinter ihm; es war fast komisch anzusehen, wie Don Juan erst über die ganze Bühne nach rückwärts gehen mußte, um dem steinernen Gaste die Hand zu reichen. Daß nach dem Verschwinden des Letzteren die bisherigen Höllengeister nicht mehr zum Vorschein kamen, ist entschieden zu billigen, daß aber der Chor hinter der Scene nicht gesungen ward, und Don Juan sich nur verzweifelnd hin und her bewegt und dann versinkt, wirkte so ernüchternd auf das Publikum, daß nach dem Fallen des Vorhanges kaum ein ganz leiser Applaus in dem ganz überfüllten Hause vernehmbar, und gar kein Hervorruf irgend eines Mitgliedes oder des Capellmeisters versucht ward. Dieser letztere hat auch mit seiner Führung dieses Mal keine Lorbeeren geerntet. Herr Deppe ist ein geschickter Orchester-Capellmeister, der die Feinheiten der Instrumentation zur Geltung zu bringen versteht. Aber er hat das reifste Mannesalter erreicht und vordem niemals eine Oper geleitet; er war gewohnt, daß im Oratorio die Sänger und Chöre hinter ihm standen. In der Oper stehen sie jedoch über ihm, auf der Bühne, und die Einsätze müssen ganz anders angezeigt werden, der Capellmeister muß in ganz anderer Weise Rücksicht nehmen auf die scenische Vertheilung der Sänger als in Oratorien. Diese sichere „Fühlung“ ist nur durch jahrelange, von Jugend an begonnene Uebung zu erlangen — und wo diese nicht voranging, sind Störungen und Unsicherheit gar nicht zu vermeiden. Das hat diese letzte Aufführung des Don Juan bewiesen, wo trotz der vielen seit Monaten vorgenommenen Proben Schwung und Präcision oftmals stark vermißt wurden. Die Sänger thaten ihr Bestes. Frau Sachse-Hofmeister ist eine vorzügliche Donna Anna, Fräul. Leisinger entzückte als Donna Elvira durch ihre glockenreine Stimme und edlen Vortrag, Fräul. Renard war im Spiel die denkbar reizendste Zerline. Herr Oberhauser ist ein eleganter, musikfester, aber stimmlich zu schwacher Don Juan, die Herren Rothmühl (Ottavio) und Krolop (Leporello) leisteten Vorzügliches. Trotz alledem fehlte der rechte Geist im Zusammenwirken — und wie ich schon erzählt habe, der Vorhang fiel unter bedeutungsvollem Schweigen des Publikums.

Heinrich Ehrlich.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Schlußwort zur „Neuen Strömung in unserer Malerei".

Hochgeehrter Herr!

Wenn Herrn Fitger's Entgegnung auf meine „Bemerkungen" in sachlicher Weise mich davon zu überzeugen versucht hätte, daß ich seine Auseinandersetzung über „die neue Strömung in unserer Malerei", welche von Berlin ausgehen soll, falsch verstanden habe, so würde ich gern meinen Irrthum anerkannt und vielleicht weitere Bemerkungen an den Gegenstand selbst geknüpft haben. Aber auf dem von ihm eingeschlagenen Wege, die künstlerische Frage zu einer persönlichen zu machen, folge ich ihm nicht, denn die Absicht, Herrn Fitger persönlich als Künstler zu nahe zu treten, lag mir fern, um so mehr, da mir zu meinem Bedauern seine Thätigkeit als Künstler nicht bekannt ist.

Auch habe ich von meiner Person und meinem „Einfluß" eine viel geringere Meinung als Herr Fitger annimmt, und ich würde ohne seine Veranlassung schwerlich daran gedacht haben, das Publikum damit zu unterhalten was ich über Kunst und Künstler denke, weil ich nicht glaube, daß sich dasselbe dafür sonderlich interessiren dürfte. Mir war es auch nicht um „Zank" und „Fechterkünste" zu thun, sondern, was ich glaubte bemerken zu dürfen, es war mir der Sache wegen heiliger Ernst!

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

Berlin, 14. April 1887. Anton von Werner.

Notizen.

Zum hundertjährigen Geburtstag unseres herrlichen Uhland (am 26. April) sind zwei Festschriften erschienen, die wir unseren Lesern empfehlen: „Ludwig Uhland und seine Heimath Tübingen", ein warmherziger Nachruf von Eduard Paulus, zum ersten Male 1868 erschienen und jetzt als Jubiläumsausgabe von C. Krabbe in Stuttgart mit einem reichen Bilderschmuck versehen. Auch „Ludwig Uhland, Lichtstrahlen aus seinen Werken" von Adolph Kohut (Dresden, P. Pierson), eine feinsinnige Anthologie und biographische Charakteristik, ist ein willkommener Beitrag, der uns daran erinnert, daß Uhland nicht nur einer der größten Dichter und Denker, sondern auch ein verehrungswürdiger Mensch war.

Deutsch-national. Colonialpolitische Aufsätze von Karl Peters. (Berlin, Walther & Apolant.) — Der schneidige Gründer und Präsident der Ostafrikanischen Gesellschaft sammelt in der vorliegenden Broschüre mehrere seiner höchst gewandt und frisch geschriebenen Aufsätze über colonialpolitische Themata. Die drei umfangreichsten derselben, welche die deutschen Colonisten in England und Englands Stellung zu Deutschlands ersten Versuchen auf dem Gebiete der Colonialpolitik behandeln, sind in der „Gegenwart" zum ersten Male veröffentlicht worden, alle folgenden, meist kürzeren Auslassungen beschäftigen sich hauptsächlich mit der Ostafrikanischen Gesellschaft, haben oft lediglich apologetischen Charakter und erschienen zuerst in der „Colonial-politischen Correspondenz". Dieser Sammlung fügt der Verfasser noch einen Rückblick auf sein eigenes Leben, soweit dasselbe der Colonialpolitik gewidmet war, hinzu und erzählt uns dann in überaus fesselnder Weise die Reiseerlebnisse der Usagaraexpedition, welche durch ihre Kühnheit und Schnelligkeit vor 2½ Jahren ganz Deutschland in Erstaunen setzte. Bei dem Interesse für die Ostafrikanische Gesellschaft und ihrer Bestrebungen wird man das Erscheinen dieser Broschüre allgemein freudig begrüßen. B.

Pia. Von Ernst Eckstein. (Leipzig, Reißner.) — Eckstein ist so recht ein warnendes Exempel für unsere Vielschreiber und Büchermacher: ein ursprünglich großes Talent, das sich durch Mangel an Selbstachtung ruinirt hat. Mit geistvollen, lebendigen Feuilletons, formschönen, empfundenen Gedichten und feinen humoristischen Epen fing er an, erlitt dann, wie er die Bühne erobern wollte, schmählich Schiffbruch, brachte sich durch gewerbsmäßige Ausbeutung seiner eigensten „Schöpfung", der Gymnasialhumoreske, um den Namen eines Mannes von Geschmack und ist jetzt glücklich bei der groben Nachahmung von Ebers und Franzos angelangt. Was die vorliegende Geschichte anbetrifft, so hat man bereits dargethan, daß sie Scene für Scene nichts weiter ist, als die novellistische Ausschlachtung einer italienischen Tragödie von Marenco, die eine Glanzrolle der Ristori enthielt und von dieser auf ihren Gastspielfahrten durch beide Welten gespielt wurde. Was Eckstein gegen diese vernichtende Anklage vorbrachte, war matt und lief auf die bekannte Versicherung aller Plagiatoren heraus, daß er das benutzte Werk nicht „gelesen" und höchstens aus den gleichen Quellen wie dieses geschöpft habe. Wenn Eckstein sich nicht entschließen kann, mit seinem schönen Talent strenger und gewissenhafter zu verfahren, so wird er sich bei dem urtheilsfähigen Publikum noch um allen Credit bringen.

Opernhandbuch von Hugo Riemann. (Leipzig, Koch.) — Die Franzosen besitzen in dem 1867 erschienenen und durch drei Supplementhefte ergänzten Dictionnaire lyrique von Felix Clément längst ein treffliches Nachschlagebuch für Opernfreunde. Hugo Riemann hat es nun unternommen, in gedrängterer Fassung ein ähnliches deutsches Werk herauszugeben, das dem oft mißbrauchten „längstgefühlten Bedürfniß" wirklich entspricht und ein vollständiges Repertorium der musikdramatischen Literatur, ein nothwendiges Supplement zu jedem Musiklexikon ist. Es erzählt den Inhalt der wichtigsten Opern, Operetten, Ballette, und bringt werthvolle Notizen über die Componisten, die Entstehungszeit, die verschiedenen Bearbeitungen ꝛc. Das nützliche Werk ist soeben vollständig geworden und hat ein Nachtragsbändchen erhalten, das, zumal zu den Buchstaben A—G, mannigfache Ergänzungen bringt, indem der Plan des Ganzen nach Ausgabe der ersten Lieferungen wesentlich erweitert worden war. Das ausgezeichnete Buch hat unsere Stichproben rühmlich bestanden, doch hätten wir noch einige nähere Angaben über die Herkunft verschiedener Libretti gewünscht, z. B. bei „Atala" und „Consuelo" nach Chateaubriand und George Sand, bei dem nach Scribe gearbeiteten „Bettelstudent", bei Ad. Müller's „Hofnarr", dessen Sujet dem Gil Blas entnommen ist. Eine spätere Auflage wird für solche Verbesserungen zu sorgen haben.

Die Entstehung der neueren Aesthetik. Von K. Heinrich von Stein. (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.) — Obschon wir uns so gern unserer Universität rühmen, haben wir Deutschen noch lange nicht alle Fäden bloßgelegt, welche unser klassisches Geistesleben mit den älteren Culturen der Nachbarvölker verknüpfen. Die deutsche Aesthetik zumal hat sich bislang begnügt, die Geschichte ihrer Wissenschaft bei sich selbst anzufangen. Allerdings mit einem Scheine des Rechts. Denn die tiefere Erfassung und Begründung der ästhetischen Vorgänge und das Bedürfniß, ihre Erscheinungen in das Ganze des philosophischen Weltsystems einzureihen, sind in der That Erfolge des deutschen Geistes. Ueberdies war ja das Wort Aesthetik selbst, als wissenschaftlicher Hauptbegriff, erst von dem Hallenser Baumgarten eingeführt worden. Allein die einzelnen Probleme waren seit hundert Jahren in Frankreich und England auch zusammenhängend zur Sprache gekommen; es war eine ersprießliche und dankbare Aufgabe, ihren Anfängen und Wandlungen nachzugehen. Der Verfasser bringt zu diesem Versuche nicht nur den Scharfsinn des Philosophen, sondern auch den freien Blick des Historikers mit. Es genügt ihm nicht, aus Boileau's Poetik dessen rationalistische Forderungen abstract herauszuheben, sondern er sucht seine Ansichten aus dem Wesen des Mannes und den allgemeinen Tendenzen seiner Zeit zu begründen. Der „französische Classicismus" in der Aesthetik, von den Cartesianern beeinflußt, ist ein nothwendiges Product des classischen Geistes. Die „Richtung auf das Natürliche", welche Geschmack, Witz, Mannigfaltigkeit fordert, lehnt sich schon in Paris früh gegen die starre Correctheit auf; bei den Engländern gibt Shaftesbury den künstlerischen Problemen tieferen Sinn und weist Züge auf, an denen sich noch Schiller begeistert hat; die Landsleute des Shakespeare lassen nicht von dem Reichthum künstlerischer Phantasie. Es ist eines echten Historikers würdig, wenn der Verfasser nachweist, wie der englische Roman und die holländische Landschaft die ästhetischen Forderungen der Zeit bestimmen: die Formel sei später als die Sache. Es bedeutete einen großen Fortschritt, als in Paris selbst der Abbé Dubos das Rührende an die Spitze stellte, als der reich begabte Diderot auf Fülle des Inhalts drang und endlich Rousseau aus den Bergen seiner Heimath den tiefen Zug zur Natur und zur Innigkeit des Gemüthes in die Philosophie der Kunst mitbrachte. Die großen Kunstrichter von Zürich, die Bodmer und Breitinger, sind in der Tendenz ihrem großen Landsmann nicht ganz ungleich; auch sie vertiefen das Aesthetische, wenn sie es als die Kraft der Erhebung auffassen. Von hier beginnt der unmittelbare Einfluß auf die erwachende deutsche Poesie. Der Verfasser wird auch den philosophischen Entdeckungen Baumgarten's besser gerecht; er war nicht unwerth, der Zeitgenosse Winckelmann's zu sein, mit dessen Kunstauffassung der letzte Abschnitt des Werkes schließt. Denn der große Bahnbrecher bestimmt nicht zwar durch die Schärfe seiner Begriffe, aber durch seine künstlerische Anschauung, durch die Entdeckung des Ideals in der Antike die Tendenz unserer classischen Meister und ihrer ästhetischen Nachdenker. Mit ihm beschließt die Vorgeschichte der deutschen Aesthetik. Es ist unmöglich, hier die Fülle der Aufklärung auch nur anzudeuten, welche ein aufmerksamer Leser aus dem Werke schöpfen kann. Wer sich ernsthaft um Aesthetik bemüht, wird auch über das Historische hinaus mannigfache Anregung finden. Auch hier wird ihn oft die Geschichte aufklären, wo ihn die Systematik im Dunklen gelassen hat. J.

Berichtigung. In dem Artikel: „Ein Wiener Roman" (in Nr. 16) ist S. 249, Sp. 2, Z. 11 v. o. nach „Wienerthums" zu lesen: die Sinnlichkeit ist.

Digitized by Google

Inserate.

Bad Nauheim
bei Frankfurt a. M., Station d. M.-W. B.

Naturwarme kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.
Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern, auch vor bez. nach dieser Zeit.
Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. **Jäger.**

Im Verlage der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch **alle Buchhandlungen** zu beziehen:

Oberland.
Erzählungen aus den Bergen
von
Ludwig Ganghofer.
Inhalt: Auf der Wallfahrt. — Der Santriegel. — Im Vorübergehen. — Die Fuhrmännin.
20 Druckbogen Oktav. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—

Wiener Kinder.
Ein Roman von **C. Karlweis.**
20 Druckbogen groß Oktav. Geh. M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Aus dem Leben.
Novellen von **Eugen Reichel.**
Inhalt: Grüne Rosen. — Trapp. Ein Charakterbild. — Der Musikdirektor.
16 Druckbogen groß Oktav. Geh. M. 3.60, eleg. geb. M. 4.80.

Stuttgart. **Ad. Bonz & Comp.**
Verlagsbuchhandlung.

Neuer wissenschaftlicher Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Höhlbaum, Dr. K., Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. Band I. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde III.) Gross 8°. XVI und 382 S. Eleg. brosch. Preis 9 Mark. In Leinwand geb. 10 Mark. (Wird in 2 weiteren Bänden binnen Jahresfrist vollständig.)

Lamprecht, Dr. K., Initial-Ornamentik des VIII. bis XIII. Jahrhunderts. 44 Steindruck-Tafeln meist nach Rheinischen Handschriften nebst erläuterndem Text. Folio. Eleg. brosch. Preis 10 Mark.

Lamprecht, Dr. K., Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. Drei Bände in vier Abteilungen. Gross 8°. 193 Bogen. Mit achtzehn Karten und sechs Holzschnitten im Text. Brosch. Preis 80 Mark.

Lossen, Dr. Max, Briefe von Andreas Masius und seinen Freunden 1538—1573. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde II.) Gross 8°. XX und 537 S. Eleg. brosch. Preis 11 Mark 40 Pf. In Leinwand geb. 12 Mark 50 Pf.

Scherzer, Dr. Karl von, Das wirthschaftliche Leben der Völker. Ein Handbuch über Production und Consum im Welthandel. Gross 8°. XI und 756 S. Preis brosch. 18 Mark 50 Pf. In Leinwand geb. 20 Mark 50 Pf.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.
In unserem Verlage erschien soeben:
Die Säulen der Maurerei.
Vorträge
über Weisheit, Schönheit und Stärke
von
Br. **Carl Pilz,**
Redner der □ Apollo in Leipzig und Redacteur der Frmr.-Zeitung.
Zweite Auflage.
8°. geh. Ladenpreis 60 ₰.

Drucker und **(Commissions-)Verleger** gesucht für „Heldensage vom großen Krieg". Mahabharata gedichtet. ca. 20 Bogen. 8. Adresse unter **J. H. B.** an die **Expedition der „Gegenwart"** erbeten.

Augenblicksbilder
in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten
von **Carl von Schlözer.**
Mit 46 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz *** und einer Radirung von Max Klinger. ***
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—
„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Deutsch-national.
Kolonial-politische Aufsätze
von
Karl Peters.
186 Seiten gr. 8°. Preis ℳ 4.— broch., ℳ 6.— hlbfz. gebunden.
Verlag von **Walther & Apolant** in **Berlin.**

Geistig Zurückgebliebene
finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-A.,** Oppelstr. 44.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Die Lehnsjungfer.
Roman
von
Emile Erhard.
5 Bände.
Preis geheftet ℳ 20.—; fein gebunden ℳ 25.—

Dunst.
Roman
von
Karl Frenzel.
Preis geheftet ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 30. April 1887. Band XXXI.

CORNELL UNIVERSITY, MAY 12 1887 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Besitzsteuer. Von J. G. Killermann. — Die Augenblicks-Photographie. Von Gustav van Muyden. — **Literatur und Kunst:** Aus Hebbel's Tagebüchern. Von Theophil Zolling. — Ein „antinihilistischer" Roman. Von Erwin Bauer. — **Feuilleton:** Jugend. Von Arne Garborg. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Brigitta. Von O. B. — Inserate.

Die Besitzsteuer.

Von J. G. Killermann.

Infolge der Genehmigung der Militärvorlage nebst Septennats durch den Reichstag wird bereits allerorts die Frage ventilirt, welches die zweckmäßigste Art und Weise zur Aufbringung der hierdurch veranlaßten nicht unbedeutenden Reichsausgaben ist. So finden wir denn auch einen diese Frage behandelnden Artikel in Nr. 12 gegenwärtiger Zeitschrift, überschrieben mit: „Reichseinkommensteuer und Erbschaftssteuer", welcher darlegt, daß die von deutschfreisinniger Seite vorgeschlagene Reichseinkommensteuer ungeeignet ist, dagegen aber die Erbschaftssteuer als bezügliche Reichssteuer empfiehlt. — Zu ersteren Resultat gelangt der betreffende Herr Verfasser hauptsächlich in Erwägung der vielen und großen Schwierigkeiten, die der sofortigen Einführung der Reichseinkommensteuer entgegenstehen würden, verwirft diese daher nicht für alle Zukunft, bezeichnet sie aber als für die Gegenwart nicht opportun.

Dieser Anschauung können wir uns jedoch nicht anschließen, denn nach unserer Ueberzeugung sind die der Einführung der Einkommensteuer als Reichssteuer entgegenstehenden Hindernisse hauptsächlich innere, daher nicht zu beseitigende; nämlich solche, welche aus den Mängeln der Einkommensteuer selbst entspringen und daher ihrer Einführung für immer im Wege stehen werden. Ein solcher im angeführten Artikel ganz unbeachtet gelassener Hauptmangel der Einkommensteuer liegt hauptsächlich in dem Umstande, daß sie sich den Steuerkräften der einzelnen Pflichtigen allzuwenig anschmiegt und diese daher höchst ungleich belastet. Schon ein oberflächlicher Blick in's Leben zeigt uns nämlich, daß manche Personen mit wenigem, ja selbst mit gar keinem Einkommen steuerkräftiger als andere mit hohem Einkommen sind, daß z. B. der ledige von zwei gleichbesoldeten und sich eines ganz gleichen Einkommens erfreuenden Beamten viel steuerkräftiger ist, als sein mit einer starken Familie versehener College; daß bisweilen der Diener steuerkräftiger ist, als sein von den Gläubigern verfolgter Herr, und daß der lediglich von seinem Baarvermögen lebende Capitalist zwar einen steuerkräftigen Besitz, dagegen gar kein Einkommen hat.

In allen diesen Fällen erwischt die Einkommensteuer in Folge der Unrichtigkeit ihres Systems die steuerkräftigen Pflichtigen theils gar nicht, theils ungenügend. Einkommen und Steuerkraft sind eben nicht identisch; ersteres ist keineswegs die Voraussetzung der letzteren, und ist es lediglich Zufall, wenn beide Begriffe bisweilen bei dem einen oder anderen Steuerpflichtigen zusammentreffen. Allein die Einkommensteuer hat nicht nur diesen Hauptfehler an sich; nämlich den, daß sie auf ein falsches Princip basirt ist, sondern ist auch insofern höchst unvollkommen, als sie nicht alle Vermögensobjecte heranzieht, sondern gerade diejenigen, welche die höchsten Steuerkräfte in sich schließen, wie z. B. Pretiosen, Equipagen, Baargeld, Vorräthe und überhaupt den ganzen sogenannten mobilen Besitz, als vermeintlich unfructificirliche Objecte steuerfrei beläßt; dagegen die unzuverlässige Arbeitskraft des Tagelöhners, das spärliche Kraut- und Kartoffelfeld der armen Witwe und ihrer hungernden Kinder unnachsichtlich contribuirt. Letztere Objecte sind eben nach der z. Z. herrschenden Anschauung fructificirliche Objecte, obige beispielsweise aufgeführten Gegenstände dagegen gelten, owohl sie gleichfalls ihren Besitzern gewisse ihrer Natur entsprechende Vortheile, Annehmlichkeiten und feinere Genüsse bieten, welche doch auch als Früchte im weiteren Sinne angesehen werden könnten, als unfructificirlich und da der schwankende Begriff „Einkommen" hiernach construirt ist, so ergibt sich die Steuerfreiheit erwähnter Objecte von selbst. — Abgesehen von diesen zwei Hauptfehlern und anderen gleichfalls bedeutenden Mängeln, wie z. B. der ist, daß der Begriff „Einkommen" nur äußerst schwer festgestellt werden kann, sprechen gegen die Einkommensteuer allerdings auch jene Bedenken, welche erwähnter Artikel selbst hervorhebt. Die Einkommensteuer ist demnach sehr mangelhaft und unbefriedigend und würde dieses bei ihrer Einführung als Reichssteuer sicherlich bleiben.

Das Aufsuchen einer besseren und mehr geeigneten bezüglichen Steuer ist daher vollkommen angezeigt. Nach den Aufstellungen im angeführten Artikel soll nun diese bessere Steuer die Reichserbschaftssteuer sein. Allein die Bedenken hiergegen sind keine geringeren, als die der Reichseinkommensteuer entgegenstehenden. Vor Allem dürfte hier zu beachten sein, daß erwähnte Steuer eigentlich gar keine solche ist, sondern nur ein Gefäll, eine Reichserbsquote, herrührend aus der Beschränkung des natürlichen und testamentarischen Erbrechtes in gewissen Fällen zu Gunsten des Reiches. Da die sonstigen Beschränkungen des Erbrechtes, wie z. B. die durch die falcidische und trebellianische Quart, durch die Pflichttheilsrechte, durch das Erbrecht der armen Witwe, dann durch die portio canonica etc., dem Civilrechte, nämlich dem Erbrechte, anheimgegeben sind, so folgt consequenter Weise, daß auch die Erbrechtsbeschränkungen zu Gunsten des Reiches dem Civilrechte, somit dem in Aussicht stehenden deutschen Civilgesetzbuche zur Regelung vorbehalten werden sollten. Eine praktische Folge

Digitized by Google

dieser angeregten formalen Behandlungweise der sogenannten Erbschaftssteuern aber dürfte sein, daß die Einführung von sogen. Reichserbschaftssteuern durch ein gesondertes Reichsgesetz noch vor dem Erscheinen des deutschen Civilgesetzbuches nicht mehr opportun ist. Die Erbschaftssteuern haben ihrer Natur nach, da sie in jeder einzelnen Lebensperiode der Steuerpflichtigen nur ein einziges Mal, nämlich mit dem Lebensende des Erblassers fällig werden, unter allen Steuern die längsten Erhebungstermine. Da nun die Steuergesetze gewöhnlich die kurzlebigsten, dagegen die Civilgesetze die längstlebigsten sind, so ist nicht nur wegen der erwähnten Consequenzen die Regelung der sogen. Erbschaftssteuern zu Gunsten des Reiches dem in Aussicht stehenden deutschen Civilrechte vorzubehalten, sondern ebenso sehr wegen ihrer langen Erhebungstermine. — Abgesehen hiervon spricht für die Regelung der Sache durch das deutsche Civilgesetzbuch auch der Umstand, daß die Civilrechte der Reichsangehörigen selbst dem Reiche gegenüber für die möglichst längste Zeit sicher gestellt werden sollten. Auch dürfte die sogen. Reichserbschaftssteuer die von ihr gehegten Erwartungen deshalb nicht erfüllen, weil sie allzuwenig elastisch ist. Dem Vorgetragenen gemäß mußte sie für unabsehbare Zeiten in durch das Civilgesetzbuch bestimmten Procentsätzen erhoben werden, die — wenn wir anders nicht in das Fahrwasser der die gänzliche Aufhebung der Erbrechte anstrebenden Socialdemokratie gelangen, den Erwerbs- und Sparsinn der Reichsbürger vernichten und zahlreiche Umgehungen des Gesetzes durch Schenkungen bei Lebenszeiten und Scheinverträge veranlassen wollen — in keinem Falle den Satz von 10 % überschreiten dürften. — Die sogenannte Reichserbschaftssteuer würde somit schon ihrer Natur nach eine völlig unelastische und hinsichtlich ihrer Ergiebigkeit ganz vom Zufalle abhängige Steuer sein.

Aber das Reich bedarf zur Erfüllung seiner großen Aufgaben neben der ihm durch die Zölle und indirecten Steuern zugewiesenen unzureichenden Einnahmen hauptsächlich einer elastischen, d. h. einer je nach den Umständen erhöhungs- und erniederungsfähigen Steuer. — Nur eine solche accommodirt sich den jeweiligen politischen und wirthschaftlichen Verhältnissen des Reiches. Voraussetzung dieser so wichtigen Eigenschaft der Elasticität ist aber, daß sich die bezügliche Steuer ganz und gar den verschiedenen Steuerkräften der Pflichtigen anschmiegt. Ist dieses der Fall, so können die nothwendigen Mittel jeder Zeit leicht und ohne Schwierigkeiten aufgebracht werden. Entgegengesetzten Falls aber, nämlich wenn die einzelnen Pflichtigen und Bevölkerungsklassen verschieden und nicht nach ihren Kräften belastet sind, somit wenn die einen unverhältnißmäßig höher als die anderen besteuert sind, so findet eine allenfallsige nothwendige Steuererhöhung bei den Mehrbelasteten alsbald ihre natürliche Grenze an ihrer Leistungsunfähigkeit und zahlreiche und erfolglose Steuerexecutionen, uneinbringliche Steuerabschreibungen und Deficits sind die zwar sicheren, aber keineswegs wünschenswerthen Resultate hiervon. Daher ist nur eine ganz gerecht vertheilte Steuer elastisch. — Zu elastisch kann sie ebenso wenig sein, als zu gerecht. Die Elasticität einer Steuer ist gewissermaßen der Prüfstein ihrer Gerechtigkeit!

Nun ist aber von allen Steuerarten die Besitzsteuer die am meisten elastische, daher auch die gerechteste.*) Ja sie besitzt diese Eigenschaft in so hohem Grade, daß hierauf sich hauptsächlich sogar die Opposition ihrer Gegner zu stützen vermag und diese sich der angeblichen Befürchtung hingeben: „die modernen Finanzminister und steuerbewilligenden Parlamente möchten nicht maßzuhalten wissen." Allein diese Furcht ist unbegründet; denn durch einen allerdings möglichen Mißbrauch erwähnter Steuer würde die steuerpflichtige Allgemeinheit betroffen werden und hiermit auch die Parlamentsmitglieder selbst, welche eine unnöthige Ueberbürdung wohl viel leichter abwenden könnten, als dieses zur Zeit den einzelnen überbürdeten Pflichtigen möglich ist.

Als zweckentsprechende Reichssteuer kann demnach nur die Besitzsteuer in Aussicht genommen werden. Aber ihrer sofortigen Einführung als solcher steht doch auch das gewichtige Bedenken entgegen, daß ihretwegen und zur Aufbringung von benöthigten 30 oder 40 Millionen Mark vom Reiche neben einem zahlreichen Beamtenheer ein fast unübersehbares Arbeitspensum aufgebracht, beziehungsweise bewältigt werden müßte. — Allein die einzelnen Bundesstaaten haben durchgängig dasselbe Bedürfniß nach einer elastischen Steuer zur Regelung ihrer Finanzverhältnisse und zur Vermeidung von Deficits. Da nun die Besitzsteuer sich nicht minder zur einzigen allgemeinen directen Landessteuer, als zur Reichssteuer eignet, so ist ihre vorgängige und alsbaldige Einführung als Landessteuer, beziehungsweise die Ueberführung der einzelnen directen Landessteuern in die einzige Besitzsteuer vor Allem angezeigt. Hier tritt alsdann auch das obengeäußerte Bedenken, indem das Beamtenheer nicht erforderlich und das nunübersehbare Arbeitspensum vertheilt wird, fast ganz zurück. Nach Einführung der Besitzsteuer als Landessteuer kann dieselbe alsdann in der leichtesten Weise als Reichssteuer benutzt werden; nämlich dadurch, daß man ihr die Reichssteuerquoten beischlägt und diese mit erheben läßt, — eine Manipulation, welche wegen ihrer Einfachheit schon jetzt angezeigt wäre, jedoch wegen der Unelasticität (Nichterhöhungsfähigkeit) unserer gegenwärtigen directen Steuern nicht ausgeführt werden kann.

Bis dahin wird sich das Reich allerdings mit anderweitigen Einnahmen aus erhöhten indirecten Steuern ꝛc. oder selbst mit Anlehen behelfen müssen; allein sein Ziel muß, wenn es financiell selbständig werden und die unbeliebten Matrikularbeiträge mit der Zeit aufgeben will — die Reichsbesitzsteuer sein und bleiben. Die einzelnen Bundesstaaten müssen, wie bemerkt, für sich dasselbe Ziel anstreben und mit vereinten Kräften dürfte sich dasselbe auch in Bälde erreichen lassen, zumal da die Besitzsteuer, wie selbst ihre Gegner zugestehen, leicht ein- und durchführbar ist.

Hinsichtlich des Wesens der Besitzsteuer ist hervorzuheben, daß sie auf einem förmlichen Systeme beruht, daß demnach auf Grund desselben allenfalsige Streitfragen leicht und sicher entschieden werden können und daß auch die weitere Ausbildung des Systems keineswegs ausgeschlossen ist. Wie schon das Wort „Besitzsteuer" sagt, ist das bezügliche System auf den Besitz basirt und zwar auf den Besitz im Allgemeinen, d. h. sowohl auf den positiven als auch negativen Besitz. Ersterer begreift den wirklichen Besitz an körperlichen und unkörperlichen Sachen an sich, als an: Immobilien, Mobilien, Moventien, Rechten, Activforderungen, Werthpapieren, Baarschaften ꝛc. und den in Verwendung sich befindlichen Productionskräften. — Letzterer dagegen besteht aus dem unliebsamen Besitze von Passiven und von sonstigen lästigen Verbindlichkeiten, wozu insbesondere die Alimentationsverbindlichkeiten gegen die Familienangehörigen, nämlich gegen die Ehefrauen, Ascendenten und Descendenten zu rechnen sind.

Summirt man nun den Werth des ersteren, nämlich des sogenannten positiven Besitzes und zieht von ihm die Summe des capitalisirten letzteren, nämlich des sogen. negativen Besitzes und die capitalisirte jedem physischen Steuersubjecte einzuräumende steuerfreie Nothbedarfssumme von etwa 300 Mark oder 600 Mark — je nachdem nämlich ein fundirtes oder unfundirtes Besitzcapital vorhanden ist — ab, so erhält man die Besteuerungssumme, die mit der Steuerkraft jedes einzelnen Steuerpflichtigen dergestalt zusammenfällt, daß eine gerechtere Steuer als die Besitzsteuer kaum erdacht werden kann.

Da die Besitzsteuer nur einen einzigen Vertheilungsmaßstab hat, nämlich den Werth der Besitzobjecte selbst, der in seiner unendlichen Zahlenreihe alle auf die einzelnen Steuerkräfte einflußreichen Verhältnisse würdigt und in sich aufnimmt, und da dieser Maßstab derartig praktisch ist, daß die zur Zeit im Gebrauche sich befindlichen anderen Maßstäbe, als: Simpla, Scalen, Klassen, Stufen, Progressionen, Verhältniß-

*) Näher dargelegt ist dieselbe in meiner bei F. W. Keppler in Passau erschienenen Schrift: „Das Besitzsteuersystem, die künftige, einzige directe Steuerquelle aller Rechtsstaaten".

Digitized by Google

zahlen, Mustergründe und Musterhäuser ꝛc. gar keinen Vergleich mit ihm auszuhalten vermögen, so ist sie auch gleichmäßig, das heißt sie bevorzugt keine Besitzgattung vor der anderen.

Weil der Besitz als ein thatsächliches Verhältniß mehr zu Tage tritt, als die häufig in der umständlichsten und mühsamsten Weise erst festzustellenden Begriffe „Ertrag und Einkommen“ so folgt hieraus:

1. daß die Besitzsteuer so eingehende und die Steuerpflichtigen daher so belästigende Erhebungen nicht erfordert, wie die Ertrags- und Einkommensteuern, bei welchen neben dem Besitze der Steuerobjecte auch noch deren wechselnder Ertrag ꝛc. in der genauesten Weise erhoben werden muß;

2. daß die Besitzsteuer somit einfacher als die genannten anderen Steuerarten, daher leicht ein- und durchführbar und nebenbei auch weniger kostspielig ist und

3. daß die Verschweigung der Besitzobjecte viel weniger möglich ist, als die des Ertrages und Einkommens, daß sie demnach auch von diesem Gesichtspunkte aus gerechter und ergiebiger ist.

Indem die Besitzsteuer sich auf alle Besitzobjecte erstreckt, insofern dieselben nur überhaupt einen Werth haben und capitalisirt werden können, somit auch die gewöhnlich als unfructificirlich bezeichneten Besitzobjecte heranzieht und auch alle physischen und juristischen Personen, insofern nicht das Staatsrecht und Völkerrecht Ausnahmen aufstellt, umfaßt, so ist sie sowohl objectiv als auch subjectiv allgemein und durch diese Eigenschaft unabwälzbar; denn, wohin sollte sie abgewälzt werden können, da sie ja nicht, wie die gegenwärtigen directen Steuerarten, nur einzelne Klassen der Bevölkerung treffen, sondern der steuerpflichtigen Allgemeinheit auferlegt werden soll? —

Wie sehr sich die Besitzsteuer im Gegensatze zu unseren gegenwärtigen Besteuerungsarten den Steuerkräften jedes einzelnen Pflichtigen anschließt, sollen nachstehende Beispiele zeigen. Ein Gewerbsmann, der etwa als Rothgerber zeitweise zwei Gehilfen beschäftigt, in einem Orte von mehr als 20000 Seelen wohnt und dessen Betriebsanlage daher nach Art. 6 Abs. 3 des bayerischen Gewerbesteuergesetzes vom 19. Mai 1881 berechnet wird, bezahlt nach Zff. 23 lit. a des bezügl. Gewerbesteuertarifs 36 Mark als Gewerbesteuer und außerdem auch die Haus- und Grundsteuer für sein Anwesen mit Bauplatz im Werthe zu 15000 Mark mit etwa 14 Mark, sohin zusammen 50 Mark. — Unter Zugrundelage der Besitzsteuer berechnet sich die Besteuerung desselben Gewerbsmannes, vorausgesetzt: daß er verheirathet ist und zwei im Erziehungsstadium sich befindliche Kinder hat; daß sein persönlicher Arbeitsverdienst 1200 Mark und der seiner Frau 400 Mark beträgt; daß er eine Mobiliarschaft von 3675 Mark Anschlagswerth, einen Waarenvorrath von 1500 Mk., Gewerbseinrichtungen und Rohstoffe von 2500 Mark, dann eine bestrittene, aber im Betrage von 700 Mark anerkannte Erbschaftsforderung von 15,700 Mark besitzt; jedoch ein Hypothekcapital vou 12,500 Mark schuldet und für seinen Vater alljährlich 325 Mark an eine Irrenanstalt zu bezahlen hat; dann, daß die Besitzsteuer nach dem festgestellten Steuersatze von 2 Mark per Mille erhoben wird; endlich, daß die Nothbedarfsumme à Person auf 300 Mark und der zur Abrechnung zulässige Aufwand für jedes im Erziehungsstadium sich befindliche Kind auf 150 Mark gesetzlich festgestellt würde, in nachstehender Weise:

1. Der Arbeitsverdienst der beiden Eheleute, hier eingesetzt wegen seiner unfundirten Eigenschaft nur zur Hälfte = (1600 × 25) : 2 = ...	20,000	Mark
2. Anwesen mit Bauplatz	15,000	„
3. Mobiliar	3,675	„
4. Waarenlager	1,500	„
5. Rohstoffe und Gewerbeeinrichtungen . .	2,500	„
6. anerkannte Erbschaftsforderung	700	„
Sa.	43,375	Mark

Hiervon kommen in Abzug:

1. die capitalisirte Nothbedarfsumme beider Eheleute = (300 × 2) × 25 = . . .	15,000	Mark
2. die Hypothekschulden	12,000	„
3. das Unterhaltscapital für den Vater = 325 × 25 = ...	8,150	„
4. der Capitalaufwand für die zwei Kinder = (150 × 2) × 25 = ...	7,500	„
Sa.	43,125	Mark

Daher Besteuerungssumme 250 Mark, aus welcher sich nach dem erwähnten Steuersatze von 0,002 Mark eine jährliche Besitzsteuer von 0,50 Mark berechnet. Sollten sich etwa im nächsten Steuerjahre die Verhältnisse des betr. Gewerbsmannes dadurch ändern, daß sein irrsinniger Vater stirbt, daß der Proceß zu seinen Gunsten rechtskräftig vorbeschieden wird und daß mit der Streitsumme seine Hypotheken gelöscht werden; dann, daß die Kinder in das Erwerbsstadium übertreten, so berechnet sich sofort die jährliche Besitzsteuer, statt wie bisher auf 0,50 Mark, auf 56,75 Mark. Sicherlich wird unser Gewerbsmann seine Besitzsteuern, mögen sie sich nun auf erstere oder letztere Summe berechnen, leicht aufbringen und ihnen selbst dann nicht erliegen, wenn sie in Folge besonderer Zeitumstände verdoppelt, ja selbst verdrei- oder vervierfacht werden müßten, was bei der gegenwärtigen Besteuerungsart desselben wohl viel weniger der Fall sein würde.

Eine Dienstmagd, die außer ihrem jährlichen Arbeitsverdienste im Anschlage zu 650 Mark weder Schulden noch Vermögen besitzt, wird nach obigen Voraussetzungen eine jährliche Besitzsteuer von 1 Mark 25 Pf. zu entrichten haben, während ein Familienvater mit Frau und vier im Erziehungsstadium sich befindlichen Kindern, im Uebrigen jedoch in gleichen Verhältnissen stehend, selbst bei einem jährlichen Gesammtverdienste von 2400 Mark noch steuerfrei sein würde. Und in der That bezahlt erwähnte Dienstmagd auch leichter noch ihre sich berechnende Steuer als der Familienvater solches vermöchte.

Aus diesen Beispielen erhellt, daß die Besitzsteuer, entgegen der gegenwärtigen Besteuerung, sich augenblicklich der wirklichen Steuerkraft anschließt; daß unsere directen Steuern, obwohl sie keineswegs als zu hoch bezeichnet werden können, für die minder wohlhabende Bevölkerung drückend, und indem sie dieser nicht einmal den absoluten Nothbedarf ablassen, geradezu verderblich sind; ferner, daß mit einer gewissen steuerfreien Einkommensumme, welche z. B. in England 100 Pfd. = 2000 Mark beträgt und in Preußen durch die vor einigen Jahren beabsichtigte Aufhebung der vier unteren Stufen der Klassensteuer auf 1200 Mark festgestellt werden sollte, nichts geholfen ist, indem derartige steuerfreie Summen zu viel und zu wenig bieten; zu viel nämlich für einzelne Personen, zu wenig aber für die Familien, zumal — für die verschuldeten und größeren.

Festigkeit und Ordnung kann daher in die Finanzverhältnisse des Reiches und seiner Bundesstaaten nur durch die ebenso gerechte und elastische, als praktische und einfache Besitzsteuer gebracht werden.

Die Augenblicks-Photographie.

Von Gustav van Muyden.

Die Kunst Daguerre's und Talbot's hatte in den letzten Jahren Fortschritte aufzuweisen, die sich nur etwa denen der Elektrotechnik an die Seite stellen lassen. So lange sich die Photographen mit dem Collodion-Verfahren begnügen mußten, war ihre Thätigkeit im Wesentlichen auf Portraits sowie auf die Vervielfältigung von Kunstwerken und die Aufnahme von Landschaften beschränkt. Dies änderte sich aber mit einem Schlage, als der englische Arzt Maddox 1871 das Verfahren mit Bromsilber-Gelatine-Emulsion erfand und zugleich

Digitized by Google

die Apparate und insbesondere deren Verschlüsse durch mehrere geniale Techniker, darunter Steinheil, Voigtländer, Thüry und Amey, eine kaum erhoffte Vervollkommnung erfahren. Da eröffnete sich der Lichtbildnerei ein so weites Feld, daß Jahre erforderlich sein werden, um es einigermaßen zu beackern, zumal die Zukunft noch manche Verbesserung des photographischen Rüstzeuges in sich bergen möchte, welche ihrerseits bisher nicht einmal geahnte Gebiete erschließen werden. Sind wir doch bereits soweit, daß der photographische Apparat rascher und besser sieht, als das Auge, ja, man möchte sagen, den Gedanken an Schnelligkeit übertrifft.

Zur Herstellung von Augenblicksbildern gehören vor allen Dingen, wie gesagt, Bromsilber-Gelatine-Trockenplatten, über deren Fabrikation wir uns hier nicht verbreiten wollen, weil dergleichen in die Lehrbücher der photographischen Chemie gehört. Es genügt für unsere Zwecke die Bemerkung, daß diese Platten zwei Eigenschaften besitzen, die den älteren Collodionplatten abgingen. Sie sind vielleicht zwanzig Mal lichtempfindlicher, ja so empfindlich, daß die Netzhaut des Auges dagegen als ein unvollkommenes Werkzeug erscheint, und sie besitzen den großen Vorzug, daß zwischen der Belichtung und der Hervorrufung des Bildes Monate verstreichen können. Erstere Eigenschaft hat der Augenblicksphotographie im Hause, beide aber der Reisephotographie eigentlich erst zur Entwickelung verholfen. Jetzt, wo das Gepäck des Photographen von Beruf wie des wissenschaftlichen Reisenden und des Touristen, soweit es zur Verewigung des Gesehenen dienen soll, aus einer tragbaren Kammer und einem Plattenvorrath besteht, ist die Reisephotographie gleichsam Gemeingut geworden, und sie verdrängt den viel langsamer und nicht so getreu arbeitenden Künstlerstift immer mehr. Die Bilder aber ruft man, daheim angelangt, in aller Gemüthlichkeit hervor.

Zur vollen Ausnutzung der wunderbaren Eigenschaften der Trockenplatten gehören außerdem, wie bemerkt, sobald man außer dem Hause photographiren will, leicht tragbare Apparate. Wir besitzen deren bereits eine ganze Reihe. Die einen, entschieden vollkommneren, weichen von den gewöhnlichen, streng genommen, nur darin ab, daß deren Gewicht möglichst vermindert, und daß man sie meist in einem Futteral am Riemen über der Schulter trägt. Zur Unterstützung derselben während der Aufnahme dient entweder der Arm, oder ein beliebiger Gegenstand, oder endlich ein zusammenklappbarer Dreifuß, den man ebenfalls am Riemen oder in einem Kofferchen trägt.

Daneben benutzt aber der Reisephotograph auch zur Aufnahme von sich rasch bewegenden Menschen und Thieren, denen man mit dem gewöhnlichen Apparat nicht folgen könnte, sogenannte Photo-Gewehre und Photo-Revolver, sowie auch opernglasartige Miniaturapparate. Diese Apparate geben jedoch nur in wenigen Händen gute Erfolge, und es sind die hierzu verwendbaren Platten so klein, daß sie erst zu Hause vergrößert werden müssen, um für weitere Zwecke verwendbar zu sein. Das Vergrößern erfordert aber in der Regel die Beihülfe eines Fachmannes, was die Sache sehr vertheuert, und ist bei besseren Arbeiten unerläßlich.

Es haben indessen besonders Marey in Paris und Fol in Genf mit Photogewehren recht gelungene Aufnahmen zu Stande gebracht. Man zielt nach dem aufzunehmenden Gegenstande und bewirkt durch Bewegungen der Stände das Einstellen einer Platte, das Verschwinden derselben und das Erscheinen einer neuen. Bisweilen besorgt dies auch ein Uhrwerk. Solche gewehrartige Apparate stellt, neben den Genannten, neuerdings auch Talbot in Berlin her. Der sogenannte Photorevolver von Enjalbert in Paris, der sich äußerlich von einer Waffe kaum unterscheidet und Plättchen von nur 16 Quadratcentimetern liefert, ist dagegen als eine bloße Spielerei anzusehen. Praktischer ist das photographische Opernglas, in dessen einem Rohr ein mattes Glas zum Einstellen eingeschoben ist, während das andere die lichtempfindlichen Platten birgt. Das Opernglas gestattet das Photographiren ohne jedes Aufsehen; es liefert aber ebenfalls nur winzige, an sich kaum brauchbare Platten.

Zur Aufnahme von Augenblicksbildern ist namentlich ein rasch arbeitender Verschluß erforderlich, das heißt eine Vorrichtung, welche die Platte der Einwirkung des Lichts entzieht, sobald sie ihre Schuldigkeit gethan, weil sich sonst das Bild verwischt. Am gebräuchlichsten ist wohl der pneumatische Verschluß, welcher nur zur Auslösung dient und durch den Druck der Hand auf einen mit Luft angefüllten, mit der Kammer durch einen Schlauch verbundenen Ballen schließt: also ein Seitenstück zu den bekannten pneumatischen Klingeln. Gilt es jedoch Aufnahmen nach Gegenständen, die sich sehr rasch bewegen, wie Vögel, galoppirende Pferde, so ist ein solcher Verschluß natürlich unbrauchbar, weil er nicht gleichsam blitzschnell arbeitet. In solchen Fällen benutzt man meist Verschlüsse mit rotirender Scheibe und elektrischer Auslösung, wie sie namentlich von Thüry und Amey in Genf gebaut werden. Die Bewegung der beiden Blechschieber, welche, wenn ausgelöst, die Kammer verschließen, wird durch eine starke Feder derart beschleunigt, daß die Zeit der Belichtung nur etwa $^1/_{250}$ Secunde beträgt. Unendlich vollkommener ist jedoch der von dem Meister der Augenblicksphotographie, Ottomar Anschütz in Lissa (Posen), erfundene Verschluß, welcher, nach brieflichen Mittheilungen des Erfinders, eine Belichtung von nur $^1/_{5000}$ Secunde ermöglicht, was bei besonderen Fällen noch gesteigert werden kann.

Die ersten eigentlichen Augenblicksaufnahmen, das heißt die Aufnahmen, welche uns die verschiedenen Phasen einer vom Menschen oder Thier ausgeführten Bewegung vor Augen führen, erfolgten, so viel uns bekannt, hauptsächlich mit Hülfe des photographischen Gewehrs, oder eines Apparates, welches nach dem Gegenstande gerichtet wird und in gleichen Abständen z. B. zwölf Aufnahmen liefert. Die auf diese Weise erzielten Bilder sind jedoch, so überraschend sie an sich sein mögen, insofern sehr unvollkommen, als sie nur einen Schattenriß des Gegenstandes, einen schwarzen Klecks auf weißem Grunde zeigen, während es gilt, nicht bloß den äußeren Umriß, sondern auch alle Einzelnheiten wiederzugeben, wie es sonst eine gute Photographie thut. Das Verdienst, diese Aufgabe gelöst, Augenblicksbilder zuerst geliefert zu haben, welche sich von den nach dem gewöhnlichen langsamen Verfahren hergestellten in nichts unterscheiden, gebührt neben Lugardon in Genf und dem Academiker Marey in Paris, vor Allem Anschütz, dessen Bilder, wie Dr. Karl Müllenhoff in einem Vortrage hervorhob, sich nicht nur durch die vollkommenste Wiedergabe aller Einzelnheiten auszeichnen, sondern auch, was noch höher zu veranschlagen ist, eine große wissenschaftliche und künstlerische Begabung bei ihrem Urheber verrathen. Seine Erfolge verdankt Anschütz wesentlich dem Umstande, daß er, im Gegensatz zu seinen Vorgängern, nicht etwa einen Apparat auf den aufzunehmenden Gegenstand richtet, sondern ebenso viel elektrisch verbundene Apparate, als Aufnahmen erzielt werden sollen. So hat er z. B. ermöglicht, bei Pferden und Vögeln, sowie beim Menschen Serien von zwölf bis vierundzwanzig Bildern herzustellen, die während der sehr kurzen Dauer eines Schrittes oder eines Flügelschlages aufgenommen sind. Diese Aufnahmen müssen also, z. B. beim Fluge der Taube, in der Zeit erfolgen, in der das Thier eine Flügelbewegung ausführt. Da diese Zeit etwa $^1/_8$ Secunde beträgt, so darf bei zwölf Apparaten der Zeitabstand zwischen je zwei Aufnahmen nur $^1/_{96}$ Secunde betragen, eine Zeit, die immerhin noch über zehn Mal länger ist, als die Belichtungsdauer jeder Platte, welche bisher in dem günstigsten Falle etwa $^1/_{1000}$ Secunde betrug. Hieraus ersieht der Leser, welche wichtige Rolle hierbei der Verschluß spielt. Arbeitet er nicht mit Blitzesschnelle, so erhält man nur verworrene Bilder, bezw. Bilder, bei denen die Lage z. B. des Flügels nicht in jedem einzelnen Stadium seiner Bewegung wahrzunehmen ist.

Die Schwierigkeiten, welche der Augenblicksphotograph zu besiegen hat, liegen nicht allein in der Beschaffung geeigneter Apparate und Verschlüsse, sondern bisweilen in einem noch höheren Grade in der Beschaffung geeigneter Vorbilder. Ein erwachsener Mensch nimmt auf Wunsch des Künstlers jede mögliche Stellung ein; ein Pferd thut es ebenfalls auch; handelt es sich jedoch um die Aufnahme von Hunden, Vögeln,

Digitized by Google

wilden Thieren ꝛc., so steigern sich die Schwierigkeiten in's Unermeßliche. Man könnte die Augenblicksbilder in zwei Arten eintheilen: Solche, welche eine Stellung oder Lage eines Gegenstandes veranschaulichen sollen, und solche, welche eine Reihe von kurz hintereinander folgenden Bewegungen auf die Platte bannen. Will der Photograph sich also nicht in beiden Fällen damit begnügen, daß er in's Freie sieht und mit einem Photogewehr bewaffnet, zufällig dahinziehende Vögel oder seinen Weg kreuzende Vierfüßler abconterfeit, so muß er, wie Anschütz es thut, planmäßig verfahren. Dieser hat beispielsweise, zu seinen Aufnahmen nach Vierfüßlern, nicht bloß die in Frage kommenden Thiere angeschafft, sondern einen eigenen Zwinger bauen müssen, in dessen Wand kleine Oeffnungen angebracht sind, durch welche er, mit den entsprechenden Apparaten bewaffnet, so lange lauert, bis das Thier sich in der gewünschten Stellung seinem Blick darbietet, wobei natürlich möglichst nachgeholfen wird.

Große Schwierigkeiten verursachten namentlich die Augenblicksbilder aus dem Leben des Storches, welchen Anschütz vor Allem seinen europäischen Ruf zu verdanken hat. Der Storch ist ein ziemlich scheuer Vogel; auch nistet er bekanntlich meist auf hohen Bäumen oder Dächern. Um dessen Lebensgewohnheiten und Flug auf die Platte zu bannen, um ihn gleichsam bei frischer That zu ertappen, blieb also nichts anderes übrig, als in der Nähe eines Storchnestes eine ebenso hohe Warte zu bauen, hier die Apparate aufzustellen und von Zeit zu Zeit oben zu verweilen, bis die Vögel sich an den Anblick gewöhnt und nichts Arges mehr dahinter vermutheten. Dann erst ging es an das Photographiren des Abfluges vom Neste, des Landungsmanövers, der Fütterung der Jungen und der Flugversuche der Brut. Ein wahres Kunststück ist es auch, die so raschen Flügelbewegungen der Taube zu fixiren und Aufnahmen zu erzielen, die zugleich künstlerischen Ansprüchen genügen können.

Leider ist das Anschütz'sche Verfahren der Anwendung je eines Apparates für jede Aufnahme ein ungemein kostspieliges. Die Apparate selbst müssen höchst vollkommen sein und sind daher nicht billig; auch gehören zu den Aufnahmen zahlreiche, ebenfalls sehr kostspielige Veranstaltungen, von welchen weiter unten die Rede sein wird. So kostspielig sind auf diese Weise hergestellte Augenblicksbilder, zumal wenn wissenschaftliche Zwecke dabei verfolgt werden, daß ein Privatmann die Sache auf die Länge nicht auf seine Schultern zu nehmen vermag, und daß zu befürchten steht, Herr Anschütz werde seine Thätigkeit auf diesem Gebiete zum Theil einstellen müssen, wenn der Staat sich nicht entschließt, nach dem Vorgange Frankreichs, ein förmliches Institut für die wissenschaftliche Augenblicksphotographie, im Anschluß an ein bestehendes physikalisches Institut, zu errichten.

Besser hat es der französische Akademiker Marey, welcher angeblich über einen Betrag von jährlich hundert Tausend Franken verfügt. Er verwendet noch immer, unseres Wissens, nur einen Apparat. Dagegen erscheinen seine sonstigen Veranstaltungen sehr zweckmäßig; so namentlich die dunkle Wand, vor welcher ein ganz weiß gekleideter Mensch vorbeiläuft, der sich vom Hintergrund also sehr kräftig abhebt. Marey hat bisher hauptsächlich Läufer, galoppirende Pferde und Tauben photographirt. Seine Aufnahmen haben sicherlich eine große wissenschaftliche Bedeutung, doch entbehren sie, nach den vorliegenden Proben zu urtheilen, des künstlerischen Gepräges, welches den Anschütz'schen Bildern eigen ist.

Mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft ist auch das Photographiren des Blitzes, was unseres Wissens bisher nur Hänsel in Reichenberg und Kayser in Berlin sowie einem nicht namhaft gemachten Photographen in Rio-Janeiro gelungen ist. Die Physiker berechnen die Zeitdauer des Blitzes auf ein Millionstel Secunde! Und doch reicht diese Zeitdauer, bei deren Vorstellung das menschliche Begriffsvermögen ganz im Stiche läßt, aus, um ausgezeichnete Bilder des Blitzes mit seinen vielen Verzweigungen auf die Platte zu malen. Leichter ist dagegen das Photographiren des elektrischen Funkens aus einer Batterie, weil der Photograph genau weiß, wo und wann die Erscheinung sich zeigen wird.

Nachdem wir in nothgedrungen sehr knappen Worten gezeigt, wie der Augenblicksphotograph verfährt und wie sein Rüstzeug beschaffen sein müsse, erübrigt nur noch eine Uebersicht der bisherigen Hauptleistungen der Augenblicksphotographie, sowie ein Blick in die wahrscheinliche Zukunft derselben. Sehr erleichtert wird diese Aufgabe durch das vor Kurzem erschienene Eder'sche Handbuch der Momentphotographie, sowie namentlich durch die von Anschütz ausgegebenen Musterkarten. Diese Karten etwa im Format einer Visitenkartenaufnahme enthalten je etwa ein Centimeter im Geviert messende Verkleinerungen der Hauptbilder mit Angabe der Nummern derselben, so daß der Liebhaber von dergleichen seine Bestellungen leicht danach machen kann.

Da stoßen wir zunächst auf die Pferdebilder. Allerdings hatten mehrere Photographen, darunter namentlich Muybridge in St. Francisco, vor Anschütz versucht, die Bewegungen des Pferdes auf die Platte zu bannen. Doch erheben sich dessen Bilder meist nicht über die Stufe von schwarzen Flecken auf weißem Grunde und zeigen nur Umrisse, während die Anschütz'schen Aufnahmen gewöhnlichen Photographien gleichen und alle Einzelnheiten aufweisen. Auch führt uns der deutsche Meister nicht bloß springende, galoppirende und trabende Pferde vor, sondern auch Pferde in den gewagten Stellungen, wie wir sie vom Cirkus her kennen, also z. B. sich hochaufbäumend, sowie auch ganze Gespanne. Diese Photographien wurden in Kgl. Hauptgestüten aufgenommen. Aus denselben, wie aus den früheren Aufnahmen von Muybridge geht u. A. auf's Unzweifelhafteste hervor, daß die Bewegungen des Pferdes beim Galopp nicht die geringste Aehnlichkeit mit den bei Zeichnern und Malern hergebrachten haben. Die edlen Rosse strecken nicht „alle Viere von sich", sondern haften, selbst beim gestrecktesten Galopp, stets mit zwei Beinen am Boden, während sie die übrigen höchstens in einem Winkel von 45 Grad ausstrecken. Dies geht namentlich aus einer der letzten Anschütz'schen Pferdeaufnahmen hervor, die zu dem von ihm herausgegebenen Lichtdruckalbum „Augenblicksbilder" gehört. Dagegen hat das menschliche Auge die Stellung beim Sprung und beim Aufbäumen im Ganzen richtig erhascht.

Um zunächst bei den Thieren zu bleiben, wollen wir alsdann der neuen, hervorragenden Hundebilder gedenken. Bei diesen wie bei den Aufnahmen nach Füchsen, Rehen, Katzen, Schafen ꝛc. lag die Schwierigkeit, wie oben bemerkt, weniger in der Wiedergabe einer raschen Bewegung wie im Erspähen des Augenblickes, wo die Thiere sich in einer charakteristischen und zugleich möglichst künstlerisch schönen Stellung zeigen. Am schönsten ist vielleicht der Vorstehhund auf der Fährte, sowie die große dänische Dogge.

Großen und verdienten Anklang fanden auch die Aufnahmen nach einem Fuchse, sowie die reizenden Bilder, welche uns Katzen und Rehe in allen möglichen, stets anmuthvollen Stellungen zeigen. Wer für Affen schwärmt wird auch volle Befriedigung finden. Wir zählen auf den Musterkarten nicht weniger als 29 Bilder nach den „Vettern des Menschen". Trefflich ist namentlich der Affe, welcher im Haare seines Herrn nach Beute sucht.

Mit Recht sehr geschätzt sind auch Anschütz' Manöverbilder. Es war ihm vergönnt, ein Mal den Manövern eines preußischen Armeecorps zu folgen. Das Ergebniß des tollen Jagens querfeldein, um stets an Ort und Stelle zu sein, bevor die Truppen die aufzunehmende Stellung einnahmen, war eine Reihe trefflicher Blätter, aus welcher wir das Schnellfeuer einer Infanterieabtheilung sowie das überaus anmuthige Bild unseres sinnend den Bewegungen der Regimenter folgenden Kaisers hervorheben möchten. Se. Majestät sitzt hoch zu Roß in der Interimsuniform mit dem Helm ohne Busch; neben ihm zeigt sich ein Adjudant, während man im Hintergrunde die unvermeidliche dichte Kette von „Manöverbummlern" erblickt.

Ausgezeichnete Leistungen sind auch die neulichen Anschütz'schen Aufnahmen nach springenden, discuswerfenden und speerschleudernden Menschen. Von den einzelnen Stadien des Sprunges besitzen wir neun Aufnahmen, die uns allerdings den menschlichen Körper nicht sämmtlich in

Digitized by Google

künstlerisch vortheilhafter Stellung zeigen. Der Anlauf und das Herabgelangen zur Erde sind unseres Erachtens nicht gerade schön; prachtvoll dagegen die Aufnahmen in dem Augenblick des Schwebens in der Luft. Absolut tadelfrei sind hingegen der Speerwerfer und der Discuswerfer. Die Stellungen des Athleten, vom Ausholen behufs Schleuderns des Speeres und der Scheibe bis dahin, wo der heftig erregte Körper wieder zur Ruhe gelangt, lassen den menschlichen Körper in einer so hohen plastischen Schönheit erscheinen, daß die Nachbildung dieser Stellungen eine würdige Aufgabe für jeden Bildhauer sein würde. Die Aufnahmen beweisen übrigens, soviel wir zu urtheilen vermögen, daß die griechischen Künstler, bei deren Werken ähnliche Stellungen mehrfach vorkommen, ganz richtig sahen, richtiger jedenfalls, als die Maler der Neuzeit, welche galoppirende Pferde darstellten.

Nach dieser flüchtigen Uebersicht der bisherigen Leistungen des hervorragendsten Augenblicksphotographen wollen wir nunmehr, soweit es der knapp bemessene Raum gestattet, auch der bedeutenderen Mitstreiter auf dem Kampfplatze des Herrn Anschütz kurz gedenken.

Wir erwähnten bereits des Akademikers Marey in Paris. Dank der Unterstützung seiner Regierung hat er sein photographisches Rüstzeug in hohem Grade vervollkommnen, und sich in aller Muße dem Studium der Bewegungen von Menschen und Thieren, und zwar hauptsächlich vom physiologischen Standpunkt aus, widmen können. Zwar bieten seine Pferdeaufnahmen den Anschütz'schen gegenüber kaum etwas Bemerkenswerthes; desto trefflicher sind aber seine Bilder nach gehenden und laufenden Menschen. Die einen sind wirkliche Bilder, die Marey dadurch erhält, daß er einen weißgekleideten Mann vor einen schwarzen Schirm in verschiedenen Gangarten vorüberwandeln läßt; die anderen, bei denen es vor Allem auf ein Schema der Körperbewegungen des Menschen ankam, zeigen bloß eine Anzahl dicht aneinander gereihter, seltsamer Linien, die den Stellungen eines schwarz gekleideten Menschen entsprechen, auf dessen Arme und Beine weiße Litzen aufgenäht sind. Auch den Taubenflug hat Marey mit Erfolg photographirt.

Muybridge in St. Francisco, dem wir die ersten Pferdeaufnahmen verdanken, hat im Laufe des Jahres, nach amerikanischen Fachblättern, zahlreiche zahme und wilde Thiere in allen möglichen Stellungen aufgenommen, auf deren Veröffentlichung man gespannt sein darf. Proben sind uns indessen bisher nicht zu Gesicht gekommen, und so ist ein Urtheil unmöglich.

Dem Professor Eder in Wien, sowie dem Maler Lugardon in Genf verdanken wir ausgezeichnete Aufnahmen nach allerlei Thieren. Hervorragend ist namentlich wegen der Wiedergabe des Spritzwassers des Letzteren Bild: Pferd, einen Fluß durchwatend. Eines verdienten Rufes erfreuen sich auch die Aufnahmen von Lieutenant David in Wien nach dem Pulverdampf eines abgefeuerten Geschützes. Bemerkenswerth ist hier der Unterschied zwischen scharfem und blindem Schuß. Bei Ersterem findet eine viel größere Rauchentwickelung statt und es wird der Dampf erheblich weiter vorgetrieben. Höchst eigenthümlich sind auch die sonst ähnlichen Aufnahmen eines Offiziers der Vereinigten Staaten, Namens Smith, insofern, als sie den actenmäßigen Beweis liefern, daß ein guter Theil der Pulverladung im Rohr nicht explodirt, sondern mit dem Geschoß herausgeschleudert wird und erst in einiger Entfernung von dem Rohr verbrennt, wobei sie eine auf der Photographie sehr deutlich sichtbare, schöne Feuergarbe bildet. Sonderbarerweise ist auf den David'schen Bildern davon nichts zu sehen. Sollte es am Pulver liegen?

Die Engländer haben sich, als begeisterte Freunde des Meeres, besonders auf die Augenblicksbilder nach Schiffen und auf die Wiedergabe des Spieles der Wellen geworfen. Darin haben sie aber auch Meisterhaftes geleistet. Wir wüßten kaum schönere Photographien, als die in unserem Besitze befindlichen Aufnahmen von Day und Sohn nach den segelnden Prachtyachten Altenglands. Ebenso hervorragend ist aber auch z. B. die Mündung der Swine von dem in Charlottenburg ansässigen englischen Ingenieur Wight. Was die Bedeutung dieser Bilder erhöht, ist der Umstand, daß sie zum Theil vom Bord einer Yacht, also von einem schwankenden Gegenstand aus, aufgenommen sind. Wie schwierig das Einstellen des Apparates unter solchen Umständen ist, kann man sich denken.

In neuester Zeit hat man in Berlin und Wien sowohl, wie namentlich in Paris versucht, Landschaften vom Luftschiffe aus aufzunehmen, in der Hoffnung, daß dergleichen Bilder dem Kriegsmann und dem Kartenzeichner von Nutzen sein könnten. Unseres Erachtens gehört hierzu ein starker Glaube. Die Bilder sind, mit Ausnahme jedoch der Aufnahmen des Freiherrn von Hagen, meist verworren und undeutlich; was die Hauptsache aber ist, der Ballonphotograph kann sich nie das Photographiren eines bestimmten Landstriches vornehmen, es sei denn vom Bord eines gefesselten Ballons aus, und zwar weil das lenkbare Luftschiff noch nicht erfunden ist.

Zum Schluß ein Blick in die Zukunft der Augenblicksphotographie.

Die Erfindung der Trockenplatten und der verbesserten Verschlüsse gehört der allerneuesten Zeit an. Die Augenblicksphotographie steckt also, wie die Elektrotechnik, noch in den Uranfängen. Und doch ist in der kurzen Spanne Zeit bereits so Ausgezeichnetes geleistet, daß man zu der Behauptung berechtigt ist, es sei der Dunkelkammer nunmehr Alles zugänglich, es bestehe keine Aufgabe, der sie nicht gewachsen wäre, und sie werde vielleicht dereinst auch das scharf bewaffnete Auge völlig ersetzen. (24 Aufnahmen in 0,72 Secunden ist jetzt schon mehr als das Auge fassen kann.) Dies wird sich namentlich zeigen, wenn es gelingt, die unfaßbar raschen Flügelbewegungen der Insekten zu photographiren, und wenn O. Anschütz sein Vorhaben ausführen kann, die Bahn der Geschosse, welche 500 Meter und mehr in der Secunde zurücklegen, in der Weise auf die Platte zu bannen, daß wir uns ein genaues Bild von dieser Bahn und namentlich von der Lage der Geschosse während ihres Fluges machen können. Die Aufgabe ist, wie man sich denken kann, ungemein schwierig. Es gehören dazu eine erhebliche Anzahl Apparate, sehr verwickelte Berechnungen über das richtige Einstellen derselben und große Vorsichtsmaßregeln, damit die Apparate durch den Luftdruck oder das Erzittern des Erdbodens nicht erschüttert werden. Ist dies der Fall, so wäre natürlich aller Liebe Mühe umsonst. Doch hofft Anschütz, diese Schwierigkeiten, zumal mit seinem $^1/_{5000}$ Secundenverschluß glücklich zu überwinden und damit der Ballistik einen wichtigen Dienst zu erweisen.

Kürzlich stellte Herr Anschütz in den Räumen des Cultusministeriums einen von ihm gebauten „Schnellseher" aus, durch welchen es ihm gelungen ist, seine Reihenaufnahmen, z. B. nach galoppirenden Pferden, zu einem im wahren Sinne des Worte lebenden Bilde wieder zu vereinigen. Der Apparat besteht aus einer sich rasch drehenden Scheibe, welche an ihrem Umfange die vorzuführenden Augenblicksaufnahmen in Gestalt von durchsichtigen Glasphotographien trägt. Dahinter befindet sich eine Glasscheibe, sowie eine Geißler'sche Röhre, welche in dem Augenblicke erglänzt, wo ein Bild vor der Scheibe erscheint, um nach $^1/_{1000}$ bis $^1/_{2000}$ Secunde wieder zu verlöschen. Dreht man nun die Scheibe mit den Bildern, so sieht man die Bewegungen z. B. des Pferdes in köstlicher Vollendung gleichsam vor sich gehen. Die Beine bewegen sich scheinbar unglaublich schnell, der Reiter hüpft im Sattel, die Mähne fliegt, der Sand wird aufgewirbelt ꝛc. Die Sache ist höchst überraschend und wirkt etwa wie ein lebendes Stereoskopbild. Herr Anschütz will den Apparat auch für Projectionszwecke einrichten und damit einem größeren Zuschauerkreis zugänglich machen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Aus Hebbel's Tagebüchern.

Von Theophil Zolling.

Das monumentale Werk liegt nunmehr vollständig vor.*) Der erste Band hat vor zwei Jahren nur einige literarische Kreise in Aufregung gesetzt, und auch der Schlußband scheint nicht in's große Publikum dringen zu wollen. Es ist Schade darum, denn diese rückhaltlose Generalbeichte eines außerordentlich veranlagten Denkers und Dichters ist zwar keine leichte Lectüre und das Werk will auch weniger gelesen, als in guten Stunden durchblättert sein, gewährt jedoch dem Leser höheren Genuß und vor Allem reichere Anregung, als irgend eine der jüngsten Veröffentlichungen. Wir sehen da ein merkwürdiges, nach dem Höchsten ringendes Talent im Kampfe mit gemeiner Sorge und Noth und vor Allem mit sich selbst, einen über den Welträthseln und den Gesetzen der Schönheit grübelnden Riesengeist, ein sich in seine oft wunderlich erhabenen Probleme einspinnendes Dichtergemüth. Es ist ein Nachtrag zu Friedrich Hebbel's Leben, ein Commentar zu seinen Werken. Manches hat schon Emil Kuh in seiner ungeheuerlichen Biographie Hebbel's veröffentlicht. Das Meiste ist neu und wirkt wie eine literarische Offenbarung. Die persönlichen Freunde des Dichters haben den mündlichen Hebbel stets über den in seinen Werken enthaltenen gestellt. Das Tagebuch, das uns seine Selbstgespräche aufbewahrt, sagt uns, wie sehr sie im Rechte waren, denn was er gedacht und gewollt, ist entschieden bedeutender, als was er geschaffen hat. Offenbar war der Denker dem Dichter im Wege.

Die sechs Tagebücher beginnen im Frühjahr 1835 und begleiten Hebbel auf allen Stationen seines Erdenwallens: in Hamburg (1835, 1842, 1843), in Heidelberg (1836), in München (1836—1839); die Reise nach Kopenhagen (1842), die Pariser und italienischen Wanderjahre (1844 bis Ende 1845) und das Leben in Wien vom December 1845 bis zu seinem Tode. Im Leben schwieg sich Hebbel über seine Entwickelung beharrlich aus. Erst in diesen Blättern hebt er den Schleier. Seine Entwickelung? Sein Tagebuch zeigt nirgends eine solche. Schon 1835 ist der Dichter im Wesentlichen fertig und so reif, wie späterhin. Sein geistiger Horizont erweitert sich kaum mehr, seine Dichterkraft bleibt zugleich spröde und dämonisch, sein Wille stets gleich ungestüm. Er ist sein Lebtag der Autodidakt, dessen Tiefsinn aller Schulweisheit spottet. Offenbar hat er in Heidelberg und München sehr wenig ernsthaft und systematisch studirt; vielleicht schon darum nicht, weil ihm der Untergrund einer classischen Bildung fehlte. Nur seine Belesenheit, meist belletristischer Art, erweitert und seine Welt- und Menschenkenntniß vertieft sich, wobei er aber doch im Verkehr der unbeholfene, reizbare Dichter bleibt. Er charakterisirt sein wunderliches Wesen, das ja auch in seiner Dichtung sich wiederspiegelt, in folgender Weise:

„Oft entsetze ich mich über mich selbst, wenn ich erkenne, daß in mir die Reizbarkeit, statt abzunehmen, immer mehr zunimmt, daß jede Welle des Gefühls, und wenn sie von einem Sandkorn herrührt, das der Zufall in mein Gemüth hineinwarf, mir über dem Kopf zusammenschlägt... Woher diese schreckliche Abhängigkeit von äußeren und inneren Eindrücken, deren Nichtigkeit ich ja ebenso gut erkenne, wie ein Anderer? Und doch wüßte ich mich ihr auf keine Weise zu entziehen, im Gegentheil, sie kriegt mich immer mehr unter die Füße; ein Lächeln auf dem Gesichte eines Menschen, der mich ansieht, ein Blick auf meine Stiefel, selbst wenn ich die zierlichsten trage, wie ich jetzt thue, Alles bringt mich aus dem Gleichgewicht, und der Verstand, an dem es mir wahrhaftig nicht fehlt, kann nichts dazu thun, als daß er mich, wie es wohl dem Betrunkenen begegnen mag, ausspottet und mich so die doppelte Qual, den Zustand zu durchschauen, geistig über ihm zu stehen und ihn dennoch nicht überwinden zu können, empfinden läßt. Es ist ein großes Unglück sowohl für mich selbst, als für die wenigen, die sich mir anschließen, und es entspringt nur zum Theil aus meiner dichterischen Natur, die allerdings an sich, da sie sich vermöge der bloßen Vorstellung das Geheimste menschlicher Situationen und Charaktere in sich hervorrufen soll, eine größere Receptivität als die gewöhnliche voraussetzt; zum größeren ist es die Folge meiner trüben Kindheit und meiner gedrückten Jünglingsjahre, es geht mir wie einem, der ein Decennium zwischen Fußangeln und Selbstschüssen umhergeirrt ist und nur die wenigsten davon vermieden hat, er wird selbst auf Pflastersteine anders auftreten wie Andere. Was hilft es mir, daß ich dagegen angehe! Das kann die Menschen, mit denen ich zu thun habe, freilich gegen mich, gegen mein Auffahren schützen, aber in mir bleibt's das nämliche" (1843).

„Ich kann mit dem Schicksal, aber ich kann nicht mit mir selbst zufrieden sein. Die Elemente, aus denen ich bestehe, tosen und gähren noch immer durcheinander, als ob sie gar nicht in eine beschränkende individuelle Form eingeschlossen wären; eines kämpft mit dem anderen und unterwirft es, oder wird unterworfen, bald ist auf dieser Seite der Sieg, bald auf jener, doch das Gesetz fehlt! Wenn ich mich in meiner Vergangenheit oder in meiner nächsten Gegenwart umsehe: überall derselbe Leichtsinn, dem mein Sinn widerstrebt und der meine Tage ausfüllt; ein Spähen nach Geheimpfaden der Weisheit, um, wenn sie aufgefunden sind, Mittagsschlaf auf dem Weg zum Heiligthum zu halten; gedankenloses Haschen nach so manchem Faden, der in's Gewebe meiner Existenz zu passen scheint, und dann wieder gewissenloses Fahrenlassen desselben oder ein verzweifelndes Festhalten, das zum Umstricken und Ersticken führt! Schwer, unendlich schwer ist es allerdings, das Leben zum Kunstwerk zu adeln, wenn man so heißes Blut hat wie ich, es setzt die Herrschaft über den Moment voraus, die wenigens derjenige, der an den Moment noch Ansprüche macht, so leicht nicht erlangt; doch kann man sich diesem Ziel mehr und mehr nähern, und ich bin noch nicht einmal unterwegs. Selbst eine Beichte, wie die jetzige, was ist sie? Sie kommt unwillkürlich, wie ein Seufzer, wie ein Schlag an die Brust, denn ich wollte etwas ganz anderes niederschreiben; sie hat aber leider ganz andere Folgen, als sie haben sollte, denn sie erleichtert das Gemüth, anstatt es mehr zu drücken!"

Die Aufzeichnungen sind reich an solchen Bekenntnissen, aber arm an äußeren Thatsachen. Doch fallen noch genug Lichter auf seine früheren und späteren Lebensumstände. Die herben Erfahrungen einer trüben Jugend liegen hinter ihm, nur in der Erinnerung leben sie ihm auf. „Die Sonne scheint dem Menschen nur Einmal, in der Kindheit und ersten Jugend. Erwärmt er da, so wird er nie wieder völlig kalt. Mein Vater war ein herzensguter, treuer, wohlmeinender Mann; aber von Widrigkeiten verfolgt, haßte er die Freude selbst auf den Gesichtern seiner Kinder." — In ergreifenden Worten gedenkt er seiner Mutter, die eine Ahnung seines Wesens hatte, ohne ihn verstehen zu können, und ihn stets mit Eifer in Schutz nahm.

Immer wieder wird dein stilles, freundliches Bild in aller mütterlichen Heiligkeit vor meiner Seele stehen, lindernd, beschwichtigend, aufmunternd und tröstend. Wenn ich an dein unausgesetztes Leiden denke, so wird mir jede Last, die mir das Schicksal auflegt, gegen die deinige leicht dünken. Wenn ich mich deiner kümmerlichen Freuden erinnere, die dein Herz dennoch in sanfte Seligkeit versetzt, so werd' ich mich nie freudenleer dünken. So wirst du mir noch über das Grab hinaus Mutter sein.

Aber auch die Gegenwart ist hier dem ehemaligen Holsteiner Kirchspielschreiber oft noch düster genug. 1842 trägt er in Kopenhagen die schauerliche Thatsache ein, daß er „in dieser Woche sich zum ersten Male seit seiner Jugend einen ganzen Tag lang von trockenem Brod und Kaffee ohne Milch genährt hat". Er ist ein wahrer Hungervirtuose, doch über die geistigen Entbehrungen setzt er sich viel schwerer hinweg — „obwohl es auch etwas sagen will, daß ich schon seit $2^1/_2$ Jahren, einen Sommer ausgenommen, nicht mehr warm gegessen habe". Dann der erschütternde Herzensschrei: „Gott, ich will ja nicht viel: nur die Existenz! Wende doch das entsetzliche Schicksal von mir ab, daß ich im Gefühl bedeutender Kräfte nicht diese Kräfte selbst versuchen lerne, weil sie mir nicht so viel helfen, als die Geschicklichkeit seiner Fäuste dem Tage-

*) Friedrich Hebbel's Tagebücher. Mit einem Vorwort herausgegeben von F. Bamberg. 2 Bde. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

löhner!" Endlich eine Betrachtung, die seine ganze Existenz grell beleuchtet:

Den Keim meines Unglückes erkenne ich wohl, es ist mein Dichtertalent. Dieses ist zu groß, als daß ich es unterdrücken, und zu klein, als daß es je lohnend werden könnte. Dazu der schlimme Weg, den ich durch's Leben machen mußte. Dadurch sind die Handhaben und Hebel zerbrochen, um meine Kräfte in Bewegung zu setzen, und ich bin viel reicher, als mir je gelingen wird zu zeigen. Wie mir mag einem Menschen sein, der um ein Bein gekommen; er verspürt die volle Gehkraft, steht er aber auf, so ist er lahm und wird gar ausgelacht.

Hebbel erfährt es an sich, wie schwer es ist, das Dichten als Beruf zu treiben und von ihm die Fristung des Lebens zu erwarten. Er ist viel zu reizbar, von seinen Stimmungen abhängig, um wie etwa ein Zola sein tägliches Pensum abzuarbeiten; meist leidet er an einer genialischen Faulheit, die ihm eigentlich nur im Herbst zu arbeiten gestattet. Gelassen hört er darüber die Vorwürfe seiner Freunde an.

Oehlenschläger meint, es sei doch immer besser, auf die Gefahr hin, etwas Mißrathenes zu fördern, thätig zu sein, als die Hände in den Schooß zu legen; ich habe nichts dagegen und wollte, daß ich das Princip zu dem meinigen machen könnte, denn ich glaube gewiß, daß die innere Friction der Kräfte mir manchen Funken entlocken würde, aber mir ist's unmöglich, mich packt Ekel und Selbstverachtung. (1843.)

So wird er von Anderen abhängig, zum mindesten durch das Gefühl der Dankbarkeit. „Der Arme, der sich ganz von unten herauf arbeiten muß, wird, wenn wirklich etwas Bedeutendes in ihm liegt, wohl immer undankbar gescholten werden. Denn er hat eine Legion von Wohlthätern und begegnet auf jedem Schritt Einem, der von ihm verlangt, daß er sich bücken soll; stets krumm zu gehen ist aber doch keinem Menschen möglich." Er führt lange eine recht problematische Existenz. In Hamburg wird Campe fleißig angepumpt, der König von Dänemark gewährt dem Bittenden ein Reisestipendium, nebenbei beansprucht er noch die Unterstützung von Heine, Ruge und Bamberg in Paris, vom Maler Gurlitt in Rom u. A. Sicher ist, daß er keine Gutthat vergißt und in seinem Tagebuch jedes Anlehen registrirt, auch die Rückbezahlung, die ihm später möglich wird, sorgfältig aufschreibt. Er bleibt eigentlich zeitlebens der Kostgänger edler Frauen. Er lebt von und mit seiner Jugendgeliebten Elise Lensing, aber schließlich hebt er das aussichtslose und unbequeme Verlöbniß auf. „Schüttle Alles ab, was dich in deiner Entwickelung hemmt, und wenn's auch ein Mensch wäre, der dich liebt, denn was dich vernichtet, kann keinen Anderen fördern." Und doch hat er das Mädchen, die Mutter seines Sohnes, geliebt, und nach den Proben, die er von ihren gelegentlichen Aussprüchen gibt, war sie ihm geistig ebenbürtig und verwandt. Offenbar hat er sich keineswegs so leichten Herzens von Elise losgemacht, wie man aus Kuh's Biographie schließen könnte. Er hatte die Wahl zwischen ihr und seinem Dichterberuf, und da zögerte er ebenso wenig, als in ähnlicher Lage Heinrich von Kleist, der seine Verlobung mit Wilhelmine von Zenge in ähnlich schroffer Weise aufhob. Diese Genies sind immer Egoisten, sie setzen kaltblütig über die Geliebte hinweg, wie Henneberg's Glücksjäger. „Wer Einer ist, wie ich", schreibt Hebbel einmal zur Entschuldigung, „der hat eigene Lebensbedingungen, er muß nach oben und unten greifen, und wird oft ein Menschenfresser, Gott hat das so eingerichtet." Gleichzeitig interessirt sich für ihn der Blaustrumpf Amalie Schoppe, die ihm Freitische verschafft, von der Gräfin Redern nimmt er mit tragikomischem Bettelstolz eine Unterstützung an, und seine Verheirathung betrachtet er nicht anders als eine Versorgung. 1846 bietet ihm nämlich die Hofburgschauspielerin Christine Enghaus an ihrer Seite ein sicheres Brod, das er mit all seiner Begabung niemals erwerben konnte. Er selbst sieht in der Neigung, die dieses edle Mädchen ihm zuwendet, seine „einzige Rettung vor dem Drucke des Lebens".

Aber es fehlt ihm auch nicht an Augenblicken, da er seines Daseins froh wird. Paris, wo ihn Heine gastlich aufnimmt, gewinnt seine ganze Liebe. Wenn er je ein Franzosenfresser werden sollte, bemerkt er, dann wäre es nur aus Liebe. In Italien führt er sein Tagebuch fleißig fort, aber die Kunstschätze wirken augenscheinlich viel weniger auf ihn, als man erwarten könnte. Er lebt und webt nur in der Literatur. Erst 1846 in Wien tritt er in die glückliche Zeit seines Lebens. Die Revolution sieht ihn auf der Seite des Volkes, und mancher spitze Pfeil wird insgeheim gegen die Regierung abgeschnellt. Die Vorgänge in und um Schleswig-Holstein lassen den Dithmarschen beinahe gleichgiltig; er haßt „neue Etablissements von Fürstenthümern", wie er trocken bemerkt. Er blickt freundlicher in die Welt und sogar in sich hinein. Seine knorrige, rauhe Natur beugt sich unter dem feinen, liebevollen Druck einer Frauenhand. Das finstere Gedankenspiel hellt sich zusehens auf. Oft bricht eine heitere lyrische Stimmung hervor, und die Lieder strömen dann reich aus seiner Brust. Schalkhaft notirt er am 14. August 1855:

Ich habe Shakespeare immer für unerreichbar gehalten und mir nie eingebildet, ihm in irgend etwas nachzukommen. Dennoch hätte ich in früheren Jahren immer noch eher gehofft, einmal irgend einen Charakter zu zeichnen wie er oder irgend eine Situation zu malen, als mir, wie er, ein Grundstück zu kaufen. Nichtsdestoweniger habe ich heute Mittag zehn Uhr einen Contract unterzeichnet, durch den ich Besitzer eines Hauses am Gmundner See geworden bin.

Freilich fehlt es auch in Wien nicht an Trübungen seines Glückes. Nur mit größter Mühe bricht sich sein Genius Bahn. Er sieht Neider und Widersacher überall. Eine unerfreuliche Polemik, die von tiefster Verbitterung zeugt, spiegelt sich auch in diesen Blättern. Aber den tiefsten Schatten auf sein Glück wirft die Krankheit. Seine eiserne Constitution ist zerrüttet. Er hat nicht umsonst sein halbes Leben gehungert, jetzt rächt es sich. „Haben wir den Wein, so fehlt der Becher!" seufzt er einmal schmerzlich. Langsam geht es mit ihm zu Ende. Noch zwei Freuden hat er auf dem Sterbelager. Emil Kuh, sein Apostel, versöhnt sich mit ihm, und seine „Nibelungen" erhalten den Berliner Schillerpreis. Die letzte Eintragung ist vom 25. October 1863:

Eine große Leidensperiode, die noch nicht vorüber ist, so daß ich sie erst später fixiren kann. Aber seltsam genug, hat seit 14 Tagen der poetische Geist angefangen, sich in mir zu regen, es entstanden anderthalb Acte des Demetrius, obgleich ich, durch Rheumatismen verhindert, kaum im Stande war, sie nieder zu schreiben, und wenn es so fort geht, darf ich hoffen, das Stück im Winter unter Dach und Fach zu bringen. Wunderlich-eigensinnige Kraft, die sich Jahre lang so tief verbirgt, wie eine zurückgetretene Quelle unter der Erde, und die dann, wie diese, plötzlich und oft zur unbequemsten Stunde wieder hervorbricht.

Einige Wochen später, am 13. December, ist Friedrich Hebbel gestorben.

Die Tagebücher sind weniger sachlich, als persönlich bedeutsam. Die geistige Physiognomie wird von dem Dichter selbst in charakteristischen Zügen auf das Papier geworfen. Es gemahnt uns ein wenig an die Weise, wie sein Holofernes über sich selbst Anekdoten erzählt und Einzelzüge anführt, um sein Wesen verständlich zu machen. Da wird jeder Zug, jeder Einfall, jede Regung seines Herzens und Gehirns belauert. Wie unrichtig der Vorwurf ist, daß Hebbel erst später durch befreundete Hegelianer ein Grübler geworden sei, geht klar aus dem Umstand hervor, daß schon die ersten Tagebücher die fast krankhafte Reflexionssucht des späteren Hebbel zeigen. Er ist sich über sein Wesen und Talent von Anfang an unheimlich klar, kennt alle seine Schwächen und Eigenheiten, und wenn er sie nicht bekämpft, so ist es weil er eben fühlt, daß er nicht anders sein kann. Da hat Gutzkow 1878 in seinem giftigen Pamphlet: „Dionysus Longinus oder über den ästhetischen Schwulst in der neueren deutschen Literatur" Hebbel lächerlich zu machen gesucht, weil dieser sich als modernen Shakespeare und Messias der deutschen Bühne feiern ließ und wohl auch selbst feierte. Wir schlagen das Tagebuch auf und finden statt Größenwahn und Selbstvergötterung eine unerbittliche Selbstzucht, ein quälerisches Grübeln über die Schranken seiner Kunst, eine unerbittliche Zergliederung und Bloßlegung seines Talents, eine ungestüme Zwiesprache mit seinem Genius. Wohl be-

Digitized by Google

ginnen diese Blätter mit dem selbstbewußten Geständniß: „Ich fange dieses Heft nicht allein meinem künftigen Biographen zu Gefallen an, obwohl ich bei meinen Aussichten auf die Unsterblichkeit gewiß sein kann, daß ich einen erhalten werde." Allein er äußert auch bescheiden genug: „Ich will nicht, daß mein Schönes und Treffliches anerkannt werde, ich will nur, daß das Schöne und Treffliche überhaupt anerkannt werde." Mit welcher Strenge sitzt er über seine werdenden und vollendeten Werke zu Gericht! Er erklärt uns, warum seine Judith gerade eine jungfräuliche Wittwe sein muß; er nennt seine „Genoveva" eher ein aufgebrochenes Geschwür, als ein objectives Werk; er schüttelt über seine „Julia", das „Trauerspiel in Sicilien", den „Diamant" und andere Wunderlichkeiten bald selber den Kopf. Aber dieses Uebermaß von Selbstkritik ist ihm ohne Zweifel auch schädlich, indem es seine Naivetät, seine Schaffensfreude untergräbt, freilich weniger als bei Otto Ludwig, den es als Dichter geradezu ruinirte. Am 23. Januar 1847 schreibt er:

Heute habe ich mich den ganzen Tag in der angeregtesten Stimmung befunden und doch, wie so oft, nichts gethan, sondern mich ganz einfach des erhöhten Daseins erfreut! Sicher ist das naturgemäß, aber eben so sicher ist das auch ein Grund, weshalb ich so weit hinter vielen Anderen zurückbleibe, was die Wirkung auf die Masse anlangt, denn diese will nicht Tiefe, sondern Breite, und wenn man zu lange mit seinen Gedanken spielt, streifen sie alle die bunten Hülsen ab, durch die sie sich bei ihr einschmeicheln könnten, und werden zu ernst und streng.

Es ist ihm auch unmöglich, etwas zu schreiben, was sich nicht wirklich mit seinem Leben auf's innigste verkettet. Wie hoch er von seiner Kunst denkt, beweist sehr schön eine seiner letzten Eintragungen:

Hätt' ich die Wahl, jetzt ein Theaterstück hervorzubringen, welches über alle Bühnen der Welt gehen und die Anerkennung aller kritischen Schöppenstühle finden, aber nach einem Jahrhundert verurtheilt werden sollte, oder ein würdiges Drama zu erzeugen, das aber mit Füßen getreten und bei meinen Lebzeiten nie zu einiger Geltung gelangen, später aber gekrönt werden sollte, ich wäre nicht Eine Secunde zweifelhaft. So genügt man doch wenigstens nach einer Seite hin dem höchsten Gesetz. An Tagen, wie dieser, ist Einem zu Muthe, als ob man die Feder statt in Tinte, unmittelbar in Blut und Gehirn tauchte.

Die unerbittliche Strenge gegen sich selbst gibt ihm ein Recht, eine oft vernichtende Kritik auch an seinen Zeitgenossen und Mitstrebenden zu üben. Laube kommt immer übel weg; auch Grillparzer, der ihm seine Abneigung, wie man weiß, vergalt. „Was soll ich mit Hebbel?" pflegte er zu sagen, „der weiß Alles, auch wer der liebe Gott ist; ich weiß es nicht." Von den Todten beschäftigt unseren Dichter Jean Paul, Wieland, Schiller, noch mehr Goethe und Shakespeare; am wärmsten äußert er sich über Heinrich von Kleist, „dies außerordentliche, zu Tode gemarterte Genie". Was er an Lessing tadelt, seine „construirten Menschen", trifft freilich bei seinen eigenen Werken viel mehr zu. Hören wir einige seiner Urtheile!

Nur Goethe in seinen Jugendliedern stellt die reine Seligkeit dar, die aus dem Dasein selbst entspringt ... So groß Shakespeare ist, eine so weite Welt er umfaßt, dennoch konnte er die reine ungetrübte Seligkeit nicht darstellen. Dies ist der Hauptbeweis, daß dieses Element in seinem Leben gefehlt hat. —

Faust ist gemeinsame Geburt des gewichtigsten Stoffes und des gewaltigsten Geistes und kann darum nicht zum zweitenmale geschaffen werden. Das Gedicht hat die Unbegreiflichkeit eines Naturwerkes. —

Das Höchste, was Shakespeare geschaffen hat, ist der Lear. Lear ist das einzige Werk, das mit der Antike verglichen werden kann. Es hat wohl noch Keiner bemerkt, daß Goneril und Regan in Lear selbst ihre Erklärung finden. Wir sehen ein, daß ein so jähzorniger Mann nur kalte, ihn fürchtende Kinder erziehen konnte. —

Wenn ich diese neuen Stücke ohne Motive, Charaktere und Situationen, die den Knochenbau des Dramas durch das faule Fleisch aufgedunsener Redensarten zu ersetzen suchen, in's Auge fasse, so ist mir wirklich, als sähe ich auf leerem Platze statt eines Baumeisters einen wahnsinnigen Maurermann mit einem gefüllten Tünchheimer stehen, der seine Tünche auf's Gerathewohl nach allen Weltgegenden verquistet und gar nicht bemerkt, daß es um ihn her an Wänden fehlt, ja daß zu einem Gebäude nicht einmal ein Fundament gelegt ist.

Auch Hebbel's künstlerische Unzulänglichkeiten prägen sich da auf jeder Seite aus. Der Mann, der immer über den Gesetze des Schönen brütete, hatte eigentlich keinen Sinn für das wahrhaft Schöne. Das Colossale nicht nur, auch das Häßliche zieht ihn dämonisch an. Die Neigung zum Wunderlichen, Pathologischen, Ungeheuerlichen bricht überall hervor. Die Liebhaberei für blutrünstige Stoffe zeigt sich namentlich in den Entwürfen, die er zu gelegentlicher Verwerthung notirt. Einige Beispiele!

Ein roher Mensch erschlägt, etwa im Duell, einen Dichter. Er wird dadurch gestraft, daß er sich bildet und später, zu den Werken des Todten hingezogen, erkennt, welch' eine Welt er erstickt, welch' eine Fackel, die ihm selbst leuchten sollte, er gelöscht hat. Im niederen Kreise dasselbe: ein Räuber und ein Maler, vor dessen Madonna jener später Buße thut.

Charlotte Corday's Haupt erröthete sichtbar nach der Enthauptung, als der Henker ihm einen Backenstreich gab.

Ein kleines Kind erwacht in der Münchener Todtencapelle, richtet sich auf im Sarge und beginnt — mit den Blumen zu spielen.

Einer entdeckt einen Mörder und gibt ihn an; durch die dafür erhaltene Prämie kommt er in's lockere Leben hinein, und um es fortsetzen zu können, als das Geld aufgegangen, ermordet er selbst Einen.

Im Thurm geht es lustig zu, denn Jürgen, der in drei Tagen von der Welt scheiden soll, erhält, damit er sie noch einmal liebgewinne, Alles, was sein Herz begehrt. Da tritt ein freundlicher Mann herein, der eine Flasche guten Wein auf den Tisch stellt und mit dem armen Sünder auf langes Leben anstößt. Lieber Jürgen, es ist der verkleidete Scharfrichter, der deinen Hals untersucht, darum stellt er sich hinter deinen Stuhl, als ob er dein Bedienter wäre.

Idee zu einer Tragödie. Ein wunderschönes Mädchen, noch unbekannt mit der Gewalt ihrer Reize, tritt in's Leben ein aus klösterlicher Abgeschiedenheit. Alles schaart sich um sie zusammen, Brüder entzweien sich auf Tod und Leben, Freundschaftsbande zerreißen, ihre eigenen Freundinnen, neidisch oder durch Untreue ihrer Anbeter verletzt, verlassen sie. Sie liebt Einen, dessen Bruder seinem Leben nachzustellen anfängt, da schaudert sie vor sich selbst und tritt in's Kloster zurück.

Ein Maler, der für sein höchstes Kunstwerk ein schönes Modell gebraucht und sie dann tödtet, damit kein zweiter 'sie gebrauchen und Niemand sagen kann, es sei Portrait.

Gehaltvoll sind seine Aphorismen, von denen übrigens schon eine Auswahl in die Sämmtlichen Werke aufgenommen wurde. Es ist eine geistige Verschwendung ohne gleichen. Die Ideen liegen da zu tausenden umher, daß davon ein Dutzend Philosophen und Dichter leben könnten. Es sind zum Theil merkwürdige Einfälle und Bemerkungen, in welchen der geniale Autodidakt seinen Horizont überfliegt und seiner Zeit mit Riesenschritten vorangeht. Noch hat er von Buckle, Schopenhauer keine Zeile gelesen, aber er nimmt ihre Gedanken vorweg und anticipirt Eduard von Hartmann, Darwin, Zola. Und seine eigene Freude an einem treffenden Einfall ist unverkennbar, er spintisirt sich immer tiefer hinein, hetzt ein hübsches Gleichniß zu Tode, kann sich oft in seiner Selbstschau nicht genug thun. Er ermangelt auch niemals, einen wichtigen Gedanken aus seinem Briefwechsel sorgfältig in's Tagebuch einzutragen. Manchmal gibt er jedoch bloß dialektische Spielereien, allzu abstract, dunkel, aus dem Urschlamme der Hegel'schen Philosophie, und auch an Trivialem, Selbstverständlichem, Schiefem läßt er es nicht fehlen. Wir greifen aus dem Gedankenschatz Einiges heraus:

Die große Kraft kommt von Gott und die kleine vom Teufel. —

Im Dichter wird wie in dem glühenden Stier des Phalaris der Schmerz der Menschheit Musik. —

Man kann kein Blut in sich hineintrinken, sondern der Organismus muß sich selbst Blut aus den Nahrungsmitteln bereiten; ebensowenig kann man sich fremde Erfahrungen aneignen, sondern man muß sie selbst machen. —

Digitized by Google

Eigensinn ist der wohlfeilste Ersatz für Charakter. —

Die Freude verallgemeinert, der Schmerz individualisirt. —

Jede andere Kunst hat eine Seite, wo sie an's Handwerk grenzt, nur die Poesie nicht. Das stellt sie in der wirklichen Welt so schlimm. —

Ob wohl Jemand so durstig werden kann, daß er ein Glas Wasser trinkt, welches vergiftet ist? —

Wenn man einen Todten sieht, so ist es Einem oft, als wäre er die stille, ruhige, abgeschlossene Statue, die das Leben durch unausgesetzte Schläge ausgemeißelt. —

Wäre Mancher schon erschaffen gewesen, er hätte Gott bei der Schöpfung Rath ertheilt. —

Der Zufall ist ein Räthsel, welches das Schicksal dem Menschen aufgibt. —

Ein Gesetz wäre vorzuschlagen, wonach jeder Reiche, der sich seinen Reichthum nicht selbst erworben, gehalten ist, sich einmal auf Leben und Tod um sein Vermögen mit dem Ersten zu schlagen, der den Hals daran setzen will. —

Eben weil der Adler zu fliegen versteht, kann er nicht gehen. —

Der einfache Ausdruck ist schon deshalb vorzuziehen, weil alle Redeflitter, auch die glänzendsten, veralten und weil ein Buch, das damit aufgestutzt ist, trotz seines bedeutenden Inhaltes später einen Mumieneindruck macht. —

Der Dichter hat den geschichtlichen Stoff in eine Idee aufzulösen und dann für diese Idee den Repräsentanten zu finden. —

Gott theilt sich nur dem Gefühle, nicht dem Verstande mit; dieser ist sein Widersacher, weil er ihn nicht erfassen kann. Das weist dem Verstande den Rang an. —

Man kann so wenig einen Brief für Jemanden schreiben, als man für ihn in den Spiegel gucken kann. —

Jener benimmt sich gemein gegen dich; benimm du dich edel gegen ihn, sonst hat er dir nicht bloß geschadet, sondern dich zu seinesgleichen gemacht. —

Der Mensch beziehe möglichst all' sein Thun und Treiben auf jenes Heiligste in seiner Brust, wovon er fühlt, daß es nur ihm angehört und das eben darum ewig und unveränderlich sein muß; da bleibt ihm zum Zweifeln kein Grund und zum Verzweifeln keine Zeit. —

Die dramatische und die theatralische Kunst fallen nicht ganz zusammen; erstere empfängt ihre Gesetze von der Natur und letztere von der Schönheit. —

Stufen künstlerischer Entwickelung: Es kann so sein! Es ist! Es muß so sein!

Und so sei denn Hebbel's Vermächtniß bestens empfohlen, obwohl unsere Zeit seiner Würdigung nicht eben günstig ist. Offenbar erscheinen die Tagebücher um ein paar Jahrzehnte zu spät, denn die Hebbel-Gemeinde ist längst ausgestorben, die Kritik ereifert sich um seinetwillen nicht mehr, und dem großen Publikum ist er ein Unbekannter. Vergessen sind seine Lieder und Novellen, sein Epos „Mutter und Kind" hat kein Posaunenstoß der Kritik populär machen können, und die wenigen Dramen, die nicht nur in den Literaturgeschichten ein papiernes Dasein führen, gehören, wie Dingelstedt sich ausdrückt, zu den „intermittirenden", die zeitweilig wieder da und dort einmal auftauchen, weil sie den Darstellern gute Aufgaben bieten. Mit anderen Worten: sie können weder leben noch sterben. „Judith" wird ab und zu den Gastrollen einer reisenden Heldin beigefügt, die Nibelungen-Trilogie, von Wagner's Bühnenweihfestspiel verdrängt, veranlaßt hier und da einen ehrgeizigen Director zur Veranstaltung eines „Cyklus", und einzig das erschütternde bürgerliche Trauerspiel „Maria Magdalene" hat sich, wenigstens in Wien, wo Lewinsky den Tischlermeister Anton ergreifend verkörpert, dem Repertoire fest eingefügt. Ich fürchte, daß es auch diesen Tagebüchern nicht gelingen wird, das Interesse für den Dichter neu zu beleben. Wenn sie aber zu spät erscheinen, so kommen sie gewissermaßen auch zu früh. Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß Hebbel noch einmal seine dichterische Auferstehung feiern wird, denn unter allen Schülern Shakespeare's, allen Kraftdramatikern, die im Gegensatz zur Schiller'schen Richtung in der Charakteristik und Naturwahrheit ihre Stärke suchen, unter all den Grabbe, Griepenkerl, Büchner, Otto Ludwig, ist er der hervorragendste und der am meisten theatralisch Gestaltende. Wir werden sicher eines Tages wieder auf Hebbel zurückgreifen. Sei es nun, daß sich für ihn ein geschickter Bearbeiter findet, der seine Stücke den Anforderungen der Bühne und dem Geschmacke des Publikums näher bringt. Oder gar in dem hohen Glücksfalle, daß uns noch ein deutscher Shakespeare ersteht, in dessen Licht auch die Vorläufer wieder aufleben werden. Dann wird auch Friedrich Hebbel seine Auferstehung feiern.

Ein „antinihilistischer" Roman.

Von Erwin Bauer.

Wahrheit der Charakterzeichnung, Naturtreue in der Schilderung des realen Hintergrundes, von dem sich die Handlung abhebt, und bis in die geringsten Einzelheiten gehende Kenntniß des zu behandelnden Stoffes, — das ist das Mindeste, was von einem modernen gesellschaftlichen Roman verlangt werden darf, der sich anmaßt, ein Capitel zeitgenössischer Sittengeschichte behandeln zu wollen. Und dies Verlangen — von den ästhetischen Forderungen zunächst vollständig abgesehen — ist um so berechtigter, wenn der Roman sociale Bewegungen schildert, die außerhalb des täglichen Beobachtungs- und Erfahrungskreises der Leser, an die sich der Verfasser wendet, liegen; wenn die Darstellung, der Controle weiterer Kreise entrückt, mit dem rein künstlerischen Zwecke die Absicht verbindet, den Leser in weit abgelegene, unbekannte gesellschaftliche Gebiete einzuführen, wirklich vorhandene Sitten und Zustände zu schildern und den Kampf sich befehdender Anschauungen und Ideen einer eigenartigen Culturwelt zum Ausgangspunkt allgemeiner Schlußfolgerungen zu machen. Der Dichter muß den Nachweis liefern, daß wenigstens das Typische des Bodens, auf den er sich in seinem Romane stellt, in vollem Umfange in seinen geistigen Besitz übergegangen ist: nur dann wird er seine Aufgabe, realistische Wahrheit auf weiße Blätter zu zeichnen, annähernd lösen — sei es in der schmucklosen Wiedergabe nackter Wirklichkeit, sei es in der Schöpfung eines nach allen Regeln der Poetik oder aus der Kraft schriftstellerischer Begabung heraus gegliederten Kunstwerks. Wir möchten den Maler sehen, der es wagte, den Rigi zu malen, ohne ihn an Ort und Stelle studirt oder mindestens sich in zahllose photographische Aufnahmen dieses Berges und seiner Umgebung vertieft zu haben, einzig und allein mit einer Höhenkarte der Alpen und dem Bädeker als Studienmaterial ausgerüstet! Und was wir beim Maler für selbstverständlich erachten: daß er, wenn er einen der Wirklichkeit entlehnten Vorwurf behandelt, seinen Pinsel nur durch die unmittelbare Anschauung leiten lasse, — muß auch für den Erzähler gelten, selbst wenn wir seiner Erfindung den weitesten Spielraum gestatten wollen. Die Zeiten des reinen Phantasie-Romans sind vorüber. Vorüber sind die Tage der ehrbaren Schulmeister, die, obzwar sie niemals aus dem Weichbilde ihres heimathlichen Städtchens herausgekommen, dennoch ohne Furcht vor dem Tadel, eine absichtliche Täuschung begangen zu haben, das Wagniß unternahmen, den Schauplatz ihrer Erzählungen in fremde Länder zu verlegen und zu Nutz und Frommen der lernenden Jugend, sowie zu moralischen Zwecken die Leiden, Freuden und schaurigen Schicksale europamüder Bleichgesichter bei den Sioux-Indianern oder leichtsinniger Abenteurer im schneebedeckten Czarenlande, an der Grenze des fürchterlichen Sibiriens, zu beschreiben, — natürlich „wahrheitsgetreu" à la Theodor Dielitz! Auch die Zeiten sind vorüber, in denen der Schriftsteller sich mit dem Stolze des Demosthenes brüsten und von einer Erzählung, die ein zeitgenössisches Thema behandelte, als Hauptvorzug melden lassen durfte, sie röche nach der Oellampe des Studirzimmers. Wer heute Land und Leute schildern, Sittenbilder aus der Gesellschaft entwerfen und so-

Digitized by Google

ciale und politische Bewegungen zum Gegenstand dichterischer Darstellung machen will, der muß voll und ganz auf realistischem Boden fußen. Und Realismus im Roman ist nichts Anderes als Wahrheit — bald poetisch verklärt, erhebend und versöhnend, bald bitter und schneidend, rührend und abstoßend, wie das Leben selbst!

Die Bildung und der Geschmack der Zeiten rufen große und kleine Poeten hervor, je nachdem die Begabung derselben ihnen die Pulsschläge und Athemzüge des Culturlebens der jedesmaligen Gegenwart offenbart. Derjenige Dichter aber wird der größte sein, der mit dem Vollbesitz der Geheimnisse seiner Zeit den Blick des Propheten für die Zukunft verbindet. Die heutige Gegenwart ist — davon sind wir überzeugt — auch für die Dichtkunst eine Periode der Vorbereitung zu einem nationalen Aufschwunge, wie ihn die Weltgeschichte nur selten erlebt haben dürfte. Deshalb scheint uns jedes deutsche Talent von vornherein auf falschen Wegen zu wandeln, wenn es seine dichterische Kraft an Aufgaben verschwendet, die außerhalb seines Volkes liegen. Und dennoch sehen wir eine ganze Schaar jüngerer deutscher Dichter und Schriftsteller die großen Fragen, die das Vaterland bewegen, scheu umgehen und sich an Problemen abmühen, zu deren Lösung sie nicht berufen sind, weil ihnen alle Vorbedingungen dazu fehlen! Hierher gehört u. A. auch Richard Voß, dessen unleugbare Begabung bisher vorzugsweise auf fremden, außerdeutschen Gebieten geschweift und irrlichterirt hat, und dessen neuester Roman „Die Auferstandenen" den sprechendsten Beweis liefert, welch' ungeheuerliche Dinge ein deutscher Dichter leisten kann, wenn er den russischen Dichter spielen will. Wir sind durchaus nicht so engherzig, den aus einer Nation hervorgegangenen Dichter ein für alle Male von den stofflichen Gebieten der anderen Nationen ausschließen zu wollen. Wir halten uns um so weniger zu einer solchen Beschränkung berechtigt, als auch bei der immer schärfer hervortretenden nationalen Gliederung der Völker zahllose Fragen des menschlichen Daseins die allgemeine Bedeutung behalten und selbst eine Reihe von Aeußerungen des Volkslebens dieser oder jener Nation nur als von Ort und Zeit beeinflußte Erscheinungsformen der allgemeinen Culturentwickelung aufzufassen sein werden. In den Rahmen der Letzteren lassen sich aber keineswegs alle Bewegungen und Regungen im Leben der einzelnen Völker hineinzwängen. So ist z. B. der russische Nihilismus, mit dem sich Voß in seinem letzten Werke beschäftigt, durchaus nicht die specifisch russische Erscheinungsform der großen internationalen Bewegung, die allerorten in West-Europa den Abschaum der Menschheit zum Kampfe gegen die bestehende Weltordnung zusammenführt. Der Nihilismus ist im Gegentheil das ureigenste Produkt der politischen und socialen, der materiellen und geistigen historischen Entwickelung einer Volksseele, die, wie die russische, von Anfang an ihren Weg abseits der großen Heerstraße der westeuropäischen Cultur genommen hat und erst durch den Versuch, sie in die Bahnen der letzteren einzulenken, zum vollen Bewußtsein ihres eigenartigen Daseins gelangt ist. Es liegt auf der Hand, daß der westeuropäische Culturmensch nur auf dem Wege völliger Selbstentäußerung zum vollen Verständniß dieses russischen Nihilismus gelangen, und daß nur derjenige die Ursachen, aus denen derselbe entstanden, seine Geschichte und seinen Zusammenhang erfassen und schildern kann, der mit jeder Faser seines Ichs an die Nerven des russischen Lebens geknüpft ist. Hat doch die russische Kritik mit Recht das Schlußcapitel, das Iwan Turgenjew in seinem Roman „Neuland" zu seiner großen Geschichte der russischen Gesellschaft in diesem Jahrhunderte geliefert, als unrichtig zurückgewiesen, weil der Dichter durch Jahrzehnte lange Abwesenheit aus der Heimath sich derselben entfremdet habe! Man sagt, man lerne eine fremde Sprache nur voll beherrschen, wenn man in ihr zu denken beginne. Was aber von der Sprache gilt, gilt in weit höherem Maaße von dem Volke selbst, und die Kenntniß von Land und Leuten am Golfe von Neapel, die Beobachtung russischer Reisender in großen Badeorten und die Lektüre einiger russischer Romane befähigt noch lange nicht, eine Geschichte der russischen Gesellschaft oder gar des Nihilismus zu schreiben. Weiter aber dürften die Hülfsmittel nicht reichen, mit denen sich Richard Voß an seinen Schreibtisch gesetzt hat, um den Antinihilisten-Roman „Die Auferstandenen" zu — dichten.

Rußland ist der Schauplatz der Handlung in diesem Romane. Die „Auferstandenen" sind die Nihilisten. Die Zustände, welche diese Geißel des Czarenreiches angeblich groß gezüchtet haben, bilden den Hintergrund, auf dem die Darstellung der Geschicke einzelner Nihilisten und Nihilistinnen sich zu einer Tragödie ausgestaltet. Die handelnden Personen treten als die verschiedenartigen typischen Erscheinungen aus dieser Welt politischer und gemeiner Verbrecher auf. Die Gesellschaftskreise, aus denen sich der Nihilismus seine Rekruten holt, Repräsentanten des adeligen, bürgerlichen und bäuerlichen Rußland, bilden den Rahmen, in welchem der Verfasser eine Anzahl von Begebenheiten zu einer einheitlichen Geschichte verbindet. All' die Fäden endlich, welche aus den Höhlen des Nihilismus in alle Bevölkerungsschichten reichen sollen, geben den Stoff, aus dem Voß ein Netz zusammenphantasirt, dessen einzelne Maschen das gesammte Czarenreich umstrickt halten, die Bestrebungen, an denen der nihilistische Fanatismus unermüdlich arbeitet, fördern und die Erfolge, die er erzielt, erklären .... Man sieht, der Roman erhebt die Prätension, daß sein Urheber nicht nur den Nihilismus in seinen Trägern und in seinen Ursachen, Wirkungen und Bestrebungen völlig begriffen habe, sondern auch im Stande sei, ihm in dichterischem Gewande den richtigen Platz auf dem Schauplatze des russischen Culturlebens zu geben. Indeß, das Facit, das der Kenner aus der Lectüre dieses Romans ziehen muß, lehrt, daß Wissen und Fähigkeit des Verfassers in gar keinem Verhältniß zu dieser Prätension stehen. Ob Voß in Rußland gewesen, wissen wir nicht. Wir bezweifeln es aber, da seine in anderen Werken gegebenen Schilderungen von Italien beweisen, daß er zu den Schriftstellern gehört, die zu sehen und zu hören verstehen. War er jedoch in Rußland — um so schlimmer! Denn er mischt unter manches Wahre soviel Falsches und Schiefes, zeigt in den Details, aus denen nun einmal jede Schilderung besteht, so viel Unkenntniß und stört die Angaben über Sitten und Gewohnheiten, Natur und Sprache durch so viele kleine Unrichtigkeiten und Fehler, daß der Leser, der Rußland und das dortige Leben kennt, auf Schritt und Tritt aus der für die volle Wirkung des Romans nothwendigen Illusion gerissen wird. Kann man sich eines Lächelns enthalten, wenn man gleich in der ersten Zeile des ersten Capitels von „einem nordrussischen Steppendorfe" liest? Wenn Moskau die „Steppenresidenz" genannt wird? Wenn bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mitgetheilt wird, das Leibgericht der Russen aller Stände sei „Tschi mit Brei"? Wenn das Ostermahl der russischen Bauern durch folgenden Satz charakterisirt wird: „Heute giebt's Kwaß und Kohlsuppe. — Ja, und Piroggen! — Und Fleisch! — Und Pastetchen!"? Wenn, neben einer Anzahl russischer Namen, Formen wie „Alexeiwitsch", „Gregorwitsch" ꝛc. an zahlreichen Stellen wiederkehren? Wenn der Vatersname allein als Anrede gebraucht wird? u. s. w. Das sind Kleinigkeiten — gewiß; Aber sie erregen um so eher Anstoß, als Voß im Allgemeinen sorgfältig bemüht ist, derartige Verstöße zu vermeiden, und dadurch, daß es ihm nicht immer gelingt, zur Gewißheit werden läßt, daß er sein Thema nicht ganz beherrscht.

Es scheint uns überflüssig, diesen Einzelheiten in weiterem Umfange nachzuspüren, — und zwar um so überflüssiger, als die Bedenken viel schwerer sind, die sich gegen die allgemeinen Züge des von den Verhältnissen und Zuständen in Rußland entworfenen Bildes erheben. Da ist zunächst die angeblich russische Auffassung des Osterfestes, die wie ein rother Faden den Roman durchzieht, ihm eine leitende Idee gibt und seinen Titel „Die Auferstandenen" rechtfertigen soll. Die Willkür, mit welcher Voß bezüglich der thatsächlichen russischen Gewohnheiten, Gebräuche und Anschauungen verfährt, zeigt sich besonders deutlich darin, wie er zu der von ihm beliebten Charakterisirung des Osterfestes gelangt. Dasselbe hat für den Russen in Wirklichkeit ausschließlich eine religiöse, ja in niederen

Digitized by Google

Kreisen sogar nur kirchliche Bedeutung, und der Gruß, mit dem sich Hoch und Niedrig umarmt und die Osterküsse austauscht, der Gruß, „Christ ist erstanden!“ — „Er ist in Wahrheit erstanden!“ knüpft direct an den Ritus an, nach welchem der Gottesdienst in der Osternacht damit seinen Abschluß findet, daß sich das Grab in der Kirche öffnet und ein Bild oder ein als Jesus Christus costümirter Priester demselben entsteigt, das Auferstehen des Herrn symbolisch darstellend. Voß aber übersetzt den Ostergruß durch die Worte: „Glückseliges Auferstehen!“ — „In Ewigkeit, Amen!“; er legt diesem Gruße eine allgemeine Bedeutung bei und interpretirt in denselben, natürlich als herrschende Auffassung im russischen Volke selbst, die Idee des Erwachens der Natur und der Völker, gleichsam als sei das christliche Osterfest im Czarenreiche an die Stelle der symbolischen Feste getreten, mit denen die heidnischen Slaven des Frühlings Anfang feierten. Das mag sehr geistreich sein, es ist aber nicht russisch und vor Allem nicht der Wirklichkeit entlehnt! — Nicht minder willkürlich und einseitig ist das Sittenbild, das Voß von Rußland zeichnete und das im Roman den breitesten Raum einnimmt. Danach gibt es im Czarenreiche nur drei Menschenklassen: vom Morgen bis zum Abend betrunkene Bauern und Bäuerinnen; bis zur Kindlichkeit gutmüthige und rührend beschränkte mittlere Gutsbesitzer, und eine entsetzlich verwilderte männliche und weibliche Halbwelt, die sich die „obersten Zehntausend“ nennt! Wir sind weit entfernt, für die Zustände in Rußland im Allgemeinen eine Lanze brechen zu wollen. Im Gegentheil, der Culturhistoriker, der von der Höhe westeuropäischer Civilisation herab auf das zeitgenössische Leben und Treiben in Rußland schaut, wird nicht umhin können, das Urtheil zu unterschreiben, das kürzlich in der „Gegenwart“ über das heutige Rußland im Vergleich mit Westeuropa gefällt wurde. Wer aber von diesem Vergleich absieht und die Culturzustände im Czarenreiche als Product der geschichtlichen Entwickelung desselben und als eigenartige Welt betrachtet — und nur dieser Standpunkt kommt dem Romanschriftsteller, der einen russischen Roman schreiben will, zu — der schlägt einfach die Hände vor Erstaunen über dem Kopfe zusammen, wenn er die Voß'schen Phantasien liest. Die Trunksucht in Rußland ist ein Thema, das viel und oft, selten aber richtig behandelt worden ist. Es ist wahr, es gibt in Rußland mehr notorische Säufer, als vielleicht anderswo. Ebenso wahr aber ist es, daß die Trunksucht durchaus nicht ein allgemeines Laster ist. Im Gegentheil, der weitaus größte Theil des russischen Volkes ist nüchtern; es stehen sich hier die Extreme gegenüber; weil fast jeder Trinker in Rußland diesem Laster sofort ganz verfällt, wenn er ihm einen Finger reicht, hat sich die Legende von der fürchterlichen Trunksucht des ganzen Volkes gebildet, eine Legende, die in Vergessenheit gebracht hat, daß den Trunkenbolden mindestens ebenso viele Nüchterne, die überhaupt keinen Alkohol genießen, gegenüberstehen. Und wie es sich mit der Trunksucht der Bauern verhält, so verhält es sich mit der angeblichen Demoralisation der höheren Stände. Nach Voß gibt es in der Moskauer Aristokratie nur Courtisanen und verlebte Männer, beide mit je einem Fuße im Nihilismus stehend. Das ist einfach ein Unsinn. Voß hat das Mißgeschick, den größten Theil seines Romans nach Moskau zu verlegen, während die Quellen, aus denen er schöpft, augenscheinlich die Gesellschaft in St. Petersburg schildern. Und zu dieser letzteren verhält sich die Moskauer Gesellschaft mit geringen Ausnahmen wie ein ehrwürdiges Patriarchenthum zur verderbten Geldaristokratie moderner Großstädte. Man fragt sich erstaunt, woher Richard Voß das Bild genommen, das er copirt? Theils verräth der Verfasser in liebenswürdiger Naivetät dem aufmerksamen Leser seine Quellen, theils vermag man sie zu errathen: es sind der Roman „Raskolnikow“ oder richtiger „Verbrechen und Sühne“ von Dostojewski, einige Erzählungen von Turgenjew und Puschkin's Roman in Versen „Eugen Onjegin“. Aus diesen Büchern hat Voß seine Charaktere geschöpft, und sie sind ihm soweit gelungen, wie einem minderbegabten Maler die Copien der Gemälde unsterblicher Meister zu gelingen pflegen: die Contouren sind dieselben, hier und da überrascht eine frappante Aehnlichkeit, der Geist aber, der die Gestalten belebt und ihnen den hinreißenden Ausdruck verleiht, — er fehlt! Nehmen wir zu den genannten Werken noch den Halbwelt-Roman „Gräfin Vera“ von Helene von Racowitza berüchtigten Andenkens, einige Leitartikel des „Berliner Tageblatts“ und oberflächliche Compilationen, wie Alphons Thun's „Geschichte der revolutionären Bewegung in Rußland“ u. dergl. mehr, so dürfte das Rüstzeug erschöpft sein, mit dem Voß an's Dichten gegangen. Sollten wir ihm indeß hierin Unrecht thun, so sind wir bereit, jede weitere Quelle, die Voß noch namhaft machen sollte, zu nennen: an unserem Urtheil wird sie sicherlich nichts ändern! Indeß, wir müssen dasselbe in einer Richtung vervollständigen: in einem Punkte hat Voß die russischen Schriftsteller noch übertrumpft! Sein Roman wird von jener falschen slavischen Sentimentalität, welche Verbrecher zu „Unglücklichen“ stempelt und die Nihilisten im Gegensatz zu den Repräsentanten der russischen Gesellschaft auf das Piedestal von „Helden“ erhebt, in so hohem Grade beherrscht, daß wir die Bezeichnung „antinihilistischer Roman“ ebensowenig verstehen, wie wir begreifen können, daß die russische Regierung den Roman „Die Auferstandenen“ für das Reich verboten hat!

Was hat es allem Angeführten gegenüber für ein Gewicht, wenn wir, uns auf den rein ästhetischen Standpunkt stellend, gern zugeben, daß der Roman als solcher dichterisch schöne und spannende Capitel enthält? Wenn wir anerkennen, daß die Diction, abgesehen von der unschönen Neigung zu Satzfragmenten, eine im Allgemeinen flüssige und belebte ist? Wenn wir gegen den Aufbau der Erzählung keinen erheblichen Einwand zu machen und nur den matten, zum Theil wirkungslos im Sande verlaufenden Schluß zu tadeln haben? Voß' Roman bleibt trotz alledem ein im öden Studirzimmer entstandenes Phantasieproduct, das, je gewaltiger die Einbildungskraft sich erhebt, desto weiter von der Wirklichkeit abweicht und statt unverfälschten Lebens, statt der Photographie eigenthümlicher und deshalb doppelt interessanter socialer und politischer Erscheinungen und Ereignisse ein Zerrbild liefert. Die deutsche Literatur weist genug verfehlte Versuche auf, „in die Ferne zu schweifen“ und das deutsche Mitgefühl für Vorgänge und Schicksale im Leben fremder Nationen und ihrer Vertreter zu erregen. Wir haben genugsam für die Ritterlichkeit der Franzosen geschwärmt, mit den unglücklichen „edlen“ Polen gelitten, uns für den Unternehmungsgeist der Amerikaner begeistert und den Himmel von Italien und Griechenland blauer gefunden, als den heimathlichen. Und nun wird uns gar zugemuthet, Thränen über das Leid zu vergießen, das den russischen Nihilismus geboren! In der That, es kann die Mahnung des alten Attinghausen nicht oft genug wiederholt werden auch gegenüber unseren Schriftstellern: „An's Vaterland, an's theure schließ dich an!“ Hier gibt's der Fragen mehr als nöthig, um Gemüth und Verstand des Dichters zum Schaffen zu begeistern — zu einem Schaffen, das gewißlich lohnender ist, als sich in das Problem des Nihilismus zu vertiefen!

Feuilleton.

Ingend.

Von Arne Garborg.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen.

Anne Malane war ein süßes Ding, schlau im Zuckerstehlen und gewandt im Lügen. Wenn sie am Schrank oder in der Speisekammer gewesen war und sich soviel als sie gelüstete mit Zucker und anderem Guten und Süßen versehen hatte und Mutter Astrid dazukam und böse wurde, so wußte sie sich so herauszulügen, daß Mutter Astrid sich narren ließ und dann sprang das Ding zu Peter und lachte und erzählte und bildete sich was darauf ein, daß sie die Erwachsenen anführen konnte. „Wenn Du

Digitized by Google

aber hereinfällst, gibt's Schläge," meinte Peter. „Das thu ich aber nicht," sagte Anne Malane, „und Mutter kann auch nie lang böse sein."

Eines Tages aber sollte Anne Malane doch Hiebe haben; sie hatte einen ganzen Zuckerhut übel zugerichtet. Da ließ sie den Schnabel hängen. Und als Mutter Astrid sie unter den Händen hatte und alle Vorbereitungen traf, wie es sich gehörte, wenn es Prügel gibt, wurde Anne Malane angst und fing an zu bitten. „Du liebe Mutter Astrid, schlag nicht zu hart," jammerte sie. Mutter Astrid mußte lachen und Anne Malane schlüpfte diesmal durch. Und später fiel kein Wort mehr darüber, wenn Anne Malane Zucker stahl.

Der kleine Peter, Tjarand's Sohn vom Unterhofe, hatte viel mit Anne Malane auszustehen, denn sie wollte immer seine Frau sein. Wollte er nicht, so bekam er Schläge. Und wollte er, so regierte und commandirte und maßregelte sie ihn so lange, bis er es müde wurde und Stop! sagte und dann bekam er auch Prügel. Wenn er aber anfing zu weinen, wurde Anne Malane so sanft und lieb und hatte so spaßhafte Einfälle, daß Peter lachen mußte und dann lachten sie um die Wette und der kleine Peter vergaß Kummer und Aerger und gab nach und spielte „Mann" mit der größten Geduld und plagte sich für's Haus, daß er Bezahlung dafür verdient hätte.

In der Schule kam Anne Malane so gut durch, wie zu Hause; es konnte Niemand lange auf sie böse sein. Am liebsten war sie mit den Jungen zusammen und das ließen die zu, denn es gab immer Unterhaltung mit ihr. Oft setzte sie die ganze Schaar in Bewegung und die fröhlichen Rangen waren zum Schluß ganz melancholisch nach ihr. Es war gar kein Ende in all' den Narrheiten abzusehen, die sie begingen ihr zu Gefallen; sie rauften sich, daß sie Nasenbluten bekamen; wateten im Fluß und Teich umher, daß sie bis an die Knie naß wurden, wagten sich auf über Nacht gefrornes Eis, kletterten auf Heuscheunen und Ställe nnd spazierten auf den Dachfirsten wie große Vögel hin und her; Einige legten sich auf's Fluchen und ein paar von den Aeltesten versuchten sich sogar im Tabakrauchen. Sie war bei Allem dabei, so oft sie konnte, schließlich konnte sie ihr „Gott helf mir" und „der Teufel hol mich" so übermüthig sagen wie ein Junge und Züge aus der Pfeife thun, wie der stärkste. Und dann blies sie sich auf und war so komisch, man konnte sich todtlachen, oder sie schabte ihnen Rüben und zeigte ihnen eine lange Nase und machte sie so böse wie junge Hähne.

Anne Malane konnte nie ihre Aufgaben und konnte nie ruhig sitzen in der Schule. Aber der Lehrer sagte nichts darüber und die Anderen fanden das einleuchtend. Als sie zur Confirmation sollte, sah es schlimmer aus, da sie so wenig gelernt hatte; sie konnte nicht einmal den Katechismus. Ja, sie konnte die zehn Gebote nicht. Aber der Pastor sagte, sie sei ein gutes Kind, das könne man an ihrem Lächeln sehen und einen guten Verstand hätte sie auch und sei aufmerksam auf das, was er ihnen erklärte und der Herrgott würde sie schon finden, wenn seine Stunde käme. So kam Anne Malane auch bei dem Pastor gut durch und bekam eine gute Censur. Da schüttelte sie sich vor Lachen. Sie glaubte, nun hätte sie selbst den Pastor angeführt.

* * *

Die Kirche dort auf dem Lande war groß, hochgewölbt, aus Stein gebaut. Die Fenster sahen schmal aus, weil sie so hoch waren; in breiten Streifen fiel die weiße Septembersonne durch dieselben und machte den Raum lebendig mit ihrem starken Wechsel zwischen Licht und Schatten und die Wände, die weiß und flach und nackt waren wie Gefängnißmauern, erwachten und bekamen Abwechselung und gleichsam Sinn in ihren leeren und gedankenlosen Ernst.

Für den, der vom Orgelchor in die Kirche hinabsah, theilten die weißen Sonnenstrahlen den Raum in mehrere, quer durch die Kirche gingen sie wie Wände von Licht. Sie war gedrängt voll Volk und heiß und wie Betäubung lag es auf den Leuten. Obenan auf der Kirchendiele stand die Confirmationsjugend in zwei langen Reihen, bleich und müde und der Pastor, ein junger, sanfter Mann mit einer etwas singenden Tenorstimme ging vor ihr auf und nieder und katechisirte sie über Christus als König, Priester und Prophet.

Als er die Jungend im Glauben geprüft hatte, so gut er konnte — Anne Malane kam leicht durch — hielt er die Schlußrede und legte den Jungen an's Herz, wie ernst und verpflichtend das sei, was sie jetzt vorhätten. Nun sollten sie hintreten und das große Gelöbniß ablegen, nicht als Unfreie, nicht aus Zwang, sondern aus einem freien und ehrlichen Herzen. Denn Gott hasse allen Zwang; freie Diener wolle er haben. Als er die Confirmanden so müde gesprochen hatte, daß sie seine Worte nur noch vernahmen wie Rufe und Reden in tiefem Traum, sagte er Amen und ein Seufzer des Erwachens und der Erleichterung ging durch die Kirche und man hörte das Prusten all der Nasen, die sich schneuzten, mehrere hundert Nasen, die sich gründlich schneuzten.

Darauf wandte sich der Pastor an den Herrgott und bat ihn, er möge den Jungen helfen ehrlich zu geloben und treu zu halten, denn wenn er nicht hülfe, so wüßten wir, daß sie es nicht könnten. Darüber sprach er so lange, bis er heiser war und glaubte, nun könne er schließen. Das dachten die Leute in der Kirche auch und am meisten die Jugend.

Die Sonnenwände in der Kirche waren weiter und weiter gerückt, wie die Zeiger auf einer großen Sonnenscheibe, nun standen sie schräg quer über der Kirche und waren bald draußen. Droben von der Orgel klang das Confirmationslied im ruhigen, festen Choraltact, rollend und schwer im Baß, weich und süß und etwas verschleiert im Tenor; die Kirchenakustik sang mit. Als der Psalm zu Ende war, wurde die Jugend in Abtheilungen zum Altar gerufen und confirmirt; das Weinen übermannte sie. Ernst lag über Allen.

81 Confirmanden waren da, 38 Knaben und 43 Mädchen. Der Pastor, der selbst müde genug war, expedirte sie einen nach dem anderen und sie gelobten im Chor, daß sie von ganzem Herzen dem Teufel und seinem Wesen absagten und daß sie von ganzem Herzen an Gott Vater, Sohn und heiligen Geist glaubten, und an diesem Glauben festhalten wollten bis an ihr seliges Ende. Es ging so tactfest und sicher, daß es der Kirchenakustik wohlthun mußte, darauf zu antworten.

Die zuerst an die Reihe kamen weinten, die später kamen, nahmen es ruhiger; zum Schluß weinten sie nicht mehr und hörten nicht mehr zu. Die Kirche war müde; die Sonnenstreifen waren längst draußen, die Abenddämmerung legte sich über den Raum.

* * *

So war Anne Malane nun erwachsen. Sie freute sich den ganzen Tag darüber; denn nun war sie frei; nun konnte sie sich jederzeit verloben. Und Peter konnte kommen, wenn er wollte.

Aber Ja sagen wollte sie nicht gleich. Sie wollte erst ein Bischen mit ihm spielen. Sie wollte erst einige Jahre frei sein, ehe sie sich ergab. Jung war man nur einmal; verloben konnte man sich immer.

Anne Malane lachte, wenn sie daran dachte, wieviel Vergnügen sie nun haben wollte bis zu ihrem zwanzigsten Jahr. Hier waren viel flinke Burschen, mit denen man bis dahin tanzen konnte und tanzen konnte man ruhig mit ihnen, dachte sie; denn Alle wußten, daß Peter sie heirathen sollte.

Daheim stand das Essen und wartete, gutes Essen, kräftiges Essen und zwei Mutterschwestern waren da und ein Vatersbruder und der alte Mattis schenkte Branntwein und Alles war eitel Fröhlichkeit. Gegen Abend kam Peter. Zusammen mit zwei andern Bauernsöhnen kam er angestiefelt; Branntwein hatten sie mit. Peter hatte schon ein Glas getrunken oder zwei und nun sollten Alle mit ihm trinken. Nein, was er brav war und was er für Einfälle hatte und wie frei man als Erwachsene war! Schließlich kam er mit seinem Glas zu Anne Malane: „Du bekommst zuletzt, Du bist die Kleinste," sagte er. „Die Kleinste trinkt keinen Branntwein," meinte Anne Malane. „Ja, Pein und Tod! Du sollst trinken," sagte Peter, „jetzt schenke ich Dir zum ersten Mal ein und das letzte Mal ist's nicht! Hei, das sollst Du, sollst Du, sollst Du!" sang er, „trink nun! Zierst Du Dich?" Nein, das that sie nicht. „Bist Du heilig?" Oh! Alle in der Stube lachten. „Oder hast Du Dich in die Mäßigkeitszunft verschrieben?" „Weder in die Mäßigkeitszunft, noch in eine andere Zunft." „Ja, in die Ehezunft kommst Du schließlich doch! Aber Branntweintrinken mußt Du können! Hei, das sollst Du — nun wird's?" „Oh, nippen kannst Du immer, wenn Peter Dir's anbietet," meinte Mutter Astrid. „O ja das kannst Du!" sagte Mattis. Anne Malane

Digitized by Google

dachte, recht ist das nicht, aber spaßhaft; sie nahm das Glas, sagte: Wohlsein! und trank. „Ganz aus!“ sagte Peter. „Nein, nun hatte sie genug.“ „Genug? So? Hah! Ich will Dich zur Frau haben, wenn Du ebenso genügsam im Essen wie im Trinken bist.“ Sie setzte das Glas rasch weg, wie sie konnte; sie mußte hinaus und lachen. Peter ihr nach. Die Anderen setzten sich und spielten „Fünfkarten“.

Als Anne Malane hereinkam, war sie verlobt. Niemand sollte es wissen, desto mehr Spaß war dabei. Und sie trank noch ein Gläschen Branntwein mit Peter an dem Abend. Die Alten blinzelten einander zu und schmunzelten.

* * *

Anne Malane nahm es leicht mit ihrer Verlobnng und Peter wurde böse. Sie machte ihn wieder gut, aber das hielt nicht lange vor. Es war kein Verlaß auf sie, dachte Peter und gleich fing er an zu maulen.

Das gefiel Anne Malane nicht; sie ärgerte sich und so gingen die Beiden und sahen sauer aufeinander. Du sollst es versuchen, dachte Anne Malane, meine frohe Jugend zu zwingen!

Zuletzt kamen sie ganz auseinander. Es war irgendwo eine Hochzeit gewesen und Peter fand, Anne Malane hätte sich da mit einem jungen Steuermann zu gut unterhalten. Sie kamen in Wortwechsel darüber und das Ende war, daß Peter von seinem Mädchen Eins hinter die Ohren bekam und seines Wegs ging.

Diesmal währte die Feindschaft lange. Beinahe ein halbes Jahr, glaube ich. Peter drückte es die Seele ab, aber nachgeben wollte er nicht. Dazu hatte er zuviel Selbstgefühl. Da gab Anne Malane nach. Sie redete ihn an und fragte, ob das einen Sinn hätte, umherzugehen und Essig zu brauen. So wurden sie für eine Weile wieder Freunde. Und sie versprachen einander hoch und theuer, sie wollten jetzt brav sein.

Aber die Leute sauer ansehen, das konnte Anne Malane nicht und sich hänseln lassen, das konnte Peter nicht und so endete es wieder mit Unfrieden wie früher. Diesmal aber sagte Anne Malane ihm rein heraus: auf diese Weise sei sie seiner überdrüssig. Frohe Burschen könne sie leiden, aber Sauertöpfe und Murrköpfe möge sie nicht. Peter wurde bange. Er ging zu den Alten und freite im Ernst und erhielt ihr Ja mit großer Freude. Darauf ging er zu Anne Malane und sagte, nun denke er, sei sie sein, ob sie nun pfiffe oder sänge. Das kam Anne Malane so jämmerlich vor, daß sie verlangte, nun solle es ganz aus sein. Da fing Peter an zu bitten und bat so lange, bis sie nachgab. Sie hatte ja keinen Andern, wer es auch sein mochte, den sie haben wollte.

* * *

Mattis Oberhof hatte eine Waldwiese, die er verkaufen wollte. Es war die Rede davon, er könne sie vielleicht an den Staat selbst verkaufen. Der neue Forstassistent — ein junger Mann, Nordländer, Namens Jens Carlstad — kam ein paar Mal hin, die Sache zu besprechen. Der Staat wollte die Wiese gern „zur Arrondirung“ nehmen, sagte er, es käme nur auf den Preis an. Der verrückte Storting bewilligte immer so wenig Geld, mußte Mattis wissen. Anne Malane fand Gefallen an dem jungen Gesellen mit dem Schnurrbart und dem ruhigen Lächeln und Jens Carlstad war mit Anne Malane bekannt, er wußte selbst nicht wie. Er hatte sich nie mit den Weibsleuten bekannt zu machen verstanden, weder daheim auf dem Lande, noch in der Stadt, er war kaum mit seiner eigenen Braut bekannt; aber mit Anne Malane war er gleich vertraut. Er fand, sie sei so ein munteres Mädel. Und es war so gemüthlich auf dem Hof. Er bekam Essen und Kaffee und aß und trank und schwatzte mit den Leuten und hatte gute Tage.

Und er kam wieder; ein Mal auf's andere; verhandelte mit Mattis um die Waldwiese und mit Anne Malane, ob sie „Forstassistent“ sagen könne. Aber Anne Malane sagte „Postassistent“ und verdrehte das Wort auf alle mögliche Weise und brachte den jungen, ruhigen Menschen zum Lachen wie einen Knaben. Und seinen Mund brachte sie in Gang, daß er, der all seine Tage schweigsam gewesen war wie eine Schildwache, jetzt in einem fort schwatzte wie ein Hausirer. Und wer bei einem lustigen Wortgefecht mit dabei war, das war Anne Malane. Sie fürchtete sich nicht vor einem kräftigen Wort; sie scherzte mit über Dinge, von denen die Stadtdamen nicht wußten, ob sie sie nennen durften; behend und munter war sie wie eine junge Katze. Aber unschuldig war sie! ein reines Kind!

Das nächste Mal kam Jens Carlstadt eines Tages, an dem er vermuthete, die Alten wären nicht daheim. Das waren sie auch nicht und er vermißte sie nicht. Anne Malane nahm ihn gut auf und sie saßen und schwatzten eine Weile über nichts. Jens Carlstad ging heim in lächelnden Gedanken. Er war — rein herausgesagt — er war in das Mädel verliebt. Ja, nicht in der Weise ... aber sie war so anders, als alle anderen, die er gesehen hatte. Daheim bei ihm waren die Mädel nicht so, nicht einmal seine eigenen Schwestern, die Töchter des Lehnsmannes; und in der Stadt waren sie ebensowenig so. Und dieses Mädchen sollte sich wegwerfen an so ein Holzpferd, so einen Patent-Idioten wie Peter Tjerandsen. Das, fand er, war zu toll. Besonders da sie sich nichts aus ihm machte, was ja auch begreiflich war.... Jens Carlstad lächelte.

Selbst wollte er nichts von dem Mädchen, natürlich! Er war verlobt und außerdem hatte er Moral. Und drittens: mit einem Wort, er war verlobt. Und er liebte Jenny und er schätzte sie hoch. Sie war ein geistiger Mensch: fein, blaß, interessant; gute Erziehung, Pianoforte, deutsch, englisch, französisch, Sinn für Kunst, für Poesie und Natur; so mußte die sein, die er heirathen wollte. Und Anne Malane war nur Leib, die Arme! aber — ja, er wußte nicht — aber in gute Laune brachte sie ihn. Nun, natürlich, das that Jenny auch, sie war so klug, wie sanft. Damals, als er in sie verliebt war, war sie eine ganze Wildkatze; aber damals war sie auch nur funfzehn Jahr. Später hatte sie ja wohl ein wenig für den Pianisten geschwärmt.... Gott weiß! vielleicht war es damals, daß sich soviel geistiger Sinn in ihr entwickelte und sie soviel ernster wurde. Na, die Hauptsache war: sie hatte Ja gesagt, als er freite und sie hatte es frei gethan. Guter Stil; streng orthographisch. Er hatte noch wenig mit ihr gesprochen. Drei Mal hatte er ihr einen sittlichen Kuß gegeben oder zwei Mal, wenn man genau nachrechnete; denn das eine Mal fand er den Mund nicht; das war Alles. Aber dieses tolle Mädel hier — hm! Wer's wußte, wie es kam! Aber heute, am heutigen Tag, ohne ein Wort, ganz von selbst ... hatte er sie geküßt! hatte nicht einmal überlegt, ob der Kuß sittlich war. Oh, er war zugefahren wie ein Schwerenöther. — Das war kein sittlicher Kuß. Das war ein sinnlicher Kuß ... oh ... oh! Und sie nahm's nicht übel. Nicht mehr als die Katze es übel nimmt, wenn du ihr über den Rücken streichst! Es war ein süßes Mädel. Und Jens Carlstad hatte eine unsittliche Empfindung von Freude ... uff Freude! oh, er wollte es nie wieder thun — nie wieder ... nie!

Er konnte mit ihr schwatzen, vielleicht ein bischen mit ihr scherzen, wenn es sich so traf, aber in Zucht und Ehren; und was heute geschehen war, mußte vergessen werden für alle Zeiten, versenkt werden in Lethe, ja, in Lethe....

Er schwatzte ein wenig mit Anne Malane und scherzte mit ihr, wenn es sich so traf in Zucht und Ehre; aber einmal traf es sich anders. Jens Carlstad war ein Schurke! Er hatte sie verführt! Das arme, unschuldige Kind, das einen so sicheren Glauben an ihn gehabt — nun wußte sie, was er für Einer war. Und Jens Carlstadt wurde grob gegen sich selbst und fluchte auf sich und kämpfte gegen sich selbst mit allen allen Gründen, die er wußte ... und dabei war er froh. Froh, froh, denn sie liebte ihn! oh, das kleine, muntere Mädel liebte ihn! Er war ein Schurke.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Brigitta.

Trauerspiel in vier Acten von Richard Voß.

Wir hofften die Aufführungen von zwei neuen Stücken des talentvollen Richard Voß heute besprechen zu können. Aber der Dichter hat sein im Deutschen Theater vorbereitetes Trauerspiel „Alexandra" noch in der elften Stunde zurückgezogen, weil er sich die rücksichtslose Behandlung der Direction, die sein Stück nach ungebührlichem Zögern annahm und einstudirte und erst acht Tage vor dem Austritte der Trägerin der Titelrolle, Frau Niemann-Raabe, aufzuführen gedachte, mit vollem Rechte nicht gefallen lassen wollte. So müssen wir uns denn leider begnügen, einzig der schon vor vierzehn Tagen aufgeführten „Brigitta" hier kritisch gerecht zu werden.

Wenngleich das Ostend-Theater mit diesem Stück einen dauernden Erfolg nicht erringen konnte, so müssen wir doch der Direction jener Bühne für den Entschluß, es überhaupt in ihr Repertoire aufzunehmen, unsere Anerkennung zollen. Denn ganz unzweifelhaft gehört „Brigitta" zu denjenigen besseren dramatischen Leistungen der Gegenwart, welche uns über die pessimistische Ansicht von einem wirklichen Verfall der heutigen Bühnenschriftstellerei wieder hinausheben. Und gewiß wird dieses Drama, wenn nur die Titelrolle in den Händen einer echten Künstlerin liegt, stets einen gewaltigen Eindruck auf das Publikum auszuüben im Stande sein. Ohne eine große und verständnißvolle Darstellerin dieser Rolle freilich sinkt es auf die Linie der gewöhnlichen Rühr- und Spektakel-Stücke herab, denn nur in dem Entwurf der Gestalt der Brigitta, nicht in der Anordnung der Handlung, liegt seine Bedeutung.

Wie sehr dem Dichter die Ausmeißelung und Vertiefung dieser Gestalt allein am Herzen lag, erkennen wir durch einen Hinblick auf die Quelle, der er seinen Stoff entnahm. Dieselbe rauscht nicht etwa in einer alten Chronik, sondern findet sich in einer modernen Dichtung, in Hans Hoffmann's historischer Erzählung: „Brigitta von Wisby." Die Sage, daß ein Goldschmiedstöchterlein ihre Vaterstadt, das reiche Wisby, an Waldemar Atterdag, den falschen Dänenkönig, verrathen habe, ist in ihr in einfacher, aber fesselnder Weise behandelt. Brigitta, die Tochter des reichen Goldschmieds, die stolze Enkelin des Bürgermeisters von Köln, liebt den Sproß eines königlichen Bauerngeschlechtes der Insel Gothland, den Bonden Thjelvar. Derselbe ist ihr wohl auch zugethan, aber er ist durch Treuspruch an seine Verwandte Blotildis gefesselt, deren Hand ihn zum Haupte seines Geschlechtes machen soll. Er verschmäht deshalb Brigitta. Diese nun sucht die arglose Blotildis aus dem Wege zu räumen, nicht durch Gift oder Dolch, sondern durch das sich ihr unvermuthet darbietende Mittel der Liebe. Der schöne Dänenkönig Waldemar ist als Rossehändler verkleidet nach Wisby gekommen, um die Stadt, die er überfallen will, auszukundschaften. Brigitta, die selbst einst seine frauenberückende Macht an sich erfahren, erkennt ihn unter seiner Vermummung, und droht ihm mit Auslieferung an die Bürger der Stadt, wenn er ihr nicht den Dienst erweisen wolle, Blotildis zu seinem Weibe zu machen. Waldemar verspricht es, gewinnt Zugang zu dem Bondenhof, auf dem Blotildis' Vater haust, und bethört das junge Geschöpf, daß sie ihm nicht bloß ihre Liebe schenkt sondern auch die beste und sicherste Landungsstelle der Insel verräth. Beleidigt von ihrem Vater fährt dann Waldemar von dannen, um unversehens mit einem Heere zurückzukommen und die Insel nebst der Stadt Wisby zu erobern. Blotildis verliert den Verstand, als sie ihren Vater und ihre Heimath durch ihren Geliebten in's Verderben gestürzt sieht und Brigitta, die unbewußte Urheberin des Verrathes, stürzt sich mit der Leiche Thjelvar's, der im Kampfe fiel, in's Meer.

Wir sehen, daß in dieser Erzählung Brigitta nur soweit in den Vordergrund tritt, als es darauf ankommt, den durch Blotildis begangenen Verrath einzuleiten und zu begründen. Der weitere Verlauf der Handlung läßt sie als unthätig bei Seite stehen, wenn sie auch mitleidet unter den furchtbaren Folgen ihrer Unbesonnenheit. Denn nur als eine solche kann ihre Handlungsweise bezeichnet werden, durch welche sie nichts weiter bezweckte, als für sich und auch für Blotildis das ersehnte Liebesglück zu erringen, und welche nur den falschen Eidschwüren Waldemars, daß er kein Unheil gegen Gothland plane, allzu leicht vertraute. Von einer tragischen Schuld dieser Brigitta kann also nicht die Rede sein. Der dramatische Dichter, welcher gleichwohl in diesem von Hans Hoffmann erdichteten Zusammenhange viele seine Kunst herausfordernde Grundzüge entdeckte, mußte deshalb, wollte er dieselben verwerthen, von vorneherein eine andere Brigitta sich erdenken, eine Brigitta, deren Verschuldung aus einem tieferen, in ihr selbst zum Ausbruch gelangenden Conflict erwuchs. Einen solchen Conflict hat Richard Voß in sehr poetischer Weise dadurch erstehen lassen, daß er zum Mittelpunkt für den Gedankenkreis der stolzen Goldschmiedstochter nicht die Gestalt des Thjelvar, sondern die des Waldemar macht. Die Brigitta des Trauerspiels haßt den schönen König, weil sie ihn einst nur allzu heiß geliebt hat; ihr Stolz ist von ihm auf's tödtlichste verletzt worden, als er sie wie eine leichte Dirne einst rasch zu gewinnen suchte, ihre Ehre und guter Ruf sind durch ihn vernichtet worden; Alles das könnte sie ihm wohl noch vergeben. Aber daß er selbst den Himmel, den sie sich an seiner Seite erträumt hatte, freventlich zertrümmerte, kann sie nie verwinden; darum haßt sie den König und darum beschließt sie ihn zu verderben, als sie ihn in seiner Verkleidung erkennt. Den Thjelvar liebt sie nicht, aber sie zieht ihn an sich heran, weil sie in ihm das beste Werkzeug zur Ausführung ihres Racheplans gegen Waldemar zu finden glaubt.

Soweit reicht die Exposition des Dramas. Wir sehen, um wie viel Richard Voß schon in ihr von dem Gange der Hoffmann'schen Erzählung abweicht: Brigitta und Waldemar stehen im Mittelpunkte der Handlung, die Beziehungen, die erstere zu Thjelvar, der letztere zur Blotildis finden, sind die Nebenhandlungen, welche lediglich als äußere Staffage für das sich zwischen jenen beiden Hauptgestalten entwickelnde Schicksal hingestellt sind.

Dieses Schicksal gestaltet sich tragisch dadurch, daß Brigitta, als sie eben Waldemar dem rächenden Schwerte Thjelvar's zu überliefern sich anschickt, von der plötzlich wiedererwachenden Liebe zu ihm erfaßt wird und ihn rettet. Damit ist auch das Verhängniß Gothlands und ihrer Vaterstadt besiegelt. Denn der gerettete König bricht nun wie ein Sturmwind über das durch Blotildis arglos verrathene Land herein. Zwar erobert er mit der Stadt Wisby zugleich die Hand Brigitta's, aber nicht auch die Stolze selbst. Diese hat ihr seelisches Gleichgewicht verloren, als sie sieht, daß der eine Augenblick, in dem sie ihrem Stolze und ihrer Rache untreu wurde, auch ihr Vaterland und ihre Freundin vernichtete, sie nimmt Gift und erkauft durch ihren freiwilligen Tod wenigstens die Wiederbefreiung Gothlands.

Richard Voß hat demnach in seiner stolzen, durch die Liebe eines Augenblicks sich selbst vernichtenden Brigitta eine ungleich bedeutendere Gestalt geschaffen, als Hans Hoffmann in seinem nur durch die Eifersucht geleiteten Goldschmiedstöchterlein. Aber mit der Vertiefung dieser Hauptgestalt hat der dramatische Dichter nicht zugleich dieselbe kunstvolle und gleichmäßige Anordnung der das äußerliche Gefüge seiner Dichtung bildenden Begebenheiten herzustellen verstanden, welche Hoffmann's Erzählung so werthvoll macht. Die Gestalten des Thjelvar und der Blotildis mußten ja im Drama nothwendig im Hintergrunde stehen, aber es war nicht nöthig, daß sie so ganz zwecklos und gleichsam blutleer wurden, wie sie uns nun entgegentreten. Welche Beziehung auf das Ganze hat überhaupt, da Voß das Motiv der Eifersucht Brigitta's gegen Blotildis ganz fallen ließ, nun noch das Liebesgetändel des Königs mit diesem Mädchen? Nur wie eine unnöthige dramatische Grausamkeit erscheint uns die Nebenhandlung, welche das unschuldige, in der ersten Liebe schwärmende Kind in der unbewußten Ausführung des Verrathes am Vater und am Heimathlande darstellt. Wäre nicht auch diese Schuld am besten noch auf das Haupt Brigitta's gehäuft worden? Denn zu einer Vertiefung des Tragischen trägt diese Theilung der Schuld nicht bei, sondern eher zu einer grausamen Verbreiterung, die sich in der That in der Scene, welche die Bestrafung der unschuldigen Blotildis durch den eigenen Vater schildert, auf das qualvollste ausdrückt. Und selbständiges Leben hat diese Blotildis, trotz des peinigenden Schicksals, welches der Dichter auf sie häuft, ebensowenig, als der Thjelvar des Dramas. Dieser spielt in seiner demüthigen Liebe zu Brigitta beinahe eine klägliche Rolle. Die Goldschmiedstochter will ihn zum Helden, zum Vaterlandserretter erheben, aber nur gegen seinen Willen: er zeigt nirgends die geringste Anlage und, wie es scheint, auch nicht die geringste Lust zu dieser aufgenöthigten Rolle.

Auch die Gestalt des alten Goldschmieds hat im Drama eine peinigende und dabei doch völlig zwecklose Verschärfung erfahren. Der Dichter will in ihm uns den Gegensatz der Bürger von Wisby zu dem freien, selbstbewußten Bauerngeschlecht klar machen, aber die Hervorhebung dieses Gegensatzes hat im Grunde mit der Hauptentwickelung des Dramas, welches sich lediglich zwischen Brigitta und Waldemar vollzieht, wenig zu thun. Wir werden durch diesen politischen Streit, der sich nirgends zu bedeutsamer Einwirkung auf jene Hauptentwickelung ausbildet, nur unnöthig abgelenkt, und da es also lediglich die Herstellung der Staffage betraf, so hätte Voß einen etwas wärmeren, uns mit dem harten Schicksal der Tochter versöhnenden Vater erfinden können.

In der Bewältigung der dramatischen Technik hat sich Richard Voß in diesem Stücke sehr gewandt bewiesen und wir sollten meinen, daß dasselbe bei guter Besetzung schon hierdurch einen packenden Eindruck erzeugen müßte. Die Handlung ist so zusammengedrängt und vollzieht sich so rasch, daß man nach jedem Actschlusse erstaunt ist über die Fülle der Begebenheiten, welche der Dichter in einen Rahmen zu vereinigen wußte. Freilich ist hierbei die Gefahr, daß die Entwickelung sich etwas überstürzt, nicht gänzlich vermieden, und besonders hart erscheinen die beiden letzten Acte zusammengestellt, in welchen Brigitta in raschem Wechsel aus einer Empfindung in die andere gejagt wird. Im Verlaufe einer Viertelstunde erscheint sie uns als Verfolgte, als Retterin und als Königin ihrer Mitbürger, in demselben Athemzuge verflucht sie ein Erzbischof und vermählt sich dann dem Könige, und ohne jede vermittelnde Pause ist sie die liebende Gattin und die sterbende Befreierin ihres Vaterlandes. Auch die Sprache der Dichtung leidet zuweilen unter dieser scenischen Hast, immerhin ist aber die rauhe Kürze, deren sich der Dichter befleißigt, den langen jambischen Tiraden vorzuziehen. Freilich verlangt gerade eine solche Sprache, wenn trotz ihrer Einsilbigkeit die feinen Nuancen, welche der Dichter beabsichtigte, ausgedrückt werden sollen, vorzügliche Darsteller, und diese sind es, die wir für diese „Brigitta" von ganzem Herzen herbeiwünschen.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Adolf Bonz & Comp.** in **Stuttgart.**

Wiener Kinder.

Ein Roman von **C. Karlweis.**

26 Bogen groß Oktav. Geh. M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Aus dem Leben.

Novellen von **Eugen Reichel.**

Inhalt: Grüne Rosen. — Trapp. Ein Charakterbild. — Der Musikdirektor.

16 Bogen groß Oktav. Geh. M. 3.60, eleg. geb. M. 4.80.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Die Mängel deutscher Universitätseinrichtungen und ihre Besserung.

Von

Dr. C. Hasse,

ord. Professor an der Universität Breslau.

Preis: 80 Pfennige.

Soeben erschien im Verlage von **Paul Kittel** in **Cottbus N. L.:**

Die verschiedenen Pläne im ersten Teile von Goethes Faust.

Ueber Entstehung und Komposition des Gedichtes

von

Dr. A. Huther.

7 Bogen 8°.

Broschiert 1 ℳ 20 ₰.

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Johmeyer's Deutsche Jugend.

Reich illustrirt.

50 Pf. pro Heft.

Anerkannt beste Unterhaltungsschrift für die Jugend in Monatsheften à 50 Pfennig.
Verlag von **Leonhard Simion** in **Berlin.**

Im Verlage von **Hermann Schönlein** in **Stuttgart** ist soeben erschienen, durch alle Buchhandlungen zu beziehen und in jeder besseren Leihbibliothek zu finden:

Das Loggbuch des Kapitains Eisenfinger.

Roman

von

Balduin Möllhausen.

Drei Bände. Preis 15 Mk.

Balduin Möllhausen, der hierzu Berufenste unter allen deutschen Schriftstellern, bietet in diesem Werke einen **Seeroman,** wie ihn in gleicher Bedeutsamkeit die deutsche Literatur bisher noch kaum aufzuweisen hat. Der allbeliebte Autor weiss eben so sehr durch spannende, an Abenteuern reiche Handlung die Phantasie anzuregen und zu fesseln, wie durch die packendsten Schilderungen aus dem Seemannsleben das Gemüth des Lesers zu rühren und zu ergreifen.

Zu Uhland's 100jähriger Geburtsfeier.

Ludwig Uhland,
seine Freunde und Zeitgenossen.
Von **Karl Mayer.**
2 Bände gr. 8. 1867. brosch.
liefert in **neuen Exemplaren**
statt ℳ 10.— für ℳ 3.50

Oskar Gerschel,
Buchhandlung und Antiquariat,
Stuttgart, Calwerstraße 16.

Das Werk wurde bei Erscheinen als ein unvergängliches literarisches Denkmal begrüßt, daß der letzte Veteran aus jenem schwäbischen Dichterkreise, welcher sich im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts in Tübingen zusammenfand, dem Freunde gesetzt hat. Ausgestattet mit einer großen Anzahl bis dahin ungedruckter Gedichte aus der Zeit von 1804 bis 1811, welche das Werden und Wachsen des Dichters verfolgen lassen, sind in den mitgetheilten zahlreichen Briefen der verschiedenen Lebensperioden wesentliche Beiträge zur Aufhellung seiner Denkweise geliefert. Die Briefe Uhlands und der Freunde werden durch geschichtliche Notizen erläutert, welche Personen und Begebenheiten in ihrer Wechselwirkung zeigen. Jede Literaturgeschichte und jede kommende Biographie hat sich in dem Buche Raths zu erholen.

Bei dem derzeit so niedrigen, zum ersten Male ermäßigten Preise wird der Rest der Auflage in nicht langer Zeit vergriffen sein und dann das Werk wieder im Preise steigen.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allerlei Bergfahrten.

Gedichte

von

Gottfried Schwab.

Oktav. Geheftet Mark 2.—, eleg. geb. Mark 3.—

Den Mitgliedern der Alpenvereine, überhaupt allen Hochlandstouristen und Naturfreunden, ganz besonders aber denen, welche die vom Verfasser besungenen herrlichen Punkte des Allgäus bei Oberstdorf kennen, sei dies Büchlein wärmstens empfohlen.

Stuttgart. **Adolf Bonz & Comp.**
Verlagsbuchhandlung.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ. — **Schiller,** Sämmtl. Werke m. Biogr. v. Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. geb. nebst: **Heine,** Werke, Hamb. 76, 12 Bde. geb. und: **Grabbe,** Werke, herausg. v. Gottschall, Leipz. 70, 2 Bde. geb. zusammen 25 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Eine vorzügl. Litteratur-Geschichte, nicht trocken und langweilig, sondern anregend und interessant ist die

Geschichte der

deutschen Litteratur

von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit (1884)

von **Dr. Franz Hirsch**
(Redakteur von „Schorers Familienblatt").

3 starke Bde., gr. 8., Ladenpreis M. 24.—
für nur M. 12.—, Eleg. gbd. M. 15.—

☞ Noch nie wurde ein sowohl inhaltlich, wie hinsichtlich der Ausstattung so schönes, durchaus gediegenes Werk zu einem so billigen Preise angeboten!

Nur neue Exemplare! Umtausch gestattet!

Gustav Fock in Leipzig.
Neumarkt 40 u. 38 I.
Bücher-Versandgeschäft.
Kataloge billiger Bücher gratis!

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-A.,** Oppelstr. 44.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

MAY 19 1887
Library

№ 19. Berlin, den 7. Mai 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Fall Schnäbele in straf- und völkerrechtlicher Betrachtung. Von Ludwig Fuld-Mainz. — Zur Creditvorlage für Festungsumbau. Von Major a. D. Victor Kurs. — Englische Arbeiterversicherung. Von J. R. — **Literatur und Kunst:** Ueber japanische Malerei. Von F. A. Junker von Langegg. — Taine über Napoleon I. Von Julius Schvarcz. — Henrik Ibsen als Lyriker. Von Georg Malkowsky. — **Feuilleton:** Jugend. Von Arne Garborg. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Der Fall Schnäbele in straf- und völkerrechtlicher Betrachtung.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Nachdem die hochgehenden Wogen der Aufregung, welche die Verhaftung des französischen Polizeicommissars Schnäbele jenseit des Wasgenwaldes hervorrief, sich gelegt haben, nachdem die über jeden Verdacht erhabene loyale Handlungsweise der deutschen Regierung auf die erregten Geister in Paris und anderen Hauptstädten wie Oel auf die Meeresfluth gewirkt, nachdem die deutsche Regierung vor aller Welt gezeigt hat, daß sie niemals die Sätze des Völkerrechts antasten wird, auch nicht, wenn es die Bestrafung eines schlimmen Feindes gilt, ist es wohl am Platze, die rechtliche Seite des zu einer cause célèbre aufgebauschten Falles, der Vielen schon als casus belli galt, einer ruhigen Besprechung zu unterziehen.

Das in Deutschland geltende Strafrecht verlangt nicht nur von dem auf seinem Gebiete weilenden Ausländer Achtung des Bestandes des Deutschen Reiches und Unterlassung jeder gegen denselben gerichteten Handlung, es bestraft nicht nur die hochverrätherischen Handlungen des Auslandes, wenn dieselben im Reichsgebiete während des Aufenthaltes in diesem begangen wurden, sondern es gebietet auch dem im Auslande befindlichen Ausländer, keine Handlung vorzunehmen, welche gegen den deutschen Staat als solchen gerichtet ist, es bestraft auch den Ausländer wegen des im Auslande verübten Hochverrathes, und zwar mit vollem Rechte. Nur politischer Unverstand, nur strafrechtliche Afterweisheit kann diesen Standpunkt mißbilligen; jeder Staat, welcher etwas auf seinen Bestand hält — und welcher Staat thut das nicht? — muß ihn im Interesse seiner Existenz mit Nothwendigkeit einnehmen. „Wenn sich der Ausländer," sagt Professor Binding in Leipzig, „mit der inländischen Rechtswelt in Berührung setzt, muß er sich gefallen lassen, daß ihn inländisches Recht ergreift. Es ist nicht zuzugeben, daß der Fremde im Auslande unser ruhig spotten kann und nur der Fremde im Inlande dem Rechte seines Aufenthaltsortes unterworfen wird. Seine Schutzpflicht zwingt den Staat, auch nach Außen die Machtfrage zu stellen, er muß zu seiner eigenen Erhaltung von dem Ausländer Gehorsam verlangen. Wird dieser aber verweigert und der Ungehorsame betritt die inländische Machtsphäre, dann mag er an seinem Leibe die Probe machen, ob er das inländische Gesetz zu respectiren hatte oder nicht." (Handbuch des Strafrechts I S. 388.)

Die Richtigkeit dieses Standpunktes hat nicht erst das Reichsstrafgesetzbuch anerkannt, sondern ihm huldigten schon die meisten vor seinem Erlaß in Deutschland geltenden Gesetzbücher. Auch das französische Recht behandelt die Frage nicht anders. Artikel 7 des Code d'instruction criminelle gestattet die strafrechtliche Verfolgung eines Ausländers, welcher im Auslande bei einem Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates, bei der Fälschung des Staatssiegels, bei Münzfälschung betheiligt war oder zu einem dieser Verbrechen angestiftet hat, sofern er in Frankreich ergriffen oder von einem anderen Staate ausgeliefert wurde. Das französische Recht geht also noch viel weiter als das deutsche, es gestattet beispielsweise auch die Verfolgung eines Ausländers, welcher im Auslande einen Aufruhr anzettelt, und der Umstand, daß in Frankreich die betreffende Bestimmung in dem Gesetze über das Strafverfahren, in Deutschland dagegen in dem Strafgesetzbuch enthalten ist, bewirkt in der Sache selbst keinen Unterschied. Hiernach war das Deutsche Reich berechtigt, den hochverrätherischer Unternehmungen verdächtigen Schnäbele, sofern er auf legale Weise in die Hände der deutschen Justiz gerieth, festzunehmen und zur strafrechtlichen Verantwortung zu ziehen, und wenn französische und englische Zeitungen hiergegen einen Einwand erheben zu können glaubten, so bewiesen sie nur eine haarsträubende Unkenntniß der Elemente des Strafrechts.

Strafrechtlich machte somit der Fall nicht die geringsten Schwierigkeiten, wohl aber völkerrechtlich. Wie vorhin bemerkt, setzt die strafrechtliche Verfolgung eines Ausländers wegen einer im Auslande verübten hochverrätherischen Handlung voraus, daß er auf legale Art in die Hände der deutschen Justiz kam. Legal kann aber die Ergreifung nicht genannt werden, wenn eine der beiden von der französischen Regierung behaupteten Alternativen vorliegt: wenn die Ergreifung unter Verletzung der Grenzen stattfand oder wenn sie zwar auf deutschem Gebiete erfolgte, aber unter Benützung einer täuschenden Einladung des Verhafteten durch einen deutschen Beamten. Was die erste Alternative betrifft, so ist es einer der unbestrittensten Sätze des Völkerrechtes, daß kein Staat über seine Grenze hinaus in dem Gebiete eines anderen Staates staatliche Hoheitsrechte ausüben darf; ein Uebergriff der Beamten eines Staates in das Gebiet eines anderen, die Verfolgung flüchtiger Personen über die Staatsgrenzen hinaus ist als Grenzverletzung eine Mißachtung der fremden Gebietshoheit und berechtigt den verletzten Staat von dem anderen Genugthuung zu fordern, welche häufig in der Bestrafung der betreffenden Beamten besteht. Die Beurtheilung der thatsächlichen Vorgänge, welche für die völkerrechtliche Entscheidung maßgebend sind, bot in dem Falle Schnäbele wegen unlös-

Digitized by Google

barer Widersprüche ziemliche Schwierigkeiten. Auf Grund der Beweisaufnahme der deutschen Behörden wurde behauptet, daß die Festnahme auf deutschem Gebiete stattgefunden habe, ohne daß das französische Gebiet während des Ringens berührt worden sei, während in dem Berichte des Generalprocurators zu Nancy auf Grund der eidlichen Aussagen zweier als Zeugen vernommenen Personen die gegentheilige Behauptung festgehalten wurde. Seitens der deutschen Regierung wurde, wie aus den officiösen Ausführungen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" zur Genüge hervorging, die französische Darstellung für unrichtig bezeichnet und für zweifellos bewiesen erachtet, daß die Ergreifung Schnäbele's auf deutschem Gebiete stattgefunden habe. Anders verhielt es sich aber mit der zweiten Alternative, auf welche die französische Regierung ihre Reclamation stützte. Zwar dürfte die gehässige Behauptung der Pariser Boulevardpresse vom Schlage der „France", daß Schnäbele durch den deutschen Polizeicommissar Gautsch eine ihn in Sicherheit wiegende Einladung erhalten habe, um bei dieser Gelegenheit ergriffen zu werden, gänzlich aus der Luft gegriffen sein, da der genannte Beamte von der Verhaftung gar Nichts gewußt haben soll. Dagegen war als feststehend anzusehen, daß Schnäbele die Grenze überschritt, um verabredetermaßen mit seinem deutschen Collegen über dienstliche Angelegenheiten zu sprechen, und bei dieser Gelegenheit von den schon längere Zeit auf ihn wartenden Berliner Geheimpolizisten festgenommen wurde. Nun ist es zwar vom rechtlichen Standpunkte aus unzutreffend, wenn man die Aufforderung Gautsch's zur Besprechung als einen Geleitschein, sauf conduit, bezeichnet hat, weil das Völkerrecht hiermit einen ganz bestimmten, im vorliegenden Falle nicht anwendbaren Begriff verbindet (Bluntschli, Modernes Völkerrecht S. 675—677), allein trotzdem ließ sich angesichts dieses Sachverhaltes die Behauptung nicht mehr in vollem Umfange aufrecht erhalten, daß Schnäbele in legaler Weise in die Hände der deutschen Justiz kam. Offenbar war er durch die Aufforderung des Gautsch zum Ueberschreiten der Grenze veranlaßt worden, er betrat das Gebiet des Deutschen Reiches in dem guten Glauben, daß ihn bei dieser Begegnung keine Falle erwarte, er befand sich ohne Zweifel in der Meinung, daß die Einladung des deutschen Beamten nicht als hinterlistiges, auf seine Täuschung berechnetes Mittel zu betrachten sei, um ihn der deutschen Justiz zu überliefern. Die bona fides, in welcher er der Aufforderung Gautsch's Folge leistete und die Grenze überschritt, machte es für einen Staat von der Civilisation Deutschlands unmöglich, die bei dieser Gelegenheit bethätigte Verhaftung aufrecht zu erhalten. Das waren übelberathene Freunde des deutschen Namens und der deutschen Ehre, welche der deutschen Regierung riethen, den Grundsatz von der Heiligung des Mittels durch den Zweck bei dieser Gelegenheit einmal praktisch anzuwenden. Etiam hosti fides servanda est, auch dem Feinde muß die gegebene Treue gehalten werden, ein uralter Satz des Völkerrechtes, welcher auch gegenüber der entfesselten Leidenschaft seine Macht nicht verleugnet. War auch im vorliegenden Falle dem Schnäbele seitens der deutschen Regierung mit Nichten ein freies Geleit zugesichert worden, so wäre es doch gegen die Würde Deutschlands gewesen, einen Mann, welcher in der Meinung, daß die Aufforderung des deutschen Beamten sachlich dieselbe Wirkung habe, wie ein förmlicher Geleitschein, deutsches Gebiet betrat, in Haft zu behalten und vor das zuständige Gericht zu stellen, es wäre gegen die Ehre des deutschen Namens gegangen, die bona fides zu benützen, um einen gefährlichen Menschen unschädlich zu machen. Auch im Kriege wird der gute Glaube geachtet, auch in ihm wird der bona fides weite Rücksicht getragen (Bluntschli a. a. O. S. 566), um wie viel mehr im Frieden! Deutschland, welches die Vorschriften des Völkerrechtes so überaus hoch hält und so peinlich beobachtet, welches sich im Kriege mit Frankreich in zahlreichen Fällen gegen die Verletzungen des internationalen Rechtes seitens der französischen Regierung und der französischen Truppen verwahrte, durfte eine Verhaftung nicht aufrecht erhalten, die nur dadurch möglich wurde, daß der Verhaftete sich in gutem Glauben bezüglich seiner Immunität befand, auch einem Schnäbele gegenüber nicht, und die weisheitssatten Journalisten an der Themse hätten sich ihre Vorlesungen über die Gebote des Völkerrechtes bei dieser Frage recht wohl sparen können. Die deutsche Regierung weiß ganz genau, was das Völkerrecht gestattet und was es verbietet, sie bedarf keiner Belehrung hierüber, am allerwenigsten aber seitens der englischen Presse, welche ihr Bedürfniß, völkerrechtliche Monologe zu halten, lieber an den Handlungen der englischen Verwaltung in Aegypten oder an dem Verhalten der englischen Politik zu der südafrikanischen Republik befriedigen sollte; an Stoff fehlte es ja bekanntermaßen nicht. Noch komischer war aber jedenfalls die sittliche Entrüstung der panslavistischen Presse, welche noch heute den schlimmsten Bubenstücken in Bulgarien, der Prostituirung des Rechtes und des politischen Anstandes begeisterten Beifall zollt.

Indem die deutsche Regierung den Monsieur Schnäbele gleich den zahlreichen französischen Spionen, die in den letzten Jahren in Deutschland festgenommen wurden, laufen ließ, gab sie einen neuen Beweis dafür, daß sie der Erhaltung friedlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich zu Liebe der französischen Nervosität und Empfindlichkeit auch dann entgegen kommt, wenn dieselbe nicht am rechten Platze ist. Ob die französische Regierung ihrem allzu eifrigen Beamten nach Maßgabe des Artikels 84 des code pénal den Proceß macht, welcher denjenigen mit Verbannung bedroht, der durch feindliche Handlungen gegen auswärtige Regierungen den französischen Staat der Gefahr einer Kriegserklärung aussetzt? Schwerlich, aber selbst wenn die Regierung den Staatsprocurator mit der Erhebung der Anklage beauftragt, wird sich kein Gericht finden, das die Verurtheilung ausspricht. Die Behandlung des Sensationsfalles in der französischen Presse bürgt hierfür. Welches hervorragende Blatt Frankreichs hat den Muth, die Kundschafterei Schnäbele's als eine verwerfliche und die französische Politik entehrende hinzustellen, wo ist das Organ der öffentlichen Meinung, welches in strafenden Worten den Stab über ein System bricht, das die ersten Wahrheiten des Rechts und der politischen Moral mit Füßen tritt? Auch nicht eine Zeitung konnte sich zu dieser That aufschwingen. Handelt es sich um den Kampf gegen Deutschland, dann ist jedes Mittel recht und gut, kein Völkerrecht und keine Moral bietet eine Schranke. Auch nicht einer der bedeutenden Männer Frankreichs hat den Muth, sich diesem Terrorismus des Revanchefiebers und des Chauvinismus zu entziehen und seine Stimme zu Gunsten der Wahrheit, der Ehre und der politischen Sittlichkeit zu erheben. Gegen Deutschland ist eben Alles erlaubt, und die Führer der grande nation stehen auch heute noch auf dem Standpunkte des edlen Grafen Kératry, der 1870 im französischen Senate den Kriegsminister mit der ganzen gallischen Galanterie aufforderte, bei dem Einfall in Baden Nichts zu schonen, nicht einmal die Frauen, pas même les femmes! Das ist eine bedeutungsvolle Thatsache, die man in Deutschland nicht vergessen wird. Wenn nun aber der Mann mit dem echt deutschen Namen sich im Uebrigen gewiß kein Verdienst um Deutschland erworben hat, so hat er doch dazu beigetragen, die Stimmung eines großen Theiles der tonangebenden französischen Welt gegen Deutschland besser kennen zu lernen, als aus den officiellen Versicherungen der französischen Regierung.

Digitized by Google

Zur Creditvorlage für Festungsumbau.

Von Major a. D. Victor Kurs.

Zum Zweck einer „Ergänzung und Verstärkung" der deutschen Festungen sollen bekanntlich nach der dem Reichstage vom Bundesrathe gemachten Vorlage 142,800,000 Mark erforderlich sein. Die „Erläuterungen" für die Forderung dieser Summe, von der übrigens 16,500,000 Mark bereits disponibel sind, lauten: „Die auf dem Gebiet der Waffentechnik in neuerer Zeit gemachten Fortschritte bedingen durchgreifende Aenderungen im Festungswesen. Die Unzulänglichkeit der jetzigen Einrichtungen ist zwar schon seit Jahren Thatsache, doch hat es erst der Ausführung umfangreicher Versuche bedurft, um zu bestimmen, welche Verstärkungen in den Festungsbauten ausgeführt werden müssen." Eine größere Ausführlichkeit erschien wohl dem preußischen Kriegsminister nicht allein überflüssig, denn der Reichstag kann in die technische Berathung der Frage doch nicht eintreten, aber auch geradezu schädlich, denn wenn auch dem Ausland die Mängel, die unseren Festungswerken jetzt anhaften, nicht unbekannt sind, so ist es doch unter allen Umständen unzweckmäßig, die Maßregeln, die jenen Mängeln abhelfen sollen, zu specialisiren. Das Kriegsministerium will die Einzelnheiten der geplanten Umbauten mit Recht der Oeffentlichkeit entzogen sehen; schon die Nothwendigkeit, an Civilunternehmer Bauzeichnungen ꝛc. mittheilen zu müssen, ist ihm in hohem Grade unangenehm, da zu viel schon auf diesem Wege in's Ausland „durchsickere".

Immerhin dürfte unseren Lesern gerade bei diesem Anlaß ein kurzer historischer Ueberblick über den Einfluß der Waffentechnik auf Bauart und Gestaltung der deuschen Festungen und eine allgemeine Betrachtung über die Grenzfestungen Deutschlands — im Innern hat das Deutsche Reich nur einige wenige Festungen — und seiner Nachbarn willkommen sein.

Nach den Kriegen 1813/15, wo man an einen planmäßigen Correcturbau der deutschen Festungen ging, hatten deren Werke Stand zu halten gegen Vollkugeln von etwa 0,15 m Durchmesser, die bei ihrem beschränkten Gewicht und ihrer mäßigen Endgeschwindigkeit aber eine geringe „lebendige Kraft" repräsentirten und überdies — meist nicht ihr Ziel trafen; dann gegen Hohlkugeln, die freilich erheblich mehr Durchmesser, aber eine noch geringere lebendige Kraft hatten, weil wesentlich nur durch ihr Fallgewicht wirkend, und die mit Sprengladungen versehen waren, welche man jetzt als harmlos ansehen würde. Trafen schon die Vollkugeln meist nicht ihr Ziel, so war das bei den Hohlkugeln (Bomben) noch seltener der Fall. Man rechnete damals viel auf „Zufallstreffer". Solchen Kampfmitteln gegenüber genügten schwache Erdbrustwehren, von 3 m, Erddecken von 0,5 m Stärke (und weniger!), ja, sichtbares Mauerwerk von etwa 1 m Stärke erforderte nach damaligen Begriffen schon eine planmäßige Breschirung. Die Einführung der gezogenen Geschütze uud die Erfahrungen des deutsch-dänischen Krieges von 1864 machten diesen idyllischen Zuständen ein Ende. Nicht allein, daß die nun verwandten Geschosse großentheils Langgeschosse wurden und deshalb in Verbindung mit der größeren Geschützladung eine vermehrte lebendige Kraft repräsentirten: sie trafen auch mit unheimlicher Sicherheit. Dem gegenüber sah man sich genöthigt, lange Wallinien mit Querwällen zu versehen, um durch diese wenigstens einen Theil der Geschosse auffangen zu lassen, Unterstandsräume für Geschütze und Mannschaften zu schaffen, und Erdwälle und -Decken auf das Anderthalbfache zu verstärken. Sichtbar gewesenes Mauerwerk mußte, als nunmehr zu leicht zerstörbar, durch Erdvorlagen gesichert werden. Mit den hier angedeuteten Maßnahmen glaubte man in der Erwägung, daß der Vertheidiger ja auch seinerseits bessere Geschütze hatte als früher und also auch dem Angreifer gegen früher sein Handwerk erschwere, auszukommen.

Daß derartige Maßnahmen in Frankreich — sei es in Folge übel angebrachter Sparsamkeit oder in dem frommen Wahn, eine französische Festung brauche nicht in gutem Zustand zu sein, da sie ja doch nicht angegriffen werde — unterlassen wurden, rächte sich 1870/71 auf's Bitterste. Indeß zeigten die Erfahrungen der zahlreichen Belagerungen dieses Krieges, daß auch die deutschen Plätze den Fortschritten, die sonst in Bezug auf Wirkung wie Treffsicherheit die Artillerie gemacht hatte, nicht mehr gewachsen seien. Man entschloß sich also, unter gleichzeitiger, vorzugsweise von strategischen Erwägungen dictirter Aufgabe einer größeren Anzahl kleinerer Plätze, zu einem weiteren Umbau der bestehen bleibenden größeren und wichtigeren in dem Sinne, daß man die oben angegebenen Maßnahmen überall, wo irgend angängig, auf's Consequenteste und zwar unter Anwendung noch bedeutenderer Stärken für Erddecken und Wälle durchführte. Zugleich wandte man an besonders bedrohten Punkten, wo ein Schutz durch Erde die Wirkung der eigenen Waffen beeinträchtigt oder zu viel Raum erfordert hätte, Eisen an, theils in Form von einzelnen Platten, theils in Form von Kuppelthürmen.

Derartige Correcturen reichten gegenüber den Mitteln, wie sie einer Belagerungsartillerie der ersten 70er Jahre zu Gebote standen, einigermaßen aus; sie genügen indeß nicht mehr gegenüber der Artillerie der Gegenwart. Diese trifft nicht allein mit nahezu unfehlbarer Sicherheit, sondern schleudert Geschosse, deren lebendige Kraft am Ziel über 400 Metertons repräsentirt, d. h. ausreicht, um 400,000 Kilogramm in einer Secunde um ein Meter zu heben. Und derartige Geschosse zerstören nicht allein durch diese ihre enorme lebendige Kraft, sondern auch durch die in ihnen enthaltenen Sprengladungen, die diejenigen der früheren „Bomben" um das Zehn- und Zwanzigfach übertreffen. Verwendung von Nitroglycerinpräparaten und sonstiger Sprengstoffe aller Art (Melinit, Roburit) soll die Geschoßsprengwirkung zu einer früher nicht entfernt geahnten Furchtbarkeit erheben. Sonach ist die Verstärkung unserer Festungen nach Maßgabe der in Deutschland angestellten gründlichen Schießversuche eine unbedingte Nothwendigkeit, wenn anders die Fortificationen das leisten sollen, was sie bezwecken: verhältnißmäßig lange Festhaltung größerer feindlicher Massen.

Ohnehin ist das deutsche Festungsnetz etwas weitmaschiger, als für einen längeren Vertheidigungskrieg wünschenswerth ist. In dieser Beziehung ist die Betrachtung zweier Karten lehrreich, die, vom Hauptmann O'Grady des preußischen Ingenieur-Corps herausgegeben, in erster Linie wohl für Militärs bestimmt, doch auch für den Nichtmilitär so viel des Interessanten enthalten, daß ihre Besprechung in diesem Blatt angemessen erscheint. Die erste der Karten führt die Bezeichnung „Handkarte von Russisch-Polen und den angrenzenden Gouvernements", die zweite heißt „Uebersichtskarte vom nordöstlichen Frankreich nebst Grenzländern". Beide Karten charakterisiren sich nach Anlage und Ausführung als Operationskarten; wenn man will, als anticipirte Kriegskarten.

Die deutsche Ostgrenze ist an Festungen nicht reich. Von der Südspitze Schlesiens an ist das ganze Gebiet rechts der Oder bis Posen offen und die Bahnen, die parallel der Grenze oder auf diese zu führen, von den Vorbereitungen zur Zerstörung einzelner Kunstbauten abgesehen, ohne Sicherung durch irgendwelche Fortifikationen. Auf Posen, das von der russischen Grenze 57 Kilometer entfernt liegt, folgt in 130 Kilometer Entfernung Thorn, das seinerseits nur 10 Kilometer von der Grenze liegt. Posen und Thorn sind Festungen größeren Stils; die auf Thorn in 236 Kilometer Entfernung folgende Festung Lötzen, 55 Kilometer von der Grenze, hat dagegen nur als Sperrpunkt für die Bahn Brest Litowsk-Bielostok-Lyck-Gumbinnen und Lyck-Königsberg Bedeutung. Die Linie Wirballen-Eydtkuhnen-Insterburg ist bis Königsberg offen, so daß Königsberg, obgleich 140 Kilometer von Eydtkuhnen entfernt, noch als Grenzfestung betrachtet werden darf. Königsberg ist wieder eine Festung größeren Stils, während das 120 Kilometer nördlicher und nur 14 Kilometer westlich der russischen Grenze gelegene Memel, abgesehen von seiner Rolle als Küstenplatz,

Digitized by Google

die aus dieser Betrachtung ausscheidet, nur locale Bedeutung hat. Westlich von Posen und nördlich von Thorn liegen in je etwa 150 Kilometer Entfernung noch die größeren Plätze Küstrin und Danzig. Im Uebrigen ist das Hinterland jener Plätze, von den gedeckten Stromübergängen ꝛc. abgesehen, völlig offen.

Das befreundete Oesterreich hat in dem in Betracht kommenden Grenzgebiet nur die größeren festen Plätze Przemysl und Krakau, von denen ersteres den Vereinigungspunkt für alle aus Rußland nach Oesterreich direct führende Bahnen*) bildet und von der russischen Grenze nach Osten hin 187, nach Norden hin 58 Kilometer entfernt liegt, während Krakau einen 200 Kilometer diesseits Przemysl gelegenen wichtigen Sperrpunkt in der Fortsetzung der Bahnen Przemysl-Przebinia-Myslowitz-Oppeln und Kosel einerseits und Przemysl-Przebinia-Oswiecim-Troppau und Prerau-Lundenburg-Wien andererseits bildet. Krakau ist, abgesehen von seiner sonstigen militärischen Bedeutung, auch insofern von Wichtigkeit, als es nur 8 Kilometer südlich der russischen Grenze und etwa 35 Kilometer südlich der russisch-deutschen Eisenbahnlinie Brest Litowsk-Iwangorod-Bsinek-Kielzy-Myslowitz liegt.

In Rußland liegen ebenfalls nur wenige befestigte Orte innerhalb des in Betracht kommenden Grenzgebietes. Zunächst ist der Weichsel(Wisla)-Uebergang bei N. Alexandrija — 70 Kilometer nördlich der österreichischen Grenze — befestigt; 18 Kilometer nordwestlich N. Alexandrija ist der Uebergang der obengenannten Bahn Brest-Litowsk-Bsinek-Kielzy-Myslowitz über die Weichsel bei Iwangorod durch einen Kranz von Forts gesichert, der außer dieser Bahn auch die nach dem südlichen Rußland über Ljublin und Kowel führende Bahn an ihrem Ausgangspunkt beherrscht. Die von Iwangorod nach Norden, von Brest-Litowsk über Lukow und Siedlze nach Westen, von Deutsch-Eylau über Nowogeorgijewsk nach Südosten und von Skernewizy nach Osten führenden Bahnen, von denen die letztbezeichnete die von Thorn nach Südosten und von Myslowitz über Somkowize, Tschenstochow und Petrokow nach Nordosten laufenden Schienenwege aufnimmt, laufen sämmtlich in Warschau zusammen, so daß ohne den Besitz dieser starken Armeefestung, welche übrigens von der deutschen Grenze im Westen 215, im Norden 112 Kilometer entfernt liegt, die in das Innere führenden Bahnen zunächst unbenutzbar sind. Der Straßenübergang über die Weichsel bei Sakrotschin und die Bahn Deutsch Eylau-Warschau sind ferner durch den Fortskranz und die Kernfestung von Nowogeorgijewsk (83 Kilometer südlich der deutschen Grenze) gesichert. Den Bobrübergang der vom Knotenpunkt Lyck über Bielostok und Brest-Litowsk nach dem Süden führenden Bahn decken die Forts westlich Goniond's, den Straßen- und Bahnübergang über den Niemen auf der Route Königsberg-Wilna die Forts von Kowno, welche 65 Kilometer östlich der deutschen Grenze liegen. Rückwärts der erstgedachten Gruppe von befestigten Plätzen (N. Alexandrija, Iwangorod, Warschau, Nowogeorgijewsk und Goniond's) und zwar von ihnen allen ziemlich gleich weit (140—205 Kilometer) entfernt, liegt die große Fortsfestung Brest-Litowsk, welche die Bahnen nach Moskau, nach dem Süden und, auf der Bielostoker Route, auch nach Wilna und Petersburg sperrt. Rückwärts Kowno, und zwar 195 Kilometer nordöstlich davon, liegt nur noch der befestigte Knotenpunkt Dünaburg.

Bei einem Angriffskrieg Rußlands gegen Deutschland würden, wie aus den obengegebenen Daten erhellt, bestenfalls nur für die Strecke zwischen Posen und Thorn verhältnißmäßig schwache Truppenmassen, die sich auf diese beiden Plätze oder vielmehr deren Besatzungen zu stützen vermögen, zur Vertheitigung genügen, dagegen würde die 300 Kilometer lange Grenzstrecke südlich von Posen und die etwa 500 Kilometer lange Strecke östlich von Thorn im Wesenlichen durch die großen Massen der Feldarmee vertheidigt werden müssen. Ebenso würde einem Angriff Rußlands auf Galizien wesentlich durch Feldtruppen begegnet werden müssen, da Krakau und Przemysl zu weit auseinanderliegen.

Eine Cooperation der Heere des Deutschen Reichs und Oesterreich-Ungarns gegen Rußland würde selbstredend die Vertheidigung der Grenzen jener beiden Reiche so erleichtern, daß Rußland wahrscheinlich bald die Offensive aufgeben müßte; in diesem Fall, wie überhaupt in der Annahme, daß Rußland sich auf die Vertheidigung gegen eines der beiden Nachbarreiche oder gegen beide beschränkt, besitzt es in den obengenannten Festungen Waffenplätze von sehr großer Bedeutung, die — wenn schon verhältnißmäßig weit von den Grenzen liegend — doch ohne Zweifel schon in den ersten Stadien des Feldzugs Theile der angreifenden Armeen absorbiren würden.

Ganz anders sieht es an der Grenze unseres „interessantesten Nachbars“ aus. Schon auf deutscher Seite sind die befestigten Punkte weit dichter gesäet. Diedenhofen, nur 15 Kilometer von der französischen Grenze, deckt die Bahnen nach Trier und Saargemünd; Metz, in der Kernfestung nur 14 Kilometer von der Grenze, rings mit Forts umgeben und eine Armeefestung ersten Ranges, deckt die Bahnen und Straßen nach der Saar und nach Straßburg; Bitsch — 10 Kilometer diesseits der Grenze — verhindert eine Benutzung der Bahn Saargemünd-Hagenau nach dem etwaigen Fall von Metz; Saarlouis — 55 Kilometer diesseits der Grenze — eine solche der Bahn Conz-Saarbrücken, wenn Diedenhofen genommen oder die Neutralität Luxemburgs nicht respectirt worden sein sollte. In Entfernungen von resp. 45, 44, 90, 130 und 180 Kilometer von der französischen Grenze und unter sich nur zwischen 44 und 88 Kilometer entfernt, liegen die Rheinfestungen Neubreisach, Straßburg, Rastatt, Germersheim und Mainz, und von diesen Plätzen ist einer, Straßburg, wiederum eine Armeefestung ersten Ranges. Es folgen dann an der Rheinlinie nach abwärts Coblenz, Köln — gleichfalls Armeefestung — und Wesel in ähnlichen Abständen wie die vorgenannten Festungen und von der luxemburger, resp. belgischen und holländischen Grenze resp. 102, 75 und 34 Kilometer entfernt. (Die kleinen fortificatorischen Sicherungen der Rheinbrücken sind in Vorstehendem nicht erst besonders erwähnt.)

Hinter der Rheinlinie folgen allerdings die nächsten befestigten Plätze — Ulm und Ingolstadt in Süden, Magdeburg im Norden — in sehr beträchtlicher Entfernung. Immerhin wird man geneigt sein, unsere Westgrenze, die von drei Waffenplätzen ersten Ranges und acht größeren und kleineren Festungen vertheidigt wird, als recht gut gesichert anzusehen, und in der That ist sie es auch bis auf die 130 Kilometer lange Strecke südlich Straßburg, in der nur das kleine Breisach liegt. Und selbst ein Vorbrechen auf diese Strecke hin erfordert die Detachirung bedeutender Truppenmassen nach Straßburg, so daß, wenn der Krieg sich auf deutschem Gebiet abspielen sollte, unbedingt sofort neben dem Feldkriege ein bedeutender Festungskampf sich entwickeln würde.

Aber was wollen die deutschen Befestigungen gegen diejenigen der französischen Ostgrenze besagen! Es ist wahr, Frankreich ist insofern in einer ungünstigen Lage, als Paris nur 260 Kilometer jenseits der deutschen Grenze liegt und, ganz abgesehen von seiner jetzt enormen militärischen Bedeutung, in den Augen jedes echten Franzosen in ganz anderer Weise geschützt sein muß als die Hauptstadt irgend eines anderen Landes; hat doch die Sucht, den Weg nach Paris zu decken, im Jahre 1870 zu den schwersten Fehlern geführt. Aber selbst wenn man auf diese ungünstige Situirung der Hauptstadt Rücksicht nimmt, bleibt doch der enorme Aufwand an Fortifikationen erstaunenswerth, den Frankreichs Ostgrenze aufweist.

Will man Parallelen ziehen, so mag etwa Diedenhofen, Coblenz, Köln und Wesel den französischen Plätzen Longwy, Montmédy, Mézières, Rocroy, Givet, Avesnes, Guise, Landrecy, Maubeuge, Le Quesnois, Cambray, Bouchain, Valenciennes, Arras, Douay, St. Amand, Condé, Lille, Aire und St. Omer verglichen werden; ferner Metz mit Verdun, Straßburg mit Toul, Mainz mit Reims und Ulm mit Dijon. In

*) Die auf österreichischem Gebiet bleibende Bahn Jaroslaw-Sokal ist in die Karte noch nicht eingetragen. Sokal (am Bug) liegt 10 km westlich der russischen Grenze.

Digitized by Google

diesem Vergleich sind acht deutsche Plätze, von denen nur drei (Metz, Straßburg, Köln) moderne Fortsfestungen, vierundzwanzig französischen gegenübergestellt, unter denen sechs (Maubeuge, Lille, Verdun, Toul, Reims, Dijon) Fortsfestungen sind; unberücksichtigt geblieben sind auf deutscher Seite bei dem bisherigen Vergleich fünf Plätze, die kleinen Festungen Saarlouis, Bitsch und Neubreisach, sowie das ziemlich unmoderne Rastatt und Germersheim; auf französischer hingegen zehn Plätze, Hesdin, Doulens, Péronne, La Fère, Laon, Soissons, das mit Forts umgebene Epinal und die gewaltigen Fortsfestungen Langres, Besançon und Belfort. Wenn schon diese Ueberzahl an großen und kleinen Festungen — 34 gegen 13 — das französische Uebergewicht in Bezug auf fortificatorische Sicherung der Grenze erkennen läßt, so kommt hinzu, daß das ohnehin sehr engmaschige Festungsnetz durch eine große Anzahl von Forts noch verstärkt ist. Auf der 51 Kilometer langen Strecke zwischen den Außenforts von Verdun und Toul liegen fünf Forts in einer durschnittlichen Entfernung von weniger als 9 Kilometer; ihnen entsprechen zwischen den Außenforts von Epinal und Belfort, deren Entfernung von einander 50 Kilometer beträgt, wieder fünf Forts. Endlich liegen vor Nancy und Luneville noch drei und zwischen Toul und Langres noch zwei Forts. Und hinter dem Allen die Millionenfestung Paris!

Nach Vorstehendem darf nicht bezweifelt werden, daß, wenn es gelingt, einen deutsch-französischen Krieg auf französischem Gebiet zu beginnen, dieser Krieg sich zu allererst um die Einschließung von Festungen und um die Wegnahme von Forts handeln würde. Weggenommen müssen einige Sperrforts werden, weil man unmöglich mit der gesammten Armee auf der schmalen Lücke zwischen zwei noch besetzten Forts, und in einer dementsprechenden Breite rück- und vorwärts derselben, würde marschiren können, vielmehr unbedingt mehrerer Straßen für den Vormarsch bedarf.

Jedenfalls ist die uns namentlich von französischer Seite bereitete fortificatorische Situation ziemlich schwierig. Zieht man die, wie versichert wird, colossale Wirkung modernster Sprenggeschosse mit in Betracht, so erscheint es jedenfalls als eine unabweisbare patriotische Pflicht, die Regierung wenigstens in ihrer Sorge um den nothwendigen Ausbau der bestehenden deutschen Festungen kräftig zu unterstützen.

Englische Arbeiterversicherung.

Die auf Selbsthülfe beruhenden Arbeitergenossenschaften, wie sie durch den unvergeßlichen Schulze-Delitzsch in's Leben gerufen wurden, haben in wenigen Jahren das vierte Jahrzehnt ihres Bestehens vollendet. Was sie in dieser langen Zeit für das wirthschaftliche Leben unseres Volkes geleistet, und wie sie namentlich in dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens einem großen Theile des deutschen Bürgerthums bei der durch arge politische Verhältnisse zurückgehaltenen ökonomischen Entwickelung Rückhalt und Anlehnung gewährten, bedarf keiner näheren Darlegung. Inmitten des hin- und herwogenden Kampfes um socialpolitische Umbildungen ist man in manchen Kreisen nur zu sehr geneigt, das zu vergessen. Es ist indessen eine bemerkenswerthe Thatsache, daß die Genossenschaften die Arbeiterversicherung nie in den Kreis ihrer Bestrebungen gezogen haben. Die Ansätze, die dazu aus der freien Thätigkeit der arbeitenden Klassen heraus durch Gewerkvereine und gewerbliche Hülfskassen gemacht wurden, sind zu keiner Entfaltung im größeren Maßstabe gekommen. Das Mißtrauen, welches der Staat den auf Selbsthülfe der Arbeiter beruhenden Organisationen entgegen trug, das Emporwuchern der socialdemokratischen Doktrinen, die Verquickung mit politischen Parteibestrebungen, das mangelnde Bewußtsein von der tiefgreifenden Bedeutung der Sache haben sich dem hemmend entgegengestellt. Die Reichsregierung hat ohne Anlehnung an die bereits vorhandenen spontanen Bildungen das Arbeiterversicherungswesen allein in die Hand genommen und zu einem obligatorischen gemacht. Während nun bei uns von Staatswegen auf diesem Felde gearbeitet wird, hat in England das Versicherungswesen der selbständigen Arbeiterverbände einen Aufschwung genommen, von dem man sich außerhalb der berufsmäßig diesen Erscheinungen folgenden Kreise kaum einen Begriff macht. Niemand wird in Abrede stellen, daß dies die eingehendste Beachtung in Deutschland zu finden verdient. Seit den trefflichen Arbeiten von Ludlow und Jones (Die arbeitenden Klassen Englands 1868) und Brentano (Zur Geschichte der englischen Gewerkvereine 1871) ist man bei uns in weiteren Kreisen über die Entwickelung der Arbeiterverhältnisse in England in den letzten 15—20 Jahren nicht ausreichend unterrichtet worden. Mit um so größerer Befriedigung werden wir das Buch von J. M. Baernreither*) begrüßen, das uns neben einer allgemeinen Darlegung der englischen Arbeiterverhältnisse eine eingehende Schilderung des Versicherungswesens, der sogenannten friendly societies gewährt. Es handelt sich dabei allerdings nicht um Erscheinungen und Bildungen, die schlechthin vorbildlich für uns sein können, der Verfasser hat mit Recht großen Werth darauf gelegt, auszuführen, wie die Entwickelung der Arbeiterverhältnisse in England auf ganz eigenartigen Grundlagen beruht: eigenartig durch eine an Jahrhunderte alte Bildungen anknüpfende Tradition, eigenartig durch sociale und politische Verhältnisse, wie sie eben nur England aufzuweisen hatte. So setzen die thatsächlich bestehenden Organisationen der Arbeiter eine lange historische Entwickelung fort, so tragen sie das Gepräge nicht bloß dieser Entwickelung, sondern auch eines specifisch ausgeprägten Volkscharakters. Der Verfasser bezeichnet drei große entscheidende Thatsachen als die Voraussetzungen, auf denen die heutige Culturentwickelung des englischen Arbeiterstandes beruht: erstens der riesige Produktionsprozeß, der seit Jahrhunderten vorbereitet, heute in kolossalen Dimensionen fremde billige Lebensmittel sowie Rohstoffe einführt und die verarbeiteten Produkte, vermehrt durch die Schätze des eigenen Bodens der Insel, auf der ganzen Welt absetzt; zweitens der große sociale Zug, der die englische Geistesrichtung, Wissenschaft und Gesetzgebung beherrscht — endlich die große Kunst des Engländers, sich selbst zu helfen und sich selbst zu regieren. Nirgends haben so wie in England die Arbeiter es verstanden, durch einiges, consequentes, ruhiges Auftreten eine Besserung ihrer Lage herbeizuführen und zwar ohne daß ihnen dabei das allgemeine Stimmrecht zu Hülfe kam. Der nüchterne praktische Sinn der großen Mehrheit, die nur dem Erreichbaren nachstrebte, hielt die socialdemokratische Doktrin ferner als anderswo. Die Arbeiter haben, um mit Brentano's Worten zu reden, „in gleicher Weise die geistreshoffährtigen Belehrungen der mit ihnen vornehm sympathisirenden socialistischen und communistischen Theoretiker, wie das beschränkte Poltern und die dünkelhaften Denunciationen extremer Oekonomisten" abgewiesen. Selbst Marx, der doch lange Jahre unter den englischen Arbeitern lebte, ist auf das Gros derselben ohne nennenswerthen Einfluß geblieben. Als im Januar 1885 unter dem Vorsitz des früheren Ministers Sir Charles Dilke eine Conferenz von Delegirten vieler trades unions, cooperative societies und anderer Vereine und Industrien zusammentrat, an der auch viele Parlamentsmitglieder theilnahmen, da kamen in den sehr lebhaften Debatten allerdings mancherlei socialistische Ideen landläufiger Art zum Vorschein, keineswegs aber erschien die socialistische Doctrin als ein Mittelpunkt für die Bestrebungen der Arbeiter, die stets die nächsten Ziele, Reform des Lohnverhältnisses und weitere Ausbildung der auf Selbsthülfe gegründeten Institutionen im Auge behielten. Da sie an der weiteren Gestaltung socialer Institutionen in unmittelbarster Mitarbeit theilnahmen und sich der dabei zu überwindenden Schwierigkeiten aus eigenster Erfahrung bewußt wurden, hielten sie sich allen bloßen Utopien fern. Diese Geistesrichtung ist dann für die Entwickelung der socialen Frage in England entscheidend gewesen.

*) Die engl. Arbeiterverbände und ihr Recht. Bd. 1. Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Aufschwung und die Reform der englischen Arbeiterverhältnisse datirt etwa seit 40 Jahren. In nicht geringem Grade wirkte dabei die Reaction mit, welche sich seit Jahrzehnten gegen ein gräuelvolles Ausbeutungssystem erhoben hatte. Zu dem stürmischen Drängen der Arbeiter gesellten sich alsbald Stimmen aus allen Ständen. Die Nation besann sich auf ihre Pflichten gegen die arbeitenden Klassen, die so lange vernachlässigt waren. Die Arbeiterfrage kam vorwärts, nicht weil die Arbeiter den Staat anriefen, sondern weil die Nation die Frage zu der ihrigen machte, und eine neue Richtung sowohl in der Gesetzgebung des Staates, wie in der Selbstverwaltung und in den auf Selbsthülfe gegründeten Verbänden zum Durchbruch brachte. Die erhöhten Lebens- und Culturbedürfnisse oder, mit Stuart Mills Worten zu reden, die Gewohnheiten und Ansprüche des Arbeiterstandes erzwangen sich Geltung, indem sie auch der Regierung eine bestimmte Richtung für die einzuschlagende Gesetzgebung vorzeichneten. Es wurden neue große Verwaltungszweige zum Schutz und zur Förderung der Wohlfahrt der Arbeiter eingeführt, so 1871 ein eigenes königliches Ministerium für Selbstverwaltung, insbesondere für Armenpflege, Gesundheitswesen, Bau- und Wegepolizei (local government board); seit 1870 wurde im Privy council ein Education department eingerichtet, das eine Reform des Schulwesens anbahnte: Fortbildungsschulen und Industrieschulen erhielten eine besondere Förderung. Gleichzeitig wurde durch die neue Gesetzgebung für Fabriken, Bergwerke ꝛc. wesentlich an den Arbeiterverhältnissen gebessert. Wir begnügen uns, hierbei auf die Hauptgesetze hinzuweisen, die im letzten Jahrzehnt in Wirksamkeit traten. Wir nennen in erster Linie das Fabrikgesetz vom Jahre 1878, das eine Reihe wichtiger Maßregeln für Gesundheit und Sicherung der Arbeiter, für den Schutz von Kindern, jungen Leuten und Frauen enthält und eine Controle durch die vom Home office eingesetzten Inspectoren herstellt. Bezüglich des Lehrvertrages kommen namentlich in Betracht die employers and workmen act, die conspiracy and protection of property act vom Jahre 1875. Hier handelt es sich besonders um strenge Scheidung der strafrechtlichen von der civilrechtlichen Seite in Betreff des Lohnverhältnisses. 1880 wurde ein Haftpflichtgesetz auf sieben Jahre erlassen, das sich im Ganzen nicht bewährte, aber eben dadurch indirect stark auf die Entwickelung der Unfallversicherung hinwirkte.

Neben diesem Allen kommt nun noch die ganz besondere Stellung in Betracht, die England im großen Weltverkehr einnimmt, indem ihm sein unermeßlicher Colonialbesitz ein Absatzgebiet sichert, wie keiner anderen Nation, so daß seine Stellung nach dieser Richtung hin eine ganz einzige ist. Die Großartigkeit dieser Weltstellung ist nicht ohne Rückwirkungen auf die Weltanschauung der Arbeiter geblieben. Sie erweiterte den Blick und stärkte die Thatkraft. Noch in den letzten Jahren haben die trades unions wie die working mens association Resolutionen zu Gunsten einer engeren Verbindung mit den Colonien beschlossen. — Zu diesem wichtigen Vorsprung, der den Engländer vor seinen Mitbewerbern auf dem Weltmarkte durch den Colonialbesitz erwuchs, tritt dann noch die größere Ordnung in dem Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, die größere Annäherung zwischen beiden, wie sie durch ein glückliches Ineinandergreifen der Staatsthätigkeit, des Selfgovernments und der in eine gesetzliche Form gebrachten Arbeiterverbände hervorgebracht war. Nirgends ist die genossenschaftliche Form zu einem bedeutsameren Ausdruck gekommen, wie in England, und nur in einem Lande, wo die politische Freiheit so entwickelt war, wie hier, konnte eine so ausgedehnte Entfaltung genossenschaftlicher Verbände ermöglicht werden. Neben dem Colonialbesitz liegt in diesem Verhältniß der Rückhalt, der England unverkennbare Vortheile vor jedem mitbewerbenden Staat gibt, welcher einen der Ordnung der Dinge in der Heimath feindlichen Socialismus im Rücken hat.

Die friendly societies stehen wie die trades unions in historischem Zusammenhang mit der früheren Culturentwickelung des Landes, auch sie knüpfen wie diese an die alten Gildeeinrichtungen an (Brentano). Sie sind auf Gegenseitigkeit gegründete Versicherungsanstalten, namentlich gegen Arbeitsunfähigkeit durch Unfall oder Krankheit, bis zu einem gewissen Grade auch gegen Invalidität. Sie gewähren Begräbnißgelder, sie versichern Renten für die Wittwen der Mitglieder und Erziehungsbeiträge für die Waisen derselben; keine Rente darf bei den gesetzlich registrirten Genossenschaften mehr als 50 £ (1000 Mark) und keine Lebensversicherung mehr als 200 £ (4000 Mark) ausmachen. Aus gegenseitigen Unterstützungsverbänden, wie sie Zusammenwohnen, gleiche Beschäftigung in kleineren Kreisen gestalteten, bildeten sie sich fast unbewußt allmählich zu regelrechten Versicherungsanstalten aus, wie ja Lebens- und Rentenversicherung in England überhaupt eine größere Rolle spielt als auf dem Continent. Wie wir gleich hier einschaltend bemerken wollen, ist die Invaliden- und Altersversicherung nicht über die Anfangsstadien hinausgelangt: Einmal erschienen die Prämien aus dem Lohneinkommen der Arbeiter allein, ohne jeden anderen Zuschuß, für den bei Weitem größten Theil der Arbeiter unerschwinglich, andererseits brachte es der facultative Charakter der Versicherung mit sich, daß namentlich der Arbeiter in jungen Jahren die Nothwendigkeit einer solchen Versicherung nicht recht in's Auge faßte. Um so mehr ist auf dem Gebiete der Versicherung geleistet, wo die Vortheile unmittelbar in's Auge springen, d. h. gegen Unfall und Krankheit. Die friendly societies sind recht eigentlich ein Werk der englischen Arbeiter und haben das gar nicht genug anzuerkennende Verdienst, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Versicherung unter der Arbeiterwelt verbreitet zu haben. Die wichtigste Kategorie derselben sind unzweifelhaft die Arbeiterorden, darunter in erster Linie die Manchester unity (old fellows) und die foresters.

Dieselben enthalten die Elite des Arbeiterstandes und zählen zu ihren Mitgliedern außerdem noch die ersten Staatsmänner der Nation, viele Parlamentsmitglieder, Gelehrte, große Kaufleute und Fabrikanten. Wenn diese sich auch bei der unmittelbaren Leitung der Orden nicht zu betheiligen haben, so verfehlen sie doch nie bei gewissen Anlässen, Versammlungen und Festen zu erscheinen und das Wort zu ergreifen. Indem sie das genossenschaftliche Leben mit dem großen Strom des öffentlichen Lebens in Verbindung setzen, tragen sie außerordentlich viel dazu bei, die äußere Stellung des Ordens zu verstärken und zu heben. Interessant ist, wie bei diesen Genossenschaften die schwierigen Fragen der Versicherungstechnik sowie der Finanzgebahrung und der Verwaltung zur allmählichen Lösung kommen. Es handelt sich um einen sehr langsamen, schweren und mit Opfern erkauften Uebergang aus ihrem ursprünglichen Verhältniß als gegenseitige Hülfsvereine in versicherungstechnisch consolidirte Hülfskassen. Insolvenz, leichtfertige und unredliche Verwaltung, Vergeudung der Beiträge waren bei den älteren friendly societies nichts Seltenes gewesen. In der Erkenntniß der Uebelstände lagen dann auch die Anfänge der Reformbewegung. Die Nothwendigkeit, eine schärfere Controle der friendly societies herzustellen, konnte nur durch eine unmittelbare Aufsicht des Staates erzielt werden. Demgegenüber erhob sich eine Strömung, die davon nichts wissen, sondern sich einzig und allein auch fernerhin auf das Princip der Selbsthülfe stellen wollte. Das beständige Ringen dieser beiden Richtungen führte schließlich zu einer facultativen Gesetzgebung, die durch die friendly societies act vom Jahre 1875 zu einem gewissen Abschluß gelangt. Dieselbe verfolgt das Ziel, einerseits die Rechts- und Handlungsfähigkeit der friendly societies auszubilden, andererseits eine Staatsaufsicht über dieselbe herzustellen, soweit sich die Genossenschaften durch Registrirung derselben unterwerfen wollten. Die Zahl der friendly societies wurde allmählich immer größer, zumal die größeren Arbeiterorden sich damit einverstanden erklärten. Keinesfalls konnte ein Zustand fortdauern, bei dem es möglich war, daß der Secretär einer friendly society, der 4000 Pfd. Sterl. unterschlagen hatte, freigesprochen wurde, weil eine nicht registrirte Kasse rechtlich keine Persönlichkeit sei. Allerdings wurde auf diesem Gebiet auch ohne Registrirung eine gewisse Abhülfe geschaffen, aber doch immerhin nur theilweise. Und auch im Uebrigen muß zugestanden werden, daß die sämmtlichen friendly

Digitized by Google

societies die versicherungsmäßige Solvenz noch lange nicht erreicht haben, wenn auch ein wesentlicher Fortschritt gegen die Zeit errungen war, wo es fast keine versicherungsmäßig solvente friendly society gab.

Trotz ihrer großen Ausdehnung und Verbreitung ist es indessen den Hülfskassen nicht gelungen, in allen Schichten der arbeitenden Bevölkerung gleichmäßig Boden zu gewinnen. Die ärmeren Klassen blieben entweder ganz außerhalb derselben, oder es wurden ihnen nur unvollkommenere Formen der Versicherung geboten, bei denen sie durch etwaige Zahlungsunfähigkeiten der Kassen gefährdet waren. Diese Umstände brachten es mit sich, daß auch in England die staatliche Arbeiterversicherung in's Auge gefaßt wurde. Das Government annuity system sollte hier eine Ergänzung der Selbsthülfe bringen. Selbstverständlich konnte man in England auch hierbei nur an eine facultative Institution denken, ein Zwangsverfahren mußte von vorn herein außer Ansatz bleiben. Gladstone hatte bereits 1864 als Schatzkanzler den Versuch gemacht, eine staatliche Lebens- und Rentenversicherung im Anschluß an die Postsparkassen in's Leben zu rufen. Bei dem großen Aufschwung des Hülfskassenwesens der friendly societies fand indessen diese Einrichtung keinen rechten Boden, ebensowenig konnte ein 1882 gemachter, etwas verbesserter Versuch bei der facultativen Gestaltung der Organisation eine Concurrenz mit den äußerst rührigen Privatgesellschaften aushalten. England war bei den scharf ausgeprägten Drang der Nation allen spontanen Kräften des Volkes freieste Entwickelung zu schaffen und die Staatsthätigkeit einzudämmen nicht das Land, wo eine obligatorische Arbeiterversicherung zunächst gedeihen konnte.

Es zeigte sich dies wieder in den letzten Jahren, als derartige Pläne durch die socialpolitische Gesetzgebung in Deutschland angeregt wurden. Allerdings war die Stimmung nicht mehr ganz dieselbe wie in früheren Jahren, wo man von solchen Absichten überhaupt nichts hören wollte. Jetzt kamen die einschlägigen Fragen wenigstens zu eingehender Discussion. Es bildete sich eine national providence ligue for the promotion of national compulsory insurance against destitution in sickness, infirmity and old age. Männer aller Parteien gehörten diesem Vereine an, der verstorbene Earl of Shaftesbury war einer ihrer Präsidenten. Als Organ des Vereins diente eine eigene Vierteljahrsschrift „National providence reporter". Im vorigen Jahre tagte ein select committee, das die Frage der allgemeinen nationalen Versicherung (national provident insurance) zu prüfen hatte. Der Ausgangspunkt dafür lag in der eigenthümlichen Gestaltung der englischen Armenpflege. Man war bestrebt sich über das deutsche System der Arbeiterversicherung möglichst eingehend zu unterrichten. Ein deutscher Gelehrter, Dr. Aschrott, Verfasser eines trefflichen Buches über die englische Armenpflege, wurde damals ersucht, Aufklärungen über die betreffende deutsche Gesetzgebung zu geben. Der Gedanke einer obligatorischen Arbeiterversicherung fand nur vereinzelte Vertreter. Die von Blackley und Stratton entworfenen Pläne begegneten einer abfälligen Beurtheilung. Jener verlangt, daß ausnahmslos jedes Individuum der Nation, arm und reich, Mann und Weib, nach erreichtem 18. Lebensjahre einen Betrag von zehn Pfd. Sterl. in eine nationale Arbeiter- und Krankenversicherung für Lohnarbeiter einzahlen sollte. Dieser wollte eine unter Oberaufsicht des Staates stehende, auf Freiwilligkeit beruhende Hülfskasse begründet haben. Man fürchtete bedenkliche Rückwirkungen auf den Unabhängigkeitssinn der Arbeiter, man fand es unbillig, daß die Versicherung sich nur auf Lohnarbeiter erstrecken sollte. So erscheinen die auf dieses Ziel gerichteten Bestrebungen zur Zeit aussichtslos.

Endlich weist Baernreither darauf hin, wie die Altersversorgung erst vor den Anfängen ihrer Lösung steht, wie bei den Versicherungen der friendly societies nicht systematisch nach einem Plan, sondern je nach Bedürfniß vorgegangen wurde, wie der hervorstechendste Zug der Gegenwart darin bestehe, diese Institution unter wachsender Staatsaufsicht financiell zu consolidiren. Als Hauptschattenseiten erscheinen einmal die Zersplitterung der Kräfte, andererseits aber die verhältnißmäßige Hülfslosigkeit der ärmeren Arbeiterklassen, die es zu einem consolidirten Kassensystem überhaupt nicht gebracht haben und vielfach der Ausbeutung durch die großen Begräbnißkassen ausgesetzt sind. Es darf an dieser Stelle nicht ungesagt bleiben, daß auch das Elend der Arbeitslosigkeit, wie sie durch Geschäftsstockungen hervorgerufen wird, immer wieder weite Kreise von Arbeitern ergreift, von denen der schwächere Theil unrettbar erliegt. Indessen stehen den Nachtheilen doch große Vortheile gegenüber, nicht allein durch die positive Leistung für einen größeren Theil der Arbeiterbevölkerung, sondern nicht minder dadurch, daß die friendly societies in alle Arbeiterkreise das immer tiefer dringende Bewußtsein getragen haben, wie die Arbeiterversicherung zu den wichtigsten Mitteln gehört, durch welche der Arbeiter in den Stand gesetzt wird, sich wenigstens theilweise von den Sorgen zu entlasten, mit welchen die Aussicht auf Arbeitsunfähigkeit, wie sie Krankheit oder die Gefahren des Berufs mit sich bringen, ihn bedrücken müssen, so daß er mit gehobenem Lebensmuthe an den Aufgaben der Gegenwart, vor allem an der Besserung und Hebung der eigenen Lebensstellung arbeiten kann. So werden diese Genossenschaften die Lehrer der Arbeiter, und darin liegt ihr größtes Verdienst.

Werfen wir noch einen raschen Blick auf den Ausgangspunkt. Kein Zweifel, daß Baernreither durchaus Recht hat, wenn er die Entwickelung der englischen Arbeiterverhältnisse zurückführt auf die Eigenthümlichkeiten, die aus der historischen Entwickelung, aus der politischen und wirthschaftlichen Gestaltung des Inselreichs, sowie aus dem specifischen Volkscharakter hervorgehen und England durch seine Ausbreitung über den ganzen Erdkreis eine mit keiner Nation zu vergleichende Weltstellung gegeben haben. Wir erinnern uns bei diesen Ausführungen unwillkürlich, wie einst Montesquieu die politische Gestaltung Englands als die reichste Ausprägung des germanischen Staatsgedankens bezeichnet hat. Wenn so die Wege, die England gegangen, von keiner anderen Nation, weder politisch noch wirthschaftlich schlechthin in derselben Weise beschritten werden können, so muß doch in den gewaltigen Erfolgen, welche die spontanen Kräfte der englischen Arbeitergenossenschaften durch Selbstthätigkeit und Selbsthülfe davon getragen haben, im Ganzen und Großen ein leuchtendes Beispiel erblickt werden, das für uns nicht verloren sein darf.

J. R.

Literatur und Kunst.

Ueber japanische Malerei.

Von F. A. Junker von Langegg.

Die Technik der japanischen Bilderwerke weicht in Vielem von der unserer Malerei ab, sowie auch das Material theilweise ein verschiedenes ist. Die alten Meister benützten als Malgrund, wie die Künstler der Gegenwart, Papier, Seide oder Holz; nur ausnahmsweise auch Leinwand für Gemälde auf den üblichen Schiebewänden: Fusuma. Letztere, obwohl häufig trefflich und geschmackvoll ausgeführt, sind jedoch nie das Werk von Malern ersten Ranges. Gemälde berühmter Meister auf Holz findet man häufig in Tempeln und Palästen. Hierzu wird Getäfel aus dem schön gemaserten rothbraunen Kernholz des Sugi: (Cryptomeria Japonica) „Akami" genannt, jeder anderen Holzart, selbst dem ledergelben Splint desselben Baumes: „Shirata", dessen Maserung weniger ausgeprägt, vorgezogen. Freskogemälde sind in Japan unbekannt, dagegen in China nicht selten.

Gemälde und Zeichnungen werden je nach Form und Zweck unterschieden und benannt und dienen als Kake-mono: „Hängebilder" (von Kakeru: aufhängen, und Mono: ein Ding); Maki-mono: „Rollbilder" (von Maku: aufrollen, um einen

Digitized by Google

festen Gegenstand wickeln); Wandschirme; Biyô-bu (von Biyô: „Hecke, Wand" und Fu: „Wind"); Fächer: Uchi-wa oder Ogi; und seit dem letzten Jahrhunderten als Buchzierath und Illustrationen: Bun-yeri: „Buch-Holzschnitte".

Bei den Kake-mono übertrifft die Höhe die Breite. Das Bild, welches entweder auf Seide oder Papier gemalt ist, wird gewöhnlich auf Leinwand aufgezogen mittelst Nori, d. i. zu einer Gallerte eingekochtem Reis, welcher stets als Kleister oder Leim, selbst für Tischlerarbeiten dient, da er keine farbigen Flecke hinterläßt. Das so aufgespannte Bild wird oben und unten mit einem breiten, seitlich mit einem schmäleren Rande aus weichem Seiden- oder Goldbrokat, gewöhnlich von hohem Alter und Werthe, umrahmt, und unten in einem stärkeren, gewöhnlich auch oben in einen dünneren Rollstab aus mehr weniger kostbarem Holz, meist aus Ebenholz, gefalzt. Durch das Gewicht des unteren Stabes wird das Hängebild in Spannung erhalten. Beide Stäbe stehen etwas über die Breite des Bildes vor und endigen beiderseits mit einem Knopf oder einer Kugel aus gleichem Holz, oder aus Bergkrystall, Elfenbein, Lack- oder eingelegter Arbeit. Von jedem Ende des oberen Stabes hängt ein schmaler Streifen Brokat herab, womit ehemals, wie uns alte Werke berichten, das zusammengerollte Bild aufgebunden wurde, welche aber jetzt nur mehr als Zierath dienen. Die Kake-mono werden, gleich unseren Bildern, als Wandschmuck aufgehangen, daher ihre Name: „Hänge- oder Wandbilder".

Es würde den heikeln Geschmack der Japaner verletzen, mehrere Bilder, und gar Darstellungen verschiedentlicher Gegenstände, gleichzeitig in demselben Gelasse anzubringen, wie es bei uns Gebrauch ist. Darum hängen sie nur ein Bild, ausnahmsweise zwei oder drei an die dem Eingange gegenüber befindliche Wand der Ehrennische: Toko-no-ma, der Empfangstube. Sind es mehr als ein Bild, so behandeln diese denselben Gegenstand oder die Entwickelung des gleichen Ereignisses, und die Hauptdarstellung nimmt dann die Mitte ein, falls deren drei. Bildersammlungen werden mit dem oberen Randstäben in ein unten offenes karnies-artiges Kästchen befestigt, welches unter der Decke an der Wand des Toko-no-ma angebracht ist, und in welchem, mit Ausnahme des einen zur Schau gestellten offen herabhängenden Gemäldes, die anderen aufgerollt und mit einem seidenen Tuche umschlagen, ruhen. Derartige Gemäldesammlungen befinden sich als Kunstschatz im Besitze von Tempeln und alten Adelsfamilien, doch dürfte man selbst in der Neuzeit, welche wie überall, auch in Japan ihre Nouveaux riches erzeugte, in den Häusern reicher Bürger kaum je solchen von alten Meistern und höherem Kunstwerthe begegnen. Vor dem Hängebilde steht meist auf einem niedrigen Gestell oder auf der Dielenmatte eine Blumenvase mit einem blühenden Zweig oder mit Blumen, welche zu demselben irgend eine poetische oder ideelle Beziehung haben. Es ist gebräuchlich, bei Gastmahlen, besonders bei den ceremoniellen Theegesellschaften, den Châ-no-yu, sowohl die Hängebilder als den Blumenschmuck öfters zu wechseln, um die Stimmung der Gäste entsprechend anzuregen, welche sich während der vorzunehmenden Veränderungen in den anliegenden Garten begeben.

Die Kake-mono sind unzweifelhaft die älteste Bilderform, wir wir aus den ältesten noch erhaltenen Gemälden erschließen können, z. B. dem des Asa Dai-jin vom Jahre 600. Die meisten nach dem 15. Jahrhundert gemalten Bilder zeigen die Signatur des Malers, und sind außerdem mit einen Abdruck in Zinnober oder Tusche seines Privatsiegels: „In" oder „Han", versehen. Solche Siegel sind stets in den chinesischen Quadratschriftzeichen geschnitten, welche die Japaner Kaku-no moji, und die Chinesen Sâng fâng-ta-êuén (wörtlich: „Obenviereckig-große Schrift") nennen. Aeltere Gemälde sind niemals signirt. Gegenstand der Kake-mono sind eine einzige größere Figur oder Gruppe, ausnahmsweise, und nur bei den Malern der Tosa-Schule, mehrere kleinere zusammengehörige Figuren oder Gruppen, welche eine Art geschlossener Reihendarstellung bilden.

Die Maki-mono: „Rollbilder" mögen am treffendsten als Kake-mono von unbestimmter Länge beschrieben werden, die, anstatt senkrecht aufgehangen in wagerechter Richtung aufgerollt werden, in welcher auch die Zeichnung betrachtet wird. Sie stammen aus späterer Zeit als die Hängebilder, und kamen erst im 16. Jahrhundert in Gebrauch, als man anfing, figurenreiche Bilder zu malen. Die ältesten bekannten Rollbilder sind die des Carricaturenmalers Toba Sô-jô. Sie wurden bald so allgemein beliebt, daß vom 12. Jahrhundert an viele Künstler nur solche malten. Ihre Form war ursprünglich eine Nachahmung jener der heiligen Schriften der Buddhisten, wie sie zuerst im 7. und 8. Jahrhundert von den Missionären aus Korea und China herübergebracht wurden, von welchen noch jetzt viele in den Bibliotheken der Tempel und Klöster aufbewahrt werden.

Die Maki-mono sind gleichfalls auf Seide oder Papier gemalt, die allerältesten aber ausschließlich auf letzterem. Wegen der Kleinheit des Papiers und der geringen Breite der Seide (etwa 50 cm) werden die Maki-mono stets in Stücken gemalt, welche nachher zusammengesetzt und auf Leinwand oder stärkeres Papier aufgezogen werden. Hierauf werden sie oben und unten mit einen schmalen und beiderseits mit einen breiteren Streifen von Papier besserer Gattung oder gewöhnlicher von Seide oder Brokat eingerandet. Die beiden seitlichen Enden werden wie die Kake-mono in runde Stäbe, jedoch ohne herabhängende Brokatestreifen, eingefalzt. Aufgerollt werden sie mittelst einer am äußeren Stabe befestigten Seidenschnur zusammengebunden, zum Schutze in ein Seidentuch geschlagen und in einem mehr oder weniger eleganten Holzkästchen aufbewahrt.

Die Maki-mono sind nicht so häufig als die Hängebilder mit der Signatur und dem Siegel des Malers versehen. Die Originale alter Meister befinden sich im Besitze des Mikado, der alten Aristokratie und der Klöster, und werden für unschätzbar gehalten. Daher wird man echten alten Rollbildern nur äußerst selten in Privatsammlungen begegnen, und selbst gute Copien sind sehr schwer zu erlangen. Dies um so weniger, da mit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts keine Maki-mono mehr gemalt und gute Copien zu kostspielig wurden.

Der bedeutende Flächenraum, der meist aus vier bis sechs, etwa 60 cm breiten Blättern bestehenden Wandschirme: Biyô-bu bietet Gelegenheit zur Darstellung größerer Gegenstände und zusammengehöriger oder fortschreitender Begebenheiten, welche sich öfters über zwei Schirme fortsetzen und bis zwölf Blätter füllen. Deshalb eignen sie sich ganz besonders für Schlachtenbilder und Volksscenen. Einige der ältesten noch erhaltenen Gemälde sind auf solchen Schirmen wie z. B. jene Höllen- und Paradiesbilder des Kose-no Hirotaka aus dem 10. Jahrhundert im Tempel Chiô-raku-ji in Kiyôto, welche ich an anderer Stelle eingehend besprechen werde.

Fächer wurden, wie eine alte Chronik berichtet im Jahre 670 unter der Regierung Tenji Tennô's (38. Mikado) von einem Manne aus Tamba, einer Küstenprovinz am japanischen Meere, nördlich von Kiyôto, erfunden. Er beobachtete, wie Fledermäuse ihre Flügel öffneten und schlossen und suchte dies durch einen Mechanismus nachzuahmen, indem er Fächer aus Blättern machte, welche daher Kuwahori: Fledermäuse genannt wurden. Solche faltbare Fächer wurden später aus dem Holz der Sonnencypresse: Hi-no-ki (Chamaecyparis obtusa Endl.) und aus Bambus verfertigt. Die erste Art wurden Hi-ôgi: „Sonnenfächer", die aus Bambus, welche sich halb schließen: Chiuke: wörtlich: „Offen bis zur Mitte", genannt. Beide wurden nur bei festlichen und ceremoniellen Gelegenheiten benutzt. Jetzt sind zwei Formen von Fächern im Gebrauch: der gewöhnliche faltbare Fächer: Sensu oder Ogi, und der flache, offene Fächer; in Form der bekannten Palmettofächer aus dem Blatte der rundblättrigen Schirmpalme (Corypha rotundifolia Lam.), welche Uchi-wa: „Rundfächer" heißen. Beide Arten bestehen aus einem Bambusgerüste, welches mit Papier oder Seide überspannt ist. Die besten Ogi werden in Tô-Kiyô, Kiyôto, Ôsaka und Ôwari, die vorzüglichsten Uchi-wa in Nara verfertigt.

Ein Bonze Namens Gen-sei, zugleich Dichter und Maler, welcher in Fukaku bei Kiyôto in der Provinz Yamato lebte,

Digitized by Google

malte im Jahre 1660 Fächer mit ausgezeichnetem Geschmacke. Sein Stil wurde berühmt und noch heute bilden die Fukakuchi-wa den hauptsächlichsten Industriezweig dieser Provinz. Die namhaftesten Künstler der späteren Jahrhunderte malten gelegentlich Fächer, meistens in Tusche nach chinesischer Manier.

Hier sei eines anmuthigen Gebrauches unter Herren feiner Bildung gedacht: Es gilt als ein Zeichen der Höflichkeit und wohlwollenden Gesinnung, die Fächer der Freunde mit einem Stegreifgedichte: Uta, einem Moralspruch, gewöhnlich des Confucius oder Menzius, oder einem buddhistischen Bibeltext zu beschreiben, und häufig auch eine Zeichnung in Tusche beizufügen. Deshalb nehmen Herren bei Besuchen oder in Gesellschaften stets nur blanke weiße Papierfächer mit sich. Herren bedienen sich nie anderer als mit weißem Papier bezogener Fächer, welche entweder unbeschrieben, oder eigenhändig, oder durch einen Freund nach obiger Weise geziert sind. Nur Damen- und Kinderfächer sind aus Seide oder Papier, entweder farbig oder bemalt.

Wie die Fächermalerei, so sind auch Illustrationen für Bücher erst seit verhältnißmäßig neuerer Zeit bekannt. Die gegenwärtig gebräuchliche Buchform ist gleichfalls eine jüngere Erfindung, ältere Werke waren in Rollenform, wie die bereits erwähnten alten buddhistischen Schriften, gedruckt. Wir kennen keine Illustration vor dem 16. Jahrhundert, in welchem die Tosa-Maler zuerst Bücher mit ihren vortrefflichen Miniaturen zu schmücken begannen. Unter den neueren Künstlern, welche sich mit Buchillustrationen beschäftigten, gebürt Hoku-sai der erste Rang.

Die Stellung des japanischen Malers während der Arbeit ist verschieden von der unserer Künstler. Der Holzrahmen, auf welchen die Seide oder das Papier gespannt ist, wird nicht auf einer Staffelei aufrecht gestellt, sondern flach auf die Dielenmatte gelegt. Davor kauert der Maler in der gewöhnlichen Sitzweise der Japaner, indem er knieend den vorgebeugten Körper auf die Fersen stützt. Er gewinnt dadurch eine Art Vogelansicht seiner Zeichnung anstatt der richtigen Linearperspective, welchen Nachtheil er jedoch durch Gewohnheit und Uebung zu bemeistern versteht. Obgleich die japanischen Perspectiven keineswegs unseren Anforderungen entsprechen, so sind sie doch denen der Chinesen weit voran. Die Schwierigkeit einer richtigen perspectivischen Projection ist noch bei weitem größer bei den Rollbildern, welche wegen der großen Länge der Zeichnung für jede einzelne Abtheilung einen neuen Gesichtspunkt erfordern. Sie mußten daher nach Art der Panorama construirt werden.

Die Japaner bedienen sich sowohl zum Malen als zum Schreiben der Pinsel: Fude. Diese sind eine der sogenannten drei himmlischen Gaben, nämlich: „Papier, Tusche und Pinsel". Die besten Pinsel werden aus dem Wammenhaaren des Dachses: Tanuki (Nycterentes viverrinus) und des Hasen: Usagi (Lepus brachyurus Tem) verfertigt. Um das Haar zu entfetten, wird es zuerst zwischen den Händen mit Reiskleienasche gerieben. Dann wird es mittelst eines Messingkammes geordnet und je nach der Länge gesondert und in Reihen oder Fransen mit einer Gallerte aus Seealgen, entweder aus Funori oder aus Tsunomata nebeneinander geklebt. Wenn trocken, werden die fehlerhaften Haare mittelst eines Messers entfernt. Hierauf wird eine solche Haarfranse von entsprechender Breite zu einen spitzen Kegel gerollt, welcher den inneren Theil des Pinsels bildet. Dieser wird mit einer schmäleren Franse umgeben, wodurch der Pinsel die erforderliche fein zugespitzte Gestalt erhält. Schreibepinsel werden überdies durch einen eingelegten Papierkegel gesteift. Der Pinsel wird dann mit einen Seidenfaden festgebunden und mit derselben Gallerte in einen hohlen Bambusstiel geklebt. Zuletzt werden etwaige Unregelmäßigkeiten durch Kämmen und Rollen verbessert.

Die Japaner hatten stets mit Wasserfarben gemalt. Oelmalerei wurde erst in jüngster Zeit versucht. Die Farben werden in kleinen Porzellanschälchen bewahrt nnd auf Porzellantafeln gemischt. Sie sind entweder bereits von dem Fabrikanten mit Gallerte versetzt oder werden während des Gebrauches damit gemengt. Gleiches Bindemittel für die Malerei auf Seide oder Papier ist gleichfalls aus einer Seealge (Gelidium corneum) Ten-gusa genannt, bereitet, welche überall an der Küste vorkommt. Die Algen werden zuerst in süßem Wasser gewaschen, dann getrocknet, in kochendem Wasser aufgelöst und filtrirt. Die steif gewordene Gallertmasse wird im Winter gefroren, wodurch sie bleibend erhärtet, und so in Form feiner Nudeln geschnitten, in welcher sie unter den Namen Kan-ten in Handel kommt. Sie dient anstatt Hausenblase in der Küche, als Bindemittel zum Malen, und zum Leimen in der Papierfabrikation.

Die Farben wurden zuerst aus China eingeführt, später im Lande selbst hergestellt. Die Fabrikanten bewahren sorgfältig das Geheimniß der Bereitung. Neuerer Zeit werden auch europäische und amerikanische Farben benutzt, sie stehen aber den chinesischen und japanischen an Haltbarkeit nach, welche nicht abblassen oder den Ton verändern, wie man an Bildern, welche vor mehr als 800 Jahren gemalt wurden, sehen kann, deren Farben noch so frisch und lebendig erscheinen, als ob sie erst heute das Atelier des Künstlers verlassen hätten.

Tusche: Sumi, wird aus Lampenschwarz bereitet, welches man durch Verbrennen von harzreichem Fichtenholz, oder von Sesamöl, oder Colzaöl gewinnt. Das Lampenschwarz wird mit einer Lösung von Kan-ten-Gallerte gemengt und in hölzernen Formen getrocknet. Tusche gewinnt durch Alter und löst sich dann beim Anreiben leichter, gleichmäßiger und weniger kleberig, als wenn frisch. Beim Malen auf Seide muß derselben noch etwas Kan-ten als Bindemittel zugesetzt werden. Die besten Tuschen werden in Nara in der Provinz Yamashiro und verschiedenen Orten der Provinzen Yamato, Omi und Tamba verfertigt; jede Gattung ist im Handel unter einem besonderen Namen bekannt. Die Tusche, welche in Japan und China auch allgemein anstatt der Tinte zum Schreiben dient, wird vor jedesmaligem Gebrauche in einem länglichen, in der Mitte abgeschrägt-vertieften Napf: Susuri: „Tusche-Stein" angerieben. Die besten Tuschesteine sind aus einem schwarzen Schiefer: Ama-bata-ishi: „Stein aus Ame-bata-bata" genannt, welcher nur in den Steinbrüchen von Ame-bata-mura: „Himmels-Halde Dorf" westlich von dem durch unzählige Abbildungen wohlbekannten, seit 1707 erloschenen Vulkan Fuji-no-Yama: „Berg der Unsterblichkeit, in der Provinz Kai gefunden wird.

Als Malgrund dienen verschiedene Arten von Seide: Kinu, und Papier: Kami, deren jede durch einen besonderen Namen unterschieden wird. Die besten Papiersorten werden aus dem Bast des Papier-Maulbeerbaumes: Kôdzu (Broussonetia papyrifera), des Mitsu-mata (Edgeworthia papyrifera) und des Gampi (Wickstroemia canescens, Endl., die beiden letzteren aus der Ordnung der Thymeleae oder Seideln), bereitet. Das Gampipapier ist äußerst zähe und wird von Motten und anderen Insecten nicht angefressen, daher es von Malern jeder anderen Sorte vorgezogen wird. Geringere Papiersorten werden auch aus anderen Pflanzen hergestellt. Japanisches Papier ist stets Büttenpapier, welches auf ähnliche Weise wie unser geschöpftes Papier gemacht wird, daher auch die Größe der einzelnen Bogen jener der Schöpfform entspricht. Der Gebrauch des Papiers war schon in ältesten Zeiten bekannt. Die erste geschichtliche Erwähnung desselben finden wir unter der Regierung der Kaiserin Suikô Tennô (593—628), als der Bonze Don-chô aus Korea die Papierfabrikation, die Tusche und Mahlsteine zuerst nach Japan brachte. Da jedoch bereits Jahrhunderte vor dieser Zeit Bücher in Japan bekannt waren, so dürfte sich dieser Bericht nur auf die Einführung des koreanischen Papiers beschränken. Man findet noch Papiere aus dem dritten Jahrhundert, welche ihrer Seltenheit wegen sorgfältig bewahrt werden und sich durch bewunderungswürdige Feinheit auszeichnen, und daher eine bereits hohe Entwickelungsstufe ihrer Fabrikation bezeugen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Taine über Napoleon I.

Von Julius Schvarcz.

Wenn sich eine literarische Größe wie Hippolyte Taine an einer so gewaltigen Gestalt der modernen Geschichte wie Napoleon Bonaparte versucht, so ist dies zunächst ein Ereigniß in den Augen all derjenigen, welche gewohnt sind, in den Aussprüchen gefeierter Autoren nicht sowohl einen Gegenstand für sachgemäße Kritik als einen ästhetischen Genuß zu suchen. Allein prüft man die Studie*) des berühmten französischen Akademikers von Standpunkten aus, welche sich uns — gegenüber einer so epochalen Erscheinung — in erster Linie aufdrängen, so kann man nicht umhin, zu erkennen, daß das Bild, welches Taine von Napoleon entwirft, nicht sowohl einen berufenen Beurtheiler vom Fache verräth, als die Hand des Meisters auf einem ihm trostlos fremden Gebiet. Hatte sich doch Napoleon nicht ausschließlich als Völkerwürger verewigt; er hat wohl auch die staatliche und gesellschaftliche Entwickelung unseres Jahrhunderts weit über sein kurzes Leben hinaus in hohem Maße beeinflußt, ja sogar eine Zeitlang mit leitender Hand gemaßregelt. Nun hat aber Taine seinem schriftstellerischen Namen einen soliden Glanz lediglich durch Werke verliehen, welche er als Aesthetiker, Psychologe und Literarhistoriker, theilweise auch als Geschichtsschreiber der französischen und der englischen Philosophie vollbrachte; Staatswissenschaft und Jurisprudenz standen bis jetzt ebenso ferne von seinem Arbeitskreise, wie Nationalökonomie oder die Lehre von der Feldherrnkunst: darf es uns da noch Wunder nehmen, wenn uns die leitenden Momente dieser Napoleonstudie viel eher an die staatswissenschaftlichen und nationalökonomischen Gebrechen seines großen Werkes über die Anfänge der modernen französischen Gesellschaft, als an die geistvolle Gediegenheit seiner ästhetischen und literarhistorischen Leistungen erinnern?

In der That schildert Taine diesen großartig-angelegten Franzosenkaiser, als wollte er eigentlich vorläufig nur Materialien sammeln zu irgend einem dramatischen Unternehmen. Demgemäß zeigt er sich wohl auch gar nicht wählerisch in Betreff seiner Gewährsmänner. Zwar nennt er die 32 Bände der „Correspondance de l'Empereur Napoléon I" seine Hauptquelle, wobei er freimüthig bemerkt, daß diese 32 Bände von den 80,000 epistolarischen Actenstücken u. s. w. höchstens 30,000 enthalten: doch, anstatt dem Reste kritisch nachzuspüren, oder wenigstens die Tragweite des Inhaltes jener gedruckten Sammlung gehörig zur Kenntniß zu nehmen, begnügt er sich mit den Aussagen von Zeugen und Urtheilen von Zeitgenossen, welche ein politisch geschulter Forscher gewiß nicht an erster Stelle zu Rathe ziehen würde. Taine legt auf die Worte eines Marschall Marmont ebenso viel Gewicht, wie auf die Berichte eines Röderer oder eines De Pradt; der Fürst Metternich ist ihm — in Bezug auf Napoleon! — ein nicht minder ernsthaft zu nehmender Zeuge als De Ségur oder Pontécoulant, Las Cases oder Automarchi; die geistreichen Stilübungen der Madame de Staël, die reizvollen Ergießungen des Verfassers des blendenden Romans „La chartreuse de Parme", Stendhal, und der unermüdliche Salonklatsch der Madame de Rémusat sind ihm unvergleichlich praktischere Autoritäten als die „Opinions de Napoléon au conseil d'état" von Pelet de la Lozère. Der gefeierte Würdiger des Shakespeare und des Michel Angelo kümmert sich wenig um eine kritische Sichtung alles dessen, was ein treuloser Diener, ein beleidigter feindlicher Diplomat und eine in ihrer Eitelkeit verletzte schöne Frau der Nachwelt über ihren Beleidiger glauben zu machen streben: Taine hat vor Allem schrillende Farben von Nöthen, — wo er solche findet, nimmt er.

Den „Prometheus von St. Helena" zu dem Helden eines Zukunftsdramas zuzustutzen: das scheint das psychische Motiv gewesen zu sein, durch welches sich der große Aesthetiker auch unbewußt in seinem inneren Drange bewegen ließ, als er sich zum Schreibtisch setzte, um diese Studie über Napoleon zu schreiben. Er kämpft einstweilen mit sich selber, was er aus seinem Helden recht eigentlich machen soll? Ob einen geistigen Bruder des Dante Alighieri und des Michel Angelo, — oder bloß einen modernisirten leibhaftigen italienischen Condottiere des 15. Jahrhunderts, nach vergrößertem Maßstab —? Der Kampf des Schriftstellers währt jedoch nicht lange, denn was er aus den Quellen vom Fache nicht ausfindig machen konnte, das sagt ihm ganz deutlich Madame Staël und der selige Stendhal. Auf ihr Wort entschließt sich auch Taine, für die Zukunft in dem geistigen Urheber des „Code Napoléon" lediglich einen modernisirten „Bandenchef" von der Sorte eines Castruccio-Castrani, eines Braccio von Mantua, eines Piccinino, eines Malatesta von Rimini und der Sforza's von Milano erblicken zu wollen.

Als Beleg dafür läßt Taine die Physiologie gelten: d. i. die Genealogie der Familie Bonaparte. Väterlicherseits ein directer Abkömmling einer toskanischen Familie, welche sich seit dem 12. Jahrhundert nach einander in Florenz, in San-Miniato, in Sarzana, bald wiederum auf Corsica (seit 1529) eingenistet, und im Laufe der Zeit eine ganze Reihe von Notaren und Municipal-Oberbeamten geliefert hatte, — mütterlicherseits jedoch der Sohn einer „bäuerlichen Cornelia", Lätitia Ramolino, mithin ein urwüchsig-eingeborener Corse, konnte Napoleon Bonaparte — meint Taine — gar nicht anders werden, als die Kinder dieser grausamen Insel seit Jahrhunderten zu sein pflegten: unbändig, rauh, eitel, geldgierig, lügnerisch, heimtückisch, stets glühend vor fleischlicher Begier — ein träumerischer Wütherich und ein ewig brennender Groller, stets erpicht auf schnöde Rache und auf blutige Beute, eine wahre Tigernatur, dazu noch ein denkender und rechnender Egoist ohne Seelenadel, ohne Gemüth, gewissenlos zum Entsetzen. Dies ist der Grundgedanke der Taine'schen Studie über Napoleon. Die unermeßliche geistige Begabung des Mannes ist für Taine nur ein verhängnißvolles Steigerungsmotiv seiner Tigernatur. Um diesen seinen Grundgedanken gehörig zu dramatisiren, versetzt uns Taine zuerst unter die ewigen Vendettascenen dieser eigenartigen „Räuberinsel". Wir sehen, wie die Corsicaner stets bewaffnet im Dickicht, wie auf offenen Straßen den Mitgliedern der ihnen seit Jahrhunderten feindlichen Geschlechter auflauern; wir sehen, wie sie schaarenweise bei Mondschein, sowie bei hellem Tageslicht auf ihre entfernteren Geschwisterkinder losstürzen und dieselben mit dem Wonnegefühl der althergebrachten Blutrache erwürgen. Sodann aber gruppirt der Akademiker aus dem Leben Napoleons mannigfaltige Begebenheiten, Aeußerungen, mitunter wohl auch frivole Geschichtchen, welche kaum die emotionshungrigsten Leser oder Leserinnen naturalistischer Romane langweilig finden dürften. Man lese nur, was Taine erzählt von einem Bivouak in Aegypten, wo Napoleon ohne Weiteres eine schöne junge Dame vor den Augen der staunenden Tischgesellschaft eigenhändig in sein Schlafgemach schleppt. Nun die Sache scheint auf geschichtlicher Wahrheit zu beruhen und ist zweifellos geeignet, einen Zug an dem psychisch-physiologischen Wesen Napoleons ziemlich grell zu beleuchten, der an ihm von seiner frühesten corsicanischen Jugend bis zu seinem Todesringen auf St. Helena ganz gewiß constant geblieben zu sein scheint. Aehnliches gilt von dem Fußtritt, den der ruhmbedeckte Wütherich einige Jahre später dem Senator Volney versetzt, bloß weil dieser sich gewagt hatte, vor ihm, anläßlich eines vertraulichen Gesprächs, das Dasein volksthümlicher Sympathien für die Bourbonen zu betonen. Ein reizbares Ungeheuer sondergleichen war Napoleon und ist es wohl auch geblieben sein Lebelang: darin hat Taine vollkommen Recht, sowie auch, wenn er darauf aufmerksam macht, daß alle diese seine Explosionen nur halbwegs unwillkürlich waren und daß irgend ein Element kühler Berechnung dabei stets mit unterlief. Auch kann man nicht leugnen, daß der große Schlachtendenker in der gesellschaftlichen Berührung, wie Talleyrand bemerkte, stets auf feind-

*) Napoléon Bonaparte. Par M. Hippolyte Taine, de l'Académie Française. In der „Revue des Deux Mondes", Februar 15 und März 1 1887.

Digitized by Google

lichem Fuße mit dem lebte, was man guten Geschmack zu nennen pflegt. Besonders den Frauen gegenüber zeigte er sich in seiner ganzen Rohheit, wie ein Kind seiner sturmvollen Zeit, das in seiner Jugend nie eine gute Gesellschaft genossen und seine nahezu übermenschliche Machtstellung lediglich seinem Kriegshandwerk und den damit solidarischen militärisch-demagogischen Umtrieben zu verdanken hatte. Kaum war sein flüchtiges Verhältniß mit Charlotte Robespierre darnach angethan, ihm den ästhetischen Lehrcurs beizubringen, den seine ureigenste Erziehung versäumt hatte; noch viel weniger war sein Bivouacleben dazu geeignet, seinen angeborenen brutalen Sinn dem zarten Geschlechte gegenüber zu veredeln. Sein Benehmen gegenüber der Königin Louise bleibt ein Schandfleck an seinem Andenken. Napoleon hatte überhaupt kein Herz für die Leiden der Menschheit. „Was sind für mich eine Million Menschen!“ rief er noch ohne die leiseste Gewissensregung aus, nachdem er bereits über 3,000,000 Menschen — darunter zur Hälfte Franzosen — zum größeren Ruhme seiner eigenen Herrlichkeit geschlachtet und all die Schrecknisse des russischen Feldzuges 1812 entladen hatte. Ein so entsetzlicher Hohepriester seines eigenen dämonischen Ichs verdient in der That weder ein milderndes Urtheil von Seiten des Geschichtsschreibers, noch die Sympathie der Völker. Es ist alles finster an ihm, scheint Taine sagen zu wollen, nur Eines glänzt überirdisch großartig in seinem Wesen: sein Genie. Taine entfaltet bei diesem Punkte seine volle psychologische Virtuosität, indem er keine Mühe schont, um all die bewunderungswürdigen Elemente seines Geistes nacheinander und zwar auf Grund historischer Streiflichter nach allen Seiten hin zu beleuchten. „Das Quantum von Thatsachen, welche sein Geist einmagazinirt und enthält, die Menge der Ideen, welche er aufarbeitet und erzeugt, scheint die Fähigkeiten des Menschengeschlechts zu übertreffen, und dieses Gehirn, unersättlich, unerschöpflich und unveränderlich wie es ist, arbeitet dreißig Jahre hindurch rastlos, „ohne Unterbrechung“.

Nun, das ist in großen Zügen der Napoleon von Hippolyte Taine. Sagen wir offen heraus, das ist nicht der ganze Napoleon. Es sind nur die grellsten Züge des gesellschaftlichen Individuums, wie sich dieses, abgesehen von den verschiedenen Phasen seines psychologisch-culturellen Entwickelungsganges, durch den photographischen Apparat eines zielbewußten Dramaturgen in einem generalisirend-hypothetischen Augenblick vor den Augen des Publikums condensiren läßt: doch der geschichtliche Napoleon hat während seiner dreißigjährigen culturellen und politischen Entwickelung wohl auch noch anderweitige Momente entfaltet, und nicht nur die erwähnten, welche Taine auf den Grundtypus der Malatesta's von Rimini uns da photographirt. Taine betont ja selber das riesige Genie des Mannes, ja er betont sogar, daß sein Held recht eigentlich die moderne französische Gesellschaft geschaffen und derselben sein ureigenstes Wesen so tief eingeprägt habe, wie es noch kein individueller Charakter zu thun vermocht hat, seitdem die menschliche Gesellschaft existirt. Welch' ein Widerspruch! Hat denn je ein italienischer Bandenchef so etwas zu Stande gebracht? Taine ist nicht nur ungerecht, indem er aus Napoleon Bonaparte nichts mehr und nichts weniger als einen modernisirten und vergrößerten Condottiere zu modeln bestrebt ist: er läuft auch Gefahr, daß man ihn mit seinen eigenen Worten widerlegen werde. Allerdings vermag er sich auf Aeußerungen zu berufen, welche sich in einem Condottieredrama ganz trefflich als Symptome eines principienlosen Dranges nach Abenteuern verwerthen ließen: allein ein gründlicher politischer Kritiker wird auch über den Inhalt dieser Symptome anders urtheilen, und das dumpfe Ahnen, wenn nicht schon das klare Gefühl einer welthistorischen Mission erkennen, wo der Aesthetiker nur raubritterlich romanhafte Träumereien erblickt. Wenn am Vorabend des 12. Vendémiaire der blutjunge General Bonaparte sich im vertraulichen Cameradengespräch mit Junot noch dahin äußert, „daß er, falls ihn nur die Sectionen zu ihrem Obercommandanten ernennen würden, in zwei Stunden die elenden Conventparteimänner wegfegen würde“, so weiß ein jeder unbefangene Kritiker, was er von einem derartigen Fähnrichs-Pistolenstil zu halten habe. Taine macht daraus einen hochwichtigen Beleg für seinen Standpunkt, welcher dahin lautet, daß Napoleon nie eine politische Ueberzeugung gehabt, sondern dergleichen nur unter den gegebenen Verhältnissen geheuchelt habe, — denn sonst hätte er doch nicht schon fünf Stunden nach dieser seiner Aeußerung sich dazu entschlossen, die „Pariser“ niederzukartätschen, im Dienste der Conventpartei; das konnte nur ein Condottiere thun, meint Taine, — nur ein Condottiere, der sich dem ersten Meistbietenden verkaufe. Kein Wunder, wenn Taine, der Söldlinge der feudalistischen Reaction mit dem Pariser Volke identificirt, den demokratischen Grundgedanken nicht zu erkennen vermag, der die gesammte Verfassungspolitik dieses modernen Cäsars von seinem ersten Auftreten an bis zur Idee der Errichtung einer Pairskammer (1814) unentwegbar beherrscht. Oder hätte es vielleicht sonst dieser „dämonische Egoist“ nicht für zweckdienlicher, in seinem dynastischen Interesse, erachtet, seinen Marschällen, Divisions- und Brigadegeneralen nicht nur Herzogs- oder Grafentitel u. s. w., sondern wohl auch politische Vorrechte, etwa einen erblichen Sitz im Senate u. dgl., zu verleihen, anstatt daß er, abgesehen von seinem Hofe, „sein Kaiserreich“ auf Grundlage der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit aufbaute, und an dem Sieyes'schen Verfassungsentwurfe nur Dispositionen änderte, welche der angestrebten Omnipotenz seiner Herrschergewalt noch im Wege standen? Hätte er so lange darauf beharrt, „sein Kaiserreich“ durch „Emporkömmlinge“ bei den monarchischen Höfen Europas vertreten zu lassen, wo er doch hinreichend die Schwierigkeiten kannte, mit welchen diese seine Vertreter in den tonangebenden aristokratischen Brennpunkten politischer Machtelemente zu kämpfen hatten? Hätte er die Aufhebung der Leibeigenschaft von den Staaten, welche er besiegt hatte, stets mit solchem Nachdruck und so beharrlich zu fordern geliebt und verstanden, — wenn er sich nicht wenigstens von diesem einen Princip, von dem der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit durchdrungen gefühlt hätte, in den Erstlingsjahren seines weltgeschichtlichen Anlaufes nicht minder als nachher auf der Höhe seiner Machtstellung?

Will man den ganzen Napoleon beurtheilen, so wie dieser sich an der Spitze der französischen Staatsgewalt entwickelt hatte: so muß man an ihm wohl auch den Politiker eingehender und gründlicher prüfen, als Taine es in dieser Studie thut. Zweifellos war die politische Erziehung des großen Schlachtendenkers eine äußerst oberflächliche und lückenhafte. Doch geht man ohne Voreingenommenheit, mit streng fachlichen Kenntnissen an's Werk, um die Bedeutung alles dessen gehörig zu ermessen, was die französische Staatsorganisation und Rechtspflege seiner Initiative verdankt: so wird man doch zugeben müssen, daß der einstige Zögling von Brienne sich im Verlaufe seiner dreißigjährigen öffentlichen Thätigkeit zu einem Regenten herangebildet hatte, dessen Ideenkreis hoch über das geistige Niveau der Staatsmänner der meisten damaligen europäischen Monarchien emporragte. Im Staatsrath stellte er stets zuerst die Frage, ob die beantragte Maßregel gerecht sei? Dann erst, ob selbe zweckmäßig sei? War das die Manier der Condottieri? In seiner Jugend las er Rousseau und Montesquieu: doch als Consul und als Kaiser studirte er die Gesetze Friedrichs des Großen. Bei St. Jean d'Acre denkt er nicht sowohl an die westeuropäische Civilisation, als an die Eroberungszüge Alexander's. „Ich werde die Bewohner Syriens bewaffnen und mit 300,000 Orientalen Constantinopel erstürmen. Ich werde die Türkei zertrümmern, an deren Stelle ein neues Reich gründen: doch werde ich die Leibeigenschaft, die Sclaverei aufheben und der Paschawirthschaft ein Ende machen. Vielleicht führt mich von da mein Weg nach Paris zurück — über Adrianopel und über Wien!“ Zwei Jahrzehnte später denkt er nicht mehr an solche Chimären; er träumt nicht mehr von Alexander, sondern vom zukünftigen Heile der Menschheit. „Ich habe die Universaldictatur nur angestrebt — sagt er auf St. Helena — denn ich strebte darnach, ein gekrönter Washington zu werden, um die Welt mit liberalen Einrichtungen beschenken zu können.“ Die politische Entwickelung dieses Genies ist über jeden Zweifel erhaben. Wenn

Digitized by Google

Taine diese Entwickelung nicht zur Kenntniß genommen hat, so ist daran nicht die Geschichte schuld, sondern die Ausschließlichkeit seiner ästhetisch-psychologischen Standpunkte, um nicht gerade zu sagen, die Einseitigkeit seiner Vorstudien.

Und doch treibt Taine Politik in dieser Studie. Freilich keine Verfassungspolitik, sondern Parteipolitik: er preist die Könige des „Ancien Régime", er verherrlicht all' die Bourbons, die je über Frankreich regiert und französisches Blut in irgend welchem Kriegsabenteuer vergossen haben. Sogar die Kriege Ludwigs XIV. segnet er: denn sogar in diesen wahnwitzigen Feldzügen sieht er selbstlose Kämpfe für das allgemeine Wohl oder doch für erhabene Ideen: nur in den Kriegsthaten Napoleons erblickt er ohne Unterschied ein blödes Völkerschlachten des „in seinem Innersten von Jugend auf franzosenfeindlichen" Ungeheuers von Corsica. Was aber eine solche Kritik eigentlich bedeuten soll, das erhellt aus seinem Epilog. Die moderne französische Gesellschaft ist ein Machwerk des corsischen Ungeheuers, und dieses Machwerk trägt die Keime finsterer Gefahren in sich, welche sich erst in hundert Jahren entladen werden. Es sind gräßliche Constructionsfehler in dem Baue dieser Gesellschaft und für diese ist kein Anderer verantwortlich als Napoleon Bonaparte. Eine Fortsetzung der Gesellschaft des „Ancien Régime" bis auf den heutigen Tag wäre besser gewesen. Das scheint der gefeierte Würdiger des Shakespeare und des Michel Angelo am Ende seiner Studie über Napoleon Bonaparte sagen zu wollen. In der That, es ist zu bedauern, wenn die Heroen der Aesthetik wohl auch die Politik auf diese Weise zu bemeistern suchen.

Henrik Ibsen als Lyriker.

Von Georg Malkowsky.

Die Individualität Henrik Ibsen's läßt sich schwer unter die gangbaren literarischen Typen einreihen. Alles an ihm ist Eigenart, kräftige Persönlichkeit, die nach rücksichtsloser Bethätigung strebt. Er hat sich vorwiegend die dramatische Form dienstbar gemacht, er beherrscht sie unumschränkt, ohne ihr die geringste Concession zu machen. Die gewählte Form biegt und schmiegt sich unter der Expansionskraft seiner Ideen, aber sie bricht niemals. Wie kunstvoll die Haltbarkeit der Hülle und die Wucht des Gehalts abgemessen sind, das merkt man erst, wenn man ein Ibsen'sches Stück aus der Hand legt und Personen und Handlung noch einmal an seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt. Man glaubte beim Lesen, einen Ausschnitt des wirklichen Lebens vor sich zu haben, da ging Alles natürlich zu, die Menschen sprachen und handelten, als gäbe es gar kein Publikum. Erst beim nochmaligen Ueberdenken des Inhalts wird einem klar, wie hinter jedem der scheinbar trivialen Sätze eine Sentenz steckt, wie sich all' diese Sentenzreihen zu einer mächtigen Tendenz aufbauen, die genau den Rahmen der Bühne füllt, ohne jemals über ihn hinauszugreifen.

Was das Schaffen Ibsen's weit über das der Meisten seiner Mitstreber erhebt, das ist das unabweisbare Bedürfniß der Mittheilung, aus dem es hervorgeht. Ibsen dichtet nicht, weil er es nöthig hat, sondern weil er muß. Es steckt jener elementare Trieb in ihm, der einen Michelangelo zwang, den Moses zu gestalten. Aber sobald die Idee in ihrer Verkörperung vor ihm steht, erwacht der kritische Sinn; die Auswüchse der Form haut er rücksichtslos herunter mit Hammer und Meißel, die Feile ist ihm nicht handgerecht.

Leben — ein Krieg mit den Mächten
In unserem Herzen und Hirn;
Dichten — sich selber richten
Mit unbefangener Stirn.

Diese Verse dienen der in Reclam's Universal-Bibliothek erschienenen Gesammtausgabe der Gedichte Ibsen's, übertragen und erläutert von L. Passarge, als Motto, und sie sind zugleich der Grundton, der aus jedem einzelnen Gedichte herausklingt. Sagen wir es gleich von vornherein, ein lyrischer Dichter im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist Ibsen nicht. In der ganzen Sammlung dürfte sich kaum ein singbares Lied finden, und es wird dem Durchschnittskritiker außerordentlich leicht werden, sich achselzuckend mit dem Ausruf: „Reflexionspoesie" abzuwenden. Als ob der Gedanke nicht dieselbe Berechtigung hätte gereimt zu sein, wie die Empfindung! Vor der nüchternen Versificirung philosophischer Axiome wird der Dichter einmal durch den gesunden nordischen Heimathsboden, in dem seine ganze Anschauung wurzelt, und dann durch seine energische Persönlichkeit bewahrt, die jeden Gedanken eigenartig in sich verarbeitet.

Zur landschaftlichen Schilderung fehlt Ibsen die Ruhe, die naive Freude am Stillleben der Natur. In der ganzen Sammlung von einigen funfzig Gedichten findet sich nur ein einziges, das sich damit begnügt, ein nordisches Hochgebirgsbild zu geben, ohne bewegte Staffage, und dieses einzige gehört zu den schwächsten. Ibsen ist ein durch und durch moderner Mensch, der sich seiner unwiederruflichen Loslösung in der Natur voll bewußt ist und es verschmäht, sich und seine Leser durch Nachempfindelei über diesen Bruch fortzutäuschen. Die Landschaft ist ihm als Hintergrund unentbehrlich, er entlehnt der todten Natur hier und da ein Bild oder ein durchgeführtes Gleichniß, aber er versucht es niemals, sie durch das Hineinpressen von Gefühlen und Gefühlchen künstlich zu beleben.

Auch für das Geschehniß an sich als Darstellungsobject hat Ibsen kein Interesse. Die Sammlung enthält nur ein episches Gedicht, aber dieses eine ist von hervorragender poetischer Schönheit. Terje Wigen, ein norwegischer Fischer, hat durch die Schuld eines englischen Capitäns Weib und Kind verloren, er rächt sich, indem er seinem Todfeinde Weib und Kind als Lootse aus den Fluthen rettet, und gewinnt so seine Lebensfreudigkeit wieder. Gerade dieser Schluß ist in der realistischen Eigenart Ibsens; ein Anderer hätte den braven Mann bei seinem edlen Werk untergehen lassen, Ibsen läßt ihn durch dieselbe sich selbst befreien und wieder das Lachen lernen. Durch das ganze Gedicht weht es wie frische Seeluft; es erinnert mit den markigen Tönen, die es anschlägt, an die besten Arbeiten Bret Hartes; voller Localcolorit, liest es sich wie die Erzählung eines norwegischen Augenzeugen.

Alle übrigen Gedichte Ibsens sind Bethätigungen seiner Persönlichkeit, wie sie sich im Empfinden und Denken ausspricht, und insofern in eminentem Sinne lyrisch. Jeder Vers ist eine Art Selbstbefreiung, eine naturnothwendige Gestaltung aus dem Innern heraus. Was das Publikum dazu sagen wird, ist dem Dichter gleichgültig, sobald er sich selbst genug gethan. So bildet die Mehrzahl seiner Gedichte einen werthvollen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte seines Geistes.

Einst auch kannt' ich Frühlingsduft
Sonnenschein und laue Luft,
Wanderte auf Blumensteigen,
Hatte Kinderlust zu eigen.

Aus dieser Zeit der Jugendlust — auch den Frauen stattet er den unvermeidlichen Tribut ab, wenn auch seiner knorrigen Natur gemäß meist mit Vorbehalt — bietet Ibsen wenig, das Lied des Dichters aus der „Comödie der Liebe" und die „Sängerfahrt", beide voll naiver Daseinsfreude und Glauben an den Beruf des Poeten.

So dumpf ist keine Höhle,
Wo nicht ein Echo wär',
Wir kommen mit lust'gem Gegröhle,
Ein ganzes Vogelheer.

Wir tragen in Schnabel und Krallen
Manch' Samenkorn für's Licht;
Wir lassen ein Körnlein fallen,
Wo der Boden Gedeihn verspricht.

Dagegen schildert er den Uebergang vom sorglosen Genießen zum ernsten Denken in einem prächtigen Cyklus „auf

Digitized by Google

dem Hochgebirge". Aus seinem eigenen Wesen sondert sich ein Doppelgänger heraus, der ihm in einsamer Klippenwildniß begegnet und ihm den Kinderglauben raubt, bis er sich schließlich für immer losgelöst weiß von der „Erinnerung an Märchen und Prinzen."

Nun bin ich gestählt, ich folg' dem Gebot:
Ich soll auf der Höhe wandern!
Mein Leben im Thal — für immer todt,
Hier oben Gott und ein Morgenroth, —
Dort unten tappen die Andern!

Von seinem Volke nicht verstanden, ja verhöhnt, wendet er der Heimath den Rücken, aber er hat sich ein starkes Vaterlandsgefühl gewahrt, das in der Idee eines nordischen Einheitsstaates gipfelt. Hier ist denn auch der Ort, von dem angeblichen Deutschenhaß des Dichters zu sprechen. Daß er gelegentlich die Schweden und Norweger auffordert, den bedrängten dänischen Brüdern zu Hülfe zu kommen, wird man dem Skandinavier zugute halten müssen. Stärker in den Ausdrücken, so stark, daß man ihn nicht unverstümmelt abzudrucken wagte, ist der poetische „Ballonbrief", von Dresden aus im Jahre 1870 an eine Landsmännin gerichtet. Und doch wird man auch hier dem socialen Revolutionär und Kosmopoliten nicht allzuhoch anrechnen dürfen, was er an unserer Auffassung des großen Jahres frevelt.*) Sein Blick gleitet mit Widerwillen über die blutigen Schlachtfelder hin und haftet hoffnungsvoll an dem Bilde einer fernen Zukunft, wo die Völker ohne nationalen Hader gemeinsam an den Werken des Friedens arbeiten. Daß diese Zeit nicht ohne vorhergehenden Umsturz alles Bestehenden herbeizuführen ist, daß die alte Gesellschaftsordnung vor dem Aufbau einer neuen von Grund aus vernichtet werden muß, ist Ibsens ehrliche Ueberzeugung und er ist Manns genug, um sie rücksichtslos auszusprechen.

Ich halte nicht mit, wenn man eifrig Schach spielt.
Wirft um das Brett, daß man doch 'nen Krach fühlt.

Von der Revolution kenn' ich nur eine,
Die nicht bald verpfuscht ward in eine feine.

Sie hat vor den späteren des Alters Glorie:
Ich meine natürlich die Sündfluth-Historie.

Das Schiff Europa — so führt er in einer poetischen Epistel aus — hat eine Leiche an Bord. Es geht alles seinen geregelten Gang, Takelwerk und Steuer sind in Ordnung, aber bisweilen, in schwüler Nacht liest man von einem angsterfüllten Gesicht den alten Matrosenglauben: das Schiff muß untergehen, denn es hat eine Leiche an Bord. Ibsen ist von der Unhaltbarkeit unserer sozialen Zustände überzeugt, er rüttelt an dem morschen Bau, aber vor seinem Dichterauge erheben sich über dem Schutthaufen die Prachthallen einer besseren Zukunft.

Denn die Zeit nach Schönheit hungert,
Wie ein Bettler steht und lungert.

Daß der streitbare Dichter sich an den politischen Kämpfen der Zeit nicht activ betheiligt, „macht den Leutchen Harm",

Doch ich habe — ich gesteh's —
Einen Abscheu vor dem Schwarm;
Säh nicht gerne, daß die Hefe,
Mich den Rock beschmutzend, träfe;
Möcht' im reinen Hochzeitskleide
Feiern, was die Zukunft bringt.

*) Unser Mitarbeiter beurtheilt den geradezu scandalösen Ballonbreo til en svensk dame wohl deshalb so mild, weil er nicht das Original, sondern nur den Passarge'schen Auszug kennen dürfte. Ibsen, der damals (im December 1870) die deutsche Gastfreundschaft genoß, spottet in ziemlich hämischer Weise über unsere „Generale Nummer Soundso", daß die „Stabsmaschinerie" des Herrn von Moltke die Poesie des Kampfes gemordet habe, daß der ganze Krieg die Probe eines Rechenexempels sei, die niemals ihren Homer finden könne u. s. w. Diese Weisheit hätte der norwegische Dichter füglich für sich behalten können: Victor Hugo, Dumas fils und die Revanchesänger haben ja schon in allen Tonarten ungefähr das Nämliche gesungen und gesagt, nur meist poetischer, geistreicher und jedenfalls als Franzosen mit größerer Berechtigung. D. Red.

Das ist es, was dem Schaffen Ibsens den aggressiven Charakter nimmt, er wahrt sich voll Selbstbewußtsein das Recht, seine Meinung zu äußern, aber er steigt nicht zur urtheilslosen Menge herab, um sie, den ihr verständlichen Jargon redend, für sich und seine Ueberzeugungen einzunehmen. Seine dramatischen Gestalten treten niemals an die Rampe, um in die geehrten Zuschauer hineinzusprechen, und keins seiner Gedichte wird von den Zinnen der Partei in das Publikum herabgedonnert. So gelassen und ruhig spricht nur Jemand, dem es vor Allem darum zu thun ist, Empfundenes und Gedachtes in fest umrissener Form dem eigenen Urtheil zu unterbreiten.

Eine kritische Würdigung der Ibsen'schen Lyrik wird durch die stimmungslose, holprige Uebersetzung von L. Passarge beinahe unmöglich gemacht, aber der Standpunkt für eine solche ist in dem bisher Gesagten gegeben. Mit abstracten Kunsttheorien ist hier nichts anzufangen. Ibsen ist eine mächtige dichterische Persönlichkeit, die jeder Form ihren eigenen Stempel aufdrückt. Mag der Aesthetiker nach der ars poetica rufen, der unbefangene Leser wird an dem poetischen Charakterkopf seine Freude haben, wenn ihm auch die einzelnen Züge nicht immer sympathisch sind.

Feuilleton.

Jugend.

Von Arne Garborg.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen.

(Schluß.)

Jens Carlstad war ein Schurke und doch wieder keiner. Er hatte Anne Malane nicht verführt. Es kam von selbst, es kam wie ein Unglück. Es kam wie der Sturm, der nicht weiß, woher er kommt und wohin er geht. Sie war so süß, so süß; er vergaß, daß er sittlich war, vergaß Alles, sah nur sie, sie, lieblich, lockend, echt weiblich, mit einem Lächeln, so süß und sündig und losen Augen in feuchtem, warmem Glanz; er sah es wie durch einen Vorhang, wie im Rausch; er wußte nicht, daß die Liebe so stark war; sie sprachen und schrieben von geistiger Liebe und sittlicher Liebe und unsittlicher Liebe und Krankheit und Satansmacht, aber Keiner wußte was von der Liebe! sie war weder sittlich, noch unsittlich, sondern stärker als der Tod. Und nun hatte er sie verloren. Sie hatte nichts gesagt, nicht ein Wort, hatte nicht die Augen aufgeschlagen, war ihres Wegs gegangen, bleich und verschüchtert ... es that ihr weh, er wußte es. Sie würde es ihren Eltern sagen. Sie würden verlangen, daß er sie heirathete; es kam zu einem Skandal, bis in die Stadt; und wenn er sie nicht heirathen könnte, würde sie sterben oder nach Gaustad ins Irrenhaus kommen oder ins Laster hinabgleiten ... oh, welch ein Schuft er war! Und sein Gewissen schwitzte, wie eine Brandwunde.

Und bei all dem — war er froh. Er glaubte kein Wort von all' dem Schlimmen, was er aufzählte. Er wußte, sie liebte ihn und ... und es war bei Gott! unverantwortlich!

— Da zeigte es sich, daß sie nicht böse war. Er begegnete ihr eines Tages unerwartet auf dem Weg; sie wurde roth, er wurde blaß, darauf sagten sie guten Tag und wechselten einige Worte; ob Sinn in ihnen war, konnte Carlstad sich nicht erinnern. Auf einmal hatte er sie bei der Hand und fing an zu bitten und zu betteln, sie solle nicht böse sein. Sie solle nicht. Nein, sie solle nicht! Er hatte nichts Böses gemeint, das heißt, er hatte — er — wollte sie nur bitten, sie solle nicht böse sein. Sie zog ihre Hand zurück und sagte etwas wie: er solle sich vorsehen, oder er solle sich in Acht nehmen ... und damit ging sie. Aber gleich darauf wandte sie sich um, lächelte und nickte: „Adjös, Postassistent!" und war auf einmal wieder wie früher. Fröhlich, sicher, unschuldig. Sie hatte nie gesündigt! Er mußte sich besinnen! Er fing an zu fürchten, die ganze Sünde könne nur ein Traum gewesen sein. —

Digitized by Google

Seit der Zeit waren sie Freunde. Sie hatten ihr Stelldichein bei einem großen Stein und unter dem Stein hatten sie ihr Postcontor; ihre ganze Welt hatten sie da, was sonst in der Welt war, ging sie nichts an.

Aber im Grunde war Jens Carlstad ein moralischer Mann. Und jedes Mal, wenn er zum Stein hinauf wollte, hielt er sich selbst eine Rede, wie unrecht er thue und daß er es nie in der Welt thun wolle. Und dann ging er. Und darauf quälte er sich mit Gewissensbissen und geistiger Geißelung so sehr er konnte und hielt sich für einen Schurken und hätte sich selbst in die Augen spucken mögen.

Anne Malane verhielt sich nicht so, soweit er es merken konnte. Sie sah nie nach einem bösen Gewissen aus. Sie sah ihrem Freund Carlstad so sicher und unschuldig in die Augen wie früher und war froh und vergnügt; es war nichts im Wege. Sie fürchtete nicht einmal die Nachrede der Leute. Es sah beinahe so aus, als wüßte sie nicht, daß sie Unrecht that.

Jens Carlstad verstand das nicht und fand es unheimlich. Daß die Leute sündigten, das war einmal so; aber sündigen ohne böses Gewissen, das ging nicht an. Und er fing an Anne Malane Moral zu predigen. Er erinnerte sie an das Kirchspiel, an das Kirchspielsgeklatsch und was die Leute darüber sagen würden, daß sie Verliebte waren. Anne Malane meinte, sie wolle Kirchspiel und Kirchspielsgeklatsch hinter das Licht führen; sie thue, was sie wolle; was Keiner wisse, gehe Keinen was an. Mit Lachen und Freude erzählt sie ihm, wie gut sie lügen könne und was sie sich ausgedacht habe um von den Alten wegzukommen und was für Lügen sie Peter aufgebunden habe; denn Peter hat seinen Verdacht. Es ging nicht so leicht für Anne Malane, das könne er sich denken.

Jens Theodor Carlstad fühlte sich übel zu Muth. Das ging nicht an! Das Mädchen war ohne Gewissen. Sie bildete sich ein sie könne thun, was sie wolle; sie war wie eine Wilde, sie kannte keinen Unterschied zwischen gut und schlecht. Er mußte sie erziehen. Sie mußte begreifen, was sie that. Sie mußte Moral lernen. Er wurde finster und ernst und sagte ihr mehrere Wahrheiten; das verdroß Anne Malane. „Fängst Du nun auch an Essig zu brauen," sagte sie. „Sollen wir nun auch keinen Frieden haben? Ich glaubte von Dir nicht, Du würdest umhergehen, heilig und krittlich, wie ein Kirchenbuch. Du warst früher so gemüthlich und ich konnte Dich gut leiden; Du machtest Dir aus nichts was und warst froh und vergnügt und ein Schwätzer mit einem Mundwerk wie eine Kaffeemühle; jetzt sitzest Du da wie eine Litanei und seufzest und machst bußfertige Augen und bist so sauer wie Peter und so gedankenvoll wie ein Wegpfahl. Hab' ich Dir was gethan? War ich nicht gut gegen Dich und that, was Du wolltest?" Ja, das konnte Jens nicht leugnen. Aber sie mußte doch begreifen, was sie that war leichtsinnig und gedankenlos und gegen alles Herkommen und das Einzige, womit sie sich vertheidigen konnte, das war eben, daß es verkehrt war.

Damit war die Freundschaft aus. Sie nörgelten eine Weile mit einander bis Anne Malane ihrem guten Freund eine Ohrfeige gab. „Da hast Du's," sagte sie, roth vor Aerger. Wäre er ein Betbruder und ein Sauertopf und ein Querkopf voll von Bibelsprüchen und verdrehten Redensarten, so wäre er nicht, was sie sich gedacht hatte. Solle sie sich auf's Weinen und auf Todtenlieder legen, so könne er lange warten. Damit ging sie.

Jens Carlstad kam am Abend heim; in seinem Kopf sah es dunkel aus. Zwei ganze Tage ging er umher und war halbverrückt. Er hielt das nicht aus; aber sich demüthigen und um gut Wetter bitten, das konnte er nicht. Das konnte er nicht um seiner Ehre und Würde als Mann willen. Nachdem er sich so lange und gründlich gequält hatte, wie er konnte, beugte er sich. Schrieb und bat um gutes Wetter. Darauf ging er einen Tag lang umher und spuckte sich selbst in die Augen (figürlich), weil er so schwach gewesen war. In der Dämmerung schlich er sich mit Herzklopfen und Unruhe im Blut zum Stein um zu sehen, ob Antwort da war. Da war Antwort, Gott sei Dank! O diese lieben, lieben, süßen Krähenfüße, diese heilige, himmlische, verrückte Orthographie. Er war so froh über den Brief. Feindschaft war schrecklich und Freude war so schön. Er wollte nicht daran denken, was sie ihm in jener Dämmerstunde gethan; sie meinte ja nichts damit, sie war einmal so. J. T. Carlstad tanzte heim. Er dachte nicht mehr an seine Ehre, wie an einen alten, abgerissenen Knopf und er schwor es sich, er wolle nie wieder mit ihr in Uneinigkeit kommen. Das nächste Mal als sie sich trafen, war er so zärtlich, daß er sie bis aufs Blut küßte.

Aber Anne Malane war diesmal eilig. „Sie passen mir auf," sagte sie, und Peter geht umher und lauert wie eine schwarze Katze auf eine Maus und traut mir nicht, wenn ich auch „der Teufel hole mich" so oft sage, wie ich will. Carlstad wurde bleich. „Flu — Flu — fluchst Du?" sagte er. „Nein," sagte Anne Malane, „nur wenn es nöthig ist." Das fand Carlstad denn doch zu arg. Das mußte anders werden. Er erklärte ihr, daß anständige Mädchen nie fluchten, daß es häßlich sei zu fluchen, simpel zu fluchen und daß Anne Malane nie fluchen dürfe und nie lügen dürfe. „Darf ich nicht lügen?" fragte Anne Malane. Nein, das dürfe sie nicht. „Nun, wie soll ich denn zu Dir herauskommen?" Ja; das — da müsse sie Auskunft finden. „Kommst Du wieder mit Deinem Gebetbuch?" fragte Anne Malane. Und so zankten sie, bis Jens eine neue Ohrfeige bekam, eine gute, warme und Anne Malane zu ihm sagte, er solle sich als Pastor anstellen lassen und nicht hier umhergehen und ihr Gotteswort predigen; dazu wäre er nicht der Rechte. Jens sagte, seiner Würde als Mann sei nicht damit gedient von ihr Maulschellen einzustecken und das Ende war neue Feindschaft.

* * *

In diesen Tagen erhielt Jens Carlstad einen Brief und ein Buch von Fräulein Jenny. Das Buch solle er lesen, stand im Briefe und sich ernstlich selbst prüfen; darauf solle er an Fräulein Jenny schreiben und ihr Alles beichten — Alles! war er auf dem Herzen haben könnte.

Das Buch erwies sich als: Ein Handschuh*) von Björnstjerne Björnson. Jens Carlstad las das Buch und als er es gelesen hatte, fing er an zu philosophiren.

Sollten die Frauenzimmer nun auch anfangen zu moralisiren. Hm; nein, da hielt er es mit Anne Malane. Sie hatte nur eine Moral, sie; sie that, was er wollte und das war .... Gott bewahre; gedruckt nahm sich das nicht gut aus; und daß die Leute überhaupt so frei waren, das ging auch nicht an; aber .... aber!

Anne Malane that viel Verkehrtes. Sie that lauter Verkehrtes. Und trotzdem wollte Carlstad Gift darauf nehmen, daß sie unschuldiger sei als tausend Andere, die moralisch waren und sich skandalisirten und roth wurden, wenn man nur ein so ehrliches und nützliches Kleidungsstück nannte, wie Beinkleider. Vielleicht glitt die Sünde von Anne Malane ab, weil sie so ohne Gewissen war. Sagte Paulus nicht, es sei das Gesetz, das das Volk sündigen ließe. Und stand es nicht geschrieben: „die Liebe decke der Sünden Menge zu." Und Salomo sagte und Goethe sagte und Gott weiß wer noch sagte: die Liebe sei des Lebens ... des Lebens ... und nun sollte es Anne Malane nicht lieben, die so süß, so süß war und ihn so glücklich machte, bloß weil allerlei Leute, die es nichts anging, es unmoralisch fanden? Was hatte er mit der Moral zu schaffen? War er mit dabei gewesen und hatte die zehn Gebote unterschrieben?

Er war kein Schurke. Es war ein Unsinn, daß Einen das böse Gewissen plagte, sobald man etwas that, wozu man Lust hatte. Warum sollte man nicht thun, was man wollte, sondern immer das, was man nicht wollte? Was war das Gewissen überhaupt? War es etwas anderes als das Volksurtheil in uns, das tiefe religiöse Entsetzen vor dem Kirchspielsgeschwätz, das Organ des Kirchspielsgeschwätzes, altes vererbtes Herkommen, fleischgewordene Wahrheitsansichten über das was fein und schicklich war. Wenn man sicher war, daß die Leute nichts wußten, so war das Gewissen nur ein stechender Dorn, daß sie was zu wissen bekommen könnten. Anne Malane hatte Recht. Was Keiner wußte, ging Keinen was an. Er wollte, der Teufel hole ihn, sich zu den Freigeistern schlagen.

Jens Carlstad kam schließlich mit sich überein, daß das ganze Leben ein wunderliches Leben sei und er sich selbst nicht länger verstände. Er war immer ein moralischer Mann gewesen. Nun hatte er zwei Liebsten

*) In diesem Schauspiel wird die Forderung der physischen Reinheit bis zur Ehe von dem jungen Mädchen auf den jungen Mann ausgedehnt.

Digitized by Google

und von der einen bekam er Ohrfeigen, weil er zu moralisch war und von der anderen bekam er „Einen Handschuh“. Er hatte wohl Beides verdient, denn er war der größte Bengel, der in zwei Schuhen ging; aber er wollte ein Esel sein, wenn er was dafür konnte. Warum durfte er nur das Mädel nicht eine Weile lieben? Man war bald genug alt und bald genug verheirathet; dann gab es Plätthemden und Hafergrütze und Arbeit für die tägliche Nothdurft aus der Hand in den Mund und schließlich Gicht und Sarg. Man war nur ein einziges, armes Mal jung und durfte nicht einmal fünf, sechs Jahre leichtsinnig sein. Warum ließ uns da der Herrgott nicht gleich mit grauem Haar und Gicht auf die Welt kommen?

Jens dachte und grübelte, daß ihm heiß und kalt wurde, aber er vermochte seine Gedanken nicht zu Ende zu denken. Sie führten zu einer Consequenz, die ihm nicht gefiel. Zweierlei aber stand fest: er war ein Schwerenöther und er wollte Anne Malane so lange lieben, wie er konnte. Was sollte er aber mit dem Rest thun? Ja, endlich fiel es ihm ein, was er thun wollte.

Er setzte sich an den Tisch und schrieb einen Brief. In dem Brief bat er Fräulein Jenny, „Einen Handschuh“ noch einmal zu lesen. Und wenn sie das gethan hätte, sollte sie sich ernstlich prüfen, ob sie nie einen anderen als den unterzeichneten J. T. Carlstad geliebt hätte, ob sie nie einem Anderen auch nur soviel wie ein zärtliches Wort gesagt hätte; und dann solle sie ihm schreiben und ihm Alles, Alles beichten! — was sie auf dem Herzen haben könne.

Jens Carlstad lag glatt über dem Tisch vor Lachen und hatte sich im Verdacht, daß er eigentlich ein witziger Mann sei. Er legte den Brief in den Postkasten und dachte, nun habe er sich herausgewickelt. Einige Tage darauf hatte er den Aufsagebrief. Trocken und kalt: es ist aus zwischen uns — Jenny Christiansen.

Jens Carlstad hatte ein rundes, gutes Gesicht; jetzt wurde es ziemlich lang. Ein witziger Mann war er. Aber er konnte es nicht leugnen, Jenny Christiansen war ebenso witzig.

Wer sollte nächstens „Einen Handschuh“ von ihr bekommen; was?

* * *

Im Grunde habe ich eigentlich nicht mehr viel zu berichten.

Ich kann melden, daß die jungen Leute, von denen hier erzählt worden, nun alle verheirathet oder verlobt sind. Jenny hat sich mit einem 38jährigen Junggesellen verlobt, der darauf schwört, er habe nie früher geliebt. Jens hält in diesen Tagen Hochzeit mit einer jungen Wittwe, die Gewissen und Moral hat und 50,000 Kronen werth ist.

Und Anne Malane ist Peter Tjerandsens Frau.

Denn Peter war nicht der Mann, der auf sein Recht verzichtete. Er bekam viel über den Assistenten zu hören und wußte wohl, daß Anne Malane log, wenn sie sagte, sie mache sich nichts aus ihm; aber Peter wollte Anne Malane haben, ob sie nun pfiff oder sang. Eines Abends, als er ihr wegen Carlstad hart zusetzte, wurde Anne Malane böse und sagte ihm rein heraus: sie liebe ihn. Peter weinte, als würde er gepeitscht und ging. Am Tag darauf erhielt sie einen Brief: sie möge um 9 Uhr Abends am großen Stein sein. Es sei das Letzte, um was er sie in dieser Welt bitte, stand darin. Anne Malane ging hin und fand Peter Tjerandsen mit einem Strick in der Hand. Er war barhäuptig und sah erbärmlich aus. Er wolle ihr nur Lebewohl sagen, sagte er. Sie solle sich nichts daraus machen. Wenn sie Carlstad liebe, solle sie ihn heirathen; aber Peter sei nicht der Mann, dabei Zuschauer zu sein. Er wolle sie nur bitten, nichts gegen ihn zu haben. Leb' wohl und Dank ... für Alles. Er warf sich ins Feld und weinte. Da lag das lange Mannsbild und schluchzte, als wolle er sich die Seele aus dem Leibe weinen. Anne Malane war gerührt und erschreckt und so knüpfte denn der Strick das Liebesband zwischen ihnen von Neuem. Aber am Hochzeitstage war es Anne Malane, die weinte.

Sie hatte in ihrem Leben nicht über viele Dinge nachgedacht, Anne Malane; aber das konnte sie sich denken, hätte sie Carlstad statt Peter gekriegt, sie hätte gelacht und nicht geweint. Und der Pastor sprach schön über Abraham und Sarah. Und darauf fragte er den ehrbaren Junggesellen Peter Tjerandsen Vigmon, ob er die ehrbare Jungfrau Anne Malane, die hier stand, zu seiner Ehefrau haben wolle und das wollte Peter Tjerandsen. Weiter fragte er die ehrbare Jungfer Anne Malane, ob sie den ehrbaren Junggesellen Peter, der hier stand, zu ihrem Eheherrn haben wolle und Anne Malane sagte, das wolle sie.

So war die Sache abgemacht.

Sie hatte wohl gethan, was sie konnte, die Hochzeit aufzuschieben. Aber Peter wollte nicht und die Alten hielten zu ihm. „Was soll das Zaudern“, sagte der alte Mattis. „Glaubst', Du hast was davon, wenn Du Dich mit dem aufgeblasenen Förster herumziehst. Hoh! Er kam her und schwatzte über Arrondirung, er — das war wohl eine andere Art Arrondirung, die er im Sinn hatte.“ So gab Anne Malane denn nach. Der Förster konnte ihr ja nicht helfen. Nein, wie gesagt, das war abgemacht.

Ein halbes Jahr später hatten sie Kindtaufe. Das war zeitig; aber so etwas kommt vor und Anne Malane machte sich nichts daraus. Kirchspielsgeklatsch blieb nicht an ihr hängen; sie machte sich nichts daraus.

Es war abgemacht, das Bübchen sollte Tönnes heißen. Tjerand klinge so häßlich, fand Anne Malane. Sie war unsinnig froh über den Jungen; aber Peter behauptete, „er gleiche seiner Mutter mehr, als seinem Vater“. „Das thut das Erste oft“, vermittelte Mutter Astrid. Als das Kind zur Kirche gebracht wurde, ging Anne Malane selbst mit. Sie wollte sehen, ob Alles gut ging. Was konnte so einem Närrchen nicht Alles geschehen, wenn die Mutter selbst nicht dabei war; so einem dummen, kleinen Närrchen.

Fünf Kinder sollten an diesem Tag getauft werden; unter ihnen ein officiell unechtes. — Als Tönnes das Wasser auf seinem flaumweichen Schädelchen fühlte, das nicht mehr als vierzehn Tage auf dieser kalten Welt gewesen war, da schrie er himmelhoch, daß man glauben konnte, er sei gar nicht hier, um die Gabe der Taufe zu bitten.

Aber Anne Malane dachte, nun stehe Alles gut und Alles sei in Ordnung — Alles. Sowohl für den kleinen Buben, wie für sie.

Seitdem ging es gut mit der jungen Wirthschaft im Unterhof.

Anfangs war Anne Malane kopfhängerig gewesen und Peter hatte seinen Verdacht gehabt. Er hatte den Postassistenten auf Wegen und Stegen gesehen, wo der Bursche nach Peters Meinung nichts zu suchen hatte. Aber darauf reiste der Postassistent. Und dann kam das Kind. Und Anne Malane wirthschaftete und schaffte auf ihrem Hof zwischen Gesinde und Vieh und regierte das Ganze und Peter gefiel das und er ist ein guter Mann und plagt sich fürs Haus, was seine Kräfte reichen. Wenn er betrunken ist, rempelt er seine Alte an. „Der Teufel hole mich, ist Anne Malane nicht eine so brave Alte, wie man nur eine Alte finden kann.“ Und die Leute sagen, darin hat er Recht.

In diesen Tagen hatte Anne Malane Verdruß; sie hörte, daß Jens Carlstad heirathen wolle. Aber das ging vorüber. Sie ist nie lange verstimmt, Anne Malane.

Notizen.

Sappho. Drama in einem Aufzuge von G. Conrad. (Berlin, Voß'sche Buchhandl.) — Nach Grillparzer's Vorgang hat auch G. Conrad (bekanntlich Prinz Georg von Preußen) aus der Liebe Sappho's zu Phaon das Motiv für sein Drama entnommen. Phaon's Liebe wird durch seine Liebe für Sappho nicht ausgefüllt, und es zieht ihn von ihr hinweg zu ruhmverheißenden Heldenthaten, indeß die Dichterin nur noch in ihrer Liebe zu ihm ihr Glück sieht, so daß, als dieser von ihr scheidet, auch sie sich vom Leben trennt. Ihr Tod wird vom Dichter in eigenthümlicher und geistvoller Weise poetisch verklärt, indem das geheimnißvolle Sehnen nach der tiefen Stille des Wassers, das sich der Verzweifelnden bemächtigt, hier durch Tritonen und Nereïden personificirt wird, welche, die selige Ruhe des Meeres im Wechselgesange preisend, die Sängerin sanft in seine feuchte Tiefe ziehen.

Digitized by Google

Inserate.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

½ Stunde von Frankfurt a. M.

Bad Homburg

½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder.** **Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten.** **Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. **Mineralwasser-Versandt** in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer waldreicher ***Höhen-Kurort*** von 568 m. Seehöhe, mit sämmtlichen Erfordernissen eines ***Terrain-Kurorts,*** besitzt drei kohlensäurereiche alkalisch-erdige ***Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche***-Bäder und eine vorzügliche ***Molken-*** und ***Milch-Kuranstalt.*** Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. Angenehmer Sommeraufenthalt. **Saison vom 1. Mai bis Oktober.**

Wer seine Kinder an den langen Winterabenden angenehm beschäftigen, sie ruhig und artig sehen will, der kaufe einen der berühmten

● Patent-Steinbaukasten. ●

Der Erfolg ist ein **überraschender,** wie jeder bestätigen wird, der gesehen hat, mit welchem Eifer die Kinder **immer und immer wieder mit den farbigen Steinen** bauen. Man hüte sich vor **wertlosen Nachahmungen** und achte auf nebenstehende Fabrikmarke. Reichillustrierte Preislisten mit vielen Gutachten angesehener Pädagogen senden auf Verlangen gratis und franko

F. Ad. Richter & Cie.,
Rudolstadt, Wien, Olten (Schweiz), Rotterdam, London E.C., 1. Railway-Place, Fenchurch-Street.

Soeben erschien die von der Wissenschaft seit 2000 Jahren vergeblich gesuchte Lösung der

Quadratur des Kreises

geometrisch dargestellt v. **O. Widemann,** Ing. **Berlin, Allge. Geist Str. 4, I. im Selbstverlag. Preis 1 Mark.**

Lohmeyer's Deutsche Jugend.

Reich illustriert.

50 Pf. pro Heft.

Anerkannt beste Unterhaltungsschrift für die Jugend in Monatsheften à 50 Pfennig.
Verlag von **Leonhard Simion** in **Berlin.**

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Die Mängel deutscher Universitätseinrichtungen und ihre Besserung.

Von

Dr. E. Hasse,

ord. Professor an der Universität Breslau.

Preis: 80 Pfennige.

Im Verlage von **Hermann Schönlein** in **Stuttgart** ist soeben erschienen, durch alle Buchhandlungen zu beziehen und in jeder besseren Leihbibliothek zu finden:

Das Loggbuch
des
Kapitains Eisenfinger.
Roman
von
Balduin Möllhausen.

Drei Bände. Preis 15 Mk.

Balduin Möllhausen, der hierzu Berufenste unter allen deutschen Schriftstellern, bietet in diesem Werke einen **Seeroman,** wie ihn in gleicher Bedeutsamkeit die deutsche Literatur bisher noch kaum aufzuweisen hat. Der allbeliebte Autor weiss eben so sehr durch spannende, an Abenteuern reiche Handlung die Phantasie anzuregen und zu fesseln, wie durch die packendsten Schilderungen aus dem Seemannsleben das Gemüth des Lesers zu rühren und zu ergreifen.

Eine vorzügl. Litteratur-Geschichte, nicht trocken und langweilig, sondern anregend und interessant ist die

Geschichte der
deutschen Litteratur
von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit (1884)
von **Dr. Franz Hirsch**
(Redakteur von „Schorers Familienblatt").

3 starke Bde., gr. 8., Ladenpreis M. 24.—
für nur M. 12.—, Eleg. gbd. M. 15.—

☞ Noch nie wurde ein sowohl inhaltlich, wie hinsichtlich der Ausstattung so schönes, durchaus gediegenes Werk zu einem so billigen Preise angeboten!

Nur neue Exemplare! Umtausch gestattet!

Gustav Fock in Leipzig.
Neumarkt 40 u. 38 I.
Bücher-Versandgeschäft.
Kataloge billiger Bücher gratis!

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schiller,** Werke mit Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Halbfranzbänden nebst: **Lessing,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. und **Goethe,** Sämmtliche Werke. Vollständigste Ausgabe letzter Hand. 55 Bde. zusammen 40 *M.* — **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu. zus. 50 *M.* — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Augenblicksbilder
in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Hierzu eine Beilage von Gebrüder Paetel in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

MAY 23 1937
Library

№ 20. Berlin, den 14. Mai 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Bilanz der Gegenwart für Frankreich und Deutschland. Von Karl Theodor Reinhold, M. d. R. — Zur Entwickelungsgeschichte der Familie. Von Th. Achelis. — **Literatur und Kunst:** Frühlingsconcert. Von Wilhelm Jensen. — Eduard v. Hartmann und unser Geistesleben. Von Max Schneidewin. — Zola auf dem Theater. Von L. Marholm. — Ueber japanische Malerei. Von F. A. Junker von Langegg. (Schluß.) — **Feuilleton:** Vor den Geschworenen. Von Erwin Bauer. — **Aus der Hauptstadt:** Der Verein Berliner Künstler im Architektenhause. Von G. M. — Eine deutsche und eine englische Operette. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die Bilanz der Gegenwart für Frankreich und Deutschland.

Von Karl Theodor Reinhold, M. d. R.

Die viel besprochene Reise des Herrn von Lesseps nach Berlin und seine wohlwollenden Aeußerungen über Deutschland, sowie andere in der Presse viel erörterte Zwischenfälle der jüngsten Zeit, haben hier wie in Frankreich Betrachtungen über das „natürliche" Verhältniß beider Länder veranlaßt, die nach Stimmung und Volksart zu entgegengesetzten Ergebnissen führen mußten. Der geschichtliche Wettstreit und naive Rassenhaß haben weit mehr noch in Frankreich als in Deutschland den alten Grenznachbarn als „Erbfeind" und dauerndes Hinderniß für die ideale Herrscherrolle des nationalen Volksthums hingestellt und seine Unterdrückung, ja Vernichtung als Dogma der geschichtlichen Anschauung herausgebildet. So sehr die Erinnerung an die von Frankreich in jedem Jahrhundert verursachten Leiden der Eroberung, Aussaugung oder stilleren Behinderungen den nationalen Haß und Argwohn in Deutschland wachgehalten haben, so ist doch die ganze geistige und gemüthliche Art des deutschen Volkes so weit davon entfernt, jenes Verhältniß der Feindseligkeit als ein natürliches und dauerndes zu betrachten, daß vielmehr jedes noch so leise Erwachen einer auf Völkerversöhnung gerichteten Stimmung in Frankreich diesseits der Grenzen als eine Rückkehr zu der echten Idee der modernen Entwickelung freudig begrüßt wird.

Da aber jene Anzeichen immer nur schüchtern hervortreten und vor dem ungestümen Protest anscheinend der ganz überwiegenden Mehrheit des französischen Volkes wieder verschwinden, so bleibt das Nachbarverhälniß auf jenen zweifelhaften Frieden gestellt, den nur der Eine dauernd und aufrichtig, der Andere aber nur auf Zeit will, bis ihm der Krieg gefällt, wann und soweit dieser ihm günstige Aussicht bietet. Es wird daher auf absehbare Zeit bei dem gerüsteten Frieden verbleiben, bis einerseits bei dem angriffslustigen Nachbarn, in der vom Fürsten Bismarck gelegentlich der Berathungen über das Septennat vor Kurzem geschilderten Weise, die Ueberzeugung von der dauernden Ebenbürtigkeit des Gegners Platz greift und andererseits der durch den stillen Krieg herbeigeführte Zustand sich als unerträglich oder mindestens außer Verhältniß mit dem vorschwebenden und möglichen Erfolg erweist.

Zur Begründung der erstgedachten Ueberzeugung wird nach der Natur der Sache ein längerer Zeitraum erforderlich sein. Anders verhält es sich mit der Erkenntniß von dem Rechnungsergebniß, welches die von der Noth der Zeit aufgedrungene Bilanzirung der Gegenwart für jedes der betheiligten Völker klarstellt.

Das Verlustconto des bewaffneten Friedens und bedingten Krieges zwischen Frankreich und Deutschland umfaßt das Gesammtleben beider Nationen, von dem täglichen Existenzminimum des Arbeiters bis zur höchsten Regung der gesteigerten Seelenthätigkeit. Die Bilanz der Gegenwart für beide Völker ist mit großem Maß gemessen nicht erhebend, theilweise tragisch. Man braucht den Pessimismus über die wirthschaftliche Lage und finanzielle Leistungsfähigkeit beider Völker nicht zu theilen und mit Grund auf die noch nicht entfernt erschöpften Hülfsmittel und die Spannkraft dieser thätigen Nationen hinweisen, so wird man doch nicht ohne schmerzlichen Antheil sehen können, wie Ertrag und Erfolg der Arbeit sich unfruchtbar verzettelt. Bei aller Anerkennung der materiellen und idealen Rückwirkung großer Militärorganisationen auf das Volksleben bleibt der schwere und jährlich gesteigerte Armeeaufwand außer Verhältniß sowohl zur normalen Leistungsfähigkeit des Landes als zu dem erreichbaren Ergebniß jener Kriegserziehung. Um der wirklich oder vermeintlich gefährdeten Existenz willen oder gar um ein Nebelbild des Ehrgeizes wird das athmende Leben der Gegenwart und des Einzelnen geopfert oder schwer beeinträchtigt. Dies Mißverhältniß der Wirklichkeit lastet mehr noch auf Frankreich als auf Deutschland. Die ältere Cultur, der mit geschichtlichen und natürlichen Voraussetzungen zusammenhängende verfeinerte Organismus des französischen Lebens erträgt die „gemeine Kriegslast" jeder Hufe und jedes Mannes schwerer als die geduldige Volksart der Deutschen, deren mehr individuelles und verinnerlichtes Seelenleben den Abbruch, welchen die Kaserne der altgallischen Gesellschaft und Geselligkeit zufügt, schwerlich ahnt. Es fehlt nicht an Anzeichen, daß das Widerstreben des französischen Geistes gegen die ihm nicht gemäße Disciplinirung stark im Wachsen begriffen ist und vielleicht in nicht ferner Zeit die Zwangsorganisationen abwerfen wird. Aber neben dieser, um des nationalen Ehrgeizes willen zeitweilig ertragenen Last macht sich in viel bedenklicherer Weise der alte Gegensatz fühlbar, in welchem die Neigung des französischen Wirthschaftslebens und die moderne Entwickelung der Industrie stehen. Die sociale Frage bleibt im atomisirten Frankreich ein Problem, an welches kräftig heranzutreten, die dortige Gegenwart nicht wagen kann. Man treibt dort an dem überkommenen reichen Schatz des nationalen Gemeingefühls einen gefährlichen Raubbau und wird in Kurzem vor dem nackten Begehren der wirthschaftlichen Noth angelangt sein,

Digitized by Google

ohne jene Reserven der nationalen Empfindung mehr angreifen zu können. Das reichste und glücklichste Land der Welt, mit unvergleichlich günstigen Bodenvertheilungsverhältnissen, mit einem Klima, das schweren Leiden socialer Entblößtheit keinen Spielraum läßt, treibt nach eigenen Zeugnissen der besonnensten Kreise in die unabsehbarsten Wirren, ohne daß eine Hand sich rührt, um der englischen Selbstthätigkeit oder dem deutschen socialen Königthum nachzueifern. Alles Interesse, alle Kraft, alle Opfer gehen auf in einen Götzendienst, der nach außen hin die Nation eint, nach innen zerreißt. Der romanische Zug auf Herrschaft plündert die Nation um wachsende Steuern für das Armeebudget und gleichzeitig nach innen um den ohnehin kärglichen Antheil, den das breite, das wirkliche Volk an der Ordnung seiner Angelegenheit beanspruchen kann. Eine Staatsgewalt, die mit unermeßlichen Mitteln finanzieller und administrativer Kräfte die organische Umbildung der Gesellschaft vollziehen könnte, ist von erschreckender Armuth an wirklichen Leistungen für einfache sociale Zwecke. Während Deutschland mit beispielloser Kühnheit völlig neue Wege der Gesellschaftspolitik beschreitet, bleibt in dem „Lande der Initiative" alles beim Alten und eine Stagnation der Verhältnisse, welche die Jahrhundertfeier der Revolution zum Ausgangspunkt neuer Gewaltsamkeiten machen kann. Es kommen aus dem Lande, der Provinz wahre Verzweiflungslaute über die platte Unfähigkeit der in Paris regierenden Gesellschaft, der überall empfundenen Noth abzuhelfen. Man kann es kaum glauben, daß bei dem beneidenswerth organisirten und ergiebigen Finanzsystem neue Steuern in hohen Beträgen vorgesehen werden müssen, ohne daß auch nur mit einer Silbe die Rede davon ist, einen Theil der Erträgnisse für sociale Reformen anzuwenden. Daß diese Verhältnisse trotz der aus der Uneinigkeit ihrer Gegner sich ergebenden günstigen Lage der Republik zu einem Bruche treiben, ist die allgemeine Ueberzeugung, und man ist in allen Parteien und Kreisen jetzt dahin gekommen, zufrieden zu sein, wenn man von der Hand in den Mund lebt.

Dabei geht es auf anderen Gebieten unaufhaltsam zurück, auf denen sonst gerade der französische Nationalgeist sich besonders lebendig bethätigte. Die Führerrolle und das vielseitige Prestige Frankreichs sind nach verschiedenen Richtungen hin beseitigt. An die Stelle der alten stolzen Eigenkraft der Nation ist ein unwürdiges Buhlen um fremde Unterstützung getreten. Nacheinander ist England, Rußland und Italien von Frankreich umschmeichelt und umworben worden, und überall sind mehr oder weniger bittere Abweisungen erfolgt. Die Behandlung, welche Frankreich in der englischen Presse erfährt, kann man auch als Deutscher oft nicht ohne Unwillen und lebhafte Theilnahme betrachten. Aehnlich, oft schlimmer, geht es bei der Polemik italienischer oder russischer Blätter.

Die überkommene oder doch beanspruchte Rolle des civilisatorischen Frankreichs erscheint in dem starren Festhalten an dem einen Ideal der Revanche in beschämender Weise verkehrt. Das Frankreich, welches die Freiheit der Völker und der Gewissen seinen Fahnen vorbehielt, tritt in dem alten Orientproblem der Selbständigmachung unterjochter Rassen und geschichtlicher Staaten auf die Seite der Gewalt und des leersten Fanatismus, den ein innerlich erloschenes Religionsleben als Formel entfesselter Rasseninstincte zurückläßt. Andererseits beraubt sich die französische Gegenwart immer mehr aller Mittel, den eigenen inneren Befreiungskampf des Geisteslebens erfolgreich und im Sinne der guten Revolutionstraditionen fortzusetzen. Außer plumpen und psychologisch verfehlten Angriffen auf den anerkannten Bestand concordatsmäßiger Freiheiten und Rechte kommt man zu keiner Maßregel organischer Sicherung der Gesellschaft und des Staates gegen die auf dem Boden des französischen praktischen Transcendentalismus sich vorbereitende Restauration.

Der radicale Krater wird bald ausgeschöpft sein und auf seinen erstarrenden Schutthaufen dem farbenreichen Blühen der französischen kirchlichen Phantasie die Stätte bereiten. Diese rein politische Gegenwart hat der Nation nichts mehr zu bieten außer dem krampfhaft festgehaltenen Gedanken der Revanche, an dem man sich für alle Enttäuschungen erholen will. Während man mit einem äußeren Kampf das verhaßte Priesterthum und die reactionäre Kirche zurückzudrängen sucht, besetzen diese in aller Stille den ihnen nicht zu verschränkenden Boden der Gesellschaft, auf dem sie nach wenigen Jahren den offenen Kampf mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen werden.

Aber der französischen Gegenwart scheint der Blick für wirkliche Werthe und Verluste abhanden gekommen zu sein. Mit offenen oder privaten Erklärungen hat Fürst Bismarck wiederholt die unbegreifliche Thorheit der Continentalmächte hervorgehoben, welche über kindischen Grenzregulirungsprozessen versäumen, die Erweiterung ihrer wahren Herrschaftsgebiete und wirklichen Interessen dort zu verfolgen, wo sonst andere den Raub theilen. Der so oft prophezeite Zusammenbruch Englands will immer noch nicht kommen, und der Koloß mit den thönernen Füßen besetzt inzwischen ein unermeßliches Gebiet nach dem anderen, deren Ausbeutung bei endlich eintretender Selbstbeschränkung und Ernüchterung Rußland zu dem furchtbarsten wirthschaftlichen Nebenbuhler der alten Industrie- und Handelsstaaten machen wird.

So bleibt denn für Frankreich selbst die günstigste Rechnung eine entmuthigende. Für die dauernden und wachsenden Verluste der Gegenwart tauscht es eine Hoffnung auf eine Ernte ein, die ihm, wenn sie nicht vorzeitig verhagelt, mit einem Mächtigen zu theilen bleibt, der die ihm aufgedrängte Rolle in der societas leonina mit der Naivetät asiatischer Gewöhnungen schon wahrzunehmen verstehen wird.

Es erübrigt, die deutsche Bilanz der Gegenwart kürzer zu skiziren. Sie enthält ja im Vergleich zu dem früheren staatlichen und gesellschaftlichen Elend ein Bild glänzenden Aufschwungs und die Hoffnung einer großen Zukunft. Aber andere relative und berechtigte Maßstäbe lassen auch hier die volle Unnatur einer dauernden Vergiftung des Nachbarverbandes mit Frankreich erkennen. Auch hier bedrohen die durch die Militärlast jährlich gesteigerten Finanzbedürfnisse den ruhigen Gang aller staatlichen Verhältnisse. Die Freude an der neuerrungenen nationalen Einheit, das Gefühl der Entlastung von alten Schranken und die Genugthuung über die Fortschritte der wirthschaftlichen Entwicklung werden verschlungen durch die unaufhörlichen Beunruhigungen und Neubelastungen, welche eine nothwendige Folge der bloßen Fürsorge für Erhaltung der äußeren Existenz sind. Mit innerem Unwillen empfindet die deutsche Natur die ganze Sinnlosigkeit eines mit den äußersten Mitteln des Geistes und der Sittlichkeit geführten Wettkampfes der Vernichtung zwischen zwei großen Culturvölkern. Dieser Kampf lenkt auch hier von anderen Gebieten mit wahrhaft großen Zielen ab. Auch die sociale Neu-Ordnung ist in unlösbare Verbindung gerückt mit dem Stand der Weltpolitik. Die innere Reform sieht ihre kühneren Schritte behindert durch überflüssige Schranken oder schädliche Freiheiten fremder Industrievölker, welche in der allgemeinen Feindseligkeit und Furcht den bewährten Boden des internationalen Vertragsrechtes nicht betreten wollen. Die Sorge vor äußeren und inneren Erschütterungen hat der Sache der wahren Freiheit vielleicht unheilbare Wunden geschlagen. Jene weiten Gebiete des Geisterkampfes, auf denen sich die Edelsten des deutschen Volkes ehedem tummelten und die Grundlagen der modernen Emancipation der Tradition der Vergangenheit abrangen, liegen fast verlassen da. Man mag oder man wagt sie nicht mehr zu betreten oder gar im Kampf streitig zu machen. Mit stummem Protest überläßt man sie der streitenden Kirche oder der interesselosen Zwietracht des akatholischen Sectenwesens; die mühsam errungenen Freiheiten der Gesellschaft, des Staates und des Individuums werden als Compensationsobjecte für einen Frieden geopfert, in welchem man den Krieg um die nackte Selbsterhaltung ungestört durch innern Fesseln führen kann. Das Deutschland der philosophischen Aufklärung wetteifert mit dem Frankreich der Revolution um die diplomatische Gunst der Curie, deren Bekämpfung für die ewigen Menschenrechte der Geistesfreiheit das Programm der bewußten Entwickelung seit einem Jahrhundert gewesen ist. Und dieser „Reaction", welche thatsächlich das Mittelalter im neunzehnten Jahrhundert wieder erstehen läßt, leisten die vermeint-

Digitized by Google

lich liberalen Parteien, der politische Radicalismus, die eifrigsten Dienste, mit verschiedenen Methoden, aber demselben Erfolg in Frankreich und Deutschland. Hier führt sie der Haß gegen den einzigen Hort der Freiheit und der Gewissen, den starken Staat, zur unmittelbaren Unterstützung der Theokratie und ihrer demagogischen Auflehnung gegen alle weltlichen Autoritäten, dort arbeiten sie mittelbar durch Uebertreibung abstracter Freiheit und die Demokratisirung aller Staatsordnungen der Herstellung der kirchlichen Zwangsgewalt vor.

Hüben wie drüben sind oder werden Errungenschaften preisgegeben oder gefährdet, welche man bisher zum sicheren Besitz der neuen Cultur-Entwickelung gerechnet hatte. Die weitgestreckte und umfassende Grundlage der Geistesarbeit unseres Jahrhunderts wird so durch Abtrennung alter Streitgebiete mehr und mehr verengert und in kaum begreiflicher Weise ihres reichen Inhalts beraubt. Die Kriegs- und Marine-Ministerien sind die Brennpunkte des nationalen Interesses und die Sammelpunkte der nationalen Anstrengungen geworden. Gegen den mächtigen Zug des Zeitalters der Eisenbahnen und der Verkehrsrevolutionen wird in jener künstlichen Bannung der Völker der höhere internationale Verkehr unterbunden. Mit dem religiösen Spuk giebt das Mittelalter auch seine „Personal- und Territorialrechte" wieder aus seinem Museum heraus.

So arbeitet man im Zwange des beschränktesten Hasses wieder auf jenen Zustand der Entfremdung hin, der am Anfang unserer Gesittung lag. Die Unwissenheit und das Vorurtheil, welche erfahrungsmäßig oft mehr als wahre Interessengegensätze die Einzelnen schneiden, sollen mit bewußter Absicht zu neuen Völkergrenzen gemacht werden. Und doch giebt es unter den Franzosen auch heute noch zahlreiche Geister, welche, wie die ganz überwiegende Mehrheit der Deutschen, diese aller Natur hohnsprechende Wendung der Entwickelung tief beklagen. Die Erinnerung an die zahlreichen edlen Erscheinungen von gebildeten und vorurtheilslosen Franzosen werden lebendig, welche seit 100 Jahren mit der Ergründung deutschen Wesens und Denkens tiefe Begeisterung für Deutschland eingesogen haben, wie sie am wärmsten und zum Sinnen in dieser Gedankenflucht anregend aus der Doppelnatur Chamisso's spricht. Die meisten Diplomaten Frankreichs, welche längere Zeit in Deutschland gelebt haben, sind als treue Freunde geschieden. Der französische Büchermarkt, das künstlerische und selbst das bürgerliche Leben zeigen oft die Wucht der Einwirkung des ursprünglichen, in Frankreich als „profond" bewunderten deutschen Geistes, trotz alles Widerstrebens und oft der brutalsten Unterdrückungsversuche. Ueber die Haltung der unterrichteten und vorurtheilslosen deutschen Gesellschaft Frankreich gegenüber aber braucht kaum etwas gesagt zu werden. Noch immer unterliegt Deutschland der Gefahr einer zu unmittelbaren, den eigenen Volksgeist bedrückenden Einwirkung der französischen Cultur. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß das französische Leben in Politik, Literatur, Kunst und Wissenschaft fast zu einem eigenen Stück des deutschen Geisteslebens geworden ist.

Gegenüber diesen Thatsachen drängt sich die Frage immer von Neuem auf, ob nicht in absehbarer Zukunft ein Wandel möglich erscheint in diesem traurigen Zustande einer Feindschaft, die jedem Theile nur Schaden an Leib und Seele zufügt. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß auch hier wie bei den Thatsachen des Eigenthums und Rechts „der Friede nur das Ergebniß des Kampfes ist, wenn in diesem die Kräfte der Kämpfenden sich als gleich erwiesen haben." Aber der französische wie der deutsche Geist begegnen sich in dem Punkte, daß Beide für die Postulate der Vernunft eine starke, nicht nur theoretische Empfänglichkeit haben. Es ist eine dankbare und nicht hoffnungslose Aufgabe, mit der ruhigen Aufdeckung der Jahresabschlüsse unserer nationalen Entwickelung auch dem Nachbarn zu zeigen, wie im Verlust-Conto unser Grenzprozeß das Streitobject mehr und mehr zu verschlingen droht.

Zur Entwickelungsgeschichte der Familie.

Von Th. Achelis.

Eines der interessanten Probleme der Culturgeschichte, wie sie unter der umfassenden Perspective der alle Völker des Erdballs umspannenden modernen Ethnologie sich neuerdings gestaltet, ist die Entwickelungsgeschichte der Familie. Die frühere idyllische Vorstellung einer patriarchischen, häufig freilich recht drückenden Lebensgemeinschaft, der weiteren socialen Organisation des Stammes in der Zusammenfassung mehrerer Geschlechter und endlich der im Einzelnen mannigfach nünancirenden, aber immer als idealer Abschluß gefaßten staatlichen Verfassung, diese auf einem sehr beschränkten Material fußende Theorie der politischen Gliederung hält den unbeugsamen Thatsachen, welche in immer steigender Fülle die Völkerkunde zu Tage fördert, nicht mehr Stand. Wie es so oft geht, im Leben sowohl wie in der Geschichte der Wissenschaften, das früher als albernes Märchen Verlachte, die, wie man sagte, absurden Berichte sonst gut accreditirter Schriftsteller, die man am liebsten ganz unterschlagen hätte, erhielten durch die unwidersprechlichen Funde und Entdeckungen moderner Reisender und Beobachter eine ungeahnte und häufig recht unwillkommene Restitutio in integrum. Dazu kam das außerordentlich wirksame, natürlich nur vorsichtig zu handhabende methodische Mittel, mit dem schon E. Tylor so manche weittragenden Aufschlüsse erlangt hatte, die survivals, die charakteristischen Ueberlebsel, welche in Brauch und Sitte der Völker für das kundige Auge in ihrer rudimentären Form die ganze Differenzirung irgend einer Anschauung, die ganze morphologische Structur gleichsam dieser Entwickelung in sich schließen. Um nur auf's gerade Wohl irgend ein Beispiel heraus zu greifen, so ist das bekannte Verfahren des römischen Vaters seinem neugeborenen Kinde gegenüber, der bedeutsame Act des Aufhebens von der Schwelle Nichts weiter als ein späterhin unverständlicher Rest des alten Aussetzungs- und Tödtungsrechtes in barbarischen Zeiten.

Wie gesagt, an der Pforte des socialen Lebens (denn nur von diesem, nicht von einer völlig eingebildeten singulären Existenz des Menschen ist in der Ethnologie die Rede) steht nicht die Familie und Ehe in unserem Sinne und unserer sittlichen Werthschätzung, vielmehr ein seltsames Gebilde, das unseren landläufigen Anschauungen völlig widerspricht; es ist die ursprüngliche, bei allen Völkern des Erdballs auf denselben primitiven Stufen vorhandene Geschlechts- und Friedensgenossenschaft, eine scheinbar wüste und zusammenhangslose Horde von rechtsunfähigen Individuen, lediglich fundirt auf der gemeinsamen Abstammung, auf der Blutseinheit. Die Zugehörigkeit zum Verbande wird bedingt durch das natürlichste aller Bande, durch die Abkunft von derselben Stammmutter, jeder, dem diese Legitimation abgeht, steht außerhalb der schützenden Organisation und ist eo ipso als Fremder auch Feind. Dieser solidarische Verband, der noch keine individuellen Rechte und Verpflichtungen kennt, sondern in dem eben Jeder ohne Weiteres für den Anderen haftet, so daß z. B. ein Todtschlag nicht gerade an dem Mörder als solchen, sondern an irgend einem Genossen des bezüglichen Stammes gerächt wird, wird repräsentirt durch die centrale Stellung der Frau; ja so sehr dominirend ist jener Gedanke der Blutsfolge, daß für alle erbrechtlichen Fragen die Person des Mannes ganz in den Hintergrund tritt. Um sich hiervon eine einigermaßen zutreffende Vorstellung zu machen, ist nichts lehrreicher als ein Blick auf die eigenthümliche Organisation der Malayen, wie sie in jüngster Zeit namentlich von holländischen Gelehrten studirt ist. Nach ihrer Anschauung besteht eine eigentliche Verwandtschaft zwischen dem Vater und seinen Kindern gar nicht, sondern nur zwischen ihm und seinen Brüdern und Schwestern; er ist überhaupt gar nicht der Vater und Berather seiner Sprößlinge in unserem Sinne, sondern gehört nach wie vor, auch nach seiner Verheirathung, in den Familienkreis oder das Gezin hinein, in

Digitized by Google

dem er geboren. Hier ist sein wahres Heim, hierhin fällt seine Verlassenschaft, während seine Kinder ganz unabhängig von ihm in der mütterlichen Sphäre aufwachsen und ihre Rechte erlangen (vgl. Post, Grundlagen des Rechts, Oldenburg 1884, Seite 92 ff).

Mit der Erörterung dieser übrigens vielfach noch dunklen Verhältnisse beschäftigt sich auch ein Vortrag des Altmeisters der Ethnologie, A. Bastian's, der in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft soeben erschienen ist. Treffend schildert der Autor die Wandelung der Ansichten, wie sie sich überraschend schnell gerade in Bezug auf die Auffassung unserer eigenen sittlichen Entwickelung vollzogen hat. Auf ihrem langen Triumphzug durch die Reihe der Naturwissenschaften hin in der Kette ruhmvoller Eroberungen, die hier zu verzeichnen stehen, hat die Induction jemals kaum einen glänzenderen Sieg erfochten, als diesen, der sich innerhalb weniger Decennien vollzogen hat. Anfangs ablehnend, spöttisch, ungläubig aufgenommen, mußten die vermeintlich paradoxen Behauptungen bald festes Terrain gewinnen, als die Beweisstücke colonnenweise heranzumarschiren begannen, aus allen Continenten ringsum, aus jedem derselben mit eigenen Bezeugungen, und so gegen die überwältigend anwachsende Majorität jeder Widerstand zu erlahmen hatte. Auf bisher eingenommenem Standpunkte bildete die Familie die Grundlage der Gesellschaft, in Erweiterung vom Stamm zum Volke u. s. w. und an ihrer Spitze erschien der philologisch auch als Schützer erklärte pater familias und pitar mit seinen Collegen im arischen Culturkreis. Jetzt, wo wir mit ethnologischem Einblick bis auf primäre Grund- und Unterlage gelangen, fällt gerade dort die Familie gänzlich aus, und die femina finis familiae schwebt aus solchem Nichtssein in gespenstischen Umrissen empor, um als mater familias die Familie zu decken. Freilich muß man gleich Anfangs einem Irrthum entgegen treten; es handelt sich in dieser Periode der Gynäkokratie natürlich nicht so sehr um ein politisches Vorherrschen der Frau — ein Unding für jene prähistorischen Zeiten rohester Gesittung — sondern um die Gliederung jener scheinbar völlig chaotischen Masse, wie sie eben in einer Geschlechtsgenossenschaft sich zusammendrängt. Diese erfolgt ausschließlich oder doch vorwiegend nach matriarchalischen Principien, indem die Stammmutter gleichsam die Urzelle der ganzen socialen Organisation darstellt und deshalb das ganze Erbrecht (soweit bei communistischer Auffassung jener Anfangsstadien davon überhaupt die Rede sein kann) sich nach der Blutsverwandtschaft durch die weibliche Seite regelt. Dennoch lassen sich viele Zeugnisse einer verhältnißmäßig hohen Werthschätzung nachweisen, welche bei den verschiedensten Völkern den Frauen zu Theil wurde. Indianer, Afrikaner, Malayen und andere Stämme mehr wetteifern in diesem seltsamen Bestreben, auch äußerlich in mancherlei Ehrfurchtsceremonien diesen Vorrang erkennen zu lassen, ja Nachtigal berichtet von den unbändigen Solimans in Nordafrika, daß trotz des nivellirenden mohamedanischen Einflusses die Frauen dort gewisse politische Vorrechte genossen (vgl. Lippert, Culturgesch. II, 49 ff.) So lange nun die Kinder der Mutter angehören, unterstehen sie vermögensrechtlich auch der Jurisdiction eines weiblichen Anverwandten, meistens des Mutterbruders, als ihres natürlichen Beschützers, und sind sie herangewachsen, so gehören sie ebenso in das durch ihre Mutter ihnen zugewiesene Geschlecht, so daß es vorkommen kann, wie Bastian bemerkt, daß im Fall eines Krieges das Kind gegen seinen eigenen Vater kämpft. Diese Eventualität enthält aber einen weiteren, moralisch höchst bedeutsamen Hintergrund, indem dadurch der klaffende Unterschied unserer sittlichen Empfindung und der bezüglichen Anschauung dieser primordialen Stufen frappant hervortritt. Die landläufige Ansicht läßt gemäß der patriarchalischen Begründung der Familie auch die Gefühle, welche zwischen Eltern und Kindern und im Besonderen zwischen dem Vater und seinen Sprößlingen herrschen, mit naturnothwendiger oder idealer ausgedrückt, mit aprioristischer Gesetzlichkeit in jedem normal angelegten Individuum aufkeimen. Das ist nach dem unbefangenen Zeugniß der vergleichenden Ethnologie verkehrt; dieses uns so selbstverständlich scheinende Gefühl, „natura nobis insita", wie der Stoiker sagen würde, ist vielmehr erst ein verhältnißmäßig sehr spätes Product einer langen, freilich meist vorhistorischen Entwickelung, einer Entwickelung, die erst einen tieferen sittlichen Gehalt mit dem Augenblicke anzunehmen begann, wo das Patriarchat durch das Betonen der unmittelbaren Beziehung aller Familienglieder zu ihrem repräsentirenden Haupt das Fundament für die ethische Weltanschauung legte, wie sie uns als die allein berechtigte und natürliche erscheint. Wie sich diese Wandelung im Einzelnen vollzogen hat, ist zur Zeit noch unklar; einen wesentlichen Antheil hat dabei jedenfalls die festere Consolidirung der Lebensformen nach dem Beziehen bleibender Wohnsitze und der dadurch bedingte Zerfall der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft in die gaugenossenschaftliche Organisation gehabt, ganz besonders verhängnißvoll ist aber die Erkaufung der Frau gewesen, die damit aus ihrer bisherigen Sphäre rechtsgültig ausschied und dadurch in die Botmäßigkeit des Mannes übertrat.

Will man diesen Proceß streng nach unserem Moralcodex beurtheilen, so wird man nicht umhin können, trotz des unzweifelhaft durch die patriarchalische Organisation inaugurirten, wenn auch zunächst noch langsamen sittlichen Fortschrittes in dieser entwürdigenden Behandlung des Weibes als Waare im politischen Verkehr eine empörende Rohheit der Gesittung zu erblicken, eine Thatsache, die uns germanisch denkenden Gemüthern übrigens ja häufig schon in der Jugend den Genuß an den idyllischen Scenen des alten Testamentes verleidet hat. Dennoch wird man gut thun, diese subjectiven Regungen, selbst wenn sie einem verhältnißmäßig breiten Boden, wie z. B. dem des Nationalbewußtseins entstammen, nicht ohne Weiteres als objective Kriterien zu behandeln, als absolute Moralprincipien von unbedingter und allgemeiner Trefflichkeit und Nothwendigkeit; die vergleichende Ethnologie lehrt auch hier in einer universellen, Zeiten und Völker unter gemeinsamer Perspective umfassenden Rundschau, daß in der ganzen Weltgeschichte, d. h. in der Geschichte des menschlichen Bewußtseins nur relative Unterschiede in den verschiedenen ethischen Werthschätzungen sowohl einzelner Systeme als nationaler und weltbewegender Ideen existiren, und daß unstreitig jede vorgebliche Anweisung auf die Ewigkeit, auf ein dem Wechsel entzogenes, unveränderliches, absolutes Gut eine leere Fiction der menschlichen Phantasie ist.

Literatur und Kunst.

Frühlingsconcert.

Es zwitschert leis im Busch die Meise,
Der Amseln Wettgesang erschallt,
Der Kukuk ruft, und Heinrich Zeise
Besingt wie stets den grünen Wald;
So muß ich an den Frühling glauben,
Er steht geaicht im „Dichterheim",
Und da 's die Mittel mir erlauben,
So putz' ich auch an meinem Reim.

Fürwahr, das ist ein Duftgeschwänger
Aus tausend Kehlen mannigfalt,
Wie lispeln sanft die Herren Sänger,
Wie brausen sie mit Sturmgewalt!
Auch holt das sittige Frauenzimmer
Aus seinem Busen Lust und Schmerz,
Und selbst ein lallendes Gewimmer
Von Kinderlippen greift an's Herz.

Wie ist's so schön im Bardenhaine,
Wenn auch die Herzen wund und weh!
Es tönt vom Lech und von der Leine,
Von Inn und Unstrut, Ill und Spree,

Digitized by Google

An jedem Bach in Süd und Norden,
In Ost und West singt's hoch und tief,
Nur an der Ilm ist's still geworden
Und wühlt man schweigsam im Archiv.

Ich wüßte nicht, was zu begehren
Für unser Ohr noch übrig bleibt,
Da 'mal die Todten nicht mehr kehren
Und Georg Ebers Verse schreibt;
Selbst das Gehirn gelehrter Männer
Entnimmt daraus, daß Frühling ist,
Und die Begeist'rung junger Kenner
Besingt mit Hochgefühl den Mist.

Auch säuselt's uns aus dreizehn Linden
Mit römisch-christlichem Bardiet,
Die Heilesbotschaft uns zu künden,
Die südher von den Bergen weht;
Uns fehlt nur Eins zum Frühlingsfeste —
O Muse, die du so viel gabst,
Gieb auch den Sängern Anapäste
Zu einem Hymnus auf den Papst!

Wilhelm Jensen.

Eduard von Hartmann und unser Geistesleben.

Von Max Schneidewin.

Wenn man durch das Beispiel der Kant'schen und namentlich der Hegel'schen Philosophie vor Augen hat, welche leitende Rolle für alle Seiten des höheren Geisteslebens ein philosophisches System auf lange Jahre hin einnehmen kann, und dem gegenüber das Mißverhältniß zwischen der Bedeutung der philosophischen Werke unseres bei weitem productivsten und talentvollsten zeitgenössischen philosophischen Schriftstellers, Eduard von Hartmann's, und der Bekanntheit und dem Einfluß derselben auf das geistige Leben der Gegenwart erwägt, so hat man ein gewisses Räthsel vor sich, dessen Lösung gewiß von allgemeinem Interesse ist und, falls sie weiteren Kreisen zum Bewußtsein kommen sollte, gewiß dazu beitragen würde, die verwunderliche Thatsache selbst bedeutend zu Gunsten einer allgemeineren Beschäftigung mit der Hartmann'schen Philosophie zu modificiren.

Zunächst muß ich gestehen, ein etwaiges aprioriſches Vorurtheil zu gunsten verstorbener großer Philosophen nicht anerkennen zu können. Eduard von Hartmann hat schon jetzt — und dabei ist er noch immerfort unermüdlich thätig — die Aufgaben der Philosophie in so umfassender Weise in Angriff genommen, wie nur irgend ein Denker der Vergangenheit: die Erkenntnißtheorie, die Metaphysik, die Naturphilosophie, die Ethik, die Religionsphilosophie, die Aesthetik hat sein Denken mit gleicher Eindringlichkeit und Hingebung umspannt und dabei doch stets die Einheitlichkeit der Weltansicht im Auge behalten; seine Arbeiten zeugen subjectiv von classischer Wahrheitsliebe und objectiv von glänzender Originalität; seine empirischen Kenntnisse, zumal auf dem hier wichtigsten Gebiete der Naturwissenschaften, sind auch relativ denen der meisten Denker der Vergangenheit weit überlegen; die Verständlichkeit und Klarheit seiner Darstellung sticht auf's vortheilhafteste ab von der schulmäßigen Trockenheit und abstrusen Fachmäßigkeit seiner meisten Vorgänger; und die Beziehungen seiner Erkenntnißarbeit zu der in Allen lebendigen Wirklichkeit des Lebens sind weit näher und inniger als das bei den früheren Systemen der Fall zu sein pflegte.

Dies alles sind nicht sowohl private Meinungen über die Hartmann'sche Philosophie wie durch ihre thatsächlichen Eigenschaften wohlbegründete Urtheile, die auch viel weiter anerkannt sind als ein fleißiges Studium dieser Philosophie reicht: folglich kann es der Gesammtcharakter der Hartmann'schen Leistungen nicht sein, welcher etwa die Erklärung für die Ermangelung eines durchgreifenden Einflusses der literarischen Thätigkeit ihres Urhebers auf das geistige Leben unserer Zeit in sich enthielte. Den — gewiß mannigfachen — wahren Ursachen jener Erscheinung einmal nachzuspüren soll die Aufgabe der folgenden Zeilen sein. Sie scheinen mir einmal auf Seiten des Publikums, sodann aber in einigen ganz bestimmten Eigenthümlichkeiten der Hartmann'schen Gedankenwelt zu liegen.

Eine herrschende Philosophie durchdringt das geistige Leben in viel weiteren Verzweigungen als im Bereich des ausdrücklichen Studiums derselben; aber ein solches ausdrückliches, concentrirtes, hingebungsvolles Studium derselben ist doch die Vorbedingung dafür, daß die betreffende Philosophie auf weitere geistige Gebiete Einfluß gewinnen kann. Zu solchem Studium nun zeigen sich viel zu wenig zahlreiche Elemente der Gegenwart geneigt und getrieben. Diejenigen, welche billigerweise den Beruf hätten, für die höchsten Seiten des zeitgenössischen Schaffens ein Publikum zu sein, zeigen sich dafür viel zu wenig gesammelt und viel zu sehr zersplittert. Es fragt sich nun nach den Gründen dieses Schadens, welcher wahrhaftig sogar den Vollwerth und die Tiefe unserer Cultur bedroht.

Ein intensives Auskaufen der Zeit behufs wahrhafter geistiger Förderung, dieses wichtigste Stück der Lebenskunst, ist nicht die Stärke der gegenwärtigen Generation. In zahlreichen dienstlichen Stellungen und freien Positionen des erwerblichen Lebens wird wohl die Gesammtheit der Kräfte von dem Nothwendigen in Anspruch genommen, und das Wachsen des Umfanges der Einzelwissenschaften und die im geheimen durch die Ueberfülle der Bewerber bedingte Erschwerung der Examina engen der studirenden Jugend, welche die begeistertste Trägerin der höchsten geistigen Interessen sein sollte, die Gebiete, denen sie ihre Aufmerksamkeit zuwenden kann, bedenklich ein. Trotzdem aber bleibt in den höheren Berufsarten gewiß noch eine Unsumme köstlicher Muße verfügbar, welche eine bessere und edlere Verwendung als in dem Streben nach Klärung und Vertiefung der allgemeinen Weltanschauung, wie sie am besten durch die Beschäftigung mit der vorgeschrittensten Philosophie gesucht wird, gar nicht finden könnte. Von dieser Unsumme an Muße nun, behaupte ich, geht ein unverantwortlich großer Theil einmal durch minder werthvolle Beschäftigung, andererseits aber durch eine überreichliche Dotirung des Vergnügens und der Ausspannung für jenen hohen Zweck verloren.

Zunächst frißt die Zeitungslectüre, also eine Lectüre, deren Stoff schon am anderen Tage seinen Reiz verloren hat, vielfach viel zu tief in die werthvolle Zeit des Culturmenschen der Gegenwart hinein, und die tägliche Gewohnheit des rasch genießenden Lesens eines bunten Vielerlei ist der Uebung der Fähigkeit eines angespannten, nach Verständniß und Beherrschung ringenden Lesens von Werken, die der Ausdruck von Gedankensystemen sind, nicht förderlich.

Fachwissenschaftliche Beschäftigung, sei es receptiver oder zugleich auch productiver Art, ist selbstverständlich dem hier ausgesprochenem Tadel entrückt, und die Theilung der Arbeit auch auf wissenschaftlichem Gebiete der Haupthebel des Fortschrittes. Doch ist sehr die Frage, ob nicht der fachwissenschaftliche Betrieb, gleichwie der der Eisen- und Kohlenwerke, durch einige absichtliche Beschränkung der Production sehr gewinnen würde, wo dann der Wegfall namentlich diejenige Arbeit betreffen müßte, welche mehr aus persönlichen als aus wahrhaft wissenschaftlichen Motiven entspringt. Die Quelle des hier angedeuteten Uebels liegt darin, daß, um Themata zu den massenhaften schriftlichen Examenarbeiten zu gewinnen, der wissenschaftliche Stoff vielfach willkürlichen Gesichtspunkten unterworfen werden muß und nun von hier aus die Willkür in die Stellungnahme zu den wissenschaftlichen Aufgaben überhaupt eindringt. Auch wird eine Masse wirklich nichtiger Arbeit gethan, die dem abstracten Moloch „Wissenschaft" zu Liebe geschieht, während in Wahrheit alle menschliche Erkenntnißarbeit durch die — natürlich vollständig gefaßte — Idee des Menschen bestimmt sein sollte. Endlich sind die

Digitized by Google

Jünger der Einzelwissenschaften oft zu wenig von der Gesinnung unseres Altmeisters Kant durchdrungen, daß diese für sich allein nur „einäugig" sind, nämlich des anderen Auges, der Philosophie, ermangeln.

Neben dem Zeitungslesen und den fachlichen Studien sind es zudritt meines Erachtens neue belletristische Erscheinungen, welche zu sehr der philosophischen Vertiefung Luft und Licht verkürzen. Der bekannte gesellschaftliche Terrorismus, demzufolge man die bedeutenderen neuen Werke der Dichtung in gebundener und ungebundener Rede gelesen haben „muß", nämlich um nicht der mit dem Gegentheil verbundenen Mißachtung des eigenen Geisteswerthes zu verfallen, sollte doch auf diejenigen oberen Tausende, welche noch schwierigere und wichtigere Seiten des zeitgenössischen Schaffens mit Verständniß zu verfolgen vermöchten, nicht mit solcher Macht sich erstrecken; genug, daß er Zehntausende unter jenen für eine passive Theilnahme an der Literatur, wie sie deren Kräften völlig angemessen ist, zu gewinnen so mächtig beiträgt. Das poetische Schaffen ist so endlos (ἄπειρον), wie es durch die Zufälligkeit der Begabungen und die freie Wahl der von diesen sich selbst gestellten Aufgaben gestaltet wird, so daß man angesichts der Kürze des Lebens ruhig den Gedanken ertragen muß, vieles von ihm nicht kennen lernen zu können. Aber die Weltweisheit hat eine einzige Aufgabe, die Ergründung der Gesammterscheinung der Welt in welcher man steht, so daß man an ihr nicht vorübergehen kann, ohne zuletzt auf ein unverstandenes Dasein zurückblicken zu müssen. Somit sollte die öffentliche Meinung die obersten Tausende der Culturnationen verpflichten, durch philosophisches Sichumthun das Salz der Erde zu sein und das wohlfeile Mitsprechen in belletristischen Dingen diesen in höherem Grade freigeben.

Ueber den enormen Verlust an kostbarer Mußezeit, welche dem gegenwärtigen Geschlecht durch das Uebermaß im Vergnügen und der Ausspannung verloren geht, will ich mich mit kurzen Andeutungen begnügen, um nicht trivial zu werden. Der Spaziergang, zumal ohne bestimmtes Ziel und in der freien Natur, ist hier gewiß nicht anzuklagen, er ist sogar der Sammlung sehr günstig, deren Mangel unter uns wir jetzt constatiren. Aber den Anforderungen des gesellschaftlichen Verkehrs gegenüber sollten wir mit mehr Selbstbeherrschung, freundlich-bestimmter Rücksichtslosigkeit und vorsichtiger Klugheit uns zusammen halten, um Herren des vernünftigen Maßes zu bleiben, welches seinen bekanntlich keineswegs stählenden Genüssen gebührt. Endlich macht Eduard von Hartmann selber (Judenthum, Seite 18), gewiß mit dem größten Recht, für den „erschreckenden Rückgang der allgemeinen Bildung der höheren Stände", also auch für das Darniederliegen des philosophischen Studiums, den — Bierconsum verantwortlich. E. von Hartmann ist bei seinem tief-zurückgezogenen Leben ohne Sachkenntniß des dämonisch-traulichen Reizes, welchen der neutrale, Vergessenheit der Sorgen und Mühen ausathmende Boden der Kneipe im Großen und Ganzen auch auf den besten Theil unserer Männerwelt ausübt, welche durch die freundliche Sitte des Zutrinkens sich unbewußt gegenseitige Anerkennung und Verzeihung der übermäßigen Zeitvergeudung am Stammtische in die Brust fächelt und auch in dieser billigen Art der Anerkennung einen unbewußt-geheimen neuen Reiz zum Besuche der geliebten Localitäten davonträgt; aber soviel ist klar: auf vielleicht ein Drittel der Zeit müßte die geistig strebsame Männerwelt die in ihrer Qualität ja unschätzbare Ausspannung des Wirthshausbesuches beschränken, wenn sie höheren, Spannkraft erfordernden Aufgaben gerecht werden will. Traulich-behaglich und genußreich ist ja der gegenwärtige Zustand, aber er stellt seit Jahren oder Jahrzehnten den deutschen Hercules an den Scheideweg zwischen dem Ueberwiegen des Genusses oder der Tüchtigkeit. Sapienti sat!

Wir kommen zu den Gründen für das ungenügende Studium der Hartmann'schen Philosophie, welche in ihr selbst liegen. Die Färbung, welche das so vielfach bei mangelnder Sachkenntniß auftretende Vorurtheil wider dieselbe immer wieder zeigt, bestätigt uns die Richtigkeit unserer Auffassung, wenn wir wesentlich den Hartmann'schen Pessimismus und den mit diesem zusammenhängenden Gedankenkreis an der uns beschäftigenden Thatsache schuldig finden. Diese Seite der Hartmann'schen Philosophie hat zwar anfangs, wie der vorübergehend großartige Erfolg des ersten Hauptwerkes beweist, welcher (vgl. das Vorwort zur siebenten Auflage der „Philosophie des Unbewußten") vor allem auf die Wirkung dieses gemeinverständlichen Factors zurückgeführt werden muß, gerade einen besonderen Reiz auf ein großes Publikum ausgeübt, aber auf die Dauer ist sie es, welche theils die Empfehlung seitens autoritativer Stimmen, insbesondere der Universitätsphilosophie, den Hartmann'schen Werken wirklich raubt, theils dem Verdruß über die innerlich überlegene Concurrenz einer unzünftischen Größe den willkommenen Deckmantel leiht. Diese Secretirung der Hartmann'schen Philosophie um ihres Pessimismus willen ist aber auf alle Fälle ganz ungerechtfertigt. Denn erstens ist es am Pessimismus, der ja als eine wissenschaftliche Lehrmeinung zunächst an eine ruhige, unparteiische Prüfung appellirt, nicht sein unmittelbarer Inhalt, welcher die sittlich führenden Kräfte der Nation mit Abneigung bis zum Abscheu gegen sich erfüllt, sondern seine vorausgesetzte lähmende Kraft auf die Freudigkeit des Lebens und Strebens. Nun aber ist gerade der Hartmann'sche Pessimismus der systematischen Darlegung seines Urhebers zufolge sachlich von dieser Verbindung mit der Zerstörung des Lebensmuthes so sehr getrennt, daß er sogar ganz neue Kräfte zur Bethätigung gehobeneren Strebens — nicht für das eigene Glück, sondern für die „objectiven Zwecke", für die Arbeit der Menschheit erweckt und entbindet. Hält man dieses aber für eine durch die Scheu vor der öffentlichen Meinung der objectiven Sittlichkeit eingegebene sophistische Ausweichung vor den wahren Consequenzen des Pessimismus, gut, so ist man einmal doch in einen Anfang der kritischen Auseinandersetzung mit unserem Philosophen eingetreten, kann andererseits aber dem Vorbilde heroischer geistiger Arbeit E. von Hartmann's gegenüber doch nicht leugnen, daß es mindestens irgend welche psychologische Brücken zwischen pessimistischer Ueberzeugung und der Energie des Strebens geben muß. Käme man etwa in der Untersuchung dieses Punktes dahin, anzunehmen, daß der Pessimismus in dem wirklichen Geistesleben E. von Hartmann's gar keine wirkliche Macht wäre, sondern etwa ein mehr in Worten sich exponirender Niederschlag seines Strebens nach Verschmelzung vorgängerischer Meinungen, so hier Hegel's und Schopenhauer's, weil in E. von Hartmann in Wahrheit ganz andere Potenzen die Macht seiner Geistesbethätigung bewirkten, als die seinem System entsprechenden, und der schwere Panzer des Weltleides in Wahrheit doch immer niederzwingen müßte, nun, so hat man ja dem Philosophen das abgestreift, was vor einem ernstlichen Studium seiner Werke zurückschreckte, und sich den freien Zugang zu seiner sonstigen großartigen Gedankenwelt eröffnet. Dies führt uns zu dem zweiten Grund, weshalb der Pessimismus zu Unrecht eine abschreckende Inschrift vor der Pforte der Hartmann'schen Philosophie ist. Diese führt bekanntlich die Hauptdevise „Speculative Ergebnisse nach inductiver Methode", und die inductive Methode bringt es mit sich, daß die einzelnen Elemente des Systems unabhängig von einander sind, daß man einen von den mannigfaltigsten Seiten her errichteten Aufbau vor sich hat, und eine subjective Abneigung gegen eine derselben oder etwaige objective Unrichtigkeit dieser selbst gar nicht die Macht haben kann, von vornherein die übrigen zu schädigen. E. von Hartmann selbst hat es oft ausgesprochen, daß die Verkennung gerade dieses Sachverhaltes für die Aufnahme seines Systems unter seinen Zeitgenossen verhängnißvoll geworden ist.

Somit begehen die hunderte oder tausende höher strebender Naturen in Deutschland (und sogar den übrigen Culturländern) ein Unrecht gegen sich selbst, wenn sie an den immensen Schätzen des Hartmann'schen Geistes vorübergehen, weil vielleicht ein Zehntel derselben zu der Pessimismusgruppe gehört: das heißt wahrhaftig das Kind mit dem Bade ausschütten. Die stärkeren Geister unter ihnen werden schon für sich einstehen können, daß auch die theoretische Beschäftigung mit dem Pessimismus ihr

Digitized by Google

immer strebendes Bemühen nicht lähmen wird, die schwächeren, die eine instinctive Scheu vor jener Gedankenwelt haben, sollen sich doch darauf verlassen, daß eben diese Instincte sie auch vermeintlich erschütternden Einflüssen gegenüber im Gleichgewicht halten werden: beide aber können gewiß sein, daß eine eingehende Beschäftigung mit den großartigen Hervorbringungen des Hartmann'schen Geistes ihren inneren Besitz in die Höhe und Breite und Tiefe in ganz ungeahnter Weise vermehren wird.

Zola auf dem Theater.

Von L. Marholm.

Paris, Ende April.

Im Vaudeville-Theater wird gegenwärtig ein Stück gegeben, das das Publikum ärgert, die Kritik entrüstet und das Haus leer läßt. Es ist Renée, Drama in fünf Acten, Zola's erster selbständiger Versuch das Theater zu erobern. Dramatisirungen seiner Romane sind ja schon früher aufgeführt worden, der „Assommoir" ist über die Breter gegangen, der „Ventre von Paris", wird noch gespielt, welchen Antheil er aber selbst an diesen ganz äußerlichen Bühnenzustutzungen hatte, bleibt ja ungewiß. Desto gewisser ist Renée, der angewandte „Naturalismus auf der Bühne", die in Fleisch und Bein übersetzte Theorie, eine psychologische Zergliederung im Rampenlicht. Es war gar nicht so leicht, dem Neuling ein Obdach zu schaffen. Die keuschen Hüter der Sitte von der „Comédie française", dem „Odéon" und „Gymnase" antworteten ihm abwehrend: wir kennen Dich nicht! und das Vaudeville, das ihm aufthat, wird für seinen Leichtsinn mit sehr schlechten Geschäften bestraft.

Renée ist die Natur auf der Bühne, d. h. die Zola'sche Natur, erzeugt aus einer üppig wuchernden Phantasie und einer außerordentlich exacten Beobachtung, mitgetheilt in einer halb überschwenglich romantischen, halb platt alltäglichen Sprache, die durch eine Menge bühnenverpönter Ausdrücke das Ohr der Pariser beleidigt, geformt von den groben Händen des großen Arbeiters, die an den heiligen Traditionen der Bühne rütteln, daß es kracht, getragen von einer reformatorischen Idee, die sich nicht geschmeidig durchwindet, wie die Dumas'schen Reformeinfälle, sondern sich mit brutaler Breitspurigkeit vor dem faul phosphorescirenden Hintergrund des Pariser Gesellschaftslebens aufpflanzt: Das bin ich — und das seid Ihr!

So dramatisch denken, daß Renée auf den ersten Wurf hätte entstehen können, kann Zola doch noch nicht. Er hat sich mit dem Stück an „La Curée" gehängt; sein bekanntes Sittenbild des schwindelhaften Abenteurerthums unter dem zweiten Kaiserreich. Hier wie dort dieselben Namen, dieselben Persönlichkeiten, und hier und dort ganz andere Voraussetzungen. Das verwirrt. Ja, „la curée" der bittere, wortreiche Schmerz über die grenzenlose Demoralisation, die der Gaukler auf und die Gaukler um den Thron über Frankreich brachten. Nichts ist vergessen, von der glänzenden Lüge der Boulevards, die wie mit Säbelhieben quer über das sich verkriechende Elend der kleinen Straßen geschlagen sind, die die Physiognomie der Stadt charakterlos und den Stadtsäckel bankerott machen, bis zu jenen prunkvollen Schwindlerpalästen, die mit ihren geblähten Formen, ihren draperieverhängten Wänden, ihren schwellenden Polstermöbeln ohne Holzrahmen, ihrer Bevorzugung der Rosafarbe eine einzige Apotheose des Fleisches sind. Alle festen Formen, alle prägnanten Umrisse, alle künstlerische Vergeistigung sind verjagt, der Tapezierer und der Entrepreneur sind die Männer, eine stupide, tolle Sinnlichkeit ist die Göttin des Tages. Paris ist ein Bett der Gier und Unzucht und die zugleich überreizte und satte Phantasie amüsirt sich mit Narrheiten und Ungeheuerlichkeiten. In dieser Umgebung führt Renée ihr dumm-lüsternes, verträumtes und vertrödeltes Leben, eine Natur mit den Spuren einer edleren Race inmitten des plumpen Materialismus ganz roher Emporkömmlinge. Ueber die kokette Nichtigkeit, den staubfeinen, tanzenden Moder des zweiten Kaiserreichs fällt das brennende Licht einer wahren Höllenlohe — nur schade, daß das unendlich Leere, so unendlich schwerfällig angefaßt wird. Ein Stoff, so leicht und so miasmatisch wie Staub, und Zola, steifnackig wie ein Stier dahinter her; wirbelt ein Wölkchen auf, wirft er sich mit dem ganzen Körper danach herum und stürzt mit gesenktem Kopf darauf zu: weg mit der Pest! Und die Pest, siebenfach beflügelt durch den Luftzug seiner ungestümen Bewegungen wirbelt auseinander, fliegt und läßt sich nieder an den fernsten Stellen.

Von diesem Inhalt ist in Renée nichts übrig geblieben, als gewisse ganz äußerliche Umrisse der Handlung. Und das ist schon zuviel. Diese Handlung hat sich mit Zola'scher Gründlichkeit und Anschaulichkeit dem Gedächtniß der Leser eingebrannt, und daß sich die Zuschauer ihren Erinnerungen überlassen, ist wahrscheinlich eine der Ursachen vom Mißerfolg des Stückes. Es hat sein Mißliches neuen Wein auf alte Schläuche zu füllen.

Das Drama „Renée" ist viel moralischer, als „la Curée". Es hat die bourgeoisiemäßige Ehrbarkeit der Republik und das Emporkömmlingthum in ihm ist anständiger. Auch in ihm regiert das Geld und der Finanzminister kann in den Fall kommen, bei dem reichen Großindustriellen zu antichambriren. Auch in ihm wird speculirt, aber mit einer äußeren, halbenglischen Ruhe.

Die erste Anforderung an ein dramatisches Werk, daß es spannend sei, ist Zola geglückt. Es glänzt nicht durch ein seiltänzerisches Geschick in der Führung der Handlung, aber es entwickelt ein mit großer Schärfe und großem Muth in seinem Kern gefaßtes Probelm, das dem Zuschauer noch für's Nachhausegehen eine ganze Menge zu denken gibt, und es wird von den Darstellern verstanden und daher sicher und treffend gespielt. Das Problem aber ist wohl der zweite Grund zur Auffässigkeit der Zuschauer, denn es ist so unfranzösisch und es ist so unbequem.

Ohne daß ein directes Wort darüber fällt, ist Renée von Anfang bis zu Ende ein Protest gegen die Erziehung und Stellung der Frau in der guten französischen Gesellschaft.

„Renée" in „la Curée" ist eine Auswucherung einer entarteten Gesellschaft, Renée im Stück gleichen Namens ist das unglückliche, halb schuldlose Uebergangsproduct einer entwickelungskranken Uebergangszeit. Das Stück hat durch seinen tiefen, unerschrockenen Blick in's Leben eine gewisse Verwandtschaft mit der skandinavischen Reformliteratur, in der Schilderung körperlich-seelischer Leidenszustände sowohl, wie in dem stummen Hinweis auf die nicht bloß moralischen Heilmittel. Das ist um so auffallender, da Zola von der modernen skandinavischen Literatur sichtlich sehr wenig weiß und die junge Schwedin, die er wohlmeinend als gesunden Gegensatz zur französischen Gesellschaftsdame einführt, herzlich schlecht verstanden hat.

Aber der Umschwung, der sich jetzt, wie es scheint, überall mit dem Begriffe Weib zu vollziehen beginnt, ist kein Setzling, der künstlich einoculirt wird, es ist Same, der überall umherfliegt.

Der erste Act von „Renée" führt uns in das steife, strenge Haus eines französischen Richters der alten Bourgeoisie. Seine Tochter Renée ist während eines Aufenthalts auf dem Lande von einem verheiratheten Mann — man weiß nicht recht — verführt, oder vergewaltigt worden. Der Fall ist ernst, gewiß, aber das Dunkel, das über dem Vorgang liegt und nicht gelichtet wird, ist dafür so charakteristisch. Dies Dunkel ist mehr werth, als eine lange Erklärung. Der tiefempörte Vater will auch keine Erklärung, ja er verbittet sie sich auf's Strengste. Für ihn ist es genug, daß sie gefallen ist — wie, mit wem? unter welchen Umständen, darüber erstreckt sich sein Gedankengang nicht; er ist ein Mann der alten Schule, für die das Factum Alles ist. „Keine schmutzigen Details; Deine Mutter fiel auch, sank von Stufe zu Stufe; heirathe den Mann, der Dich verführt hat, und sinke auch.

Digitized by Google

Du hast den zerstörten Geist Deiner Mutter". Dieser Mann, den Renée heirathen soll — weder sie noch ihre Erzieherin wagen den alten Herrn zum Anhören des wahren Sachverhalts zu zwingen — hat die letztere schon ausfindig gemacht; einen armen, ehrgeizigen Witwer, einen speculativen Kopf mit einem zwölfjährigen Sohn. Als der alte Herr diese Provinzerscheinung sieht, kann er sich einer gewissen Verwunderung nicht erwehren, die Heirathsbedingungen werden geschäftlich abgemacht und Renée und ihr Verlobter stehen sich zum ersten Mal und allein gegenüber. Sie fühlt sich ihm instinctiv durch Geburt und Stellung überlegen und fixirt die Bedingungen: Eine Ehe nur dem Namen nach mit voller Freiheit für beide Theile. Er weigert sich nicht und erklärt ihr freimüthig, diese Sache sei ein Geschäft, in dem sie Compagnieschaft eingingen, sie brächte das Geld, das er brauche um die Pläne auszuführen, die ihn verzehrten, die großen Pläne, die sie und ihn höher heben würden, als sie je zu stehen geträumt, die Pläne und Gedanken, die er hungernd auf dem Pariser Pflaster gedacht, in dieser Stadt, die er zu erobern gekommen, die soviel Unnütze nähre und sein fruchtbares Genie verkommen ließ. Seine Arbeit und ihr Geld, die gehörten zusammen, sie solle ihm ein guter Kamerad sein und er wolle mit ihr theilen, was er beginne, er wolle ihren Rath annehmen und sie wollen zusammen arbeiten. Aber Renée mit ihrer Klostererziehung, die sie zur Beute machte, und ihrem Standeshochmuth, der sie dumm macht, versteht das Ehrliche und Natürliche in diesem Vorschlag nicht, sie antwortet ihm mit einem kränkenden Hinweis auf seine Bauernherkunft und wiederholt stolz ihre Bedingungen. Und Saccard willigt ein mit dem erwachenden Gedanken: finde ich keinen Kameraden, so zwinge ich wohl das Weib.

Es ist etwas in dem Vorgang, den dieser Act voraussetzt, was Hörnsee in seinem neuen Roman „Thomas Randalon" zum Gegenstand einer sorgfältigen psychologischen Untersuchung und symbolisch zu einem Wendepunkt in der Auffassung von Moral und Erotik und — bei der Tendenz des Romans — im Gang der Erziehung gemacht hat. Das ist das Gemisch von Neugierde, unbestimmter Sehnsucht und Unwissenheit, mit dem ein siebzehn-, achtzehnjähriges Mädchen, halb sich selbst verführend, halb genommen, der Erfahrenheit des Mannes unterliegt. Ein nervöser Zustand, der aus Wunsch und Abscheu wunderlich gemischt mit der Einförmigkeit einer fixen Idee um sich selber kreist und wie durch Hypnotisation in einer Willenslähmung endet.

In diesen Zustand verfällt Renée zehn Jahre später zum zweiten Mal. Sie lebt als die oberflächliche, putzsichtige Frau eines reichen Mannes mit Saccard noch auf demselben Fuß wie beim Eingehen ihrer Ehe. Er hat sie in den ersten Jahren, unter den fieberhaften Anstrengungen emporzukommen, fast vollständig vergessen, unter dem Sonnenschein seiner Bedeutung entdeckt er sie denn eines Tages wieder und ist bezaubert, es hat nur seine Schwierigkeiten mit der Annäherung. Renée hat sich so vollständig daran gewöhnt ihn als ein Möbel zu betrachten, daß es ihr gar nicht einfällt, daß er Person ist. Sein Sohn Maxime füllt außerdem in dieser Kameraderie als Ehre seinen Platz vollständig aus. Jung und munter und nachgiebig ist es Renée's guter Kamerad, kritisirt und arangirt ihre Toiletten, fährt mit ihr aus, lärmt mit ihr durch alle Stuben. Sein Vater hat eine junge, hübsche, sehr reiche Schwedin für ihn in petto, aber er weigert sich zu heirathen. Er ist ganz zufrieden mit seinem Leben. Und Vater und Sohn scherzen freundschaftlich über ihre gelegentlichen gemeinschaftlichen Maitressen.

Aber Renée langweilte sich. Ihre Stimmungen wechseln von der größten Ausgelassenheit zum tiefsten Ueberdruß. Sie ist Verschwenderin aus Langerweile und ihr Mann findet Gelegenheit, ihr Erbtheil in Grundstücken, die sie zum Kauf ausbieten läßt, für eine Summe, die weit unter ihrem Werth ist, an sich zu bringen. Warum soll er als Geschäftsmann gegen seine Frau galanter sein, als gegen jeden anderen Verkäufer? Sie würde das Geld doch nur verschwenden und ihre Geldverlegenheiten sind ja gerade ein Mittel, sie an ihn zu knüpfen.

Maxime fängt auch an sich zu langweilen. Daran sind Renées beständige Klagen über die Oede und Albernheit des Lebens, die Inhaltlosigkeit ihrer Existenz schuld. Er versteht das nicht und empfiehlt ihr, einen ihrer Anbeter zu erhören. Aber Renée hat seit jenem Erlebniß, das sie zu Madame Saccard machte, einen dunklen Argwohn gegen die Männer, ihre zehnjährige Keuschheit ist ihr Stolz und sie versteht sich selbst nicht, denn sie hat ja eigentlich keinen Grund zu Klagen.

Da hört sie, daß Maxime sich verheirathen soll. Die Folge davon ist, mitten auf einem Fest, eine Ohnmacht mit nachfolgendem Starrkrampf. Sie hat schon lange unter wunderlichen Stimmungsübergängen gelitten und Andere leiden lassen. Maxime findet sich ein, während sie zu sich kommt und da das Heirathsproject gleich zur Sprache gelangt, gibt es eine zufriedenstellende Erklärung. Renée erholt sich sehr rasch, ihre Stimmung schlägt um, sie ist voller Pläne und Einfälle, ausgelassen fröhlich. In diesem Zustand trifft sie ihr Vater, den der „tolle Blick" in ihren Augen erschreckt und an ihre Mutter erinnert. Was hat sie gethan? „Sie? nichts!" So hat sie etwas zu thun vor? Nichts! aber seine Fragen fangen an, sie zu erschrecken, zu ängstigen. Was hat er? was fürchtet er, der Vater. Ihre Angst wirkt auf seinen Verdacht und in einer eigenthümlichen, wahren und feinen Scene steigern sich Vater und Tochter soweit an einander, daß gerade ihre besten Gefühle, seine strenge Rechtschaffenheit und ihr Verlangen, ganz unversteckt und aufrichtig zu sein, zu einer inneren Prüfung, einem Zurückgehen Schritt vor Schritt in die Ereignisse der letzten Stunden führen, die es ihr zum Bewußtsein bringt: sie liebe Maxime! das ist es, sie liebt Maxime.

Wie vor sich selbst flüchtet sie sich an die Brust ihres Vaters und gelobt ihm voller Scham und Entsetzen zwischen sich und Maxime eine unübersteigliche Scheidewand aufzurichten. Da inzwischen die ganze Gesellschaft sich um sie versammelt, um sich nach der Ohnmacht zu verabschieden, erklärt sie ihrem erfreuten Gatten, Maxime zur Heirath vermögen zu wollen, wirbt für ihn bei der jungen Schwedin, die resolut und selbständig und verliebt gleich ja sagt und fordert den überraschten Maxime mit Blicken und Worten auf sich zu fügen, was er denn auch, da es ihm nicht so sehr darauf ankommt, mit gutem Anstand thut.

Diese Scene wurde von Fräulein Brandis mit einer rühmenden verhaltenen Innerlichkeit und großer Feinheit gespielt.

Als aber Maxime, nachdem er seine Braut zum Wagen begleitet, zurückkommt, um sich die Sache näher erklären zu lassen, findet er seine Stiefmutter in einem Zustand halber Bewußtlosigkeit und bei seinen Hülfeleistungen, seinem Zureden berühren sich ihre Hände, ihre Arme, sie verliert die Herrschaft über sich und verfällt in einen Thränenparoxysmus auf seinem Rockkragen. Da begreift Maxime . . .

Das ist eigentlich eine alte Geschichte; das hat ein gewisser griechischer Dichter schon in einem classischen Drama geschildert. Nur daß Phädra keinen Ehebruch begeht, weil Hyppolit nicht will und daß Renée keinen Ehebruch begeht, weil keine Ehe vorhanden war. Kein Ehebruch, aber doch eine unnatürliche hysterische Vereinigung mit einem schlaffen, gleichgiltigen, frühverlebten Kind, ein Hinabgleiten aus dem Leeren in's Leerere, die Naturseite ohne Verhüllung. In einem zehnjährigen täglichen Zusammensein mit diesem, aus einem koketten Knaben zu einem unbestimmten, unmännlichen Mann herangewachsenen Emporkömmlingssohn, diesem haltloseren, lüsternen Product der Uebercultur, hat sich dieser Augenblick langsam vorbereitet in ihren unschuldigen Vertraulichkeiten, seinem leeren Leben, ihrer prunkvollen Einsamkeit, in der ihr Herz schmachtete, wie ihre Sinne. Sie handelt als Weib, als Geschlechtswesen, wie sie erzogen worden ist, nichts als Geschlechtswesen zu sein, unselbständig, untüchtig, bestimmt sich an Andere zu lehnen, wie er gewohnt ist, im Weib nichts als das Geschlechtswesen zu sehen. Als sie zu sich kommt, ist sie in Verzweiflung. Und Saccard unter der Einwirkung ihres eigenthümlichen Wesens sagt ihr, was er längst auf dem Herzen gehabt. Er wird stürmisch. In ihrer schrecklichen Bewegung, ihrer Antwort: Zu spät! verräth sich das Geheimniß ihrer

Digitized by Google

Natur. Und nun treibt Alles rasch und etwas theatralisch zum Ende. Man sieht, nun weiß sich Zola nicht weiter zu helfen. Noch einige wahre Züge: Renée legt sich später die Liebeserklärung ihres Mannes als einen Kniff aus, ihr die Unterschrift des Kaufcontracts abzulocken. Das spricht sie in ihrer Liebe zu Maxime frei und sie will mit ihm entfliehen. Aber Maxime, dem das Geschehene schrecklich unbequem ist, hält ganz still an der Heirath mit der Schwedin fest und sich von Vater und Sohn gleich betrogen fühlend, stellt sie beide einander gegenüber. Saccard's Raserei wendet sich weniger gegen den Sohn, als gegen die Frau. Da ruft sie ihm das Wort entgegen, das jedesmal eine sittliche Empörung im Theater hervorruft: „Warum denn nur dieselbe Maitresse, warum denn nicht dieselbe Frau?" Das Stück hat einen verunglückten Schluß: Renée erschießt sich.

Es ist ein auf französisches Product voll versteckter, lechzender Sinnlichkeit. Aber es ist noch etwas Anderes darin. Es sind jene tiefen Mißverständnisse darin, die aus der Erziehung kommen. Renée geht eigentlich an dem Irrthum zu Grunde, daß das Gleichstehende auch das Gleichartige ist. Sie ist blind für die Nichtigkeit Maximes, wie sie blind für Saccard's so entwickelungsfähigen Werth war. Sie ist eine lebensdurstige Natur, die an der Schwelle des Lebens geplündert, in's Leere gestoßen, in Convenienzen eingeschlossen, sich an ihren brachliegenden Kräften selbst zerstört. Und für die Männer, die sie umgeben, von ihrem vornehmen Vater bis zu dem grob-tüchtigen Saccard ist sie nichts als ein Besitzgegenstand. Ihr sind als Weib gewisse Dinge zugestanden, andere nachgesehen. Als Mensch zählt sie nicht, als Persönlichkeit ist sie durch Andere repräsentirt, juristisch, wie gesellschaftlich. Zola hat einen Versuch gemacht, das Weib als freie Individualität in der kleinen Schwedin zu verkörpern. Aber solche kleine Schwedinnen pflegen sich nicht in giftige Schwämme wie Maxime zu verlieben. Dazu wissen sie viel zu gut Bescheid, diese kleinen, kalten, klaren Köpfe.

Das Stück wird wahrscheinlich aus Mangel an Zuschauern bald vom Repertoire abgesetzt werden und ebenso wahrscheinlich wird Zola mit einem zweiten Sturmbock kommen, der vielleicht tiefer Bresche legt.

Ueber japanische Malerei.

Von F. A. Junker von Langegg.

(Schluß.)

Die Japaner ziehen beim Ankauf alter Bilder stets einen Sachverständigen zu Rathe, um sich der Echtheit bezüglich des angeblichen Meisters, Alters und der Schule zu versichern. Diese Sachverständigen gewährleisten für die Richtigkeit ihres Urtheils, stellen darüber ein Zeugniß aus und erhalten dafür ein Honorar von 10—15 Riyô oder Yen (ein Riyô gleich ein amerikanischer Dollar, d. i. 42,25—63,75 Mark). Sie verdienen vollkommenes Vertrauen, denn ein ihnen nachgewiesener Irrthum würde ihren Ruf unwiederbringlich schädigen. Es gibt mehrere berühmte Familien solcher Kunstverständigen, deren Kenntniß sich von Geschlecht auf Geschlecht vererbte. Sie besitzen genaue Aufzeichnungen ihrer langen, umfassenden Erfahrungen über den Stil und die Besonderheiten jedes einzelnen Meisters, sowie vollständige Sammlungen getreuer Copien von Bildern, Zeichnungen, Facsimiles der Signaturen und der Siegel, worauf sie sich jedesmal zur Erhärtung ihres Urtheiles beziehen. Dies ist um so nöthiger, als viele Meister ihre Bilder mit verschiedenen Namen zeichnen, in Folge der herrschenden Sitte der Adoption im Falle der Ermangelung eines directen männlichen Leibeserben, um so das Aussterben des Familiennamens zu verhindern. Nicht wenige Künstler hatten auf diese Weise ihren Namen verändert, daher ihre Bilder, je nachdem sie vor oder nach der Adoption gemalt wurden, verschiedene Signaturen und Siegel zeigen. Einige Meister erhielten durch besondere kaiserliche Diplome die Erlaubniß, den Namen einer berühmten Künstlerfamilie anzunehmen, als Anerkennung ihrer ausgezeichneten Leistungen in dem besonderen Stile derselben, wie z. B. Kimura Mitsu-yori im 16. Jahrhundert, ein Schüler der Kano-Schule, welcher sich daher Kano San-raku nannte. Andere Künstler sind unter ihrem Ehrentitel besser bekannt, als unter ihrem eigenen Namen, so Kano Moto-nobu, ein Meister aus dem 16. Jahrhundert, als „Hôgen", ein Titel höheren Ranges als Hô-in, welcher gleichfalls verschiedenen Malern verliehen wurde.

Wir finden auch Gemälde von Mitgliedern der Kose-, Kasuga- und Tosa-Familien, vorzüglich in kaiserlichen Schlössern, mit dem Titel Ye-dokoro, welcher etwa gleichdeutig mit unserem „Hofmaler" oder „Maler Sr. Majestät" ist, oder mit Ye-dokoro-no Adzukai: „Director der Maler-Akademie" gezeichnet. Alle Gemälde in den kaiserlichen Residenzen sind ausschließlich Werke also betitelter Hofmaler.

Die Japaner theilen gegenwärtig die Malerei, je nach dem Vorwurfe, in zwei Classen, deren jede die verschiedenen Schulen oder Stile aufnimmt. Die erste Classe, die Historienmalerei, behandelt geschichtliche Begebenheiten und die zeitgetreue Darstellung von Trachten, Rüstungen, Waffen und Geräthen. Die Haupteigenthümlichkeit, besonders der letzteren Art von Bildern, besteht in der genauen Wiedergabe des Gegenstandes in allen seinen Einzelnheiten, bezüglich Form, Material, Farbe, Muster und Zierath, ohne besondere Rücksicht auf Schattirung und Perspective. Zur zweiten Classe gehören Portraits, Landschaften, Thierstücke und Abbildungen von Pflanzen. Sie zeichnet sich besonders durch realistische Behandlung des Gegenstandes und scharfes Hervorheben der einzelnen charakteristischen Merkmale und Unterscheidungszeichen derselben aus, wodurch namentlich die Thier- und Pflanzenbilder gewissermaßen auch einen wissenschaftlichen Werth gewinnen.

Nebst diesen beiden Classen gibt es noch eine Art von Bildern, welche, da sie stets nur in Tusche ausgeführt werden, Sumi-ye: „Tuschebilder" heißen, und welche, ungeachtet der Mannigfaltigkeit der Darstellungen, Kunstästhetiker als eine besondere Classe ausnehmen möchten.

Solche Tuschbilder waren ursprünglich ausschließlich Liebhaberei der Gelehrten und Dichter, welche meistens große Naturfreunde (was übrigens ein Charakterzug aller Japaner, hoch und nieder, ist) und sich besonders in Schöngeisterei und verfeinertem Geschmack gefallen. Es ist ihnen Gepflogenheit, des Augenblickes Regungen und den Anklang flüchtiger Gefühle, geweckt durch das geheimnißvolle Raunen der Natur, sofort in Stimmungsbildern zu verkörpern, und in den begeisterten Worten einer Utadichtung zu offenbaren.

Die Kunstregeln für solche Tuschezeichnungen sind unbestimmt, oder vielmehr, es gibt deren keine; sei es denn, durch sinnige Verbindung leicht angedeuteter Umrisse mit prägnantem Detail, im Schattenbilde des Dichters Gedanken zu bannen. Einst bat ich einen japanischen Freund in Kiyôto, welcher als Dichter und Maler gleichberechtigten Rufes sich erfreute, mir einige Anleitung zu geben. Schweigend wies er mit einer Hand nach seinen Augen, während er die andere an's Herz legte. Ob ich wohl diese symbolische Antwort richtig zu deuten verstand?

Als Gegenstand für Tuschebilder, welche entweder als Kake-mono oder auf Fächern gemalt und meistens von entsprechenden Utaversen begleitet sind, werden mit Vorliebe gewählt: pittoreske Ansichten, Baumgruppen, Fels und Sturzbach, Rohrweiher und Küstenbucht, das Wechselspiel von Licht und Schatten und wallenden Nebeln, der Zauber der sinkenden Sonne, der stillen Mondnacht: belebt etwa durch den Flug eines Vogels, das Huschen eines Waldthieres, durch eine Figur oder nur durch ein zufälliges Geräthe, die unsichtbare Anwesenheit eines Menschen verrathend; also durch die Harmonie der Landschaft und der Staffage anklingende Gedanken erweckend.

Schließlich noch einige Bemerkungen über die erheblichsten

Digitized by Google

Eigenthümlichkeiten der vorzüglichsten Malerschulen und deren Abzweigungen, welche ich ihrer Zeitfolge nach vorführen werde.

Die koreanische Schule: Kôrai-ye wurde von buddhistischen Missionären bereits Anfangs des sechsten Jahrhunderts n. Chr. eingeführt. So wenig ist jedoch über diese bekannt, daß ich ihrer hier nur als der ältesten Schule und des Ursprunges der Malerkunst in Japan erwähnen kann. Sie ging bald in der chinesischen Schule: Kara-ye auf, da sie ja selbst wahrscheinlich eigentlich der chinesische Stil war, wie er in Korea sich eingebürgert hatte und dort wohl ähnliche Umwandlungen erlitten haben mag, wie er sie in der Folge in Japan durchmachte, denn wir dürfen hier nicht aus dem Auge verlieren, daß Korea nur eine Zwischenstation der chinesischen Civilisation auf dem Wege nach Japan gewesen.

Der buddhistische Stil: Butsu-ye, welcher zugleich mit dem Buddhismus nach Japan gebracht wurde, wird von einigen Kunsthistorikern als ein besonderer Stil unterschieden, während andere ihn nur als eine der ältesten Abzweigungen des chinesischen anerkennen wollen. Die Thatsache jedoch, daß die buddhistischen Bilder in Japan mit jenen in Indien, China und anderen buddhistischen Ländern vollkommen übereinstimmen, mag als ein Beweis für die Richtigkeit der ersteren Ansicht dienen.

Bilder in reinem buddhistischen Stil sind stets auf Gold- oder dunklem Grund gemalt. Der Grund sehr alter buddhistischer Gemälde erscheint schwarz oder beinahe so, doch dies ist Folge des Nachdunkelns des ursprünglich grauen oder braunen Grundes. Buddha und buddhistische Heilige in solchen Bildern sind nie in japanischer Tracht dargestellt, ebensowenig ist dies der Fall in Bildern von japanischen Malern der chinesischen Schule, welche in Tusche, oder in Farben und Gold auf weißem Papier oder weißer Seide gemalt sind. Auch in diesen sind Gesichtszüge, Stellung, Tracht und Attribute Buddhas und der buddhistischen Götter und Heiligen in der alt überlieferten Manier wiedergegeben. Später vermieden japanische Künstler von Bedeutung und selbständigem Streben buddhistisch-religiöse Stoffe, die ihrer Erfindungsgabe keine Entfaltung gewährten, und überließen solche einer untergeordneten Classe von Malern, welche die Wiederholung und das Copiren derselben bekannten Vorbilder zum Handwerke machten. Wenn Erstere Götter malten, so zogen sie ihre nationalen Kami vor, welche nach Einführung des Buddhismus und durch Verschmelzung desselben mit dem indigenen Shin-tô-Cultus, gleichfalls im Bilde und als Statuen verkörpert wurden. Bei Darstellung der vaterländischen Götter waren die Künstler nicht durch eine unantastbare kanonische Symbolik gefesselt; sie malten eben japanische Männer und Frauen in ihrer Nationaltracht, und gaben ihnen solche Stellungen und Attribute, wie sie der betreffenden Mythe entsprachen, welche sie verbildlichen wollten. Sie vermenschlichten ihre Kami, während die buddhistischen Gottheiten in ihrer orthodoxen Verkörperung selten in reiner Menschengestalt, meist nur in menschenähnlicher oder gar ungeheuerlicher Form, häufig auch in unnatürlicher Farbe, wie z. B. Fudô Sama, welcher stets indigoblau dargestellt wird, und überladen mit mystischen Attributen und abstrusen Emblemen erscheinen.

Die Chinesische Schule: Kara-ye, in Japan ist keineswegs eine gedankenlose Nachahmung des classischen Stiles der Chinesen, welcher viele maßgebliche Umwandlungen durch die Hand der japanischen Künstler erfahren. Nur einige Maler der ältesten Periode, Set-chiu im 15. Jahrhundert, und ausnahmsweise einzelne der neueren Zeit, folgten so gewissenhaft dem echtchinesischen Stil, daß ihre Bilder kaum von solchen in China gemalten unterschieden werden dürften. Doch zeigen auch die Bilder der classisch-chinesischen Schule manche subtile Eigenthümlichkeiten, an welchen sich die Werke japanischer und chinesischer Künstler erkennen lassen.

Die japanische Malerei steht auf höherer Stufe als die chinesische. Ihre Auffassung und Behandlung sind freier und natürlicher, während der chinesische Stil steif ist, und vollkommen von überlieferten Normen beherrscht wird. So pflegen z. B. die Chinesen so viele Gegenstände als nur immer möglich in den beschränkten Raum einer Landschaft einzuführen, indem sie Berge, Felsen, Wasserfälle, Bäume, Menschen und Thiere über und neben einander stellen ohne Rücksicht auf Perspective; wogegen der japanische Künstler mit wenigen charakteristischen Linien und gewandten Strichen eine anmuthige, stimmungsvolle Zeichnung zu entwerfen versteht. Die chinesische Landschaft gleicht einem wirren Traumbilde, die japanische spiegelt die Natur.

Die chinesische Schule, wie sie in Japan geübt wird, umfaßt mehrere Stile, von welchem die bis in's Kleinlichste vollendeten Miniaturen, und die rasch und flüchtig entworfenen Tuschskizzen die namhaftesten sind, aber zugleich die äußersten Widerspiele darstellen. Die Letzteren sind sehr beliebt in China, und hochgeschätzt in Japan. Gewöhnlich erscheinen Landschaft und Staffage nur in leichten Umrissen, und durch einige, gleichsam zufällige, allein wohl berechnete, sogenannte Drucker, angedeutet. Ein mit nur sieben Pinselansätzen gezeichnetes wildes Pferd, voll Leben und Bewegung, ist ein wohlbekanntes derartiges Kunststück Hoku-sai's, dessen Abbildung in keinem illustrirten Werke über Japan zu fehlen pflegt. Mit je weniger Strichen dem Künstler die Versinnlichung seines Gedankens gelungen, je höher der Kunstwerth des Bildes. In derartigen, mit dem Kunstworte: Sumi-ye benannten Tuschzeichnungen erreichten die Japaner die höchste Stufe von Trefflichkeit und weder chinesische, noch europäische oder amerikanische Künstler vermochten bislang ihnen in sinniger Anmuth der Composition und leichter, doch zugleich ausdrucksvoller Pinselführung gleich zu kommen. So wurden diese Tuschbilder eine Specialität der japanischen Malerkunst, in welcher Set-chin der größte Meister war.

Gänzlich verschieden vom chinesischen Stil ist die japanische oder nationale Schule: Yamato-ye. Sie wurde nach ihrem Gründer Kose-no Kano-oka im neunten Jahrhundert zuerst Kose-ye oder Kano-riu und später nach den Künstlerfamilien, welche diesen Stil sich eigen gemacht, auch die Kasuga- und die Tosa-Schule genannt. Ihre Hauptvertreter gehörten diesen berühmten Adelsfamilien entweder durch Geburt oder Adoption an, oder sie waren Abkömmlinge anderer Familien, welche entweder persönliche Schüler derselben waren, oder in deren Stil malten. Jede dieser Schulen, obwohl sie im Allgemeinen der Yamato-ye folgten, hatte ihre besonderen Eigenthümlichkeiten, und Künstler, deren individuellen Besonderheiten sich maßgebend hervorhoben, wurden als classische Meister betrachtet, und ihre Werke eingehend studirt, copirt und genau nachgeahmt. Sie wurden Gründer eigener Zweigschulen von größerer oder geringerer Lebensdauer. So fiel z. B. die Toba-ye, welcher Name später als Kunstwort für Caricaturmalerei allgemein angenommen wurde, bald nach dem Tode ihres berühmten Erfinders, des Bischofs Toba Sô-jô zu Ende des zehnten Jahrhunderts in Vergessenheit, wurde aber im 16. Jahrhundert durch den Tosa-Maler Iwasa Matahei wieder in's Leben gerufen und blühte seitdem mit stätiger Kraft und unerschöpflicher Originalität. Dieser Meister war von der erhabenen Sphäre, in welcher vorhergehende und zeitgenössische Maler der Yamato-Schulen, die nur Geschichte und höfisches Leben ihres Pinsels würdig wähnten, ihre Stoffe wählten, herabgestiegen und griff hinein in's volle Menschenleben. Er brachte die Sitten und Gebräuche des niederen Volkes zur Darstellung, und bezeichnete seine Bilder und nannte seine Specialität: Fû-zoku, welches Wort „Sitten, Gebräuche oder Gepflogniſſe" bedeutet. Seine Schule wurde Ôtsu-ye, nach dem Geburtsorte der ersten Kinder seines Genius benamset. Aus ihr ging die Uki-yo-riu: „Sitten- oder Fû-zoku-Malerei par excellence" hervor, welche sich später in zwei Zweigschulen theilte: die Hishi-gawa-riu, im 17., und Hoku-sai-ye, im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, beide nach ihren Gründern also benannt. Ersterer mag auch die Skô-riu: „Naturalistische Schule" zugezählt werden, deren Erfinder Maru-yama Okiyô im 18. Jahrhundert war. Obwohl ursprünglich ein Maler der chinesischen Schule, befreite er sich von den Fesseln der klassischen Kunst, in welcher er ausgebildet worden, und wandte sich der Natur, als einzig wahrem Vorbilde, zu. Er ist

Digitized by Google

gleichfalls Erfinder eines besonderen historischen Stiles, Shiden-kû: „Geschichtliches Sittenverzeichniß" genannt, in welchem er die religiösen Ceremonien und Feste, sowohl des buddhistischen als des Shin-tô-Cultus, Volksfeste, Prozessionen und anderes Schaugepränge getreu verbildlichte. Es gelang ihm jedoch nicht, so vorzüglich auch seine persönlichen Leistungen, zahlreiche Schüler und Nachfolger für diese beiden Sonderzweige zu gewinnen.

Eine eigene Klasse bilden die Bun-yeri, wörtlich „Buchgravirer": Malereien und Holzschnitte für Illustrationen, mit welchen sich nur Künstler der verschiedenen Yamato-Schulen beschäftigten. Die ausgezeichneten Miniaturen von Malern der Tosa-Schule und die Holzschnitte von Hoku-sai und einigen wenigen seiner besten Schüler werden mit Recht als die trefflichsten Werke dieser Art anerkannt.

Wir finden in allen diesen Zweigschulen die Vorzüge und Mängel der klassischen Schulen, aus welchen sie hervorgingen, die Licht- und Schattenseiten des Kose- oder Kano-, des Kasuga- und besonders des Tosa-Stiles mehr oder weniger wiederholt.

Die Kose- oder Kano-Schule zeichnete sich vorzüglich durch liebevolle und gewissenhafte Vollendung aller Details, sowie durch Reichthum und geschmackvolle Anordnung der Farben aus, und unterschied sich dadurch vortheilhaft von der alten Butsu-ye- und der älteren chinesischen Schule. Doch waren die Kano-Künstler keineswegs die ersten, welche farbenprächtige Bilder malten, was wir aus dem ältesten bekannten Gemälde aus dem sechsten Jahrhundert ersehen können, welches dem koreanischen Prinzen Asa Dai-shi zugeschrieben und im Tempel Hô-riu-ji in Kiyôto aufbewahrt wird. Die Künstler der Yamato-Schulen malten nie Monochrome in Tusche, dagegen erwarben sie allmählich mehr und mehr Erfahrung und Gewandtheit in der Behandlung und Anwendung der Farben, bis sie darin zuletzt so Erkleckliches leisteten.

Anfangs colorirten sie flach, ohne Abstufung der Töne, mit entsprechenden Farben die Feldungen der in kräftigen Umrissen mit Tusche gezeichneten großen Bilder, der damals noch allein üblichen Kake-mono, wobei die Einzelnheiten wie z. B. Gesichtszüge, Faltenwurf u. s. w. durch schwarze Striche angedeutet waren, welche auch die Stelle der Schattirung vertraten. Später versuchten sie sich im Laviren und im Einmalen einiger nicht sehr ausgeführter Details, bis sie endlich die zarte Vollendung der Miniaturmalerei bemeistert hatten, welche an Maki-mono und Wandschirmen und als Buch-Illustrationen unser bewunderndes Staunen fesseln, wofür die Tosa-Maler die größte Berühmtheit errangen.

Mit dem Fortschritte der Kunst erreichten sie auch die höchste Stufe der Vervollkommnung in der Darstellung der kleinsten Details der Ornamentirung der Rüstungen, und der Textur der Gewebe und Stoffe der Kleidungen, in welcher sie unübertroffen geblieben. Doch war diese Kunstfertigkeit nicht ohne schädliche Wirkung auf die Richtigkeit der Gesammtzeichnung. Während sie die größte Sorgfalt der Vollendung den Gewandungen, dem Faltenwurfe und den Zierathen widmeten, vernachlässigten sie die Figuren, besonders die Köpfe, welche mehr und mehr schablonenmäßig und puppenähnlich wurden. Den Ausdruck, oder vielmehr die Ausdruckslosigkeit und die Gleichartigkeit der Gesichter, besonders der weiblichen Figuren, möchte man nicht untreffend die Tosa-Maske nennen. Zu häufig erinnern sie an angekleidete Gliederpuppen, so leblos, so bewegungslos erscheinen Gesicht und Stellung. Den überzeugendsten Beweis für diese Bemerkung liefern die anders so ausgezeichneten Bilder der berühmten Malerin Tosa-no Mitsuhime aus der Mitte des 16. Jahrhunderts.

In diesen bis ins Kleinste ausgeführten Miniaturen, besonders der Tosa-Maler, wurden die Umrisse mit blasser Tusche in den feinsten Pinselzügen angedeutet, welche dann unter den aufgelegten Farben beinahe ganz verschwanden, während die Kano-Maler kräftige Zeichnungen vorzogen, deren markige schwarze Linien deutlich in dem Farbenbilde sich abhoben. Ueberhaupt malten nur wenige Künstler der Kano-Schule und nur einzelne Sittenmaler der chinesischen Schule Miniaturen, auch leisteten sie in diesem Fache nur Mittelmäßiges.

Es war Iwasa Matahei im 16. Jahrhundert und seinen Schülern, nachdem sie die menschliche Gestalt der Natur nachzubilden gelernt, vorbehalten, die todtenstarren Züge und Glieder der Tosa-Figuren zu beleben und ihnen Bewegung zu verleihen. Der kunstvoll geordnete Faltenwurf wurde verschoben und die Gewandung gelüpft oder abgeworfen, um das Spiel der schwellenden Muskel, der in Kraftanstrengung straffenden Sehnen nicht länger zu hemmen. Wunderbar natürliche, lebensgetreue Gestalten, deren Bewegungen wie mit photographischer Geschwindigkeit im Augenblicke der Handlung erfaßt zu sein scheinen, traten ins Dasein, und machen den Beschauer zum Zeugen der Sitten und Gebräuche, der täglichen Beschäftigungen und Belustigungen, der Freuden und Leiden der unteren Klassen eines Volkes, dessen „Sangre azul" allein er bislang im höfischen Gepränge, im ritterlichen Strauß und Spiel, in der eleganten Muße des Palastes zu beobachten Gelegenheit hatte. Umsponnen vom Zauber Hoku-sai's ergötzlicher Bilder weilt der Betrachter im Geiste fernwegs im Inselreiche der aufgehenden Sonne, inmittten des Gedränges des volksreichen Marktes, im trauten Kreise des traulichen Heims.

Feuilleton.

Vor den Geschworenen.

Von Erwin Bauer.*)

Der Gouvernementsprocureur hatte seine Begründung der Anklage beendet. Er ließ sich langsam auf seinen Sessel nieder und überflog raschen Blickes den Schwurgerichtssaal, als wollte er sich vergewissern, welchen Eindruck seine Rede hinterlassen. Ganz Odessa schien in den engen Gerichtsräumen zusammengepreßt; Gesicht an Gesicht gedrängt, fieberhafte Spannung auf den Zügen, bildete die Menge eine einzige, allmählich zur Decke aufsteigende Mauer. Und sie schien leblos, wie eine solche; kein Laut ward hörbar — auch nicht, als der Ankläger sein letztes Wort gesprochen. Die Geschworenen ließen traurig ihre weißhaarigen Köpfe hängen; die Richter blickten steinern vor sich hin; der Protokollführer ließ die erschöpfte Rechte ruhen, und die Zuhörermasse, von einem und demselben Gedanken scheinbar zu einem einzigen lebenden Wesen zusammengeschweißt, richtete starr ihr aus Tausenden von Blicken bestehendes großes Auge auf die Bank der Angeklagten. Auf dieser saß unbeweglich Pawel Lartschenko; er trug seine schlanke Gestalt fest aufgerichtet; die Arme hatte er über der Brust gekreuzt; tiefer Ernst lagerte auf seinem jugendlichen, schönen Antlitz, und seine Augen blickten entschlossen zu den Richtern, zu den Geschworenen hinüber. . . .

Da erhob sich langsam der Vertheidiger und begann:

„Meine Herren Geschworenen! Die höchste Gerechtigkeit ist eins mit der lautersten Wahrheit: lassen Sie uns die Letztere suchen, und unser Urtheil wird die Erstere zu unverfälschtem Ausdruck bringen! . . . . Wir stehen vor einem erschütternden Falle, der im Voraus entschieden wäre, wollten wir einzig und allein den todten Buchstaben des Gesetzes reden lassen. Aber wehe dem Richter, der meint, die geschriebenen Paragraphen des Strafgesetzes erschöpften das menschliche Leben und gäben ausreichende Antwort auf alle Conflicte, in welche Temperament und Schicksal den Menschen zwingen! Das Gesetzbuch kann und darf uns nur die einzelnen Knoten in der Richtschnur geben, welche — aus der Erfahrung unseres tausendjährigen Culturlebens hervorgegangen — uns den Weg, den wir im Allgemeinen zu gehen haben, weist; welche uns die Grenzen bezeichnet, wo wir mit der Strafe anfangen, wo wir mit ihr aufhören sollen: die unzähligen, durch kein Merkmal gezeichneten Zwischenstrecken müssen unser

*) Nachdruck verboten.

Digitized by Google

Verstand und unser Herz, muß unser Gewissen in jedem einzelnen Falle ausfüllen. So nur werden wir das Mißverhältniß zwischen der starren Formel des Gesetzgebers und den Forderungen der Menschlichkeit beseitigen; nur, wenn wir so das Richteramt üben, werden wir das Wahre treffen und in höherem Sinne gerecht sein! .... Sie kennen die schwere Anklage, die heute vor Sie hingetreten, gebieterisch ein »schuldig!« fordernd; Sie wissen es ebenso gut, wie ich es weiß, daß auch nicht eine Zeile im Strafgesetz mir das Recht gibt, Ihnen den Beweis zu führen, es sei auch nur ein Irrthum möglich, wenn Sie der Aufforderung des Anwaltes der Regierung bedingungslos Folge leisten. Aber dennoch — in der heiligen Ueberzeugung, das Rechte zu thun — unternehme ich es, Ihnen zuzurufen: Sprechen Sie das vernichtende Urtheil nicht aus! Setzen Sie den Geist der Menschlichkeit gegen die Vorschrift des Gesetzparagraphen! Halten Sie dem todten Buchstaben, den eine brutale Vergangenheit niedergeschrieben und eine indolente Gegenwart zu vernichten sich gescheut, das lebendige Bewußtsein einer über der Zeit stehenden Moral entgegen! Rechtfertigen Sie den Grundsatz der Humanität, daß die größte Milde unter Umständen die strengste Gerechtigkeit sei, — sprechen Sie den Angeklagten frei! . . .

„Ich sagte Ihnen, meine Herren Geschworenen, daß aus mir die heilige Ueberzeugung, das Rechte zu verlangen, spricht. Von Ihren Lippen lese ich die Frage, wie ich diese Ueberzeugung vereinbaren könne mit der nackten Thatsache des verübten Verbrechens? Nun wohl — ein Mord ist begangen worden, ich kann es nicht leugnen. Aber auch im vorliegenden Falle kommt es, wie so oft im Leben, nicht auf das, was geschehen ist, an, sondern auf das »wie«! Alles verstehen, heißt Alles verzeihen! Ich werde Ihnen die Geschichte des Angeklagten erzählen, wie sie vor dem Scharfblicke des Psychologen aus den Thatsachen der Anklageschrift sich zu einer Tragödie gestaltet, — und ich lebe der festen Hoffnung, wenn anders die Wahrheit des pulsirenden Lebens über die Formeln weltlicher Gerechtigkeit zu triumphiren vermag, daß meine Ueberzeugung auch die Ihrige werde, daß die Erkenntniß, es gebe für den wahren Richter ein Etwas, das über den geschriebenen Satzungen steht, für Ihr Votum ausschlaggebend sein wird! . . . Vernehmen Sie die Geschichte Pawel Lartschenko's; folgen Sie ihrem einfachen Gange vom sonnigen Anfange bis zum ergreifenden Schluß, — und bleiben sie kalt und ungerührt, wenn Sie es vermögen! — —

„Hat Sie, meine Herren Geschworenen, jemals Ihr Fuß in die Bulgarenstraße geführt? Ich bezweifle es. Denn nur Unglück und Elend führen den Menschen in jene Gegenden der großen Stadt, wo die Armuth ihr kummerbeladenes Dasein fristet — hier, tief in der Erde in ungesunden Kellergelassen; dort, hoch oben unter dem Dache den Einsturz drohender Miethskasernen. Und doch gibt es auch in den Zufluchtsstätten der Armuth Oasen des Glückes! . . . In einem bescheidenen Häuschen, zu ebener Erde, wohnte Anna Filippowna Lartschenko mit ihren drei Kindern, dem fünfzehnjährigen Pawel, der elfjährigen Jelena und dem zehnjährigen Iwan. Sie galt bei den Nachbarn als Wittwe, die, aus Kijew nach Odessa gezogen, sich hier durch ihrer Hände Arbeit ernährte, nach Kräften ihren Kindern eine fromme Erziehung zu Theil werden ließ und im Uebrigen still und zurückgezogen lebte. Das Glück der Armuth ist das Aufathmen nach schweren Tagen und die wiedergewonnene Zufriedenheit: Anna Filippowna genoß es in vollem Maße. Sie hatte seit drei Jahren den Fluch einer traurigen Ehe mit einem notorischen Trunkenbolde verwunden. Von ihrem Manne treulos verlassen, hatte sie auf neuem Boden durch ihre Tüchtigkeit und Geschicklichkeit als Weißnäherin einen bescheidenen, aber auskömmlichen Erwerb gefunden. Ja, — sie war trotz ihrer Armuth unermeßlich reich geworden; denn sie besaß die Achtung der Nachbarn und die Liebe ihrer Kinder und war glücklich im Bewußtsein, daß die trübe Vergangenheit auf den Spiegeln der jugendlichen Seelen derselben keinen Hauch zurückgelassen hatte! Ihr Stolz aber war ihr Aeltester — Pawel. Er war der fleißigste Schüler in der Parochialschule gewesen, und es war sicher, daß das Zeugniß, mit dem er gerade heute vor drei Jahren vom Djakon entlassen werden sollte, ihm die ersehnte Lehrlingsstelle in einem kaufmännischen Geschäfte verschaffen würde. Es war ein entscheidender Tag. Klopfenden Herzens harrte Anna Filippowna ihres Sohnes, der mit einer Empfehlung seines bisherigen Lehrers direct nach Empfang seines Entlassungszeugnisses aus der Schule zu Michail Petrowitsch Borin geben sollte, um ihn, den reichen Theehändler, um eine Anstellung zu bitten. War das Zeugniß gut ausgefallen? — Gewiß, daran durfte Anna Filippowna nicht zweifeln. — War Pawel zu Borin gegangen? Wie hatte ihn der angesehene Mann empfangen? Wollte und konnte er ihn in seinem Geschäfte verwenden? . . . . Anna Filippowna horchte auf. Nahten da nicht eilige Schritte die Bulgarenstraße herab? Und waren ihr diese Schritte nicht bekannt? Gewiß, das Ohr der Mutter konnte sich nicht täuschen: da bog er um die Ecke; sie beugte sich vor — in's Fenster; jetzt hatte er sie erblickt und winkte ihr freudig zu! »Der Herr sei gelobt!« drang es ihr aus bewegtem Herzen auf die Lippen, — und schon stürmte Pawel in's Zimmer und flog der Mutter in die Arme: »Mütterchen, ich bin angestellt! Freie Wohnung und Kost und für's Erste zehn Rubel monatlich Gehalt! Sonntags kann ich stets zu Hause sein! Hurrah!« — Und er riß sich aus den Armen der Mutter, warf die Mütze an die niedrige Decke und tanzte im Zimmer vor Freude; aus der Schlafstube eilten Bruder und Schwester herbei, um am Glück des Aeltesten theilzunehmen; Anna Filippowna aber bekreuzigte sich, heiße Dankesworte stammelnd, und betete stumm zu Gott, er möge die weiteren Schritte ihres Kindes segnen! . . .

„Leid und Freud' stehen im Menschenleben eng bei einander, wie im Felde die Distel dicht an der Blume wächst. Mitten in den Jubel der Familie Lartschenko fiel plötzlich ein dunkeler Schatten: am einzigen, auf die Straße gehenden Fenster des kleinen Wohnzimmers erschien eine zerlumpte Gestalt; der schwache Fensterflügel ward aufgestoßen und eine heisere Stimme rief: »Ei! Hier geht es ja hoch her! Freut Euch wohl über die Ankunft des Vaters, he?« — Und ehe sich Anna Filippowna und ihre Kinder von ihrem Schrecken erholen konnten, stand Feodor Stepanow Lartschenko vor ihnen in der Stube, — der Vater, der sich seit drei Jahren nicht um sie gekümmert und den sie verkommen und gestorben wähnten. »Nun, was gafft Ihr mich an, als sei ich ein Gespenst, he?! Dankt dem Himmel, daß ich wieder da bin, für Euch zu sorgen!« So schrie er Frau und Kinder an und trat ihnen einen Schritt näher. Da raffte Pawel sich auf. Bleich und die Faust drohend geballt, trat er rasch und entschlossen vor die Mutter. »Rühr' sie nicht an, Väterchen!« rief er angstvoll, aber fest. »Ich dulde nicht, daß Du ihr wehthust!« — »Sieh, sieh, welch' großes Maul der Bursche hat!« erwiderte grinsend der alte Lartschenko; dann fügte er besänftigend hinzu: »Närrchen, ich bin nicht gekommen, um Euch dafür zu strafen, daß Ihr so lange nichts von Euch habt hören lassen. Ich will wieder bei Euch leben und für Euch sorgen. Es ist langweilig in der Welt. Habe mich viel umhergetrieben und schlechte Tage gesehen, bis ich nach Odessa kam und heute den Jungen erblickte, ihm folgte und Euch auffand. Habe ihn gleich erkannt, den Pawel, obgleich er groß und stattlich geworden . . . Ich will mich nun erholen. Gebt mir was zu essen!« . . .

„Anna Filippowna, meine Herren Geschworenen, war eine Christin: sie söhnte sich mit ihrem Manne aus; er versprach, das Trinken zu lassen und Arbeit zu suchen; Pawel mußte das elterliche Haus verlassen und sein Vater sollte seine Schlafstelle einnehmen. Als aber Pawel am nächsten Morgen fortging, um seine Stelle bei Herrn Borin anzutreten, und sich von seiner Mutter unter Küssen und Thränen verabschiedete, da flüsterte er ihr zu: »Mütterchen, vergiß nicht, daß ich jetzt groß und stark bin. Wenn Dich der Vater wieder schlägt, wie damals in Kijew, — o, ich weiß es sehr wohl, wenn Du es auch zu verbergen suchtest und nur heimlich weintest! — dann komm' zu mir und rufe mich. Ich werde Dich schützen und rächen!« . . . Der Sohn ging und der Vater zog statt seiner in die Wohnung ein; mit der unverdorbenen Kindesseele schied der gute Geist aus der Hütte in der Bulgarenstraße, und im Gefolge des Vaters drangen die dunkelen Schatten in das helle Stübchen, die das Laster vorauswirft! Anfangs ging zwar Alles gut. Feodor Stepanow ließ sich von seiner Frau neu kleiden, suchte Arbeit und fand sie im Hafen, auf den Schiffen. Er hielt seinen Schwur, keinen Schnaps mehr trinken zu wollen, und wenn Pawel am Sonntag die Eltern besuchte, da erhellte sich jedesmal sein sorgenvolles Gesicht. Denn er sah, daß die Befürchtungen, die ihn in der langen Woche gequält, unbegründet gewesen. Aber das dauerte nur einige Monate . . . Eines Sonntags, als Pawel, wie gewöhnlich in

Digitized by Google

letzter Zeit, frohen Herzens heimeilte, glücklich, weil sein Brodherr ihm, der sich rasch die Zuneigung seiner Mitangestellten errungen, die Versicherung seiner vollsten Zufriedenheit ertheilt hatte, — da fand er den Vater nicht, wie sonst, zu Hause. Die Mutter aber sah blaß und verweint aus. »Was ist geschehen, Mütterchen?« rief Pawel angstvoll. »Der Vater — er trinkt wieder, nicht wahr — er trinkt?« — Sie nickte traurig, und auf's Neue zogen Sorge und Furcht in das Herz des Kindes ein. Was würde die Zukunft bringen?

„Und in der That, Feodor Stepanow Lartschenko trank wieder, und mit dem »grünen Wein« zog das Elend in das Häuschen in der Bulgarenstraße. Das große Laster des arbeitenden Volkes, die Gier nach Schnaps, — es wüthete gegen das Glück Anna Filippowna's und ihrer Kinder und forderte seine Opfer, wie stets, von den Unmündigen und Wehrlosen. Aber es siegte nicht in wenigen Tagen, Wochen oder Monden, nein, erst in jahrelangem stillen, erbitterten Kampfe der Rohheit und Unsittlichkeit wider die moralische Kraft, welche Gott in die Seelen der Unschuldigen geträufelt. Wir nennen sie »Geduld«, »Ergebung in das Schicksal«, »Hoffnung auf bessere Zeiten« und wissen oft nicht, mit welch' blutigen Lettern diese Worte im Lebensbuche der Armen und Elenden geschrieben werden!... Immer tiefere Furchen zog die Trunksucht des Vaters in das Leben der Familie Lartschenko; ein Stück des früheren Glückes nach dem anderen trennte sie ab und vernichtete es, und Riß auf Riß drohte dem Reste den Untergang ... Wer von Ihnen, meine Herren Geschworenen, vermag in diesem qualvollen Ringen des Guten mit dem Bösen all' die unsagbaren Tiefen zu ermessen, welche aufgedeckt wurden, ohne sich wieder zu schließen, Erwerb und Zufriedenheit verschlingend und Sorgen und Schrecken gebärend? Anna Filippowna und ihre Kinder kämpften mit der Tapferkeit der Unschuld und der Zähigkeit der Verzweiflung. Tagsüber, wenn Feodor Stepanow von Kneipe zu Kneipe taumelte, nähte Anna Filippowna ihre heißen Thränen in die feinen Stiche ihrer Nadel hinein; ihr Töchterchen ward zu einer befreundeten Blumenhändlerin gegeben, wo sie gegen geringe Vergütung von früh Morgens bis spät Abends am Ladentische Sträußchen band und verkaufte; und Pawel arbeitete bleich und voll Sorgen, um in angestrengter Thätigkeit jenes unheimliche Gefühl zu vergessen, welches die Angst, was wohl der kommende Tag bringen werde, unerbittlich immer neu erzeugte. Jeder Groschen aber, den Mutter und Kinder verdienten, wurde ängstlich zusammengehalten, um die Tag für Tag brutaler werdende Forderung des Vaters: Geld für den Branntwein! nach Möglichkeit zu befriedigen .... Wahre Größe zeigt sich erst im Elend! Ermessen Sie, meine Herren Geschworenen, die gewaltige sittliche Macht, die in den unglücklichen Lartschenko's lebte, wenn ich Ihnen sage, daß Mutter und Kinder nur ein Bestreben kannten: ihr Unglück in ihren engen vier Wänden zu verbergen und durch aufopferndes Entgegenkommen gegenüber dem Vater dem Laster desselben die Schranke zu setzen, die zu überspringen selbst die Bestie im Menschen sich scheut!... Doch es gelang nur für eine Spanne Zeit, — und das Verhängniß nahm seinen Lauf. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Der Verein Berliner Künstler im Architektenhause.

Der Verein Berliner Künstler hatte im Anfang der vergangenen Woche seine Freunde zur Besichtigung seines neuen Heims in der Wilhelmstraße eingeladen. Soweit es sich um die intimen Räume des Hauses, Kneip-, Billard- und Bibliothekzimmer handelt, ist es natürlich nicht Sache des Gastes, sich absprechend zu äußern. Hat doch Jeder das unbestreitbare Recht, sich nach seinem Geschmack einzurichten. Jedenfalls hat man sich redlich Mühe gegeben, den nach dem Garten des Kriegsministeriums hinausgehenden Theil der ehemaligen Bauausstellungsräume so gemüthlich als möglich zu gestalten. Der große Kneipsaal ist durch sechs Pfeiler getheilt, welche die leicht gewölbte Decke stützen. Diese Wölbungen sind auf gelbem Grunde mit Ornamenten und Wappen deutscher Kunststätten bemalt. Rechts vom Eingange befindet sich das Büffet in Gestalt eines Kamins, dessen Pseudorauchfang den Reichsadler und darunter den Spruch:

Bei schönem Weib, bei vollem Krug
Folg' immer deines Herzens Zug

aufweist. Links an der Schmalseite ist eine Art Podium, von einer Balustrade eingefaßt, errichtet. Die dahinter liegende Wand bedeckt eine Phantasielandschaft des Malers Kips. Die Bogenöffnungen zu beiden Seiten sind ebenfalls durch Balustraden abgeschlossen, deren Mittelpfeiler allegorische Büsten der Malerei und der Sculptur im Stile des Rococo, modellirt von Baumbach, tragen.

Die Lünetten der beiden Langseiten sind mit Schildereien gefüllt. Da hat Ehrentraut rechts vom Eingange eine Gruppe mittelalterlicher Spielleute und weiterhin Clementz heimkehrende Zecher gemalt, denen die Staatsgewalt in Gestalt eines Nachtwächters entgegentritt. Kommt hier der Humor zur Geltung, so tritt auf der gegenüberliegenden Langseite der Ernst in seine Rechte. Hugo Vogel, Ernst Hildebrandt und Paul Souchay haben es mit mehr oder weniger Glück versucht, die italienische, die deutsche und die niederländische Kunst in ihren Hauptvertretern, Tizian, Rafael, Dürer, Holbein u. s. w. darzustellen. In der durch diese und die Fensterwand gebildeten Ecke ist unter einem Empore, zu dem eine Wendeltreppe hinaufführt, ein wundervoller Kneipwinkel entstanden, der durch eine humoristische Darstellung der Mär von den sieben Schwaben von Karl Röchling und durch ein holzgeschnitztes Chorgestühl Stimmung erhält.

An den eben geschilderten Hauptsaal schließt sich links ein Billardzimmer, dessen fensterlose Schmalwand Ernst Körner mit einer ägyptischen Studienlandschaft geschmückt hat. Die Hieroglyphen der Tempelwände beweisen mit viel Humor, daß schon zur Zeit der Pharaonen Kegel und Queue, ja sogar der symbolische Begriff des „Fuchses" bekannt waren. Das dahinter liegende Bibliothekszimmer deutet mit seinen spärlichen Bücherschränken, auf welche die Bildnisse älterer Vereins- und Berufsgenossen herabsehen, mit seiner absoluten Lichtlosigkeit an, wie ungern die schaffende Kunst mit der grübelnden Buchgelehrsamkeit zu thun hat.

Der nach der Wilhelmstraße liegende Theil der früheren Bauausstellung und die große Kuppelrotunde bilden die dem Publikum zugängliche Gemäldegalerie. Durch das Einschieben von Querwänden im Anschluß an die Fensterpfeiler ist hier eine Anzahl von Compartiments mit Seitenlicht geschaffen. Die Beleuchtung der im spitzen Winkel zu den Fenstern gestellten Bildflächen läßt nichts zu wünschen übrig, und die in der Rotunde von ziemlicher Höhe herabströmende Lichtfülle bringt die Vorzüge der dort ausgestellten Bilder voll und ganz zur Geltung, aber an einen des Vereins Berliner Künstler würdigen Ausstellungsraum sind denn doch andere Ansprüche zu stellen. Das Ganze macht den Eindruck des mühsam Angepaßten. Die nicht zu verkennenden Schwierigkeiten sind nach der Seite des Nützlichen hin glücklich überwunden, aber das Schöne ist dabei zu kurz gekommen. Wer die Stimmung nicht mitbringt, wird sie in diesem Bildermagazin schwerlich finden. Wir wünschen dem Verein Berliner Künstler von ganzem Herzen, daß er bald in der Lage sein möge, sich ein festes Heim zu gründen, an dessen Ausstattung er mit dem ruhigen Bewußtsein, etwas Dauerndes zu schaffen, herangehen kann.

Wenden wir uns nun den ausgestellten Bildern zu, so können wir uns dem Eindruck nicht verschließen, daß wir uns zwischen Jubiläums- und Jahresausstellung befinden. Der Löwenantheil des Raum s wie des Werthes fällt ein paar Collectivausstellungen zu, und zwar steht hier der Oesterreicher Schindler in erster Linie. Die sechzehn von ihm ausgestellten Landschaften sind ein glänzendes Zeugniß von der Vielseitigkeit seiner Naturbeobachtung und von der Gestaltungskraft, mit der er die gesehenen Formen wiederzugeben vermag. Luft- und Lichtstimmung in den verschiedenen Jahreszeiten sind ihm ebenso geläufig, wie der Baumschlag. Einfallendes Licht wie gleichmäßig sich verbreitende Lichtfülle weiß er ohne jede Absichtlichkeit für die Bildwirkung auszunutzen, ohne daß die Einzelerscheinungen dadurch beeinträchtigt werden. Und wenn bei seiner Auffassung mehr Gewicht auf die Harmonie, als auf das Charakteristische gelegt wird, so ist das eher ein Vorzug als ein Mangel. Das Ursprüngliche in der Natur fällt allerdings nicht in das Bereich seines Könnens, und so wählt er denn in weiser Selbstbeschränkung vorzugsweise Motive, an deren Ausgestaltung nach der Richtung des Schönen hin die Hand des Gärtners betheiligt ist. Seine Bilder aus dem Park von Plankenberg in Niederösterreich sind wahre Muster landschaftlicher Composition, die das Gegebene stets unter einem malerischen Gesichtspunkte zusammenzufassen weiß.

Die Ausstellung des Clubs der Wiener Aquarellisten bietet wenig Eigenartiges. Ein immerhin achtbares technisches Können steht hier in einem gewissen Mißverhältniß zu der Unerheblichkeit der Motive, denen die Herren nichts Originelles abgewinnen. Die Veduten Lutteroths, die uns durch aller Herren Länder, von Venedig bis zur Insel Wight führen, sind um vieles interessanter, weil sie trotz aller Objectivität den eigenthümlichen Terrain- und Beleuchtungsverhältnissen gerecht werden.

Ein begrenztes nationales Gebiet umfassen die niederländischen Skizzen und Aquarellen Skarbina's. Seine belgischen und holländischen Fischertypen sind brillant beobachtet und entschädigen für seine coloristisch ungeheuerlichen blaugrünen Interieurs, in denen abschreckende häßliche Weiber sich dem Vergnügen des Klatsches hingeben.

Wie man nationalen Typen den großen, für die Monumentalmalerei verwerthbaren Zug abgewinnen kann, das zeigen die in Wasserfarben ausgeführten Studienköpfe Geselschaps. In jedem dieser jungen und alten Fischer und Fischerinnen von Capri steckt ein Bruchtheil jener Heroen und Heroinen, die der Meister in seinen Wandmalereien zu neuem Leben erweckt.

Im Uebrigen nehmen die Landschaftsschildereien den bei weitem größten Raum ein. Andreas Achenbach ist meist durch ältere Bilder

Digitized by Google

vertreten und auch Kamecke weiß kaum etwas Neues aus den Alpen zu erzählen, dagegen überrascht Douzette durch ein grell beleuchtetes, kräftig gemaltes Waldinterieur, dessen scharfe Umrisse nichts mit seinen verschwommenen Mondscheinlandschaften zu thun haben.

Die norddeutsche Landschaft mit ihren einfachen Formen und milden Beleuchtungsmotiven hat sich in der letzten Zeit der besonderen Vorliebe unserer Maler zu erfreuen. Unter den Kennern und Bewunderern ihrer Reize ist uns Eduard Fischer der liebste, weil er eigenartig zu sehen und dem Augenblicksbilde den im Colorit ausgedrückten Stimmungsreiz aufzuprägen versteht. In kleinstem Format wetteifert mit ihm W. Bröker. Sein „abziehendes Gewitter" ist in einer Bildecke von wenigen Quadratzoll seiner Wirkung sicher.

Den Uebergang von rein landschaftlichen zu figürlichen Motiven bilden die beiden holländischen Schildereien von Hans Herrmann. Der junge Künstler, auf den man zuerst durch seinen Erfolg bei der Lipperheide'schen Concurrenz für Zeichnungen aufmerksam wurde und dessen „Amsterdamer Fischmarkt" auf der Jubiläumsausstellung allgemeinen Anklang fand, entwickelt sich immer mehr als einer der berufensten Luft- und Lichtmaler. Seine „Fleischhalle in Middelburg" ist in der Wahl des Motivs so wenig anziehend als möglich, aber es zeigt absolute Meisterschaft in der Behandlung des gleichmäßig einfallenden Lichtes im geschlossenen Raume, während sein „Prinzengracht in Amsterdam", eine wahrhaft blendende Lichtfülle ausstrahlt, ohne die Localfarben aus dem Gesammtcolorit herauszudrängen.

Unter den Menschendarstellern gebührt dem Altmeister L. Knaus der Vorrang. Sein Kinderportrait, ein kleines Mädchen, das sein Reifenspiel unterbricht, um aus einer Parklandschaft herauszulachen, ist ein naives Augenblicksbild, das den Beschauer unwillkürlich veranlaßt, sich nach dem Besuch umzuschauen, der die Kleine in ihrer Beschäftigung stört. Von diesem Bilde bis zu der Fidusia (!) von Gabriel May ist ein Weg wie von der Natur bis zur absoluten Unnatur. Von gräulich-violettem Hintergrunde hebt sich ein krankhaftes, in den Umrissen unfertiges Frauengesicht ab, das uns ein Räthsel aufgibt, an dessen Lösung uns jedes Interesse fehlt. Viel näher liegt uns trotz des dazwischen verflossenen Jahrhunderts „das Regiment Graf Schwerin" von Fritz Werner. Der seine Fahne aufpflanzende Junker ist ein durch und durch gesunder Repräsentant des sieghaften Preußenthums, dessen frischer Geist durch die enge Hülle der steifen Uniform aus allen Poren dringt. G. M.

Eine deutsche und eine englische Operette.

Nachdem der ganze Winter sich der Operette ganz ungünstig gezeigt hatte — selbst die von der Kritik sehr gelobten fanden keine Gnade beim Publikum — lächelte ihr der Frühling anmuthsvoll. Zwei Operetten, eine deutsche und eine englische, errangen den für diese Gattung einzig wahren Erfolg, den der Cassaeinnahmen, und die Kritik darf sich dessen freuen. Die deutsche, im Walhallatheater vorgeführte, ist eine ältere des Herrn Millöcker mit Text von Berla, „Das verwunschene Schloß", die schon vor einigen Jahren im alten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gegeben ward; zur selben Zeit ging dieses letztere seiner neuen Bestimmung als „Deutsches Theater" entgegen und die Operette fiel dem allgemeinen Loose der Zwischenperioden anheim — sie blieb unbeachtet. In der Wiederbelebung im „Walhalla-Theater" zeigte sie sich als die im Texte wie in der Musik weitaus bestangelegte des Herrn Millöcker; gliche der letzte Act den ersten beiden, man könnte sie als ein Meisterwerk der Gattung bezeichnen. Der Text von Berla ist ebenso glücklich erfunden, als in den ersten zwei Acten glücklich ausgeführt. Die Handlung spielt im verflossenen Jahrhundert an der Tyroler Grenze. Der Graf Geiersberg, ein alter Wüstling, besitzt ein altes Schloß, dessen Vorderfronte vom Berge aus zugänglich ist, während der Rücktheil auf steilem Felsen über dem See gebaut ist, und allgemein für ganz leer und unbewohnt gilt. In diesem Schlosse veranstaltet Jener glänzende Feste für seine Cumpane und die Damen, die daran Theil nehmen wollen. Sie Alle gelangen nächtlicherweise vom See aus durch einen geheimen Gang in die oberen Räume. Die Bewohner der Umgegend, welche alle Fenster erleuchtet und Schatten sich bewegen sehen, auch Musik hören, bekreuzigen sich und glauben fest, daß dort böse Geister hausen. Nur ein junger Bauer, der Bräutigam der schönsten und reichsten Dirne, verlacht den Aberglauben und wird dafür von dem erzürnten Vater des Mädchens aus dem Hause gewiesen. Er und sein Freund der Hirt gehen auf die Alm, wollen dort in der Hütte eines alten Weibes, die für eine Hexe gilt, übernachten. Doch die Alte selbst ist nicht zu Hause, als Vertraute und Helferin des Grafen weilt sie diesen Abend im Schlosse und hat ihre Nichte, eine junge dralle Dirne, in alte Kleider und Pudelmütze gesteckt, ihre blaue Brille aufgesetzt, damit sie die Hexe spiele. Selbstverständlich läßt das Mädchen die Burschen nicht in die Hütte, und diesen kommt die tolle Idee, in dem Schlosse, dessen Fenster plötzlich helle werden, für diese Nacht ihr Heil zu suchen. Als kühne Kletterer gelangen sie auch hinein, kommen in einen Saal, treffen dort die schöne Freundin des Grafen, die an ihnen Gefallen findet, prügeln die Diener und die Herren, trinken im Uebermaß, werden durch einen Schlaftrunk betäubt und erwachen des anderen Tages, der Eine in der Hütte der Hexe, der Andere in seinem Hause. Die Entwickelung ist leicht vorauszusehen, daß nämlich die Beiden wieder in das Schloß gelangen und den Zauberspuk vertreiben und Jeder sein Liebchen (der Hirte die kleine Nichte der Alten) heirathet. Doch hätte der Textdichter immerhin ein paar interessante Scenen hinzufügen, das Andenken der beiden jungen Bauern an die höllischen Freuden ganz gut zu hübschen Zwischenfällen benutzen können; statt dessen begnügt er sich mit ein paar Couplets, die außer allem Zusammenhange mit der Handlung stehen und in jeder Posse besser angebracht war, als hier. Die Musik des Herrn Millöcker hält gleichen Schritt mit dem Texte. Im ersten Acte ist sie sorgfältig gearbeitet und vornehm gehalten, wie in einer feineren komischen Oper, in der ganz reizenden Episode, als die beiden Burschen sich mit der vermeintlichen Alten unterhalten, sind die einzelnen Motive und die Terzette überaus munter und wohlklingend; der aus dem Schlosse herüber klingende Walzer gehört zu dem Besten, was in dieser Gattung componirt worden ist. Die Festscene im Schlosse nähert sich schon der gewöhnlichen Operette, hat aber doch noch manche wirksame Nummern; von da ab gehts vom Schlosse in die niedere Region. Nichtsdestoweniger hat das Stück sehr gefallen, und mit vollem Rechte, denn das Gute überwiegt, und man hatte endlich einmal eine richtige lustige Handlung vor sich, ohne irgendwelche Unanständigkeit.

Die englische Operette „Patience oder Dragoner und Dichter", welche die Mikado-Gesellschaft im „Krolltheater" aufführte, hat wieder bewiesen, daß der Componist Herr von (Sir) Sullivan nur in diesem Zeichen siegen kann, und Oratorienversuche — wenigstens in Deutschland — vermeiden soll. Der Text von Gilbert ist wieder ein kleines Meisterstück von Satire, wie sie allerdings nur in England möglich ist, wo das Theaterpublikum auf der Stufe der Bildung steht, daß es auch die derbste, ganz realistische Verlachung seiner Thorheiten mit wahrem Kunstbehagen genießt. Diese Operette schwingt eine scharfe Geißel über die neumodische in den elegantesten Kreisen vorherrschende ästhetische Richtung, welche in Tracht und Haltung an die altitalienische vor-Raphaelitische Zeit nachzuahmen strebt. Zwanzig noble junge Damen, von denen die meisten an Dragoneroffiziere verlobt waren, werden von der Modekrankheit befallen, kleiden sich ganz altitalienisch, tragen Lauten und verlieben sich erst in einen erotischen, und als sie auf dessen Hand verzichten müssen, in einen lyrischen Dichter. Diese Beiden sind trotz ihres äußerlichen hyperpoetischen Gebahrens und phantastischen Anzuges vollkommene Flachköpfe, welche auf die Modethorheit speculiren; sie lieben beide ein Milchmädchen Patience, die zuerst von Liebe gar nichts wissen will, zuletzt aber auch plötzlich von „Selbstlosigkeit der Liebe" erfüllt wird, und den Erotiker heirathen will, um den Anderen ganz selbstlos zu lieben. Drei Dragoneroffiziere versuchen auch „ästhetisch" zu werden, und verkleiden sich phantastisch. Der Unsinn löst sich am Ende in Behagen auf, Patience heirathet den Lyriker, weil dieser sich als ganz gewöhnlicher Mensch zeigt, der keiner Selbstlosigkeit bedarf, die Damen werden auch vernünftig und nehmen ihre Offiziere, nur der Erotiker „bleibt sitzen". Daß es in der Operette kunterbunt hergeht, wird der freundliche Leser aus dieser kurzen Skizze wohl erkannt haben, auch begreiflich finden, daß manche Abgeschmacktheit mit unterläuft. Aber das Ganze ist unterhaltend, und wenn auch mancher witzigen Bemerkung nur örtliche Bedeutung und Wirkung innewohnt, so erscheint sie doch auch insofern interessant, als das wahrhaft Witzige immer als solches erscheint, selbst wenn der Gegenstand, den es treffen soll, unserer Beurtheilung fern liegt; wie sollte man sich anders an Horaz und Juvenal ergötzen? Von der Musik des Herrn Sullivan konnte man ebenfalls sagen, sie ist englisch witzig; sie zeigt ein gewisses nationales Gepräge, erinnert an die alten Madrigalen und Lieder, ist fast durchwegs sehr lustig, prickelnd und vortrefflich gearbeitet; die Instrumentation mancher Nummern beweist ein besonderes Talent. Auch ein Sextett ohne Begleitung ließ wieder erkennen, wie der Componist für derartige Stücke, in der lustige Motive mit künstlerischer Stimmführung vereint sind, besonderes Geschick besitzt.

Die Ausführung war eine sehr gute. Zwar kann die jetzige englische Gesellschaft mit der ersten, welche vor zwei Jahren hier war, den Vergleich nicht bestehen, immerhin jedoch im raschen sicheren Gespräch und Gesange, in der immer anständigen Lustigkeit und Beweglichkeit und im vortrefflichen Zusammenspiele als Muster dienen. Das sehr zahlreiche und sehr elegante Publikum nahm die Neuheit sehr günstig auf, verlangte die Wiederholung vieler Stücke und rief die Darsteller so oft als möglich.

Heinrich Ehrlich.

Notizen.

Unsere Illusionen. Offene Briefe an Herrn Gottlieb Zwinkerlein, Vorsitzenden des Richard Wagner-Vereins zu Klein-Brixlwitz. Von Paul Marsop (München, Verlag von Jos. Albl). Der Verfasser behandelt alle Kunstregung, überhaupt alle sogenannten idealen Bestrebungen der Jetztzeit überaus pessimistisch. „Wir sind entsetzlich materiell geworden, lieber Freund," so schreibt er. „Wie wir als Deutsche gewohnt sind, Alles möglichst gründlich zu nehmen, so haben wir in unserer Epoche — vielleicht der allermodernsten seit den Bacchustagen der spätrömischen Kaiser — auch dem Materialismus mit gebührender Gründlichkeit unsere Huldigungen dargebracht.... Das Hereinbrechen der materialistischen Wogen über unsere idealistischen Gefilde ist das denkbar größte, ist ein wahres Nationalunglück." Für Wagner zu schwärmen ist Mode und weiter nichts. Sehr Mode allerdings. „Noch einige Jahre und der Meister wird so berühmt geworden sein, daß man nur noch Abhandlungen über ihn und von seinen eigenen Schriften gar nichts mehr lesen wird. Die Meistersinger- und Tristan-Vorstellungen

Digitized by Google

unserer Hof- und Stadttheater dürften allein noch, gerade wie heute die Aufführungen von Goethe's „Tasso" und Lessing's „Minna von Barnhelm" auf den Besuch der Mädchenpensionate (Parquet rechts) und der Elite der Cadettencorps (Parquet links) zu rechnen haben." — So Marsop. Hat er etwa Unrecht? B.

Deutsche Jugend. Neue Folge. Herausgegeben von Julius Lohmeyer erscheint nunmehr im Verlage von Leonhard Simion in Berlin in handlichem Octavformat. Das eben ausgegebene erste Heft beweist uns mit seinen hübschen Bildern und Geschichten, daß dem beliebten Jugendschriftsteller, der die Leitung übernommen, noch immer eine stattliche Schaar bewährter literarischer Kräfte wie Trojan, Biller, Godin, Blüthgen, Dahn u. A. und trefflicher Künstler, z. B. Pletsch, Zick und der prächtige Flinzer, zur Seite steht, so daß nur Gutes geboten wird und das hübsche Blatt für unsere kleinen Leute empfohlen werden kann.

Die Leichtfertigkeit, die mit dem gewichtigen Anschein tiefen Verständnisses es wagt, an dem ersten Theile von Goethe's „Faust" als wie an einem corpus vile herum zu schneiden, ist in stetem Fortschritt begriffen. Da bringt uns eben die Hochfluth einen wunderlichen „Versuch" des Gymnasiallehrers A. Huther in Cottbus: „Die verschiedenen Pläne im ersten Theile von Goethe's Faust. Ueber Entstehung und Composition des Gedichtes." (Cottbus, P. Kittel.) Aus Widersprüchen hat man längst den Schluß auf zwei verschiedene Pläne der Dichtung gezogen, so daß von einem früheren sich noch Spuren erhalten hätten: aber es ist gar zu schön auf der Entdeckungsbahn fortzuschreiten, und so hat Huther es schon zu fünf verschiedenen Plänen gebracht. Neben den Widersprüchen hat man sich ähnlicher Stellen bedient, um die Entstehungszeit einzelner Scenen nachzuweisen und so die Dichtung zu zerstücken. Dieses jetzt beliebte Mittel ist durchaus verwerflich, da der Dichter ähnliche Ausdrücke in Jahrzehnte auseinanderliegenden Werken gebraucht haben kann, thatsächlich wirklich gebraucht hat; nur in ganz besonderen Fällen können ähnliche Ausdrücke eine kritische Handhabe bieten. Endlich hat man durch willkürliche Benutzung von Goethe's eigenen Aeußerungen oder Mittheilungen seiner Vertrauten sich zu wunderlichen Aufstellungen verleiten lassen. So ist denn unsere wirkliche Kenntniß der Entstehung des Faust geradezu auf den Kopf gestellt worden, was denn Jüngere leider verleitet, sich auch an diesem Kunststücke zu üben. Unserem neuen Entdecker fehlt sogar eine gründliche Kenntniß der vorhandenen Ueberlieferung; er hat aus dritter Hand mit großer Fahrlässigkeit geschöpft. Die Scene „Trüber Tag" ist, so wird S. 60 versichert, „erst 1803 im weimarischen Wochenblatte veröffentlicht". Köstliche Entdeckung! Bisher wußte man nur, daß Goethe in das Wochenblatt amtliche Anzeigen rücken ließ. Das Wahre an der Sache ist, daß dieser an einem Morgen die eben concipirte Scene seinem Hauslehrer Riemer auf- und abgehend dictirte, wie dieser selbst berichtet. Seit dem Herbst 1803 war Riemer in Goethe's Hause. Die Scene kann aber nur dictirt sein zur Zeit, wo Goethe an der Vervollständigung des ersten Theiles arbeitete, und es steht fest, daß dies in den Tagen vom 21. März bis zum 25. April 1806 der Fall war. Gedruckt erschien sie erst im achten Bande der Werke, Ostern 1808. Von den schönen Entdeckungen führen wir nur an, daß der Spaziergang, den man bis jetzt in den Herbst 1775 auf eine ziemlich sichere Andeutung hin setzte, viel früher fallen soll. Huther schließt aus den Worten des Bierphilisters:

Wenn hinten, weit in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen,

er sei zur Zeit des ersten, 1768 begonnenen Türkenkrieges gedichtet. Aber unser Philister hält sich im Allgemeinen, spricht unbestimmt von einem Kriege zwischen fern entlegenen Völkern, und nennt beispielsweise als ein entferntes Land die Türkei, die auch Goethe's Götz einmal in ähnlicher Weise anführt. Auch dauerte jener Krieg ja bis 1774, so daß der gute Spießbürger sich im Jahre 1775 noch sehr wohl jener politischen Bierhausgespräche vom Türkenkrieg erinnern konnte. Aus der so gründlich erwiesenen frühen Entstehung des Spazierganges wird nun Capital geschlagen. Doch genug! wir wollen nicht auf diesen Moorboden treten, bei dem jeder Schritt einsinkt, sondern nur das Schriftchen kurz kennzeichnen. H. D.

Die Lehnsjungfer. Roman von Emile Erhard. 5 Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Nach all den krankhaften, materialistisch und pessimistisch gefärbten Producten der neuesten literarischen Strömung ist es ein wahrer Genuß, einmal auf eine durch und durch gesunde, lebenskräftige Schöpfung zu stoßen. Emile Erhard, das Pseudonym für eine den aristokratischen Kreisen angehörige Dame, hat sich schon mehrfach auf dem Gebiet des Romans und der Novelle versucht, diese ihre jüngste Arbeit ist aber weitaus die gereifteste und beste. Mecklenburgischer Partikularismus und großdeutsches Preußenthum fechten ihre Gegensätze im Schooße einer altadeligen obotritischen Familie aus. Haltlose Zweifelsucht und feste Glaubensinnigkeit, unsichere Kunstschwärmerei und zielbewußte Lebensklugheit verkörpen sich in scharf gezeichneten Individuen, deren kräftige Umrisse fast nirgends die Hand einer Dame verrathen. Jede der auftretenden Personen stellt sich lebenswahr vor das Auge des Lesers und hält es fest bis zum Schluß. Besonderer Fleiß ist auf den Hintergrund und das Beiwerk verwandt. Emile Erhard ist auf den mecklenburgischen Aeckern, auf der Viehweide und im Pferdestall ebenso zu Hause, wie in den Berliner Casernen, sie kennt den Offiziersjargon nicht weniger gut, als das Reuter'sche Plattdeutsch. Ihre Schilderungen aus dem Gymnasialleben in Altbramberg und aus der Cadettenanstalt in Wahlstatt sind wahre Perlen der Kleinmalerei. Wenn wir eine Ausstellung zu machen haben, so ist es freilich die lang gedehnte Schilderung des Feldzuges von 1866, in der die Hauptpersonen bisweilen unter dem historischen und anecdotenhaften Beiwerk verschwinden. M.

Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit. Von Julius Eckart. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Der glänzende Sittenschilderer der Petersburger Gesellschaft hat die gedruckten und handschriftlichen Mittheilungen eines engeren Landsmanns und Schiller'schen Zeitgenossen zu einem hübschen Bande zusammengestellt und mit einer biographischen Einleitung versehen. Garlieb Merkel ist der bekannte Weimaraner Kritiker, der Wieland und Herder auf Kosten von Schiller und Goethe erhob, in Weimar eine gewisse literarische Rolle spielte, sich mit Kotzebue zur Herausgabe des Berliner „Freimüthigen" verband, Napoleon journalistisch heftig bekämpfte und erst 1850 vergessen in Riga starb. Goethe nennt ihn maliciös den „charmanten kleinen Merkel" und mochte ihn ebenso wenig leiden, als dieser ihn, und Heinrich von Kleist heißt ihn einmal in einem Briefe den „Spürhund Merkel". Nur der kleinste Theil dieser Veröffentlichung ist neu. Die Hauptsache entstammt drei verschiedenen biographischen Schriften Merkel's aus den Jahren 1812 und 1840, aber es ist kein bloßer Neudruck, sondern eine geschickte Bearbeitung, welche einen einheitlichen Text unter Weglassung des Ueberflüssigen und Veralteten herstellt. Merkel schildert besonders anziehend seine Begegnungen mit den großen Weimaranern und mit Gleim, Seume, August Schlegel, Engel u. A. Er ist immer fesselnd, wenn auch cum grano salis zu lesen. Zumal seine unfreundlichen Bemerkungen über Schiller und Goethe und das ganze Weimarer Kleinleben. Erfreulicher ist der Eindruck, den das letzte Capitel hinterläßt. Es schildert Berlin in den Jahren 1805/6 und den Zusammenbruch des preußischen Staates und zeigt den oft selbstgefälligen, aber immer wahrheitsliebenden Verfasser auch als tapferen deutschen Patrioten.

Die Andere. Roman von W. Heimburg. — Die Lora-Nixe. Novelle von Stefanie Keyser. (Leipzig, E. Keil's Nachf.) — Zwei echte Gartenlaubenromane — von Frauen und für Frauen geschrieben. Die Handlung ist gar nicht uninteressant, der Vortrag geschickt, die Charaktere zwar nach der Schablone, doch der Stil durchaus nicht übel. Die internationale Badegesellschaft in der „Lora-Nixe" z. B. hat die Verfasserin sehr hübsch und lebendig gezeichnet, und der crasse Duelleffect am Schlusse ist wirksam genug. Freilich versteht W. Heimburg ihre Kunst einer spannenden Familienlectüre noch besser. Wie schlau wird uns z. B. die offenbar höchst unmoralische Lebensgeschichte Anita's wegescamotirt und nur in Andeutungen und Gedankenstrichen serwirt! „Die Andere" ist jedenfalls eines der besseren Werke aus der Marlitt-Werner-Schule.

Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen. Von Dr. L. Wiese, Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath a. D. 2 Bände. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) — Die maßgebende Stellung, welche der Verfasser in der Verwaltung der preußischen höheren Lehranstalten eine lange Reihe von Jahren eingenommen hat, sichert dem Buche eine über Fachkreise weit hinausreichendes Interesse. Steht doch trotz der vor wenigen Jahren durchgeführten Reorganisation die Frage über die zweckmäßigste Gestaltung unserer höheren Schulen noch immer im Vordergrunde und wird von Berufenen und Unberufenen stets auf's Neue erörtert. Während im ersten Theil die Person des Verfassers, dessen Lebensgang bis zu seiner Berufung in's Ministerium im Wesentlichen kein anderer ist, als der vieler tüchtigen Schulmänner, im Vordergrund steht, enthält der zweite mehr eine Geschichte des Unterrichtswesens unter den vier Ministern, deren Beirath der Verfasser gewesen. Obwohl jener erste Theil, der manche anmuthige Episode, wie die Schilderung des Aufenthalts in Clausthal, manchen interessanten Abschnitt, wie die Reisen nach Würtemberg und England, enthält, seinem Werth nach nicht unterschätzt werden darf, so wird das Hauptinteresse sich doch dem zweiten Theil, der den ungleich bedeutungsvolleren Lebensabschnitt behandelt, zuwenden. Die Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten, die verschiedenen Auffassungen ihrer Aufgabe, die Verwirklichung einzelner Ziele, die Gegenströmungen, alles schon deswegen interessant, weil Wenigen sonst ein Einblick in die Thätigkeit an jener maßgebenden Stelle gestattet ist, wird es noch mehr durch die Klarheit und vornehme Ruhe, mit welcher der Verfasser von Personen und Thatsachen spricht. So weit in einer Autobiographie dies möglich ist, zeigt sich die von ihm angestrebte Objectivität der Darstellung, auch in der Besprechung der Widersprüche, welche unter dem Ministerium Falk seinen Dienstaustritt veranlaßten. Auf wessen Seite damals der Irrthum war, darüber wird endgiltig erst eine spätere Zeit entscheiden können. Wer mitten im Kampf gestanden, dessen Urtheil steht zu fest, um eine Aenderung zu erfahren, und so wird der während seiner Amtszeit so viel angefeindete Verfasser durch seine Erörterung auch schwerlich seine ehemaligen Gegner von der Richtigkeit seiner Anschauungen überzeugen. Aber das werden auch sie zugeben müssen, daß er seinen Standpunkt zwar entschieden, aber nirgends mit schroffer Unfehlbarkeit vertritt, vor allem, daß er nirgends seinen Widersachern erlittene Anfeindungen und Verunglimpfungen mit scharfen Worten heimzahlt. Von jener greisenhaften Verbitterung, die oft in derartigen Lebenserinnerungen sich Luft macht, findet sich keine Spur, im Gegentheil oft ein recht frischer Humor — ich erinnere namentlich an die auf einigen Inspectionsreisen gemachten Erfahrungen — und die sichere Klarheit einer geistig hochstehenden, in sich festen Persönlichkeit. So wird denn zwar mancher Leser mit Widerspruch, keiner aber ohne Genuß, und sofern er Schulmann ist, ohne vielfache Anregung dieses Buch, das echte Erzeugniß eines otium cum dignitate, aus der Hand legen. —d.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Reisen und Forschungen
im
alten und neuen Kongostaate
von **Dr. Jos. Chavanne.**

Ein starker Band, Lex.-Oct., hochelegante Ausstattung mit vielen Original-Illustrationen in feinstem Holzschnitt und 2 Karten. Broch. 24 M., eleg. geb. in Halbfranzband 27 M.

Gestützt auf die im Kongostaate gesammelten Erfahrungen und Studien in den Jahren 1884—1885, zum Zweck topographischer Aufnahmen, versucht der berühmte Verfasser in dem Werke ein **klares** und **unparteiisches** Bild des Landes und **seiner Bevölkerung** zu entwerfen. Der Länder- und Völkerkunde wird in diesem Werke die **erste** auf **wirklichen Forschungen** begründete Darstellung der geophysischen Verhältnisse des unteren Kongogebietes geboten.

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer waldreicher ***Höhen-Kurort*** von 568 m. Seehöhe, mit sämmtlichen Erfordernissen eines ***Terrain-Kurorts***, besitzt drei kohlensäurereiche alkalisch-erdige ***Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche***-Bäder und eine vorzügliche ***Molken-*** und ***Milch-Kuranstalt***. Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. Angenehmer Sommeraufenthalt.
Saison vom 1. Mai bis Oktober.

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater, Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Augenblicksbilder
in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Lohmeyer's Deutsche Jugend.
Reich illustrirt.
50 Pf. pro Heft.
Anerkannt beste Unterhaltungsschrift für die Jugend in Monatsheften à 50 Pfennig.
Verlag von Leonhard Simion in Berlin.

Judlin
Imprägnirungs-Anstalt
zur feuersicheren Imprägnirung von Theater, Holz, Coulissen, Gewebe u. s. w.

Drucker und **(Commissions-)Verleger** gesucht für „Heldensage vom großen Krieg". Mahabharata gedichtet. ca. 20 Bogen. 8. Adresse unter **J. H. B.** an die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

Eine vorzügl. Litteratur-Geschichte, nicht trocken und langweilig, sondern anregend und interessant ist die

Geschichte der
deutschen Litteratur
von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit (1884)
von **Dr. Franz Hirsch**
(Redakteur von „Schorers Familienblatt").

3 starke Bde., gr. 8., Ladenpreis M. 24.—
für nur M. 12.—, Eleg. gbd. M. 15.—

Noch nie wurde ein sowohl inhaltlich, wie hinsichtlich der Ausstattung so schönes, durchaus gediegenes Werk zu einem so billigen Preise angeboten!

Nur neue Exemplare! Umtausch gestattet!

Gustav Fock in Leipzig.
Neumarkt 40 u. 38 I.
Bücher-Versandgeschäft.
Kataloge billiger Bücher gratis!

CACAO-VERO
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per ½ 1/1 ½ ¼ = Pfd.-Dose
350 600 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart und Leipzig.

Erlachhof.
Roman von
Ossip Schubin.
2 Bände.
Preis geheftet M 8.—; fein gebunden M 9.—

Der Oberförster von Margrabowo.
Roman von
Adolf Streckfuß.
2 Bände.
Preis geheftet M 8.—; fein gebunden M 9.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XXX. Bande der „Gegenwart",
sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 21. Mai 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Staat und die katholische Kirche in Preußen. Von Geh. Justizrath Prof. P. Hinschius. — Zur neuesten Choleraliteratur. Von Dr. med. Hugo Bernheim. — **Literatur und Kunst:** Witz und Humor. Von Gustav Kleinert-Iserlohn. — Aus Hegel's Briefwechsel. Von Oskar Bulle. — Ein Cultusminister als Schriftsteller. Von Adolph Kohut. — **Feuilleton:** Vor den Geschworenen. Von Erwin Bauer. (Schluß.) — Inserate.

Der Staat und die katholische Kirche in Preußen.

Von Geh. Justizrath Prof. P. Hinschius.

Fürst von Bismarck hat bei der Berathung des neuesten Kirchengesetzes vom 29. April 1887 im Abgeordnetenhause geäußert, daß wir vor dem Jahre 1871 unter Zuständen gelebt haben, bei denen die katholische Kirche mindestens alle diejenigen Rechte besessen hätte, welche ihr jetzt gewährt werden sollen, und daß der Staat dadurch nicht gehindert gewesen sei, seine Aufgaben zu erfüllen und das große Werk der Herstellung der deutschen Einheit zu vollenden.

Formell betrachtet, ist diese Behauptung über die damalige Stellung der katholischen Kirche zutreffend. Aber immerhin bleibt nicht nur die Frage offen, ob das jetzige Maß von Rechten des Staats noch das siegreiche Vordringen des Ultramontanismus zu hindern oder auch nur zu erschweren geeignet erscheint, sondern es drängt sich auch die Betrachtung von selbst auf, ob der frühere Zustand so normal war, daß er als Rechtfertigung für das Zurückgehen der Regierung auf diese Linie in das Feld geführt werden durfte, und ob die auch nur theilweise Wiederherstellung der einstigen Verhältnisse nach der Zwischenherrschaft der Maigesetze und nach dem Culturkampfe durch gesetzgeberische Acte dem Staate für seine künftige Kirchenpolitik die volle Freiheit unverschränkt gelassen hat.

Als durch die Verfassungsurkunden der Jahre 1848 und 1850 der katholischen Kirche die selbständige Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten gewährleistet worden war, hatte die Staatsregierung unter dem Andrängen der katholischen Bischöfe darauf verzichtet, das allgemein ausgesprochene Princip durch eine organische Gesetzgebung zur Ausgestaltung zu bringen und klarstellen, welche Hoheitsrechte dem Staate trotz des Aufgebens des alten staatskirchlichen Systems des Allgemeinen Landrechts vorbehalten bleiben sollten, vielmehr gaben eine Reihe von Rescripten des von der allmächtigen katholischen Abtheilung beherrschten Cultusministers so gut wie alle wesentlichen staatlichen Rechte über die katholische Kirche preis, und führten praktisch zu einem System der Coordination derselben und des Staates.

Zunächst hat sich damals der Staat jeglicher Controle über die Vorbildung der Geistlichen und über das Prüfungswesen derselben, nicht minder jeder Aufsicht über die Seminarien begeben. Heute verlangt er allerdings zur Bekleidung von geistlichen, d. h. nach der Praxis des Ministeriums, von Seelsorge-Aemtern die Ablegung der Entlassungsprüfung auf einem deutschen Gymnasium und ein theologisches Studium auf einer deutschen Staatsuniversität. Dem letzteren hat er aber das Studium auf den der bischöflichen Leitung unterworfenen philosophisch-theologischen kirchlichen Lehranstalten (den sogen. Klerikal-Seminaren) gleichgestellt, welche überall, abgesehen vorläufig von Gnesen-Posen und Kulm und von den mit Universitäten ausgestatteten Diöcesen Köln, München und Breslau bestehen oder eröffnet werden können, und den Besuch dieser Anstalten auch anderen Zöglingen als den dem Sprengel derselben angehörigen freigelassen. „Dürre und übelriechende Gebeine sind die Universitäten, so groß ist der Gestank, welcher von ihren verderblichen und ketzerischen Lehren ausgeht", haben die Jesuiten schon 1868 in der Civiltà catholica geschrieben, und da auch innerhalb des deutschen Episkopats die Universitätsbildung als ein Uebel gilt, so werden die Bischöfe nicht zögern, ihre künftigen Geistlichen von den Universitäten fern zu halten und sie aus allen Diöcesen auf die Seminare zu schicken, damit dieselben nicht von der sonst gemeinsamen deutschen Bildung der höheren Berufsstände berührt werden.

Das Verbot der Knabenseminare, d. h. der kirchlichen Anstalten, in welchen Knaben ihre Erziehung für den geistlichen Stand und die dem Gymnasial-Unterricht entsprechende allgemeine wissenschaftliche Vorbildung empfangen, haben die Novellen von 1886 und 1887 nicht berührt, wohl aber ist den Bischöfen die Befugniß gewährt worden, für Zöglinge, welche die Gymnasien, philosophisch-theologischen Lehranstalten (und Universitäten) besuchen, Convikte oder Pensionate zu errichten; und sie können daher durch massenhafte Entsendung der Zöglinge ihrer Convikte auf die katholischen Gymnasien es dahin bringen, daß nicht mehr das Gymnasium das Convikt, sondern das letztere das erstere beherrscht.

An den eben erwähnten Convikten, ebenso an den philosophisch-theologischen Lehranstalten, und an den für die praktische Vorbildung bestimmten Priesterseminarien müssen allerdings noch jetzt die Lehrer, Leiter oder Erzieher Deutsche sein. Ferner sind dem Cultusminister die Namen derselben mitzutheilen, auch die Statuten und Hausordnungen der Convikte und Priesterseminare einzureichen. Irgend einen Einfluß auf die Gestaltung dieser Ordnungen hat er indessen nicht, und wenn ihm auch weiter über die gedachten Anstalten ein allgemeines Aufsichtsrecht gesetzlich eingeräumt worden ist, so hat man doch ultramontanerseits bereits jedes staatliches Recht zur Revision derselben geleugnet. Daß endlich die deutsche Reichsangehörigkeit kein hinreichendes Schutzmittel für die staatlichen Interessen bietet, beweist die Erfahrung. Ist doch der ultra-

Digitized by Google

montane Deutsche vor Allem ultramontan und erst in allerletzter Linie auch deutsch.

Was die Besetzung der kirchlichen Aemter betrifft, so hatte die Verfassungsurkunde von 1850 dem Staate nur diejenigen Mitwirkungsrechte dabei belassen, welche auf speciellen Rechtstiteln, dem Patronat, oder auf Vereinbarungen mit der Curie, wie bei den bischöflichen Stühlen und gewissen Domherrnstellen, beruhten, ja die Bischöfe wurden von der Verwaltung nicht gehindert, ausländischen Geistlichen die Ausübung der Seelsorge zu gestatten, obgleich diese wenigstens stets daran festgehalten hat, daß Ausländer, welche in inländischen Kirchenämtern angestellt waren und ihre Naturalisation nicht nachgesucht hatten, zu jeder Zeit aus Preußen ausgewiesen werden konnten.

Jetzt wird für die Erlangung der Seelsorge-Aemter und für die Ausübung einer stellvertretenden Thätigkeit oder Hülfeleistung in denselben, sowie für die Verwaltung von bischöflichen Rechten oder eigentlich bischöflichen Funktionen in einem erledigten Bisthum die deutsche Reichsangehörigkeit gefordert. Der Staat hat ferner, wenn die Verwesung eines solchen übernommen oder ein eigentliches Pfarramt dauernd übertragen werden soll, ein Einspruchsrecht, falls die in Frage kommende Persönlichkeit aus einem auf Thatsachen beruhenden Grunde, welche dem bürgerlichen oder staatsbürgerlichen Gebiet angehört, für die Stelle nicht geeignet ist. Ganz abgesehen davon, daß es noch nicht einmal sicher feststeht, ob einem solchen Einspruch seitens der Bischöfe die Wirkung zugestanden wird, die fragliche Persönlichkeit von der Stelle auszuschließen, sind dem Staate, soweit es sich um die interimistische Verwaltung der Bisthümer handelt, die ihm früher zustehenden Zwangsmittel, die erwähnten Vorschriften zur Geltung zu bringen, durch die Novelle von 1887 genommen, und nur im Wege des administrativen Zwanges könnte er jetzt das Amtiren eines gesetzwidrig fungirenden Bisthumsverwesers verhindern.

Für die Pfarrämter hat das Einspruchsrecht nicht nur dadurch, daß jede genügende Schutzwehr gegen eine rein einseitig ultramontane Vorbildung des Klerus entfallen ist, seine Bedeutung verloren, sondern es erscheint auch deshalb so gut wie werthlos, weil die Novelle von 1887 den staatlichen Zwang zur dauernden Besetzung beseitigt und damit den Bischöfen die Möglichkeit freigelassen hat, zur Umgehung des Einspruchsrechtes die Stellen, wie dies schon früher wiederholt geschehen, durch Hülfspriester interimistisch verwalten zu lassen. Außerdem kann jeder Priester, mag es ihm auch an der vorgeschriebenen Vorbildung fehlen und mag er gleich Ausländer sein, ohne daß der Staat einzuschreiten berechtigt ist, Messe lesen und die Sakramente (namentlich die Beichte, das Abendmahl, die letzte Oelung) spenden, also die wesentlichen Funktionen des geistlichen Amtes vollziehen, d. h. die neue Gesetzgebung hat in ausreichender Weise dafür gesorgt, daß die wenigen Garantien, welche sie im staatlichen Interesse für die Besetzung der geistlichen Aemter und für die Hülfeleistung in diesen gewahrt hat, durch die Bischöfe umgangen werden können.

Ein Recht, Geistliche aus ihren Aemtern zu entfernen, wenn sie die auf ihre Amtsverrichtungen bezüglichen Staatsgesetze oder rechtsgiltigen obrigkeitlichen Anordnungen so schwer verletzen, daß ihr Verbleiben im Amte mit der öffentlichen Ordnung unverträglich erscheint, hatte erst die Maigesetzgebung von 1873 dem Staate in die Hand gegeben. Aufgehoben ist dieses Recht an sich nicht, aber in Folge der Beseitigung des Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten, welcher das Urtheil in diesen Sachen auszusprechen hatte, fehlt es ihm an jeder praktischen Bedeutung, vielmehr könnte nur die selten zur Anwendung kommende Vorschrift einmal praktische Bedeutung gewinnen, daß die Verurtheilung eines Geistlichen durch die gewöhnlichen Strafgerichte zu einer ehrmindernden Strafe für denselben die Unfähigkeit zur Ausübung des geistlichen Amtes und den Verlust des Amtseinkommens nach sich zieht.

Ueber die Handhabung der Disciplinargewalt durch die katholisch-geistlichen Gerichte über die Geistlichen hatte der Staat seit 1848 keine Controle mehr ausgeübt. Nach dem jetzt geltenden Rechte darf eine kirchliche Disciplinarstrafe, soweit sie in Geldstrafe besteht, nur in Höhe eines bestimmten Betrages (90 Mark) und soweit sie als Freiheitsstrafe verhängt wird, nur als Verweisung in eine Demeriten- (kirchliche Besserungs-) Anstalt auf drei Monate ausgesprochen werden. Der Verhängung dieser Strafen muß die Anhörung des Beschuldigten, und der Verhängung einer Entfernung oder einer Suspension vom Amte, falls damit eine Minderung, oder der Verlust des Amtseinkommens verbunden ist, ein geordnetes prozessualisches Verfahren vorangehen. Auch soll in allen diesen Fällen die Entscheidung schriftlich und mit Gründen abgefaßt werden. Indessen die staatlichen Controlen über die Beobachtung dieser Vorschriften sind beseitigt, insbesondere ist dem Staate das Recht genommen worden, die Cassation gesetzwidriger Disciplinarentscheidungen im öffentlichen Interesse herbeizuführen. Nicht minder hat die Novelle von 1886 dem einzelnen, von einer solchen Disciplinarentscheidung betroffenen Geistlichen, jedes näher geordnete Rechtsmittel durch die Aufhebung der Berufung an den kirchlichen Gerichtshof entzogen, und es bleibt ihm jetzt nur eine formlose Beschwerde an den Minister übrig, von welcher aber der thatsächlich der Macht seiner Oberen preisgegebene Geistliche selbstverständlich keinen Gebrauch zu machen wagt.

Ebensowenig wie die Geistlichen gegen die Ausübung der Disciplinargerichtsbarkeit einen geordneten staatlichen Schutz besaßen, bekümmerte sich der Staat als solcher seit 1848 um die Handhabung der Straf- und Zuchtgewalt gegen die katholischen Laien. Nach dem Landrechte sollte zwar die Kirchenzucht „niemals in Strafen an Leib, Ehre und Vermögen ausarten". Aber die Excommunication konnte ungehindert verhängt werden, weil hier der allgemeine strafrechtliche Schutz gegen Beleidigung insofern versagte, als dem sie verhängenden kirchlichen Oberen die Absicht der Beleidigung nicht nachzuweisen ist, und derselbe, weil er immer kraft seiner amtlichen Stellung dabei handelt, die Straffreiheit in Folge der Wahrnehmung berechtigter Interessen in Anspruch nehmen kann. Weiter hatte die Kirche die Freiheit auf die öffentlichen Wahlen durch ihre Straf- und Zuchtgewalt einzuwirken und ebensowenig war ihr die Ausübung derselben verwehrt, um Beamte und Privatpersonen von der Beobachtung der ihr nicht genehmen Gesetze und staatlichen Anordnungen abzuhalten oder sie für die Befolgung der letzteren zu bestrafen. Von dem Straf- und Zuchtmittelgesetz von 1873 hat die Novelle von 1887 nur eine sich im Wesentlichen mit dem Landrecht deckende Bestimmung aufrecht erhalten, alle besonderen Schranken aber, welche das Gesetz im Uebrigen gegen den Mißbrauch der geistlichen Amtsgewalt aufgerichtet hatte, hat es dagegen hinweggeräumt, und die Regierung hat die Beamten und Privaten auf den allgemeinen strafrechtlichen Schutz hingewiesen, trotzdem daß dieser praktisch völlig versagt.

Die Orden und die ordensähnlichen Congregationen hatten sich seit 1850 in Preußen vollkommen frei entwickeln können. Abgesehen von den noch jetzt ausgeschlossenen Jesuiten, Redemptoristen, Priestern vom heiligen Geiste und den Schwestern vom heiligen Herzen Jesu, deren Gesammtzahl 1872 zwischen 600—700 betrug, besaßen sie nach den 1872 und 1873 gemachten Erhebungen 914 Niederlassungen und Stationen mit einem Personalbestande von 8795 Mitgliedern (darunter 7763 in den weiblichen Genossenschaften). Das Gesetz von 1875 hatte bloß die krankenpflegenden Genossenschaften unter Beschränkung auf die damals vorhandenen Niederlassungen bestehen lassen. Seit der ersten kirchenpolitischen Novelle von 1880 war ihnen aber die Möglichkeit gewährt, neue Niederlassungen zu errichten und mit widerruflicher Gestattung des Ministers des Innern und des Cultusministers ihre Thätigkeit auch auf andere christliche Liebeswerke auszudehnen. Die Novelle von 1887 hat faktisch die Regel, daß die geistlichen Genossenschaften vom Boden der preußischen Monarchie ausgeschlossen sind, zur Ausnahme gemacht. Nach derselben ist allen früher betheiligten Genossenschaften allgemein durch Gesetz, mit Ausnahme derjenigen, welche sich dem Elementarunterrichte der schulpflichtigen Jugend widmen, die Rückkehr gestattet wor-

Digitized by Google

den. Selbst diejenigen, deren Thätigkeit im Unterricht und in der Erziehung der weiblichen Jugend in höheren Mädchenschulen und gleichartigen Erziehungsanstalten besteht, welche also zugleich den schulpflichtigen Mädchen der vermögenderen Classen als Vorbereitung für den höheren Unterricht den Elementarunterricht geben, hat man nicht einmal fern gehalten. Zur Errichtung jeder Niederlassung bedarf es allerdings noch der Genehmigung der aufsichtführenden Minister, es können ferner die Niederlassungen jeder Zeit durch königliche Verordnung wieder aufgelöst werden, und sie stehen unter der Aufsicht der erwähnten Minister. Aber diese letztere ist gesetzlich nicht näher geregelt und wenn sich die Minister neuerdings berechtigt erachtet haben, trotz der gesetzlichen Vorschrift, daß ihre Genehmigung zur Aufnahme neuer Mitglieder erforderlich ist, von dieser ein für alle Mal bei volljährigen und reichsangehörigen Personen abzusehen und sich mit jährlichen Personalausweisen der einzelnen Niederlassungen zu begnügen, so wird eine so lax gehandhabte Aufsicht weder einer übermäßigen Vermehrung der Genossenschaften, noch einer gefährlichen Entwickelung und Thätigkeit derselben ein Hinderniß zu bieten vermögen. Was in Zukunft zu erwarten steht, läßt sich danach ermessen, daß die im Jahre 1875 mit 615 Niederlassungen und über 5000 Mitgliedern bestehen gebliebenen Niederlassungen sich trotzdem, daß zur Zulassung die ministerielle Genehmigung nothwendig war, nach der Mittheilung des Cultusministers in der Herrenhaus-Commission bereits vor der diesjährigen Novelle auf 792 Niederlassungen und auf über 7000 Mitglieder vermehrt hatten, also die ersteren bloß um 120, die letzteren nur um etwa 1500 hinter dem Bestande der Erhebung von 1872 und 1873 zurückgeblieben sind.

Fürst v. Bismarck hat Recht, daß die katholische Kirche noch heute gewissen Beschränkungen unterliegt, von welchen sie bis 1873 frei gewesen ist. Aber er hat nicht beachtet, daß diese bloß auf dem Papiere stehen, daß die neue Gesetzgebung meistens Hinterthüren, sie zu umgehen, eingerichtet, und dem Staat die starken Machtmittel, welche ihm die früheren Gesetze zur Durchführung seiner Rechte geschaffen, aus der Hand geschlagen hat. Ungehindert, wie seit dem Jahre 1848, kann der Ultramontanismus wieder von Neuem vordringen und sich dabei über die Gesetze, welche er nach der canonischen Lehre als Beschränkungen der katholischen Freiheit für nichtig erachtet, hinwegsetzen. Praktisch ist also der frühere Zustand, welchen einst die Ultramontanen anderer Staaten als Vorbild und Muster hinzustellen pflegten, im Wesentlichen wieder hergestellt.

Und war dieser Zustand ein normaler? Fürst von Bismarck hat selbst erklärt, er sei seinerseits in den Culturkampf durch die Stellungnahme des Centrums, welches sofort nach der Gründung des Reiches die Zurückeroberung Roms und die Uebertragung der preußischen Verfassungsartikel über die Stellung der katholischen Kirche in die deutsche Verfassung gefordert habe, verwickelt worden. Aber gerade der geschilderte Zustand hat es dem Ultramontanismus seit 1848 möglich gemacht, sich in umfassendstem Maße auszudehnen und zu stärken, sowie sich in der Geistlichkeit und in den Mitgliedern der Orden und Congregationen ein beträchtliches und gehorsames Hülfsheer heranzubilden. Er hat das Centrum erzeugt und es zu seinen hochgespannten Forderungen an den deutschen Kaiser ermuthigt. Und hat der Ultramontanismus gar keinen Antheil daran gehabt, daß Deutschland 1870 in die Lage gebracht worden ist, die große Aufgabe seiner Einigung vollziehen zu müssen, wenn es nicht zur politischen Bedeutungslosigkeit herabsinken wollte? Fürst v. Bismarck und Deutschland unter seiner Führung haben jene Aufgaben gelöst, aber nicht weil der damalige Zustand normal gewesen ist, sondern trotzdem, daß der aus diesem hervorgewachsene Ultramontanismus ein anderes Ergebniß erwartete und erzielen wollte, und der Reichskanzler selbst ist bald nachher der vom Centrum versuchten Beglückung des ganzen deutschen Reiches mit diesem angeblich normalen preußischen Zustand entgegen getreten.

Seit dem Jahre 1878 hat freilich ein anscheinend friedliebender Papst den Stuhl Petri bestiegen und sich bereit gezeigt, den Kampf zu beenden. Zuerst ist die preußische Regierung 1880 mit einzelnen, langsamen Schritten, seit dem vorigen Jahre in schnellerer Bewegung seinem Friedensbedürfniß entgegengekommen. Die parlamentarischen Verhandlungen sind von seinem nicht officiellen Nuntius, dem Bischof von Fulda, im Sinne des Friedens beeinflußt worden, und wie man schon 1886 den Frieden geschlossen zu haben glaubte, so denkt man jetzt wieder, daß der ersehnte Frieden endlich gekommen ist. Hat doch der friedliebende Papst selbst das Centrum veranlaßt, für das diesjährige Gesetz zu stimmen. Leider hat aber dieser friedliebende Papst zugleich dabei erklärt, daß das Gesetz „den Zugang zu dem so lange und mühsam angestrebten Frieden eröffnet". Derselbe Papst hat früher die sogen. Reformation als die Quelle aller Revolutionen und die unseligen Lehren des Communismus, Socialismus und Nihilismus, die evangelischen Schulen in Rom als die Stätten, in denen die Kinder mit abscheulichen Irrlehren getränkt würden, bezeichnet, sowie als Norm für den Unterricht der katholischen Geistlichen und als geistiges Heilmittel gegen die das Volk wohl verderbenden wahnwitzigen Irrthümer des Protestantismus das theologisch-philosophische System des großen mittelalterlichen Scholastikers Thomas von Aquino proklamirt. Er ist der Vertreter jener Institution, welche sich zur Oberherrschaft über die Staaten berufen hält und von diesen die Freiheit fordert, um in aggressivem Vorgehen jede andere Freiheit, die des Staates und der übrigen Religionsparteien zu unterdrücken. Kann das Friedensbedürfniß seitens eines solchen Papstes anders, als in dem Sinne empfunden sein, daß es der Kirche vorläufig vortheilhafter ist, die ihr jetzt gewährten Rechte, nach der Ausdrucksweise des Bischofs von Fulda, wieder an sich zu nehmen, anstatt den Kampf durch Ablehnen der staatlichen Anerbietungen fortdauern zu lassen? Der Zukunft und dem Non possumus der Curie wird durch die Eröffnung des Zuganges zum Frieden, d. h. durch das herkömmliche Toleriren der Curie, nichts vergeben. Aber der preußische Staat hat den einzigen Standpunkt, vor welchem Papst und Ultramontanismus zurückweichen, das zähe und nachhaltige Festhalten an dem staatlichen Non possumus aufgegeben, die Waffen nicht auf dem Fechtboden niedergelegt, sondern zerbrochen, und dem Feind eine Reihe der wichtigsten Positionen überlassen, nicht wie 1848 und 1850 im Wege der veränderlichen Ministerialpraxis, sondern dadurch, daß er gesetzlich jenen früheren Zustand wieder hergestellt und festgelegt hat. Ja, der Staat hat selbst die päpstliche Intervention in politischen Fragen zur Einwirkung auf das Centrum herbeigeführt. Und doch wird kein Papst diese treffliche irreguläre Hülfstruppe fallen lassen oder gar selbst vernichten. Wenn die Folgen der gegenwärtigen Kirchenpolitik zum Schaden des Staates und des Protestantismus sich äußern werden, wenn der Staat gegenüber der still fortgehenden Minirarbeit des Ultramontanismus sich wieder neue Schutzwehren bauen müssen wird, dann wird er in der wenig beneidenswerthen Lage sein, erst die gesetzlichen Fesseln, welche er sich selbst angelegt hat, wieder auf dem gesetzlichen Wege lösen zu müssen. Das Centrum wird er dabei als Gegner wieder auf dem Kampfplatze finden, und die Curie wird eingedenk dessen, daß ihr von einem Fürsten v. Bismarck, welcher sich der französischen, englischen und russischen Diplomatie weit überlegen gezeigt hat, die wichtigsten, von ihr geforderten Positionen eingeräumt worden sind, siegesgewiß den Kampf noch mehr verschärfen, als diesmal, in der festen Hoffnung, daß der Ausgang nicht minder so günstig, wie jetzt, ausfallen könne.

Im Jahre 1687, gerade vor zweihundert Jahren, hat ein Mann, kein Professor, wie die Abgeordneten Beseler und Gneist, ein Mann, welcher dem Fürsten v. Bismarck an staatsmännischer Begabung nicht nachgestanden und, wie dieser, die volle Verantwortlichkeit für das Wohl und Wehe seines Staates getragen hat, die Worte geschrieben: „daß die wahrhafte Eigenschaft und Charakter der römisch-katholischen Religion sei ... den Meister zu spielen und nachgehends alle, die sie als Ketzer qualificiren, ... ohne Unterschied zu verfolgen ... solches ... wird ... an allen Orten ... durch evidente und unleugbare Proben bestärket, dergestalt, daß diejenigen, welche sie

Digitized by Google

anfangs zu caressiren geschienen, anders nichts als des Ulysses Beneficium, so ihme vom Polyphemo offeriret ward, nämlich der letztere gefressen zu werden, davon tragen." Es war Friedrich Wilhelm I. von Brandenburg, der große Kurfürst. Würde er seine Kirchenpolitik auf die Friedensliebe eines Papstes, selbst wenn er Leo XIII. geheißen hätte, aufgebaut haben? Und würde er, als er diese Zeilen schrieb, daran geglaubt haben, daß nach 200 Jahren von der Mark Brandenburg aus nach Rom das für die Curie ermuthigende Wort herüberklingen würde, daß es heute in dem von ihm zusammengefügten Staate auf die Gefühle und Anschauungen der Protestanten, für deren Interessen überall kraftvoll eingetreten zu sein, nicht einen seiner geringsten Ruhmestitel bildet, bei der preußischen Kirchenpolitik nicht mehr ankomme.

Zur neuesten Choleraliteratur.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

Beneidenswerth ist der Mann, in dessen Geiste nicht „der Zweifel wie ein böser Wolf am Wege lauert und die Lämmer, die guten Gedanken, würgt!" Glücklich preise ich darum Herrn Dr. Otto Riedel, Verfasser von: „Die Cholera, Entstehung, Wesen und Verhütung derselben" (Berlin 1887 bei Enslin). Da steht die Theorie felsenfest, vom Granitwall der Autorität umgürtet und bietet den Gegnern Trutz: wo Kommabacille, da Cholera; wo keine Kommabacille, da keine Cholera!

„Wir kennen das Lied, wir kennen den Text"; das ist der Triumphgesang der neuen bacteriologischen Schule, der Triumphgesang nach dem Siege über die ältere pathologisch-anatomische Richtung der Medicin. Und in der That, mit einer Reihe glänzender Entdeckungen vollzieht sich unter unseren Augen ein gewaltiger Fortschritt in der medicinischen Wissenschaft: die Lehre von der Entstehung der Krankheiten, die Aetiologie, ist die Grundlage unserer ärztlichen Anschauung geworden an Stelle der Lehre von dem anatomischen Befunde, den Gewebsveränderungen, welche die Krankheit mit sich brachte. Die neue ätiologische Schule erforscht also das Werden der Krankheit, die ältere pathologisch-anatomische Richtung der Forschung wandte sich dem Studium des Gewordenen zu und versuchte auf deductivem Wege aus dem Wie das Wodurch abzuleiten. So erfreulich es nun ist, daß auch die Medicin sich der inductiven Methode der Forschung zuwendet, welche die verwandten Naturwissenschaften zu ihren schönsten Erfolgen geführt hat, so bewundernd wir zu Robert Koch, dem genialen Bahnbrecher auf neuen Pfaden, emporsehen, — ein so schroffes, einseitig-exclusives Hervorheben der bacteriologischen Diagnose allein, wie es Riedel in seiner Monographie uns vorführt, kann in uns nicht die Resonnanz finden, welche dem energischen Anschlage entspräche. Denn es läßt sich nicht wegdisputiren, daß in Fällen, wo Kommabacillen sicher constatirt wurden, die Erkrankungen dem klinischen Bilde der asiatischen Cholera nicht entsprachen! Dies war bei jener für die Theorie so unbequemen kleinen Epidemie von Gonsenheim und Finthen bei Mainz und wie es scheint auch kürzlich in Pest der Fall. Hier kamen bacteriologische und klinische Diagnose in die fatale Lage sich nicht zu decken und in beiden Fällen wurde die positive Diagnose der Bacillenexperten von den beobachtenden Praktikern nicht acceptirt, welche betonten, daß eine Diagnose nur dann unanfechtbar sei, wenn sie dem Gesammtbefunde gerecht werde und nicht nur einem vereinzelten Ergebniß der Untersuchung. Eine solche Einseitigkeit sei eben nicht echt wissenschaftlich, etwa wie wenn man nach dem Auswurfe allein die Diagnose einer Lungenkrankheit stellen wolle. Jedenfalls kann man diese Fälle nicht ohne Weiteres und ohne auf die abweichenden Meinungen der Gegner einzugehen, als sichere Fälle von asiatischer Cholera registriren, wie dies Riedel thut, mit derselben Leichtigkeit, mit welcher er über die doch immerhin eigenthümliche Thatsache hinweggeht, daß Kommabacillen mit gleichen oder doch sehr ähnlichen morphologischen und biologischen Eigenschaften wie die Cholerabacillen in Canaljauche, altem Käse und auch in der menschlichen Mundhöhle und im Darme gefunden wurden. So ohne Debatte von der Hand zu weisen ist der Gedanke keineswegs, daß diese auf der untersten Stufe der Lebewesen stehenden Organismen in ihren morphologischen und biologischen Erscheinungen denn doch nicht immer jene Constanz zeigen möchten, welche die neue Schule berechtigte, sie als specifische Arten zu beschreiben und abzubilden. Wäre es nicht möglich, daß das Gesetz von der Veränderlichkeit der Arten auch auf die Mikroorganismen mehr Einfluß habe, als man bisher angenommen? Wenn man sieht, wie unendlich abhängig die äußere Form und die Lebenserscheinungen der Mikroben von der Zusammensetzung, der Concentration ihres Nährmaterials, von Sauerstoff und Licht, von ihrer Concurrenz unter einander, kurz von den verschiedensten äußeren Factoren sind; wie schnell z. B. durch Veränderung des umgebenden Mediums aus kleinen Kugeln lange Fäden und aus spiraligen Gewinden runde Klümpchen werden; wie je nach Sauerstoffentziehung und Zutritt oder nach Temperaturschwankungen wirbelnde Beweglichkeit oder träge Ruhe eintritt; wenn man diese erstaunliche Inconstanz vor sich hat, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß wohl auch einmal eine derartige Abänderung durch Anpassung an eine Veränderung des umgebenden Mediums oder durch andere sich bisher unserer Beobachtung entziehende Vorgänge aus harmlosen Bacillen gefährliche Krankheitserreger gemacht haben könne. Ist es nicht Hans Buchner geglückt, durch allmähliche Veränderung der Lebensbedingungen aus dem unschuldigen Bacillus subtilis des Heuaufgusses Spirillen zu erziehen, welche an Gestalt und Wirkung den gefürchteten Erzeugern des Milzbrandes sehr ähnelten? Gelingt es nicht umgekehrt durch Züchtung in ungewohnten Nährlösungen gefährliche Krankheitserreger so abzuschwächen, daß diese neuen modificirten Organismen in ihren Wirkungen nur noch schwach an ihre Voreltern erinnern? Wo bleibt da die specifische Constanz der Art? Einmal jedenfalls — und das wird selbst ein so entschiedener, fest in sich abgeschlossener Vertreter der Specificität der Cholerabacillen, wie Riedel, nicht leugnen können —, einmal und an einem Orte muß doch wohl der Cholerabacillus sich aus anderen Arten heraus entwickelt haben, und zwar dort, wo die Cholera endemisch ist, also wo sie nicht durch Uebertragung der Keime von auswärts entsteht, herrscht und wieder verschwindet, sondern wo sie Jahr aus Jahr ein regiert und von wo aus sie nachweislich durch den menschlichen Verkehr immer wieder verschleppt wird. Endemisch ist aber die Cholera bekanntlich in dem Delta zwischen Ganges und Bramaputra. Hier muß also zu einer Zeit, welche vielleicht gar nicht so weit zurückliegt (denn erst im Jahre 1817 kam die bis dahin dort unbekannte Cholera nach Calcutta), der Cholerabacillus mit seinen specifischen Eigenschaften durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände, etwa hygienische oder sociale Mißstände, aus ähnlichen Organismen harmloserer Natur sich herausentwickelt haben und dann als specifischer Krankheitserreger aufgetreten sein. Wo sollte sonst der Cholerabacillus in seiner Heimath herkommen? Daß er als solcher von Anbeginn der Welt an aus dem Nichts erschaffen wurde, glaubt doch wohl selbst Riedel nicht!

Wenn ich nicht fürchten müßte, arg ketzerische Gedanken auszusprechen und am Ende als Anhänger der ganz antiquirten autochthonistischen Choleratheorie verschrien zu werden, einer Theorie, welche eben die Entstehung der Cholerakeime dort, wo die Krankheit gerade herrscht, annimmt und welche merkwürdigerweise ihre Hauptanhänger ebenda, wo die Cholera endemisch ist, also in Indien, hat; wenn ich, wie gesagt, nicht fürchten müßte, von der siegreichen contagionistischen Schule, nach welcher die Cholera stets nur durch Uebertragung und Einschleppung entsteht, als Reactionär und Rückschrittler angesehen zu werden, so möchte ich fragen: Könnte denn nicht auch bei uns unter bestimmten Verhältnissen sich der Cholerabacillus aus verwandten harmloseren Arten herausentwickeln, z. B. etwa aus dem neuerdings beschriebenen Bacillus unserer

Digitized by Google

einheimischen Sommer-Brechdurchfälle? Die Epidemie von Gonsenheim und Finthen mit ihren eigenthümlichen, zweideutigen Befunden wäre vielleicht für eine Entstehung an Ort und Stelle zu verwerthen, umsomehr, da hier eine Einschleppung von auswärts nicht ohne Zwang zur Erklärung beizuziehen war. In anderen Fällen freilich ließ sich Einschleppung mit Gewißheit constatiren und mag diese Entstehungsart wohl die allgemeinere sein, wenngleich auch hier, wie beim Typhus, die Möglichkeit einer Entstehung an Ort und Stelle (autochthon) noch lange nicht über jeden Zweifel erhaben und ausgeschlossen ist. Ueber alle diese doch immerhin zum Nachdenken anregenden Fragen gleitet Riedel mit beneidenswerther Sicherheit hinweg; mit größter Bestimmtheit wendet er sich gegen die „Concurrenzbacillen", gegen die von Finkler und Prior als Choleracontagium beschriebenen Darmbacillen und die von Emmerich und Buchner im Cholerablut der Neapler Epidemie gefundenen sog. „Neapler Bacillen". Letztere werden in drei Worten abgethan: „die bacteriologische Technik der Versuche sei nicht einwandfrei". Warum? wird nicht gesagt. Erstere werden etwas ausführlicher bedacht, doch werden auch sie verworfen wegen einiger kleiner Unterschiede: etwas gedrungener Bau, etwas breiterer Verflüssigungstrichter in der Nährgelatine des Reagensgläschens, Unterschiede, welche nach den beigegebenen Abbildungen allerdings nicht zu verkennen sind. Ob aber diese Verhältnisse immer so constant bleiben und ob nicht Uebergänge möglich sind, darüber erfahren wir nichts, und doch haben selbst Bacteriologen wiederholt davor gewarnt, auf kleinere morphologische Unterschiede zu viel Werth zu legen. In seinem Bestreben, uns von der Specificität der Koch'schen Bacillen zu überzeugen, zieht Riedel sogar eine ganz vereinzelt dastehende Beobachtung, eine durchaus nicht allgemein anerkannte von Bujwid in Warschau behauptete chemische Reaction der Cholerabacillen als Beweismittel bei. Es soll nämlich in einer zehn Stunden alten Cultur von Cholerabacillen in peptonhaltiger Bouillon auf Zusatz von 5—10% Schwefel-, Salz- oder Salpetersäure eine schwach rosa-violette Färbung entstehen, während die Finkler-Prior'schen „Concurrenzbacillen" eine mehr bräunliche Reaction geben. Diese sehr zweifelhafte Reaction — und Jeder, der in diesem Gebiete arbeitet, weiß, wie unsicher und schwankend die chemischen Reactionen der Eiweißkörper und besonders der lebenden sind, man frage einmal unsere gerichtlichen Chemiker — diese, falls sie thatsächlich constant vorhanden, doch in ihrer Deutung noch ganz unklare und unerforschte Farbenreaction erscheint Riedel bereits als genügend beweiskräftig, um darauf „eine frühzeitige Differentialdiagnose" zu gründen (S. 29)! Hier muß man aber doch den bacteriologischen Enthusiasten etwas zur Vorsicht mahnen und ihn darauf aufmerksam machen, daß zur Diagnose „asiatische Cholera" denn doch mehr gehört, als eine chemische Reaction im Reagensgläschen und daß ein derartiger einseitiger Doctrinarismus zu Conflicten mit dem Gros der klinischen Experten führt, wie sie Gaffky kürzlich in Gonsenheim und Finthen und Professor Schnitzlauer neuerdings in Pest erlebte. Wenn das Krankheitsbild und der anatomische Leichenbefund nicht stimmen, wegen einer Farbenreaction unklarer Natur wird kein Kliniker es wagen, das in seinen socialen Consequenzen so schwerwiegende Wort „Cholera" auszusprechen! Zur kühnen Sicherheit unseres begeisterten Bacillenapostels kann sich ja leider noch so mancher mit dem Ballast älterer Anschauung beschwerte Schwächling nicht aufschwingen!

Uebrigens ist da im Eifer dem Collegen Riedel ein kleines Malheur passirt. Auf Seite 29 will er mit Hülfe besagter Farbenreaction, welche er ausdrücklich allein für die Koch'schen Bacillen reclamirt, die frühzeitige Differentialdiagnose stellen; er würde also auf diese Reaction hin einen Fall, dessen Erscheinungen noch nicht charakteristisch genug sind, um ihn als asiatische Cholera anzusprechen, für solche mit Sicherheit und gesetzten Falls officiell in seiner Eigenschaft als vom Reichsgesundheitsamt entsendeter Experte ad hoc erklären und sofort die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln anordnen. Auf S. 31 aber läßt zu unserem Erstaunen Riedel ganz unvermittelt, nachdem er eben von Infectionen durch schmutzige Wäsche gesprochen hat, plötzlich die Bacillen als die directen Krankheitserreger fallen und schreibt: „Die toxische (giftige) Wirkung der von den Cholerabacillen hervorgebrachten Stoffwechselproducte darf als die Hauptursache der Allgemeinerscheinungen aufgefaßt werden, welche die ihrem Sitze nach auf den Darm beschränkten Bacillen an dem von der Cholera befallenen menschlichen oder thierischen Organismus hervorbringen," und führt dann weiter die beweiskräftigen Experimente von Nicati, Rietsch und van Ermengem an, wonach schon die Einführung von vier Kubikcentimetern einer Bacillencultur, in welcher die Bacillen selbst aber durch Erhitzen völlig getödtet und mittelst Filtration durch ein Thonfilter vollständig ausgeschieden waren, nach kurzer Zeit die Versuchsthiere unter den Erscheinungen schwerer Cholera tödtete. Ja, wenn sich aber die Sache so verhält, wenn es also zum Mindesten gesagt sehr zweifelhaft ist, ob die Bacillen oder die durch ihren Lebensproceß erzeugten hypothetischen „Stoffwechselproducte" die wirklichen, endgiltigen Krankheitserzeuger sind, — wie steht es denn da mit der für die Diagnose angeblich allein schon entscheidenden rosa-violetten Farbenreaction? Ist denn nun diese Reaction eine Reaction der Bacillen oder eine solche ihrer „Stoffwechselproducte"? Wenn Ersteres der Fall, so wäre damit ja allerdings die Gegenwart der Bacillen constatirt. Ist denn aber diese allein genügend, um Cholera zu erzeugen, gehören dazu nicht vielmehr, wie wir eben gehört haben, jene Stoffwechselproducte? Nun kann man sich doch sehr gut einen Fall denken, in welchem die Bacillen vorhanden sind, aber aus irgend welchen Gründen jene Stoffwechselproducte in qualitativer und quantitativer Hinsicht nicht nach der Schablone produciren. Dann kann es aber auch nicht zur Cholera kommen und die aus der Gegenwart der Bacillen abgeleitete frühzeitige Diagnose dürfte sich nicht bewähren. Oder zweitens: die rosa-violette Reaction ist die Reaction jener Stoffwechselproducte. Nun, dann sind wiederum sehr wohl Möglichkeiten vorhanden, daß trotz der Gegenwart der giftigen Substanzen dieselben ihre Giftigkeit nicht entfalten können, indem die Organismuszellen des befallenen Individuums die, vielleicht seltene, Fähigkeit besitzen, ihrer Feinde Herr zu werden und dieselben unschädlich zu machen. Also auch in diesem Falle käme es nicht zum Ausbruch der Cholera und die frühzeitige Diagnose würde sich kaum bewahrheiten. Ueberhaupt, wenn die neueste Choleratheorie auch schließlich wie die alte Schule wieder auf ein unbekanntes „Gift" als letzte definitive Ursache herauskommt, so brauchte wahrlich Riedel nicht so überlegen zu spötteln über die ältere Pettenkofer'sche localistische Theorie „mit dem unbekannten Cholerakeim x, der unbekannten örtlichen und zeitlichen Disposition y, welche beide zusammen das unbekannte Choleragift z entstehen lassen," um so weniger, da schließlich Riedel auf Seite 60 ebenfalls eine „zeitliche und örtliche Disposition" für seine, resp. Koch's „verbessert-contagionistische" Theorie heranzuziehen sich genöthigt sieht.

Riedel freilich in seiner unerschütterlichen Sicherheit erkennt kein x an. Auf Seite 32 unten tauchen die „Stoffwechselproducte als specifische Ursache" auf; oben auf Seite 33 hat er schon die Uebelthäter entdeckt — und schon einen Namen dafür. Natürlich ein Ptomaïn!

Wenn man nicht weiß woher und wohin
Ist's allemal ein Ptomaïn!

Villiers hat es aus Choleraleichen dargestellt und in diese war es durch den Stoffwechsel der Bacillen gekommen. So ist es, und so muß es sein; auf sechs und einer halben Zeile wird diese Sache brevi manu erledigt. Andere Leute sagen freilich, die Ptomaïne seien Fäulnißkörper und so sei auch dieses „Choleraptomaïn" ein Fäulnißproduct gleich jenen Ptomaïnen, welche als sogenannte „Wurst-, Käse- oder Fischgifte" gelegentlich rapid tödtlich verlaufende, choleraähnliche Vergiftungen verursachen, in den letzten Capiteln gerichtlich medicinischer und chemischer Handbücher aber meist ziemlich stiefmütterlich behandelt werden, da Niemand so recht weiß, wie er mit ihnen dran ist.

Digitized by Google

Und so glaube ich, daß die Bacteriologen mit dem Hereinziehen der Chemie einstweilen noch kein rechtes Glück haben werden. Sicher sind das Fragen, welche die Arbeit der Forscher in den nächsten zehn bis zwanzig Jahren in Anspruch nehmen werden, keineswegs aber bereits absolut sicher dastehende, wissenschaftlich unanfechtbare Beantwortung gefunden haben, wie Riedel uns dies glauben machen will. Ueberhaupt bleibt einstweilen die Bacteriologie die Antwort auf manche hochwichtige Frage schuldig. Wie erklärt sich der auffallende Widerspruch zwischen der Schwere der Allgemeinerscheinungen bei einer mikro-parasitären Infectionskrankheit und dem Umstande, daß die winzigen Krankheitserreger oft, wie z. B. bei der Cholera, auf den unteren Abschnitt des Dünndarms, auf ein ganz bestimmtes, verhältnißmäßig kleines Gebiet des kranken Körpers beschränkt sind? Hier weiß sich die Bacteriologie nicht anders zu helfen, sie muß zur Lösung dieses Widerspruchs ein x herbeiziehen, jene „giftigen Stoffwechselproducte", welche noch Niemand gesehen hat und welche lebhaft an den Sündenbock der alten medicinischen Schule, die „Materia peccans" erinnern. Bacterien und Bacillen finden sich ja in allen Theilen des menschlichen Körpers in Unzahl und haben doch auch ihren Stoffwechsel, ohne je Schaden anzurichten.

Da ist ferner eine Frage, welche sich dem kritisch angelegten, nicht von vornherein schon enthusiasmirten Arzte aufdrängt: Steht es denn wirklich so über allen Zweifel, über alle Debatte erhaben fest, daß die Mikroben die alleinigen und wirklichen Krankheitsursachen, daß, kurz gesagt, die acuten Infectionskrankheiten überhaupt mikro-parasitäre Infectionskrankheiten sind? Es muß den unbefangen Beobachtenden stutzig machen, daß während bis vor Kurzem mit größter Bestimmtheit die Bacillen, und nur diese allein, als Krankheitserreger erklärt wurden, neuerdings jene supponirten „Stoffwechselproducte" so unter der Hand die Bacillen völlig in's Hintertreffen gedrängt haben. Es gelingt nicht immer, die Bacillen von ihren Nährflüssigkeiten zu trennen und so experimentell der Frage näher zu treten; wo dies aber geschehen ist, wie z. B. bei den Cholerabacillen, gelang es, den Beweis zu erbringen, daß auch von Bacillen völlig freie Nährlösungen nach Einführung in den Thierkörper Cholera erzeugten. Ueberträgt man nun diese Verhältnisse vom Reagensglas auf den lebenden Organismus, so liegt nichts näher als die Frage: was ist jetzt primär, was secundär? Sind das Primäre die Bacillen, welche durch ihren Stoffwechsel in den thierischen Säften Zersetzungen einleiten, deren Endproducte jene die Krankheitserscheinungen verursachenden „Gifte" sind? So lehren die Bacteriologen. Es hat aber noch Niemand den Gegenbeweis erbracht, daß sich die Sache nicht auch umgekehrt verhalten könnte. Nehmen wir an, es träte in einem Organismus durch irgend welche äußere Ursachen, durch irgend welche Störung des Chemismus veranlaßt der Fall ein, daß sich jene „giftigen Stoffwechselproducte", welche ja schließlich auch nichts Anderes sind als Spaltungsproducte von Eiweißkörpern, wie sie der Organismus in anderer Gruppirung stets producirt, spontan bildeten. Diese abnormen und schädlichen Spaltungsproducte schädigen den erzeugenden Organismus und verursachen ein Krankheitsbild durch eine Art von Auto-Intoxication (Selbstvergiftung), ähnlich etwa wie der abnorm im Körper gebildete Zucker das Krankheitsbild der Zuckerruhr (Diabetes mellitus) erzeugt. Nebenbei aber bieten diese krankhaften Zerfallsproducte des Organ-Eiweißes den überall gegenwärtigen Mikroben reichliche Nahrung, sei es nur für jene eine Art, welche stets bei einem bestimmten Krankheitsbilde gefunden wird, sei es, indem andere Arten sich durch die üppige Ernährung erst zu den sogenannten specifischen Arten modificiren. Entnimmt man nun aus dem erkrankten Körper Bacillen zu Reinculturen, so wird man stets von jenen giftigen Zerfallsproducten mit entnehmen und so die Neigung zu abnormer Zersetzung in die Nährlösung mit übertragen, wodurch dann wieder mit Erfolg weiter geimpft werden kann. So könnten also auch die Mikroben etwas Secundäres, unter Umständen sogar ein nebensächlicher Befund sein und ihre üppige Vermehrung wäre nur der Gradmesser für die toxische Qualität ihres Nährbodens. Sie wären also nicht das Wesentliche, ebensowenig wie die Temperaturerhöhung das Wesentliche des Fiebers ist. — Ich halte übrigens die erstere Auffassung für die wahrscheinlichere, doch ist, wie gesagt, ein Gegenbeweis zu Ungunsten der zweiten Möglichkeit noch nicht erbracht. —

Und so möchten wir denn im eigenen Interesse der noch im Flusse befindlichen, unter so glänzenden Auspicien emporsteigenden bacteriologischen Theorie den jüngeren Heißspornen auf diesem Gebiete ein bischen weniger apodiktische Sicherheit und ein wenig mehr kritische kühle Reflexion anempfehlen. „Pas trop de zèle", dies war die Empfindung, mit welcher wir Riedel's Schrift bei Seite legten, aus welcher übrigens Jeder, der die Protokolle der Choleraconferenzen nicht gelesen hat, viel Neues und Interessantes entnehmen kann.

Literatur und Kunst.

Witz und Humor.

Von Gustav Kleinert-Iserlohn.

Es ist in der letzten Zeit sowohl in Zeitungen wie in Zeitschriften viel auf den Witz und die Vertreter des Witzes herumgetrommelt worden. Der Witz wird auf Kosten des Humors so sehr heruntergemacht, und dieser letztere derartig in den Himmel gehoben, daß Jemand, der über etlichen Witz zu verfügen glaubt, Angst und Bange bekommt über das problematische Danaergeschenk, das ihm die Natur in einem malitiösen Augenblick zu schenken die Ungnade gehabt hat. Es ist allerdings richtig, daß man den Witz kaum definiren kann, ohne mehr oder weniger nuancirte Begriffe von Boshaftigkeit, Malice oder gar Schlechtigkeit dabei zu verwenden. Ich gebe das zu, aber die Humorenthusiasten brauchen mir deshalb noch nicht mit der Königin Anna in Richard dem Dritten zuzurufen: „Zugibst du's Igel". Denn bei solchen Redewendungen kann man sich doch wenigstens etwas denken. Aber bei vielen Worten, mit denen bei der Definition des Humors trefflich gestritten wird, läßt sich häufig sehr wenig denken. Es ist so viel unklar-mystische Gefühlsduselei dabei, die man uns aber so häufig vorgepredigt hat, daß ein einigermaßen nachgiebiger Mensch wohl schließlich daran glauben muß. Was heißt, um gleich die allerbekannteste Definition herauszugreifen, z. B. „Lächeln unter Thränen"? Das klingt so anheimelnd, so bescheiden, so weise und widerspruchsvoll-vielsagend. Aber was man sich eigentlich unter einem „Lächeln unter Thränen" denkt, ich gestehe meine Beschränktheit ein, ich weiß es nicht. „Die Lieblosigkeit erzeugt den Witz, das Mißvergnügen die Ironie, der Unwille die Satire, das Weh den Humor". Daß man bei dem Witz so ein bischen Lieblosigkeit mit in den Kauf nehmen muß, wo es mit der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bei uns wie überall noch nicht weit her ist und auch Macaulay zugibt: that there is no possibility of being witty without a little ill-nature, habe ich bereits feierlich anerkannt. Die Erläuterung von Ironie und Satire wollen wir vorläufig gelten lassen. Was heißt aber: das Weh erzeugt den Humor? „Das Weh", ein eigenthümliches Ding, welches bei seiner rein passiven Natur mit einem Male activ wird und etwas erzeugt. „Das Weh den Humor" ist genau so mysteriös-unverständlich, wie das „Lächeln unter Thränen". Ganz so weit kommen wir, wenn wir das schwärmerische „Himmelhochjauchzend zum Tode betrübt", oder das „die Lust und auch den Schmerz" als Humor hinstellen, wohlverstanden, so weit man diese beiden diametralen Begriffe nicht als ein Nacheinander, sondern als ein Ineinander hinzustellen sucht. Es werden eben stets zwei unversöhnliche, absolut unvereinbare Gegensätze zusammengestellt, um das, was wir Humor nennen, plausibel machen zu wollen.

Digitized by Google

Wenn sich nun die Literarhistoriker, Aesthetiker und Philosophen mit sammt den „humoristischen" Dichtern, Jean Paul an der Spitze, vergeblich abquälen, für den Humor eine das Lächeln unter Thränen herausfordernde Definition ausfindig zu machen, und wenn verschiedene derselben diesen so schwierig zu klassificirenden Humor den Romanen völlig absprechen, so liegt der Grund einfach darin, daß es gar keinen „derartigen Humor" gibt, daß dieser aparte Humor nicht etwa eine deutsche, sondern überhaupt eine Erfindung ist. Man verstehe mich recht, nicht etwa der Humor an und für sich (es wäre dafür ein neues Wort zu wählen), sondern diejenige undefinirbare Sorte von Humor, die den Germanen eigenthümlich sein soll, ich will ihn den specifisch Sterne-Jean Paul'schen Humor nennen.

Der Witz, der mit Humor nicht im Gegensatz steht, zerfällt in verschiedene Spielarten, und eine dieser Spielarten mag man immerhin Humor nennen. Dieser Witz zerfällt (außer in guten und schlechten) in komischen und satirischen Witz, und wer noch von barock-komischem und kaustisch-satirischem, wer von gutmüthigem und beißendem Witze sprechen will, der mag dies thun, und wer eben diesen gutmüthigen Witz Humor nennen will, der mag das auch thun. Der Witz braucht nicht immer satirisch zu sein, aber Satire ohne Witz gibt es nicht. Der Witz ist das Bedingende des Komischen wie Satirischen. Die Humorenthusiasten geben auch zu, daß der Witz das sine qua non des Humors ist, aber . . . Der Begriff Witz bekommt bei der Definition von Humor so viele sowohl sich gegenseitig als auch dem Witz widerstreitende Epitheta, daß man dabei nicht aus noch ein weiß. Es ist der vergebliche Versuch, die Fundamentalsätze der Arithmetik über den Haufen zu werfen und zu beweisen, daß + x (der Witz) addirt zu — x (die diversen dem Witz gegensätzlichen, den Humor ausmachenden Sondereigenschaften) nicht = 0, sondern gleich y (dem germanischen Sonderhumor) ist. — Wenn es überhaupt Gaben der Natur gibt, etwas, das schlechterdings nicht zu erlernen ist, so ist dies der Witz.

Also der Humor steckt im germanischen Blute. Nur für Cervantes macht man eine Ausnahme, und das ist natürlich die entsetzlich berühmte Ausnahme, die die Regel bestätigt. Die Behauptung, daß Cervantes der einzige Romane (die Geschichte erinnert lebhaft an den berühmten einen Kosaken) sei, der Humor im Leibe gehabt habe, ist gerade so tiefsinnig, wie die sonderbare Behauptung, daß eine Ausnahme eine Regel bestätigen kann. Beides wird aber geglaubt wahrscheinlich nach dem Satze: credo quia absurdum. Der Humor — das heißt also immer der aparte Sterne-Jean Paulsche Humor — soll mit dem deutschen Gemüth eng zusammen hängen. Auch das Gemüth haben wir demnach selbstverständlich vor den Romanen vorab, sintemalen die Aermsten für Gemüth ja gar nicht einmal ein Wort besitzen. Und sie thun ganz recht daran, sich kein Wort zuzulegen für eine seelische Eigenschaft, die ebenfalls auch nur in der Phantasie derjenigen existirt, die den Humor als solchen erfunden haben. Was Gemüth ist, weiß man freilich eben so wenig zu sagen als was Humor ist, und „deshalb" erklärt man so häufig und so gern das eine durch das andere. Man dreht den etwa nicht recht an den Humor Glaubenden vermittelst des Gemüths und der getrockneten Thräne, die auch noch kein Mensch gesehen hat, so lange im Kreise herum, bis daß er schwindelig wird, und dieser „Schwindel" endlich als Humor anerkannt wird. Wie mystisch und fragwürdig es mit dem Monopolhumor bestellt ist, geht schon daraus hervor, daß er mit dem Christenthum zusammenhängen soll, also humoristisch filtrirter Witz mit einem gewissen Procentsatz christlicher Religion. Diese christliche Tendenz allein ist schon sehr bedenklich und verdächtig. Denn die Juden werden in Folge dessen mit den Romanen in einen Topf geworfen. Auch die unglücklichen Juden sollen keine Spur von Humor haben, „höchstens etwas Witz". Sie brauchen sich übrigens darüber nicht zu grämen; das thun sie aber auch nicht, sonst würden sie schon längst über den „eigentlichen" Humor schlechte Witze gemacht haben, denn gute lassen sich über einen so zweideutigen Gegenstand überhaupt nicht machen. Daß man das Christenthum heranzieht bei der Besprechung von Humor, wo die jüdische Race thatsächlich im Witz und zwar in der besten Qualität excellirt, das ist einfach komisch, denn eine derartig tendenziöse Färbung des guten Humors kann man ja mit der Hand greifen. Ich weiß nicht mehr wer einmal gesagt hat: „Humor ist diejenige Denk- und Schreibweise, welche witzig sein will und langweilig ist". Diese Definition von Humor ist mindestens gerade so gut wie alle anderen. Denn sie erfüllt die Hauptbedingung: Gewaltsame Zusammenschweißung von zwei absoluten Gegensätzen, nämlich Witz und Langeweile. Ein Anderer glaubt wunder was Neues entdeckt zu haben, wenn er von der Wahlverwandtschaft des Humors zum Komischen sowohl wie zum Tragischen spricht. Komik und Tragik, heißer Stein und kaltes Wasser! Vom Humor und seiner Definition gilt wirklich das verständige Wort: „Denn ein vollkommener Widerspruch ist gleich geheimnißvoll für Weise wie für Thoren". — Die Vereinigung von Komik und Tragik ist noch keinem Sterblichen gelungen, wenn man unter Vereinigung eine Verschmelzung versteht. Wenn das überhaupt einer fertig bringen könnte, so müßte es der Dramatiker können, der unter den Dichtern anerkannt den ersten Rang einnimmt. Wenn das im Drama nicht möglich ist, so ist es einfach lächerlich, es im Roman versuchen zu wollen. Nun, und auch im Drama kommen Komik und Tragik nur nebeneinander nicht ineinander vor. Das hat nicht einmal Shakespeare fertig gebracht, der es augenscheinlich versucht hat. In denjenigen Shakespeare'schen Stücken, wo wir sowohl komische wie tragische Züge haben — ich erinnere nur an „Viel Lärm um nichts" und „Was ihr wollt", mit den übrigen verhält es sich genau so — läuft das Komische neben dem Tragischen her, sie wechseln sich gegenseitig ab: die tragischen Scenen werden durch die komischen und die komischen durch die tragischen schmackhafter gemacht. Das ewige Pathos der Tragödie ermüdet auf die Dauer wenn auch nicht in dem Maße wie das ununterbrochene Spiel des Witzes. Daher jene Vereinigung, das heißt abwechselnde Vorführung von tragischen und komischen Seenen, die man zusammen mit Schauspiel bezeichnet. Aehnlich verhält es sich im „Faust", von dem die Humorschwärmer natürlich behaupten, daß das Komische und Tragische völlig in einander aufgegangen seien. Mich ergreift auch stets ein „humorartiges Weh", wenn ich lese, daß der Faust zu den monopolhumoristischen Werken gerechnet wird. Und was mögen unsere Humorenthusiasten wohl mit Molière anfangen, der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer „einen raufgekommen" ist, um mich eines Schulausdruckes zu bedienen, bis daß er mit Goethe zusammen neben Shakespeare sitzt. Der „Misanthrop" das wäre wohl schon so ein „passender Titel" für ein monopolhumoriges Werk, aber mit dem Inhalt geht es doch nicht recht, es ist „ganz gewöhnlicher Witz". Und der Tartüffe hat bei oberflächlicher Betrachtung wohl so etwas Tragisches, wenn man aber genauer hinsieht, so ist er eine rein komische Figur, der nur durch seinen chamäleonartigen Charakter einen tragischen Schein bekommt. Jedenfalls hätten die Humorverehrer viel mehr Veranlassung den Tartüffe eine humoristische Figur zu nennen als den Falstaff. Aber da ja die Franzosen partout keinen Humor haben sollen, so gibt man lieber diesen offenbaren, urwüchsig-primitiven, derb-komischen Witz mit einem Stich in's Cynische, wie ihn Falstaff zeigt, die Bezeichnung Humor. Es gibt allerdings in England so etwas wie eine Vereinigung von Komik und Tragik, und das ist — der Spleen, so eine Art von Hypochondrie mit einem sanften Stich in's Verrückte, und wenn daher Fr. Vischer den Humor einen Bruder der Hypochondrie nennt, so ist er ja somit auch ein naher Verwandter des Spleens. Und ein Dichter, der mit dem Spleen einige Fühlung hatte, hat denn auch richtig zwei Bücher geschrieben, seit deren Erscheinen der Humor datirt.

Seit dieser Zeit ist der Unterschied zwischen Humor und Witz officiell-literarhistorisch anerkannt, nämlich seit Laurence Sterne's „Tristram Shandy" und „Sentimental journey" (1767). Ich glaube nicht, daß Sterne jemals daran gedacht hat, als er z. B. die „sentimentale Reise" schrieb, daß er damit eine funkelnagelneue Dichtungsgattung schuf. Aber „was kann er dabei

Digitized by Google

thun", wenn die Anderen steif und fest behaupten, er hätte den Humor erfunden. Das erinnert lebhaft an jenen Irländer, den man fragte, warum er denn eigentlich im Irrenhause steckte: „Ich behauptete, die ganze Welt sei verrückt, und die ganze Welt behauptete ich sei verrückt, und da bin ich denn natürlich überstimmt worden". — Was ist das denn nun eigentlich für ein wundersames Buch, die „sentimentale Reise" von Laurence Sterne? Den Inhalt anzugeben ist schlechterdings unmöglich, weil gar keiner darin ist. Aber es muß doch etwas darin stehen und etwas Apartes dazu. Gewiß! Nun, wenn man eine Anzahl Witzkörner nimmt, aus denen sich ein ganz reizendes, witziges Geschichtchen machen ließe, und diese Witzkörner unter einen Haufen Spreu mischt, nämlich lange, breitspurige, melancholische Betrachtungen philosophisch-sophistisch und psychologischen Inhalts (de omnibus rebus et quibusdam aliis) so hat man die sentimentale Reise, den Tristram Shandy und den Humor dazu. Humor ist nämlich Witz, — darüber war man sich anfangs einig, ist aber auch darüber nicht mehr recht im Klaren — der durch sein — man verzeihe den nackten Ausdruck ohne jedes Mäntelchen — langweiliges Beiwerk einen ganz eigenthümlichen Beigeschmack, einen sentimentalen Beigeschmack bekommen hat. Dieser Witz-Beigeschmack hauptsächlich aber der letzte wurde Mode — man fragt bei der Mode niemals warum — und man glaubte mit einem Male entdeckt zu haben, daß dieser breitgeschlagene, homöopathische Witz gar kein Witz mehr sei, daß diese Sorte von Witz zu etwas Höherem geboreu sei, und dieses Höhere nannte man Humor, wahrscheinlich, weil der Inhalt dieses Humors so fürchterlich „trocken" war. Denn ein vollkommener Widerspruch u. s. w. Man langweilte sich also bei den Sterne'schen Werken mit einem ganz eigenartigen Genuß und fand schließlich heraus, daß diese Langeweile „köstlich" sei. Auch das Martyrium — und die Langeweile gehört entschieden hierher — soll ja etwas Verzückendes etwas Wollüstiges gehabt haben. Besonders waren es natürlich bald mit Vorliebe die Frauen, die diesen Genuß des Humors gründlich auskosteten, die Frauen, denen der Witz ohne wässerige Verdünnung zu stark, zu betäubend wirkte, und die nachher desto wonnetrunkener schwelgten, je wässeriger dieser Witz wurde. — Mit unserem Jean Paul Richter — um mich an den deutschen Hauptvertreter des Humors zu halten — steht die Sache ähnlich wie mit Sterne; er ist auch wohl gerade von ihm mächtig angeregt worden. Ich will indessen gerne zugeben, daß die grana salis bei ihm in größeren Mengen vorhanden sind als bei Sterne, und daß das idyllische, das sentimentale, das thränenselige, das schwülfeuchte, das „specifisch-humoristische" Element bei ihm nicht so in den Vordergrund tritt wie bei Sterne. Was soll z. B. nach Jean Paul's eigenen Worten sein Hauptwerk der „Titan" sein: „Er will in diesem Werke Rheinfälle, spanische Donnerwetter, tragische Orkane voll Tropen und Wasserhosen anbringen, er will der Hekla sein und das Eis seines Klimas und sich dazu auseinander sprengen und sich nichts daraus machen, wenn es sein letztes wäre". Ein sonderbares Programm für einen Roman. Die Männer bei ihm sind lauter sonderbare confuse Schwärmer, die Niemand begreift und auch gar nicht begriffen werden wollen. Und nun gar die unmöglichen Frauencharaktere, diese ätherischen vergeistigten Lianen, diese extravaganten Titaniden à la Linda. — Was nun ferner den Stil betrifft, in dem Jean Paul's sämmtliche Werke geschrieben sind, so muß man ihn einfach confus nennen, während er bei Sterne noch wohl erträglich ist. Aber gerade dieser confuse Stil verschaffte ihm zu seiner Zeit seine vielen Verehrer oder genauer gesagt Verehrerinnen: denn die Frauen waren auf die Jean Paul'schen Romane vollständig versessen (an und für sich schon ein bedenkliches Zeichen), sie verliebten sich in seinen Stil und, damit er das besser herausfühlte, auch noch in ihn selbst, obwohl er doch mit seiner behäbigen, pensionirten Dorfpastorenerscheinung auf die Gunst des schönen Geschlechts eigentlich wenig Anspruch machen konnte. Nun, und wenn die Frauen 'mal erst einen Mann in Gunst gebracht haben, da machen viele Männer schon aus Galanterie mit. Ich bin fest davon überzeugt, daß diese Mischung von Witz und Weitschweifigkeit in einem confusen Stil und gerade durch den letzteren die große Vorliebe und göttliche Verehrung für die Jean Paul'schen Romane bei den Frauen in Schwung gebracht hat. Denn dieser Stil war den Frauen von damals — vielleicht auch noch von heute — sympathisch. Ob nun die Frauen heutzutage auch noch für den Jean Paul schwärmen, darüber bin ich wenig orientirt, jedenfalls reden sie sehr wenig von ihm, und damit ist eigentlich sein Urtheil gesprochen. Aber die Männer! Es ist bekannt, daß Schiller und Goethe sich sehr ablehnend gegen die Jean Paul'schen Werke verhielten, heutzutage braucht man kein Schiller oder Goethe zu sein, um Jean Paul's Schriften einfach unverdaulich zu finden. Jean Paul's Werke mögen als literarische Stationen, als Merksteine auf der großen literarischen Fahrstraße ihren Werth haben ebenso wie diejenigen Klopstocks, sie mögen sich in einem literarhistorischem Museum ganz gut ausnehmen, und die Collection wäre nicht vollständig, wenn sie fehlten, aber man soll sie uns nicht als etwas die Zeiten Ueberdauerndes, als etwas Ewig-Schönes hinstellen. Einen Dichter, der nicht mehr gelesen wird, oder genauer gesagt, den man überhaupt nicht mehr lesen kann, der also auf die lebende Generation gar keinen Einfluß mehr ausübt, in den Himmel heben aus rein gelehrt-literarischen Gründen, heißt Mumien wieder lebendig machen wollen. Wenn es jemals eine Zeit geben könnte, wo man Schiller und Goethe auch nicht mehr läse und ihre Werke auch nur den Namen nach kännte, so könnte doch Niemand ihren mächtigen Einfluß hinwegleugnen, den sie Jahrhunderte lang auf die nachfolgenden Geschlechter ausgeübt. Und ein solches Moment kommt Jean Paul auch nicht zu gute. Er hat nur zu seiner Zeit Aufsehen erregt, wir haben einige Gründe dafür angegeben, und ist dann ohne Erben gestorben. Denn man wird doch nicht etwa behaupten wollen, daß Dickens, Thackerey oder Wilhelm Raabe seine Erbschaft angetreten hätten.

(Schluß folgt.)

Aus Hegel's Briefwechsel.

Als Anhang zu der großen Originalausgabe von Hegel's Werken, welche nach dem plötzlichen Tode des Philosophen von seinen Freunden und ehemaligen Schülern unternommen wurde, ist soeben eine Briefsammlung*) erschienen, die uns das Bild des großen Denkers auf das Glücklichste auch menschlich näher rückt. Sie ist durch zahlreiche Beiträge von allen Seiten her aus einem bisher schon in Hegel's Vermischten Schriften vorhandenen Grundstocke zu dem jetzt vorliegenden Umfange erweitert und durch biographische und literarische Anmerkungen des Herausgebers so liebevoll bereichert worden, daß sie ganz gut als eine Biographie des Philosophen gelten kann. Und zwar als eine Biographie, die das Urtheil des Lesers weder in günstigem, noch in ungünstigem Sinne von vorneherein gefangen nehmen kann, denn sie enthält nur Thatsachen, nur Quellenmaterial. Das ist gerade für Hegel's Leben von Wichtigkeit, denn mit vielen seiner Zeitgenossen theilt dieser große Mann das Schicksal, daß sein Charakterbild noch schwankt in der Geschichte. Während diejenige biographische Beurtheilung, die von den Anhängern seiner Philosophie ausgeht, und welche vor Allen Rosenkranz in seinem „Leben Hegel's" vertritt, von Verehrung auch des Menschen Hegel überfließt, finden Andere, unter ihnen als der Bedeutsamste Rudolf Haym in seinen „Vorlesungen über die Hegel'sche Philosophie", die antiliberalen Grundsätze, welche Hegel's Lehre, besonders die vom Rechte, kennzeichnen, auch in seinem Charakter ausgedrückt.

Die vorliegende Briefsammlung umfaßt die ganze Lebenszeit Hegel's, freilich in nicht sehr gleichmäßiger Vertheilung. An zwei Briefe des frühreifen Knaben schließen sich sogleich solche aus der siebenjährigen Hauslehrerzeit des Candidaten

*) Briefe von und an Hegel. Herausgegeben von Karl Hegel. In zwei Theilen. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1887.

Digitized by Google

an. Sein mit Schelling und Hölderlin in Tübingen verbrachtes Studium ist also ohne Belege geblieben. Dann folgt eine überaus reiche Sammlung von brieflichen Aeußerungen aus der Zeit des Jenaer Privatdocenthums, sowie aus dem sich hieran schließenden Jahrzehnt, welches durch die Redakteurthätigkeit des Philosophen in Bamberg und durch seine pädagogische Wirksamkeit als Gymnasialdirector in Nürnberg ausgefüllt wird. Diese rege Mittheilsamkeit erscheint nachher aber wieder abgeschwächt in den letzten fünfzehn Lebensjahren Hegel's, welche seine „große Zeit", die Zeit seiner akademischen Thätigkeit in Heidelberg und Berlin, umschließen. Die Quelle fließt also besonders reichlich in der Lebensepoche, in welcher der später „große Mann" noch ein im Dunkel stehender, mit den Aeußerlichkeiten des Lebens auf das Mühseligste ringender Gelehrter ist. Was aber könnte die Beurtheilung des Menschen mehr fördern, als die Einsicht in diese Zeit seines Werdens und Strebens!

Unter den ungeheuersten Umwälzungen des politischen Lebens fand die Entwickelung des jungen Mannes statt. Als er, ein Zwanzigjähriger, aus den stillen Mauern des Tübinger Stiftes in die ihm neue und ihn durch ihre innerlichen Widersprüche zurückstoßende republikanische Welt der Schweiz versetzt wurde, erhob in dem benachbarten Frankreich die Revolution ihr Haupt, und als er eben, nun schon ein Dreißigjähriger, auf einem akademischen Lehrstuhle festen Fuß zu fassen begonnen hatte, brach im Kanonendonner der Schlacht bei Jena Preußens Macht in sich zusammen. Nichts ist bezeichnender für die Verworrenheit der äußeren Lage des jungen Denkers, als das Bild, welches er, ohne dessen drastische Wirkung zu beabsichtigen, von seinem Zustande während jener verhängnißvollen Schlacht entwirft: mit den letzten Bogen des Manuscriptes zu seinem ersten Hauptwerke, der „Phänomenologie des Geistes" in der Tasche irrte der verzweifelte Titularprofessor in dem brennenden Jena umher; sein Freund Niethammer hatte sich für ihn dem Verleger gegenüber dahin verpflichtet, daß bis zum 18. October, also bis zum vierten Tage nach jener Unglücksnacht, der Rest des Buches an dem Druckorte, Bamberg, angelangt sein müsse, sonst wurde die Honorarzahlung, von der des gänzlich Mittellosen Existenz abhing, hinfällig. Die Verbindungen nach Bayern waren unterbrochen, der Philosoph selbst wohnungslos; erst in dem befreundeten, allwohlthätigen Fromann'schen Hause fand er wieder ein Unterkommen und Hülfe. Die Briefe, die aus jener Woche der Verwirrung stammen, sind inhaltlich fassungslos, äußerlich formlos, aber in einem derselben bricht sich doch eine historische Empfindung Bahn, welche für die Folgezeit Hegel's politisches Urtheil gänzlich gefangen hielt:

„den Kaiser — diese Weltseele — sah ich durch die Stadt zum Recognosciren hinausreiten; — es ist in der That eine wundersame Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier auf einen Punkt concentrirt, auf einem Pferde sitzend, über die Welt übergreifft und sie beherrscht . . von Donnerstag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesem außerordentlichen Manne möglich, den es nicht möglich ist, nicht zu bewundern."

Die Bewunderung Napoleons hielt bei Hegel auch vor, als sie nicht mehr, am wenigsten für einen Deutschen, gerechtfertigt war. Wir müssen im Auge behalten und finden das besonders durch die Briefe bestätigt, welche aus der Zeit der bayerischen Staatsangehörigkeit Hegel's stammen, daß er — und mit ihm wie viele seiner gelehrten Zeitgenossen! — im Grunde vaterlandslos war. Ohne besondere Anhänglichkeit an seine schwäbische Heimath, ein Jahrzehnt lang Bürger zweier Republiken, der Schweiz und Frankfurts, und in seiner Stellung als Jenaer Professor sogar Unterthan von vier Herzögen zugleich, konnte er unmöglich die Vorstellung von einem Vaterlande gewinnen, und der Gedanke an die einigende Kraft der deutschen Nationalität mußte gerade damals ihm fremd bleiben, ihm, dem „ruhigen Verstandesmenschen", wie ihn schon sein Jugendfreund Hölderlin nennt. Deshalb ist es auch nicht wunderbar, daß er als Redakteur einer für die damaligen Zustände nicht unbedeutenden politischen Zeitung außerordentlich wenig neue und lebensvolle Gesichtspunkte aufzufinden wußte. Jeder politische Enthusiasmus geht ihm ab, selbst für seinen Heros, Napoleon, tritt er nicht frisch und überzeugungskräftig ein. Freilich war die Zeitung höchst „officiös", wie wir es heute nennen würden: sie stand unter der Bevormundung des Landesdirectoriums in Bamberg; aber Hegel scheint nicht einmal den Versuch einer Emancipation gemacht zu haben und geberdet sich, als einmal eine unvorsichtige Bemerkung über Truppenbewegungen infolge eines Versehens in das Blatt gekommen war und eine Untersuchung veranlaßt hatte, so ängstlich und so wenig selbstbewußt, daß wir die Absicht, seine Stellung als Redakteur in etwas höherem und selbständigerem Sinne aufzufassen, nicht bei ihm voraussetzen dürfen. Er hatte diese Stellung überhaupt nur mit halbem Herzen angetreten, und es scheint, daß er sich ihrer vor seinen Freunden schämte. So schreibt er hierüber an Schelling:

„Es ist mir der Antrag zu einem Geschäfte gemacht worden, das mehr einbringt, als mein hiesiger (nämlich der Jenaer) Aufenthalt, — und diß ist zunächst das erste, worauf ich sehe; — wenn auch das Geschäfte selbst nicht völlig passend, sogar nicht ganz anständig vor der Welt erscheinen sollte — unehrlich ist es wenigstens nicht; es ist die Redaction der politischen Bamberger Zeitung."

Und oft genug äußert er sich später unmuthsvoll über sein Leben auf der „Zeitungsgaleere", obgleich ihm dasselbe bequem genug gemacht war, ihm ein für die damalige Zeit höchst anständiges Einkommen brachte und auch Muße für seine eigentliche Lebensaufgabe reichlich übrig ließ. Er empfindet, schwächlich genug, das „Unpassende" seiner Stellung als drückend und sucht dieses unmännliche Gefühl mit Scheingründen zu rechtfertigen: „ich kann sagen," so schreibt er an Niethammer,

„daß diese (Redaktions-)Arbeit eine Zeit läßt, noch meiner wissenschaftlichen Arbeit fortzuleben; wenn eine andere Stelle als ein Lehramt mich darin viel mehr einschränken würde. Es steht dem entgegen, daß diese Arbeit nicht als ein solides Etablissement angesehen werden kann, besonders aber, daß so verführerisch die isolirte Unabhängigkeit ist, jeder im Zusammenhange mit dem Staate und in der Arbeit für denselben stehen muß, und die Befriedigung, die man im Privatleben zu finden glaubt, doch täuschend und ungenügend ist. — Ich werde theils nicht gerade ein Privatleben führen, denn es gibt keinen publikeren Menschen, als einen Zeitungsschreiber, und litterarische Arbeiten sind eben etwas öffentliches; — beydes ist freylich nicht ein Amt."

Also nur, weil es kein „Amt" war. Aber sicherlich war es nicht der Zusammenhang mit einem Staatsgefüge, welchen Hegel in seiner damaligen Stellung besonders vermißte. Aus reiner Begeisterung hat er denselben überhaupt nie gesucht. Und auch die Thätigkeit als „publiker Mensch", als Zeitungsschreiber, konnte ihm eigentlich jene Stellung nicht widerwärtig erscheinen lassen, denn er hatte eine solche Thätigkeit stets erstrebt, theilweise in Jena schon betrieben und in seiner späteren Glanzzeit in Berlin mit besonderem Eifer wieder aufgenommen, freilich nur als Mitarbeiter oder Gründer von literarischen und kritischen Journalen. Auch in Bamberg träumt er von der Gründung einer literarischen Zeitschrift und richtet überallhin Anfragen nach der Möglichkeit einer solchen Gründung. Merkwürdig genug ist es, daß er auch für ein solches literarisches Unternehmen, wenn auch nicht gerade den „Charakter der Officialität", so doch die Bevormundung durch eine staatliche Autorität, etwa durch die damals neugegründete Akademie der Wissenschaft in München, wünschenswerth findet. Ihm schwebt als Ideal der Publicität, deren „göttliche Macht" er anerkennt, der bekanntlich völlig von Napoleon abhängige „Moniteur" vor, weil er das Vortheilhafte habe, daß auch die wissenschaftlichen Recensionen, die in ihm erschienen, „der unreifen Ungezogenheit, um des Platzes im »Moniteur« willen, imponiren und das ungewaschene Maul durch Autorität bezähmen und schließen."

„Diese Seite einer solchen Recension mag freylich ein Geschrey über Unterdrückung der Denk- und Preßfreyheit veranlassen, daß im Gebiete der Wissenschaft keine Autorität als solche stattfinden könne u. s. f. Allein . . . . die literarische Seite eines Moniteur muß als Nebensache erschei-

Digitized by Google

nen, und die Hauptsache bleibt das politische Aeussere und Innere, was eben auf jene auch einen Schein von Autorität wirft."

Wenn er dann als das Wesen jener Publicität hinstellt, „daß die Regierung ihrem Volke den Zustand des Staates vorlegt, Verwendung der Staatsgelder, Schuldenwesen, Organisation der Behörden u. s. f. —", und „diß Sprechen der Regierung mit dem Volke über ihre und seine Interessen" als „eins der gröften Elemente der Kraft des französischen und englischen Volkes" erkennt, so wird uns allerdings vollständig klar, warum er in seiner Thätigkeit als politischer Redakteur keine innere Befriedigung finden konnte. Denn der Gedanke, daß ein Publicist, abgesehen von der Aufgabe, ein Sprachrohr der Regierung zum Volke zu sein, auch noch den Beruf haben könne, bei dem Sprechen über die beiderseitigen Interessen die Stimme des Volkes laut werden zu lassen, scheint in ihm niemals aufgestiegen zu sein.

Ueberhaupt spricht sich in seinen damaligen Aeußerungen über politische und speciell bayerische Zustände auf das Deutlichste die Unklarheit aus, die sich infolge der bunten Ereignisse in dem Kopfe eines Mannes bilden mußte, dessen Herz nicht mit Uebergewicht nach der vaterländischen Seite hinneigte. Hegel war schon als junger Candidat für die volksbefreienden Grundsätze der französischen Revolution eingenommen worden, aber die Bewunderung für den siegreichen Napoleon, den „rechten Staatsorganisator", wie er ihn nennt, hatte dieselben wieder verdunkelt. Die rheinbündlerische Stellung Bayerns ist ihm, wie es scheint, nicht nur ein idealer Zustand der äußeren Politik dieses Landes, sondern bürgt ihm auch dafür, daß die innere Organisation, die damals nach französischem Muster vorgenommen wurde, die möglichst beste sei. Nur in der Langsamkeit und Unvollkommenheit der Einführung erblickt er ihre Schwäche nicht in dem absolutistischen und centralisirenden Zuge, den ihr die Machtvollkommenheit Napoleons verlieh. Er schwärmt noch von der Freiheit des französischen Volkes, als dieselbe nur noch ein Schatten war.

„Bisher sahen wir bey den Nachahmungen des französischen immer nur die Hälfte aufnehmen und die andere Hälfte weglassen, diese andere Hälfte, welche das edelste, die Freyheit des Volkes, Theilnahme desselben an Wahlen, Beschliessungen oder wenigstens Darlegung aller Gründe der Regierungsmaßregeln vor die Einsicht des Volkes enthält!"

Das schreibt er noch im Jahre 1807! Und wie charakteristisch ist die Einschränkung, die er selbst dieser Schwärmerei durch den mit „oder wenigstens" eingeleiteten Nachsatz angedeihen lassen muß!

Die Unzufriedenheit mit den halben und unklaren Zuständen des Staatswesens, dem er angehörte, mußte in Hegel in der Folgezeit wachsen, als er, nun in einem Amte, die Einwirkung derselben unmittelbar fühlen konnte. Es geht deshalb ein Ton der Verbissenheit, man möchte fast sagen der Nörgelei, durch die Briefe, welche er als Nürnberger Gymnasialdirector an seinen Freund Niethammer schrieb. Freilich hatte er diesem, als seinem Vorgesetzten, alle ihm aus seinem Amte erwachsenden Klagen vorzutragen, und es ist also eine halbamtliche Correspondenz, die aus dieser Zeit und aus einem Staatswesen vorliegt,

„wo gewissermassen keine Behörde einen Geschäfts- und Wirkungskreis" hatte „sondern daß die höhern thun, was Geschäft der niedrigeren wäre, jener für Pflicht gilt; wo also die Aufopferung, die der Gewalt nach niedere etwas thun zu lassen, diß Selbstzutrauen des Staats zu sich, der seine Theile gewähren läßt — d. h. das Hauptmoment der Freyheit nicht vorhanden und nicht gekannt" war.

Hegel's Stellung als Gymnasialdirector war überdies insofern eine ziemlich schwierige, als er mit noch einem anderen früheren „Jenenser Schwaben", dem später durch seine Wirksamkeit als Heidelberger Kirchenhistoriker berühmt gewordenen Paulus, berufen wurde, um die Neuorganisation der höheren Schulen in Nürnberg vorzunehmen. Paulus wurde Kreisschulrath, Hegel Director des Gymnasiums und des damit verbundenen Realgymnasiums. Ueber seine pädagogische Wirksamkeit verlautet in dem vorliegenden Briefwechsel sehr wenig, nur über den „Organisationstroubel" hören wir mancherlei: die Idee der Organisation war ja recht schön und scheint überall Beifall gefunden zu haben, aber als sie zur Ausführung kommen sollte, fehlte es an den nöthigen Mitteln. Es ist geradezu wunderbar, was damals in einem so großen Staatswesen, wie Bayern es war, für Dinge vorkommen konnten: die Professoren und Gymnasiallehrer blieben zuweilen monatelang ohne Gehalt — die Professoren der Altdorfer Universität einst acht Monate lang — und Hegel mußte, damit nur die Auditorien seiner Anstalt geweißt und höchst nöthige Abtritte in der letzteren errichtet würden, ein Jahr lang vergeblich drängeln und schreiben. Der Unterricht, den Hegel zu ertheilen hatte, war übrigens so beschaffen, als wäre er ihm ganz besonders auf den Leib zugeschnitten worden, denn die armen Gymnasiasten von damals wurden schon von Untersecunda an in wahrhaft fürchterlicher Weise mit philosophischen und metaphysischen Studien gequält. Hören wir z. B., was Hegel über seine Thätigkeit als Lehrer schreibt:

... ich habe „dem Professor Büchner, welcher keine Buchstabenrechnung versteht, den mathematischen Unterricht für die Oberklasse abgenommen und die Religions- und Pflichtenlehre in der Unterklasse dafür überlassen, damit die Oberklasse vor ihrem Abgange auf die Universität noch so viel möglich mit dem Nothwendigen der Mathematik aufgestattet werden könne. Mit der philosophischen Encyklopädie in der Oberklasse verbinde ich, wie ich diß nach meinem Plane der Encyklopädie sehr leicht kann, noch transcendentale und subjective Logik um so mehr, da diese Klasse so gut als keinen Unterricht darin hatte, dieser also für sie höchstes Bedürfniß ist. In der Mittelklasse denke ich gewissermaßen Psychologie, nemlich mehr als Geisteslehre denn als Seelenlehre in der bisherigen gleichsam naturgeschichtlichen, völlig unspeculativen oder durch keinen Begriff zusammenhängenden Weise vorzunehmen. Ich glaube auf diese Weise die Intention des Normativs sowohl der Materie nach, als der Form, die Schüler zum speculativen Denken anzuleiten, nach, zu erfüllen und das zu leisten, was Sie mit der Hinweisung auf Carus' und Kant's Kritik beabsichtigen."

Die armen Jungens, von einem Hegel in „transcendentaler und subjectiver" Logik unterrichtet zu werden, zu einer Zeit, als das System seiner Logik überhaupt in ihm sich ausbildete (denn Hegel schrieb in Nürnberg dieses sein Hauptwerk) und nach einem Grundplane (der später von Rosenkranz herausgegebenen „Propädeutik"), welcher heutzutage noch einem ausgebildeten Kopfe Schwierigkeiten macht! Es ist mir nicht bekannt, und geht auch aus diesen Briefen nicht hervor, ob Hegel schon damals, unter dem für philosophische Studien noch so unreifen Nachwuchs, auch schon begeisterte Schüler gefunden hat. Auf jeden Fall müssen ihm, nachdem die ersten unbehaglichen Jahre überwunden waren, die Verhältnisse in Nürnberg gar nicht so übel behagt haben, trotzdem er sich stets aus ihnen heraus nach einer academischen Stellung sehnte. In Nürnberg war es auch, wo Hegel, nun schon ein Vierzigjähriger seine Lebensgefährtin, ein Fräulein Maria von Tucher, aus dem alten freiherrlichen Patriciergeschlechte, fand und damit für sein ganzes späteres Leben einen reichen Schatz von häuslichem Glück gewann. Die vorliegende Sammlung enthält zwei Briefe des glücklichen Bräutigams, der allerdings, wie wir aus denselben sehen, auch das so elementare Gefühl der Liebe schwerfälligen Distinctionen unterzieht:

„Ich erinnere Dich noch daran, liebe Marie," so schreibt er zur Aufklärung einer von ihr mißverstandenen brieflichen Aeußerung, „daß auch Dich Dein tieferer Sinn, die Bildung Deines Höheren in Dir, es gelehrt hat, daß in nicht oberflächlichen Gemüthern an alle Empfindung des Glücks sich auch eine Empfindung der Wehmuth anknüpft! Ich erinnere Dich ferner daran, daß Du mir versprochen, für das, was in meinem Gemüth von Unglauben an Zufriedenheit zurück wäre, meine Heilerin zu sein, d. h. die Versöhnerin meines wahren Inneren mit der Art und Weise, wie ich gegen das Wirkliche und für das Wirkliche — zu häufig — bin; daß dieser Gesichtspunkt Deiner Bestimmung eine höhere Seite gibt; daß ich Dir die Stärke dazu zutraue; daß diese Stärke in unserer Liebe liegen muß; — Deine Liebe zu mir, meine Liebe zu Dir — so besonders ausgesprochen — bringen eine Unterscheidung herein, die unsere Liebe trennte; und die Liebe ist nur unsere, nur diese Ein-

Digitized by Google

heit, nur dieses Band; wende Dich von der Reflexion in diesen Unterschied ab und laß uns fest an diesem Einen halten, das auch nur meine Stärke, meine neue Lust des Lebens seyn kann; laß dieses Vertrauen zum Grunde von Allem liegen, so wird alles wahrhaft gut sein."

Wir sehen, wie herzlich und warm der Philosoph schreiben kann, trotz aller Schwerfälligkeit seiner Ausdrucksweise. Ueberhaupt verschwindet von dieser Zeit ab der ängstliche, um die Aeußerlichkeiten des Lebens jammernde Ton mehr und mehr aus den Briefen; wir begegnen nun manchen schalkhaften, gemüthlich humoristischen Aeußerungen an Stelle des früher oft beißenden und bitteren Witzes, und mit der Berufung des Philosophen zur Heidelberger Professur beginnen seine Mittheilungen ordentlich behaglich zu werden. Die Briefe aus seiner Berliner Zeit vollends, besonders diejenigen, welche er von größeren Reisen aus an seine Frau schrieb, athmen eine schöne Ruhe und eine sonnige Heiterkeit des Gemüthes. Die Freude an einem höchst glücklichen Familienleben erzeugt da, wo sie zum Durchbruch gelangt, einen wirklich herzlichen und warmen Ton, den man in den früheren Briefen ganz besonders vermißt. Auch das stolze Gefühl, sich anerkannt, ja hochgeehrt zu sehen und als Mittelpunkt eines bedeutenden Freundes- und Schülerkreises zu wissen, macht aus dem Hegel der späteren Jahre einen schöneren, uns mehr anziehenden Menschen, als es der bayrische Hegel war. Vielleicht kam auch das gehobene und gefestigte politische Bewußtsein hinzu, das ihn als Bürger des mächtigsten norddeutschen Staates erfüllen mußte, um diesen Wechsel zu erzeugen. Einen völligen Umschwung wird man den letzteren immerhin nicht nennen können: daß aus dem in der Beurtheilung der äußeren Lebensverhältnisse einseitigen und kleinlichen jungen Manne, aus dem durch die Ungunst der Ereignisse vaterlandslosen und stets einer politischen Begeisterung unfähigen „Verstandesmenschen" sich ein Vertreter schönster und freiester Menschlichkeit, ein warmherziger Patriot entwickeln konnte, war eben unmöglich. Der Schematismus seiner dialectischen Methode scheint von Anfang an auch in seinem Blute gelegen zu haben, und es würde vielleicht eine werthvolle biographische Aufgabe sein, den Zusammenhang zwischen den Grundzügen der Hegel'schen Philosophie und des Hegel'schen Wesens, wie es sich in diesen Briefen ausdrückt, nachzuweisen.

Oskar Bulle.

Ein Cultusminister als Schriftsteller.

Von Adolph Kohut.

Es hat zahlreiche Minister gegeben, welche auch als Dichter und Schriftsteller sich einen Namen gemacht haben, wie Guizot, Thiers, Schäffle, Mancini, Gladstone, Beaconsfield u. A., aber diese Excellenzen haben entweder vor oder nach ihrer Wirksamkeit als Portefeuille-Träger in der Literatur Lorbeeren zu ernten gesucht. Auch an den preußischen Cultusminister von Mühler sei hier erinnert, der als Lyriker unstreitig höher begabt war und bekanntlich das unsterbliche Lied: „Grad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus" verfaßt hat. Zu den größten Seltenheiten gehört es jedoch, daß ein noch amtirender Minister zur Feder greift und unter die Schriftsteller geht, und zwar nicht anonym oder pseudonym, sondern unter seinem vollen Namen. Eine derartige Erscheinung ist so interessant, daß es sich schon aus diesem Grunde verlohnte, sich mit ihr zu beschäftigen. Besonders sympathisch wird uns die Persönlichkeit des Ministers, wenn wir finden, daß in diesem seinem Werke Ideen und Anschauungen niedergelegt sind, deren Verwirklichung einen bedeutsamen Culturfortschritt bezeichnet. Diese Excellenz ist der Cultus- und Unterrichtsminister Ungarns, August Trefort, welcher soeben mit einem ziemlich umfangreichen Werke in deutscher Sprache*) debütirt hat.

*) Essays und Denkreden von August Trefort. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Duncker & Humblot.

August Trefort ist nicht allein eine rara avis unter seinen europäischen und außereuropäischen Ministercollegen, sondern auch sonst eine in hohem Grade bemerkenswerthe Persönlichkeit. Man muß geradezu bis auf Metternich zurückgreifen, um in Oesterreich-Ungarn einen Staatsmann zu finden, der in dieser Monarchie seit 15 Jahren amtirte, und da Trefort, trotz seiner 70 Jahre, sich noch einer großen physischen und geistigen Rührigkeit erfreut, denkt er gewiß nicht daran, sein Portefeuille, so lange er lebt und sich des Vertrauens seines Monarchen erfreut, in andere Hände zu legen. In Cis- und Transleithanien, wo so viele Minister verbraucht werden, ist er neben dem ungarischen Premier Koloman von Tisza der einzige ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Aber dieser thatkräftige, rührige und um sein Vaterland und den Culturfortschritt Ungarns in den letzten anderthalb Jahrzehnten so verdiente Mann hat noch eine Eigenschaft, welche ihm in Deutschland Sympathien erwecken muß: er würdigt voll und ganz den mächtigen Einfluß, welchen deutsche Literatur und Cultur auf Ungarn ausübt und hat den Ehrgeiz, daß man da draußen „im Reich" sich davon überzeuge, daß sein eifrigstes Bestreben darauf gerichtet ist, die großen und bleibenden Errungenschaften des deutschen Genius im Reiche der Karparthen, wenigstens auf dem Gebiete des Unterrichts, zum Besten des ungarischen Volkes zu verwerthen. In diesem Sinne äußert er sich in dem Vorwort zu seinen „Essays und Denkreden" u. A. dahin:

„Unsere Monarchie ist für das Deutsche Reich, wie mächtig dies auch heute sei, von ganz besonderer Bedeutung, und die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Staaten haben ein stets deutlicher sichtbares und fühlbares politisches Gewicht; in unserer Monarchie ist aber Ungarn nicht bloß die gleichberechtigte, sondern auch die compactere und consolidirtere Hälfte. Noch immer gibt es hüben und drüben genug Leute, die in ihrem trüben Eifer weder den Deutschen noch den Ungarn gute Dienste leisten, und unser Vaterland ist im Deutschen Reiche noch immer wenig gekannt und hat sich selten einer der Wahrheit gemäßen Beurtheilung seiner Vergangenheit und Gegenwart zu erfreuen. Diese Aufsätze . . . dürften durch die Thatsachen und Ideen, welche sich in denselben abspiegeln, mit dazu beitragen, daß die ungarische Nation und deren Entwickelung richtiger aufgefaßt werde, denn sie beweisen, daß auch wir in dem Strom der occidentalischen Cultur leben, und daß es ein falscher Gedanke ist, wenn manche Leute auch heute noch glauben oder die Welt glauben machen wollen, daß der Orient — an der Leitha beginne."

Wie man sieht, besitzt August Trefort den Muth der eigenen Meinung, und derartige freimüthige Ansichten finden sich in den „Essays und Denkreden" in ziemlich großer Anzahl. Wenn der Herr Unterrichtsminister behauptet, daß Ungarn in der Monarchie die „compactere und consolidirtere Hälfte" sei, so ist dies zwar unbestreitbar, doch gehört immerhin für einen Minister des Königs von Ungarn eine große Unerschrockenheit, welche nur das Bewußtsein der Wahrheit und das Gefühl der Machtstellung seines Vaterlandes verleiht, dazu, um diesen Satz urbi et orbi zu verkünden. Er nimmt ferner keinen Anstoß daran, in dem Essay über den ungarischen Politiker und Schriftsteller Moriz Lukács es auszusprechen, daß in den 40er Jahren unseres Jahrhunderts die heftigsten Angriffe gegen Ungarn aus der Wiener Staatskanzlei kamen, „wo solche Männer saßen, die glaubten, sich nie geirrt zu haben, bis sie eines schönen Morgens zu der Einsicht erwachten, daß jenes Oesterreich und Ungarn, das sie aufrecht erhielten, mit dem Wehen des Revolutionswindes in Staub zerfiel, ohne daß Jemand Muth und Lust gehabt hätte, es zu vertheidigen."

Trotzdem August Trefort neben Tisza der hervorragendste politische Kopf im ungarischen Cabinet ist, drückt er nicht — diplomatisch seine Anschauungen aus, auch wenn diese gegen den Strom schwimmen und in gewissen Kreisen vielleicht Anstoß erregen müssen. Mit männlicher Offenheit hebt er hervor, daß es eines der gröbsten Versäumnisse der früheren Regierungen gewesen, daß sie sich des Unterrichtswesens in keiner Weise annahmen, obwohl sie auf diesem Gebiete unbeschränkt verfügen konnten. Mit feiner Ironie geißelt er eine gewisse aristokratische Jugend, die in dem exclusiven Nationalcasino in

Digitized by Google

Budapest ihr Wesen treibe, um sich dort dem Billard- und Kartenspiel zu widmen; bei der Jugend der Gegenwart findet er in geringerem Grade jenen berechtigten Ehrgeiz, sich einen hervorragenden Posten und Wirkungskreis zu sichern, um dadurch dem Vaterlande zu dienen, als bei jenen Männern, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts geboren wurden; in edler Begeisterung für die Ideen des Romanschriftstellers und Philosophen, Baron v. Eötvös, seines Amtsvorgängers, protestirt er dagegen, daß in der Welt nur das Geld herrsche! „Es herrschen darin auch die Ideen — und zwar die gesunden und die krankenhaften in gleichem Maße". Und er nimmt keinen Anstand, auch das Junkerthum unserer Tage zu stigmatisiren, indem er einmal sagt: „Wir täuschen uns, wenn wir die Idee der Gleichheit schon auf einer unerschütterlichen Felsenbasis feststehend wähnen; der Junkergeist ist heute stärker als er vor 25 Jahren gewesen. Wir, die wir das ungarische Staatsthum in einer gesunden, aber modernen Form, im Einklang mit den unabweislichen Anforderungen unserer Zeit, erhalten wollen, müssen deshalb noch auf viele geistige Kämpfe gefaßt sein. Wir haben daher nöthig, zu lernen."

Schon aus diesen Anführungen ersieht man, daß der Chef der ungarischen Unterrichtsverwaltung ein freiheitlich gesinnter, vorurtheilsloser und von den edelsten Absichten beseelter Mann ist, der mit Feuereifer daran arbeitet, seinem Vaterlande die Segnungen der occidentalischen Cultur zu gute kommen zu lassen. Vielseitigkeit, Beweglichkeit, Vorwärtsstürmen, Reformirungs- und Verbesserungslust — diese Eigenarten Trefort's in der Verwaltung zeichnen auch seine „Essays und Denkreden" aus, welche gewissermaßen nur zur Folie für seine fruchtbaren Ideen dienen. Er beschäftigt sich mit dem Politiker und Schriftsteller Moritz Lukács, mit dem früheren Reichsfinanzminister und ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Melchior Lónyay, mit Mignet und seinen Werken, mit Guizot, mit Thiers, mit Baron Eötvös, mit der Reform des ungarischen Oberhauses, mit den Aufgaben der ungarischen Akademie und mit den ungarischen Mittelschulen, und überall frappirt uns die Belesenheit, die Verstandesschärfe, das treffende Urtheil und der große Horizont des Verfassers.

Dieser 70jährige Greis ist ein wahrer Percy Heißsporn, aber mit Weisheit und reicher praktischer Erfahrung gepaart. In allen neun Abhandlungen ist eine große Fülle schöpferischer und anregender Ideen niedergelegt, von denen nur zu wünschen wäre, daß sie in Ungarn in den weitesten Kreisen auf fruchtbaren Boden fielen. Er wird nicht müde, seinen Landsleuten das Wort zu predigen: „Immer vorwärts mußt Du streben, nie ermüdet stille stehen"; er wird nicht müde, ihnen die großen Männer des Auslandes vorzuführen und Fleiß, Studium und sittliche Stärke als die Hauptmotoren des Erfolgs hinzustellen.

Trefort ist nicht nur Cultus- und Unterrichtsminister, sondern auch Präsident der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, und so wird es gewiß allseitig mit Befriedigung vernommen werden, daß er den akademischen Sinn und das humane Gemüth im Sinne des Humanismus Herder's allen Mitgliedern wissenschaftlicher Gesellschaften empfiehlt. Mit gleicher Befriedigung wird man es vernehmen, daß Trefort die Forderung aufstellt, den constitutionellen Staat mit Aufwendung aller Kraft gegen den Absolutismus zur vertheidigen. Ebenso berührt es sehr angenehm, daß er Guizot's Anschauung über die Preßfreiheit zu der seinigen macht:

„Für Regierungen und freie Völker gibt es nur ein honettes und wirksames Mittel, mit der Preßfreiheit auszukommen: sie müssen dieselbe aufrichtig acceptiren, dürfen aber nicht kameradschaftlich mit ihr umgehen. Man darf weder einen Märtyrer, noch einen Götzen aus ihr machen, man muß sie an ihrer Stelle gelten lassen, ohne sie über ihren Rang zu erhöhen. Die Preßfreiheit ist weder eine Gewalt im Staate, noch die Repräsentantin der allgemeinen Intelligenz oder oberster Richter über die staatlichen Gewalten; sie ist einfach das Recht der Bürger, über Staatsangelegenheiten und das Verhalten der Regierung ihre Meinung auszusprechen, ein achtungswerthes und gewaltiges Recht, aber seiner Natur nach anmaßend; damit es auch heilsam bleibe, dürfen sich die Staatsgewalten niemals vor demselben demüthigen und müssen sie deshalb auch die Verantwortlichkeit fühlen lassen, die mit jedem Rechte einhergeht."

Der ganze Adel seines Wesens spricht sich schließlich in der Betrachtung aus, welche er an das Leben Guizot's knüpft. „Wir lernen daraus," sagt er, „daß die Aufgaben des öffentlichen Lebens mit jenen des Familiendaseins in Harmonie bleiben können. Eine, über allen Zweifel erhabene Wahrheit ist es, daß Derjenige, der die Seinigen nicht liebt und ihnen gegenüber seine Schuldigkeit zu thun nicht versteht, nicht fähig ist, sein Vaterland zu lieben und die Pflichten des Patrioten zu erfüllen."

Ein großes Verdienst hat sich August Trefort durch das Gesetz über die Mittelschule — so heißen in Ungarn die Gymnasien und Realschulen — erworben; und deshalb haben seine Auslassungen über dieselben einen hohen praktischen Werth. Bei aller Verehrung, welche er für die Cultur und Literatur der römischen und griechischen Welt hegt, ist er doch der Ansicht, daß es nicht unsere Aufgabe sein könne, dahin zurückzukehren, wo die Griechen und Römer gestanden. „Die Alten, die mit Recht gerühmt werden können, auf Kosten der Neueren zu rühmen — das ist eine Ausgeburt der Unwissenheit oder einer verkehrten schulmeisterlichen Phantasie." Er schließt sich der Ansicht Du Bois-Reymond's an, daß man auch ohne die klassischen Sprachen, einzig mit Hülfe der modernen Literaturen, einen höheren Grad der Bildung erreichen könne.

„Ich werde, so lange ich Unterrichtsminister bin, stets bestrebt sein, so viel als möglich Specialfachschulen zu errichten, welche gleichsam als Blitzableiter der Gymnasien dienen können, damit das studirte Proletariat nicht überhandnehme. In den Gymnasien sollen jene bleiben, die Talent und Neigung zu höherer Bildung beseelt und die der antik-klassischen Studien benöthigen. Ich ermahne daher die Directoren, in den unteren Klassen mit der nöthigen Strenge vorzugehen, damit die armen Kinder, die weder Talent noch Fleiß besitzen, rechtzeitig eine andere Laufbahn betreten; — wobei ich drastisch genug wiederholen will, daß das Kind auch des ärmsten Vaters, auch des Straßenbettlers, selbst Ministerpräsident, Judex Curiae, Cardinal, General werden kann, wenn es Talent und Eifer hat. Allein arme Eltern sollen ihre talentlosen Kinder nicht in die lateinische Schule schicken."

Das anregende und oft glänzend geschriebene Werk wird gewiß manchen Leser auf den Verfasser neugierig machen und so werden denn einige Worte über sein Leben und Wirken unseren Lesern willkommen sein.

August von Trefort wurde am 7. Februar 1817 zu Homona im Zempliner Comitat (Ungarn) geboren. Sein Vater war ein angesehener Provinzialarzt. Der Knabe war noch nicht 14 Jahre alt, als ihn das herbe Geschick traf, seine Eltern auf einmal durch die Cholera zu verlieren. Eine Gönnerin seines Vaters, die Gräfin Petronella von Csáky, nahm sich des talentvollen Knaben an, sie ließ ihn erziehen und an der juridischen Facultät zu Budapest ausbilden. Schon mit 19 Jahren verließ er die Hochschule und unternahm längere Reisen nach Deutschland, Frankreich, England, Schweden, Italien und Rußland und kehrte 1837 nach seinem Vaterlande zurück. Er führte über seine Reiseeindrücke Tagebücher; Einiges daraus veröffentlichte er 1839 zu Gunsten der Ueberschwemmten in dem von Baron v. Eötvös redigirten Journal: „Társalkodó" („Gesellschafter"), sowie in den 1881 erschienenen „Denkreden und Essays". Hier zeigt sich schon die ganze Eigenart des Schriftstellers Trefort. Er ist eine durchaus receptive Natur, indem er die Ereignisse lebhaft und rasch erfaßt und dieselben regen ihn zu neuen, fruchtbaren Gedanken an. Seit jener Zeit hat er wiederholt fast jedes Jahr weite Reisen unternommen und stets ist er mit der festen Ueberzeugung zurückgekehrt, daß man die Sitten und Gewohnheiten der Völker und deren Institutionen nicht so sehr aus Büchern und Beschreibungen, sondern aus eigener Anschauung und Prüfung kennen lernen muß. Auf diesen weiten Reisen verschaffte er sich den umfassenden Gesichtskreis und die unmittelbaren vielseitigen Erfahrungen, welche ihn als Minister auszeichnen.

In seiner Heimath beschäftigte sich Trefort eingehend mit

Digitized by Google

nationalöconomischen, politischen, historischen und kunstgeschichtlichen Studien. Schon damals war sein Augenmerk darauf gerichtet, die Cultur seines Volkes zu heben. So brachte am 22. December 1838 das „Jenlenkov" — „Die Gegenwart" —, die einzige damals bestehende politische Zeitung, einen Aufruf zur Begründung eines Kunstvereins von ihm, und sein Mahnruf blieb nicht ohne Erfolg. Die Künste wurden in Folge dessen mehr wie bisher gefördert und künstlerische Bestrebungen machten sich in erfreulicher Weise geltend. Mit seinen Gesinnungsgenossen Baron v. Eötvös, Moritz Lukács und Ladislaus von Szalay gründete er die erste, auf europäischem Niveau stehende wissenschaftliche Zeitschrift: „Budapester Revue". In diesem Organ veröffentlichte er u. A. folgende lehrreiche Artikel: „Von unseren materiellen Interessen", „Das Besitzrecht in Ungarn" u. s. w. Schon im Jahre 1841 wurde er in Folge seiner wissenschaftlichen, speciell nationalöconomischen Arbeiten zum Mitgliede der ungarischen Academie der Wissenschaften gewählt. 1842 schrieb er sein Werk: „Blicke auf die Geschichte der Entwickelung der englischen Verfassung", welches lebhaften Anklang fand. Für das von Ludwig Kossuth redigirte Blatt: „Pesti Hirlap" schrieb er zahlreiche Abhandlungen über Zoll- und Bankangelegenheiten. Von der königl. Freistadt Neusohl für den Landtag von 1843—1844 zum Abgeordneten gewählt, nahm er eifrigen Antheil an den parlamentarischen Arbeiten. Am 14. März 1847 vermählte er sich mit Fräulein Helene von Rosty und wurde dadurch Schwager seines Freundes Baron v. Eötvös, der die ältere Schwester geheirathet hatte.

Im ersten verantwortlichen ungarischen Ministerium von 1848 bekleidete Trefort das Amt des Staatssecretärs für Handel und Gewerbe und zog sich nach Niederwerfung der Revolution auf die Besitzung seiner Gattin im Békéser Comitat zurück. In stiller Zurückgezogenheit schuf er nun bedeutsame Werke und entwarf Reformpläne, die für sein Vaterland von größtem Nutzen werden sollten. Nach den am 2. Februar 1871 eingetretenen Tode des ungarischen Cultus- und Unterrichtsministers Eötvös bot der damalige Ministerpräsident Graf Julius Andrassy Trefort das Unterrichtsportefeuille an. Erst nach zwei Jahren acceptirte Trefort dasselbe. Seine Ernennung datirt vom 4. September 1872. Seit jener Zeit ist er ununterbrochen Chef des Unterrichtswesens.

Die Unterrichtspolitik Treforts ist: auf einmal und gleichzeitig jeden Zweig des Unterrichts bis zur höchsten Stufe zu fördern und zu entwickeln. Baron Eötvös schuf das Volksschulengesetz, aber die Ausführung desselben blieb seinem Nachfolger vorbehalten, und sie ist heute zum größten Theil vollendet. Besonderes Gewicht legt der Minister auf den Mädchenunterricht. Er errichtete zahlreiche Lehrer- und Lehrerinnen-, Präparanden-, Gewerbe- und Handarbeitsschulen und wirkte, wie gesagt, schöpferisch auf dem Gebiete des Mittelschulwesens. Er hat die Realschulen den Gymnasien gleichgestellt. Wie sehr dieser Unterrichtsminister sich bemüht, den Anforderungen des praktischen Lebens Rechnung zu tragen, ersieht man daraus, daß er in den Mittelschulen Gesundheitslehre und Nationalöconomie unterrichten läßt. Ebenso erfolgreich und ruhmvoll ist seine Wirksamkeit auf dem Felde des höheren Unterrichts. Die Pester Universität kann jetzt sowohl in Bezug auf ihre Institutionen, Kliniken ꝛc., als auch ihre Lehrkräfte mit den ersten europäischen Universitäten in die Schranken treten. Er hat der Wissenschaft zahlreiche Prachtgebäude errichten lassen, die ihres Gleichen suchen. Auch das Pester Polytechnikum steht auf der Höhe der gleichartigen Institute des Auslandes.

Es würde zu weit führen, wollten wir im Einzelnen noch nachweisen, was Trefort für die Künste und Literatur gethan hat und noch thut, — so viel steht fest, daß Ungarn ohne ihn schwerlich so rasch ein moderner Culturstaat geworden wäre. Als Denker, Reformator und Staatsmann gebührt August Trefort nicht allein die wärmste Anerkennung seiner Landsleute, sondern auch diejenige Deutschlands, dessen Wissenschaft und Literatur in ihm einen ebenso begeisterten wie erfolgreichen Verehrer und Förderer gefunden hat!

Feuilleton.

Vor den Geschworenen.

Von Erwin Bauer.

(Schluß.)

„Eines Abends in der Woche — die Läden vor den Schaufenstern des Theehändlers Borin waren bereits geschlossen — kniete Pawel Lartschenko in seinem, zu ebener Erde gelegenen Stübchen vor dem Bilde der Mutter Gottes und betete. Die ganze Qual seiner reinen Seele floß in das inbrünstige Flehen zur großen Wunderthäterin über: Sie möge ihm den Weg weisen, wie er den Vater bessern und Mutter und Geschwister vor dem entscheidenden Unheil bewahren könne! Da pocht es leise, schüchtern an das Fenster. Erschreckt sprang Pawel auf, eilte zum Fenster und blickte in das Halbdunkel des Sommerabends hinaus. Vor ihm stand Jelena, sein Schwesterchen und winkte ihm hastig zu. Seine Glieder erstarrten; eine furchtbare Ahnung krampfte sein Herz zusammen. Was war geschehen? Bebend schlug er das heilige Kreuz über sich; dann flog er hinaus — in den Hof — durch die Pforte auf die Straße — auf seine Schwester zu, ihre Hand zitternd erfassend. »Was gibt's, Jelena? Was geschah? Der Vater — —« — Sie winkte ablehnend. »Nichts — nichts, Brüderchen, — es ist nichts! Ich wollte Dich nur bitten, mich nach Hause zu begleiten. Gestern Abend, als ich aus dem Geschäft heimging, war der Vater früher als gewöhnlich aus der Kneipe aufgebrochen. Ihn begleiteten zwei wüste Gesellen — Matrosen; ich traf mit ihnen vor der Hausthür zusammen; sie wurden gegen mich zudringlich, führten allerlei Redensarten — ich fürchtete mich; Väterchen war so betrunken, daß er mir nicht beistehen konnte; auch meinte Väterchen, ich sei alt genug und hübsch — und brauchte mich vor seinen Freunden nicht zu zieren — — — Wenn Brüderchen Iwan nicht rechtzeitig die Thür geöffnet und mich hineingezogen hätte, — wer weiß, was mir geschehen wäre!« .... Pawel knirschte mit den Zähnen. Stumm legte er den Arm der Schwester in den seinen, und ohne ein Wort zu reden, schritten sie heimwärts der Bulgarenstraße zu. — — — — Am nächsten Morgen stand Pawel Lartschenko vor seinem Brodherrn: »Michail Petrowitsch« — sagte er — »ich habe eine Bitte an Sie!« — »Nur zu, Pawel Feodorowitsch, Du bist ein fleißiger und ordentlicher Lehrling, wirst bald Commis, — ich gewähre Dir gern eine Gefälligkeit!« — »Michail Petrowitsch«, erwiderte Pawel, und ein Strahl der Dankbarkeit blitzte aus seinen schwermüthig ernsten Augen, »ich habe mit meinem Vater zu reden und bitte um Urlaub für den heutigen Vormittag. Und dann — darf ich des Abends, nach Schluß des Geschäftes, mein Schwesterchen Jelena nach Hause geleiten. Ihr Weg führt sie hier vorüber, sie ist jung und hübsch, und die Bulgarenstraße, wissen Sie, Michail Petrowitsch, — da treibt sich allerlei Gesindel herum ...« — »Du bist ein braver Bursche, Pawel Feodorowitsch«, sagte Michail Petrowitsch Borin; »gern gewähre ich Dir Deine Bitten!« .... Einige Minuten nach dieser Unterredung ging Pawel raschen Schrittes der Wohnung seiner Eltern zu. Unterwegs trat er in einen Waffenladen und kaufte sich einen billigen Revolver. Er barg ihn sorgfältig in der Rocktasche und murmelte vor sich hin: »Für die Banditen, die mein Schwesterchen bedrohen; in jetzigen Zeiten kann man nicht vorsichtig genug sein, besonders wenn man in der Bulgarenstraße wohnt!« ...

„Soll ich Ihnen, meine Herren Geschworenen, schildern, wie das Gespräch zwischen Vater und Sohn verlief? Wie dieser bat, flehte, weinte und drohte, um seinen Erzeuger auf die Bahn ordentlichen Lebens zurückzuführen, und wie jener mit rohem Gelächter das unberufene Einmischen des Sohnes in seine Angelegenheiten zurückwies, das überquellende Gefühl desselben verhöhnte und schließlich, als Pawel, von heiliger Entrüstung übermannt, mit blitzenden Augen als Recht der Familie verlangte, was er bisher nur erbeten, sein Kind — mit einem Faustschlag niederstreckte? Soll ich Ihnen dies Alles ausführlich erzählen? Ich glaube, Sie haben genug gehört, um begreifen zu können, daß die Verhältnisse unaufhaltsam der Katastrophe zutreiben mußten! .... Der

Digitized by Google

Faustschlag, der Pawels Stirn traf und ihn ohnmächtig zu Boden warf, — er hatte auch sein Herz getroffen und die letzten schwachen Fäden, die noch von demselben zum Vater hinüberleiteten, zerrissen. Als Pawel die Augen aufschlug, trafen sie das über ihn gebeugte abgehärmte Antlitz Anna Filippownas. Ueber dasselbe flog ein Schein der Freude und rang mit dem Ausdruck der zärtlichen Sorge, welche das Mutterherz erfüllte: »Gelobt sei Gott, Du lebst!« entfloh es aufathmend ihren Lippen. Leidenschaftlich schlang Pawel seine Arme um den Hals der Mutter: »Mütterchen, er schlug mich — ich kann ihn nicht mehr lieben — aber es schadet Alles nichts, wenn er nur Dich nicht anrührt! — — — Wenn er aber auch Dich schlagen sollte, wie mich, dann — dann weiß ich nicht, was ich thue!« .... Lange sprachen und weinten Mutter und Sohn miteinander, und so sehr sich Anna Filippowna bemühte, das Herz Pawels zu erleichtern, so vermochte sie ihm doch nicht die kindliche Liebe für den Vater wiederzugeben: Der Schlag in's Antlitz hatte sie getödtet! ... Des Menschen Herz ist ein sonderbar Ding! Wie es Gefühle in Treue hegt und einer Welt zum Trotz in Sorge pflegt, so lange auch nur ein Strahl der Hoffnung winkt, so wandelbar ist es andererseits: eine Secunde vermag auszutilgen, was es Jahre hindurch als unantastbar hochgehalten, — ein Moment genügt, um den ängstlich klopfenden Hort der Liebe in unserer Brust in ein kaltes, unbewegliches Etwas, hart wie Stein, zu wandeln! Als Pawel Lartschenko des Abends vor dem Schlafengehen mit verbundenem Haupte vor dem Heiligenbilde kniete, da betete er nicht mehr um Erleuchtung durch die Gnadenmutter, wie er den Sinn des Vaters zum Guten lenken könne, sondern um die rechte Eingebung, wie er Mutter und Geschwister vor ihrem Todfeinde, dem eigenen Vater, schützen solle, ohne gegen die göttlichen Gebote zu sündigen. »Gib mir Kraft und Muth, Heilige Mutter Gottes, und bewahre mich vor Sünde!« so tönte es unabläßig von seinen Lippen, in seinem Herzen .... Hat ihn die Heilige Jungfrau erhört? Hat die weise Allmacht, die der Menschen Schritte und Thaten lenkt, in unerforschlichem Rathschluß ihre Hand von seinem unschuldigen Haupte gezogen, damit er in's Verderben stürze? Oder hat sie ihn als ihr Werkzeug benutzt, auf daß die gerechte Strafe den Schuldigen ereile? — Auch wenn ich mich berufen fühlte, auf diese Fragen die Antwort zu ertheilen, vermag ich's nicht mehr: die Vorsehung selbst ist mir zuvorgekommen! Sie hat ihr unwiderrufliches Urtheil gesprochen und harrt des Augenblicks, in welchem Sie, meine Herren Richter und Geschworenen, sich vor diesem Urtheil beugen! .....

„Haßte Pawel Lartschenko seinen Vater? Ich glaube es nicht. Unser Volk neigt zum Fatalismus und in seiner Seele herrschen Instincte, welche Propheten erzeugen. So mochte auch Pawels Gemüth — von der düsteren Ahnung des unvermeidlichen Endes ergriffen — durch den Gedanken beherrscht worden sein: das Fatum habe ihn dazu bestimmt, sich selbst zu opfern, um diejenigen zu retten, denen seine leidenschaftliche Liebe gehörte. Er erblickte im Vater das böse Princip, das den Seinen den Untergang drohte, und alle seine geistigen Fähigkeiten, seine ganze Energie richteten sich darauf, Mutter und Geschwister, deren einzige natürliche Stütze er geworden, zu *schützen*! Das war der leitende Gedanke all' seines Widerwillens, all' seines Widerstandes gegen den Vater! Früh Morgens stahl er sich heimlich fort aus dem Geschäft und eilte in die Bulgarenstraße, weil er nicht Rast noch Ruhe fand, bevor er wußte, daß sein Vater das Haus verlassen. In der Mittagspause flog er auf Schwingen der Sorge heim zum Mütterchen, um sie zu trösten, mit ihr über die materielle Lage zu rathschlagen und die Wehklagen ihres Leides blutenden Herzens anzuhören. Des Abends aber, da erwartete er sein Schwesterchen vor Michail Borins Hausthür, geleitete sie heim und harrte, im gegenüberliegenden Thorweg verborgen, stumm, bis der Vater schwankenden Schrittes nach Hause kam, sich mit lallender Zunge von den Genossen seiner Trunksucht verabschiedete und über die Schwelle in die Wohnung stolperte. Erst wenn Alles still blieb und Pawels an's Fenster der elterlichen Stube gepreßtes Ohr das laute Schnarchen des trnnkenen Vaters vernahm, verließ er seinen Posten, eilte die langen öden Straßen entlang und schlich sich in sein Zimmerchen, um Gott zu danken, daß Er ihm wieder vierundzwanzig Stunden Frist vergönnt vor der Entscheidung! — —

„Wenn Pawel seinen Vater auch nicht haßte, so vermochte er ihn doch auch nicht zu achten. Und dieses Gefühl verwandelte sich bald in unüberwindlichen Abscheu, — in jenen Abscheu, der ein heiliger ist; denn nur die unverdorbene Seele vermag ihn zu hegen gegenüber Verkommenheit und Niedertracht! .... Eines Abends, als Pawel wiederum klopfenden Herzens im finsteren Thorweg die Heimkehr des Vaters erwartete, sah er mit Erstaunen, daß derselbe festeren Schrittes, als sonst, auftrat. In seiner Begleitung befand sich ein wild aussehender Kerl, den Pawel zum ersten Mal erblickte. Vor der Hausthür angelangt, sahen sich die beiden Männer scheu um und flüsterten dann eifrig mit einander. Dann griff der fremde Mensch in seine Blouse, holte ein Päckchen hervor, öffnete es und drückte Feodor Stepanow etwas in die Hand. »Das ist, bei Gott, die Hälfte!« — vernahm Pawel — »der verfluchte Jude wollte für die Uhr nicht mehr zahlen! Das nächste Mal wollen wir bessere Geschäfte machen!« — »Schon gut!« erwiderte der Vater; »es langt für einige Tage. Auf Wiedersehen — morgen früh im Hafen — beim Postdampfer aus Poti. Gäben die Heiligen, daß er reichere Passagiere bringt, als heute anlangten!« Und mit heiserem Gelächter trennten sich die beiden Männer ... Die Nacht begann sich vor dem anbrechenden Tage zu flüchten; von Osten her stiegen rosafarbige Streifen am Himmelssaume auf, — aber noch immer stand Pawel Lartschenko im Winkel des Thorweges, das Antlitz an die feuchte Steinwand gepreßt und mit den Händen krampfhaft den kalten Kalkbewurf zerkratzend. Sein Vater — ein Dieb, ein Verbrecher an fremdem Gut — ja, vielleicht an fremdem Leben! .. Und was die Seele des Kindes ahnte und, als es schleppenden Ganges durch die Morgenfrische seiner Lagerstätte zuwankte, verzweifelt hin und her erwog — hat das die Untersuchung in diesem Processe nicht zehnfach erwiesen? Wir wissen es heute besser, als an jenem Morgen der Angeklagte Pawel Lartschenko es wissen konnte: sein Vater war, um seinem Laster reichlicher zu fröhnen, als es der Erwerb der Familie gestattete, schon längst Mitglied einer jener Diebesbanden geworden, welche in unserem Hafen ihr lichtscheues Gewerbe treiben und nicht nur das Eigenthum, sondern auch Blut und Leben ahnungslos landender Reisender bedrohen! .....

„Je unbegreiflicher die Langmuth des Himmels uns Menschen erscheint, desto näher ist sie der Grenze, wo an ihre Stelle unerbittlich und vernichtend die Strafe tritt! Zwei Tage gingen seit jener Nacht hin, in der Pawel Lartschenko seinen Vater verabscheuen lernte, — Tage, an denen er nur noch als Schatten seiner selbst mechanisch sein Tagewerk verrichtete, und in seinem Innern nach irgend einem festen Entschlusse rang. Der Morgen des dritten Tages brach herein; es war ein Sonntag und der Tag — der Entscheidung. Pawel machte sich später als gewöhnlich auf den Weg nach Hause. Er scheute zum ersten Male die Begegnung mit dem Vater. Als er vor dem Häuschen in der Bulgarenstraße stand, das — hell von der Vormittagssonne beschienen — im Schmuck der Armuth, in der Reinlichkeit, glänzte, da brach der ganze Jammer, den die vier Wände in ihrem Innern bargen, über ihn hinein; er lehnte sein Haupt an die Thür und helle Thränen rannen über sein abgemagertes Angesicht. Aber er mußte stark sein. Noch einmal wollte er vor den Vater hintreten, wollte ihm sagen, daß er nun auch sein verbrecherisches Gewerbe kenne, und wollte ihn durch die Drohung mit einer Anzeige bei der Polizei veranlassen, die Heimath seines Weibes und seiner Kinder fortan zu meiden, die Stätte zu fliehen, auf der er auch das neu erblühte Glück der Familie zerstört und vernichtet ... Leise öffnete Pawel die Thür. Sein Mütterchen, das wußte er, war in die Kirche zur Frühmesse gegangen. Er hoffte, den Vater allein und soweit nüchtern anzutreffen, daß er seinen Plan ausführen könnte. Die Wohnstube war leer; des Brüderchens Mütze hing nicht am Nagel: er mochte mit der Mutter gegangen sein. Aus dem Schlafzimmer aber ertönte des Vaters heisere Stimme — leise und eindringlich, als rede er Jemand zu, — und dazwischen — täuschte ihn nicht sein Gehör? — dazwischen hörte Pawel leises Klagen — verhaltenes Schluchzen ... Er eilte, vorsichtig auftretend, der Thür der Schlafstube zu und lauschte ... Was er hier, vor Scham und Zorn erglühend, vernahm, meine Herren Geschworenen, — soll ich es aussprechen? Soll ich den Ekel überwinden, der mich erfaßt, wenn ich erwägen muß, wie tief ein Mann zum Thier herabsinken kann? So tief, daß er sich nicht scheut, sein eigenes unmündiges Töchterchen mit Anträgen zu verfolgen! Nein, — ich darf auf die Wiedergabe dessen, was

Digitized by Google

Pawel Lartschenko hören mußte, verzichten. Noch zittert mir im Ohr der Schrei der Entrüstung nach, mit dem Sie, meine Herren Geschworenen, und die ganze hohe Versammlung in diesem Saale beim gestrigen Zeugenverhör die Aussagen Jelena Lartschenko's beantworteten! Noch bebt in meinem Gemüthe die Erregung wieder, welche alle hier Anwesenden ergriff, empörte und zu Thränen des Schmerzes und der Wuth hinriß, als gestern das vierzehnjährige Kind unter schluchzendem Erröthen schildern mußte, wie sie ihrem eigenen Vater mit Thränen und Klagen widerstanden, ihn endlich mit übermenschlicher Kraft von sich gestoßen, der Thür zugeeilt und dem, diese aufstoßenden Bruder ohnmächtig in die Arme gesunken war! Durch die Kraft der Verzweiflung zum Manne gewachsen, hatte Pawel den seinem Töchterchen nachtaumelnden Vater zurückgestoßen, daß er niederstürzte, und seine Schwester hinausgezogen — durch das Wohnzimmer — auf die Straße. Seine Küsse und Thränen erweckten das Mädchen aus der Ohnmacht, und sein Arm stützte es, als sie Beide durch die Gassen der nahen Kirche zuwankten, um der Mutter, dem Bruder entgegenzugehen ....

„Das Maß Feodor Stepanow Lartschenko's war zum Ueberlaufen voll, und nur noch wenige Stunden seines unwürdigen Daseins schenkte ihm die himmlische Gerechtigkeit! Als Anna Filippowna, aus der Kirche tretend, ihren Sohn und ihre Tochter vor dem Gotteshause eng umschlungen sitzend fand und aus dem Munde Pawels vernommen hatte, was geschehen war, — da vereinigte sie zuerst ihre Thränen mit denjenigen ihrer Kinder; dann aber reifte in ihr der Gedanke zur That, nun endlich den Schutz der staatlichen Gewalt gegen den Unmenschen anzurufen, den sie schaudernd ihren Mann nannte. Vorher aber gedachte sie, ihre Kinder nach Hause zu geleiten, weil sie wähnte, Feodor Stepanow sei, wie immer, in die Kneipe geeilt. Indeß, das Schicksal hatte es anders beschlossen ... Als Mutter und Kinder vor ihrem Häuschen in der Bulgarenstraße anlangten, fanden sie die Thür verschlossen. Befremdet klopfte Anna Filippowna an dieselbe und auf ihr wiederholtes Pochen erschien endlich Feodor Stepanow am Fenster. Anna Filippowna wollte, als sie ihren Mann erblickte, umkehren. Dieser aber stieß den Fensterflügel auf und bat sie — wie es schien, nüchtern — mit verstellter Freundlichkeit, einen Augenblick zu warten, bis er die Hausthür geöffnet: er sehe ein — so betheuerte er —, daß er schlecht gehandelt; deshalb habe er die Rückkunft von Weib und Kindern erwartet; er bäte sie um Verzeihung; sie möchten nur getrost eintreten, denn sie fänden einen Sünder vor, der nur noch einen Gedanken habe — die Reue ... »Mütterchen, glaub' ihm nicht, ich bitte Dich — glaub' ihm nicht!« rief Pawel ahnungsvoll und suchte die Mutter vom Hause fortzuziehen. Indeß, Anna Filippowna hörte nicht auf die Warnung ihres Sohnes, — sie ließ sich bethören. Kaum aber waren sie und die Kinder eingetreten, so schloß Feodor Stepanow die Thür von innen und herrschte sein Weib mit wuthbebender Stimme an: »Wohin wolltest Du denn mit den Rangen, he? Auf's Polizeibüreau, was? Um den Vater anzuzeigen — ihn in's Verderben zu stürzen? Ah — ich weiß ganz gut, was Du im Schilde führst, du falsche Canaille! Warte, ich werde Dich!" ... Und mit geballten Fäusten stürzte Feodor Stepanow auf sein Weib los. Pawel warf sich ihm entgegen: ein Faustschlag traf ihn, daß er seitwärts taumelte. Ihm schwamm es vor den Augen. Halb ohnmächtig sah er, wie der Vater sein Mütterchen an den Haaren ergriff, mit der Faust auf sie losschlug und sie zu Boden schleuderte. Vor seinen Blicken drehte sich das Zimmer im Kreise. Er hörte wie im Traume das Gekreisch seiner Geschwister, das Wuthgeheul seines Vaters und dazwischen den schwachen Hülferuf seiner Mutter. Er sah deutlich, wie der Vater den rechten Fuß hob, um mit seinem eisenbeschlagenen Stiefel der Mutter in's Antlitz zu treten. Da griff er in die rechte Rocktasche; in seiner Hand blitzte der Revolver; ein Schuß erdröhnte im Gemach, und lautlos, wie vom Blitz getroffen, stürzte Feodor Stepanow mit durchschossenen Schläfen über sein ohnmächtiges Weib ...

„Ich bin zu Ende, meine Herren Geschworenen! Daß Pawel Lartschenko eine halbe Stunde nach dem Tode seines Vaters im Polizeibüreau erschien und sich selbst des Vatermordes anklagte, ist Ihnen bekannt. Er war dabei ruhig und gefaßt, denn der Kuß, den seine Mutter ihm beim Abschied auf die Stirn gepreßt, hatte ihm die Weihe, das Bewußtsein der Unschuld mitgegeben auf den schweren Weg ... Und ich rufe es hinaus in alle Welt, daß er unschuldig ist, trotzdem sein Vater von seiner Hand gefallen! Nicht die That darf hier reden — nein und abermals nein! Die Umstände, unter denen sie verübt wurde, sprechen lauter, als ihre nackte Existenz! Das über der Familie Lartschenko schwebende Verhängniß hat sich erfüllt. Wir stehen vor dem grauenerregenden Ende, — vergeblich aber lausche ich auf die Stimme, die um Vergeltung für eine Missethat gen Himmel schriee! Denn kein Verbrechen ward verübt, sondern ein Act der Gerechtigkeit vollzogen, — und zwar vollzogen durch die Hand des Angeklagten! Ihn hat die Vorsehung zum rächenden Strafvollzieher erlesen über ein Scheusal, das sein Dasein auch nach menschlichen Begriffen tausend Mal verwirkt hatte! Es steht geschrieben, daß ohne den Willen des Herrn Niemandem ein Haar gekrümmt werde! Gibt es da noch einen Zweifel? Der Wille des Herrn ist geschehen. Wo aber Gott gerichtet, da schweige der Mensch! ... Statt über die Verbrechen des Vaters ein Urtheil zu fällen, sitzen Sie, meine Herren Geschworenen, — o Ironie der menschlichen Einrichtungen! — heute über den Sohn zu Gericht, — über den Sohn, dessen Hand, von höherer Gewalt als die menschliche geführt, das Strafgericht vollendet, dem Sie nach Recht und Gesetz Feodor Stepanow Lartschenko überliefert hätten! Wo ist da die Schuld, welche Sühnung heischt? Nur die Verblendung sieht in der That allein ein todwürdiges Verbrechen: die Weisheit forscht nach dem Ursprung des Geschehenen und richtet nicht, wo kein fluchwürdiger Gedanke, keine strafbare Absicht, kein leidenschaftlicher Irrthum den Thäter um die Unschuld des Herzens und des Verstandes gebracht! ... Meine Herren Geschworenen! Sie wissen jetzt die volle Wahrheit. Gehen Sie und üben Sie Gerechtigkeit! Und wenn Sie auch nur einen unreinen Fleck im Denken und Handeln Pawel Lartschenko's zu finden vermögen, dann sprechen Sie über ihn das Schuldig aus!" — — —

Der Vertheidiger schwieg, und lautlos, wie sie ihn angehört, verharrte die Menge im Saale. Doch nur einen Augenblick, — und es lief ein Zittern durch die Mauer von Menschenköpfen und Herzen, die den Anklageraum umrahmte; das tiefe Aufathmen des Erwachens ward hörbar; es ging in das Brausen und Wogen tiefster Bewegung und leidenschaftlicher Erregung über und suchte seinen Ausdruck in einem Beifallssturme, der den Saal erbeben machte ... Der Staatsanwalt verzichtete auf ein weiteres Wort und die Geschworenen erhoben sich, ernst und schweigsam, und folgten dem Obmann in's Berathungszimmer. Und wieder lagerte die Ruhe der Spannung über der Zuhörermenge; die Minuten wuchsen zu Stunden, zu einer Ewigkeit banger Erwartung. Da öffnete sich die Thür des Nebenzimmers: die Geschworenen erschienen wieder; sie nahmen ihre Plätze ein, und der Obmann erhob sich.

„Hoher Gerichtshof!" — so sprach er mit vor freudiger Rührung bebender Stimme — „Die Geschworenen haben nach reiflichem Erwägen und in der Ueberzeugung, daß das, was vor Gott gerecht ist, auch vor den Menschen gerecht sein müsse, die Frage: Ist der Angeklagte Pawel Lartschenko schuldig, seinen Vater ermordet zu haben? einstimmig zu beantworten: »Nein, er ist nicht schuldig!« Der Herr sei diesem Urtheil gnädig!" ...

Ein Schrei des Entzückens folgte diesen Worten. Im Taumel der allgemeinen Freude und des rasenden Beifalls aber, der den Schwurgerichtssaal durchbrauste, erstarb der leise Ruf, mit dem eine schwarzverhüllte Gestalt auf den Angeklagten Pawel Lartschenko zueilte und ihn in ihre Arme schloß, — der durch Freudenthränen erstickte Ruf: „Mein Sohn — mein Sohn!"

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Bad **Reinerz** i/Schl., klimatischer Gebirgs-Kurort, bleibt redlich bemüht, seine Kur-Einrichtungen mehr und mehr zu verbessern und seinen Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen. Durch Erbauung der, voriges Jahr dem Verkehr übergebenen, neuen Wandelbahn ist einem längst gefühlten Bedürfnisse Abhilfe geschaffen worden. Ihre räumliche Ausdehnung in einer Länge von über 500 Fuss ermöglicht die Aufnahme Vieler, welche eigener Wille oder die Anordnung des Arztes zu den Heilquellen von **Reinerz** geführt hat. Eine mit derselben in unmittelbarer Verbindung stehende hohe, geräumige Tonhalle ist ganz geeignet, um als Sammelort dem Kur-Publikum zu dienen und durch Benützung bei Concerten, Soireen und dergl. den seitherigen Kursaal für andere Zwecke zu reserviren. Die während des Winters ausgeführte Malerei der Wandelbahn und des Musiksaales wird durchgängig als eine hochelegante und äusserst gelungene bezeichnet. Wohl hat die Ausführung des Gesammt-Baues einen Kostenaufwand von 180,000 M. erfordert, indessen ist dadurch doch ein Werk geschaffen, das Generationen ausdauern und dem Kurort stets zur Zierde gereichen wird.

Ferner ist durch den rühmlichst bekannten Obergärtner Hampel zu Berlin im Laufe des vorigen Jahres ein Project zur Neu-Anlegung des ganzen 22 Morgen grossen Kurparkes entworfen worden. Welche Neu-Einrichtung geplant ist, geht daraus hervor, dass der Kostenanschlag eine Summe von 48,800 M. erfordert. Auch die Ausführung dieses Projectes ist theilweise schon in Angriff genommen und bereits sind Tausende von Bäumen und Zier-Sträuchern neu eingepflanzt.

Jeden Tag finden früh und Nachmittag Concerte der städtischen Kurkapelle statt; für Abend-Unterhaltungen ist ebenfalls genügend gesorgt durch regelmässige Abhaltung von Kammer-Musik-Abenden, Symphonie-Concerten und Theater-Vorstellungen. Ausserdem finden sich in angemessenen Zwischenräumen fremde Künstler ein.

Das Bad besitzt drei alkalisch-erdige Eisensäuerlinge, zwei grosse Badehäuser und eine der grössten und altrenommirten Milch- und Molken-Anstalten.

Post- und Telegraphen-Amt befindet sich sowohl in Bad, als auch Stadt Reinerz.

Endstationen der Eisenbahnen sind: Glatz, 24 Klmtr. und Nachod, 20 Klmtr.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.**, Oppelstr. 44.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser**, Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch**, 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes**, übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske**. 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue**, Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ. — **Schiller**, Sämmtl. Werke m. Biogr. v. Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. geb. nebst: **Heine**, Werke, Hamb. 76, 12 Bde. geb. und: **Grabbe**, Werke, herausg. v. Gottschall, Leipz. 70, 2 Bde. geb. zusammen 25 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart“**, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verlag der H. Laupp'schen Buchh. in Tübingen

In unserem Verlag erschien:

Die Grundlagen der

Karl Marx'schen Kritik

der bestehenden Volkswirthschaft.

Kritische und ökonomisch-litterarische Studien

von

Dr. Georg Adler,

Docent der Universität Freiburg i. B.

gr. 8. broch. ℳ 6,—.

Eine vorzügl. Litteratur-Geschichte, nicht trocken und langweilig, sondern anregend und interessant ist die

Geschichte der

deutschen Litteratur

von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit (1884)

von **Dr. Franz Hirsch**

(Redakteur von „Schorers Familienblatt“).

3 starke Bde., gr. 8., Ladenpreis M. 24.—

für nur M. 12.—, Eleg. gbd. M. 15.—

☛ Noch nie wurde ein sowohl inhaltlich, wie hinsichtlich der Ausstattung so schönes, durchaus gediegenes Werk zu einem so billigen Preise angeboten!

Nur neue Exemplare! Umtausch gestattet!

Gustav Fock in Leipzig.

Neumarkt 40 u. 38 I.

Bücher-Versandgeschäft.

Kataloge billiger Bücher gratis!

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.

Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Ein junger

lievländischer Schriftsteller,

Mitarbeiter von Rigaer, Petersburger und deutschen Zeitungen, academisch gebildet, auch des Russischen mächtig, sucht eine Stelle als Redacteur eines deutschen Blattes. Er ist in politischen, literarischen und zumal volkswirthschaftlichen Fragen wohl bewandert und, da er längere Zeit in Moskau gelebt, in russischen Dingen vorzüglich informirt. Günstige Zeugnisse stehen zu Diensten. Ansprüche sehr bescheiden. Eintritt sogleich. Auskunft ertheilt die **Redaction der „Gegenwart“.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Blutjung

und andere Erzählungen

von

E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. broschirt. Preis ℳ 3.—

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder“** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen.

Roman

von

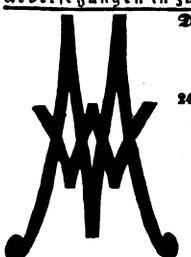
Björnstjerne Björnson.

Deutsch von Wilhelm Lange.

1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis ℳ 4.—

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben*; die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.



Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXX. Bande der **„Gegenwart“**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

JUN 3 1887
Library

№ 22. Berlin, den 28. Mai 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Branntweinsteuer. Von Karl Walcker. — **Literatur und Kunst:** Die Gesetze der bildenden Kunst. Von C. W. Th. Fischer. — Krisen im Burgtheater. Von X. Wiener. — Witz und Humor. Von Gustav Kleinert-Iserlohn. (Schluß.) — **Feuilleton:** Wovon die Menschen leben. Eine Pfingstlegende von Graf Leo Tolstoi. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: „Die Hochzeit auf dem Aventin". Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die Branntweinsteuer.

Von Karl Walcker.

Es gibt Steuerfragen, die mehr oder minder isolirt, rein finanziell betrachtet werden können. Dahin gehören z. B. die Biersteuer- und die Salzsteuerfrage. Es gibt aber auch Steuerfragen, die mit den gesammten volkswirthschaftlichen Verhältnissen gewisser Landestheile auf's engste zusammenhängen und nur in diesem Zusammenhange richtig verstanden werden können. Zu diesen Fragen gehört z. B. die deutsche Brantweinsteuerfrage.

Trotzdem wird die landwirthschaftliche Bedeutung der Kartoffelbrennerei der östlichen Provinzen Preußens häufig überschätzt. Die Zahl der Kartoffelbrennereien derselben betrug 1885/86 2815. Davon zahlten 559 6,000 bis 12,000, 1411 12,000 bis 30,000 und 324 über 30,000 Mark Steuer. Der Großbetrieb herrscht also stark vor. Vom Ackerlande und Rindviehstande dieser sieben Provinzen gehörten indeß nach J. Wolf nur $6^2/_3$, bezw. $3^9/_{10}$ Procent zu den Gütern mit Kartoffelbrennereien. Von der gesammten Kartoffelernte wurden zu Brennereizwecken verwandt: in Westpreußen 25,5, Pommern 24,4, Brandenburg 22,4, Posen 22,1, Schlesien 18,9, Ostpreußen 17,9, in der Provinz Sachsen 10,1; dagegen im übrigen Preußen nur 0,2 bis 1,8 Procent, im Durchschnitt des ganzen Staates 15,7 Procent. Dazu kommt noch, daß man Kartoffeln nicht bloß zur Brennerei, sondern auch zu vielen anderen Zwecken, zur menschlichen Nahrung, zur Aufzucht von Schweinen, überhaupt von Kleinvieh, zur Stärke- und Zuckerproduction, brauchen kann. Ehemals wurde sogar aus Kartoffeln ein Bier gebraut, dem ein milder, angenehmer Geschmack nachgerühmt wurde. Eine übermäßige Schlempefütterung führt dagegen zur Abmagerung des Viehes, weil der Nährwerth der Schlempe gering ist, und weil bei Störungen des Gährungsprocesses zuviel Essigsäure in dieselbe tritt. Manche Brenner vernachlässigen die Futter-, Stroh- und Viehproduction zu Gunsten des Kartoffelbaues; ja, sie haben sogar sogen. absoluten Waldboden (!) zu schlechten Kartoffeläckern gemacht. Der berühmte, als Praktiker und als Schriftsteller gleich ausgezeichnete Landwirth J. G. Koppe hob schon 1845 in der 6. Auflage seines Unterrichts im Ackerbau und in der Viehzucht (der 1885 in 11. Auflage erschien) treffend hervor, daß die unsinnige Vermehrung der Brennereien, die eine Art Modesache war, in manchen Gegenden den Branntweinpreis periodisch unter die Selbstkosten gedrückt hat.

Bei der Branntweinfrage und bei vielen anderen wichtigen und schwierigen Fragen muß man die nächsten und die späteren Ziele verständiger, realpolitischer Reformen wohl unterscheiden. Auch die Branntweinsteuervorlage von 1887 bezeichnet sich mit Recht als ein Provisorium und wird sogar von ihren Freunden als ein solches betrachtet.

Die ganze volkswirthschaftliche und politische Entwickelung des Deutschen Reiches drängt mit einer gewissen naturgesetzlichen Nothwendigkeit zu großen Reformen, deren Durchführung auf dem Gebiete der Branntweinfrage wie auf vielen anderen Gebieten eine ganz neue Lage schaffen wird; ähnlich wie das Schießpulver und die Dampfkraft die Welt umgestaltet haben. Mit Rücksicht auf den Raum können hier nur ganz kurze, thesenartige, bei anderen Gelegenheiten näher zu begründende und von verschiedenen Seiten her bereits eingehend begründete Andeutungen gegeben werden. Diese Andeutungen dürften jedoch zu einem ungefähren Verständniß genügen.

Die schwere und gefährliche volkswirthschaftliche und politische Krankheit, welche man Socialdemokratismus nennt, kann nur dann gründlich geheilt werden, wenn man, außer anderen Reformen, für eine möglichst gleichmäßige Vertheilung der Bevölkerung über das gesammte Reichsgebiet sorgt; wenn also die Groß- und Kleinindustrie und der Handel der untervölkerten, „reinen" Ackerbaugegenden energisch gehoben werden; so daß die Bevölkerung derselben bedeutend steigt; so daß die Brennereigüter normaler Weise das Hauptgewicht auf die Viehzucht und den Ackerbau legen, die Branntweinbrennerei nur als ein Nebengewerbe betreiben, oder besonderen Unternehmern überlassen können. Ein Theil der Pariser Fabriken ist bereits in die Provinz verlegt worden; in London wird von Großindustriellen und Nationalökonomen nach Aschrott im 30., die großstädtische Wohnungsnoth behandelnden Bande der Schriften des Vereins für Socialpolitik dieselbe Reform geplant; und H. B. Oppenheim hob bereits 1872 in der „Gegenwart" hervor, daß Berliner Fabrikanten ein gutes Geschäft machen würden, wenn ihre Fabrikgebäude verkauft und in Miethswohnungen umgewandelt würden, und wenn sie ihre Etablissements nach Gegenden mit billigeren Miethen verlegten. Dadurch würden zahlreiche fleißige und sparsame gewerbliche (und landwirthschaftliche) Arbeiter in den Stand gesetzt werden, sich ein Häuschen und Gärtchen zu erwerben. Diese gewaltige Vermehrung der Zahl der kleinen Eigenthümer wäre das wirksamste Mittel zur Ueberwindung der Socialdemokratie, wie sogar der beste Kopf unter den Socialisten, F. Engels, 1872 mit anerkennenswerther, oder, wenn man will, naiver Offenherzigkeit zugab, und wie auch viele conservative und liberale Gegner des Socialismus, z. B. Fürst Bismarck, Graf F. A.

Digitized by Google

Eulenburg, W. v. Kardorff, der nationalliberale Großindustrielle Freiherr v. Heyl*) und Andere, darunter auch J. H. v. Thünen, der größte deutsche Nationalökonom, mit mehr oder minder ähnlichen Worten und Ideen mit Recht betont haben. Ja, schon im 18. Jahrh. und früher finden sich solche Ideen beim Deutschen Justi, bei Quesnay, A. Smith und Anderen. Von Laien und selbst von manchen Nationalökonomen wird trotzdem noch immer der Einwand erhoben, die Hebung der Industrie der Ackerbaugegenden, der vorzugsweise sogen. Brennereigegenden, sei wünschenswerth, aber nicht möglich. Dieser Einwand ist geradezu lächerlich. Rheinpreußische, amerikanische und namentlich englische Eisenbahndirectoren haben längst begonnen, die gewaltige, unwiderstehliche Macht der Eisenbahndifferentialtarife, überhaupt der Bahntarife, zu Gunsten der früher stiefmütterlich behandelten untervölkerten Gegenden spielen zu lassen. Das kleine schottische Städtchen Greenock concurrirt z. B. nach Gustav Cohn auf dem Gebiete der Zuckerraffinerie in Folge günstiger Bahntarife erfolgreich mit London. Vermittelst entsprechender Bahntarife kann man die Maschinenbau-, Textil-, Leder-, Papier-Industrie ꝛc. in jeder beliebigen Brennereigegend des Deutschen Reiches in wenigen Jahren zur Blüthe bringen. Die neuzeitliche Industrie ist keineswegs unbedingt an Eisen- und Kohlenlager gebunden. In der unmittelbaren Nähe von London, Paris, Berlin und Wien gibt es z. B. keine solche Lager.

Ist die in Rede stehende Reform durchgeführt, so erhalten die Rittergutsbesitzer, Pächter und Bauern der Brennereigegenden aus den nahen Städten und Industriebezirken billigen menschlichen und thierischen Dünger; und sie können Milch, Eier, Geflügel, Vieh, Fleisch, Gemüse und Obst vortheilhaft in der Nähe absetzen. Ein deutscher Landwirth, der seine ganze Wirthschaft und Existenz auf die Brennerei setzt, spielt dagegen ein hohes, sehr gefährliches Spiel. In Folge einer Abnahme der Trunksucht, russischer und österreichisch-ungarischer Spiritus-Exportprämien, spanischer Zollerhöhungen, deutscher Branntweinsteuererhöhungen, oder Veränderungen**), des Wegziehens landloser Arbeiter nach den Großstädten und nach Amerika, der schlechten Düngung und der Bodenerschöpfung kann ein solcher Brenner große Verluste erleiden, oder gar bankrott werden. Die oben erwähnten industriellen und landwirthschaftlichen Reformen liegen also auch im wohlverstandenen Interesse der Brenner.

J. Wolf und andere unbefangene Sachverständige haben gezeigt, daß das Deutsche Reich ebenfalls darnach trachten muß, die in Hohenzollern, England, Frankreich, Rußland, zum Theil auch in Oesterreich, Bayern und der deutschen Branntweinsteuergemeinschaft bestehende Fabrikatsteuer durchzuführen. Daraus folgt übrigens nicht, daß man nach Art der meisten Deutschfreisinnigen die Fabrikatsteuer als alleinseligmachende Steuer fordern muß. Die 1886 und 1887 von J. Wolf im Interesse eines Theiles der landwirthschaftlichen Brennereien empfohlene Verbindung der Fabrikat- und Maischraumsteuer dürfte vorzuziehen sein.

Heute (am 14. Mai) sind die Amendements noch nicht bekannt, welche die Branntweinsteuer-Commission des Reichstages vermuthlich an der neuen Vorlage vornehmen wird. Die nachfolgende Kritik bezieht sich daher auf den Urtext der Vorlage. Die meisten Kritiker, auch solche, welche die Amendirung und die Annahme, nicht die Ablehnung, des Gesetzentwurfes wünschen, bezeichnen die sogen. Contingentirung der Branntweinproduction als den schwächsten Punkt desselben. In Wirklichkeit ist aber die Beibehaltung der Branntweinexportprämie der schwächste Punkt, weil dadurch die Wirkung der Contingentirung abgeschwächt, zum Theil aufgehoben wird. Die grundsätzliche Verwerfung jeder Contingentirung ist entschieden unberechtigt. Jeder Gegner der Trunksucht muß wünschen, daß im Deutschen Reiche und in der übrigen Welt möglichst wenig Branntwein erzeugt und getrunken wird. Es fragt sich nur, ob der Staat, das Deutsche Reich, die Contingentirung erzwingen soll; und ob er das richtige Mittel zum Zweck gewählt hat. Der Bejahung der ersten Frage stehen nicht unwichtige Bedenken gegenüber, aber starke Gründe sprechen trotzdem für die Bejahung. Wenn die Fabrikation und der Gebrauch von Arzneimitteln, Giften, Pulver und Dynamit ganz frei wären, so würden diese Gegenstände (abgesehen von manchen Arzneimitteln und Geheimmitteln) billiger sein, als jetzt; diese Billigkeit wäre indeß durch viele, früher nicht so häufige Verbrechen gegen die Person und das Eigenthum viel zu theuer erkauft. Aehnlich darf man nicht vergessen, daß Branntwein eine Art Arzneimittel oder Gift ist; und daß eine freiwillige und starke Einschränkung der Branntweinerzeugung durch eine Vereinigung aller Brenner schwerlich zu erwarten ist. Es ist ferner zuzugeben, daß das von der Vorlage zur Contingentirung gewählte Mittel zu manchen schweren Bedenken Anlaß gibt; aber die Polemik gegen dies Mittel schießt doch vielfach über das Ziel hinaus. Namentlich enthält die beliebte Rechnung von den 34 Millionen Mark, welche das Reich angeblich den Brennern schenkt, starke Rechenfehler; obgleich der Rechnung ein gewisser wahrer Kern zu Grunde liegt. Man rechnet nämlich folgendermaßen. Die Branntweinsteuergemeinschaft hatte 1885 37,8 Millionen Einwohner. Auf den Kopf sollen $4^1/_2$ Liter Alkohol kommen, die mit der Verbrauchsabgabe von 50 Mk. pro Hektoliter belegt werden; der übrige Branntwein soll 70 Mk. pro Hektoliter tragen. $4^1/_2 \times 37{,}8$ Millionen sind 1,7 Millionen Hektoliter, und der Branntweinpreis wird in Folge der Contingentirung so steigen, daß die bestehenden Brennereien ein Geschenk von $20 \times 1{,}7$ Millionen = 34 Millionen Mark erhalten werden. Bei dieser Rechnung ist Folgendes übersehen:

1) Hätte man einfach den zuerst, so rasch als möglich erzeugten Branntwein niedriger besteuert, so hätte darin ein vielleicht erfolgreicher, schädlicher Anreiz zur Begründung neuer Brennereien gelegen.

2) Eine starke Einschränkung, selbst eine preissteigernde Einschränkung der Production einer Waare darf nicht kurzweg als ein Gewinn für die betreffenden Producenten angesehen werden, da dieselben in Folge der unvollständigen Ausnutzung ihrer Betriebsvorrichtungen, wohl auch anderer Gründe, Verluste erleiden. Daher kommt es, daß Schutzzollparteien langlebig zu sein, Jahrzehnte, ja Jahrhunderte lang zu bestehen pflegen; während die im Deutschen Reiche, in Belgien, England, Frankreich, Oesterreich und Rußland häufig versuchten nationalen und internationalen Cartellverbände zur Einschränkung der Production von Roheisen, Schienen, Locomotiven, Baumwollgarn und Zucker erfahrungsgemäß kurzlebig sind, höchstens einige Jahre dauern, wie man aus Kleinwächter's bekannter Schrift über die Cartelle, aus verschiedenen Jahrgängen der „Freihandels-Correspondenz", der „National-Zeitung", des „Leipziger Tageblattes" und anderer großer Zeitungen ersieht. Im Reichstage ist der Gegenstand, wenn ich nicht irre, von Eugen Richter, Bamberger und Anderen ebenfalls berührt worden. Von Producentencartellen überhaupt haben sie jedenfalls gesprochen.

3) Bei der starken Neigung zur Ueberproduction, welche auf dem Gebiete der Branntweinproduction herrscht, dürfte ein Theil des in Rede stehenden Mehrgewinnes der Brenner den Branntweinhändlern und Gastwirthen zugestanden werden.

Der schwächste Punkt der Vorlage besteht in der Beibehaltung der Branntwein-Exportprämie. Hoffentlich ist diese Beibehaltung übrigens nur als etwas Provisorisches gemeint. Wenn bei der Ausfuhr von Branntwein oder Zucker nur der Betrag der gezahlten inländischen Steuer oder Accise

*) 1886 in der Debatte des Vereins für Socialpolitik über die großstädtische Wohnungsnoth.

**) Bei dieser Gelegenheit will ich beiläufig die Polemik erwähnen, welche Herr J. G. Killermann in Nr. 18 dieser Zeitschrift gegen mich gerichtet hat. Sein Vorschlag, die Besitzsteuer zur einzigen directen Steuer aller Rechtsstaaten zu machen, ist schon 1826 von einem Herrn D. Breitenstein in seiner Schrift „Nur eine Steuer" vorgebracht, aber als eine dilettantische Idee mit Recht unbeachtet geblieben. Im Uebrigen verweise ich der Kürze halber auf die zweite, vermehrte und verbesserte, im Herbst d. J. erscheinende Auflage meiner Finanzwissenschaft, des vierten Bandes meines Handbuches der Nationalökonomie.

Digitized by Google

zurückgezahlt wird, so spricht man von einer Ausfuhrvergütung oder Exportbonification. Wird mehr zurückgezahlt, so spricht man von einer Ausfuhrprämie. Eine solche entsteht gewöhnlich in der Weise, daß die fortschreitende Technik der Fabriken, besonders der am besten eingerichteten, aus einer bestimmten Menge Kartoffeln und Rüben mehr Spiritus und Zucker erzeugt, als das Steuergesetz annimmt. Die deutsche Branntweinsteuer stellte sich z. B. 1886 nach J. Wolf 1886 auf 14 Mk. 17 Pf. pro Hektoliter absoluten Alkohols, während bei der Ausfuhr eine Restitution von ungefähr 16 Mk. zu erlangen war. Die Exportprämie betrug also eine 1 Mk. 83 Pf., oder, wie Wolf sagt, rund 2 Mk.

Die Fortschrittspartei pflegt sich ihres „entschiedenen" Liberalismus, ihrer aufgeklärten, auf der Höhe der Zeit stehenden volkswirthschaftlichen und politischen Kritik zu rühmen. Dasjenige, was von verschiedenen Fortschrittlern und bei verschiedenen Gelegenheiten vorgebracht wird, ist in der That zum Theil wahrhaft kritisch, anerkennenswerth; zum Theil aber auch krittlerisch, nörgelnd, sehr einseitig oder ungerecht und zum Theil sogar höchst kritiklos, radical, doctrinär, oder sogar pseudoconservativ. Das Verhalten der Fortschrittler gegenüber den Ausfuhrvergütungen ist z. B. ist pseudoconservativ. Sie wollen die Ausfuhrprämien aufheben, aber die Ausfuhrvergütungen beibehalten. Ich habe wenigstens in den fortschrittlichen Zeitungsartikeln, Broschüren, Wahl- und Parlamentsreden nie eine grundsätzliche Verwerfung der s. g. Ausfuhrvergütungen gefunden. Die von Fortschrittlern und Nichtfortschrittlern geforderte Aufhebung der Ausfuhrprämien und Beibehaltung der Ausfuhrvergütungen ist ähnlich unlogisch und unpraktisch, wie etwa das Verfahren eines Mannes, der einen Hausschwamm nur theilweise vertilgt, so daß der Rest des Schwammes immer wieder emporwuchert. Die Ausfuhrvergütungen sind eben in allen Ländern, in welchen sie überhaupt bestehen, mit innerer Nothwendigkeit zu Ausfuhrprämien ausgeartet, wie A. Wagner, der jetzt Deutschconservativer ist, schon 1870 im Deutschen Staatswörterbuch im Artikel „Zölle" hervorhob. Die Sache beruht einfach auf den technischen Schwierigkeiten einer richtigen Abmessung der Ausfuhrvergütung und auf dem großen politischen Einflusse der Spiritus- und Zuckerproducenten. Mindestens zwei, rechts von der Fortschrittspartei stehende Nationalökonomen, nämlich Max Wirth und der Schreiber dieser Zeilen, haben daher die Ausfuhrvergütungen schon vor Jahren grundsätzlich bekämpft; und mindestens zwei Gesetzgebungen haben sich von Ausfuhrvergütungen fern gehalten. In den Vereinigten Staaten gibt es nach K. v. Hock für 12 Waaren, bezw. Waarenclassen, darunter für Spirituosen und Tabakfabrikate, trotz der Höhe der Spiritus- und Tabaksteuer, keine Ausfuhrvergütungen; und Württemberg hatte bis 1885 nach K. Schall keine Ausfuhrvergütung für Branntwein. Die allmähliche Beseitigung der Ausfuhr-„Vergütungen" und Prämien ist nur eine Frage der Zeit. Da dies ganze Prämien-Wesen und Unwesen nicht bloß den Fiscus, die Steuerzahler, sondern auch durch Beförderung der Ueberproduction, allzu niedriger Preise und verlustvoller Krisen, z. B. des Zuckerkrachs von 1884 und 1885, die Producenten selbst schwer schädigt, so werden alle Parteien früher oder später für die Beseitigung der Ausfuhrvergütungen eintreten. Diese aus der Zeit der Hexenprocesse, Protestanten- und Israelitenverbrennungen und der Hörigkeit stammenden Bonificationen, die eher Malefication heißen sollten, gehören zu den altmodischsten und (trotz der bona fides der Bonificationsfreunde) gemeinschädlichsten Dingen, welche aus einer finsteren Zeit ruinenartig in die Vergangenheit hineinragen. Sie hängen mit den Geldausfuhrverboten und der falschen Handelsbilanzdoctrin des von A. Smith und Anderen längst widerlegten s. g. Mercantilsystems der Zeit Philipps II. und ähnlicher Zeiten zusammen.

Die Zurücksetzung der s. g. gewerblichen Brennereien zu Gunsten der s. g. landwirthschaftlichen Brennereien ist von Nationalliberalen und Deutschfreisinnigen, vermuthlich auch von Conservativen, mit Recht als ein Hauptmangel der Branntweinsteuer-Vorlage bezeichnet worden. Es ist ferner zu bedauern, daß die Vorlage gar keinen Schritt in der Richtung zur Fabrikatsteuer thut.

Untersuchungen über die zweckmäßigste Höhe der Productions- und Verbrauchssteuer sind Sache der Steuerbeamten, Spiritusinteressenten und Reichstagsabgeordneten. Ein Eingehen auf diesen Gegenstand gehört deshalb nicht hierher. Im Deutschen Reiche ist der Branntwein sehr niedrig besteuert, wie folgende Tabelle zeigt. Die Steuer betrug pro Hektoliter Alkohol von 100 Procent:

in	nach Gerstfeldt 1878	nach dem badischen Etatsentwurfe für 1881/82
	Mark	Mark
England	300—386	394,45
den Vereinigten Staaten	—	198,95
Holland	180	193,80
Rußland	125—170	182,10
Frankreich	60	124,80
Schweden	82	85,87
Belgien	45	75,41
Rumänien	--	33,87
Italien	—	24 (?)
der deutschen Steuergemeinschaft	kaum 17	26,20
Bayern	—	26,20
Oesterreich	20—22	22
Dänemark	—	21,76
Baden	—	14
Württemberg	—	4

In einigen Staaten, in Rußland, Württemberg ꝛc., ist die Steuer seit 1878 bezw. 1880 noch erhöht worden.

Von fortschrittlicher Seite wurde der Einwand erhoben, daß das wenig Branntwein consumirende Süddeutschland bei seinem Eintritt in die Reichssteuergemeinschaft von dem Branntweinsteuer-Ertrage verhältnißmäßig zuviel erhalten würde. Darauf ist Folgendes zu entgegnen:

1) Preußen hat im Zollverein ebenfalls große Opfer gebracht und trotzdem bei der ganzen Sache in volkswirthschaftlicher und politischer Beziehung großen Gewinn gehabt.

2) Die Branntweinsteuer-Gemeinschaft des Südens und Nordens wird auch früher oder später zur Biersteuer-Gemeinschaft führen, wie selbst Fortschrittler und Ultramontane zugeben; und Süddeutschland, wenigstens Bayern, consumirt verhältnißmäßig viel mehr Bier als Norddeutschland.

3) Die Branntwein- und Biersteuer-Gemeinschaft des Nordens und Südens wird ein neues, nationales und nicht unwichtiges Einheitsband des neuen Deutschen Reiches sein, wie nationalliberale Stimmen mit Recht betonen.

Literatur und Kunst.

Die Gesetze der bildenden Kunst.

Von C. W. Th. Fischer.

Die Bekanntschaft mit den Werken der Kunst ist in den letzten Jahrzehnten eine überaus große geworden, durch die Erleichterung des Verkehrs, durch Ausstellungen, durch Nachbildung und Vervielfältigung, durch populäre Schriften, durch Berichte und Kritiken, und doch fragt es sich, ob mit dem Interesse an Kunstwerken das Interesse an der Kunst in gleichem Maße gewachsen.

Jeder Beschauer urtheilt zuerst nach seinem augenblicklichen Gefühl, aber selten ist es so klar und stark, daß es nicht durch gute oder scheinbar gute Gründe beeinflußt werden könnte. Was läßt sich nicht tadeln, was nicht loben? — In der Sittenlehre haben wir das Gewissen und die zehn Gebote, in der Kunst den Geschmack, aber das allgemein anerkannte Gesetz fehlt uns. Die Aesthetik ist kein obligatorischer Unterrichts-

Digitized by Google

gegenstand; dem Einzelnen bleibt es überlassen, wie er sich mit der Schönheit abfinde.

Mit der Schönheit? — Als ob Schönheit und Kunst eins wären! — oder mit der Vollkommenheit? — oder mit der Wahrheit? — Nachahmung der Wirklichkeit bis zur Erregung der Täuschung ist eine neu ausgegebene Parole, die freilich nicht allerwärts gilt. Bei ihr hat der Künstler zwar immer noch Mühe, aber Kritik und Publikum haben es leicht, denn sie bedürfen keines anderen Auges, als es die Vögel gehabt, die nach den Trauben des Zeuxis gepickt. Aber es galt doch auch bei den Alten für Ruhm, daß der Künstler den Künstler mit dem gemalten Vorhange getäuscht. Also hätte Ben Akiba wieder einmal Recht. Wie sagt doch Lessing? — Bei den Alten war die Schönheit das höchste Gesetz.

Das höchste; vielleicht. Was kümmert uns die Antike? Gibt doch Lessing selbst zu, daß die Kunst in den neueren Zeiten ungleich weitere Grenzen erhalten hat. Zu seinen neueren Zeiten sind für uns neuere gekommen, und die Grenzen sind weiter und weiter gerückt. Ja, wenn es ein unverbrüchliches Gesetz gäbe vor aller Kunst, nicht ein von den Kunstwerken abstrahirtes. Jeder epochemachende Künstler stellt mit seinem Werke sein eigenes Gesetz auf.

Das hat auch Lessing gewußt und ausgesprochen: „Wie manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen."

Da haben wir es ja; es kommt bloß darauf an, daß Einer etwas in überzeugender Weise mache, und er wird im Rechte sein. Was hilft alles frühere Wissen, wenn es durch ein neues Können beschämt wird? — Freilich, für sein neues Können hatte der Künstler das neue Gesetz in sich. Wenn nur alles neue Können reine Kunst wäre, nicht bloß, daß sie selbst den Anspruch erhebt, echt zu sein.

Keine Frage, mit neuer Kunst sind neue Gesetze gegeben; aber auch keine Frage, daß gewisse Gesetze jeder Kunst gegeben sein müssen; keine Frage auch, daß eine Kunst, welche diese allgemeinen Gesetze nur zum Theil beachtet, eine unvollkommene, eine Kunst aber, welche diese Gesetze verletzt, eine entartete sein muß.

Ein Künstler möge sehen, ob ihm folgende Gebote noch heilig sein können: Du sollst der Schönheit eingedenk sein. — Wähle den fruchtbarsten Augenblick (und Gesichtspunkt), denn du vermagst nur einen einzigen zu gestalten, und nur in gewissen Fällen darfst du ihn erweitern. — Meide das Unmögliche! (Nichts darf ausgedrückt werden, was nicht anders als transitorisch denkbar.) — Meide das Schwerverständliche, wenn du es aber gibst, opfere nicht die Schönheit, auf daß die Leute nicht sagen: „Was wir sehen, gefällt uns nicht, und was wir dabei denken sollen, wissen wir nicht." — Bediene dich des Häßlichen nur als Mittels!

Das wären Gebote, die sich aus dem Laokoon entnehmen ließen, und sie schließen andere in sich, und andere lassen sich finden, z. B.: Prahle nicht mit deiner Geschicklichkeit, sondern adele sie durch den Werth ihrer Gegenstände! — Beherrsche die Wirklichkeit; laß dich von ihr nicht beherrschen!

Wenigstens folgern läßt sich dieser Satz, so gut wie andere; aber es würde leichtfertig sein, so nebenbei und im Fluge den Gesetzgeber machen zu wollen. Ich möchte wohl wissen, wie viele Künstler es gibt, denen Lessings Gesetze, mehr oder weniger deutlich, nicht in's Herz geschrieben sind; desgleichen, ob nicht Jedermann, anstatt auf das Urtheil des ersten besten zu hören, der seine Zeitung bedient, sich nicht lieber einige Grundsätze aneignen wollte, um danach der eigene Beurtheiler eines Werkes zu sein, und ob es ein so großes Wagniß, mit dem verpönten Lessing es zu versuchen, der ihm zwar nicht alles, aber viel gibt, mindestens eine Anregung, die ihre Frucht trägt; ich möchte aber auch wissen, wie viele aus eigenem Antriebe es jemals unternommen. Den Laokoon haben sie zur Hand. Ein Buch, das ihnen prüfen hilft, wird ihnen jetzt dargeboten unter dem Titel: „Lessing's Laokoon und die Gesetze der bildenden Kunst" von Heinrich Fischer (Weidmann'sche Buchhandlung, Berlin).

„Daß die Blätter aus einem Bedürfniß hervorgegangen sind, dafür müssen sie selber den Nachweis führen." Aus einem Bedürfniß? Mag doch der Verfasser seinem Herzen und seiner Gelehrsamkeit Genüge thun, welches Bedürfniß haben wir, das große Publikum, etwas über Lessings Laokoon zu lesen? Ihn selbst kennen wir von der Schule her; wir erinnern uns, daß es sich in ihm nicht schlechtweg um die Gesetze der bildenden Kunst handelt, sondern um die Grenzen der Malerei und Poesie. Da mag der Verfasser des neuen Buches das Verdienst haben, durch Herauslösung alles dessen, was der bildenden Kunst als ihr besonderes Theil bleibt, ein Gesetz für sie hinzustellen; aber das Werk Lessings ist alt, um nicht zu sagen veraltet; die Kunst ist eine ganz andere geworden. Was kümmern uns alte Theorien? Doch der Verfasser behauptet das Bedürfniß. Er wird nur den Kreis der Gelehrten in's Auge gefaßt haben. Erstaunlich! Ueber hundert und zwanzig Jahre ist es her, daß der Laokoon erschienen. In dieser langen Zeit sollte nicht genug über ihn geschrieben, die Gesetze nicht herausgefunden, erläutert, bestritten sein? Gott bewahre uns vor Chinesenthum! Oder sind unsere Gelehrten ihm schon verfallen, daß sie, anstatt neue Bücher aus dem Leben und für das Leben zu schreiben, über Bücher neue Bücher machen, nicht nur ein ehrwürdiges Werk um und um kehren, sondern auch alles über, gegen und für das Werk bereits Gesagte?

Oder ist das Bedürfniß bei den Künstlern vorausgesetzt worden? — bei den Künstlern, die schon zu Lessings Zeiten nach dem Laokoon gewiß nicht viel gefragt und zwar, wie uns ein Kritiker versichert, nicht zum Schaden, eher zum Besten der Kunst. Und wie sollte auch ein mit schöpferischem Talent Begabter Vermehrung seines Heils aus der Studirstube erwarten?! —

Es geht mir — könnte der Verfasser sagen — wie es Lessing ergangen. Man legt mir Gedanken unter, die ich gar nicht gehabt. Ich behaupte ja nicht, daß das Bedürfniß ein von den Bedürftigen schon gefühltes; ich spreche ja aus, meine Blätter sollen das Bedürfniß erst darthun. Freilich stellen sich mir entgegen das Vorurtheil Vieler, daß nur lebt, was modern ist, und die Irrthümer Einzelner, sofern sie als Erklärer oder Beurtheiler sich an Lessing versündigt. Aber ich widerspreche nicht, wo ich nicht widerlege und — wie ich hoffe — überzeuge, wenigstens wohlwollende Leser, nicht solche, wie sie leider auch Lessing gefunden, Leser, die da „Sätze, deren beschränkte Geltung er als selbstverständlich auszusprechen für überflüssig hielt, als ganz allgemeine Regeln auffaßten, und andere (Leser), welche froh waren, ihn tadeln zu können über seine einseitige Betrachtung der bildenden Kunst." —

Wer wünschte sich nicht wohlwollende Leser, und wer bedürfte ihrer nicht? aber auf sie rechnen soll Keiner. Der Verfasser wird es auch nicht gethan haben, am wenigsten bei denen, die er selbst nicht mit Wohlwollen behandelt; wenn ihnen zum Aerger, sich selbst nicht ohne Schaden. „Stupender Blödsinn" — „höherer Blödsinn" sind Steine von der Gasse, nicht schwirrende Pfeile; auch der Hohn, mit dem er einen der Herren, jenen, der am meisten seinen Zorn erregt hat, wie einen Schulbuben vornimmt, ist eine gefährliche Waffe, und die Bosheit kann es ihm heimzahlen. Ist nicht auch des Verfassers Scharfsinn zuweilen stumpf geworden? z. B. wenn er S. 189 auf Hennebergs Jagd nach dem Glück den Figuren der Fortuna und des Todes einen wesentlichen Antheil an der bedeutenden Wirkung beimißt, wie konnte er S. 93 die Unentbehrlichkeit dieses Todes nicht einsehen oder, da er ihn für entbehrlich hält, wie könnte dieser Tod einen wesentlichen Antheil an einer bedeutenden Wirkung haben? — Und ist nicht auch seiner Achtsamkeit dies und jenes entgangen? z. B. die Anbetung aus dem Hause Ancajani im Berliner Museum unter Rafaels Namen unbedenklich zu bringen, auch wenn es der Catalog noch thun sollte, ist nicht mehr erlaubt, seit man mit Lo Spagna bekannter geworden. Doch wir wollen nicht, wie es Kriemhilde gethan, Kreuze für einen Hagen an verwundbare Stellen machen, auch wenn nicht zu befürchten, daß darauf geführte Stöße verhängnißvoll sein könnten.

Ja, Lessing ist in gewissem Sinne veraltet. Der Ver-

Digitized by Google

fasser erkennt „die Thatsache an, daß die Theorien Lessings über die bildende Kunst heut sich nicht unbestrittener Geltung erfreuen können, weil die Beweisführung Lessings dem uns vorliegenden Material und unseren allgemeinen Anschauungen gegenüber, uns unzulänglich erscheint. Aus dieser Thatsache aber ergibt sich unmittelbar die Forderung, — und zwar gleich sehr für die Verehrer, wie für die Bekämpfer Lessings — die Lessing'sche Theorie mit Hülfe jenes gesammten Materials und an dem Maßstabe moderner Anschauung einer möglichst gründlichen und vollständigen Nachprüfung zu unterziehen." —

Selbstverständlich hat der Verfasser für seine Arbeit die einschlägigen Arbeiten Anderer benutzt, mit schuldigem Danke; auch den Lessing'schen Nachlaß hat er in Betracht gezogen, aber mit größerer Vorsicht, als es Manche gethan, nur zur Erläuterung, selten zur Erweiterung, gar nicht zur Widerlegung und Einschränkung der Sätze. Der Arbeit selbst können wir hier nicht ausführlich Schritt für Schritt folgen, bloß Capitelüberschriften aber herzusetzen widerstrebt uns, und es würde dem Leser mit ihnen wenig gedient sein. Die Erinnerung muß genügen, daß es sich nicht sowohl um die Lessing'sche Theorie, als um ihre Anwendung auf die moderne Kunst, somit auch um diese selbst handelt. Der Neugierige braucht nur das Register durchzusehen, um neben älteren Namen die klangvollsten der Neuzeit zu finden, versteht sich, auch den Adolf Menzels.

Wir wollen für diejenigen, welche fürchten könnten, entweder: das Gesetz der Schönheit komme bei Menzel, oder: Menzel bei der Beurtheilung nach dem Gesetze der Schönheit zu kurz, Einiges anführen, auch, damit man sehe, wie der Verfasser zu einer bedeutenden Erscheinung neuer Kunst sich stellt, besonders da, wo die Lessing'sche Theorie nicht ausreicht.

Es handelt sich um die Schönheit der Linien in der Malerei, und wie es dabei nicht immer auf die Schönheit der einzelnen Formen ankomme, sondern auf die Schönheit der Gruppe. Der Verfasser bringt Beispiele: niederländische Genremaler — Michelangelo — Menzel ... der da „auf das Stilisiren verzichtend, dadurch, daß er die Figuren in der Gruppirung läßt, wie er sie in der Natur findet, sich selbst aber den Standpunkt wählt, von dem aus sie ein schönes Gesammtbild geben, zu dem höchsten Grad künstlerischer Anordnung gelangt." Und weiterhin, in dem Capitel von der malerischen und poetischen Wirkung, wo der Verfasser durch die vollendete Vereinigung von Formschönheit und Ausdruck die höchste Schönheit erstehen läßt, gibt er unter den Beispielen, daß die Arten der Schönheit ja verschieden sein können, der Tafelrunde in Sanssouci unmittelbar neben Lionardo's Abendmahl einen Platz. Der Realist Menzel ist auch der Schöpfer eines Ideals; „so erhoben hat er die Darstellung der Erscheinung in einem bestimmten Momente zur Darstellung des Wesens, der vollen Persönlichkeit seines Helden."

Der Verfasser behauptet mit vollem Recht (Capitel XXV), Idealismus und Realismus seien zu jeder Zeit und in jedem Künstler vereinigt.

„Wenn wir einen Künstler in Bezug auf die Art und das Ziel seines Schaffens als Idealisten oder Realisten bezeichnen, so kann das nur den Sinn haben, daß die eine der beiden Richtungen, die auf die Darstellung des Wesens oder die auf die Darstellung der Erscheinung, am schärfsten in ihm ausgeprägt ist. Vielfach dürfte die Entscheidung hierüber nicht möglich sein. Denn wenn wir allgemein als die Eigenthümlichkeit idealistischen Schaffens das bezeichnen, daß der Künstler das Bild, welches er darstellen will, aus seinem Innern hervorholt, so wissen wir heute — was freilich zur Zeit Lessings nicht so allgemein bekannt war, als dreihundert Jahre zuvor — daß bei den wahren Künstlern aller Zeiten nicht nur dieses Bild aus dem gründlichsten und eingehendsten Naturstudium entsprungen war, sondern daß es bis in die letzten Stadien der Ausarbeitung der beständigen genauesten Controle durch den Vergleich mit der Wirklichkeit, mit dem Modell, unterworfen wurde. Wir wissen dies namentlich von den größten Idealisten der neueren Zeit, von Rafael und Michelangelo, und wenn wir, abgesehen von einzelnen Notizen (über die Helena des Zeuxis zum Beispiel), über das Modellstudium der Griechen keine geschriebenen Zeugnisse besitzen, so legen dafür ihre Werke um so beredteres Zeugniß ab." —

Doch die Probe und die Andeutungen müssen genügen.

Die Kunst offenbart sich nicht dem Auge, sondern durch das Auge dem Geist. Das Vergnügen, das Lessing als den Endzweck der Künste genannt, ist nicht ein gemeines; es steigert sich mit der Vollkommenheit eines Werkes aber nur für den erkennenden Beschauer. Ein Buch, das die Erkenniß der Gesetze der bildenden Kunst befördert, muß uns willkommen sein, ob es auch nur jene Gesetze prüft, die ein Lessing im Laokoon gebracht hat, Gesetze, die bei Manchem in Verruf stehen, als führten sie zur Verachtung der Natur, brächten um die Frische des Lebens, verwehrten den Zutritt zu den reichsten Gebieten; unbedingte Befolgung sei der größte Verderb. Zu einem solchen „unbedingt" macht Blümner in seinen Laokoonstudien die Bemerkung: „sollte heißen: ohne richtiges Verständniß."

Vergessen wir nicht: Lessing schrieb im Hinblick auf eine hohe Kunst, die zu einem Laokoon gelangt, im Hinblick auf eine freie Kunst, die aus innerem Drange schafft, nicht durch fremden Willen zur Lösung ihr widerstrebender Aufgaben gezwungen wird. Nicht schreiben konnte er im Hinblick auf eine Kunst, die er nicht einmal ahnte, eine Kunst, die, wenn auch noch so meisterlich, nur das Modell wiedergibt, ob dieses auch kein im Atelier gestelltes, sondern der Gegenstand, die Person selbst am eigenen Ort, und nicht eine Gestalt allein, sondern viele Gestalten in einer — Gruppe, würde selten das richtige Wort sein — durch eine gemeinsame Thätigkeit oder durch Zufall — vereinigt, darf man nicht sagen, sondern zusammengebracht. Hätte es zu Lessing's Zeiten solche Kunst gegeben, so würde er viele ihrer Arbeiten als anmaßliche verurtheilt, andere, in der Erkenntniß von der Nothwendigkeit des Naturstudiums, beurtheilt haben als Studien für Kunstwerke, die uns die betreffenden Künstler noch schuldig geblieben.

Krisen im Burgtheater.

Von X. Wiener.

Eine lange Zeit ist verflossen, seitdem ich an dieser Stelle zum letzten Mal über das Burgtheater schrieb, und ich muß mich eigentlich der Saumseligkeit anklagen, denn es gab mannigfache Veranlassung, den Mund aufzuthun. Liegt doch eine bewegte, jedenfalls die interessanteste Saison der ganzen Directionszeit Wilbrandt's hinter uns. Als diese sofort nach Uebernahme der Direction mit der „Elektra" und dem „Cyclop" debütirte, hatte man es mit einer jener verblüffenden Ueberraschungen zu thun, mit denen jeder Neuling seine Originalität zu documentiren trachtet. Das Experiment erwies sich jedoch als übereilt, die Tragödie verschwand sehr rasch vom Repertoire und gegen das Lustspiel erhob, als man heuer den Versuch einer Wiederbelebung machte, das Publikum entschiedenen Protest. Inzwischen hatte sich Wilbrandt trotz aller Mißerfolge, die er mit dem theils ererbten, theils ihm von einzelnen Schauspielern und Schauspielerinnen aufgedrungenen, theils von ihm selbst angenommenen Stücken erzielte, in seine schöne Aufgabe, die größte dramatische Production aller Zeiten dem reifen Zuschauervolke des Burgtheaters vorzuführen, immer mehr vertieft. Marksteine dieser Thätigkeit sind die Darstellung des zweiten Theiles von Goethe's „Faust" oder richtiger gesagt, die Aufführung des ganzen Gedichtes in der Wilbrandt'schen Eintheilung, des „Richters von Zalamea", des „Arztes seiner Ehre" und der „Dame Kobold" von Calderon, des „Erbförsters" von Otto Ludwig, des ganzen Schiller'schen „Wallenstein", und endlich der größte und großartigste, die Trilogie des Oedipus, zu welcher durch „König Oedipus" das unerschütterliche Fundament und durch „Oedipus auf Kolonos" der Uebergang zur „Antigone" geschaffen wurde. Ein pflichteifriger Berichterstatter hätte über „König Oedipus" viel zu berichten gehabt, sowohl über den großartigen Eindruck der Sophokleischen Schicksalstragödie auf ein Publikum, mehr als

Digitized by Google

zweitausend Jahre nach dem Tode des Dichters, wie über den Sieg des Herrn Robert, welcher sich mit dieser Rolle als ein vollkommen selbständiges und eigengeartetes mächtiges Talent erwies, das, wenn man seine natürliche Schärfe und Herbheit gehörig zu entwickeln wüßte, hochgespannte Hoffnungen auf einen Charakterspieler zu wecken vermöchte, der in einem Schauspieler erstünde, welchen man auch jetzt noch, gegen seine innerste Art, in Liebhaberrollen hinausstellt, in denen er immer nur Routine, also falsche Münze, auszugeben vermag. „Oedipus auf Kolonos" hatte nicht denselben Succeß, daran mag die vorwiegend epische Dichtung zum großen Theile Schuld gehabt haben, ganz gewiß beging man aber auch einen Fehler dadurch, daß man das Trauerspiel entweder zu früh oder zu spät auf die Bühne brachte. Zu früh, wenn man das Publikum allmählich an das griechische Drama gewöhnen wollte, denn dann durfte man in jeder Saison höchstens eine der drei Tragödien aufführen; zu spät, wenn man die Zuschauerschaft überfallen und jählings gefangen zu nehmen wünschte, weil man in diesem Falle die drei Tragödien an drei Abenden nacheinander geben sollte. Der erstere Weg war unzweifelhaft der richtigste, der von der Direction gewählte jedenfalls am meisten verfehlt.

Um diesen Edelstein lagern nun freilich keine gleichartigen, aber ein Theater muß auch dem Lebenden gerecht werden und wenn die dramatische Dichtkunst nichts Großes auf die Welt zu bringen vermag, so darf selbst das Burgtheater sich dem Mittleren nicht streng verschließen. Man kann daher keinen schweren Vorwurf erheben, wenn Stücke wie „Das kritische Alter" auf seine Bretter gelangen, ja die Werthlosigkeit der modernen deutschen Production, welche zum allergrößten Theil überhaupt nur durch eine nichtswürdige Protection und Kameraderie lebt, zwingt uns zu einer ausnehmenden Milde in einem gewissen Punkte gegenüber den Franzosen, welche wenigstens die Mache, die lebendige Schilderei, das feine, geistvolle Wort in ihrer Gewalt haben. Trotzdem hätte das Burgtheater nicht bis auf „Georgette" herabsinken sollen, aber selbst dieser Sardou war mit geschlossenen Augen anzuhören, wenn man an die „Nixe" von Triesch denkt. Das Stück, welches der Generalintendant dreiviertel Jahre nicht geben wollte, weil es ihn genirte, ein Machwerk solcher Art auf dem Burgtheater aufführen zu lassen, wurde auf den Proben von den Schauspielern eigentlich neu geschrieben, aber die gebliebenen Reste genügten, um den Teig noch zu versäuern. Ueberhaupt hat die Gutmüthigkeit Wilbrandt's eine merkwürdige Praxis an der Hofbühne eingebürgert. Ehedem wurde ein Stück von der Direction angenommen, einstudirt und aufgeführt, man machte bei den Proben nur jene kleinen Aenderungen, die der Regie unerläßlich schienen, im Uebrigen herrschte scharfe Trennung in Bezug auf die Verantwortlichkeit, der Dichter stand für sein Stück, der Schauspieler für seine Darstellung ein. Das ist in den letzten Jahren ganz anders geworden. Nicht bloß die Regisseure, jeder einzelne Schauspieler flickte an dem Dichter herum, und Herr Wilbrandt nannte das die „gesteigerte Intelligenz seiner Darsteller". Der abscheuliche Unfug war leider zur Nothwendigkeit geworden, als sich in vielen Fällen nach geschehener Annahme die vollständige Unzulänglichkeit des Stückes, und in den meisten auch des Autors, es in brauchbarer Weise zu verändern, herausstellte. Da wurde dann die Werkstatt auf der Bühne aufgeschlagen und anstatt wie ehedem, nur vier oder fünf Proben, brauchte man auf dem neubetretenen Wege die doppelte Anzahl und mehr, ehe eine erste Aufführung möglich war.

Neben den Vorgängen vor den Coulissen hätten auch die Pikanterien hinter denselben mannigfachen Stoff für einen fleißigen Berichterstatter gegeben. Existirte doch ein Conflict zwischen dem Director und dem die Oeconomie des Burgtheaters verwaltenden Beamten der Generalintendanz, der erst durch die Waffe gelöst werden sollte, dann aber vom Baron Besecný mit geschickter Hand auf das altbewährte österreichische Bett gelegt wurde, auf dem er, einen nichtssagenden Entschuldigungsbrief als Kissen unter dem Kopfe, einschlummert, und gab es doch weiter ernstliche Differenzen zwischen dem Director des Burgtheaters und dem Künstler Fux, welcher das Costümwesen verwaltet, und die soweit gediehen sind, daß die beiden gar nicht mehr mit einander sprechen. Stellte sich doch bei den Verhandlungen über die Erneuerung des Vertrages einer hervorragenden Künstlerin, die allerdings Herrn Wilbrandt Vieles dankt, der aber auch er die größte Erkenntlichkeit dafür schuldet, daß sie ihm durch namenlose Ueberanstrengung zur Aufrechterhaltung des Repertoires verhalf, heraus, daß Herr Wilbrandt nicht bloß den übertriebenen, sondern auch den berechtigten Anforderungen des Fräul. Hohenfels ziemlich brüsken Widerstand leistete, so daß die schließliche Verständigung beim Generalintendanten zu Stande kam. Und so gab es noch viele geheime Geschichten, die eigentlich ganz öffentliche waren und ein ernstes Wort geradezu herausforderten! Denn nichts ist sicherer, als daß, wenn auch der Geist im Burgtheater unter Wilbrandt ein viel vornehmerer geworden ist, wie der Herr selbst der vornehmste und feinsinnigste unter Allen blieb, doch die Disciplin in bedenklichster Weise gelockert und ein Regime von Paletots und Unterröcken etablirt wurde, wie es vordem niemals gewesen. Daß Jeder sich die Rollen wählte, die er spielen wollte, und diejenigen zurückschickte, die ihm nicht behagten; daß das Repertoire meistens von den Regisseuren für die Regisseure und ihre Frauen gemacht wurde; daß Toilettenfragen zu großer Bedeutung gelangten; daß Rivalitäten den Gang der Dinge beeinflußten, all das sind nur einzelne der vielen Mißstände, welche sich unter der Verwaltung von Adolf Wilbrand einstellten, der kein Gebieter war und seinem ganzen Naturell nach wohl kaum jemals Einer wird sein können. Wilbrandt träumt immer, selbst zu Zeiten, wo jeder Andere, und wäre er ein noch berühmterer und mehr anerkannter Dichter, praktisch denken würde.

Ich bin nun also bei dem Grunde angelangt, der mich bestimmt, mein langes Schweigen zu unterbrechen. Adolf Wilbrandt hat schon vor etwa einem Monate dem Generalintendanten seinen festen und unabänderlichen Entschluß bekannt gegeben, mit Ende der Saison von seinem Amte zurückzutreten. Wohlgemerkt, mit Schluß der Saison, denn der noble Mann will nicht für die zwei Ferienmonate seinen Gehalt, wie er sagt „umsonst" beziehen, und daß er in seinem Vertrage ausdrücklich jede Art von Pension von sich wies, ist eine bekannte Sache. Der Vorgang wird gewiß den idealistischen Grundsätzen angemessen erscheinen, nach welchen der scheidende Director auch sein Erdenwallen eingerichtet hat. Ließe der Mann überhaupt mit sich reden, so könnte man ihm die Frage vorlegen, ob er denn ein unbestrittenes Recht habe, an den großen Dichter Wilbrandt so unentwegt zu glauben? Der Dramatiker hat seit langen, langen Jahren nicht einen einzigen Erfolg gehabt, der letzte knüpfte sich an „Arria und Messalina". „Johannes Erdmann" fiel knapp bevor Wilbrandt Director des Burgtheaters wurde, mit Eclat durch, „Robert Karr" brachte es in Frankfurt (oder Darmstadt?) nicht über eine einzige Aufführung, „Assunta Leoni" rief durch die Rohheit des letzten Actes Entsetzen hervor, „Kriemhilde" wurde zu einer gefährlichen Niederlage, und die Reprise von „Gracchus" erwies sich als eine nutzlose Anstrengung der Schauspieler. Mit einem dramatischen Dichter von der Art eines Goethe oder Schiller, die doch auch öfter ihre menschlichen Stunden hatten, würde man über solche Thatsachen wohl haben reden und sie fragen können, ob sie trotz derselben auf ihre amtliche Stellung verzichten und ganz der Poesie leben wollten. Anders mit Adolf Wilbrandt. Er hat in der Schule nur Schreiben und Lesen, aber nicht Rechnen gelehrt. Man hat ein Recht, die materielle Seite einer Frage zu streifen, wenn sie mit der künstlerischen so enge verknüpft ist, wie in dem vorliegenden Falle. Es geht uns wenig an, wenn sich Wilbrandt, nach unserer Meinung, dichterisch überschätzt; aber wir dürfen fragen, warum er eine Stellung muthwillig in die Schanze schlägt, in der er gerade als Poet seine größten Erfolge aufzuweisen hatte und die ihm nebenbei gern physische Unabhängigkeit gewährt, welche für seine Production immerhin ausreicht. Man ist auch dann ein Dichter, man muß es sein, wenn man das Repertoire des Burgtheaters durch die Perlen aus Goethe,

Digitized by Google

Sophokles, Aristophanes, Calderon, Molière u. s. w. bereichert. Die Nachwelt würde vielleicht gesagt haben: „Was hätte Adolf Wilbrandt erst geleistet, wenn er einst seine Zeit der Direction des Burgtheaters hätte widmen müssen!“ Ob sie bedauern wird, daß er sie fünf Jahre lang geführt, nachdem sie ihn von jetzt ab als Autor ganz hat, mag dahin gestellt bleiben; auf die Zustimmung der Mitwelt kann sie kaum zählen. Wilbrandt hatte die Lehrjahre hinter sich; war er auch jetzt noch kein völlig zuverlässiger Richter über Manuscripte, so irrte er doch in Neuigkeiten viel seltener. Was aber seine Stellung unnahbar machte, was sein Ruhm und der Ruhm des Burgtheaters für alle Zeiten bleiben wird, ist seine dichterische Liebe zu den Heroen des Geistes und sein Muth, sie für uns und damit auch dem Theater wieder lebendig zu machen. Er stellte sich an einen schier unerschöpflichen Quell, er konnte selbst äußerlich seinen Namen ehrenvoll an die besten und glänzendsten der Jahrtausende knüpfen. Er hatte Freiheiten wie kein Anderer vor und vielleicht nach ihm, er war Oben und Unten von Achtung und Liebe getragen, er hatte die Herzen der Wiener gewonnen, er konnte, wenn er die kleinen Fährlichkeiten, die mit jeder menschlichen Thätigkeit verbunden sind, nach ihrem wahren Werthe geringschätzte, ein glücklicher, mit sich zufriedener Director des Burgtheaters sein. Hat das Publikum von Wien nicht ein Recht, den Mann des Leichtsinnes zu beschuldigen, der eine solche Position aufgibt? Adolf Wilbrandt schnürt seinen Ranzen und wandert in die blumigen Gefilde der Poesie, er flieht die Stadt und wird ein Einsiedler. Ihn jetzt noch mit einem Wort aufzusuchen, und wäre es auch ein allerletzter Ruf: bleibe! — dünkt mir eine Anmaßung.

Nun braucht das Burgtheater einen neuen Director. Ob es wahr ist, daß Wilbrandt selbst unsern Ludwig Speidel, den Großmeister der Kritik, vorgeschlagen oder irgend ein Anderer, ist gleichgiltig, soviel mag als sicher gelten, daß Baron Besecný selbst nie daran gedacht hat, einen anderen Director zu suchen, wenn er Speidel haben konnte. Aber auch diese Frage ist bereits entschieden. Gerade heute veröffentlicht die „Neue Freie Presse“ das Schreiben ihres Kritikers, in welchem er sein Nein! in bestimmter, kaum mehr zu verändernder Weise gibt. Schade, sehr schade! Speidel hat mit dieser Ablehnung eine Verantwortung auf sich genommen, von der ich nicht weiß, ob sie nicht eine zu große selbst für seine kräftigen Schultern ist. Seit mehr als einem Menschenalter steht er neben dem Burgtheater, hat jeden Pulsschlag desselben gehört, alles Glück und alles Unglück desselben genossen, er liebt es nach seinen eigenen Worten und wird es immer lieben. Er repräsentirt in sich die Geschichte des Burgtheaters in dieser langen Zeit. Er hat viel für den Ruhm dieser Bühne gethan, hat durch sein mächtiges Wort in Stunden ernster Gefahr einen Rückschritt, einen Verfall verhütet, er war der Wächter des Burgtheaters. Das Publikum anerkannte ihn als Richter, die Schauspieler konnten aus seinen Worten so Vieles, die Dichter Alles lernen. Sein Lob klang wie Goldesklang in den Ohren der Glücklichen, sein Tadel war ein Gericht in Gottes Namen, er erhob und erniedrigte, er hat Dichter und Darsteller gemacht, und die Zeit gab ihm Recht. Ein so allmächtiger Mann hat Pflichten. Jeden Menschen tragen die Wellen auf eine gewisse Höhe, auf die er seinen Fuß setzen soll. Die Höhe für Ludwig Speidel ist die Leitung des Burgtheaters, wenn er sie nicht übernimmt, so hat er die Aufgabe seines Lebens im größten Augenblicke nicht begriffen. Er gibt als Motiv seiner Ablehnung seine Unvertrautheit mit dem büreaukratischen Theile der Mission an. Als ob Wilbrandt, Dingelstedt, Laube oder Schreyvogel mehr von der Bureaukratie verstanden hätten, da sie nach einander Directoren wurden. Und was hätte Speidel verhindert, die ganze Arbeit, soweit sie nicht streng mit seiner künstlerischen Aufgabe zusammenhing, in eines willigen Mannes Hände zu legen? Der Generalintendant nicht, denn er hat die Größe des Burgtheaters und nichts Anderes im Auge. Die Freunde Speidels rathen ihm, seine bisherige ungebundene Existenz nicht für die Lasten eines Amtes hinzugeben. In der That lebt Speidel, wie es in Deutschland kaum einem Schriftsteller beschieden sein mag, in glänzenden materiellen Verhältnissen und in seiner Arbeit völlig frei. Aber diese Freunde Speidels erniedrigen ihn durch ihre Argumente, sie verlegen vermessen den ihm vorgezeichneten großen Weg. In Wahrheit ist es auch gar nicht die Lust an der Bequemlichkeit, welche Speidel von der Annahme der Direction zurückhielt, und auch der Widerwille gegen die Formen des Amtes ist nicht der ganze Grund seiner Abneigung. Speidel hat eine große Scheu vor dem Treiben in der Republik der Schauspieler, vor den diplomatischen Künsten in derselben, gemeinhin Intriguen genannt, und Angesichts dieser Kämpfe verließ ihn der Muth. Auch mit Unrecht. Er versteht wie Einer und jedenfalls tausendmal besser als Wilbrandt, ein Herr zu sein, die K. K. Hofschauspieler und Hofschauspielerinnen würden das sehr bald erfahren haben. Aber Speidel wollte es auch auf den Versuch nicht ankommen lassen und nahm das Amt des Directors nicht an, er bleibt Kritiker und Freund des Burgtheaters. Seine wirklichen Freunde werden diesen Entschluß im Interesse des Burgtheaters tief bedauern.

Wer also wird Director des Burgtheaters? Oder stellen wir die Frage richtiger, wer *kann* es werden? Baron Besecný wird nur einen Tauglichen acceptiren. Daß die Candidaten der Heimath nach Speidel nicht zureichen, weder Herr von Weilen, noch Herr Uhl und wie alle die Herren heißen, welche die Herrschaft über das Hofschauspielhaus antreten möchten, ist ebenso ausgemacht, wie daß die im Auslande lebenden Candidaten keine Aussicht haben, die ihre hiesigen Schwiegermütter für sich in Bewegung setzen. Aber auch jene nicht geringe Schaar von Bewerbern, die schon an andern deutschen Hof-, Stadt- und Privattheatern mehr oder minder erfolgreich abgewirthschaftet haben, kommen nicht in Betracht, weder ein von Werther, noch ein Claar u. s. w. Das Burgtheater kann nur einen Director brauchen, der entweder eine ruhmbedeckte Autorität in Theaterdingen ist, oder als homo litteratus eine anerkannte Position einnimmt. In ersterer Beziehung kommt Dr. Förster in Betracht, wenn nicht einerseits sein Loskauf vom Deutschen Theater in Berlin zu kostspielig würde und wenn man sich von gewissen Erinnerungen losmachen kann, die sich noch an seine frühere Wirksamkeit an unserer Hofbühne knüpfen. Wichtiger als beides scheint indessen das Alter des Herrn Förster zu sein, man kann in seinen Jahren noch Director *sein*, aber man kann es kaum erst *werden*. Hier hören aber meine Namen auf. Nicht etwa, daß nicht noch viele genannt würden, doch insoweit vielleicht Einer ernst zu nehmen ist, möchte ich ihn nicht wiederholen, so lange nicht ein fait accompli geschaffen wurde. Man verlange ja kein tägliches Bulletin von mir. Nur einen Wunsch gestatte man mir noch: Baron Besecný möge glücklich sein, einen von ihm gesuchten Mann zu finden, der sich der literarischen Bedeutung des Burgtheaters voll bewußt ist. Am Ende sind einzelne Unglücksfälle des Theaters nicht entscheidend, wenn dieses selbst nicht sinkt. Keine Schauspielerwirthschaft, der literarische Ernst muß im Burgtheater walten.

Ich mag nicht mit einem sorgenvollen Fragezeichen schließen, und so nehme ich mir noch ein Wort über den jüngsten Festtag des Burgtheaters, über das Wolterjubiläum, heraus. Wie die Nachricht über den Rücktritt des Herrn Wilbrandt, unmittelbar am Tage darauf mit einer gewissen Grausamkeit in die Welt gesetzt, geeignet war, an die Vergänglichkeit des äußerlichen Mechanismus dieser Bühne zu mahnen, so ist umgekehrt dieses Fest eine Bürgschaft für die Unerschütterlichkeit der hohen Ziele derselben. Wir haben viel Jubiläen erlebt, von Laroche, von Gabillon und Frau, von Sonnenthal, von Lewinski, das Wiedersehen Hartmann's nach langer Krankheit — aber keines der Feste konnte an äußerer Großartigkeit mit dem Woltertage verglichen werden, und was die innere Temperatur, die Wärme der Empfindung in den Herzen der Wiener betrifft, so ist das Thermometer bei allen zusammen nicht so hoch gestiegen, wie am Jubeltage der Wolter allein. Das erklärt sich leicht. Das Publikum sieht sie nie in den modernen deutschen Machwerken inländischer und freundnachbarlicher

Digitized by Google

Factur, und selbst in französischen Stücken nur sehr selten, denn die Wolter — ja die Wolter! — liebt das „Sittendrama“ nicht. Sie verkörpert im ganzen Personale des Burgtheaters am einheitlichsten die classische Poesie, man kennt in der Loge wie auf der letzten Galerie Frau Wolter nur als Trägerin derselben, ob ihr nun Manches besser und Einzelnes schlechter geräth, man sieht in ihren Gestalten die ewige Menschlichkeit, hört aus ihrem Munde den unvergänglichen Ruf der unsterblichen Dichter. Das Burgtheater ist vor Allem, und wenn es sein muß, nur für die classische Dichtung da. Deshalb hat man Frau Wolter so innig aus dem Volke heraus, dessen Ideale nicht verlöschen, gefeiert. Deshalb wird aber auch das Burgtheater alle Krisen überstehen. Zuletzt wird ihm das Volk die Wege vorzeichnen, die es wandeln muß.

Wien, 20. Mai.

Witz und Humor.

Von Gustav Kleinert-Iserlohn.

(Schluß.)

Wenn nun ferner unsere Humorverehrer von den „großen Humoristen“ sprechen, wobei sie doch in erster Linie an Jean Paul denken werden, so heißt es da z. B.: „Ein Humorist ist jenes seltene, ehr- und liebenswürdige Wesen, dem beim Anblick dieser schmerzzerissenen (?) Welt ein unzerstörbares Hoffnungslächeln um die Lippen irrt, während er als Zeuge menschlichen Glückes eine heimliche Thräne über vorangeahntes künftiges Weh aufquellen fühlt. Humor veredelt die Sitten und schärft das Auge für das Schöne in allen seinen Verkleidungen,“ und so fort. Man sieht, die Verfechter des Humors schwimmen schon in Thränen, wenn sie nur davon reden, und das Lächeln kommt sofort zwischen die Thränen und das Weh und das ganze übrige rührselige, sentimentale Brimborium stellt sich ein. So ein Humorist muß ein wahrer Engel oder mindestens ein Idealmensch und Tugendbold sein, diese Leute müssen nothwendig einen Charakter haben, so klar wie ein Bergquell, wo er am tiefsten ist. Nun sehe man sich daraufhin 'mal den Jean Paul'schen Charakter näher an. Wer das Capitel „Jean Paul und die Frauen“ kennt, der hat von dem Jean Paul'schen Charakter gerade genug. Es ist einfach charakterlos, frivol und gewöhnlich, wie sich der „große Humorist“ Jean Paul einer Charlotte von Kalb, einer Emilie von Berlepsch, einer Josephine von Sydow und vor allen Dingen einer Karoline von Feuchtersleben gegenüber benommen hat. Keine Spur von chevalereskem, heißblütigem aber noblem Handeln dem Ewig-Weiblichen gegenüber, wie wir es in dem Verhältniß Goethe's zu den Frauen finden, keine Spur von jenem „titanenhaften“ Seid umschlungen Millionen, von jenem göttlichen Feuer für das schöne Geschlecht, das man großen Männern gern verzeiht wie dem Jupiter seine Liebesabenteuer, sondern das gewöhnlichste, spießbürgerlichste, philiströseste Gebahren; „er suchte“, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, „jene schlichten Weiber wieder los zu werden“, wenn sie ihm nicht mehr behagten. — Und die anderen Humoristen, wie sieht es bei ihnen in „sittenveredelnder Hinsicht“ aus? Swift, der wegen seiner „Gullivers Reisen“ auch zu den Humoristen gerechnet wird, war gerade so charakterlos wie Jean Paul, und nicht allein den Frauen gegenüber, sondern auch in allen seinen übrigen Handlungen. Swift war ein richtiger Stellenjäger, der die Jacke zwei dreimal umdrehte, wenn er sich pekuniären Vortheil versprach, ein politischer Proteus der gefährlichsten Sorte, der heute Socialdemokrat und morgen englisch-conservativ war, genau wie es verlangt wurde. — Sodann der liederliche, leichtsinnige Goldsmith, der wegen seines „Pfarrer von Wakefield“ auch zu den Humoristen gerechnet wird. Man muß Forster's „Leben Goldsmith'“ lesen und dann ein Capitel über das „Lächeln unter Thränen“ und dem „sittenveredelnden Einfluß des Humors“. Ein genialer Taugenichts war er, der sich von einer Facultät in die andere stürzte und es wegen seines göttlichen Leichtsinns zu nichts brachte, der seinen selbst in dürftigen Verhältnissen lebenden Verwandten das Geld aus der Tasche lockte, um es in einer Nacht zu verjubeln und zu verspielen, und wie ein Handwerksbursche auf dem Continent herumpennte. Später schrieb er auch alles was verlangt wurde. Auch eine Naturgeschichte unter anderem, obwohl sein Freund Dr. Johnson meinte: „Es ist sehr zu bezweifeln, ob seine Kenntniß hinreicht, eine Kuh von einem Pferd zu unterscheiden“. Ich hätte den Mann 'mal sehen mögen, als ihm „unter Thränen lächelnd was weiß ich alles um die Lippen irrte“. — Und Sterne, Hippel, Thümmel wird auch Niemand als Muster in Bezug auf den Charakter hinstellen wollen. Sie waren, was sehr viele Leute auch sind, ein Gemisch von Schwachheit und von Kraft. Man schweige also ja von dem Charakter der Humoristen, es ist bei ihnen nicht mehr Rühmliches zu holen als bei den boshaftesten Vertretern des Witzes. — Darin soll übrigens hauptsächlich das Verpönte des absoluten Witzes bestehen, daß er den Charakter verderbe, daß Leute mit Witz kein „Gemüth“ haben. Man braucht nur den Namen Voltaire zu nennen und das Conversationslexikon aufzuschlagen, um zu erfahren, was dieser Voltaire für ein abgefeimter, boshafter, schlechter Mensch war. Jawohl! Voltaire stand allerdings auf dem Standpunkte, daß er lieber einen guten Freund verlor, als sich einen schlechten Witz über denselben versagte, aber er war trotzdem ein Ehrenmann durch und durch, vor dessen Gesinnung man den Hut abnehmen muß. Wer unter unseren sämmtlichen „edlen“ Humoristen würde ohne jedes andere Motiv als das der Menschenliebe, Toleranz und Opferfreudigkeit für die bekannten „protestantischen“ Familien Calas und Sirven gethan haben, was Voltaire gethan hat? Wer würde, so wie er, Alles daran gesetzt haben, die beiden Picarden de la Barre und d'Etalonde zu retten? Was gingen ihn diese Leute und ihr trauriges Geschick an? Gar nichts! Unsere Humoristen würden für sie wahrscheinlich ein thatloses aber höchst mitleidiges, officielles Thränchen vergossen haben. Aber der beißend-sarkastische, schonungslose Voltaire setzte seinen ganzen Einfluß, sein ganzes Talent, sogar seine Börse daran, um für die Toleranz eine Lanze zu brechen. Alle boshaften Epigramme, alle seine malitiös-satirischen Ausfälle verblassen gegen die großartige Noblesse, mit der er die mit Unrecht Verfolgten zu schützen und zu vertheidigen suchte, mit der er das Banner der Gerechtigkeit und Toleranz hoch hielt. Und was er für die Sache der geknechteten Bauern und Leibeigenen geschrieben, wer hätte das damals gewagt wenn nicht ein Voltaire. Wo sich alles feige und kleinmüthig zurückzog, da reizte es ihn, in die Schranken zu treten. Und das nenne ich in erster Linie Charakter. Man kann einen bösen Mund haben und doch ein gutes Herz, und das ist die Hauptsache. Ein billig denkender Beurtheiler muß Voltaire alles verzeihen, was er Boshaftes geschrieben hat, nur seiner warmherzigen, unbeugsamen, unerschrockenen, noblen und toleranten Handlungsweise halber gegen alles, was Ungerechtigkeit und Unterdrückung hieß. Und in diesem Voltaire steckt auch noch nicht eine Spur von dem, was man „Humor“ nennt, er ist der Vertreter des schärfsten, unerbittlichsten Witzes und der zweischneidigsten Satire, und trotzdem hatte er jenes mysteriöse Etwas, was wir den Romanen so stolz absprechen und was „nur“ bei den Humoristen zu finden ist, nämlich „Gemüth“.

Wenn nun vielfach behauptet wird, die Romanen hätten keinen „Humor“, so ist das ganz richtig und zwar deshalb, weil die Germanen auch keinen haben; denn das, was die Germanen haben und was sie Humor nennen, haben die Romanen längst gehabt. Der Vater derjenigen gutmüthig-satirisch-komischen Denk- und Schreibweise, die man etwa mit Humor bezeichnen könnte, ist nämlich Rabelais. Jean Paul ist z. B. nichts anderes, als ein etwas rührseligerer, idyllisch-breitgeschlagenerer Rabelais und Laurence Sterne desgleichen. Jean Paul hat sich auch wohl bewußt an Rabelais angelehnt, und ich bezweifle, daß er selbst jemals hat etwas anderes sein wollen als ein deutscher Rabelais. Daß er seinen Rabelais

Digitized by Google

auswendig kannte, kann man aus jedem Capitel herausmerken, und die Aehnlichkeit zwischen beiden tritt noch viel deutlicher zu Tage in jenen Werken Jean Pauls, wo das Rührselige vor dem Satirischen zurücktritt, wie z. B. in Dr. Katzenbergers Badereise und sinnverwandten Erzählungen. Manche Literarhistoriker rechnen allerdings diesen Roman und alle hierhergehörigen, wie Schmelzle's Reise, Der Komet u. s. w., zu seinen minderwerthigen „rein satirischen" Werken, weil sie absolut den nebelhaften Begriff Humor retten wollen, und in diesen Romanen das satirische Grundelement ihres Humors so in den Vordergrund tritt, daß sie dadurch in einige Verlegenheit gerathen. Und doch und gerade deshalb sind dies die einzigen Werke Jean Pauls, die heutzutage noch gelesen werden aus dem einfachen Grunde, weil sie nichts anderes sind und sein wollen, als komisch-satirische Erzählungen. Rabelais wollte die Schwächen und Lächerlichkeiten seiner Zeit geißeln, aber in etwas versteckter und gegen Angriffe gedeckter Form, und das wollte Jean Paul auch. Die ganze sogenannte „humoristische" Literatur ist weiter nichts als Satire, in schneidiger, bewußt-übertriebener Form bei Rabelais, in zahmer, hyperbolisch-philiströser Form bei Jean Paul. — Wenn wir von Aristophanes und Horaz, die eigentlich auch hierher gehören, absehen, so ist Rabelais (geboren 1495) der Begründer der episch-satirischen — wenn man den Ausdruck richtig verstehen will — meinetwegen auch der humoristischen Literatur durch sein bekanntes Werk: „Das Leben des großen Riesen Gargantua und seines hochberühmten Sohnes Pantagruel, Königs der Durstleider, gewaltige Heldenthaten." Rabelais war wie Jean Paul ein Polyhistor, der, in sämmtlichen Cultursprachen bewandert, so ziemlich sämmtliche Facultäten beherrschte. Er hatte dieselben Wunderlichkeiten im Ausdruck und Stil, wie wir sie auch bei Jean Paul wiederfinden und ist außerdem — das lag in den Verhältnissen seiner Zeit — ein gewaltiger Cyniker vor dem Herrn. Rabelais' Buch war, nebenbei bemerkt, die Lieblingslektüre Molières und Lafontaines; auch Shakespeare wird ihn wohl gründlich gekannt haben; desgleichen Fischart, auch ein Souverain der satirisch-komischen Dynastie, welcher den Gargantua in seiner „Geschichtsklitterung" sogar selbständig bearbeitet hat. — Die erste Nachahmung Rabelais' im großen Stile, die das Vorbild bei weitem übertroffen hat, überhaupt die größte Leistung auf humoristischem Gebiete — wie wir das Wort Humor auffassen — ist der Don Quixote des Cervantes. Aber er ist und bleibt eine Satire, nur daß sie großartiger angelegt, und seine Personen typische Figuren geworden sind. Dazu ist der Don Quixote in einer Sprache geschrieben, gegen die Rabelais', Sterne's und Jean Paul's Sprache sich verhält wie die Peterskirche zum Berliner Dom. Cervantes starb in demselben berühmten Jahre 1616 wie Shakespeare und er würde gewiß höchstlich erstaunt sein, wenn er erführe, daß man seiner großen Satire auf literarhistorisch-kaltem Wege das Satirische eliminirt und dafür den „titanenhaften" Humor substituirt hat. Auch Shakespeare's Falstaff ist ein Gargantua oder ein Don Quixote. Das Grotesk-komische hat er sogar mit letzterem in hohem Grade gemein. Denn wenn Falstaff auf der Leiche Percy's stehend bramarbasirend ausruft: „Hier habt ihr'n Percy," so ist das eine Don Quixoterie vom reinsten Wasser. — Sogar Swift, einen der größten und unerbittlichsten „satirischen Essigfabrikanten", hat man zu den Humoristen gerechnet. „Gullivers Reisen" soll ein „humoristisches" Buch sein, diese verbitterte, verbissene, scharf ätzende Satire auf die Menschheit im Allgemeinen und die Engländer im Besonderen. Und doch liegt die generelle Aehnlichkeit von Gullivers Reisen einerseits und dem Don Quixote und Gargantua andererseits deutlich zu Tage, obwohl einem gegen den bitteren Essig der beiden anderen der Don Quixote wie Portwein vorkommt. Swift ein Humorist! Ein Mann, der am Rosendufte auszusetzen und am Nachtigallengesange zu kritisiren hatte, der in dieser Welt nichts als Elend, in dem Menschen nur das Laster und das Lächerliche sah, und seinen eigenen Wandel hier auf Erden dann auch dementsprechend einrichtete. Sogar seine Predigten — er war wegen seiner Verdienste als Mann ohne Gesinnung schließlich Dechant von St. Patrik geworden — waren Satiren, z. B. diejenige „über das Schlafen in der Kirche". Er wählte dazu den Text Apostelgeschichte 20, V. 9: „Es saß aber ein Jüngling mit Namen Eutychus in einem Fenster und sank in einen tiefen Schlaf, dieweil Paulus so lange redete, und ward vom Schlaf überwogen und fiel hinunter vom dritten Söller und ward todt aufgehoben."

Was nun die neueren englischen Humoristen, z. B. Charles Dickens, anbetrifft, so ist in ihren Werken von dem sogenannten „eigentlichen Humor" wenig zu finden. Dickens Erzählungen sind Sittenromane, großartig angelegte und ausgeführte Satiren, Pamphlete und Persiflagen. Er schreibt über Alles: die Pflichten gegen die Armen, den Schutz der Waisen und Wittwen, die Uebelstände der Armenhäuser, den Gründerschwindel, die Sinecuren, die englische Heuchelei. Und überall treffen wir wieder auf den Don Quixote und Sancho Pansa. den Gargantua und Pantagruel, denn was ist Mr. Pickwick und Sam Weller anderes, als eine moderne Bearbeitung dieser beiden unsterblichen Typen. — Dickens hat allerdings einen höheren Zweck im Auge als Swift. Er will die Menschen nicht nur verhöhnen, er will sie auch bessern. Aber Komik und Satire sind die beiden Mittel, die er dabei verwendet, genau wie Rabelais, genau wie Cervantes, genau wie bei Jean Paul, nur daß bei diesem ein hinlänglich charakterisirtes, einschläferndes Moment hinzukommt, dessen Mischung man mit „Humor" bezeichnet. — Und wie steht es mit Thackerey? Wie Bleak House ein Plaidoyer gegen den Schneckengang der englischen Processe, wie Martin Chuzzlewitt eine Satire auf das Yankeethum, so ist Thackerey's „Vanity fair" eine Satire auf die Nationaluntugenden der Engländer, auf ihren ganzen cant, ihre zur Schau getragene Respectabilität und Scheinheiligkeit, und den „titanischen Humor" kann man nur hinein-, aber nicht herauslesen.

Wir haben demnach weder mit unseren germanischen Vettern, den Engländern, den „Humor" gemein, noch vor den Romanen vorab. Das ist aber auch gar nicht nöthig. Wir können uns sowohl mit den Engländern, als auch mit den Romanen in der Witzliteratur — denn darauf läuft alles hinaus — ruhig messen, und sollten ja nicht auf den Witz so sehr schimpfen, denn wenn wir keinen Witz mehr hätten, dann hörte der Humor von selbst auf. Wir haben Fischart, Brandt, Hans Sachs, Lichtenberg, Börne, Heine und Reuter. Ueber Heine herzufallen, ist so recht in die Mode gekommen, aber ich fürchte, wir haben noch ziemlich lange zu warten, ehe einer kommt, der die Erbschaft Heine's übernehmen könnte. Die Franzosen beneiden uns um Heine, aber sie beneiden uns nicht um Jean Paul, denn sie kennen ihn trotz seines französischen Namens kaum dem Namen nach. — Wenn wir Schiller und Goethe lesen, so ist das nicht zu verwundern, denn wir saugen ihren Ruhm gewissermaßen mit der Muttermilch ein, und die Schule servirt uns dieselben täglich; an Heine geht man indessen später ganz von selbst heran, obwohl er in der Schule nur so nebenbei erwähnt wird. Und das ist ein sehr bezeichnendes Moment. Wenn uns Jemand fragt, ob wir Heine gelesen hätten, so ist diese Frage eigentlich eine Injurie, aber ich bezweifle, ob man Jemand auf Pistolen fordern würde, der unsere Belesenheit betreffs Jean Paul in Frage setzte. — Und selbst wenn ich von all den genannten Vertretern des Witzes absähe, wenn wir uns sogar aus Heine nichts machten, so haben wir den „Faust" von Goethe. Wenn wir Deutschen irgend eine Berechtigung haben, eine literarische Sonderstellung einzunehmen, so sind es nicht Jean Pauls sämmtliche Werke, welche uns dazu Veranlassung geben könnten, sondern allein dieses in grandioser Einsamkeit dastehende Werk. Ich habe immer Seitenstiche bekommen, wenn ich irgendwo las, daß auch der Faust im Jean Paul'schen Sinne zum Humor gerechnet wird. Daß bei den heiteren Elementen des Faust vielleicht ein anderes Wort am Platze wäre, als die Bezeichnung Witz, darüber ließe sich reden, denn es ist eine wunderbare Mischung von Ernst, Komik und Satire, aber Jean Paul'scher Humor, warum nicht gar! Der Faust als Ganzes scheint sogar, wie wir das bei den Shake-

Digitized by Google

speare'schen „Schauspielen" besprochen haben, nicht einseitig zum Komischen und Tragischen als ein Nebeneinander, sondern „fast" als ein Ineinander gerechnet werden zu können. Die poetische Behandlung des Stoffes verdiente vielleicht eine neue Bezeichnung, wie man sie mit dem Worte Humor anzustreben sucht, aber zwischen dem Helden des Faust und demjenigen des Titan ist nicht mehr Aehnlichkeit, als zwischen dem Teufel und einem Schornsteinfeger. Ich will mich auf die eigenthümliche Sonderstellung, die Goethe's Faust nicht nur in der deutschen, sondern in der Weltliteratur einnimmt, hier nicht weiter einlassen und nur einen ganz wesentlichen Punkt herausgreifen, der ihn von der ganzen übrigen „humoristischen" Literatur von Cervantes bis Dickens unterscheidet. Weder Rabelais, noch Cervantes, noch Sterne, noch Swift, noch Dickens, noch Jean Paul haben vermocht, das Weib in den Kreis ihrer psychologischen Probleme zu ziehen; das Ewig Weibliche ist ihnen alle ein „ich weiß nicht was", sie wagen sich nicht heran, sie simuliren, als wenn dieses Thema unter ihrer Würde wäre, oder sie reden darüber wie der Blinde von der Farbe (Jean Paul), nur Goethe hat in seinem Faust auch dieses Problem erschöpft, wie überhaupt alle Fragen darin berührt werden, welche den Menschen erfüllen und bewegen. Und wenn wir den anderen Nationen — die Engländer mit ihrem Shakespeare nicht ausgeschlossen — den Faust auftrumpfen, so haben wir wahrhaftig so kleine Atouts wie Jean Paul's Werke nicht mehr von Nöthen. Auch der Faust behandelt das große Thema von Don Quixote und Sancho Pansa, aber der Dichter fand auch noch für ein Gretchen Platz darin.

Und noch ein Moment, uns nicht mehr so stolz in unseren Humor zu hüllen. Zu einer Zeit, wo wir noch ein geographischer Begriff waren, wo erst die Franzosen und dann nochmals die Franzosen, und dann die Deutschen noch lange nicht kamen, da mag es ja einen Zweck gehabt haben, uns durch den Humor legitimiren zu wollen und zu sagen: den haben wir und den könnt ihr nie bekommen, denn ihr seid Romanen. Aber in unseren Tagen, wo wir hoffentlich auf lange, lange Zeit „an der Spitze der Civilisation marschiren", da können wir dieses schwindsüchtige Schooßhündchen „Monopol-Humor" nur einen sanften Tod sterben lassen. Und wenn wir absolut außer Goethe noch einige Werke haben müssen, die wir vor anderen Nationen voraus haben, so mache ich auf Bismarcks sämmtliche Werke, Ausgabe 64, 66 und 70—71, hiermit aufmerksam.

Feuilleton.

Wovon die Menschen leben.

Eine Pfingstlegende von Graf Leo Tolstoi.

Autorisirte Uebersetzung.

I.

Es war einmal ein Schuster, der mit Frau und Kindern in der Hütte eines Bauern wohnte, denn er selbst hatte weder Haus noch Feld, und die ganze Familie lebte nur von seiner Arbeit. Da aber das Brod theuer und die Arbeit schlecht bezahlt war, so konnten sie nur eben aus der Hand in den Mund leben. Mann und Frau besaßen einen einzigen Pelz, und auch der war in Fetzen. Schon vor zwei Jahren hatte sich der Schuster vorgenommen, Schafsfelle für einen neuen Pelz zu kaufen, kam aber immer nicht dazu. Gegen Herbst war endlich das nöthige Geld beisammen. Drei Rubel lagen in der Kiste seiner Frau und fünf Rubel 20 Kopeken waren ihm Bauern im Dorfe schuldig.

Schon am frühen Morgen machte sich der Schuster auf den Weg in's Dorf, wo er den Pelz kaufen wollte. Er zog die wattirte Jacke seiner Frau über das Hemd an und darüber seinen Rock aus Tuch, steckte die drei Rubel in die Tasche, nahm einen Stock in die Hand und verließ das Haus. Aber seine Gläubiger hatten kein Geld. Außer den zwanzig Kopeken bekam er nur noch ein Paar alte Filzstiefel zum Flicken. Aus lauter Verdruß vertrank er die zwanzig Kopeken und machte sich auf den Rückweg ohne den Pelz. Als er bei einer Capelle, die an der Straßenecke stand, vorbeikam, bemerkte er auf einmal etwas Weißes. Es war ein ganz nackter Mensch, welcher, an die Wand gelehnt, bewegungslos dasaß. Ob er todt oder lebendig war, vermochte der Schuster nicht zu unterscheiden. Dem Schuster wurde noch ängstlich zu Muthe, und er beschleunigte seine Schritte. Die Capelle lag schon hinter ihm; aber da fing sein Gewissen an zu sprechen. Und er stand still und ging auf den Menschen zu.

Es war ein junger kräftiger Mann. Auf seinem Leibe waren keine Spuren von Mißhandlung; man merkte nur, daß er sehr fror und erschrocken war. Als Simon vor ihm dastand, kam er auf einmal zu sich, wandte seinen Kopf, schlug die Augen auf und sah den Schuster an. Von diesem Augenblicke an gewann Simon ihn lieb. Der Schuster warf die Filzstiefel auf den Boden, löste seinen Gürtel, legte ihn auf die Stiefel, zog seinen Kaftan aus und warf ihn dem Mann über die Schultern; doch konnte der Fremde nicht in die Aermel schlüpfen und Simon mußte ihm die Hände hineinstecken. Als das gethan, beugte sich Simon, schlug den Kaftan zu und band dem Fremden den Gürtel um. Er ließ darauf den Menschen niedersitzen und zog ihm die Filzstiefel an.

„Und nun komm," sagte Simon; „wir können doch nicht hier überwintern und müssen ein Obdach suchen. Hier ist mein Stock, stütze Dich darauf, wenn Du Dich schwach fühlst, und vorwärts!"

Und der Fremde ging mit; dabei bewegte er sich so leicht, daß er nicht einmal hinter Simon zurückblieb. Unterwegs fragte Simon: „Woher bist Du?"

„Ein Fremdling."

„Das weiß ich; denn ich kenne alle Leute hier und in der Umgegend. Aber wie kamst Du hierher?"

„Das darf ich nicht sagen."

„Wahrscheinlich haben Dir die Leute was zu Leide gethan?"

„Mir hat Niemand was zu Leide gethan; Gott hat mich gestraft."

„Versteht sich! Alles kommt ja von Gott! Doch auf der Straße kannst Du nicht bleiben. Wohin willst Du jetzt?"

„Gleichviel!"

Jetzt befand sich Simon schon nahe seinem Hause. Der Fremde ging immer an seiner Seite und hielt gleichen Schritt. Unterdessen hatte sich ein kalter Wind erhoben und blies durch die Kleider Simons, daß sein Rausch allmählich zu vergehen anfing. Und wie er an seine Frau dachte, überfiel ihn ein Gefühl des Unbehagens; doch sobald er den Fremden anblickte und sich erinnerte, wie dieser ihn bei der Capelle angeblickt hatte, wurde sein Herz fröhlich.

II.

Simons Frau war frühzeitig mit der Arbeit fertig geworden. Sie merkte den Schnapsgeruch, der von ihrem Manne ausging. „Nun," dachte sie, „der kommt gewiß aus der Schenke." Sie sah erstaunt den Fremden an. Der Kaftan, den er trug, gehörte ihrem Manne, auch schien er kein Hemd zu haben und war ohne Mütze. Als er in die Stube getreten, bewegte er sich nicht mehr vom Platze und stand still, mit niedergeschlagenen Augen da.

Simon nahm seine Mütze ab und setzte sich auf die Bank, als wenn nichts vorgefallen wäre.

„Nun, Matriona," sagte er, „gib uns das Abendbrod."

Kopfschüttelnd brummte Matriona etwas vor sich, und sah bald den Einen, bald den Anderen an. Simon merkte, daß die Frau außer sich war, machte aber gute Miene zum bösen Spiel.

„Hast Du nichts gekocht?" fragte Simon.

„Gekocht habe ich, aber nicht für Dich! Wie ich sehe, hast Du den Verstand verloren! Du gingst, um einen Pelz zu kaufen, bist aber sogar ohne Kaftan zurückgekommen! Obendrein hast Du einen nackten Vagabunden mit gebracht! Ich habe kein Abendbrod für Trunkenbolde!"

Simon steckte die Hand in die Tasche seines Kaftans, zog das Geld hervor und legte es auf den Tisch. „Hier ist das Geld. Der Bauer hat mich nicht bezahlt; er versprach es für morgen."

Digitized by Google

Das brachte Matriona noch mehr auf. „Wie? er hatte den Pelz nicht gekauft, seinen Ueberrock aber einem Nackten weggegeben und ihn noch mitgebracht!“ Dann ging sie auf ihren Mann zu und packte ihn beim Aermel.

„Gib meine Jacke her! Nur noch die blieb mir, aber Du nahmst sie mir auch und hast sie angezogen! Gib sie her, Lump! Daß Dich der Schlag rühre!“ Simon zog die Jacke aus; dabei kehrte sich ein Aermel auf die unrechte Seite. Nun zerrte das Weib an der Jacke, daß fast die Nähte rissen. Dann warf sie sich dieselbe über den Kopf und lief der Thür zu, doch blieb sie stehen, denn das Blut kochte in ihr; sie hätte sich gerne noch mehr aussprechen mögen und auch wohl erfahren, wer der Fremde sei. Dieser saß noch immer regungslos auf der Bank, gesenkten Hauptes und mit geschlossenen Augen. Seine Hände waren auf dem Schooß gefaltet; dabei machte er ein Gesicht, als drückte ihn etwas. Matriona schwieg. Simon aber fragte sie: „Matriona, glaubst Du denn nicht mehr an Gott?“

Bei diesen Worten blickte Matriona nochmals den Fremden an und ihr Zorn legte sich. Sie ging zum Ofen und holte das Abendbrod.

Simon zerschnitt das Brot, brockte es ein, und sie aßen. Matriona setzte sich ebenfalls an den Tisch, stützte den Kopf auf die Hand und sah den Fremden an.

Jetzt flößte er ihr Mitleid ein, und sie gewann ihn lieb. Auch der Fremde wurde heiterer, schlug die Augen auf und lächelte.

Matriona erhob sich, nahm Simons altes Hemd, welches sie vorher geflickt hatte, und reichte es dem Fremden. Dann suchte sie ein paar Hosen hervor und gab sie ihm auch. „Da, nimm! Zieh' Dich an und lege Dich schlafen, wo Du willst, auf dem Ofen oder auf der Bank.“

Der Fremde warf den Kaftan ab, zog das Hemd an und legte sich auf die Bank. Indessen erinnerte sich Matriona, daß das letzte Brot verzehrt war und sie für den nächsten Tag keines mehr hatten, daß sie Hemd und Hosen weggegeben hatte, und es wurde ihr unbehaglich zu Muthe; doch wie sie an das Lächeln des Fremden dachte, ward ihr Herz fröhlich.

III.

Als Simon am Morgen erwachte, war seine Frau schon ausgegangen, um bei der Nachbarin Brot zu borgen. Die Kinder schliefen, und nur der Fremde saß auf der Bank in den alten Kleidern, die ihm Matriona gegeben hatte. Simon sagte: „Nun, lieber Freund, ein Mensch muß doch Brod haben, um seinen Hunger zu stillen, und auch Kleider gegen den Frost. Verstehst Du etwas, um Deinen Unterhalt zu verdienen?“

„Nein, gar nichts.“

Simon nahm einen Pechdraht, legte ihn über den Finger und zeigte ihm, wie man ihn dreht. Michael sah zu, nahm dann auch einen Pechdraht und fing an zu drehen. Als er damit fertig war, zeigte ihm Simon, wie man die Lederstücke zusammennäht. Auch dies begriff Michael, und so ging es mit jeder Arbeit, die ihm Simon vormachte. Schon am dritten Tage war Michaels Fertigkeit im Nähen so groß, als hätte er sein Lebtag nichts Anderes getrieben. Er arbeitete sehr fleißig. In der Zwischenzeit saß er schweigsam da, die Augen zur Zimmerdecke gewendet. Er ging auch nicht aus, sprach kein überflüssiges Wort, war still und lachte nie. Nur einmal hatte man ihn lächeln sehen; es war, als Matriona ihm das erste Abendbrot reichte.

Indessen verging Tag um Tag, Woche um Woche und am Ende auch ein Jahr. Michael lebte und arbeitete noch immer bei Simon. Es hatte sich der Ruf verbreitet, daß Niemand so sauber und dauerhaft arbeite, wie Simons Geselle, und man kam aus der ganzen Umgegend, um bei Simon die Stiefel zu bestellen, und seine Kunden wurden immer zahlreicher. Da kam einmal im Winter ein dreispänniger gedeckter Schlitten mit Glockengeklingel. Sie sahen zum Fenster hinaus; der Schlitten hielt vor der Hütte. Vom Kutscherbock sprang ein Bursche und öffnete den Schlag. Aus dem Schlitten stieg ein Herr im Pelze. Er ging in Simons Hof und kam die Treppe hinauf. Matriona lief ihm entgegen und öffnete die Thüre weit vor ihm. Der Herr bückte sich und trat in die Stube. Als er sich wieder aufrichtete, reichte er mit dem Kopf fast bis zur Decke. Er nahm eine ganze Ecke der Stube ein.

Simon erhob sich vom Platze und verbeugte sich. Er sah den Herrn verwundert an, denn einen solchen Mann hatte er nie gesehen. Simon selbst war abgemagert, Michael hager, und Matriona nichts als Haut und Knochen, aber dieser schien aus einem ganz anderen Lande zu kommen. Sein Gesicht war roth, der Hals dick, wie bei einem Stiere, und die ganze Figur wie aus Eisen.

Der Herr athmete tief auf, warf seinen Pelz ab, setzte sich auf die Bank und fragte: „Wer von Euch ist der Meister?“

Simon trat näher und sagte: „Ich bin's, Euer Gnaden.“

Der Herr rief seinem Burschen zu, er solle das Leder bringen.

Der Bursche lief zum Schlitten und kam sogleich mit einem Bündel zurück.

„Kannst Du mir daraus ein Paar Stiefel machen?“

„Das kann man schon, Euer Gnaden.“

Der Herr schrie ihn zornig an: „Ihr könnt gar nichts. Aber Du mußt begreifen, für wen Du arbeitest und mit was für Waare. Du sollst mir ein Paar Stiefel machen, welche ein ganzes Jahr lang halten, ohne zu reißen oder sich zu krümmen. Kannst Du es — dann nimm das Leder und mache sie; kannst Du es nicht, so laß es lieber bleiben; denn ich sage es Dir zum Voraus: sind die Stiefel zerrissen oder die Absätze abgetragen, ehe ein Jahr vorbei, so sperre ich Dich in's Gefängniß; sind sie es aber nicht, so zahle ich Dir zehn Rubel für die Arbeit.“

Das schüchterte Simon noch mehr ein. Er wußte nicht, was er dazu sagen sollte, und sah Michael fragend an, dann stieß er ihn mit dem Ellenbogen und flüsterte: „Soll ich die Arbeit annehmen?“

Michael nickte bejahend mit dem Kopfe.

Simon, der seinem stummen Rathe folgte, verpflichtete sich nun, ein Paar Stiefel zu liefern, welche ein ganzes Jahr lang halten würden, ohne zu reißen oder schief zu werden. Dann fing er an, Maß zu nehmen. Er hatte es von der Sohle und dem Spann genommen und wollte jetzt auch die Dicke der Waden messen, doch dazu langte das Papier nicht, denn die Wade war dick wie ein Balken.

Der Herr zog darauf die Stiefel und den Pelz an und ging zur Thüre, doch vergaß er sich zu bücken und stieß mit dem Kopf an den Querbalken. Er stieß einen Fluch aus, rieb sich die Stirn, stieg in den Schlitten und fuhr fort.

Beim Vesperbrod erhob sich Simon, um Michaels Arbeit anzusehen. Er sah, daß Michael aus dem Leder ein Paar Todtenschuhe gemacht hatte. Er schlug die Hände zusammen und rief: „Was hast Du angestellt! Du richtest mich zu Grunde. Der Herr hat ein Paar Stiefel bestellt und Du hast Gott weiß was gemacht!“

Kaum hatte Simon angefangen, Michael wegen der verpfuschten Arbeit zu tadeln, so klopfte Jemand am Hofpförtchen. Sie blickten zum Fenster hinaus und sahen einen Reiter, welcher sein Pferd am Pfosten anband. Als man die Thüre geöffnet hatte, trat der Bursche des Herrn herein.

„Die Herrin hat mich wegen der Stiefel geschickt. Der Herr ist noch unterwegs im Schlitten gestorben! Als wir nach Hause kamen und man ihm aussteigen helfen wollte, da fanden wir ihn todt und starr im Wagen liegen und konnten ihn nur mit Noth aus dem Schlitten bringen. Nun schickt mich die Herrin, damit Du nicht die bestellten Stiefel machest, sondern ein Paar Todtenschuhe.“

Michael nahm die Lederreste vom Tische, rollte sie zusammen, nahm auch die Todtenschuhe, wischte sie mit der Schürze ab und reichte sie dem Burschen. Dieser nahm die Schuhe und sagte: „Helf Gott, Meister!“

IV.

Es verstrich ein Jahr nach dem anderen. Es war jetzt schon das sechste Jahr, daß Michael bei Simon lebte. Er hatte sich nicht verändert; er ging noch immer gar nicht aus, sprach wenig, und während der ganzen Zeit hatte man ihn nur zwei Mal lächeln sehen. Ein Mal, da die Frau ihm das erste Abendbrot reichte, und das zweite Mal, als er den Herrn sah. Simon hatte viel Freude an seinem Gesellen. Er fragte nicht mehr, woher er komme, und fürchtete sich nur, dieser könnte ihn verlassen. Einst saßen sie Alle in der Hütte. Die Hausfrau stellte die Wasserkessel in den Ofen, die Kinder liefen auf den Bänken herum und schauten zum Fenster hinaus. An dem einen Fenster nähte Simon, bei dem anderen arbeitete Michael an dem Absatze eines Stiefels.

Digitized by Google

Da kam eine reinlich gekleidete Frau mit zwei Mädchen, welche in hübsche Pelze gekleidet waren und Tücher um den Kopf trugen. Die beiden Mädchen glichen sich zum Verwechseln, nur lahmte das Eine am linken Fuße.

„Guten Tag, Meister! Ich möchte für die Mädchen auf den Frühling Lederschuhe bestellen."

Jetzt kehrte sich Simon gegen Michael und sah, daß dieser die Arbeit bei Seite gelegt hatte und die Augen nicht von den Mädchen abwandte. Freilich, es waren recht nette Mädchen, schwärzäugig und rothwangig; auch waren sie hübsch angezogen; doch Michael sah sie an, als kennte er sie.

Nun sprach Simon mit der fremden Frau über die Arbeit, und als sie darüber einig geworden, hob die Frau das lahme Mädchen auf den Schooß und sagte:

„Nimm ihr das Maß und mache einen Schuh für den lahmen Fuß und drei für den rechten; denn beide Mädchen haben gleiche Füße. Es sind Zwillinge."

Simon nahm das Maß und fragte: „Was hat denn das Mädchen? Es sieht sonst recht gesund aus; oder ist es von Geburt an lahm?"

„Nein, die Mutter hat ihr den Fuß ausgerenkt."

Nun trat auch Matriona hinzu. Sie wollte erfahren, wer die Frau sei und wem die Kinder gehörten. Sie fragte: „Bist Du denn nicht die Mutter dieser Kinder?"

„Nein, es sind meine Pflegekinder."

„Wem gehören sie denn?

„Es sind nun schon sechs Jahre, seit diese Kinder verwaist sind. Ihre Eltern starben rasch nach einander; der Vater am Dienstag und die Mutter am Freitag. Ich und mein Mann lebten dazumal im Bauernstande. Wir waren Nachbarn; unsere Höfe stießen an einander. Der Vater dieser Kinder stand allein. Außer der Frau hatte er Niemand. Er arbeitete im Walde. Da geschah es, daß ein Baum auf ihn niederstürzte und erschlug. Seine Frau aber gebar noch dieselbe Woche diese Zwillinge. Arm und verlassen war nun die Frau. Niemand stand ihr bei in der schweren Stunde; Niemand war auch da, als sie gleich darauf starb. Am nächsten Morgen fand ich sie schon todt und kalt. Beim Sterben war sie auf dieses Mädchen gesunken und hatte ihm den Fuß zerdrückt. Die Mädchen waren nun ganz allein. Wo sollte man sie unterbringen? Von allen Nachbarinnen hatte nur ich damals einen Säugling. Mein erster Junge war acht Wochen alt. Da nahm ich die Waisen einstweilen zu mir. Das erste Mal gab ich nur dem gesunden Mädchen die Brust; denn ich meinte, das lahme Kind werde in kurzer Zeit sterben. Doch das Kind dauerte mich, und ich dachte: was soll denn der kleine Engel so leiden? Ich fing an, auch das lahme Mädchen zu säugen. So stillte ich denn meinen Knaben und diese Zwei. Ich war dazumal jung und kräftig, auch fehlte es mir nicht an guter Nahrung. Wenn Eines satt war, nahm ich ein Anderes. So half mir Gott, sie Alle aufzuziehen. Aber mein Knabe starb im zweiten Jahre, und Gott gab mir keine Kinder mehr. Wir wurden mit der Zeit wohlhabender. Jetzt dient mein Mann als Müller bei einem Kaufmann. Er hat einen guten Verdienst, und wir leben sorgenlos. Doch haben wir keine Kinder, und ich wäre ganz allein, ohne diese Mädchen da. Wie könnte ich denn auch anders, als sie recht lieb haben? Ich habe ja Niemand auf der Welt außer ihnen."

Die Frau drückte das lahme Mädchen an die Brust und wischte sich die Thränen aus den Augen.

Matriona sagte mit einem Seufzer: „Das Sprüchwort scheint doch wahr zu sein: Ohne Vater und Mutter kommt man durch die Welt, ohne Gott aber nicht."

V.

Als nun die Frau sich mit den Mädchen entfernt hatte, erhob sich auch Michael von der Bank, legte die Arbeit bei Seite, nahm die Schürze ab, verbeugte sich vor dem Schuster und seiner Frau und sagte: „Gott hat mir verziehen; verzeiht auch ihr mir, wenn ich etwas an Euch verschuldet habe!"

Simon und Matriona sahen, daß ein Schein von Michael ausging. Michael sprach weiter: „Ein Licht geht von mir aus, weil ich bestraft war und Gott mir nun verziehen hat. Gelächelt habe ich drei Mal, weil ich drei Worte Gottes erfahren mußte. Und ich erfuhr sie auch. Das eine Wort vernahm ich, als Deine Frau mit mir Mitleid hatte, und deswegen lächelte ich zum ersten Mal. Das zweite Wort erfuhr ich, da der Reiche hierher kam, um die Stiefel zu bestellen, und ich lächelte zum zweiten Mal; und nun ich die Mädchen gesehen, war mir auch das letzte Wort geoffenbart, und ich lächelte zum dritten Mal."

„Sage mir nun, Michael, wofür Gott Dich gestraft hat und was für Worte Gottes es sind, daß wir sie auch kennen lernen."

„Gott hat mich gestraft, weil ich ihm nicht gehorchte. Gott schickte mich einst auf die Erde, um die Seele einer Frau zu holen. Ich kam herab und sah eine Frau, welche krank da lag. Sie hatte soeben Zwillinge geboren; es waren zwei Mädchen. Die Kinder zappelten an der Seite der Mutter; doch sie hatte keine Kraft, sie an die Brust zu legen. Die Frau erblickte mich, und sagte weinend zu mir: »Engel Gottes, man hat soeben meinen Mann begraben, den ein Baum zerschmettert hat. Ich habe weder eine Schwester, noch eine Tante oder eine Großmutter, Niemand, der meine Waisen erziehen könnte. Lasse mir Zeit, meine Kinder aufzuziehen, denn sie können nicht ohne Vater und Mutter durch's Leben kommen.« Ich schenkte ihr Gehör, legte das eine Mädchen an ihre Brust und gab ihr das andere in die Arme. Dann flog ich zu Gott und sagte ihm, warum ich die Seele der Wöchnerin nicht nehmen konnte. Gott aber befahl mir: »Gehe hin und nimm die Seele der Wöchnerin und Du wirst drei Worte kennen lernen. Du wirst erfahren, was in den Menschen lebt, was ihnen nicht gegeben ist und wovon sie leben. Und wenn Du diese Worte erfahren hast, kannst Du wieder in den Himmel zurückkehren.« Ich flog wieder auf die Erde hinunter und nahm die Seele der Wöchnerin. Die Kinder fielen von ihren Brüsten ab; ihr Leib sank leblos auf das Lager zurück und zerdrückte den Fuß des einen Mädchens. Ich erhob mich über dem Dorfe und wollte die Seele zu Gott bringen. Da ergriff mich ein Wind; meine Flügel brachen und fielen von mir. Die Seele allein stieg zu Gott, ich aber stürzte auf die Erde, an den Rand eines Weges."

Nun erst wurde es Simon und Matriona klar, wen sie aufgenommen, wem sie Kleider und Nahrung gegeben und wer mit ihnen gelebt hatte. Sie weinten vor Freude und Furcht; der Engel fuhr aber fort:

„So blieb ich denn ganz allein und nackt im Felde. Früher kannte ich nicht die Bedürfnisse der Menschen. Ich wußte nicht, was Kälte und Hunger sei; jetzt war ich aber ein Mensch geworden. Ich hatte Hunger und fror, wußte aber nicht, wo ich hin sollte. Auf einmal hörte ich einen Menschen des Weges kommen. Er trug ein Paar Stiefel und sprach mit sich selbst. Ich erblickte nun zum ersten Mal, seit ich ein Mensch geworden war, das Antlitz eines anderen Menschen und ich erschrak vor diesem Antlitz. Der Mensch erblickte mich und machte ein finsteres Gesicht. Er war jetzt noch schrecklicher geworden und ging vorbei. Ich verzweifelte schon; da hörte ich ihn zurückkommen. Ich blickte ihn an und erkannte ihn fast nicht wieder. Vor einigen Augenblicken hatte er den Tod auf seinem Gesichte; jetzt aber hatte es den Ausdruck eines Lebendigen, und ich erkannte Gott in seinem Antlitze. Er trat zu mir, kleidete mich an und führte mich in sein Haus. Dort kam uns eine Frau entgegen und redete uns an. Sie war noch schrecklicher als der Mann. Der Tod sprach aus ihrem Munde, und ich konnte kaum athmen vor dem Modergeruche, welchen der Tod verbreitete. Sie wollte mich in die kalte Nacht hinaustreiben, aber ich wußte, daß sie sterben würde, wenn sie es thäte. Da erinnerte sie ihr Mann an Gott, und die Frau wurde sogleich gut. Als sie mir das Abendbrod reichte und mich anblickte, da sah ich, daß in ihr nicht mehr der Tod war. Sie war lebendig und ich erkannte Gott in ihr. Ich erinnerte mich des ersten Wortes Gottes: »Du wirst erfahren, was in den Menschen lebt.« Und ich erfuhr, daß in den Menschen die Liebe lebt. Ich war erfreut, daß Gott schon angefangen hatte, mir zu offenbaren, was er versprochen hat, und ich lächelte zum ersten Mal. Aber Alles konnte ich noch nicht begreifen. Ich wußte nicht, was den Menschen nicht gegeben ist und wovon sie leben.

„So blieb ich bei Euch, und ein Jahr verstrich. Da kam der Reiche und bestellte sich Stiefel, die ein ganzes Jahr halten sollten, ohne zu reißen oder sich zu krümmen. Ich sah ihn an und erblickte auf einmal hinter seinen Schultern meinen Genossen, den Engel des Todes. Außer mir sah ihn Niemand; aber ich erkannte ihn und wußte nun, daß die Seele des Reichen noch vor Sonnenuntergang von ihm genommen wer-

Digitized by Google

den würde. Und ich dachte an das zweite Wort Gottes: »Du wirst erfahren, was den Menschen nicht gegeben ist«. Ich wußte schon, was in den Menschen lebt, jetzt erfuhr ich, was ihnen nicht gegeben ist. Es ist den Menschen nicht gegeben, zu wissen, was ihr Leib bedarf. Und ich lächelte zum zweiten Mal; denn ich war erfreut, meinen Genossen zu sehen und das zweite Wort Gottes zu erfahren. Doch ich hatte noch nicht Alles begriffen. Ich wußte nicht, wovon die Menschen leben. Und ich wartete immer, daß Gott mir auch das letzte Wort offenbare. Nun kamen im sechsten Jahre die Zwillinge mit der Frau. Ich erkannte sogleich die Mädchen und erfuhr auch, wie sie am Leben geblieben waren. Eine fremde Frau hat sie gesäugt und auferzogen. Und als die Frau vor Freude über die fremden Kinder weinte, da erblickte ich in ihr den lebendigen Gott und begriff endlich, wovon die Menschen leben. Da erfuhr ich, daß Gott mir das letzte Wort offenbart und mir verziehen hatte, und ich lächelte zum dritten Mal."

Nun warf der Engel seine Hülle von sich und ein blendendes Licht strahlte von ihm aus. Er sprach lauter und seine Stimme schien wie vom Himmel zu stammen.

„Und ich erfuhr, daß jeder Mensch nicht von den Sorgen um sich selber lebt, sondern von der Liebe."

Der Engel stimmte einen Lobgesang an, und die Hütte erbebte von seiner Stimme. Das Dach öffnete sich, und man sah eine Flamensäule, die von der Erde bis zum Himmel reichte. Simon und die Seinigen fielen mit dem Antlitz zur Erde. Aus dem Rücken des Engels wuchsen Fittige, und er erhob sich zum Himmel.

Als Simon zu sich kam, war er wieder allein in der Hütte mit den Seinigen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Hochzeit auf dem Aventin.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Paul Heyse.

Dieses Stück, wenngleich seinen Stoff jener schrecklichsten Römerzeit entnehmend, in welcher die Grausamkeit Caligula's täglich Tragödien schuf, ist doch keine „Römertragödie". Vielleicht sollte es auch nach der Absicht des Autors nicht hauptsächlich eine solche sein: das Mark des Römerthums war ja in jener Zeit schon verdorrt und die schroffen patriotischen Tugenden, aus denen sich noch in Cäsars Tagen die tragische Gestalt eines Brutus zusammenfügen konnte, waren vergessen; mit ihnen hatten also die Begebnisse der Kaiserzeit die Züge verloren, welche uns das Wesen einer „Römertragödie" ausmachen. Aber auch die „Liebestragödie", zu deren Schauplatz sich jene Zeiten, nun weichlich genug geworden, nach des Dichters Auffassung besser eignen, fügt sich nur mit einigen Verzerrungen und Gewaltsamkeiten in die Zustände, die an dem Hof des wahnsinnigen Kaisers herrschten. So kommt es, daß der Eindruck dieses neu an das Licht gebrachten Heyse'schen Stückes in doppelter Hinsicht störend ist: einmal wird durch ihn das historische Gefühl verletzt, welches von Römertugenden declamiren hört, die damals doch nur noch ein Schatten waren; nach der anderen Seite wieder läßt dieses historische Gefühl für jene Zeit die Motivirung haltlos erscheinen, welche die Sentimentalität einer Liebesleidenschaft zur Grundlage für geschichtliche Umwälzungen macht. Declamatorisch durch und durch erscheint deshalb der Inhalt dieses Trauerspiels. Wir glauben nicht an die Echtheit des Costüms und in Folge dessen auch nicht an die Echtheit der inneren Motive. Nur die Pracht der Sprache und die geschickte Technik im scenischen Aufbau erzeugen einen rasch vorüberziehenden theatralischen Eindruck. Eine Erschütterung der Seele des Zuschauers bleibt nicht als werthvoller Rest zurück.

Der Inhalt ist rasch erzählt: Gajus Calpurnius, ein Jüngling aus dem ruhmvollen Geschlechte der Pisonen, hat ein Mädchen aus Cumä, die sanfte Clölia, zu seiner Braut erkoren. Er weist deshalb, weil er nur im häuslichen Glück noch Befriedigung finden zu können glaubt, den Antrag des Prätorianer-Präfekten Chaerea, sich an einer Verschwörung gegen den wahnsinnigen Caligula zu betheiligen und Prätendent des Cäsarenthrons zu werden, kaltsinnig zurück. Caligula, der die Pisonen haßt, entdeckt durch Zufall, daß Cloelia ein Sclavenkind ist. Er läßt am Hochzeitstage die Braut aus dem Castell der Pisonen am Aventin rauben und ihr den Sclavenstempel auf die Stirne brennen. Dadurch wird die Rache des Gajus gegen ihn entzündet und sein Untergang besiegelt. Er fällt, als er zur nachträglichen Hochzeitsfeier des jungen Paares hohnvoll erscheint, durch das Schwert des Pisonen. Dieser übte aber nur eine persönliche Rache aus, denn er hatte seine politische Bedeutung in den Augen der Verschworenen schon eingebüßt, als er darauf bestand, die Sclavin zu seiner Gemahlin und also auch zur künftigen Kaiserin zu erheben. Sie lassen ihn zum Werkzeuge ihres Planes werden, rufen aber dann, obgleich Cloelia aufopferungsvoll sich selbst durch Gift aus dem Wege räumt, den schwachsinnigen Claudius zum Kaiser aus und der letzte Pisone stürzt sich über der Leiche seiner Braut in's Schwert.

Ich mußte, als ich diesen Schluß des Trauerspiels gesehen hatte, an eine andere weibliche Leiche in einem anderen Trauerspiele denken, die auch, wie hier, für einen aristokratischen Verschwörer gestorben war, an die der Leonore in Schiller's „Fiesco". Wie schön und großartig wäre es gewesen, so dachte ich bei mir, wenn auch dieser Tyrannenmörder, wie der genuesische dort, von der Leiche des geliebten Weibes „gefaßt und fest" aufgestanden wäre und zu den ihn umringenden Verschworenen gesagt hätte: „Höret, Römer! — die Vorsehung, versteh' ich ihren Wink, schlug mir diese Wunde nur, mein Herz für die nahe Größe zu prüfen. — Es war die gewagteste Probe — jetzt fürcht' ich weder Qual noch Entzücken mehr. Kommt! Rom erwarte mich! sagtet Ihr? — Ich will Rom einen Cäsar schenken, wie ihn noch kein Europäer sah!" Einen Kampf mit dem Prätorianer-Präfekten und dessen kaiserlichen Schützling, Claudius, hätte er noch unternehmen, oder wenigstens wagen sollen und wäre es auch nur gewesen „um seiner unglücklichen Fürstin eine Todtenfeier zu halten, daß das Leben seine Anbeter verlieren und die Verwesung wie eine Braut glänzen sollte!" — dann, in diesem Kampfe, hätte er untergehen können, da nun einmal in der Geschichte Claudius auf den Caligula folgt! Aber so? — Er stürzt sich, nachdem er eine pessimistische Phrase heruntergeleiert, in der langweiligsten Weise in's Familienschwert. Ohne Größe liegt er nun dort neben seiner Cloelia.

Der Schluß, wie ich ihn mir damals als erhaben ausmalte, würde freilich etwas überrascht haben, denn wir hätten durch ihn plötzlich den Gajus Calpurnius als einen jungen Römer erkannt, hinter dem mehr steckte, als wir nach den ganzen vorhergehenden vier Acten vermuthen konnten. Dieser Jüngling, der bisher nur auf den Stelzen einer sentimentalen Liebe und eines übermäßigen Familiendünkels in tragischer Höhe erhalten werden konnte, hätte sich auf einmal als ein Charakter entpuppt, der den Schmerz zu überwinden verstand, der sich durch ihn nicht übermannen, sondern weihen ließ, der neben der negativen Weichlichkeit der Weltverachtung plötzlich in sich den positiven Willen, die Welt zu beherrschen, erstehen fühlt. Es wäre überraschend gewesen, aber es würde dieser Römerfigur doch wenigstens einigen Gehalt verliehen haben. Heyse läßt in consequenter Weise den Gajus auch sterben, wie er lebte und kann in Folge dessen seinem Drama auch durch die Schlußentwickelung keine das Wesen der trivialsten „Liebestragödie" überragende Bedeutung verleihen. Nun hat ja allerdings auch die aufopferungsvolle, unerschütterliche Liebe, wie sie in diesem Trauerspiele sowohl durch den Gajus als auch durch die Cloelia verwirklicht wird, ihre tragische Größe, aber nur, wenn sie im Kampfe gegen den Uebermuth, gegen die Gewalt und die Böswilligkeit geschildert wird, wie etwa in „Kabale und Liebe", durchaus nicht, wenn sie im Wettstreit mit dem politischen Ehrgeiz oder gar mit der patriotischen Tugend erscheint. Diese letzteren Eigenschaften sind von größerer tragischer Wucht, als die duldende oder auch kämpfende Liebe, und es muß nur einen kläglichen, sentimentalen Eindruck machen, wenn uns in einem Trauerspiele vorgeführt wird, wie Liebe durch ihren Conflict mit Heldenmuth oder Vaterlandsliebe tragisch endet. Nicht die Liebe dürfte in diesem Conflicte als die Siegerin erscheinen. In dem Heyse'schen Trauerspiele ist es aber beinahe so. Gajus will seiner Liebe nicht die Verpflichtung aufopfern, die er gegen Rom hat. Er will allerdings den Conflict nicht einsehen, in dem beide stehen; er ist von einer unglaublichen Verblendung in dieser Beziehung und meint, schon der Name seines Hauses müßte über die Abstammung seiner Gemahlin die Verschworenen hinwegtäuschen. Deshalb stellt er sich selbst niemals die Frage: soll ich Cloelia lassen oder den Kaiserthron? und wird erst, als ihm beides aus den Händen schlüpft, zu seinem Schrecken inne, daß er zu Vieles zu gleicher Zeit erstrebt hat. Dieser Ausgang, der nur tragisch wird, weil der Held sich nicht klar über seine Ziele war, weil er liebeverblendet die Hauptsache für sein Leben, das zu rettende Vaterland oder die zu ergreifende Herrscherkrone, nicht erkannte, ist aber durchaus schwächlich. Was soll uns ein Held, der so unklar ist in seinem Wollen? Auch daß er innig liebt, macht ihn nicht interessant.

Und unklar wie dieses Wollen ist auch die sonstige Sinnesrichtung dieses Gajus. Er tritt auf als ein Weltverächter. Der verrottete Zustand des Vaterlandes hat ihn zum Zweifler an der bürgerlichen Tugend überhaupt gemacht und er glaubt nur noch an die Liebe, als die einzige reine Empfindung. Gekränkt in dieser Liebe schreitet er dann zur Rache. Aber neben seiner persönlichen Rache, die ja so leicht zu befriedigen war, betreibt er plötzlich noch seine Erhebung zum Kaiser. Warum das? Ist der Ehrgeiz oder gar das Streben, ein Völkerbeglücker zu werden, in ihm erwacht? Wir bemerken es nicht und müssen annehmen, daß es nur der Stolz auf seine Familie ist, welcher ihn zum Prätendententhum antreibt. Wie äußerlich ist doch diese Empfindung! Macht sie oder auch jene Liebe allein einen tragischen Helden? Auch der Pessimismus, der seine Anschauungen vom Vaterland und von dem Herrscherberufe durchweht, ist nicht fähig, eine dramatische Entwickelung zu schaffen und gibt höchstens dem blutigen Ausgange eine oberflächliche Motivirung.

So sehen wir, daß die Hauptgestalt des Drama's in molluskenhafter, umgreifbarer Art sich vor uns hin- und herbewegt. Jeder tieferen, heroischen Motivirung bar, wird sein Schicksal nur durch den berühmten theatralischen Zufall zu einem tragischen, durch den Zufall nämlich, daß Cloelia von ihrer die Pläne der Verschworenen hindernden Rolle erfährt.

Digitized by Google

Sie würde ruhig und fröhlich am Leben bleiben und Gajus, nachdem er an dem Caligula sich gerächt, würde nach seiner ganzen Anlage ruhig an ihrer Seite den Verlust der Krone verschmerzen, wenn ein aufklärendes Wort zwischen ihm und Chaerea schon vorher darüber gesprochen worden wäre. Nicht die innere tragische Nothwendigkeit treibt also beide in den Tod, nicht der Conflict zwischen Liebe und Ehrgeiz, sondern ein ganz äußerliches, jeden Augenblick zu überwindendes Standeshinderniß.

Es ist übrigens nicht nur aus innerlichen Gründen unrichtig, sondern auch unhistorisch im Colorit, daß Gajus Calpunius allein um der Liebe zu einer Sclavin willen zu dem staatsumwälzenden Entschlusse gegen Caligula getrieben wird. Ein Römer, am wenigsten einer aus des Caligula Zeit, der aus Liebe stirbt, wird uns durch die überzeugendste Darstellung nicht zu einer wahrscheinlichen Figur. Hätte Gajus lediglich aus Familiendünkel darauf bestanden, daß er auch mit der Sclavin als Gemahlin von den Verschworenen als künftiger Kaiser anerkannt würde, so müßten wir das eher glauben; sein „sic volo, sic jubeo weil ich Pisone bin!" hätte sogar seine Gestalt prächtig erhöht, aber sein „ich will es, weil ich liebe" macht ihn uns so lächerlich, wie den Senatoren im Drama. Gegen die dunkelen Gewalten, die in der Faust eines Caligula vereinigt waren, mußte ein Römerjüngling von ehernem Trotze, nicht ein solcher mit einem Herzen voll schwärmerischer Liebe stehen, denn die letztere Eigenschaft galt in jener Welt nichts und dürfte also auch nicht in einem Drama, das einen Kampf aus ihr überzeugend schildern soll, zu alleiniger Geltung kommen.

Diese Degradirung der alten Römertugenden nicht zur Verderbtheit — so wäre es in einem Drama aus der Zeit Caligulas natürlich gewesen — sondern zur unnatürlichen und unhistorischen Schwächlichkeit läßt auch die den Gajus umringenden Verschworenen als haltlose Figuren erscheinen. Besonders ein alter Pisone, ein Oheim des Gajus, fällt durch sein fast erheiterndes Kopfschütteln über die verdorbenen Zeiten auf. Keine Spur von Kraft ist in ihm, obgleich er viel von alten Römerzeiten redet, noch in den jüngeren Genossen des Hauses, nicht einmal die Kraft des Bösen. Sie sind die gleichgültigsten und trockensten Verschwörer, die man sich nur ersinnen konnte. Dagegen ist Caligula mit erstaunlicher Kühnheit und Sicherheit gezeichnet, eine Gestalt, wie sie nur unter dem Griffel eines Meisters entsteht. Die Rohheit des kaiserlichen Bösewichts, sein wahnsinniges Allmachtsgefühl und daneben seine Ironie bei Betrachtung der sclavischen Gesellen, die ihn umwinseln, sind scharf und glücklich hervorgehoben. Ueber Cloelia ist nicht viel zu sagen, denn eine solche einheitliche, rein lyrische Gestalt konnte kaum verzeichnet werden. Sie ist das sanfte, hingebende und schließlich in ihrer Aufopferung zur Heldin heranwachsende Weib, welches der Dichter mit rührender Sorgfalt durch die schönsten Züge der Liebe und Zärtlichkeit zu schmücken verstand.

Wenn man erwägt, daß Heyse es vermochte, wirklich große Scenen in diesem Stücke zu schaffen, so besonders die eine, in welcher Gajus von Caligula in öffentlicher Gerichtssitzung Gerechtigkeit fordert, wird man den guten theatralischen Eindruck begreifen, den die „Hochzeit auf dem Aventin" bei ihrer ersten Aufführung im „Deutschen Theater" hervorrief. Die tiefer liegenden Fehler in der Conception dieser Dichtung treten bei der Aufführung zunächst zurück vor dem prächtigen Gewande, das sie umrauscht. Auch eine höchst ärmliche Inscenirung und eine nur mittelmäßige Darstellung vermochten jene scenische und declamatorische Pracht nicht zu schmälern. Für Herrn Kainz, welcher die Rolle des Gajus schuf, war dieselbe übrigens insofern auch angemessen, als dieser Schauspieler von jeher gewöhnt ist, nur auf der Oberfläche der Declamation zu bleiben und sich nie in eine Rolle seelisch zu vertiefen. Er fand wohl auch in diesem Gajus nicht die Schwierigkeiten, die eigentlich darin liegen und täuschte mit Hülfe einer von Don Carlos und Romeo her eingelernten Leidenschaftlichkeit über alle Tiefen und Untiefen seines Helden hinweg. Den Caligula gab Herr Pohl in meisterhaft ausgearbeitetem und durchdachtem Spiele. Ueber die Darstellung der übrigen, auch von dem Dichter unbedeutend gehaltenen Rollen ist kaum etwas zu sagen. O. B.

Notizen.

Die Aussichten der Wagner'schen Kunst in Frankreich. Von Paul Marsop. (Leipzig, F. Reinboth.) — Diese geistvolle Schrift erscheint zur guten Stunde, um die durch das Pariser Mißgeschick des „Lohengrin" in Paris erregten Gemüther zu besänftigen und zu einer ruhigeren Auffassung der Sachlage anzuleiten. Marsop, selbst ein entschiedener Anhänger der Wagner'schen Kunst, erklärt rund heraus, daß das musikalische Drama in Frankreich niemals Boden finden werde, sondern höchstens etwa eine rasch vorübergehende bloße Mode sein könne, welche nur in den Herzen eines verhältnißmäßig kleinen Verehrerkreises tiefere Wurzeln zu schlagen vermöge. Er begründet in seiner glänzenden aphoristischen Weise diese Ansicht. Weder die Pariser Bühnenkünstler und Musiker noch das derzeitige Publikum an der Seine besitzen genügend musikalische Vorbildung und Verständniß für Wagner. Wenn der Verfasser schon in Deutschland eigentliche Wagnersänger nicht entdecken konnte, so steht es darum in Paris noch schlimmer, weil die künstlerischen Kräfte über den Meyerbeer- oder Auber-Stil nicht hinauskommen: auf der einen Seite Tremoliren, schlechte Vocalisation, undeutliche Aussprache und andere Unarten, auf der anderen die national-französische Grazie der Spieloper. Der große Stil fehlt. Ebenso mangelhaft muß die Uebersetzung des Textes ausfallen. Aber auch das Orchester, welches den großen symphonischen Stil beherrscht, fehlt in Frankreich trotz Lamoureux, Pasdeloup, Colonne u. s. w. Woher nimmt ferner das bunt zusammengewürfelte internationale Weltstadtpublikum, das in Paris und besonders im Theater nur ein leichtes Vergnügen sucht, die für Wagner nothwendige feierliche Stimmung? In der deutschen Kunst ist Wagner nur das Schlußglied einer langen Entwickelung, deren Hauptetappen Weber und Marschner — Voraussetzungen, von denen der Franzose, der sich mit Gluck, Beethoven, Schubert nur dürftig abgefunden, gar nichts weiß. Und endlich die specifisch germanische Ideen- und Gestaltenwelt des Musikdramas! Kurz, aus den Vorführungen des „Lohengrin", des „Tristan", wie sie nach bestehenden Verhältnissen in Paris herauszubringen sind, erwachsen weder Deutschland Ehre noch Frankreich Nutzen. Wir verweisen unsere Leser, die zu dieser „brennend zeitgemäßen" Frage Stellung nehmen, auf die sehr empfehlenswerthe Flugschrift. Auch wer nicht immer mit den Voraussetzungen Marsop's einverstanden ist, wird seine hier angedeuteten Schlüsse billigen und von seiner frischen, glänzenden und schlagfertigen Beweisführung lebhaft angesprochen werden.

Die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, übersetzt von A. Werfer, mit Originalzeichnungen von Carl Gehrts. (Ulm, J. Ebner.) — Ein norddeutscher Protestant illustrirt die Uebersetzung eines katholischen Geistlichen für einen süddeutschen Verleger unter dem Patronat des Bischofs von Rottenburg. Es müssen tüchtige Kräfte sein, wenn sie zusammen ein harmonisches Ganze zu Wege bringen, das wir jedem deutschen Hause, ob im Süden und Norden, ob katholisch oder evangelisch, wünschen könnten. Die Anlagen der Mitarbeiter kamen einander entgegen. Carl Gehrts ist wesentlich Romantiker und gilt auch über die Mauern Düsseldorfs hinaus als einer der sinnigsten Interpreten des deutschen Märchens und der deutschen Dichtung in Zeichnung, Holzschnitt und Aquarell. Für den begabten Erfinder und feinen Geist war es eine erquickliche Aufgabe, den schlichten, tiefen Text der goldenen Lehren des frommen Thomas Stück für Stück anschaulich zu begleiten. In den Titelblättern, Kopfleisten, Schlußvignetten und Nebenbildern der vier Bücher und ihrer Hauptstücke ist jedesmal das biblische Beispiel oder die Lehre historisch oder symbolisch herausgehoben und, bald erhaben, bald traulich, mit sicherem Stifte niedergeschrieben. Auch der Ornamentik, den Initialen, kommen die bewegliche Phantasie und die reine Naturfreude des Illustrators zu Gute. Unter den Holzschneidern findet sich der Name Brend'amour als beste Empfehlung. Es wäre glücklich, wenn es dem modernen Künstler gelänge, auch seinen Autor in Kreise einzuführen, welche ihm ungebührlich ferne stehen. Wer die männlichen, einfachen Worte in der trefflichen Uebertragung auf sich wirken läßt, wird sich ernsthaft fragen, ob dieser deutsche „Mystiker", den unsere heutige Generation so wenig liest, nicht schließlich alle Beredtsamkeit der beliebten englischen Moralphilosophen, selbst des Samuel Smiles, um das Zehnfache aufwiege. Da unsere Ausgabe nicht für Liebhaber, sondern bei mäßigem Preise recht eigentlich für das Volk — im besten und weitesten Sinne — bestimmt ist, so wäre sie ganz geschaffen, dieser Erkenntniß Bahn zu brechen. J.

Aufsätze und Abhandlungen zur Literaturgeschichte. Von Carl von Reinhardstöttner. (Berlin, R. Oppenheim.) — Der bekannte Münchener Professor bietet hier eine Sammlung seiner Essays, die meist schon in Zeitschriften gestanden haben. Das Werthvollste ist jedenfalls der Aufsatz über Camoens, worin es sich weniger um eine ästhetische Würdigung, als um eine biographische Darstellung handelt. Lehrreich sind die vergleichenden Versuche über die dichterischen Behandlungen von Herodes und Mariamne, worin Hebbel die Palme gereicht wird, und von Napoleon I., worin natürlich den Sängern des Befreiungskrieges eine hervorragende Stelle eingeräumt ist. Die übrigen Aufsätze befassen sich mit der portugiesischen Literatur und werden zumal dem Romanisten willkommen sein. Beherzigenswerth ist der Aufsatz über Lernen und Lehren lebender Sprachen. Reinhardstöttner gebietet nicht nur über vielseitige Kenntnisse, sondern auch über einen guten Stil, ein wahrhaft bestrickendes Formgefühl.

Von Hüben und Drüben. Scherz und Ernst in Versen von Julius Bruck. (Dritte vermehrte Auflage von „Bunte Blüthen." Leipzig, Carl Reißner.) — Diese Gedichtsammlung hat ein eigenthümliches und unverdient herbes Schicksal gehabt. Ein Kritiker des Pariser „Temps", welcher unser neuestes vaterländisches Schriftthum in seiner Gesammtheit zu verurtheilen beabsichtigte, nahm sie zum Beleg und führte einige mit Geschick ausgewählte, besonders schwache Stellen, die er noch dazu stümperhaft übersetzte, als Proben an für die Mittelmäßigkeit dieser Sammlung insbesondere und die der gesammten deutschen Literatur im Allgemeinen. Natürlich wehrte sich die deutsche Kritik sogleich gegen diese Unterstellung, und auch in unserem Blatte wurde jenem Recensenten eine Abfertigung zu Theil, wobei der bis dahin gänzlich unbekannte deutsch-amerikanische Dichter, der nicht, wie unser Kritiker vermuthete, in einem Dorf in Delaware wohnt, sondern in einer Nachbarstadt von New York, allerdings etwas derb mitgenommen wurde. Er hat daraus Veranlassung genommen, uns seine Gedichtsammlung zur Einsicht zuzusenden, und wir halten es für unsere Pflicht, zu erklären, daß das an jener Stelle unseres Blattes gefällte Urtheil zu hart war. Die Gedichte gehören allerdings nicht zu den bedeutenden Productionen auf dem Gebiete der anakreontischen Lyrik, verrathen aber eine frische und unmittelbare Lebensauffassung und ein an unseren besten Mustern geschultes Formtalent, so daß sie sich neben vielen anderen derartigen Erscheinungen auf dem literarischen Markte wohl sehen lassen dürfen. B.

Digitized by Google

Deutsches Stil-Musterbuch mit Erläuterungen von Daniel Sanders. (Berlin, H. W. Müller.) — Der treue Eckhard unserer Sprache, der unermüdliche Professor Sanders, hat mit diesem Musterbuch eine seiner nützlichsten Schriften verfaßt. Von anderen Stilbüchern unterscheidet sich das vorliegende zumal durch die zahlreichen sprachlichen Anmerkungen und Erklärungen, in denen wir unserem Sprachwart fast überall Recht geben müssen. Alle Hauptschwierigkeiten unserer Sprache sind da aufgezeigt und gemeinfaßlich an Musterbeispielen erklärt, so daß mit einem Hinweis auf dieses Buch manchem Mißbrauch gesteuert und manche Streitfrage gelöst werden kann. Wir selbst haben in redactionellen Nöthen nie vergeblich an Sanders appellirt: die Unart einiger Mitarbeiter z. B. nach Stahr's Vorgang „in dessem Hause" zu schreiben, wird von ihm gebrandmarkt als eine grammatikalische Ungeheuerlichkeit (ein Genitiv als Dativ!) und ein bei den Schweizern vorkommendes Beiwort: „unwohlgefällig" für keineswegs fehlerhaft erklärt. Interessant ist Sanders Stellung in der „frug"-Streitfrage, für welche Form Wilhelm Jensen s. Z. in unserem Blatte eine Lanze einlegte. Sanders hält diese Abwandlung nicht für falsch, doch erinnert er daran, daß die einmal übliche Form „gefragt" nur zu „ich fragte" stimmt. Wie neben „ich schlug" auch „geschlagen", neben „ich trug", „getragen" vorhanden ist, so würde zu „ich frug" nur „gefragen" stimmen, weshalb strenge Sprachlehrer ausschließlich nur „fragte", „fragst", „fragt" gelten lassen wollen. Ein in Aussicht genommener 2. Theil soll für die Musterbeispiele, die hier bloß die Zeit bis z. Goethe's Tode umfassen, auch unsere neue und neueste Literatur heranziehen. Strenge Auswahl dürfte dort geboten sein.

Il libro dell' amore. Poesie italiane raccolte e straniere raccolte e tradotte da Marco Antonio Canini. (Venezia, C. Coen e figlio.) — Eine überaus reichhaltige Sammlung von italienischen Liebesliedern und Uebersetzungen aus fast allen lebenden und todten, antiken und modernen Kunst- und Volkssprachen. Nicht nur die Weltsprachen, vor Allem die deutsche, sind vertreten, auch die Poesie der Albanesen, Afghanen, Araber, Araukaner, Armenier, Azteken, Basken, Bengalen, Berber, Bulgaren, Kanaken, Catalanen, Czechen, Chinesen, Singhalesen, Circassier, Luisianer, Neuprovenzalen, Kurden u. s. w. hat einige Muster ihrer Liebesdichtung hergegeben, und wir sind eigentlich erstaunt, Pasilingua und Volapuk nicht vertreten zu finden. Von unseren modernen Lyrikern glänzen Ernst Ziel, Wilbrandt, Heyse, Baumbach, Betty Paoli, Carmen Sylva, Fischer, Gerock, Gottschall, Hamerling, Lingg, Lorm, Meißner, Bodenstedt, Redwitz, Rittershaus, Roquette, Schack, Schanz, Storm, Silberstein, Sturm, Wolff, Wehl, Alexis Aar, Endrulat, Gräfe, Oberkamp und drei Müller. Der Uebersetzer zeigt sich auch in der Vorrede als ein guter Kenner und begeisterter Freund der deutschen Poesie. Er schwärmt für „Des Knaben Wunderhorn" und meint, keine andere Volkspoesie gehe über die deutsche. „Die deutsche Liebesdichtung ist die vorzüglichste unseres Jahrhunderts; keine übertrifft an Anmuth, Gefühl und Wohlklang das Lied. Von den Italienern ist nur Leopardi den Deutschen ebenbürtig, aber er kann ihnen nicht verglichen werden, denn er behandelt eine andere Dichtungsart." Und daß Signor Canini unsere Dichter wohl versteht und ihre Schöpfungen in seiner pomphafteren poetischen Sprache wiederzugeben weiß, erhärten die Proben aus dem reichvertretenen Schatze von „Volfango Goethe" und vor Allem die hübsch übertragenen Lieder Heine's, von denen wir das folgende mittheilen wollen:

Lieve nell' alma mia
Si spande armonia:
Suona pur, canzoncina
Di maggio piccolina.

A una casa va: fuori
Vi sbocciano dei fiori.
Una rosa saluta,
Se mai ti vien veduta.

Erinnerungsblätter an Julius Stern. Seinen Freunden und Kunstgenossen gewidmet von Richard Stern. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) — Der vor drei Jahren dahingeschiedene berühmte Dirigent findet in diesen Blättern ein liebevolles und eingehendes Andenken. Für die Berliner Musikgeschichte ist sein Name von großer Bedeutung, denn seine Schöpfungen: der Stern'sche Gesangverein und das Stern'sche Conservatorium greifen tief in das musikalische Leben der letzten 25 Jahre ein. Es wird deshalb diese Biographie nicht nur dem engeren und doch so weiten Freundeskreise, den Stern hinterließ, eine schätzenswerthe Gabe sein, sondern auch den ihm ferner stehenden Kunstgenossen ein großes Interesse bieten. Julius Stern ist mit zu den Begründern und eifrigsten Förderern der großen Vocal-Musikaufführungen zu rechnen, die Berlin in den letzten Decennien genossen hat. Seine Dirigentengabe war bedeutend und brachte das Beste hervor, was sich mit den vorhandenen Mitteln leisten ließ. Das vorliegende Buch hat also neben seinem nächsten, auf dem Titelblatte mitgetheilten Zwecke auch noch eine musikgeschichtliche Bedeutung. B.

Eine Frühlingsfahrt nach den Canarischen Inseln. Von H. Christ. (Basel, H. Georg.) — Die anziehend verfaßte Reisebeschreibung eines Naturforschers, die namentlich für seine Collegen von Fach Interesse hat. Aber über der ihm an's Herz gewachsenen Botanik versäumt er doch nicht, mit kurzen Strichen auch Land und Leute zu zeichnen und beweist dann auch hierin ein geübtes Auge und einen verständnißvollen Sinn. Jedenfalls erzählt er besser, als er zu zeichnen versteht. Die beigegebenen Ansichten nach seinen Skizzen lassen manches zu wünschen übrig, sind aber doch nicht ohne Werth.

Die Amerikanerin. Roman von Sophie Junghans. (Leipzig Carl Reißner). — Die Verfasserin erzählt uns eine harmlose Familiengeschichte, die weder durch Eigenart der Erfindung noch durch frappirende Charakteristik hervorsticht, sondern sich statt dessen in einer so behaglichen Breite gefällt, daß stofffhungrige Leser leicht dabei ungeduldig werden mögen. Sie hat es diesmal an der richtigen Oekonomie fehlen lassen und behandelt nebensächliche Dinge, die ihr Gelegenheit zu scharfen Bemerkungen und fesselnder Detailmalerei bieten, mit liebevoller Breite während über manche Hauptpunkte gar zu leicht hinweggehuscht wird. Wie prächtig sind z. B. die eingehenden Schilderungen der Frau Doctorin Lindenberger und ihrer beiden Töchter ausgefallen und wie wenig haben diese Gestalten im Grunde mit dem Gang der Handlung zu schaffen! Ebenso ist es ungenügend motivirt, daß die Heldin Franziska Webster gerade in das kleine, deutsche Nest kommt, wo ihr so leicht Ungelegenheiten entstehen können, statt nach der Hauptstadt zu gehen, wo sie unerkanut glänzen und ihren Zweck erreichen könnte. Wie wenig glaubwürdig ist es auch, daß ein adliger Lieutenant eine Millionärin, die er liebt, wie sie ihn, aufgibt, weil ihr Vater ein Trunkenbold und Verbrecher gewesen! Um einer Million halber könnte er schon seinen Abschied nehmen und sich anderswo in Ruhe mit seiner Frau niederlassen. Und so ließe sich wohl auf manchen wunden Punkt in der Motivirung hinweisen. Aber trotzdem ist das Buch wieder durch seine Vorzüge ein schönes Zeugniß von dem Talent der Verfasserin, und es wäre nur zu bedauern, wenn sie durch ihre allzugroße Produktivität sich verleiten ließe, es weniger ernst mit ihrer Aufgabe zu nehmen. T—n.

Die Philosophie des Thomas von Aquino und die Cultur der Neuzeit. Von Rudolf Eucken. (Halle, C. E. M. Pfeffer [R. Stricker.]) — Als vor wenigen Jahren Papst Leo XIII. den „doctor angelicus" ausdrücklich zum Patron der wissenschaftlichen katholischen Erziehung ernannte, wurde auch von anti-römischer Seite viel gegen das Andenken dieses bedeutenden Mannes gesündigt, der die Scholastik auf ihren Höhepunkt erhob. Ein einseitiges Verkennen seiner gewaltigen wissenschaftlichen Thätigkeit fand mit der Verurtheilung des päpstlichen Ausspruches, welcher seine Philosophie als den Gipfel aller wissenschaftlichen Einsicht verkündigte, zugleich statt und verzerrte das Bild dieses Mannes ohne Rücksicht darauf, daß er ein Sohn seiner Zeit war, nach allen Richtungen hin. Wir müssen deshalb die obengenannte kleine Schrift, die soeben von dem geistreichen Jenenser Philosophen über Thomas von Aquino herausgegeben wurde, dankbar begrüßen, weil in ihr zum ersten Male in streng sachlicher und dabei doch höchst klarer und für alle Gebildeten verständlicher Weise, das System des großen Scholastikers „in seinen geschichtlichen Zusammenhängen geschildert, in seinem inneren Baue geprüft und in seinem Verhältnisse zur neueren Cultur dargestellt" wird. Eine eingehende Beschäftigung mit dieser Schrift wird die Möglichkeit ebenso einer historischen Unterschätzung wie einer nicht zeitgemäßen Verherrlichung der thomistischen Lehre vernichten und in den geistigen Kämpfen der Gegenwart die so oft fehlende klare Erkenntniß, welches eigentlich der Kern des Streites sei, stärken und zur wohlthätigen Geltung bringen. B.

Ergo bibamus. Humoristisches Intermezzo von Oscar Linke. (Minden i. W., Bruns.) — Die erste Abtheilung dieser Gedichte bekundet auf's Deutlichste den Einfluß Scheffel's, aber einen ungünstigen. Linke besitzt — einige kleine Ausnahmen abgerechnet — nicht den feuchtfröhlichen, burschikosen Humor seines populären Vorgängers; ungleich besser ist das „Klassische Intermezzo"; hier ist Linke in seinem Elemente. Vollste Beherrschung antiker Rhythmen, ein geradezu staunenswerthes Einleben in griechisches und römisches Vorstellen und Empfinden zeigt sich in diesen trefflich abgerundeten Genrebildern, auf denen die Lichter des Frohsinns, der Schwermuth spielen. Die letzte Abtheilung besteht zumeist aus patriotischen Gedichten. Linke schlägt da markige, kraftvolle Töne an und einige seiner Lieder mögen den Componisten locken. Alles in allem eine Sammlung mannigfaltigster Gedichte, welche die Vielseitigkeit und edlen Anlagen des Poeten beweisen und selbst auch dort jene Eigenschaften nicht verläugnen, wo der Dichter sich verfehlten Stoffen zuwendet. E. W.

Violanta. Roman von Ernst Eckstein. (Leipzig, Carl Reißner.) — Man wird gut thun, dieses neue Werk des Verfassers nicht mit den besten unter seinen früheren Arbeiten z. B. dem „Vermächtniß" zu vergleichen, da es hinter diesen um ein Beträchtliches zurücksteht. Eckstein hat sich die Sache diesmal zu leicht gemacht. Seine Gestalten haben nichts Eigenartiges, die Intrigue ist ziemlich durchsichtig und die Motive sind nicht neu. Die Geschichte spielt zwar in Toskana, hat aber wenig charakteristisch Italienisches an sich, es sei denn, daß der übliche Bösewicht, der stark nach dem Don Giovanni seligen Andenkens geartet ist, — auch am Leporello fehlt es keineswegs, — schließlich als Carbonari-Verschwörer entlarvt und bestraft wird. Violanta's Fehltritt, oder besser ihr Leichtsinn wird nicht recht glaubhaft, da diese Gestalt im Uebrigen ganz in Blau und Gold gemalt ist. Auch die Leidenschaften der beiden Dienstboten verpuffen so rasch wieder, daß man an ihrer Echtheit zweifeln muß. Trotzdem liest sich das Buch glatt und angenehm, und wer nur Unterhaltung sucht, der wird vollauf seine Rechnung finden. Eckstein sollte freilich sein Ziel höher stecken. T—n.

Digitized by Google

Inserate.

Verlagshandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Skizzen zur Rheinischen Geschichte

von

Karl Lamprecht,

Prof. an der Universität Bonn.

8°. Eleg. brosch. 4 M. 50 Pf. In Leinwand geb. 5 M. 75 Pf.

Als Frucht langjähriger Studien bietet der bekannte Forscher Rheinischer Vergangenheit im gefälligen Gewande dieser sieben frisch geschriebenen Skizzen einen vollen Einblick in die Entwickelung des Rheinlandes, die in ihren Hauptmomenten in ansprechender und leichtverständlicher Darstellung vorgeführt wird. Dank der glücklichen Befähigung ihres Verfassers, die Resultate exact wissenschaftlicher Forschung in eleganter, im besten Sinne populärer Form darzubieten, werden diese Skizzen zur **ersten wirklich lesbaren Rheinischen Geschichte** die wir besitzen.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Reisen und Forschungen

im

alten und neuen Kongostaate

von **Dr. Jos. Chavanne.**

Ein starker Band, Lex.-Oct., hochelegante Ausstattung mit vielen Original-Illustrationen in feinstem Holzschnitt und 2 Karten. Broch. 24 M., eleg. geb. in Halbfranzband 27 M.

Gestützt auf die im Kongostaate gesammelten Erfahrungen und Studien in den Jahren 1884—1885, zum Zweck topographischer Aufnahmen, versucht der berühmte Verfasser in dem Werke ein **klares** und **unparteiisches** Bild des Landes und **seiner Bevölkerung** zu entwerfen. Der Länder- und Völkerkunde wird in diesem Werke die **erste** auf **wirklichen Forschungen** begründete Darstellung der geophysischen Verhältnisse des unteren Kongogebietes geboten.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

½ Stunde von Frankfurt a. M.

Bad Homburg

½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Augenblicksbilder

in Photographie und Lichtdruck.

Schnellseher

zur Umsetzung der Serien in die Bewegung.

Moment-Apparat

für Amateure und Touristen.

Moment-Verschluss in allen Grössen.

Gesammt-Katalog mit 2 Probebildern franco gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken.

Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten

von Carl von Schlözer.

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestückes seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Hohmeyer's Deutsche Jugend.

Reich illustrirt.

50 Pf. pro Heft.

Anerkannt beste Unterhaltungsschrift für die Jugend in Monatsheften à 50 Pfennig.

Verlag von Leonhard Simion in Berlin.

Neueste Romane

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Erlachhof.

Roman von

Ossip Schubin.

2 Bände.

Preis geheftet ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 9.—

Der Oberförster von Margrabowa.

Roman von

Adolf Streckfuß.

2 Bände.

Preis geheftet ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 9.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXX. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY, JUN 16 1887 Library

№ 23. Berlin, den 4. Juni 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die preußische Landtagssession. Von Fritz Olzem, Mitglied des Ageordnetenhauses. — Laut und Sinn. Von Carl Abel. — **Literatur und Kunst:** Johannes Scherr und sein Nachlaß. Von Theophil Zolling. — Zur Geschichte der Schlacht bei Sedan. Von Bruno Gebhardt. — Buchdrama und Lesedrama. Von Otto Buchwald. — **Feuilleton:** Rückblicke auf die Florentiner Feste. Von Friedrich Boettcher. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: „Der G'wissenswurm". Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die preußische Landtagssession.

Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Die am 14. Mai abgeschlossene Session des Landtages des größten Particularstaates im Deutschen Reiche, war die zweite der laufenden Legislaturperiode 1885—1888. In der Regel liefert bei dreijährigen Legislaturperioden, die hoffentlich bald in Preußen nach dem Beispiele anderer constitutioneller Staaten durch fünfjährige ersetzt werden, die zweite Session die größten Ergebnisse, weil leider vielfach in der ersten Session einer neuen Legislaturperiode die Haltung der Parteien durch die eben stattgefundenen Wahlen und in der dritten Session durch die bald stattfindenden Wahlen beeinflußt und durch überflüssige und schädliche Wahlreden der Fortgang der Arbeiten gestört wird. Die zweite Session ist die eigentliche Arbeitssession. Wenn man nun von der abgelaufenen zweiten Session des Preußischen Landtages nicht behaupten kann, daß sie größere Ergebnisse geliefert als die erste Session, so liegt die Schuld nicht an dem Landtage, sondern an der Staatsregierung, welche die parlamentarische Machtstellung der Mehrheitsparteien (Deutschconservativen, Freiconservativen und Nationalliberalen) nicht genügend zu benutzen versteht und in Formulirung organischer Gesetzesvorlagen gegenüber wichtigen Aufgaben des Staatslebens fast unfruchtbar erscheint. Während die erste Session von Mitte Januar bis Ende Juni 1886 dauerte und in derselben 96 Plenarsitzungen des Abgeordnetenhauses stattfanden, weist die verflossene zweite Session eine Dauer von Mitte Januar bis Mitte Mai und nur 55 Plenarsitzungen des Abgeordnetenhauses auf. Das Herrenhaus brachte es zu 17 Sitzungen. Indeß ist die Session dennoch nicht arm an Ergebnissen und auch nicht an befriedigenden Ergebnissen, eine Reihe wirthschaftlich und politisch bedeutsamer Maßnahmen ist durch die Uebereinstimmung zwischen Regierung und Mehrheitsparteien beschlossen worden.

Man darf sagen, daß der Landtag im Ganzen ein stilles Dasein geführt hat. Einmal der Umstand, daß die Staatsregierung mit keinen hervorragend wichtigen Vorlagen herausrückte und dann die Vorgänge im deutschen Reichstag drückten dem Landtage das Gepräge auf. Mit Ausnahme des Kirchengesetzes traten keine politischen Fragen ersten Ranges an den Landtag heran, nur in Fragen zweiten Ranges hatte derselbe zu entscheiden und in mehreren dieser kleineren Aufgaben hatte schon früher die Gesetzgebung die Principien festgelegt, so daß es sich weniger um Entscheidungen, als um Durchführung der früher vereinbarten Principien handelte. Von größtem Einfluß auf den Gang der Landtagsverhandlungen war das Zusammentreffen der Eröffnung des Landtages mit der Auflösung des Reichstages. Am 14. Januar wurde der Deutsche Reichstag mit welfischer Führung zum Wohl des Reiches aufgelöst, am 15. Januar der preußische Landtag eröffnet. Die darauf folgende Wahlbewegung für die Neuwahl des Reichstages regte das deutsche Volk in seiner Tiefe auf und nahm das Interesse und die Thätigkeit der Mitglieder des Landtages so in Anspruch, daß das Abgeordnetenhaus längere Zeit äußerst schwach besetzt war und im Hause die Gegenstände der Verhandlung die Aufmerksamkeit nicht in dem Grade fesselten, wie es wünschenswerth gewesen. Dann kamen die ersten Verhandlungen des neuen Reichstages über die wichtigen, die Wehrhaftigkeit und Sicherheit des Landes betreffenden Vorlagen, welche wiederum nicht nur die Aufmerksamkeit des größeren Publikums von den Arbeiten des Landtages ablenkten, sondern auch die Aufmerksamkeit des Landtages selbst absorbirten.

Ueberblickt man die Thätigkeit des Landtages, so fällt an erster Stelle das Hervortreten des Herrenhauses durch die an den Kaiser gerichtete Adresse auf. Das in der Adresse über den vorigen Reichstag gefällte harte Urtheil hat die Bestätigung des Kaisers gefunden und ist vom deutschen Volke durch die Neuwahlen und von dem neuen Reichstage durch seine Abstimmungen vollkommen gerechtfertigt worden. Ein noch nicht dagewesener Vorgang war, daß zum ersten Mal, seit in Preußen der Landtag bei der Festsetzung des Staatshaushaltes mitzuwirken hat, der Staatshaushalt ganz unverändert nach dem Voranschlag der Staatsregierung angenommen wurde. Der preußische Finanzminister von Scholz kam kürzlich noch einmal auf diesen denkwürdigen Vorgang zurück und verhehlte nicht seine Freude und Genugthuung. Der Vorgang erklärt sich einfach dadurch, daß der Finanzminister bei dem vorhandenen Fehlbetrag bei Festsetzung der Ausgaben sich die größte Beschränkung auferlegt und auch berechtigte Wünsche seiner Collegen nicht berücksichtigt hatte, sodann dadurch, daß dem Hause der Abgeordneten nichts übrig blieb, als in Selbstbeschränkung dem weisen Beispiele des Ministers zu folgen. Hoffentlich setzt der neue Reichstag durch befriedigenden Abschluß der Branntwein- und Zuckersteuervorlage den preußischen Finanzminister bald in die Lage, nicht nur dem Abgeordnetenhaus einen Staatshaushalt ohne Fehlbetrag vorlegen zu können, sondern auch in denselben nothwendigen, lange zurückgesetzten Ausgaben für die allgemeine Wohlfahrt des Landes einstellen zu können. Nicht weniger denkwürdig als die unveränderte war auch die rasche Annahme des Staatshaushaltes. Die ältesten Parlamentarier wissen sich einer auch nur annähernd raschen Durchberathung des Staatshaushaltes nicht zu erinnern. Die erste und dritte Lesung nahm nur je einen Tag, die zweite

Digitized by Google

vierzehn Tage in Anspruch, während in früheren Jahren allein die Berathung des Cultusetats mehr als vierzehn Tage verlangte. Der Staatshaushalt konnte schon Ende Februar dem Herrenhaus vom Abgeordnetenhaus übersandt werden.

Die wichtigste und interessanteste Vorlage der Session, bei deren Verhandlung der Reichskanzler glücklich und entscheidend in die Verhandlungen eingriff und sogar der Reichstag in den Hintergrund gedrängt wurde, war die kirchenpolitische Vorlage. Der Inhalt des Gesetzes ist höchst bedenklicher Natur, namentlich wegen der Zulassung der Orden und der Preisgebung der Jugenderziehung, weshalb viele Abgeordnete, die für einzelne Bestimmungen der Vorlage stimmten, nicht für das ganze Gesetz stimmen konnten. Jedenfalls hat das Gesetz, wenn es auch nicht den Abschluß der Revision der kirchenpolitischen Gesetze bedeutet, doch die Bedeutung des Abschlusses des kirchenpolitischen Kampfes. Die Erklärungen des Papstes und der preußischen Staatsregierung lassen nicht daran zweifeln, daß beide den Willen haben, den Friedenszustand herzustellen und zu erhalten. Die Demagogie der Capläne und die Hetzpresse wünschen allerdings in ihrem eigenen Interesse die Fortdauer des kirchenpolitischen Kampfes, aber der jetzige Papst, den große Gesichtspunkte leiten, geht über diese Wünsche zur Tagesordnung über und deshalb erklärt Majunke, der frühere, streitbare Redakteur der „Germania", mit Recht in einer Abhandlung in den „Historisch-politischen Blättern": „So viel läßt sich nach menschlichem Ermessen annehmen, daß mit den letzten Debatten des preußischen Landtages die Culturkampfuhr nahezu abgelaufen ist."

Auf dem Gebiete der materiellen Interessen wurde die weitere Entwickelung des Eisenbahnwesens wesentlich gefördert. Nicht nur wurde der Ankauf einiger weniger bedeutenden Linien im Interesse des Staatseisenbahnnetzes genehmigt und damit das Ziel der Verstaatlichung der preußischen Eisenbahnen fast erreicht, sondern es wurde auch wiederum der Bau einer Anzahl Bahnen beschlossen, welche für den Localverkehr und die wirthschaftlichen Interessen der weniger begünstigten und entwickelten Gegenden äußerst wichtig sind. Das ist der unbestreitbare Vortheil und Segen der Verstaatlichung der Eisenbahnen, daß die Staatseisenbahnverwaltung solche Linien bauen kann und darf, deren Rentabilität nicht vorauszusehen ist, weil für sie nicht der Ertrag der einzelnen Linie, sondern der des großen preußischen Eisenbahnnetzes maßgebend ist.

Die im vorigen Jahre zum Schutze des Deutschthums gegen die polnische Agitation ergriffenen Maßregeln fanden eine Ergänzung durch das Kreistheilungsgesetz für die Provinzen Posen und Westpreußen. Preußen ist und bleibt entschlossen als erster deutscher Staat den Polen gegenüber die Pflichten und Rechte des Deutschthums zu wahren. Die durch die Mehrheitsparteien des Hauses beschlossene Theilung einer Anzahl Kreise wird die Verwaltung stärken und somit neben Colonisation und Schule zur Hebung und Stärkung des Deutschthums dienen. Die Polen im Abgeordnetenhause gaben sich über die Absicht und Wirkung der Gesetzesvorlage keiner Täuschung hin und machten deshalb heftige Opposition, die Debatte erinnerte häufig an die großen Polendebatten des vorigen Jahres, man sah wiederum deutlich, daß die Polen noch immer den Traum der alten polnischen Herrlichkeit träumen. Freilich ist es mit dieser Herrlichkeit eine eigene Sache. Zu jener Zeit der polnischen Herrlichkeit, als Polen noch nicht verloren war, herrschten in Polen Adel und Geistlichkeit, saugten das Land aus und brachten es dahin, daß das früher wohlhabende Land vollständig verarmte. Erst der energischen und intelligenten preußischen Verwaltung gelang es, die Provinz Posen wieder zu einer verhältnißmäßig blühenden und wohlhabenden zu machen. Daß Adel und Geistlichkeit sich daher nach den früheren Fleischtöpfen zurücksehnen, ist eben nicht wunderbar, daß aber auch die polnischen Volksmassen die alte Zeit, in welcher sie als Heloten behandelt wurden, zurückwünschen, ist unbegreiflich. Hoffentlich wird den polnischen Volksmassen durch die humane aber feste preußische Politik, welche endlich der polnischen Agitation kraftvoll gegenübertritt, allmählich das Bewußtsein kommen, daß die Provinz Posen sich am wohlsten unter der Herrschaft des preußischen Adlers befindet und damit wird die Ostmark des Deutschen Reiches zur sicheren Grenzmark, deren das Deutschthum gegen den Panslavismus bedarf. Uebrigens würde die Theilung vieler Kreise in Posen auch ohne die Germanisirungsbestrebung der preußischen Verwaltung begründet sein, denn nicht nur in Posen, sondern in fast allen preußischen Provinzen, namentlich aber in den westlichen Provinzen, sind eine ganze Anzahl Kreise viel zu groß, um die Zwecke eines Kreises vollständig erfüllen zu können. Die üblen Folgen zu großer Kreise werden um so mehr hervortreten, je mehr die Selbstverwaltung eingeführt wird und Fortschritte macht, da diese sich mit großen Kreisen durchaus nicht verträgt.

Die Verwaltungsreform wurde in der verflossenen Session auch auf die Rheinprovinz ausgedehnt. Der Minister von Puttkamer hat das Glück und das Verdienst, die Selbstverwaltungsgesetze, welche für die östliche Hälfte des preußischen Staates bereits in den siebziger Jahren geschaffen wurden, auch auf die westliche Hälfte zu übertragen. Die Verwaltungsreform verfolgt drei Ziele: Ausdehnung der Selbstverwaltung, Einführung von Rechtscontrolen in die Verwaltung und Decentralisation und Heranziehung der Laien. Die eingeschlagenen Wege sind folgende: Neugestaltung der Selbstverwaltungskörper in Kreis und Provinz, Ordnung der Verwaltungsgerichtsbarkeit und veränderte Organisation der allgemeinen Landesverwaltung. Die Organisation der Landesgesetzgebung ist auf das ganze Staatsgebiet berechnet und wird in der Rheinprovinz gleichzeitig mit der neuen Kreis- und Provinzialordnung eingeführt werden. Die Vorlage der Kreis- und Provinzialordnung für die Rheinprovinz erschien sowohl im Interesse der Rheinprovinz als zum Wohle des Staatsganzen. Das zu Stande gekommene Gesetz ist ein großer Fortschritt für die Rheinprovinz, welche sich bis jetzt mit einer den heutigen Verhältnissen nicht mehr entsprechenden Kreisordnung aus dem Jahre 1827 und einer Provinzialordnung aus dem Jahre 1824 begnügen mußte. Keine Provinz bedurfte mehr der Verwaltungsreform, denn keine Provinz ist bis auf den heutigen Tag so bureaukratisch verwaltet worden als eben die Rheinprovinz. Dort ist, wie im Abgeordnetenhaus richtig bemerkt wurde, ein rein bureaukratisches Fundament unten und eine rein bureaukratische Krönung oben. In der Rheinprovinz fand keinerlei Mitwirkung des Laienelements bei der Verwaltung statt, der Rechtsweg gegen die Verfügungen der Behörden war nur in wenigen Fällen gestattet, es stand in der Regel nur die Beschwerde offen. Durch die neue Kreis- und Provinzialordnung erhält die Rheinprovinz eine bessere Vertretung im Provinziallandtage statt nach Ständen nach wirthschaftlichen Interessengruppen, Ausdehnung der Rechte der Selbstverwaltungsorgane, bessere Vertretung der Bevölkerung im Kreistage, der Kreisausschuß neben dem Landrathe und das beste, die Verwaltungsgerichtsbarkeit, welche gesetzlichen Schutz gegen Polizeiverfügungen gibt. Das sind Aenderungen und Verbesserungen, welche tief in das Leben der Rheinprovinz eingreifen und demselben auf eine lange Reihe von Jahren hinaus eine bestimmte Richtung geben werden. Die Rheinische Gemeindeverfassung wird nur insoweit berührt, als sie in einzelnen Bestimmungen der neuen Kreisordnung angepaßt werden muß. Die Rheinländer hätten allerdings vor den neuen Gesetzen lieber eine Reform der Gemeindeordnung gesehen, welche den Aufbau der Verwaltung in organisch besserer Weise gestaltet hätte. Indeß dieses Bedenken mußte gegenüber dem Umstande, daß von dem Wege, der nun einmal für die anderen Provinzen gewählt worden, für die Rheinprovinz allein im Interesse der einheitlichen Verwaltungsreform nicht abgewichen werden konnte, schwinden.

Die Rheinlande beschäftigten das Abgeordnetenhaus noch durch mehrere andere Vorlagen, die sogenannten rheinischen Justizgesetze, die Cantongefängnisse und die Provinzialhülfskasse betreffend, von denen die beiden ersteren angenommen, die letzte in der Commission begraben wurde. Die rheinischen Justizgesetze über das Rangordnungsverfahren und über das Verfahren bei Theilungen vereinfachen, beschleunigen und machen weniger kostspielig ein bisher schwerfälliges, langwieriges und theures Verfahren, stellen wiederum einen Schritt

Digitized by Google

dar zur Herstellung der Rechtseinheit zwischen dem Geltungsgebiet des Rheinischen Rechts und dem größten Theile der Gesammtmonarchie und bilden die Vorstufe zur Grundbuchordnung, die allein im Stande ist, klare Eigenthumsverhältnisse in der Rheinprovinz zu schaffen.

Die Vorlagen über die rheinischen Cantongefängnisse und die rheinische Provinzialhülfskasse können kein allgemeines Interesse beanspruchen. Derartige kleinere Vorlagen, betreffend Landgüterordnung für den Regierungsbezirk Kassel, Bergwerkseigenthum in der Provinz Hessen-Nassau, Aufhebung der Frankfurter Verordnung über die Radfelgenbreite und andere, meist provinzieller Natur, welche alle angenommen wurden, nahmen in der Regel nur die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Abgeordneten der betreffenden Provinz in Anspruch. Als von allgemeinerem Interesse sind noch das Volksschulleistungsgesetz, die Vorlagen betreffend die Organisation der Berufsgenossenschaften für die landwirthschaftliche Unfallsicherung und die Fürsorge für die Beamten in Folge von Betriebsunfällen zu erwähnen. Das Volksschulleistungsgesetz verdankt seine Entstehung der eigensten Initiative des Reichskanzlers, welcher aus Veranlassung eigener Erfahrungen die allzu unbeschränkte bureaukratische Entscheidung über die Leistungen der Gemeinden für die Volksschule zu Gunsten der Selbstverwaltungsorgane eingeschränkt wünschte. Die liberale Seite des Abgeordnetenhauses war der Vorlage aus Besorgniß für das Gedeihen der Schule nicht geneigt, obgleich dieselbe sonst immer für die Erweiterung der Befugnisse der Selbstverwaltungsorgane eingetreten war. Die Zukunft wird zeigen, ob das der Selbstverwaltung in diesem Falle gezeigte Mißtrauen begründet war. Das Gesetz kam trotz Widerspruch der linken Seite des Abgeordnetenhauses zu Stande. Die vom Landtage angenommenen Gesetze über die Organisation der Berufsgenossenschaften für die landwirthschaftliche Unfallversicherung und über die Fürsorge für Beamte in Folge von Betriebsunfällen beweisen, daß die Sorge der Staatsregierung und des Landtages fortwährend darauf gerichtet ist, eine die Lösung der socialen Frage erstrebende Gesetzgebung consequent und stetig auszubilden.

Die Erneuerung des Accessionsvertrages mit Waldeck wurde genehmigt, obgleich Waldeck zur Einverleibung in den preußischen Staat reif ist und das nominelle Fortbestehen Waldecks als „Bundesstaat" Preußen jährlich 310,000 Mark kostet. Würde Preußen die Einverleibung Waldecks angeregt haben, so wäre ein Geschrei über unitarische Bestrebungen und Vergewaltigungen entstanden, dem wegen der Aufnahme eines noch so tüchtigen Stammes, „der Nachkommen der Cherusker", der preußische Staat sich zur Zeit nicht aussetzen wollte.

Der Umfang der Landtagsarbeiten ist jedoch mit den hier berührten Punkten keineswegs erschöpft, der Landtag beschäftigte sich noch mit den Fragen betreffend Erhöhung der landwirthschaftlichen Schutzzölle, Berechtigung der Oberrealschulen, Schulpflicht der Kinder, Feuerversicherungsmonopol und anderen Gegenständen, in vielen Sitzungen wurde über die aus dem Lande an den Landtag gerichteten Wünsche, nachdem dieselben in Commissionen geprüft wurden, gründlich berathen und in vielen Fällen dieselben der Staatsregierung zur Berücksichtigung oder als Material überwiesen. Der Landtag hat durch das erfreuliche Einverständniß zwischen Staatsregierung und Mehrheitsparteien die Interessen des Landes gefördert und an der Verbesserung der materiellen und geistigen Zustände des Volkes mit Erfolg gearbeitet. Die gemäßigten Elemente haben immer mehr und mehr gelernt, nicht nur in nationalen, sondern auch in anderen Angelegenheiten zum Wohle des Landes Hand in Hand zu gehen. Die Zahl derjenigen Abgeordneten, welche stolz darauf sind, in einem Vierteljahrhundert nichts gelernt zu haben und die Staatsregierung nur mit negativem Vertrauen beehren, nimmt immer mehr ab, dagegen mehrt sich die Zahl derjenigen, welche nicht an erster Stelle fragen, ob eine Vorlage oder Maßregel liberal oder conservativ, sondern vor Allem, ob dieselben vernünftig und zum Wohl des Landes seien. Das Land kann damit nur zufrieden sein.

Laut und Sinn.

Von Carl Abel.

Wenn Talleyrand sagte, daß die Worte erfunden seien, um die Gedanken zu verhehlen, und wenn so mancher verschämte Nachfolger des unverschämten Pessimisten seine Mittheilungen an den lieben Nebenmenschen in demselben angenehmen Sinne abzufassen pflegt, ohne es allerdings ebenso frivol zu gestehen, so wissen beide nicht, welch schwer errungenes Gut sie zu üblem Zweck mißbrauchen.

Nach dem Zeugniß des Aegyptischen, der ältesten erhaltenen Rede der Menschheit, sowie vieler noch heut gesprochener Idiome untentwickelter Rassen, haben die einzelnen Worte der Menschheit ursprünglich keinen bestimmten Sinn gehabt. Was uns heute vom Wesen der Sprache unzertrennlich zu sein dünkt, die Unterbringung einer verständlichen Bedeutung in einem bestimmten Laut, ist vielmehr erst ganz allmählich und unter den größten Schwierigkeiten erwachsen. Die Fähigkeit, welche wir für eine allgemein menschliche und dem Geschlecht angeborene zu halten versucht sind, einen Begriff nicht allein für uns selber deutlich zu fassen, sondern auch in einem uns und unseren Sprachgenossen sofort begreiflichen Klange niederzulegen, ist im Gegentheil nur das Ergebniß einer langsam fortschreitenden Entwickelung zu klarer Verbindung von Sinn und Laut gewesen. Während wir seit der vollzogenen Sprachschöpfung unsere Cultur durch immer neue Gedanken zu fördern suchen, denen wir mit dem alten Wortmaterial leichten Ausdruck leihen, ist bis zu jenem Termin das Bestreben unserer armen Vorfahren zu nicht geringem Theile darauf gerichtet gewesen, die paar Gedanken, die sie hatten, in einander verständliche Laute zu kleiden. Da Niemand sagen kann, ob die Zeit vor Erreichung dieses Zieles nicht länger gedauert hat, als die seitdem verflossene, so ergibt sich die Perspective auf ein ganzes Weltalter halbverständlicher Rhetorik, die den Aeußerungen manches geehrten Vorredners gegenüber ihre Vorzüge gehabt haben könnte.

Um den Thatsachen, auf denen diese nicht ganz unerfreuliche Folgerung beruht, einigermaßen näher zu treten, erwäge man, daß es im Aegyptischen eine außerordentlich große Menge von Worten gibt, welche eine ganze Anzahl der verschiedensten Bedeutungen, die nichts mit einander zu thun haben können, in sich vereinen. Oder genauer gesprochen, daß in dieser ältesterhaltenen Sprache ein und derselbe Laut regelmäßig zur Bezeichnung des allerverschiedensten Sinnes verwendet worden ist, eine ursprüngliche Fähigkeit für jeden Sinn einen besonderen Laut zu erfinden und zu gebrauchen, also nicht vorhanden gewesen sein kann. Wo, wie im Hieroglyphischen, ein und derselbe Laut ȧa Vogel, Waschen und Dasein bedeutete; wo ȧb Herz, Fleisch, Form, Kalb, Mauer, Durst, weggehen, fordern, springen, linke Hand u. s. w. besagte; wo man ȧpt sprach, und damit einmal Maß, das andere Mal Ente, das dritte Mal Schiff, das vierte Mal Hippopotamus, das fünfte Mal Becher, das sechste Mal Riegel meinte; und wo dieselbe wirre Eigenthümlichkeit den ganzen ältesten Wörterschatz mehr oder minder in Mitleidenschaft mitzog, da kann von Sprache nach unserer heutigen Auffassung überhaupt noch nicht die Rede gewesen sein.

Das ohnmächtige Ringen mit dem Laut, welches das damalige kindliche Lallen bezeichnet, wird in seiner ganzen Schwäche um so ersichtlicher, wenn wir in Betracht ziehen, daß die physische Fähigkeit, artikulirte Laute hervorzubringen, bereits viel größer war, als die intellectuelle, jedem von ihnen eine bestimmte Sonderbedeutung beizulegen. Für jede der obenerwähnten, in mehrdeutigen Worten untergebrachten Bedeutungen gibt es noch eine ganze Anzahl von anderen Worten, denen dieselbe Bedeutung, wiederum mit anderen Bedeutungen gemischt, innewohnt. Neben das ȧb, welches Herz, Fleisch, Form, Kalb, Mauer, Durst, weggehen, fordern, springen, linke Hand u. s. w. besagte, tritt eine ganze Reihe von anderen

Digitized by Google

Worten, deren jedes eine einzelne dieser Bedeutungen entweder allein, oder mit anderen Bedeutungen, die wieder dem ab nicht innewohnen, besitzt. Es war also nicht ein Mangel an differenzirter Lautproduction, welche die Unterbringung verschiedener Bedeutungen in demselben Worte veranlaßte, sondern vielmehr das Unvermögen, den producirten Lauten bestimmte Bedeutungen beizulegen. Sonst hätte ja leicht jedes dieser Worte, die so Gemischtes ausdrücken, auf eine einzelne seiner Bedeutungen specialisirt werden können. Das Gewicht dieser Erwägung wird dadurch erheblich verstärkt, daß die Zahl der auszudrückenden Bedeutungen in der ältesten hieroglyphischen Periode der Sprache, die wenig anders als die nöthigsten sinnlichen Begriffe kennt, eine verhältnißmäßig ungemein geringe ist, während der Reichthum der zur Verfügung stehenden Lautcomplexe bereits in wuchernder Fülle vor uns steht.

Die Lehre, welche das krause Wortmaterial der ältesten erkennbaren ägyptischen, und damit der ältesten erkennbaren menschlichen Rede überhaupt enthält, wird durch seine im Laufe der ägyptischen Sprachgeschichte zu verfolgende weitere Entwickelung bestätigt. Während im Hieroglyphischen die vieldeutigen Homonyme noch außerordentlich zahlreich sind, nehmen sie in der späteren, der sogenannten koptischen Periode, stark ab, ohne auch hier übrigens ganz zu verschwinden. Die Abnahme vollzieht sich in einer, den Fortschritt zu deutlicher Ausdrucksfähigkeit beredt bezeugenden Weise. Eine Unmenge von vieldeutigen Worten, deren Bedeutungen sich in anderen hieroglyphischen Worten ebenfalls vorfanden, verschwindet ganz; eine andere Classe von Vieldeutern zieht sich auf eine oder einige wenige Bedeutungen zurück; in einer dritten spaltet sich das eine, ursprünglich vieldeutige Wort durch den Wandel eines oder einiger seiner Laute oder durch andere Weiterbildungsmittel in mehrere Worte, deren jedes nur eine der anfangs in ihm gemeinsam niedergelegten Bedeutungen enthält. Hier sehen wir mithin den unzweifelhaften Fortschritt von vieldeutigem zu eindeutigem Laut vor unseren Augen vor sich gehen. Hier beobachten wir das Aufsteigen aus einer Kindlichkeit, in der fast jedes Wort fast jeden Begriff ausdrücken konnte, zu einem reiferen Alter, welches sich für jeden Begriff sein besonderes Wort zu schaffen vermochte. Hier stehen wir als Zeugen bei dem großen Vorgang, der wirres Stammeln in verstandene Rede verwandelte. Ehe dies geschah, muß die Geberde, die lange noch die Rede ergänzend begleitete, nicht Begleitung, sondern das wichtigste Verständigungsmittel gewesen sein. Die den so häufig unverständlichen Wortlauten hinzugefügten erklärenden Bilder der Hieroglyphenschrift würden darüber keinen Zweifel lassen, selbst wenn wir die Naturvölker nicht noch heute oft genug mit der Geberde allein sprechen sähen. In Prof. Max Müller's eben erschienenen Werke The Science of Thought wird von einer neuerlichen Entdeckung vorgeschichtlicher Schädel geredet, welche den Knochenansatz, an welchen der die Zunge bewegende Muskel sich fügt, überhaupt noch nicht besitzen, welche also schon aus materiellen Gründen noch nicht gesprochen haben können. So werden die Ergebnisse der Aegyptologie nunmehr von denen der Osteologie bestätigt, und die auf den hochentwickelten Sanskritismus gegründeten irrigen Annahmen einer ursprünglich bestimmten Sprachfähigkeit immer mehr beseitigt.

Je mehr die Begriffe und das Gehör der Nation sich in der dargelegten Weise ausbildeten, desto mehr muß demnach ein inneres Band zwischen beiden entstanden sein, welches gewisse Laute für gewisse Gedanken vorzugsweise wählen ließ. Denn warum wäre schließlich ein bestimmter Laut für einen bestimmten Begriff gewählt worden, außer weil der eine dem anderen besonders zu entsprechen schien? Je weniger der Mensch die Fähigkeit, bestimmte Laute mit bestimmten Begriffen zu verbinden, ursprünglich besaß, desto mehr muß das Entstehen derselben ein vernünftiges, ein zusammenhängendes, ein durch ein geistiges Band verbundenes gewesen sein. Das Rationelle dieses Processes und die deutlichen Spuren davon, die ein Jeder in seiner eigenen Sprache noch heute nachweisen kann, haben den Zusammenhang zwischen Laut und Sinn allen Völkern und Forschern wahrscheinlich gemacht, auch als das ägyptische Beweismaterial noch unzugänglich war. Da sind zuerst die directen Rufnachahmungen anderer Geschöpfe, wie Kukuk, Kikeriki, Baubau, Bukuh, Puthühnchen u. s. w. Da sind ferner die Schallnachahmungen anorganischer Dinge, wie Krachen, Schmettern, Donnern, Rauschen, Rasseln, Knattern, Brausen, Brechen, Knallen, Klingeln, Gurgeln — gar nicht zu reden von noch stärkeren interjectionellen Lauten, wie die modern Berlinischen Bums, Schwapp, Pardautz, Schnedderedeng, Kladderadatsch und vieles ähnliche. Da sind schließlich stumme Dinge, deren Name in seiner unverkennbaren Wortmusik ihren Begriff deutlich wiederspiegelt: der rasche Blitz, die glatte, gleitende, schleichende Schlange, der fließende Fluß, die wiegende, wogende, wellige Woge u. s. w. Da sind die ebenfalls melodisch entsprechenden Eigenschafts- und Thätigkeitsbezeichnungen hart, weich; hell, düster; roth, dunkel; schlank, dick; springen, taumeln; kling, klang, dumpf; frech, sanft; flink, langsam; blink, blank; bleich, schwarz; leicht, schwer; Druck, Schnitt u. s. w. Alle diese und viele andere Worte verrathen noch heute, daß ein geistiges Band zwischen Laut und Sinn bestehe, und je besser Jemand seine Sprache kennt, desto mehr Beispiele wird er in ihr entdecken. Wenn wir nun bedenken, wie sehr sich die ursprünglichen Laute des Deutschen bis auf den heutigen Tag durch Klima, Organwechsel, lässige Aussprache, Völkermischung und viele andere Umstände geändert haben, so wird es uns nicht wundern, daß wir nicht in allen Worten einen solchen Zusammenhang zwischen Laut und Sinn, eine solche Wortmusik mehr nachweisen können; wir werden vielmehr erstaunt sein, noch so viele zu finden, die einen solchen Zusammenhang bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Denn nachdem die Worte einmal in dieser musikalischen Weise geschaffen waren, nachdem Begriff und Klang sich in ihnen einmal gegattet hatten zur Bezeichnung eines gewissen Dinges und, nachdem der so geschaffene Laut einmal als einen bestimmten Begriff bezeichnend bekannt und anerkannt war, brauchte man ja die musikalische Aussprache nicht mehr, um sich den Zusammenhang, den Sinn klar zu machen, sondern konnte nun Zusammenziehungen, Zusätze oder Abfälle eintreten lassen, wie sie Gewohnheit, rasches Sprechen und viele andere stützende, abschleifende und verwitternde Einflüsse im Leben oder Sprechen mit sich zu bringen pflegen. Dazu kommt, daß die größte Anzahl aller vorhandenen Worte Hauptwörter sind, also Dinge bezeichnen, die ursprünglich nach irgend einer hervorstechenden Eigenschaft benannt wurden, daß der Ungelehrte aber in den meisten Fällen die ursprüngliche Bedeutung eines solchen Hauptwortes, d. h. der zu seiner Bezeichnung verwendeten Eigenschaft, nicht mehr kennt, also auch nicht wissen kann, welchen Begriff der gewählte Klang wiedergeben soll und dadurch gegen den Klang längst gleichgiltig geworden sein muß. Die philologische Forschung hat z. B. festgestellt, daß Sonne ursprünglich Licht bedeutet, und daß der Klang des Wortes zuerst sol, sal, hell gelautet hat. Da sind wir also bei sal, hell angekommen, und haben in dem hellen, heiteren Klange dieser Worte noch heute einen verständlichen Fingerzeig für die Erklärung ihrer Wahl zur Bezeichnung des Lichts. Bei dem stärker veränderten Worte Licht würden wir dergleichen heute weniger nachzuempfinden vermögen, wüßten wir nicht mit Hülfe des Aegyptischen, daß Licht eine lautliche Umkehr von hell ist. Warum aber für den Begriff Wort das Wort Wort gewählt wurde, könnten wir nicht eher feststellen, ehe wir nicht wüßten, ob Wort ursprünglich Laut, oder Verstand, oder Mittheilung, oder dergleichen ähnliches bedeutet habe. Denn eines von diesen muß es bedeutet haben, da jedes Ding nach einer seiner hauptsächlichen Eigenschaften bezeichnet worden ist, da jedes Substantiv, um grammatisch zu reden, mithin ein Appellativum ist. Jene erforderliche Feststellung aber zu machen, jene ursprüngliche Bedeutung des Wortes zu finden, kann nur der Etymologie gelingen, die einestheils nicht Jedermanns Sache ist, die andererseits sogar in den Händen ihrer befugten Vertreter sich noch als eine sehr junge Wissenschaft darstellt, welche das Meiste nicht weiß, das was sie weiß nicht immer sicher weiß, und in Wahrheit erst durch die Hülfe des eben erst in sie eintretenden Aegyptischen eine allgemeinere Grundlage und Ausdehnung erlangen wird.

Digitized by Google

Bei Eigenschafts- und Thätigkeitsworten liegt der ausgedrückte Begriff durch die Natur ihrer Bedeutung allerdings gewöhnlich klarer zu Tage, da scharf eben scharf, stumpf stumpf, schneiden schneiden und binden binden bedeuten muß, und sein Lautwerth also auf einen unzweifelhaften Begriff bezogen werden kann. Aber auch hier ist nach mehrtausendjähriger Abschleifung der Laute ihr ursprünglicher Zustand und ihre Verwandtschaft mit anderen Lauten und Lautcomplexen in den meisten Fällen zu fruchtbarer Evidenz erst noch zu bringen. Und auch dann wird der ursprüngliche Laut und sein Eindruck in ältester Zeit sich häufig nicht mehr wiederherstellen lassen.

Einen wie gewaltigen Einfluß das musikalische Element ursprünglich auf die Bildung der Sprache und die Bedeutung der Worte gehabt, zeigt in einer bei uns längst verwischten Stärke das Chinesische mit seinen verwandten Sprachen. Chinesisch, welches von 400 Mill. Menschen, d. h. fast vom dritten Theil der Menschheit gesprochen wird, ist bis auf den heutigen Tag überhaupt keine gesprochene, sondern eine gesungene Sprache. Im Chinesischen kann principiell jedes Wort auf fünf verschiedenen Tonhöhen ausgesprochen werden, und hat auf jeder derselben eine verschiedene Bedeutung. Bei jeder dieser fünf verschiedenen musikalischen Noten erhält also das Wort einen anderen Sinn, der mit den Bedeutungen, die sich den vier anderen Noten anhaften, keine, oder nur wenig nachweisbare Verwandtschaft haben kann. So, wie gesagt, singt der größte Theil der Menschheit noch heute, anstatt zu sprechen. So, oder vielmehr ähnlich, haben wir Alle einmal gesungen. So mußten wir singen, um die lebhafte Lautempfindung, welche die Sprachschöpfung allein ermöglichte, welche den einzelnen Tönen allein einen bestimmten Sinn unterzulegen gestattete, in uns zu erregen. Es war immerwährendes Concert bei der Sprachschöpfung.

Literatur und Kunst.

Johannes Scherr und sein Nachlaß.

Von Theophil Zolling.

Ein halbes Jahr nach seinem Heimgang erscheint der Nachlaß des populären Schriftstellers, der zu den ältesten Freunden der „Gegenwart" gehörte. Noch bis zuletzt bewahrte er unserem Blatte seine Theilnahme, und was er ihm in den letzten Jahren, durch Krankheit und Arbeitslast verhindert, an Mitarbeiterschaft versagen mußte, das suchte er durch seinen werthvollen Rath, sein freundschaftlich aufmunterndes Interesse zu ersetzen. Darf ich doch sagen, daß sein Antheil nicht allein der Zeitschrift galt, sondern sich auch auf meine Person übertrug, die ihm schon vor fast zwei Jahrzehnten näher getreten war. Und wie er dem Herausgeber dieser Blätter gewogen, so freundlich war er schon dem angehenden Studenten, seinem eifervollen Hörer, zugethan, und lenkte er später die schüchternen ersten Schritte seines Kameraden von der Feder. Indem ich nun noch einmal seiner Güte und Theilnahme dankbar gedenke, erscheint vor mir das entrückte irdische Bild des Freundes und Lehrers: eine untersetzte Gestalt, die vom Bauernsohne die Derbheit und vom Magister die Behäbigkeit hatte; das knochige, gelbe Gesicht umrahmt von dem stark beschneiten Vollbart, die fast weißen Haare sorgfältig zu einer bescheidenen Tolle empor gekämmt, die Nase kräftig, wie der sinnlich aufgeworfene Mund, und unter der gefurchten hohen Stirne zwei braune Augen, von denen das rechte lebhaft und durchdringend in die Welt sah, während das linke etwas Starres hatte und viel kleiner schien. Erst jetzt nach seinem Tode erfahre ich — und auch seinen intimsten Freunden mag es nicht minder neu sein —, daß er das eine Auge in seiner Kindheit verloren hatte und seither einen gläsernen Einsatz trug. Scherr einäugig — das ist auch so einer von den Widersprüchen des merkwürdigen Mannes! Und nun klingt mir auch seine Stimme im Ohr, die ich zum ersten Mal in seinem Hörsaale des Eidgenössischen Polytechnikums in Zürich vernahm: ein warmer, wohlklingender Bariton, der mit stark schwäbelndem Accente seine Sätze in mäßiger Eile gut und sicher pointirt vortrug, eine Wonne der Stenographen. Scherr hatte ein zur Hälfte exotisches Publikum vor sich, zumal Amerikaner, Italiener, Russen, Südslaven, deren deutsche Kenntnisse nicht eben groß waren, und da galt es, auf diese mangelhaft Vorgebildeten Rücksicht zu nehmen und hübsch deutlich zu sein. Ueberhaupt war das ganze Wesen des literarischen Keulenschwingers und kampfmuthigen Raisonneurs gemessen und bedächtig. Langsam schritt der beliebte Lehrer ins Auditorium, dessen beiläufig zweihundert Insassen ihn mit dem staubaufwirbelnden Getrampel, bekanntlich einem der unveräußerlichen Menschenrechte des deutschen Studenten, zu begrüßen pflegten; gemächlich bestieg er das Katheder, putzte sich etwas pedantisch mit einem rothseidenen Taschentuche die Brillengläser, ordnete seine Notizenblätter, welche ihm die nothwendigen Daten und Zahlen lieferten, und erst nach einem herzhaften Schneuzen und Räuspern hub er seinen ganz freien Vortrag an. Sein Auge — wörtlich genommen — schweifte unterdessen über die Zuhörer hinweg in die Ferne. Es gibt wohl kein zweites Schulhaus, das eine gleich prächtige Aussicht böte, als Polytechnikum und Universität am Zürichberghang. Das wußte der verwöhnte Naturfreund, und er hatte für seinen Unterricht noch obendrein einen gewissen Hörsaal im zweiten Stockwerke des linken Flügels ausgewählt, wo die Aussicht am umfassendsten war. Darum ruhte auch sein Blick wie verklärt auf dem blauen Reich des See's, dem grünen Rebengelände, den dunklen Tannen des Uetli, dem silbern schimmernden Firnenkranze der Hochalpen, indessen sein Geist den Faden der Rede festhielt und die Gesetze des Schönen oder das Geschick der Welt erwog. Nur das laute Gelächter seiner Hörer, wenn er irgend eine witzige Bemerkung machte, z. B. daß Prinz Plonplon kein anderes Pulver gerochen, als Zahnpulver, führte seinen Blick auf kurze Zeit wieder in den Saal zurück, wo die Augen von Jung und Alt unverwandt an seinen Lippen hingen.

Scherr bewohnte in der Vorstadt Unterstraß das ansehnliche Haus „Zum Sonneneck", das von seiner Zürichberghalde eine vielstundenweite Umgegend beherrschte: links den See, zu Füßen die Stadt, rechts das grüne Limmatthal. Hier traf man ihn immer bei der Arbeit. Starke weiße Foliobogen bedeckte er mit seiner großen, schwungvollen Schrift. So saß er mitten in seiner Bücherei und zwischen den auf Stühlen und Tischen lagernden neuesten Erscheinungen der Literatur, die ihm meist als Recensions- und Widmungsexemplare ungerufen und ungebeten in's Haus flogen. Dem Besucher trat er mit robustem Handschlag entgegen. War es ein Student, der seine Matrikel „testiren" lassen wollte, so erkundigte sich Scherr immer theilnahmsvoll nach den Verhältnissen und Studien des Schülers und hielt mit guter Lehre nicht zurück, denn der stark erzieherische Zug seiner Schriften schlug auch in seinem Wesen überall durch. Klopfte ein überrheinischer Besucher bei ihm an, so wurde er stets nach Kräften ausgeholt, denn nichts fesselte den Alten vom Zürichberg lebhafter, als was seine deutsche Heimath betraf. Auch der andere Flüchtling, der sich in seiner Nähe angesiedelt hatte, Gottfried Kinkel, zügelte in solchen Fällen sein verwandtes lebhaftes Mittheilungsbedürfniß, aber er hörte aus Allem nur eine Bestätigung seiner innersten Ueberzeugung, daß das neue deutsche Reich faul und krank und das Niederwerfen des demokratischen Frankreich eigentlich ein allgemeines Unglück sei. Anders Scherr, der den Achtundvierziger längst abgelegt hatte und hoffnungsfreudig in die Zukunft sah. Suchte ihn aber ein literarischer College heim, dann öffnete er alle Schleusen seiner Beredtsamkeit und hielt die meistens pessimistische Stimmung nicht zurück. Den zahllos auftauchenden und bald spurlos untergehenden neuen Zeitschriften galt allezeit sein besonderer Haß. „Nun, hat denn schon ein Jude den anderen abgejudet?" empfing er mich einmal, mephistophelisch lachend. Die Mode, auch in der Literatur, war ihm kein geringerer Greuel. „Die Fritz-Reuterei", polterte er

Digitized by Google

eines Tages, „scheint ja dermalen schon ausgaloppirt zu haben“. Und dazu schwang sich der Professor im Schaukelstuhl hin und her, daß die riesigen Pantoffeln an den Füßen klatschten und die Quasten des grauen Schlafrocks flogen, während seine Rede munter fort floß, immer derb, originell und geistreich, wie seine Schrift.

Und nun liegen die „Letzten Gänge von Johannes Scherr“ vor mir! Der vierschrötige Schwabe, der selten oder nie krank gewesen und der Ewigkeit zu trotzen schien, hat sich noch tapfer gegen den Tod gewehrt, ein Jahr und länger, bis er zuletzt einer tückischen Herzlähmung erlag. Seine Studirstube hatte er seit Monaten nicht mehr betreten, und so sind die letzten literarischen Arbeiten des Unermüdlichen Bruchstücke geblieben. Sie bestehen zuerst aus einer großangelegten Studie über die Jesuiten und Freimaurer, drei Büchern Culturgeschichte, wovon kaum das erste vollständig, das die ihm herzlich verhaßten Jünger Loyola's bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts verfolgt. Die andere posthume Mittheilung: „Im Hörsaal“ setzt sich nur aus gelegentlichen Bemerkungen über Politik und Literatur zusammen — ohne Zweifel stenographische Niederschriften aus dem Colleg. Was diesem literarischen Vermächtniß beigegeben wurde, sind fremde Erinnerungsblätter und Gedenkreden, die offenbar den Band etwas gewichtiger machen sollen. Ein Auszug aus der warmherzigen Grabrede, welche Pfarrer Haggenmacher an der Gruft seines Stiefvaters hielt, eine geistvolle Charakteristik des verewigten Amtsgenossen als Mensch und Schriftsteller von dem feinsinnigen Aesthetiker der deutschen Lyrik Prof. Julius Stiefel und endlich ein pietätvolles Lebensbild, entworfen von seinem langjährigen Intimus, dem Basler Professor Jakob Mähly — alles werthvolle Zeichen der Liebe und Verehrung, die der Freund von Scherr's Schriften gerne vereinigt sieht. Fügen wir zu diesen Rudera der „Letzten Gänge“ noch einen wenige Monate vor seinem Tode veröffentlichten Band: „Gestalten und Geschichten“, ebenfalls bei W. Spemann in Stuttgart erschienen, so findet man die wichtigsten Züge dieses ausgeprägten literarischen Charakterkopfes in nuce beisammen, ohne sie erst aus den über sechzig Bänden seines Lebenswerkes zusammensuchen zu müssen. Scherr gibt in jeder seiner Schriften seine ganze volle Persönlichkeit, und seine zwei letzten Werke zeigen ihn uns noch so frisch, gediegen und originell und mit all seinen Vorzügen und Mängeln, wie seine ersten Bände. Hier haben wir den Historiker, den Literatur- und Culturgeschichtsschreiber, den Philosophen und Aesthetiker. Schon die Stoffwahl ist charakteristisch für ihn, denn Scherr schrieb nur mit vollem Herzensantheil. Was ihn zuletzt beschäftigte, die Jesuiten, die Familie Borgia, die Königin Christine von Schweden, die Verschwörung von Pichegru und zwei Kaiserbiographien Tiberius und Caligula, das verräth zugleich seine historischen Liebhabereien: Religionsgeschichte, Greuelthaten, Hysterie auf dem Throne, Verschwörungen und Intriguen, cäsarischer Größenwahn. Es ist Mode geworden, Scherr als Historiker nicht mehr für voll zu nehmen. Gewiß, er ist und war nie der Mann kühler Objectivität. Er ist zu warmblütig, zu kampflustig und hat zu viel Phantasie dazu; auch der didaktische Zug in seinem Wesen hindert ihn daran. Er strotzt von Tendenz, läßt die Thatsachen nie für sich reden, sondern spricht überall das fabula docet der Weltgeschichte aus. Wie er den Beruf des Historikers auffaßt, sagt er „Im Hörsaal“:

> Die echte Geschichtswissenschaft hat nicht allein die Aufgabe, die Menschen mit den Thatsachen des Entwickelungsprozesses der Menschheit bekannt zu machen, sondern auch und ebenso die, das Unrecht zu brandmarken und das Recht zu vertheidigen, die Lüge zu entlarven und die Wahrheit zu verkünden, die verletzte Freiheit zu rächen und die Tyrannei zu bekämpfen. Ihr Amt ist also ein wesentlich sittlich-sociales.

Scherr ist eigentlich auch als Historiker nur Journalist. Darum seine Vorliebe für alles Actuelle, die Zeitgenossen zunächst Berührende. Er modernisirt durchweg, verweist bei dem urältesten Geschehniß immer auf die Gegenwart und wählt gerne die neuesten Thaten der Geschichte zum Gegenstande seiner Untersuchung und Darstellung. Schon 1873 las er ein Colleg über den Krieg von 1870/71, und diese bald darauf herausgekommenen „Vier Bücher deutscher Geschichte“ sind neben dem Generalstabswerke das lebendigste und beste Bild jener gewaltigen Zeit. Noch in seinem letzten Opus vertheidigt er sich gegen den Vorwurf der unwissenschaftlichen Ausbeutung der Actualität:

> Der Einwurf, die Geschichte einer so nahe liegenden Zeit, sei zur Behandlung noch nicht reif, ist nicht stichhaltig, außer in den Augen von Leuten, welche meinen, die Geschichte eines Zeitalters müßte erst überreif, d. h. faul geworden sein, bevor sie sich zur Behandlung eigne. Das mag ganz gut sein für Historiker, welche, weil sie nach keiner Seite hin keinen Menschen und keine Partei verletzen wollen, sich wohlweislich hüten, mit naheliegenden Perioden sich zu beschäftigen.

Man begreift, daß ein solcher Historiker nicht nach dem Herzen der herrschenden Schule sein kann. Um so weniger, als er gar nicht selten in seiner schroffen Parteinahme auch über's Ziel schießt, einseitig und ungerecht wird. Wo er haßt oder liebt, da thut er es eben ganz. Die Charakteristik Napoleon's III. ist eine Caricatur ohne historische Wahrheit, von der Tendenz in's Grobe gemalt. Zwischen dem Genie, das A. Mels verherrlicht, und Scherr's Popanz gibt es eine Mitte, die wohl Fürst Bismarck, einst ein eifriger Leser Scherr's, in seinen gelegentlichen Aussprüchen bei Busch am besten getroffen. Zu Scherr's intimsten Feinden gehört ferner Luther, den er stets als den Urheber deutscher Zerrissenheit befehdet. Hinderten ihn noch Reminiscenzen aus seiner Jugend, dem gewaltigen Reformator gerecht zu werden? Scherr war nämlich geborener Katholik und hatte auf der Klosterschule in Gmünd seinen ersten Unterricht genossen. Jedenfalls überwand er bald, bis auf diesen Lutherhaß, jeden Nachhall ultramontaner Erziehung, sympathisirte lebhaft mit dem Protestantismus Zwingli's, den er aus nächster Nähe in der Züricher Hochburg der Reformirten kennen lernte, und hatte oft stark atheistische oder pantheistische Anwandlungen, — wie der damalige Redacteur der „Gegenwart“ erfuhr, welcher für eine allzu rabelaisische Anekdote, die Zacharias Zinnober in den „Briefen eines Elysionärs“ im Jahrgang 1874 veröffentlichte, ein paar Wochen im Gefängniß büßen mußte. Allein Scherr verkannte den gewaltigen ethischen Werth des Christenthums und die Nothwendigkeit eines positiven Glaubens keineswegs, wie wir schon aus seiner „Geschichte der Religion“ wissen. In den „Gestalten und Geschichten“ schildert er, diesmal ganz Feuilletonist, die Wallfahrtskirche von Einsiedeln, aber nicht, wie man etwa von dem „Gotteslästerer“ erwarten könnte, in der Art eines überlegenen Skeptikers, sondern wie Einer, der sich der Macht des Gottesbegriffs nicht zu entziehen vermag.

> Ist denn nicht ein wirkliches und wahrhaftes Wunder die ganz unbezweifelbare Thatsache, daß Hunderttausende, Millionen von mühseligen und beladenen Menschen auf den Steinfliesen vor der Gnadencapelle knieend, der schwarzen Muttergottes ihre Noth und ihr Leid geklagt haben und erleichtert, getröstet und vielleicht auch gebessert weggegangen sind? Item, stehen diese „Armen im Geiste“ menschlich und sittlich nicht berghoch über den halbgebildeten oder ganzbildungslosen Pöbelhaufen der großen Städte, welche nur noch an das von dünkelhaften Afterweisen gepredigte rohmaterialistische Dogma: „Der Mensch ist auch nur ein Thier“ glauben und daraus die Nutzanwendung ziehen, daß sie sich bestialisch aufführen müßten und dürften? ... Die Propheten der materialistischen Unheilsbotschaft haben in der Bornirtheit ihres Hochmuths, in ihrer läppischen Verdünkelung den gesunden Menschenverstand ganz eingebüßt, wenn sie nichts nach der Thatsache fragen, daß im günstigsten Falle höchstens 5 Procent der Menschheit zum Wissen, 95 Procent dagegen nur zum Glauben das Zeug haben und folglich die „Wissenschaft“ nicht zu ihrer Gottheit machen können. Und was hat es denn am Ende aller Enden mit allem unserem stolzen Wissen auf sich? So wenig, daß nur Thoren darauf eitel sein können. Vom Allerwissenswerthesten, vom Urgrund, Sinn und Endzweck der Welt und des Daseins der Menschheit, wissen wir gerade so viel, wie unsere Vorfahren vor tausenden und wieder tausenden von Jahren auch schon gewußt haben, d. h. nichts, gar nichts.

Scherr ist ein Charakterzeichner ersten Ranges. Seine Porträts von Blücher, Bismarck, König Infinitiv, Schiller

Digitized by Google

sind voll Geist, Farbe, Leben und sprechend ähnlich. Auch wo es Haupt- oder Staatsactionen anschaulich zu beschreiben, Cabinetsintriguen zu entwirren, eine große Schlacht zu schildern gilt, da steht der niemals langweilige und pedantische Erzähler groß da. Die Vorliebe für bedenkliche, pikante, ja schlüpfrige Stoffe ist allerdings unverkennbar, doch nirgends ein lüsternes Behagen, sondern vor Allem principieller Drang, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und der Zimperlichkeit einen Possen zu spielen. Man denke nur an die unglaublichen Fußnoten in der ersten Auflage seiner „Geschichte der deutschen Frauenwelt", die für Damenhand bestimmt war! Dieser ungenirte Zug geht auch durch Scherr's Docentenlaufbahn und ist ihm oft sehr übel vermerkt worden. Noch seine letzten Lebensjahre wurden durch eine Razzia getrübt, welche ein paar zartfühlende Collegen gegen ihn in Scene gesetzt hatten. Er sollte seine Schüler mit Zoten vergiften! Ein alter Faun! Nein, das war er nicht. Ging er auch einmal in seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe und seinem satirischen Behagen zu weit, so verließ man doch seinen Hörsal voller Anregung zum Guten, Schönen und Wahren. Oefter hatte seine mephistophelische Laune aber einen besonderen Zweck. Er wollte nur männliche Hörer, und die zumal russischen Studentinnen, die in erklecklicher Anzahl die Züricher alma mater und auch seinen Hörsaal unsicher machten, waren ihm stets zuwider. Er pflegte sie also hinaus zu „graulen", indem er nicht die geringste Rücksicht auf ihre keuschen Ohren nahm — ein verfängliches Mittel, das seine Wirkung meistens verfehlte und seinen academischen Gegnern nur eine gefährliche Waffe in die Hand gab.

Scherr war eine Arbeitskraft ersten Ranges. Solides Wissen und peinliche Gewissenhaftigkeit gingen bei ihm Hand in Hand. Seine Belege schöpfte er aus den Quellen; er urtheilte nie nach dem Hörensagen, nach der Schablone, sondern aus der Fülle eigenster Kenntniß und seines gesunden Geschmacks. Kein Zeitgenosse hat wohl so Vieles, so Verschiedenartiges gelesen und mit solchem Nutzen. Schon in seiner Jugend hatte er zu seiner unheimlichen Belesenheit den Grund gelegt, sein phänomenales Gedächtniß geschärft und zahllose Bücher übersetzt. Noch jüngst las ich auf dem Titelblatt eines alten Schmökers: „Sämmtliche Romane von George Sand, frei in's Deutsche übersetzt von Dr. Scherr u. A." — ohne Zweifel eine Lohnarbeit seiner leidvollen Jünglingsjahre, da er sich als Schulmeister und Literat in Württemberg und in der Schweiz kümmerlich erhielt. So beherrschte er das weite Gebiet der Weltliteratur wie kein Zweiter. Doch ihm eignete auch eine dichterische Ader. Seine Gestaltungskraft bethätigt sich am Glücklichsten in der Satire, wo er offenbar nach Thakeray's Vorbild an ein paar erfundenen Charakterköpfen die Schwächen seiner Mitmenschen lächerlich zu machen liebt. Noch in seinem vorletzten Buch erzählt er „die betrübsame, jedoch sinnreiche Geschichte von dem Bildungsfex Uriel Gumperle und von der Wagnerfurie Fortissima Pianosa." Er, ein geldbegabter Dichter, Philanthrop und Vorstand des „Stromer- und Strolchenheims", wird von zwei interessanten Insassen menschenbrüderlich bis auf's Hemd ausgeraubt, indessen seine Gesponsin auf dem Pianoforte so lange „wahnwild weiter wagnert", bis sie im Irrenhaus angelangt ist — eine der witzigsten Satiren, die Scherr jemals geschrieben. Hier kommt ihm sein reicher Humor, sein sprachschöpferisches Talent sehr zu Statten. Glücklich ist er schon bei der Taufe seiner grotesken Helden: Wimmerle und Wusele, Gottlieb Rabser, Rafael Spruhz, Porkeles und Porkelessa, dann seine ironischen Pseudonyme: Jeremias Sauerampfer, Zacharias Zinnober. Sein reicher Wortschatz genügt aber diesem Sprachkünstler nicht; er wetteifert mit Fischart in der Erfindung komischer Neologismen, die oft treffende Bereicherungen sind und sich zum Theil sogar im Wörterbuch eingebürgert haben. Er spricht von „Knechtschaffenheit", „Metternichtigkeit", „rother und schwarzer Internationale", „Lumpagogie", „Rückwärtserei", „Dichteritis". Auch das schöne Wort „unentwegt", das so viel Glück gemacht, ist von Scherr. Er brachte ferner gute alte Wörter wieder zu Ehren: maßen, sothan, insonderheit... In seinem Bestreben, Alles klar, unverblümt und gerade heraus zu sagen, wird er freilich leicht überdeutlich und sackgrob, wodurch er manchen Leser abschreckt. Es genügt ihm selten ein Kraftwort allein, er verlangt fast immer eine dreifache Steigerung und poltert gleich mit „Löhl, Lümmel und Lump" oder „Dummkopf, dummdreister Nichts und Sturzblechschädel" auf einmal heraus. Dabei verleitet ihn sein wilder Manneszorn oft zu Schrullen, Uebertreibungen, Geschmacklosigkeiten. Der Semitenroman: „Porkeles und Porkelessa" hat ihm manchen Feind in sonst wohlgewogenen Kreisen gemacht. Ebenso hat ihm sein Wüthen gegen die Goethephilologen, die auch Friedrich Vischer zur Zielscheibe seines souveränen Witzes gewählt, grimme Gegnerschaften eingetragen. Als ich einmal Wilhelm Scherer zur Mitarbeiterschaft aufforderte, machte er es beinahe zur Bedingung, daß die „Gegenwart" Scherr aus ihrem Mitarbeiterkreis ausschließen müsse, obgleich seine Beiträge sich bei uns immer eines Erfolges erfreuten, wie er den „Goethepfaffen" — noch ein Wort Scherr's — nur selten oder nie geblüht hat.

Der Satiriker, der so hübsch zu erzählen und zu gestalten weiß, verräth auch den Novellisten, der freilich in den letzten Jahren nichts mehr hervorbrachte. Scherr hat einige große Romane und mehrere Erzählungen, sogar ein zehnbändiges „Novellenbuch" geschrieben. Das Beste daraus ist „Rosi Zurflüh"; auch der biographische Roman „Michel", eine Art versteckter Selbstbiographie, enthält manches Ansprechende; mir ist besonders eine kraftgenialische Novelle: „Brunhild" in der Erinnerung geblieben, wo der gewiß von Victor Hugo's „Travailleurs de la mer" beeinflußten Schilderung, wie die Heldin in's Wellengrab steigt, ein ergreifender Schwung innewohnt. Scherr war aber auch lyrischer Dichter, oder „es gab", wie er sich ausdrückt,

„Die holde Freundin längst verklungner Jugendzeit,
Die Muse, weil doch alte Liebe rostet nicht,
Dem Schlag des Herzens rhythmische Beflügelung."

Er veröffentlichte 1842 in Schaffhausen ein ganzes Bändchen: „Laute und leise Lieder", die alle längst verschollen sind, und hinterläßt ein unvollendetes komisches Epos: „Hans von Dampf". In seinen Dichtungen bediente er sich meist der ungereimten fünffüßigen Jamben, aber auch Octaven voll komischer Reime waren ihm geläufig. Verse von ihm findet man in früheren Bänden der „Gegenwart", auch was er in seinem „Bildersaal der Weltliteratur" schamhaft unter der Rubrik: „Ungenannte Dichter" veröffentlichte, entstammt durchweg seiner Feder, woraus ersichtlich ist, wie schwer es dem Verfasser einer poetischen Anthologie wird, an seinen eigenen Musenkindern Kritik zu üben. Man findet in diesen Versen oft hübsche Bilder, geistvolle Einfälle, wahrhaft poetische Naturschilderungen, aber Härten und nüchterne Wendungen verderben den reinen Genuß, ganz abgesehen davon, daß der Sänger sich gewöhnlich so tief in seine pessimistische Stimmung einwühlt, daß jedes Behagen aufhören muß.

Noch kurz vor seinem Tode hat Johannes Scherr in einem „Offenen Sendschreiben an M. C. in M." (Moritz Carriere in München) die Weltlage mit seinem bewährten weitsichtigen Scharfblick, pessimistischen Humor und hoffnungsfrohen Idealismus „freisam" geprüft. Er preist den unschätzbaren fünfzehnjährigen Frieden, aber beklagt lebhaft, daß dieser nur „durch die fragwürdige Freundschaft mit dem Wiener und Petersburger Hofe, d. h. die völlige Preisgebung des Deutschthums in Oesterreich-Ungarn und Rußland aufrechtzuerhalten war", und sieht mit Bangen einer Zeit entgegen, da unser Volk „mit der Slawerei und Sklaverei um Tod und Leben, um sein Dasein ringen muß." Den socialpolitischen Versuchen der Reichsregierung steht er sympathisch, aber nicht ohne starke Zweifel gegenüber. Der Zollkrieg gegen die Nachbarn scheint ihm ebenfalls problematisch. Den „kirchlichen Frieden" bedauert er und sieht voraus, daß der Staat, sobald er sich in einen do ut des-Schacher mit der Kirche einläßt, sicherlich der verlierende Theil sein wird. Er bespöttelt die Parteibornirtheit des Reichstages, die das Tabakmonopol verwarf, „das ja doch kommen muß, wie das Branntweinmonopol" und ebenso sicher,

Digitized by Google

wie ein neuer Krieg mit Frankreich. Zum Schlusse legt er sein politisches Glaubensbekenntniß nieder. Er nennt sich einen aristokratischen Republikaner, welcher „stets für die Conservirung des gesunden Menschenverstandes und gegen die Lügenlehre von einer absoluten Gleichheit und Gleichberechtigung der Menschen" war, und der „ohne Rücksicht auf die bornirten Parteilosungen und die Meinung der Menge seinen Weg geht." Sein letzter Haß gilt der Opportunität, dem Byzantinismus, der Realpolitik. Man sieht, dieser starre „Principmann" ist seinem Freiheitsideal mit nichten untreu geworden, wie tief auch der schnell verflüchtigte Rausch des tollen Jahres, Erlebnisse und Erfahrungen in der Schweiz und vor Allem die Mordbrennerei der Commune seine Volksfreundschaft verletzt haben. Vor Allem war er ein Deutscher. Mit welchem Stolze sprach dieser Demokrat es aus, daß „Größeres nie die Sonne geschaut hat, als die Kraftentwickelung der deutschen Nation." Begeistert schlug er sich zu der „Partei, welche Deutschland von der Stellung, welche es endlich in der Welt erlangt hat, nicht wieder herabgebracht sehen will." Und für diese Auffassung, welche sich mit seinem Republikanismus wohl vertrug, für seine Begeisterung für Kaiser und Reich wäre er beinahe zum Märtyrer geworden. Als im Frühjahr 1871 die Deutschen in Zürich eine Siegesfeier veranstalteten, wobei Scherr die schwungvolle Festrede hielt, da stürmte unter Anführung der internirten „Bourbakiker" der Züricher Pöbel die Tonhalle, und nur mit Noth entging der Festredner der Steinigung. Das soll dem Alten vom Zürichberg unvergessen sein, wie es ihm unvergeßlich war.

Und nun möge der kernhafte deutsche Mann mit dem weichen Gemüth und dem stahlharten Geiste seinen ewigen Schlummer am Fuße des grünen Albis träumen. Er ist ein Volksschriftsteller gewesen und hat für die Aufklärung gewirkt, wie Wenige. Das deutsche Volk wird seine Schriften noch lange lesen und verehren. Aus seinem „Blücher" wird es Vaterlandsliebe und Thatkraft schöpfen, aus seinem objectivsten und formvollendetsten Buche wird es die herrliche Gestalt unseres Nationaldichters verstehen lernen, in den „Vier Büchern deutscher Geschichte" wird es sich an der Begeisterung eines Republikaners über die Gründung des Reiches erfreuen, in der „Allgemeinen Literaturgeschichte" und im „Bildersaal" wird es dem kundigen Führer durch die Weltliteratur folgen, und jedes Buch von Scherr wird ihm das Denkmal eines unentwegten Kämpfers für Freiheit und Recht, Wahrheit und Schönheit sein.

Zur Geschichte der Schlacht bei Sedan.

Von Bruno Gebhardt.

Es ist bekannt, daß bald nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges eine wahre Fluth von Schriften — Anklagen und Vertheidigungen — erschien, in denen die französischen Feldherrn die Schuld an ihren Mißerfolgen einander auf die Schultern zu wälzen versuchten. Zu den am meisten Angegriffenen gehörte der General Wimpffen, dessen Name unter der Capitulation von Sedan steht — Anlaß genug, um ihn dem leicht entzündeten Volke als den eigentlichen Sünder hinzustellen, um so mehr, als Mac-Mahon möglichst gedeckt und für eine bessere Zukunft aufbewahrt bleiben sollte. Schon im Jahre 1871 hat deshalb General Wimpffen eine Schrift erscheinen lassen, die zu seiner Rechtfertigung dienen sollte; dieselbe erscheint jetzt, nach dem am 25. Februar 1884 erfolgten Tode des Verfassers, in erneuter Auflage, von Emile Corra mit einer Biographie Wimpffens eingeleitet und reich mit neuen, interessanten Briefen und Actenstücken aus dessen Nachlasse versehen.*) Selbst wenn wir von dem rein militärisch-technischen Darstellungen absehen, bietet das Buch des Mittheilenswerthen genug und wird dem deutschen Publikum, das immer gern die Ereignisse jener großen und bewegten Zeit an sich vorüberziehen läßt, von Interesse sein.

General Wimpffen war in Algier, als der Krieg ausbrach. Sofort wandte er sich an den Viceadmiral Jurien de la Gravière, an Canrobert, endlich an den Kaiser Napoleon selbst mit der Bitte um ein Commando. Mit schmeichelhaften Worten entschuldigte der letztere seine Ablehnung, da alle Stellen besetzt seien. Wenige Wochen später wird er durch ein Telegramm des Ministers Palikao zum Commandanten des fünften Armeecorps ernannt und trifft am 28. August in Paris ein. Der Minister ist über den Zustand der Kriegsvorbereitungen und die Lage der Armee in der größten Verzweiflung; er macht Wimpffen den Vorschlag an die Spitze des in Bildung begriffenen 14. Corps zu treten, das zur Besetzung von Paris dienen soll, da er kein Vertrauen zu Trochu hat. Der General lehnt ab und verläßt Paris mit einem Befehl in der Tasche, der ihn beauftragt, im Falle Mac-Mahon verhindert wäre, das Obercommando weiter zu führen, dasselbe zu übernehmen. Nach mancherlei Fährlichkeiten langt er auf dem Kriegsschauplatz an, wo er die Armee in großer Unordnung antrifft. Napoleon empfängt ihn mit Thränen in den Augen, beklagt die schweren Niederlagen und antwortet auf Wimpffens Frage, weshalb er so spät herbeigerufen sei, man hätte ihm erklärt, jener sei für die Ruhe Algiers nöthig. „Das ist ein Grund, sagt der General, der mir Ehre macht; aber war es weise gehandelt, das Ganze dem Theil, Frankreich Algier zu opfern?" (!) Von dem Befehl, den Palikao ihm für den Eventualfall ertheilt, macht er übrigens weder dem Kaiser noch Mac-Mahon Mittheilung, und der Biograph schlüpft über diesen immerhin heiklen Punkt mit der leeren Wendung hinweg, mehrere Gründe hätten den General zum vorläufigen Schweigen veranlaßt; daß dieselben aber auch noch nach der Verwundung des Oberbefehlshabers und nach Uebernahme des Commandos durch General Ducrot vorhanden waren, läßt sich nicht erweisen und selbst der Apologet muß hier seinen Helden tadeln.

Die Erörterung des Kriegsplanes und der Stellung beider Heere, die sich zu einer heftigen, unaufhörlich wiederholten Anklage gegen Mac-Mahon zuspitzt, lassen wir bei Seite; soviel steht fest, daß bei Sedan an ein Entkommen der Armee nicht mehr zu denken war, daß der eiserne Gürtel, den die deutsche Artillerie um die Festung gezogen hatte, zu fest war, um durchbrochen werden zu können. Das sieht auch Wimpffen ein und schließt die Darlegung der Situation vom 31. August mit den Worten:

Dans ces conditions, l'armée française devait être inévitablement broyée dans un cercle de fer graduellement rétréci, et la bataille de Sédan, quel que fût le général en chef, ne pouvait être qu'une lutte désesperée: l'incapacité du maréchal de Mac-Mahon, sa faiblesse, ses indécisions, son inconscience de ses devoirs militaires, avaient condamné la dernière armée de l'Empire à ne plus pouvoir jouer aucun autre rôle.

Am 1. September früh zwischen 6 und 7 Uhr wird Mac-Mahon verwundet und überträgt Ducrot den Befehl, obgleich Wimpffen der älteste Corpscommandeur war. Dieser glaubt, daß der neue Chef Instructionen von Mac-Mahon habe und läßt deshalb schweigend diese Veränderung zu; als aber die Rückzugsbewegungen, die er für falsch hielt, fortdauerten, bemächtigt er sich auf Grund jenes Befehls des Obercommandos. Sein Plan war, die französische Armee in ihren Stellungen zu halten und eine Defensivschlacht zu gewinnen, um dann energisch auf die Bayern, die bei Bazeilles standen, loszugehen und sich den Weg nach Carignan zu öffnen. Daß die Ausführung dieses Planes in diesem Augenblicke nicht mehr möglich war, bezeugen Briefe des Feldmarschall Moltke und des Fürsten Bismarck. Der erstere schreibt am 8. Jan. 1872 an Wimpffen: „Im Augenblick, da Eure Excellenz den Oberbefehl der Sedanarmee übernahm, wurde die Lage der Truppen, die sich bis an's Ende tapfer geschlagen haben, von

*) La bataille de Sédan. Les véritables coupables par le général de Wimpffen. Histoire complète politique et militaire d'après des matériaux inédits, élaborés et coordonnés par Emile Corra. Paris, Paul Ollendorff.

Digitized by Google

uns schon als ganz verzweifelt betrachtet"; und der letztere einen Tag später: „Meine Sympathien werden immer einem General bleiben, der seine Fähigkeiten schon anderwärts bewiesen hat und in einem Augenblick auf das Schlachtfeld gerufen wurde, wo das Loos der Waffen schon so geworfen war, daß es seiner Tapferkeit und seinem Genie keine Möglichkeit einer Bethätigung mehr bot."

Am Mittag des Schlachttages theilt Wimpffen den Generälen Douay und Ducrot mit, daß er im Begriff sei auf Carignan loszugehen und schreibt an Napoleon folgenden Brief:

Sire, Je me décide à forcer la ligne qui se trouve devant le général Lebrun et le général Ducrot, plutôt que d'être prisonnier dans la place de Sedan. Que votre Majesté vienne se mettre au milieu de ses troupes; elles tiendront à honneur de lui ouvrir un passage.

Die auf diesen Plan hin gerichteten Befehle wurden von den Generälen nicht befolgt; beide behaupten dieselben erst erhalten zu haben als es zu spät war,*) was Wimpffen bestreitet, und was einen wichtigen Punkt in der Polemik bildet. Der Kaiser antwortete nach dem einen Bericht, die Maßregel hätte wenig Aussicht auf Erfolg, da der Feind schon in Carignan stände, doch solle Wimpffen vorgehen, wenn er sich ein Resultat davon verspräche. Nach dem anderen Bericht ließ Napoleon den General auffordern in Unterhandlungen mit dem Feind zu treten, was dieser allerdings energisch ablehnte. Zu gleicher Zeit wurde auf Befehl des Kaisers die weiße Fahne aufgezogen. Dieses letzte Ereigniß bildet einen heftigen Streitpunkt zwischen den Parteien. Während der Gefangenschaft behauptete nämlich Napoleon den Befehl zum Aufhissen der Flagge erst gegeben zu haben, lorsque, de l'avis de tous les chefs de corps d'armée, toute résistance était devenue impossible. Wimpffen behauptet, und Douay, Ducrot und Lebrun stimmen mit ihm darin überein, daß die weiße Fahne schon geweht habe, ehe der Kaiser einen von ihnen gesehen hätte. Die näheren Umstände sind in interessanten Berichten des General Beurmann, damals Commandant von Sedan, und des Herrn Payard-Poterlot dargelegt.

Kaiser Napoleon war Vormittags auf dem Schlachtfelde gewesen; gegen 11 Uhr kehrte er in die Stadt zurück um zu frühstücken, „während die Truppen sich bis Sonnenuntergang ohne Nahrung schlugen und die Generäle Wimpffen, Lebrun und ihre Stabsoffiziere sich trotz ihrer Ermattung mit einigen Feldrüben begnügten." Uebrigens nimmt unser Autor auch von einem Gerüchte Notiz, nach dem Napoleon die Absicht hatte als Bauer verkleidet zu entfliehen. Als General Ducrot in der Stadt angekommen war, dictirte ihm der Kaiser folgenden Befehl: Le drapeau parlamentaire ayant été arboré, les pourparlers vont être ouverts avec l'ennemi; le feu doit cesser sur toute la ligne. Aber wer sollte ihn unterzeichnen? Der Kaiser hatte ja am Anfang des Feldzuges erklärt qu'il s'était désisté de tout commandement et qu'il préférait le rôle de soldat à celui de souverain; Ducrot weigerte sich, weil er nicht Oberbefehlshaber sei; Wimpffen, dessen Generalstabschef, der älteste Divisionsgeneral, Niemand war anwesend — da erschien Lebrun und erklärte, nach Kriegsgebrauch zeige eine weiße Fahne während einer Schlacht keineswegs an, daß man Waffenruhe fordere, dazu bedürfe es eines Parlamentärs. Lebrun entwirft die Waffenstillstandsforderung und sucht nun Wimpffen, damit dieser unterschreibe, wird aber von ihm heftig zurückgewiesen. Inzwischen hatte Napoleon durch den General Reille den bekannten Brief an König Wilhelm geschickt. Vergeblich sucht Wimpffen die Truppen zu neuen Angriffen zu sammeln und anzufeuern, die Unordnung und Auflösung war zu groß. Nun kehrt auch er nach Sedan zurück und begiebt sich zum Kaiser, der in der Unterpräfektur wohnte. Interessant ist die Scene, die sich jetzt entwickelt. Irgend ein Hofbeamter tritt dem General entgegen und hindert seinen Eintritt unter dem Vorgeben, der Kaiser conferire mit dem kaiserlichen Prinzen, der in Wahrheit zwei Tage vorher nach Belgien gebracht worden war. Man verlangte in diesem kritischen Moment, par respect de l'étiquette, ein vorheriges Audienzgesuch. Als Wimpffen erklärt, sofort zurückzutreten, wenn er nicht vorgelassen würde, wird er nach einigem Verhandeln zum Kaiser geführt, wo ein Kriegsrath der Generäle versammelt ist. „Sire," erklärt Wimpffen, „der Versuch, den ich Ihnen vorgeschlagen habe, ist mißglückt, weil meine Befehle nicht ausgeführt wurden, weil Ihre Generäle mir den Gehorsam verweigert haben." Stürmischer Lärm erhebt sich, Ducrot springt wüthend vor und ruft: „Was sagen Sie? Wer hat Ihnen den Gehorsam verweigert? Soll ich das sein? Ihre Befehle sind nur zu gut ausgeführt worden. Ihrem Dünkel verdanken wir unsere Niederlage. Sie allein sind verantwortlich; hätten Sie nicht die von mir befohlene Rückzugsbewegung aufgehalten, wir wären jetzt in Mézières in Sicherheit oder wenigstens außer Berührung mit dem Feind." Rede und Gegenrede fliegt hin und her, Wimpffen will den Befehl niederlegen, was er schon nach Kenntnißnahme der Mission des General Reille angeboten hatte, der Kaiser und seine Vertrauten interveniren, Ducrot verläßt das Zimmer und Wimpffen erhält Vollmacht im deutschen Hauptquartier zu verhandeln.

Aus der Unterredung mit Moltke und Bismarck heben wir nur zwei Momente heraus. Als der Kanzler von der auf deutscher Seite vorhandenen Absicht sprach, beim Friedensschlusse Elsaß-Lothringen zu annectiren, abgesehen von der Entschädigung von vier Milliarden, sagte Wimpffen:

Vous obtiendrez sans doute les milliards, mais on ne cédera pas une portion de territoire sans une lutte acharnée, et si la France devait succomber et se voir forcée, pour obtenir la paix, d'abandonner l'Alsace et la Lorraine, cette paix ne serait qu'une trêve durant laquelle, de l'enfant au vieillard, on apprendrait le maniement des armes, pour recommencer avant peu une guerre terrible dans laquelle l'un des deux peuples disparaîtrait comme grande nation de la carte de l'Europe.

Neben Wimpffen war Castelnau als persönlicher Vertreter des Kaisers bei den Unterhandlungen mit anwesend; als diese dem Scheitern nahe waren, griff er ein und wies darauf hin, sein Kaiser habe bedingungslos seinen Degen übergeben, in der Hoffnung, für die französische Armee günstigere Bedingungen zu erlangen.

„Ist das Alles?" fragte Herr von Bismarck; „Ja," antwortete der General Castelnau. „Aber was ist der Degen, den der Kaiser Napoleon III. übergeben hat? Ist es der Degen Frankreichs oder sein eigener? Wenn es derjenige Frankreichs ist, können die Bedingungen einigermaßen verändert werden, und Ihre Botschaft würde sehr wichtig sein, denn sie würde einem Friedensvorschlage gleich kommen."

„Es ist allein der Degen des Kaisers," entgegnete General Castelnau.

„In dem Falle," sagte schnell General Moltke, „ändert das nichts an der Situation: der Kaiser wird für seine Person Alles erlangen, was ihm zu fordern gefallen wird."

Das Resultat der Verhandlungen, die abgebrochen, dann wieder aufgenommen wurden, ist bekannt. Nach der Capitulation ging auch Wimpffen in Gefangenschaft und wurde in Canstatt detenirt. Aus seinem Nachlasse werden in dem Buche einige interessante Briefe veröffentlicht, die der General an Moltke, an Trochu, an den Cardinal de la Vigerie und mehrfach an Gambetta richtete, den er zu seiner Thätigkeit in Tours beglückwünschte. Das letzte Capitel beschäftigt sich mit dem conseil d'enquête, das bekanntlich einen herben Tadel gegen die Kriegführung des Generals aussprach, und sucht dessen Ungerechtigkeit nachzuweisen. Das ganze Buch liest sich sehr interessant und ist in seiner neuen Gestalt ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des großen Ereignisses, der allerdings mit der nöthigen Kritik verwendet werden muß.

*) Das Generalstabswerk (I. 2, 1252 ff.) hat dieselbe Version.

Digitized by Google

Buchdrama und Lesedrama.

Von Otto Buchwald.

Wenn man die Zahl derjenigen Dramen, welche von geschmackvollen Kritikern hier und da in Journalen mit der Versicherung, daß der Versuch einer Aufführung sich lohnen müsse, anerkennend besprochen werden, mit den wenigen Stücken zusammenhält, denen ein günstiges Geschick wirklich auf die ersehnten Bretter verhilft, so wird man finden, daß die meisten auch noch so warm empfohlenen Schöpfungen nicht auf die Bühne gelangen, sondern sogenannte Buch- oder Lesedramen bleiben. Die Verfasser derselben werden diesen Widerspruch zwischen dem Lob der Kritik und der ablehnenden Haltung der Bühnenleiter in der Regel so auffassen, daß sie der ersteren Recht geben und annehmen, ihr Stück sei von den über die Aufführung entscheidenden Persönlichkeiten gar nicht oder nur obenhin geprüft, jedenfalls aber nicht mit dem nothwendigen Wohlwollen beurtheilt worden.

Mag diese Annahme auch bei unbekannten Autoren häufiger zutreffen, als für das Gedeihen der dramatischen Dichtung und die Reichhaltigkeit des Repertoirs unserer Theater wünschenswerth ist, so zwingt doch der Umstand, daß selbst bewährten Autoren dieselbe unliebsame Erfahrung nicht erspart bleibt, nach einem anderen Erklärungsgrunde zu suchen.

Die Prüfung eines Stückes auf seine Bühnenwirksamkeit hin führt oft zu einem ganz anderen Resultat, als es selbst ein feingebildeter und in Bühnenfragen nicht unerfahrener Kritiker aus der Lectüre gewinnt. Stoff, Führung der Handlung, Actschlüsse, Dialog, dankbare Rollen und andere Eigenschaften, die beim Lesen übersehen oder doch nicht genug beachtet werden, bedingen die Brauchbarkeit eines Stückes für die Bühne. Und daß auch eine mit all diesen Factoren rechnende praktische Erfahrung sich dennoch irren kann, das beweist die Ablehnung mancher Stücke von Seiten des großen Publikums, das einmal in ästhetischen Dingen von ganz unberechenbaren Ansichten geleitet wird und nicht selten die sichersten Hoffnungen des Autors und seines Patrons Lügen straft. Da aber bei jeder Theaterverwaltung, auch der unabhängigsten, die Cassenfrage obenan steht, so entscheidet Beifall oder Tadel der Menge — wie zufällig sie auch zusammengesetzt sein mag — in den meisten Fällen endgültig das Schicksal eines Stückes. Denn welches Theater möchte sich wohl zur Aufführung eines Dramas entschließen, mit welchem bereits ein verunglückter Versuch gemacht wurde? Und wenn es geschah, so ist es wohl nur sehr selten vorgekommen, daß ein bereits abgelehntes Stück anderswo einen Erfolg errang, welcher ihm die Bahn frei machte.

Wenn aber da, wo nach sorgfältiger Prüfung ein günstiger Erfolg zu hoffen war, arge Enttäuschungen nicht ausbleiben, so darf man sich nicht wundern, wenn von Bühnenleitungen Dramen, welche von vornherein Bedenken erregen, in Anbetracht der erforderlichen Opfer an Zeit, Mühe und Geld nicht berücksichtigt werden.

Freilich führt dieses Verfahren zu dem wenig erfreulichen Resultat, daß Stücke von sehr untergeordnetem Werth, weil sie der großen Menge gefallen und das Haus füllen, zur dauernden Beschämung des guten Geschmacks Dutzende von Aufführungen erleben, während gehaltvolle Bühnenwerke entweder nach wenigen Darstellungen — Ehrenrettungen könnte man sie nennen — wieder von den Brettern verschwinden oder überhaupt davon ausgeschlossen bleiben. Das ist die große Schaar der Buchdramen.

Gutzkow, der in seinen Stücken Theater und Theaterfragen oft behandelt, läßt in „Ella Rose" einen Autor sagen: „Ein Stück, das im Buchhandel erscheint, ist für die Bühne verloren." Richtiger lautete meines Erachtens der Ausspruch so: „Ein Stück, das die Bühne abgewiesen, erscheint im Buchhandel und ist in den weitaus meisten Fällen ein todtgeborenes Kind." Denn mag es auch in lockender Ausstattung, mit oder ohne Goldschnitt — je nach den Verhältnissen des Autors oder der Vertrauensseligkeit des Verlegers — sich präsentiren, mag auch dieser oder jener einflußreiche Kritiker eine Lanze für dasselbe brechen: stammt es nicht von einem Autor her, dessen berühmter Name den Korkgürtel für das arme Geschöpf abgibt, so versinkt es rettungslos im Meer der Vergessenheit. Mancher sagt sich wohl, daß jene Menge, die vor den Lampen praktische Kritik übt, über den dichterischen Werth eines Werkes ein Urtheil abzugeben gar nicht befugt ist, aber er handelt nur selten nach dieser Erkenntniß; er sieht sich ein mittelmäßiges Stück an, das nur der ästhetische Mob zur literarischen Leistung gestempelt hat, und läßt ein gehaltvolles Drama, das vor den Augen desselben keine Gnade fand, trotz der empfehlendsten Kritik eines feinen Kopfes ungelesen.

Ein Buchdrama! Es haftet dieser Bezeichnung, weil einmal mit ihr der Begriff des Lebensunfähigen und Verfehlten verbunden wird, etwas Ominöses an, und doch gehört zu dieser Gattung eine stattliche Reihe der bedeutendsten Dichtungen. Byron's Dramen, die meisten Stücke von Kleist, Geibel's „Brunhilde" und „Sophonisbe" sind nur selten aufgeführt worden; Grillparzer und Halm werden nur noch ausnahmsweise berücksichtigt, und selbst nicht wenige Schöpfungen Gutzkow's, des erfolgreichsten dramatischen Dichters nach Schiller, sind, wie es scheint, für immer vom Repertoire verschwunden. Bei den einen liegen die Gründe klar da; bei anderen, wie bei Geibel's „Sophonisbe", Gutzkow's „Patkul", „Pugatschew" u. A. begreift man freilich die Lauheit der Bühnen um so weniger, als an neuen Schöpfungen kein Ueberfluß ist und nur sehr wenige von ihnen mit der äußeren Wirkung auch poetischen Werth vereinigen.

Nicht besser würde es einer immerhin großen Zahl von Stücken unserer Classiker ergehen, wenn nicht eine Art moralischer Verpflichtung auf der einen, etwas Bildungsheuchelei auf der anderen Seite ein Interesse äußerte, das, genau genommen, nur schwach vorhanden ist, und was den Zuschauer anlangt, weniger dem Stück, als einer „stilvollen" Aufführung oder dem Vertreter (resp. der Vertreterin) irgend einer Hauptrolle gilt. Ja, man kann, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, behaupten, daß ungeachtet einzelner Aufführungen bei besonderen Gelegenheiten nicht wenige Stücke Goethe's und Schiller's — von Shakespeare gar nicht zu reden — doch nur Lesedramen sind.

So ist denn eine Reihe vortrefflicher Dramen, wofern sie nicht zu dem eisernen Bestande der Schullectüre gehören, lediglich auf das Interesse des kleinen Kreises angewiesen, der in unserer der Poesie im ganzen so abholden Zeit noch Muße findet, ein Drama zu lesen. Es ist, das wird Jeder zugeben, eine bescheidene Existenz, welche diese Stiefkinder der Bühne haben; aber man denkt doch weniger gering von ihr, wenn man das Schicksal so mancher Stücke in's Auge faßt, deren Verfasser Jahrzehnte lang sicherlich nicht zur Hebung des Geschmacks die Säulen des deutschen Theaters gewesen sind. Wer kümmert sich z. B. noch um ein Birch-Pfeiffer'sches Stück? ja, wie Viele haben jemals eins gelesen? Sie haben von der Bühne herab der großen Menge einige rührselige oder heitere Stunden verschafft, aber daß sie den Besten ihrer Zeit genug gethan, kann man schwerlich von ihnen sagen. Und doch haben nur solche Dramen Anwartschaft, auch dann noch dem Interesse der Gebildeten zu begegnen, wenn die Bühne sie für altersschwach erklärt hat. Die sogenannten Zugstücke ohne tieferen Gehalt sind mit dem Augenblick, wo sie aufhören Zugstücke zu sein, der Vergessenheit anheimgefallen.

Und dieses Loos wird gerade den bühnenwirksamsten Stücken nicht selten zu Theil; bei einer ruhig wägenden und schärfer prüfenden Lectüre schwinden ihre Vorzüge. Da zeigt sich, daß die dramatische Lebendigkeit auf Kosten kunstgemäßer Entwickelung erreicht wurde, da tritt die Trivialität der Gedanken und die Plattheit der Sprache in erkältender Blöße zu Tage, und die Charaktere, nicht mehr durch gewandte Darsteller getragen und gehoben, erscheinen verwaschen, roh und fehlerhaft. Das gilt — ganz zu schweigen von der großen Masse von Stücken, an welche überhaupt ein ästhetischer Maß-

Digitized by Google

stab nicht gelegt werden darf — auch von solchen Dramen, die nicht bloß die Unterhaltung einer mehr oder minder gebildeten Zuhörerschaft im Auge haben, sondern ernstere und höhere Ziele verfolgen. So verlieren beispielsweise die Wildenbruch'schen Stücke, deren Bühnenwirksamkeit mit Recht als ihr besonderer Vorzug gerühmt wird, bei der Lectüre ungemein.

Das Bedürfniß nach neuen Erscheinungen, andere Geschmacksrichtung, ja selbst der Mangel an geeigneten Darstellern bringen es mit sich, daß sogar solche Stücke, die sich als bühnenwirksam erwiesen, immer spärlicher aufgeführt werden, auch wohl ganz vom Repertoir verschwinden. Umgekehrt aber steigt auch die Zahl der Gebildeten, die ihr Interesse für die dramatische Dichtung nur durch die Lectüre befriedigen können.

Schon jetzt ist es den in großen Städten Lebenden im Laufe von Jahren kaum einmal möglich, gewisse Stücke von Shakespeare, Goethe und Schiller zu sehen; noch ungünstiger sind diejenigen daran, welche auf kleinere, schwierigen Aufgaben nicht gewachsene Bühnen angewiesen sind oder überhaupt nur selten in die Lage kommen, ein Theater besuchen zu können. Wie Viele, die sich für die dramatische Dichtkunst interessiren, mögen niemals Gelegenheit gehabt haben, Stücke wie „Uriel Akosta", „Zopf und Schwert", „Der Fechter von Ravenna" u. a. dargestellt zu sehen! Ihnen bleibt nur die Lectüre übrig, und wenn diese auch keinen vollen Ersatz für eine gute Darstellung bietet, so ist sie doch immerhin einer mittelmäßigen vorzuziehen.

Zugegeben, daß die Zahl solcher Leser nicht groß ist: für die in Frage kommenden Stücke, mögen sie niemals einer Aufführung gewürdigt worden oder von der Bühne wieder verschwunden sein, ist diese Theilnahme doch ein Beweis, daß ihnen Vorzüge innewohnen, deren Genuß von der Darstellung unabhängig ist, ja in einer ruhigen Stunde vielleicht voller ausgekostet wird.

Wie sehr auch bisweilen ein Drama, das sich durch Ideengehalt, edle Sprache und feine Charakterentwickelung auszeichnet, bei der Aufführung gefallen mag: seine tiefere und nachhaltigere Wirkung beginnt erst, wenn es Lesedrama, wenn es Gegenstand eines ruhigeren und eingehenderen Studiums geworden ist. Daher kann man mit Fug behaupten, daß über den Kunstwerth eines Stückes nicht die von so vielen Zufälligkeiten abhängige Bühnenaufführung, sondern die Theilnahme entscheidet, die es in seiner stilleren, aber der wägenden Kritik mehr ausgesetzten Existenz als Buchdrama findet.

Feuilleton.

Rückblicke auf die Florentiner Feste.

Von Friedrich Boettcher, M. d. R.

Florenz, 26. Mai 1887.

„Gott sei Dank, daß es vorüber ist!" — so lautete der einstimmige Ruf, mit dem Einheimische und Fremde in der schönen Arnostadt am Tage nach Himmelfahrt aufathmeten. Drei Wochen lang Flaggenschmuck, Feuerwerk und Festjubel, das war selbst für die in diesen Genüssen höchst leistungsfähigen Italiener zu viel. Florenz war diese Zeit hindurch nicht wieder zu erkennen. Sein großer Vorzug vor anderen Städten der Halbinsel ist sonst eine gewisse vornehme Ruhe; statt dessen wogte viele Tage lang in den Straßen ein lärmendes Treiben, wie es in ganz Europa nicht seines Gleichen findet. Dazu die frische, reine Luft des Arnothals verdorben durch einen künstlich erzeugten Staub, der auch den begeistertsten Bewunderer schließlich die gute Laune verdarb. Nun zeigt die Stadt wieder ihr altes Gesicht, und wer Lust hat, kann jetzt in stiller Sammlung über das Erlebte nachdenken.

Mit Recht hörte man in der Festzeit das stolze Wort: „Das Herz Italiens schlägt heute in Florenz!" Noch mehr: die edelsten Empfindungen der ganzen gebildeten Welt begegneten sich an dieser Stelle. Das Fest, welches man feierte, galt im Grunde der unauslöschlichen weltgeschichtlichen Bedeutung dieser Stadt. Ueber diese Bedeutung ist kein Streit möglich. Auch mit der überschwänglichsten Anerkennung derselben braucht man kaum zu fürchten, sich einseitiger Uebertreibung schuldig zu machen. Es gibt kein Gemeinwesen, das für die Entwickelung der modernen Cultur so fruchtbringend gewesen wäre, wie das florentinische. Wie Athen den geistigen Gehalt der antiken Welt auf's Herrlichste offenbart und nach allen Seiten entfaltet hat, sodaß eine vielhundertjährige Civilisation in ihm ihre Wurzeln fand, ähnlich hat Florenz, indem es dem Streben nach Befreiung des geistigen Lebens aus den starren Fesseln einer hierarchischen Weltanschauung den ersten bedeutsamen Mittelpunkt schuf, der Wesensentfaltung der neueren Menschheit die Bahn geöffnet und Jahrhunderte hindurch immer neue Anregungen gegeben. Das alte Athen liegt in Schutt und Asche begraben, Florenz aber lebt, ist bis zu einem gewissen Grade noch für das heutige Geschlecht, was es der Welt vor vier-, fünfhundert Jahren gewesen, und wenn irgendetwas geeignet war, die Continuität seines Wesens auch äußerlich zur Erscheinung zu bringen, so war es die Vollendung des gewaltigen Dombaues, der am Anfang der großen Zeit der Stadt begonnen war.

Von Uralters her ist diese Kirche mit den Schicksalen von Florenz auf's engste verknüpft gewesen. Die Stadt war noch in den ersten Anfängen, als sie im Jahre 405 von den barbarischen Horden des Radagais bedroht wurde. Die Gefahr ward durch den Sieg, welchen der römische Feldherr Stilicho über das feindliche Heer erfocht, glücklich abgewandt. Den Florentinern aber erschien ihre Errettung wie ein Wunder, und zu Ehren der Heiligen des Schlachttages errichteten sie die Kirche Santa Reparata. So war die letztere ein Wahrzeichen der Freiheit und Selbständigkeit der Stadt, und diese Bedeutung hat ihr in noch weit höherem Maße innegewohnt, als in späteren Jahrhunderten die florentinische Republick im Vollbewußtsein ihrer Kraft das alte Gotteshaus durch einen Tempel, wie er großartiger und schöner in der ganzen Welt nicht gefunden wurde, zu ersetzen beschloß. Dieser Dom, nunmehr Santa Maria del Fiore genannt, ist bis auf diesen Tag der höchste Stolz der Florentiner geblieben.

Ein biederer Veroneser sah in den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts den von Giotto erbauten ersten Theil des marmornen Glockenthurms und meinte, ein solches Unternehmen stehe nicht im Verhältniß zu den Kräften der Stadt Florenz, denn, um es zu Ende zu führen, würde kaum die vereinigte Macht zweier Monarchen genügen. Er hatte dies unbesonnene Wort mit zwei Monaten Gefängniß zu büßen. Dann ließ man ihn laufen, sagte ihm aber dabei: wenn die Florentiner gewollt hätten, so hätten sie nicht nur einen Glockenthurm, sondern die ganze Stadt aus Marmor erbauen lassen können. Dies Geschichtchen ist bezeichnend für das Urtheil der Zeitgenossen über dies von den Florentinern begonnene Wunderwerk, ganz besonders aber für den Muth, das Selbstvertrauen und den hohen Sinn der Stadt, die es zu vollenden unternahm. Dennoch schien es im Laufe der folgenden Jahrhunderte, als sollte der Skeptiker von Verona nicht ganz Unrecht haben. Herrlich stand der Campanile da, errichtet und mit Skulpturen geschmückt von den berühmtesten Meistern der Frührenaissance; majestätisch erhob sich die gewaltige Kuppel, mit welcher Brunnelleschi und seine Freunde die erhabensten Aufgaben der Baukunst des Alterthums kühn wieder aufgenommen und der höchsten Vollendung des Kuppelbaues durch Michelangelo den Weg geebnet hatten; aber mit einem anderen Haupttheile des Tempels, mit der Fassade, wollte es nicht glücken. Alles, was die Menschheit bisher an Santa Maria del Fiore bewundert hat, hatte die Stadt während der Blüthe ihrer republikanischen Freiheit geschaffen; für die Fassade war ihr keine Zeit mehr geblieben. Mit den Obsiegen einer despotischen Alleinherrschaft war auch die geistige Schaffenskraft des Florentiner Bürgerthums gebrochen. Später hat die fremdländische Dynastie des toscanischen Kleinstaates wiederholt den Anlauf genommen, dem herrlichsten Denkmal dieser Schaffenskraft die Vollendung zu geben; es ist ihr nicht gelungen und konnte ihr nicht gelingen. Erst unter der neu emporgestiegenen Sonne des italienischen Nationalstaates war es den Florentinern beschie-

Digitized by Google

den, den alten Geist wieder lebendig werden zu lassen und aus ihm heraus das seit Jahrhunderten vergebens Erstrebte zu erreichen.

So lag in der Enthüllung der Domfassade eine unmittelbare Wiederanknüpfung an jene Zeiten der Stadt, die für die Geschichte der menschlichen Cultur von unvergänglicher Bedeutung bleiben werden. Und nicht deutlicher hätte dieser Sinn der deshalb gefeierten Feste kundgegeben werden können, als indem man sie mit dem fünften Centenarium der Geburt Donatello's verband. Kein Anderer hat das eigentliche Wesen jener weltgeschichtlichen Umwälzung des Geisteslebens, welche in Italien das Wiederaufblühen der Künste und Wissenschaften, in Deutschland die Reformation hervorrief, früher und voller zum Ausdruck gebracht, als dieser Wollkämmerssohn von Florenz. Er war der Ersten einer, welche in den Trümmern Roms die Gesetze der Schönheit suchten; aber er ist kein sclavischer Nachahmer der Antike geworden. Die abstrakte Schönheit der Griechen hat etwas Conventionelles. Donatello's Meißel, wenn er von seiner innersten Natur getrieben ward, rang immer vor Allem nach realistischer Wahrheit, nach individueller Freiheit. Und liegt nicht eben in dieser doppelten Richtung, in der Aufnahme der antiken Geistescultur, in der christlichen Weltanschauung einerseits und in der Entfesselung der individuellen Freiheit andererseits das eigentliche Wesen jener Umwälzung? Am Glockenthurm des Domes selbst hat Donatello diesem Zuge seiner Kunst in mehreren Statuen ein dauerndes Denkmal geschaffen.

Auf diesem welthistorischen Hintergrunde betrachtet darf man füglich sagen: dies Florentiner Domfest war ein Ereigniß für die ganze gebildete Welt. Freilich, von den Hunderttausenden, welche die Stadt wochenlang durchwogten, mag den meisten das Verständniß für diesen universalen Zusammenhang gefehlt haben. Die es am ersten gehabt haben könnten, die Florenz seiner Kunstschätze wegen aufsuchenden Fremden, waren zum großen Theil vor dem Ungemach des Festgewirres und aus übertriebenen Theuerungsbefürchtungen geflohen. Der ungeheure Zuzug von außen bestand bis auf eine verschwindende Minderheit aus Italienern, und zwar ganz überwiegend aus Kleinbürgern und Landleuten. Was war dieser profanen Menge, mag der Spötter fragen, Donatello, was war ihr die geschichtliche Bedeutung der Vollendung von Santa Maria del Fiore? Sei's darum! Eines aber war Allen, bis zum letzten Bauerweibe, klar: der nationale Gehalt des Festes. Wie unwiderstehlich auch die Losung „Roma capitale!" sein mag — darüber ist nirgends ein Zweifel, daß die geistige Vaterstadt des modernen Strebens die Stadt der Dante, Machiavelli und Michelangelo ist. In jenen trüben Zeiten, da die apenninische Halbinsel in eine Unzahl einzelner Territorien zerrissen war, ist Florenz der Mittelpunkt für die Bildung einer nationalen Sprache und einer nationalen Kunst gewesen; und nicht das allein, auch der nationale Gedanke im realpolitischen Sinne hat hier zuerst seine klare Ausgestaltung erhalten. Das ist den oberen Schichten des italienischen Volkes bekannt und wird von den unteren instinctiv empfunden. Daher das allgemeine Gefühl, daß eine Feier zur Verherrlichung des alten Florenz ein Ehrenfest der ganzen Nation sei.

Auch officiell wurde das anerkannt, indem nicht nur die parlamentarischen Körperschaften Vertretungen sandten, sondern auch der königliche Hof, dem die Gesandten der fremden Staaten gefolgt waren, für die Dauer der Feste in Florenz Aufenthalt nahm. Und in diesem Zusammenhange erhielt das Ganze namentlich für den ausländischen Beobachter noch einen ganz besonderen Reiz. Daß das italienische Volk in seiner großen Mehrheit den nationalen Einheitsstaat gewollt hat, unterliegt keinem Zweifel; sehr berechtigt aber erscheint noch immer die Frage, ob es in gleicher Einmüthigkeit mit der monarchischen Staatsform einverstanden ist. Die savoyische Dynastie, als sie an die Spitze des italienischen Staates trat, hatte den Widerstand eines dynastischen Particularismus nicht zu fürchten; aber sie fand in den von der „Fremdherrschaft" befreiten Bevölkerungen auch nicht jenen festen monarchischen Sinn, der mehr im Gemüth, als im Verstande seine Wurzeln hat. Während bei der Einigung Deutschlands der König von Preußen nur das Gewand des deutschen Kaisers anzunehmen brauchte, um sofort das Herz der Nation gewonnen zu haben, — ein Umstand, der durch die ehrwürdige Heldengestalt des Königs Wilhelm noch erheblich verstärkt ward, jubelte Italien in seiner Geburtsstunde dem kühnen Führer der Revolution entgegen, neben welchem die ritterliche Erscheinung Victor Emanuels in zweite Linie trat. Noch heute ist Garibaldi für die breite Masse der Italiener der Volksheros, und nur sehr allmählich knüpft sich ein sozusagen auf persönlicher Zuneigung beruhendes, innerliches Band zwischen dem Volke und dem Königshause.

Die Florentiner Festtage haben sowohl von den Fortschritten dieses Verhältnisses ein erfreuliches Zeugniß abgelegt, wie sie andererseits für die weitere Befestigung desselben von Werth gewesen sind. Man muß hier nicht mit deutschem Maßstabe messen. Von dem stürmischen Jubel, mit welchem unser Kaiser Wilhelm bei ähnlichem Anlaß in einer großen deutschen Provinzialstadt empfangen sein würde, war hier nichts zu bemerken. Hier und da erscholl aus der dichtgedrängten Menge ein mehr oder weniger lebhaftes Händeklatschen, ein lauter Zuruf aber fast nie. Dagegen hatte die ehrfurchtsvolle Freundlichkeit, mit welcher sich überall die Hüte lüfteten, nichts künstlich Gemachtes. Ein gewisser Zug stiller Herzlichkeit ging durch das Verhalten der Bevölkerung, und er wurde doppelt und dreifach mit herzgewinnender Liebenswürdigkeit erwiedert. Nur einmal, am Tage der Enthüllung der Domfassade, hielt der Hof eine Auffahrt mit vollem Gepränge; sonst bewegte sich die königliche Familie in der einfachsten Weise durch das festliche Gewühl. Ein einzelner Vorreiter genügte, auch in den überfülltesten Straßen dem langsam fahrenden königlichen Wagen Platz zu schaffen. Da war kein gewaltsames Zurückdrängen durch zähnefletschende Polizeibeamte — ganz von selbst ging man auseinander, allerdings immer nur so weit, daß der Mantel der Königin ab und zu einen der zunächst Stehenden streifen mochte. Der König, vorzeitig ergraut, mit den dunkeln, etwas melancholischen Augen freundlich in die Menge blickend, pflegte, wenn er in Civil fuhr, den Hut im Schoße liegen zu haben, die Königin grüßte mit ungezwungenem Lächeln unablässig nach allen Seiten. In der Via Calzapoli oder Tornabuoni schien es nicht selten, als gehöre die königliche Familie mit der umstehenden Volksmasse zusammen, es entwickelte sich etwas wie ein gemüthliches Familienbild.

Den Löwenantheil an der Volksgunst hat hier, wie überall, die Königin davongetragen. Margherita di Savoia ist für die Italiener allmählich ein wahres Zauberwort geworden. Es ist kaum hoch genug anzuschlagen, was diese Frau mit ihrem anmuthigen Wesen für die Befestigung ihres Hauses in den Herzen der Italiener bereits genützt hat. Wenn man heute, Angesichts dessen, was man diese Wochen hindurch beobachten konnte, mit nüchternem Urtheile zu der Ueberzeugung kommt, daß die savoyische Monarchie in Italien keinen Sturm mehr zu fürchten braucht, so muß man es zugleich als die glücklichste Fügung preisen, daß dem Könige Humbert in seiner dornenreichen Stellung gerade diese Gefährtin gegeben war.

Noch in einem anderen Punkte ist die Florentiner Domfeier von hoher symptomatischer Bedeutung geworden. Das einheitliche Italien konnte nicht geschaffen werden ohne die Zerstörung der weltlichen Macht des Papstthumes. Aber daß der feindliche Gegensatz zwischen dem letzteren und dem nationalen Königthume nicht auf die Dauer fortbestehen darf, darüber kann man sich heute weder im Quirinal noch im Vatican mehr täuschen. Ueber den Modus der Aussöhnung wird man sich vielleicht noch lange den Kopf zerbrechen können, aber in der Geschichte sind einfache Thatsachen oft wirksamer als lange Discussionen und Verhandlungen. Daß eine der herrlichsten Kathedralen der Welt ihre Vollendung unter den Auspicien des Königreichs Italien gefunden, ja daß sie dieselbe zum guten Theil der energischen und freigebigen Förderung seitens des italienischen Königshauses zu danken hat, ist ein Umstand, dessen gewichtiger Bedeutung man sich auch in geistlichen Kreisen nicht entziehen konnte. Und ist es nicht schon an sich bezeichnend, daß dies als sacrilegisch verdammte Italien eine dem katholischen Cultus gewidmete Kirche zum Gegenstande einer Nationalfeier machen konnte? Die Staatsmänner der römischen Curie müßten ihren alten Ruf, gewandte Realpolitiker zu sein, vollständig eingebüßt haben, wenn sie inmitten der heutigen Weltlage ein Volk, in welchem die katholische Religion thatsächlich wie eine nationale Institution betrachtet wird, sich gewaltsam entfremden wollten. Genug, die Kirche hat ihre Mitwirkung bei dem Florentiner Domfeste nicht versagt, das ganze Königshaus hat durch den Erzbischof den päpstlichen Segen erhalten. Und wenn der Kirchenfürst von Florenz im Uebrigen noch eine

Digitized by Google

gemessene Zurückhaltung beobachtete, so hat derjenige von Fiesole der Königin bei ihrem Besuche der alten Bergstadt seine Huldigungen in voller Unbeschränktheit entgegengebracht. Das Eis ist gebrochen — wer weiß, ob diese Florentiner Festtage nicht berufen gewesen sind, in dem weltgeschichtlichen Drama, welches 1870 begonnen, den befriedigenden Abschluß einzuleiten!

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der G'wissenswurm.

Bauernkomödie in vier Aufzügen von L. Anzengruber.

Die Ereignisse werfen ihren Schatten voraus: als Vorgeschmack von den guten Dingen, die wir im übernächsten Winter durch die in Aussicht genommene, große Volksbühne zu kosten bekommen werden, führt uns das „Deutsche Theater" jetzt schon eine Bauerncomödie des hervorragendsten österreichischen Volksschriftstellers in musterhafter Darstellung vor. Nur „beispielmäßig" — um ein Lieblingswort einer Hauptfigur dieser Komödie zu gebrauchen — kommt Anzengruber jetzt in Berlin zu Gehör; wir wollen hoffen, daß seine schöne Natürlichkeit auch als die Hauptsache später zur Geltung auf der Bühne gelange.

Denn diese schöne und herzliche Natürlichkeit ist es in erster Linie, welche die Stücke Anzengruber's werthvoll macht; in zweiter Linie erst steht heute ihre Tendenz, obgleich diese allein es war, welche sie vor mehr als einem Jahrzehnt so rasch zum Gegenstande allgemeinster Aufmerksamkeit werden ließ. Damals war durch die Provocation, welche das Papstthum mit der Annahme des Unfehlbarkeitsdogma gegen die natürliche, gerade Urtheilskraft und das sittliche Gefühl des Volkes auch in den streng katholischen Ländern geschleudert hatte, eine moralische Entrüstung geweckt worden, deren besten literarischen Ausdruck Anzengruber's Bauernspiele gaben; damals galt es die Stimme des reinen, unverfälscht in den Tiefen des Volksbewußtseins ruhenden Gewissens gegenüber den Ueberrumpelungsversuchen durch das Vaticanum laut werden zu lassen, und so entstand der „Pfarrer von Kirchfeld", dieser Typus aller culturkämpferischen Volksstücke, so entstanden, an ihn sich anschließend, der „Meineidbauer", die „Kreuzelschreiber" und auch der jetzt hier auf's Neue an das Licht gebrachte „G'wissenswurm". Sie behandeln alle, in ihren weitgehendsten dramatischen Abweichungen von einander, doch nur einen Inhalt: sie predigen das Evangelium der natürlichen Religion gegenüber dem künstlich aufgerichteten Dogma.

Es wäre ein trauriges Zeichen für unsere Zeit, wollten wir sagen, daß jene Tendenz jetzt ganz wirkungslos und veraltet erschiene. Das thut sie nicht, aber die Gegensätze, welche damals noch frisch und scharf waren, sind jetzt vielfach abgestumpft und gleichgiltig geworden vor anderen Fragen, die die Gemüther bewegen, und so kommt es, daß uns bei jenen Stücken nicht mehr so sehr die Sachlichkeit des Inhalts, als der künstlerische Werth beschäftigt, und wir über den dramatischen Vorzügen leicht die Tendenz vergessen. Obgleich bei Anzengruber beide im Grunde unlösbar verbunden sind. Die Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit in der Bildung der einzelnen Gestalten konnten ja nur aus der Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung entspringen, die das Ganze gebar; es war unmöglich, daß uns der Volksdichter Bauern von solcher seelischen und gemüthlichen Tiefe zeichnete, wenn er nicht überzeugt gewesen und vielleicht durch die Erfahrung gelehrt geworden wäre, daß diese Vertiefung des Seelenlebens wirklich im Volke trotz aller Veräußerlichung des religiösen Gefühls durch das Dogma noch vorhanden sei.

Wollte man nach einem literarhistorischen Beispiele für diese bei Anzengruber zum poetischen Ausdrucke kommende tiefinnerliche Religiosität suchen, so würde man die Mystiker des 14. Jahrhunderts anführen müssen, den Meister Eckard, Tauler und Suso, welche in der Predigt das vertraten, was der österreichische Dichter im Drama predigt: die subjective Rechtfertigung des Menschen vor Gott, seine unmittelbare Hingebung an ihn ohne die nur störenden dogmatischen Gnadenmittel. Mystisch angelegt sind alle Hauptfiguren der Anzengruber'schen Dramen. Sie grübeln über sich und ihr Verhältniß zu Gott nach und finden einen Abschluß der Fragen, durch die sie in Verwirrung gesetzt werden, nicht durch die Kirche und ihre Tröstungen, sondern, im schärfsten Gegensatze zu ihr, durch die Bethätigung einer unmittelbaren und natürlichen Religion, welche sie aus sich selbst heraus und aus ihrem Gewissen gewinnen.

So auch der Bauer im „G'wissenswurm". Er hat, nach einem sorglosen Leben, in dem er sich wenig um sein Seelenheil kümmerte, einen „Deuter" vom Himmel erhalten in Gestalt eines leichten Schlaganfalls. Ein Vergehen, welches er sich in früheren Jahren einmal gegen ein in seinen Diensten gestandenen Mädchens schuldig gemacht hat, kommt ihm in die Erinnerung und die Ungewißheit, in welcher er über das fernere Lebensschicksal dieses armen Geschöpfes schwebt, lastet plötzlich auf seiner Seele wie eine schwere Schuld. Sein Schwager, der Dusterer, von früher her ein Duckmäuser, benutzt diese Stimmung, um den Bauer ganz in seine Gewalt zu bekommen. Er macht ihn zu seinem Betbruder, malt ihm mit erschrecklicher Deutlichkeit die Höllenstrafen aus, welche vielleicht jenes Mädchen jetzt schon erdulde und der Bauer selbst später noch erdulden werde und überzeugt ihn, daß nur der Entschluß, nach dem Worte Jesu hinzugehen und sein Gut den Armen zu geben, ihn retten und den nagenden Gewissenswurm in ihm tödten könne. Der Arme, welchem der Bauer sein Gut übergeben könne, ist der Schwager selbst, der mit fünf Kindern schon lange am Hungertuche genagt hat. Schon ist Alles bereit, um diesem Bußact die notarielle Bekräftigung zu verleihen. Aber durch einen Zufall entdeckt der Bauer, daß jenes Mädchen, welches er verführte, noch lebt und Bäuerin auf einem Hofe im Gebirge ist. Er sucht sie auf und erfährt von ihr, daß er sich umsonst um sie gesorgt hat, freilich auch zu gleicher Zeit, daß das Kind, welches sie ihm geboren hat, in Verschollenheit gerathen ist. Dieselben Gewissensbisse, die er sich früher der Mutter wegen gemacht hat, regen sich in ihm jetzt um des Kindes willen, das vielleicht nun zu den Verlorenen gehört. Aber schon ist er in seiner inneren Entwickelung fortgeschritten. Die düstere Höllenstrafen- und Bußtheorie des Dusterer verfängt nicht mehr bei ihm, nachdem er die selbstsüchtigen Nebenmotive dieses „Frommen" durchschaut hat. Er ringt nun mit sich selbst, ohne nach menschlicher Hülfe auszuschauen und seine grundwahre, ehrliche Natur findet einen tiefen Ausdruck in dem erschütternden Aufschrei zu Gott, daß dieser in seiner Liebe ihm helfen möge. Dieses Gebet des alten Bauern im Anfange des letzten Actes ist der Höhepunkt des Drama's und auch der Zielpunkt der Tendenz des Dichters. Es findet seine Erhörung sogleich, als wollte der Dichter hierdurch seine religiöse Ansicht rechtfertigen. Ein junges, frisches und herziges Diandl, das Nachmittags zu Besuch auf den Hof des Bauern gekommen ist und dem umdüsterten Mann einige Augenblicke des Auflebens in der alten gesunden Fröhlichkeit verschafft hat, bringt ihm einen Brief, in welchem zu lesen ist, daß sie sein Kind ist.

Wenn man in dieser Volkskomödie eine innerliche und eine äußerliche Entwickelung der Handlung, beide nebeneinanderherlaufend, annehmen will, so findet man einen schönen poetischen Parallelismus heraus, der des Dichters religiöse Ansicht rechtfertigt: des Dusterers veräußerlichende Lehre von einem nur strafenden Gotte treibt den Bauer zu dem Entschlusse, von Haus und Hof zu gehen und ein einsames Alter als „Auszieher" zu leben; des Bauern selbstthätige Hingabe an einen liebenden Gott aber hat auch die schöne äußerliche Natürlichkeit im Gefolge, daß das Kind wieder in's Vaterhaus kommt. Es war zur Hervorhebung dieser Gegensätze erforderlich, daß der Dichter nur wahre Menschen, keine Heuchler, mit in's Spiel brachte. Auch der Dusterer ist nicht als religiöserer Heuchler geschildert. Er ist, wie gesagt, ein „Duckmäuser", der aber an seine fürchterliche Lehre von den Höllenstrafen selbst glaubt und, ganz entsprechend dieser Lehre, es auch zu des Bauern wirklichen seelischen Vortheil findet, wenn dieser ihm zu seinem eigenen irdischen Vortheile verhilft. Der Sünder muß eben gestraft werden um des Guten willen. Ich habe deshalb der Auffassung von Sigwart Friedmann, welcher, oft dem Texte Zwang anthuend, den Dusterer als Heuchler gibt, nicht beipflichten können, so meisterhaft er auch diese Rolle im Uebrigen ausstattet. Gerade in dem Gegensatze, daß der an die starrsten Aeußerlichkeiten des dogmatischen Christenthums fest Glaubende vor den irdischen Schwächen, darunter der Gewinnsucht, nicht bewahrt bleiben kann, wollte Anzengruber eine Stärke seines Stückes zeigen.

Eine wunderbar schöne Gestalt ist der Bauer selbst. Die innere Wahrhaftigkeit, die sein ganzes Wesen durchleuchtet, die sich immer wieder gegen die eigenthümliche Rechtfertigungslehre des Dusterer aufbäumt und doch schließlich vor den schwersten Opfern, die dieselbe auferlegt, nicht zurückscheut, ist wirklich erhebend. Daneben brechen in diesem Manne immer wieder die natürliche, urwüchsige Kraft und der fröhliche harmlose Lebensmuth durch die Hülle hindurch, die die Seelenangst über diese schönen Eigenschaften gebreitet hat, und lassen den Sieg voraussehen, der am Ende denn auch durch die kräftigste und freieste religiöse Selbstbethätigung gewonnen wird. Die Treuherzigkeit des Landmanns, seine schöne Gastlichkeit, seine Redlichkeit und endlich die aus der Tiefe des Herzens hervorbrechende und aufjauchzende Vaterliebe schmücken das Bild, welches Max Pohl durch seine bis in's Kleinste sorgsam und geistreich ausgearbeitete Darstellung dem Dichter meisterhaft nachzuzeichnen verstand.

Und wie die Hauptfiguren so ist jede, auch die unbedeutendste Nebenfigur mit dem Bestreben ausgeführt, einen wahrhaftigen und natürlichen Menschen zu schildern. Besonders schön ist dem Dichter die Horlacherlies gelungen, das junge Mädchen, welches später als die Tochter des Bauern erkannt wird. Sie ist von der Muhme, die sie erzogen hat, auf den Hof des Bauern geschickt worden, um daselbst sich einzuschmeicheln und dem Bauer um den Bart zu gehen. Diese Absicht offenbart sie auf die treuherzigste Weise. „Ich soll erbschleichen", sagt sie lachend, als der Bauer sie nach dem Zwecke ihres Kommens fragt. Dabei ist sie so schalkhaft und lustig, besonders in dem Zwiegespräch und bei der Neckerei mit ihrem Schatze, dem Wastl, daß man von einer Beschränktheit, welche etwa jene offene Antwort veranlaßt haben könnte, gänzlich absehen muß. Wastl, der Großknecht des Hofes, ist ebenfalls der natürliche Bursche, der weit vom Salontyroler entfernt bleibt. Als sein Schatz die reiche Erbin wird, denkt er wohl einen Augenblick, daß sie ihn nun nicht nehmen werde, aber als er des Gegentheiles versichert wird, schreit er gleich laut in die Welt: „Mit dein'm Hof nehm' i di a gern". Auch die Mutter der Horlacherlies, die ehemalige Magd des Bauern, ist in ihrer von jeder Sentimentalität freien Grobheit ein kerniges Stück der niederösterreichischen Natur.

So macht die Komödie, trotz mancher gezwungenen Motivirung der äußeren Handlung, einen überaus günstigen Eindruck, und hat in Berlin für Anzengruber das Feld erobert. Ich mußte mir freilich von Sachverständigen versichern lassen, daß die Aussprache des steyrischen Dialekts

Digitized by Google

auf den Brettern des „Deutschen Theaters“ meist sehr „messingsch“ sei; ich kann das nicht so beurtheilen und so wird es den meisten Norddeutschen gehen. Das Stück leidet deshalb nicht darunter. Herr L'Arronge hat es übrigens sehr sorgfältig inscenirt und außerdem für die Rolle der Horlacherlies in Fräulein Hausner eine neue Darstellerin gewonnen, die durch ihre Schönheit wie durch ihr frisches, ungezwungenes Spiel alle Herzen entzückt. O. B.

Notizen.

Der Mensch. Von Johannes Ranke. 2 Bde. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) — Das epochemachende Werk des bekannten Münchener Anthropologen und Generalsecretärs der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft Prof. Ranke liegt nun vollständig vor. Ein Prachtwerk im gediegensten Sinne des Wortes, sowohl in Bezug auf den Inhalt, wie auf dessen reichen Bilderschmuck und geschmackvolle Ausstattung. Der erste Band, dem die schwierige Aufgabe zufiel, Entwickelung, Bau und Leben des menschlichen Körpers zu schildern, hat an dieser Stelle bereits durch unseren Mitarbeiter Carus Sterne (in Nr. 43) eingehende Würdigung gefunden. Der zweite Band, welcher die Rassenmerkmale der vorgeschichtlichen und der jetzt lebenden Völker in allgemeiner Vergleichung und die Culturentwickelung der prähistorischen Menschen beschreibt, bietet nicht weniger des Wissenswerthen und Neuen, wobei ebenfalls überall das bedenkliche Feld der ewig schwankenden Hypothesen und politisch-philosophischen Tagesmeinungen mit sorgfältigem Takt vermieden wird. Die Darstellung ist klar, anschaulich, vornehm populär, jede wissenschaftliche Polemik ausschließend. Was andere Forscher bereits in klassischer Form ausgesprochen, wird nirgend nur mit anderen Worten wiederholt: Ranke erkennt neidlos die Forschungen seiner Mitstrebenden an und läßt ihnen selbst gerne das Wort, so wird z. B. dem Altmeister Virchow, den völkerkundigen Gelehrten Bastian, Bartels u. A. öfter Gelegenheit geboten, ihre Meinung hier vor einem großen Laienkreise selbst vorzutragen. In diesem Bande stört auch die stete Rücksichtnahme auf die Benutzung des Buches in der Familie viel weniger als im ersten Theil, wo die theoretischen Auseinandersetzungen über menschliche Abstammung, Entstehung und das Geschlechtsleben mit einer fast übertriebenen Scheu umgangen werden, selbst auf die Gefahr einer gewissen Lückenhaftigkeit hin. Uneingeschränktes Lob verdient auch der vorzügliche Bilderapparat, wie ihn in dieser Güte und Reichhaltigkeit eben nur eine so großartig angelegte Verlagsanstalt zu schaffen vermag. Jeder Schnitt und Stich ist sorgfältig ausgeführt und von der Genauigkeit eines wissenschaftlichen Documents und dabei von einer künstlerischen Schönheit, für die schon die Namen der Zeichner Mützel, Magnussen, Eyrich, Heyn bürgen. Was aber bei den über 1000 Abbildungen, Karten und Tafeln am meisten Anerkennung verdient, ist das überall sichtbare Bestreben, nicht nur die herkömmlichen Tafeln der allbekannten medicinischen und anthropologischen Literatur wiederzugeben, sondern möglichst neue Belege zu bieten. So finden wir denn bereits die Reproductionen der trefflichen Günther'schen photographischen Aufnahmen der in allen deutschen Städten gezeigten wilden Völkerschaften, Riesen, Zwerge und „Phänomene“ — kurz ein bis auf die jüngste Zeit reichendes Anschauungsmaterial. Wir empfehlen das in seiner Art einzige Werk.

Stockton's Ruderheim. Häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares. Deutsch von M. Jacobi. (Stuttgart, Robert Lutz.) — Die unter dem Titel: Sternbanner-Serie erscheinende Ausgabe amerikanischer Humoristen und Novellisten konnte in der That nicht glücklicher, als mit dem vorliegenden köstlichen Buch inaugurirt werden. Gewissermaßen eine Art moderner Robinsonade für Alt und Jung, voll frischen Humors und reizender Detailmalerei. Es ist die Schilderung des ehelichen Lebens eines jungen Paares, das sich in einem Boot häuslich einrichtet und in diesem schwankenden Heim manches erlebt — originell, gemüthlich und gut übersetzt.

Die Leiter. Liederbuch von Hermann Buchholtz. (Cöthen, Paul Schettler's Verlag.) — Ich muß gestehen, daß ich mich nicht für competent halte, für die Beurtheilung dieses umfangreichen Liederbuches: ich verstehe es nicht, es ist mir ein sybillinisches Buch! Voran gereimte Lieder, die abscheulich klingen, in jeder Zeile zwei mystische Dunkelheiten, hie und da einige Gedankenblitze, seltsame Wort- und Satzstellungen und räthselhafte Ueberschriften! Versuche, wer da will, diese lyrischen Nüsse zu knacken. B.

Drei venezianische Novellen von Adolf Stern. (Leipzig, B. Elischer). — In diesen Novellen zeigt sich der Verfasser als ein gebildeter, gewandter Erzähler, der, obwohl er auf den Pfaden Heyse's wandelt, sich dennoch eine gewisse Selbständigkeit zu wahren weiß. „Dürer in Venedig“ ist eine lebendige, farbenfrische Künstlernovelle, welche Dürer's Aufenthalt in Venedig behandelt und von einen bösen Streich erzählt, den ihm venezianische Maler aus Neid und Eifersucht spielen. „Die Schuldgenossen“ sind künstlerisch bedeutender und von ergreifender Tragik. Am schönsten dünkte uns die letzte Leistung: „Der neue Merlin.“ Hier offenbart sich übrigens am schärfsten Stern's Vorliebe für Heyse'sche Probleme. Das Buch ist einer warmen Empfehlung werth. E. W.

Reisen und Forschungen im alten und neuen Congostaate in den Jahren 1884 und 1885. Von Josef Chavanne. (Jena, Hermann Costenoble.) — Wir gestehen, daß wir mit etwelcher Scheu an die Lectüre dieser neuesten Afrikaschilderung herangetreten sind, denn wir fürchteten, schon wieder ein Stück officieller Beweihrauchung des Congoschwindels vor uns zu haben. Wir wurden angenehm enttäuscht. Wohl ist das Verfasser eher ein Freund dieses colonialpolitischen Unternehmens, aber das hat ihm den freien Blick und den Muth seiner eigenen Meinung mit nichten genommen. Indem er an eine schöne Zukunft des „Unabhängigen Congostaates“ unter gewissen Bedingungen glaubt, verhehlt er keineswegs den unerfreulichen gegenwärtigen Stand dieser interessanten Schöpfung der Berliner Afrikanischen Conferenz. Er erörtert namentlich in freimüthiger Weise die Hindernisse, welche der weiteren Ausbreitung des Handels dort im Wege stehen und erklärt als einzig übrig bleibendes Auskunftsmittel die Erschließung des Congobeckens östlich der Kataraktregion durch den Bau einer Eisenbahnlinie, die Stanleypol mit dem für Segler schiffbaren Unterlauf des Stromes verbinden soll. Der größere Theil des Werkes ist aber ein Beitrag zur wissenschaftlichen Erkenntniß des noch vielfach dunklen Congogebietes, seiner Natur und seiner Bewohner. Chavanne bereiste das Land während 14 Monaten zum Zwecke der topographischen Aufnahme des unteren Congoflusses und der Erforschung in cultureller Hinsicht, und bietet nunmehr die Ergebnisse thatsächlicher Untersuchungen in musterhafter Objectivität. Dabei ist er ein vorzüglicher Schilderer und unterhaltender Erzähler, der in möglichster Knappheit anschaulich und klar zur Sache spricht. Die Schilderung z. B. von Lissabon gleich zu Anfang, dann die Beschreibungen der Tropenlandschaften sind ebenso fesselnd, als die ethnographischen Angaben zuverlässig und erschöpfend. Dabei fehlt es nirgend an zu beherzigenden Winken, wenn unsere colonialpolitischen Heißsporne sie nur beobachten wollten, z. B. über den Einfluß der katholischen Missionsthätigkeit. Eine besondere Zierde des empfehlenswerthen Werkes sind die hübschen Holzschnitte nach Aufnahmen des Verfassers und die trefflichen Karten.

System der Finanzwissenschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studirende. Von Wilhelm Roscher. 1. u. 2. Aufl. 1886 und 1887. (Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.) — Der mit Sehnsucht erwartete vierte und letzte Band des Roscher'schen, viel aufgelegten und übersetzten Systems der Nationalöconomie ist jetzt auch erschienen. Es fehlt nur noch die zweite, die Pathologie, Therapie und Vorbeugung der Armuth behandelnde Abtheilung des vierten Bandes. Die beiden berühmtesten Finanztheoretiker des Deutschen Reiches, nämlich Adolf Wagner und Roscher, sind in finanzpolitischer, wie in volkswirthschaftspolitischer Beziehung mehr Gegenfüßler wie Gesinnungsgenossen. Wagner vertritt eine nationale, centralistische, im guten und weniger schönen Sinne des Wortes bureaukratische, ja halb staatssocialistische Richtung; während Roscher eine individualistische und mehr föderalistische Richtung vertritt. Wagner ist z. B. für ein decentralisirtes Reichsbahnsystem; Roscher in erster Linie für Actienbahnen, in zweiter Linie für Staatsbahnen der Einzelstaaten, nicht des Reiches. Wagner hat mehr monarchische und quasi demokratische, gemäßigt volksthümliche, Roscher mehr gemäßigt aristokratische, wenn auch volksfreundliche Ideale u. s. w. Trotzdem zeigen die finanzwissenschaftlichen Lehrbücher beider Forscher hinsichtlich verschiedener Grundfragen eine mehr oder minder weitgehende, fast überraschende und sehr erfreuliche Uebereinstimmung. Das zeigt sich unter Anderem bei Wagner's und Roscher's Ausführungen über die Einkommensteuer, die Erbschaftssteuer, das Verhältniß der directen und indirecten Steuern und wichtige Punkte der Gemeindesteuerfrage. Ja, man kann und muß sagen, daß dieser Boden nicht bloß den genannten beiden Gelehrten, sondern allen oder fast allen unbefangenen Fachmännern gemeinsam ist. Der Hauptmangel der Roscher'schen Finanzwissenschaft besteht darin, daß der Verfasser, abweichend von allen übrigen Volkswirthen und Politikern, z. B. von Geffcken und R. v. Bennigsen, die Zucker- und Branntweinsteuerfrage für eine technisch-chemische, nicht in die Finanzwissenschaft gehörige Frage erklärt. Seite 377, Note 15 scheint sich ein sinnstörender Schreib- oder Druckfehler eingeschlichen zu haben. Blaine kann die Einführung einer nordamerikanischen Bundessteuer auf Tabak und Branntwein um 1883 nicht vorgeschlagen haben, weil diese Steuern schon damals Bundessteuern waren. Er kann höchstens ein Seitenstück zum Antrag Franckenstein und zur „lex Huene“ vorgeschlagen haben. Trotz diesen und anderen Mängeln ist Roscher's Finanzwissenschaft ein interessantes, für die Wissenschaft und die Gesetzgebung wichtiges, gemeinverständliches Werk, welches ohne Zweifel ebenso zahlreiche Leser finden wird, wie die früheren Bände des Roscher'schen Handbuches. —l—

Briefe der Königin Luise von Preußen. Gesammelt von Adolf Martin. Mit einem Portrait der Königin. (Berlin, Fr. Luckhardt.) — Es war ein glücklicher Gedanke, die in Scheffner's Selbstbiographien und anderen schwer zugänglichen Büchern versteckten Briefe der herrlichen deutschen Fürstin in populärer Form gesammelt herauszugeben. Die ganze edle, milde, gottergebene Art der königlichen Frau spricht in rührenden Accenten aus diesen schlichten Briefen und Billets. In angustis! könnte das Vorwort lauten. Nicht ohne Rührung wird man auch die zwei unseren nun neunzigjährigen Kaiser betreffenden Stellen von 1807 lesen: „Wilhelm ist auch klug und gut, immer körperlich schwächlich“ ... „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußeren hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt.“ Welche Schätze von Gemüth und Adel mögen in den Briefen der königlichen Märtyrerin liegen, die im Geh. Staatsarchiv und im Königl. Hausarchiv noch zurückgehalten werden!

Digitized by Google

Den trefflichen Monographien: „Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren" und „Berlin im Jahre 1786" läßt F. W. Grunow in Leipzig nun noch ein Seitenstück: Deutschland vor hundert Jahren von Woldemar Wenck nachfolgen. Der Leipziger Professor bietet aber keine bloße Anthologie von Zeitstimmen, sondern ein selbständig durchgearbeitetes Culturbild von künstlerischer Anordnung, philosophischem Geist und geschichtlicher Treue. Wir lernen da vor Allem, daß der politische Sinn der guten Deutschen nicht erst durch Frankreich und die Revolution geweckt wurde, sondern schon in den Jahrzehnten zuvor entstanden und herangewachsen war. Eine willkommene Beigabe ist der siebente Abschnitt, der uns noch ein Stück in die Revolutionszeit führt. Schade, daß der Verfasser manches Interessante zu knapp behandelt oder gar nur flüchtig gestreift hat: die Skizze verdiente zu einem imposanten Gemälde erweitert zu werden.

George Eliot. Ihr Leben und Schaffen nach ihren Briefen und Tagebüchern, dargestellt von Hermann Conrad. (Berlin, Verlag von Georg Reimer.) — Ueber George Eliot's Leben ist schon viel geschrieben worden, aber erst durch die Veröffentlichung ihrer Briefe und Tagebücher, welche ihr zweiter Gemahl, Mr. Croß, herausgab, konnte ihre Biographie einen thatsächlichen und gediegenen Untergrund erhalten. Auf ihm mit Hülfe einer analytischen Betrachtung ihrer Werke auch ein Bild ihres Schaffens zu zeichnen, blieb dem deutschen Schriftsteller vorbehalten, dessen Werk uns jetzt in sich geschlossen vorliegt, nachdem einzelne Theile desselben schon früher den Lesern der „Gegenwart" dargeboten worden waren. Hermann Conrad hat die analytische Betrachtungsweise der Werke Eliot's mit Vorbedacht nicht etwa bloß aus inneren, wissenschaftlichen Gründen, sondern auch einer praktischen Erwägung folgend, gewählt: er glaubt, daß die Romane dieser Schriftstellerin in Deutschland bei Weitem weniger gekannt seien als die Werke anderer Engländer, wie Scott, Dickens und Bulwer, und will durch die Inhaltsübersichten, von welchen seine kritischen Erörterungen ausgehen, auch die Nichtkenner der Eliot'schen Dichtungen zum Genusse derselben anregen. Wir glauben, daß er diesen Zweck noch mehr erreichen wird durch die schöne Art, in welcher er das menschliche und das schriftstellerische Wesen George Eliot's mit einander in Beziehung gesetzt und das eine aus dem andern erklärt hat. Seine Biographie hat sich hierdurch zu einem schönen vollen Lebensbilde ausgerundet, welches mehr als die Berichte über den Inhalt der Romane Eliot's, den Leser zu einer näheren Bekanntschaft auch mit den letzteren anreizen dürfte. Denn überall sucht Hermann Conrad nachzuweisen, daß das, was sich als das eigentlich Charakteristische und Originelle in den Eliot'schen Romanen darstellt, seine innere Begründung in Thatsachen aus dem Leben Miß Evans' findet, und wir müssen anerkennen, daß ihm dieser Nachweis zum größten Theil in überzeugender Weise gelungen ist. Nicht nur die Fabel jener Romane ist oft genug aus Ereignissen entsprungen, welche das reiche und vielbewegte Leben der Miß Evans durchsetzen, sondern auch die Einzelheiten in der Ausführung, die vielen bunten und frischen Scenen, welchen wir überall in jenen Romanen begegnen, beruhen oft genug auf thatsächlichen Erlebnissen und beweisen nur die erstaunliche Beobachtungsgabe der Autorin und ihre Fähigkeit, anschaulich zu schildern, in kräftigster Weise. Durch diesen Nachweis hat aber der Biograph es erreicht, daß es nicht die Werke der Schriftstellerin sind, welche uns schließlich am meisten interessiren, sondern daß ihr Leben, ihre ungekünstelte, offene und stets mit sich selbst ringende Menschennatur, uns am meisten beschäftigt. Die Romane sind nur die künstlerischen Aeußerungen dieser reichen Natur, um sie hervorzutreiben erforderte es eine elementare, in der Tiefe und Stille sich offenbarende Kraft, welche auch in ihren anderweitigen Bethätigungen darzustellen, Aufgabe des Biographen war, eine in diesem Falle gut gelöste Aufgabe. Im Grunde ist ja jene Miß Evans, deren Wesen man aus ihren Romanen nur unvollkommen kennen lernt, eine der merkwürdigsten Frauenerscheinungen in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts gewesen. Sie hatte von der gerechten Natur, gleichsam als Entschädigung für körperliche Häßlichkeit, ein warmes, liebesbedürftiges Herz und einen für alles Hohe und Schöne des Menschenthums empfänglichen Sinn erhalten. In einsamen Jugendjahren legte sie den Grund zu einer geistigen Ausbildung, welche an Umfang kaum von der eines Mannes übertroffen werden kann. Ihr nie zu stillendes religiöses Bedürfniß führt sie aus mystischen Träumereien zu bedeutenden freidenkerischen Menschen und leitet sie auf die schriftstellerische Thätigkeit hin, welche sie anfangs, als Uebersetzerin des „Leben Jesu" von Strauß, nur theologisch auffaßt. Dann reißt sie der Sturm ihres ungeheuren Bildungsdranges hinaus in die Welt: sie wird, das erste Weib in England, Mitarbeiterin einer literarischen Zeitschrift und stellt sich in dieser Thätigkeit Männern an die Seite, deren Namen den besten Klang in England haben. Und spät noch — schon war sie eine „alte Jungfer" im wahrsten Sinne des Wortes — wird sie von einer großen, ihr ganzes übriges Leben ausfüllenden Liebe erfaßt; aber wieder hat sie das seltsame Schicksal, daß sie dem Manne ihres Herzens, dem bedeutenden Lewes, nur in illegaler Weise angehören darf. Dieser Lewes erst ist es, der ihr dichterisches Talent entdeckt und weckt; unter den ungeheuersten Anstrengungen, seelischen Kämpfen, in fortwährenden Zweifeln an ihrer Fähigkeit, werden ihre Dichtungen geschaffen, und erst der große Beifall, den sie finden, die Behaglichkeit des Lebens, welche sie ihr verschaffen, bringen nach und nach ihr unruhiges Herz zu stiller Zufriedenheit und zu behaglicher Ruhe. Wie vielseitig mußten die Spuren sein, welche dieses vielbewegte, unruhige Leben in jenen Dichtungen hinterließ. Hermann Conrad ist ihnen sorgsam nachgegangen, und die besonnene, fleißige und bei allem Enthusiasmus echt kritische Art, in welcher er sie blos legt und dem Leser anschaulich macht, gestaltet sein Werk zu einer Biographie im vollsten Sinne des Wortes. Wir verkennen nicht die Schwierigkeiten, welche die Darstellung der künstlerischen Thätigkeit Eliots auf Grund ihres Lebens bei dem Reichthum des letzteren oft finden mußte, und erklären uns aus denselben die Breite, welche oftmals, und zwar nicht nur in den Analysen der Dichtungen allein, die volle Wirkung beeinträchtigt. Daß diese Breite zum Theil auch der überschäumenden Begeisterung entspringt, mit welchem der Biograph an seinen Gegenstand herantritt, ist eine Eigenthümlichkeit aller Lebensbeschreibungen. Den besonderen kritischen Inhalt des Werkes, welcher übrigens durch einige zum Schluß angefügte, rein kritische Aufsätze vermehrt ist, beeinträchtigt dieser Enthusiasmus im Großen und Ganzen nicht, und es sind deshalb auch die Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit des Tones zu den Vorzügen zu zählen, welche dieses Buch lesenswerth und lobeswürdig erscheinen lassen. O. B.

Vae victis! Roman von Konrad Telmann. (Minden i. W., Bruns.) — Der fruchtbare Autor, der bereits mehr Bände veröffentlichte, als sein Leben Jahre zählt, flüchtet sich in seinem neuesten Roman in's Alterthum; er beschwört die neronische Zeit herauf und schildert ein Complot, von Schlemmern, Ehrgeizigen und echten Römern geschmiedet und wider den Cäsar gerichtet. Ein gepeitschter Sclave verräth aber die Verschwörung, der Cäsar ergreift die Missethäter und schlachtet sie grausam. Nicht mit diesen Unthaten allein ist der wahnwitzige Blutdurst Nero's befriedigt; er läßt den größten Theil seiner Stadt in einem gigantischen Brand auflodern und freut sich des funkelnden Farbenspieles. — Der Roman ist geschickt gemacht und verräth in jeder Beziehung die Routine und die Begabung des allzufleißigen Autors. Aber es fehlt dem Buche der weite, historische Ausblick, die Gewalt und tragische Größe, mit der man dieses Zeitalter behandeln muß, wenn man eine volle Wirkung erzielen will. Das Buch ist, wie es uns vorliegt, ein trefflicher, unterhaltender Roman ohne tiefere Bedeutung. E. W.

Ein schlechter Mensch. Roman von Bertha von Suttner. (München, Otto Heinrichs.) — Bertha von Suttner ist eine entschieden geistreiche Schriftstellerin, die früher unter dem nom de guerre „B. Oulot" schrieb und jetzt mit ihrem Gatten um die Wette eine bedeutende Productivität entfaltet. Das vorliegende Buch ist recht frisch, stellenweise sogar burschikos geschrieben. Dazu bringt es im Rahmen einer leichten Unterhaltungslectüre doch viel Scharfsinniges, was zu dauerndem Nachdenken reizt, und behandelt in eigenartiger Weise die Gegensätze zwischen veralteter und moderner Lebensanschauung, wie sie sich auf dem Gute einer österreichischen Adelsfamilie bei deren Gliedern geltend machen. Einzelnes ist da vortrefflich, anderes wird freilich auch wieder ein bischen gar zu nonchalant abgethan. Wir meinen, die Autorin sollte sich, zumal sie die Begabung unstreitig besitzt, ihre Aufgabe mehr erschweren, in der Erfindung der Fabel origineller, in der Charakterzeichnung tiefer und in der Entwickelung der Handlung sorgfältiger und langsamer sein. Auch sind einzelne Partien ein bischen nüchtern, und die reflectirenden Einschaltungen der freigeistigen Verfasserin störend. Sehr rührend, etwas nach Spielhagen'schem Muster gezeichnet, ist die Gestalt des Erich. Der Held selber, „Der schlechte Mensch" wird kaum ganz die Sympathien erobern, welche die Verfasserin ihm zuführen möchte. Weitaus am Besten gelungen sind die weiblichen Charaktere, und in dem ganzen Buche athmet eine erfreuliche geistige Atmosphäre. T—n.

Sonnenbrut. Von Woldemar Kaden. (Dresden, E. Pierson.) — Der bekannte Feuilletonist gibt hier eine Anzahl „Copien realistischer Bilder aus der neuesten italienischen Novellist", wie er sich ausdrückt, d. h. eine Anzahl trefflich verdeutschter Novelletten von Verga, Demarchi, d'Annunzio, Fucini und anderer moderner italischer Erzähler. Es ist höchst erfreulich zu sehen, wie die in ihren Anfängen stark von den Pariser Autoren, zumal Alphonse Daudet, beeinflußte neuere Novellistik Italiens sich von ihren Vorbildern emancipirt hat, selbständig und wahrhaft national geworden ist. Einige dieser Geschichten, z. B. des ausgezeichneten Verga, kannten wir bereits aus anderen Uebertragungen in deutschen Blättern, Anderes ist neu und Alles in Allem interessant und voll von Talent. Wir empfehlen den stattlichen Band.

Nouvelles slaves. Par K. Toursky-Strebinger et Sacher-Masoch. (Paris, L. Westhausser.) — Der bekannte Genfer Deutschenfresser Victor Cherbuliez hat zu diesem Buch eine geistvolle Vorrede geschrieben, worin er sich über die „zukunftsreiche" slavische Literatur verbreitet, doch gehören zu unserem Erstaunen die meisten und besten der hier enthaltenen Novellen der deutschen Literatur an. Vertreten sind Sacher-Masoch mit seiner prachtvollen „Mondnacht" u. A., Ferdinand von Saar mit den nicht minder meisterhaften „Steinklopfern" und „Innocenz", nebenbei einige Kleinigkeiten von Pawlow, Vukelic, Kurolnik. Wenigstens Saar wird gewiß überrascht sein, hier unter die slavischen Schriftsteller zu gerathen. Sehr lächerlich ist Cherbuliez's Bemerkung über die Uebersetzerin: née en pays français et qui vit en Allemagne. Leider heißt die Dame jedenfalls weniger slavisch Toursky, als gut deutsch Strebinger. Wie kann sich nur ein Verleger, der gewiß nicht in französischen Landen geboren, zu solcher Maskerade hergeben?!

Digitized by Google

Inserate.

Zur Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland.
Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Kaiser Wilhelm und sein Reich
von
Ed. Simon.
Autorisirte Bearbeitung.
Aus dem Französischen.
Ein starker Octavband 6 M., eleg. geb. 8 M.

Mit großer Unparteilichkeit, welche man bei einem Franzosen nicht für möglich hält, schildert Autor das Leben unseres **Heldenkaisers** und mit **Hochachtung**, mit **Bewunderung**, ja mit **größter Sympathie** spricht derselbe von unseren großen Männern, **Bismarck, Moltke** u. s. w. Das Werk ist geeignet in Deutschland gleiches Aufsehen wie in Frankreich hervorzurufen. —

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct. **Bad Pyrmont.** Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.
Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.
Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Verlagshandlung von Alphons Dürr in Leipzig.
Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Skizzen zur Rheinischen Geschichte
von
Karl Lamprecht,
Prof. an der Universität Bonn.
8°. Eleg. brosch. 4 M. 50 Pf. In Leinwand geb. 5 M. 75 Pf.

Als Frucht langjähriger Studien bietet der bekannte Forscher Rheinischer Vergangenheit im gefälligen Gewande dieser sieben frisch geschriebenen Skizzen einen vollen Einblick in die Entwickelung des Rheinlandes, die in ihren Hauptmomenten in ansprechender und leichtverständlicher Darstellung vorgeführt wird. Dank der glücklichen Befähigung ihres Verfassers, die Resultate exact wissenschaftlicher Forschung in eleganter, im besten Sinne populärer Form darzubieten, werden diese Skizzen zur **ersten wirklich lesbaren Rheinischen Geschichte** die wir besitzen.

Bad Reinerz
bei Glatz in Schlesien, klimatischer waldreicher ***Höhen-Kurort*** von 568 m. Seehöhe, mit sämmtlichen Erfordernissen eines ***Terrain-Kurorts***, besitzt drei kohlensäurereiche alkalisch-erdige ***Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche***-Bäder und eine vorzügliche ***Molken-*** und ***Milch-Kuranstalt.*** Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. Angenehmer Sommeraufenthalt.
Saison vom 1. Mai bis Oktober.

Bücher-Ankauf!
Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Roman-Manuscripte
werden zu erwerben gesucht.
Berlin, Lützowstr. 16. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Soeben erschien bei **Gebrüder Borntraeger** in Berlin S.W., Wilhelmstrasse 122:
Victor Hehn, Gedanken über Goethe. 1887. 8. brosch. 7 M.
Victor Hehn, Italien. Ansichten und Streiflichter. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. 1887. 8. geb. 7 M.
Victor Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Fünfte Auflage. 1887. gr. 8. brosch. 10 M.

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.
Soeben erschien:
Zur Moral der literarischen Kritik
Eine moralphilosophische Streitschrift
von
Wilhelm Wundt.
8°. M 1,20.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Deutsch-national.
Kolonial-politische Aufsätze
von
Karl Peters.
186 Seiten gr. 8°. Preis M 4.— broch., M 6.— hlbfz. gebunden.
Verlag von **Walther & Apolant** in **Berlin.**

Augenblicksbilder
in Photographie und Lichtdruck.
Schnellseher
zur Umsetzung der Serien in die Bewegung.
Moment-Apparat
für Amateure und Touristen.
Moment-Verschluss in allen Grössen.
Gesammt-Katalog mit 2 Probebildern franco gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XXX. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

JUN 23 1887
Library

№ 24. Berlin, den 11. Juni 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Friedensarbeit unserer Kriegsmarine. Von Franz Siewert. — Militärische Jugenderziehung. Von Oberstlieutenant a. D. G. v. Marées. — Zur Reform der Universitäten. Von Philosophus. — **Literatur und Kunst:** Vom Pariser „Salon". Von L. M. — Goethe und Minchen Herzlieb. Von H. Düntzer. — Kupferstich und Radirung. Von Wilhelm Lübke. — **Feuilleton:** Rückblicke auf die Florentiner Feste. Von Friedrich Boettcher, M. d. R. (Schlußartikel.) — **Aus der Hauptstadt:** Separatausstellungen in der Nationalgalerie. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Die Friedensarbeit unserer Kriegsmarine.

Von Franz Siewert.

Unleugbar ist nach vielen Richtungen unsere Kriegsmarine für die seit der nationalen Wende lebhaft erkennbar gewordene Kraftentfaltung unseres Reiches ein sprechender Ausdruck geworden. Nicht daß dieselbe mit den vergrößerten politischen Anforderungen aus den gehäuften Mitteln des Reiches als ein bloßes militärisches Machtwerkzeug entstanden ist; auch an den neuen Aufgaben unseres Cultur- und Wirthschaftslebens hat die Flotte nicht nur einen thatkräftigen Antheil genommen, sondern sie ist sogar ein wichtiger Hebel für die Erfolge und Fortschritte auf diesen Gebieten geworden. Wenn auch die militärische Seite naturgemäß die wichtigere geblieben ist, so hat dennoch auch ihre Friedensthätigkeit eine in jener Richtung weit über die engeren Grenzen des speciellen Berufes hinausgehende Bedeutung gefunden und soviel auch die Kriegsthaten zur See, Tage von Eckernförde, Jasmund, Dornbusch u. s. w. dazu beigetragen haben, die Flotte beliebt im Ansehen der Nation zu machen, so ist dennoch die große und fortgesetzt zunehmende Popularität des vaterländischen Seekriegswesens wohl überwiegend auf die werthvolle Friedensthätigkeit zurückzuführen.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung und zugleich wohl eines der vielsagendsten Anzeichen von der Tüchtigkeit und gesunden Kraft des deutschen Volkscharakters, daß Deutschland trotz der Ungunst der Verhältnisse, unter welchen es nach fast zwei jahrhundertlanger wirthschaftlicher und commercieller Stagnation seine ehemals glänzende Stellung auf dem Gebiete, wo die verschiedensten handeltreibenden Völker der Erde die Producte ihres Bodens, die Erzeugnisse ihres Fleißes und ihrer industriellen Geschicklichkeit austauschten, wiederzuerlangen suchte, den großen Wunsch, wieder ein tüchtiger Seestaat zu werden, aus dem alten Vorrathe deutsch-nationaler Hoffnungen in so überraschend schneller Zeit verwirklicht hat. Des Schutzes und des Beistandes durch ein einheitlich großes Staatswesen entbehrend, ohne Gunst der deutschen Fürsten, ja lange Zeit auch ohne Interesse des Binnenlandes hatte sich der deutsche Handel und Verkehr im überseeischen Auslande mühsam seine Wege suchen müssen, bis er erst um die Mitte unseres Jahrhunderts den ersten staatlichen Halt gefunden und damit auch den wichtigsten Impuls zu einem frischen Aufschwung erhalten hatte. Mit rastloser Thätigkeit haben wir seit dieser Zeit das Terrain vorbereiten und muthig und unverdrossen jene Hemmnisse beseitigen gesehen, welche Vorurtheil und Unwissenheit unseren gewerblichen und commerciellen Fortschritten über See in den Weg gelegt hatten, sodaß wir heute, was sonst im Leben eines Volkes erst die Spätfrucht jahrhundertlanger Entwickelung zu sein pflegt, den Wiederbesitz einer herrschenden Stellung im Welthandel als glückliche Thatsache betrachten können. Je lebendiger aber die Theilnahme wird, mit welcher fremde Völker unserer wirthschaftlichen Kraftentfaltung folgen, je kräftiger die Strömung, welche unsere gewerblichen und commerciellen Kreise selbst bewegt, desto hoffnungsreicher und siegesgewisser wird gewiß auch die Zukunft werden.

Es war das Jahr 1851, das Jahr der großen Londoner Weltausstellung, welches in vielen Beziehungen einen Umschwung in den Verhältnissen von Handel und Gewerbe aller Nationen hervorgerufen hatte. Ganz direct aus der Anlage und dem Aufbau dieser Weltausstellung waren die Wirkungen entstanden, welche sich innerhalb eines neuen Zeitrahmens zunächst in einem allgemeinen Bedürfniß nach wirthschaftlicher Kraftäußerung und Ausdehnung im Raume bemerkbar machten. Nachdrücklicher wie je zuvor hatten England und Frankreich an der Eröffnung der ostasiatischen Culturwelt für den europäischen Handelsmarkt gearbeitet und während ihre diplomatischen Missionen einen Hafen nach dem anderen in China und Japan ihren Handelsflaggen öffneten, waren ihnen Nordamerika und Holland bald auf dem Fuße nachgefolgt und hatten sich ebenfalls durch Freundschafts- und Schifffahrtsverträge große Begünstigungen für ihren mercantilen Seeverkehr erworben. Aber auch in den norddeutschen Staaten hatten die Rhederei, der Handel und die Industrie, letztere angespornt von den Erfahrungen der Londoner Ausstellung, in dieser Zeit bemerkenswerthe Fortschritte zu verzeichnen gehabt; auch waren keineswegs unbedeutend die deutschen Anstrengungen gewesen, jene entlegenen Welttheile ebenfalls in den Bereich ihrer Operationen zu ziehen, sodaß der deutsche Handelsstand in jenen Gegenden damals schon nationales Selbstgefühl genug besaß, um das Auftreten der vaterländischen Regierung neben den Unternehmungen anderer Staaten als „ein Bedürfniß zu empfinden". Diese Wahrnehmung nicht übersehend und im Bewußtsein, daß es der Stellung Preußens nicht länger angemessen sei, seine Unternehmungen im Auslande unter dem Schutze fremder Nationalitäten, ihrer Gesandten und Kriegsschiffe zu stellen, glaubte die preußische Regierung nicht länger mit einer selbständigen diplomatischen Action in Ostasien zurückhalten zu müssen, und so wurde denn die erste Expedition preußischer Kriegsschiffe nach Ostasien im Jahre 1858 beschlossen. Es waren die Corvetten „Arcona" und „Thetis", die „Elbe" und der kleine Schoner „Frauenlob", welche zu einem Geschwader vereinigt den Gesandten Grafen Friedrich zu Eulenburg, den späteren Minister des Inneren mit drei Attaché's und einer wissenschaftlichen Commission im Auftrage

Digitized by Google

Preußens und im Namen des deutschen Zollvereins an die Höfe von Jeddo, Peking und Siam zum Abschluß eines Handels- und Freundschaftstractats über den Ocean führten (1858/61). Es bildeten diese Schiffe einen beträchtlichen Theil der ganzen Stärke der jüngeren Schwester der unter dem Auctionshammer der Reaction verstorbenen ersten deutschen Marine — der preußischen Flotte. Die diplomatische Mission Eulenburgs entledigte sich ihrer Aufgabe zur besonderen Zufriedenheit der Zollvereinsstaaten und wir wissen, daß uns die Garantien für den friedlichen Verkehr deutscher Schiffe in den ostasiatischen Gewässern durch die Bestellung von ersten deutschen überseeischen Reichsvertretern gesichert wurden. Die Bedeutung dieser ersten großen transoceanischen Expedition der deutschen Kriegsflagge war nicht allein darin zu suchen, daß die deutschen Rhedereien und der deutsche Handel nunmehr aufgehört hatten, eine bloße geduldete Stellung in den ostasiatischen und benachbarten Gewässern einzunehmen, sondern sie bestand auch darin, daß diese erste Expedition der Kriegsflagge dank ihres Erfolges bestimmend für alle späteren überseeischen Aufgaben unserer Flotte geworden ist. Wenngleich es bei den beschränkten Mitteln der jungen preußischen Marine noch nicht möglich war, sogleich eine umfassende Entfaltung der Kriegsflagge auch in den anderen Meerestheilen zu organisiren, wo dem heimathlichen Unternehmen, wie z. B. in der Südsee, in Westindien, an der Ost- und Westküste von Südamerika, staatlicher Schutz und Schirm gegen die Eifersüchteleien und Ränke der Concurrenzstaaten ebenfalls förderlich genug gewesen sein würde, so war man sich doch des wohlthätigen Einflusses einer überseeischen staatlichen Vertreterschaft vaterländischer Interessen genügend bewußt geworden, um in den späteren Jahren, als mit zunehmender Vergrößerung der deutschen Flottenkräfte die Mittel dazu disponibel wurden, nachdrücklich darauf Bedacht zu nehmen.

Preußen hatte aber einstweilen für sein verhältnißmäßig starkes Landheer zu bedeutende Summen herzugeben, als daß schon in den fünfziger Jahren eine beträchtlich zunehmende Vergrößerung der Marine mit entsprechendem Repräsentationsaufwand durchführbar gewesen wäre, zumal derselben auch eine große und einflußreiche Partei entschieden widerstrebte, welche bekanntlich für nichts Sympathien besaß, was aus den Jahren 1848 und 1849 hervorgegangen war und welche die preußische Marine deshalb lange Zeit auch als eine „revolutionäre Schöpfung" betrachtete. Nur schrittweise hatte man daher die Hindernisse beseitigen können, welche sich ihrer Entwickelung entgegenstellten — und erst als der Dannebrog über die Alsenenge zurückgedrängt und Nordalbingiens deutsches Land dem Reiche wiedergewonnen war, erst als die die deutschen Verhältnisse gründlich umgestaltenden Ereignisse des Jahres 1866 unser Land ganz dem Meere geöffnet und der Marine in den beiden großen Häfen an der Nord- und Ostsee eine festere Grundlage geschaffen hatten, erst da war sie des beengenden Zwanges kleinlicher Concurrenz mit den Ostseegeschwadern überhoben worden und ihr das von Hause aus angehörige Streben nach freier Entwickelung ihrer Kraft zur Erlangung wirklicher militärischer Bedeutung gestattet worden. Als dann die Siegeszüge in Frankreich 1870/71 das deutsche Kaiserthum erneuert hatten, da war mit dem einigen deutschen Reiche ein neues Deutschland zur See entstanden, indem das von den großen Erfolgen der deutschen Culturarbeit im Ausland getragene nationale Streben nach einer Machtgeltung zur See jetzt in der „kaiserlich deutschen Marine" schon in äußerer Erscheinung das Gebiet, auf welchem sich die vollendetste Einigung nationaler Interessen kundgab, Ausdruck gefunden hatte.

Das Jahrzehnt, welches zwischen jenen ersten staatlichen Schritt zum Schutze der vaterländischen Interessen im überseeischen Auslande und der Erneuerung des Reichs lag, hatte der Flagge der Zollvereinsstaaten sowie der des späteren norddeutschen Bundes einen fortschreitenden Antheil an der Ausbeutung der transoceanischen Verkehrsgebiete zugewiesen. Aber ungleich lebhafter noch gestaltete sich unsere wirthschaftliche Kraftentfaltung nach der großen nationalen Wende. Es war das eigene gehobene Kraft- und Sicherheitsbewußtsein, welches jetzt Deutschland schnell auch im Ansehen des Auslandes zu einer commerciellen und industriellen Großmacht empor half. Die deutschen Schifffahrtslinien, welche sich vor 1870/71 überwiegend nur nach den Vereinigten Staaten gerichtet hatten, zogen jetzt weitere Kreise, sodaß nicht nur Westindien und Südamerika, sondern auch die Küsten des Stillen Oceans nach Ost wie nach West die Ziele der unausgesetzt sich mehrenden Fahrten wurden. An den Erfolgen der nationalen Handelsflagge nahm unsere Kriegsmarine sogleich dankenswerthen Antheil, indem sich ihre oberste Leitung zur Einrichtung von ständigen überseeischen Kriegsschiffsstationen entschlossen hatte, mit welchen den Handelsunternehmungen ein fester Halt, Schutz und Sicherheit gewährleistet wurde.

Schon der im Jahre 1867 für die norddeutsche Bundesmarine entworfene und nach der Gründung des deutschen Reiches nach längeren Berathungen im Jahre 1875 vom deutschen Reichstag reorganisirte Flottengründungsplan hatte den Dienst auf den auswärtigen Stationen als eine der wichtigsten Aufgaben der Marine im Krieg und Frieden hervorgehoben und für die Besorgung dieses Dienstes 20 Corvetten und einen großen Theil der auf 18 veranschlagten Kanonenboote verlangt. Jetzt wurden größere Mittel bereit gestellt und das Jahrzehnt nach dem Kriege hat den Dienst der deutschen Marine mit diesen festen bleibenden Stationen allmählich über alle Meere organisirt.

Wenn man sich den Zweck und die speciellen Aufgaben unserer transoceanischen Marinestationen klar macht, dann wird man von dem unleugbaren Vortheile eine Einsicht bekommen, welcher aus diesen Einrichtungen unseren Handelsunternehmungen im Auslande seither erwachsen ist. Das Schutzbedürfniß für den heimathlichen Handel macht sich überall allerdings meistens erst dann bemerkbar, wenn schon ein gewisser Verkehr der nationalen Flagge vorhanden ist. Die Repräsentation der Kriegsflagge tritt aber auch schon dann als wünschenswerth hervor, wenn ein solcher Verkehr noch gar nicht oder nur im geringen Maße vorhanden ist. Das Kriegsschiff kann also mehr als bloß vorhandenes schützen und soll nicht bloß eine Art Memento für etwaige Störenfriede sein; es soll vielmehr auch den Beruf eines Pioniers des Handels verfolgen und die Fahrzeuge der Kauffahrtei zur Nachfolge in seine Curse bestimmen. Deshalb ist auch die Vorstellung wenig zutreffend, daß unsere Kriegsschiffe im Auslande immer nur eine Art militärische Aufsicht, einen Gendarmeriedienst zu versehen hätten. Unsere Kriegsschiffe selbst treiben keinen Handel; aber indem sie den Machtbegriff des Staates verkörpernd zuerst und dann in regelmäßiger Wiederkehr da erschienen sind, wo das deutsche Unternehmen einen ersten Anfang genommen hat, haben sie zur Förderung seines Fortschrittes überall viel beigetragen. Das Beispiel, der Antrieb und die Gewohnheit thuen immer viel da, wo das Gefühl der Unsicherheit zu einem solchen der Sicherheit erstarken soll. Und indem unsere Handelsschiffer in fremden und entlegenen Meeren die Selbständigkeit an der selbstbewußten Kriegsflagge gelernt haben, hat diese durch ihre Aufforderung zur unaufhörlichen Nachfolge auch überall anspornend gewirkt. So haben unsere Schiffe in allen Meeren dem deutschen Unternehmen einen dauernden Charakter durch die Garantie der ferneren Entwickelung gegeben und ihre Stationen sind Gedenkzeichen für den freien Verkehr, eine Art Programm geworden dafür, wie sich Erwerb und Absatz friedlich die Hände reichen, um in guter Wechselwirkung gewinnbringende Erträgnisse zu fördern.

Unter unseren überseeischen Kriegsschiffsstationen ist die ostasiatische die älteste. Bis um die Mitte des letzten Jahrzehntes hatten zur ostasiatischen Station auch die Gewässer der Südsee gezählt. Die Erwägungen, daß Australien als das Herz der ganzen oceanischen Welt, ein Mittelpunkt sozusagen auf der östlichen Halbkugel in seinem vielumworbenen Pacificgebiet die mannigfachsten fremden Interessen mit den rüstig aufstrebenden deutschen Unternehmungen auf zahlreichen Inseln Polynesiens concentrirt und daß mit Rücksicht auf den neuen großen Aufschwung, welchen der Verkehr der Völker erhalten wird, wenn erst durch den Panamacanal die kürzeste Verbindung zwischen der westlichen und der östlichen Hemisphäre hergestellt sein wird, möglichst rechtzeitige und gesicherte

Digitized by Google

Stellungen dem vaterländischen Verkehr gesichert werden müssen, diese Erwägungen hatten sodann im Jahre 1875 zur Trennung der Südsee von Ostasien und zur Einrichtung einer besonderen Station in diesen Gewässern geführt, welche in Apia (Sitz des deutschen Generalconsulates) den Centralpunkt erhielt.

Die Glattdeckscorvette „Augusta" war das erste selbständige Stationsschiff im Pacific. Es folgten im Jahre 1877 die „Ariadne" und 1878 die neue Corvette „Bismarck". Im Jahre 1879 wurden die Corvetten mit Kreuzern III. Klasse vertauscht und zwar mit den Fahrzeugen der „Albatroß"-Klasse, welche einen geringeren Tiefgang besitzen und für geeigneter zum Verkehr in den Inselgewässern Polynesiens befunden wurden. Diese kleineren Schiffe sind bisher in der Südsee verblieben und nur in Fällen, wo sich eine größere Entfaltung der Kriegsflagge nothwendig gemacht hat, sind Verstärkungen von der ostasiatischen oder von der westsüdamerikanischen Station nach der Südsee beordert worden. Auf der ostasiatischen Station verkehrten nach der oben genannten die deutsche Kriegsflagge zum ersten Mal durch's Weltmeer führenden „Arkona"-Expedition nacheinander die Corvetten „Vineta", „Elisabeth", „Arkona", „Hertha", „Freya" u. s. w. Dann später in neuerer Zeit zum Geschwader vereinigt, die großen Corvetten „Leipzig" und „Prinz Adalbert", „Stein", „Bismarck" ꝛc. An den Küsten Südamerikas waren abwechselnd die Glattdeckscorvetten „Victoria", „Medusa" und „Nymphe" (1875—1879), dann die „Hansa" an der Westküste während des Chile-Peruanischen Krieges, später „Freya", „Sophie", „Marie" u. s. w. Westindien ist für unsere Kriegsflagge nicht eine feste Station, sondern ist immer nur vorübergehend von unseren Schulschiffen besucht worden. Die Küsten der Vereinigten Staaten sind abgesehen von einem Besuch der Corvetten „Hertha" und „Arkona" unseres Wissens sonst nie von der deutschen Kriegsflagge berührt worden, so groß sich das Verlangen unserer dortigen Landsleute nach einer Repräsentation der deutschen Kriegsflagge auch gezeigt hat und dieser Wunsch in ihrer Presse auch vertreten ist. Weniger politische Opportunitätsgründe als die einfache Zwecklosigkeit solcher Besuche ist die Veranlassung hiervon; wie denn auch unsere diplomatischen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten bekanntlich keineswegs derartige sind, daß eine beiderseitige Repräsentation der Kriegsflagge besondere Rücksichten der Courtoisie gebieten können. Die Station eines Avisos im Mittelmeer (Konstantinopel), welcher dort seit den 70er Jahren einen ständigen Aufenthalt hat, hat weniger den Zweck eines militärischen Schutzes concreter Interessen, als vielmehr die Bedeutung einer diplomatischen Repräsentation bei der sich in Permanenz befindlichen Orientfrage. Wo sich im Mittelmeer, diesem Brennpunkte intereuropäischer Interessen, Deutschland veranlaßt sehen mußte, im Namen des europäischen Gleichgewichts sein entscheidendes Gewicht in die Wage zu werfen, da sind besondere Escadres oder wenigstens Sondermissionen einzelner Kriegsschiffe die Träger der Aufgabe unserer Machtstellung gewesen wie z. B. das deutsche Panzergeschwader im Sommer 1877 in der Bai von Salonichi, die „Victoria" im Verbande des europäischen Executivgeschwaders unter Lord Seymour vor Dulcigno, so das deutsche Geschwader „Gneisenau", „Habicht" und „Ziethen", unter Commodore v. d. Goltz, während des vorletzten englisch-ägyptischen Krieges.

Die Aufgaben und Missionen aller dieser Schiffsindienstthaltungen in den europäischen und namentlich in den transatlantischen Gewässern lassen sich verschieden beurtheilen. Daß dieselben mit ihren Erfolgen und Resultaten für die Geschichte unserer Schifffahrts- und Handelsverträge während der letzten Decennien eine weitreichende Bedeutung erlangt haben, liegt auf der Hand und die frischen Eindrücke der Vorgänge auf den jüngsten Flottenstationen, vor West- und Ostafrika und in der Südsee werden die Tragweite einer politisch-militärischen Kraftentfaltung zum Schutze und zur Förderung unserer nationalen Commerzien Jedem verständlich gemacht haben.

Die Einrichtung der festen Stationen deutscher Kriegsschiffe von West- und Ostafrika in der Form und unter den Gesichtspunkten, wie sie hier der Kanonendonner verkündet hat, bedeutete für unseren Wirthschaftsbetrieb über See wie auch für den Beruf der Kriegsflagge den Anbruch einer neuen Phase. Ließe sich auch keineswegs sagen, daß unsere Kriegsflagge bisher nur auf die Phantasie des deutschen Volkes gewirkt habe, denn um dieser Auffassung Recht zu lassen, müßte man ihre Thätigkeit, die sie namentlich seit der großen nationalen Wende mit Nachdruck verfolgt hat, unterschätzen. Dennoch aber behalten die afrikanischen Stationen sowie die neuen Positionen am Kaiser Wilhelmsland (Neu-Guinea und Bismarck-Archipel u. s. w.) das vor den anderen überseeischen Actionsgebieten unserer Kriegsmarine voraus, daß sie kein geographischer Begriff mehr, sondern die ersten wirklichen Kriegsschiffsstationen vor heimathlichem Boden sind und daß sie, was noch wichtiger erscheinen muß, hoffnungsvolle Beispiele für eine weitere territoriale Consolidation unserer überseeischen Machtstellung geworden sind. Diese ersten überseeisch-deutsche Territorien mögen die ersten Pfeiler für die feste Brücke sein, auf welcher das nächste Jahrhundert unsere commerzielle und industrielle Großmacht zur Weltenmacht hinüberführen wird und in dem Maße, wie sich das ganze deutsche Volk jetzt weltumfassender Ideen bemächtigt, wird auch unsere Kriegsmarine in höherer Berechtigung zu ihrer Existenz dafür sorgen, daß die bisher von einem Volke mit Krieg oder List verfochtene Theorie vom mare clausum dem Recht des mare liberum zu unserer eigenen aber auch zur Wohlfahrt aller Völker weichen werde.

Militärische Jugenderziehung.

Von Oberstlieutnant a. D. G. v. Marées.

Fast ein halbes Menschenalter ist bereits darüber hingegangen, daß das Kaiserlich französische „Prätorianer"-Heer am Fuße der blauen Wasgenberge, an den blühenden Thalhängen der Saar, Mosel und Maas deutschen Hieben erlag. Frankreich erhielt damals die blutige Lehre von der Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte, die wohl über Araber, Chinesen und Mexikaner, auch in einem „galanten" europäischen Kriege (1859) billigen Ruhm erringen, aber nicht mit Erfolg die Stirne einem festgefügten Volk in Waffen bieten konnten. Daß einem solchen gegenüber selbst ein zum Kampf gerufenes Volk mit Waffen noch nicht viel bedeute, zeigte die nächste Folge. In dieser Erkenntniß schritt Frankreich nach beendetem Kriege voll guten Willens und mit ganzer Kraft zur Neubildung seiner Streitmittel. Allgemeine Wehrpflicht, vom verhaßten Gegner länger denn ein halbes Jahrhundert weise und strenge durchgeführt, sollte nun auch das Heilmittel sein, um Frankreichs zu Boden geschmetterte Wehrkraft wieder emporzuheben und bald geeignet zu machen zur heiß ersehnten Revanche. Aber das sah hierbei doch der Verstand der Verständigen in dem von Leidenschaften noch tief erregten Lande, daß manche Vorbedingung fehlte, um selbst mit der allgemeinen Wehrpflicht den hochgespannten Hoffnungen der Nation in kurzer Zeit gerecht werden zu können. Soll die allgemeine Wehrpflicht aus einem Volk mit Waffen ein Volk in Waffen, ein tüchtig geschultes Kriegsheer schaffen, so beansprucht sie eine möglichst kurze Ausbildungsdienstzeit im Frieden. Je kürzer diese, um so größer die Zahl der jährlich im Rahmen des Friedensheeres Auszubildenden; je länger dieselbe, um so mehr entfremdet sie das Heer dem Volke. Von einer kurzen Ausbildungszeit im stehenden Heere (Dienstzeit) sind aber drei Vorbedingungen unzertrennlich: Militärische Anlagen des Volkes, tüchtige Erziehung in Schule und Haus, ein ausgezeichnetes, im Volk und Heer gleich hochstehendes militärisches Lehrerpersonal (Offizier-Corps). Von diesen drei Vorbedingungen besaß Frankreich eigentlich keine, als es mit der Friedenswiederkehr zur Ein- und Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht schritt. Unter diesen Umständen darf es wohl als das Wählen des kleinsten Uebels bezeichnet werden, wenn man sich zur Einführung einer verhältnißmäßig sehr langen — fünfjährigen — aktiven Dienstzeit entschloß und damit dem sehr

Digitized by Google

bedeutenden, nicht zur Einstellung in das Friedensheer gelangenden Theil der Wehrfähigen nur eine kurze, ganz oberflächliche militärische Ausbildung ermöglichte. Mit dieser Maßregel glaubte man, wenigstens einen erheblichen Theil des Volkes zu einem tüchtigen Stamm für das im Kriege aufgebotene Volk in Waffen zu gestalten. — Nur im heißesten Kampfe der Meinungen war das Heeresorganisations-Gesetz in diesem Sinne zu Stande gekommen, und während einerseits durch Hebung des Schulunterrichts, Einführung des obligatorischen Turnunterrichts (1880), Errichtung von Schülerbataillonen (1882), sowie Schulung des Offizier-Corps die Vorbedingungen für eine kurze active Dienstzeit mehr und mehr geschaffen werden sollten, kämpfte ein von Jahr zu Jahr erheblich anwachsender Theil der Volksvertretung direct für die Einführung einer dreijährigen Dienstzeit und — im Zusammenhange mit derselben — für gleichmäßige militärische Ausbildung aller Wehrfähigen. Wiederholt waren im Laufe der letzten Jahre von Seiten der Heeresverwaltung entsprechende Vorlagen dem gesetzgebenden Körper gemacht worden, — aber der fortwährende Wechsel der herrschenden Parteien und mit ihnen des Kriegsministers — in Frankreich das Haupt der Armee — ließen die Vorschläge bislang nicht über die ersten Geburtsstadien hinausgelangen. Auch General Boulanger, Frankreichs nunmehr abgethaner Kriegsminister, legte dem gesetzgebenden Körper im verflossenen Jahre ein neues umfangreiches Reorganisationsgesetz vor, dessen Mittelpunkt gleichfalls die dreijährige active Dienstzeit mit ihren weitgreifenden Folgen bildet. Von dem damit beauftragten Ausschusse des französischen Abgeordnetenhauses ist das Gesetz in seinen beiden ersten Haupttiteln bereits geprüft und festgestellt worden, so daß bei der Dringlichkeit des Gegenstandes eine baldige Berathung und die unzweifelhafte Annahme dieses Theiles im Abgeordnetenhause sicherlich erfolgen dürfte, wenn nicht die unsicheren politischen Zustände lähmend einwirken. Das Inkrafttreten des Militärorganisationsgesetzes würde auf's tiefste in die gesammten Heeresverhältnisse eingreifen und die französische Armee längere Zeit hindurch auf einen Uebergangsstandpunkt stellen, welcher die volle Kriegsbereitschaft mehr oder weniger beeinträchtigen müßte. Dies und der Umstand, daß das in Frage stehende Gesetz immerhin nur bei gesichertem längeren Frieden durchzuführen ist, haben schon manchen berechtigten Zweifel darüber aufkommen lassen, ob General Boulanger es mit der Einführung des Militärorganisationsgesetzes redlich meinte oder ob er nicht durch Gesetzesvorschläge solcher Art und entsprechende Berathungen die Aufmerksamkeit von seinem eigentlichen Thun und Treiben ablenken wollte.*) Eins ist sicher: Revanchekrieg und Heeresorganisation lassen sich nicht gleichzeitig durchführen; eines schließt sogar das andere aus. Beides wird aber von den treibenden Parteien auf die Tagesordnung gestellt! Wo ist da der Schlüssel?! —

Doch nehmen wir an, daß es unserem großen Kanzler gelingt, den Revanchekrieg unter Wahrung des Vortheils und der Ehre des mächtigen deutschen Reiches vorläufig fern zu halten, und daß Frankreich sich entschließt, den fertig vorbereiteten Theil des Militärgesetzes zur Durchführung zu bringen. Mit demselben tritt dann u. A. eine Einrichtung in's Leben, deren Wellen auch über die Landesgrenze hinaus manchen deutschen Idealisten schmeichelnd berühren werden. Jenes Gesetz verlangt nämlich, im Zusammenhange mit der abgekürzten activen Dienstzeit, eine „militärische Jugenderziehung". Abgesehen von dem obligatorischen Turnunterricht sollen fortan rein militärische Unterrichtsgegenstände von den Schülern gelernt und militärische Uebungen mit der 17—20jährigen Jugend abgehalten werden. Ein Zeugniß über Theilnahme an diesen Uebungen befähigt dann zu einer nur zweijährigen activen Dienstzeit; theoretische Kenntnisse auf militärischem Gebiete unter Umständen noch zu anderen besonderen Vergünstigungen. Das Einjährig-Freiwilligen-Institut hat hingegen in den fünfzehn Jahren seines Bestehens in Frankreich so wenig Wurzel geschlagen, daß man es ganz fallen lassen muß; man erachtet solche Vergünstigung jenseits der Vogesen schon als eine Durchlöcherung der gleichen Wehrpflicht!

„Militärische Jugenderziehung" ist in Wort und Sache so alt, wie die „allgemeine Wehrpflicht" selbst. Diese, bei den Culturstaaten des Alterthums in der ersten Bildezeit überall Staatsgesetz, setzte eine militärische Jugenderziehung voraus, die aber neben der Weckung der geistigen Eigenschaften nur in Entwickelung von Körpergewandtheit sowie in Uebung des einfachsten Waffengebrauches bestand; der Heeresdienst selbst erforderte damals auch nichts anderes, als diese schon für das alltägliche Leben des wehrfähigen Staatsbürgers erforderlichen Bedingungen. Mit dem allmählichen Verschwinden der allgemeinen Wehrpflicht mußte auch die militärische Jugenderziehung hinfällig werden, und je mehr die Staatswehr in die Hände einer besonderen Berufsklasse überging, um so mehr wurde eine besondere Erziehung zu diesem Berufe erforderlich. Nach einer langen, langen Zeitspanne voll Wandlungen und Verirrungen, sollte erst unser jetziges Jahrhundert in Folge der großen französischen Revolution den Staatsgrundsatz wieder zur That machen, daß vor dem Gesetze kein Standesunterschied bestehe und daß gleiche Rechte auch gleiche Pflichten bedingten. Auf dieser Grundlage führte Preußen zuerst die „allgemeine Wehrpflicht" wieder ein und durch. Wohl träumte dort zu jener Zeit des stillen Waffenschmiedens gegen den Unterdrücker mancher tüchtige Mann auch von einer militärischen Jugenderziehung; aber eine kräftige, allseitige neue Staatsentwickelung verbannte bald solche unzeitgemäßen Ideen. Nirgends tauchten dieselben wieder ernstlich auf, bis sie jetzt von Frankreichs Regierung und Volk von Neuem in's Leben gerufen werden sollen. Diese seltsame Erscheinung ist wohl nicht zum wenigsten darauf zurückzuführen, daß die militärischen Einrichtungen des jetzigen Frankreichs nicht unter Zuziehung von erprobten und erfahrenen höheren Offizieren vorberathen, geprüft und festgestellt werden, sondern lediglich von dem Kriegsminister und der Volksvertretung. Mögen deren Mitglieder, wie in dem vorliegenden Falle, noch so pflichtgetreu und hingebend arbeiten und urtheilen, es fehlt ihnen einerseits doch das volle Verständniß für die militärischen Einrichtungen, andererseits die unabhängige Stellung, um ihren persönlichen Anschauungen den gebührenden Nachdruck zu geben. Auch ein um die Volksgunst buhlender Kriegsminister wie General Boulanger hätte niemals ein vollgiltiger Vertreter der militärischen Interessen des Landes sein können. Gewichtige militärische Stimmen verlangen daher mit Fug und Recht zunächst eine Prüfung des Gesetzes durch den oberen Kriegsrath (conseil supérieur de la guerre).

Um nun den Werth einer militärischen Jugenderziehung zu prüfen, muß vor Allem klar liegen, welche Ziele sich die militärische Ausbildung heutigen Tages steckt, und inwieweit diesem Streben mit Nutzen vorgearbeitet werden kann.

Bei der militärischen Ausbildung handelt es sich zuvörderst um das Gebrauchenlernen der verschiedenen Waffen und Kampfmittel, je nachdem es Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Pioniere u. s. w. betrifft; der Gebrauch dieser Waffen und Kampfmittel ist heutigen Tages nichts weniger als ein einfacher und mechanischer; erst durch richtige Anwendung in Bezug auf Ort und Zeit erhalten diese Waffen und Kampfmittel ihre volle Wirkung. Ein Kennenlernen und Einleben in die militärischen Formationen, welche zur Leitung und Führung der Truppen und Heeresmassen erforderlich, ist ein weiteres Bedingniß für den jungen Soldaten. So wichtig diese Kenntnisse nun aber auch sind, ihre Bedeutung bleibt gering, wenn dem jungen Soldaten nicht ganz besondere geistige und moralische Eigenschaften anerzogen werden bezw. sind. Vor Allem muß er voll und ganz durchdrungen sein von der hohen Bedeutung der Vaterlandsvertheidigung und der hervorragenden Stellung des Soldaten hierbei; er muß den ungemein hohen Werth der militärischen Disciplin kennen gelernt und geistig

*) Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es vorläufig zu einer Armeereform unter General Ferron, Boulanger's Nachfolger, überhaupt nicht kommen, denn die französische Abgeordnetenkammer dürfte sich vornehmlich mit der Ordnung der Finanzen nach der Richtschnur äußerster Sparsamkeit zu beschäftigen haben.

Digitized by Google

erfaßt haben, er muß davon durchdrungen sein, daß des Einzelnen Thun und Wollen stets dem Ganzen zu dienen hat; er muß verstehen gelernt haben, was Befehlen, was Gehorchen heißt. In solchem Sinne muß er auch in den wildwogenden, alles auflösenden und zerstörenden Läufen des Krieges als selbständiger und selbstdenkender Mann nach eigenem Entschlusse mit vollem Pflichtbewußtsein, und doch als Glied einer Kette, zu handeln wissen! Wahrlich hohe Ziele und schwere Erziehungsaufgaben, sicherlich werth, daß Regierung und Volk mit allen Kräften und in jeder Weise dieselben erreichen helfen!

Von diesem Gesichtspunkte aus scheint die militärische Jugenderziehung auf den ersten Blick ihre große Berechtigung zu haben. Treten wir aber der Sache näher und fragen was und wie soll schon die heranwachsende Jugend in militärischer Beziehung lernen, so ruft die Umschau nach einem geeigneten militärischen Lehrerpersonal bereits ernste Bedenken wach. Berufslehrer werden sich zu einem solchen Amte weder eignen noch hergeben können; an active Offiziere ist ernstlich wohl nicht zu denken. Auch verabschiedete Offiziere, in den meisten Fällen schon ältere Männer, werden wenig günstige Elemente sein, um Knaben und heranwachsenden Jünglingen persönlich militärischen Elementar-Unterricht zu geben; am wenigsten eignen sich aber sicherlich hierzu alte ausgeschiedene Unteroffiziere. — Wenn dieser Berg wirklich glücklich überwunden ist, dann handelt es sich darum, was der Lehrer seiner Jugend in militärischer Beziehung beibringen soll. Waffengebrauch! Man könnte den Knaben und heranwachsenden Jünglingen doch nur eine ihren Körperkräften entsprechende leichte Waffe geben, deren Handhabung und sehr eingeschränkte Benutzung schließlich in eine kindliche Spielerei ausarten müßte, die auch nicht im entferntesten einen richtigen Begriff von dem Werth der Waffe für den Soldaten schaffen könnte, die er im Kriege wie ein unverletzliches Heiligthum betrachten muß, von dessen Zustand sein ganzes Wohl und Wehe oft mit abhängt. — Einüben militärischer Formen! Marschiren in geschlossenen Abtheilungen und Aehnliches wird sich bei der Schuljugend doch auch nur zu einer mechanischen Fertigkeit ausbilden lassen, die aber keineswegs das Wesen der Sache, die eigentliche Bedeutung dieser Formen für die Truppe, für den Krieg, erkennen läßt. Auch hier würde das, was der Soldat im Ernste des Dienstes erlernen muß, sich zu einer Spielerei gestalten und ganz falsche Begriffe hervorrufen, die nachher nur mit Mühe zu beseitigen sind. Was man auf diesem Wege der Jugend beibrächte, würde schließlich, wenn überhaupt, lediglich für diejenigen von Nutzen sein können, welche später bei der Infanterie eingestellt würden; für Cavalleristen, Artilleristen u. s. w. könnte von irgend einem Vortheil wohl gar keine Rede sein. —

Und welche Erziehungsmittel stehen nun den Jugendlehrern zu Gebote, um Knaben und heranwachsenden Jünglingen Formen beizubringen, von deren eigentlicher Bedeutung sie keine Ahnung haben?! Der Ernst und die Wichtigkeit des militärischen Dienstes werden durch das Verständniß der Lernenden und durch strenge Gesetze der Disciplin und Unterordnung kräftig unterstützt. Will man, kann man solche strengen Gesetze auch bei Kindern anwenden?! Also auch nach dieser Seite nur schädliche Halbheiten! Will man nun gar, wie jetzt in Frankreich, von jungen Leuten, welche das Abiturienten-Examen und ähnliche Prüfungen ablegen, theoretische Kenntnisse über militärische Gegenstände, über inneren Dienst, Felddienst und dergl. verlangen, so findet einerseits die Frage nach geeigneten Lehrern ihre viel schwerere Lösung, andererseits wäre aber auch ernstlich zu erwägen, ob unsere heutige Jugend auf den höheren Schulen nicht schon derartig mit Lernen überbürdet ist, daß jedes Mehr, namentlich aber ein solch einseitiges, ganz außer ihrem Fassungsbereiche liegendes, schädlich ist. Ein theoretisches Erlernen der Pflichten des Soldaten und seines Verhaltens bei den verschiedenen Dienstverrichtungen hat auch nur dann wirklich Nutzen und Werth, wenn der Lernende ganz von der Bedeutung des Gegenstandes durchdrungen ist. Hierzu gehört vor Allem der Ernst und die Strenge des militärischen Dienstes, aber auch das volle Gefühl der Würde, welches ohne den Soldatenrock nicht zu denken ist, jenes Ehrenkleid, das der Soldat mit den höchsten Würdenträgern, mit dem Haupte der Armee gemeinsam trägt. Hierzu gehört ferner der volle sittliche Mannesernst, der auch erst mit den reiferen Jugendjahren kommt.

Darum kein mechanisches Eintrichtern von unverstandenen militärischen Formen und Begriffen bei der gesund heranwachsenden Jugend! Eine solche „militärische Jugenderziehung" ist schädlich für Jugend und Militär. Und doch ist eine militärische Jugenderziehung bei der allgemeinen Wehrpflicht auch heutigen Tages eine unabweisbare Nothwendigkeit; aber eine militärische Jugenderziehung, welche sich darauf beschränkt, in Schule und Haus die geistigen Anlagen der Jugend zu wecken, zu nähren und zu kräftigen, den Körper zu stählen und leistungsfähig zu machen.

Angesichts der namentlich in letzter Zeit besonders scharf zu Tage tretenden Bestrebungen unserer großen Nachbarstaaten, ihre Wehrkraft durch Vermehrung der Streiterzahl mehr und mehr zu erhöhen — Bestrebungen, deren Einfluß wir uns nicht ganz entziehen können — wollen wir uns immer wieder ins Gedächtniß zurückrufen: „Nicht Roß', nicht Reisige sichern die steile Höh'", auf der Deutschland jetzt steht! Ein tüchtiger, gesunder Staatssinn, Pflichtgefühl, Achtung vor dem Gesetz und Vaterlandsliebe, das sind die Pfeiler, welche Heer und Volk, das gesammte Vaterland, unter weiser Ausnutzung der Wehrkraft, am besten gegen jede Gefahr feien! Bilden wir bei der Jugend diese Tugenden aus, dann geben wir ihr eine „militärische Jugenderziehung", die für sie im Heeresdienst wie im bürgerlichen Leben von großen Nutzen sein wird!

Zur Reform der Universitäten.

Es ist ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit, daß in demselben Augenblick in mehreren deutschen Volksvertretungen ein Ansturm gegen das heutige juristische Studium stattgefunden hat, in welchem zwei bedeutsame Kundgebungen aus maßgebenden Kreisen über die Reform der Universitäten erfolgt sind, die eine von dem Curator der Universität Halle, Herrn Geheimen Regierungsrath Dr. Schrader, die andere von dem ordentlichen Professor in Breslau Dr. C. Hasse in seiner Schrift: Die Mängel deutscher Universitätseinrichtungen und ihre Besserung (Jena, Fischer). Nur die letztere, welche ein Glied bildet in der Kette verwandter Publikationen der letzten Jahre, soll uns hier beschäftigen. Freilich vermag der Verfasser als ordentlicher Professor die Stimmen jüngerer Lehrer nicht anzuerkennen, „welche außerhalb des Kreises der wirkenden Faktoren stehend kein objectives Urtheil über den Werth oder Unwerth der bestehenden Einrichtungen haben können," indessen wird man doch bemerken dürfen, daß in der Regel diejenigen zuerst über Schäden einer Einrichtung schreiben werden, welche darunter gelitten haben, und daß auch Extraordinarien durch befreundete Ordinarien soweit in das Berufungswesen eingeweiht werden, daß sie darüber ein Urtheil haben, während sich ihnen die Kenntniß aller anderen akademischen Verhältnisse, wie des Unterrichts, der Honorarfrage u. s. w. doch von selbst erschließt. In diesem Punkt Nichtordinarien den Mund verbieten, würde dasselbe bedeuten, als wenn der Premierlieutenant nicht über Heeresverfassung schreiben dürfte, sondern „der Herr Major", nicht der Amtsrichter, sondern der Landgerichtsrath und ähnliches. Wer aber würde eine solche These aufstellen wollen?

Der Verfasser spricht mit Ruhe und Klarheit über das Berufungswesen, das Privatdocentenwesen, das Pensionswesen, das Vorlesungssemester, das Promotionswesen, das Honorarwesen. Es ist ein eigenthümliches Verhängniß, daß er gerade in den beiden Hauptfragen, der Berufungs- und Honorarfrage ziemlich zu demselben Resultat kommt, das schon vor ihm vernehmlich ausgesprochen worden ist. Freilich ist er vorsichtig genug zu behaupten, „daß mit seltenen Ausnahmen die

Digitized by Google

Facultäten den Regierungen die geeigneten Persönlichkeiten vorschlagen," dennoch ist er durchaus gegen das Vorschlagsrecht der Facultäten, „einmal, weil es sonst in der Staatsverwaltung bei den anderen Beamtenkreisen nicht vorhanden ist, und dann vor allen Dingen, weil die Professoren als die treuesten Hüter der idealen Schätze der Nation eine Stellung einnehmen, so wichtig und erhaben, daß, wie bei dem Richter, jeder Schein der Parteilichkeit von ihnen fern gehalten werden muß." Der Verfasser schlägt also vor, das Recht den Facultäten zu lassen, neue Lehrstühle beantragen zu dürfen, dagegen solle ihnen das Vorschlagsrecht bei der Neubesetzung von erledigten Lehrstühlen genommen werden. Also genau die frühere Forderung, daß die Macht der Regierung im Berufungswesen gestärkt, die der Facultät gemindert werden müsse, nur mit anderer Motivirung, da früher behauptet wurde, daß durch die Stärkung der Regierung auch die Rücksicht auf Persönlichkeiten u. s. w. mehr in den Hintergrund treten würde. Zur Unterstützung dieser Forderung müssen aber Ministerialbeamte, welche das Decernat der akademischen Personalien haben, die einzelnen Universitäten persönlich inspiciren, wie es in der Schweiz längst geschieht, anstatt „durch die Brille einflußreicher, geistig hochstehender Persönlichkeiten zu sehen" und müssen sich ein selbständiges Urtheil über die einzelnen Lehrer bilden, wie es auch auf anderen Gebieten der Staatsverwaltung der Fall ist.

Wenn schon dieser Vorschlag im Kreise des „beati possidentes" auf lebhaften Widerspruch stoßen wird, weil er einen der Grundpfeiler der mittelalterlich-republikanischen Universitätsverfassung erschüttert, so wird die Regelung der Honorarfrage nicht minder angefochten werden. Der Verfasser stellt für die Nebeneinkünfte der Ordinarien, die, abgesehen vom Gehalt, zufließen und theils aus Examen- und Promotionsgeldern, theils aus Vorlesungsgeldern bestehen, das Schema auf, daß an mittleren Universitäten die Nebeneinkünfte der ersten Gattung 300—2000, an großen 600—3000 Mk. betragen, während die der zweiten Gattung zwischen dem Minimum von 200 Mk. und dem Maximum von 30,000 Mk. schwanken. Damit bewegen sich die Einkommen der ordentlichen Professoren in Deutschland zwischen dem Minimum von 6000 Mk. und dem Maximum von 40—50,000 Mk. „Diese Zahlen reden eine brutale Sprache." Da nun anerkanntermaßen der Professor der großen Universität, der Hunderte von Zuhörern hat, gar kein Verdienst mehr hat, als ein anderer, im Gegentheil, „wo 400—600 Zuhörer da sind, jede ordentliche Einwirkung der Persönlichkeit des Lehrers aufhört und die Zuhörer dann auf untergeordnete Kräfte, Assistenten u. s. w. durchaus angewiesen sind, auf Leute, die selber noch das Gewöhnliche zu lernen haben," so verdient in diesem Augenblick der Professor sein Honorar nicht mehr. Der Verfasser schlägt also vor, nur den unbesoldeten Docenten und außerordentlichen Professoren die vollen Einnahmen der Vorlesungen zu lassen, den besoldeten Professoren dagegen außer dem Gehalt „den Durchschnitt der Vorlesungseinnahmen des betreffenden Lehrstuhls während der letzten zehn Jahre" zu geben und ihnen für den Fall der Pensionirung zwei Drittel des Gesammteinkommens zu geben. Für diesen Vorschlag sind zweifellos schon früher verschiedene bessere und gerechtere gemacht worden. Der Gehalt soll so normirt werden, daß die außerordentlichen Professoren überall 4500 Mk. bekommen müssen, die ordentlichen auf kleineren Universitäten (unter 1000 Studenten) 6000—7500 Mk., auf mittleren (zwischen 1000 und 2000 Studenten) 7500—9000 Mk., auf den größten (über 2000 Studenten) 9000—12,000 Mk.

Allseitigen Beifall wird die Kritik über das deutsche Promotionswesen finden. Es ist eine Schande, daß an einer der größten Universitäten noch ein promotus in absentia existirt, und daß andere keinen Druckzwang haben, so daß die Qualität der eingereichten Arbeit keiner öffentlichen Beurtheilung unterliegt. Aber warum nennt Verfasser nicht die Namen? Die Eingeweihten kennen diese Universitäten, die große Menge nicht, und jene Universitäten, auf welche selbst Th. Mommsen's scharfes Wort seiner Zeit nicht den geringsten Eindruck gemacht hat, werden sich auch jetzt nicht rühren, zumal dort der Doctor zu einer gewöhnlichen Einnahmequelle heruntergesunken ist. Sehr hart dünkt uns aber der Vorschlag, daß die Doctorwürde nur solchen verliehen werden dürfte, „welche die Staatsprüfungen vollkommen bestanden haben," und daß die Examina vor allen Professoren stattfinden sollen, deren jeder zehn Minuten prüfen darf. Das führt zu einem oberflächlichen und encyklopädischen Wissen. Viel richtiger ist die süddeutsche Einrichtung des einen Hauptfaches und zweier Nebenfächer (ein Hauptfach und ein Nebenfach, wie der Doctor in Tübingen gemacht wird, ist zu wenig).

Bei der Einrichtung des Priatdocententhums geht Verfasser namentlich von dem juristischen Studium aus und gibt zu, in Uebereinstimmung mit den Klagen, die besonders in den Volksvertretungen laut geworden sind, daß die Vorlesungen der juristischen Professoren nicht selten abschreckend wirken, indem er als Grund davon ansieht, daß junge Männer zur Docentenlaufbahn zugelassen werden „und darin zu hohen Würden und Ehren emporsteigen, welche ganz einseitig in einem Fache oder sogar nur in einem Theil eines Faches ausgebildet sind und es versäumt haben, sich einen weiteren Gesichtskreis auf verwandten oder selbst auf fernliegenden Gebieten zu verschaffen." Man kann sogar noch weiter gehen und nachweisen, daß selbst unter besseren Juristen so außerordentlich beschränkte und in ihrem Horizont eingeengte Persönlichkeiten gefunden werden, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Studenten deren Hörsäle wie Pesthäuser meiden, und lieber in derselben Stunde irgend einer anderen Vorlesung eines anderen Faches beiwohnen, als der von ihnen bezahlten juristischen. Man wird ferner behaupten dürfen, daß die außerordentliche Zunahme der Rechtsirrthümer in Deutschland und die dadurch erzeugte Rechtsunsicherheit, worüber erst vor kurzem Ludwig Fuld-Mainz in einem Artikel gehandelt hat, nicht zum wenigsten auf den schlechten juristischen Unterricht und auf den hauptsächlich durch langweilige Lehrer hervorgerufenen juristischen Unfleiß zurückgeführt werden muß. Das Mittel, welches der Verfasser zur Abhülfe vorschlägt, daß in keiner Facultät Jemand „früher zur Docentur zugelassen werden sollte, als bis er die volle Befähigung erreicht und nachgewiesen hat, daß er die vorgeschriebenen Examina sämmtlich gemacht und damit den Nachweis geliefert hat, daß er die Stellungen im Staatsleben einehmen kann," wird etwas helfen, aber nicht viel. Wir fürchten, daß das juristische Studium an den deutschen Universitäten überhaupt seit langer Zeit ein kranker Mann ist, dem nur durch ganz energische Mittel wird aufgeholfen werden können, besonders auch indem man ruhig das über Bord wirft, was seine Bedeutung gänzlich verloren hat. Wenn aber juristische Professoren, zumal nicht besonders klare und fesselnde, in einer Woche 15 (!!) Stunden in einer Vorlesung über Pandekten lesen, kann man sich da wundern, daß die Studenten mit Naturnothwendigkeit aus den Hörsälen gejagt werden?

Wenig Neues ist in den Abschnitten über das „Pensionswesen" und das „Vorlesungssemester" enthalten. Wenn auch dem Verfasser hin und wieder kleine Irrthümer unterlaufen, die besonders durch die nicht genügende Kenntniß süddeutscher Verhältnisse entstanden sind, so wird doch die kleine sine ira et studio abgefaßte Schrift sehr viele Freunde in allen gebildeten Kreisen Deutschlands finden, und wird, wie man wenigstens hoffen darf, in den Kammern der deutschen Länder bei der nächsten Gelegenheit der Universitätsfrage als Grundlage für bevorstehende Reformen herangezogen werden. Wir aber möchten gerade mit Hinblick auf die ideale Stellung der Universitäten in Deutschland, welche ärgerliche Vorkommnisse, Nepotismus, Gewaltthätigkeiten, Zurücksetzung und ähnliches in einem weit schlimmeren Lichte erscheinen läßt, weil sie von der großen Menge weit gieriger aufgegriffen und härter beurtheilt werden, den Wunsch aussprechen, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern sein möchte, in welchem die Regierungen den von allen Seiten verlangten ersten Schritt thun zur — Reform der Universitäten.

Philosophus.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Vom Pariser „Salon."

Paris, Ende Mai.

Ein gewisser, bedeutender Durchschnittswerth — ein Durchschnittswerth hohen Ranges — das ist der erste Eindruck der diesjährigen Pariser Kunstausstellung. Unwillkürlich sucht man nach Vergleichspunkten zwischen diesem Publikum und diesen Bildern. Sucht man sie, weil unsere Nerven schon den Eindruck der Analogie empfangen haben, oder findet man sie, weil man sie sucht? Jetzt, wo das Fremdengewimmel die Pariser Gesellschaft abgelöst hat, wo deutsch und englisch, oder deutsch-englisches Französisch von allen Seiten ertönt, wo das rührige Skandinavien mit nordischer Gläubigkeit sich im Salon Erleuchtung holt, findet man sie nicht mehr. Aber sie war da in den ersten Tagen. In den zahllosen Portraits an diesen Wänden dieselbe vollendete Eleganz, dieselbe Rücksicht auf äußere Wirkung, auf Façadewirkung, wie in den feinen schlanken Gestalten der durch die Säle wandernden Franzosen, den leichtgebauten, nervösen Gestalten einer sensitiven, beweglichen Race — kleine Hände und Füße, gleichmäßige Blässe des Teints, langgeschnittene Augen, die die Berührung jedes Blicks auffangen, Lippen von einer weichen Anmuth der Linien, die von uralter, künstlerisch-verfeinerter Genußsucht zeugt. Welch unerreichbarer Chic in Haltung und Kleidung, welch conventionelles comme il faut! Und in diesen Bildern, Büsten und Portraits dasselbe Stück Volkspsychologie — hier Alexander Dumas von Bonnat in energischer Pose, dort der greise Chevreul von Bengy, unzählige Berühmtheiten und Unberühmtheiten, die „gesessen" haben, aber gewöhnlich hat der Maler ihnen das Geheimniß ihrer Natur nicht abzustehlen und festzuhalten gewagt in einem Moment, wo sie nicht saßen. Wie bezeichnend sind die Frauenportraits und Büsten! Cocotten und Modelle in langen Reihen und allen Abstufungen der Nacktheit. Lecker gemaltes Fleisch, wie Chaplins träumendes Mädchen, oder Carolus-Duran's Andromeda, manchmal in barocker Einkleidung wie der Tod mit dem Mädchen der Luft. In den Statuen eine unendliche Weichheit der Modellirung, Lockung mit einem Funken Esprit — Geist ist schon ein zu massives Wort, ein halb naives, halb raffinirtes Behagen an den fließenden, hinschmelzenden Linien der weiblichen Form. Dann und wann eine frische Keuschheit ohne Strenge, wie in dem heiteren Bild von Dantan: Abguß nach der Natur. Ein nacktes Mädchen steht auf einem Tisch, während von ihrem einen Bein ein Gypsabdruck genommen wird. Der ganze Raum ist voll Licht. Es spielt in kleinen, warmen Reflexen über ihrem zarten Körper, überall dem verschiedenen Weiß des kalkverstaubten Raumes, den Büsten, dem Abguß des sterbenden Sklaven an der Wand, dem nassen und trockenen Thon, den beiden, vollständig in die behutsame Verrichtung ihres Werks versunkenen Arbeitern. Ein Bild voll Sonne, Frische und Humor. Und der Humor ist selten auf dem diesjährigen Salon und kommt hauptsächlich auf Rechnung der Ausländer in der Landschaft mit Figuren.

Neben der losen und amüsanten Weiblichkeit ist die femme honnête da, mit süßlich gezwungenen Lächeln zwischen ihren Conterfeis umherwandelnd. Da ist zuerst la jeune fille, schlank und geschnürt, mollig und hübsch, mit einem Gesicht, auf dem nichts steht, als eine unschuldige Aufforderung zur Heirath. Da ist die grande dame, pompös und etwas fett, schön und kalt, ein geschlossenes Buch, das nicht für die Oeffentlichkeit zu lesen bestimmt ist. Die galanten Maler haben sich das Befehl sein lassen. Die meisten dieser Portraits verrathen nichts, als wieviel die Toilette gekostet hat; sie sind begeisterte Symphonien über die Wirkung des Lichts auf Sammt und Atlas, wie Bisson's wundervolle Atlasstudie, wie Mlle. Beaury-Saurels Damenportrait mit weichen violetten Lichtern im schönen dunkelbrünetten Gesicht mit einer prächtigen und prächtig gemalten Toilette aus warm violett-blauem Sammt auf einem Hintergrund von broncebraunem Plüsch; ein broncegelbes Atlaskissen wirkt mit einem wahren Zauber zwischen diesen tiefen Tönen. Ein Meisterstück barocker Farbenwirkung ist ein großes Portrait von Doucet, eine junge Dame mit japanesisch gelbem Teint in einem wunderlich blaugrau-rothbraun gemusterten Kleide auf einem Hintergrund von gelbrosa Plüsch darstellend. Wie ein Schlag trifft Einen zwischen all diesen Bildern, die sich mehr mit den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Stoffe, als der Gesichter beschäftigen, das Selbstportrait der Polin Bilinska. Das ist unerschrockener Naturalismus. Diese mageren, nicht mehr jungen Züge, groß-, aber hohläugig, mit einem begehrlichen, entschlossenen Mund, welk von Kämpfen, Leiden und Unbefriedigung, die sind echt und ehrlich angeschaut. Gute Kunst und künstlerischer Muth! Interessant, wie die Portraits, wenn auch weniger durch sich selbst, sind die Büsten einer unendlichen Galerie von Aristokraten, Geld-, Geburts- und Geistesaristokraten, aller derer, die es sich gestatten können, sich in Marmor aushauen zu lassen. Gelehrte und Offiziere und schöne, oder vornehme Damen. Die Bildhauerkunst kann weniger Concessionen machen, als die Malerei. Was hier am meisten überrascht ist: wie wenig doch die Gesichter am Ende des neunzehnten Jahrhunderts sagen. Der Stempel von Beruf und Herkunft ist ja — nicht immer zum Vortheil — deutlich vorhanden. Aber wie selten ist, wie verschwindend unter den Frauen, der Stempel der Individualität. Die Rococobüsten in den französischen Museen haben eine gewisse Koketterie der freien Persönlichkeit — die modernen Damen haben die Anmuth der Stummheit. Oder die Stummheit ohne Anmuth. Diese Frauenköpfe sind durchaus nicht alle schön, aber sie sind alle abwehrend kalt, sie sind alle in der Defensive; sie sehen aus, als ob sie unter dem Gewicht ihrer Tugend erliegen würden, wenn der Gedanke an die Belagerung sie nicht aufrecht erhielte.

Am erwärmendsten und vorzüglichsten ist in dem diesjährigen Salon die Landschaft, mit großer Treue und Vertiefung besonders in den kleineren Bildern vertreten. Da sind zuerst die bekannteren Größen: Duez mit einer großen Abendlandschaft voll Stimmung: weites blaues Meer unter röthlich verdämmerndem Himmel, tiefgrünes Gras, ein paar Kühe im Vordergrund, der Mond sich im Wasser spiegelnd und ein weicher, warmer, feuchter Duft in der stillen Luft. Da ist das prächtige Hochzeitsmahl im Grünen von Albert Fourié, lebendig und mehr genau als humoristisch in der Charakteristik der halbbäuerlichen Hochzeitsgesellschaft, prächtig in dem tiefen, kräftig saftigen Grün der überschattenden Kastanien und den breiten, spielenden Sonnenlichtern auf den Blättern, den Gesichtern, den Kleidern, in den glänzenden, grünlichen Reflexen auf Tischtuch, Speisen u. s. w. Nachmittagssonnenlicht überall. Da ist eine zweite Hochzeitsgesellschaft im Regen. An hochgeschichteten Heuschobern geht es vorbei, die Braut hält mit ihren großen rothen Händen das weiße Kleid ängstlich zusammen, die Alten nehmen die Sache ergebener, der Bräutigam theilt seine Sorgfalt zwischen seiner Erwählten und seinem Cylinder und unterdessen gießt es und gießt es, der Himmel hängt tief und schwarz herab, ein wahrer Gewittersturm braust über die Erde. Das kleine Bild voller Humor und Naturtreue ist von Brispot.

Die meisten dieser Bilder sind Luft- und Beleuchtungsstudien von seltenem Feingefühl der Auffassung. Voll Naturpoesie ist ein vom Staat angekauftes Seestück des Holländers Mesdag: nach Sonnenuntergang auf dem Meer. Ein Bild in den zartesten gelblich röthlichen Tönen, nichts als Himmel und Wasser, einige Boote mit warmbeleuchteten Segeln, unendliche Perspective, ein leises Zittern in der Atmosphäre und kleine kurze leichtgerippte Wellen, die dem Beschauer entgegenrollen. Noch beweglicher, nervöser in der Empfindung und doch voll heiterer Ruhe ist der Morgen in Mortefontaine von Nozal. Wie in weißlichen Flecken liegt der Tag auf dem Wasser, die Luft ist leicht und doch voll Dünste, durchsichtig und doch nicht frei. Junges Laub von fast durchsichtigem zarten Gelbgrün umgibt den flachen Teich voll gelbgrüner

Digitized by Google

Reflexe, ein paar Kühe stehen an ihm und wittern in die Ferne. Eine Landschaft mit Schafheerde von Stengelin gibt eine Abendstimmung mit sehr durchsichtiger Luftperspective und einem ganz fernen letzten Streifen helleren Lichtes. Der Norweger Skredsvig hat einen Johannisabend in einem norweger Fjord gebracht mit stärkeren Umrissen und tieferer Färbung, als es die französischen Naturalisten ihrer Natur absehen. Ein Boot mit nachziehender durchsichtiger Ruderspur gleitet über das blanke, glatte, oben durchsichtig grünliche, tiefer fast schwarzblaue Wasser, ein paar Mädchen und ein Bursche mit einem Zündhölzchen, an dem er seine Pfeife ansteckt, ein anderer mit einer Harmonika sitzen beschaulich darin, in der Ferne sieht man das dichte, wie zusammengeklebte blaugrüne Laub der an der Anhöhe aufsteigenden Bäume.

Mit L'Hermitte's „ruhenden Mähern" kommen wir zu dem ersten und größten Bild in der Reihe der Grauwetterstimmung. In der Luft ist das Träumerische, Unbestimmte, Verschwimmende, die Melancholie des bewölkten Sommerhimmels, die alle Umrisse in einander übergehen läßt und alle schärferen Linien wie in ein ganz leises Zittern auflöst. Es ist die Stimmung des nebligen Nordens, „der diesigen Luft", und die ausstellenden Ausländer, Dänen, Engländer und Amerikaner, übertreffen darin auf dem diesjährigen Salon fast die Franzosen. Monks aus Boston hat ein solches Bild Teich mit Haide und verschwimmendem Hintergrund, das das Beklommene der Grauwetterstimmung tief und eindringlich gibt. Aehnlich in der Grundstimmung ist Montholon's: Abenddämmerung über der Haide, mit ihrer bangen Unendlichkeit und Guignard's melancholisches Bild, grauer Himmel und gelbes Gras: in der Lande. — —

In der Sculpturenabtheilung ist ein Bronceguß von Boucher, drei Wettläufer, die Augen starr, den Mund geöffnet, die Hände aus-, den Nacken vorgestreckt, kaum mit der Spitze des einen Fußes den Boden berührend, einander dicht auf den Fersen, den ganzen Körper vorwärts geworfen, das andere Bein hoch in der Luft, nackt, mager, jeden Muskel gespannt — so stürmen sie vorwärts in der letzten Anstrengung vor dem Ziel, einen Zollbreit Vorsprung, eine Bewegung, die den Hintermann hindert und der erste hat den Sieg. Die Gruppe ist ganz ausgezeichnet modellirt, knapp, streng, mit einer nervösen Nüchternheit in der Beobachtung, von einer hinreißenden Lebendigkeit in der Bewegung. Sie hätte im Vestibul der Gemäldeabtheilung stehen sollen, ein Symbol des Wettkampfes im Sichgeltendmachen, des Ringens dieser Bilder, sich gegenseitig zu erdrücken, dieser Farben sich gegenseitig auszulöschen, dieser Kämpfe, die jeden Frühling hier zwischen den Werken der Meister und Schüler und den Toiletten der Damen geführt werden. Die großen Bilder und les grandes mondaines haben den Vorsprung, sie sind am auffallendsten, man sieht sie zuerst und man sieht sie am längsten, mit ihrer herrschsüchtigen Pracht zwingen sie die Blicke und zerstören sie die Sammlung des Sinnes, der sich den Aufstrebenden, den Jungen und Kleinen zuwenden möchte. Solch ein Farbenbacchanal, das die Sinne verwirrt, ist Cormon's riesige Leinwand: die Heimkehr der Sieger von Salamis. Cabanel hat eine Kleopatra, die an Sklaven Giftproben machen läßt, gebracht, ein süßliches, traditionelles Bild nach traditionellem Recept: Glätte und Grausamkeit. Dupain's „verlorener Sohn" erscheint als Araberhäuptling in buntem Waffen- und Gewänderschmuck, umgeben von halbnackten, weißen, schwarzen und braunen Körpern, „Cäsar's Ermordung" von Rochegrosse ist ein Kunststück weiß in weiß von roher Phantasie: weiße Wände, weiße Lichtreflexe, weiße Togen, dunkelrothe und schwarze Klexe dazwischen: Cäsar's Stuhl und Toga und die Köpfe der schlachtenden Republikaner. Wertheimer ist mit einem rothglühenden Geisterschiff zwischen grünen Wogen erschienen, eine alte romantische Phantasie und Castaigne mit einer ungeheuerlichen Sündfluth in Grün, Schwarz, Blau und Weiß. Unter den vielen vom Staat bestellten oder angekauften Bildern ragt eins besonders hervor: Die Unterwerfung der Casseler unter Herzog Philipp von Tattegrain. Keine theatermäßig arrangirte Historienmalerei; auf diesem Bild spielen nicht die Menschen die Hauptrolle, sondern das Wetter. Ein fürchterliches Wetter, vor dem die Ueberwundenen zusammengekauert unter einer Anhöhe, hinter ihren Schilden Schutz suchen. Auf der Anhöhe strebt eine Deputation geistlicher und weltlicher Großer dicht aneinander gestemmt, mit Fahnen, deren Schäfte sich im Sturm biegen, einer kleinen Brücke zu, hinter der der Herzog hält, weit zurückgelehnt auf seinem Pferd, den Rücken gegen den Wind wie gegen eine unsichtbare Stuhllehne gestützt. Der Himmel ist fahlgrau und hängt tief, das Bild hat eine schmutziggraue Farbe. Der Regen peitscht in langen Tropfen mit nassem Schnee untermischt über sie, an den Waffen im Vordergrunde hängt das klare Wasser, Niemand hat für den feierlichen Act seine guten Kleider angezogen, das wenige Roth, das man erblickt, ist wie durchweicht. Mit Ausnahme der sehr gelassenen Gesichter im ersten Plan ist das Bild voll Lebendigkeit und Bewegung.

Drei große, moderne Gruppenbilder sind nur mit Schwierigkeit zugänglich, das Publikum steht wie eine Mauer vor denselben. Nicht gerade überwiegend aus künstlerischem Interesse. Alle drei sind eine Verherrlichung berühmter Aerzte in einem Experimentalmoment, Pasteurs bei einer Tollwuthimpfung, Charcots bei einer Hypnotisirung und P:ans bei einer Arterienabschnürung während einer Operation. Wem es weder bis in die Salpetrière, noch eine der anderen Kliniken vorzubringen gelungen ist, wo diese ärztlichen Größen ihre Experimentalvorträge halten — und das sind die Meisten — der kann hier seine Neugierde an einer populären Darstellung stillen. Peans Abschnürung der Blutgefäße von Gervex ist außerdem ein Bild von hervorragendem malerischem Werth; die Chloroformirte in ihren weißen Laken, die den Mittelpunkt bildet, sammelt all das weiße kalte Licht aus den hohen, kahlen Hospitalfenstern auf sich, die Gestalten der Assistenten und Krankenpflegerinnen treten mit scharfen Umrissen ohne Härte hervor, das kalte, selbstbewußte Südfranzosengesicht des berühmten Arztes dominirt, von zwei Seiten beleuchtet, die Gruppe, Alles ist klar, präciß, nüchtern, wie das fahlhelle Tageslicht. Aber für mich lebt auf dem ganzen Bilde nur eins: der Tisch links im Vordergrunde mit den ärztlichen Instrumenten. Es ist, als hätte dieser Tisch alle Luft aus dem übrigen Raum an sich gesogen. Wie steht und liegt und hebt sich das ab und wie ist das gemalt: das hohe Deckelglas mit Schwämmen, diese Scheeren und Zangen auf der blendenden Weiße des Tischtuches, diese weiße Waschschüssel mit der blutigen Scheere darin und das Schwämmchen mit den leichten, hellrothen Flecken. Man möchte das ganze Bild sammt Experiment für diesen Tisch geben. Brouillets Hypnotisation, eine tüchtige, sehr figurenreiche Arbeit, fällt dagegen ab. Die Gestalten sind flach, die Beleuchtung ohne Leben, und der Vorgang läßt kalt.

Da ist eine andere Energie und Gluth in Rixens' Eisenschmiede. Der niedrige Raum ist voll Dampf und Hitze, das Tageslicht scheint blaß durch die kleinen Fenster ohne sich zu verbreiten. Mit rothangeglühten Gesichtern stehen die muskulösen fleischigen Männergestalten, mit geschwollenen Händen die Stangen haltend, vor dem Feuer. Auf den nackten Oberkörpern spielt das Licht in heißen, blanken, dunkelröthlichen Reflexen, an den bekleideten Unterkörpern schimmert es röthlich, violett und grünlich überall, wo die Falten sich brechen, der aufgewirbelte Staub ist weißlich-roth und die Holzpfeiler, die das Dach tragen, sind dunkel überglüht. Hitze, Schweiß, Bewegung, feuriger Glanz und schwere, dicke Luft überall.

Treten wir von hier vor das fahle, graue, feuchtkalte Bild des Amerikaners Reichardt. Eine Leiche ist ausgeworfen, alle Farben sind wie ausgezogen vom Wasser, der Strandcommissär im dreieckigen Hut nimmt geschäftsmäßig den Rapport auf, ein paar alte Weiber gruseln sich, ein alter Fischer rapportirt mit kindischer Wichtigkeit, hinter ihm schneidet eine schroffe Felswand die Aussicht ab, zur Rechten liegt neblig, endlos und kalt das Meer. Eine unendliche Trostlosigkeit ist über dem Bild ausgegossen, die Gestalten sind in ihrer halbkomischen Nichtigkeit mit einem scharfen Beobachterblick erfaßt, mit einem fröstelnden, kränkelnden Einsamkeitsgefühl, das nichts mit ihnen gemein hat, wiedergegeben.

Digitized by Google

Grau in Grau ist auch das kleine ausdruckvolle Bild: ein Straßenjunge vor einer Anschlagsäule vom Elsässer Zwiller. Ein blasses, altkluges Kind in der Haltung eines alten Mannes unter den großen gelbrothen Zetteln, die den Vergnügungstaumel der Hauptstadt verkündigen.

Nun noch einige glänzende Namen bekannter Ausländer, die im Salon erschienen sind. Payer hat seine beiden großen Nordpolgemälde ausgestellt: Der Untergang der Franklinexpedition und die Bay des Todes. Matejko ist mit einem in Berlin ebenfalls bereits ausgestellten decorativen Gemälde großen Stils, schwungvoll in der Bewegung, glänzend in den Farben, aber ohne besonderen Anspruch an historische Charakteristik der Personen erschienen: Der Einzug der Johanna von Orleans in Rheims. Von Munkaczy ist ein Schüler erschienen, Uhde, mit einem stimmungsvollen Abendmahl: Christus und seine Apostel, die im grauen Abendlicht beim Brodbrechen sitzen, kümmerliche kleine Leute mit dem Stempel des Bibelwortes: selig sind, die arm an Geist sind. Ein Portrait Munkaczy's von seinen Landsmann Temple in starken, reinen Farben, das den Meister im hellen Sommeranzug vor der Staffelei seines „Christus vor Pilatus" sitzend zeigt, ist erwähnenswerth, ebenso die Baptistentaufe in einer großstiligen Landschaft mit glühendem Abendlicht vom Schweden Cederström. Die beiden vortrefflichen dänischen Maler Kröyer und Viggo Johannsen sind, der erstere mit einem Musikabend bei Lampenlicht und Tabaksrauch, in etwas outrirter graugrünlicher Beleuchtung, und einem prächtigen, sonnigen Mittagsbild vom Strande bei Skagen mit badenden Kindern, der andere mit einem dunklen Interieur voll Gemüthlichkeit und tiefen warmen Farben erschienen.

Man erkennt sie leicht unter den Franzosen heraus, die Fremden, die Südländer an ihren tieferen, bräunlicheren Tönen, die Nordländer an ihrem gänzlich verschiedenen Colorit und Vortrag. Es ist in den Farben und der Darstellung der Franzosen ein fließender, geschmeidiger Zauber, ein nervös eleganter Wurf, der die Blicke fesselt wie der Schuß einer Sternschnuppe. Die anderen, die Engländer, Amerikaner und Skandinaven (die Deutschen sind ja nicht vertreten) haben eine ernsthafte prunklose Ehrlichkeit, eine unbewußte Naivetät, wie die französische eine wissende Naivetät ist.

Zum Schluß sei noch eines eigenthümlichen Bildes erwähnt, das in seinem Licht und seinen Farben ganz ohne Gleichen dasteht. Es ist Ruth und Boas, von Girardot, mit dem Victor Hugo'schen Motto: „Die Nacht war bräutlich, voll erhabener Stille". Ein Bild in langen Strichen und allen Nuancen von Weiß zu Violett. Boas schläft in einer offenen Hütte, sitzend an die Garben gelehnt, Ruth vor ihm knieend, den Kopf an seiner Brust, hingegebene Sicherheit in der Haltung. Alles ist undeutlich und wie bläulich verschleiert, Unendlichkeit und Undurchdringlichkeit voll geheimnißvollen Zaubers. Die tiefe feierliche Ruhe der Nacht strömt Einem aus dem Gemälde in großen Athemzügen entgegen. Wie erzählt wird, hat Girardot lange Vollmondnächte in Amerika mit der Beobachtung der Lichtwirkungen in den Prärien verbracht.

L. M.

Goethe und Minchen Herzlieb.

Von H. Düntzer.

Als ich die erste Kunde von der überraschenden Entdeckung empfing, das wunderbare Mädchen von Züllichau, von dem Goethe manche Züge zum Bilde seiner Ottilie hergenommen, habe in den Jahren 1806 und 1808 Briefe an eine Herzensfreundin geschrieben, mußte ich mir sagen, daß diese, wie werthvoll sie auch für die nähere Kenntniß der scheu in sich verschlossenen Natur von Minchen Herzlieb sein möchten, kein Zeugniß von Goethe's leidenschaftlicher Liebe bieten könnten. Vollauf bestätigt dies die jetzt erfolgte Herausgabe der Briefe in der sauber ausgestatteten, eben in Bremen bei Müller erschienenen Schrift: „Goethe's Minchen. Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert von Karl Theodor Gädertz. Mit dem bisher unbekannten, von Johanna Frommann [1806] gemalten Portrait Wilhelmine Herzliebs (?) und Facsimile [Namensunterschrift]." Bisher war nur ein späteres Portrait von Louise Seidel bekannt. Von den sechs Briefen sind die beiden von Johanna Frommann 1812 und 1828 an Minchens Busenfreundin und deren Schwester gerichteten von geringerem Belang, von Werthe sind dagegen die vier 1806 und 1808 von Minchen selbst an jene Freundin, Christiane Selig, verehelichte Dr. Albert, in Lüneburg. Leider hat Gädertz die Uebersicht dadurch sehr erschwert, daß er die Briefe in seine Darstellung verwoben und mit einem Schwalle breiter Erörterungen in Wiederholung von Bekanntem und Widerlegung sattsam zurückgewiesener Behauptungen umhüllt hat. Der Abdruck der Briefe nach der Zeitfolge mit Zugabe des zum Verständnisse durchaus Nöthigen wäre erwünschter gewesen. Den vollständigen Stoff bieten demjenigen, der sich genauer mit der Sache bekannt machen will, meine „Abhandlungen zu Goethe's Leben und Werken".

Was erfahren wir aber aus Minchens Briefen über ihre Liebe? Der erste ist am 10. Februar 1808 geschrieben, also erst zehn Wochen nach dem Tage, wo sie auf Goethe jenen mächtigen Eindruck übte, sieben nach des Dichters Rückkehr, mehr als drei nach dessen kurzem Besuch mit seiner Gattin, die in Jena auf den Ball gehen wollte. Höchst spannend und auffallend beginnt sie ihre Antwort auf den Bericht der Freundin von ihrer Hochzeit und ihren Erlebnissen: „Könnt' ich Dir mein reuiges Herz zu Füßen legen, so wäre ich der Vergebung gewiß; da dieses nun aber nicht geht, was soll ich anfangen, um mich vor mir selber zu rechtfertigen? Ich weiß mir nicht zu helfen. Die Scham über mein Vergehen beklemmt mir das Herz so, daß ich immer hinaus möchte, um ihm Luft zu machen, wenn es nur was helfen wollte. Könnt' ich Dir gegenüberstehen und Dir so mein Herz eröffnen, wie ich es gerne möchte, da hätt' ich Hoffnung, daß es sich beruhigen ließ', aber so muß ich der Gewalt unterliegen und darf nicht das mindeste dawider sagen, da das Gewissen nicht rein ist. Ich habe leider schon gegen manchen Menschen ähnliche Sünden [ihn zu lieben] begangen, aber noch nie in meinem Leben hat es mich so sehr geschmerzt! ja wenn Du ein Gemüth hättest, was weniger liebend wäre, und was Befriedigung darin fände, wenn es sich recht gegen seine Beleidiger ausschelten kann! Die Erlaubniß wollt' ich Dir herzlich gerne geben, wollte Dich sogar dringend darum bitten. Aber Du kannst nun einmal nicht schelten." Welches Vergehen, welche Sünde, welche Befleckung ihres Gewissens mußte die Freundin zu erfahren fürchten — wenn sie nicht Minchens überspanntes Wesen kannte! Und seltsam, es folgen zunächst statt eines Geständnisses eine Menge ganz andere Dinge, nur gelegentlich unterbrochen durch die Klage: „Die Gefühle sind bei mir so unendlich stark und der Verstand so schwach, daß ich rechte Mühe habe, daß das Starke das Schwache nicht ganz verdrängt ... Könnt' ich nur so unschuldig und froh wie Du in die Welt hinein leben und dabei doch so gut und besonnen handeln. Aber ich bin zu leidenschaftlich. Wüßt' ich nur ein Mittel! Ich habe schon viele Versuche gemacht, aber, ehe ich mich's versah, war ich wieder beim Alten." Endlich kommt sie auf den jetzigen Winter, den sie „im ganzen recht froh" zugebracht habe, ohne gerade viele Menschen zu sehen. „Goethe war aus Weimar herübergekommen, um hier recht ungestört seine schönen Gedanken für die Menschheit bearbeiten zu können, und so denen, die sich so sehr bemühen, immer besser zu werden, auf den rechten Weg zu helfen und ihnen Nahrung für Herz und Kopf zu geben." Nachdem sie bemerkt, daß sie ihn, da er ihnen so nahe gewohnt, jeden Abend (?) bei sich gesehen hätten, fährt sie fort: „Er war immer so heiter und gesellig, daß es einem unbeschreiblich wohl, und doch auch weh [seiner geistigen Höhe wegen!], in seiner Gegenwart wurde. Ich kann Dir versichern, daß ich manchen Abend, wenn ich in meine Stube kam und alles so still um mich herum war, und ich überdachte, was für goldene Worte ich den Abend wieder aus seinem Munde

Digitized by Google

gehört hatte, und dachte, was der Mensch doch aus sich machen kann, ich ganz in Thränen zerfloß [weil sie so wenig dagegen sei] und mich nur damit beruhigen konnte, daß die Menschen nicht alle zu einer Stufe geboren sind, sondern ein jeder da, wo ihn das Schicksal hingeführt hat, wirken und handeln muß, wie es in seinen Kräften ist, und damit Punktum." Weiter bekennt sie auch der Herzensfreundin nichts, obgleich sie sich gegen sie eines Vergehens angeklagt hat und sich in der Unterschrift des Briefes als strafbar bezeichnet. Klar ist es, daß ihr Goethe, dessen Gedichte (es war davon nur ein Band erschienen) sie verehrte, dessen Lied „Trost in Thränen" sie mit Vorliebe sang, nicht allein der größte Dichter war, wie besonders deutlich die darauf folgende gegensätzliche Schilderung von Zacharias Werner zeigt, sondern auch der edelste zur Besserung der Welt wirkende Mensch. Worein aber setzte sie ihre Sünde? Nicht darein, daß sie seine Größe beneidete, sondern sie fühlte, daß die Verehrung, die sie für ihn empfand, auch einen Funken der Neigung in ihre Seele geworfen, die sie bekämpft hatte, aber noch immer als Sünde empfand. Bemerkenswerth ist, daß sie der Freundin nur von den Empfindungen erzählt, die sie an jenen Abenden zur Zeit von Goethe's Anwesenheit beunruhigt hatten, nicht von der Fortdauer derselben; das Gefühl der Sünde bezieht sich nur auf diese Zeit, hat sie aber noch immer nicht verlassen. Davon, daß Goethe ihre Liebe empfunden und sich zur Gegenliebe habe verleiten lassen, ist gar keine Rede, und daß sie absichtlich dies der Freundin verschwiegen, nicht anzunehmen, da das Bild des Dichters bei ihr ganz rein dasteht, nicht bloß ihre Schuld dadurch gestiegen wäre, sondern sie sich ganz unglücklich darüber gefühlt haben würde, daß die Macht der Verhältnisse ihrem Herzensbund entgegenstehe.

Diese sonderbare Schuld, von der sie vergebens sich zu befreien sucht, verfolgte sie auch nach ihrer Heimath, aus der sie den zweiten Brief acht Monate nach dem ersten an die Freundin schreibt, die gewiß den wärmsten Antheil an ihrem „jetzt so frohen Leben" nehmen werde. Gegen den Schluß bemerkt sie: „Ich genieße die Zeit recht, und alles, was mich trübe machen könnte, verbanne ich aus meiner Seele. Wer weiß, ob ich nicht ganz geheilt werde, und dann ist mir geholfen. Wenn ich nur mein begangenes Unrecht wieder gut machen könnte!" Dieses Unrecht ist das, was sie früher als Vergehen, als Sünde bezeichnet hat, dagegen das, wovon sie geheilt zu werden hofft, ihre Schwermuth, wie sie ihre Stimmung im vorigen Briefe bezeichnet hatte, deren Grund sie freilich damals darin gesucht, daß ihr die Freundin fehle „oder doch jemand, dem ich gern offen sagte, was ich zu viel habe [an leidenschaftlichen Gefühlen] und was mir fehlt." Freilich genoß sie jetzt die Gegenwart der Geschwister, vor denen sie kein Geheimniß hatte, und doch war sie noch nicht geheilt, aber sie verzweifelte nicht daran.

Die beiden Briefe sind nicht nur durch das bedeutend, was sie sagen, sondern auch dadurch, daß sie eines fordauernden Verhältnisses zu Goethe und einer Sehnsucht nach ihm gar nicht gedenken. Die beiden anderen, aus dem Jahre 1806, überraschen uns durch eine glühende Neigung der Vierzehnjährigen zu einem Jenaer Studenten, dem Liefländer von Manteuffel. Die Freundin hatte ihr geschrieben, „ein Gewisser" trage Minchens Porträt auf seiner Brust; da meinte sie denn, dieser könne nur von Manteuffel sein. „Ich habe ihm nie Gelegenheit gegeben, daß er hätte glauben können, er sei mir mehr als alle die anderen Herrn, die zu seiner Zeit bei uns aus und ein gingen. Du weißt aber wohl, wie ich für ihn glühte, und wie er gegen mich gesinnt war. Ach, was habe ich da alles gelitten! denn ich war mir ja ganz selbst überlassen [und doch standen ihr die treu über sie wachenden Pflegeeltern zur Seite], ein Mädchen von noch nicht 14 Jahren. Mein Porträt hat er nicht von mir, und ich kann nicht begreifen, wie er dazu kömmt. Du glaubst, er hätte mich noch nicht vergessen? Ach, er denkt gewiß nicht mehr an mich! und wenn er es auch thäte, was könnte es uns helfen? denn er ist ja von Adel, und ich? — — — Die Geschichte hat meine Liebe wieder recht angefacht, ich mache mir aber recht ernstliche Vorwürfe darüber, und werde gewiß auch wieder vernünftig werden." Dennoch würde die Freundin ihr einen rechten Gefallen thun, wenn sie Näheres über Manteuffel zu erfahren suchte. Und noch am Schlusse des längeren Briefes kommt sie auf Manteuffel zurück. Es bleibe ihr kein Zweifel, daß dieser es sei, der ihr Porträt auf der Brust trage; sie wünsche, die Freundin möge es herausbringen, ob er nach Hause zurückkehre oder vielleicht noch einmal nach Jena komme. Auch im zweiten nach der Schlacht bei Jena geschriebenen Briefe erkundigt sie sich wieder nach dem „Bewußten". Den Namen möge sie kaum nennen, die Frage nach ihm sei recht albern, da doch nie ein anderes Verhältniß zwischen ihnen stattfinden werde. „Und doch bin ich so neugierig, was er treibt; aber nun genug von dem Menschen, nie will ich wieder von ihm reden." So mächtig herrschte bei ihr das Gefühl über den Verstand.

Wenn Gädertz den frühesten Geliebten Minchens entdeckt hat, so verwirft er dagegen Stahr's Bericht von ihrem späteren Verhältnisse zu einem schlesischen Adligen, von Schweinitz, auf der Anstalt in Züllichau, das Minchen selbst gelöst, weil dessen Mutter ihre Einwilligung versagt hatte. Aber wie frei auch Stahr im Unbekannten seine Einbildung walten läßt, rein erfunden hat er nie, und so auch nicht diese Geschichte. Auch wird sie dadurch nicht widerlegt, daß Frau Frommann im September 1812 gelegentlich kurz berichtet, Minchen habe mehrere Partien ausgeschlagen, wobei ihr Herz nach ihrer Aeußerung Nein gesagt habe. Auf manche andere Punkte, in denen wir Gädertz nicht zustimmen können, dürfen wir hier nicht eingehen. Was wir hauptsächlich den von ihm gefundenen Briefen verdanken, ist die Thatsache, daß Minchen den Funken, den die Liebe zu dem als ein Ideal verehrten Dichter in ihre Seele geworfen, als eine Ueberhebung ihrer Natur empfand, da ein solcher die Welt erleuchtender Geist für sie zu erhaben sei und sie nicht an seine Gegenliebe glaubte. Die Sonette betrachtete sie mit Recht als Galanterien, wie denn selbst das „Epoche" überschriebene nur das Glück ausspricht, sich der an jenem merkwürdigen Advent ihm so wundervoll aufgegangenen Erscheinung heiter immerfort zu erfreuen. Weniger bedeutend ist, daß jetzt die Phantastereien, mit denen man Minchens Verhältniß zu Goethe umsponnen, ihre urkundliche Widerlegung gefunden haben. Wissenschaftlich waren diese bunten Schaumblasen längst zerplatzt, die leider gleichsam typisch sind für so manche Mißforschungen, die, durch bedeutende Namen gedeckt, die Wahrheit zeitweise entstellen und erst zerstieben müssen, ehe Goethes Bild wieder rein hervortreten kann.

Noch ein Wort über den Titel der Schrift. Minchen war keineswegs in dem gangbaren Sinne eine Geliebte des Dichters, daß man, wie von „Goethe's Friederike, Lotte, Lili", von „Goethe's Minchen" reden darf. „Minchen Herzlieb" hieß sie und dieser Name sollte ihr bleiben. Aber man hat einmal die Unart, Goethe's Freundinnen zu seinen Geliebten zu machen. Haben ja sogar, als man im vorigen Jahre Goethe's hundertjährige Anwesenheit am Walchensee feierte, deutsche Zeitungen sich skandalisirt über das „galante Abenteuer der gewöhnlichsten Art", mit einem Harfenmädchen, „in dessen Begleitung er sich den Sonnenaufgang unter einem Ahornbaume angesehen". So verfälscht man, um auf die Goetheverehrung zu schelten, die Geschichte. Daß Goethe mit einem Harfenmädchen den Sonnenaufgang unter einem Ahornbaume angesehen, ist rein ersonnen, und von einem Liebesabenteuer kann gar keine Rede sein. Auf den Wunsch des Vaters, eines Harfners, nahm Goethe dessen müdes elfjähriges Mädchen zu sich in den Wagen, mit dem er sich als Kinderfreund unterhielt. Auf dessen Frage, was das für ein Baum sei, an dem sie vorüberfuhren (es war der erste Ahornbaum auf dem ganzen Wege), nannte er ihr den Namen und freute sich an ihrem geweckten Wesen. Daß man am Walchensee den deutschen Dichter feierte, wo er sich damals dem elfjährigen Kinde so freundlich gezeigt, ist hübsch, nicht aber, daß ihm ein gemeines Liebesabenteuer mit einem Harfenmädchen untergeschoben wurde.

Digitized by Google

Kupferstich und Radirung.

Von Wilhelm Lübke.

Wenn wir mit besonderer Vorliebe von Zeit zu Zeit zu den Leistungen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien zurückkehren, so sind wir dazu vollauf berechtigt durch die Fülle und Bedeutung des in den Publikationen dieser rastlos fortschreitenden Vereinigung Dargebotenen. Neben den ungemein anziehenden, eine Fülle von Anregung und Belehrung bietenden Separatpublikationeu über die „Geschichte der modernen vervielfältigenden Künste" mit Text von C. v. Lützow, und der durch W. Bode geleiteten „Bilderlese aus kleineren deutschen und österreichischen Galerien", haben auch die „Graphischen Künste" unter Redaction von Dr. Oscar Berggrün in den letzten Heften des neunten und dem ersten des zehnten Jahrganges wieder eine Anzahl werthvoller Arbeiten gebracht. In erster Linie steht die schöne Veröffentlichung Bode's über die Großherzogliche Gemäldesammlung zu Schwerin, auf welche uns vor Kurzem (1882) der sorgfältig gearbeitete Katalog von Dr Friedrich Schlie, dem Director der Sammlung, vorbereitet hat. Die Schweriner Galerie, erst kürzlich aus dem Grundstock der Sammlungen von Ludwigslust und Schwerin neu gestaltet und in einem stattlichen Neubau aufgestellt, hat ihren Schwerpunkt in den Bildern der holländischen Schule, die daher auch der Bode'schen Arbeit ihr Gepräge gibt. Zunächst kommen hier zwei Bilder Rembrandt's in Betracht, beides Greisenköpfe, der eine sogar nach dem Zeugniß des noch sehr complicirten aus R. H. und L. zusammengesetzten Monogramms ein Werk seiner frühesten Zeit, denn gewiß hat Bode Recht, wenn er in dem L. die Bezeichnung der Vaterstadt des Künstlers (Leiden) vermuthet. Daß derselbe diese Bezeichnung mit seiner Uebersiedelung nach Amsterdam aufgab, ist selbstverständlich. Bode gibt nun eingehende kritische Erörterungen über die Bilder des Meisters und seiner Schule, wobei man wie immer aus den Mittheilungen dieses ungewöhnlich bewanderten Bilderkenners manche Belehrung gewinnt. Eine Anzahl gut ausgeführter Abbildungen ist dem Text beigegeben, und zwar die beiden Bilder von Rembrandt, sowie der Zahnarzt von Gerhard Dou in Hochätzungen, nach Zeichnungen von Raudner, die alte Frau am Spinnrad von Gerhard Dou nach einer Zeichnung desselben Künstlers in Holz geschnitten von W. Hecht, wobei freilich eine gewisse Härte und Trockenheit nicht vermieden ist, welche dem Holzschnitt gewöhnlich anhaftet, wenn er mit der Radirung concurriren will. Ganz vortrefflich aber sind drei Radirungen, und zwar zwei davon von Halm nach dem äußerst gemüthlichen und effectvollen Bilde „Der Landsknecht" von C. Fabritius, und nach dem in Rembrandt'scher Weise phantastisch und geistreich behandelten Bilde von Salomon Koninck, „Joseph deutet dem Pharao die Träume". Hier namentlich sind die pikanten Lichtwirkungen im Gegensatze zu dem tiefen Dunkel der weiten Halle meisterlich wiedergegeben. Endlich haben wir noch eine nicht minder vorzügliche Radirung von Kühn nach dem interessanten Greisenkopf von Koninck hervorzuheben. Derselbe Stecher hat dann noch eine ebenso lebendig aufgefaßte wie fein durchgeführte Radirung nach einem liebenswürdigen Bilde von Franz Hals dem jüngeren „Musik und Kartenspiel" beigesteuert.

Von Bildern neuerer Meister ist die Märtyrerin am Kreuz von Gabriel Max zu erwähnen, deren etwas raffinirt zurecht gemachte Sentimentalität in einer schönen Radirung von Kühn zur Geltung kommt. Anziehender ist eine andere Composition desselben Meisters, welche unter der Bezeichnung „Adagio" sich stimmungsvoll, ja ergreifend darstellt, hier in einer zinkographischen Nachbildung einer Radirung von Wörnle mitgetheilt. Beide Blätter sind Nachzügler zu dem eingesandten Aufsatz über Gabriel Max, welchen die vorigen Hefte enthielten.

Das folgende Heft bringt einen interessanten Aufsatz des Herausgebers über moderne russische Kunst, welchem Nachbildungen nach Werken von Kowalewsky und Beggrow beigegeben sind. Sodann folgt die Fortsetzung von W. Bode's Arbeit über die Schweriner Galerie, und hier sind es zunächst die holländischen Naturalisten unter dem Einfluß des Caravaggio, besonders aber Franz Hals und seine Schule, welche die Aufmerksamkeit fesseln. Von dem lustigen Harlemer Meister kommen in der Schweriner Galerie zunächst zwei jener Genrebilder in Betracht, in welchen Hals mit genialer Freiheit sittenbildliche Darstellungen aus dem wirklichen Leben in stupender Keckheit der Pinselführung voll kecken Humors hingeworfen hat. Bode macht darauf aufmerksam, daß der Künstler in diesen rasch skizzirten Studien nach dem Leben sich wahrscheinlich zuerst jener souveränen Kühnheit der Behandlung hingegeben habe, welche später dann auch auf seine Bildnisse übergegangen ist. Er meint daher, daß auch die Hille Bobbe des Berliner Museums, die man der letzten Zeit des Meisters zuzuschreiben gewohnt war, vielleicht ebenfalls seiner früheren Epoche angehöre. Hier sind es zwei lachende Knabenköpfe, von denen der erstere eine Rohrflöte in der Hand hält, während der andere voll Behagen aus einem Glaspokale schlürft. Die Vermuthung, daß nach der allegorisiren-Sitte der Zeit hier Gehör und Geschmack dargestellt sei, und daß die beiden Rundbilder zu einer Folge der fünf Sinne gehört haben, hat viel Wahrscheinlichkeit. Die beiden großen Radirungen von W. Rohr gehören zum Markigsten und Lebensvollsten ihrer Art. Dem Text ist sodann noch eine nicht minder vorzügliche Radirung desselben Künstlers nach einem ähnlichen Bilde der Galerie zu Königsberg beigegeben.

Weiter finden wir eine Radirung von Halm nach einem angezweifelten, übrigens geistreich behandelten männlichen Brustbild des Meisters. Wie seine Nachfolger den von ihm gegebenen Impulsen gehorchten, sieht man an einem von L. Kühn mit großer Feinheit radirten Bilde von Job Berckheyde, welches einen fröhlichen Gesellen beim Frühstück darstellt. Die beigegebenen Instrumente und Noten lassen in ihm einen Musiker vermuthen, und die joviale Selbstvergnügtheit, mit welcher er seine Stange Bier und seinen Hering triumphirend am offenen Fenster emporhält, versetzen den Beschauer in eine gemüthliche Stimmung des Mitempfindens. Von Pieter Codde ist sodann in einer ebenfalls vorzüglichen Radirung von Rohr eine jener Scenen aus den höheren Gesellschaftskreisen dargestellt, wo es sich um feinere Vergnügungen handelt.

Das erste Heft des zehnten Jahrganges bringt einen gediegenen Aufsatz von Charles Ephrussi über Dürers Allerheiligenbild zur Erklärung des zu gleicher Zeit als selbständige Publikation erschienenen großen Stiches von Victor Jasper. Dieser Stich, in der bedeutenden Größe von 60 zu 67 Centimeter ausgeführt, bringt uns endlich dieses bedeutendste Werk des großen Meisters in wahrhaft künstlerischer Ausstattung vor Augen. Bekanntlich hat Dürer dasselbe im Auftrage des Nürnberger Bürgers Mathäus Landauer für das von diesem gestiftete Zwölfbruderhaus ausgeführt und dasselbe im Jahre 1511 vollendet. Es stellt die von den himmlischen Schaaren und von der ganzen Menschheit, den Papst und den Kaiser an der Spitze, verehrte Dreifaltigkeit dar. Das Ganze ist als Vision gedacht, denn selbst der untere Reigen der Gestalten schwebt über den Wolken, und unter diesen fällt der Blick auf eine reiche Landschaft mit tiefem Seebecken, an dessen hügeligen Ufern eine Stadt mit Mauern und Thürmen und einem alten Schloß sich aufbaut. Hoch oben im Mittelpunkte ist die Dreifaltigkeit nach alterthümlicher Auffassung so dargestellt, daß Gottvater mit weit ausgebreiteten Armen den am Kreuze hängenden Erlöser vor sich hält, während die Taube des heiligen Geistes darüber schwebt. Diese Gruppe allein gehört zum Großartigsten, was deutsche Kunst jemals geschaffen hat, und die feierliche Erhabenheit des Kopfes von Gottvater findet ihres Gleichen nur etwa auf dem Genter Altar der Brüder van Eyck. Zu beiden Seiten rauscht mit ausgebreiteten Flügeln ein Chor anbetender Engel heran, welche den ausgebreiteten Mantel Gottvaters halten und die Marterwerkzeuge herbei bringen. Etwas weiter unten in einer zweiten Gruppe knieen zu Gottvaters Rechten, angeführt von der Madonna, zahlreiche heilige Jungfrauen und Märtyrerinnen, Palmen in den Händen tragend, während links unter Anführung von Johannes dem Täufer, Moses und David eine dicht gedrängte Schaar männlicher und weiblicher Gestalten sich verehrend naht. Den untersten Kreis endlich füllt die ganze Menschheit aus, zur Rechten der Papst mit seiner Geistlichkeit, wo denn auch die knieende Gestalt des Stifters ihren Platz gefunden hat, zur Linken der Kaiser sammt den Vertretern der weltlichen Stände, alles dies wieder in unvergleichlicher Mannigfaltigkeit, voll Kraft und Leben. Gewandfiguren von solcher Macht und Größe, wie namentlich der Papst und der

Digitized by Google

Kaiser, und der neben ihnen knieende Kardinal und Herzog sind selbst in der italienischen Kunst jener Zeit nicht herrlicher zu finden, und wenn irgendwo so wird es hier klar, wie Dürer mit den größten Meistern des Südens an Erhabenheit und Lebensfülle wetteifert. Im feierlichen Aufbau, im Tiefsinn der Composition, im Reichthum der Anordnung haben wir hier das würdige Gegenbild zu Rafaels Disputa, nur daß der deutsche Meister auf einen engen Raum zusammendrängen mußte, wozu dem italienischen die größte Fläche bereit gehalten wurde. In berechtigtem Selbstgefühl stellte Dürer in der linken Ecke des Vordergrundes sich selbst in seinem stattlichen Pelzmantel dar neben der Tafel, welche in lateinischer Schrift seinen Namen trägt.

Als Kaiser Rudolf II., der große Bewunderer Dürer's, im Jahre 1585 das Bild um 700 Gulden erwarb, blieb der nach Dürer's Angabe geschnitzte prachtvolle Rahmen im Landauer Brüderhause zurück. Der höchst interessante eigenhändige Entwurf des Meisters zu dem Bilde sammt Rahmen und krönendem Abschluß vom Jahre 1508 befindet sich in der Sammlung des Herzogs von Aumale und ist dem Aufsatze Ephrussi's in einer vorzüglichen Radirung Gaucherel's beigegeben. Merwürdigerweise haben sich nur zwei Studien des Meisters zu dem großen Werke erhalten, der Kopf des knieenden Stifters und die Taube des heiligen Geistes, die ebenfalls hier mitgetheilt sind. Endlich ist der ganze ungemein reiche Rahmen des Bildes in einer trefflichen Zeichnung vorgeführt.

Was nun die Arbeit Jasper's betrifft, so muß vor Allem gesagt werden, daß es sich hier um eine der großartigsten und schwierigsten Aufgaben handelte, die dem Grabstichel gestellt werden konnte. Der Künstler hat mit außerordentlicher Hingabe, mit treuem Fleiß sich dieser Arbeit gewidmet, und man wird beim genauen Mustern bis in die fernsten Tiefen des Hintergrundes über die unabsehliche Fülle von Leben, Charakter und Schönheit, die sich hier bietet, in Erstaunen gerathen. So wie hier in dem Stich wird man selbst im Originale nicht leicht den unermeßlichen Schatz, der in diesem wunderbaren Werke ruht, sich zum Bewußtsein bringen können. Ein besonderer Vorzug des Werkes liegt in der wohlberechneten malerischen Gesammtwirkung, die von außerordentlicher Kraft und Harmonie ist. Im Einzelnen sind die großartigen Gruppen der Dreieinigkeit, des Papstes und des Kaisers mit den sie umgebenden Figuren vortrefflich wiedergegeben. Dagegen blieb bei der Tendenz des Künstlers auf das malerische Ganze Manches in den zahlreichen Köpfen hinter der Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit Dürer'scher Formgebung und Darstellungsweise nicht unerheblich zurück, so daß man hierin nicht den ganzen vollen Eindruck der unvergleichlichen Größe des Meisters gewinnt. Trotz alledem aber muß das Werk als ein hocherwünschtes bezeichnet werden, denn es wird in besonderem Grade geeignet sein, Verständniß, Verehrung und Liebe zu dem großen Meister in immer weitere Kreise zu tragen.

Feuilleton.

Rückblicke auf die Florentiner Feste.

Von Friedrich Boettcher, M. d. R.

(Schlußartikel.)

Die altbekannte Meisterschaft der Italiener im Arrangiren von Festlichkeiten haben auch die Florentiner wieder bewährt. Freilich, wenn es wahr ist, daß die Meisterschaft sich in der Beschränkung zeigt, so muß man zweifelhaft sein, ob sich dies Urtheil auf die Gesammtheit dieser Festepoche ausdehnen läßt. Es war zuviel des Guten. Die einzelnen Veranstaltungen jagten sich dermaßen, daß, wer gewissenhaft Alles beobachten wollte, nicht mehr zu Athem kam. Fünf beispiellos großartige Feuerwerke im Laufe von zehn Tagen — was Wunder, wenn da selbst die Florentiner Straßenjugend schließlich übersättigt war! Höchst wirkungsvoll blieb inmitten dieses Ueberflusses von Lichteffecten trotzdem die allgemeine Illumination der Stadt. Auf die Florentiner selbst machte das bei dieser Gelegenheit zu öffentlichen Zwecken zum ersten Male zur Verwendung gebrachte elektrische Licht den größten Eindruck. Für den an diese Beleuchtungsart schon mehr gewöhnten Nordländer indeß hatte die altherkömmliche Illuminationsweise der Italiener überwiegenden Reiz. Bei uns besteht eine „große" Illumination im Allgemeinen in der Erleuchtung der Fenster durch Stearinkerzen im Innern der Häuser; die mehr oder weniger vereinzelten Glanzpunkte bilden die stereotypen Gassterne, -Adler u. dergl. Hierzulande macht man von dem Gas, wohl seines theuren Preises wegen, noch einen bescheidenen Gebrauch. Mit Vorliebe benutzt man es zu die Straße überspannenden Bogen, was namentlich bei berganſteigendem Terrain, so z. B. auf der Via nazionale in Rom, einen eigenthümlichen Zauber hervorbringt. Die Privatleute vermeiden die Verwendung des Gases fast ganz. Dagegen ist allgemein üblich, außerhalb des Hauses, an eigens zu diesem Zwecke in die Mauer eingelegten Haltern, Lichter in weißen oder farbigen Glasglocken, letztere in Gruppen zu drei, vier, fünf Stück, anzubringen; auch die bunten Papierlampen kommen vielfach zur Anwendung. Auf diese Weise werden die eintönigen, geradlinigen Lichterreihen unserer Illumination ganz vermieden, und jede Straße bietet in der Perspective, während man bei uns nur die wenigen vorspringenden Sterne, und zwar höchst ungenügend von der Seite, sieht, ein reiches farbenprächtiges Bild.

Diese Vergleichung drängte sich einem am Abend des 12. Mai in jeder beliebigen florentiner Gasse auf. Den entzückendsten, oder sagen wir lieber den überwältigendsten Eindruck aber hatte man von den Arnobrücken aus. Die Ufermauern des Flusses waren in der ganzen, die Stadt von Osten nach Westen durchschneidenden Länge an den inneren Seiten mit je zwei Reihen bunter Lämpchen besetzt, Boote mit farbigen Lampions kreuzten umher, zu beiden Seiten strömten die Straßen ihren Lichtglanz aus, und darüber erhob sich der trotzige Thurm des Palazzo vecchio, die majestätische Kuppel und der Campanile des Domes, dann die zahlreichen sonstigen Kuppeln und Thürme — alle in ihren architektonischen Linien mit Hunderten und Tausenden von Flämmchen besetzt, desgleichen, als Abschluß, droben am Piazzale Michelangelo S. Salvadore, sowie der Thurm und die Fassade der alten Basilica von S. Miniato. Ein ähnlich zaubervolles Bild bot einige Tage später die Beleuchtung, welche Fiesole aus Anlaß des Besuches der Königin veranstaltete. Unter den mancherlei schönen Punkten der Florentiner Landschaft ist die alte Etruskerstadt, wie sie sich, von ihrer charakteristischen Akropolis überragt, oben auf schmalem Bergkamme hinzieht, ihre aus immergrünen Hainen hervorschimmernden Villen den Abhang hinunter bis an die Vorstadt von Florenz ausdehnend, immer der anziehendsten einer. Aber der Reiz war verdoppelt, als im Dunkel der Nacht die Zickzackstraße sich wie eine feurige Linie die steile Höhe hinanzog, die zahllosen Villen ringsum ihren leuchtenden Festgruß herniedersandten und hoch oben über der in einem Lichtmeer schwimmenden Stadt die bunten Racketen in gewaltigen Garben emporstiegen.

Es könnte unmöglich erscheinen, solche Effecte noch zu übetreffen. Und dennoch geschah es — durch die kirchliche Feier im Dom. Für gewöhnlich macht das Innere dieser weiten Kathedrale in Folge seines weißen und grauen Anstriches einen etwas nüchternen Eindruck. Jetzt war durch Verhängung der Fenster ein tiefes Halbdunkel hergestellt und unzählige Krystallkronleuchter, sowie Tausende von Kerzen auf den Gesimsen warfen in den ungeheuren Raum jenen milden, warmen Schein, der dem Wachslicht eigen ist. Das am Tage der Fassadenenthüllung mit diesem Apparat abgehaltene Tedeum litt erheblich unter dem übergroßen Andrange der Massen bezw. der Unzulänglichkeit der polizeilichen Vorkehrungen; dagegen war die einige Tage später mit der gleichen Inscenirung celebrirte große Messe von durchschlagendstem Erfolge. Die Wirkung der in ästhetisch-vollendeter Weise geordneten Beleuchtung wurde unendlich erhöht durch die mit großem Orchester und herrlichen Stimmmitteln zur Aufführung gebrachte Cherubinische Musik. Dazu denke man sich noch die Pracht des bei solchen Gelegenheiten in den großen Kirchen Italiens sich vollziehenden Rituals, vor Allem aber jenes unnennbare Etwas, welches jedem würdigen Gottesdienste für jedes empfängliche Gemüth anhaftet — und man kann sich denken, daß der Eindruck dieser Messe überwältigender war, als irgend ein anderer. Das Empfinden der Italiener ist in letzterem Punkte freilich anders, als das unsere. Von dem, was wir Deutsche An-

Digitized by Google

dacht nennen, ist in italienischen Domen gewöhnlich wenig oder gar nichts zu finden. Der Italiener betrachtet eine kirchliche Feier nicht viel anders wie jedes sonstige Schauspiel. Wie man sich in der Oper, ohne auf der Gang der Handlung zu achten, laut über alles Mögliche unterhält, ähnlich geschieht es in der Kirche während der Messe. Selbst in Sanct Peter zu Rom kann man sehen, wie die würdigen Domherren während der ergreifendsten Stellen eines feierlichen Requiems ihre Prisen austauschen und gemüthlicher Zwiesprach pflegen. Das ist nun einmal italienisch. Dennoch ist jenes unnennbare Etwas auch für die Italiener vorhanden, und der Einfluß der Kirche auf sie ist vielleicht deshalb nur um so größer, weil sie ihn als etwas Selbstverständliches, das ihnen gar nicht erst besonders zum Bewußtsein kommt, hinnehmen.

Von den übrigen, festlichen Veranstaltungen sei nur noch die merkwürdigste hervorgehoben — merkwürdig, weil sie das Wesen dieser Florentiner Feier am unmittelbarsten berührte: der historische Festzug und das damit im Zusammenhange stehende Turnier. „Historische Festzüge" sind neuerdings Modesache geworden, nicht selten unternimmt man sie ohne jede tiefere Veranlassung. Wo sie indeß bestimmt sind, in den Geist einer vergangenen Zeit, an welche das Fest, das man feiert, verknüpfen will, zurückzuversetzen, da sind sie sicherlich eine sehr zweckmäßige Form, der geschichtlichen Erinnerung einen concreten Ausdruck zu geben. So war es in **Köln** bei der Vollendung des Domes und im vorigen Jahre in Heidelberg der Fall. Diese Vorbilder haben auch in Florenz den Gedanken angeregt; aber man ist hier anders zu Werke gegangen, indem man nicht eine Reihe verschiedener Begebenheiten aus verschiedenen Jahrhunderten, sondern einen einzigen Vorgang zur Darstellung brachte. Dadurch verzichtete man auf eine größere, die schaulustige Menge unterhaltende Mannigfaltigkeit. Zugleich war das Ereigniß, um welches es sich handelte, etwas mühsam hervorgesucht. Es war der Einzug Amadeus VI., Grafen von Savoyen, des sog. Grünen Grafen (Conte Verde) in Florenz im Jahre 1367. Der Gedanke, diesen Vorfahren des heutigen italienischen Herrscherhauses, der auf der Rückkehr von Konstantinopel Florenz passirt haben soll, auf den Schauplatz zu bringen, war mit Rücksicht auf die königliche Familie, sowie auch in dem Betracht, daß der Held seiner Zeit zum Papste in sehr guten Beziehungen gestanden hat, gewiß sehr anerkennenswerth, nur war das fragliche Vorkommniß weder für die Geschichte der Stadt Florenz, noch für die des Domes von irgendwelcher Bedeutung, und so stand die große Menge dem Sujet des Festzuges mit einer gewissen Gleichgiltigkeit gegenüber. Der eigentliche Werth des Zuges bestand sonach füglich darin, ein Bild des Aussehens, insbesondere der Trachten der florentiner Bürgerschaft im 14. Jahrhundert zu geben. Unter diesem Gesichtspunkte aber wurde auch das möglichst Vollständige geleistet. Die Idee, Einholung des Grafen von der Porta S. Croce durch die Beamten der Signoria, Empfang desselben durch die Signoria am Palazzo vecchio und Geleitung nach seiner Wohnung durch die Signoria, die Gonfalonieri der 16 Quartiere, die gewerblichen Corporationen und viel Kriegsvolk zu Pferd und zu Fuß, bot Gelegenheit, dem Zwecke nach jeder Seite hin zu genügen. Sämmtliche Costüme waren auf's Peinlichste in den Grenzen der historischen Genauigkeit gehalten. Dazu kam das Aussehen der Stadt. Florenz hat sich durch die Menge seiner Frührenaissancepaläste mitten in allem modernen Treiben den Charakter früherer Jahrhunderte lebendig bewahrt. Und nun waren alle die Paläste noch obendrein geschmückt mit den Bannern und den kostbarsten Wappenteppichen der aristokratischen Geschlechter. Auch die Namen der Straßen, welche durchzogen wurden, prangten in mittelalterlicher Schrift. Kurz, mehr, als dieser Festzug bot, hätte auch der strengste Historiker nicht verlangen können. Nur Eines konnte man dabei bedauern: daß all' der Glanz dieser aus den echten Stoffen verfertigten Gewänder und Rüstungen nur für den Augenblick bestimmt war.

Aber wie es das Schicksal aller derartigen Feste ist, rasch vorüberzurauschen, so auch hier.

Von dauernderem Bestande sind nur zwei Veranstaltungen geblieben, deren Genüsse sich der Beschauer nunmehr mit voller Muße hingeben kann: eine möglichst vollständige Zusammenstellung der Werke Donatello's, sei es im Original, sei es in Nachbildungen, und eine Ausstellung der in Toscana producirten Baumaterialien. Die erstere gewährt eine schlechterdings einzige Möglichkeit, den großen Meister ganz zu würdigen; in der anderen bietet sich ein überraschendes Bild modernen Schaffens. Im Augenblicke der Vollendung eines der bewundernswerthesten Bauwerke der Welt war es ein sehr angemessener Gedanke, einmal in einem umfassenden Ueberblicke zu zeigen, was der Boden, dem es entsprossen, für die Baukunst zu leisten im Stande ist. Alle Welt weiß, daß Toscana in der Provinz Massa-Carrara den berühmtesten Marmorschatz der modernen Zeiten in seinem Schoße birgt, und Jedermann, der die gewaltigen Sandsteinpaläste und das unvergleichliche Straßenpflaster von Florenz gesehen hat, sagt sich, daß so nur gebaut werden konnte, wo man das beste Material in unmittelbarer Nähe hatte. Aber was in dieser Ausstellung an Proben des unerschöpflichen Steinreichthums dieses Landes zusammengetragen ist, übertrifft auch die weitestgehenden Vorstellungen. Mit Bewunderung und Entzücken geradezu erfüllt die unabsehbare Sammlung von Marmorarten, von dem blendenden, fleckenlosen Statuenmarmor durch alle Nuancen des weißen, des gelben, des grünen, des rothen, des gemischten hindurch bis zum tiefsten Schwarz. Aber auch die Mannigfaltigkeit der übrigen Steinarten, namentlich der Sandsteine, setzt in Erstaunen. Dazu die Preise überall in sehr mäßigen Grenzen.

Ziemlich stiefmütterlich, wie das heutige Italien überhaupt, ist auch Toscana mit Holz bedacht. Immerhin weist die Ausstellung eine recht ansehnliche Collection einheimischer Hölzer auf; namentlich einige Pinienstämme von bedeutendem Umfange fallen in die Augen. Der dritte Hauptfactor des Bauens, das Eisen, ist vor Allem durch die Werke der Insel Elba vertreten. Sie haben ihre Erze und Roheisen, aber auch fertige Fabrikate, namentlich Röhren für Wasserleitungen und Maschinen für Ziegeleien ausgestellt. In letzterem Punkte sowie überhaupt in der Lieferung von allerlei Maschinen zur Förderung und Herstellung von Baumaterialien thun sich auch andere Firmen hervor. Man gewinnt den Eindruck, daß die Maschinenfabrikation in Toscana in einem bedeutsamen Aufschwunge begriffen ist. Was der Entwickelung der modernen Großindustrie in Italien am hinderlichsten im Wege steht, ist der Mangel an Kohlen. Da ist es denn von besonderem Interesse, daß wir in der Ausstellung auch einem toscanischen Steinkohlenwerke begegnen. Es sind die Bergwerke vom Tatti und Montemassi bei Piombino, die, nachdem der Versuch ihrer Ausbeutung fünfzig Jahre hindurch ohne nennenswerthen Erfolg geblieben, nunmehr durch eine capitalkräftige Gesellschaft in die Wege einer rentabeln Production geleitet zu sein scheinen. Die Kohle steht der fremden in verschiedenen wesentlichen Eigenschaften nach, hat aber durch die Möglichkeit billigeren Preises für Toscana voraussichtlich eine große Zukunft.

Die Bauausstellung hat ihre Aufgabe im weitesten Umfange gefaßt, so daß sie nicht allein die rohen, sondern auch die bearbeiteten Materialien, sogar die meisten Gegenstände der Einrichtung eines Wohnhauses in Betracht zieht. Für den Nordländer ist es in dieser Beziehung eine wahrhaft tröstliche Beobachtung, zu sehen, welche Fortschritte in Florenz und Umgegend die „Fumistik", die Industrie der Heizungs- und Kocheinrichtungen macht. Jeder Deutsche, der im Winter in Florenz gewesen, hat unter dem Mangel eines ordentlichen Ofens gelitten, und wer hierzulande jemals selbst hausgehalten hat, dem ist die Küche mit dem offenen Herdfeuer, wie es in Deutschland, zum mindesten in den Städten, nur Wenige noch in ihrer Kindheit gekannt haben, tagtäglich ein Gegenstand des Ungemachs gewesen. Jetzt begrüßen wir in der Ausstellung unsern heimischen Freund, den Sparherd, hier cucina economica genannt, in allen Größen und Einrichtungen, und, was die Hauptsache ist, nicht wie bisher, aus dem Auslande eingeführt, sondern hier selbst fabricirt. Daneben erscheint der glasirte Thonofen allerdings noch recht spärlich und in ziemlich winziger Gestalt. Im klassischen Lande der Keramik wäre gerade hier dieser Kunst eine schöne neue Aufgabe gestellt. Bis jetzt wird, unter dem künstlerischen Gesichtspunkte, noch alle Sorgfalt auf den herkömmlichen Kamin verwendet. Er ist auf der Ausstellung sowohl in Sandstein wie namentlich in Marmor auf's Mannigfaltigste und Schönste, theilweise sogar in verschwenderischer Pracht vertreten.

Ueberhaupt, wenn es galt zu beweisen, daß Florenz noch heute, wie in den Zeiten seiner höchsten Blüthe, das Haus und seine Einrichtung künstlerisch zu schmücken weiß, so ist er hier erbracht. Freilich, in

Digitized by Google

der Hauptsache ist es nur Nachahmung der klassischen Vorfahren. Die herrlichen Thore und Candelaber in Schmiedeeisen, die wunderbaren in Holz geschnitzten Möbel und Zimmerdecken, die reizenden Figuren an den im Haushalt zur Verwendung gelangenden Terracotten — sie alle schließen sich streng an die Meister der Rennaissance an. Nur die Bildhauerei, wo sie vollständig frei schaffen kann, hat sich einen eigenen Weg gesucht, indem sie ihre Vorwürfe der unmittelbaren Gegenwart entlehnt. Dieser moderne Realismus der italienischen Skulptur ist bekannt. Im Princip soll seine Berechtigung nicht bestritten werden; aber wenn wir jetzt auf der Ausstellung in kostbarstem carrarischen Marmor eine Croquettspielerin mit ihrem Handwerkszeuge dargestellt sehen, so dürfte das denn doch ein recht bedenklicher Auswuchs einer der edelsten aller Künste sein. Zum mindesten ist zu bezweifeln, ob man es auf diesem Wege der alten Meister, deren Gedächtnißfeier mit dieser Ausstellung so eng verknüpft ist, gleichthun kann.

Zu befriedigenderen Betrachtungen jedenfalls regen zwei Zimmer der Ausstellung an, in denen sich die Pläne, eine Anzahl Modelle und eine plastische Gesammtdarstellung der Eisenbahn Florenz-Faenza befinden. Die kühnen Bauten einer Gebirgseisenbahn gegenübergestellt dem Marmortempel von S. Maria del Fiore, der praktischste Materialismus dem uneigennützigsten Idealismus — welch' ungeheurer Gegensatz! Und doch sind beide Bauwerke erhabene Aeußerungen desselben Menschengeistes, und getrost darf das heutige Geschlecht sich sagen, daß, wie auch die Gedanken und die Dinge sich geändert haben, die Enkel der großen Ahnen nicht unwerth sind.

Aus der Hauptstadt.

Separatausstellungen in der Nationalgalerie.

Die fünfundzwanzigste dieser dankenswerthen Zusammenstellungen der erreichbaren Werke jüngst verstorbener Maler reiht sich ihren Vorgängerinnen würdig an. Sie ist dem Andenken von vier Meistern gewidmet, die im Laufe dieses und des vergangenen Jahres ihrem Wirkungskreise entrissen sind.

Einem Maler von der Fruchtbarkeit Meyers von Bremen gegenüber war natürlich auf Vollständigkeit von vornherein zu verzichten. Von seinen mehr als tausend Bildern ist der größere Theil in das Ausland, besonders nach Amerika gegangen. So hat man sich denn begnügt, eine beschränkte Anzahl seiner Werke, meist aus Berliner und Bremer Besitz, zusammenzustellen, um eine Uebersicht seiner Thätigkeit zu ermöglichen. Die fünfundzwanzig fertigen Oelgemälde in dem ersten Saale der Ausstellung umfassen den Zeitraum von 1844—1886 und zeigen Meyer von Bremen als unumschränkten Herrscher in der Welt der Kleinen. Es wäre ein unfruchtbares und aussichtsloses Beginnen, all' diese Brüderchen und Schwesterchen classificiren und in der Auffassung und Wiedergabe ihrer runden, von der rauhen Luft des Lebens noch nicht geformten Kindergesichter nach Stilunterschieden und Manieren suchen zu wollen. Im Großen und Ganzen hat Meyer von Bremen stets unter dem Einflusse der sorgfältigen und glatten Technik der fünfziger Jahre gestanden. Von dem Düsseldorfer Carl Sohn gebildet, hat er seinen Mitstreber Franz Eduard Meyerheim weder in der Correctheit der Zeichnung noch in der Tiefe der Auffassung des Familienlebens erreicht. Seine Hauptstärke liegt in dem warmen, meist rosigen Colorit, in das er seine Kinderstubenbildchen zu tauchen versteht. Er weiß durch dieses Kunstmittel seinen Darstellungen jenen märchenhaften Reiz zu verleihen, der uns die Urbilder seiner Bübchen und Mägdlein eher in dem Volksbuche der Gebrüder Grimm, als in der Wirklichkeit suchen läßt. Sein Kinderideal ist aus der hessischen Dorfjugend abstrahirt und mit großem Geschick so verfeinert, daß jede für Gemaltes empfängliche Mutter in demselben eine Aehnlichkeit mit ihrem Herzblättchen entdeckt.

Höchst dankenswerth ist die Zusammenstellung der Skizzen und Studien in Oel aus dem Besitz der Frau Professor Julia Meyer in Berlin. Diesen kräftigen Vorarbeiten gegenüber lernen wir die Unmittelbarkeit der Anschauung des Künstlers schätzen und gleichzeitig bedauern, daß er sich so unsägliche Mühe gegeben, das scharf Erfaßte und im ersten Entwurf energisch Hingeworfene zu einem liebenswürdigen Bildchen abzuschwächen, Der Empfindungsgehalt entwickelt sich nicht selten zur Sentimentalität, das tiefsatte Colorit verdünnt sich zu einer matten, nicht genügend motivirten Gesammtfärbung, und die Schwäche der Zeichnung guckt überall aus den Falten der Röckchen und aus den kurzen Aermeln heraus.

Aus den demselben Besitz entstammenden Aquarellen und Zeichnungen erfahren wir gelegentlich, daß Meyer von Bremen sich im Anfange seiner künstlerischen Laufbahn auch auf dem Gebiete der religiösen Malerei versucht hat. Sein Moses, das Wasser aus dem Felsen schlagend, Abraham mit Sarah und Hagar beim Untergange Sodoms, Abraham mit Isaak zum Opfer schreitend und Christus die Zerstörung Jerusalems verkündigend sind in Composition und Zeichnung achtbare Leistungen, aber sie stehen durchaus unter dem Einflusse der idealistischen Richtung der dreißiger und vierziger Jahre. Die Schönheit der ewig wiederholten Typen erweckt wahre Sehnsucht nach einer einzigen charakteristischen Häßlichkeit.

Den Corridor und einen Theil des Hauptsaales füllen die Arbeiten des im besten Mannesalter gestorbenen Berliners Rudolf Schick. Auch seine vielseitige Begabung kommt am besten in den Studien und Skizzen zum Ausdruck. Hier zeigt sich ein verständnißinniges Eingehen auf das Mildschöne in der Naturerscheinung, das überall da in das fertige Bild übergeht, wo es sich, wie in seinem Schloß Beynuhnen, um eine concrete, Phantasmen ausschließende Aufgabe handelt. Die ursprüngliche Vorliebe für die Schlichtheit der Darstellungsmittel läßt den Künstler auch im Porträtfach zu recht hübschen Erfolgen gelangen. Leider gerieth der junge Künstler in der Mitte der siebziger Jahre unter den Einfluß Böcklin's, der bisher noch jedem Nachstreber verderblich geworden ist. Die beiden Bilder „Quelleinsamkeit" und „Junger Hirt und Landmädchen am Quell" sind nicht aus künstlerischer intuitiver Conception, sondern aus einer künstlichen Mischung des wirklich Gesehenen und mühsam Zusammenphantasierten entstanden. Als Mitarbeiter an dem bei Engelhorn erschienenen Prachtwerke „Italien" hat sich Schick durch seine landschaftlichen Illustrationen viele Freunde im Publikum erworben. Auch seine zwölf Zeichnungen zu Goethe's Stella zeugen überall von jenem ernsten Studium des Dichters und der von ihm dargestellten Zeit, das unsere Modeillustratoren durch Nachahmung der Theaterpose zu ersetzen suchen.

Die in demselben Saale befindliche Ausstellung der Werke Friedrich Carl Hausmann's führt uns an den Ausgangspunkt der Entwickelung der modernen Malerei, in jene Zeit, wo der Satz, daß der Maler vor Allem malen müsse, nicht nur wie eine neue Offenbarung theoretisch gepredigt, sondern von Belgien und Frankreich aus praktisch herüberdemonstrirt wurde. Die eigentlich schöpferische Thätigkeit Hausmann's umfaßt einen Zeitraum von kaum fünfzehn Jahren, von 1849—1864, aber sie documentirt sich als der Ausfluß ernster und eifriger Arbeit. Von dem Studium der alten Niederländer und der modernen Belgier ausgehend zeigt sein „Pfaff, Grethchen's Schmuck entführend" noch ein gewisses Schwanken zwischen der alten und der neuen Richtung, während sein um zwei Jahre später entstandener „Faun mit Nymphen" schon mit voller Kraft für die sieghafte Herrschaft des Colorits eintritt. Die beiden folgenden Jahre 1852 und 1853 brachten die „Pariser Gamins" und das „Zigeunermädchen auf der Haide". Hier macht sich neben den Einflüssen der französischen Technik ein ernstes und erfolgreiches Streben nach Charakteristik bemerkbar. Wie der Künstler dann den energischen Gefühlsausdruck im Einzelnen zu variiren und doch zu einer mächtigen Gesammtwirkung zusammenzufassen wußte, das zeigte er in seinem großen für die Hamburger Kunsthalle gemalten Hauptwerke „Galilei vor dem Concil 1633". Aus den beiden hier ausgestellten geistreichen Farbenskizzen läßt sich deutlich erkennen, wie das gewaltige Wort des Märtyrers der Wissenschaft gleich einem Sturmwind über die illustre Gesellschaft der Purpur- und Kuttenträger hinfegt. Von der späteren stillen Thätigkeit Hausmann's als Director der Zeichenakademie in Hanau zeugt eine Reihe kunstgewerblicher Zeichnungen und Entwürfe, die überall einen feinen, künstlerisch durchgebildeten Geschmack verrathen.

Wenn man dieses Aufgeben des selbständigen Schaffens bei Hausmann bedauern muß, so wird bei August Behrendsen, dem dritten jüngst Verstorbenen, den man der Ehre einer Separatausstellung gewürdigt, das Hauptgewicht auf seine Thätigkeit als Lehrer der Königsberger Akademie zu legen sein. Er hat die Traditionen seines Meisters Wilhelm Schirmer, des berufensten Malers der mit Unrecht schlecht beleumundeten Stimmungslandschaft, auf seine Schüler Scherres, Knorr und Monien hinübergerettet. Seine Oelstudien wie seine Zeichnungen muthen ausnahmslos durch ungekünstelte Harmonie der Linienführung und durch ein mildes, geschlossenes Colorit an, das jeden im Augenblick erhaschten, oder mühsam erkünstelten Lichteffect verschmäht.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Anna Luise Karschin, ihr Leben und ihr Dichten. Von Adolph Kohut. (Dresden, E. Pierson.) — Eine mit wohlthuender Wärme geschriebene Biographie der einst überschwänglich die deutsche Sappho genannten Dichterin und Improvisatorin. Für die Lebensgeschichte sind die besten Quellen herangezogen, doch hätte sich in den Autographenmappen unserer Sammler gewiß noch manches Ungedruckte, das der Veröffentlichung werth wäre, aufstöbern lassen. Die Audienz beim Alten Fritz, dieser Glanzpunkt im Leben der Karsch, ist hübsch erzählt; auch ihrer Beziehungen zu berühmten Zeitgenossen, vor Allem zu dem trefflichen Gleim, zu Sulzer, Klopstock, Lessing, Mendelssohn wird gedacht. Der Besuch Goethe's aber auf seiner Berliner Reise 1778 nicht erwähnt. Bekanntlich hat die Karsch auch ihn mit ihren huldigenden Versen bedacht. Willkommen sind besonders die angeführten Proben aus ihren längst vergessenen Gedichten.

Digitized by Google

Matthäus Merian. Eine culturhistorische Studie von H. Eckardt. (Basel, H. Georg.) — Eine liebevoll ausgeführte Lebensbeschreibung des verdienstlichen Herausgebers der „Topographia Germaniae", des bekannten herrlichen Kupferstichwerks des 17. Jahrhunderts, dessen hoher culturhistorischer Werth in unseren Tagen immer allgemeiner anerkannt wird. Dieser biographische Theil enthält manches Neue, während der das Werk Merian's und seiner Mitarbeiter beschreibende Theil mehr nur katalogisirender Art ist und die künstlerische Seite des berühmten Verlagsbuchhändlers fast gar keiner Würdigung unterzieht. Vielleicht holt der Verfasser sein Versäumniß bei einer zweiten Auflage nach; die Vorarbeiten dazu haben schon Gwinner, Füßli, Heyden u. A. geliefert.

Die Statthalterschaftszeit in Liv- und Estland (1783 bis 1796). Von Friedrich Bienemann. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Ein beredter Wortführer in dem Selbsterhaltungskampfe des Deutschthums in den Ostseeprovinzen zeichnet hier ein Capitel aus der Regentenpraxis Katharinas II. mit so lebendigen Farben, daß wir mit einem Blick den ganzen Zeitlauf der für die Verfassungsgeschichte jener Gebiete wichtigen Epoche überschauen können. Wenn die Studie auch nur ein Segment aus einem wechselvollen Volksgeschicke heraus hebt und veranschaulicht, so eröffnet sie doch dem Auge eine Reihe von Begebenheiten, welche Vergangenes verstehen und Kommendes befürchten lehrt. St.

Bibliotheca germanica. Bearbeitet von Alwin Weise. (Paris und Leipzig, H. Le Soudier.) — Unter diesem Titel erscheint ein Verzeichniß aller auf Deutschland und Deutsch-Oesterreich bezüglichen Originalwerke, sowie der bemerkenswerthen Artikel, die in den hervorragenden periodischen Schriften (mit Ausschluß der Tageszeitungen) in den Jahren 1880—1885 im Auslande, vornehmlich in Frankreich, erschienen sind. Die fleißige Arbeit wird Gelehrten, Schriftstellern und Buchhändlern willkommen sein. Die Vollständigkeit ist angestrebt, die einzelnen Artikel sind alphabetisch nach den Autoren und in einem Sachregister sehr übersichtlich geordnet, und gelegentliche Fortsetzungen sollen erscheinen. Es ist lehrreich, hier zu sehen, was denn an uns das Ausland am meisten interessirt: in der Politik Bismarck und der Krieg von 1870/71, in der Literatur Goethe, Heine, Hamerling, in den Künsten Wagner, in der Wissenschaft Schopenhauer, im öffentlichen Leben der Culturkampf, die Judenfrage, das Unterrichtswesen und vor Allem militärische Zustände. Ein starkes Contingent stellen die beliebten deutschen Reise- und Sittenschilderungen von Tissot, Didon, Grand-Carteret, Amic, Valbert, Vasili und Consorten.

Novellen von A. R. Rangabé. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung aus dem Griechischen. (Breslau, S. Schottländer.) — Eine große Mannigfaltigkeit der Naturschilderungen, wie eine geschickte Wahl interessanter, packender Probleme ist der Hauptvorzug dieser Novellen; leider haftet aber an manchen Stücken etwas Grelles, phantastisch Bizarres, theatralisch Zugestutztes, so daß eigentlich nur ein starknerviger Leser Novellen wie „Die Gefängnisse", in denen eine wüste Phantasie ihre Orgien feiert, vertragen könnte. „Ein Ausflug nach Paros" hat ebenfalls, aber in niederem Grade, den Stich in's Grelle und Geschminkte. Etwas zu romantisch und daher unwahrscheinlich wirkend, ist die Erzählung „Ernach", trotzdem sie einige packende und ergreifende Stellen enthält. „Die Reitpeitsche" und „Der Diamant" sind ganz gelungene, theilweise drastisch gehaltene Skizzen. Die Perle der Sammlung sind unstreitig „Die Weber der Hansa", hier entfaltet Rangabé an einem interessanten Stoff ein außerordentliches Darstellungstalent; mag auch hier und da auf rohe Effecte gezielt werden, im Großen und Ganzen aber liegt eine wirklich hervorragende novellistische Leistung vor. E. W.

Abgründe des Lebens. Novellen von Ida Boy-Ed. (Leipzig, Carl Reißner.) — „Es giebt Bücher, die man wohl mit ehrlichem Herzen, aber nicht in bester Könnenskraft in die Welt setzt und andere, von denen man sich sagen darf: das ist ein Stück von dem was ich kann", so erklärt die unleugbar talentvolle Verfasserin des vorliegenden Novellenbandes selbst die Ungleichmäßigkeit ihrer Werke. Mehrere große Romane aus ihrer Feder haben mit Recht den Beifall der Kritik und des Publikums gefunden und legen Zeugniß von dem Können dieser Schriftstellerin ab, von den drei jüngst erschienenen Novellen aber müssen wir annehmen, daß die erste Hälfte des obenstehenden Urtheils sich auf sie bezieht. Sind es wirklich „Abgründe des Lebens," die in ihnen vor unseren Blicken aufgeschlossen werden? Daß ein geschwätziger Alter durch seine selbstgefällige Mittheilsamkeit die Ehre seines Hauses zu Grunde richtet und seinen stolzen Sohn zum Selbstmorde treibt, wie es in der ersten Novelle „der alte Randolph" erzählt wird, oder daß ein strenger Lehrer in einem widerspänstigen Schüler seinen illegitimen Sohn erkennt und diesen selbst in's Verderben zu stürzen sich durch sein Pflichtgefühl gezwungen sieht, wie es die dritte Novelle „Sein Schüler" schildert, — sind das wirklich „Abgründe" oder, um kritisch zu reden, wirklich künstlerisch behandelte Probleme? Sind es nicht vielmehr künstlich ausgeklügelte und auf möglichst krasse Effecte hin zugespitzte Situationen, wie sie nur einer sensationslustigen und durch unnatürliche Reizungen zu befriedigenden Leselust behagen können? Der Gegenstand der zweiten Novelle: „Das stumme Gericht" ist einfacher und natürlicher, aber ebenso peinigend. Ein Fischer ermordet seinen Bruder um einer Geldsumme willen und freit das Mädchen, das jenem zugethan war; aber ihr Blick, der ihn ahnen läßt, daß sie um sein Verbrechen weiß, wird ihm zum stummen Gericht. Diese zweite Novelle ist auch hinsichtlich der Darstellung und des Tones, der so düster und niederdrückend ist, wie die Wintertage an der jütischen Küste, hervorstechend, aber selbst durch sie gewinnen wir keinerlei künstlerische Befriedigung. Möge die Verfasserin die Laune, sich in solche Abgründe der Prosa-Dichtung zu verlieren, in Zukunft bändigen, denn durch keine auch noch so große formelle Gestaltungskraft, wie sie Frau Ida Boy-Ed in hervorragendem Maße besitzt, werden solche krasse Phantasien zu Kunstwerken gestempelt.

Die Abgaben, Auflagen und die Steuer vom Standpunkte der Geschichte und der Sittlichkeit. Von Wilhelm Vocke. (Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.) — Dieses vom Verfasser „seinem theueren Freunde und Meister" Lorenz von Stein gewidmete Werk erinnert an die Lichtseiten, aber auch an die Schattenseiten der Schriften des ausgezeichneten Wiener Nationalöconomen, den Vocke seinen Meister nennt. Dasjenige, was der Verfasser über die vorgeschichtliche Zeit sagt, ist zu kategorisch, zu wenig hypothetisch gehalten. Auf dem Titelblatte fehlt ferner ein Hinweis darauf, daß das Werk nur, oder fast nur die deutsche Steuergeschichte behandelt; wobei überdies die großen Verschiedenheiten der geschichtlichen Entwickelung der deutschen Territorien, Staaten, Provinzen und Gemeinden, z. B. der bayerischen Alpengegenden und Schleswig-Holsteins, der mittel- und niederrheinischen Gegenden und des preußischen Litthauens, ja, selbst Brandenburgs, Kursachsens, Mecklenburgs und Hannovers viel zu wenig beachtet, kaum berührt werden. Mit manchen steuerpolitischen Ansichten steht der Verfasser ziemlich isolirt da. Die bereits in früheren Schriften und Abhandlungen des Verfassers bewiesene wissenschaftliche und praktische Tüchtigkeit, sowie die patriotische, staatsbürgerliche Gesinnung desselben zeigt sich aber auch in seiner neuesten Schrift. —l—

Candidat Müller. Von Gotthold Ephraim Walter. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — In diesem psychologischen Romane ist der Versuch unternommen worden, die „Unvereinbarkeit des sogenannten positiven Christenthums mit der gegenwärtigen Lebensordnung" darzulegen. Der Held der Erzählung ist ein junger Prediger, welcher, mit der vollen Hingabe seines Herzens pietistisch gesinnt, sich bemüht, sein Christenthum auch in das Leben zu übertragen. Er versucht in einer Töchter-Erziehungsanstalt eine wahrhaft apostolische Wirksamkeit zu entfalten, natürlich vergebens. Die Mißerfolge, welche er erntet, welche aber meistens gar nicht auf seine Thätigkeit, sondern auf viele andere gleichgültige Umstände zurückzuführen sind, bringen ihm nicht nur Spott und Hohn der Ungläubigen, sondern auch die schmählichste Verleumdung seiner gläubigen Mitbrüder ein und öffnen sein Herz, das schon zu verzweifeln beginnt, der milderen und vermittelnden Lebensweisheit eines alten Lehrers; der Entschluß, das geistliche Amt ganz aufzugeben und den Lehrerberuf zu wählen, ist die Folge dieser inneren Umwälzung. — Das Bemerkenswertheste an diesem Romane ist die Einfachheit des Inhaltes und der Darstellung. Selbst da, wo der Verfasser in der Schilderung des pietistischen Treibens und der Heuchelei eines Jünglingsvereines in eine satirische Tonart zu fallen für nöthig hält, verleugnet sich die etwas farblose Art seiner Anschauungs- und Ausdrucksweise nicht. Das Ganze erscheint in Folge dessen mehr wie eine Skizze, als wie ein fertig ausgearbeitetes Gemälde. Aber gerade für einen psychologischen Roman ist solche skizzenhafte Darstellung sehr gefährlich, weil sie oft die Tiefe der Auffassung vermissen läßt, die allein so schwerwiegenden Fragen, wie sie hier zur Lösung gestellt wurden, gerecht werden kann. Wir wollen nicht verkennen, daß der Verfasser ernstlich bemüht ist, Licht und Schatten für die von ihm geschilderten beiden Weltanschauungen gleichmäßig zu vertheilen, glauben aber, daß ein näheres Eingehen auf die Glaubensfreudigkeit seines Helden und die Gründe, welche ihn aus einem Pietisten so rasch zu einem Humanisten umwandeln, für die reichere Entwickelung und bessere Entfaltung seines Stoffes geboten gewesen wäre. B.

Grundlegung der theoretischen Staatswirthschaft. Von Emil Sax. (Wien, Alfred Hölder.) — Der Prager Professor Sax, der sich längst durch seine Untersuchungen über die Arbeiterwohnungsfrage, das Eisenbahnwesen und andere Gegenstände, vortheilhaft bekannt gemacht hat, faßt den Begriff Staatswirthschaft in einer sehr weiten, wenig üblichen und leicht zu Mißverständnissen Anlaß gebenden Weise. Er versteht darunter nicht bloß die Finanzwirthschaft, sondern die gesammte öconomische Seite des öffentlichen Lebens, einschließlich der sog. Volkswirthschaftspflege, der Agrar-, Gewerbe- und Handelspolitik. Man kann überhaupt mit dem Verfasser über die Richtigkeit seiner Systematik und seiner Ansichten nicht selten rechten. Auch entschiedene Gegner des Socialismus werden z. B. bestreiten, daß Marx und F. Engels, trotz der sonstigen Unhaltbarkeit ihrer Theorien, auf die öconomische Erklärung der staatswirthschaftlichen Erscheinungen verzichten. Die Sprache des Verfassers ist ferner nicht ganz frei von Provinzialismen. Er sagt z. B. „zur Gänze" statt „vollständig". Andererseits muß man anerkennen, daß das Sax'sche Werk für Volkswirthe, Staatsgelehrte und Historiker, überhaupt für denkende Leser von großem Interesse ist. Als neu und anregend sind z. B., neben verschiedenen anderen Ausführungen, die Uebersicht und die Kritik der verschiedenen Theorien über die öconomische Beschaffenheit der Staatsthätigkeit zu bezeichnen. Sax unterscheidet die cameralistische, hauswirthschaftliche Theorie, die Tauschtheorie der sogen. Manchesterschule, die Consumtionstheorie J. B. Say's, die Productivitätstheorie F. List's, die capitalistische Productionstheorie Karl Dietzel's, die neuere Productionstheorie A. Wagner's und Schäffle's und die Reproductivitätstheorie L. v. Stein's. Kurz, das Sax'sche Buch ist ein verdienstliches, an Herman's „Staatswissenschaftliche Untersuchungen" erinnerndes Werk. —l—

Digitized by Google

Inserate.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

In unserem Verlage erschien soeben:

Die Säulen der Maurerei.

Vorträge

über Weisheit, Schönheit und Stärke

von

Br. **Carl Pilz,**

Redner der □ Apollo in Leipzig und Redacteur der Frmr.-Zeitung.

Zweite Auflage.

8°. geh. Ladenpreis 60 ₰.

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct. **Bad Pyrmont.** Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Bad Nauheim bei Frankfurt a. M., Station d. M. W. B.

Naturwarme kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern, auch vor bez. nach dieser Zeit.

Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. **Jäger.**

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer waldreicher *Höhen-Kurort* von 568 m. Seehöhe, mit sämmtlichen Erfordernissen eines *Terrain-Kurorts*, besitzt drei kohlensäurereiche alkalisch-erdige *Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche*-Bäder und eine vorzügliche *Molken-* und *Milch-Kuranstalt*. Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. Angenehmer Sommeraufenthalt.

Saison vom 1. Mai bis Oktober.

Zur Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Kaiser Wilhelm und sein Reich

von

Ed. Simon.

Autorisirte Bearbeitung.

Aus dem Französischen.

Ein starker Octavband 6 M., eleg. geb. 8 M.

Mit großer Unparteilichkeit, welche man bei einem Franzosen nicht für möglich hält, schildert Autor das Leben unseres **Heldenkaisers** und mit **Hochachtung**, mit **Bewunderung**, ja mit **größter Sympathie** spricht derselbe von unseren großen Männern, **Bismarck, Moltke** u. s. w. Das Werk ist geeignet in Deutschland gleiches Aufsehen wie in Frankreich hervorzurufen. —

Augenblicksbilder

in Photographie und Lichtdruck.

Schnellseher

zur Umsetzung der Serien in die Bewegung.

Moment-Apparat

für Amateure und Touristen.

Moment-Verschluss in allen Grössen.

Gesammt-Katalog mit 2 Probebildern franco gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken.

Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Neueste Romane

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Die Lehnsjungfer.

Roman

von

Emile Erhard.

5 Bände.

Preis geheftet ℳ 20.—; fein gebunden ℳ 25.—

Dunst.

Roman

von

Karl Frenzel.

Preis geheftet ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.**, Oppelstr. 44.

Soeben erschien bei **Gebrüder Borntraeger** in Berlin S.W., Wilhelmstrasse 122:

Victor Hehn, Gedanken über Goethe. 1887. 8. brosch. 7 ℳ.

Victor Hehn, Italien. Ansichten und Streiflichter. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. 1887. 8. geb. 7 ℳ.

Victor Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Fünfte Auflage. 1887. gr. 8. brosch. 10 ℳ.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

JUN 30 1887
Library

№ 25. Berlin, den 18. Juni 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die „Gegenwart" und Herr Katkow. — Ein österreichischer Hochtory. Von G. J. Guttmann. — **Literatur und Kunst:** Gehört die Baukunst zu den freien Künsten? Von Eduard von Hartmann. — Zur neuesten Shakespeare-Forschung. Von E. W. Sievers. — **Feuilleton:** Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin. Von Heinrich Ehrlich. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: „Therese Raquin". Von Z. — E. v. Gebhardt's Cartons für das Kloster Loccum. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Die „Gegenwart" und Herr Katkow.

St. Petersburg, Ende Mai.

Die Beantwortung der Frage: „Ist Rußland noch zu Europa zu rechnen?" in Nr. 13 der „Gegenwart" (vom 26. März d. J.) hat in den Blättern der russischen Panslavisten und Slavophilen einen Sturm der Entrüstung und eine Reihe leidenschaftlicher Entgegnungen hervorgerufen. Die „Moskowskija Wjedomosti", das Blatt des bekannten Führers der conservativen Nationalisten und geistigen Hauptes der Partei der Deutschenhasser im Czarenreiche, Geheimraths Katkow, haben mit der in ihren Spalten nicht ungewöhnlichen Geschicklichkeit und Unverfrorenheit, die Wahrheit zu fälschen, Thatsachen zu verdrehen und durch Auslassungen und absichtliche Entstellungen gegnerischer Erörterungen das Weiße schwarz und das Schwarze weiß zu färben, den Artikel der „Gegenwart" der russischen Leserwelt mundgerecht gemacht und einer abfälligen Kritik unterzogen. Die gesammte slavophile Presse aber hat von der Leistung des Katkow'schen Organs mit sichtlichem Wohlgefallen Notiz genommen und sie, mit Randglossen der eigenen Redactionen verbrämt, theils ausführlich, theils nur im Auszuge nach Kräften weiterverbreitet.

Es kann der „Gegenwart" natürlich nur schmeichelhaft sein, daß eine kritische und polemische Betrachtung in ihren Blättern ein so deutliches Echo an der Stelle hervorgerufen hat, gegen welche sich diese Betrachtung richtete. Es war eine publicistische Pflicht, auf die zeitgemäße Frage, ob Rußland in den Errungenschaften seiner Cultur auch nur einen Schein des Rechts finden dürfe, in der Geschichte der zeitgenössischen Civilisation die seit Jahrzehnten angemaßte Rolle ungestört weiterzuspielen, und es muß der „Gegenwart" ferner ungeheuer gleichgiltig sein, daß sie bei der Erfüllung dieser Pflicht von den slavophilen Chauvinisten mit Steinen beworfen worden ist: erscheinen doch alle Angriffe nur als schwacher Abklatsch dessen, was sich die deutsche Presse, die deutsche Regierung und das Deutschthum überhaupt lange vorher seitens der nationalrussischen Blätter hat gefallen lassen müssen! Hält man einem Kalmücken den Spiegel vor und zwingt man ihn zur Erkenntniß, daß seine Physiognomie trotz des europäischen Frackes, der Pariser Binde und des hohen Hutes, mit denen er sich bekleidet, von ihrer asiatischen Eigenthümlichkeit nichts eingebüßt hat, so kann man nur bedauernd die Achseln zucken, wenn der unverändert gebliebene Sohn der asiatischen Steppe statt der Einsicht, daß Kleider nicht immer Leute machen, aus seinen Schlitzaugen boshafte Blicke schießt und nur Grimassen und Zähneknirschen als Antwort findet. Es ist eine mehrfach erhärtete Thatsache, daß die Herren Katkow und Genossen eine Idiosynkrasie vor dem Spiegel haben. Deshalb hat es der „Gegenwart" völlig fern gelegen, dieselben zu bekehren; wohl aber bezweckte der Artikel: „Ist Rußland noch zu Europa zu rechnen?", durch ein unverfälschtes Bild der wirklichen Zustände im Czarenreiche den Schmerz des wahren russischen Patriotismus zu erregen, damit vielleicht in den Anschauungen dieses oder jenes Russen eine heilsame Gegenwirkung gegen das Gift des nationalen Größenwahns erzeugt würde. Freilich, die „Gegenwart" hat — und sie braucht dieses Eingeständniß nicht zu scheuen —, voll und ganz auf den Grundlagen der ethischen Errungenschaften der europäischen Civilisation stehend, außer Acht gelassen, daß die asiatische Tradition des Slavophilenthums auch in den Gepflogenheiten der großen russischen Presse die unbeschränkte Herrschaft übt und daß in Folge dessen die Wortführer im Czarenreiche eifrig dafür Sorge tragen würden, den Inhalt und die Tendenz des gen. Artikels zu verhüllen und in's Gegentheil zu verkehren. Unter diesen Umständen erübrigt nur, zur Vervollständigung des entworfenen russischen Culturbildes auch diese letztere Thatsache zu constatiren und dem Geheimrath Katkow dankend für die Mühe zu quittiren, mit der er den Beweis geliefert, wie recht wir thaten, die Vorkämpfer der sog. slavischen Idee aus den Listen der Träger europäischer Cultur zu streichen. Es fehlt uns der Raum, dem Organe Katkow's in extenso das Wort zu geben; wir wollen aber dem deutschen Leser ein so hervorragendes Actenstück zum Beweise dessen, was man in den Kreisen der Moskauer Nationalisten für journalistischen Anstand und erlaubte Polemik hält, doch nicht ganz der Kenntniß entziehen. — Unter dem Datum des 27. (15.) April schreiben also die „Moskowskija Wjedomosti" u. A:

„Unser Pariser Correspondent hat wiederholt auf die Einstimmigkeit hingewiesen, mit welcher die französische Presse aller Schattirungen ihre Sympathien für Rußland und ihre Erkenntlichkeit für seinen Herrscher Ausdruck gibt. Es ist bekannt, welches Gegenstück hierzu die deutsche Presse bildet; welche Verleumdungen und Insinuationen täglich in den zahllosen deutschen Zeitungen erscheinen, und mit welchem Eifer diese Presse alles Russische, Alles, was dem russischen Herzen theuer und heilig ist, in den Schmutz tritt; mit welcher Raserei die deutschen Politiker das Attentat vom 13. (1.) März (sc. 1881) ausgebeutet haben! Indeß, die Tagespresse läßt sich bisweilen, in der Hitze der Polemik, weiter fortreißen, als die Autoren selbst es möglicherweise wünschen. Was soll man aber von periodischen Zeitschriften, die monatlich oder wöchentlich erscheinen, sagen, — von Zeitschriften, in denen Doctrinen auseinander gesetzt werden und in denen nicht die

Digitized by Google

Leidenschaft spricht, sondern die Idee sich entwickelt, — wenn auch dort bei jedem Anlaß derselbe tiefe Haß gegen Rußland zum Vorschein kommt? Fürst Bismarck bombardirt unsere Diplomatie mit Klagen über jeden Protest, der wider seine Politik in einem unabhängigen Organe der russischen Presse erscheint, selbst wenn dieser Protest weder Beleidigungen noch Feindseligkeiten gegen das deutsche Volk enthält. Wie wäre es, wenn die russischen Diplomaten als Antwort auf solche Klagen nun auch ihrerseits dem Fürsten Bismarck eine Auswahl von Beispielen dessen übergeben würden, wie täglich die deutsche Presse nicht nur diese oder jene Richtung unserer Politik, sondern das russische Volk selbst, seinen Geist, seine Sitten, seine Eigenart behandelt?

Kürzlich erschien in der »Gegenwart«, bekanntlich eine der solidesten periodischen Zeitschriften in Deutschland, ein Artikel, betitelt »Ist Rußland noch zu Europa zu rechnen?« Der deutsche Politiker urtheilt folgendermaßen: »Rußland ist in letzter Zeit mehr wie je im Munde der Leute gewesen. Sein Eingreifen (!) in die bulgarischen Angelegenheiten, seine von der sogenannten »slavischen Idee« inspirirte Politik, *welche in der offenen Lobpreisung von Verschwörern und Empörern besteht,...* Alles dies hat Rußland die Aufmerksamkeit des Westens zugezogen und sogar veranlaßt, daß die ausschlaggebenden Führer der europäischen Politik offen eine feindliche Haltung in Bezug auf Rußland haben nehmen müssen. Wenn man aber die interessante Reden liest, welche der deutsche Reichskanzler in jüngster Zeit über die auswärtige Politik gehalten hat, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob seine unzweifelhafte *Großherzigkeit* gegen die russische Regierung wohl auch in dem russischen Volke den entsprechenden Anklang finden werde?" Der Verfasser gesteht verzweifelt ein, daß die Frage verneinend beantwortet werden muß. O weh, das russische Volk erkennt die Großherzigkeit Bismarcks nicht an, »wegen Mangels an Bildung im russischen Volke. Eine ungeheure Mehrzahl desselben kann weder lesen noch schreiben und weiß ganz und gar nicht, was in der Welt vorgeht. Und die sogenannten Gebildeten? Zu ihnen muß man vor Allem die Deutschen in den baltischen Provinzen und in Moskau, St. Petersburg und in den Ortschaften an den großen Eisenbahnlinien rechnen... *Aber diese Deutschen können nur bedauern, wenn sie sehen, wie der erste Vertreter der deutschen Regierung sich einer Regierung gegenüber ausspricht, welche seine Landsleute mit Füßen tritt!*« Ist das nicht herrlich? Die baltischen Landsleute Bismarcks, die über seine Großherzigkeit gegenüber Rußland trauern!

Herr Katkow läßt hierauf einige Auszüge folgen, zu denen er seine spöttelnden Bemerkungen macht. Am meisten scheint ihn unser Urtheil über den fehlenden Rechtssinn, den Mangel an Moral im russischen Volke, die abfällige Kritik russischer Wissenschaften und Künste, unser Bild von der asiatischen Sphinx verschnupft zu haben. Dann schließt er:

„Der tiefsinnige Mitarbeiter der „Gegenwart" erkennt übrigens großmüthig an, daß Rußland immerhin eine historische Mission habe: die uralten Handelswege zwischen Europa und Indien auf dem Landwege wieder aufzuschließen und sicherzustellen. Das ist keine leichte Aufgabe, und Rußland hat eine Zeit lang geglaubt, sich dieselbe erleichtern zu sollen, indem es darauf ausging, die Wasserstraße der Dardanellen sich anzueignen.... *Das erlauben aber nicht politische, durch das europäische Gleichgewicht bedingte Interessen, und Rußland wird schwerlich jemals dieses Ziel erreichen,* — um so weniger, als seine kurzsichtig egoistische *Politik in den letzten Jahren* (?) diejenigen zu Feinden gemacht hat, deren Freundschaft allein dem Vorgehen auf der Balkanhalbinsel einen Schein des Rechts verliehen hat. Wenn Rußland noch des offenen Meeres bedarf, so möge es dasselbe am Persischen Meerbusen oder an der indischen Küste suchen."

So, — also Rußland hatte nur einen Schein des Rechts auf die Balkanhalbinsel Dank der Freundschaft Deutschlands und Oesterreichs. Aber „seine Politik der letzten Jahre", d. h. seine Betheiligung am Dreikaiser-Bündnisse, hat diese Freunde in Feinde verwandelt, und wir dürfen von den Dardanellen auch nicht einmal mehr träumen. Die Deutschen gestatten uns großmüthig die Rolle von Schildwachen, welche den Handelsweg zwischen Berlin und Calcutta bewachen, und rathen uns deshalb, unsere Frontstellung völlig zu verändern: unser Antlitz, d. h. die Ostseeprovinzen, ans Kaspische Meer zu übertragen und unser entgegengesetztes Theil Deutschland zuzuwenden.

Bei uns gibt es trotzdem immer noch Diplomaten, welche das Ende des Dreikaiserbündnisses beklagen, während die Deutschen selbst anerkennen, daß dieses Bündniß unsere Freunde in unsere Feinde verwandelt und uns sogar des Scheines eines Rechts auf die Balkanhalbinsel beraubt hat! Genug."

Indem wir vorausschicken, daß die Aufmerksamkeiten, welche unserem Artikel und der „Gegenwart" von den übrigen slavophilen Zeitungen geschenkt worden sind, sich von denjenigen der „Mosk. Wjed." nur durch einzelne Invectiven gegen die deutsche Presse ꝛc. unterscheiden, sich aber inhaltlich mit dem Elaborate des Moskauer Blattes decken, erklären wir, bereitwilligst verzichten zu wollen, auf die vielen Fälschungen einzugehen, welcher sich das Organ Katkow's beim Uebersetzen schuldig gemacht, oder gar den genauen Nachweis zu führen, wo ein Wort ausgelassen, ein den Sinn entstellendes Wort eingefügt oder der ganze Text durch Zusammenziehungen und Streichungen geradezu unkenntlich gemacht worden ist. Wir ergreifen ferner gern die Gelegenheit, von den vielen Druckfehlern in dem vom Blatte Katkow's mißhandelten Artikel den einen zurechtzustellen, daß nicht „$^1/_4$ Procent der Bevölkerung" in Rußland keinen Schulunterricht genießt, sondern „ein Viertel der Bevölkerung". Im Uebrigen aber halten wir alle unsere Mittheilungen und vor Allem unser Urtheil aufrecht. Und hat Herr Katkow uns auch nur in einem Punkte widerlegt? Gegen schwerwiegende Thatsachen operirt man nicht, ist man im Recht, lediglich mit Fragezeichen und Exclamationen! Aber es kam dem Moskauer Publicisten keineswegs auf eine Widerlegung an. Sein Räsonnement beweist, daß er die Gelegenheit benutzte, um in Rußland glauben zu machen, die „Gegenwart" habe das russische Volk und was ihm heilig sei herabgewürdigt, und um einen neuen Streich gegen die ihm verhaßten sog. freundschaftlichen Beziehungen der russischen Regierung zu Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu führen. Die Absicht Katkow's war einzig und allein: gegen den verhaßten Deutschen zu hetzen. Deshalb hat er sorgfältig aus dem Artikel der „Gegenwart" jedes anerkennenswerthe Wort ausgemerzt; deshalb hat er, in einer Ueberhebung sonder Gleichen sich selbst und seine Gesinnungsgenossen, die Panslavisten und Slavophilen, gegen die allein wir in denkbar schärfster Weise vorgegangen waren, für das russische Volk setzend, die Tendenz des Artikels in's Gegentheil entstellt; und deshalb hat er sogar das Akrobatenkunststück nicht verschmäht, in absichtlichem Mißverstehen, welches die Freunde wären, von denen wir gesagt, daß Rußlands Politik der letzten Jahre sie der slavischen Sache entfremdet, die Serben und Bulgaren, uns unterzuschieben, als hätten wir mit Genugthuung das Ende des Dreikaiser-Bündnisses constatirt! Mit der Absicht zu hetzen, verband Katkow aber auch die Absicht, zu verbinden. Jedes Band, das noch von Rußland zu Deutschland hinüberleitet, soll zerschnitten und dafür Frankreich mit unzerreißbaren Ketten an das Czarenreich gefesselt werden: dieses ceterum censeo der Slavophilen findet auch in der Polemik Katkow's gegen die „Gegenwart" seine übliche Betonung. Unmittelbar an die oben wiedergegebenen Auslassungen knüpfen nämlich die „Moskowskija Wjedomosti" einen ausführlichen Auszug aus einem Artikel von Anatole Leroy-Beaulieu in der „Revue des Deux Mondes", welcher „la religion, le sentiment religieux et le mysticisme en Russie" betitelt ist und dem russischen Volke viel Angenehmes und Schmeichelhaftes sagt. An der Hand dieses Artikels, der nachzuweisen sucht, welch tiefes religiöses Gefühl im russischen Volke wurzele, führt das Katkow'sche Blatt aus, daß Rußlands Stärke und Zukunft auf der Religiosität seiner Bevölkerung beruhe, daß die Verderbtheit eines Theiles der Intelligenz — welch' unerwartetes Zugeständniß! — dem Verlorengehen tief inneren religiösen Lebens zuzuschreiben sei, und daß mit der Widerkehr der höheren Stände zur naiven Gläubigkeit der unteren Volksschichten der Sieg der slawischen Idee gesichert sei. In diesem Punkte bleibt Katkow sich und dem Programm seiner Gesinnungsgenossen treu, denn das griechisch-orthodoxe Glaubensbekenntniß in mystischer Verhimmelung bildet das Hauptfundament der slavophilen Weltanschauung. Was aber die Religiosität des russischen Volkes betrifft, so hat uns

Digitized by Google

eigene Anschauung belehrt, daß sie in großen Kreisen zwar vorhanden, aber in ebenso großen Kreisen theils stark erschüttert, theils lediglich eine gedankenlose Hingabe an die Gewohnheit geworden ist. Was man in Italien wahrnimmt, kann man auch in Rußland häufig genug sehen: daß z. B. der Bandit, bevor er an sein dunkeles Gewerbe geht, sich fromm bekreuzigt und den Himmel um seinen Beistand anfleht! Und ist das etwa bewußte Frömmigkeit? Die angelernte Formel, die Aeußerlichkeiten der Religionsübung sind desto mehr in den Vordergrund getreten, je mehr das Verständniß für die reiche Symbolik der griechisch-orthodoxen Kirche weiten Bevölkerungsschichten abhanden gekommen ist. Bei dieser Thatsache müßten die Slavophilen ebenso ansetzen, wie bei der „Verderbtheit eines Theiles der Intelligenz", wenn sie das Glaubensbekenntniß für ihre Ziele ausnützen wollen.

Indeß, in ihrer Polemik gegen die „Gegenwart" ist es den „Moskoskija Wjedomosti" wenig darauf angekommen, für die slavophile Weltanschauung eine Lanze zu brechen. Ihr lag nur die praktische Politik des Tages am Herzen und die Verfolgung des zur Zeit nächstliegenden Zweckes derselben, den Russen zu sagen: Seht, das sind die Deutschen! So urtheilen sie über Euch! Sie müßt ihr hassen und verachten! Die Franzosen dagegen u. s. w. u. s. w. Und wider diese Politik der Verhetzung gegen den nächsten Nachbar haben wir uns gewandt, nicht um Rußland zu schmähen, sondern in der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß sie für den Weltfrieden verhängnißvoll werden und Unheil nicht nur über das Czarenreich, sondern über Deutschland, über Europa heraufbeschwören müsse. Wenn wir dabei weit ausholten und den Stand der Civilisation in Rußland untersuchten, so sind wir hierzu durch das Auftreten der russischen Presse veranlaßt worden: es lag nahe, zu constatiren, auf wie schwachen Füßen die Anmaßung ruhte, mit welcher diese Presse sich tagtäglich in die Erörterung europäischer politischer und socialer Fragen mischt und auf eigene Faust auswärtige Politik treibt. Fiel aber von unserer Seite dabei manches, dem Russen schmerzliche Wort, so ist dasselbe dem Vergleiche auf die Rechnung zu setzen — dem Vergleiche, zu welchem die Haltung der führenden Parteien im Czarenreiche herausforderte. Würden wir Rußlands historische Entwickelung und seine Culturgeschichte allein zum Gegenstand historischer Betrachtungen gemacht haben, so würde Vieles milder und nachsichtiger beurtheilt worden sein. Es galt jedoch festzustellen, was Rußland als integrirende Erscheinung des Culturlebens und der Staatenentwickelung in der Weltgeschichte bedeute, was es gewesen und geworden als Glied der europäischen Völkerfamilie und was es für die Fortentwickelung der gesammten Menschheit gethan habe. Und daß das riesige Czarenreich gegenüber diesem großen Maßstabe zu einem nichtigen Faktor zusammenschrumpft — ist das unsere Schuld? Die Wahrheit ist herb und spröde, der nationale Größenwahn aber verdient ein schonungsloses Urtheil!

Wir haben endlich unsere Ansicht darüber verlautbart, welche Wege Rußland zu gehen habe, wenn es ernstlich bestrebt sein will, in Zukunft nicht gänzlich als Mitarbeiter in der Geschichte der europäischen Civilisation ausgelöscht zu werden. Und da haben wir die Rückkehr zur inneren und äußeren Politik Peters des Großen und seiner Nachfolger als einzig aussichtsvolle Wendung zum nationalen gesellschaftlichen und staatlichen Aufschwung bezeichnet. Wenn also das Blatt Katkow's uns insinuirt, daß wir für einen Ausschluß Rußlands aus dem Dreikaiserbündnisse gesprochen, so ist das ein Schlag in's Gesicht der Wahrheit. Im Gegentheil, wir wollen den Frieden und wir glauben, daß derselbe nur erhalten bleiben wird, wenn Rußland zum engen Anschluß an Westeuropa, vor Allem aber an Deutschland und Oesterreich-Ungarn zurückkehrt, wenn es aufgibt, seine Mission in der Rettung des „faulen Westens" vor dem sittlichen, religiösen und wirthschaftlichen Untergange zu suchen, und wenn es sich mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, statt vor fremden Thüren zu kehren. Freilich, von dem slavophilen Rußland erwarten wir keine so weit gehende Einsicht. Zwischen dem Russenthum des Triumvirats Katkow-Ssuworin-Komarow und dem Germanenthum gibt's keinen Ausgleich: hier gibt es nur einen Kampf bis auf's Messer. Und wenn auch die gesammte Regierungszeit des gegenwärtigen Czaren eine unablässige Reihenfolge von Zugeständnissen an den Panslavismus und die slavophile Staatsidee darstellt; wenn auch der geheime und offene, mit den verderblichsten Mitteln geführte Guerillakrieg gegen die deutsche Cultur, so weit sie im Czarenreiche Boden gewonnen und Wurzel geschlagen, immer heftiger und rücksichtsloser wird und dieser Tage selbst zu einem so ungeheuerlichen Gesetze, wie die Aufhebung oder Beschränkung des Rechts der Ausländer auf Immobilienbesitz in den westlichen Provinzen des Reiches, geführt hat, — so sind die Vertreter der „slavischen Idee" doch noch nicht Alleinherrscher über den Czaren und sein Reich. Daß dies geschehe, halten wir für die Pflicht jedes sehenden Politikers und nicht zum wenigsten jedes Deutschen, der seine Nationalität rechtzeitig vor unabsehbaren Gefahren in der Zukunft bewahren will. Wie gesagt: mit den Herren Katkow und Consorten gibt es für uns keine Verständigung; wohl aber scheint uns eine Versöhnung zwischen Deutschthum und Russenthum über die Köpfe derselben hinweg möglich, wenn den einsichtigen Russen klar geworden, daß sie im Banne des nationalen Chauvinismus stetig rückwärts marschiren — nach Asien hin. Sollten wir uns hierin täuschen und das Unvermeidliche über zwei Völker hereinbrechen, die kein historisches Zwangsgesetz, sondern nur der Instinct und die Leidenschaft nationalistischen Streberthums auf einander hetzt, — nun, so wird es uns keineswegs gereuen, in letzter Stunde unter Aufdeckung der Blößen des Gegners ein ernstes Wort der Warnung zu ihm selbst gesprochen zu haben.

Ein österreichischer Hochtory.

Von G. J. Guttmann.

Am 5. Juni, am „Rosensonntag", hat im Hotel zum schwarzen Roß am Prager Graben, wo die Mitglieder des „historischen Adels" von Böhmen einzukehren pflegen, wenn sie das „goldene Prag" besuchen, ein lebensmüder, kranker Mann die Augen geschlossen. An diesem Tage ist, nachdem ein schmerzvolles Rückenmarkleiden ihn durch Jahre gequält, Heinrich Jaroslaw Graf Clam-Martinitz an einem Blutsturz gestorben. In zehn Tagen hätte er sein 61. Geburtsfest gefeiert.

Was er in Oesterreich gewesen und für Oesterreich bedeutet hat, ist kaum jedem Inländer vollkommen gegenwärtig. Fast unmöglich erscheint es, dies einem, seiner Mehrheit nach jedenfalls aus Nicht-Oesterreichern bestehenden Lesepublikum klar zu machen. Graf Clam war nie Minister, er war nie Botschafter, er war nicht einmal Statthalter. Aber es gibt wenig Personen, die seit 1860 Minister oder Botschafter oder Statthalter waren und die eine solche Rolle gespielt haben, wie er. Er war seit siebenundzwanzig Jahren nur noch „ein Cavalier, wie andere Cavaliere", aber er hat entscheidend in die Geschichte und in die Geschicke Oesterreichs eingegriffen. Insofern kann man ihn als einen beredten, wandelnden Beleg für den Satz, daß geistige Kraft Macht bedeutet, ansehen. Von dem Bibliothekzimmer seines Schlosses Smecna aus, half er in stillem Wirken die Geschicke eines Reiches bestimmen. Er schrieb sich „Herr und Regierer von Smecna" auf Grund eines alten Privilegs seiner Familie, aber er war zu Zeiten mehr als bloß Regierer von Smecna. Er schien berufen, nach dem Höchsten trachten zu dürfen; jedesmal aber wenn er die Frucht erreichen zu können glaubte, schnellte der Zweig in die Höhe. Es war die Tragik seines Lebens, daß er stets für andere arbeitete: „Quos ego versiculos feci, tulit alter honores, sic vos non vobis . . ." Aus den Steinen, die er gebrochen, aus den Bäumen, die er gefällt, bauten sich andere Häuser.

Graf Clam entstammt einer alten deutschen Familie.

Digitized by Google

Die Höchenperger hatten ihren Stammsitz in Ober-Oesterreich. Von ihrem später erworbenen Schlosse Clam, nahmen sie den Titel an; als ein Clam die letzte Erbtochter jenes Martinitz heirathete, der durch seinen historischen Sturz aus den Fenstern des Prager Hradschin mitgewirkt hatte, den dreißigjährigen Krieg einzuleiten, vereinigten sie den Namen und das Wappen der Martinitze mit dem ihrigen. Graf Clam war das Haupt der Mehrheit des „historischen Adels" von Böhmen, der die großen deutschen sowohl als czechischen Häuser jenes Landes umfaßt. Es ist eine vornehme Gesellschaft, aber doch eine gemischte! Neben den Vertretern der echten altböhmischen Geschlechter, die schon den Przemysliden und den Luxemburgern dienten, neben den Kinsky und Lobkowitz und Deym finden wir darin die Sprößlinge der Oberste und Generale Tilly's und Albrecht Waldstein's, die ihre Grafenkronen und ihre fürstlichen Domänen damals erwarben als „der Grätzer Ferdinand" den Majestätsbrief mit eigner Hand zerschnitt und als Czechismus und Protestantismus gleichzeitig mit eiserner Faust niedergeschmettert wurden. Vielleicht die Hälfte des „historischen Adels" von Böhmen ist reich geworden an confiscirten protestantischen Gütern. Geschichte war das freilich auch, was damals gemacht wurde und so sind die Clary-Aldringen, die Clam-Gallas, die Boucquoi und so viele andere in den „historischen Adel" Böhmens hineingekommen. Die Gesellschaft wie gesagt sucht ihres Gleichen auf der Welt, reich, sogar sehr reich — elf Prozent vom Grund und Boden Böhmens sind fideicommittirt, 25 Procent sind überhaupt adeliger Besitz — ist sie exclusiv über alle Maßen, streng katholisch. Politisch sind alle Farben in diesem „historischen Adel" vertreten. Die Kinsky, die Auersperge und andere sind „liberal". Das Gros aber ist conservativ — nicht junkerlich, sondern hochtoryistisch. Die Deutschen sind die Minorität, die Majorität ist aber deswegen noch nicht czechisch. Sie spricht mit den Dienstleuten und den Bauern gern böhmisch und läßt die Kinder böhmisch lernen — von Czechismus ist bei ihr in Wirklichkeit nicht viel zu finden. Georg Lobkowitz, der derzeitige Oberstlandmarschall, hat selbst erzählt, daß er erst als Erwachsener böhmisch gelernt hat, Leo Thun soll es noch heute nicht correct schreiben und ebenso viele andere. Der ungarische Adel ist national, specifisch-magyarisch. Er empfindet wie seine Nation, er steht in ihr, lebt mit ihr und macht auch ihre Thorheiten gerne mit. Der „historische Adel" Böhmens, der im Gegensatz zur ungarischen Aristokratie, wirthschaftlich streng rangirt ist, der „historische Adel" Böhmens steht über dem Land und dem Volk, in das ihn die Geschichte gestellt hat. Er fühlt sich als Herr, weil das schönste Stück des Landes ihm gehört, er geht politisch mit den Czechen, weil er in ihnen ein vortreffliches Machtmittel erkannt hat; weiter reicht seine „nationale Gesinnung" nicht. Natürlich gibt es Ausnahmen, besonders unter den Jüngeren, aber sie bestätigen nur die Regel. Auf seinen Schlössern, die überall im Lande verstreut sind und in seinen Palästen auf der Prager Kleinseite, übt dieser historische Adel fürstliche Gastfreundschaft im allergrößten Stile gegen — Seinesgleichen. In Budapest, in Wien, in Lemberg mag Talent oder sociale Liebenswürdigkeit einen gewöhnlichen Sterblichen in die Atmosphäre der Höchstgeborenen bringen, in Böhmen nicht; am Thore jedes böhmischen Herrensitzes steht ein „lasciate ogni speranza" nicht für jene, die eintreten, sondern für jene, die eintreten wollen, ohne hierzu legitimirt zu sein.

Aus solchem Boden, aus dieser Gesellschaft ist Heinrich Jaroslaw Graf Clam-Martinitz entsprossen. Sein Großvater war ein hoher Staatsbeamter, sein Vater ein hoher General. Jeder böhmische Aristokrat findet den Marschallsstab oder sein Beamten-Decret in der Wiege. Kann seine Hand es fassen und halten, ist es sein. Graf Clam erstieg die unteren Stufen der Beamtenhierarchie schnell. Nach Solferino schien seine Saat zu reifen. An jenem 24. Juni 1859 brach auf den Höhen, die sich von San Martino bis über Cavriana hinaus erstrecken und die die Spia d'Italia krönt, ein System zusammen, das System Bach's, das nur die Fortsetzung des Systems von Felix Schwarzenberg und Stadion war. „Wie es zu machen ist, weiß ich nicht", sagte damals Graf Grünne, der allmächtige General-Adjutant des Kaisers, „aber so darf's nicht weiter gemacht werden". Leider wußten auch andere nicht, wie es eigentlich hätte gemacht werden sollen. Graf Clam schien berufen, einer der Helfer und Reorganisatoren zu sein. Er wurde nach Wien beschieden, kam, sah und — fiel in Ungnade. Er verließ den Staatsdienst, wurde aber in den „verstärkten Reichsrath" berufen, jene Körperschaft, die für Oesterreich in kleinem Maßstabe das wurde, was die Notablen-Versammlung, die Ludwig XVI. einberief, für Frankreich gewesen war, der Johannes, der den constitutionellen Messias ankündigte. Der „verstärkte Reichsrath" hielt Gericht über das gefallene System. Majlath, Barkoczy und Szechen verlangten die Wiederherstellung der ungarischen Verfassung, Karl Maager rief nach einer Reichsverfassung und einem Reichs-Parlament für die gesammte Monarchie, Heinrich Clam empfahl, den Staat auf Grund der „historisch-politischen Individualitäten" der einzelnen Länder und Ländergruppen zu reorganisiren. Er übernahm die Führung der Torygruppe und vereinigte alle Ungarn und einen Theil der Cisleithanier zu einer, einmüthig ein „Schuldig" über das gestürzte System aussprechenden Majorität. Nach seinem und nach Graf Emil Dessewffy's Plan, wurde das October-Diplom ausgearbeitet und erlassen. Dann wurde Nikolaus Vay ungarischer Hofkanzler, Agenor Goluchowski österreichischer Staatsminister — Dessewffy und Clam fielen durch. Sie sind beide gestorben, ohne je regiert zu haben.

Bis dahin war Clam in seiner Thätigkeit stets constructiv gewesen. Er hatte ein Oesterreich empfohlen, halb nach de Maistre, halb nach Stahl, halb Paraguay, halb Venedig des dreizehnten oder vierzehnten Jahrhunderts, halb christlich-socialen Staat, halb Adels-Republik. Man weiß nicht recht, hätte in seinem Staat der Tory den Pfarrer oder der Pfarrer den Tory geführt. Sie sollten jedenfalls zusammengehen. Die Krone sollte mächtig bleiben, ihr blieb die große Reichspolitik vorbehalten, alles andere sollte Domäne der historischen Geschlechter werden, die die breiten Latifundien besitzen. Das Oktober-Diplom aber war todt, bevor es noch recht zu leben begonnen hatte, und Graf Clam ging in die Opposition. Er wurde Kritiker. Er war gegen Schmerling in der Opposition, er leitete die Abstinenzpolitik der Czechen, er führte sie im Prager Landtage, je nach Gunst und Ungunst des Schicksals zu Sieg oder Niederlage. Als Hohenwart an's Ruder kam, war es Clam, der von Smecna aus seit zehn Jahren die böhmische Opposition geleitet und mit dessen Kalbe die aristokratisch-conservative Opposition überall in der ganzen Monarchie gepflügt hatte, der sofort an der Spitze der Armada stand, die die Entscheidung erzwingen zu wollen schien. Er war ein so reicher Mann, daß von den Brosamen seines Geistes alle die kleinen Leute, die damals sich eine kurze Spanne Zeit hindurch in Wien wichtig machen durften, leben und sich ernähren konnten. Er organisirte den Generalsturm auf die Reichsverfassung; die böhmischen Landtags-Adressen, die Fundamental-Artikel und anderes sind sein Werk. Hohenwart's Versuch mißglückte. Clam und Dr. Rieger wurden nach Wien berufen, im letzten Moment wurde irgend ein Ausgleich angestrebt, ein moyen terme gesucht, der der Krone erlaubt hätte, zwischen Deutschen und Czechen zu vermitteln. An Clam's Unbeugsamkeit scheiterte der Versuch. Hohenwart fiel — „Im Hafen gescheitert!" — schrieb damals sein Leibjournal, Clam ging nach Smecna und pflanzte Runkelrüben. Nebenbei las er jedes gute Buch, das irgendwo unter der Sonne erschien. Das Ministerium Auersperg-Lasser hatte nach einigen Jahren abgewirthschaftet, die „Herbstzeitlosen" hatten den Berliner Friedensvertrag zu zerreißen gesucht, Graf Taaffe suchte mit Laternen nach Unterstützung. Die „Herbstzeitlosen" konnte er nicht brauchen, so wenig als sie ihn, die Männer der „bosnischen Linken," die Coronini, Plener junior gaben ihm in den Conferenzen im Hotel zur Stadt Frankfurt einen Korb, ein Provisorium — das beliebteste aller Auskunftsmittel — wurde arrangirt, da erschien der Schloßherr von Smecna auf der Bühne. Eine Deputation des „historischen Adels" von Böhmen machte bei wohlgewählter Gelegenheit dem Kaiser ihre Aufwartung — der Wahlkompromiß in Böhmen wurde vereinbart, die Czechen von

Digitized by Google

Heinrich Clam und Rieger geführt erschienen im Reichsrath; aus den disparaten Elementen der Czechen, Polen, Slovenen, Dalmatinern und Deutsch-Conservativen bildeten Clam, Hohenwart und Dunajewski die heutige Majorität. Hohenwart wurde Präsident des Rechnungshofes, Dunajewski Finanzminister, — ein Ordensstern war Clam's Lohn. Vom Tage, da er in den Reichsrath trat, bis zu dem Augenblick, da Krankheit ihn zwang, den parlamentarischen Arbeiten fern zu bleiben, war er die Seele der Rechten, nicht immer ihr Arm, stets aber ihr Kopf. Das parlamentarische Coulissen- und Vorzimmerwerk war nicht seine Sache, aber er lieferte die Ideen. Er componirte und dirigirte; ein Instrument selbst zur Hand zu nehmen, entschloß er sich nur, wenn Noth an Mann ging. Die bureaukratisch-centralistische Gruppe auf der Rechten hat er stets zu paralysiren, die föderalistische zu moderiren versucht. In seinen Prinzipien war er eisenfest, und seine Unerschütterlichkeit hat Allen imponirt, schwachen Charakteren natürlich am meisten. Dabei war er kein Prinzipienreiter; im Gegentheil hat er selbst in seiner ersten Rede nach seinem Wiedereintritt ins Abgeordnetenhaus von der „versöhnenden und rechtsbildenden Wirkung der Zeit" gesprochen. Weder mit Graf Taaffe, noch mit Graf Hohenwart, dem formellen Oberhaupt der Rechten, stand er übertrieben gut. Taaffe ist ein Opportunitätspolitiker, der Jules Ferry Oesterreichs, mehr klug als kräftig, mehr gewandt als kühn. Hohenwart ist ein politischer Träumer, der im Grase stolpernd gefallen ist. Clam war ein Mann der Ideen und der Grundsätze. Was die conservative Partei in Oesterreich seit 27 Jahren in Gutem und Bösem gethan hat, ist fast alles auf seine Anregung zurückzuführen. Die Czechen nennen ihn den Ihrigen — weit eher waren sie die Seinigen.

Man stelle sich ein Bild des Tizian aus dem Rahmen getreten vor, und man hat Heinrich Clam's Erscheinung. Ihm fehlten nur das Barett und der Sammetmantel um einen Venetianer Senator des sechszehnten Jahrhunderts darzustellen. Aristokratische Passionen hatte er nicht, er hatte viel Verständniß für die Kunst, passionirt war er nur für die Politik. So wie Machiavell interessirte ihn eigentlich nur der Staat, höchstens, daß ihm die Zuckerindustrie, die „nationale Industrie Böhmens" noch besonderes Interesse einflößte; über Dinge, die mit ihr im Zusammenhang standen, konnte er sich stundenlang mit Fachmännern unterhalten. Er war der Sohn einer Tochter eines Pairs von Irland, und der kräftige politische Zug in ihm, der Sinn für öffentlich-staatliches im Gegensatz zu bureaukratischem Leben mag ihm daher kommen. Seine Frau war eine geborene Salm, einstens in ihrer Jugend der schönsten Eine in dem damals so berühmten Wiener Comtessen-Kreise. Die Ehe ist kinderlos geblieben, und so konnte Heinrich Clam seine ganze Liebe der Staatskunst zuwenden, „Dame Politik", war wohl das einzige Wesen, dem zu Liebe er seiner Frau untreu geworden ist.

Wie groß innerhalb seiner Partei er war, sieht man erst an der Lücke, die er zurückläßt. Ein „Reaktionär" wie man ihn geheißen hat, war er nicht, denn er wollte keineswegs Altes wiederherstellen. Auch ein Conservativer war er nicht, denn noch weniger dachte er daran, das Bestehende zu erhalten. Er träumte einen Neubau, eine gothische Kirche, inmitten einer feudalen Ritterburg. In vielen Dingen eilte er seiner Partei weit voraus, in vielen blieb er weit hinter ihr zurück. Bald war er der Bolingbroke der österreichischen Hochtories, bald ihr Don Quixote. Von dem aber, was bei ihm unter den Tisch fiel, haben sie gepraßt und alle, die übrig bleiben, sind zusammen nicht fähig, ihn zu ersetzen.

Sein Leben ist unvollendet, weil man ihn immer nur planen und kritisiren, niemals aber handeln gesehen hat. Wir sehen eine Skizze, aber kein Bild vor uns, eine Silhouette grau in grau. In zwei Jahren wird kein Mensch mehr von ihm sprechen, in fünfzig Jahren wird die österreichische Torypartei noch mit seinen Ideen arbeiten, die eine geistreiche Adaptirung der Gedanken eines de Maistre und Stahl auf österreichische Verhältnisse sind. Er hat nie regiert. Würde ihm dies Glück, das er ersehnte, beschieden worden sein, von dem Oesterreich Maria Theresia's wäre wenig, von dem Josephs II. nichts übrig geblieben sein; aber auch von den Wünschen der Czecho-Slaven würde nur weniges realisirt worden sein. Er war „der letzte der Barone", der letzte echte Hochtory.

Und das sollte man ihm auf den Grabstein schreiben.

Literatur und Kunst.

Gehört die Baukunst zu den freien Künsten?

Von Eduard von Hartmann.*)

Die unfreien Künste müssen unbedingt einen eigenen Platz im System der Aesthetik erhalten, nicht nur, weil sie von der höchsten culturgeschichtlichen Bedeutung und von dem schwerwiegendsten kunstgeschichtlichen Einfluß auf die freien Künste sind, sondern vor allem deshalb, weil das unfreie Kunstschöne aus rein ästhetischem Gesichtspunkt ein eigenthümliches und selbständiges Gebiet im Dasein des Schönen bildet. Die unfreien Künste gliedern sich nach demselbem Eintheilungsprincip wie die freien Künste, aber dies berechtigt doch nicht dazu, die ersten bei den entsprechenden Abtheilungen der letzteren so bloß nebenbei und anhangsweise als „anhängende Künste" zu behandeln, um so weniger, als deren kunstgeschichtliche Entwickelung in der Regel derjenigen der freien Künste zeitlich voraufgeht, wenn sie auch andererseits durch die letztere auf höhere Stufen emporgehoben wird und neue Anstöße zu höherer Blüthe erhalten kann. Die Kunstgeschichte der letzten Jahrzehnte hat die frühere Vernachlässigung der unfreien Künste als einen sachlichen Fehler erkannt und ist seitdem eifrig bemüht, das Versäumte nachzuholen, so eifrig, daß sie für den Augenblick denselben geradezu eine übertriebene Wichtigkeit beizumessen scheint; die Aesthetik hat aber noch nichts gethan, um die frühere Vernachlässigung und ungerechtfertigte Mißachtung der unfreien Künste zu sühnen und denselben den ihnen gebührenden Platz im System anzuweisen. Die überkommene Unterschätzung der unfreien Künste im Allgemeinen hat sich an der Aesthetik dadurch gerächt, daß sie dieselbe dazu verleitet hat, die wichtigste und hervorragendste der unfreien Künste, um sie nicht an jener Mißachtung theilnehmen zu lassen, unter die freien Künste einzureihen, und diese falsche Eingliederung hat sich mit dem ganzen Beharrungsvermögen der Tradition bis heute aller Logik zum Trotz behauptet.

Das unfreie Kunstschöne dient wesentlich und in erster Reihe einem außerästhetischem Zweck; das freie Schöne dient als Schönes ausschließlich einem ästhetischen Zweck, und wenn es nebenbei auch noch zu außerästhetischen Zwecken gebraucht wird, so ist das vom rein ästhetischen Gesichtspunkt aus ein Mißbrauch, der sehr entschuldbar, sogar aus ethischem und pädagogischem Gesichtspunkt sehr empfehlenswerth sein kann, aber doch immer eine dem Schönen als solchen angethane Gewalt bedeutet. Insoweit das freie Kunstschöne durch diesen Gebrauch oder Mißbrauch zu außerästhetischen Zwecken in

*) In meinem Werk „Die deutsche Aesthetik seit Kant" habe ich im zweiten Buch Cap. II, 1, S. 461–484 „Die Stellung der Baukunst im System der Künste" erörtert, wie sie sich in den Lehren der verschiedenen Aesthetiker spiegelt, und habe nachzuweisen versucht, daß alle bisher aufgestellten Ansichten entweder logisch unhaltbar oder schwankend und unklar seien. Die vorläufige Veröffentlichung dieses Abschnittes in Westermann's „Illustrirten deutschen Monatsheften" (1886 im Märzheft) rief eine Entgegnung des Herrn Professor Carriere in der „Gegenwart" (1886, Nr. 17) hervor, in welcher derselbe die Zugehörigkeit der Baukunst zu den freien Künsten vertheidigte und meine dagegen erhobenen kritischen Bedenken bekämpfte. Die nachfolgenden Bemerkungen möchten einen Beitrag zur Erörterung der Frage liefern, durch welche Merkmale die unfreien und freien Künste zu unterscheiden seien und zu welchen von beiden die Baukunst zu zählen sei.

Digitized by Google

seiner Beschaffenheit nicht geändert wird, kann es gutmüthig lächelnd auf denselben herabblicken, etwa wie ein Schiller'sches Gedicht auf die Anstrengungen des Schulmeisters, an ihm Grammatik zu dociren, oder ein Beethoven'scher Trauermarsch auf die Benutzung bei einem Leichenzuge. Wo aber der Mißbrauch das Kunstwerk beschädigt, wird er zur Barbarei, z. B. wenn ein werthvolles Oelbild in einem Schlosse von feindlichen Soldaten als Kaminvorsatz gemißbraucht wird. Der außerästhetische Zweck des unfreien Kunstwerkes hingegen bleibt selbst dann maßgebend für sein Dasein und seine Formgestaltung, wenn er zu einem rein fingirten Zweck verflüchtigt ist, z. B. in dem Prunkofen, der gar keinen Heizraum hinter der Ofenthür mehr hat, oder in der Vase mit geschlossenem Halse, oder in dem Freundschaftstempelchen auf einem Aussichtspunkt. Abstrahirte man von diesem, wenn auch nur fingirtem, außerästhetischem Zweck, so zöge man dem unfreien Kunstschönen den letzten Halt hinweg und machte es zu einer ästhetisch völlig unmotivirten Existenz; das freie Kunstschöne hingegen ist das, was es ist, ohne jede Rücksicht auf einen außerästhetischen Zweck. Dem unfreien Schönen ist die Dienstbarkeit zu einem außerästhetischen Zweck wesentlich, und selbst, wenn man weiß, daß es zu diesem Dienste thatsächlich nicht mehr gebraucht werden soll, muß man doch ihm ansehen, daß es von diesem fingirtem Zweck bis in's Kleinste bestimmt und von ihm als seinem immanenten Formbildungsprincip durchdrungen ist. Dem freien Schönen hingegen ist die Freiheit von jedem außerästhetischem Zweck wesentlich, und wenn es doch nachträglich von den Menschen zu außerästhetischen Zwecken gebraucht oder gemißbraucht wird, so muß dieser Gebrauch als etwas Zufälliges an dasselbe herantreten, auf dessen Eintritt bei seiner Formgestaltung niemals die geringste Rücksicht genommen werden darf.

Also nicht das ist entscheidend, ob ein Object wirklich zu außerästhetischen Zwecken gebraucht wird oder nicht — sonst wäre ja der Prunkofen ein freies Kunstwerk und die Kirchenmusik im Gottesdienst ein unfreies Kunstwerk, — sondern nur darauf kommt es an, ob der eventuelle Gebrauch zu außerästhetischen Zwecken für die Existenz und Formgestaltung des Kunstwerkes bestimmend war oder nicht, und dann ist es gleichgiltig, ob ein solcher Gebrauch thatsächlich eintritt oder unterbleibt, ob er zufällig unterbleibt, oder ob schon auf sein Unterbleiben gerechnet war. Auch nicht das ist entscheidend als Merkmal des freien Schönen, ob und in welchem Maße die vom Gebrauchszweck nicht geforderten ästhetischen Zuthaten und Ornamente über die constructive Schönheit der passiven Zweckmäßigkeit hinausgewachsen sind, ob und in welchem Maße die zwecklos verziernde Schönheit über die wesentliche Schönheit überragt; vielmehr kann von einem freien Kunstwerk trotz der unverhältnißmäßigsten Ueberwucherung zweckloser Ornamente im Großen und Ganzen keine Rede sein, so lange überhaupt noch in irgend welchem Maße ein außerästhetischer Zweck für die Formbestimmtheit des Werkes mitbestimmend gewesen ist.*) Dagegen dürfen die Motive, welche zu einer gegebenen Zeit den Künstler zum Schaffen bestimmen und für die Richtung, nach der sein zeitweiliges Schaffen sich lenkt, maßgebend sind, niemals mit einem außerästhetischen Zweck des Kunstwerkes verwechselt werden, und deshalb kann ein Schaffen um des Verdienstes willen oder ein Arbeiten auf Bestellung niemals die Freiheit eines Kunstwerkes beeinträchtigen, vorausgesetzt, daß der Künstler freie Hand in der Ausführung behält, also nicht durch den Inhalt der Bestellung zu unkünstlerischen Zugeständnissen an außerästhetische Forderungen der Besteller genöthigt wird.

Aus diesem entscheidenden Unterschiede in Bezug auf das Verhältniß zum Zweck ergeben sich eine Anzahl secundärer Merkmale, von denen bald das eine, bald das andere geeignet sein kann, die Erkennung des Unterschiedes zwischen freiem und unfreiem Kunstschönen zu erleichtern.

1. Das unfreie Kunstwerk dient seinem außerästhetischen Zweck als das, was es wesentlich ist, d. h. als Realität; das freie Kunstwerk dient seinem ästhetischen Zweck ebenfalls als das, was es wesentlich ist, d. h. als ästhetischer Schein.

2. Das unfreie Kunstwerck erweckt reale Gefühle, sofern es als Realität überhaupt Gefühle erweckt; das freie Kunstwerk erweckt als Schönes nur ästhetische Scheingefühle, und insofern es doch reale Gefühle erwecken sollte, so liegt das an einem Fehler des Beschauers, der den ästhetischen Schein mit Realität verwechselt und aus der ästhetischen Auffassung herausfällt.

3. Das unfreie Kunstwerk wird erst insofern als Schönes aufgefaßt, als der Beschauer dessen ästhetischen Schein von dessen Realität ablöst; das freie Kunstwerk bietet bereits den ästhetischen Schein als einen schon durch den Künstler von der Realität abgelösten dar.

4. Das unfreie Kunstwerk kann nur in dem Fall ästhetische Scheingefühle erwecken, daß der Beschauer die Ablösung des ästhetischen Scheins von der Realität vollzieht; sofern aber dasselbe als Realität reale Gefühle erwecken sollte, concurriren diese mit den ästhetischen Scheingefühlen und erschweren durch diese Concurrenz die Ablösung des Scheins. Beim freien Kunstwerk fällt sowohl die Arbeit der Ablösung des Scheins von der Realität als auch die erschwerende Concurrenz von realen Gefühlen weg.

5. Das unfreie Kunstwerk gewährt der Arbeit des Künstlers, den ästhetischen Schein für alle anderen Leute von der Realität abzulösen, ein Bethätigungsfeld, das freie Kunstwerk nicht mehr, deshalb gibt es eine malerische Nachbildung des Augenscheins von unfreien räumlichen Kunstwerken, aber nicht eine solche von freien räumlichen Kunstwerken. Wer Bilder copirt, oder Statuen zeichnet oder malt, übt damit entweder bloß Vervielfältigung, oder treibt technische Studien, liefert aber keine neuen Kunstwerke; dagegen ist die Landschaftsmalerei, auch wo sie bloß Producte der Gartenkunst wiedergibt, die Architekturmalerei sowohl in Bezug auf Exterieurs wie auf Interieurs und die Stillebenmalerei in Bezug auf schöne Geräthe sehr wohl als Zweig der productiven freien Kunst anzuerkennen. Man kann sicher sein, daß alles, dessen malerische Abbildung nicht bloß Studien, sondern Kunstwerke liefert, selbst noch nicht freies Kunstwerk sein kann, sondern nur unfreies Kunstwerk, falls es nicht Naturschönes ist.

6. Das unfreie Kunstwerk, sofern es ein dauerndes materielles Ding ist, berechtigt dadurch, daß es wesentlich Realität ist, dazu, dem Material, in welchem diese Realität besteht, an und für sich und ganz abgesehen von dessen Einfluß auf den ästhetischen Schein, einen selbständigen Werth beizulegen; bei dem freien Kunstwerk, wo das Material nur der gleichgiltige Träger des ästhetischen Scheins ist, kommt demselben kein selbständiger Werth zu, sondern es wird nur nach seinem Einfluß auf den ästhetischen Schein geschätzt. An einem Tafelaufsatz schätzt man Gold höher als Silber und dieses höher als Bronce, obwohl die letztere für den ästhetischen Schein des Kunstwerks bei weitem günstiger ist; ein Siegelring wird um so höher geschätzt, je edler sein Stein ist, obwohl dadurch der ästhetische Schein des Abdrucks um nichts besser ausfällt, und das vertiefte Relief im Steine selbst schlechter zu sehen ist. Auf echte Stoffe wird in allen unfreien Kunstwerken der höchste Werth gelegt, obwohl der ästhetische Schein der Imitationen oft gar nicht hinter dem der echten Stoffe zurücksteht. Bei der Ausstattung von Innenräumen wird trotz der Feuergefährlichkeit Holz und Leder zur Wandbekleidung vor dem getünchten Putz bevorzugt, und beim Bauen schätzt der Architekt sich glücklich, wenn der Kostenanschlag ihm gestattet, edleres Material anzuwenden, obwohl die architektonischen Verhältnisse und die Licht- und Schattenwirkung dadurch gar nicht berührt werden. Dagegen wird der Marmor vom Bildhauer nur darum bevorzugt, weil seine schwach durchscheinende und doch körnige Ober-

*) Eine plastische Figur auf einem Tafelaufsatz oder ein Relief auf einem Schilde kann in seiner Isolirung genommen ein freies Kunstwerk heißen, als Ornament an dem Ganzen eines unfreien Kunstwerkes aber kann es den Charakter der Unfreiheit des Ganzen niemals aufheben, sondern wird als decoratives Glied des Ganzen mit in dessen Unfreiheit heruntergezogen. Dasselbe gilt von den Giebelsculpturen eines Tempels.

Digitized by Google

fläche der ästhetischen Auffassung des reinen Formenscheins am günstigsten ist, und diese Gunst würde sich nicht vermindern, wenn er unter allen Gesteinarten die billigste wäre.

7. Das unfreie Kunstwerk, sofern es durch die Sprache hergestellt wird, muß, um reale Gefühle anzuregen und seinen außerästhetischen Zwecken als Mittel zu dienen, nothwendig Anspruch auf realistische Wahrheit des Wortsinns machen; das freie Kunstwerk hingegen hat sich um realistische Wahrheit gar nicht zu bekümmern und nur der idealistischen Wahrheit Genüge zu thun. Ein didaktisches Gedicht, das nicht Wahrheit im realistischen Sinne enthält, steht mit sich selbst im Widerspruch, und selbst, wenn der Irrthum sich in die Wahrheit einschleicht, muß doch der gute Glaube, Wahrheit zu bieten, gewahrt werden. Dasselbe gilt für eine Lobrede oder eine Predigt. Mag der Lobredner auch die Verdienste des Gepriesenen herausstreichen und seine Fehler mit dem Mantel der Liebe bedecken, so soll doch immer das idealisirte Bild noch Wahrheit im realistischen Sinne sein. Der Prediger, der noch andächtig erbauen will, während er selbst seine angepriesenen Glaubenssätze nur noch für eine schöne Dichtung der Phantasie hält und ausgibt, wird bald genug sehen, daß das Volk ihm den Rücken kehrt, denn das Volk sucht die Wahrheit in der Kirche, nicht den schönen Schein. Aehnlich verhält es sich mit der politischen und forensischen Beredsamkeit. Wenn der Redner in den Zuhörern nicht zu allererst die Ueberzeugung zu erwecken vermag, daß es ihm um die reine Wahrheit und um nichts als diese zu thun sei, so wird er vergebens die Schleusen seiner Rhetorik öffnen, denn Niemand läßt sich durch Phrasen und Beweisgründe überreden, denen er von vornherein als einem sophistischen Gaukelspiel mißtraut. Nur durch realistische Wahrheit gehört die Rede dem Gebiete der Realität im objectiven Sinne des Wortes wenigstens mittelbar zu, während die Realität des Redeactes als solchen, ganz abgesehen von der Wahrheit seines Inhalts nicht in Betracht kommt; durch ihre Entfaltung realistischer Wahrheit wird der Redeactus erst zum praktischen Ernst im Gegensatz zum Spielen der freien Kunst mit ästhetischem Schein, und erst durch diesen Ernst gliedert er sich einem ernsten Vorgang des realen Lebens (z. B. einem Gottesdienst, einer Parlamentssitzung oder einer Gerichtsverhandlung) ein, während der ästhetische Schein des freien Kunstwerks eine Welt für sich außerhalb der Realität des praktischen Lebens ist.

Nimmt man die angeführten sieben secundären Merkmale zusammen mit dem vorangestellten Grundunterschied, so kann es im besonderen Falle nicht schwer werden, zu entscheiden, ob ein Kunstwerk der freien oder der unfreien Kunst zuzuzählen sei.

Die unfreien Künste des ruhenden Augenscheines werden unter der Bezeichnung „Kunstgewerbe" zusammengefaßt und zerfallen in drei Gruppen: die Tektonik, welche ohne Naturvorbild aus todtem Material schöne Werke von praktischer Nützlichkeit hervorbringt, die Garten- und Forstkunst, welche die untermenschliche Natur zu verschönern oder zu idealisiren bemüht ist, und die Kosmetik (Bekleidungskunst, Frisirkunst und künstliche Kosmetik im engeren Sinne), welche die menschliche Erscheinung zu idealisiren strebt. Die Architektur oder schöne Baukunst gehört offenbar weder zur Kosmetik noch zur Gartenkunst, sondern zur Tektonik; sie steht zur Gartenkunst, mit welcher sie von vielen Aesthetikern ganz richtig zusammengestellt wird, in einem Verhältniß, das in mancher Hinsicht demjenigen von Plastik und Malerei unter den freien Künsten analog ist. Die Baukunst ist der hervorragendste Zweig der Tektonik, sowohl wegen der Größe und Kostspieligkeit seiner Werke, als auch, weil er bei der Ausstattung der Innenräume alle übrigen Zweige der Tektonik in seinen Dienst nimmt, als auch weil seine außerästhetischen Zwecke zum Theil den höchsten und wichtigsten Gebieten des realen Lebens (religiöser Cultus, Staats- und Gemeindedienst, Pflege der Künste und Wissenschaften, Rechtssprechung, Verkehrswesen u. s. w.) angehören. Sowohl in Folge der idealen Würde der außerästhetischen Zwecke als auch durch die Größe und innere Vielseitigkeit der Erscheinung ragen die Baukunstwerke über alle anderen tektonischen Kunstwerke hervor und sind fast allein unter ihnen fähig, das Schöne in der Modification des Erhabenen, und zwar in entschiedenster Ausprägung, zu versinnlichen. Unter allen Zweigen der Tektonik hat deshalb auch die Baukunst die größte culturgeschichtliche Bedeutung und den stärksten Einfluß auf die Geschichte der freien Künste gehabt; in keinem gelangt in so hohem Maße als in ihr die ästhetische Bedeutung und Würde der unfreien Kunst zu durchschlagender Geltung auch auf das Gemüth des Laien. Es ist deshalb kein Wunder, daß die Kunstgeschichte von jeher der Geschichte der Architektur eine besondere Beachtung gewidmet und ihre Wechselwirkung mit den übrigen Künsten schon zu einer Zeit eifrig verfolgt hat, als der Geschichte des Kunstgewerbes im Uebrigen noch wenig oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Es ist ebensowenig zu verwundern, daß unter solchen Umständen die Aesthetik die Baukunst nicht übergehen mochte und dieselbe einfach unter die „Künste" einreihte, worunter sie so lange, als sie die unfreien Künste noch mißachtend bei Seite schob, stillschweigend die freien Künste verstand.

So ist es gekommen, daß man sich daran gewöhnt hat, die Baukunst als eine der freien Künste zu betrachten, wofür es gar keine wissenschaftliche Rechtfertigung gibt. Jeder Versuch, das überkommene Vorurtheil nachträglich zu rechtfertigen, beweist schon darum nichts, weil er zu viel beweist, nämlich für die höheren Producte des Kunstgewerbes (z. B. der Goldschmiedekunst oder Zuckerbäckerkunst) ganz ebenso beweisend sein würde. Entweder gehören alle Zweige der Tektonik in die Reihe der freien Künste, oder keiner; im ersteren Falle gehören dann aber auch alle anderen unfreien Künste ebensogut wie die Tektonik in die Reihe der freien Künste, d. h. der Unterschied zwischen freien und unfreien Künsten müßte als ein Irrthum und Mißgriff wieder beseitigt werden.

Die Baukunstwerke dienen allemal einem außerästhetischen Zwecke, der sich zunächst ganz allgemein als Raumabschließung, sei es nach den Seiten hin (Einfriedigung), sei es nach oben (Bedachung), sei es nach unten hin (Bodenbereitung durch Substruction) bezeichnen läßt. In der Regel ist die Raumabschließung eine allseitige, indessen kann auch entweder der natürliche Erdboden den künstlichen Fußboden ersetzen, oder die Bedachung fehlen, oder die Einfriedigung zu einer bloß ideellen Andeutung einschwinden (z. B. als Brückengeländer oder dachtragende Säulenreihe). Gleichgiltig ist es für den Zweck, ob der abgeschlossene Raum durch Aufbau der Wände oder durch Wegnahme des füllenden Stoffs (Höhlenbau, Kellerung) erfolgt, ob das Gebäude fest in die Erde gefügt ist, oder auf Rädern rollt (z. B. als Eisenbahn-Salonwagen) oder auf dem Wasser schwimmt; wesentlich ist nur die Raumabschließung für einen realen Zweck der Raumbenutzung. Gleichgiltig ist es ferner, welcher Art die Zwecke der Raumbenutzung sind, ob individuell oder social, volkswirthschaftlich oder ideal, weltlich oder religiös, privat oder politisch, banausisch oder ethisch, da alle diese dem Ernst des realen Lebens angehören und außerhalb des Selbstzwecks der Schönheit liegen. Der außerästhetische Zweck ist schlechthin bestimmend als constructives Princip, zunächst für die dem Gebrauchszweck unmittelbar dienende Seite, vermöge des Correlationsgesetzes dann aber auch mittelbar für die dem Gebrauchszweck nicht unmittelbar zugekehrten Seiten, und wirkt so als bestimmendes Formgestaltungsprincip bis in die kleinsten Einzelheiten hinein.

Den vom teleologischen Formprincip gelassenen Spielraum benutzt der künstlerische Gestaltungstrieb beim Bauwerk wie bei jedem anderen Kunstgeräth zu luxurirender Entfaltung von schönen Zuthaten, die teleologisch überflüssig sind; wenn irgend möglich aber bindet die künstlerische Phantasie selbst diese praktisch zwecklosen Zuthaten mit dem außerästhetischen Zweckprincip indirect zusammen vermittelst einer auf diesen Zweck hindeutenden Symbolik. Dieses Streben ist ebenfalls allem Kunstgewerbe gemein, ohne daß durch dasselbe das unfreie Kunstwerk über die Sphäre der Unfreiheit emporgerückt würde; das Ueberwuchern des zwecklos spielenden und des symbolisch auf den Zweck hindeutenden Ornaments wirkt um so erdrückender, je größer die Dimensionen des Werkes sind, wird also bei

Digitized by Google

Colossalbauten am bedenklichsten, obschon es auch en miniature sich breit machen kann.

Das Bauwerk ist eine Realität, die als Realität ihrem außerästhetischen Zwecke dient, und durch diese Dienstbarkeit mehr oder minder reale Gefühle (heimische Traulichkeit, Besitzerstolz, Patriotismus, Ehrfurcht, religiöse Andacht u. s. w.) erweckt.

Die Baukunst ist nicht eine bildende Kunst, sondern eine bauende Kunst, sie producirt nicht Bildwerke, sondern Bauwerke, nicht Bilder, Nachbilder oder Abbilder von Realitäten, sondern Realitäten. Es ist ganz irrthümlich, die Baukunst zur bildenden Kunst zu rechnen, weil sie dreidimensionale Werke schafft wie die Plastik; wenn dieses Argument zuträfe, so gehörte ebensogut auch die ganze Tektonik zur bildenden Kunst, und der Tischler und Töpfer, welche dreidimensionale Kunstschränke und Kunstöfen produciren, wären denn ebensogut „bildende Künstler" wie der Bildhauer, der das Marmorbild eines Gottes oder Helden producirt. Der Beschauer muß erst in seiner subjectiven Auffassung den ästhetischen Schein von der Realität des Bauwerkes ablösen; der Maler kann im Architekturbilde die Trennung von Schein und Realität ein für allemal für alle künftigen Beschauer seines Bildes vollziehen und ihnen den ästhetischen Schein überliefern ohne die im Bauwerk mit ihr verwachsene Realität. Ein solches Architekturbild erregt dann die ästhetischen Scheingefühle, welche den von dem wirklichen Bauwerk bei gleicher Beleuchtung u. s. w. erregten realen Gefühlen entsprechen. Der Werth des Bauwerkes wird nicht nur nach seinem ästhetischen Scheine geschätzt, sondern auch nach dem Marktwerthe der Materialien, welche zu seiner realen Herstellung benutzt worden sind. Ein Object, das nur den ästhetischen Schein eines Bauwerkes vorführt, ohne praktisch benutzbar zu sein, z. B. die aus Holz und Stuck errichtete Fassade eines Tempels, wäre eben kein Bauwerk mehr, sondern nur das plastische Abbild eines solchen. Käme es bei Bauwerken nicht auf den realen Gebrauch, sondern nur auf den ästhetischen Schein an, so würden solche plastische Architekturbilder in natürlicher Größe ohne Zweifel den Vorzug der Billigkeit haben und sonst ganz dasselbe leisten; man gebraucht die Kunstbauten also nicht bloß, weil sie einmal da sind, sondern sie sind nur dazu da, um praktisch gebraucht zu werden, und dieser Gebrauch ist weder etwas zufällig hinterdrein an sie Herankommendes, noch eine Gewalt, die ihnen angethan wird, sondern die Erfüllung ihres Daseinszweckes.

Wo die Möglichkeit des Gebrauchs für ein Bauwerk aufgehört hat, da ist dasselbe nicht etwa zu einem reinem, sondern zu einem todten, abgestorbenen Kunstwerk, zu einer mehr oder minder gut erhaltenen Mumie, zu einer geistigen Ruine, zu einem geschichtlichen Denkmal vergangenen Kunstlebens herabgesetzt. Es ist dann viel leichter geworden, den ästhetischen Schein von denselben abzulösen, weil es trotz seiner stehen gebliebenen materiellen Realität seine geistige Realität als Mittel für einen realen Lebenszweck eingebüßt hat. Das todte Baukunstwerk erscheint in Folge dessen dem Beschauer weit leichter als freies Kunstwerk, aber doch nur, weil es der Realität des Lebens abgestorben und geistig zur Ruine geworden ist. Der Beweis für die Richtigkeit dieser Erklärung liegt in der Thatsache, daß bei lebenden Bauwerken jedes Zeichen des Verfalls den ästhetischen Eindruck stört, bei todten aber denselben erhöht; der bauliche Verfall ist nämlich bei lebenden Bauwerken zweckwidrig, bei todten nicht, vielmehr wird bei letzteren der elegische Eindruck der geistigen Ruine durch einen äußerlich ruinenhaften Zustand gesteigert, so lange der letztere das Erkennen der Formen nicht allzu sehr erschwert. Aber auch beim todten Bauwerk hängt der ästhetische Eindruck davon ab, daß man die Zwecke, denen es während seiner Lebensdauer diente, kennt und als formbestimmendes Princip im Ganzen wie im Einzelnen wiedererkennt; der Schein, ein freies Kunstwerk vor sich zu haben, ist also selbst beim todten Bauwerk ein falscher Schein, wenngleich er psychologisch erklärlich ist.

Das Verhältniß des Bauwerkes zu seinem realen Zwecke ist ganz dasselbe beim prachtvollen Dom, Königsschloß, Theater, Museum wie beim schmucklosesten Wohnhaus; der Unterschied in der Erfüllung ästhetischer Ansprüche neben den praktischen ist nur graduell, und jede Scheidung in nützliche und schöne Baukunst beruht in der Ziehung ihrer Grenzlinien auf reiner Willkür. Man kann diese Scheidung im Großen und Ganzen gelten lassen, sofern sie die Bauten, welche gar keine Kunstwerke mehr zu nennen sind, von denen, welche unfreie Kunstwerke sind, oder die „unschöne" Architektur von der „unfreischönen" sondert, aber niemals in dem Sinne, als ob sie unfreie und freie Kunstwerke von einander sonderte. Dies alles beweist zur Genüge, daß die Baukunst, auch sofern sie schöne Kunst ist, doch nur und ausschließlich eine unfreie schöne Kunst ist, aber in keiner Weise zu den freien Künsten gehört oder auch nur einen Uebergang zu denselben anbahnt.

Zur neuesten Shakespeare-Forschung.

Von E. W. Sievers.

Wer zuerst die großen politischen Katastrophen, die wir mit dem Namen Revolution bezeichnen, mit dem griechischen Chronos oder dessen römischem Alter ego, Saturn, verglichen hat, der, um mit dem ehrlichen alten Hederich zu reden, „gewohnt war, alle die Kinder, so ihm Rhea gebahr, wieder aufzufressen", vermag ich nicht anzugeben. Es existirt, wenn ich nicht irre, sogar ein geflügeltes Wort, das denselben Gedanken ausspricht, das ich aber in meinem Büchmann nicht finde. Daß es eine tiefe Wahrheit einschließt, beweist die Geschichte aller bis zu den letzten Consequenzen fortgehenden Revolutionen von den Tagen Griechenlands und Roms bis in unser Jahrhundert hinein. Die Kinder der Revolution, die gewaltigen und gewaltthätigen Charaktere, die sie erzeugt, sie werden auch wieder von ihr verschlungen. Das gilt selbst von den revolutionären Bestrebungen auf literarischem Gebiet, auch auf dem engeren der Shakespeare-Literatur. Es sind zwar keine so gewaltigen Kämpen, wie sie z. B. Shakespeare selbst in seinem ersten mittelalterlichen Cyklus aus der durch den Herzog von York zu Gunsten seines legitimen Rechts herbeigeführten Staatsumwälzung hervorgehen läßt, diejenigen, die ihn von seinem Throne haben herabstürzen wollen, um den Philosophen Baco an seine Stelle zu setzen. Weder die unglückliche Miß Delia Bacon, noch alle die zahlreichen Adepten ihrer Weisheit, insbesondere Herrn Morgan und dessen deutschen Apostel Müller-Mylius, wird man als solche gelten lassen wollen. Eine Revolution aber haben sie doch angestrebt, ja — nach ihrer Meinung — sogar siegreich durchgeführt, und nun kommt auch über sie der größere Revolutionär in der Person eines Herrn Eugen Reichel und stürzt durch sein Buch mit dem sonderbaren Titel „Shakespeare-Literatur" (Stuttgart, Adolph Bonz & Co.) nicht nur den seines Thrones noch nicht einmal recht froh gewordenen Baco wieder herab, sondern erhebt auch einen neuen Herrscher auf denselben, den bis dahin nur in der Verbrecherwelt heimischen „großen Unbekannten". Freilich nicht auf lange. Wie er sie und ihr Werk vernichtet, so dann auch das seinige und sich selber.

Daß der „reich gewordene Schauspieler und Theatersocietär" William Shakspere — man beachte die Orthographie des Namens! — nicht der große Dichter ist, gibt Herr Reichel zu. Ebenso wenig aber ist es Baco; vielmehr hat uns in Zukunft ein erst von ihm entdeckter hoher Genius dafür zu gelten, ein Freund Edmund Spenser's, den dieser in zwei kleineren Gedichten verherrlicht, „eine stille, von der herz- und urtheilslosen Menge übersehene Größe", die Herr Reichel wenigstens soweit aus ihrem unverdienten Dunkel hervorgezogen hat, daß wir jetzt doch ihren Namen kennen: er lautet im Unterschied von dem jenes „Theatersocietärs" William Shakespeare. Was Baco betrifft, so ist er nur der Ueberarbeiter der Werke dieses Dichters und das Verdienst der Baconianer reducirt sich darauf, daß sie zuerst nicht nur alle die zahlreichen, bis dahin

Digitized by Google

als unanfechtbar geltenden und in der That auch sicher verbürgten Zeugnisse von Zeitgenossen über die hohe Geltung, die der „Schwan vom Avon" sich erworben, als in sich nichtig oder sogar, wie Ben Jonson's begeisterten Hymnus auf ihn, als gegen ihn zeugend aufgewiesen, sondern dann auch auf die dichterischen Bestrebungen Baco's und insbesondere darauf hingewiesen haben, daß Baco triftige Gründe gehabt habe, sich nicht öffentlich als Verfasser von Dramen, wie die auf der Bühne des Stratforder Shakspere aufgeführten, zu bekennen. Was sie nach diesen beiden Seiten hin gegen des Letzteren und für Baco's Anspruch, als Verfasser derselben zu gelten, zu Tage gefördert haben, das werden unsere „Shakespeare-Priester" „nicht wieder aus der Welt schaffen". Wenn sie nun aber Baco deshalb an die Stelle Shakespeare's setzen wollen, weil seine Werke einerseits in dichterischer Beziehung so unvergleichlich herrlich, andererseits so voll der sprechendsten Beweise für die alle Gebiete des menschlichen Wissens umfassende Gelehrsamkeit ihres Verfassers sind, daß nur ein Geist wie Baco's reich genug war, sie zu schaffen, so sprechen sie sich damit selbst ihr Urtheil und Herr Reichel ist ganz der Mann dazu, dasselbe in geradezu vernichtender Weise zu formuliren — Herr Morgan z. B. „weiß auf einer Seite nicht immer, was er auf einer vorhergehenden gesagt hat" — und wenn nun auch seine Beweisführung hier theils für uns Deutsche überflüssig, theils nichts weniger als überzeugend ist: das Selbstbewußtsein der Herren Baconianer, deren Hauptargument das von ihnen selbst erst geschaffene „Wunder" der Gelehrsamkeit des „Stratforder Metzgerjungen", bildet, hat er ohne Frage gründlich erschüttert. Er, der selber das Bekenntniß ablegt, daß er ohne die Bemühungen dieser Revolutionäre auf dem Gebiet der Shakespeare-Forschung nie zu der epochemachenden neuen Entdeckung gelangt sein würde, die er der Welt in seinem Buch „enthüllt" — er gerade hat ihnen, wenn auch für alle Einsichtigen sehr unnöthiger Weise, den Garaus gemacht.

Und nun diese seine eigene Entdeckung, durch die er wieder über sich selbst das Vernichtungsurtheil ausspricht. Ich resumire, so kurz es gehen will. Daß Baco in seiner hohen Stellung im öffentlichen Leben zum Verbrecher wurde, wußten wir längst; Herr Reichel aber beweist nun, daß er es auch in seiner ganzen literarischen Thätigkeit gewesen ist. Er ist schon gar nicht der Verfasser des Novum Organon, das er sich vielmehr auf unrechtmäßigem Wege angeeignet und „überarbeitet", d. h. „verhunzt" hat, wie Herr Reichel an der offenbar absichtlichen Verdunkelung des großen Grundgedankens des Werkes nachweist, der uns nöthige, als ursprünglichen Verfasser desselben einen Atheisten anzunehmen. Verdunkelt ist aber dieser große Grundgedanke durch vielfach eingeschwärzte specifisch christliche religiöse Phrasen, die nur von dem nominellen Verfasser, also Baco, herrühren können, der klug genug war, sich nicht als Atheist compromittiren zu wollen, der sich aber nun, eben durch ihre Einschwärzung, einerseits selbst zum Fälscher und Betrüger stempelt, andererseits den Anspruch, als epochemachender Philosoph zu gelten, um so sicherer verwirkt, als ein solcher — nach Herrn Reichel — nothwendig immer Atheist ist. Wirklich ist auch Baco nicht nur im Allgemeinen ein grober Ignorant, selbst auf dem naturwissenschaftlichen Gebiet, sondern er kehrt sich auch „mit dem stumpfsinnigsten Eifer gegen Alles, was nicht auf dem alten Standpunkt verharrt" — er steckt eben noch ganz in der mittelalterlichen Scholastik. — Ganz ähnlich, wie das Novum Organon, hat er sich dann auch die Shakespeare'sche Dichtung auf unrechtmäßigem Wege angeeignet, zwar nicht, um nun, wie dort, den Ruhm zu ernten, vor der Welt als ihr Schöpfer dazustehen, nein, hier hielt er sich als „heimlicher Dichter" bescheiden im Hintergrund. Wohl aber hat er auch diese herrlichen Werke, vermuthlich mit Hülfe Ben Jonson's und anderer Dichter seines Gelichters, durch Ueberarbeitung dermaßen „verhunzt", daß keins derselben mehr als Kunstwerk gelten kann, und dann — wieder vermuthlich durch Ben Jonson, der ja mit dem Stratforder Shakspere befreundet war — diesen gegen hohe Geldentschädigungen, die Hauptquelle seines späteren Reichthums, bestimmt, sie auf seiner Bühne aufzuführen. Kurz, auch hier entlarvt Herr Reichel Baco als Betrüger, denn daß kein Anderer als er der Betrüger sein kann, dafür zeugt wieder, abgesehen von den Beweisen, die die Baconianer für seine Autorschaft beigebracht haben, und von der ästhetischen Beschaffenheit der Dramen selbst, die durchweg auf einen Dichterdilettanten, wie Baco es war, hinweist — insbesondere aber der christlich-religiöse Sinn, der sich — nach Herrn Reichel — allerdings nur an einzelnen, doch aber recht zahlreichen Stellen der Shakespeare'schen Dichtung ausprägt. „Wir kennen den Christen!" ruft Herr Reichel aus, als er in dem ersten Monolog Hamlet's auf die Stelle trifft: „Oder hätte der Himmel sein Gebot nicht gerichtet gegen Selbstmord!" Er streicht sie also als offenbar interpolirt von dem frommen Baco, der sich überdies auch hier wieder, trotz seines vorsichtigen Auftretens als „heimlicher Dichter", vor Schaden hüten wollte. Und ebenso ist denn auch Romeo's Gebet bei seinem Eintritt in Juliens Haus, ebenso der tief erschütternde Versuch des Königs Claudius im „Hamlet" zu beten u. s. w. u. s. w. interpolirt und muß gestrichen werden. Denn wie der epochemachende Philosoph, so ist auch der weltgeschichtliche Dichter nothwendig Atheist, und da sich nun der ursprüngliche Verfasser des Organon als Atheisten ausgewiesen hat, so ist eben dieser selbstverständlich auch der ursprüngliche Dichter, dessen „überwältigende Größe" wir heute leider! dank dem „sauberen" Lord, nur noch aus mehr oder minder bedeutenden Bruchstücken seiner herrlichen Dichtungen zu ahnen vermögen. Seinen Namen und sein Freundschaftsverhältniß zu Spenser, dem Dichter der „Feenkönigin", kennen wir bereits, und Herr Reichel theilt uns auch noch mit, daß er spätestens um das Jahr 1586 gestorben ist.

Damit haben wir nun den Schlüssel zur Lösung der ganzen räthselvollen Shakespeare-Frage in der Hand. Mit Spenser war nämlich natürlich auch Baco befreundet, durch ihn also fand dieser Gelegenheit, mit dem großen William Shakespeare in Verbindung zu treten, und als derselbe dann um das Jahr 1586 starb, eignete er sich dessen gesammten literarischen Nachlaß, auch die Dramen, an und konnte diese nun, da der Stratforder Shakspere eben damals nach London kam, in der von ihm herrührenden Bearbeitung „von Jahr zu Jahr in je einem Stück" — wieder eine neue Entdeckung, auf die Herr Reichel nicht wenig stolz ist — auf dessen Bühne zur Aufführung bringen. Denn natürlich war derselbe auch schon „Theatersocietär" und besaß daher Einfluß genug, um das Repertoire festzustellen. Solche rein willkürliche und absolut haltlose Phantasien wagt Herr Reichel dem deutschen Publikum aufzutischen. Und wenn er noch wenigstens selbst an seine große Entdeckung glaubte! Aber auch das ist nicht der Fall: er weiß sehr gut, daß er mit lauter selbstgeschaffenen Factoren rechnet. Den Vornamen seines Dichters z. B. gewinnt er aus Spenser's Teares of the Muses, in denen ein Will als „kürzlich verstorben" beweint wird, weil er nämlich, statt rüstig zu schaffen, seit Kurzem „müssig in seiner Zelle sitze". Herr Reichel erklärt: „in seinem Sarge" sitze! und gewinnt so, da er die Entstehung des Gedichtes willkürlich in das Jahr 1586 setzt, zugleich sein Todesjahr. Den Zunamen verräth ihm dann das heroisch klingende Pseudonym Aetion in Spenser's nicht vor 1594 entstandenem Colin Cloute's come home again, in welchem eben dieser Aetion, also sein Shakespeare — acht Jahre nach seinem Tode! — als noch lebend und in voller freudiger Thätigkeit dichterisch schaffend geschildert wird! Ja, schließlich zieht Herr Reichel seiner ganzen mühselig aufgebauten Beweisführung noch selbst wieder den Boden unter den Füßen weg. Er beweist nämlich, daß Spenser für Shakespeare's Dichtergenius kaum irgend welches Verständniß gehabt haben könne, woraus dann für andere Leute mit gesundem Menschenverstand ohne Weiteres folgt, daß er ihn überhaupt nicht besungen haben kann.

Den Gipfel erreicht die Willkür des Verfassers da, wo er nun die schon in dem Motto seines Buches angekündigte „Herculesarbeit" vollbringt, das „vernichtende Urtheil unwiderleglich festzustellen", das er, wie über die ganze bis-

Digitized by Google

herige Shakespeareliteratur — daher der Titel seines Buches —, so über die nur in Baco's Ueberarbeitung vor uns liegenden Shakespearedramen selbst auszusprechen leider genöthigt ist. Was er hier über unsere deutsche Shakespeareforschung sagt, enthält viel Treffendes. Ulrici's, Gervinus', Werder's Schwächen werden zwar durchweg in ein äußerst grelles, man kann aber nicht sagen: in falsches Licht gerückt. Desto haltloser und willkürlicher ist die Kritik der Dramen. Weil der Timon in Anlage und Ausführung große Mängel aufweist und weil einer der Kritiker dieses Stückes, Tschischwitz, zu dem „nunmehr unanfechtbaren" Resultat gekommen ist, „daß wir in diesem Drama ein ursprüngliches Kunstwerk des großen Dichters vor uns haben, das erst nachträglich, möglicher Weise erst nach dem Tode Shakespeare's, die Beschädigungen erlitt, die es als ein Werk desselben bis auf einzelne Partien fast unkenntlich machen"; weil ferner Ulrici an dem „Sturm", Gervinus an „Cymbeline" Einzelnes auszusetzen gefunden hat und Herman Grimm — dem wir die Entdeckung verdanken, daß der Zauberer im Sturm und Bellario mit seinen Söhnen im Cymbeline in einem Calderon'schen Stück sich zusammenfinden, — der Ansicht ist, „die Episode bei Shakespeare, wo Imogen zu den wilden Höhlenbewohnern geräth, sei nur lose in den Cymbeline eingesetzt;" weil also diese beiden Dramen — denn das gilt Herrn Reichel damit als erwiesen — ebenso wie der Timon, „in lose Stücke zerbröckeln": deshalb sind alle Dramen Shakespeare's, in erster Linie die erst nach seinem Tode in der Folioausgabe erschienenen, zunächst mindestens „verdächtig". Es bedarf also einer gründlichen Prüfung derselben, und diese führt Herrn Reichel, der so peinlich gründlich zu Werke geht, daß er z. B. am Schluß Heinrich's IV. Theil I, den Prinzen Heinrich eine Flasche Sekt (aus seiner Tasche) herausziehen und sie dem „dicken Bruder" an den Kopf werfen läßt — also sie führt den Herrn Kritiker zu dem, natürlich wieder „unanfechtbaren" Resultate, daß es mit keinem der Dramen Shakespeare's wesentlich besser stehe, als mit dem Timon, ja, mit einer ganzen Reihe derselben noch ungleich schlimmer. Othello ist „ein trostloses, wahnwitzig lächerliches Machwerk", in dem, wie im Macbeth, in Antonius und Kleopatra u. s. w., von denen dasselbe gilt, nur noch ganz vereinzelte Spuren auf die Künstlerhand des ursprünglichen Dichters zurückweisen. Lear ist von Anfang an und durchweg ein „Hanswurst" von einem König. „Wie es Euch gefällt" heißt einfach „unsinnig". Romeo und Julia überbietet selbst „Prachtwerke wie Othello und Macbeth an unfreiwilliger Komik", insbesondere stehen die Vorgänge bei Juliens Scheintod und dann in dem Grabgewölbe, ebenso wie die bei Desdemona's und Duncan's Tode, wie das Gebet des Königs Claudius im Hamlet u. s. w., im Wesentlichen auf gleicher Stufe mit den Vorgängen in der Rüpeltragödie des Sommernachtstraums, ja, es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß es den großen Dichter, der hier ein Mal in eigener Person vor uns steht, der aber freilich, als Othello und jene anderen Stücke zuerst aufgeführt wurden, nach dem Verfasser längst „müssig in seinem Sarge saß" „gereizt" habe, derartige „Dramen" übertreibend zu verspotten.

Uebrigens ist die Kritik des Herrn Reichel keineswegs durchweg nur negativ; dem Coriolan und Hamlet gegenüber wird sie zur positiven. Er unternimmt es, diese beiden Stücke aus den „echten" Bruchstücken, die uns von ihnen erhalten sind, neu zu construiren, und wenn er sie nun auch, natürlich „alle Rechte vorbehalten", vorläufig nur als „Fragment" veröffentlicht, so erwartet er doch sicher, daß die Theaterdirectionen sich zum Zweck, erst einer Bearbeitung dieses Fragments und dann der Aufführung der fertigen Stücke mit ihm in Verbindung setzen werden. Verweilen wir also noch einen Augenblick bei diesen beiden Dramen. Zuerst der Coriolan. Wie wichtig hier die Worte sind, die Shakespeare gleich in der ersten Scene Coriolan in den Mund legt: Were I anything but what I am, I would wish me only he (Aufidius), wird klar, sowie man sich vergegenwärtigt, daß er das ganze Drama, die Entwickelung der Charaktere ebenso wie die der Handlung, auf die Macht der Rivalität im Menschen, der Eifersucht der Einzelnen sowohl wie politischer Parteien auf einander, begründet. Als der „echte Poet" Goethe's, d. h. als „verkappter Bußprediger", will er „das Gefährliche" dieser Leidenschaft „an den Folgen nachweisen". Er schafft sich daher Vertreter der verschiedenen Seiten derselben, der niedrigen und gemeinen Seite in den Volkstribunen, der edlen in den beiden großen Rivalen um Ruhm und Ehre, Aufidius und Coriolan selbst, und natürlich ist er nun bestrebt, dem Zuschauer zunächst den Helden des Stücks als ganz erfüllt von edlem Wetteifer mit dem Größten, den er kennt, mit Aufidius, vorzuführen. Deshalb leiht er ihm gleich zu Anfang die Worte: „Wär' ich (überhaupt) etwas Anderes, als ich bin, so möchte ich nur er sein!" Und anstatt dieser Worte läßt Herr Reichel ihn — zugleich eine Probe seiner Kenntniß der Sprache seines Dichters — sagen: „Wär' ich nur etwas, was ich bin" u. s. w., was er dann in vollster Naivität als „das Gestammel eines Dilettanten" bezeichnet. Schon ein übles Omen für seine Restauration des Werks und leider lügt es nicht. Ich greife einen Punkt heraus. Shakespeare knüpft den furchtbaren Zornesausbruch Coriolan's (Act 3, 1), in dem dieser schließlich dahin kommt, die Wiederabschaffung des Tribunats zu fordern, an den Wankelmuth des Volks, das ihn plötzlich nicht mehr zum Consul will, und an das Unterfangen der Tribunen, ihn unter ihre Autorität zu beugen. Coriolan, der schon als Aristokrat mit Verachtung auf das Volk herabsieht und die neuerrungene Macht der Tribunen als Usurpation betrachtet, empfindet Beides bei seinem stolzen Selbstgefühl als tiefe persönliche Kränkung, und das Gefühl dieser Kränkung ist es, das ihn in unserem Stück über alle Schranken hinaustreibt und ihn so selbst zum Schmied seines Schicksals macht. Hier ist Alles echt dramatisch, tragisch, mit innerer Nothwendigkeit aus der Ohnmacht des Helden gegenüber der Grundmacht seiner gewaltigen Natur hergeleitet. Herr Reichel dagegen, der zunächst die Scene von dem Forum in den Senat verlegt, verwischt gerade dies persönliche Moment, er erhebt Coriolan zum Vorkämpfer der Aristokratie, zum großen politischen Charakter, der allein würdig ist, als Held einer historischen Tragödie zu gelten. Er motivirt jenen gewaltigen Zornesausbruch mit der Forderung des Volks, „das Korn um eignen Preis zu kaufen," und obgleich es nun auch bei ihm schon hier zu offenem Kampfe kommt, zum Kampf mit dem bewaffnet in den Senat eindringenden Volk, fragt Coriolan dann in der dritten Scene, gleich als ob er das eben Erlebte nicht erlebt hätte, auf das: „Halt! Nicht weiter", das die Tribunen ihm entgegenrufen: „Woher der Wechsel?" nämlich in der Gesinnung des Volkes gegen ihn! Und dabei erlaubt sich Herr Reichel, was übrigens bei ihm nicht ganz ungewöhnlich ist, noch eine kleine Fälschung. Er beruft sich nämlich auf Plutarch, der nach seiner Angabe Coriolan's Antrag auf Abschaffung des Tribunats dem Umschlag der Volksstimmung vorangehen lassen soll. Plutarch aber berichtet über diesen im 15., über jenen im 16. Capitel! — Man sieht, wie es um seine Restauration des Coriolan steht, dieses Stückes, das „unter der Faust eines Barbaren zu einem Unding von Drama" geworden war, jetzt aber wieder als „eine wirkliche, wenn auch trostlos verstümmelte, kunstvoll aufgebaute Tragödie" vor uns steht.

Dann der Hamlet. Wie im Coriolan, so sind auch hier einzelne Theile „unzweifelhaft echt"; daneben aber „befinden sich andere, die von dem Schöpfer des Othello, Macbeth, Romeo und Julia und anderer Narrheiten herrühren". Eine solche Narrheit ist gleich die Einführung des Geistes. Der „Verfasser der Geisterscene" steht, wie alle Kritiker des Dramas, „auf dem Standpunkt der Brutalität", der Blutrache nämlich. Der Geist verwirft zwar den Mord absolut, er nennt ihn selbst „im besten Falle" noch „im höchsten Grade schlecht" — murder most foul, as in the best it is; er läßt Hamlet ferner mit den Worten: „Doch wie Du immer diese That betreibst" die Wahl der Rache frei; und er bittet ihn dann inständig, „sein Herz nicht zu beflecken, noch auch (nor) irgend etwas zu ersinnen gegen seine Mutter" — kurz, er will ein reines Werkzeug seiner Rache und diese Rache selbst, sie soll in

Digitized by Google

nichts Anderem bestehen, als in der Wiederaufrichtung der durch den „schnöden Mord" umgestürzten sittlichen Ordnung. Deshalb soll Hamlet auch nicht dulden, daß „das königliche Bett Dänemarks ein Lager für Wollust und verruchte Blutschuld sei". Das die Aufgabe, die „der Verfasser der Geisterscene" dem Helden des Stücks durch den Geist in sorgfältig herausgearbeiteter Deutlichkeit stellt; den Mord, die Blutrache, schließt er so bestimmt wie nur möglich aus — was freilich auch die große Mehrzahl der Shakespeare-Kritiker, auch noch Oechelhäuser, nicht gesehen hat — und dennoch steht er auf dem Standpunkt der „Brutalität." Die Geisterscene muß daher gestrichen, ja, der Geist selbst, für dessen Einführung wieder allein Baco verantwortlich ist, muß eliminirt werden, was auch weiter keinerlei Schwierigkeiten macht, da er — nach Herrn Reichel — „nach dem ersten Act nicht wieder vorkommt." Sein Wiedererscheinen nämlich in der großen Scene am Schluß des dritten Actes ist ebenso eine Interpolation, wie jede der verschiedenen Stellen, an denen Hamlet von seinem ersten Erscheinen spricht; nicht einmal der Plan, den dieser mit dem Schauspiel verfolgt, die „verborgene Schuld" des Königs an den Tag zu bringen, zu welchem Zweck er selbst noch „einen Auftritt" eingelegt hat, der „einem Umstand von seines Vaters Tode nahe kommt" — nicht einmal diese ausdrückliche Anknüpfung des Schauspiels an die Enthüllungen des Geistes vermag Herrn Reichel im Mindesten irre zu machen. Wie sollten es diese Enthüllungen selbst, auf die Shakespeare den ganzen weiteren Entwickelungsproceß seines Helden begründet, die ihm in unserem Stück hier schon seinen Glauben an alle seine Ideale rauben und ihn damit ebenfalls schon hier absolut unfähig machen, die „große That", die der Geist „auf seine Seele gelegt", zu vollbringen, die ihn in jene geistige Zerrüttung stürzen, in der dann dieser Mensch, die Incarnation der reinsten und edelsten Gesinnung, selbst zum Verbrecher wird, wie sein Oheim, zu dem „fünffachen Mörder" Rümelins, zugleich aber auch zum Verkündiger der Nichtigkeit des einst von ihm vergötterten Menschen? Von diesem großartigen und tief erschütternden Proceß Hamlet's findet sich keine Spur in der von Herrn Reichel „unwiderleglich" festgestellten neuen Auffassung des Dramas, wie er denn überhaupt für alle tief innerlich verlaufenden Processe der Charaktere Shakespeare's weder Sinn noch Verständniß hat. Aber man meine nun nicht, daß es mit der Eliminirung des Geistes schon gethan sei. Dasselbe Schicksal bedroht auch Polonius sammt Sohn und Tochter, und obwohl es nun Herrn Reichel nach seinem eigenen Geständniß beim besten Willen nicht gelingen will, diese drei gar zu tief in die Handlung verwebten Charaktere so ohne Weiteres auszuscheiden: die geistreiche Hypothese, die er hier aufstellt und die das Geheimniß des Dramas endlich löst, daß nämlich der Hamlet eine politische Tragödie und Hamlet selbst ursprünglich als politischer Charakter gedacht sei, bleibt darum doch aufrecht. Wenn Coriolan und Julius Cäsar politische Tragödien sind, so ist ja — nach Herrn Reichel — damit im Grunde schon bewiesen, daß ursprünglich, also ehe Baco seine sacrilegische Hand an das Stück legte, auch der Hamlet eine solche gewesen ist.

Was bei einer so weitreichenden Zerstörung der einstigen Herrlichkeit der Werke Shakespeare's Herrn Reichel eigentlich noch für den Dichter selbst begeistert hat, darüber hat er in seinem 500 Seiten starken Buche keinen Raum gefunden sich auszulassen. Er führt zwar unter den Forderungen, die er an das Drama stellt, auch „eine einheitlich durchgeführte Idee und (sic) Größe des Gesichtspunktes innerhalb des engen Weltausschnitts" auf; aber er macht nirgendwo auch nur den Versuch, diesen oder jene — daß beide zusammenfallen, sieht er nicht — zu fixiren. Ebensowenig wie für die Seelenprocesse der Menschen Shakespeare's, hat er Verständniß für den subjectiven Ursprung seiner Schöpfungen in seinem Innern, für die großen Geisteskämpfe, die hinter so manchem derselben liegen, für die poetische Stimmung, die ihnen zu Grunde liegt. Um so widerwärtiger berührt es, wenn er nun seinem Schmerze Ausdruck gibt, daß er berufen war, der Menschheit ein so hohes Gut, wie die Shakespeare'schen Dichtungen, zu rauben. „Es ist tief traurig", ruft er aus, als Romeo und Julia sich unter seiner Kritik als ein elendes Machwerk entpuppt hat: „es ist tief traurig, daß es so ist; aber es ist so und wir Alle müssen uns in das Unabänderliche finden." Und am Schluß des Ganzen spricht er die Hoffnung aus, daß der Leser ihn bei seiner unerfreulichen Thätigkeit mit Trauer begleitet, daß er ihm „nicht mit dem Behagen des Ungebildeten an der Zerstörung eines Götterbildes" gefolgt sein werde. Er sorgt ja, wie man sieht, dafür, daß vor dem unwiderstehlich komischen Contrast zwischen der Sicherheit seines Auftretens und der absoluten Haltlosigkeit des Bodens unter seinen Füßen der widerwärtige Eindruck alsbald wieder schwindet, um dem befreienden Gelächter des Humors Platz zu machen. Aber er hätte sich doch solcher leeren Phrasen um so mehr enthalten sollen, als er sich selber sagen konnte, daß der Leser sie sofort als Phrasen erkennen müsse. Auch der mindest Scharfblickende sieht durch, daß es ihm nicht um die Sache, sondern allein um seine Person, um seine Selbstvergötterung zu thun ist. „Es ist immer nur dem Einzelnen gegeben", heißt es gleich im Vorwort, „Schwierigkeiten zu lösen, Geheimnisse zu enthüllen und höhere Gesichtspunkte für das Verständniß großer Geisteswerke aufzustellen", und dieser Einzelne ist für Shakespeare eben Herr Eugen Reichel. Nur freilich hat er keine Lust, eine „stille, übersehene Größe" zu werden, wie sein großer Unbekannter; er hat, was in seinen Kräften stand, redlich gethan, um dessen Schicksal von sich abzuwenden. Aber entgehen wird er demselben doch nicht; er wird todtgeschwiegen werden, wie jener, es müßte denn sein, daß man seinen Namen eines Tages brauchen wird zur Bezeichnung einer Pietätlosigkeit, die ihre Hauptquelle in der Großmannssucht hat, oder der Gottverlassenheit eines literarischen Herostrat, der freilich den Muth nicht hat, sich zu seinem Werk zu bekennen, dem es auch nicht gelingt, das von ihm zum Schemel seiner Größe ausersehene Heiligthum zu vernichten, der vielmehr, ohne es zu merken, mit jedem Schlag, den er gegen dasselbe führt, nur sich selber trifft.

Feuilleton.

Charakterbilder.

Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin.

Von Heinrich Ehrlich.*)

Hans von Bülow und Anton Rubinstein.

Hans von Bülow — — Anton Rubinstein: die denkbar stärksten Gegensätze der Anlagen, Entwickelung, der äußeren Erscheinung und des Gebahrens, der künstlerischen Richtung und Thätigkeit! Den Parallelen, den Betrachtungen und Schlußfolgerungen zum Charakterbilde mögen hier einige Hauptmomente persönlicher Erinnerungen vorangehen, die ja auch manchen Charakterzug erkennen lassen.

Ich begegnete Hans von Bülow zuerst 1852, als ich auf der Reise

*) Unser geschätzter Musikreferent, einer der ältesten Mitarbeiter der „Gegenwart", hat die Erinnerungen seines reichen Künstlerlebens, das ihn mitten in unsere musikalischen, literarischen und gesellschaftlichen Kreise führte, niedergeschrieben. Unser Feuilleton wird nun aus diesem bedeutsamen Memoirenwerke, das künftigen Winter erscheinen soll, gewissermaßen die Quintessenz bieten, indem der Verfasser das Interessanteste, das sich in dem Buche chronologisch in die verschiedenen Capitel vertheilt, für unser Blatt in abgerundeten Charakterbildern zusammenfassen wird. Der obigen Parallele: Bülow und Rubinstein sollen Erinnerungen an Lassalle, Brahms, Niemann, Joachim, Auerbach, Julian Schmidt, Frau Lucca, die Patti u. A., sowie bunte Bilder aus dem politischen und künstlerischen Leben der letzten 25 Jahre folgen. Die Redaction.

Digitized by Google

nach Paris Liszt in Weimar besuchte, und er mir seinen „begabtesten und zukunftreichsten Schüler und Freund Hans", vorstellte, der im Momente als ich Weimar verließ von Leipzig kam; die geistreichen, scharfen Züge, damals noch von wallenden Haaren umgeben, das energische Gebahren, das eigenthümliche stolze Zurückwerfen des Hauptes erregten sofort mein Interesse. Ein Jahr darauf begegneten wir uns beim Karlsruher Musikfest, das Liszt dirigirte, in welchem Bülow und Joachim wirkten, und Stücke aus Lohengrin vorgeführt wurden. Liszt reiste damals noch mit der Fürstin Wittgenstein; ich sehe diese noch vor mir, wie sie am Bahnhofe mit einer Handarbeit stand, und dabei eine große und sehr starke Cigarre rauchte, die mir fast den Athem benahm. 1854 traf ich auf der Durchreise in Berlin Bülow im Salon des Grafen Redern, wo wir beide an einem Abende musicirten. Von da ab begegneten wir uns erst 1861 in Wiesbaden; mein zweiter Roman „Kunst und Handwerk" war eben erschienen, und Herr v. Bülow — er saß mit F. Hiller an einem Tische — sprach mir seinen Antheil in den lebhaftesten Worten aus. Im Winter desselben Jahres kam er nach Frankfurt am Main, wo ich seit anderthalb Jahren wohnte und nunmehr die Gelegenheit ergriff, meine Bewunderung seiner hohen Kunst im Frankfurter Journal auszusprechen.

Im Jahre 1862 übersiedelte ich nach Berlin — nicht als Musiker, sondern als politischer Correspondent der russischen, seither verschwundenen, damals aber hochangesehenen Zeitung „Nordische Biene". Hier lebte und wirkte in jener Zeit Hans von Bülow, Hofpianist und Claviermeister am Stern'schen Conservatorium. Er empfing mich in der liebenswürdig gastfreundlichsten Weise und stellte mich seiner Gemahlin vor.

Cosima von Bülow, Tochter Liszt's und der Gräfin D'Agoult, galt allgemein für eine sehr bedeutende Frau, „femme supérieure"; und ich kann wohl sagen: unter all den originellen, genialen Frauen, die ich kennen gelernt habe, und die sich berechtigt fühlen mochten, das Gewöhnliche, Bürgerliche, „Philiströse" unbeachtet zu lassen, ist mir Cosima v. Bülow, spätere Frau Richard Wagner, als die weitaus bedeutendste erschienen. Sie war eine durchaus ernste Dame, ausnehmend höflich, sehr zurückhaltend, voll Geist und Gründlichkeit in ihren Bemerkungen; sie witzelte nicht, und zeigte sehr wenig Antheil an elegantem Hof- und Stadtklatsch. Sie war eine Anhängerin der Schopenhauer'schen Philosophie — über die, wenn ich nicht sehr irre, sie einen Artikel in einer französischen Revue veröffentlicht hat — sprach aber niemals in salbungsvollem Tone über philosophische Fragen und ließ auch nicht Ungeduld merken, wenn man ihrer Meinung nicht unbedingt zustimmte. Im Gespräche, in der Bildung und im gesellschaftlichen Gebahren stand sie hoch über den berühmten großen „genialischen" Damen vom Genre der Frau von Kalergi-Muchanoff — ich nenne die geistreichste und anmuthigste — geschweige denn vom Genre unserer neumodischen Ritterinnen vom freiesten Geiste. Wenn mir jemals der Ausdruck „femme supérieure" annehmbar erschien, so war es Frau Cosima gegenüber. Sie kannte meinen Roman und war günstig für ihn gestimmt. Liszt, der mich im Frühjahre 1861 auf der Reise nach Rom in Frankfurt am Main mit seinem Besuche überraschte, hatte mir erzählt, daß Vieles aus dem Buche ihm von seiner Tochter vorgelesen worden war. Jeder Andere hätte sich nun bemüht, die dem Buche günstige Stimmung auch für seine Person zu gewinnen; aber mein Wesen war hierfür nicht geeignet, und es ist mir noch heute eine schmerzliche Erinnerung, daß ein Zusammenfluß ungünstigster Umstände sie zu einer irrigen Meinung über meine Gesinnungen verleitete.

Von Bülow's Benehmen während des ersten Jahres meines Aufenthaltes kann ich nur mit vollstem Gefühle der Dankbarkeit sprechen, das ich seither bei jeder Gelegenheit öffentlich in Wort und Schrift zu bethätigen bemüht war, wenn auch meine Privatbeziehungen zu ihm sich nach und nach anders gestalten mußten. Er führte mich bei seinen Freunden ein; zuerst bei dem Piano-Hoffabrikanten (jetzigen Commerzienrath) Bechstein, der heute überall als der erste Künstler seines Faches anerkannt ist, damals im Beginn seiner ruhmvollen Thätigkeit stand, und sich mir immer als ein wahrer Freund erwiesen hat; dann in einen Kreis geistreicher Männer, Künstler und Kunstfreunde, die sich meistens im Gasthause Schubert (jetzt Lantsch) gegenüber dem Schauspielhause versammelten.

Zwei Monate nach meiner Ankunft brachte eine ganz eigenthümliche Verkettung von Mißgeschicken, unerwarteten Zwischen- und Zufällen*) mich zu dem plötzlichen Entschlusse die (zuerst von mir zurückgewiesene) Aufforderung Rob. Radecke's**) zur Mitwirkung in seinem Abonnement-Concerte anzunehmen, und Beethoven's G-dur-Concert vorzutragen. Zu den mancherlei Schwierigkeiten und Bedenken, die gleich nach meiner Zusage hervortraten, kam auch der Umstand, daß im Hause Bechstein kein Concertflügel verfügbar war, da „alle für Herrn v. Bülow's Concerte nach verschiedenen Städten vorausgesendet" waren; vielleicht auch — und dann mit vollem Recht — hatte das Haus Bedenken, ein Instrument seiner Firma einem Berliner Mißerfolge auszusetzen. Herr v. Bülow, dem ich die Noth klagte, gab mir seinen von Bechstein eigens für ihn gebauten Flügel. Er selbst war, früheren Bestimmungen in den Provinzen nachkommend, im Concerte nicht anwesend, hatte aber seiner Gemahlin sofortige Benachrichtigung aufgetragen; sie bekundete ihm, daß mir Publikum wie der größte Theil der Kritik eine unverhoffte günstige Aufnahme gewährt hatten, und nach seiner Rückkunft gab er mir seine Theilnahme und Befriedigung in den wärmsten Worten zu erkennen. Bald darauf verreiste er wieder und übertrug mir (wie auch in späteren gleichen Fällen) seine Stellvertretung im Stern'schen Conservatorium. Ich habe das nicht vergessen und werde es nicht vergessen, wenn auch im Laufe der Jahre unsere äußeren Beziehungen vielfache Aenderungen erlitten.

Diese Aenderungen sind leider durch die große fast krankhafte Reizbarkeit des Herrn von Bülow herbeigeführt worden; denn ich meinerseits habe mit Ausnahme eines einzigen weiter unten zu erwähnenden Falles keine Gelegenheit verabsäumt, meine Hochschätzung und mein Erinnern an sein Benehmen bei meiner Ankunft zu bethätigen. Bülow läßt seine Haltung von jedem momentanen Eindrucke bestimmen, ist leider zu sehr geneigt, Zuträgereien und Einflüsterungen (die ja schon an und für sich wenig Achtbares bekunden) williges Gehör zu leihen, um dann selbst gegenüber Personen, denen er wohl will, ja denen er im Grunde des Herzens Achtung schenkt, jede Rücksicht zu vergessen. So entstehen Wallungen und Wandlungen in seinem Gebahren, welche den Umgang mit ihm selbst den aufrichtigsten Bewunderern seiner Kunst und seines Grundcharakters, zu denen ich gehöre, auf's Höchste erschweren, wenn man nicht jede Unabhängigkeit, ja Selbstachtung aufgeben will. Nach verschiedenen „Mißverständnissen" zwischen dem Jahre 1862 bis zum Frühjahr 1864, die alle schnell und zur beiderseitigen Zufriedenheit gelöst wurden, ließ sich Herr von Bülow nach einem von ihm dirigirten Concerte der Musikfreunde von guten Freunden erzählen, ich hätte mich ganz abfällig über eine von ihm vorgeführte Liszt'sche Cantate (Prometheus) und über seine Führung geäußert, und schrieb mir einen Brief, der mit den Worten begann: „Verehrter Herr und Freund — meiner und meines Meisters Feind!" Ich antwortete im ruhigsten, fast demüthigen Tone und bat um eine Unterredung, die seinen großen Irrthum bald aufklären würde. Als ich in seine Wohnung kam, ließ er mir sagen, er könne mich nicht empfangen, ich solle mit seiner Frau sprechen. Mir erschien die Angelegenheit als eine solche, die mit einer Dame nicht zum Austrage gebracht werden konnte; ich ging zu Professor Waitzmann, der im Erdgeschosse desselben Hauses wohnte und zu Bülow's besten Freunden zählte, bat ihn um Verwendung bezüglich eines Zwiegespräches mit Herrn von Bülow. Er willfahrte meinem Ersuchen sofort, kam nach einer Weile unverrichteter Dinge wieder; da entfernte ich mich. Andern Morgen kam ein zweites noch heftigeres Schreiben Bülow's, dessen erste Worte lauteten: „Meine Frau hat Ihnen die Ehre erweisen wollen, Sie zu empfangen, und Sie haben diese Ehre abgelehnt" u. s. w. Das Verletzende dieses Schreibens lag für mich weniger in den heftigen Worten, als in dem Umstande, daß Herr von Bülow dasselbe erst unmittelbar vor seiner Abreise nach Petersburg abgesendet, mithin alle Möglichkeit einer Verständigung mir benommen hatte. Und so kam es, daß meine in der ersten Aufregung abgefaßte nach Petersburg gerichtete Antwort die ein-

*) Sie sollen später in meinen Concerterinnerungen erzählt werden.

**) Jetzt Capellmeister an der Königl. Oper, damals Musikdirector und Veranstalter von Abonnementsconcerten mit der Liebig'schen Capelle.

Digitized by Google

zigen heftigen Worte enthielt, die Herr von Bülow jemals aus meiner Feder erhielt.

Zehn Jahre vergingen; ich hatte im Jahre 1873 mehrere Concerte gegeben, und als 1874 Bülow durch Berlin reiste, sandte ich ihm durch Vermittelung des gemeinschaftlichen Freundes Bechstein ein Schreiben, worin ich in herzlichen Worten aussprach, wie ich bei meinen letzten Erfolgen mich wohl erinnert habe daß ich den ersten im Jahre 1862 seiner Unterstützung verdanke. Seine Antwort war freundlich und würdevoll; und ich konnte nun wieder auf geregelte und angenehme Beziehungen hoffen.

Aber jene Reizbarkeit nahm immer mehr zu, und die Zwischenfälle, die sie herbeiführten, waren bis auf den letzten von 1885 manchmal so eigenthümlicher Art, daß sie fast einer humoristischen Auffassung Raum boten. Hier einige Beispiele. Im Jahre 1880 waren einige seiner Verehrer der Ansicht, man müsse den Einfluß der Frau Gräfin Schleinitz dahin zu gewinnen suchen, daß Bülow irgend eine feste Stellung in Berlin geboten würde. Ich stattete der Frau Gräfin den einzigen Besuch während meiner Anwesenheit in Berlin ab und sprach mit ihr über diese Angelegenheit. Dieses Zwiegespräch fand insofern ein kleines „pikantes" Nachspiel, als die Frau Gräfin eine mir befreundete ganz verläßliche Persönlichkeit fragte, was ich denn zu erreichen dächte; daß ein Künstler ihren Einfluß nicht im eigenen Interesse anrief, mußte der hohen Dame wohl ganz unverständlich erscheinen, wenn er sich auch durch 18 Jahre als ganz unabhängig und uneigennützig erwiesen hatte. Gleichzeitig mit meinem Besuche bei der Frau Gräfin bat ich Herrn von Bülow, der damals in Breslau concertirte, schriftlich, mir bei seiner Ankunft in Berlin eine Viertelstunde Unterredung gewähren zu wollen, in einer rein künstlerischen, nicht mich betreffenden Angelegenheit. Darauf kam aus „Schweidnitz, 18. März" eine „tachygraphische Erwiderung", daß er Berlin nur als „Wittenberger Aufenthalt tractiren" könne, daß wir aber uns nicht verständen, daß ihn mein Urtheil über dieses und jenes indignirt habe u. s. w. Etwa acht Tage nach diesem Briefe kam ich von einem Morgenausgange nach Hause, traf meine Frau mit hochrothem Gesichte: Bülow war bei mir gewesen, wie ein Löwe im Käfig eine halbe Stunde in meinem Zimmer auf und ab gewandelt und hatte ein Quartett von Bierling, das auf meinem Clavier lag, ganz durchgespielt. Wir trafen uns noch am selben Tage und speisten mit einander. Am 13. April bekam ich einen Brief aus München, mit einem „bravo de poitrine" über meinen letzten Artikel im Tageblatte, meine Correspondenzen im Hannover'schen Kurier und „den splendiden Lucca-Artikel" in der „Neuen freien Presse", und mit anderen höchsten Complimenten. Im Jahre 1882, fast unmittelbar nachdem Bülow mit der Meininger Capelle und als Pianist die Brahms-Abende veranstaltet hatte, kam mir die Aufforderung der Redaction von „Nord und Süd" zu, über Brahms eine Studie zu schreiben. Ich wandte mich an ihn, der sich gerade in den letzten zwei Jahren ungemein freundlich gezeigt hatte, mit der Bitte um einige Angaben und Meinungsäußerungen. Seine Antwort aus Erfurt, 28. März 1882, begann mit einem „non possumus" und endigte mit einer boshaften Bemerkung über „Meistermerker-Mäkeln" (Anspielung auf Beckmesser in den „Meistersingern") u. s. w. Ich erwiderte im humoristischen Tone mit Hinweisen auf seine eigenen früheren Aussprüche und endigte mit der „herzlichsten Bitte", er möge mir doch vergönnen, nur immer in „aufrichtiger Dankbarkeit" an seine große Freundlichkeit bei meiner Ankunft zu denken. Hierauf kam sofort ein sehr ungeschlachter Brief, dessen letzte Worte lauten: „Dieses sind in diesem Jahrhundert die letzten Zeilen, mit welchen Herr Professor Ehrlich von mir direct geärgert wird. Wir haben nichts, absolut nichts mit einander zu thun." Nicht lange darauf kam ein anderer Brief: „Verehrtester Confrère! Man sagt mir, Sie zürnten, bezw. groll-schmollten mir. Merkwürdige Uebereinstimmung zwischen uns Beiden im Unrechte." In dieser geistreichen Weise ging es weiter. Wer sollte da widerstehen? Ich durfte nun- und umsomehr auf bleibende freundliche Beziehungen hoffen, als ich selbst nach jenem ersten Briefe und nach einigen wenig freundlichen Ausfällen des Herrn von Bülow gegen mich in einer Zeitung meinen künstlerischen Gesinnungen treu geblieben war, in der oben angedeuteten Studie über Brahms, sowie in all meinen Berichten die großen Eigenschaften Bülow's in wärmsten Worten gepriesen und nur jede Beziehung vermieden und jeden Versuch einer Vermittelung abgelehnt hatte.*)

Aber es sollte wieder anders kommen. Im Juni verflossenen Jahres entdeckte ich zufällig in einer Musikzeitung eine Notiz vom Januar, des Inhaltes, daß ich im November 1885 während des Concertes, das Herr v. Bülow in Köln**) mit den Meiningern gab, sein Gespräch mit einer Pianistin quasi behorcht und dann im „Tageblatte" unrichtig dargestellt hätte. Der Redacteur der Zeitung willfahrte meiner Aufforderung vollständigsten Widerrufes sofort, und entschuldigte sich später persönlich dahin, daß ihm die Mittheilung von Herrn v. Bülow angedeutet war. Diese Entdeckung mußte mich um so schmerzlicher berühren, als ich zehn Minuten vor dem Concerte im Hause des Directors Hoffmann Herrn v. Bülow's Preis gesungen, sein Benehmen bei meiner Ankunft in Berlin, dann einige geistreiche Bemerkungen von ihm erzählt und seine Wallungen in humoristischer Weise erklärt hatte. Herr v. Bülow gab mir bei einer Zusammenkunft hier (die ich nicht gesucht habe) zu verstehen, daß seine Worte von der Redaction mißverstanden worden seien, daß er sich in übelster Laune befunden u. s. w. — Ich habe nach seinem ersten Concert einen Artikel im Tageblatte geschrieben, den mehrere Zeitungen mit ehrender Weise wiedergaben. Meine Gesinnung ist sich gleich geblieben. — Wer aber will bestimmen mit welchen „letzten Worten in diesem Jahrhundert" Hans v. Bülow mich ärgern wird? Doch was immer die Zukunft bringe, wie immer die äußerlichen Beziehungen sich gestalten mögen — ich werde das Jahr 1862 nicht vergessen.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Therese Raquin.

Drama in vier Acten von Emile Zola.

Das Gastspiel der Mitglieder des Ostend-Theaters im Operettenheim der Friedrich-Wilhelmstadt brachte uns eine aufregende Novität: das erste jener drei Originalstücke des naturalistischen Romandichters, welche den bisher einzigen Band seiner Dramatischen Werke bilden, und von denen er in der Vorrede selbstbewußt äußert: „Es sind die drei ersten Soldaten einer Armee; wenn sie ihrer zwanzig sind, werden sie sich Achtung zu verschaffen wissen." Nun, die Reise nach Berlin, die der erste dieser Tapferen unternommen, ist ihm nicht eben gut bekommen; er fand hier ebenso wenig Beifall, wie vor 14 Jahren bei seinem ersten Auftreten im heimischen Paris. Die Zischer behielten dort wie hier die Oberhand, und es ist noch fraglich, ob er an der Spree auch bloß neun Mal wie in Paris vor die Rampe treten darf.

„Therese Raquin" ist ein kleinbürgerliches Ehebruchsdrama, ganz grau in grau. Um die dunkle Stimmung schärfer zu markiren, hat Zola im ersten Act eine Art Vorspiel vorausgeschickt, welches mit seiner idyllischen Lustspielstimmung höchst behaglich wirkt. Mit jener minutiösen Vertiefung ins Gegenständliche, welche die stärkste Seite des französischen Naturalismus bildet, wird uns in diesem Aufzuge das Heim und das Leben einer Pariser Krämerfamilie geschildert. Schon die vorgeschriebene Decoration, le milieu, ist charakteristisch. Alle vier Acte spielen in derselben ärmlichen Wohn- und Schlafstube; abgenutzte Möbel, einige Pappschachteln mit Kurzwaaren da und dort; eine Wendeltreppe führt in den Laden hinab; durch das Fenster sieht man das Glasdach der Passage Pont-Neuf, und rechts dämmert der Alkoven, der in den Pariser Sittenbildern eine so große Rolle spielt. Es ist Donnerstag, Feierabend, der Laden wird bald geschlossen; man erwartet ein paar gute Freunde zur altgewohnten Partie Domino. Und nun die Menschen! Alles französische Spießbürger mit unglaublich beschränktem Horizont, leicht chargirt, aber komisch, lebendig und wahr, wie aus einem Philisterromane von Flaubert geschnitten. Ein jovialer Bureauchef, ein ehemaliger Polizeicommissär, dann die Familie Raquin selbst: zuerst Herr Camille, der Ehemann, kränklich, egoistisch, einfältig und harmlos; seine Schwiegermutter, Frau Raquin, eine alte Frau voll kleinstädtischer Gesichtspunkte, aber ehrenhaft und gut; ihre Tochter Therese, und endlich ein unzertrennlicher Hausfreund, der Commis und Maler

*) Der Concert-„Director" Herr Herm. Wolff erzählte mir öfters, wie entzückt Bülow von meinen Kritiken spreche u. s. w.; ich erklärte ihm jedoch sehr entschieden, daß ich auf diesen Köder nicht anbisse.

**) Ich war daselbst, um Brahms' Vierte Sinfonie und im Theater die neue Oper „Johann von Lothringen" von Joncières zu hören.

Digitized by Google

Laurent. Ein Stillleben, das ein bescheidenes Glück, Frieden, Ruhe athmet und sich von selbst zur Idylle gruppirt. Sed latit anguis in herba. Therese ist verschlossen, in tiefe Gedanken versunken, zerstreut, nervös. Ein verstohlenes Zwiegespräch mit Laurent verräth uns ihre innersten Gedanken, die ganze Verworfenheit ihrer Natur, die raffinirte Verlogenheit ihres Daseins. Der arglose Camille ist mit dem Portrait, das Laurent von ihm auf die Leinwand gepinselt, so sehr zufrieden, daß er ihn zu einer gemeinsamen Kahnpartie für nächsten Sonntag einlädt. Bei diesem Vorschlage wechseln Laurent und Therese einen bedeutungsvollen Blick miteinander. Der Keim des Verbrechens ist in ihre Seele geworfen und geht schnell auf. Wenn sich der Vorhang wieder erhebt, ist der Ehemann ertrunken oder „ertränkt, wenn das hübscher lautet", wie Verrina sagt.

Ein Jahr ist vergangen. Das friedliche Daheim der Passage Pont-Neuf existirt noch, nur der Ehemann fehlt. Mutter Raquin hat sich über den Tod ihres Sohnes noch nicht trösten können, wenn sie auch von Therese und Laurent, den zwei vollendeten Heuchlern, stets auf den Händen getragen wird. Kein Wunder, daß der schlaue Polizeicommissär auf den capitalen Einfall kommt, Therese und Laurent seien eigentlich für einander geschaffen und ein wohl assortirtes Paar. So sollen die Liebenden denn Eheleute werden, und die Zukunft der ganzen Familie wird gesichert sein. Nachdem es sich ein wenig bitten ließ, willigt das saubere Pärchen ein, und auch die alte Raquin gibt ihren Segen.

Aber im dritten Acte beginnt die Sühne. Brautnacht. Laurent und Therese sind von den Hochzeitsgästen allein gelassen worden. Allein und doch wieder nicht. Ein Dritter reckt sich zwischen ihnen empor, um sie zu schrecken, zu trennen, zu vernichten. Es ist der Geist des ermordeten ersten Gemahls. Die Neuvermählten denken nur an ihn, reden nur von ihm, sehen nur ihn, überall. Laurent beschreibt den schaurigen Anblick, wie der Ertrunkene auf dem Marmortisch des Leichenschauhauses lag, die Augen verglast, den Leib aufgequollen, die Zunge violett. Alle Freude und Liebe ist schon verscheucht, als Laurent plötzlich aufschreit, denn von der Wand, aus dem von ihm selbst gemalten Bilde, starrt ihm das Antlitz des Ermordeten entgegen. „Ja, so blickte er uns an, als wir ihn ins Wasser stießen." Ihr Angstgeschrei ruft Frau Raquin herbei. Wie, also ist ihr Sohn nicht ertrunken, sondern von seiner Frau und deren Geliebten ersäuft worden wie eine Katze! Und ein Schlagfluß, der die Alte lähmt und ihr die Sprache raubt, folgt der gräßlichen Enthüllung.

Die Gewissensqual gewinnt nunmehr für die Mörder in der stummen Jammergestalt der Mutter Fleisch und Blut. Ihre vorwurfsvollen, anklagenden Augen, die einzig noch sprechen, sind unablässig auf die Mörder gerichtet. Darob gerinnt diesen das Blut in den Adern, ihre Liebe verkehrt sich in Haß, sie stoßen gegeneinander Drohungen aus, dem Zwist folgen Prügel, brutale Raufereien, und am Ende zucken sie das Messer und mischen Gift. Dabei zittern sie unablässig vor der Möglichkeit, daß die paralytische Alte den Gebrauch ihrer Glieder und ihre Sprache wieder gewinnen könnte. Diese noch immer drohende Entlarvung muß um jeden Preis verhindert werden, und schon schreitet Laurent auf die unbequeme Schwiegermutter zu, sie zu erwürgen. Da erhebt sich die Lahme, die Stumme spricht, um die Mörder ihres Sohnes zu verfluchen, und schaudernd winden sich diese vor ihr im Staube, sie um Gnade, um Verzeihung, um Erlösung flehend, und wäre es auch durch den Tod von Henkershand. Doch die unentwegte Rächerin schüttelt das Haupt: „Nein," befiehlt sie, „dieses Gericht richtet zu schnell. Ihr sollt am Leben bleiben. Ich will mich noch an Euren Qualen weiden. Ihr seid mein!" Und da das Stück und ihre Folterqual zu Ende gehen muß, schlucken die Beiden Blausäure. „Schade," meint Frau Raquin, „sie sind sehr schnell gestorben." —

Unser Publikum hat in der neulichen Aufführung von Ibsen's „Gespenstern" und „Rosmersholm" eine gute Vorschule im Gruseligen und Peinlichen durchgemacht. Aber Zola's Nachtgemälde der Sühne eines Verbrechens, das in manchen Höhenpunkten an die Behandlung desselben Thema's in Dostojewski's genialem „Raskolnikow" hinanreicht, läßt in seinem farbigen, unerbittlichen Realismus die doctrinären, mystischen Spitzfindigkeiten des nordischen Dichters, der seinen Zola übrigens mit Fleiß und Nutzen studirt hat, weit hinter sich. Man kann sich denken, welchen Eindruck diese Häufung von Schreckensscenen erst auf den weniger blasirten Zuschauer ausüben muß. Die wahrhaft Gefolterten bewegen sich nicht auf der Bühne, sondern sitzen im Saal, und man verläßt das Theater mit demselben Gefühl, womit man von einer Hinrichtung kommt. Gewiß, ein Stück, wo das Verbrechen so furchtbar gesühnt wird, kann nicht unmoralisch sein, aber hier wird die sittliche Wirkung — von einer künstlerischen kann keine Rede sein — schon dadurch beeinträchtigt, daß kein Gefühl von Reue und Besserung in den beiden Verbrecherseelen dämmert, sondern nur das feige, erbärmliche Gefühl der Furcht regiert, ins Ungeheure wächst und die Strafe herbeiführt. Der Triumph der Gänsehaut. Wir können wider den Dramatiker Zola denselben Vorwurf, wie gegen den Novellisten erheben. An die Stelle der Psychologie setzt er das Physiologische. Seine Menschen haben nur Fleisch und Bein und Nerv, aber keine Seele. Allein bei aller Versenkung ins Animalische hat er doch wieder geniale Eingebungen, findet er Naturlaute von erschütternder Wahrheit, charakteristische Worte, die das innerste Wesen seiner Geschöpfe blitzartig erhellten, hübsche Einzelzüge, stimmungsvolle Accorde. Andererseits hat die Theaterperspective auch den starren Naturalisten zu bedenklichen Concessionen gezwungen: er malt ins Grobe, Rohe, zielt auf den Effect und verfällt ins Melodramatische. Auf der Bühne bleibt Zola ewig linkisch. Wie ungeschickt ist nicht das ganze Stück aufgebaut, wie schleppt es sich in loser Scenenfolge dahin, wie novellistisch gemahnt das viele Schildern und Erzählen, wie wenig plastisch hebt sich der Dialog ab! Da merkt man, daß das Nachtgemälde nicht von Anfang an für die Bühne erdacht war, sondern erst nachträglich mühsam aus seinem 1867 erschienenen gleichnamigen Romane zurechtgeschnitten wurde. Wie in den theatralisch übrigens unvergleichlich gemachten Dramatisirungen der Birch-Pfeiffer, so zerfällt auch hier das Ganze in eine Reihe in sich abgeschlossener Tableaux, Situations- und Stimmungsbilder, welche sich nicht allmählich entwickeln, sondern nur ausbreiten, zeitlich (einmal sogar durch ein Jahr) von einander getrennt sind und den wichtigsten Fortschritt in die Zwischenacte verlegen. Hier und überall durchbricht das epische Element den straffen dramatischen Bau, so redlich Zola auch sonst bemüht ist, ein effectvolles Bühnenstück zu liefern. Komisch sieht es auch aus, wenn der naturalistische Romandichter seine Gewohnheit, mit charakteristischen Beiwörtern Verschwendung zu treiben, in seine Bühnendiction bringt. Lehrreich ist in dieser Hinsicht die Schilderung der ehemännlichen Wasserleiche mit den malenden Epitheta. Der Roman und das Romanhafte durchdringt aber auch den Stoff und einzelne Peripetien z. B. die fragwürdige plötzliche Heilung der Mutter Raquin, die im Roman viel langsamer vor sich geht und dort wohl motivirt erscheint. Kurz, Zola hat uns auch mit diesem Schauerstück nicht von seiner dramatischen Begabung überzeugt, und die nachfolgenden Soldaten, die seine Schlachten schlagen sollen, müssen jedenfalls ganz andere Kerle sein, wenn der Naturalismus sich noch einmal auf der Bühne siegreich behaupten soll.

Am Schlusse der Vorrede zu seinem dramatischen Erstling bemerkt der Verfasser: „Ich sage, was jeder Feldherr am Abend einer Schlacht zu seinen Soldaten sagen sollte: Ich danke meinen Mitarbeitern, denn nur mit ihrer Hülfe habe ich gesiegt." Wir bezweifeln, daß Zola, wenn er der Berliner Aufführung beigewohnt hätte, ein gleiches Lob seinen deutschen Darstellern gespendet haben würde, denn sie ließen den Dichter fast überall im Stich. Nur Frl. Ziegler in der Titelrolle hatte einige gute Momente, und Fr. Becker-Nelidow als Mutter Raquin erhob sich noch zuletzt zu wahrhaft tragischer Wucht; sie war wirklich, wie der Dichter es vorschreibt „cette haut figure du châtiment implacable et muet". Und dabei verlor sie sich keinen Augenblick im Melodramatischen. Z.

E. v. Gebhardt's Cartons für das Kloster Loccum.

Die Malerei der Gegenwart, offenbar in einem hoffnungsreichen Uebergangsstadium befindlich, bietet dem Auge des aufmerksamen Beobachters eine Reihe von überraschenden Erscheinungen. In der Mitte der sechziger Jahre ansetzend hat sich besonders die religiöse Malerei allmählich aus dem starren Conventionalismus herausgearbeitet und tritt uns plötzlich in erstaunlicher Kraftfülle und Jugendfrische entgegen. Das katholische Süddeutschland hat sich künstlerisch abgewirthschaftet und in handwerksmäßige Wiederholung überkommener Typen verloren, der protestantische Norden tritt muthig die entwerthete Erbschaft an und gewinnt ihr durch ernste Arbeit erkleckliche Erträgnisse ab, das schablonenmäßige Andachtsbild verschwindet im mythischen Halbdunkel der Kirchen, das religiöse Geschichtsbild wagt sich an das helle Tageslicht und hat dasselbe trotz aller Anfeindungen nicht zu scheuen.

In der modernen Auffassung der neutestamentlichen Legende lassen sich zwei Richtungen unterscheiden, die symbolische und die historische. Die Erstere, durch Fritz von Uhde glänzend vertreten, überträgt den Ideengehalt des Christenthums, in der Person des Religionsstifters verkörpert, unmittelbar in die Gegenwart, die Letztere behandelt den biblischen Mythus wie jedes andere Geschehniß, bald die psychologische Motivirung, bald den äußeren antiquarischen Apparat betonend.

Als berufenster Vorkämpfer der historischen Richtung erregte Eduard v. Gebhardt zuerst durch sein Abendmahl allgemeine Aufmerksamkeit. Da es sich hier um die Darstellung der nächsten Umgebung Christi handelte, hielt er an dem hergebrachten Idealcostüm fest, brach aber endgiltig mit der traditionellen Gesichtsbildung der Jünger. Besonders sein rothköpfiger Johannes stieß auf heftigen Widerspruch, bis man sich allmählich an die historisch treuere Gestaltung der Anhänger Christi als biederer Fischer und Handwerker gewöhnte. Schwieriger wurde die reformirende Aufgabe Gebhardt's, wo es sich darum handelte, Christus in seinen Beziehungen zu dem jüdischen Volk darzustellen. Hier trat zunächst die praktische Costümfrage in den Vordergrund. Die Maler aller Zeiten haben sich bekanntlich bei dem Mangel sicherer historischer Nachweise je nach ihrer Individualität mit derselben abgefunden. Der typischen Idealtracht war künstlerisch nichts mehr abzugewinnen, von dem Streben nach schönem Faltenwurf beherrscht, ließ sie für die Ausgestaltung des ungebunden Charakteristischen keinen Raum. Die Anlehnung an das moderne Costüm war bei der Gefahr, lächerlich zu werden, ausgeschlossen, und so lag denn der Ausweg nahe, an die niederländisch-deutsche Tradition anzuknüpfen und das jüdische Volk, wie die ehrsamen Spießbürger des späteren Mittelalters zu kleiden. Damit war vor Allem der Vortheil verbunden, daß unsere Anschauung an diese Art der Darstellung gewöhnt, nicht mit der Ueberwindung eines Neuen Absonderlichen zu kämpfen hatte.

Man hat nun Gebhardt vielfach den Vorwurf der antiquarischen Nachbeterei gemacht. Wie ungerechtfertigt derselbe ist, das beweisen die in dem langen Querſaal der Nationalgalerie ausgestellten Studien, Cartons und Farbenskizzen zu dem im Collegiensaal des Klosters Loccum in Hannover auszuführenden Wandgemälden. Sie liefern den übergenügenden Nachweis, daß Gebhardt weit entfernt von sklavischer Nachahmung, sich an die modernste Wirklichkeit anlehnt, seine Modelle aufgreift, wo er sie findet, und mit eminenter Gestaltungskraft und tiefem historischem Verständniß in die von ihm gewollte mittelalterliche Sphäre erhebt.

Wir stehen nicht an, die Cartons zu den sechs Bogenfüllungen des

Digitized by Google

Collegiensaales unter das Bedeutendste zu zählen, was überhaupt auf dem Gebiet der religiösen Malerei zu allen Zeiten geschaffen worden. Die Hochzeit zu Kana ist in erster Reihe zu nennen. In seltener Schlichtheit des Vortrages vollzieht sich das Ganze wie eine mittelalterliche Eheschließung. Das junge Paar an der Spitze des von rechts her auftretenden Brautzuges wird von Vater und Mutter dem Heiland zugeführt, der segnend ihre Hände in einander legt. Die sinnige Auffassung des Künstlers tritt besonders darin hervor, daß er das kräftige Wunder von der Verwandlung des Wassers, das er in der linken Ecke eben nur andeutet, ganz zurücktreten läßt gegenüber der ethischen Bedeutung des Vorganges als Vorbildes der kirchlichen Ehe. Die aus Christus, den Eltern und den Brautleuten bestehende Gruppe zeigt jene knospenhafte Anmuth und Keuschheit, die wir in den prärafaeliten und einzelnen Meistern der altdeutschen Schule bewundern. Das Ganze ist von einem stimmungsvollen, durch Blumengewinde belebten mittelalterlichen Interieur umschlossen. Bewegter in der Composition ist Christus und die Ehebrecherin. Die Schuldige liegt im Mittelgrunde an einem Treppengeländer niedergesunken. Der ergrimmte Volkshaufen ist links durch ein Portal eingedrungen. Sein wilder Anprall bricht sich an der abwehrenden Gestalt des Erlösers, während eine Reihe von Schriftgelehrten und Pharisäern, ruhig im Chorgestühl sitzend, dem Vorgange mit hämischem Interesse folgen. Die leidenschaftlichen Affecte von den stürmisch Nachdrängenden, bis zu dem jungen Mann im Vordergrunde, der von den Worten Christi getroffen, zweifelnd den Stein in seiner Hand betrachtet, sind meisterhaft abgestuft. Die versöhnende Gruppe, aus Christus und der jungen Frau bestehend, markirt sich als ruhender Punkt zwischen wilder Rachgier und mühsam unterdrücktem Haß. Ein wenig wirr in der Composition und unglücklich in der Wahl des Schauplatzes ist die Heilung des Gichtbrüchigen. Sie geht auf der erhöhten und überdachten Veranda eines Hauses vor sich, von der man nach links hin einen Einblick in eine Straße gewinnt. Das Volk drängt von unten eine Treppe hinauf und muß sich diesem Arrangement gemäß gefallen lassen, zum großen Theil in der Höhe der Brust vom unteren Bilderrahmen durchschnitten zu werden. Die Hauptgruppe, von allen Seiten, auch durch die Holzarchitektur eingeengt, verliert sich unter einem Gewirr gleich interessanter Köpfe und Gestalten. In dem vierten Bilde, der Austreibung der Krämer und Wechsler aus dem Tempel ergießt sich der mächtige Strom der Handlung von Oben rechts her nach der linken unteren Ecke. In wildem Durcheinander stürzen die Schänder des Heiligthumes, von blökenden Schafen und brüllenden Rindern gefolgt, die breite Freitreppe herab, während auf der Höhe derselben die leidenschaftlich bewegte Gestalt Christi mit der Geißel erscheint. In dieser leidenschaftlichen Bewegung scheint uns der Künstler ein wenig zu viel gethan zu haben. Der Zorn des Heilandes kommt zu sehr als persönlicher Grimm und zu wenig als heiliger Eifer zum Ausdruck! Durch die Darstellung der Bergpredigt weht ein Hauch stillen Friedens und andächtiger Ruhe. Das Volk hat sich an dem amphitheatralisch aufsteigenden Rande einer Thalmulde niedergelassen und lauscht mit geschickt variirtem Ausdruck der Aufmerksamkeit den Seligpreisungen Christi, der auf einem Felsen ruht, während die Jünger sich hinter ihm gruppiren. Die Zuhörerschaft besteht zum größeren Theil aus Frauen, unter denen auch die eingeschlafene Alte nicht fehlt. Am wenigsten befriedigt Johannes, seine Anhänger der Gemeinde Christi zuführend. Der an sich unbedeutende Vorgang ist zu äußerlich gefaßt. Die Johannesschüler treten in nichts weniger als einnehmender Gestalt links aus einem Walddickicht heraus, um sich einem rechts vorüberziehenden Zuge Volks anzuschließen. Das Ganze macht den Eindruck des Zufälligen, dem man beliebige Motive unterlegen kann. Mit geringen Aenderungen könnte man das religiöse Bild in ein recht profanes umwandeln und aus den Anhängern des Vorläufers Christi Buschklepper machen, die auf arglose Reisende lauern.

Die kleineren Farbenskizzen zeigen überall ein ernstes geschlossenes Colorit, das durch dunkle Abtönungen jede Buntheit vermeidet, sind aber natürlich nicht geeignet, eine Idee von der an Ort und Stelle beabsichtigten Wirkung zu geben. Dagegen sind die zahlreichen Studien von Figuren und Köpfen zu den eben besprochenen Gemälden eine unerschöpfliche Quelle des Genusses. Die nackte Actstudie für die zusammengesunkene Figur der Ehebrecherin, die gleichartige Vorarbeit für die Gruppe des Brautpaares sind wohl geeignet, jüngeren Strebern zu Gemüthe zu führen, wie auch der routinirte Meister arbeiten soll, um an sich unbedeutende, aber immerhin störende Fehler der Zeichnung zu vermeiden. Ungleich wichtiger für die Beurtheilung der Art und Weise, wie Gebhardt malt, sind die für die Cartons verwertheten Portraitstudien. Aus einem eckigen Bauerngesicht entwickelt sich ein kluger Pharisäerkopf, die unbedeutenden Züge eines Landmädchen veredeln sich zu dem lieblichen Antlitz der Braut, und überall ist der individuelle Ausdruck dem historischen Gesichtstypus untergeordnet. Gebhardt entlehnt auch nicht eine einzige Figur seinen niederländischen und altdeutschen Vorbildern, er sucht seine Modelle auf der Straße und verarbeitet die charakteristische Einzelheit zum typisch Allgemeinen, ohne jemals eintönig und langweilig zu werden.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Ein städtisches Volkstheater und Festhaus. (Worms, Jul. Seere.) — Die Passionsspiele zu Oberammergau haben in mir den Gedanken angeregt, daß auf ähnliche Weise in großen festen Zügen entworfen, im Frescostil ausgeführte Bilder aus der vaterländischen Geschichte dargestellt werden können, ich dachte an die Reformation, die Befreiungskriege; selbst Karl der Große und Wittekind, der Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum und die erste Gründung eines deutschen Reiches, oder dessen Aufrichtung im Kampf gegen die Ungarn durch Heinrich I. schwebten mir vor; das kommende Geschlecht möchte sich auf diese Weise die großen Erlebnisse und Männer unserer eigenen Zeit veranschaulichen. Das Lutherfest brachte vor einigen Jahren in Worms und Jena einen prächtigen Anfang dazu; und Feiertage der Nation sollen es auch sein, an denen zur Erhebung des Volksgemüthes die Poesie ihres Amtes waltet, und aus dem Kreise des Volkes selbst zu einzelnen berufsmäßigen Schauspielern die geeigneten Kräfte herantreten. In Worms hatte der Dichter Hans Herrig eine passende Form gefunden. Ein Herold hielt den Faden der Geschichte in der Hand und verknüpfte die Scenen miteinander, welche die bedeutendsten Ereignisse aus dem Leben des Reformators in lebendiger Action vorführten, und ein Sängerchor trug an geeigneten Stellen Lieder vor, welche der Stimmung der Situation einen künstlerischen Ausdruck gaben. Die Dichtung ward in einer Kirche aufgeführt, und als der Chor den Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ anstimmte, da erhob sich das Publikum und sang begeistert mit. Das Alles hat nun nachgewirkt, und mit Hans Herrig hat Friedrich Schön die Errichtung einer Volksbühne im Anschluß an die Shakespeare'sche und die mittelalterliche berathen. Sie nehmen eine Vorderbühne ohne Seitencoulissen an, und hinter derselben eine Wand mit drei Balkonen im oberen Stockwerk und einem Mittelraum, den ein Vorhang abschließt; öffnet sich der Vorhang, so blicken wir auf eine zweite geschlossene kleinere Bühne, ähnlich wie in England. Vor der Bühne erheben sich auf schiefer Ebene die Sitzreihen bis zu der Erhöhung für den Sängerchor, welcher der Bühne gegenüber die Mitte des halbkreisförmigen Abschlusses einnimmt; ihr zur Seite und über ihr sind zwei Logenreihen angebracht. Der Architekt Otto March in Charlottenburg hat die Zeichnungen hierfür hergestellt, und Friedrich Schön hat sie mit begleitendem Texte veröffentlicht. Wie ich höre, hat die Stadt Worms die Ausführung des Baues beschlossen und ein Comité dafür eingesetzt; man hofft, daß im Jahre 1889, „dem 200. Jahre nach der Zerstörung von Worms, dem hundertsten nach der französischen Revolution“, ein neues Festspiel von Herrig dort aufgeführt werde; „da kann mit dem französischen Geiste deutsch geredet werden, da können Katholiken und Protestanten gleichermaßen patriotisch sich betheiligen, und kann etwas Erhebendes geboten werden, das hoch über die Alltäglichkeit gewöhnlicher Feste hinausragt“. Schön denkt sich die Sache so: alle Jahre ein vaterländisches Festspiel, und in der Zwischenzeit jede Woche ein Theaterabend zur Unterhaltung, wofür die Schauspieler von Darmstadt (und Mannheim) herangezogen werden, gute classische Stücke darzustellen, für deren Aufführung aber die kleinere zweite Bühne sich eignet. Und werden nicht auch der „Götz“ und der „Faust“ von Goethe, der „Wallenstein“ und der „Tell“ von Schiller auf der Gesammtbühne wirksam aufgeführt werden und an Festtagen mit anderen Werken abwechseln können? Mit Recht legt Schön darauf Gewicht, daß solche neue Werke geschaffen und geboten werden, daß unsere Dichter ihre beste Kraft daransetzen, und daß auf diese Weise ein volksthümlicher dramatischer Stil errungen werde. Das Theater soll keine bloße Unterhaltungsanstalt sein, welche der Mode und den Launen des Publikums folgt, sondern eine den Geschmack bildende, dem Idealen geweihte Kunstanstalt werden. Herrig's Lutherspiel ist in Brieg, Berlin, Erfurt, Siegen, Torgau, Wittenberg aufgeführt worden, für Braunschweig, Eisleben, Halle, Hannover, Magdeburg in Aussicht genommen, halte man den Tag der Reformationsfeier oder der Geburt Luther's dafür fest. Den Wormsern wünschen wir Glück zu dem guten Anfang und dem muthigen Entschluß, ihn fortzusetzen, und schließen mit dem Ausspruche von Constantin Franz, welcher dem Büchlein Schön's vorangestellt ist: „Was schon in der Gegenwart sich als zukünftige Entwickelung ankündigt, darüber kann kein Zweifel sein, nämlich, daß es mit einer Cultur, die nur ausgewählten Kreisen dienen will, unaufhaltsam zur Neige geht. Davon zeugt das bereits überall sich regende, sehr gerechte Verlangen der Massen, daß die Cultur auch ihnen zu gute komme. Droht aber damit zunächst ein wüster Massengeist hereinzubrechen, — davon hängt dann Alles ab, daß dieser bloße Massengeist sich zu einem wahren Volksgeiste läutere und umbilde. Dazu also beizutragen wäre darum auch die schöne Aufgabe der Kunst, wozu aber wieder eine Kunst gehörte, welche, anstatt von dem Boden des Volkslebens sich abzulösen, immer tiefer darein einzudringen strebte.“

M. Carriere.

Ole Bull, der Geigerkönig. Frei nach dem Original der Sarah C. Bull, bearbeitet von L. Ottmann. (Stuttgart, R. Lutz.) — Man wird darüber streiten können, ob diese Biographie des 1880 gestorbenen norwegischen Paganini die Mühe der Uebersetzung werth war. Jedenfalls ist es ein pietätvoller Beitrag zur Musikgeschichte, einfach, warmherzig und liebenswürdig.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Otto Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung. Erster Band: Dichtung der Republik. gr. 8°. VIII u. 348 Seiten. M. 7.—

Hermann Baumgart, Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. gr. 8°. XII u. 735 S. M. 10.—

L. Arndts von Arnesberg, Juristische Encyklopädie und Methodologie. Achte Auflage, nach des Verfassers Tode besorgt von Dr. Erwin Grueber. 8°. 88 Seiten. M. 1.50.

Finanz-Archiv Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Hofrat Dr. Georg Schanz, Professor der Nationalökonomie an der Universität Würzburg. Vierter Jahrgang. Erster Band. gr. 8°. IV u. 568 Seiten. M. 12.—

Martin Greif, Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 159 Seiten. M. 2.50.

Martin Greif, Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 117 Seiten. M. 2.—

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

In unserem Verlage erschien:

Geschichte unserer Zeit

von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges.

Von **Arnold Ruge.**

gr. 8. geh. Ladenpreis 5 Mark.

Dieses Werk aus dem Nachlasse **A. Ruge's**, des berühmten Uebersetzers von **Buckle's „Geschichte der Civilisation in England"** verdient die Aufmerksamkeit der Gebildeten aller Stände in besonders hohem Grade. Sowohl die Eigenart der Darstellungsweise **Ruge's**, als auch die Originalität seiner Gedanken verleihen dem Buche einen hohen und bleibenden Werth.

Soeben wurde vollständig:

Kulturgeschichte der Menschheit

in ihrem organischen Aufbau

von

Julius Lippert.

Zwei Bände. gr. 8. geh. Preis brosch. M. 20.—, elegant in Halbfranzband geb. M. 25.—

(Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.)

Julius Lippert's Kulturgeschichte, ausgezeichnet durch Originalität und Tiefe der Auffassung, wie durch schöne klare Sprache, hat sich in kurzer Zeit **den Ruf eines Werkes ersten Ranges** auf diesem Gebiete erworben. Vermöge seiner gemeinverständlichen Darstellung ist das Buch geeignet in den weitesten Kreisen der Gebildeten Verbreitung zu finden.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct. **Bad Pyrmont.** Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Bad Nauheim

bei Frankfurt a. M., Station d. M.-W.-B.

Naturwarme kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.

Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern, auch vor bez. nach dieser Zeit.

Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. Jäger.

Ein **Schriftsteller**, mit buchhändl. Vergangenheit, dessen novell. Arbeiten in angesehenen Zeitungen zum Abdruck gelangten, **sucht** an einer **Berliner** Zeitung oder Zeitschrift bei **sehr bescheidenen** Ansprüchen **Anstellung.** Eintritt event. sofort. Gütige Off. unter **Z. 38** durch die Expedition erbeten.

Verlag von Rob. Lutz, Stuttgart.

Jeder Bd. M 2.50 (geb. M. 3.—)

Amerikanische Humoristen und Novellisten der Sternbanner-Serie:

I. **Ruderheim.** (Häusl. Erlebn. eines Ehepaars) von **F. R. Stockton**, dtsch. v. M. Jacobi.
II. **Unterwegs und Daheim;** Neue Sammlung von Humoresken **Mark Twains.**
III. **Novelletten u. Skizzen** amerik. Meister der „Short Story".
„Short Story": **Aldrich, O'Brien, Hale, Stockton** u. A.

Wird fortgesetzt.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Augenblicksbilder

in Photographie und Lichtdruck.

Schnellseher

zur Umsetzung der Serien in die Bewegung.

Moment-Apparat

für Amateure und Touristen.

Moment-Verschluss in allen Grössen.

Gesammt-Katalog mit 2 Probebildern franco gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken.

Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Roman-Manuscripte

werden zu erwerben gesucht.

Berlin, Lützowstr. 16. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 21

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 25. Juni 1887. Band XXXI.

CORNELL UNIVERSITY JUL 6 1887

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Zuckersteuer. Von Karl Walcker. — **Literatur und Kunst:** Der Briefwechsel von Goethe und Carlyle. Von Ludwig Geiger. — Aus dem Pariser Kunstleben. Von L. M. — Die Aussprache des Griechischen. Von Philosophus. — **Feuilleton:** Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin. Von Heinrich Ehrlich. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Unsere Theater. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Die Zuckersteuer.

Von Karl Walcker.

Die Gefahren, welche der europäischen Rübenzuckerindustrie von Seiten des Rohrzuckers in Zukunft möglicher Weise drohen, pflegen heutzutage von allen zuckerpolitischen Richtungen, selbst von entschiedenen Reformfreunden, unterschätzt, oder ganz übersehen zu werden. In den 1840er und 50er Jahren wurden diese Gefahren nicht bloß von einseitigen Manchestermännern, sondern auch von gemäßigten Freihändlern und Schutzzöllnern mit Recht betont, manchmal sogar überschätzt. Kein Geringerer als der überdies gemäßigt schutzzöllnerischen Ansichten huldigende Agrarhistoriker G. Hanssen schrieb damals: „Der letzte Act des Dramas, oder sollen wir es Tragödie nennen, ist noch nicht gespielt." Eine dereinstige Vernichtung der Rübenzuckerfabrikation durch die Rohrzuckerfabrikation wäre menschlichem Ermessen nach selbst beim strengsten Freihandelssystem nicht zu befürchten, weil der Rohrzucker allein schwerlich den ganzen Zuckerbedarf decken kann. Selbst das weitgehendste Schutzzoll- und Prämiensystem, welches überhaupt praktisch durchgeführt werden könnte, dürfte indeß in den nächsten Jahrzehnten, wenn nicht gar Jahren, nicht im Stande sein, eine ziemlich empfindliche Concurrenz des Rohrzuckers abzuhalten. Unter einer Exportbonification oder Ausfuhrvergütung versteht man bekanntlich eine solche Steuerrestitution, welche dem Betrage der wirklich gezahlten inländischen Steuer oder Accise auf die betreffende Waare gleichkommt. Noch höhere Exportbonificationen nennt man Exportprämien.

Der Rohrzucker ist schon gegenwärtig ein keineswegs zu verachtender Concurrent des Rübenzuckers. F. X. v. Neumann-Spallart gibt folgende Daten. Die Rohrzuckerproduction der Welt betrug in den Jahren 1880—85 ungefähr 28,8 Mill. Kilogramm, während die Rübenzuckerproduction der Welt 1884/85 nur ca. 25,5 Millionen Kilogramm betrug. Ja, die Zahl von 28,8 Mill. ist noch viel zu niedrig, weil in Ermangelung bezüglicher statistischer Daten nur die Ausfuhr, nicht der innere Consum Javas, Brasiliens, Britisch-Westindiens, Chinas u. s. w. in Rechnung gezogen ist; während der innere Consum der wichtigsten Rübenzuckerländer mit berücksichtigt ist. Die Rohrzuckerländer haben ferner große natürliche Vortheile, die nur in Folge heilbarer wirthschaftlicher und politischer Mißstände bisher in der Regel nicht zur vollen Geltung gelangt sind. Nach J. Wolf gewann man 1882 in Deutschland, Rußland und Oesterreich 10—12 Procent Zucker aus der Rübe. Die neuesten und höchsten Schätzungen gehen nur bis 15 oder 15,87 Procent. Der nationalliberale Zuckerfabrikant Sombart-Ermsleben, einer der ersten und unbefangensten Sachverständigen, gab im December 1886 an, daß man zur Erzeugung eines Centners Zucker nicht mehr 10, sondern nur noch 6,3 Centner Rüben braucht (d. h., daß man 15,87 Procent Zucker gewinnt. In den 1840er Jahren brauchte man fast allgemein 20 Centner, d. h. man gewann nur 5 Proc. Zucker). Das Zuckerrohr enthält dagegen von Natur 17 bis 18 Procent Zucker, und mit der fortschreitenden Entwickelung der sehr zurückgebliebenen Rohrzuckertechnik dürfte eine noch viel höhere Ausbeute möglich werden. Der Zinsfuß der Colonien beträgt ferner nach Wolf 12—26 Procent (!); und ein großer Theil der Rohrzuckerproduction befindet sich in den Händen träger Neger und nicht viel weniger träger, meist romanischer Pflanzer. Wenn dagegen angloamerikanische, englische und deutsche Unternehmer in Mexiko, Cuba, Deutschafrika und anderswo die Sache mit der ganzen Wucht der modernen Technik und Capitalmacht und mit der ganzen Rührigkeit chinesischer Arbeiter (vielleicht sogar unterstützt durch Sonnenkraftmaschinen, oder elektrische Maschinen) in die Hand nehmen, so ist ein großartiger Aufschwung der Rohrzuckererzeugung sehr wahrscheinlich.

Die deutsche Rübenzuckerindustrie wurde 1801 von Achard, einem Schüler Marggraff's, auf dem Gute Cunern im Regierungsbezirk Breslau begründet. Nach dem Falle Napoleon's und des Continentalsystems ging diese Industrie zurück, hob sich indeß wieder seit den 1830er Jahren. Man kann fünf Perioden der Geschichte der deutschen Rübenzuckerindustrie unterscheiden: 1) Die Zeit von 1801 bis zur Begründung des Zollvereins im Jahre 1834, die Kindheitsperiode des neuen Industriezweiges. 2) Die Periode der Steuerfreiheit (Accisefreiheit) von 1834—1841, diejenige Zeit, in welcher von Seiten des Zollvereins keine Accise, keine sog. inländische Steuer, auf den Rübenzucker gelegt wurde. 3) Die Periode der Einführung und allmählichen Steigerung der Rübensteuer von 1841—69, die Zeit einer verhältnißmäßig stetigen und gesunden Entwickelung. 4) Die Periode der Entstehung und des ungehemmten Fortwucherns des Prämienunwesens von 1869—1883. 5) Die Periode des Zuckerkrachs von 1884/85 und der ungenügenden Reformversuche von 1883, 1886 und 1887. Der Schutzzoll gegen den Rohrzucker war in den 1840er Jahren sehr hoch, er betrug nach Rau 36 Procent des inländischen Preises. Die landläufige Behauptung, daß die sog.-Materialsteuer, die Rübensteuer im Gegensatze zur Fabrikatsteuer, die deutsche Rübenzuckerindustrie groß gemacht habe, ist ferner eine Fabel. Professor Scheibler, der wohl die erste lebende Auto-

Digitized by Google

rität auf diesem Gebiete ist, jedenfalls zu den ersten Autoritäten gehört, wies 1886 in schlagender Weise darauf hin, daß alle wichtigeren landwirthschaftlichen und technischen Fortschritte der deutschen Rübenzuckerindustrie aus Frankreich, England und Oesterreich stammen. Er sagt sogar: „In der That finde ich nichts, was einem wohlthätigen Einfluß der Rübensteuer zuzuschreiben wäre; und ich bin daher der Meinung, der oben citirte Satz könnte richtiger heißen: die Materialsteuer hat die Steuereinnahmen klein gemacht." Letzteres bezieht sich namentlich auf die 1870er und 1880er Jahre.

Preußen führte bereits 1840 eine sog. Controlabgabe von $^1/_4$ Silbergroschen (= $2^1/_2$ Reichspfennigen) pro Centner (= 50 Kilogramm) Rüben ein. Die Hauptpunkte der Steuergesetzgebung des Zollvereins und des Reiches sind aus folgender Tabelle zu ersehen:

Gesetz von	Steuer vom Centner Rüben in Mark	Ausfuhrvergütung vom Centner Rohzucker in Mark
1841	0,05	—
1844	0,15	—
1850	0,30	—
1853	0,60	—
1858	0,75	—
1861	—	8,25
1866	—	8,60
1869	0,80	9,40
1883	—	9,00
1886	0,85	9,00 bezw. 8,625

Der Satz von 8,625 Mk., = 17,25 Mk. pro 100 Kilogramm, sollte erst am 1. October 1887 in Kraft treten. Das Gesetz von 1869 nahm an, daß $12^1/_2$ Centner Rüben nöthig seien, um 1 Centner Zucker zu erzeugen. Diese Annahme war schon damals zu hoch, und die Zahl der betreffenden Centner Rüben sank in Folge der fortschreitenden Technik mehr und mehr. Wenn ein Fabrikant z. B. 1882 aus 9 Centnern Rüben 1 Centner Zucker gewann, was häufig vorkam, besonders in den Gegenden mit zuckerreichen Rüben, so bezahlte er pro Centner Rohzucker 9×80 Pf. = 7,20 Mk. Die Ausfuhrvergütung betrug dagegen 9,40, so daß der Fabrikant eine Ausfuhrprämie von 9,40 − 7,20 = 2,20 Mk. bezog. Der 1869 festgesetzten Ausfuhrvergütung lag nämlich die viel zu hohe Annahme zu Grunde, daß man $11^3/_4$ Centner Rüben zur Gewinnung eines Centners Zucker brauche. Dies Prämienunwesen führte zu einer starken Ueberproduction, zu einer krankhaft gesteigerten Ausfuhr nach England, zum Zuckerkrach von 1884/85 und zu einem gewaltigen Sinken der Reichseinnahmen aus dem Zucker; obgleich der Consum und die Ausfuhr stark stiegen. Näheres ersieht man aus folgender Tabelle:

Jahr	Rübensteuer Mill. Mark	Zolleinnahme Mill. Mark	Ausfuhrvergütung Mill. Mark	Bruttoeinnahme Mill. Mark	Nettoeinnahme Mill. Mark
1869/70	41,4	1,5	4,0	38,8	37,2
1875/76	66,6	5,7	10,3	61,9	58,3
1883/84	142,7	1,4	108,9	35,2	29,4

Diese Zahlen sind der von W. Herbertz redigirten Zeitschrift „Die deutsche Zuckerindustrie" entnommen. Aehnlich gab der Staatssekretär Jacobi am 25. Mai 1887 im Reichstage an, daß die Zuckersteuer in früheren Jahren 50 und mehr Millionen Mark brachte, daß sie indeß in den Jahren 1883/84 bis 1885/86 auf 37,7, 32,4 und 18 Mill. Mark sank und 1886/87 voraussichtlich nicht mehr als 15 Mill. Mark bringen wird. Die obige Tabelle zeigt, daß der Ertrag der Rübensteuer 1869—84 in starker, ja, man kann fast sagen abnormer Weise gestiegen ist; daß indeß der noch viel enormere, nach Art einer Schmarotzerpflanze gewachsene Betrag der Exportbonificationen und verkappten Exportprämien den starken Rückgang der Brutto- und Nettoeinnahmen von der Zuckersteuer, sowie der Zollerträge verschuldet hat. Aehnlich dem Spiritus ist der Zucker im Deutschen Reiche viel niedriger besteuert, als in den meisten übrigen Staaten. 1885 kamen nach J. Wolf auf einen Metercentner, d. h. einen Doppelcentner, 100 Kilogramm Zucker in deutschen Reichsmark folgende Steuersätze: Norwegen 50, Portugal 45, Italien 42,4, Holland 40,4, Rußland 39,7, Frankreich und Belgien 36, Schweden 29,4, Vereinigte Staaten 25,7, Finnland 24,9, Dänemark 23,6, Deutsches Reich 18, Oesterreich-Ungarn 16,8, Griechenland 12, Rumänien 9,2, Serbien 7,2, Schweiz 6. In Bezug auf den Zuckerverbrauch wird dagegen das Deutsche Reich nur von sechs Staaten übertroffen. Der Verbrauch beträgt nämlich nach Wolf in Kilogramm auf den Kopf in England 30, Dänemark 15,5, in der Schweiz 14,25, in Holland 12, Frankreich 11, Schweden 10 und in Deutschland 8,05.

Im Mai 1887 machte die Reichsregierung dem Reichstage eine neue Zuckersteuervorlage. Die Hauptbestimmungen derselben sind: Vom 1. August 1888 wird die Rübensteuer auf 1 Mark pro 100 Kilogramm (0,5 Mark pro Centner) herabgesetzt und eine Verbrauchssteuer von je 10 Mark für 100 Kilogramm eingeführt. Die Ausfuhrvergütung für Rohzucker wird auf 10 Mark pro 100 Kilogramm (5 Mark für 1 Centner) herabgesetzt. Der jährliche Reinertrag der neuen Steuer wird in den Motiven, wohl zu hoch, auf 46—52 Millionen Mark geschätzt. Die Vorlage nimmt an, daß zur Erzeugung eines Centners Zucker zehn Centner Rüben nöthig sind. In den Motiven wird indeß zugestanden, daß diese Annahme zu hoch ist; daß der Satz von 1 : 10 nur angenommen ist, um den Zuckerfabrikanten eine Exportprämie zu gewähren. Die Ueberflüssigkeit und Verwerflichkeit dieser Prämie erhellt schon daraus, daß sie nur den ohnedies begünstigsten Fabriken und gar nicht denjenigen Fabriken zu gute kommt, welche die zuckerärmsten Rüben verarbeiten. Nach Wolf gibt es Fabriken, welche bis 14,25 Center Rüben zu 1 Centner Zucker brauchen. Diese Fabriken erhalten gar keine Exportprämie, ja nicht einmal eine vollständige Exportbonification. Sie zahlen $14{,}25 \times 85 = 12{,}11$ Mark Steuer, erhalten nur eine Exportbonification von 9 Mark und machen trotzdem noch einen Gewinn. Daraus kann man schließen, wie enorm die Gewinne der Fabrikanten der zuckerreichsten Gegenden, der sogenannten Zuckerbarone, waren und großentheils noch jetzt sind. Wenn die Vorlage unverändert zum Gesetze erhoben würde, was übrigens unwahrscheinlich ist, so würden jene Fabrikanten der zuckerärmsten Gegenden $14{,}25 \times 50 = 7{,}12$ Mk. Steuer zahlen und eine Exportbonification von 5 Mark erhalten. Sie bekommen jetzt 9/12,11 = 74,3 Procent ihrer Steuer in der Form einer unvollständigen Exportbonification zurück, und sie würden künftig nur 5/7,12 = 70,2 Procent zurück bekommen.

Die Lichtseiten des Gesetzentwurfes bestehen darin, daß er nach den Motiven und nach den Erklärungen des Staatssekretärs Jacobi nur ein Provisorium schaffen, den Uebergang zu künftigen Fortschritten der Steuergesetzgebung nicht verhindern will; daß er, zunächst im Interesse der neuen Verbrauchsteuer, Einrichtungen schafft, welche zur dereinstigen Einführung der Fabrikatsteuer nöthig sind; und daß er die Exportprämien wenigstens etwas herabsetzt. Ja, der Staatssekretär Jacobi machte sogar am 25. Mai 1887 im Reichstage die sehr erfreuliche Mittheilung, daß die verbündeten Regierungen völlig bereit sind, sich künftig einem internationalen Vertrage über die Aufhebung der Exportprämien anzuschließen. Noch 1880 lehnte das Deutsche Reich eine bezügliche Aufforderung Englands kurzweg ab.

Am Anfange der 1840er Jahre, zur Zeit der Kindheitsperiode der deutschen Zuckerindustrie, mag die Rüben- oder Materialsteuer vielleicht als Nothbehelf eine relative Berechtigung gehabt haben; aber gegenwärtig hat sie ihre Daseinsberechtigung längst verloren. Die Hauptgründe gegen die Rüben- und für die Fabrikatsteuer lassen sich etwa folgendermaßen formuliren:

1. Die Rübensteuer und das Prämienunwesen haben den Reichsfiscus und die Steuerzahler schwer geschädigt.

2. Die Rübensteuer begünstigt die ohnedies fruchtbarsten

Digitized by Google

und reichsten Gegenden mit den zuckerreichsten Rüben; sie verhindert die im nationalen Interesse, im Interesse der Viehzucht, der Landwirthschaft, überhaupt im Interesse des Publikums so dringend wünschenswerthe möglichst gleichmäßige Ausbreitung der Rübenzuckerindustrie über das gesammte Reichsgebiet. Dieser hochwichtige Punkt ist 1879 vom conservativen Abgeordneten Baron v. Behr-Schmoldow, 1882 von J. Wolf und von vielen anderen Sachverständigen, auch in der Zuckerenquête von 1883, mit Recht betont worden.

3. Frankreich beschloß zwar. 1884 den Uebergang von der Fabrikat- zur Rübensteuer. In der Kammer gaben indeß nach Wolf „burleske", blind-chauvinistische Gründe den Ausschlag, die französische Fabrikatsteuer war mangelhaft organisirt, und die obligatorische Einführung der Rübensteuer in allen Fabriken soll erst am 1. September 1887 erfolgen. Vielleicht wird eine verbesserte Fabrikatsteuer noch beibehalten, ähnlich wie man die 1879 vom deutschen Reichstage durch seinen übereilten Flachszollbeschluß gefährdete Zollfreiheit des Flachses schließlich doch beibehielt. Die Fabrikatsteuer besteht ferner in Dänemark, seit 1877 in Italien, seit 1881 in Rußland und seit 1884 in Holland. Wolf sagt in Schanz's Finanzarchiv 1886 über die russische Fabrikatsteuer: „Wie verlautet, functionirt dieselbe auf das beste und befriedigt allerseits." Diese von vielen anderen Seiten bestätigte Nachricht ist sehr wichtig. Da die deutsche Zuckerindustrie im Großen und Ganzen viel besser situirt ist, als die russische; so muß die Fabrikatsteuer in Deutschland noch bessere Resultate ergeben, als in Rußland.

1865, 1875 und 1877 wurden bereits internationale Zuckerconventionen zwischen England, Frankreich, Holland und Belgien geschlossen. Das Fiasco dieser Conventionen beweist keineswegs die Unmöglichkeit der Sache; denn es handelte sich um vermeidbare Mißgriffe, überhaupt Hindernisse der Sache:

1. Das Deutsche Reich, welches der größte Rübenzuckerproducent der Welt ist, Oesterreich-Ungarn ꝛc. nahmen nicht an der Convention Theil; obgleich der letztgenannte Staat 1880 seine Bereitwilligkeit zum Beitritt erklärte.

2. Man vergaß die Sprichwörter „Das Bessere ist der Feind des Guten" und Qui trop embrasse, mal etreint. Man ging zu weit, man erstrebte eine fast zollvereinsartige Gleichstellung der Zuckersteuer- und Zollverhältnisse so verschiedener Länder wie Frankreich, England, Holland und Belgien.

3. Man unterließ es andererseits, die allmähliche Aufhebung der Exportbonificationen als letztes Ziel in's Auge zu fassen.

4. Dazu kamen noch gewisse steuertechnisch-fundamentale Mängel der Convention, die von R. v. Kaufmann in seinem bekannten Werke über die Zuckerindustrie näher dargelegt worden sind.

Die bloße Abschaffung der Exportprämien und die Conservirung der Exportbonificationen wäre eine widerspruchsvolle, unpraktische Halbheit. In der abstracten Theorie kann man solche Prämien und Bonificationen wohl unterscheiden, in der Praxis hängen sie indeß auf's engste zusammen. Die manchmal in Deutschland aufgestellte Behauptung, die Fabrikatsteuer mache Exportprämien unmöglich, ist falsch, wie Frankreich, Rußland und Dänemark beweisen. Bei den großen technischen Schwierigkeiten einer wirklichen Gleichstellung der Steuer und der Bonification und bei dem großen politischen Einflusse der Zuckerfabrikanten verwandeln sich Bonificationen immer, oder fast immer in Prämien; oft sogar in Prämien, die mit den Fortschritten der Fabrikation immer höher und schädlicher werden. Die grundsätzliche Verwerflichkeit einer Bonification geht schon daraus hervor, daß der Export von Zucker kein Selbstzweck ist; und daß das concurrirende, zum Theil feindliche Ausland den Zucker eben wegen der Bonification viel billiger erhält, als das Inland (!). Solche Geschenke an's Ausland auf Kosten der schwer belasteten inländischen Steuerzahler widersprechen dem Interesse, ja sogar der Würde des Staates. Deutsche Zuckerraffineure können z. B. gegen französische Concurrenten nicht aufkommen, weil die Letzteren den deutschen Rohzucker um den Betrag der Exportbonification (und Prämie) billiger erhalten, als ihre deutschen Concurrenten. Die englischen Zuckerconsumenten, Conditoren, Chocolade- und Liqueurfabrikanten erhalten in Folge der deutschen, österreichischen und französischen Exportbonificationen und Prämien ungeheure Zwangsgeschenke der deutschen, österreichischen und französischen Steuerzahler. Schon 1880 betrugen diese Summen nach J. Wolf fast 5 Mark pro 100 Kilogramm, also 40—45 Mill. Mark; und seitdem sind diese Summen noch gestiegen. Die deutsche Ausfuhr betrug 1883/84 über 595, fast 596 Mill. Kilogramm. 595×5 sind 2975. Die deutschen Steuerzahler schenkten also 29,75, fast 30 Mill. Mk. dem Auslande, namentlich dem Hauptconcurrenten Deutschlands, dem englischen Industrie- und Handelsstaate! Das Bonificationsunwesen führt auch, trotz der bona fides der Bonificationsfreunde, zu einer krankhaften Ausdehnung der Zuckerindustrie, der künstlich Capitalien zugedrängt werden, die rationeller Weise zur Production von Rindfleisch, Schweinefleisch, Geflügel, Eiern, Milch, Gemüse, Obst, Fischen und sonstigen landwirthschaftlichen und gewerblichen Erzeugnissen zu verwenden wären. In Folge dessen kommt es zu einem unnatürlichen Sinken der Zuckerpreise und zu einem Zuckerkrach. Die allmähliche, aber vollständige Beseitigung der Bonificationen liegt also im wohlverstandenen Interesse der Rübenbauer und Zuckerfabrikanten wie des Fiscus und der Steuerzahler.

Der Einwand, daß auch nach Beseitigung der Bonificationen und directen Prämien durch Zuckerschutzzölle indirecte Prämien gewährt werden könnten, wäre nicht stichhaltig, höchstens von geringer Bedeutung. Die deutschen Schutzzölle auf Schienen und Locomotiven haben den Erfolg gehabt, daß die betreffenden Waaren im Auslande billiger verkauft werden, als im Inlande; und dieselbe Erscheinung ist wohl noch bei manchen anderen zollgeschützten Waaren Deutschlands und Frankreichs zu constatiren. Dieses Prämienwesen ist indeß mit dem Zuckerprämienwesen an Schädlichkeit kaum entfernt zu vergleichen; denn es schädigt den Fiscus direct gar nicht, und es hat von 1873 bis jetzt zu keinem Schienen- und Locomotivenkrach nach Art des Zuckerkrachs von 1884/85 geführt. (Der Börsenkrach von 1873 war nur zum Theil auf die Schienen- und Locomotivenzölle zurückzuführen. Es wirkten noch viele andere, meist wichtigere Ursachen bei der Entstehung des Börsenkrachs mit.) F. List, Roscher und Lexis constatiren ferner mit Recht, daß die Entwickelungstendenz der höchsten Culturstufen auf die Dauer zum Freihandel drängt. Die Schutzzollbewegung der 1870er Jahre entstand mit einer gewissen naturgesetzlichen Nothwendigkeit in Folge des Sinkens der Kornpreise des Weltmarktes und ähnlicher Gründe. In England und Schweden gelangte sie jedoch nicht zum Siege; und das allmähliche, aber dauernde Steigen der Bevölkerung der Vereinigten Staaten und Europas muß in einer nicht sehr fernen Zukunft mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit zum Steigen der Kornpreise und zu freihändlerischen Fortschritten führen; wie auch das neueste Heft der conservativen Londoner „Quarterly Review" statistisch nachweist.

Die Möglichkeit der dereinstigen, allmählichen Aufhebung der Exportbonificationen wird schon dadurch bewiesen, daß die Nordamerikaner nach K. v. Hock für 12 Waaren, bezw. Waarenklassen, darunter für Spiritus und Tabakfabrikate, keine Bonificationen zahlen, und daß der russische Zuckerexport nach J. Wolf bis 1871 ohne Exportbonificationen stattfand. Die Zuckerexportprämien waren, ebenfalls nach Wolf, 1881 bis 1885 in Frankreich und Rußland bereits abgeschafft; und Würtemberg zahlte bis 1885 gar keine Branntweinexportbonification. Aus den angeführten Gründen wären selbst temporäre Erhöhungen der Zuckerschutzzölle unter Umständen als das kleinere unter zwei Uebeln gerechtfertigt; d. h. der Fiscus und die Steuerzahler würden ein gutes Geschäft machen, wenn sie für dies temporäre Uebel die allmähliche, aber völlige und dauernde Beseitigung der Zuckerexportbonification und Exportprämien eintauschten. Ein übermäßiges Steigen der Preise wäre schon wegen der in- und ausländischen Ueberproduction

Digitized by Google

und Concurrenz nicht zu befürchten. Französischer Zucker wird z. B. nach Süddeutschland eingeführt.

Der Kaffee- und Zucker-, zum Theil auch Theeverbrauch können ferner noch gewaltige, segensreiche Eroberungen auf dem Gebiete des Branntweinconsums machen, besonders wenn die Militärverwaltung (z. B. bei Märschen), Bauunternehmer und andere Arbeitgeber, Kaffeeschenken gründende Aktiengesellschaften*) und vor Allen die Zuckerfabrikanten selbst das Ihrige dazu thun. Ein ausgezeichneter Fachmann, der Commerzienrath K. Salomon, führt in seiner lesenswerthen, 1883**) erschienenen Schrift über die Zuckersteuerfrage treffend aus, daß die geringeren Zuckersorten nur durch ihren verhältnißmäßig hohen Preis und durch ihre ungenügende Reinheit verhindert werden, einen für die Zuckerfabrikanten und das Volkswohl gleich vortheilhaften Massenabsatz zu finden. Kurz, die Zukunft der deutschen Zuckerindustrie beruht hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, auf der systematischen Beförderung des inländischen, nationalen Massenabsatzes.

Das Schicksal der Zuckersteuernovelle oder, besser gesagt, der einzelnen Bestimmungen derselben ist heute (am 17. Juni) noch nicht definitiv entschieden. Es ist indeß sehr wahrscheinlich, daß die Exportprämien in mindestens gleicher Höhe beibehalten werden, und daß eine Consumsteuer eingeführt wird. Ein näheres Eingehen auf die betreffenden Reichstags- und Commissionsverhandlungen würde hier zu weit führen. Ich beschränke mich daher auf folgende Punkte. Englische Repressalien, sog. Retorsionen, gegen unsere Exportprämien wären ohne Zweifel ein schwerer Schlag für unsere Zuckerindustrie. Die von deutschfreisinniger Seite häufig, auch kürzlich im Reichstage, ausgesprochene Besorgniß vor solchen Retorsionen dürfte jedoch eine Gespensterfurcht sein. England hat sehr gewichtige, von englischen Ministern und noch 1886 von J. Wolf in Schanz's „Finanzarchiv" treffend dargelegte Gründe, am Zuckerfreihandel festzuhalten. Viel mehr Grund hat leider die auch von nationalliberaler Seite geäußerte Befürchtung, daß es in Folge der Prämien früher oder später zu einer neuen Ueberproduction und Zuckerkrisis kommen wird. Trotzdem ist wenigstens ein Punkt des Gesetzentwurfes, nämlich die in der Consumsteuer liegende Anbahnung der Fabrikatsteuer, als ein erfreulicher Fortschritt zu bezeichnen, wie nationalliberale Stimmen mit Recht betont haben.

*) Vergl. A. Lammers' interessante Broschüre: Branntwein- und Kaffeeschenken. Berlin, 1882, L. Simion.

**) Leipzig, Roßberg, S. 33 ff.

Literatur und Kunst.

Der Briefwechsel von Goethe und Carlyle.

Von Ludwig Geiger.

Von seinen Beziehungen zu Thomas Carlyle sprach Goethe selbst in Briefen an vertraute Freunde und in Aufsätzen, die noch während seines Lebens erschienen. In diese sowie in die Einleitung der deutschen Uebersetzung von Carlyle's Schiller-Biographie nahm er Bruchstücke seiner Briefe und der Antworten des englischen Freundes auf. Einzelne kleine Gedichte, mit denen Goethe Geschenke dem Freunde und dessen Gattin überschickte oder deren Sendungen beantwortete, fanden sich in den Gelegenheitsgedichten. Aber der eigentliche Briefwechsel der Beiden blieb unbekannt. Erst nach Carlyle's Tode wurde Einzelnes von diesen Briefen bekannt. Froude in seiner großen Carlyle-Biographie begann den Reigen; Einzelnes erschien in deutschen Zeitungen und Zeitschriften.***) Aber erst jetzt liegt uns der Gesammtschatz der Correspondenz vor. Prof. Charles Eliot Norton legt sie dem englischen, Prof. H. Oldenberg dem deutschen Publikum vor.*) Die Briefe Goethe's fanden sich wohlverwahrt in Carlyle's Nachlasse vor, die Briefe Carlyle's, die uns hier im englischen Originaltext und in einer sinngetreuen geschmackvollen Uebersetzung geboten werden, befinden sich im Goethe-Archiv in Weimar, deren hohe Besitzerin, die Frau Großherzogin von Sachsen den Abdruck gestattet hat.

Unter den englischen Schriftstellern, die mit Goethe in Berührung kamen, ja man kann sagen, unter allen Engländern, die über Goethe geschrieben haben, ist Carlyle der geistvollste, am tiefsten in das Wesen und Wollen des Deutschen eindringende. Als er, etwa 28 Jahre alt, über Goethe und die deutschen Schriftsteller des 18. Jahrunderts zu schreiben und ihre Schriften zu übersetzen begann, lag ihm Goethe's gesammtes Wirken vor. So verdienstvoll es auch für ihn, den Fremden, den in menschenverlassener Einöde Lebenden ist, Goethe's Genius klar erkannt zu haben, — das Material war doch wenigstens vorhanden und auch Andere hätten, wenn ihnen ein schärferer Blick beschieden gewesen wäre, diese Erkenntniß erlangen können. Goethe aber konnte von Carlyle nichts wissen, als er seinen ersten Brief erhielt, und Alles, was er von Jenem zu Gesicht bekam, beschränkte sich auf einige Uebersetzungen, ein paar, freilich meisterhafte Aufsätze über deutsche Literatur und die Biographie Schiller's. Daß Goethe trotzdem Carlyle so entgegenkam, daß er, ohne eine Ahnung haben zu können von allen den großen Leistungen, die später Carlyle's Weltruhm begründeten, doch die Bedeutung des schottischen Schriftstellers erkannte, das zeugt von seinem genialen Blick, der ihn bei der Beurtheilung der Menschen selten verließ.

Man hat bei Gelegenheit neuerschienener Goethe'scher Briefwechsel häufig gesagt — zumal wenn die Briefe Goethe's seiner letzten Lebenszeit angehören —, daß die Briefe der Goethe'schen Correspondenten bedeutender sind, als die seinigen; bei dem nun veröffentlichten wird man dies nicht sagen können. Auch Goethe's Briefe sind gehaltvoll, nach Inhalt und Form bemerkenswerth. Freilich für Goethe ist die Beziehung zu Carlyle nur eine Episode seines an derartigen persönlichen Berührungen überreichen Lebens, eine schöne Einzelbestätigung seines Traumes von der Weltliteratur; für Carlyle ist es eine Beziehung, die sein Leben bestimmt.

„In Tagen der Qual und Finsterniß" hatte Carlyle (1823) seine Uebersetzung von Goethe's „Wilhelm Meister" begonnen; zu einer Zeit, da er an seinem Können verzweifelte und von den scheinbar Berufensten hören mußte, daß seine Beschäftigung mit der deutschen Literatur übel angebracht sei. Die Verehrung Goethe's zwang ihn, „viele Heilige aus seinem literarischen Kalender auszustreichen," aber der Name des Meisters blieb leuchtend stehen. Goethe antwortete auf die enthusiastischen Zeilen, mit welchen Carlyle seine Uebersetzung eingeschickt hatte, mit freundlicher Kühle: er dankte für die Theilnahme, schickte einige Gedichte, verzichtete aber, im Hinblick auf seine hohen Jahre, auf einen Vergleich des Originals mit der Uebersetzung.

Trotz dieser freundlichen Kühle war Carlyle entzückt; Goethe's Brief kam ihm wie eine Botschaft aus dem Märchenlande; es war ihm als hätte sein geistiger Vater zu ihm dem Sohne geredet. Trotzdem ließ er fast drei Jahre verstreichen, ehe er sich wieder an Goethe wandte. Er wollte nicht mit leeren Händen kommen; er überreichte dem Meister das Leben Schiller's und eine Sammlung von Uebersetzungen deutscher Gedichte; er berichtete von dem allmählichen Eindringen Goethe'scher Werke in's englische Publikum und freute sich über seinen Antheil an diesem schönen Siege. Aber auch in anderem Sinne kam er nicht mit leeren Händen: er übersendete eine Börse, die seine Frau für Goethe gearbeitet hatte. Und nun beginnt ein liebenswürdiges Hin- und Hersenden von kleinen Gaben und Geschenken. Neben Goethe wird auch Ottilie mit kleinen Spenden englischen Kunstfleißes bedacht; von Weimar kommen

***) Diese Briefe sind im Goethe-Jahrbuch Bd. IV. VII. VIII. wiederholt, leider hat der Herausgeber unserer Briefsammlung nicht auf diese früheren Drucke hingewiesen.

*) Berlin, Wilh. Hertz. 1887.

Digitized by Google

Goethe's Werke, Zeichnungen, zierliche Schmuckgegenstände. Die Correspondenten freuen sich, und wenn sie auch Monate auf die Ankunft einer Sendung warten müssen, wie prompt und sorgfältig das Haus Parish in Hamburg Alles besorgt; sie kommen sich durch solche Zeichen gegenseitigen Wohlwollens persönlich nahe, wenn auch weite Ferne sie auseinander hält. Nirgends erscheint Goethe liebenswürdiger, als wenn er solche anmuthige Gaben mit sinnigen Versen auszutheilen vermag. Er übersendet der Freundin ein — wohl aus den Befreiungskriegen stammendes — Halsband, mit dem Zuruf:

Denke, daß nichts besser schmückt,
Als wenn man den Freund beglückt —

und empfängt von ihr den gerührten Dank für das Geschenk, „das ich höher schätze als ein Halsband von Diamanten und mit wahrster Verehrung küsse".

Aber der Briefwechsel würde nicht die hervorragende Bedeutung haben, welche ich ihm zuschreibe, wenn er nur einen Austausch geselliger und gesellschaftlicher Liebenswürdigkeiten enthielte. Er enthält vielmehr zunächst geistvolle Urtheile Carlyle's über Goethe's Werke. Oft ist freilich das, was Carlyle dem verehrten Meister berichtet, nur Ausdruck eines allgemeinen Enthusiasmus; die specielle Begründung seines Urtheils behält er sich für seine kritischen Abhandlungen vor; aber manchmal setzt er auch in Briefen die Gründe für seine Begeisterung in helles Licht. Zwei Stellen mögen dafür Zeugniß ablegen. Die eine handelt über das Märchen (in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten"). Sie berichtet von Frau Carlyle's Lectüre derselben und fährt fort: „Ein wahres Universum der Phantasie, für dessen mannigfaltige unerschöpfliche Bedeutung (denn das weibliche Auge vermuthete Bedeutung darin) ich häufiger um Erklärung angegangen wurde, als ich sie geben konnte, und schließlich das Drängen zu beschwichtigen, versprechen mußte, später einen Commentar zu schreiben als über eines der tiefsten poetischsten Dinge, die selbst Goethe je geschrieben hat." Carlyle hat dies Versprechen erfüllt. Auch über den Schiller-Goethe'schen Briefwechsel, den er mit Begeisterung las, schrieb er einen seiner schönen Aufsätze und äußerte gleichzeitig Goethe seinen Enthusiasmus. Er sagt an einer Stelle:

„Eine so reine und edle Verbindung wie die Ihre mit Schiller, auf so redlichen Grundsätzen beruhend, auf so erhabene Ziele gerichtet und in ihrer Entwickelung so schön, stetig und hülfreich ist ganz und gar ohne Gleichen in dem, was wir Neueren Literatur nennen; es ist eine Freundschaft werth der classischen Tage, als die Menschenherzen noch nicht unfähig für dies Gefühl geworden waren und als die Kunst war, was sie immer sein sollte, ein Wirken der Eingebung und der Künstler ein Priester und Prophet. — — Ein absonderlich freundlicher Zufall brachte zwei solche Männer einander nahe; ihre Verbindung, so voll edler Hülfeleistung und höchsten Strebens thut uns besonders in den jetzigen Zeiten gut zu betrachten; Ihnen besonders als dem freier Dastehenden von den beiden, durch den der kranke, zurückgezogene, fast klösterlich lebende Schiller noch in einiger Verbindung mit der Welt gehalten wurde, wird, wer den Genius liebt, tiefen Dank schuldig sein; zuerst dafür, daß Sie diesem edlen Mann so freundliche Hülfe erwiesen haben, und jetzt, daß Sie dieses Zeugniß von einem so seltenen Bunde verewigt haben. In Schiller selbst ist eine fast geisterhafte Abstraction und Erhebung; doch auch eine schmerzliche Isolirung außer Ihnen gegenüber läßt sich erkennen: wir könnten ihn uns als einen Prometheus vorstellen, der wohl das Feuer vom Himmel raubt, aber dem die Götter auch als Strafe Ketten und einen nagenden Geier gesandt haben."

Goethe erwiderte solche enthusiastische Bemerkungen nicht mit dem nämlichen Enthusiasmus. Manchmal lobte er zwar den englischen Kritiker, bedingt dessen kleinere Aufsätze über deutsche Literatur, unbedingt seine Biographie Schiller's. Diese erscheint Goethe als eine bewunderungswürdige Leistung; er rühmt, wie Carlyle in den „Charakter und das hohe Verdienstliche dieses Mannes" eingedrungen; er freut sich, wie vollkommen der Fremde dem deutschen Manne gerecht geworden. Gewöhnlich aber bleibt er der Meister dem Schüler gegenüber, der Gönner gegenüber dem Strebenden und seine Unterstützung Verlangenden. Dieses Gönnerhafte hatte Goethe, geradezu auf Carlyles Wunsch, manchmal zu gewähren. Denn Carlyle war ohne Stellung und ohne die vielseitigen literarischen Beziehungen, über die er während seines späteren Lebens gebieten konnte. Eine Stelle aber wünschte er, und als der Lehrstuhl der Moralphilosophie an der alten schottischen Universität von St. Andrews vakant war, meldete er sich und erbat, zur Unterstützung seiner Meldung ein Zeugniß Goethe's (10. Jan. 1828). Dieses Zeugniß traf bei dem Empfohlenen zu spät ein, um bei der Meldung benutzt zu werden (obwohl es schon am 14. März ausgestellt wurde), wurde aber von dem Empfänger als ein ganz besonders ehrenvolles Document betrachtet und mit großer Sorgfalt aufbewahrt. Dies Zeugniß ist in der That merkwürdig genug: keine persönliche Empfehlung, sondern allgemeine Bemerkungen über die deutsche Literatur, ihre Bedeutung und Eigenart, mit einer Schlußwendung für Carlyle; sodann „einige Erfahrungsbetrachtungen" über das Princip, woraus die Sittlichkeit abzuleiten sei und über die Art, in welcher Moral von Verschiedenen z. B. von Gellert gelehrt worden sei. Der Zweck dieser scheinbar unzusammenhängenden Betrachtungen ist ein ganz durchsichtiger: es soll nachgewiesen werden, wie ein Schriftsteller, voll Geist und Gemüth, der insbesondere der deutschen Literatur Beachtung geschenkt, auch ohne gerade Fachphilosoph zu sein, würdig und fähig sei, eine Stelle wie die ausgeschriebene zu bekleiden. Besondere Wirkung jedoch würde das Schreiben schwerlich geübt haben, selbst wenn es zur rechten Zeit in die Hand der zur Entscheidung Berufenen gelangt wäre. Carlyle aber war stolz auf das Urtheil des Meisters, und namentlich eine Stelle konnte ihm als der schönste Lohn seines bisherigen Strebens erscheinen. Sie lautet so:

„Ich habe Herrn Carlyle's bewundernswürdig tiefes Studium der deutschen Literatur mit Vergnügen zu beobachten gehabt und mit Antheil bemerkt, wie er nicht allein das Schöne und Menschliche, Gute und Große bei uns zu finden gewußt, sondern auch von dem Seinigen reichlich herübergetragen und uns mit den Schätzen seines Gemüthes begabt hat. Man muß ihm ein klares Urtheil über unsere ästhetisch sittlichen Schriftsteller zugestehen und zugleich eigene Ansichten, wodurch er an den Tag gibt, daß er auf einem originalen Grund beruhe und aus sich selbst die Erfordernisse des Guten und Schönen zu entwickeln das Vermögen habe".

Soviel persönliche Beziehungen der Briefwechsel auch aufweist, so gerne Goethe den Jünger fördert und so gerne dieser den Meister preist, diese persönlichen Beziehungen bilden nicht den einzigen Inhalt der Correspondenz. Vielmehr sprechen beide Briefschreiber sich gern über die Literatur aus, die ihnen am nächsten liegt. Carlyle spricht von seinen Zeitgenossen und Landsleuten; Goethe frägt nach schriftstellerischen Leistungen derselben und gibt sein Urtheil ab über Einzelnes, das ihm zugänglich gewesen. Was er über Walter Scott, besonders über dessen „Leben Napoleons" sagt, ist auch anderweitig von Goethe verwerthet worden und bekannt genug. Beachtenswerth ist ein Urtheil über den schottischen Balladendichter Robert Burns, den Carlyle, wie die Schotten überhaupt, außerordentlich hochhielt. Goethe äußert sich etwas kühler: „An seinen Gedichten hab' ich einen freien Geist erkannt, der den Augenblick kräftig anzufassen und ihm zugleich eine heitere Seite abzugewinnen weiß. Leider konnt' ich dies nur von wenigen Stücken abnehmen, denn der schottische Dialect macht uns Andere sogleich irre, und zu einer Aufklärung über das Einzelne fehlt uns Zeit und Gelegenheit." Diese Erkenntniß von dem mangelhaften Verständniß eines hochbedeutenden Poeten veranlaßte Goethe ein jüngeres Mitglied seines Kreises zu einer Uebersetzung der Gedichte anzuregen; dieselbe scheint aber nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen zu sein.

Weit lebhafter jedoch als Goethe's Interesse für englische, war dasjenige Carlyle's für deutsche Literatur. Während Jener sich damit begnügte, das Gewordene mit großem Blicke zu überschauen, bestrebte sich dieser das Werden klar zu erkennen und hielt das Vergangene nicht bloß deshalb hoch, weil er in ihm eine Entwickelungsstufe für das Gegenwärtige erkannte. Ihm, der die vollkommenen Früchte der deutschen Literatur so

Digitized by Google

genau kannte und so schön zu würdigen wußte, war es ein Bedürfniß, den allmählichen Fortschritt dieser Literatur zu studiren und das von ihm Erkannte auch Anderen darzulegen. So entstand Carlyle's Plan einer Geschichte der deutschen Literatur. Von diesem Plane erfährt man auch aus den sonstigen Carlyle'schen Briefen, die in neuerer Zeit veröffentlicht worden sind; nur sind die in unserm Briefwechsel darüber gemachten Mittheilungen deshalb die interessantesten, weil sie an den competentesten Beurtheiler des Gegenstandes gerichtet sind und durch dessen Bemerkungen eine eigenartige Beleuchtung empfangen.

Die erste Mittheilung über diesen Plan machte Carlyle am 3. November 1829. Londoner Buchhändler hatten ihn zu einer geschichtlichen Uebersicht der deutschen Literatur angeregt; nach einigem Zögern machte er sich an die Ausführung und dachte im Laufe eines Jahres den ersten Band zu übersenden. Das Ganze sollte, nach der Idee der Herausgeber, eine Art „Hausbibliothek" werden, welche dem Leser eine Uebersicht der wichtigeren europäischen Literaturen, der französischen, italienischen, spanischen, englischen außer der deutschen gewähren sollte. Die deutsche Literatur sollte vier Bände umfassen. Von diesen vier wurde einer geschrieben, und zwar in sehr kurzer Zeit — schon am 23. Mai 1830 meldet Carlyle Vollendung und Absendung desselben — aber auch dieser wurde nicht gedruckt; das ganze Unternehmen zerschlug sich in Folge des Zurücktretens des Herausgebers und der dadurch bewirkten Unlust der Buchhändler. Aber wenn auch nicht einmal der vollendete erste Band gedruckt wurde — Carlyle war überhaupt froh, das Manuscript zurückzuerhalten — so ist uns doch in unseren Briefen eine Inhaltsangabe des ersten Bandes und eine kurze Andeutung über den Inhalt der folgenden Bände erhalten.

Carlyle begann mit Betrachtungen über die hohe Bedeutung der Literatur, und gab die Methode literargeschichtlicher Forschung an. Als vornehmste Eigenschaften des Charakters der alten Deutschen, deren Stammesverwandtschaft die Engländer sich rühmten, hob er Tapferkeit und Tiefe des Gedankens hervor. Unter den literarischen Denkmälern, in welchen diese Gedankentiefe sich kundgab, würdigte er die Uebersetzung des Ulfilas, die Volksmärchen, das Heldenbuch und das Nibelungenlied. Ein letztes Capitel „Die Minnesänger" umspannte eine Zeit von etwa 5 Jahrhunderten, von Karl dem Großen bis Rudolph von Habsburg; „es versucht den ritterlichen Geist der schwäbischen Kaiserzeit zu schildern und zu zeigen, daß es da wirklich ein Zeitalter der Poesie gegeben hat, wenngleich ein schwaches, einfaches und junges: denn jetzt zum ersten Male wurde der Mensch von einer unendlichen Idee begeistert, indem er jetzt zum ersten Mal erkannt hatte, daß er ein Mensch war."

Der zweite Band sollte das ausgehende Mittelalter und die neue Zeit bis Gottsched enthalten. Carlyle nennt diese ganze Periode, aber nur den frühern Theil derselben die didaktische. Er nennt wenige Namen; doch schließt man aus dieser Hervorhebung weniger vielleicht mit Unrecht, daß ihm nur diese Wenigen bekannt gewesen seien. Interessant ist der Vergleich von Opitz mit Pope, von Hoffmannswaldau mit Dryden.

Die beiden letzten Bände behandeln die Hauptperiode der deutschen Literatur von Lessing an. Carlyle nennt Lessing zuerst, dann Wieland mit Hagedorn, Gellert u. A., aber da er selbst sagt, daß ihm die Eintheilung, Unter- und Nebenordnung noch recht unklar seien, so braucht man nicht anzunehmen, daß er wirklich eine derartig unhistorische Anordnung gewählt haben würde. Goethe und Schiller sind ihm die Gipfelpunkte einer neuen Cultur; ihre Zeit und ihre Leistungen diejenigen, welche für die Engländer die wichtigsten sind und für alle Nationen die meisten Anregungen bieten. Carlyle nennt diese Periode „ein Zeitalter neuer Vergeistigung und neuen Glaubens mitten in dem alten Zweifel und Leugnen, gleichsam eine neue Offenbarung der Natur und der Freiheit und Unendlichkeit des Menschen, in welcher Ehrfurcht wieder vereinbar gemacht wird mit Wissen, und Kunst und Religion eins sind." Aber er verzweifelte, den gewaltigen Inhalt dieser Periode ganz zu erschöpfen; nicht bloß die Eintheilung des Stoffes macht ihm starkes Kopfzerbrechen, sondern auch die Gewinnung desselben; über Manches, das ihm, dem Fremden, unverständlich ist, möchte er Aufklärung haben, z. B. den Xenienkrieg, die Nicolai's und die deutschen Utilitarier.

Auf solche Einzelheiten läßt sich Goethe in seiner unmittelbar nach Empfang der Anfrage ertheilten Antwort nicht ein. Er billigt den Plan vollkommen, weist aber nachdrücklich darauf hin, daß die erste Ausgabe eines solchen Werkes immer nur ein Concept sein könne, welches in den folgenden Ausgaben gereinigt und bereichert werden müsse. Zu Carlyle's Belehrung übersendet Goethe zwei von ihm hochgehaltene und auch sonst öffentlich gelobte Schriften L. Wachlers, deren eine einen Abriß der deutschen Literaturgeschichte überhaupt, deren andere Betrachtungen über den Zustand der damaligen deutschen Literatur (1829) in historischem Rückblick gewährt. Er erklärt sich bereit, auf Einzelnes später gelegentlich einzugehen.

Schon im nächsten Briefe meldet Carlyle das Scheitern des ganzen Unternehmens. Aber er selbst gedachte nicht völlig seine Hand von demselben abzuziehen, ja er wollte es sogar beendigen oder wenigstens in solche Form bringen, daß es später einmal veröffentlicht werden könnte. Noch immer freilich schreckte ihn die Massenhaftigkeit des Stoffes ab, und um dieser, soweit es möglich war zu entgehen, hatte er den seltsamen Gedanken, den letzten Band fragmentarisch zu behandeln, statt einer zusammenhängenden Darstellung einzelne Aufsätze zu geben und zu diesen manches früher Niedergeschriebene und Gedruckte zu benutzen.

Eine solche kenntnißreiche, liebevolle, begeisterte Theilnahme für deutsche Literatur erfreute und beglückte Goethe. Er sah in Carlyle nicht bloß den Bewunderer seiner Leistungen, sondern einen Mitarbeiter auf dem Gebiete der Weltliteratur. Darum hütete er ihn nicht eifersüchtig für sich, sondern machte ihn gern mit Anderen bekannt, mit dem „guten" Eckermann, der nun auch Carlyle wie manchen Anderen gegenüber Goethe's Sprachrohr sein mußte, mit Hitzig, dem Vorsitzenden der Berliner Gesellschaft für ausländische Literatur, welcher, Goethe's Anregung folgend, Carlyle zum auswärtigen Mitglied ernannte. Goethe's Streben beim Anknüpfen dieser Beziehungen war nicht etwa das, dem Apostel seines Ruhmes Gefälligkeiten zu erweisen, sondern das, die Verbindung beider Nationen enger zu knüpfen, die Gleichstrebenden aller Länder zu gemeinsamer Arbeit zu vereinen. Schon in einem seiner ersten an Carlyle gerichteten Briefe spricht sich Goethe über dieses sein Streben folgendermaßen aus: „In dem nächsten Hefte von »Kunst und Alterthum« denke ich mich über diese Berührungen aus der Ferne freundlich zu erklären und eine solche wechselseitige Behandlung meinen ausländischen und inländischen Freunden bestens zu empfehlen, indem ich das Testament Johannis als das meinige schließlich ausspreche und als den Inhalt aller Weisheit einschärfe: Kindlein, liebt Euch! Wobei ich wohl hoffen darf, daß dieses Wort meinen Zeitgenossen nicht so seltsam vorkommen werde, als den Schülern des Evangelisten, die ganz andere, höhere Offenbarungen erwarteten."

Aus dem Pariser Kunstleben.

Paris, Mitte Juni.

Cazin und Ribot — diese Namen kommen Einem auf die Lippen, zwischen ihnen wandert der Blick hin und her, wenn man über die augenblicklich stattfindenden Gemäldeausstellungen in Paris referiren will. Sie üben die magnetische Anziehung des Contrastes aus — die Exposition Petit und die Exposition Bernheim, die beiden Endpunkte der neuen französischen Kunst; Ribot, in drei Sälen bei Bernheim ausgestellt, die Incarnation der großen Traditionen von Rembrandt, Rubens und Velasquez, mit Allem verknüpft, was vergangen ist, ganz Stil und ganz Manier; Cazin, in einem Dutzend Bilder bei Petit — ja, es sind schon Andere nach ihm gekommen und über ihn

Digitized by Google

hinausgegangen, in welchem Anderen aber spiegelt sich die moderne Naturauffassung und das moderne Vorstellungsleben mit größerer Zartheit und Unmittelbarkeit? Keine fremde Beimischung, nichts, was ablenkt und irreführt von dem Gefühl des Allverknüpftseins und Allbedingtseins, das in seinen Sujets, seiner Landschafts- und Figurenbehandlung, seiner Farbengebung mit der stillen Selbstverständlichkeit das Natürlichen hervortritt. Der Salon Petit enthält frappirendere Gemälde, ausgeprägtere Richtungen, stärkere Individualitäten — für den aber der vorstehen will, wie unsere Zeit sich selbst empfindet, ist Cazin ein Centrum, von dem die Anderen als Strahlen ausgehen. Und ganz wird er das erst mit Ribot als Folie. Sie erklären einander kraft ihrer Verschiedenheit. Der Salon Bernheim mit seinen dunklen Tönen, seinen reliefartigen Porträts, dem großen Stil in der Uebertreibung des einzigen Meisters, der in ihm vertreten ist und sich selbst in zahlreichen Selbstporträts, krummnasig und bewußt, in Velasquez'schem Colorit präsentirt, ist wie ein Reif, ein dunkler zusammenfassender Rahmen, den der Zuschauer unwillkürlich um all das durchsichtige Licht in Stimmung, Farbe und Atmosphäre im Salon Petit legt. Nur die Impressionisten Monet und Sisley brauchen keinen Ribot, um sich stärker abzuheben, sie drängen sich hinreichend auf mit ihren glühenden, outrirten Farbenreliefs.

Und fast vergißt man über den Neuesten den Vater der neuen französischen Kunst, Millet, dessen gesammelte Bilder, Zeichnungen und Pastelle jetzt im Palast der beaux arts ausgestellt sind. Diese drei Ausstellungen mit ihrer ausgeprägten Physiognomie sind wie Text und Commentar zu dem schon durch seine Masse ziemlich physiognomielosen Salon, in dem die zusammengeströmten Richtungen und Individualitäten sich gegenseitig auslöschen und den Boden wegziehen.

Aber wie alt, verglichen mit den Neuen, ist schon der brave Millet, der einmal so jung und so neu war. Bei seinen scharfen Umrissen, seinen nüchternen Farben, seiner gewissenhaften Zeichnung kommt man durch eine nicht ganz correcte Ideenassociation fast dazu, an Cornelius zu denken. Mit diesen schärferen Umrissen und nüchternen Farben führt sich jetzt wieder ein so junger Maler wie Raffaelli ein, zugleich mit derselben großen Linie, die Millet auszeichnete. Von Raffaelli befindet sich außer einigen Landschaften mit Figuren im Salon Petit ein Bronceguß, ein kleines Meisterstück treuen Sehens und realistischer Genauigkeit, die sitzende Statue eines sehr reducirten Subjects, das die Hände auf den Knien, Hut und Regenschirm nebenan auf der Bank, vor sich hinstiert. Die Bank ist aus Stein.

In der langen Reihe von Millets Bildern verfolgt man mit Interesse den Streit zwischen der Gebundenheit seiner Mittel und der frischen Freiheit seines Blicks. Er hat die Gabe unmittelbar, einfach und natürlich zu sehen, und um sich in der Darstellung des Gesehenen aufzuüben, wählt er mit Vorliebe die einfachsten Sujets: ein Arbeiter auf dem Felde, auf seinen Spaten gestützt vor sich hinschauend, ein Sämann zwischen den Furchen, in die sich Schaaren von Vögeln niederschlagen. Das umgebrochene Feld wird er nicht satt, zu zeichnen und zu malen. Ein anderes Motiv, das noch häufiger wiederkehrt, sind dichtgedrängte Schafheerden auf der Haide, wollige Rücken wie in einer Wellenbewegung lang hingestreckt bis zum Horizont, zwischen ihnen Hüter oder Hüterin in ihrem Kittel, über ihnen ein gleichmäßiges Abendlicht. Ein Mann auf dem Acker, der seinen Rock anzieht, ein Weib in der Stube, das sein Zeug flickt, ein junges Mädchen hinter einem Topf mit Maßliebchen am ärmlichen Fenster, ein schlechtes Nadelkissen und eine alte Scheere vor sich — das sind die Stoffe, die ihn anziehn, weil mit ihnen auf keinen Effect auszugehen und keine Manier an ihnen zu zeigen ist. Millet starb vor zehn Jahren als Sechzigjähriger. Inmitten einer auf glänzende Wirkung angelegten elegant-heroischen oder geleckt sentimentaler Kunst brach er der neuen Richtung mit ihrer Hingebung an das Wirkliche Bahn.

Und langsam vorwärtsschreitend sieht man seine Sujets sich vermannigfaltigen, die atmosphärische Wirkung mehr Raum gewinnen, die Härte und Trockenheit schwinden. Ueber seinen Kühen, die zum Trinken an's Meer hinabgestiegen sind, liegt ein wunderbar durchsichtiger, zarter Abendhimmel, um das segelnde Boot rollt das flüssige Mondlicht auf den Kämmen der Wellen. Ein wundervolles Bild, das in mehreren Entwürfen und vom Einfachen zum Complicirteren fortschreitender Ausführung wiederkehrt, ist der Garten mit Gewitterbeleuchtung und hochgelegener Allee, über der sich ein Regenbogen wölbt. Hier ist Alles durchsichtig, leicht, voller Luft und Licht, und Luft und Licht sind voller Schmelz und Zauber.

An denen, die in diesem Jahre ausgestellt haben, ist Millet's Vaterschaft nicht mehr leicht zu erkennen. Sie sehen die Natur nicht mehr in ihrer alltäglichen Nüchternheit, sie suchen ihre phantasievoll zusammengesetzten Wirkungen auf, sie belauschen sie in ihren Geheimnissen, in den Stunden, wo der Mensch nicht unter ihr umherzuwandeln pflegt. In der Begrenzung des Salons Petit kommt man dieser Richtung näher, als im großen Salon. Da ist zunächst Cazin — unter den dort Vertretenen wohl der Aelteste. Seine Motive sind sehr einfach. Von einer gesuchten, nicht mehr von einer ganz naiven Einfachheit: über einem Bauerngehöft geht der Mond auf, der Fahrweg zwischen umgebrochenen Feldern zieht sich dem Beschauer entgegen, über Allem liegt ein zartbläulicher Ton, in dem die Conturen wie aufgelöst erscheinen. Oder: Sonnenuntergang hinter einem gemähten Feld. Die Luft ist klar und die gelben, hochgeschichteten Garben, die kurzen Stoppeln treten Einem mit voller Deutlichkeit entgegen, die Perspective ist weit und rein, am Horizont versinkt der rothe Ball, ein röthlicher Lichtstreifen schwimmt über der Erde. Oder ein drittes: Das Meer liegt in weißlicher Mittagshitze, dicht geballte, weiße Wolken wiederspiegelnd, im Vordergrunde ein Stückchen Ufer mit bewachsenen Steinen. Das ist Alles. Aber diese Bilder nehmen uns ganz in Beschaulichkeit gefangen, wir fühlen ihre tiefe Naturstille sich über uns senken, wir werden ein Theil der Stimmung, die in ihnen herrscht. Die große Poesie der in sich selbst ruhenden, sich selbst genügenden Natur erfüllt sie, nichts bewegt sich, als die vibrirende Atmosphäre, und bewegungslos im Anschauen ruhen auch wir.

Die Perle unter diesen Bildern ist die Landschaft mit badenden Frauen. Schläfrig und windstill liegt der Mittag wie ein zarter grauer Schleier über dem Bild, die Hitze brütet, nichts zeichnet sich recht deutlich, und doch scheint Alles so präcis und genau, als sähen nur unsere Augen nicht scharf genug in der Blendung des Lichts. Ein gras- und blumenbewachsenes Ufer, hügelig aufsteigend, ein Stück alter Mauer umgeben einen kleinen flachen Teich. Halb versunken im Gras sitzt an ihm im Hintergrunde eine nackte Frau, die etwas in den Armen hält, vielleicht ein Kind, das sie säugt, zwei andere kleine Frauengestalten plätschern bis an die Hüften im Wasser, mit den Händen in demselben und ihre Gestalten spiegeln sich verkehrt in dem silbergrauen Teich, im Vordergrunde ist eine blendend weiße Serviette über das Gras gebreitet, ein einfacher Korb, eine Weinflasche, etwas Frühstückreste stehen darauf. Ein tiefes Insichgenügen, eine unendliche Ausgeglichenheit liegt über dem Bild. Die menschlichen Gestalten verlieren sich unmerklich als ein Theil im Ganzen. Sie sind kaum Personen, sie sind ein Stück Natur, wie die Blumen im Vordergrunde, die man sieht und nicht sieht, eine Nuance, die wie ein Ton in der Totalität der Stimmung verklingt.

Diese Natureinheit ist in Harrison's nebenanhängenden Bildern noch mehr durchgeführt. Die vier Bilder stellen vier nackte Mädchen im üppigen Gras halb liegend, halb sitzend, von dem saftigen, satten Grün des dichten sommerlichen Laubwaldes beschattet und umgeben, dar. Ein Stückchen tiefblauer Sammt ist hier oder dort unter sie gebreitet. Es sind Studien der Reflex- und Lichtwirkungen, wie sie bisher hauptsächlich auf Architektur und andere sogenannte todte Gegenstände angewandt wurden, hier auf den menschlichen Körper angewandt. Halb in dem hohen Gras verschwindend, halb von den gelben und grünlichen Lichtflecken übertupft, verlieren und verziehen sich seine Formen und er wird zu einem Stück Natur. Ein gestürzter Baumstamm, auf dem das gebrochene Sonnenlicht

Digitized by Google

in gelben und lichtgrünen Reflexen spielt, oder ein Mädchenleib, das ist für den Künstler dasselbe, denselben Gesetzen unterworfen. Das Experiment ist sehr originell. Das Licht ist hier das Einzige und Absolute, die Erscheinung eine Complication von Wirkungen, das Momentane, der beständige Uebergang im Wirklichen. Und das Alles soll eine Kunst ausdrücken, deren Ausdruck bleibend ist!

Ein noch größerer und raffinirterer Anbeter des Lichts ist Besnard. Auf dem „Salon" ist eine nackte Frau von ihm, die sich am Feuer wärmt. Sie hockt mit untergezogenen Füßen auf einem Divan, den Rücken zum Beschauer und trinkt Thee. Auf diesem Rücken begegnen sich die warmen und kalten Reflexe des unsichtbaren Kaminfeuers und des unsichtbaren Tageslichtes. Von der einen Seite zittern die gelblichen Reflexe der Gluth um sie wie eine Aureole. Auf dem Salon Petit hat er ein Paar in der Farbe bedeutend wunderlichere Bilder, denen er den symbolischen Titel „Die alte und die neue Zeit" gegeben hat. Es sind milchige, grau-weißlich-lila Nuancen, die in ihnen vorherrschen. Das eine, Familienkreis drinnen bei der Lampe und draußen auf dem Altan über einem Hafen mit Leuchtfeuer, Schiffen, Krähnen u. s. w. hat etwas von der Undurchsichtigkeit der Abendausdünstung, das andere, die alte Zeit, mit einem Menschaffen und fischenden Frauen mit denselben Farben bei Tageslicht und unter so völlig anderen Bedingungen ist ganz unwahrscheinlich. Dasselbe eigenthümliche Colorit aber wirkt mit feierlicher Schlichtheit in seiner großen Composition im Vestibul des „Salon": der Abend. Die Atmosphäre ist graubläulichweiß, einzelne Sterne blitzen in ihr auf, zwei uralte Leute, Mann und Weib, sitzen auf der Schwelle ihres Hauses, magere Gestalten, von stiller Größe in den ausdrucksvollen Linien, der Alte blickt spähend zu den Sternen auf, wie mit dem Verlangen unendlicher Fortsetzung, das Weib lehnt sich müde und befriedigt an seine Schulter, hinter ihnen in der Halle hängt der warmbeleuchtete Kessel über dem Feuer und eine junge Frau, ein Kind auf dem Arme, tritt durch die Thür — Begrenzung und Unendlichkeit in einfachen Symbolen.

Unter den Fremden, die im Salon Petit vertreten sind, steht keiner in schärferem Gegensatz zu den Franzosen als Leibl. Er hat nur ein Bild ausgestellt, aber dies genügt, um die deutsche Malweise und Auffassung in ihrer Grundverschiedenheit hervortreten zu lassen. Diese Tyroler mit den gespannten vierschrötigen Gesichtern, den Stutzen in der Hand, diese in's genaueste Detail gehende Zeichnung, die ernste, anspruchslose Farbe, der starke Firniß — Alles läßt den Vorübergehenden vor diesem Bild stutzen mit dem Gefühl: das ist der einzige Fremde unter den hier versammelten Fremden. Alle die Anderen haben von den Franzosen gelernt und stehen unter französischem Einfluß. Der bedeutendste unter ihnen, der Däne Kroyer, sieht und empfindet gewiß originell, aber diese durchsichtigen flüssigen Farben in seinen Strandbildern mit dem hellen Sand und dem hellen sonnenwarmen Blau der See, diese Atmosphäre auf dem prächtigen Bild mit den Abends am Strande liegenden Fischern hat er nicht allein der dänischen Natur abgesehen. Liebermann's nähende Waisenmädchen an einem grauen Sommertage Sperlinge fütternd, ist ein treugesehenes Bild, etwas flach in der Zeichnung, der Schwede Larsson hat einiges Gute, der Finnländer Edelfelt ein reizendes Hafenbild mit durchsichtigem Wasser und rudernden Damen, eine zartgemalte Straße im Winter, feinsinnig in Luft und Schneewirkung, von oben herab aufgenommen, der Norweger Heyerdahl einen auf dem Bollwerk sitzenden und sich nach dem Bade trocknenden Knaben mit Sonnenreflexen auf dem warm bräunlichen Fleisch und ein großes Squarebild von Paris mit fashionablen Ammen, Damen und Kindern. Von Verwée sind besonders seine Ochsen auf dem Felde erwähnenswerth, kleine landschaftliche Ansichten, haarfein gemalt, voll zarter Poesie, aber kaum mit den bloßen Augen zu sehen, hat Pokitonow gebracht, und ihm gegenüber flammen, leuchten, schreien Monet's Bilder doppelt stark. In der Nähe ein Gewimmel von Klexen, im gehörigen Abstand wilde Seestudien in den glänzenden Farben des Mittags mit sich reliefartig hervorhebenden Felsen und Steinen, Orgien von blau, roth und violett, das ist die Natur, impressionistisch gesehen. Eine minder verblüffende und nüchterner gesehene Arbeit ist Monets Eisenbahnhalle mit einfahrendem Zug, wo besonders der abgelassene, weiße Dampf eine eigene Wirkung hervorbringt. Andere Impressionisten sehen minder energisch; in einer flachen Landschaft mit Kühen sind lauter bunte Klexchen regelrecht wie Mosaikstiftchen neben einander gesetzt. Das gibt auch ein Bild. Auch ein Spanier, Egusquiza, ist mit zwei lebensgroßen, tüchtigen, aber uninteressanten Männerporträts vertreten.

Man kommt zu Ribot und man glaubt sich in einer anderen Zeit; Portrait neben Portrait in endloser Reihe, zuweilen eine Kalbskeule oder ein Gruppenbild als Abwechselung. Hier ist der Mensch alles, die Umgebung nichts. Ein Stück holländisch-spanischer Renaissance mit ihrer Freude an massiven Gestalten, an kolossalen Formen und beleuchtetem Fleisch, aber Ribot hat nicht das heidnische Entzücken der Rubens und Jordaens am Nackten. Anklänge an Rembrandt, doch ohne Rembrandts goldig-bräunlichen Schmelz und Rembrandtsche Tiefe. Ein Anbeter des Gigantisch-Charakteristischen, ist Ribot im ersten Augenblick höchst frappirend, bei näherem Beschauen monoton — ein geistreicher Manierist, ein selbständiger Nachahmer, wenn ich so sagen darf. In seiner Auffassung und Malweise macht er Profession aus dem Ungeheuerlichen und Ueberenergischen. Diese Sammlung ist eine wahre Galerie alter dicker Weiber von der herausforderndsten Häßlichkeit, dafür haben seine alten Bettler und Matrosen etwas Königliches in dem großen Stil ihrer vornehm-ruhigen Gesichter. Seine Kunst besteht darin das Einzelne zu isoliren, alles Licht darauf zu sammeln, jede Einwirkung der Umgebung fern zu halten. Aber indem sich nun seine Aufmerksamkeit in das isolirte Einzelne vertieft, wächst es in seiner Phantasie, dehnt sich über Verhältniß aus und wird gigantisch. Nicht wenige dieser Köpfe, z. B. „die böhmischen Musikanten" sind über Lebensgröße. Selbst etwas so Zartes, ja Körperloses wie Feldblumen wird unter seinen Händen wie aus Wachs geformt. An ein paar Seestücken zeigt sich sein Unvermögen, oder seine Verachtung für das Leichte, Flüssige, Veränderliche, wie Luft und Wasser am deutlichsten. Ein paar Dampfschiffe pflügen unter einem dicken grauschwarzen Gewitterhimmel durch eine grauschwarze See, als ginge es durch grauen Sand. Es ist Alles so compact. — Unter den Portraits junger Leute sind einige Männer- und Frauenköpfe von großer Schönheit der Behandlung, die Haut von einem elfenbeinzarten Glanz, Lippen und Augen feucht. Am natürlichsten charakterisirt sind seine Köpfe vlämischer und normannischer Bäuerinnen, deren grobe, aber nicht unschöne Züge die halbkomische Ernsthaftigkeit geistig-seelischer Gebundenheit haben.

Im Salon hängen die vertheilten Auszeichnungen an den Gemälden und die Schaaren der Beschauer werden dünner. Die Sonne brennt, die Bäume schatten mit sommerlich dunklem Laub, die Saison morte beginnt. Cormons großes Decorationsbild: „die Schlacht von Salamis" hat die große Medaille erhalten, die freigebigen ehrenvollen Erwähnungen begegnen Einem auf Schritt und Tritt. Hier und da hält man noch einmal Abschied nehmend vor einem Bilde an, das unter besonders günstiger Beleuchtung alle seine Vorzüge entfaltet. So vor Cains ausdrucksvollen Nonnen auf dem Spaziergang. In regenfeuchter Luft sitzen vier Nonnen auf einem Erdwall. Die älteste, gutmüthig-beschränkt, dämmert über ihrem Brevier, zwei andere, auch schon in einer soliden Altersphase, klatschen mit sittlicher Entrüstung, die jüngste blickt mit schwimmenden Augen sehnsuchtsvoll gläubig hinauf zu dem himmlischen Bräutigam, dessen Ring sie am Finger fühlt. Von einer wunderbar zarten Durchsichtigkeit der Luft, der Gewänder und des Wassers ist die große Procession in Böten von Guillou. Marty's „Fischer und Picards" Schenke haben Medaillen, ein prächtiges Stillleben, leuchtend frische Aprikosen und Kirschen hält uns noch einen Augenblick, nicht bloß um des künstlerischen Genusses willen fest, dann geht es hinab in den Skulpturensaal vorbei an Dampts wollüstiger Diana, an Bouchers kriegerisch begeisterter Gruppe: „siegen, oder sterben", an Beguine's

Digitized by Google

siegendem David, mit der kräftigen Magerkeit der Jugend — und Wagengerassel, Hitze, die schwüle Süßigkeit des Akazienduftes umfangen uns, Droschken mit Koffern fahren vorüber, Paris zieht auf's Land, und die Kunst, die ruhelose Arbeiterin mit dem angestrengtem Lebensgefühl, steigt herab aus dem Palast auf Straße, Feld und Wald und verliert sich für ein Jahr wieder unter der Menge. L. M.

Die Aussprache des Griechischen.

In der französischen Akademie soll eine Bestimmung existiren, daß derjenige zu einer Geldstrafe verurtheilt werden sollte, der über den „Ursprung der Sprache" eine Vorlesung hält. Es ist dies gleichsam die Selbsthülfe der Gesellschaft gegenüber der Unbequemlichkeit, über ein niemals zur wissenschaftlichen Erledigung kommendes Thema stets dieselben Argumente anhören zu müssen. In ähnlicher Weise soll eine der größten deutschen Verlagsfirmen erklärt haben, niemals wieder eine Schrift über „die Entstehung der homerischen Gedichte" verlegen zu wollen, weil auch diese Frage, so lange uns keine anderen wissenschaftlichen Hülfsmittel zu Gebote stehen, einem zwingenden Beweise stets Widerstand zu leisten geeignet ist.

Soweit ist es nun mit der Streitfrage über die Aussprache des Altgriechischen noch nicht gekommen, obwohl die letzten Jahre mehrere Publikationen darüber an das Tageslicht gefördert haben, unter denen die kleine (bei Weidmann in Berlin erschienene) Schrift von Professor Friedrich Blaß wohl mit Recht in Deutschland die meisten Verehrer gefunden hat, ohne daß wir damit behaupten wollen, daß Alles richtig sei, was Blaß gesagt hat, während die von Rangabé, die Aussprache des Griechischen (Leipzig 1883) vorzugsweise in Griechenland beachtet worden ist.

Die umfangreichste, von dem neugriechischen Standpunkt aus verfaßte Schrift über diesen Gegenstand ist vor Kurzem erschienen. Ihr Verfasser ist Eduard Engel, der sich durch seine frische und warme Auffassung des Griechenthums in dem Buch „Griechische Frühlingstage" besonders in Griechenland sehr schnell bekannt gemacht hat, und ihr Titel lautet: Die Aussprache des Griechischen, ein Schnitt in einen Schulzopf (Jena, Costenoble). Indem wir dem Verfasser dankbar sein müssen für die große Sorgfalt, mit welcher er diese Frage behandelt hat, für die mehrfache und zum Theil ganz neue Beleuchtung, in welcher er sie hat erscheinen lassen und endlich für die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er der Entstehung der erasmischen Aussprache und der darüber und von seinen Nacheiferern vorhandenen Literatur nachgeforscht hat, können wir nicht umhin, das Resultat des Buches als völlig verfehlt, das wissenschaftliche Ergebniß als in keiner Weise adäquat mit dem aufgewandten Fleiß zu bezeichnen, und wir werden dieses Urtheil im Folgenden zu begründen versuchen.

Desiderius Erasmus von Rotterdam veröffentlichte im Jahre 1528 in Basel ein Buch: „De recta latini graecique sermonis pronunciatione dialogus", in welchem er die Grundsätze einer richtigen Aussprache des Altlateinischen und Altgriechischen behandelte. Für uns kommen hier nur die Lehren in Betreff der griechischen Aussprache in Betracht, die im Gegensatz zu der neugriechischen, damals von den griechischen Gelehrten nach Italien übertragenen und besonders von dem berühmten Philologen der Renaissancezeit Reuchlin angenommenen und vertretenen Aussprache aufgestellt wurden. Von diesen beiden Vertretern heißen die Methoden der Aussprache die Erasmische und die Reuchlinische. Ohne auf die historische Entstehung jener Schrift einzugehen, genügt es, die fundamentale Verschiedenheit beider Aussprachsmethoden so zu bezeichnen, daß die Neugriechen eine Reihe von Vocalen und Diphthongen, und zwar ι, υ, η, ει, οι, υι wie Jota aussprechen (Itacismus, von der neugriechischen Aussprache des η im Gegensatz zur deutschen und holländischen Aussprache = Etacismus), während Erasmus die moderne, den Buchstaben nachgebende Aussprache dafür einführte. In dieser Aufstellung des holländischen Gelehrten war manches fehlerhaft, z. B. daß die Diphthonge οι, ου, υι auf holländisch-französische Weise ausgesprochen werden sollten, d. h. οι = oa (wie in le roi), ου = au, υι = eu. Wir fügen aber gleich hinzu, daß die holländischen Gymnasien sich von diesen Fehlern frei gemacht haben und heute auch die deutsche Aussprache sprechen. Verständig war es, den Vocalen ι, υ und den Diphthongen αι, ει, ευ ihren richtigen Werth zu geben, ebenso dem ω seine Länge zurückzugeben, während die heutigen Griechen, die ο und ω in der Aussprache nicht unterscheiden, bekanntlich den größten Fehler machen (auch von Engel zugestanden). Diese Aussprache ist in Deutschland im Wesentlichen angenommen, nicht nur weil sie die bequemste und zweckmäßigste ist, sondern vor allen Dingen, weil sie die größte Wahrscheinlichkeit hat. Denn es braucht nicht bewiesen zu werden, daß bei einer todten Sprache gerade die Gesetze der Aussprache nur in einzelnen Fällen mit völliger Sicherheit, im Allgemeinen nur mit Wahrscheinlichkeitsgründen aufgestellt werden können. Und wenn wir auch Engel wie Ernst Curtius darin beistimmen können, „daß mit Ausnahme einiger Grenzpunkte des griechischen Sprachgebietes der geringste Grieche heute neugriechisch spricht", so ist doch die Sprache selbst etwas zu wenig stabiles, als daß wir die moderne Aussprache ohne Weiteres als maßgebend für die alte Aussprache betrachten können. Ebensowenig aber wollen wir behaupten, daß unsere Aussprache überall das Richtige trifft, und wir gestehen unserem Verfasser gern zu, daß der deutsche Schüler niemals zwischen αι und ει, ευ und οι, ευ und ηυ einen Unterschied machen lernt, was eigentlich sein sollte. Daß der heute in Griechenland übliche Itacismus aber in der classischen Zeit Griechenlands, d. h. im fünften und vierten Jahrhundert vor Christo in Attika nicht üblich gewesen ist, geht aus dem gesammten inschriftlichen Material, das hauptsächlich für jene Frage maßgebend ist, mit solcher Sicherheit hervor, daß wir bedauern, daß ein so scharfsinniger Beobachter, wie Engel, es versäumt hat, dieses Material sorgfältig durchzunehmen und daraus Schlüsse zu ziehen. Um so naiver klingt für uns eine gelegentliche Bemerkung, daß die Anhänger von Blaß wohl niemals eine Inschrift gesehen haben; allerdings eine seltsame Verkennung der Verhältnisse bei Professoren, welche griechische Epigraphik lesen. Weit eher hätten andere Argumente völlig außer Acht gelassen werden können, wie z. B. nach den maßgebenden Arbeiten von Lobeck nicht mehr von uns mit Gründen der Euphonie und Kakophonie operirt werden sollte, daher Vieles, was in dem Capitel „Die Gründe des Wohllautes" gegen Blaß bemerkt ist, seine volle Berechtigung hat. Wie wenig aber Engel in der Lage ist, in eine sprachlich-historische Entwickelung einzudringen, beweisen unter Anderem fast sämmtliche Stellen, in denen er über das Archontatsjahr des Eukleides und die darin vorgenommene orthographische Reform handelt, die an Oberflächlichkeit und Mißverständnissen nichts zu wünschen übrig lassen.

Die alten Griechen haben von dem Alphabet der Phönizier nur etwa 16 Buchstaben angenommen. Sehr früh haben sie von nichtphönizischen Buchstaben υ, φ, χ (ursprünglich ein stehendes oder liegendes Kreuz + oder ×) eingeführt, Digamma oder Vau (F) ist in der östlichen Gruppe sehr früh ausgestoßen worden, etwas später das Koppa (ϙ). In der uns durch Inschriften aufgeschlossenen jonisch-attischen Zeit bis zum Jahre 403 lassen sich zwei Perioden unterscheiden, deren erste vom Anfang des sechsten Jahrhunderts bis zum Jahre 440 (Ol. 84, 1) reicht. In dieser hat Σ eine schiefe Gestalt, Lambda und Gamma die specifisch attische Schreibung; für ξ wird geschrieben χσ, für ψ φσ. Ein Omega (ω) gibt es nicht, und η (H) ist das Zeichen des Spiritus asper. Das Zeichen für ε (E) drückt gleichzeitig ε, η, ει aus, das Zeichen für ο gleichzeitig ο, ω, ου. In der Periode 440—403 tritt η und ω, besonders in nichtofficiellen Inschriften, als Vocalzeichen zerstreut auf, in manchen Urkunden ziemlich constant; die gewöhnliche Form des Σ ersetzt die ältere. Mit 403 werden η und ω in Attika als Vocalzeichen officiell eingeführt, ebenso er-

Digitized by Google

scheint seit dieser Zeit officiell Xi (Ξ) und Psi (Ψ), *H* als Asper wird nicht mehr gebraucht; ei und u werden durch *ει* und *ου* ausgedrückt, wenn auch gerade darin noch später vereinzelte Schwankungen vorkommen. In der Uebergangszeit von 440—403 finden sich in einer und derselben Inschrift *H* als Hauch- und Vocalzeichen, z. B. in der von Engel (S. 77) mitgetheilten Inschrift oder in der Urkunde über die Methonäer (I. A. I, 40).

Es braucht für keinen Sprachkenner bewiesen zu werden, daß die Griechen in der Aussprache die Laute *η* (lang ē), ei und u längst hatten, bevor sie deutliche und von andern unterscheidbare Zeichen dafür ersannen. Die frühere Zeit ist charakteristisch wegen der Verlegenheit, in der sie sich befanden. Indem sie aber ei durch das Zeichen des e wiedergaben, u durch das Zeichen des o, liefern sie für uns den Beweis, daß sie in *ει* deutlich das e hörten, in *ου* deutlich das o, mit andern Worten, daß der zweite Vocal in jenen Diphthongen etwas secundäres, mehr oder weniger bedeutungsloses war. Beides ist historisch bestätigt, jenes durch die in der klassischen Zeit fast nirgends vorkommende Verwechselung von *ει* und *αι*, dieses durch den Zustand der altlateinischen Sprache, in der bekanntlich o und u ineinander übergehen. Der Diphthong *ου* entsprach also zweifellos ursprünglich nicht unserm langen ū, sondern klang nach o hinüber, wie das lateinische u. Daß die phonetische Bedeutung des Jota in *ει* eine minimale war, erhält nicht nur durch den alten Gebrauch des *ε* seine Bestätigung, sondern ganz besonders durch eine analoge, und auch erst durch die Inschriften erschlossene Erscheinung. In derselben Zeit nämlich, in welcher jenes *ει* in der Schrift regelmäßig zu werden beginnt, zeigen sich in der attischen Schrift auch zahlreich die Schwankungen von *α* und *αι*, *ο* und *οι*. So gehen neben einander *ποεῖν* und *ποιεῖν*, *Βοηδρομιών* und *Βοηδρομιών*, *βοηθήσαντες* und *βοιηθήσαντες*, *ὄγδοος* und *ὄγδοιος*, Stellen, die den Epigraphikern aus dem Inschriftenband von Dittenberger geläufig sind. Und nicht nur das. Sogar dort, wo etymologisch nur ein *ε* erwartet wird, findet sich nebenbei *ει*, z. B. *δωρειά* für *δωρεά* (J. A. II, 115), *δείωνται* für *δέωνται* (a. O. 119), *βασιλεῖα* für *βασιλέα* (263), *γραμματεῖα* für *γραμματέα* (277). Nun hat noch niemals Jemand den Unsinn zu behaupten gewagt, daß in diesen Fällen die alten Griechen ein i gesprochen haben, vielmehr legen sie den deutlichsten Beweis ab, daß die vocalische Kraft des Jota in jenen Verbindungen fast Null war, voraussichtlich weil das Jota etymologisch in vielen Verbindungen aus consonantischem Jod entstanden war, als dessen letzter Ueberrest es in einzelnen Wörtern, wie *ποιεῖν*, *ποίημα* u. s. w. erhalten blieb, in andern ausgestoßen wurde. Wenn aber die Diphthonge *ει* und *οι* in irgend einem Wort wie Jota gesprochen wurden, so würden jene Steinmetzen sie in den genannten Fällen nicht gebraucht haben, wo sie zweifellos nicht durch Jota wiedergegeben wurden. Aus diesem Grunde konnte die Behauptung aufgestellt werden, daß *ει* um jene Zeit (4 Jh.) wie ē gesprochen wurde (Brugman). Ganz die analoge Erscheinung finden wir bei *υ* und F (Digamma). Wenn in der Inschrift von Naxos (C. J. 10) *ἀFυτοῦ* gelesen wird, so ist Fυ „der graphische Ausdruck für den Spiranten, den man hier vielleicht deutlicher vernahm, so daß also eigentlich *ταFτοῦ* gemeint war," worüber der berühmte Wiener Philologe Wilhelm Hartel in seinen „Homerischen Studien" ausführlich gehandelt hat.

Für die minimale vocalische Kraft des Jota spricht ferner auch die Krasis, freilich nicht in dem Sinn von Georg Curtius und den ihm folgenden Grammatikern. Wenn nämlich in Griechenland aus *καὶ ἐγώ* ein *κἀγώ* werden konnte, so beweist dies nichts für das Ueberwiegen des Alpha, sondern für den Rest des consonantischen Jod. Denn da im Homer *καὶ ἐγώ* (∪∪–) gelesen wird, so hat Hartel überzeugend nachgewiesen, daß die Stufenfolge bis zur Krasis ist *καjεγώ* (homerischer Zustand), *καεγώ*, *κἀγώ* (attische Zeit). Diese Untersuchungen scheinen Engel vollständig unbekannt geblieben zu sein, wogegen er auf das Geschwätz der Philologenversammlungen zu großes Gewicht legt.

Vollständig entscheidend für die Frage der gleichartigen Aussprache sind die orthographischen Fehler der Steinmetzen und Schreiber. Jeder, der Handschriften gelesen hat, weiß, daß ein großer Theil der Schreibfehler daher kommt, daß der Schreiber irrthümlich so abschreibt wie der das Wort spricht, ohne die ältere überlieferte Orthographie zu berücksichtigen. Nun wird man nicht leugnen können, daß in einzelnen griechischen Dialecten (so den böotisch-kretischen) schon frühzeitig *ι* und *ει*, *ει* und *η* in der Schrift durcheinander gegangen, also in der Aussprache gleich gewesen sind. Für die jonisch-attische Sprache des 5. und 4. Jahrh. v. Chr. muß dies entschieden bestritten werden, da derartige Verwechselungen niemals vorkommen. Dagegen finden sich diese Fehler zahlreich in den ägyptischen Papyrusurkunden des 3. und 2. Jahrh. v. Chr. und ebenso in den aus jener Zeit gefundenen wenigen klassischen Handschriften auf Papyrus. Sowohl die 1847 und 1856 in Aegypten gefundenen Hyperideshandschriften, wie der 1821 aufgefundene Papyrus Bankes des Homer zeigen Verwechselungen von *ι* und *ει*, *η* und *ει*, *ι* und *υ* u. a., ein sicherer Beweis, daß damals schon der Itacismus in Aegypten und Syrien allgemein verbreitet war, und von dort aus die Welt eroberte, so daß der Philologe Rost vollständig Recht hatte, wenn er sagte: „Die Reuchlinische Aussprache läßt sich bis auf die Zeit vor Christi Geburt und zum Theil bis auf noch weitre frühere Zeit als die richtige durch Zeugnisse belegen." Eben aber nur nicht für die attische Sprache. Hier hat jeder Vocal und jeder Diphthong seine bestimmte Stellung und Aussprache. Nach einem Grund des Eindringens des Itacismus in die alexandrinischen Reiche braucht man nicht lange zu suchen; es war das Griechisch des macedonischen Heeres, das in Asien und Afrika den Sieg behauptete, und das jenes Vulgärgriechisch (*κοινή*) erzeugte, welches schließlich als Sprache des Neuen Testamentes benutzt wurde. Die Aussprache dieser Periode wurde auch den Römern vermittelt, weshalb sie in zahlreichen Fällen *ει* durch i ausgedrückt haben.

Mit welcher Reinheit sich aber gerade im Gegensatz zu den Liederlichkeiten des Vulgärgriechisch die von Grammatikern geprüfte und sanctionirte Schreibung der alten Classiker erhielt, dafür ist das glänzendste Beispiel jenes Geblöke der Schafe *βῆ βῆ* aus dem attischen Komiker Kratinos (um 460 v. Chr., gestorben 423). Eustathius (im 12. Jahrh. n. Chr.) fand den Vers in seinem Lexikon, die Lexika hatten es von den alexandrinischen Grammatikern der aristarchischen Schule, und diese von ihren besten Handschriften. Sowohl die Alexandriner, wie Eustathius haben dies *βῆβῆ*, bibi (oder wiwi) gesprochen; sie wagten es aber nicht, die sichere Ueberlieferung zu ändern, die ihnen doch in hohem Grade sonderbar vorkommen mußte. Daß diese einzig richtig ist, und daß Kratinos, wie sein athenisches Publikum bebe gesprochen haben, braucht nicht bewiesen zu werden. Auch die Schafe der Neugriechen blöken nicht bibi. Die Argumentation von Engel darüber ist kindlich: er weiß nicht einmal, daß lange vor 403 ein *H* als langes ē in nichtofficiellen Urkunden geschrieben worden ist.

Vielleicht dürfen wir auch an die homerischen Kühe erinnern, deren Gebrüll durch *μῡκάομαι* ausgedrückt wird. Auch heute brüllen noch deren Nachkommen my my (tief) und nicht mimi mit dem Geflüster eines Liebenden.

Nur Weniges ist über die Consonanten zu sagen, weil wir sehr wenig darüber wissen. Am sichersten ist, daß die alten Griechen *τ* und *ϑ* in der Aussprache unterschieden haben, was wir nicht thun oder nicht können. Ebenso ist uns unbekannt, worin die Differenzirung bestand, und ob die heutigen Griechen das *ϑ* richtig sprechen. Ferner ist sicher, daß unsere Aussprache des *ζ* fehlerhaft ist, weil zu scharf, da der Laut zu den sanftesten gehörte und einem s nahe kam. Daß *β* sehr frühzeitig wie w gesprochen wurde, ist auch zweifellos; seit welcher Zeit, wissen wir nicht. Aber jedenfalls nicht in der Zeit, als das Vau noch durch einen besonderen Consonanten (Digamma) ausgedrückt wurde, und ebenso wenig bei den äolischen Dialecten. Dies Moment hat Engel in jenem sehr lesenswerthen Capitel übersehen.

Digitized by Google

Wir schließen mit folgender These. Die Franzosen haben ihre Aussprache des Griechischen, ebenso die Engländer, deren Griechisch bekanntlich uns nervenkrank machen kann, die Holländer mit den Deutschen die ihrige, und eine andere die Neugriechen. Unter den Deutschen zeichneten sich früher sächsische Gymnasien aus durch die neugriechische Aussprache des $\alpha\iota = \bar{e}$. Vor allen diesen ist, einzelne Kleinigkeiten abgerechnet, besonders was die Frage des Vocalismus anbetrifft, diejenige Aussprache die beste, welche auf den preußischen Gymnasien gelehrt wird (in Württemberg wird z. B. nicht nach Accenten gesprochen), weil sie sich am meisten und im wesentlichsten jenem Zustand der Aussprache nähert, wie er voraussichtlich im 5. und 4. Jahrh. v. Chr. in Attika und Athen gewesen ist. Die Reuchlin'sche (neugriechische) Aussprache des Altgriechischen ist für die classische Zeit Athens ein grober historischer Fehler. Zu den Füßen des Verfassers dieser Zeilen haben viele griechische Studenten gesessen, zum Theil sehr tüchtige und begabte Gelehrte, die sich später einen Namen erworben haben und mit denen er oftmals das in Rede stehende Thema ausführlich besprochen hat. Es war ihm die sonderbarste Erscheinung, daß alle wissenschaftlichen Gründe der deutschen Gelehrsamkeit an dem Starrsinn, mit welchem die Griechen an ihrer Auffassung festhalten, völlig gescheitert sind. Es ist zu bedauern, daß sie durch die Schrift von Engel wieder etwas Oberwasser bekommen haben.

Philosophus.

Feuilleton.

Charakterbilder.

Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin.

Von Heinrich Ehrlich.

Hans von Bülow und Anton Rubinstein.

(Schluß.)

Rubinstein's Bekanntschaft mit mir ist noch älteren Datums als die Bülow's. Wir trafen uns zuerst 1846 oder 1847 in Wien an einer Wirthstafel, wo wir um den bescheidenen Preis von 11 Kreuzern (etwa 36 Pfennige) zu Mittag aßen. Rubinstein, der aus den Wunderkinderin die Jünglings-Uebergangsjahre getreten war, befand sich momentan in wenig günstigen Verhältnissen. Er hatte im Vereine mit dem ungemein genialen Flötisten Heimtl*) eine Kunstreise durch Ungarn gemacht, und da die Einnahmen gering waren, und sie Beide nicht zu den Sparsamen gehörten, so brachten sie nach Wien nur die leeren Taschen, mit denen sie ausgezogen waren. Rubinstein wohnte vier Treppen hoch im Hofe in einem Hause der Annagasse, nnd componirte fleißig. Schon in jener Zeit der Entbehrung und trüben Aussichten zeigte seine Haltung das ruhige Selbstbewußtsein und die ernste Freundlichkeit, Eigenschaften die im gesellschaftlichen Leben den höchsten Werth darstellen. Schon damals auch leuchteten in seinen Compositionen geniale Blitze, und ganz lebhaft steht vor mir die Erinnerung, wie entzückt ich von einem Liedchen war, ihm Großes prophezeite, und er ruhig sprach: „Vielleicht gelingt mir ein neues Genre in dieser Richtung". Im Sommer 1855 kam er nach Wiesbaden, wo ich als Lehrer bei Hofe und in der Aristokratie quasi zur Mode gehörte. Ich verkündete seine Ankunft mit Begeisterung in der „Mittelrheinischen Zeitung", und schrieb, als er bei seinem ersten Auftreten nicht die verdiente ganz enthusiastische Aufnahme fand, einen zweiten Artikel, um dem Publikum die Augen zu öffnen. Die Musikanten und auch Mitglieder der guten Gesellschaft bespöttelten meine Preisung eines ihnen fast Unbekannten als „berühmten Künstler" und daß ich mich so „herunterseßte" — sie wußten nichts von der Ocean-Symphonie, die er damals in Leipzig vorgeführt hatte. Doch meine Preisung war insofern fast unnöthig, als seine Persönlichkeit binnen vierzehn Tagen das ganze Publikum beherrschte. Nachlässig, fast schlecht gekleidet, ernsthaft höflich, ohne irgend Jemandem besondere Rücksicht zu erweisen, flößte er den Männern Respect ein, bezauberte die Frauen. Ich habe außer Liszt keinen Mann gesehen, der eine so wahrhaft dämonische Wirkung auf die Frauen ausübte, wie Rubinstein.*) Das zeigte sich auch in Wiesbaden. Eine der schönsten Damen aus Mitteldeutschland trug ihre Neigung für ihn fast zur Schau. Eine Andere, aus altadeligem Geschlechte, die sich von ihrem ersten Manne getrennt hatte, um einen zweiten, geliebteren (ebenfalls Hochadeligen) zu ehelichen, faßte eine unbezwingliche Leidenschaft für Rubinstein und reiste mit ihm. Und immer und überall, wo er sich zeigte, flogen ihm die Herzen der Frauen zu; und noch heute, wo er im reifsten Mannesalter steht, ist der Zauber ungebrochen.

Anton Rubinstein wohnte damals in Biebrich, kam oft nach Wiesbaden, um Roulette zu spielen und verlor immer. Spiel und Liebesabenteuer störten seinen großartigen Schaffensdrang nicht im mindesten. In Biebrich hat er binnen zwei Monaten das „Verlorene Paradies" und eine „Suite" für Clavier componirt, die ganz unbekannt geblieben ist, aber bestimmt zu seinen besten Werken gehört. 1857 sah ich ihn in London wieder; er kam im vollen Glanze seiner Pariser Triumphe und spielte im Philharmonischen Concerte sein G-dur-Concert und eine (recht unbedeutende) Polonaise, in der Musical union sein B-dur-Trio, das sozusagen unter meinen Augen in 10 oder 12 Tagen entstanden ist. In den sechziger Jahren begegneten wir uns öfter in Berlin; 1872 in Düsseldorf, als er seinen „Thurm von Babel" aufführte; dort, bei einem Mittagsfeste, gab er seinen Entschluß kund, nach Amerika zu gehen, um „für seine Familie ein Capital zu sammeln", nicht mehr den Capellmeister abzugeben und nur mehr „geistliche Opern" zu componiren. Dort prophezeite ich ihm, daß er das Nessushemd des Pianisten nicht ausziehen würde. In einer Studie über ihn, 1868 (im „Salon") und in einer zweiten, die 1879 in „Nord und Süd" erschienen ist, habe ich diese Ueberzeugung ausgesprochen und halte sie noch heute fest, obwohl 1885 von Neuem das Losungswort der „allerletzten Concertreise" verkündet ward. Ebenso habe ich an ihm die Erfahrung bestätigt gefunden, daß kein hochgefeierter Künstler auf die Länge gegenüber dem ewigen Weihrauchkessel-Schwenken freien Kopf behält, daß ihn nach und nach das Gefühl der Unfehlbarkeit überkommt, und er nur diejenigen als wahre Verehrer betrachtet, die auch seine Schwächen preisen, und die jede freie Bemerkung eines Anderen, Unabhängigen als einen persönlichen, aus unlauteren Motiven herzuleitenden Angriff, wo möglich als ein Vergehen gegen die Kunst bezeichnen. Bei den Frauen ist derartige Verehrung eines Künstlers nicht zu tadeln, sondern selbstverständlich; es ist ja ein liebenswerthes Vorrecht der Frauen, daß sie künstlerische Leistungen und Persönlichkeit nicht trennen, daß sie über ihre Gefühle sich nicht Rechenschaft geben, sich ihren Sym- und Antipathien überlassen, ohne nach Gründen zu fragen. Aber was in Kunstfragen beim Weibe echt weiblich ist, das ist beim Manne weibisch oder aus anderen Beweggründen als dem wahren Kunstsinn zu erklären.

Seit Liszt sind keinem Künstler vom großen Publikum derartige glänzende Huldigungen dargebracht worden, wie dem genialen und allbeliebten Rubinstein. Sein Ruhm stieg von Jahr zu Jahr, und seine Einnahmen erreichten eine colossale Höhe. Allerdings lag der Schwerpunkt der Erfolge in der Wagschale des Pianisten, nicht in der des Componisten; seine größeren Werke, Opern und Symphonien fanden enthusiastische Aufnahme, wenn er sie dirigirte, die Huldigung galt mehr seiner Person, nicht seiner Schöpfung; und man konnte sagen, wenn er die

*) Heimtl spielte auf der Flöte a vista die Violinparthie der Bach'schen Sonaten für Clavier und Violine! Er war ein bildhübscher, gutmüthiger Mensch, ganz zerfahren, aber von den Frauen vergöttert. Die schöne Freundin eines reichen österreichischen Grafen wollte ihn heirathen nnd zum „soliden Mann" bilden. Auf einer Donaufahrt (1850) kamen sie in die Nähe eines Schießplatzes, eine unglückliche Kugel traf den Künstler, der in den Armen der verzweifelten Braut sein junges Leben endete.

*) Daß ihn Liszt an umfassendem Geiste, Genialität der Auffassung, Herzensgüte, besonders aber im Wohlwollen und Interesse für die Kunstbestrebungen Anderer weit überragte, sei gleich hier festgestellt.

Digitized by Google

Stadt verließ, in welcher er ein größeres Werk vorgeführt hatte, so reiste dieses mit ihm ab. Nur die Oper „Die Makkabäer" gewann in Berlin festen Halt, und wurde erst beseitigt, als die unersetzbare Trägerin der Hauptrolle, Frl. Brandt, die Hofoper verließ; die „Ocean-Symphonie" wird als ein höchst interessantes Werk immer wieder mit Theilnahme gehört werden; daß die Oper „Der Dämon" von der Bühne vernachlässigt wird, ist bedauerlich; sie ist, wenn auch in der Handlung nicht genug „dramatisch", bei weitem Rubinstein's genialste und bestgearbeitete Schöpfung.

Für den Geschmack und die Kunstrichtung des eleganten Publikums höchst bezeichnend ist es, daß Rubinstein überall die größten Triumphe bei seiner letzten Kunstreise 1885/86 feierte, als seine künstlerischen Leistungen unbestreitbar die ungleichartigsten — ich wähle das bestlautende Wort — waren, als er den Componisten ganz in den Hintergrund und den Pianisten voranstellte. Er gab sieben „historische" Concerte, in welchen er die Clavierliteratur aus alter bis zur neuesten Zeit (mit Ausnahme von Brahms) vorführte. Er zeigte darin das Großartigste, Unerhörteste an Kraft, Ausdauer und Gedächtnißstärke, spielte in manchem Concerte fast dreißig Stücke nacheinander. Aber sein Beethoven-Abend, in welchem er acht große Sonaten durch die rasendsten Tempi in den Zeitraum von dritthalb Stunden zwängte, zeigte von vollständiger Mißachtung dieser höchsten Schöpfungen des Genies, die in Jedem, der es redlich mit der Kunst meint, schmerzliche Gefühle erwecken mußte. Es erschien ihm gleichgiltig ganze Stellen im fortissimo wiederzugeben, bei denen Beethoven semper pp vorgeschrieben hatte, die Harmonie zu ändern u. s. w. Er hatte offenbar den Sonaten kein anderes Studium gewidmet, als das im Gedächtniß-Behalten benöthigte; den geistigen Inhalt unterwarf er vollständig seinen momentanen orgiastischen Stimmungen. Ich habe damals diese Entweihung des Evangeliums in einem längeren Artikel — mit allem schuldigen Respecte für seine großartigen Gaben und für einzelne Glanzmomente — besprochen, die Gefahren dargelegt, welche sie der Kunst durch Neigung zur Nachahmung bringt. Alle ehrenhaften Kritiker haben meine Bedenken getheilt, wenn sie denselben auch nicht so entschiedenen Ausdruck gaben. Auch will ich hier betonen, daß mir nicht eingefallen wäre, eine Verwahrung zu erheben, wenn Rubinstein in einem Concerte eine Sonate Beethoven's verfehlt vortrug; er hat in den siebziger Jahren einmal die große C-dur-Sonate sozusagen unter das Clavier geworfen, am selben Abend jedoch die Phantasien von Schumann, Schubert (Wanderer) und Mozart (Eingang der C-moll-Sonate) in geradezu unvergleichlicher Weise gespielt. Wer konnte da ehrenhafterweise auf jene eine verfehlte Leitung besonderes Gewicht legen? Aber wenn ein Künstler acht Sonaten Beethoven's nach einander vorführt, also zeigen will, wie er Beethoven spielt, dann muß er mit künstlerischer Sammlung vorbereitet sein, mit Weihe an die Erfüllung solcher Aufgaben treten, nicht mit nonchalanter Genialität. Doch das Publikum jubelte ihm überall zu, und gab ihm das Recht, seine Stimmung über Beethoven's Vorschrift zu stellen.

Diese in den letzten Jahren immer mehr hervortretende Nichtachtung der höchsten Kunstgesetze, die geringe Sorgfalt der Arbeit in seinen neuen Werken, auch seine unverhehlte, sehr oft unumwunden ausgesprochene Nichtanerkennung des so hochbedeutenden und durchwegs künstlerisch ernsten, von mir hochverehrten Brahms haben mich bewogen, von dem Schwarm der Weihrauchkesselschwenker immer mehr ferne zu bleiben, obwohl ich von den persönlichen Beziehungen nur das Beste sagen darf. Einen kleinen Zwischenfall im Jahre 1871 abgerechnet, hat Rubinstein mir gegenüber in den vierzig Jahren unserer Bekanntschaft immer dieselbe ernste, freundliche Haltung, Verläßlichkeit und Liebenswürdigkeit bewahrt, die ihm von jeher allüberall die größte Beliebtheit sicherte.

Ein Vergleich der Wesenheit Bülow's und Rubinstein's führt nicht allein zu psychologischen Prüfungen der Persönlichkeit, sondern zu weitergreifenden allgemeinen culturhistorischen Betrachtungen; denn die Beiden sind in ihrer ungleichartigen und entschiedenen Geistesrichtung und künstlerischer Kundgebung zu gleicher Zeit bedeutende eigenthümliche Individuen und auch urbildliche (typische) Vertreter einer Gattung. Rubinstein ist ein echtes Kind der russischen Gesellschaft, Bülow ist — das wird nun recht paradox klingen, soll aber später bewiesen werden — ein richtiger deutscher hyperidealistischer Künstler.

Bülow, von altadeligem Geschlechte entsprungen, widmete sich zuerst juristischen Studien; Leidenschaft für Musik, glühende Verehrung Wagner's bewogen den Zwanzigjährigen, seine ausgezeichnete musikalische Begabung zum Lebensberufe auszubilden. Mit eisernem Fleiße, mit unvergleichlicher Energie und Ausdauer erklimmte er die Höhen einer in ihrer Art einzigen Meisterschaft. Seine Wiedergabe der letzten fünf Sonaten Beethovens, die er fast ohne Unterbrechung nach einander aus dem Gedächtnisse zu Gehör brachte, war nicht etwa wie jener oben erwähnte Beethoven-Abend Rubinstein's eine erstaunliche Kraftäußerung mit einigen glänzenden Momenten, mit Wetterleuchten des Genies, sondern eine ganz hochkünstlerische Wiedergabe, eine wahrhafte Entsiegelung dieser sibyllinischen Bücher. Rubinstein, der Sohn sehr einfacher israelitischer moldauischer Bürgersleute, ward schon als neunjähriges Wunderkind in Europa berühmt; fast mühelos wandelte er den Weg zur Meisterschaft, denn die Natur hat ihn mit den reichsten Gaben nach allen Richtungen ausgestattet; und trotz der Ungleichheiten in seinen Vorträgen hat er die Bewunderung, ja das Entzücken selbst der strengeren Beurtheiler erregt — wer wollte sich den Eindruck dieses herrlichen, vollen, aller Färbungen fähigen Anschlages, dieses dämonischen Feuers, dieses Schwunges der Auffassung entziehen, so lange nicht das Heiligste mit ungeweihter Hand angetastet ward? Bülow, der sich erst spät der Künstlerlaufbahn widmete, hat gerade in den Disciplinen, welche lange von Jugend auf geübte Hantierung verlangen, im Lehrfache, in der Leitung des Orchesters Bewunderungswürdiges geleistet. Seine Ausgaben Beethoven'scher Compositionen und unzähliger Studienwerke zeugen von tiefstem gründlichsten Eindringen und praktischem Blicke. Und was hat er als Dirigent vollbracht! Seine Führung von „Tristan und Isolde" in München, von „Carmen" in Hannover ist noch unvergessen. An die Spitze der kleinen Meininger Hofcapelle berufen, deren Existenz kaum bekannt war, deren beste Mitglieder keine höhere Anerkennung beanspruchten, als gute Musiker zu sein, trat er nach zweijähriger Thätigkeit mit ihr in die Oeffentlichkeit und bot Leistungen, welche durch unfehlbare Sicherheit, durch Feinheit und Schwung selbst den verwöhntesten Hörer zur lautesten Bewunderung hinrissen; es war, als ginge ein elektrisches Fluidum von seinem Tactstocke aus, und die überlegene Festigkeit und Sicherheit dieses sonst so übernervösen Mannes erscheint ein Räthsel! Rubinstein, der so viel ruhigere, ist ein sehr erregbarer Dirigent. Selbst seine großen Verehrer unter den Sängern beiderlei Geschlechtes, die seine Opern fleißig vorher studirten, bevor er an das Dirigentenpult trat, fürchteten seine Aufgeregtheit und Unsicherheit im Zeitmaße. Und die Aufführung der achten Symphonie Beethoven's, die er auf dem Rheinischen Musikfeste in Düsseldorf 1872 leitete — das Orchester bestand aus den tüchtigsten Künstlern — gehörte nicht zu den besten; wie glanzvoll ward sie von der kleinen Meininger Capelle unter Bülow wiedergegeben!

Als schaffender Künstler hat Bülow nur wenig geleistet, aber Interessantes, ernsthaft Gearbeitetes. Von Rubinstein dagegen existiren wohl an 115 oder mehr Werke, darunter manche für Clavier, die zehn bis zwanzig einzelne Nummern zählen, viele Opern, zwei Oratorien, viele Lieder, Concerte u. s. w. In fast jedem seiner größeren Werke finden sich Gedankenblitze, die nur aus einem genialen Kopfe leuchten konnten. Das Thema des Finale seiner „dramatischen Symphonie" ist eines Großmeister der Tonkunst würdig. Seine Oceansymphonie hat überall beste verdiente Aufnahme gefunden, seine fünfte (russische) Symphonie sprudelt von geistreichen Einfällen, seine geistliche Opern „Thurm von Babel", „Sulamith", die Opern „Makkabäer", der „Dämon" selbst der „Feramors" enthalten schöne Nummern; manche seiner Lieder sind über die ganze Welt verbreitet; die meisten seiner Clavierconcerte, Trio's, Sonaten bieten vieles Interessante, und manche seiner Salonstücke gehören zu den anmuthigsten der Gattung. Wenn nun ein so überaus reich ausgestatteter Künstler dennoch nicht die unbedingte Zustimmung der Künstler und Kenner gewann, vielmehr berechtigte Bedenken erweckte, hier und da sogar eine unverdient geringe Würdigung seiner Werke begegnen mußte; wenn seine Opern sich nicht auf den Bühnen erhalten, seine Symphonien nur sehr selten in den Programmen der Orchesterconcerte erscheinen, wenn er entschieden als Pianist unvergleichlich größere Erfolge erzielte, so liegt ein Hauptgrund in der Wechselwirkung zwischen seiner Wesenheit und der russischen Gesellschaft, in welcher

Digitized by Google

er seit seinem zwanzigsten Jahre lebt und webt, zu der er nach jedem Triumphe zurückkehrt. In ihr fühlt er sich am meisten heimisch, und ihr sagt sein Wesen am besten zu. Rußland ist der jüngste Civilisationsstaat in Europa; aber er hat durch Kunst der Diplomatie und durch Waffengewalt unglaubliche Macht und Einfluß auf alle Verhältnisse gewonnen; so auch hat die russische Gesellschaft sich in einer Weise entwickelt, daß sie in Eleganz der Formen, im Raffinement geistiger und materieller Genüsse, sich den ältesten Staaten gleichstellt, ohne dabei die nationale Denkart im mindesten zu ändern. Keine Nation besitzt eine derartige Leichtigkeit, fremde Sprachen mit voller Sicherheit zu handhaben, fremde Literatur und Kunst aufzufassen, wie der Russe, keine ist in ihrem Denken und Trachten von den Einflüssen fremder Civilisation unberührter geblieben als der elegante Russe. Mag er für deutsche oder italienische Musik schwärmen, englischer oder französischer Literatur den Vorzug geben, realistischer oder idealistischer Malerei seine Neigung schenken, aus Hegel oder Schopenhauer philosophische Ansichten und Phrasen schöpfen, Alles das wird an seiner ursprünglichen Sinnesart nichts ändern. Die Kunst wird ihm die angenehmste geistig-sinnliche An- und Aufregung nach bloß materiellen Genüssen sein; was ethische Anschauungen der Kunst und des Lebens betrifft, so lehrt ihn die Geschichte seines Landes in der inneren Entwickelung wie in den Beziehungen zu anderen Ländern, daß Ausdauer, Energie und gänzliche Unbekümmertheit um alles Andere am sichersten zum Ziele gelangen; er ist auch überzeugt, daß seinem Lande die Zukunft gehört — in dieser Ueberzeugung treffen der erzconservative, streng-gläubige Russe mit dem Dynamit-Nihilisten zusammen. In einer Gesellschaft, welche ohne culturhistorische organische, allmähliche Entwickelung so schnell in den Besitz der durch die letzten Anregungen der Civilisation, durch den Luxus geschaffenen Genüsse gelangt ist, die immerwährende, durch künstliche Reizmittel beförderte Erregung anstrebt, sich zwischen Enthusiasmus und Abspannung bewegt, in einer solchen Gesellschaft wird der Künstler leicht verleitet, das Genialische*) über das Künstlerisch-Einheitliche zu setzen, neben glänzenden Einfällen Banales, Abgebrauchtes stehen zu lassen; er verliert alle Selbstprüfung, und widmet dem Formellen, der schematischen Arbeit der Durchführung des musikalischen Gedankens, der Instrumentation nicht die Sorgfalt, ohne welche ein wahres Kunstwerk nimmer geschaffen wird. Und wenn nun Rubinstein's persönliche Neigungen in vielen Dingen denen der ihn umgebenden Gesellschaft ganz entsprechen, wenn er ihr durch seine eheliche Verbindung und seine Stellung angehört**), so ist es leicht erklärlich, daß die Eindrücke sich in seinen Werken wiederspiegeln, und daß diese eine Ungleichheit zeigen, welche über den Glanz der einzelnen Gedanken einen oft ganz verdunkelnden Schatten wirft. So erscheint es auch leicht erklärlich, daß die Werke mancher weniger reich begabten Componisten viel nachhaltigere Wirkung üben — sie sind eben künstlerisch einheitlicher und sorgfältiger gearbeitet.

Bülow ist ein Deutscher, ein schrullenhafter, aus allen Gleisen fahrender, manchmal bis zur Thorheit querköpfiger, aber echter Deutscher, weil eine Individualität wie die seinige überhaupt nur in Deutschland geboren werden und sich entwickeln kann. In jenem anderen Lande dürfen auch die unbändigsten Sonderlinge nicht die eigene Nation angreifen, wenn sie nicht vollständige Vereinsamung ertragen wollen. Aber in Deutschland findet größte Rücksichtslosigkeit, Verachtung der öffentlichen Meinung in Wort und That nicht bloß Entschuldigung, sondern vielfache Anerkennung, ja Bewunderung, weil die Flagge „Individualismus" und „Idealismus" bei uns alle möglichen Ladungen deckt. Das Hauptwerk Schopenhauer's blieb unbeachtet, bis er in seinen kleinen und trefflich geschriebenen Aufsätzen „Parerga und Paralipomena" unbändig schimpfte; Richard Wagner gesteht in seiner Widmung an Frau von Muchanoff, daß erst sein Pamphlet „Judenthum in der Musik" die Aufmerksamkeit der Leserwelt auf seine anderen Schriften gelenkt hat. Zu Bülow's großem Verdienste muß hier bemerkt werden, daß seine Angriffe auf Andere nicht wie bei jenem Philosophen und beim Dichtercomponisten persönlichen Motiven entsprangen; die Beiden haben die ärgsten Invectiven geschleudert oder durch ihre Trabanten schleudern lassen gegen die, welche ihnen Anbetung verweigerten oder sonst unbequem erschienen. Bülow aber hat um seiner Interessen willen fast nie Jemanden angegriffen; doch wenn Einer, den er hoch ehrte, eine seiner Ansicht nach nicht genug laute Anerkennung fand oder gar beleidigt wurde, da schlug er um sich, ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht, unbekümmert, wen er gerade treffen mochte. Er ist eben ein hyperidealistischer Deutscher trotz all seiner Koketterie mit Ausländischem, trotz seiner oft unvernünftigen Ausfälle auf deutsche Art und Anschauungen. Wäre er gleich bei seinen Anfängen auf jenen allgemeinen Widerstand gestoßen, den andere Nationen gerne spüren lassen, so hätte er gewiß seinen Geist minder originellen Aeußerungen zugewendet. Ich will diese nicht entschuldigen, nur aus den allgemeinen culturhistorischen Verhältnissen erklären. Das Verhalten Bülow's und Rubinstein's bei ihrem öffentlichen Auftreten erschien mir immer wie ein psychologisches Räthsel. Rubinstein, der fast ohne Vorbereitung spielt, und sich ganz den monotonen Regungen überläßt, sieht aus wie ein ganz in Musik Versunkener; nicht bloß das Auge der Frauen betrachtet diesen merkwürdigen Kopf und die poetisch ausdrucksvollen Zügen mit Interesse — er behandelt manchmal die weihevollsten Werke der Tonkunst willkürlich unpoetisch, sieht aber begeistert aus. Bülow dagegen, der immer ganz ernsthaft, mit weihevoller Sammlung an die Lösung seiner Aufgabe tritt, blickt manchmal um sich und hinab in das Publikum, als dächte er gar nicht an die Musik, und wollte mit irgend Jemandem Streit beginnen! Welch eine räthselhafte Erscheinung! Fast unerschöpflich wird der Stoff der Betrachtungen über die beiden Künstler, wenn man die jetzige Gestaltung des Kunstlebens, die dabei wirkenden Hebel, die Gruppen, die Beziehungen des Künstlers zum Publikum mit hineinziehen wollte.

Rubinstein ist ein vielseitiger, genialer, allgemein gefeierter Künstler; das große Publikum erträgt seine Fehler gern, selbst wo dieselben den wichtigsten höchsten Kunstgesetzen widersprechen, will sie gar nicht erörtert wissen. Bülow ist eine nicht so reiche, aber durchaus geistvolle, tiefe Künstlernatur; alle *seine* Fehler sind die eines Mannes, der persönliche Beliebtheit nicht anstreben kann; wie hochkünstlerisch müssen nun seine Leistungen sein, auf welch künstlerisch sittlichem Boden müssen sie stehen, daß man jene Fehler ganz übersieht!

*) „Pour la musique il faut avoir le diable au corps" äußerte er scherzhaft oft.

**) Rubinstein ist geadelt; seine Gemahlin ist die Schwester der Frau v. Arapoff, die einst in Berlin, wo ihr Mann als Gesandschaftsrath angestellt war, zu den gefeierten Damen zählte; er gehört also fast zur Aristokratie.

Aus der Hauptstadt.

Unsere Theater.

Die Saison ist zu Ende. Der Schluß fast aller reichshauptstädtischen Bühnen steht bevor. Da mag es an der Zeit sein, an dieser Stelle einmal die künstlerische Bilanz des verflossenen Winterhalbjahres zu ziehen. Deficit überall. Die Hofoper fand mit ihrer sorgfältig vorbereiteten pièce de résistance, Rüfer's „Merlin", nur eine laue Aufnahme; das Königl. Schauspielhaus hielt einen durch nichts gestörten Winterschlaf; das Wallnertheater erfreute sich erst zuletzt mit einer Berliner und einer französischen Posse eines gewissen Erfolges; im Friedrich-Wilhelmstädtischen- und Walhalla-Theater wollte keine einzige der neuen Operetten einschlagen; das Victoriatheater endete kläglich die Reihe seiner Durchfälle mit dem geistlosen Ausstattungsstück, „Das 20. Jahrhundert". Am Besten, aber ohne eigentlichen Treffer überstand das Residenztheater diese schwierigen Zeitläufte. Auch das Deutsche Theater kann sich nicht sonderlich brüsten. Der Erfolg von Blumenthal's „Schwarzem Schleier" erwies sich nicht als nachhaltig, woran übrigens auch die unglückliche Besetzung der Hauptrolle die Schuld tragen mag. In seiner Genügsamkeit erklärte sich das Publikum schon von den nichtigen „Goldfischen" befriedigt. Den einzigen großen Erfolg hatten Gäste von auswärts: die Meininger mit ihrer geschmackvollen Ausstattung der „Jungfrau von Orleans", wobei wenigstens die

Digitized by Google

Darstellerin der Titelrolle auch einen schauspielerischen Sieg errang. Den eigentlichen Ausländern ging es minder gut. Sir Sullivan's Oratorium fiel ebenso durch, wie seine paradistische Operette „Patience", und Ibsen fand mit den „Gespenstern", dem „Volksfeind" und „Rosmersholm" nur bei der Claque einer vorlauten literarischen Clique Beifall und nach der ersten Aufführung leere Häuser — ganz wie es in Augsburg und München der Fall gewesen. Nur um wenig besser wollte es den Franzosen glücken. „Georgette" erreichte die fast obligatorische 100. Aufführung nicht, Feuillet's „Chamillac" war ein unerbittlicher Durchfall, und nur die „Nachbarinnen" von Raymond hielten sich im Wallnertheater einige Zeit über Wasser. Kurz, überall Mißerfolge für Bühnenleiter und -schreiber. Kein Wunder, daß eine allgemeine kleine Umwälzung an beinah sämmtlichen Bühnen sich vorbereitet. Die Directoren wechseln und mit ihnen hoffentlich auch der Unstern. Victoria-, Walhalla- und Residenztheater bekommen neue Leiter und ändern zum Theil ihre künstlerische Richtung. Director Steiner verläßt Berlin, um das Wiener Carltheater zu übernehmen, und damit werden wir von dem verderblichen Pleonasmus zweier Operettenhäuser befreit. Dagegen bleibt der rührige Leiter des Wallnertheaters, Herr Hasemann, noch knapp vor dem Abschiede seinem Kunstinstitut erhalten. Herr Anno, der das Residenztheater wieder in Flor gebracht hat, wird Director des Kgl. Schauspielhauses.

Diese Bühne leidet noch schwer unter den Nachwirkungen des Systems Hülsen, dem es gelungen war, so ziemlich jeden künstlerischen Geist und Zug daraus zu vertreiben. Graf v. Hochberg, der neue Intendant, fand ein ganz im Verfall befindliches Institut vor. Er bringt einen schönen Eifer und namentlich für die Oper ein feines Verständniß mit. Ein schweres Amt! Er soll die gerechten künstlerischen Ansprüche befriedigen und nach oben neue Lasten vermeiden; dabei kämpft er gegen eine mächtige Partei bei Hofe, die Launen und Empfindlichkeiten einer durch eine lange Protectionswirthschaft verwöhnten Künstlerschaar, die bureaukratisch engherzigen Traditionen einer nur auf den Beamtenton gestimmten Administration, die zahllosen Obliegenheiten einer exponirten Stellung als Leiter fünf königlicher Bühnen, die rücksichtslose Controle einer mit Fug ungeduldigen und strengen Kritik. Da werde man nicht nervös, da begehe ein Neuling auf den heißen Brettern keinen Fehltritt! Schon die ersten Schritte waren gestolpert. Das an sich lobenswerthe Prinzip, die nicht immer zweifellosen Dienste der Theateragenten durch directe Verhandlungen mit den Künstlern entbehrlich zu machen, führte gleich anfangs zu Ungeschicklichkeiten bei neuen Engagements. Unglücklich, wie sich schon jetzt herausgestellt, war ferner die Wahl eines Chordirigenten zum ersten Kapellmeister, wodurch die Verhandlungen mit zwei renommirten Musikern, welche sich begreiflicherweise durch das Monopol eines Anderen auf die Leitung klassischer Opern gehemmt fühlten, scheitern mußten. Ferner kleinliche Vorschriften, wie die lächerliche Maßregelung des armen Buchstaben G auf dem Wege einer gedruckten Verordnung, statt einer an sich ja verdienstvollen Erstrebung einer einheitlichen Aussprache auf den Proben. Dagegen ist die allgemein getadelte Ausweisung eines berühmten Pianisten, wie uns versichert wird, ganz und gar nicht auf das Schuldconto des neuen Intendanten zu setzen, das schon schwer genug belastet ist. Aber bei so vielen Fußangeln tritt der Gewandteste fehl. Selbst ein vollendeter Cavalier wird alsdann Augenblicke haben, wo er die angeborene Galanterie vergißt und Liebhaberinnen und Naive an ihren Taufschein erinnert, oder wo er erst durch ein hohes Machtwort daran gemahnt wird, daß Herr Liedtke nun einmal das Privilegium der ewigen Theaterjugend genießt. Nun, damit scheint die Zeit der Fehltritte vorüber zu sein. Der Herr Generalintendant hat es seinen Anhängern lange schwer gemacht, seine Absichten zu errathen und zu vertheidigen, und sich zur Sammlung und Vorbereitung redlich Zeit gelassen. Erst kurz vor Ende der Saison trat er mit einigen künstlerischen Thaten hervor. Die Annahme und Aufführung eines Stückes von Wildenbruch — selbst wenn es keinen Erfolg erzielt, wie der „Fürst von Verona" — ist eine Ehrenpflicht der Berliner Hofbühne, und auch mit der Aufführung des Wallenstein hat Graf Hochberg sich künstlerisch legitimirt. Obwohl keine Freunde dieser prunksüchtigen Betonung des decorativen Beiwerks, können wir doch nicht umhin, diese Vorstellungen als verheißungsvolle Abschlagszahlungen zu betrachten. Endlich einmal ein liebevolles Herausarbeiten des künstlerischen Gedankens, ein harmonisches Zusammenklingen der Einzelleistungen, eine feinfühlige Besetzung, kurz das sichtbare Walten einer geistvollen Regie. Manches war freilich den gerade in der gewaltigen Trilogie groß da stehenden Meiningern bloß nachempfunden, aber wenigstens mit Geschick, und in vielen Einzelnheiten verriethen sich doch wieder ein schöpferischer, feiner Kunstverstand und ein künstlerisches Auge, das wir seit Jahren im Schauspielhause vermißt haben. Auch in den neuen Engagements scheint der angehende Intendant eine glückliche Hand zu verrathen. Frl. Barkany sahen wir ruhig scheiden. Ersatz für sie ist schon hinreichend da oder in Sicht. Frau Seebach-Niemann wird mit der Zeit gewiß auch völlig als Meisterin von dem Rollenfach der unvergeßlichen Frieb-Blumauer Besitz nehmen, wenn sie erst einige allzu gretchenhafte Minauderien und amerikanische Schlager sich abgewöhnt haben wird. Auch für den sehr conservativ gewordenen Herrn Kahle dürfte das Engagement eines zweiten Charakterspielers, das des reichbegabten Max Grube, der mittlerweile hoffentlich seine in den großen Tragödienstil wenig passenden Detailüberladungen à la Haase ablegt, ein nützlicher Ansporn sein. Namentlich aber verspricht der eben mit großem Erfolge gastirende Hamburger Heldenspieler Matkowsky einst eine Zugkraft ersten Ranges zu werden. Von einigen Fehlern abgesehen, bringt er echte lodernde Leidenschaft, scharfe Charakteristik, ein wohllautendes Organ und eine prachtvolle Diction mit, die auch im Wirbelwind der Affecte keine Silbe verschluckt. Der größte Mangel des ohne Zweifel genial veranlagten Schauspielers ist, daß er, wie der gebildete Hausknecht, bloß „kommt um zu gehen," indem er sein Engagement erst in — — drei Jahren antreten kann. Wird er bis dann, mit dem alten Homer zu reden, das heilige Feuer (σπερμα πυρός) nicht hinweggetragen und verpufft haben?

Von den wohlthätigsten Folgen für unsere Hofbühne dürfte der Bruch zwischen dem Intendanten und dem artistischen Director sein. Daß Herr Deetz, obwohl ein Schüler des unvergeßlichen Heinrich Marr, sich in dieser wichtigen Stelle an einer ersten Hofbühne so lange Jahre behaupten konnte, war nur unter einem Herrn v. Hülsen möglich. Auch Graf Hochberg hätte zuallererst mit dessen Entlassung debutiren sollen. Nicht nur mangelt Herrn Deetz als Inscenesetzer jeder feinere Geschmack, sondern auch alle höhere literarische Bildung. Die Schneidigkeit des ehemaligen Lieutenants pflegte er bei jeder Gelegenheit herauszukehren, auch im Verkehr mit den Bühnendichtern, die er auf den Proben gar nicht zu dulden geruhte. Er hat sich darob nach einander mit Paul Heyse, Richard Voß, Wildenbruch u. A. entzweit und dadurch der Hofbühne manche schätzenswerthe dichterische Kraft entfremdet; ein künftiger Heyse-Biograph z. B. wird einst einen pikanten Briefwechsel zwischen dem Dichter und dem Berliner Inscenesetzer des „Alkibiades" zu veröffentlichen haben. Sein Nachfolger, Herr Anno, der von der Pike auf beim Theater gedient hat und selbst Bühnendichter ist, bringt jedenfalls gewinnendere Formen mit. Zwar hat er im Residenztheater nur etwa bei Anlaß eines Gastspieles einmal ein classisches Stück inscenirt, es ist jedoch anzunehmen, daß er unter günstigeren Verhältnissen auch großen Aufgaben mit jenem Geschmack und Geiste gerecht wird, die seine mises-en-scène französischer Bühnenstücke auszeichnete. Die Stellung eines „artistisch-technischen" Directors an unserer Hofbühne ist schwierig und wenig dankbar, denn ein solcher hat stets den Intendanten über sich und alle Ehren werden diesem, alle Mißerfolge werden jenem zugeschrieben werden. Aber wenn es Herrn Anno gelingt, die vielen Klippen gleich anfangs zu umgehen und par droit de conquête jene Autorität zu gewinnen, die für ein selbständiges Auftreten nothwendig ist, so wird er sich halten und mit der Zeit auch behaglich fühlen können. Jedenfalls hat die Kritik die Wahl dieses intelligenten und rührigen Theatermannes mit Recht sympathisch begrüßt. Möge es ihm gelingen, dem schwer geprüften Hoftheater die ihm gebührende Stellung der leitenden deutschen Bühne wiederzugeben!

Allein große Dinge schlummern noch in der Zeiten Hintergrunde. In das bisherige Operettenheim des Walhallatheaters soll die edle Muse des Volkes ziehen. Ludwig Barnay wird dort sein „Volksschauspielhaus" für die unteren Hunderttausende ansiedeln. Natürlich wird er den Begriff des Volksstücks möglichst weit ziehen müssen, so weit, daß sein Repertoire dem der anderen Schauspielhäuser zum Verwechseln ähnlich sein wird. Einmal das ganze classische Repertoire in jener pracht- und

Digitized by Google

pietätvollen Darstellung, an die uns schon der von Barnay inscenirte „Don Carlos" im Deutschen Theater gewöhnt hat. Dann das moderne Repertoire, möglichst viel Neues, denn nur aus der lebendig sprudelnden Quelle gewinnt ein Theater seine beste Lebenskraft. Französische Ehebruchsstücke werden zu vermeiden sein. Im Ganzen, wie schon gesagt, dürfte es sich wohl im Grunde nur um eine neue Concurrenz des Schauspielhauses und Deutschen Theaters handeln. Namentlich auf das letztere scheint es abgesehen, denn Herr Barnay, der ehemalige Mitbegründer und Societär jener Bühne, hat keine Ursache, besonders zärtliche Gefühle für dasselbe zu nähren. Es ist ihm denn auch schon richtig gelungen, nicht nur seinen ehemaligen Collegen Friedrich Haase, sondern neben diesem auch die besten Stützen des Deutschen Theaters wegzuengagiren: Hedwig Niemann-Raabe, deren Name auf dem Theaterzettel allein schon genügt, um volle Häuser zu machen, Frl. Haverland, Kainz (vom Herbst nächsten Jahres ab) und vivant sequentes. Rechnet man hinzu, was auch das Schauspielhaus dem Deutschen Theater an Kräften z. B. Frl. Jürgens, Oscar Höcker u. A. weggenommen hat, so begreift man, daß die Societäre dieser Bühne ihren Collegen Förster, der einen Ruf an's Burgtheater erhalten, um keinen Preis seiner Verpflichtungen entbinden wollten. Es muß den Herren, die sich so lange schöner concurrenzloser Zeiten erfreut, nachgerade unbehaglich zu Muthe werden. Alle ihre stars sind fort oder im Begriffe zu schwinden. Es bleiben fast nur noch Friedmann und Herr Förster, der ein ausgezeichneter Regisseur ist, sich jedoch leider den darstellenden Künstler nicht abgewöhnen will. „Leichengeruch" hat Ludwig Speidel schon am Eröffnungsabend des Deutschen Theaters gewittert; heute kann man jedenfalls constatiren, daß die Bühne nicht entfernt gehalten hat, was sich ihre Freunde von ihr versprochen, und daß sie längst zu einem Theater zweiten Ranges herabgesunken ist. Ihre causa movens war selten die Kunst, sondern nur die Kasse. Ihrem einzigen Verdienst, das schöne Talent Blumenthal's gefördert zu haben, steht ein langes Sündenregister gegenüber. Die beiden talentvollsten tragischen Dichter Wildenbruch und Richard Voß wurden durch rücksichtsloseste Behandlung verscheucht; daß Heyse ein Dramatiker sei, gelang nicht zu erweisen, und der modernen Production entnahm man mit Vorliebe nur billige Einacter und L'Arronge'sche Erzeugnisse, z. B. die schauerliche „Lorelei". Einzig für die nicht tantièmepflichtigen Classiker schien man sich einigermaßen zu erwärmen, ohne rechte Gegenliebe zu finden. Seit dem Abgange Barnay's ging es mit diesen Inscenirungen rasch bergab — wir erinnern nur an den mißrathenen Macbeth, an Emilia Galotti und andere Unglücksfälle —, denn Herr Förster ist ein ausgezeichneter Regisseur nur für das moderne Schauspiel. Da nun die kleinen Herren des Deutschen Theaters unter sich sind, wird es einer Concurrenzbühne nicht schwer werden, die künstlerische Erbschaft jenes idealen Deutschen Theaters anzutreten, das eigentlich niemals gelebt hat. Das Publikum wird aus diesem edlen Wettbewerb den meisten Vortheil ziehen, und darum heißen wir eine dritte Schauspielbühne von Herzen willkommen.

Doch da steigt in schon bald greifbaren Formen ein viertes, ganz neues Komödienhaus vor den Blicken der theaterfrohen Berliner empor. Oscar Blumenthal mag der richtige Gedanke, daß die Societäre des Deutschen Theaters vornehmlich seinem dramatischen Geschick ihr Glück verdanken, dazu angeregt haben, eine eigene Schauspielbühne zu bauen, welche noch nicht getauft, aber vom Volksmund bereits kurz und treffend das Blumenthal-Theater benannt worden ist. In seinem vorläufigen Programm hat der erfolgreiche Dramatiker von einem „Theater der Lebenden" gesprochen, welches vor Allem der modernen Production gerecht werden will; wir gehen aber wohl nicht fehl mit der Annahme, daß Blumenthal dabei in erster Linie an seine eigene Schaffenskraft gedacht hat. Er wird der Hausdichter seines Hauses sein. Sehr zum Schaden des kleinen Residenztheaters, das kaum einer solchen Concurrenz gewachsen sein dürfte, wird er nebenbei sein Augenmerk auch auf die französische Dramenfabrik richten. Bereits verlautet, daß er mit den bewährtesten Pariser Autoren Verträge abgeschlossen habe. Zu ihnen werden sich die deutschen Bühnendichter gesellen, die dem warmherzigen Appell ihres Collegen gewiß gerne Folge leisten dürften. Jedenfalls war es ein trefflicher Einfall Blumenthal's, sich als Societär und artistischen Director die gewaltige Arbeitskraft, den Geschmack und das theatralische Wissen eines Ernst Possart beizugesellen. Possart ist ohne alle Frage, man mag über ihn als Schauspieler und Mensch urtheilen wie man will, der beste deutsche Regisseur. Wer die Leistungen der Münchener Hofbühne zur Zeit seiner unumschränkten Herrschaft gesehen hat, wird uns beipflichten. Wenn es im Interesse des gemeinsamen Unternehmens gelingt, Possart als Darsteller jene edle Mäßigung aufzuerlegen, die dieser öfter vermissen läßt, und als Bühnenstratege das ewige Intriguiren und die Sucht nach Sonderstellung abzugewöhnen, so wird er aus dem Blumenthal-Theater gewiß eine wahre Musterbühne machen. Freilich liegt der Schwerpunkt seiner Begabung mehr auf dem Gebiete der klassischen Tragödie, und da wird das „Theater der Lebenden" mit seinem Programm in Conflict und den übrigen drei Schauspielhäusern in arge Concurrenz gerathen. Aber jenes steht am Ende ja nur auf dem Papier und wird in Anbetracht unserer schwachen Bühnenproduction gewiß bald Einschränkung erfahren, und der Wettkampf dürfte ohnehin ein außerordentlich heftiger werden. Man hat leicht eine Arbeitstheilung vorzunehmen und dem Schauspielhause etwa die Pflege des klassischen Dramas in Meininger Ausstattung, dem Deutschen Theater das höhere moderne Repertoire, dem Volksschauspielhaus das Volksstück und dem Blumenthal-Theater die leichtere französische und deutsche Production unserer Tage zuzuweisen, der Kampf ums Dasein wird alle Fächer verwischen und einen rücksichtslosen Wettstreit hervorrufen, der die Kunst vielleicht fördert, dem Publikum jedenfalls angenehm ist und für die Production ermunternd sein wird. Der Schwache wird eben unerbittlich dabei zu Grunde gehen.

Vier Schauspielbühnen! Aber noch scheint die Theatergründungsepidemie nicht zu Ende, denn schon regt sich ein neues Project: Das internationale Theater. Kein schlechter Einfall, denn die echt deutsche Vorliebe des Berliners für fremdländische Erzeugnisse, wie das Beispiel der Pariser, von Ibsen, Sullivan ꝛc. beweist, motivirt schon hinreichend eine solche Speculation. Hier sollen auch die ausländischen Gäste auftreten, die Rossi und Salvini, Booth und Coquelin, Sarah Bernhardt und Gorewa. Und wenn die Hofschauspiele die Concurrenz des Deutschen Theaters, des Residenztheaters, des Volksschauspielhauses und des neu zu erbauenden Blumenthal-Theaters auszuhalten haben werden, warum soll der Hofoper, welcher die alljährlichen Opernsaisons im Kroll'schen Theater keinen sonderlichen Eintrag thun, nicht auch einmal eine ernsthafte Nebenbuhlerin erstehen? Und wo die Idee ist, da steht heute bei uns auch schon der Plan auf dem Papier. Ein zweites ständiges Operninstitut, ein Volksopernhaus, soll im Entstehen begriffen sein. Ein imposantes Opernensemble, das durch 6—8 Monate echt künstlerische Genüsse bietet, soll zusammengebracht werden; Mitglieder des Opernorchesters und bekannte Musikkritiker interessiren sich, wie es heißt, dafür, und auch gewichtige Financiers garantiren angeblich die Lebensfähigkeit und Solidität des Unternehmens. Ja ja, Berlin ist Theaterweltstadt, und wenn auch dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel und die Theater nicht über die ganze Reichshauptstadt wachsen, so stehen doch unserer Kritik jedenfalls noch bedenklich viele schöne Abende bevor.

Z.

Notizen.

Auch von der neuen Ausgabe von Heine's Sämmtlichen Werken, die das Bibliographische Institut in Leipzig (in 6 Bänden) herausgibt, liegt nunmehr der schön gebundene erste Band uns vor. Nicht nur ihres billigen Preises und ihrer sehr sorgfältigen Ausstattung, auch ihres kritischen Werthes wegen darf diese Ausgabe Anspruch auf Beachtung erheben. Sie schließt sich in der Anordnung der Schriften möglichst getreu den vom Dichter selbst besorgten Einzelausgaben an, beseitigt zahlreiche willkürliche Aenderungen und Verderbnisse des Textes und ist von E. Elster, dem Herausgeber, mit guten Einleitungen, erläuternden Anmerkungen sämmtlicher Lesarten versehen worden. Eine allgemeine Einleitung, die eine Biographie und eine zusammenfassende Würdigung der dichterischen Bedeutung Heine's enthalten wird, sowie einige Autographen und ein bisher noch nicht veröffentlichtes Bild des Dichters sollen diese elegante und handliche Ausgabe abschließen.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Aus Frankreich.

Bilder und Skizzen

von

J. C. Petersen.

30 Bogen. Brosch. **5 Mark**, hochelegant gebunden **6 Mark**.

Dieses hochinteressante Buch ist zu haben in allen Buchhandlungen und in J. Zenker's Verlag in Berlin, Wilhelmstraße 12.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

In unserem Verlage erschien:

Geschichte unserer Zeit

von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges.

Von **Arnold Ruge.**

gr. 8. geh. Ladenpreis 5 Mark.

Dieses Werk aus dem Nachlasse **A. Ruge's**, des berühmten Uebersetzers von **Buckle's „Geschichte der Civilisation in England"** verdient die Aufmerksamkeit der Gebildeten aller Stände in besonders hohem Grade. Sowohl die Eigenart der Darstellungsweise **Ruge's**, als auch die Originalität seiner Gedanken verleihen dem Buche einen hohen und bleibenden Werth.

Verlagshandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Skizzen zur Rheinischen Geschichte

von

Karl Lamprecht,

Prof. an der Universität Bonn.

8°. Eleg. brosch. 4 M. 50 Pf. In Leinwand geb. 5 M. 75 Pf.

Als Frucht langjähriger Studien bietet der bekannte Forscher Rheinischer Vergangenheit im gefälligen Gewande dieser sieben frisch geschriebenen Skizzen einen vollen Einblick in die Entwickelung des Rheinlandes, die in ihren Hauptmomenten in ansprechender und leichtverständlicher Darstellung vorgeführt wird. Dank der glücklichen Befähigung ihres Verfassers, die Resultate exact wissenschaftlicher Forschung in eleganter, im besten Sinne populärer Form darzubieten, werden diese Skizzen zur **ersten wirklich lesbaren Rheinischen Geschichte** die wir besitzen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Otto Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung. Erster Band: Dichtung der Republik. gr. 8°. VIII u. 348 Seiten. M. 7.—

Hermann Baumgart, Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. gr. 8°. XII u. 735 S. M. 10.—

L. Arndts von Arnesberg, Juristische Encyklopädie und Methodologie. Achte Auflage, nach des Verfassers Tode besorgt von Dr. Erwin Grueber. 8°. 88 Seiten. M. 1. 50.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Hofrat Dr. Georg Schanz, Professor der Nationalökonomie an der Universität Würzburg. Vierter Jahrgang. Erster Band. gr. 8°. IV u. 568 Seiten. M. 12.—

Martin Greif, Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 159 Seiten. M. 2.50.

Martin Greif, Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 117 Seiten. M. 2.—

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in den Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Entwickelung.

Eine sozialphilosophische Darstellung

von

Leopold Jacoby.

Zweite Auflage.

I. Theil 2 ℳ 50 ₰. II. Theil 3 ℳ.

Zürich 1886.

Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Augenblicksbilder

in Photographie und Lichtdruck.

Schnellseher

zur Umsetzung der Serien in die Bewegung.

Moment-Apparat

für Amateure und Touristen.

Moment-Verschluss in allen Grössen.

Gesammt-Katalog mit 2 Probebildern franco gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken.

Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Bücherfreunden sendet die Verlagsbuchh. O. Hendel in Halle a/S. d. Verzeichnis der **Bibliothek der Gesamtlitteratur**, welche das Beste der in- u. ausl. Litteratur zum Preise von 25 **Pf.** pro **einzeln käufliche** Nummer in **guter** Ausstatt. bietet, **gratis u. portofrei!**

Ein **Schriftsteller**, mit buchhändl. Vergangenheit, dessen novell. Arbeiten in angesehenen Zeitungen zum Abdruck gelangten, **sucht** an einer **Berliner** Zeitung oder Zeitschrift bei **sehr bescheidenen** Ansprüchen **Anstellung.** Eintritt event. sofort. Gütige Off. unter **Z. 38** durch die Expedition erbeten.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Zur Moral der literarischen Kritik

Eine moralphilosophische Streitschrift

von

Wilhelm Wundt.

8°. ℳ 1,20.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Zweiunddreißigster Band.

(Nr. 27—52.)

Berlin 1887.

Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Register.

Zweiunddreißigster Band.

Seite

Alsberg, Moritz, Hand und Fuß im Lichte neuerer Forschung 196. 210
Altona, Hans, Nationale Strömungen der Gegenwart. . . . 49
Bauer, Erwin, Pessimist oder theoretischer Nihilist 166
— Zur Geschichte Rußlands vor Peter dem Großen 283
Berger, Wilhelm, Der Stammtisch 205. 219
Bernheim, Hugo, Pasteur's Behandlung der Wuthkrankheit . 3
— Ueber die Erkrankung unseres Kronprinzen 322
— Sir Morell Mackenzie's neuestes Werk 375
Blind, Karl, Die französische Republik und ihre Gefahren . . 65
— Englands innerer Feind 209
Blum, Hans, Zur Sittlichkeit der Kritik 293
Bölsche, Wilhelm, Vischer und Fechner als Aesthetiker . . . 215
Boettcher, Friedrich, Ein deutscher Abend in einem italienischen Dichterheim 245
Bret Harte, Ein weißer Indianerhäuptling 380. 395
Bulle, Oskar, Dramatische Aufführungen 190. 223. 238. 253. 269. 334. 350. 364. 414
— Volkslied und Straßenlied 203
— Memoiren eines Reichsländers 232
— Der Roman eines amerikanischen Generals 247
— „Die Krankheit des Jahrhunderts" von Max Nordau 260
— Henrik Ibsen's „Ideale Forderung" 295
— Lebenserinnerungen des Grafen von Schack 327
— Neue Bücher von Wilhelm Jensen 359
— Felix Dahn's neueste Dichtung 406
Capitolinus, Das Jubiläum des Papstes 405
Chavette, Eugène, Sommerwohnung 61
Deckert, Emil, Das amerikanische Haus 65
Dessoir, Max, Telepathie 309
Diercks, Gustav, Die marokkanische Frage 257
Die Verjüngung des Papstthums 17
Dinglage, E. von, Die Todesblume 188
Duboc, Julius, Goethe und Plessing 201
Düntzer, H., Die Geheimräthin Christiane von Goethe 262
Ebner, Th., Hans Pöhnl 341
Ehrlich, Heinrich, Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin 13. 29. 157. 218. 234. 412
— Opern und Concerte 173. 318. 334. 382
Ein scholastisches Gespenst 184
Eine ultramontane Schrift auf dem Index 155
Ellinger, Georg, Zur Geschichte der puritanischen Revolution . 57
Fehse, Hermann, Die Sendlinge des französischen Unterrichtsministers in Deutschland 387
Feldmann, Siegmund, Shakespeare in Nöthen 24
Felsing, Otto, Gastspiele auf Zeitungsredactionen 137
Fokke, Arnold, Die realistische Strömung in unserer Literatur 69. 89
— Luxustheater und Volksbühne 183
Fuld-Mainz, Ludwig, Partikularismus in der deutschen Rechtsentwickelung 114
Fuldner, Fritz, Ein Gedenkblatt an Wilhelm Osterwald . . . 75
Gebhardt, Bruno, Eine culturgeschichtliche Quellenschrift . . . 88
— Leopold von Ranke als Politiker 168
— Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Coburg . . . 343
— Theodor Mommsen und Heinrich von Sybel 373
Geßner, L., Erinnerungen an Robert Mohl 37
Geiger, Ludwig, Die ersten Bände der Weimarer Goetheausgabe 356

Seite

Goldbaum, Wilhelm, Bücher und kein Ende 389
Gopčević, Spiridion, Prinz Ferdinand von Coburg in Bulgarien 164
Graff, Wilh. Paul, Tolstoi's neueste Werke 21
Greif, Martin, An den Ammersee 116
Guttmann, G. J., Armeelieferanten 100
Hann, P., Sein bedeutender Freund 171
— Im Herbst 361
Hartmann, Eduard von, Der Streit um die Organisation der höheren Schulen 198
— Zur Wahlreform 307
— Rußland in Asien 401
Heimann, Ludwig, Arbeiterwohnungen 130. 147
Heinrich, Hermann, Ein weinender Erbe 332
Heldt, E., Was uns bleibt 59
Hochberg, Karl, Hans Hoffmann's Korfugeschichten 314
— Wilhelm Jordan's neuer Roman 391. 408
Honthumb, C. A., New-Yorker Kunstleben 86
— Eine neue Entthronung Shakespeare's 377
J. C. H., Eine realistische Aesthetik 104
Jentsch, Karl, Ein neues Buch von Döllinger 71
Jessen, Peter, Das Zeichnen in der Schule 329
Irenius, Rußland und die baltischen Provinzen 81
Kalle, Fritz, Die Wohnungsgesetzgebung 33
Keben, Georg, Der Ring am Finger 92. 108. 124. 139
Kleinpaul, Rudolf, Die Reveille in der Sprache 150
Kohut, Adolph, Richard Wagner in der Schweiz 212
Küster, Konrad, Eine Studentenreform 276
Kurs, Major a. D. Victor, Rußland's Machtstellung in Asien . 177
Lesser, Max, Zur Bismarck-Literatur 11
Levertin, Oscar, In der elften Stunde 236. 251
Levin, Julius, Ueber moderne Malerei 55
Löbner, Heinrich, Der Kampf um den historischen Roman . . 122
Luthmer, F., Eine Sammlergeschichte 77
Marsop, Paul, Die Entstehung der modernen Operette . . 7. 27
— Zum Don Juan-Jubiläum 278. 297
Mähly, Jakob, Unser Publikum 40. 59
Malkowsky, Georg, Kunstberichte 15. 94. 110. 126. 141. 159. 175 207. 222. 268. 287. 318. 413
— Nach dem Tode 45
Mallawerch, Friedrich, Ueber die Literatur der Slovenen . . 133
Mataja, Victor, Der gesetzliche Arbeitstag in Frankreich . . . 19
Meinhardt, Adalbert, Ein musikalisches Novellenbuch . . . 136
Melz, Konrad, Die Reform des juristischen Studiums . . . 227
Nitz, Paul, Das französisch-russische Bündniß 129
Noiré, Ludwig, Die deutsche Literatur und die Franzosen . . 133
Olzem, Fritz, Die Reform der directen Steuern 1
— Die Verlängerung der Legislaturperioden 225
Pax, Die Duellwuth und ihre Heilung 84
Perl, Henry, Ungedruckte Briefe von Giuseppe Manzini . . . 117
Philippovich, Eugen von, Zur Colonisationsgeschichte Neu-Guineas 273
Piltz, O., Henri Taine und Prinz Jérome 312
Pröll, Karl, Die Lage in Oesterreich 305
Quarck, Max, Verkehrsreformen in Amerika und England . . 243
Reinhold, Karl Theodor, Zur Geschichte der nationalliberalen Partei 97

Digitized by Google

Seite
Reinhold, Karl Theodor, Die äußere Entwickelung von Berlin 161. 179
Riegel, Hermann, Das Haus der sieben Zonen 152
Ruß, Karl, Zur gesetzlichen Regelung des Vogelschutzes . . . 371
Schneidewin, Max, Ein Originaldenker über den Spiritismus 44
Schnitzer, Manuel, Auf der Brücke 267
Schütze, Paul, Theodor Storm. Zu des Dichters 70. Geburtstage 229
Seidel, Heinrich, Der Krieg 260
— Gedichte und Skizzen von Johannes Trojan 358
Serao, Matilde, In der Provinz 285
Siewert, Franz, Die deutschen Ostseehäfen 193
Siller, Frank, Der Mord 347
Spitteler, Carl, Russischer und französischer Deutschenhaß 289. 306
Stegemann, R., Das System des kritischen Socialismus . . . 52
Stiaßny, Robert, Von der Kunstausstellung in Venedig . . 101
— Dürer und die Reformation 249. 265
Stobitzer, Heinrich, Ein Blaustrumpf 301. 316
Stoß, Gustav, Falb's Erdbebentheorie und Le Sage's Gravitationstheorie 259
Von der französischen Mobilmachung 291
Waldmüller, Robert, Aus den Briefen von Schnorr v. Carolsfeld 282
Wallow, Selmar, Nach dem Tode Katkow's 113
Walcker, Karl, Unsere chronische Wirthschaftskrisis 145
— Die Kornzollfrage 241. 385
— Die Alters- und Invalidenversicherung 354
Wespy, Leon, Zur französischen Colonialgeschichte 119
Wiener, X., Der Ex-Director Wilbrandt 42
— Das Provisorium Sonnenthal im Burgtheater 410
Winter, Georg, Zur Geschichte der Welthandelsstraßen . . . 107
Witte, Carl, Die Memoiren von Ernest Legouvé 263
Ziel, Ernst, Aphorismen 212
Zolling, Theophil, Scheffel als Feuilletonist 9
— Deutsche Naturalisten 324
— Zola's neuer Roman (La Terre) 345
— Neue Operetten 365
— Der Präsidentenwechsel in Frankreich 369
— Julius Wolff's „Recht der Hagestolze" 393
* Dem deutschen Reichstage 353
Zum Czarenbesuch in Berlin 321

Notizen.

Barin, Portraits de femme 319. Barthel, Sächsisch-thüringisches Dichterbuch 271. Bauer, Aus dem Czarenlande 239. Benary, Hans Besenried 143. Berger, Vom Markte des Lebens 303. Bergerat, Le Petit Moreau 271. Berlin, Erinnerungen an Gustav Nachtigall 207. Biedermann, Goethe's Briefwechsel mit Rochlitz 335. Bormann, Büchlein von der schwarzen Kunst 159. Carl, R., und Pfau, Karl Fr., Luise, Königin von Preußen 414. Dito und Idem, Astra 79. Drews, Irold 415. Duboc, Julius, Herzensgeschichten 399. Eckstädt, Ein deutscher Schriftstehler 47. Eichendorff's sämmtliche Werke 351. Engel, Geschichte der französischen Literatur 47. Fischer, Ludwig Uhland 79. Fischer, Bruno, Goethe's Faust 95. Ganghofer, Edelweißkönig 239. —, Rococo 415. Goedecke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung 335. Goethe, Ueber Bismarck 143. Grasberger, Allerlei Deutsames 399. Greely, Drei Jahre in hohem Norden 303. Grosse, Julius, Der Spion 79. Groß, Ferdinand, Literarische Modelle 79. Günthert, Julius Ernst von, Gedichte 415. Haffenstein, Ludwig Uhland 319. Herisson, Le Cabinet noir 303. Heiberg, Esther's Ehe 95. Hendel'sche Bibliothek der Gesammt-Literatur 270. Hevesi, Almanaccando 398. Hoppe, Englisch-deutsches Supplement-Lexikon 270. Horowitz, Marokko 271. Hübners, geographisch-statistische Tabellen 127. Kapp, Geschichte des deutschen Buchhandels 271. Koberstein, Preußisches Bilderbuch 271. Kohut, Gegen den Strom 303. Kruse, Fastnachtsspiele 414. Längin, Wunder- und Dämonenglaube 270. Langen, Mein Lenz im Liede 47. Leisner, Einheit der Bildung 335. Linde, Faust III. Theil 335. Linde, Anton von, Kaspar Hauser 143. Linke, Versuchung des heiligen Antonius 95. Loh, Graf und Gräfin von Ortenegg 319. Mantegazza, die Hygieine der Liebe 63. —, Die Kunst glücklich zu sein 414. Meyer'sches Conversations-Lexikon 270. Morgenstern, Lina, Frauenbestrebungen 127. Muff, Das Schöne 415. Noël, Les chemins-de-fer en France 255. Oelschläger, Engel Kirk 270. Pirazzi, Im Herbste des Lebens 351. Pochhammer, Bildnisse der deutschen Kaiser 287. Reichel, Aus dem Leben 270. Römer, Einer aus der Masse 415. Schreibershofen, Die Sühne 63. Schubin, Erlachhof 287. Schwyzer Dütsch 159. Seidel, Naturjänger 398. Seidlitz, Allgemeines historisches Prachtwerk 366. Semmig, Jungfrau von Orleans 159. Servières, Richard Wagner jugé en France 271. Frank Siller, Lieder und Sprüche 399. Summer, Sociale Pflichten 79. Stilbildungsschule, dramatische 143. This, Deutschfranzösische Sprachgrenze 143. Vogué, Wintermärchen 399. Richard Wagner's gesammelte Werke 319. Wallots, Aus der Praxis 271. Woeikof, Die Klimate der Erde 111. Wechßler, Sagen und Schwänke 398. Weihnachtsliteratur 366. 383. Werner, In Liebesbanden 335.

Offene Briefe und Antworten.

Johannes Scherr als Sprachschöpfer. Von Daniel Sanders 15. Die Aussprache des Griechischen in Würtemberg. Von W. Kösch. 31. Zum Capitel der Künstler-Jury. Von Theodor Levin 142.

Digitized by Google

JUL 14 1887
Library

№ 27. Berlin, den 2. Juli 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Reform der directen Steuern. Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses. — Pasteur's Behandlung der Wuthkrankheit. Von Dr. med. Hugo Bernheim. — **Literatur und Kunst:** Die Entstehung der modernen Operette. Von Paul Marsop. — Scheffel als Feuilletonist. Von Theophil Zolling. — Zur Bismarck-Literatur. Von Max Lesser. — **Feuilleton:** Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin. Niemann. Von Heinrich Ehrlich. — **Aus der Hauptstadt:** Neue Bilder von Gussow. Von Georg Malkowsky. — Offene Briefe und Antworten: Johannes Scherr als Sprachschöpfer. Von Daniel Sanders. — Inserate.

Die Reform der directen Steuern.

Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Im Reichstag ist glücklicherweise in den letzten Tagen die Verständigung über die Branntwein- und Zuckerbesteuerung erfolgt und damit auf längere Zeit für das Reichsfinanzwesen eine gesunde Grundlage gefunden. Voraussichtlich wird der Reichstag sich in nächster Zeit mit Steuerfragen nicht mehr zu befassen haben, da durch die Annahme der Branntwein- und Zuckersteuer nicht nur die in Folge der Genehmigung der Militärvorlage nöthigen Reichsausgaben Deckung finden, sondern unser Reichsfinanzwesen überhaupt zur Zeit befriedigend gestaltet erscheint. Der neue Reichstag hat sich durch die rasche Lösung der ihm gestellten Steuerfragen ein großes Verdienst erworben. Bei dem Mangel des Einverständnisses zwischen der Staatsregierung und dem verflossenen Reichstage kamen trotz allen Anstrengungen der Staatsregierung und einzelner Parteien zeitgemäße Einrichtungen auf dem Steuergebiete nicht zu Stande, die Lage war allmählich so drückend und verworren geworden, daß von vielen Seiten eine Aenderung des unerträglichen Zustandes dringend verlangt wurde. Der neue Reichstag hat aber durch seine Thätigkeit sich nicht nur Verdienste um das Reich, sondern auch um die Finanzen der Einzelstaaten erworben. Während in letzter Zeit die Einzelstaaten, anstatt vom Reich Zuschüsse zu erhalten, für das Reich große Summen aufbringen mußten, wird jetzt der große politische Gedanke des Fürsten Bismarck, das Reich zur Nährmutter der Einzelstaaten zu machen und diese dadurch an das Reich um so fester zu ketten, verwirklicht werden. Nicht „Plage", sondern „Wohlthat" wird das Reich in Zukunft für die Einzelstaaten sein. Soweit die Ueberschüsse der Reichsfinanzen nicht durch die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter, welche bereits im nächsten Winter als Schlußstein der socialpolitischen Gesetzgebung dem Reichstag vorgelegt werden soll, verbraucht werden, müssen dieselben den Einzelstaaten überwiesen werden. Die Einzelstaaten kommen nunmehr in die Lage, bisher zurückgestellte, dringende Bedürfnisse zu befriedigen und finanzielle Reformen vorzunehmen. Namentlich Preußen hat sehnsüchtig auf die Schaffung eines ergiebigen Finanzsystems im Reiche gewartet, um mit Erfolg eine Reform seiner directen Steuer vornehmen zu können. Bereits am 22. Februar 1883 hatte das Preußische Abgeordnetenhaus eine Resolution angenommen, in welcher Grundzüge für eine Reform der directen Steuern aufgestellt wurden, die im Wesentlichen darauf hinausgingen, die im Jahre 1881 gewährten Steuererleichterungen wiederherzustellen, das Veranlagungsverfahren zu verbessern und das Einkommen aus Capitalvermögen höher zu besteuern. Der auf Grund und im Sinne dieser Resolution von der Staatsregierung ausgearbeitete und dem Abgeordnetenhause vorgelegte Reformentwurf wurde in der Commission des Hauses begraben. Die Frage der Reform der directen Steuern ruhte darauf einige Zeit. Nachdem jedoch die Zusammensetzung des neuen Reichstages und die Verhandlungen desselben über die Branntweinsteuer die Hoffnung auf eine Besserung der Reichsfinanzen und damit auch der Finanzen der Einzelstaaten eröffneten, hielt es die conservative Partei im Abgeordnetenhause für angezeigt, die Frage der Reform der directen Steuern wieder anzuregen. In einer seiner letzten Sitzungen, am 12. Mai d. J., verhandelte das Abgeordnetenhaus über den Antrag der Conservativen (Althaus und Genossen) betreffend die Reform der directen Steuern.

Die interessanten Verhandlungen endigten zwar damit, daß über den gestellten Antrag zur Tagesordnung übergegangen wurde, indeß sowohl der Wortlaut des Antrages auf Tagesordnung, als die bei der Debatte zu Tag getretene Uebereinstimmung in der Anerkennung der Reformbedürftigkeit des directen Steuersystems verbürgen, daß die wieder auf die Tagesordnung gesetzte Frage nicht mehr von der Tagesordnung des Preußischen Abgeordnetenhauses verschwinden wird, bis dasselbe eine Lösung der Frage gefunden hat.

Von einer Beseitigung der Grund- und Gebäudesteuer ist zur Zeit fast nicht mehr die Rede, die Beseitigung der Grundsteuer würde auch weiter nichts als ein Geschenk an die Grundbesitzer auf Kosten der Allgemeinheit sein, aber die volle oder theilweise Ueberweisung der Grund- und Gebäudesteuer an die Gemeinden wird von fast allen Seiten als erster Schritt der Steuerreform für nothwendig erachtet. In dieser Beziehung erklärte der Finanzminister bei der Verhandlung des Antrages Althaus im Sinne und unter dem Beifall der Mehrheit des Abgeordnetenhauses, daß, wenn das Abgeordnetenhaus helfe, die Grund- und Gebäudesteuer an die Gemeinden zu überweisen, der Weg zu einer befriedigenden Gestaltung der directen Steuern gegeben und es dann möglich sei, das unfundirte Einkommen in gerechter und billiger Weise zu berücksichtigen, daß dann auch der Weg für die Steuerreform so erheblich erleichtert sei. Die Programme fast aller politischen Parteien enthalten seit langer Zeit die Forderung der Ueberweisung der ganzen oder halben Grund- und Gebäudesteuer zu Gemeindezwecken und wir brauchen nur einen Blick in die Staatshaushalts-Uebersichten und in die Veröffentlichungen des Kgl. Preußischen Statistischen Bureaus zu werfen, um den Grund dieser Forderung begreifen zu können.

Digitized by Google

Während im Allgemeinen unter allen Großstaaten das Deutsche Reich und Preußen am wenigsten Abgaben für den Staat auf den Kopf der Bevölkerung erheben, 15,17 M. auf den Kopf der Bevölkerung gegen den doppelten Betrag in Italien, den dreifachen in England und fast den vierfachen in Frankreich, betragen die directen Abgaben in Preußen noch über 26% der Gesammtabgaben gegen 23% in Rußland, 24% in England und nur 18% in Frankreich. In Preußen kommen nun aber die Gemeinde-Abgaben, bezw. Kreis- und Provinzial-Steuern hinzu, welche überwiegend directer Natur sind, und liefern das Ergebniß, daß die directen Abgaben die indirecten einschließlich der Reichsabgaben ganz erheblich übersteigen. Die Gemeinde-, Schul-, Kirchen-, Kreis- und Provinzial-Steuern betragen in Preußen durchschnittlich 160% der directen Staatssteuern, sinken in glücklich gestellten Gemeinden unter diese Durchschnittszahl, haben dagegen in vielen Gemeinden, namentlich in der Rheinprovinz und Westfalen, eine Höhe erreicht, welche die Leistungsfähigkeit der Bevölkerung übersteigen muß. Die Zuschläge zur Grundsteuer sind in einzelnen Gemeinden auf 600%, zur Gebäudesteuer auf 515% und zur Klassen- und klassificirten Einkommensteuer auf 675% gestiegen. Dabei findet eine so erhebliche Mehrbelastung der Landgemeinden im Verhältniß zu den Städten statt, daß die Gemeinde-Abgaben der Landgemeinden annähernd 600%, der Städte nur annähernd 300% der von ihnen gezahlten Einkommen- und Klassensteuer betragen. Die Erklärung dieser auffallenden Thatsache ist hauptsächlich in der Höhe und Vertheilung der Schullasten zu finden. Jedenfalls wird aus obigen Zahlen die Forderung der Ueberweisung der Grund- und Gebäude-Steuer zu Gemeindezwecken nicht nur verständlich, sondern auch als gerecht und billig im Interesse der ungleich belasteten Landgemeinden erkannt werden.

Wenn nun schon durch die Ueberweisung der Grund- und Gebäudesteuer an die Gemeinden ein großer Fortschritt im Sinne der ausgleichenden Gerechtigkeit liegt, so kann durch den zweiten Reformpunkt, Entlastung der niederen Einkommen unter stärkerer Heranziehung der höheren in demselben Sinne die Steuerlast nach der Leistungsfähigkeit der Steuerzahler noch wirksamer vertheilt werden. Zweifellos sind unsere directen Steuern für die minder wohlhabende Bevölkerung ziemlich drückend und erscheint die indirecte Besteuerung die passendste Form der Besteuerung der unteren Classen. Da dieselben aber in den letzten Jahren durch die indirecten Verbrauchssteuern wohl genügend betroffen worden sind, müssen uns schon socialpolitische Erwägungen veranlassen, den Versuch zu machen, bei der bevorstehenden Steuerreform die Steuerlast von den schwächeren auf die stärkeren Schultern abzuwälzen. Im Reichstage ist auch bei der Erhöhung der Branntweinsteuer anerkannt worden, daß die Einzelstaaten die Verpflichtung hätten, die vom Reiche zu erwartenden Zuschüsse vor allem zu Gunsten der unteren Classen zu verwenden. Zur Entlastung der unteren Classen wird das ganz kleine Einkommen gar nicht, das kleinere steuerpflichtige Einkommen geringer, und das größere Einkommen höher zu besteuern sein. Das erstere suchte die Preußische Staatsregierung durch die Entlastung der ärmeren Classen der Bevölkerung von dem Drucke der Classensteuer zu erreichen. Dieselben Gründe sprechen aber auch für eine geringere Besteuerung des kleineren steuerpflichtig bleibenden Einkommens. Ob die von der Staatsregierung gewählte Grenze von 1200 Mk. die richtige ist, bleibt als Zweckmässigkeitsfrage der Erörterung unterworfen. In dem allerdings reichen England herrscht Steuerfreiheit bis 3000 Mark. Die stärkere Heranziehung des größeren Einkommens ist nicht nur eine Forderung der ausgleichenden Gerechtigkeit, sondern ist auch schon zur Deckung des Ausfalls durch die geplanten Steuerermäßigungen nöthig, da die vom Reiche an Preußen abzuführenden Ueberschüsse wohl kaum zur Ueberweisung der Grund- und Gebäudesteuer an die Gemeinden, und zur Erhöhung der Beamtengehälter hinreichen werden. In welcher Weise die stärkere Heranziehung der größeren Einkommen erfolgen soll, ob ein progressiver Steuerfuß bis zu einer gewissen Höhe einzuführen, ob Capitalrentensteuer oder höhere Besteuerung des fundirten oder Renteneinkommens innerhalb der verbesserten Einkommensteuer wird die Staatsregierung reiflich zu erwägen haben, jedenfalls muß bei der Steuerreform die stärkere Leistungsfähigkeit des größeren und fundirten Einkommens in Anspruch genommen werden.

Der größte Uebelstand des bisherigen preußischen Steuersystems ist die unvollkommene Einschätzungsmethode. Durch die Ungleichmäßigkeit der Einschätzungen und durch die Unmöglichkeit, große Einkommen genügend zu ermitteln, unterliegt die Unzulänglichkeit des bisherigen Verfahrens keinem Zweifel. Nichts hat gegen das bisherige System mehr die öffentliche Meinung aufgebracht, als viele bekannt gewordene offenbar ungleichmäßige und ungerechte Einschätzungen, denn von den meisten Leuten wird eher eine gleichmäßige hohe, als eine ungleichmäßige niedrige Steuer ertragen. Deshalb verlangt die öffentliche Meinung dringend die Einführung der Selbsteinschätzung. Die Selbsteinschätzung ist für eine gerechte und gleichmäßige Besteuerung die wesentliche Grundlage und unter unseren Verhältnissen zur Ermittelung des Vorhandenseins und der Höhe vieler Einkommen der einzig richtige Weg. Die Behauptung der Gegner der Selbsteinschätzung, daß dieselbe nicht den erwarteten Erfolg haben werde, ist mehr als unwahrscheinlich, es mag sein, daß auch bei Selbsteinschätzung einzelne Steuerentziehungen vorkommen, keinenfalls können dieselben aber in dem Maße vorkommen, wie bei dem jetzigen System. Bis heute war in Preußen die Hinterziehung der Steuern keine strafbare Handlung, außer Ordnungsstrafen für Verletzung von Control- und Anmeldungsvorschriften kannte man hier keine Defraudationsstrafe und die Folge war, daß manche Steuerpflichtigen mit mangelhafter Gesinnung in ärgernißerregender Weise durch falsche Angaben und häufig durch Ausnutzung ehrenamtlicher Stellungen in Gemeinderath und Kreistag sich gerechter Einschätzung zu entziehen wußten. Selbstverständlich ist es mit der bloßen Selbsteinschätzung nicht gethan, dieselbe muß vielmehr verbunden sein mit Oeffentlichkeit der Steuerlisten, Einspruchsrecht der Steuerpflichtigen gegen falsche Einschätzung eines Andern, Strafen auf falsche Einschätzung und hohen Strafen, wenn bei Erbschaften frühere falsche Einschätzungen sich ergeben. Die Commissionen, vor welche die Selbsteinschätzungen zur Prüfung gelangen, müssen angemessen zusammengesetzt sein, etwa aus Vertretern des Fiscus, der Gemeinden und der Steuerzahler und das Recht haben, zur Ermittelung der Vemögensverhältnisse eines Steuerpflichtigen, dessen Selbsteinschätzung von einer Mehrheit der Commission als richtig bezweifelt wird, persönlichen Verhandlungen mit weitgehendem Fragerecht mit dem Steuerpflichtigen vorzunehmen, durch Vertrauensmänner Einsicht in dessen Bücher zu nehmen, eidesstattliche Versicherungen abzunehmen und Zeugen zu vernehmen. In der ersten Zeit nach Einführung der Selbsteinschätzung werden sich wohl Schwierigkeiten ergeben, dieselben werden aber, wie die Erfahrung in Süddeutschland gelehrt hat, bald schwinden. Die Süddeutschen, welche die Selbsteinschätzung besitzen, haben sich mit derselben nicht nur längst ausgesöhnt, sondern haben dieselbe hoch schätzen gelernt, und die süddeutschen Reichstagsmitglieder, welche mit den Mitgliedern des Preußischen Abgeordnetenhauses regen Verkehr pflegen, haben nicht wenig dazu beigetragen, daß die Selbsteinschätzung im Preußischen Landtage sich immer mehr Freunde erworben hat und daß manche falsche Vorstellungen über dieselbe verschwunden sind. Die Wehrpflicht ist zur Zeit nur widerwillig ertragen worden und erlitten diejenigen, welche sich der Wehrpflicht entzogen, in der allgemeinen Achtung keine Minderung, heute dagegen wird es für eine Ehrensache gehalten, dem Staate gegenüber als Soldat seine Pflicht zu erfüllen und die sog. „Drückbrüder" werden über die Achseln angesehen. Auch das Bewußtsein, daß es die Ehrenpflicht jedes Staatsbürgers ist, für das Staatsganze nach seiner Leistungsfähigkeit beizutragen, wird immer mehr in's Fleisch und Blut des Volkes übergehen und der Steuerdefraudanten werden immer weniger werden.

Unsere wohlhabenden, leitenden, herrschenden Classen haben mehr als einmal gezeigt, daß sie bereit sind, zum Wohl des Ganzen Opfer zu bringen; so ist aus den Kreisen der Groß-

Digitized by Google

industrie die Unfallversicherung angeregt worden, obgleich vorauszusehen war, daß dieselbe der Industrie große Lasten auflegen würde. Gegen diejenigen aber, welche bei dem Selbsteinschätzungszwang in mangelhafter Gesinnung, mala fide falsche Angaben machen, ist der Staat berechtigt und verpflichtet, nicht nur wegen böswilliger Defraudation mit hohen Geldstrafen (in Bayern das 5—20fache der Jahressteuer), sondern auch mit Freiheits- und Ehrenstrafen vorzugehen. Entschließt der Gesetzgeber sich einmal zur Aufstellung des Selbsteinschätzungszwanges, dann muß er auch die nothwendigen Mittel bezw. Folgen wollen, das heißt die Bestrafung der absichtlich falschen Selbsteinschätzung als Steuervergehens. „Pour faire une omelette, il faut casser des oeufs."

Dem Finanzminister und der Kgl. Staatsregierung kann es nicht allzu schwer fallen, unter Berücksichtigung der von der Volksvertretung und der öffentlichen Meinung geäußerten Wünsche an die Reform der directen Steuern heranzutreten, da nicht nur die Mängel derselben nachgewiesen, sondern auch die Wege zur Besserung angegeben sind. Wenn die Staatsregierung zielbewußt und fest vorgeht, die Volksvertretung ihre Pflicht thut und die Steuerfrage nicht mit anderen Angelegenheiten (Wahlsystem, Privilegien der Reichsunmittelbaren, Quotisirung und Steuerbewilligungsrecht, sowie Erweiterung der parlamentarischen Macht), die mit ihr in keinem nothwendigen Zusammenhang stehen, „bepackt", dann wird es gelingen, die Reform der directen Steuern zum Wohle des Landes bald durchzuführen. Die lebhafte Sympathie für die Steuerreform muß endlich in Thaten umgesetzt werden, die durch die Thatkraft des Reichstages gebotene Gelegenheit darf nicht unbenutzt bleiben, und ist es namentlich die Pflicht der gemäßigten Parteien, der Staatsregierung die Hand zu bieten, um die Schwierigkeiten, über welche man klar ist, zu beseitigen und die Frage der Steuerreform praktisch zu lösen. Hoffentlich wird der Schwerpunkt der nächsten Landtagssession in der Steuerreformfrage liegen und der Preußische Landtag endlich auf lange Zeit Ordnung und Festigkeit in die preußischen Finanzverhältnisse bringen. Die Frage der Reform der directen Steuern in Preußen steht einstweilen wieder im Vordergrund und wird darin bleiben, bis sie eine befriedigende Lösung gefunden hat.

Pasteur's Behandlung der Wuthkrankheit.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

Bei den mageren Resultaten, welche sich bisher für die Behandlung der Infectionskrankheiten aus den epochemachenden Entdeckungen in der Pathogenie, der Entstehungsgeschichte derselben ergeben haben, Resultate, welche den Practiker, von dem Hülfe verlangt wird und welchem es nicht verdacht werden kann, wenn er den Werth einer Theorie nach ihrer practischen Verwerthung am Krankenbette bemißt, bitter genug enttäuschten; bei dieser Dürftigkeit der bisherigen therapeutischen Förderungen begrüßte gewiß Jeder mit hoher Freude die Kunde, daß gegen eine der schrecklichsten, bisher als unheilbar betrachtete Krankheit, die Wuthkrankheit, ein sicher wirkendes Heilverfahren gefunden sei. So kam man von vorneherein der Pasteur'schen Impfmethode mit Sympathie entgegen, umsomehr da dieselbe sich in Richtungen bewegt, welche mit modernen Anschauungen durchaus harmoniren. Es ist nicht nur das Hervorheben der Methode als einer Präventivmaßregel, welche sich der jetzt herrschenden Ansicht von dem höheren Werth der Prophylaxe, der Sorge um die Verhütung des Ausbruches der Krankheiten so glücklich accommodirt, es ist vor Allem durchaus im Sinne der neuen siegreichen bacteriologischen Schule, wenn Pasteur Infectionskrankheiten durch ein specifisches körperliches Substrat, das sogen. „virus", experimentell erzeugt, und auch dem großen Publikum war der Gedanke, daß durch Impfungen Schutz gegen Krankheiten erworben werden könne, kein neuer und befremdender. Vielleicht war es nicht ohne Absicht, daß Pasteur für seine Methode den Namen „vaccination", Impfung, wählte; er wollte eben die Sache dem großen Publikum, an das er sich mit Vorliebe in politischen Blättern wie dem „Figaro" wendet, mundgerecht machen. Oder sollte es Pasteur, der bekanntlich weder Mediciner noch Physiologe, sondern lediglich Chemiker ist, und welcher einer gerichtlichen Verurtheilung wegen unbefugter Vornahme ärztlicher Operationen nur dadurch entging, daß in seinem Institute die „Impfungen" jetzt von medicinischen Assistenten vorgenommen werden, sollte es diesem ärztlichen Dilettanten in der That entgangen sein, daß es sich bei seinen „Impfungen" um etwas ganz Anderes dreht als bei den Impfungen der Schutzpocken? Bei der Schutzpockenimpfung handelt es sich darum, den Organismus gegen eine später erfolgende Ansteckung mit dem Blatterngift durch eine Art von Abhärtung zu schützen; bei der Pasteur'schen Impfung der von tollen Hunden Gebissenen handelt es sich dagegen darum, das bereits im Körper befindliche Gift während der Incubation, d. h. in der Zeit zwischen Ansteckungsact und Ausbruch der Wuth zu zerstören und unwirksam zu machen. Die Analogie ist also keineswegs eine große. Vielleicht wählte Pasteur auch diesen Namen in einer Art von Reminiscenz an seine Impfungen gegen den Milzbrand. Dann hätte er besser gethan, diese Erinnerung nicht wieder aufzufrischen, denn selten hat eine Sache, die mit so großer Emphase in die Welt gesetzt wurde, ein kläglicheres Fiasko erlebt. Man muß Zeuge jener Entrüstung gewesen sein, mit welcher auf dem Internationalen Congreß für Hygiene zu Genf Pasteur und seine Anhänger die skeptische Opposition Koch's gegen die damals hoch florirende Milzbrand-Schutzimpfungsmethode fast niederschrien, wie da jeder leise Zweifel an der Unfehlbarkeit des Meisters als Sacrileg angesehen wurde, um das richtige Verständniß für die Thatsache zu haben, daß selbst in Frankreich von diesen Milzbrandimpfungen schon längst kein Gebrauch mehr gemacht wird.

Da es sich nämlich herausstellte, daß an den Impfungen mehr Schafe starben als am Milzbrand selbst, so kam die Geschichte den Viehbesitzern denn doch nicht so recht practisch vor; machte man aber die Impfungen mit schwächerem Gift, so gab die Impfung keinen Schutz mehr vor der Ansteckung. „Unwirksam oder gefährlich", dies war das Endurtheil, mit welchem die Milzbrandimpfungen zu Grabe getragen wurden. Unwirksam oder gefährlich! Fielen denn kürzlich nicht schon ähnliche Worte in der Debatte über die neuen Pasteur'schen Wuthimpfungen in jenen erregten Sitzungen der Académie des sciences zu Paris? Man kann nicht gerade behaupten, daß die Pasteur'sche Sache aus diesen Discussionen mit Glanz hervorgegangen ist, und die Angriffe von Seiten der Fachmänner, wie Semmola, Colin, Peter, Lutaud u. A. mehren sich täglich. Sehen wir einmal nach, mit welchen Waffen man den Kampf geschlagen und wie tief die Wunden sind, die man dem Gegner beigebracht hat. Doch um hier verständlich zu sein, bedarf es einer Beleuchtung der Grundlagen, auf welchen Pasteur's Methode beruht, auch einer gedrängten Recapitulation des Pasteur'schen Verfahrens selbst, welche zur Orientirung wohl manchem unserer Leser nicht unwillkommen sein dürfte. Ich stütze mich hierin lediglich auf Originalberichte Pasteur's, zu deren Benutzung und Uebersetzung mich dieser speciell autorisirt hat.

Die Wuthkrankheit (Lyssa, Rabies), welche dem Hunde- und Katzengeschlecht (Hund, Wolf, Fuchs, Katze) eigen ist, kann bekanntlich durch Biß nicht nur auf den Menschen, sondern auch auf alle Hausthiere, sogar Geflügel, übertragen werden; als Träger dieser Ansteckung ist von jeher der Speichel angesehen worden, welcher das specifische Gift, „virus", der Wuth enthalten muß, da eine Ansteckung mittelst Biß nur durch Uebertragung eines körperlichen Ansteckungsstoffes zu erklären ist. Ein Mikroorganismus, Bacillus, Bacterie u. dgl., ist hier aber bisher nicht gefunden worden. Die eigenthümlichen Erscheinungen der Wuth, sowohl der spontanen der Hunde als der übertragenen des Menschen, hatten längst als Sitz der Krankheit auf das Centralnervensystem (Gehirn und Rückenmark) hingedeutet. Die bei Wuthkranken eintretenden Krämpfe der Athmungs- und Schlingmuskulatur, die maniakalische (tob-

Digitized by Google

süchtige) Erregung mit Hallucinationen des Gesichts und Gehörs, die das traurige Bild endlich abschließende allgemeine Lähmung (Paralyse), alle diese sogen. „centralen" Symptome mußten mit Nothwendigkeit in krankhaften Veränderungen der Substanz des Centralnervensystems ihre Ursache haben. In der That ergibt auch die im Uebrigen keine constanten oder charakteristischen Befunde aufweisende Section von an Wuth gestorbenen Menschen oder Thieren fast stets Blutüberfüllung (Hyperaemie) des Gehirns und Rückenmarks sowie der dieselben einhüllenden Häute, gelegentlich auch eine durch rosige Färbung sich verrathende Entzündung der von der Bißstelle centralwärts verlaufenden Nerven. Man faßte darum schon längst in Fachkreisen die Wuth auf als eine Toxoneurose, d. h. als eine Erkrankung der centralen Nervensubstanz, welche durch eine übertragbare toxische (giftige) Ursache hervorgerufen würde.

Von diesen Anschauungen ausgehend, suchte und fand Pasteur in der Centralnervensubstanz das Depot des Wuthgiftes und kam auf den Gedanken, diese Substanz zu Schutzimpfungen zu verwenden. Ursprünglich war es nur seine Absicht, vermöge dieser Impfungen mit einem durch entsprechende Behandlung abgeschwächten Wuthgift (Virus) Hunde gegen die Ansteckung durch den Biß von wuthkranken Hunden zu schützen, dieselben also gegen die Wuth überhaupt unempfänglich, „immun", zu machen.

Vermuthlich waren es seine Studien über die Wirkung abgeschwächter Krankheits-Impfstoffe gelegentlich der Milzbrandimpfungen, welche seine Aufmerksamkeit auf jenes Gebiet lenkten. Denn auch bei der Milzbrandimpfung handelte es sich darum, Wiederkäuer durch systematische Einimpfungen des durch geeignete Manipulationen (stufenweise Veränderungen der Nährsubstanz und der umgebenden Temperatur) in seiner specifischen Giftigkeit, „Virulenz", abgeschwächten Milzbrandgiftes gegen eine später etwa erfolgende Milzbrandinfection immun zu machen. Pasteur war nun nach einer Reihe von Experimenten zu der Ueberzeugung gelangt, daß die von ihm mit einem abgeschwächten Wuthgift vorgenommenen Präventivimpfungen Hunde gegen das Wuthgift immun gemacht hätten, sei es, daß dieses Gift durch den Biß eines tollen Hundes später übertragen, sei es, daß dasselbe künstlich nach Trepanation, d. h. nach operativer Eröffnung des knöchernen Schädeldaches, mittelst einer Injectionsspritze unter die harte Hirnhaut (Dura mater) gebracht wurde. Letztere künstliche Infectionsart, welche das Gift direct auf die ihm zur Entwickelung nothwendige Centralnervensubstanz bringt, hat sich bei diesen Experimenten als die sicherste und die Infection durch Biß an Gefährlichkeit weit übertreffende erwiesen, entsprechend der schon früher bekannten Thatsache, daß Bißwunden im Gesicht und am Kopfe die Wuth schneller und sicherer bringen als Wunden am Rumpfe, da im ersteren Falle die Eintrittsstelle des Giftes dem Gehirn näher liegt.

Ueber die Beweiskraft dieser grundlegenden Experimente zu Pasteur's Methode ist viel gestritten worden. Absolut sicher ist jedenfalls die Schutzkraft der Impfungen bei Hunden nicht, da Pasteur selbst verschiedene Mißerfolge zugibt. Außerdem gibt es noch eine natürliche Immunität, d. h. es werden durchaus nicht alle Hunde, welche ein wuthkranker Hund gebissen, nun auch krank; Fachmänner behaupten sogar eine natürliche Immunität von fast 50 Procent, es würde also von zwei gebissenen Hunden immer nur einer toll, der andere nicht. Andererseits haben seitdem Versuchsreihen, welche Professor von Frisch in Wien mit von Pasteur selbst geliefertem Impfstoff und genau nach dessen in Paris persönlich studirtem Verfahren, sowie dessen schriftlichen Instructionen ausgeführt hat, ergeben, daß die Präventivimpfungen die behauptete Immunität der geimpften Thiere (Hund und Kaninchen) gegen spätere Infection durchaus nicht mit Sicherheit ergeben. Die Einwürfe Pasteur's gegen die auf sorgfältige Arbeiten gegründeten und durchaus objectiv gehaltenen Veröffentlichungen v. Frisch's: „die Impfungen seien in zu langen Zwischenräumen ausgeführt und nicht oft genug wiederholt", haben wenig Einleuchtendes, da wie gesagt v. Frisch sich streng an die eigenen mündlichen und schriftlichen Unterweisungen Pasteur's gehalten hat. Obgleich also die grundlegenden Experimente und deren Beweiskraft noch lange nicht aus dem Stadium der Discussion herausgetreten waren, ermuthigten doch diese keineswegs allgemein für richtig anerkannten Resultate Pasteur, den Chemiker, seine Impfmethode zur Behandlung eines von einem tollen Hunde gebissenen jungen Mannes, jenes oft genannten Joseph Meister, anzuwenden. Es zeigte sich hier wiederum einmal jene den deutschen Forscher so fremd anmuthende sanguinische Kritiklosigkeit, mit welcher neuerdings französische namhafte Gelehrte auch auf anderen Gebieten wissenschaftliche Fragen und Versuchsresultate, welche keineswegs durch anderweitige Bestätigung bereits als wissenschaftliche Thatsache erwiesen sind und welche sich noch im Stadium der controllirenden Voruntersuchung befinden, leichten Herzens als festerwiesene wissenschaftliche faits accomplis betrachten, auf diesem schwankenden Grunde nicht nur die kühnsten Theorien aufführen, sondern aus solchen auch sofort die weitgehendsten praktisch-therapeutischen Nutzanwendungen ableiten! „Le plus grand dérèglement de l'esprit est de croire les choses parce qu'on veut qu'elles soient", dieses Citat aus Pasteur's eigenem Munde setzt boshafter Weise Lutaud seinem neuesten gegen Pasteur gerichteten, leider durch persönliche Angriffe verunstalteten Buche „Mr. Pasteur et la rage" (Paris, Jules Lévy 1887) als Motto voran. Ist es also wirklich jener Mangel an objectiver kühler Kritik, welchen man ja im modernen französischen Nationalcharakter überhaupt so peinlich empfindet, oder ist es mehr eine Art von Sensationsbedürftigkeit, — novarum rerum cupidi nennt ja schon Caesar die Gallier — welche Männer wie Charcot, Vulpian, Brouardel, Pasteur unwillkürlich mit fortreißt und die Warnung „adhuc sub judice lis est!" ungehört verklingen läßt?

Joseph Meister wurde also glücklich „geheilt", d. h. die Wuth kam bei ihm nicht zum Ausbruch. Von einer „Heilung" der Wuth dürfte man aber logischer Weise nur dann reden, wenn durch geeignete Mittel eine bereits ausgebrochene Wuth geheilt worden wäre. Außerdem lag für die Thatsache, daß Meister wirklich von einem wuthkranken Hunde gebissen war, kein weiterer Beweis vor, als daß dieser Hund unruhig gewesen war, gebissen hatte und daß sich bei der Section desselben ein Stückchen Holz im Magen gefunden hatte. Andere für Wuth charakteristische Veränderungen in der Hundeleiche wurden, wie stets, nicht gefunden, da wie schon erwähnt die Wuth keine constanten, charakteristischen Sectionsresultate ergibt. Da nun tolle Hunde oft unverdauliche Dinge wie Glas, Holz u. dergl. verschlucken, so hielt man durch jenes Stückchen Holz im Magen die Tollwuth für erwiesen und der von einem „erwiesenermaßen" tollen Hunde gebissene Joseph Meister war durch Pasteur's Präventivimpfungen „geheilt" und somit das Heilmittel der Tollwuth gefunden! Dieser in seiner wie wir sehen nicht einwandfreien Begründung — war denn der Hund nun wirklich toll gewesen, war dessen Tollsein sicher erwiesen, etwa durch erfolgreiche Impfung mit dem im Rückenmark enthaltenen Virus oder hatte sein Biß etwa andere Hunde toll gemacht? — wohl dem großen Publikum, nicht aber dem kritischen alle Möglichkeiten erwägenden Gelehrten imponirende Fall Meister wurde nun als „grand succès" in die politischen Blätter lancirt und verursachte die bekannten Wallfahrten nach Paris. Ernste wissenschaftliche Kreise berührte es von vorneherein unangenehm zu sehen, wie vorzugsweise politische Blätter, z. B. der „Figaro" in dieser Sache als Publikationsmittel benutzt wurden, wie ein ad hoc eingesetzter „service de publicité" unter Vorsitz des Herrn Vallery-Radot, Schwiegersohn des Herrn Pasteur, die Pariser und auswärtigen politischen Blätter mit wahren „Communiqués" aus dem Institut Pasteur versorgte, welche, wie Lutaud sagt, an die schönsten Zeiten des Empire erinnern. Die Anhänger Pasteur's und namentlich seine leicht erregbaren russischen und anderen slavischen Freunde haben hier entschieden zu viel gethan, und wenn Verneuil jüngst öffentlich die wissenschaftlichen Gegner Pasteur's „obscure Blasphemisten" nannte, so ist eine derartige schroffe Einseitigkeit auch dadurch nicht entschuldigt, wenn diese Gegner Pasteur mit — Mesmer auf gleiche Stufe stellen und demselben nach

Digitized by Google

kurzer unverdienter Vergötterung à la Mesmer auch dessen totales Fiasco prophezeien.

Worin besteht nun das Verfahren Pasteur's und wie verhält es sich mit seinen Kuren?

Das ursprüngliche Verfahren, welches Pasteur anwandte, bis die stets zunehmenden Mißerfolge ihn zu einer Modifikation desselben zwangen, ist folgendes:

Die Personen, welche sich der Pasteur'schen Behandlung unterzogen, wurden ohne Unterschied einer zehntägigen Kur unterworfen, indem ihnen täglich unter die Haut, meist des Bauches, eine Pravaz'sche Injectionsspritze, gefüllt mit einer Flüssigkeit, welche das Virus der Wuth in stufenweise zunehmender Giftigkeit enthielt, eingespritzt wurde. Diese Flüssigkeit besteht aus Rückenmarkstückchen von durch Trepanation wuthkrank gemachten Kaninchen, verrieben mit sterilisirter (durch Erhitzen auf 150 Grad bacterienfreigemachter) Kalbfleischbouillon. Das zur Infection der Kaninchen benutzte Virus ist das sogen. „virus fixe", ein Wuthgift, welches die Krankheit schon nach siebentägiger Incubation zum Ausbruch bringt. Wenn man nämlich durch Trepanation von Kaninchen zu Kaninchen weiter inficirt, so sinkt die ursprüngliche Incubationszeit (Zeit vom Ansteckungsact bis zum Ausbruch) der Wuth von 16—20 Tagen allmählich herab, um nach der 40.—50. Generation sich auf einer siebentägigen Incubation ziemlich constant zu halten. Pasteur fand nun, und dies ist von verschiedenen Seiten, unter anderen auch von v. Frisch bestätigt, daß durch Austrocknen bei einer Temperatur von 20—25 Grad und über wasserentziehenden Substanzen, z. B. Aetzkali, die Giftigkeit (Virulenz) solcher mit der gefährlichsten Form des Wuthgiftes angefüllten Rückenmarke mit jedem Tage der Austrocknung geringer wird, um nach 14—16tägiger Austrocknung ganz zu verschwinden. Er begann also seine zehntägigen Kuren damit, daß er am ersten Tage eine Einspritzung mit einer Flüssigkeit machte, welche aus wuthkrankem Kaninchenrückenmark nach 14tägiger Austrocknung mit Bouillon verrieben besteht, griff dann jeden Tag zu einem Rückenmark, welches einen Tag weniger den Austrocknungsproceß durchgemacht hatte, und machte so jeden Tag eine Injection mit einem immer weniger ausgetrockneten, also um so giftigeren Marke, sich darauf stützend, daß bei diesem stufenweisen Vorgehen von schwächster zu immer stärkerer Virulenz schädliche Wirkungen verhütet würden. Diese Schutzkraft der stufenweise steigenden Giftigkeit, indem also immer eine schwächere Injection gegen die giftige Wirkung der darauffolgenden stärkeren schützen soll, und das eigenthümliche umgekehrte Verhältniß zwischen Austrocknungsdauer und Giftigkeit erklärt sich nach Pasteur's Angaben dadurch, daß das wuthkranke Rückenmark außer dem Virus der Wuth — natürlich ein „microbe", einstweilen noch von Niemandem gesehen — noch ein anderes x enthält, eine hypothetische Substanz, welche Pasteur bald „matière vaccinale", bald „matière préservative" nennt. Diese Substanz habe die Eigenschaft, beim Austrocknen beständiger zu sein als das Wuthgift und sich länger zu halten, sodaß z. B. im 14tägigen Rückenmarke der „microbe", auf welchem allein die Giftigkeit beruhe, vernichtet sei, während die „Schutzmaterie" noch reichlich vorhanden sei, sich bei einer Impfung mit solchem Rückenmark in der Nervensubstanz des Geimpften verbreite und den am folgenden Tage mit einer schon giftigeren Einspritzung ankommenden Mikroben an der Einnistung an diesem seinem Wohnorte verhindere. Diese ganz willkürlichen Annahmen dürften in ihrer unbewiesenen Haltlosigkeit kaum großen Werth beanspruchen.

Rückenmarke von 1—3tägiger Austrocknungsdauer, oder wie wir der Kürze wegen fernerhin sagen wollen, 1—3tägige Rückenmarke wagte Pasteur zuerst nicht zu verwenden, da er sie für zu giftig hielt. Nachdem aber verschiedene nach dieser ursprünglichen Methode geimpfte Personen, namentlich Kinder, trotz dessen an Wuth erkrankt und gestorben waren, erklärte Pasteur diese Mißerfolge dadurch, daß man dreist bis zum eintägigen Rückenmark hätte hinuntergehen müssen. „Hätte man diesen Fehler nicht begangen, so wären jene Kinder gewiß nicht gestorben". Pasteur impft also jetzt in vierzehn Tagen vom vierzehntägigen bis zum eintägigen Rückenmark herunter, was er „eine Serie" nennt und wiederholt in schwereren Fällen diese Serie ein bis zwei Mal. Seine Statistik veröffentlichte inzwischen glänzende „Heilungsresultate", d. h. es wurden alle Diejenigen, welche angeblich von tollen Hunden gebissen und in Paris geimpft waren und bei welchen dann nach einiger Zeit die Wuth nicht zum Ausbruch gekommen war, als „geheilt" aufgeführt und mitgezählt. Man beachtete nicht, daß die Zeit der Beobachtung meist viel zu kurz war, um mit Sicherheit die Wuth als erloschen betrachten zu dürfen, und ließ sich durch die Thatsache nicht beirren, daß bei etlichen der als geheilt entlassenen Geimpften die Wuth nach einer abnorm langen Incubationszeit, nach 90, 100, ja einmal sogar 170 Tage nach dem Biß doch noch zum Ausbruch kam, gerade wie es auch bei nicht Geimpften unter unbekannten Umständen oft monatelang bis zum endlichen Wuthausbruch dauert. Dem großen Publikum jedoch imponirte eine Statistik, welche auf 3000 Patienten nur 31 Todesfälle aufwies und bei Pasteur's Methode eine Sterblichkeitsziffer der Wuth von 1,15 Procent gegen die früheren 88 Procent herausrechnete. Wir werden diese Statistik nachher noch etwas kritisch beleuchten, einstweilen nur soviel, daß jene 88 Procent die Zahl der Todesfälle bei wirklich ausgebrochener Wuth bedeuten, während die Pasteur'schen Dreitausend durchaus nicht so ohne Weiteres als Wuthkranke zu betrachten sind; bei so Manchem dürfte wohl die Wuth auch ohne Impfung niemals zum Ausbruch gekommen sein, wie wir später sehen werden. Diese Zahlen wären nur vergleichbar, wenn die Pasteur'schen Impfungen an bereits von der Wuth Ergriffenen vollzogen worden wären und dann jene blendenden Resultate ergeben hätten, was bekanntlich nicht der Fall ist. — So ging unter großem Zulauf die Sache einige Zeit weiter, Nachahmer und Zweiginstitute thaten sich, meist in Rußland, auf und producirten ähnliche Statistiken, bis die späten an angeblich Geheilten auftretenden Mißerfolge, sowie das gänzliche Versagen der Methode gegenüber schweren Fällen, namentlich bei mehrfachen tiefen Bißwunden im Gesicht durch Hunde und Wölfe, Pasteur neuerdings wiederum zu einer „Verbesserung" seines Verfahrens nöthigten. Er glaubt diese erreicht zu haben durch seine neue „intensive Methode". Diese besteht darin, daß er die oben erwähnte „Serie" vom vierzehntägigen bis zum eintägigen Rückenmark statt wie früher in 14 Tagen nun während 24 Stunden in Pausen von zwei zu zwei Stunden einspritzt und dieses Verfahren dann nach einigen Tagen ein- bis zweimal wiederholt. Ein gewaltiger Sprung ohne jede Vermittelung! Man kann wahrlich dem Ausspruch der Gegner in der Akademie nur beipflichten, wenn sie warnend betonten, zu einem derartig dreisten Einverleiben so enormer Massen giftiger Infectionskeime in so kurzer Zeit, noch dazu bei Personen, bei welchen es doch oft durchaus nicht absolut sicher steht, ob sie denn in der That wirklich von einem tollen Hunde gebissen wurden, zu einer derartigen Kühnheit gehöre wohl das Horazische „robur et aes triplex". Pasteur muß dieses Requisit besitzen, denn er impft mit seiner „nouvelle méthode intensive" ruhig fort.

Seitdem kamen aber einige böse „échecs" für die Pasteurianer.

Erstens die Affaire mit den neunzehn von einem tollen Wolfe gebissenen Russen. Von diesen Unglücklichen starben trotz der intensivsten „méthode intensive" noch drei in Paris während der Behandlung und andere Sterbefälle auf der Reise und kurz nach der Rückkehr bewiesen einen totalen Mißerfolg. Pasteur läßt sich jedoch hierdurch nicht beirren; sofort supponirt er eine eigene Wuthkrankheit des Wolfes, welche mit der Hundswuth nicht identisch sei und welche darum durch seine Präventivimpfungen nicht verhütet werden könne. Oder sollte es an der eigenen Art des Beißens beim Wolfe liegen, an den tiefer gehenden Wunden, welche die kräftigeren Kinnladen dieses Raubthieres verursachen?, meint Pasteur, ohne zu bedenken, daß es bei der Ansteckung mit einem specifischen Gifte auf die Tiefe der Wunden nicht ankommt, daß bekanntlich im Gegentheil oberflächliche Impfungen leichter haften als tiefe,

Digitized by Google

da sie nicht durch eine starke Blutung wieder herausgewaschen werden. „Oder käme bei der Wolfswuth jene „matière préservative“ nicht zur Geltung, sodaß der Mikrobe sich ungestört im Mark etabliren könne?“ Alles ganz vage Hypothesen, welche die erlittene Schlappe kaum verdecken dürften.

Einen zweiten, schwer zu überwindenden Schlag für die Pasteur'sche Methode brachte der Abschluß des Jahres und seine Medicinalstatistik. Dieselbe ergab, daß auch im verflossenen Jahre die Zahl der an Wuth Verstorbenen in Frankreich Dreißig betrug, genau die Durchschnittszahl der letzten 27 Jahre, und von diesen dreißig Verstorbenen waren 16 Nichtgeimpfte und 14 Geimpfte! Diese Zahlen sprechen laut genug und lassen sich durch keine Künsteleien der Pasteur'schen Intimen, Vulpian und Grancher, wegdeuteln, wie sie dies in einer der letzten Sitzungen der Académie vergebens versuchten.

Uebrigens ist diese Ziffer noch immer eine hohe zu nennen im Vergleich mit Deutschland, wo in den letzten 5 Jahren in Folge der strengen Hundecontrolle die Sterblichkeitsziffer der Wuth des Menschen von 10 auf 0 Todesfall jährlich sank! Doch ist auch die französische Ziffer eine verschwindend kleine gegenüber den Tausenden und aber Tausenden, welche jährlich durch Krankheiten wie Diphteritis, Tuberkulose, Wochenbettfieber, Brechdurchfall u. dergl. hingerafft werden und die Wuth spielt also wie wir sehen selbst in Frankreich unter den Todesursachen eine ganz untergeordnete Rolle.

Wie verhält es sich denn nun aber mit jener glänzenden Pasteur'schen Statistik, nach welcher auf 3000 von tollen Thieren Gebissenen nur 31 Todesfälle kämen? Ziehen wir hiervon zuerst die nicht controllirbaren Ausländer ab, so bleiben 1762 Franzosen übrig, angeblich sämmtlich von tollen Hunden gebissen. Dies sind nach Angabe französischer Fachmänner über tausend mehr als nach amtlicher Statistik sonst jährlich gebissen wurden! Woher kommt diese höchst auffallende enorme Ueberschreitung der jährlichen Durchschnittsziffer? Colin, ein hervorragender Vertreter der Veterinärwissenschaft, erklärt diese sonderbare Erscheinung dahin, daß von dieser Zahl ganz bedeutende Abzüge gemacht werden müßten. Es seien erstlich Alle abzuziehen, welche zu Pasteur liefen, weil die Wuth „en vogue“ war, und welche sich nur aus übertriebener Angst der Kur unterzogen; in der That gibt Pasteur selbst zu, daß manche „Gebissene“ nur glaubten von Hunden, welche Andere gebissen hatten, möglicherweise auch verletzt worden zu sein und gar keine Wunden zeigten. Es sind ferner abzuziehen alle Diejenigen, welche in der That gebissen wurden, aber nur von einem bissigen oder anderweitig kranken, nicht aber von einem tollen Hunde. Die Zeichen der Tollwuth seien nämlich keineswegs so sichere während des Lebens, daß man mit Gewißheit daraus die Krankheit in allen Fällen erkennen könne. Oft seien Hunde verdrießlich, reizbar, bissig aus anderen Ursachen; so könnten Krankheiten der Verdauungsorgane oder des Rückenmarks selbst einem kundigeren Beobachter das Bild der Wuth vortäuschen. Nur in der Minderzahl der Fälle würde überhaupt ein solcher Hund, der gebissen hat und dann als toll erschlagen wurde, secirt; die dazu qualificirten Veterinäre seien auf dem Lande viel zu selten. Und selbst die von Sachverständigen ausgeführte Section ergibt ja, wie wir oben sagten, keine charakteristischen Veränderungen in der Leiche und die Diagnose „Wuth“ ist somit meist nur eine Wahrscheinlichkeitsdiagnose; jene Holzstücke, Strohhalme u. dergl. im Magen, welche die Diagnose begründen helfen müssen, können auch durch andere zufällige Ursachen gelegentlich mit verschluckt worden sein. — So reducirt sich die Ziffer der wirklich von tollen Hunden Gebissenen schon ganz bedeutend.

Es sind ferner zur Rectificirung der Statistik abzuziehen alle Diejenigen, welche in der That von einem tollen Hunde gebissen wurden, aber eine natürliche Immunität gegen die Wuth besitzen. Diese natürliche Immunität gibt Colin, wie schon gesagt, bei Hunden auf 50 Procent an, d. h. es erkrankt von zwei gesunden Hunden, welche ein toller Hund beißt, stets nur der eine, der andere nicht. Diese Immunität muß beim Menschen, welcher als Nicht-Carnivore (Fleischfresser) für das Wuthgift weniger empfänglich ist, als der Hund, noch größer sein; es sind also mindestens die Hälfte der Gebissenen überhaupt immun, und es wäre die Wuth bei ihnen aus natürlichen Ursachen überhaupt nie zum Ausbruch gekommen, gleichgültig ob mit oder ohne Impfung. Alle diese Leute führt aber Pasteur als „Geheilte“ an! — Es sind endlich abzuziehen alle Diejenigen, bei welchen durch Aetzung nach dem Biß das Gift zerstört war. Pasteur nimmt nur in den wenigen Fällen eine vorausgehende Aetzung als wirksam an, wo dieselbe sofort oder in längstens einer Stunde nach erfolgtem Biß vorgenommen wurde; alle anderen Geätzten rechnet er als sicher Angesteckte mit auf. Doch steht es fest, daß bei der eigenthümlich zähen Beschaffenheit des ansteckenden Wuthspeichels derselbe lange an der Wunde haftet und noch nach mehreren Stunden durch geeignete Aetzmittel, z. B. das Glüheisen oder reine Carbolsäure, völlig unschädlich gemacht werden kann. Es sind schließlich noch abzuziehen alle Diejenigen, welche von einem tollen Hunde gebissen wurden, aber das Glück hatten, nichts von dem ansteckenden Speichel in die Wunde zu empfangen, sei es, daß die betreffenden Zähne trocken waren, sei es, daß der Speichel sich beim Durchbeißen der Kleidung abstreifte.

Ziehen wir alle diese Kategorien ab, so schmilzt die Zahl der für die Beurtheilung des Werthes der Methode wirklich in Betracht kommenden, echten Infectionen ganz bedeutend zusammen und entspricht so schon eher der Durchschnittsziffer mit den jährlichen 30 Todesfällen.

So lange Pasteur bei seiner älteren vierzehntägigen Behandlungsweise blieb, konnte man seiner Methode nur den Vorwurf der Unwirksamkeit machen; seine neue „intensive“ Methode ist jedoch unzweifelhaft gefährlich. Nehmen wir einmal an, es würde diesen Impfungen mit einem höchst intensiven Wuthgift ein Individuum unterzogen, welches unter jene oben erwähnte Kategorie der von einem nur fälschlich für toll gehaltenen Hunde Gebissenen gehört. Muß nicht bei einem solchen Unglücklichen die Wuth zum Ausbruch kommen in Folge der Impfungen, während er sonst frei geblieben wäre? Daß derartige Fälle nicht nur als Möglichkeiten angenommen werden, sondern leider in Wirklichkeit schon wiederholt vorgekommen sind, wurde neuerdings von verschiedenen Seiten, darunter von dem Pariser Kliniker Professor Peter in einer Akademie-Sitzung dargethan. Es wurde sogar behauptet, daß sich diese Fälle von Wuth deutlich als eingeimpfte „Wuth des Laboratoriums“ von der „Straßenwuth“ dadurch unterscheiden ließen, daß hier wie bei den Versuchskaninchen die paralytische Form der Wuth zum Ausbruch käme, während bei der „Straßenwuth“ nicht die Lähmungserscheinungen, sondern die tobsüchtige Erregung nebst Nervenkrämpfen die Scene beherrschen. Es stimmen damit die Resultate überein, welche v. Frisch experimentell erhielt, indem er Kaninchen und Hunde, bei welchen die intensive Behandlung ohne vorherige Infection durchgeführt wurde, fast ausnahmslos an Wuth zu Grunde gehen sah, in diesem Falle also absolut sicher nur in Folge der Schutzimpfungen. Andererseits verfielen aber auch seine Versuchsthiere, welche nach erfolgter Infection der intensiven Behandlung unterworfen wurden, trotz dieser Methode in der überwiegenden Mehrzahl der Wuth, und wir können v. Frisch nur beipflichten, wenn er angesichts dieser Resultate seinen an die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften gerichteten Bericht mit folgendem Resumé schließt: „Aus diesen Versuchsergebnissen läßt sich der Schluß ziehen, daß Pasteur's Methode, Thiere gegen die Infection mit Wuthgift immun zu machen, noch vielfacher experimentaler Bearbeitung bedarf, ehe sie auf Verläßlichkeit und Sicherheit Anspruch erheben darf, daß aber für die Einleitung einer Präventivbehandlung am Menschen nach erfolgtem Biß keine genügende Grundlage vorhanden war, vielmehr die Annahme nahe liegt, daß durch die Präventivimpfung selbst, mindestens durch die von Pasteur seit Kurzem auch für den Menschen eingeführte wesentlich verstärkte Methode, eine Uebertragung der Krankheit stattfinden kann!“ Zur Abwehr dieses vernichtenden Schlages hat Pasteur in diesen Tagen sich wiederum gegen v. Frisch und den ihm secundirenden berühmten Wiener Chirurgen Billroth gewendet

Digitized by Google

und zwar, nachdem ein anderer Gegner, der Kliniker Semmola in Neapel, sich das Polemisiren in politischen Blättern energisch verbeten hatte, in der würdigeren Form eines Schreibens an die K. K. Gesellschaft der Aerzte zu Wien. Da in diesem Schreiben eigentlich nur die schon oben erwähnten Einwürfe: „v. Frisch habe zu langsam, in zu langen Intervallen geimpft", welche bereits aus dem im 1. Heft der „Annales de l'Institut Pasteur" publicirten Briefe Pasteur's an seinen Freund Duclaux bekannt sind, recapitulirt werden, so konnte es dem Angegriffenen nicht schwer fallen, dieselben zu widerlegen und auch den Einwand Pasteur's, daß man in Wien nicht ausschließlich an Hunden, wie zu Paris, sondern auch an Kaninchen experimentirt habe, mit der treffenden Bemerkung zurückzuweisen, „daß eine Schlußfolgerung vom Kaninchen auf den Hund jedenfalls ebenso berechtigt sei, als die vom Hunde auf den Menschen, wie doch Pasteur es thue". Frisch schloß seine Vertheidigungsrede in der Sitzung der Gesellschaft vom 13. Juni unter allseitigem Beifall mit der ernsten Mahnung: „Pasteur hat nicht bestritten, daß durch die verstärkte Impfmethode die Wuth hervorgerufen werden könne. Aber wenn auch nur ein einziges Mal durch Präventivimpfung die Wuth bei einem Thiere hervorgerufen worden wäre, so genügt dies wohl, um die Anwendung dieser gefährlichen Impfmethode beim Menschen einfür allemal aufzugeben."

Unwirksam oder gefährlich! Wiederum sieht sich Pasteur, der kühne Segler auf unbekannten Meeren, zwischen Scylla und Charybdis! Wird es ihm dieses Mal gelingen den rettenden Ausweg zu finden?

Literatur und Kunst.

Die Entstehung der modernen Operette.

Von Paul Marsop.

Auch die Parasiten wollen leben. Oder, um in der Kathedersprache zu reden: sie sind vorhanden, also haben sie ein Recht zu leben. Freilich können sie sich nur in einem Organismus ansiedeln und gedeihen, dessen Glieder, statt daß sie

„wechselseitig unterstützt dem Willen
und allgemeinem Wohl und Nutzen dienten",

sich gegenseitig befehden.

Gleichviel. Die Operette ist vorhanden. Sie wuchs keineswegs aus der Saat heraus, welche der größte Lebemann auf dem Throne nebst seinen bezahlten und freiwilligen Agenten erst ausstreute. Eine direkte Schuld daran, daß die Kunst unter seiner Herrschaft in Frankreich und dem sich in Kunstsitten und Kunstunsitten Frankreich immer gefügig zeigenden Auslande verfiel, darf dem dritten Napoleon schon gar nicht zugeschrieben werden. Sein System hat ebensowenig die Ausbreitung der Operette begünstigt, als diese ihrerseits ihm in die Hände gearbeitet hat. Höchstens kann man sagen, daß jener den Boden noch einmal übergoß, auf dem sich ein solches Schmarotzergewächs dann in voller Ueppigkeit auszubreiten vermochte. Dieser Boden ist: die französische Gesellschaft. Als Offenbach auf den Schauplatz trat, erwies sie sich für die Operette im Wesentlichen bereits reif.

Die gebildeten Klassen waren blasirt: von Hause aus mehr daraufhin angelegt, sich zu verfeinern, als sich zu verinnerlichen, waren sie den conventionellen Idealismus, des Rousseau'schen Naturevangeliums, der Victor Hugo'schen Neuromantik der Reihe nach überdrüssig geworden; durch die großen künstlerischen und philosophischen Strömungen in Deutschland wurden sie nicht allzu merklich beeinflußt, theils weil es ihnen, als Romanen, die Natur versagte, sich in dieselben völlig hineinzuleben, theils weil es ihnen nicht gegeben war, das Mißtrauen zu überwinden, welches ihnen alles einflößt, was nicht in ihrem Vaterlande entsteht. In den Explosionen der Geister, der Zeit der Encyclopädisten, schien sich die geistige Productionskraft, in der Explosion der Instincte, große Revolution genannt, die physische Stärke des Volkes für lange Jahrzehnte hinaus erschöpft zu haben. Künstler, die noch im vorigen Jahrhundert wurzelten, strebten vorwärts und erreichten allenfalls ein nicht weitgestecktes, aber lohnendes Ziel; modernere, welche bereits vom Hauche der Negation umwittert waren, suchten neue Bildungen, unbetretene Pfade einzuschlagen und gingen in die Irre. In Straßentumulten, Geistreicheleien, musikalischen, malerischen, dichterischen Witzen sprühten noch Funken des alten Feuers auf; aber die große Gluth war ausgebrannt. An dem Organismus, der die unzweideutigen Merkmale des Verfalles an sich trug, begann der große Seelen-Physiolog Balzac, welcher für alle späteren „naturalistischen" Schulen unermeßlichen Stoff zum Ausplündern aufhäufte, herumzuhantiren. Jedes verschönernden Beiwerkes entkleidet, wurden die Typen der neuen Gesellschaft vor Aller Augen hingestellt: den entnervten Aristokraten, den conservativen Regierungs- und den liberalen Capitalstreber, die femme incomprise, für „tout Paris" mehr als der Inbegriff aller Weltwunder, den hohläugig-unzufriedenen Rothen der äußeren Faubourgs, der bereits an seine lichtscheue Minirarbeit gegangen ist, und, mit kräftigen Strichen den, der sich anstatt des „freien Bürgers", welchen man erwartet hatte, zum Herren des Säculums aufschwang, den „Bourgeois". Ein eigenartiger Gesell, dieser Bourgeois, wie er mit der Geldschaufel alle Stände durcheinanderrührt und mit gallischer Zähigkeit Erwerb auf Erwerb schichtet! Er führt die Epoche des Materialismus heran: Tages Gewinn, Abends Genuß — heißt die neue Losung. Im Jagen und Hasten des unstät gewordenen, die rasche Aus- und Abnutzung des kraftbedingenden Lebens geht ihm die Freude am Harmlosen, Einfachen, Anmuthigen verloren; es bedarf nunmehr stärkerer Reizungen als der seither gewohnten, um seinem Vergnügungsbedürfniß genug zu thun. Gewiß: er wollte noch lachen; wie hätte sich auch der Franzose seines eigensten Lebenselementes entäußern können? Kein Zweifel: er wünschte noch, daß auf dem Theater getanzt wurde — wie mochte auch der Zuschauer, welchen sein nationales Temperament dazu antrieb, zu gehen, wenn er sich soeben niedergelassen hatte, und zu springen, wenn er zu gehen begonnen hatte, etwas Anderes auf der Scene sehen, als sich selbst? Und ebensowenig wie die Bewegung, wollte er die Musik missen; gab diese doch die Rythmen für die Bewegung an, konnte sie doch lustig sein, ohne störend zu wirken, da man sich es gar nicht anders denken konnte, als daß, was gesungen wurde, auch verstanden werden mußte. Aber man verlangte vom Dialog keine Natürlichkeit, vom Tanz keine Grazie, von der Musik keine Liebenswürdigkeit mehr: nur etwas von allem Erdenkbaren sollte geboten werden, in möglichst raschem Wechsel, möglichst stark aufgetragen, damit man alles mühelos genießen konnte, und möglichst stark gewürzt, damit der „Genuß" recht ausgiebig war.

Bei einem solch' toll-bunten Gemenge durfte nun Jedermann seine Rechnung finden: die Blasirten, welche der Ekel an den Ueberfeinerungen ihres Lebens und ihrer Sittenschauspiele beschlich und die in der unverhüllten Frivolität noch einen Grad von Natürlichkeit entdeckten — die Bourgeois, welche, im Kampfe um die große Rente rauhhäutig geworden, für Nadelstiche nicht mehr empfänglich waren und mit Pfriemen bedient werden mußten — endlich der Ouvrier, der, da er in dem gewollt-beschränkten Wissenskreise der Franzosen besser zu Hause ist, als der deutsche Arbeiter in den unendlichen Gelehrsamkeits-Jagdgründen seines Landes, und da er die Sonderart des „Ridicule" mit und ohne Tricot als Gallier ebenso rasch auffaßt wie irgend einer der „Unsterblichen", recht wohl die neue Kunst von der Galerie des Bouffes-Theaters herab zu bejubeln vermochte.

In den ersten Werken der Gattung, in welcher das Genie der französischen Tonsetzer seine größten Triumphe feierte, in den ersten Schöpfungen der „opéra comique", sind die Keime der Operette embryonisch schon vorhanden. Sobald die opéra

Digitized by Google

comique einsetzt, beginnt die historisch-musikalische Entwickelungsgeschichte der Operette.

Es ist gar nicht so thöricht, den Deutschen das Gemüth und den Franzosen den „esprit“ zuzuschreiben; schon deshalb, weil wir ebenso wenig im Stande sind, das letztere Wort in unsere als der Franzose es vermag, das erstere in seine Sprache zu übertragen, sich den „entsprechenden“ Begriff davon zu machen. Daneben dürfen ja immerhin die Franzosenfreunde unter uns unseren Nachbarn sehr viel „coeur“, und die Pariserinnen, welche uns mit wohlwollender Neutralität gegenüberstehen, uns sehr viel „Geist“ zuerkennen. Das jedoch wird nicht abzuleugnen sein, daß in der französischen Kunst, die, wie allerwärts, in den innigsten Wechselbeziehungen zum Leben des Volkes steht, nicht das „coeur“ den Ausschlag gibt, sondern der „esprit“.

Das trifft nicht zum wenigsten für die „opera comique“ zu, für diejenige Gattung dramatischer Musik, in welcher französische Künstler mit wahrhaft originellen Leistungen hervortraten. Der Deutsche hat kein Lustspiel, der Franzose keine Tragödie. Der Deutsche hat keine komische Oper, der Franzose hat nur die opéra comique. Das Bemühen derselben, eine nationale, nicht nur dem Namen, sondern auch dem Werthe nach, große Oper bei sich aufwachsen zu lassen, ist, vom kunsthistorischen Standpunkte aus betrachtet, ebenso vergeblich gewesen, wie sein Bestreben, eine ernste, große Tragödie zu schaffen.

Begabte Ausländer, wie der Deutsche Gluck, wie die Italiener Lully und in späterer Zeit Cherubini und Spontini lebten sich in Paris ein und suchten dort, und zwar im besten Glauben, für die Hebung des musikalischen Dramas zu wirken. Gluck vermeinte sogar unmittelbar an die Antike anzuknüpfen und merkte, in seine Arbeit versunken, gar nicht, wie sehr er im Verlaufe derselben Franzose wurde. Es blieb bei einer Reihe halbgelungener oder mißlungener Experimente. Das gallische coeur gab, wo es galt, das Zürnen und Versöhntsein des „großen, gigantischen Schicksals“ darzustellen, nicht genügend aus.

Dagegen zeigte sich der esprit, als sich seine Herrschaft auf der französischen Gesangsbühne ausbreitete, ganz so vollkräftig, so unvergleichlich wirksam wie in dem weiten, in Vergangenheit wie Gegenwart von lebensprudelnden Erscheinungen gleich reich erfüllten Gebilde der Comédie. Er schuf eine neue Kunstgattung, und in dieser eine beträchtliche Anzahl von Werken, welchen das nachzurühmen ist, was bei den besten Compositionen der musikalischen Racine's zu vermissen bleibt: Stilreinheit. Ein solcher Gewinn war für die Franzosen um so höher anzuschlagen, als ihnen die Anregungen, welche die Entstehung der neuen Gattung zur Folge hatten, von Außen her zukamen. Wie auch anders! Will man den drastischesten Beweis für den Satz erhalten, daß die Kunst durch den Nachahmungstrieb geweckt wird, so muß man die Kunstchronik Frankreichs durchgehen. Wie ursprünglich erscheint dagegen die Begabung der Italiener, der fraglos productivsten Romanen! Italiener waren es denn auch, welche im Jahre 1645 ihre ernste Opernmusik, Italiener, welche ein Jahrhundert später ihre soeben erst entstandene, aber alsbald in frischer Jugendkraft überschäumende „opera buffa“ in Paris vorzuführen Gelegenheit erhielten. Alsbald empörte sich die nationale Eitelkeit der Einheimischen gegen den Erfolg, welchen Ausländer auf französischem Boden davontrugen; auch bei dieser Gelegenheit — es gibt nichts Neues unter der Sonne und unter den Soffiten — suchten die Chauvins die Mängel ihrer Logik durch patriotische Phrasen zu verdecken. Aber die nationale Findigkeit nahm bald wahr, daß der Gedanke, auf der Gesangsbühne nicht nur den Kothurn, sondern auch den Soccus einzubürgern, auch auf eine völlig dem französischen Charakter entsprechende Art zu verwirklichen wäre. Der mächtige Hebel, welcher nun zu diesem Zweck in Bewegung gesetzt werden konnte, war: der gallische esprit. Von ihm, wie von einer starken Ader warmen Blutes durchzogen und mit dem verschwisterten, zur selben Zeit kräftig aufstrebenden Vaudeville Grüße und Erfahrungen tauschend, gewann die opéra comique Farbe und Gesundheit — gerade so, wie der Humor der unverwüstlichen Typen der älteren italienischen Volkskomödie die opera buffa auf eigene Füße stellte.

In der langen Reihe der Meisterwerke von Pergolesi's „Serva padrona“ bis Donizetti's „Don Pasquale“ treiben Arlechino und die Colombine ihr buntes Wesen; die opéra comique von Philidor bis Auber bietet eine Musterkarte aller Spielarten französischen Humors. Hinter dem halbgeöffneten Fächer hervor hört man das verschämte Kichern der Rococo-Schäferin; von einer Wolke von Spitzen und Bändern umhüllt oder den Degen des kecken Avantageurs an der Seite, tritt der französische Cavalier vor die Rampe und lächelt in seiner stets liebenswürdigen, zumeist aber auch etwas ironischen Manier: mit wohlgepuderter Perrücke zeigt sich, an Rabelais und Boileau herausgebildet, ein Schelm im schwarzen Gewande und schnellt manchen schärfer zugespitzten Witzpfeil ab. Oder gar Scapin giebt irgendwelche seiner tollen „fourberies“ zum Besten und treibt ein ganzes Heer neckfroher Kobolde über die Scene.

Die opera buffa hat gelebt. Auch mit der opéra comique ist es vorbei. Die erstere ging früher zu Grunde. Die Fioriturен des bel canto, welche bereits unter dem Einflusse der neapolitanischen Schule die strengen, steifen Linien des alten „dramma per musica“ mit Schnörkeln umzogen, später durch die Fülle der Zierrathen nahezu unkenntlich gemacht, überwucherten nun als Schlinggewächs den ursprünglich so kernhaften Stamm der italienischen komischen Oper, bis sie ihm seine beste Lebenskraft entzogen hatten. Bei Rossini vermögen Munterkeit und launiger Uebermuth sich noch ihr Recht zu wahren; bei Donizetti sind ihnen die Flügel hier und da schon stark beschnitten. Was dann noch übrig blieb, schlug Verdi mit wuchtigen dramatischen Keulenschlägen todt. In dem Maße, in welchem die politische Einigung Italiens sich mehr und mehr vorbereitete, verlernte man das Lachen und ging auf Pathos aus. Zu bösem Ende wurde Brighella auf Stelzen gesetzt, bekam einen blutigen Dolch in die Hand und mußte die ungereimtesten, bombastisch-musikalischen Declamationen vom Podium herab ertönen lassen. Ein Windstoß kam über die Alpen und blies die ausgestopfte Puppe um.

Anders, geradezu gegensätzlich gestaltete sich das Geschick der opéra comique. Wurde es der opera buffa verhängnißvoll, daß man dem Frohmuth und der sinnvollen Narrheit allmählich den Spielraum verlegte, so war es das Verderben der französischen komischen Oper, daß der esprit die Musik verdrängte. Ursprünglich nur die anregende, belebende Kraft wurde er allmählich zur treibenden, dann zur beherrschenden und ausschlaggebenden; als solche artete er aus, überschlug sich, bis er sich am Ende selbst parodirte. Ursprünglich war das Ferment eben gerade stark genug, um den jedesmaligen, nothwendigen Gährungsproceß zu bewirken; schließlich nahm man zur Bereitung des Productes fast nur noch Hefe und fast gar keinen Teig mehr. Die entartete opéra comique wurde zur Operette. Wie kam es dazu?

Von ihrem Anbeginn hatte es die opéra comique in erster Linie auf spannende Handlung abgesehen. War sie auch nicht, wie das Reformdrama Gluck's, in bewußter Auflehnung gegen die opera seria erwachsen, so bedeutete ihr Entstehen gleichfalls eine Reaction gegen das rücksichtslose Vordrängen des gesanglich-virtuosen Elementes im musikalischen Drama und zugleich eine Reaction gegen den akademischen, in der classischen Periode der „tragédie“ großgezogenen Geist. Galt es nun im Bereiche der Spieloper von vornherein als selbstverständlich, daß der Componist dem Dichter die Führung überließ, so schien andererseits zwischen beiden Factoren eine stillschweigende Verabredung getroffen zu sein, welche dahin ging, daß, wo auch die möglichst correct geführte Handlung ein lyrisches Ausspinnen von Empfindungen nur immer gestattete, dem Musiker der Raum für ein solches ungeschmälert bewilligt werden sollte. So lange diese ungeschriebenen Hausgesetze aufrecht erhalten wurden, standen sich beide Theile vortrefflich. Ein Kunstwerk folgte dem anderen. Im Verlaufe der Zeit aber ergab sich das Seltsame, daß der Musiker den für seine Thätigkeit freigelassenen Platz mehr und mehr

Digitized by Google

mit dem zu füllen begann, was ihm sein esprit, anstatt, wie zu erwarten war, was ihm sein coeur eingab. Das veranlaßte natürlich den Dichter, mit dem, was er seinerseits nur irgend aufbringen konnte, nicht zurückzuhalten. In dem Wettkampfe um den Preis esprit, welcher unter ungleichen Bedingungen unternommen wurde, mußte die Musik den Kürzeren ziehen. Der Dichter, welcher ein Weiteres zu geben angestachelt wurde, als zuvor, strebte dieses „Weitere" nicht auf dem Wege einer noch strafferen, zielbewußteren Concentration des Stoffes, sondern auf dem an, der ihm von dem Gebiete her, innerhalb dessen er uneingeengt von irgendwelchen Rücksichten schaffen konnte, am vertrautesten war: dem der feineren, die Kleinwirkung psychologischer Details mehr in Rechnung ziehenden Ausführung der Charaktere, der spitzfindig angelegten, immer künstlicher verschlungenen Intrigue. Ohne es zu merken, arbeitete ihm der Componist in die Hände.

(Schluß folgt.)

Scheffel als Feuilletonist.

Von Theophil Zolling.

Der Lieblingsdichter unserer studirenden Jugend hat, wie wir erst jetzt erfahren, zuweilen auch im Dienste der vergänglichen Tagesliteratur Unvergängliches zu schaffen versucht. Scheffel als Feuilletonist ist eine ganz neue Erscheinung, und in den für den Tag geschriebenen und vom Tage verwehten Blättern erscheint sein Talent nicht minder eigenartig und liebenswürdig, als in den langsam ausgereiften Schöpfungen seines Poetengemüths.

Denn ein Herzensbedürfniß war es, was auch dem Feuilletonisten die Feder in die Hand drückte; sei es, daß er ein schönes Erlebniß verewigen oder die Ergebnisse seines künstlerischen oder wissenschaftlichen „Sinnirens" festhalten wollte. Nicht immer dachte er dabei an das große Publikum. Das Beste ist ursprünglich für die Heidelberger Freunde oder die geliebte Mutter geschrieben worden und erst später und oft ganz ohne sein Zuthun in die Zeitung gewandert. Dieser intime Reiz des Subjectiven und Rückhaltlosen macht uns Scheffel's Feuilletons besonders werthvoll. Sein Verleger Bonz in Stuttgart hat dieselben nunmehr in einem schmucken Bande vereinigt, und diesem mit Recht den Titel: „Reise-Bilder" vorangedruckt. Denn der Feuilletonist Scheffel ist vornehmlich Tourist, Peripatetiker, und so hat er auch die in diesen Blättern festgelegten Eindrücke und Gedanken im eigentlichen Sinn erwandert. Die altgermanische Reiselust erwies sich überhaupt diesem Poeten fruchtbar. Ihr dankt er fast alle seine dichterischen Helden und Motive. Ist schon der Trompeter von Säkkingen, der vom heimischen Schwarzwalde bis zur ewigen Roma zieht, ein echter Wanderheld, wie viel mehr die fahrenden Schüler und Goliarden aus der „Frau Aventiure"; die besten Lieder im „Gaudeamus" (z. B. Der erratische Block, Der Komet und fast alle Gedichte „Aus dem Weiteren") lobpreisen die selige Wanderschaft, und der liebeskranke Ekkehard findet als Schweizer Tourist in den Alpen die Ruhe seiner Seele und seinen Dichterberuf. Und ein gut Stück vom fahrenden Schüler war unser Sänger zeitlebens. Ein rüstiger Fußgänger, mied er möglichst die Trace der Eisenbahn und erspähte auf wenig begangenen Wegen durch scharfe Brillengläser die Schönheiten der Natur und die Spuren der Schöpfungs- und Menschengeschichte. Er versteht aber nicht nur zu wandern, sondern auch die Erinnerung daran für Andere farbenfrisch festzuhalten.

Scheffel war auch als Feuilletonist nicht eben fleißig und productiv. Der Band „Reisebilder" enthält nur acht Artikel, deren Entstehungszeit zum Theil weit auseinander liegt. Scheffel's Werden und Wachsen als Dichter und Charakter spiegelt sich in ihnen. Der burschikose Humor wird nach und nach stiller, gesetzter und leuchtet zuletzt nur selten noch aus den Wolken gelahrter Interessen und hypochondrischer Launen. Zumal die ersten Aufsätze zeigen so recht Scheffels nahe Verwandtschaft mit Heine. Der Verfasser hat die berühmten „Reisebilder" mit Behagen und Nutzen gelesen. Sie klingen nach in der übermüthigen Keckheit der Stimmung und der feinen Ironie, womit der Verfasser Land und Leute und vor Allem sich selbst betrachtet. Aber was Heine fehlt, das ist ein allerliebstes kleines gelehrtes Zöpfchen, das Scheffel reizend sitzt, ja über das er gelegentlich auch selber spottet. Wohl kann er sich z. B. nicht enthalten, über die romanschen und ladinischen Orts- und Leutenamen, diese unvernichtbaren Urkunden der Geschichte, nachzudenken und gelegentlich auch recht kühn zu etymologisiren. So ist seine Freude groß, wenn er den Bündner Berg Agaglocks nach Mone's keltischem Wörterbuche als „gewaltigen Fels" deutet, aber er macht sich doch auch wieder ein klein wenig lustig über die Keltomanen, die überall Sprachdenkmäler der schattenhaften Urbevölkerung wahrzunehmen glauben. Und während der allzeit „geschichtlich Gesattelte" selbst gern alte Urkunden, Untersuchungsakten, Chroniken und Pfarrbücher sprechen läßt, so schüttelt sein Humor doch darob zuweilen die Schellen, wenn er etwa bei der feierlichen Aufschließung des Archivs von Madruzz seine antiquarischen Liebhabereien ironisirt und mit Schaudern bedenkt, „wie bereits mehr gedruckte alte Urkunden in der deutschen Welt sind als Augen, um sie zu lesen". Oder wenn der Schalk über den Poeten lächelt. Am Quell zu Vaucluse widmet er dem genius loci ein schönes Sonett, das er als Weihgeschenk in die heilige Fluth wirft. „Da ich aber bei dieser Gelegenheit, den Widerhall der Felswände zu prüfen, mit starker Stimme: „Petrark! Petrark!" rief, klang leise gehaucht ein „...Arg! Arg!" zurück, so daß ich von jeder weiteren Behelligung des Echo sofort abstand."

Was Scheffel überdies von Heine unterscheidet, das ist der stärkere malerische Zug in seinen Schilderungen. Scheffel, der stets sein Skizzenbuch auf seinen Wanderungen bei sich führte, blickt als halber Landschaftsmaler, der er ja einmal zu werden gedachte, um sich, und was er beschreibt hat Farbe und Relief. Prachtvoll sind gleich im ersten Aufsatze der Roseggiogletscher oder später die südlichen Veduten geschildert — Alles frische Landschaftsbilder von saftiger Fülle und Unmittelbarkeit. Auch der Maler in ihm führt die Feder in jenen köstlichen Genrebildern, in denen er die Menschen abconterfeit. Ihn interessirt da zuerst das Costüm, wie in der Beschreibung der Hauensteiner Volkstracht oder bei der lebendigen Schilderung des Kutschers aus dem Engadin.

Eine schützende wollene Zipfelkappe umschloß sein Haupt, darüber saß der eigenthümliche, spitz gegipfelte Filzhut; kurze Lederhosen bis an's Knie, grobe, blaue Strümpfe, Schuhe mit Holzsohlen bildeten Elemente seiner Kleidung, die sich etwa noch auf germanischen Ursprung zurückführen ließen. Entschieden archaistisch geformt war aber Joseph Antony's Frack: spitz ausgeschnitten und mit langen, ausgebuchteten Flügeln versehen, die eine Wendung nach vorn nahmen. Es ward uns vollständig klar, daß in diesem Frack noch ein Stück Urgeschichte verborgen lag: es war dies sicherlich jenes „eigenthümlich verlängerte Kamisol der keltischen Handkärrner," die Carikella, die schon dem römischen Imperator dereinst, ob seiner Vorliebe dafür, den Spottnamen Caracalla eintrug. Das Institut der Peitsche war bis hierher nicht vorgedrungen; Joseph Antony war mit einem Regenschirm bewaffnet, den er auf Hieb und Stich gleich gewandt gegen sein Rößlein gebrauchte. So war Joseph Antony der ehrwürdige Typus des keltischen Hausknechts und Fuhrmanns; sicher und entschieden betrat er den Vordersitz des Wagens. „Alto! alto! hé bougre!" rief er seinem Klepper lieblich schimpfend zu, und im beruhigenden Gefühl, daß auch König Rhätus mit seinen Etruskern weiland nicht stolzer über den Maloja in's Engadin eingefahren, begannen wir die Fahrt. Kein Zwischenfall konnte den Alten außer Fassung bringen, höchstens machte er in den Lauten des Oberländer Romansch, der „Schalauer" Sprache, wie sie in anderen romanischen Thälern spottweis genannt wird, seinen Gefühlen Luft. „Schliatt' aura, schliatt' aura" (schecht Wetter), sprach er kopfschüttelnd, wenn Regengüsse der Dachtraufe des Hutes entströmten, und wenn der Gaul still zu stehen drohte, brummte er etwas von einem „liderlich cavaigl" — „liderlich Kerli", woraus wir mit Befriedigung entnahmen, daß die Fülle der Schimpfwörter im Romansch auch der deutschen Sprache wesentliche Bereicherungen verdankt.

Digitized by Google

Das ist Alles echt feuilletonistisch gemacht, und die für Scheffel überhaupt bezeichnende Mischung von leichtem Witz und schwerem Wissen wirkt auch hier immer drastisch. Meisterstücke dieser Portraitirkunst sind z. B. in dem Aufsatz über die Hauensteiner Bauern (1851) — welcher als des Säkkinger Rechtspractikanten erste Prosaarbeit eigentlich auch diese Sammlung einleiten sollte — die Schilderungen des feurigen Alexander, des Streitpeterle, des Salpeterers, der als Bergalinger Friedli in den „Trompeter" übergegangen ist. Und wie versteht Scheffel die störrigen alemannischen Bauern, die stets nur „nach rückwärts revolutioniren", und ihre Raufluft und ihren frommen Aberglauben, ohne den sie verwildern würden! Ueber der Charakteristik vergißt aber der Feuilletonist seine Stilkünste nicht. Von einem prozeßsüchtigen „Hotzen" sagt er hübsch: „es wird bald keiner mehr so viel zu verlieren haben, als er durch's Prozeßgewinnen verloren hat." Der brückenbauende Saint Benezet erinnert ihn an den sehr unheiligen Spielpächter Benazet in Baden-Baden, und lächelnd gedenkt er einmal der „gesegneten Gegend zwischen Wittenberg und Treuenbrietzen, wo hin und wieder eine Windmühle und dann hin und wieder gar nichts in harmonischem Zusammenwirken am Horizont aufsteigt."

Die Perle unter Scheffel's Feuilletons sind die drei Stimmungsbilder „Aus den Tridentinischen Alpen" (1855), welche fortgesetzt werden sollten, jedoch Fragment bleiben mußten, weil eine lebensgefährliche Gehirnentzündung, die jenen schönen Wandertagen ein Ende bereitete, die Ausführung verhinderte, und die Stimmung für immer zerstörte. Es waren vier glückliche Wochen, die Scheffel in Südtyrol in idyllischem Frieden in der Gesellschaft des jugendlichen Historienmalers Anselm Feuerbach verlebte. Die beiden Freunde kamen als hohläugige Gespenster aus dem choleradurchseuchten Venedig und blieben gleich am Südhange des Brenner an einem Gebirgssee hängen. Im Novellenstil erzählt nun unser Feuilletonist, wie es ihnen nach langwierigen und diplomatisch geführten Verhandlungen gelang, sich in dem alten Castell Toblino einzuquartiren. Geschafft haben sie aber dort im Welschland nicht eben viel, dafür jedoch ein wahrhaft poetisches Leben in vollen Zügen genossen.

Wie viel wäre zu erzählen von diesem seltsamen Leben und Treiben: wie Meister Anselmus, der Maler, mit Staffelei und Farbenkasten und großen Leinwanden auszog, um der Natur ihre schönsten Geheimnisse zu entwenden; — wie er in der öden Felsschlucht, die nach dem Thal Judicaria führt, sich einem Wasserfall gegenüber tief unten im ausgespülten Kessel des Sturzbachs sein Atelier improvisirte und, überschattet von Flieder und Feigenbusch, das stürzende Gewässer in Farben bannte; — wie er draußen im Sarcathal bei dem wilden Trümmersturz der Kalk- und Granitblöcke, die in zerstörender Diluvialzeit hier als steinige Saat auf die Schutthügel verstreut wurden, sein Zelt aufschlug und, umlagert und angestaunt vom ländlichen Publikum aus den Hütten, die zwischen die irrenden Blöcke eingeklebt sind, unter Gottes freiem Himmel ein mächtiges Landschaftbild vollendete; — wie wir mit leichtem Nachen durch den schilfbewachsenen Abfluß fuhren, der den Toblinosee mit dem See von Cavedine verbindet, um Bild und Malgeräthe zum Kastell zurückzurudern, und von Gewitter und Hagelschlag auf offenem See überfallen wurden, also daß die Frauen im Kastell zur Kirche rannten und die Glocken läuteten um Schutz und Fürbitte der Madonna für die Sturmbedrängten ... Und komisch würde es klingen, wenn ich aus der Schule schwatzen und mein eigen Schicksal erzählen wollte: wie ich mir an unzugänglichem Seeufer einen schattigen Winkel ausgesucht, um in vormittägig einsamer Meditation eine große Venetianer Geschichte zu ersinnen; wie ich redlich und ausdauernd hinüber ruderte in diesen Poetenwinkel, mich von den prachtvollen Gestalten tizianischer Zeit umschwärmen zu lassen, derweil ringsum keines Menschen Fußtritt das Ufer berührte und nur blaue Libellen sich auf den Binsen am Gestade wiegten oder die Fische vergnüglich aus der Fluth aufschnalzten ... Leider haben die schützenden Götter des Ortes nicht gewollt, daß jener Winkel auf felsigem Vorsprung des Toblinosees dereinst mit der Schule Homers auf Chios in Wettkampf treten sollte; die Wildentenfänger von Calavin stahlen den Strohstuhl, den ich dort aufgepflanzt, indem sie ihn zweifelsohne zweckdienlicher für ihren Entenstand hielten als für den fremden Mann, von dem Niemand sagen konnte, mit welcher Gattung Fischfang oder Vogelstellen er dort beschäftigt sei ... und wie ich dem zum Trotz mich im grünen Gras festsetzte, kam ein großer Schmetterling geflogen, genannt Schwalbenschwanz, der setzte sich auf meines leichten Tintenfäßchens Rand, schlürfte von der blauen Tinte und warf zum Dank mit grobem Flügelschlag das schiefstehende Geschirrlein um.

Da entschwebten die tizianischen Gestalten mit boshaftem Lachen; Sansovino verschwand, Peter der Aretiner verschwand, und er selber, der Malerheldengreis mit der liebreizendsten aller Schülerinnen, die je Pinsel und Palette gehandhabt, mit dem Traum meiner venetianischen Nächte, der vielbesungenen geistreichen Irene von Spielberg.

Und dann der Recken Ausfahrt zu frohen Abenteuern: voran Meister Josephus auf einem Maulthier, kurzweg „Animale" genannt, hernach Meister Anselmus auf dem Esel, und endlich der Sclave Stephanus. Und so geht es in die Berge hinein oder zu tiefblau dämmernden Alpenseen.

Der See von Nembia gehört zu den zahlreichen interessanten Wesen, von deren Existenz man nichts weiß, bis man mit der Nase auf sie gestoßen wird. Schweigsam und versteckt glänzte der Wasserspiegel zwischen den Felsblöcken und Schutthügeln durch, die ihn umgeben, scheu weideten etliche Ziegen im Gebüsch ... aber aus den Tiefen dunkelten seltsame Farben wie aus dem Gemüth eines Einsamen; reich verschlungene Schichten von Wasserpflanzen deckten den größten Theil seines Bodens mit ihrem dunkeln Grün, an anderen Stellen ward der gelbe Grund grell und sichtbar, unbewegt lag das niedere Gewässer darüber ... es war wie ein großer geschliffener Malachitstein ... seltsam ineinander verwebte Schlingungen von Schwarz, Grün und Gelb ... und über dem Ganzen ein Hauch verwilderter, ungekämmter Nonchalance, der sattsam verrieth, daß man in diesen Höhen die koketten Effecte, mit denen sich andere italische Gewässer schmücken, nicht kennt. Ein Kreuz mit Inschrift gab Kunde, daß Wandersmänner allhier, ohne irgend Aufsehen zu erregen, ermordet werden können. Aber wie ich so hinunterschaute in diesen verwilderten Nembiasee, kam eine Art Rührung über mich bei dem Gedanken, daß wieder manch ein Felsstück thalab stürzen und manches Hundert neuer Kapuziner vom Kloster zu Arco sonntäglich nach dem Kastell Toblino wandern kann, bis allhier so wie heute ein Stück Culturmensch in grauem Schlapphut und Plaid vorüberreitet; und damit die schirmenden Geister des Sees eine annähernde Vorstellung erhalten sollten, wie es unter dem Hut solcher Reitersmänner zugeht, sang ich in sicherer Voraussetzung, daß weder vor noch nach mir besagtem Nembiasee die Anwesenheit eines deutschen Lyrikers zu theil werden wird, ihm zum Abschied das nachstehend verzeichnete Poema:

O zürne nicht, See von Nembia,
Im felsstarr schweigenden Thale,
Daß ein Mensch dich zu besuchen kam
Auf rothgrauem Animale.
Ich kenne dich, See von Nembia,
Ich lese aus deinen Zügen:
In ungekannter Schöne willst
Du nur dir selber genügen!
Fahr wohl drum, See von Nembia,
Und mög' dich der Himmel bewahren
Vor allen Töchtern Albions
Und germanischen Referendaren!

Der autobiographische Werth dieser Blätter ist ganz bedeutend. Sie geben uns des öfteren Kunde von Scheffel's dichterischen Plänen. Den Hauensteiner Bauernkrieg finden wir poetisch verwerthet im „Trompeter von Säkkingen" wieder. Einmal sehnt sich der Autor nach einem „noch immer ungeschriebenen echten Bauernroman", den keiner besser hätte schreiben können, als er selbst. Das Bild seines Weggenossen: „Der sterbende Aretino" hatte in ihm auch den Gedanken geweckt, einen Roman zu schaffen, der das Leben jenes geistreichen Cynikers behandelte, und darinnen auch Titian und seine geniale Schülerin Irene di Spilimbergo auftreten sollten, aber die Ausführung unterblieb, wie wir schon oben gelesen haben. Es ging damit wie mit dem Roman von Georg von Frundsberg, womit er sich trug, und dessen Gestalt er in farbigen Zügen feuilletonistisch hier einmal festnagelt. Oder wie mit dem Albigenserroman, aus dessen seither verlorenem Torso er einst Felix Dahn vorlas, und an den sich hier ebenfalls Anklänge finden, und zwar in den Schilderungen aus Südfrankreich (1855). Die Grande Chartreuse hat er damals gewiß nicht nur, um der Ueber-

Digitized by Google

schwemmung auszuweichen, besucht; den Schatten ihres Stifters, des Kölners Benno Hartenfaust, nicht umsonst beschworen; die Mitternachtsmesse der dem ewigen Schweigen geweihten Mönche wohl mit tieferer Absicht beigewohnt und in so leuchtenden Farben beschrieben. Auch die Schilderung der päpstlichen Zwingburg in der großen Krummstabresidenz Avignon, wo er die Zellen und Inquisitionskammern mit den farbigen Gestalten des 14. Jahrhunderts bevölkert, gemahnt den Leser wie eine ebenso bedeutungsvolle Vorstudie, als in dem Besuche von Vaucluse die prächtig ausgemeißelte Figur eines Petrarca, in dessen Werke er sich offenbar kurz zuvor hineingelesen hatte. In solchen handgreiflichen Verkörperungen alter Zeit, wo die Phantasie Staffage zu dem Architektur- oder Landschaftsbild liefert, ist Scheffel einem Heine nicht nur in der historischen Echtheit, sondern auch darin überlegen, daß er jeden Effekt verschmäht und sachlich und einfach bleibt. Er selbst bemerkt zu diesen poetischen Resurrectionen bescheiden genug: „Wer die Geschichte der Zeit, in der er lebt, kennt und versteht, der versteht auch die der Vergangenheit, wenngleich er sie nie gelesen hat. Es ist immerdar dasselbe Schattenspiel: die Einen Hammer, die Andern Amboß, und Schläge das die Gegensätze vermittelnde Verhältniß." Und später zieht er den geschichtsphilosophischen Schluß: „Es blamirt sich Jeder so gut er kann."

Was Scheffel gelegentlich von Petrarca sagt, gilt von ihm selbst: „Die Art, wie Einer auf der Reise sich gibt, lehrt am besten ihn kennen; es ist wohlthuend, wenn neben dem conventionellen angelernten Bildungskram, worauf leider am meisten gehalten wird, just weil leider er am wenigsten werth ist, auch der Mensch zum Vorschein kommt, der einfache, ungeschminkte, das Herz auf der linken Seite tragende Mensch, der zu allen Jahrhunderten derselbe ist." Auch der Feuilletonist Scheffel zeigt sein innerstes Wesen überall, und es ist liebenswürdig. Nein, nicht immer. In den späteren Aufsätzen erscheint er grämlicher, pedantischer, ein gut Stück Hypochonder. Petrarca's Dialog gegen die Zunft der Bücherschreiber wird von Scheffel übersetzt und ist ihm offenbar so recht aus der Seele geschrieben. Er ist jedenfalls verstimmt über die Kritik, die „bösen, bösen Männer in Leipzig und anderwärts", und ergeht sich spöttelnd über die verschiedenartige literarische Werthschätzung, die Petrarca bei den „deutschen Unsterblichkeitsregistratoren" gefunden, während z. B. ein Thümmel unseren Classikern (?) beigezählt werde. Sein Feuilleton wird hier zur Satire auf die zünftige Literaturforschung, die dem Poeten „statt eines Pantheons ein Zuchthaus baut." Er selbst läßt sich von seinem — — Kutscher mit dem Lorbeer krönen! Keine Frage, der ehemals lustige Reisefeuilletonist ist mittlerweile ein Griesgram geworden. Die letzten Reisebilder aus dem wiedergewonnenen Elsaß (1872) aber sind von gelehrten Notizen überwuchert; dahin ist die Frische, und spärlich rinnt der Humor; es ist ein ernster Stubengelehrter, der da zu uns spricht, und nur der patriotische Ton des Schlusses berührt uns noch wohlthuend.

Halten wir uns lieber an den Scheffel der früheren Jahre, der die beste Kunst des Feuilletonisten, niemals doctrinär und langweilig zu sein, mit Einem Worte Stimmung zu erwecken, lebendig und anschaulich zu schildern, sich liebenswürdig und einfach zu geben, so aus dem Grunde versteht. Und welche erwärmende Lebensweisheit spricht aus jenen Blättern! Die herrlichen Naturbilder und urwüchsigen Menschen sind ihm an's Herz gewachsen, allein noch dankbarer gedenkt er, zu „soliderer Beschäftigung" zurückkehrend, jederzeit der guten „Naturverpflegung." Sein Buch durchwürzt noch heute der Duft leckerer Bratforellen, des dunklen Valtelliners, des wärmenden Liqueurs der braven stillen Mönche der Großen Karthause, und was ist ihm der berühmteste Rheinwein im Vergleich zum oberrheinischen Stoffe, der „auch nicht überzwerch im Fasse liegt!" Der glückliche Optimismus, eitel Lebensfreude, jene selige Stimmung, aus welcher heraus er einst sein unsterbliches „Gaudeamus!" gesungen, das Alles kennzeichnet in seiner guten Zeit auch den Feuilletonisten Scheffel.

Zur Bismarck-Literatur.

Von Max Lesser.

Facit indignatio versum — Ach ja! der Unmuth und der hinabgewürgte Grimm des tiefsten Hasses kann schon beredt machen; am Tacitus hat man es erlebt und später an manchem kühnen und edeln Manne, der die Feder in Gift tauchte, weil sanftere Heilmittel nicht mehr genügten. Aber es ist ein Unterschied, ob eine charakterfeste Persönlichkeit ihren herrlichen, gewitterhaften Zorn gegen das Schlechte und Gemeine in die Gewalt fortreißender Worte ausströmt, oder ob eine Dame der Halle in ihr Schimpflexikon greift. Wenn Achill von Wuth befallen wird, so ist das etwas anderes als wenn Thersites mit geifernden Maule lästert, auch insofern etwas anderes, als Achill für Thersites zumeist nur schweigsame Fußtritte hat, während der letztere im Zetern und Zanken ohne Ende förmlich schwelgt und, wenn er nicht sprechen kann, so doch wenigstens schreibt.

Freiherr Otto von Loë, ein Klerikaler von der Sorte der Verbissenen, ehemals Legationsrath und dann Besitzer der berüchtigten „Reichsglocke", welche einen wahren Kehrichthaufen der schmutzigsten Angriffe gegen Bismarck darstellte, hat soeben eine Schmähschrift erscheinen lassen: „Fürst Bismarck. Urkundliche Beiträge zum Ruhme eines großen Mannes" (Basel, bei M. Bernheim). Das ist auch solch ein Thersites, wie sie immer hervortreten, wenn ein Achill die Welt mit seinem Ruhme erfüllt. Es gibt eine Art von moralischer und intellectueller Farbenblindheit, die am heftigsten grassirt, sobald das Licht, welches von einer großen Persönlichkeit ausstrahlt, die Fähigkeit zum Sehen steigert, auf der andern Seite aber auch die Unfähigkeit zur Aufnahme großer Lichtwirkungen schärfer als sonst herausarbeitet. Die Farbenblinden wollen sich dann durchaus nicht überzeugen lassen, daß es nur an ihnen liegt, wenn ihnen Alles schief und verzerrt, getrübt und widerwärtig erscheint. Sie setzen den Fehler in den Gegenstand, und zwar um so heftiger, je größer das organische Uebel ihrer geistigen Verfassung ist. Das Haupt jedes bedeutenden Mannes ist von den Pfeilen der Neider und Hasser umschwirrt, die niemals treffen, weil ihr Auge nicht darauf eingerichtet ist, richtig zu zielen.

Wo ist all' der Unrath, der gegen den deutschen Reichskanzler jemals zusammen getragen worden? Das Vergessen hat ihn hinweggespült. Man spricht immer von der Macht der Verleumdung. Aber sie ist doch nur dann groß, wenn der Leumund Eigenschaften hat, welche die Verleumdung nur als den Schritt von der Wahrheit zur Uebertreibung, von der objectiven zur subjectiv gehässigen Darstellung der Wirklichkeit erscheinen lassen. Fehlt diese Vorbedingung, dann ist selbst die Lästersucht der Menschen und ihr Vergnügen an der Bosheit nicht im Stande, den Lügen ein längeres Leben zu gewähren.

Und insofern kann man beim Ueberschauen der Bismarckliteratur sagen: der Reichskanzler hat das Glück gehabt, fast immer nur verleumdet und eigentlich nie mit schärferen Waffen angegriffen worden zu sein. Die Nadelstiche der Klatschsucht dringen nicht durch einen festen Panzer, aber ein gutes Schwert hätte doch wohl hier und da eine Lücke gefunden. Wer alles beisammen haben will, was an ernsten und tüchtigen Worten gegen die Politik des leitenden deutschen Staatsmannes seit 25 Jahren gesagt worden ist, der muß sich beinahe ausschließlich an die Reden in den Parlamenten, an die Angriffe ebenbürtiger und unebenbürtiger, in jedem Fall aber anständiger Gegner halten. Die Bismarckliteratur bietet ihm in dieser Hinsicht nur Schmähschriften, deren qualitativer Unterschied sich nicht einmal nach dem Gesichtspunkt größeren oder geringeren Aufwandes von Geist, sondern nur nach demjenigen eines Mehr oder Weniger von Gemeinheit bemißt.

Eines ist der Vorgeschichte dieser Pasquillanten gemeinsam; sie haben immer in einer persönlichen, durch ihre amtliche Stellung bedingten Beziehung zum Reichskanzler ge-

Digitized by Google

standen. Sie haben einiges Aeußerliche von ihm wahrgenommen und erklären nun mit der Logik der Kammerdiener, daß er gar kein Held sei. Diese Erkenntniß geht ihnen meistens dann erst auf, wenn sie schlecht behandelt worden sind, was sie regelmäßig verdient haben, wie ihre Bücher wider Willen nachträglich beweisen. Immer stößt man in diesen Schriften auf einen Punkt, an welchem man erkennt, wo und wie der Wurm getreten wurde, ehe er sich krümmte. Auch in dem Loë'schen Pasquill ist der Punkt, der psychologische Augenblick, in welchem sein Haß geboren wurde, deutlich erkennbar. Man höre nur die Geschichte, sie ist amüsant genug.

Fürst Bismarck hatte im norddeutschen Reichstage die Nothwendigkeit der Beschlagnahme des sogenannten Welfenfonds u. A. mit der Mittheilung begründet, daß die Regierung sich gegen die Umtriebe zahlreicher hannoverscher, kurhessischer und sogar dänischer geheimer Agenten wehren müsse. Gegen die Erwähnung dänischer Agenten erhob aber das Copenhagener Cabinet freundschaftliche Vorstellungen in Berlin, und Freiherr von Loë, als Vertreter des beurlaubten Gesandten, wurde beauftragt, zu erklären, daß „unter dem dänischen Agenten, gegen den sich Preußen vertheidigen müsse, nicht etwa ein von der dänischen Regierung angestellter und bezahlter Agent, sondern einfach ein Agent dänischer Nationalität zu verstehen sei." Der gescheidte Einfall gefällt dem Herrn von Loë, und er entledigt sich seines Auftrags bei dem Ministerpräsidenten Grafen Frijs, einem Manne von vornehmen Manieren, dem nachgerühmt wird, daß er die Landwirthschaft der Verwaltung seines Ministerpostens vorziehe. Der sonderbare Geschäftsträger nimmt denn auch Veranlassung, dem dänischen Staatsmann seine aufrichtige Bewunderung für die Vaterlandsliebe auszudrücken, „die ihn zu dem großen Opfer bewogen habe, seine Güter zu verlassen und den Verkehr mit dem lieben Vieh durch den Verkehr mit Diplomaten zu ersetzen." Freundlich lächelnd über die Bescheidenheit des interessanten deutschen Herrn antwortet Graf Frijs mit der naheliegenden Frage, weshalb sich Herr v. Loë nicht entschlösse, „den Verkehr mit Diplomaten durch den Verkehr mit dem lieben Vieh zu ersetzen." Das Alles ist schon merkwürdig genug, aber Freiherr v. Loë erlebt, thut und schildert noch viel merkwürdigere Dinge. Er hört nämlich von einem befreundeten Diplomaten, Graf Frijs habe nach seinem Weggange erklärt, Herr v. Bismarck sei ein falscher Denunciant, der als solcher und als Verleumder bei den in Kopenhagen vertretenen Cabinetten Europas registrirt werden würde. Diese etwas kräftige Aeußerung nun übermittelt Freiherr v. Loë (eingestandenermaßen um seinen Vorgesetzten, dessen „hochgradige Reizbarkeit" ihm bekannt ist, in Wut zu bringen) amtlich nach Berlin, mit welchem Effect, kann man sich unschwer denken. Fürst Bismarck nämlich richtet unterm 11. Jan. 1869 einen Erlaß an den Geschäftsträger, in welchem es heißt:

„Euer Hochwohlgeboren scheinen sich keine Rechenschaft darüber gegeben zu haben, daß Sie mir eine so grobe persönliche und amtliche Beleidigung nicht zu den Acten mittheilen konnten, wenn Sie nicht im Stande waren, hinzuzufügen, wie Sie dieselbe geahndet oder auch nur zurückgewiesen hatten. Andernfalls mußten Sie der Mittheilung unter Nennung des Beleidigers ausschließlich den Charakter einer Anzeige zur dienstlichen Beschwerde über denselben geben. Euer Hochwohlgeboren mußten sich sagen, daß Sie, solange Sie den Namen des Urhebers verschweigen, die Verantwortung für die von Ihnen „actenmäßig" reproduzirte Beleidigung mir gegenüber „Selbst" übernehmen, worüber ich mir ein Weiteres vorbehalte. Diese Wahrnehmung nöthigt mich zu dem Schlusse, daß Euer Hochwohlgeboren bisher nicht alle zur selbständigen Leitung der Geschäfte einer Königlichen Mission unentbehrlichen Eigenschaften besitzen, und ich habe daher den Gesandten ersucht, sofort auf seinen Posten zurückzukehren."

So also endigte die diplomatische Carriere des Freiherrn von Loë, und da es ihm für die Beschäftigung mit dem lieben Vieh, zwar nicht an Beruf, aber an den erforderlichen Baarmitteln gefehlt zu haben scheint, so ging er hin und schrieb Bücher, Broschüren und Zeitungsartikel gegen den Fürsten Bismarck. Den ärgsten Schmutz aber packte er in sein neues Buch hinein.

Es ist dies wirklich und in allem Ernst gesprochen das unflätigste Machwerk, das sich denken läßt. Man muß der Gemeinheit methodisch zu Leibe gehen, um sie ganz zu begreifen. Das erste Kapitel behandelt den Fürsten Bismarck als Schriftsteller und setzt breitspurig mit wenig Witz und viel Behagen auseinander, daß alle Publikationen des Kanzlers wie Busch's „Bismarck und seine Leute" oder der Briefwechsel mit der Familie oder die Poschinger'sche Sammlung nur Acte eitler Selbstgefälligkeit, „Ausschreitungen des Größenwahnsinns" sind. Der Verfasser ist unedel genug, an dieser und anderen Stellen sich in verletzenden Wendungen gegen die Gemahlin des Fürsten Bismarck zu ergehen.

Das zweite Kapitel wärmt die schmutzigen Reichsglockengeschichten wieder auf. Freiherr v. Loë erinnert zunächst an seine Verurtheilung zu Gefängniß wegen eines Artikels „das Glück des Reichskanzlers", in welchem auseinandergesetzt war, daß es mit der politischen Verschlagenheit desselben nicht soweit her sei, da er seine größten politischen Erfolge dem glücklichen Umstande zu verdanken habe, daß stets das Gegentheil von dem eingetreten sei, was er gewollt habe; der Reichskanzler habe sehr viel mehr Glück als Verstand gehabt. Es ist sehr die Frage, ob Freiherr v. Loë selber glaubt, was er damals geschrieben hat und heute wiederholt. Allerdings beweist er alsbald, daß ihm sein entsetzlicher Ingrimm nicht einmal mehr einen Rest von Ueberlegung gelassen hat. Besäße er diese noch, so würde er nicht die unerhörte Frechheit haben, den Namen des Fürsten Bismarck mit demjenigen des Herrn v. Bleichröder in eine Verbindung zu bringen, die sich hier nur andeuten läßt, und deren deutlichere Bezeichnung seiner Zeit Herrn Joachim Gehlsen, den Redacteur der „Reichsglocken", und Herrn v. Diest-Daber, den einstmaligen Freund und Gutsnachbarn des Kanzlers, in's Gefängniß gebracht hat — mit Recht, wie Freiherr v. Loë sagt; denn man soll nicht verleumden, man soll sich immer „streng an die Wahrheit halten."

Und liest man weiter, welch' ein Abgrund von Niedrigkeit, welche Cloake von Verleumdungen und geistloser Beschimpfungen, welch ein Wust von Lügen! Nein, es geht doch nicht, diesem Buche methodisch näherzutreten; es geht wirklich nicht, und es ist auch nicht das Geringste dabei verloren. Das Loë'sche Pamphlet wird nämlich immer lederner und langweiliger, je weiter man in seinen 270 enggedruckten Seiten vorrückt. Dies gewohnheitsmäßige Lästern und Lügen muß ja in der That den Gaumen abstumpfen; es ist, wie wenn ein Trunkenbold von Wein und Bier zum Fusel hinabsteigt, und diesen zuletzt gar noch mit Paprica würzt. Der Psychiater mag da wohl im Eifer der Berufserfüllung seinen Widerwillen bekämpfen, der gesund Empfindende aber kann es nicht und braucht es auch nicht. Die Persönlichkeit des Herrn v. Loë ist zudem die uninteressanteste, die man sich vorstellen kann. Er sieht alle Dinge aus der Froschperspective; die großen Umwälzungen der neueren Geschichte sind ihm theils Zufälligkeiten, theils Ergebnisse persönlicher Rankünen oder Dummheiten. Den Culturkampf beispielsweise bringt Freiherr v. Loë auf die einfache Formel: Das Centrum hatte den Fürsten Bismark ein wenig geärgert, dafür wollte dieser wieder das Centrum ärgern, daher die Maigesetze! Wen kann es irgend etwas angehen, wie in einem solchen Kopfe sich die Ereignisse von 1866 und 1870 oder die bulgarischen Wirren des vorigen Jahres malen? Alles, was Freiherr v. Loë vorbringt, ist so unglaublich öde, dürftig und kindisch, daß man nicht begreift, wie dieser Mann jemals mit selbständigen Missionen im Auslande betraut werden konnte. Er schreibt in einer Art von plumper Geziertheit und roher Selbstgefälligkeit, halb Malvolio und halb Hofmarschall von Kalb. Er muß übrigens ein sehr glücklicher Mensch sein. Wer so schimpfen, wer so sein gepreßtes Gemüth erleichtern kann, der muß ja ein Wohlgefühl empfinden wie ein oberbayerischer Kraftbuber, wenn er die Gewalt seiner Fäuste erprobt.

Die reizlose Nichtigkeit, ja Nichtswürdigkeit des Buchs macht im Uebrigen die Angabe des Freiherrn v. Loë, daß er

Digitized by Google

und nicht Graf Harry Arnim das Pamphlet: „Pro Nihilo“ geschrieben, wenig glaubhaft. Ist die Angabe aber wahr, dann hat der Verfasser gegen den Grafen Arnim schändlich gehandelt. Denn dann durfte er, sicher in einer feigen Anonymität, nicht zugeben, daß dem Exbotschafter wegen der Autorschaft von „Pro Nihilo“ der Proceß gemacht und eine empfindliche Gefängnißstrafe zudictirt wurde. Dann konnte und mußte er sogleich mit seinem Namen hervortreten, was ihm überdies nicht mehr geschadet hätte als heute auch. Denn Freiherr v. Loë war als freiwillig Verbannter damals vermuthlich ebenso in Sicherheit vor den preußischen Staatsanwälten und Richtern, wie gegenwärtig.

Jedes dritte Wort des Buches ist eine Bismarckbeleidigung in krassester Form, und wenn der edle Freiherr besonders furchtbar und gefährlich werden will, dann gebraucht er den Kunstgriff, seine strotzenden Injurien verstorbenen hervorragenden Personen in den Mund zu legen. So erfährt man denn, was der ehemalige preußische Gesandte in Paris v. d. Goltz, und was der ältere Graf Eulenburg oder was Antonelli u. A. über den Fürsten Bismark gedacht und gesagt haben. Alle diese Männer sind todt, ihre Liebenswürdigkeiten gegen den deutschen Staatsmann lassen sich auf ihre Wahrheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit nicht entfernt mehr prüfen. Aber Freiherr v. Loë sagt es, und der ist ein ehrenwerther Mann.

Als eine kleine Probe, wie Freiherr v. Loë die Geschichte unserer Tage auffaßt, mag hier das Folgende mit seinen eigenen Worten stehen:

„Wer war der heftigste Gegner der deutschen Einheit? Herr v. Bismarck. Trotzdem wird er heute als Stifter der deutschen Einheit gefeiert. Wer war der heftigste Gegner der Ausstoßung Oesterreichs aus dem Deutschen Reich? Herr v. Bismarck. Trotzdem hat sich diese Ausstoßung unter seinem Ministerium vollzogen. Wer war der heftigste Gegner der Losreißung der deutschen Herzogthümer Schleswig-Holstein von Dänemark? Herr v. Bismarck. Trotzdem hat sich diese Losreißung unter seinem Ministerium vollzogen. Wer hat den Krieg mit Frankreich stets auf das Aengstlichste zu vermeiden gewünscht? Herr v. Bismarck. Trotzdem verdankt er diesem Kriege seine heutige Machtstellung. Daraus folgt, daß die bedeutendsten politischen Erfolge unseres Reichskanzlers dem Umstande zu verdanken sind, daß stets das Gegentheil von dem eingetreten ist, was er gewollt hat.“

In diesen Gedanken, daß der Fürst Bismark nie das gewollt, was wirklich geschehen, ist der Verfasser förmlich verliebt. Er ist für ihn wie ein Spielzeug, welches man einem Schwachsinnigen in die Hand gegeben hat.

Es werden nicht viele sein, welche das Loë'sche Schand- und Schundbuch bis zu Ende lesen. Nicht einmal eine Confiscation, welche übrigens zu erwarten sein dürfte, würde dem Pamphlet eine mehr als ephemere Theilnahme zuwenden können. Aber die Gattung ist typisch, und darum rechtfertigt es sich, daß an dieser Stelle davon gesprochen worden ist. Bekanntlich muß ein Lügner ein gutes Gedächtniß haben. Wenn er Eindruck machen will, darf er aber doch vor Allem nicht langweilig sein. Ein langweiliger Verleumder ist von vornherein rettungslos verloren.

Feuilleton.

Charakterbilder.

Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin.

Von Heinrich Ehrlich.

Albert Niemann.

Im öffentlichen Kunstleben, wie in allen geistigen Kundgebungen, treten Erscheinungen hervor, die zwar von den meisten Kunstfreunden und -Freundinnen ziemlich klar erkannt werden, an welche aber die nur Genießenden, die nur „Empfindenwollenden“ sich nicht gern erinnern lassen. Der Tagesberichter, auch der abstracte Aesthetiker mag solche Erscheinungen unbesprochen lassen, der Eine, um den „praktischen“ Standpunkt gegenüber dem Publikum nicht zu verlassen, der Andere, um den engen Kreis der aprioristisch gebildeten Ideen nicht durch Betrachtungen erweitern zu müssen, welche in die Doctrinen nicht immer hinein zu zwängen wären. Der Beobachter jedoch, der bei seinen Betrachtungen von Kunstfragen, besonders bei solchen, die an Persönlichkeiten haften, sich auf den allgemeinen bildungs-geschichtlichen Standpunkt stellt, der keine bedeutende Erscheinung als ein von gleichzeitigen geistigen Strömungen, also vom politischen und socialen Leben ganz trennbare, vielmehr als in Wechselwirkung stehende, beurtheilen will: der wird sich öfters veranlaßt sehen, manchem an sich, d. h. der absoluten Idee gegenüber gleichgiltigem Nebenumstande eine gewisse relative Wichtigkeit beizulegen. Das römische summum jus, summa injuria gilt nicht allein für den Juristen; das Kunstgesetz mag fest stehen, die Art aber, wie das Gesetz in der Kunstausübung hüben und drüben befolgt, wie es nun gar vom Publikum aufgefaßt wird — das ist immerwährender Gegenstand der verschiedenartigsten Auslegungen und wird es auch bleiben, so lange die Kunst nicht von der Erde verschwindet. Zu den oben angedeuteten Erscheinungen gehört auch die, daß bei den Erfolgen des wiedergebenden Künstlers, des Sängers oder Virtuosen, der Antheil den seine Persönlichkeit im Publikum erregt, als ein nicht gering zu schätzender Gewichttheil in die Wagschale des Erfolges fällt, ja, daß gegenüber Persönlichkeiten, die ganz besondere Gunst genießen, diese manchmal schwerer wiegt, als das eigentliche Kunsturtheil. Der schaffende Künstler, der Componist, vermag nur durch sein Werk Erfolg zu gewinnen, nicht durch seine Person, obwohl auch hier die Verbindungen, die Partei, die Coterie eine größere Wirkung üben, als mancher zur Bewunderung mitgenommene (hingerissene) Laie ahnen mag. Aber von dem ersten Schritte des Virtuosen oder Sängers in die Oeffentlichkeit wird das Urtheil der Menge, auch der „Gebildeten“ unter dieser, nicht allein von der Leistung allein, sondern von dem Eindrucke des persönlichen Erscheinens und des Gebahrens mitbestimmt. Wer will leugnen, daß der Anblick von Liszt's und Rubinstein's hochinteressanten, geistbelebten, ausdrucksvollen Zügen während ihrer Vorträge auf viele Hörerinnen ebenso magisch gewirkt hat, als die Vorträge selbst; ja, daß der Anblick gar oft die schwächeren Leistungen vergessen machte, und daß diesen ebenso enthusiastische Huldigungen dargebracht wurden, wie den künstlerisch Höchsten? Wer kann leugnen, daß Bülow's wenn auch hochmüthiges, doch selbstbewußt thatkräftiges und gebieterisches Gebahren, dem gegenüber nur entschiedenes Zurückweisen oder Nachgeben möglich ist, auf viele Leute eine vollkommen beherrschende Wirkung ausübt? Wer will bestreiten, daß die Frauen, diese Beherrscherinnen der Gesellschaft, mächtigen Einfluß üben auf die Laufbahn und Stellung des Virtuosen, daß für ihn ihre unwiderstehlich beredtsame Verwendung einflußreiche Personen und Vertreter der Presse nach ihrem Wunsche umzustimmen vermag; daß am warmen Sonnenschein ihrer Gunst auch das weniger bedeutende Talent sich rasch und gedeihlich entwickelt, und auf hellbeleuchtetem Wege leichten Ganges zum angenehmsten Ziele gelangt, in Stellung und Ruf, die der Bedeutendere, jene Gunst Entbehrende oft vergeblich anstrebt, oder nur nach langem, mühsamem Wandern auf dunklem Pfade erreicht? Nur das Genie vermag der Gunst der Frauen zu entrathen — aus dem einfachen Grunde, weil die Frauen nicht der Gunst des Genies entrathen können, es aufsuchen und ihm ihren Cultus weihen. Alle diese Wahrheiten sind allgemein bekannt, werden daher nicht gerne gehört. Ein Versuch, sie psychologisch zu erörtern oder gar die sittlichen Anschauungen mit den ästhetischen in vollkommenen Einklang zu bringen, führt zu unlöslichen Fragen. Warum z. B. gehe ich lieber mit Niemann um, als mit manchen anderen Sängern, die viel geschmeidiger, liebenswürdiger, selbstloser sind, als er, mit denen ich aber nicht zehn Minuten sprechen kann, ohne Langeweile zu spüren, während seine Unterhaltung mich interessirt, obwohl er noch vor vierzehn Tagen mir sagt: „Man muß mich eben nehmen wie ich bin?“ — —

Niemann war zuerst ein Jahr lang Schauspieler bevor er einen Ton sang. Sein Vater wollte ihn zuerst studiren lassen, brachte ihn auch bis zum „Freiwilligen-Examen“*), konnte ihn aber dann weder unter-

*) Niemann hat auf der Realschule in Aschersleben seine „Studien“

Digitized by Google

stützen, noch in der Leidenschaft für das Theater zügeln, die den Achtzehnjährigen aus der Maschinenschlosserei auf die Dessauer Bühne trieb, wo er als unbezahlter Volontär-Statist eintrat. Niemann's damaliger Director Martini war später Jahre lang — — (bis zu seinem Tode) Soufleur an der Hofoper; er hat demselben Mann, dem weltberühmten Sänger Worte aus dem Bühnenkasten zugeflüstert, der in Dessau unter seiner Direction als anmeldender Diener im Birch-Pfeiffer'schen „Pfarrherrn" ausgelacht worden war. Nach dem Tode des Vaters trat an unseren Helden die Nothwendigkeit, für seinen Unterhalt selbst zu sorgen, er wurde 1849 ein besoldeter Statist und Chorist für zehn Thaler monatlich; nebenbei schrieb er des Nachts Rollen ab, zu einem Silbergroschen für den Bogen in eine Pferdedecke gehüllt, die ihm der Kutscher des Doctors lieh, in dessen Hause er eine Dachstube bewohnte. Als der „Prophet" in Dessau zur Aufführung kam, ward Niemann die Rolle des Mannes übertragen, der im letzten Acte Fides im Kerker die Ankunft des Propheten verkündigt; die wenigen Tacte die er hier sang, entschieden sein Schicksal. Das Publikum rief Beifall; der alte Friedrich Schneider ließ ihn des anderen Tages in seine Wohnung kommen, fand Gefallen an dem jungen energischen Manne, der nach dem Bericht aller Bühnenglieder in der ärmlichsten Kleidung, in den mißlichsten Verhältnissen nie den guten Humor verloren hatte (und schon damals die Augen der Schönen auf sich zog), und nahm sich seiner väterlich an. Er gab ihm Anweisung in der Musik, der brave Rusch lehrte ihn die Anfangsgründe des Gesanges. Lux, der jetzt noch in Mainz als geachteter Dirigent wirkt, war damals zweiter Capellmeister in Dessau. 1851 ging Niemann nach Stettin, wo die ehemalige erste Sängerin vom Dessauer Theater angestellt war, doch ward er vom Director nicht verwendbar gefunden. Nun versuchte er sein Glück in Berlin; Herr von Hülsen ließ ihn Probe singen, und gab ihm Mißfallen zu erkennen; um ein Stück Brod zu erlangen, ging unser Held (1851) als Aushelfer auf das damals im Freien befindliche Sommertheater in „Kroll's Garten", gab den Beppo im „Fra Diavolo" und den Dirkson in der „Weißen Dame". Im Winter fand er Anstellung in Worms, sang den Tonio in der „Regimentstocher", Stradella, Max im „Freischütz". Dann kam er an das Hoftheater in Darmstadt, wo er zuerst als Fürst im „Freischütz" auftrat, auch im Schauspiel wirkte. 1852—53 war er in Halle unter Director Bredow. Von Halle aus erscholl der Ruf des neuen Tenoristen so laut in die Ferne, daß Herr von Hülsen sich veranlaßt fühlte, ihn nach Berlin einzuladen, auf daß er ein zweites Mal „Probe singe"; diese gewann nunmehr die Zufriedenheit des Areopags; der „Probirte" wurde nach Ablauf der Halle'schen Verpflichtuug auf Kosten der Königl. Intendanz dem Hofsänger Mantius auf ein Jahr zur Ausbildung übergeben. Diese „Ausbildung" schlug so vortrefflich an, daß Niemann bei seinem ersten Auftreten im Königl. Opernhause (als Sever in „Norma") total durchfiel, und daß Herr von Hülsen und seine Kunst-Beistände für immer den Gedanken aufgaben, daß dieser Mensch für die königliche Bühne brauchbar sein könne. Nun ging unser Sänger wieder auf die Wanderung; zuerst 1854 im Frühjahr nach Stettin unter Hein's Direction; dieser machte Bankerott*), und der neue Masaniello, der die Stettiner begeistert hatte, saß mit seiner Barke auf dem Sande, was ihn übrigens nicht sehr beunruhigte. Er fühlte, daß sich bald Alles ändern mußte, und so kam es auch. Graf Platen, der hannoversche Hofintendant, berief ihn für den Winter 1854 nach der Welfenhauptstadt. Aber noch mußte der Sommer durchgelebt werden. Niemann ging mit einer wandernden Operntruppe nach Gumbinnen und Insterburg. In der letztgenannten Stadt, im September 1854, hat er zum ersten Male den Tannhäuser gesungen, in einem zum Theater umgewandelten ehemaligen Wagenschuppen, mit Begleitung eines Claviers und einiger Streich- und Blasinstrumente. Dann ging er nach Hannover. Und von nun an öffnete sich die glänzende und immer glänzendere Laufbahn.

Ich will aus der Geschichte derselben nur einige wenig bekannte Thatsachen hervorheben. Niemann sang den „Tannhäuser" und „Max", machte sich aber auch den Spaß, neben Wachtel, der damals ebenfalls noch angestellt war, im „Stradella" den Tenor-Banditen darzustellen, und Tarantella zu tanzen. Als Roger nach Hannover kam ward Niemann mit ihm zu Hofe berufen. Der französische Sänger, ein denkbar liebenswürdigster, selbstlosester, Allen die ihn kannten unvergeßlicher Künstler, war von seinem jungen genialen Collegen entzückt und rieth dem kunstsinnigen Könige, diesen zu Duprez nach Paris zu senden. Der kunstsinnige Monarch gab seinem jungen Tenoristen alle Mittel zum bequemen Aufenthalte in der Hauptstadt des neuen Kaiserreiches, bezahlte auch hinterher ein erkleckliches Sümmchen über die zuerst ausgesetzten Beträge. Von Duprez konnte Niemann schon aus dem Grunde nichts lernen, weil dieser darauf hinarbeitete, vorzugsweise die Kopfstimme zu entwickeln; auch lag die Wesenheit der beiden Menschen so weit auseinander, daß der Schüler vom Lehrer nie Etwas in sich aufnehmen konnte.*) Dagegen ward ihm der Unterricht des Declamators Matthieux nützlich, obwohl im Anfang die französischen Mitschüler den langen Deutschen verlachten — den ihnen der Lehrer später als Muster in Mimik und Stellung (attitude) anpries. Nach seiner Rückkehr aus Paris ward Niemann vom König auf Lebenszeit angestellt, mit glänzendem Gehalte und fast unbeschränkter Freiheit des Gastspielens. Im Jahre 1858 besuchte er Richard Wagner in Zürich, und diese erste Begegnung knüpfte das Freundschaftsband für das Leben. Müde und abgespannt von langer Wagenfahrt war er mit seiner Frau (Marie Seebach) aus Oberitalien angekommen, hatte den „Meister" bitten lassen, daß er ihn am nächsten Morgen empfange. Doch der bestand auf sofortiges Kommen — er wollte einigen Freunden (unter ihnen Tichatschek) den eben beendeten Tristan-Text vorlesen. Und so gingen sie hin, und blieben bis in die späte Nacht, gefesselt, bezaubert; und so ward Niemann der Tristan, dessen bloßes Erscheinen vor Isolden im ersten Acte, da sie ihn herrisch zu sich bescheidet, ihn von allen Darstellern und Sängern dieser Rolle unterscheidet und sofort als eine künstlerische Individualität erscheinen läßt, die mit ihren Vorzügen und Fehlern außerhalb des Vergleiches steht. Als Wagner 1860 durch die Protection der Fürstin Metternich seinen „Tannhäuser" in der großen Pariser Oper vorbrachte, berief er Niemann, den Napoleon III. bereits beim Fürstencongreß in Baden-Baden gehört und eingeladen hatte. Niemann war der einzige Deutsche, der den Parisern bei dem Tannhäuser-Krawall Achtung einflößte; als er im dritten Acte erschien und mit den höhnischen Worten empfangen wird „Encore un pélerin" trat er an die Lampenreihe und deutete mit Geberden an, daß er bereit sei abzutreten; da erschollen aus den Logen wie aus dem Parterre Rufe „Ce n'est pas pour vous", er wurde ruhig angehört, dann aber — als wieder der Gesang hinter der Bühne ertönte — ging der Höllenspectakel von Neuem los. Hier muß ich dem Gebote geschichtlicher Wahrheit gehorchend erwähnen, daß fast in gleichem Maße wie die bubenhafte Gemeinheit des Jockeyclub Richard Wagners eigenes Verhalten den Sturz des Werkes herbeigeführt hat. Die Darlegungen seines begeisterten Verehrers Gasparini in Menestrel (1863 oder 64) beweisen urkundlich, daß Direction und Künstler anfänglich dem Werke Theilnahme, selbst Bewunderung entgegen brachten, daß auch im Publikum eine günstige Meinung sich erkennen ließ, die vielleicht jener Büberei ein Gegengewicht bieten konnte. Aber Wagner mußte sich die Aufgabe gestellt haben, alle Anhänger zu beleidigen und die Gegnerschaft zu zwingen; er tadelte den Capellmeister und das Orchester in rücksichtslosester Weise, warf alle scenische Anordnungen über den Haufen und trat jeden Tag mit einer neuen Aenderung hervor. Und obwohl ihn der Director Royer in einem von Gasparini veröffentlichten Schreiben flehentlich und höflichst bat, doch nicht alle die guten Stimmungen (dispositions)

absolvirt, und bewahrt sein „Qualifications-Attest zum Einjährigen" gleich seinem ersten Bühnencontract mit besonderer Sorgfalt als Jugenderinnerungen.

*) Er fungirte später eine Zeit lang als Schauspieler und Regisseur am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, dann trat er als „Director" in den Verband des Königl. Schauspielhauses. Um diese Stellung zu erlangen, mußte er sich als von allen Schulden befreit ausweisen. Der gutherzige Ernst Dohm lieh ihm seine Unterschrift und Bürgschaft — mußte auch später für ihn bezahlen, und konnte nichts gegen ihn unternehmen.

*) Ich habe Duprez persönlich wie einen aufgeblasenen, kleinlich eitlen Menschen gekannt — der vollendetste Gegensatz Roger's.

Digitized by Google

gewaltsam zu zerstören, und auch die besten Freunde ihn warnten, daß er den Franzosen nicht zu starke Geduldproben auferlege; obwohl drohende Anzeichen den herannahenden Sturm verkündeten, zeigte er sich täglich herausfordernder und herrischer. Und was als das Originellste dabei erschien: Es gab in Europa keinen siegessicheren, keinen vom überwältigenden Pariser Triumphe des Tannhäuser von vornherein überzeugteren Mann als Richard Wagner. Immer und immer wiederholte er, erst die Franzosen seien die rechten Leute, die ihn verstehen und würdigen könnten; — nie dachte er an die deutschen Künstler, die in nicht ganz ungefährlicher Zeit sich den Werken des politisch Verbannten geweiht, für ihn gekämpft und gesiegt hatten. Selbst an dem ersten Abende, mitten im größten Tumult hielt er lustig die Ueberzeugung fest, daß der momentanen Intrigue die glänzendste Anerkennung folgen würde, und erst nach der zweiten Vorstellung*), bei welcher der Höllenspectakel noch stärker war, entschloß er sich, aus eigenem Antriebe, weiteren Aufführungen zu entsagen, da der Director der Oper seinerseits das Absetzen vom Repertoire verweigert; Niemand sollte ihm vorhalten dürfen, daß der „Tannhäuser" doch zuletzt triumphirend gesiegt hätte, wenn die Direction nicht vor den schamlosen Gewaltthaten einer Clique zurückwich. Richard Wagner's Verehrung für die Franzosen wandelte sich nun in glühenden Haß. —

(Schluß folgt.)

*) Napoleon III. wohnte ihr in einer vergitterten Loge bei; „il aime la bataille" meinten die französischen Sänger.

Aus der Hauptstadt.

Neue Bilder von Gussow.

Carl Gussow ist ein verhältnißmäßig seltener Gast unserer Ausstellungen geworden, und so mag es denn vergönnt sein, auf die zufällige Vereinigung mehrerer seiner älteren Bilder in Gurlitt's Salon hinzuweisen. Das Erste derselben vom Jahre 1879 stellt eine junge Dame in Halbtrauer dar, die ein auf einer Staffelei stehendes, vom Beschauer abgekehrtes Gemälde mit ruhiger Aufmerksamkeit betrachtet. Die correct, ein wenig glatt gemalte Figur, die regelmäßigen, von schwarzem hinten einfach geknotetem Haar umrahmten Züge vermögen das Interesse nicht dauernd zu fesseln; das Auge verliert sich unwillkürlich in eine Masse köstlich gemalter Details. Der Bildrahmen in der linken, eine auf der Erde stehende Delfter Vase mit einer Lilie in der rechte Ecke zeugen von einer Virtuosität der Technik, die den Beschauer bis an die greifbare Wirklichkeit herantäuscht. Die Wand des Hintergrundes wird durch ein Gemälde: eine thronende Jungfrau von Engeln angebetet, verdeckt. Die Malerei dieses Beiwerkes beweist, daß Gussow das Gefühl für das Stilgemäße keineswegs abgeht. In leichter Anlehnung an die mittelalterliche Malweise ist hier ein anmuthendes, stimmungsvolles Andachtsbild geschaffen. In dem Gesagten ist Lob und Tadel implicite enthalten. Man vergißt die Figur, hat seine helle Freude an den prächtigen Einzelheiten und kommt dabei zu keinem nachhaltigen, ruhigen Genuß.

Das zweite Bild: Old folks at home, ist uns von der Ausstellung 1880 her unter der Bezeichnung „die beiden Alten" bekannt. Der veränderte Titel weist darauf hin, daß es inzwischen den englischen Kunstmarkt passirt hat, der dem Künstler wenig Segen und einen interessanten Prozeß eingetragen. Eine derbe Alte liest ihrem schon etwas greisenhaft aussehenden Manne den Brief eines in der Fremde weilenden Sprossen vor. Der Ausdruck der tief gefurchten Gesichter, die ärmliche Kleidung des alten Paares sind rücksichtslos der Natur nachgeschildert. Keine Hautfalte, kein Flecken wird uns erspart, und das Ganze ist in so breiter, treffsicherer Technik vorgetragen, daß es sich selbst der widerstrebenden Anschauung wie eine peinlich empfundene Realität aufdrängt. Bei einem Künstler vom Schlage Gussow's ist der Weg vom Auge bis auf die Leinwand absolut sicher, aber manchem seiner Bilder wie auch dem eben erwähnten gegenüber kann man das Gefühl nicht unterdrücken, als ob er an einem Sehfehler litte, der ihn für die zwischen dem Object und dem Auge liegende Luftschicht unempfindlich macht. Daß er die Lokalfarben so grell, so hart und unvermittelt auf einander stoßend sieht, daran ist nicht zu zweifeln, daß Andere anders sehen und ihm in diesem Punkte ein Abweichen von der Wirklichkeit zum Vorwurf machen, wird sich selbst Gussow gefallen lassen müssen.

Eben dasselbe Bedenken gilt für das bei Gurlitt ausgestellte Portrait einer Zeitung lesenden Dame auf schwefelgelbem Hintergrund, im Jahre 1882 gemalt. Die kräftig herausmodellirten Gesichtszüge, das sprechende Auge, die ringgeschmückte, das Blatt haltende Hand, den grauen Pelzbesatz der Sammetjacke, die Stickerei der Sesselleine dürften ihm wenige lebende Künstler nachmachen. Woher nun trotzdem ein gewisses ästhetisches Mißbehagen? Es fehlt jenes zusammenschließende Etwas, man mag es Beleuchtung, Colorit oder malerische Werthbemessung des Details nennen, das aus dem gesehenen Einzelnen ein Kunstwerk aufbaut. Es ist schwierig, für dieses allgemeine Manko einen zutreffenden Ausdruck zu finden, vielleicht läßt es sich am besten mit „Stimmung" bezeichnen. Die Jubiläumsausstellung des vergangenen Jahres wies zwei weiße Damen auf, die eine von Herkomer, die andere von Gussow. Die Miß Grant Herkomer's wirkte harmonisch wie aus einem Guß, die Balldame Gussow's hatte bei aller Realität der Erscheinung im Einzelnen etwas Erkünsteltes, geschickt aber mühsam mosaikartig Zusammengesetztes. Gussow's Portraits sind stets und unter allen Umständen ähnlich, aber sie bringen selten den vollen geistigen Gehalt einer Persönlichkeit zum Ausdruck, das Wesentliche verschwindet unter der Fülle gleichwerthig behandelten Details.

Nach dieser Richtung hin verdienen zwei andere Bilder Gussow's aus den Jahren 1882 und 1883 unbedingt den Vorzug. The song of the skell stellt ein blondgelocktes Mädchen dar, das vor einem Blumenkorb stehend, eine Muschel an das Ohr hält, um gläubig das Brausen des Meeres herauszuhören. Das sympathische, anspruchslose Motiv, das geschlossene, dunkel gehaltene Colorit erzielen hier eine Gesammtwirkung, die durch keine virtuosenhaften Kunststücke beeinträchtigt wird. Ebenso einfach in Vorwurf und Ausführung ist das Bild eines hübschen Knaben in rothem Anzug, der sich ein Thierfell über den Kopf gezogen hat, das er mit beiden Fäusten festhält, und halb scheu halb lachend aus seiner Vermummung hervorguckt. Die Gunst des großen Publikums wird sich naturgemäß den farbenprächtigeren, dem trägeren Anschauungsvermögen entgegenkommenden Schildereien zuwenden, die beiden zuletzt genannten Bilder sind mit ihren stillen Reizen für ein feineres Kunstempfinden berechnet.

Wir sind weit entfernt davon, mit einem Künstler von dem Range Gussow's über die Verwendung seiner reichen Kunstmittel rechten zu wollen. Die kräftige Entwickelung der norddeutschen Malerei nach der Richtung des Realismus hin hat gerade ihm so nachhaltige Anregungen zu verdanken, daß kleinliche Ausstellungen seinem Gesammtwirken gegenüber ihre Spitze verlieren. Jeder Maler von ausgeprägter Eigenart hat das unbestreitbare Recht, so zu malen, wie er sieht, und Gussow sieht mehr und schärfer, als die große Mehrzahl seiner Collegen vom Pinsel und von der Palette. Die vorstehenden, an eine zufällige Zusammenstellung einzelner Bilder geknüpften Ausführungen richten sich auch weniger an die Adresse des Meisters, als an die seiner Nachtreter. Was ihm recht ist, ist ihnen noch lange nicht billig. Gussow trägt trotzdem und alledem den Königsmantel ausgereifter Künstlerschaft, während die Blößen seiner freiwilligen Gefolgschaft von dem Bettlerkleide mühsam angelernter Technik nur spärlich verhüllt werden.

Georg Malkowsky.

Offene Briefe und Antworten.

Johannes Scherr als Sprachschöpfer.

Hochgeehrter Herr,

In Ihrem Aufsatz über Johannes Scherr haben Sie das schöne Wort „unentwegt" als von diesem herrührend bezeichnet. Dagegen hat sich in mir sofort beim Lesen ein Widerspruch geregt, dem ich auch Ausdruck zu geben mir erlaube. Wie Sie aus meinem Wörterbuch ersehen können, ist das Zeitwort entwegen (im Sinne von bewegen) ein gutes altschweizerisches, wie ich denn dort einen Beleg aus Zwingli dafür mitgetheilt, unter Hinzufügung weiterer, nicht bloß für unentwegt, sondern auch für unentweglich (bei Scherr). Ich bitte, dazu noch die in meinem Ergänzungs-Wörterbuch weiter gegebene Belege — auch für das unverneinte „entwegt" — zu halten (von Auerbach als schweizerisch bezeichnet). Ich gebe sehr gerne zu, daß der jetzt so allgemein gewordene Ausdruck unentwegt durch Scherr hauptsächlich für die allgemeine Schriftsprache erst in Umlauf gesetzt worden ist; nur darf er — meiner Ueberzeugung nach — nicht als der Schöpfer des Wortes bezeichnet werden.

Ich sehe Sie über den Eifer des Wörterbuchschreibers lächeln und ich lache selbst darüber, aber trotzdem konnte und wollte ich Ihnen die vorstehende Bemerkung nicht vorenthalten.

Ihr hochachtungsvoll ergebenster

Altstrelitz. Daniel Sanders.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Ludwig Uhland.

Eine Studie zu seiner Säkularfeier

von

Hermann Fischer.

8°. 199 Seiten. M. 3. —

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestückes seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Otto Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung. Erster Band: Dichtung der Republik. gr. 8°. VIII u. 348 Seiten. M. 7.—

Hermann Baumgart, Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. gr. 8°. XII u. 735 S. M. 10.—

L. Arndts von Arnesberg, Juristische Encyklopädie und Methodologie. Achte Auflage, nach des Verfassers Tode besorgt von Dr. Erwin Grueber. 8°. 88 Seiten. M. 1. 50.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Hofrat Dr. Georg Schanz, Professor der Nationalökonomie an der Universität Würzburg. Vierter Jahrgang. Erster Band. gr. 8°. IV u. 568 Seiten. M. 12.—

Martin Greif, Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 159 Seiten. M. 2. 50.

Martin Greif, Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 117 Seiten. M. 2.—

Soeben erschien:

Aus Frankreich.

Bilder und Skizzen

von

J. C. Petersen.

30 Bogen. Brosch. **5 Mark**, hochelegant gebunden **6 Mark.**

Dieses hochinteressante Buch ist zu haben in allen Buchhandlungen und in J. Zenker's Verlag in Berlin, Wilhelmstraße 12.

Der große Nährwerth des Cacao in der seit Jahren auf den Markt gebrachten leicht löslichen Form ist allseitig anerkannt und der Consum dieses wohlschmeckenden und nicht theuren Nahrungsmittels nimmt immer größere Dimensionen an, nachdem unsere deutschen Fabrikanten es verstanden haben, durch Lieferung eines vorzüglichen Productes den deutschen Consumenten von dem früher allein eingeführten holländischen Fabrikat unabhängig zu machen. Der unter dem Handelsnamen: **Cacao vero** von der renommirten Firma **Hartwig & Vogel** in **Dresden** hergestellte **leicht lösliche Cacao** verdankt die allseitig günstige Aufnahme, welche derselbe bei dem consumirenden Publikum gefunden hat, und seinen sehr bedeutenden und stetig zunehmenden Absatz sowohl der Reinheit und Güte, als auch dem Wohlgeschmacke, der Bekömmlichkeit und der einfachen und schnellen Zubereitungsweise bei mäßigem Preise des Fabrikats, und es ist anzuerkennen, daß die Firma stets darauf bedacht ist, die Erfahrungen unserer Aerzte und Chemiker auf diesem Gebiete sich zu Nutze zu machen und im Interesse des Publikums zu verwerthen: So hat neuerdings obige Firma sich auch zur Fabrikation des **Eichel-Cacaos** entschlossen, nachdem durch hervorragende Autoritäten und zahlreiche in verschiedenen Hospitälern angestellte Versuche constatirt worden ist, daß eine Mischung von **entölten,** leicht **löslichen Cacao** mit, auf chemischem Wege erhaltenen, in Wasser vollkommen löslichen Bestandtheilen gerösteter **Eicheln** ein Präparat ergiebt, welches sowohl als stärkendes Nahrungsmittel **für jedes Alter,** wie namentlich auch bei katarrhalischen Reizzuständen der Verdauungsorgane, insbesondere bei Diarrhöen und Brechdurchfällen **der Kinder** als diätetisches Mittel bestens empfohlen werden kann.

Der Eichel-Cacao von Hartwig & Vogel wird nach Vorschrift und unter Controlle des Herrn Dr. Schweissinger in Dresden angefertigt und zeichnet sich aus durch hohen Nährwerth, leichteste Verdaulichkeit und angenehmen Wohlgeschmack, sodaß derselbe von Kindern leicht und gern genommen wird, für welche derselbe als tägliches Getränk nicht warm genug empfohlen werden kann. Wir zweifeln nicht, daß sich der Eichel-Cacao von Hartwig & Vogel, welcher bereits vielfach in ärztlichen Kreisen Beachtung und Anerkennung gefunden hat, sehr bald allgemein einführen und ebenso wie der Cacao vero geschätzt sein wird.

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Zur Moral der literarischen Kritik

Eine moralphilosophische Streitschrift

von

Wilhelm Wundt.

8°. ℳ 1,20.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Blutjung und andere Erzählungen

von

E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. broschirt. Preis ℳ 3.—

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Hierzu eine Beilage von B. Elischer in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
JUL 27 1887

№ 28. Berlin, den 9. Juli 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Verjüngung des Papstthums. — Der gesetzliche Arbeitstag in Frankreich. Von Victor Mataja. — **Literatur und Kunst:** Tolstoi's neueste Werke. Von Wilh. Paul Graff. — Shakespeare in Nöthen. Von Siegmund Feldmann. — Die Entstehung der modernen Operette. Von Paul Marsop. (Schluß.) — **Feuilleton:** Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin. Niemann. (Schluß.) Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Die Aussprache des Griechischen in Württemberg. Von W. Rösch. — Inserate.

Die Verjüngung des Papstthums.

Es wird eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Weltgeschichte bleiben, daß die weltliche Wiedererstarkung des Papstthums im 19. Jahrhundert von einem wesentlich protestantischen Staate ausgegangen ist. Wer da glaubte, daß der heilige Stuhl mit dem Verlust von Rom und der weltlichen Souveränetät aufgehört hätte, eine weltliche Macht zu sein, ist durch die Geschichte des letzten Jahrzehnt gründlich enttäuscht worden. Das Papstthum hat es niemals für unvereinbar mit seinem geistlichen Beruf gehalten, sich um die Dinge dieser Welt zu bekümmern, heute ebensowenig wie zu den Zeiten Innocenz III. Es ist in der That nicht zu viel gesagt, daß es im Mittelalter, zur Zeit seiner höchsten Macht, ebensosehr das politische wie das religiöse Centrum Europas war. Der steifnackigste Protestant wird überdies zugeben müssen — wie es protestantische Schriftsteller, allem voran Ranke, auch wirklich zugegeben haben — daß die ökumenische Vorherrschaft des Felsens Petri, wie man auch über die Berechtigung seiner Ansprüche denken mag, doch wesentlich zur Verbreitung der Menschlichkeit, des Christenthums und der Civilisation beigetragen hat in jenem allgemeinen Chaos, welches auf den Zusammenbruch des römischen Reiches folgte. Niemand hat das beredter nachgewiesen als Guizot. Mit der fortschreitenden Befestigung der einzelnen europäischen Staaten freilich, vor welcher die luftigen Ansprüche und Weltherrschaftstitel des „Heiligen Römischen Reiches" des großen Karl zu einer kläglichen nominis umbra verblaßten, sank auch die Macht des Papstthums. Obwohl erbitterte Gegner, waren doch Kaiserthum und Hohepriesterthum in ihrer weltumspannenden Bedeutung durchaus von einander bedingt. Das Sacerdotium und das Imperium waren ein Zwillingspfeiler jenes großen socialen Baues des Mittelalters, welchen keines von beiden allein zu tragen vermocht hätte. Es konnte eine lange Zeit hindurch scheinen, daß die verzweifelten Anstrengungen des Papstthums, die veralteten Ansprüche gewaltsam festzuhalten, nicht nur den Verlust der weltlichen Macht beschleunigten, sondern auch die geistliche Oberhoheit gefährdeten, welche man in Rom zu eifrig mit jener identificirt hatte. Ein wenig mehr Vorsicht im Gebrauch der zweischneidigen Waffen: Entthronung, Exkommunicirung und Interdikt würde den wahren Interessen Roms im protestantischen Norden Deutschlands, in England, in Venedig besser genutzt haben. Andererseits waren die späteren Päpste fortdauernd bestrebt, die höheren Gesichtspunkte ihres geistlichen Amtes ihren Vortheilen als Souveräne eines einzigen italienischen Herzogthums dienstbar zu machen. Die Verkennung der wahren Größenverhältnisse wurde durch diese kleinliche Politik so allgemein, daß man den Bestand des katholischen Hohepriesterthums an den souveränen Kirchenstaat geknüpft glaubte. Als vor etwa einem Vierteljahrhundert das Patrimonium Petri zum ersten Mal ernstlich gefährdet war, gab es ganz ernsthafte Leute, welche meinten, daß mit der Einziehung der Romagna und Campagna auch die Priesterherrlichkeit vorüber sein würde. Wurde Pius IX. nicht müde, mit den schrillsten Tönen in die Welt hinauszurufen, daß die politische Unabhängigkeit des Papstes zu seiner geistlichen durchaus nothwendig sei, so ist es kaum zu verwundern, daß das gleichgiltige oder gar feindliche Publikum ihn beim Worte nahm. Besonders die Italiener waren geneigt, dem weltlichen Sturz den geistlichen nachfolgen zu lassen. „Die älteste Tochter der Kirche", sagte damals ein theologischer, freilich sehr antipäpstlicher Schriftsteller, „ist die älteste Tochter Voltaires geworden", und er ging so weit zu erklären, daß „um das Herz der großen römischen Theokratie sich die eisige Kälte des Todes verbreitet, während das Leben nur noch in den Gliedern des Riesenleibes erkennbar pulsirt." Er sagte den baldigen Untergang des Priesterreiches vorher, und viele theilten damals diese Meinung mit ihm. Sie sind durch die Erfahrung widerlegt worden. Trotz des Aufhörens der zeitlichen Macht und trotz Pius' IX. Behauptung ihrer Nothwendigkeit, reckt sich das Papstthum wie ein Gigant von neuem empor und beginnt, wie einst vor Jahrhunderten, sein entscheidendes Wort in die Schicksalswage der Völker zu legen.

Es fehlte niemals an Stimmen gläubiger Katholiken, welche zu behaupten wagten, daß die weltliche Souveränetät dem Oberhirten der Christenheit eher hindernd als nützlich sein könnte, seine heiligen Obliegenheiten auszufüllen, und daß er in Wirklichkeit mehr gewinnen als verlieren würde, wenn er sich nur allein mit den ewigen allgemeinen Interessen der Kirche zu beschäftigen brauchte. Sie gingen zwar nicht so weit, die völlige Aufgabe der politischen Macht zu verlangen oder zu empfehlen, aber sie sprachen es aus, daß die eigentlich kirchliche Autorität des Papstes nur wachsen könnte, wenn sie sichtbarlich auf keiner andern als einer moralischen Basis beruhte. „Der Verlust von ein paar hundert Quadratmeilen", sagt ein Autor, „und einer eigentlichen Residenz scheint zunächst durchaus nicht derart, daß ein Papst sich darum grämen sollte. Wenn neben einer allumfassenden Hierarchie dennoch eine staatliche Gliederung der weltlichen Reiche nebenherging und der Papst als Souverän eine von dem römischen Bischof gewissermaßen unabhängige Person darstellt, so ist nicht abzusehen, warum er, ungefähr wie ein deutscher Kaiser, der seine Haus-

Digitized by Google

güter verloren hätte, durch die Nothwendigkeit der geschichtlichen Entwickelung auf seine eigentliche Idee, das Oberhaupt der Kirche, zurückgeführt, diese Idee nicht ruhig und mit derselben Autorität wie früher fortvertreten könnte; ja warum nicht im Gegentheil mit einer größeren; denn wenn er einmal nicht die ganze christliche Welt, sondern nur ein Ländchen regierte, so machte er gewissermaßen einen Unterschied zwischen seinen Eigenthümern: es gab solche, die ihm wirklich angehörten, und die waren nicht der Rede werth; und solche, die ihm nur der Idee nach angehörten, und das war der ganze Rest; Idee und Wirklichkeit erschienen demnach unvortheilhaft getrennt. Sobald er dagegen auf ein Minimum verzichtet, kann er wieder Anspruch auf das Ganze machen, eine andere Windrose auf dem Petersplatze zeichnen und von neuem behaupten, er sei der eigentliche Besitzer aller Länder der Erde, Kaiser und Könige hätten ihre Würden nur von ihm, ohne fürchten zu müssen, sofort durch eine Vergleichung Lügen gestraft und als ein armseliges italienisches Potentätchen schmählich entlarvt zu werden." In diesem Sinne wäre es überhaupt ein Fehler gewesen, jemals eine Schenkung, sei es nun von Konstantin dem Großen oder Pipin dem Kleinen anzunehmen; ein viel größerer, dann mehr auf eine kleinliche Wahrung dieses Geschenks als auf ein Uebergewicht des päpstlichen Ansehens im Großen bedacht zu sein.

Es scheint, als ob die Geschichte denjenigen, die so argumentiren, Recht geben will. Wenn der päpstliche Einfluß unter Pius IX. seinen Nadir erreicht hatte, so lag das nicht daran, daß das kleine Fleckchen Erde, das er zu regieren sich gar noch als unfähig erwiesen hatte, von Victor Emanuel annectirt worden war, sondern daran, daß er während eines Pontifikats von noch nicht dagewesener Länge mit den besten Absichten die kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten so verwaltet hatte, daß das Papstthum die bête noire von ganz Europa geworden war. Selbst die Sympathien seiner ergebensten und gläubigsten Anhänger verstand er wankend zu machen. Wären es nicht in der That harte Prüfungen gewesen, die er zu erdulden hatte, und hätte er sich diesen Prüfungen, trotz seiner Proteste und öffentlichen Anklagen, nicht mit einer gewissen persönlichen Würde unterzogen, so hätte er gewiß auch den Rest von Einfluß verloren, den er noch bis zu seinem Ende auf die ultramontanen Parteigänger außerhalb und die Hierarchie innerhalb des Vatikans ausübte. Es gab kaum eine Regierung in Europa, mochte sie katholisch oder protestantisch sein, mit welcher Pius sich nicht überworfen hätte. Mit dem leitenden Staate Europas hatte er sich auf einen Krieg auf Tod und Leben eingelassen. Seinem Nachfolger hinterließ er daher die damnosa hereditas eines Thrones, der seiner weltlichen Würde beraubt und durch eine lange Reihe von — kirchlichen und politischen — Fehlern um sein Ansehen gebracht war.

Das war vor zehn Jahren. Und heute nimmt der päpstliche Stuhl, obwohl von einer weltlichen Restauration kaum die Rede sein kann, eine moralische Stellung ein, wie er sie seit zwei oder drei Jahrhunderten nicht höher gehabt hat. Wir sagen: moralische Stellung, denn wir meinen nicht sowohl die directe geistliche Autorität des Papstes über die gläubigen Anhänger seiner Kirche, sondern den auswärtigen Einfluß, den er sich über Staaten und Völker zu verschaffen gewußt hat. Fürst Bismarck war Pius dem Neunten dasselbe, was Heinrich der Vierte für Hildebrand war, nur daß Bismarck nicht nach Canossa ging und die Bischöfe und Priester, welche dem Papste anhingen, in die Gefangenschaft zu spazieren hatten. Die Verfolgung der Kirche im Culturkampf war — das wissen wir heute und thuen gut, es nachträglich weise zu behaupten — ebenso thöricht wie ungerecht, denn geistige Mächte können nicht nach der Blut- und Eisenmethode überwunden werden. Deswegen dürfen wir aber nicht an dem vollen Ernst zweifeln, mit dem der Urheber des Culturkampfes — denn als solcher wird immer Fürst Bismarck gelten — das Werk unternahm. Fürst Bismarck ist einerseits frei von theologischen Vorurtheilen und andererseits ein religiöses Gemüth; er war beides auch damals, als er erklärte, das Papstthum müsse gedemüthigt werden, weil es eine Gefahr für das einige Deutsche Reich sei. Und es ist durchaus nicht erwiesen, daß diese Worte nicht damals vollberechtigt waren; nur hätte an Stelle des Ausdruckes Papstthum das Wort Papst stehen müssen. Wie dem auch sei, heute wechselt der gefürchtete Kanzler des Deutschen Reiches freundschaftliche Briefe mit Leo XIII.; mag er auch nicht nach Canossa gegangen sein, so tauscht er doch Decorationen mit dem Nachfolger des Mannes aus, der in seinen Verwünschungen gegen ihn kein Ende finden konnte; er mildert oder widerruft die Kampfgesetze, mehr als das: er beugt sich dem freiwillig hervorgerufenen Schiedsspruch des Nachfolgers der Apostel in einer rein weltlichen Angelegenheit, in einem Streitfall mit Spanien, der katholischsten aller katholischen Mächte.

Das hätte genügt, um aller Augen sichtbar zu machen, daß das Papstthum sowohl seinen geistlichen Einfluß wie sein altes weltliches Prestige wieder zu gewinnen im Begriffe steht, und zwar wiederzugewinnen offenbar deshalb, weil es keinen eigenen weltlichen Besitz mehr zu vertheidigen hat. Aber das war noch nicht Alles. Leo XIII. wurde nicht nur zum Schiedsrichter zwischen zwei fremden Mächten, sondern auch zwischen den feindlichen Brüdern eines und desselben Hauses aufgerufen. Seine Intervention in der Septennatsfrage ist ein Triumph, welchen sich der kluge Pontifax wohl selbst kaum hätte träumen lassen, und nur, weil er vorsichtiger Weise nicht etwa größere Interessen auf's Spiel setzen will, versagt er es sich, den Schiedsrichter in einem zweiten wesentlich protestantischen Lande, in Großbritannien, zu spielen. Die Engländer hätten trotz ihres erblichen Papsthasses nichts dawider, wenn Leo ihnen die irische Last ein wenig erleichterte.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob Fürst Bismarck in der That weise daran gethan hat, den Papst in die inneren Angelegenheiten Deutschlands hinein zu ziehen. Es kann aber ebenso gut die Frage aufgeworfen werden, ob der Papst klug daran gethan hat, in einer Sache der inneren Politik eines fremden Staates, in einer Sache, die nichts mit den kirchlichen Dingen zu thun hatte, zu interveniren, und in wie weit seinen Weisungen da noch Folge gegeben werden dürfte. Man kann sich eines Gefühls der Sympathie für Dr. Windthorst nicht erwehren, der einen würdigen Protest gegen das Princip der kirchlichen Autorität auf dem Gebiete der freien Abstimmung und Parlamentswahl seinem gut katholischen und päpstlichen Herzen abrang. Es bedrückt mehr als ein ultramontanes Gewissen, ob Leo XIII., indem er sich verleiten ließ, in eine Angelegenheit einzugreifen, die ihn eigentlich nichts anging, nicht den zukünftigen Einfluß seines Stuhles gefährdet hat. Wenn das Septennat als eine indirecte kirchliche Angelegenheit behandelt wird oder wenn es vom Papste abhängen soll, was die deutschen Katholiken als „patriotisch" zu thun und als „unpatriotisch" zu lassen haben, wo giebt es denn hier eine Grenze für die päpstliche Einmischung? Aber alles dieses beeinträchtigt nicht die Bedeutung der Thatsache, daß der politische Einfluß der Curie von der starken Regierung eines mächtigen Staates erweckt worden ist.

Und schon taucht eine andere Streitfrage auf, welche wahrscheinlich der Entscheidung des Heiligen Stuhles unterbreitet werden wird, eine Streitfrage, welche in ihrer inneren Bedeutung weittragender ist, als die vorübergehende Erscheinung des deutschen Septennats. Es scheint, als ob der hitzige socialistische Pater M'Glynn von New York an sich gleichfalls die Erfahrung machen soll, daß alle Wege nach Rom führen. Früher oder später wird er dem Befehl des Oberhauptes seiner Kirche gehorchen müssen, das ihn nach Rom vor sein Forum berufen hat. Und ob er nun geht oder nicht, Rom kann auf die Dauer dem Streite zwischen dem Pater und seinem Erzbischof nicht schweigend zusehen. Und dieser Streit begreift in sich die ganze Lehre des Socialismus, eine Lehre, welche gewiß im höchsten Grade eine politische und zugleich eine ethische Frage ist. Das Gleiche gilt von dem gegenwärtigen Verhalten der irischen Hierarchie gegenüber den poltitischen Wirren, von der revolutionären Agitation der katholischen Priesterschaft auf der grünen Insel, welche Leo XIII. mehr als einmal verurtheilt hat. Und die englische Regierung könnte leicht in die Zwangslage kommen, sich den ihr günsti-

Digitized by Google

gen Einfluß des Papstes gefallen zu lassen, obgleich sie mit dem ganzen englischen Volk die Einmischung einer fremden, wenn auch ehrwürdigen Autorität in ihre inneren Angelegenheiten von Grund der Seele aus verabscheut. Schon jetzt sehen manche Engländer das Phantasiegemälde John Bunyan's leibhafte Züge annehmen, wie der hinfällige und zahnlose Gigant Papstthum mit den steifen, klaffenden Kinnbacken sich drohend aufrichtet. An dem bedeutenden Charakter und den hohen Fähigkeiten des jetzigen Papstes ist nicht zu zweifeln, aber das allein erklärt nicht den Aufschwung des vatikanischen Einflusses. Einen siechen Körper zu galvanisiren geht über die Kraft eines einzelnen Menschen. Es ist die sociale Krankheit der Zeit, welche nach einem Heilmittel sucht und nach Surrogaten greift, bevor das rechte für sie gefunden ist.

Der gesetzliche Arbeitstag in Frankreich.

Von Victor Mataja.

Durch das Decret vom 2. März 1848 hatte die junge Republik verfügt, daß der Arbeitstag um eine Stunde verkürzt und demnach in Paris, wo er bisher elf Stunden betragen habe, auf zehn, und in der Provinz, wo bisher zwölf Stunden eingeführt, auf elf herabgesetzt werde. Damit war den Wünschen der Arbeiter entsprochen, zu deren socialpolitischen Forderungen schon im Jahre achtundvierzig auch die Verminderung der Arbeitsstunden gehörte; flüchtig wie die Fassung des Decretes war — hatte es doch zu dem freilich nicht ganz verständlichen Zweifel Anlaß gegeben, als ob es gleichsam auch einen gesetzlichen Minimalarbeitstag hätte einführen und die Unternehmer zu einer Verlängerung der etwa üblichen oder verabredeten kürzeren Arbeitszeit berechtigen wollen —, war aber auch seine Wirksamkeit, und einem augenblicklichen Drange entsprungen, schwand es mit dem Umschwung der Zeit selbst dahin. Es kamen die Junitage, die Niederlage der aufständischen Arbeiter, und die Republik zog die Consequenzen daraus. Als eine Art Compromiß entstand das neue Gesetz vom 9. September 1884, wonach die effective Arbeitszeit in Fabriken zwölf Stunden nicht sollte überschreiten dürfen und der Regierung überlassen wurde, Ausnahmen mit Rücksicht auf die Natur von Industriezweigen oder Anlässe höherer Gewalt zu gestatten. Solche Ausnahmen wurden in der Folgezeit in reichlichem Maße gewährt: sie sind im Decret vom 17. Mai 1851 enthalten.

Man ist nun einig darüber, daß das Gesetz vom Jahre 1848 niemals einen nennenswerthen Einfluß auf die Gestaltung der Arbeitsverhältnisse geäußert hat, daß es geradezu in Vergessenheit gerieth. Noch vor wenig Jahren konnte im Parlament die Behauptung gemacht werden, daß einzelne Fabriken bei Lille bis zu 16 Stunden im Tag arbeiteten; wer hätte sie auch daran hindern sollen? Und wenn, wie selbstverständlich, die wirkliche Arbeitszeit oft der gesetzlich zulässigen entsprach oder sogar darunter blieb, so war sicherlich das Gesetz vom Jahre 1848 nicht Ursache davon, sondern einfach der Umstand, daß eine zwölfstündige Arbeitszeit, zu einer durch viele Ausnahmen durchlöcherten Regel gemacht, überhaupt schon sehr hoch gegriffen erscheint. Ganz richtig war es daher, als der Handelsminister im Jahre 1884 sagte, das Gesetz sei ein todter Buchstabe geblieben. Wie war es aber auch anders zu erwarten? Kein mit der Ueberwachung berufsmäßig betrautes und geschultes Organ war eingesetzt, nicht die mindeste Vorkehrung getroffen worden, die Umgehung der Vorschrift auch nur zu erschweren.

Erst 1883 wurde dieser Mangel insofern sanirt, als die zur Ueberwachung der Bestimmungen über die Kinderarbeit eingesetzten Inspectoren auch zur Durchführung des Gesetzes vom Jahre 1848 berufen wurden; gleichwohl stehen die Dinge noch so, daß unterm 26. Juli 1886 Folgendes von officieller Seite über die Erfahrungen der Gewerbeinspectoren im Seine-Departement berichtet werden konnte: „Die Unternehmer kannten zum größten Theile das Gesetz vom 9. September 1848, welches die Zahl der Arbeitsstunden fixirt hat, und das vom 16. Februar 1883, welches dieses neuerdings in Kraft setzt, nicht. Viele haben gedacht, daß das Gesetz vom 16. Februar 1883 nicht mehr Anwendung fände, als das vom 9. September 1848 gehabt hat. Sie kritisirten die gesetzlichen Anordnungen spöttisch und erklärten, sich nicht daran halten zu wollen, so bald sie durch Bestellungen gedrängt würden. Eine unbedeutende Zahl unter den Unternehmern würde die Gesetze ohne Klage hinnehmen, wenn sie auf alle Werkstätten ohne Ausnahme anwendbar wären."

Eine beschämendere Kritik über die bisherigen Erfolge der Gesetzgebung und ihrer Durchführungsorgane läßt sich nicht leicht denken. Kein Wunder auch, daß sich unter solchen Umständen Bestrebungen geltend machen, eine Reform der Gesetzgebung herbeizuführen und an Stelle der überholten unpraktischen Bestimmungen zeitgemäße Vorschriften zu setzen.

Schon in der Sitzung der Kammer vom 26. Mai 1879 wurden zwei Gesetzentwürfe eingebracht, von denen der eine, unterzeichnet von Villain, Waddington u. A. auf die Festsetzung einer zehnstündigen wirklichen Arbeitszeit in Fabriken abzielte, der andere, gefertigt durch Nadaud, Louis Blanc u. A., die Anwendung dieser Bestimmung auch auf die Bau-Großindustrie, sowie auf alle communalen und staatlichen Arbeiten bezweckte. Weder diese Anträge jedoch, noch die späteren Versuche in dieser Richtung führten zu einem gedeihlichen parlamentarischen Abschluß; der einzige Erfolg aller dieser Bestrebungen war das schon erwähnte Gesetz vom 16. Februar 1883, welches die schon bestehende Gewerbeinspection auch mit der Ueberwachung des zwölfstündigen Maximalarbeitstages betraute und eine Erhöhung der Zahl der staatlichen Gewerbeinspectoren zur Folge hatte. Hervorzuheben aus den parlamentarischen Verhandlungen ist die ablehnende Haltung der Regierung, welche sich auch neuerdings wiederum in auffälliger Weise bestätigt hat. Man ersieht dies aus der Vorgeschichte des letzthin bei der Kammer eingebrachten neuen Arbeiterschutzgesetzentwurfes, welche daher in Folgendem kurz berührt werden soll.

Mit Brief vom 14. März 1884 hatte der damalige Handelsminister Ch. Hérisson die Commission supérieure (das oberste Organ der Gewerbeinspection) aufgefordert zu berichten, ob und welche Aenderungen an der Arbeiterschutzgesetzgebung angezeigt wären. Diese Commission arbeitete nun einen Entwurf aus, welcher sich auf die gesammte Industrie und die kaufmännischen Niederlagen bezieht und als Artikel 4 folgende Bestimmung enthält: „Die Dauer der täglichen Arbeit erwachsener Arbeiter kann elf Stunden nicht übersteigen, ausgenommen in jenen Industriezweigen und unter jenen Bedingungen, welche durch die Verordnungen der öffentlichen Verwaltung bestimmt werden." Freilich fand dieser Artikel nicht Eingang in den Commissionsentwurf, ohne daß sich Widerstand im Schoße dieser Körperschaft selbst ergeben hätte. „Warum dem erwachsenen Arbeiter nicht das Recht lassen zu arbeiten, wie es ihm gefällt und so viel ihm gefällt?" frugen in eigenthümlicher Verkennung der bestehenden Verhältnisse einzelne Mitglieder der an der Spitze der Gewerbeinspection stehenden Commission, „wenn die Summe von Arbeit, die man von ihm verlangt, seine Kräfte übersteigt, so wird er sich eben weigern, sie auszuführen, da er der beste Richter über die Leistungsfähigkeit seiner Körperkräfte ist." Die Majorität antwortet darauf: „In Wahrheit kann man nur mit Unrecht behaupten, daß der Arbeiter die Möglichkeit habe, jeden Tag die seinen Kräften angepaßte Menge Arbeit zu leisten. Angesichts der Bedingungen, welche die moderne Industrie stellt, ist er genöthigt, entweder gar nicht zu arbeiten oder sich der Ordnung jener Fabrik zu unterwerfen, in welche er eintritt, einer Ordnung, die naturgemäß auch die Dauer der täglichen Arbeit bestimmt. Nun finden sich aber unter den Arbeitern solche, für welche diese Dauer zu lang ist und welche gleichwohl, bis sie eben ihrer Aufgabe unterliegen, alle Tage eine Summe von Arbeit liefern müssen, die ihre Kräfte übersteigt.

Digitized by Google

Der Staat muß also für die Erwachsenen ebenso einschreiten wie für Kinder und Mädchen."

Die Regierung entschied sich jedoch gegen die Commissionsmajorität; der erwähnte Artikel 4 fehlt in dem der Kammer vorgelegtem Gesetzentwurfe, der sich im Uebrigen so genau dem Elaborat der Commission anpaßt. Alles was die Regelung der Arbeit erwachsener Männer anbetrifft, soll späteren Specialdispositionen reservirt bleiben, und mit dieser mageren Aussicht müssen sich die Anhänger eines zeitgemäßen Maximalarbeitstages vorläufig begnügen lassen.

Wie wohl der französische Arbeiterstand darüber denkt?

Man hat es zwar schon bezweifelt — und dieser Zweifel ist auch in der Kammer schon wiederholt geäußert worden — ob die Arbeiter denn wirklich dem Maximalarbeitstag günstig gestimmt wären — höchst sonderbarerweise. Schon vor fast dreißig Jahren schrieb Audiganne in seinem Buch über die arbeitenden Classen Frankreichs: „Legen die Arbeiter selbst Werth auf die die tägliche Arbeit beschränkenden Vorschriften? Das ist einleuchtend; es genügt zu dem, daß ihr Urtheil nicht durch trügerische Einflüsterungen beeinflußt worden ist. Wir haben hundertmal den handgreiflichen Beweis davon begegnet." Sollte sich seitdem so viel daran geändert haben? Man betrachte nur, um sich des Gegentheils zu versichern, die Ergebnisse der im Jahre 1884 betreffs der Reform der Arbeiterschutzgesetzgebung abgehaltenen Enquête.

Bei dieser wurden gehört: die staatlichen und departementalen Gewerbeinspectoren, die Localcommissionen (gleichfalls Organe des Inspectionsdienstes im Sinne des Gesetzes vom Jahre 1874), die Handelskammern, die Gewerbekammern, Unternehmer- und Arbeitersyndicate, die Conseils de prud'hommes d. i. die gewerblichen Schiedsgerichte und die Conseils généraux. Punkt 6 des Fragebogens für die Enquête lautete: „Ist die Beschränkung der täglichen Arbeitszeit auf zwölf Stunden für den erwachsenen Arbeiter, enthalten im Gesetze vom 9. September 1848, aufrecht zu erhalten oder wäre dieselbe auf elf oder zehn Stunden zu reduciren? Die über diesen Punkt abgegebenen 491 Aeußerungen rühren nun her: 39 von Gewerbeinspectoren, 59 von Handelskammern, 34 von Gewerbekammern, 79 von Arbeiter- oder Unternehmersyndicaten, 63 von Conseils de prud'hommes, 17 von Conseils généraux und 190 von Localcommissionen.

Diese Aeußerungen lauten natürlich nach den einzelnen Kategorien der gehörten Körperschaften und Personen höchst verschieden; im Ganzen genommen sprechen sich aus:

170 für die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Bestimmungen,
104 für die Reduction des gesetzlichen Arbeitstages auf 11 Stdn.,
119 „ „ eine „ „ „ „ „ 10 „
10 für eine noch weiter gehende Reduction,
88 für den Wegfall der gesetzlichen Schranken.

Die Inspectoren sind in der Mehrheit für die Abkürzung des zu Recht bestehenden Normalarbeitstages, die Handels- und Gewerbekammern (mit Ausnahme von vier) gegen eine solche. Bedauerlicher und sonderbarer Weise scheidet die vom Handelsministerium veröffentlichte, mit Auszügen versehene Uebersicht der Gutachten nicht die Syndicate, je nachdem sie aus Unternehmern oder Arbeitern bestehen, sondern behandelt sie unter einer Rubrik; da nun die Bezeichnung mancher dieser Verbände es zweifelhaft läßt, welcher Kategorie sie angehören, so seien nur die Stimmen jener 35 hervorgehoben, die ihrem Titel nach durch den Beisatz „ouvriers" unzweifelhaft als Arbeitersyndicate erscheinen. Es äußerten sich nun:

1 für den zwölfstündigen Maximalarbeitstag unter Abschaffung der Ausnahmen,
2 für den elfstündigen Maximalarbeitstag,
25 „ „ zehnstündigen „
7 „ „ achtstündigen „

In ähnlicher Weise wie hier manifestirten sich übrigens die Wünsche des Arbeiterstandes auf zahlreichen Congressen und bei anderer Gelegenheit, namentlich bei den Einvernehmungen der Krisencommission. So sagte der Delegirte der Maurer: „Wir wünschen, daß der Arbeitstag auf acht Stunden verkürzt werde; wir ziehen vor, in acht Stunden acht Francs zu verdienen, als zwölf Francs in zwölf Stunden." Genau dasselbe sagt der Vertreter der Steinschneider und ähnliche auf die Reduction des Arbeitstages gerichtete Wünsche sind in dem Bericht des Deputirten Spuller noch genug verzeichnet.

An Deutlichkeit bei Kundgebung seiner Wünsche hat es also der Arbeiterstand nicht fehlen lassen; daß dies bisher zu keinem nennenswerthen Resultat geführt hat, ist aber wohl auch für die französische Industrie und für die Unternehmer in mancher Hinsicht von unverkennbarem Nachtheil gewesen. Vor Allem hat der in Beziehung auf die Arbeitszeit sowohl dem Inhalt, als der Ausführung nach mangelhafte Arbeiterschutz — praktisch genommen gleichstehend dem Fehlen einer gesetzlichen Beschränkung der Arbeitszeit und doppelt fühlbar bei der lückenhaften Organisation des Arbeiterstandes — dazu geführt, daß die französische Industrie und da wieder hervorragend die Pariser Industrie, in großem Maße leidet an der zeitweiligen Ueberanspannung und an einem zeitweiligen Feiern der Kräfte, und zwar nicht bloß in den Zweigen, welche für den Export arbeiten, sondern insbesondere auch bei der Versorgung des heimischen Bedarfes. „Die Industrie von Paris," sagt ein Gewerbeinspector, „leidet unter dem, was ich die Immoralität des Publikums nennen möchte. Die Anforderungen des Publikums an die Industrie sind schrecklich geworden. Jedermann will heutzutage sogleich und auf die Stunde bedient werden. In zahlreichen Gewerbezweigen, insbesondere in denen für die Bekleidung, feiert man durch ungefähr acht Monate unter zwölf und ist man in den vier in peinlicher Weise gehetzt." Wie tief der Uebelstand eingedrungen ist, wie viel Gewerbe unter regelmäßiger Arbeitslosigkeit leiden, bei welchen dieser Wechsel in der Beschäftigung keineswegs durch die Natur der Dinge geboten ist, wie etwa bei Arbeiten, die von der Jahreszeit abhängig sind, und wie krampfhaft dann manchmal die Ausnützung der Zeit beim Anbruche der Saison wird, haben insbesondere die Verhandlungen vor der Vierundvierziger Commission gezeigt. Kein Zweifel nun, daß ein geeigneter und gehörig gehandhabter Maximalarbeitstag gegen diese wilde Aufeinanderfolge von Ueberhetzung und Erwerbslosigkeit, die zu Niemandes wirklichem Nutzen, zu Vieler Schaden stattfindet, wenigstens einige Abhülfe gewähren könnte.

Dazu kommt aber noch ein weiterer, das Innerste der modernen Productionsweise berührender Umstand. Man darf nicht übersehen, daß in der gewerblichen Production der Fortschritt hinsichtlich der Benützung technischer Hülfsmittel ein ständiger, der Ersatz der Handarbeit durch Maschinenarbeit ein wachsender ist; und diesem Umwandlungsproceß unterliegen insbesondere auch die für den feineren Luxus arbeitenden, in Frankreich so große Bedeutung besitzenden Gewerbe. Immer mehr und mehr dringt selbst in den Zweigen kunstgewerblichen Charakters die maschinelle und mechanische Erzeugungsweise vor; der geschulte Arbeiter wird durch den Handlanger verdrängt und der Schwerpunkt der Production verrückt sich, indem die manuelle Fertigkeit und der Geschmack des Arbeiters zurücktreten vor der Vorzüglichkeit der Maschinerie und sonstigen Arbeitsvorrichtungen. Und darin ist eine große Gefahr für einen beträchtlichen Theil der französischen Industrie gelegen, wohl auch in einem gewissen Maß der Grund ihres Uebelbefindens in letzter Zeit, denn unzweifelhaft ist das Uebergewicht Frankreichs in gewissen und zahlreichen Industriezweigen gegründet auf den Geschmack und die Geschicklichkeit der einzelnen Arbeiter, nicht aber auf der Kunst des Unternehmerstandes, das Maschinenwesen trefflicher als das Ausland auszunützen. Im Zusammenhange damit steht die wachsende Klage über die Benutzung französischer Muster und Modelle durch das Ausland; auch hierfür schafft die Erweiterung der mechanischen Productionsweise neuartige Verhältnisse. Unter solchen Umständen wird jenes Land immer mehr und mehr hervortreten, welches die rührigsten Unternehmer, die tüchtigsten Geschäftsleiter, die besten Einrichtungen im Maschinenwesen besitzt. Da fehlt es nun vielfach in Frankreich. Wenige Unternehmer, sagte ein Fachmann bei der jüngsten

Digitized by Google

Enquête über die Lage der Kunstgewerbe, kennen ihr Geschäft gut; gewöhnlich sind es Commis, die sich etabliren und einen Werkführer aufnehmen, der dem Gewerbe vorzustehen hat. Und daran knüpft sich ein weiterer wichtiger Punkt: nach vielen Klagen zu urtheilen, die sehr verschiedenartige Gewerbe betreffen, sind die technischen Betriebseinrichtungen hinter denen anderer concurrirender Länder vielfach zurückgeblieben und wir begegnen Beispielen, daß man durch übermäßige Ausnutzung der Arbeitskraft den schließlich und endlich doch wohl aussichtslosen Kampf gegen die ausländische maschinelle Productionsweise aufnimmt. Wie sehr nun das frühere Uebergewicht der Handarbeit gebrochen wird und welche Nachtheile daraus für Frankreich erwachsen, dafür legt insbesondere Zeugniß ab die zunehmende, in Unternehmerkreisen viel beklagte Concurrenz von Ländern wie England, Nordamerika in mancherlei Industriebranchen, die bisher als eine Domäne Frankreichs und französischer Kunst galten. Um ein Beispiel, und zwar aus der schon erwähnten kunstgewerblichen Enquête anzuführen: für den Augenblick, bemerkte ein Experte, ist die Teppichfabrikation von Nimes verloren, denn die Amerikaner erzeugen diese Teppiche auf mechanischem Wege und haben, um eine gewisse Specialität herzustellen, einen eigenen Webstuhl erfunden.

Endlich kommt noch das in Frankreich so häufige Bestreben der Unternehmer in Betracht, nur eben so viel zu erwerben als nöthig, um sich als Rentner zurückziehen zu können. „Der Industrielle, welcher sich in einer solchen Lage befindet, welcher den Schimmer des Ruhestandes hervorbrechen sieht," bemerkte einmal der Senator Tolain zu diesem nationalen Charakterzug seiner Landsleute, „überläßt seine Werkmittel der Gefahr zu Grunde zu gehen; er bleibt nicht mehr im Laufenden über das, was in anderen Ländern vor sich geht. So bald er genug Vermögen erworben hat, um sich zur Ruhe setzen zu können, tritt er sein Unternehmen ab oder liquidirt es, wenn nöthig, und geht davon." Eine energische Fabrikgesetzgebung, namentlich aber eine Abkürzung der Arbeitszeit und gesetzliche Regulirung des Arbeitstages, könnte da manches Gute schaffen. Sie würde der zügellosen Concurrenz entgegenwirken und eine größere Regelmäßigkeit in die Production hineinbringen; sie würde ferner dazu führen, durch intensivere Leistung zu ersetzen, was an der Länge des Arbeitstages gebricht. Ein entwickelter Arbeiterschutz verträgt sich nicht mit der Beibehaltung veralteter Betriebsweisen und es wäre ernstlich zu bezweifeln, ob die französische Industrie aus diesem Proceß nicht eher gestärkt als geschwächt hervorginge.

So wie die Dinge heute stehen, ist es freilich nicht sehr wahrscheinlich, daß die französischen Machthaber diesen Weg betreten werden. Vielleicht daß die schlechten Recrutirungsergebnisse in den Fabrikdistricten mehr Eindruck machen, als die social- und wirthschaftspolitischen Erwägungen der bezeichneten Art; die wachsende Arbeiterbewegung wird auch das ihrige thun. So viel steht aber fest, daß auch in Frankreich die Frage des Maximalarbeitstages in Fluß gekommen ist und voraussichtlich nicht bald von der Tagesordnung verschwinden wird.

Literatur und Kunst.

Tolstoi's neueste Werke.

Von Wilh. Paul Graff.

Es sind kaum vier Jahre vergangen, seit ich mich Monate lang vergeblich bemühte, für meine erste Verdeutschung des Tolstoi'schen Romans „Anna Karenina" die Feuilletonspalten einer Zeitschrift oder einen Verleger zu gewinnen. So geringen Credit besaß damals noch der Name Leo Tolstoi bei uns im Auslande (Frankreich vielleicht ausgenommen, wo der Roman „Krieg und Friede" bereits einige Jahre vorher, doch ohne bis dahin viel Aufsehen erregt zu haben, erschienen war), wie überhaupt alles Literarische aus dem Russischen. Nur Turgenjew's Name, und auch dieser nur in noch ziemlich engem Kreise, hatte von allen neueren Russen bei uns einen guten Klang. Seit Erscheinen der deutschen Uebersetzung von „Anna Karenina" auf dem Büchermarkte sind nicht viel mehr als $2^1/_2$ Jahre vergangen, und in dieser Zeit hat sie nicht nur längst die zweite Auflage erlebt, sondern es sind auch schon fast sämmtliche Werke Tolstoi's übersetzt, die russische Literatur ist bei uns Mode geworden und eine förmliche Uebersetzungswuth aus dem Russischen hat platzgegriffen; sogar eine, in vielen Beziehungen recht verdienstvolle, deutsch geschriebene russische Literaturgeschichte (von Reinholdt) ist erschienen.

Neuerdings macht sich aber bei uns gegen das Russische eine gewisse Reaction bemerkbar, und im Großen und Ganzen vielleicht mit Recht. Dieselbe entspringt sowohl unserem berechtigten nationalen Selbstgefühl, als auch einer Uebersättigung an dem nicht immer gleich gut verdaulichen Lesefutter aus dem Osten. Es ist dem deutschen Leser nicht zu verdenken, wenn er das Fremde von sich abzuwehren sucht, sobald er merkt, daß es seiner Gesundheit nicht bekömmlich ist, oder wenn das Fremde mit allzu aufdringlicher Geschäftigkeit an ihn hinantritt; und diesen Charakter zeigt leider die bei uns aufgekommene Literaturmache; nicht nur, daß ohne Auswahl und Geschmack Jedermann, der etwas Russisch versteht, alles Mögliche, was in seinen Besitz gelangt oder von einer fragwürdigen russischen Kritik gelobt worden ist, übersetzt, so gut und schnell und billig er kann, sondern unsere eigenen Schriftsteller scheinen schon gar nichts Erfolgreiches mehr schreiben zu können, ohne daß die Handlung in Rußland spielt, oder der Held, die Heldin oder sonst Jemand dort gewesen oder von dort her ist.

Daß solche russische Wirthschaft endlich, selbst dem geduldigen deutschen Leser überdrüssig wird, ist ihm nicht zu verdenken. Schade dabei wäre nur, wenn man, wie solches so leicht geschieht, wie man sagt, das Kind mit dem Bade ausschütten würde. Die eigentliche russische Literatur ist im Vergleich zu der unsrigen und der anderen großen westeuropäischen Völker nicht nur sehr jung, sondern auch, trotz der Menge von Namen und Büchern, die uns genannt werden, noch sehr arm, ebensowohl der Zahl, wie auch der Mannigfaltigkeit nach. Wie das ganze social-nationale Leben Rußlands und seine Geschichte einfacher, an Beziehungen, Ueberlieferungen, Gliederung, Bewegungen und Regungen ärmer ist, als die der westlichen Völker, so auch seine Literatur im Großen und Ganzen. Dies gilt von seiner Volks-, wie von seiner Kunstpoesie. Seine sogen. „Bylinen" sind in der Literaturgeschichte Alexander von Reinholdt's oft reichlich so interessant und kostbar, als in ihrer eigenen rohen und ungeschliffenen Gestalt. Dem Russen sind sie freilich ein Schatz, wie jedem Volke seine nationale Ueberlieferung; aber der Russe hat, wie Jeder weiß, einen genügsamen Sinn, wenn's sein muß, und daneben versteht er es vortrefflich, das Wenige, was er hat, von der besten Seite zu zeigen. In dieser Hinsicht könnten wir manches von ihm lernen.

Wenn nun auch das nationale und sociale Leben des russischen Volkes eine gewisse Armuth an Mannigfaltigkeit zeigt, so müssen wir andererseits auch wieder gerechterweise zugeben, daß es vielfach die Größe der Einfachheit zeigt —: und so auch seine Literatur. Seine Volks- und Kunstpoesie besitzt einige Perlen und Kleinode, wie die viel reicheren Volks- und Kunstpoesien der westlichen Nationen sie nicht besitzen. Dies können und müssen wir als Wahrheit den Russen zugeben; dem Slavophilen wird es zu wenig dünken; dann müssen wir eine Steigerung der Achtung gegen sein Haus ihm selber überlassen. Wir Deutschen im Bewußtsein dessen, was wir sind und was wir haben, brauchen unseren Nachbarn zur Linken und zur Rechten die ihnen gebührende Achtung weder neidisch zu versagen, noch ihnen eine tiefere Verbeugung zu machen, als sie verdienen.

Es ist den Russen jedenfalls nicht zu verdenken, wenn sie stolz sind auf ihren Tolstoi: In seinen Romanen, Erzäh-

Digitized by Google

lungen und philosophisch-religiösen Schriften hat nicht nur der tiefinnerste Sinn, das Weh und der Drang der russischen Volksseele, sondern der unbefriedigte Geist unserer ganzen modern-skeptischen Zeit überhaupt seinen treffendsten Ausdruck gefunden. Man verkennt den Geist Tolstoi's vollständig, wenn man ihn als einen russischen Heißsporn auffassen wollte; Goethe im „Faust" ist im Wesentlichen viel mehr Deutscher, als Tolstoi in seinen sämmtlichen Werken, den großen Roman „Krieg und Frieden" und einige der „Kriegsbilder aus Sebastopol" vielleicht ausgenommen, Russe ist. Er liebt sein Volk und sein Vaterland, aber er sieht und beurtheilt Alles vom Standpunkte der allgemein christlichen Moral und der modernen wissenschaftlichen und socialen Bildung; die deutsche, englische, französische und italienische Literatur, Philosophie und Aesthetik haben an seiner Bildung einen reichlich so großen Antheil, als die specifisch russische Cultur, wenn wir von einer solchen überhaupt reden können. Tolstoi ist an Schulung und Bildungselementen ein Westling; seine Moralphilosophie ist mehr evangelisch-christlich als griechisch-othodox; Russe ist er nur seiner Geburt, seinem Patriotismus, seiner Sprache nach. Stoff und Charaktere seiner Dichtungen, mit wenigen, meist nebensächlichen Ausnahmen, sind allgemein giltige und vorhandene, objectiv wahre und rein menschliche; nur Ort, Gewandung und Sprache sind daran russisch. Mit Ausnahme der oben genannten kenne ich keine Erzählung Tolstoi's, wo Schauplatz und Handlung nicht ebenso wohl an irgend einem Orte Deutschlands oder Frankreichs mit entsprechend geringer Veränderung in der Staffage und etwas stärkerer im Colorit hätte sein können. Der Roman „Anna Karenina" konnte sich in Berlin, Paris oder London genau ebenso abspielen, wie in St. Petersburg und Moskau; die Dolly Oblonskaja und ihre Schwester Kitty, selbst die Heldin, haben ihre Ebenbilder und Schwestern in der ganzen Welt; die Novelle „Die Kosaken", trotz ihres starken kaukasischen, fast asiatischen Colorits, konnte genau ihren Verlauf mit fast denselben Charakteren nur mit verschiedenen Drum und Dran in Tyrol, oder den Pyrenäen, oder auch in manchem weltabgelegenen Fischerdorfe der Ost- oder Nordseeküste nehmen. Ganz ebenso die neuesten, im letzten Jahre von Tolstoi veröffentlichten Aeußerungen seiner Dichtermuse.

Es sind dies vor Allem drei Werke, zwei Erzählungen, „Cholstomer" und „Der Tod des Iwan Iljitsch", sowie ein Drama, „Die Macht der Finsterniß". Außerdem ist diesem letzten Bande der bisher herausgegebenen Werke Tolstoi's das Bruchstück „Die Dekabristen" beigefügt, welches aber seiner fragmentarischen Beschaffenheit halber trotz großer Schönheiten im Einzelnen keinen eigenen Werth besitzt, vielmehr einen literargeschichtlichen für die Schaffensweise des Dichters und ganz zumal für die Entstehungsgeschichte seines Romans „Krieg und Friede". —

„Cholstomer", eine schon ältere, aber jetzt erst im Druck erschienene Erzählung, ist die Geschichte eines Pferdes. Wenn seit Jakob Grimm die Annahme zur feststehenden Regel geworden ist, daß das Thierepos nur das dichterische Product eines noch in naiver Kindheit und in unmittelbarer Anschauung der jungfräulichen Natur sich befindenden Volkes sein kann, nicht aber das eines Kunstdichters, so ist Tolstoi's „Cholostomer" als eine Ausnahme von dieser Regel zu bezeichnen. Thatsächlich hat er, ein so modern gebildeter Geist wie nur Einer, in dieser Geschichte eines Wallachs, zum Theil von diesem selbst erzählt, ein Thierepos geschrieben, welches unserem alten „Reineke Fuchs" an unmittelbarer und naiver Naturanschauung, sowie an treffender, ebenso naiver Charakterisirung in nichts nachsteht. Die reine, kindliche Lust am Fabuliren scheint hier wie dort das erste Motiv des Erzählers gewesen zu sein. Da ist nichts von kalter, bewußter, witzig oder satyrisch sein wollender Allegorie; das Thier ist und bleibt Thier; unser menschliches Sittengesetz und Rechtsgefühl findet auf dasselbe nicht die geringste Anwendung. Freilich, Tolstoi's Dichtergenius ist durch und durch moralphilosophisch, und diesen seinen eigentlichsten Charakter vermag er auch in dieser Thiergeschichte nicht zu verbergen. Er tritt, je weiter nach dem Schlusse hin, immer deutlicher und energischer hervor. Einmal philosophirt sogar der Wallach über die absonderlichen Anschauungen der Menschen in Betreff ihres Eigenthumsbegriffs; allein solches Moralisiren zeigt auch der älteste niedersächsische Dichter der Reinekefabel, der an allegorischen Zügen und satyrisch-moralischen Hinweisen auf damalige Zeitverhältnisse, wie etwa das Mönchswesen, noch unendlich viel reicher ist. Ohne diese einmaligen Betrachtungen des Wallachs über menschliche Einrichtungen, die allerdings als ein Aus-der-Rolle-Fallen desselben zu bezeichnen sind, findet sich in der eigentlichen Fabel nichts von Abschweifungen nach dieser Richtung hin. Der moralphilosophische Dichter zeigt sich nur in der Charakterisirung und Schilderung der für das Schicksal des Wallachs maßgebenden Menschen. Und wie natürlich, wie selbstverständlich ist das!

In Tolstoi ist der Dichter mit dem Sittenlehrer so innig verwachsen, daß man beide gar nicht von einander zu trennen vermag. Mehr oder weniger ist jeder Dichter, der sich die Darstellung des menschlichen Lebens, zumal das seiner Zeit, zum Gegenstande wählt, immer zugleich Moralphilosoph, sollte und möchte es wenigstens sein, da er sonst seinem Leser nichts weiter als Wasser reicht. Denn der eigentliche belebende dichterische Geist ist eben nichts Anderes, als sein moralphilosophischer Gehalt. Tolstoi aber, kann man nun sagen, ist nur seiner Sittenlehre wegen Dichter; diese ist ihm der Zweck seiner Kunst; die Poesie ist für ihn nur das Mittel zur Verbreitung seiner sittlichen Ideen. Dabei ist er zugleich so sehr Dichter, daß seine ganze Sittenlehre wieder zu Poesie wird; der Dichter und Moralphilosoph durchdringen sich in ihm dermaßen, daß man den Einen ohne den Anderen nicht verehren kann. Man kann mit seinen Gefühlen über ihn in Conflict gerathen, indem man sich gezwungen fühlt, die Gewalt und Schönheit seiner Sprache, Darstellungsweise, Charakteristik zu bewundern, also alle die eigentlichen dichterischen Eigenschaften, während man zugleich oder bei längerem Nachdenken den ideellen Gehalt als mit den eigenen Anschauungen oder mit den Lebensgrundsätzen engerer oder weiterer Kreise, die für Einen selbst maßgebend geworden sind, nicht in Uebereinstimmung, für dieselben sogar unbequem und bedrohlich findet. In diesem Falle werden und müssen wir mit dem Moralphilosophen auch den Dichter fallen lassen, uns von diesem in gleichem Maße wie von jenem entfernen. Denn mit den moralphilosophischen Gesichtspunkten werden und müssen sich bei Beurtheilung der Werke Tolstoi's auch die poetischen verschieben. Sprache, Schilderung, Charakteristik und die Fügung der Handlung müssen uns in gleichem Maße schief, verzeichnet, gezwungen, unwahr erscheinen, da sie, jede einzeln und alle zusammen, mit logischer Consequenz zu demselben Resultat, zu jener sittlichen Idee führen. Reißt uns dennoch der künstlerische Apparat zu bewundernder Anerkennung hin, so liegt der Widerspruch nicht so sehr bei Tolstoi, als vielmehr in unserem Urtheile, in unserem Willen; unser Gefühl ist alsdann nicht nur von dem Dichter gefangen genommen, sondern auch unbewußt, unwillkürlich Verehrer und Anhänger des Sittenlehrers Tolstoi geworden. Nur unser, von anderen Lebensbedingungen abhängiger Wille wehrt sich, auch diesem Letzteren Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und wir brauchen doch in dieser Abwehr der Tolstoi'schen Ideen gar nicht so ängstlich zu sein; dieselben erscheinen nur in unserer, von socialistischen und nihilistischen Gespenstern durchhuschten Zeit revolutionär und gefährlich; thatsächlich sind sie nichts anderes als eine Anwendung der alten ethischen Grundsätze des reinen Christenthums auf unsere Zeit und unsere modernen Lebensverhältnisse.

„Cholstomer" also ist, wie gesagt, die Geschichte eines Pferdes, dessen Unglück es ist, mit einem gescheckten Fell an's Licht der Welt gekommen zu sein; bei Seinesgleichen, den Pferden, wird er dieses Umstandes halber für schön gehalten, nur nicht bei den Menschen. Er ist auch im Uebrigen nicht nur ein schönes, sondern sogar ein ganz ausnehmend vortreffliches und edles Pferd dem Blute wie auch seinen Fähigkeiten nach. Aber seine Farbe gereicht ihm zum Unglück; ihretwegen wird er zum Wallach, geht durch die Hände verschiedener Be-

Digitized by Google

sitzer, gelangt dennoch zu hohem Ansehen und Preise, wird von dem Herrn, den er am meisten liebt, zu Grunde gerichtet, kommt immer weiter herunter, wird vom Menschen und den jüngeren Pferden verachtet, von Letzteren nicht nur gehänselt, sondern beinahe umgebracht, erzählt ihnen seine Lebensgeschichte, sieht seinen alten Herrn noch einmal wieder, wird dann vom Schinder abgeschlachtet, und endlich der Fraß von Hunden, Geiern und Wölfen.

Wundervoll sind die Schilderungen des Lebens der Pferde auf der Weide, die Charakteristik einiger derselben, ihr Verhältniß zu einander, zu ihren Hütern und Herrn, der Tod des Wallachs, ferner eine Familienscene bei Wölfen, kurz, die ganze eigentliche Thierfabel. Und dabei ist Alles durchaus eigenartig, ohne Nachahmung irgend eines Vorbildes, als nur desjenigen der Natur. Tolstoi zeigt sich hier in die Thierseele ebenso tief eingedrungen, als gelegentlich seiner bekannten Romane und Erzählungen in die Seele des Menschen. Und von seiner Meisterschaft in der Kunst, des Menschen Seele zu kennen und zu schildern, hat er einen neuen, herrlich gelungenen Beweis abgelegt in der Erzählung „Der Tod des Iwan Iljitsch".

Diese Erzählung wird unseren Lesern vielleicht schon durch eine unlängst veröffentlichte Uebersetzung bekannt geworden sein. Gibt nun auch diese die sprachliche Schönheit des Originals nicht im Entferntesten wieder, so wird der Leser doch auch empfunden haben, daß Iwan Iljitsch in seinem Leben und Sterben nur dem Namen und sonstigen Aeußerlichkeiten nach ein höherer russischer Beamter ist; er wird in seiner allernächsten Nähe genug Menschen kennen, die Iwan Iljitsch in Neigungen, Bestrebungen, Lebenssorgen und eingebildeten Freuden, Ehren und Erfolgen genau so gleichen, wie ein Ei dem anderen. Das Sterben wird man nicht so genau und eingehend beobachtet haben, um darüber zu einem so bestimmten Urtheil gelangt zu sein, wie Tolstoi. Wird man ihm hier gern Glauben schenken und Nachfolge leisten wollen? Schwerlich im Ernst. Ein solcher Ernst setzt zu viel moralischen Muth voraus, der gerade unserer Zeit und unserem Geschlechte am meisten fehlen soll.

Tolstoi ist kein Dichter eines eitlen Ehrgeizes noch eines literarischen und materiellen Erfolges wegen, sondern er ist es wie die Propheten des alten Bundes, wie die Apostel, Märtyrer und alten Kirchenlehrer des ersten Christenthums, im reinsten, heiligsten Eifer, aus Menschenliebe und doch mit der größten Strenge gegen sich und Andere, um desjenigen willen, was er für Wahrheit hält, was er als Wahrheit erkannt zu haben vermeint. Er sieht und erkennt, wie Jeder, den das Leben gereift hat, nur Jammer und Elend im modernen menschlichen Dasein, und wäre es das scheinbar glücklichste. Aber das macht ihn nicht zum fatalistischen und quietistischen Pessimisten, wie so Viele unter uns Neueren, — davor behütet seinen starken Geist die Kraft und Gesundheit seines, keine grobe Arbeit scheuenden, vielmehr durch tägliche Uebung solcher gestählter Körper —, sondern er forscht nach den Quellen dieses Uebels und findet sie nicht außer uns, nicht in der Gottheit oder in deren Nichtvorhandensein, sondern er findet sie in uns modernen Menschen selber, zumal in unserer sogenannten gesellschaftlichen Bildung. Ihren Einrichtungen, ihrem Dünkel, ihren Vorurtheilen, ihrem Zwange hat er den Krieg erklärt und diesen bisher in allen seinen Werken unzweifelhaft sieg- und erfolgreich geführt.

Den gewaltigsten Verstoß gegen das Gewissen der modernen Gesellschaft hat er gethan im „Tod des Iwan Iljitsch". Wie die Geisterhand im Festsaale des Königs Belsazar hat er hiermit das Menetekel an die Wand unserer modernen Salons geschrieben. Werden wir es auch bei uns als giltig anerkennen? Werden wir uns darauf beschränken, in dieser einfachen Erzählung nur ein meisterhaftes Dichterwerk zu bewundern, über das sich vortrefflich disputiren läßt? Werden wir in diesem, mit seinen Bauern mähenden, ihren Rock und selbstgefertigte Wasserstiefeln tragenden, Holz sägenden und dabei dichtenden Grafen nichts weiter sehen, als ein großes „Genie" und daneben nur einen fanatischen Mystiker oder von einem Spleen besessenen sonderbaren Schwärmer? Aber was wollte Tolstoi in dieser Erzählung geben? Ein Kunstwerk nach traditionell ästhetischen Grundsätzen oder eine Idee? Ich glaube, es kam ihm mehr, nein ausschließlich auf die letztere an, wie es auf sie im Wesentlichen, bewußt oder unbewußt, der ganzen, sich neuerdings immer mehr bahnbrechenden Richtung der Natürlichkeit auf allen Gebieten künstlerischen Schaffens ankommt. Der Pessimismus einer solchen Natürlichkeitsrichtung hat auch das Ziel vor Augen, die Wahrheit zu erkennen und durch deren möglichste Erkenntniß die Menschheit zu befreien und zu erheben, aber bei nüchternem, offenem Auge; er verabscheut und bekämpft deshalb den ästhetischen Optimismus, der aus Furcht, unserem Auge mit dem hellen Lichte wehe zu thun, uns durch klare Erkenntniß unserer wirklichen Lage verzagt zu machen, uns durch ästhetische Opiate beständig in einer Art von somnambulen Zustande zu erhalten strebt.

Diesem somnambulen Sich-in-Sicherheit-Fühlen der modernen Gesellschaft gilt der Weckruf Tolstoi's. In dem sterbenden Iwan Iljitsch zeigt er uns ja einen solchen erst auf dem Todtenbette zum Nachdenken und Bewußtsein über sich selbst und das wirkliche Leben gelangenden somnambulen Gesellschaftsmenschen.

Einige wollen in Graf Leo Tolstoi eine revolutionäre Kraft entdeckt haben. Wie wenig er ein Revolutionär im Sinne der Nihilisten, Demagogen und Anarchisten ist, trotz seines Kampfes gegen die moderne Gesellschaft, das erhellt nicht nur aus allen seinen früheren Schriftwerken, sondern ganz zumal aus der dritten, hier noch zu besprechenden Dichtung, dem Drama „Die Macht der Finsterniß", in welchem er sich nicht der Gesellschaft der Gebildeten, sondern den untersten Schichten des Volkes zuwendet. Der ungebildete, rohe „arme Mann" ist durchaus nicht sein Ideal, wie man schon hat behaupten wollen. Er ist kein Feind der Rechtsordnung in der menschlichen Gesellschaft, sondern ein Feind der in dieser aufgekeimten, üppig aufgesprossenen und jene Ordnung selbst in ihrer guten Wirkung lahm legenden Auswüchse, Entartungen, Vorurtheile, kurz, jedes wie sonst zu benennenden Unkrauts. Nirgends in seinen Schriften stellt er den ungebildeten, gemeinen Mann höher als den gebildeten; wohl aber sympathisirt er zuweilen mit ihm, nicht, weil er ungebildet ist, sondern weil er noch nicht verbildet ist, weil er noch vielfach naturgemäßer, einfacher und unverdorbener lebt und empfindet, als Jener, auch meistens leichter empfänglich ist für das Gute, Schöne und Wahre. Ob sich Tolstoi in dieser Beziehung nicht im Irrthume befindet — darüber wollen wir hier mit ihm nicht rechten; auch andere, genaue Beobachter und Kenner des gemeinen Mannes in Rußland schreiben demselben allerdings ganz hervorragend treffliche Eigenschaften des Geistes und des Herzens zu.

Lesen wir dagegen das genannte, bisher einzige Drama Tolstoi's, so finden wir darin eine vollständig objectiv gehaltene Darstellung des russischen Mushiks, etwa so, wie man sie während und durch eine Verhandlung vor den Schranken eines Schwurgerichtes nicht anschaulicher und unparteiischer zu gewinnen vermöchte; aber auch ebenso schonungslos, ebenso scheinbar nur der Wahrheit, der Klarstellung des Rechts- und Thatbestandes wegen. Würde die in diesem Drama abgespielte Handlung Gegenstand einer gerichtlichen Verhandlung sein, so würde schwerlich der für das sittliche Schamgefühl der Zuhörer oder Zuhörerinnen besorgteste Vorsitzende Gelegenheit nehmen, die Oeffentlichkeit auszuschließen. Die russische Censur hat aber auch Rücksicht auf die schwachen Nerven der Unterthanen des Czaren genommen, da sie nicht nur die Aufführung auf sämmtlichen Bühnen des Reiches, sondern sogar seinen buchhändlerischen Vertrieb innerhalb der Grenzen desselben verboten hat. Für schwache Nerven hat Tolstoi dies Drama allerdings nicht geschrieben.

Die in demselben gepredigte Moral ist schon in einem Theil des Titels ausgesprochen; dieser lautet vollständig: „Die Macht der Finsterniß" oder „Bei eingeklemmter Kralle ist das

Digitized by Google

ganze Vögelchen verloren," was etwa soviel bedeutet wie unser „Gib dem Teufel einen Finger, so nimmt er die ganze Hand". Also mit einer hervorragend neuen und originellen Idee haben wir es hier keineswegs zu thun; eigenartig und in ihrer Art schön zu nennen, ist nur die Weise, wie jene zum Austrag und zur Wirkung gebracht wird.

Die Handlung spielt in und vor einem russischen Bauernhause in einem großen Kirchdorfe. Handelnde Personen sind der Besitzer dieses Hauses, der wohlhabende Bauer Peter, und seine Familie, sowie sein Knecht Nikita und dessen Familie. Peter, ein schon älterer kränklicher Mann, wird von seiner putz- und genußsüchtigen zweiten Frau Anißja, die mit jenem Knechte eine Liebschaft unterhält, vergiftet. Der Sterbende wird auch von ihr noch seines Geldes beraubt, damit nach seinem Tode sie mit ihrem Buhlen im Besitze der Wirthschaft zu bleiben vermag. Bald darnach heirathet die nunmehr verwittwete Bäuerin den Knecht, muß aber bald erfahren, wie der zum Bauerngutsbesitzer gewordene Nikita, ein ländlicher Don Juan, der schon vorher ein anderes junges Mädchen verführt, aber jede ernste Beziehung zu ihr seinem frommen Vater gegenüber eidlich abgeleugnet hat, auch mit seiner jetzigen Stieftochter Akulina ein Liebesverhältniß anknüpft. Diese Akulina, ein etwas schwachsinniges, schwerhöriges, zu Lebzeiten ihres Vaters ziemlich arbeitsames und gutwilliges junges Geschöpf, beginnt jetzt, von dem leichtsinnigen und scheinbar wirklich in ihre Jugend verliebten Nikita durch Geschenke, Putz und Vergnügungen verwöhnt, mit diesem gemeinschaftlich die Bäuerin Anißja, die sie als ihre Stiefmutter nie geliebt, auf's Unbarmherzigste zu verfolgen, ja, in ihrem eigenen Hause fast zu einer Sklavin zu erniedrigen. Nikita, zur Arbeit schon immer unlustig, wird gründlich faul, kümmert sich um die Wirthschaft so gut wie gar nicht und treibt sich mit Akulina in der Stadt und in der Kneipe umher. Im dritten Act ändert sich wieder die Sache. Die Folgen des unsittlichen Verhältnisses zwischen Nikita und Akulina bleiben für Letztere nicht aus; ehe solches ruchbar wird, soll Akulina unter jeder Bedingung verheirathet werden. Für Geld und gute Worte findet sich auch ein gutgläubiger Bräutigam für sie. Da, gerade zur Zeit dieser Verlobung schenkt sie einem Kinde das Leben. Dieser Umstand soll natürlich vor dem Verlobten und vor der Welt verhehlt, nein, gänzlich verwischt werden. Wie ist das anders zu erreichen, als durch Beseitigung des Kindes? Und Nikita versteht sich dazu. Unterm Zwang der Verhältnisse, unter Zureden und Beihülfe der Anißja und der Matrëna (seiner Mutter, des bösen Principes in diesem Stück), ermordet er auf die jammervollste Weise sein eigenes Kind.

Diese furchtbare Scene hat Tolstoi in zweierlei Gestalt bearbeitet; zuerst als auf der Bühne vor den leiblichen Sinnen der Zuschauer vor sich gehende Handlung, in ihrer nackten haarsträubenden Abscheulichkeit, also für eine öffentliche Aufführung einfach unmöglich; sodann in einer Scene, worin der Vorgang der eigentlichen Handlung hinter die Coulissen verlegt ist; aber wir hören und sehen sie fast selbst durch die Ohren und die Unterhaltung der zehnjährigen Anjutka mit Mitritsch, einem alten, bei Nikita in Dienst stehenden Arbeiter.

Jetzt ist freilich der bisher so leichtsinnige und übermüthige Nikita ein verlorener Mann. Seine Frau Anißja ist wieder Herrin im Hause; Akulina's Hochzeit wird vorbereitet. Das böse Gewissen, das Wimmern seines von ihm ermordeten Kindes treibt Nikita ruhelos umher; so trifft ihn sein Vater, der von Herzen fromme und von dem Dichter trefflich gezeichnete alte Bauer Akim, und unter dessen Beistand und Ermahnungen legt Nikita ein reumüthiges Bekenntniß seiner Schuld vor den versammelten Hochzeitsgästen ab, will sogar die seiner Frau und seiner Geliebten auf sich allein nehmen. Er wird von dem, auf der Hochzeit mit anwesenden Landreiter sogleich verhaftet. —

Damit endigt dies merkwürdige Drama, diejenige Dichtung Tolstoi's, über die ich mit meinem Urtheil am wenigsten in's Klare zu kommen vermag. Charaktere, Dialog, Gang, Aufbau und Entwickelung der Handlung, Alles ist von einer geradezu verblüffenden Einfachheit und Lebenswahrheit, und doch — ich muß gestehen, als Erzähler erscheint mir Tolstoi größer, denn als Dramatiker. Was ihm an diesem fehlt, — das läßt sich in kurzen Worten nicht sagen, wohl aber nach einer Aufführung des Stückes, die freilich in Deutschland wohl kaum zu erwarten, in Rußland aber zunächst von der Censur verboten ist.

Shakespeare in Nöthen.

Von Siegmund Feldmann.

Seitdem Wolfram von Eschenbach und seine ritterlichen Sangesbrüder in's Grab gestiegen sind, ist das Dichten ein bürgerliches Metier geworden, und mit dieser Thatsache mußten bis vor noch kurzer Zeit selbst Talente wie der Graf Anton Auersperg und der Edle Nimbsch v. Strehlenau rechnen, indem sie eine Mesalliance mit einem gar nicht hoffähigen Pseudonym eingingen. Erst die letzten Jahrzehnte haben hierin wieder eine Wandlung gebracht, und fast möchte man glauben, daß dies mit dem ungeahnten Aufschwung des Rennwesens in Deutschland zusammenhängt. Seitdem die Pferde zu so hohen genealogischen Ehren gelangt sind, daß sie auf den Turfberichten mit allen „Quartieren" verzeichnet werden, haben die poetischen Gentlemen-Riders eben auch dem mythologischen Flügelroß eine gesteigerte Aufmerksamkeit zuzuwenden begonnen. Metrische Hindernisse zu nehmen, ist ein sehr vornehmer Sport geworden, und die Zahl Jener, die dabei den bürgerlichen Poeten um einige Strophenlängen zuvorgekommen sind, nicht mehr unbeträchtlich. Auf die Dauer muß diese Concurrenz den plebejischen Talenten gefährlich werden. Die Mittel im Kampfe sind zu ungleich. Langes Haar ersetzt einen langen Stammbaum nicht, und das kleinste Fideicommiß trägt mehr als der größte Sonettenkranz. Während der Poet aus dem dritten Stande arbeiten muß, um seine herkömmliche Dachkammer zu bezahlen, kann der Aristokrat warten, bis er in der Stimmung ist, die Muse vorzulassen. Dann klingelt er. Der Kammerdiener erscheint und bringt auf silberner Platte eine goldene Lyra, die natürlich mit dem Familienwappen geschmückt und mit Saiten bezogen ist, zu denen die Därme der herrschaftlichen Schafe das Material geliefert haben. Es ist also Poesie eigenster Fechsung, welche jedes Plagiat ausschließt. Nun ergreift der Gebietiger die Lyra und dichtet, bis die Glocke im Schloßhof zum Diner ruft oder bis er genug hat, und selbst wenn er des Unsterblichen zuviel gethan und sich überdichtet hat, nimmt er keinen Schaden. Dann wirft sich der hochgeborene Herr auf seinen weißgeborenen Schimmel und jagt hinaus in den grünen Wald, wo er im edlen Waidwerk wieder Ruhe für die künstlerisch erregten Nerven findet.

Auf einem solchen Ritte mag nun dem Baron Rudolf v. Gottesheim ein Wilddieb begegnet sein. Jedem anderen Baron böte dies höchstens den Anlaß, die Hülfe der Forstpolizei in Anspruch zu nehmen. Nicht so dem Baron v. Gottesheim, der ein Dichter von Gottesgnaden ist. Ihm fällt in diesem Augenblicke sein College Shakespeare ein, der ja auch einmal Wilddieb gewesen sein soll, und — wer vermag zu enträthseln, wie Kette und Einschlag sich im Poetenhirn zum Gewebe schlingt! — ehe das reichvergoldete Gitterthor sich hinter dem gnädigen Herrn wieder geschlossen hat, ist der Plan zu einer Schöpfung fertig, die Leben und Leiden des großen Briten darstellen wird. Dem Plane ist auch die Ausführung gefolgt, und nunmehr gehört „William Shakespeare, Drama in einem Act" von Rudolf Baron Gottesheim*) dem eisernen Bestande der deutschen Nationalliteratur an. Ich halte es für meine Pflicht, hier auf dieses Werk aufmerksam zu machen, dessen Werth und Schönheit sich Niemandes Sinn verschließen wird.

Die Handlung des nur achtzig Seiten langen Einacters

*) Prag, Verlag von Heinrich Mercy.

Digitized by Google

spielt sich im „Eberkopf", jener Londoner Taverne ab, in welcher Shakespeare das Urbild seines Falstaff, den sehr ehrenwerthen Sir John Wanst of Oldcastle, kennen gelernt hat. Trotz dieser und anderer vornehmer Bekanntschaften geht es aber dem armen Dichter sehr schlecht. Während im Globetheater die Première seines „König Heinrich" stattfindet, verkündet uns Julia, die Tochter des Eberwirthes Horty, was dem Autor bevorsteht:

Verlassen soll er heute noch das Haus,
Weil er den Miethzins nicht bezahlen kann.
Der harte Vater will es so.

Allein Julie hat ein gutes Herz und sucht aus dem harten Vater einen weichen Vater zu machen:

Bedenket doch die kalte Jahreszeit,
Die Sonn' erkühlt —

— jedoch Horty hat kein Verständniß für das Erkühlen der Sonne. „Entweder zahlt er, oder er muß fort", ruft der Eberwirth und verläßt mit seinen Sprößling die Scene.

Nach dieser musterhaften Exposition, die sofort den tragischen Kern herausschält und zugleich unser Mitgefühl für den Helden wachruft, erscheint dieser selbst „mit einem Manuscripte in der Hand", das ihm viel Aergerniß verursacht. Er „soll ändern, streichen, dies und das", so verlangt es der Director — aber was kann dadurch aus dem Stücke werden?

ein Stück für eine Gauklerbühn'! —
O! Shakespeare! Shakespeare! 's ist zu viel, wann wird
Dein Jammer enden?! — — (Sich ermannend.)
Doch fort mit Ehrgeiz, eitlem Traumgebild,
Das Leben will sein Brod, es muß gescheh'n. (Er streicht.)

Ich weiß nicht, wie lange er streicht, aber ich stelle mir die Wirkung dieses Bildes auf der Bühne himmlisch vor. Shakespeare, unsterbliche Gedanken streichend, dazu etwas Abendroth oder vielleicht fahle Blitze, die durch's Fenster leuchten: das muß jeden Gebildeten zu Thränen rühren. Glücklicherweise gelangt Shakespeare bald zu einer Stelle, die zu beseitigen sein ausgehungerter Künstlergeist sich sträubt. Er schleudert — „und komme, was da will" — das Manuscript zur Erde, worauf ein Monolog anhebt, der nicht nur durch Ideentiefe, Großheit der Empfindung und Schwung der Sprache, sondern auch dadurch an den „Faust"-Monolog gemahnt, daß der Held durch die von außen hereinklingenden Verse eines Chorliedes unterbrochen und umgestimmt wird. Hier sind es lustige Gesellen, die zu Liebes- und Zecherfreuden rufen, und nachdem Shakespeare seiner Entrüstung über diese wüsten „Erdenlaute", diesen „Unflath und Schmutz" Ausdruck gegeben, findet er plötzlich, daß „so roh das Lied ist, spricht es wahr". Er sieht ein, daß seine bisherigen „Träumereien" ihm auf diesem „schmutz'gen Erdball" nicht frommen; er bekommt Appetit, schreit nach „Feuerwein" und wird so laut, daß schließlich Horty von dem Lärm herbeigezogen wird. Shakespeare bestellt bei ihm gleich ein auserlesenes Mahl:

Mit Braten, Obst und selt'nen Fischen,
Mit Wein, in den sich Perlen mischen!
Hab' lang schon, lang schon nichts gegessen,
Bin todtenmatt vom Sternemessen.
Ja, ja; der Mensch nur ist des Menschen Freund.
Was hilft das Sternenheer, ach, das nur scheint!

Ich frage ebenfalls: was nützt das Sternenheer, ach das nur scheint? Nichts nützt es, und da Horty ganz derselben Ansicht ist, fordert er vorerst kategorisch Bezahlung. Wie vorauszusehen, wird Shakespeare durch diese prosaische Auffassung einer so poetischen Situation höchlich überrascht und elegisch gestimmt:

An Zahlung freilich hab' ich nicht gedacht;
Als Mensch nur sucht ich Menschen wieder,
Das All ist todt; es hört nicht meine Lieder.

An diese durch dessen Tod einigermaßen entschuldigte Schwerhörigkeit des Alls reiht sich nun eine Scene, in der die Geister aufeinanderplatzen und der Genius Gottesheim's seinen kühnsten Flug in Aetherhöhe unternimmt. Horty droht dem Dichter, ihn „zur Stund" hinauszuwerfen; Shakespeare „rollet wild die Brau'n"; Horty nennt ihn einen Lump und Gaukler und Dieb; Shakespeare, „höchst erregt die Fäuste ballend" fordert Widerruf, und da ihm dieser verweigert wird, gelangt er endlich zu der richtigen Erkenntniß, um wieviel der Aufenthalt in der freien Natur einem Gasthause vorzuziehen sei, indem für jede Kleinigkeit gleich Geld verlangt wird. Unnachahmliche Verachtuung spricht aus seinen Worten:

Ha! ha! bei Wesen solcher Art, wie dies,
Wollt' Frieden ich, Erleicht'rung finden?
Warum sucht' ich auf Fluren nicht, in Wäldern,
Nach Herzen und nach Seelen edler'n Schlag's?!
Was hat das Wesen vor, das keck sich nennt,
Die Krone der erschaff'nen Dinge?
Zeigt Lieb' nicht auch zum Kind der wilde Aar
Und schnäbelt nicht in Lieb' das Turteltaubenpaar?
Und folgen ihren Herr'n die Hunde nicht in Treu'
Und kennt nicht Großmuth auch der königliche Leu?!
Ja edler sind sie noch als dieses Menschenthier,
Die Wesen insgesammt in Luft und Waldrevier.
Der Adler tödtet nie, wie oft der Mensch sein Kind,
Die Tauben schnäbeln nie, die fremd einander sind,
Dem Herrn folgt jeder Hund, zu jeder Zeit in Treu'
Und Großmuth reute nie den königlichen Leu! —
Verstand ha! und Vernunft, mit denen Menschen gleißen,
Sind nur ein Wärwolfszahn, einander zu zerreißen!

Es gehört wahrlich nicht viel Verstand und Vernunft dazu, um nach diesem herrlichen zoologischen Essay von der so oft angezweifelten wissenschaftlichen Bildung Shakespeare's überzeugt zu sein. Leider zahlt man mit Bildung keine Schulden, und darum muß er in den sauren Apfel beißen und mit dem Director über die Aenderungen in seinem Stücke ein zweites Mal berathen. Er kehrt mit einem wenig befriedigenden Ergebnisse zurück:

— — Ach ja, hier soll ich ihn
Erwarten. Sprechen wird beim Glase Wein
Er näher über die Comödie — „vielleicht
Das sich 'was machen läßt" — so sprach er, ja,
Was machen läßt, was machen läßt, ha! ha!

Ha! ha! Da ist wirklich komisch. Was soll sich da machen lassen? An den Werken eines Classikers läßt sich gar nichts machen, insbesondere nicht am „Sommernachtstraum", um den es sich hier handelt. Höchstens, daß man ihm einige Schlußverse anhängen kann, und dies beeilt sich Shakespeare nun auch zu thun, während draußen die Sphärenmusik fortklingt, wie es in der Anmerkung heißt. Damals gab es nämlich in den Wirthshäusern noch keine Militärmusik, sondern Sphärenmusik, was auch viel billiger war. Bei dieser Thätigkeit wird unser Held durch Julien gestört. In dem keuschen Busen dieses Mädchens ruht ein Schatz von Gemüth, was wir bisher nicht gewußt und weshalb wir sie unterschätzt haben. Nun aber erfahren wir, daß sie ehemals Shakespeare geliebt und ihn dann verlassen habe, „da Glost, der Heuchler" sie „gefunden". Sie bereut diese Treulosigkeit jetzt umsomehr, da Glost der Heuchler sie seitdem wieder verloren hat. Allein die holde Jungfrau besitzt mindestens soviel Talent zum Lieben als Shakespeare zum Dichten, und darum ist es ihr auch gelungen, einen dritten Verehrer zu erobern: den armen Musiker John Watt. Hier beginnt nun die Tragödie der Herzen. Der alte Horty ist ein Unmensch, der in seinen jungen Jahren Hausknecht gewesen sein muß, denn er kann sich das Hinauswerfen nicht abgewöhnen. Erst Shakespeare, und nun soll auch John Watt daran. Von einer Verbindung mit diesem will er nichts hören, so sehr sich sein gutes Kind auch die Augen roth weint. Angesichts dieser betrübenden Sachlage zeigt sich Shakespeare's Seelengröße im hellsten Lichte. Trotzdem er Gatte einer vor Jahren verlassenen Frau und Vater zweier hungernder Kinder ist, liebt er Julie noch immer. Er schenkt ihr daher das

Digitized by Google

Manuscript des „Sommernachtstraum", damit Watt es in Musik setzen und damit Ruhm erwerben könne, und „stürzt schmerzbewegt ab."

So bedauerlich es ist, muß es doch gesagt werden, warum Horty seine Tochter dem Musiker weigert. Dieses Scheusal hält von der Kunst nichts, rein gar nichts, und darum hat er Julie dem Sir John Wanst zugesprochen, dem Urbild des Falstaff, dessen gerundete Figur sich heute zum ersten Male dem Londoner Publikum gezeigt hat. Sie hat Alle erlustigt, auch die Königin Elisabeth, welche jetzt mit Lord Southampton und einem Edelfräulein in der Gaststube erscheint, weil ein Rad ihres Wagens gebrochen ist. Ihre Majestät ist ganz begeistert von Shakespeare. Sie will ihn kennen lernen, ihn mit Ehren überhäufen, ihm ein Amt, nein, mehr noch, den Stoff zu einer Falstaffcomödie, den „Lustigen Weibern von Windsor" geben. Unterdeß ist der Sir Wanst selbst eingetreten. Auch er war im Theater, hat sich erkannt und schnaubt nun Rache:

Mit den Füßen durchbohr' ich den hündischen Schuft und laß'
Mit seinem Gedärm den Spazierstock mir überzieh'n
Und aus dem Schädel, den frechen, 'nen Spucknapf mir drechseln
Für den Werktagsgebrauch! 'nen Ehrenmann wie ich
Von solchem Anseh'n und Umfang wagt er zu bringen
Auf's Brett, zum Spott und Gelächter der Menge — zu viel!
Wie einen Fäustling könnt' ich ihn wenden und streu'n
Auf's entblößte Gekröse Pfeffer und grobkörnig Salz!

Welche Kraft der Diction, welche Urwüchsigkeit des Ausdrucks! Wenn Gottesheim von der Muse mit keinem anderen Möbelstück als mit dem Spucknapf für den Werktagsgebrauch beschenkt worden wäre, bliebe er dennoch ein Dichter für den Sonntagsgebrauch des deutschen Volkes. Wanst ist aber nicht nur erbost über das Geschehene, er fürchtet auch fernerhin die Zielscheibe von Shakespeare's Witz zu sein:

Wie könnt' ich unschädlich nur machen den teuflischen Wicht?
Der sicher zum letzten Mal nicht mich so schmählich besang. (Denkt nach.)

Der arme Falstaff denkt die ganze dreizehnte Scene lang nach. Während der endlosen Spottreden seiner Zechcumpane ist er unbeweglich, „düster brütend dagestanden", und erst als Blackstone laut nach Sect ruft, „fährt er elektrisirt zusammen":

„Ha — Sect! — Er wärmt die Ingeweide"

Ich hätte hier „Eingeweide" vorgezogen.

Allein schließlich gelangen die Freunde Sir Wanst's zur Ueberzeugung, daß die Schmach, die ihrem Standesgenossen angethan worden, auch sie treffe, und da die Dichter, dies

Gezücht, das zur Aufgab' gemacht, durch Wort
Und Schrift zu bekämpfen die Lust, zu fördern Moral —

ihnen überhaupt ein Dorn im Auge sind, beschließen sie gemeinsam, Shakespeare unschädlich zu machen. Das Mittel ist sehr einfach. Sie wollen ihn durch Geldgeschenke bestimmen, seine edle Richtung aufzugeben und statt für der „langweiligen Weisheit Statt" für ihre Gauklerbühne, das „kürzerweil'ge Narrenhaus" zu schreiben. Vergebens erhebt sich Graf Essex in seiner ganzen Würde und warnt:

— Ein Mann,
Der Hamlet schrieb, trägt nie der Zote Schlepp! —

vergebens mahnen Andere von diesem Beginnen ab. Wanst und dessen Anhänger bestehen darauf, und jener ist seiner Sache so sicher, daß er auf die Hand der schönen Julie verzichten will, wenn der Plan nicht gelinge.

Wie wird nun Shakespeare, der sich in seiner Lage wohl bewußt ist, daß „Die Dichtkunst spinnt... und Pluto herrscht", die gefährliche Probe bestehen? O, kein Zweifel, er wird das freche Ansinnen zurückweisen; er wird ruhig weiter spinnen und die von Pluto dargebotene Zotenschleppe nicht aufnehmen. Aber Gottesheim ist ein Meister in der Verwickelung der Dramaschleppe; gerade wenn das Publikum nichts ahnt, kommt er mit einer neuen überraschenden Wendung, und so zieht er denn auch jetzt einen unerwarteten Trumpf aus der Tasche: Anna, die Gattin Shakespeare's erscheint mit ihren zwei Kindern. Dieser Anblick entfesselt einen Sturm in Shakespeare's Brust, an die er sofort seine Frau drückt. Er ist ganz glückselig und möchte ihr gleich „der Tiefen Demantheer" kaufen. Er erinnert sich jedoch rechtzeitig, daß er kein Geld besitzt, und angesichts der ihm soeben zugewachsenen Alimentationspflichten erscheint ihm dieser Mangel noch trostloser:

O Herz zerspring; — der Lohn für treue Lieb';
Zerspring, das Maß des bitt'ren Leid's ist voll,
Der Vater obdachlos, in höchster Noth,
Die Gattin weint, die Kinder schrei'n nach Brod!

Heutzutage würde man eine Collecte für eine solche Familie machen. Das Jahrhundert Elisabeth's aber war ein barbarisches Zeitalter ohne die geringste Schillerstiftung, und deshalb mußte sich Shakespeare den Vorschlag Blackstone's, für seinen Geschmack oder wenigstens gar nicht mehr zu schreiben, gefallen lassen. Der Kampf, den unser Held nun gegen die Lockungen des Geldes führt, ist ein Seelengemälde von erschütternder Wirkung, das in der ganzen Bühnenliteratur seinesgleichen sucht. Er wendet sich vorerst „verächtlich" und „entrüstet" ab, denn er will

— ohne Rast und Ruh
Bekämpfen Unmoral und schnöde Erdenlust
Und rein und kämpfend noch mit meiner Muse
Sterben —

aber schließlich überwindet angesichts des Jammers seiner Lieben die Noth den Hochflug der Seele und gepeinigt entschließt er sich zum Abschied von seiner Muse:

Leb', Muse, wohl, verhüll' dein Angesicht,
Ich brauche Brod für Weib und Kind, doch du
Bist arm wie ich — du beu'st nur Himmelslicht.

So sind die Musen alle; sie bauen immer nur Himmelslicht. Zum Glück ist aber die Königin nicht so. Diese tritt nun aus dem bergenden Winkel der Gaststube hervor, lüftet den Schleier und damit ihr Incognito, spricht goldene Worte über Dichterwerth und mit hoheitsvoller Geberde winkt sie dann Shakespeare zu sich, dem sie mit den Worten:

„Knie nieder denn — Shakespeare — den Schmuck hier nimm
Zum Angedenk von deiner Landesfrau —"

ihre goldene Halskette umhängt. Damit nicht zufrieden, krönt ihn die Landesfrau zum Angedenk noch mit einem Lorbeerkranze, was auf Horty einen großen Eindruck macht, denn „im Hintergrunde legt er Wattens und Juliens Hände ineinander". Selbst Sir Wanst bleibt nicht unberührt; er wird „unwillkürlich auch in eine Art weihevolle Stimmung versetzt und gegen den Dichter anscheinend nachsichtiger gestimmt." Trotz der ungewöhnlichen Schwierigkeit dieser mimischen Aufgabe findet er dennoch die Kraft, in die Worte auszubrechen:

Ihm sei verzieh'n — vergessen all mein Leid,
Ward ja durch Falstaff auch John Wanst Unsterblichkeit.

Mit diesem versöhnlichen Ausklange schließt das Stück. Das Stück wohl, aber nicht das Buch. Immer originell, hat der Autor seinem Werke noch Varianten der ersten und der letzten Scene beigefügt, so daß das Publikum jetzt wählen kann. Bei einer Aufführung des Dramas müßten natürlich die Varianten mitgegeben werden, wovon sich die deutschen Theaterdirectoren eine große Wirkung versprechen dürfen. Jedenfalls hat Gottesheim, dieser König unter den Dichtern, den Kärrnern der Zukunft Stoff zur kritischen Polemik geboten: die Nachwelt kann nun mehrere Jahrhunderte lang streiten, welche Form vorzuziehen sei. Nur mit großer Mühe widerstehe ich der Versuchung, auch aus diesen Varianten Proben mitzutheilen; allein das Gegebene, so dürftig es ist, genügt, um unsere Bewunderung hell aufflammen zu lassen. Es ist ein Werk voll Poesie, sittlichen Ernstes und erhabenen Schwunges, eine Arbeit, welche die strengsten Maßstäbe verträgt und geradezu an ihren Stoff, an Shakespeare selbst gemahnt. Ja, wenn der unsterbliche William heute von den himmlischen Gefilden auf seinen Jünger herabsähe, müßte er, von Stolz und Freude erfüllt, den Ausspruch Alexanders des Großen variiren und sagen: Wahrlich, wenn ich nicht Shakespeare wäre, wollte ich der Herr Baron Gottesheim sein!

Digitized by Google

Die Entstehung der modernen Operette.

Von Paul Marsop.

(Schluß.)

Man nehme ein Werk Monsigny's, des ersten namhaften Meisters der nationalfranzösischen Oper, etwa den „Déserteur" zur Hand. Die Grundstimmung der Musik ist die einer behaglichen, des Lebens und des Sonnenlichtes frohen Weltfreunde, untermischt mit dem mehr sinnenden als sehnsüchtigen Ton altfranzösischer Romanzen, mit einem Klang aus dem zarten Minnewerben der Trouvères. Der Esprit ist hier noch nichts mehr als eine leise vorschmeckende Würze. Wie feine Luftbläschen auf dem Spiegel eines vollen Kelches, so huschen hier sacht die zierlichen Schaumperlen graciösen Scherzes über die Oberfläche der Partitur hin. Dem naiven Monsigny folgt Grétry, welcher über seine Kunst ernsthaft nachdenkt und seine Werke im Einklang mit wohlbegründeten Theorien auszugestalten sucht, wie er solche in seinen „Mémoires" niedergelegt hat. Von seinen in bestimmter, oft schlagender vocaler und instrumentaler Charakteristik entworfenen Tonbildern heben sich hier und da besonders bemerkenswerthe Züge ab — harmlose und nicht unzutreffende Anmerkungen eines Mannes, der recht gut weiß, daß ihm die Natur Geist gegeben hat und der auf ein besonders gelungenes „mot" auch wohl durch ein discretes Räuspern vorbereitet.

Ihm schließt sich dann Boieldieu an, der Mozart der opéra comique. Ueber der Freude an dem Reichthum seiner Erfindung im Lyrischen hat man seinem außerordentlichen Talent, den musikalischen Conversationston zu entwickeln, nicht die genügende Beachtung geschenkt. Boieldieu's Werke, und zwar nicht erst die späteren Meisterschöpfungen des „Jean de Paris" und der „Dame blanche", sondern bereits seine früheren Arbeiten wie „Toralme et Tuluar" und der „Calife de Bagdad" liefern in hervorragender Weise die Belege dafür, daß der frische dramatische und im engeren Sinne lustspielmäßige Zug, welcher durch die gesammte opéra comique geht, ebenso sehr auf Rechnung des der Fabel so hurtig und sicher folgenden, sie jeweilig auch trefflich stützenden Componisten, wie des gewandten Librettisten zu setzen ist. Ersterer liefert nicht allein die bald nur — aber selten am unrechten Orte — eingelegten, bald erweiterten und nach Maßgabe der Situation als Grundlage für den Aufbau reichgegliederter Formen verwendeten „Chansons", er unterstreicht auch die dramatischen Pointen und sorgt vor Wendungen, von denen eine nachhaltiger wirkende Ueberraschung zu erwarten ist, für die nöthigen Kunstpausen. Und es gehört sicherlich nicht weniger dazu, einen Witz geschickt zu inscenireu als ihn hinzuschreiben. Durch Einführung knapper, mitunter schon ganz prickelnder Rythmen macht Boieldieu die musikalische Lustspielsprache erst recht flüssig. Er ist bereits auf allerhand stilistische Feinheiten bedacht; er spinnt einen Gedanken etwas länger aus, als es die Handlung zu erfordern scheint — nicht etwa, weil er dem „absoluten Musiker" in sich eine besondere Freude bereiten will, sondern deshalb, weil es ihn reizt, den Zuhörer zu necken, ihn ein wenig ungeduldig zu machen und hinterher durch verdoppelte Liebenswürdigkeit zu versöhnen. Er bricht eine wohlangelegte Periode unvermuthet in der Mitte ab, keineswegs, weil ihm die Fähigkeit fehlt, sie in harmonischen Verhältnissen zu Ende zu führen, als deshalb, weil er unsere Neugierde spannen will, um uns sodann durch einen neuen Gedanken in veränderter Bewegung mit um so größerer Treffsicherheit zu ergötzen. Er ist der Erfinder des musikalischen Anakoluth. Doch alle diese kleinen und größeren Künste werden mit Unbefangenheit und Decenz vorgebracht; wir bekommen nichts zu hören, was sich nicht in den Zusammenhang des Ganzen einordnet. Es ist das Kunstwerk, welches bei Boieldieu unsere ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Der Autor bleibt noch im Hintergrunde. Sein esprit beflügelt seine Bühnenphantasie, schmeidigt die mannigfach wechselnden Kunstformen, beschleunigt das musikalische Lustspieltempo. Aber er ist discret. Er tritt nie für sich allein heraus.

Mit Auber vollzieht sich die große Umwandlung: der esprit emancipirt sich und strebt darnach, unabhängig von dem Gesammtgefüge der Oper Geltung zu erlangen. Auber war vorzüglich, aber einseitig veranlagt. Er verfügte über eine üppig sprudelnde, scheinbar unversiegliche Quelle musikalischer Einfälle, Einfälle unterschiedlicher Art, liebenswürdige, schalkische, auch wohl einmal leicht sentimental angehauchte — aber doch eben nur Einfälle. Die außerordentliche Fülle derselben verleitete und verleitet heute noch Manchen dazu, sein Talent zu überschätzen, zu vermeinen, erst mit Auber sei die opéra comique auf ihrem Gipfelpunkte angelangt. Wir können uns dieser Ansicht nicht anschließen und glauben, daß das Höchste der Gattung durch Boieldieu in der „Weißen Dame" geleistet worden ist.

Auber besaß eine gewisse Routine im musikalischen Satz, aber er vermochte es nicht, wie die Meister vor ihm, in größeren, breit sich auswachsenden Formen etwas Ganzes zu geben, geschweige denn diese Formen weiter zu bilden. Den Heutigen dünkt er anregender als jene, weil sich seine Farben bislang ziemlich frisch erhalten haben — was nicht bei jedem Genremaler vorkommt —, weil er schon mehr modernen Geist in sich verkörpert. Denn er hat nicht nur seine landsmännischen Vorgänger, er hat auch den italienisch-musikalischen Weltmann Rossini zur Voraussetzung. Er ist eine der ersten eigenartig individualisirten und doch in vieler Hinsicht typischen Erscheinungen, in denen sich der besondere Pariser Geist, wie er sich in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts herauszuarbeiten beginnt, lebendig erweist. Boieldieu, auch zum Theil noch Hérold und Adam sind national-französische, Auber ist im engeren Sinne ein Pariser Componist. Trifft er den richtigen Localton in der Schilderung des Elementes der Metropole, welches auch dem weniger international Gesinnten sympathisch und anmuthend erscheint, des geweckten, arbeitssamen und stets munteren Pariser Kleinbürgerthums, so ist er auf der anderen Seite als erster maßgebender musikalischer Vertreter des esprit der Boulevards anzusehen. Wie die geistreiche philosophische „Maxime" des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welche selten ohne Zusammenhang mit einem System auftritt — sofern sie nicht gar wieder ein neues im Keime in sich schließt — im neunzehnten Jahrhundert sich zu dem glänzenden, verblüffenden, aber von der Person des Causeur-Boulevardier kaum abzulösenden „mot" abschleift, so wird die fein illustrirende Anmerkung der älteren opéra comique zu dem pikanten musikalischen Feuilletonwitz Daniel François Esprit Auber's. Er trug nicht umsonst den verhängnißvollen Vornamen. In seinen Bühnenwerken kommt das Allgemein-Menschliche nur insoweit zur Geltung, als ihm durch das Pariserische kein Abbruch geschieht. Die weitaus größere Zahl der von ihm und seinem unvergleichlichen Mitarbeiter Scribe geschaffenen Figuren haben den gleichen eleganten, aber conventionellen Zuschnitt, die gleiche Politur der „capitale", die gleiche Kühlherzigkeit, den gleichen, je nach Umständen galanten oder sarkastischen weltstädtischen Witz. In Folge dessen fesseln sie nur als Einzelgestalten nicht übermäßig, und sind ihrer viele und oft vor unseren Augen vorübergezogen, so gewahren wir, daß der Componist — wenn auch, ohne es zu wollen — mit all seinen Mitteln und Mittelchen, mit den scharfen harmonischen Würzen, mit den immer freigebiger gehäuften rhythmischen Pikanterien mehr sich als den handelnden Personen ein Relief gibt. Sind die Heldinnen und Helden der älteren opéra comique ihrerseits nicht allzuhäufig dazu angethan, unser Gefühl stärker in Mitleidenschaft zu ziehen, so vermögen sie es wenigstens über uns, daß wir ihnen als selbständigen, originell angelegten und eben dieser Anlage entsprechend dramatisch und musikalisch correct durchgeführten Charakteren, als Trägerin einer stets lebendig und frisch bewegten, musikalisch flott colorirten Handlung den gebührenden Zoll der Aufmerksamkeit schenken. Bei den späteren Opern, welche dem Zusammenwirken Scribe's und Auber's ihre Entstehung verdanken, fragt sich der Zuschauer kaum noch: wie

Digitized by Google

wird das Loos Dieses und Jener fallen, sondern: wie wird der Dichter den so überaus künstlich verschlungenen Knoten zu lösen wissen, welche Virtuosenstücke wird der Componist wohl anwenden, um dem so verwickelten Intriguengespinnst musikalisch beizukommen? Und siehe da, Auber scheint nur auf eine solche Frage gewartet zu haben, um vorzutreten, seine weltmännische Verbeugung zu machen und uns in seiner graziösen Manier zu erklären, daß er ganz ohne jede Hexerei, nur vermöge seiner unfehlbaren Schlagfertigkeit, die größten Schwierigkeiten besiegen werde.

Besiegt er sie wirklich?

Nur scheinbar. Allerdings häufen sich die musikalischen Pointen zusehends. Die unaufhörlichen Sprühfunken guter Einfälle im Orchester, die geistreichsten vocalen Paradoxe auf der Bühne jagen sich in Hast, lassen den Hörer kaum zur Besinnung kommen. Ist diese rastlose Geschäftigkeit das Anzeichen einer gesteigerten, innerlichen musikalischen Lebensfülle?

Nein. Die Musik spielt in den Werken Auber's, insbesondere in denen seiner letzten Periode, eine äußerlich zwar glänzende, thatsächlich jedoch untergeordnete Rolle. Der esprit hat das Libretto zur vollständig ausgeführten comédie erweitert, er hat die ehedem sorgsam entwickelten Formen der opéra comique zersetzt. Es entsprach sich vollkommen, daß Auber für sein Theil nicht die Kraft besaß, Gedanken in weiter verzweigten, dramatisch-polyphon gehaltenen Durchführungen aufzurollen und daß er durch den Librettisten in zunehmendem Maße eingeengt wurde. So wurde das Ende der opéra comique schmerzlos und kampflos herbeigeführt.*)

Ohne besondere Mühe wären die schließlich nur noch lose verbundenen Theile auseinander zu trennen. Auf der einen Seite erhielte man ein fertiges Lustspiel, welches nur noch einiger geringer Nachbesserungen bedürfte, um den guten, mitunter sogar den besten Leistungen der comédie an die Seite gestellt werden zu können. Auf der anderen Seite bliebe uns ein Bündel unter sich entweder durch recht schwache Bänder verknüpfter oder gänzlich zusammenhangloser Gesangsstücke in den Händen, welche, wenn man sie ihres moderneren harmonischen und rhythmischen Aufputzes entkleidet, sich als nichts anderes darstellen, als die elementaren Dinge, aus welchen sich die ersten Schöpfungen der Gattung zusammensetzten: als die simple Tanzmelodie, die anspruchslose alte Romanze, das beliebig oft zu wiederholende, auf den Refrain hin zugespitzte Couplet. Es ändert in der Sache nichts, daß diese Stücke und Stückchen nicht immer gesondert auftreten, sondern jeweilig mosaikartig aneinander gereiht sind: das Wesentliche ist, daß es an der organischen Gliederung fehlt.

Prüft man solche Partikeln im Einzelnen, so ergibt sich, daß gelungene und sehr schwache „Nummern" sich gegenüberstehen, daß raffinirt gearbeitete Stücke durch geradezu triviale abgelöst werden. Die Häufung des esprit führt gleichzeitig zur Ueberreizung und zur Erschöpfung. Hier greift die gewohnheitsmäßige Ausnutzung bewährter theatralisch-musikalischer Handwerkskunst Platz, dort geht das harmlose Couplet der älteren Schule allmählich in den gepfefferten Schlager der neueren Tage über. Die vordem so delicate Koketterie des Componisten wird zum dreisteren, in der Benutzung der Mittel nicht immer sonderlich wählerischen Werben. Schon lange verfängt der muntere Spott nicht mehr: der Text medisirt, und die Musik hat hin und wieder bereits einen Anstrich von Frivolität. Die feine Satire des Weltmannes wandelt sich zum Hohn des Blasirten. Nur noch ein Geringes — und die Grenze zwischen ironisirender und parodirender Darstellung ist überschritten. Neben den zerhackten Coupletrhythmen machen sich Tanzmotive breit, die sich durch kecke, aber wenig vornehme Bewegung kennzeichnen. Sie haben einen von den früheren nicht wesentlich verschiedenen Zuschnitt: aber sie lassen ein neuartiges, seltsames Fluidum in die Phantasie der Hörer hinüberströmen. Ein Duft wie von starken Parfüms geht vom Orchester aus und verbreitet sich im ganzen Theaterraume. Auf der Bühne wird schon bedenklich viel „chassirt"; hinter der Scene steht mit gespitzten Ohren der „Arrangeur", um die zum Contredanse etwa zu verwendenden Motive sich eilfertig zu notiren. Vortänzer im neupariser Geschmack sind die Sänger und Sängerinnen selbst; in den Finales wird sogar hier und da, zwar noch mit Eleganz und Behutsamkeit, aber doch unzweideutig cancanirt. Bereits im Jahre 1842 sagt R. Wagner: „Das, was jetzt für dieses Theater (die Opéra comique) geschrieben wird, gehört zu dem Schlechtesten, was je in den Zeiten der Entartung der Kunst producirt worden ist; wohin ist die Grazie Méhul's, Isouard's, Boieldieu's und des jungen Auber vor den niederträchtigen Quadrillen-Rhythmen geflohen, die heutzutage ausschließlich dies Theater durchrasseln?" Noch nicht genug damit: der Componist verfällt endlich gar in die Unarten und Widersinnigkeiten, um derentwillen die großen Opern Donizetti's und Verdi's so heftige Angriffe auf sich zogen: Versen, die einen heftig bewegten Gemüthszustand schildern, werden ohne Scheu banale Walzermotive untergelegt.*) Die opéra comique, welche in ihrer Blüthezeit vor Allem auf Wahrheit bedacht gewesen war, erklärt sich nunmehr für dramatisch bankerott.

Entartet wie sie ist, wird sie zur Operette. Alle die Besonderheiten, in welchen wir die Symptome des Verfalles der Kunstart erkannten, dürfen jetzt als die charakteristischen Merkmale des neuen „Genre" gelten. Es blieb nur noch übrig, daß hinfällig gewordene conventionelle Gerüst einfach zu beseitigen, es unverhohlen auszusprechen, daß man auch den äußeren Anschein des musikalischen Lustspiels nicht mehr aufrecht erhalten wolle, nachdem es mit demselben thatsächlich vorbei war. Hatte man sich dazu entschlossen, so war nichts mehr nöthig, als die zurückbleibenden Reste zusammenzufegen, sie ein wenig durcheinander zu rühren — und die Mischung durch den auch in seinem Verfalle nicht versagenden esprit zu beleben. Denn das Couplet im neuen Stil, das Cancanmotiv, der von der Satire in die Persiflage hinüberspielende Zug: das sind die Hauptfactoren der Operette.**)

Der, welcher sich der beschriebenen, nicht sehr reinlichen Aufgabe unterzog, war F. Hervé. Wie Auber als Großvater, so hat Hervé — und nicht Jacques Offenbach — als Vater des Kunstwildlinges zu gelten. Seine ersten, in den „Folies concertantes" vorgeführten Pièces tragen schon mit selbstbewußtem Lächeln die parodistische Tendenz zur Schau, weisen bereits jene Kleinmusik auf, welche das, was sie be-

*) Auber, der Autor der „Diamants de la Couronne" und Auber, der Componist der „Muette de Portici" sind auseinander zu halten. Wirkte der Meister in der opéra comique, Alles in Allem genommen, destructiv, gelangt er hier schließlich dazu, das Ganze in die einzelnen Theile aufzulösen, so hat er dagegen durch die letztgenannte Schöpfung die „große Oper" gekräftigt und zugleich ihre Leistungsfähigkeit um ein Wesentliches gesteigert. Hinsichtlich der freieren Ausgestaltung des nicht nur „verbindenden", sondern auch die Handlung schrittweise fortführenden Recitativs, hinsichtlich des energischeren Herausarbeitens musikalisch-dramatischer Chorwirkungen ist die „Stumme" ihren Vorgängern auf gleichem Gebiete weit überlegen. Die Fortschritte, welche diese Partitur bekundet, kamen nicht nur Paris und gewiß nicht Meyerbeer allein zu Gute. Ist somit das Werk für die Geschichte der Oper und des Musikdramas von der außerordentlichsten Bedeutung, so gibt es uns doch einen viel weniger klaren Begriff von der Individualität Auber's, wie manche seiner an sich musikalisch erheblich schwächeren Productionen auf dem Felde der Conversationsoper. — Durchweg liebenswürdig und künstlerisch ausgerundet tritt uns seine Persönlichkeit im „Maçon", dem Meisterwerke seiner ersten Periode, entgegen.

*) Vergl. den Gesang der Angela im 3. Act des „Domino noir": „Flamme vengeresse".

**) Im Vorbeigehen wollen wir des bescheidenen und gut begabten Albert Grisar gedenken. Namentlich seine Einacter, unter welchen wir „Bonsoir, monsieur Pantalon" und „Le chien du jardinier" als besonders gelungene musikalische Bluetten hervorheben möchten, sind als nicht ganz unwichtige Zwischenstationen auf dem Wege zur Operette erwähnenswerth. In ihnen vermag die gefällige Musik dem oft recht burlesken und frivolen Texte noch hier und da ein Paroli zu bieten.

Digitized by Google

handelt, zu gleicher Zeit verzierlicht und verzerrt — vergleichbar den Illustrationen witzhaschender Zeichner, welche einem monströsen Kopf mit fratzenhaftem Ausdruck einen Kinderleib und zwerghafte Gliedmaßen anfügen. Hervé fand zuerst den Ton, welchen dann allerdings weiterhin Offenbach mit unvergleichlich größerer Sicherheit beherrschte. Ueber dem Größeren wurde der Kleinere bald vergessen. Hervé war eben nur ein Talent und nicht einmal ein besonders ausgiebiges, während Offenbach zu den erfindungsreichsten Musikern zu rechnen ist, welche jemals in Paris die Feder zum Componiren angesetzt haben. Daß seine Begabung der eines Auber kaum nachsteht, dünkt uns unzweifelhaft; daß aber, selbst wenn er von der Aufgabe der Kunst andere Vorstellungen gehabt haben würde, als er sie in Wirklichkeit an den Tag legte, ein „zweiter Auber" aus ihm geworden wäre, glauben wir mit Fug und Recht bestreiten zu können. Man pflegt in der Regel dort anzufangen, wo ein Anderer aufgehört hat. Als Auber aufhörte, stand er vor der Thür der Operette. Hervé öffnete dieselbe und Jacques Offenbach ging hinein.

Der morsche Stamm der opéra comique ist zusammengebrochen. Bis die Wurzeln nicht wieder zu Humus geworden sind, wird wohl am gleichen Platz nichts Starkes herauswachsen. Indessen sind noch einige, freilich nicht sehr lebenskräftige Triebe um den Rumpf herum emporgeschossen. Ueber diese bleibt uns, da wir mit dem Vorliegenden unsere Betrachtungen über die historisch-musikalische Entwickelungsgeschichte der Operette abschließen, noch ein Wort zu sagen.

Der Selbständigste der Nachtreter Auber's ist George Bizet. Jenem jedoch ist er stark verschuldet. Will man sich davon überzeugen, so halte man die „Habanera" der „Carmen" gegen das Einleitungs-Trio des „Domino Noir": in beiden Stücken findet sich das gleiche, nervöse, chromatische Trippeln, in beiden entgeht der Componist mit knapper Noth dem Schicksal, sich zu „encanailliren" — vielleicht hat der jüngere Meister noch einige Körner Paprica mehr daran gewendet. Immerhin ist „Carmen" unstreitig die geistvollste Opernpartitur, welche seit „La part du Diable" (1843; Berlioz „Benvenuto Cellini" erlitt bereits 1838 seine erste Niederlage) in Frankreich geschrieben wurde. Aber wie die Titelheldin zwischen ihren unterschiedentlichen Liebhabern, so schwankt der Stil des Werkes zwischen Pathos und Ungebundenheit.

Auch Délibes hat noch einige Tropfen Auber'schen Blutes in sich. Sein „le roi l'a dit" beweist dies am deutlichsten. Später naschte er von den verbotenen Früchten Berlioz' und R. Wagner's. Das bekam ihm nicht. Vor die Alternative gestellt, sich für das sehr schwere oder das sehr leichte Operngenre zu entscheiden, wählte er das — Ballet. Das bekam ihm sehr gut.

Noch einer wurde auf die Bahn des Experimentirens getrieben. Jules Massenet hat in seiner „Nanon" den Versuch gemacht, eine Brücke zwischen der opéra comique und dem neuen Musikdrama zu schlagen. Eine Nothbrücke, wie jede Leistung eines schämigen Talentes, welches nicht die Kraft hat, originell zu sein, und, um es mit Niemandem zu verderben, vorgibt, zwischen Gegensätzen vermitteln zu wollen. Es war ein Glück für den Autor, daß er auf dem schwankenden Stege nicht stehen blieb: die rücksichtslos anstürmenden Zeitwellen würden ihn sonst mit demselben hinweggespült haben. Inzwischen hat er sich an dem flachen, durch keinen Sturm bewegten Tümpel der „Académie nationale de musique" niedergelassen; fischt er dort auch keinen Ruhm, so fischt er wenigstens Tantièmen.

Von dem Componisten des „Danse macabre", welcher à ses heures Bach, Beethoven, Wagner und Saint-Saëns in einer Person vorzustellen beliebt, ist in diesem Zusammenhange nicht zu reden. Er hat kein Bühnentemperament. Hätte er's, so würde er sich selbst auf die Scene gebracht und sich selbst applaudirt haben.

Es sind noch einige jüngere Talente vorhanden, welche unschlüssig zwischen dem Trümmerhaufen an der Place Boieldieu und den Bouffes parisiennes hin und her spazieren. Sie haben zu wenig Begabung, um das Andenken Auber's wiederaufleben zu lassen und zuviel Anstand, um sich ganz der Operette in die Arme zu werfen. Sie können nicht leben und wollen nicht sterben. Doch das wird ihnen nichts helfen. Man stirbt in Paris leichter als anderswo. Besonders wenn man keine Aussichten hat.

Feuilleton.

Charakterbilder.

Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin.

Von Heinrich Ehrlich.

Albert Niemann.

(Schluß.)

Wie Niemann seit der Rückkehr aus Paris von Jahr zu Jahr in höhere Ruhmesregionen stieg, wie mit seinem Erscheinen in Berlin 1864 eine neue Epoche, eine neue Anschauung des dramatischen Gesanges begann, wie er überall für Wagner eintrat; wie er in dem Bayreuther Festspiele 1876 als Sigmund eine wahre schöpferische Leistung des Darstellers und Sängers bot, die nicht mehr erreicht ward, selbst von Künstlern, deren Stimme schöner klingt als die seinige; wie er trotz der Abnahme der Klangkraft noch immer das Publikum in Spannung und Erregung zu versetzen und zu halten weiß; wie er als Sechsundfünfzigjähriger nach Amerika ging, und dort, in dem Lande, wo das reine Stimm-Material am meisten gesucht und am besten bezahlt wird, dennoch solchen Enthusiasmus erregte, daß seine Wiederkunft mit den glänzendsten Anerbieten erbeten (und von ihm zugesagt) ward; Alles das haben unzählige Zeitungen unzählige Male erzählt. Hier möge nur eine noch unbekannte Thatsache, eine schöne Erinnerung an den unglücklichen hochherzigen König Ludwig II. Erwähnung finden.

Im Februar 1864 sang Niemann den „Lohengrin" in München. Der damalige achtzehnjährige Kronprinz Ludwig besuchte zum ersten Male eine Oper. In der Burg Hohenschwangau hatte er seine Kinderjahre verlebt, dort war sein jugendliches, zum romantischen Schwärmen geneigtes Gemüth von den an die Burg geknüpften Sagen des Schwanenritters erfüllt worden; und nun sah und hörte er zum ersten Male eine Oper, und all seine Gedanken und Gefühle fanden in dieser Musik und diesen Worten ihren Wiederhall! Der Eindruck war ein für sein Leben entscheidender! Drei Tage nach Niemann's Abreise starb der regierende König. Ludwig II. bestieg den Thron und berief sofort Rich. Wagner in seine Nähe. Aber auch des Lohengrin-Sängers vergaß er nicht, sandte ihm sein Portrait und schrieb ihm am 16. Februar 1866 einen eigenhändigen Brief, worin er der Freude, den großen Künstler bald in seiner Hauptstadt begrüßen zu können, in wahrhaft dichterischen und dabei herzlichsten Worten Ausdruck gab. Hier sei noch bemerkt, daß Niemann sich der besonderen Gunst aller gekrönten Häupter erfreute, trotz seiner äußerlichen demokratischen Neigungen und seiner strammen Haltung. Der König Georg V. gab ihm alle möglichen Beweise huldreichster Zuneigung, obwohl er sich 1864 mit einem gewissen Zur-Schau-tragen der von der hannoverschen Regierung sehr mißgünstig betrachteten Bewegung zu Gunsten Schleswig-Holsteins anschloß; und ich war 1879, als wir während eines Wohlthätigkeitsconcertes in die Kaiserl. Loge befohlen wurden, Zeuge des sichtlichen Wohlgefallens, mit dem Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin Niemann ansprachen.

Meine persönlichen Beziehungen zu Niemann haben die sonderbarsten, jedoch angenehmsten Wandlungen erfahren. Wir trafen uns zuerst 1856 in Wiesbaden am Spieltische und liebten uns nicht sonderlich, aus verschiedenen Gründen, deren Darlegung hier zu weit führte. Er war offenbar gegen mich mißgestimmt. Nur einmal, als wir uns auf der Straße begegneten, und ich ihm eine Bemerkung über die Duellscene in

Digitized by Google

den „Hugenotten" aussprach, meinte er freundlich: „Hören Sie, das ist richtig, daran hab' ich noch nicht gedacht." Dann sahen wir uns jahrelang nicht und trafen uns in Baden-Baden — wieder auf demselben Felde, wie in Wiesbaden. Er studirte damals „Tristan und Isolde" mit Franz Mannstedt, meinem jungen, treuesten Freunde und Schüler, dem allgemein geachteten ehemaligen Capellmeister des Philharmonischen Orchesters, jetzt des Hoftheaters in Wiesbaden; er hatte offenbar auf Niemann zu meinen Gunsten gewirkt, denn dieser benahm sich ungemein höflich und rücksichtsvoll. Niemann hatte die Forellenfischerei in Gernsbach gepachtet, und wenn nicht das Studium Wagner's oder der Spieltisch ihn beschäftigte, stand er ganze Tage mit den hohen Stiefeln im Wasser und fischte, „um den Leuten in Baden-Baden die Forellen theuer zu machen." 1874 trafen wir uns in Berlin in Gesellschaft, er bat mich, ihm Clavierunterricht zu geben (Mannstedt war in Mainz), damit er sich doch einigermaßen begleiten könne. Diese Aufgabe zu erfüllen gelang nun eben nicht; aber ich erinnere mich noch heute mit Freuden, wie eifrig Niemann sich in die Schönheiten Mozart'scher Musik einweihen ließ, wie oft er Sarastro's Gebet „O Isis und Osiris", das ich für ihn gesetzt, mit höchster Begeisterung spielte. Auch seine Rollen nahm er manchmal vor, und daß meine Bemerkungen ihn anregten, bewies eine Zuschrift vom 27. März 1875: „Habe dringend aus Götterdämmerung zu studiren zum bevorstehenden Wagnerconcert, das ist aber nur mit Ihnen möglich" u. s. w. Im Sommer desselben Jahres hatte ich Gelegenheit, den ganzen Niemann so recht kennen zu lernen, in allen seinen Eigenheiten und Sonderbarkeiten. Eine vierwöchentliche Fußwanderung durch die Schweiz führte mich nach Interlaken, der vorbestimmten Raststation. Im Hotel Ritschard wartete Herr * auf Niemann, sein glühender Verehrer und geschäftlicher Beistand in allerhand Speculationen. Unser Sänger und der treffliche Betz waren in Bayreuth bei den Vorproben des „Nibelungenringes" mitthätig; ein hier nicht näher zu erörternder Zwischenfall stimmte sie mißmuthig, Siegmund und Wotan entflohen dem Wahnfriedkreise. Niemann telegraphirte an jenen Freund, er möge für ihn und seine Frau (Raabe-Niemann) in Ritschard Quartier bestellen. Am zweiten Tage kam eine neue Depesche: „Nicht im lärmenden Hotel am Mode-Höhenweg, sondern im einsam abgelegenen Jungfrauenblick". Am zweitnächsten Tage ging ich hinauf, ihn zu besuchen. Das ebengenannte Hotel war vorzugsweise von vornehmen, die Stille suchenden Familien besucht. Als ich den Kellner nach Herrn Niemann fragte, wußte dieser nicht Bescheid, meinte jedoch, ein Herr, auf den meine Beschreibung paßte, sei vor einer halben Stunde angekommen, und säße an einem der umzäunten Tische im Freien. Ich ging suchend an etwa zehn solcher kleiner Umzäunungen vorüber, in denen leise sprechende, fein aussehende Einzelpaare oder Eltern mit Kindern saßen und den Eindringling mit scheuem Blicke betrachteten. Schon wollte ich umkehren, da erscholl vom letzten, einsamsten Tische her lauter Streit über eine unrichtig gespielte Karte — ich eilte nach der Richtung und richtig! gerade der schönsten Spitze der Jungfrau gegenüber saß Niemann im staubigen Reiseanzuge beim „Scat" mit jenem Freunde und einem Hofschauspieler, der auch zur Stärkung seiner ganz angegriffenen Nerven in Interlaken weilte. Niemann schimpfte auf die schlechten, alten Karten des Hotels, rief den Kellner und ließ aus seiner Reisetasche ein neues Spiel holen. Nach beendetem Scat begrüßte er mich herzlich, pries die Schönheiten der „Nibelungen" in begeisterten Worten, meinte, jetzt in der herrlichen Natur ginge ihm Manches erst so recht auf und schimpfte gleich hinterher auf Bayreuth. — Am nächsten Abend ging ich wieder hinauf, um vor der Weiterreise Abschied zu nehmen. Niemann war des Morgens auf die „Schynige Platte" gegangen, Frau Hedwig erwartete ihn — da kam ein Junge mit einem Zettel; auf dem stand mit Bleistift geschrieben: „Ich gehe noch von hier auf das Faulhorn; prachtvoll, prachtvoll, prachtvoll!" Nun verlangt die Wanderung von Interlaken auf die Platte fünf Stunden rüstigen Steigens, und der Weg von der Platte auf das Faulhorn ist ebenfalls mit fünf Stunden zu berechnen, und, wenn auch nicht gefährlich, doch an manchen Stellen nicht angenehm und festen Tritt verlangend. So hat Niemann an einem Tage zwei Höhenpunktpartien mit fast zehn Stunden Wanderung vollbracht. Später ging er über die Gemmy u. s. w. Noch im Jahre 1877, als ich über den oberen Steinberg nach Mürren und auf das Schilthorn ging, erzählte mein Führer von dem berühmten Sänger aus Berlin mit den langen Beinen, dem Keiner nachkommen konnte. —

Wir haben uns seither öfters begegnet, meistens am dritten Orte. Unsere Beziehungen sind freundlichste geblieben; doch gehörte ich nie zu den eigentlichen Besuchern des Hauses und war in den letzten acht Jahren nicht zehnmal daselbst.

Seinen künstlerischen Charakter lernte ich in den zwei kurzen Zeitläuften musikalischen Zusammenwirkens genau kennen. Sein Ernst, seine Gewissenhaftigkeit und Unermüdlichkeit im Studium der kleinsten Einzelheit sind unvergleichlich; wenn ihm Etwas ganz besonders gefällt, dann geräth er in einen wahrhaft verzückten Zustand. Als wir die oben angeführten Stücke aus der Götterdämmerung (Duett Siegfrieds mit Brunhilde, Siegfrieds Tod) studirten, befand er sich in immerwährender Aufregung, jauchzte bald, versank dann in Brüten. Zwanzigmal wiederholte er einen Tact, um den richtigen Ausdruck zu finden, gab sich dabei die wenigst schmeichelhaften Bezeichnungen, wenn ihm ein Ton mißglückte; es fehlte nichts, als daß er sich beim Kragen faßte und zur Thüre hinauswarf. Und nicht etwa nur beim Studium seines geliebten Wagner geht Niemann derart zu Werke; als er im Jahre 1879 einen Gesang von mir („Tragödie" von Heine) in einem Concerte vortrug, da probirte er so oft und jedesmal so lange, daß ich, der Componist, zuletzt die Anstrengung und Uebermüdung nicht mehr zu ertragen vermochte. Nur wer ihn bei solchen Studien beobachtete und die manchmaligen Reden in den kurzen Pausen nicht beachtete, der kann Niemann's Wesenheit ganz beurtheilen.

Was nun seine Kunst und deren Wirkung betrifft, so glaube ich das vorläufig am besten mit den Worten eines sehr unverdächtigen Zeugen darlegen zu können. Hanslick, der sich gewiß nicht sehr geneigt fühlt, einen Hauptvertreter Wagner'scher Partien zu preisen, sagt von Niemann's zweimaligem Gastspiele in Wien: „Seine Gesangskunst ist ziemlich primitiv, vom Standpunkte strengerer Technik darf man den Sänger Niemann einen geistreichen Naturalisten nennen." Einige Seiten weiter heißt es: „Das Haus war jedesmal zum Erdrücken voll, selbst bei Opern, die in gewöhnlicher Besetzung keine Zugkraft mehr üben. Ein Beweis, daß das Publikum, so kühl es sich gegen Niemann benahm und so eifrig es hierin von einem Theil der Journalistik bestärkt wurde, sich doch von Niemann wie von einem geheimen Zauber angezogen fühlte. — — — Nicht bloß das schöne Geschlecht. Wir haben Männer, die an Niemann's Gesang nie genug kritteln konnten, doch immer zu seinen Vorstellungen eilen sehen. Nach unbefangenem Eingeständniß all seiner musikalischen Mängel kommen wir immer zu demselben Resultate: das ist eine mächtige Persönlichkeit, ein Mann von seltenem Geist und Kunstverstand, bezaubernd in Allem, was ihm vollständig gelungen, interessant noch im Halbgelungenen."

Ich habe diesen treffenden Worten nur noch beizufügen: Niemann ist sich seiner Mängel vollkommen bewußt; keiner spricht unbefangener darüber, als er selbst. Aber: „Man muß mich eben nehmen, wie ich bin."

Notizen.

Allerlei Schicksale. Erzählungen von Wilhelm Berger. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Die Schönste von diesen Geschichten: „Ein Herz und eine Seele" kennen unsere Leser schon aus unserem Feuilleton. Berger hat dieser kunstvoll abgetönten, gemüthdurchleuchteten und vom sonnigsten Humor verklärten Alltagsgeschichte sechs verwandte und fast ebenbürtige kleine Erzählungen beigegeben, die uns den Verfasser als einen Meister der Feuilleton-Novellette zeigen, wie sie die Franzosen und Nordamerikaner neuerdings mit so vielem Glück pflegen. Auch an die Kunst Castelnuovo's gemahnt er in seinem Gemisch von scharfer Beobachtung und feiner Ironie. Es sind Menschen, deren Schicksale selten etwas Ungewöhnliches haben und deren Wesen wenig hervorragend ist, aber mit den einfachsten Mitteln weiß uns der Erzähler für sie zu interessiren und so zu fesseln, daß wir nur ungern die kurze Bekanntschaft beschließen. Menschen, bei denen uns wohl wird, dichterische Erfindungen, die uns vielleicht nicht immer über den Alltag erheben, doch tröstlich, versöhnend und wahrhaft erquickend.

Für's deutsche Haus. Blüthenlese von Daniel Sanders. (Berlin, S. Rosenbaum.) — Eine neue Anthologie, diesmal aber eine

Digitized by Google

durchaus eigenartige, die ihre Existenzberechtigung vollauf beweist. Es ist eine Blüthenlese aus der Bibel und den mustergiltigen griechischen und römischen Schriftstellern, wobei erstere als die Grundlage der Volks-, die alten Classiker als die Grundlage der höheren Bildung gedacht sind. Gewiß eine treffliche Idee, denn so beschränkt sind wir doch nicht, daß wir, wie die Slavophilen des Herrn Katkow, bloß eine nationale Bildung und nur auf unserem Boden gewachsenes Bildungsfutter gelten ließen. Die Bibel ist mit Recht unser volksthümlichstes Buch, und auch die Alten verdienen immer weitere Kreise geistig zu befruchten, denn welche reiche Schätze für die Bildung des Geistes, des Gemüthes und des Geschmackes liegen nicht in ihren Werken aufgespeichert! Man braucht nur in diesem geschmackvoll ausgestatteten Bande zu blättern, um an die edelsten Blüthen des Menschengeistes erinnert zu werden. Homer, Tyrtäos, Anakreon, Theokrit, Solon, Pindar, die Tragiker und Aristophanes eröffnen den Reigen der gottbegnadeten Sänger; Virgil, Horaz und Ovid schließen sich ihnen an und bieten uns ihr Bestes. Auch die Prosaiker glänzen in ihren gehaltvollsten Bruchstücken. Herodot's monumentaler Schilderung der Schlacht bei Salamis folgen Fragmente aus Thukydides und Platon, Demosthenes und Lucian, doch auch die Römer haben ihre feinsten Stilisten aufgeboten, und wir lesen das Beste aus Cäsar, Cicero, Sallust, Livius, Tacitus und Sueton. Der bewährte Herausgeber beweist aber seine Belesenheit und seinen Geschmack nicht allein in der feinsinnigen Auswahl, sondern auch durch die Form in der er sie bietet. Nur die Uebersetzer sind zugelassen, die es verstanden haben, möglichste Treue mit Schönheit der Sprache zu vereinigen, so daß uns diese auf fremden Fluren gereiften Erzeugnisse wie einheimische Producte gemahnen. Goethe, Schiller, Droysen, der alte Voß, W. v. Humboldt, Geibel, Platen, Wieland, Schleiermacher, wahrlich, eine stolze Schaar Vermittler der Weltliteratur! Auch Sander's selbst, wie wir schon aus seinen Gedichten wissen, ist ein formgewandter, geistreicher Uebersetzer; seine gereimte Verdeutschung des Sapphischen Gebets an die Liebesgöttin z. B. kann sich mit der schönen Grillparzer's in dessen Tragödie ebenbürtig messen. Altes und neues Testament endlich sind uns durch Luther, Herder, Mendelssohn u. A. vermittelt, ewige Wahrheiten und göttliche Worte, in deutschem Geiste wiedergeboren. Wir möchten diese an Trost und Erhebung, Wahrheit und Schönheit überreiche Sammlung in jedem deutschen Hause sehen.

Zur Moral der literarischen Kritik. Von Wilhelm Wundt. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.) — Der Leipziger Professor der Physiologie gibt sich in dieser „moralphilosophischen Streitschrift" als eifrigsten Antikritiker der Kritik. Er wendet sich gegen eine in den „Preußischen Jahrbüchern erschienene Abhandlung von Hugo Sommer „Der ethische Evolutionismus Wundt's", worin freilich im falschen Auslegen, Unterschieben fremder Absichten und geradezu im Verdächtigen Erkleckliches geleistet war. Indem Wundt die Irrthümer und Geschmacklosigkeiten seines Gegners nachweist, zieht er der wissenschaftlichen Fälschung die Larve vom Gesicht und setzt die entstellte Wahrheit wieder in ihr Recht.

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur von Ferdinand Gregorovius. Erster Band. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Der berühmte Geschichtschreiber der Stadt Rom eröffnet hier eine dankenswürdige Sammlung seiner zerstreuten Essays und Aufsätze, die so viel des Schönen, Neuen, Fesselnden enthalten. Die beiden Reisebeschreibungen über Sardes, die alte Hauptstadt Lydiens und aus der Landschaft Athens zeigen uns den meisterhaften Schilderer apulischer und lateinischer Gegenden auf der Höhe seiner Kunst. Die Aufsätze über Mirabilien der Stadt Athen und römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter bis in unsere Zeit — bekanntlich ist auch der Verfasser zum civis romanus ernannt worden — werden den Historiker, die Untersuchung über die Münzen Alberichs, des römischen Fürsten und Senator, werden den Numismatiker fesseln. Die Frage: Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? löst Gregorovius anders als Fallmerayer. Er glaubt, daß nur in beschränktem Sinne die Gothen Eleusis zerstört und höchstens das Vernichtungswerk der Christen fortgesetzt haben, und daß Alarich die Kunstschätze von Olympia schon stark geplündert und verfallen vorgefunden. Die deutschen Ausgrabungen haben denn auch gelehrt, daß nicht Menschenkraft, sondern nur ein Erdbeben die Säulencolosse des Tempels so in Reihen niedergestreckt haben kann. Endlich gibt er den in München aufbewahrten Bericht Gumppenberg's über die Eroberung und Plünderung Roms durch die Landsknechte 1527 wieder, der die bekannte Episode bei Benvenuto Cellini und andere Relationen werthvoll ergänzt. — Auch die soeben in 2. Auflage erschienenen „Lieder des Giovanni Meli aus Palermo", feinsinnig und gewandt übersetzt von Gregorovius, seien in Kürze erwähnt. Der Sicilianer war freilich kein Volksdichter in unserem Sinne, sondern ein gar stilvoller Schüler der Alten, doch ist auch seine Kunst meist natürlich und naiv und voll bezaubernder Anmuth.

Aus Frankreich. Bilder und Skizzen von F. C. Petersen. (Berlin, J. Zenker.) — Das Verdienstvolle dieser gesammelten Aufsätze besteht darin, daß sie nicht etwa die zahlreichen Beschreibungen von Paris um eine neue vermehren, sondern daß der größere Theil des Buches der französischen Provinz gewidmet ist, die der Pariser Feuilletonist gewöhnlich nur vom Hörensagen kennt oder doch keiner besonderen Beachtung würdigt. Sehr mit Unrecht, denn französisches Leben pulsirt trotz aller Centralisation nicht nur in Paris, und auch die französischen Bauern und Kleinstädter kennen zu lernen, ist nicht ohne Reiz und Nutzen. Der Verfasser, der seit Jahren in Blainville im Departement de la Manche ansässig ist, hat zumal den Provinzler sehr genau studirt und gibt uns von ihm ein zwar nichts weniger als geschmeicheltes, dafür aber durchaus zutreffendes und wahrheitsgetreues Bild. Von besonderem Interesse sind hier die Bilder aus der Normandie, wobei es natürlich nicht ohne Seitenhiebe auf das ultramontane Pfaffenregiment abgeht. Eine der besten Federzeichnungen aus der Provinz ist dem französischen Kleinstädter gewidmet, doch kennen sie unsere Leser bereits, da der Aufsatz zuerst vor Jahren in unseren Spalten erschienen ist. Aber auch in Paris weiß Petersen Bescheid, und seine Charakterstudien und Genrebilder sind meist amüsant zu lesen, weil der Verfasser über wirklichen Humor verfügt. Da diese etwa vierzig Aufsätze zu verschiedenen Zeiten entstanden und zum kleinsten Theil etwas verblaßt sind, so hätte es sich empfohlen, die Jahreszahl der Abfassung jedesmal zu bezeichnen oder sie neu zu bearbeiten, wodurch freilich der ihnen eigene Reiz der Unmittelbarkeit vielleicht Einbuße erlitten haben würde.

Lieder und Bilder. Von J. J. Honegger. 3. Aufl. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Wenn ein im Dienste der Wissenschaft ergrauter Mann in rührender Bescheidenheit dem Publikum einen Strauß poetischer Blüthen überreicht, so darf er sicher sein, daß man allerorts diese Spende mit Dank entgegennehmen wird, um so mehr, als sie die einzige dichterische Leistung des Gelehrten bildet und in keiner Weise den zünftigen, alljährlich mehrere Goldschnittbände ausbrütenden Poeten Concurrenz machen will. So hat M. Carriere die Freunde seiner ästhetischen Werke mit seiner gedankentiefen poetischen Todtenfeier „Agnes" erfreut, und so wird diese dichterische Autobiographie des Kunst- und Culturhistorikers J. J. Honegger nicht verfehlen, einen Kreis von Verehrern zu finden. Was je Honegger in seinem Leben poetisch stimmte, zu Liedern der Lust, zu Klängen der Klage befeuerte, ist hier in kritischer Auswahl vereinigt, und aus der ganzen Sammlung blickt eine ehrliche, sympathische Physiognomie dem Leser entgegen. Honegger braucht es nicht zu betheuern, daß „in seinen Tonarten eine Fülle tiefst innerlicher Herzenserfahrungen erklingt", man spürt die Wahrhaftigkeit seiner Stimmungen, die Ehrlichkeit seiner Worte aus jeder Zeile heraus, und das gibt dem Büchlein den eigentlichen subjectiven Reiz. Honegger beansprucht auch den Dichternamen nicht; diese Selbstkritik erleichtert uns den Ausspruch, daß thatsächlich, soviel menschlich Schönes, soviel edle Herzensbildung, gesunde Mannhaftigkeit seine Leistungen schmücken, das Fluidum echter dichterischer Kraft nur in verhältnißmäßig wenigen seiner Gedichte sich dem Leser mittheilt. Er braucht das im Grunde nicht zu beklagen, da seinen poetischen Bekenntnissen Eigenschaften innewohnen, um welche ihn mancher bekannte Dichter beneiden könnte. Wollen wir das Wesen seiner Lieder in kurzem charakterisiren, so müssen wir vor allem die merkwürdig einheitliche Grundstimmung erwähnen, welche alle, und selbst die bezüglich ihrer Entstehungszeit von einander entferntesten Poesien gleichmäßig verbindet: Herbstliche Resignation, die köstliche Luft eines schönen Octobertages ist in seinen Versen zu verspüren, ein weicher Nebelschleier liegt auf allen seinen Bildern und Stoffen, welcher das Grelle mildert und das Alltägliche geheimnißvoll erscheinen läßt. Seine Muse erhellt nicht mit der Brandfackel lodernder Phantasie die Welt, keine geniale Philosophie und Naturanschauung versetzt mit elementarer Gewalt Thäler und Berge, eine neue, reiche Welt schaffend, in welche wir uns mit freudigem Staunen versenken. Wir greifen aus der Fülle des Gebotenen nur Folgendes heraus: farbenreich und gedankentief ist: „Den Phantasien der Jugendzeit", das „Gebet" kennzeichnet besonders Honegger's Streben, sich vom Menschlichen loszulösen und im All der Natur aufzugehen; „Gute Nacht" ist von musikalischem Klang. Nennen wollen wir ferner die orientalischen Gedichte in der Manier Freiligrath's, allerdings stört hier oft die zerhackte Form und der manchmal ungelenke Versbau. Honegger wird uns selbst zugeben müssen, daß ein Vers wie: „Eurer toten Propheten Gräber röten" in seiner kakophonen Vocalisirung unstatthaft ist. Nicht übersehen dürfen wir die historischen Gedichte, welche wegen ihres Weitblickes zu den Perlen der Sammlung gehören. Der zweite Theil des Buches besteht aus Reiseschilderungen, durch welche ein interessanter, lebensfrischer Zug geht, und aus einer Stimmungsnovelle, die sich weniger durch Handlung, als durch melancholische feine Seelenmalerei auszeichnet. W.

Offene Briefe und Antworten.

Die Aussprache des Griechischen in Württemberg.

Geehrte Redaction!

In Nr. 26 der „Gegenwart" steht in dem Aufsatz: Die Aussprache des Griechischen von Philosophus die Parenthese: „In Württemberg wird z. B. nicht nach Accenten gesprochen". Diese Behauptung ist unrichtig. Gerade wir Württemberger haben Jahrzehnte lang unter der in Baden seiner Zeit üblichen Manier, nicht nach Accenten zu sprechen, bei den von dort her kommenden Schülern zu leiden gehabt. Das war noch in den sechziger Jahren. Höchstens lassen wir beim Lesen der Verse unsere Schüler auch bloß scandirends Lesen üben, wie das wohl überall der Fall sein wird, bis das Metrum und der Rhythmus sicher angeeignet ist.

Hochachtungsvoll

Heilbronn, 28. Juni. Professor W. Rösch.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien:

Rechtsstudium und Prüfungsordnung.

Ein Beitrag zur preußischen und deutschen Rechtsgeschichte

von

Geheimrath Professor Dr. **L. Goldschmidt**

in Berlin.

gr. 8. geh. Preis M. 9. —

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ¼ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct. **Bad Pyrmont.** Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Bad Nauheim bei Frankfurt a. M., Station d. M.-W.-B.

Naturwarme kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.

Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern, auch vor bez. nach dieser Zeit.

Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. **Jäger.**

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate

von **Dr. Jos. Chavanne.**

Ein starker Band, Lex.-Oct., hochelegante Ausstattung mit vielen Original-Illustrationen in feinstem Holzschnitt und 2 Karten. Broch. 24 M., eleg. geb. in Halbfranzband 27 M.

Gestützt auf die im Kongostaate gesammelten Erfahrungen und Studien in den Jahren 1884—1885, zum Zweck topographischer Aufnahmen, versucht der berühmte Verfasser in dem Werke ein **klares** und **unparteiisches** Bild des Landes und **seiner Bevölkerung** zu entwerfen. Der Länder- und Völkerkunde wird in diesem Werke die **erste** auf **wirklichen Forschungen** begründete Darstellung der geophysischen Verhältnisse des unteren Kongogebietes geboten.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Neueste Romane

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Erlachhof.

Roman von

Ossip Schubin.

2 Bände.

Preis geheftet ℳ 8. —; fein gebunden ℳ 9. —

Der Oberförster von Margrabowo.

Roman von

Adolf Streckfuß.

2 Bände.

Preis geheftet ℳ 8. —; fein gebunden ℳ 9. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Rob. Lutz, Stuttgart.

Jeder Bd. M. 2.50 (geb. M. 3.—)

Amerikanische Humoristen und Novellisten der Sternbanner-Serie:

I. **Ruderheim.** (Häusl. Erlebn. eines Ehepaars) von **F. R. Stockton,** dtsch. v. M. Jacobi.

II. **Unterwegs und Daheim;** Neue Sammlung von Humoresken **Mark Twains.**

III. **Novelletten u. Skizzen** amerik. Meister der „Short Story".

„Short Story": **Aldrich, O'Brien, Hale, Stockton** u. A.

Wird fortgesetzt.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. **Dir. Schröter, Dresden-N.,** Oppelstr. 44.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
AUG 10 1887
Library

№ 29. Berlin, den 16. Juli 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Wohnungsgesetzgebung. Von Fritz Kalle, M. d. R. — Erinnerungen an Robert Mohl. Von L. Gestner. — **Literatur und Kunst:** Was uns bleibt. Von E. Heldt. — Unser Publikum. Von Jacob Mähly. — Der Ex-Director Wilbrandt. Von X. Wiener. Ein Originaldenker über den Spiritismus. Von Max Schneidewin. — **Feuilleton:** Nach dem Tode. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Die Wohnungsgesetzgebung.

Von Fritz Kalle, M. d. R.

In dem neuesten Hefte seines „Jahrbuchs für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im deutschen Reiche" mahnt Professor Dr. Schmoller, an die Verhandlungen des Vereins für Socialpolitik über die Wohnungsverhältnisse der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten anknüpfend, energisch an die Lösung der Arbeiterwohnungsfrage heranzutreten. Er wendet sich dabei hauptsächlich an die besitzenden Klassen, diese auffordernd in umfangreicherer Weise als bisher für die Schaffung billiger und gesunder Wohnungen für ihre ärmeren Mitbürger einzutreten und schließt seine Ausführungen mit den Worten: „Die besitzenden Klassen müssen aus ihrem Schlummer aufgerüttelt werden; sie müssen endlich einsehen, daß, selbst wenn sie große Opfer bringen, dies nur, wie es Chamberlain unlängst in London nannte, eine mäßige, bescheidene Versicherungssumme ist, mit der sie sich schützen gegen die Epidemien und gegen die socialen Revolutionen, die kommen müssen, wenn wir nicht aufhören, die unteren Klassen in unseren Großstädten durch ihre Wohnungsverhältnisse zu Barbaren, zu thierischem Dasein herabzudrücken."

Ich verzichte darauf hier nochmals die hygienische und sociale Bedeutung der Frage der Wohnungen der Wenigbemittelten, die thatsächlich obwaltenden Mißstände und die zu deren Beseitigung angewandten und weiter vorgeschlagenen Mittel in ihrer Gesammtheit zu beleuchten, beziehe mich vielmehr für all dies auf den angeführten Schmoller'schen Aufsatz, auf die vom Verein für Socialpolitik herausgegebenen zwei Bände Gutachten und die am 24. September 1886 zu Frankfurt a. M. stattgehabten Verhandlungen der Generalversammlung jenes Vereins und verweise diejenigen, die noch tiefer in die Materie eindringen wollen, auf die in den angeführten Gutachten angezogene deutsche und fremde Literatur. Ich will lediglich die Anregung, die Schmoller vorwiegend nach einer Seite gegeben hat, meinerseits richten nach der Seite der Gesetzgebung und zwar speciell der Reichsgesetzgebung. Ich finde hierzu eine besonders dringliche Veranlassung in dem Umstande, daß ein in gleicher Richtung von meinen politischen Freunden, unter Führung von Dr. Miquel in der letzten Reichstagssession geplanter Schritt wegen der Ueberlastung mit unaufschiebbaren Arbeiten unterbleiben mußte.

Mag auch die Reform der Gesetzgebung nicht die wichtigste der zur Beseitigung der allgemein anerkannten und beklagten Mißstände zu ergreifenden Maßregeln sein, so ist sie doch zum Gelingen des Ganzen unbedingt erforderlich, und die baldige Inangriffnahme ist um so zweckmäßiger, als auf diesem Gebiete verhältnißmäßig rasch praktische Erfolge zu erzielen sind, die dann nicht nur an sich der Lösung der schwierigen Aufgabe zu gute kommen, sondern auch die Thätigkeit der Privaten, Gemeinden und Einzelstaaten anregen und fördern werden.

Verbilligen kann die Gesetzgebung die Wohnungen der kleinen Leute kaum, das kann nur geschehen durch ein vermehrtes Angebot solcher Wohnungen, aber sie kann verhindern, daß Räume als Wohnungen hergestellt und benutzt werden, welche überhaupt, oder für den Zweck, für den sie verwandt werden, ungenügend sind und deshalb ihre Bewohner physisch und sittlich gefährden, und mit letzterm auch die übrige ortsansässige Bevölkerung, ja in letzter Reihe die Gesammtheit der staatlichen Gesellschaft. Und sie muß mit ihrem Zwange eintreten, weil die zunächst zur Abhülfe Berufenen, die Gemeinden erfahrungsmäßig meist ihre Pflicht nicht erfüllen, um der materiellen Opfer willen, die vielfach durch die zu ergreifenden Maßregeln den Communen als solchen und ihren vermögenden, einflußreichen Bürgern auferlegt werden. Diese Erfahrung ist eine alte und allgemeine, sie ist wie in Deutschland, so in anderen Staaten gemacht und es ist keine Hoffnung, daß jemals eine umfassende durchgreifende Besserung eintritt, denn wir haben es hier mit einem jener natürlichen Fehler des menschlichen Charakters zu thun, die abzustreifen wohl einzelnen, besonders Begnadeten, niemals aber der großen Masse gelingen wird. Stets wird es Regel bleiben, daß der Einzelne bei Freiheit der Entscheidung im Falle des Conflicts zwischen seinem persönlichen Interesse und demjenigen der Gesammtheit, dem ersteren folgt. Und zu diesem weit verbreiteten Charakterfehler kommt dann noch der beinah eben so allgemeine Mangel an Verständniß für die Dinge, die außerhalb der engsten materiellen Interessensphäre des Einzelnen liegen, ein Mangel, der um so fühlbarer wird, je größer der Kreis derjenigen ist, denen eine Maßregel dienen soll und je idealer ihr Zweck ist.

Es heißt die menschliche Natur überschätzen, wenn man erwartet, daß Gemeindevorstandsmitglieder, die nicht nur als Steuerzahler, sondern auch — und zwar meist noch in weit empfindlicherer Weise — als Grundstücks- und Hausbesitzer, wie als Vermiether von im Interesse des Behagens und der Sittlichkeit der Armen- und der gesundheitlichen Verhältnisse des Ortes auszuführenden Maßregeln erheblich belastet werden, solchen Maßregeln ihre Zustimmung geben oder gar dazu die Initiative ergreifen. Die Mißstände müssen schon sehr große, ihre üblen Folgen schon stark fühlbar geworden sein und der

Digitized by Google

Gedanke, ihnen trotz dem der Gemeinde und einem Theil ihrer Bürger erwachsenden pecuniären Opfer, entgegenzutreten, muß im Gemeindevorstande von direct nicht so erheblich interessirten und von Verständniß für das Gemeinwohl getragenen Elementen, warme Befürwortung finden, wenn einmal eine Gemeinde von den ihr nach Lage der Gesetzgebung zustehenden Befugnissen im Interesse der öffentlichen Sicherheit und besonders der Hygiene in das Wohnungswesen einzugreifen, Gebrauch machen soll.

Die Zusammensetzung der staatlichen gesetzgebenden Factoren ist für die Erreichung des Zweckes eine viel günstigere wie die der communalen Organe, weil die Mitglieder der ersteren, ganz abgesehen davon, daß bei ihnen im Großen und Ganzen mehr Verständniß und Interesse für die Bedürfnisse der Gesammtheit obwaltet, in verhältnißmäßig viel geringerer Zahl persönlich durch die von ihnen zu fassenden Beschlüsse geschädigt werden. Hier sind also leicht Majoritäten für eine den Bedürfnissen entsprechende Beschlußfassung zu erlangen, dort nur mit der größten Schwierigkeit in ganz vereinzelten Fällen. Aus diesem Verhältnisse geht aber noch ein zweites hervor, nämlich daß man die Gesetze so machen muß, daß sie auch in ihrer Ausführung nicht lediglich von dem guten Willen der Gemeinde abhängig werden, und da das Bedürfniß überall das gleiche ist — es ist ja in sämmtlicher Herren Ländern dasselbe — wird man natürlich alles, was durch die Reichsgesetzgebung geordnet werden kann, dieser zuweisen, um so gleichzeitig in allen deutschen Staaten gleiche Rechtsgrundlagen zu schaffen.

Die Competenz hierzu braucht nicht erst erkämpft zu werden, sie ist gegeben durch Art. 4 der Reichsverfassung. Man könnte sich zwar auch auf das dem Reiche unbestritten überlassene Recht der Gesetzgebung auf socialpolitischem Gebiet stützen, das ist aber zunächst nicht einmal nöthig, das Recht des Reiches, das Wohnungswesen zu regeln, wird schon in ganz genügendem Umfange begründet durch die einzige Nummer 15 des Art. 4, wonach die Maßregeln der Medicinalpolizei der Beaufsichtigung Seitens des Reichs und der Gesetzgebung desselben unterliegen. Danach ist das Reich vollkommen befugt, diejenigen Vorschriften bezüglich des Baues und der Benutzung der Wohnungen zu erlassen, deren allgemeine Einhaltung im hygienischen Interesse nothwendig erscheint. Nicht in Competenzbedenken findet der Umfang der Benutzung dieses Rechts von Seiten des Reichs seine Grenzen, sondern lediglich darin, daß die Reichsgesetzgebung nur so weit eingreifen kann, als die Verhältnisse in allen Theilen Deutschlands gleichartige sind. Für die vielfach wechselnden Specialbedürfnisse zu sorgen, wird man den Einzelstaaten und Selbstverwaltungskörperschaften überlassen müssen, denen die Aufgabe zufällt, die vom Reiche erlassenen Vorschriften zu vervollständigen, soweit dies local im öffentlichen Interesse erwünscht und praktisch durchführbar erscheint.

Selbstverständlich ist, daß wie bei jeder Gesetzgebung so auch bei der hier in Frage stehenden eine weise Abwägung des zu erreichenden hygienischen Vortheils gegenüber den gleichzeitig nach anderen Richtungen erwachsenden Nachtheilen stattzufinden hat. Und da selbst bei Beschränkung der generell aufzustellenden Forderungen immer Einzelfälle vorkommen können, in denen letztere entweder an sich nicht durchführbar sind, oder wenn durchgeführt, zu überwiegenden anderweiten Schädigungen führen würden, wird man in dem zu erlassenden Reichsgesetze gewissen Organen der Staatsverwaltung die Befugniß ertheilen müssen, in bestimmten Fällen Ausnahmen von den allgemeinen Bestimmungen zuzulassen, wie das wiederholt bei anderen Reichsgesetzen geschehen ist.

Das Reichsgesetz, daß ich im Auge habe, soll sich nicht befassen mit den civilrechtlichen Beziehungen zwischen Miether und Vermiether, mit dem communalen Steuersystem und Aehnlichem. Ich erkenne zwar die hohe socialpolitische Bedeutung all jener Verhältnisse an und erkenne auch an, daß sie indirect von Einfluß auf die Wohnungshygiene sind, ich halte es aber für praktischer, für rascher zum Ziele führend, wenn man sich zunächst auf ein bloßes Sanitätsgesetz beschränkt, die Regelung der sonstigen auf die Wohnungsfrage bezüglichen Materien der Zukunft überlassend. Schon in diesem beschränkten Umfange wird die Fertigstellung eines Reichsgesetzes nicht ganz leicht sein, weniger wegen der in dem Gegenstande liegenden Schwierigkeiten, als wegen der Vorurtheile, die sofort auftauchen, wenn man von Reichswegen in ein Gebiet eingreifen will, das selbst die viel ältere Macht der Einzelstaaten nur vereinzelt zu regeln unternahm, während in den meisten Theilen Deutschlands noch beinahe volle Autonomie der Gemeinde besteht. Von diesem Gesichtspunkte aus wird es nicht an Widerspruch fehlen, wenn man verlangt, daß in das zu erlassende Reichsgesetz diejenigen allgemeinen hygienischen Forderungen aufgenommen werden, die man bisher in den meisten deutschen Staaten nur in den von den Gemeindeorganen oder höchstens den Provinzialverwaltungen erlassenen Bauordnungen zu finden gewohnt war. Und doch ist diese Forderung unabweisbar, denn das vorgeschlagene Gesetz wird seinen Zweck nur dann erreichen können, wenn es gleichzeitig die Herstellung ungesunder Wohnungen und die gesundheitswidrige Ausnutzung von Wohnungen verbietet und die Beseitigung ungesunder Wohnungen veranlaßt.

Die bisherigen französischen und meisten englischen Gesetze würden selbst wenn sie nicht den Grundfehler hätten, die Wahrung des öffentlichen hygienischen Interesses vollständig in die Hände der Gemeinde zu legen, doch keine erhebliche praktische Wirkung gehabt haben, weil sie den erstgenannten dieser drei Zwecke, die Verhinderung der Herstellung ungesunder Wohnungen, sei es in Neubauten, sei es durch veränderte Einrichtung bereits bestehender Häuser außer acht lassen. Was helfen Vorschriften gegen Wohnungsüberfüllung, was hilft die Ermächtigung zur Expropriirung ungesunder Häuser und Quartiere, wenn man nicht überall verhindern kann, das schon beim Bau gesündigt wird?

In Folgendem sollen die m. E. im Gesetze zum Ausdruck zu bringenden Vorschriften in kurzen Sätzen zusammengefaßt werden; nicht einen vollständigen Gesetzentwurf will ich also bringen, sondern nur die Grundzüge zu einem solchen. Den einzelnen Sätzen füge ich, soweit es mir nöthig scheint, eine knappe Erläuterung und Begründung bei. Das ist allerdings keine elegante Form des Ausdrucks, sie scheint mir aber hier die zweckmäßigste.

Die ersten 14 Paragraphen, welche von der Herstellung der Wohnungen handeln — alle meine Vorschläge beziehen sich überhaupt nur auf Wohngebäude, nicht auf gewerblichen und landwirthschaftlichen Bauten und dergleichen — enthalten allerdings diejenigen Vorschriften, welche einen Theil der bestehenden Landes-, Provinzial- und Localbauordnungen bilden, in den Kreisen der Bautechniker hält man aber eine gleichmäßige Regelung der Baupolizei in ganz Deutschland für nöthig und durchführbar nicht nur in Bezug auf die sanitären Vorschriften, sondern auch auf die den öffentlichen Verkehr, die Feuersicherheit und die Festigkeit der Bauten betreffenden Bestimmungen. Bereits 1876 beschloß die 5. Abgeordnetenversammlung des Verbandes deutscher Architekten und Ingenieurvereine: „behufs einheitlicher Regelung einzelner Partien des Bauwesens, soweit thunlich auf dem Boden der Reichsgesetzgebung, zunächst die Materialien aus dem Gebiete der Baupolizei durch die Vereine sammeln und kritisch beleuchten zu lassen.“ Die 7. Abgeordnetenversammlung des Verbandes, im Jahre 1878 beauftragte sodann den Oberbaurath und Professor am Polytechnikum in Karlsruhe R. Baumeister auf Grund des eingegangenen Materials eine für das ganze Reich passende Normalbauordnung zu entwerfen.

In der Einleitung seiner 1880 erschienenen bezüglichen Schrift sagt Baumeister u. a., es sei ihm bei genauerem Eingehen in die Sache mehr und mehr zulässig erschienen „alle wesentlichen Vorschriften der Baupolizei für ganz Deutschland einheitlich zu gestalten.“ Die bei so manchen Hauptpunkten noch vorkommenden Abweichungen in wissenschaftlicher Beziehung seien „unberechtigte Eigenthümlichkeiten.“ Das Hülfsmittel des Ortsstatuts spiele allerdings in manchen Landesbauordnungen noch eine große Rolle, aber vielfach nicht um

Digitized by Google

der eigenthümlichen lokalen Verhältnisse wie Klima, Baumaterial u. s. w. willen, sondern „um die Unsicherheit des Gesetzgebers wegen exakter Normen zu verdecken.“ Baumeister geht bei seiner Normalbauordnung sehr in die Details und läßt dem Ermessen der lokalen Polizeibehörden verhältnißmäßig wenig Spielraum. Hält ein so hervorragender Sachverständiger eine derartige in die Einzelheiten gehende Regelung der ganzen Materie für ausführbar, so durfte sich gegen die hierunter vorgeschlagenen lediglich hygienischen und noch dazu weniger eng gefaßten Vorschriften kaum den Einwand erheben lassen, daß sie nicht im ganzen Reiche durchzuführen sein. Ich fasse das Wort „Hygiene“ im gewöhnlichen beschränkten Sinne auf, wollte man den Begriff weiter fassen, so ließe sich auch die Aufnahme gewisser die Festigkeit und Feuersicherheit der Gebäude betreffenden Bestimmungen rechtfertigen.

Baumeister macht keinen Unterschied zwischen Stadt und Land und auch ich will hier davon absehen, halte es aber für sehr wohl möglich, daß man bei der Ausarbeitung des Gesetzes selbst doch findet, daß es sich empfiehlt, wenigstens einen Theil der Bestimmungen etwas anders zu fassen, je nachdem es sich um Städte, Dörfer, einzelne Gehöfte u. s. w. handelt. In den großen Städten spielt der Werth des Grund und Bodens die Hauptrolle, bei starker Ausnutzung der Fläche werden selbst ziemlich kostspielige hygienische Einrichtungen verlangt werden können, auf dem platten Lande liegt dies Verhältniß meist umgekehrt. Ich bemerke endlich noch, daß ich beinahe durchgehends nur Bezug nehme auf für größere Bezirke erlassene Verordnungen, auf Verordnungen also, bei denen der Verschiedenartigkeit der Bedürfnisse schon einigermaßen Rechnung getragen ist.

§ 1.

Zu jedem Neubau, sowie zu jeder Reparatur oder Veränderung einer baulichen Anlage, insbesondere jeder Wohnbarmachung von Räumen, welche bislang nicht zum regelmäßigen Aufenthalt von Menschen gedient haben, ist die Erlaubniß der Ortspolizeibehörde erforderlich.

Ausgenommen hiervon sind nur:

1. Das Abputzen der Häuser u. s. w. Ausnahmen etwa in der Weise wie in der Brandenburgischen Baupolizeiordnung für die Städte vom Jahre 1872.

Statt den Concessionszwang allgemein auszusprechen, wie ich dies nach Analogie der Brandenburgischen Baupolizeiordnung und anderer vorschlage, könnte man wie bei den Ausnahmen kasuistisch verfahren und dies thun auch manche Bauordnungen, so z. B. die für die rechtsrheinischen Theile des Königsreichs Bayern mit Ausnahme von München geltende allerhöchste Verordnung vom 19. September 1881, ich halte das aber für weniger zweckmäßig, weil dabei leicht eine Lücke entstehen kann.

§ 2.

Dem schriftlichen Gesuche um die polizeiliche Genehmigung sind eine Beschreibung des beabsichtigten Baues, aus der insbesondere hervorgehen muß, welches Material verwandt werden soll, und die nöthigen Pläne beizufügen. Beschreibung und Pläne sind von den für die Ausführung verantwortlichen Personen zu unterzeichnen.

Der im Maßstabe von mindestens $^1/_{500}$ auszuführende Situationsplan muß den Bauplatz und die nächstangrenzenden Grundstücke, mit den darauf befindlichen Bauten zur Darstellung bringen.

Die im Maßstabe von mindestens $^1/_{100}$ auszuführenden Baupläne müssen die Grundrisse der Geschosse mit Angabe der Bestimmung der einzelnen Räume und mindestens einen Höhendurchschnitt, aus dem auch die Normalhöhe der Straße und des sonstigen anstoßenden Terrains und — soweit bekannt — die Grundwasserhöhe ersichtlich sind, zeigen.

Soweit die projectirten Brunnen, Gruben und unterirdischen Entwässerungsanlagen nicht in den Situations- und Bauplänen zur Darstellung gebracht sind, sind darüber besondere Zeichnungen im Maßstabe von $^1/_{100}$ beizufügen.

Die Brandenburgischen Bauordnungen verlangen auch für die Situationspläne bei städtischen Bauten den Maßstab von $^1/_{100}$, für ländliche Bauten nur den von $^1/_{500}$, der auch in der Bayrischen Allgemeinen Bauordnung festgehalten wird. Für die Baupläne wird beinahe überall der Maßstab von $^1/_{100}$ verlangt.

§ 3.

Der Bauunternehmer muß die Polizeibehörde schriftlich von der Vollendung des Rohbaues, sowie von der Fertigstellung der Anlage zur Benutzung Anzeige erstatten, worauf die Behörde die Revision vorzunehmen hat.

Die Brandenburgische Baupolizeiordnung und andere verfügen allerdings bloß die Revision nach Fertigstellung des Rohbaues, vom hygienischen Standpunkte aus ist aber auch eine Revision vor der Benutzung zu verlangen. Baumeister fordert, um die Ueberwachung der Bauarbeiten in ihrem ganzen Verlaufe zu erleichtern sogar, daß der Unternehmer die Polizeibehörde nicht nur bei Vollendung des Rohbaues und vollständiger Fertigstellung, sondern auch bei jeder voraussichtlich länger wie zwei Monate dauernden Hinausschiebung oder Unterbrechung der Arbeiten benachrichtige. Und auch manche Localbauordnungen verlangen drei und mehr Revisionen.

§ 4.

Das Baumaterial muß so beschaffen sein, daß es eine feste, feuersichere und den gesundheitspolizeilichen Anforderungen entsprechende Bauausführung, insbesondere die Herstellung trockener Wände ermöglicht. Bauten aus Mörtelmauerwerk dürfen bei Frost nur mit baupolizeilicher Bewilligung ausgeführt werden.

Dieser Paragraph entspricht den §§ 12 und 13 der bayerischen allgemeinen Bauordnung.

§ 5.

Mit dem Verputzen der äußeren und inneren Wände darf höchstens 30 Tage nach Abnahme des Rohbaues begonnen werden. Die Monate October bis einschließlich März rechnen aber als Trockenzeit nicht mit.

Die Polizeibehörde ist befugt, betreffs des inneren Verputzes Ausnahmen für die Wintermonate zuzulassen, wenn der Nachweis geführt wird, daß eine genügende künstliche Trocknung vorgenommen ist.

Diese der Brandenburgischen Bauordnung für die Städte entnommenen Bestimmungen erscheinen überall leicht durchführbar. Die angezogene Bauordnung verlangt 6 Wochen Trockenzeit; 30 Tage dürften aber als Regel genügen.

§ 6.

Die Höhe der Gebäude ist so zu bemessen, daß allen nothwendigen Fenstern (§ 10) von Wohnräumen das Licht von der dem Fenster entgegengesetzten Seite in einem Einfallwinkel von nicht über 45° zukommen kann.

An der Straße darf also ein Gebäude nicht höher aufgeführt werden als der Abstand desselben von der gegenüberliegenden obligatorischen Baulinie beträgt. Die größte zulässige Höhe ist 20 m.

In diesem § gebe ich in dem ersten Absatz den Hauptinhalte der §§ 39 und 40 der Baumeister'schen Normalbauordnung wieder (auf Ausnahmefälle wie sie vorkommen, wenn die Baulinien nicht parallel sind, bei Eckhäusern u. s. w. nehme ich keine Rücksicht, ich will ja, wie ich schon sagte, keine fertigen Gesetzesparagraphen machen, sondern nur die wesentlichsten leitenden Grundsätzen für ein Gesetz aufstellen). Professor Baumeister sagte in seinen Erläuterungen zu § 40:

„Der Grundsatz, daß jedem nothwendigen Fenster Licht unter einem Einfallwinkel von 45 Grad zukommen müsse, an der Straßenseite bis zu etwaigen Kellerfenstern herunter, ist bereits in Bayern und Sachsen, sowie in einigen preußischen Städten anerkannt. An den von der Straße abgewendeten Gebäudeseiten ist dies bis jetzt nur in dem Senatsentwurf

Digitized by Google

eines hamburgischen Baupolizeigesetzes von 1878 der Fall, und zwar auch hier nur für die Vororte. Theilweise oder annähernde Bestimmungen dieser Art sind freilich vielerorts vorhanden. Es erschien dem Verfasser durchaus zeitgemäß, jenen hygienischen Grundsatz consequent durchzuführen und damit ein correctes Zukunftbild zu entwerfen, vorbehaltlich der Einschränkungen, welche ältere Baupläße mit Rücksicht auf ihre bisherige dichtere Bebauung und den damit zusammenhängenden Bodenwerth fordern."

Indem ich mich dieser Auffassung anschließe, weise ich auf § 14 hin, durch den die nöthige Rücksichtnahme auf bestehende Verhältnisse gesichert erscheinen dürfte.

Der zweite Absatz § 6 ist wegen derjenigen Gebäude nöthig, die nicht in unmittelbarer Nähe von bereits bestehenden oder wenigstens genehmigten baulichen Anlagen situirt sind.

NB. Der im ersten Absatz gebrauchte Ausdruck „Wohnräume" begreift hier wie überall alle Räume in sich, die zum längeren Aufenthalte von Menschen bestimmt sind, wie Wohn- und Schlafzimmer, Küchen, Werkstätten u. s. w.

§ 7.

Die lichte Höhe von Wohnräumen in neuen Häusern muß mindestens 2,5 m, wenn solche in vorhandenen Gebäuden neu angelegt werden 2,4 m betragen. Bei nicht wagerechter Decke ist diese Höhe im Durchschnitt zu berechnen.

Diese Ziffern entsprechen den Brandenburgischen Bauordnungen, die bayerische verlangt viel mehr, nämlich 2,75 m für Orte mit über 7000 Einwohnern, 2,60 m für kleinere Orte.

§ 8.

Die Fußböden ebenerdiger Wohnungen müssen mindestens 0,30 m über dem Niveau des anstoßenden Terrains liegen und es kann, wenn es aus gesundheitlichen Rücksichten nöthig erscheint, auch verlangt werden, daß solche Fußböden, insoweit sie nicht unterkellert sind, entweder um mehr als 0,30 m über das Gebäude gelegt oder durch eine Betonlage isolirt werden.

Dieser Paragraph entspricht ungefähr § 36 der bayerischen allgemeinen Bauordnung.

§ 9.

Kellergeschosse dürfen nur dann zu Wohnungen eingerichtet werden, wenn der Fußboden mindestens 0,30 m über dem höchsten Stande des Grundwassers, die Decke wenigstens 1 m und der Fenstersturz mindestens 0,60 m über dem Niveau des anstoßenden Terrains liegt.

Entspricht den Vorschriften der Brandenburgischen Bauordnungen. Vielleicht könnte man aber auch gleich weiter gehen und die Einrichtung von Kellerwohnungen in neuen Häusern ganz verbieten.

§ 10.

Alle Wohnräume müssen in's Freie gehende Fenster im Verhältniß von mindestens 1 qm Fensteröffnung auf 40 cbm Rauminhalt erhalten.

Baumeister verlangt schon auf 30 cbm Rauminhalt 1 qm Fensteröffnung, ebenso die neue Bauordnung der Stadt Wiesbaden, obige Forderung erscheint also als durchaus bescheiden. Die Fensteröffnung anders festsetzen zu wollen als durch die Relation zum Cubikinhalt des durch die Fenster mit Luft und Licht zu versehenden Raumes, wäre nicht zweckmäßig.

§ 11.

Abtrittsräume sind nicht an Zwischenwänden, sondern, soweit sie in Wohngebäuden liegen, an deren Umfassungsmauern anzulegen und mit in's Freie führenden Fenstern zu versehen.

Mit Baumeister könnte man ferner vielleicht vorschreiben, daß aus den Abfall-Schachten und Röhren Dunströhren über Dach geführt werden.

§ 12.

Gruben, Canäle und Rinnen zur Aufnahme von festen und flüssigen Abgängen aller Art bedürfen besonderer polizeilicher Genehmigung. In Städten sind die Koth- und Mistgruben und die event. mit denselben in Verbindung stehenden Canäle wasserdicht auszumauern, dicht zu überdecken und mit Dunströhren zu versehen, welche über den höchst belegenen bewohnten Räumen ausmünden. Die bereits bestehenden Gruben und Canäle sind binnen Jahresfrist nach Inkrafttreten des Gesetzes ordnungsmäßig herzustellen.

Ist der Brandenburgischen Baupolizeiordnung für die Städte nachgebildet. Baumeister will seine sehr strengen Vorschriften zumeist auch auf ländliche Bauten ausgedehnt wissen, es will mir aber scheinen, als wenn man hier in Dörfern und einzelnen Gehöften mehr Freiheiten zulassen könnte.

§ 13.

Versickerungsgruben für Küchenwasser, Waschwasser und wenig verunreinigte gewerbliche Abwasser können nur auf Widerruf bei solchen Gebäuden genehmigt werden, die mindestens 200 Meter von andern Wohnhäusern und Trinkwasserbrunnen entfernt sind und bei denen eine Ableitung in ober- oder unterirdische öffentliche Canäle nicht durchführbar ist. Alle zwei Jahre hat eine amtliche Revision der Versickerungsgruben, behufs Cassirung der unzulässig gewordenen Anlagen stattzufinden.

Die bis auf die durchlässigen wasserführenden Schichten durchgeführten Versickerungs- oder Senkgruben sind stets vom Uebel, weil sie den Boden verunreinigen, in höchstem Grade aber gefährlich werden sie, wenn die versickernden fauligen Stoffe in das Trinkwasser gelangen, hier muß also mit der größten Strenge verfahren werden.

§ 14.

Für Neubauten und Umbauten in bereits angebauten Straßen können durch Ortsstatut die durch die örtlichen Verhältnisse gebotenen Erleichterungen der Vorschriften der §§ 6—10 festgesetzt werden.

Da Ortsstatute der Zustimmung der höheren Verwaltungsbehörde bedürfen, ist letztere in der Lage eine Verletzung der hygienischen Interessen zu verhindern. In der Regel wird es sich nur um Abweichungen von den Bestimmungen des § 6 (Gebäudehöhe) handeln, in Bezug auf die übrigen angezogenen Paragraphen dürften nur ausnahmsweise Nachlässe zu gewähren sein.

§ 15.

Wohnungen in neuen Häusern, oder neu erbauten Stockwerken dürfen frühestens zwei Monate nach Abnahme des fertig zur Benutzung gestellten Baues (§ 3) bezogen werden.

§ 16.

Die einzelnen Räume der Gebäude dürfen nur zu den Zwecken, für welche sie baupolizeilich genehmigt sind verwendet werden.

In jedem Gebäude, in welchem mehrere Familien wohnen, oder nicht zu den Familiengenossen gehörige Personen (Aftermiether, Arbeiter, Reisende u. s. w.) regelmäßig Wohnung oder Schlafstelle finden, muß in der einzelnen Wohnung auf jeden erwachsenen Bewohner mindestens 10 cbm, auf jedes Kind unter 10 Jahren mindestens 5 cbm Wohnraum jederzeit nachgewiesen werden. Als Wohnräume kommen hierbei nur als solche concessionirte Räume in Betracht, welche die vorschriftsmäßige Höhe haben und Luft und Licht unmittelbar aus dem Freien erhalten. Für bestehende Gebäude tritt diese Bestimmung bezüglich aller freiwerdenden und neuzuvermiethenden Wohnungen ein Jahr nach Inkrafttreten des Gesetzes in Wirksamkeit.

Die Forderung eines Minimalraums der Wohnung per Kopf der Bewohner findet sich in keiner der für einen größeren Bezirk giltigen Bauordnungen und ich weiß nicht ob sie über-

Digitized by Google

haupt in anderen deutschen Bauordnungen als in der bereits erwähnten, demnächst perfect werdenden Bauordnung der Stadt Wiesbaden vorkommt. Dagegen hat sich die Gesetzgebung anderer Länder schon mehrfach mit dieser für die Hygiene hochwichtigen Frage befaßt und es haben auch einzelne deutsche höhere Verwaltungsbehörden Verordnungen in dieser Richtung erlassen, zunächst aber nur mit Bezug auf Gastwirthschaften und Logirhäuser, für welche des häufigen Wechsels wegen ein zu gering bemessener Raum für die Bewohner kaum von so tiefgreifendem Einfluß ist als für sonstige Miethwohnungen. Für Logirhäuser werden in Genf 16 cbm, in Frankreich und Belgien 14 cbm pro Kopf gefordert und die kalifornische Gesetzgebung bedroht den mit Strafe, der Zimmer mit weniger als 14 cbm Raum auf jeden Bewohner vermiethet oder miethet; die obigen den englischen Sätzen sich nähernden Minimalräume sind daher verhältnißmäßig niedrig gegriffen. Die Hygieniker von Fach werden sogar den Raum von 10 cbm für ganz unzulänglich erklären; fordern doch die bescheidensten unter ihnen das Fünf- und Sechsfache, einzelne Heißsporne das Zwanzigfache und mehr, ich bin aber der Ansicht, daß man in einem Reichsgesetz nicht zuviel fordern darf, besonders nicht von vorne herein. Berücksichtigt man, daß für die Schlafzimmer in unseren Militärkasernen der Minimalraum auch nur 13 cbm pro Kopf der Belegschaft beträgt, so dürften die Forderungen des § 16 als genügend erscheinen, um wenigstens die gröbsten Mißstände hintan zu halten.

§ 17.

In Städten von über 25,000 Einwohnern hat die Gemeinde das Recht und die Pflicht Gebäude und Gebäudecomplexe, deren Ablegung oder Umbau im sanitären Interesse nothwendig ist, sich aber nicht auf andere Weise erreichen läßt, auf dem Expropriationswege anzukaufen. Bei der Expropriation ist derjenige Werth maßgebend, den die Gebäude bei ordnungsmäßigem Gebrauch haben würden.

Obige Vorschrift entspricht dem wesentlichen Inhalte der in England gültigen sogenannten Cross-Acts, auf Grund deren in mehreren Städten, besonders in London eine Reihe ungesunder Häuserviertel von den Gemeinden angekauft und abgerissen wurde. Die Neubebauung der nicht zu öffentlichen Straßen, Plätzen u. s. w. benutzten Grundstücke hat nach den von der Gemeinde entworfenen, vom Minister des Innern festgesetzten Bebauungsplan stattzufinden. In der Regel soll aber nach den Cross-Acts die Neubebaunng nicht von der Gemeinde selbst ausgehen, sondern soll Privatleuten überlassen werden.

Daß die Staatsbehörden von dem ihnen nach § 17 zustehenden Zwangsrechte den Gemeinden gegenüber nur in ganz dringlichen Fällen und auch da nur in dem zulässig mäßigsten Umfange Gebrauch machen dürfen, versteht sich von selbst, aber geben muß man ihnen dies Recht, wenn der ganze Paragraph irgend welchen praktischen Werth haben soll. Die Gefahr des Mißbrauchs läßt sich ja dadurch beseitigen, daß man, soweit sich dies nicht schon im Reichsgesetze thun läßt, die erwünschten Cautelen für den Schutz der Gemeinden in die staatlichen Ausführungsgesetze bringt.

§ 18.

Die Controle des gesundheitlichen Zustandes der Wohnungen und der Befolgung der Vorschriften dieses Gesetzes liegt den Ortspolizeibehörden ob. Behufs Ausübung der Controle von bereits bewohnten Gebäuden und zugehörigen Anlagen können von den Gemeinden besondere Behörden — Gesundheitsräthe — eingesetzt werden. In Städten von über 25,000 Einwohnern und deren Vororten ist diese Einsetzung obligatorisch. Jedem Gesundheitsrath muß der Bürgermeister oder ein Stellvertreter desselben als Vorsitzender, ein Arzt und ein Architekt als Mitglieder angehören. Die regelmäßige Revision der in Frage kommenden Wohnungen kann durch bezahlte Beamte — Wohnungsinspectoren — vorgenommen werden. Die Verantwortlichkeit gegenüber den staatlichen Aufsichtsbehörden trägt in jedem Falle der Bürgermeister. Die Ortspolizeibehörden haben jährlich an die höhere Verwaltungsbehörde zu berichten, welche vorbehältlich des Recurses an die oberste Instanz den Gemeinden, welche das hygienische Interesse nicht genügend wahren, entsprechende Auflagen machen kann. Wo Gesundheitsräthe bestehen, sind deren Berichte an die Gemeindebehörde den Berichten der letzteren an die höhere Verwaltungsbehörde abschriftlich beizufügen. In Orten, in denen die bezüglichen polizeilichen Functionen durch einen Staatsbeamten (Polizeipräsident, Polizeidirector u. s. w.) ausgeübt werden, tritt dieser entsprechend ein.

Die schlechten Erfahrungen, die man in England mit den Inspectors of Nuisances machte, haben ihren Grund darin, daß diese von den Gemeinden, oder gar Unterabtheilungen von Gemeinden angestellten Beamten eine Controle ausüben sollten, die vielen von den Personen, von denen sie abhängen unbequem ist und den staatlichen Behörden, bei dem Mangel positiver staatsgesetzlicher Bestimmungen, keine wirksame Vertretung der öffentlichen Hygiene möglich ist.

Bei materieller Regelung der wichtigsten Punkte durch Reichsgesetz, wird auch die Durchführung der Bestimmungen, für die hier wie überall der Bürgermeister oder sonstige Träger der staatlichen Polizeigewalt ohne Weiteres verantwortlich ist, gesichert. Durch die regelmäßig der höheren Verwaltungsbehörde einzureichenden Berichte (über die das Nähere in den staatlichen Ausführungsgesetzen zu bestimmen wäre) wird letzterer die Grundlage für eine wirksame Aufsicht geboten. Die Einsetzung besonderer Gesundheitsräthe hat den Vortheil, daß eine ad hoc gebildete Behörde die ihr zugewiesenen Fragen ernster behandeln wird als die gewöhnlichen communalen Organe, denen sie mehr als untergeordnete erscheinen werden und die unter Umständen auch nicht die für die sachgemäße Lösung der Aufgabe erwünschte Zusammensetzung haben.

Man wird in die Gesundheitsräthe selbstverständlich neben den bereits genannten Fachleuten, solche Personen wählen, die wie die Armenpfleger genauere Kenntniß von den Wohnungsverhältnissen der ärmeren Bevölkerung besitzen.

In Frankreich soll nach dem von dem Abgeordneten Martin Nadaud gemachten und 1885 von einer Commission der Deputirtenkammer in diesem Punkte gutgeheißenen Gesetzesvorschlage, sogar in jedem Orte eine Commission für öffentliche Gesundheitspflege eingesetzt werden.

Erinnerungen an Robert Mohl.

Von L. Gestner.

In dem Vorwort zu dem bedeutenden Werke über die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften sagt Robert von Mohl, nachdem er von den Schwierigkeiten gesprochen, welche erforderlich waren, um die überdies sehr umfangreiche Aufgabe zu lösen, in seiner bescheidenen Weise, er habe unter diesen Umständen nur die Wahl gehabt entweder Alles zu unterlassen, oder zu geben, was ihm nach Kräften und Verhältnissen möglich gewesen sei. Eine Arbeit, welche sich mit den Staatswissenschaften nach der geschichtlichen Seite und ihrer maßgebenden Gesammtliteratur sowie den Anschauungen beschäftigt, welche das moderne Culturleben für dieselben begründet, hat es allerdings mit schwierigen Verhältnissen zu thun, und die Kräfte, welche diese Arbeit in einer anerkannt bedeutenden Weise zum Abschlusse bringen, können keine geringe sein. Mohl verband die sehr selten verbunden vorkommenden Eigenschaften eines ausgezeichneten Gelehrten und eines tüchtigen Staatsmannes, und die hierauf gegründete Doppelthätigkeit hat daher die Augen gebildeter Kreise von jeher in hohem Grade auf ihn gelenkt. Nach seinem vor länger als zehn Jahren erfolgten Tode haben daher seine Leistungen mehrfach bereits Gelegenheit zu wissenschaftlicher und politischer Darstellung geboten. Darunter befindet sich

Digitized by Google

eine Arbeit von Marquardsen und ein Erinnerungsblatt an ihn, welches der Geheimrath Dr. Hermann Schulze bei Gelegenheit der fünfhundertjährigen Jubelfeier der Universität Heidelberg im vorigen Jahre veröffentlicht hat. Es ist unsere Absicht das Leben und die Leistungen Mohl's unseren Lesern hier in einem kurzen Bilde in Erinnerung zu bringen.

Robert Mohl erblickte am 17. August 1799 zu Stuttgart das Licht der Welt. Sein Vater war dort Präsident des Consistoriums und Staatsrath. Seine Mutter, die Tochter des württembergischen Geheimraths Autenrieth, war eine sehr kluge und gebildete Frau, welche auf die Erziehnng und geistige Entwickelung ihrer fünf Söhne großen Einfluß geübt hat. Seine Ausbidung empfing er auf dem Gymnasium zu Stuttgart, wo die lateinische Sprache vorzugsweise getrieben wurde. Die in seinem väterlichen Hause geltenden rationalistischen Grundsätze der Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts fanden bei ihm Eingang, der Protestantismus interessirte ihn nur als Negation des Katholicismus. Auf der Universität Tübingen, welche er im Jahre 1817 bezog, beschäftigte er sich vorzugsweise mit neuer Geschichte und Staatsrecht und setzte diese Studien in Heidelberg fort. Ausgezeichnete Lehrer wie Thibaut und Zachariä wirkten dort auf seine juristische Entwickelung sehr günstig ein. Im Jahre 1821 promovirte Mohl zu Tübingen zum Doctor der Rechte auf Grund einer Schrift über den Unterschied zwischen ständischer und repräsentantiver Verfassung. Zu seiner Ausbildung wurde er dann von dem württembergischen Ministerium dem Bundestagsgesandten von Wangenheim überwiesen, einem sehr unterrichteten Mann, welcher ihn in die Verhältnisse des Bundesrechts und die geschäftliche Wirksamkeit des Bundestages einführte. Die dortigen Wahrnehmungen veranlaßten ihn zur Veröffentlichung einer kleinen Schrift, welche den Titel führte: „Die öffentliche Rechtspflege des deutschen Bundes, ein publicistischer Versuch". Auch das opulente gesellschaftliche Leben in Frankfurt hatte er inzwischen reichlich genossen und begab sich dann auf mehrere Monate nach Göttingen, um namentlich in den Vorlesungen von Eichhorn zu hospitiren. Dort entstand auch das 1824 zu Stuttgart veröffentliche „Bundesstaatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika", welches die Verfassungsverhältnisse der Union in sehr gründlicher Weise erörtert. Er schloß sich während dieser Zeit vielfach den Führern der damaligen liberalen Partei an, deren Grundsätze er im Wesentlichen theilte, wenn schon er seiner überaus praktisch angelegten Natur wegen in manchen Punkten bisweilen nicht übereinstimmte.

Im Jahre 1824 erfolgte die Ernennung Mohl's zum außerordentlichen Professor des Staatsrechts in Tübingen und 1827 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt. Während seiner Professur in Tübingen veröffentlichte Mohl eine sehr gründliche Arbeit über das Staatsrecht des Königreichs Württemberg. Diese Arbeit geht über die staatsrechtlichen Gesichtspunkte der alten Reichspublicisten weit hinaus. Wenn schon er die Grundsätze des constitutionellen Staatsrechts entschieden vertritt, bewahrt ihn sein praktischer Sinn doch davor, der Rolleck'schen Schule und Theorien, wie derjenigen von der Theilbarkeit der Gewalten unbedingt beizutreten.

Auch das Werk über die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Staatsrechts bezeichnet einen wesentlichen Fortschritt auf dem Gebiete des Staats- und Verwaltungsrechts, wenn schon der Vorwurf von Schulze, daß einige Begriffe, wie z. B. derjenige der Polizei, wissenschaftlich nicht hinreichend festgestellt sei, begründet ist. Weniger bedeutend ist die 1837 zu Tübingen von ihm erschienene Schrift über die Verantwortlichkeit der Minister in Einherrschaften mit Volksvertretung. Das schwierige Problem der Ministerverantwortlichkeit wird nicht gelöst, dagegen wird eine interessante Sammlung von Beispielen mitgetheilt. Die erfolgreiche Laufbahn Mohl's in Tübingen nahm durch einen bekannten sehr bureaukratischen Minister eine neue Wendung. Ein Wahlprogramm, welches er gegen die bureaukratische Regierungsweise des Ministers Schlayer gerichtet hatte, war die Veranlassung, daß er als Regierungsrath nach Ulm zur Strafe versetzt wurde. In Folge dessen nahm er bald seine Entlassung aus dem Staatsdienste.

Das Privatleben war für Mohl nicht von langer Dauer. Bereits 1847 erfolgte durch den badischen Minister Nebenius seine Berufung als Professor an die Universität Heidelberg. Hier knüpfte er an der Seite von Gervinus eine Reihe politischer Beziehungen an, und wurde beim Zusammentritt der Nationalversammlung zu deren Mitglied gewählt. Anfangs von großdeutschen Gesinnungen erfüllt, schloß er sich bald den Bestrebungen an, den deutschen Bund unter der Führung Preußens in einen Bundesstaat umzuwandeln. Namentlich mit Dahlmann und Beseler stand er in nahen politischen und persönlichen Beziehungen. Als dem Erzherzog Johann die Centralgewalt provisorisch übertragen war, wurde Mohl im August 1848 zum Reichsjustizminister des Bundes ernannt. Der Entwurf eines Wechselrechts, welcher von den deutschen Regierungen vor 1848 ausgearbeitet war, wurde von der Nationalversammlung auf Mohl's Antrag angenommen, und ebenso wurde auf seine Veranlassung eine Commission von Rechtsgelehrten niedergesetzt, welche mit der Ausarbeitung eines deutschen Handelsgesetzbuches sich zu beschäftigen hatte und mit Erfolg beschäftigte. Auch hob die Nationalversammlung auf seinen Antrag sämmtliche deutsche öffentliche Spielbanken auf. Sämmtliche Regierungen, mit Ausnahme des Landgrafen von Hessen-Homburg, leisteten Folge. Diese wurde im Wege militärischer Execution geschlossen. Die Kosten dieser Maßregel, welche ziemlich bedeutend waren, mußte der Spielpächter tragen.

Als König Friedrich Wilhelm IV. sich veranlaßt sah, die von der Nationalversammlung ihm angetragene Kaiserkrone abzulehnen und in Süddeutschland revolutionäre Bewegungen sich geltend machten legte Heinrich von Gagern das Präsidium des Ministeriums und Mohl sein Ministeramt nieder, um wieder die academische Thätigkeit in Heidelberg zu übernehmen. An dem Erfurter Parlamente wollte er sich nicht betheiligen, und äußert sich in einem 1850 an Professor Schulze gerichteten Briefe wie folgt: „Hätten es meine academischen Verhältnisse möglich gemacht, so würde mir eine Wahl nach Erfurt sehr erwünscht gewesen sein, und dann hätte ich auch die Mittel ergriffen, welche dazu geführt haben würden. Allein so ließ ich es passiv kommen, wie es wollte, in der denn auch eingetretenen Hoffnung, daß ich nicht veranlaßt werden würde, der Consequenz und Parteistellung ein empfindliches Opfer zu bringen. Ich konnte mir darüber keine Illusion machen, daß mich eine abermalige Unterbrechung dem Katheder für immer entfremden würde, und das wollte und konnte ich nicht. Ich habe übrigens alle Hoffnung, daß dort etwas Verständiges zu Stande kommen wird. Mag sein, daß dies nicht hinreicht, um Süddeutschland zu enthusiasmiren, allein umgekehrt würde Norddeutschland nicht wollen, und da ist eigentlich die Kraft und Intelligenz."

In der Heidelberger Periode ist auch das größte und entschieden bedeutendste Werk von Mohl, welches bereits erwähnt wurde, erschienen, „Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften", drei Abschnitte, welche das aus drei Bänden bestehende Werk enthält, bekunden seine große Reichhaltigkeit.

Das gelehrte und gründliche Werk ist in der That geeignet solchen, welche eine höhere politische und staatsrechtliche Ausbildung anstreben, wichtige Anleitung zu geben. Das klare und gesunde Urtheil Mohl's herrscht fast bei allen seinen Ausführungen vor. Namentlich ist das auch in der Arbeit über Macchiavelli der Fall, welche sich durch große Unparteilichkeit auszeichnet, da er sich in seinen Arbeiten über Livius als Liberaler bekennt, und in seinem Buche über den Fürsten (libro del Principe) bisweilen vorgeschlagenen gewaltsamen Regierungsmaßregeln lediglich dazu dienen sollten, dem Herzog von Medici die Mittel in die Hand zu geben, um die Fremdherrschaft in Italien zu stürzen und die Einheit des Landes herbeizuführen. Der Herzog hatte für die Aufgabe nicht das geeignete Verständniß. Bemerkenswerth ist es auch, daß besonders Schriftsteller, welche dem Jesuitenorden angehören, ihn scharf angreifen, während große Gelehrte und Publicisten, wie Montes-

Digitized by Google

quieu, Ranke und sogar Rousseau seine Größe und Bedeutung anerkannt haben.

Auch die unter dem Namen „Völkerrecht, Staatsrecht und Politik“ in drei Bänden gesammelten und 1860 veröffentlichen Aufsätze sind von wissenschaftlichem Werthe, jedoch von entschieden geringerer Bedeutung, wie das soeben erwähnte große Werk. Dasselbe gilt von der „Encyclopädie der Staatswissenschaften“. Es mag sein, daß der dem Buche mehrfach gemachte Vorwurf, daß die philosophische Erörterung maßgebender Principien zu sehr in den Hintergrund trete, einige Berechtigung hat, die Gründlichkeit und praktische Brauchbarkeit dieser wissenschaftlichen Arbeit kann aber nicht in Frage gezogen werden. Es mag nicht ganz logisch sein, daß er von einer besonderen „Staatssittenlehre“ spricht, da die allgemeinen sittlichen Grundsätze auch für den Staatenverkehr maßgebend sind.

Im Jahre 1861 wurde Mohl von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Roggenbach zum Bundestagsgesandten des Großherzogthums Baden ernannt und erhielt namentlich den Auftrag, auf die Wiederherstellung der von dem Kurfürsten in Kurhessen gebrochenen verfassungsmäßigen Zustände hinzutreiben. Der zu diesem Zwecke von Mohl gestellte Antrag, sollte nach den Intensionen Kurhessens und Oesterreichs gemäß, in den Commissionen vergraben werden, das energische Vorgehen der preußischen Regierung setzte aber durch, daß der Antrag die Annahme des Bundestages fand. — Seit 1863 war Mohl auch von dem Großherzoge zum Mitgliede der ersten Kammer berufen und demnächst zum Vicepräsidenten derselben ernannt. Auf dem von Oesterreich nach Frankfurt a. M. 1863 berufenen Fürstentage, von dem Preußen sich ausschloß, bekämpfte der Großherzog von Baden das österreichische Project, und Mohl mußte ihn durch Denkschriften in diesem Sinne unterstützen, dann kamen die bekannten Vorgänge, welche zur Auflösung des deutschen Bundes und zum Kriege zwischen Preußen und Oesterreich führten. Mohl erfüllte während dieser Zeit seine amtlichen Pflichten und fungirte zur Zeit des Norddeutschen Bundes als badischer Gesandter in München.

In München hatte Mohl zu dem damaligen Ministerpräsidenten Fürsten Hohenlohe, mit dem er in politischer Hinsicht sympathisirte, angenehme Beziehungen und verfolgte mit Interesse die großen Vorgänge, welche zur Bildung des deutschen Reiches führten. Ein Brief an den Professor Schulze vom 3. Januar 1871 enthielt eine bezeichnende Stelle über die Art und Weise, wie Mohl die neue Entwicklung der Verhältnisse auffaßte. Es heißt daselbst: „Wie die Dinge hier (in München) verlaufen werden in Betracht der Anerkennung der Versailler Verträge, ist, wenige Tage vor der Discussion noch nicht zu sagen. Es wird sich um wenige Stunden handeln. Es wäre ein großes Unglück und ein maßloser Scandal, wenn diese Heerde von Pfaffen und Bauern die Annahme verhindern könnten. Und wie wäre der König compromittirt! Allein hier zu Lande ist vieles möglich, was man anderwärts nicht begreifen kann. Man muß in dem Lande länger gelebt haben und Personen und Verhältnisse kennen, um einen richtigen Begriff von dieser Mischung von unbegreiflicher Unwissenheit, Bauernpfiffigkeit und Hochmuth zu erhalten. Der letzte Grund von Allem ist die Corruption durch die Jesuitenerziehung, aber der Stamm ist auch an sich schon ein unglücklich begabter, keineswegs ein unbegabter. Doch hoffen wir immer noch, daß der Unsinn und die Infamie nicht siegen werden. Freilich ist bei einer Kammer, in welcher 24 Dorfpfarrer sitzen, dirigirt von einem Jesuiten en robe courte — Jörg — alles möglich. Nun qui vivra — verra.“ — Mohl erklärt weiter, er würde im schlimmsten Falle, wenn die erforderliche zwei drittel Majorität der Kammer nicht zu erzielen wäre, gleichzeitig mit der Auflösung die Ratificirung der Versailler Verträge vornehmen. Wo es sich um die Lebensfrage des deutschen Reiches handle, sei ein Staatsstreich gegen die Bestrebungen des Jesuitismus dringend geboten. — Glücklicherweise kam die erforderliche Zweidrittelmajorität schließlich zu Stande.

In Folge der Bildung des deutschen Reiches hörte die badische Gesandtschaft in München auf und Mohl wurde am 1. October 1871 zum Präsidenten der Oberrechnungskammer in Karlsruhe ernannt. Kurz vor seiner Versetzung dorthin fand die Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums statt. Sein Großherzog ertheilte ihm das Prädicat Excellenz und wegen „seiner Verdienste um die Wissenschaft und um das badische Land“ den erblichen Adel. Von Preußen und Oesterreich wurden ihm Großkreuze zu Theil, sämmtliche deutsche Universitäten ehrten ihn durch Festschriften und Adressen, diese und ähnliche Auszeichnungen beeinflußten nicht seinen bescheidenen Sinn. Er schrieb damals: „Ich bin weit über alle Gebühr, lassen Sie mich sagen, über Vernunft mit Ehrenbezeugungen überhäuft worden. Im Innern sieht es bei mir, seien Sie davon überzeugt, ganz anders bei der Selbstprüfung aus, was ich dann mit einem halben Jahrhundert angefangen habe: Domine non dignus sum, ist die Antwort.“ Das Wiedererstehen des deutschen Reiches begrüßte er mit jugendlicher Begeisterung. Allen Aussteklungen gegenüber bemerkte er, daß Deutschland, so lange es in der Geschichte bestanden habe, niemals so gesunde, allen realen Begebenheiten so entsprechende staatsrechtliche Zustände besessen hat, wie heutzutage, und daß es keines Abbruches, sondern nur einer folgerichtigen Weiterentwickelung des Bestehenden bedarf, um die höchsten politischen Ziele zu erreichen.

Sein letztes größeres Werk ist das 1873 erschienene „Reichsstaatsrecht.“ Es ist kein systematisches Staatsrecht, er bezeichnet es selbst als „rechtliche und politische Erörterungen,“ aber es ist für die Kenntniß der Rechtsverhältnisse des deutschen Reiches von großer Bedeutung. In Folge seiner Wahl zum Reichstage war er, obwohl er sich nicht wohl fühlte, am 1. November 1878 in Berlin eingetroffen, und wohnte bei seinem Schwiegersohne, dem Professor Helmholtz. In der Nacht vom 4. zum 5. November endete ein sanfter Tod sein Leben, am Tage zuvor sagte er noch scherzend, er habe die unangenehme Ehre, beinahe das älteste Mitglied des Reichstages zu sein. Wir schließen mit den schönen Worten, die ihm bei seinem Tode, sein Freund, der Geheime Rath und Professor Schulze zu Heidelberg nachruft: „In dem Theoretiker Mohl steckte ein gutes Stück vom praktischen Staatsmanne, wie dem praktischen Staatsmanne stets wieder der gelehrte Theoretiker über die Schultern schaute. — — Mit ihm ist ein reiches, beglücktes und beglückendes Dasein erloschen. Möchte es der deutschen Wissenschaft nie an so unermüdlichen Arbeitern, den deutschen Fürsten nie an so erfahrenen Rathgebern, dem deutschen Volke nie an so muthigen Vertretern seines Rechtes fehlen, wie es Robert von Mohl, ein halbes Jahrhundert hindurch, in guten und schlechten Tagen unerwegt gewesen ist.“

Literatur und Kunst.

Was uns bleibt.

Was Dich umschlingt mit liebenden Armen,
Was an Dein klopfendes Herz sich schmiegt,
Alle Freuden, die lebenswarmen,
Jauchzenden, werden vom Tode besiegt.
Früh oder spät muß entfliehen,
Was Dir die Erde geliehen.

Viel, das Du liebst, muß im Tod erstarren,
Mehr noch verspült Dir des Lebens Fluth.
Ewig wähnst Du, o Mensch, zu beharren —
Ach, und so bald erlischt Deine Gluth!
Und von dem heißesten Lieben
Schutt und Geröll ist geblieben!

Digitized by Google

Aber in ruhigem, strahlenden Reigen
Wandeln wir still durch den Wechsel der Zeit,
Reden gewaltig und klangvoll im Schweigen,
Immer Dir nahe und hülfebereit,
Sprengen die irdischen Schranken:
Ewig große Gedanken!

Herrlich blühende Welten zerfallen,
Götter stürzen vom Weihaltar,
Doch aus den rauchenden Trümmern wallen
Wir die jugendkräftige Schaar,
Führen die Völker aus Rohheit
Wieder zur Freiheit und Hoheit!

Bist Du einsam und glückvergessen,
Hier ist Trostesfülle und Kraft!
Schöner gewinnst Du, was hold Du besessen,
Was nicht Leben noch Tod mehr entrafft:
Wenn Du Dein Liebstes verloren,
Werden in Dir wir geboren!

Und dann stehst Du im Strom des Lebens,
Klar das Auge, die Seele weit.
Dich zu stürzen drohen vergebens
Wogen von Sorge, Sünde und Leid,
Und des Schicksals Mächte
Beugen sich Dir als Knechte.

E. Heldt.

Unser Publikum.

Von Jacob Mähly.

Wer ist das Publikum? und wer darf von unserem Publikum sprechen? Das Publikum ist natürlich das lesende, und unser Publikum das zeitgenössische, wie es dermalen, d. h. in der zweiten Hälfte des 19. Säculum leibt, lebt und liest, das Publikum unserer Tage. Wenn wir dieses Publikum unser nennen und nennen dürfen, so liegt in dieser Intimität also nicht die leiseste Spur schriftstellerischen Selbst- und Hochgefühls, vielmehr kann jeder denkende Laie (zu denen sich auch Verfasser dieser Zeilen zählt) sich „unser Publikum" zum Gegenstand seines Nachdenkens machen. Und es lohnt sich wohl der Mühe, ist auch nichts als recht und billig; ist doch das Publikum im Grunde nichts anderes als der Revers der Schriftstellermedaille, und diese wird doch genugsam befühlt, besprochen, auf ihren Werth geprüft von Kennern und Nichtkennern, täglich, stündlich gemustert und auf die Wage gelegt vom handwerksmäßigen Kritiker bis herunter zum ästhetisirenden Backfisch — warum sollte bloß der Revers unbesprochen und ungeprüft davonkommen? Hängt doch von ihm, von seinem Gepräge viel, ja geradezu das meiste ab, ob die Medaille „Curs" hat oder nicht. Wobei allerdings bemerkt werden muß, daß Werth und Curs nicht immer zusammenfallen. Und noch ein anderes ist zu bemerken: daß nämlich das Publikum schon oft nnd viel von schriftstellerischer Seite in nachdrücklichster und unverblümtester Weise besprochen worden ist: Natürlich. Wozu ist man denn ein Held der Feder, wenn man sie nicht als Schwert gegen die Drachen des Unverstandes, oder der Gleichgültigkeit, oder des Wälschgötzenthums, welche alle im Publiko zahlreichst und wirksamst ihr Wesen treiben, gebrauchen soll? Im Kampf um's Dasein ficht jeder mit der Waffe, die ihm eignet und paßt; einen solchen Kampf aber kämpft der Schriftsteller allerdings gegenüber dem Publikum. Ob freilich der Kämpfer auch zugleich der richtige, unparteiische und neutrale Beurtheiler sein kann? In seltenen Fällen wohl, in den meisten schwerlich. Die Schriftsteller sind Menschen, mit reizbaren Nerven, nicht ohne Selbstgefühl; ein Tropfen Ungerechtigkeit oder Bosheit von irgend einem Vertreter des Publikums in ihr Blut gespritzt, genügt, um dieses in wilde Gährung zu bringen. Von diesen „Vertretern" des Publikums, den wenigen berufenen, und den zahllosen unberufenen, die den schönen Namen Kritiker führen — oder schänden, sei hier nicht die Rede, nicht, daß sie „der Rede nicht werth" wären, im Gegentheil, die guten und gewissenhaften ja zum voraus; aber auch die schlechten und gemeinen, die Giftköche und Neidharte sollten eines Erinnerungszeichens durch das Wort „gewürdigt" werden, eines Kainszeichens nämlich auf ihre schamverlassene Stirn, aber — gegen Ungeziefer hilft keine Waffe, es kreucht so oder so, in dieser oder jener Gestalt, mit oder ohne Metamorphose wieder aus dem Dunkel und sein Tagewerk ist und bleibt das Benagen und das Besudeln. Gegen diese Sorte von Kritikern — es gibt ihrer leider auch unter dem Gelehrtenstande — ist bislang leider noch kein Kraut gewachsen; sie widerstehen sogar einer vollgerüttelten Dosis von Verachtung. Aber noch von einer Art von Publikum, dem gelehrten nämlich, soll hier nicht gesprochen werden. Es verdient zwar auch etwelche Beleuchtung, denn es zeigt, trotz seiner Bildung oder wenigstens (wo diese nicht vorhanden) trotz seiner Gelehrsamkeit oft merkwürdige, gar nicht erfreuliche Symptome, als da sind Vertrauensseligkeit in die Unfehlbarkeit des „Rufers im Streit", Vorliebe für die Melodien, die ihm seine „anerkannten" Kritiker vorsingen, und in Folge dessen Schwerhörigkeit für alles, was „aus einem anderen Tone" geht, Gleichgültigkeit für alles, was nicht greifbar in seinem Gesichtskreise liegt, Bewunderung für die Vielschreier und Vielschreiber, und anderes mehr was gar nicht zur Gelehrtenrepublik paßt, von der man doch so gern spricht. Aber so groß auch die Zahl dieses Publikums ist, es bildet immerhin einen nur kleinen Ausschnitt im großen Leserkreise, und wir haben uns vorgenommen, diesen etwas näher in's Auge zu fassen, und seine Tugenden und seine Fehler, selbstverschuldete wie anerzogene und eingeimpfte, zu fixiren. Hier hör' ich sofort einen Ausruf des Staunens, aus dem Munde eines deutschen Schriftstellers, der bisher dieses Publikum nur von seinen Schattenseiten oder doch zu wenig von seinen Lichtseiten kennen gelernt hat. „Tugenden? Hat denn unser deutsches Publikum Tugenden? und welche wären das? Es mißachtet uns, verkennt uns, kauft uns nicht oder nur antiquarisch und zu Schandpreisen, liest uns höchstens im geliehenen «Zustande», bezieht seine Lesewaare lieber aus Wälschland, am allerliebsten in unsagbaren und unklagbaren Uebersetzungen, und läßt uns verhungern." In diesen Klagen steckt leider viel Wahrheit und das deutsche Publikum müßte eigentlich erröthen, wenn es in diese Spiegelbilder blickt, es müßte hochroth werden, wenn — die Schriftsteller selber nicht auch einen Theil der Schuld trügen. In einem Meer von Sünden kaum hie und da eine Tugendperle, die herausgefischt werden kann — es ist freilich betrübend, aber in dieses Meer haben die Schriftsteller selber unsäglich viel Wasser getragen, die Schriftsteller und die Verleger, Hand in Hand miteinander, viribus unitis. Die Ueberschwemmung mit Zeitschriften, bebilderten und unbebilderten, Journalen mit obligatem Feuilleton, Wochen- und Monatsheften, fliegenden und andern Blättern stehen mit jenem „Meere" im allerengsten Contact und doch findet jeder neue Verleger zu seiner neuesten literarischen Gründung, welche, der Sage nach, „einem längst gefühlten Bedürfniß" entgegenkommt, in Wirklichkeit das vorhandene Geschwür um eine neue Wucherung vermehrte, neue und alte schriftstellerische Kräfte, welche mit „ihrem Strom der ewig fließt" die geistige oder auch geistlose Mühle treiben. Allen Respekt vor den gediegenen Zeitschriften, aber sie wissen ja selber, welchen schweren Stand sie haben gegenüber der Legion der überflüssigen und schädlichen, der zeit-, geschmack- und geisttödtenden. Haltet, die ihr etwas vom Geist und der Würde eines Schriftstellers in euch verspürt, mit euren Zuflüssen zurück — und der Sumpf wird austrocknen! Aber, wir wissen's wohl: Kaum gegeben, verhallt der gute Rath. Und doch ist es wahr, der erste und inhaltschwerste Paragraph im Noth- und Hülfsbüchlein der Literatur — Noth, weil es die vorhan-

Digitized by Google

denen Schäden bloßlegt, Hülfe, weil es sie heilen möchte — lautet: Es wird viel zu viel, maßlos viel geschrieben und gedruckt. Man kehre den Satz nicht um und sage: Es wird zu viel gelesen und darum muß auch zu viel geschrieben werden, viele Nachfrage bedingt vieles Angebot — nein, sondern das maßlose Schreiben erzeugt maßloses Lesen und das Maßlose, wenn's auch gut wäre, würde doch vom Uebel sein, denn es wäre eben des Guten zu viel. Nun aber kennt man ja — man braucht nicht auf den Zinnen der Bildung zu stehen — die Marken und Fabrikzeichen, man kennt auch die Qualität dieses Allzuviel, welches durch seine Wucht und Masse auch das Gute erstickt. In einer autoritativen deutschen Zeitschrift wurde kürzlich die Zahl der deutschen Schriftsteller rund auf 8000 berechnet von einem Zunftgenossen, der vom Staat eine große werkthätige Berücksichtigung seines Standes verlangt. Ein Contingent von 8000 professionellen Schriftstellern! Der Mann wollte mit diesem Kraftwort imponiren, aber wir zweifeln sehr, ob er diese Wirkung erzielt hat. Achttausend sind viel zu viel, sind viel mehr als das deutsche Publikum braucht, achttausend machen sich eine mörderische Concurrenz, bei der auch gute und beste zu Grunde gehen können, achttausend bewirken eine Ueberproduction, die mehr als bedenklich ist! Die Schriftstellerei erlernt sich nicht wie ein Handwerk; zu diesem ist am Ende jeder berufen, der seine Finger zu gebrauchen weiß und nicht ganz auf den Kopf gefallen ist. Beim Schriftsteller arbeitet das Gehirn und dieses kann durch Lehre und Erziehung wohl etwas gesäubert, aber wo es mangelt, nicht ersetzt werden; der Schriftsteller wird geboren, nicht erzogen, er ist und soll sein ein Auserwählter, ein Priester, dessen Wort zündet, ein Denker, dessen Ideen das Leben befruchten, ein König, dem die Geister unterthan sind und dessen Sprüchen die Welt lauscht. Stehen nun aber jene 8000 auf dieser Höhe? Unmöglich — denn solche Eliten zählen nicht nach Tausenden. Wir meinen also: Die Schriftsteller müssen zuerst selber vor ihrem Stand und Beruf mehr Respect haben, ehe sie verlangen, daß das Publikum in Ehrfurcht zu ihnen emporblicke, und wenn sie jenes thun, so wird die größere Zahl der Wahrheit, will sagen der Selbsterkenntniß die Ehre geben und einem Beruf entsagen, an dessen Höhe ihres Geistes Flug nicht hinanreicht. Am Schriftstellerwahn und an der Dichteritis — um einen Ausdruck Johannes Scherr's zu gebrauchen — ist das deutsche Publikum sicher am wenigsten Schuld sondern die sind es, so daran kranken, ein wenig freilich auch unsere Zeit mit ihrem Bildungsapparat. Da schwirren schon auf der Schule eine Unzahl geflügelter und anderer geistreicher Worte, aus der Dichterlectüre, aus den Repositorien unseres Gedächtnisses um unseren Kopf herum, da werden wir mit allen möglichen wälschen und deutschen Maßen und Rhythmen vertraut gemacht und zu eigener Handhabung dermaßen gedrillt, daß es (in vollem Ernst!) eine Freude ist: wir brauchen nur zuzulangen und — wir haben einen Vers in der Hand, wir brauchen die Claviatur nur anzuschlagen und es tönt und klingt allerliebst, harmonisch — aber es sind doch nicht unsere Töne, es sind Reminiscenzen, es sind, so zu sagen, Reflexbewegungen, nur daß diejenigen, die so produciren, gar zu gern und gar zu oft sie für eigen und echt und ursprünglich halten. Und hier ist die Geburtsstätte des Schriftstellerwahns. Wir haben's zu leicht, zu bequem, um nicht dem süßen Wahn zu verfallen. Unsere Väter mußten mit Schweiß und Anstrengung sich das aneignen, was wir fix und fertig schon mit auf die Welt bringen: den Schliff im praktischen Ausdruck, die Gaben aus dem Füllhorn der formellen Bildung, die Blumen und Blüthen der Dichter- und Denkerwiesen. Und unsere Kinder und Kindeskinder werden es noch leichter haben als wir selber; es liegt im Blut, es vererbt sich in steigender Progression von Geschlecht zu Geschlecht, und Darwin behält Recht. Der Dämon der Nachahmung ist in uns lebendig und wir halten ihn für einen schöpferischen Geist, wir stellen ein Wachsfigurencabinet her und glauben vollblütiges Leben zu schaffen. Wenn einmal — wozu freilich wenig Aussicht vorhanden — die Reihen der Schriftsteller sich lichten und die banausische Mittelmäßigkeit dem Gottesgnadenthum Platz gemacht hat, dann wird auch das Publikum mit ganz anderen Gefühlen von den Rittern des Geistes sprechen. Und noch besser, viel besser wird es werden, wenn auch die guten und zeugungskräftigen unter den Schriftstellern die üppigen Triebe ihrer Productionslust beschneiden und ihre Kraft nicht mit der Zahl der Druckbogen oder mit dem Honorar ihrer Verleger, sondern mit den Normen der Kunst messen. Daß sie, im Kampf um's Dasein, oft nicht Maß halten können, ist freilich wahr, aber darum nicht minder schlimm. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, aber nur um des Lohnes willen arbeiten, auf geistigem Gebiet, ist nicht normal, es widerspricht dem Wesen und der Bestimmung des Geistes; der Lohn darf eine Folge geistiger Arbeit, soll aber nicht ihr Zweck sein. Es ist keine Entschuldigung, daß unser rauhes Zeitalter für ideale Anschauungen und Bestrebungen keinen Sinn und keinen Platz mehr habe — wer anders, als gerade die Schriftsteller, d. h. die Lehrer des Volkes, ist denn dazu berufen, gegen die Sturmfluth der Materie anzukämpfen, wer soll gegen die Ausschreitungen der Erwerbsucht, gegen den Götzendienst des goldenen Kalbes den Geist in's Feld führen, als gerade sie? Oder halten sie etwa unser Zeitalter für das goldene? In ihren Werken wenigstens nicht; wer aber den Geist predigt, muß auch in seinem eigenen Thun und Treiben sich als ein Kind des Geistes beweisen. Man darf nicht klagen, das Publikum sei gleichgültig gegen höhere und erpicht auf niedere Interessen, wenn man selber im Sumpfe sitzt.

Ein großer Theil des deutschen Publikums verdient nun allerdings den oben angedeuteten Vorwurf, das ist keine Frage, und zwar gerade der, der es besser machen könnte und sollte. Daß der am Triebrad der Tagesarbeit sich abmühende Theil sich nicht um die Leckerbissen der Belletristik kümmert und froh ist, wenn ihm seine eigene Küche den Kohl liefert, den er zum Leben braucht, ist begreiflich und verzeihlich — es wird nicht bloß in Deutschland so sein — und wenn der, dem seine Mittel hie und da einen bescheidenen Genuß erlauben, nicht gleich seinen Ueberschuß zum Buchhändler trägt, sondern seinen Lesedurst an Quellen befriedigt, die billiger zu haben sind — wir meinen irgend eine der unzähligen, einem „tiefgefühlten Bedürfniß" abhelfenden schönnamigen Tages-, Wochen-, Monats-, Zeit- und anderen Schriften von schon oft dagewesenen Inhalt und noch „nie dagewesener Billigkeit" —, so kann ihm das um so weniger verargt werden, als ja die Schriftsteller selber diese papierenen Menschen- und Hausfreunde mit Speise versehen und großfüttern. Wenn ich, Primarlehrer oder Handwerker, oder Commis so und so, den „sensationellen" Roman X des berühmten Y tagtäglich in gleichmäßigen Portionen aus der Feuilletonküche, und zwar gratis erhalte, warum soll ich mir für theures Geld den ganzen Braten auf einmal kaufen? Die Wochen- und Monatsschriften liefern zwar nicht ganz gratis, aber für das immerhin bescheidene Kostgeld krieg' ich ein Potpourri von Gerüchen und Gerüchten, eins schmackhafter und pikanter als das andere! Und wenn's mir auch dann noch im Magen kollert und mein Bildungshunger noch nicht satt geworden ist — ich bin ja doch ein Mann, der auch geistige Bedürfnisse hat — steht mir nicht gerade gegenüber meiner Wohnung die ausgesuchte Leihbibliothek des Herrn Z zur Verfügung?

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Ex-Director Wilbrandt.

Von X. Wiener.

Die Thüren sind geschlossen, der Director ist fort, und dennoch bietet das Burgtheater reichlichen Stoff für den Beobachter. Zunächst erscheint es passend, von dem geschiedenen, nunmehr ausschließlich der Dichtkunst zurückgegebenen Adolf Wilbrandt zu reden. Er war eine der merkwürdigsten Erscheinungen unter den Leitern der kaiserlichen Hofbühne. Während Schreyvogel, der eigentliche Begründer ihres großen Ruhmes, sich die Pflege junger heimischer Talente angelegen sein ließ und den eigenen an den unsterblichen Namen Grillparzers unzertrennlich knüpfte; während Laube, der unübertreffliche Mechaniker des Theaters, der Burgbühne ihre feste Organisation gab; während Dingelstedt, der geistreiche, feinblickende Regisseur und noble Herr, seine Thätigkeit auf die größten Dramen, die zugleich die großartigste Inscenirung erforderten, concentrirte — schritt Wilbrandt wie ein berufener Kunstliebhaber durch das Haus. Was die fortlaufende Produktion brachte, erschien ihm eigentlich werthlos, und hätte er ausschließlich nach seiner Empfindung gehandelt, so würde wenig von dem, was in den letzten sechs Jahren auf dem Burgtheater zur Darstellung gelangte, das Licht desselben erblickt haben. Wie an Unreinlichem wollte er daran vorübergehen. Aber er hatte nicht den Muth seiner Meinung. Das allgemeine Geschrei nach Novitäten, die kecke Geltendmachung eines Rechtes der Lebenden, das doch nur den lebenden Talenten zusteht, die Zudringlichkeit der Schauspieler, die gern ihren Dramatiker protegiren, all' das bestimmte Wilbrandt zu einer Nachgiebigkeit, die freilich in den meisten Fällen für ihn selbst verhängnißvoll wurde. Die Niederlagen — und in den ersten Jahren seiner Direction folgt eine auf die andere, daß es unheimlich wurde — wurden alle auf sein Holz geschrieben. Und wie hatte er sich mit dieser Art von Stücken geplagt! Erst refüsirte er sie, da kamen die freundschaftlichen Besuche, die von sehr glücklichen Umarbeitungen und Aenderungen sprachen, dann antichambrirte der Autor unzählige Male und brachte mündliche und schriftliche Empfehlungen, bis der Director sich zur zweiten und dritten Durchsicht des Manuscriptes herbeiließ und angab, wie es allenfalls zu ändern sein müßte. Die Verfasser waren natürlich zu Allem bereit, denn der Director hatte sich mit seinen Weisungen schon bis zu einem gewissen Grade engagirt, und das war die Hauptsache. Nun corrigirte man zusammen, dann corrigirte der Director für sich, dann corrigirten die Schauspieler auf den Proben und endlich, endlich stellte sich heraus, daß die größte Mehrzahl dieser Stücke doch nicht zu retten war. Aber die Namen neuer lebender Dichter, die ein Recht haben, aufgeführt zu werden, hatten auf dem Theaterzettel gestanden, und das war die Hauptsache.

Das Thema der lebenden Autoren und die Stellung, welche das Burgtheater ihnen gegenüber einzunehmen hat, ist ein so wichtiges, daß eine augenblickliche Abirrung von Wilbrandt gerechtfertigt erscheinen wird, wenn sie der Klarstellung dieser Verhältnisse gewidmet ist. Die Frage wird jetzt, da Sonnenthal provisorisch das Burgtheater leiten soll, sogar eine brennende. Der durchschnittlich mehr oder minder große Mangel an tiefer literarischer Bildung, wie er bei Schauspielern als Regel genommen werden muß, ist nebst der künstlerischen Eitelkeit der hauptsächlichste Grund, warum Komödianten den Werth eines Manuscriptes nicht zu beurtheilen vermögen. Sie lesen nicht das Stück, sondern die Rollen, sie beurtheilen nur diese, und wenn sie dieselben gut gefunden haben, so ist nach ihrer Meinung der Erfolg gesichert. Kommt nun noch dazu, daß man zur Besetzung dieser guten Rollen die auserlesene Künstlerschaar des Burgtheaters zur Verfügung hat und also weiß, daß selbst eine Anmeldung durch den Bedienten zur besten Geltung kommen werde, so ist es klar, daß jedes Theaterstück, welches diese Meister aufführen wollen, auch aufgeführt werden könne und solle, vielleicht sogar aufgeführt werden müsse. Diese Anschauung hat unter Wilbrandt, unter dessen Regime die Regisseure trotz der anfänglichen Absage des Directors den größten Einfluß gewannen, gesiegt, und es steht leider zu fürchten, daß sie unter Sonnenthal zum wenigsten nicht aufhören werde. Es ist ja auch wahr, daß eine Novität, welche unsere Hofschauspieler mit ihrer ganzen quellenden und belebenden Kunst repräsentiren, auf der Wiener Hofbühne gar nicht dasselbe Schicksal haben kann wie auf Theatern, in welchen eine solche Meisterschaft fehlt und nur das Mittelgut arbeitet. Die Soldaten vom Michaelerplatz wissen so große Blößen zu verhüllen, lassen ein gutes Wort, eine annehmbare Situation so wirkungsvoll erscheinen, daß sie das richtende Publikum zu täuschen vermögen, und es war nicht selten der Fall, daß neue Stücke, die das Papier nicht werth sind, auf dem sie geschrieben sind, eine erhebliche Anzahl von Wiederholungen erlebten, weil die Schauspieler ihr ganzes Können bei einer tauglichen Scene einsetzten. Oscar Justinus, Triesch und Andere wissen davon zu erzählen. Die Kritik sollte die Schauspieler darüber belehren, daß ein solches Thun höchstens virtuosenhaft, keinesfalls künstlerisch ist. Das rechte dramatische Talent, wenn es auch nur in den bescheidensten Dimensionen vorhanden ist, verlangt vom Schauspieler nicht mehr, als verstanden zu werden. Die Darsteller als Commentatoren sind ihm ein Greuel. Die Ueberfeinerungen gewisser fahrender Komödianten an Shakespeare und Goethe wirken abstoßend. Wenn nun unsere Hofschauspieler gezwungen sind, den Rahmen der Natürlichkeit zu verlassen und ihre Kräfte über Gebühr anzuspannen, so laufen sie für sich selbst Gefahr. Was ist — vielleicht: was war? — unser Hartmann für ein feiner, liebenswürdiger, bestrickender Liebhaber, und zu welchen bedenklichen Hülfsmitteln muß er greifen, wenn er in manchen Stücken erscheint? Er hat sie unter seinen Schutz genommen, sie wurden für ihn und mit ihm aufgeführt, und nun muß er sich bei jeder Darstellung quälen, um seinen persönlichen Erfolg des ersten Abends festzuhalten. Dergleichen taugt für das Burgtheater ganz und gar nicht und muß allmählich zu einer totalen Corrumpirung des Publikums führen, dessen guter Geschmack ohnehin schon bedenklichen Schaden genommen hat. Der wirkliche Dichter spielt sich von selbst, immer gleich leicht, immer gleich angenehm. Das ist ein Pseudopoet, für den der Schauspieler mehr thun muß, als für jeden Anderen. Vielleicht sind unsere Worte am Beginne des Regimes Sonnenthal nicht übel am Platze: zum mindesten die Novitäten, die als die nächsten angekündigt werden, lassen vermuthen, daß die Rollenstücke vorerst den Sieg über die guten Stücke wegtragen werden. „Goldfische" und „Chamillac" waren sonst nirgends zu halten, die Wiener Hofschauspieler sollten sich keine Mühe geben, dem Publikum den Sand ihrer Kunst in die Augen streuen zu wollen.

Zurück zu Adolf Wilbrandt. Das dauernde Denkmal, das er sich im Burgtheater setzte, heißt eigentlich: Sophokles. Er hat allerdings auch Calderon, Molière u. s. w. belebt und in einzelnen Fällen ehrliche Gewinne für die Bühne erzielt. Immerhin lagen diese Experimente näher und entsprangen eigentlich weniger seiner Vorsorge als Director, wie seiner inneren Natur. Er selbst ist nicht bloß Dramatiker, sondern auch Philologe, er kennt die Literaturen aller lebenden Culturvölker, und so mag es ihn gebrannt haben, auch ältere nicht deutsche Classiker neu zu sceniren. Gering sind seine Verdienste um die Wiederaufnahme von Stücken wie „Wallenstein", „Erbförster" u. s. w., er hat dazu gestoßen werden müssen, und die „Gegenwart" war bei dieser sauren Arbeit nicht die letzte. Aber an König Oedipus, an die große und unvergleichliche Trilogie des Sophokles hat er allein gedacht, hat die zwei ersten Stücke derselben allein gebracht. Das ist ein grandioser Sieg gewesen, werth des höchsten Ruhmes. Wer kann heute noch sagen, daß eine alte griechische Dichtung vor dem modernen Publikum nicht aufzuführen sei? Ich bin gewiß, daß in diesem Augenblicke schon manche eifrige Hand an Euripides und Aeschylos, vielleicht an Aristophanes herumarbeitet, um zu einem Resultate zu gelangen, ja die „Sakun-

Digitized by Google

tala" schwirrt bereits durch die Lüfte. In diesem Punkte ist Wilbrandt Pfadfinder gewesen, obwohl die Antigone-Versuche älteren Datums sind. Er verstand, das alte Drama zu modernisiren, ohne es umzudichten. Hält man sich den Beruf des Burgtheaters vor Augen, die höchste Instanz für die dramatische Production aller Zeiten zu sein, so wird man von Wilbrandt sagen müssen, daß er dieses Ideal wirklich gesehen und ihm mit künstlerischer Empfindung nahe gekommen sei. Davor verschwinden die häufigen Mißerfolge der ersten Jahre, die man ganz gut auf seine Lehrzeit schreiben kann, denn auch ein Burgtheaterdirector muß aus der Erfahrung lernen. Der Niedergang der Stadt Wien, die leider von aller Welt verlassen und von einer geschwätzigen, aber kleinherzigen Vertretung verwaltet wird, geht auch am Burgtheater nicht spurlos vorbei. Der Besuch ist zwar zahlreich, denn es ist eigentlich das einzige constant von der Gunst des Publikums getragene Theater, die Vorstellungen sind geschmackvoll und rund; aber man kann doch schon die Haarrisse sehen, die ihm später zur großen Gefahr werden müssen. Da gewährt der Hinblick auf die poetischen Erfolge des Directors Wilbrandt eine gewisse Ermuthigung, man sieht, daß dieser Organismus doch wieder auf die höchste Höhe gehoben werden kann.

Nicht so günstig stellt sich das Facit nach der praktischen Seite hin. Die Schauspieler behaupten, daß ihr vergötterter Wilbrandt gegangen sei, wie er kam, er habe in den sechs Jahren von der praktischen Bühnenkunst nichts gelernt, und habe am Ende seiner Zeit bei den Proben so stumm, ja hülflos dagesessen, wie am Anfange. Das wird wohl übertrieben sein, wenn man auch aus den mannigfachen Fehlern in Novitäten den Schluß ziehen konnte, daß der Director jedenfalls zu wenig rede. In einem Punkte ist er aber ganz gewiß unverändert von dannen gezogen. Die Naivetät, mit der er zum ersten Male über die Schwelle des Burgtheaters trat, spricht unvermindert aus dem Briefe, mit dem er schied. Sie mag bewundernswerth erscheinen und hat jedenfalls dazu beigetragen, seinen Charakter unversehrt zu erhalten, aber sie war sein Unglück und die hauptsächlichste Ursache aller jener Kämpfe, denen er sich schließlich durch eine an und für sich erklärliche Flucht entzog. Mit demselben männlichen Charakter und weniger Naivetät hätte er bald nach dem Beginn seines Regimes wahrnehmen müssen, wie sein vorgesetzter Intendant, der hier nicht so den unumschränkten Gönner und Mäcen aller Welt spielen konnte, wie in der Oper, sich auf das Intriguiren verlegte und nach einer bewährten Erfahrung zunächst an das Divide et impera ging, indem er den, dem Director ungefähr gleichgeordneten Administrativbeamten an sich zog. Dieser Herr Wlassak, von dem Herr Wilbrandt am Schlusse seiner Directionszeit sagte, er kenne ihn nicht, ist jedenfalls so klug gewesen, in dem Kampfe seine Interessen wahrzunehmen, die bei seinem Herrn standen. Er war diesem zu Willen, wenn er gegen den Director war, und er wurde dessen energischer Feind. Den Muth, Wilbrandt zu entlassen, hatte Baron Hoffmann nicht, er fürchtete sich zu sehr vor den Zeitungen, aber um so mehr schwoll sein Haß an. An dem vollständigen Mangel jeder Abwehr krankte die Direction Wilbrandt, uud ging daran zu Grunde. Daß endlich ein anderer Intendant, der hochsinnige Baron Besecny kam und dem Director Luft machen wollte, half nicht mehr, seine Brust war Jahre lang eingeschnürt gewesen, seine Frische und Schaffensfreudigkeit waren dahin, er arbeitete viel, aber ohne Lust, der Director Wilbrandt litt an einem Siechthum. Es mußte nicht so kommen. Hätte Wilbrandt nur ein einziges Mal ernstlich Lärm geschlagen, so würde sich Hoffmann verkrochen haben, denn er war furchtsamen Gemüths. Allein der Director betrachtete auch den aufreibenden Kampf als Amtsgeheimniß, das in aller Stille an seiner Seele zehrte.

Von einer mit dieser Naivetät verschwisterten Eigenschaft hat Wilbrandt in seinem Abschiedsbriefe selbst gesprochen, von seinem „Eigensinn". Er und seine Freunde wollten darunter nur jene Hartnäckigkeit in künstlerischen Dingen erkennen, die, selbst wenn sie fehlt, doch noch schön erscheint. Aber sein Eigensinn umfaßte auch alle prosaischen Angelegenheiten, seine Festigkeit trat auch in Lappalien hervor, mit denen ein Anderer sich wahrscheinlich gar nicht befaßt hätte. Es mag sein, daß diese unbesonnene Hartnäckigkeit ein Resultat des früher geschilderten Kampfes war, jedenfalls offenbarte sie sich so nachhaltig, daß sie auch wiederholt bei den Auseinandersetzungen mit dem Baron Besecny durchbrach und auf gute Boden eine giftige Saat ausstreute. Zwei Beweise dieses unsagbaren Eigensinnes hat Wilbrandt dem Wiener Publikum nicht als kostbares, aber als ein sehr kostspieliges Vermächtniß zurückgelassen. Als Dingelstedt einmal in Berlin war, sah er im Königlichen Schauspiele Herrn Klein, der ihm so gefiel, daß er ihn augenblicklich ohne Gastspiel mit sehr hoher Gage für das Burgtheater acquirirte. Das Wiener Publikum lehnte ihn ab, Dingelstedt unterwarf sich, und mit Ablauf des Contractes verschwand Herr Klein aus Wien. Herr Tyrolt ist der Schrecken der Burgtheaterbesucher; er kostet demselben nicht nur seine Gage, sondern ungezählte Tausende, die der Kasse aus dem Nichtbesuche entgehen, wenn er eine größere Rolle spielt. Wilbrandt, der von Sonnenthal die Eintheilung der Schauspieler des Théâtre français in artistes und grandes utilités gehört hat, reihte Herrn Tyrolt in die letztere Kategorie, erneuerte in größter Heimlichkeit dessen Vertrag auf lange Jahre hinaus und machte der Intendanz gegenüber aus der Zustimmung eine cause célèbre. Und endlich, selbst damit noch nicht zufrieden, entdeckte er, daß Herr von Bukovics als ehemaliger Offizier, gewiß gut angeschrieben sein wird, und während seine Freunde verbreiteten, man habe höchsten Ortes selbst die Verleihung des Decretes an Frau Schratt gewünscht, machte er seinen Antrag, wonach die Herren Tyrolt, Bukovics und Frau Schratt das Decret erhalten sollten und auch erhielten. So sorgte er für seine Günstlinge. Die Treue wäre lobenswerth, wenn sie nicht ein Unrecht gegen das richtende Publikum wäre und außerdem den fatalen Beigeschmack des Wienerischen „Justamentnöt", zu deutsch: des kindischen Trotzes, hätte. Nebenbei gesagt, sind die Redensarten, man habe höchsten Ortes gewünscht u. s. w., eben nur Redensarten. Kein Hof ist correcter wie der Wiener und an keinem wird weniger protegirt. Das sind die zwei bereits bekannten Andenken an den Eigensinn Wilbrandt's, ein drittes soll noch im Archiv der Intendanz ruhen. Die ersten genügten, um die Stimmung für den Scheidenden arg zu alteriren, nicht bloß unter den Schauspielern, von denen man sagt, ihre Rührung bei der Trennung sei daraufhin eine höchst äußerliche gewesen, sondern auch im Publikum, das sich solche Vergewaltigung nicht gerne gefallen läßt. Wie sehr hat es einst dem allmächtigen Laube übelgenommen, daß seine persönlichen Differenzen mit Dawison dessen Austritt aus dem Burgtheater zur Folge hatten!

Wilbrandt weilt nun am Gmundner See, er hat ein neues Lustspiel fertig geschrieben und arbeitet an einem socialen Romane, der zunächst in der „Neuen Freien Presse" erscheinen soll. Würde ich nicht bloß Berichterstatter, sondern auch ein Kritiker sein, so müßte ich schon von vornherein schwere Zweifel über den „socialen" Charakter des Romans äußern, denn Wilbrandt liebt als Schriftsteller bekanntlich nur einen gewissen Socialismus zu zweien. Allein das geht mich an dieser Stelle nichts an. In Bezug auf das Lustspiel möchte aber zu bemerken sein, daß der Dichter Wilbrandt keineswegs auf den mächtigen Succurs zu rechnen hat, der dem Director mitten in der hochgehenden Brandung zur Seite stand. Ludwig Speidel, der den berufenen, charakterfesten Director Adolf Wilbrandt als rechter, überzeugungstreuer Mann mit starker Hand hoch über dem Unflath des Tages hielt, hat den Dichter Wilbrandt niemals hoch angeschlagen, er ist für denselben keineswegs engagirt. Und nicht bloß das. Die ganze deutsche Kritik war zu keiner Zeit für den Autor Wilbrandt enthusiasmirt, er war niemals so populär, wie etwa Paul Heyse und Gustav Freytag. In den sechs Jahren seiner Burgtheaterdirection scheint Herr Wilbrandt dieselben einigermaßen vergessen zu haben. Der Geneigtheit des provisorischen Directors des Burgtheaters, seine Stücke aufzuführen, ist er freilich sicher, und das erste wird man jedenfalls geben. Schon aus dem Grunde, weil man maßgebende Rücksichten für die unbedingte

Digitized by Google

Annahme geltend machen kann. Wird doch auch gerade die Entscheidung über die Annahme oder Ablehnung von Novitäten die ärgste Verlegenheit des Interims sein. Wer soll entscheiden?

Nun, Adolf Sonnenthal ist ein wackerer Mann und was durch den besten und reinsten Willen und ehrliche Arbeit zu erreichen ist, wird er leisten. Mehr darf und soll man von ihm nicht verlangen. Seine Vorliebe ist das französische Stück; leicht begreiflich, denn im Allgemeinen geht er da im Punkte des Erfolges viel sicherer. Wird er fehlen, so kann er antworten, das sei ihm schon früher passirt, er habe sich schon bezüglich mehrerer Neuigkeiten getäuscht. Was man ihm etwa wird sagen wollen, er weist Alles mit dem einen Worte ab: ich bin ja nur aus Gefälligkeit Director und was ich thue, ist geschenkt. So müßt ihr's nehmen.

Ein Originaldenker über den Spiritismus.

Von Max Schneidewin.

Der bekannten Spiritismusschrift E. v. Hartmann's ist bald eine solche eines anderen Autors gefolgt, welcher sich durch seine „Philosophie im Umriß" das Anrecht auf den Ehrentitel eines Originaldenkers erworben hat, und zwar eines Originaldenkers im guten Sinne des Wortes, weil er (I, 1, S. 78) sagt: „Der redliche Forscher hat es nicht auf originelle Schöpfungen, sondern einzig auf das Finden der realen Wahrheit abgesehen" und sich von dieser Gesinnung überall durchdrungen zeigt. Die Schrift Steudel's*) läßt sich in gewissem Sinne als eine Ergänzung der Hartmann'schen ansehen. Wenn E. v. Hartmann die Erklärung der spiritistischen Phänomene durch das Eingreifen von „Geistern" in die menschliche Erfahrung, resp. experimentelle Veranstaltung, so zu sagen a priori und mit stillschweigender Beziehung auf seine ganze Philosophie, welche für dergleichen Geister keinen Raum hat, als ausgeschlossen ansah und sich mit gewagtem, aber außerordentlichem Scharfsinn um die Anbahnung einer rationellen Erklärung jener Phänomene bemühte, so liegt der ganze Schwerpunkt der Steudel'schen Schrift in der ausdrücklichen Nachweisung der Undenkbarkeit der spiritistischen Geistertheorie.

Da von dem Spiritismus selber seine Geister als die Seelen verstorbener Menschen in Anspruch genommen werden, so wendet sich Steudel zunächst (S. 2—11) zu der „Unsterblichkeitsfrage" und entwickelt in kurzer Reproduction seiner ausführlichen Abhandlungen über dieselbe in seinem Hauptwerke seine Gründe für die Verwerfung der menschlichen Unsterblichkeit. Trotzdem bekanntlich „in den gesammten großen Systemen der neuesten Philosophie (abgesehen von Kant's Inconsequenz und Schelling's späterem Abfall) von einer individuellen Fortdauer keine Rede sein kann" so wüßte ich doch von hochsinnigen Naturen, die also nicht für einen praktischen Materialismus eine Rechtfertigung suchten, außer Lucrez und Friedrich dem Großen keinen, der mit solcher Entschiedenheit wie Steudel die Unsterblichkeit leugnete. Ich muß nun aber doch sagen, daß Steudel's oben citirte größere Abhandlungen, namentlich die zweite, durch diese Recapitulation nicht ersetzt werden können. Schon das geistige Feuer bei einer ersten Abfassung ist ein ganz anderes als bei der wenig anziehenden Aufgabe, sich selbst zu resumiren. Ferner ist besonders jene zweite Abhandlung durch eine außerordentlich sorgfältige Berücksichtigung sämmtlicher einschlägiger Erwägungen und ein gewisses um Redlichkeit bemühtes Zu-Ende-Denken derselben ausgezeichnet, so daß das vielen Gemüthern drückende, ja entsetzliche negative Ergebniß mindestens frei von jeder subjectiven Uebereilung oder Uebelwilligkeit erscheint; in der Spiritismusschrift dagegen muß die erstrebte Knappheit dieses Eindrucks ermangeln. Weiter ist der Unsterblichkeitsglaube in Deutschland doch meist frei von abergläubischem spiritistischen Beisatz: wo es also speciell auf die Vernichtung dieses letzteren abgesehen, ist es etwas befremdlich, so zu sagen gelegentlich den Kampf gegen ein Stück der immerhin doch allgemein zu nennenden Weltanschauung aufgenommen zu sehen, welches, mit den Worten des jüngeren Fichte zu sprechen, dieser als „die höchste Blüthe der Bildung" erscheint. Endlich treten jene beiden größeren Abhandlungen Steudel's doch im Zusammenhange mit seiner gesammten Philosophie, insbesondere dem ihnen vorangegangenen theoretischen Theile derselben, in ein ganz anderes Licht: da ist das wahre Sein aus dem — eben unsubstantiellen — menschlichen Ich in die Eine universelle geistige Substanz verlegt und vor allem Vergang ewig geschützt und geborgen, wenn die endlichen Manifestationen derselben den Gedanken an ihre individuelle Vergänglichkeit fassen sollen; die Aufhebung der Unsterblichkeit ist dort also an einem viel tröstlicheren Platze, als in einer Einleitung zum Umsturz eines Aberglaubens, vor dessen schmutzigem Wasser hier das Kind selbst ausgegossen zu sehen, doch manchem Leser eine schmerzliche Ueberraschung sein könnte. Wer sich die „Unsterblichkeitsfrage" nicht durch einen Willensentschluß ein für alle Mal in eine ganz bestimmte Lösung hineinstellt, sondern bereit ist, in eine unparteiische wissenschaftliche Prüfung derselben einzutreten, mag auf die beiden ausdrücklichen Behandlungen derselben bei Steudel nachdrücklich aufmerksam gemacht werden, er wird auf alle Fälle einen höheren Gewinn daraus ziehen, als aus der Einleitung der Spiritismusbroschüre desselben Autors.

Steudel geht dann zu der „spiritistischen Geister-Welt", „dem Sein, Leben und Thun der Geister im Jenseits" über und entrollt (S. 11—44) ein ausführliches Bild des Inhaltes des in dieser Beziehung bestehenden spiritistischen Glaubens, allerdings ohne die Bestimmtheit der Quellenangabe im Einzelnen, welche man sonst aus seinem Hauptwerke bei dem Berichte über fremde Ansichten gewohnt ist. Aus den sich aufhebenden Widersprüchen der betreffenden Berichte, besonders aber aus der handgreiflichen Abenteuerlichkeit dessen, was sie enthalten, erweckt er jedem durch die Summe der normalen äußeren und inneren Erfahrung für die Unterscheidung von Einbildung und Wirklichkeit geschulten Sinn das von ihm bezweckte mächtige Gefühl der entschiedenen Ablehnung der Möglichkeit, daß dergleichen real sein sollte. Uebrigens durchwebt er seine Darstellung nicht nur mit kräftigen Trümpfen des gesunden Menschenverstandes gegen die vorgeführten Ungereimtheiten, sondern deutet öfters bestimmte schlagende Argumente gegen die Wirklichkeit derselben an, so besonders den Mangel einer im Weltplan, anstatt erst durch die Menschen in ihren spiritistischen Sitzungen, getroffenen Vorrichtung für den etwaigen Verkehr der Geister mit den Menschen, die Ueberflüssigkeit der Aufklärung der Menschen über ihr jenseitiges Leben, welches sie alle nach dem Tode von selbst kennen lernen würden, die Unbegreiflichkeit, wie die Menschenseelen nach dem Tode in die jenseitigen Oertlichkeiten gekommen sein sollten, und auf welche Weise sie von dort wieder auf die Erde kommen könnten, die Unmöglichkeit, wie das nach den spiritistischen Berichten doch materielle jenseitige Gebiet für die Sonnenstrahlen permeabel sein sollte, den Widerspruch in dem Begriffe eines geistigen Leibes, das Nichtvorkommen belehrender Geister außer in den spiritistischen Conventikeln. Steudel hat mit dem allem dem dunkleren Gefühl des in der aufgeklärten Welt doch überwiegenden Unglaubens gegen den Spiritismus einen helleren Ausdruck gegeben und gerade von dieser Seite her E. v. Hartmann's die Unzulässigkeit der Geisterhypothese zur Erklärung der spiritistischen Erscheinungen voraussetzende Schrift ergänzt.

Der Schwerpunkt der ganzen wissenschaftlichen Erörterung dieses Gebietes dürfte aber doch wo anders liegen, nämlich in der rationellen Aufhellung der Möglichkeit der Thatsache, daß

*) Der Spiritismus vor dem Richterstuhle des philosophischen Verstandes. Von Adolf Steudel, Stuttgart 1886. — Der Verfasser ist inzwischen in Stuttgart am 7. April d. J. im Alter von 81 Jahren gestorben.

Digitized by Google

überhaupt spiritistische Erscheinungen als eine Erfahrung aufgestellt werden können, insbesondere daß Menschen die schriftliche Aufzeichnung von Berichten aus der Geisterwelt behaupten können, welche Berichte sie zunächst nachweislich nicht in natürlicher Weise selbst aufgesetzt haben. Die Spannung, welche der Leser einer desfallsigen Leistung der Steudel'schen Schrift entgegenbringt, wird nicht befriedigt. Steudel leugnet zunächst — wie man das wohl von seiner Entschiedenheit für Aufklärung erwarten sollte — die spiritistischen Phänomene nicht. Er setzt mit ihnen „außerordentliche Erscheinungen außerhalb des Spiritismus", insbesondere „die sog. Spukereien" in Parallele und trifft nun etwa die Entscheidung, die offenbar seiner früheren juristischen Praxis entstammt — Steudel war Obertribunals-Procurator im würtembergischen Justizdienste — und von seiner Objectivität zeugt, daß für thatsächlich der Inhalt solcher Berichte angesehen werden muß, welche „classische Zeugen", namentlich eine Mehrheit von solchen, für sich haben, für verwerflich dagegen der Inhalt solcher Berichte, welche von befangenen oder betrügerischen Zeugen ausgehen. Wird nun durch solches Kriterium den bestbeglaubigten wunderbaren Geschichten das Thor zur Anerkennung ihrer Realität geöffnet, so macht sich das Bedürfniß einer Auflösung des Wunderbaren um so dringender fühlbar. Steudel aber, der sogar aus eigener Erfahrung diese Geschichten um einen classischen Fall bereichern kann, erklärt, daß man es „eben bei ihrer Räthselhaftigkeit bewenden lassen müsse", oder daß sie „unter die Kategorie von Narrenspossen fallen, von denen nun einmal das irdische Leben umschnörkelt ist". Was nun zunächst diese mir räthselhaften „Umschnörkelungen" betrifft, so geht, was man sonst (in Handschrift, Sitte und Convenienz) so nennen mag, offenbarlich von Menschen aus; im Uebrigen macht es dem Verfasser in meinen Augen freilich Ehre, daß er sich nicht durch Geschichten, von welchen nicht der tausendste Mensch etwas zu erleben bekommt, von den Ueberzeugungen abdrängen läßt, die ihm auf dem unendlichen Uebergewicht der allgemeinen Erfahrung und deren verstandesmäßiger Durchdringung fußen, aber in seiner völligen Verzichtleistung auf Erklärung hat er mir eine Enttäuschung bereitet. Auch sonst in seinem Philosophiren beruhigt sich Steudel öfters bei der völligen Unerklärbarkeit des Thatsächlichen, wie z. B. in dem erkenntnißtheoretischen Promblem, in dem kosmogonischen, wo der menschliche Erkenntnißtrieb sich bei solcher Unerklärlichkeit nicht beruhigen kann und wenigstens zu großartigen Erklärungsversuchen, wie unter anderem der Hartmann'schen Erkenntnißtheorie und der Kant-Laplace'schen Kosmogonie, geführt hat. E. v. Hartmann's auf Grund fremder Anregung kräftig in Angriff genommene und höchst geistvoll durchgeführte versuchsweise Theorie der spiritistischen Phänomene aus magischen Kräften der Mediumität wird so von Steudel einfach als „ganz abenteuerlich und unhaltbar" zurückgewiesen, während sie doch, so schwer es ihr auch ist, wirkliche Ueberzeugung zu erwecken, wenigstens den einzig möglichen Weg einschlägt, dem Verständniß dieses dunkeln Gebietes ohne Aberglauben vielleicht näher kommen zu können. Auch die anscheinend tadelnde Bemerkung ebendaselbst über Hindeutungen auf ein Mitwirken des Absoluten bei E. v. Hartmann ist doch befremdend bei einem Philosophen, dem der absolute Geist gleichfalls in allen Erscheinungen allgegenwärtig ist und mit seinem sic volo das letzte Wort für die Lösung der Welträthsel abgibt.

Von antispiritistischen Argumenten macht sich in der zweiten, dem eigentlichen Spiritismus gewidmeten Hälfte der Steudel'schen Schrift immer wieder, auch mit Berufung auf seine antispiritistischen Vorgänger Oehninger, Vogel, Nagel, Fechner und Erzherzog Johann dasjenige geltend, welches die seichte Trivialität der angeblichen Geisteroffenbarungen und die wüste Verrücktheit und fratzige Possenhaftigkeit der damit verbundenen Vorgänge betont. Höchst bereit, die Kraft dieses Argumentes anzuerkennen gegenüber der Zumuthung, aus den spiritistischen Vorkommnissen uns den Inhalt einer neuen Weltanschauung aufdrängen zu lassen, muß ich in diesem Zusammenhange aber doch sagen, daß das eben zur schwierigsten Frage stehende Zustandekommen jener Vorkommnisse durch solche Verurtheilung ihres geistigen Gehaltes in seiner Erklärung wenig gefördert wird.

Auch das von gegnerischer Seite für das wichtigste ausgegebene und in der That auch dem Laien am meisten frappirende Phänomen der „directen Geisterschrift" erfährt seitens Steudel's doch keine befriedigende Beleuchtung. Er verfällt hier mit einem Male stark auf die Anklage der Taschenspielereien oder Betrügereien und hat als rationellen Gegengrund gegen das Ausgehen der Sache von wirklichen Geistern, dessen Widerlegung ja noch zu keiner positiven Erklärung führt, nur — das „meist zu constatirende Gekritzel" jener Schrift, welches übrigens nicht ausnahmslos ist, wie denn auch in spiritistischer Weise die Handschriften bestimmter verstorbener Personen, z. B. Napoleons I. in einer Sitzung des Mediums Home vor Napoleon III. (vergl. z. B. W. Schneider, Der neuere Geisterglaube, S. 120), erschienen sein sollen.

Worin das Verdienst der Steudel'schen Schrift besteht, habe ich oben hervorgehoben; die bestechende Aufrichtigkeit seiner Wahrheitsforschung und die ruhige Klarheit seines Nachdenkens über die größten Räthsel des Lebens, denen Steudel ein langes Menschenleben mit dem nachhaltigsten Ernste gewidmet hat, treten aber viel mächtiger und umfassender in seinem großen Werke hervor, welches viel zu wenig beachtet ist und dessen nüchterne Analytik ein treffliches Gegengewicht bildet gegen die großen philosophischen Werke unserer Literatur von mehr synthetischem, aber dadurch oft auch — dichterischem Schwunge.

Feuilleton.

Nach dem Tode.

Von Georg Malkowsky.

Der Geheimrath Hans Barow war trotz der Aufregung und des Kummers der letzten Tage eingeschlafen. Die Vorhänge des breiten Doppelbettes waren auf der linken Seite zurückgeschlagen, so daß der Lichtschein der Nachtlampe voll auf das Gesicht des unruhig Schlummernden fiel. Auf der hohen Stirn perlten Schweißtropfen, die Nasenflügel zitterten, und um den fest geschlossenen Mund zuckte es, als wollte ein mühsam zurückgehaltenes Wort sich hervordrängen. Die auf der Decke ruhende Hand griff unsicher tastend nach dem ungemachten Lager zur Rechten und über die sich öffnenden Lippen kam es leise, kaum hörbar: „Margaret!" In demselben Moment ging es wie ein Ruck durch den von einer leichten Wolldecke verhüllten Körper, er richtete sich auf und die weit aufgerissenen Augen starrten ausdruckslos in das Leere. Sie schlossen sich wieder, und unter den Wimpern hervor quollen zwei Thränen, die langsam in den braunen, grau melirten Vollbart hinabrollten. „Arme Margaret!"

Er hatte sich in die Kissen zurückgelegt und die Augen mit der Hand bedeckt. Er träumte wachend weiter. Ja, sie war schön gewesen im weißen Brautkleide, wie sie, die siebzehnjährige, blaß und scheu zu dem reifen Manne aufschaute, dem sie mit Leib und Seele angehören sollte. Er war sich seiner Verantwortlichkeit voll bewußt gewesen und hatte sich beim Ringwechsel gelobt, ihr ein treuer Freund und Berather zu sein. Und das war er ihr gewesen, von Anfang an. Er hatte sie erzogen zu einer Musterfrau, die gegebenen Falls zu repräsentiren verstand wie keine Andere. Mühe hatte es gekostet, aber es war ihm gelungen, ihr jenes Pflichtgefühl beizubringen, das im engsten Kreise seine Befriedigung findet und tausend alltägliche Kleinigkeiten zu einer Summe addirt, die das Leben lebenswerth macht. Wenn er aus dem Ministerium nach Hause kam, fand er seine Hausschuhe und den Schlafrock stets an der rechten Stelle, die Zeitung lag aufgeschnitten neben der Kaffeetasse, er hatte die kleine Frau sogar daran gewöhnt, ihm die Cigarre anzurauchen. Wie ihre weißen Zähnchen schimmerten, wenn sie die Spitze abbiß! Und dann die Lippen, die frischen rosigen Lippen! Ja, sie hatte es verstanden, ihm das Leben angenehm zu machen, dafür hatte er aber auch Alles gethan, was

Digitized by Google

er ihr an den Augen absehen konnte. Theater, Concerte, und zu Allem die neuesten Toiletten.

Nach mehrjähriger Ehe war endlich ein Kind gekommen, ein rosiges, zappelndes, schreiendes Mädchen! Hans Barow hatte ein wenig enttäuscht ausgesehen, aber als er in die ängstlich fragenden Augen der Mutter geschaut, da hatte er sich herabgebeugt und die kleine müde, auf der Bettdecke ruhende Hand geküßt. Er war eigentlich kein Freund des Händeküssens, es kam ihm beinahe wie eine Sünde gegen seine Manneswürde vor, aber er hatte es doch gethan. Ueberhaupt hatte er sich daran gewöhnen müssen, ganz besonders zart und rücksichtsvoll mit der kleinen Frau umzugehen, denn seit der Geburt des Kindes war ihre Gesundheit niemals eine ganz feste gewesen. Ihre Sorge um die Erhaltung des ihr spät gewordenen Mutterglückes war eine grenzenlose, sie war Tag und Nacht um das Kind beschäftigt und Hans Barow empfand beinahe so etwas wie Eifersucht; er vermißte es, daß Margaret nicht wie sonst ausschließlich um ihn herumnestelte. Und dann war das Kind gestorben, gerade als es über die ersten Angstjahre hinaus war. Die Mutter brach zusammen unter der Last des Schmerzes. Hans Barow hatte alle Energie zusammenraffen müssen, um sie aus der wortlosen Verzweiflung aufzurütteln. Auch das war ihm schließlich gelungen. Still und blaß war sie geblieben, aber sie hatte sich wieder hineingelebt in die alltäglichen Kleinlichkeiten. Hausschuhe und Schlafrock waren an der alten Stelle, bis —

Hans Barow fuhr wieder auf, und starrte nach der Doppelthür neben dem Toilettenspiegel. Der Doctor hatte es einen Herzschlag genannt. Und nun lag sie aufgebahrt drüben im rothen Salon und sollte morgen hinausgetragen werden auf den Kirchhof. Ein unerträgliches Angstgefühl schnürte dem Manne die Brust zusammen, daß er schwer aufstöhnte. Er warf die Wolldecke zurück, fuhr in die Hausschuhe und hüllte sich fröstelnd in seinen Schlafrock. Dann ergriff er die Nachtlampe und ging schlürfenden Schrittes auf die Thür neben dem Toilettenspiegel zu. Ein Druck, die Klinke gab mit einem unangenehm knarrenden Geräusch nach, und er trat in den rothen Salon. Die durch das offene Fenster hereinwehende Zugluft ließ die Lichtflamme aufflackern und trieb ihm einen scharfen, unangenehmen Chlorgeruch entgegen. In der Mitte des Raumes stand ein schwarzes, in seinen Umrissen kaum erkennbares Etwas, dessen Oberfläche sich in glänzendem Weiß abhob.

Hans Barow stellte die Lampe mit zitternden Händen auf den Kaminsims zu Häupten des Sarges und trat langsamen aber festen Schrittes an die Leiche seiner Frau. Der Kopf hatte sich nur leicht in das spitzenbesetzte Kissen eingedrückt. Die glatt gescheitelten Haare — sie pflegte sie sonst zu kräuseln — legten sich fest um die weißen, fein geäderten Schläfe und trugen dazu bei, dem ganzen Gesicht etwas fremdartig Starres zu geben. Die zart geschnittenen Nasenlöcher hatten die wachsartige Färbung der übrigen Hautfläche angenommen, die blutlosen Lippen waren fest zusammengepreßt und die Hände ruhten parallel auf dem gleichmäßig gefältelten weißen Kleide. An dem Mittelfinger der Rechten glänzte der Trauring.

Er hatte die Faust auf den Sargrand gestützt und sah minutenlang mit vorgebeugtem Oberkörper in das ausdruckslose Antlitz der Todten. Schön waren die Züge auch jetzt noch, aber wie versteint. Unter den geschlossenen Lidern zeichnete sich deutlich der Augapfel ab und Hans Barow glaubte ihn wieder wie gestern zu sehen, glanzlos, gebrochen. Er faßte den Sargrand mit krampfhaftem Griff und beugte sich weiter vor. Noch einmal küssen wollte er den bleichen Mund. Da tönte kaum hörbar ein gurgelnder Laut wie aus dem Sarge selbst herauf und über die zusammengekniffenen Lippen der Todten trat ein schmaler Streifen perlähnlichen weißen Schaumes. Leichenblaß taumelte Hans Barow zurück, er mußte sich am Kaminsims halten, um nicht zu fallen. So stand er einen Augenblick schwer athmend, dann ergriff er unsicher tastend die Lampe und ging langsam nach der gegenüber liegenden Ecke des Zimmers hin.

Die Glieder waren ihm merkwürdig schwer, es kam ihm vor, als könne er das Sopha nicht mehr erreichen, er sank in den Stuhl vor dem Schreibtisch seiner Frau. Ein heftiger Schauer schüttelte seinen ganzen Körper, er schlug die Hände vor das Gesicht und drückte sie fest gegen die Augen, als fürchte er, das Entsetzliche noch einmal zu sehen. Also das war es, was jetzt in dem schönen Körper hauste, der so oft in seinen Armen geruht! Er glaubte ihn wieder zu hören, den unheimlichen, gurgelnden Ton, aber es war das Bohren des Holzwurms in der Platte des Schreibtisches.

Sein Blick irrte suchend unter den Nippes umher, als müsse er irgend eine Spur der Thätigkeit seiner Frau entdecken. Alles stand in schönster Ordnung, und als er einen Leuchter aufhob, zeigte der runde staubfreie Fleck, daß ihn seit mehreren Tagen keine säubernde Hand berührt. Dann streifte sein Auge die Schubladen unterhalb der Platte. In einer derselben steckte der Schlüssel. Er drehte ihn herum und zog die Lade heraus.

Auch hier Alles wohl geordnet, wie es sich in einem gut geführten Haushalt geziemt und wie er es sie selbst gelehrt. Die laufenden Rechnungen, nach dem Datum auf einander folgend, verschiedene Wirthschaftsbücher mittleren Formats, und ein Wäschekalender. Ganz unten auf dem Boden der Lade lag ein Buch in Quart, in verblaßten blauen Sammt gebunden, mit Broncescharnier. Auf dem Deckel stand in Goldpressung: Poesie. Er öffnete das Scharnier und schlug den Deckel auf. Natürlich, da standen in unbeholfener, vergilbter Schrift all' die gutgemeinten und schnell vergessenen Freundschaftsversicherungen der Schulkameradinnen, hier und da von einem in unmöglichen Farben schlecht und recht gemalten Vergißmeinnichtkranz umrahmt, dazwischen verstreut die pedantische Lebensweisheit eines männlichen oder weiblichen Pädagogen. Dann eine Reihe leerer Blätter und schließlich, offenbar jüngeren und jüngsten Datums, in feiner ungleicher Schrift, eigenhändige Aufzeichnungen seiner Frau. Er schob ein paar Broncefigürchen zusammen, zog die Lampe näher an sich heran und begann zu lesen, erst mit ruhiger Aufmerksamkeit, dann in nervöser Hast, und dabei zitterten seine Hände, als wären sie kaum im Stande, das Buch zu halten.

* * *

„Es ist heute wieder an mich herangekrochen, jenes entsetzliche Gespenst gleichgiltigen Stumpfsinns, das mir das Blut in den Adern zu Eis erstarren läßt. Ich lag auf der Chaiselongue und versuchte zu denken, gleichviel an was. Es war mir unmöglich. Vergangenes und Zukünftiges zog in bunten, wirren Bildern an meinem Geiste vorüber, und wenn ich sie, mich krampfhaft zusammenraffend, verscheucht hatte, dann stand die Gegenwart vor mir, kalt und grau.

— — — Bin ich mit Illusionen, mit übermächtigen, unerfüllbaren Hoffnungen vor den Altar getreten? Ich glaube kaum. Die Erziehung eines jungen Mädchens ist heut zu Tage nicht dazu angethan. Man liest Romane, aber man weiß Alles viel besser, wie der Autor, und hat seine Freude an den vergeblichen Anstrengungen desselben, Einem etwas vorzudichten. Mein einziger Wunsch war der, in meinem Gatten eine Stütze zu finden. Habe ich sie gefunden? Ich habe es anfangs geglaubt. Da war so viel Neues, das ich lernen mußte, von ihm lernen, dessen Bedürfnissen doch schließlich all' mein Sorgen galt. Und ich habe mich eifrig gemüht, bis ich ihm seine Wünsche an den Augen absehen konnte. Dann war Alles in Ordnung, das Räderwerk des Haushaltes ging auch ohne mich. Ich legte die Händ in den Schooß und fragte mich: was nun?

— — — Ich bin Weib genug, um an den Triumphen, die ich gelegentlich feiere, meine Freude zu haben. Daß er diese Freude theilt, erscheint mir kindisch, ja es hat für mein Bewußtsein etwas Verletzendes. Weiß er denn nicht, was die Zudringlichkeiten alter und junger Gecken, jene an sich bedeutungslosen, durch den Ton, in dem sie gesagt werden, unverschämten Schmeicheleien bedeuten? Bin ich eine Rarität, die man herumgibt und zeigt, um sich an dem Bewußtsein des Alleinbesitzes zu weiden, oder dasselbe durch den sichtlichen Neid Anderer künstlich zu steigern?

— — — Die Ehe ist ein Vertragsverhältniß, wie jedes andere, ersprießlich, wenn jeder Theil den übernommenen Verpflichtungen nachkommt, unersprießlich, wenn dieselben von Einem der Betheiligten vernachlässigt werden. Ich halte ihm seine Wirthschaft in Ordnung und diene ihm in müßigen Stunden als Spielzeug, er gibt mir des Leibes

Digitized by Google

Nahrung und Nothdurft und zieht sich seine Puppe gelegentlich an, um sie anderen Leuten zu zeigen.

— — — Ich glaube, die Pessimisten sagen: das Glück ist nichts anderes, als Schmerzlosigkeit. Und doch wünsche ich mir bisweilen ein recht großes Leid, um nur das Grauen überwinden zu können, das gegenstandlose Grauen vor dem ewigen Einerlei.

— — — O nein, diese Pessimisten haben nicht recht, es gibt Glück, positives Glück. Da liegt es vor mir, ein hülfloses, lallendes Wesen, das ich durch Liebe lehren darf, mich zu lieben, wie ich es verlange. Es soll mir Alles verdanken, Alles, nicht nur das nackte Dasein und ein wenig Bequemlichkeit. Was in mir absterben wollte, ich fühle es sich von neuem regen, und ich will es meinem Kinde mittheilen, Leben von meinem Leben, Seele von meiner Seele.

— — — Es ist vorüber. Sie haben mir mein Kind hinausgetragen. In mir ist Alles todt. Als er vom Kirchhof nach Hause kam, bin ich ihm entgegengestürzt und habe mich an ihn geklammert mit der Angst der Verzweiflung. Er hat mir in seiner gleichmüthigen Weise über das Haar gestrichen: „Sei ruhig, Kind; die Zeit heilt Alles." Ja, die Zeit heilt Alles. Es ist wirklich ruhig in mir geworden, noch ruhiger, als früher, so ruhig, daß es mich bisweilen durchschauert wie Todeskälte.

— — — Jetzt weiß ich, was mir fehlt, durch einen Zufall, durch ein bedeutungsloses Nichts, das mein Inneres durchzuckt hat, wie ein Wetterleuchten. Seit dem Tode meines Kindes fühlte ich mich matt und elend, ohne eigentlich krank zu sein. Unser alter Sanitätsrath zuckte die Achseln, vernachlässigte mich ein wenig und schickte mir gelegentlich seinen Assistenten, einen jungen Mann mit frühreifen Zügen, zu dem ich vom ersten Augenblick an Vertrauen hatte. Aber was sollte ich ihm sagen? Auch er schien es eilig zu haben und sah nach der Uhr. »Sie haben gewiß schwer Leidende, Herr Doctor, die Ihrer Hülfe dringender bedürfen, als ich?« »O nein, aber« — und ein Lächeln zuckte um seinen ernsten Mund — »ich bin seit einem Jahr verheirathet, und meine Frau wartet auf mich mit der Feder in der Hand. Ich pflege ihr Abends zu dictiren.« »Was dictiren Sie ihr?« »Fachwissenschaftliche Sachen, pathologische Artikel für medicinische Zeitschriften. Sie kann die Zeit kaum erwarten und freut sich darauf, als ob sie Alles verstände.« Er empfahl sich eilig, und das glückliche Lächeln umspielte noch immer seine Mundwinkel.

— — — Jetzt weiß ich, was mir fehlt. Man hat mich gekauft mit Leib und Seele. Ein Weib hat man aus mir gemacht und eine Wirthschafterin, mein bestes Theil hat man als nutzlos und unbequem bei Seite geworfen. War der Kaufpreis — ein wenig Nahrung und Putz — wirklich so groß, daß er dem Käufer das Recht gab, den Theil der Waare zu vernichten, der ihm werthlos erschien?

— — — Zehn Jahre erlogener Ruhe und Zufriedenheit für zehn Jahre eines in geistigem Hinbrüten siechenden Daseins! Das ist unsere Rechnung. Ein wahres Glück, daß es in der körperlichen, wie in der geistigen Welt ein Absterben und Verdorren gibt, das sich innerlich ohne eigentliche Schmerzempfindung vollzieht. Man muß nur im Schatten nicht an den Sonnenschein denken, in dem sich die welkenden Keime entfaltet hätten.

— — — Ich habe mich seither bei ruhiger Ueberlegung gefragt: bin ich das, was man gemeinhin in Romanen als »unverstandene Frau« zu bezeichnen pflegt? Und ich antworte nach bestem Wissen: Nein, ich bin es nicht, dazu fehlen mir die geistigen Prätensionen. Der kleinste Antheil an dem inneren Sein meines Mannes hätte mir genügt, ich hätte zu verstehen gesucht, und wo es mir nicht gelungen, da hätte ich vertrauensvoll und stolz auf seine Ueberlegenheit zu ihm aufgeschaut. Er hat mir jenen Antheil verweigert, aus Bequemlichkeit, und unsere scheinbar zufriedene Ehe war ein Concubinat, auf Selbstsucht und Eitelkeit gegründet und gewohnheitsmäßig aufrecht erhalten, ohne seelisches Band, ohne Ernst und Heiligung."

* * *

Hans Barow hatte die Hand mit dem zugeschlagenen Buche sinken lassen und sich mit geschlossenen Augen in den Stuhl zurückgelehnt. So saß er regungslos Stunden lang, bis die Lampe erlosch und das dämmernde Morgenlicht durch die halb zugezogenen Uebergardinen hereindrang. Da erhob er sich müde und langsam und trat, noch immer das Buch in der Hand haltend, an den Sarg. Er näherte sich zusammenschauernd dem Kopfende und ließ das blaue Album unter die Kissen gleiten. Dann tastete er unsicher nach der rechten Hand der Todten und zog ihr abgewandten Blickes den Trauring vom Finger. Als er den kalten Reif in der Hand hielt, entglitt er ihm und rollte mit hellem Metallklang über den Boden.

Notizen.

Geschichte der französischen Literatur von ihren Anfängen bis zur neuesten Zeit. Von Eduard Engel. (Leipzig, B. Elischer.) — Diese zweite Auflage erscheint hier in umgearbeiteter und wesentlich vermehrter Gestalt, wie schon die uns vorliegende erste der vier Lieferungen zeigt. Sie enthält eine ganz neue Einleitung, die den Charakter der französischen Sprache und Literatur in jener für Engel typischen Weise behandelt, welche sich niemals langweilig und doctrinär gibt. Hier, wie im übrigen Theile der umfangreichen Schrift, zeigt sich der Verfasser seinem Thema vollauf gewachsen: er kennt die wichtigsten Quellen, sein Urtheil ist scharf und immer individuell; auch wenn man einmal mit ihm rechten möchte und Manches paradox und allzu subjectiv gefärbt findet, so wird man doch stets von der beweglichen Frische seiner Darstellung angeregt und befriedigt. Dabei hat Engel die zahlreichen Ausstellungen der Kritik berücksichtigt, wie die vielen Zusätze beweisen, doch sind die Literaturangaben nicht immer vollständig und lassen manches Wichtige noch immer vermissen. Im vorliegenden Heft geht Engel freilich mit dem altfranzösischen Drama zu summarisch um und erwähnt der Tenzonen und der dramatischen Literatur der Provenzalen gar nicht. Spätere Auflagen werden diese und andere Versehen zu corrigiren haben. Gewiß wird das Buch auch in's Französische übertragen werden, denn unsere Nachbarn besitzen kein ähnliches Werk, das ihr gesammtes Schriftthum von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart einheitlich und vollständig behandelt.

Ein deutscher Schriftstehler (Karl Böttcher). Kritische Analyse von M. v. Eckstädt. (Hagen i. W., H. Risel & Co.) — Der wohl pseudonyme Verfasser hat sich durch die Entlarvung eines vorlauten literarischen Hochstaplers jedenfalls verdient gemacht. Karl Böttcher ist u. A. auch der „Verfasser" jener in Nr. 12 gebührend gekennzeichneten Flugschrift: „Schauspieler-Eitelkeit", die uns gleich anfangs verdächtig vorkam. Nun weist v. Eckstädt vorderhand an drei Opera desselben Herrn: „Brunnengeister", „Karlsbader Schlendertage", „Aus meiner Wandermappe" nach, daß der aus Feuilletons und Novellen bestehende Inhalt bis auf — einige Gedankenstriche, die einzigen originalen Leistungen dieses Schriftstehlers, aus längst erschienenen wohl accredirten Werken und meist in der „Neuen freien Presse" veröffentlichten Feuilletons abgeschrieben ist. Von Scherr, Börne, Turgenjew, Daudet finden wir ganze Seiten ohne Quellenangabe in Böttcher's Werken wieder; Anderes ist wieder wörtlich aus Zeitungsartikeln von Schlögl, Wilhelm Singer, Pötzl, Schlesinger zusammengeschweißt. Was übrig bleibt, scheint dem Verfasser der vernichtenden Flugschrift mit Recht Contrebande zu sein, doch ist er noch nicht in der Lage, die Quellen anzugeben. Auch uns kommt Manches des hier Citirten sehr bekannt vor. Zu einer Lesung der zusammengestohlenen Machwerke Böttcher's fehlt uns Zeit und Lust; man versichert uns aber, daß auch das Buch unseres Herausgebers „Reise um die Pariser Welt" von dem Abschriftsteller, der sich hoffentlich nun bessern wird, ausgeplündert worden sei. Jedenfalls könnte man einmal die ernsthafte Frage aufwerfen, wie sich denn eigentlich der Deutsche Schriftsteller-Verband, in dessen Listen Ehren-Böttcher paradirt, in solchem abnormen Falle zu verhalten gedenkt.

Mein Lenz im Liede. Von Siegfried Martin Langen. (Berlin, J. Zenker.) — Der Titel des vorliegenden Bändchens läßt deutlich genug auf seinen Inhalt schließen, der aus einer Zusammenstellung rein lyrischer Gedichte besteht. Namentlich lobenswerth ist an denselben die Formgewandtheit, wenn auch Mehreres etwas zu lebhaft an Heine, der dem Dichter offenbar zum Vorbilde gedient hat, erinnert, wie z. B. „Grundlose Eifersucht". Daß aber der Verfasser recht wohl auch eigene Töne finden kann, beweisen die Gedichte: „Die Blondinen", „Der See im Walde" u. A. Möge das für sein Büchlein gewählte Motto: „Es sprießen Blumen ohne Zahl, wo Minne und Jugend werben" (Rudolf Baumbach) sich auch ferner bestätigen, mögen Fleiß und Erfahrung das ihrige thun, um unsere Hoffnungen auf eine reichere und vollkommenere Ernte nicht zu täuschen. v. P.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer wissenschaftlicher Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Höhlbaum, Dr. K., Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. Band I. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde III.) Gross 8°. XVI und 382 S. Eleg. brosch. Preis 9 Mark. In Leinwand geb. 10 Mark. (Wird in 2 weiteren Bänden binnen Jahresfrist vollständig.)

Lamprecht, Dr. K., Initial-Ornamentik des VIII. bis XIII. Jahrhunderts. 44 Steindruck-Tafeln meist nach Rheinischen Handschriften nebst erläuterndem Text. Folio. Eleg. brosch. Preis 10 Mark.

Lamprecht, Dr. K., Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. Drei Bände in vier Abteilungen. Gross 8°. 193 Bogen. Mit achtzehn Karten und sechs Holzschnitten im Text. Brosch. Preis 80 Mark.

Lossen, Dr. Max, Briefe von Andreas Masius und seinen Freunden 1538—1573. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde II.) Gross 8°. XX und 537 S. Eleg. brosch. Preis 11 Mark 40 Pf. In Leinwand geb. 12 Mark 50 Pf.

Scherzer, Dr. Karl von, Das wirthschaftliche Leben der Völker. Ein Handbuch über Production und Consum im Welthandel. Gross 8°. XI und 756 S. Preis brosch. 18 Mark 50 Pf. In Leinwand geb. 20 Mark 50 Pf.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien:

Rechtsstudium und Prüfungsordnung.

Ein Beitrag zur preußischen und deutschen Rechtsgeschichte

von

Geheimrath Professor Dr. **L. Goldschmidt**

in Berlin.

gr. 8. geh. Preis M. 9. —

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Thomas Rendalen.

Roman

von

Björnstjerne Björnson.

Deutsch von Wilhelm Lange.

1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis ℳ 4.—

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben;* die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Soeben erschien die von der Wissenschaft seit 2000 Jahren vergeblich gesuchte Lösung der

Quadratur des Kreises

geometrisch dargestellt v. **O. Widemann,** Ing. **Berlin, Hlgo. Geist Str. 4, I. im Selbstverlag. Preis 1 Mark.**

Drucker und (Commissions-)**Verleger** gesucht für „Heldensage vom großen Krieg". Mahabharata gedichtet. ca. 20 Bogen. 8. Adresse unter **J. H. B. an die Expedition der „Gegenwart"** erbeten.

Im Verlage von **Hermann Schönlein** in **Stuttgart** ist soeben erschienen, durch alle Buchhandlungen zu beziehen und in jeder besseren Leihbibliothek zu finden:

Das Loggbuch

des

Kapitains Eisenfinger.

Roman

von

Balduin Möllhausen.

Drei Bände. Preis 15 Mk.

Balduin Möllhausen, der hierzu Berufenste unter allen deutschen Schriftstellern, bietet in diesem Werke einen **Seeroman,** wie ihn in gleicher Bedeutsamkeit die deutsche Literatur bisher noch kaum aufzuweisen hat. Der allbeliebte Autor weiss eben so sehr durch spannende, an Abenteuern reiche Handlung die Phantasie anzuregen und zu fesseln, wie durch die packendsten Schilderungen aus dem Seemannsleben das Gemüth des Lesers zu rühren und zu ergreifen.

Vollst. Zeitschriften

zu außerordentlich billigen Preisen.

Globus, 1881 bis 1886 (Ladenpr. à 24 ℳ) à 7½ ℳ,
Der Bär, 1881 bis 1886 (10 ℳ) à 3½ ℳ,
Das Ausland, 1878 bis 1881 (28 ℳ) à 5 ℳ,
Deutsche Rundschau, 1876, 1877, 1883 bis 1885 (24 ℳ) à 6 ℳ,
Fliegende Blätter, 1884—1886 (13.50) à 7½ ℳ,
Deutsche Revue, 1878 (24 ℳ) 6 ℳ,
Kosmos, 1878/1879 (24 ℳ) 5 ℳ,
Leipziger Illustrirte Zeitung, 1877, 1878, 1882 bis 1886 (28 ℳ) à 5 ℳ

in gut gehaltenen Exemplaren zu beziehen durch

W. Tafte's Buchhandlung,
Berlin, Münzstraße 23a.

Neuer Verlag von
Breitkopf & Härtel in **Leipzig.**

Rob. Schumann's Briefe.

Neue Folge.

Herausgeg. von **F. Gustav Jansen.**

Erste Abtheilung: 1828—1840.
Zweite Abtheilung: 1840—1854.
Dritte Abtheilung: Briefe an Verleger.

Das Recht zur Herausgabe haben die Verleger von der Familie Robert Schumann's erworben.

X, 406 S. Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Nach der freudigen Aufnahme, welche die „Jugendbriefe" Schumann's gefunden haben, bedarf es für diese neue Sammlung kaum einer Empfehlung. Sie bringt vieles Neue aus der Jugendzeit Schumann's, erstreckt sich dann aber weiter über das ganze Mannesalter bis zum Jahre 1854. Sie stellt nicht nur die in Zeitschriften und Büchern überall verstreuten interessanteren Briefe zusammen, sondern fügt diesen zahlreiche bisher ungedruckte, so namentlich die an Mendelssohn gerichteten, hinzu. Man gewinnt danach ein ungemein fesselndes Bild des ganzen Lebens und Wirkens des edlen Künstlers. Durch häufige Anmerkungen und ein sorgfältiges Register hat der Herausgeber für das Verständniss der Briefe gesorgt. Der Name des Verfassers der „Davidsbündler" bürgt für die Gediegenheit der Arbeit.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY,
AUG 10 1887
Library

№ 30. Berlin, den 23. Juli 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Nationale Strömungen der Gegenwart. Von Hans Altona. — Das System des kritischen Socialismus. Von R. Stegemann. — **Literatur und Kunst:** Ueber moderne Malerei. Von Julius Levin. — Zur Geschichte der puritanischen Revolution. Von Georg Ellinger. — Unser Publikum. Von Jacob Mähly. (Schluß.) — **Feuilleton:** Sommerwohnung. Von Eugène Chavette. Autorisirte Uebersetzung. — Notizen. — Inserate.

Nationale Strömungen der Gegenwart.

Von Hans Altona.

Im Leben der Individuen sowohl wie der Völker zeigen sich zu gewissen Perioden Fragen von tiefgehender Bedeutung, welche alles andere in den Hintergrund zu drängen scheinen. Wie beim Einzelnen so wechseln auch bei den Nationen Zeiten ruhigen, behaglichen Stilllebens ab mit gewaltigen Erschütterungen im Innern und nach außen. Es ist der nothwendige Naturproceß, der die Welt nicht zur Ruhe kommen läßt, und der Wunsch nach ewigem Frieden, so schön und lieblich er auch klingen mag, wird doch immer eine Chimäre bleiben müssen. Dem denkenden Menschen gewährt es aber ein interessantes Studium, den Ursachen dieser Bewegungen nachzugehen, sie zu verstehen und daraus Schlüsse für die Zukunft zu ziehen.

Bevor wir uns unserem eigentlichen Thema zuwenden, müssen wir zunächst in kurzen Zügen das geistige und politische Leben der europäischen Völker verfolgen, wie es sich uns seit Beginn des Mittelalters darstellt. Selbstverständlich beschränken wir uns dabei nur auf die Bewegungen, die mit der Gegenwart im innigsten Zusammenhange stehen.

Zwei Ideen sind es, die sich wie ein rother Faden durch das ganze Mittelalter hindurchziehen: der Kampf der christlichen Völker gegen den Islam und der Antagonismus zwischen Papst und Kaiser. Ungeheuere Opfer fordert der Kampf gegen die Anhänger des falschen Propheten; aber aus der blutigen Saat erwächst eine neue segensreiche Cultur. Die Berührung mit dem Oriente eröffnet dem Handel neue, ungeahnte Wege; der geistige und politische Horizont der abendländischen Völker wird durch die genauere Kenntniß des Morgenlandes erheblich erweitert. Die Hauptfrüchte des blutigen Kampfes ernten aber nicht die weltlichen Herrscher: die ehrwürdige Institution des germanisch-römischen Kaiserreiches hat sich bei diesen Kämpfen so geschwächt, daß sie nur noch scheinbar in altem Glanze fortbesteht.

Die Kirche triumphirt, aber auch sie trägt bereits den Keim des Zerfallens in sich. Bald bricht eine neue Epoche an: gewaltige Erschütterungen stehen bevor, die alles Bestehende in kurzer Zeit stürzen und vernichten.

Wir stehen am Anfange der Neuzeit. Die beiden weltbewegenden Factoren des Mittelalters, Kirche und Kaiserreich, haben sich durch jahrhundertjährige Kämpfe so geschwächt, daß eine naturgemäße Ermattung eintreten muß. Ihr Niedergang bedingt das Aufkommen neuer Mächte. Anfangs wird noch die Suprematie des christlich-germanischen Kaiserreichs anerkannt. Aber schon erheben sich von allen Seiten drohende Nebenbuhler, die ihm diesen Rang streitig zu machen suchen. Neue Ideen, neue Grundsätze tauchen auf. Nicht mehr ein Volk, ein Herrscher soll an der Spitze stehen, sondern alle Staaten streben nach Gleichberechtigung. Es beginnt der Kampf um das europäische Gleichgewicht. Um dieses zu erlangen und, erlangt, zu erhalten, werden die blutigsten und erbittertsten Kämpfe geführt. Noch ist es allerdings nur ein Kampf der Fürsten untereinander, aber allmählich fangen auch die Völker an, sich als einheitliches Ganzes zu fühlen. Es sind die ersten Regungen des erwachenden Volksbewußtseins. Eine neue Staatenbildung beginnt, und mit allen Mitteln sucht der Souverain die politische Einigung des Landes herbeizuführen. In Spanien, Frankreich und England sind diese Bemühungen auch mit Erfolg gekrönt. Hier geht die Bewegung noch von oben aus; das Volk folgt nur instinctmäßig den Bestrebungen seiner Großen. —

Aber nicht das Kaiserthum allein, auch der Fels Petri wird in dieser unruhigen Zeit in seinen Grundfesten erschüttert. Das kunstvoll aufgebaute Werk so vieler hervorragender Geister scheint anfangs dem drohenden Ansturm der Zeit nicht widerstehen zu können. Doch der Grundstein der Kirche ist ein zu fester: er wankt wohl, aber er sinkt nicht in sich zusammen. Die Kirche hat es eben von je her verstanden, sich den herrschenden Strömungen anzupassen und durch kluges, zeitgemäßes Hinlenken und Nachgeben die drohendste Gefahr von sich abzuwehren.

Das 17. Jahrhundert bildet die Fortsetzung der oben angedeuteten politischen und religiösen Kämpfe. Mehr und mehr sinkt das Kaiserreich in sich zusammen; immer drohender erhebt sich, dank der Fürsorge tüchtiger Herrscher und Staatsmänner, das Reich im Westen der Vogesen. Lange duldet Europa, selbst zerspalten, den schweren Druck Frankreichs, doch endlich rafft es sich zu einer furchtbaren Coalition auf und die Macht des stolzen Reiches wird gebrochen. Das europäische Gleichgewicht wird wieder hergestellt. Aber noch ist das eigentliche Nationalitätsbewußtsein nicht erwacht; politische und vor allen Dingen religiöse Beweggründe sind die Hauptursache des gemeinschaftlichen Zusammengehens gewesen.

Das 16. Jahrhundert ist das Zeitalter der kirchlichen Reformation; das 18. das der politischen Umwälzungen. Anfangs herrscht zwar noch der strengste und starrste Absolutismus. Aber dumpf beginnt es bereits in der Menge zu gähren. Eine neue Erkenntniß ist über sie gekommen. Selten wohl findet das Wort: „quem deus perdere vult, dementat“

Digitized by Google

mehr Berechtigung als auf die gekrönten Häuser des 18. Jahrhunderts. Der Absolutismus begünstigt und unterstützt die freien Regungen des Geistes; die tiefgehenden radikalen Untersuchungen der Schriftsteller und Philosophen über Staat und Gesellschaft finden, obwohl sie in diametralem Widerspruch zu den bestehenden Einrichtungen stehen, seinen offenen Beifall. Man betrachtet die Sache als interessante Spielerei; an eine Verwirklichung solcher Ideen glaubt man nicht. Aber schrecklich wird er aus seiner Letargie aufgerüttelt, als die gesäte Frucht blutig aufgeht, als ein Sturm die Völker durchbraust, den man vorher nie geahnt. Aus dumpfen Sclaven werden wie mit einem Zauberschlag freie Menschen, Helden, welche die halbe Welt siegreich durchziehen und überall das neue Evangelium von der Freiheit und Menschenwürde den Völkern laut verkünden. Damals werden selbst besonnene Menschen vom allgemeinen Taumel der Begeisterung fortgerissen und jubeln der neuen Aera der Freiheit begeistert zu.

Aber die Weltgeschichte geht unablässig ihren Gang. Von der höchsten Freiheit zum Cäsarenthume ist nicht weit — das haben bereits die alten Römer erfahren. Ein neuer Dictator stellt sich an die Spitze, und der zügelloseste Militärdespotismus beginnt. Ehrwürdige Staaten werden plötzlich gestürzt, neue eben so rasch aufgerichtet. So lange der Schrecken herrscht, können diese Staaten, ohne Rücksicht auf Ursprung und Sprache der Bevölkerung willkürlich zusammengeschmiedet, bestehen. Aber mit dem Sturze des mächtigen Corsen fallen auch seine Schöpfungen in sich zusammen. —

Gemeinschaftlich hatte man den Feind besiegt. Jetzt handelte es sich um die Früchte dieses Sieges. Diese schwere Aufgabe hätte der Wiener Congreß lösen sollen. Aber bei dem guten Willen blieb es auch. Denn daß er seiner hohen Aufgabe nicht gewachsen war, hat die nachfolgende Zeit bewiesen. Der Hauptgrundsatz, nach dem man auf dem Wiener Congresse verfuhr, war: möglichste Beseitigung der republikanischen Verfassungen und Wiedereinsetzung der legitimen Fürstenhäuser. Hierüber ist man vollkommen einig. Aber ein heißer, erbitterter Kampf entspinnt sich bei der Frage, wie denn nun die Vereinigung der verschiedenen Länder, die in den letzten Jahren von der Hand des Corsen wild durcheinander geworfen waren, zu bewerkstelligen sei? Und hierbei hat der Wiener Congreß, auf dem die talentvollsten Staatsmänner von ganz Europa versammelt waren, den großen Fehler begangen, daß er die Zeichen der Zeit nicht verstanden hat. Ohne Rücksicht auf Sprache, Religion und Nationalität sind die verschiedenen Staaten zusammengeschmiedet worden.

Dank der eifrigen, gegenseitigen Unterstützung der legitimen Herrscher hat sich bei manchen Staaten diese unnatürliche Verbindung Jahrzehnte hindurch gehalten. Andere dagegen, bei denen das Gefühl der Nationalität mehr und mehr erwacht, erheben sich bereits wenige Jahre später gegen den gewaltsam aufgedrängten Fürsten, um das verhaßte fremde Joch abzuschütteln. —

Nicht sogleich beginnt diese nationale Bewegung. Die Völker sind von den Kämpfen der letzten Jahrzehnte noch zu sehr ermattet und sehnen sich nach Ruhe.

Fünfzehn Jahre hindurch hat durch ganz Europa der verheerende Kampf gewüthet. Abgesehen von den gewaltigen äußeren Erschütterungen ist auch sonst dieser Kampf nicht spurlos vorübergegangen. Ein neuer Geist und der Wunsch nach Freiheit und Selbständigkeit macht sich rege. Die Völker haben riesige Anstrengungen gemacht, um das fremde Joch abzuschütteln; aber der versprochene Lohn bleibt aus.

Ein erdrückende Schwüle lastet auf den Gemüthern. Aengstlich wacht der damals leitende Staatsmann Europas, Metternich, auf jede Regung des Freiheitssinnes und sucht denselben im Keime zu ersticken. Jeder noch so berechtigte Versuch eines Volkes nach politischer Selbständigkeit gilt ihm als Rebellion.

Zuerst regt es sich auf der Balkanhalbinsel. Der Heldenkampf des unterdrückten Hellenenvolkes gegen die Anhänger des Propheten erweckt die thätige Theilnahme der Gebildeten aller Nationen. Die Begeisterung schlägt helle Flammen. Dichter, Feldherren, Gelehrte eilen herbei, um die Freiheit des Griechenvolkes, dem man so viel verdankt, mit zu erkämpfen. Die verbündeten Regierungen sehen diesem Schauspiele anfangs mißmuthig zu. Aber schließlich vermögen sie doch dem allgemeinen Drucke nicht zu widerstehen. Nach jahrelangem, heldenmüthigem Ringen wird die Unabhängigkeit Griechenlands von Europa anerkannt. Aus dem Volke heraus war diese neue nationale Bewegung entstanden, und das Volk hatte sie siegreich zu Ende geführt. Gegen solche elementare Strömungen vermag alle Kunst der Diplomaten nichts auszurichten.

Noch war die Unabhängigkeit der Hellenen vom legitimen Europa nicht anerkannt, als es an den Mündungen der Schelde, der Maas und des Rheines ebenfalls zu erbitterten Kämpfen kam. Auch in diesen Landen hatte man, um eine starke Nordgrenze gegen den unruhigen Gallier zu haben, zwei durch Sprache, Sitte und Nationalität getrennte Völker willkürlich zusammengeschmiedet. Die Kunde von der Pariser Julirevolution entflammt die Gemüther zu energischem Handeln. Mit Hülfe der stammverwandten Franzosen erringen die Belgier ihre nationale Selbständigkeit. Und Europa sieht, abgesehen von einigem platonischen Widerstande, dem naturgemäßen Laufe der Dinge ruhig zu. Alle Bemühungen der Holländer, den früheren Zustand der Dinge wieder einzuführen, scheitern an dem hartnäckigen Widerstand des belgischen Volkes. Die nationale Bewegung erringt auch hier den Sieg. — In den Wirren des Jahres 1830 hoffen auch die Polen ihre alte Selbständigkeit wieder zu erringen. Die Wogen der Begeisterung gehen anfangs hoch, und Tausende von muthigen Jünglingen eilen herbei, um für die Wiederaufrichtung des Reiches, für das schon so viel Blut geflossen, zu kämpfen. Aber die alten Grundübel des polnischen Adels, Parteiung, Zwietracht und Verrath, vereiteln auch dieses Mal das Gelingen. Härter als je zuvor werden sie unterdrückt und ihre politische Selbständigkeit erlangen sie nicht.

Seltsame Zustände hatte die europäische Diplomatie des Wiener Congresses auf der apenninischen Halbinsel geschaffen. Italien, welches von den napoleonischen Wirren am härtesten betroffen worden war, wird den alten Dynastien des Hauses Habsburg und Bourbon zurückgegeben. Nur im Norden herrscht ein einheimischer nationaler Fürst, der König von Sardinien. Dumpf lastet der Druck des Hauses Oesterreich mit seinem starren Absolutismus, der jegliche Freiheitsregung, jegliches nationale Gefühl im Keime erstickt, auf dem unglücklichen Lande. Aber wenn auch die überlegene Macht Oesterreichs gewaltsame Ausbrüche nationaler Bestrebungen zu unterdrücken weiß, unter der Asche glimmt der Brand weiter fort. Geheime Genossenschaften suchen die nationalen Bestrebungen nach Kräften zu fördern und zu unterstützen. So der Carbonari-Bund, der die Idee eines einheitlichen Italiens, welches die an Sprache und Abstammung gleichen Stämme umfassen sollte, zu verwirklichen suchte. Ob Monarchie unter einem einzelnen einheimischen Fürsten oder Republik ist ihm gleichgiltig. Nicht dynastische Interessen kommen hier in's Spiel, sondern nur nationale. Aber noch vieler heißer Kämpfe bedurfte es, ehe diese sehnsüchtig angestrebte Vereinigung aller Bruderstämme in Erfüllung ging. Was Polen vergeblich angestrebt hat — Italien ist es gelungen, weil es Männer wie Garibaldi und Cavour besaß, die mit dem aufopferndsten Patriotismus höchste politische Klugheit zu verbinden wußten. Der große Staatsmann, der seine Dienste dem nationalen Herrscher widmete, hat dadurch seinen Herrn zum späteren Königthum über ganz Italien verholfen. Das Haus Sardinien hat es immer gut verstanden, sich bei nationalen Bewegungen an die Spitze zu stellen und dadurch die Früchte des Sieges für sich zu gewinnen. Selbst jetzt, wo Italien politisch geeinigt, ist übrigens die alte Bewegung noch nicht erloschen. Auch die italienisch sprechenden Theile Tyrols, sowie Nizza sollen noch erworben werden.

Wir haben bislang diejenigen Staaten betrachtet, welche, willkürliche Schöpfungen des Wiener Congresses, in heißem Ringen sich ihre politische Selbständigkeit erkämpft haben. Ganz

Digitized by Google

ähnlich stellt sich nun das Streben der europäischen Völker in der Gegenwart dar, und man wird daraus ersehen, daß gerade in unseren Tagen die nationale Bewegung die leitende Triebfeder aller politischer Bestrebungen geworden ist.

Werfen wir zunächst einen Blick auf das germanische Element. Bekanntlich deckt sich der ethnographische Begriff „deutsch" nicht mit dem politischen „deutsches Reich". Auch außerhalb desselben wohnen noch viele Tausende deutscher Abkunft. So vor allen Dingen in den Ostseeprovinzen, Oesterreich-Ungarn u. s. w. Und im Inneren des Reiches sind noch viele widerstrebende undeutsche Elemente, die mit allen gesetzlichen und ungesetzlichen Mitteln sich der Germanisirung widersetzen. Der Norden Schleswigs ist noch vorwiegend dänisch gesinnt und protestirt im Namen von göttlichem und menschlichem Recht gegen die gewaltsame Germanisirung. — Nicht besser steht es im Osten. Aus den Trümmern des ehemaligen Polenreiches ist Deutschland ein Erbtheil zugefallen, das, wie die Reichstagsverhandlungen des letzten Jahres beweisen, unseren leitenden Staatsmännern noch schwere Sorge bereiten wird. Trotz hundertjährigem Besitze ist die Germanisirung nicht in der gewünschten Weise fortgeschritten; immer von Neuem erheben die Polen ihr Haupt und verlangen Selbständigkeit in Sprache und Gesetz. Und doch ist der Staat, wenn er sich nicht auf das empfindlichste schädigen will, verpflichtet, sich diesen nationalen polnischen Bestrebungen im Interesse seiner eigenen Erhaltung auf das Schärfste zu widersetzen.

Wie im Osten und Norden, so hat auch im Westen das junge Reich mit nationalen Erhebungen und Empfindungen zu kämpfen. Der täglich mehr hervortretende Antagonismus zwischen Deutschland und Frankreich hat seinen Hauptgrund in der Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen. Diesen Verlust kann Frankreich nicht vergessen. Die Schrecken des Krieges und die Kosten desselben würde es wahrscheinlich längst verschmerzt haben. Aber die „Annexion" der beiden Schwesterprovinzen facht den alten Gram immer von Neuem an. Es ist das wirksamste Agitationsmittel der französischen Hetzpolitiker und Chauvinisten. Man appellirt an die französische Ritterlichkeit und ruft die nationalen Leidenschaften wach. Frankreich betrachtet eben Elsaß-Lothringen als durchaus französische Provinzen. In dieser Frage ist, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, selbst mit sonst ganz kühl und nüchtern urtheilenden Franzosen keine Verständigung möglich. „Rendez-nous nos deux provinces et nous serons amis!" „Nicht eher werden wir ruhen," sagen sie, „als bis diese zwei Länder von uns zurückerobert sind." Und der Wunsch Frankreichs, nach der unnatürlichen Verbindung mit Rußland — denn gibt es wohl schärfere Gegensätze als eine demokratische Republik und eine unumschränkte Monarchie — beweisen uns diese Absichten auf das Deutlichste. Sehr lehrreich sind die Wandlungen, welche die französische Politik in dieser Beziehung in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat. Im Krimkriege fühlte es sich, mit England und der Türkei im Bunde, noch veranlaßt, das drohende Uebergewicht Rußlands auf der Balkanhalbinsel zu brechen. Nachher trat wieder eine kurze Periode des Einvernehmens ein, die aber nach dem Kriege von 1870/71 in grimmigsten Haß ausartete, als Rußland durch seine freundschaftliche Neutralität die Berechnungen der Franzosen so herbe täuschte. In jüngster Zeit nun glaubt man abermals in Rußland einen Bundesgenossen gegen den verhaßten Germanen gefunden zu haben. Die Bemühungen Frankreichs, die Gunst des Czaren für sich zu gewinnen, wirken für den ernsten Politiker höchst komisch. Bislang sind aber diese Bemühungen, abgesehen von einigen Freundschaftsbezeugungen zwischen enragirten französischen Chauvinisten und extremen Panslavisten von keinem Erfolge gekrönt worden. — Weit gefährlicher als in Deutschland ist der Kampf um die verschiedenen nationalen Interessen in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Es ist wahrlich zu verwundern, daß seine Staatsmänner es bislang noch so ziemlich verstanden haben, diese gefährliche Klippen zu umschiffen. Oesterreich ist ein Staat, der die verschiedensten Nationalitäten in sich birgt, die sich gegenseitig auf das grimmigste hassen und befehden. Abgesehen von den Romanen, die jetzt weniger mehr in Betracht kommen, sind es besonders Slaven, Deutsche und Magyaren, die sich den Rang streitig machen. Alle sind österreichische Unterthanen, aber in erster Linie wurde immer die Nationalität von ihnen betont. Die Magyaren, welche seit 1867 selbständige Regierung und Verfassung haben und nur durch Personalunion mit Oesterreich verbunden sind, hassen sowohl die Deutschen wie die Slaven. Das deutsche Element, früher der Träger der Cultur in ihrem Lande, soll jetzt, wo das Nationalbewußtsein stärker als je erwacht, mit allen Mitteln beseitigt werden. Besonders gegen die deutsche Sprache richtet sich die Bewegung. Und wollen wir objectiv und aufrichtig verfahren, so müssen wir den Magyaren von ihrem Standpunkt aus vollkommen Recht geben. Machen wir es nicht genau so in unserem Lande? Suchen nicht auch wir mit allen legalen Mitteln die Germanisirung im Osten, Norden und Westen unseres Vaterlandes zu unterstützen? Man kann es bedauern, daß das deutsche Element in den fremden Landen mehr und mehr verschwindet. Aber mit Gewalt dagegen anzukämpfen vermögen wir auf die Dauer nicht. — Zwischen Magyaren und Slaven besteht von je her ein scharfer Antagonismus. Man kennt die Gefühle der Ungarn gegen Rußland. Und hierin beruht auch wieder die Stärke der österreichischen Regierung. Es kann Ungarn stets als Trumpf gegen Rußland ausspielen, falls es mit diesem Land einmal zu ernsteren Verwickelungen kommen sollte. Wie weit der Haß Ungarns gegen Rußland geht, zeigen uns die Wirren auf der Balkanhalbinsel. Stets ist das erstere auf Seiten der Feinde des Czaren gewesen. Im Kriege von 1877 bekundeten sie ihre Sympathieen, indem sie dem tapferen türkischen Pascha einen Ehrendegen übersandten. Die Stellung der Magyaren zu den letzten bulgarischen Wirren ist wohl noch in aller Erinnerung. Viele vornehme Magyaren boten sich dem Fürsten Alexander als Leibwache an und ein begeisterter Empfang wurde ihm nach seiner freiwilligen Abdankung in Ofen-Pest zu theil. — Aber auch zwischen Slaven und Deutschen tritt der Unterschied scharf hervor. Besonders im alten Czechenlande Böhmen. Bei jeder Gelegenheit kommt es hier zu mehr oder minder ernstlichen Reibereien.

Es leuchtet ein, daß in diesem starken Gegensatze der verschiedenen nationalen Elemente für das gedeihliche Fortbestehen der österreichisch-ungarischen Monarchie eine schwere Gefahr liegt. Die Regierung kann nicht allen nationalen Wünschen zu gleicher Zeit gerecht werden; begünstigt sie die eine Partei, so fühlt sich die andere verletzt. Es wird der ganzen Besonnenheit seiner Staatsmänner bedürfen, um weitere gefahrdrohende Zerwürfnisse nach Kräften zu vermeiden.

Die bei Weitem bedeutungsvollste nationale Strömung der Gegenwart vollzieht sich im Osten und Süd-Osten unseres Erdtheils. Man begreift sie gewöhnlich unter dem Namen Panslavismus. So sehr auch die verschiedenen slavischen Stämme unter sich getrennt und verschieden sein mögen, die Idee der nationalen Einheit und Zusammengehörigkeit ist doch stets das vornehmste und eifrigste Bestreben aller hervorragenden slavischen Gelehrten und Patrioten gewesen. Diese slavischen Bestrebungen aber haben ihren natürlichen Stützpunkt in dem mächtigen russischen Reiche. Seitdem die Russen, dank den Bestrebungen des großen Peter, aus dem Zustande wildester asiatischer Barbarei in eine wenigstens halb civilisirte Stellung gerückt sind, haben mit der Ausbreitung und der wachsenden Größe dieses Reiches jene Ideen eines allgemeinen Slavenreiches sich mehr und mehr entwickelt. Mit dem Fortschreiten dieser Idee hängt aber auch der Antagonismus gegen das Germanenthum auf das Innigste zusammen. Bekanntlich verdankt Rußland in erster Linie seinen geistigen Aufschwung den Deutschen. Aber wie in Ungarn erwacht mit dem nationalen Bewußtsein der Haß gegen die ehemaligen Wohlthäter. Mehr als je sucht sich das Moskowiterreich gegen Westen hin abzuschließen. Man will sich mit allen Mitteln der unbequemen Fremdlinge, die noch größtentheils die hervorragendsten Stellen im Lande einnehmen — man beachte nur die vielen deutschen Namen seiner Staatsmänner, Gelehrten und Soldaten — zu entledigen. Diese panslavistische

Digitized by Google

Bewegung hat ihren Hauptsitz in Moskau*) und richtet ihre Bestrebungen besonders gegen die ehemals deutschen Ostseeprovinzen. „Fort mit der deutschen Sprache und ihren Vertretern!“ — das ist die Losung, die noch jüngst Katkow, der einflußreichste der Moskauer Panslavisten offen aussprach.

Würde diese panslavistische Bewegung gegen das Deutschthum sich nur auf Rußland selbst beschränken, so brauchte man sich keinen ernsteren Befürchtungen hinzugeben. Aber leider sucht der Panslavismus auch außerhalb seiner Machtsphäre gegen Deutschland zu intriguiren und darin liegt eben für uns das Gefährliche dieser Bewegung. Wenn es nach den politischen Fanatikern Moskaus ginge, so wäre dem jungen deutschen Reiche längs der Krieg bis auf's Messer erklärt worden. Das wissen die französischen Chauvinisten auch recht wohl, und sie benutzen deshalb jegliche Gelegenheit, den Haß gegen Deutschland zu schüren und wach zu halten. Vorläufig bietet die Person des Czaren und die alte Tradition der russisch-preußischen Allianz wohl eine sichere Bürgschaft des Friedens. Tritt aber einst in Rußland ein Herrscher an die Spitze, der den extrem nationalen Ideen der Panslavisten nachgibt, so können uns noch schwere Kämpfe bevorstehen. Die Slaven haben es auch nicht vergessen, wie sie einst an den Ufern der Weichsel, Oder und Elbe saßen und wie es das Germanenthum gewesen ist, das sie aus diesen Gegenden nach Osten hin verdrängt hat.

Die panslavistische Agitation, d. h. der Wunsch, alle Slavenstämme vereinigt zu sehen, beschränkt sich nicht nur auf Rußland, sondern sie sucht auch die sogenannten Südslaven für sich zu gewinnen. Die Sympathieen der österreichischen Slaven für Rußland wurden bereits erwähnt. Und groß ist der Einfluß Rußlands auf der Balkanhalbinsel, das haben die letzten bulgarischen Ereignisse treffend bewiesen. Die Südslaven, mögen sie nun Bulgaren oder Serben heißen, werden immer ihre Anlehnung und natürliche Stütze in Rußland suchen. Mit diesen Neigungen wird jeder ihrer Fürsten zu rechnen haben. Eine kurze Spannung und Entfremdung mag eintreten, dauernd kann dieselbe nicht sein. Und in gewisser Beziehung hat Rußland auch Recht auf die Dankbarkeit dieser Völker. Wenn man den Versicherungen seiner Staatsmänner Glauben beimessen darf, so hat es in erster Linie für die politische und religiöse Freiheit seiner Glaubensbrüder das Schwert gezogen. Selbstverständlich fallen hier aber noch Momente von schwerwiegender Bedeutung in das Gewicht. Rußland betrachtet sich als den natürlichen Erben des in Marasmus versinkenden Ottomanenreiches und ist durchaus nicht gewillt, die mit so viel Geld und Blut gewonnene prädominirende Stellung auf der Balkanhalbinsel aufzugeben. Und die Interessen und Sympathieen der Südslaven kommen ihm hier auf halbem Wege entgegen. Denn neben dem Wunsche nach politischer Selbständigkeit steht doch immer derjenige an einer innigen Anlehnung an Rußland. —

Von mancher Seite wird dem Slaventhum noch eine große Zukunft prophezeit. Man meint, daß es mehr und mehr gen Westen dränge und einst das Germanenthum über den Haufen werfen werde. Wir denken nicht so pessimistisch. Vergleichen wir die inneren und äußeren Zustände Rußlands und Deutschlands, so fallen dieselben entschieden zu unseren Gunsten aus. In unserem Volksthum wurzelt noch eine gesunde Kraft, die in Rußland fehlt. Nach oben hin französisch überbildet, nach unten eine dumpfe träge Masse und daneben das Schreckensgespenst des Nihilismus!

Und dann wird die militärische Tüchtigkeit eines Landes doch auch nicht allein nach seiner Größe in Quadratmetern gemessen. Ein so gewaltiges Reich wie das russische, an dessen fernen Grenzen wilde Horden wohnen, die jeden Augenblick bereit sind, sich zu erheben, bedarf doch auch großer Truppencontingente, um diese Grenze zu wahren und zu schützen. Die Panslavisten in ihren kühnen Hoffnungen werden sich wohl also noch einige Zeit gedulden müssen, bevor sie an eine Verwirklichung dieses ihres Lieblingswunsches schreiten können. —

Mit den slavischen Völkern und ihren Bestrebungen nach nationaler Einheit unter Rußlands Aegide können wir unsere Betrachtung schließen. Man wird daraus ersehen haben, wie gerade diesen nationalen Strömungen der Gegenwart mit Recht eine hohe Bedeutung beigemessen werden darf. Niemals ist das Aneinanderschließen der nach Sprache, Sitte und Abstammung verwandten Stämme so deutlich hervorgetreten wie in unseren Tagen.

Darin liegt aber auch für uns Deutsche eine ernste Mahnung zur Einigkeit. Nur wenn die verschiedenen deutschen Stämme einig und muthig zusammenhalten, werden sie im Stande sein, dem drohenden Ansturm späterer Zeiten, mag er nun von Osten oder Westen kommen, siegreich zu widerstehen.

*) 1857 wurde das erste große Slavencomité bei Gelegenheit einer Naturforscherversammlung in Moskau von dem damaligen Curator der Hochschule Bachmesew gegründet. Im Jahre 1867 fand eine zweite große Slavenversammlung in Moskau statt. Viele Reden wurden gehalten zu Gunsten eines einheitlichen Slavenstaates unter Rußlands Führung. Die Polen fehlten wie Aksakow erklärte, „gemäß ihrer freiwilligen Ausschließung.“ In neuerer Zeit suchen eifrige Panslavisten eine Ausgleichung der beiden Bruderstämme herbeizuführen.

Das System des kritischen Socialismus.

Von R. Stegemann.

Mit dem Collectivwort Socialismus faßt die moderne Gesellschaft Bewegungen und Bestrebungen zusammen, die gegen den Bestand oder gegen die Form der gegenwärtigen Productionsweise gerichtet sind.

Wie am Herbstabende, wenn der Erdboden eine höhere Temperatur als die Luft aufweist, über feuchten Wiesen Schwaden aufsteigen und in Nebelmassen anscheinend unbeweglich über dem Boden lagern, bei aufmerksamerer Beobachtung aber eine lebhafte Bewegung und einen beständigen Wechsel der Dunstkörper erkennen lassen, so ist an einem Wendepunkte der Geschichte die Idee des Socialismus aus den Massen in einzelnen Gedanken und Empfindungen aufgestiegen und lagert nun wie eine bedrückende, Luft und Licht trübende Nebelmasse über dem Niveau der bürgerlichen Gesellschaft. — Aus den nebelhaften Vorstellungen und aus den maß- und ziellosen Tendenzen des Socialismus hat sich zuerst eine utopistische Richtung niedergeschlagen, die, von Einbildungen ausgehend, die Gesellschaft durch märchenhafte Bilder zu Thaten anregen wollte, Mißklänge beseitigen zu können wähnte, indem sie die bloße Empfindung einer Harmonie in den Geistern weckte. Sie meinte die Lösung der gesellschaftlichen Aufgaben, die in den unentwickelten ökonomischen Verhältnissen noch verborgen lag, aus dem Kopfe erzeugen zu können und grübelte über ein besseres System der Weltordnung wie über einen allgemeinen Glückseligkeitsmechanismus nach, in dem verzeihlichen, aber immerhin kindlichen Irrthum befangen, ihr Machwerk alsdann durch Propaganda und Mustererperimente der Menschheit aufoctroiren zu können.

Die speculative und ebenso die kritische Richtung haben sich erst spät aus dem Socialismus heraus entwickelt. Während die Erstere realistisch an die thatsächlichen Productionsformen anknüpfend diese mit Bedacht und im Einzelnen nach einer vorgefaßten Idee umformen und so zwischen der herrschenden und einer zukünftigen Wirthschaftsperiode vermitteln will (sie beweist hierdurch, daß sie auf dem Boden des Hegelschen Idealismus steht), und immer noch etwas Phantastisches an sich trägt, setzt sich die kritische Richtung in einen directen Gegensatz zum Utopismus, indem sie „ohne Recepte für die Garküche der Zukunft zu verschreiben“ sich auf bloß kritische Zergliederung der gegenwärtigen Wirthschaftsformen und Bewegungen beschränken, das Widerspruchsvolle in diesen auf-

Digitized by Google

decken, auf den Verstand und nicht auf die Empfindungen wirken will, wobei sie freilich das Vertrauen hegt, die Gesellschaft werde, wenn sie sich einmal des Widerspruchsvollen in ihren gegenwärtigen Lebensbedingungen bewußt geworden ist, zur rechten Zeit von selbst die Mittel und Wege finden, diese Widersprüche aufzuheben. Der kritische Socialismus verkehrt den Hegel'schen Idealismus in Materialismus, er leugnet jede metaphysische Wahrheit und erklärt die Dialektik als die höchste Form des Denkens. Er geht von dem Princip aus, daß es ein ewiges Naturgesetz (im Darwinistischen Sinne) gibt, welches die geistige Entwickelung der Gesellschaft nicht minder wie die körperliche Welt beherrscht und den Zuständen immanent, diese continuirlich zur Vervollkommnung entwickelt. Die ganze natürliche, geschichtliche und geistige Welt erscheint ohne den Socialismus so als ein Proceß, d. h. als in steter Bewegung, Veränderung, Umbildung und Entwickelung begriffen, deren inneren Zusammenhang auf allen Wegen und mit allen Mitteln zu erforschen, eben Aufgabe des kritischen Socialismus sein soll.

Karl Marx, neben Proudhon und Engels der eigentliche Vertreter des kritischen Socialismus, theilt die geschichtliche Vergangenheit der Gesellschaft in sechs große Phasen, die er nach dem jeweiligen politischen Regime benennt.

Er bekommt so folgende chronologische Periodenreihe:

1. Patriarchales Regime. 2. Regime der Kasten. 3. Patriarchische Monarchie. 4. Regime der Feudalen und Zunftsystem. 5. Herrschaft der Bourgeoisie. 6. Zukünftiges Regime der Arbeiterschaft (des Proletariats).

Mit dieser letztgenannten Phase glaubt Marx, werde die erste große Periode der gesellschaftlichen Entwickelung abschließen und die Verschiedenheit ökonomischer Classen mit den Classen selbst verschwinden. Die bisher in Einzelinteressen aufgelöste Gesellschaft, für die Zukunft ökonomisch solidarisch, werde auf den Errungenschaften der Cooperation und der Arbeitstheilung als Grundlagen einer ganz neuen Aera der Entwickelung entgegengehen.

Da der kritische Socialismus die Gesellschaft und das Universum überhaupt nicht als feste Formationen seiner Speculation zu Grunde legt, vielmehr meint, daß Alles sei und auch nicht sei, weil Alles fließe, in steter Veränderung, in stetem Werden und Vergehen begriffen sei, so erscheint ihm auch der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft nicht als in einer einfachen abgeschlossenen Form, sondern wie ein Strudel heterogener Ideen, Bestrebungen, Verhältnisse, die zum Theil der Vergangenheit, zum Theil der Zukunft angehören und deren Bilanz eben das ausmache, was wir die Gegenwart nennen.

Die moderne Zeit trägt nach der Anschauung des kritischen Socialismus einen tiefen Widerspruch in sich, über den sie sich nur mit den gewaltsamsten Mitteln hinweghelfen kann. Auf der einen Seite nämlich sollen noch die Ueberreste feudaler Institutionen in den Bau der Gesellschaft hineinragen, auf der anderen bereits überwittertes Gestein abbröckeln, was auf einen demnächstigen Verfall des ganzen Gebäudes schließen lassen soll, d. h. die moderne Gesellschaft muß nach der Logik der Geschichte gegenüber dem Feudalismus noch mit ausgeprägtem Liberalismus fortschreiten und zu gleicher Zeit um ihrer Selbsterhaltung willen die radicale Bewegung der Arbeitermassen mit conservativer Tendenz hemmen. Dieser äußere Widerspruch hält aber der Socialismus nur für den Reflex eines inneren, welcher auf einer widerspruchsvollen Bewegung innerhalb des gesammten Productionsprocesses beruhe. Er hält es deshalb vor Allem für erforderlich, Einsicht in die thatsächlichen gegenwärtigen Productionsverhältnisse zu gewinnen.

Der kritische Socialismus unterscheidet zwischen Feudalismus, Bourgeoisie und Proletariat wie zwischen den Systemen einer jüngst verflossenen, einer gegenwärtigen und einer unmittelbar bevorstehenden Gesellschaftsphase.

Der Feudalismus soll unmittelbar aus der patriarchischen Monarchie in der Weise sich herausgebildet haben, daß eine angestammte Grundbesitzaristokratie in Gegensatz zu jener gerieth. Sein officielles Ende soll durch die große französische Revolution herbeigeführt sein, die eben nur die Geburtskrisis der neuen bürgerlichen Phase bedeutet habe und die von aufgeklärten Köpfen seiner Zeit ebenso sicher in den krankhaften Symptomen des Feudalismus (Anarchie, Leibeigenschaft, Privilegien) vorausgesehen wäre, wie heute in den Widersprüchen und dem Elende capitalistischer Productionsweise die Nothwendigkeit ganz neuer Formationen.

Karl Marx unterscheidet zwei Phasen in der Entwickelungsgeschichte der Bourgeoisie:

1. diejenige, während der sie sich unter der Herrschaft des Feudalismus und der absoluten Monarchie als Classe constituirte und

2. diejenige, wo sie, bereits zur Classe constituirt, die Feudalherrschaft und die Monarchie umstürzte, um die Gesellschaft zu einer Bourgeoisiegesellschaft umzugestalten. Die erste dieser Phasen soll die längere gewesen sein, weil sie die größeren Anstrengungen erfordert habe; das Bürgerthum habe nämlich, geradeso wie heutzutage das Proletariat, mit partiellen Coalitionen gegen die Feudalherren begonnen.

Marx behauptet, die Bourgeoisie habe den Feudalismus endgiltig durch die Institution eines complicirten politischen Beamtenmechanismus überwältigt. Ihr materielles Interesse sei nämlich gerade auf das Innigste mit der Erhaltung einer breiten und vielverzweigten Staatsmaschine verwebt. Hier bringe sie ihre überschüssige Bevölkerung unter und ergänze in der Form von Staatsgehalten, was sie nicht in der Form von Profiten, Zinsen, Renten und Honoraren einstecken können. Mit Hülfe ihres Beamtenthums habe die Bourgeoisie ein gleichmäßiges Niveau der Verhältnisse und der Personen über die ganze Oberfläche der einzelnen Länder geschaffen und die allgewaltige und zahllose Büreaukratie erlaube nun die gleichmäßige Einwirkung nach allen Punkten dieser gleichmäßigen Masse von obersten Centren aus. Sie vernichte dadurch die aristokratischen Mittelstufen zwischen der Volksmasse und der Staatsgewalt, rufe also von allen Seiten das directe Eingreifen dieser Staatsgewalt und das Dazwischenschieben ihrer unmittelbaren Organe hervor und erzeuge endlich eine unbeschäftigte Uebervölkerung, die weder auf dem Lande, noch in den Städten Platz finde und daher nach den Staatsämtern als einer Art von respectabeln Almosen greife und die Schöpfung von Staatsämtern provocire.

Die politische Form, in der das Bürgerthum den Feudalismus besiegt habe und heute noch in seinen Ueberresten vernichtet, sieht Marx in der Republik. Diese bedeutet, wie er meint, die uneingeschränkte Despotie einer Classe über die andere und er bezeichnet sie geradezu als die „politische Umwälzungsform der bürgerlichen Gesellschaft". Dies will er jedoch nur für die „altcivilisirten Länder mit entwickelter Classenbildung und mit modernen Productionsbedingungen" gelten lassen. In Staaten, wo zwar schon Classen bestehen, aber sich noch nicht fixirt haben, sondern „in beständigem Flusse fortwährend ihre Bestandtheile wechseln und an einander abtreten, wo die modernen Productionsmittel, statt mit einer stagnanten Ueberbevölkerung zusammenzufallen, vielmehr den relativen Mangel an Köpfen und Händen ersetzen, und wo endlich die fieberhaft jugendliche Bewegung der materiellen Production, die eine neue Welt sich anzueignen hat, weder Zeit noch Gelegenheit ließ, die alte Geisterwelt abzuschaffen, also z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, da bildet die Republik die conservative Lebensform der bürgerlichen Gesellschaft." Marx bringt überhaupt den Charakter der politischen Verfassung in absolute Abhängigkeit von dem Charakter des jeweiligen ökonomischen Regimes. Er behauptet, die legitime Monarchie könne niemals die Monarchie des industriellen Bourgeois oder das Bürgerkönigthum das Königthum der angestammten Grundaristokratie sein, und er beruft sich dabei auf die Entwickelung in Frankreich, wo die Bourbonen die Dynastie des großen Grundeigenthums, die Orléans die des Geldes, und die Bonaparte's die Dynastie der Bauern, d. h. der französischen Volksmassen gewesen wären.

Seit die Bourgeoisie sich vermittelst ihrer Büreaukratie auf den Sitzen des erbangesessenen Grundbesitzes constituirt

Digitized by Google

und gefestigt hat, soll der Grundaristokratie jede Aussicht auf Rückgewinnung ihrer früheren Positionen genommen sein. Soweit sie noch den Wunsch hege, Einfluß auf die Gestaltung öffentlicher Verhältnisse auszuüben, sei sie jetzt genöthigt, mit der Bourgeoisie in die gleichen Schranken der Verdienstlichkeit und auf denselben Boden des Geldbesitzes zu treten. In der Parcellirung des Grundeigenthums, in der Befreiung und Bereicherung des Bauernstandes zu Beginn des 19. Jahrhunderts sei nichts anderes als den allgegenwärtigen Protest gegen die gestürzte Grundaristokratie zu erkennen. Der freie Bauernstand habe auf dem Lande die freie Concurrenz und die beginnende große Industrie in den Städten ergänzt, indem er dem Feudalismus den Nahrungsstoff entzogen habe. Seine Grenzpfähle bildeten nun das natürliche Befestigungswerk der Bourgeoisie gegen jeden Handstreich ihrer alten Oberherren, namentlich seitdem z. B. in Frankreich „die Parodie des Imperialismus die Massen der Nation von der Wucht der Tradition befreit und den Gegensatz der Staatsgewalt zur Gesellschaft rein herausgearbeitet habe.

Das Bündniß des Parcellenbauern mit dem Bürgerthum soll aber nur ein scheinbares gewesen sein. Der Bürger habe nämlich den Bauer geschaffen, weil er ihn gebraucht habe und ließe ihn nun, wo er ihn nicht mehr brauche, ohne Bedauern fallen. Der Bauer habe wohl die Personen, aber nicht sein Abhängigkeitsverhältniß gewechselt. An Stelle der Feudalen wäre der städtische Wucherer, an Stelle der Feudalpflichtigkeit des Bodens die Hypothek, an die Stelle des aristokratischen Grundeigenthums wäre das bürgerliche Capital getreten. Die Parcelle des Bauern wäre nur der Vorwand, der dem Capitalisten erlaubte, Profit, Zinsen und Rente von dem Acker zu ziehen und den Ackerbauer selbst zusehen zu lassen, wie er seinen Arbeitslohn herausschlüge.

Marx behauptet nur, die Bourgeoisie, nachdem sie ihre Vorarbeit gethan, ihre erste Aufgabe gelöst, nachdem sie die Grundaristokratie von ihrem ökonomischen und politischen Besitz entfernt und die Rechtstitel feudaler Institutionen zerstört habe, hätte sich danach ihrer anderen eigentlichen Aufgabe, der Stärkung und Festigung ihrer selbstgeschaffenen Position zugewendet, zu diesem Zwecke mit Hülfe der „freien Concurrenz, der Freizügigkeit, der Gleichberechtigung der Waarenbesitzer und wie die bürgerlichen Herrlichkeiten alle hießen" den unmittelbaren Producenten auf dem Lande und in den Fabriken mit schonungslosestem Vandalismus expropriirt, um die Form des *selbsterarbeiteten* Privateigenthums durch das *capitalistische* zu ersetzen, welches auf Expropriation fremder, aber *formell* freier Arbeit beruht. Diesen Umwandelungsproceß hat die Bourgeoisie bereits zu Ende geführt, und es bleibt ihr daher nach der, den Verhältnissen immanenten Logik keine andere Aufgabe mehr, als jetzt, wo sie sich ausgelebt hat, ihre Macht in die Hand einer neu aufsteigenden Gewalt zu legen, die ihrerseits die sociale Entwickelung fortzusetzen bestimmt sei. Diese zukunftsreiche Macht wäre aber keine andere, als das Arbeiterproletariat, und der kritische Socialismus glaubt auch schon ihre Lebensbestimmung dahin andeuten zu können, daß sie das individuelle Eigenthum auf Grundlage der Errungenschaften der capitalistischen Aera, der Cooperation und des Gemeinbesitzes, wieder herzustellen habe.

Die Bourgeoisie befindet sich zur Zeit in der bedenklichen Situation einer Zwischenstellung, diese kritische Lage soll, wie sich die Socialisten rühmen, bereits in den vierziger Jahren offenbar geworden sein. Damals habe die Bourgeoisie alle ihre Vertheidigungsmittel gegen den Absolutismus und den Feudalismus mit eigener Hand zerstören müssen, sobald sie selbst absolut geworden sei, das Kleinbürgerthum, das Proletariat nicht mehr als Vasall hinter sich, sondern als Rebell vor sich gehabt habe. Sie habe damals mitten in ihrem politisch liberalen Siegeslauf inne gehalten aus Besorgniß, ihre ökonomischen Privilegien einzubüßen. Sei sie bis dahin ihrer politischen Gesinnung nach liberal gewesen, so verhalte sie sich von da an aus Gründen des gewöhnlichsten Eigennutzes gegenüber den Ansprüchen der neu aufsteigenden wirthschaftlichen Klasse conservativ, weil die Arbeiterorganisation, soweit sie nicht radical (wie in der deutschen Schweiz) alle proletarischen Elemente programmmäßig für eine nächste Revolution vorbereitet, doch immerhin offenkundig (wie in England) an einer Organisation ihrer vorzugsweise revolutionären Elemente mit der Tendenz einer schließlichen absoluten Herrschaft des Proletariats arbeite.

In der Thatsache, daß die Bourgeoisie jetzt gezwungen werde, als „socialistisch" zu verketzern, was sie früher als „liberal" gefeiert habe, sieht der Socialismus selbst nur den Beweis, daß sich das Bürgerthum ausgelebt, seine Bestimmung erfüllt und nunmehr seine Klasse neben den andern Klassen zu gleicher politischer Nichtigkeit verdammt seine eigenthümliche *politische* Macht gebrochen habe, um seine *gesellschaftliche* Macht zu erhalten, d. h. um ungestört fortfahren zu können, „die andern Klassen zu exploitiren und sich ungetrübt des Eigenthums, der Familie, der Religion und der Ordnung erfreuen zu können."

Die *praktischen* Folgerungen, die der Socialismus für seine politische Taktik aus der soeben skizzirten Geschichtsphilosophie zieht, gehen dahin, daß er den Arbeiterklassen räth, da wo die Entscheidung zwischen Feudalismus und Bourgeoisie schwanke, stets mit der Letzteren gegen den Ersteren zu gehen, da wo die Bourgeoisie allein in Frage käme, diese mit verdoppelter Anstrengung zu bekämpfen. Die Stände, ihr gottbegnadetes Bürgerthum, d. h. der Feudalismus seien nämlich die gemeinsamen Gegner der ökonomischen Klassen. Gegen ihn müsse daher Bourgeoisie und Proletariat zugleich jeder Zeit Front machen, das Proletariat allein aus der Erkenntniß heraus, daß die ökonomische, daher auch die politische Herrschaft der Bourgeoisie die Grundbedingung sowohl für die Existenz des modernen Proletariats wie für die Schöpfung der materiellen Bedingungen seiner Befreiung seien. Die Entwickelung des modernen Proletariats sei überhaupt bedingt durch die Entwickelung der industriellen Bourgeoisie. Die Herrschaft dieser Letzteren reiße erst die materiellen Wurzeln der feudalen Gesellschaft aus und ebne das Terrain, worauf allein eine proletarische Revolution möglich sei. Darum fehle in Ländern, wo die Aristokratie in continentalem Sinne erst von der Herrschaft verdrängt werden müsse, jede Voraussetzung einer proletarischen Revolution, nämlich ein industrielles Proletariat auf nationaler Stufenleiter. Karl Marx weist aus der englischen Wirthschaftsgeschichte nach, daß dieser wichtige politische Instinct bisher die Massen stets zweckmäßig geleitet habe. So hätten die englischen Arbeiter die englischen Freihändler nur deshalb unterstützt, um die letzten Reste des Feudalismus zu zerstören und es dann nur noch mit einem einzigen Gegner zu thun zu haben. Diese Politik habe alsbald ihren Lohn gefunden, denn die Grundbesitzer hätten, um sich an den Bourgeois zu rächen, mit den Arbeitern gegen die Fabrikanten gemeinsame Sache gemacht. Die Zehnstundenbill, die 30 Jahre lang vergeblich von den Arbeitern gefordert wäre, sei unmittelbar nach der Abschaffung der Korngesetze durchgegangen.

Das Marx-Engels'sche Manifest erklärt ausdrücklich, daß in Deutschland die communistische Partei, sobald die Bourgeoisie revolutionär aufträte, gemeinsam mit ihr gegen die absolute Monarchie, das feudale Grundeigenthum und die Kleinbürgerei zu kämpfen habe, dabei aber keinen Augenblick unterlasse, bei den Arbeitern ein möglichst klares Bewußtsein über den feindlichen Gegensatz von Bourgeoisie und Proletariat herauszubilden.

Wenn auch der kritische Socialismus einen Umsturz der bürgerlichen Gesellschaft für unausweichlich hält, so hält er die Position der Letzteren zur Zeit noch so fest und geradezu uneinnehmbar, daß er eine revolutionäre Bewegung der Massen augenblicklich nur als ein Unglück ansehen würde. Wenigstens schrieb Marx noch im Sommer 1850, daß bei der allgemeinen Prosperität, worin die Productionskräfte der bürgerlichen Gesellschaft sich so üppig entwickelten, von einer wirklichen Revolution nicht die Rede sein könne. Eine neue Umwandlung der Gesellschaft hält der kritische Socialismus nur möglich im Gefolge einer Krisis. Bis dahin sieht er die wirksamste Auf-

Digitized by Google

gabe für das Proletariat in dem Probleme, die militärisch-bureaukratische Regierungsmaschine zu zertrümmern, d. h. die Form zu zerstören, in der die Bourgeoisie den Feudalismus überwunden habe. Denn die staatliche Centralisation, deren die moderne Gesellschaft bedürfe, werde sich nur auf den Trümmern der militärisch-bureaukratischen Regierungsmaschine erheben, die einst im Kampfe gegen den Feudalismus und zur Befreiung des Bürgerthums geschmiedet, nunmehr eine Zwangsmaschine zur Vergewaltigung und zur Niederhaltung der aufsteigenden Proletariermassen sei. —

Literatur und Kunst.

Ueber moderne Malerei.

Von Julius Levin.

Vor einigen Monaten wurde in diesen Blättern von Arthur Fitger ein Angriff auf die moderne Malerei unternommen, welcher sich besonders gegen die Berliner Schule richtete, die sich unter den Auspizien Adolf Menzels ideell gebildet hat und sich weiter zu entwickeln im Begriff steht. Zeugte jener Angriff auch von einer gewissen Lieblosigkeit gegen die moderne Regung, welche Jedem unverständlich ist und sein muß, dem eine natürliche Entwickelung der Kunst willkommen ist, so kam er meiner Ansicht nach sehr gelegen, weil er die Discussion über die Berechtigung unserer Malerei von Neuem anregte, ihre Vertreter zur erneuten Controle ihrer Principien und deren Verfolgung aufforderte. Vorwürfe genug hat man gegen diese Principien auf „idealistischer" Seite fallen lassen, und es ist nicht Aussicht vorhanden, daß eine Aenderung eintritt. Wie sollten auch Vertreter eines im Wesentlichen gestürzten Princips enthusiastische Verehrer derjenigen sein, die den Kampf angeboten und siegreich beendigt haben? Das wäre gegen alle Natur. Ob aber der Groll allein der richtige Weg zur Erkenntniß ist, dürfte denn doch sehr zweifelhaft sein. Es wäre richtiger, die Gründe zu erwägen, warum in dem Kampfe der Sieg so und nicht anders entschieden worden ist. Der Ueberwundene lernt, wenn er klug ist, vom Sieger; von ziemlicher Selbstverblendung würde es aber zeugen, wie gewisse besiegte mittelmäßige Schachspieler, zu behaupten, der Sieger könne gar nicht spielen, „es sei das reiner Zufall."

Es ist nicht der reine Zufall, daß das moderne Princip den Sieg davon getragen hat, es mußte triumphiren nach dem Gesetze, welches wir im geistigen Leben überall gelten sehen, nach dem Gesetze des Gegensatzes. Zwei antipodische Principien pflegen sich gemäß jenem Gesetze abzulösen, die Uebersättigung ist das mächtige Agens, welches die Reaction ausübt gegen das Bestehende, wenn es übertrieben, entartet, sein Gegentheil selbst gebiert. Auch die Früchte, welche aus den Prinzipien ihre Lebenskraft wie aus Wurzeln entnehmen, pflegen ihrem Werthe nach gegensätzlich zu sein. So gebar unsere letzte klassische Literaturepoche mit ihren antiken Idealen, mit ihrer Gedankenfülle, ihrer Formvollendung, ihrem hohen sittlichen Pathos durch ihre bedeutenden Anforderungen an Geist und Herz eine Literatur, welche Forderungen nach etwas Anderem zu erfüllen sich zur Aufgabe stellte. Diese neue Strömung ging zum modernen Stoffe, zum täglichen Leben, man erhielt eine Dichtung, die platt und formlos, ihre Gegenstände banal auffaßte und ebenso banal wiedergab. Erst in unseren Tagen, in welchen jenes Princip den Reiz der Neuheit verloren hat, emancipirt man sich von der Anschauung, daß die Zeit, in welcher die Dichtung spielt, für ihren Werth an Originalität allein maßgebend ist, sondern man hat ihm zum höheren Werthe verholfen, weil man auch hier seine Ansprüche an Gedankeninhalt, Composition und Ausdruck nicht aufgiebt. Die Meisterwerke auf dem Gebiete des Romans, welche in Frankreich diesem Principe entsprossen sind, haben auf unsere Anschauungen wohlthätig eingewirkt.

Daß unsere moderne Malerei nicht weniger ein Reactionsproduct ist als unsere Literatur, wird Jeder ohne Weiteres zugeben. Es mußte eine Uebersättigung mit den Idealen eintreten, welche in hervorragendster Weise vertreten wurden von Cornelius.

Hier ist die Stelle, wo die moderne Kunst den bisherigen Ausführungen gemäß sterblich ist. Nach dem Gesetze des Gegensatzes soll sie der Cornelius'schen Kunst nicht nur principiell, sondern auch ihrem Werthe nach diametral entgegen gesetzt sein. Und hieraus würde jeder Anhänger von Cornelius Grund genug entnehmen, über die ihm unsympathische Richtung den Stab zu brechen. Denn er erklärt einfach Cornelius für ein erstes Genie, seine Kunst für die vorzüglichste, die moderne aber für das Gegentheil von alledem. Es wird also darauf ankommen, über den objectiven Werth von Cornelius sich klar zu werden.

Es scheint die höchste Zeit zu sein, die Stellung dieses Mannes in seiner Kunst genauer zu bestimmen, und ich muß eingestehen, ich bin ketzerisch genug, mich in directen Gegensatz zu der hohen Meinung von Cornelius zu stellen. Die Kunst dieses Geistes ist entschieden lange nicht von der Größe und Tiefe, von welcher zu sein sie selbst weniger vorgibt, als wohl zu begeisterte Anhänger zu unglücklicher Stunde ihr vindiciren zu müssen glaubten. Der hohe Wille von Cornelius, die große Anschauung, welche er von den Zielen der Kunst hatte, sollen uns heilig sein, was uns aber nicht veranlassen kann zu leugnen, daß diese Eigenschaften, collectivisch „Idealismus" genannt, nicht auch bei den Größen der modernen Malerei in ebenso begeisternder Weise vorhanden und wirksam sind. Man hält uns immer den Willen von Cornelius vor, man vergesse aber doch nicht, daß zwischen Wollen und Können ein Unterschied ist. Cornelius hatte große Ideen und wollte sie nicht anders als in riesigen Dimensionen sinnlich anschaulich machen, aber ist das ein Beweis dafür, daß seine Künstlergröße in directer Proportion zu seinem Riesencarton steht? Die Cardinalfrage wird die sein, ob der Inhalt an Größe der Form entspricht. Und wer sollte bei Cornelius nicht schon das Gefühl gehabt haben, daß zwischen der räumlichen und künstlerischen Größe seiner Compositionen mit wenigen Ausnahmen eine peinliche Differenz besteht? Man emancipire sich doch endlich einmal davon, die Werke dieses Künstlers mit anderen Augen zu betrachten, als die anderer, man lasse sich durch die räumliche Größe nicht blenden und lege den strengen Maßstab an, mit dem eine so voluminöse Kunst gemessen zu werden beansprucht.

Es sind zwei Umstände, welche den Ruf von Cornelius stützen. Erstens ist es eine bekannte Thatsache, daß das am meisten imponirt, was man nicht recht versteht. Man erachte es einmal der Mühe für werth, nachzusehen, wie es mit dem Verständnisse des Meisters steht. Man wird finden, daß die Anbetung jenes Künstlers nichts ist, als Nachbetung. Wenn aber auch diejenigen, welche Cornelius wirklich verstehen, ihn so hochstellen, daß er sich nicht weit von Michelangelo befindet, dem er „so ähnlich, wie ich dem Herkules," so liegt das wesentlich an den Ideen, welche unsere Jugenderziehung, weniger in uns zu wecken, als uns einzupflanzen verstanden hat.

Wir bleiben unser ganzes Leben hindurch mehr oder weniger Gymnasiasten. Wir betrachten die Sache historisch, und unser Respekt vor der Geschichtsklitterung ist ein so gewaltiger, daß etwas Modernes uns eine Entweihung des Geistes zu sein scheint. Wir wissen mit geradezu rührender Genauigkeit, was die Spartaner gegessen, die Athener getrunken, und die Thebaner schuldig geblieben sind. Auch sind wir alle Platoniker, was uns allerdings nicht hindert, im Leben durchaus nicht immer der Erreichung jener Ideale nachzugehen. Aber es sieht recht hübsch aus, wenn man sich nach der idealistischen Decke zu strecken scheint, und da unberufene Augen ohne unsere Zustimmung weder in die innersten Kammern unserer geistigen noch unserer wirklichen Behausung einzudringen vermögen, so wird es uns auch nicht schwer werden, unsern Ruf als „Philosophen" aufrecht zu erhalten. Was Wunder, daß mit einer solch verkehrten geistigen

Digitized by Google

und moralischen Anschauung eine verfehlte künstlerische Hand in Hand geht?

Die unmäßige Ueberschätzung eines Cornelius ist im Wesentlichen ein Erzeugniß unserer klassischen Bestrebungen, welche unserer modernen Malerei Principen aufoctroyren will, die giltig sein konnten für die antike Sculptur. Und dabei verwechselte man noch edle Einfalt und stille Größe mit Farblosigkeit und Kälte. In der That bildet die Farbenaskese, welche Cornelius und seine Mitstrebenden übten, ein wesentliches Merkmal nicht nur, nein, sogar einen wesentlichen Bestandtheil dieser steinernen Kunst, und man hat hier das seltsame Schauspiel, wie das Negative positive Wirkungen äußert. Noch in der letzten Frucht, welche die Cornelianischen Bestrebungen gezeitigt haben, den Compositionen Geselschap's, macht sich der Mangel an Farbengefühl störend bemerkbar, und es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß der Carton des Krieges wirksamer war, als das Gemälde. Und einem solchen, die Farbe am liebsten ignorirenden Principe sollte die moderne Kunst folgen? Man denke sie sich einmal auf jenem Wege; sie, das Abbild der Natur, sollte sich von der Freude an der Farbe lossagen, die von jedem Gegenstande leuchtet! Schon um diesen Preis nicht zu zahlen, muß die moderne Kunst auf ein Wiederbeleben des Cornelius'schen Geistes verzichten.

Man wird einwenden, daß die Farbe etwas Aeußerliches und trennbar von der Kunst ist, und man stützt sich bei dieser Behauptung auf Beispiele, welche für uns nicht maßgebend sind. Michelangelo ist eine gute Autorität, aber doch keine ewig bindende, denn die Ideen unserer Zeit bewegen sich in ganz anderen Geleisen, als die der seinigen, und überhaupt sollte man mit dem Vergleich zwischen ihm und Cornelius etwas sparsamer sein. Wenn man Michelangelo's Zeitalter Renaissance nennt, so ist dasjenige Cornelius' als Renaissance der Renaissance zu bezeichnen, und die Werke des ersten verhalten sich zu dem des letzteren, wie frische Früchte zu Conserven. Nur bei jenen ist das Herbe zu finden und wirkt es angenehm, um diese muß eine schützende Hülle süßlichen Zuckers gelegt werden, um sie vor dem Verderben zu bewahren. Cornelius ist der Michelangelo in das Süße übertragen. Sein Uebermaß an Stil und mißverstandener „Tiefe des Gemüths" sind das Ermüdende an seiner Kunst. Daß er sich eines Stiles bedient hat, wollen wir ihm nicht verübeln, denn da er allen verständlich sein wollte, mußte er sich gewisser Formen bedienen, deren Bedeutung Jedermann klar ist. Aber soll vielleicht deshalb auch noch unsere Malerei im „Stile" verknöchern?

Heute dominirt das Staffeleibild. Diese Thatsache sichert uns vor dem Stile, und wir begrüßen sie mit Freude, nicht weil wir gegen die Monumentalmalerei sind, sondern weil sie in der heute geübten Form nicht im Principe der modernen Kunst liegt, welche halbe oder ganze Allegorien perhorrescirt. Zu jeder Zeit, da die Natur die erste Lehrmeisterin war, hielt man sich ferne von großen Flächen, auf welche man klassisches Gebein, Mensch und Thier kalkte, und alles Lebende sich in Stellungen repräsentiren ließ, in welchen man Homer noch überhomerte, und die man nur deshalb wohl „venetianische" nannte, weil sie „nur noch im Land der Träume" liegen. Desto eifriger ließ man es sich angelegen sein, auch das Geringste in der Welt der Erscheinungen zum Gegenstande des Studiums zu machen, zum Zwecke der Beobachtung nichts zu verschmähen. Die Schönheit der Form wurde nicht gesucht, aber auch nicht gemieden, wo sie sich bot. Immer blieb das Charakteristische die Hauptsache. Die Dehnung der Formen ins Riesige war verpönt, wenn nicht die innerliche Nothwendigkeit es gebot, was man im Kleinen sagen konnte, das streckte man nicht auf das künstlerische Prokrustesbett. Vom Conventionellen sagte man sich los, man malte nicht, was man nicht fühlte, und man fühlte nicht, was man nicht gesehen hatte. In gewissem Sinne mußte sich diesem Principe sogar die Historienmalerei beugen. Es ist sehr bemerkenswerth, daß man es zu allen solchen Zeiten vermied, sich zu weit von seiner eignen zu entfernen und ein Zeitalter darzustellen, welches mit dem eignen zu geringe geistige oder äußerliche Berührungspunkte hatte. Die mit Unrecht so beliebten Darstellungen aus dem Alterthum pflegten mit einem Male aufzuhören, eine vorsichtige Maßregel, welche die Erschaffung kalter, öder Werke verhindert; als ein Beispiel sei der sterbende Alexander Piloty's genannt, geradezu ein Symbol der sterbenden Kunstanschauung, welcher es sein Dasein verdankt. Auch die religiöse Historie suchte man zu den Zeiten des gesunden Realismus der Gegenwart wenigstens zu nähern.

Alle diese Standpunkte sehen wir in der modernen Malerei betont; nur das Leben gilt für Kunst, und jedes Object an und für sich für malerisch, wenn auch nicht jede Auffassung. Dies ist vielleicht der größte Irrthum der Anhänger des modernen Principes, daß sie glauben, es ist gleichgiltig, wie sie jeden Gegenstand darstellen. Dieser Umstand gibt ihren Gegnern immer wieder die Waffen in die Hand zur Bekämpfung des mißliebigen Principes, welche vielmehr angewandt werden sollten gegen eine falsche Consequenz, die aus einer an sich richtigen Prämisse gezogen wird. Es liegt in der Natur der Sache, daß jede neue Richtung über das Ziel hinausschießt und im Gefühle ihrer Kraft sich Uebertreibungen zu Schulden kommen läßt, welche sie später zu bedauern hat. Doch wird eine derartige Uebertretung nicht der gewöhnliche Zustand bleiben, sondern sobald das Princip völlig reif und bewußt geworden ist, weicht es muthig einen Schritt zurück, um innerhalb der künstlerischen Grenze zu bleiben. Diese scheinbare Aufopferung des Principes wird auch der modernen Malerei nicht erspart bleiben, aber es wird zu ihrem Wohle geschehen.

In dieser Beobachtung der künstlerischen Grenze ist und bleibt Adolf Menzel das unerreichte Muster, daher werden seine Werke bleibenden Werth haben. Es gibt viele Künstler, welche in der Darstellung des modernen Menschen ganz besonders das moderne Kleid betonen. Man stellt solchen Werken mit Recht das Prognostikon, sie werden dauern, so lange die betreffende Mode sich hält. Woran liegt das? Nur daran, daß sie moderne Kleider an modernen Menschen zeigen? Das kann nicht der Fall sein. Um sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen, braucht man sich nur des Menzel'schen Bildes: Abreise König Wilhelm's zum Heere zu erinnern. Auch auf diesem Bilde tragen die dargestellten Personen Kleider, die unserem Geschmacke nicht mehr zusagen, die Mode ist geschwunden, aber darum nicht das Sympathische des Werkes. Und der Grund davon ist der, daß Menzel das Rein-menschliche dargestellt hat, daß er jeder einzelnen Figur Leben eingehaucht und den Massen Verständlichkeit verliehen hat. Das Costüm ist ihm etwas Aeußerliches und Zufälliges, er hat es nicht gesucht, er hat es gefunden; hätte er ein anderes gefunden, er würde es nicht weniger benutzt haben.

Diese Thatsache sollten alle Modernen in ihrem ganzen Umfange würdigen, damit endlich einmal der Irrthum gemieden wird, welcher der Werthschätzung der modernen Kunst noch immer hindernd im Wege steht und ihren Gegnern stets aufs Neue Grund zum Angriff gibt. Mit Recht beklagen sich die „Idealisten" oft über die Aeußerlichkeit gewisser moderner Maler, während diese denselben Vorwurf in noch schärferer Form zurückgeben. Es glauben in der That einige neuere Künstler, etwas gethan zu haben, wenn sie einen Menschen in moderner Kleidung malen, der modernen Kleidung wegen. Sie irren sich, sie begehen denselben Fehler, dieselbe Geschmacklosigkeit, wie die sogenannten „Costümmaler," welche nur Figuren malen, um ihnen farbigen Sammt oder violette Tricots anzuziehen. Das Hauptgewicht der Kunst muß nach wie vor gelegt werden auf die Charakteristik der Bewegung und des Kopfes, geschieht das nicht, so hat das Bild höchstens den Werth einer Costümstudie. Die Kleidung muß den künstlerischen Eindruck eines Symbols machen, sie muß der dargestellten Persönlichkeit angepaßt werden, und nicht die Persönlichkeit der Kleidung. Dieses nicht einsehen zu wollen, ist ein Fehler der Modernen, welcher sie viele Mühe aufwenden läßt, die einer besseren Sache würdig wäre. Das Ziel der wahren Kunst soll nicht sein, ein modernes Kleid uns interessant zu machen, sondern die Menschen so darzustellen, daß sie uns trotz ihres alltäglichen äußeren Auftretens Sympathien abgewinnen.

Digitized by Google

Das ist das große Geheimniß Menzels, welcher vielleicht wie kein Anderer überhaupt den Geist unseres Jahrhunderts erfaßt und den des vergangenen in dem Spiegel unseres Zeitgeistes aufgefangen und wieder gegeben hat. Es wäre eine Thorheit, zu verlangen, jeder Künstler sollte ein Menzel sein, aber einen offenbaren Fehler, ein Vergehen gegen das künstlerische Gesetz, daß der Inhalt vor der Form den Vorzug hat, zu vermeiden, das ist die Pflicht jedes ernsten Malers, deren Erfüllung wir verlangen müssen. So werden wir wenigstens vor jenen Bildern verschont bleiben, die uns nichts zeigen, als Modejournalpuppen, und die nicht weniger inhaltsleer sind, als manche Früchte der „stilvollen" Anschauung, welche wie z. B. Venus und Bellona in der Berliner Nationalgalerie, trotz ihres Idealismus nichts weiter vollbringen, als daß sie den Schwerpunct der Wände verrücken.

Innerlichkeit und moderne Kunst, diese Begriffe sollen sich decken! Wenn dieses das Ziel der Künstler bleibt, dann ist kein Angriff furchtbar. Das Princip der modernen Kunst ist ein vollberechtigtes, hervorgegangen aus einer gesunden Entwickelung. Die Aesthetik, wie sie bisher galt, hat für die moderne Kunst nicht die volle Giltigkeit, denn nicht die Kunst wird gemacht nach der Aesthetik, sondern die Aesthetik nach der Kunst, daher mögen die Modernen sich ihr Gefühl nicht hinwegbeweisen lassen, sondern rüstig beim Werke bleiben! Wie die Natur nach der Winterkälte zu lenzen beginnt, so ist unsere Kunst nach der Zeit des erstarrenden Formalismus mit Frühlingsfrische aufgegangen. Möge es ihr beschieden sein, wie ihr großes Vorbild, alt zu werden, aber niemals kraftlos!

Zur Geschichte der puritanischen Revolution.

Von Georg Ellinger.

In der Erforschung der puritanischen Revolution haben Engländer, Franzosen und Deutsche von jeher mit einander gewetteifert. David Hume hat in seiner englischen Geschichte die erste vortreffliche Darstellung der puritanischen Revolution gegeben und so weit die neuere kritische Geschichtsschreibung auch über ihn hinausgekommen ist, so kann doch auch noch heute Niemand das Buch zur Hand nehmen, ohne aus demselben die mannigfachste Belehrung zu schöpfen und ohne den genialen Scharfblick des Philosophen für den inneren Zusammenhang der Thatsachen zu bewundern. Etwas Aehnliches läßt sich von Guizot's Geschichte der englischen Revolution sagen, wenn sich auch bei ihr natürlich der Abstand der Zeiten nicht so fühlbar macht wie bei Hume's Buch. Auch Guizot's Darstellung ist in vielen Punkten von der neueren Forschung überholt, aber ihre bedeutenden Vorzüge werden dadurch nicht aufgehoben und noch immer übt das vortreffliche Buch eine große und unmittelbare Wirkung aus. In Deutschland reiht sich dann Dahlmann's Geschichte der englischen Revolution an; es ist die populärste Darstellung der englischen Revolution geworden und zugleich das populärste Buch Dahlmann's, wie denn noch vor zwei Jahren eine neue Auflage desselben nothwendig geworden ist. Dahlmann beschränkt sich nicht bloß auf die puritanische Revolution, er erzählt in großen Zügen die Geschichte Englands von Heinrich VII. bis zur Thronbesteigung Wilhelms des Oraniers. Alle die Eigenschaften, welche uns die Geschichtsschreibung des herrlichen Mannes so werth machen, finden sich hier am deutlichsten ausgeprägt: die unbestechliche Wahrheitsliebe, der scharfe Blick für das Wesentliche, die knappe und gedrungene Sprache, die kernigen bezeichnenden epigrammatischen Aussprüche; und diese Eigenschaften sind es, durch welche das Buch auf den Leser stets die gleiche Anziehungskraft ausübt, so sehr man auch in der Beurtheilung einzelner Persönlichkeiten, z. B. Cromwell's, von Dahlmann's Auffassung abweichen mag. Zum Lobe von Ranke's englischer Geschichte im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert etwas zu sagen, wäre überflüssig; in keinem anderen seiner Werke erscheint seine vollendete historische Kunst so bewunderungswürdig.

Mit dieser summarischen Betrachtung ist die Geschichtsschreibung über die puritanische Revolution weder erschöpft noch ausreichend charakterisirt. In England hat Gardiner, ein Nachkomme Cromwell's und Ireton's, in einer Reihe vortrefflicher Werke die Forschung über diesen Gegenstand durchaus gefördert. In Deutschland entwarf A. Stern in seinem Buche: „Milton und seine Zeit", eine schöne Uebersicht über die politischen Tendenzen, die literarischen und religiösen Hauptströmungen dieses Zeitalters und gab auch in kleineren Aufsätzen werthvolle Beiträge zur Geschichte der puritanischen Revolution. Dazu kommen neuere Veröffentlichungen wichtiger Quellenwerke für diese Periode: vor Allem die Publication der englischen State Papers, weiterhin die ausgezeichnete Ausgabe der Briefe und Reden Cromwell's durch Carlyle. — Auf Grund namentlich der letzteren Quellenwerke ist nun neuerdings wieder eine Gesammtdarstellung der puritanischen Revolution und eine Charakteristik ihres größten Mannes versucht worden, in dem Buche von Moritz Brosch: Oliver Cromwell und die puritanische Revolution. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. Rütten und Loening. 1886.

Eine ganz besondere Bedeutung erhält das vorliegende Buch noch durch folgenden Umstand. Brosch hat außer den oben erwähnten Quellenwerken noch ein Material vom höchsten Werthe benutzt, welches für diese Periode erst durch sein Werk erschlossen worden ist: die Berichte der venezianischen Gesandten aus England, Frankreich, Spanien und dem Haag. Man weiß, welche trefflichen Beobachter die venezianischen Gesandten waren, wie viele Thatsachen sie uns aufbewahrt haben, von denen andere Quellen nichts wissen. Und man müßte daher schon allein wegen der Aufschließung dieser Quelle dem Verfasser zu lebhaftestem Dank verpflichtet sein.

Brosch hat nicht wie Ranke und Dahlmann seiner Darstellung der puritanischen Revolution eine ausführlichere Erzählung der englischen Geschichte unter den Tudors vorausgeschickt. Dagegen hat er das Bedürfniß gefühlt, die wesentlichsten Gründe, welche die Entstehung der puritanischen Revolution veranlaßten, durch eine Vergleichung des Regierungssystems der Tudor's mit dem der Stuart's möglichst klar zu legen. Von diesem Gesichtspunkte aus werden in dem einleitenden Abschnitte: die Tudor's und König Jakob I., Heinrich VIII., die Verwalter des Reiches unter Eduard VI., Maria und Elisabeth, kurz, aber für diesen Zweck völlig ausreichend charakterisirt. Vortrefflich entwickelt der Verfasser den Unterschied zwischen dem tyrannischen Regiment Heinrich VIII. und dem verkehrten Regierungssystem Jakob I.: „Statt wie Heinrich VIII. die Verantwortung für drückende Maßregeln und schreiende Ungesetzlichkeiten auf das Parlament abzuwälzen, rief Jakob I. beharrlich der Welt in Erinnerung, daß im Parlamente nie geschehen könne, was von ihm, dem Könige, erlaubt worden; daß demzufolge die Krone, weit entfernt in irgend welchem parlamentarischen Beschluß eine Deckung für ihre Gewaltthätigkeiten, eine Ergänzung ihrer Autorität zu suchen, für alles verantwortlich sei, was auf ihre gnädige Erlaubniß hier vom Parlamente gethan werde. Wir haben von ihm die an die Lords und Gemeinde gerichteten Worte: „Ich bin euer König, auf meine Stelle gesetzt, um euch zu regieren, und ich trage die Verantwortung für eure Irrthümer". Der Nichtigkeit des Parlaments setzte er also der Alleinherrschaft, die alleinige Verantwortung der Krone entgegen. Und wenn diese seine Worte das richtige Motto wären für die Bezeichnung dessen, was Heinrich VIII. gethan hat oder zu thun vermocht hätte, so sind sie oder ähnliches doch nie über Heinrichs Lippen gekommen. Der Tudor schwieg von der Schwäche des Parlaments, der Stuart schrie sie laut auf offenem Markte aus. Jener rief bei den Engländern die Täuschung hervor, daß der König ihre Rechte achte; dieser in ihnen die Ueberzeugung, daß erst das Parlament stark werden müsse, ehe von der Achtung des Rechtes neben der Allgewalt der Krone die Rede sei". Ebenso einsichtig vergleicht der Verfasser das Verfahren Eli-

Digitized by Google

sabeth's gegen die Puritaner mit der kirchlichen Politik Jakob I. Er findet, daß Jakob principiell über die Grenzlinien der antipuritanischen Politik Elisabeth's nicht hinausgegangen ist. Aber Jakob erhitzte sich für die Staatskirche in einer Weise, die ihn blind machte sowohl für die schwachen Seiten derselben, als auch für die starken des Puritanerthums. Elisabeth hat sich gehütet, mit den Bischöfen zu brechen oder den Puritanern Recht zu geben; er aber hat seine Sache, die der Krone, ganz und gar mit der bischöflichen identificirt, hat das Interesse des Königthums und die Staatskirche einem Interesse entgegengestellt, dessen Macht und Tragweite, eben Dank der provocatorischen, immer weitere Kreise empörenden Vergewaltigung des Puritanerthums und der Parlamente, in aufsteigender Linie waren. Elisabeth hat geherrscht, die Volksleidenschaften gelenkt, die Volks- und Classeninteressen um den Thron geschaart, selbst den Puritanern mit einer nach außenhin correct protestantischen zu Danke gearbeitet; Jakob I. hat nicht geherrscht im wahren Sinne des Wortes, sondern nur gepoltert und diejenigen beleidigt, die er gern zu Boden geworfen und mit Füßen getreten hätte, aber in ihren festen Stellungen nicht erschüttern konnte.

Während der Regierungszeit Jakobs, wo alle Erfolge der kühnen, echt protestantischen Politik Elisabeth's in kläglicher Weise verscherzt wurden, wuchs Oliver Cromwell zum Jüngling und Mann heran. Im Jahre 1599 geboren, bezieht er siebzehnjährig die Universität Cambridge, wo er am Todestage Shakespeare's, den 23. April 1616 immatriculirt wird. Brosch verwirft mit Recht die Sage von dem wüsten Studentenleben Cromwell's, die z. B. noch bei Dahlmann ohne Bedenken erzählt wird. Das nächste Jahrzehnt bringt für Cromwell's Leben wenig Bemerkenswerthes, so anziehend es auch ist, den großen Mann in diesen kleinen Verhältnissen des menschlichen Lebens zu beobachten. Wir sehen ihn am Todtenbett seines Vaters, wohin er von Cambridge gerufen wird. Wir begegnen ihm dann in London, wo er sich die für einen damaligen Landwirth nothwendige Gesetzeskenntniß erwerben soll. Auch während dieses Londoner Aufenthaltes soll Cromwell einen wilden und lasterhaften Lebenswandel geführt haben; allein auch dieser Bericht trägt den Stempel der Erfindung auf der Stirn. Trägt doch gerade in dieser Zeit ein angesehener Londoner Kaufmann kein Bedenken, seine Tochter dem jungen Oliver zur Frau zu geben und Brosch weist mit Recht darauf hin, daß es doch mit sonderbaren Dingen zugegangen sein müsse, wenn ein namhafter, auch außerhalb der City begüterter Kaufmann sich einen Spieler von Profession zum Eidam erkoren hätte. Mit seiner Frau siedelt Cromwell dann nach seinem Stammsitz Huntingdon über, wo das junge Paar mit Oliver's Mutter und Schwestern gemeinschaftlichen Haushalt führt und in anstrengender Arbeit sind für Cromwell in ländlicher Abgeschiedenheit die nächsten Jahre verflossen.

Unterdessen hatte Karl I. schon begonnen, mit vollen Segeln den Weg weiter zu fahren, den sein Vater eingeschlagen hatte. Kein Stuart vereinigte so wie Karl alle die schlechten Eigenschaften in sich, an denen diese Dynastie so reich ist; er ist gewissermaßen der Idealtypus der Stuart's. Nur von der Sinnlichkeit, die für seine Großmutter und seinen Sohn Karl II. so charakteristisch ist, hielt er sich frei; er war ein musterhafter Familienvater, und seine Vaterliebe hat auch Cromwell zur Rührung gezwungen. Unfähig, einen großen Gedanken zu fassen, noch viel weniger, einen solchen auszuführen; beständig von einem Anderen beherrscht, zunächst von Buckingham, dann von Strafford und schließlich von seiner Gemahlin, durch und durch verlogen und falsch — das sind die wesentlichen Charakterzüge Karl I. Durch die beiden verfehlten Kriege, in welche er sich stürzen ließ, erweist sich seine äußere Politik als ebenso verkehrt wie sein Verfahren dem Parlament gegenüber; für die Bedeutung der puritanischen Strömung, deren Tragweite, wie aus dem von Brosch mitgetheilten Gesandtschaftsberichte hervorgeht, selbst dem fremden Botschafter nicht entging, hatte er kein Auge. Die Verhältnisse, welche sich aus einer solchen Politik ergaben, waren kläglicher Art. Welch ein Bild entrollt uns der venezianische Botschafter Alvise Contarini von den Zuständen bei Hofe, den fortgesetzten Rechtsbrüchen der königlichen Regierung! — Der König will vom Parlament nichts hören; wer auch nur den Namen desselben vor ihm ausspräche, der würde sich zu Grunde richten. Buckingham gebietet über die Einfalt und den Eigensinn des Königs; will man in Hofkreisen Gefallen erregen, so muß man, wie es in einer Predigt geschehen ist, den Grundsatz verfechten, daß der Herrscher über alles Privateigenthum nach Belieben verfügen, es dem einen nehmen, dem anderen geben kann, da ja doch allen nur der Nießbrauch ihrer Güter zustehe. Es ist deutlich zu sehen: der König will zur absoluten Monarchie gelangen, und man spricht davon, daß die bewaffnete Macht, die sich nach außenhin schlecht bewährt hat, im Innern gute Dienste leisten werde, um das Volk im Zaum zu halten. Die Gefängnisse füllen sich mit denen, welche die Subsidienzahlung verweigern; man muß die Eingekerkerten, um ihren Conventikeln vorzubeugen und sie von ihrem Anhange zu trennen, über die verschiedenen Grafschaften vertheilen. Heller Jubel bricht im Volke aus, da sich die Nachricht verbreitet, die unter Buckinghams Führung stehenden Engländer seien auf's Haupt geschlagen. Und bei alledem wachsen die finanziellen Verlegenheiten der Regierung, welche zum Verkauf von Monopolen, zur Verpfändung der Staatsgüter, Vorenthaltung des Soldes, Einquartirung der ohne Sold gelassenen Truppen unter die Bürger, kurz zu allen erdenklichen Gewaltmaßregeln schreitet und nirgends einen Erfolg erzielt. — Zu allen diesen verkehrten Maßregeln Karls kam in der späteren Zeit, namentlich gegen Ende der Zeit, in welcher er ohne Parlament regierte, noch ein verhängnißvoller Fehler: es gewann den Anschein, als ob Karl dem Katholicismus zuneige und der König that nichts, um den Schein einer solchen Hinneigung zum Katholicismus zu vermeiden. Nicht allein Protestanten, sondern auch ganz unbefangene, dem Treiben des Hofes von nächster Nähe zusehende Katholiken sind es, die von einer Annäherung des Königs an Rom als einer nicht unwahrscheinlichen Sache zu melden wissen. Eine von Brosch mitgetheilte Depesche des venezianischen Botschafters berichtet in diesem Sinne und fügt hinzu, daß sich die katholischen Geistlichen niemals solcher Freiheiten erfreut hätten und daß auch jeder Private jetzt unter Beobachtung geringfügiger Vorsicht die Messe lesen könne. Es liegt aber auf der Hand, wie derartige Gerüchte die protestantischen Unterthanen des Königs und namentlich die Puritaner empören mußten.

Es ist natürlich an dieser Stelle unmöglich, alle Einzelheiten des durch Karl's verkehrtes Regiment hervorgerufene Revolution an der Hand der vortrefflichen Darstellung Brosch's zu verfolgen. Nur auf einzelne Punkte, namentlich soweit sie die Beurtheilung des Charakters Cromwell's betreffen, soll hier hingewiesen werden. Mit vollem Recht weist Brosch den Vorwurf der Heuchelei zurück, den man noch heutzutage hin und wieder gegen Cromwell erhebt, wie auch noch Dahlmann z. B. Cromwell als „phantastischen Heuchler" bezeichnet. Der Grundzug seines ganzen Wesens war vielmehr eine unerschütterliche Ueberzeugungstreue und Brosch macht sehr richtig darauf aufmerksam, daß auch das Wenige, was wir aus der Zeit von Cromwell's erster parlamentarischer Thätigkeit über sein Auftreten im Hause und in den Commissionen wissen, vollkommen genügt, um eins zur Evidenz festzustellen: seine leidenschaftliche Parteinahme für das, was er als Recht erkannt und für alles, was ihm nach seiner puritanischen, starr religiösen Gesinnung als wahr erscheint. Ebenso wird die von royalistischer Seite erfundene und auch heute hin und wieder aufgewärmte Beschuldigung, daß in der von Cromwell am Anfang der Revolution aus Puritanern gebildeten Armee die schlimmste religiöse Heuchelei zu Hause gewesen sei, zurückgewiesen. „Seit wann ist es der Heuchler Art, fragt Brosch ganz richtig, ihr Leben für das einzusetzen, was sie zu empfinden vorgeben, es mit einer Todesverachtung einzusetzen, die ihresgleichen nicht hat und mit unbezwinglicher Kraft zum Siege über heldenmüthige Gegner führt? Im Anfang der puritanischen Revolution hat es der Heuchler genug gegeben; doch im Kriegslager des puritanischen Heeres waren ihrer nur

Digitized by Google

wenige, und in den Reihen von Cromwell's »Eisenrippen«, deren Kern dieses erste, aus vierzehn Fähnlein bestehende Regiment gebildet hat, ward ein Heuchler, dem sein Leben theurer gewesen wäre als sein Glauben, auf das erste, vor dem Feinde gegebene Zeichen von Schwäche nicht einen Augenblick geduldet." Auch gegen die contrastirende Nebeneinanderstellung von Hampden und Cromwell, wie sie sich durch den größten Theil des Buches Dahlmann's hindurchzieht opponirt der Verfasser entschieden. Mit vollem Rechte bemerkt er in dieser Beziehung: „Von Leuten, die Contraste lieben, ist darauf hingewiesen worden, daß Hampden's Name gleichbedeutend sei mit hoher staatsmännischer Mäßigung, der Cromwell's aber mit rücksichtslos ihrem Zwecke nachgehender Energie. Es ist auch dies eine Behauptung, die nur das Zwielicht der Legende, nicht das klare Licht der Geschichte verträgt. Hampden war von ausgesprochener Mäßigung, so lange er Aussicht hatte, durch solche der Nation und dem Könige zu dienen; von dem Augenblick, da der Riß zwischen Parlament und Königthum unheilbar geworden, hörte auch Hampden's vielgerühmte Mäßigung auf: er zog das Schwert und warf die Scheide desselben weg, und er that sich unter den Obersten des Parlamentsheeres durch persönlichen Muth, wie durch seine heftige Gegnerschaft wider schwachmüthige Kriegführung hervor. Sein Wahlspruch, den die Fahne seines in Buckinghamshire ausgehobenen Regimentes trug, lautete: Vestigia nulla retrorsum. Es ist ein Spruch, welcher in der klassischen Sprache Latiniens und lakonischer Kürze zusammenfaßt, was Cromwell in gutem, gemeinverständlichen Englisch des weitern ausgesponnen hat mit den zu seinen Eisenrippen gesprochenen Worten: „Ich will euch nicht verwirrt machen lassen, durch Redensarten, wie daß ihr zu fechten habt für König und Parlament, denn es ist für's Parlament allein, daß ihr in Reih und Glied tretet, und ich für meinen Theil würde auf König Karl, wenn ihn das Gefecht mir in den Weg führt, ebenso mein Pistol abfeuern, wie auf einen gemeinen Soldaten." Ebenso wird man den Erwägungen, mit denen Brosch das Verhalten Cromwell's bei seinen Unterhandlungen mit dem König (vor dessen Flucht nach der Insel Wight) rechtfertigt, nur durchaus zustimmen können.

Das Protektorat Cromwell's hat Brosch vortrefflich geschildert. Die Herrschernatur Cromwell's offenbart sich um so glänzender, wenn man sein Regiment etwa mit dem Karl's I. vergleicht. Cromwell's streng puritanische Gesinnung hinderte ihn nicht, Toleranz zu üben, so weit das in seiner Zeit eben möglich war. Trotz seiner Abneigung gegen den Katholicismus gewährte Cromwell den Katholiken im Verhältniß recht beträchtliche Freiheiten und es ist unleugbar, daß die Katholiken in England während des Protektorats, wenngleich sie mancher Handlung sich enthalten mußten, die ihr Gewissen ihnen vorschrieb, doch zu keiner Handlung genöthigt wurden, die ihr Gewissen ihnen verbot; daß Cromwell sie mit kleinlicher Plackerei und schwerer Heimsuchung verschonte und sie es unter ihm besser gehabt haben, als nach ihm bis in's achtzehnte Jahrhundert. Auch auf die Juden erstreckte sich des Protektors Duldsamkeit; sie erhielten die Erlaubniß, nach England zu kommen und in Privathäusern ihres Gottesdienstes zu pflegen.

Von dem gleichen umsichtigen und vorurtheilsfreien Blick zeugt das Verfahren, durch welches Cromwell ein Uebel nach und nach zu beseitigen suchte, an welchem England noch heute krankt. Die Anfänge der irischen Politik Cromwell's fallen allerdings noch vor die Zeit seines Protektorats, dürfen aber hier um so eher behandelt werden, als sie einen glänzenden Beweis für Cromwell's staatsmännischer Einsicht geben. Sein Versuch, die irische waffenfähige Mannschaft dadurch, daß er Werbungen auf der Insel gestattete, aus dem Lande zu schaffen, sowie seine Siedelungspolitik waren durchaus geeignet, dem Lande den Frieden und der irischen Frage ihre endgiltige Lösung zu geben — beides allerdings auf Kosten der irischen Nationalität. Mit Recht sagt der Verfasser: „Wenn Cromwell in dem Falle eine Schuld trifft, so ist es die, daß er die Restauration und mit ihr auch die Vernichtung seines Werkes nicht vorausgesehen hat: er hat an Irlands krankem Leibe eine Operation vorgenommen, ohne sich träumen zu lassen, daß die Vernarbung der Operationswunde durch die ungeschickten oder böswilligen Stuarts werde unterbrochen werden."

Cromwell's äußere Politik ist oft gering geschildert worden und soll hier nicht in ihren Grundzügen wiederholt werden. Sie war eine echt protestantische und wurde auch von den Zeitgenossen als solche empfunden. Ein schönes Zeugniß für diese Thatsache findet sich in einer Depesche des venezianischen Gesandten, die von Brosch mitgetheilt wird. Der Botschafter berichtet: „Die Pläne dieser Regierung sind so weit umfassend, daß sie auf nichts anderes abzielen, als in was immer für einem Theil der Erde Besitz zu ergreifen... Auch betreffs der Religion wird nichts geringeres angestrebt, als die ganze katholische Welt eines Tages vom Lutherthum angesteckt zu sehen." Man erkennt klärlich, daß es nicht allein die Einzelmaßregeln des Protektors, wie etwa sein Eintreten für die verfolgten Waldenser in Piemont, waren, die den Botschafter zu diesem Urtheil veranlaßten, sondern daß er den Gesammteindruck der äußeren Politik Cromwell's wiedergibt.

Die Darstellung Brosch's zeichnet sich durch Klarheit und Uebersichtlichkeit aus, sein historisches Urtheil ist scharf und zutreffend. Die Bereicherung, die unser historisches Wissen durch Brosch's Buch erfährt, ist ungemein bedeutend und durch die reichen Nachrichten aus den venezianischen Depeschen wird auf manche Punkte ein ganz neues Licht geworfen. Ueber die finanziellen Bedrängnisse am Hofe Karls, über die schmachvolle Lage, in die Karls klägliche Politik England gebracht hatte, sowie über Karls Machtmittel am Anfange des Bürgerkrieges erhalten wir zum Theil neue Aufschlüsse und erfahren manche charakteristische Einzelheiten. Weiter werden die Gründe für das erste Zerwürfniß Karls mit seinen pfälzischen Neffen Ruprecht und Moritz durch die Nachrichten des venezianischen Gesandten um vieles einleuchtender; auch über Cromwell's Stellung zu der Bewegung der Fronde in Frankreich erfahren wir werthvolle Details. Man darf freilich nicht Alles ohne Prüfung aufnehmen, was diese Diplomaten berichten; zuweilen waren sie sogar recht schlecht unterrichtet; im Großen und Ganzen kann man aber sagen, daß durch ihre Depeschen unser bisheriges Material vortrefflich ergänzt worden ist.

Unser Publikum.

Von Jacob Mähly.

(Schluß.)

Die Leihbibliothek! Ein Donnerwort für die Schriftsteller, und nicht mit Unrecht. Gegen diese partie honteuse „unseres" Publikums — und es ist und bleibt eine solche — sind ihre Klagen nicht weniger begreiflich und berechtigt, als der vor einigen Jahren geplante Ansturm gegen dieselben unbegreiflich und, sagen wir es offen, widersinnig war. Für gewisse Stände sind die Leihbibliotheken — es gibt deren bekanntlich auch uneigennützige und unter Controle stehende — geradezu eine Wohlthat, für manches Haus mögen die anderen, auf Gelderwerb abzielenden, allerdings eher schädlich als nützlich sein, für besser situirte Stände ist ihre Benutzung vollends eine Schande, aber auf rechtlichem Wege ist dieser Unsitte wie so mancher anderen schlechterdings nicht beizukommen. Ein Handel mit Geistesproducten ist nichts strafbares, sonst wären's die Verleger sammt und sonders, und die ordinäre Gesinnung, welche inmitten des Wohlstandes oder gar Reichthumes aus jener Sachlage Profit zieht und ein Buch lieber um 5 Procent des Kaufpreises entlehnt, als mit 20×5 Procent käuflich erwirbt, kann nicht vor den Richter citirt, sondern nur moralisch verurtheilt werden. Es gibt wenige Kaufleute, nicht bloß im deutschen Reich, sondern überall, die nicht ihre Waare da beziehen, wo sie am wohlfeilsten zu haben ist, dagegen gibt es recht viele Kaufleute, die auch die Geistes-

Digitized by Google

producte unter die „Waare“ rangiren und keinen anderen Werthmesser dafür haben, als ihre Casse. Und wir zweifeln sehr, ob nicht eine eben so große Anzahl von Fabrikanten aufzutreiben wäre, die ganz ebenso denkt und handelt, will sagen, den Maßstab des „Fabrikats“ anlegt; wir müßten uns ferner sehr irren, wenn nicht auch unter den Bankhaltern, vulgo mit etwas noblerem Namen Banquiers genannt, die gleiche Anschauung in zahlreichen Gehirnen vertreten wäre. Das Publikum aber hat gerade vor diesem Métier, dem unproductivsten und geistlosesten, das sich denken läßt, die unbegrenzteste Achtung, zieht vor ihm den Hut am tiefsten. Warum? Die Antwort ist eben so leicht als bedauerlich! Weil eben das Geld die Welt regiert, d. h. weil der Münzstempel den Leuten nicht bloß das Geld, sondern auch die Gesinnung prägt. Hier liegt das große Weltgeschwür, das auch besseren Schriftstellern großes Herzeleid verursacht, nur daß sie ihre Stoßseufzer und Vorwürfe an eine etwas zu specielle Adresse richten: nicht das deutsche Publikum opfert dem Götzen Mammon und versäumt darüber, anderen und guten Göttern den gebührenden Zoll der Verehrung darzubringen, sondern die ganze Welt schlachtet ihm ihre Hekatomben. Oder wo spielte denn die Geldmacht nicht die erste Rolle? Wo macht man den Geldbaronen keine Kratzfüße? Schon bei den Griechen und Römern hat man den Klang des Goldes geschätzt, nur zu hoch geschätzt, kein Zweifel, und erfreuten sich die Crösusse größeren Ansehens als die hungernden und lungernden Possenreißer — und doch war ein Unterschied zwischen damals und jetzt, der wahrlich nicht zu Ungunsten der Vergangenheit spricht. Den Selfmademen, die es durch productive Arbeit zu etwas gebracht hatten, zollte man Achtung, am Geschäft der Bankhalter aber klebte ein Makel. Und darin lag ohne Zweifel ein gesunder Gedanke, der auch bei den heutigen vielfach veränderten Geldverhältnissen noch immer eine gewisse Berechtigung hat. Es kann uns nichts ferner liegen, als dem redlichen Bankgeschäft eins anhängen zu wollen und ebensowenig werden wir uns vermessen, den Werth des Capitals als eines Hauptmotives des Unternehmungstriebes und Haupthebels der Arbeitskraft zu bekritteln (obzwar die Capitalwirthschaft auch schon unsäglichen Schaden gestiftet hat und noch stiftet), aber wir bitten doch unterscheiden zu wollen zwischen dem, der durch sein Genie und seinen Fleiß Capital schafft und solchem, der es bloß beschafft, zwischen dem, der es zu productiven Werken verwendet und dem, der es bloß von der einen Hand zur anderen vermittelt. Letztere Arbeit können wir mit gutem Gewissen nicht als productiv bezeichnen; daß sie aber dennoch so hoch angesehen ist, scheint uns eben ein Zeichen der Zeit und zwar ein sehr charakteristisches, aber keineswegs ein gutes. Es war hier nicht zu umgehen, denn es leuchtet auch ein wenig in die Leihbibliotheken und somit in unser Capitel vom „Publikum“ hinein. Eine „Geschichte des Publikums“ fehlt unseres Wissens noch; sie ist nicht leicht zu schreiben, müßte aber, von einer Meisterhand verfaßt, hoch interessant zu lesen sein. So viel ist sicher, der bekannte „rothe“ Faden, der sich hindurchzöge, würde diesmal ein solider dicker Metalldraht sein, dessen Farbe nicht sowohl roth, als golden leuchtete! — Unsere Schriftsteller pflegen, wenn sie ihrem deutschen Publikum sein Sündenregister vorhalten, die französischen oder englischen Zustände zur Folie zu nehmen, sintemal diese, soweit sie das Wechselverhältniß zwischen Schriftsteller und Publikum betreffen, so vortheilhaft gegen die unserigen abstächen. Keine Frage, der Autor an der Seine und an der Themse ist besser gestellt und kann sich ein Huhn mehr im Topfe — sogar nicht bloß am Sonntag — braten, als der an der Spree oder Elbe oder auch am Rhein; die Leihbibliotheken floriren dort weniger als in deutschen Landen, das Publikum kauft mehr (und darum freilich auch wohlfeiler!) trotz Feuilletongerieſel und Wochenschriftenhochfluth, die auch dort im Schwange sind. Ein kleines Wörtchen müßte freilich hier der Statistik auch eingeräumt werden, leider aber herrscht bei dem Verfasser dieser Zeilen auf besagtem Gebiete vollständige tabula rasa, und er weiß nicht zu sagen, wie es sich mit der Zahl der Zeitschriften diesseits und jenseits des Rheins verhält, wo sich das plus und wo das minus befindet. Die Frage mag nicht unwichtig sein, aber sie steht doch keineswegs in erster Linie, wenn es sich um eine Vergleichung der Schriftstellerverhältnisse bei den genannten Völkern handelt. Wichtiger ist jedenfalls folgender Gesichtspunkt: Oben ist absichtlich von den Autoren an der Seine und an der Themse gesprochen worden, nicht aber, im Allgemeinen, von den französischen oder englischen Autoren, die ja auch an der Saone und Rhone, an der Loire und Gironde, am Shannon u. s. w. vorhanden sind, während auf deutschem Boden die am Rhein und an der Spree und an der Elbe genannt waren und mit gleichem Recht auch die an der Pleiße oder an der Isar, der Lahn u. s. w. u. s. w., d. h. jedes beliebigen Flusses und Flußgebietes hätten genannt werden können. Das will nichts mehr und nichts weniger sagen, als: Die Autoren in Paris und in London (wenn auch hier nicht in gleichem Maße) beherrschen den literarischen Markt, legen die Provincialschriftsteller lahm, speisen aus ihren Speichern das ganze nach Lectüre hungernde Publikum. Und in Deutschland? Da gilt einstweilen noch der Autor aus Leipzig, aus Gotha, aus Quedlinburg und aus Hildesheim, der Pommer, der Märker, der Bayer, der Schleswig-Holsteiner und wie sie alle heißen ebensoviel wie der Berliner, man sieht nicht auf den Druckort, kaum auf den Verleger, sondern vor allem auf den Autor. Nun denke man sich alle diese Autoren in der Reichshauptstadt Berlin ansässig, und dort in ähnlicher dominirender Stellung, wie die Schriftsteller in Paris: die Klagen über Lauheit und Flauheit des deutschen Publikums würden bald leiser tönen. Die Mittelmäßigkeit ist allerdings hüben wie drüben schlimm daran, aber daran trägt doch das Publikum keine Schuld! Dies im Allgemeinen gesprochen, denn auch der Mittelmäßigkeit gelingt es bisweilen, ihre Gerichte mit einer Würze zu versehen, welche den Gaumen der Zeit reizt und dem Modegeschmack zusagt, während wirkliche Talente, die diesem Geschmack nicht huldigen wollen oder nicht huldigen können, namenlos und brodlos ihr Daheim vertrauern. Solcher Exemplare gibt es allerdings mehr in Deutschland als anderswo, auch sind hier, in Deutschland, die Talentlosen doch noch schlechter gestellt, als bei unseren Nachbarn im Westen und unseren Stammverwandten jenseits des Canals. Warum? Hiermit sind wir an den wichtigsten, an den eigentlich entscheidenden Differenzpunkt in unserer Vergleichung angelangt und er entscheidet gegen das deutsche Publikum. Man irrt, wenn man glaubt, der Durchschnittsfranzose oder Durchschnittsengländer lese mehr als der Deutsche oder er schätze das Geld weniger, die geistigen Güter dagegen höher; man irrt aber nicht (denn es ist so fraglos und unbestritten, wie nur irgend etwas sein kann), wenn man in den Franzosen und in den Engländern ein größeres nationales Selbstgefühl vorfindet, das auch den heimischen Schriftsteller in seine schirmende Umwallung zieht. Die französische Nation besinnt sich nicht, auch zu einer Zahl von 8000 Schriftstellern — es werden zwar kaum so viel sein — zu sagen: „Seid umschlungen!“ — nicht weil es Autoren, sondern weil es Franzosen sind. Den Schriftsteller als solchen, als geistige Größe, schätzen sie nicht höher, als die „nation tudesque“, die eben doch das „Volk der Denker“ ist, es thut, sie ehren ihn als Förderer der „gloire“ und „la vie pour la gloire“ liegt ihnen im Blute. Ihnen ist Jeder willkommen und Jeder an's Herz gewachsen, der zum Capitel der „gloire nationale“ seinen Beitrag liefert, und so viel merken sie eben doch, daß die Schriftstellercarrière Ruhm einbringt. Eine Leichenfeier, wie sie dem Andenken Victor Hugo's veranstaltet wurde, wäre in Deutschland unmöglich. Es gibt keinen schneidenderen Contrast, keinen, der die Verschiedenheit beider Nationen in ein so helles Licht stellte, als den Pomp, der bei der Bestattung Victor Hugo's in Scene gesetzt wurde, und die ärmliche, allem Gefühl Hohn sprechende, klang- und farblose Einfachheit bei der Beerdigung Schiller's. Und doch war Schiller Deutschlands Lieblingsdichter und dem deutschen Volk bekannter, in seinem Bewußtsein lebendiger, seinem Gedächtnisse gegenwärtiger als Hugo den Franzosen. Auch der Ehrenschmuck, der auf den

Digitized by Google

lebendigen Hugo niederregnete damals, als die erste Aufführung seines „Hernani“ ganz Paris in Aufregung versetzte — ein Triumph, wie ihn großartiger kaum Voltaire bei seinem letzten Erscheinen in der Hauptstadt erlebte — ist auf deutschem Boden einem deutschen Dichter noch nie zu Theil geworden. Uebrigens hat sich doch in der letzten Zeit die Anschauung, oder, wenn man lieber will, die Sitte in Deutschland zum Besseren geändert, Beweis: Victor Scheffel's Gedächtnißfeier. Ueberhaupt fehlt es ja dem Deutschen nicht an Vaterlandsliebe, er ist ein so guter Patriot als der Franzose und der Engländer, das Heimathsgefühl hat seine Wurzeln tief in sein Gemüth gesenkt — aber, wenn auch am liebsten athmend in Heimathluft und Heimathduft, fühlt er sich doch nicht so unzertrennlich verwachsen, so eins mit seiner Nation, wie der Romane im Westen und der Germane im Nordwesten, und zwar rührt dieser Mangel aus zwei Gründen her: Erstlich ist ihm, dem bisherigen Particularisten und Kleinstaater, die Idee einer großen Nation, wenn auch von vielen (aber durchaus nicht von allen!) längst ersehnt, so doch erst in neuester Zeit verwirklicht, als reife Frucht in den Schooß gefallen, und er muß sich erst an etwas gewöhnen und in etwas hineinleben, was seit Jahrhunderten jeder Franzose und Engländer mit auf die Welt bringt. Zweitens aber ist der Deutsche von Natur Kosmopolit, was die Franzosen gar nicht, die Engländer nur bis auf einen gewissen Grad sind, bis auf den Grad nämlich, als der Kosmopolitismus in ihre Handelspolitik (eine andere kennen sie ja nicht) hineinpaßt. Der deutsche Kosmopolitismus dagegen ist nicht bloß die Folge der früheren Kleinstaaterei und ihrer Athem und Leben beengenden, zeitweise unerträglichen Atmosphäre, sondern auch der höheren Bildung, durch welche der Durchschnittsdeutsche sich über die genannten Nationen erhebt. Er kann als solcher allerdings auch ausarten und in's Kraut schießen, wie denn die Bildung nicht nur und nicht stets gute Früchte trägt, aber der richtige, von der wahren Bildung genährte Kosmopolitismus darf doch nicht als Untugend bezeichnet werden! ja, man darf zweifeln, ob er nicht sogar in seinen Ausschreitungen noch immer dem stockblinden und stocktauben Patriotismus vorzuziehen sei, der vom großen Zeitengeläute auch keinen Ton vernimmt und im Moderdunst heimathlicher Verrottung Rosenduft zu riechen glaubt. Für die Interessen der heimischen Schriftsteller ist nun allerdings der Kosmopolitismus niemals förderlich, am allerwenigsten der falsche, der die Miene und das Wesen der Fremdensucht und der Ausländerei annimmt, der farbenblind ist für das Schöne der Heimath, dagegen dem, was draußen glänzt und gleißt, auch wenn es eitel Flitter ist, alle seine Poren öffnet. Auch diese Ab- und Afterart ist, leider! der Deutschen Erbtheil seit Jahrhunderten. Deutschland, d. h. die deutsche Sprache, ist der große Fruchtboden für die Uebersetzungsliteratur; der Vater aber ist der Kosmopolitismus. Wer wollte diese Uebersetzungslust und Uebersetzungskunst als solche tadeln, die doch unserer Sprache ein so glänzendes Zeugniß ausstellt, ja, vor allen anderen die Palme reicht? Aber wenn sie das Fremde nur um des Fremden willen ergreift, und wenn es auch nicht von fern heranreicht an das inländische Product, ja, wenn es den guten Geschmack verderbt und die sittliche Gesundheit vergiftet, dann ist sie verwerflich, oder vielmehr die sind zu tadeln, die nach solchem Import fahnden und nach solchen Gerichten lüstern sind. Und dieser Vorwurf trifft einen nicht kleinen Theil des deutschen Publikums. Die Franzosen (auch die Engländer) brauchen ihn nicht zu fürchten, sie dürfen sich, wie jener Zöllner im Evangelium, an die Brust schlagen und sagen: Ich danke Gott, daß ich nicht bin wie jener Deutschen einer! Bei ihnen gilt es nicht für ein Zeichen feiner Bildung und aristokratischen Geschmacks, die Lectüre aus dem Ausland zu beziehen, und wär' es auch im ursprünglichen Gewand. Sie sündigen eher nach der umgekehrten Richtung: Unsere großen Classiker kennen sie zwar auch, wenigstens dem Namen nach, sie reden nicht mehr von „Monsieur Gille“, sondern sie wissen, wenigstens die Gebildeten, daß dieser Monsieur „Schiller“ hieß — aber im Uebrigen und im Ganzen sieht es, puncto Kenntniß der deutschen Literatur, schaurig öde aus in den französischen Köpfen. Und wenn man uns hundert und noch einmal hundert „rühmliche“ Ausnahmen vorführt — die Regel bleibt deswegen doch bestehen. Es gehört auch in dieses Capitel, daß noch tief in den fünfziger Jahren dieses Säculums — Schreiber war Ohrenzeuge! — Carl M. von Weber's „Freischütz“ als „sornette allemande“ bezeichnet wurde; er durfte sich ungefähr ein Menschenalter nach des Meisters Tode hin und wieder, wenn auch schüchtern, auf die Bretter der Weltstadt wagen! Sogar Mozart bekam man in Paris nur „aux Italiens“ zu hören, dem nationalen Institut, der „grand opera“, war sein „Don Juan“ nicht gut genug; ob er es zur Stunde ist, weiß Schreiber nicht zu sagen. Das ist nun allerdings „Nationalgefühl“, aber mit einem Ueberschuß, einem unschönen Zopf versehen, während das deutsche Bild ein bedenkliches minus zeigt. Für den Schriftsteller bedeutet jener Ueberschuß Vortheil, das minus Schaden. Wer seinen Landsmann ehrt, weil dessen Werke dem Lande Ehre eintragen, läßt sich's auch gern' was kosten, er „honorirt“ ihn dadurch, daß er seine Werke kauft; die Masse der Käufer normirt auch, natürlich, den Preis. Wenn die Deutschen klagen, daß die Bücher ihrer Schriftsteller zu hoch im Preise stehen, viel höher als bei ihren wälschen Nachbarn, so sollten sie auch wissen, daß sie selber daran schuld sind. Das Mittel zur Besserung ist sehr einfach: Sie sollen nur, wie jene, in Masse kaufen, und die Preise werden sofort sinken, die Zahl der Käufer gleicht die Differenz des Kaufpreises glänzend aus. Ob freilich, unter dieser günstigen Constellation (ihren endlichen Eintritt angenommen), alle jene 8000 ihre Rechnung finden werden, ist sehr fraglich, fraglos aber, daß man nicht von einer „Schuld“ unseres Publikums sprechen darf, wenn für einen stattlichen Bruchtheil jener Tausende die Bilanz schlecht ausfällt.

Feuilleton.

Sommerwohnung.

Von Eugène Chavette.

Autorisirte Uebersetzung.

Montag, 6. Mai 1882. — Ich habe 15,000 Francs Rente, und mein Geschäft, das ich vergrößern könnte, wenn ich ehrgeizig wäre, trägt mir in guten wie schlechten Jahren an die 40,000 Francs ein. Ohne Sorgen, ohne Kummer, sind meine Frau und ich so vollständig glücklich, daß ich um keinen Preis der Welt mein freundliches Geschick gefährden möchte.

12. Mai 1882. — Ich habe heute meinem alten und intimen Freunde Bidaut einen Besuch gemacht, jenem schlichten Weisen, der sich genügsam mit seinen tausend Francs Rente auf das Land zurückgezogen hat, wo er friedlich lebt mit seiner Frau, welche .... die Hosen anhat. Auch meine Frau ist ihr angefreundet. „Ach, wie schön wäre es, hier im ländlichen Frieden mit einigen aufrichtigen und wackeren Freunden zu leben!“ rief ich aus. — „Gewiß,“ meinte Bidaut, „warum kaufst Du nicht die Hütte dort uns gegenüber auf der anderen Seite der Landstraße?“ Und indem er mich am Aermel faßt, fügt er hinzu: „Und weißt Du auch, daß es gar kein schlechtes Geschäft wäre? Zwanzigmal schon haben die Schloßbesitzer drüben dem Bauern den Vorschlag gemacht, ihm sein Häuschen und Gärtchen abzukaufen, die in ihrem Park eingeschlossen sind, aber der Wackere kann die Aristokraten nicht ausstehen, und da er just ein wenig in der Klemme ist, wird er lieber, statt mit ihnen zu unterhandeln, Dir seine Hütte für ein Butterbrod abtreten.“ — „Nun, wir haben das Haus uns angesehen. 1700 Francs! ... eine Kleinigkeit! ... Warum nicht? Meine Frau und ich, wir sind noch zu jung, um uns von den Geschäften zurückzuziehen, aber schon alt genug, um uns ein wenig Ruhe zu gönnen. Vom Sonnabend Abend bis Montag früh werden wir auf diese Weise

Digitized by Google

die Gesellschaft unserer guten Freunde genießen können. Und so haben wir zugleich ein Absteigequartier, wo wir ausruhen und ein Glas Milch trinken können.

Juni 1882. — Mein Garten ist vom Umfang eines Taschentuches; zwei Fuß Epheu und drei Rosenstöcke genügen zu seinem Schmuck und entheben mich der Last, einen Gärtner zu halten. Was das Haus betrifft, so ist es kein Haus und auch kein Häuschen, sondern einfach eine Hütte, eine bescheidene Zuflucht — ich habe es daher „Zum schlichten Asyl" getauft — wo wir bloß zwei Betten haben zum Uebernachten, denn wir werden ja den ganzen Tag bei unseren vortrefflichen Freunden zubringen. Die Aussicht wäre ziemlich schlecht, wenn wir nicht vor uns den Gemüsegarten von Bidaut hätten, dessen niedrige Mauer uns einen Blick auf das unabsehbare Thal zu werfen gestattet, durch das der Fluß sich schlängelt. Ich werde für mein Landhaus gar keine Ausgaben machen, keine neuen Tapeten anschaffen; nur frisch getünchte Mauern soll es haben, das ist ländlicher. Und wozu auch Ausgaben, da doch jeden Augenblick der Schloßherr erscheinen kann, um mir einen jener Kaufanträge zu machen, die er dem Bauern so oft wiederholt hat. Zwei Betten genügen also zu unserer Einrichtung.

Juni 1882. — Wir haben in unserer Stadtwohnung die unumgänglich nöthigen Möbel ausgewählt, um sie in unser Schlichtes Asyl zu schicken, und zugleich die Lücken durch neue Einrichtungsstücke ausgefüllt. Aber neben diesen Ankömmlingen erschien uns der Rest unserer Einrichtung so wenig frisch, daß wir uns entschlossen haben, Alles auf's Land hinaus zu schicken und unsere Stadtwohnung ganz neu zu möbliren. Die Rechnung des Tapezierers wird gepfeffert sein, aber ich werde es schon einholen, wenn der Schloßherr, um seinen Park zu arrondiren, mein Schlichtes Asyl erstehen will, das ich ihm nur möblirt abtreten werde. Ohne den baaren Gewinn zu rechnen, wird mir also dieses Geschäft ein ganz neues Mobiliar eingebracht haben. Charançois hat versprochen, mir bei unserer Einrichtung behülflich zu sein; auch er ist ein vertrauter Freund von Bidaut.

Juli 1882. — Wir haben einen großen Schmerz erfahren. Charançois verbrachte alle seine Sonntage bei den Bidaut's; letzten Sonntag mußte er auf dieses Vergnügen verzichten, um uns bei unserem Einzug behülflich zu sein. Noch war Alles viel zu sehr drunter und drüber, um uns zu gestatten, die Bidaut's zu unserem auf der Marmorplatte einer Commode servirten Mittagbrod einzuladen. Doppelt beleidigt, daß wir sie nicht eingeladen, während Charançois an diesem frugalen Male Theil genommen, sollen die Bidaut's (wie meine Köchin sagt, die es vom Gärtner hat) ausgerufen haben: „Da fangen sie schon an, uns alle unsere Freunde wegzuschnappen!" Acht Tage später, als Charançois sich zu Tische bei ihnen einladen wollte, sagte Frau Bidaut sehr pikirt zu ihm: „Ei, ich denke, Sie haben drüben in ihrem Kuhstall Pension genommen!" — Charançois hatte Unrecht, dieses unartige Wort meiner Sylvia zu wiederholen, welche darauf bemerkte: „Unser Kuhstall! Wofür hält sie mich denn, die alte Schachtel?" Das Milchmädchen, das uns eben das berühmte Glas Milch brachte, hörte diese Bemerkung und wiederholte sie drüben sofort. So sind denn unsere Damen arg verfeindet. Und ich habe das Schlichte Asyl nur gekauft, um mit den Bidaut's zu leben und zu sterben! Die 1700 Francs, die mich mein bescheidenes Dach gekostet, sind schon auf 12,000 Francs gestiegen, aber die Hütte wird wohl so lange dauern wie wir, und ich werde keinen Nagel mehr dafür kaufen.

September 1882. — Nach zweimonatlicher Abwesenheit sind wir hinausgezogen, um im Schlichten Asyl ein Glas Milch zu trinken. Die schöne Aussicht wird ohne Zweifel bald dahin sein, denn die Bidaut's haben boshafter Weise auf der Grenze ihres Gemüsegartens eine doppelte Reihe von Pappeln gepflanzt, die noch vor Ablauf eines Jahres unseren Augen die Landschaft entziehen wird. Die Fahrt hierher kostet zwar nur zwei Francs, aber vor jeder Reise haben wir um 2—300 Francs nothwendige Einkäufe für unsere Einsiedelei zu besorgen. Ich habe mich daran gewöhnt, unser Absteigequartier wie ein Kind anzusehen, das wir etwa bei einer Amme auf dem Lande untergebracht hätten, und für das wir jeden Augenblick der Amme sogenanntes Seifengeld bringen müßten. Nun, das Schlichte Asyl bedarf nicht wenig Seife.

October 1882. — Die Bosheit der Bidaut's hat im Dorfe das Gerücht verbreitet, daß wir sehr reiche Leute seien, die nur aus Geiz in einer Hütte wohnen. Wir genießen den schlimmen Ruf, den Leuten der Umgegend das Leben zu mißgönnen. Unter dem Gegentheil versteht man nämlich, sich von diesen wackeren Landbewohnern ausbeuten zu lassen, während sie uns schon für die Lebensmittel oder ihre Arbeit, deren man bedarf, um das Dreifache prellen. Nie wird ein Maurer bei mir eintreten. Morgen verlassen wir das Land und kehren in die Stadt zurück.

April 1883. — Der Winter ist vorüber, und nach sechs Monaten sehen wir das Schlichte Asyl wieder. Wir lüften überall. Als meine Frau vergangenes Jahr die Zimmerdecke musterte, bemerkte sie einen großen Fleck; er rührte vom Regen, der durch das ganz verfaulte Strohdach gedrungen war. Ich will das Dach neu decken lassen — eine nothwendige Ausgabe, der ich mich nicht entziehen kann — und bei der nämlichen Gelegenheit soll das Stroh durch Schiefern ersetzt werden, die zugleich vor Feuersgefahr schützen. Sylvia gibt mir einen Rath. Wenn wir schon das Dach abheben lassen, so wollen wir doch gleich das Haus um ein ganz kleines Stockwerk höher machen, so daß wir in Zukunft wenigstens ein Fremdenzimmer unseren Freunden anbieten dürfen.

Mai 1883. — Der Maurermeister hat mir heute früh mitgetheilt, daß die Mauern des Schlichten Asyls so wenig solide seien, daß sie bei der geringsten Ueberlastung zusammenbrechen müssen. Es wäre besser, ein neues Haus zu bauen. Einerseits möchte ich gern einen theuren Bau auf einem bloß handgroßen Garten vermeiden, andererseits will ich doch auch das Schlichte Asyl nicht verlassen, das mich schon einige zwanzig tausend Francs kostet: es würde aussehen, als wollte ich vor den Bidaut's das Feld räumen. Ich könnte die Besitzung vergrößern, indem ich von dem Bauern auch noch den benachbarten Garten kaufe, aber so entgegenkommend der Schuft sich zeigte, als er mir das Schlichte Asyl verkaufte, das ich eigentlich gar nicht brauchte, so geldgierig ist er heute, wo ich seinen Garten haben muß. Er weint beim bloßen Gedanken, das Erbe seiner Väter in fremden Händen zu sehen und erhöht den Preis jede Stunde um hundert Francs. Leider werde ich mich wohl seinen Anforderungen fügen müssen, denn die Hoffnung, das Schlichte Asyl verkaufen zu können, ist zerstört. Der Schloßherr ist nämlich ruinirt, und statt seinen Park zu vergrößern, hegt er die Absicht, das Ganze zu verkaufen.

Juni 1883. — Alles inbegriffen, Grundstück und Bau, kommt mich mein neues Haus auf nicht mehr als 121,000 Francs oder vielmehr auf 138,000 Francs zu stehen, denn meine Frau hat den glücklichen Einfall gehabt, ein zweites Stockwerk bauen zu lassen, von dem aus wir über die Bidauts hinwegsehen können, die gewiß wüthend sind, auf solche Weise unter unserer Aufsicht zu stehen. Ich war bloß in diese Gegend gekommen, um einen kleinen Winkel zu haben, wo ich ein Glas Milch trinken konnte, das schließlich sehr theuer geworden, aber ich werde das einholen, indem ich mein Geschäft etwas vergrößere. Und dann lebt man ja auf dem Lande so wohlfeil!

Juli 1883. — Meine auf Ersparung abzielenden Pläne sind durch die Schlechtigkeit dieser elenden Frau Bidaut gestört worden. Diese Spießbürgerin hat die Frechheit gehabt, sich gleichzeitig mit meiner Sylvia zur Patronatsdame des Wohlthätigkeitsvereins ernennen zu lassen. Meine Frau, um diese ländlichen Einfaltspinsel zu beschämen, hat denn auch richtig angefangen, die Umgegend mit Wohlthaten zu überhäufen. Sie überschwemmt die Hütten ringsum mit meinem alten Bordeaux und meinen Hühnersuppen, so daß die kranken Bauern das Bett gar nicht mehr verlassen wollen. Seit Monatsanfang hat sie 247 Hemden an Leute vertheilt, die nie daran gedacht, ein solches zu tragen; an ihrem Hochzeitstag leihen sie nämlich das im Bürgermeisteramt für diese Feier niedergelegte Hemd, das vom Marschall Turenne gestiftet worden ist.

September 1883. — Diese übertriebene Wohlthätigkeit, hervorgerufen durch Sylvia's verletzte Eitelkeit, kostet uns viel Geld, und ich würde es lieber sehen, wenn meine Frau es zur Aufrechterhaltung unserer persönlichen Würde verwenden würde — wie ich es jetzt in diesem Augenblick thue. Nach unserem Streit mit den Bidauts mußte ich daran denken, mir in der Umgegend Connexionen zu verschaffen, wo zahlreiche Leute von hohem Adel sich angesiedelt haben. Ich machte ihnen meinen An-

Digitized by Google

trittsbesuch, und sie schickten mir höflich ihre Karte, und damit war die Sache erledigt. Sie haben uns also verächtlich links liegen lassen, trotz der unsterblichen Grundsätze von Anno 1789. Gewiß, es steht diesen Herrschaften vollkommen frei, so zu handeln, und ich hätte nichts dagegen, wenn nicht die Keckheit eines Herrn von Trougaillac wäre, der nach der Aussage meines Gärtners sich zu der Bemerkung verstiegen haben soll: er verkehre nicht mit Krämern. Aber ich habe mich gerächt. Der Herr liebt es, seinen Besitz zu arrondiren. Sobald also in der Umgegend ein Stück Feld oder ein Weinberg zum Verkauf ist, bums! nehme ich's ihm vor der Nase weg. Ich habe ihm auf diese Weise schon für 47,000 Francs Land weggeschnappt. Ich, ein Krämer! . . .

October 1883. — Der Winter naht, und wir verlassen das Schlichte Asyl, das mich mit Grundstück, Baulichkeiten und Almosen 214,000 Francs kostet. Wir haben zwei Melonen geerntet, von denen mich also das Stück auf 107,000 Francs zu stehen kommt. Trotz seines Wappenschildes dürfte Herr von Trougaillac schwerlich in der Lage sein, sich ebenso kostbare Launen zu gestatten, wie der „Krämer"!

1. Januar 1884. — Ich schließe eben mein Inventar für 1883 ab. Angesichts der unerwarteten Auslagen für das Schlichte Asyl, habe ich meine Geschäfte ausdehnen und mich in große Speculationen einlassen müssen. Das vergangene Jahr hat einen Reingewinn von 80,000 Francs abgeworfen. Mit einem solchen Resultat kann man sich schon einige Dummheiten erlauben. Sylvia spendet den Armen des Schlichten Asyls als Neujahrsgeschenk 200 Fußwärmer.

April 1884. — Die Zeitung kündigt heute Morgen an, daß die Schloßbesitzung, in welche mein Schlichtes Asyl eingeschlossen ist, um den Preis von 900,000 Francs verkauft werden soll.

5. April 1884. — Mein Gärtner schreibt mir, daß Herr von Trougaillac, der mit dem Schloßherrn befreundet ist, das Schloß besichtigt habe und sich folgendermaßen geäußert haben soll: „900,000 Francs, das ist viel zu theuer, aber ich wette, daß ich Ihnen den Dummkopf finde, der den Preis bezahlt." Er ist ein Schlaukopf, der sein Spiel verbirgt. Ich wette darauf, daß er das Schloß kaufen will.

8. April 1884. — Ich erhielt diesen Morgen den Besuch von Pustard, dem Maurermeister des Schlichten Asyls, der auch für Herrn von Trougaillac arbeitet. Es scheint, daß Letzterer noch gesagt haben soll: „Diesmal bin ich gewiß, daß der „Krämer" mir den Happen nicht wegschnappen wird; er ist zu zäh für ihn." — Pustard versichert mich ferner, daß die Bidauts geäußert haben: „Herr von Trougaillac wird sicher das Schloß kaufen; auch wird er das Schlichte Asyl, das seine Besitzung verunstaltet, für einen schönen Preis erstehen, und dann sind wir endlich diese Leute los!"

15. April 1884. — Ich habe heimlich an den Schloßbesitzer geschrieben, um genauer zu erfahren, wie weit die Sache mit Trougaillac gediehen ist.

19. April 1884. — Ich habe richtig gerathen: Trougaillac wollte nur sondiren. Der Schloßherr schreibt mir, jener habe 950,000 Francs vor dem öffentlichen Zuschlag geboten — er glaubt sich seiner Sache schon so sicher, daß er davon spricht, eine Muster-Meierei an die Brandmauer des Schlichten Asyls zu bauen. Ich habe sofort dem Schloßherrn geschrieben, daß ich ihm eine Million biete.

28. April 1884. — Endlich habe ich über Trougaillac gesiegt! Das Schloß sammt Park von 80 Hektaren ist mein; ich werde es mit dem Schlichten Asyl vereinigen.

15. Mai 1884. — Wir haben unseren Einzug ins Schloß gehalten. Am Ende des Parkes neben dem Schlichten Asyl ließ ich ein Thor als Ausfahrt für die Wagen bauen. Das Peitschengeknall unseres Kutschers lockt jedesmal die Bidaut's an's Fenster. Sie sind grün und gelb vor Neid, besonders Frau Bidaut.

18. Mai 1884. — Ich höre, daß der ehemalige Eigenthümer dem Herrn von Trougaillac eine Provision von 100,000 Francs bezahlt hat. Wofür?

Mai 1884. — Wir langweilen uns sehr in unserem vergrößerten Schlichten Asyl, das mich $1^1/_2$ Millionen kostet. Unsere einzige Zerstreuung besteht darin, nach dem in Eile eingenommenen Mittagessen an das Ende des Parks zu spazieren, um den Kaffee in einem Kiosk einzunehmen, von dem aus man die Eisenbahn vorüberfahren sieht. Ich weiß wohl, daß auf dem Lande Alles zur Zerstreuung dienen muß, aber für 1,500,000 Francs dies einzige Vergnügen, ist doch etwas theuer!

3. Juni 1884. — Schreckliche Neuigkeit! Eine meiner Filialen hat Bankerott gemacht. Ich bin fast zu Grunde gerichtet und muß das Schlichte Asyl verkaufen. Ich ließ heute Morgen den Bauern kommen, der mir die erste Hütte überlassen hat, und er bot mir 1700 Francs an. „Aber das ist ja der Preis, den ich Ihnen für das Schlichte Asyl bezahlte, als es nur noch aus einer Hütte bestand!" — „Allerdings". — „Aber ich habe sie umgebaut, Ihre anstoßende Besitzung, dann ein Schloß und einen Park mit Feldern und Weinbergen hinzugefügt." — „Möglich, ich kann aber nur wieder die 1700 Francs dafür zahlen, denn der Herr wird wissen, daß alles, was man für die Verschönerung einer Besitzung ausgibt, für den Eigenthümer verlorenes Geld ist."

23. Juni 1884. — Heute früh erhielt ich folgendes Billet des Herrn von Trougaillac: Sehr geehrter Herr, für Ihre ganze Besitzung, für die Ihre Eitelkeit den doppelten und dreifachen Preis zahlte, biete ich Ihnen 700,000 Francs baar.

28. Juni 1884. — Ultimo droht. Ich habe das Angebot des Herrn von Trougaillac angenommen.

Notizen.

Die Sühne. Roman von H. v. Schreibershofen. 3 Bände. (Berlin, Otto Janke.) — Der Schauplatz der fesselnden Erzählung liegt in Norddeutschland, im Canton Bern und in England. Die Scholle, auf welcher die Ereignisse empor wachsen, ist hier von überwiegender Wichtigkeit, weil die Charaktere zumeist durchaus nationale Producte sind, die gern noch den Heimathboden in den Wurzelfasern festhalten. Man verfolgt diese ursprüngliche Eigenart um so lieber, als die geschilderten und vortrefflich ausgeführten Gestalten eine aufstrebende, alles Gemeine ablehnende Richtung innehalten und selbst die Bösewichter noch ein gewisses Interesse in uns beanspruchen. Die Treue und Schärfe mit welcher die Einzelfiguren durchgeführt sind, gewinnen noch durch den hübschen und vornehmen Stil der Schilderung. Die Hauptperson, Erdmuthe, würde uns für sich und ihr trauriges Geheimniß noch weitaus mehr ansprechen, wenn sie, minder berücksichtigt als ihre Gefährten oder zu vorsichtig verschleiert, nicht als eine uns durchaus Fremde verbliebe, von deren Vorzügen wir hier und da hören, aber sie doch nicht selbst beurtheilen können. Die Lösung des Knotens, von welchem die schwierigsten Verwickelungen ausgehen, ist eine sorgsame, aber nicht ganz befriedigende, wir tappten zu lange im Dunkeln und hatten doch schon selbst die Entwickelung vorbereitet. Eine größere Knappheit würde in unserer eiligen Zeit von kräftigerer Wirkung gewesen sein, wir deuten damit nicht auf die schönen Naturschilderungen, sondern auf Reflexionen, die hier und da das rollende Rad aufhalten. Das Buch hat einen sittlichen Werth und eine culturhistorische Bedeutung, welche ihm eine günstige Zukunft sichern.

E. v. Dincklage.

Die Hygieine der Liebe von Paul Mantegazza. Nach der 4. Auflage aus dem Italienischen. (Jena, H. Costenoble). — Der berühmte Professor der Anthropologie und Senator in Florenz hat hier sozusagen ein ergänzendes Seitenstück zu seiner „Physiologie der Liebe" herausgegeben, die ja auch bei uns in der von E. Engel übersetzten Ausgabe schon in 2. Auflage vorliegt. In dem neuen Buche, das die heikelsten Probleme unseres Geschlechtslebens behandelt, zeichnet er sich abermals durch unerschrockene Wahrheitsliebe und tollkühnen Forscherdrang, wie durch umfassende Gelehrsamkeit aus. Sein Princip ist: „In der Kunst das Schöne, in der Wissenschaft das Wahre", und dies befolgt er als medicinischer Schriftsteller mit einem seltenen Muthe, der selbst vor dem Vorwurf der Obscönität nicht zurückschreckt. Dabei ist seine Darstellung immer klar und unterhaltend und oft von dichterischem und philosophischem Geist erfüllt, so daß die Verwandtschaft mit Michelet, der ja ähnliche Themata in seinen Büchern über die Liebe und die Frau behandelt hat, ganz unverkennbar zum Vorschein kommt.

Digitized by Google

Inserate.

Bad Nauheim
bei Frankfurt a. M., Station d. M.-W.-B.

Naturwarme kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.
Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September.
Abgabe von Bädern, auch vor bez. nach dieser Zeit.
Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. **Jäger.**

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.
Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Otto Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung. Erster Band: Dichtung der Republik. gr. 8°. VIII u. 348 Seiten. M. 7.—

Hermann Baumgart, Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. gr. 8°. XII u. 735 S. M. 10.—

L. Arndts von Arnesberg, Juristische Encyklopädie und Methodologie. Achte Auflage, nach des Verfassers Tode besorgt von Dr. Erwin Grueber. 8°. 88 Seiten. M. 1. 50.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Hofrat Dr. Georg Schanz, Professor der Nationalökonomie an der Universität Würzburg. Vierter Jahrgang. Erster Band. gr. 8°. IV u. 568 Seiten. M. 12.—

Martin Greif, Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 159 Seiten. M. 2. 50.

Martin Greif, Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 117 Seiten. M. 2.—

Soeben wurde vollständig:

Kulturgeschichte der Menschheit

in ihrem organischen Aufbau
von
Julius Lippert.

Zwei Bände. gr. 8. geh. Preis brosch. M. 20.—, elegant in Halbfranzband geb. M. 25.—

(Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.)

Julius Lippert's Kulturgeschichte, ausgezeichnet durch Originalität und Tiefe der Auffassung, wie durch schöne klare Sprache, hat sich in kurzer Zeit **den Ruf eines Werkes ersten Ranges** auf diesem Gebiete erworben. Vermöge seiner gemeinverständlichen Darstellung ist das Buch geeignet in den weitesten Kreisen der Gebildeten Verbreitung zu finden.

Ed. Bartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Soeben erschien:

Goethes Faust.
Zweiter Teil.
Erläutert
von
Heinrich Düntzer.

Vierte neu durchgesehene und vermehrte Auflage. 1887. 2 M.
(I. Teil. 4. Auflage. 1882. 1 M.)

Der als Goetheforscher berühmte Verfasser bietet hiermit das **Neueste, Vollständigste** und **Faßlichste** zum Verständnis der schwierigen Dichtung.

CACAO-VERO
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffl. Cacao.
Preis per 1/1 1/2 1/3 1/4 = Pfd.-Dose
350 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Verlag von Rob. Lutz, Stuttgart.
Jeder Bd. M. 2.50 (geb. M. 3.—)

Amerikanische Humoristen und Novellisten der Sternbanner-Serie:

I. **Ruderheim.** (Häusl. Erlebn. eines Ehepaars) von **F. R. Stockton**, dtsch. v. M. Jacobi.
II. **Unterwegs und Daheim;** Neue Sammlung von Humoresken **Mark Twains.**
III. **Novelletten u. Skizzen** amerik. Meister der „Short Story".
„Short Story": **Aldrich, O'Brien, Hale, Stockton** u. A.

Wird fortgesetzt.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Kiette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXI. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 30. Juli 1887. Band XXXII.

CORNELL UNIVERSITY, AUG 18 1887 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die französische Republik und ihre Gefahren. Von Karl Blind. — Das amerikanische Haus. Von Emil Deckert. — **Literatur und Kunst:** Die realistische Strömung in unserer Literatur. Von Arnold Fokke. — Ein neues Buch von Döllinger. Von Karl Jentsch. — Ein Gedenkblatt an Wilhelm Osterwald. Von Fritz Fuldner. — **Feuilleton:** Eine Sammlergeschichte. Von F. Luthmer. — Notizen. — Inserate.

Die französische Republik und ihre Gefahren.

Von Karl Blind.

„Kann man sich da wundern, wenn General Boulanger einen Erlaß ausgehen läßt, worin er, wie dies kürzlich geschah, von »den deutschen Grenzen und denjenigen der Provinzen Elsaß und Lothringen« spricht — gerade als ob diese Länder kraft des Frankfurter Friedens nicht innerhalb der deutschen Grenzen lägen? Das sind Dinge, die nicht außer Acht gelassen werden können. Im Uebrigen glaube ich, wie schon seit bald einem Jahre, daß die französischen Republikaner, um des Bestandes des Freistaates willen, wohl daran thäten, den General Boulanger zu beobachten und darnach zu handeln."

Mit diesen Worten schloß mein am 9. April in der „Gegenwart" erschienener Aufsatz: „Stimmen aus Frankreich", dessen Einleitungszeilen übrigens nicht von mir herrührten, sondern als Redactionseinleitung zu dem etwas verspätet zum Abdrucke gelangten Aufsatze dienen sollten. Die dort von meinen französischen Freunden vertretene Ansicht, Boulanger werde und könne nicht abgehen und er sei keine Gefahr für den Freistaat, ist glücklicherweise nicht durchgedrungen. Die erwähnten Freunde, welche an der Bildung der öffentlichen Meinung ihres Landes seit Jahren schriftstellerisch mitwirken, werden heute einsehen, wie sehr sie sich geirrt. Zwei Blätter, ein gemäßigt und ein fortschrittlich republikanisches, in welchem ihre Hand oft sichtbar ist, und die beide bisher den General Boulanger gestützt hatten, sind endlich — aber doch erst, nachdem die Kammer und Präsident Grévy seinen Sturz herbeigeführt hatten! — ebenfalls von der Seite des dictatorischen Heerführers gewichen und bekennen nunmehr, daß wirklich eine Gefahr vorhanden gewesen.

Dies Alles sei hier nur erwähnt, weil es wahrlich zeigt, wie nahe die Republik von einem geschichtlichen: „Zu spät!" bedroht war. Daß so Viele derjenigen, welche auf der politischen Bühne als ihre Freunde mitspielen, diese Gefahr nicht gesehen haben, zum Theil noch nicht sehen wollen: das ist eines der bedenklichsten Zeichen, obwohl für den Kenner der neueren französischen Geschichte keineswegs sehr auffällig.

Rochefort und Clémenceau sind gewiß überzeugte Republikaner, wie man auch sonst von ihnen denken mag. Jeder von ihnen hat auch gelegentlich guten Blick bewiesen, wenn es sich um die Ergründung der Ziele, um die Zerstörung der Pläne eines verkappten Gegners handelte. Was aber war ihre Rolle in dieser Boulanger'schen Tragikomödie!

Der angebliche „unheilvolle Greis", Grévy, hat sich dagegen als den Staatsverstand Frankreichs, als die Vorsehung des Freistaates erwiesen. Dieser alte Republikaner, dieser stille und ruhige, aber unbeugsame Mann aus dem Jura, dessen Sinnesart der schweizerischen verwandt ist, wittert seinen Dictator leicht von ferne. Im Jahre 1848, noch ehe Ludwig Bonaparte abenteuernd heraufstieg, schlug Grévy vor, die Vollzugsgewalt nicht durch Massenabstimmung, sondern aus der Volksvertretung heraus zu bilden. Einen Präsidenten der Republik sollte es, ihm zu Folge, gar nicht geben — nur einen Obmann eines der Volksvertretung stets verantwortlichen, absetzbaren Parlamentsausschusses. Der Vorschlag war im Grunde eine Verquickung der englischen Verfassung mit der neuen eidgenössischen von 1848. Es ist eine eigenthümliche Ironie des Schicksals, daß dieser Gegner alles Präsidentschaftswesens nun schon seit 1879 dauernd an der Spitze der Regierung steht, und daß gerade darin das Heil der Republik liegt. Seine Erfahrungen von 1848—51 haben ihm in Bezug auf General Boulanger gewiß trefflich gedient. Ist das Treiben von heute nicht gerade dasselbe, wie zu der Zeit, wo klügere Männer, wie Ledru-Rollin und Lamartine, die Zulassung Ludwig Bonaparte's auf den Boden Frankreichs und in die Nationalversammlung bekämpften, während Louis Blanc und Jules Favre verblendeter Weise dafür sprachen. Grévy kannte seine Landsleute 1848 gut genug, um die begründete Befürchtung zu hegen: es werde sich aus einer Präsidentschaft leicht eine Dictatur entwickeln, welche zum Sturze des Freistaates führen würde. Grévy's Antrag wurde indessen in der damaligen Nationalversammlung verworfen, und es kam — — Ludwig Bonaparte, von der bethörten schwankenden Menge und von ränkesüchtigen Monarchisten, die ihn als Vorläufer ihrer eigenen Zwecke glaubten benutzen zu können, auf den Schild gehoben. Das Andere folgte im Laufe der Zeit.

Manches wirkte damals freilich mit, um eine so unglaublich scheinende Wendung zu ermöglichen. Die Wählerzahl unter Ludwig Philipp hatte in einem Lande mit 10,000,000 erwachsenen Männern nicht mehr als 200,000 betragen! Mit einem Federzuge führte man im Februar 1848 das allgemeine, gleiche, unmittelbare Stimmrecht ein, während in manchen Gauen des Landes 50, 60 bis 70 unter einem Hundert Menschen des Lesens und Schreibens unkundig waren. Es gab Bezirke — auch dessen erinnern wir uns sehr gut —, wo das unwissende Landvolk meinte: Napoleon I. sei nicht gestorben, und „der da" (celui-là), dessen Namen man so oft hörte, sei eigentlich „der kleine Korporal", der jetzt wieder an's Tageslicht trete. Es war eine moderne Rothbart-Mär, französisch in bäuerische Zurückgebliebenheit übersetzt. Ueber Lamartine

Digitized by Google

und Ledru-Rollin wurde bei diesen Leuten listig herumgesagt: der Herzog Rollin (le Duc Rollin) habe den König vertrieben und regiere jetzt im Pariser Palast mit einer Beischläferin, genannt „die Martine" (avec une maîtresse, la Martine)! So rächte es sich, daß französische Bewegungsmänner, trotz wiederholter Umwälzungen, die geistigen Grundlagen eines freien Staates vernachlässigt hatten.

Der Volksunterricht ist jetzt besser in Frankreich, obwohl im Vergleich zur Schweiz und zu Deutschland noch zurück. Paris aber marschirt bekanntlich „an der Spitze der Civilisation". Sollte man es nun für möglich halten, daß in letzter Zeit mancher Gebildete in Frankreichs Hauptstadt ganz unbefangen die Aeußerung that: General Boulanger habe schon deshalb vortreffliche Aussichten, weil er eine gute Gestalt zu Pferde macht? (parce qu'il fait une belle figure à cheval). Wer die Pariser Menge kennt, der weiß, wie schnell ein solches Wort staarmatzenhaft in allgemeinen Umlauf gesetzt und gerade so vergnüglich auf längere Zeit nachgesprochen wird, wie früher: „Ohé Lambert!" Der einundachtzigjährige Grévy hat zu vielerlei Wandlungen in seinem Lande gesehen, als daß er nicht auf die ersten Anzeichen einer Gefahr aufmerksam sein sollte. Er erkannte die cäsaristische Ader an Gambetta, und er hat sie an Boulanger erkannt. Daß der ehemalige Director von Tours — gleich Napoleon I. eigentlich Italiener und sozusagen auf die Franzosen herabsehend — sich mit hochfliegenden Consulats- und noch weitergehenden Machtherrschaftsplänen trage, ist eine Ueberzeugung, welche ich seit 1872 vor französischen Freunden aussprach; u. A. vor Louis Blanc, als dieser in jenem Jahre zu zeitweiligem Aufenthalte wieder nach England zurückkehrte. Er hörte aufmerksam zu, griff dann in die Brusttasche seines Rockes und zeigte naiv vertraulich eine gegen Gambetta aufgesetzte Erklärung einer Gruppe Republikaner von der äußersten Linken, welche sich sozusagen gegen diesen verbunden hatten. Heute, wo Gambetta und Louis Blanc todt sind, mag die geschichtlich bedeutsame Thatsache schon erwähnt werden.

„Was ist, Ihrer Meinung nach, Gambetta's Ziel gewesen?" frug ich vor ein paar Jahren kurz nach dem Tode desselben den aus Frankreich zum Festmahl des Cobdenklubs herübergekommenen Pariser Mitarbeiter der „Daily News", an Bord des Schiffes, das uns nach Greenwich trug. Eine längere, eingehende Unterhaltung erfolgte darüber, im Beisein einer Anzahl bekannter englischer Politiker. „Ich war eng befreundet mit Gambetta," erwiderte der Angeredete, Herr Crawford; „aber ich hege keinen Zweifel, daß, wenn er sich an die Spitze des Staates emporgeschwungen hätte, er zuletzt versucht hätte, sich zum Kaiser zu machen!"

Das ist eine Ansicht, die ich selbst oft genug in vorhergehenden Jahren ausgesprochen hatte, so auffallend sie den Meisten klingen mag. In einem Lande wie Frankreich, wo die Sinnesart des Volkes so sehr der Emporhebung eines Einzelnen zuneigt — allerdings auf Gefahr seines eben so plötzlichen Sturzes durch eine neue Umwälzung — ist jeder Ehrgeizige, der einmal mit starker Macht bekleidet ist, auf dem Wege zur unbeschränkten Gewalt. Es sammeln sich um ihn sofort die abenteuernden Gestalten, die catilinarischen, genußsüchtigen Schwartenhälse des politischen Gaunerthums, die, wenn er ihnen nicht schnell genug handeln sollte, ihn unaufhörlich dazu drängen. Diese Sippe hat Grévy genugsam kennen gelernt. Er erinnert sich, wie die Sachen durch Ludwig Napoleon und seine Persigny'schen Preßgesellen gemacht wurden. Er weiß, welche verdächtige Bestrebungen unter der Präsidentschaft von Thiers im Gange waren. Er kennt die Versuche, die unter Mac Mahon im „16. Mai" gipfelten. Er durchschaute Gambetta's Absichten. Er hat auch Boulanger richtig beobachtet und darnach gehandelt. Man sagte zwar seitens derer, welche nie das Kommende sehen, bis sie von demselben am Kragen gepackt sind: „es sei lächerlich, von Boulanger's erstrebter Dictatur zu reden, da er noch gar keine Schlachten gewonnen". In dem heutigen Frankreich ist es aber schon sehr viel, keine verloren zu haben. Es gilt das als eine große Auszeichnung und ist eine sehr gute Empfehlung für einen Kriegsmann, wenn er sich auf das politische Gebiet wagt. Uebrigens hatte auch Gambetta keine Schlachten gewonnen, höchstens welche verloren. Die Fortsetzung des Krieges unter ihm trug Frankreich nur schwere Verluste ein. Auch Ludwig Bonaparte hatte keine Schlachten gewonnen, bloß die komischen Abenteuer von Straßburg und Bologna durchgemacht. Wie gut erinnern wir uns noch des erhabenen Lächelns so manches sonst trefflichen französischen Republikaners, wenn man zwischen 1849 und 1851 von der Möglichkeit eines Staatsstreiches sprach. Napoleon war damals „ein unbedeutender Mensch, der sich im Ministerrathe mit läppischen Zeichnungen und dem Drehen von Papiermännchen beschäftigt", der, „wenn er einen Staatsstreich je versuchen sollte, unter dem allgemeinen Gelächter nach Charenton abgeführt werden würde" u. dgl. m.

Unbegreiflich scheint es, wie verständige Republikaner lediglich aus dem Umstande, daß Boulanger an der Entfernung der Orléansprinzen mitgeholfen, den Schluß ziehen wollten: er sei ein sicherer Freund des Freistaates. Die Veröffentlichung des bekannten Briefwechsels hat ja klar bewiesen, daß er sich früher als Schmarotzer an den Herzog von Aumale hing; und noch weiter, daß er sich nachträglich auf die erbärmlichste Weise herauszulügen suchte, bis er zuletzt in den Maschen seines eigenen Lügennetzes gefangen wurde. Mit seinem persönlichen Ehrgeiz steht es durchaus nicht im Widerspruch, daß er die gewiß gerechtfertigte Entfernung der Thronbewerber durchführte. Napoleon I., die wiederhergestellten Bourbonen, Ludwig Philipp und Napoleon III. haben auch ähnlich gehandelt — um ihrer selbst willen, da sie der Nebenbuhler los sein wollten.

Die französische Kammer ist in drei, an Zahl fast gleiche Parteien getheilt, und die Cabinete folgen einander mit bedenklicher Geschwindigkeit. In Spanien, wo die Generalsregierungen früher herrschten, ist es viele Jahre hindurch auch so gewesen. Das Heraufkommen eines Heerführers in hohe politische Stellung ist unter solchen Umständen für die Fortdauer des Freistaates grundverderblich. Frankreich kann sich Glück wünschen, daß es noch einen Grévy als Staatsoberhaupt besitzt. In aller Stille und Einfachheit hat der selbstlose Mann bisher immer noch viel drohendes Unheil zu verhüten gewußt. Ihm darf der Hauptantheil an Boulanger's gerade noch rechtzeitiger Entfernung zugeschrieben werden; hat ja doch Herr Rouvier auf der Rednerbühne gestanden: „Wären wir um die Breite einer Sohle zurückgewichen, so war es um die bürgerliche Gewalt geschehen!" Grévy hat auch am 14. Juli die Maßregeln getroffen, welche eine neue Gefahr im Keime erstickten.

Aber Grévy steht im einundachzigsten Jahre. (Sein Geburtsjahr wird meist irrig um sieben Jahre zu spät angegeben.) Es war augenscheinlich Boulanger's Absicht gewesen, sich in seiner Ministerstellung so festzuwurzeln, daß bei Grévy's Tod, inmitten einer rasch anzuregenden, scheinbaren Kriegsgefahr, er, der unentbehrliche General, durch die vereinigten Kammern ebenso schnell zum Präsidenten der Republik gewählt würde, wie dies, bei Mac Mahon's freiwilligem Abgang, binnen einer halben Stunde mit Grévy geschah. Ohne Zweifel wäre der General Boulanger bei dieser Gelegenheit von einer Art Heerschau zurückgekommen („En revenant de la Revue"); und bestochene Pöbelmassen und Soldaten hätten zusammen gesungen:

Il nous faut Boulanger!
Nous demandons Boulanger!
Bou-lan-ger!

Wer es mit dem Freistaate in Frankreich wohlmeint, kann sich daher nur freuen, daß Boulanger aus seiner Ministerstellung gestürzt und von Paris weggeschickt wurde. Die Gefahr ist indessen noch nicht ganz vorüber. Sein neuester Brief an ein Kammermitglied beweist, daß er abermals anzuspinnen sucht. Man braucht als Deutscher kein Befürworter eines siebenjährigen Heeresgesetzes zu sein, um doch zu begreifen, daß gerade in der starken wehrhaften Stellung Deutschlands die Gewähr des Friedens und damit auch des Bestandes der

Digitized by Google

französischen Republik liegt. Die Geschichte Frankreichs seit den Tagen der großen Umwälzung und des ersten Napoleon zeigt, daß die Ruhmsucht, die Sucht nach Erweiterung der Grenzen, der Wunsch, „den Degen Frankreichs durch ganz Europa spazieren zu lassen" (promener l'épée de la France à travers l'Europe) — wie sogar Felix Pyat sich noch als Flüchtling in London in den fünfziger Jahren ausdrückte —, bei einem nicht geringen Theile der republikanischen Partei von jeher geherrscht hat. In den Verschwörungen gegen die Restauration und gegen Ludwig Philipp waren fast immer Republikaner mit Bonapartisten zusammen thätig.

Man hätte hoffen mögen, daß die furchtbare Lehre von 1870—71 endlich Heilung brächte. Es ist auch unzweifelhaft in Bezug auf Eroberungslust eine theilweise Wendung zum Besseren erfolgt; doch die Wurzel des Uebels ist noch lange nicht ausgerottet. Da hilft nur Deutschlands eiserner Entschluß, am Wasgenwalde und bei Metz feste Wacht zu halten. In dem Maße, wie der rachsüchtigen Partei in Frankreich die Hoffnung schwindet, den Gang der Geschichte rückgängig zu machen: in dem Maße wird der Freistaat sich auf inneren Fortschritt angewiesen sehen und sich dadurch befestigen.

Auch England, das sei nimmer vergessen, hat ein Jahrhundert gebraucht, ehe es sich, nachdem einmal der Parlamentskampf gegen unerträgliche Stuart'sche Tyrannei begonnen, in feste verfassungsmäßige Zustände niederließ. Welcher Wirbeltanz von verschiedenartigen Regierungsformen folgte in England einst auf einander! Wie verderbt wurde allmählich, da Nichts sich klar gestalten wollte, der öffentliche Geist! Wie drohend trat noch das Prätendententhum bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf! Bis nach Derby kamen die Stuart'schen Schaaren herunter. Erst die Schlacht von Culloden (1746) machte dem Spuk ein Ende.

Diese geschichtliche Erinnerung mag geeignet sein, die Hoffnung auf eine endliche feste Gestaltung auch in Frankreich zu nähren. Nahezu hundert Jahre sind seit der dortigen großen Umwälzung verflossen. Mögen die französischen Republikaner sich aus den bunt wechselnden Ereignissen seit 1789 die rechte Lehre ziehen. Sie haben den Freistaat seit bald achtzehn Jahren wieder; werden sie ihn zu halten wissen? Noch keine Regierungsform hat in Frankreich seit einem Jahrhundert länger gedauert, als diese kurze Spanne Zeit. Da ist Wachsamkeit wahrlich vonnöthen.

Werden die französischen Republikaner, mit deren verbannten Hauptführern wir Jahrzehnte lang im freundschaftlichen Verkehre standen, und zu denen uns die Beziehungen auch heute nicht fehlen, endlich der innersten Stimme der Staatsklugheit, die ihnen doch in ruhiger Stunde oft genug im Gewissen sich hörbar machen muß, gebührende Folge leisten? Wenn nicht, so werden sie den Freistaat verlieren — und noch Anderes dazu. Einstweilen aber werden sie gut daran thun, den General Boulanger ganz aus dem Heere zu entfernen.

Das amerikanische Haus.

Von Emil Deckert.

So wie die Amerikaner von der Union es unternommen haben, auf ihrer tabula rasa eine neue Staatsform zu schaffen, von der sie die Illusion hegen, daß sie die allein vollkommene und mustergiltige sei, und daß sie nothwendigerweise früher oder später von allen Nationen Europas nachgeahmt werden müsse, so haben sie auch das Privatleben der Einzelmenschen in vielen Beziehungen auf neue Grundlagen zu stellen und ihm andere Gestalt zu verleihen gesucht, und auch dabei glauben sie natürlich, nach allen Richtungen hin das bessere Theil erwählt zu haben. Wie das Verhältniß zwischen Mann und Weib und zwischen Alter und Jugend bei ihnen ein anderes ist, so ist es auch ihre Art und Weise zu essen, zu trinken, sich fortzubewegen, zu arbeiten, sich zu erholen und zu wohnen.

Das amerikanische Haus insbesondere, um das es sich hier handelt, weicht in seinem Typus sowohl von dem deutschen, als auch von dem englischen viel stärker ab, als man für möglich halten sollte, wenn man bedenkt, daß die weitaus größte Mehrzahl der Unionsbürger aus Deutschland und Britannien stammt und deutsche und britische Gewohnheit und Sitte mit sich hinüber genommen hat über den Ocean. Auch bezüglich des Baues und der Einrichtung seines Hauses verfolgt der Amerikaner augenscheinlich seine eigenen Ideale, und auch in dieser Beziehung beugt er sich — und das ist vielleicht die Hauptsache dabei — den eigenartigen Naturgewalten, die ihn in seinem neuen Lande beherrschen.

Das Material, das in Amerika beim Häuserbau den ganz entschiedenen Vorzug genießt, ist das Holz, und nicht bloß die Hütten und „Shanties" der Hinterwäldler und der großstädtischen und ländlichen Proletarier, sowie die Häuschen der Farmer in den steinlosen Präriegegenden sind lediglich aus Balken und Brettern zusammengezimmert, sondern auch die hübschen Villen in den Vorstadttheilen New-Yorks und Bostons und die riesigen Hotelpaläste in den Weißen Bergen von Vermont, in den Catskills, in den Adirondacks und an dem Meeresstrande. Nur in den eng zusammengedrängten centralen Vierteln der Großstädte, wo der Holzbau wegen der Feuersgefahr allzu bedenklich ist, hat man, von der Noth und von der polizeilichen Vorschrift gedrungen, in neuerer Zeit zu dem gebrannten Lehmziegel, zu dem Sandstein, zu dem Kalkstein, zu dem Marmor und zu dem Granit gegriffen. In Chicago sind nach dem großen Brande von 1871 in dem Glanzviertel, das zwischen dem Chicagofluße und dem Michigansee gelegen ist, außerordentlich stolze und prätensiöse Steinbauten entstanden, in den äußeren Stadttheilen, die mindestens einen zehnfach größeren Raum einnehmen als die innere Stadt, herrscht aber auch heute noch ganz ausschließlich der Holzbau.

Woraus erklärt sich nun wohl die ausgesprochene Vorliebe des Amerikaners für das Holzhaus? Einmal hat man dieselbe ohne Zweifel als ein Erbstück aus den alten colonialen Zeiten zu betrachten, die in dem Westen und Süden des Unionsgebietes übrigens bis in die Gegenwart fortdauern. Die ersten Pioniere, die sich inmitten der Urwälder und Indianerwigwams niederließen, fügten ihr Haus aus Baumstämmen und Pfosten zusammen und die Kinder und Kindeskinder schreiten einfach in den Fußstapfen der Väter weiter vorwärts. Es geht in dieser wie in anderen Beziehungen ein eigenthümlicher conservativer Zug durch das amerikanische Volk, wie wir ihn an den meisten europäischen Nationen kaum in der gleichen Stärke beobachten können. Dazu kommt dann, daß das Holzhaus viel billiger und bequemer herzustellen ist, als das Steinhaus, und daß es sich viel rascher und besser bezahlt macht. Der Amerikaner ist ein guter und praktischer Rechner in solchen Dingen, und auch noch heute, wo die dichten Waldbestände in den meisten Gegenden des Landes durch den forstwirthschaftlichen Raubbau, den man getrieben hat, fast vollkommen vernichtet worden sind, dürfte seine Rechnung im Allgemeinen zutreffen.

Die Unseßhaftigkeit und das Stück Nomadenthum, das dem Amerikaner anhaftet, kommt bei der aufgeworfenen Frage wohl ebenfalls in Betracht. Die Liebe zur Heimath und das Verwachsen mit der Scholle ist dem amerikanischen Volkscharakter im Allgemeinen fremd. In Folge der bekannten amerikanischen Unternehmungslust, sowie in Folge des großen „Ellbogenraumes", den das Land gewährt, steht vielmehr Jedermann in jedem Augenblicke sozusagen auf dem Sprunge, um nach anderwärts überzusiedeln, wo es sich besser lohnt zu leben, und wo es sich besser Dollars machen läßt. In einem wie hohen Grade seßhaft und unbeweglich wird man aber, sobald man ein Steinhaus sein eigen nennt! Das Holzhaus verkauft sich viel leichter, weil es billiger ist, es verkauft sich allenfalls gesondert von dem Grund und Boden, auf dem es steht, und im schlimmsten Falle läßt es sich nach dem neuen Wohnorte mitnehmen. Kann man es ja doch in der bekannten Weise auf Räder stellen und fortrollen — ein Experiment, das man mit dem Steinhause auch in dem Wunderlande Amerika im Allgemeinen nicht wagt.

Digitized by Google

Ferner gehören Koketterie und Prahlsucht zu den bekannten Charaktereigenthümlichkeiten des Amerikaners, und bei dem Holzhause lassen sich allerlei effectvolle Zierraten und architektonische Schnörkel weit bequemer anbringen als bei dem Steinhause. Das letztere kann in dieser Beziehung eine gewisse Steifheit und Sprödigkeit schwer verleugnen und will im Allgemeinen nur soliden und kostspieligen Schmuck dulden.

Der tiefste Grund, aus dem man in Amerika dem Holzhause den entschiedenen Vorzug vor dem Steinhause gibt, liegt aber ohne Zweifel in dem Klima. Das Holz ist vor allen Dingen ein schlechterer Wärmeleiter als der Stein, und auf diese Weise gewährt ein gut gebautes Holzhaus das beste Asyl gegenüber den schlimmen Temperaturstürzen und Temperaturextremen, die das amerikanische Klima charakterisiren. Zudem ist der Holzbau luftiger als der Steinbau, und dies wird namentlich zur Zeit der lang andauernden Sommerhitze und der häufigen Gewitterschwüle als eine große Wohlthat empfunden. Außerdem besitzt das wechselvolle amerikanische Klima aber auch eine unglaubliche Verwitterungskraft, und dieselbe macht sich dem Bausteine gegenüber beinahe noch entschiedener geltend als dem Holze gegenüber. Der Stein ist spröder als das Holz, und das Gefüge der Körner oder Krystalle, aus denen er zusammengesetzt ist, wird durch den beständigen starken Wechsel von Contraction und Expansion, wie ihn der schroffe amerikanische Temperaturwechsel mit sich bringt, rasch in bedenklicherer Weise gelockert. Die Kohlensäure und die Feuchtigkeit der Atmosphäre haben infolgedessen ein sehr leichtes Spiel mit ihm, und ehe man es sich versieht, zerbröckelt und zerfällt er. Bei dem schönen braunen Sandsteine, aus dem die Stirnseiten der New Yorker Wohnhäuser erbaut sind, tritt der Zerfall bereits nach 20—30 Jahren ein — ohne Zweifel ein rasches, kurzes Leben, das dem betreffenden Bausteine zugemessen ist! Wenn die theuren Steinhäuser auf die angegebene Weise in Amerika schon nach einer kurzen Spanne Zeit in Ruinen zu sinken drohen, so ist es wohl begreiflich, daß man sie nur errichtet, wo es unumgänglich nothwendig ist. Holzhäuser sahen wir in Neu-England, die über hundert Jahre alt waren, und die noch ganz gut bewohnbar zu sein schienen. — Im Westen, wo die Luftfeuchtigkeit eine viel geringere ist als im Osten und Süden, dürfte es um die Wetterbeständigkeit der Bausteine im Allgemeinen etwas besser bestellt sein, indessen ertönen auch aus dieser Gegend mancherlei Klagen über dieselben — Klagen, die man eigentlich statt gegen die Steine, gegen das Klima erheben sollte. — Daß man in San Franzisko den Holzbau dem Ziegelbau vorzieht, weil er feuersicherer ist — es handelt sich dabei um das schwer brennbare Rothholz — erwähnen wir als Curiosum. In St. Louis herrscht in sehr ausgesprochener Weise der Stein- und Ziegelbau vor, was vielleicht durch das starke deutsche Bevölkerungselement erklärt werden muß.

Was den Baustil des amerikanischen Hauses anlangt, so ist die amerikanische Cultur zu jung und zu sehr mit anderen Aufgaben beschäftigt gewesen, als daß sie darin etwas Abgeschlossenes und Neues geschaffen haben sollte. Sie tastet und sucht nur auch in dieser Beziehung nach neuen Formen, und dem europäischen Geschmacke gemäß meist ohne viel Glück. Hinderlich ist der Entwickelung eines edleren, reineren Hausbaustiles wohl in allererster Linie die bereits berührte Prahl- und Prunksucht, von der sich eine Nation, in der reiche Emporkömmlinge die Hauptrolle spielen, so schwer frei erhalten kann. Auffallend muß der Bau sein! Das ist der Hauptgrundsatz bei den Geschäftspalästen, und dieser Grundsatz überträgt sich dann auch auf das städtische Wohnhaus und auf das ländliche Lusthaus. Oft genug ist der Bau aber einfach auffallend durch seine Häßlichkeit. Besonders in und bei New York herrscht der Reklamestil sehr unumschränkt auch in den Wohn- und Villenvierteln. In zweiter Linie beeinträchtigt ohne Zweifel auch der Kosmopolitismus der amerikanischen Nation den Baustil. Ganz aus der Luft lassen sich ja die Motive und Ideale auch in dieser Beziehung nicht greifen, und man erfaßt deshalb mit einer gewissen Gier Alles, was die verschiedenen Mutternationen davon nur bieten können. Man fügt zu einer Einheit zusammen was deutsch, was englisch, was romanisch, was gothisch, was byzantinisch und was maurisch ist, was Kirche, was Ritterburg und was Bauernhaus, und man erhält das wunderlichste Conglomerat, das man sich denken kann. Das Absonderlichste, Unmöglichste und Wüsteste leisten mit ihren Giebeln, Erkern, Thürmen, Portalen und Veranda-Vorbauten auch in dieser Beziehung verschiedene New Yorker Wohn- und Landhäuser. Das Beste hat natürlich bezüglich der Stilart die Holzarchitektur erreicht. In dieser Branche hat man eben am meisten Uebung, und außerdem gibt das Holz auch ein sehr fügsames Material ab. Wir denken hierbei namentlich an die reizenden Villenquartiere bei Boston, das sich unserer Meinung nach nicht bloß als die Stätte der höchsten Geistesbildung in der neuen Welt bewährt, sondern auch als die Stätte des feinsten Geschmackes. Der Umstand, daß man sich in Neu-England auch bezüglich des Baustiles ziemlich ausschließlich an eine einzige Mutternation — an Alt-England — anlehnt, und bezüglich des Villenstils insbesondere an den sogenannten „Queen-Ann-Style", mag dabei sehr günstig wirken. Man hat diesen Stil in Newton, Roxbury, Cambridge ꝛc. in der mannigfaltigsten Weise weiter fortentwickelt. Daß man übrigens einen schönen Steinbau auch in Amerika als eine weit höhere Leistung ansieht, als einen schönen Holzbau, glauben wir daraus schließen zu müssen, daß man den Stein an der Wand und an dem Dache der Holzhäuser durch allerlei kleine Kunstgriffe zu imitiren sucht.

Im Inneren ist das gute amerikanische Haus so angenehm und wohnlich eingerichtet, als man nur wünschen kann. In dieser Beziehung hat sich der sprichwörtliche englische Comfort augenscheinlich fast allenthalben in dem neuen Lande Geltung verschafft, nicht bloß bei den Familien angelsächsischer, sondern auch bei den Familien deutscher und anderer Herkunft wenn auch natürlich bei der einen Kategorie mehr, bei der anderen weniger. Oft hat es uns überhaupt scheinen wollen, als ob der überlegene Comfort eins der allerwesentlichsten Momente gewesen sei, die die anderen Nationen veranlaßt haben, ihre Sitte und Eigenart zum Besten der angelsächsischen immer so leichten Herzens preiszugeben. Daß der großartig entfaltete Nationalreichthum und der Erfindungsgeist der Amerikaner mancherlei dazu beigetragen haben werden, den englischen Comfort auf dem amerikanischen Boden zu einer noch höheren Entfaltung zu bringen als auf dem Boden des Mutterlandes, ist selbstverständlich. Wer denkt da nicht an die Centralheizung, durch die die Zimmer und Corridore im Winter erwärmt werden, an die sauberen Gasheerde und Gasöfen, auf denen man in der Küche die Speisen bereitet, an die Telephonleitung, vermittelst deren die Dame vom Hause — Hausfrau darf man die Amerikanerin im Allgemeinen nicht nennen — mit ihrem Bäcker, mit ihrem Kaufmann, mit ihrer Putzmacherin und mit ihrem Gatten im fernen Contor correspondirt, an die elektrischen Glockenzüge, und an hundert andere amerikanische Neuerungen.

Der Schwerpunkt der Hauseinrichtung liegt gerade so wie in England in dem „Parlor", und dieses Glanzzimmer wird auch in einem viel höheren Maße zum Wohnen benutzt als es in Deutschland der Fall zu sein pflegt. Sein Ameublement fanden wir in den zahlreichen Häusern, in denen wir aus und ein gingen, durchgängig nicht bloß sehr kostbar und elegant, sondern zugleich auch sehr behaglich und bequem. Anderweit in dem amerikanischen Leben mag man den Begriff „Gemüthlichkeit" nicht kennen, in dem Parlor des amerikanischen Hauses kennt man ihn ganz gewiß. Die schön geschnitzten Tische und Stühle aus kalifornischem Rothholz oder aus Mahagony, die hohen Pfeilerspiegel, die prächtigen Ampeln und Leuchter aus Bronze und die weichen Teppiche und Bärenfelle auf dem Fußboden geben uns übrigens außer von dem allgemeinen Wohlstande auch einen sehr hohen Begriff von der jungen amerikanischen Kunstindustrie, die allerdings zunächst noch vorwiegend von neuen Einwanderern aus Europa — insbesondere aus Deutschland und Frankreich — vertreten wird. Reichthum und Luxus gehen bekanntlich gern Hand in Hand. Werden die Bedürfnisse des amerikanischen Hauses endlich auch das Empor-

Digitized by Google

blühen einer nationalen amerikanischen Kunst veranlassen? Hie und da glaubten wir in dem Zimmerschmuck die Anfänge davon zu gewahren, und namentlich sahen wir manch hübsches Bild in Wasserfarben oder Oel von amerikanischer Frauenhand. Die hervorragenderen Gemälde, die wir in manchen Parlors in großer Zahl prangen sahen, dankten ihre Entstehung indessen vorwiegend noch deutschen, französischen, belgischen und italienischen Meistern. — Im Musikzimmer, das in der Regel direct an den Parlor anstößt, steht in erster Linie ein herrlicher Steinweg'scher Flügel, die Kunst, ihm mehr oder minder angenehme Töne zu entlocken, fanden wir aber unter den Bewohnern des Hauses lange nicht so verbreitet, wie es in Deutschland der Fall ist, und zumeist waren es wir deutschen Fremdlinge, die darauf einen fragwürdigen Ohrenschmaus zum Besten zu geben hatten. — Auch das Speisezimmer, die Schlafzimmer und die anderen Nebenräume sind elegant und vornehm in ihrer Art, und auch hier macht sich die amerikanische Prachtliebe und das amerikanische Raffinement in allen denkbaren Kleinigkeiten geltend. Selbstverständlich fehlt auch in keinem Hause ein comfortables Badezimmer, denn die Hautpflege steht bei den Amerikanern mindestens eben so hoch wie bei den Orientalen. Mit kostbaren Teppichen sind übrigens nicht bloß die Wohn- und Schlafräume, sondern auch die Treppen und Corridore belegt, und die Fußtritte bleiben in Folge dessen allenthalben völlig unhörbar.

Aehnlich wie in England so sind auch in Amerika die meisten Häuser Ein-Familienhäuser. In den großen Städten, in denen der Baugrund allmählich sehr theuer geworden ist, sind jedoch daneben neuerdings auch ungeheure „Apartmenthäuser" entstanden, die zuweilen zwölf oder dreizehn Stockwerke hoch sind, und in denen mehrere Dutzend Familien unter einem Dache zusammen wohnen. Diese Häuser sind mit dem amerikanischen Comfort vielfach in geradezu verschwenderischer Weise ausgestattet, dafür ist die Miethe in ihnen aber auch meist sehr theurer. Um den Hausbewohnern das Steigen der fünf oder zehn Treppen zu ersparen, ist namentlich in jedem ein eleganter „Elevator" vorhanden, der einen durchaus vertrauenswürdigen Eindruck macht, und der einen ganz sanft und unmerklich in die höheren Regionen, in die man zu gelangen wünscht, empor trägt. Ebenso gibt es in New-York, in Boston und in den anderen amerikanischen Großstädten auch sehr zahlreiche Miethkasernen für das Proletariat — sogenannte Tenementhäuser —, die bezüglich des amerikanischen Comforts vielfach nicht weniger als Alles zu wünschen übrig lassen. Auch armselige Ein-Familienhäuser gibt es in Amerika genug, und wer dieselben kennen lernen will, der braucht sich bloß in die nördlichen Vorstadttheile von New-York zu begeben. Die armseligsten unter diesen Häusern sind aber ohne Zweifel die Neger-Shanties auf dem platten Lande der Südstaaten, im Vergleich mit denen ein deutscher Stall für Pferde oder Rinder gar wohl ein Palast genannt werden kann. Um in das Innere dieser Hütten hinein zu gelangen, hat man sich tief zu bücken, wenn man nicht etwa gar auf Händen und Füßen hineinkriechen muß. Und durch die Thür soll zugleich auch alle Luft und alles Licht hinein gelangen, da Fensteröffnungen nicht vorhanden sind. Wie es zwölf bis sechzehn menschliche Wesen — Vater, Mutter und zehn oder mehr Sprößlinge — in einem solchen Raume aushalten können, das ist uns immer ein Räthsel geblieben. Und doch prosperiren dieselben, und man sieht ihnen nicht im entferntesten dieselbe Noth an, die man den weißen Proletariern in den Südstaaten ansieht. Den Reisenden, der seinen Kopf in die Negerhütte hineinsteckt, zwingen undefinirbare Gerüche und Dünste, ihn nach wenigen Augenblicken wieder daraus zurück zu ziehen.

Man sieht, das comfortable amerikanische Haus hat auf dem amerikanischen Boden auch seine Gegenbilder.

Literatur und Kunst.

Die realistische Strömung in unserer Literatur.

Von Arnold Fokke.

Es ist eine Erscheinung im Leben der Menschen so alt wie dieses selbst, daß in keinem einzigen Augenblicke der ruhig oder stürmisch sich abspinnenden Zeit eine nur annähernd allgemeine Zufriedenheit mit den bestehenden Zuständen sich geltend macht. Und diese Wahrheit gilt nicht bloß von einer oder der anderen Richtung, welche das Leben der Sterblichen einschlägt, sondern ist bemerkbar innerhalb jedes einzelnen Gebietes, auf welchem Menschengeist und Witz sich tummeln. Es ist nicht nöthig, dabei auf die augenblickliche Lage unserer inneren Politik zu verweisen. Der Geist des Besserwissens und Nörgelns machte sich in unserer Literatur selbst damals geltend, als die glänzendste Epoche deutschen Geisteslebens unter uns heraufgestiegen war. Was Wunder, wenn auch in der Jetztzeit nicht minder stark als zu irgend einer anderen vorher dieselbe Erscheinung zu Tage tritt. Die Klagen erschallen von allen Seiten und sind der mannigfachsten Art. Man kann nicht sagen, daß dieselben vielfach nicht ohne guten Grund wären, aber man hat häufig deshalb Ursache ihnen entgegenzutreten, weil sie pessimistisch nur das Schlechte hervorheben und das Gute übersehen. Man weiß jetzt genau, welche Bedeutung die Literaturepoche am Ende des vorigen und beim Beginne des jetzigen Jahrhunderts gehabt hat: wollte man die Gesammtheit unserer gegenwärtigen poetischen Errungenschaften neben jene stellen, so würde der Unterschied unermeßlich erscheinen, aber sieht man auf das Einzelne, so sind doch auch in der Jetztzeit nicht wenige Dichtungen geschaffen, welche mit Fug und Recht neben das Beste aus der klassischen Zeit gestellt werden. Dahin also soll sich unsere Klage nicht richten. Haben wir nicht Alles, so besitzen wir doch Vieles, ist es auch nicht immer das Beste, so giebt es doch viel Gutes. Aber mit Recht wendet sich die Unzufriedenheit des Wissenden gegen einen anderen Punkt, ich meine die heillose Verwirrung, welche in den Ansichten über die Kunst der Berufenen herrscht. Ganz von selbst kommt dem Beobachter Immermann's Münchhausen in den Sinn. Am Schlusse dieses Romanes klagt der Dichter, daß der Menschheit das Herz eingeschlafen zu sein scheine, daß sie hülfslos wie im Traume hin- und hertaumele und die Pfade nicht finden könne. Es dürfte schwer sein noch jetzt nachzuweisen, bis zu welchem Grade er Recht damit gehabt hat: ohne Zweifel hat auch die politische Noth seiner Zeit Anlaß zu der Klage gegeben, aber sofern sie sich auf Kunst und Poesie bezieht, kann sie auf die damalige Zeit nicht besser gepaßt haben, als auf die jetzige. Die Verschiedenheit der Richtungen ist so groß, wie die Zahl der Eigenschaften ist, welche das Wesen der Poesie überhaupt ausmachen. Aber so thöricht es ist, sich zu geberden, als ob mit der Hervorhebung bloß eines Theiles die Quintessenz aller Dichtung gefunden wäre, so liegt doch nicht so sehr in dieser Auflösung das Betrübende, als in einer gewissen Hülflosigkeit, mit welcher der eingenommene Standpunkt vertreten oder vertheidigt wird. Man kann dies am besten am Naturalismus oder besser gesagt am Zolaismus sehen.

Um möglichst übersehen zu können, welche Bewandtniß es mit dieser Richtung habe, möge es mir gestattet sein, eingehend die von Zola mit so vielem Geräusch als neu eingeführten dichterischen Grundsätze zu betrachten. Die erste Förderung, welche der französische Dichter an den Romanschriftsteller richtet, ist möglichste Naturwahrheit; wie in der Malerei und überhaupt in der bildenden Kunst, so soll das Auge des Dichters immer auf die Natur, als die ewige Quelle alles Schaffens, gerichtet sein. Man wird sagen, daß damit nichts Neues zu Tage gefördert sei. Gewiß nicht, aber es kommt noch ein Zweites hinzu. Zola faßt seine dichterische Thätigkeit nicht so

Digitized by Google

sehr als eine Kunst, wie als eine Wissenschaft auf. Er erklärt dies im Vorwort der 73. Auflage seines „Assommoir" selbst mit den Worten, Niemand scheine geahnt zu haben, daß er eine rein philologische Arbeit zu machen beabsichtige, und in der That, hier liegt der große Unterschied, der ihn himmelweit von anderen Dichtern trennt. Ueberall tritt der Künstler zurück, schiebt sich der forschende Denker in den Vordergrund. Die wissenschaftliche Forschung geht der Herstellung des Kunstwerkes nicht vorauf, sondern wird in dieses selbst hineingelegt. Und in dieser Untersuchung ein echter Empiriker geht er kaltblütig wie der Mann der Wissenschaft von Fall zu Fall weiter, auch nicht das Kleinste übergehend, sondern jedes mit peinlicher Gewissenhaftigkeit in seine Erörterung aufnehmend. So löst sich Alles in die Theile auf, kaum irgendwo findet sich eine Zusammenfassung von Einzelerscheinungen in eine Gesammtvorstellung, nirgends Durchblicke, die ohne durch das Kleine zu ermüden, eine weite Aussicht in ein Ganzes gewähren, nirgends Schlaglichter, die wie Offenbarungen aus einer Dichterseele Wahrheiten schauen lassen, ohne mit dem Beweise lästig zu fallen. Dichterische Offenbarungen irgend welcher Art kennt Zola überhaupt nicht: ich weiß nicht an welcher Stelle in den Vorreden seiner Werke verwahrt er sich ausdrücklich davor, dergleichen geben zu wollen. So geht denn seine Erzählung oder Erörterung in derselben nüchternen Weise vorwärts, nach Zeit, Ort und Umständen das Ding, welches er gerade unter Händen hat, so weit auseinanderzerrend, als es irgend angeht. Bekanntlich hat Zola aber auch seine moralischen Absichten. Die Moral Zola's! Es wäre wünschenswerth, mit wenigen Worten auseinandersetzen zu können, welche Bewandtniß es mit ihr hat. Wenn dieser Schriftsteller, der so viel hat von sich reden machen, wie kein anderer in den letzten zehn Jahren nur an irgend einer Stelle etwas Positives oder Bejahendes sagen wollte, wenn er irgendwo angeben wollte, so oder nicht so müßten die Menschen es machen, um zu einem annähernd glücklichen Zustande im Leben zu gelangen, so würde man einen Punkt haben, an welchem man den Faden fassen und zu eigener und vielleicht auch anderer Befriedigung aufrollen könnte. Aber diese Voraussetzung findet nicht statt. Da ist überall Verneinung, wenigstens in den gewonnenen Resultaten. Trifft man auf irgend eine erfreuliche Erscheinung, so liegt sie entweder abseits und ist deshalb im Zusammenhang des vom Schriftsteller verfolgten Gedankens von keiner Bedeutung, oder sie bleibt nicht das was sie anfangs war, geschweige daß sie sich zur Erbauung und Aufrichtung des Lesers zu noch Gesünderem, Besserem entwickelte, sondern langsam und Schritt für Schritt, zuerst erschreckend, dann ermüdend wandelt sie sich um in das Gegentheil. Zola sucht am Menschen und am Leben nur die schlechten Seiten, um sie mit den ihm eigenthümlichen Mitteln der Sprache und einer unerbittlichen Logik zur Darstellung zu bringen. Seine Art ist die konsequenteste Durchführung des Pessimismus in der Literatur, in *ihrem* Bereiche ist sein Streben, was die Socialdemokratie und der Nihilismus in der Politik. Wie diese den historisch gewordenen Staat bekämpfen oder an seine Stelle ein Wahngebilde oder die Anarchie zu setzen bemüht sind, so ist Zola die Verneinung alles dessen, was bisher als *Wesenheit* dichterischer Kunst gegolten hat. Zu den Kategorieen seines Verfahrens, wenn es überhaupt solche gibt, gehört weder Glaube, Liebe, Demuth, noch jene anderen Ideen, welche als vorzugsweise christliche Wahrheiten bezeichnet werden, noch die Errungenschaften philosophischen Denkens, als Freiheit des Willens, das eherne Gesetz unweigerlicher Pflichterfüllung und was man sonst als Leitsterne des Handelns betrachtet hat. Wie in der Form so herrscht auch hier die völlige Auflösung. Die Menschen, die in Zola's Romanen auftreten, werden *nur* von einem allen lebenden Wesen eigenthümlichen Drange nach Glück geleitet, aber im Streben darnach sind sie entweder ein Spielball des Zufalls, oder sie stehen unter dem Fluche der Sünden der Vorfahren, die nach dem Bibelworte an ihnen heimgesucht werden, ohne daß sie im Stande sind, in freier Willensbewegung die Folgen abzuwehren, oder daß auch nur der milde Schein der Versöhnung in ihr dunkles Dasein hineinfällt. Dies letzte ist das positiv Charakteristische in den Romanen Zola's. Immer von Neuem wieder Sünde, Laster, Schuld, nirgends erbarmende Liebe, welche die versinkende Menschheit aus ihrem Elend emporreißt und wenn sie auch das Individuum von dem leiblichen Tode nicht erretten kann, doch der Gesammtheit das Licht froher Hoffnung über das Grab hinaus mitgiebt. Wohl könnte man fragen, wo da die Sittenlehre bleibt. Im Vorworte zum „Assommoir" sagt der Dichter, seine Arbeit sei in Moral umgesetzte Handlung, besser hieße es vielleicht Nichtmoral. Damit soll Zola nicht etwa der moralische Charakter, in einem ganz bestimmten Sinne verstanden, abgesprochen werden. Man hat es ihm zum Vorwurf gemacht, daß er die menschliche Gemeinheit allzusehr in ihrer Nacktheit darstelle, aber damit wird mehr eine Frage der Decenz als der Moral berührt. Soviel ich gelesen habe, ist mir keine Stelle aufgestoßen, von der man sagen könnte, sie sei aus geheimer Lust an der Sünde hervorgegangen. Aber wenn auch dem *Menschen* Zola so leicht kein Vorwurf gemacht werden könnte, so ist es doch eine andere Frage, ob der *Schriftsteller* von demselben frei gesprochen werden kann. Es ist eine von aller Zeit her beobachtete Regel, in die Mitte einer Dichtung, mag dieselbe Epos, Drama oder Roman sein, einen Gedanken zu stellen, in dessen bewußter Bekämpfung oder unbewußter Nichtachtung die Menschen entweder fallen, oder in dessen Vertheidigung sie siegen. Das ist es, was den Werken des Zola fehlt, es ist kein Eckstein da, an welchem das an sich Gegensätzliche, Gut und Böse, Willensstark und Willenlos, Tugend und Sünde, Stärke und Schwachheit sich sondern. Alles schwimmt unterschiedslos in trüber Fluth den Fluß des Lebens hinab und endet in trostloser Leere. Was bezweckt der Dichter mit seiner Kunst? Doch vor Allem außer dem Ergötzen das er bietet, seine Leser oder Hörer aus dem Staube und dem Jammer des Lebens *empor* und sie über sich selbst und ihre nächsten Ziele hinauszuheben. Hiervon thut der französische Schriftsteller das Gegentheil, und deshalb sind seine Produkte nicht Werke der Kunst, sondern diejenigen einer trübseligen Wissenschaft, welche beweisen will, daß das menschliche Leben ein trüber, schlammiger Pfuhl ist und dessen Zweck das Nichts.

So das Verfahren Zola's. Es liegt auf der Hand, daß dasselbe nicht etwa eine neue Form der Dichtkunst, sondern die völlige Vernichtung desselben bedeutet. Aber wiewohl dies so ist, so hat doch der Franzose auch in Deutschland seine begeisterten Anhänger und Nachfolger gefunden. Man braucht sich darüber nicht zu wundern; es ist hiermit wie mit allem, was sich als neu einführt und mit der gehörigen Keckheit auftritt. Außerdem ist für eine Lebensauffassung wie Zola sie hat der Boden bei uns seit langer Zeit gelockert. Die pessimistische Philosophie Schopenhauers, Feuerbach, Büchner's „Kraft und Stoff", der Darwinismus und so vieles andere haben hinlänglich vorgearbeitet, um den Geist, der ihnen congenial ist, in Deutschland in warme Aufnahme zu bringen. Ja, wenn auch Zola in Frankreich nicht gewesen wäre, so würde doch auch ohne die Erscheinung bei uns ganz selbständig zu Tage getreten sein. Dazu würde nicht bloß der Geist der Zeit, wie er in den Schriften der obengenannten Männer hervortritt, sondern auch die moderne Entwicklung unserer gewerblichen und Arbeiterverhältnisse hingedrängt haben. Mit einem Worte, daß die Umgestaltung unseres socialen Lebens in den letzten Jahrzehnten ohne die literarische Begleitung auch seitens der Dichtkunst hätte bleiben sollen, war nicht zu erwarten. Unter den obwaltenden Umständen könnte man sich vielmehr darüber wundern, daß die literarische Zersetzung nicht noch tiefer eingedrungen ist. Aber wie die gesunde Natur des deutschen Volkes, geleitet von einer starken Regierung, die Anarchie und den Nihilismus nicht hat zum Ausbruch kommen lassen, so hat dieselbe Frische des Volksgeistes jene Verwilderung des Geschmackes fern gehalten, von der die Vielgelesenheit Zola's in Frankreich das beredte Zeugniß ist.

Noch halten Männer von hohem Ruf die heilige Fahne wahrer Dichtkunst hoch, und wem es nach edlem Ruhme dürstet, der muß unter ihrem Zeichen kämpfen. Mit dem ersten

Digitized by Google

Propheten und Prediger der angeblich neuen naturalistischen Wahrheit wird ihr Licht wieder erlöschen. Was gut am Naturalismus ist, ist längst dagewesen, und was man als wirklich neu ausgeben kann, das bezeichnet die tiefste Linie, bis zu welcher dichterische Kunst hinabsinken kann. Die poetischen Gaben, welche in der verneinenden Richtung liegen, sind, wenn sie nicht in lebendige Berührung mit den entgegengesetzten Lebenserscheinungen gesetzt werden, gerade wegen der Einseitigkeit des Verfahrens bald gebracht. Das Leben vollzieht sich in und durch den Kampf der Gegensätze, und häufig erliegt das Gute in diesem Widerstreite, als ob es natürlicher Weise so sein müßte. Auch die Kunst hat diesen Antagonismus zur Darstellung zu bringen, aber sie sollte das wieder gut machen, was das Leben so häufig verbricht, sie sollte vornehmlich darin ihre Aufgabe suchen, dem Tode den Stachel, der Hölle den Sieg zu entwinden. Was hilft es mir, ein Bild zu betrachten, auf welchem ein Arzt den abgemagerten, nackten Leib eines schwindsüchtigen Knaben untersucht und mit einem Blicke, in welchem alle Hoffnung erstorben ist, auch der anwesenden Mutter den letzten Trost aus dem Herzen reißt. Was hilft es, wenn Ibsen in seinem trostlosen Drama „Gespenster" das Trauerspiel der Gehirnerweichung bringt und in einer Aufeinanderfolge von schrecklichen Auftritten uns die Wahrheit predigt, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden sollen? Daß der Tod furchtbare Ernte hält, auch unter der Jugend und Unschuld, das ist eine Wahrheit, die uns das Leben jeden Augenblick vor Augen hält, und um bloß sie zu veranschaulichen, braucht weder der Maler seinen Pinsel anzusetzen, noch der Dichter die Feder. Schon aus dem Grunde nicht, weil der Reiz alles Lebens nicht bloß in der Kraft wissenschaftlichen Erkennens, sondern auch in der des Empfindens und Glaubens beruht. Nur wenn Kopf und Herz der Menschen zusammengehen, sind wir auf dem richtigen Wege, den Durchgang zum Pole zu finden. Und nun noch Folgendes.

Mit der Forderung naturgetreuer Darstellung muß man unter der Voraussetzung, daß nicht bloß Copie der Natur gemeint ist, durchaus einverstanden sein. Aber wenn die Gebiete in Frage kommen, auf welche sie sich erstrecken sollen, so wird man doch nicht sagen wollen, daß sie alle in einer Richtung liegen müßten. Aber fast hat es den Anschein. Ist in früherer Zeit die Romantik zu weit gegangen, so geberdet sich die Reaction dagegen, als ob nur auf ihrer Marschroute das Heil läge. Es ist soeben schon gesagt worden, daß die Gestaltung des Lebens nichts anderes ist, als eine ewige Auseinandersetzung zwischen Gegensätzen, ein fortwährendes und immer von neuem wieder anhebendes Ringen zwischen Dingen oder Ideen, die sich zwar begrifflich ausschließen, aber doch das eine ohne das andere nicht sein können. Würde das Leben irgend eine Bedeutung haben ohne den Tod und könnte irgend ein Bewußtsein von diesem sein, wenn das andre nicht wäre? Wissen schließt Glauben und Hoffen aus, aber wenn diese nicht wären, so würden wir zu jenem nicht kommen, und wenn bloß dieses wäre, so würde das Dasein ohne alle Bewegung, ohne den Inhalt sein, der ihm den Reiz verleiht. Glauben und Hoffen sind Wirklichkeiten, die trotz aller Enttäuschungen stets ihren Platz im Herzen der Menschen bewahren. Soll die dichterische Kunst die Nachahmung des ganzen menschlichen Lebens sein, so mnß sie mit diesen Größen rechnen nicht minder, als mit den andern. Wer möchte behaupten wollen, daß nur im Koth der Straßen Natur zu finden sei, und nicht auch auf den Firnen der Alpen? Das Leben in den Kloaken der großen Städte ist vielleicht viel weniger natürlich, als die Vorgänge in der Stille des Dorfes, oder wo sonst Gottes Athem geht. Die Klagen über die immer größer werdende Entfernung des Lebens und der Kunst von der Natur ist sehr alt. Mag sie immerhin ihren Grund haben, aber Zola ist nicht der Dichter, der als Muster dienen könnte, um ein verloren gegangenes Glück wieder aufzufinden.

(Schluß folgt.)

Ein neues Buch von Döllinger.

Von Karl Jentsch.

„Die Kinder, sie hören's nicht gerne", wird man von dem Inhalt des unten genannten Buches*) sagen dürfen. Die Jesuitophoben werden es verdrießlich bei Seite legen, nachdem sie bis zum Ende vergebens auf das Grausige, Geheimnißvolle und Pikante gewartet haben; und die Ultramontanen werden in dem drittgrößten ihrer Idole (als zweitgrößter im Orden gilt ziemlich unbestritten Franz Xaverius, der „Apostel Indiens") einen nicht eben großen Menschen mit nicht unbedeutenden menschlichen Schwächen erkennen. Der Freund des Wahren und Wirklichen aber heißt das Werk um so freudiger willkommen, als der Name Döllinger's dafür bürgt, daß kein noch so verborgenes Bücher- oder Manuscriptenkleinod, welches über den Gegenstand Licht zu verbreiten vermag, übersehen worden ist, während Professor Reusch, welcher dem greisen münchener Gelehrten in der Quellenkunde nahe kommt, sich durch eine in der historischen Literatur fast beispiellose Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit auszeichnet. „Der Plan des Buches", heißt es im Vorwort, „ist von dem ältern der beiden Herausgeber entworfen worden; dieser hat auch den größten Theil des Materiales zu der Einleitung und den Anmerkungen geliefert oder angewiesen. Die Redaction des Materiales hat der jüngere Herausgeber besorgt, von welchem auch die Uebersetzung der Selbstbiographie herrührt".

Das Werk zerfällt in vier Abschnitte. In einer Einleitung wird zunächst über die Vita Bellarmin's Bericht erstattet. Bellarmin hat die Selbstbiographie auf Zureden seines Provinzials Vitelleschi und seines Freundes, des Jesuiten Eudämon-Johannes, verfaßt. In der Real-Encyklopädie für protestantische Theologie heißt es von der Autobiographie: „Sie gilt für ungedruckt; doch ist sie in einem Buche, welches die Jesuiten, wie es scheint, aus der Welt zu schaffen gesucht haben, zu finden. In Deutschland dürfte wohl kein Exemplar aufzutreiben sein. Die Stadtbibliothek von Zürich besitzt (als ein Geschenk von Joh. Caspar Orelli) diese Seltenheit." Das ist, wie man aus Döllinger-Reusch ersieht, nicht ganz genau. „Die Vita wurde zuerst 1675 mit anderen auf den Seligsprechungsproceß Bellarmin's bezüglichen Actenstücken (als Manuscript) gedruckt . . . Als im Jahre 1753 wieder über die Seligsprechung verhandelt wurde, erhielten verschiedene einflußreiche Personen Exemplare eines angeblich zu Löwen veranstalteten Abdruckes . . . Ein Abdruck dieser Ausgabe erschien zu Ferrara 1762 . . . In demselben Jahre wurde die Vita mit einer (mangelhaften) deutschen Uebersetzung abgedruckt in dem vierten Bande der „Sammlung der neuesten Schriften, welche die Jesuiten in Portugal betreffen. Frankfurt und Leipzig 1762." Von den beiden Herausgebern besitzt jeder ein Exemplar.

Der zweite Theil der Einleitung erzählt „die Verhandlungen über die Seligsprechung Bellarmin's". Man mag die Canonisationsprocesse lächerlich oder gotteslästerlich finden, aber einen Ruhm kann man ihnen nicht streitig machen: an Gründlichkeit und Länge übertreffen sie die berühmten Processe des weiland Reichskammergerichts. Nach einer Verordnung Urbans VI. soll die introductio causae (Antrag auf Einleitung des Processes bei der römischen Curie) erst zehn Jahre nach der Einsendung der Acten der Processus ordinariorum (mit den ordinarii sind die Bischöfe gemeint, welche Zeugenverhöre über den Ruf des Candidaten und seine Wunderkraft anzustellen haben) und die Untersuchung der Acten des sogenannten zweiten Processes erst 50 Jahre nach dem Tode des Seligzusprechenden stattfinden. Trotzdem bei Bellarmin zur Beschleu-

*) Die Selbstbiographie des Cardinals Bellarmin lateinisch und deutsch mit geschichtlichen Erläuterungen herausgegeben von Joh. Jos. Ign. von Döllinger und Fr. Heinrich Reusch. Bonn, P. Neußer.

Digitized by Google

nigung des Verfahrens von dieser wie von mehreren anderen Bestimmungen dispensirt wurde, ist der 1622 begonnene Proceß noch im Jahre 1827 weiter geführt worden und harrt heute noch der Erledigung.

Ein Haupthinderniß bildet eben die Vita, und zwar erscheint schon ihre bloße Existenz präjudicirlich für die Demuth Bellarmins, wenn nicht nachgewiesen werden kann, daß er sie lediglich aus Gehorsam gegen seine Oberen abgefaßt hat. Die von der Vita hergenommenen Einwürfe erscheinen um so begründeter, als das opusculum (in der vorliegenden Ausgabe nur 22 Seiten) wirklich den Eindruck einer eitlen Selbstbespiegelung macht, wie man aus nachstehendem kurzem Auszuge sehen wird.

Bellarmin wurde am 4. October 1542 zu Montepulciano im Florentinischen geboren. Seine Eltern waren angesehene Leute; Papst Marcellus II. war ein Bruder seiner Mutter. Diese war sehr fromm, und liebte die Gesellschaft (Jesu) außerordentlich; sie hätte gewünscht, daß alle ihre fünf Söhne in dieselbe eintreten möchten. R. (so nennt sich Bellarmin in seiner Vita) fing schon als Knabe von 5 oder 6 Jahren an, von einem Bänkchen herab zu predigen. Als Schüler verlegte er sich vorzugsweise auf die Dichtkunst; mit Virgil war er so vertraut, daß er in seinen Gedichten kein Wort gebrauchte, das nicht virgilianisch war. Eine seiner Hymnen, die fast alle geistlichen Inhalts waren, der auf die h. Maria Magdalena, wurde ins Brevier aufgenommen. Merkwürdig, weil vollkommen richtig, ist sein Urtheil über sich selbst: „Sein Geist war weder tief eindringend (subtilis) noch erhaben, aber er hatte Talent zu allem, so daß er alles leicht lernte." Vom 15. Jahr ab hielt er öfter Ermahnungsreden in einer Bruderschaft; um dieselbe Zeit lernte er singen und verschiedene Instrumente spielen. Bei der Uebersiedelung an die Universität Padua in seinem 16. Jahre entschloß er sich, die Welt zu verlassen und in die Gesellschaft einzutreten, vorzugsweise deswegen, weil ihm hier „gar keine Gefahr drohe, zu Würden herangezogen zu werden". (Der Jesuitenorden verbietet seinen Mitgliedern die Annahme kirchlicher Würden, aber der Papst kann von diesem Verbote wie von manchem andern dispensiren.) Sein Vetter Ricciardo Cervino war von demselben Wunsche beseelt, und da sie erst aufgenommen werden sollten, nachdem sich die Festigkeit ihres Entschlusses bei einjährigem Aufenthalt im Elternhause erprobt hätte, so brachten die beiden Jünglinge zunächst ein Jahr in und bei Montepulciano mit humanistischen Studien und Uebungen der Frömmigkeit zu. Am 20. September 1560 wurden sie zu Rom in den Orden aufgenommen. Drei Jahre lang studirte R. im römischen Colleg „Logik und Philosophie" und wurde dann nach Florenz geschickt, um dort die Humaniora zu lehren.

„Er lehrte die jungen Leute so gut er konnte, mischte aber dabei philosophische Fragen ein, um sich Ansehen zu verschaffen, und im Sommer trug er auch Astronomie vor und einen Tractat über die Fixsterne und hielt im Dom zwei lateinische Reden. Als der Winter vorüber war, fing er an, auf Befehl des Superiors an Sonn- und Festtagen nach der Vesper zu predigen, obschon er noch ein unbärtiger Jüngling von 22 Jahren war und keine Weihen, nicht einmal die erste Tonsur hatte. Während der ersten Predigt blieb eine fromme Frau fortwährend betend knieen, und als man sie fragte, warum sie das gethan, antwortete sie: als sie den unbärtigen jungen Mann auf der Kanzel gesehen, habe sie gefürchtet, er werde alsbald zur Schmach für die Gesellschaft den Muth verlieren. Aber R. sprach damals muthiger und kühner als später, da er ein Greis geworden, denn er glaubte sich auf sein Gedächtniß verlassen zu können. Auch im Hause fing er an, auf Befehl des Superiors Exhorten für die Brüder zu halten. Auf einer Dienstreise nach Mondovi (in Piemont) bestand er viele Gefahren des Leibes und der Seele; in einer Herberge behauptete die Wirthin, er sei der Mann ihrer Tochter, der lange abwesend gewesen, in einer anderen sagte Jemand, R. habe ihm des Nachts den Geldbeutel gestohlen; aber Gott stand dem Unschuldigen bei. Er nahm sich aber fest vor, wenn ihm jemals die Leitung eines Collegiums der Gesellschaft anvertraut werden sollte, niemals Patres oder Brüder, namentlich jüngere, allein reisen zu lassen, auch wenn das sehr große Kosten verursachen sollte."

In Mondovi hatte er Griechisch zu lehren, was er selbst nicht verstand; er erlernte es bei dieser Gelegenheit. An Pfingsten predigte er „ungern und von den Oberen fast gezwungen" drei Tage hinter einander in der Hauptkirche; der Superior schrieb nach Rom: „Niemals hat ein Mensch so gesprochen wie dieser Mensch." Von da ab mußte er häufig predigen. Als einmal der Auftrag so plötzlich kam, daß er nicht Zeit hatte eine Predigt zu memoriren, hatte er ganz besonderen Erfolg; die Canonici sagten ihm: „Sonst predigtest du, heut hat ein Engel vom Himmel gepredigt." Seitdem pflegte er nur die Disposition aufzuschreiben. 1567 begann er das theologische Studium in Padua. Auch hier erregte er Aufsehen durch seine Predigten. Bei einer Versammlung von Ordensbrüdern in Genua glänzte er als schneidiger Disputant. „Er hielt (hier) auch eine Predigt vor sehr vielen Zuhörern; er hatte sie aber fast ganz aus einer Rede des h. Basilius entnommen, denn er wußte, daß nicht viele von den Zuhörern das Plagiat (furtum) aus Basilius merken würden."

Das wird zur Charakteristik genügen, so daß ich mich nun noch kürzer fassen kann. In Löwen, wo er sieben Jahre blieb, vollendete er seine theologischen Studien, empfing während dieser Zeit die Weihen und legte die Gelübde ab. Er lernte dort auch Hebräisch, schrieb eine hebräische Grammatik und lieferte (seiner Meinung nach) den Beweis, daß er mit seiner Methode das Hebräische „in acht Tagen" zu lehren im Stande sei. 1576 zwang ihn seine angegriffene Gesundheit, nach Rom zurückzukehren. Hier hatte er 11 Jahre hindurch (mit Unterbrechungen) den Zöglingen des deutschen und englischen Collegs „Controversen" vorzutragen, den Brüdern Exhorten zu halten und Beichte zu hören. In Paris weilte er 1590 zur Unterstützung des Legaten Cardinal Gaetano, gerade während der Belagerung der Stadt durch Heinrich von Navarra. Ein Topf Hundefleischbrühe „wurde ziemlich theuer bezahlt". Vom spanischen Gesandten erhielten die päpstlichen ein Pferdeviertel zum Geschenk. 1592 vollendete Bellarmin in Frascati bei Rom sein aus den Vorlesungen entstandenes berühmtes Hauptwerk: „Disputationes de controversiis christianae fidei adversus hujus temporis haereticos", und wurde am 18. December dieses Jahres Rector. Vor Ablauf seiner drei Amtsjahre wurde er als Provincial nach Neapel gesandt, 1597 nach Rom zurückgerufen und vom Papste (Clemens VIII.) in verschiedenen Aemtern verwendet. Am 3. März 1599 ernannte dieser ihn zum Cardinal. Als solcher behielt er seine klösterliche Lebensweise bei und nahm sich vor, „kein Geld anzuhäufen, seine Verwandten nicht zu bereichern, was er von seinen Einkünften übrig behielte, den Kirchen und den Armen zu geben, vom Papste keine größeren Einkünfte zu erbitten und keine Geschenke von Fürsten anzunehmen. Das alles hat er gehalten." Mit den „Geschenken von Fürsten" sind die Jahrgelder gemeint, welche die Könige von Frankreich und Spanien, wie den kleinen deutschen Potentaten, so auch den römischen Cardinälen zu zahlen pflegten. 1602 wurde R. zum Erzbischof von Capua ernannt. Den Grund gibt nicht R., sondern Döllinger-Reusch an. Es sollte in dieser Zeit die Streitsache der Jansenisten und Molinisten entschieden werden, in welcher Bellarmin Partei war, und der Papst wollte ihn von den Verhandlungen fern halten. Es versteht sich, daß Bellarmin während seiner dreijährigen Amtsführung durch sittenreinen Wandel, Gebetseifer und Wohlthätigkeit seinem Clerus ein gutes Beispiel gab, dessen dieser recht dringend bedurfte. „Er wurde vom Volke geliebt, und er selbst liebte das Volk. Auch die königlichen Beamten bereiteten ihm niemals Unannehmlichkeiten (das alte Neapel war eben ein Musterstaat!), sondern verehrten ihn, weil sie glaubten, er sei ein Diener Gottes."

Beim Conclave Leo's XI. und Paul's V. fürchtete er sich vor dem Papstwerden, man wird ihm aber mit der Annahme, daß der Furcht ein wenig Hoffnung beigemischt war, kaum Unrecht thun. Nachdem R. die vielen Würden und Bürden aufgezählt hat, mit denen er noch betraut worden ist: als Mitglied von Cardinals-Congregationen, als Protector von klösterlichen Genossenschaften, fährt er fort:

Digitized by Google

„Er lebt noch und steht jetzt im 71. Lebensjahre; und alljährlich, meist im Monat September, zieht er sich zurück, um sich mit Beiseitelassung anderer Beschäftigungen dem Gebete und dem Stillschweigen zu widmen, um, wo möglich, den Staub, mit dem er sich in Folge verschiedener Geschäfte bedeckt, abzuwischen und auf die Rechenschaft vor Gott vorzubereiten. Betet für ihn! Dieses hat N. auf Ersuchen eines Freundes und Bruders geschrieben im Jahre 1613 im Monat Mai. Von Tugenden hat er nichts gesagt, weil er nicht weiß, ob er in Wahrheit irgend eine hat. Ueber die Fehler hat er geschwiegen, weil sie der Aufzeichnung nicht werth sind; möchten sie auch im Buche Gottes ausgemerzt gefunden werden am Tage des Gerichtes. Amen."

In einem Anhang berichtet er dann noch u. a., mit welchem Eifer er für die Seligsprechung des Ignatius von Loyola und des Aloysius von Gonzaga thätig gewesen ist. — Bellarmin starb am 17. September 1621 im Novizenhause der Jesuiten, wohin er aus dem Vatican übgesiedelt war. 20,000 Rosenkränze sollen geschickt worden sein um sie an seiner Leiche anzurühren, und schon während er auf dem Sterbebette lag, schickten 150 Cardinäle und Prälaten ihre Käppchen, um sie durch Berührung des heiligen Leibes weihen zu lassen.

Ein lauteres und durchsichtiges Leben, muß man eingestehen, aber, darf man hinzufügen, ein seichtes und armes Leben. Kein Seelenkampf, kein Herzensconflict, kein Ringen nach Idealen, kein thätiges Eingreifen in die großen weltbewegenden Interessenkämpfe seiner Zeit, kein Beitrag zum Culturschatze der Menschheit. Es ist wahr, Bellarmin hat einen großen Theil seiner Einkünfte den Armen zugewendet. Aber hat er das Elend der Armen empfunden? Hat er in seiner Entfernung vom weltlichen Treiben, das er von seinem sorgenfreien Studirzimmer aus herzenskühl beobachtete, dieses Elend auch nur gekannt? Nach der Art, wie er die Sache erwähnt, zu schließen, wohl schwerlich; er hat Wohlthaten gespendet, weil Almosengeben „ein gutes Werk" ist. Es ist wahr, er hat in Schulen gewirkt; aber der Sinn eines Sokrates, eines Anselm von Canterbury, eines Pestalozzi war ihm fremd; wer beim Unterrichte von Schulknaben „philosophische Fragen einmischt, um sich Ansehen zu verschaffen", wer eine Methode erfindet, in acht Tagen das Hebräische zu lehren, der ist kein Pädagog von Gottes Gnaden. Es ist wahr, er ist ein grundgelehrtes Haus gewesen; aber die dogmatischen Spitzfindigkeiten, auf welche er wie seine protestantischen Gegner ihre Geisteskraft und ihr Wissen verschwendeten, vermögen wir Modernen als würdigen Inhalt eines Menschenlebens nicht anzuerkennen. Von tiefer Erregung, von gewaltiger Leidenschaft, ohne die wir uns einen großen Mann nun einmal nicht zu denken vermögen, ist nichts zu spüren in dieser von Kindheit auf abgeklärten Gelehrtenseele.

Welcher Unterschied zwischen der Selbstbiographie dieses Jesuiten und den Bekenntnissen des Augustinus! Dort ein glattes Wachsgesicht aus dem Schaufenster der geistlichen Frisir- und Schminkstube, wo die Seelen für's himmlische Hochzeitsfest geputzt werden. Hier ein Mensch, ein ganzer voller Mensch, der gelebt und geliebt, und den Titanenkampf gerungen hat mit der Natur, mit der Menschheit und mit seiner eigenen Seele, um allen dreien das Geheimniß ihres Wesens zu entreißen. Freilich ist es gerade Augustinus, welchem Bellarmin eines seiner zwei Lieblingsthemata entlehnt hat: das Verhältniß der göttlichen Gnade zum menschlichen Willen. Aber was für Paulus, Augustinus, Luther die Lebensfrage war, von der aus sie die Welt begriffen und ergriffen und erschütterten, das war für die Schultheologen der spätscholastischen wie der Reformationszeit eine Schulfrage, ein interessantes Object zu Disputationen, an welchem sich zeigen ließ, wie man aus einer zierlichen Anordnung von major und minor die überraschendste conclusio ziehen könne. So hat der fleißige, fromme Musterschüler Bellarmin den alten Dichter Virgil fein säuberlich in einzelne Phrasen zerlegt, um aus denselben neue Hymnen auf heilige Jungfrauen zusammen zu leimen.

Der tüchtige weltlich gesinnte Mensch, der sich nicht schämt Mensch zu sein, wirkt mit den ihm verliehenen Gaben und greift ins Weltgetriebe unerschrocken ein an der Stelle, wo er eben zu stehen kommt. Daß es dabei nicht ohne jene bedenklichen Sachen abgeht, welche die Moraltheologen Sünden nennen, verursacht ihm wenig Pein. Er weiß, daß beim Hobeln Spähne fallen, daß es beim Schmieden wie beim Kochen raucht, und daß eine Werkstatt keine Putzstube ist. Was das Jenseits anlangt, so meint er, dessen erfreuliche Gestaltung werde sich, wenn er nur im Diesseits rechtschaffen gewirkt hat, schon von selber finden; neben seinen irdischen Geschäften ganz expreß für das Jenseits Fürsorge treffen zu sollen, scheint ihm eine ungereimte Zumuthung: wie soll man auf die Gestaltung eines zukünftigen Zustandes, von dem sich Niemand eine Vorstellung zu machen vermag, planmäßig einwirken? In gerade entgegengesetzter Richtung bewegt sich Gedankengang und Streben jener „Seelsorge" und „Heilswirkung", welche von Niemandem methodischer ausgebildet worden ist als von den Jesuiten. In allen jenen Verhältnissen, Empfindungen und Thätigkeiten, welche eigentlich den Inhalt des Geistes ausmachen: geschlechtliche Liebe, Familiensorge, Patriotismus, Streben nach Reichthum, Darstellung und Genuß des Schönen, Erforschung der Natur der Dinge, sieht sie vor allem die Gefahr der Sünde und der ewigen Verdammniß, und gibt daher — zwar nicht den Befehl, aber doch — den Rath, aus allen diesen Verwickelungen zu flüchten in die Klosterzelle, und im Streben nach negativer „Heiligkeit", wie man die Freiheit von Sünde nennen könnte, das Leben der größeren und besseren Hälfte seines Inhalts zu berauben. Und weil doch selbst bei der Beschränkung der Lebensarbeit auf das geistliche Gebiet, auf die „Rettung der Seelen", auf die Vertheidigung, Ausbreitung und Verherrlichung der Kirche, die Verwickelung in das leidige irdische Getriebe, der Verkehr mit Menschen, die Sorge um Leib und Leben, um Gut und Geld, der Streit um Mein und Dein, dazu Liebe und Haß nicht ganz vermieden werden können, demnach noch genug Fallstricke der Sünde auch auf dem schmalen Pfade des Gottseligen verborgen liegen, so bedient sich die ängstliche, aber klug berechnende Seele des Gehorsams, um aller Verantwortung, und damit aller Gefahr der Sündenschuld ledig zu werden. Man stellt sich unter den Befehl des Ordensoberen, und nun ist es beinahe eine Kunst zu sündigen. Aus freien Stücken sein Leben beschreiben und mittheilen, wie man überall als Prediger gefeiert worden ist und was für einen exemplarischen Wandel man geführt hat, o nein! das wäre ja Selbstruhm und allermindestens eine „läßliche" Sünde! Aber auf Befehl des Oberen, auf Drängen des Gewissensraths, zur Verherrlichung des Ordens also auch der ganzen heiligen Kirche, sein eignes sauberes Portrait ausstellen, das ist ein neues gutes Werk! Solchergestalt dürfen wir's riskiren und unsere Eitelkeit ohne alle Gefahr der Sünde befriedigen! Bellarmin versichert, und sein Beichtvater bestätigt es, daß er in vielen Jahren keine „läßliche" Sünde begangen habe. Nach meinem Geschmack würde diese Versicherung selbst schon eine gar nicht so leicht „läßliche" Sünde sein. Zudem ist das „Nichtsündigen" unter den oben dargelegten Verhältnissen eben keine große Kunst, und es wird beinahe zur Unmöglichkeit, wenn man bedenkt, daß ganze Kategorien sittlich bedenklicher Handlungen: das Lügen zu einem guten Zwecke, Ketzerverbrennungen und Attentate gegen ketzerische Fürsten durch die Ordensmoral der Jesuiten aus der Kategorie der Sünden in die der indifferenten und erlaubten, wo nicht löblichen Handlungen versetzt wurden.

Mag auch der Haß und die Furcht der Jesuitenriecher sehr unbegründeten und zum Theil lächerlichen Vorurtheilen entspringen, die Abneigung gerade der Deutschen gegen die Jesuiten ist begründet. Nicht daß die Moral der Jesuiten in Theorie oder Praxis schlechter wäre als die andrer Leute. Was die Praxis anlangt, so sind die meisten Jesuiten von Anfang an bis auf den heutigen Tag mäßig lebende, fleißige und pflichteifrige, theilweise bis zum Heroismus opferwillige Männer gewesen. Bezüglich der Theorie aber ist ihr Grundsatz: der Zweck heiligt das Mittel, abgesehen davon, daß er in dieser Form in keinem ihrer Bücher ausgesprochen wird, nicht bloß wirklich die Allerweltsmoral, sondern, wie u. a. Eduard von Hartmann richtig bemerkt hat, die selbstverständliche Grundlage

Digitized by Google

jeder teleologischen Ethik. Aber ihre Methode, durch Unterordnung aller sittlichen Forderungen unter eine jeweilige „gute" Absicht die Gewissensconflicte aus der Welt zu schaffen, macht zusammen mit ihrem casuistischen Verfahren den Charakter unaufrichtig und in einem uns Deutschen mißfälligem Grade geschmeidig, so daß ihre Betheiligung an der Jugenderziehung in Deutschland schon aus diesem Grunde nicht erwünscht ist. Sodann entfremden die oben dargestellte ausschließliche Richtung aufs Jenseits und die ewige Sündenfurcht den Jesuitenzögling doch eigentlich der Erde, so geschickt er auch, wo es sich um kirchliche Zwecke handelt, irdische Angelegenheiten zu behandeln weiß; die Jugend soll nun doch aber für diese Welt tüchtig gemacht werden. Gfrörer äußert gelegentlich, es sei die Jesuitenerziehung gewesen, welche die Habsburgische Politik so mattherzig gemacht habe; die Jesuiten hätten aus den Regenten dieses Hauses gutmüthige fromme Leute gemacht, ihnen aber die Adlerkrallen ausgebrochen, und diese gehörten doch einmal zum weltlichen Regiment. Wenn wir aus beiden Lagern, dem jesuitisch-ultramontanen und dem modern-weltlichen, aufs Gerathewohl eine Anzahl einzelner Menschen herausheben und vergleichen, so werden wir vielleicht keinen bemerkbaren Unterschied finden in Bezug auf Rechtschaffenheit des Charakters; aber nehmen wir die beiden Massen als Ganzes, so finden wir bei den Nichtultramontanen ein größeres Maß bürgerlicher Tüchtigkeit. Daß sich die katholischen Geistlichen Preußens im Culturkampfe so wacker halten konnten, verdanken sie zum Theil der preußischen Gymnasial- und Universitätsbildung.

Der vierte Abschnitt des Buches, welcher die geschichtlichen Erläuterungen enthält, ist der umfangreichste (272 Seiten). Aus denselben mag zunächst noch einiges zur Charakteristik Bellarmins hervorgehoben werden. Von einer seiner Schriften sagt er: „Während ich meine andern ascetischen Schriften nur lese, wenn es sein muß, habe ich diese schon drei- oder viermal aus freien Stücken gelesen und mir vorgenommen, sie fortan oft zu lesen." Gewiß ein glücklicher Mann, dem seine eignen Opera so ausgezeichnet gefallen! Dem englischen Benedictiner Preston, welcher unter dem Namen Widdrington gegen die für die englischen Katholiken gefährliche bellarminsche Theorie von dem Rechte des Papstes über die Fürsten geschrieben hatte, entgegnete Bellarmin in einer Schrift, die er nicht unter seinem eigenen Namen, sondern unter dem des Schulckenius, eines unberühmten kölnischen Theologen, herausgab. In dieser Schrift heißt es nun u. a.: „Es hat mich (zur Abfassung) angetrieben, die Ehrfurcht und Liebe zu dem erlauchten Cardinal, der schon durch seine Arbeiten und sein hohes Alter erschöpft ist, und dessen Verdienste um die Kirche Gottes so groß sind, daß, wie er über das Wohl der Kirche wacht, so alle Gläubigen für seine Ehre eintreten müssen." Ferner heißt es da von ihm: „ein Mann, der durch seine Heiligkeit, Gelehrsamkeit und Würde hervorragt, den alle wahren Katholiken aus vielen Gründen mit Recht beobachten und verehren." Reusch will zu Bellarmins Ehre annehmen, „daß er dem guten Schulckenius erlaubt hat, einiges von dem Seinigen hinzuzufügen." Neben der Eitelkeit ist der Hauptfehler Bellarmins, daß er es mit der Wahrheit sehr leicht nimmt. Eine seiner Lügen, die auch, ebenso wie der Mangel an echter Demuth, von den Gegnern im Kanonisirungsprocesse gehörig ausgebeutet worden ist, hat in der theologischen Welt eine gewisse Berühmtheit erlangt. Papst Sixtus V. veranstaltete eine neue Ausgabe der lateinischen Bibelübersetzung (der sogenannten Vulgata). Die von seinen Theologen ihm vorgelegte Arbeit gefiel ihm nicht, und er machte, wahrscheinlich mit Hülfe des Jesuiten Toletus und des Augustiners Rocca, einen neuen Text zurecht; die Correctur beim Druck vollzog er eigenhändig. Von den Druckfehlern, die sich trotzdem noch fanden, wurden etwa 30 durch Radiren und durch Aufkleben von Zettelchen verbessert, während etwa 50 stehen blieben. Vorgedruckt war eine Bulle des Papstes, in welcher diese Ausgabe unter ausdrücklicher Berufung auf den ihm zugesicherten übernatürlichen Beistand, als sein eigenstes Werk und als die vom Trienter Concil recipirte authentische Vulgata den Gläubigen empfohlen und ihr ausschließlicher Gebrauch vorgeschrieben wird „durch diese Constitution, welche ewig gelten soll." Als Sixtus bald darauf starb, waren erst wenige Exemplare ausgegeben. Unter seinem zweiten Nachfolger Gregor XIV. drangen die Theologen mit ihrer Behauptung durch, daß die angeblichen Verbesserungen, welche Sixtus an ihrem Werke vorgenommen, Verschlechterungen seien, und eine neue Commission wurde niedergesetzt um das Werk zurückzurevidiren. In dieser dritten Fassung erschien die lateinische Bibel 1592 unter dem Titel: Biblia sacra Vulgatae editionis Sixti V. P. M. jussu recognita et edita. Das Druckprivilegium ist von dem damaligen Papste Clemens VIII. unterzeichnet. Vorgedruckt aber ist eine von Bellarmin verfaßte Vorrede, welche erzählt, es sei diese Ausgabe das unveränderte Werk Sixtus' V.; die nochmalige Revision habe sich nur auf die Fehler bezogen, welche sich preli vitio, durch die Schuld der Drucker, eingeschlichen hätten. Eine solche diplomatische Lüge würde ja in gewöhnlichen Verhältnissen nicht schwer wiegen, aber wenn es sich darum handelt einen Mann auf den Altar zu erheben und die religiöse Verehrung der größeren Hälfte der Christenheit ihm zuzusichern, so muß doch ein anderer Maßstab angelegt werden.

Diesen Gesichtspunkt hoben denn auch mehrere der Cardinäle, welche mit dem Seligsprechungsprocesse zu thun hatten, gebührend hervor. Die Gutachten der Cardinäle Casanate und Azzolini, welche auszugsweise mitgetheilt werden, klingen sehr verständig, und wäre diese verständige Richtung nicht durch den in unserm Jahrhunderte wieder auflebenden Mysticismus, welchem Pius IX. seine ganze Macht lieh, hoffentlich nur vorübergehend, überwuchert worden, so würde die Welt das wunderliche Schauspiel eines solchen Processes wohl niemals mehr erlebt haben.

Unter den Gründen, welche in dem Processe Bellarmins von dessen Gegnern geltend gemacht wurden, findet sich einer, welcher die meisten Leser des Buches überraschen wird. Die Jesuiten gelten — im Allgemeinen mit Recht — als die eifrigsten Verfechter der übertriebensten Ansprüche der Curie. Bellarmin aber wäre beinahe der Ketzerei beschuldigt worden, weil er sowohl der päpstlichen Unfehlbarkeit wie auch der Macht des Papstes in bürgerlichen Dingen gewisse Schranken zog. Was den letzteren Punkt anlangt, so stellt er die Gewalt des Papstes über die Fürsten in weltlichen Dingen als eine indirecte dar, während die Zeloten eine förmliche unmittelbare Souveränität über die ganze Erde für den Papst in Anspruch nehmen. Der Unfehlbarkeitslehre hat zwar gerade Bellarmin jene Fassung gegeben, in welcher sie 1870 dogmatisirt worden ist, aber in der Praxis hat er sie nicht festgehalten. Als Clemens VIII. in den Streit zwischen den Molinisten und den Vertretern der strengeren augustinischen Rechtfertigungslehre (die später Jansenisten genannt wurden), mit lebhafter Theilnahme eingriff und Lust bezeugte die Sache nach seiner eigenen persönlichen Ansicht zu entscheiden, da schrieb Bellarmin an ihn, das sei äußerst gefährlich; mehr als einmal schon hätten Päpste, und zwar gerade recht gelehrte, indem sie bei amtlichen Entscheidungen die Resultate ihrer eigenen Forschungen zu Grunde gelegt hätten, Irrthümer gelehrt, und vielleicht habe kein Papst die Kirche in größere Gefahr gebracht, als Sixtus V. mit seiner eigenwilligen Bibelverbesserung. Weit sicherer sei es, auf dem Wege uralter Praxis zu bleiben und, falls eine Entscheidung nöthig werde, ein Concil einzuberufen oder, wo das nicht angehe, die Bischöfe und die angesehensten Universitäten zu befragen und nach dem Gutachten der Mehrheit zu entscheiden. „E. H. sagen, Sie hätten eine Glaubenssache in Händen. Wenn es eine Glaubenssache ist, geht sie alle an, wie Papst Nikolaus sagt, und muß sie zum Gegenstande einer öffentlichen Berathung gemacht, nicht aber mit Wenigen und heimlich verhandelt werden." Bellarmin droht, wenn das so fortgehe, sich von allen Verhandlungen zurückzuziehen.

Das Naturell Bellarmins muß heiter gewesen sein, denn man liest oft, daß er gelacht und gescherzt hat. Auch war er liebenswürdig, menschenfreundlich und loyal im Umgange; es

Digitized by Google

werden mehrere Fälle angeführt, wo er wissenschaftlichen oder politischen Gegnern und Personen, die beim Orden oder in Rom übel angeschrieben waren, die persönliche Freundschaft bewahrte. Obwohl in seinem Verhältniß zu Clemens VIII. ein wenig Herrschsucht und Eitelkeit bemerkbar ist, ehrt doch nachfolgend erwähntes Vorkommniß im Grunde genommen beide Männer. Bellarmin überreichte dem Genannten eine Denkschrift „über die Hauptpflicht des Papstes", in welcher die Zustände der Curie einer scharfen Kritik unterworfen werden. Clemens beantwortete mit Hülfe des Cardinal Baronius, des berühmten Kirchenhistorikers, die Rügen Punkt für Punkt. In einzelnen Stücken widerlegt er die Vorwürfe; in andern gesteht er die Uebelstände zu, klagt aber, daß er sich keinen Rath wisse, wie sie abzustellen seien und bittet Bellarmin, derselbe möge ihm durch sein Gebet behülflich sein, recht bald durch den Tod von der Bürde seiner Verantwortung erlöst zu werden. Der Cardinal Passionei, einer derjenigen, welche am schärfsten gegen die Seligsprechung geschrieben haben, findet den Ton, in welchem Bellarmin mit dem Papste spricht, höchst unpassend, und indem der Cardinal, anstatt das Schriftstück zu verbrennen, dasselbe unter seinen Papieren aufbewahrt, ja sogar Anderen Abschriften zu nehmen gestattet habe, habe er aus Eitelkeit nicht allein die Discretion, sondern auch das Beichtsiegel verletzt, da er in jener Correspondenz als Gewissensrath des Papstes fungirte.

Die Erläuterungen enthalten eine Menge werthvolles historisches Material, dessen Bedeutung weit über seine nächste Bestimmung hinausgeht. So werden höchst schätzenswerthe Beiträge zur Geschichte der englischen Pulververschwörung geliefert, und bei Erwähnung der Todesurtheile gegen Ketzer, zu denen Bellarmin mitgewirkt, wird der Versuch katholischer Apologeten nachdrücklich zurückgewiesen, die Hierarchie von der Verantwortung für die Justizmorde der Inquisition zu entlasten. Von allen Historikern hat keiner die Jesuiten so richtig beurtheilt und ist keiner in das Wesen ihres Ordens so tief eingedrungen als Ranke, und die vorliegende Vita Bellarmins ist eine neue glänzende Rechtfertigung seiner Auffassung.

Ein Gedenkblatt an Wilhelm Osterwald.

Von Fritz Fuldner.

Ein Dichter, der im Frühling stirbt — es liegt etwas tief Schmerzliches, etwas innerlich sich Widersprechendes in dem Gedanken. Und doch wieder ist es eine schöne Idee, daß an der frischen Gruft dessen, der im Leben sonst des Lenzes Wunder sang, der Frühling selber steht und Blumen streut auf seines Sängers Grab.

Die Nachricht von Wilhelm Osterwald's Tode, die vor einigen Monaten durch die Blätter ging, hat vielleicht jene Empfindungen in nicht ganz so vielen Herzen hervorgerufen, als sich bei der Bedeutung des Dichters hätte erwarten lassen. Unsere Zeit ist zu reich an lyrischen Dichtern, als daß, mit Ausnahme Weniger, der einzelne noch leicht in den Vordergrund zu treten vermöchte. Zudem hatte Osterwald in den letzten Jahren wenig Neues gebracht. Man sah nur selten seinen Namen in der Presse auftauchen, und mancher Jüngere mag sich selbst fragen: „Wer ist Wilhelm Osterwald?"

Der Dichter wurde geboren am 23. Februar 1820 zu Bretsch bei Seehausen in der Altmark. Er studirte Philologie, war als Lehrer thätig an den Gymnasien zu Halle und Merseburg und kam 1865 als Director des Gymnasiums nach Mühlhausen in Thüringen, wo er bis zu seinem Tode gewirkt hat.

Wer Osterwald kennen gelernt hätte, ohne zu wissen, daß er Dichter sei, der hätte sehr bald herausgemerkt, wes Geistes Kind er war.

Er lebte in dem freundlichen, betriebsamen und lebenslustigen Mühlhausen als ein Mann, auf den jeder Mitbürger mit dem Stolze blickte: es wandelt unter uns ein wahrhaft gottbegnadeter Mensch voll innigen Gemüthes und scharfen Geistes, ein Mann, der in grauen Haaren noch von einer hohen Begeisterung getragen ist, die unwillkürlich Begeisterung erwecken muß.

Dort in Mühlhausen war es, wo der Dichter fast jeden Sonntag im Winter einen aufmerksamen Kreis von Zuhörern um sich versammelte, um ihnen in einem Vortrage, der an Palleske's Fertigkeit erinnerte, poetische Werke aus älterer und neuerer Zeit vorzulesen. Die Stunden, in denen dies geschah, werden für Jeden, der sie miterlebte, unvergeßliche sein. Noch sehe ich ihn auf seiner Tribüne stehen, den Mann von sechszig Jahren im weißen Lockenhaar, und uns mit Jünglingsbegeisterung und dichterischem Verständniß die Dramen von Heinrich Kruse vor die Seele führen, einem Dichter, mit dem er sich mit Vorliebe beschäftigte. Noch höre ich seine tiefergreifende klangvolle Stimme und blicke in das weitgeöffnete schwärmerische Auge, und noch erinnere ich mich einer Scene, die mir bewies, daß dasjenige, was bei einem Anderen leicht lächerlich erscheinen mag, von einem wahrhaft Begeisterten vorgeführt, zur Begeisterung führen kann.

Professor Osterwald las ein Trauerspiel, in dessen Verlauf sich der Held nach Absprechung eines tiefsinnigen Monologes den Dolch in's Herz zu stoßen im Begriffe ist, ein selbstmörderisches Vorhaben, dessen Ausführung durch das Dazwischentreten einer anderen Person gehindert wird. Man sah dem Dichter, während er las, an, daß alle seine Gedanken und Gefühle in der Dichtung lebten. Seine Pulse schlugen fieberhaft, seine Hände suchten unwillkürlich nach dem Dolche, und jetzt — gelesen klingt es lächerlich — faßte er eben so unwillkürlich in die Tasche und holte aus ihr ein ganz einfaches Taschenmesser hervor, dessen Klinge er sich auf die Brust setzte. Der Vorsatz wird aufgegeben: der Vorleser legte ruhig sein Messer neben sich und las weiter — es wäre eine überaus peinliche Scene gewesen, wenn einer von den Zuhörern (und es waren deren auch sehr jugendliche zugegen) ein Kichern hätte hören lassen. Aber es gab nicht eine Seele im Saale, die der unter anderen Umständen gewiß tragikomische Vorgang heiter gestimmt hätte. Man sah in allen Mienen, daß die Begeisterung des Dichters auch bei seinen Zuhörern war und daß sie den Gebrauch des an sich recht prosaischen Dolches mit denselben Augen ansahen, als wenn sie, im Parquet eines Theaters sitzend, einen Barnay den Dolch hätten auf sich zücken sehen. Es lag etwas Hinreißendes in dieser vollen Hingebung des Vorlesenden an seinen Gegenstand. Er selbst — davon konnte man überzeugt sein — wußte in dem Augenblick nicht, daß er zu dem Messer in seiner Tasche griff; aber der Augenblick forderte einen Gegenstand in seiner Hand, er griff danach, ohne zu überlegen, was er eigentlich ergriff. Es konnte Niemand lächeln; denn man fühlte, daß hier ein Dichter den Dichter interpretirte. Diese auffällige an große Schauspieler erinnernde Wirkung seines Vortrages zeigte sich auch sonst, wenn Osterwald über einen Gegenstand redete, der ihm recht am Herzen lag.

Wie der Dichter durch die eben erwähnten alljährlichen Vorlesungen seinen Mitbürgern einen hohen poetischen Genuß verschaffte und sie bildend und fördernd auf die besten Erscheinungen der Literatur hinwies, so war es vor allem in den großen Kriegsjahren 1870/71, wo er als ein wahrer Prophet und feuriger Apostel der Vaterlandsliebe auftrat. In jener Zeit übte sein wahrhaft patriotischer und frei denkender Geist einen zündenden Einfluß auf alle Gemüther aus. Da flossen Reden von seinen Lippen, von denen man noch heute Manchen erzählen hört. Die warme Freude über die Erhebung des Vaterlandes, die der Dichter auch in seinen besten Liedern gefeiert hat (wir nennen hier nur den „Choral von Kaiserslautern" und das herrliche Lied: „Das Vaterland ruft und wir Alle sind da"), diese Freude fand damals selbst bei den Nüchternsten einen begeisterten Wiederklang und gerade seit jener Zeit war es, wo Osterwald unter seinen Mitbürgern der Mann geworden, an dem Jeder mit Bewunderung heraufsah.

Das echt dichterische Wesen und der Geistesflug dieses

Digitized by Google

Mannes lebte auch in den Räumen seiner Schule und sprang in die Herzen seiner Schüler. Osterwald's Hauptgebiet war, wie auch seine Sagen und Bilder aus der alten deutschen Zeit beweisen, das deutsche Alterthum und demnächst das Mittelalter.

Die erhabenen Gestalten des Nibelungenliedes und das sinnige Bild der Gudrun gewannen, von ihm erklärt, ein warm poetisches Leben. Es waren für seine Schüler Wonnestunden, durften sie mit ihrem geliebten Lehrer Nachmittags in den Wald hinaus ziehen und, um ihn gelagert, seinen Vorträgen lauschen. Dort im Schatten hoher Buchen pflegte auch Osterwald seine Horaz- und Homerstunden abzuhalten. Man hätte sich, wenn man ihn so mit seinen Schülern verkehren sah, in die Tage des griechischen Alterthums zurückversetzt fühlen können, wo eifrige Zuhörer noch enger, als es heute Sitte ist, sich an die Lehrer der Weisheit anschlossen. Osterwald war Lehrer, aber in ihm war nichts Einseitiges, nichts Pedantisches. Sein Lehrtalent war eben deshalb ein großartig wirkendes, weil bei ihm Lehrer und Mensch und Dichter zugleich in harmonisch erziehender Weise einwirkten. Er hatte wenn ihm einmal das Herz so recht in Freude aufging, etwas reizend Ausgelassenes, etwas von einem Anakreon an sich. Er improvisirte dann in bewundernswerther Weise das Lustigste und Witzigste, was man sich in poetischer Form denken kann. Seine Einfälle verletzten niemals auch diejenigen, welche sich sonst einen Scherz schwer hätten gefallen lassen.

Osterwald's lyrische Gedichte haben nichts von jener prickelnden Reizbarkeit moderner Dichter, welche so gern den Contrast zwischen conventioneller Sitte und natürlichem Gefühl in schrillen Tönen zu uns herüberklingen lassen; seine Muse verirrt sich nie in duftende Salons und prächtige Ballsäle, wo durch den Klang lauten verwirrenden Jubels der schneidende Ruf zerrissener Herzen tönt. Die Welt seiner Lieder ist die schöne Gottesnatur, sein liebster Aufenthalt der grüne Wald. Dort singt seine Muse ihre fröhlichen Weisen, dort läßt sie sich liebende Menschen im lustigen Reigen schwingen und jubeln in inniger Freude; und ist sein Herz betrübt, so trägt er seinen Schmerz hinaus auf die stille Haide zu einsamen Fichten und schaut dem Fluge der Wandervögel nach.

Osterwald's lyrisches Schaffen ist eine reine Naturpoesie, ein naiver Ausdruck der herzlichen Freude an den Wundern der Schöpfung und des innigen Zusammenwirkens seines Dichterherzens mit dem sich stets verjüngenden Leben der Natur. Man wird in unserer neueren Literatur nur wenige Dichter finden, deren inniges von falschem Weltschmerz wie von übertriebener Leichtigkeit der Lebensanschauung gleich entferntes Gemüth so tief und wahr die duftige Poesie des Volksliedes zu singen verstanden hätte, als dies bei unserem Dichter der Fall ist. Er erinnert deshalb auch am meisten an Hoffmann von Fallersleben, er lehnt sich ebenso nahe an die Poesie der Minnesänger, zu denen ihn auch seine Vorliebe für die poetischen Schöpfungen des Mittelalters unmittelbar hinführte.

Auch darin ist er den großen Minnesängern ähnlich, daß er nicht nur in der zartesten und humorvollsten Weise von Lenz und Liebe sang: Osterwald ist wie Walther auch ein vaterländischer Dichter von ansehnlicher Bedeutung. Seinen „Gedichten" und der Sammlung „Im Grünen" reiht sich ganz ebenbürtig „Deutschlands Auferstehung" an. Wo Osterwald einen vaterländischen Sang anstimmt, da können wir sicher sein, ein Lied zu hören, das in Liebe und Bewunderung deutscher Größe wie Orgelton und Glockenklang mächtig und oft prophetisch zum Herzen tönt.

Als Lyriker und Erzähler verdient unser Dichter einen ebenso schönen Platz. Er schöpft seine Stoffe aus dem für das Epos fruchtbarsten Boden der Heldensage. Ihm ist als Kenner und Interpreten der älteren germanischen Literatur der Geist der Gudrun und der Nibelungen in Fleisch und Blut übergegangen. Da finden wir nur selten die dem Epos durchaus fremden und oft so schwer zu vermeidenden langen Schilderungen, selten ein lyrisches Hervortreten, und aus dem ruhigen Gange der epischen Handlung erheben sich in erhabener Größe die mächtigen Gestalten seiner Helden gleich einer Siegfrieds- oder Achillesgestalt. Das bekannteste seiner epischen Gedichte ist das in der Titurelstrophe verfaßte Epos: „König Alfred".

Ungleich bekannter indessen hat sich Osterwald besonders bei der deutschen Jugend gemacht durch die „Erzählungen aus der alten deutschen Welt". Einfach und plastisch hat hier in guter Prosa der Dichter die Gestalten der Gudrun, Siegfrieds und Krimhildens, des König Rother und Parzival u. A. uns vor das Auge geführt. Herrlich redet aus diesen Erzählungen der Geist unseres großen Volksepos, die Treue deutscher Helden, schneidend tönt in ihnen die Klage um verlorenes Glück, furchtbar der Männer Schlachtruf, und süß wie Mondenlicht erscheinen die lieblichen Bilder der Gudrun und der kindlichen Dietlinde.

Auch als Dramatiker hat sich der vielseitige Dichter versucht. Vielleicht nicht ganz mit dem Glück und der Fertigkeit, welche seine übrigen Dichtungen auszeichnen. In Osterwald's Dichternatur liegt lyrische und epische Beanlagung nahe zusammen. Das charakterisirt ihn als Dichter des Volksliedes. Für einen geborenen Dramatiker wird ihn Niemand halten. Für das Dramatische fehlt ihm wohl auch eine bühnengerechte Bildung. Der scenische Aufbau seiner Stücke läßt oft zu wünschen übrig. Episodenhaftes hemmt oft den dramatischen Fortgang seines Stückes. Immerhin ist sein „Rüdiger von Bechlaren" ein lesenswerthes Drama, in dem, wie Kurz in seiner Literaturgeschichte rühmend erwähnt, mit tiefem Verständniß die allgemein menschlichen Verhältnisse erfaßt sind. Will man neben den drei reinen Grundformen der Poesie auch dem mit lyrischen Elementen durchsetzten dramatischen Spiel einen Platz einräumen, so hat Osterwald in „Walther und Hildegunde" und anderen kleinen Stücken diesem unbedeutenderen Zweige der Poesie manchen lieblichen melodramatischen Beitrag geliefert.

Mögen die Lieder des Dichters, der in seinem Leben so manchen Traurigen froh gemacht, so manchen Glücklichen begeistert hat, auch nach seinem Tode in dem Herzen und Munde Vieler unseres deutschen Volkes als schönes Vermächtniß fortleben!

Feuilleton.

Eine Sammlergeschichte.

Von F. Luthmer.

Man hat boshafter Weise die Verwandtschaft, welche unleugbar zwischen der Leidenschaft des Sammlers und derjenigen des Jagdliebhabers besteht, auch dadurch beweisen wollen, daß die Anekdoten beider einen starken Anspruch an die Leichtgläubigkeit der Zuhörer stellt. Für die folgende Geschichte muß ich jedoch volle Glaubhaftigkeit in Anspruch nehmen. Denn der Held derselben, der alte Hofrath P... hat sie mir jüngst in Köln selbst erzählt, als wir an einem der schweren Tage der Auction Felix Abends beim Glase Wein beisammen saßen. Und wer außer ihm hätte sie wohl wissen können?! —

Ich hatte — so berichtete mein alter Freund — damals noch ein blutjunger Tourist und ebenso junger Sammler, den Winter 1838 auf 39 in Rom zugebracht, und benutzte die ersten schönen Märztage zu einer Entdeckungsreise in den Norden des Kirchenstaates. Unbelästigt vom Brigantaggio, von dem man zu jener Zeit noch viel zu erzählen wußte, der sich aber wohl andere Opfer auszusuchen pflegte, als junge wandernde Künstler, kam ich nach Ancona, wohin mir Empfehlungen an den französischen Consul, den Cavaliere De' Santi, mitgegeben worden waren. Ich verbrachte eine Reihe angenehmer Tage im Verkehr mit dem liebenswürdigen, äußerst kunstsinnigen Manne, der mir unter anderen Rathschlägen für meine Rückreise auch den gab, einen Abstecher nach Gubbio zu machen, um den Marchese Brancaleoni kennen zu lernen.

Ich hatte von diesem schon in Rom sprechen hören. Sie müssen be-

Digitized by Google

denken, daß zu jener Zeit in Italien die Aufmerksamkeit auf die Reste alter Kunst kaum erwacht war und daß ein Mann, wie der Marchese, der sich in sein einsames Bergnest zurückzog, um alte Bilder und Töpfe zu sammeln, in den Kreisen der römischen Gesellschaft für einen halben oder ganzen Narren galt. Mich zog diese Eigenschaft nun gerade an und ich beschloß, den kleinen Umweg nicht zu scheuen, zumal ein Geschäftsmann, dessen Bekanntschaft ich in Ancona gemacht hatte, mir Wunderdinge von Majoliken aus den alten Fabriken von Gubbio, Faenza und Pesaro erzählte, die ich in diesem verlassenen Gebirgsörtchen noch finden und halb umsonst zu eigen erhalten würde. Ich darf nicht vergessen, diesen Signor Barnaba zu erwähnen, der sich in Ancona in auffallender Weise an mich herandrängte, einen unheimlichen Kameraden, der mit allen, mit Landgütern, Pferden, Alterthümern und auch wohl bei Gelegenheit noch mit anderen Dingen Geschäfte machte. Ich hatte nicht über ihn zu klagen, denn er verschaffte mir zu sehr bescheidenem Preise ein paar kleine Bronzen, die ich noch jetzt zu den besten Stücken meiner Sammlung zähle. Dafür beanspruchte er das Recht zu einer Vertraulichkeit, die mir unangenehm war, und legte namentlich ein brennendes Interesse für meine Reisepläne an den Tag, die er bis in's Detail kennen zu lernen suchte.

Nach etwa achttägigem Aufenthalt entführte mich eines Morgens ein gutbespannter Reisewagen dem gastlichen Ancona, durch das Esinothal den Apenninen entgegen. Die absolute Sicherheit auf dem Herweg hatten mich sorglos gemacht und ich hatte nicht nur die Begleitung von Carabinieren abgelehnt, sondern mich auch nicht einmal mit Waffen versehen. Aber die üblen Erfahrungen, die dem bescheidenen Fußgänger erspart geblieben waren, sollten dem Extrapostreisenden vorbehalten bleiben. Hinter dem Städtchen Gualdo Tadino, als der Wagen die gute päpstliche Straße verließ, um auf steilen Bergpfaden der Höhe des Apennin entgegenzuklimmen, sah ich uns plötzlich von sechs bis acht bewaffneten Bauern umringt, welche den üblichen Zuruf „faccia in terra" mit durchaus verständlichen Bewegungen ihrer langen Vogelflinten begleiteten. Die Sache lief jedoch zu meinem Erstaunen besser ab, als ich dachte; denn nach der Durchsuchung meiner Effecten erklärte mir der Führer der Bauern nicht ohne eine gewisse Höflichkeit, man habe sich in meiner Person geirrt. Leider könne er mich aber im Interesse seiner eigenen Sicherheit meine Reise nicht fortsetzen lassen, sondern müßte mich bitten, mir den Aufenthalt im Hause eines seiner Freunde so lange gefallen zu lassen, bis ihre Expedition geglückt sei.

Was wollte ich machen! — Zufrieden, daß die Sache nicht schlimmer abgelaufen war, ließ ich mir die Augen verbinden, bemerkte noch, daß der Wagen seine Richtung änderte, und konnte nun die aufgezwungene Muße ungestört zu einer Audienz meiner Gedanken benutzen. Mit ziemlich kaltem Blute begabt, fühlte ich mich durch das kleine Abenteuer keineswegs außer Fassung gebracht. Meine Zeit war mir nicht zugemessen, so daß ein Aufschub meines Besuches beim Marchese Brancaleoni gleichgiltig sein konnte. Und so wäre ich den geheimnißvollen Erlebnissen, die mir noch bevorstanden, in ganz guter Stimmung entgegengefahren, wenn mich nicht eine Art Enttäuschung verstimmt hätte: Ich hatte mir ein Rencontre mit den italienischen Briganten so ganz anders gedacht! Diese nüchterne, geschäftsmäßige Erledigung, ohne Blutvergießen, selbst ohne materiellen Verlust, war gar nicht nach meinem Sinn! —

Der Weg, den mein Wagen, umringt von seinen Wächtern, nahm, mußte unendlich einsam sein, denn ich vernahm keinen Anruf, kein Wort auf der ganzen Strecke. Endlich deutete entferntes Läuten wieder auf Menschenwohnungen, und bald bemerkte ich auch, daß unser Wagen über schlechtes Pflaster rollte; Hundegebell, Menschenstimmen, wir hielten vor einem Wirthshaus. Aber noch durfte meine Binde nicht fallen. Mein Führer bat mich auszusteigen, da der Rest des Weges zu Fuß gemacht werden müsse, und nach kurzem Imbiß fühlte ich mich auf einem Kletterpfad, dem Schall nach zu schließen zwischen Garten und Mauern, emporgeleitet. Ich fühlte, wie mich die kühle Luft der Höhe umwehte — aber doch stand ich sprachlos, als endlich meine Binde gelöst wurde. Ein Zauberbild breitete sich vor mir in den Strahlen der Abendsonne aus! Fern und tief die Ebene mit blitzenden Flüssen, ein schön geschwungenes Vorland wellenförmig aufsteigend, hier und da belebt von weißen Kirchthürmen bis empor zu der Höhe, auf der ich stand. Die höchsten Gipfel des Apennin, in einzelnen Mulden noch weiß vom späten Frühlingsschnee, umstanden mich — ein Anblick von so ernster Großartigkeit, daß mir jeder Gedanke an die seltsamen Ereignisse des Tages weggelöscht waren. Und doch rief mich meine nächste Umgebung wieder in die Gegenwart zurück. Ich stand auf der Terasse eines kleinen Bergschlosses oder eines befestigten Landhauses, das, so viel ich in der schnell hereinbrechenden Dämmerung erkennen konnte, ziemlich ruinenhaft aussah — im nächsten Vordergrund vor mir lag, still und friedlich in eine Thalmulde eingebettet, das Städtchen, in welchem ich meinen Wagen verlassen hatte. Mein Führer eröffnete mir wieder mit jener halb unterthänigen Gentilezza, aus der ich jetzt einen leisen Spott herauszuhören glaubte, daß ich mir dieses Schlößchen für kurze Zeit als Aufenthalt gefallen lassen müßte, daß Andrea und seine Mamma, die ständigen Bewohner der Ruine für alle meine Wünsche, soweit sie in dieser Einöde zu erfüllen wären, zu Diensten ständen. Andrea war ein hübscher junger Bursch, etwa zwanzigjährig, von dem in diesem Gebirge ziemlich häufigen blonden Schlag mit völlig germanischem Typus. Die Mamma die abscheulichste Hexe, die mir je vorgekommen.

Ich kann nicht sagen, daß ich nicht schon unterhaltendere Abende zugebracht hätte, als derjenige in der Gesellschaft dieser beiden Insassen des einsamen Bergschlosses, zumal die Conversation durch den mir beinah unverständlichen Dialect nicht wenig erschwert wurde. Auch bemerkte ich bei beiden eine außerordentliche Zurückhaltung in der Beantwortung aller Fragen, welche sich auf den Namen der Burg, des Ortes, der benachbarten Berge bezogen. Inzwischen war ich, als ich mich ziemlich früh in mein Zimmer zurückzog, angenehm überrascht von dem Comfort, den ich daselbst fand. Augenscheinlich war das Schlößchen seit dem sechzehnten Jahrhundert, aus welcher Zeit die bescheidenen Decorationen meines Zimmers stammen mochten, immer bewohnt gewesen, denn die Möbel, die wahrscheinlich aus dem ganzen Gebäude hier zusammengetragen waren, vertraten fast alle Stilarten, und ich hätte mir einbilden können, im Laden eines Antiquars zu schlafen.

Die größte Ueberraschung — und hiermit komme ich zum Kernpunkt meiner wahrheitsgetreuen Geschichte — stand mir jedoch am nächsten Morgen bevor, als mir die alte Concetta das Frühstück brachte. Es war keine Gourmandise — ein Topf mit Milch, hartes Brot und ein Stück Ziegenkäse: aber der Teller, auf welchem dieser Ziegenkäse lag! Ich beschleunigte die Entfernung der Alten, die sich wortreich über die Dürftigkeit ihrer Küche entschuldigen wollte und stürzte mich auf den Teller. Durfte ich meinen Augen trauen? Auf stumpfblauem Grunde in Weiß das zierlichste Frührenaissance-Ornament, in der Mitte auf weißem Grunde ein heiliger Johannes. Die bekannte Knabenfigur mit der Fahne — so wahr ich lebe, eine Majolikaschüssel aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts! Und da, auf der Rückseite, wahrhaftig die bekannten Buchstaben Mo. Go. und die Zahl 1493 — ein Maestro Georgio, von Gubbio, so schön und echt, wie nur eine in einem Museum von Europa existirt — ein Stück, das, wie ich es da hatte, jeden Tag seine 4—5000 Francs werth ist.

Sie, lieber Freund, sind selbst Sammler genug, um sich den Zustand zu denken, in welchen mich meine Entdeckung versetzte. Ich fühlte mich wie trunken; ich verschloß die Thür, um meinen Schatz, dessen Farben nach sorgfältiger Reinigung noch viel herrlicher hervortraten, auf's genaueste zu prüfen. Daß die Schüssel mein werden müsse, stand sofort bei mir fest. Nur galt es, die Alte nicht ahnen zu lassen, welchen Schatz sie in ihrem Hause hatte. Sollte gar — ich wagte es vor Entzücken kaum auszudenken — noch eine zweite solche Schüssel am Orte sein, so mußte ich mir auch diese zu verschaffen suchen, koste es, was es wolle. Ich nahm daher, als die alte Concetta wieder eintrat, eine möglichst gleichgiltige Miene an, und fragte verloren: Concetta, wo habt ihr die Schüssel her, auf dem der Käse lag? „O meine Seele," erwiderte sie lachend, „wer weiß das — die ist hier im Hause so lange ich denken kann — seid nur nicht böse, Herr, daß ich Euch das Frühstück auf so zerbrochenem Geschirr brachte. Aber wir armen Leute müssen uns eben behelfen." — Concetta, sagte ich, auf sie zutretend, ich bin ein Narr auf alte Schüsseln und das Ding gefällt mir — wollt Ihr mir es schenken? ich schenke Euch auch etwas —

Digitized by Google

seht diesen Paolo an meiner Uhrkette — den hat der heilige Vater selbst gesegnet . . .

Die Augen des alten Weibes leuchteten auf, als sie das Goldstück, das ich schnell abgelöst hatte, zum Kuß an die Lippen führte. „Und wenn Ihr zehn so alte Scherben wollt, Alle, Alle könnt Ihr haben, Eccelenza, wenn Ihr mir die Münze dafür gebt.“ Jetzt fühlte ich, wie mir das Blut zu Kopf stieg — ich sah schon die Küche der Alten mit den herrlichsten Majoliken gefüllt, wie das Museum von Sèvres; und das Alles konnte mein werden!

Aber o weh! wie war meine Phantasie mit mir durchgegangen! Die schmutzige Küche der Alten, die ich im Interesse meines ferneren Appetits nie hätte betreten sollen, enthielt allerdings Scherben genug, aber leider gehörten sie alle der „zeitgenössischen Keramik“ an! Ich hatte nicht geringe Mühe, meiner Wirthin begreiflich zu machen, auf was es mir ankam; und fühlte meine Hoffnung neubelebt, als sie plötzlich ausrief: „Ach — Ihr wollt solches bunte Geschirr haben, ja, was ich davon hatte — viel war's nicht, das habe ich meiner Kleinen, der Filumene, mitgegeben, als sie sich vor zwei Jahren verheirathete — Poverella — kaum ein Jahr war sie verheirathet, nächste Lichtmeß wird sie erst zwanzig Jahre und ist schon Wittwe! — Santa Madonna, wie schwer hat das Kind sich getröstet. Doch ich will Euch sagen, Herr — Andrea mag hinunter springen in's Städtchen und der Schwester sagen, daß sie noch heute von ihren bunten Tellern heraufbringt.“

Ich könnte nun mein kleines Erlebniß zu einem Roman ausspinnen, wenn ich bei Filumena länger verweilen wollte. Sie kam, und ich fühlte plötzlich, daß ich nicht nur Sammler, sondern auch ein junger Bursche mit einem zweiundzwanzigjährigen Herzen war. Nie habe ich etwas Reizenderes gesehen, als das junge Weib. Sie nestelte das bunte Tuch auf, darin sie ihre Schüsseln gebracht hatte, und mit Mühe unterdrückte ich einen Schrei der Ueberraschung — da waren vier Geschwister meines Maestro Giorgio von heut Morgen, aber völlig intact. Stücke von ganz unschätzbarem Werth! Angesichts der letzteren wurde ich mit Filumena bald handelseinig, wenn sie auch nicht so naiv wie die Mutter, ihre Schätze für einen vom Papst geweihten Paolo hingab. Im Städtchen war im vorigen Jahr ein Fremder aus Ancona erschienen und hatte ihr den größten Theil ihrer Schüsseln, das Stück zu zehn Skudi abgekauft — ich bewilligte ihr zur großen Ueberraschung der alten Concetta, den gleichen Preis und nahm ihr das Versprechen ab, mir noch das Wenige heraufzubringen, was sie an gleichen Stücken besäße.

Mit dem Hin- und Wiedergehen der bildschönen Filumena, der ihre Witwentrauer doch nicht so tief zu gehen schien, nahm meine Gefangenschaft eine weitaus lieblichere Gestalt an. Bald war jene täglich oben, nannte sich selbst meine Kerkermeisterin und nahm zu meiner großen Befriedigung der Alten die Sorge für meine Person völlig ab. Wollen Sie es mir alten Weißkopf verdenken, wenn mir noch heute das Herz rascher schlägt in der Erinnerung an jene herrlichen Frühlingstage auf dem Gipfel des Appenin, in einem Zauberschloß, dessen Name ich nicht wußte, das höchst glückliche Opfer eines ränberischen Ueberfalls? Stand ich doch noch in jenem glücklichen Alter, in dem das Herz keine tiefere Aufregung verlangt — wo ein süßes Getändel, ein Sehnen und Versagen und dann wieder ein flüchtiges Hingeben uns vollauf befriedigt.

Eines Abends gegen Sonnenuntergang — sie war den ganzen Tag, wie mir vorkam, weicher und ernster, aber auch zurückhaltender gewesen, als bisher — führte sie mich auf eine Galerie des obersten Stocks, um mir die Aussicht in ein Nebenthal zu zeigen, das nur von hier aus zu erblicken war — es gelang uns aber nicht, die hölzernen Laden, mit welchen die Lichtöffnungen verschlossen waren aus ihrer hundertjährigen Lage zu bringen. Ich wollte die Dunkelheit, die in dem Gange herrschte, benutzen, um meine schöne Begleiterin zu umfassen, wie ich es oft gethan — da fühlte ich plötzlich, wie ihre weichen Arme sich um meinen Hals legten, und mit einem leise gehauchten addio caro, a mai rivederci! — berührten ihre Lippen die meinigen. Dann entglitt sie meinen Armen und verschwand durch eine Thür, die mein an die Dunkelheit gewöhntes Auge jetzt am Ende des Corridors wahrnahm. Glühend von Leidenschaft eilte ich ihr nach und hörte noch, wie sie eine zweite Thür hinter sich in's Schloß warf — dann sah ich mich in einem großen, dämmerigen Raum, in welchem verschiedene am Boden stehende Gegenstände meinen Schritt hemmten. Ich tastete mich zu einem der geborstenen Läden — ein starker Druck und das morsche Holzwerk polterte in die Tiefe — das voll hereinfluthende rothe Licht der Abendsonne aber beleuchtete ein wüstes Gemach voll Staub und Moder. Vor mir am Fenster bedeckte ein Haufen Lumpen unförmliche Massen zerbrochener Möbel, zerfetzte Gobelins, deren Stücke in meiner Hand blieben, als ich sie aufheben wollte, füllten die Ecke — da — was war das! — fieberhaft riß ich die staubigen Lumpen hinweg und starrte auf meine Entdeckung, die mich im Augenblick Alles — den Staub und Schmutz sowohl wie den heißen Kuß der schönen Filumena vergessen ließ — ein vollständiges Lager alter Majoliken. Wohl an dreißig Stücke zählte ich mit gierigem Auge — Teller, Schalen, Kannen, dreifüßige Salzfässer — alles form- und farblos von Staub, den ich mit den zusammengerafften Lumpen eilig entfernte, so gut es gehen wollte. Und nun strengen Sie Ihre Phantasie an, um mit mir in diesen unschätzbaren Meisterwerken des Cinquecento zu schwelgen. Die meisten der Stücke waren mit Namen und Jahreszahl gezeichnet, andere verriethen durch die Vollendung ihrer Darstellungen und durch den lebhaften Metallglanz ihrer Farben die großen Meister von Gubbio und Urbino — ich hätte stundenlang hier oben sitzen und immer wieder eins um das andere in die Hand nehmen können, wenn nicht das dunkler werdende Roth der Abendsonne mich an den Aufbruch gemahnt hätte. Noch brauchte ich die Vorsicht, die vermoderten Gewebe wieder über meine Schätze zu breiten, und sann, während ich meinen Rückweg über die jetzt völlig dunkle Galerie in bekannte Theile des Schlosses nahm, in welcher Weise ich mich in den Besitz dieser Schätze bringen könnte, ohne welche ich entschlossen war, den Ort nicht zu verlassen. Soviel war ausgemacht, daß ich vorerst meinen Hausgenossen kein Wort verrathen durfte; das wurde mir um so leichter, als ich weder Filumena noch den Bruder unten fand. Nur die Alte, mich mürrisch von der Seite anschielend, schlich wie eine brummende Katze herum. Mein Sinn war jedoch so vollständig von meinem Fund in Anspruch genommen, daß ich darauf nicht achtete. Ich sollte auch weiter keine Zeit behalten, über diesen Wechsel in der Laune der Alten, und über das plötzliche Verschwinden meiner lieblichen Kerkermeisterin zu grübeln, da mir schon der nächste Morgen eine Aenderung meiner Lage brachte. Kurz vor Mittag erschien jener Führer der Schaar, der mich zum Gefangenen gemacht hatte und kündigte mir an, daß die Gründe meiner Gefangenschaft gehoben seien und ich nun mit Gott reisen möchte, wohin es mir beliebt.

Ehe ich von der wiedererlangten Freiheit Gebrauch machte, nahm ich den Boten bei Seite und fragte ihn, ob er von dem alten Hausrath wisse, der auf dem Boden des Schlosses aufbewahrt sei. Er entsann sich, daß der Herr des Schlosses von werthvollen alten Töpferwaaren gesprochen, die sich noch im Hause befinden müßten, und erklärte sich auf meinen Wunsch bereit, bei dem Padrone sich nach den Bedingungen zu erkundigen, unter welchen er mir dieselben ablassen wolle.

Allzuweit mußte der Wohnort des Schloßherrn nicht sein, denn schon gegen Abend kehrte er mit seinem Bescheide zurück, und nannte mir als Verkaufspreis eine Summe, die mich zwar durch ihre Höhe überraschte, die aber doch nicht den zehnten Theil des Werthes betrug, den diese einzigen Stücke im Kunsthandel hatten. Wenn ich meine Reisekasse bis auf einen kleinen Rest erschöpfte, so konnte ich dem Boten den Betrag sofort einhändigen und mit einem unaussprechlichen wonnigen Gefühl ließ ich jetzt mein Eigenthum in den Hof schaffen, wo ich es eigenhändig reinigte und auf's Sorgfältigste in Weidenkörbe verpackte, welche mir Andrea aus dem Städtchen verschafft hatte.

Und so saß ich wieder, zehn Tage nachdem ich als Gefangener hier herauf escortirt war, diesmal mit unverbundenen Augen, in der Frühe eines herrlichen Aprilmorgens im Wagen, den der wackere Andrea lenkte. Die alte Concetta, der ein reichliches Trinkgeld die gute Laune wiedergegeben hatte, wünschte mir den Schutz aller Heiligen auf meinem ferneren Lebensweg, und mit lustigem Peitschenknall ging es hinein in die goldene Freiheit. Meine Casse war zwar um manche hundert Skudi leichter geworden, aber da vor mir, auf dem Rücksitz des Wagens standen wohl-

Digitized by Google

verschnürt meine Schätze, eine Ausbeute meines Briganten-Abenteuers, um das mich noch Mancher beneiden sollte. Und hier, lieber Freund, haben Sie die Geschichte, wie ich den Grund zu meiner Sammlung legte.

* * *

„Aber, lieber Hofrath — warf ich ein — so oft ich Ihre Sammlung gesehen habe — ich besinne mich nicht, jemals Majoliken bei Ihnen bemerkt zu haben; Sie haben also die Ausbeute Ihrer abenteuerlichen Reise wieder abgegeben?"

„Halten Sie mich für einen „amateur-marchand"?" fragte der Alte mit seinem Lächeln. „Allein Sie haben völlig Recht, ich besitze jene Majoliken nicht mehr — ich habe sie zerschlagen."

„Zerschlagen," fuhr ich auf. „Sie wollen mir doch nicht glauben machen —"

„Wie ich Ihnen sage — in tausend Stücke zerschlagen. Die sämmtlichen Arbeiten waren Fälschungen, und meine ganze Gefangenschaft auf dem verzauberten Schloß das genialste Stück truquage, das wohl je einem Sammler vorgekommen ist."

„Aber sagen Sie mir, bitte —"

„Wie ich allmählich darauf geführt wurde, daß die Schätze, die ich unter so romanhaften Umständen erworben, Fälschungen waren, kann hier gleichgiltig sein. Erst nach Jahren gelang es mir mit großer Mühe und unter der energischen Beihülfe meines Freundes, des französischen Consuls in Ancona, festzustellen, daß die ganze Komödie von jenem Händler Barnaba in Scene gesetzt war, um nur dem Neulinge eine Nase zu drehen. Dieser hatte, wie man sagte durch jahrelangen Schmuggel, sich ein bedeutendes Vermögen erworben und lebte an der dalmatinischen Küste als großer Herr auf einem Landgute. Von dort ließ er sich herbei, mir in einem ausführlichen Briefe die Augen zu öffnen. Er hatte die Majoliken, übrigens vorzügliche Arbeiten des bekannten Fälschers Pazzuoli in Siena, in jenes alte Schloß schaffen lassen, Filumena und ihre Mutter, sowie die Briganten — rechte Shoddy-Briganten — eingelernt, die denn auch ihre Rollen mit der dem Italiener eigenen Geschicklichkeit gespielt hatten, und so war es ihm nur zu leicht gelungen, den jungen Gimpel zu fangen, der Alles für echt und für baare Münze nahm. Und doch war Alles gefälscht — Alles, außer den schönen Augen meiner Freundin Filumena."

Notizen.

Ludwig Uhland. Eine Studie zu seiner Säcularfeier von Hermann Fischer. (Stuttgart, Cotta.) — Zur Säcularfeier eigentlich verspätet, aber von bleibendem Werth ist diese warmherzige und feinsinnige ästhetische Untersuchung eines Schülers von Fr. Vischer. Das Biographische, das ja bei Uhland bald erledigt ist, wird nur kurz berührt und das ganze Gewicht darauf gelegt, ein umfassendes und tiefgreifendes Bild des Dichters, Politikers und Gelehrten zu geben. Die Entwickelung des Lyrikers ist voll sinniger Einzelzüge, dabei nicht von blindem Enthusiasmus niedergeschrieben, wie die durchaus kritisch gehaltene Beurtheilung Uhlands als Dramatiker zeigt. Willkommen ist die ästhetische Untersuchung zumal dadurch, daß dem Verfasser nicht nur das gedruckt vorliegende Material, sondern des Dichters Studienhefte und manches Handschriftliche vorlagen. Auch der großdeutsche Patriot ist gerecht beurtheilt. Besonders farbig ist das Bild des gelehrten Uhland getroffen, dessen Schriften noch von hoher Bedeutung sind, mag auch die Germanistik heute mehr auf sprachlichem Felde leisten. Auch für den Menschen gilt derselbe Charakterzug wie für den Dichter Uhland: „eine selbstbewußte, festgegründete, aber stets mit edler Milde gepaarte Mannheit." Seit Vischer's herrlichem Essay über Uhland hat uns keine Schrift über den schwäbischen Sänger so sehr befriedigt, wie die vorliegende.

Sociale Pflichten oder Was die Classen der Gesellschaft einander schuldig sind. Von William Graham Sumner, deutsch von M. Jacobi; mit einem Vorwort von Theodor Barth. (Berlin, Elwin Staude.) — Der Verfasser ergeht sich elf Capitel lang in der Klage, was man Alles dem „vergessenen Mann" aufbürde, dessen Aufgabe doch nichts Anderes sei, als seinen Lebensweg zu Ende zu gehen, seine Schulden zu bezahlen und drei oder vier Kinder in den Stand zu setzen, zu einer ebenso guten Lage zu gelangen, als die ihres Vaters war. Nachdem derart die Gesellschaft in der Gruppirung: die Socialreformer, die fleißigen und sparsamen Capitalisten und die nachlässigen und verschwenderischen Capitallosen abgehandelt ist, kommt der Autor zu dem Schlusse: daß die Bürger einander nichts Anderes schulden, als gegenseitige Achtung und Garantie der Freiheit und Sicherheit. Aber nicht nur der Gedankengang des Pamphlets ist eine frivole Abfertigung der Besitzlosen, auch in der Form finden wir eine unausgesetzte Verhöhnung der capitallosen Arbeit, siehe z. B. „Ueber die neueste Philosophie, daß es am vortheilhaftesten ist, arm zu sein". „Ein freier Mann ist Souverän, nimmt aber keine Geldgeschenke". Der Leser wird sich wohl jetzt fragen, warum wir dieses fremdartige Buch nicht sofort bei Seite gelegt haben, da es doch weder Neues noch Werthvolles, nicht einmal neue und werthvolle Irrthümer, enthält? Und so sei es gestattet, die Ursache, weshalb wir näher darauf eingingen, anzugeben und das beschämende Geständniß abzulegen, daß ein deutschfreisinniger Volksvertreter es ist, der diesem Buch den Weg nach Deutschland ebnete, indem er es mit einem Vorwort versah und es seinen Landsleuten empfahl. Nicht mehr bloß von den Bourbonen gilt das Wort, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen haben. Whr.

Astra. Roman von Dito und Idem. (Zweite Auflage. Bonn, Verlag von Emil Strauß.) — Wir begegnen in unserer belletristischen Literatur nur wenig Werken, welche aus dem Zusammenarbeiten zweier oder mehrerer Verfasser hervorgegangen sind, und das ist auch recht gut. Denn eine gewisse Ungleichmäßigkeit, nicht nur in der Darstellung, sondern auch in der Anlage des Ganzen muß nothwendig zurückbleiben, wenn nicht die Mitarbeitenden ihre schriftstellerische Individualität vollständig verleugnen und hierdurch die äußerste Grenze von Flachheit erreichen wollen. Auch der vorliegende Roman leidet an diesem allgemeinen Fehler der Colloboratorenerzeugnisse. Er stammt aus den Federn Carmen Sylva's und ihrer vertrauten Freundin Mite Kremnitz. Beide Schriftstellerinnen haben schon vor einigen Jahren ein gemeinsames Werk („Aus zwei Welten") veröffentlicht, welches dem vorliegenden in der Form der Darstellung durchaus ähnelt. In Briefen und Tagebuchaufzeichnungen wird die Handlung fortgeleitet, wobei für Reflexionen und psychologische Erörterungen natürlich ein weites Feld sich eröffnet. Sicherlich ist diese Form für das Zusammenarbeiten mehrerer Verfasser sehr geschickt gewählt, denn nach Feststellung des Planes kann jeder der Mitarbeiter recht gut die Rolle einer oder mehrerer der correspondirenden Personen ganz selbständig übernehmen, so daß es später nur einer flüchtigen gemeinsamen Ueberarbeitung des Ganzen bedarf. Dito und Idem scheinen diese Art des Zusammenarbeitens sehr zu lieben. Wie in ihrem ersten gemeinsamen Werke die Briefe der Prinzessin Ulrike von Carmen Sylva und die des Professors von Mite Kremnitz geschrieben sind, so stammen in dem vorliegenden Romane die Briefe der beiden Schwestern, zwischen welchen unheilbringend der schurkische, von beiden geliebte Edelmann steht, aus verschiedenen Federn. Es ist dabei nur schade, daß Dito nicht ganz Idem ist, denn abgesehen von dem furchtbar schleppenden Gang der tragischen Handlung, für welche die Liebe der beiden Schwestern zu einem Manne den Angelpunkt bildet, erhält auch die Zeichnung dieses Mannes durch das doppeltseitige Briefschreiben über ihn etwas Verschwommenes und Unklares. Wir wissen wirklich nicht, ob er ein offenbarer Schurke oder nur ein leichtsinniger, grundsatzloser Mensch ist. Auf jeden Fall hat ihn die eine Schriftstellerin so, die andere so aufgefaßt, und aus dieser gelinden Meinungsverschiedenheit zwischen Dito und Idem ist dann die durchaus lebensunfähige Romanfigur des Sander entstanden. — Im Uebrigen entbehrt der Roman ja nicht glänzender Stellen und wirksamer Episoden. Er ist von Damen und für Damen geschrieben und wird seines rührsamen Eindrucks auf viele zartbesaitete Seelen nicht verfehlen. B.

Der Spion. Historischer Roman aus der Geschichte des heutigen Rußland von Julius Grosse. 2 Bände. (Dresden, Pierson.) — Nach einer längeren, in Dresden spielenden Einleitung, die mit dem Roman selber nichts zu thun hat und die der Autor füglich hätte weglassen können, wird in farbenreicher Sprache das Bild einer grandiosen Verschwörung entrollt, die wider das Haus Romanow spielt, rechtzeitig aber entdeckt wird und den Hauptanstiftern des Complots Tod oder Deportation nach Sibirien bringt. Der Held des Romans ist ein junger Engländer, der durch merkwürdige Zufälle die Sache entdeckt; er ist vom Verfasser trefflich geschildert worden, die Schwankungen vom Spion zum pflichttreuen Menschen, vom leichtsinnigen Cavalier zum scharfsinnigen Combinator sind effectvoll dargestellt. Auch die beiden Schwestern, Frau und Schwägerin des Spions, sind interessante und lebensvolle Gestalten. Obwohl es dem Roman an Farben nicht mangelt, so entbehrt er dennoch des eigentlichen Localcolorits; er ist übrigens kunstvoll componirt und gewandt ausgeführt und zählt zu den besseren Erscheinungen moderner Belletristik. E. W.

Literarische Modelle und andere Geschichten. Von Ferdinand Groß. (Berlin, S. Fischer.) — Groß ist einer der wenigen deutschen Feuilletonisten, die von unseren französischen Nachbarn den amüsanten Plauderstil gelernt haben. Seine literarischen Modelle heißen ohne Zweifel Daudet, Droz, Quatrelles, doch findet man auch die schärfere, mehr auf den Witz gestimmte Tonart unserer Spitzer und Kossak bei ihm. Für längere Arbeiten geht ihm der Athem aus, in diesen kurzen, knapp pointirten Ausführungen eines komischen Einfalles, wobei man gelegentlich auch etwas sentimental sein kann, ist er Meister. Die Perlen des Büchleins sind ohne Zweifel die erste Humoreske, die ihm den Namen und dem Zeichner des Titelbildes den Vorwurf gegeben, sodann die drolligen „Zukunftsausstellungen" und die geradezu köstliche Satire: Mein Jubiläum.

Digitized by Google

Inserate.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Treu und Frei.

Gesammelte Reden über Juden und Judenthum

von Prof. Dr. M. Lazarus.

gr. 8. geh. Ladenpreis 6 Mark.

☞ Das neueste, hochbedeutsame Werk des berühmten Psychologen enthält eine Auswahl von Reden und Vorträgen, welche derselbe bei den verschiedensten Gelegenheiten über das erwähnte Thema gehalten und bitten wir, dem vortrefflichen Buche, welches das Interesse der Gebildeten aller Stände und Confessionen in seltenem Maße anregen wird, eine gütige allseitige Beachtung schenken zu wollen.

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct. **Bad Pyrmont.** Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Bad Nauheim

Naturwarme kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.

Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern, auch vor bez. nach dieser Zeit.

Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. **Jäger.**

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer waldreicher ***Höhen-Kurort*** von 568 m. Seehöhe, mit sämmtlichen Erfordernissen eines ***Terrain-Kurorts***, besitzt drei kohlensäurereiche alkalisch-erdige ***Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche***-Bäder und eine vorzügliche ***Molken-*** und ***Milch-Kuranstalt.*** Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. Angenehmer Sommeraufenthalt.

Saison vom 1. Mai bis Oktober.

Zur Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Kaiser Wilhelm und sein Reich

von

Ed. Simon.

Autorisirte Bearbeitung.

Aus dem Französischen.

Ein starker Octavband 6 M., eleg. geb. 8 M.

Mit großer Unparteilichkeit, welche man bei einem Franzosen nicht für möglich hält, schildert Autor das Leben unseres **Heldenkaisers** und mit **Hochachtung**, mit **Bewunderung**, ja mit **größter Sympathie** spricht derselbe von unseren großen Männern, **Bismarck, Moltke** u. s. w. Das Werk ist geeignet in Deutschland gleiches Aufsehen wie in Frankreich hervorzurufen. —

Neueste Romane

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in **Stuttgart und Leipzig.**

Die Lehnsjungfer.

Roman

von

Emile Erhard.

5 Bände.

Preis geheftet ℳ 20.—; fein gebunden ℳ 25.—

Dunst.

Roman

von

Karl Frenzel.

Preis geheftet ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben erschien bei **Gebrüder Borntraeger** in Berlin S.W., Wilhelmstrasse 122:

Victor Hehn, Gedanken über Goethe. 1887. 8. brosch. 7 ℳ.

Victor Hehn, Italien. Ansichten und Streiflichter. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. 1887. 8. geb. 7 ℳ.

Victor Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Fünfte Auflage. 1887. gr. 8. brosch. 10 ℳ.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Blutjung und andere Erzählungen

von

E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. broschirt. Preis ℳ 3.—

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder“** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen.

Roman

von

Björnstjerne Björnson.

Deutsch von Wilhelm Lange.

1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis ℳ 4.—

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben*; die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.,** Oppelstr. 44.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
AUG 30 1887

№ 32. Berlin, den 6. August 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Rußland und die baltischen Provinzen. Von Irenius. — Die Duellwuth und ihre Heilung. Von Pax. — **Literatur und Kunst:** New-Yorker Kunstleben. Von C. A. Houthumb. — Eine culturgeschichtliche Quellenschrift. Von Bruno Gebhardt. — Die realistische Strömung in unserer Literatur. Von Arnold Fokke. (Schluß.) — **Feuilleton:** Der Ring am Finger. Von Georg Keben. — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Rußland und die baltischen Provinzen.

Zu manchen Zeiten gab es Klagen darüber, daß „im Auslande" viele Deutsche nur zu rasch ihr Deutschthum abgestreift hätten. Von den Deutschen in den baltischen Provinzen Rußlands — welche letztere dem Deutschen Reiche gegenüber zur Zeit doch auch als „Ausland" anzusehen sind — kann man indessen nicht sagen, sie hätten ihr Deutschthum je gering geschätzt. Individuelle Ausnahmen hat es freilich auch unter den baltischen Deutschen gegeben, Personen, die „verrußt" sind — aber solche sind von der großen Mehrheit der Balticer gewöhnlich als eine Art von Renegaten angesehen worden und haben sich selbst bei Nationalrussen und Deutschen einer gleich geringen Schätzung erfreut. Allerdings gibt es auch ursprünglich deutsche Familien, deren Russisch-werden nicht ihrem Verschulden, sondern äußeren Verhältnissen zuzuschreiben ist: Verheirathung mit Personen griechisch-russischer Confession, dadurch nothgedrungenerweise erfolgte Erziehung der Kinder im russisch-orthodoxen Glauben, resp. ihr Aufwachsen in ganz russischer Umgebung. Personen oder Familien, die in der eben angedeuteten Weise durch die Verhältnisse russificirt wurden, kann man selbstverständlich nicht so beurtheilen, wie diejenigen, die aus Liebedienerei und ähnlichen Gründen „verrußt" sind.

Seitdem die baltischen Deutschen zum russischen Reiche gehören, haben sie sich als loyale Unterthanen der Kaiser von Rußland gefühlt und gezeigt. Dieses hat aber ihrem Bewußtsein, daß sie Deutsche sind und daß sie deutsche Cultur und Solidität in Rußland vertreten, niemals Eintrag gethan. Gerade weil die baltischen Provinzen sich als deutsche Landschaften betrachten, haben sie der russischen Regierung den Nutzen zu bringen vermocht, den sie ihr seit Peters des Großen Tagen gebracht haben.

Es ist erklärlich, daß das Wesen und die Stellung der baltischen Deutschen und der baltischen Provinzen von manchen Seiten in Rußland wiederholt angefochten wurden. „Die Trauben sind sauer!" sagte der Fuchs in der Fabel, als sie ihm zu hoch hingen: so werden gewisse nationalrussische Kreise zu Spöttern über die europäische, beziehungsweise deutsche Civilisation und Cultur, weil sie aus ihrer Nationalität heraus zu culturellen Leistungen sich unfähig fühlen. So hat man in russischer Zeitungssprache für die baltischen Deutschen den Spottnamen: „Kulturträgery" erfunden, um den culturtragenden Charakter der Balticer lächerlich zu machen.

Manchmal wurde auch die Loyalität, welche die Deutschbaltiker als Unterthanen der Czaren bethätigten, bespöttelt: gewissen nationalrussischen Kreisen mochte solche Loyalität der Deutschbaltiker um so peinlicher oder widerwärtiger geworden sein, je mehr unter Nationalrussen nihilistische und andere subversive Tendenzen sich ausbreiteten. Daneben hat man zu Zeiten in Rußland von gewisser Seite mißliebige Aeußerungen in der Richtung gehört, die Deutschbaltiker fühlten sich wohl als zu dem Kaiser von Rußland in loyalster Unterthanenschaft stehend, hätten aber weder Zug noch Neigung zu dem „russischen Volke".

Allerdings ist der Ausdruck „russisches Volk" so unklar wie nur möglich. Will man aber als „russisches Volk" oder als „russische Familie" speciell die Großrussen ansehen, so dürften in Rußland auch noch andere Nationalitäten sein, die ebenso wenig als die Balticer im großrussischen Brei aufgehen mögen. Es gibt in Rußland sogar Nationalitäten, welche den Großrussen innerlich feindlich gegenüberstehen, was man von den Deutschbaltikern in keinem Falle sagen kann.

Jetzt aber, zu einer Zeit, wo die russische Regierung ihrer großrussischen Unterthanen keineswegs so durchweg und so ganz sicher ist, wo die Loyalität unter den Großrussen nicht stark oder nicht thätig genug ist, um die Propaganda subversiver Tendenzen hinlänglich einzuschränken — zu einer solchen Zeit suchen gewisse Elemente in Rußland den Czaren zu immer härteren Maßregeln gegen diejenige Bevölkerung seines Reiches fortzureißen, welche die Grundsätze der Loyalität und Ordnung auf's Strengste aufrecht erhält. Diese Elemente, welche die harten Maßregeln gegen die Deutschbaltiker befürworten, sind zum Theil Fanatiker, die das Russisch-werden der Balticer, deren „Verschmelzen mit der russischen Familie" für etwas so Unerläßliches halten, daß dem gegenüber alle anderen Rücksichten nach ihrer Meinung zurückstehen müßten. Was hilft es, daß die Deutschbaltiker die besten Unterthanen des Czaren wären, wenn sie nicht zu Russen werden! — so ungefähr mögen solche Fanatiker manchmal denken.

Auffälligerweise haben manche Personen, die aus dem Auslande nach Rußland gekommen (Ausnahmen abgerechnet), den Wunsch solcher Fanatiker, daß die Balticer zu Russen werden sollten, oft weniger unbillig gefunden, als die Sache den Deutschbaltikern erscheint. Die Deutschbaltiker kennen das nationalrussische Element eben besser, und sie wissen aus Erfahrung zweierlei zu würdigen: die Unzulänglichkeit der nationalrussischen Lehrkräfte und gewisse Gefahren, die aus einer weiteren Verbreitung der russischen Sprache entspringen dürften.

In der That hat bisher noch Niemand die Frage gelöst, wie der Balticer „sich mit der russischen Familie verschmelzen" oder „zum Russen werden" sollte — ohne eine hinlängliche

Digitized by Google

Anzahl respectabler und tüchtiger russischer Lehrer. Ein russischer General, ohne besondere Bildung, der einmal urplötzlich an die Spitze einer wissenschaftlichen Anstalt gestellt wurde, pflegte zu sagen: „Der Kaiser sagte: werde ein Gelehrter — und ich wurde ein Gelehrter!“ Wenn nun mancher hochgestellte Russe an die Baltiker die Mahnung ergehen ließ, sie möchten Russen werden, so erinnert das lebhaft an die Auffassung jenes Generals, welcher meinte, der Czar brauche bloß zu befehlen, um die Menschen zu dem zu machen, was er wollte. Mit dem Unterrichte in der russischen Sprache war es in den baltischen Provinzen von jeher so kläglich bestellt, daß selbst diejenigen Baltiker, welche ernstlich das Russische erlernen wollten, oft mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, und zwar lagen diese Schwierigkeiten wesentlich auf Seiten der nationalrussischen Lehrkräfte. Man würde im übrigen Europa das für Uebertreibung halten, wollte man auch nur annäherungsweise genau die Ritter von der traurigen Gestalt zu schildern versuchen, als welche — mit wenigen Ausnahmen — die aus dem Innern gekommenen russischen Sprachmeister in den baltischen Provinzen sich gewöhnlich darstellten. Dieser Sprachmeister-Calamität gegenüber wußte die russische Regierung gewöhnlich kein anderes Mittel, als eine Vermehrung derselben unmöglichen oder unpraktikabeln Art von russischen Stunden.

Am besten waren bisher gewöhnlich solche Lehrer der russischen Sprache, welche von Geburt oder Abstammung Deutsche waren und dann nach dem Innern des Czarenreiches auf eine Zeit lang gingen, bis sie des russischen Idioms Herr geworden. Es konnte selbstverständlich nur in sehr seltenen Fällen der Zufall gerade solche Sprachmeister bieten. Was nationalrussische Lehrer anlangt, so heben wir hervor, daß bei ihnen in den baltischen Provinzen Trunksucht und andere Scandalosa nicht etwa bloß in den unteren Graden vorgekommen sind. Aber auch abgesehen von Scandalen und Lastern, was nützten die Examina, welche die russischen Lehrer bestanden hatten, was halfen die Diplome und Rangklassen, welche sie besaßen — wenn ihnen die praktische Befähigung fehlte?

Wir haben in den baltischen Provinzen zu Zeiten wohl auch nationalrussische Lehrer gesehen, bei welchen man in Bezug auf russische Sprache auch wirklich Etwas lernen konnte. Solche Erscheinungen waren aber selten, und auch bei diesen seltenen Erscheinungen traten verhältnißmäßig häufig merkwürdige Absonderlichkeiten zu Tage. Ein wissenschaftlich tüchtiger nationalrussischer Lehrer der russischen Sprache, der als Oberlehrer an einem Gymnasium unterrichtete, pflegte z. B. seinem Widerwillen gegen seine Lehrthätigkeit lauten Ausdruck zu geben. Er war Collegienrath und hob mit Vorliebe hervor, daß er ein viel bequemeres Leben hätte, falls er in einem Verwaltungsposten zu dieser Rangklasse gelangt wäre.

Ein nationalrussischer Gymnasiallehrer in den Ostseeprovinzen war unerschöpflich in den Argumenten, welche der russischen Sprache gegenüber die Inferiorität der deutschen beweisen sollten. Seine Argumentation war ungefähr folgende: „Warum sagen Sie im Deutschen das Fenster, aber nicht der Fenster?... Sie können nichts Plausibles anführen, Sie haben gar keinen bestimmten Grund! Wenn ich aber im Russischen sage oknó, so weiß ich gleich, daß das Wort neutrius generis ist, denn es endigt sich auf o. Die russische Sprache hat also einen bestimmten Grund, warum oknó (das Fenster) sächlich ist, die deutsche nicht — Sie sehen somit auf's Neue die Ueberlegenheit und Rationalität der russischen Sprache!“ In ähnlicher Weise demonstrirte er, wie rationell es wäre, daß der russische Ausdruck für „Haus“ männlich wäre, während die deutsche Sprache gar keinen Grund für die Neutralform des Wortes „Haus“ hätte, u. dergl.

Ein anderer nationalrussischer Gymnasial-Oberlehrer bewies die Ueberlegenheit Lomonossow's über Schiller aus zweierlei Gründen. Erstens hatte es Schiller nur bis zum Hofrath gebracht, Lomonossow war aber Staatsrath oder gar wirklicher Staatsrath; zweitens besaß Schiller gar keinen Orden, Lomonossow hatte aber fünf Orden! In neuerer Zeit war freilich bei vielen Nationalrussen, die sich dadurch als „höchstentwickelt“ oder „Allen vorgeschritten“ documentiren wollten, der Stil maßgebend geworden, zu behaupten, ein Stück Käse oder ein paar Stiefel wären, ihres materiellen Nutzens wegen, mehr werth als Puschkin und andere Poeten. Die Schüler waren aber mit beiden Richtungen schlimm daran, sowohl mit derjenigen, die materialistisch urtheilte, als auch mit derjenigen, welche den Werth der Dichter nach Rangklassen und Orden abmaß.

Daß es auch einige wenige nationalrussische Lehrer in den baltischen Provinzen gibt und gegeben hat, welche nicht in die erwähnten Kategorien gehören, das wollen wir nicht bestreiten und nicht leugnen. Bei der verschwindenden Geringfügigkeit ihrer Anzahl pflegten solche russische Lehrer gewissermaßen angestaunt zu werden, so wie sie ihrerseits gewöhnlich zu eifrigen Bewunderern des deutsch-baltischen Wesens wurden: sie gaben wohl gute Sprachstunden, leisteten aber dem Russificiren keinerlei Vorschub.

Wie gesagt, es sind Fanatiker eigener Art, welche die Russificirung der baltischen Provinzen in Rußland verlangen, und welche solche Russificirung gleichsam als einen Selbstzweck ansehen, dem gegenüber alle anderen Rücksichten zurücktreten müßten. Es giebt aber auch noch eine andere Art von Fanatikern, welche ihrerseits zu Zeiten viel klarer sehen mögen, als jene, und doch ebenfalls je eher je lieber die baltischen Provinzen russificirt sehen möchten. Diese andere Art von Fanatikern ist sich des Abstandes, der in mancherlei Hinsicht zwischen den inneren Provinzen Rußlands und den baltischen herrscht, vollkommen bewußt, und weiß auch wohl, daß den Baltikern mit dem Russificiren keinerlei Wohlthat erwiesen würde.

Aber nach dem Willen dieser zweiten Gattung nationalrussischer Fanatiker sollen es die Baltiker auch nicht besser haben, als die Russen der großrussischen Gouvernements, soll den Baltikern eben darum Leid widerfahren, weil bei ihnen so Vieles besser stand als dort, wo die Nationalrussen zu Hause sind und bestimmenden Charakter haben. Auch viele Elemente in Rußland, die bewußt oder unbewußt im Sinne der Nihilisten oder Anarchisten arbeiten, unterstützen allem Anschein nach diejenigen Bestrebungen der ultrarussischen Hetzpolitiker, welche culturzerstörenden Charakter haben. Die aber bewußter Weise Nihilisten oder Anarchisten sind, dürften zu Zeiten sich wohl in's Fäustchen lachen, wenn sie beobachten, wie selbst gewisse verblendete Organe der Staatsgewalt in Rußland, wenn auch unfreiwillig und unbewußt, mit ihrer Art von Russificationsbestrebungen das Czarenreich der Selbstzersetzung zutreiben.

Was die lettische und esthnische Bevölkerung der baltischen Provinzen — die einheimische Bauernbevölkerung — anlangt, so ist für sie keine andere culturmäßige Zukunft denkbar, als die der Germanisation. Die lettische und die esthnische Sprache bieten beide keinerlei Möglichkeit zu weiterer intellectueller Entwickelung: was aus den beiden Idiomen in grammatischer Hinsicht und in Bezug auf Ausdrucksfähigkeit gemacht werden konnte, das ist wesentlich durch die Deutschen geschehen.

Auch ist es eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß bei den Letten und Esthen Viele, die an Geld oder Bildung sich hervorzuthun anfangen, oft gar nicht Letten oder Esthen mehr gewesen sein wollen und das Deutsche ostentativ reden — zuweilen ohne es sogar recht zu beherrschen. Der baltische Deutsche ist auf seine deutsche Muttersprache außerordentlich stolz: es glaubt daher auch der Lette oder der Esthe (namentlich der Lette) etwas Besseres zu werden, wenn er dasselbe Idiom spricht oder zu sprechen sucht, wie der Deutschbaltiker. Durch das Treiben der sogenannten „Junglетten“ und „Jungesthen“ ist in der Richtung allerdings der natürliche Zug der lettisch-esthnischen Bevölkerung zum Stillstehen gekommen: trotzdem wird weder das Lettische noch das Esthnische zu einer entwickelungsfähigeren Sprache werden. Das Junglettenthum und das Jungesthenthum haben sich in den baltischen Provinzen ebenso wenig als culturfähiges Element bewiesen — wie das Russenthum.

Allerdings ist es unberechenbar, wie weit deutsche Sprache

Digitized by Google

und deutsche Sitte in den baltischen Provinzen zurückgedrängt werden könnten, falls von gewisser Seite ein Ausrotten von Cultur und Gesittung in jenen Provinzen in's Auge gefaßt würde. Wir wissen nicht, ob solches von den betreffenden Hetzpolitikern bezweckt, oder eventuell wenn nicht bezweckt, so doch als mögliche Folge ihres Treibens anerkannt wird. Die Idee ist aber bei dem ordnungsliebenden Theile des baltischen Landvolkes genugsam zum Bewußtsein gekommen, daß bei den Vorspiegelungen der nationalrussischen Agitatoren in keiner Richtung Heil zu erwarten ist. Man weiß zu gut, daß die deutsche Sprache die gediegensten Culturschätze eröffnet, während die russische im Großen und Ganzen in der Beziehung ein ungeheures Fragezeichen aufweist. „Was sind eigentlich die Ideale des Nationalrussenthums, und wie weit ist selbiges damit gekommen?" — diese Frage drängt sich Jedem, seinem Bildungsgrade entsprechend, in dieser oder jener Weise immer von Neuem auf.

Ja, zum Theil hat man selbst in dem baltischen Landvolk vor dem Weitergreifen der russischen Sprache sogar eine Art von Angst: man fürchtet, daß die russische Sprache Vieles herbeiziehen würde, was das nationalrussische Wesen der inneren Provinzen Rußlands charakterisirt. Eine Anzahl nationalrussischer Agitatoren und diverse einheimische Strolche und Ueberläufer, die gegen das deutsche Wesen arbeiteten, haben zur Vermehrung der erwähnten Befürchtungen allerdings noch mancherlei beigetragen.

In den vierziger Jahren war übrigens (wie zur Genüge bekannt ist) die Russification der baltischen Provinzen von gewissen Leuten in Rußland auf dem Wege der Bekehrung versucht worden. Die betreffenden Agitatoren hatten damals ihr Bekehrungswerk wesentlich in solcher Weise geleitet, daß der Graf Bobrinsky um das Jahr 1863 in einem officiellen Berichte an den Kaiser Alexander II. jene Massenbekehrungen der vierziger Jahre als die Folge „eines klar dargethanen officiellen Betrugs" bezeichnete. So schrecklich gravirend das für die betreffenden Organe jener russischen Conversionsbewegung lautet, so wäre indessen der Erfolg der officiellen Betrüger nicht so ausgedehnt gewesen, wären nicht so unendlich viele Leute unglücklich geworden, wenn unter den lettischen und esthnischen Bauern nicht auch so viele gewesen wären, die mit solchem Eifer ihre materiellen Vortheile zu vermehren gesucht hätten.

An den Leuten, welche um materieller Vortheile willen damals ihren Glauben wechselten, hatte selbstverständlich die eine Kirche Nichts verloren, aber auch die andere Nichts gewonnen. Aber auch der berechnendste und materiellste jener Convertiten hatte manchmal Augenblicke, wo die Wucht seines Entschlusses mit Centnerschwere auf ihm lastete und wo die qualvollste Reue ihn erfaßte. Besonders herzzerreißend war es, wenn man die Nachkommen jener Convertiten (wie das doch oft genug vorkam) der Verzweiflung anheimfallen sah. Auch war es vorgekommen, daß in den vierziger Jahren Viele, die um die Aufnahme in die russische Kirche gebeten haben sollten, etwas ganz Anderes erbeten oder unterzeichnet zu haben glaubten!

In den letzten Jahren hat man wieder von zahlreichen Bekehrungen zur russischen Kirche unter den Bauern in den baltischen Provinzen gehört. Was es mit diesen Bekehrungen für Bewandtniß hat, wissen wir nicht, und äußern in Betreff dieser neueren Vorgänge auch kein Urtheil. Vor Allem ist nicht zu vergessen, daß die russischen Gesetze den Abfall von der griechisch-russischen Staatskirche mit schweren Criminalstrafen bedrohen. Wenn zu Zeiten in den baltischen Provinzen die Ausführung mancher drakonischen Bestimmung der russischen Gesetze in Bezug auf Kirchenangelegenheiten unterblieb, so wurde solche Nachsicht nur in Folge humaner geheimer Befehle geübt, und die Gewissensnoth dauerte in den baltischen Provinzen thatsächlich fort.

Daß alle Versuche, die baltischen Provinzen zu russificiren, der historischen Entwickelung dieser Provinzen schnurstracks zuwiderlaufen — kann keinem Zweifel unterliegen. Die drei baltischen Provinzen Rußlands sind Gebiete deutscher Cultur und haben offenbar nur vermöge deutschen Geistes und deutscher Cultur Aussicht auf gedeihliche Weiterentwickelung. Die politischen Rechtstitel, unter welchen Livland, Esthland und Kurland zum Czarenreiche gekommen, sind freilich nicht für alle drei Provinzen die gleichen — trotzdem bleiben unseres Erachtens in allen drei Provinzen die Interessen des Deutschthums von der größten Wichtigkeit. Dadurch, daß die deutschen Reichsstände zur Zeit Iwans des Schrecklichen für die Rettung der Provinzen das Nöthige nicht gethan, haben letztere doch nicht aufgehört, deutsche Gebiete zu sein.

Was speciell Livland anlangt, so ist in dem Werke Sugenheim's: „Rußlands Einfluß auf, und Beziehungen zu Deutschland vom Beginne der Alleinregierung Peters I." u. s. w. (Frankfurt am Main, 1856) im ersten Bande (Seite 135) berichtet, daß Peter der Große, kurz nachdem er die Eroberung Livlands vollendet, dem damaligen deutschen Kaiser gegen Frankreich ein Hülfsheer zu stellen sich erbot, wenn er als factischer Besitzer dieser vormals zum deutschen Reiche gehörigen Provinz, Sitz und Stimme auf dem damaligen deutschen Reichstage erlangen würde. Welche Absichten sonst seiner Zeit Peter der Große mit seinem (nicht angenommenen) Antrage auch verbunden haben mochte, thut heutzutage nichts zur Sache: es bleibt das Factum bestehen, daß Peter der Große Livland als ein deutsches Land ansah und als solches auch weiter betrachtet wissen wollte.

Auch ist nicht zu vergessen, daß Peter der Große Werth darauf legte, Livland wesentlich auf Grund von Vereinbarungen, von Capitulationen zu besitzen. Dabei hat Peter der Große sich auch noch später in dem Sinne vernehmen lassen, daß er die Privilegien Livlands eher vermehren, als vermindern wollte. Ebenso wurden von ihm auch die Unterwerfungsbedingungen, welche mit den damaligen Ständen Esthlands vereinbart worden waren, bestätigt. Peter der Große hatte also mit den Ständen, welche damals Livland und Esthland vertraten, die Unterwerfung dieser beiden Gebiete vereinbart: diese Vereinbarungen bezüglich Livlands und Esthlands wurden im Friedenstractat von Nystadt (1721) noch besonders sanctionirt. Aus den bezüglichen Capitulationen, wie auch aus dem Nystadter Friedenstractat geht unter Anderem auch ganz bestimmt hervor, daß in Livland und Esthland die evangelische Kirche wie vorher bestehen, und daß die griechische Religion dabei frei und ungehindert geübt werden sollte.

Nach den Vereinbarungen mit Peter dem Großen und nach dem Nystadter Friedenstractat hat in Livland und Esthland die griechisch-russische Kirche also nur das Recht freier Religionsübung, aber in keiner Weise das Recht, den anderen Confessionen gegenüber daselbst eine herrschende Rolle zu spielen oder gar Gewissenszwang auszuüben. In dieser Hinsicht und noch in manchen anderen Punkten begehen die Russificatoren mehr oder weniger flagrante Verletzungen derjenigen Rechtsgrundlagen, unter welchen jene beiden Provinzen sich dem Scepter Peters des Großen unterworfen hatten.

Wer wollte es wohl sich unterfangen, hervorzuheben oder vorauszusagen, welche Prüfungen den baltischen Provinzen Rußlands durch die Russificatoren unter Umständen noch vorbehalten sein könnten? Jedenfalls ist es zu bedauern, daß das Publikum in Deutschland verhältnißmäßig so wenig Interesse zeigt für jene Provinzen, welche augenscheinlich nur dann eine gedeihliche Zukunft haben können, wenn deutscher Geist, deutsche Sprache, Cultur und Sitte dort herrschend bleiben, und wenn zugleich die russische Kirche daselbst auf den Standpunkt einer geduldeten zurücktritt.

Irenius.

Digitized by Google

Die Duellwuth und ihre Heilung.

Das Duell ist in England seit mehr als einem Menschenalter ausgerottet, in Frankreich dagegen in neuester Zeit wieder zu besonderer Blüthe gelangt und macht auch anscheinend bei uns, als den beflissenen Nachahmern französischer Moden, wieder Fortschritte, so daß man es für nöthig gehalten hat, die Regierung um verschärfte Vorbeugungsmaßregeln anzugehen. Einen Erfolg aber können nur Maßregeln haben, welche zugleich eine unbefangene und nüchterne Auffassung der Sache in den betreffenden Schichten einbürgern, denn gegen phantastische Romantik kämpft der Gesetzgeber vergebens, zumal wenn er sich selbst auf diesem Standpunkte befindet und auch der Richter bei der Anwendung der Gesetze denselben theilt.

Man hat nicht ohne Berechtigung das Duell einen gothischen Unsinn genannt. In der alten Welt war es unbekannt und später ist es über die arische Völkerfamilie nicht hinausgekommen, innerhalb derselben aber hat es am meisten bei den germanischen und gothischen Stämmen Aufnahme gefunden, welche es dann bei den von ihnen vielfach durchsetzten und stammverwandten Slaven und Kelten einschleppten. Vielleicht hängt dies mit dem eigenthümlichen Ehrbegriff der Arier und der starken Neigung der Germanen zusammen, sich auf die eigene Person zu stellen.

Man sollte meinen, daß ein so verbreiteter Brauch, welcher fast als moralischer Zwang wirkt, einen tieferen Sinn haben müsse und es hat nicht an Bemühungen gefehlt, diesen in das Duell hineinzufinden. So hat man in demselben u. A. eine Berufung auf das Gottesurtheil sehen wollen, was in unserer glaubensschwachen Zeit ziemlich komisch klingt, abgesehen davon, daß das alte Gottesurtheil zur Beweisung von Thatsachen dienen sollte, die durch andere Mittel nicht festgestellt werden konnten. Eben so schwach ist die Erklärung des Duells als einer Form der Rache, denn es wäre eine sonderbare Rache, sich vor die Pistole des Feindes zu stellen. Den meisten Sinn hat es noch, in dem Duell eine Ehrenerklärung zu sehen, insofern der Beleidiger, wenn er die Forderung annimmt und mit dem Beleidigten auf die Mensur tritt, seine Person gegen den letzteren einsetzt und diesen damit als ihm gleichwerthig anerkennt. Nur schade, daß der Beleidigte mit der gleichen, in der Forderung liegenden Ehrenerklärung den Anfang machen muß, während er zugleich über die empfangene Beleidigung quittirt.

Es ist ein ziemlich verbreiteter Irrthum, in dem Duell ein Zubehör des Ritterthums zu vermuthen. Das Ritterthum entstand im 11. Jahrhundert und das Duell ist nicht vor dem 15. Jahrhundert aufgetreten, als das Ritterthum bereits im Verfall war, und hat sich erst im 16. Jahrhundert zu voller Blüthe entwickelt, als das Ritterthum erlosch. Zu dieser Zeit hatte sich der Unsinn so weit gesteigert, daß außer den beiden Duellanten auch die Secundanten fechten mußten. Das Ritterthum in seiner Blüthe kannte das Duell in unserem Sinne nicht. Die Turniere waren Kampfspiele, wenn auch oft mit blutigem Ausgang, ähnlich wie die verrückten Zweikämpfe der Ritter zu Ehren ihrer Damen. Fanden gelegentlich andere ernsthafte Zweikämpfe statt, so waren sie der Austrag bestehender Feindschaft, aber nicht eine nach besonderen Spielregeln veranstaltete Farce mit versöhnlichem Abschluß. Man darf sich in dieser Beziehung nicht irre machen lassen durch Romanschreiber und Dichter, welche es von jeher geliebt haben, das in Wirklichkeit ziemlich rohe Ritterthum mit phantastischem Glanze zu schmücken. Vielleicht deutet aber auf einen indirecten Zusammenhang des Duells mit den Rittern der Umstand hin, daß das Aufkommen des Duells mit dem Erlöschen des Faustrechtes ziemlich zusammentrifft, so daß das Duell an die Stelle der früheren ritterlichen Privatfehde getreten sein könnte. Die Ritter waren gewohnt, ihre Streitigkeiten mit der Faust auszutragen und fanden sich nunmehr auf die eigene beschränkt. An die Stelle der früher vorgeschriebenen Ansage der Fehde trat die Forderung zum Zweikampf und damit die Sache nicht in Meuchelmord ausarte, wurde sie mit gewissen Förmlichkeiten umgeben und diese unter ein strenges Ehrengesetz gestellt. Nachdem so die Beobachtung der Duellregeln eine Ehrenpflicht geworden, lag es nahe, das Duell selbst zur Ehrensache zu machen, wenn auch vorläufig nur für den Adel, als dem Erben des Ritterthums. Allmählich aber dehnte sich der Brauch auf weitere eximirte Kreise aus, wie die der städtischen Patrizier und der gelehrten Körperschaften und hat sich auch in der Folge auf die sogenannten oberen Schichten der Gesellschaft beschränkt. Diesem Unsinn unterworfen und zu demselben berechtigt zu sein, wird noch heute als ein Vorrecht betrachtet.

Wie weit diese Erklärung des Duells zutreffe, mag übrigens dahingestellt bleiben: es ist nur ein Versuch der Motivirung eines Unfugs, welcher in schreiendem Widerspruch zu unseren Sittlichkeitsbegriffen steht. Die Versuche, ihn aus praktischen Nützlichkeitsgründen zu vertheidigen, fallen kläglich aus. Man hat sich wegen der Nothwendigkeit des Duells bei dem Offizierstande darauf berufen, daß der Offizier bereit sein müsse, jeden Augenblick sein Leben für seine militärische Ehre in die Schanze zu schlagen und daß man diese Gesinnung fördern müsse, indem man ihn gewöhne, sein Leben auch an seine persönliche Ehre zu setzen. Die Ehre sei das Lebenselement des Soldaten. Abgesehen von der Frage, auf welche wir noch zurückkommen, ob die eigene Ehre überhaupt durch Handlungen eines Dritten verletzt werden könne, ist der Muth des Raufboldes etwas ganz Anderes, als der Muth der Pflicht und nur auf den letzteren kommt es bei dem Soldaten an. In den französischen Armeen des vorigen Jahrhunderts hatte sich das Duell unter den Offizieren zum beliebten Zeitvertreib und Sport ausgebildet und trotz dieser frivolen Nichtachtung des Lebens liefen sie bei Roßbach mit den Hasen um die Wette. Leonidas dagegen und seine Spartaner hatten niemals auf einer Mensur gestanden, die Griechen Alexanders eroberten Asien und die Römer unterjochten die ganze bekannte Welt, ohne diese sinnreiche Einrichtung zu kennen.

In der englischen Armee ist das Duell außer Uebung gekommen, ohne daß sie in den Verdacht der Feigheit gerathen wäre. Das großartige Signal Nelson's vor der Schlacht von Trafalgar: „England erwartet, Jedermann werde seine Schuldigkeit thun", trifft wohl noch heute den in ihr herrschenden Sinn und kein Feind hat ihren Rücken gesehen. Auch das deutsche Heer hat hinreichende Beweise geliefert, daß es zur Aufrechterhaltung seines Muthes besonderer kleiner Hausmittel nicht bedürfe und es ist eine wahrlich unverdiente Beleidigung, dergleichen für nöthig zu halten. Ebenso ist zur Erhaltung des guten Tones unter den jüngeren Offizieren das Duell überflüssig. Jetzt wacht der Ehrenrath über die Ausführung und wer sich seiner oft gesetzwidrigen Anweisung nicht fügt oder gar die Forderung unterläßt, wird aus dem Offizierstande gestoßen. Viel einfacher wäre es doch, der Ehrenrath hielte direct auf gute gesellige Umgangsformen und zöge selbst den dieselben verletzenden Beleidiger zur Rechenschaft, indem er ihm die Wahl zwischen Entschuldigung oder Austritt läßt. Das wäre viel wirksamer und die Strafe würde den Schuldigen treffen, während jetzt der Beleidigte zu der vermeintlichen Ehrverletzung vielleicht auch noch die Kugel des Gegners erhält. Wir sagen „vermeintliche Ehrverletzung", weil wir schlechterdings nicht begreifen, wie die eigene Ehre anders, als durch eigene Handlungen verletzt werden könne. Die wirkliche Ehre, wohl zu unterscheiden von der nach Außen gerichteten bloßen Eitelkeit, fordert nur sittliche Zufriedenheit mit sich selbst, und die kann ein Dritter nicht stören. Verletzt er die gesellschaftliche Form, so fällt der Schimpf der Rohheit auf ihn und seine Erzieher zurück, trifft aber nicht den Beleidigten, der für die schlechte Erziehung keine Verantwortung trägt. Liegt die Beleidigung in einer ehrenrührigen Anschuldigung, so wird diese durch eine Forderung zum Duell nicht widerlegt. Silberne Löffel nicht gestohlen zu haben, läßt sich nicht durch die Pistole beweisen. Findet die Anschuldigung allgemeinen Glauben, so gibt es kein anderes Mittel dagegen, als ein den Verdacht entkräftendes Verhalten, im anderen Falle trifft den Verleumder die ihm gebührende Verachtung aller Wohldenkenden.

Digitized by Google

Die eigene Ehre wird davon nicht berührt und alle Veranlassungen zu Duellen sind eigentlich nicht Verletzungen der Ehre, sondern der Eitelkeit. Darum sind die Duelle auch von jeher am meisten im Schwunge gewesen bei dem eitelsten Volke der Welt, den Franzosen, von welchen ihr eigener Voltaire sagt, einem Franzosen könne nichts Verdrießlicheres begegnen, als ungesehen gehangen zu werden. Selbst ein Conflict, der nach der allgemeinen Meinung fast unumgänglich einen blutigen Abschluß zu verlangen scheint, wird nur durch die verletzte Eitelkeit zu tragischem Ende getrieben. Wir meinen den Conflict des Ehemannes mit dem Verführer der Frau, welcher so häufig mit der Pistole ausgefochten wird.

Wenn durch einen Dritten ein anscheinend harmonisches Familienleben gestört wird, so ist es erklärlich und vielleicht natürlich, daß der Geschädigte den Störenfried haßt und allenfalls auch todtschlägt. Das wäre Rache für ein vermeintlich ihm angethanes Unrecht, welches in Wahrheit indeß nur der Austrag eines Unglückes ist, das ihn schon bei der Hochzeit befiel. Eine solche Rache ist nicht auf der Mensur zu suchen, sowenig man einen Betrüger fordert, statt ihn zu verklagen. Uebrigens ist der wirkliche Schaden selten erheblich, denn an einer liederlichen Frau ist wenig gelegen und die Erlösung von ihr vielmehr ein Gewinn. Noch weniger ist die Ehre beschädigt. Der Ehemann muß zwar während der Ehe die Frau vertreten und wird auch in ihr verletzt, der Schimpf jedoch, den diese freiwillig übernimmt und durch ihren Verführer sich zufügen läßt, berührt den Ehemann nicht mehr, denn es ist ja Ehebruch — wie die deutsche Sprache sinnig sagt — geschehen und die solidarische Gemeinschaft aufgelöst. Nur die unsterbliche Lächerlichkeit, welche seit Menelaus „dem guten" auf dem Hahnrei liegt, läßt diesen nicht ruhen, bis er sie auf die Spitze treibt und sich von dem Galan vielleicht noch dazu todtschießen läßt: ähnlich wie es die Hirsche auf den Brunftplätzen machen. Das Komische liegt hauptsächlich in dem sinnlosen Pathos. Ein viel eleganterer Abschluß wäre es — und wir empfehlen denselben den Verfertigern von Ehebruchs-Dramen und Romanen —: Menelaus ladet den Hausfreund zu Mittag und trinkt auf das Wohl des zärtlichen Paares, indem er die Dame liebreicher Fürsorge empfiehlt und zum Abschied viel Vergnügen wünscht. — „Unglücklicher Tartar!" rief nach der alten Anecdote der polnische Schloßherr dem die Frau entführenden Tartarenhäuptling nach, und hatte die Lacher auf seiner Seite. Der Ehebruch im Allgemeinen hat seine ernste sittliche Bedeutung, aber der einzelne Fall fordert immer den Humor heraus.

Viel wunderliches Zeug ist zu Gunsten der Studentenmensuren gesagt worden. Sie sollen die körperliche Entwickelung durch die nothwendigen Fechtübungen befördern, zu guten Sitten im Verkehr erziehen, den persönlichen Muth üben und geistige Frische erhalten. Die Gymnastik des Fechtens ist aber eine sehr einseitige und mit der des Turnens nicht zu vergleichen: unendlich mehr leistet der Militärdienst. Die kindische Romantik, mit welcher die Paukereien sich umgeben, ist eher geeignet, die jugendliche Raufluft anzuregen, als die Umgangsformen zu verbessern, und was in dem Studentencomment als Tusch gilt, kann doch unter halbfertigen Leuten keinenfalls als ernste Beleidigung angesehen werden. Die Paukereien, das übermäßige Biertrinken und der Burschenwichs sind Ueberbleisel antiquirter Rohheit, welche sich mit der modernen Cultur und ihren Ansprüchen nicht mehr zusammenreimen. Man kann die mit der Nase parirten Quarten und die Cerevismütze dem Kindskopf zu Gute halten, den sie schmücken, aber in der Stunde des Examens werden sie sich als Uebel erweisen. Wie endlich der Muth auf einer Mensur gestählt werden solle, wo die übliche Polsterung kaum den nothdürftigsten Platz für den zierenden Schmiß läßt, ist vollends nicht abzusehen, und was die geistige Frische anbetrifft, so lehrt die Erfahrung, daß der crasseste Renommirfuchs im späteren Leben sich gewöhnlich als der trostloseste Philister erweist. Man darf freilich der jugendlichen Ausgelassenheit einen billigen Spielraum nicht verschränken, aber es gibt bessere Formen dafür.

Wir erwarten keine Abhülfe von einer einfachen Verschärfung der bestehenden Gesetzgebung. Wer seinen Gegner im Duell tödtet, wird von keinem Richter gern als gemeiner Mörder behandelt werden und selbst dem härtesten Urtheil würde die Gnade folgen. Schon die jetzigen geringen Strafen werden auf diese Weise gemildert. Erst müßte eine allgemeine Umstimmung eingeleitet werden und dazu gibt England einen Fingerzeig, wo der Unfug längst gänzlich außer Gebrauch gekommen ist. Dort werden Beleidigungen und auch Störungen des ehelichen Friedens mit Geldentschädigung gesühnt und wenn auch bei uns das herrschende Vorurtheil noch zu mächtig sein dürfte, um ähnlichen Maßregeln einen durchgreifenden Einfluß zu gestatten, so ließe sich doch der Sache ein anderer, nach Geld schmeckenden Ballast anhängen, welcher sie aus den höheren Regionen der Romantik in das profaische Leben herniederzieht. Und zwar mit unfehlbarer, auch durch die Gnade nicht zu störender Wirkung und auf eine vollkommen einwandfreie Weise, indem man das Princip der Haftpflicht auf das Duell anwendet.

Der Arbeitgeber ist für jede besondere Gefährdung des Arbeiters bei der Arbeit verantwortlich, auch wenn dieser die Gefahr freiwillig übernimmt und er muß den Angehörigen, den aus der Beschädigung oder dem Tode des Arbeiters entstehenden Verlust ersetzen, ohne daß dazu ein Verstoß gegen gesetzliche Vorschriften nöthig wäre. Was dem nur erlaubte Zwecke verfolgenden gewerblichen Unternehmer billig ist, muß mindestens auch den Duellanten recht sein, welche sich gänzlich auf einem vom Gesetz verbotenen Boden befinden. Man mag ihnen zu Gute halten, daß ein moralischer oder vielmehr gesellschaftlicher Zwang den einen Theil zur Forderung und Beide zum Erscheinen auf der Mensur nöthigt, obwohl dies noch lange nicht eine vollgiltige Entschuldigung bildet. Allein weiter reicht der Zwang nicht. Daß sie den Gegner beschädigen oder tödten, ist ihr freier Wille und wenn schon die herrschende Befangenheit die Bestrafung mildert, so ist doch nicht einzusehen, warum die civilrechtlichen Folgen eines absichtlich begangenen Verbrechens weniger hart sein sollen, als die, welche den Arbeitgeber für ein absichtsloses geringes Versehen treffen. Daß sich der verunglückte Arbeiter unbewußt, der beschädigte Duellant aber bewußt der Gefahr ausgesetzt habe, ändert die Sache nicht. Die Gefahr des Ersteren lag in dem Zufall, die des Letzteren in dem bösen Willen des Gegners und wenn der gewerbliche Unternehmer schon den Zufall zu vertreten hat, so fehlt es an jedem vernünftigen Grunde, die schlimme Absicht des Duellanten von aller Verantwortung frei zu lassen.

Der Entschädigungsanspruch der Angehörigen des beschäschädigten oder getödteten Duellanten würde sich bei Verletzung von jungen, von den Eltern abhängigen Leuten auf Kurkosten, Störung in der Laufbahn, Ersatz für den Verlust der zukünftigen Stütze des Alters oder wenigstens der Erziehungskosten erstrecken, bei älteren aus der Beschädigung oder dem Verlust des Versorgers sich begründen. Er könnte unter Umständen recht bedeutend werden, allein jeder unbefangene Verstand müßte ihn billigen. Er hat dabei nichts Schimpfliches, denn er hindert Niemand, seinem verkehrten Ehrbegriff folgend auf die Mensur zu treten und seine Ehre auf seine Weise zu vertheidigen: er soll dies nur nicht auf Kosten Anderer, nicht direct Betheiligter thun. Wenn er dann weiß, daß er in der Person des Gegners auf seinen eigenen Geldbeutel zielt, wird wegen der Kostspieligkeit des Treffens das gegenseitige Vorbeischießen Mode werden und die Liebhaberei an der geschmacklosen Posse sich bald verlieren. Käme noch eine mäßige Ordnungsstrafe in Gelde zum besten der Ortsarmen hinzu, so würden auch die ungefährlichen Studentenpaukereien an Reiz verlieren, denn der frische Schmiß als Zahlungsanweisung an die Armenkasse würde ein kostspieliger Schmuck und den Eltern der flotten Burschen dürfte die Ritterlichkeit ihrer Söhne in trüberem Lichte erscheinen. Die wenigsten Duellanten machen sich ernsthafte Gedanken über die Gefahr: sie hoffen auf Glück und treten mit einem gewissen Rausch des Leichtsinnes auf die Mensur. Die sichere Aussicht jedoch, daß diesem Rausche selbst im glück-

Digitized by Google

lichsten Falle der Katzenjammer des Bezahlens folge, wird hinreichen, ihnen die Sache wirksam zu verekeln, der üble Beigeschmack aber zunächst eine ängstliche Vermeidung des Anlasses zum Duell hervorrufen, so daß dieses selbst immer seltener werden und allmählich ganz aus der Mode kommen würde. Pax.

Literatur und Kunst.

New-Yorker Kunstleben.

Von C. A. Houthumb.

Das New-Yorker „Metropolitan Museum of Art" befindet sich auf dem besten Wege, in nicht allzuferner Zeit mit den berühmtesten Museen der alten Welt erfolgreich in Concurrenz treten zu können. Aus kleinen Anfängen ist das Institut herausgewachsen; im November 1869 wurde die Gründung eines solchen Museums in einer öffentlichen Bürgerversammlung in Anregung gebracht und die Idee fand unter den reichen New-Yorkern einen so enthusiastischen Anklang, daß sofort bedeutende Summen gezeichnet wurden und auch die Staatslegislatur das Unternehmen durch reichliche Zuschüsse aus der Staatskasse unterstützte. In den ersten Jahren behalf man sich mit einigen Privaträumlichkeiten, doch als in den siebziger Jahren die Legislatur die Summe von einer halben Million Dollar für das Museum bewilligte, errichtete man in dem schönen Centralpark ein eigenes Gebäude, das im März 1880 der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Das Gebäude, 218 Fuß lang und 95 Fuß breit, bildet jedoch nur den ersten Theil einer ganzen Serie von zwölf ähnlichen Gebäuden, die durch Corridore mit einander verbunden, jedenfalls den in seiner Art imposantesten, wenigstens geräumigsten Museumsbau der ganzen Welt bilden werden, doch wird das immerhin noch einige Decennien in Anspruch nehmen, da man augenblicklich erst mit dem zweiten Pavillon der ganzen Serie begonnen hat. In der wissenschaftlichen Welt berühmt geworden ist das Museum bereits durch die sogenannte Di Cosuala'sche Sammlung cyprischer Alterthümer. Die Sammlung umfaßt in nicht weniger wie 10,000 Nummern die Resultate der durch viele Jahre unter Leitung Di Cosuala's veranstalteten Ausgrabungen auf der der Venus Cypria geheiligten Insel, namentlich eine außerordentlich reiche Auswahl phönizischer und altgriechischer Glas- und Töpferwaaren.

Die Museumsverwaltung (der Eintritt in das Museum ist nebenbei frei, nur an den beiden ersten Wochentagen kostet der Eintritt 50 Cents [zwei Mark]) veranstaltet in jedem Sommer eine sogenannte „Loan Exhibition", d. h. sie entlehnt von den reichen Kunstmäcenen und Sammlern des Landes Bilder und Kunstgegenstände aller Art, die dann bis zum nächsten Jahre ausgestellt bleiben und auf diese Weise mit jedem Jahre dem Museum eine neue Anziehungskraft verleihen. Eine ganz absonderliche Ueberraschung bereitete die Verwaltung dem Publikum in diesem Jahre durch die neue Gemäldeausstellung und man darf schon jetzt mit voller Bestimmtheit darauf rechnen, daß diese Abtheilung im Laufe der Zeit trotz aller phönizischer und altgriechischer archäologischer und ethnographischer Wunderdinge den glänzendsten und reichsten Mittelpunkt des ganzen Museums bilden wird. Das Museum besitzt bereits eine ganz stattliche und beachtenswerthe eigene Sammlung. An alten Meistern sind z. B. vorhanden: „Rückkehr der heiligen Familie aus Aegypten" von Rubens. Rubens malte dieses Bild für die Jesuitenkirche in Antwerpen unmittelbar nach der Vollendung seiner „Kreuzigung" für die Antwerpener Kathedrale und vor der Ausführung des Pendants „Die Kreuzabnahme"; das Bild ist vortrefflich conservirt; ein zweiter Rubens, der zur Sammlung des Cardinal Ferdu gehörte, ist „Löwen auf der Hirschjagd", ein ebenfalls sehr großes wohlerhaltenes Bild, von welchem sich eine wahrscheinlich von Snyders herrührende Copie in der Münchener Nationalgalerie befindet. Außerdem gehören zu der Sammlung zwei Van Dyck's: „Die heilige Martha ersucht Gott um Aufhören der Plage von Tarascon", das zum Königlichen Museum in Madrid gehörte und von dort von Joseph Bonaparte nach Frankreich entführt wurde und ein „Portrait des Fräuleins De Chrystin" von der Sammlung des Herrn de Ribaucourt, vortreffliche Bilder der Brüder von Ostade, Gaspard de Crayer („Alexander und Diogenes"), Dirk Hals, Tenier, Murillo, Velasquez u. s. w., eine hübsche Auswahl der Werke unserer besten amerikanischen Künstler und natürlich nebst manchem Mittelmäßigen auch eine ganze Reihe trefflicher Bilder aus den neueren und neuesten deutschen und französischen Schulen.

Als vor einigen Monaten die Wittwe des fünfzig- bis hundertfachen Millionärs A. T. Stewart starb, glaubte man, daß die berühmte Stewart'sche Kunst-Sammlung der Stadt als Eigenthum hinterlassen werden würde, aber das war ein schöner Gedanke, weiter nichts, denn weder Herrn Stewart noch auch seiner Gemahlin war es auch nur im Traume eingefallen, den kleinsten Theil ihres riesigen Vermögens und selbst nur einen bescheidenen Beitrag ihrer Kunstschätze auf den Altar des öffentlichen Wohls zu opfern. Ebenso engherzig schien auch der Haupterbe und Massenverwalter des Nachlasses, der Ex-Richter Hilton, zu sein, der wenige Wochen nach dem Tode der Frau Stewart den öffentlichen Verkauf der sämmtlichen Kunstschätze anordnete. Die Stewart'sche Sammlung hat dem Besitzer allerdings viel, sehr viel Geld gekostet, aber sie war ohne jegliches Kunstverständniß, ohne jeglichen Geschmack und namentlich ohne jegliche kunstgeschichtliche Rücksicht zusammengestellt worden und sie hatte nur insofern einen hohen Werth, als sie eine ganze Reihe wirklicher Meisterwerke z. B. Rosa Bonheur's „Pferdemarkt", Meissonier's „1807", Ludwig Knaus' „Kindergesellschaft", Auguste Bonheur's „Fontainebleau", Bongereau's „Kartoffelernte" u. s. w. u. s. w. umfaßte. In der letzten Märzwoche kam die Gemäldesammlung unter den Hammer und die Schätze, die zusammen 513,000 Dollar (2¼ Millionen Mark) einbrachten, wurden in alle Winde zerstreut; sehr angenehm überrascht wurde die Stadt jedoch gleich am Tage darauf durch die Mittheilung, daß Herr Cornelius Vanderbilt Rosa Bonheur's „Pferdemarkt", den er für 53,000 Dollar (210,000 Mark) erstanden, dem Museum of Art zum Geschenk gemacht hatte. Wenige Tage später erfuhr man, daß ein anderer New-Yorker Mäcenas und Millionär Herr George J. Seney dem Museum eine Collection von zehn Bildern, meistens der modernen französischen Schule angehörend, die einen Werth von 40,000 Dollar repräsentirten, zum Geschenke gemacht hatte. Kaum aber hatte die Museumverwaltung Zeit gefunden, Herrn Seney einen Dankbrief zu schreiben, da wurde ihr bereits von Gerichtswegen notificirt, daß das kürzlich verstorbene alte Fräulein Katharine Lorillard Wolfe, dessen Vater ein großer Kunstkenner und Sammler gewesen, ihre ganze reiche Gemäldesammlung testamentarisch dem Museum hinterlassen habe. Diese Sammlung wird von tüchtigen Kennern auf eine halbe Million Dollars geschätzt und außerdem hatte das Fräulein noch eine Summe von 300,000 Dollar angewiesen, die zum Theil dazu verwandt werden soll, einen besonderen Raum für die Sammlung einzurichten, während der übrig bleibende Rest zinslich angelegt und später zum Ankauf neuer guter Bilder verwandt werden soll. Diese letzte Sammlung ist bis jetzt dem großen Publikum nicht zugänglich gewesen, doch versichern die Kunstkenner, die Gelegenheit hatten sie zu mustern, daß dieselbe von weit höherem künstlerischen Werthe sei wie die Stewart'sche und sowohl an alten Meistern wie an den Erzeugnissen der späteren und spätesten Schulen aller Nationen überaus reichlich ausgestattet sei. Zu weiteren werthvollen Geschenken fühlten sich die Herren William Carr und William Schaus veranlaßt und noch vor wenigen Tagen traf hier die Nachricht ein, daß der in London lebende Amerikaner Herr Junius S. Morgan dem Kunstmuseum ein großes Gemälde von der Hand des berühmten englischen Malers Sir Joshua Reynolds zum Geschenk gemacht habe: eine Portraitgruppe der drei „Trustees" des zehnten Grafen von Westmoreland, für welchen das Bild im Jahre 1780 ge-

Digitized by Google

malt wurde. Das Bild blieb bis vor Kurzem im Besitz des gräflichen Hauses und wird jetzt binnen Kurzem dem Museum einverleibt werden.

Die letzte und man kann wohl sagen größte, weil unerwartetste Ueberraschung stand jedoch dem Publikum bevor, als die diesjährige Ausstellung im Metropolitan-Museum wirklich eröffnet wurde, denn da hing richtig der berühmte Meissonier „1807" („Die Parade von Friedland"), das Hauptstück der Stewart'schen Sammlung, im Hauptsaal und zwar als Geschenk des — Richters Hilton, der das Bild bei der Auction für 66,000 Dollar zurückgekauft hatte, und diesem gegenüber hing, ebenfalls als Geschenk des Richters Hilton Edouard Détailles „Vertheidigung von Champigny", das Hilton im Jahre 1879 in Paris für 35,000 Dollar gekauft hatte; außerdem hatte noch der Schwiegersohn des Richters, Herr Horace Russel, Karl v. Piloty's „Thusnelda beim Triumphzug des Germanicus" ebenfalls zur Stewart'schen Sammlung gehörend, beigesteuert. Das war in der That eine wirkliche Ueberraschung, da man sich von der Engherzigkeit des Richters Hilton einer solchen Freigebigkeit gar nicht versehen konnte.

Unter diesen Umständen präsentirt sich die diesjährige Ausstellung in ganz ungeahntem Glanz und Reichthum. Den am meisten in die Augen fallenden Mittelpunkt der Ausstellung bildet Rosa Bonheur's „Der Pferdemarkt." Rosa Bonheur stellte dieses Bild im Jahre 1853 im Pariser Salon aus, fand aber keinen Käufer und selbst als sie es ihrer Vaterstadt Bordeaux für den lächerlich kleinen Preis von 12,000 Franken anbot, ging die Stadt nicht auf das Angebot ein; später zahlte ihr der Londoner Kunsthändler Ernest Gambart 40,000 Franken zugleich mit dem Privilegium, dasselbe im Stich vervielfältigen zu lassen; da sich aber von dem Bilde bei den colossalen Dimensionen nicht gut ein Kupferstich herstellen ließ, malte Rosa Bonheur dasselbe Bild in vierfacher Verkleinerung und nach dieser Copie hat seiner Zeit Thomas Landseer einen Kupferstich genommen; die kleinere Copie befindet sich augenblicklich in der Londoner Nationalgalerie, das Original kam Ende der fünfziger Jahre nach New York und wurde 1870 von Herrn Stewart für seine Sammlung angekauft; bei der kürzlichen Auction kaufte es, wie gesagt, Herr Cornelius Vanderbilt und schenkte es dem Museum.

Dem Bonheur gegenüber hängt das gleichgroße Bild des bekannten in Paris lebenden böhmischen Malers Wenceslaw Brozik, „Christoph Columbus am Hofe Ferdinands des Katholischen und Isabellas von Castilien", das vor einigen Monaten von dem bekannten Kunstmäcen Morris K. Jesny angekauft und dem Museum zum Geschenk gemacht wurde. Meiner Ansicht nach hat dieses Kolossalgemälde keinen besonders hohen Kunstwerth, das Colorit läßt kalt und die Gruppirung der Figuren, wie auch die individuelle Charakterisirung derselben ist im Grunde genommen eine recht dürftige, ohne jegliches künstlerisches Feuer und poetischen Schwung. Während diese beiden Bilder die beiden Schmalwände dieses Saales einnehmen, bilden den Mittelpunkt der beiden Längswände Meissonier's „1807" und Edouard Détaille's „Die Vertheidigung von Champigny". Meissonier's „Friedland 1807" ist, ich möchte fast sagen, eine etwas aufdringliche Glorification Napoleon I.; in einem vom 27. Januar 1876 datirten Briefe Meissonier's an Herrn Stewart, der zu der Zeit das Bild für 60,000 Dollar gekauft hatte, heißt es unter anderem: „Ich hatte nicht die Absicht, ein Schlachtenbild zu malen — ich wollte Napoleon im Zenithe seines Ruhmes darstellen; ich wollte die Liebe, die Bewunderung der Soldaten für ihren großen Führer, auf den sie volles Vertrauen hatten und für den sie freudig in den Tod gingen, malen." In Bezug auf Technik und Detailmalerei gilt „1807" ja wohl als das Meisterwerk Meissonier's, und in der That ist es ein Bild voll Leben und Wahrheit, aber es muthet uns etwas fremd und sogar aufdringlich an, so etwa wie eine überschwängliche Ode Victor Hugos. Wenn man mir die Wahl ließe zwischen diesem Meissonier und dem gegenüberliegenden Détaille, ich glaube ich würde letzteren wählen, trotzdem er um die Hälfte „billiger" ist, wie der Meissonier. Bekanntlich ist „Die Vertheidigung von Champigny" vor Jahren auch bereits in Deutschland ausgestellt gewesen und hat auch dort volle Anerkennung gefunden. Es stellt eine furchtbare Episode aus dem blutigen Schlachttage vom 2. December 1870 dar, die Vertheidigung Champignys durch die Division des General Ferron gegen den Angriff der Sachsen und Württemberger, und geradezu bewunderungswürdig ist die klare Diction, die überaus einfache und natürliche Darstellung der Situation, da ist nichts Aufdringliches, kein marktschreierisches Hervortreten der „Gloire" und der „grande Nation", sondern stricte, gerade in ihrer Einfachheit doppelt wirkungsvolle Wahrheit, gewissermaßen ein in Farben umgesetztes Capitel einer durchaus sachgemäßen Kriegsgeschichte. Karl v. Piloty's „Thusnelda", die gewissermaßen zu diesen beiden Bildern gehört (Geschenke der Familie Hilton) hängt in einem anderen Saale. Piloty malte dieses Bild zuerst und erst nach diesem das größere Bild, welches Eigentum der Münchener Galerie, und also im gewissen Sinne eine Copie dieses Originales bildet.

Von dem übrigen Bildern möchte ich noch besonders hervorheben Henry Lerolle's „Probe auf der Orgelbühne", Carl Marr's (aus der Münchener Schule, Schüler von Dietz) „Klatscherei" und „Das Geheimniß des Lebens", Josef Israel's (Holländer, Schüler Picots in Paris) „Erwartung" und „Der schüchterne Liebhaber", zwei Landschaften mit Schafen des Holländers Anton Mouve und Leon Augustin Lhermitte's „Die Weinernte", eine mit realistischer Keckheit und kühner Farbengebung gemalte Winzerscene aus einem südfranzösischen Weinberge. Die vier genannten Bilder gehören bis auf das letztere zu den von Herrn Seney geschenkten Gemälden, doch specielle Erwähnung verdienen unter denselben noch Baixeras „Hafen von Barcelona" und Julien Duprés „Der Ballon". Verdaguer Dionisco Baixeras ist ein geborener Barcelonaer und dieses vortreffliche Bild, drei prächtige, kernig mit keckem Realismus gemalte Matrosengestalten in einer Jolle, erregte im vorigen Jahre im Pariser Salon ungewöhnliches Aufsehen, während Julien Duprés „Ballon" — eine Gruppe Bauern hört bei der Feldarbeit auf, um einem in der Ferne vorbeiziehenden Luftballon nachzuschauen — eines der besten Bilder der älteren französischen Schule dieses Jahrhunderts bildet. Es würde mich natürlich zu weit führen, noch auf weitere Einzelheiten einzugehen, doch werden ja diese Namen wohl genügen, um den hohen künstlerischen Werth der Kunstausstellung erkennen zu lassen.

Nicht unerwähnt möchte ich es hier lassen, daß aus dem Atelier des bekannten Photographen Wilhelm Kurtz eine Photographie der Rosa Bonheur'schen Bilder „Der Pferdemarkt" hervorgegangen, die in ihrer Art ebenfalls ein wirkliches Kunstwerk ist. Herr Kurtz hat bei diesem Bilde die von Professor Hermann Vogel in Berlin entdeckte und von diesem selbst in der „Gegenwart" beschriebene Azaline-Methode angewandt, wodurch vermittelst optischer Sensibilitoren das Photographiren farbiger Gegenstände wesentlich insofern erleichtert oder vielmehr vervollkommnet wird, als jede Farbennüance des Originals auch auf der Photographie den richtigen Tonwerth erhält. Herr Kurtz hat bereits eine ganze Reihe der hier erwähnten Bilder nach dieser Methode reproducirt und dieselben haben in New-Yorker Kunstkreisen ganz ungewöhnliche Aufmerksamkeit und gerechte Bewunderung erregt.

Vielleicht dienen diese Mittheilungen dazu, die irrigen Ansichten, die noch immer drüben, selbst in den gebildeten Kreisen herrschen, daß nämlich Nordamerika in Bezug auf Kunst und Kunstbestrebungen noch immer das reine Böotien ist, richtig zu stellen. Von einem Lande, in welchem ein Museum im Laufe weniger Wochen Kunstgeschenke im Werthe von weit über einer Million Dollar erhält, in welchem für Munkacsy's Bild „Christus vor Pilatus" 115,000, und für desselben Meisters „Tod Mozart's" 50,000 Dollars bezahlt werden, um nur ein paar Thatsachen aus der „Kunstgeschichte" der letzten Monate anzuführen, darf man doch wohl behaupten, daß in ihm das Interesse für die Kunst ein reges und lebendiges ist.

Digitized by Google

Eine culturgeschichtliche Quellenschrift.

Von Bruno Gebhardt.

A. d. 1518 uff sontag den 3. tag januarii zu 4 uren vurmittage, do Leo der 10. romischer pabst im 6. jare, Maximilian von Oisterich romischer keiser im 31. jare siner kronung und Herman von Widt erzbischof und churfurst von Coln im 3. jare nach siner erwelung, auch Conrad Schurnfelz und Adolf Rink, burgermeister zur zit der stat Coln, im regiment waren, in der sexter indiction oder romerzinszal, bin ich Herman von Weinsberch binnen der frien richsstatt Coln am Rhein in s. Jacobs kirspel uff der Bach am Weitmart in dem zinshaus ader teil miner vurelteren ader fatterlichem haus Weinsberch, neigst dem haus zu den Zwein Dauben gelegen, oben uff der kameren des ersten gebonnes zur straißen warz, ehelich und frei, recht und selecht, stark und gesont von obgenanten Christian von Weinsberch und Sophien Kort, eheluden, minen lieben fatter und motter, zu der welt gezilt und geboren worden.

Mit diesen Worten stellt sich der Verfasser der soeben erschienenen*) Chronik „Das Buch Weinsberg" seinen Nachkommen, für die sie bestimmt war, und nun auch seinen epigonen Lesern vor. „Kölner Denkwürdigkeiten" nennt der Herausgeber, Konstantin Höhlbaum, das Buch, aber weit über den engen Rahmen der alten Stadt hinaus wird und kann diese Familienchronik Beachtung finden. Die moderne Leserwelt liebt den historischen Roman, und die modernen Schriftsteller kommen, vielleicht zu überreichlich, dieser Neigung entgegen. Aber was ist denn an der großen Menge der sogenannten historischen Namen wirklich historisch? Ein paar Persönlichkeiten, die aus der Geschichte bekannt sind, ein paar Ereignisse, die sie angehen, die Schilderung einer antiken oder altdeutschen Zimmereinrichtung und noch einige andere Aeußerlichkeiten bilden den Hintergrund, vor dem sich meistentheils Menschen bewegen, die im neunzehnten Jahrhundert geboren und erzogen sind und wie auf einem Maskenball oder Künstlerfest in den geliehenen Costumen vergangener Zeiten mehr oder minder geschickt umherwandeln. Man wird kaum bestreiten, daß dieses Recept den meisten Mixturen, die sich historische Romane nennen, zu Grunde liegt. Nun, auf diese Weise wird der Leser nie ein Bild vom Leben und Treiben der Vorwelt, vom Denken und Fühlen der Ahnen gewinnen; wer das anstrebt, muß an die Quellen gehen, die reichlich genug fließen. Ich meine nicht, daß ausgebreitete und kritische Quellenstudien betrieben werden müssen, sondern nur, daß der Leser, dem es wirklich darum zu thun ist die Vergangenheit kennen zu lernen, Werke zur Hand nehmen muß, die in der Vergangenheit entstanden sind. Auch hier gilt das Wort: „Wer den Dichter will versteh'n, Muß in Dichters Lande gehn." Kenntniß und Verständniß einer Epoche wird aus der Lectüre einer einzigen Quellenschrift weit mehr gewonnen, als aus Dutzenden historischer Romane und vor allem aus derjenigen Art Quellenschriften, die mehr culturhistorisch als politisch gehalten sind. Gerade das sechzehnte Jahrhundert weist einige bedeutende Leistungen in dieser Memoirenliteratur auf, so die Selbstbiographien des Götz von Berlichingen, Hans von Schweinichen, Sebastian Schertlin, Bartholomäus Sastrow, der beiden Platter, Vater und Sohn; diesen schließt sich nun, eigenartig, durch seine Lebensstellung verschieden, wenn auch unbedeutender als jene, Hermann Weinsberg an.

Der vorliegende erste Band des Gedenkbuches umfaßt die ersten drei und dreißig Lebensjahre des Verfassers:

„A. 1551 den 3. aprilis bin ich sundiger armer mensch so alt geweset als min gott und her Jhesus Christus nach der menschheit was, do hie gekrutzigt wart, und ich hab duck gehort, das sulch alter, nemlich 33 jar, das volkomenste alter sei und das zum jongsten tag alle menschen vur dem richtstoil Christen in sulcher gestalt erscheinen sollen, als weren sei 33 jar alt, sei sturben glich in der kintheit ader alterdum."

Er berichtet über die Verhältnisse seiner Eltern, seine eigene Jugend und Erziehung, über die Uebernahme von Aemtern und Geschäften bis über seine Heirath und den Tod seines Vaters hinaus. Neben diesem rein persönlichen Inhalt finden sich auch zahlreiche Nachrichten über die Weltverhältnisse politischer und kirchlicher Art, doch sind diese letzteren nicht originell, sondern aus leicht zugänglichen Quellen, vor allem aus dem trefflichen Sleidan und einer gegen diesen gerichteten Schrift, geschöpft und ihre Mittheilung rechtfertigt sich nur dadurch, daß es immerhin von Werth ist zu sehen, welche allgemeinen Verhältnisse die Aufmerksamkeit des reichsstädtischen Bürgers fanden. Eigenthümlich ist Weinsbergs Stellung zur Reformation; in Köln blieb bekanntlich die alte Kirche erhalten und der Reformversuch Hermanns von Wied fand innerhalb und außerhalb der Stadt Gegner und blieb erfolglos. Unser Chronist ist in der That gut katholisch, aber trotz alles Bedauerns über die Kirchenspaltung bewahrt er auch den Protestanten eine ruhige Objektivität, die ihn vortheilhaft auszeichnet. Als er von Luthers Anfängen erzählt, setzt er hinzu: „Ob aber der schade ader der nutz groißer sei, das weis got; ich gebe das den fromen gelerten heim und wunschen durch die gnade gotz eine gemeine eintragt im rechten glauben bei allen lieben christen. Aber alle mine vurelter sint bei der catholischer kirchen pliben und darbei in got verstorben; so gedenk ich auch bei der hilliger Kirchen zu pleiben, wie min vurelter alle getain haben; die hillige kirch worde mich dan anders lehren"; bei Erwähnung der Gefangenschaft Philipps von Hessen trägt er kein Bedenken hinzuzufügen: „Er war vurhin gegen die geistlichen und catholischen seir koin, straff und hart, was nemans durft gedenken, das tet er. Darumb hat fillicht der geistlich stant herzu lengwasser geben, fillicht er hatz auch wol verschuldet"; und bei Luthers Tode, da registrirt er gleichsam die verschiedenen Ansichten:

Die evangelischen haben in hoichlich beclagt, innen vor einen Dutzschen apostel gehalten und im zugeschriben, das er ein hilliger und hoich gelerter man gewesen sei, der das rein wort Gottes widder an den tag pracht hab und ein ursach gewesen sei, das vil mißbruch des stoils von Rom und der geistlicheit abgestallt sint. Aber die catholischen hilten in vur iren groisten siant, vur einen Ketzer, uffrorigen, eitbruchigen und verforer der menschn, das er noch kurz vor sinem toit bewesist sult haben, scilicet: pestis eram vivus, moriens tua mors ero, papa. Dan es ist nit anders, dan das er dem pabstumb den allernhoigsten abbruch hat getain, der in tausent jaren ist beschein. Was aber heirin zu urtelen, befelen ich den fromen verstendigen.

Dieses maßvolle Urtheil in der brennendsten Frage jener Zeit ist für die Erkenntniß der Stimmung in den Kreisen der Bürger sehr werthvoll, zumal da es von einem Bürger zu „Rom am Rhein" abgegeben wird, und wir möchten gern annehmen, daß unser Weinsberg auch hierin der Typus eines Mannes aus dem wohlhabenden und gebildeten Mittelstand ist, als den er sich vielfach erweist. Sein Vater war ein angesehener Mann, der zeitlebens städtische und kirchliche Aemter bekleidete und als Burggraf des Rathhauses und Kirchmeister von St. Jakob 1549 starb. Hermann war der älteste Sohn und wurde sorgfältig erzogen; er muß übrigens ein ausgezeichnetes Gedächtniß besessen haben, wenn er in so späten Jahren, als er seine Chronik schrieb, sich noch so genau auf jeden Jungenstreich und auf jede Prügel erinnerte. Er verzeichnet sorgfältig, wann er „geruddelt" hat, d. h. die Masern hatte, wie er sich ein Loch in den Kopf schlug; er schildert nach der Erzählung seiner Mutter die erste Kleidung, ein blaues Röcklein und ein rothes Mützchen mit hohen runden Aufschlägen, ein Neujahrsgeschenk der Großmutter, „und wie mir meine Mutter berichtet hat, soll es mir wohl gestanden haben, denn ich war dieser Zeit voll an Leib und Haupt und hatte blonde Haare: Vielleicht da ich meiner Mutter erstes Kind war, dachte sie, ich wäre sehr schön; denn ein jeder denket, sein Eulchen wäre ein Täubchen." Seinen Garderobenbestand und sein Aussehen beschreibt er übrigens in späteren Jahren

*) Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert bearbeitet von Konstantin Höhlbaum. I. Leipzig, Verlag von Alphons Dürr, 1886. Das Werk bildet die dritte Publikation der überaus thätigen Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde.

Digitized by Google

wiederholt, vergißt beispielsweise nicht seinen Hochzeitsrock zu schildern, der aus schwarzer Wolle war, mit Marder gefüttert und besetzt, die Aermel mit schwarzem Sammt geziert, und die sonstige Ausstattung zu nennen, die er in die Ehe mitbrachte. Er erzählt gern kleine Anekdoten, die theilweise recht charakteristisch sind und manchen Einblick in die Sprech- und Verkehrsweise der Zeit gestatten. Merkwürdig ist es, wie bei allem Wandel in der Denkart der Menschen und in den Culturzuständen Kinderspiele und Knabenstreiche dieselben blieben. Am Anfange des 16. Jahrhunderts spielten die Knaben ebenso mit dem Brummkreisel, mit Knöcheln und anderm Spielzeug wie unsere Jungen, warfen gelegentlich einmal ein paar Fensterscheiben ein, gingen hinter die Schule, kurz, waren zu allen Zeiten gleich. Hübsch ist die Erzählung, wie der elfjährige Hermann von Zahnweh gepeinigt, statt in die Schule in die Kirche zum Altar der heiligen Appolonia schleicht und sie, die Macht über die Zähne hat, um Befreiung von den Schmerzen bittet. Als er Nachmittags, vom Lehrer um sein Ausbleiben befragt, zur Entschuldigung Mittheilung davon macht, sagt der gestrenge Herr Präceptor: plus valet obedientia quam victima und greift zum Stock, schenkt aber dem Bittenden schließlich die Strafe mit der Mahnung: Es wäre eine Zeit zur Kirche zu gehen und eine Zeit zur Schule zu gehen.

Weinsberg besuchte zu Köln und Emmerich die Schule, wurde in seiner Vaterstadt Student und wurde 1537 magister artium. Dann wandte er sich juristischen Studien zu und wurde Rector einer Burse, d. h. Vorsteher und Verwalter einer solchen Stiftung, in der Studenten Wohnung und Verpflegung erhielten. Einen nicht geringen Raum füllen seine Bursenerlebnisse aus: Zwistigkeiten unter den Studenten, die bis zum Todtschlag ausarteten, Verschwörungen gegen ihn, ein wildes, rohes Leben, dessen nähere Betrachtung besonders Herrn Janssen und anderen ultramontanen Historikern empfohlen sei, die nicht genug über die Völlerei und Sittenlosigkeit der Studenten auf den protestantischen Universitäten zu erzählen wissen. Amüsant ist die Naivetät, mit der Weinsberg mancherlei erzählt. „Ich hab auch sulchs an mir gehatt, wan ich vil gedrunken hab, so plach mir der Kop morjens fru seir wehe zo doin und das gebrech hat mich nit willen erlaissen," was ihm wunderbar erschien. Wie ernsthaft übrigens der Trinkcomment gehandhabt wurde, zeigt folgende Anekdote. Hermann war mit einigen Genossen beim Kirchmeister von St. Jakob zu Tisch geladen, und da auch einige Canonici anwesend sein sollten, so sorgten die Burschen vor jenen als den Geübten und verabredeten, unter einander sich nicht zuzutrinken und auch nicht anzuzeigen, wenn einer absichtlich den Wein verschüttete — was einem der Theilnehmer an der Verabredung schwere Gewissensbisse machte.

Allmählich wurden ihm aber die Verhältnisse in der Burse unerträglich, und er legte die Stelle als Rector nieder; trotz seiner Jugend wird er bald darauf (1543), wenn auch nicht ohne Widerspruch, in den Rath gewählt und wurde Licentiat der Rechte. Er hatte übrigens in seines Vaters und seinem eigenen Interesse außerordentlich viel Gelegenheit seine juristischen Kenntnisse zu verwerthen, da beide zahllose und langwierige Processe führten, die in der Chronik mit den größten Raum beanspruchen, aber ebenfalls typisch für die Zeit und die Menschen sind. Im Alter von 26 Jahren läßt er sich nun einen Vollbart wachsen — er widmet ihm eine längere Schilderung — und geht auf Freiersfüßen bei der 48jährigen Wittwe Gretchen Meinerzhagen zum Kranz auf dem Altmark, „welches Haus sie kürzlich gebaut hatte und war eine sehr reiche Frau" — aber unser Hermann erhält einen Korb. Er beginnt jetzt Advocatenpraxis, wie es scheint, ohne großen Erfolg, denn er sagt selbst:

Es sind wol etliche advocaten und doctores, die durch sonderliche geschicklichkeit aber durch gutte frunde in groiße ansehen komen, groiße digniteten, mangelt (Lohn) beinsten und derglichen beifell und abentur erlangen neben irer arbeit. Die haben sich deß zu erfreuwen, aber in dem planeten bin ich villicht nit geboren, das mir sulches geburren mochte. Ich hatte auch die gnade von gode dem herren nit, das ich redselich ware aber stark von memorien, daran es mir sil felet; doch dank ich got in der hohen der ander aller gnaden und barmherzichkeit.

Deshalb betheiligte er sich sehr viel an den Geschäften des Vaters, fuhr für diesen Wein einkaufen, versuchte aber auch wohl eine academische Stelle zu erlangen, während er eine kirchliche ausschlug. Endlich im Jahre 1548 heirathete er eine begüterte Wittwe von 36 Jahren, Weisgin Ripgin, die ihm ein Haus, ein blühendes Geschäft und zwei Kinder zubrachte: „Das sei aber Kinder hatte, deß moist ich mich getrosten, so hatt sei dargegen narung, inkomst und einen gesatzten stoil; dan wer kan alle hecken scheuwen." Seine Gattin schildert er: Weisgin oder Weis heißt mine Hausfrau, habe nie eigentlich erfahren können, was der Name bedeuten soll, denn zu Neuß war er ziemlich gebräuchlich; einige meinen, er heiße lateinisch sapientia, alba oder candida. Sie war von Angesicht von jung auf schön gewesen und auch noch zur Zeit, an Leib von ziemlicher Länge und Größe, war gottesfürchtig, tugendsam, erwerbsam, fröhlich und friedsam, was mich auch bewog sie zur Ehe zu nehmen. — Die Frau betreibt ihr Geschäft mit Leinwand und Stoffen weiter und der Ehemann zapft Wein aus, was seinem Vater um seiner communalen Stellung willen nicht gestattet war, und so leben sie trotz mancher Zwischenträgereien, die aus früheren Verhältnissen herstammen, friedlich und gut miteinander.

Wir verlassen unsern Chronisten bei diesem wichtigen Lebensabschnitt; vorher und nachher findet sich des Interessanten soviel, daß die Auswahl für eine empfehlende Mittheilung schwer wird. Es ist ein Stück kernigen Bürgerthums in Haus und Stadt, das die Chronik vor unsern Augen entrollt, nicht idealisirt, nicht modernisirt, sondern wie es in Wirklichkeit war. Auch der Herausgeber sagt mit Recht: „Das Gedenkbuch seines Lebens bleibt ein Stück der Wirklichkeit. Die Dinge, welche thatsächlich bestanden, nimmt man in ihm wahr, nicht die, welche man zu finden wünscht, indem man von rechts oder links an sie herantritt. Hiermit ist der Zweck dieser Veröffentlichung gegeben." Kein geringer Reiz liegt auch darin, daß der Autor so ungeschminkt, so ganz ohne Hinblick auf die Oeffentlichkeit geschrieben hat, da sein Gedenkbuch nur Familienchronik sein sollte. Da ist ihm denn das Kleinste und Geringste der Mittheilung werth, jeder Scherz der Geschwister, jedes Erlebniß der Eltern — und gerade dadurch wird sein Buch eine ungetrübte Quelle, um Leben und Sitten, Denken und Fühlen, Handeln und Sein einer thätigen Familie in einer großen Stadt des 16. Jahrhunderts kennen zu lernen. Schließlich sei erwähnt, daß die Sprache keine große Schwierigkeit bereitet, zumal der Herausgeber anhangsweise eine Worterläuterung hinzugefügt hat. Der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde und dem Herausgeber gebühren Dank und Anerkennung für diese Bereicherung unserer Literatur, deren Fortsetzung hoffentlich bald erscheinen wird.

Die realistische Strömung in unserer Literatur.

Von Arnold Fokke.

(Schluß.)

Speciell für den Roman, das Epos der Neuzeit, hat man, wenn Immermann mit seinem Münchhausen in Deutschland nicht gelten soll, in den großen Engländern die unübertroffenen Vorbilder. Um von ihnen bloß Boz und Thackeray zu nennen, so ist neben ihrem Glanze Zola nur ein trübe brennendes Talglicht. Man hat es an ihm gerühmt, daß er der modernen Entwicklung des Lebens Rechnung trage und seinen Standpunkt in der unmittelbaren Gegenwart nehmend, dichterisch ihren Interessen Förderung bringe. Aber hat das Boz nicht um so viel früher gethan, als der Umschwung des modernen Lebens in England eher, als in anderen Ländern einsetzte? Fast in allen seinen Romanen werden die socialen Zustände seines Landes, als Wirkung der Industrie des Jahr-

Digitized by Google

hunderts, aufs eingehendste behandelt. Nur darin liegt der Unterschied, daß der englische Dichter nicht von den ihn umtosenden Wellen verschlungen wird, sondern hoch über Brandung und Sturm die freie Stellung behauptet. Weiter ist als ein Vorzug an Zola hervorgehoben worden, daß er zuerst die Darwin'sche Theorie von der Vererbung in seinen Romanen verwerthe. Es ist das nicht wahr. In diesem Punkte hat er außer anderen seinen Vorgänger in Thackeray, der in seinem Harry Esmond, den beiden Virginiern und Arthur Pendennis diese wissenschaftliche Erkenntniß dichterisch in unübertrefflicher Weise verwendet. Aber auch hier unterscheidet sich Zola von seinem englischen Vorgänger dadurch, daß er das in die Erzählung hineingetragene Princip nicht poetisch vergeistigt, sondern daß er es in der ihm eigenen langweiligen und ermüdenden Weise wie der Professor ex cathedra zu demonstriren sich abmüht.

An den beiden englischen Dichtern soll nicht das so sehr gelobt werden, daß sie in ganz anderm Maße als der französische das ganze Leben umfassen, als daß sie von einem erhabenem Standpunkte das Licht ihrer Beleuchtung in die Betrachtung der Dinge fallen lassen. Die Stellung, die sie zu ihren Stoffen einnehmen, ist die rein menschliche, und eben dadurch erheben sie sich so hoch über ihre Zeitgenossen. Dieselbe hält sich fern von aller Tendenz und zwar eben so sehr von aller politischen, als wissenschaftlichen; denn mag diese für einen Namen tragen, welchen sie will, sie ist der Tod jedes Kunstwerkes. Daß das so ist, kann man leicht an den Romanen Gustav Freytags darthun, welche er unter dem Namen „Die Ahnen" veröffentlicht hat. Wie kommt es, daß der letzte derselben nach dem Urtheile aller Kenner so sehr gegen alle vorhergehenden abfällt? die Antwort ist folgende. Während der Dichter in allen übrigen über seinem Stoffe steht und in freier künstlerischer Thätigkeit denselben verarbeitet, Licht und Schatten nach allen Seiten hin ohne Voreingenommenheit vertheilt, vermag er in seinem letzten Romane diese beherrschende Stellung nicht zu behaupten, sondern er sinkt in den Stoff selbst hinab. Nicht er ist mehr Herr der zu gestaltenden Materie, sondern diese beherrscht ihn; Freytag nimmt Partei und damit hat er sich der Freiheit begeben, es kann nicht anders kommen, als daß trotz mancher Schönheiten im einzelnen der Roman als Ganzes im Sande verläuft.

Will man dichterische Objectivität bewundern, die sich selbst über das Gedränge der Gegenwart zu heben und über ihm zu halten vermag, so muß man bei Fritz Reuter einkehren. Es soll nicht behauptet werden, daß Gustav Freytag diesem Anspruche in seinem Romane „Soll und Haben" nicht gerecht geworden wäre, aber es will mir scheinen, als ob in vollendeterem Maße die Erscheinung in dem plattdeutschen Dichter hervorträte. Im Roman Ut mine Stromtid wird die wilderregte Zeit des Jahres 1848 behandelt. Reuter hat selbst in den Wogen dieser Zeit gestanden, aber sie reißen ihn nicht mit sich fort. Ich kenne keine Dichtung alter und neuer Zeit, in welcher der Dichter vollständiger hinter seinem Stoffe verschwände, als es in diesem Hauptwerke Reuters geschieht. Darin wird er selbst nicht vom Dichter des Don Quixote, nicht von Shakespeare und Goethe, selbst nicht vom unbekannten Verfasser des Nibelungenliedes, nicht vom alten Homer übertroffen. Warum ist Reuter nicht das Vorbild für das stürmende Jung-Deutschland? Er kann sich nach allen Richtungen in der Kunst der Erzählung, in der Erfindung der Situationen, der consequenten Durchführung der Charaktere nicht minder, als in seiner Satire und herzerquickendem Humor dreist neben Boz und Thackeray stellen. Will man natürliche ungekünstelte Auffassung der Menschen und Dinge, so hat man übergenug um zu lernen, was wahre Natürlichkeit ist. Selbst nach der negativen Seite ist bei ihm zu finden. Die Erzählung „Kein Hüsung" bringt menschliches Elend erschütternder zur Darstellung, als irgendwo bei Zola zu lesen ist, und wie klein sie auch ist, so hat sie doch mehr poetischen Werth, als alle Werke dieses Franzosen. Trotzdem steht sie unter den Reuter'schen Dichtungen keineswegs in erster Reihe.

Man sollte meinen, daß derjenige, welcher dichterischen Beruf in sich verspürt, sofort herausfühlen müßte, wie der französische Schriftsteller gerade derjenigen Bethätigung des Menschengeistes, welche die möglichste Freiheit der Bewegung für sich in Anspruch nimmt, die hemmendsten Fesseln anlegt, Fesseln, nicht bloß in Bezug auf das Feld ihrer Thätigkeit, das er so außerordentlich einengt, sondern auch in Hinsicht auf den einzunehmenden Standpunkt, den er ungleich tiefer stellt. Gleichwohl findet er auch heute noch in der literarischen Welt Deutschlands von vielen Seiten billigenden Zuruf. Nicht bloß in den gelegentlichen, weniger bedeutenden Auslassungen der Tagespresse, sondern auch in literarischen Zeitschriften, die den Geschmack des deutschen Publikums regeln wollen. Da heißt es einmal, daß mit Zola eine neue Literaturepoche beginne. Es ist die Frage, worauf sich dieser stolze Anspruch gründen könnte. Auf eine gewisse Meisterschaft, in immer wiederholten Bildern die unglückliche Lage des arbeitenden Volkes zu enthüllen? Aber die Statistik bewältigt diese Aufgabe mit noch größerer Sicherheit. Oder darin, daß Zola sich den Anschein gibt, als ob er eine neue, noch nicht dagewesene Sittlichkeit zu predigen habe? Worin beruht sie und wodurch unterscheidet sie sich von derjenigen der Socialdemokratie, oder der Anarchie? Wenn man die drohende Apostrophe liest, mit welcher Germinal vom Leser Abschied nimmt, so kann darüber kaum noch ein Zweifel sein. In Wahrheit führt im Naturalismus des Zola nichts anders das große Wort, als der Bankerott am Glauben und derjenigen Ethik, die von jeher und in höchster Potenz seit Einführung des Christenthums die Grundlage für das Leben der Völker abgegeben hat. Meister und Jünger klagen Welt und Menschen an, als ob sie vom rechten Wege abgekommen, oder niemals darauf gewesen wären. Aber sie selber wandeln die Pfade des Irrthums, und wenn jener auch in einer scharf ausgeprägten Individualität die Gewähr für eine gewisse Bedeutung hat, so wird sie doch diesen nicht zu theil werden, weil sie entweder gezwungen sind, sclavisch den Spuren ihres Vorgängers zu folgen, oder weil sie im Falle der kleinsten Unbotmäßigkeit nicht mehr das sind, wofür sie gehalten werden wollen. Die Möglichkeit wahrhaft künstlerischer Bedeutung ist dem Zolaismus deshalb abzusprechen, weil ihm von vornherein der Fehler der Impotenz anhaftet. Es kann nicht anders sein. Von Gemüth und Empfindung, von Liebe und Demuth ist zwar auch bei Zola die Rede, aber sie sind Verstandesbegriffe, die nicht von den lebenswarmen Wellen des Herzblutes getragen werden. So fehlt der Boden, in welchen der Verstand sein befruchtendes Samenkorn legen könnte. Wenn trotzdem die Naturalisten sich geberden, als ob nur auf ihrem Pfade Rettung für die Menschheit in Kunst und Leben zu finden sei, so ist das nicht wahr. Der Weg, den sie weisen, führt nicht zum Leben, sondern zum Tode, ins Grab elender, trostloser Verzweiflung.

Von einer andern Seite treten an dieselben Dinge diejenigen heran, welche den Realismus als Forderung auf ihre Fahne geschrieben haben. Für den ersten Augenblick kann es scheinen, als ob hier nichts anders verlangt würde, als von den Naturalisten geschieht, indeß ist dies doch keineswegs der Fall. Wenn schon mehrfach darauf hingewiesen wurde, daß die dichterische Thätigkeit seitens der letzteren eine wesentliche Einschränkung erleide, so liegt das in ihrer Grundanschauung, welche unverfälschte Natürlichkeit, Wahrheit des Gedankens und der Empfindung nur in den tiefer liegenden Kreisen des Volkes findet. Für diese setzen sie denn auch wie das wissenschaftliche System der Socialdemokratie ihre ganze Kraft ein, und thatsächlich liegen ihre dichterischen Productionen innerhalb dieser eingeengten Sphäre. Anders der Realismus. Für ihn ist die ganze gewordene Welt die Unterlage dichterischen Schaffens, auch finden die Realisten den ersten Schlüssel zu den Geheimnissen des Lebens nicht bloß in dem sexuellen Verhältnisse des Mannes zum Weibe, sondern sie erkennen neben ihm auch andere treibende Kräfte an, denen sie die Bedeutung nicht verkümmern wollen. Für alles dieses aber verlangen sie, und darin stimmen sie durchaus mit den Naturalisten überein, in der künstlerischen Darstellung die strengste Wirklichkeit. Daß sie dabei in einen ähnlichen Fehler verfallen, ist nicht zu verwundern. Denn wie diese die Cultur als den ihr feindlichen

Digitized by Google

Gegensatz betrachten, während doch nur die Unnatur denselben darstellt, so bekämpfen sie selber den Idealismus als ihre Negation, während es doch auf der Hand liegt, daß die Irrealität den Gegensatz zur Realität bildet. Daß aber auch mit solchem Verfahren die Formel nicht erbracht werden kann, durch deren Anwendung sich die Schwierigkeiten dichterischer Aufgaben lösen, sollte zweifellos sein. Realismus und Idealismus heben einander nicht auf, sondern stehen in eben demselben korrelativen Verhältniß, wie beispielsweise die Begriffe des Liberalismus und Conservatismus, der Subjectivität und Objectivität und vieler anderer. In Uebereinstimmung damit ist auch die hier angeregte Frage von den Alten und auch von den neuern Völkern in ihren Literaturen längst gelöst worden. Es ist immer so gewesen und wird so bleiben, daß die dichterische Bewegung, mag sie vom Gebiete der Ideen, oder dem der konkreten Erscheinungswelt ausgehen, in derjenigen Linie die Erfüllung ihrer Aufgabe und ihre Grenze findet, in welcher die Kunst den Idealismus des einen zu lebendiger, gefühlter Wirklichkeit herabführt, oder den Realismus des andern zu einer vom Lichte des Denkens oder Fühlens erleuchteten Schöpfung emporhebt. Worauf anders weist der Dualismus hin, der, wie er im Individuum lebt und das Wesen desselben bestimmt, so die ganze Menschheit durchzieht und den einen Theil desselben durch Glauben, Liebe, Hoffnung zu den Sternen emporträgt und den andern durch den Hang zum Materialismus im Schlamme versinken läßt? Es ist nicht nöthig, die Gegensätze so scharf neben einander zu rücken; in unsrer eigenen Literatur bringen Schiller und Goethe den evidentesten Beweis, wie die beiden Kräfte, wenn sie in richtiger Abwägung gegen einander gestellt werden und sich mehr ergänzen als bekämpfen, die kräftigsten und duftigsten Blüthen treiben. Wenn es nicht so traurig oder vielmehr so lächerlich wäre, so könnte man über den Ernst erstaunen, mit welchem man sich den Anschein gibt, die Lösung eines neuen Problems anzubahnen. Das Räthsel ist bereits gelöst, das gelobte Land ist gefunden. Wer es nicht betritt, der will entweder nicht sehen, oder seine Augen sind mit Blindheit geschlagen. Als ob die Dinge, die hier in Frage kommen, nicht von Fall zu Fall erörtert werden müßten! Macht sich der Realismus zu breit, so verstößt er nicht minder gegen die Regel der Kunst, als der Idealismus, wenn er zu hoch steigt. Von Zola soll nun nicht mehr die Rede sein, aber man sehe unsern Julius Stinde. Er wartet mit billigen berlinischen Realitäten auf, freilich aus einer höhern Sphäre, als die Pariser des französischen Schriftstellers, aber er ist kaum minder langweilig, als dieser. Madame Buchholz, die übrigens schon wieder aus der Mode gekommen, ist uns eben aus dem Leben zu genau bekannt, als daß wir noch Lust hätten, in der Kunst uns lange mit ihr umher zu treiben. Wie der Typus einer solchen Berliner Specialität in einem Romane zu verwerthen wäre, zeigt die Figur des unsterblichen Bräsig in den Werken Reuters. Von ihr können Naturalisten und Realisten lernen. Aber wenn sie nur auf der holprigen und staubigen Heerstraße der gemeinen Wirklichkeit einherstolpern, so vermögen sie uns ebenso wenig zu belehren, zu fesseln, zu heben, wie der, welcher nur in den Wolken bleibt. Das sind Alltagswahrheiten, die bei einigem Nachdenken jedem Gebildeten klar werden sollten und häufig will es einem sogar scheinen, als ob es nicht die Mühe lohnte, deshalb die Feder einzutauchen, aber trotzdem müssen sie immer von Neuem gepredigt werden, weil sie, wenn auch theoretisch zugegeben, in der Praxis jeden Augenblick wieder unbeachtet gelassen werden. Ja, gerade im Moment unserer Gegenwart ist die vom einseitigen Realismus drohende Gefahr schlimmer, als der Zolaismus mit allem seinem offenen und verborgenen Anhang.

In der That herrscht gerade nach dieser Richtung, und man darf sich das im Interesse einer anzustrebenden Besserung nicht verhehlen, eine höchst gefährliche Verirrung des Geschmacks. Denn nicht so sehr die urtheilslose Menge, als große Kreise des sogenannten gebildeten Publikums, die sich auf ihr Verständniß in den Dingen der Literatur etwas zu gute thun, drängen nach dieser überwuchernden Realität und wollen im Drama und Roman ihre Nerven durch die allerwirklichste Darstellung erschüttert sehen. Die Schauspielergesellschaft der Meininger, der Pioniere dieses Realismus, haben gewiß außerordentlich viel Gutes geleistet, aber wohin soll es kommen, wenn in der Aufführung der Jungfrau von Orleans während eines ganzen Auftrittes ein wirklicher todter Schimmel auf der Bühne liegen bleibt, nur deshalb, um unter ihm die Leiche Talbots hervorziehen zu können? Was hat die Technik eines Scharfrichters mit der Kunst des Richters zu thun? Es liegt klar zu Tage, daß eine Hinrichtung auf der Bühne, die Vorbereitungen dazu, der Streich des Scharfrichters, das strömende Blut die Aufmerksamkeit des Publikums von dem eigentlichen Zwecke des Dichters abziehen müssen. In der Tragödie des Marino Falieri soll die edle Standhaftigkeit gezeigt werden, mit welcher dieser Doge von Venedig dem Tode entgegengeht. Ist das möglich, wenn er unter den Händen der Henkersknechte die freie Bewegung einbüßen muß, welche die unerläßliche Voraussetzung alles Heldenthums ist? Es ist nicht nöthig, noch weitere Beispiele anzuziehen. Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß in dieser immer mehr hervortretenden Hinneigung zu nackter Wirklichkeit eine größere Gefahr liegt, als irgendwo sonst. Weshalb? Weil der einseitige Realismus die Vorstufe zum Materialismus bildet, und weil er, wenn er sieghaft in die Allgemeinheit durchdränge, mit unvermeidlicher Nothwendigkeit den Nihilismus und die Bestialität, nicht als eine Einzelerscheinung wie jetzt der Naturalismus ist, sondern als eine allgemeine Entwicklungsconsequenz, als einen naturnothwendigen Schluß in der Reihe der Dinge hinter sich herziehen würde.

An dieser Stelle tritt an den Beobachter die Versuchung heran, näher auf die Analogie einzugehen, welche das religiöse, das politische und das Kunstleben der Gegenwart aufweisen, doch mag es mit der allgemeinen Bemerkung genug sein, daß der Individualismus in der Poesie sich nicht minder breit macht, als überall sonst. Es fehlt unserem Geschlechte in hohem Maße der Glaube an die Autorität, an das Kunstgesetz. Freilich darf man sich darüber nicht wundern. Wenn die schlimmen Erfahrungen, welche die Menschheit in den Dingen des Staates und der Religion gemacht hat, ohne Wirkung an Verstand und Gemüth nicht bloß der großen Menge vorübergehen, so ist nicht zu erwarten, daß es mit den Angelegenheiten der Kunst und der Dichtung anders sein werde. Auch ist es eine ewig wiederkehrende Erscheinung, daß Menschen und Völker meist nur durch Irrthum und Schaden zu besserer Einsicht gelangen. Aber je weitere Geltung dieses Gesetz hat und je unzweifelhafter es ist, daß nur die Weisesten bis zu einem gewissen Grade demselben nicht unterworfen sind, desto vorsichtiger, so sollte man meinen, würden diejenigen, welche sich zu einem Urtheile berufen fühlen, zu Werke gehen und nicht ohne den besten Grund und immer wiederholtes Besinnen die eigene Meinung anstatt der bisher herrschenden geltend zu machen suchen. Daß selbst der größte Mann, so lange er noch im Gedränge der Gegenwart steht, und die Menschen noch nicht zu ruhiger, sachlicher Würdigung seiner Bedeutung haben gelangen können, vielfachen und heftigen Widerspruch erfährt, ist erklärlich. Wenn es aber Leute gibt, Leute von literarischem Ansehen in der Welt, welche behaupten, daß die klassische Periode Lessing's, Goethe's, Schiller's ihre Bedeutung für die Gegenwart verloren habe, so ist das zwar auch zu erklären, aber es ist im Interesse unserer Nation, die trotz ihrer gepriesenen Vorzüge gar sehr der weisen Leitung bedarf, tief zu beklagen. Freilich hat die Sache auch ihre spaßhafte Seite. Denn wenn von Männern, die bereits einen Namen haben, alles Ernstes und mit einem großen Aufwand von tönenden Worten eine neue Sturm- und Drangperiode verkündet wird, so darf man immerhin mit heiterem Erstaunen die Frage thun, was denn die Jungen erdrängen und erstürmen wollen. Ich denke, man könnte es sich unter dem Schatten des dichterischen Hochwaldes, den das vorige Jahrhundert emporwachsen ließ, noch immer wohl sein lassen. Auch der neue Nachwuchs strebt kräftig zu den Kronen der Riesen empor.

Mag die dichterische Kraft eines Volkes sich überall sonst

Digitized by Google

zu der Entwickelung der übrigen Elemente seines Lebens verhalten wie sie will, so ging in Deutschland unsere zweite Literaturepoche der Erhebung des Staatslebens aus tiefem Verfalle voran. Sie ging ihr voran, wie das Brausen des Frühlingswindes dem Wiederaufleben der Erde, wie das Sturmläuten der Glocken dem Kampfe der Männer um ihre Freiheit. Noch ist der Tag nicht zu Ende, zu welchem dieses geistige Erwachen das feierliche Einläuten bedeutete, noch stehen die Kämpfer um nationale Unabhängigkeit und Selbständigkeit in heißer Sommertagsarbeit, noch ist lange nicht abzusehen, wann die Sonne, die der Mitte zustrebt, den Zenith erreichen wird, und schon spricht man von einem neuen Morgen, einem neuen Frühling? Was ist denn zu klagen? Was liegt auf unserem Leben, auf unserer Brust, das nur mit nicht dagewesenen Mitteln abgewälzt werden könnte? Wer will daran zweifeln, daß der Geist und die Wahrhaftigkeit Lessings und insbesondere seine Art zu kämpfen noch immer ausreichend ist, um einem drohenden literarischen Uebergewicht von Frankreich her zu begegnen? Für immer wird die edelfreie Menschlichkeit Goethe's den folgenden Geschlechtern ein Beispiel sein, wie Natur und Bildung zu schöner Harmonie sich vereinigen lassen, und wenn es gilt, die Herzen der Menschen für Freiheit und Würde zu erwärmen, so wird der Odem, der von den Schiller'schen Dichtungen ausgeht, niemals aufhören, Gluthen von Begeisterung zu entfachen. Mit den Idealen, welche unsere Vorfahren am Ende des vorigen Jahrhunderts in den Kampf führten, kommt man auch heutzutage noch aus.

Feuilleton.

Der Ring am Finger.

Von Georg Keben.

Coralie Palm war die erste Tänzerin der großen Oper. Hatte man einst von einer ihrer Vorgängerinnen gesagt, sie tanze Hegel, so konnte man von Coralie behaupten, sie tanze Schopenhauer. Sie hatte einen auffallend schwermüthigen Zug um den Mund, der zu den vollen kirschrothen Lippen gar nicht passen wollte und sie selbst auf der Bühne nicht verließ. Ihr Gesicht bekam dadurch etwas Unbewegliches, Starres. So meisterhaft ihre plastische Darstellungskraft war, in der Mimik blieb sie stets eine Schülerin. Und sie gab sich nicht einmal die Mühe, diesen künstlerischen Mangel zu entschuldigen. Im Gegentheil! Sie lächelte spöttisch — anders konnte sie überhaupt nicht lächeln — wenn sich der Balletmeister bescheidene Vorwürfe erlaubte. Leute, welche nichts zu thun hatten, alte und junge Angehörige des Jockeyclub, Sportsmen nicht nur in Bezug auf Racenpferde, sondern auch auf das schöne Geschlecht, hatten schon wiederholt das pikante Thema erörtert, welches wohl die Ursache von Coralie's Weltschmerz sei. Ein flaumbärtiger Husarenlieutenant erklärte tiefsinnig, derselbe könne in diesem Fall unmöglich eine Charaktereigenthümlichkeit sein, denn melancholische Frauen hätten kein Temperament. Und es sei doch unleugbar, eine Tänzerin müsse Temperament haben. Damit waren Alle einverstanden. Es ergab sich als weitere Consequenz die Vermuthung, daß Coralie's gute Laune vielleicht durch eine Herzensaffaire gestört worden sei. Man fragte einander auf's Gewissen und die Beschämung war allgemein, als sich herausstellte, daß Niemand zu Coralie in privaten Beziehungen stand.

„Teufel!" schnarrte der philosophische Husar. „Eine Tänzerin ohne Geliebten! Noch nicht da gewesen!"

Am Kamin in der Ecke des Salons saß Graf Sy, ein hagerer Sechzigjähriger mit tiefen Falten im Gesicht, die vom Hals bis an die Schläfen reichten, und halberloschenen Augen. Er hatte sich nicht am Gespräch betheiligt. Jetzt hüstelte er laut, als wollte er etwas sagen. Alle wandten sich zu ihm um. Das Gespenst in der Ecke lächelte. Es war ein faunisches Lächeln, das zugleich eine gewisse Schadenfreude ausdrückte. Das Räthsel war gelöst.

„Also darum Schopenhauer! Aha!"

Arme Coralie! Hätte sie geahnt, daß die fine fleur der Gesellschaft über ihren Ruf eine Art Ballotage veranstaltete, ihr Menschenhaß hätte sie noch unglücklicher gemacht, als sie schon war. Ja, sie haßte die Menschen; aus einem Grunde, den sie um keinen Preis verrathen hätte: Sie haßte sie — aus beleidigtem Ehrgefühl! Als Kind hatte sie ihren Beruf mit Enthusiasmus ergriffen und ihr brünettes Gesicht wie ein Spiegel die Empfindungen wiedergestrahlt, die sie beim Tanzen beseelten. Aber allmählich war das anders geworden. Je mehr sie in den Vordergrund trat und ihre Erfolge sich häuften, desto deutlicher wurde sie gewahr, daß die Freiheiten, die ihre Kunst ihr auferlegten, von Anderen gegen ihre Person mißbraucht wurden. Diese ungenirte Huldigung schien bei einer Tänzerin selbstverständlich. Man hatte ihr schon vergeben, ehe man wußte, ob man ihr etwas zu vergeben hatte. Ihre Kunst war ihr Ruf! Das kränkte, das erniedrigte sie vor sich selbst und die Menschen vor ihr. Sie war nicht zurückhaltend aus Tugend, durchaus nicht — sie fand, daß die Leidenschaft berechtigt sei, die „Trägheit der Nerven" zu überwinden — sie war zurückhaltend aus Stolz. Warum sollte nicht die Anbetung, die eine Elisabeth für ihre jungfräuliche Würde beansprucht hatte, auch eine Coralie fordern können! Oft genug beschloß sie, ihrem Beruf, den sie haßte, zu entsagen. Sie wollte ihn mit einer bürgerlichen Beschäftigung vertauschen und sei es mit der eines Ladenmädchens. Aber dann überlegte sie, daß die Tagesarbeit ihr keine Zeit zur Einsamkeit übrig ließe. Und die Einsamkeit war ihre einzige Freude. Stundenlang ruhte sie bequem in einem Schaukelstuhl, sich sanft mit den Fußspitzen wiegend, wie nach dem Takt der Musik, und verlor sich in Träume, während sich der Dampf ihrer Cigarette in dem weichen Duft ihres Zimmerparfüms auflöste. Und immer wieder erschien ihr im Traum der Eine, nach dem ihr gequältes verschmachtendes Herz sich sehnte, und flüsterte: Du bist nicht, was die Welt aus Dir macht. Du bist, was Du mir bist. Coralie! Sei mein!

Endlich, endlich waren ihre Phantasien Wirklichkeit geworden. Sie erlebte ihren Traum! An ihrer Seite saß ein junger Mann und, wenn er nichts Zärtliches sagte, lachte er übermüthig. Ludwig von Herbart, der Sprößling einer verarmten Adelsfamilie, war eine echte Künstlernatur, ein „Apollokopf", wie ihn seine Freunde in scherzender Bewunderung nannten. Er war Bildhauer und ein Preisrichtercollegium hatte entschieden, daß sein Talent dem von hundert Concurrenten überlegen sei. Das Denkmal, das er einem nationalen Classiker zu errichten berufen war, hatte zugleich seinen eigenen Ruhm verewigt. Er war noch jung, erst 28 Jahre alt, aber nach der maßlosen Anstrengung jener Arbeit bedurfte sein Geist einer Ruhepause, um sich neu zu kräftigen. Er benutzte dieselbe, um frische Eindrücke zu sammeln. Er suchte die Plastik da, wo sie besonders lebensvoll ist, auf der Bühne. Coralie nahm gleich beim ersten Mal sein ganzes Interesse gefangen. Als Kenner der Schönheit entzückte ihn die Grazie ihrer Formen, und es erschien ihm unbegreiflich, daß ihre Bewegungen nur ein Spiel der Muskeln sein sollten.

„Schade!" murmelte er eines Abends vor sich hin, als er wieder aus dem Theater kam, „ein solcher Körper ohne Seele, o, das ist eine häßliche Ironie der Natur! Aber," fuhr er lebhaft fort, „ist die Kunst nicht da, um die Natur zu vervollkommnen! Wohlan, ich werde der Natur ihren Meister zeigen! Mein nächstes Werk soll Coralie heißen. Ich werde sie im Balletcostüm darstellen, wie sie auf den Fußspitzen eine Pirouette tanzt, den Leib schmachtend zurückgebogen, im Gesicht einen bezaubernden Ausdruck heiterer Sinnlichkeit. Mögen die Kritiker schreien, so viel sie wollen, daß die Antike zu Grunde geht über solch' hypermodernen Realismus. Unsere Zeit bedarf dringend einer neuen Auffassung auch in der bildenden Kunst, und ich werde ihr Bahnbrecher sein."

Am folgenden Tage besuchte er sie und trug mit der ihm angeborenen einnehmenden Liebenswürdigkeit sein Anliegen vor. Sie hörte ihm lange zu, ohne ihn zu unterbrechen. Dies verwirrte ihn schließlich, er schwieg. Eine Minute vernahm man nur das Ticken der Wanduhr. Aber wie seltsam veränderte sich Coralie während der Ewigkeit dieser Minute! Es schien, als sei auf ihrem Antlitz die Seele plötzlich auf-

Digitized by Google

geblüht wie der Kelch einer Rose. Der melancholische Zug um den Mund war verschwunden, ihre Lippen waren halb geöffnet wie nach einem Kuß. Ihre dunklen Augen loderten in einer verzehrenden Gluth, als wollten sie Blitze auffangen. Die Brust athmete schwer, so athmete sie, wenn sie getanzt hatte. Und tanzte sie denn jetzt nicht? Ihre Sinne wirbelten einen wilden Galopp, während ihre Glieder zu schwach schienen, solch' übermenschlichem Flug zu folgen. Die Natur hatte die Kunst beschämt. Sie hatte dem Künstler sein Modell gegeben.

„Bitte, bleiben Sie in dieser Stellung! Wechseln Sie Ihren Gesichtsausdruck nicht!" Mit diesen Worten, die er hastig hervorstieß, nahm Ludwig ein Skizzenbuch aus der Tasche und versuchte, den Eindruck des Moments festzuhalten. Aber Coralie sprang auf.

„Ich will nicht, daß Sie mich für alle Welt zeichnen! Niemand soll mich glücklich sehen, Niemand!"

Ludwig warf den Zeichenstift fort. Ihr Bekenntniß, welches er halb auf sich bezog, erfüllte ihn mit einem süßen Rausch. Das Unerwartete betäubte ihn. Unfähig, etwas zu erwidern, ergriff er ihre Haud und führte sie hingebend an seine Lippen.

„Ludwig!" jubelte Coralie, „ich habe Dich schon geliebt, bevor ich Dich gesehen habe. Du bist der Held meiner Phantasien, die Erfüllung meiner Träume! Ich habe nichts außer Dich auf Erden!" Sie lehnte sich an seine Brust wie ein Kind, das um Schutz fleht. Mit einem bittenden, unendlich rührenden Blick sah sie zu ihm auf. Dieser Blick besiegte ihn vollends. Sein Skizzenbuch war zur Erde gefallen, er trat mit dem Fuß darauf. Es war das Zeichen seiner Unterwerfung.

„Nicht doch," sagte Coralie, sich von ihm losmachend, „ich will sehen, ob ein Weib darin ist." Sie durchblätterte hastig das Album, aber es fand sich nichts, als der muskulöse, kraftstrotzende Arm eines Arbeiters; eine Studie, die Ludwig nach dem Leben gezeichnet hatte. „Ach, Du hast ein leeres Buch mitgebracht! Dies bedeutet, daß Du mir etwas zu verheimlichen hast."

„Gut," antwortete Ludwig lachend, „ich werde Dir meine Skizzenbücher schicken und zu Hause bleiben."

„Nein," flüsterte sie leidenschaftlich, indem sie ihn neben sich auf das Sopha zog, „Du sollst kommen: Heute — morgen — alle Tage! . . ."

Und er kam alle Tage. Ihre Gespräche waren endlos. Aber sie ließ sich stets nur von ihm erzählen, er sollte sie nach nichts fragen. Sie hatte ihm das Versprechen abgenommen, nicht mehr in die Oper zu gehen, wenn sie auftrat; überhaupt durfte er des Theaters niemals Erwähnung thun. Sie wollte in seiner Gegenwart ihren Beruf vergessen und für ihn nur ein Weib sein, deren einziger Vorzug war, ihn zu lieben.

Leider wurde ihr die Seligkeit dieser Monate durch die Annäherungsversuche eines gefährlichen Narren gestört. Der alte Graf Sy verfolgte Coralie mit seinen unverschämten Galanterien. Sein Geiz war sprüchwörtlich, es hieß, daß er seine Liebschaften nur mit den Gewinnen seiner Rennpferde bezahlte. Mit Abscheu wies Coralie seine Zudringlichkeiten zurück. Ihr Widerstand reizte ihn bis zur Verschwendung. Er schickte ihr Körbe voll künstlicher Blumen, Rosen, deren Thautropfen funkelnde Brillanten waren. Er stellte ihr eine Equipage und Reitpferde zur Verfügung und versuchte kostbare Toilettengegenstände in ihr Boudoir zu schmuggeln. Aber Alles vergeblich. Brillanten, Equipage, Reitpferde nebst anderem Zubehör wanderten unberührt in seinen Besitz zurück. Der Graf war außer sich. Seine greisenhafte Eitelkeit und besonders sein Hochmuth fühlten sich tief verletzt. Leo Sy war die letzte, bereits stark angefaulte Frucht eines uralten Stammbaumes und sein Schwager, ein Herzog, die einflußreichste Persönlichkeit bei Hofe. Und trotzdem wagte es eine simple Tänzerin, ihm Opposition zu machen! Dieser Gedanke konnte kaum Platz finden in seinem kleinen Gehirn. Sy war Wittwer und kinderlos; zwei Gattinnen waren ihm bereits in's Grab vorausgegangen, und er fühlte seufzend, daß er ihnen bald nachfolgen werde.

„Schade!" murmelte er jeden Morgen, wenn er sich nach dem Aufstehen im Trumeau beschaute.

„Wann?" echote sein Neffe, Graf Oppen, der ihn zu beerben hatte.

Nun, bis dahin gedachte Graf Sy seinen Abschied vom Leben noch durch einen letzten Erfolg zu feiern. Er wollte wie ein guter Schauspieler von der Bühne, auf der ihm seine Geburt eine glänzende Rolle zuertheilt hatte, abtreten. Man sollte ihn noch einmal beneiden und ihm noch einmal applaudiren. Daß es eine Satire auf seine eigene Noblesse war, wenn er seinen Ruhm von dem einer Tänzerin abhängig machte, das begriff ein so großer Herr natürlich nicht. Genug, er wollte es sich etwas kosten lassen, und er sorgte dafür, daß seine Gebelaune bekannt wurde. Das war ja die Hauptsache dabei. Alle Welt erfuhr von den luxuriösen Geschenken, welche Coralie erhielt, aber Niemand von denen, welche an den Geber wieder zurückkamen. An den schadenfrohen Mienen und versteckten Anspielungen ihrer liebenswürdigen Colleginnen merkte Coralie bald, daß die Verleumdung bereits geschäftig war.

Eines Morgens fand Coralie wieder in ihrem Empfangszimmer einen prächtigen Blumenstrauß, mit einer rothen Atlasschleife umwunden, in deren Enden zwei große Perlenohrringe eingehakt waren. Dazu eine wappengeschmückte Visitenkarte, auf die eine zitternde Hand die Worte gekritzelt hatte:

„Anbetungswürdige Coppelia! Schöne Automatin! Wann werde ich endlich Dein Herz sehen?"

Mit einem Wuthgeschrei schleuderte Coralie das Bouquet in den geheizten Kamin. Die Blumen verblühten rasch in den Flammen, und die Perlen versanken in die glühende Asche. „Nein, das ertrage ich nicht länger!" rief sie schluchzend. Seit ihrer Kindheit hatte Coralie nicht mehr geweint.

In diesem Zustand der Verzweiflung überraschte sie Herbart. Vergebens versuchte sie schnell ihr Gesicht zu trocknen und sich mit feuchten, gerötheten Augen zu einem Lächeln zu zwingen, er frug sie ungestüm, was ihre Thränen bedeuteten. Und sie sagte es. Weshalb sollte sie ihm verheimlichen, was er doch jeden Tag erfahren konnte. Herbart hörte ihr schweigend zu; dann küßte er sie flüchtig auf die Stirn und ging.

Athemlos, wie geistesabwesend, starrte ihm Coralie nach. Sie hatte erwartet, daß ihn ihre Schilderung zum Zorn begeistern und er stürmisch das Blut seines elenden Nebenbuhlers fordern würde. Wie hätte sie ihn dann beschworen, sein Leben nicht für das ihrige auf's Spiel zu setzen! Aber nichts von Alledem war geschehen. Ruhig, fast gleichmüthig, ohne ein Wort der Entrüstung war er gegangen. War er feige? Nein . . . nein — wie ein Gespenst trat die Gereiztheit vor ihre Seele — er glaubte ihr nicht, er hielt sie für schuldig . . .

Drei Tage vergingen, ohne daß sich Herbart wieder einstellte. So lange war er noch nie fortgewesen. Sein Ausbleiben bestätigte ihre schlimmsten Befürchtungen. Aber sie unterdrückte bald ihren Schmerz. Heißblütige Naturen wie die ihrige, welche willenlos den Eingebungen des Moments folgen, verstehen es auch, sich zu beherrschen, sobald die Krisis vorüber ist. Sie werden äußerlich wieder ruhig und nur eine gewisse Müdigkeit ihres Wesens verräth, daß sie unglücklich sind. Wie erstaunte sie, als am vierten Tag seiner Abwesenheit Ludwig plötzlich in's Zimmer trat.

„Guten Morgen, Coralie! Lebt Dein Anbeter noch oder ist er schon todt?" begann er lachend. Dann bewegte er heftig seinen Lockenkopf, um die Regentropfen davon abzuschütteln und warf den Havelock, in den sich seine hohe, schlanke Figur dicht eingehüllt hatte, über einen Stuhl.

Coralie war einen Augenblick unschlüssig, was sie auf diese seltsame Begrüßung antworten sollte. Endlich sagte sie tonlos: „Du liebst mich nicht, Du hast mich niemals geliebt!"

„Närrchen!" rief Ludwig, indem er die Widerstrebende mit den Armen umschlang. „Glaubst Du etwa, daß ich Dich im Stich lassen werde? Im Gegentheil! Ich hoffe, Deinen Grafen in die Flucht zu schlagen und zwar gründlich!"

Als sie noch immer zweifelte, fuhr er fort: „Jemand, der weniger vernünftig und aufgeklärt ist als ich, würde sich vielleicht mit dem alten Gecken duellirt haben. Aber ich verabscheue diese feudal-mittelalterliche Barbarei. Der Zufall einer Pistolenkugel ist durchaus kein Sühnegericht der Ehre. Uebrigens ist die Partie zu ungleich. Der Herr Graf hat höchstens die spärlichen Ueberreste des Dessert zu verlieren, während ich bei der vollen Schüssel des Lebens sitze. Und ich habe noch Appetit!" Er zupfte Coralie schelmisch am Ohrläppchen, worauf sie den Kopf zurückwarf und ihn forschend ansah. Ihre Blicke begegneten sich. Wie die

Digitized by Google

Sonne das Gewölk, so durchbrach die Heiterkeit plötzlich ihre sorgenvollen Gedanken. Sie mußte in sein übermüthiges Gelächter mit einstimmen.

„Wahrhaftig," belehrte er sie, „wir modernen Menschen besitzen andere Waffen, um uns gegen Wichte und Narren zu vertheidigen. Wenigstens diejenigen, welche Geist haben. Nur keine Sentimentalitäten, wo der Humor denselben Dienst thut. Paß auf, ich mache diese lebendige Mumie mit einem Witz unschädlich!" Er öffnete ein Paquet, welches er mitgebracht hatte, und nahm daraus drei Gypsabdrücke hervor, die eine kleine, schmale Frauenhand darstellten.

„Was ist das für eine Hand?" fragte Coralie neugierig.

„Die Deinige, mein Engel! Ich habe sie aus dem Gedächtniß der Form Deiner Handschuhe nachgebildet. Von meinem Modell sind mir nur die Handschuhe übrig geblieben. Ist das nicht spaßhaft?"

„Aber, bester Ludwig, ich verstehe nicht ... Ah! ... Zumal am Mittelfinger ein Siegelring steckt, auf dem ein kleines Schild mit getheilten Feldern und den Buchstaben S. und J. eingravirt ist!"

Ludwig zeigte ihr einen Goldreif, indem er hinzufügte: „Hier ist das Original!"

„S. und J.? Ich verstehe noch immer nicht ..."

„S. und J. sind die Anfangsbuchstaben meiner Lebensdevise: Spero invidiam! »Ich hasse den Neid!« Mit meinem Namen sollst Du auch meinen Wahlspruch besitzen. Verstehst Du nun?"

Sie horchte, als tönte ein fremder Laut an ihr Ohr, den sie erst deuten müsse. Während Herbart die Worte langsam wiederholte, stammelte sie glückstrunken: „O Du — Du — Du!" Sie lachte, sie weinte. Sie setzte sich an's Clavier und schlug einen feurigen Czardas an. Dann sprang sie auf, wischte mit ihrem Spitzentuch den feinen Staub von der Gipshand und legte ihr rosiges Händchen daneben, indem sie, toll auflachend, frug, welche ihm besser gefalle. Sie war sinnlos vor Freude. Als sie endlich wieder zu sich kam, flüsterte sie fast erschreckt: „Ist es auch wirklich wahr? Täuschst Du mich nicht?"

„Aber Kind, Dein Zweifel sieht beinah' wie Selbstgeringschätzung aus. Sei stolz, Coralie! Eine Tänzerin, die einen so edlen Rhythmus des Herzens und der Glieder besitzt wie Du, ist eines Bildhauers würdig. Der echte Künstler, der auch aus dem Leben eine Kunst macht, ist frei von Vorurtheilen. Beim Apoll, ich bin kein Philister! Du sollst meine Muse sein, Coralie! Du gibst mir mehr, als ich Dir geben kann."

Ueberselig, mit einem Gefühl unaussprechlicher Dankbarkeit stürzte sie an seine Brust. Er streichelte zärtlich ihr weiches kastanienbraunes Haar, das ihr, aufgelöst, in üppiger Fülle um den Nacken fiel.

„Wenn ich nur wüßte," begann sie nach einer Pause, „was diese drei Gipshände zu bedeuten haben."

Statt jeder Antwort nahm Herbart ein Zeitungsblatt aus der Tasche und las: „Der bekannte Bildhauer, Ludwig von Herbart, hat die rechte Hand unserer gefeierten Prima Ballerina modellirt, ein Händchen, so klein und einzig wie ihr Fuß. Fräulein Palm wird Gipsabdrücke davon zum Besten der Weihnachtsbescheerung armer Kinder während der Vormittagsstunden in ihrer Privatwohnung verkaufen. Hier ist eine Gelegenheit für Kunstfreunde, sich zum wohlthätigen Zweck selbst zu bereichern, indem sie sich in den Besitz einer kostbaren Theaterreliquie setzen."

„Das ist eine schöne Geschichte," sagte Coralie verwundert, „man wird mir das Haus einlaufen. Ist das Deine Idee oder die Idee Anderer?"

„Meine eigene! Höre nun die Erklärung. Der Ring am Mittelfinger hat einen Doppelsinn. S. und J. sind zugleich die Anfangsbuchstaben der Wappeninschrift der Sy's und heißen: Semper idem! »Immer derselbe!« Dieser Goldreif, der Dich bald schmücken soll, ist eine getreue Copie eines alten Familienstückes des Grafen. Es ist Tradition seiner Familie, daß ihn die gräflichen Bräute als Verlobungsring tragen. Ich war kürzlich zufällig zugegen, als Graf Sy in einer Gesellschaft bei der Gräfin Eggebrecht, in deren Hause ich verkehre, den Diener frug, ob ein Ring, der so und so aussehe, gefunden sei. Der Diener verneinte und Sy schien untröstlich zu sein. Als Du mir vor vier Tagen von Deinem aufgezwungenen Verkehr mit dem Grafen erzähltest, beschloß ich sofort, daß er den Reif an Deinen Gipshänden wiederfinden soll. Der Siegelring ist in eingeweihten Kreisen bekannt, und Niemand wird zweifeln, daß ihn der Graf persönlich an Deinen Finger gesteckt hat. So fällt der Scandal auf den hochmüthigen Urheber zurück, wenn es heißt, daß er eine Tänzerin zu seiner legitimen Gattin erheben will. Er wird genöthigt sein, seine Prahlereien zu revociren und Dich künftig in Ruhe zu lassen. O, das wird eine gehörige Strafe für ihn sein! In einer Stunde schicke ich Dir weitere vier Dutzend Gipsabdrücke. — Du lächelst! Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich den alten Gecken mit einem Witz unschädlich mache!"

Coralie klatschte bewundernd in die Hände. „Der Geniestreich eines Künstlers! Du bist der geistreichste Mensch von der Welt!"

In diesem Augenblick meldete die Zofe Graf Oppen. Herbart warf rasch noch seinen Mantel um.

„Glück auf zur Auction!" rief er lachend, und indem er Coralies Mund übermüthig an den seinen preßte:

„Zum ersten — zum zweiten — zum dritten!"

„Genug! Du erdrückst mich!" Sie drängte ihn mit neckischer Eile zur Thür hinaus.

(Fortsetzung folgt).

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung.

Die Pforten des Ausstellungsgebäudes am Lehrter Bahnhof haben sich von Neuem geöffnet und — aus jeder Lücke an den spärlich behängten Wänden grüßt uns die Erinnerung an die Jubiläumsschwester. Wir wissen, daß wir der Gegenwart mit der Vergangenheit Unrecht thun, aber die Herren von der Hängecommission haben uns den Vergleich gewaltsam aufgedrängt. In dem Bestreben, dem einzelnen Bilde zu seinem Rechte zu verhelfen, haben sie es vergessen, die Ausstellungsräume wohnlich zu gestalten. Die gähnenden Lücken der Wände zwingen das Auge zu einem sprungweisen Betrachten der Objecte, und jede Lücke füllt sich für ein mäßiges Bildergedächtniß mit dem im vergangenen Jahre Gesehenen. Das Ganze macht den Eindruck, als ob ein wohlhabender Mann soeben ausgezogen wäre und die minder werthvollen Theile seines Besitzstandes zurückgelassen hätte. Man kann die zu überwindenden Schwierigkeiten voll zu würdigen wissen und doch in aller Bescheidenheit die Ueberzeugung aussprechen, daß die begangenen Fehler zu vermeiden waren. Es standen achtzehn große Säle und sechs Seitencabinete des hinteren Anbaues zur Verfügung. Diese Räume genügten vollkommen zur Aufnahme des während des Jahres mit Pinsel und Meißel Geleisteten. Statt dessen hat man die ganze linke Reihe der Seitencompertiments zu Hülfe genommen und hier und da Bilder verstreut, die am besten unter der Masse verschwinden und Raum ausfüllend ihren höchstmöglichen Zweck erreichen würden. Auch die beliebte Pflanzendecoration erweist sich als Hintergrund für überlebensgroße Reiterstatuen als ungenügend. Die Herren zu Pferde sehen aus, als ob sie wie Zieten aus dem Büschchen heraussprengen und — in die Manege einreiten wollten. Daß hier und da ein Teppich hängen geblieben ist, macht die Oede noch fühlbarer.

Wir sind wieder einmal ganz unter uns und können uns in stiller Selbstbeschaulichkeit an ungemischt nationalen Hervorbringungen erfreuen. Nimmt man das Wort national im prägnanten Sinne, so wird diese Freude keinen übermäßig hohen Grad erreichen. Wenn die Kunst eines der Organe ist, durch die sich Leid und Freud eines Volkes aussprechen, so machen wir im Hinblick auf den Aufschwung der letzten beiden Jahrzehnte einen recht bescheidenen Gebrauch von demselben. Nur Siemering bringt Theile eines aus patriotischem Vollgefühl herausgeschaffenen Ganzen. Wir hatten Gelegenheit, schon vor anderthalb Jahren einen Probeaufbau seines Siegesdenkmals für Leipzig in der Gladenbeck'schen Gießerei zu sehen. Die Hauptfigur, eine mächtige Germania, ist von der Jubiläumsausstellung her an ihrem Platze geblieben. Einer Beschreibung bedarf es somit nicht, und wir glauben sie auch heute nicht besser charakterisiren zu können, als wir es damals durch ein Epigramm gethan, zu dem sie unsere geringe Begeisterungsfähigkeit aufgestachelt:

Ruhig schreitet und stolz einher, ein Bildniß des Friedens,
Lässig am Schildrand die Faust, hoch auf der Schulter das Schwert.
Reize sie nur! Dann recken sich jählings die mächtigen Glieder,
Aufwärts zucket der Schild, nieder flammet der Stahl.

Dieses Mal hat Siemering vier Reiterfiguren von den Ecken des Postaments ausgestellt. Da ist zunächst die Hünengestalt des Fürsten Bismarck auf einem mächtigen Hengst. Die Wucht des gewaltigen Körpers kaum merklich zurücklehnend, hat er das Roß ohne den Zügel anzuziehen auf die Hinterbeine gedrückt, während die Vorderhufe im Boden zu wurzeln scheinen. Der Helm sitzt gewohnheitsmäßig im Nacken, die gewaltigen Gesichtszüge bis über die buschigen Augenbrauen frei lassend, die rechte Hand hängt an der Hüfte herab. Das Ganze ist aus einem Gusse geschaffen und wird

Digitized by Google

der historischen Bedeutung des Mannes in demselben Maße gerecht, wie die Büste von Reinhold Berges in der Jubiläumsausstellung seinen individuellen Gehalt erschöpfte. Ein wirksamerer Gegensatz, als der zwischen diesen reisigen Recken und der feinen Reiterfigur des Grafen Moltke in dem Ehrensaal rechts ist kaum denkbar. Leicht vorgebeugt, die rechte Hand über der auf der Hüfte ruhenden Karte ausgebreitet, den Kopf spähend seitwärts gewandt, lenkt er mit der linken eine zart gebaute Stute englischer Zucht mit schlanken Beinen und kleinem Kopf. Der Körper ist von einem leichten Regenmantel umhüllt, über dem lässig das Futteral eines Perspectivs am Lederriemen herabhängt. Roß und Reiter sind auch hier wie aus einem Gefüge und wir wüßten uns kaum zweier ähnlicher Statuen zu erinnern, in denen die bloße Art des Sitzes und der Zügelführung so glücklich für die Charakteristik der Reiter ausgenutzt wäre. Die Figur des Kronprinzen in dem ersten großen Hauptsaal erscheint weniger gelungen. Uns will bedünken, als sei hier das Fürstliche zu sehr in kleinen Aeußerlichkeiten betont. Der feurige, unter seinem Reiter tänzelnde Hengst, der energisch in der Rechten ausgestreckte Commandostab wollen nicht recht mit dem ruhig herabfallenden, schweren Ceremonienmantel zusammenstimmen. Das schlichte Heldenthum in der Person unseres Kronprinzen tritt hinter einem theatralischen Arrangement zurück, das sich an der Oberfläche hält und nicht aus der Tiefe der Persönlichkeit schöpft. Die vierte Statue, die des Königs Albert von Sachsen, bildet mit der des Kronprinzen Pendant und gleicht ihr im Gesammtcharakter und in der Pose.

Liebenswürdig in der Auffassung ist die Kaiserstatue von Baerwald. Das sind die mildfreundlichen Züge, die wir beim Aufziehen der Wache am historischen Eckfenster auftauchen sehen. Selbst der Helm mit dem Generalsbusch aus Hahnenfedern und der Hohenzollernmantel mit Pelzkragen vermögen an diesem Grundcharakter nichts zu ändern, die linke Hand ruht lässig am Degengriff, die Rechte ist zwischen zwei Knöpfe des Uniformrocks gesteckt. Es ist nicht der Held von Königgrätz und Sedan, der uns hier entgegentritt, sondern der Kaiser, der für die oft beschwerlichen Huldigungen seines Volkes stets ein freundliches Lächeln, einen Gruß übrig hat.

Dagegen hat die Kaiserstatue Otto Geyer's etwas unangenehm Geziertes, das durchaus fremdartig berührt. Der in dem eleganten Lackstiefel vorgestreckte rechte und der weit zurücktretende linke Fuß lassen den Schwerpunkt des im Küraß steckenden Körpers zu sehr in die Mitte fallen, und die ganze Figur verliert so an statuarischer Festigkeit. Der mit dem Commandostab vorgestreckte rechte Arm schlägt den Krönungsmantel auseinander, so daß Schnur und Quaste, die ihn halten, gerade und aufdringlich vorn über den Leib herabfallen.

Was sonst an Büsten und Statuetten unserer Helden vorhanden ist, erhebt sich nicht über das Niveau des decorativen Mittelguts. Als eine ästhetische Verirrung ist die Kaiserbüste von Franz Ochs zu bezeichnen. Daß der Kaiser seiner äußeren Erscheinung nach kein Jüngling mehr ist, wissen wir alle, aber es gibt dem Künstler nicht das Recht, dem idealen Bilde, wie es im Herzen des Volkes lebt, die schlaffen Züge eines hinfälligen Greises unterzuschieben. Selbst das spröde Material des Marmors sträubt sich gegen seine lederartige Verarbeitung. Wenn sogar der Bildhauer anfängt, sich dem geistlosen Materialismus zu ergeben, dann hat er sich nicht mehr über die Concurrenz zu beklagen, die ihm durch die Photographie in dem bloßen Festhalten der Persönlichkeit gemacht wird.

Noch spärlicher als die Sculptur, hat sich die Malerei bemüßigt gefunden, dem Nationalgefühl in ihren Producten Rechnung zu tragen. Der decorative Fries, mit dem Professor Geselschap das Akademiegebäude zum neunzigsten Geburtstage des Kaisers geschmückt, war eine achtbare Gelegenheitsleistung, deren ephemere Bedeutung man nicht durch eine nachträgliche Ausstellung zu überhöhen suchen sollte. Der Lebenslauf des Kaisers ist so reich, daß er sich unmöglich in ein paar Meter Fries erschöpfen läßt, und er ist bei allem Reichthum so schlicht, daß er die Einmischung veralteter Idealtypen nicht verträgt. Von der Königin Luise am Gängelbande geführt, ist er nicht der Kaiser, sondern ein hülfloses Kind, wie jedes andere, von Pallas Athene im Speerwurf unterrichtet ist er nicht der Reorganisator unserer Volkswehr, und die größtmögliche Verlängerung des Backenbartes macht aus ihm keinen römischen Krieger. So lange die Kunst nicht neue Idealformen gefunden hat, die sich zwanglos der Wirklichkeit fügen, thut sie immer noch besser, wenn sie sich mit der schlichten Darstellung des Geschehnisses begnügt. Allerdings darf sie auch dann nicht die Pfade Anton von Werner's betreten. Sein Kniestück des Fürsten Bismarck läßt gewiß an Portraitähnlichkeit nichts zu wünschen übrig. Wir sind sogar fest überzeugt, daß er gelegentlich die rechte Hand in die Schoßtasche des Uniformrockes steckt, aber es wäre entschieden bedauerlich, wenn diese Auffassung des Reichskanzlers als Parlamentsredners auf die Nachwelt käme. Schon Lessing hat einmal von der Unzuträglichkeit der bildlichen Darstellung eines offenen Mundes gesprochen. Wir sind weit entfernt davon, die von ihm aufgestellten ästhetischen Gesetze als einen unabänderlichen Codex zu betrachten. Die physiologische Nothwendigkeit, beim Sprechen Lippen und Zähne auseinander zu bringen, läßt sich nun einmal nicht fortleugnen. Der mechanische Vorgang des Sprechens aber thut's freilich nicht; wir wollen wenigstens aus dem ganzen Habitus herauslesen, daß aus diesem Munde nicht eine bedeutungslose Alltagsphrase hervorgeht. Hätte der Reichskanzler auf dem Werner'schen Bilde nicht ein officielles oder officiöses Actenstück in der Hand, so würden wir annehmen, es handle sich hier um einen Ruf, wie: „Johann, anspannen!" oder: „Tiras, apport!"

Ob wir die augenblicklich amtirenden Minister unseren nationale Helden anreihen dürfen, ist zweifelhaft. Jedenfalls fällt auch bei ihrer Darstellung dem Maler die Aufgabe zu, über die bloße Portraitähnlichkeit hinauszugehen und einen Moment zu wählen, der gleichzeitig der bedeutenden Stellung des Mannes gerecht wird. Herr von Puttkamer ist in dem Portrait Paul Spangenberg's abgesehen vom blauen Frack mit goldenen Knöpfen und sämmtlichen Orden und Ehrenzeichen jeder Zoll ein Minister. Auch die aristokratische Erscheinung ist energisch betont, nur die weltmännische Bonhommie, wie sie selbst dem politischen Gegner gegenüber gewahrt bleibt, tritt hinter einer gewissen Kälte und Zugeknöpftheit zurück. Herr von Maybach, von Konrad Fehr im schwarzen Gehrock gemalt, ist der Urtypus des pflichttreuen Beamten, dessen geistige Ueberlegenheit selbst durch die Hülle der bureaukratischen Zurückhaltung hindurchleuchtet.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Esther's Ehe. Roman von Hermann Heiberg. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — In dem vorliegenden Romane ist Heiberg ganz der alte geblieben. Keinen neuen subjectiven Zug fügt er seiner schriftstellerischen Individualität hinzu, weil kein solcher sich während seiner „Arbeit" in einem bloßen Copisten des Lebens entwickeln kann. Und die Gestalten seines Romanes sind auch nur aus diesem Grunde neu und denen seiner früheren Werke unähnlich, denn er hat aus seinem eigenen Sein nicht so viel hineinzulegen, daß wir dadurch an das ebenfalls nicht vorhandene Individuelle der früher geschauten Gebilde erinnert würden. Wir sehen diesmal ein Weib in dem Vordergrunde der Erzählung stehen, welches ihre Aufopferung dem geliebten, aber leichtsinnigen, hochfahrenden und glänzenden Manne gegenüber soweit treibt, daß sie ihm sogar seine Untreue, seine Unwahrheit und seine bis in's Uebermaß entwickelte Selbstsucht verzeiht. Neben ihr steht ihre moralisch häßliche Schwester, die in ihrer ungezügelten Leidenschaft an ihr zur Verrätherin wird. Und um diese beiden Frauenfiguren kreist ein Kunterbunt von höchst sonderbaren Menschen: ein Tugendbold und ein vollendeter Schurke, eine in ihrem Pietismus abergläubische, glaubensstarre und vorurtheilsvolle Mutter und eine humoristisch sein sollende, aber schließlich immer ermüdender wirkende Mädchengestalt. Das Abschreiben von der Natur ist nur in der Zeichnung Esthers und ihrer sinnlichen Schwester, sowie in der Schilderung des Mannes von Esther dem Autor gut gelungen, vielleicht weil er für diese Menschen Modelle vor sich hatte. Die übrigen Gestalten sind alle total verzeichnet und fast peinlich unwahr; es fehlten ihnen die Vorbilder, und zum selbständigen Schaffen und Ausbilden hat Heiberg nicht die Kraft. Fügen wir noch hinzu, daß der tragische Schluß der eigentlichen Entwickelung durch ein höchst mattes und triviales Ende des Romans gemildert und gedämpft wird, so wird das Gefühl des Bedauerns erklärlich erscheinen, welches uns immer wieder, und so auch hier, ergreift, wenn wir einen guten Kern in einer Umhüllung von Nichtigkeiten und Trivialitäten erblicken. B.

Die Versuchung des heiligen Antonius von Oscar Linke. (Minden i. W., Bruns.) — Ein geist- und witzvolles Epos, das des ungewöhnlichen Umfanges wegen kaum in's große Publikum dringen dürfte, das aber wegen der Fülle von echter Poesie die Kritik mit Respect vor dem Können des Autors erfüllen muß. In phantastisch-humoristischen legendenhaften, durch und durch von brennendsten Colorit erfüllten Bildern werden die Versuchungen des h. Antonius vorgeführt; Buddha, die Königin von Saba, Ahasver, Kleopatra, Herodias, Jesus von Nazareth suchen den Heiligen heim und erfüllen sein Herz mit Schreck, Wollust, Reue und Zweifel. Es ist im Rahmen einer Anzeige nicht möglich, auf die näheren Einzelheiten, auf den tiefen Grundgedanken dieses ganz eigenartigen Buches einzugehen — genug, Linke erweist sich darin als trefflicher, selbständiger Poet, wenn auch hie und da aus den Versen Heine und Hamerling hervorblicken. E. W.

Goethe's Faust nach seiner Entstehung, Idee und Composition. Von Kuno Fischer. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. (Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.) — Dies dankenswerthe Werk wird auf dem Titelblatte nicht als erster Band einer größeren Schrift bezeichnet. In der Vorrede heißt es indeß: „Ich werde dieses Werk fortsetzen und die Betrachtung nach meiner Art in die einzelnen Theile, Scene für Scene, einführen, wie ich es in den letzten Abschnitten des vorliegenden Buches bereits begonnen habe." Ein abschließendes Urtheil über die ebenso gelehrte und geistreiche wie geschmackvolle, elegant und leicht verständlich geschriebene Arbeit Fischer's ist daher zur Zeit noch nicht möglich. Der Verfasser bespricht die Magussage des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit, die Volksbücher und Volksschauspiele vom Faust, Marlowe's, Lessing's und Goethe's Faust. Aus dem reichen Inhalt der Fischer'schen Untersuchungen sei beispielsweise ein interessanter, in Nichtfachkreisen wenig bekannter Punkt hervorgehoben: nämlich die charakteristische Umwandlung der katholischen Faustsage unter dem Einflusse der Lutherischen Reformation. Auf die Fortsetzung und den Schluß der schönen Gabe Fischer's dürfen alle Gebildeten gespannt sein.

—l—

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Schmidt, Alex., Shakespeare-Lexicon. A complete dictionary of all the english words, phrases and constructions in the works of the poet. Second edition. **2 Vols.** Mk. 24.—, geb. Mk. 29 —

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

In unserem Verlage erschien:

Geschichte unserer Zeit

von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges.

Von **Arnold Ruge.**

gr. 8. geh. Ladenpreis 5 Mark.

Dieses Werk aus dem Nachlasse **A. Ruge's,** des berühmten Uebersetzers von **Buckle's „Geschichte der Civilisation in England"** verdient die Aufmerksamkeit der Gebildeten aller Stände in besonders hohem Grade. Sowohl die Eigenart der Darstellungsweise **Ruge's,** als auch die Originalität seiner Gedanken verleihen dem Buche einen hohen und bleibenden Werth.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Klimate der Erde

von

Dr. A. Woeikof,

Prof. der phys. Geographie an der Universität St. Petersburg, Präsident der meteorolog. Commission der K. Russ. geogr. Gesellschaft ꝛc.

2 Theile. Groß 8°. Mit 10 Karten, 13 Diagrammen und vielen Tabellen, eleg. brosch. 22 Mk., in Halbfranz geb. 26 Mk.

Durch seine früheren Arbeiten, welche sich hauptsächlich mit Klimatologie beschäftigten, wie auch durch seine ausgedehnten Reisen im russischen Reiche, Süd- und Ostasien und Amerika, war der Verfasser mehr als jeder Andere im Stande ein solches Buch zu schreiben. Nicht nur der Fachmann wird hier vieles Neue und Interessante finden, sondern auch jeder Gebildete. **Das Werk ist eine hervorragende wissenschaftliche Erscheinung.**

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Treu und Frei.

Gesammelte Reden über Juden und Judenthum

von Prof. Dr. M. Lazarus.

gr. 8. geh. Ladenpreis 6 Mark.

☛ Das neueste, hochbedeutsame Werk des berühmten Psychologen enthält eine Auswahl von Reden und Vorträgen, welche derselbe bei den verschiedensten Gelegenheiten über das erwähnte Thema gehalten und bitten wir, dem vortrefflichen Buche, welches das Interesse der Gebildeten aller Stände und Confessionen in seltenem Maße anregen wird, eine gütige allseitige Beachtung schenken zu wollen.

Bad Nauheim

bei Frankfurt a. M., Stat. d. M.-W. B.

Naturwarme kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.

Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern, auch vor bez. nach dieser Zeit.

Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. Jäger.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart u. Leipzig.

Neuester Zeitroman von Gregor Samarow.

Soeben ist erschienen:

Gipfel und Abgrund.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

4 Bände, geheftet in illustrirtem Umschlag, Preis ℳ 15.—; fein gebunden in 2 Bänden, mit Gold- und Schwarzdruck. Preis ℳ 17.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Die Mängel deutscher Universitätseinrichtungen und ihre Besserung.

Von

Dr. C. Hasse,

ord. Professor an der Universität Breslau.

Preis: 80 Pfennige.

☛ Soeben erschien im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in **Erfurt** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Von der roten Erde.

Westfälische Dorfgeschichten und andere Erzählungen

von

Otto Weddigen.

Preis elegant broschiert 3 Mark.

Der durch seine Dichtungen schon in weiteren Kreisen bekannte Verfasser bietet in seinem vorliegenden neuesten Werke eine Sammlung trefflicher Erzählungen, die nicht verfehlen wird, das Interesse jedes Freundes der „roten Erde" zu erregen und sich recht sehr als **passendes Festgeschenk** eignen dürfte.

Soeben erschien:

Londinismen — **Slang und Cant** — ein Wörterbuch der **Londoner Volkssprache,** sowie der üblichsten englischen **Gauner-, Matrosen-, Sport- und Kunst-Ausdrücke** ꝛc. ꝛc. Nebst einer geschichtlichen Uebersicht der **Quellen,** mehreren Musterstücken und einer kurzgefaßten Grammatik. Ein Supplement zu allen englisch-deutschen Grammatiken und Wörterbüchern von **H. Baumann,** Master of Arts of London University, Headmaster of the Anglo-German School, London. — 352 Seit. 8°, brosch. 4 ℳ; eleg. geb. 4 ℳ 60 ₰.

Langenscheidt'sche Verl.-Buchh., Berlin, SW. 11.

Antiquar. Cataloge.

Soeben erschienen und werden gratis und franco zugesandt:

Cat. 140 u. 141. **Culturgeschichte** (2080 Nrn.).

„ 142. **Conchyliologie.**

Frankfurt a/M., Römerberg 3.

K. Th. Völcker.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 13. August 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Geschichte der nationalliberalen Partei. Von Karl Theodor Reinhold, M. d. R. — Armeelieferanten. Von G. J. Guttmann. — **Literatur und Kunst:** Von der Kunstausstellung in Venedig. Von Robert Stiassny. — Eine realistische Aesthetik. Von J. C. H. — Zur Geschichte der Welthandelsstraßen. Von Georg Winter. — **Feuilleton:** Der Ring am Finger. Von Georg Keben. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Zur Geschichte der nationalliberalen Partei.

Von Karl Theodor Reinhold, M. d. R.

Trotz des in der deutschen Geschichtsschreibung stark vorherrschenden Zuges zur Behandlung localer und particularer Entwickelungen und bei aller Fülle monographischer Darstellungen von „Kreisen", „Richtungen" oder „Systemen" im deutschen Geistesleben ist die zusammenfassende Geschichte bestimmter politischer Parteiverbände bisher fast ganz vernachlässigt worden. Vereinzelte Versuche sind dürftig genug ausgefallen und schnell wieder vergessen worden. Die Erklärung dieser in einer überwiegend politischen Gegenwart immerhin auffallenden Erscheinung liegt freilich nahe genug. Das deutsche Parteileben ist bisher nicht nur ein die ersten Jugendzeiten erst eben verlassendes, sondern auch ein derart zersplittertes und dadurch ohnmächtiges gewesen, daß es als Vorwurf der Historiographie wenig dankbar erscheinen mußte. Vor allem aber krankt es an einer allgemeinen Schwäche der deutschen Entwickelung, die es in scharfen Gegensatz nicht nur zu England, sondern selbst zu Frankreich bringt. Deutschland gebricht es bei aller Schwerfälligkeit seiner Bevölkerung und dem Einfluß seines an der Gewohnheit hängenden, hartnäckigen Philisterthums an einer wahren Tradition in der Politik wie in der Gesellschaft und damit an dem gesunden Boden stetiger Entwickelung zu freiem Selbstbewußtsein und zu verantwortungsvoller Selbstthätigkeit des Bürgerthums. Die — freilich mehr passive als active — Umwälzung des öffentlichen Lebens macht Deutschland im Vergleich zu dem durchaus conservativen Untergrund der gesellschaftlichen und politischen Zustände der westlichen Nachbarländer zu einem wahrhaft revolutionären Staate, in dem die greifbaren Fäden des jetzt fertigen Gewebes geschichtlich selten weit zurückführen. Die einzige politische Partei von maßgebender Bedeutung und von schöpferischem Einfluß, welche eine erheblichere Spanne Zeit umfaßt und eine einigermaßen ständige Tradition aufzuweisen hat, ist, wie mit Fug nicht bestritten werden kann, diejenige Partei des deutschen Reichstags, welche Namen und Sache festhaltend, den nationalstaatlichen Aufbau Deutschlands in dem Geist der natürlichen Freiheit — im Sinne des mit großem Unrecht geschmähten alten rationalen Staatsbegriffs — aber in verständnißvoller Würdigung des geschichtlich gegebenen Bodens zu verwirklichen strebte. Einer späteren Zeit erst wird es vorbehalten sein, mit der weiteren Fortbildung und Erstarkung dieser zu einem politisch nothwendigen Verbande zusammengeschlossenen Richtung nationaler und freiheitlicher Politik eine volle geschichtliche Darstellung und Würdigung der Partei zu geben, welche die Entwickelungscurven der europäischen Stellung des neuen deutschen Staates begleiten wird. Die Gegenwart wird sich einstweilen begnügen müssen, bruchstückweise, in einer Art von länger-periodischen Annalen über das Dasein jener Partei Zeugniß zu geben. Bei der Bedeutung des persönlichen Elements in den meisten größeren Parteibildungen wird naturgemäß die Darstellung zunächst vielfach an das Leben einzelner Persönlichkeiten anknüpfen, welche nach außen oder innen die politische Organisation mitbestimmt haben.

Eine höchst erfreuliche literarische Erscheinung dieser Art liegt seit kurzem in der Arbeit eines Mitgliedes des Reichstags vor, welche seither in den weitesten Kreisen das regste Interesse gefunden hat.*)

„In dem Gewirre der politischen Tageskämpfe verliert das Auge nur zu leicht den Zusammenhang zwischen Gegenwart und Vergangenheit. Und doch war es niemals nothwendiger, die Lehrmeisterin Geschichte zu befragen, als angesichts der unserer Zeit gestellten, durch eben erlebte Ereignisse auf's Neue sehr eindringlich zum Bewußtsein gebrachten Aufgabe, dem deutschen Bürgerthum durch Wiederaufrichtung einer starken gemäßigten Partei im Parlament eine Vertretung zu verschaffen, welche der Reichspolitik eine sichere Stütze sein und damit zugleich auf dieselbe denjenigen Einfluß gewinnen kann, der den liberalen Anschauungen gebührt."

Mit diesen, um die Jahreswende geschriebenen Worten führte sich wenige Wochen vor der Reichstagswahl vom 21. Februar dieses Jahres diese parteibiographische Arbeit ein, welche, nach ihrer Absicht, in der That einen höchst werthvollen Beitrag zur Zeitgeschichte gegeben hat. Ein gutes Stück innerer und äußerer Entwickelung der nationalliberalen Partei ist hier an der Hand von Aufzeichnungen des bekannten zweiten Bürgermeisters von Leipzig, des edlen am 13. Aug. 1885 gestorbenen Eduard Stephani, durch seinen treuen Freund und Parteigenossen Dr. Friedrich Boettcher, in einem lebensvollen Bilde gezeichnet worden, das als typisch für das Wesen und die Bedeutung jener Partei gelten kann. Die Erfahrungen eines Mannes, der vierzig Jahre im öffentlichen Leben, davon ein halbes Menschenalter im Reichstage für die Forderungen des gemäßigten und nationalgesinnten Liberalismus gewirkt hat, sind in anschaulicher Darstellung vorgetragen mit dem doppelten Zweck, die verdienstvolle Wirksamkeit der Partei,

*) Eduard Stephani, ein Beitrag zur Zeitgeschichte, insbesondere zur Geschichte der nationalliberalen Partei. Von Dr. Friedrich Boettcher. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

welcher Stephani mit Ueberzeugung angehört hat, hervorzuheben und „zugleich warnende Fingerzeige zu geben, um beim Wiederaufbau der Zukunft die Fehler der Vergangenheit zu vermeiden".

Der durch die letzte Reichstagswahl gebrachte Aufschwung der nationalliberalen Partei hat dieselbe wie vor zwei Jahrzehnten wieder in den Mittelpunkt des politischen Interesses gestellt. Sie muß es sich gefallen lassen, Gegenstand des besonderen Hasses der Extremen von rechts und links zu sein und nach den Zeitläuften das Terrain abzugeben, von dem geschäftigt beiderseits das Wasser abgegraben wird. Die oft als besonders auffallend hervorgehobene Thatsache, daß in dem zerrissenen und nach Einigung drängenden Deutschland gerade diejenige Partei die bestgehaßte geworden ist, welche den nationalen Einheitsgedanken am entschiedensten betont hat, erklärt sich — abgesehen von der allgemeinen Schwäche des deutschnationalen Bewußtseins — aus der Entstehungsgeschichte der den gemäßigten Liberalismus vertretenden Partei. Böttcher führt uns an eine ihrer Quellen, indem er uns den Stephani der vormärzlichen Zeit, in seinem Leipzig und in dem Freundeskreise der „Maikäfer" schildert, der, obwohl ohne politische Tendenz, doch schon einige charakteristische Züge der Bewegung zeigt, aus welcher das gebildete, national und freisinnig denkende Bürgerthum sich allmählich als Partei emporhob.

Namen wie Biedermann, Laube, Georgi, Koch, Georg Wiegand, Reimar, Hirzel zeigen ungefähr die Richtung und Geistesart, welche aus dieser gesellig-fröhlichen „Maikäferschaft" hervorging. Bei der politischen Bewegung von 1848 entstand aus diesen Elementen der „Parlaments-Club" mit der erklärten Absicht, auf ein „Deutsches Parlament". Der nationale Gedanke ist wie Stephani's so seiner Freunde erstes und letztes Programm, daneben eine Ausgestaltung der Volksrechte in gesund-freiheitlichem Sinne. Aber schon damals zeigt sich der noch heute lebendige Gegensatz nach links und rechts. Die Demokratie — im übrigen nirgends so harmlos, so ungefährlich und so zukunftslos wie in Deutschland — beweist schon beim ersten Einsetzen für die Neugestaltung der Nation die philiströse Verbissenheit und Kleinlichkeit, die sie im Bilde der deutschen Parteien zugleich so auffallend dürftig und so unsympathisch macht. Der in Literatur und „Redeübungsgesellschaften" thätige Radicalismus hat bei allen angeblichen Verdiensten um die Einigung Deutschlands schon 1848 genau wie noch heute jene anscheinend widerspruchsvolle, aber seiner inneren Gesinnung entsprechende Neigung zum Particularismus kleinbürgerlichster Art gezeigt, und sich zum Bundesgenossen der äußersten Rechten und „sächsischen Philister" gemacht, um unter dem Ministerium v. d. Pfordten die in Frankfurt verkörperte Einheitsbewegung zurückzudrängen. Stephani wohnte einmal als eingeladener Zuhörer einer Landesversammlung der radicalen Opposition am 12. März 1848, bei und klagte über den „miserabeln, provinziellen, beschränkten Geist" derselben, der durch die Vermittelung des Ministers Oberländer auch auf die sächsische Regierung stark einwirkte. Derselben kamen natürlich alsbald alle conservativen, specifisch sächsischen Particularisten zu Hülfe, und so sah sich der in erster Linie auf die Einheit hinwirkende Liberalismus bald zu vollster Ohnmacht verurtheilt. Von hohem menschlichen wie politischen Interesse sind einige Briefe Stephani's an den ihm damals noch befreundeten Minister Pfordten, welcher später der Führer des einheitsfeindlichen Particularismus geworden ist. „Sie können Deutschland nicht vergessen haben. O werden Sie nicht sächsisch, bleiben Sie deutsch, wie Sie es waren." Und ganz im Sinne des Einheitsgedankens, wie die nationalliberale Partei ihn faßt, schreibt er an anderer Stelle: „Muß man nicht auch als Sachse, um im eigenen Hause staatliches Wohlbefinden zu erhalten, vor allem Deutschland stark zu machen suchen?" Aber die Ereignisse gingen ihren durch die Unreife der Zeit bedingten tragischen Gang. Der Particularismus und die echte politische Reaction vernichteten in demselben Jahrhundert nun zum zweiten Mal die berechtigten Ansprüche des deutschen Volkes auf nationale Einheit und freie Antheilnahme an seiner eigenen Regierung und Verwaltung. Der radicale Liberalismus half damals wie heute indirect jener rückläufigen Bewegung alles zu überfluthen, indem er kurzsichtig fortfuhr unter Hintansetzung des nationalen Gedankens, „eine Freiheit ohne Einheit" herstellen zu wollen. Stephani zeigt in dieser ganzen Zeit vielfach die Frische und Naivetät der Hoffnungen der damaligen Patrioten, und klagt in Verkennung des unheilbaren Dualismus zwischen Oesterreich und Preußen über die „Borussomanie", welche in letzterem Staate die militärische Huldigung vor dem Reichsverweser Erzherzog Johann versagte. Die Schilderung dieser Huldigung, wie sie in Leipzig und in Böhmen stattfand, hat etwas zugleich Rührendes und Kindliches. Das jüngere Geschlecht, welches die blutigen Kämpfe von 1866 und 1870 gesehen hat, empfindet beim Rückblick auf jene Spielereien ein oft nicht ganz gerechtes Mitleid. Wer kann jene, oft in lächerlichen Formen geleistete politische Vorarbeit abschätzen, welche die größte Umwälzung dieses Jahrhunderts fast überall als etwas Selbstverständliches, aus der Vergangenheit logisch Entwickeltes erscheinen ließ? Die Schärfe und Bitterkeit, welche noch heute in der abseits von dem fertigen Werk schmollenden Opposition zur Erscheinung kommt, ist eine psychologisch begreifliche Nachwirkung jenes Fiascos von Irrthum und Schwäche, aber jenes doch auch vielfach vorhandenen guten Willens, der bei seinem vollständigen Mißerfolge oft zu Unrecht auch in seinen reinsten Motiven bei den Gegnern nicht zur Anerkennung gelangt ist.

Für die spätere Entwickelung Deutschlands war es ein großes Glück, daß in der folgenden, fast zwei Jahrzehnte umfassenden Periode innerhalb und namentlich auch außerhalb Preußens sich eine große Anzahl patriotischer Optimisten erhielt, die weder nach rechts noch nach links sich in die Sackgassen der politischen Selbstentäußerung oder — was im Erfolge dasselbe bedeutet — des abstracten Radicalismus treiben ließen und so die große Parteibildung möglich machten, welche später für die Consolidirung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reichs so viel leisten sollte. Schwer genug war für die besonnenen und gemäßigten Elemente, in der Krisis von 1849 Stellung zu nehmen. Boettcher schildert diese Lage sehr anschaulich. Die Partei der deutschen Vereine fuhr fort, ihr Heil von Frankfurt zu erwarten. Mit Jubel begrüßte sie den Abschluß des Verfassungswerkes. Aber unmittelbar darauf nahmen die Dinge eine Wendung, durch welche sie auf eine harte Probe gestellt wurde. Die republikanische Partei hatte die Reichsverfassung bekämpft. Sobald aber Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserwürde abgelehnt, Oesterreich die von Preußen vorgeschlagene Vereinbarung mit Frankfurt zurückgewiesen und die Nationalversammlung für nicht mehr bestehend erklärt hatte, schlug sie in's Gegentheil um. In Sachsen zumal, berichtet Boettcher, waren es dieselben Radicalen, welche einst der Pfordten'schen Theorie von der Nothwendigkeit der Vereinbarung mit den Einzelstaaten Beifall gezollt hatten, die nun mit Ungestüm die sofortige Anerkennung der Reichsverfassung durch die sächsische Regierung verlangten. Diese Haltung und zahlreiche ähnliche Züge von launenhaftem Eigensinn erinnern auffallend an Erscheinungen der Gegenwart, welche die Unverbesserlichkeit und damit die beispiellose Erfolglosigkeit des Linksliberalismus nur als neue fortgesetzte üble Tradition aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts erkennen lassen. Die platte Unfähigkeit und Schlaffheit dieser Elemente, als sie in der „provisorischen Regierung" zu Dresden einmal Gelegenheit hatten, Regierungspraxis zu üben, zeigt ein Bericht Stephan's an den Leipziger Stadtrath vom 6. Mai 1849, der „die ruhig dasitzenden und rauchenden Regierungsmitglieder" schildert. Von Thätigkeit und Energie keine Spur. Die Herren „machten den Eindruck, daß sie sich in ihrer Stellung nicht wohl fühlten." Leipzig und die gemäßigt Liberalen, zugleich national denkenden Elemente machten dieser unfähigen Revolution Opposition und retteten Leipzig von der Revolution und weiterer preußischen Einmischung, wenn es auch für sie „ein höheres Staatsideal gab als die unangetastete Herrlichkeit des Königreichs Sachsen."

Boettcher führt dann in dem Lebensgange Stephani's weiter durch die Zeit des Dreikönigsbündnisses und der Reaction

Digitized by Google

bis zur Epoche des „Wiedererwachens" 1866. Interessant ist die Schilderung Stephani's vom Erfurter Parlament, wo zuerst unter anderen genannten Charakterköpfen die Erscheinung Bismarcks auftritt. Stephani berichtet von Stahl, Gerber, Vincke und „von Bismarck-Schönhausen: der vollendete Typus des Junkerthums, nicht ohne Gewandtheit und Geist, dem es vorzugsweise darauf ankommt, den Gegnern höhnische Sottisen ins Gesicht zu werfen."

Im Ganzen ist es ein trübes Bild, das bis zur Umwälzung von 1866 entrollt wird. Erst mit diesem Jahre wurden die vielen schlummernden Kräfte und der im Verborgenen weiterlebende Geist des national denkenden Bürgerthums aus ihrer Spannung ausgelöst.

Für diese Uebergangszeit besonders hat Stephani seine große Bedeutung gehabt. Der Grundzug seiner Persönlichkeit war, die Gegensätze zu vermitteln. „Mancher unitarische Heißsporn hat ein strafendes Wort von ihm hören müssen; aber auch den unversöhnlichen Preußenfressern ist er überall entschlossen entgegengetreten. Stets lag ihm am Herzen, das wahre gegenseitige Verständniß zu fördern." Mit Recht bemerkt Boettcher, daß diese vermittelnde Richtung, die Stephani mit seinem wachsenden Einfluß dem ganzen sächsischen Nationalliberalismus aufgeprägt, für die richtige Stellung des sächsischen Volkes in der nationalen Gesammtheit weit über die engen Parteigrenzen hinaus segensreich gewirkt habe. Das Schwergewicht dieses — jetzt so erfreulich wieder erstarkten — sächsischen, gemäßigten Liberalismus hat in Verbindung mit dem ihm verwandten praktisch-liberalen Zuge Süddeutschlands dazu gewirkt, der abstract-doctrinären Neigung der nord- insbesondere nordostdeutschen Liberalen Zügel anzulegen und schließlich der unvermeidlichen Ausscheidung der intransigenten Geister vorgearbeitet. Stephani als Candidat zum constituirenden Norddeutschen Reichstag vorgeschlagen, fiel Anfangs Februar 1867 gegen den particularistisch-conservativen Professor Wächter, den berühmten Pandektisten, durch, wurde aber bezeichnender Weise in demselben Jahre zum ordentlichen Norddeutschen Reichstage gegen den conservativen Particularisten Kreisdirector von Burgsdorff gewählt. Er hat dann von Anfang bis zu Ende seiner parlamentarischen Thätigkeit in jener stillen und fruchtbaren Weise — unter anderem auch als Vorsitzender der Petitionscommission — bei dem nationalen Neubau mitgewirkt, die nach außen keinen glänzenden Namen erwirbt, aber alle praktischen Fortschritte mehr als die blendende Rhetorik fördert und innerhalb des Fractionsverbandes eine hochgeachtete Vertrauensstellung verschafft. Männern wie Stephani ist der heilsame Gang der liberalen Entwickelung mit zu verdanken, die sich allmählich von der Herrschaft der Phrase und dem formalen Zauber der parlamentarischen Rede losgemacht hat. Stephani klagt bei seinem Eintritt in die nationalliberale Fraction über „die schrecklich vielen unnützen Reden." In den folgenden Kämpfen um die Indemnität, die Verfassung, die Militärfrage, das Strafgesetzbuch mit der berühmten Entscheidung über die Todesstrafe hat Stephani überall die vermittelnde Rolle gespielt, wenngleich er sich nicht entschließen konnte, für die Wiedereinführung der in Sachsen zwei Jahre vorher abgeschafften Todesstrafe zu stimmen. Obwohl Freihändler hat er doch auf eine gütliche Beilegung des Streits im Zollparlament und auf Annahme eines Compromisses hingewirkt, welches das Zustandekommen des national- und wirthschaftspolitisch so wichtigen Zolltarifs ermöglichte.

Schon damals tritt der verderbliche Einfluß einzelner Parteigenossen hervor, der für die spätere Entwickelung des Nationalliberalismus so verhängnißvoll werden sollte. Der Name Lasker kehrt in den Aufzeichnungen Stephani's mit steigender Klage immer wieder. Das Schicksal dieses Mannes ist tragisch gewesen. Bekannt und nicht unrichtig ist das Urtheil Bismarcks über ihn. Bei aller patriotischen Begeisterung, dem glänzenden Wissen und Können Lasker's ist es doch nicht zu leugnen, daß der Einfluß seiner Dialectik und das sachlich nicht begründete Gewicht seiner Ansichten unheilvoll gewirkt und den Bruch des gemäßigten Liberalismus mit dem Gründer des nationalen Einheitsstaates wesentlich verschuldet hat. Die fast unwillige Ablehnung der Volksstimmung, welche Lasker in schmerzlicher Weise am Ende seiner parlamentarischen Laufbahn und bald seines Lebens erfahren mußte, war die berechtigte Reaction des nüchtern und praktischer gewordenen politischen Geistes, der einer wohlgesetzten Rede nicht mehr den Reiz abgewann, den eine frühere Generation empfunden hatte.

„Die Anmaßung Laskers," seine „unduldsam-dictatorische Art" bilden den ständigen Gegenstand der oft mit berechtigter Bitterkeit erfüllten Stephani'schen Klagen. Und durch die ganze große Reihe von Erfolgen der nationalliberalen Partei zieht sich der unerquickliche Kampf der von Lasker geführten Minderheit gegen die Mehrheit der Partei, wie sie unter Bennigsen's und Miquels gedankenreicher und staatlich gerichteten Führung zwar vorhanden war, aber nicht zu energischer Geltung gelangte. Die schwierige Stellung zum leitenden Staatsmann war ohnehin ein Problem für die höchste Kunst der Parteipolitik. Ein ewiger Bund war mit dieser Realpolitik nicht zu flechten, welche sich abwechselnd der Parteien als Mittel bediente. „Bei allem ehrlichen Willen, die nationale Politik Bismarcks zu unterstützen, bei aller rückhaltslosen Anerkennung der weltgeschichtlichen Größe des Kanzlers war und blieb der nationalliberalen Partei klar, daß sie ihrem ganzen Wesen nach ebenso wenig eine unbedingte Regierungspartei sein konnte, wie sie es sein wollte." Aber diesen latenten Conflict unnöthig zu provociren und zum Schaden der Sache parlamentarische Macht fühlen zu lassen, war die schwere Schuld einzelner hervorragender Parlamentarier der Partei. Immer aber steht Lasker im Vordergrund. Die Mehrheit der Partei — darunter Forkenbeck — ist für das Militärpauschquantum im Jahre 1872. „Lasker ist leidenschaftlich dagegen." „Lasker's Eitelkeit und Rechthaberei spielt eine große Rolle." Die Gefahr einer Trennung der Partei beginnt. Alle Constellationen werden andere. Die Fortschrittspartei nähert sich dem früher von ihr heftig bekämpften Centrum. Aber das Jahr 1874 bringt der nationalliberalen Partei äußerlich den Höhepunkt ihrer Machtstellung. Statt der bisherigen 120 zählte sie jetzt 152 Mitglieder. Fast einstimmig setzte sie das Compromiß über die Heerespräsenz, das erste Septennat, durch, welches schon damals die widerstrebende Fortschrittspartei fast vernichtet hätte.

Das Boettcher'sche Buch steigert das politische Interesse von diesem Zeitpunkte an von Seite zu Seite. Die Geheimgeschichte der nationalliberalen Partei, wie sie bisher nur in den intimeren parlamentarischen Kreisen bekannt war, wird hier mit dankenswerther Offenheit und mit wohlangebrachter Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, wie nach Außen in der bewußten Absicht gegeben, für eine praktische und nationale Politik der Zukunft Warnungstafeln aufzurichten. Die beginnende offene Feindseligkeit der Fortschrittspartei einerseits, der „deutsch-conservativen" Partei andererseits, das verdienstvolle Compromiß über die großen Justizgesetze, die inneren Kämpfe über den Sitz des Reichsgerichts und vor Allem die Verhandlungen Bismarck's über den Eintritt Bennigsen's in die Regierung um Weihnachten 1877, bilden ebenso viele spannende Momente in den Aufzeichnungen Stephani's, wie in der Darstellung Boettcher's. Wie dann mit der Wendung in der Wirthschaftspolitik die große, Jahre lang fortgeschleppte Krisis der nationalliberalen Partei ausbrach, wird in den folgenden Capiteln lebendig zur Darstellung gebracht. Der Verfasser hat es hier nicht vermeiden können und angesichts seines ernsten Zweckes auch wohl nicht vermeiden wollen, die Rolle von Schuld und Schwäche aufzudecken, welche einzelne noch heute viel genannte Politiker damals gespielt haben, als es sich darum handelte, eine Probe auf das Maß politischer Einsicht und patriotischer Selbstüberwindung zu machen, ohne welche die Zukunft weder des deutschen Staates, noch eines gedeihlichen Parteilebens in großem Stil möglich ist. Welche Combination der auf deutschem Boden möglichen Verhältnisse sich diese seit zehn Jahren nur in der Negation thätigen Politiker vorstellen, um einmal eine positive Politik ihres nirgends ersichtlichen Programms zu treiben, ist unerfindlich. Die großartigste, weltgeschichtliche Gelegenheit zu einer bei aller möglichen Ablehnung von einzelnen Vorlagen im Ganzen fruchtbaren ministeriellen Mit-

Digitized by Google

arbeit mit dem leitenden Staatsmann ist — man kann es nicht anders sagen — leichten Herzens versäumt worden und damit eine ganze politische Richtung und eine große Anzahl hochbegabter Männer für lange Zeit, vielleicht für immer, zur Unfruchtbarkeit verurtheilt worden. Der Hauptwerth des Boettcher'schen Buches, über das nächste Interesse an der Persönlichkeit Stephani's hinaus, liegt in der schonungslosen Aufdeckung der frivolen Art, mit der das — heute nicht bloß in Deutschland — seltene Glück einer großen Parteibildung von einigen Ehrgeizigen zerstört worden ist, ohne daß das Land und das sonst immer heraufbeschworene „Volk" irgend vorher gefragt worden war. Dieselben Leute, welche noch heute über die leitende „persönliche" Politik der Gegenwart klagen, haben höchstpersönliche Stimmungen zum Ausgangspunkt eines Bruches gemacht, an dessen Heilung besten Falls noch ein Jahrzehnt im liberalen Bürgerthum gearbeitet werden muß.

Der Bankerott dieser Art von Politik ist schneller, als man geglaubt eingetreten. Boettcher hat ihn mit sicherem Blick vorausgesagt und ist hierin nur dem edlen Optimismus Stephani's gefolgt, den er mit so viel Liebe und Wärme uns vorführt. In diesem Manne lag, wie der Verfasser sagt, „etwas von der antiken Hingebung an den Staat". Er war jahrelang die zusammenhaltende und belebende Seele der Fraction. Sein Freund hat ihm ein Ehrenmal gesetzt, das um so andauernder das Gedächtniß an den seltenen Mann erhalten wird, als mit ihm eine ganze politische Richtung in ihren kritischen Entwickelungsstadien gezeichnet wird, welche mit ihrer selbstlosen Hingabe an den nationalen Staat die Zukunft des neuen Deutschlands zu hüten gewillt und berufen ist.

Armeelieferanten.

Von G. J. Guttmann.

Die Cultur, die alle Welt beleckt, hat wenigstens schon so weit auf Bosnien sich erstreckt, daß die Hauptstadt des occupirten „Neu-Oesterreich" mit einem „Intendantur-" oder wie man in Oesterreich sagt, Lieferungsproceß erfreut wurde, der durch einige Wochen das Strafgericht von Sarajewo und die öffentliche Meinung von Neu- und Alt-Oesterreich beschäftigt hat. Der Proceß ist nunmehr zu Ende, wir stehen der res judicata gegenüber, die interessanten Mitglieder der Familie Baruch sind zu entsprechenden Gefängnißstrafen verurtheilt worden. Herr Daniel Baruch, der Chef der Dynastie, der den Ruf hat, der reichste Mann zwar nicht, wie König Philipp in der „getauften Welt", aber doch in Bosnien und der Herzegowina zu sein, Herr Daniel Baruch erhielt fünf Jahre schweren Kerkers, seine Herren Brüder und sonstigen Helfershelfer entsprechende, wenn auch geringere Kerkerstrafen. Wie die Zeitungen melden, sollen gegen Herrn Daniel Baruch noch vierzehn weitere Betrugsanzeigen vorliegen, die jetzt an die Reihe kommen werden.

Vor 10—11 Jahren war Herr Baruch noch Hausirer. Im Jahre 1878, als die Oesterreicher, die „Schwabi", nach Bosnien marschirten, soll er schon ca. 6000 Gulden besessen haben. Jetzt taxirt man ihn auf rund fünf Millionen. Man sieht, das Geschäft hat offenbar seinen Mann genährt. Die Verurtheilten haben Lieferungen für das Militärärar besorgt. Sie haben Mehl geliefert und zwar statt gutem schlechtes, für Weizen, Gerste, außerdem Spiritus anstatt Wein. Dabei lassen sich leicht zwei oder mehr Hunderte von Procenten „verdienen". Natürlich war eine solche Manipulation nur möglich im Einverständniß mit Organen der Kriegsverwaltung. In der That ist auch bereits gegen mehrere Offiziere und Beamte die Untersuchung beim Militärgericht in Sarajewo anhängig. Diese Untersuchung und das Schlußverfahren sind freilich ganz geheim, nur das Urtheil wird publicirt werden.

Incorrectheiten und Betrügereien beim Lieferungswesen („Schweinereien" pflegt man das in Oesterreich zu nennen) sind so alt fast, wie das österreichische Heer. In guten, wie in bösen Tagen, im Sieg, wie in der Niederlage wird über die schlechte Militärverwaltung in Oesterreich Klage geführt. Diodat, Albrecht Waldstein's General-Quartiermeister, spricht davon und die Beschwerde hierüber zieht sich wie ein rother Faden durch die Correspondenz Eugens von Savoyen. Thugut wird nicht müde, seine Klagen und seine Sorgen über diesen Punkt dem Fürsten Colloredo und dem Kaiser Franz vorzutragen und der Krieg von 1859 hat gezeigt, daß die betrügerischen Lieferanten in Oesterreich wirklich den Blättern des Waldes gleichen, mit denen Vater Homeros die Menschen verglichen hat. Sie fallen ab — der Wald treibt neue hervor. Die Processe, die sich an die Namen Eynatten, Richter, Revoltella knüpften, sind epochal geworden in der Geschichte Oesterreichs. Wenn 1866 nichts derartiges sich wiederholte, so geschah es nur, weil der Zusammenbruch so vollständig war, daß man absichtlich vermied, Einzelnes hervorzuheben — es soll übrigens etwas besser gewesen sein, als 1859. Uebelstände im Lieferungswesen, Betrügereien der Lieferanten und Einverständniß von gewissenlosen Functionären gehören aber entschieden zu jenen „ererbten Uebelständen", durch deren Beseitigung ein kaiserliches Handschreiben aus dem Jahre 1859, ein neues Oesterreich geschaffen wissen wollte.

Abgesehen von der militärischen und fiskalischen Seite, hat, wie mir scheinen will, das gesammte Lieferungswesen noch eine socialpolitische Seite, die bisher nicht immer genügend gewürdigt worden ist. Sie verdient wohl, daß wir uns ihrer Betrachtung durch einige Augenblicke widmen. Jedermann weiß, daß auch schon lange bevor die continentalen Regierungen mit den Principien des laisser faire, laisser passer brachen und die Manchesterdoctrinen über Bord werfend, zu einer Art von sanftem Staatssocialismus sich bekehrten, daß schon lange vor der Aera der Eisenbahn-Verstaatlichungen, der Monopole ꝛc. der manchesterliche Staat selbst, stets der größte Geschäftsmann im Staate war. Niemand kauft so viel als der Staat, Niemand borgt so viel. Er ernährt seine Armee, seine Kranken, seine Armen, seine Sträflinge. Er baut Straßen, Schulen, Kasernen. Er bekleidet Tausende und kurirt sie. Er lehrt und erzieht Kinder und züchtet gelegentlich auch Pferde. Das „mouvement" der größten Bankhäuser der Rue Lafitte und von Lombard-street ist klein, verglichen mit dem Geldumsatz einer Staatsverwaltung. Was der Staat in Form von Steuergeldern oder als Erträgniß seiner Monopole und Regalien eingenommen hat, gibt er wieder aus in Form von Gehalten, Besoldungen, Löhnen, in Form von Bezahlungen für Tuch und Getreide, für Medicamente und Backsteine. Er nimmt von Jedem Geld, aber dafür kauft er auch fast Alles. Insoweit er nicht als Schuldner dem Auslande tributpflichtig ist, gibt er das Geld, das ihm von den breiten Massen des Volkes dargebracht wird, wieder zurück. Seine Cassen thesauriren nur in den seltensten Fällen. Sie sind Durchgangsstätten — „laß fahren dahin, laß fahren, es hat auf Erden nicht bleibend Gewinn!"

Würden die Erträgnisse der Steuern wieder direct in die breiten Volksmassen zurückströmen, so würde die Last und das Uebel der Steuern wesentlich vermindert sein. Aber das ist nicht der Fall. Die Erfahrung zeigt, daß der Geldstrom, nachdem er aus dem Volk in die Staatscassen geflossen ist, nicht unversehrt in die Volksmassen zurückfließt, sondern erst nachdem er eine ganze Reihe von Cisternen bis an den Rand hat füllen müssen. Mit anderen Worten: In allen Staaten wird ein Theil der Steuergelder, nach ihrer Verwendung durch den Staat oder während des Actes dieser Verwendung in das Eigenthum von Privaten überführt. Sieht man genau zu, so wird man finden, daß der Ursprung fast aller großen Reichthümer auf Geschäfte und Verbindungen mit dem Staat zurückzuführen ist. Ich spreche natürlich hier nur vom Mobilarvermögen; die in großen Latifundien bestehenden Vermögen wurden allerdings auch durch die Gesetzgebung des Staates geschaffen, das aber geschah — ob zum Guten, ob zum Bösen, gehört nicht hierher — durch den Willen des Staates, der als Gesetzgeber bewußt handelte. Die Bildung aber der

Digitized by Google

obenerwähnten großen Mobilarvermögen geschah mit unbewußter Zustimmung oder Mitwirkung nicht der staatlichen Gesetzgebung, sondern der staatlichen Verwaltung. Nicht der bewußte Act des Gesetzgebers, die unbewußte Praxis des Administrators rief sie in's Leben. Natürlich ist die Regel nicht ausnahmslos. Sie gilt für Welthandel treibende Gemeinwesen bei weitem weniger als für Oesterreich und Deutschland, für Rußland oder Frankreich. Den Einfluß, den die Sklavenarbeit in den fremden Welttheilen auf die Vermögensanhäufung in England (und wohl auch in Holland, Portugal ꝛc.) gehabt hat, hat Carl Marx geistreich nachgewiesen, obgleich bei ihm Behauptungen und Generalisirungen auch hier manchmal an Stelle der Beweise treten — Jedermann weiß, wie viel große Vermögen in London und Liverpool, in Birmingham und Manchester, in Amsterdam und Venedig, in Genua und Antwerpen durch Handel oder Industrie erworben wurden, ohne daß dabei Staatsgeschäfte viel zu thun hatten. Aber die Ausnahmen entscheiden nichts gegen die Regel, die ganz großen, die gewaltigen Vermögen sind nahezu immer durch Transactionen mit dem Staat verdient worden. Das galt für die Bardi und Peruzzi so gut, wie für die Fugger und Welser, so gut wie es für die Glyn, die schon Oliver Cromwell Geld borgten, für die Baring, die Hambro, Torlonia und Rothschild gilt. Die Formen der Geschäfte waren verschieden; — auch die Mittel, durch die dieselben vertheidigt wurden. Die Fugger's ließen durch Dr. Eck — den späteren Gegner Luther's — Predigten für den Wucher und das Zinsennehmen halten — heutzutage macht man das anders, die Presse, und zwar nicht bloß in ihren Inseratenspalten, ersetzt die Kanzel. Das Factum aber ist nicht abzustreiten, die Quelle der großen Mobilarvermögen sind die Geschäfte mit dem Staat, seien es Darlehns-, seien es Lieferungsgeschäfte. Der sicherste Weg, um reich zu werden, ist, die Schüssel dort unterzuhalten, wo das Geld wieder aus den Staatscassen herausfließt und davon Tribut zu erheben.

Der Staat hilft also durch seine administrative Praxis große Vermögen, d. h. im natürlichen Verfolg der Dinge arbeitsloses Einkommen zu schaffen, während eine gesunde Social- und Wirthschaftspolitik darnach streben muß, die Bildung von solch arbeitslosem Einkommen thunlichst hintanzuhalten. Man kann demnach mit Fug und Recht sagen, daß das gegenwärtige System die Naturalbedürfnisse des Staates zu bestreiten, das „Lieferungssystem" durch privilegirte Firmen, das seinen Ausdruck wirthschaftlich in der Bildung von arbeitslosem Einkommen, strafrechtlich vielfach in Processen nach dem Muster der Affaire Baruch findet, nichts weniger als tadelfrei ist, daß es weder vor der Theorie, noch vor der Praxis bestehen kann. Der alte Juvenal hatte nicht so ganz unrecht, als er schnell erworbenes Vermögen Diebstahl am Volke nennt, — der Feind des Sejanus war, so viel ich weiß, kein Socialdemokrat. Das jetzige Lieferungssystem führt Blut, das im ganzen Körper frei circuliren sollte, einseitig einem Gliede zu und läßt dieses dadurch anschwellen, andere verkümmern. Es entspricht auch kaum seinen eigentlichen administrativen Zwecken, denn der Staat wird nur zu oft schlecht bedient; die österreichische Armee hat vielleicht mehr leiden müssen, als andere, aber es gibt speciell kein europäisches Heer, das nicht zu Zeiten Ausbeutungsobject gewesen ist, für speculative Lieferanten und Geschäftsleute.

Ob Abhülfe zu schaffen, wie Abhülfe zu schaffen, das zu erörtern kann nicht Zweck dieser Zeilen sein. Berufenere mögen sich damit abgeben. Hier sollten nur einige Thatsachen festgestellt werden. Der zum Anarchismus und dann zum Despotismus führenden Socialdemokratie das Wasser abzugraben, ist eine Hauptaufgabe unserer Zeit. Es geschieht am besten, wenn man die Uebelstände nicht verbirgt, sondern klar darlegt. Das gilt für Oesterreich, das gilt für Deutschland, das gilt überall, denn wie Leopold von Ranke sagt: „Die Wahrheit kann nur eine sein."

Literatur und Kunst.

Von der Kunstausstellung in Venedig.

Von Robert Stiassny.

Auf dem südöstlich vorspringenden Dreispitz der Inselstadt, wo die grüne Scholle der Giardini pubblici wie ein Abschiedsgruß des Landes an das Wasser aus der Umarmung der Lagune aufsteigt, ist am 2. Mai die nationale Kunstausstellung Venedigs eröffnet worden. Ein langgestreckter Fachwerkbau in dürftigster Surrogat-Renaissance, von der Ferne nicht unerheblich an eine Badeanstalt erinnernd, beherbergt sie. Allein den eigentlichen Rahmen hat tröstlicher Weise das großartige Panorama des Ortes geschaffen, das uns die „bella Venezia" im vollen Diademschmuck ihrer unverwelklichen Reize zeigt. Gegen Süden säumen die Inseln S. Cremente, S. Servolo, S. Lazzaro mit ihren schlanken Campanili den Horizont, den die „lateinischen" Segel der Chioggioten mit ihren braunrothen und schmutziggelben Tönen so malerisch beleben. Zwischendurch grüßt Malmocco herüber und ein anderer Lidostreifen — hinter ihm dämmert die Adria — taucht im Grunde auf. Westlich aber winkt nahvertraut S. Giorgio Maggiore mit der Giudecca, wölbt sich die stolze Kuppel der Salute in's Azur, ladet die Einfahrt in die vornehmste Wasserstraße der Welt: den Canal grande. An den beiden Säulen der Piazzetta und der Fassade des Dogenpalastes vorbei wandert der Blick über die volkreiche Riva zurück, um sich schließlich an dem unvergleichlichen Augenschmaus zu letzten, den ihm gerade hier, am Ausgang des Marcusbeckens, das schon meerwärts wogende Binnenwasser bereitet. Wie in einem hellklingenden Glockenspiel schlagen die linden Wellen — bald libellenblau, bald silbertönig, bald krystallen im eitlen Sonnenglaste schimmernd — gegen einander und ein Himmel, dessen Tinten die ganze Skala vom durchsichtigen Milchweiß bis zum tiefen Kobaltblau durchlaufen, streicht bald den Baß, bald den Discant zu den brillanten coloristischen Trillern der Lagune ... Was Wunder, daß wir, in die Ausstellung eingetreten, uns am lebhaftesten von den venezianischen Marinen und Ansichten der „neptunischen Stadt", im weiteren Betracht von der Landschaft angesprochen fühlen! Die bedrohliche Rivalität großer geschichtlicher Vergleiche fällt hier weg, nur in den Hintergründen hat sich das landschaftliche Auge der Renaissance bethätigt. Die Sonne Bellini's, Giorgione's und Tizian's aber sie lächelt auch uns! Und Licht, Luft und Wasser, das geheimnißvolle Ineinanderrinnen der drei Elemente zur malerisch gesättigten Bilderscheinung haben die Modernen im stofflichen Sinn unstreitig besser los, als die Canaletti und Guardi des vorigen Jahrhunderts. In der Wahl des fruchtbaren Momentes freilich, im Geschmack der Anordnung, im Geist der Mache — Dinge, die nicht prompt aus der camera obscura zu beziehen sind — hätten sie bei jenen alten Prospectmalern noch in die Schule zu gehen. Diesen Vorbehalt einmal ausgesprochen, wird man einem starken coloristischen Talente, wie dem auf der Höhe seines Ausstellungserfolges im blühenden Mannesalter verschiedenen Giacomo Favretto, die gerechte Anerkennung nicht versagen dürfen. Sein „Traghetto" (eine Gondelwartestelle am Canal grande) mit dem in der Nachmittagssonne träumenden Lagunenwasser, den schaukelnden Gondeln unter einem Vorbau, der von der Tünche theilweise entblößten Casa im Hintergrunde ist mit elegantem Pinsel und überzeugend „echt" vorgetragen. Neben, ja vielleicht vor Favretto ist Giardi zu nennen, freilich mehr großzügiger Landschafter, als venetianischer Vedutenmaler. Sein „Messidoro" trug ihm auf der vorjährigen Berliner Jubiläumsausstellung die goldene Medaille ein, wird aber überholt durch ein außerordentlich schönes Frühlingsmotiv von Chioggia. Ein prächtiger Sturzbach aus den Dolomiten, eine Jagd auf Wasserhühner im felsigen Flußthal, eine Gesammtansicht Venedigs von der Giu-

Digitized by Google

decca bezeugen, daß seiner Palette die Alpenwelt und die Terraferma nicht minder vertraut ist, als das Lagunenrevier. Eine sehr fein getonte Strandscene lieferte Carcano, ein Fischerdorf mit nur im Süden glaublicher erdbeerrother Abendbeleuchtung Fragiacomo; derselbe, eine vorzügliche Gran-canal-Marine in spätherbstlicher Mondnacht. Zwei Bilder Belloni's gemahnten in der vollendeten Wiedergabe atmosphärischer Stimmungen bei Regenwetter an unseren Ed. Schleich. Trefflich ein schon herbstlich gefärbtes Waldinterieur mit fischenden Knaben von Calderini, ein lombardischer Hochwald von Bézzi. Für eine ganze Gattung von Landschaften ist die impressionistische Verwegenheit bezeichnend, mit der Seguantini eine tiefgrüne Ebene von einem sonnebeschienenen Kalkgebirge — alles blanke Localfarben — sich absetzen läßt.

Tritt uns dergestalt in der Landschaft ein höchst achtenswerthes technisches Können und ein gewisses Maß poetischer Auffassung — den Zauberpinsel eines Rottmann oder Böcklin wird man freilich nicht bei ihr finden — entgegen, so werden wir wesentlich ernüchtert, wenden wir uns der am reichsten beschickten Ausstellungsgruppe, dem zum Zeitgemälde erweiterten Genre zu. Denn nur in verschwindend geringer Zahl hatte sich die Historie eingefunden und, charakteristisch genug, gerade die Hauptleistung des Faches, Valaperta's Karl Albert auf dem Sterbebette, der das Volk zum Abschied in den Palast begehrt, war entschieden genremäßig angelegt. Neben diesem in Anordnung und Colorit fein abgewogenem Gemälde konnte sich allenfalls Eroli's liebenswürdige Composition: „Pergolese vor der Bahre der Fürstin Maria Spinelli" halten. Die übrigen Geschichtsbilder thaten sich mehr durch Größe des Formats als durch Größe der Conception hervor; folgerichtig ging auch das Portrait, soweit es sich zu biographischen Werthe erheben soll, ziemlich leer aus; nur in Tallone hatte es einen bedeutenderen Vertreter entsendet.

Wie auf dem Gebiete der inneren Politik ist in den bildenden Künsten der Gegenwart der „kleine Mann" Gegenstand eifrigster Umwerbung geworden; so sucht auch die italienische Malerei mit gesunder Vorliebe das Volk bei seiner Arbeit, seinen Festen und seinen künstlerisch so fruchtbaren Müßiggange auf. Verklungen sind in Florenz und Rom die Traditionen des Monumentalstils, den die großen Freskanten des Quattro- und Cinquecento hinterließen, vergessen haben die Venetianer die in sich beglückte Harmonie, das erhöhte Menschenthum ihres Existenzbildes. Wie die Niederländer des sechzehnten Jahrhunderts welschen Mustern, der Michel-Angeleske vor Anderen als einem mißverstandenen Ideale nachstrebten, so haben sich die Italiener von heute stofflich und häufig auch stilistisch auf den Boden begeben, den die holländischen Kleinmeister im siebzehnten Jahrhundert zuerst angebaut. Was aber am gründlichsten verflogen, das ist das erzählende Talent, der sprühende Novellengeist, der in den glorreichen Tagen der florentinischen und venetianischen Malerei so goldene Früchte getragen; trocken, ohne größeren Aufwand von persönlicher Theilnahme und Beredtsamkeit, ohne Humor und Pointe, im Tone des Marktberichtes oder der Localnotiz werden Vorgänge abgeschildert, deren Gegenstände nicht selten erst enträthselt sein wollen. Das launige Genre, mit dem die Ant. Rotta, Chierici, Vinea, Tito Conti auf deutschen Ausstellungen häufig gastiren, dürfte in Bälde von der neuesten Strömung fortgespült werden. Eine trostlose Ideenarmuth gähnt uns von ganzen Bilderwänden entgegen, zumeist doppelt empfindlich durch verschwenderische Größe des Maßstabes oder den protzig überladenen Rahmen. Auf ein Paar gut gesehene Modellköpfe und einen geschickt, zuweilen nur aus zwei, drei Noten aufgebauten coloristischen „Schlager" reducirte sich der Gehalt auch vieler besserer Stücke, vom Mittelgut und der ermüdend stark vertretenen Ausschußwaare, die sich mit Vorliebe unter das stolze Loswort: „studio dal vero" flüchtet, zu geschweigen. Man möchte nun glauben, ab und zu einem Triumphe wenigstens der Stoffmalerei begegnen zu müssen, zumal das Beiwerk gerne vorlaut den ersten Plan füllt; allein die Technik, die zahlreiche unbestimmt-verronnene Töne verwendet, bald leidlich glatt verreibend dem Farbenkörper einen wollig-flockigen Charakter leiht, bald die Pinselarbeit pastos und unverhüllt stehen läßt, begünstigt nicht eine solche. Der modern-italienischen Malerei scheint es überhaupt nur gegeben, die Epidermis der Dinge auf die Bildfläche zu bannen, nicht ihre organische Structur — ein tief gegründeter, vielleicht durch unzulängliches Aktstudium verschuldeter Mangel, über den eine häufig virtuose Lichtführung nicht hinwegzutäuschen vermag.

Wieder führt Favretto den Reigen der Venetianer. Sein Ostermarkt am Rialto, ein Höhenbild von bescheidenen Abmessungen, zeigt uns in trefflicher Perspective eine der zur Brücke hinanführenden Seitentreppen, dicht bevölkert von Verkäufern und Käuferinnen in sengender Vormittagsbeleuchtung. Eine echt venetianische Küchenschönheit in gelbem Shawl über blauem Kleid feilscht mit einem am Boden hockenden Gemüsemann um ein Bündel Krautköpfe; das energische Grün der letzteren und das gelbe Umhängetuch der Donna geben die coloristische Dominante ab. Eine Art historischen Genres stellt desselben Künstlers Rococo-Corso vor Sansovino's Loggietta dar, kunsthistorisch zu reden, eine Legirung von Pietro Longhi mit Terburg oder Netscher. Die Farbe aber gehört Favretto an und es war sicher kein Kleines, gelbe, lichtblaue, braunrothe, grüne und Rosa-Seidenfräcke, getupfte und geblumte Bauschkleider zu einem so harmonischen Einklang zusammenzustimmen. „Vita Veneziana" betitelt sich ein warmtöniges Bild der Piazetta zur Siestastunde, mit malerisch auf den Stufen der St. Theodorsäule hingelagerten Volksgruppen. Saftige Breite des Colorits, glücklich beobachtete Typen, gelungene Composition vereinigt Lanzerotto's Hochzeitsschmaus in einer Osteria, wo sich fidele Tanzpaare zu den Klängen einer Ziehharmonika drehen. Eine pièce de résistance der Ausstellung bildet Luigi Nono's italienische Schnitterscene „Ruth" genannt — wieder vornehmlich ein coloristisches Bravourstück. Thränenden Auges, von dem Gutsverwalter abgewandt, schickt sich die gut bewegte aber nicht sonderlich ausdrucksvolle Aehrenleserin zum Fortgehen an, indem sie sich ein Jäckchen um die Schultern wirft; ein Korb mit Garben liegt halb umgestürzt neben ihr in den Stoppeln. Die beste Figur der verwundert die Arme nach ihr ausstreckende greise Großknecht links; meisterlich die in purpurner Abendgluth gebadete Landschaft, über die sich ein von citronengelben und lichtrosa Wolken bezogener Himmel spannt. Vor der Riesenleinwand Cavalleri's „Zappe abbandonate" (Die unterbrochene Feldarbeit) durfte man billig in Zweifel sein, ob der knieende Bauer, der im Mittelgrunde einem in den Kirchhof ziehenden Arbeiterbegängniß die Ehre erweist oder das die ganze Breite des Bildes beherrschende, sehr thränenselig stimmende — Zwiebelfeld die Hauptsache sei; mit mehr Liebe ist jedenfalls das letztere gemalt. In ein Pfründner- und ein Invalidenhaus gewährten uns Morbelli und Gilardi wenig anregenden Einblick; kaum daß ein paar mäßig gut festgehaltene Charakterköpfe die Kosten der Unterhaltung bestritten. Einmal durch das Sujet erfreulich Giuliano's „Ravveduta", ein entflohenes Mädchen, das, reuig heimkehrend, vor der Thüre des Vaterhauses zusammenbricht. Reiche Typenwandlung in den Köpfen der Gläubigen fesselte auf Bianchi's „Austheilung der Communion". Delleani's sonnenprächtige, mit breit tockirendem Pinsel hingeschriebenen Scenen aus dem süditalischen Kirchenleben lassen nur geläuterten Geschmack vermissen: auf einem Processionsbilde z. B. kehrt uns die ganze Colonne frommer Wallerinnen vorwurfsvoll die Rücken zu! Ein Culturgemälde allerersten Ranges dagegen, vielleicht die Perle der Ausstellung, schenkte uns Raffaele Armenise in seiner neapolitanischen „Kirmeß" (La festa del paese). Auf den großen Gemeindeanger ist das ganze Dorf in Sonntagstracht hinausgeströmt. Das Hochamt scheint eben zu Ende, im hohen Riedgras des Vordergrundes liegen gebundene Hühner und Schafe neben Feldfrüchten — das Stillleben des dargebrachten Zehents. An dem im Freien aufgezimmerten, baldachinüberdachten Altare erklärt ein Geistlicher in violetter Soutane einem Bäuerlein eine Bibelstelle. Hinter dem Tische waltet der Meßner, der junge Ministrant — eine köstliche Charge — bläst das Weihrauchbecken aus. Ein protziger „Bauernbaron" in braunem Sammet-

Digitized by Google

wamms und Hose schaut, breitbeinig hingepflanzt, der Gruppe zu; Bursche auf niedrigem Mauerwall sitzend, necken die Dorfschönen, in fröhlichster Bewegung fluthet die Menge durcheinander, eine Musikbande im Grunde läßt schmetternde Weisen ertönen. Trefflich lösen sich die Gruppen, ohne daß in der Composition eine Naht bemerkbar würde; durch die thaufrische, noch unentweihte Sonntagsstimmung schlägt uns allenthalben der heiße Athem des südlichen Volkslebens entgegen. Wie wenig erquicklich berühren neben einer so vornehm empfundenen Kunstschöpfung Silvio Rotta's Galeerensträflinge, die am Abend nach der Zwangsarbeit durch die römische Campagna in ihre Gefängnisse zurückeskortirt werden; nur das geistreiche, auf dem Brandroth der Fez und Sträflingsjacken fußende Colorit kann uns mit dem künstlerisch so sterilen Gegenstande versöhnen, der schon zu den zahlreichen impressionistischen Verirrungen der Ausstellung überleitet. Besonders die Südländer bekennen sich mit dem ganzen zur Sache gehörigen Fanatismus und dem vollen Einsatz ihres vulkanischen Temperamentes zum Programm der Plain-air-Malerei, wie es etwa Zola jüngst in seinem Romane: L'Oeuvre mit so glänzender Parteilichkeit entwickelt hat. Bald meint man der Illustration zum Schlußcapitel eines Sensationsromanes gegenüberzustehen, bald — wo socialistische, communistische, irredentistische Tendenzen vorwiegen — einem gemalten Leitartikel. Corpanetto z. B. läßt eine lebensgroß gegebene, nach der letzten Mode gekleidete jugendliche Selbstmörderin sich vor einem heranbrausenden Zuge auf die Schienen werfen, das Antlitz, mit den Zeichen eintretender Todtenstarre, dem Beschauer zugewandt. Von gemeinster Stoffwahrheit sind die morgens nach der Stadt aufbrechenden Marktweiber, die uns Tommasi vorführt; schlaftrunken wälzen sich die einen noch auf der Erde, indeß Andere, ihre Kiepen aufladend, sich emporrichten; Hintergrund: kahle Gebirgswand, vom grellsten Frühroth übergossen. „Bestie da somma", „Lastthiere" hat Patini seine armen Reisigsammlerinnen getauft, deren eine — ein Weib in gesegneten Umständen — eben unter ihrer Bürde zusammengestürzt. Trotzdem noch eine Kette den Rahmen des Gemäldes bildet, kann man das Gefühl schwer unterdrücken, der Maler hätte an seinen Modellen und an uns menschlicher gehandelt, wenn er die ersteren mit den betreffenden Quadratklaftern Leinwand beschenkt hätte, statt sie darauf zu — malen. In dem Todesgang eines von den Oesterreichern kriegsgerichtlich verurtheilten Italianissimo hat Previati sein patriotisches Müthchen damit gekühlt, daß er den ungarischen Füsilieren die greulichsten Fratzengesichter aufsetzte. Tedesco wußte seinen „Pythagoräern" neben malerischen Qualitäten auch einigen Inhalt zu verleihen. In einem sommergrünen Garten — im Hintergrunde schimmert das Erechtheion — hat sich die meditirende Akademie um einen Marmortisch zusammengefunden; dicht an ihr vorbei lärmt der athenische Corso; zwei von Flötenspielern begleitete Hetären, in ihren Cabriolets vorüberjagend, senden hohnvolle Blicke nach der Gesellschaft der Cölibatäre. Das Bild, das in der Composition leider zu wenig Luft hat, sticht durch die unheimliche Schärfe seiner Beleuchtung von Weitem in die Augen.

Mit reineren Eindrücken entläßt uns die Sculpturen-Abtheilung der Ausstellung, die freilich den 1013 Bildern nur 243 Nummern entgegenzustellen hatte. Das spröde Material bändigt schon in etwas den crassen Materialismus; gewissenhaftes Studium des Nackten zügelt eine gern in's Barocke überschäumende Einbildungskraft; die rege Denkmalthätigkeit durch ganz Italien hält die monumentale Gesinnung wach, wenngleich eine Reihe verunglückter Garibaldi- und Victor-Emanuel-Denkmäler schon in Oberitalien lehrt, wie schwer sich der ausschweifende Realismus der Epoche mit strengeren Stilbedingungen zu befreunden vermag. Verführerisch wirkt auch in der Plastik die außerordentliche Routine, die mit den größten technischen Schwierigkeiten selbstgefällig zu spielen vermag. Von den Ungeheuerlichkeiten, die uns die Ausstellung bescheerte, sei die vermeintlich witzige Vereinigung mehrerer Portraitköpfe zu einer Gruppe vorweg gerügt; mißgeburtähnlich läßt man die zusammengekoppelten Häupter, gewöhnlich der „Lieben" aus einem Halse hervorwachsen; der Büste eines bedauernswerthen Vaters wurde in dieser Weise die Halbfigur seines Jüngsten an die Schulter gelöthet. Eine arge Stilsünde liegt ferner in der Broncirung von Gipsmodellen, die augenscheinlich für die Ausführung in Marmor entworfen sind. Solche Materiallügen demoralisiren den Kunstgeschmack um so unausweichlicher, als sie sich durch eine gewisse halbweltliche Pikanterie gerade dem Laienauge einschmeicheln. Im Allgemeinen trat weniger in den Gruppencompositionen als in Einzelfiguren und Charakterköpfen Hervorragendes zu Tage.

Urbano Nono hat in einem an den Diskobol erinnernden Bronceknaben, dessen elastischer Körper wie eine Feder emporschnellt, um einer in die Luft zu schleudernden Münze möglichst weittragende Wurfkraft zu leihen, eine treffliche Aktfigur auf die Beine gestellt. Sie wird nur durch Fornielli's „verdurstenden Ismael" geschlagen, der sich mit der Miene trostlosen Unmuths, schlaffsuchend in den Wüstensand gestreckt hat. Die meisterliche an Verrocchio anklingende Behandlung des ausgezehrten knochigen Körpers, die echt knabenhafte Verdrossenheit in der ganzen Lage desselben, die feine Andeutung der Rasse im Antlitz sichern dem wenig beachteten Gipsmodelle wohl den ersten Rang unter den ausgestellten Werken. Ihm verwandt in packender Lebenswahrheit Dannielli's neapolitanischer Wasserjunge, der die untergehende Sonne anjubelt. Ettore Ferrari, der Schöpfer des Victor-Emanuel-Denkmals in Venedig, hat sich mit einer überlebensgroßen Ovidstatue eingestellt, die uns in scharfer Charakteristik freilich mehr einen Denker als den Dichter vorgeführt; das schöne Motiv der das Kinn stützenden Hände ist mit großer Naivetät der Antike entlehnt. Mehr bemerkt wird Lorenzetti's „soror tua" eine an ihren Felsensitz geschmiedete, zähneknirschende Petroleuse, der der Helm zu den Füßen herabgerollt: eine Allegorie des unter der Fremdherrschaft schmachtenden Trento. Vornehmer und doch lebendiger hat Sortini seine allegorische Frauenbüste, eine Reminiscenz an den 22. Mai 1871 modellirt. Michielli's mit lebhaftem Beifall aufgenommener Garibaldiner — eine lebensgroße untersetzte Trompeterfigur, die von einer Treppe herab auf einer zerbrochenen Thüre und einem zerschossenen Fahnentuche stehend uns ihr Eviva entgegenschmettert, dürfte jedem Panoptikum zum Schmucke gereichen. Prächtig Norfini's Büste einer lachenden Landschönen unter breit schattendem Strohhut, die eben einen saftigen Schmatz empfangen und wiedergegeben zu haben scheint. Die Alabasterstatuetten von Kindern in genremäßiger Auffassung, die nach der Wiener Weltausstellung so weite Verbreitung fanden, tragen heute schon vielfach den kunstindustriellen Fabriksstempel und wollen uns als allzusüßlich nicht mehr recht munden. Zu der originellsten Kleinplastik, die die Ausstellung brachte, ließ sich Ximenes von Edmondo de Amicis' Novelle „Gli scolari del cuore" anregen: elf in einer Kette aufmarschirte Schuljungen, die der Künstler geistreich zu individualisiren wußte. Unter den größeren Rundwerken — schon der Comparativ wirkt besorgnißerregend — verdient zunächst Nono's bettelnder Invalide mit der auf seinem Knie eingeschlafenen kleinen Führerin ehrenvolle Erwähnung. Treffend der bitter ironische Zug um die Mundwinkel des blinden Alten; die Benennung „Belisar" war wohl ein Scherz, da die ganze Gruppe — vom modernen Costüm abgesehen — durchaus keinen historischen Geist athmet. „La bisca" von Luigi Paoli, eine Allegorie des Hazardspiels, bringt endlich einmal einen neuen Gedanken zu bildnerischen Ausdruck. Ein verführerisches Weib in phrygischer Mütze, die üppigen Glieder von losem Gewande umwallt, will eben — ein kaltes Lächeln auf den Lippen — einen Würfel mit der Rechten ausspielen; die Linke stützt sich auf eine Säule, die eine mit Karten und Münzen überfüllte Schale trägt. Zu ihren Füßen, den brechenden Blick auf seine ihm nunmehr den Rücken kehrende Göttin geheftet, verröchelt ihr Opfer, ein nackter Jüngling, der sich eben den Stahl in's Herz getrieben. Leider steht die Ausführung nicht durchweg auf der Höhe des Vorwurfs. Giusti macht uns in seiner lebensgroßen Gruppe „Salvata" zu Augenzeugen der Rettung einer im Meer verunglückten Schwimmerin; der schöne, nur mit einem

Digitized by Google

Hemde angethane Mädchenkörper ist eine vortreffliche, aus der Morgue geholte Studie; die Gesammtwirkung — die triefenden Haare z. B. nehmen sich wie Stalaktiten aus — fürchterlich roh. Castagnoli's „A Casamicciola" — eine Mutter, die auf der Stätte der Katastrophe mit entgeistetem Schmerzensausdruck ihr todtes Bambino an sich reißt —, Marsili's „Triste maternità" — eine junge Mutter, die in wildentschlossener, thränenloser Verzweiflung ihr Kleines in die Fluthen schleudert —, beide Scenen natürlich lebensgroß, zeigen wie ein starkes dramatisches Talent auch in der italienischen Plastik zu Hause ist; zugleich aber auch, wie ein alle Ufer überbrandender Realismus, bei zahlreichen Künstlern das Bewußtsein dessen was ästhetisch möglich, völlig entwurzelt hat.

Die Ausstellung gewährte kein lückenloses Bild vom modernen Kunstschaffen auf der apenninischen Halbinsel. Schon die Turiner hatten nicht allzu eifrig mitgethan, noch schwächer sich die florentinische, römische, neapolitanische Schule betheiligt, selbst unter den Venetianern und Mailändern ward mehr als ein klangvoller Name vermißt. Gerade die gesinnungstüchtigsten Künstler wollen sich durch ein epidemisch um sich greifendes Ausstellungsfieber nicht verleiten lassen, mit unausgereiften Werken in die Arena zu treten. Immerhin sprangen uns die bestimmenden Züge in der Physiognomie der nationalen Kunst scharf ausgeprägt entgegen und es ist nicht unsere Schuld, wenn so wenig Seele aus ihnen redet. Den Superlativen gegenüber, mit denen die italienische Kritik jede einheimische Mittelmäßigkeit verhätschelt, ist ein ernsteres Mahnwort deutscherseits sicher nicht von Ueberfluß. Denn trotz mancher betrübenden Erscheinungen liegen die Aspekten nicht so schlimm als es den Anschein haben möchte. Noch immer ist die Kunst in dem begnadeten Lande Bodenproduct, kein erlesener Kuchen, mit dem man sich bloß Sonn- und Feiertags bewirthet; verständnißinnigste, begeisterte und rückbegeisternde Theilnahme antwortet ihr allenthalben. Ein nationaler Hintergrund hat sich aufgebaut, der, sobald einmal die Kinderkrankheit eines vielfach noch theatralischen Patriotismus überwunden, nicht verfehlen wird, sich in der Kunst bedeutsam wiederzuspiegeln. Das Ungestüm, mit dem der Naturalismus gleich die äußersten Grenzen beschreitet, verspricht ihm keine allzulange Lebensdauer; aus der fruchtbaren Alluvialerde, die die abgelaufene Hochfluth hinterlassen dürfte, mag wieder ein edler Realismus sprießen. Ungezählte künstlerische Elemente drängen sich aber noch in Natur, Volk und Cultur zu Tage, ein lebendig sprudelnder Phantasiebrunnen, noch fernste Geschlechterfolgen schöpferischer Genien zu speisen berufen. So braucht sich die italienische Kunst gar nicht auf ihre große Vergangenheit, sie braucht sich nur auf sich selbst und ihre Hülfen zu besinnen, um wieder groß zu werden. An den Göttern aber müßte man verzweifeln, denen nach dem Worte des Plinius Italien heilig, sollte diese Umkehr nicht in absehbarer Frist sich zu vollziehen beginnen.

Eine realistische Aesthetik.

Eine realistische Aesthetik — was ist das? wird der Kunstverständige fragen. Das Wort scheint eine idealistische Aesthetik als ein wesentlich verschiedenes Gebiet zu postuliren, und wir haben doch bisher nur eine Aesthetik gehabt, wie es bisher nur eine Kunst gab. Wohl sprechen wir von einer idealistischen und realistischen Dichtung und Malerei, aber doch niemals in dem Sinne, als ob wir damit zwei vollkommen gesonderte Kunstübungen bezeichnen wollten. Es gibt keine bloß idealistische und durchaus nicht realistische Kunst, da keine denkbar ist, die nicht die Darstellung der Wirklichkeit zur Aufgabe wählte: Jean Paul ist ein erklärter Idealist, aber wer wollte bestreiten, daß im „Siebenkäs", in den „Flegeljahren", in allen seinen Romanen, selbst im „Titan" bedeutende realistische Elemente vorhanden sind! Und eine einseitig realistische Kunst? — Nun, ich glaube, daß selbst Zola es als einen Tadel betrachten würde, wenn man behauptete, daß seine Epik jedes idealen Gehaltes entbehre. Jene beiden Ausdrücke bezeichnen nicht wesentliche, sondern Grad-Unterschiede. Der idealistische Künstler legt gegenüber der Geltendmachung seiner Ideen ein verhältnißmäßig geringes Gewicht auf die klare Erfassung und scharfe Abzeichnung der Wirklichkeit; der realistische geht in der Treue seiner Darstellung leicht zu weit, indem er ins Breite zerfließt, ins Kleinliche hinabsinkt. Der Künstler κατ' ἐξοχήν, der wahre, der große Künstler — ein Shakespeare, ein Goethe, ein Rafael — zeichnet sich aus in gleichem Maße durch die leuchtende Wahrheit seiner Schöpfungen, und die tiefe Seele, die er ihnen einhaucht. Und wären realistische und idealistische Kunst noch weiter verschieden, als sie es thatsächlich sind, sie müßten doch nach denselben Gesetzen, mit denselben Mitteln arbeiten — eine realistische Aesthetik kann es somit nicht geben.

Ist man von der Selbstverständlichkeit dieser Voraussetzungen überzeugt, so nimmt man mit sceptischer Spannung ein Büchlein zur Hand, das den Titel trägt: „Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie. Prolegomena einer realistischen Aesthetik.*) — Die ewig unveränderliche Grundlage (wozu der Plural?) der Poesie ist die Welt, das Menschenleben: von den ältesten Zeiten bis jetzt ist das Rein-Menschliche immer das Ziel der dichterischen Darstellung gewesen, und derjenige, der so recht ins Innerste der Menschenseele eingedrungen, ihren Kern aus seinen zeitlichen und örtlichen Umhüllungen in voller Reinheit herausgeschält hat, ist immer der größte Dichter gewesen. Was haben die Naturwissenschaften mit dieser Grundlage zu thun? Sind sie von irgend welcher Bedeutung für die klarere Erkenntniß und die bessere Darstellung derselben — von irgend welcher Bedeutung neben dem Seherblick und der Schöpferkraft des Genius? Haben in Zeiten, als diese Wissenschaft dem Namen nach noch nicht bekannt war, haben Homer, Sophokles, Cervantes, Shakespeare die menschliche Natur weniger wahr dargestellt, als es heute auf Grund der naturwissenschaftlichen Forschung möglich ist? Denn es ist doch klar, daß der Ausdruck „naturwissenschaftliche Grundlagen der Poesie" nicht die Naturwissenschaften als Grundlage der Poesie hinstellen, sondern die Bloßlegung der Grundlagen der Poesie an eine gewisse naturwissenschaftliche Erkenntniß knüpfen will.

Der Verfasser faßt den Begriff der Naturwissenschaften sehr weit, auch die Psychologie rechnet er dazu, und er macht den heutigen Dichtern den Vorwurf, daß sie mit einer Psychologie arbeiteten, die von der Wissenschaft als falsch nachgewiesen. So wäre die Willensfreiheit, welche die Dichter bei der Zeichnung ihrer Figuren als selbstverständlich voraussetzten, vom Standpunkte der Naturwissenschaft aus nur in sehr beschränktem Maße vorhanden — beschränkt durch Vererbung und Gewöhnung. Beide Kräfte gäben dem Gehirn des Menschen bestimmte Formationen, vermöge derer gewisse Sinneseindrücke immer gewisse Gedanken veranlaßten, die nach dem gemeinsamen Centrum des Willens eilten und von dort sich in That auslösten. „Eine unbewacht gelassene Kasse ruft in einem Gewohnheitsdiebe den Gedanken und in directer Fortsetzung die Handlung des Stehlens, in einem seiner bisherigen Lebensbahn nach durchaus rechtlich gesinnten Menschen höchstens den Gedanken an eine Sicherung und Bewachung zur Verhütung eines Diebstahls hervor." — Wenn also ein Dichter einen Dieb schildert, der die offene Kasse eines Mannes sieht, welcher seinen einzigen Sohn von dem eigenen Verderben errettet hat, und nicht stiehlt — oder gar einen, der aus Dankbarkeit, aus Liebe, sei es aus welchem Motive immer, das Diebeshandwerk ganz aufgibt und ein verständiger Staatsbürger wird: so ist das die gröblichste Unkenntniß unwiderleglicher Naturgesetze — nicht wahr? — Ein Don Juan, der ein schönes Weib sieht, wird ungesäumt — er kann nicht anders; die durch Vererbung oder Gewöhnung im Gehirne erzeugten Eindrücke, Furchen führen nun einmal zu diesem und keinen anderen Willen hin — zur Verführung stürmen. Und nun habt ihr thörichten Dichter euch öfters die viel feinere, schwierigere Aufgabe gestellt zu

*) Von Wilhelm Bölsche. Leipzig, C. Reißner.

Digitized by Google

zeigen, wie ein solcher Don Juan trotz aller Schönheit, alles Zaubers, den er auf das weibliche Geschlecht auszuüben pflegt, in einem Falle plötzlich auf Abscheu anstatt des Entgegenkommens stößt; wie er an der sittlichen Reinheit und Höhe der betreffenden Frauennatur das Niedere seines rein sinnlichen Dahinlebens erkennt; wie beim Anblick der nächsten schönen Frau kein Verführungsgedanke in ihm erwacht und er auf alle erdenkliche Weise bestrebt ist, den Abscheu jener ersten zu überwinden durch die Annahme ganz entgegengesetzter Lebensgewohnheiten und Lebensanschauungen um ihrer eben würdig zu werden. Und ihr habt euch so viel Mühe gegeben um Nichts, um einen metaphysischen Unsinn, einen Vorgang, den die Naturwissenschaft als falsch und unmöglich gekennzeichnet hat!

Und nun ein dritter Fall — „der weitaus interessanteste, dichterisch jedenfalls der werthvollste. Ein Mensch soll eine ordentliche moralische Bildung genossen haben, dabei aber dem Geschlechtlichen nicht so fern geblieben sein, daß es nicht auch, abgesehen von der stets vorhandenen ererbten Linie [im Gehirn] eine gewisse Spur in seinem Gehirn zurückgelassen hätte, die im Stande wäre, den Gedanken bei völliger Unbeeinflussung in Don Juanartige Gelüste zu treiben. Eine Disposition, wie diese, ist unter allen die verbreitetste. Ihr Ergebniß ist im vorliegenden Falle ein innerer Kampf. Die Wahrnehmung erweckt zwei Gedankenlinien, die moralische und die schlechthin sexuelle, von denen die eine als Endergebniß einen Willen erzeugen muß, der dem andern durchaus entgegengesetzt ist. Die Moral verbietet, was die geschlechtliche Neigung verlangt ... So lange beide Ideenketten vollkommen gleich stark sind, heben sie sich gegenseitig im Punkte des Willens auf wie Plus und Minus. Rollt der eine Gedankenzug glatt durch sein Geleise bis zur Willensstation, so ist inzwischen der andere ebenso glatt dort angekommen und die beiden verschließen sich gegenseitig den Ausgang." — Wie hübsch, diese Erfindung der Gedanken-Eisenbahn! Vielleicht aber möchte eine Rohr-Post-Verbindung zwischen Sinnes- und Willens-Station noch besser den Intentionen des Verfassers entsprechen. — Das Minimum eines geringfügigen äußeren Sinnes-Eindruckes, welches die betreffende Gedanken-„Furche ein Minimum tiefer gräbt" und dem betreffenden „Gedankenzuge im Wettlaufe zum Willensziel einen Vorsprung gibt", bringt hier die Entscheidung. — Bedauernswerther, schwächlicher Menschenwurm! Da baut man dir Religions- und Moralsysteme auf, um dich vom sprachbegabten Thiere zum sittlichen Wesen zu erheben, und das Federchen eines Sinnes-Eindruckes, das der Hauch des Zufalls auf die Wage deiner Empfindungen bläst, hat Gewalt über dich, kann dich unter Umständen vom ehrenwerthen Manne zum Lumpen machen.

Der Verfasser macht sich eine sehr, eine kindlich einfache Vorstellung von den Seelenvorgängen, welche von den Sinnes-Eindrücken zum Willen und zur That führen. Es scheint bei ihm fast, als ob dem Begehren, dem Willen, wenn er einmal erregt ist, die That mit Nothwendigkeit auf dem Fuße folgen müßte; wenigstens spricht er von den z. Th. dunklen, verworrenen Wegen, die den Willen von der beabsichtigten That abführen, gar nicht. Wenn die Motive unseres Handelns immer so einfache wären, wenn unsere Handlungen immer das Resultat einer angebornen oder anerzogenen Neigung, resp. des Sieges einer Neigung über eine andere wären, dann würde es vielleicht möglich sein, „das wissenschaftliche Experiment" der poetischen Menschen-Schöpfung mit „mathematischer" Genauigkeit auszuführen und nachzurechnen und so den homme machine bis in seine feinsten Rädchen auseinanderzulegen. Das haben aber die Dichter, oder wenigstens die wahren Herzenskündiger unter ihnen trotz ihrer mangelhaften naturwissenschaftlichen Bildung besser gewußt als der Verfasser; sie haben den Menschen nicht als ein reines Sinnenwesen, beherrscht von einzelnen Sinneneindrücken oder einzelnen Neigungen, dargestellt, sondern seine folgenschweren Handlungen immer hervorgehen lassen aus dem Zusammenwirken sehr complicirter äußerer und innerer Impulse. Und keine Wissenschaft, keine Erfahrung hätte sie befähigen können, echte Menschen zu schaffen, wenn der Genius nicht in ihnen gewesen wäre.

Was nun die Willensfreiheit und ihre Bedeutung für die Poesie anbetrifft, so ist die letztere doch wohl dauernd in einer Weise festgestellt worden, daß keine naturalistische Afterkunst sie wird erschüttern können. Wir haben ja in alter Zeit, bei den Spaniern und selbst bei uns in diesem Jahrhundert Dichtungen gesehen, in denen nicht die Willensfreiheit, sondern ein Verhängniß, sei es nun in Form einer göttlichen Bestimmung oder einer astrologischen Wahrsagung, die Handlungen der Menschen leitet. Zweifelt nun etwa der Verfasser daran, daß und wodurch das Shakespeare'sche und unser deutsches Drama jene antiken Schicksalstragödien überragt? Die naturalistische Geburts- und Erziehungsbestimmtheit ist aber für das Leben des Menschen dieselbe, ja, eine größere Macht, als das antike Schicksal. Der antike Held ist immer ein idealistischer; er erhebt durch den Muth, mit dem er gegen das Unvermeidliche ankämpft, durch die Würde, mit der er es erträgt. Bei dem naturalistischen gibt es keinen Kampf und keine Erhebung: er muß ja nach einem Naturgesetz so sein und so handeln, wie es ihm durch die Anlage seiner Hirnzellen bestimmt ist. Der Naturalismus Zola's ist nicht darum verwerflich, weil er, wie der Verfasser zugibt, nur die eine Seite des Lebens, die Vererbung schlechter Eigenschaften schildert, sondern weil er ohne Idealismus und dadurch überhaupt unkünstlerisch ist. Der Verfasser verwirft das, was, wie er fälschlich meint, bisher das herrschende idealistische Princip gewesen ist. „Idealisiren muß für die Dichter nicht heißen, die realen Dinge versetzen mit einem Phantasiestoffe, einem narkotischen Mittel, das alles rosig macht, aber in seinen schließlichen Folgen unabänderlich ein Gift bleibt, das den normalen Körper zerstört." — Sonderbare Schwärmerei! Haben das die wirklichen Dichter gethan? — was die Dichterlinge thun, kann doch hier nicht in's Gewicht fallen. Wenn wir von Komödien absehen, so hat sich die Poesie doch immer vorwiegend mit den Schatten des Lebens beschäftigt und nach einem Licht gesucht, sie zu erhellen. Die vornehmste Gattung, die Tragödie, ist ja gerade bestrebt, aus dem größten Unglück die höchste Erhebung zu ziehen. — Und was will der Verfasser an die Stelle dieses von jeder Kunst unzertrennlichen, ihr angeborenen Emporstrebens aus dem Dunkel, der Enge des Lebens setzen? Es ist eine Selbsttäuschung, wenn er vermeint, ein naturalistisches Ideal aufstellen zu können; weil er eben nichts für alle Erhebendes, für alle zu Erstrebendes aufstellen kann. „Das große Princip, nach dem Alles strebt, Alles ringt?" „Das gesicherte Gleichmaß, die fest in beiden Schalen schwebende Wage, der Zustand des Normalen, die Gesundheit?" Das sind von seinem Standpunkte aus doch nur Besitzthümer des reichen Erben, ebenso mühelos erworben wie ungestört festgehalten. Der arme Teufel, der die traurige Erbschaft des Diebssinnes und der Mordgier überkommen hat, wird seinen glücklicheren Mitmenschen fluchen, aber sich nicht an ihnen erheben. — Die Willensfreiheit ist für die Poesie, wie für ein menschenwürdiges Dasein so unerläßlich, daß, selbst wenn es unmöglich wäre, ihr Vorhandensein zu beweisen, sie immer noch ein Postulat der Vernunft bleiben müßte.

Der Verfasser richtet sich vielmehr gegen gewisse allgemeine Anschauungen, als gegen herrschende Kunstgesetze, wenn er fordert, daß der Unsterblichkeitsglauben in modernen Dichtungen ebensowenig mehr eine Rolle spielen solle, wie der Gespensterglauben. Daß ein Dichter an die Unsterblichkeit glauben müsse, ist eine Forderung, die bisher wohl noch kein Aesthetiker aufgestellt hat. Was wir aber von ihm verlangen müssen, ist eine Einsicht, ein Herz, tief und weit genug, um auch diejenigen Mitmenschen zu würdigen und zu umfassen, die in diesem schönen Glauben ihre Zuflucht vor der irdischen Noth finden; wir erwarten von ihm, daß er die Kirchlich-Gläubigen nicht bloß als Heuchler oder Tröpfe, sondern auch als brave und gesunde Menschen darzustellen vermag. Und gerade wenn er, was der Verfasser zu wünschen scheint, die heutigen Menschen als lauter Anhänger der mechanischen Weltanschauung hinstellte, dann würde er die Wirklichkeit fälschen und sich an der Kunst versündigen.

Wenn ferner ein Dichter die Liebe nur von ihrer meta-

Digitized by Google

physischen Seite, als eine unsinnliche Schwärmerei aufzufassen vermag, so wird er die Folgen seiner Unnatur in dem Urtheil der Verständigen zu tragen haben. Wenn er aber thun sollte, was der Verfasser von ihm verlangt: nämlich sie als das ausschließliche Streben nach geschlechtlicher Vereinigung, und diese selbst als das Liebesideal schildern und vor dichterischer Darstellung der Vereinigung nicht zurückschrecken — dann würde er — abgesehen von der offenkundigen Unwahrheit, deren er sich schuldig macht — unserer Cultur und Gesittung einen rohen Schlag ins Gesicht versetzen. „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben." Wenn der Verfasser in diesen Worten nicht die wahre Norm für das Zusammenleben der Geschlechter finden kann, so wollen wir nicht mit ihm rechten. Es wäre trivial, ihm auseinanderzusetzen, daß die Liebe, welche bleiben muß, eine ganz andere ist als der rein sinnliche Trieb.

In manchen Punkten werden alle Verehrer realistischer Kunstübung mit dem Verfasser gleicher Ansicht sein: der Dichter soll nicht einseitig darauf ausgehen, das „Ungeheure, Welterschütternde," oder überhaupt das Auffallende, Seltene zum Gegenstande seiner Schöpfungen zu machen; die schwierigere und für die Allgemeinheit der Menschen werthvollere Aufgabe ist, das Alltägliche und selbst Triviale poetisch zu durchleuchten, zu erwärmen. Daher sind Dichter wie Dickens, G. Eliot, Fritz Reuter, Freytag ein wahrer Schatz für die Volksseele. Darum darf man aber auch Auseinandersetzungen „über Werth und Grenzen der Detailmalerei" nicht „werthloses Gezänk" nennen. Fragen nach dem Umfange und der Zusammensetzung der poetischen Weltbilder, nach den Grenzen der Kleinmalerei sind Cardinalfragen realistischer Kunst, die, auch wenn sie Kleines, Triviales schildert, doch niemals den Eindruck des Kleinlichen, Trivialen machen, interesselos sein darf.

Der Werth der Naturbeobachtung, des Naturwissens für den Dichter ist zweifellos, nicht bloß in idealer Richtung, insofern das Naturempfinden, die Liebe zu unserer alma mater, ohne welche ein moderner Dichter nicht denkbar ist, dadurch tiefer und stärker wird; insofern die Natur der wahre Jungbrunnen für die dichterische und jede menschliche Kraft ist; sondern auch in poetisch-praktischem Sinne: wir verlangen von dem Realisten, wie überhaupt Bestimmtheit des Locals als ein wesentliches Fundament für die Entwickelung der Charaktere und Vorgänge, so auch eine lebensvolle, wahre Naturschilderung. Und welche unerschöpfliche Ader des gesundesten dichterischen Blutes die Naturvertrautheit dem poetischen Erzeuger zuführt; wie sie die Frische und Schärfe der Beobachtung überhaupt erhöht und ein wahres Füllhorn von stimmungsvollen, sprechenden Bildern gewährt — das zeigt uns jede Seite der Dichtungen Shakespeare's und Goethe's. Darin aber geht der Verfasser wieder viel zu weit, wenn er von dem genauen Studium der darwinistischen Theorien eine Befruchtung der poetischen Kraft erwartet. Die Vorgänge der natürlichen Entwickelung, welcher der Darwinist mit „Zuchtwahl" bezeichnet, „sowohl das Aufstreben des Neuen, wie das Absterben des Veralteten, die geheimnißvollen Processe, wie das Gesunde verdrängt wird durch ein Gesunderes, wie es zum Ungesunden herabsinkt, durch haltlose Opposition gegen das bessere Neue, ohne selbst das alles begreifen zu können" — „sind ja," wie der Verfasser selbst zugesteht, „seit alten Tagen die Domäne der Poesie". Und wenn die Darwinisten standhaft übersehen wollen jenes tragische Lebensgesetz, nach dem gerade die Besten häufig als Besiegte aus dem Daseinskampfe hervorgehen, weil sie von der Masse des minderguten Mittelmäßigen überwuchert, erdrückt werden; so darf der Dramatiker, der Epiker ihnen nicht darin folgen, er würde damit eine Idee verlieren, die bisher in der Weltliteratur die großartigsten, erschütterndsten Schöpfungen erzeugt hat.

Wir wollen mit dem Verfasser, daß der von der Bedeutung des Realismus erfüllte Dichter die Schilderung des äußeren Geschehens auf seine persönliche Erfahrung gründe; denn die Divinationsgabe des Genius erstreckt sich wesentlich auf seelische Processe, thatsächliche Vorgänge kann er nicht erahnen. Will z. B. Jemand den Tod eines Menschen schildern, und er hat niemals an einem Sterbelager gestanden, so bleibt ihm nichts übrig, wenn er nicht einen Abklatsch fremder Schilderungen geben will, als die Klinik, den Krankensaal aufzusuchen. Was wir aber nicht von ihm verlangen und verschmähen, wenn er es uns bietet, ist die medicinisch-correcte Schilderung des Krankheitsverlaufes, oder der Manipulationen, welche Arzt und Wärterin zur Abwendung oder Erleichterung des Sterbens vornehmen. Wir wollen auch nicht über die wechselvollen Leiden eines Gichtkranken in täglichen und stündlichen Bulletins unterrichtet werden; wir wollen keine schweren Entbindungen in allen Einzelheiten mitansehen, wie es Zola uns zugemuthet. Das sind wissenschaftliche Stoffe, die jenseits der Grenze des ästhetischen Realismus liegen.

Bölsche's Schrift ist eine Kampfschrift in dem pro und contra Naturalismus entbrannten Streite; sie zeichnet sich aber aus durch einen ehrlichen und anständigen Ton, sowie durch einen klaren, energischen Stil. Ihre Lectüre wird bei Dichtern und Aesthetikern vielen Widerspruch hervorrufen, aber auch reichliche Anregung gewähren, und ist deshalb angelegentlichst zu empfehlen. Hoffen wir, daß der Verfasser nicht bei diesen „Prolegomena", bei dieser Plänkelei stehen bleibe, sondern es zur Hauptschlacht kommen lasse. Wie er dann auch sein Buch nennen mag, ob „Realistische Aesthetik" oder mit einem durchdachteren Ausdruck, jedenfalls wird es sich darin um den ästhetisch berechtigten Umfang und die Grenzen des Realismus handeln, und wenn er auch, nach diesen Anfängen zu urtheilen, der poetischen Darstellung Gebiete einverleiben wird, die ihr nie gehören können, so wird er doch zur Lösung einer Frage beitragen, die schon von Lessing fragmentarisch behandelt, aber niemals abgeschlossen und jetzt eine brennende geworden ist. Freilich — davor warnen wir ihn — darf er sich seine Aufgabe nicht in zolaisch-selbstherrlicher Weise leicht machen: sie erfordert gewaltiges Studium. Wenn er Shakespeare und Goethe, wie es recht ist, als realistische Muster anerkennt, wird er selbstverständlich vor allen Dingen die Grenzen ihres Realismus feststellen müssen. Er wird die deutschen ästhetischen Systeme, die ja nicht reine Luftschlösser, sondern auf dem ehernen Fundamente jener classischen Dichtungen errichtet sind, auf die Festigkeit ihres Baues hin prüfen müssen. Ganz vorzügliches Material für seine Forschung wird er finden in einem Vergleich des Shakespeare'schen Realismus mit demjenigen seiner Vorgänger und Zeitgenossen: denn der Glaube, daß Zola den Naturalismus erfunden habe, ist ein Wahn; er ist vielmehr das stehende Kennzeichen unentwickelter oder degenerirter Literaturepochen. Ebenso wird er vergleichen müssen das Drama unserer Stürmer und Dränger mit dem classischen. Das genaueste Studium der großen englischen Realisten dieses und des vorigen Jahrhunderts ist unerläßlich. Sollen noch Einzelheiten genannt werden, so machen wir auf die geistvollen Betrachtungen des Engländers Hurd in Lessing's „Hamburgischer Dramaturgie" und die daran geknüpften Ausführungen des classischen Kritikers, auf den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, auf Freytag's „Technik des Dramas", auf Spielhagen's Romantechnik — und ja nicht zu vergessen — Romanpraxis, und auf das ganz vortreffliche Buch Brunetière's „Le Roman naturaliste" aufmerksam. Wenn er nach all diesen Studien in einem Hauptwerke dennoch für Zola eintreten sollte, so wird er nichtsdestoweniger unter allen Umständen die Lösung der Frage wesentlich gefördert haben.

J. C. H.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Welthandelsstraßen.

Von Georg Winter.

Wie die geschichtliche Vergangenheit eines Staatswesens dessen gegenwärtige politische Gestaltung unausgesetzt und in jedem Augenblick bedingt, so daß auf staatlichem Gebiete die Gegenwart im Grunde nichts anderes ist, als das Product einer langen Reihe von Factoren der Vergangenheit, so hat umgekehrt auch die Gegenwart stets ihren Einfluß nicht zwar auf die Vergangenheit selbst, wohl aber auf deren historische Betrachtung und Auffassung geübt. Darauf beruht die innere Verwandtschaft zwischen Geschichtschreibung und Politik. Es ist mit nichten ein Zufall, daß die nationale Erhebung am Anfange unseres Jahrhunderts mit einem ungeahnten Aufschwunge der nationalen Geschichtsforschung zeitlich zusammenfällt, daß der große Begründer der neuen staatlichen Zustände, der Freiherr vom Stein, zugleich das große nationale Quellenwerk der Monumenta Germaniae historica in's Leben gerufen hat. Die Begeisterung für den nationalen Staat der Gegenwart hat zu allen Zeiten eine erhöhte Energie in der Erforschung seiner Vergangenheit zur Folge gehabt.

Es wäre ein Leichtes, diesen inneren Zusammenhang in seinen einzelnen Phasen zu verfolgen und nachzuweisen, wie die Staatskunst unausgesetzt ihren vornehmsten Stützpunkt in der klaren Erkenntniß vergangener Zustände erkannt hat. Die letzten Jahrzehnte haben hierfür auf dem Gebiete der Geschichtsforschung einen neuen evidenten Beweis erbracht. So lange die Hauptenergie des politischen Schaffens der Nation auf den äußeren Ausbau unserer neugewonnenen Einheit gerichtet war, wandte auch die Geschichtsschreibung ihre vornehmste Aufmerksamkeit der Entwickelung der äußeren Formen des Staates zu: es war vornehmlich die politische Geschichte im engeren Sinne, die Rechts- und Verfassungsgeschichte, welche mit dem größten Eifer gepflegt wurde.

Da trat in der neuesten Phase unserer staatlichen Entwickelung als größtes und vornehmstes Problem der politischen Thätigkeit die „sociale Frage" mit bis dahin unerhörter Gewalt in den Vordergrund. Und alsbald wandte sich seitdem auch die Geschichtsschreibung dem bisher völlig unbebauten Gebiete des wirthschaftlichen Lebens der Vergangenheit zu. Die wirthschaftliche Bewegung der Gegenwart wurde die Veranlassung zu den eifrigsten Studien auf dem Gebiete der Wirthschaftsgeschichte, auf welchem Nationalökonomen und Historiker in neuester Zeit mit gleicher Energie thätig sind. Vor Allem waren es Knies auf nationalökonomischer, Karl Wilhelm Nitzsch auf historischer Seite, welche diesen Studien Anregung und Richtung gaben. Seitdem hat namentlich eine Reihe jüngerer Historiker und Nationalökonomen den erfolgreichen Versuch gemacht, auf den von jenen großen Forschern und Denkern gewiesenen Bahnen weiter fortzuschreiten: Karl Lamprecht, Inama-Sternegg u. A. traten mit ihren umfassenden wirthschaftsgeschichtlichen Arbeiten hervor. In neuester Zeit hat nun auch J. Jastrow sich diesem Gebiete mit einer hervorragenden Arbeit über die Bevölkerung der deutschen Städte im Mittelalter und in der Neuzeit zugewendet und hat dann diesem ersten Werke, welches bei Historikern und Nationalökonomen vielfache Zustimmung gefunden hatte, eine zweite, für weitere Kreise berechnete Arbeit folgen lassen, welche eines der namentlich von Nitzsch mit Nachdruck geltend gemachten Probleme herausgreift und zum Gegenstand eindringender Betrachtung macht: die Bedeutung, welche die Welthandelsstraßen nicht nur für die wirthschaftliche, sondern auch für die politische Geschichte namentlich unseres Vaterlandes gehabt haben.

In seiner kühn und groß angelegten Geschichte des deutschen Volkes hatte Karl Wilhelm Nitzsch zum ersten Male mit großem Nachdruck darauf hingewiesen, in wie hervorragend hohem Grade die gesammte politische Entwickelung unseres Volkes von den eigenthümlichen wirthschaftlichen Verhältnissen desselben bedingt war. Man kann in dem Nachweis dieser Bedingtheit geradezu die Grundlage der Nitzsch'schen Geschichtsauffassung sehen. Die Erkenntniß der wirthschaftlichen Zustände war für Nitzsch der Schlüssel zur Erkenntniß der geschichtlichen Entwickelung des deutschen Volkes überhaupt.

Vor Allem hatte Nitzsch in jenem, aus seinen akademischen Vorlesungen hervorgegangenen Werke zum ersten Male die, man möchte sagen historische Entdeckung gemacht, daß die Hauptursache der bedeutenden Verschiedenheit, mit welcher sich die Verfassungen der modernen Culturvölker Europas entwickelt haben, in dem Umstande zu suchen sei, daß die einen in hervorragender Weise an dem Welthandel betheiligt waren, die anderen aber lange Zeit von den großen Straßen desselben umgangen, von dem internationalen Verkehr so gut wie gar nicht berührt wurden. Zu den letzteren gehört namentlich das deutsche Volk, bei welchem dieser Umstand zu den eigenthümlichsten und anomalsten Erscheinungen des Verfassungslebens geführt hat. Denn wenn es in Deutschland im Mittelalter niemals zu einer regelrechten Steuerverfassung gekommen ist, wenn wir im deutschen Mittelalter nirgends Analogien zu jener in England und Frankreich typisch gewordenen Vereinigung zwischen niederem Adel und städtischem Patriciat zu einer Gentry finden, wenn es vor Allem in Deutschland der Centralgewalt nicht möglich geworden ist, sich im Gegensatz zu einer übermächtigen hohen Aristokratie auf das Bürgerthum zu stützen, so ist das alles nach Nitzsch nur dadurch zu erklären, daß in Deutschland das städtische Element, weil nur auf den Binnenhandel angewiesen, erst viel später zu selbständiger Macht und Bedeutung gekommen ist als in England und in den romanischen Staaten. Die Endursache hiervon aber sah Nitzsch eben darin, daß die großen Welthandelsstraßen, auf denen sich der internationale Verkehr in monopolartiger Geschlossenheit bewegte, Deutschland bis in's 13. Jahrhundert hinein vollkommen umgingen: die eine derselben bewegte sich vom Orient durch das ganze Mittelmeer bis nach Gibraltar und erreichte dann jenseits der „Säulen des Herkules", ebenfalls nur auf dem Seewege, die „Zinninseln", d. h. England; die andere ging von Byzanz durch das schwarze Meer und die großen russischen Ströme nach der scandinavischen Halbinsel. Mitten zwischen diesem großen Straßenviereck eingekeilt und daher von dem Weltverkehr so gut wie ausgeschlossen, lag Deutschland, und eben hieraus erklärt sich die ganze Eigenthümlichkeit seiner complicirten und decentralisirten Verfassung. Eine Möglichkeit der Aenderung trat erst ein, als mit der Eroberung Konstantinopels durch die abendländischen Kreuzfahrer (1204) die Welthandelsstellung Konstantinopels auf Venedig überging. Von da an eröffnete sich dem Verkehr eine neue Bahn von Oberitalien durch die Alpen und von da die deutschen Flußthäler entlang. Mit derselben Schnelligkeit, mit der damals das verkehrsarme Deutschland urplötzlich in hervorragendstem Maße in den Welthandel hineingezogen wurde, traten die damit nothwendig verbundenen Aenderungen des deutschen Verfassungslebens ein, deren vornehmste wir darin zu erkennen haben, daß die deutschen Städte, welche an jener Welthandelsstraße lagen, mit rapider Schnelligkeit auch politisch zu großer Macht und Bedeutung kamen und alsbald einen bestimmenden Einfluß auf das politische Leben der Gesammtheit erlangten (die Städtebünde).

Dies in Kürze die Grundlinien der Nitzsch'schen Auffassung, welche dieser geniale Gelehrte mehr in kühn entworfenen Skizzen als in ausgeführten Bildern hingeworfen hatte. Diesen Grundlinien ist nun Jastrow in seinem neuesten Buche nachgegangen und hat sie mit geistvollem Scharfsinn zum Gegenstande einer ausführlichen Betrachtung gemacht. Nicht etwa, als ob er nun sich darauf beschränkt hätte die Nitzsch'schen Ideen, auf die er vielfach hinweist, in ein populäres Gewand zu hüllen und sie der allgemeinen Kunde zugänglich zu machen: seiner Abhandlung kommt vielmehr ein durchaus selbständiges Verdienst zu, und zwar nicht bloß das Verdienst, das, was Nitzsch mehr anregend skizzirt als im Einzelnen begründet hatte, zu einem zusammenhängenden Bilde zu erweitern. Vielmehr ist er in einem sehr wesentlichen Punkte auch in den Resultaten über die Nitzsch's hinausgekommen, indem er nun seiner-

Digitized by Google

seits wieder die Ursache der Endursache zu ergründen, d. h. nachzuweisen strebte, wodurch es gekommen ist, daß der Welthandel sich gerade in den Bahnen, welche Nitzsch dargelegt hat, bewegt hat und bewegen mußte. Die Thatsache, daß Deutschland von jenen Welthandelsstraßen völlig umgangen wurde, hat Nitzsch richtig erkannt und zum Grundpfeiler seiner historischen Auffassung gemacht. Diese Thatsache historisch-genetisch erklärt zu haben ist das Verdienst der Jastrow'schen Abhandlung, die übrigens auch dann schon eine willkommene Gabe gewesen wäre, wenn sie nichts Anderes gethan hätte, als die großen Ideen Nitzsch's in ansprechender Form, welche Nitzsch nur in geringem Grade verliehen war, weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Der Beweis jener Thatsache nun war naturgemäß nur auf historisch-genetischem Wege zu erbringen. Jastrow beginnt daher seine Darlegung mit der frühesten Welthandelsstraße, von der wir historische Kunde haben, mit der, welche die phönizischen Kauffahrer von Sidon und Tyrus, von Insel zu Insel vorschreitend, in ost-westlicher Richtung gebahnt haben, bis sie die Straße von Gibraltar erreicht hatten, und dann, über diese hinaus vordringend, den Weg zu den zinnreichen Inseln Großbritanniens fanden. In wenigen gewandten Strichen hat Jastrow dann die Künste und kaufmännischen Kniffe gezeichnet, mit welchen die phönizischen Kaufleute bestrebt waren, diese von ihnen zuerst benutzte Welthandelsstraße zu einen Monopol zu machen und jeden directen Verkehr zwischen Producenten und Consumenten zu verhindern, wie ihnen das auch eine Reihe von Jahrhunderten gelang, bis der griechische und später der römische Kaufmann Mittel fand, mit den Karawanenzügen des Orients in eine unmittelbare Verbindung zu kommen und dann die alte Handelsstraße der Phönizier durch eine zweite zu durchschneiden, welche sich in nordsüdlicher Richtung von dem schwarzen und kaspischen Meere bis nach der Mündung des Nil erstreckte. Die Etappen dieser zweiten Welthandelsstraße sind durch die griechischen Handelscolonien bezeichnet, welche unter diesem Gesichtspunkte eine ganz neue Bedeutung erhalten. In der Nähe des Kreuzungspunktes dieser beiden Handelsstraßen liegt Byzanz, dessen ungemein große Bedeutung für den Weltverkehr des früheren Mittelalters eben auf dieser Thatsache beruht. Hierdurch erst versteht man die große Wichtigkeit, welche die Eroberung Constantinopels durch die Kreuzfahrer für das gesammte Abendland und insbesondere für Deutschland gehabt hat und auf die wir oben schon kurz hingewiesen haben. Am klarsten und am meisten in die Augen springend tritt diese Bedeutung in der rapiden Entwickelung der deutschen Hansa entgegen, welcher der Verfasser besonders eingehende Aufmerksamkeit gewidmet hat.

Bis zum Ausgang des Mittelalters hat sich dann der Welthandel im Großen und Ganzen in denselben Bahnen gehalten. Erst die Auffindung des Seeweges nach Ostindien und die Entdeckung Amerikas haben hierin einen ungeheuren Wandel hervorgebracht. Dann nachdem man einmal die Fähigkeit erlangt hatte, den offenen Ocean unter Leitung der Magnetnadel zu befahren, war es mit der starren Geschlossenheit und Gebundenheit der Straßen, in welchen sich der Welthandel des Mittelalters gleichsam monopolartig abgeschlossen bewegte, zu Ende. Der Welthandel mußte sich nunmehr erst wieder neue Formen bilden, eine Thätigkeit, die bis heute noch nicht als abgeschlossen zu betrachten ist. Mit einem Ausblick auf die Aufgaben, welche dem modernen Kaufmannsstande aus der großartigen Umwälzung, welche sich durch Eisenbahnen und Telegraphen vollzogen hat, erwachsen, schließt die vorliegende Abhandlung, indem sie mit Nachdruck darauf hinweist, daß das hier aufgeworfene Problem nicht etwa bloß einen academischen Werth hat, sondern in seinen Consequenzen auch für die Gegenwart von Bedeutung ist.

Sehr zu bedauern ist, daß der Verfasser mit Rücksicht auf den Raummangel (die Abhandlung ist als ein Heft der Sammlung „volkswirthschaftlicher Zeitfragen"*) erschienen, denen ein ungefähres Maximum der Ausdehnung vorgeschrieben ist) unterlassen hat, seinen Untersuchungen Nachweise über die Quellen und die Literatur beizugeben, durch welche es dem Leser möglich wäre, den Ausführungen an solchen Punkten, die von besonderem Interesse sind, selbständig weiter nachzugehen. Eine abschließende und erschöpfende Darstellung zu geben lag indeß nicht in der Absicht des Verfassers, dessen Abhandlung aber ohne Zweifel jedem, der sich für die hier aufgeworfenen wichtigen Fragen interessirt, die mannigfachste Anregung und Belehrung gewähren wird, und zwar um so mehr, als der schwierige Gegenstand in einer überaus gefälligen und allgemein verständlichen Form vorgetragen wird.

*) Herausgegeben von der Volkswirthschaftl. Gesellschaft zu Berlin. Heft 63/64. Berlin, Simion. 1887.

Feuilleton.

Der Ring am Finger.

Von Georg Keben.

(Fortsetzung.)

Gleich darauf erschien Graf Oppen, ein junger Mann von tadellosem Wuchs und Toilette — ganz Modejournal! Seine krankhafte Blässe, der nervöse Blick seiner Augen, die von dunklen Schatten umrändert waren, verriethen das Tempo, in dem er zu leben gewohnt war.

„Freue mich außerordentlich," begann er mit matter, verschleierter Stimme, die den Abkömmlingen entnervter Geschlechter eigenthümlich zu sein pflegt, „freue mich außerordentlich, meine Gnädige, daß mir die Wohlthätigkeit gestattet, Sie in Ihrer Häuslichkeit zu begrüßen. Sieht bezaubernd hier aus, auf Ehre! Nun," fügte er lächelnd hinzu, „Sie wohnen ja im Palast des Sardanapal!"

„Ich denke, Sardanapal ist längst todt," sagte Coralie leichthin.

„Sie sind naiv, meine Gnädige! Allerdings ist Sardanapal längst todt, aber sein Genre ist nicht ausgestorben. Sehen Sie, zum Beispiel, meinen Onkel —". Er stockte und schien zu überlegen, indem er einen raschen Seitenblick auf Coralie warf. Ihre völlig harmlose Miene ärgerte ihn und er fuhr in schärferem Accent fort: „Verzeihen Sie meine Indiscretion, aber ich habe eine gewisse Berechtigung dazu, da ich aus den verschiedensten Gründen meinem Onkel sehr nahe stehe. Wenn ich noch nicht gewußt hätte, wie gefährlich Sie sind, so würde ich mich heute davon überzeugt haben. Ich mache Ihnen das Compliment, daß Ihre verführerischen Capricen im Stande sind, selbst einen soliden, gegen Frauenschönheit bereits etwas abgehärteten Edelmann wie meinen Onkel zu ruiniren. Da Sie bei seinem Alter Eile haben, so fürchte ich, daß mir zu erben nicht viel übrig bleiben wird."

Ohne seine impertinenten Anzüglichkeiten zu beachten, fragte Coralie kurz: „Was wünschen Sie, Herr Graf?"

Diese nicht mißzuverstehende Abfertigung brachte Oppen einen Moment außer Fassung. Er suchte seinen Rückzug zu maskiren, indem er in einen scherzhaften Ton überging. „Wie ich aus der Zeitung ersah, wollen Sie sich um die Weihnachtsbescheerung armer Kinder verdient machen. Wie viel Hände haben Sie denn zu vergeben außer Ihren zweien?"

„So viel Kinder, so viel Hände!" antwortete Coralie in demselben Ton.

Sie stand auf und nahm aus einer Schublade einen Gipsabdruck, während Graf Oppen drei Hundertmarknoten auf den Tisch legte. Kaum hatte er seinen Kauf näher betrachtet, als er betroffen zurückprallte. „Ah! der Ring meines Onkels!"

„Was sagen Sie?" fragte Carolie unbefangen.

„Zum Kuckuk mit der Verstellung!" rief Oppen, der sich nicht mehr beherrschen konnte, „Sie sind hier nicht auf der Bühne. Einen Verlobungsring gibt man nicht fort, außer zum Zweck seiner Bestimmung, besonders ein so ehrwürdiges Familienerbstück. O, Ihre Teufelskünste werden es fertig bringen, daß Sie mein Onkel in die Zahl seiner Gattinnen

Digitized by Google

einrangirt; das heißt, ich bin enterbt. Wahrhaftig, eine raffinirte Art, eine Verlobung zu veröffentlichen! Wissen Sie, mein Fräulein, daß dies ein Familienscandal wird? Der ganze Hochadel ist dabei interessirt. Ich verbiete Ihnen, daß Sie mit Ihren Gipshänden unsere Ehre feilbieten!"

„Es bleibt Ihnen unbenommen, Ihr Geld zurückzufordern."

„Bah, das Geld! Es handelt sich hier um größere Dinge."

„Das heißt, um mehr Geld!" parirte sein Gegenüber ironisch.

Oppen wollte etwas Heftiges erwidern, aber Coralie schnitt ihm das Wort ab, indem sie kühl fortfuhr: „Meine Zeit ist gemessen, Herr Graf. Ich muß mich zur Probe ankleiden. Entschuldigen Sie mich!" Mit einer stummen Verbeugung verließ sie das Zimmer.

Oppen war allein. Er drehte in nervöser Hast seinen Schnurrbart und zischte fast unhörbar zwischen die Zähne: „Ist dieser Alte denn zum Idioten geworden!" Dann versank er in dumpfes Hinbrüten, und es entging ihm, daß hinter dem etwas zurückgeschobenen Thürvorhang ein frisches, keckes Mädchengesicht mit koketten aschblonden Stirnlöckchen neugierig hervorlugte. Bald folgte eine schlanke, kaum ausgereifte Figur, an die sich ein elegantes Reitcostüm kleidsam anschmiegte. Es war die Comtesse Blanche von Eggebrecht, ein Backfisch der Aristokratie. Sie blieb an der Thür stehen und knallte kräftig mit der Reitgerte. „Cousin! Cousin!"

Aufgeschreckt wandte sich Oppen um, trat hastig einige Schritte vorwärts und wäre beinah' über ein kleines Fußkissen gestolpert.

Entzückt über den Effect ihrer Ueberraschung, rief Blanche ausgelassen: „Nein, das ist zum Todtlachen! Du machst ein Gesicht wie ein ertappter Schulknabe!"

„Du verwechselst die Rollen, liebe Blanche," sagte Oppen, sich imponirend aufrichtend. „Ich werde mir erlauben, Dich zu examiniren, was Dich in eine so zweifelhafte Häuslichkeit führt."

„Ei, ei, mein theurer Vetter ist ja auch da!" erwiderte Blanche, durchaus nicht eingeschüchtert.

„Das ist etwas ganz anderes. Ich bin ein Mann, noch dazu einer, für den das Sprüchwort gilt: Noblesse oblige!"

„Verstehe! Die heutige Morgenzeitung hat Dich hierher geschickt."

„Du? Du hast schon gelesen?"

„Das kann ich bereits seit meinem siebenten Jahre."

„Du wirst unartig, Blanche! Ein vornehmes junges Mädchen sollte derartige Reclamenotizen übersehen."

„Weshalb ist das Reclame?"

„Es wäre unschicklich, Dir das zu erklären. Es handelt sich hier um die Hand einer Tänzerin!"

„Um die Klauen einer Theaterlöwin!"

„Was sind das für Ausdrücke!"

„Die Deinigen, lieber Cousin! Du wirst gut thun, wenn Du wieder bei uns Gast bist, die Thüren zum Rauchsalon zu schließen. Ich habe ein sehr feines Gehör."

„Das ist keine Entschuldigung für solche Extravaganzen," ermahnte Oppen streng.

„Gib mir Deinen Arm, Blanche! Mademoiselle Palm soll nicht prahlen können, daß die Comtesse von Eggebrecht bei ihr antichambrirt hat."

„Ich bleibe!" rief Blanche, wie ein verzogenes Kind mit dem Fuß aufstampfend.

Graf Oppen war in peinlichster Verlegenheit. Blanche war ihm von seinem Onkel als zukünftige Gattin bestimmt worden, und er hatte sich diese Wahl gern gefallen lassen, denn er fand sie reizend. Trotzdem verhehlte er sich nicht, daß es nur der Reichthum seines Onkels und nicht seine Schulden waren, was Blanche's Eltern dieser Verbindung geneigt machte. Er zweifelte gar nicht, daß, wenn sie den Ring an der Gipshand nach Hause brächte, man sich sofort vorsichtig von ihm zurückziehen würde. Mit einem geschickten Griff hatte er bereits vorhin den verrätherischen Abdruck in seine Rocktasche versenkt. Jetzt versuchte er noch einmal, sie zum Fortgehen zu überreden.

„Ich begreife nicht, welches Interesse Mademoiselles Hand für Dich hat. Ein junges Mädchen in Deinem Alter ist doch keine Balletenthusiastin."

„Warum denn nicht? Dürfen denn nur Männer bedeutende Künstlerinnen verehren! Ich werde mir das Verdienst erwerben, diese ungerechte Mode zu beseitigen. O ich schwärme für unsere Coralie!"

„Unsere Coralie? Was fällt Dir ein!"

„Nun, Deine und meine!"

„Du vergißt Dich immer mehr. Weiß Deine Mama davon, daß Deine Reitpartie zur Jagd nach einer Tänzerin ausartet?"

„Nein!" antwortete sie mit trotziger Aufrichtigkeit.

„Nun, ich werde über Deine Unüberlegtheit nicht plaudern, wenn Du sofort auf dem verbotenen Weg mit mir umkehrst. Die Theaterreliquie sollst Du später erhalten."

„Ich denke, Du hast sie gekauft. Zeige sie mir!"

„Ich . . . ich," stotterte Oppen, „habe nur den Preis bezahlt, ohne die Waare zu fordern. Das ist mein Princip, wenn ich aus Barmherzigkeit kaufe."

„Hast Du noch mehr solch' uneigennütziger Principien?" fragte sie schnippisch.

„Du wirst sie noch schätzen lernen, wenn ich erst mehr Rechte über Dich habe, kleine Blanche."

„O so weit sind wir noch nicht, großer Harry!" Sie schlug ein überlautes, silberhelles Gelächter auf.

„Kobold!" murmelte Oppen mit verhaltenem Zorn. Er nahm seinen Hut und schloß in gereiztem Ton: „Ich gehe zum Grafen Sy. Und Du?"

„Bleibe auf verbotenen Wegen zurück. Adieu! Adieu!" Sie grüßte spöttisch mit der Reitgerte. Finsteren Blickes, ohne ein Wort des Abschiedes, verließ Graf Oppen das Zimmer.

Als Blanche einige Minuten allein war und noch Niemand kam, fing sie an, sich zu langweilen. Sie öffnete das Album, welches in silberbeschlagenem Elfenbeineinband auf dem Tische lag. Wie erstaunte sie, als sie darin lauter bekannte Gesichter, den Gothaer Almanach in Photographien, entdeckte. „Ganz wie bei uns!" sprach sie kopfschüttelnd vor sich hin, „nur mit dem Unterschied, daß in Coralie's Album die Damen fehlen. Les extrêmes se touchent! Die Gräfin Eggebrecht und Fräulein Palm haben dieselben Freunde. Was ist denn das für eine Welt, in der wir leben!" Beim vorletzten Albumblatt ließ sie die Hand sinken. Sie blickte auf Herbart's Brustbild, als wäre er lebendig und sie wollte ihn mit den Augen durchbohren. „Meine Ahnung . . . . meine Ahnung!" flüsterte sie erregt, „er gehört mit zu ihrem Triumphgefolge! Indessen," fuhr sie plötzlich beruhigt fort, „es ist auch möglich, daß sich Coralie sein Bild gekauft hat. Ich habe mir ja selbst seine Photographie aus einem Kunstladen geholt. Wenn das Harry wüßte!"

Von der Thür vernahm man das Rauschen einer Seidenschleppe. Blanche sprang auf.

„Behalten Sie gefälligst Platz, Comtesse!" rief ihr Coralie zuvorkommend entgegen. „Ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie so lange warten ließ, aber ich empfing Ihre Karte, während ich Toilette machte."

Ohne zu antworten, maß Blanche sie mit einem langsam prüfenden Blick, der etwas verletzendes hatte. Ihr Gesicht nahm einen harten, hochmüthigen Ausdruck an. Sie war nicht mehr der lustige Springinsfeld, der sich gern gehen ließ, sie fühlte sich ganz als geborene von Eggebrecht. Ihre Haltung war in diesem Augenblick so standesgemäß correct, daß ihr Vetter, Graf Oppen, nichts daran hätte auszusetzen gehabt. Sie ließ sich schwerfällig auf das Fauteuil nieder und sagte, während sie zerstreut mit der Reitgerte spielte: „Wie mir mein Vetter, Graf Oppen, mittheilte, hat er seinen Wohlthätigkeitskauf nicht als Eigenthum reclamirt. Ich bin bereit, ihn für die Hälfte des Werthes, den er gezahlt hat, noch einmal zu erstehen. Sie machen dabei noch immer ein gutes Geschäft."

„Sie erhalten nach Belieben einen anderen Gegenstand. Was den Kauf des Herrn Grafen betrifft, so hat er denselben behalten."

„Mein Cousin lügt nicht," antwortete Blanche mit eisiger Ruhe.

„Ich behaupte dies ebensowenig, wie ich das von mir behaupten lasse. Vielleicht hat Ihr Herr Cousin zu dieser Mittheilung einen Grund gehabt, den wir Beide nicht kennen."

„Nun, lassen wir das! Ich werde den vollen Preis zahlen. Wo ist Ihre . . . Ihre . . . dingsda — Was verkaufen Sie doch?"

Digitized by Google

„Den Gipsabdruck meiner Hand."

„Richtig! Ich bitte darum."

Während Coralie die Schublade aufzog, fragte Blanche scheinbar gleichgiltig: „Herr von Herbart hat ihre Hand modellirt, nicht wahr?"

„Ganz recht, mein Fräulein!"

„Sie haben ihm dazu gesessen?"

„Nein ... ja ... Mein Gott, das ist doch selbstverständlich!"

„Solche Modellirung nimmt wohl viele Sitzungen in Anspruch?"

„Allerdings!"

Coralie hatte sich wieder dem Tisch genähert und bemerkte jetzt, daß das Album gerade auf der Seite, die Ludwig's Portrait enthielt, geöffnet war.

„Sie wundern sich wohl," sagte sie betroffen, „den genialen Künstler in meinem Album zu sehen?"

„Durchaus nicht. Er befindet sich dort in guter Gesellschaft. Herr von Herbart" — sie legte einen besonderen Accent auf das Wörtchen „von" — „Herr von Herbart ist ja auch von Adel!".

Zum ersten Mal mußte Coralie daran denken, daß Ludwig von Adel war. Sie wußte selbst nicht, weshalb sie plötzlich bei diesem Gedanken erschrak.

„Sie scheinen Herrn von Herbart persönlich zu kennen, Comtesse?"

„Sehr genau. Er verkehrt viel bei uns. Er ist mein bevorzugter Tänzer. Sie allerdings," fügte sie mit leiser Ironie hinzu, „deren Beruf das Tanzen ist, würden mit seiner Begleitung nicht zufrieden sein."

Coralie zweifelte nicht mehr, wohin dieser Pfeil zielte. So vortrefflich es Frauen verstehen, das andere Geschlecht zu täuschen, ihr eigenes Geschlecht überlisten sie niemals. Und dennoch! Coralie bückte sich nach dem Sträußchen, das von der Brust ihrer Feindin auf den Teppich gefallen war, um die Röthe zu verbergen, die ihr purpurn das Gesicht übergoß.

„Danke vielmals!" sagte Blanche nachlässig, den Strauß wieder befestigend. Dann besichtigte sie die Gipshand in gesteigerter Erregung.

„Dieser Siegelring gehört Graf Sy!"

„Es ist der meinige, Comtesse!"

„Um so schlimmer!"

Die verschiedensten Empfindungen durchstürmten Blanche. Wie kam der Siegelring, dessen Bedeutung sie wohl kannte, in Coralie's Besitz und welches Recht hatte sie, daß sie denselben öffentlich trug? Ob es Harry wußte? Wenn sie sein verlegenes Leugnen mit der Behauptung Coralie's verglich, so war sie jetzt geneigt, anzunehmen, daß er mit der Gipshand das Testament seines Onkels vor ihr hatte verbergen wollen. Diese Combination wurde ihr immer wahrscheinlicher. Den verarmten, enterbten Harry zwang ihr Niemand auf, und doch ahnte er nicht einmal, daß sie seinen Platz längst vergeben hatte. Ludwig! Der Gedanke an ihn, der ihr plötzlich unendlich nahe gerückt schien, hätte sie vor Freude laut aufschreien gemacht, wäre sie nicht ebenso sehr im Stande gewesen, sich zu beherrschen. Wie sie in diesem Augenblick dasaß — blasirt unaufmerksam, über ihr vis à vis hinweg vornehm in's Leere starrend — bot sie ein treffliches Bild jener Töchter der exclusiven Gesellschaft, die ohne Uebergang, vom Kind gleich zur Weltdame reifen.

Blanche stand auf und sagte mit einem Lächeln, das sich kaum mehr bemühte, einen Triumph zu verbergen. „Wieviel bin ich schuldig?"

„Dreihundert Mark."

„Sie erhalten noch heute den Betrag gegen Uebergabe des Abdruckes. Die Hand ist zwar klein, aber die Kunst ist groß. Ich werde Herrn von Herbart mein Compliment machen." Mit einem leichten Kopfnicken verabschiedete sie sich.

Bevor Blanche in den Wagen stieg, warf sie noch einen verstohlenen Blick nach dem Fenster hinauf. Sie schien dieses Geleit par distance — Coralie war wirklich am Fenster — erwartet zu haben. Aber sie hatte sich getäuscht, wenn sie gehofft, auf dem Gesicht ihrer Rivalin Spuren von Aerger oder gar Niedergeschlagenheit zu finden. Coralie kehrte ihr halb den Rücken zu, so daß von der Straße aus nur ihr Profil zu sehen war, und warf mit lächelnder Miene Kußhände in das Zimmer. Blanche wäre am liebsten wieder umgekehrt. Wer konnte wohl der Empfänger dieser Liebkosungen sein? Nun, wer anders, als — Sie vermochte den Namen nicht auszudenken, wenigstens jetzt nicht.

Der Bediente, welcher verwundert noch immer den Wagenschlag geöffnet hielt, glaubte endlich, etwas sagen zu müssen. „Wohin befehlen Gnädige?"

„Nach Hause!" herrschte ihn Blanche so heftig an, daß der Mann in Livrée zusammenfuhr. Sie ließ die Rouleaux herunter, lehnte sich tief in den Wagenfond und schloß die Augen. — Inzwischen waren Coralie's eifersüchtige Regungen ebenso rasch verflogen, als sie gekommen waren. Sie lachte über sich selbst. Welches Hinderniß gab es denn noch zwischen Ludwig und ihr! Etwa Blanche? Bah, das war eine von jenen verwöhnten Prinzeßchen, denen ein Künstler gerade gut genug ist, um sich mit ihm die Zeit zu vertreiben. Also fort damit!

(Fortsetzung folgt).

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung.

Der Begriff der Idealmalerei ist ein unbestimmter und entbehrt des Approbationsstempels der orthodoxen Aesthetik. Gerade aus diesem Grunde erscheint es uns bequem und angemessen, im Folgenden unter ihm die ganze malerische Production zusammenzufassen, die nicht Gesehenes, nie Geschehenes oder gar nie und nirgends Dageweſenes in den Kreis ihrer Darstellung zieht. Der Künstler, der es heut zu Tage wagt, den festen Boden der Wirklichkeit verlassend Phantasiegestalten glaubhaft machen zu wollen, ist er nicht des Beifalls, so doch der Bewunderung seines Muthes sicher.

Die Historienmalerei wurzelt zwar nicht in der Wirklichkeit, aber doch in der Reconstruction derselben, sie sucht den Schein des Geschehenen durch mühsam Erstudirtes hervorzurufen, daß es ihr selten gelingt, liegt in der Natur der Sache. Verhältnißmäßig am leichtesten kommt Professor C. Becker zum Ziel. Seine rothblonden Venetianerinnen, seine schwarzhaarigen und gluthäugigen Römerinnen, sein rother Cardinal und seine violett behosten Cavaliere sind uns im Laufe der Jahre so vertraut geworden, daß es uns ganz gleichgiltig ist, ob sie Julius II., Bramante, Raphael und Michel Angelo heißen und sich der Abwechselung halber einmal an der Statue des Apollo von Belvedere ergötzen. Wir kennen sie, genießen die Freude des Wiedersehens — und gehen weiter. Die beiden Darstellungen einer ersten Darreichung des Abendmahles in beiderlei Gestalt von Hugo Vogel und Ernst Hildebrand vermögen trotz mancher malerischen Vorzüge die Aufmerksamkeit nicht dauernd zu fesseln. Es ist schon an sich schwer, in diesen für unser Empfinden rein äußerlichen Vorgang die gewollte Bedeutsamkeit hineinzumalen, wenn aber auch die Theilnehmer selbst nicht über einen gewissen anständigen Ernst fortkommen, so wird das Ganze zum historischen Ceremonienbilde. Glücklicher ist Ernst Hildebrand mit seiner Tullia. Hier ist es ihm vor Allem gelungen, das Entsetzliche des Geschehnisses zu mildern. Die Rosse des Wagens bäumen sich hoch auf vor der blutigen Leiche des Servius Tullius, ein Weib rechts im Vordergrunde hat einen Krug fallen lassen und wendet in die Knie sinkend schaudernd das Antlitz ab. Tullia selbst aber sieht den Erschlagenen nicht, das leidenschaftlich bewegte Antlitz nach oben gerichtet, weist sie mit der Hand auf die Höhe des Capitols hin. Die zwecklose, Abscheu erregende Entweihung des Leichnams des eigenen Vaters mildert sich so zu einer Darstellung rücksichtslosen Ehrgeizes, der nur das mit allen Mitteln erstrebte Ziel im Auge behält. Wir müssen gestehen, daß wir hier dem Künstler eine Auffassung unterschieben, die der Erklärung des Kataloges, die für das historische Bedürfniß eines Quartaners berechnet scheint, nicht ganz entspricht, aber wir meinen dem Werthe des tüchtig gemalten Bildes, dem wir besonders die Vermeidung des theatralischen Pathos als Vorzug anrechnen, durch diese Unterschiebung nicht zu schaden. In der Sancta simplicitas von Hellquist wird der eben angedeutete Vorzug zum Mangel. „Als Huß zum Scheiterhaufen geführt wurde, erblickte er einige arme Leute, die mühsam Reisig herbeischleppten, in dem Glauben, sich das Himmelreich zu verdienen, wenn sie zum Verbrennen eines Ketzers beitrügen. Huß erkannte ihr Vorhaben und sagte hierauf bloß: Sancta simplicitas." Das Bild Hellquist's ist eine nüchterne Illustration zu diesem Text, der an Gemeinverständlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Mit dieser Verständlichkeit des bloßen Geschehens, die durch das gleichmäßig vertheilte helle Licht symbolisirt erscheint, ist aber auch der Gehalt des Bildes erschöpft, und das ist selbst für bescheidene Ansprüche zu wenig. Die Träger der Reisigbündel drehen uns den Rücken zu, das Antlitz des Vorläufers der Reformation weiß uns nichts zu sagen und unter den sonstigen Theilhabern und Zuschauern des Vorganges bemerken wir nur die bekannten Ketzerrichter — und Landsknechtstypen.

Alma Tadema hat die Ausstellung mit einem alten Ladenhüter, einer Begegnung des Marcus Antonius und der Cleopatra auf

Digitized by Google

dem Nil, beschickt. Wenn es erlaubt ist, an dieser Stelle noch den Crucifixus von Stauffer-Bern einzureihen, den wir nicht anders unterzubringen wissen, so dürfte das Bemerkenswerthe an Historienbildern so ziemlich hervorgehoben sein. Es ist schwer zu sagen, wen diese Crucifixus in Lebensgröße eigentlich darstellen soll. Es kann ebenso gut der bekehrte Schächer, als irgend ein namenloser Märtyrer sein. Jedenfalls ist Stauffer-Bern trotz aller virtuosen Behandlung des Nackten — besonders die Füße sind prächtig gemalt — nicht über das Modell hinausgekommen. Unwillkürlich setzen wir an Stelle der Nägel ein paar als Handhaben dienende Stricke, die Füße ruhen überhaupt nur auf einem Querbrett — und die Actstudie ist fertig. Als solche wäre sie vollster Anerkennung sicher. Der Künstler hätte es nicht versuchen sollen, seinen Gekreuzigten durch den in seliger Verzückung nach oben gerichteten Blick in eine höhere Sphäre zu erheben. Entweder der körperliche Schmerz oder die seelische Extase ist unwahr, vielleicht auch beides, und dann bleibt als Rest eben der Act.

Der Crucifixus führt naturgemäß auf das Gebiet der religiösen Darstellungen im engeren Sinne über. Hier feiert die Tradition der alten Idealmalerei noch immer ihre — Niederlagen, deren Geschichte zu schreiben wir uns nicht berufen fühlen. Unter all den legendarischen Darstellungen nach Overbeck'schem Recept — die Ausstellung ist ausnahmsweise reich mit ihnen gesegnet — ragt die Heimkehr von Jerusalem des Grafen Harrach mächtig hervor. Die roth-gelbe Beleuchtung ist uns nichts Neues — wir kennen sie beispielsweise aus dem Opfer des Abraham — aber sie trägt hier wesentlich zu der packenden Wirkung des Bildes bei. Maria hat sich zu kurzer Rast an einem Felsen niedergelassen. Sie schmiegt sich mit gesenktem Antlitz an den blondgelockten Christusknaben, dessen begeisterter Blick sich in dem goldig überstrahlten Abendhimmel verliert. In der Ferne sieht man die nahende Gestalt Joseph's. Das schmerzliche Vorahnen Marias, der Scharfblick des jungen Welterlösers bilden einen ergreifenden Contrast, der durch die zauberhafte Beleuchtung zu einer erhabenen Gesammtwirkung zusammengeschlossen wird. Graf Harrach hat hier einmal aus dem Vollen seines eigenartigen Talentes geschöpft und auch Concessionen an die realistische Richtung, besonders in der Gesichtsbildung seiner Figuren, nicht verschmäht. Als der Vorläufer einer neuen, keimkräftigen Schule der religiösen Malerei erscheint nach wie vor Fritz von Uhde. „Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr." Das ist der Bergprediger, wie er noch heute den Armen und Unterdrückten das erlösende Evangelium bringt, die ernsten, aber nicht verklärten Züge von stillem Frieden und unendlicher Menschenliebe durchhaucht, so hat er sich auf eine Holzbank niedergelassen und predigt den um ihn versammelten „Armen im Geiste" eine ihnen verständliche, trostvolle Botschaft. Und wie horchen die Landleute im schlichten Werktagskleide, knieend und in langem Zuge vom Felde herbeiströmend, auf sein Wort! Die sonnenverbrannten Züge der beiden Frauen im Vorder- und Mittelgrunde, die runden Gesichter der Kinder neben ihnen sind alltäglich und gewöhnlich, aber aus den gefalteten Händen und den weitgeöffneten blauen Augen spricht ein unennbares Sehnen, ein heißes Verlangen nach vollem Verständniß der Worte, die schlicht und doch verheißungsvoll an ihr Ohr klingen. Und von dem Bergabhange kommt es heran, den begeisterungsfähigeren Frauen folgen die Männer und knieen, sich auf die Sense stützend, im Hintergrunde. Das Ganze geht im vollen Nachmittagssonnenschein, unter von Licht und Wärme zitternden Luftschichten vor sich und trotz der nichts verdeckenden Beleuchtung erscheint der Vorgang so durch und durch wahr, als ob er sich vor unseren Augen vollzöge. Der Riß zwischen der symbolischen Gestalt des Erlösers und den realistischen Figuren der Landleute schließt sich selbst für unser modernes Empfinden unter der Hand des Künstlers unmerklicher, als es je die Niederländer zu Stande gebracht.

Ist hier das Schwierigste, die Darstellung eines mystischen Vorganges in voller Realität gelungen, so erscheint es trotz aller classischen Vorbildung immer unmöglicher, die verblaßten Gestalten der griechischen Symbolik unserem Anschauungsvermögen nahe zu bringen. Die Parzen Paul Thumann's, besonders die blonde und die schwarze junge Dame, sind wie aus Frauenliebe und Leben entsprungen, sie beschäftigen sich mit Scheere, Rocken und Blumenwinden, und doch stehen sie unserem Empfinden in gleichem Maße fern, wie uns die Chamisso-Illustrationen durch die Gunst unserer Ohren gefährlich nahe gekommen sind. In Gold geschnitten, durch einen Lederdeckel geschützt, auf dem Büchertische des Salons können wir uns Paul Thumann schon gefallen lassen, in breitem Goldrahmen in Lebensgröße an der Wand ist er unerträglich. Da wäre selbst die Ungeheuerlichkeit, die Max Klinger mit seinem Urtheil des Paris in die Ausstellungsräume geliefert hat, vorzuziehen. Schon das Schwanken zwischen Aerger und Lachen ist angenehmer, als die absolute Gleichgiltigkeit. Was soll diese colossale, eine halbe Wandfläche des Sculpturensaales einnehmende Geschmacklosigkeit? Betrachten wir das Bild von links nach rechts: Eine weibliche Herme mit blutigem Schulterschnitt auf einem aus Kleckfen bestehenden Sockel; ein nackter Mann, der uns auf einen Stab gelehnt höflich den Rücken zukehrt; ein sitzender Jüngling; ein nacktes Weib, das ihm mit ausgestreckten Armen und geballten Fäusten ihre Schönheit vorführt; ein dito mit rothblondem Haar, das sie mit den Händen aufnimmt, als wollte sie es nach dem Gewicht verkaufen, und eine dritte unreife Schöne, die über dem zusammengefaßten Gewande in Brusthöhe ein Bouquet hält, um Beides baldmöglichst fallen zu lassen; als Pendant zu der Herme mit blutiger Schnittfläche ein Eros, dessen unmögliche Glieder ihn treffend als Fabelwesen charakterisiren. Daß die Landschaft in möglichst unmöglichen Farben gehalten ist, daß die Fleischtöne vom schönsten Verwesungs-Grün-Gelb bis in einen schmutzigen Kupferbraun hinein schillern, darf bei Klinger nicht in Erstaunen setzen. Ist er doch ein Reformator, der mit Wagner wetteifernd die Unendlichkeit des Bildes neben die Unendlichkeit der Melodie stellt. Nur die Selbstbeherrschung, mit der Klinger das Gelüste überwunden hat, nun auch noch auf der Wand weiterzupinseln, ist bewundernswerth. Sein Ueberschuß an Phantasie hätte es an dem nöthigen Stoff gewiß nicht fehlen lassen, ist es ihm doch gelungen, in dem besagten Rahmen einen Silenkopf, ein Erishaupt mit den dazu gehörigen Apfel — man bemerke, mit welcher Feinheit dieses Hauptstück der Action aus der Bildfläche herausverlegt ist — einen Triton, Delphine, Schlangen, Fischschräge und Medusenhaupt zu einem Ganzen zusammenzuwirren, das wie Wahnsinn ohne Methode wirkt. Das Aufgeben von Räthseln ist eine Lieblingsbeschäftigung der Klingerschen Muse und sie hat bis jetzt noch immer Leute gefunden, die sich mit dem Rathen derselben besaßten. Geheimnißvollem Unsinn gegenüber merkt man die Absicht, wird verstimmt und zerbricht sich nicht weiter den Kopf.

Räthselhaft ist der Versuch des Münchener Otto Seitz, der oftgemalten Meerfahrt Neptuns neue malerische Reize abzugewinnen, eben nicht. Er nimmt einen mißverstandenen Poseidontypus, der sich mehr dem des Hades nähert, setzt zu ihm in den Muschelwagen eine kränkelnde Mädchenblume à la Gabriel Max, spannt vor das Gefährt ein paar hölzerne Seerosse und läßt das Ganze von anatomisch nicht recht glaubhaften Tritonen und sonstigen Meerbewohnern umwimmeln, denen er ein paar ausgezogene Modelle in die Arme gibt. Das Recept ist reichhaltig genug, aber die Mischung ist nicht gelungen. All diese heterogenen Elemente fallen auseinander und werden nicht einmal durch ein einheitliches Colorit einander näher gebracht.

Wer in der Darstellung der Naturerscheinungen die Wege der Alten wandeln, d. h. die sie hervorbringenden Kräfte verkörpern und vermenschlichen will, der muß wie Böcklin selbständig an die Ausgangspunkte der classischen Kunst zurückgehen und starkes Naturempfinden mit schöpferischer Gestaltungskraft verbinden. Der viel bekämpfte und viel bewunderte Phantast unter den Malern hat in Hans Dahl einen unerwarteten, beachtenswerthen Genossen gefunden. Seine Töchter der Ran sind prächtige Verkörperungen des Wellenspieles der fröhlich bewegten See. Die kräftigen, roth- und blondhaarigen Mädchen mit der vollgewölbten Brust und dem lustigen Lachen symbolisiren auf- und niedertauchend nicht nur das Fliehen und Suchen der Wogen, sie sind die freie zwanglose Vermenschlichung des Meeres selbst. Es wird keinem verständigen Beschauer einfallen, in diesen robusten Gestalten blutlose Phantasiegeschöpfe zu sehen, und andererseits wird Niemand auf den Gedanken kommen, gewöhnliche badende Mädchen in ihnen zu belauschen.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Die Klimate der Erde. Von A. Woeikof. Nach dem Russischen. Mit 10 Karten und 13 Diagrammen nebst Tabellen. (Jena, Hermann Costenoble.) — Das uns vorliegende Buch ist eine vom Verfasser selbst ausgeführte und den Fortschritten der Wissenschaft Rechnung tragende deutsche Bearbeitung des rühmlichst bekannten russischen Werkes welches 1884 erschien. Der erste Band enthält die klimatischen Constanten und behandelt außerdem viele Gebiete, die der physikalischen Geographie zugehören. Der gelehrte Verfasser hat sich seit Jahren mit Studien beschäftigt, durch welche der Einfluß des Festen und Flüssigen auf die Temperatur des Erdkörpers gründlich festgestellt werden sollte, und die Resultate dieser Untersuchungen, welche zum Theil neue Gesichtspunkte eröffnen, sind in den „Klimaten der Erde" ausführlich dargelegt worden. Das Werk wendet sich nicht nur an den Meteorologen von Fach; durch seine klare Darstellung und vielfachen Beziehungen zu verwandten Wissensgebieten dürfte es vielmehr auch in dem weiteren Kreise der Gebildeten, die sich für naturwissenschaftliche Untersuchungen interessiren, viele Freunde finden. Der Geologe trifft in den „Klimaten" auf originelle Betrachtungen über den Einfluß der Oceane auf den Abkühlungsproceß der Erde, und der Historiker und Nationalöconom findet Untersuchungen über die Veränderung der Klimate der Länder, wie es sich in längeren Zeitabschnitten, aus dem Wechsel der Landesproducte ergibt — oder nicht ergibt. Manche weitverbreiteten Irthümer werden durch genannte Ausführungen gehoben werden (siehe über den Einfluß der Vegetation auf das Klima). Sehr gründlich ist auch der Einfluß der Wälder auf das Klima untersucht worden. Der zweite Band enthält die Beschreibung der Klimate der einzelnen Länder. Sehr ausführlich ist Rußland behandelt; vieles Neue und Interessante wird in diesen Capiteln geboten, das sich in den deutschen Werken nicht findet. Auch die klimatischen Schilderungen Indiens, Amerikas und Chinas sind besonders hervorzuheben; der Verfasser hat diese Länder bereist und ihren klimatischen Charakter an Ort und Stelle studirt, wodurch seine Ausführungen einen eigenthümlichen Reiz erhalten. So ist das Woeikof'sche Buch nach jeder Richtung als ein vortreffliches zu bezeichnen. Die deutsche Literatur besitzt bereits das Handbuch der Klimatologie von Horn (1803). Beide Werke ergänzen sich auf das Beste und ermöglichen es dem deutschen Leser, sich über die klimatischen Verhälnisse unserer Erde auf das Gründlichste zu unterrichten. F. B.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Otto Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung. Erster Band: Dichtung der Republik. gr. 8°. VIII u. 348 Seiten. M. 7.—

Hermann Baumgart, Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. gr. 8°. XII u. 735 S. M. 10.—

L. Arndts von Arnesberg, Juristische Encyklopädie und Methodologie. Achte Auflage, nach des Verfassers Tode besorgt von Dr. Erwin Grueber. 8°. 88 Seiten. M. 1.50.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Hofrat Dr. Georg Schanz, Professor der Nationalökonomie an der Universität Würzburg. Vierter Jahrgang. Erster Band. gr. 8°. IV u. 568 Seiten. M. 12.—

Martin Greif, Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 159 Seiten. M. 2.50.

Martin Greif, Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 117 Seiten. M. 2.—

Verlagshandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Skizzen zur Rheinischen Geschichte

von

Karl Lamprecht,

Prof. an der Universität Bonn.

8°. Eleg. brosch. 4 M. 50 Pf. In Leinwand geb. 5 M. 75 Pf.

Als Frucht langjähriger Studien bietet der bekannte Forscher Rheinischer Vergangenheit im gefälligen Gewande dieser sieben frisch geschriebenen Skizzen einen vollen Einblick in die Entwickelung des Rheinlandes, die in ihren Hauptmomenten in ansprechender und leichtverständlicher Darstellung vorgeführt wird. Dank der glücklichen Befähigung ihres Verfassers, die Resultate exact wissenschaftlicher Forschung in eleganter, im besten Sinne populärer Form darzubieten, werden diese Skizzen zur **ersten wirklich lesbaren Rheinischen Geschichte** die wir besitzen.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Schmidt, Alex., Shakespeare-Lexicon. A complete dictionary of all the english words, phrases and constructions in the works of the poet. Second edition. **2 Vols.** Mk. 24.—, geb. Mk. 29.—

Soeben erschien:

Aus Frankreich.

Bilder und Skizzen

von

J. C. Petersen.

30 Bogen. Brosch. **5 Mark**, hochelegant gebunden **6 Mark.**

Dieses hochinteressante Buch ist zu haben in allen Buchhandlungen und in J. Zenker's Verlag in Berlin, Wilhelmstraße 12.

Antiquar. Cataloge.

Soeben erschienen und werden gratis und franco zugesandt:

Cat. 140 u. 141. **Culturgeschichte** (2080 Nrn.).

„ 142. **Conchyliologie.**

Frankfurt a/M., Römerberg 3.

K. Th. Völcker.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestückes seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Zur Moral der literarischen Kritik

Eine moralphilosophische Streitschrift

von

Wilhelm Wundt.

8°. ℳ 1,20.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart u. Leipzig.

Neuester Zeitroman von Gregor Samarow.

Soeben ist erschienen:

Gipfel und Abgrund.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

4 Bände, geheftet in illustrirtem Umschlag, Preis ℳ 15.—; fein gebunden in 2 Bänden, mit Gold- und Schwarzdruck, Preis ℳ 17.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in den Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Entwickelung.

Eine sozialphilosophische Darstellung

von

Leopold Jacoby.

Zweite Auflage.

I. Theil 2 ℳ 50 ₰. II. Theil 3 ℳ.

Zürich 1886.

Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

SEP 1 1887
Library

№ 34. Berlin, den 20. August 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Nach dem Tode Katkow's. Von Selmar Wallow. — Partikularismus in der deutschen Rechtsentwickelung. Von Ludwig Fuld-Mainz. — **Literatur und Kunst:** An den Ammersee. Von Martin Greif. — Ungedruckte Briefe von Giuseppe Mazzini. Von Henry Perl. — Zur französischen Colonialgeschichte. Von Léon Wesph. — Der Kampf um den historischen Roman. Von Heinrich Löbner. — **Feuilleton:** Der Ring am Finger. Von Georg Keben. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Nach dem Tode Katkow's.

Von Selmar Wallow.

Moskau, Anfang August.

Der nach langem und schwerem Leiden erfolgte Tod Michail Nikiforowitsch Katkow's hat für das gegenwärtige Rußland eine viel größere und schwerere Bedeutung, als alle die anderen Todesfälle, von welchen die russische Welt in den letzten Jahren heimgesucht wurde, selbst den Tod des General Skobelew nicht ausgenommen. Der Grund hierfür ist einfach in dem Umstande zu suchen, daß mit M. N. Katkow der letzte Mann aus jener Phalanx dahingegangen ist, welche die Geltendmachung einer national-russischen Politik und eines „unverfälschten" slavischen Staatswesens in unserem modernen Zeitalter in's Auge faßten. Als letzter der überzeugungstreuen Apostel der national-russischen Politik durfte eben Katkow noch eine größere Beachtung in seinem Vaterlande und im Auslande finden, als die übrigen, ihm im Tod vorangegangenen Mitkämpfer, und diese Auszeichnung ist auch dem nunmehr dahingeschiedenen Katkow zu Theil geworden.

Es war gegen Ende der fünfziger Jahre, als sich in Moskau eine kleine Schaar von energischen Männern, meist Publicisten, zusammenthat und zum ersten Mal in dem modernen Rußland die Parole einer national-russischen Politik verkündeten. Das Ausland belegte sofort diese politische Bestrebung mit dem Namen „Panslavismus", und die Kämpen desselben nannte man von da ab „Panslavisten". An der Spitze dieser letzteren standen damals Männer wie Pagodin, Leontjew, Ssamarin, Akssakow, Katkow u. A. Fast alle diese Männer ereiferten sich für eine größere Geltendmachung des russischen Einflusses nach Außen hin und namentlich für die strenge Befolgung einer inneren wie äußeren russisch-nationalen Politik; nur der eine von ihnen, Juri Ssamarin, hatte eine Specialität erwählt, die russischen Ostseeprovinzen, deren Russifizirung ihm als erste Nothwendigkeit für die Existenz des russischen Staates vorschwebte. Seine ebenso zahlreichen wie umfangreichen Werke über diese Angelegenheit mußte er merkwürdigerweise im Auslande, und zwar in Berlin, erscheinen lassen, — ein Beweis dafür, wie das officielle Rußland von vornherein diese extreme, nennen wir sie Moskauer Richtung, nicht zu der seinigen machen wollte.

Nachdem die Panslavisten noch in den sechziger Jahren und auch späterhin in voller Blüthe standen, begann der Tod unter ihnen merklich aufzuräumen, wobei folgender, fast ohne Beispiel dastehender Umstand in die Erscheinung trat. Jeder von diesen eifrigen Männern, dessen Namen einen Klang durch das ganze Rußland sich erwarb, hinterließ nach seinem Hintritt eine Lücke, welche nie mehr ausgefüllt wurde. Nicht nur kein Nachwuchs war vorhanden, sondern es fand sich auch Niemand, welcher die begonnenen Werke und Schriften dieses oder jenes national-russischen Apostels fortsetzen oder vollenden mochte. Etwaige Zeitschriften, welche einige von ihnen bei Lebzeiten begründeten und welchen sie auch einen ausgedehnten Leserkreis zu verschaffen wußten, gingen zu Grunde und stellten ihr Erscheinen mit dem Tode ihres Begründers ein. So ging es allen jenen Männern, wie Pagodin, Ssamarin und den anderen Moskauer Slavophilen, bis von ihnen vor einigen Jahren nur noch zwei übrig blieben: Akssakow und Katkow.

Aber auch diesen sollte es nicht besser ergehen. Vor wenigen Jahren verstarb Iwan Akssakow, ohne auch nur den geringsten Ersatz zu hinterlassen. Seine Zeitung „Ruß", welche so vieles Aufsehen machte, erklärte sofort, sie müsse eingehen und stellte auch gleich ihr Erscheinen ein, und es war kaum Jahr und Tag nach dem Tode Akssakow's vergangen, als schon jede Spur von der Thätigkeit dieses rastlosen Mannes verschwunden war. Von irgend welcher Nachfolgerschaft oder Nachklängen im öffentlichen Leben war und ist nichts zu merken.

Es blieb nur noch Katkow als Mittelpunkt der Moskauer Bestrebungen, wenn man sich so ausdrücken darf, und er setzte mit großer Energie seine Thätigkeit fort. Uebrigens muß man sagen, daß Katkow, namentlich in der letzten Zeit, an die westlichen, d. h. westeuropäischen Bestrebungen wesentliche Concessionen machte. Er war nicht mehr so unzugänglich und so pedantisch wie die ihm im Tode vorangegangenen Pagodin, Leontjew, Akssakow u. A., aber er blieb, wie man ihn in Rußland stets bezeichnete und noch jetzt, nach seinem Tode, bezeichnet, der „überzeugungstreue Apostel der national-russischen Politik". Dadurch, daß er in letzter Zeit nicht mehr „wüthender Panslavist" war und überhaupt die schroffen Tendenzen der früheren Slavophilen ablegte, gelang es ihm, mit den officiellen Kreisen Petersburgs Fühlung zu fassen und mit den meisten Ministern persönlichen Umgang zu pflegen, wodurch seine Stellung schließlich auch eine sehr einflußreiche wurde. Aber das Bewußtsein, daß er der letzte der Moskauer Slavophilen sei und daß ihm dasselbe Schicksal bevorstehe, von welchem seine Vorgänger betroffen wurden, lastete allerdings schwer auf seinem Herzen.

Zu der bereits hervorgehobenen eigenthümlichen Erscheinung dieses Kreises, welche in dem Mangel jedes Nachwuchses und jeder Fortsetzung des begonnenen Schaffens besteht, gehört

Digitized by Google

noch eine andere Eigenthümlichkeit, welche hier nicht unerwähnt bleiben mag. Sie besteht darin, daß diese Pflanze des nationalen Russenthums nur auf Moskauer Boden zu gedeihen vermag und auch nur gediehen hat. Selbst ein solches uraltes russisches Centrum wie Kiew, vermochte nicht namhafte Vorkämpfer der national-russischen Politik zu erzeugen, geschweige denn Petersburg, dessen Boden in dieser Beziehung nie etwas geleistet hat. Die hin und wieder in Petersburg auftretenden Slavophilen, wie z. B. im gegenwärtigen Augenblick Tschernajew u. A., haben es nie vermocht, die Sympathien des russischen Volkes in solchem Maße zu erwerben, wie die Moskauer Männer.

Es besteht aber nunmehr kein Zweifel, daß mit dem Ableben Katkow's auch der Moskauer Kreis vor der Hand sein Ende erreicht hat, denn es wird bereits in Rußland allseitig constatirt, daß im ganzen Reich Niemand vorhanden ist, der die durch Katkow's Tod leer gewordene Stelle einnehmen könnte. In den Reihen derjenigen, welche in Rußland sogar ein starkes Aufblühen des nationalen Gedankens für die nächste Zukunft erwarteten, ist daher auch die Enttäuschung eine sehr große, obschon man gerade in diesen russischen Kreisen, gleichwie im Auslande, den persönlichen Einfluß Katkow's wesentlich überschätzt hat.

Auch in noch einem Punkte unterscheidet sich das Schicksal Katkow's von demjenigen seiner verstorbenen Collegen. Es wird nichts von ihm vergessen werden, auch wird das Blatt, an welchem er so lange und so energisch gewirkt, seine Existenz mit dem Tode Katkow's nicht einbüßen, wie dies z. B. mit der Aksakow'schen „Rus" der Fall war. Die „Moskowskija Wedomosti", an denen Katkow gewirkt hat, sind aber auch nicht seine Gründung, sondern das Blatt ist so alt, wie die Moskauer Universität, deren Eigenthum es ist und für immer bleiben wird. Katkow war nur Pächter desselben, und zwar bevorzugter Pächter, durch die Gnade des Kaisers Alexander III. Allerdings ist es wahr, daß die „Moskowskija Wedomosti" unter der Leitung Katkow's zu einer nie geahnten Höhe gelangt sind, während sie bis dahin meist nur die Rolle eines Publicationsorgans spielten. Vielleicht daß nunmehr nach dem Ableben Katkow's dieses Blatt in sein früheres Nichts zusammenfallen wird, denn schon seit dem Tage, wo Katkow bettlägrig wurde, erscheint dasselbe ohne Leitartikel. Insofern dürfte also demnach auch Katkow's Tod von analogen Folgen begleitet sein, wie der Tod Aksakow's und der anderen Moskauer Publicisten.

Hier sind wir aber an dem Punkt angelangt, wo das große Verdienst Katkow's zu finden ist, — ein Verdienst, welches selbst seine zahlreichen Feinde in Rußland, — und diese sind viel zahlreicher als seine Freunde, — nicht streitig machen können, und es auch nicht wollen. Dieses Verdienst besteht darin, in Rußland zum ersten Mal ein Preßorgan zu einer solch einflußreichen Stellung und die öffentliche Meinung auf ganz neue Bahnen gebracht zu haben. Man war bis Katkow in Rußland nicht daran gewöhnt, die Presse als einen wichtigen Factor des öffentlichen Lebens zu betrachten, und nur Katkow mit seiner Feder hat das russische Publikum gelehrt, mit Spannung und Neugierde die neueste Nummer einer Zeitung zu erwarten und sich mit Heißhunger auf den Leitartikel zu stürzen. Selbst der ehemalige, seit Jahren eingegangene liberale „Golos", der nach jeder Beziehung hin gediegener und ernster war, als die „Moskowskija Wedomosti" Katkow's, hat es seiner Zeit nicht vermocht, die Gemüther in Rußland so aufzurütteln und einem Zeitungsblatte einen solchen Einfluß auf das Publikum zu verschaffen, wie es Katkow's Blatt in den letzten Jahren in einer kaum glaublichen Weise fertig gebracht hat. Die Thatsachen haben allerdings deutlich gezeigt, daß mit diesem seinem Erfolge Katkow übrigens mehr seinen Gegnern gedient hat, als sich selber, denn die von ihm, um den einmal gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, aufgerüttelte russische Gesellschaft hat sich doch nicht, wie er es wünschte, auf seine Seite gestellt, vielmehr haben fortwährend die Ideen seiner Gegner beim großen Publikum in Rußland mehr Anklang gefunden, als die seinigen. Um so mehr muß ihm die russische Gesellschaft Dank wissen, daß er die öffentliche Meinung, ohne Nutzen für sich, vorwärts gebracht hat, — und es wird jetzt Aufgabe der hervorragenden Organe der russischen Presse sein, den Impuls, welchen Katkow gegeben, und die Bedeutung, welche er dem gedruckten Worte in Rußland verschafft hat, nicht wieder einschlummern zu lassen. Die nächste Zukunft wird uns lehren müssen, ob auch diese gute Seite der Katkow'schen Wirksamkeit ebenso ohne Ersatz und ohne Nachfolger bleiben wird, wie die schroffe und vielleicht zu sehr individuelle Seite seiner Thätigkeit.

Im Großen und Ganzen geht das öffentliche Leben in Rußland, nach dem Tode Katkow's, einer weiteren Stagnation entgegen, welche leider schon seit einigen Jahren herrscht. Die Anregung, welche Katkow hin und wieder mit seiner Feder gegeben hatte und die politischen Fragen, welche er aufzuwerfen liebte, hatten mitunter einen ganz anderen Zweck, als das weitere Fortschreiten Rußlands auf dem Wege der Cultur, — indessen war dieser Modus noch immer der Stagnation vorzuziehen, auf welche man sich jetzt gefaßt machen muß. Der hauptsächliche Verlust traf daher mit dem Ableben Katkow's nicht die slavophilen Kreise, wie dies z. B. bei dem Tode Aksakow's der Fall war, sondern die russische Publicistik, für welche, wie schon erwähnt, Katkow unersetzlich bleiben wird. Damit dürften sich die Folgen des Ablebens Katkow's hauptsächlich in der russischen Presse und auch beim Publikum für die nächste Zeit bemerkbar machen, auf die Geschicke Rußlands aber und auf seine politische Haltung dürfte das Ereigniß so gut wie gar keinen Einfluß üben. Die officiellen Kreise in Rußland haben sich schon seit längerer Zeit bemüht, als durchaus unabhängig von solchen privaten Einflüssen zu erscheinen, und demnach dürfte sich in dieser Beziehung auch nach dem Tode Katkow's nichts ändern, namentlich nicht in der äußeren Politik Rußlands.

Partikularismus in der deutschen Rechtsentwickelung.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

In den ersten Jahren, welche der Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums folgten, in den Jahren, in denen die deutsche Gesetzgebung eine wahrhaft seltene Fruchtbarkeit auf allen Gebieten des Staatslebens aufwies, machte sich in der deutschen Rechtsentwickelung das Bestreben, die Rechtseinheit zu verwirklichen, in mächtigster und erfreulichster Weise geltend. Der Drang, an Stelle der kläglichen Rechtsverschiedenheit und Rechtszersplitterung Rechtseinheit, an Stelle der zahllosen Landesrechte einheitliches Reichsrecht zu setzen, verkörperte sich in großen, bedeutenden Schöpfungen der Gesetzgebung, welche der Geist der Rechtseinheit vom ersten bis zum letzten Buchstaben beseelte. Durch sie wurde das Strafrecht, das gesammte Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und Strafsachen, durch sie das Konkursrecht, das Gewerberecht, das Handels-, Wechsel- und Seerecht, das Autor- und Patentrecht u. s. w. in einheitlicher Weise für Alldeutschland normirt. Mit Aengstlichkeit war man damals darauf bedacht, den Einzelstaaten jegliche Abweichung von den Reichsnormen unmöglich zu machen, um hierdurch die Rechtseinheit, dieses wichtigste Bindemittel verschiedener Stämme, keiner Gefährdung auszusetzen und es war namentlich die nationalliberale Partei, welche diesen Gesichtspunkt hochhielt. Wenn wir die Gesetzgebung dieser Zeit mit derjenigen unserer Tage vergleichen, so müssen wir wohl oder übel zu der Ueberzeugung gelangen, daß der unitarische Zug nicht mehr in der alten Stärke und der alten Frische die Rechtsentwickelung durchweht, daß er vielmehr im Laufe der letzten Jahre eine merkbare Abschwächung erfahren hat, wir müssen leider von der Thatsache Vermerk nehmen, daß der Geist des Partikularismus, vielleicht Manchem unbewußt, in die Entwickelung des deutschen Reichsrechts seinen Einzug gehalten, daß er sich auf sie Einfluß zu verschaffen gewußt hat

Digitized by Google

und zwar in einem höheren Grade, als dem Interesse unseres neuen Staatswesens genehm sein kann. War man in der ersten Periode der Reichsgesetzgebung von dem Gedanken geleitet, die Rechtseinheit ohne Rücksicht auf mehr oder minder berechtigte und begründete partikulare Empfindlichkeit durchzuführen, so ist es heute leider zum Losungswort geworden, den Eigenthümlichkeiten der Partikularstaaten die weitgehendste Rücksicht angedeihen zu lassen, sollte dies auch auf Kosten der einheitlichen Ausbildung des Rechts geschehen. Ohne dringenden Grund gestattet man den Einzelstaaten Abweichungen von dem Reichsrecht, welche häufig von geradezu einschneidender Bedeutung sind, ohne absolute Nothwendigkeit erlaubt man ihnen, oberste Organe für die Auslegung von Reichsgesetzen einzusetzen, welche mit der von der Reichsgewalt zu diesem Behufe geschaffenen Behörde in Ansehung der Zuständigkeit concurriren und hierdurch eine Verschiedenheit der Rechtsprechung hervorrufen, die Unsicherheit und Ungewißheit bezüglich der Frage, was geltendes Recht und wie es auszulegen ist, in bedenklichem Grade zur Folge hat. Die Unzuträglichkeit dieses Zustandes bedarf kaum einer besonderen Hervorhebung; gerade jetzt muß es aber als erforderlich erscheinen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken, weil die Vollendung des deutschen Civilgesetzbuches in naher Aussicht steht und eine Beeinflussung auch dieses Gesetzeswerkes durch den Geist des Partikularismus von kaum zu ahnendem Nachtheil sein müßte.

Das erste sichtbare Zeichen für die Abnahme der unitarischen Tendenz in der Rechtsentwickelung bildet die Bestimmung des Einführungsgesetzes zu dem Gerichtsverfassungsgesetze, welche die Bundesstaaten mit mehreren Oberlandesgerichten zur Einsetzung eines obersten Landesgerichtes ermächtigte. Das auf Grund dieser Bestimmung für Bayern errichtete oberste Landesgericht verkleinert den Wirkungskreis des Reichsgerichts in bedeutendem Umfange, es gefährdet die Einheitlichkeit der Rechtsprechung. Wichtige Fragen des Reichscivilproceßrechtes sind von dem bayerischen obersten Gerichtshof in anderem Sinne entschieden worden, als von dem Reichsgericht; natürlich hat dies für die Rechtssicherheit nur nachtheilige Folgen und schädigt die Interessen des rechtsuchenden Publikums mehr als man sich gewöhnlich denkt. Nur in Deutschland ist es möglich, daß ein Gliedstaat des Reiches ein Gericht besitzt, welches die Competenz des für das ganze Staatsgebiet bestimmten Gerichtshofes zu beschränken vermag, ein Franzose kann sich niemals den Fall als möglich denken, daß der Appellhof der Normandie oder der Bretagne dem Cassationshof in Paris Concurrenz machen könnte. Diese erste Verkörperung partikularistischer Einflüsse auf die Rechtsbildung blieb aber nicht die einzige; wie man es über sich gebracht hat, die Competenzsphäre des Reichsgerichtes durch ein Landesgericht einschränken zu lassen, hat man sich auch nicht davor gescheut, den Partikularstaaten zu gestatten, die Thätigkeit des Reichsversicherungsamtes für ihr Gebiet durch Errichtung von Landesversicherungsämtern auszuschließen. Die Unfallversicherungsgesetzgebung hat bekanntlich als oberste Behörde in Unfallversicherungssachen ein Reichsversicherungsamt mit dem Sitze in Berlin in's Leben gerufen, welchem nicht nur administrative Befugnisse obliegen, sondern auch die Entscheidung über die auf Grund der betreffenden Gesetze geltend gemachten Ansprüche der Versicherten in letzter Instanz übertragen ist. Anstatt nun dafür zu sorgen, daß diese Behörde innerhalb des ganzen Reichsgebietes ihre Wirksamkeit entfalte, hat man den Einzelstaaten gestattet, für ihr Gebiet Landesversicherungsämter zu errichten, welche die Befugnisse des Reichsversicherungsamtes beinahe völlig absorbiren, welche insbesondere auch an seiner Statt in letzter Instanz über die Ansprüche der Versicherten entscheiden. Hierdurch wird die Einheitlichkeit der Anwendung und Auslegung der neuen Gesetzgebung in gefährlichster Weise beeinträchtigt und es muß als ein großer Mißstand bezeichnet werden, daß dieselbe von Anfang an dem schlimmsten Uebel ausgesetzt wurde, welchem positives Recht überhaupt ausgesetzt werden kann, der Möglichkeit verschiedenartiger Interpretation. In den Motiven der Unfallversicherungsgesetze wurde die Errichtung des Reichsversicherungsamtes mit der Nothwendigkeit gerechtfertigt, der Gefahr verschiedener Auslegung seitens der unteren Instanzen durch die Einsetzung eines obersten Organes vorzubeugen, trotzdem hat man kein Bedenken getragen, den Bundesstaaten die erwähnte Befugniß einzuräumen. Der Partikularismus hat aber seinen Einfluß noch weiter erstreckt, er hat es versucht, zum Glück allerdings nur versucht, die Rechtseinheit auf dem Gebiete des Strafproceßrechtes zu zerstören und die Rechtsverschiedenheit, wie sie bis zum 1. October 1879 in deutschen Landen bestand, wieder zum Leben zu erwecken. In der Novelle zur Strafproceßordnung, welche von den verbündeten Regierungen dem Reichstage am 9. Mai 1885 vorgelegt wurde, war auch der Vorschlag enthalten, an Stelle der jetzt bestehenden Vorschrift, wonach der Eid in Form des Voreides auszuleisten ist, die Bestimmung einzuführen, daß in den Landestheilen, in denen vor 1879 die Form des Nacheides bestand, auch in Zukunft wieder assertorisch geschworen werden sollte. Damit wollte man das deutsche Rechtsgebiet wieder in zwei Stücke zerreißen, den Gedanken, daß ein Strafproceßrecht vom Fels zum Meer die deutschen Stämme beherrsche, beseitigen und den kläglichen Zustand wieder einführen, daß der Schwabe in anderer Form seine eidliche Betheuerung abzugeben habe als der Altpreuße, daß vor Abgabe der Aussagen zu schwören, an der Westmark gut, an der Ostmark dagegen von Uebel sei. Wie gesagt, ist es dem deutschen Volke erspart geblieben, mit dieser beklagenswerthen Bestimmung fünfzehn Jahre nach den Tagen beglückt zu werden, an welchen auf den mit edelstem Blut gedüngten Gefilden Lothringens und der Champagne das Fundament der deutschen Reichs- und Rechtseinheit gelegt wurde. Der Partikularismus verhindert es, daß von Reichswegen eine Vermehrung der Zahl der Fabrikinspectoren unter entsprechender Verkleinerung ihrer Aufsichtsbezirke erfolgt, trotzdem über die Bedürfnißfrage alle Parteien einig sind. Der Partikularismus verhindert es, wenigstens zum Theil — daß die Frage der Entschädigung unschuldig Verurtheilter durch die Reichsgesetzgebung geregelt wird, er steht dem Erlaß eines Strafvollzugsgesetzes für das Reich im Wege und trägt die Ursache an dem unhaltbaren Zustande, daß eine nach den Vorschriften des Strafgesetzbuches erkannte Strafe in Königsberg und Stettin etwas ganz Anderes ist, wie in Güstrow oder Reutlingen, er verschuldet es in erster Linie, wenn nach siebzehn Jahren seit Einführung des Strafgesetzes das wichtigste Correlat desselben noch ein Gegenstand frommer Wünsche ist.

Das Sündenregister des Partikularismus in der Rechtsentwickelung des neuen Reiches ist damit aber durchaus noch nicht geschlossen, es enthält vielmehr noch eine große Anzahl von Nummern; wir wollen uns aber darauf beschränken, noch zum Schluß hervorzuheben, daß es dem Einfluß des Partikularismus zu verdanken ist, wenn das Studien- und Prüfungswesen der deutschen Juristen in den einzelnen Bundesstaaten auf die denkbar verschiedenste Weise geregelt ist, ein Mißstand, der von Tag zu Tag in stärkerer Weise sich fühlbar macht und bei der Frage mit an erster Stelle zu nennen ist, auf welchen Ursachen die ungenügende Vor- und Ausbildung der Juristen unserer Tage beruht. Nur die blinde Selbsttäuschung möchte im Stande sein, diese Thatsachen zu ignoriren, nur dem bewußten Selbstbetrug wäre es möglich zu leugnen, daß dieselben sichtbare Beweise einer Erstarkung der centrifrugalen und einer Abschwächung der centripetalen Kräfte in unserer Rechtsentwickelung bilden, die jeden Freund der deutschen Rechtseinheit mit Besorgniß erfüllen muß. Es mag vielleicht Manchem paradox erscheinen, wenn man eine Gefährdung der deutschen Rechtseinheit in der abweichenden Regelung irgend eines unbedeutenden Punktes erblickt, er mag es für übertrieben halten, wenn in der verschiedenen Normirung irgend einer untergeordneten Frage eine Versündigung gegen den Geist der Rechtseinheit gesehen wird, allein wenn irgend wo so gilt hier das Wort der Römer: principiis obsta. Auch die scheinbar unerheblichen und belanglosen Concessionen, welche die Rechtsentwickelung dem Partikularismus macht, schwächen die Rechtseinheit, auch sie thun dem erhebenden und geradezu packenden Gedanken Abbruch, daß ein Recht und ein Gesetz von der sarmatischen Tiefebene bis zu den Pässen des Wasgaues, vom

Digitized by Google

bayrischen Alpenland bis zu den Fluthen der Ostsee reicht, und um deswillen ist es für Jeden, welcher unserem Volke die Rechtseinheit in einer Ausdehnung verschaffen will, wie sie weder zu den Zeiten der Staufen noch in der Aera der sächsischen und salischen Kaiser bestand, Pflicht, mit mißtrauischer Aufmerksamkeit die Gebietserweiterungen des Partikularismus zu verfolgen und mit Unverdrossenheit und Ausdauer danach zu streben, daß es demselben nicht gelinge, die einheitliche Rechtsentwickelung zu einem völligen Stillstand zu bringen. Von dem Einheitsfanatismus, welcher den Umstand, daß die Verschiedenheit der wirthschaftlichen Verhältnisse auf manchen Gebieten auch eine Rechtsverschiedenheit bedingt, völlig mißachtet, von dem unverständigen Fanatismus, welcher nicht einsieht, daß insbesondere die landwirthschaftlichen Verhältnisse nicht unter eine Rechtsregel gestellt werden können, sondern den Einzelstaaten eine Abweichung von der allgemeinen Norm und eine Anpassung derselben an die provinzialen nnd örtlichen Verhältnisse nicht versagt werden kann, wissen wir uns frei. Aber wo nicht der unbedingte Zwang der „grausen Nothwendigkeit" zu Gunsten einer Rechtsverschiedenheit angerufen werden kann, soll und muß endlich dem deutschen Volke die Rechtseinheit werden, soll und muß der Traum, den die besten Männer unserer Nation schon vor Jahrhunderten geträumt, endlich in Erfüllung gehen.

Als unser Kaiser am 22. December 1876 die Sitzungen des Reichstags schloß, welcher die großen Justizgesetze angenommen und damit ein Werk vollendet hatte, wie es seitdem keiner seiner Nachfolger auch nur annähernd fertig zu stellen vermochte, so mangelhaft und verbesserungsbedürftig dasselbe auch im Einzelnen sein mag, gab der Monarch der Freude darüber Ausdruck, daß nunmehr die Rechtspflege von allen deutschen Gerichten nach denselben Normen gehandhabt, daß vor allen deutschen Gerichten hinfort nach denselben Vorschriften verfahren werde und daß man hierdurch dem Ziele der nationalen Rechtseinheit wesentlich näher gerückt sei. „Die gemeinsame Rechtsentwickelung," fuhr der erhabene Herrscher in der denkwürdigen Thronrede fort, „wird aber in der Nation das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken und der politischen Einheit Deutschlands einen inneren Halt geben, wie ihn keine frühere Periode unserer Geschichte aufweist." In einer Zeit, in welcher der Geist des Partikularismus sich einen unberechtigten Einfluß auf die Rechtsentwickelung zu verschaffen weiß, ist es wohl am Platze, an die wahrhaft kaiserlichen Worte des greisen Oberhauptes des Deutschen Reichs zu erinnern. Ein nationales Unglück schwerster Art wäre es, wenn Deutschlands Gesetzgebung jemals vergessen könnte, daß die Rechtseinheit der rocher de bronze unserer politischen Einheit ist, der Tag müßte als ein wahrer dies Alliensis bezeichnet werden, an dem die Reichsgesetzgebung aufhörte, den Partikularismus im Rechte auf Tod und Leben zu bekämpfen. Die Vorarbeiten zur Codification des gesammten deutschen Civilrechts sind bereits so weit gediehen, daß voraussichtlich innerhalb Jahresfrist die Factoren der Reichsgesetzgebung mit diesem großen Unternehmen befaßt werden können. Dasselbe wird die Rechtseinheit im bedeutendsten Umfange verwirklichen, es wird mit der fast unübersehbaren Menge von Landes-, Provinzial-, Local-, Statutar- und sonstigen Rechten gründlich aufräumen und an ihre Stelle ein den Bedürfnissen unserer Zeit und unseres Volkes entsprechendes Recht, ein wahrhaft nationales Recht setzen, es wird endlich den heißen Sehnsuchtswunsch verwirklichen, welcher schon zur Zeit U. v. Huttens die besten Männer Deutschlands erfüllte, welchen nach den Befreiungskriegen die glühendsten Patrioten mit Begeisterung aussprachen. Damit aber das Gesetzbuch den gewaltigen Ansprüchen gerecht werde, damit es auch den spätesten Geschlechtern ein ewiges Denkmal der auf nationaler Grundlage beruhenden Rechtsgemeinschaft sei, muß es von partikularistischen Einflüssen und von Concessionen an den Partikularismus frei gehalten werden; damit es einen würdigen Abschluß der beinahe zweitausendjährigen Rechtsentwickelung bilde, muß der Gedanke der Rechtseinheit wieder mit der hingebenden Begeisterung hochgehalten und verfochten werden, wie in den Flitterjahren des Reiches, muß der Gedanke, daß ein Volk nur insoweit eine Einheit bildet, als eine Gesetzgebung es verbindet, wieder die alte Macht und Kraft ausüben. Dann, aber auch nur dann wird der Kampf zwischen den centrifugalen und centripetalen Kräften auch auf dem Gebiete des Rechts, wie auf dem der Politik, mit dem Siege des Unitarismus über den Partikularismus, mit dem Triumph der Rechtseinheit über die Rechtsverschiedenheit enden.

Literatur und Kunst.

An den Ammersee.

Wie du schweigsam daliegst,
Mächtiger See, weitbusiger,
Und doch träumend auch wallest,
Meeresgleich,
Zwischen den dämmernden Borden
Deiner wälderbegrenzten,
Dunklen Gestade!

Ernst ergossen weithin
In schwermüthiger Ruhe,
Stets von Neuem bestrickst du das Herz mir,
Und erweckst mir im Busen
Tief nachdenkliches Sinnen.

Reich an fesselndem Zauber bist du ja,
Fehlt dir auch die lachende Anmuth
Deines verwöhnten Bruders drüben,
Dessen beredtere Reize
Selbst die stumpfe Menge locken.

Wo auch hin das Auge auf dir schweifet,
Jeden Blick belohnst du ihm vielfach,
Ob er der Möve eiligen Flug erspähe,
Die hier, kundig der Gegend, schwärmt,
Oder das schlanke Boot des Fischers begleite,
Der mit des Sohnes Vertrauen
Dich sein Leben lang durchfurchet;
Ob er empor sich schwinge staunend
Ueber die flacheren Höh'n hinweg
Zu den triftenreichen grünen Staffeln
Bis hinan zum majestät'schen Hochgebirge
Und den einsam blauenden letzten Gipfeln,
Die im scheidenden Abendlichte rosig verglimmen.

Aber am liebsten doch schau ich dich selbst
Und dein tröstliches Ufer,
Dessen abgeschiedener Friede
Laut zur Seele redet,
Denn der Vorzeit hehrer Geist,
Wirksam liegt er auf dir gebreitet
Und verleiht der dürftigen Siedlung,
Die sich bescheiden in dir spiegelt,
Selbst ein edleres Anseh'n,
Während er deinen öden Schlössern
Fortbewahrt die geraubte Würde.

Doch nichts ladet so dringlich ein
Als, ehrwürdigen Baues,
Deine gnadenspendende, liebliche Kirche,
Die vom schattigen Berg herab
Traulich herüberwinkt
Zu dem alten, ihr verschwisterten Stifte,
Gleich als hoffe sie immer noch
Sein glückselig Erstehen.

Digitized by Google

Wenn ihr fern Geläute
Sehnlich am Abend erschallt,
Ueber dem dunkelnden Spiegel
Grad her zu mir dringend,
Dann vermein' ich wohl selbst fast
Längst beweint Verlor'nes
Könne mir wundergleich
Wieder erscheinen.

Martin Greif.

Ungedruckte Briefe von Giuseppe Mazzini.

Von Henry Perl.

Der Herausgeber dieses interessanten Briefmaterials ist der zu Vittorio lebende Advocat und Deputirte Domenico Giurati, dessen Verleger Roux und Favale zu Turin.

Der Leser wird über Giurati's Verdienst am besten selbst urtheilen, sobald wir ihm die markantesten Stellen aus der Einleitung vorlegen, mit welcher der Herausgeber dieses bemerkenswerthe Buch versehen hat. Giurati, welcher eine lange politische Carrière hinter sich hat, gelangte durch die Wittwe seines Freundes Giovanni Battista Varé in den Besitz dieser Briefschaften, welche ihm mit anderen Papieren des verstorbenen Freundes (Varé) übergeben wurden, auf daß er mit deren Zuhülfenahme die Biographie des würdigen Staatsbürgers aufbauen könne.

„Hierbei — sagt Giurati in seiner Vorrede — fielen mir die Briefumschläge Giuseppe Mazzini's in die Hände. Meine Aufmerksamkeit wurde dadurch auf das lebhafteste angeregt und mit fieberhafter Neugierde durchstöberte ich den Wust von Briefen, welchem allerlei Urkunden beigesellt waren, sämmtlich an Giuseppe Lamberti gerichtet. Je weiter ich in dieser Lectüre vordrang, desto verständlicher wurden mir die Abkürzungen, versteckten Anspielungen und endlich die Sprache. Ich sah, daß es sich um ein kostbares Material zum Beitrage der Biographie desjenigen handelte, von welchem Garibaldi zu London bei dem Festbankette in Guild-hall sagte: „Er allein habe gewacht, als Alle schliefen" „aver vegliato solo, quando tutti dormivano". Ein ebenso inhaltstiefer, als richtiger Ausspruch, welchen Carducci in dem Verse ausmeißelte:

„Un popol' morto dietro lui si mise"
(„Ein todtes Volk stand ihm im Rücken").

Als Giurati endlich hinlänglich vertraut geworden mit den cabbalistischen Schriftzeichen, um den Inhalt dieser vergilbten, moderigen Briefe zu würdigen, fragte er sich, ob er denn auch ein Recht habe, jene durch Zufall in seine Hände gelangten, intimen Mittheilungen an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen, für welche sie eigentlich nicht bestimmt gewesen. Allein bei einiger Ueberlegung konnten solche Bedenken einem Manne wie Mazzini gegenüber sich nicht als stichhaltig erweisen. Denn Mazzini war vielleicht der einzige moderne Mensch, dessen ganzes Leben ein „philosophisch-humanitär-politisches Apostolat" gewesen ist, eine Hintansetzung der eigenen Persönlichkeit vom Anfang bis zum Ende. Mazzini's Handlungen trugen das Janusgesicht des unverständlichen Mysteriums und der lärmendsten Publicität an sich. Die Nothwendigkeit zwang ihn im Dunkel zu leben, er selbst aber war ein Freund des Lichtes, wie sein Ausspruch*): „Welches Vertrauen können wir in Männer setzen, deren Schritte das Geheimniß umhüllt" hinlänglich erhärtet.

Die fortgesetzte Correspondenz, welche Mazzini, mehr als vierzig Jahre hindurch mit Lamberti unterhalten, umfaßt weit über zweihundert Briefe, allein eine beträchtliche Zahl davon besteht aus bedeutungslosen Schriftstücken und solchen, welche Maßregeln enthalten, die nur für die Zeit, in welcher sie geschrieben, und nur für die Personen, an welche sie gerichtet waren, von Werth gewesen sein mögen. Jene ausgenommen, ist in dem Buche Giurati's Alles gewissenhaft wiedergegeben: Auslassungen, Abkürzungen, durchstrichene Stellen genauestens beibehalten. Viele der Briefe sind auf kleinen Blättern mit möglichst geringem Wortaufwande geschrieben, fast stenographisch abgefaßt. Alles an dieser Correspondenz ist darauf berechnet, das Schriftstück unscheinbar zu machen, die Schrift hastig, unleserlich, das Papier durchsichtig und auf beiden Seiten eng beschrieben.

Mit Ausnahme der Briefe aus dem Jahre 1845 und zum Theile auch jener von 1846 fehlt das Datum, oder ist von Lamberti's Hand hinzugesetzt, nur einige tragen es im Umschlage durch den Poststempel. Es bedurfte demnach eines sorgfältigen Studiums, dieselben chronologisch zu sichten.

Briefe, die vollständig in Chiffren abgefaßt sind, fanden sich nicht vor, bloß gewisse besondere Weisungen ertheilte Mazzini chiffrirt. Dieses „maskirte Schreiben" war eine seiner Qualen, denn nicht allein, daß ihm eine derartige Correspondenz ungeheuer viel Zeit raubte, so hatte er auch zuweilen den Verdruß, aus einer in Chiffern abgefaßten Antwort nicht klug werden zu können. So klagte er unter Anderem: „Heute erhalte ich einen längeren Brief aus Livorno und vermag ihn nicht zu enträthseln. Ich weiß nicht, woran die Schuld liegt, aber ich verstehe kein Wort davon und man verlangt augenblicklich Antwort von mir!"

Bis zum Jahre 1845 bestand das Chiffernalphabet aus Zahlen und wie aus den etlichen, Mazzini's Briefen beigemengten Erläuterungen hervorgeht, aus drei pythagoräischen, oder wie Mazzini sie nennt, „jesuitischen" Tabellen. Doch bald sollten die Verschwörer diese Methode als unsicher erkennen und Mazzini's Scharfsinn und Umsicht, die das Größte, sowie das Kleinste im Auge behielten, riethen ihm durch die Seiten eines Buches ein neues System herzustellen.

„Wähle eine Zahl" — schreibt er — „denn für mich bleibt eine Seite aus einem Buche immer das sicherste" und die Emigranten verständigten sich untereinander durch Dante oder die Bibel.

Es ist unmöglich, auf knappem Raume all' die interessanten Einzelheiten aufzuzählen, welche Giurati in seinem Vorworte anläßlich dieser Correspondenz berichtet.

Lamberti hatte diese Briefe testamentarisch Giuditta Sidoli, der Dritten in diesem Freundesbunde, vermacht und von ihr gelangten sie in die Hände Varé's. Wer Lamberti für Mazzini gewesen, ist aus des Letzteren Schriften bekannt: der treueste, opferwilligste Freund. Sein Name findet sich in allen Büchern vor, welche bis zur Mitte unseres Jahrhunderts über die italienische Emigration geschrieben wurden, obgleich er sich stets abseits gestellt hat. In Paris spielte Lamberti als Exilirter eine hervorragende Rolle und war einer der thätigsten Förderer der demokratischen Bewegung. Ein Wohlthäter seiner Landsleute im Exil. Giuditta Sidoli war die liebevolle Seelenfreundin Mazzini's, eine Seelenbraut besaß er nicht, denn Mazzini, so merkwürdig dies auch klingen mag, fand während seines ganzen Lebens zur Liebe keine Zeit. Selbst jene auf gemeinschaftlich-geistigen Interessen beruhende Neigung ward von den Ereignissen beständig bedroht. Allein der gemeinsame Cultus für das Vaterland fachte sie immer wieder von Neuem an und verlieh ihr einen dauernden Kitt. Mazzini, der mit seinem ganzen Wollen und Denken in dem Aufbau seiner großen Idee aufging, Mazzini, der unstät und flüchtig durch die Welt zog, Mazzini, mit seinen Aufregungen ohne Ende, er, dessen Leben sich in immerwährenden Gegensätzen abspielte, sträubte sich gegen die Liebe. Es fehlte ihm an Zeit, die Freundschaft der Männer zu pflegen, wie sollte er Muße finden den Frauen zu huldigen! Allerdings empfand er mit vierzig Jahren die Leere furchtbar, welche das Leben in demjenigen zurückläßt, der sich ganz und gar einer Idee widmet. Ein Mensch also, der unpersönlich empfinden will und dennoch einen Vulcan in sich birgt. In diese Zeit fallen auch seine Klagen, daß er nie einem Weibe begegnet sei, das ihn ausschließlich und mehr als jedes andere Wesen geliebt habe.

*) Opere di Mazzini. Vol. III, p. 198.

Digitized by Google

Freilich hat er auch schon zehn Jahre früher, also mit dreißig Jahren, eine Frau durch seine Neigung ausgezeichnet, und Nacht und Tag von ihr geträumt, bis seine Mission ihn gewaltsam diesem schier zur fixen Idee werdenden Gefühle entriß. Auch beklagt er elf Jahre später eine Neigung, welche die Umstände herbeigeführt hatten, und die ja doch keinen glücklichen Ausgang nehmen konnte. Somit hatte er dennoch Zeit zur Liebe? Nein, er hatte sie eben nicht, aber die Liebe trotzte sie ihm ab, und darum vertrug er sich nicht mit ihr. Dessenungeachtet hat er bei hundert Anlässen in seinen der Oeffentlichkeit geweihten Schriften der Liebe ein Loblied gesungen, gezeigt, daß er ihren Werth erfaßt habe, und hundertmal den Frauen geflucht, welche die heiligste aller Empfindungen, an der sich alle edlen Gefühle entzünden, in dem Egoismus einschläfernder Wollust ertränken.

Wer Mazzini's Leben Tag für Tag von dem blühendsten Mannesalter ab verfolgt, findet keine Lücke, keinen Raum darin für erotische Gefühle. Ja, er gelangt sogar zur Ueberzeugung, daß das hohe patriotische Ziel, welches Mazzini sich gesetzt hatte, die Führerrolle, das Flüchtlingsdasein, der beständige Kampf mit der Polizei von ganz Europa, bei welchem jeder Nerv, jede Fiber angespannt waren, ihm keinen Augenblick Zeit für sich selbst ließen. Für Mazzini war und blieb also die Liebe eine untergeordnete Angelegenheit. Dessenungeachtet übte er eine große Macht über die Frauen aus, welche, wie stets und überall, die Gewalt des Genius fesselte. Allein Mazzini nützte seine Gewalt über das schwächere Geschlecht bloß, um es zu erheben. Die Zärtlichkeit für seine Person verwandelte er in Vaterlandsliebe; er lenkte sie aus der Bahn der Subjectivität auf das Große, das Allgemeine. „Schwestern" war der Collectivname, welchen er allen Jenen gab, die ihm ihre Gunst schenkten. Diese Schwestern aber schmiedete er zu einer Kette zusammen und nützte sie im Dienste der geheiligten Sache. Von der außerordentlichen Geisteselasticität Mazzini's legen seine vielfachen Beschäftigungen, wie seine Briefe Zeugniß ab. Sowie bei ihm auf jeden Tag die verschiedenartigsten Arbeiten fielen, so handelt auch jeder Brief von unzähligen Dingen. Ein einziges Blättchen gibt häufig Aufschluß über ertheilte und erhaltene Aufträge, politische Ereignisse, spricht von Schulden, von Freunden, denen beizustehen ist, von Feinden, die zu bekämpfen sind. Ergüsse patriotischer und persönlicher Gefühle, Hoffnungen, Prophezeihungen, Enttäuschungen, stehen hintereinander in bunter Ordnung. Die wunderbare Fähigkeit, die einander fernliegendsten Dinge auf einmal zu umfassen und im Geiste zu verarbeiten, war eine der beneidenswerthesten Gaben Mazzini's. Diejenige Eigenschaft also, welche nach philosophischer Auffassung das eigentliche Merkmal des Geistes ist, hatte ihm die Natur in reichem Maße verliehen.

Aus den Briefen eines Menschen vermag man auf dessen Lebensgang zu schließen. Was Mazzini auf einem einzigen Zettel niederschrieb, wäre man versucht, als den Extract einer Woche hinzunehmen, wenn nicht ein ebenso inhaltreiches Schreiben des darauf folgenden Tages vom Gegentheile belehrte. Wenn Mazzini sagte: „Ich habe keine Zeit!" — so ist das keine leere Phrase, denn man frägt sich, wie er es überhaupt zu Stande gebracht, all dem, was er auf einmal unternommen, gerecht zu werden. Häufig drückt er den Wunsch aus, zwei, drei junge Leute um sich zu haben, die ihm als Secretäre dienen möchten und man begreift nicht, wie er sich auch in der Folge ohne diese behelfen konnte. Mazzini's Correspondenz ist wie aus einem Guß, Alles daran Inspiration des Augenblickes, die Form hat ihm niemals die geringste Mühe verursacht. Seine Sprachgewandtheit ist ebenfalls überraschend. So kam Mazzini nach England, ohne ein Wort Englisch zu verstehen und kurze Zeit darauf war er im Stande für Londoner Zeitschriften zu schreiben. Dennoch behauptete er: „Ich würde stets vorziehen, in meiner Sprache das für fünf Schillinge zu schreiben, wofür ich in einer fremden Sprache zwanzig erhalte." Es ist, wie Giurati ganz richtig sagt, schwer, sich einen Begriff von der merkwürdigen Existenz zu machen, welche Mazzini vierzig Jahre hindurch geführt hat. Unbegreiflich ist es, wie der beständige Kampf um's Dasein, die nichtige Brotarbeit, der Hader mit den Wucherern, das Versteckenspielen mit der Polizei, die traditionellen zehntausend Miethszimmer, in denen er Unterkunft gefunden, ihn nicht um jegliche Kraft und jeglichen Geist gebracht, ihn nicht einen einzigen Augenblick in seiner großen Aufgabe wankend gemacht haben. Sein Selbstvertrauen, die Heiligkeit seiner Mission helfen Mazzini über alle Schwierigkeiten hinweg. „Man muß sich" — schreibt Giurati — „als Jüngling in ein Ideal, wie die Auferstehung des Vaterlandes, verliebt haben, jeder Schmeichelei, die nicht zu dem voraus bestimmten Ziele führt, den Weg versperrt, allen Enthusiasmus der Jugend, alle Genußfähigkeit des Mannesalters geopfert haben; ja selbst der Anziehungskraft des eigenen Genius Widerstand zu leisten im Stande sein, wie einer trügerischen Lockung, Jahre lang in der drückendsten Beengung leben, Schulden, Entbehrungen jeder Art stoisch ertragen, sich demüthigenden Arbeiten unterziehen, zum Voraus auf alle Freuden der Liebe, der Familie verzichten, dem Hohn der Feinde, der Charakterlosigkeit von Freunden Trotz bieten, den vollen Becher bitterster Verleumdung leeren, das eigene Leben hundertmal todesmuthig in die Schanze schlagen, den Verrath mit resignirter Kälte über sich ergehen lassen, um diesem langen kühnen Kampfe Stand zu halten."

Vielleicht würden jedoch auch diese außergewöhnlichen und unermüdlichen Geistesgaben, diese eiserne Charakterstärke, diese unerschütterliche Wahrheitsliebe, diese vollständige Selbstverleugnung und das merkwürdige Intuitionsvermögen nicht genügt haben, höchst wahrscheinlich bedurfte es auch jener von Mazzini's Gegnern in das grellste Licht gestellten Fehler: jener kalten Gleichgiltigkeit gegen die Mißachtung seiner Mitbürger, jener verächtlichen Unbekümmertheit um das Urtheil der Zeitgenossen und Ueberlebenden, jenes stolzen Selbstvertrauens, das ihn oft dem theuersten Freunde gegenüber grausam machte, jener schier fanatischen Geringschätzung für Alles, was nicht mit seiner Mission zusammenhing, um jenen Mazzini zu prägen, der in dem endlich einigen Italien die Gastfreundschaft eines Kerkers fand und heute im Tode dennoch den Ehrenplatz errungen hat, in Dante's Nähe den letzten Schlaf zu schlafen.

Der erste und letzte dieser 200 Briefe, zwischen welchen ein Zeitraum von über vierzig Jahren — 1830—1871 — liegt, mögen hier ihren Platz finden. 1830 schreibt Mazzini an seinen Freund Lamberti:

„Ich bin im Besitze Deines Briefes und Du siehst es an der Eilfertigkeit meiner Antwort, wie gerne ich mit Dir correspondire. Du glaubst weder an den Fortschritt, noch an die Menschheit, ich glaube an Beides. Du irrst im Leeren und fühlest Leere in Deiner Seele, fühlst Dich hin- und hergeworfen, ermangelst der Harmonie. Du empfindest Mißklang, wohin Du blickst, »weil die Blume Harmonie von der Welt verschwunden ist« — ich dagegen gewahre Harmonie, Hoffnung, Eintheilung, Reihenfolge, nur ich selbst irre an den Pforten Edens herum, ohne den Eingang finden zu können. Wie ich schon an anderer Stelle gesagt, — ich sehe den Fluch Moses an mir zur Wahrheit werden.

»Ihr sollt das gelobte Land begrüßen, aber für immer daraus verbannt bleiben.«

Es fehlt bei mir das Gleichgewicht zwischen Kopf und Herz, zwischen den allgemeinen Zuständen und meinen individuellen.

Ich habe einen ausgesprochenen Sinn für Harmonie, ich fühle mich auch von ihr umgeben, aber sie fehlt in mir. Ich erhoffe das Beste für die Menschheit, aber nicht für mich. Das Symbol meines Siegels „La fatalité" ist an mir zur Wahrheit geworden. Ich hatte stets die Ahnung, daß es so kommen würde, und so kam es. Allein ich sehe die Dinge im philosophischen Lichte, kalt, ohne Enthusiasmus, ohne Freude; ich sehe den Fortschritt, aber ich freue mich dessen nicht, ich glaube an Gott, oder an die Glückseligkeit, wie an eine geometrische Lösung, ohne mich daran erbauen zu können. Ich blicke auf meine Arbeiten, wie auf eine verhängnißvolle Mission, nicht wie auf einen Genuß der Seele, dem man sich mit Lust und Liebe hingibt. Auf die Früchte dieser Arbeit, wie auf Etwas, an dem ich nicht theilnehmen werde. Das Geheimniß meines Lebens besteht darin, daß ich das Ideal der Liebe, der Glückseligkeit, des Großen, des Schönen, des häuslichen Friedens, der Freundschaft in mir trage ohne es erreichen zu können. Zwischen mir und den mich umgebenden Dingen, zwischen meinem Wünschen und Können, zwischen meinen seelischen Bedürfnissen und der Wirklichkeit, liegt eine für mich nicht zu über-

Digitized by Google

brückende Kluft. Es bezieht sich dieses Gefühl auf all' jene Dinge, welche in ihrer Gesammtheit betrachtet von keinem Vorsehungsgesetze geleitet, und individuell aufgefaßt der Macht des Verhängnisses unterliegen.

Ich werde niemals glücklich sein, aber mein Fluch ist, daß ich das Glück stets vor Augen haben werde. Ich bin weder im Stande ein Skeptiker, noch ein Misanthrop zu sein und bin daher ebensowenig Don Juan als Tremmor. Ich habe die Freude an Allem verloren, selbst am Wohlthun. Jegliches scheint mir im Zusammenhange mit einer Idee zu stehen, welche meinen Namen trägt, aber nicht ich ist. Wie ich Dir schon einmal gesagt habe, ich betrachte mich, ich überwache meine Handlungen, als ob ein Anderer sie vollzöge, mein Doppelgänger, mein Geist .... Von meinem Individuum bleibt mir bloß noch das Gehirn zurück mit dem Bewußtsein von drei Ideen, die sich mir dermaßen eingeprägt haben, daß sie auch physisch functioniren. Da mein Kopf in der Regel heiß und krank ist, vermag ich ihn nicht nach abwärts zu neigen, ohne ihn sofort wieder zu erheben. Dabei habe ich das Gefühl, als wolle er herabfallen; mein Schädel scheint mir unterminirt. Mein Eigen bleibt etwa noch das Herz, dessen Stiche ich von Zeit zu Zeit empfinde, begleitet von dem Drange etwas Gutes zu vollbringen. Die Reihenfolge meines Erinnerungsvermögens hat eine Unterbrechung erlitten. Ein Mann, der mit halb zärtlichem halb mitleidigem Lächeln auf einen naiven vom Leben unberührten, das Gute anstrebenden Jüngling herabblickt und dabei denkt: Das war einst ich. Jetzt bist Du ich, und sinnend schaue ich auf Dich, der Du handelst, als ob kein Band uns verknüpfte, als ob ich und Du entzweigetheilt wären. Es ist dies vielleicht eine der merkwürdigsten und quälendsten Empfindungen, und es wird mir schwer sie Anderen begreiflich zu machen.

Du liebst die Menschen im Principe, aber Du achtest sie nicht und möchtest das Menschengeschlecht am liebsten vernichtet wissen. Allein im Umgange mit ihm verläßt Dich dieses Gefühl des Hasses und Du vermagst es nicht in Kraft zu setzen.

Ich bin das gerade Gegentheil. In der Idee liebe ich die Menschen, im Verkehre werden sie mir unleidlich, daran trage weder ich noch sie Schuld ... Ich habe Tage, wo ich den Leuten, mit welchen ich spreche nicht in's Gesicht zu sehen vermag, weil aus ihren Augen ein Etwas spricht, das mich mit unüberwindlichem Abscheu erfüllt. So erging es mir in Bern, wo ich mit Niemandem sympathisirte — siehst Du was Caprice ist — als mit Pistrucci, mit den Anderen ganz und gar nicht, nicht einmal mit..... Selbstverständlich zeige ich es nicht, wenngleich mir an der Achtung der Leute und ihrer Anhänglichkeit nichts mehr gelegen ist, seitdem ich fühle, daß ich nicht im Stande bin, diese Gefühle zu erwiedern; ich ärgere mich darüber und bin furchtbar zerrissen. Wolltest Du nach..... kommen, so würde ich Dich mit Vergnügen begrüßen, ich habe mich mehr als einmal darnach gesehnt. Auf die Dauer freilich stehe ich für Nichts, denn ich fühle mich als Kranker. Wohl wüßte ich nicht, worin Du mir mißfallen solltest, sie setzen Vertrauen in Dich und es würde daher auch keine Schwierigkeiten haben Dich hier zu sehen. Im Allgemeinen bin ich für Alle unsichtbar, meine Stellung Jenen gegenüber, welche mir Gastfreundschaft gewähren, legt mir diese Verpflichtung auf.

Dein ....."

Die einundvierzig Jahre, welche zwischen dem ersten und letzten Briefe dieser Sammlung liegen, haben aus dem über die eigenen Empfindungen spintisirenden, damals fünfundzwanzigjährigen Manne, den wettergestählten, mit erbarmungsloser Schärfe denkenden Parteiführer und Demagogen herausgearbeitet. Allerdings gibt auch der letzte Brief kein eigentliches Bild des großen Revolutionärs. Mazzini's Stern war 1871 — und dieses Datum trägt das Schreiben — bereits im Erbleichen. Dieser schriftliche Erguß zeigt nur den Menschen Mazzini nicht aber den Politiker, welcher übrigens durch seine officiellen Biographien ohnedies zur Genüge gekannt ist. Nachstehender Brief ist an den Patrioten Varé gerichtet, an jenen selben Varé, dessen Andenken man in diesen letzten Tagen zu Venedig durch einen Denkstein geehrt hat.

11./4. 71.

Lieber Varé!

Ihr Schreiben ist mir spät zugekommen. Ich irrte da und dort umher und die Briefe blieben indessen liegen. Ich wußte um Minoli's Krankheit und leider auch um jene der guten, heiligen, standhaften Giuditta. Seltsam, daß ich Alle, die ich geliebt, Einen nach dem Anderen vom Schauplatze abtreten sehen muß, während ich noch immer da bin und wozu? Von meiner Familie ist mir nur eine Schwester übrig geblieben, von mir theueren Personen sah ich Scipione, Pistrucci, Manelli, Cironi, Grilenzoni, die Sidoli, mehrere englische Freundinnen, Catanev, De Rossi und ich weiß nicht wie viele Andere noch, scheiden.

Von Zeit zu Zeit fallen mir Ossian's Verse ein:

Vorüberrauschend höre ich die Jahre flüstern:
Weshalb singt dieser noch?

Die arme Sidoli hätte es verdient, vor ihrem Tode das Vaterland, welches sie so sehr geliebt und das auf dem Wege des Ruhmes und der Größe ist, zu sehen .... Starb sie als Christin? Ich bin kein Gläubiger aber jeglicher Glaube so unvollkommen und durch irrige Dogmen entstellt er auch sein mag, tröstet und sänftigt das Kissen eines Sterbenden mehr, als die dürre, fleischlose, traurige Lügnerin Wissenschaft, welche heute unter dem Namen Freidenkerei und Vernunft figurirt. Ich bedauere, daß auch Sie in Ihrer Familie einen jener Verluste erlitten haben, für welchen es keinen Trost gibt. Ich habe Ihrer oft in Liebe gedacht, schrieb aber nicht, da auch Sie schwiegen und ich mich seit Langem gewöhnt habe, diejenigen mit meinem gefährlichen Umgange zu verschonen, welche mir nicht ausdrücklich anzeigen, daß sie auf ein solches Wagniß auch eingehen wollen.

Ihr G. Mazzini.

Giurati's Buch ist bestimmt manche Lücke in der Biographie Mazzini's auszufüllen und viele irrige Anschauungen über den Charakter dieses merkwürdigen und uneigennützigen Mannes zu beseitigen.

Zur französischen Colonialgeschichte.

Von Léon Wespy.

In einer Zeit wie der unseren, wo die Völker sich hastend in dem Bestreben überbieten, jedes noch nicht von europäischer Gesittung eroberte Land sich zu sichern, ist die Theilnahme für Colonialfragen naturgemäß eine sehr lebhafte und zwar erstreckt sich dieselbe nicht nur auf eigene Angelegenheiten, sondern auch auf die anderer Völker, welche ja gerade auf colonialem Gebiete fast beständig hemmend oder fördernd mit uns in Beziehung treten.

Es sei uns gestattet, einen Blick auf die Entwickelung der französischen Colonisation zu werfen, der uns zeigen wird, wie jung eigentlich Frankreich als Colonialmacht noch ist. Außerdem werden wir sehen, mit welchen Schwierigkeiten und Gefahren namentlich junge Colonialmächte oft zu kämpfen haben, und wie sich aus kleinen Anfängen Großes entwickeln kann. — Den Stoff zu den folgenden Ausführungen hat uns ein Werk*) des französischen Gelehrten Alfred Rambaud, Professor an der Faculté des Lettres in Paris, geliefert, das am Schlusse des vorigen Jahres erschienen ist. Rambaud hat den vortrefflichen Gedanken gehabt, die Bearbeitung der einzelnen französischen Colonien je einem Mitarbeiter zu übertragen, der mit den erforderlichen wissenschaftlichen Eigenschaften, durch langen Aufenthalt in dem von ihm zu behandelnden Lande, die Gewähr größter Orts- und Sachkenntniß bot. Daß die Wahl auf die dem Zwecke entsprechenden Mitarbeiter gefallen sein wird, dafür bürgt die Vortrefflichkeit, mit welcher Rambaud die Einheit des Werkes zu sichern verstanden hat.

Die Geschichte der französischen Colonisation ist in kurzen Zügen etwa folgende. Die Kenntniß ihrer Anfänge ist meist unsicher und sagenhaft. Die ersten Erwerbungen wurden angestrebt von Franz I. und Coligny, indeß ist Heinrich IV. als der eigentliche Begründer des französischen Colonialstaates anzusehen, der von Richelieu und Colbert weiter ausgebaut wurde. Unter Ludwig XV. Regierung gingen fast alle Errungenschaften verloren (1763); ein neues Reich, das unter Napoleon ent-

*) Alfred Rambaud: La France Coloniale, Histoire-Géographie-Commerce. Avec 12 Cartes en trois couleurs. 2e Ed. Paris 1886. Armand Colin et Cie.

Digitized by Google

stehen zu wollen schien, fiel in Folge der europäischen Wirren wieder in Trümmer, bevor es fest begründet war (1814). Seitdem haben aber Frankreichs Colonien, sein drittes Reich, einen bewunderungswürdigen Aufschwung genommen, indem die aufeinanderfolgenden Regierungen, allen Schwierigkeiten trotzend, in einem Geiste dem gleichen Ziele zugestrebt haben — der Vergrößerung von Frankreichs colonialem Besitze.

Am meisten Ursache zu Aussetzungen haben uns diejenigen Ausführungen Rambaud's gegeben, welche die Zeit vor Franz I. behandeln. Hier drängte sich dem Leser alsbald der Gedanke auf, daß sich der Verfasser zuweilen durch eine dem Forscher schwer verzeihliche Voreingenommenheit für sein Vaterland bei seinen Ausführungen leiten ließ.

Während man gewohnt ist anzunehmen, daß Normannen von Island in frühen Jahrhunderten das Festland von Amerika schon betreten hatten, spricht Rambaud ohne jeden Beweis mit großer Zuversicht die Behauptung aus, Wallfischfänger aus den baskischen Provinzen hätten noch früher den neuen Erdtheil betreten, und so gebühre eigentlich die Ehre der ersten Entdeckung Frankreich. Den Portugiesen sollen in der Entdeckung Mittelafrikas die Normannen zuvorgekommen sein, welche daselbst 1365 von Dieppe aus Niederlassungen gegründet hätten (?). Diesem Umstande habe die genannte französische Hafenstadt ihr Elfenbeingewerbe zu danken. Um einen, wenn auch nur geringen Theil der Verdienste eines Columbus und eines Vasco de Gama für Frankreich zu erobern, wird eine, nicht einmal schriftlich vorhandene „Ueberlieferung" der Stadt Dieppe benutzt. Diesem Gerüchte zu Folge soll ein Stadtkind, Namens Jean Cousin, 1488, also vor Columbus ausgefahren sein, um den Seeweg nach Ostindien zu suchen. Dieser Mann sei erst 1499 wiedergekehrt, nachdem er die Azoren, die Amazonas(?)- oder La Plata(?)-Mündung und das Nadelkap besucht habe. Erst dann sei er, der afrikanischen Küste folgend, heimwärts gefahren. Ja, Rambaud geht noch weiter, indem er in einer Anmerkung folgenden Wahrscheinlichkeitsschluß(?) macht. Ein Unterbefehlshaber Cousin's war der Kastilianer Pinçon. Nun begleiteten aber drei Brüder dieses Namens Columbus auf seiner *ersten* Reise; sollte es da nicht möglich sein, daß einer dieser drei jener Begleiter Cousin's gewesen wäre, der also Columbus zuvorgekommen und später den Weg gezeigt hätte? Diese Annahme muß geradezu abgeschmackt erscheinen, wenn man bedenkt, daß Cousin also auch Pinçon bis 1499 abwesend gewesen sein sollen, Columbus aber seine Reise schon 1492 unternahm. — Canada betreffend wird behauptet, daß Franz I. dieses Land von 1520—1542 mit den umliegenden Ländern habe erforschen und in Besitz nehmen lassen. Der Italiener Giovanni und Sebastiano Caboto, welche im Dienste Heinrich VIII. eine nordwestliche Durchfahrt nach China suchten und hierbei die nordamerikanische Küste bis zum 67° n. Br. entdeckten, wird gar nicht erwähnt, und doch ist gerade dieser Umstand von der größten Wichtigkeit, wenn man sich ein Urtheil über das Gewicht der Ansprüche beider Völker auf jene Länder bilden will. — Eine gleiche Unterlassungssünde begeht Rambaud, wenn er von der Besitzergreifung Floridas durch Coligny im Jahre 1562 spricht, ohne zu erwähnen, daß derselben bereits eine gleiche Maßnahme der Spanier unter Ponce de Léon Daroline im Jahre 1512 vorhergegangen war. — Schließlich scheint Rambaud der leider nur allzuverbreiteten Anschauung nicht fern zu stehen, der zufolge die Normannen ohne Weiteres für Bewohner der Normandie erklärt werden, während doch thatsächlich dieselben ihre Namensbrüder und Vorfahren auf Island und Scandinavien zu suchen haben.

Was uns sonst über die Vorgeschichte französischer Colonisation gesagt wird, ist ebenso richtig als anziehend dargestellt. — Wir hören da von einer Unternehmung des Schiffes L'Espoir, das 1504 in Brasilien das „Papageienland" in Besitz nahm. Ferner wird uns von den Kämpfen der berühmten Rheder von Dieppe, der Angos, gegen die Portugiesen (1504—1530) berichtet, denen sie Theile von Brasilien streitig machten, um daselbst ein *antarktisches Frankreich* zu gründen. Diese Besitzergreifungen haben lediglich geschichtlichen Werth, da sie zunächst ebenso wenig greifbare Folgen hatten als die Erforschung der Molukken, Maladiven und Madagaskars, sowie die Betheiligung von 12 Franzosen an der Weltumsegelung Magelhaens.

In der Folgezeit hat Frankreich in drei aufeinanderfolgenden Zeiträumen sich eine Colonialmacht begründet. Die erste wurde entgiltig vernichtet 1763 durch den Frieden von Paris, die zweite fand ihren Untergang 1814 mit der Macht Napoleons, während die dritte jetzt noch im Aufblühen begriffen ist.

Der erste Abschnitt wird bezeichnet durch die Namen: Franz I., Coligny, Heinrich IV., Richelieu, Colbert, welche die Colonien von staatswegen schützten und mehrten.

Franz I. ließ, wie schon erwähnt, durch Schiffsführer der Angos von 1520—42 die Küste Amerikas von Georgien bis zum Cap Breton erforschen, desgleichen den Lauf des Hudson bis dahin, wo heute Montreal liegt. Auf der Orleansinsel ließ er eine Verbrechercolonie anlegen, und um dieselbe Zeit wurde von seinen Leuten Labrador entdeckt. Die neuen Besitzungen erhielten den Namen Canada (Hütte) oder *Neu-Frankreich*.

Gaspard de Coligny (derselbe, welcher in der Bartholomäusnacht umkam) sandte 1555 eine Schaar Auswanderer nach Brasilien, welche Rio de Janeiro gegenüber auf der Isla de Villagañhon das Fort Coligny anlegten und hierbei von den Eingeborenen, welche die Spanier haßten, unterstützt wurden. Coligny hatte gehofft, eine neue Stütze für das antarktische Frankreich und zugleich einen Zufluchtsort für seine verfolgten Glaubensgenossen zu gewinnen. An der Herrschsucht und der Glaubenswuth des Führers Durand de Villegagnon scheiterte die hoffnungsvolle Unternehmung, oder blieb wenigstens ohne Folgen.

Ebenso ging es mit den Zügen die Ribaud 1562 und Laudonnière 1565 auf Befehl Coligny's nach Florida unternahmen. Die rasche Entschlossenheit der Spanier und ihr rücksichtsloses Vorgehen vereitelten den Plan der Gründung einer französischen Colonie in Florida, das damals noch außer der Halbinsel Nord- und Südcarolina umfaßte. Rambaud verurtheilt auf das Härteste dies Verfahren der Spanier, welche mitten im Frieden das Fort Caroline zerstört hätten. Wir billigen selbstverständlich nicht die Treulosigkeit und Grausamkeit, mit der die Spanier handelten; im Uebrigen aber will es uns scheinen, als ob die Spanier, welche ja frühere Ansprüche geltend zu machen hatten, in ihrem Rechte gewesen seinen, und als ob sie im Wesentlichen nichts anderes gethan hätten als die Franzosen, welche ja hier wie in Südamerika ihre Niederlassungen im bewußten und offenen Gegensatz zu den Spaniern bewerkstelligt hatten. Die That de Gourgue's, der 1568 auf eigene Hand die Spanier überfiel und seine früher getödteten Landsleute mit unerhörter Grausamkeit rächte, kann daher als nicht viel mehr als ein Racheakt erscheinen, der kaum eine Verherrlichung werth ist, wie sie Rambaud für angebracht hält.

Ein verdienstlicher Schriftsteller jener Zeit, Namens Lescarbot, hatte darauf aufmerksam gemacht, daß ein regelrechter Anbau der erworbenen Colonien sicherer den Wohlstand aller Betheiligten fördere als das haftende Suchen nach Schätzen. Auf diesen Gedanken eingehend, richtete Heinrich IV. sein Augenmerk auf Ackerbaucolonien und ließ durch den Gascogner Adalbert de la Ravardière 1604 Guyana in Besitz nehmen, das den Grundstock zu einem *äquatorialen Frankreich* bilden sollte und zum Theil noch heute Frankreich gehört.

Außerdem knüpfte Heinrich IV. an die Unternehmungen Franz' I. an, indem er die Gründung von Port-Royal in Akadien und von Quebec und Montreal im eigentlichen Canada befahl. So wurde er zum eigentlichen Gründer der ersten Colonialmacht Frankreichs; obgleich er alles Land Nordamerika's südlich vom 40° den Spaniern und Engländern überließ.

Richelieu beharrte bezüglich der Colonien in der Politik Heinrich's IV. Im Frieden zu Saint-Germain (1632) erzwang er die Rückgabe der Besitzungen in Canada, die sich England während der Regentschaft der schwachen Maria von Médicis angeeignet hatte. — In den Antillen machte er neue Erwer-

Digitized by Google

bungen für das „äquinoctiale Frankreich" und bediente sich hierbei ohne Scheu der Hülfe französischer Seeräuber. In Guyana ließ er Cayenne anlegen.

Aber Richelieu's Pläne gingen noch weiter; er wollte auch Neues schaffen. So förderte er, wo er nur konnte, die Niederlassung auf der Insel Saint-Louis in der Senegalmündung, welche Normannen aus Rouen im Jahre 1582 gegründet hatten.(?) Nach der Besitzergreifung der Insel Réunion richtete er sein Augenmerk auf Madagaskar und auf Indien. Letzteres beweist der Umstand, daß er 1642, fünf Monate vor seinem Tode, Ludwig XIII. ein Schriftstück unterzeichnen ließ, das die Begründung einer ostindischen Handelsgesellschaft bestimmte, welche der englischen die Waage halten sollte.

Colbert begann ebenfalls seine coloniale Thätigkeit damit, daß er von den Engländern die Herausgabe derjenigen Besitzungen in Canada erzwang, welche sie sich während der Frondekriege angeeignet hatten. Die Uebernahme von Canada von Seiten der Krone und die Ansiedelung des bewährten Regimentes Carignan festigten den französischen Besitzstand in hohem Grade.

Cavelier de la Salle drang auf seinen Entdeckungsreisen bis zur Mündung des Mississippi vor und nahm am 9. April 1682 von dem Lande feierlich Besitz im Namen seines Königs Ludwig XIV., nachdem er es Louisiana nannte.

Dem äquinoctialen Frankreich fügte Colbert wieder mit Hülfe französischer Flibustier eine Anzahl Inseln hinzu, übernahm für den Staat von der ostindischen Gesellschaft Madagaskar, das nun Ile Dauphine oder östliches Frankreich genannt wurde.

Von nun an geht es jedoch mit dem ersten französischen Colonialreiche bergab; die letzten Bourbonen vollendeten den Untergang, indem sie Geld und Leute in vergeblichen Kriegen auf dem Festlande verschwendeten, anstatt mit voller Macht die überseeischen Besitzungen zu schützen, welche dem verarmenden Mutterlande neue Reichthümer verhießen.

Der Frieden zu Utrecht (1713) macht Akadien, Neufundland und die Länder der Hudsonsbay zu englischen Besitzungen, welche nun die französische Colonie fest umschlossen.

Noch einmal schienen Frankreichs überseeische Besitzungen einen neuen Aufschwung nehmen zu wollen. In Canada verdoppelte sich die französische Bevölkerung in den nächsten 30 Jahren; in Louisiana wurde 1717 Neu-Orleans gegründet; im Gebiete von Madagaskar wurde die von den Holländern verlassene Insel Mauritius besetzt und erhielt den Namen Ile de France. In Indien endlich, wo bis 1707, d. h. bis zum Tode des gewaltigen Großmoguls Aureng-Zeb die Europäer nur als Händler geduldet worden waren, hatten die Franzosen neben den Engländern und Holländern ein eigenes Reich begründet, ja ihre Nebenbuhler fast völlig verdrängt, nachdem der Führer der Franzosen, Dupleix, das Mittel entdeckt hatte, über Indien zu herrschen durch angeworbene, einheimische Truppen und durch geschickte Benutzung der Streitigkeiten ansässiger Fürsten. Leider wurde der mannhafte Dupleix auf Betreiben der Engländer von dem schwachen Ludwig XV. abberufen, und sein Nachfolger Godehn gab in schmachvoller Weise alle errungenen Vortheile preis (1754).

Der siebenjährige Krieg, auf den sich Ludwig XV. ahnungsvoll nur mit großem Widerstreben eingelassen hatte, führte zum Frieden von Paris 1763 und raubte den Franzosen ganz Canada, das die Engländer bekamen und Louisiana, das zur Hälfte England, zur anderen Hälfte Spanien erhielt. Die meisten Antilleninseln kamen an England, im Senegal behielten die Franzosen nur Gorea. In Indien ging durch die Unvorsichtigkeit Lally-Tollendals 1757—61 ganz Hindostan verloren, und nur Chandernagor, Pondichéry nebst drei anderen Städten blieben Frankreich. So endete Frankreichs erstes Colonialreich.

Im zweiten Zeitraume sind die französischen Colonien zu wenig Bedeutung gelangt.

In die Regierungszeit Ludwig XVI. fallen die Entdeckungen von Bougainville, La Pérouse und Entrecasteaux im australischen Archipel (1768—1791), welche aber zu Frankreichs großem Schaden keine Besitznahmen zur Folge hatten. — Das einzige Ereigniß, welches in jener Zeit von Frankreich hätte zu seinen Gunsten ausgebeutet werden können, war der nordamerikanische Befreiungskrieg. Gerade das Gegentheil war der Erfolg dieser für Frankreich in colonialer Beziehung nutzlosen Kämpfe. Der Frieden von Versailles 1783 besiegelte alle früheren Verluste Frankreichs, das nur die Insel Tabago in den Antillen, sowie den Senegal wieder erhielt.

Während der Revolution blieben die Colonien sich selbst überlassen, vertheidigten sich aber mit gutem Erfolge gegen die Engländer. Das Jahr 1792 brachte ihnen als Lohn für ihr muthiges Ausharren Sitz und Stimme im französischen Parlamente.

Napoleons Plan, das Nilthal und von da aus Indien zu erobern, scheiterte an der Ungunst der Verhältnisse; indessen gelang es ihm doch, die Rückgabe der von England gemachten Eroberungen im Frieden zu Amiens (1802) zu erlangen.

Von Spanien erhielt Frankreich 1795 den dem ersteren gehörigen Theil von St. Domingo und 1800 Louisiana nebst dem Versprechen der Ueberlassung Floridas, so daß Frankreich in Anbetracht der Antillen den Golf von Mexiko beherrschte. Die Ereignisse verursachten jedoch abermals den Verlust dieser Errungenschaften. In St. Domingo mußten die französischen Truppen den Krankheiten weichen; wegen des drohenden Bruches mit England verkaufte Napoleon Louisiana an die Vereinigten Staaten und überließ den Spaniern Florida. So waren alle neuen Erwerbungen wieder verloren gegangen, und während der nun folgenden Kriege riß England eine Besitzung Frankreichs nach der anderen an sich, bis endlich 1810 als letzte auch die Ile de France verloren ging. Die im Frieden zu Paris 1814 zurückgewährten Inseln Ile de France, Ste.-Lucie und Tabago können gegen das Verlorene nicht in die Wagschale fallen. Trotzdem machte die Regierung anfangs keine Anstalten, neue Erwerbungen zu machen; das bezeugt schon die saumselige Weise, in der man von dem zurückgewährten Senegal Besitz ergriff.

Seit dem Sturze Napoleons hat sich kein ähnlicher Rückschritt, wie sie sich 1713, 1763 und 1814 vollzogen, ereignet, sondern Frankreich hat seinen colonialen Besitz stetig gemehrt. In Amerika ist allerdings von der früheren Macht nicht viel geblieben: Die Inseln Miquelon und St. Pierre am Gestade Nordamerikas; in den Antillen Guadeloupe und Martinique nebst den zugehörigen Inseln; in Südamerika Guyana. Auch in Vorderindien ist durch die französischen Städte Pondichéry, Chandernagor, Karikal, Mahé und Yanaon nur eine Spur früherer Macht erhalten. Reichen Ersatz hat sich aber Frankreich in Afrika und Hinterindien geschaffen. In Afrika hat es von den alten Besitzungen nach einander die Insel Réunion (Bourbon) und Madagaskar zurückgewonnen. Die Besitzungen im Senegal hat es bis in das Nigerbett ausgedehnt und an neuen Provinzen Algier, Tunis, einen Theil von Nordguinea und des Congogebietes, sowie Gabun gewonnen, auch Madagaskar eine Anzahl der umliegenden Inselgruppen beigefügt, und durch die Besetzung von Obock und Cheik-Said die beiden Ufer der Straße von Bab-el-Mandeb besetzt. In Hinterindien reichen die Besitzergreifungen bis in die Neuzeit und sind noch nicht abgeschlossen. In der Südsee besitzt Frankreich außer einer Anzahl kleiner Inselgruppen jetzt Neucaledonien und Tahiti. Die Kerguelen verdienen kaum besondere Erwähnung.

So ist Frankreich zu einem Colonialbesitz von rund 2,231,000 qkm mit einer Bevölkerung von rund 29 Millionen Einwohnern gelangt, und wird demnach nur noch von England übertroffen, während es vorläufig zweifelhaft bleiben muß, ob Holland Frankreich nach dessen neuesten Besitzergreifungen äußerlich noch überlegen ist. Inneren Werth besitzen jedenfalls die holländischen Besitzungen wegen ihrer geordneten staatlichen Verhältnisse mehr als die Frankreichs, welche zum Theil noch im Zustande völliger Gesetzlosigkeit sich befinden.

Daß in Frankreich die auf Vermehrung des Colonialbesitzes gerichtete Bewegung noch nicht zum Abschluß gelangt ist, liegt klar am Tage, wie stark sie aber noch ist und wie

Digitized by Google

mächtig sie unter Umständen noch zu werden vermag, das ergibt sich aus einer Ausführung Rambaud's, welche wir hier im Auszuge wiedergeben wollen.

In allen ehemaligen, vorläufig ganz verlorenen Colonien, mit Ausnahme Vorderindiens, das immer fremdem Einflusse unzugänglich bleiben wird, hat die französische Colonisation Spuren hinterlassen. In Canada ist die ursprüngliche französische Bevölkerung von 65,000 auf rund 1,300,000 Köpfe angewachsen und im übrigen britischen Amerika leben vereinzelt weitere 450,000 Franzosen. In der Umgegend von Neu-Orleans und St. Louis finden wir eine französische Colonie von 200,000 Seelen; in St. Domingo allein 550,000 Franzosen und in Dominique deren 27,000. Aehnlich ist es auf der Ile de France, in Argentinien, Brasilien, Chile und den Vereinigten Staaten.

So „erhöhen alle diese Colonien, jede an ihrem Theile, in etwas unseren Einfluß in der Welt; sie breiten das Gebiet der französischen Sprache und den Leserkreis unserer Schriftsteller aus; ihre Bewohner bekunden eine ausgeprägte Vorliebe für die Erzeugnisse unserer Gewerbthätigkeit; sie theilen mit uns Geschmack und Gewohnheiten; unter den verschiedensten Himmelsstrichen leben sie mehr oder weniger auf unsere Weise." Etwas übertrieben muß diese Anschauung zwar erscheinen, es ist aber ein Trost für früher erlittene Verluste, welche trotz aller Errungenschaften noch nicht verschmerzt und zum Theil wohl auch — nicht aufgegeben sind!

Der Kampf um den historischen Roman.

Von Heinrich Löbner.

Der Kreis von Leuten, welche der Behandlung literarischer Fragen Interesse entgegen bringen, wird immer enger. Andere Dinge bewegen die Zeit, und es mag Tausende geben, die einen Abgeordneten für eine wichtigere Persönlichkeit halten, als etwa einen Gustav Freytag, den doch Andere mit freudigem Stolze nennen, auf den wieder Andere blicken, wie auf einen Stern in dunkler Nacht.

Die geistigen Erzeugnisse, sofern sie dichterischer Phantasie und dichterischem Gemüthe entsprangen, sind im Preise gesunken; die Schaffenden selbst, wenigstens ein Theil davon und nicht die Unbegabtesten, machen schon den Versuch, der Menge zu Liebe gewisse Gattungen, welche von vornherein eher auf Theilnahme rechnen können, mehr zu pflegen, andere dagegen, die von dem Leben des Tages mehr seitab zu liegen scheinen, aufzugeben. Will man, so heißt es, die Poesie wieder heben, so erfülle man sie mit dem Leben des Tages; die Fragen der Zeit versuche der Dichter auf seine Weise zu lösen, wenigstens stelle er sich mitten in die Kämpfe der Gegenwart hinein mit seinen Waffen — seine Waffen aber sind das Wort und die Kraft, Bilder des Lebens zur Ueberzeugung oder Mahnung für Andere hinzustellen. Gebrochen aber muß werden mit jenem unnützen, schönseligen Versenken in die Vergangenheit, die uns nichts mehr ist, von der wir loskommen müssen, wenn wir in schwerer Gegenwart kämpfend unsere Schuldigkeit thun wollen. Ein thörichtes Unterfangen, ja ein Frevel am gesunden Menschenverstande vollends sind jene müßigen Spiele der Phantasie, die wein- und liebestrunkenen Gesänge aus verschollener Zeit, aller Nachklang an jene phantastische traumselige Romantik, die von dem heutigen Geschlecht mit Füßen getreten wird, obwohl sie in schwerer Zeit das Volk, als es zu ertrinken drohte, über Wasser hielt.

Woher auf einmal diese Erbitterung gegen den historischen Roman, der Jahrzehnte lang die Gemüther erhob und erfreute?*) Das hängt mit einer verhängnißvollen Strömung unserer Zeit zusammen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts brachte die — von Herder angebahnte — geschichtliche Auffassung und Fassung der Probleme ein ganz neues Leben in die Wissenschaft. Es war ein Umschwung, es wurde ein glänzender Aufschwung. Und diese Auffassung war ein nothwendiger Rückschlag gegen den Geist des 18. Jahrhunderts, des Jahrhunderts der construirenden Theorien, das mit der Vergangenheit wenig Fühlung hatte und oft recht hart über sie aburtheilte.

Aber dieser geschichtliche Sinn droht jetzt wieder zu versiegen: die Geschichte ist von der Naturwissenschaft abgelöst. Man lehnt sich wieder auf gegen die Vergangenheit. Stimmen werden laut, welche das Gewesene als einen Fluch ausschreien, von welchem wir uns befreien müssen, wenn wir frischen, lebendigen Athem ziehen wollen. Man will von Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen nicht viel mehr wissen, man meint, das hemme die gesunde Entwickelung des Gegenwärtigen. „Weh dir, da du ein Enkel bist!" wird jetzt häufig citirt. Als wenn man das Gegenwärtige überhaupt verstehen und sich darin zurecht finden könnte ohne die Kenntniß des Vergangenen!

So bricht man mit der Vergangenheit; so redet man; man will die Lieblinge, an denen das Herz des Volkes trotz aller Noth der Zeiten hängt, aus ihrem Reiche verjagen; sie sollen verstummen, denn ihre Rede ist ein Aergerniß.

Manches ängstliche Gemüth mag sich durch solche drohende Worte einschüchtern lassen, mancher sucht vielleicht in Unruhe und Verwirrung nach einer Stütze, sich daran zu halten, nach beruhigenden Worten, die für das Recht der Vergangenheit in der Poesie eintreten. Man möchte sich doch auch seiner Neigungen nicht zu schämen brauchen.

Solche beruhigende Worte hat Gustav Freytag zum Volke gesprochen in dem köstlichen Buche „Erinnerungen aus meinem Leben", dem theuren Vermächtnisse des hochverehrten Mannes an seine Nation. Am Schlusse setzt sich der Greis mit den Bestrebungen der Jüngsten auseinander. Er hält den Zeitroman, „in welchem die Hauptpersonen vorzugsweise unter der Einwirkung und im Kampfe mit politischen, religiösen, socialen Ideen geschildert werden, nicht für die höchste und schönste, ja kaum für eine würdige Aufgabe des Dichters." Die Tendenz wird immer mit den Forderungen des Kunstwerkes im Streit liegen. Nur denen mag der Widerspruch nicht fühlbar werden, welche der Tendenz des Dichters mit Neigung entgegenkommen. Und das ist ein Mißverhältniß. „Politische, religiöse und sociale Romane sind, wie ernst auch ihr Inhalt sein möge, nichts Besseres im Reiche der Poesie als Demimonde." Zwar liegt „das reichste und in vielem Sinne das heilsamste Quellgebiet poetischer Stoffe in der Gegenwart, aber wir dürfen uns unser Anrecht auf die Schilderung vergangener Zeiten nicht durch irgendwelche Theorie verkümmern lassen." Nur sollen wir die Schwierigkeiten und Gefahren nicht vergessen: es ist das Mißverhältniß zwischen dem Empfindungsleben der Personen, denen wir unbewußt etwas Modernes leihen, und ihrer Zeit, der Gegensatz zwischen den Charakteren und den fremden geschilderten Zuständen.

Unser „Anrecht" auf die Schilderung vergangener Zeiten, sagt Gustav Freytag. So hatte auch Scheffel für diejenigen, welche dem historischen Romane das Recht des Daseins absprachen, nur ein Achselzucken.

Wir aber erkennen in der immer lauter werdenden Polemik gegen den historischen Roman zugleich einen häßlichen Charakterzug unseres Volkes, der uns anhaftet wie ein Fluch. Man fühlt sich groß in dem Gedanken, etwas Ureignes und Neues zu schaffen und blickt mit Verachtung auf die Zeit zurück, die an dem historischen Romane noch Gefallen finden

*) Die folgenden Ausführungen entheben den Verfasser wohl des Verdachtes, zu gleicher Zeit auch ein Fürsprecher des „archäologischen Romanes" zu sein. Der archäologische Roman ist eine bedauernswerthe Ausartung des historischen und darf nicht so ernst genommen werden wie dieser. Die Stoffe und Romane, welche ich hier im Auge habe, liegen dem Gedankenkreise des modernen Lesers nicht fern, seine Phantasie braucht keinen so verzweifelten Sprung zu thun, um dem Fluge des Dichters mit Antheil folgen zu können. Und auch das will ich nicht zurückhalten — vielleicht theilen viele diese Gesinnung —, daß der willkommenste Stoff für den deutschen historischen Roman doch immer in der Geschichte des deutschen Volkes zu suchen sein wird.

Digitized by Google

konnte. Als wäre das eine Zeit der Kinder gewesen und wir jetzt erst mündig geworden! Man macht die Vergangenheit blöde, um selbst mit seiner neuen Klugheit desto höher dazustehen. Man schämt sich der Vergangenheit. Unwürdiges Gebahren! Sollen siebzig Jahre lang — denn so lange dürfte die Pflege des historischen Romans als Kunstwerk in Deutschland schon andauern, 1817 erschienen Arnim's Kronenwächter — nur Kinder in Deutschland gewesen sein, Unmündige, die sich an müßigem Spiele erfreuten, Unwürdige, die dem Leben des Tages aus dem Wege gingen? Man denke an die ungeheure Begeisterung, die Walter Scott bei uns hervorrief. Soll nur das Zurückgehen der Staatsmaschine in jenen Jahren die Freude an der Vergangenheit geweckt haben? Las und schrieb man deswegen so viel von Vergangenem und Entlegenem, weil es vielleicht verpönt war, brennende Fragen der Gegenwart öffentlich in politischer Flugschrift oder in den Schöpfungen der Phantasie zu verhandeln? Ich wüßte nicht, daß z. B. Immermann irgend etwas, das auf seinem Herzen lag, verschwiegen hätte.

Die Freude Aller an der Schilderung vergangener Zustände gibt dem Dichter das Recht, die letzteren für seine Poesie zu verwerthen. Kommen Hunderttausende diesen Schilderungen mit warmer Neigung entgegen, so sollen die abgünstigen Hundert jenen das nicht verkümmern. Kommt man aber mit Gründen der Theorie, so lasse man sich unsere Einwände gefallen.

Man nennt gewöhnlich deswegen den historischen Roman eine untergeordnete Gattung der Poesie, weil er nicht auf rein poetischem Grunde ruhe, sondern zugleich auf dem außerpoetischen geschichtlichen und culturgeschichtlichen. Man sagt, er sei nicht rein Poesie, nicht rein Geschichte, sondern ein Mittelding zwischen beiden, und darum etwas Halbes, das nicht in die Poesie, nicht in die Geschichte hinein gehöre und deshalb überhaupt keine Daseinsberechtigung habe. Beim historischen Romane kämpfe fortwährend das stoffliche Interesse mit dem poetischen; der Leser müsse für den historischen Stoff erst gewonnen werden, das geschichtliche und culturgeschichtliche Element hänge sich wie Ballast an die freie Schöpfung, störe und zerstreue das Interesse und hindere die Entfaltung der reinen Poesie.

Thut nun dies nicht jeder moderne Stoff in ähnlicher Weise? Geht der Gegensatz zwischen Stoff und Form nicht durch die ganze Poesie, ja darüber hinaus durch die ganze Kunst? Und nur bei dem historischen Romane soll der Zwiespalt verwerflich sein und zwar in dem Grade, daß der unglückselige Missethäter sein poetisches Bügerrecht überhaupt verlieren soll?

Diese Erwägung ist meines Wissens den Gegnern des historischen Romanes gegenüber noch nicht aufgestellt worden. Ebenso, wie für die Verhältnisse, in denen die Personen eines geschichtlichen Romanes sich bewegen — denken wir an irgend einen Band der „Ahnen" —, muß der Leser für das Lokal und die Umgebung der handelnden Personen in einem Zeitromane erst gewonnen werden. Auf das Lokal legt bekanntlich die realistische Poetik der Gegenwart ein sehr großes Gewicht. Man verlangt z. B. nicht mehr eine große Stadt im Allgemeinen, sondern man will deutlich erkennen, welche gemeint ist; ja, man nennt sie sogar ausdrücklich, man nennt die Straßen mit Namen, gibt die Hausnummern an, kurz, man geht so genau auf das Einzelne ein, daß — das stoffliche Interesse dadurch ebenso in den Vordergrund gedrängt wird, wie man es beim historischen Roman so eilig ist zu tadeln.

Man sagt dem historischen Romane nach, er unterhalte und belehre zugleich, und das sei ein Unding. Und doch thun Soll und Haben und die Verlorene Handschrift nichts Anderes. Oder soll nur die Belehrung, die unserer eigenen Zeit und ihren mannigfachen Verhältnissen gilt, in der Poesie nicht beanstandet werden? Man schelte meine Bezeichnung „Belehrung" immerhin zopfig, die Sache bleibt dieselbe. Wird etwa der Bewohner einer kleinen süddeutschen Stadt nicht zugleich über Leben und Treiben der Reichshauptstadt belehrt, wenn er einen Berliner Sittenroman liest? Oder strebt man dahin, eine Berliner Literatur nur für Berliner zu schaffen? Dann vergesse man nicht, daß auch noch andere Leute in Deutschland wohnen, die am Leben der Nation auf ihre Weise theilnehmen. Berlin ist nicht Deutschland. Mache man doch die deutsche Poesie nicht muthwillig ärmer, indem man ihr die am üppigsten quellenden Lebensadern unterbindet! Gerade in der unendlichen Mannigfaltigkeit landschaftlicher Eigenthümlichkeiten ruht das Heil der deutschen Poesie und die Hoffnung auf ewige Verjüngung.

Gewährt so die Schilderung des so überaus mannigfaltigen deutschen Lebens jedem Deutschen nie versiegendes stoffliches Interesse, erscheint es überhaupt in der Praxis unmöglich, von dem stofflichen Interesse einer Dichtung abzusehen — wie es denn in vielen Fällen sehr zweifelhaft ist, welches Interesse überwiegt —, so lasse man auch der Vergangenheit ihr Recht.

Im Gesichtskreise unserer Gebildeten liegt ein gutes Stück Geschichte. Das gibt die Schule dem Menschen mit als unveräußerliches Eigenthum, als einen Schatz, von dem Phantasie und Gemüth reichlich zehren und wahrlich dadurch nicht ärmer werden. Heuzutage, wo die Bildung Allgemeingut geworden, liegt z. B. eine Geschichte aus der Blüthezeit Athens oder aus Roms Kaiserzeit dem Leser gewiß nicht ferner als Land und Leute etwa in Franzos' Kampf um's Recht, oder als dem Manne aus dem Kaufmannsstande die Verhältnisse, welche die Verlorene Handschrift schildert.

Die verschiedenen Epochen unserer eigenen Geschichte in ihren charakteristischen Abstufungen sind uns geläufig wie etwa die Verhältnisse unserer Zeit, soweit wir sie mit unserer eigenen Erinnerung umfassen. Und vollends von der Reformation an bewegen wir uns so sicher in der allgemeinen Kenntniß der Begebenheiten und des jeweiligen Zeitcharakters, daß uns Männer wie Luther, Wallenstein, Gustav Adolf, Friedrich der Große so nahe stehen, als könnten wir jeden Augenblick ein Gespräch mit ihnen anfangen. Was will man mehr? Hier darf ein Jeder schöpfen; nur sei er der Form so Meister, daß er jenen oben erwähnten Klippen vorbeisteure. Je größer die Kunst, desto kleiner das Mißverhältniß zwischen Stoff und Form, hier, wie in aller anderen Poesie.

Wenn die Zeit noch Freude hat an historischen Darstellungen, so verkümmere man ihr dieselbe nicht durch das unablässige Geschrei nach „Actualität". Zudem sind doch auch bei den einzelnen Schaffenden die Gaben verschieden vertheilt, die Gaben und auch die Neigungen. Es mag unter ihnen Naturen geben, denen sich gerade die Schilderung des heutigen Lebens störend und beunruhigend vor ihre Phantasie schiebt. Sie haben vielleicht einen reineren Begriff von Poesie, das Zeitalter der Eisenbahnen, Telegraphen, Maschinen und der Börsenspeculationen erscheint ihnen duftlos, ohne Schmelz, kahl, nüchtern. Man darf darum mit ihnen nicht rechten, denn jeder Schaffende ist in die Schranken seiner Begabung gebannt. Sollen sie deswegen ganz verstummen? Sie fühlen sich durch die Gegenwart wundgedrückt, und erst in der Ferne, in der Vergangenheit, weit ab von der unreinen Leidenschaft des Tages, da hebt ihre Phantasie freier die Flügel, und es wird ihnen möglich die vorschwebenden Ideale annähernd in der gewollten Reinheit zu gestalten. Der Held, vom Zauber der Vergangenheit umwoben, wird nicht herabgezogen durch eine Umgebung, die uns so nüchtern erscheint, weil sie uns selbst umgibt. Seine Umgebung gewährt vielmehr an sich ein poetisches Interesse, denn das Vergangene erscheint dem Menschen von selbst in poetischem Lichte, wie seine eigene Kindheit. Das liegt tief in der menschlichen Natur und ist göttliches Geschenk.

Aber, werden nicht etwa die Gegner sagen, man solle solchen weichlichen Regungen des Gemüthes nicht nachgeben, die Zeit sei zu ernst dazu, die Aufgaben des Lebens zu schwer und zu dringend? Mögen sie nur! Das menschliche Herz aber bedarf dieser Dinge, damit es nicht veröde. Verarge man es Niemandem, wenn er hier Erholung sucht, wenn er Gemüth und Phantasie reinigend befreien will. Die Ideale, die der historische Roman aufstellt — und er kann sie reiner herausheben als eine Darstellung heutigen Lebens —, haben auch

Digitized by Google

ihre treibende Kraft. Sie heben den Menschen über sich selbst, und in der reinen Luft der Vergangenheit, die nicht schwül durchzittert ist von den Aufregungen des Tages, läutert sich das Herz und wird klar wie Gold im Feuer. Ist das zu wenig, wird dadurch die Poesie entweiht? Wohl dem Volke, in dem jeder, wenn er will, sich selbst so befreien kann. Wahrlich, das Volk wird nicht schlechter dadurch. Und sittlich veredelnd wirken soll ja wohl jede Poesie.

In der Erinnerung des Volkes liegt der Born der Verjüngung für das Volk. Hier wurden die Ideale geschaffen, welche ein Volk vor dem andern groß machten, und in Todesnoth treue, starke Helfer zum Leben waren. Das wußten schon unsere Vorfahren: sie schufen den tiefsinnigen Mythus von Urd's Brunnen. Urd heißt Vergangenheit, und der Born hat verjüngende Kraft.

Feuilleton.

Der Ring am Finger.

Von Georg Keben.

(Fortsetzung.)

Coralie trat in's Nebenzimmer an einen Eisenständer, auf dem ein dunkelblauer Papagei von seltener Rasse und ungewöhnlicher Größe geduldig seine Kette trug. Dieser war's, dem sie vom Fenster aus Kußhände zuwarf und Fragen stellte. „Wie heißt Du?"

„Alter Graf! Dummkopf! Dummkopf!" kreischte der Papagei als Antwort.

„Teufel! Sie machen sich über mich lustig!" rief plötzlich eine zornige Stimme von der Thür aus. Der Eintretende war Graf Sy.

„Sie sind eitel, lieber Graf," sagte Coralie ironisch. „Glauben Sie etwa, daß ich jeden Moment an Sie denke?"

„Doch! Doch! Sie denken mehr an mich, als mir lieb ist."

Der Graf wankte, auf seinen Stock gestützt — die Gicht plagte ihn augenblicklich — dem Sopha zu. Unterwegs bemerkte er einen großen Ring, der die Kette des Papagei an die Eisenstange schloß.

„Dieser Ring da," flüsterte er, stehenbleibend, „ist vielleicht der meinige. Sie wären's im Stande! Ihnen trau ich jetzt Alles zu! Zeigen Sie gefälligst das Ding da her!"

„Es hängt ja vor Ihren Augen!"

„Bin leider sehr kurzsichtig, leider!"

Der Graf berührte mit seinem Stock die Kette. Der Papagei mochte diese unvorsichtige Annäherung für einen Angriff halten. Seine Federn sträubten sich, und gereizt flog er so pfeilschnell auf, daß er die Stange umriß. Hätte Coralie den Grafen nicht schnell zurückgezogen, der wüthende Papagei würde ihm das Gesicht zerhackt haben.

In das Kreischen des Vogels mischte sich das Stöhnen des Grafen. „Oh . . . oh . . . was sind das für Possen! Behandelt man so einen alten Mann! Schaffen Sie mir die Bestie fort! Schnell!"

„Es darf jetzt Niemand wagen, sich dem Thierchen zu nähern, selbst ich nicht. Folgen Sie mir in den Salon!"

„Unmöglich! Der Schreck hat mich fast gelähmt. Ich bin ganz confus. Oh . . . oh! Haben Sie nicht etwas Erfrischendes?"

Coralie holte einen Flacon und sandte dem Grafen einen feinen Sprühregen duftender Essenz auf die runzelige Stirn.

Erschöpft ließ sich der Graf auf einen Fauteuil nieder.

„War vorhin mein Neffe bei mir," plauderte er mit sichtlicher Anstrengung. „Schöne Geschichten gehört. Machen Weihnachtsbescheerung auf meine Kosten. Compromittiren mich. He! Wie?"

„Also es ist compromittirend für Sie, daß Sie mich compromittiren," antwortete Coralie in verändertem Ton. „Diese Einsicht kommt etwas spät."

„He! Wie?" Letzteren Ausruf gebrauchte der schwerhörige Graf der Kürze wegen als Aufforderung für untergeordnete Personen, lauter zu sprechen. Diese Cavaliersphrase war ihm schließlich zur Gewohnheit geworden.

„Sie sollten mich doch verstehen, lieber Graf. Ich denke, meine Ablehnung Ihrer überflüssigen Galanterien war deutlich genug."

„Bis auf die Perlenohrringe, die Sie behalten haben."

„Soll ich Ihnen die Asche zuschicken?" sagte Coralie verächtlich, auf den Kamin deutend.

„Unsinn! Ich vermuthe, die Ohrringe sind da, wo mein Siegelring ist: in Ihrem Toilettenkasten!"

„Herr Graf!"

„Nun meinetwegen! Ein Andenken können Sie von mir behalten, aber zwei sind zu viel. Bitte, geben Sie mir meinen Siegelring heraus!"

„Ich besitze Ihren Ring nicht, ich kenne ihn gar nicht!"

„He! Wie?"

„Ich habe mich niemals so viel mit Ihrer Person beschäftigt, um auf Ihre Ringe zu achten."

„Jetzt werden Sie beleidigend. Aber ich bin nicht so unhöflich wie Sie. Ich behaupte nicht, daß Sie den Ring gestohlen haben."

Coralie fuhr auf. „Ich wünschte, Herr Graf, daß hier Zeugen wären."

„Gott ist mein Zeuge," schrie der Graf mit dünner, heiserer Stimme, „daß ich dieses unersetzliche Familienerbstück verloren habe. Wer anders als Sie, mein Fräulein, hat ein Interesse daran, es zu finden."

„Darf ich fragen, weshalb?"

„Um mir eine Falle zu stellen, in die, so fein sie auch angelegt ist, ich doch nicht hineinfallen werde. Sie dachten: Ist die Welt erst auf diese Mesalliance vorbereitet, so wird es schließlich der Herr Graf auch sein. Sapristi! Ich habe nicht zwei Comtessen zu Gattinnen gehabt, um ihnen eine Tänzerin als Nachfolgerin zu geben. Ich kann es nicht fassen," fuhr er fort, sich an die Stirn schlagend, „ein Fräulein Palm vom Ballet erhebt den Anspruch, das Wappen des Grafen Sy zu tragen! Wahrhaftig, das ist das unglaublichste Ereigniß seit Anfang dieses Jahrhunderts!"

„Sie irren sich, lieber Graf," erwiderte Coralie gelassen, „dazwischen liegt die Schlacht von Sedan!"

Eine Pause trat ein. Der Graf sammelte sich zu einem neuen Angriff. Aber Coralie kam ihm zuvor. Sie reichte ihm die Gipshand, die er betastete, als ob der Gips unter dem Druck der Hand nachgeben werde, wie das Fleisch.

„Eine kleine Hand! Eine reizende Hand! Dieser Torso macht neugierig auf das, was nicht da ist. Hoffentlich haben Sie von diesen Bruchstücken Ihrer Schönheit noch nichts unter die Leute gebracht?"

„Graf Oppen und Comtesse Eggebrecht gehören wohl nicht zu den »Leuten«?"

„Das ist Familie. Aber seit wann empfangen Sie denn junge Mädchen?"

„Seit ich durch Herrenbesuch nicht mehr genirt bin!" antwortete Coralie schlagfertig.

Der Graf rückte unruhig auf seinem Sessel hin und her. „Sie dürfen um keinen Preis den Verkauf fortsetzen. Stellen Sie sich meine Blamage vor, wenn es heißt, Graf Sy hat um die Hand des Fräulein Palm angehalten und sie beeilt sich, mit dieser Hand Sensation zu machen! Ich mag dann dementiren, so viel ich will; die Welt nimmt von ihren kleinen Bosheiten nichts zurück."

„Wenigstens ist die Welt gerecht. Erst war sie boshaft gegen mich, nun wird sie es gegen Sie sein. Merken Sie sich's, Herr Graf! Die Verleumdung ist weder plebejisch noch aristokratisch — sie trifft immer das menschliche Herz!"

„Dann appellire ich an Ihr Herz, da Sie noch eins zu haben scheinen. Versprechen Sie mir, den Verkauf einzustellen!"

„Gern; sobald durch meine Gefälligkeit der gute Zweck nicht geschädigt wird. Dies ließe sich am einfachsten dadurch erreichen, daß Sie die noch übrigen vier Dutzend Gipshände für eigenen Besitz übernehmen."

„Wenn sie billig sind," stöhnte der Graf, der sich sofort seinen Verlust berechnete. „Ich taxire das Stück zu drei Mark."

Digitized by Google

„Sie sind ungalant, Graf! Glauben Sie, daß meine Hand weniger werth ist, als mein Handschuh?"

„Also sagen wir das Doppelte."

„Sagen wir das Hundertfache!"

Der Graf bekam vor Schreck einen Hustenanfall. „Hun— Hun— dert— fache? Sind Sie von Sinnen!"

„Gut; Sie sollen eine Gewinnchance haben, wie ein Lotteriespieler. Sie bezahlen die Summe, die mir mein nächster Besuch bietet, das heißt, höchstens bis zur Höhe des genannten Betrages. Entschließen Sie sich! Ich lasse nicht mit mir handeln."

Der Graf ergab sich in sein Schicksal. Er nickte resignirt mit dem Kopf.

„Ihr Wort?"

„Mein Ehrenwort!"

„Also abgemacht! Sprechen wir jetzt von meiner zweiten Bedingung!"

„Wie, Sie haben noch eine! Wollen Sie mich denn ausplündern?"

„Eine Kleinigkeit! Sie werden die Güte haben, mit mir zu correspondiren."

„Niemals!"

„Aber, bester Graf! Sie thaten es doch sonst so gern!"

„Unsere Verbindung ist abgebrochen!"

„Um so mehr möchte ich von Ihnen ein paar Abschiedszeilen haben."

„He! Wie?"

„Ja, theurer Freund! Die vorige Abmachung geschah in Ihrem Interesse, die jetzige wird in meinem eigenen geschehen. Da Sie doch einmal genöthigt sind, den Rückzug anzutreten, so will ich Ihrem Verhalten eine diplomatische Directive geben. Ich wünsche von Ihnen ein Schriftstück zu besitzen, aus dem klar hervorgeht, daß zwischen uns niemals das geringste Einverständniß bestanden hat."

Der Graf fuchtelte wie ein Rasender mit dem Stock durch die Luft und schrie:

„Mir scheint, Sie wollen mit mir Komödie spielen!"

Coralie hatte schon ein Ja auf der Zunge, aber sie unterdrückte es, indem sie sich abwandte, um ihre Heiterkeit zu verbergen. Die Wuth des Grafen schlug in ein cynisches Gelächter um.

„Prächtig! Also ich soll Ihnen ein Tugendzeugniß ausstellen?"

„Wenn Sie es so nennen wollen!" antwortete Coralie mit ironischer Betonung. „Von einem so erfahrenen Lebemann wie Sie sind, ist ein solches Zeugniß wohl unanfechtbar. Da Sie indeß in derartigen Stilübungen wahrscheinlich ungewandt sind, so werde ich Ihnen den Text vorschreiben."

Auf die Erregung des Grafen folgte jetzt völlige Abspannung. Er saß wie theilnahmlos da, mit krampfhaft geschlossenen Augen, während Coralie Papier und Feder zur Hand nahm und zu schreiben begann.

„Fertig!" sagte sie nach einer Weile. „Haben Sie die Güte, diesen Brief abzuschreiben und um zwei Monate zurückzudatiren."

Ihre Anrede weckte ihn aus seinem Halbschlummer. „Ja! Wie?" stammelte er mechanisch. Coralie wiederholte.

Der Graf wollte auffahren, aber seine Kraft war gebrochen. Er vermochte nur noch zu flüstern: „Ah! Sie werden mich tödten! Ich kann nicht schreiben! ich kann nicht! Sehen Sie denn nicht, wie mir die Hand zittert?"

„Ich werde nie zugeben, lieber Graf," erwiderte Coralie spöttisch, „daß Ihr jugendliches Herz außer Stande ist, Ihre gealterte Hand zu bemeistern. Vorwärts! Beweisen Sie das Gegentheil!"

„Kann nicht!" wehrte der Graf. „Meine Augen! Habe meine Brille vergessen!"

„Hier!" sagte Coralie heiter, indem sie das Brillenfutteral aus der Außentasche seines Rockes zog, aus dem es verrätherisch hervorguckte.

So, von allen Seiten umzingelt, wagte der Graf keinen Versuch des Widerstandes mehr. Er setzte die Hornbrille auf die Nase, preßte den Federhalter zwischen die knochendürren Finger und kritzelte die Sätze nach, die ihm Coralie vorgeschrieben hatte. Diese Copie, die sicher zu den anstrengendsten Arbeiten seines Lebens gehörte, beendete er mit einem schlangenhaft gewundenen Schnörkel, der wahrscheinlich die Adressatin dieses Briefes versinnbildlichen sollte. Mit einer Geberde ohnmächtigen Protestes warf er die Feder bei Seite. „Sie sind grausam! Sie sind herzlos! Sie wären fähig! mich mein eigenes Todesurtheil unterschreiben zu lassen!"

„Nur nicht tragisch, lieber Graf! Sie wissen doch, der Klügere gibt nach!"

„Wer ist denn von uns Beiden der Klügere?"

„Das wäre ein Weisheitsspruch Salomo's!" sagte Coralie lustig.

In diesem Augenblick meldete die Zofe: Frau Gräfin Eggebrecht.

Mit erstaunlicher Elasticität sprang der Graf auf die Füße. „Auch das noch!" jammerte er. „Wollen denn heute die Unannehmlichkeiten kein Ende nehmen! Die Gräfin darf mich unter keinen Umständen hier treffen ... unter keinen Umständen!"

„Schnell! Verschwinden Sie im Nebenzimmer!"

„Alter Graf. Dummkopf! Dummkopf!" schallte es ihm dort entgegen.

„Oh ... oh ... diese Bestie! Ich gehe keinen Schritt weiter!"

„Aengstigen Sie sich nicht, lieber Graf! Das Thierchen sitzt jetzt ganz zahm in der Ecke und kann Sie gar nicht erreichen. Falls Sie es nicht vorziehen, mit ihm zu plaudern, liegt hier eine belehrende Lectüre für Sie, der: Don Quixote."

Lachend schlug Coralie die Thür hinter sich zu.

Die Gräfin Friederike Eggebrecht, die jetzt in den Salon trat, war eine kleine, bewegliche Frau, brünett wie eine Zigeunerin. Sie sah bedeutend jünger aus, als sie war, und hatte das, was die Franzosen „Beaute du diable" nennen. Sie wußte dies und nannte sich selbst so. Sie war freimüthig bis zur Rücksichtslosigkeit, sprach mit Vorliebe im Dialect und machte sich gern populär, indem sie — in der Pferdebahn fuhr. Auch das Vergnügen hat seine Arbeitstheilung und „Riekchen", wie sie sich von ihren Angehörigen rufen ließ, bearbeitete die Specialität: Kunst! Nicht etwa, als ob sie der Kunst auf olympischen Höhen nachging, nein, sie suchte dieselbe bescheiden auf dem platten — ach, nur zu platten! — Erdboden, den die Posse einnimmt. Sie war die Koryphäe aller aristokratischen Liebhabertheater, und man sagte von ihr, sie wäre eine geniale Soubrette geworden, wenn sie die Geburt nicht zur Gräfin gemacht hätte. In der That, sie war Komödiantin durch und durch, ihr Charakter war nach der Schablone gezeichnet. Wer diese Schablone war, hatte eine Scandalschrift sehr richtig ausgeplaudert, als sie schrieb: „Die Gräfin Eggebrecht, eine Frau von geistreichen Nuancen, hat den geheimen Ehrgeiz, mit der Fürstin Metternich verglichen zu werden." Und die Gräfin war über diese Charakteristik durchaus nicht ungehalten. Im Gegentheil, sie war entzückt! Sie bemüh tsich jetzt noch mehr wie früher, sich als „die Metternich" zu vervollkommnen, denn da das verbotene Buch in ganz Europa gelesen war, so hatte sie jetzt einen internationalen Ruf zu rechtfertigen. In ihren Mußestunden beschäftigte sie sich mit der Sorge, das „Kind", wie sie Blanche im Gegensatz zu ihren zwei Söhnen nannte, recht bald zu verheirathen. Blanche hatte viel von ihren glänzenden Eigenschaften geerbt, und es heißt bekanntlich, daß die Concurrenz junger lediger Töchter den Müttern besonders gefährlich ist. Sie war daher sehr erfreut, als sich für Blanche eine Eheperspective eröffnete in der Person des Grafen Oppen, eines jungen Mannes, der zwei bestehende Eigenschaften besaß: Einen klangvollen Titel und den Reichthum seines Onkels. Letzterer war allerdings eine Zukunftsaussicht, aber immerhin eine solche, auf die er für seine alten Schulden prolongiren und neue getrost hinzumachen konnte. Und nun kam Blanche nach Hause und erzählte ihr von Eventualitäten, die allerdings äußerst fatal und störend waren! Es fiel ihr auf, daß in Blanche's Bericht der Name des Herrn von Herbart öfter erwähnt wurde, als durch den Verlauf der Geschichte gerechtfertigt war. Sie sprach ihren Verdacht sehr entschieden aus und Blanche besaß nicht Geistesgegenwart genug, um leugnen zu können. Mit der trotzig-verschämten Miene, welche junge Mädchen ihres Alters in solch' kritischen Augenblicken anzunehmen pflegen, gestand sie die Wahrheit.

„Enfant terrible!" antwortete die Gräfin lakonisch in einem Ton, aus dem Blanche nicht entnehmen konnte, ob er Entrüstung oder Zustimmung bedeutete. Und sie sollte auch vorläufig noch darüber im Unklaren bleiben. Eine Partie wie Graf Oppen gibt man nicht auf, ohne zwingende Nothwendigkeit. Andererseits hatte die Gräfin stets die Grundsätze der englischen Hochtories gebilligt, welche, um den Stammbesitz un-

Digitized by Google

getheilt zu erhalten, die jüngeren Kinder unter ihrem Stande verheirathen. Nach demselben Feudalprincip mochte auch ihre Tochter „unter das Volk" gehen, zu dem ein Künstler, wenn er auch ein verblaßtes Adelsdiplom aufweisen konnte, in ihren Augen gehörte. Zuvor beschloß sie jedoch, sich von der Sachlage persönlich zu überzeugen. Der Vortheil der Terrainkenntniß war auch in anderer Hinsicht sehr werthvoll. Man sammelte dort Stoff für das nächste Capitel der Chronique scandaleuse, welche das Hauptereigniß der Saison zu werden versprach. Sie wollte wie immer die Erste auf dem Platz sein und hatte ordentlich Eile, im Hause des Fräulein Palm — sie buchstabirte diesen Namen wie ein Fremdwort — die Treppen hinaufzukommen. Eine Gräfin Eggebrecht encanaillirt sich nicht, wenn sie eine Tänzerin besucht, sie bleibt doch, was sie ist. Uebrigens schützte sie die Flagge der Wohlthätigkeit gegen Mißverständnisse. Sie nahm sich vor, zu dem Theaterdämchen so herablassend liebenswürdig zu sein, wie sie in der Pferdebahn war, wenn sie geruhte, eine Bürgersfrau anzusprechen.

„Sie wundern sich gewiß, mein Fräulein," begann sie die Unterhaltung, „meinen Besuch zu empfangen. Indessen, ich bin gewöhnt, die Schulden meiner Tochter persönlich zu bezahlen und möchte auch in diesem Fall keine Ausnahme machen."

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen," antwortete Coralie förmlich, „ich habe ja durch die Zeitung Jedermann eingeladen."

Die Gräfin sah Coralie einen Augenblick sprachlos an. Sie war ganz consternirt. Dieses hergelaufene Mädchen schien völlig vergessen zu haben, wen sie vor sich hatte. Sie behandelte die Gräfin Eggebrecht wie Ihresgleichen. Unerhört! Sie dachte über eine passende Revanche nach, die sie den Unterschied fühlen ließ, während sie das Portemonnaie öffnete und sechs Cassenscheine auf den Tisch legte. Aber Coralie wies die Hälfte zurück.

„Sie geben zu viel, Frau Gräfin. Die Comtesse schuldet nur dreihundert Mark."

„Für den Rest bitte ich ebenfalls um einen Gipsabdruck," sagte die Gräfin mit ihrem süßesten Lächeln. „Ich würde das Gefühl haben, Ihnen meinerseits etwas schuldig zu sein, wenn ich Ihre Zeit umsonst in Anspruch genommen hätte."

Coralie empfand den Stachel dieser Worte, aber sie bezwang sich, und erwiderte gelassen: „Ich bedauere, Frau Gräfin, Ihnen nichts verkaufen zu können."

„Was soll das heißen?" fragte die Gräfin, die Stirn runzelnd.

„Das heißt, daß ich bereits ausverkauft habe. Und mich selbst lasse ich nicht für Geld sehen!"

Die Gräfin holte zu einem zweiten Schlage aus. „Sie sind sehr stolz, meine Liebe! Sie lassen Ihre Hand incognito unter dem Namen einer Gräfin Sy durch die Stadt reisen, um sich Ihrer Stellung als Tänzerin nichts zu vergeben! Welch ein Selbstbewußtsein!"

„Hat Ihnen Graf Sy die Erlaubniß ertheilt, dies zu behaupten?"

Die Ruhe, mit der Coralie auch diesen Bosheitshieb parirte, brachte die Gräfin außer Fassung. Noch nie hatte sie sich so wie heute geärgert. Nur, um etwas zu sagen, fuhr sie fort: „Also Sie wollen mir nichts verkaufen?"

„Ich muß bedauern."

„Gut; dann werde ich mich an Ihren Phidias, Herrn von Herbart, wenden. Der Künstler wird höflicher sein als sein Modell."

„Das bezweifle ich!"

„Ich — gar nicht! Das wäre das erste Mal, daß Herr v. Herbart mir und meiner Tochter eine Bitte abschlägt."

Coralie wechselte die Farbe, was ihrem Besuch nicht entging. Nichts schien der Gräfin wahrscheinlicher, als daß Coralie eine geheime Neigung für den schönen jungen Künstler empfand. Das Herz ist ein chambre séparée, in das man das Alter nicht einläßt. Der Ehrgeiz wohnt im Gehirn, und Graf Sy mußte wohl oder übel mit dieser Eintheilung zufrieden sein. Jedenfalls hatte sie nun einen Vortheil über Coralie gewonnen. Ihre Soubrettenlaune sprudelte hervor. Sie wollte sich auf Kosten des Fräulein Palm amüsiren.

„Sie werden zugeben müssen," sagte sie in verändertem Tone, „daß auch Herr von Herbart an Ihrem Erfolg einen großen Antheil hat. Was Ihr Name für die Herren-, das bedeutet der seinige für die Damenwelt. Alle jungen Mädchen schwärmen für den bezaubernd liebenswürdigen jungen Mann. Zum Beispiel, meine Blanche! Um ein Werk von seiner Hand zu besitzen, begeisterte sie sich für die Ihrige. Und ich konnte ihr nicht einmal Vorwürfe machen, denn wir haben gewisse Verpflichtungen gegen Herrn von Herbart. Er besucht uns mit einer Ausdauer, die vermuthen läßt, daß er sich bei uns wohl fühlt."

„So?" hauchte Coralie kaum hörbar.

„Künstler genießen bekanntlich überall unbeschränktes Gastrecht, man fragt sie nicht nach ihrem Herkommen. Um so mehr fiel mir auf, daß Herr von Herbart seit einiger Zeit viel von seiner Familie spricht. Er betonte gern, daß sein Großvater ein General gewesen ist. Ich legte mich auf's Beobachten und entdeckte, daß er sich seines Stammbaumes stets zu erinnern schien, wenn er mit meiner Blanche plauderte. Nun, er hat bei ihr nicht nöthig, den Geist seines Großvaters zu beschwören, aber für mich, muß ich offen gestehen, sind dessen militärische Verdienste doch ausschlaggebend."

Die Gräfin gefiel sich in ihrer Soubrettenrolle so vortrefflich, daß sie nur auf ein Stichwort wartete, um in der Komödie fortzufahren. Aber dieses Stichwort blieb aus. Während die Gräfin Coralie gespannt lorgnettirte, wand sich diese innerlich unter ihren spöttischen Blicken wie ein getretener Wurm. Sie fühlte sich machtlos und gedemüthigt dieser Frau gegenüber. Ludwig's Liebesbetheuerungen waren plötzlich aus ihrem Gedächtniß ausgelöscht, sie sah in ihm nur den Aristokraten, der zwischen ihr und der Comtesse nur die letztere wählen konnte. Also hatten Blanche's Andeutungen doch einen ernsthafteren Hintergrund gehabt, als sie geglaubt hatte! Und warum auch nicht? Ludwig's Großvater war ja General gewesen, wie sie eben erfuhr, er selbst von Adel, und sie — sie war nur eine Tänzerin! O diese Schranke war unübersteigbar! Sie hatte vergebens gehofft und geträumt. Eine Todesmüdigkeit überkam sie, ihr war's, als sei sie um Jahrzehnte gealtert.

Die Gräfin lorgnettirte Coralie noch immer. Sie hatte sehr zarte Nerven, gebrauchte jährlich drei Bäder gegen Nervosität, und dennoch beobachtete sie mit vollendeter Kaltblütigkeit, wie der Physiologe einen galvanisirten Froschmuskel betrachtet, die Seelenqual eines ihrer Mitmenschen. Im Uebrigen war sie die Protectorin eines Thierschutzvereins.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung.

Schon auf der Jubiläumsausstellung des vergangenen Jahres ließ sich eine energische Rückkehr unserer Malerei zur Natur constatiren, der diesjährigen Ausstellung gegenüber wird Niemand leugnen können, daß der Naturalismus in schnellem siegreichen Vordringen begriffen ist. Die Vertreter desselben haben sich unter der Fahne des plein-air, der Licht- und Luftmalerei, zusammengeschart, und ihre Schöpfungen drängen sich von allen Wänden aus dem Dunkel ihrer Umgebung dem Auge entgegen. Kritik und Publikum verhalten sich dem angeblich Neuen und Unschönen gegenüber wo nicht ablehnend, so doch kühl bis an's Herz hinan, und doch werden sie sich wohl oder übel daran gewöhnen müssen, begreifen, verzeihen, und vielleicht lieben zu lernen.

Die Licht- und Luftmalerei ist zunächst nichts weniger, als neu. Die Franzosen Corot (1796—1875), Henner (geb. 1829), Millet (1814 bis 1874), Manet (geb. 1833) und eine unübersehbare Anzahl von Nachahmern, deren äußersten linken Flügel man als Impressionisten bezeichnet, sind bei uns wenig gekannt, aber ihre technischen und ästhetischen Principien brechen sich von München her unwiderstehlich Bahn. Wenn sie neu und unannehmbar erscheinen, so liegt es daran, daß sie sich nicht in langsamer Entwickelung, sondern fertig und abgeschlossen präsentiren, dafür sind ihre Aeußerungsformen in Deutschland weniger kampfbereit.

Der Classicismus hatte bei uns schon lange abgewirthschaftet, aber das Auge stand noch immer unter dem unbewußten Einfluß der Gewöhnung. Unsere Maler glaubten mit einem mehr oder weniger flüchtigen Blick auf die Natur genug gethan zu haben, das Bild nahm unter der Einwirkung classischer Reminiscenzen und geschlossener Atelierbeleuchtung eine Physiognomie an, die der Wirklichkeit nahe kam, aber ihr nicht energisch auf den Leib rückte. Aus dem Schatten der vier Wände heraus, zwischen denen das Bild fertig gestellt wurde, entwickelte sich die Dunkel-

Digitized by Google

malerei, wie sie die Landschaft und das Portrait noch heute unumschränkt beherrscht.

In Frankreich ging die Licht- und Luftströmung von dem Walde von Fontainebleau, dem beliebten Rendezvous nach der Natur skizzirender Maler, aus und fegte die historische Landschaft mit ihren Nymphen und Faunen fort. In Deutschland setzt die Bewegung mit dem Sittenbilde ein, so weit es sich mit den niederen Volksschichten beschäftigt. Wer die arbeitende Mehrheit kennen lernen will, muß aus dem künstlichen Dunkel stilvoll eingerichteter Zimmer heraus, und ist er einmal im Freien, so wird er sehr bald einsehen, daß es da draußen denn doch anders aussieht, als seine Atelierweisheit sich träumen ließ. Die Formen, die er so ängstlich studirt, verschwimmen, die mühsam componirten Farbenharmonien lösen sich in die seltsamsten Dissonanzen auf, und das Ganze flimmert und schimmert in dem einen Medium von Luft und Licht. Die Tradition läßt ihn der Wirklichkeit gegenüber im Stich und er kehrt reuig zur Natur zurück. Daß der überlieferte Schönheitsbegriff dabei zunächst in die Brüche geht, ist für empfindsame Seelen recht schmerzlich, aber die Erfahrung lehrt, daß sich bisher noch immer aus der Wahrheit das Ideal entwickelt hat. Jedenfalls berechtigen die religiösen Bilder Fritz Uhde's zu der Hoffnung, daß Naturalismus und Idealismus nicht unvereinbare Parallelen, sondern convergirende Linien sind, die sich auch einmal irgendwo oder wann treffen können.

Am energischsten predigt die Lehre von Licht und Luft der Münchener Hermann Neuhaus. Einer Straßenscene in der bayerischen Hauptstadt bei Nachmittagsbeleuchtung legt er die Bezeichnung Ave Maria bei, ein Bildtitel, der alle möglichen poetischen Erinnerungen an Abendröthe, entblößte Greisenhäupter u. s. w. erweckt. Von alledem ist bei Neuhaus nichts zu finden. Rechts eine Ecke des Mariendenkmals mit dem heiligen Georg, von zwei rothen Laternen flankirt und von einem Gitter umgeben, davor mit dem Rücken nach dem Beschauer knieend eine dürftig gekleidete schwarze Frauengestalt, ein mit einem Fouragekorb vorübereilender Junge, ein Arbeiter, der, von links her kommend, die Mütze lüftet, eine an der Einfassung des Denkmals niedergekauerte greise Bettlerin und links im Hintergrunde bewegtes, lärmendes Straßentreiben. Das ist der einfache Apparat, mit dem Neuhaus eine Wirkung erzielt, die mit den traditionellen Mitteln kaum zu erreichen wäre. Alles ist gesehen und mit kräftigem, breiten Pinsel nachgeschildert, wie es sich in der denkbar trivialsten, gleichmäßigsten Betrachtung präsentirt. Aber gerade durch seine schlichte Wahrheit erhebt sich das scheinbare Augenblicksbild zu einer typischen Darstellung des arbeitsmüden, im Glauben Trost suchenden Volkes. Die Idee drängt sich nicht auf, sie entwickelt sich zwanglos aus der treu wiedergegebenen Wirklichkeit. Dasselbe gilt von Franz Skarbina's Père Pierre, den wir schon einmal an dieser Stelle besprochen und den wir in der Ausstellung unter dem Titel: Aufbruch zur Arbeit wiederfinden. Den französischen Naturalisten und Impressionisten hat man zum Vorwurf gemacht, daß ihnen das Sujet eigentlich gleichgiltig sei, daß es ihnen nur darauf ankomme, das Spiel von Licht und Luft um irgendwelche Gegenstände darzustellen. Dieser Tadel trifft ihre deutschen Malgenossen nicht. Sie sind nicht nur aus dem Atelier in's Freie, sie sind gleichzeitig aus der Stubenluft des Salons in die frische Atmosphäre des Volkslebens getreten. Aus dem gekünstelten Genre entwickelt sich zusehends das natürliche Sittenbild. Man vergleiche nur einmal in Gedanken die rosigen Knäblein und Mägdelein Meyer's von Bremen mit den Jungen und Dirnen in Adolf Schlabitz's Morgenlied. Im kühlen, durch ein breites Fenster eindringenden Morgenlicht stehen sie an ihren Schulbänken und singen mit ernsten Gesichtern, ohne übermäßige Andacht ihren Psalm, den der Schulmeister am alterthümlichen Flügel begleitet. Ein zu spät gekommenes Pärchen steht links am Katheder und harrt betrübt der unvermeidlichen Strafe. Uns sind diese pausbäckigen, stumpfnasigen Gesichter entschieden lieber, als die idealen Puppenköpfchen, und die Kunst des Malers bethätigt sich wahrlich nicht geringer in der Wiedergabe von Kattun und Drillich, als in der von Sammt und Seide. Daß er uns das Alles im voll hereinströmenden, nichts beschönigenden Lichte zeigt, daß ihm nicht der Stoff an sich, sondern der natürlich beleuchtete Stoff Hauptsache ist, kommt der Wahrheit zu Gute und thut nach unserem Empfinden der Schönheit keinen Abbruch. Max Fleischer's Erste Communion arbeitet mit noch einfacheren Mitteln. Das Meßgewand des amtirenden Geistlichen am Altar und der rothe Ziegelboden der Kirche sind beinahe Alles, was das in Licht wie gebadete Bild an Farben aufzuweisen hat. Sonst ist Alles weiß bis auf eine rechts im Vordergrunde knieende schwarz gekleidete Mädchenfigur. Auch hier liegt der Hauptnachdruck auf dem frei einfallenden Licht, das sich in breiter Fülle über die weißen Kleider der Confirmanden ergießt und ihre ernsten Gesichter umspielt, so daß das Licht der Kerzen in ihren Händen nur als ein blaßgelber Fleck ohne Reflex erscheint. Mehr zufällig erscheint die Anlehnung an die plein-air-Malerei in Friedrich Stahl's Schluß der Saison. Die Vermittelung liegt hier in der vollendeten Wiedergabe der kühlen, jeden Lichtstrahl ungebrochen durchlassenden Herbstluft und in dem gleichen Streben, das Genre zum Sittenbilde zu erhöhen. Man findet sich fröstelnd in dem herbstlich kahlen Park zusammen, um die Grenze zwischen Sommer- und Wintersaison zu markiren, weiter hat es eigentlich keinen Zweck und besonders amüsant ist es auch nicht. Die einzelnen Gesellschaftstypen sind ohne Beschönigung, aber auch ohne carikirende Drucker dargestellt. Wenn die klare Octoberluft sie etwas fade und abgeblaßt erscheinen läßt, so ist es eben ihre Schuld. „Die Sonne bringt es an den Tag." Uebrigens möchten wir unsere Leser vor dem Irrthum eines Berliner Kunstreferenten bewahren, der Alles, was hell ist, für plein-air-Malerei zu halten scheint und beispielsweise Bredt's glatten und geleckten Briefschreiber in Tunis der Luft- und Lichtschule in die Schuhe schiebt. Graf Kalckreuth's Kinderreigen weist nicht einen einzigen hellen Farbenton auf und ist doch mitten aus der neuen Bewegung heraus geschaffen. Das Bild ist direct von der durch einen bestimmten Lichteindruck afficirten Netzhaut auf die Leinwand übertragen. Nicht auf der Einzelform an sich, sondern auf der von einem gewissen Augenpunkt aus beobachteten Einzelform ruht der Nachdruck. Das schließt natürlich nicht aus, daß jede Bewegung der zum Ringeltanz vereinigten Kinder mit seltener Treue fest gehalten ist, daß selbst ein im Hintergrunde am Rande der Thalmulde stehendes Baby sich nicht einmal umzuwenden braucht, um sich über seine Lebensfähigkeit auszuweisen.

Am festesten eingewurzelt ist natürlich die malerische Tradition auf dem heiligen Boden der Historienmalerei. Das, was man bei Lampenlicht mühsam aus alten Chroniken und dickleibigen Costümwerken herausstudirt, verträgt selten das helle Licht Um so anerkennenswerther sind die Leistungen von Ludwig Herterich und Robert Warthmüller. Der Erstere bringt eine von grauem Pulverdampf durchzogene Kampfscene aus der Vertheidigung von Lüneburg 1813, der Letztere eine humoristische Scene aus der Zeit des Großen Friedrich: Der jüngste Rekrut. In beiden Bildern ist uns die Vergangenheit greifbar nahe gerückt. Das sind nicht erstudirte Illustrationen, sondern intuitiv erfaßte Bilder der Vergangenheit, die wie gegenwärtig Geschehendes anmuthen.

Im Portrait sind die Lichtfreunde unter den Malern weniger glücklich. Max Fleischer's Mondaine, eine lebensgroße, uns voll zugewendete Dame in Schwarz, die, im Park spazierend, von zwei Herren beobachtet wird, leidet an einem Fehler, der den französischen Impressionisten eigenthümlich ist. Sie nehmen den Augenpunkt für ihre meist lebensgroßen Hauptfiguren zu nahe, unterschlagen demgemäß den Mittelgrund und lassen sich den Hintergrund in unglaubliche Tiefen verlieren. Dadurch entsteht eine unangenehme Leere im Bilde, die das Auge vergebens auszufüllen sucht. Bei diesem vergeblichen Bestreben wird denn auch der Ausgleich zwischen den Dimensionen der vorderen und denen der hinteren Figuren unmöglich. Die beiden die Dame beobachtenden Herren auf Fleischer's Bild erscheinen geradezu zwerghaft. Hermann Schlittgen's (des geschickten Illustrators der „Fliegenden Blätter") Portrait einer jungen Dame in Schwarz, die vor einer rothen Wand auf einem schwächlichen Stuhl sitzt, ist in seiner gesuchten Einfachheit nach berühmten Mustern gearbeitet und mit einem zweiten Mangel der Impressionisten, der dürftigen Modellirung, behaftet. Der Ersatz der heraustretenden Form durch den flachen Farbenfleck wird kaum jemals gelingen. Anerkennenswerthe Versuche, Portraits in vollem, gleichmäßigen und natürlichen Lichte herauszuarbeiten sind Carl Sterry's Professor Kaselowsky und R. v. Voigtländer's Dame in Blau.

Georg Malkowsky.

Anmerkung. In dem Artikel in Nr. 33 der „Gegenwart" sind in Folge einer Verspätung der Correctur einige sinnentstellende Druckfehler stehen geblieben, die wir hiermit berichtigen: S. 111 Sp. 1 Z. 30 lies Seherblick für Scharfblick, Z. 68 Damen für Ohren, Sp. 2 Z. 9 Fischschwänze für Fischschräge.

Notizen.

Die Frauenbestrebungen unserer Zeit. III. Jahrgang. Mit zwei Portraits. Von Lina Morgenstern. (Deutsche Hausfrauenzeitung, Berlin.) — Der Untertitel dieses Buches: „Culturhistorisches, biographisches und statistisches Jahrbuch mit umfangreicher Chronik aus dem Frauenleben und den Vereinen aller Länder, sowie mit Adressen jetzt lebender Schriftstellerinnen und Künstlerinnen" charakterisirt genügend den Zweck dieses von der Hingabe der Verfasserin zeugenden literarischen Unternehmens. Die Autorin bringt außer den Biographien hervorragender Frauen juridisch gehaltene Artikel über die gesetzliche Stellung der Frauen, sie beleuchtet die Frauenfrage vom statistischen Standpunkte aus, sie führt uns eine social-culturelle Chronik aus dem Frauenleben des Jahres 1886 vor; nicht nur Deutschland, die europäischen Staaten, auch die anderen Welttheile werden berücksichtigt. Frau Morgenstern's „Frauenbestrebungen" haben einen großen idealen und praktischen Zweck; weit entfernt von einer extremen „Emancipation" wollen sie nur die Seiten der weiblichen Natur wecken und fördern, welche bis jetzt vernachlässigt wurden und die aber im Stande sind, gewisse Vorurtheile über mangelhafte Fähigkeiten des Weibes zu beseitigen und ihm eine bessere Rangstufe in der socialen Welt zu erringen. W.

Die beliebten Geographisch-statistischen Tabellen O. Hübner's für 1887, herausgegeben von Univ.-Prof. von Juraschek (Frankfurt a. M., W. Rommel), sind soeben herausgekommen, diesmal aber nicht in dem unbequemen Landkartenformat, sondern als schmuckes oblonges Bändchen. Auch heuer sind neben anderen höchst interessanten Vergleichen auch solche in Betreff der Volksdichtigkeit aller bewohnten Theile der Erde gegeben. Sämmtliche Daten und Zahlen sind von gewohnter Zuverlässigkeit.

Digitized by Google

Inserate.

Neueste Romane

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in **Stuttgart und Leipzig.**

Erlachhof.

Roman von

Ossip Schubin.

2 Bände.

Preis geheftet ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 9.—

Der Oberförster von Margrabowo.

Roman von

Adolf Streckfuß.

2 Bände.

Preis geheftet ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 9.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Neuigkeit von Max Nordau.

Soeben erschien:

Ausgewählte

Pariser Briefe.

Kulturbilder von

Max Nordau.

Zweite vollständig umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage.

1887. 8. 3 ℳ 50 ₰. Eleg. gebunden 4 ℳ 50 ₰.

Leipzig.

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).

CACAO-VERO

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preise per 1/1 1/2 1/2 1/4 = Pfd.-Dose

350 300 150 75 Pfennige

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Soeben erschien die von der Wissenschaft seit 2000 Jahren vergeblich gesuchte Lösung der

Quadratur des Kreises

geometrisch dargestellt v. **O. Widemann,** Ing. **Berlin, Hlge. Geist Str. 4, I. im Selbstverlag. Preis 1 Mark.**

Im Verlage von **Hermann Schönlein** in **Stuttgart** ist soeben erschienen, durch alle Buchhandlungen zu beziehen und in jeder besseren Leihbibliothek zu finden:

Das Loggbuch

des

Kapitains Eisenfinger.

Roman

von

Balduin Möllhausen.

Drei Bände. Preis 15 Mk.

Balduin Möllhausen, der hierzu Berufenste unter allen deutschen Schrittstellern, bietet in diesem Werke einen **Seeroman,** wie ihn in gleicher Bedeutsamkeit die deutsche Literatur bisher noch kaum aufzuweisen hat. Der allbeliebte Autor weiss eben so sehr durch spannende, an Abenteuern reiche Handlung die Phantasie anzuregen und zu fesseln, wie durch die packendsten Schilderungen aus dem Seemannsleben das Gemüth des Lesers zu rühren und zu ergreifen.

Antiquar. Cataloge.

Soeben erschienen und werden gratis und franco zugesandt:

Cat. 140 u. 141. **Culturgeschichte** (2080 Nrn.).

„ 142. **Conchyliologie.**

Frankfurt a/M., Römerberg 3.

K. Th. Völcker.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.,** Oppelstr. 44.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Blutjung

und andere Erzählungen

von

E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. broschirt. Preis ℳ 3.—

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen.

Roman

von

Björnstjerne Björnson.

Deutsch von Wilhelm Lange.

1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis ℳ 4.—

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben;* die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Treu und Frei.

Gesammelte Reden über Juden und Judenthum

von Prof. Dr. M. Lazarus.

gr. 8. geh. Ladenpreis 6 Mark.

☞ Das neueste, hochbedeutsame Werk des berühmten Psychologen enthält eine Auswahl von Reden und Vorträgen, welche derselbe bei den verschiedensten Gelegenheiten über das erwähnte Thema gehalten und bitten wir, dem vortrefflichen Buche, welches das Interesse der Gebildeten aller Stände und Confessionen in seltenem Maße anregen wird, eine gütige allseitige Beachtung schenken zu wollen.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien:

Rechtsstudium und Prüfungsordnung.

Ein Beitrag zur preußischen und deutschen Rechtsgeschichte

von

Geheimrath Professor Dr. **L. Goldschmidt**

in Berlin.

gr. 8. geh. Preis M. 9. —

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
SEP 8 1887

№ 35. Berlin, den 27. August 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das französisch-russische Bündniß. Von Paul Nitz. — Arbeiterwohnungen. Von Ludwig Heimann. — **Literatur und Kunst:** Die deutsche Literatur und die Franzosen. Von Ludwig Noiré. — Ueber die Literatur der Slovenen. Von Friedrich Mallawerch. — Ein musikalisches Novellenbuch. Von Adalbert Meinhardt. — Gastspiele auf Zeitungsredactionen. Von Otto Felsing. — **Feuilleton:** Der Ring am Finger. Von Georg Keben. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung. Von Georg Malkowsky. — Offene Briefe und Antworten: Zum Capitel der Künstler-Jury. Von Theodor Levin. — Notizen. — Inserate.

Das französisch-russische Bündniß.

Von Paul Nitz.

In der Gegenwart, wo so viel und mit besonderer Vorliebe vom Zukunftskriege gesprochen wird, ist vor allen anderen die Frage in den Vordergrund gestellt worden: Wie wird sich im Falle eines europäischen Krieges das Verhältniß zwischen Frankreich und Rußland gestalten? — Es sind viele Stimmen laut geworden, welche eine Allianz zwischen diesen beiden Staaten für das lächerlichste Phantom erklären, weil die Verbindung einer demokratischen Republik mit einer Autokratie eine absolut unnatürliche sei und logisch daher nicht gedacht werden könne, dennoch halten wir schon die bloße Eventualität einer solchen Allianz für zu ernsthaft, als daß sie mit derartigen Phrasen abgefertigt werden könnte, und dies um so weniger, als sich an jener Möglichkeit sowohl unsere eigene wahre Stärke besser prüfen, als auch unser politischer Zustand nach außen richtiger beurtheilen läßt.

Um sich in dieser Sache eine Meinung zu bilden, ist es nothwendig, den Blick anderthalb Jahrhunderte zurückzuwerfen und den Lauf der Politik zu verfolgen, welche Frankreich seit dem Eintreten Rußlands in die Reihe der civilisirten Staaten bis in die Gegenwart hinein diesem Lande gegenüber eingeschlagen hat. Den Grundstein zu der französisch-russischen Verbindung legte Peter der Große auf seiner zweiten europäischen Reise, indem er bei Gelegenheit einer Zusammenkunft mit dem damals noch im Knabenalter stehenden König Ludwig XV. zu diesem die bedeutungsvollen Worte sprach: „Vielleicht können wir mit der Zeit einander nützlich sein.“ Doch beginnt die ununterbrochene Verbindung zwischen beiden Ländern erst mit dem Jahre 1755, in welchem der Marquis Douglas als außerordentlicher französischer Gesandter nach St. Petersburg gesendet wurde. Diesem folgten in kurzer Zeit der Marquis l'Hôpital, der Baron Breteuil und nach Katharinas II. Thronbesteigung die Grafen Belle Isle und Ségur. Um uns zu überzeugen, daß diesen Gesandtschaften ein bestimmter Zweck zu Grunde gelegen und daß ein besonderer politischer Gedanke das französische Cabinet fortwährend dabei geleitet hat, brauchen wir nur einen Blick in die geheimen Instructionen jener Gesandten fallen zu lassen. Schon in des Marquis l'Hôpital Instruction (1767) findet sich die Stelle: daß die „réunion entre les deux cours (von Frankreich und Rußland) un fondement assez solide besitze“, und daß der König diese Mission für sehr wichtig halte. (Lothringen war damals eben erst mit Frankreich vereinigt worden.) Noch weit ausführlicher geht die Instruction des Barons Breteuil auf den fraglichen Gegenstand ein, in welcher nachfolgende Punkte besonders von Interesse sein dürften: 1. die Eintracht zwischen beiden Höfen zu befestigen; 2. dem Großfürsten Thronfolger Gesinnungen einzuflößen „conformes à l'union constante des deux empires“; 3. den englischen Einfluß zu zerstören und dem russischen Kaiser darzustellen, daß sowohl hinsichtlich der Politik, wie des Handels, „l'alliance de la Russie avec la France est succeptible de moins d'inconveniens et la plus avantageuse“; 4. in allen Beziehungen der zwei Reiche von Frankreich und Rußland „directement et exclusivement“ ohne Hinzuziehung eines Dritten zu unterhandeln; dieser Instruction ist außerdem ein „memoire sur la position de la France et de la Russie“ beigegeben, in welchem ein Resumé von allen früheren französischen Missionen nach Rußland vorausgeschickt wird.

Auch unter der Regierung Ludwigs XVI. gelangte das französische Cabinet zu dem Schluß: 1. daß eine französisch-russische Allianz Frankreichs Handel unleugbare Vortheile gewähren würde; 2. qu'il serait de l'interêt de la France d'acquérir un allié prépondérant dans le nord. Es gelang denn auch der Gewandtheit und Energie des älteren Grafen Ségur im Jahre 1787 einen vortheilhaften Handelsvertrag mit Rußland abzuschließen. Jedoch alle seine unermüdlichen Bestrebungen, einen förmlichen Allianzvertrag mit Rußland zu Stande zu bringen, scheiterten damals an den steigenden Verlegenheiten der französischen Regierung im Innern des Landes. „La Russie et la France sont trop loin l'une de l'autre pour se nuire directement,“ sagte der russische Gesandte Graf Stackelberg dem Grafen Ségur in Warschau, „mais leur bonne intelligence serait très utile à l'une et à l'autre“. Am meisten überzeugt von der Nothwendigkeit eines französisch-russischen Bündnisses war jedoch ohne Zweifel Napoleon I. Kaum war er aus Aegypten zurückgekehrt, als er im Anfange des Jahres 1800 auch schon alle Hebel in Bewegung setzte, um eine engere Verbindung mit Rußland einzuleiten, und trotz des langen Widerstandes, in welchem Alexander I. Frankreichs Vergrößerungsprojecten entgegentrat, verharrte Napoleon bei dieser Nothwendigkeit; ja, er war so sehr von dieser Idee durchdrungen, daß er derselben Frankreichs alte Verbündete, die Schweden, die Türken und die Polen zum Opfer brachte. Im hohen Grade bemerkenswerth aber ist es, daß er selbst noch dann, als er schon gegen Rußland auszog, in der Instruction des Gesandten Baron de Pradt in Warschau (vom 18. April 1812) die folgende Erklärung abgab:

Digitized by Google

„Le rétablissement de la Pologne par les armes de l'empire Français est une entreprise hazardeuse, périlleuse même où la France devra lutter également contre ses amis et contre ses ennemis. Dans ces circonstances les dangers sont imminens. L'empereur prévoit que la Pologne rétablie comme la Prusse sera par la suite l'alliée de la Russie — — mais l'Europe étant organisée il n'y a plus de raison pour que la France et la Russie soient en rivalité; ces deux Empires auront les mêmes intérêts, ils agiront d'après les mêmes principes". Letzteres erschien somit Napoleon die Spitze seines politischen Systems. Demgemäß unterhandelte er in Tilsit und in Erfurt. In diesem Sinne wünschte er in Moskau, Breslau, Dresden und Prag Friedensverhandlungen vorzüglich mit Rußland anzuknüpfen. Und der Herzog von Vicenza entwickelte in allen seinen Noten und Besprechungen dem Kaiser Alexander und seinem Cabinet „die hohen politischen Rücksichten, welche den Bund mit Rußland zur festesten Stütze Frankreichs machten".

Diese Ansicht vererbt sich sogleich auf die Regierung der Restauration. Am 30. November 1823 schreibt der Gesandte de la Férronays aus Petersburg: „La France et la Russie, étant bien d'accord et s'entendant bien sur tout, assureront toujours la tranquillité de l'Europe et forceront les autres puissances du continent à vouloir ce qu'elles voudront." Und im December desselben Jahres gibt Chateaubriand dem Gesandten von Talara in Spanien den Wink: „notre vraie politique est la politique russe." — Dans votre politique soyez russe. Ganz damit übereinstimmend erklärte dann auch Carl X.: je veux rester uni à la Russie.

Eine ganz neue Färbung erhielt die französisch-russische Bündnißpolitik unter der Regierung des demokratischen Königs Louis Philippe. Während es bis dahin nur die Cabinette waren, welche dieses Bündniß begehrten, trat jetzt durch die Presse auch das Volk dieser Idee nahe. Die Eiferer und Agitatoren für dieses Bündniß waren damals hauptsächlich Thiers, Emile Girardin und Louis Blanc und von Preßorganen stimmten die „Presse", die „France", der „Commerce", die „Revue de Paris" und viele andere große Blätter mit einem wahren Feuereifer für dieselbe ein; ja das „Journal des Debats" ging soweit, diese Allianz als eine Zukunftsfrage für Frankreich hinzustellen. — Aus dieser Zeit datirt die Entstehung jener chauvinistischen Russenpartei in Frankreich, welche analog der Franzosenpartei in Rußland sich bis in die Gegenwart erhalten hat und mit allen Kräften darnach strebt, ein Bündniß zwischen beiden Staaten zu Stande zu bringen.

Napoleon III. schwenkte zwar anfangs von der russenfreundlichen Politik ab, jedoch nur um sie später desto eifriger zu betreiben. Nachdem er schon auf der Zusammenkunft mit dem Czaren Alexander II. in Stuttgart 1857 eine Annäherung an Rußland versucht hatte, waren es besonders die Jahre 1868—1870, in welchen er unablässig an dem Zustandekommen eines französisch-russischen Bündnisses arbeitete. Sein Plan scheiterte, wie bekannt, an der persönlichen Freundschaft Alexanders II. zum Kaiser Wilhelm, obgleich sich damals in Rußland eine starke Strömung zu Gunsten eines Bündnisses mit Frankreich bemerkbar machte und sogar der Regierung nahestehende Preßorgane wie der „Gerichtsbote", die „Moskauer Zeitung" u. a. m. eine ebenso herausfordernde Sprache gegen Deutschland, wie aufmunternde zu Frankreich führten. Nach dem Sturze Napoleons versuchte die Regierung der „nationalen Vertheidigung", Rußland zu einer Intercession zu Gunsten Frankreichs zu bestimmen, und Thiers setzte alle seine Kräfte daran, das Petersburger Cabinet für diese Idee zu erwärmen. Erst nachdem Rußland jede Einmischung definitiv abgelehnt hatte, schritt man zum Friedensschlusse.

Wenngleich nun die passive Haltung Rußlands während des deutsch-französischen Krieges die Sympathien für dasselbe erheblich vermindert hatten, begann trotzdem schon kurze Zeit darnach die Propaganda für das französisch-russische Bündniß von Neuem und zwar mit ungleich günstigeren Chancen wie früher. Den Agitatoren für dieses Bündniß wurde es leicht, dem revanchedürstenden Volke klar zu machen, daß ein erfolgreicher Rachekrieg gegen Deutschland nur mit Rußlands Hülfe möglich sei. Bald darauf wurde denn auch die famose Patriotenliga gegründet, welche die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens in erster Linie mit Rußlands Hülfe anstrebt. In den langen Jahren seines Bestehens hat es dieser „Bund der Revanche" durch eifrige und vielseitige Agitation, vor Allem aber durch seine russenfreundliche Tendenz zu einer großen Zahl von Anhängern selbst unter dem gebildeten Publikum gebracht, welche sich über ganz Frankreich, in Localvereinen organisirt, vertheilen.

Wir haben aus dieser geschichtlichen Darstellung ersehen, daß der Gedanke eines Bündnisses mit Rußland unter den verschiedenartigsten französischen Regierungen — monarchischen sowohl, wie republikanischen — immer wiedergekehrt ist, daß er wie ein rother Faden in dem Gewebe der Politik der Tuilerien erscheint; bis jetzt ist die Ausführung derselben meist an russischem Widerstande gescheitert, — heutzutage hat dieser Widerstand aufgehört. Was sich bis heute nicht begeben, kann in Zukunft, vielleicht sogar in der nächsten geschehen. Die Ereignisse der jüngsten Zeit, der Boulanger-Cultus in Rußland, das neuerliche Zusammengehen beider Staaten in der ägyptischen Frage, — das Alles sind Dinge, welche auf jeden Fall dazu dienen müssen, unsere ernsthafteste Aufmerksamkeit zu erregen.

Arbeiterwohnungen.

Von Ludwig Heimann.

Es war in den Tagen des großen industriellen Aufschwunges, zur Zeit des Milliardensegens, da man in der ersten Stadt des Deutschen Reiches ein gar absonderliches Schauspiel erblicken konnte. Da draußen, „wo die letzten Häuser stehen", wo sich eine weite unbebaute Fläche ausdehnte, war über Nacht eine neue Stadt erstanden. Lange Reihen von Zelten und Behausungen aller Art, aus Latten und Pflöcken der primitivsten Art zusammengeschlagen, von einer großen Schaar von Inwohnern belebt, zeigten sich hier dem erstaunten Zuschauer. Das war die Stadt der Plebejer, die freilich nicht vor die Thore der Stadt gezogen waren, wie einst vor 2000 Jahren ihre Leidensgenossen auf den mons sacer, in wildem Trotz gegen den Uebermuth der heimischen Aristokraten. Die Residenz Berlin hatte keinen Platz mehr für diese ihre Kinder. Sie mußte stolze Paläste bauen für die neugeschaffenen Millionäre und glänzende Wohnungen für den neuen strebsamen Mittelstand; mit den kleinen und kleinsten bisherigen Arbeiterwohnungen mußten für theures Geld die bescheidenen Dummköpfe vorlieb nehmen, die sich an dem allgemeinen Speculationstaumel nicht betheiligen konnten oder wollten. Und die Arbeiter? Sie waren bei diesem Umwandlungsproceß einfach aus der menschlichen Gesellschaft herausgedrängt. Es war für sie kein Raum mehr in der Stadt, sie waren im wahren Sinne des Wortes an die Luft gesetzt. Da wir uns aber glücklicherweise in einem weit vorgeschrittenen Culturzustande befinden, in dem Religion wie Sitte die Menschenliebe nicht bloß gegen uns selbst zu einer ernsten Verpflichtung machen, so kamen auch die Väter der Stadt den armen Obdachlosen liebreich entgegen, indem sie ihnen sagten: „Hier habt ihr eine große Wiese, da könnt Ihr Euer Haupt hinlegen, und in Anbetracht der Umstände verlangen wir dafür nicht einmal eine Steuer von Euch."

Da zogen sie denn hinaus, die Arbeiter Berlins, mit Weib und Kind und Hab und Gut und bauten sich Zelte zum Schutz gegen Wind und Regen und richteten sich ein, so gut es ging. Es waren ja schöne, warme Sommertage. Kinder und Frauen freuten sich des Sonnenlichtes und der frischen Himmelsluft, die vordem nicht in ihre dumpfen Behausungen gedrungen waren. Und so entwickelte sich ein flottes Leben da draußen in der neuen Arbeiterstadt, des Sonntags zog ganz Berlin hinaus und freute sich dieses Stückes Berliner Volks-

Digitized by Google

lebens. Berliner Witz und Humor hatte auch hier in mannigfacher Form dazu beigetragen, dem bitteren Ernst des Lebens eine heitere Seite abzugewinnen. Leierkasten und Ziehharmonika ließen ihre schönen Weisen ertönen, Gesang und Heiterkeit überall. So freute sich Alles dieses neuen improvisirten Volksfestes, das im Grunde die bitterste Anklage gegen die jetzigen socialen Zustände bildete, indem damit laut und offenbar vor aller Welt verkündet wurde, daß die Millionenstadt, die zugleich eine Stadt der Paläste und eine Stadt der Fabriken ist, den Männern der Arbeit und ihren Familien kein schirmendes Obdach zu bieten vermochte.

Nun, und heute, wie steht es jetzt, anderthalb Jahrzehnte später? Jener Ausnahmezustand hatte sehr bald ein Ende genommen, schließlich fühlte man doch, daß es sich hier um eine offenkundige Schmach handele; es wurde daher wieder Raum in der Stadt geschaffen, und es kehrten wieder normale Zustände zurück, d. h. die Arbeiter wurden wieder in die normalen Arbeiterwohnungen eingepfercht, die eine wohl berechnende Oekonomie in den thurmhohen Miethskasernen und finsteren Höfen in dem Maße trauriger und gemeinschädlicher zu machen verstand, in welchem durch die anwachsende Bevölkerung die Nachfrage nach denselben immer größer wurde. Und so wie in Berlin ist es allenthalben im Deutschen Reiche, in allen größeren Städten, in allen Fabrikorten, in allen Gegenden, in denen ein größerer Zusammenfluß von Arbeitern stattfindet. Ja, das Uebel hat, anstatt sich zu vermindern, derart zugenommen, daß gerade die Wohnungsnoth eine hervorragende Stellung unter den heutigen socialen Mißständen einnimmt. An zahlreichen Vorschlägen zur Abhülfe in dieser dringenden Noth hat es allerdings nicht gefehlt; aber es ist wohl nichts so bezeichnend für die Schwerfälligkeit, mit der man in Deutschland an der Lösung wichtiger socialer Aufgaben herangeht, als die so überaus geringen Erfolge, die man bei uns mit der Herstellung billiger und zweckentsprechender Arbeiterwohnungen erzielt hat. Bereits ist eine ganze umfangreiche Literatur über diese Frage erwachsen, die große sociale Bedeutung derselben ist in zahlreichen Publikationen mit deutscher Gründlichkeit auf das Ueberzeugendste nachgewiesen, Preisaufgaben sind hierüber ausgeschrieben und auch bearbeitet worden, Architekten haben die schönsten Skizzen für Arbeiterwohnungen und Arbeiterhäuser ausgeführt, auch Vereine haben sich zur Beschaffung guter und billiger Wohnungen für die Arbeiter gebildet, — aber die Bücher und architektonischen Arbeiten ruhen in den Bibliotheken, die Vereine haben keine Mitglieder und kein Geld, und die Arbeiter führen ihr Dasein weiter in den dumpfen, ungesunden und dabei theuren Wohnungen, in jenen Brutstätten des socialen Elends, in denen die Keime physischer und moralischer Verkommenheit für ganze Generationen liegen.

In wie hohem Grade die schlechte Beschaffenheit, sowie die Ueberfüllung der Arbeiterwohnungen auf die Gesundheits- und Sterblichkeitsverhältnisse der betreffenden Bevölkerungsclassen von Einfluß sind, wird sich auf das Genaueste ziffernmäßig nachweisen lassen, wenn sich erst die Statistik mit dieser Sache mehr beschäftigt haben wird. Die gerade mit diesen Forschungen verbundenen nicht unerheblichen Schwierigkeiten mögen die Ursache sein, daß bisher erst so wenige hierauf bezügliche Arbeiten vorhanden sind; aber diese wenigen Untersuchungen, die wir hierüber kennen, geben die schlagendsten Beweise für das von uns Gesagte, und selbst wenn es sich bei ihnen vorläufig nur um engere, local begrenzte Kreise handelt, so wird man doch nicht fehl gehen, wenn man die hier gewonnenen Resultate auch auf größere Verhältnisse anwendet. So entnehmen wir aus einer eingehenden Arbeit des Statistikers Körösi über Sterblichkeitsverhältnisse in Budapest, daß nach den statistischen Beobachtungen die Bevölkerung der Kellerwohnungen gegen die der Parterrewohnungen ein um mehr als zwei Jahre, und gegen die ein oder zwei Treppen hoch Wohnenden ein um mehr als vier Jahre kürzeres Durchschnittsalter zeigen. In den Kellerwohnungen von Budapest starben in der Beobachtungsperiode mehr als in anderen Wohnungen: überhaupt 35,5 %, an nichtinfectiösen Krankheiten 32,6 %, an Infectionskrankheiten 60 %, an Croup 42 %, an Keuchhusten 100 %, an Masern 159 %, an Diphtherie 10 %. Mit Bezug auf die Wohnungsdichtigkeit endlich betrug das Durchschnittsalter der in Wohnungen Verstorbenen:

		1872—1875	1878—1881
mit 1— 2	Inwohn. pr. Zimmer	36 Jahre — Mon.	36 Jahre 8 Mon.
„ 2— 5	„ „ „	32 „ 9 „	34 „ 3 „
„ 5—10	„ „ „	31 „ 8 „	32 „ 1 „
„ mehr als 10	„ „ „	29 „ 1 „	31 „ 7 „

Zu gleichen Resultaten, ebenfalls für die Sterblichkeit in Pest, ist Professor Dr. v. Fodor durch seine, die 15 Jahre 1863 bis Ende 1877, umfassenden Untersuchungen gelangt, die er im vorigen Jahre im „Archiv für Hygiene" veröffentlicht hat, und die sich auf ca. 550 Häuser erstrecken. Danach kamen in diesen Häusern in dem genannten Zeitraum auf 10,000 Einwohner:

Todesfälle an	Einwohner pro Wohnzimmer			
	weniger als 1	1—2	2—4	mehr als 4
Cholera . .	61	131	219	327
Typhus . .	116	161	203	304
Darmkatarrh	43	78	104	158
Pneumonie .	35	53	75	92
Pocken . .	53	95	188	270
Masern . .	16	32	57	84
Scharlach .	44	68	79	66

Einen weiteren interessanten und wichtigen Beleg für den Einfluß der Bevölkerungsdichtigkeit auf die Sterblichkeit veröffentlichte kürzlich Dr. Russel in einer Arbeit in der englischen medicinischen Zeitschrift „The Lancet", welche das Ergebniß der diesbezüglichen Statistik in den acht wichtigsten Städten Schottlands für die Jahre 1871—1880 zusammenstellte. Die der Arbeit beigefügte statistische Tabelle gibt zunächst die Durchschnittszahl der Todesfälle unter den Einwohnern pro Jahr und Acrefläche der Miethszimmer, dann die der Einwohner pro Zimmer, endlich die Durchschnittszahl und den Procentsatz der Todesfälle für die Personen in Wohnungen von einem, von fünf und von mehr Zimmern. Die gegebenen Zahlen weisen eine nahe Beziehung der Sterblichkeit zur Bevölkerungsdichtigkeit nach, wenn die Personenzahl nicht, wie gewöhnlich unvollkommener Weise pro Acre, sondern pro Zimmer berechnet wird. So z. B. betrug die Bewohnerzahl pro Zimmer 1,87 in Dundee, 1,91 in Greenock, 1,98 in Taisley und 2,05 in Glasgow, und in derselben Reihenfolge stieg die mittlere Zahl der Todesfälle in den vier Städten, 25,7, 27,4, 27,8 und 28,6 pro 1000. In den übrigen vier Städten stieg die Durchschnittszahl der Todesfälle von 21,7 in Aberdeen auf 23,2 in Edinburg; die Personenzahl pro Zimmer betrug in annähernd derselben Reihenfolge 1,31 bis 1,67. Dr. Russel hielt es für wahrscheinlich, daß auch die kleinen Ungleichmäßigkeiten in der Parallele ganz verschwinden würden, wenn die Größe der Zimmer mit in Betracht gezogen würde.

Noch weitere, in anderen Städten gemachte Erfahrungen bestätigen lediglich die obigen statistischen Zahlen, sodaß es sich als statistisch erhärtete Thatsache hinstellen läßt, daß der Aufenthalt in überfüllten Wohnungen vom schädlichsten Einfluß ist und eine sehr empfindliche Lebensbedrohung involvirt.

Was sich aber nicht ziffernmäßig ausdrücken läßt, jedoch seiner ganzen Bedeutung nach viel schwerer in die Wagschale fällt, als der hier bezeichnete große Nachtheil an Leben und Gesundheit, ist der so ungemein schädigende Einfluß schlechter und überfüllter Wohnungen auf Geist und Gemüth der Inwohner. Zu den zahlreichen Familiengliedern, die im engen Wohnraume zusammengepfercht sind, kommen noch fremde Mitwohner, die zur Verringerung der theuren Miethe mit aufgenommen werden, und so geschieht es nur zu oft, daß die Stätten der friedlichen Häuslichkeit, die bestimmt sind, sittigend auf den Charakter des Menschen zu wirken, zu den schlimmsten Brut- und Pflegestätten aller Laster werden. Naturgemäß treten alle diese Schäden im größten Maßstabe dort auf, wo ein großer Zusammenfluß von Arbeitern ist, in den großen

Digitized by Google

Städten und in den Industriebezirken; also dort hätte auch am Meisten zur Abwendung der besprochenen Mißstände geschehen müssen. Wie überaus wenig ist aber in dieser Beziehung von den Großindustriellen gethan, die nur in ihrem allereigensten Interesse handeln würden, wenn sie sich durch Errichtung guter, gesunder Arbeiterwohnungen eine ständige, zuverlässige Arbeiterbevölkerung schafften! Wohl haben verschiedene Etablissements, durch die Nothwendigkeit gezwungen, Arbeiterwohnungen hergestellt; aber sehr richtig bemerkt ein competenter Beurtheiler dieser Verhältnisse, der Regierungs- und Medicinalrath Dr. Beyer in seinem 1876 erschienenen Werke „Ueber die Fabrikindustrie des Regierungsbezirks Düsseldorf vom Standpunkte der Gesundheitspflege" hierüber: „Alle von den Etablissements errichteten Wohnungen sind Miethwohnungen, welche der Arbeiter nur, während er in Diensten des Etablissements steht, zu benutzen vermag, und in welchen er somit eine dauernde Heimath für sich und die Seinigen zu gründen nicht im Stande ist. An und für sich hat deshalb die Errichtung von Arbeiterwohnungen seitens der einzelnen Etablissements noch keineswegs die Bedeutung von Wohlfahrtseinrichtungen, wie dies wohl hier und da angenommen wird, weil in den meisten Fällen nur zu sehr das eigene Interesse der Arbeitgeber maßgebend ist; den Charakter einer Wohlfahrteinrichtung verdient die Errichtung nur da, wo nicht bloß dem Zweck genügt wird, sondern wo darüber hinaus mit wirklicher Fürsorge der Wohnlichkeit, Gesundheit u. dgl. Rechnung getragen ist."

Was aber hier von dem einen Regierungsbezirk gesagt ist, gilt auch von den übrigen Industriebezirken Deutschlands; und an diesem Gesammtresultat vermögen einzelne wenige Ausnahmen, wie z. B. die ausgedehnte Arbeitercolonie von Krupp in Essen und die aus mehr als 1000 Häuschen bestehende Arbeiterstadt in Mühlhausen im Elsaß nichts zu ändern. Und ebensowenig wie in den Industriebezirken ist, wie bereits erwähnt, in den größeren Städten etwas Bemerkenswerthes zur Herstellung guter Arbeiterwohnungen geschehen. Zur Beleuchtung der hier herrschenden Zustände mag folgende kurze Notiz aus der „Elberfelder Zeitung" dienen: „Elberfeld, 4. Mai. Gelegentlich des heutigen großen Mai-Umzugstermins sind hier über 400 Arbeiterfamilien, die bis zur Mittagsstunde ihre alten Wohnungen geräumt haben mußten, noch ohne ein neues Heim, so daß die Armenverwaltung, um nur überhaupt ein Unterkommen für die Leute zu schaffen, zu Miethzinsbeihülfen im großen Stile sich entschlossen hat. Gebaut ist im vorigen Jahre sehr viel worden und an Wohnungen mittleren und großen Umfanges kein Mangel, allein es fehlt an kleinen Wohnungen für die armen Leute. Auch in unserer Nachbarstadt Barmen wird sehr über Wohnungsmangel geklagt." Wahrlich diese wenigen Zeilen enthalten mehr als ein großes Buch von Schilderungen des Jammers und des Elends des arbeitenden Volkes, in diesem kurzen trockenen Bericht spricht sich die furchtbarste Anklage gegen die unverzeihliche, sträfliche Gleichgiltigkeit der besitzenden Classen aus, die mit stumpfsinniger Sorglosigkeit diese Misère heranwachsen und die traurigsten Folgen derselben sich ruhig vor ihren Augen abspielen sieht. Vierhundert Familien auf das Straßenpflaster geworfen! Ist es dann etwa zu verwundern, wenn sich in Kopf und Herz dieser Bedauernswerthen Groll und Haß gegen die bestehenden Zustände einnistet, wenn diese Unglücklichen in den trübseligen Stätten, in welche sie schließlich mit Frau und Kindern hineingepreßt werden, immer mehr und mehr von der Gemeinsamkeit der Interessen mit ihren übrigen Mitbürgern hinausgedrängt werden? So, in dieser Weise, werden die Feinde der Gesellschaft von uns selbst groß gezogen, und wenn dann ein Ort, wie hier Elberfeld, ein Hauptheerd der Socialdemokratie wird, liegt nach solchen Vorgängen die Erklärung sehr nahe.

Zu verwundern ist es, daß auch das Genossenschaftswesen, das in so kurzer Zeit in Deutschland eine große Verbreitung gewann, trotz vielfacher Bemühungen von Schulze-Delitzsch selbst nach dieser Seite hin keine Aenderung schaffen konnte. Es bestehen jetzt im Ganzen 4170 Genossenschaften nach dem Schulze-Delitzsch'schen System, unter dieser großen Menge aber nur 33 Baugenossenschaften, und diese geringe Anzahl von Genossenschaften scheint noch dazu ein wenig ersprießliches Dasein zu fristen. Nach dem Bericht der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften für das Jahr 1885 hatte von den Baugenossenschaften nur eine mit sehr bescheidenen finanziellen Ergebnissen ihren Abschluß mitgetheilt; wie es den anderen ergehen mag, ist nicht bekannt geworden. Sehr bezeichnend ist eine Stelle in dem Jahresbericht der Genossenschaften für 1881, in dem die Anwaltschaft sich wie folgt äußerte: „Die Baugenossenschaften beschränken sich, nachdem nirgends mehr ein ungewöhnliches Wohnungsbedürfniß hervortritt (!), meist darauf, ihre Wohnungen bestmöglichst zu verwerthen, was, wie der einzige Abschluß, der veröffentlicht ist, beweist, auch bisweilen mit Schwierigkeiten verbunden ist. Die größte Schwierigkeit für diese Genossenschaften aber liegt in der Beschaffung eines ausreichend unkündbaren Capitals."

Schon im Jahre 1872, zur Zeit der großen Wohnungsnoth in Berlin, hatte Schulze-Delitzsch auf die unbedingte Nothwendigkeit der Beschaffung größerer Capitalien zu dem gedachten Zweck hingewiesen. In einer in dem genannten Jahre abgehaltenen Volksversammlung, hielt er eine Rede, in welcher er seine Pläne, betreffend die Bildung von Baugenossenschaften ausführlich darlegte und u. A. sagte: „Man dürfe nicht außer Acht lassen, daß man in kleinen Orten, wo die Wohnungsnoth nicht so drückend ist, wo man noch der Zukunft etwas überlassen kann, mit bloßen Arbeitergenossenschaften wohl auszukommen vermag; aber wenn es sich um Aufgaben handelt wie in Berlin, wo sich die Sache nicht vertagen läßt, wo der Nothstand ein furchtbar dringender geworden ist, dann werden wir wohl die Organisation der Genossenschaften, die diesen Nothstand beseitigen sollen, in etwas ausgedehnterer Weise vornehmen müssen. — Nur großartige Unternehmungen können hier in Berlin die Abhülfe der Wohnungsnoth bringen, solche aber müssen im Beginn mit großartigen Mitteln in Angriff genommen werden. Mit Capital-Ansammlung in 10 oder 12 Jahren kann hier die Wohnungsnoth nicht beseitigt werden; wir müssen sofort große Capitalien zur Verfügung haben, wenn wir zu dem gewünschten Resultate gelangen wollen. Es handelt sich ferner um eine größere Speculation. Es muß in der nächsten Umgebung Berlins ein größerer Länderkomplex angekauft werden; dabei spricht die Speculation mit, und dies ist kein Feld, auf welchem die Arbeiter zu Hause sind. Wir müssen also das Capital in großen Massen hervorzuziehen suchen und zwar in einer Form, daß es das Unternehmer-Risiko zu übernehmen hat. Es kann und darf nicht das Risiko den Arbeitern aufgebürdet werden, das wäre ganz entschieden gegen den Geist des Genossenschaftswesens. Das Unternehmer-Risiko muß das Capital übernehmen; nur wenn später der Arbeiter selbst ein Gebäude als Eigenthümer übernimmt, dann muß er natürlich auch das Risiko selbst übernehmen. Wenn man die Capitalisten im Großen und Ganzen aber für diese Bauunternehmungen gewinnen will; so muß man ihnen auch diejenigen Bedingungen zugestehen, unter welchen überhaupt ein Capitalist seine Mittel zu einem solchen Unternehmen hergibt. Hierbei ist daran festzuhalten, das ein Capitalist sich immer nur mit einer gewissen Summe an einem Unternehmen betheiligen wird, weiter will er aber nicht dabei betheiligt sein, jedenfalls niemals mit seinem ganzen Vermögen. Ferner ist bei Bildung von Genossenschaften darauf zu sehen, daß ihre Selbstständigkeit gegenüber den Unternehmern aufrecht erhalten bleibt; sie müssen sich selbst regiren und dürfen nach keiner Seite hin beeinflußt werden. Sie müssen frei ihre Interessen wahrnehmen können ohne Einspruch seitens der Capitalisten. Es müssen daher beide Sachen streng geschieden werden, die Capital-Genossenschaft als Unternehmer und die Personal-Genossenschaft als Kunde. Beide Genossenschaften aber müssen sich, nachdem sie sich unabhängig von einander und jede in ihrer Art selbstständig organisirt haben, die Hände reichen, dann werden sie die große Frage, die gegenwärtig alle Gemüther bewegt, in der einfachsten Weise zur Lösung bringen. Während der Capital-Genossenschaft das Feld der Speculation

Digitized by Google

einzuräumen ist, die möglichst zweckmäßige Erwerbung großer Baucomplexe, hat die Personal-Genossenschaft die Aufgabe, die Sammlung von Capitalien unter ihren Mitgliedern zu organisiren, dann aber als Genossenschaft mit der Capitalgenossenschaft in ein freies Contract-Verhältniß zu treten, über den Bau von Arbeiter-Wohnungen resp. über die Erwerbung derselben zu verhandeln. Wenn an der gegenseitigen Selbstständigkeit beider Genossenschaften und an der Wirksamkeit einer jeden innerhalb der ihr zugewiesenen Sphäre festgehalten wird, so wird es gelingen, der Wohnungsnoth Herr zu werden."

Aber trotz allen diesen Auseinandersetzungen und trotz allen Bemühungen gelang es nicht, das Capital zu dem gedachten gemeinnützigen Zwecke heranzuziehen. Baugesellschaften sind allerdings in jener Zeit massenhaft entstanden, und nach den wortreichen Prospecten derselben lagen ihrer Errichtung die edelsten, uneigennützigsten Motive zu Grunde. Die reine Menschenliebe, einzig und allein die Absicht, ihren Nebenmenschen billige und schöne Häuser auf bequeme Weise zu verschaffen, hatte die Gründer der Actien-Baugesellschaften zu ihrem Vorgehen veranlaßt. Nie aber ist ein schmählicheres Spiel mit dem Vertrauen der Menschen getrieben worden, wie hier, gerade die zahlreichsten Actien-Baugesellschaften jener Zeit gehören zu den allerärgsten Schwindelanstalten der traurigen Gründerperiode. Für die dringendsten Bedürfnisse der nothleidenden Bevölkerung war es nicht möglich, nur geringe Summen zusammenzubringen, während ein wildes Speculationsfieber hier Millionen in frivolster Weise verschlang. Wahrlich, diese sich hier zeigenden krassen Gegensätze sind nicht geeignet, trostreiche Aussichten auf die wirthschaftliche und sociale Zukunft unseres Vaterlandes zu eröffnen. (Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Die deutsche Literatur und die Franzosen.

Von Ludwig Noiré.

Daß die Franzosen in neuerer Zeit sich mit deutscher Sprache und Literatur ernsthaft vertraut gemacht haben, ist eine anerkannte und hocherfreuliche Thatsache. Die Zeiten, in denen nationales Vorurtheil und Selbstüberschätzung kaum eine oberflächliche Kenntniß der Gedankenschätze unserer geistigen Heroen für wünschenswerth und nothwendig hielten, sind gottlob vorüber und mit ihrem letzten Repräsentanten, Victor Hugo, bestattet worden. Solche Ergötzlichkeiten, wie die bekannte Version: Je suis le docteur Gar (heiße Magister, heiße Doctor gar) oder die Uebersetzung des Verses aus Schiller's Tell: Hier steh ich auf dem Meinigen: Je suis ici debout sur le Meinigen, den der Uebersetzer (Philarète Chasles) für einen Berg hielt, sind wohl für immer unmöglich geworden.

Daß es hier, auf dem geistigen Gebiete, weit freundlicher und friedlicher ausschaut als vor sechzehn Jahren, ist nach meinem Dafürhalten ein erstes Symptom künftiger Verständigung zwischen zwei Nationen, die vor allen anderen berufen sind, sich zu verstehen und an dem gemeinsamen idealen Werke der Menschheit gemeinsam zu arbeiten. Ja, ich bin überzeugt, die Zeit ist nicht allzu fern — trotz aller gegentheiligen Anzeichen, wie die Abfahrt Lohengrin's mit seinem Schwan und das Abdampfen Boulanger's auf seiner Locomotive — wo die beiden Nationen, den brennenden Schmerz allmählich vernarbender Wunden vergessend, sich wieder die Hand reichen und ihren hohen Beruf, den Culturfortschritt und die freiheitliche Entwickelung Europas, in vereintem Streben rüstig fördern werden. Was ist uns doch der Moskowiter und welche Segnungen können wir von ihm, dem Erzfeinde europäischer Cultur, erwarten? Die Verschwörungspolitik aber eines russisch-französischen Bündnisses würde ihren Urheber bei den Nachgeborenen mit dem Namen eines Ephialtes brandmarken.

Zwei geistige Gebiete sind es, die vor allen anderen die Zukunft trostreicher und freundlicher gestalten werden, während allerdings in der Gegenwart der ernste Politiker noch mit sorgenvoller Stirne die Bestrebungen des Nachbarn mißtrauisch zu beobachten hat, ich meine die vergleichende Sprachenkunde und das, was Goethe die Weltliteratur nannte und unter diesem Namen freudig begrüßte. Daß das Denken, Fühlen, Meinen und Glauben der europäischen Culturvölker in allen Fasern auf's innigste verwoben und verwachsen ist, das haben die ernsten Pfleger und Förderer dieser beiden Wissenschaften überall zu predigen und als frohe Botschaft zu verkündigen. „Lernt euch verstehen und ihr werdet euch lieben, zum wenigsten nicht hassen!" So lautet der Inhalt dieser Botschaft. Euch verstehen aber werdet ihr, wenn ihr zuerst die Sprache, jenes kostbare Gemeingut der Menschheit und dann die in ihr von den edelsten Genien niedergelegten Schätze verstehen lernet. An diesem hohen und schönen Friedenswerke arbeiten unbewußt und in der Stille die echten, vorurtheilsfreien Männer der Wissenschaft in beiden Nationen. Der Geist hat wieder zu vereinigen, was die Worte getrennt haben, oder, nach Lessing's schönem Ausspruch, das geprägte Gold in vollwichtige alte Münze umzuwandeln.

Einen hübschen Beitrag zum Gemeinverständnisse menschlichen Denkens enthält das Juli-Heft der „Revue des deux Mondes" unter dem Titel L'histoire des mots von Michel Bréal, dem Professor der vergleichenden Sprachenkunde in Paris. Das hochwichtige Capitel der Bedeutungsentwickelung (im Gegensatze zu dem von der heutigen Linguistik fast ausschließlich gepflegten Lautwechsel) bildet den Inhalt dieses Aufsatzes.

Freilich bin ich darin auf Stellen gestoßen, die beweisen, daß es mit der wahren Verständigung nicht so schnell voran geht und daß die alte Erbsünde der Oberflächlichkeit auch den gelehrten Franzosen noch hie und da durch die Glieder zuckt. Es schreibt nämlich der Verfasser (S. 209): Quand Goethe dit dans son Iphigénie: „Denkt Kinder und Enkel". Souvenez-vous de vos enfants et descendants, c'est un génitif qu'il prétend employer. Mais rien ne l'indique au dehors. Den weltberühmten Parzengesang so zu verunglimpfen, die wunderbar ergreifend austönenden Schlußworte so mißzuverstehen, ist, gelinde gesagt, arge Ketzerei. Uebrigens ist es auch mit der aus dieser Stelle geschöpften linguistischen Weisheit nichts, obschon sie mit der geistreichen Phrase umkleidet ist: La difficulté de la langue allemande tient en partie à ces touches qui résonnent seulement pour l'oreille intérieure. Denn „Kinder und Enkel" ist wahrhaft und wirklich Accusativ, mit welchem Casus das Wort denken namentlich bei Dichtern vielfach construirt wird, hierin dem Beispiele zahlloser Verba folgend, die ehedem im Deutschen den Genitiv regierten, jetzt aber die verstandesmäßigere, accusativische Rection angenommen haben. So sagt schon Klopstock: „Aber Alle denken Gott und freuen sich Gottes" (Psalm). Und Vater Gleim:

Da, Friedrich, ging Dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher,
Dacht' in dem mörderischen Kampf
Gott, Vaterland und Dich.

Ueber die Literatur der Slovenen.

Von Friedrich Mallawerch.

Problematisch, wie die Zukunft der Slovenen, ist auch der künstlerische Werth ihrer Literatur. Die krampfhaften Bemühungen, eine solche zu schaffen und das Verhältniß derselben zu den politischen und socialen Entwickelungsstadien des Volkes sind jedoch von culturhistorischem Interesse, und von diesem Standpunkte aus wollen wir es in den folgenden Zeilen versuchen, das Entstehen und Wachsen der slovenischen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert zu skizziren und in knappen Zügen

Digitized by Google

die oben angedeuteten Beziehungen zwischen Kunst und Leben aufzudecken ohne jedoch den Rahmen eines Feuilletons zu überschreiten.

Die ersten Anfänge literarischer Thätigkeit und die ersten Spuren des erwachenden Nationalbewußtseins fallen in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Wie allerorts, wohin die Reformation vordrang, wirkte sie auch in den slovenischen Landestheilen belebend und erfrischend auf die Geister. Dieser Aufschwung war jedoch nur von kurzer Dauer; die mit starker Hand durchgeführte Gegenreformation vernichtete die ausgestreute Saat. Wäre es den Slovenen möglich gewesen, auf den durch den Protestantismus gelegten Fundamenten weiter zu bauen, so stünden sie heute nicht nur culturell bedeutend höher, sondern wären, bei Erhaltung ihres damaligen Territorialbesitzes, auch politisch ein Factor, mit dem man ernstlich rechnen müßte.

Zweihundert Jahre mußten vergehen, ehe sich die erste Reaction wider die Folgen der Gegenreformation bemerkbar machte. — Die Sprachgrenzen hatten sich indessen immer enger und enger zusammengezogen, während die Städte durch den fortwährenden Zuzug fremder Elemente ganz deutsch oder italienisch geworden waren. Die wenigen und unbedeutenden literarischen Producte dieser Periode zeigen deutlich, wie sehr die Sprache unter dem fremden Einflusse degenerirte, und der geringe Absatz derselben ist Beweis genug, daß alles Interesse für eine nationale Literatur geschwunden war.

Aus diesen Andeutungen ist zur Genüge ersichtlich, daß die Situation der Slovenen am Ausgange des 18. Jahrhunderts eine geradezu trostlose war, aber die durch die französische Revolution hervorgerufene Bewegung erweckte auch dieses, im Laufe der Zeiten numerisch zusammengeschmolzene und geistig fast vollkommen verkümmerte Völkchen zu neuem politischen Leben, aus welchem sich logischerweise auch ein künstlerisches Streben entwickelte.

Die ersten Anregungen gingen von Anton Linhard aus, dessen Verdienste von den Slovenen viel zu wenig gewürdigt werden. Linhard war als Dichter durchaus nicht bedeutend, er machte auch nicht Schule, er war jedoch ein heller Kopf, ein feingebildeter Mann und ein organisatorisches Talent ersten Ranges. Seine deutsch geschriebene Geschichte Krains hatte den Zweck, die deutsche Intelligenz des Landes für die verachtete nationale Sprache einzunehmen und einen speciell krainischen Localpatriotismus großzuziehen, der, sobald er zur Idee des allgemeinen Oesterreicherthums in einen Gegensatz trat, seine Anhänger natürlicher Weise der nationalen Bewegung zuführte. Dieser feine Coup gelang vollkommen; aus ihm erklärt sich auch die noch heutigen Tages nicht seltene Erscheinung, daß selbst enragirteste Nationale die slovenische Sprache nur sehr mittelmäßig beherrschen. — Linhard hatte Glück, insbesondere bei den krainischen Aristokraten, vor Allen den Grafen Hohenwart und den Freiherrn von Zois, deren Familien er, ad captandam benevolentiam, in seiner „Geschichte" über die Maßen verherrlicht hatte. Sigmund Zois, der reichste Cavalier des Landes, begann die literarischen Denkmale der Vergangenheit zu sammeln und wog sie mit Gold auf; er verfaßte Couplets, die als Einlagen in italienische Opern im landschaftlichen Theater in Laibach gesungen wurden und ermunterte Linhard zu weiterem Schaffen. Die Folge davon war ein Lustspiel, noch heute das beste der slovenischen Literatur, das, von aristokratischen Dilettanten dargestellt, zündend wirkte. Linhard hatte Beaumarchais „Figaro's Hochzeit" bearbeitet, d. h. mit vielem Geschicke nationalisirt. Die von ihm eingeflochtenen Bauernscenen sind köstliche der Natur abgelauschte Cabinetstücke voll echten Humors und bezeugen Linhard's feinen literarischen Geschmack, während ein zweites Lustspiel, das Linhard nach einem deutschen Motive bearbeitete, geringeren Erfolg hatte.

Durch Zois und Linhard angeregt, veröffentlichte der gelehrte Priester Valentin Vodnik eine Reihe lyrischer Gedichte, die, sich an nationale Volkslieder anlehnend, schnelle Verbreitung fanden. Ganz besonders gefielen Vodnik's Vaterlandslieder, welche man auch die besten unter seinen Gedichten nennen muß; während seine rein lyrischen Gedichte oft platt, sogar trivial sind, findet er für patriotische Empfindungen die schönsten, begeisterndsten Ausdrücke. Vodnik fand viele Nachahmer, zwar hatten die Meisten mehr guten Willen, als literarisches Talent, durch ihr Wirken trugen sie jedoch sehr viel dazu bei, das Publikum für die nationale Dichtung überhaupt empfänglich zu machen. Ueberall, wo Slovenen wohnten, fanden sich begeisterte Patrioten und bildeten literarische Gesellschaften, und als im Jahre 1806 die französische Regierung das Königreich Illyrien errichtete, wußte sie diesen Umstand geschickt zu benutzen, um die Slovenen für die neue Staatsordnung einzunehmen. Man gewährte der slovenischen Sprache weitgehende Concessionen in Amt und Schule und Vodnik's bedeutendstes, geradezu classisch schönes Gedicht, seine Hymne an Napoleon, gab dem Dankgefühle der Nation Ausdruck.

Die staatliche Begünstigung, die nun den slovenischen Bestrebungen zu Theil wurde, förderte auch das Gedeihen der Literatur. Bartholomäus Kopitar, der später berühmt gewordene Slavist, veröffentlichte eine historische Grammatik, Vodnik aber begründete die erste slovenische Zeitung. Mit dem Abzuge der Franzosen trat zwar ein momentaner Stillstand ein, da die österreichische Regierung alle Concessionen der Franzosen wieder rückgängig machte, die slovenische Sprache aus den Schulen verbannte und Vodnik sogar seiner Stellung entsetzte, doch dies Alles hinderte die Slovenen nicht, frisch und fröhlich weiter zu bauen. Eine literarische Bedeutung kann man zwar den schriftstellerischen Producten dieser Jahre (1809—1830) nicht zusprechen, doch wurde durch sie die Sprache ausgebildet und verfeinert, zugleich aber das Interesse der Massen für die junge Literatur erhalten und gestärkt. Ganz besonders sei hier Franz Metelkos erwähnt, dessen zahlreiche Schriften zur Erreichung des angedeuteten Zweckes wohl am Meisten beitrugen.

Das Jahr 1830 kann als das Geburtsjahr der slovenischen Nationalliteratur in des Wortes eigentlichem Sinne bezeichnet werden. Mathias Tschopp, ein hochgebildeter Mann und trefflicher Kenner seiner Muttersprache, veranlaßte die Gründung der „Krainischen Biene", eines literarischen Journals, dessen erstes Bändchen in eben diesem Jahre erschien. Es enthielt eine Reihe lyrischer Gedichte, von welchen jedoch nur diejenigen Franz Preschiren's bleibenden Werth beanspruchen können.

Mit Preschiren beginnt eine neue Phase in der slovenischen Literatur, gegen welche die Anhänger der alten Schule sofort reagirten, denn Preschiren betrachtete die Literatur als Kunst und fühlte sich als Künstler entbunden von allen Rücksichten, welche seine schriftstellernden Vorgänger auf die zelotischen Ansichten des katholischen Clerus genommen. Der Kampf, der nun entbrannte, war ein erbitterter und ist eigentlich noch bis zum heutigen Tage nicht ausgetragen. Anfangs schien der Sieg den Klerikalen zufallen zu wollen; ihren Machinationen war es gelungen, das Erscheinen der „Krainischen Biene" nach dem dritten Hefte zu verhindern und Preschiren auf diese Weise mundtodt zu machen, aber die Stürme des Freiheitsjahres 1848 beseitigten diesen unnatürlichen Zustand und brachten die Anhänger des Preschiren'schen Liberalismus wieder an die Oberfläche.

Preschiren ist das erste wirkliche Talent, dem wir begegnen, ein Lyriker, dessen Werke jeder Weltliteratur Ehre machen würden. Die tristen Verhältnisse seines Vaterlandes, die vielen Hindernisse, die den nationalen Kampf fast aussichtslos erscheinen ließen, führten ihn dem Byron'schen Weltschmerz zu, machten ihn zum Pessimisten. Diese Weltanschauung Preschiren's spiegelt sich auch in seinen Werken und nur selten gelangt der ihm angeborene Optimismus zum Ausdrucke.

Preschiren war vorwiegend Lyriker, als solcher jedoch von reicher Phantasie, und warmer Empfindung. Geschmackvoll und originell in der Erfindung von Situationen, sowie in der Wahl der poetischen Bilder, beherrschte er auch die Sprache meisterhaft und erschloß deren ungeahnte Kraft und Fülle. Außer den lyrischen Gedichten verfaßte Preschiren auch eine Reihe geistvoller, witziger Epigramme und ein episches Gedicht:

Digitized by Google

„Die Taufe an der Saviza", das jedoch nur durch die vollendete Schönheit der Detailmalerei wirkt, während die Composition verfehlt, die Charakterisirung der handelnden Personen und die Motivirung der Ereignisse mangelhaft sind.

Preschiren's Bedeutung ist aber nicht nur literarischer Natur, auch als Politiker erwarb er sich dadurch ein großes Verdienst, daß er der, von Dr. Ludwig Gaj in Kroatien inaugurirten panslavistischen Bewegung entschieden opponirte und für die Erhaltung der nationalen Individualität der Slovenen eintrat und zwar mit vollem Erfolge.

Um dem wachsenden Lesebedürfnisse des Publikums Rechnung zu tragen und gleichzeitig die liberale Bewegung vollkommen zu ersticken, begründete der Führer der Ultramontanen, Dr. Johann Bleiweis die Zeitschrift „Neuigkeiten" (Novice). Dies curiose Journal befaßte sich mit allem Möglichen und Unmöglichen. Politik, Philologie, Volkswirthschaft, Geschichte und Belletristik — alles war vertreten und noch dazu in sehr origineller Art. Der Hausgelahrte der Redaction, Davorin Terstenjak, verblüffte die Leser durch seine großartigen historischen Lügen und die Unverschämtheit, mit der er sie vortrug, während der Specialpoet der „Neuigkeiten", Ivan Koseski, sinnlose Reimereien zum Besten gab und sich durch verhunzte Uebersetzungen der Werke Schiller's und Goethe's berüchtigt machte. Allein die Klerikalen waren froh, überhaupt Jemanden zu haben, um ihn Preschiren gegenüber zu stellen. Koseski wurde zum nationalen Genie proclamirt und sämmtliche Dorfcaplane und Pfarrersköchinnen beteten ihn an.

Glücklicherweise war dieser literarische Hexensabbath von kurzer Dauer. Indeß Preschiren mit dem Tode rang, erschienen (1847) seine gesammelten Werke gleichsam als Vorboten der kommenden politischen Stürme. Die neue Generation stellte sich an Seite des Dichters und nahm den Kampf mit den Klerikalen auf. Mathias Cigale, ein tüchtiger Philologe, gründete die Zeitschrift „Slovenija", um welche sich alle freiheitlich gesinnten Elemente gruppirten. Unter den zahlreichen talentvollen Mitarbeitern dieses Journals wollen wir nur der drei hervorragendsten Erwähnung thun. Es sind dies Franz Cegnar, Mathias Valjavec und Franz Levstik.

Cegnar und Valjavec haben sich durch ihre musterhaften Uebersetzungen Schiller's, Goethe's und anderer Classiker bedeutende Verdienste erworben. Ihre eigenen lyrischen Arbeiten sind hingegen nur insoweit beachtenswerth, als sie jene Strömung einleiteten, welche vom Dichter vor Allem verlangte, daß er möglichst national sei. Obwohl Cegnar und Valjavec als die Väter dieser Schule zu nennen sind, hatten sie weder das Talent noch das nöthige Feingefühl um ihren eigenen Forderungen auch künstlerisch zu entsprechen. Ganz anders Franz Levstik, der sich sowohl als Dichter wie als Forscher um sein Volk unsterbliche Verdienste erwarb. Als Philologe bestimmte er endgiltig die Gesetze der Sprache, als schneidiger Kritiker machte er allem Dilletantismus und aller Stümperei ein Ende, während er als Dichter eine der sympathischesten Gestalten der slavischen Literaturen ist. Levstik verstand es wie kein Zweiter, weder vor noch nach ihm, die Seele seines Volkes psychologisch zu ergründen und den Anschauungen desselben poetischen Ausdruck zu geben. Großartig im Pathos, ist er, eine thatkräftige Natur, zarten Empfindungen weniger zugänglich, unerreichbar jedoch in Gedichten, in welchen er seinen originellen und liebenswürdigen Humor zur Geltung kommen läßt. Trotzdem Levstik schon 1854 einen Band seiner Gedichte veröffentlicht hatte und auch später vielseitig thätig war, fand er doch erst in den siebenziger Jahren volle Anerkennung und Würdigung. Alle neueren Schriftsteller sind seine Schüler, er zeigte ihnen den Weg, ohne jedoch ihre Individualität beeinflussen zu wollen. — Keiner der Nachfolger reicht jedoch bei all' seiner Größe an den Meister selbst; Franz Levstik ist die bedeutendste Erscheinung im Culturleben der Slovenen.

Die 1848ger Bewegung hatte nicht nur auf die Entwickelung der schönen Literatur günstig gewirkt, auch die Jünger der Wissenschaft sogen aus ihr Muth und Kraft. Miklosich, der sich mit seinen deutschgeschriebenen Arbeiten einen Weltruf errang, und Andere suchten die sprachliche und historische Vergangenheit ihres Volkes festzustellen, doch waren ihre Bemühungen ohne Einfluß auf die schöne Literatur und das politische Leben, blieben überhaupt von den Nationalen unbeachtet.

Im Jahre 1860 begründete Anton Jančžič die erste nur literarischen Zwecken dienende Zeitschrift, welche im Geiste Levstiks redigirt, sich bald zu großer Bedeutung emporschwang. Simon Jenko, der gemüthstiefe heinisirende Lyriker und Verfasser des in allen slavischen Ländern gesungenen Kampfliedes „Naprej" (Vorwärts), feierte im Glasnik seine ersten Triumphe, indeß Josef Jurčič sich in der Erzählung mit Glück versuchte und mit seinen Skizzen aus dem Bauernleben der slovenischen Novellistik den Weg anwies, welchen sie zu gehen habe um national zu sein. Jurčič ist eine eigenthümliche Individualität, als Denker Idealist, als Künstler Realist versteht er es doch, diese beiden Gegensätze stets harmonisch zu verbinden, wodurch seine Novellen einen ganz eigenen Reiz erhalten. Es liegt nicht in unserer Intention, eine Analyse seiner Werke zu bieten. Alle kranken an demselben Fehler, dem Mangel einer sich naturgemäß entwickelnden und abschließenden Handlung, allen sind dieselben Vorzüge eigen: der schöne Stil, die Feinheit der Charakteristik, die blendende Detailmalerei, der Reichthum geistvoller Aperçus und sprühenden Witzes.

Weniger gelesen als die Novellen ist die Tragödie „Tugomer". Das Sujet dieses Werkes, das uns Jurčič ungewöhnliches Talent auf dem Höhepunkte seiner Entwickelung zeigt, ist der altslavischen Geschichte entnommen. Die Tragödie ist ein vollendetes Meisterwerk, an dem selbst der schneidigste Kritiker nichts auszusetzen findet als höchstens — den grimmen Deutschenhaß des Autors. Als Politiker war Jurčič ein Radicaler reinster Farbe und der glänzendste Vertreter dieser Richtung auf dem publicistischen Felde.

Gleichzeitig mit Jenko und Jurčič trat noch ein Schüler Levstik's in die Oeffentlichkeit: Josef Stritar. Als Lyriker, Novellist und Kritiker hat sich Stritar eine glänzende Position errungen. Seine lyrischen Arbeiten, deren technische Seite mustergiltig ist, fanden begeisterte Aufnahme, obwohl sie mitunter ganz unnatürlich-sentimental sind; ein ungesunder Pessimismus, nicht der Ausfluß der eigenen Individualität, sondern frei nach Byron und Heine anempfunden, macht sie ungenießbar. Weit höheren Werth haben Stritar's Romanzen und Balladen, von welchen der Cyclus „Rajah", den herrlichsten Schöpfungen slavischen Geistes an die Seite gestellt werden muß. Interessant ist Stritar als Novellist. Man merkt bald, daß Stritar's Arbeiten sich sozusagen nach langen Vorbereitungen aus seinem Geiste herauskrystallisirt haben, daß jede Redewendung, jeder Gedanke planmäßig eingeflochten wurde. Alles, was in diesen Novellen geschieht, ist folgerichtig motivirt, die Steigerung und der Abschluß sind sorgfältig durchgeführt, die Charakteristik eine peinlich genaue — aber aus der Gesammtheit schließt man doch, daß es dem Autor viele Mühe gekostet haben mag, diese sauber ausgeführten Werke zu schaffen. Stritar ist eben kein schaffendes Talent, sondern arbeitet mit dem ganzen Aparate seines literarischen Wissens. Der Beweis dieser Behauptung ergibt sich aus seinen kritischen Arbeiten.

Mit Stritar schließen wir diese Skizze der slovenischen Literatur, denn die noch erwähnenswerthen Dichter und Schriftsteller der Gegenwart, so Ivan Tavčar, Janko Kersnik, Simon Gregorčič u. A. haben den Höhepunkt ihres Schaffens noch gar nicht erreicht.

Fassen wir alles Angedeutete zusammen. Die slovenische Literatur war ursprünglich kein nationales Bedürfniß, ihr Entstehen ist nur auf den starken Patriotismus einzelner Männer zurückzuführen. Sie ist auch gar nicht national-slavisch, höchstens theilweise krainisch-national, doch wäre es gefehlt, diesen Umstand nur aus der deutschen Bildung ihrer Schöpfer erklären zu wollen, die gewiß ihr Möglichstes thaten, um national zu sein. Der slavische Charakter der Slovenen hat sich vielmehr im Laufe der Jahrhunderte vollständig verloren; der Gedankengang der Slovenen ist ein deutscher, die Syntax ihrer Sprache ist ger-

Digitized by Google

manifirt. Die Ursache dessen mögen wohl die intimen Beziehungen zwischen Deutschen und den Slovenen sein, zu welchen sich noch der Mangel jeder, sowohl geistigen als politischen Wechselseitigkeit mit den anderen slavischen Volksstämmen gesellt.

Heutigen Tages haben kleine Nationalitäten keine Existenzberechtigung mehr, da ihre politischen Ansprüche die Verallgemeinerung der Cultur nur hindern und dem Drange großer Völker, neues Terrain zu gewinnen, Hindernisse entgegenstellen; diese aber sind bloß dem Wohle des eigenen Stammes schädlich. Auch die Slovenen werden diesem Processe in absehbarer Zeit erliegen und sich theils mit den Deutschen, theils mit den Italienern amalgamiren. Niemand kann ihnen jedoch die Anerkennung versagen: sie haben sich redlich bemüht, auf daß die Culturgeschichte ihrer mit Achtung erwähne.

Ein musikalisches Novellenbuch.

Von Adalbert Meinhardt.

Es ist ein altes, vielumstrittenes Problem, ob sich die verschiedenen Künste vereinigen lassen, ob sie in solchem Vereine gewinnen, oder jede der anderen schadet. Das Musikdrama Wagner's verschmilzt Wort und Ton und die darstellende Kunst und die Pracht der malerischen Decorationen zu einem reichen, gewaltigen Ganzen. Lyrische Gedichte erlangen oft erst durch die Musik ihre volle Ausdrucksfähigkeit, dringen von einer schönen Stimme gesungen, ganz anders und tiefer uns zu Herzen als beim Lesen. Ein Anderes ist es mit der Vereinigung von Wort und Bild. Denn, verschieden wie die Sinne, mit welchen wir sie in uns aufnehmen, sind auch die Künste: eine jede hat ihr Gesetz, ihren Wirkungskreis. „Gegenstände, die neben einander existiren, heißen Körper; die aufeinander folgen, Handlungen", sagt Lessing im Laokoon, — „deshalb bilden Körper den eigentlichen Vorwurf der Malerei — (oder plastischen Kunst) — Handlungen den der Poesie." — Wie viele Gretchen, wie viele Clärchen wurden gemalt und wie hoch stehen die Gestalten Goethe's, deren Wesen sich vor unseren Augen zum Ernst ihres tragischen Schicksals steigert, über ihren Nachbildungen, die nur lächeln, oder nur tragisch ernst sein können. Deshalb ist auch die Illustration stets eine so gefährliche Sache. Sie gleicht der Uebersetzung, die ebenfalls ihr Vorbild uns näher bringt und dennoch seines ureigensten Reizes entkleidet, ihm die Gluth, das lebendige Leben nimmt. „Welches Feuer brennt, aber wärmt nicht?" — so heißt's in dem altdeutschen Räthselspiel. Und das Kind giebt zur Antwort: „Das gemalte". — Auch Illustrationen bleiben zumeist nur gemaltes Feuer. —

Doch wenn es schon so selten gelingt zu Worten das richtige Bild zu schaffen, um wie viel unausführbarer erscheint es, die Musik, diese incommensurabelste aller Künste, diejenige, bei der Jeder denkt und fühlt, was seines Charakters ist, in deutlich festumrissene Begriffe umzusetzen. Den Tönen, den unfaßbar freien, die Fessel der Worte anzulegen, ist nicht das ein Herunterziehen, ein allzu keckes Unterfangen, als ob man eine Blume trocknet, daß sie Duft und Farbe verliert? Es ist wohl die schwerste, die undankbarste der Illustrationen, — wenn man dies Wort als die Verdeutlichung, Verlebendigung einer Kunst durch die andere gelten lassen will. Um so schwerer die Aufgabe aber, um so mehr Antrieb für einen eigengearteten, hochstrebenden Geist, sie zu vollbringen.

Vor uns liegt ein Buch, welches diese Aufgabe lösen will. Es nennt sich: „Fedele", nach der ersten der sechs Erzählungen, die es enthält.*) Das Titelblatt mit der Silhouette einer überzierlichen jungen Dame am Clavier mag gleich als ein Beweis mehr dafür dienen, wie schwer es hält, Begriffe durch Bilder in's Leben zu stellen. Denn zum Glücke giebt dies ultramoderne, schmächtige Persönchen nichts weniger als die Quintessenz dieses Buches. Wer den Autor kennt, der weiß, daß man tiefen Ernst und poetische Empfindung, ein dem Deutschen näher verwandtes Gemüthsleben bei ihm erwarten darf, als bei den meisten modernen Italienern. Antonio Fogazzaro ist bekannt durch seine reizende poesievolle Dichtung: „Miranda",*) durch einen Band Gedichte: „Valsolda", und durch zwei größere Romane: „Malombra" und „Daniele Cortis". Der letztere mit seiner Schilderung parlamentarischer Kämpfe und Leidenschaften hat in Italien wie in Deutschland gerechtes und großes Aufsehen erregt. Diesen früheren Werken stellt sich sein neuestes, „Fedele" ebenbürtig an die Seite. Es ist ein eigenthümliches Buch, eine Verschmelzung der Künste, die nicht nur versucht, sondern wie uns dünkt auch gelungen ist. Denn zwischen die Prosaerzählungen in knappstem, modernem Stil, bei denen in einigen gleichfalls die Musik eine Rolle spielt, hat er fünf Intermezzi eingeschoben, Gedichte zu seinen Lieblingsmusikstücken: Beethoven, Chopin, Clementi, Boccherini und Martini. So wie in der Tribuna zu Florenz die Statuen zwischen den Bildern stehen, daß die Augen von dem Farbenglanz sich ausruhen sollen an der kühlen Würde und Feierlichkeit dieser klassischen Marmorgestalten, ähnlich will Fogazzaro, daß nach jeder seiner Erzählungen das kurze musikalische Gedicht einen Ruhepunkt biete, bei dem man sich des gehabten Eindruckes erst voll bewußt wird, ihn in sich verarbeiten und für den folgenden sich erfrischen kann. Aber einen Fehler hat das Buch doch. Denn so reizvoll die Erzählungen sind: Fedele, die Tochter des armen, blinden alten Musikanten, der sein Kind verstößt, weil es der Kunst den Gatten vorzog; Ermes Toranza, der greise Dichter, der über das Grab hinaus die Geliebte beglücken, ihrem Leben die Harmonie zurückgeben möchte; Maestro Chieco, der originelle Kauz von einem Cellisten, der in dem malerischen alten Castell am See von Toblino sich einquartirt hat, demselben Hause, in welchem einst Scheffel mit Anselm Feuerbach, dem Maler, köstliche Wochen bei feurigem Tyrolerwein verlebte, und das tragische Ende des alten Gelehrten, in Eden Anto, und die starrsinnige Treue des guten Don Rocco gegen das Beichtgeheimniß des Diebes, — so anziehend wahr und lebensecht sie alle dargestellt sind, unwillkürlich wendet man die Blätter, um schneller zu den Versen zu gelangen. Erst wenn man diese kurzen Gedichte gelesen und wieder gelesen hat, findet man die Ruhe auch die Novellen kennen zu lernen. Des Verfassers Absicht, Erzählung und musikalische Poesie zusammen als Eins, jedes durch das andere ergänzt und gehoben, uns einzuprägen, wäre insofern also wohl nicht ganz erreicht. Was aber auch in Fogazzaro's Sinn gelegen haben mag, da er sein Buch also schrieb und zusammenstellte, — daß jeder Leser es mit dem Bewußtsein aus der Hand legen wird, das Produkt eines gedankreichen und selbständigen Geistes kennen gelernt zu haben, dessen darf er gewiß sein.

Wer, wenn er auch nicht das Musikstück von Clementi (Op. 26) kennte, empfände deshalb nicht die Poesie dieses leise geflüsterten, nächtlichen Gespräches unter dem Fenster der Geliebten? Wem käme nicht unwillkürlich auch Tanzlust beim Lesen der leichten, graziösen Reime, die das junge Mädchen und der Alte zu der Gavotte von Martini sagen? Und wer, wenn er die kurzen, markigen Verse voll Kraft und düsterer Leidenschaft liest, welche das Adagio von Beethoven (Op. 27) versinnbildlichen, fühlte sich nicht von ihnen ergriffen, von einem Hauche seines, des Beethoven'schen Geistes, angeweht? —

Von mächtigem, klagendem Singen
Des Meeres Tiefen erklingen.
Dumpf aus dem Strudel her
Steigen sie schluchzend auf
Stimmen der Geister.

Und das ist im Grunde genommen die beste, die einzig wahre Art der Illustration: nicht daß ein Künstler mit seinem

*) A. Fogazzaro, Fedele ed altri racconti. Milano, Giuseppe Galli. 1887.

*) „Miranda", von Antonio Fogazzaro. Aus dem Italienischen übersetzt von A. Meinhardt. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1882.

Digitized by Google

Instrument, sei's nun Meißel, Pinsel, Ton oder Rede, sclavisch die Art des anderen nachahmt, sondern daß, was er als schön empfunden, ihn begeistert auch Schönes zu schaffen. Wie ein Bild verfehlt ist, das zu seiner Verständlichkeit einer gedruckten Erklärung bedarf, so wären es diese Verse auch, könnte man nicht, ohne die Noten, sich an ihnen freuen.

Das gelungenste von allen ist vielleicht das dritte der Intermezzi, das hübsche Menuett in C-dur von Boccherini. Wir meinen Tänzer und Tänzerin in ihren spitzenbesetzten, geblümt seidenen Rococcostümen vor uns zu sehen, wie sie zum graziösen Taktschritt des Tanzes einander ihre Liebesschwüre zuflüstern, aber vor der Gesellschaft durch desto tiefere, förmlichere Verneigungen ihr heimliches Einverständniß zu verdecken streben. Da schwärmt eine Schaar von bunten Masken als Zephyre gekleidet, singend durch den Saal. Sie rühmen sich ihrer Windesfreiheit:

Hält Schönheit und Reize der Welt auch umspannt
Ein neidisch Gewand,
Wir lüften es gern.
Die züchtige Hand,
Sie hält uns nicht fern;
Uns schuldlose Lüftlein, vom Himmel gesandt.

Und der Hauch dieser zügellosen Winde berührt das sittsam tanzende Pärchen, weht die Schranke fort, die sie noch trennte. Denn ach! des schönen Tänzers Gattin, der reizenden Tänzerin treuloser Gemahl sind miteinander im Zug der Zephyre. Nun erst gibt die Dame dem Drängen ihres Cavaliers nach, sie will jetzt selbst ebenso leichtsinnig sein wie jene:

Ich lache, ja, das Schicksal sandt' uns den Maskenreigen,
Ich lache, ja, ich schwöre nur Dir zu folgen immer,
Ich lache, ja, o Liebster mein! verlasse Du mich nimmer.

Wieder fordert das Gesetz des Tanzes, daß sie sich von einander entfernen und gravitätisch die vorgeschriebenen Verbeugungen machen:

Ich neige mich, o Herr, vor Euch.
Herrin, ich muß mich neigen.
O Gott, wie stirbt in wilder Lust der Trillerklang der Geigen! — —

Höchst eigenthümlich ist auch die kleine — Skizze oder Scene, wie soll man es nennen? — zu dem Stücke aus Opus 68 von Robert Schumann. Der Verfasser selbst gesteht hier im Grunde alle die Bedenken zu, die wir gegen die Verdeutlichung musikalischer Eindrücke durch Worte erheben. Es ist kein Gedicht, eine kurze Plauderei in Prosa, die nach Fogazzaro's gewohnter Art ohne Umschweife, ohne Vorrede uns direct in den Kern der Handlung hineinführt, die Personen vor uns wie alte Bekannte reden läßt, bis wir durch sie selbst nach und nach erst erfahren, wer sie sind. Die schöne Donna Valentina spielt das kurze Stück von Schumann einem kleinen Kreise ihrer Verehrer vor und verlangt, daß jeder von ihnen aufschreibt, was er sich dabei gedacht hat. Aber — wie grundverschieden fallen diese Aufzeichnungen aus! Der verliebte Alte träumt sich mit ihr in eine blühende Rosenlaube, in eine duftige Nacht des Orients. Der blonde Jüngling sieht in düstergewölbter Kathedrale eine verzweifelnde Büßerin. Und der Dichter? der macht im Takte zu den Accorden Schumann's sich lustig über den Alten, den Jüngling, die schöne Coquette und ein wenig auch über sich selbst.

Wie er durch dieses humoristische Stücklein gewißermaßen über seine eigenen Phantasien die Achseln zuckt, so scheint er in dem Brief, welcher den Schluß des Bandes bildet, seine ganze literarische Thätigkeit überhaupt in Zweifel zu ziehen, da er davon spricht sich von ihr lossagen zu wollen. Diese „Liquidazione" mag aus der gleichen, etwas menschenfeindlichen und selbstquälerischen Laune hervorgegangen sein, wie jene Phantasie über Schumann's Musiksatz; aber der Poet in ihm erhebt sich mit lächelndem Humor über die eigene, feige Schwäche. Er erklärt freilich dem Director einer Zeitung, der ihn zu Beiträgen aufgefordert hatte, daß er nicht mehr schreiben wolle, weil seine Bücher doch nicht den rechten Anklang fänden. Man darf aber einmal bei einem Dichter nicht jedes Wort beim Worte nehmen. Er sagt, er werde die Werkstatt schließen. Doch indem er nun das Arbeitsgeräth aufzählt, das er, weil es außer Mode gekommen, um ein Billiges veräußern würde, da merkt man bald, wie ihm dieses sein Handwerkszeug viel zu lieb ist und viel zu hoch steht, als daß er es für einen Band von Goncourt oder Zola, wie er es anfänglich wollte, hergeben könnte. Nein, die altväterische Brille, durch welche er nicht allein den Schmutz und das Häßliche in der Welt, sondern auch Schönes, Großes und Gutes zu erblicken vermag, sie ist ihm nicht feil. — „Nicht verkaufen, noch zerbrechen will ich sie", so ruft er aus, „ich werde sie in Gold fassen lassen, damit sie mir jenes hochgemuthe Feuer in's Gedächtniß zurückrufe, in welchem einst mein thörichtes, glückliches Herz sich eingeredet hat, mit diesen Gläsern das Weltall durchforschen, nach seinen eigensten Begriffen von Kunst Phantasien von ewigem Sein, lebendige Bilder von Gestalten hervorrufen zu können, daß sie mich gemahne an manchen treuen und eifrigen Genossen, der mir folgen, auch durch sie die Welt betrachten, verlachen wollte, wer uns verlachte. Und vor dem Sterben will ich dann, wie der König von Thule, Gläser und Gold in's Meer versenken, daß Niemand nach uns sich durch sie berausche — und verliere."

Aber wie geistreich er auch von seiner Liquidation plaudert, noch hat er seine „armen Ideale" nicht fortgeworfen, noch blüht vor ihm auf dem Schreibtisch jene weiße Rose, die Blume der Poesie, die er demjenigen schenken wollte, der mit etwas Nachsicht und Mitgefühl seine Schriften gelesen hätte. — „Ich habe noch", so schießt der Brief, „ein wenig von dem alten Glauben, der mir, ich gestehe es offen, zu schreiben half. Aber — wenn ich auch den verkaufe — wie soll ich leben?"

Antonio Fogazzaro mag einen Vers in Straßburger Mundart als Antwort auf seine Fragen nehmen. Auch hier klagt der Dichter, Ludwig Schneegans, daß wer: „siin Beschts züem Beschte gitt", von den Schlechten verlacht, von den Guten nur zu oft mißverstanden werde, dagegen aber wer „e bissel Blech un Schwindel in d' Goldwaar thüet", — es mit Niemandem verdirbt. Aber, so schließt das Gedichtchen:

Moral dervun: Was soll mer denn?
Siin Beschts halt doch züem Beschte genn! —

Das ist's was wir dem Dichter Fogazzaro zur Beherzigung sagen möchten, wenn wir nicht überzeugt wären, daß er es schon selbst gefühlt hat und auch seiner ganzen Natur nach nicht anders thun kann.

Gastspiele auf Zeitungsredactionen.

Von Otto Felsing.

Der verdienstliche Feuilleton-Redacteur der Berliner „National-Zeitung", Dr. Carl Frenzel, hat gelegentlich einer Polemik in Kunstangelegenheiten einen Ausspruch gethan, der wie eine Brandrakete unter die gesammte Künstlerschaft fuhr und einen wahren Aufschrei der Entrüstung zur Folge hatte. Er hat nämlich davon gesprochen, daß die Künstler fortwährend die Thürklingel der Kritik in Bewegung setzten, will sagen, daß sich die Schaffenden persönlich um die Gunst der Beurtheilenden bewürben. So energisch auch damals von Seiten der Künstler gegen diese Behauptung Frenzel's opponirt wurde, ihre Wahrheit kann von keinem Klarblickenden bestritten werden, die ihr zu Grunde liegenden Thatsachen lassen sich trotz aller Proteste nicht aus der Welt schaffen. Es muß freilich, will man gerecht sein, zugestanden werden, daß die Anwendung jenes Frenzel'schen Dictums auf die Jünger der bildenden Künste weit weniger Berechtigung hat, als auf diejenigen der redenden Künste, das heißt auf die Angehörigen der Theaterwelt.

Man weiß nachgerade wohl so ziemlich überall, daß unter

Digitized by Google

den vielen Redactionsplagen die „Komödiantenplage" eine der häufigsten und — verhaßtesten ist. Vergeht doch zur Zeit der beginnenden Saison sowohl in den Haupt- wie in den Provinzialstädten kaum ein Tag, an welchem sich nicht irgend ein Schauspieler oder eine Schauspielerin (respective Sänger oder Sängerin) in den Redactionen vorstellt und in Bezug auf das bevorstehende Gastspiel auf Engagement um die „gütige Nachsicht des Herrn Doctor" bittet. Da taucht der lockenumwallte Kopf (Brennscheere Nummer 2) eines jugendlichen Helden und Liebhabers vom Hoftheater in Dingsda vor dem nicht gerade freudig berührt von seiner Arbeit emporblickenden Redacteur auf; da erscheint eine Naive, welche demnächst ihr 25jähriges Jubiläum als renommirte Darstellerin von Backfischrollen feiern wird; da schreitet auf Pariser Glanzlackstiefelchen, aber dennoch wie auf hohem Kothurn, eine Künstlerin in das Redactionszimmer hinein, deren wuchtiger Redeweise, deren großen, runden Armbewegungen man das Heroinenfach sofort anmerkt; da naht sich schließlich mit einem seidenen Foulard um den Hals ein Tenorist, welcher die edle Absicht hat, einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publico ein hohes C zu Füßen zu legen, das, wie er von Wohlwollen gegen sich selbst erfüllt, versichert, „nicht von Pappe ist". So präsentiren sich nach und nach alle Fächer vom Bassisten bis zum Possenkomiker, von der Operndiva bis zur komischen Alten. Ja noch mehr; auch die Theatermutter erscheint in Begleitung ihrer Tochter auf der Redaction, und sie alle, wie sie da kommen, geben sich dem Redacteur gegenüber so liebenswürdig wie nur möglich und bitten um die „gütige Nachsicht des Herrn Doctor".

Man muß nun nicht etwa denken, daß nur diejenigen die Nachsicht der Kritik erbäten, welche ihrer in der That bedürftig sind; nein, mit verhältnißmäßig außerordentlich wenigen Ausnahmen greift jeder, auch der bedeutendste Künstler, nach der Thürklingel der Kritik, besonders vor Antritt eines neuen Engagements oder auf Gastspielreisen. Allerdings muß zugegeben werden, daß sich innerhalb der letzten Jahre eine leise Wandlung vollzogen hat, daß die Künstler anfangen, wenigstens die großen, nicht mehr persönlich Besuche auf den Redactionen zu machen, sondern einfach ihre Visitenkarten mit der hinten aufgekritzelten, mehr oder minder unanfechtbar stilisirten Bitte um die „gütige Nachsicht des Herrn Doctor" zu schicken. Und sie thun recht daran! Der vielbeschäftigte Redacteur wirft einen flüchtigen Blick auf die Karte und versenkt sie dann, ohne sich groß in seiner Arbeit stören zu lassen, in den Abgrund seines Papierkorbes. Damit ist die Sache erledigt, während er bei einem persönlichen Besuche des Künstlers, selbst wenn er die nicht allzuhäufig zu treffende Kunst besitzt, den Visiten bei vollkommenster Wahrung der Höflichkeit eine bestimmte zeitliche Grenze zu setzen, also sie nach Belieben abzukürzen, doch immerhin einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Arbeitszeit unwiederbringlich verliert, aus dem Gedankengange, der ihn beschäftigt, herausgerissen wird und meist Mühe und Noth hat, den abgerissenen Faden auf's Neue wieder anzuknüpfen.

Wenn es sich doch die Künstler, welche die Anbahnung einer persönlichen Beziehung zum Kritiker für unumgänglich nothwendig, das heißt für schadenverhütend, wenn nicht vortheilbringend halten, klar machen wollten, daß sie auf der Redaction niemals willkommen sind, niemals willkommen sein können und wären sie persönlich die angenehmsten Leute, wäre eine Unterhaltung mit ihnen noch zehnmal interessanter als es ihre künstlerischen Darbietungen sein mögen: Sie stören eben in der Arbeit und rangiren sich somit ganz wider Willen unter die ärgsten Feinde der Redacteure, unter die Zeiträuber.

Dieser Umstand, will uns scheinen, rückt die Zweckmäßigkeit solcher Besuche in ein sehr zweifelhaftes Licht. Wenn uns jemand in der Arbeit stört, um uns für sich oder seine Leistungen freundlich zu stimmen, so hat er die Sache ganz am unrechten Ende angepackt und kann noch zufrieden sein, wenn wir so viel Selbstüberwindung besitzen, ihn das nicht merken zu lassen.

Es ist vorhin der Wunsch ausgesprochen worden, daß die Künstler der geringen Erfreulichkeit ihrer Besuche inne werden möchten. Dieser Wunsch ist vielleicht überflüssig; denn sehr vielen Angehörigen der Bühnenwelt darf man Verstand genug zutrauen, daß sie sich vollkommen klar darüber zu werden vermögen. Wenn sie diese Besuche dennoch nicht unterlassen, so hat das einen anderen Grund als den des mangelnden Verständnisses für die Situation. Sie glauben eben, und es ist das tief in der durch ihre Berufsthätigkeit erzeugten Eigenart des Wesens unserer dramatischen Künstler begründet, daß sie vermöge ihres bloßen Erscheinens den durch die Störung etwa hervorgerufenen ungünstigen Eindruck sofort verwischen und weiter durch die „sieghafte Macht ihrer Persönlichkeit" den Kritiker so für sich einnehmen können, daß er „gut" über sie schreibt.

Daß sie bei solchen Besuchen eine außerordentliche Liebenswürdigkeit entwickeln, soll ihnen weiter nicht verdacht werden; denn wenn man etwas von Jemandem will, so ist es natürlich, daß man ihm möglichst liebenswürdig gegenüber tritt. Nur sollten sich die Schauspieler, wie sie es thun (natürlich von Ausnahmen abgesehen), nicht einbilden, daß der umschmeichelte Kritiker nicht ganz genau den egoistischen Grund ihrer Flatterien kennt, nur sollten die auf den Redactionen vorsprechenden dramatischen Künstler und ihre mehr oder minder schönen Colleginnen doch daran denken, daß der Kritiker gemeinhin Menschenverstand genug besitzt, um die Maske, welche die Jünger Thaliens ihm gegenüber vorbinden, zu durchschauen. Der Kritiker weiß ja doch mit absoluter Gewißheit, daß der so liebenswürdige Herr mit dem glattrasirten, blauschimmernden Gesicht, der auf der Redaction in Hochachtung, Ehrerbietung, eventuell freundschaftlichster Ergebenheit förmlich zerfließt, das seine Lippen umspielende süßliche Lächeln und die Falten der Bonhommie sofort verschwinden läßt, wenn sich die Thür der Redaction hinter ihm geschlossen hat, und eine Miene aufsteckt, welcher deutlich das Selbstbelobigungsdictum abzulesen ist: „Den hätten wir wieder einmal gründlich eingeseift!" Das weiß der Kritiker ganz genau. Er ist sich auch völlig klar darüber, daß die Hochachtung, freundschaftliche Ergebenheit u. s. w. u. s. w. von Seiten des Schauspielers niemand anderem gegenüber betont wird als ihm, dem Kritiker selber, daß namentlich, wenn die Herren Bühnenmitglieder unter sich sind, aus einer ganz anderen Tonart über ihn hergezogen wird, einer Tonart, die erheblich von der im Redactionszimmer angestimmten abweicht. Die Schauspieler, welche sich ja nur so lange als einfache Menschen, wie andere auch, geben, so lange sie höchstens zu zweit sind, aber schon in dem Augenblicke wo ein Dritter hinzutritt, einander die lächerliche Komödie der Selbstvergötzung vorspielen, trotzdem ja jeder von ihnen ganz genau weiß, daß ihn die beiden Anderen vollkommen durchschauen — die Schauspieler donnern sich ja vor einander zu kleinen Weltwundern auf und wenn sie dann, was nur allzu oft geschieht, auf die Kritiker zu reden kommen, so geht es diesen ganz gottsjämmerlich schlecht. Derselbe Kritiker, dem gegenüber der Schauspieler versichert hat, daß „eine wohlwollende Zeile aus seiner Feder ihn hochbeglücken und zu ewigem Danke verpflichten" würde, ist dann ein „elender Schmierjaz", nach dem „ja doch kein Hahn kräht"; derselbe Theaterreferent, dessen „anerkannte Gerechtigkeit" der Komödiant trotz der sanften Ablehnung seines Gegenübers in der Redaction so oft betont hat, wird auf einmal als „Preßbandit" stigmatisirt, und das Schlußverdict, bei dem sich die über die Kritik zu Gericht sitzenden Coulissenjuroren verständnißinnig die Hände schütteln, lautet unweigerlich: „Schufte sind die Kerle ja doch alle!"

Darüber ist sich Niemand, der kritisch die Feder führt, auch nur im Entferntesten unklar. Ein jeder weiß, daß, wenn er wohlwollend ist, er hinter seinem Rücken verlacht wird, daß die Theaterleute nur Respect vor dem haben, den sie wegen seiner Schärfe fürchten müssen. Er weiß freilich auch, daß dieser Respect seinen Ausdruck nur in Verbalinjurien findet; natürlich wenn er nicht dabei ist. Freilich, wird in seiner Abwesenheit über ihn in der beliebten Manier hergezogen und tritt er dann zufällig, wie wir das im Café Bauer und ähn-

Digitized by Google

lichen Rendezvousstätten der Berliner Schauspielerwelt mehr als einmal erlebt haben, an den Tisch heran, so strecken sich ihm sämmtliche Hände — von jedem Schauspieler zwei — entgegen, man lächelt süß und preist sich glücklich „der Ehre theilhaftig zu werden, den verehrten Herrn Doctor wieder einmal begrüßen zu können“ und ist die Freundlichkeit, die Dankbarkeit „für das bisher bewiesene Wohlwollen“ in persona.

Wenn einerseits der Grund für die Schauspielerbesuche auf den Redactionen in dem Wunsche zu suchen ist, daß der Kritiker „gut“ über sie schreibe, das heißt sie nach Kräften lobe und in die Posaune der Reclame stoße, so ist er andererseits in dem vielleicht noch lebhafter empfundenen Wunsche zu entdecken, durch eine solche Visite zu verhindern, daß der Referent „schlecht“ schreibe. Die Schauspieler glauben nämlich unglücklicher Weise, daß ein Kritiker es ihnen nothwendig übel nehmen müsse, wenn man ihm keinen Besuch mache, daß er darin eine Verletzung der schuldigen Rücksicht erblicke und die Quittung dafür in Gestalt einer abfälligen Kritik ausstelle. Von diesem Glauben halten sich, natürlich auch hier wieder einzelne Ausnahmen abgerechnet, selbst die bedeutendsten dramatischen Künstler nicht frei. Wir wissen es z. B. von einem der hervorragendsten in Deutschland, der es ganz gewiß nicht mehr nöthig hätte, sich um die Gunst oder Ungunst der Kritik zu scheeren, daß er einer jungen aufstrebenden Collegin als die im Bühnenleben wichtigsten beiden Rathschläge die mit auf den Weg gab: „1. Liebes Kind, stellen Sie sich gut mit den Directoren, das ist die Hauptsache, und 2. mit den Kritikern, das ist unter Umständen noch wichtiger. Besuchen sie jeden von diesen Kerlen und so oft es irgend möglich ist. Ich, der »große X.« (das wurde in durchaus nicht ernstgemeinter Selbstironie gesagt) lange mir den kleinsten Theaterschreiber und wickle ihn mit Liebenswürdigkeiten ein und wenn der Hund fünf Treppen hoch wohnte.“ Der gute Mann hatte zweifellos keine Ahnung davon, wie wenig geehrt sich selbst der „kleinste Theaterschreiber“ durch den Besuch des „großen“ X. fühlt, wie erleichtert er aufathmet, wenn die Thür hinter dem gefeierten Mimen in's Schloß gefallen ist. Die Schauspieler fühlen es eben nicht durch, wie peinlich es für jeden seiner Empfindenden sein muß, persönlich mit Jemandem bekannt zu werden, über den man vielleicht gezwungen ist, kaum 24 Stunden später Dinge zu schreiben, die ihn wenig angenehm berühren müssen. Oder haben sie vielleicht doch eine Ahnung davon, wollen sie vielleicht dadurch einen moralischen Druck auf den Kritiker ausüben, daß sie einen Conflict zwischen seinem Urtheil und seinen Begriffen von Schicklichkeit hervorrufen?

Wir wollen diese Frage hier lieber unbeantwortet lassen und nur so viel sagen, daß der Kritiker den Schauspieler lieber gehen als kommen, ihn am liebsten gar nicht kommen sieht. Es begreift sich daher, daß es Kritiker gibt, welche für visitenmachende Bühnenkünstler principiell niemals zu Hause sind. Sie vermeiden dadurch, und mit gutem Fuge, eine Arbeitsstörung, ein peinliches Gefühl und laufen außerdem, was auch nicht gering anzuschlagen ist, nicht Gefahr, daß der durch seinen Besuch mit ihnen bekannt gewordene Künstler sich das Recht zubilligt, sie bei einem gelegentlichen Zusammentreffen am dritten Orte zu begrüßen und ihnen die „für die Leser des Blattes ganz zweifellos nicht uninteressante“ Neuigkeit zu vermelden, daß er vom Director X. Y. Z. zu einem fünf Abende umfassenden Gastspielcyklus an das Stadttheater zu Tirschtiegel eingeladen sei aber wegen Verweigerung des Urlaubes habe absagen müssen.

Ziehen wir nun die Summe dieser Betrachtungen, so finden wir, daß die Schauspielerbesuche in den Redactionen ein Brauch sind, von dem, mit Shakespeare zu reden, „der Bruch mehr ehrt, als die Befolgung.“ Sie haben für die Angehörigen der Theaterwelt nur einen höchst problematischen Nutzen und sind den Kritikern durchaus unerwünscht. Es wäre daher am gescheitesten, sie kämen in Wegfall.

Feuilleton.

Der Ring am Finger.

Von Georg Keben.

(Schluß.)

„Ueber diese Stille brütet ein Geheimniß!“ rief plötzlich eine heitere Stimme von der Thür aus. Der Eintretende war Herbart.

Coralie sprang auf, auch die Gräfin erhob sich. „Es handelt sich immer um den, der fragt. Wissen Sie das nicht, lieber Herbart?“ Sie reichte ihm gnädig die Fingerspitzen zum Kuß hin.

„Also es betrifft mich! Sie machen mich neugierig.“

„Das sind alle jungen Herren, die viel Damenbekanntschaften haben.“

„Bah, das bringt die Kunst mit sich!“

„Ei, ei! Sie spielen den Liebenswürdigen für Alle! Ich werde das Blanche wiedererzählen!“

„Aber, gnädige Frau! Ist es nothwendig zu sagen, daß die Comtesse nicht zu »Allen« gehört?“

„Diese Entschuldigung nehme ich mit Vergnügen an. Bitte, versäumen Sie unseren nächsten jour-fixe nicht. Wir müssen doch einen interessanten Menschen bei uns sehen!“

„Sie schmeicheln, Frau Gräfin!“

„Durchaus nicht! Ich verlasse mich auf das Urtheil meiner Tochter.“

„Das Sie so wohlwollend sind, nicht zu corrigiren!“

„Ich würde fürchten, ungebildet zu erscheinen, wenn ich das Gegentheil thäte. Sie haben sich wieder durch ein kleines Meisterwerk verewigt. Meine Tochter hat sich beeilt, dasselbe anzuschaffen. Ich komme leider zu spät. Denken Sie, Fräulein Palm hat bereits ausverkauft. Vielleicht haben Sie in Ihrem Atelier noch ein Exemplar für mich übrig?“

„So viel Sie wünschen!“ antwortete Herbart.

Aber Coralie fiel ihm heftig in's Wort. „Ueber meine Hand habe ich allein zu verfügen!“

Ihr Temperament, das sie so lange bezähmt hatte, riß sie fort. Es war gut, daß statt der Gräfin Herbart ihr antwortete. „Ich verstehe Fräulein Palm nicht,“ sagte er zögernd.

Die Gräfin nickte beifällig. „Ich sehe, daß Sie keinen größeren Einfluß auf Fräulein Palm haben als ich. Dies ist um so bedauerlicher, als hier ein wohlthätiger Zweck in Frage steht. In Rücksicht darauf will ich diejenige sein, welche nachgibt. Fräulein Palm erhält dieselbe Summe, die ich ihr für den Gipsabdruck geboten habe, wenn sie mir den Siegelring zeigt, den das Modell am Mittelfinger trägt. Ich mache gern Studien in der Heraldik. Besinnen Sie sich, mein Fräulein! Denken Sie an die armen hungernden Kinder, denen Sie für dreihundert Mark mehr bescheeren können!“

Und Coralie besann sich. Aber es waren nicht die armen hungernden Kinder, an die sie dachte. Sie dachte an sich selbst. Der Wunsch der Gräfin gab ihr eine Idee ein. Sie wollte Herbart den Siegelring aus der Tasche locken. Er beachtete sie kaum und plauderte so verbindlich mit der Gräfin, daß er ihr wie ein Fremder vorkam, den sie vor langer, langer Zeit einmal gekannt hatte. Er sollte seine Freiheit zurück haben. Sah doch die Copie des Siegelringes dem Original sehr ähnlich und der Graf, falls er selbst den Unterschied merkte, würde sich gewiß gern aus der Verlegenheit ziehen und ihn für den seinigen anerkennen. Es war ein Taschenspielerkunststück, aber ein solches, das die Verzweiflung eingibt und über ein Leben entscheidet.

„Warten Sie einen Augenblick, Frau Gräfin!“ sagte Coralie tonlos, „ich habe den Ring verlegt und muß ihn erst suchen gehen.“

Unter den gefärbten Augenbrauen der Gräfin blitzte ein Strahl triumphirender Freude auf. Also schien es doch wahr! Die Tänzerin besaß den Erbring des erlauchten Grafen. Der Neffe war aufgegeben. Die Gräfin drängte sich so dicht an Herbart, als wollte sie ihn festhalten. „Finden Sie nicht,“ flüsterte sie ihm spöttisch zu, „daß Fräulein Palm

Digitized by Google

mit einem so kostbaren Werthstück sehr leichtsinnig umgeht? Aber so sind diese Damen vom Theater!"

Coralie durchsuchte Tische, Stühle und Schränke. Sie näherte sich Herbart und sagte, ohne ihn anzusehen: „Vielleicht helfen Sie mir suchen, Herr von Herbart! In Ihrer Gegenwart habe ich ja den Ring des Grafen fortgelegt."

Herbart antwortete nichts. Er überlegte verwundert, was dieser Auftritt wohl zu bedeuten habe. Er blickte von Coralie zu der Gräfin und von der Gräfin zu Coralie. Coralie entzog ihm noch immer ihr Gesicht, während ihm die Gräfin vertraulich zulächelte.

„Es ist ein Glück, daß dieses Abenteuer so endet," flüsterte sie wie vorhin, „meine Blanche ist von vielen Zweifeln erlöst. Wollen Sie glauben, daß das arme Kind ein wenig eifersüchtig war?"

Eifersüchtig! Wer ... wer anders hatte ein Recht dies zu sein als Coralie? Bei Gott, Niemand, auch Blanche nicht! Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Ein Schatten stand zwischen ihm und Coralie, aber nur — ein Schatten!

„Der Ring ... der Ring!" murmelte Coralie. Unfähig, sich länger zu beherrschen, wollte sie sich der peinigenden Beobachtung dieser Beiden entziehen. „Vielleicht finde ich ihn im Nebenzimmer," sagte sie mit erstickter Stimme. Sie schleppte sich bis zur Thür und es gelang ihr noch, die Thürflügel aufzureißen. Dann mußte sie sich an den Pfosten stützen.

Graf Sy, welcher dem Eingang gegenüber auf dem Sopha saß, starrte erschreckt in ihr geisterbleiches, fast verzerrtes Gesicht. Sie wäre umgesunken, hätten sie nicht zwei kräftige Männerarme aufrecht erhalten. „Coralie!"

Wie eine Ertrinkende klammerte sie sich an Herbart.

„Sei ruhig! Bin ich nicht bei Dir?" Er kniete vor dem Fauteuil, auf dem sie sich niedergelassen hatte. Eine Thräne löste sich von ihren Wimpern und tropfte auf ihre Hand.

„Coralie!" rief Ludwig zärtlich, „ich werde Deine Hand noch einmal modelliren, mit der Thräne, die Du darauf geweint hast. Ein Symbol unserer Liebe, an das wir ewig — ewig denken wollen!"

„Ludwig! Mein Ludwig!" Sie lehnte sich an seine Brust und sah ihn mit jenem bittenden, unendlich rührendem Blick an, der ihn am ersten Tag ihrer Bekanntschaft besiegt hatte.

Inzwischen war Graf Sy in den Salon gewankt.

Im Ton höchster Indignation flüsterte ihm die Gräfin in's Ohr: „Wie gefällt Ihnen diese Mondscheinsscene bei Tage? Die Beiden thun, als ob sie allein wären. Machen Sie doch dieser Unschicklichkeit ein Ende! Husten Sie ein wenig!"

Und richtig — es hustete Jemand, aber nicht Graf Sy, sondern sein Neffe, Graf Oppen, der vom Entrée aus in den Salon getreten war und nun überrascht auf die Gruppe blickte. Er wußte genug.

„Es war wohl überflüssig," sagte er, Herbart impertinent durch sein Monocle fixirend, daß ich mich nochmals hierher bemühte, um einen Scandal zu verhindern. Mein Onkel scheint die Affaire bereits geordnet zu haben."

„Was soll das heißen, Herr Graf!" brauste Herbart auf.

Die Gräfin, welche für das Leben ihres rehabilitirten Schwiegersohnes zärtlich besorgt war, legte sich in's Mittel, um einer Herausforderung vorzubeugen. „Du bist zu wenig poetisch veranlagt, lieber Harry, um die Situation zu begreifen. Herr von Herbart und Fräulein Palm haben sich verlobt."

Oppen verneigte sich ironisch. „Dann gratulire ich!" Er begrüßte seine Verwandten. Die Drei unterhielten sich leise.

„Wer ist denn eigentlich hier der Betrogene: Mein Onkel oder Herr von Herbart?"

„Du fragst mich zu viel! Ich weiß nur, daß Fräulein Palm Deinen Onkel eingesperrt hat." Graf Sy versuchte zu protestiren.

„Immerhin vermuthe ich, liebe Tante," sagte Oppen sarkastisch, „daß Deine Anwesenheit nicht den Zweck hatte, meinen Onkel aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Vorhin begegne ich hier der Tochter, jetzt der Mama! Du scheinst Eile gehabt zu haben, Dich nach meinen Verhältnissen zu erkundigen." Die Gräfin wollte etwas erwidern, aber Oppen fuhr rasch fort: „Ich verzeihe Dir, denn das thun alle vorsichtigen Schwiegermütter. Ich bitte nur, falls Deine Recherche günstig ausgefallen ist, daß meine Verlobung mit Blanche noch heute stattfindet."

„Ja! Ja!" Die Gräfin hätte dieses Ja gern hundertmal wiederholt. So schleunig als möglich mußte Blanche von ihrer Herzensgrille geheilt werden, die übrigens die entschuldbare Ueberspanntheit der Jugend war. Welch junges Mädchen hat nicht einen Roman vor der Ehe gehabt und heirathet schließlich ohne einen solchen! Auch Blanche wird diese conventionelle Wahrheit einsehen lernen.

Da trat Herbart zu ihr heran. „Wir haben noch ein Geschäft abzumachen, Frau Gräfin. Hier ist der Ring, den Sie für dreihundert Mark zu sehen wünschten."

„Ha! Mein Eigenthum!" schrie Graf Sy frohlockend.

„Verzeihung! Dieser Ring gehört mir!"

„Desgleichen behaupten Sie!"

„Allerdings! Nur die Buchstaben täuschen Sie! Mein Juwelier wird Ihnen bestätigen, daß ich meinem Wappen eine Künstlerdevise hinzugefügt habe: Spero invidiam! »Ich hasse den Neid!« Wie lautet doch Ihr Wahlspruch, Herr Graf?"

„Semper idem! »Immer derselbe!«"

„Sehr passend! Es scheint, die Sy's sind sich immer dieselben geblieben!"

„Das ist eine Mystification!" polterte der Graf und wurde wachsgelb im Gesicht.

„Ich begreife in der That nicht," erwiderte Herbart gelassen, „was Sie veranlaßt, Ihren Ring durchaus bei meiner Braut zu suchen."

„Das sind Geheimnisse," warf Oppen boshaft ein, „die ein Bräutigam nicht zu wissen braucht."

„Im Gegentheil," sagte Coralie, die sich von ihrem Platz erhoben hatte, „ein Bräutigam muß Alles wissen. Glücklicherweise habe ich noch ein Document aufbewahrt, daß ich vielleicht später einmal in meinen Memoiren veröffentlichen werde." Sie nahm einen Brief aus der Tasche und las:

„Verehrtes Fräulein Palm! Es empört mich, daß man es wagt, unsere Personen in compromittirende Beziehungen zu bringen. Ich bin ein Greis, dem das Leben nur noch die eine Aufgabe übrig läßt, für das Heil seiner Seele zu beten. Sagen Sie das Allen, welche Sie und mich verleumden. In Hochachtung: Graf Leo Sy."

Sie reichte die Handschrift herum. Das Erstaunen war allgemein.

„Das hast Du gut gemacht!" sagte Herbart leise.

Die Gräfin wußte nicht, ob sie lachen oder ernst bleiben sollte. „Ich muß gestehen, daß ich Ihnen nicht so viel Frömmigkeit zugetraut hätte, lieber Leo."

„Möge er bald in ein Kloster gehen!" fügte Oppen in Gedanken hinzu.

Die Gräfin gab Coralie den Brief zurück. „Aber warum haben Sie mir denn Ihre Verlobung mit Herrn von Herbart nicht schon früher mitgetheilt?" sagte sie vorwurfsvoll.

„Weil ich Ihnen für Ihren jour-fixe nicht den einzigen interessanten Menschen rauben wollte!"

Die geschlagene „Metternich" biß sich wüthend auf die Lippen. Sie mußte noch ertragen, daß ihr Oppen, dem diese Anspielung nicht entgangen war, mit verständnißvoller Ironie zulächelte. Dann wandte er sich zu Coralie. „Ihre Gipshände verlieren nun leider an Werth. Es hängen keine Zweideutigkeiten mehr daran."

„Thut nichts! Der ganze Vorrath ist bereits verkauft. Herr Sy war so liebenswürdig."

„Was höre ich, Onkel! Du willst Dir wohl ein Museum anlegen?"

„Intrigantin!" stöhnte der Graf.

„Erinnern Sie sich unserer Abmachung!" fuhr Coralie fort, „Graf Oppen hat die Preise bestimmt; seine Frau Tante hat mir dasselbe Gebot gemacht. Vier Dutzend Stück betragen also zusammen 14,400 Mark. Ich werde mir die Freiheit nehmen, Graf Sy, Ihnen die Abdrücke mit der Rechnung zuzuschicken."

„He! Wie?"

„14,400 Mark, lieber Graf! Keinen Pfennig weniger!"

Der Graf lief, so geschwind es seine gichtbrüchigen Beine erlaubten, im Zimmer umher. „Vierzehntausend Mark zum Fenster hinaus ge-

Digitized by Google

worfen!" schrie er außer sich, vor seinem Neffen stehen bleibend, „Verschwender! Diese Weihnachtsbescheerung werde ich Dir von Deiner Erbschaft abziehen!"

„Aber Onkel, ich begreife nicht —"

„Kein Wort weiter! Gehen wir!" Seine Laune war so unerträglich, daß sich Tante und Neffe schnell nach dem Ausgang flüchteten.

„Vierzehntausend Mark zum Fenster hinausgeworfen!" wiederholte Sy unaufhörlich. Dann unterbrach er sich selbst, indem er Coralie in dritter Person anredete: „Warte, Schlange! Ich kenne Dich nicht mehr! Ich habe Dich niemals gekannt!"

„So gefallen Sie mir, theurer Freund! Entschlagen Sie sich aller irdischen Gedanken! Beten Sie, Graf, beten Sie!"

Coralie's übermüthiges Gelächter begleitete ihn zur Thür hinaus. „Das ist die lustigste Episode meines Lebens!" rief sie ausgelassen.

„Das sagst Du jetzt," beschwichtigte sie Herbart, „es hätte nicht viel gefehlt und aus dem Scherz wäre bitterer Ernst geworden. Kleinmüthige! Wann wirst Du endlich aufhören, an Dir selbst zu zweifeln?"

„Wenn wir verheirathet sind!"

„Du vergißt nur, daß unsere Ehe die Illusionen des Publikums stört."

Coralie streckte mit schelmischer Koketterie ihre Zwergschuhe hervor.

„In zwei Monaten ist mein Contract abgelaufen. Ich schwöre Dir, daß ich dann nie wieder die Bühne betrete!"

„Aber wenn Du später Reue empfindest?"

Sie fiel ihm stürmisch um den Hals. „Unmöglich! Ich würde mir vorher die Fußsehnen durchschneiden!"

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung.

Der Maßstab, an dem die erreichte Höhe in der Entwickelung der Malerei zu messen ist, bleibt unter allen Umständen die Menschendarstellung. Auf dem Gebiete des sogenannten Genres kommt dem Künstler das regste Interesse des Publikums entgegen, hier hat er der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gegenüber am wenigsten zu fürchten, daß er sich wiederhole oder gar ausmale. Da ist Platz für die naive, für die humoristische, wie für die satirische Auffassung des frisch pulsirenden Lebens. Eine Kunst, die den Zusammenhang mit der Gegenwart, mit den sie zunächst umgebenden Daseinsformen verloren hat, geht unrettbar dem Verfall entgegen. Wäre die Entwickelungsstufe der modernen Malerei, wie sie sich auf der diesjährigen Kunstausstellung darstellt, nach den Durchschnittsleistungen auf dem Gebiete des Genres zu bestimmen, so wäre das Erreichen einer Schwindel erregenden Höhe für die nächste Zeit nicht zu befürchten. Wenn wir von den in dem letzten Artikel besprochenen Vertretern einer neuen Richtung absehen, bleibt nicht viel Erwähnenswerthes übrig. In der Technik haben die Herren es Alle herrlich weit gebracht, aber das offene Auge und der offene Sinn fehlen.

Am härtesten trifft dieser Tadel die Berliner Maler, denen die Gelegenheit zum müheloſen Auflesen dankbarer Motive doch wahrlich nicht fehlt. Man braucht mit P. Meyerheim durchaus nicht in den ländlichen Kuhstall zu gehen, um zu beobachten, wie die neue „Gutsherrin" sich vor der zutraulichen Annäherung des „schleppfüßigen" Rindviehes durch Zusammenraffen der eleganten Morgenrobe zu schützen sucht. Anstatt dieser wohlfeilen Situationskomik ist der Stoff für Humor und Satire in dem Getriebe der Weltstadt buchstäblich von der Straße aufzulesen. Das hat unter den Berliner Malern mit entschiedenem Erfolge Emil Schwabe gethan. Durch die Friedhofsscene des Künstlers auf der Jubiläumsausstellung ging noch ein leiser Zug jener Düsseldorfer Sentimentalität, die er seiner Lehrzeit verdankt. Sein Kind unserer Zeit ist ein prächtiges Exemplar jener Herren Jungens, die mit spitzen Schuhen ohne Hacken, aufgekrempelten Hosen, zu langem Ueberzieher, heller Cravatte, Spazierstöckchen und in den Nacken geschobenen Hut, träge und gedankenlos auf den Straßen flaniren. Den rundbäckigen, stumpfnäsigen Jünglingen germanischer Herkunft will die künstliche Blasirtheit noch weniger zu Gesichte stehen als ihren schmalwangigen langnäsigen Vettern jenseits des Canals. Handelt es sich hier um einen trefflich wiedergegebenen Einzeltypus, so hat Emil Schwabe in seinen ungelösten Fragen verstanden, den Contrast für die Charakteristik auszunützen. An einer Wirthshaustafel sind nach dem Essen ein conservativer, ein liberaler und ein ultramontaner Politiker versammelt, um zwischen Weinresten und Obst das europäische Gleichgewicht herzustellen oder die sociale Frage zu lösen. Lebhaft gestikulirend wendet sich der Vertreter des Volkswillens, spitznasig, bebrillt und dichthaarig an den zugeknöpften Bureaukraten, der sich hinter vornehme Zurückhaltung, Cigarrenrauch und Bordeaux verschanzt, während der geistliche Herr, scheinbar in Verdauungswonne versunken, durch ein behagliches Lächeln seine stille Freude an der Meinungsdifferenz zwischen Regierung und beschränktem Unterthanenverstand verräth. Die Situation ist scharf und klar pointirt, die Tendenz selbst bis in die kleinsten Details energisch hineingearbeitet. Man achte beispielsweise auf den Chapeau claque, den Schlapp- und den Rundhut der drei Politiker an dem Kleiderriegel rechts neben dem Tische. Die beiden Stürmer und Dränger vom Ende der siebziger Jahre, Otto Goldmann und Max Liebermann, sind merkwürdig zahm geworden. Des Ersteren Letzte Habe, ein Handwerker, der noch einmal seine Geige betrachtet, ehe sie zum Trödler wandert, ist ziemlich conventionell im Ausdruck und nüchtern in der Farbe, und Liebermann's Münchener Bierconcert begnügt sich mit der Darstellung des Spieles der durch Baumschatten einfallenden Lichter auf bierfreundlichen Gesichtern, die der Bildgröße entsprechend nur impressionistisch angedeutet sind.

Die Düsseldorfer bewegen sich mit Vorliebe und Sicherheit in den alten Geleisen. Bei Meister Knaus müssen wir sogar eine bedauerliche Rückkehr auf längst verlassene Wege constatiren. Seine Charitas ist eine unerquickliche Mischung nachraphaelitischer Süßlichkeit in der Formengebung mit naturalistischen Modellstudien. Man wird von dem ganzen Bild halb italienisch, halb modern angemuthet und keineswegs angenehm an desselben Meisters Madonna erinnert, die sich des ungetheilten Beifalles eines verehrlichen Publikums zu erfreuen hatte. Daß das Colorit und die Fleischtöne lichter geworden sind, thut dem porzellanartigen Eindruck der ganzen Malerei keinen Abbruch. Otto Kirberg tritt nach wie vor in die Fußtapfen des verstorbenen Rudolf Jordan, erreicht ihn aber im Scherz noch weniger, als im Ernst. An seiner sich spiegelnden, von ihrem Liebhaber beobachteten Holländerin ist nichts bemerkenswerth, als die tüchtig gemalte Fliesenwand, vor der sie steht. Ferdinand Brütt, der mit seinem Bilde „Freigesprochen" auf der Jubiläumsausstellung einen durch Schlichtheit der Vortragsweise wohl verdienten Erfolg erzielte, hat einen bedenklichen Schritt nach der Richtung des theatralisch Aufgebauschten hin gethan. Man nimmt beim Auswanderungsagenten keine Pose an, wenn Einen die gelähmte Mutter vom Unterschreiben des Contractes zurückzuhalten sucht, und wenn Einem eine Schuldverschreibung von einem solchen Gaunergesicht mit so grimmigen Raubthieraugen vorgelegt wird, muß man dümmer sein, als der Bauer aussieht, um sich nicht im letzten Augenblick durch die Thränen seiner Frau zurückhalten zu lassen. Das erste Drama streift bedenklich an die Caricatur. Das blasse Candidatengesicht des jungen Dichters weist einen verbrauchten Typus auf, und der Schauspieldirector hat nicht nur mit der Bühne zu thun, sondern ist eine Bühnenfigur, wie sie nur noch im Lampenlicht der gewagtesten Posse aufzutreten wagt. Hans Dahl ist seiner frischen lachenden Mädchenköpfe halber eines gewissen Erfolges beim großen Publikum stets sicher, und er wäre ihm zu gönnen, wenn er sich den harten, undurchsichtigen Farbenauftrag abgewöhnen wollte, der sich besonders in der Behandlung des Wassers bemerkbar macht.

Den Vogel haben auch dieses Mal die Münchener abgeschossen, deren gesunde coloristische Traditionen, immer wieder durch das fleißige Studiren der Niederländer befruchtet, sich nirgends verleugnen. Da sind zunächst die beiden prächtigen Cabinetstückchen von Carl Seiler: Der Vertrag vom Haag 1785 und die Episode aus der Verhaftung Voltaires in Frankfurt a. M. Besonders das zuerst genannte Bild ist ein Muster liebevollen sich Einlebens in einen bestimmten Zeitabschnitt. Durch den äußerlichen Vorgang schimmert überall der culturgeschichtliche Inhalt durch. Der Gegensatz zwischen dem straffen Friedericianischen Geist und dem republikanischen Stolz der amerikanischen Gesandten kommt kräftig zum Ausdruck! Dabei geht durch das Ganze ein wohlthuender bräunlicher Gesammtton, der von dem dunkeln Wandgetäfel ausströmend die Kleiderstoffe, wie die Details der Ausstattung beherrscht. Die Verhaftung Voltaires, im Colorit etwas bunter gehalten, bekommt durch die heftigen Bewegungen des kleinen nervösen Franzosen einen komischen Anklang, der in den erregten Mienen der im Hintergrunde versammelten Zuschauer austönt. In die Zeit des Directoires versetzt uns eine Tanzstunde unserer Großmütter von Toby E. Rosenthal. Hier sind der antik. und à la Turque gekleideten zierlichen Mädchengestalten beinahe zu viele. Es ist dem Künstler nicht recht gelungen, den Ausdruck heiteren Zuschauens bei einem pas de deux genügend zu variiren. Dafür ist die Abwechselung in der Körperbewegung geschickt und ungezwungen. Vor Allem aber hat Rosenthal um das in der Mitte vorherrschende Weiß eine wunderbar feine, links im Hintergrund einsetzende, nach den Vordergrunde rechts hin verstärkte Farbenskala gruppirt, die mit einem kräftigen Accord in Roth und Dunkelviolet schließt. Einheitlich im Colorit, ohne eintönig zu werden, ist Holmberg's anheimelndes Bild: Alte Freunde. Der Künstler hat ein offenes Auge für die guten und gemüthlichen Seiten des Zusammlebens innerhalb der Römischen Geistlichkeit. Die beiden greisen Prälaten, die sich in der Plauderecke des Erkers zusammengefunden, haben durchaus nichts culturkämpferisch Streitbares, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir in dem Lederbändchen, aus dem der Herr Cardinal vorliest, nicht ein Brevier, sondern eine gute alte Ausgabe des Plautus vermuthen.

Den directen Anschluß an die Niederländer markiren schon durch die Wahl des Stoffes Papperitz und R. Schrader. Der Maler der Kreuztragung in der Jubiläumsausstellung fühlt sich auf dem Gebiete des historischen Genres offenbar heimischer, als auf dem ernster religiöser Stoffe. Adrian Brouwer und seine Modelle verrathen emsiges und erfolgreiches Studium der holländischen Kleinmeister, wenn wir auch glauben, daß Papperitz bei dem Malen der hübschen Mädchengestalt im Vordergrund mehr an sein eigenes Modell, als an das seines berühmten und berüchtigten Vorbildes gedachten hat. Rudolf Schrader läßt

Digitized by Google

einen reisigen Kriegsknecht im Kneipzimmer ein loses Wort aussprechen, das trotz des übertönenden Spiels eines Fiedlers leises Schmollen um die Lippen der schönen Wirthin hervorruft. Die Gestalt des Fiedlers erinnert ein wenig lebhaft an berühmtere Meister, aber die Gestalten des rittlings auf der Bank sitzenden Reiters und der schmollenden Dirne sind voll frischen originellen Lebens.

A. Erdelt hat mit seinem Samariterdienst das bekannte holländische Motiv der intimen Toilette in's modern Hündische übersetzt. Zwei Kinder sitzen am Fenster; der Knabe läßt einem wohlig blinzelnden Teckel die Wohlthat einer erfolgreichen Jagd auf Kleinwild zu Theil werden, und das kleine Mädchen sieht verständnißinnig zu. Die hübsch zusammenschließende Gruppe ist vom voll hereinströmenden Licht wie umsponnen, das den trivialen Vorgang poetisch verklärt. Kleinschmidt's Klosterbruder, der eine ihm zugesandte interessante Photographie betrachtet ist eine gemalte Künstlernovellette. Eduard Grützner muß an dem Pater, der mit behaglichem Schmunzeln die Reproduction der „Weinprobe" betrachtet, seine helle Freude haben und könnte sich kaum einen wohlwollenderen Kritiker wünschen.

Schließlich möchten wir noch auf ein wegen seines kleinen Formates leicht zu übersehendes Bildchen von Paul Thiem aufmerksam machen. Ein junges Mädchen im einfachen Kleide und bloßem Kopf erwartet in einer Art alterthümlicher Vorhalle ihre greise Mutter, um einen Spaziergang anzutreten. Die Alte hat soeben die Thüre des Wohnzimmers geöffnet und erscheint auf einem niedrigen Beischlag, von dem eine gewundene Treppe von einigen Stufen herabführt. Das sich kreuzende, durch die geöffnete Zimmerthür und das Hofthor einfallende Licht ist so discret ineinander gearbeitet, die beiden Durchblicke sind in der Stärke der Lichtwirkung so natürlich und ungezwungen auseinandergehalten, daß die Beleuchtungskunststücke Peter de Hooghs neben diesem Bildchen grell und gekünstelt erscheinen.

Georg Malkowsky.

Offene Briefe und Antworten.

Zum Capitel der Künstler-Jury.

Sehr geehrter Herr!

Als ich Sie das letzte Mal sah, gaben Sie mir freundlichst zu erkennen, daß die Spalten Ihres geschätzten Blattes mir als altem Mitarbeiter stets zur Verfügung ständen, wenn mich einmal die Lust anwandelte, mein Herz über Kunst auszuschütten.

Nun, der Augenblick ist da. Voll war mir das Herz lange schon. Aber der Mors Imperator von Frau Hermine Schmidt-v. Preußchen und die Art, wie man in der Kunststadt Düsseldorf Concurrenzen erledigt, ließen es überlaufen.

I. Die Nachricht, daß das vielbesprochene Bild von der Jury zurückgewiesen sei, hat auf mich den gleichen Eindruck gemacht, wie wohl auf alle ruhig denkenden und tactvollen Männer. Der angegebene Grund war ein vollgiltiger Grund, und auch das war für mich entscheidend, daß das Bild in dem Beschauer einen Gedanken anregen mußte, den wir nicht eher denken wollen, als bis das unerbittliche Schicksal ihn uns zu denken zwingt. Wie unser allgeliebter Kaiser die Sache nehmen würde, konnte mir freilich nie zweifelhaft sein. Er stand in seiner Herrschermilde vor dem Auge meines Geistes, und seine weisen Lippen umspielte ein Lächeln des Staunens.

Nachdem der Kaiser gesprochen hat, blieb für mich noch der zweite Grund, und ich wäre zufrieden gewesen, wenn man ihn geltend gemacht hätte.

Da erscheint ein Schreiben des Präsidenten der Akademie, welches an die Presse zur Veröffentlichung gesandt wurde. Ich traue meinen Augen kaum. Einstimmig abgelehnt, weil man in dem Bilde einen schiefen Gedanken gefunden, der unkünstlerisch ausgedrückt sei. Ich könnte mich der beliebten Wendung bedienen: Besser schiefe Gedanken, als gar keine. Aber ich thue es nicht, denn mir gilt der Gedanke in der Kunst nicht gar viel — die Verständigen werden mich schon recht verstehen —, und ein Gedanke, der mit eigenem Finger auf sich hinweist, ist mir in aller Kunst zuwider.

Ich kenne Frau Hermine — der Kürze wegen gestatte sie mir diese Vertraulichkeit — seit jenem Tage, als ich ihr erstes Bild in der Berliner Ausstellung sah und in der „Gegenwart" beurtheilen durfte. Seit jener Zeit ist sie festen Schrittes ihren Weg gegangen. Wir können stolz sein, eine solche Künstlerin zu besitzen. Das allegorisirende Stillleben in Colossaldimensionen ist eine Specialität, der sie ein selbständiges Gepräge aufzudrücken vermochte. Ich erinnere an das „Lager der Cleopatra". Mors Imperator ist nur ein weiteres Glied in der Kette. Und wenn ich auch die Arbeiten der letzten zwei Jahre nicht gesehen habe, so kann die Künstlerin nach Allem, was ich von competenten Kritikern über sie gelesen habe, nicht so zurückgegangen sein, daß man berechtigt wäre, ihr Werk als unkünstlerisch zu bezeichnen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß keiner von den Richtern ihr auch nur einen Quadratfuß ihres Bildes, das ich leider nicht kenne, nachmalt. Die Herren machen ja Vieles ganz gut, aber gerade das, was Frau Hermine kann, kann man in Berlin nicht.

Der Correspondent der „Kölnischen Zeitung" beweist so sehr jeglichen Mangel an Beruf in einem vornehmen öffentlichen Blatte das Wort zu führen, daß man sich über seine Incompetenz in künstlerischen Dingen wahrlich nicht wundern kann. Es ist geradezu unerhört, diesem Herrn gegenüber einer Künstlerin vom Range Herminens einen Ton anschlagen zu sehen, der ebenso sehr absolut unzulässig ist, wie er im gegebenen Falle fehl greift. Uebrigens habe ich nicht den Vorzug, Frau Hermine persönlich zu kennen, auch war mir der schriftliche Verkehr mit der Dame bisher nicht vergönnt.

Und nun der schiefe Gedanke! Heran ihr alten Meister, Du, Holbein, Wonne meiner alten Tage, vor Allen; heran ihr gottbegnadeten Genies, die mir die Kunst der Gegenwart werth machen, Du, schiefster der schiefen, Arnold Böcklin und Du, Max Klinger, der sich der Verrücktheit zeihen lassen muß, und endlich Du, heiliger Menzel, den man abgöttisch verehrt, ohne Dich zu verstehen. Ihr sollt mir gewiß nicht die Jury passiren, wenn noch ein Funke von Consequenz in ihrem Urtheil ist. Ich will den Herren ein Colleg lesen über die schiefen Gedanken in Menzel's Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen, daß ihnen die Haut schaudern soll.

Der Tod, der einen Thron umstürzt, das wäre ein schiefer Gedanke? Hätte man noch gesagt, ein trivialer, ein abgedroschener, ich hätte mich vielleicht gewundert über die Klarheit des Urtheils. Ein Collegium von Künstlern sollte sich hüten, an der Gedankenfrage zu rühren. Bleib' bei Deinem Leisten, Schuster, die Sichtung der Gedanken überlasse den Menschen, die eine eiserne Nothwendigkeit von Jugend auf zwang, logisch zu denken.

Geht nach Kassel und seht Euch die Bilder von Scheurenberg an. Bessere künstlerische Gedanken — in meinem Sinne — sind nie gemalt worden. Und wie habe ich große — ganz große und in allen Fragen mitentscheidende Künstler darüber urtheilen hören! Von den Gedanken war ihnen nichts aufgegangen, weil sie an der künstlerischen Interpretation kleben geblieben waren.

Also weder schief, noch unkünstlerisch! Recht behalten, das ist die Losung, die Euch fürchterlich bindet, Euch und noch viele Andere, die in der Presse das maßgebende Wort führen. — Ist denn für Euch kein Bismarck da, der keinen Anstand nimmt zu sagen: Ich habe mich geirrt, ich bin eines Besseren belehrt worden? Wer seinen Irrthum nicht bekennen kann, von dem weiß ich, daß er meistens irrt. Irrthum bekennen und um Verzeihung bitten, steht jedem Ehrenmanne gut.

Und nun geht auch noch die Nachricht durch die Zeitungen, daß die Jury eine Landschaft von T. von Schennis zurückgewiesen habe. Wer etwas von dem Abc moderner Kunst versteht, wird mir zugeben, daß Schennis ein bedeutendes, wenn auch vorerst noch einseitiges Talent ist und ein bewährtes obendrein. Seit Jahresfrist ziert eines seiner Werke die National-Galerie. Und jetzt sollte er eine Arbeit eingesendet haben, die so weit hinter der Masse der zugelassenen Mittelmäßigkeiten zurücksteht, daß man ihr den Passirschein verweigert?

Es ist Alles Illusion. Wir stehen heute noch auf demselben künstlerischen Schusterthum wie vor 14 Jahren, als man Siemering's Friedrich den Großen zurückwies, der zu den besten Einzelgestalten zählt, die der neueren Plastik gelangen. Sie entsinnen sich vielleicht, verehrter Herr, daß ich Ihnen vor Jahren einen Artikel über das Schusterthum in der Kunst anbot. Sie stießen sich damals an dem Worte. Ich habe bei fleißiger Arbeit und ernstem Sinnen in der Zeit noch kein besseres gefunden und, was es bezeichnet, versöhnt unseren künstlerischen Fortgang nach wie vor.

Eine Jury hat dafür zu sorgen, daß Schülerarbeit und Stümperei den Ausstellungen fern bleibe und meinetwegen, daß groß Aergerniß vermieden werde. Alles, was darüber ist, ist vom Uebel. Da freilich bliebe Manches zu thun, was Vettermichelei und Compromißpolitik für gute Freunde jetzt ungethan läßt. Legt aber eine aus Künstlern zusammengesetze Jury einen höheren ästhetischen Maßstab an, dann geht gleich alles aus den Fugen. Nur die Werke ohne Ecken laufen keine Gefahr. Die glatte Mittelmäßigkeit gleitet überall durch. Das Genie — vergesse man das nicht — schafft nur in den allerseltensten Fällen abgerundete Arbeit.

Ich wußte es längst und habe oft Gelegenheit, es mir in's Gedächtniß zurückzurufen, daß sich drei Künstler in ihrem Urtheil über ein altes Meisterwerk nur ausnahmsweise vereinigen. Die Ausstellung alter Gemälde in Düsseldorf konnte auch andere darüber gründlich aufklären. Aber geht es erst an die moderne Kunst, dann fahren sie in ihrem Urtheil auseinander wie die Füchse, unter die man Feuer wirft. Man muß nur jeden allein in's Gebet nehmen. Der Künstler hat keinen größeren Feind als den Künstler.

II. Ich bin von der Ueberzeugung geleitet, daß die Regierung — und namentlich in Dingen der Kunst — stets das Beste will und meist das Richtige trifft. Sehe ich etwas, was ich nicht verstehe, so sage ich mir, es müssen zwingende Beweggründe gewesen sein, die gerade so und nicht anders handeln ließen. Ich würde mich auch in dem Falle, der mich zu diesem zweiten Excurse veranlaßt, auf den Standpunkt völliger Unterordnung stellen, aber hier handelt es sich um den drohenden Verlust eines guten, wohlerworbenen Rechtes.

Eine vor Jahren ausgeschriebene Concurrenz für die künstlerische Ausschmückung der Düsseldorfer Kunsthalle führte zu einer zweiten engeren Wahl zwischen Carl Gehrts und Ernst Roeber. Künstlerschaft und Publikum waren an der Sache gleich lebhaft interessirt. Die Partei Gehrts fiel zusammen mit den Vertretern des freien Künstlerthums, die Partei Roeber mit den Vertretern einer öffentlichen Unterrichtsanstalt. Der Kampf hat heiß gewogt bei der ersten Concurrenz und hatte einen durchaus persönlichen Charakter angenommen.

Um so mehr war man auf die zweite gespannt. Monate lang vorher wurde das Publikum auf den Tag hingewiesen, an welchem die neuen Entwürfe der beiden Künstler ausgestellt werden sollten. Und was ge-

Digitized by Google

schieht? Bei Nacht und Nebel tritt eine Commission zusammen, deren Mitglieder keineswegs ordnungsmäßig bekannt gemacht worden sind, — ich meine selbstverständlich, dem Publikum nicht — und die man so plötzlich einberuft, daß eine Anzahl der bedeutendsten Mitglieder am Erscheinen verhindert ist. Dies Vehmgericht faßt einstimmig den Beschluß, die Entwürfe von Gehrts dem Herrn Minister zur Ausführung zu empfehlen, und noch in derselben Nacht packt man die Sachen ein und entführt sie gen Berlin, wie weiland die alte Galerie nach München. Man wende nicht ein, daß wir später alles noch zu sehen bekommen. Das interessirt uns dann gar nicht mehr oder wenigstens mich für meine Person doch nur in geringerem Maße. Dann warte ich gern, bis die Bilder in ihrer Vollendung prangen. Uebrigens hätte ich auch schon bei der ersten Concurrenz für Gehrts und zwar mit vollem Herzen gestimmt.

Nur vis major könnte ein solches Verfahren rechtfertigen. In Berlin wäre es einfach undenkbar. Und somit lege ich für mich und im Namen der öffentlichen Meinung — für die Künstlerschaft zu reden bin ich keineswegs befugt — auf das Entschiedenste Verwahrung ein.

Endlich hat man mich in jüngster Zeit für eine literarische Kraftproduction verantwortlich gemacht, mit der ich nichts zu schaffen habe. Wer mich der pamphletirenden Form für fähig hält, hätte sich besser meiner überhaupt nicht erinnern sollen.

Nur aus dem angedeuteten Grunde habe ich die Ehre zu zeichnen

Ihr ganz ergebener

Professor Theodor Levin,

Conservator der Kunstsammlungen und Bibliothekar an der Kgl. Kunstakademie zu Düsseldorf.

Notizen.

Eine dramatische Stilbildungsschule in Berlin. Ein Gedanke, welcher Richard Wagner viele Jahre beschäftigte und in dessen gesunder Aus- und Durchführung er das einzige Heil für die deutschen Opernzustände sah, die Errichtung einer dramatischen Stilbildungsschule, sieht jetzt in Berlin seiner Verwirklichung entgegen. Als der hochsinnige und kunstbegeisterte Ludwig II. vor 25 Jahren Richard Wagner nach München berief und ihm Alles zu gewähren versprach, was er für seine Kunst Ersprießliches wünsche, da war die Ausführung des Gedankens ganz nahe der Erfüllung, ganz nach dem von Wagner eingereichten ausführlichen Programm. Aber Wagner's Bleiben in München war nicht von langer Dauer. Mit seiner Abreise zerfiel auch das Project. In Bayreuth, als Wagner sein Ziel erreicht hatte, nahm er die Ausführung wieder in die Hand. Aber sein Ruf kam nur an taube Ohren. Man hatte sich wohl für die Bayreuther Aufführungen begeistert, aber für eine Schule unter seiner Leitung fand sich keine Sympathie.

Auch die Künstler, die dort so viel, ja Alles hätten lernen können, hielten sich zurück, nur Einer, Ferdinand Jäger, gab seine Stellung auf und wanderte nach Bayreuth, um sich für eine Zeit lang Richard Wagner zu widmen. Ein Einziger! Bis zur Aufführung des „Parsifal" blieb Jäger in Bayreuth und nahm dann eine Stellung in Stuttgart an. Wagner hielt unentwegt an seiner Idee fest und gedachte namentlich mit dem „Parsifal" neuen Boden zu gewinnen. Da trat der Tod dazwischen und nahm ihm Alles aus der Hand. Nun tauchten mehrfache Projecte in Bayreuth auf, es blieb aber Alles nur auf dem Papier. Endlich jetzt, unerwartet, entschließt sich der Mann dazu, die Idee zu verwirklichen, den Richard Wagner als den Ersten und Besten dafür erkannt hat: Professor Jul. Hey in München. So reift Alles.

Wenn Wagner von der Nothwendigkeit der Stilschule sprach, liebte er es, immer auf die Komische Oper in Paris hinzuweisen, wo sich der Segen der Pflege des Stils offenbare. Kam er dann auf den Mischmasch des deutschen Opernwesens, wie die Sänger heute „Don Juan", morgen „Afrikanerin", dann wieder „Orpheus", oder „Iphigenie", und wieder „Troubadour" und „Martha", dazwischen die Capellmeisteropern, also Alles kunterbunt durcheinander trieben, wie solle es da anders als nach der Schablone gehen, von einer Anlehnung an Stil könne keine Rede sein. Prof. Hey war der für Bayreuth berufene Mann, welchem Wagner nach der Aufführung des „Nibelungenringes" schrieb: „Sie sind der einzige Fachlehrer, dessen ich unbedingt bedarf, außer Ihnen brauche ich Niemand." Wie kein Anderer ist also Jul. Hey auserlesen, was Kunst und Gesangstechnik anbelangt, die deutschen Opernsänger zu stilvollen Leistungen, wie Wagner sie wünschte, heranzubilden und so neue und bessere Zustände herbeizuführen. Sein Werk, „Deutscher Gesangsunterricht", in welchem sich Wagner's Ideen verkörpert finden, wird eine prächtige Grundlage bilden.

So dürfen wir hoffen, daß der bedeutende Lehrer den Ausgangspunkt bilden werde, stilgemäße dramatische Behandlung zum leitenden Princip zu erheben, um der stets mehr um sich greifenden Verwilderung vorzubeugen. Aug. Lesimple.

Kaspar Hauser. Eine neugeschichtliche Legende von Anton von der Linde. 2 Bde. (Wiesbaden, Chr. Limbarth.) — Die Kaspar Hauser-Literatur nimmt bereits in den historischen und juristischen Bibliotheken einen stattlichen Raum ein; Bände über Bände sind zur Aufklärung des Schicksales, der Herkunft und des Todes des seltsamen Findlings geschrieben worden, welcher in der politisch stillen Zeit der zwanziger Jahre ein so interessanter Unterhaltungs- und Gesprächsstoff war. Occultus occulto occisus est; also lautete die pathetische Grabesinschrift, welche man dem Manne setzen ließ, der angeblich aus fürstlichem Hause stammte und nur durch ein abscheuliches Verbrechen „am Seelenleben" seines legitimen Rechts beraubt und zur Einsamkeit verdammt wurde. Auch nachdem die Prüfung der Widersprüche und Lügen, an denen die Hauser'sche Lebensgeschichte so reich ist, in den juristischen Kreisen ganz allgemein die Ueberzeugung erweckt hatte, daß Hauser in der That nur ein abgefeimter Gauner und raffinirter Schwindler sei, wurde die grundlose Ansicht noch immer festgehalten und selbst nachdem das Großherzogliche Ministerium in Karlsruhe, veranlaßt durch die Verdächtigungen demokratischer und ultramontaner Zeitungen, zu Beginn der siebziger Jahre alle Acten veröffentlichte, welche sich auf den Tod des angeblich beseitigten Prinzen beziehen, gab sich ein demokratisches Winkelblatt Badens dazu her, die Aufsätze eines gewissen Dr. Lipp aufzunehmen, in welchen der alte Unsinn in verblümter Weise wieder auftauchte. Unter solchen Umständen kann es allerdings nicht als überflüssig bezeichnet werden, wenn ein gründlicher Gelehrter die ganze Legende einer nochmaligen, sorgfältigen und eingehenden Untersuchung unterworfen, bei welcher die gesammte Literatur ihre Berücksichtigung fand. Der Archivar und Bibliothekar zu Wiesbaden Dr. von der Linde hat sich dieser Aufgabe unterzogen und ein Buch veröffentlicht, welches für Jeden, der überhaupt belehrt sein will, die Frage auf immer aus der Welt schafft. Das Ergebniß der Untersuchung konnte, nachdem bereits vor einigen Jahren das gesammte Material der Untersuchungsacten durch einen bayerischen Landgerichtsrath veröffentlicht worden war, nicht mehr zweifelhaft sein. Hauser war weder ein Napoleonide, noch ein badischer Prinz, weder der Sohn eines Cardinals, noch das Kind einer deutschen Herzogin, er war der uneheliche Sohn eines gewöhnlichen Mädchens aus Bayern, welches durch einen Dragoner verführt wurde, er war ein gewöhnlicher Landstreicher und Vagant, welcher sich in keinem, aber auch in gar keinem Punkte von jedem anderen Vagabunden unterschied. Hätte man ihn als Landstreicher behandelt, die ganze Legende wäre nicht geschaffen worden und die deutsche Literatur um verschiedene Bücher ärmer, die gerade kein Zeichen einer besonders entwickelten kritischen Schärfe bilden. Nur durch die krankhafte Sucht der Gesellschaft, in ihm das Opfer einer verbrecherischen Politik zu sehen, verfiel Hauser auf die Lügen und Schwindeleien, von denen sich Männer wie Küber und Feuerbach bethören ließen. Lüge war es, wenn er von dem Attentat eines schwarzen Mannes etwas erzählte, Lüge war es, wenn er angab, von einem Fremden die Verletzung erhalten zu haben, an welcher er starb. Er fügte sich die Verletzung selbst zu, um wieder einmal etwas von einem Attentat vorschwindeln zu können und das Interesse für seine Person wieder zu beleben; daß dieselbe eine tödtliche wurde, war gegen seine Absicht. Die Kaspar Hauser-Legende dürfte hiermit ihr seliges Ende erreicht haben, für alle denkfähige Menschen wird das Linde'sche Buch die Wirkung haben, daß man den ganzen Sagenkreis hinfort als überwunden betrachtet. L. F.

Hans Besenried. Ein Spielmannssang von J. H. Benary. (Hamburg, J. F. Richter.) — Dieses frische Epos behandelt die zahlreichen Schicksale eines ritterlichen, frohgemuthen Spielmanns, welcher den Bräutigam seiner Geliebten niedersticht und dem Tode verfallen sollte aber durch zwei wunderbare Thaten schließlich zu hohen Ehren kommt. Er rettet den Kurfürsten aus großer Gefahr und gibt einem vornehmen Mann das geraubte Kind wieder zurück. Anfangs ist der Autor etwas unsicher, im Laufe der Dichtung verliert er aber sichtlich diese Befangenheit, und gewinnt eine Plastik der Darstellung, welche Lob verdient. In seinem zweiten Theile ist das Epos sogar spannend. Die schier zu zahlreich eingestreuten Lieder haben lyrischen Schwung und sind im Tone der Zeit gehalten, in welchem das Epos sich abspielt. Die culturhistorische Schilderung und die Gestalten sind mit sichtlicher Liebe entworfen Der Verleger hat der liebenswürdigen Dichtung ein vornehmes Gewand gegeben, welches sicher auch zur Verbreitung des Buches beitragen dürfte. E. W.

Ein Schalk bietet mit seinem Büchlein: Goethe über Bismarck (Berlin, Gebr. Paetel) einen lustigen Scherz. Ein feiner Goethekenner hat da mit Fleiß aus wenigen Bänden Goethe'scher Schriften eine Sammlung von Reimen, Sprüchen, Sentenzen zusammengestellt, bei der jede einzelne Nummer auf unseren Reichskanzler Bezug — haben könnte.

Constant This, ein geborener Lothringer und Schüler unserer Straßburger alma mater, hat im Verlag von J. H. Ed. Heitz in Straßburg soeben ein Heftchen über die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen nebst Karte herausgegeben, das gerade im gegenwärtigen Augenblick, da sich in den Reichslanden eine wichtige administrative Aenderung vollzieht, von Interesse ist. Die Ergebnisse beruhen auf gewissenhaften, ohne jede nationale Voreingenommenheit angestellten Untersuchungen an Ort und Stelle, verglichen mit den Feststellungen des statistischen Bureaus des Kaiserl. Ministeriums.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben wurde vollständig:

Kulturgeschichte der Menschheit

in ihrem organischen Aufbau

von

Julius Lippert.

Zwei Bände. gr. 8. geh. Preis brosch. M. 20.—, elegant in Halbfranzband geb. M. 25.—

(Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.)

Julius Lippert's Kulturgeschichte, ausgezeichnet durch Originalität und Tiefe der Auffassung, wie durch schöne klare Sprache, hat sich in kurzer Zeit **den Ruf eines Werkes ersten Ranges** auf diesem Gebiete erworben. Vermöge seiner gemeinverständlichen Darstellung ist das Buch geeignet in den weitesten Kreisen der Gebildeten Verbreitung zu finden.

Wer sich e. solch. **Weyl**'schen heizb. Badestuhl kauft, kann sich m. 5 Kübeln Wasser u. 1 Kilo Kohlen täglich warm baden Ein Jeder, der dies liest verlange per Postkarte den ausführl. ill. Preiscour. gratis. **L. Weyl, Berlin.** W., Leipzigerstr. 41.

Neuer Verlag von
Breitkopf & Härtel in **Leipzig.**

Rob. Schumann's Briefe.

Neue Folge.

Herausgeg. von **F. Gustav Jansen.**

Erste Abtheilung: 1828—1840.
Zweite Abtheilung: 1840—1854.
Dritte Abtheilung: Briefe an Verleger.

Das Recht zur Herausgabe haben die Verleger von der Familie Robert Schumann's erworben.

X, 406 S. Preis geh. 6 *M*, geb. 7 *M*.

Nach der freudigen Aufnahme, welche die „Jugendbriefe" Schumann's gefunden haben, bedarf es für diese neue Sammlung kaum einer Empfehlung. Sie bringt vieles Neue aus der Jugendzeit Schumann's, erstreckt sich dann aber weiter über das ganze Mannesalter bis zum Jahre 1854. Sie stellt nicht nur die in Zeitschriften und Büchern überall verstreuten interessanteren Briefe zusammen, sondern fügt diesen zahlreiche bisher ungedruckte, so namentlich die an Mendelssohn gerichteten, hinzu. Man gewinnt danach ein ungemein fesselndes Bild des ganzen Lebens und Wirkens des edlen Künstlers. Durch häufige Anmerkungen und ein sorgfältiges Register hat der Herausgeber für das Verständniss der Briefe gesorgt. Der Name des Verfassers der „Davidsbündler" bürgt für die Gediegenheit der Arbeit.

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Soeben erschien:

Goethes Faust.

Zweiter Teil.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Vierte neu durchgesehene und vermehrte Auflage.
1887. 2 *M*.
(I. Teil. 4. Auflage. 1882. 1 *M*.)

Der als Goetheforscher berühmte Verfasser bietet hiermit das **Neueste, Vollständigste** und **Faßlichste** zum Verständnis der schwierigen Dichtung.

Neuigkeit von Max Nordau.

Soeben erschien:

Ausgewählte

Pariser Briefe.

Kulturbilder von

Max Nordau.

Zweite vollständig umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage.

1887. 8. 3 *M* 50 *Pf*. Eleg. gebunden 4 *M* 50 *Pf*.

Leipzig.
Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).

Soeben erschien bei **Gebrüder Borntraeger** in Berlin S.W., Wilhelmstrasse 122:

Victor Hehn, Gedanken über Goethe. 1887. 8. brosch. 7 *M*.

Victor Hehn, Italien. Ansichten und Streiflichter. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. 1887. 8. geb. 7 *M*.

Victor Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Fünfte Auflage. 1887. gr. 8. brosch. 10 *M*.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart u. Leipzig.

Neuester Zeitroman von Gregor Samarow.

Soeben ist erschienen:

Gipfel und Abgrund.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

4 Bände, geheftet in illustrirtem Umschlag, Preis *M* 15.—; fein gebunden in 2 Bänden, mit Gold- und Schwarzdruck, Preis *M* 17.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.,** Oppelstr. 44.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Epochemachendes Werk von General L. Wallace.

In Amerika ca. 200,000 Exemplare abgesetzt.

Soeben ist eine autorisirte Bearbeitung für das deutsche Publikum erschienen von:

Ben Hur.

Eine Erzählung aus der Zeit Christi

von

Lewis Wallace.

2 Bände. Preis geheftet in illustrirtem Umschlag *M* 5.—; fein geb. in 2 Bänden *M* 7.—

Wie schon der Titel ersehen läßt, hat der berühmte amerikanische Verfasser die Hauptschilderungen der Kindheit und des Leidenslebens Jesu Christi mit dem Entwicklungsgange dieses Romans verwoben. — „Ben Hur" ist eines der bemerkenswertesten, poesiereichsten Bücher, die je geschrieben worden. Es ist so natürlich und warm wie das Leben selbst und so anziehend, wie die gewaltigsten, heroischsten Kapitel der Weltgeschichte. Indianopolis Journal.

Das so interessante Werk wird gewiß auch bei dem deutschen Publikum dasselbe Aufsehen erregen und gleich enthusiastische Aufnahme finden, wie s. Z. in Amerika.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Hervorragendes Geschichtswerk.

Brehm, Dr., Das Inkareich.

gr. 8. 842 S. mit 1 Karte u. Holzschn. 16 M.

Jena. **Fr. Mauke's Verlag.**

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestückes seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Verlag von Rob. Lutz, Stuttgart.

Jeder Bd. M. 2.50 (geb. M. 3.—)

Amerikanische Humoristen und Novellisten der Sternbanner-Serie:

I. **Ruderheim.** (Häusl. Erlebn. eines Ehepaars) von **F. R. Stockton,** dtsch. v. M. Jacobi.
II. **Unterwegs und Daheim;** Neue Sammlung von Humoresken **Mark Twains.**
III. **Novelletten u. Skizzen** amerik. Meister der „Short Story".
„Short Story": **Aldrich, O'Brien, Hale, Stockton** u. A.

Wird fortgesetzt.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

SEP 15 1937
Library

№ 36. Berlin, den 3. September 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Unsere chronische Wirthschaftskrisis. Von Karl Walcker. — Arbeiterwohnungen. Von Ludwig Heimann. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Die Reveille in der Sprache. Von Rudolf Kleinpaul. — Das Haus der sieben Zonen. Von Herman Riegel. — Eine ultramontane Schrift auf dem Index. — **Feuilleton:** Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin. Berthold Auerbach und Julian Schmidt. Von Heinrich Ehrlich. — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Unsere chronische Wirthschaftskrisis.

Von Karl Walcker.

Volkswirthschaften und Staaten sind ebensosehr acuten und chronischen Leiden ausgesetzt wie der Organismus der Menschen, der Thiere und der Pflanzen. Neben den periodischen, acuten „Handelskrisen" oder, besser gesagt, Industriekrisen der Neuzeit gibt es auch eine dauernde, chronische Ueberproduction der Großindustrie. Das Vorhandensein dieser Ueberproduction wird von allen wirthschaftlichen Parteien anerkannt. Man streitet nur über die Heilmittel des Uebels. Manche Freihändler und Schutzzöllner empfehlen kurzweg eine starke Einschränkung der Production. Das ist leicht gesagt und nicht ohne eine gewisse Berechtigung, aber schwer gethan. Es kommt häufig vor, daß alle oder fast alle Fabrikanten einer Provinz oder gar Nation Cartelle zur Einschränkung der Production schließen. Solche Cartelle pflegen indeß nicht lange gehalten zu werden, und man muß überhaupt mit der Einschränkung der Production vorsichtig sein. In Folge einer Hebung der Landwirthschaft, chinesischer und anderer Eisenbahnbauten und ähnlicher Vorgänge kann z. B. die Nachfrage nach den Erzeugnissen der Eisenindustrie rasch steigen.

Rodbertus und andere Halbsocialisten lehren, eine starke Erhöhung der Arbeitslöhne auf Kosten der besitzenden Classen werde die Arbeiter consumfähiger machen, eine starke und neue Nachfrage nach Industrieproducten hervorrufen und dadurch die Ueberproduction heilen. Ein kleines Körnlein Wahrheit liegt dieser Theorie zu Grunde, einzelne Arbeitslöhne dürften in der That zu niedrig sein; aber im Großen und Ganzen ist diese Theorie doch unhaltbar. Eine starke Erhöhung der Arbeitslöhne müßte zu einer starken Vertheuerung der Waaren führen und den größtentheils aus Arbeitern und sonstigen kleinen Leuten bestehenden Consumenten schaden. Nehmen wir selbst hypothetisch an, es sei durch eine Art Wunder möglich, die Löhne aller deutschen Arbeiter plötzlich bedeutend, z. B. um 25 Proc., zu erhöhen, so würde die Ueberproduction der Industrie dadurch nicht beseitigt werden; der Verbrauch von Seide, Champagner und ähnlichen Luxuswaaren würde sogar abnehmen. Die Arbeiter würden mehr Branntwein, Tabak, Bier, vielleicht auch Fleisch verbrauchen wie jetzt, Sparkassen-Einlagen machen, hie und da vielleicht bessere Wohnungen miethen; aber schwerlich mehr Kleider kaufen, als jetzt, und vollends die Nachfrage nach den Producten der Eisenindustrie würde gar nicht steigen.

Das Hauptmittel zur Heilung der industriellen Ueberproduction ist viel mehr in der Hebung der Landwirthschaft zu suchen und zu finden. Diese Ansicht ist meines Wissens zuerst von Richard Cobden und dann, in chronologischer Reihenfolge vom berühmten englischen Reisenden A. R. Wallace, vom bekannten deutschen Nationalökonomen Brentano in seinem Werke über die Arbeitergilden, von mir in meinem Handbuche der Nationalökonomie und 1886 auf der Frankfurter Versammlung des Vereins für Socialpolitik von Sombart-Ermsleben vertreten worden, der bekanntlich ein ausgezeichneter praktischer Landwirth, ein Großgrundbesitzer und sehr angesehener nationalliberaler Politiker ist. Andere in- und ausländische Hinweise auf das Mißverhältniß zwischen der industriellen Ueberproduction und der landwirthschaftlichen Unterproduction mögen mir entgangen sein; aber die ganze Idee ist jedenfalls noch neu, den meisten Gebildeten, ja sogar den meisten Nationalökonomen und Politikern unbekannt, oder so gut wie unbekannt.

Trotzdem dürfte der in Rede stehenden von Männern verschiedener Richtungen, von Freihändlern und Schutzzöllnern vertretenen Idee die Zukunft gehören, denn die Landwirthschaft ist naturgemäß die Hauptabnehmerin der Industrie und in vielen Gegenden noch einer großartigen Hebung fähig und bedürftig. Sowohl für einen Großgrundbesitzer wie für einen Großindustriellen sind besonnene und erfolgreiche Steigerungen ihrer Production in pecuniärer Beziehung vortheilhaft; mitunter vielleicht für den Landwirth noch vortheilhafter, wie für den Industriellen; aber in socialer, in menschlicher Beziehung besteht ein ungeheuerer Unterschied zwischen der Lage Beider. Wenn der Industrielle seine Production vermehrt, so vergrößert er in der Regel seine Arbeiterzahl, so wird er ein noch mächtigerer „König", oder Fürst der Industrie, als er vorher war. Wenn der Landwirth dagegen seine Production vermehren will, so muß er, namentlich im Nordosten Deutschlands und in ähnlichen Gegenden, der süßen Gewohnheit einer sog. patriarchalischen Herrschaft entsagen; er muß zu große Güter durch partielle Verkäufe oder Theilungen verkleinern, einen grundbesitzenden Arbeiterstand schaffen: kurz, eine in gewissem Sinne mehr demokratische und geldaristokratisch-industrielle Entwickelung befördern, was manchen conservativ, landaristokratisch gesinnten Landwirthen nicht angenehm ist. Noch größere, wenigstens scheinbare Einbußen erleiden die landaristokratischen Interessen beim theilweisen, auch für verpachtende Großgrundbesitzer in pecuniärer Beziehung vortheilhaften Uebergange von der Großcultur zur Kleincultur. Selbst die Production einer mit Hypotheken belasteten Fabrik kann ferner ausgedehnt werden, während der Verkauf von Parcellen eines mit Hypotheken belasteten Gutes an Arbeiter, oder sonst Jemand die

Digitized by Google

nicht immer leicht zu erlangende Einwilligung der Hypothekengläubiger voraussetzt. Es steht auch nicht in der Macht eines einzelnen Grundbesitzers, systematische Bewässerungen und Entwässerungen ganzer Stromgebiete, eine möglichst gleichmäßige locale Vertheilung der Industrie, des Handels und der Bevölkerung über das gesammte Reichsgebiet, die bis jetzt viel zu wenig übliche Eisenbahnabfuhr der groß- und mittelstädtischen Fäcalien und ähnliche mehr oder minder wichtige Reformen zu veranlassen. Ebenso wenig vermag ein einzelner Bauer die Beseitigung der Gemengewirthschaft, den Uebergang vom Dorf- zum Hofsystem, die sog. Verkoppelung, durchzusetzen.

Der Staat hätte also die Aufgabe gehabt, die Industrie nach Art eines weisen Wagenlenkers soviel als möglich zurückzuhalten und die Landwirthschaft soviel als möglich anzuspornen, um das im Interesse Aller nothwendige Gleichgewicht der industriellen Production und der landwirthschaftlichen und übrigen Nachfrage nach industriellen Producten herzustellen und zu bewahren. In Wirklichkeit verfuhr man indeß in vielen Ländern und Zeiten, auch in England und Frankreich, fast umgekehrt: unter dem Einflusse der Vorurtheile des sog. Mercantilsystems des 16., 17. und 18. Jahrhunderts und extremer Schutzzöllner einerseits und der feudalen und ultramontanen vis inertiae andererseits spornte man das allzu feurige Pferd der Industrie noch künstlich durch Schutzzölle und ungedeckte Banknoten an und hielt das träge Pferd der Landwirthschaft vermittelst zahlreicher agrarpolitischer und sonstiger Unterlassungssünden zurück. Mit dem eben gebrauchten Bilde soll natürlich nicht geleugnet werden, daß es in allen Culturstaaten mehr, oder minder zahlreiche Landwirthe gab und giebt, welche rührige, rationelle, hochverdiente, treffliche Förderer der Landwirthschaft, des Staatswohles waren und sind.

Kein Wunder, daß es in Folge der besprochenen Uebelstände zu so vielen industriellen Absatzkrisen, industriellen und landwirtschaftlichen Bankrotten kam. Ein Hauptgrund der Ueberspeculation von 1871 bis 1873 und der schweren Leiden der Krachzeit nach 1873 ist darin zu suchen, daß damals fast Niemand an eine großartige Hebung der Landwirthschaft dachte; obgleich durch die massenhaften und schnellen, man kann wohl sagen überstürzten Rückzahlungen von Staatsschulden große Capitalmassen disponibel geworden waren, und nach einer guten Anlage suchten. Die Hebung der Landwirthschaft hätte ferner zu einer Steigerung der Nachfrage nach Industrieproducten geführt, die Krisis von 1873 verhütet, oder wenigstens stark gemildert.

Der Einwand, daß eine Steigerung der landwirthschaftlichen Production angesichts der heutigen niedrigen Kornpreise gar nicht räthlich sei, wäre nicht stichhaltig. Bei rationeller Wirthschaft ist der Getreidebau noch heute rentabel; namentlich, wenn er zu Gunsten des Futterbaues, der Viehzucht, der Production von Fleisch, Milch, Butter, Käse, Geflügel, Eiern, Gemüse, Obst, Beeren, Handelspflanzen, zum Theil auch von Karpfen, stark eingeschränkt wird. Die Tage der niedrigen Kornpreise sind überhaupt gezählt. Mit der rasch fortschreitenden Besiedelung und Bevölkerungszunahme der Vereinigten Staaten und anderer Concurrenten der deutschen Landwirthschaft müssen auch die Kornpreise früher oder später ihre traditionelle, steigende Bewegung fortsetzen.

Die Frage der Hebung der Landwirthschaft ist ein verwickelter Gegenstand, über den sehr viel geschrieben worden ist. An dieser Stelle können natürlich nur einige orientirende Bemerkungen, einige Anregungen zum Denken gegeben werden. Die stärksten, meines Erachtens entscheidenden Gründe der im Nachfolgenden zu erwähnenden Reformen lassen sich indeß in Kürze darlegen, oder wenigstens in einer für das Verständniß genügenden Weise andeuten. Wenn man die wichtigsten Mittel zur Hebung der Landwirthschaft, namentlich der Landwirthschaft des Deutschen Reiches, in logischer Weise ordnet, so darf man nicht mit Schutzzöllen, der intensiven Landwirthschaft, dem sog. Höfe- oder Anerbenrecht und ähnlichen beliebten Schlagwörtern verschiedener wirthschaftlicher Parteien beginnen; sondern man muß die Wasser- und Waldfrage obenan stellen.

Die alten Aegypter und Babylonier haben meines Wissens bereits in theoretischer und praktischer Beziehung dem hochwichtigen Satze Rechnung getragen, daß man nicht planlos be- und entwässern, sondern systematisch ganze Stromgebiete in's Auge fassen muß; wenigstens insoweit, als sie im eigenen Lande liegen. In der Neuzeit ist der in Rede stehende Satz indeß nicht selten übersehen worden. Man hat in manchen Gegenden so gedankenlos be- und entwässert, daß einige Gegenden fruchtbarer, andere Gegenden desselben Staates dagegen unfruchtbar wurden oder an Ueberschwemmungen zu leiden begannen. Letzteres kommt z. B. vor, wenn man die Krümmungen eines Flusses in rücksichtsloser Weise abschneidet, ohne das Unterland durch diese, oder jene Mittel gegen Ueberschwemmungen zu schützen. Unvorsichtige Austrocknungen von Haiden haben ebenfalls zu Ueberschwemmungen anderer Gegenden geführt. Wenn ein Strom durch die Gebiete zweier, oder mehrerer Staaten fließt, so ist seine Regulirung, überhaupt die ganze Be- und Entwässerungsfrage viel schwieriger, als wenn er nur durch einen Staat fließt. Man kann sich indeß durch internationale Verträge und große Reservebassins helfen. Falls die Elbe z. B. in Folge böhmischer Entwaldungen im Deutschen Reiche Ueberschwemmungen anrichtet — auf entwaldetem Boden fließt das Wasser nämlich viel schneller ab, wie auf Waldboden —, so kann man Reservebassins anlegen, welche in Zeiten der Dürre Wasser für die Schifffahrt und Landwirthschaft abgeben und in Zeiten drohender Ueberschwemmungen die aus Böhmen kommenden Wassermassen aufnehmen. Solche Bassins wirken also nach der Analogie von Banken, welche Gelder zur Verzinsung annehmen und gegen Zinsen verleihen. Die nord- und süddeutschen Landseen, besonders die ersteren, müssen ebenfalls zu Bewässerungszwecken benutzt werden. Bei der Wasserfrage sind die Landwirthschaft, die Fischerei, die Müllerei, die Industrie und die Schifffahrt betheiligt. Es ist schwierig, aber nicht unmöglich, alle diese, zum Theil scheinbar, oder wirklich widerstreitenden Interessen unter einen Hut zu bringen. Eine Commission tüchtiger Techniker, die zum Theil vom Staate ernannt und zum Theil von den Interessenten selbst gewählt ist, vermag indeß einen billigen Ausgleich der Interessen herbeizuführen. Die Kosten der großartigen, man kann fast sagen weltgeschichtlichen Reform wären riesig; aber der Gewinn für die Volks-, Privat- und Weltwirthschaft wäre bei einigermaßen verständiger und geschickter Ausführung noch größer, wie viele praktische Erfahrungen des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit zeigen. Die vielen Millionen, welche zur Reform erforderlich sind, können natürlich nicht als Staatsgeschenke, als Geschenke der Steuerzahler, an die Wasserinteressenten aufgebracht werden. Große Staatsanleihen zu Be- und Entwässerungszwecken sind weder im Grundsatz zu wünschen, noch zu erwarten; denn die Landtage werden sie schwerlich bewilligen. Eine rein genossenschaftliche Selbsthülfe geht auch nicht. Alle Interessenten des Oderwassers lassen sich z. B. nicht zu einer Genossenschaft zusammenfassen. So bleiben nur große, vom Staate und den Wasserinteressenten beaufsichtigte, an solide Staatsinstitute und Genossenschaften erinnernde Actiengesellschaften übrig. Solche Actiengesellschaften würden zu billigen Zinsen deutsches, englisches und holländisches Capital in Hülle und Fülle geliehen erhalten. Der Einwand, daß dabei Mißgriffe und manchmal sogar Mißbräuche vorkommen können, wäre nicht stichhaltig. In Westeuropa herrscht ein solcher Capitalüberfluß, daß alles disponible Capital unmöglich in „absolut" sicheren Staatspapieren angelegt werden kann. Wird der größte Theil des disponiblen Capitals nicht in der Landwirthschaft angelegt, so wird er nothwendiger Weise in allerlei faulen in- und ausländischen Papieren angelegt und großentheils verloren werden. Solide, von deutschen Staatsbeamten und sachkundigen Landwirthen beaufsichtigte Actiengesellschaften würden dagegen sehr gute Dividenden geben. Pupillar- und Depositalfähigkeit dürfen die Prioritäten solcher Actiengesellschaften nicht haben. Diese Gesellschaften dürfen auch nicht an eine schablonenhafte, bureaukratische Beleihungsgrenze gebunden sein; weil man ihnen sonst die nöthige Freiheit der Bewegung rauben würde, und weil der Werth eines Landgutes

Digitized by Google

durch Be- und Entwässerungen und andere Mittel sehr gesteigert werden kann. Die in Rede stehenden Actiengesellschaften können und sollen ferner noch andere gemeinnützige Zwecke verfolgen, z. B. als Hypothekenbanken und Landhandelsgesellschaften wirken, welche den Landwirthen das zur intensiven Landwirthschaft nothwendige Capital leihen, Latifundienbesitzungen in Ritter- und Bauerngüter sowie Arbeiterparcellen zerschlagen, gefährdete, aber nicht unrettbar verlorene Adels-, Bürger- und Bauernfamilien in echt conservativer, staatsmännischer Weise im Besitze halten, Zwergwirthschaften zu rentablen Bauerngütern zusammenlegen, Verkoppelungen durchführen und Rittergutsbesitzern und Bauern beim Uebergange zu rationelleren Wirthschaftssystemen durch ihre Oekonomiecommissäre (Landwirthschaftstechniker) und Culturingenieure (Wasserbautechniker) mit Rath und That beistehen. Wieviel im Deutschen Reiche noch auf dem Gebiete der Verkoppelungen zu thun ist, ersieht man namentlich aus dem dreibändigen, 1886 erschienenen, trotz untergeordneten Mängeln sehr verdienstvollen Werke B. Schlitte's über die Zusammenlegung der Grundbesitzungen in ihrer volkswirthschaftlichen Bedeutung und Durchführung. Die von P. J. Sänger in der „Gegenwart" 1887 Nr. 16 hervorgehobene Bedeutung der Moorcultur darf ebenfalls nicht unterschätzt werden. Die Waldfrage hängt mit der Wasserfrage eng zusammen, denn nach den neuesten Forschungen und Erfahrungen unterliegt es kaum einem Zweifel, daß der Mensch durch Be- und Entwaldungen die Dürre und allzu große Feuchtigkeit mäßigen, auf eine gesunde Mitte zwischen dem Zuwenig und Zuviel an Wasser bringen kann. In derselben Gegend kommen aber Dürre und Nässe, Waldmangel und Waldüberfluß nicht selten neben einander vor. Unter sonst gleichen Umständen hat man desto mehr Wasser, je mehr Wald man hat.

Gleich der Wasser- und Waldfrage können auch die Fragen der Standorte der Industrie und der Eisenbahnabfuhr des städtischen, menschlichen und thierischen Düngers, wie erwähnt, nicht von einem, noch so tüchtigen und reichen Landwirthe regulirt werden. Die Landwirthschaft der untervölkerten, sog. reinen Ackerbaugegenden kann nur dann recht aufblühen, wenn die Industrie derselben durch Eisenbahndifferentialtarife und andere Mittel kräftig gehoben wird, so daß die Landwirthe aus der Nähe billigen Dünger beziehen können und in der Nähe einen guten Absatz ihrer Producte an die Fabrik- und Handelsbevölkerung haben. Die Eisenbahnabfuhr der großstädtischen Fäcalien, die übrigens ergänzende Städtereinigungssysteme nicht ausschließt, kann einen recht weiten Rayon umfassen. Berliner Fäcalien wurden z. B. 1883 190 Kilometer weit in die Gegend von Staßfurt versandt.

Die Begriffe intensive und rationelle Landwirthschaft decken sich nicht ganz. Für niedere Culturstufen passen extensive Ackerbausysteme, und es ist sogar in Deutschland rationell, ja nothwendig, schlechte, auf sog. absolutem Waldboden liegende Aecker und selbst Weinberge wieder in Wald zu verwandeln und ausnahmsweise, z. B. bei Großstädten, Aecker in Weiden zu verwandeln, also extensiv zu wirthschaften. Im Allgemeinen deckt sich indeß im heutigen Deutschland die rationelle, die Einschränkung des Kornbaues und Ausdehnung des Futterbaues, der Viehzucht und der Kleincultur empfehlende Landwirthschaft mit der intensiven Landwirthschaft.*)

Ein gutes, modernes Pachtrecht mit Meliorationsentschädigungen der Pächter gehört ferner zu den nicht nach Gebühr beachteten Mitteln zur Hebung der Landwirthschaft. Das rationellste System dieser Art ist bereits im 18. Jahrhundert vom schottischen Lord Kames, einem Gönner Adam Smith's, angegeben und durchgeführt worden. Dasselbe ist auch von deutschen, französischen und italienischen Autoritäten mit Recht empfohlen worden, obgleich die meisten land- und volkswirthschaftlichen Handbücher wenig, oder gar nichts über das Kames'sche System enthalten.*)

Kurz, eine großartige Hebung der Landwirthschaft ist das wirksamste Mittel zur Heilung der chronischen Wirthschaftskrisis des 19. Jahrhunderts; und diese gemeinnützige Reform ist schon deshalb eine bloße Frage der Zeit, weil die relative Uebervölkerung des Deutschen Reiches rasch zunimmt und weil die nachwachsenden Generationen großentheils in der Landwirthschaft als Grundeigenthümer, Pächter und Arbeiter ein gutes Unterkommen finden müssen. Das Gewerbe, der Handel und der Staatsdienst sind überfüllt; und nach überseeischen Colonien, selbst nach etwaigen deutschen Ackerbaucolonien, können und wollen Viele nicht auswandern, die sehr wohl im deutschen Vaterlande Landwirthschaft treiben können.

*) Interessante Ausführungen über das Wesen derselben findet man in einer Abhandlung, welche der weimarische Oekonomiecommissar Dr. Franz 1886 in den Berliner, halbamtlichen, Thiel'schen „Landwirthschaftlichen Jahrbüchern" veröffentlicht hat. Der Essay führt den Titel: „Die deutsche Landwirthschaft, ihre Nothlage und ihre Hülfsmittel" und ist vom preußischen Minister Dr. Lucius in der Form eines nicht in den Buchhandel gekommenen Sonderabdruckes an die landwirthschaftlichen Vereine Preußens versandt worden. Im Begleitschreiben des Ministers heißt es nach Zeitungsnachrichten, daß er mit dem Verfasser nicht in allen Einzelheiten übereinstimmt; aber ebenfalls der Ansicht ist, daß in den meisten Theilen des preußischen Staates die Wirthschaft der kleinen Landwirthe noch mancher technischer Verbesserungen fähig ist, deren Durchführung ohne wesentliche Mehrkosten einen höheren Ertrag liefern und damit die gegenwärtige gedrückte Lage erleichtern würde.

*) Nähere Ausführungen über diesen wichtigen Gegenstand findet man in Knaus' Abhandlungen in der Zeitschrift für Staatswissenschaft 1844 und in Rau's Archiv der politischen Oekonomie 1846, sowie im zweiten Bande meines Handbuches der Nationalökonomie. Knaus war Professor der Landwirthschaft in Tübingen.

Arbeiterwohnungen.

Von Ludwig Heimann.

(Schluß.)

Was auf dem Gebiete der genossenschaftlichen Vereinigung und durch die selbstthätige Hülfe der Bevölkerung zum Zwecke der Beschaffung von guten und billigen Arbeiterwohnungen geleistet werden kann, dafür haben wir die glänzendsten Beweise in England an den über das ganze Land verbreiteten Baugenossenschaften, „building-societies." Die erste englische Baugenossenschaft wurde nachweisbar im Jahre 1815 in Kircudbright in Schottland unter dem Protcetorate eines Earl of Selkirk gegründet. Bald entstanden ähnliche Anstalten in allen Theilen Englands, die zum Theil noch den Namen von „Menages" führten, und deren Zahl nach dem Jahre 1830 so rapide zunahm, daß das englische Parlament im Jahre 1836 bereits ein eigenes Gesetz zum Schutze und zur Aufmunterung dieser Gesellschaften erließ. Bis zum Jahre 1850 waren im vereinigten Königreiche Großbritannien bereits mehr als 2000 derartige Gesellschaften registrirt worden. Von diesen waren im Jahre 1860 noch ungefähr 1200 in Thätigkeit. Das Gesetz von 1836 gewährte den Gesellschaften mehrere wichtige Privilegien, welche dazu angethan waren, die Vereine beim Volke angesehener und populärer zu machen. Leider wurden aber auch die building-societies in den großen allgemeinen Bankerott mit hineingerissen, welcher in den Sechsziger Jahren die gesammten friendly-societies betraf, und der damals in England als ein Nationalunglück empfunden wurde. Theils die durch eine laxe Gesetzgebung begünstigte arge Mißwirthschaft in der Verwaltung der Vereine, theils falsche Rechnungsgrundlagen hatten eine sehr große Anzahl derselben dem Ruin entgegengeführt und Hunderttausende von Mitgliedern um ihre Spargelder gebracht. Nichts zeugt mehr für die zähe Energie des englischen Volkes, die sich durch keine, auch noch so großen Mißerfolge abschrecken läßt, als der glänzende Aufschwung, den die friendly-societies in allen ihren Zweigen unmittelbar nach der großen Niederlage derselben wieder genommen haben. Die Gesetzgebung befaßte sich angelegentlich mit dem Gegenstande und erließ mehrere zur Consolidirung der friendly-

Digitized by Google

societies nöthige Gesetze, wonach u. A. auch die beim Handelsamt angemeldeten, „registrirten" societies jährlich ihre Geschäftsberichte einzureichen haben, die dort revidirt und dann von dieser Stelle erst veröffentlicht werden. Die Vereine selbst wurden zum großen Theile nach rationellen Grundsätzen reconstruirt, und so entwickelte sich bald in England wieder ein so reiches und mannigfaltiges Genossenschaftsleben, daß es heut gesunder und großartiger dasteht als je.

Was nun die building-societies betrifft, so bestanden am 31. December 1885 im vereinigten Königreiche 2147 derartiger Vereine, die unter den building societies-Gesetzen von 1874 und 1875 angemeldet waren, mit einer Mitgliederzahl von 583,830. Die Gesammteinnahme derselben im Jahre 1885 betrug nach amtlichen Mittheilungen 21,671,944 £, oder 433,438,880 Mk., der gesammte Jahresüberschuß betrug 1,901,633 £., während sich bei 436 Vereinen ein Gesammtverlust von 128,381 £ ergeben hatte. Im Ganzen waren am Schluß des genannten Jahres von den Vereinen auf Hypotheken ausgeliehen 48,893,429 £ oder 977,868,580 Mk.; von den Zeichnern von Antheilscheinen (shares) waren 34,879,350 £ und von Hinterlegern von Depositen (da verschiedene Gesellschaften nebenbei als einfache Sparkassen fungiren) und von sonstigen Creditoren waren 16,031,298 £ gezahlt worden; das Gesammtvermögen der Genossenschaften betrug 52,681,198 £.

Die Bildung dieser Associationen geht folgendermaßen vor sich. Eine beliebige Anzahl von Personen tritt zu einer Gesellschaft zusammen, welche einmal die beste und sicherste Verzinsung und Ansammlung der regelmäßig zu leistenden Einzahlungen für den einen Theil der Mitglieder bezweckt, die zum andern Theil aber den übrigen Mitgliedern mittelst regelmäßiger Einzahlungen den Erwerb von billigen Häusern ermöglicht. Nehmen wir einen speciellen Fall an, so treten etwa 500 Personen zu dem oben angedeuteten doppelten Zweck zusammen. Jedes der Mitglieder zeichnet eine bestimmte Summe, welche es in festen monatlichen, vierteljährlichen oder auch jährlichen Beiträgen im Laufe einer bestimmten Zeit und mit Hinzunahme der Zinseszinsen für jede einzelne Einlage anzusammeln gedenkt. Nachdem alle Mitglieder einige Zeit hindurch ihre Beiträge regelmäßig eingezahlt haben, wodurch bereits eine größere oder geringere Summe angesammelt worden ist, welche mittlerweile bereits in irgend einer Weise zinsbar verwendet worden ist, gewährt die Gesellschaft einigen Mitgliedern Darlehen aus diesen Fonds, mittelst deren es den Entleihern möglich wird, ein Grundstück oder ein Wohnhaus zu erwerben. Dieses Darlehen muß nun der Erwerber durch feste periodische Einzahlungen zurückerstatten, sodaß der geliehene Betrag in gewöhnlich 20 Jahren amortisirt ist. So lange das empfangene Darlehen nicht völlig amortisirt ist, bleibt das erworbene Eigenthum der Gesellschaft verpfändet. Von dem Augenblick an aber, da der Schuldner durch seine Amortisationseinlagen mit Hinzurechnung der Zinseszinsen für jede einzelne Einzahlung das Darlehen, ebenfalls mit Hinzurechnung von Zinseszinsen, getilgt hat, tritt er in den directen und unanfechtbaren Besitz des erworbenen Grundstückes. Dieser Ausführung nach spaltet sich also die Gesellschaft nach einiger Zeit des Bestehens in eine Gruppe von Gläubigern, Anlegern (Investers) und in eine von Beliehenen, Schuldnern (Borrowers). Die Erstgenannten wollen eine möglichst hohe Verzinsung und eine Ansammlung ihrer regelmäßigen Einlagen nach Maßgabe der Zinseszinsrechnung, um nach einer Reihe von Jahren in den Besitz derjenigen Summe zu gelangen, auf welche sie gezeichnet haben, und nach Maßgabe welcher sie ihre regelmäßigen Einzahlungen gemacht haben. Die Letztgenannten dagegen wollen mit Hülfe der angesammelten Capitalien der ersten Gruppe ein Eigenthum erwerben, dessen Kaufpreis sie durch regelmäßige Abzahlungen amortisiren.

Unter den Gesellschaften gibt es wiederum zwei Kategorien, die nach verschiedenen Principien arbeiten. Die erste Kategorie umfaßt Gesellschaften, deren Bestand nur für eine bestimmte Reihe von Jahren festgesetzt worden ist, und wobei die Frist, innerhalb welcher sich eine Capitalanlage nach der Zinseszinsrechnung verdoppeln würde (nach Maßgabe eines Zinsfußes von z. B. 5 Proc. also etwa 14—20 Jahre) meistens nur wenig überschritten wird. Der anderen Kategorie gehören Gesellschaften von unbeschränkter Dauer an. Jene sind mit dem technischen Namen terminating, letztere mit permanent building societies bezeichnet worden. Selbstverständlich ist in Folge der verschiedenen Dauer der Gesellschaften die ganze Organisation und der Geschäftsbetrieb bei den beiden Arten völlig verschieden. Die kritische Meinung von Sachverständigen lautet entschieden zu Gunsten der Gesellschaften mit unbeschränkter Dauer, und die Erfahrung hat dieses Urtheil auch vollkommen gerechtfertigt. Zu den genossenschaftlichen Vereinigungen sind nun aber im Laufe der Zeit auch noch eine Anzahl von Actiengesellschaften hinzugekommen, mit der Absicht, an Stelle der einen Gruppe, der Investers, zu treten und Gelder zum Erwerb von Grundstücken unter den altgewohnten Bedingungen auszuleihen. Auch diese Actiengesellschaften erfreuen sich eines großen Gedeihens, und durch deren Resultate werden die eben genannten Ziffern der Genossenschaften noch wesentlich vermehrt.

Zum besseren Verständniß des Geschäftsbetriebes der Gesellschaften theilen wir nun noch folgende Einzelheiten mit. Die Höhe der Antheilscheine, shares, variirt bei den einzelnen Gesellschaften von 10—50 £. Es zeichnet also, wie wir dem Statut einer building-society entnehmen, ein investor einen Antheil von 50 £, d. h. er verpflichtet sich, wenn er nicht vorzieht, die Summe sofort ganz zu hinterlegen, den Betrag innerhalb 10 Jahren in monatlichen Raten von 6 s. 6 d. zu zahlen. Die in diesem Zeitraum in Wirklichkeit geleistete Zahlung beträgt dann 39 £, während sich die Summe von 11 £ durch Hinzutritt von Zinseszins, bei einem Zinsfuß von 5 %, ergibt. Einzelne Gesellschaften sind sogar noch im Stande, nach zehn Jahren einen Gewinnzuschuß, Bonus, von 5 £ 10 s. zu geben, sodaß ein solcher Antheilschein nach zehn Jahren den Werth von 55 £ 10 s. hat. Für die Abzahlungsweise der Schuldner, Borrowers, mag folgender Tarif als Beispiel dienen. Für ein Darlehen von 50 £ sind, wenn dasselbe zurückerstattet werden soll,

in	10	Jahren,	monatlich	zu	zahlen	11 s.	4 d.
„	11	„	„	„	„	10 „	7 „
„	12	„	„	„	„	10 „	— „
„	13	„	„	„	„	9 „	5 „
„	14	„	„	„	„	9 „	— „
„	15	„	„	„	„	8 „	7 „
„	16	„	„	„	„	8 „	3 „
„	17	„	„	„	„	8 „	— „
„	18	„	„	„	„	7 „	9 „
„	19	„	„	„	„	7 „	6 „
„	20	„	„	„	„	7 „	4 „
„	21	„	„	„	„	7 „	1 „

Diesem Tarife ist ein Zinsfuß von 6 % zu Grunde gelegt; der Zinsfuß ist bei den verschiedenen Gesellschaften verschieden, und demgemäß ändert sich natürlich auch der Tarif. Außer den eben angegebenen Beträgen sind dann noch sowohl von den investers, wie von den borrowers bestimmte Commissionsspesen zu entrichten.

Alle diese hier besprochenen Anstalten litten aber an einem Uebelstande. Stirbt nämlich der Erwerber eines Grundstückes eher, bevor das Darlehn völlig amortisirt ist, und die Erben können den Rest des zu bezahlenden Betrages nicht zahlen oder die Einzahlungen bis zur vollständigen Amortisation fortsetzen, so fällt das erworbene Eigenthum auf Grund der Verpfändungsabmachung an die Gesellschaft, und die Erben erhalten dann nur, je nach den Umständen, eine bestimmte Abfindungssumme. Damit ist dann aber gerade der Zweck, den der Verstorbene verfolgt hat, nämlich seinen Erben und Angehörigen einen Grundbesitz zu sichern, nicht erreicht. Da ist nun die Lebensversicherung helfend eingetreten. Die Baugenossenschaften verbanden sich zu dem Zweck mit einzelnen Lebensversicherungsgesellschaften, welche das Leben der Grunderwerber in Höhe des erhaltenen Darlehens versicherten und die Prämien gleichzeitig mit den Amortisationsraten erheben ließen. Starb

Digitized by Google

dann der Versicherte vor Tilgung seiner Schuld, so konnte dieselbe durch die Versicherungssumme gedeckt werden.

Jedoch so einfach sich auch diese neue Idee anfangs darstellte, so große Schwierigkeiten stellten sich doch ihrer Ausführung entgegen, und die englischen Lebensversicherungsgesellschaften haben viel experimentiren und vielen Scharfsinn anwenden müssen, ehe sie zu dem jetzt meist gebräuchlich und als zweckentsprechend erwiesenen Modus gelangten. Wir beabsichtigen nun nicht, alle die verschiedenen angewandten Modalitäten, die sich dann als unvortheilhaft erwiesen, hier anzuführen. Es genügt für unseren Zweck, wenn wir die hierbei in Betracht kommenden Hauptpunkte in's Auge fassen und den jetzigen Stand der Dinge betrachten. Vor Allem machte es sich fühlbar, daß die Versicherung auf den Todesfall in ihrer gewöhnlichen Form für die Mitglieder der Baugenossenschaften nicht anwendbar war, weil die Prämien für diese Versicherten, die schon durch die regelmäßigen Amortisationszahlungen stark in Anspruch genommen wurden, zu theuer waren; denn man muß immer im Auge behalten, daß es ja eben die weniger bemittelten Volksclassen sind, welche die Wohlthat derartiger Amortisationen genießen wollen. Diesem Uebelstande wurde nun dadurch begegnet, daß die betreffenden Grunderwerber nicht einfache Lebensversicherungen eingingen, sondern nur temporäre Versicherungen auf den Todesfall abschlossen. Dieser Modus besteht darin, daß die Lebensversicherungsgesellschaften das Risiko nur für eine bestimmte Frist, also im vorliegenden Falle bis die Amortisationszahlungen beendet waren, übernehmen, d. h. die Versicherungssumme nur in dem Falle auszahlen, wenn der Versicherte innerhalb eines gewissen Zeitraumes sterben sollte, dagegen keinerlei Ersatz oder Aequivalent für die empfangenen Prämien leisten, wenn der Versicherte den bestimmten Zeitraum überlebt. Selbstverständlich stellen sich die Prämien für diese Art von Versicherung erheblich niedriger, als im ersten Falle. Aber auch diese Versicherungsart genügt noch nicht, um alle Unzuträglichkeiten für den vorliegenden Fall zu beseitigen. Es kann nämlich den Darlehern nicht daran liegen, durch Hülfe der Versicherungsgesellschaften die ausgeliehene Summe, resp. den noch fälligen Rest derselben, vor dem abgelaufenen Termin auf einmal zurückzuerhalten; denn da die ganze Gewinnberechnung der Baugenossenschaften auf der Zinseszinsrechnung für eine bestimmte Zeit beruht, so muß jede Unterbrechung dieser Calculation natürlich von sehr störendem Einfluß sein. Um nun auch diesen Uebelstand zu beseitigen, haben die englischen Lebensversicherungsgesellschaften die Verpflichtung übernommen, wenn der Versicherte während der Dauer seiner Versicherung sterben sollte, die fällig werdenden jährlichen Amortisationsraten selbst an die Baugenossenschaft für die Hinterbliebenen auszuzahlen, bis das Eigenthum von der Schuld gänzlich befreit ist. Um zu zeigen, daß die durch die hinzutretende Versicherung erwachsende Mehrbelastung der Darlehnsnehmer keine zu große ist, theilen wir nachstehend einen von den verschiedenen im Gebrauch befindlichen Tarifen mit, aus welchem ersichtlich ist, wie viel für die verschiedenen Versicherungsperioden an jährlicher Prämie zu zahlen ist, um eine jährliche Summe von 10 £ zu versichern.

Alter	Versicherungsdauer von 5 Jahren			10 Jahren			14 Jahren			18 Jahren			21 Jahren		
	£	s.	d.	£	s.	d.	£	s.	d.	£	s.	d.	£	s.	d.
25	—	5	4	—	10	5	—	14	8	—	19	—	1	2	8
30	—	6	2	—	12	6	—	17	6	1	2	10	1	7	5
35	—	7	4	—	14	1	1	—	1	1	6	10	1	12	6
40	—	9	—	—	16	4	1	3	5	1	11	—	1	18	—
45	—	10	6	—	18	10	1	5	9	1	16	—	2	3	9
50	—	11	8	1	2	—	1	10	8	2	3	7	2	13	9
55	—	13	11	1	10	—	2	6	5	3	3	5	3	16	3
60	1	4	7	2	7	11	3	9	4	4	14	3	5	13	6

Danach hätte also z. B. ein Mitglied, das 25 Jahre alt ist und der Baugenossenschaft für eine Dauer von 10 Jahren jährlich 10 £ zahlen müßte, außer diesen Zahlungen noch an Versicherungsprämien jährlich 10 s. 5 d. zu zahlen, um bei seinem vielleicht vor Tilgung der Schuld eintretenden Tode, seinen Erben ein vollständig schuldfreies Besitzthum zu hinterlassen. Dieser Betrag ist wahrlich ein leicht erschwinglicher und steht in keinem Vergleich zu der durch ihn herbeigeführten Wohlthat.

Es leuchtet aus diesen Darlegungen ein, daß mit der hier beschriebenen Institution zwei Zwecke erreicht werden, von denen jeder einzelne von hoher wirthschaftlicher Bedeutung ist: die leichte Beschaffung von Grundbesitz für die unbemittelten Classen und Hebung des Sparsinnes der Bevölkerung, und es verdient unsere ganze Bewunderung, wie man es verstanden hat, das Eine durch das Andere zu ergänzen und durch eine höchst sinnreich erdachte, geschickt in einander greifende Maschinerie eine Einrichtung von dem höchsten Werthe zu schaffen. Durch eine gute und sichere Verzinsung veranlaßte man zunächst die Darleiher, die hier auch nur in den mittleren und arbeitenden Classen zu suchen sind, ihre Spargelder zu hinterlegen, mit welchem Erfolg, haben wir oben gesehen. Wir werden aber einen besseren Maßstab für diese Leistung erhalten, wenn wir die Einzahlungen bei den preußischen Sparkassen in Vergleich ziehen. Am Ende des Jahres 1885 waren bei sämmtlichen Sparkassen des preußischen Staates eingezahlt 2,260,933,912 Mk., bei den Building-societies Großbritanniens waren die Darleiher, d. h. die Zeichner von Antheilscheinen, betheiligt mit 34,879,350 £ oder 697,587,000 Mk., oder mit einem Drittel der Einlagen in den preußischen Sparkassen. Dabei haben wir hier die in der Bilanz noch aufgeführten 16 Mill. Pfund Sterl. „Depositen und sonstige Creditoren" ganz außer Acht gelassen, weil wir aus der summarischen Aufzählung nicht genau ersehen konnten, welche Fonds in diesem Betrage enthalten sind. Jedenfalls handelt es sich aber hier zum größten Theil um Spareinlagen, welche eine Anzahl der Genossenschaften in ihrer Eigenschaft als „Sparkassen" empfangen haben. Und diese ganze Summe von beinahe Ein Tausend Millionen Mark ist dann ausgegeben worden, um Hunderttausenden von Arbeitern in leichtester Weise die Beschaffung eines eigenen Heims zu ermöglichen. Angesichts dieser Erfolge muß man gestehen, daß man es hier mit einem Act der Selbsthülfe zu thun hat, der an Großartigkeit und weittragender Bedeutung seines Gleichen sucht.

Je mehr wir aber diese großartigen Resultate bewundern und der sich hier bekundenden rastlosen und zielbewußten Thatkraft unsere höchste Anerkennung zollen, um so mehr muß uns der Contrast mit den betreffenden Verhältnissen in Deutschland in die Augen fallen. Dort das reichste Leben, immer neue Schößlinge an dem tief in dem Leben der Nation wurzelnden Stamme emportreibend, hier ein Bild der traurigsten Unfruchtbarkeit, das durch die wenigen, hier und da vereinzelt auftretenden mehr oder minder gelungenen Versuche nur sehr wenig in seiner Gestalt geändert werden kann. Wohl hat es uns zu verschiedenen Zeiten an Hinweisen auf die englischen Vorbilder nicht gefehlt, ohne daß dieselben jedoch von irgend welchem bemerkenswerthen Erfolge begleitet gewesen wären. Es mag bei dieser Gelegenheit von Interesse sein, an die heute wohl vergessene Thatsache zu erinnern, daß bereits vor längeren Jahren der frühere Leiter des köngl. preußischen statistischen Bureaus, Dr. Engel, der um jene Zeit das englische Genossenschaftswesen an Ort und Stelle selbst genau studirt hatte, die oben näher dargelegte Verbindung des Creditwesens mit der Lebensversicherung als bestes Mittel zur Hebung des Grundcredits empfohlen hatte. Dr. Engel, der damals, im Jahre 1862, Mitglied des preußischen Landesöconomie-Collegiums war, wurde als solches mit einem Referate über die Mittel der Abhülfe der Beschwerden und Mängel des Grundcredits betraut und erstattete das verlangte Referat in einer besonderen, nur als Manuscript gedruckten Druckschrift unter dem Titel: „Der Grundbesitz und das Capitalbedürfniß des Grundbesitzes, befriedigt durch eine preußische Bodencreditbank". Um die Ausführbarkeit seiner Vorschläge besser zu prüfen und prüfen lassen zu können, kleidete sie Dr. Engel in das Gewand eines motivirten Statuts für eine solche Bank, der u. A. auch eine Lebensversicherungsabtheilung zur Stärkung des Personalcredits zugewiesen war. Die wichtigste Branche dieser

Digitized by Google

Abtheilung sollte die combinirte Lebens- und Tilgungsversicherung sein, deren Aufgabe er in folgende Worte zusammenfaßte: „Durch die combinirte Lebens- und Tilgungsversicherung wird bezweckt, denjenigen, welche sich auf dem Wege der Annuitätenzahlung in den vollen und schuldenfreien Besitz eines Grundstücks zu setzen wünschen, die volle Tilgung sogar für den Fall möglich zu machen, daß sie innerhalb der Tilgungsdauer aus dem Leben scheiden sollten; das betreffende Grundstück würde dann schuldenfrei auf ihre Erben übergehen. — Solchen, welche von dieser combinirten Versicherung Gebrauch machen, steht die Wahl der Tilgungsperioden, von Jahrfünft zu Jahrfünft abgestuft, frei. — Die Prämien für die combinirte Lebens- und Tilgungsversicherung sind zusammengesetzt aus einer während der ganzen Tilgungsperiode sich gleichbleibenden Tilgungsquote (Annuität) und einer Versicherungsprämie für das laufende Jahr der Tilgung. Diese Prämie ist veränderlich; einerseits sinkt sie in dem Verhältniß, wie durch die alljährlich eingezahlten Tilgungsquoten das Capital sich mindert, andererseits steigt sie, wie durch die zunehmenden Jahre des Versicherten die Wahrscheinlichkeit, im laufenden Tilgungsjahre zu sterben, sich vergrößert."

Nach dem, was wir im Vorhergehenden über deutsche Verhältnisse erwähnt haben, braucht kaum weiter berichtet zu werden, daß auch dieser praktische Vorschlag des Dr. Engel ohne irgend welche Beachtung blieb. Wir wiederholen, was wir oben bereits gesagt, es bleibt uns auf dem bezeichneten Gebiet noch fast Alles zu thun übrig. Mit der Arbeit aber, die wir hier verrichten, erfüllen wir nur eines der ersten und wichtigsten Gebote der Socialpolitik. Schafft dem Arbeiter einen Besitz, gebt ihm eine Scholle Landes, auf dem er sich ein eigenes Heim gründen kann, und Ihr macht aus dem unruhigen, in seiner Erregung hundert Gefahren für das Staatsleben in sich bergenden Elemente der Bevölkerung seßhafte Bürger, die mit gleicher Energie wie Ihr für die Erhaltung und ruhige Entwickelung des Gemeinwesens eintreten, weil ihre eigensten Lebensinteressen sie dann zur Erhaltung und Stärkung des Bestehenden und zur Abwehr aller zerstörenden Tendenzen hinweisen. Und nicht haben wir länger Zeit, jetzt, da das sociale Gespenst immer drohender sein Haupt erhebt, noch weiter mit der bedeutsamen Arbeit zu zögern. Wir haben oben gezeigt, wie Großes und Bedeutendes in England auf dem Wege der Selbsthülfe der Arbeiter erreicht worden ist. Wie aber die Verhältnisse bei uns in Deutschland liegen, wo es auf eine möglichst schnelle und allgemeine Verwirklichung der gedachten Pläne ankommt, wird es zunächst dringend nöthig sein, daß die Besitzenden thatkräftig eingreifen und nicht bloß durch Reden und Resolutionen, sondern durch Beschaffung der nöthigen Mittel in großer Anzahl die Vereine in's Leben rufen, durch welche der beabsichtigte Zweck erreicht werden kann, und daß sie diese Vereine so lange stützen, bis sie soweit erstarkt sind, daß mit den eigenen Spargeldern der Arbeiter ihre Wohnungen gebaut werden können. Es werden dabei von Niemandem Opfer irgend welcher Art verlangt. Es ist nichts weiter nöthig, als daß von den Milliarden, die in Deutschland Speculationszwecken, und oft der gewagtesten Art, gewidmet werden, ein kleiner geringer Theil dazu verwendet wird, um den Besitzern eine sich in mäßigen Grenzen bewegende, aber sichere Verzinsung des Geldes zu verschaffen. Wir haben dann bei der Ausführung des Planes mit keinen Utopien, mit nichts Unsicherem, mit keinen Experimenten zu thun, sondern wir stehen auf sicherem, durch die Lehren der Erfahrung und Wissenschaft gefestigten Boden, mit mathematischer Sicherheit können wir die allgemeinen Grundzüge für das Werk feststellen und die Beneficien wie die Leistungen aller Betheiligten auf das Genaueste bestimmen. Verhalten wir uns aber trotz alledem in unserer bisherigen Unthätigkeit, die sich höchstens zu einem jammernden Hülferuf nach Staatsunterstützung erhebt, — nun dann wundern wir uns auch nicht, wenn schließlich eine jeder inneren Thatkraft bare Generation von der Riesenlast des Jammers und des Elends erdrückt wird, die sich vor unseren Augen und um uns herum aufthürmt.

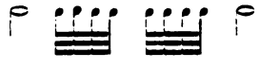
Literatur und Kunst.

Die Reveille in der Sprache.

Von Rudolf Kleinpaul.

In der mündlichen Tradition der Franziskaner kommt die Regel vor, daß ein Mönch beim Terminiren, wenn er an sieben Thüren vergeblich angeklopft habe, zuversichtlich an die achte klopfen solle, denn dort werde es ihm nicht fehlen. Die Bettler hören also, wie sie's zu machen haben — sie müssen nur immer wieder anklopfen, an acht verschiedenen Thüren; vielleicht hülfe es auch, wenn sie achtmal hintereinander an einer und derselben Thür anklopften. Aber warum denn immer anklopfen, es handelt sich doch immer darum, die Leute anzusprechen? Natürlich, aber man geht doch nicht sans façon in ein fremdes Haus hinein; man pflegt sich erst zu melden. Und wenn man wollte, so könnte man nicht hinein: es muß erst aufgeschlossen werden. Klopfet an, so wird euch aufgethan. Klopfen thut's freilich nicht; es dient nur dazu, den Bewohner aufmerksam zu machen, daß Jemand draußen ist, wer draußen ist und was er will, geht aus dem Klopfen nicht hervor, wenigstens bei uns, auf dem Continent nicht. In England läßt sich allerdings schon aus der bloßen Art des Klopfens Verschiedenes entnehmen.

Dem Fremden, der zum erstenmal in London bei einer befreundeten Familie einen Besuch macht, kann es vorkommen, daß er von der Dame des Hauses freundschaftlich belehrt wird, er habe nicht recht geklopft. Er habe nur einmal geklopft, und daraus schließe man hier zu Lande, daß ein Händler oder ein Diener draußen sei. Ein Gentleman und wer einen Besuch machen wolle, klopfe zweimal, er bringe den kunstgerechten Double-Knock hervor, eigentlich keinen bloßen Doppelklopfer, sondern zwei lange, durch mehrere kurze Noten verbundene Schläge, was man musikalisch etwa so ausdrücken könnte:



während der Bäcker dreimal klopfe, der Briefträger dagegen, wenn er die Briefe in den Kasten geworfen habe, einen Jambus, das heißt einen kurzen und einen langen Klopfer mache (the Postman's Knock), desgleichen der Telegraphenbote. Wo solche Signale hergebracht sind, hat man an ihnen einen gewissen Anhalt, das ist keine Frage; auch ließen sie sich, wenn es darauf ankäme, noch weiter ausbilden. Nur enthalten sie durchaus nichts von der thatsächlichen Mittheilung, die doch der Zweck des Kommens ist. Sie beweisen nur, daß Jemand da ist, der etwas sagen will, daß der oder jener darauf wartet, eingelassen und gehört zu werden — was er bringt, wird sich erst hernach ergeben. Das Klopfen entspricht nur dem Rufen des Fernsprechers, das die Aufmerksamkeit rege machen und den Adressaten veranlassen soll, das Ohr an den Apparat zu legen; es soll nur das Bewußtsein vorbereiten und den schlummernden Verstand aufwecken. Es ist eine Art Reveille.

Diese Reveille spielt eine große Rolle in der Sprache, nicht bloß der Menschen, sondern auch der Thiere; ja, die Sprache der letzteren besteht gewöhnlich nur in einer Reveille. Eine eigentliche Sprache, wenn man eine solche der deutlichen, aber unbewußten Sprache, welche die Dinge und die Thatsachen sprechen, entgegensetzt, entsteht erst mit der Absicht der Mittheilung. Solche Absicht kann allein zum Ausdruck kommen, ohne daß sich eine förmliche Mittheilung daran schließt, so daß die letztere zu errathen bleibt. Eine derartige Verständigung ist gleichsam die Vorstufe des Verkehrs, die beschritten zu haben unter Umständen, wenn es sich um bekannte Dinge handelt, genügt, den Anderen au fait zu setzen und die immerhin das Aufblitzen des sprechenden Geistes anzeigt.

Digitized by Google

Das Thier hat auch Vernunft,
das wissen wir, die wir die Gemsen jagen.
Die stellen klug, wo sie zur Weide gehn,
'ne Vorhut aus, die spitzt das Ohr und warnet
mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.

Die Sache hat ihre Richtigkeit, wenn auch das Wächteramt nicht officiell übertragen werden mag: bei jedem gelagerten Rudel bemerkt man regelmäßig eine oder mehrere aufrecht stehende und um sich blickende Gemsen; so wie diese etwas Verdächtiges gewahren, zeigen sie dies durch ein auf weithin vernehmbares, mit Aufstampfen des einen Vorderfußes verbundenes Pfeifen an, und das Rudel ergreift, sobald es sich von der Thatsächlichkeit der Gefahr überzeugt hat, nunmehr sofort die Flucht, wobei immer eine, wahrscheinlich die älteste Geis, die Führung übernimmt. Dergleichen Einrichtungen sind bei Thiergesellschaften gar nichts seltenes: auch eine Kranichherde stellt regelmäßig Wachen aus, denen die Sorge für die Gesammtheit obliegt, und wenn die Affen in Trupps durch den Urwald ziehen, so befinden sich immer einzelne Affen im Vortrab und im Nachtrab, sowie zu beiden Seiten; diese stoßen dann, wenn sie Gefahr merken, laute Schreie aus und benachrichtigen das Hauptcorps. Bei den Menschen nennt man das Alarm und Alarmsignale.

Hierher gehören vermuthlich auch die Unterhaltungen, die zwischen Insecten beobachtet worden sind und die, stumm und lautlos, einigermaßen an unsere Pantomimen oder an die Fingersprache der Taubstummen erinnern. Eine Biene, eine Ameise eilt auf die andere zu, berührt sie mit den Fühlhörnern und gibt ihr damit ein Zeichen, das diese wiederum weitergibt. Was bedeutet dieses Zeichen? Wahrscheinlich auch nicht eine wirkliche Mittheilung, sondern nur ein conventionelles Alarmsignal, das wie ein Lauffeuer durch die Gesellschaft fliegt, denn sofort werden Maßregeln ergriffen. Man hat diese gegenseitige Alarmirung, die der schnellen Verbreitung eines Extrablattes gleicht, bei den Bienen immer bemerkt, wenn ein Weisel gestorben ist; bei den Ameisen, wenn ein Krieg mit einem anderen Volk in Sicht ist.

Ja, es kommt sogar der Fall vor, daß ein Thier einem anderen, ganz verschiedenen Thiere Wächterdienste leistet, wie das der sogenannte Krokodilwächter, ein hübscher und gewandter Vogel, dem Krokodile thut. Plinius erzählt, er warne das Krokodil vor dem Ichneumon, indem er herbeifliege und die Panzerechse theils durch seine Stimme, theils durch Picken an der Schnauze aufwecke: die Freundschaft zwischen ihm und dem Krokodil besteht wirklich, und das Geschrei, welches der kluge Vogel beim Anblicke nicht gerade des Ichneumons, aber irgend eines ihm fremdartig oder gefährlich dünkenden Wesens oder Gegenstandes ausstößt, erweckt das schlafende Krokodil und veranlaßt dasselbe, sich in die sicheren Fluthen zurückzuziehen. Analog glaubten die Alten, diesmal aber irrigerweise, an ein Freundschaftsbündniß zwischen Krebs und Muschel. Die Steckmuschel oder Pinne sollte in ihrer Mantelhöhle einen rundlichen Krebs beherbergen, den sie Pinnoteres oder Pinnophylax, Pinnenwächter nannten. Wenn die kleinen Fische, von denen die Pinne lebt, angeschwommen kommen oder wenn Gefahr zu befürchten ist, kneipt der mit guten Augen begabte Krebs die Steckmuschel, damit sie ihre Schalen schließe; der Krebs, fügt Plinius hinzu, erhält dann für seinen Dienst einen Theil der Beute. Also selbst die Krabben, könnte man mit Schiller sagen, haben Vernunft, wenigstens in der Fabel.

Es ist nun allerdings schwer auszumachen, inwieweit diese bald mit der Stimme, bald mit einem Bewegungsorgan gegebenen Signale der Thiere bewußt, inwieweit sie unbewußt, als unwillkürliche Reactionen gegen den eigenen Schreck, erfolgen, die von selbst zu Warnungen und Benachrichtigungen werden. Die ausgestellte Gemsenvorhut pfeift — hat man sie wirklich ausgestellt und weiß sie, daß sie gleichsam ihre Pflicht thut, wenn sie pfeift? Schwerlich. Wie klug sind die Hunde und wie viel geben sie uns, ihren alten Freunden, durch Zeichen zu verstehen. Der Hund scharrt an der Thür: er will hereingelassen werden. Der Hund schlägt an und weckt uns mitten in der Nacht: ein Dieb schleicht sich in den Hof. Wir fahren über's Meer und haben einen Neufundländer an Bord: derselbe wittert das Land in großer Entfernung und gibt das durch Bellen zu erkennen. Ja, gibt zu erkennen! Freilich verstehen wir den Hund, mag er scharren oder bellen. Aber will er verstanden werden? Regt ihn nicht der Anblick des Einbrechers, der Geruch des Landes plötzlich auf, daß er bellen muß, was dem Menschen dann zu einem willkommenen Zeichen wird? Auf die Absicht, die Absicht kommt es an!

Indessen, es hieße unsere eigene Sprache bedeutend überschätzen, wenn wir glaubten, daß alles in ihr berechnet und vorgesehen sei; das Unbewußte, Instinktive spielt auch in den menschlichen Aeußerungen, die ganz absichtlich scheinen, die allergrößte Rolle. Denn wie gesagt, auch unser Leben ist voll von Zeichen, die keinen selbständigen Inhalt haben, sondern die nur die Absicht bekunden, etwas zu sagen, und die dennoch verstanden werden. Wir pfeifen, wir klatschen, wir räuspern uns, wir pochen und kratzen an der Thüre, wie der Hund — vor einem Jahre war in den Zeitungen von einer hohen, unglücklichen Persönlichkeit zu lesen, wie der Verkehr mit den unentbehrlichsten Bedienstеten bei verschlossenen Thüren stattfand und wie der erhabene Herr durch Kratzen an denselben zu erkennen gab, daß er den auf der anderen Seite Sprechenden verstanden habe. Wie inhaltlos an sich dergleichen Signale seien und wie eben nichts als die Absicht in ihnen zu Tage tritt, sieht man zum Beispiel an dem Klopfen, das bei den verschiedensten Gelegenheiten angewendet wird. Zwei Menschen haben ihr Bett an derselben Wand in zwei anstoßenden Zimmern. Während sie darin liegen, wird dem einen ein Glück gemeldet, was der andere hört. Er bringt seinen Glückwunsch dar, indem er klopft. Der Glückliche klopft wieder: er dankt. Wir nennen das Sprache, weil die Zeichengeber wirklich wollen, daß der Andere höre und sich etwas aus dem Geräusch entnehme; daher auch Homer im zehnten Buche der Ilias, wie Odysseus und Diomedes in das Lager der Trojaner eingebrochen sind, der erstere die Pferde des Rhesus weggeführt hat und nun den Diomedes davon durch einen Pfiff benachrichtigt, ausdrücklich dazusetzt, er habe mit diesem Pfiff gesprochen (ὁοίξησε πιφαύσκων Il. X, 502). Dennoch gibt es Fälle, wo man bei den Menschen, wie bei den Thieren an der klaren Absicht zweifeln und an den Instinkt appelliren kann; natürlich darf man das nur, solange die Zeichen noch nicht durch den Gebrauch geheiligt, sondern noch ganz ursprünglich und so herzlich sind wie eine Interjection.

Wir stehen in einer ostindischen Diamantenwäscherei: sobald ein Neger einen Diamanten findet, klatscht er in die Hände. Welch ein natürliches Signal! — Der Ausdruck der Freude, einen so kostbaren Stein entdeckt zu haben. Aber was der Neger zunächst, so sehr er sich auch eben dadurch verrieth, dennoch halb unwillkürlich that, das thut er jetzt absichtlich, weil er sonst von dem Aufseher geprügelt wird, weil das Klatschen als conventionelles Zeichen des Fundes eingeführt worden ist; er soll es sagen, wenn er einen Diamanten hat, und er sagt es wirklich.

Viele solcher Signale, die, wie das Anklopfen, an sich selbst noch nicht die geringste Mittheilung enthalten und nur dazu dienen, die Aufmerksamkeit zu erregen, sind durch den Gebrauch zu wirklichen Meldungen geworden, die ihren Zweck nur deshalb erfüllen, weil sie herkömmlicherweise zur Anzeige eines bestimmten Ereignisses verwendet werden; und wie das Anklopfen in England je nach seiner eigenthümlichen Art eine gewisse Aufklärung über die klopfende Persönlichkeit in sich schließt, so mag auch die conventionelle Annonce wieder verschieden gestaltet werden, um ihre Ausdrucksfähigkeit zu steigern. Bei der Entbindung der Königin von Spanien erfuhr man die Zeichen, durch welche Madrid von dem Geschlecht des Infanten unterrichtet zu werden pflegt. Ist dasselbe männlich und der zukünftige König des Landes geboren worden, so wird auf der Punta del Diamante genannten Spitze des Schlosses die spanische Flagge aufgezogen und es erfolgt eine Salve von 24 Kanonenschüssen. Ist es weiblich, so wird eine weiße Fahne aufgezogen und es wird eine Salve von 15 Schüssen abgefeuert. Erfolgt die Entbindung Nachts, so

Digitized by Google

wird am Fuß der Fahnenstange je nach dem Geschlecht eine rothgelbe oder eine weiße Laterne angebracht. Die Fahnen und die Laternen erinnern an die beim Eisenbahn- und Marinedienst gebräuchlichen farbigen Signale; bleiben wir einmal bei den Kanonenschüssen stehen. Ein Kanonenschuß an sich ist nichts — er sagt uns nichts — wir horchen auf und fragen: was ist los? — denn Niemand kann das errathen. Aber es ist ausgemacht, daß geschossen wird, wenn ein Infant geboren wird; wie anderwärts eine Kanone gelöst wird, wenn der Kaiser kommt oder wenn die Sonne durch den Meridian des Ortes geht, das heißt, wenn es Mittag ist; und so gilt uns das nichtssagende Signal für eine thatsächliche Anzeige, die durch ihre besondere Modification noch ausführlicher wird. Mit dem Läuten der Glocken ist es gerade so. Ob der Glockenstrang einfach angezogen, ob die Glocke beim Sturmläuten mit dem Hammer einseitig angeschlagen wird — ob zur Kirche oder beim Einzug des Kaisers geläutet wird: alles beruht auf Uebereinkunft. Der Glockenton an sich ist stumm, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, der Gedanke kommt erst, wenn der Herr Pastor predigt. Bei den Wenden in der Oberlausitz ist es Sitte, daß, wenn der Ortsrichter die Gemeindemitglieder versammeln will, er einen Kieferholzhaken im Dorfe rechts herumschickt; ist eine Leiche, so schickt er ihn abgeschält links herum; und mit den oben angeführten spanischen Usancen mag man den Brauch der Bauern in Oberösterreich vergleichen, wonach einer, der Gevatter bitten geht, während er seinen Spruch hersagt, das rechte Knie beugt, wenn es ein Knabe, das linke, wenn es ein Mädchen ist. Was sich die Menschen alles für Grimassen ausdenken, um sich ein paar Worte zu ersparen, ist freilich wunderbar; es ist als ob sie gar keine Sprache hätten, weder eine Laut- noch eine Geberdensprache. Es ist als ob sie immer nur auf dem Standpunkt der Thiere ständen, sprechen wollend und nicht könnend, mühsam einander anstoßend, ob sie wohl endlich errathen möchten, unfähig, herauszubringen was sie meinen.

Im gewöhnlichen Verkehr begnügen wir uns erst recht mit Klopfern und mit Schnippsen ohne Commentar. Der preußische Landtag wird eröffnet und der Kaiser erwartet. Nachdem der Ceremonienmeister mit seinem Stabe drei Stöße auf das Parquet gethan, erscheint seine Majestät im Rahmen der Eingangsthüre. Es ist eine Abendunterhaltung im Weißen Saale des königlichen Schlosses: sowohl wenn der Kaiser, als wenn die Kaiserin kommt, klopft der Ceremonienmeister oder der Hofmarschall mit seinem Stabe auf. Will König Richard II. bei Shakespeare den Zweikampf suspendiren? Er wirft seinen Stab hinunter. Will ein Londoner Schutzmann, das Halt gemacht werden soll? Er hebt seinen Stab in die Höhe. Will auf einer Londoner Straße in einer Reihe von Wagen der vorderste Kutscher stehen bleiben, so hebt er die Peitsche in die Höhe, welches Zeichen weiter gegeben wird. Will uns in London ein Droschenkutscher eine Fahrt anbieten, so hebt er den Arm in die Höhe; in Neapel bedeutet man mit dieser Geste einen Vorübergehenden stehen zu bleiben. Aber man hüte sich in diesen Bewegungen etwa plastische Geberden und im eigentlichen Sinne ausdrucksvolle Zeichen zu erblicken: sie sind in einer Umgebung, wo vielleicht das gesprochene Wort unhörbar verhallen würde, nur Mittel sich bemerkbar zu machen und auf die Thatsache, daß man etwas zu sagen habe, hinzuweisen, aber von den Adressaten unschwer zu einem wirklichen Befehle zu ergänzen. Der Ceremonienmeister, welcher mit seinem Stabe aufklopft, sollte eigentlich dazusetzen: Macht euch fertig, der Kaiser kommt! — der Droschkenkutscher, der seinen Arm in die Höhe hebt: Wollen Sie mit mir fahren, ich bin frei! — und jeder so ein Sätzchen; aber unser Verstand ist so groß, daß wir dessen nicht bedürfen.

Wenn wir im Restaurant den Kellner citiren wollen, so klopfen wir mit dem Bierglas oder mit dem Deckel desselben oder wir machen: Pst! — im Orient klatscht man dem Kellner; die Alten schnippsten dem Sklaven, indem sie die Spitze des Daumens gegen den Mittelfinger drückten: diese Geste, Crepitus genannt, brauchen wir, um Hunde herbeizurufen. Jedes Instrument, jedes Mittel, Spektakel zu machen, wird ergriffen, wenn unsere eigenen Hände und Füße nicht durchdringen. Vor hundert Jahren wurde die Wiener Stadtpost in der Art betrieben, daß Boten mit einer Klapper, ähnlich einer Ratsche, durch die Straßen zogen und klapperten. Hörte man die Klapperpost draußen, so warf man ihr die zu expedirenden Briefe vom Fenster aus zu oder hieß den Boten zu sich in die Wohnung kommen. Ja, man braucht nur in Leipzig auf die Straße zu sehen und zu hören, so entdeckt man ganz dieselben Mittel sich bemerklich zu machen in den Händen der Hausirer, die nicht immer ihre Waare ausrufen und beim Namen nennen: der Holzmann bläst auf einem Feuerrohre, der Kohlenmann hat ein Timbre u. s. w. Sie alle schlagen gleichsam unseren Sinnen Reveille, und diese Reveille ist, wie wir oben sagten: eine Vorstufe der Sprache.

Nur eine Vorstufe. Mag nun getrommelt oder gepfiffen, angepocht oder mit Kanonen geschossen werden, die wahre verständliche Mittheilung steht noch aus, und nur auf Grund besonderer Uebereinkunft kann allenfalls das unartikulirte Geräusch statt einer solchen dienen; um einen schon gebrauchten Vergleich zu wiederholen: wenn es im Telegraphenbureau klingelt, so wird der Beamte nur aufmerksam gemacht, aber die Depesche folgt erst nach. Verliert der Empfänger die Depesche oder kann er sie nicht errathen, so mag es klingeln so viel es will, das hilft nichts, die Neuigkeit entgeht ihm. Im Gegentheil, er ist nur neugierig gemacht. Die Reveille an sich gleicht einer tauben Nuß.

Ist es Dir nicht schon vorgekommen, lieber Leser, daß Du Deine Freundin oder einen Bruder in Gesellschaft unter dem Tische leise mit dem Fuße gestoßen hast, um zu erinnern, um zu warnen, aber nicht verstanden worden bist? — Da Telemach in der Nacht von der Athene die Weisung bekommen hat, Lacedämon zu verlassen, stößt er seinen Gefährten auch mit dem Fuße, nämlich mit der Ferse (λάξ) an, um ihn zu wecken, dann sagte er ihm, er solle anspannen:

Ἔγρεο, Νεστορίδη Πεισίστρατε! μώνυχας ἵππους
ζεῦξον ὑφ' ἅρματ' ἄγων, ὄφρα πρήσσωμεν ὁδοῖο! Odyssee XV, 46 ff.

Ἔγρεο, Τυδέος υἱέ! ruft Nestor (Ilias X, 158) dem Diomedes zu, nachdem er ihn gleichfalls mit der Ferse gestoßen hat! Aufgewacht, aufgewacht! — Ja, was können wir mit unserer Reveille mehr als den schlafenden Verstand aufwecken?

Das Haus der sieben Zonen.

Von Herman Riegel.

Als „sechsunddreißigstes Programm zum Winckelmannfeste der archäologischen Gesellschaft in Berlin" ist unlängst eine sehr verdienstliche, mit Abbildungen ausgestattete Schrift von Christian Hülsen: „Das Septizonium des Septimius Severus" (Berlin, G. Reimer) erschienen. Der also genannte, merkwürdige Prachtbau stand an der südlichen Ecke des palatinischen Hügels zu Rom, da wo heute sich die vom Colosseum und Constantinsbogen kommende via di S. Gregorio dem Orte des Circus maximus nähert. Bis gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts hatte sich ein kleiner Theil des Bauwerkes erhalten, welcher in Zeichnungen und Kupferstichen mehrfach dargestellt worden ist, und der hiernach das Gebäude als einen dreistöckigen Säulenbau, anscheinend von geringer Tiefe, erkennen läßt. Hülsen hat nun Alles, was über diese, leider jetzt nicht mehr vorhandene Ruine, über die ursprüngliche Gestalt des Septizoniums, über die Inschrift desselben und über die Stellung des Bauwerkes zu den benachbarten Bauten irgendwie zu ermitteln war, sorgsam beigebracht und mit ausgezeichneter Sachkenntniß gewürdigt. Er schließt seine Abhandlung mit einer Betrachtung über die Bestimmung und den Namen des Septizoniums. Diese letztere hat den Anlaß zu den folgenden Zeilen gegeben.

Digitized by Google

Hülsen kommt zu dem Ergebniß, daß Name und Bestimmung des Septizoniums gänzlich unaufgeklärt sei und daß „eine sichere Lösung des Räthsels, falls nicht uns zur Zeit unbekannte gleichartige Monumente oder literarische Zeugnisse weiter helfen, unmöglich" erscheint. Er neigt stark der Ansicht zu, dem Aelius Spartianus Glauben zu schenken, welcher in seiner Lebensbeschreibung des Septimius Severus (24, 3) sagt, daß dieser Kaiser „beim Bau des Septizoniums nichts anderes beabsichtigt habe, als daß dieses sein Werk den aus Afrika, seinem Heimathslande, Kommenden sogleich entgegentrete." Es sei also ein reiner Prunkbau ohne eigentlichen Zweck gewesen. Dieser Auffassung stimmt im Wesentlichen die Meinung derjenigen zu, welche bis dahin überhaupt sich über den Zweck des Gebäudes äußerten und nicht einfach erklärten, man wisse darüber nichts. So sagten Platner und Urlichs in der kleinen „Beschreibung Roms" (Stuttgart 1845, S. 29): Das Septizonium „war ein besonders verzierter, mit einer Halle versehener Eingang zum Palaste" des Septimius Severus auf dem Palatine, — also im Wesentlichen doch auch nur ein Prunkbau. Allein der eigenthümliche Name „septizonium" muß doch Bedenken anregen, und deshalb wendet sich auch Hülsen schließlich noch zu einer kurzen Erörterung über denselben. Er sagt: „Nun kann septizonium unmöglich etwas anderes bedeuten als ein Bauwerk mit sieben ζῶναι". Und er sucht nun, nachdem er schon früher die Auffassung dieser „Zonen" als Stockwerke bestimmt abgelehnt hatte, in anderen baulichen Beziehungen eine Bedeutung des Wortes zu finden, — jedoch vergebens. Daher erscheint ihm, wie bemerkt, die Frage räthselhaft und eine Lösung des Räthsels, beim gegenwärtigen Stande der Dinge, unmöglich.

Ich will nun versuchen, einige Gedanken hier darzulegen, die mir unwillkürlich bei der Lesung der Hülsen'schen Abhandlung kamen und die vielleicht die Frage einer Lösung nähern könnten. Jedoch führe ich dieselben nicht so vor, wie sie sich bei mir bildeten, sondern in einer anderen, wie ich glaube, sachgemäßeren Ordnung.

Wenn man den Namen septizonium nur in baukünstlerischer Hinsicht auffassen und, wie Hülsen meint, als ein Haus „mit sieben Zonen" erklären will, so wird man wohl allerdings auf eine annehmbare Deutung verzichten müssen. Indessen wird die Auffassung des Namens als desjenigen eines Hauses der sieben Zonen zulässig erscheinen. Damit wird nun nicht mehr auf die baukünstlerische Gestaltung und Form, sondern auf die Bestimmung des Gebäudes hingewiesen. Es fragt sich deshalb: Was kann oder muß das Wort Zone hier bedeuten? Es versteht sich, daß von der gewöhnlichen Bedeutung des griechischen ζώνη und des lateinischen zona als Leibgürtel, Geldgürtel, Erdgürtel u. dgl. m. abzusehen ist. Jedoch wird man von dem Begriffe des Gürtels immerhin ausgehen können, denselben aber in einem weiteren Sinne als Kreisgürtel, Kreis und Umkreisung nehmen müssen. Dann würde man das Septizonum als das Haus der sieben Kreise aufzufassen haben. Was wäre aber damit gegeben?

Damit wäre eine Beziehung der allerwichtigsten Art gegeben, welche bis in das höchste Alterthum hinauf leitet und zugleich doch auch bis in unsere Tage herabreicht. Denn die sieben Kreise sind nichts anderes als die Umlaufskreise jener sieben wandelnden Gestirne, die von Uralters her göttlich verehrt wurden, die den Aegyptern schon die Theilung ihrer Zeit in Wochen von sieben Tagen vorschrieben und denen einst in Babylon der „Thurm der sieben Himmelslichter oder sieben Sphären"*) erbaut wurde. Dieser Thurm war eine Stufenpyramide von sieben Absätzen, deren jeder der Gottheit einer der sieben himmlischen Sphären, Kreise, Gürtel oder Zonen geweiht war. Die Namen dieser Gottheiten, Gestirne und Kreise haben mit den Völkern und Zeiten gewechselt. Wir nennen sie Sonne und Mond und weiter mit den Namen, die bei den Römern gebräuchlich waren und die sich von diesen durch das Mittelalter hindurch zu uns vererbt haben, Mars, Merkur, Jupiter, Venus und Saturn. Das waren die sieben Gestirne, die von Uralters her Planeten hießen, die die Theilung der Woche in sieben Tage veranlaßt und die Heiligkeit der Zahl Sieben begründet haben. Wir nennen nach ihnen noch heute unsere Wochentage und zwar in derselben Folge, wie die Planeten sich in den Stufen des Thurmes der sieben Kreise zu Babylon, von oben nach unten, folgten, nur daß wir, wie gesagt, mit den Namen zum Theil auf das Lateinische, zum Theil aber auch für unsere Sprache auf die alte deutsche Sage zurückgehen. In den romanischen Sprachen, besonders dem Italienischen, zeigt sich für die Namen von fünf Tagen, die unmittelbarste Anlehnung an das Lateinische. Montag ist lunedì oder Tag der Luna, Dienstag martedì oder Tag des Mars, Mittwoch mercoledì oder Tag des Merkur, Donnerstag giovedì oder Tag des Jovis, Freitag venerdì oder Tag der Venus. Sonnabend allerdings als sabato lehnt sich an das Hebräische und Sonntag heißt domenica, also Tag des Herrn. Für die Namen dieser beiden Tage aber weisen die germanischen Sprachen deutlich auf die Beziehung zur Sonne und zum Saturn hin: Sonnabend, zaturdag (niederländisch), saturday (englisch), Samstag. In dieser Wochentheilung und den Namen der sieben Tage liegt eine Ueberlieferung vor, die sich aus dem fernsten Dunkel der Geschichte, seit Jahrtausenden, durch eine ganze Reihe von Völkern verschiedensten Stammes lebendig bis auf diese Stunde fortsetzt, die auf die ersten entscheidenden Beobachtungen am Himmelszelte hinweist und auf die göttliche Verehrung, welche diesen sieben wandelnden Gestirnen durch das ganze oder fast ganze Alterthum zu Theil wurde.

Ein ferneres Zeugniß für die ununterbrochene lebendige Forterbung dieser heiligen Siebenheit ist in den Farben zu erkennen, welche jedem einzelnen der sieben Gestirne oder Gottheiten zugeeignet war. Die Farbe der Sonne war golden, die des Mondes silbern, des Mars roth, des Merkur blau, des Jupiter gelb, der Venus weiß und des Saturn schwarz. In diese Farben waren die sieben Stufen des Thurmes in Babylon, von oben nach unten gerechnet, gekleidet, und eben diese selben Farben zeigten, wie Herodot (I. 98), wenn auch mit einiger Verwirrung der Aufeinanderfolge, berichtet, die siebenfachen Festungsmauern der Königsburg in der Meder-hauptstadt Ekbatana. Bekanntlich wurden nun in der älteren Chemie, besonders in der eigentlichen Alchemie, die Metalle mit den Namen jener sieben Gestirne benannt, und zwar so, daß die Farbe des Metalles der Farbe seines Planeten am Thurme der sieben Sphären entsprach.*) So zeigt sich auch hier eine unmittelbare Verknüpfung, die an der besonders wichtigen Stelle, wo die Ueberlieferung des Alterthums an das Mittelalter stattfand, durch die Hände der Römer, wie augenfällig ist, gegangen war.

Nun ist bekannt, daß bei den Chaldäern sich der Sternendienst, insbesondere der Dienst jener sieben wandelnden Gestirne ununterbrochen bis in die spätesten Zeiten erhalten hatte. Von ihnen ging die geheimnißvolle heilige Bedeutung der Zahl Sieben, als Zeichen der geschlossenen Siebenheit jener wandelnden Himmelslichter, auf ihre Stammesgenossen, die Juden über. Die Juden verehrten diese Gestirne theils götzendienerisch als Gottheiten selbst, theils als Werke und Zeugen der Allmacht Jahves. Die heilige Zahl Sieben wandten sie vielfach an, in ganz besonderer Auszeichnung bei den siebenarmigen Leuchtern der Stiftshütte und des Tempels. Wie kräftig aber die Vorstellung von der geheimnißvollen Heiligkeit der Siebenzahl sich bis in das späteste Alterthum Israels fortsetzte, lehrt ganz besonders die Offenbarung des Johannes. Denn hier zieht sie sich durch das ganze Buch in den verschiedensten Anwendungen und mannigfachsten Verbindungen, von „den sieben Geistern, die vor dem Throne Gottes sind", angefangen, durch „die sieben Gemeinden in Asien", die „sieben Sterne in der rechten Hand Gottes", die „sieben goldenen Leuchter", die

*) Nach der Inschrift von Borsippa. (J. Oppert, Expédition scientifique en Mésopotamie etc. Paris 1862, I. 213. Derselbe, Grundzüge der assyrischen Kunst u. s. w. Basel 1872. S. 12.)

*) Ueber diese Beziehungen brachte die „Gegenwart" bereits früher (1873, Nr. 11) schätzenswerthe Ausführungen von Gottfried Kinkel.

Digitized by Google

„sieben Engel" und eine Menge anderer Vorstellungen bis hin zu dem „Buche mit den sieben Siegeln". So griff die Siebenzahl mächtig in die Uranfänge der christlichen Religionsbildung ein und berührte räumlich wie zeitlich sehr nahe Rom.

Aber die Römer hatten durch ihre Kriegszüge auch bald nachher die unmittelbarste Berührung mit Chaldäa gewonnen, das sie im Jahre 115 n. Christo ihrem Reiche einverleibten. In Chaldäa fanden sie nun nicht allein den Sternendienst, sondern auch dessen Ausgeburt, die Sterndeuterei in vollster Blüthe. Die Chaldäer waren die eifrigsten Sterndeuter und Wahrsager, und viele dieser Weisen wanderten nach der Stadt Rom, um daselbst mittelst ihrer Kunst Ansehen und Güter zu erwerben. Sie beherrschten dies Gebiet Anfangs so ausschließlich, daß man in Rom alle Sterndeuter und Wahrsager, auch wenn sie keine Babylonier waren, doch, wie mit einem Gattungsnamen, Chaldäer nannte. Diese Chaldäer machten die Vorstellung von den sieben Gestirnen oder Himmelslichtern und den sieben Sphären oder Himmelskreisen in Rom ganz geläufig.

Wenn also einst in grauer Vorzeit zu Babylon diesen sieben Himmelslichtern, welche die Erde umkreisen, ein gemeinsames Heiligthum erbaut wurde, das noch Nebukadnezar in vergleichsweise junger geschichtlicher Zeit, etwa um 580 v. Chr., erneuerte, warum sollte nicht in Rom zu Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, wo fremde Culte aus Aegypten und Persien und fast allen unterworfenen Ländern eingedrungen waren, wo neben anderen geheimen Künsten auch chaldäische Sterndeuterei und Wahrsagerei blühten, — warum sollte da nicht auch den sieben Himmelskreisen ein Haus erbaut worden sein? Es wäre ebensowohl ein Septizonium, wie der alte babylonische Thurm eines war, dessen Ueberbleibsel man noch heute zu Borsippa sieht.

So dürfte es wohl möglich und zulässig erscheinen, den Namen „septizonium" auf die Kreise der sieben Himmelslichter zu beziehen. Diese Beziehung ist geeignet, den Namen auf eine vernünftige und geschichtliche Weise zu erklären. Sie wird in Bezug auf das von Septimius Severus zu Rom errichtete Gebäude, das hier in Rede steht, noch durch eine Reihe besonderer Thatsachen gestützt, die sich aus persönlichen Eigenschaften dieses Kaisers ergeben. Zwei andere Septizonien, von denen man Kunde hat, ein zweites noch zu Rom selbst und eines zu Lambessa, würden damit, in Bezug auf ihren Zweck, gleichfalls erklärt werden.

L. Septimius Severus stammte zwar aus einer römischen oder wenigstens romanisirten Familie her, aber er war doch in Afrika geboren und erzogen und dort inmitten des Afrikanerthumes mit seinen fremden Sitten und seiner fremden Sprache, zugleich auch inmitten des afrikanischen Aberglaubens aufgewachsen. Er wurde selbst ein Anhänger mannigfachen Aberglaubens, und er blieb es sein Lebelang. Ganz besonders war er zwei Arten desselben tief ergeben: der Traumdeuterei und der Sterndeuterei, wofür merkwürdige Zeugnisse überliefert sind. So erzählt Spartianus, daß Severus seinem Sohne Bassianus (10. 3/6.), infolge eines Traumes, den Namen Antoninus beigelegt habe, und Herodian berichtet mehrfach von dem Einflusse der Träume auf die Handlungen des Kaisers. Am bezeichnendsten aber ist die Art, wie er zu seiner zweiten Frau gekommen ist. Denn, — so liest man bei Spartianus (3, 9.) „nachdem er seine Frau verloren hatte und eine andere heimführen wollte, wünschte er, da er selbst in der Sterndeuterei sehr erfahren war, die Horoskope heirathsfähiger Mädchen zu sehen; und als er hörte, daß in Syrien Eine war, der ihr Horoskop verkündete, daß sie einen König heirathen würde, so begehrte er diese zum Weibe." Diese war die Julia Domna, die Tochter des Julius Bassianus, eines Priesters des Helios oder Baal, die eine der vielgenanntesten Inhaberinnen des Thrones zu Rom wurde. Julia Domna blieb dem heimathlichen Sonnen- und Sternenglauben treu, und sie übte in religiöser Hinsicht nicht nur auf Severus einen dauernden und starken Einfluß aus, sondern auch auf die religiösen Anschauungen und cultlichen Liebhabereien in Rom überhaupt.

Severus selbst war im Jahre 197 durch den parthischen Krieg in die Heimath jenes Glaubens geführt worden. Er war in Babylon selbst und verweilte im ganzen mindestens fünf Jahre im Morgenlande. Nachdem er noch sein Reich bis nach Oberägypten hinauf, wo er in die tiefsten Geheimnisse einging, besucht hatte, kehrte er im Frühling des Jahres 202 nach Rom zurück.

Bis zum Jahre 208 blieb Septimius Severus nun in der Stadt Rom, und er begann alsobald auch eine lebhafte Bauthätigkeit. Das „septizonium" wurde schon 203 errichtet. Unter seinen Anlagen fanden sich auch Nachahmungen ägyptischer Denkmäler, und es liegt nahe, zu meinen, daß er auch Bauten anderer Völker sich zum Muster genommen, daß er auch ein chaldäisches Haus der sieben Himmelskreise aufgeführt habe.

Bestimmtes weiß man nicht. Aber Erziehung, Lebensrichtung und Erfahrung des Severus machen es vollkommen gewiß, daß er ein festes Glaubensverhältniß zu den sieben Himmelslichtern gehabt, ähnlich wie das in späteren Zeiten Wallenstein gehabt hat. Der Bau eines Heiligthums derselben, eines Beobachtungshauses lag also ungemein nahe.

Die sieben Himmelslichter waren und blieben der Kern aller Sterndeuterei, indem die Wahrsager, also zu Severus Zeiten die sogenannten Chaldäer, ihre Schlüsse von der Stellung dieser Gestirne unter sich, zur Erde und zu den Fixsternen, von ihrer Lichtstärke und ihrer Farbe, je nach Zeit und Wechsel, abhängig machten. Eine freie Beobachtung des Himmels und insbesondere des Himmelsraumes, in welchem die Kreise oder Zonen dieser sieben Gestirne liegen, also des Thierkreises, war demnach den Sterndeutern das erste Erforderniß. Nichts wäre also wohl natürlicher gewesen, als daß der Kaiser seinen Hofwahrsagern in der Nähe seines Palastes ein eigenes Haus zur bequemen Ausführung ihrer Beobachtungen hätte bauen lassen! Und nicht nur sein persönliches Bedürfniß, nicht bloß die Gewohnheit der Julia Domna forderte ihn dazu auf, sondern auch die große Menge der Fremden, besonders der Syrier, die an den Hof gezogen und mit dem Heere nach Rom gekommen waren. Ueber die religiösen Anschauungen dieser Kreise belehrt treffend das Buch, welches Philostrat, im Auftrage der Julia Domna, über Apollonius von Tyana schrieb und worin der Sonnendienst, die Sterndeuterei, Zauberei, Wahrsagerei und Traumdeuterei verherrlicht werden.

Manches ließe sich noch beibringen, um das Bild jener besonderen und allgemeinen Zustände und Verhältnisse weiter auszuführen, doch scheint das Gesagte wohl zu genügen, um eine bestimmte Andeutung über den Zweck des Bauwerkes zu geben. Der letztere könnte sich auf die Beobachtung des Sternenhimmels allein beziehen, aber er könnte auch darin vermuthet werden, daß das Gebäude zugleich ein gemeinsames Heiligthum der als Gottheiten gedachten sieben Himmelslichter war, wie es der Thurm zu Borsippa und nach ihm so manches andere Heiligthum in Babylonien und Assyrien gewesen. Man könnte hieran auch noch mancherlei Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten knüpfen, doch würde derartiges für jetzt noch sehr in der Luft schweben und kaum von einer sachlichen Bedeutung sein können. Vorläufig dürfte wohl nur dies Eine sicher sein, daß in der hier vorgelegten Erklärung des Namens ein Hinweis auf den Zweck des „septizonium" gegeben ist, welcher zu weiteren Aufschlüssen führen könnte.

Digitized by Google

Eine ultramontane Schrift auf dem Index.

Neuerdings haben wir bei uns in Deutschland die ultramontane Opposition gegen den Papst kennen gelernt. Diejenigen aber würden irren, die darin eine neue Erscheinung zu erkennen glauben. Wer die römische Kirchengeschichte des letzten halben Jahrhunderts kennt, der weiß, daß der Ultramontanismus seit jeher den Papst nach seinem Willen zu lenken versucht hat, daß er ihn nur absolut haben wollte, wenn er seinen Willen thäte. Die in diesem Frühjahr zu Rom erschienene und sogleich auf den Index gesetzte Brochüre: „Le Pape et le Vatican" verbreitete sich über das Thema des Weiteren und brachte eine Anzahl Enthüllungen, die jedoch nur dem Unkundigen Enthüllungen waren. Man brauchte kein Cardinal in der ewigen Stadt zu sein, es genügte, irgendwo mit einigem Eifer die zugängliche Literatur zu studiren, um längst mit dem vertraut zu sein, was die Brochüre mit mehr Wichtigthuerei als Geschmack enthüllte. Seit der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes im Wiener Frieden 1814 gibt es eine Partei, welche den Papst zum Werkzeug ihrer ausschweifenden Pläne zu machen bestrebt ist. „Zelanti" nannte man sie und später „Gesuitanti". Sie waren immer päpstlicher als der Papst, „Papa papaliores", und wenn der herrschende Pontifex einmal liberale Tendenzen oder versöhnliches Entgegenkommen bewies, so wandten sie das Aeußerste auf, um ihn durch eine zwar verschleierte, aber um so heftigere und kränkendere Widerspenstigkeit auf ihren Weg zu bringen. Consalvi, der aufgeklärte Minister Pius VII., wurde nicht weniger von den Zelanti als von den Revolutionären gehaßt. Leo XI., der nächste Papst, war ein Geschöpf der Zelanti und während seiner kurzen Herrschaft hielt er sich auch durchaus an die Richtschnur, welche sie ihm vorzeichneten. Unter seinem Nachfolger Pius VIII. wurde der päpstliche Staat von den geheimen Gesellschaften ernstlich bedroht, und, um der Gefahr, die ihr von dieser Seite drohte, zu begegnen, ließ sich die päpstliche Regierung auf das sehr fragwürdige Experiment ein, aus ihren eigenen Anhängern eine Gegenverschwörung zu organisiren, eine geheime Gesellschaft, welche unter dem Namen der „Sanfedisti" vorzugsweise die ärmsten und verkommensten Subjecte vereinigte. Natürlich wuchsen die letzteren der Leitung bald über den Kopf; und ihre Gewaltthätigkeiten, welche sie im angeblichen Interesse des Papstthums verrichteten, vereinigten sich mit der verhaßten Politik der Regierung, um die allgemeine Unzufriedenheit durch die ganze Regierungszeit Gregor's XVI. zu steigern. In der Person Pius' IX. bestiegen die Zelanti, oder, wie sie jetzt mit voller Berechtigung genannt werden konnten, die „Gesuitanti", den päpstlichen Thron. Die ersten zwei Jahre seiner Verwaltung hindurch standen sie freilich in heftiger Opposition gegen ihn, doch legte sich das bald, als Pius IX. in ihre Bahnen einlenkte. Früher schon hatte der Cardinal und Fürstbischof Diepenbrock, der berühmte Schüler des ausgezeichneten und edeln Bischofs Sailer, die Nothwendigkeit einer gründlichen kirchlichen Reform betonend, gesagt: „Es ist zweifellos, daß die Partei der Ultras in der heiligen Kirche ihren Zweck auf dem entgegengesetzten Wege zu erreichen hofft, aber eine solche Rückkehr zur Vergangenheit ist eine historische Unmöglichkeit." Das ist für die Dauer gewiß richtig, aber der verzweifelte Versuch zu einer solchen Rückkehr, zu der Diepenbrock nur die ersten Anstrengungen erlebte, ist doch versucht und zwar nicht ohne Erfolg versucht worden. Was dem Fürstbischof als eine vereinzelte und halb sinnlose Bestrebung erschien, hat sich seither zu einer mächtigen und wohl organisirten Partei mit klar bestimmten Endzwecken entwickelt und sich durch die weitreichenden Verzweigungen des wiederhergestellten Jesuitenordens — dieses verhängnißvolle Vermächtniß Pius' VII. — einen festen Boden in der römisch-katholischen Kirche, zumal in Italien, gesichert. Im Jahre 1850 wurde das berüchtigte Jesuitenorgan, die „Civiltà Cattolica", gegründet, zuerst als eine Privatunternehmung, dann aber, sechzehn Jahre später, wurde es feierlichst durch ein päpstliches Breve anerkannt, welches ihm den officiösen Charakter eines Mundstückes des heiligen Stuhles verlieh. Nicht uninteressant ist es, daß Pater Curci, jetzt ein eifriger Reformer und ein Opfer der jesuitischen Verfolgung, einer seiner ersten, eifrigsten und fähigsten Mitarbeiter war. Zeitweilig wurden die Leitartikel des Blattes dem Papste Pius IX. zur Begutachtung vorgelegt, und es wurde so in der That das treue und eifrige Echo der vaticanischen Politik, sowohl in geistlichen, wie in weltlichen Dingen. Beide Richtungen dieser Politik erhielten ihre Vollendung oder ihren Wendepunkt im Jahre 1870, die eine in den vaticanischen Decreten, die andere in dem gleichzeitigen Erlöschen der weltlichen Herrschaft, welche Pius IX., soweit es ohne eine formelle ex cathedra-Erklärung geschehen konnte, zu einem Dogma erhoben hatte. Es wurde usque ad nauseam in Breve, Allocutionen, Encyklikas und anderen weniger feierlichen Aeußerungen des päpstlichen Stuhles verkündigt, beansprucht und eingeschärft, von zahllosen Kanzeln gepredigt, und manch' einem Katholiken von sonst unbezweifelt orthodoxer Gesinnung, welcher in den Verdacht gerieth, dieses Dogma nicht anzuerkennen, wurden die Sacramente verweigert. Es wurde zwar nicht förmlich zu einem Glaubensartikel erklärt, aber es wurde zu einer Doctrin erhoben, welche der gläubige Katholik nicht gut ohne Gefahr seiner Seele zurückweisen konnte. Mit den Waffen der geistlichen Beredtsamkeit und der scholastischen Logik kämpfte der Klerus für die Doctrin. die für den Augenblick als die Hauptwahrheit der Christenheit gehalten zu werden schien. An manchen Orten wurden gute Katholiken ermahnt, nicht nur mit Wort und Feder, sondern auch mit dem Schwert für die bedrohte Kirche zu kämpfen, und die Folge davon war, daß eine Anzahl jugendlicher Schwärmer, mit einem Eifer, der einer besseren und hoffnungsvolleren Sache würdig gewesen wäre, sich in die Reihen der päpstlichen Zuaven drängte, und man predigte ihnen, wie den Korankämpfern Muhammed's, sie gewännen die Glorie des Märtyrerthums, wenn sie für den Papst fielen. Aber trotz alledem ist die weltliche Herrschaft dahingeschwunden — für immer allem Anschein nach — und ihre unversöhnlichsten Vertheidiger haben, ob Kleriker oder Laien, gelernt, ein goldenes Schweigen an die Stelle eines Lärms zu setzen, welcher einst den Fanatischen und Blinden silbern erschienen sein mag. Daß in den letzten Tagen die Frage von Neuem aufgetaucht ist, ist nur ein Beweis dafür, daß nichts die Zähigkeit der Partei zu mindern vermag. Wahrscheinlich wird ihre Rührigkeit die Frage immer wieder in periodischen Zwischenräumen auf's Tapet bringen — eine praktische Bedeutung, welche die Regierungen zu einem thätlichen Vorgehen in dieser oder jener Richtung nöthigte, hat sie jedoch weder heute, noch scheint sie es in Zukunft jemals erlangen zu können.

In dieser Angelegenheit tritt uns als die merkwürdigste Persönlichkeit des römischen Clerus der Pater Passaglia entgegen. Er starb erst im März dieses Jahres, 73 Jahre alt. Fünfundzwanzig Jahre früher war Pater Passaglia die hervorragendste Erscheinung der italienischen Geistlichkeit, und die best gehaßte nicht minder, was indeß nicht hinderte, daß er später in Italien der verehrteste aller römisch-katholischen Geistlichen wurde. Pater Passaglia war, wie Pater Curci, von seiner frühen Jugend an Mitglied des Jesuitenordens, und obwohl er aus dem Orden ziemlich früh ausschied — 1850 etwa — blieb er doch, wie er es auch vorher war, der ausgesprochene Günstling des Papstes Pius IX. Seine theologische Orthodoxie war im strengsten ultramontanen Sinne zweifelsohne. Er schrieb ein mit stupendem Fleiße zusammengetragenes Werk zum Beweise aller der göttlichen und menschlichen Vorrechte, welche der Felsen Petri im Laufe der Zeiten für sich beansprucht. Er verfaßte ferner eine große Abhandlung in drei mächtigen Foliobänden, um durch die ununterbrochene Tradition der Kirche den Lehrsatz von der unbefleckten Empfängniß zu vertheidigen. Dieses Buch wurde von der päpstlichen Presse veröffentlicht und war thatsächlich die Grundlage der päpstlichen Erklärung dieses Dogmas vom 8. December 1854. Passaglia schrieb sodann eine Menge gelehrter Werke über andere theologische Wahrheiten und war eine Reihe

Digitized by Google

von Jahren hindurch der gesuchteste und gefeiertste theologische Professor des Collegio Romano. Aber alles dieses nutzte ihm nichts, als er in dem Einem, was noth that, schwach erfunden wurde, und dieses Eine war für den Moment der articulus stantis aut cadentis Ecclesiae, der unerschütterliche Glaube an das göttliche Recht der weltlichen Herrschaft. Und in diesem Punkt schwenkte Pater Passaglia ab, trotz seiner jesuitischen Erziehung und Denkungsweise. In rein theologischen Dingen blieb er so schwarz, als man sich nur vorstellen kann, bis zu seinem Ende; er glaubte an die päpstliche Alleinherrschaft in der Kirche und hatte auch gegen die Unfehlbarkeitserklärung nichts einzuwenden, obwohl er keinen Theil an der vatikanischen Streitfrage von 1870 nahm und vielleicht die Erklärung unrathsam gefunden haben mag: er hatte sich in der That um jene Zeit von dem öffentlichen Leben zurückgezogen. Aber er hatte schon im Jahre 1860 die Unklugheit des Non possumus-Standpunktes erkannt und gebrauchte seinen ganzen Einfluß, der zu jener Zeit beträchtlich war, eine Verständigung zu erzielen auf der Basis der vollen Anerkennung der päpstlichen Unabhängigkeit in geistlichen Dingen und des Abtretens der Civilverwaltung an den italienischen Staat. Bei Pius IX. hatte er natürlich Unglück, aber es glückte ihm, einer in seinem Sinne gehaltenen Bittschrift an den Papst die Unterschrift von 10,000 italienischen Priestern zu verschaffen. Die Bittschrift wurde entrüstet zurückgewiesen, der Papst sparte die Anathemas nicht und Passaglia selbst wurde excommunicirt und entging kaum der Verhaftung durch die päpstliche Polizei; er wurde von einer zum Katholicismus übergetretenen englischen Lady in ihrem Hause (in Rom) verborgen gehalten, die sich schließlich unter den Schutz des britischen Gesandten stellte und auf die Gerechtsame einer englischen Unterthanin pochte. Bekanntlich genossen seit jeher — schon im vorigen Jahrhundert begann es — die Engländer auf italienischem Boden eine Straffreiheit und Duldung der weitgehendsten Excentricitäten, wie sie sonst nur Souveränen zugestanden wird. Wie wäre es sonst einem Lord Byron möglich gewesen, in offenen Briefen die italienischen Regierungen, die österreichische Polizei und selbst das Kaiserhaus zu verhöhnen und zu beschimpfen! Ein Peer von England ist den Italienern aber eine Art Halbgott.

Nach diesen Ereignissen verlieh der König dem Pater Passaglia eine Professur in Turin, auch wurde der populär gewordene Pater in das italienische Parlament gewählt, wo jedoch sein schwerfälliger und scholastischer Stil der Rede keinen Erfolg hatte. Darauf sank er für die Folgezeit in Vergessenheit. Als der neue Papst den Stuhl bestieg, wurde er sowohl wie auch Curci vom kirchlichen Banne erlöst. Sein Tod erinnerte wieder daran, daß er noch gelebt hatte. Trotzdem galt er lange Jahre hindurch für die Hauptzierde des Jesuitenordens und facile princeps unter den zeitgenössischen italienischen Geistlichen, für den persönlichen Busenfreund und vertrautesten Rathgeber des Papstes, bis er plötzlich in Ungnade fiel und die bitterste Verfolgung sowohl vom Papste wie von den Jesuiten erdulden mußte, aus keinem anderen Grunde, als weil er die Scharfsichtigkeit besaß, die theologische Ungereimtheit zu erkennen, die darin lag, die weltliche Herrschaft zu einem göttlichen Dogma zu stempeln und weil er ferner ehrenhaft und muthig genug war, es auszusprechen. Er wurde das Opfer der Partei, die unter Pius IX. herrschend war und die Alles aufbot und aufbietet, dem neuen Papste das Leben sauer zu machen, oder, um einen drastischeren Ausdruck zu gebrauchen, die Nägel zu seinem Sarge zu hämmern. Es ist dies ein Ausdruck, der in Italien gelegentlich einen verhängnißvolleren Sinn annimmt, als er bei uns hat. Der langsam wirkende Aerger will bei einem Greise wenig verfangen, der die Ruhe der Leidenschaften und die Kühlheit des Diplomaten besitzt. Die Parteien in Italien haben, wie die Parteien anderswo, ein Haupt und einen langen Schweif, nur hat dieser Schweif in Italien das Unterscheidende, daß er in seinen letzten Ausläufern sich noch mit der alten guten Sitte der Giftmischerei berührt, die man mit Unrecht für gänzlich ausgestorben hält. In dem „Leben Rosmini's", welches soeben sein Freund, Pater Lockhart, herausgegeben, sind nicht unbeträchtliche Gründe beigebracht, daß er von dem Giftstachel jenes Schweifes gestochen dahinsank, und das ist wohl ziemlich allgemein bekannt und kann als warnendes Mene Tekel gelten, daß Cardinal Franchi, Leos XIII. erster Staatssecretär und vertrauter Rathgeber, in einer Kaffeetasse bald nach seinem Amtsantritt vergiftet wurde.

Die ultramontane Verschwörung, die durch die oben angeführte Brochure weiteren Kreisen bekannt wurde, besteht seit dreiviertel Jahrhundert, zuweilen im Bündniß, zuweilen im Gegensatz zum regierenden Papste. Sie dictirte und unterstützte daher die Politik Pius' IX., sie ging wieder in die Opposition, als sein Nachfolger erwählt war. Die neue Brochure scheint unmittelbar durch das Eingreifen Leo's XIII. in die Angelegenheit des deutscheu Septennats veranlaßt worden zu sein. Der Ton, den in derselben der anonyme Gesuitante-Pamphletist anschlägt, ist für die ganze Kampfesart dieser unerschrockenen, rücksichtslosen Parteigänger bezeichnend. Er ärgert sich über den indirecten Tadel, den der Papst den übereifrigen „zweihundert französischen Royalisten, welche trotz des schamlosen Druckes der Regierung gewählt worden sind," ertheilt hatte, und weissagt in Folge dieses Vorganges die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich. „Die barbarischen Verwüster des geheiligten Boden Frankreichs" sind nun — proh pudor! —, „die Verbündeten des heiligen Vaters geworden, die neuen Beschützer der Interessen der Kirche." Und mit einstudirter Frechheit fährt er fort, in folgender Declamation schwelgend:

„Als Fürst Bismarck, der nur an die Zerstörung Frankreichs denkt und die letzten Kupferpfennige Deutschlands in die Wagschale wirft, einige beherzte Männer unter seinen Landsleuten fand, welche sich nicht so mir nichts dir nichts dem Blutmenschen ausliefern wollten, wer eilte da dem Pommern zu Hülfe? Wer wandte ebenso viel Beredtsamkeit wie Drohung auf, um die Hindernisse hinwegzuräumen, um den Fürsten des Blutvergießens allmächtig zu machen? Oh! Kummer über alle Maßen! Der Vater des Glaubens, der Hirt der Christenheit war es, der letzte Vertheidiger der unterdrückten Gerechtigkeit, der Einzige, dessen erhabenes Wort noch die Macht hat, niederzuschmettern wie ein Blitz die ungerechte Macht."

Durch diesen „treulosen Verrath der Pflicht" hat der „Vater des Glaubens" allerdings das Septennat gesichert, aber er hat die ultramontane Partei in Deutschland sowohl wie in Frankreich geschädigt, „was zur Folge haben wird, daß in den Parlamenten die Katholiken hier von den Socialdemokraten, dort von den protestantischen Ultras verdrängt sein werden" und daß „der heilige Stuhl bald Gelegenheit haben wird, dies beklagenswerthe Resultat seiner Thorheit zu beweinen". Darauf folgt eine kurze historische Auseinandersetzung über „die einzige wahre Ursache" — es gibt danach in der That nur eine einzige und furchtbar einfache Ursache — der französischen Revolution, welche eine Perle ist und nicht unterdrückt werden darf:

„Eine Dynastie des Alters von dreizehn Jahrhunderten wurde in Frankreich gestürzt und eine königliche Familie erwürgt, weil eine erhabene Frau, die fromme und unglückliche Marie Antoinette von ihren Feinden »die Oesterreicherin« genannt wurde. Was sollen wir den Gläubigen sagen, wenn sie uns fragen, ob es wahr sei, daß das Haupt der Kirche »ein Deutscher« (!entsetzlich!) geworden ist?"

Kurz, der heilige Vater, „den die Vorsehung" — aus Versehen wahrscheinlich — „auf den Thron Sanct Peters gestellt", wird sanft davon verständigt, mit einer Freimüthigkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, daß er nicht eigentlich der Nachfolger des Petrus, sondern des Judas Ischariot sei:

„Was für ein verderbenschwangerer Geist hat das durchdringende Gesicht des großen Fürsten geblendet, den die Vorsehung auf den Thron Sanct Petri gestellt hat? Es ist der Geist der Peruginer, jener lebhaften Priesterschaft, welche Leo XIII. kennen lernte, als er Erzbischof von Perugia war, der hat vom Vatican Besitz genommen. Es ist der altitalische Geist, immer besorgt um weltliche Lust und nimmer um das Heil der Seelen, immer skeptisch, immer spottsüchtig,

Digitized by Google

ungläubig und besonders feindselig gegen Frankreich ..... In den Kästen des italischen Schatzes, da sind Millionen, welche der Papst immer zurückzuweisen pflegte, und die sich beständig vermehren. Das Gleißen dieses Goldes ist es, was so viel Begierde erregt. Wurde nicht Christus um dreißig Silberlinge verkauft? Wie kann es da überraschend sein, daß man seine Braut, die heilige katholische Kirche, für einige Millionen zu verkaufen versucht."

Man hat bisher allgemein geglaubt, daß die Politik Leo's XIII. der katholischen Sache in Deutschland sehr viel genützt hat, doch der ultramontane Pamphletist will es anders. „Leset den Vertrag, den Fürst Bismarck mit dem heiligen Stuhl geschlossen hat. Ein paar armselige Zugeständnisse sind dem katholischen Clerus allerdings gemacht" — d. h. fast die ganze Falk'sche Gesetzgebung ist in Wirklichkeit, wenn auch nicht überall formell, dreingegeben — „aber" — und dies ist das große, langerwartete „Aber" mit den Hörnern und der Teufelskralle — „aber alle diese Concessionen berühren gar nicht die Jesuiten" Hinc illae lacrymae! — Damit ist auf einmal der Ursprung und Zweck dieser ultramontanen Jeremiade über die verderbliche Schwäche des „Vaters der Gläubigen" enthüllt. Trotz aller rhetorischen Heuchelei über das „Heil der Seelen" und den „geheiligten Boden Frankreichs" und die „Vertheidigung der unterdrückten Gerechtigkeit" — trotz aller dieser schönen Dinge gibt es nur Ein Ding, was noth thut, und ohne dieses ist die Sorge aller Kirchen der Christenheit nur verlorene Liebesmüh! Für die Gesuitanti sind die höchsten Interessen der Christenheit und der Kirche gleichbedeutend mit der Vergrößerung des Jesuitenordens. Eine zukünftige Geschichtsschreibung wird vielleicht in der Lage sein, festzustellen, daß auch die neuerliche Bewegung in Bezug auf die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstthums von diesen ewig wühlenden Maulwürfen ausgegangen ist, um Leo XIII. in eine peinliche Stellung hineinzutreiben und ihm die angebahnte Versöhnung mit dem Königreich Italien zu erschweren.

Feuilleton.

Charakterbilder.

Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin.

Von Heinrich Ehrlich.

Berthold Auerbach und Julian Schmidt.

Ich hatte Auerbach zuerst 1848 im October in Wien kennen gelernt. Er war nach der österreichischen Hauptstadt gekommen, um die Verhältnisse an Ort und Stelle zu studiren und glaubte fest an eine gegenseitige Kräftigung Deutschlands und des österreichischen Kaiserstaates und an ein Großdeutschland. Männer aller Parteien blickten mit Hochachtung auf den Dichter der Dorfgeschichten, die damals noch im frischesten Glanze strahlten; nur die ganz entschiedenen Demokraten und die Rückschrittler spotteten über den Mann, der begeistert und mit liebenswürdiger Milde von Entwickelung der Humanität sprach und „zu gleicher Zeit eine gewiß ungeladene Pistole im Gürtel trug". Besonders ein Dr. X., der als „Volksredner" glänzte, und in der That eine ungemeine Begabung besaß, später eine zweideutige Rolle spielte, und ein Anderer, vor welchem 1852 die französische Polizei die deutschen in Paris lebenden Schriftsteller als vor einem Spione warnte, gehörten zu den lautesten Gegnern Auerbachs. Im Jahre 1852 sah ich ihn in Dresden wieder. Er hatte daselbst seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Seine zweite Frau (die erste war bald nach der Verheirathung gestorben), eine liebenswürdige Wienerin, kannte mich noch von ihrem elterlichen Hause her.

1861 begegnete ich ihm in Baden-Baden, wo er mir eindringlich zuredete nach Berlin zu kommen; und seit meiner Uebersiedelung stand ich in stetem Verkehr mit ihm, und hatte in manchen ernsten Momenten Gelegenheit, seine herrlichen Eigenschaften wie seine Schwächen kennen zu lernen — beide paßten nicht in die Berliner Gesellschaft.

Auerbach war der edelste Vertreter jenes geläuterten, aufgeklärten Judenthums, das sich zuerst in Spinoza und in Moses Mendelssohn so schön offenbarte. Die religiösen Ueberzeugungen der Beiden lagen weit auseinander; der Grundzug wahrer Menschenliebe war ihnen gemeinsam. Beide ermahnten, daß des Menschen erste Pflicht in der Sorge für das Wohl seiner Mitmenschen bestehe, in der Nachsicht mit den Schwächen Anderer, die man nicht loben, nicht tadeln, sondern zu verstehen suchen müßte (nec laudare, nec vituperare, sed intelligere). Beide predigten die Entsagung. Und gab es je herrlichere Beispiele der Entsagung ohne jegliches zur Schau tragen (das manche Stoiker und Cyniker recht gut verstanden), als Spinoza, der die Professur in Heidelberg ablehnte, um jeden Streit zu vermeiden, seine Unabhängigkeit zu wahren, und sich vom Gläserschleifen ernährte, und Moses Mendelssohn, der aus den elendesten Verhältnissen sich zu einem Classiker der deutschen Sprache erhob? Freilich, als die Juden nach und nach aus der elenden, gedrückten Stellung der verflossenen Jahrhunderte zu einiger Duldung und Anerkennung, als dann Manche aus den Entbehrungen und Entsagungen zu geehrten Stellungen in Wissenschaft und Kunst, Andere zu Wohlstand und Reichthum gelangten, da traten manche der Rasse anhaftende Eigenthümlichkeiten schärfer hervor. Diese sind aber nicht etwa „undeutscher" Art. Es ließe sich ebenso gut behaupten, daß manche fanatische Katholiken in viel höherem Grade undeutsch sind, als der jüdischeste Jude; ja es ließe sich darlegen, daß in der Kriecherei vor der Gewalt, in der Vergötterei des Ausländischen, im Französischthun, in der Sucht aufzufallen, gar manche Urteutonen, und recht hochgestellte, dem Juden gar nichts nachgeben. Aber die jüdischen Eigenthümlichkeiten gehören zu jenen, welche im Gebahren stärker bemerkbar sind, als die anderer Rassen, und die, ohne die Moral zu verletzen, selbst gute Eigenschaften in den Schatten stellen; und von ihnen ist auch Auerbach nicht ganz frei gewesen. Er konnte eine gewisse Selbstgefälligkeit der Rede, ein gewisses Behagen, über verschiedenartigste Gegenstände in apodiktischer Weise zu urtheilen, (was nur einem Goethe gelingen durfte) nicht unterdrücken. Sein gutes, immer wohlwollendes Herz verleitete ihn öfters, sich Anderer anzunehmen und sie Dritten zu empfehlen, welche solche Verwendung nicht immer zu würdigen verstanden und ganz falsch als Sucht zu protegiren auslegten. Auch darf ich, gerade weil meine Absicht dahin geht, manche seiner weniger gekannten herrlichen Eigenschaften hervorzuheben, die leider nicht unbekannte Schwäche verschweigen, daß er einerseits manchmal in der Verwaltung seines Einkommens nicht immer ganz sorgfältig verfuhr, andererseits hier und da ein kleinlicheres Streben nach kleinem Gewinne darthat, als ein Mann seines Ruhmes, seiner Stellung, seiner Lebensanschauungen zeigen durfte. Diese Erscheinung ist überhaupt oft bei Männern zu beobachten, die ihre Jugend in gedrückten Verhältnissen verlebten; aber sie überrascht vielleicht mehr von einem Dichter, der in allen seinen Schriften die Sparsamkeit, die segenbringende Kraft der Arbeit, die Einfachheit pries. Auerbach war durchaus nicht eigennützig, seinem Wesen war Habsucht vollständig fremd; aber den Hang zum Feilschen in ganz kleinen Dingen konnte er nicht unterdrücken, und seine freundschaftlichen Beziehungen zu Finanzmännern verleiteten ihn manchmal auf einem anderen Wege die äußerliche Unabhängigkeit zu suchen, die seine große Künstlerschaft ihm bereits sichern konnte.

Wer nun die Berliner Gesellschaft einigermaßen kennt, der wird nach diesen Andeutungen erklärlich finden, daß Auerbach in seiner Stellung nicht immer die ihm gebührende Hochachtung fand: Einerseits imponirte er nicht, andererseits war er doch nicht so harmlos, gar nicht imponiren zu wollen. Auerbach zeigte in seinem äußerlichen Gebahren hier und da Unsicherheit, und im Norden, ganz besonders in Berlin, ist die unerschütterliche Consequenz im äußeren Gebahren, selbst bei einem vollständigen Wechsel der Meinungen, das alleinige Mittel, sich in der Gesellschaft geltend zu machen, Ansehen zu erwerben; sowie andererseits das entschiedendste Festhalten an der Ueberzeugung bei

Digitized by Google

schwankender äußerer Haltung unwirksam bleibt.*) Aber wie unendlich leicht wiegen diese kleinen Fehler Auerbach's gegenüber seinen vielen herrlichen Eigenschaften! Er war von einem Wohlwollen, von einer Freude am Schönen und Guten, das Andere leisteten, in einer Weise erfüllt, wie ich sie, Liszt ausgenommen, nie bei einem anderen Künstler gefunden habe. Mit welcher Begeisterung begrüßte er in der (damaligen Augsburger) Allgemeinen Zeitung Freytag's „Soll und Haben" gleich nach dessen Erscheinen! Ich kann noch ein schöneres Beispiel dieser Freude aus meinen persönlichen Beziehungen anführen. Er wußte, daß ich für Spielhagen's „Hammer und Amboß" größte Bewunderung hegte, daß ich diesen Roman neben Freytag's „Nest der Zaunkönige" und Heyse's „Auferstanden" am öftesten las; er wunderte sich lächelnd, als mir ein Gedicht Spielhagens, das dieser einem Wohlthätigkeitsbazar gegeben hatte (das Geschenk des Schlafes ὑπνου δολον) ganz besonders gefiel; er wußte, daß ich seine Novellen „Nach dreißig Jahren" im „Frankfurter Journal" und in der „Schlesischen Presse" nicht nach seinem Wunsche beurtheilt hatte; ich besitze auch noch ein Blatt von seiner Hand, worin er sich beklagt, daß ich seine Beurtheilung von Vischer's Roman „Auch Einer" im „Hamburger Correspondent" nicht voll würdigte; aber niemals hat er in seinem Benehmen die mindeste Gereiztheit merken lassen, immer war sein Urtheil über mich ein durchaus wohlwollendes, und als er gestorben war, schrieb mir Hiller (in einem Empfehlungsbrief für seinen Sohn): „Sie haben einen guten Freund verloren, der immer nur Gutes von Ihnen sprach."

Des Neides, der Mißgunst, des Hasses war Auerbach ganz unfähig; selbst Beleidigungen gegenüber verhielt er sich nur bitter beklagend, niemals unversöhnlich. Als Spielhagen eine Kritik von „Waldfried" in dem Londoner „Athenäum" veröffentlichte und darin das Wort „Kehricht eines alten Mannes" (rubbish) gebrauchte, zeigte mir Auerbach das Blatt mit den heftigsten Klagen. Aber bald war er wieder mit Spielhagen versöhnt, und stand auf so innig vertrautem Fuße mit ihm, daß dieser bei der Gedächtnißfeier in der Singakademie die Rede auf den Freund halten konnte, aus der ich allerdings, nach meinem persönlichen Gefühle, viel mehr entnehmen konnte, wie Herr Spielhagen seine Romane dichtet, als wie Berthold Auerbach seine Erzählungen schuf. Und was an Berthold Auerbach so hoch schätzenswerth war und noch lange nicht genug erkannt worden ist: Er war ein Jude und hielt fest am Judenthum, und war dennoch durch und durch deutsch; in ihm lebte kein Gedanke, der nicht aus deutschem Fühlen und Denken hervorging.

Ja, Berthold Auerbach war bei all seinen Schwächen ein braver Deutscher, ein guter Mensch, der in den Mitmenschen immer nur das Beste suchte und sehen wollte, der in seiner Vorlesung über den „Weltschmerz" am 18. Januar 1862 im Wissenschaftlichen Vereine die frohesten Hoffnungen für die Entwickelung der Menschheit aussprach und nährte. In den achtziger Jahren, als er, dem Greisenalter nahend, die Abnahme der Gesundheit und der Thatkraft schmerzlich fühlte, traten die schmählichen Ereignisse ein, die seine Hoffnungen, seinen Glauben an die Menschheit auf's tiefste erschütterten. Und einer der wackersten Deutschen, welche je auf Erden wandelten, sank gebrochenen Herzens in das Grab, fern von seinem geliebten Deutschland!

Auf Auerbach's dringendes Anrathen besuchte ich Julian Schmidt bald nach meiner Ankunft in Berlin, Januar 1862. Er hatte in dem Leipziger „Grenzboten" meinen Roman „Kunst und Handwerk" sehr günstig beurtheilt, stand nunmehr an der Oberleitung der seit 1863 nicht mehr bestehenden „Berliner Allgemeinen Zeitung". Auerbach meinte, ich müßte an dieser lohnende Beschäftigung finden; sie veröffentlichte auch einige Artikel aus meiner Feder, unter anderen eine Besprechung von Marx' Gluck-Biographie, in zwei ganzen Feuilletons, wofür ich ein Honorar von — — fünf Thalern erhielt.

Der erste Eindruck, den Julian Schmidt's äußere Erscheinung in mir erzeugte, war ein fast possirlicher. Seinen Sinnesgenossen und Mitredacteur der „Grenzboten", Freytag, hatte ich 1854 in Leipzig bei Kühne kennen lernen, und ich bewahre sein ruhiges feines Wesen noch heute in lebhafter Erinnerung. Julian Schmidt, den Verfasser der scharfen Literaturgeschichte, den vernichtenden Gegner Gutzkow's, hatte ich mir als einen großen, hageren Mann mit strengen Gesichtszügen gedacht. Und es trat mir ein kleines Männchen entgegen, mit rundem Gesichte, halb kahlem Haupte, lockigem Hinterhaare, mit freundlichen Augen und Brillen von einer Größe, wie sie nur in den Possen auf der Nase komischer Schulmeister sitzen. Das Eigenthümlichste in der Erscheinung war sein Gang; er vollführte bei jedem Schritte eine Wendung auf den Fußhacken, daß sein Oberkörper sich hin- und herwiegte, wie der eines koketten Frauenzimmers. Er empfing mich sehr freundlich, fragte nach österreichischen und ungarischen Angelegenheiten und forschte nach meiner Anschauung der damaligen Verhältnisse in Preußen; er glaubte fest an eine allmähliche Entwickelung und fand mich zu skeptisch. Als die Conflictszeit herankam, und ich ihn einmal besuchte, billigte er meine Ansichten nach rechts und links in vielen Dingen, doch in einem entscheidenden Momente bangte er, ihnen seine Unterstützung zu leihen. Ich hatte zu Ende 1862 zwei Neujahrswünsche geschrieben, einen an den (damaligen) Freiherrn v. Bismarck, den anderen an den Kreisrichter (Mitglied der Fortschrittspartei) Kleemann. Der erste legte dar, daß die Regierung von einem gewissen Theile des Adels keine Sympathie für die Machterweiterung Preußens erwarten dürfe, weil diese gleichbedeutend wäre mit einer Beschränkung der Macht jenes Theiles, und daß Motten, die man in den Pelz setzt, diesen zuletzt fressen, gleichviel, ob es weiße oder rothe Motten seien. Im zweiten warnte ich den edlen Idealisten vor zu vielem Vertrauen in das „Volk"; dieses vertrage die schlechteste Regierung, wenn nur die Zeiten gut wären, Ernten und Handel gedeihen, bereite aber der besten Regierung Schwierigkeiten, wenn der Magen litte. Das einzige Element, dem man einigermaßen trauen dürfe, sei das gebildete Bürgerthum, ja selbst der kleinbürgerliche Philister; diesen kann man nicht weit vorwärts, aber auch nicht zu weit rückwärts bringen. Die beiden „Neujahrswünsche" suchte ich zuerst als Broschüre zu veröffentlichen, doch es gelang nicht — mein Name war ja ganz unbekannt. Dr. Alexander Meyer, jetzt Mitglied der Deutschfreisinnigen Partei, stand damals in steter Beziehung zu Julian Schmidt und den Nationalliberalen; seine Vermittlung ging ich an, um den zwei Briefen in irgend einer Zeitung Aufnahme zu erwirken, und er gewährte sie mir in liebenswürdigster Weise, doch vergeblich. Julian Schmidt und die Redaction des „Grenzboten" bezeichneten viele Stellen mit Lobes-, andere mit Fragezeichen; keiner wollte in den damaligen Verhältnissen die Verantwortlichkeit übernehmen. Aber nach Jahren ward mir eine — wenn auch recht schwache — Genugthuung. Dr. Alex. Meyer, den ich Ende der sechziger Jahre begegnete und an die Briefe erinnerte, meinte: „Ja, Sie haben den Braten gerochen", und Jul. Schmidt fragte mich im Jahre 1872 in einer Morgengesellschaft bei Joachim: „Haben Sie die gestrige Rede des Fürsten Bismarck im Herrenhause gelesen? Man sollte meinen, er hätte Ihren Neujahrsbrief von 1862 erhalten und Sätze daraus angeführt." Und noch oft bei späteren zufälligen Begegnungen gab Jul. Schmidt mir Beweise, daß er meiner Thätigkeit Aufmerksamkeit und warme Theilnahme schenkte. In einem längeren Gespräche über Angelegenheiten, deren Erörterung hier nicht stattfinden kann, gewann ich die volle Ueberzeugung, daß er bei all' seinen Fehlern, seiner Einseitigkeit, seiner Eitelkeit und eigenthümlichen Anschauungen ein durchaus ehrenhafter Charakter, ja ein Mensch von wohlwollendem Gemüthe war. Ich weihe ihm dankbares Andenken.

*) Mir sind zwei Fälle aus sehr hohen Regionen bekannt, in denen Auerbach mit dankerfülltestem Gemüthe für Freundliches, Anstoß erregte und Ungunst fand — le mot d'ordre était donné. Richard Wagner, der sich gekrönten Häuptern gegenüber benahm, als wären sie ihm tributpflichtig, wurde respectirt.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung.

Die orientalische Landschaft hat eine eigene Formensprache, die sich, sobald man von der üppigen Vegetation absieht, meist in einfachen großen Umrissen äußert. Besonders der Ebene fehlt trotz oder vielleicht gerade wegen der gleichmäßig auf ihr ruhenden Lichtfülle der Reiz der Abwechselung, so daß der Maler mit Vorliebe Partien wählt, die zu Unterbrechung der Terrainlinien durch architektonische Staffage Gelegenheit bieten. Eugen Bracht, der Schilderer nordischer Haidemelancholie, hat sich in letzter Zeit vorwiegend der orientalischen Landschaft zugewendet, wie uns bedünken will, keineswegs mit gleichem Glück. Die Ruinen von Kürmül bekommen erst durch die Vermittelung des Denkens Stimmung, während sie sich in den Haidebildern Brachts aus Luft und Wolkenbildung direct auf Moos und Erde herabzusenken pflegte. Unter den drei Orientbildern Ernst Körner's gebührt den Pyramiden von Gizeh der erste Platz. Wasserholende Frauen und ein in Ruinen hineingebautes Fellahdorf heben sich zwerghaft gegen den gewaltigen Hintergrund der Pyramiden ab. Wie Riesenschatten der Vergangenheit tauchen die Königsgräber mit ihren schlichten Umrißlinien aus dem Morgenduft auf, der sich von dem Vordergrunde bereits gelöst hat. Die Ausgrabung der Sphinx wirkt durch den Gegensatz der in Stein erstarrten hieratischen Formen des Colossaldenkmals und der beweglichen Sandmassen, die sich bedrohlich an seinen Seiten abbachen und es von Neuem zu verschlingen drohen. Der mächtige Eindruck, den der lautlose Kampf zwischen Naturkraft und Menschenwerk hervorruft, wird durch die winzigen Figuren der Aufseher und Arbeiter wesentlich verstärkt. Am tiefsten dürfte aus dem Stimmungsgehalt der Orientlandschaft Wilhelm Gentz geschöpft haben. Er hat den kurzen Zeitraum zwischen Sonnenuntergang und Nacht gewählt, um einen Abend am Nil zu schildern. Das Spiel des scheidenden Lichts von hinten her um die Silhouetten der Wasser holenden Frauen, sein Wiederschein auf dem ruhigen Wasser des Flusses ist prächtig gemalt. Aus den links im Vordergrunde auf Steinblöcken lagernden Gestalten und aus den schlanken Gliedern einer im Mittelgrunde langsam das Gewand von den Schultern ziehenden Frau dehnt sich dem Beschauer die ganze träge Daseinswonne des Orients entgegen.

Als ein erfreulicher Fortschritt ist es zu betrachten, daß das sogenannte „Schöne-Gegend-Malen" mehr und mehr an Boden verliert. Aeußerlich documentirt sich das durch ein auffälliges Zurücktreten der italienischen und der Alpenlandschaft. Unsere Künstler haben einsehen gelernt, daß es mit den schönen Linien und Formen allein nicht gethan ist, daß es darauf ankommt, was man aus der Landschaft heraus- oder vielmehr in sie hineinsieht. Sie bleiben hübsch zu Hause und warten, bis ihnen die bekannte heimische Umgebung ein charakteristisches Gesicht zeigt. Ueber die Bedute erheben sich diese meist schlichten, ohne Effecthascherei gemalten Bilder dadurch, daß sie durch eine bestimmte Licht- oder Luftstimmung ein eigenartiges Gepräge erhalten. An Stelle des künstlichen Hineincomponirens ist ein individuelles Sehen und faustfertiges Festhalten des Gesehenen getreten. C. Ludwig's Heraufziehendes Gewitter im Rheinthal bringt eine an sich uninteressante Terrainformation, die durch den Gegensatz zwischen wolkendunklem Vorder- und scharf beleuchtetem Hintergrunde einen eigenartigen Reiz erhält. Das Bild vertieft sich gleichmäßig ohne scharf markirte Bodenabschnitte nach dem Hintergrunde hin, und wirkt in seiner Flächenbehandlung wie ein guter Ruysdael ohne Nachdunkelung. Mit dem Gebirgsdorf im Mondschein von demselben Meister können wir uns weniger befreunden. Das durch Mondbeleuchtung bewirkte Verschwimmen der Umrisse ist mit mehr oder weniger Glück oft genug gemalt und die roth erleuchteten Fenster des Dorfes sind ein zu wohlfeiler Effect. Die Poesie des Mondlichts liegt in dem Herabfließen desselben an den Contouren und Flächen, die es belebt und verklärt. Die gleichmäßig über das Bild verbreitete Bläue wirkt ermüdend, da sie sich über eine relativ große Leinwandfläche verbreitet. Das richtige Format für solche Stimmungsbildchen hat Wilhelm Bröker gefunden. Sein Herbstmorgen, Nach dem Regen und Waldinneres sind Cabinetstückchen, die sich dem Gedächtniß einprägen, deren zusammengedrängtes Ensemble sich in der Phantasie ungemessen erweitert.

Eduard Fischer scheint sein Stoffgebiet nach Süden hin ausdehnen zu wollen. Ob wir ihm zu diesem Hinausgreifen über die Grenzen der Heimath Glück wünschen können, ist vorläufig zweifelhaft. Jedenfalls schadet sein Herbstabend in der Mark der darunter hängenden Italienischen Küste durch eine Gleichmäßigkeit des dunkelblauen Gesammttons, die sich eher auf einen Sehfehler, als auf künstlerische Absicht zurückführen läßt. Paul Flickel sucht sich die ihm im vergangenen Jahre verliehene große goldene Medaille ehrlich zu verdienen. Die Strandlandschaft von Rügen bringt eine Waldparcelle, die von hinten her durch schräg einstreifendes Sonnenlicht beleuchtet wird. Die spärlich verstreuten rothen Flecken zwischen den Baumstämmen, das sich breit über die Wasserfläche hinlagernde Licht erfreuen durch eine Gegensätzlichkeit, die ein schmaler Streifen gleichmäßig beleuchteten Strandes mit einer Viehherde vermittelt.

Des Müncheners Josef Wengelein Specialität ist die heimische Isarlandschaft. Herbstlich gefärbtes Laub, ein mäßig bewegter Wasserlauf und klare Luft bei bedecktem Himmel bieten ihm eine unerschöpfliche Reihe von Motiven. Der Grundcharakter seiner Naturauffassung ist eine sanfte Melancholie, die sich stets diesseits der Grenze der Sentimentalität hält.

Das Marinebild par excellence, insoweit es sich auf das wechselnde Spiel der Wellen beschränkt, erfreut sich augenblicklich nicht der Gunst des kaufenden Publikums. Es hat einen einzigen erwähnenswerthen Vertreter in der Person Julius Huth's gefunden. Seine Rettungsbote bei einem gestrandeten Dampfer dienen nur als Staffage für die stürmisch bewegte See. In den durchsichtigen Wellenbauschen, in dem langsamen Ablaufen der zurücksinkenden Wogen verrathen sich überall die soliden Traditionen der Krause'schen Schule. Die Strandlandschaft kommt dem allgemeinen Verständniß in größerem Maße entgegen und hat durch ihre bewährten Vertreter Baisch, J. Siemering und Dücker hübsche Erfolge zu verzeichnen. Besonders der Letztere überrascht durch eine bei ihm ungewohnte Hellmalerei. Sein Strandmotiv von Arcona ist in den Farbennüancen von Weiß und Blau von Licht wie überfluthet. Mißlungen erscheint uns die Vertiefung des klar und scharf sich abgrenzenden Horizontes über der unbewegten Wasserfläche.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Das Büchlein von der schwarzen Kunst. Skizzenblätter aus der Welt der Tinte und der Druckerschwärze von Edwin Bormann. — Von Gamerun bis zum Schwandeiche. Von Edwin Bormann. (Stuttgart, Bonz & Co.) — Bormann, der Leib- und Lieblingspoet der Fliegenden Blätter, bietet hier zwei kleine Sammlungen von Ein- und Ausfällen, die in ihrer bunten Mannigfaltigkeit drollige und muntere Pointen neben Minderwerthigem, selbst Bedeutungslosem enthalten. Es ist ein harmloser und gutmüthiger Spott, den man recht mit Behagen hinnimmt. Besonders gelungen sind in dem neuesten Bändchen des „alten Leibzgers" die drolligen Dialectdichtungen, aus denen colonialpolitische und Kunstbegeisterung sich in unverfälschten Naturlauten Luft macht.

Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen. Von Hermann Semmig. 2. Auflage. (Leipzig, Eugen Peterson.) — Eine sehr verdienstvolle und fleißige Arbeit, welche auch schwer zugängliche Quellen heranzieht und manches Neue bringt, z. B. über Agnes Sorelle, eine Ehrenrettung des Dichters Chapelain u. A. Ein Historiker der Ranke'schen Schule wird freilich vor dieser subjectiven, ungleichen, oft überschwänglichen, formlosen und weitschweifigen, stets auf die Gegenwart Bezug nehmenden Darstellung zurückschaudern, aber das große Publikum, an das sich Semmig wendet, und zumal die Frauen wissen ihm dafür Dank, was ja diese neue Auflage beweist. Gern hätten wir das gut gemeinte Gedicht vor der Bildsäule zu Orleans in der zweiten Auflage vermißt, oder den wunderlichen Vorschlag, die Franzosen sollen den Mai nicht mehr den „Marienmond", sondern le mois de Jeanne nennen, oder die zu unserem kirchenpolitischen Friedensschlusse seltsam passende Behauptung, die Zeit der päpstlichen Kirche sei nun einmal vorbei. Aber man kann dem Verfasser das Zeugniß eines kenntnißreichen und ehrlich begeisterten Streiters für Wahrheit und Recht gewiß nicht versagen, und so wird man denn auch gerne seine Schwächen in den Kauf nehmen.

Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. (Zürich, Orell Füßli & Co.) — Eine für Freunde der Volkspoesie und Volkssprache interessante Sammlung allemannischer Gedichte, Erzählungen und Theaterstücke, welche von dem gründlichen Kenner der schweizerdeutschen Mundarten, Professor O. Sutermeister, herausgegeben wird. Es ist ein unschöner, aber unvergleichlich reicher und kerniger Dialekt und so urdeutsch, daß er noch eine Menge von Wendungen und Ausdrücken beibehalten hat, die wir aus unseren mittelalterlichen Dichtern, den Minnesängern, Hans Sachs und namentlich Fischart, kennen, die aber aus dem Neuhochdeutschen verschwunden sind. Dem Sprachkenner sind auch die Modifikationen des Ausdruckes, wie sie sich in den verschiedenen Cantonen geltend machen, merkwürdig. Besonders drollig wirkt der allemannische Salonton, denn der Schweizer spricht ja seine Mundart nicht nur im Umgange mit dem Volk, auch der begüterte Kaufherr und die Patricierin bedienen sich ihrer im Verkehr mit ihresgleichen. In dieser Hinsicht sind zumal die den Cantonen Zürich, Basel und Bern gewidmeten Hefte lehrreich und ergötzlich. Es ist eine neuerliche Errungenschaft, daß der Schweizer wenigstens in der Rathhaussitzung und beim Schulunterrichte sich zu einem an Onkel Bräsig's Messingsch gemahnenden „Schriftdeutsch" aufschwingt, das freilich oft dem norddeutschen Touristen noch immer wie unverständliches „Schwizer-Dütsch" erscheint, trotzdem eigentlich nur die Aussprache an den Dialekt anklingt. Welch' klassisches Deutsch aus jenem „Schriftdeutsch" werden kann, erkennen wir an den Werken von Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Jakob Burkhardt, J. V. Widmann u. A.

Digitized by Google

Inserate.

Neu! **Ein Weib** Neu! **H. Heiberg's**

Roman

von

Oktav. broch. Mark 6.—

elegant gebunden Mark 7.20.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. K. Hofbuchhändler, Leipzig.

Soeben erschien bei **Gebrüder Borntraeger** in Berlin S.W., Wilhelmstrasse 122:

Victor Hehn, Gedanken über Goethe. 1887. 8. brosch. 7 *M.*

Victor Hehn, Italien. Ansichten und Streiflichter. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. 1887. 8. geb. 7 *M.*

Victor Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Fünfte Auflage. 1887. gr. 8. brosch. 10 *M.*

Bücher-Liebhaber.

Cataloge über neue u. alte Bücher (1870—86) **zu Gelegenheitspreisen** alle Wissensch. u. Sprachen sendet grat. frco. **H. Barsdorf, Leipzig, Neumarkt.**

Neu erschienen:

Natur und Sitte.

Zwei Novellen

von

Eugen Löwen.

Eleg. broch. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Verlag von **Bruer & Comp., Berlin** S.W., Anhaltstr. 11.

Antiquar. Cataloge.

Soeben erschienen und werden gratis und franco zugesandt:

Cat. 140 u. 141. **Culturgeschichte** (2080 Nrn.).

„ 142. **Conchyliologie.**

Frankfurt a/M., Römerberg 3.

K. Th. Völcker.

Wer sich e. solch. **Weyl**'schen heizb. Badestuhl kauft, kann sich m. 5 Kübeln Wasser u. 1 Kilo Kohlen täglich warm baden Ein Jeder, der dies liest verlange per Postkarte den ausführl. ill. Preiscour. gratis. **L. Weyl, Berlin.** W., Leipzigerstr. 41.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Soeben erschienen:

DER KULTURKAMPF

zwischen **Asien** und **Europa**

von Dr. **Ad. Wahrmund.** 8°. Mk. 1.—.

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Im Verlage von **Hermann Schönlein** in **Stuttgart** ist soeben erschienen, durch alle Buchhandlungen zu beziehen und in jeder besseren Leihbibliothek zu finden:

Das Loggbuch

des

Kapitains Eisenfinger.

Roman

von

Balduin Möllhausen.

Drei Bände. Preis 15 Mk.

Balduin Möllhausen, der hierzu Berufenste unter allen deutschen Schriftstellern, bietet in diesem Werke einen **Seeroman,** wie ihn in gleicher Bedeutsamkeit die deutsche Literatur bisher noch kaum aufzuweisen hat. Der allbeliebte Autor weiss eben so sehr durch spannende, an Abenteuern reiche Handlung die Phantasie anzuregen und zu fesseln, wie durch die packendsten Schilderungen aus dem Seemannsleben das Gemüth des Lesers zu rühren und zu ergreifen.

Bei **Theodor Thomas** in **Leipzig** sind erschienen:

Wolluy, Dr. F., **Der Materialismus** im Verhältniß zu Religion und Moral. 66 Seiten. 1 *M* 50 *Pf.*

——— **Leitfaden der Moral.** 52 Seiten. 1 *M.*

——— **Die Grenzen des menschlichen Erkennens.** 26 Seiten. 50 *Pf.*

——— **Grundriß der Psychologie.** 121 Seiten. 2 *M.*

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Soeben erschien:

Goethes Faust.

Zweiter Teil.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Vierte neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

1887. 2 *M.*

(I. Teil. 4. Auflage. 1882. 1 *M.*)

Der als Goetheforscher berühmte Verfasser bietet hiermit das **Neueste, Vollständigste** und **Faßlichste** zum Verständnis der schwierigen Dichtung.

Vollst. Zeitschriften

zu außerordentlich billigen Preisen.

Globus, 1881 bis 1886 (Ladenpr. à 24 *M*) à 7½ *M*,
Der Bär, 1881 bis 1886 (10 *M*) à 3½ *M*,
Das Ausland, 1878 bis 1881 (28 *M*) à 5 *M*,
Deutsche Rundschau, 1876, 1877, 1883 bis 1885 (24 *M*) à 6 *M*,
Fliegende Blätter, 1884—1886 (13.50) à 7½ *M*,
Deutsche Revue, 1878 (24 *M*) 6 *M*,
Kosmos, 1878/1879 (24 *M*) 5 *M*,
Leipziger Illustrirte Zeitung, 1877, 1878, 1882 bis 1886 (28 *M*) à 5 *M*

in gut gehaltenen Exemplaren zu beziehen durch

W. Tafke's Buchhandlung,

Berlin, Münzstraße 23a.

Deutsche Verlags-Anstalt

in Stuttgart und Leipzig.

Epochemachendes Werk von General

L. Wallace.

In Amerika ca. 200,000 Exemplare abgesetzt.

Soeben ist eine autorisirte Bearbeitung für das deutsche Publikum erschienen von:

Ben Hur.

Eine Erzählung aus der Zeit Christi

von

Lewis Wallace.

2 Bände. Preis geheftet in illustrirtem Umschlag *M* 5.—; fein geb. in 2 Bänden *M* 7.—

Wie schon der Titel ersehen läßt, hat der berühmte amerikanische Verfasser die Hauptschilderungen der Kindheit und des Leidenslebens Jesu Christi mit dem Entwicklungsgange dieses Romans verwoben. — „Ben Hur" ist eines der bemerkenswertesten, poesiereichsten Bücher, die je geschrieben worden. Es ist so natürlich und warm wie das Leben selbst und so anziehend, wie die gewaltigsten, heroischsten Kapitel der Weltgeschichte. Indianopolis Journal.

Das so interessante Werk wird gewiß auch bei dem deutschen Publikum dasselbe Aufsehen erregen und gleich enthusiastische Aufnahme finden, wie z. B. in Amerika.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY, SEP 21 1887 Library

№ 37. Berlin, den 10. September 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die äußere Entwickelung von Berlin. Eine politisch-ästhetische Betrachtung. Von Karl Theodor Reinhold, M. d. R. — Prinz Ferdinand von Coburg in Bulgarien. Von Spiridion Gopčević. — **Literatur und Kunst:** Pessimist oder theoretischer Nihilist? Ein Beitrag zur modernen russischen Literaturgeschichte. Von Erwin Bauer. — Leopold von Ranke als Politiker. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Sein bedeutender Freund. Novellette von P. Hann. — **Aus der Hauptstadt:** Neue Operetten. Von Heinrich Ehrlich. — Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Die akademische Kunstausstellung. Von Georg Malkowsky. — Inserate.

Die äußere Entwickelung von Berlin.

Eine politisch-ästhetische Betrachtung.

Von Karl Theodor Reinhold, M. d. R.

I.

Die Zeiten, in welchen die neue Hauptstadt des neuen politischen Deutschlands fast mit jeder Postsendung eine Schmähung ihrer äußeren Erscheinung als proletarierhaft oder günstigen Falls als parvenümäßig hinunterschlucken mußte, scheinen bald gründlich vorbei zu sein. Sie liegen noch keineswegs hinter uns; aber die von den eigenen Landsleuten oft noch bitterer als von ausländischen fahrenden Leuten erhobenen haßerfüllten oder verachtungsvollen Angriffe machen doch mehr und mehr den Eindruck von Abzugsgefechten. Die Stimmen vom In- und Auslande werden zahlreicher, welche Anerkennung, Achtung und selbst Sympathie für die verrufene preußisch-deutsche Metropole aussprechen und die Reise dorthin als lohnend empfehlen. Neuerdings aber hat der Berliner und der deutsche Patriot schon mehrfach den seltenen Genuß kosten dürfen, geradezu begeisterte Urtheile über die Reichshauptstadt zu hören, welche nicht nur Wien, sondern — unglaublicher Weise — sogar Paris zu einem Vergleiche herbeinöthigen, der in steigendem Maße die für Berlin günstigen Züge hervortreten läßt.

Diese für unser politisches Ansehen nicht minder als für den Absatz der Berliner und in Berlin aufgestapelten deutschen Industrieerzeugnisse bedeutungsvolle Wandlung in der Stellung Berlins unter den großen Hauptstädten der civilisirten Welt ist von ganz besonderer, immer sichtbarer werdender Rückwirkung auf die Entwickelung des deutschen Reichs als Staates und des deutschen Volkes als Nation. Der verhängnißvolle Mangel einer Hauptstadt für die Bildung eines gemeinsamen Volks- und Staatsbewußtseins in Deutschland ist lange von der politischen Betrachtung gewürdigt worden, das hierüber gepflogene Raisonnement alt und fast trivial. Um so erfreulicher aber die Thatsache, daß es neuerdings mehr und mehr auf seine Bedeutung erkannt und in allen den Kreisen getheilt wird, welche amtlich oder indirect auf die weitere Entwickelung Berlins einzuwirken Anlaß haben. Der umgekehrte Gang der Geschichte im alten Oesterreich, die mit der politischen Pflege der ungarischen Hauptstadt Pest voranschreitende Verödung Wiens und Verschiebung des politischen Schwergewichts reden laut genug, um die Tragweite dieser Frage und ihre eminent politische Seite in das rechte Licht zu stellen.

Die Berliner Presse hat sich mit diesem Problem letzthin wiederholt beschäftigt. Mit Recht ist der kürzlich gefaßte ablehnende Beschluß der Berliner Stadtverordneten-Versammlung gegen eine erweiterte Einführung der electrischen Beleuchtung getadelt worden. Die öffentliche Kritik hat dabei die für ein kühneres und weitsichtigeres Vorgehen maßgebenden allgemeinen Gesichtspunkte in verständnißvoller Weise hervorgehoben. Mehr als man in Berlin vielleicht ahnt, ist das Interesse außerhalb der Stadt, seitens der Reichsbevölkerung, jenem Vorgange gefolgt und der liebevolle Antheil, theils rein gemüthlicher, theils bewußt-politischer Art, welchen die Nation an dem weiteren Fortschritt ihrer Hauptstadt nimmt, in wohlthuender, oft überraschender Weise wahrzunehmen gewesen. Der Verwaltung der Residenzstadt des deutschen Kaisers wird die wohlverdiente Anerkennung für ihre energische und einsichtige Thätigkeit überall mit der Hoffnung und Erwartung gewährt, daß sie in steigendem Maße ihrer großen Aufgabe, die Würde und Größe des Reiches zum Ausdruck zu bringen, weiterhin sich gewachsen zeige.

Zu den der städtischen Verwaltung aus ihren eigenen Wirkungskreisen zugehenden Anregungen des Bedürfnisses und des Schönen werden nicht ohne Nutzen auch die Aeußerungen von Eindrücken und Gedanken auswärtiger Besucher der Stadt, von Inländern wie Ausländern, hinzugenommen werden können, welche in ihrer durch die Gewohnheit nicht abgeschwächten Frische und Gegensätzlichkeit manche Fingerzeige für eine umsichtige und entgegenkommende Stadtregierung enthalten. Denn je umfassender und planvoller die Stadt bei ihrer Neugestaltung vorgeht, um so williger werden möglichst vielseitige Hinweisungen, insbesondere auch Ausstellungen und Kritiken des Bestehenden, aufgenommen werden müssen, um so erfreulicher die Gesammterfolge sein können. Wie nothwendig und fruchtbar eine bewußte, programmmäßige Einwirkung auf die künftige Entwickelung eines städtischen Gemeinwesens erscheint, ist vor Kurzem in dem Verwaltungsbericht einer alten deutschen Hansastadt (Lübeck) überzeugend zum Ausdruck gebracht und in weiteren, auch officiellen Kreisen bemerkt worden. In ähnlicher Weise hat die letzte Generalversammlung des deutschen Ingenieurvereins in Leipzig das rationelle System einer industriellen Stadtanlage in Lindenau mit höchstem Interesse durch eigene Anschauung zu würdigen gelernt, das geradezu epochemachend wirken dürfte. Die Stadt Berlin kann nach dieser Richtung hin noch sehr viel mehr thun, als sie bisher schon mit so erkennbarem Erfolg gethan hat. Sie wird dabei allerdings von den staatlichen Organen wohlwollend unterstützt werden müssen, da zahlreiche Verbesserungen und planmäßig

Digitized by Google

anzugreifende Unternehmungen nur gemeinsam mit den letzteren ausgeführt werden können.

Man kann bei einem solchen umfassenden Arbeitsplan eine Unterscheidung nach einer doppelten Richtung hin machen, eine negative und eine positive Aufgabe umschreiben. Die erstere wird sich am kürzesten als ein Programm der Aufräumung bezeichnen lassen. Ueber nichts werden in dem Urtheile der Fremden so viel Klagen und nach dem Maße des mitgebrachten Uebelwollens so viel spöttische Aeußerungen laut, als über den Zustand des Unharmonischen, Verunzierenden und Unfertigen im Stadtbilde von Berlin. Die alten Klagen über den „Eisbock" und die Gerichtslaube beginnen in Vergessenheit zu gerathen, finden aber noch heute reichlichen Ersatz in den mit der zunehmenden Verschönerung der Stadt immer greller contrastirenden Resten alter Winkel, Baulichkeiten und Verkehrshindernisse, sowie leider den im neuen Berlin neuentstehenden Unbegreiflichkeiten, welche aller Schönheit, Würde und Harmonie Hohn sprechen. Wenn auch zuzugeben ist, daß in ersterer Beziehung die städtische Verwaltung während der letzten Jahre Großes geleistet hat — man braucht nur die Namen Spittelmarkt, Königsmauer, Kaiser-Wilhelmstraße, Mühlendamm zu nennen —, so bleibt doch noch immer außerordentlich viel zu thun. Allerdings ist hier gerade die Restschuld zwischen Staat und Stadt vertheilt und die Mitwirkung des ersteren nicht zu entbehren. Hier mag nur auf den geradezu das Auge beleidigenden Zustand zwischen Dom und Friedrichsbrücke verwiesen werden, der die vollendete Schönheit der Gesammtanlagen am Lustgarten und Museum so sehr beeinträchtigt, daß man aus dem Schwanken zwischen Bewunderung und Aerger nicht herauskommt. Nicht minder bedauerlich ist, daß das alte Project einer Niederlegung der verunstaltenden Gebäude an der Schloßfreiheit noch immer nicht weiter rückt, obwohl ohne eine weitere Anstrengung als eine freilich bedeutende Geldaufwendung das ehrwürdigste und imposanteste Bauwerk Berlins, das alte Schloß, freigelegt und auf seine großartige Façade und den mächtigen Straßenzug nach Süden hin eine Perspective eröffnet würde, welche der ohnehin schon nach dem Urtheil weltbereister Leute in Wahrheit unvergleichlichen Schönheit des östlichen Ausganges der „Linden" eine überraschende Bereicherung und, durch Einlegung einer architektonisch gleichwerthigen Queraxe, eine wundervolle Belebung geben würde. Aehnliche, wenn auch minder großartige Aufgaben der Aufräumung störender Einbauten sind zu lösen am Potsdamer Platz, dem Gensd'armenmarkt, am Kreuzberg, an der Zimmerstraße, der neuen Communication und an zahlreichen weiteren Orten und Plätzen. Die vielfachen Entstellungen der schönen Uferperspectiven an der Spree werden hoffentlich durch die in Vorbereitung begriffenen Uferstraßen und die Flußregulirung bald verschwinden. Es wäre ein mögliches und besonders dankbares Unternehmen, den Spreelauf mit seinem für ästhetische Wirkung ausreichenden Wasserspiegel zur Bedeutung einer Zierde der Stadt und eines belebten wie belebenden Strombildes zu erheben, das durch den nach Canalisirung der Oberspree zu erwartenden großen Schiffsverkehr in hohem Maße anziehend zu werden verspricht. Beiläufig sollten die Organe des Verkehrs wie die mit ihnen sich so vielfach gesellschaftlich berührenden künstlerischen Kreise dahin zu wirken suchen, den Schiffsgefäßen auf der Spree und den märkischen Gewässern die auch technisch vortheilhafteren Schönheitsformen aufzuprägen, welche die Fahrzeuge des Rheins, der westdeutschen und französischen Wasserzüge zu so malerischen Elementen der „stromdurchglänzten Auen" machen. Der hier besprochenen Aufgabe gehören noch insbesondere die Quaibauten an, welche in Form und Material gegenwärtig noch an so vielen Stellen innerhalb Berlins, an der Ober- wie Unterspree, beleidigen und mit ihren Pfählen und Backsteinfronten, sowie ihrem unvermittelten und vordringlichen Anschluß an Quaderbau die Harmonie der theilweise so glücklich begonnenen Uferregulirung zerstören. Man denke hier namentlich an die Gegenden unterhalb der Marschallbrücke bis zum Humboldthafen. Die Aufgabe dieser Betrachtung kann nicht sein, ein vollständiges Verzeichniß aller der Unebenheiten und der oft anscheinend mit Bosheit hineinspringenden tektonischen Störenfriede zu geben, deren Beseitigung wünschenswerth erscheint. Es genügt, auf diesen wunden Punkt der baulichen Erscheinung Berlins hinzulenken, der dem oft von Ausländern geäußerten Urtheil, die Deutschen seien das unkünstlerischste Volk der Erde, insofern eine Berechtigung verleiht, als es in der That oft unbegreiflich erscheint, wie das Auge unserer Generation, wie die betheiligten staatlichen, städtischen und privaten Kreise es ertragen können, diese fortgesetzten Verwundungen des feineren Empfindens in einer edlen Umgebung zu dulden. Dem griechischen Widerwillen gegen Kakophonien, dem romanischen Feingefühl, das Consonanten heraus- oder hineinsetzt, Vocale einschiebt, scheint bei den Germanen, besonders dem ersten musikalischen Volke der Erde, den Deutschen, nichts zu entsprechen. Um so mehr ist das verstandesmäßig Erkannte und Vermißte bewußt zu beachten. Die Schaffung von „Schmuckplätzen" in Berlin leitet hoffentlich auch in der bezeichneten Richtung mehr und mehr zu entschlossener „Aufräumung". Ein hier gleich mit zu erwähnendes böses Capitel sind die Rücksichtslosigkeiten, welche die alte und neue Industrie, auch die öffentliche, sich zu Schulden kommen läßt. Die Anlage von Maschinenstationen, insbesondere die geradezu empörende Aufführung von Schornsteinbauten, zerstört in einzelnen Fällen die Schönheit einer ganzen Gegend. Sich aufdrängende Beispiele finden sich an der oben erwähnten Stelle zwischen Dom und Friedrichsbrücke, am Unterbaum, sowie an der Süd-Ost-Ecke des Gensd'armenmarktes. Mit einigem guten Willen und mit im öffentlichen Schönheitsinteresse gerechtfertigten Kostenaufwand müssen sich solche Scandalosa beseitigen oder vermeiden lassen. Aber selbst in den nicht vermeidlichen Fällen könnte nach sehr glücklichen Mustern wenigstens eine gefällige, den trivialen Zweck der Anlage verbergende Gestaltung dieser Schlote in Form, Farbe und Material gesucht, oft eine entsprechende Coulisse vorgeschoben werden. In dieser ganzen, durch mehr Nachdenken, durch Nacheiferung französischer „Finesse" und „Delicatesse" zu bestimmenden Richtung wird in Berlin sehr viel gesündigt und könnte viel gebessert werden.

Wenden wir uns zu der oben als positiv bezeichneten Aufgabe der Stadtverwaltung, so gewinnt man trotz der bedeutenden Leistungen und der zu Tage tretenden Arbeitsenergie den Eindruck, daß bei der Entwickelung der Stadt, im Ganzen wie im Einzelnen, noch mehr Planmäßigkeit und weitsichtige Kühnheit angewandt werden könnte. Der bis jetzt zugängliche Situationsplan und das Programm der Zukunft lassen den überlegenen Zug vermissen, welcher mit einer großen Zukunft, ihren Nothwendigkeiten wie ästhetischen Forderungen rechnet. Stereotyp schließt sich Straße an Straße, Quartier an Quartier. Die Anlage großer, schöngemessener und systematisch in das Verkehrsgetriebe eingefügten Plätze scheint nicht genug vorgesehen. Was bis jetzt erkennbar, ist dürftig. Man treibt etwas kleinliche Baupolitik von Fall zu Fall. Städte wie Mainz, Köln, Hamburg, ja kleinere Gemeinden, beschämen mit ihren kühnen Stadtplänen die Reichshauptstadt. Namentlich der zukunftsreiche Westen und Süden sind in geradezu subalterner Weise gestaltet. Man hat mit echt deutschem Particularismus und Isolirungstriebe an eine organische Verbindung und Ueberleitung zu den Vororten bisher anscheinend gar nicht gedacht, obwohl eine Entwickelung, wie die jetzt von der Stadt Köln unter ihrem genialen Stadtbaumeister Stübben so großartig unternommene „Eingemeindung" der Vororte, für Berlin nicht etwa nur vorauszusehen, sondern schon in vollem Zuge ist. Daß diese epochemachende Erweiterung für Berlin mit großem praktischen und ästhetischen Sinne geschehe, ist ein Interesse der Stadt und des Reichs. Letzteres wird nur dann eine fremden Hauptstädten ebenbürtige Metropole erhalten resp. behalten, wenn diese schon nahe Zukunft mit überlegener, großgearteter Gestaltungskraft bestimmt werden wird. Die Anlage überleitender Gliederungen durch Ringstraßen, „Boulevards", Plätze, Parks, entsprechend gehaltene Gebäude, bei welchen ebenso mit Cirkel und Lineal dem System, wie in Anschmiegung, Benutzung, Ueberwindung vorhandener Schwierigkeiten der Natürlichkeit Rechnung zu tragen wäre, sucht man vergebens. Wie man hier hätte verfahren können und sollen, wie man

Digitized by Google

aber kurzsichtiger Weise nahezu Alles versäumt hat, zeigt die Erhebung am Kreuzberg, welche mit minimalen Kosten eine großartige Anlage und eine Zierde der Stadt hätte werden können und jetzt durch die Anlage des Victoriaparks nur mehr in dürftiger Weise der proletarierhaften Umarmung durch Brauereien und Miethskasernen entrissen wird. Ebenso ist bei der fast ganz festgelegten Bebauung des Westens eine wahrhaft große Anlage schon unheilbar verpfuscht und nur durch das Privatunternehmen der Kurfürstendamm-Gesellschaft eine noch erträgliche Gestaltung der Zukunft ermöglicht worden. Die französischen und belgischen Städte, wie in großartigster Weise namentlich Brüssel und Antwerpen, zeigen, was eine einsichtige Verwaltung thun kann.

Hier wäre zugleich eine von der Nothwendigkeit aufgedrungene Gelegenheit, die Gedanken eines Gesammtplanes zu verwirklichen. Verkehrs-, Sicherheits- und Gesundheitspolizei haben hier zusammenzugehen und sich gleichzeitig von der Hand des Schönheitsgefühls, wie von politisch-nationalem Stolz leiten zu lassen. Es ist noch in den letzten Monaten mehrfach mit Recht darauf hingewiesen worden, daß, um nicht Unheilbares zu verschulden, man jetzt rechtzeitig dem zu erwartenden Riesenverkehr der Reichshauptstadt Platz und Mittel verschaffen müsse. Die systematische Erweiterung des Stadtbahn-Unternehmens kann nicht länger abgewiesen werden. Die Schwierigkeiten finanzieller, technischer und ästhetischer Art werden allerdings enorm sein. Die vom Minister Maybach vor einigen Jahren im Abgeordnetenhause gefallenen, erfreulichen Andeutungen über weitere Stadtbahnpläne sind bisher ohne Folgen geblieben. Die Stadt selbst wird sie energisch anregen, betreiben und befördern müssen. Sie wird sich, nach dem Vorgange von Paris bei dem métropolitain, einem bedeutenden Zuschuß nicht entziehen können und nach bewährten Beispielen nicht entziehen wollen. Dabei ist durch systematische Benutzung eines geschäftspraktischen Gedankens die Erzielung einer den Zinsaufwand — heute $3^1/_2$ % — annähernd deckenden Rente möglich. Man sollte den Unterbau der neuen Linie an den geeigneten, d. h. zugänglichen und offen liegenden Stellen von vornherein in umfassendster Weise für Geschäftslocale und Magazine einrichten, deren Verwerthung nach den Erfolgen der jetzt von der Stadtbahnverwaltung abgeschlossenen, jährlich zunehmenden Vermiethungen ihrer Bogen nicht zweifelhaft sein kann. Wenn man planmäßig durch Mannigfaltigkeit, durch praktische und gelegentlich splendide Ausführung der Bogengewölbe und des ganzen Unterbau-Viaducts den unzähligen localen, allgemeinen und speciellen Verkehrs- und Geschäftsbedürfnissen der Weltstadt Rechnung trägt, dann kann mit Sicherheit eine lohnende Verwerthung dieses fortlaufenden Riesenmagazins und Stadtbazars erwartet und demgemäß eine erhebliche finanzielle Betheiligung der Stadt ertragen werden.

Der Bau dieser ergänzenden Stadtbahnstrecken wird eine täglich zwingendere Nothwendigkeit werden und die Stadt mit demselben Recht für die Entlastung des inneren Localverkehrs Beiträge leisten können und müssen, wie sie für die Durchlegung von Straßen, Anlegung von Pferdebahnen u. s. w. Raum schafft und Geld aufwendet. Hier muß allerdings von vornherein und bald die Mitwirkung der Stadtbahnverwaltung gewonnen werden. Sofern nicht, wie Uebelwollen oder Ungeduld manchmal meinen, das Riesenwerk der Eisenbahn-Verstaatlichung mit der Gesundheit auch die kühnere Thatkraft des hochverdienten Ministers Maybach erschöpft hat, würde ein verständnißvolles Zusammengehen mit diesem energischen Chef des Verkehrswesens bald praktische Wege finden lassen. Vielleicht würde ein — nicht nur academisches — Preisausschreiben für die beste Lösung der Stadtbahnerweiterung glückliche Combinationen für jenes ohne Zweifel überaus schwierige Problem ergeben. Hier mag auch noch darauf hingewiesen werden, daß Seitens der Stadt wie der Staatsbahnverwaltung die weitere Ausgestaltung eines von Berlin ausgehenden und seine Umgebung radial wie concentrisch durchschneidenden Eisenbahnsystems gefördert werden sollte. Wie kürzlich Vorarbeiten für eine Bahn nach Tegel und demnächst weiter nach Kremmen angeordnet sind, so müßten auch noch weitere Mittelglieder zwischen die großen Linien eingeschoben, der Nordosten, Osten, Süden und Südwesten mit neuen Stichlinien versehen werden, welche demnächst als Durchgangslinien (nach Mecklenburg, zur Oder, Oberspree, nach Sachsen u. s. w.) weitergebaut werden könnten. Auch eine weitere Ring- oder Kreisbahn um Berlin herum sollte in's Auge gefaßt werden. Denn die systematische Erschließung der Mark für die zukünftige Riesenstadt und die von dieser rückwärtswirkende Befruchtung des märkischen Bodens ist planvoll zu fördern, da sie ein gleiches Interesse für Stadt, Provinz und Staat ist. Die Verbindung einer großen Kreisbahn mit Durchgangs-, Flügel- und Stichbahnen würde die Functionen von Zubringer- wie Entlastungslinien der Hauptstadt ermöglichen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß gegenwärtig mit verhältnißmäßig geringem Aufwand die Ergänzungslinien hergestellt werden könnten, die später doch nothwendig werden und dann vielleicht doppelte Summen erfordern. Der socialpolitische Zug der Zeit drängt ohnehin in dieser Richtung und wird bei gleichzeitigem Einsetzen aller betheiligten amtlichen wie privaten Kreise die Fülle organischer und systematischer Gedanken an die Hand geben, welche für das angedeutete Gesammtunternehmen die richtigen großen Maße und zusammenhängenden Pläne liefern. Das Wohnungsproblem für die Arbeiter- und minder bemittelten Bevölkerungsclassen wird nicht zur Ruhe kommen und um so schneller einer möglichen Lösung entgegengeführt werden, je entschlossener und umfassender man jetzt vorgeht. Ob hier nicht in größerem Umfange als bisher energische, theilweise selbst private Interessen beeinträchtigende Polizeiverordnungen zur planmäßigen Vertheilung gewisser Industrien und Gewerbe auf Stadtbezirke eintreten müssen, wird zu erwägen sein. Die strengen und für Einzelne rücksichtslosen, für die Gesammtheit heilsamen Bestimmungen der französischen Gesetzgebung, sowie die ortsstatutarischen Vorschriften über das alignement könnten zum Muster dienen und organisch-systematisch erweitert werden. Ein Kranz freundlicher, mit breiten Wegen, Anlagen, Erholungsplätzen versehener Industrie- und Arbeitervororte könnte auf diese Weise zweckmäßig in die Kreisausschnitte zwischen die Bahnradien eingeschoben werden und die immer mehr der Wohnungsnoth, dem Elend und der Prostitution verfallenden inneren Arbeiterquartiere entlasten und entseuchen. Der schon erwähnte und überraschend gelungene Versuch der Industriecolonie Lindenau-Plagwitz bei Leipzig kann auch nach der socialpolitischen Seite hin weiter entwickelt und von außerordentlicher, anregender Tragweite werden. Die Stadt Berlin sollte diesen großartigen Gedanken praktisch aufgreifen und probeweise in's Leben führen. Die weiten Sandflächen der Mark laden zu kühnen Schritten ein und könnten Musterbilder moderner industrieller Ansiedelungen werden.

Diese Gedankenreihe führt auf eine weitergehende Einwirkung der Stadtverwaltung auf das in die Oeffentlichkeit tretende Volksleben. Man bemerkt mit Recht, welche Bereicherung dasselbe schon jetzt durch die Communalthätigkeit und die Verkehrsentwickelung erfahren hat. Die öffentlichen Institute für Sehenswürdigkeiten aller Art, die zahlreichen, schönen Parks und Schmuckplätze Berlins, seine Eisenbahn- und Pferdebahnverbindungen haben der gegenwärtigen Generation, verglichen mit früheren Zeiten, eine außerordentliche Vermehrung von Wohlsein und Freude, von idealem wie materiellem Genuß gebracht. Es könnte aber noch mehr geschehen und dabei in gesund-natürlicher Anerkennung der im Leben bestehenden Abstufungen den verschiedenen Volksclassen nach Art und Geschmack seiner Belustigungen Rechnung getragen werden. Die Berliner Stadtverwaltung sollte mit demselben freien Zuge, mit dem sie im Gegensatz zur manchesterlichen Isolirtheorie z. B. für Reconvalescentenanlagen auf ihren Rieselgütern eingetreten ist, auch der Pflege veredelter Volksfeste und der Anlage dafür geeigneter Anstalten sich zuwenden. Im Osten wie im Westen der Stadt fehlt es zunächst an wirklich großartigen, der Würde der Stadt entsprechenden öffentlichen Etablissements, welche nach Art des Londoner Krystallpalastes zugleich Erholungsorte und Sehenswürdigkeiten der Stadt bildeten.

Digitized by Google

Auch hier kann die ebenso kühne wie lohnende Unternehmungslust belgischer Communen zu ermuthigendem Beispiel dienen. Die in Berlin bestehenden oder von Privatunternehmern künftig zu erwartenden Anlagen dieser Art erscheinen unter dem Gesichtspunkt einer wirklichen Repräsentation der Reichshauptstadt ungenügend. Die Stadtverwaltung sollte hier mit weitem Blick zugleich ein nationales Unternehmen fördern, das, so oft es auch bisher gescheitert, doch immer wieder aufgetaucht ist. Sie sollte der unfehlbar einmal kommenden großen deutsch-nationalen oder internationalen Ausstellung in Berlin dadurch planmäßig vorarbeiten, daß sie in einer geeigneten Stadtgegend den Platz und einige Hauptgebäude herrichtete, wo mit Erweiterungen, An- und Umbauten demnächst die Ausstellung stattfinden kann. An Stelle der zum Abbruch bestimmten und daher künstlerisch selten werthvollen Hallen und Unterkunftsräume sollte man feste und in großem Umfange wie Stil hergestellte Gebäude errichten, die auch nach der Ausstellung dauernden Zwecken — periodischen Ausstellungen, großen Versammlungen, National- und Volksfesten — dienen können. Besser als der bei der letztgeplanten Ausstellung vorgesehene Platz im Osten (bei Treptow) würde sich ein entsprechend herzustellender Platz im Westen — event. unter schonender Hinzunahme von Thiergartenterrain (Seepark) — eignen, da die Verbindungen und die vornehmere Umgebung für eine würdige Lösung der Aufgabe von durchschlagender Bedeutung sind. Für größere nationale Festlichkeiten, Musikfeste, das allgemeine deutsche Schützenfest fehlt es zur Zeit in Berlin völlig an geeigneten Localen. Manche deutsche Provinzialstadt übertrifft hierin Berlin. Das fragliche Unternehmen wäre durch eine vielseitige Ausstattung an Sehenswürdigkeiten und Bildungsmitteln mit einem reicheren, edleren und dauernderen Inhalte zu erfüllen, als die „Vergnügungslocale" herkömmlicher Art. Für den Osten bliebe im städtischen Park an der Spree — welche an ihrem Oberlauf überhaupt künstlerischer zu gestalten, landschaftlich mehr auszunutzen und zu beleben wäre — noch eine Aufgabe von analoger Art, wenn auch von minder großartigen Dimensionen, zu lösen. Vor allem müßte man aber bestrebt sein, etwas von erstem Range, von der architektonischen Ausstattung bis zur Führung von Küche und Keller, zu schaffen, um dem noch immer, namentlich in Berlin, herrschenden Zuge zum „billig und schlecht" erziehlich entgegenzuarbeiten und nicht vom Auslande Spott für Anerkennung zu ernten.

(Schluß folgt.)

Prinz Ferdinand von Coburg in Bulgarien.

Von Spiridion Gopčević.

Durch die Reise des Coburgers nach Bulgarien wurde die der Versumpfung nahe Lage der Dinge im Orient wieder belebt und zum dritten Male seit drei Jahren blickt der westeuropäische Politiker mit Spannung auf die Entwickelung der Ereignisse in Bulgarien.

Auf den ersten Blick könnte man meinen, die Reise des Coburgers nach Bulgarien sei darnach angethan, eine befriedigende Lösung der bulgarischen Frage herbeizuführen. Prinz Ferdinand hatte bisher noch niemals Gelegenheit gehabt, den Selbstherrscher aller Reußen derart zu ärgern, wie dies vordem der Battenberger gethan. Die Bulgaren selbst scheinen ihrer Mehrheit nach mit dem Prinzen Ferdinand zufrieden zu sein; letzterer selbst hat wiederholt versichert, daß er nichts sehnlicher wünsche als mit allen Mächten, insbesondere mit Rußland und der Pforte, auf gutem Fuße zu leben, somit könnte man auch im Westen mit Seelenruhe die Arme kreuzen und zusehen, wie sich der Coburger seine Aufgabe als Herrscher zu entledigen gedenke.

In Wirklichkeit ist aber die Sache nicht so einfach, als es den Anschein hat; bei genauer Betrachtung wird sich zeigen, daß die Lage in Bulgarien gegenwärtig verzweifelter als je steht!

Ziehen wir vor Allem die Persönlichkeit des Coburgers in Betracht, so finden wir, daß er durchaus nicht der Mann ist, wie ihn Bulgarien in so schwieriger Zeit braucht. Der Prinz ist nicht zum Regenten erzogen, ja, er hat nicht einmal eine höhere Bildung genossen. Trotz der Vortheile, welche ihm seine Geburt bot, hatte er es bisher nur zum Lieutenant gebracht. Der Battenberger hatte ihm zwar in alledem auch nichts voraus, als er zum Fürsten von Bulgarien gewählt wurde, doch bestieg er den Thron unter ganz anderen Verhältnissen, hatte keinerlei Schwierigkeiten zu überwältigen und stand überdies unter dem Schutze Rußlands und unter der Vormundschaft russischer Generale und Diplomaten. Auf diese Weise war es ihm leicht, sich in das Regierungsgeschäft einzuleben und sein Land und Volk verstehen zu lernen. Trotzdem zeigte er sich aber später, nachdem er sich von den Russen emancipirt hatte, den ungeheuren Schwierigkeiten nicht gewachsen.

Wenn also der Battenberger, der in der letzten Zeit vor dem Coburger so viel voraus hatte, sich nicht halten konnte, wie kann letzterer so naiv und vertrauensselig sein, sich einzubilden, er werde unter so unendlich schwierigeren Verhältnissen sich auf dem Throne behaupten!

Nur ein wahrhaft großer und überdies vom Glücke begünstigter Mann wäre dies im Stande! Prinz Ferdinand besitzt aber nicht eine Eigenschaft, welche ihm seine schwere Aufgabe erleichtern würde. Ihm fehlt vor Allem eine gründliche Kenntniß des Orients und insbesondere der Bulgaren. Er versteht nicht bulgarisch, kennt die verschiedenen leitenden Persönlichkeiten seines Landes nicht näher und wird sich daher zweifellos ebenso wie sein Vorgänger von den Unwürdigsten, die sich gewöhnlich am meisten an die Person des Monarchen herandrängen, mißbrauchen lassen. Dazu kommt noch, daß ihm Charakterstärke und Willenskraft gänzlich zu fehlen scheinen — wenigstens hat er dies durch sein beständiges Schwanken seit dem Auftauchen seiner Candidatur sowie durch seine chamäleonartig schimmernden Erlässe, Noten und Reden genügend bewiesen. Ein so schwacher Charakter muß über kurz oder lang zu Grunde gehen. Von den Mächten hat ihn keine anerkannt, es wird ihm somit auch an guten Rathschlägen seitens der fremden Vertreter fehlen. Wo soll er sich aber sonst uneigennützigen Rath holen? Die von ihm in Nachahmung des Battenbergers mitgebrachten Nullen: Exmajor von Laaba, Exrittmeister Dobner und ein katholischer Kaplan (den Exlieutenants von Riedesel, Menges und dem vielgenannten Pastor Koch entsprechend), sind höchstens darnach angethan, ihn mit ihren selbstsüchtigen Rathschlägen erst recht zu verderben. Dem Volke, mit dem er nicht direct verkehren kann, das ihn zunächst nach dem äußeren Eindrucke beurtheilt, kann er unmöglich große Begeisterung einflößen. Fürst Alexander war eine stattliche schöne Erscheinung von theatralischem Auftreten; Prinz Ferdinand ist unscheinbar und von unschönem Aeußeren, der Gegensatz ist also stark auffallend. Mit der Begeisterung von welcher die durch den verunglückten Major Laaba (gewesenen Redacteur der Wiener „Deutschen Ztg." und „Vedette") redigirten amtlichen Depeschen zu erzählen wußten, ist es nicht weit her, wie aus nachstehendem Schreiben ersichtlich, das einer meiner bulgarischen Freunde an mich gerichtet:

„... Den Schwindel haben Sie wohl gleich durchblickt? Stambulow und Consorten hatten ihre persönlichen Freunde sowie eine Menge Bauern zusammengetrieben, welche das „begeisterte" Volk darstellen sollten. Zu diesem Zwecke hatte man den Bauern erzählt, der Prinz werde von den Mächten sofort anerkannt werden, sobald man jenen beweisen könne, daß ihn die Bulgaren unter allen Umständen zum Fürsten haben wollten. Es sei daher nöthig, ihn demonstrativ zu bejubeln. Russophilen Bauern machte man glauben, der Prinz komme eigentlich auf geheime Weisung Rußlands um die Wiederkehr des Battenbergers unmöglich zu machen. Solchen Bauern, die mit der bisherigen Regierung wegen der Steuerlasten unzufrieden waren, versicherte man, der Prinz werde sofort die Steuerschraube lockern. Die der „Unabhängigkeitspartei" angehörigen Bauern erfuhren, der Prinz werde die Herstellung eines unabhängigen

Digitized by Google

Großbulgarien als seine heiligste und dringendste Pflicht erachten. (Aus diesem Grunde auch die diesbezüglichen zweideutigen Phrasen in des Prinzen Proklamation und Reden.) Den „battenbergischen" Bauern wieder gab man zu verstehen, daß der Prinz nur als Platzhalter des Battenbergers komme u. s. f. Sie können sich denken, daß die Ihnen ja wohlbekannten Mittelchen halfen und der Prinz thatsächlich von einer „begeisterten" Menge empfangen wurde. Soviel mir aber nach Allem was ich sehe sicher scheint, wird diese künstlich erzeugte Begeisterung bald verflüchtigen und dann sind des Prinzen Tage auch ohne äußere Einflüsse gezählt. Bereits steht er rathlos vor der Bildung eines Ministeriums. Unsere Hauptehrgeizigen Stambulow und Radoslavow sind grimmige Feinde und wollen beim Prinzen dieselbe Rolle spielen, welche beim Battenberger im Anfang Stoilow spielte. Letzterer selbst, der sein Schäfchen bereits im Trockenen hat, hält sich abwartend abseits, um sich nicht vorzeitig bloßzustellen. Načovič und Grekow folgen seinem Beispiele, Karawelow und Cankow sind gegenwärtig unmöglich, Stranski und Kalčow haben als Ostrumelier in Bulgarien keinen rechten Halt. Die Offiziere (Nikolajew, Mutkurow, Petrow, Popow, Panica ꝛc.) sind mehr battenbergisch als coburgisch gesinnt, und es thut daher der Prinz wohl, ihnen für's Erste nicht recht zu trauen; Čomakow, Zivkow ꝛc. sind Nullen — was bleibt dem armen Prinzen übrig? Zudem scheint er Ihr Werk („Bulgarien und Ostrumelien") gut durchstudirt zu haben und zu wissen, wessen er sich von den Meisten zu versehen hat, d. h. was jene für Pappenheimer sind, denn er trägt — und dies gereicht ihm zur Ehre — gegen die von Ihnen als Diebe und sonstige Hallunken gebrandmarkten Personen eine gewisse Zurückhaltung zur Schau. Das wird ihm aber wenig nützen, denn wenn sich seine Ehre dagegen sträubt, mit anrüchigen Personen zu regieren, so mag er lieber gleich gehen — Sie wissen ja, wie viele Anständige und Ehrliche wir unter unseren „Regierungsfähigen" besitzen! Der Coburger wird also wahrscheinlich in den sauren Apfel beißen und den Spitzbuben ein freundliches Gesicht zeigen, nur um sich eine Zeit lang auf dem morschen Throne zu erhalten — schließlich aber von diesem ebenso herabpurzeln wie sein Vorgänger" . . .

Nach meiner Kenntniß von Land und Leuten und insbesondere der leitenden Persönlichkeiten kann ich mich den Ausführungen meines Freundes nur anschließen.

Es kommt aber jetzt noch die Stellung der Mächte zum Coburger in Betracht zu ziehen.

Bisher hat ihn noch keine einzige anerkannt und zwar mit Recht, — wenn man sich nämlich auf den Standpunkt des Gesetzes stellt.

Das Gesetz bestimmt ausdrücklich, daß zu Regenten Bulgariens nur gewesene Minister ernannt werden dürfen. — Weder Stambulow, noch Mutkurow, noch Zivkow waren aber vorher Minister gewesen und die Regentschaft somit ungesetzlich.

Diese ungesetzliche Regentschaft schrieb für die Golemo Sobranje Wahlen aus, welche ebenfalls in gesetzwidriger Weise vorgenommen wurden. Diese Wahlen waren durch die bei ihnen angewandten — selbst bis zum Blutvergießen gehenden — Gewaltmaßregeln eine freche Verhöhnung des freien Wahlrechtes.

Diese auf ungesetzliche Weise zu Stande gekommene Sobranje schritt auf ebenso ungesetzliche Weise zur Fürstenwahl, indem die gegnerischen Abgeordneten am Reden ganz sans gêne verhindert wurden — wie der regentschaftsfreundliche Correspondent der „Köln. Zeitung" ganz unbefangen und naiv berichtete. Das Gesetz bestimmt, daß nur der erste Fürst Bulgariens seine Religion behalten dürfe, jeder fernere aber der orthodoxen angehören müsse. Trotzdem fiel die Wahl auf einen katholischen Prinzen, welcher überdies gegen den klaren Wortlaut des Gesetzes Katholik blieb.

Das Gesetz bestimmt ferner, daß der erwählte Fürst erst die Genehmigung aller Signatarmächte des Berliner Vertrages einholen und erhalten müsse. Der Coburger setzte sich aber darüber hinweg und bleibt auch jetzt noch, da Rußland, Deutschland, Frankreich und die Türkei ihn ausdrücklich als Usurpator bezeichnet haben!

Obschon der Pforte allein das Recht zusteht, unter Genehmigung der Signatarmächte den Generalgouverneur von Ostrumelien zu ernennen, begab sich der Coburger doch ganz unbefangen nach Ostrumelien und geberdete sich daselbst als wäre die Union zwischen Bulgarien und Ostrumelien eine staatsrechtlich anerkannte Thatsache. Und dies Alles, trotzdem ihn die Pforte auf das Ungesetzliche seines Benehmens aufmerksam gemacht!

Nach obigen Ausführungen erleidet es keinen Zweifel, daß man sich etwas Ungesetzlicheres als die Regierung des Coburgers nicht denken kann und daß daher die Mächte Recht haben, wenn sie letzteren nicht anerkennen.

Der Prinz scheint sich nach allen Nachrichten dem süßen Wahn hinzugeben, es werde ihm gelingen, Rußlands und der übrigen Mächte Wohlwollen zu gewinnen. Vielleicht gelingt ihm dies thatsächlich in Bezug auf Oesterreich, Italien und England. Oesterreich hat alles Interesse daran, die Balkanhalbinsel ruhig zu sehen. Wenn der Coburger eine Bürgschaft für den Frieden wäre, so könnte man es Oesterreich nicht nur nicht übel nehmen, wenn es den Coburger anerkennte, sondern jeder ehrlich Denkende müßte im Gegentheil für letzteren Partei nehmen. — Mit dem „Wenn" hat es aber einen Haken, denn gerade das Auftreten des Coburgers scheint geeignet, den Frieden anf der Balkanhalbinsel in Frage zu stellen. Wenn auch alle übrigen Mächte ihre Zustimmung geben, Rußland würde doch nie dulden, daß ein Prinz, der zuerst seine Reise nach Bulgarien von der Zustimmung des Kaisers abhängig gemacht und sich dann trotzdem über letztere hinweggesetzt hat, in offenen Trotz auf dem Throne des Battenbergers sitzen bleibe. Es frägt sich nur, was der Czar Angesichts der letzten Ereignisse thun werde. Ist er klug, so wartet er den unabänderlich über kurz oder lang eintretenden Fall des Coburgers ab; denn dieser wird gar bald von einer der bulgarischen Parteien beseitigt werden, — sofern er es, angeekelt von dem wüsten Treiben derselben und den ihn umgebenden Personen, nicht schon früher vorzieht, seinem Throne Adieu zu sagen.

Läßt sich hingegen der Czar von seiner Leidenschaftlichkeit hinreißen und unternimmt er es, in Bulgarien gewaltsam einzuschreiten, so ist der europäische Friede allerdings stark in Gefahr. Auch der russische Vorschlag in Betreff einer Mission des Generals Ernroth ist bedenklich, denn wenn dieser allein und ohne starke militärische Begleitung nach Sofia reisen wollte, so würde er ohne Zweifel von der bulgarischen Regierung schon an der Grenze zurückgewiesen oder vollständig unbeachtet gelassen.

Noch ein dritter Weg bleibt Rußland offen: die türkische Intervention; aber man kann als sicher annehmen, daß sich die Pforte niemals zu einer solchen Thorheit herbeilassen wird.

Für die übrigen Völker der Balkanhalbinsel, insbesondere für die Serben, wäre es verhängnißvoll, wenn der Friede gestört würde, und aus diesem Grunde müßte man die baldige Entfernung des Coburgers herbei wünschen. Seine Anwesenheit bedroht neuerlich den Balkan mit einem russischen Einmarsch oder wenigstens mit einer verstärkten Auflage russischer Ränke, und das wäre fatal. Der Coburger scheint übrigens so sehr an dem falschen Glanze eines Scepters zu hängen, daß ich ihm den Verzweiflungsakt zutraue, im letzten Augenblicke va banque zu spielen, d. h. die Herstellung des großbulgarischen Kaiserreichs zu verkünden und Macedonien zu insurgiren. Hat er doch schon in seiner Proclamation den Bulgaren verkündet, daß er den Thron der altbulgarischen Kaiser besteige, also nicht den Vasallenstuhl seines Vorgängers! Treibt der Coburger seine Selbst- und Herrschsucht so weit, so riskirt er allerdings schlimmstenfalls standrechtlich erschossen zu werden, dies würde aber trotzdem an der Thatsache nichts ändern, daß er vorher einen gewaltigen — vielleicht europäischen Krieg entfesselt hat! — Und dies Alles um ein Bischen Bulgarien! Am meisten würde natürlich Serbien in Mitleidenschaft gezogen, obschon mir

Digitized by Google

Ristić, als er vor zwei Monaten die Regierung übernahm, ausdrücklich versicherte, er werde sein ganzes Augenmerk der inneren Consolidirung Serbiens zuwenden und, wenn auch der ganze Balkan in Flammen gerathen sollte, es versuchen, den Brand nach Kräften zu löschen. Aber auch er mußte mir auf meine diesbezügliche Frage zugeben, daß Alles seine Grenzen habe und er z. B. als serbischer Staatsmann die Interessen Serbiens in Macedonien keinenfalls preisgeben könnte. Ristić bemüht sich zwar, die schon stark erkalteten Beziehungen zwischen Serbien und Rußland etwas freundlicher zu gestalten, aber immerhin kann es keinem serbischen Staatsmann lieb sein, wenn Rußland an den Grenzen Serbiens steht. Denn dadurch geriethe letzteres zwischen Hammer und Amboß, und der serbischen Selbständigkeit würde bald von Oesterreich oder Rußland ein Ende gemacht.

Jedermann hat sonach ein Interesse an der Erhaltung des Friedens am Balkan, am meisten die Bulgaren selbst. Für sie würde der oben angedeutete Verzweiflungsakt den Untergang bedeuten, da sie gleichzeitig Rußland, die Türkei und Serbien gegen sich hätten. Dem großbulgarischen Rausche würde dann ein entsetzlicher Katzenjammer folgen!

Literatur und Kunst.

Pessimist oder theoretischer Nihilist?

Ein Beitrag zur modernen russischen Literaturgeschichte.

Von Erwin Bauer.

Das zeitgenössische Rußland ist eine Brutstätte der Tendenz. Seit das geistige Leben im Czarenreiche sich von dem Einflusse der westeuropäischen Romantik zu befreien begann und die ersten zaghaften Schritte auf nationalem Boden zu machen versuchte, war es die Tendenz, welche den Inhalt des erwachenden Selbstbewußtseins im öffentlichen Leben ausmachte. Und es konnte nicht anders sein! Denn die zum Schaffen treibenden Kräfte waren mit verschwindenden Ausnahmen der Zweifel und der Widerspruch. Je mehr die Kenntniß des westeuropäischen Culturlebens und das Studium der deutschen Philosophie, vornehmlich derjenigen Hegel's und Schelling's, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in Rußland um sich griffen, desto kräftiger wuchs die Skepsis heran, verband sie sich mit der Unzufriedenheit und gebar die Opposition gegen die bestehenden politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse. Das abstracte Denken und das philosophische Theoretisiren ist wider die russische Natur; dieselbe ergründet und erwägt das Problem nur, um es in's Concrete umzusetzen, um es practisch zu verwerthen. Deshalb riefen der theoretisch gewonnene Zweifel und der Widerspruch lediglich ein Uebermaß von Kritik über die herrschenden Zustände hervor; nichts Bestehendes entging der logischen Zergliederung; man wandte das Ergebniß des philosophischen Nachdenkens sofort auf die vorhandenen Lebensformen des Staates und der Gesellschaft an und verlangte Aenderung, Besserung, Umgestaltung auf allen Gebieten. Naturen von sittlicher Tiefe und glühendem Patriotismus wurden von gewaltigem Schmerz ergriffen, liehen ihm ergreifende oder bittere Worte und verzweifelten schließlich oder versanken in Gleichgiltigkeit und Stumpfheit. Minder tief angelegte Naturen, deren Geist unstät nach einem Ausweg suchte, verzettelten ihre Kräfte im Jagen nach politischen und socialen Idealen. Da aber der Bildungs- und Culturfond fehlte, auf dem allein starke Geister Fuß fassen und aus dem Geröll des Niedergerissenen gleichzeitig mit zielbewußtem Blicke in die Zukunft Neues und Besseres aufbauen konnten, so war das Resultat die allgemeine Zersetzung in der inneren Politik, im gesellschaftlichen Leben, in der Literatur, in der Kunst. Die Tendenz nahm nur einen Weg: sie ging darauf aus, zu zerstören, und führte deshalb unaufhaltsam zum Pessimismus, zum Nihilismus. Gewiß, es hat auch in Rußland nie an Richtungen gefehlt, die in einzelnen Fragen positive Endziele anstrebten. Die beiden Parteien, die sich in den letzten Jahrzehnten schroff gegenüberstanden: die Anhänger des Westens und seiner Cultur und die Slavophilen oder panslavistisch angehauchten Nationalen, haben jede in ihrer Art auch auf bestimmte, erkennbare staatliche, sociale und künstlerische Ziele hingearbeitet. Das Ergebniß ihres Kämpfens und Ringens ist jedoch bisher ein durchaus negatives geblieben: dem Zweifel und Widerspruch verdankten auch diese Parteien ihre Entstehung; ihr Lebenselement war die Unzufriedenheit, ihre Arbeit war unablässig die tendenziöse Verneinung, und der Erfolg war — das Nichts! Die innere Geschichte Rußlands im letzten halben Jahrhundert gleicht dem Verlaufe eines unklug angefangenen und deshalb verfehlten colonisatorischen Unternehmens: das Land, in welchem starke Wurzeln sich ausgebreitet hatten und in Folge der civilisatorischen Bemühungen der Herrscher seit Peter dem Großen kräftige Stämme emporgesproßt waren, eine gedeihliche Zukunft in Aussicht stellend, ward ausgerodet; die Stämme fielen unter den Axtschlägen einer Generation, der die Gegenwart verleidet war; die Wurzeln wurden ausgegraben und dem Feuer überliefert; statt aber neue Keime einzusenken, wartete man darauf, daß der Boden selbst aus irgend welchen geheimnißvollen Tiefen nationale Schößlinge treiben werde, oder pflanzte neue Stämme, ohne zu wissen, ob die Vorbedingungen für ihr Wachsthum und Gedeihen vorhanden waren; kein Wunder, daß die Früchte ausgeblieben sind, daß nirgend hoffnungsvolle Ansätze sich zeigen, daß das Mark der wenigen künstlich gezogenen Bäume faul wird und ihre Kronen welkes Laub zeigen; statt dies einzusehen, statt zu dem früheren Zustande zurückzukehren, an ihn anzuknüpfen und vorsichtig fortzubauen, nimmt die Enttäuschung jede Schaffenslust; man kritisirt und räsonnirt fruchtlos weiter, verzweifelt am schließlichen Erfolge, sucht wiederum zu zerstören, was kaum entstanden, irrt planlos hin und her und lenkt endlich — gewissermaßen zur eigenen Befriedigung — die Kritik und den Unmuth von den inneren Verhältnissen auf's Ausland ab.....

Ist somit das Bild des Czarenreiches in seinen allgemeinen Zügen kein ansprechendes, so soll damit doch nicht gesagt sein, daß sich dem forschenden Blicke nicht auch manches Gesunde, Urwüchsige, Kräftige, Zukunftsverheißende im Einzelnen zeigt. Es fehlt indeß vorerst den leitenden Mächten an der rechten Erkenntniß, wo in der Culturentwickelung anzusetzen ist, um aus dem fruchtlosen Mühen zu positiven Ergebnissen zu gelangen, und dort, wo vielleicht mit der Zeit ein Paradies entstehen kann, herrscht heute noch allein der Geist der Verneinung. Was sich aber von der gesammten neueren und neuesten Entwickelungsgeschichte des Czarenreiches sagen läßt, das gilt vor Allem von der russischen Literatur. Ist sie doch lediglich ein Product der socialen und politischen Zustände im Reiche, — der Schauplatz, auf dem sich am deutlichsten und am lautesten der Zersetzungsproceß des öffentlichen russischen Lebens abgespielt hat und abspielt! Von Gogol bis Turgenjew, Dostojewski und Graf Leo Tolstoi und deren Jünger ist die Geschichte der russischen Literatur, die zugleich die Geschichte des russischen sittlichen, geistigen und politschen Entwickelungsganges ist, ein Spiegelbild des fortwährenden moralischen und materiellen Niederganges — nicht etwa, was die Leistungen der Dichter und Schriftsteller als solcher anbelangt, sondern in Bezug auf ihre persönlichen Schicksale, ihre geistige Entwickelung, die Wahl ihrer Stoffe und die Art der Behandlung derselben. Die Kritik, die zwischen Arroganz und übergroßer Selbstkritik hin- und herschwankte, hat den Optimismus, der allein die unerschöpfliche Quelle neuen Lebens ist, völlig beseitigt. Der Zweifel zeugte den Pessimismus, und da die politische und sociale Tendenz Selbstzweck des dichterischen und schriftstellerischen Schaffens wurde, mußte sich dieser Pessimismus naturgemäß mit dem oppositionellen Realismus verbünden, um zum unkünstlerischen, weil unpoetischen Naturalismus und zur nihilistischen Anschauung und Beurtheilung aller Dinge und Fragen zu führen. Und dies um so eher, als die fatalistische Verneinung weit mehr dem slavischen Charakter ent-

Digitized by Google

spricht, als das Aufraffen zu positivem Schaffen ... Diesen Weg sind fast alle schriftstellerischen Talente gewandelt, die Rußland in neuerer und neuester Zeit gehabt hat. Wenn ein feinsinniger Dichter und ein Denker von so eminenter sittlicher und religiöser Tiefe, wie Graf Leo Tolstoi, nach einem Leben voll ernsten Strebens und rastloser Arbeit für sein Vaterland und sein Volk auf einer Stufe anlangen mußte, wie sie sein letztes Werk, das Volksdrama „Die Macht der Finsterniß" in abschreckender Weise kennzeichnete, — was soll man von den minder begabten jüngeren Schriftstellern erwarten, deren Erstlinge bereits voll und ganz auf jenem Boden der Verneinung und Zersetzung fußen, auf dem Tolstoi am Ende seines Schaffens angelangt ist? Wahrlich, der Ausblick auf die Zukunft ist kein erhebender! .....

Es sind zwei Bücher, die uns vorstehende Betrachtungen entlocken, — zwei mäßig starke Bände, welche die Schriften eines und desselben Russen, des Skizzenschreibers Wssewolod Garschin, in deutscher Uebersetzung fast vollzählich enthalten.*) In der deutschen Literatur scheint es nachgerade zur Manie geworden zu sein, jeden im Auslande auftauchenden Schriftsteller, von dem es in seinem Vaterlande heißt: er habe Talent, er sei bedeutend, er verspreche viel für die Zukunft, — sofort dem großen Publikum in mehr oder minder guten Uebertragungen vorzuführen. Statt zu warten und zu wägen und nur dasjenige der deutschen Leserwelt bekannt zu geben, was wirklich werth erscheint, der Ehre einer Uebersetzung gewürdigt zu werden, bemächtigen sich die buchhändlerische Speculation und die Erwerbsbedürftigkeit sprachkundiger sogenannter Schriftsteller jedes jenseits unserer Grenzen emporkommenden Namens, um ihn und die Leistungen seines Trägers nach Möglichkeit auszubeuten. Daß die russische literarische Production in jüngster Zeit zum bevorzugten Ackerfeld unserer schriftstellernden Geschäftsleute geworden ist, erklärt sich keineswegs durch den Aufschwung, den etwa die russische Dichtung genommen hat, sondern rührt einfach daher, daß — es nichts kostet! Seit etwa zehn Jahren wird die russische Literatur von deutschen Uebersetzern mit oder ohne Genehmigung der Autoren in ausgiebigster Weise geplündert, und es ist eine Thatsache, daß kaum ein russischer Schriftsteller, dessen Werke in Tausenden von Exemplaren im deutschen Buchhandel erschienen sind, auch nur einen Groschen von dem Gelde erhalten hat, das in die Taschen der Uebersetzer und Verleger geflossen ist. Da somit unser Büchermarkt den Zufluß russischer Dichtungen zum größten Theil der geschäftlichen Speculation zu verdanken hat, so scheint es uns, daß die Kritik doppelt und dreifach die Pflicht hat, wachsam zuzusehen, was es denn eigentlich ist, das uns geboten wird. Das Neueste auf dem Gebiete der Uebersetzungsliteratur aus dem Russischen sind nun die erwähnten zwei Bände „Garschin": untersuchen wir, in welchem Verhältnisse der künstlerische Werth des Gebotenen mit der Zumuthung an den deutschen Leser steht, sich mit diesen zwei Bänden zu beschäftigen.

Wer ist Wssewolod Garschin? Diesen Namen trägt in Rußland ein junger Schriftsteller, ein Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften, in denen eine Reihe kleinerer Skizzen und Novellen von ihm erschienen ist, die später (1882 und 1886) in zwei Bändchen gesondert herausgegeben worden sind. Da diese Skizzen ein gewisses schriftstellerisches Talent bekundeten und durch die Freimüthigkeit, ja Schärfe der psychologischen Analyse auffielen, wurde Garschin in seinem Vaterlande als neue beachtenswerthe Erscheinung im Lager der jungrussischen Realisten oder richtiger Naturalisten begrüßt. Man fand in ihm ein Wenig von Dostojewski und ein Wenig vom Grafen Leo Tolstoi. Man nannte ihn, weil er in zwei bis drei Skizzen die Tendenz verfolgte, gegen den Krieg zu schreiben, einen Jünger des letzteren; ja der Uebersetzer W. Henckel heißt ihn geschmackvoll den „Nachfolger" Leo Tolstoi's. Da Garschin nun einmal zum Gegenstand der Beachtung geworden war, sprach man in St. Petersburg und Moskau von ihm und discutirte die Frage, ob er wohl im Stande wäre, etwas wirklich Bedeutendes, Hervorragendes, Großes zu leisten? Bei dieser Frage ist man in Rußland bisher stehen geblieben; denn Garschin hat noch nichts gethan, um dieselbe in bejahendem oder verneinendem Sinne beantworten zu lassen. Das hat indeß vollkommen genügt, seinen Schriften die Ehre zu verschaffen, daß sie dem Urtheile Deutschlands unterbreitet worden sind! Es ist bekannt, wieviel Bücher, wieviel Werke ein deutscher Schriftsteller schreiben muß, bevor man in seinem Vaterlande auf ihn aufmerksam wird, geschweige denn bevor er das Augenmerk des Auslandes auf sich zieht: um so beschämender für uns ist es, wenn wir diesem Vergleiche das Urtheil hinzufügen müssen, daß Garschin auch hinsichtlich der Qualität seiner bisherigen schriftstellerischen Leistungen keineswegs den Ruf rechtfertigt, der über ihn verbreitet wird. Garschin ist Realist und Pessimist, — das sagt wenigstens sein Uebersetzer W. Henckel von ihm. Wir möchten ihn jedoch lieber einen Naturalisten und theoretischen Nihilisten nennen, eines jener russischen Talente, die kein Genie haben, die sich aber für reif genug halten, in verhüllter Form, zwischen den Zeilen revolutionäre Gedanken verbergend, gegen alles Bestehende zu Felde zu ziehen. Mit mephistophelischem Vergnügen schildern sie die unverhüllte Nacktheit des Lebens, nur weil dieselbe ihnen Behagen verursacht oder weil sie in ihr die einzigen wahren Aeußerungen des täglichen Lebens zu erblicken vermeinen. Die Darstellung der menschlichen und gesellschaftlichen Schattenseiten dient ihrem Zwecke, Unzufriedenheit zu säen, aufzuhetzen, zu verderben und — selbst jeden gesunden und wahren Gefühles baar — jede Regung für das Ideale mit grausamer Kaltblütigkeit durch eine psychologische Analyse im Keime zu ersticken, welche ebenso einseitig und unwahr ist, wie das Leben, das sie schildern, schon deshalb unvollkommen gezeichnet erscheint, weil sie nur seine Kehrseite kennen ..... Zur Kategorie dieser modernen Schriftsteller gehört Wssewolod Garschin, und er ist um so gefährlicher, als er die schriftstellerische Mache versteht und nicht unbegabt ist. Er beobachtet scharf und zeichnet seine Charaktere in prägnanten Umrissen. Seine Stoffe zeigen, daß er das russische großstädtische Leben, soweit es sich um das Dasein, die äußeren Umstände und den Gedankenkreis der untersten Hunderttausende dreht, aus eigener Anschauung kennt. Wenn jedoch andere russische Schriftsteller um das Elend und das Laster, um die geistige Beschränktheit und das armselige Gefühls- und Gedankenleben des heimathlichen Proletariats, vom Arbeiter und Bauern bis zum kleinen Beamten, Studenten und Künstler hinauf, in ihren Schilderungen den Nebelschleier falscher Sentimentalität hüllen, so unterscheidet sich Garschin von seinen realistischen Collegen dadurch, daß er selbst diese Verschleierung, diese Milderung und Abschwächung verschmäht: er liebt die absolute Nacktheit und legt dieser Neigung nur insofern eine gewisse Einschränkung auf, als er — getreu seiner Tendenz — Gefühle des Hasses, der Verachtung gegen die Factoren entzünden will, die seiner Ansicht nach die Schuld an der von ihm skizzirten Misère tragen. Beiläufig sei bemerkt, daß die Form der Garschin'schen Skizzen eine saloppe, unkünstlerische ist: fast in jeder derselben springt der Verfasser von der fragmentarischen Tagebuchform, von der Selbsterzählung oder dem Selbstgespräch in die einfache Erzählung durch den Autor über — und zwar stets unvermittelt, so daß der Eindruck des Sprunghaften, Zerrissenen, Unklaren, Geschmacklosen ungeschmälert erhalten bleibt. Und dies um so mehr, als der Schluß meist unbefriedigend ist und der Inhalt keineswegs die Mängel der Form vergessen macht. Bald führt Garschin einen Selbstmörder vor, der in magerem Monologe sich vorzureden bemüht, daß Alles eitel sei, und sich eine Kugel vor den Kopf schießt, ohne den Leser überzeugt zu haben, daß dieser gewaltsame Ausweg auch nur zur Rettung vor sich selbst nothwendig war. Bald schildert er die angeblichen moralischen Leiden eines Freudenmädchens bis in die kleinsten Einzelheiten ihrer ekelhaften Existenz. Bald malt er mit Wereschtschagin'scher Deut-

*) W. Garschin: Pessimistische Erzählungen. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Henckel. München, Fr. Bassermann. — W. Garschin: Die Künstler und andere Novellen. Uebersetzt von Wal Beleno. Berlin, A. Deubner.

Digitized by Google

lichkeit die Leiden und Qualen eines Verwundeten, der auf dem Schlachtfelde unter heißen Sonnenstrahlen zum Verdursten verurtheilt scheint und dem Verwesungsprocesse eines neben ihm liegenden todten Feindes zuschauen muß, oder zeichnet den Abscheu eines Jünglings vor dem Kriege, dem er einen Vorgeschmack vom Ende menschlichen Seins dadurch gewährt, daß er ihn Zeuge des Hinsiechens eines vom Eiterbrand zerfressenen Freundes sein läßt. Bald charakterisirt er einen Maler von empörender Beschränktheit, der trotzdem Lorbeeren erntet, oder einen anderen Maler, der nur naturalistische Kleinigkeiten auf die Leinwand fesselt und schließlich in der Alltäglichkeit versumpft, angeblich weil dies das Loos jeden Genies in Rußland sein müßte.*) Bald analysirt er das wirre Gedankenleben eines Wahnsinnigen, oder beschreibt die Verrottung des Beamtenthums, oder eifert in der Form harmloser Märchen gegen den Absolutismus und die büreaukratische Engherzigkeit im Czarenreiche. Kurz — alles Widrige, Ekelhafte, Häßliche und Verwerfliche, alles Dunkele und der Besserung Bedürftige findet in Garschin seinen Darsteller.

Das Leben, wie es ihm einseitig erscheint, wird von Garschin, wir wiederholen es, nicht ohne Talent geschildert: beweist er aber dadurch schon, daß er ein Dichter ist? Keineswegs! Es ist ein gewaltiger Irrthum gewisser zeitgenössischer Gesellschaftskreise, daß die Virtuosität der naturalistischen Zeichnung allein bereits den Künstler mache. Wie die Ausbildung, die sorgsame Pflege und die Vertiefung des Realismus in Literatur und Kunst als naturgemäße Folge der fortschreitenden Verstandesentwickelung unserer Epoche freudig zu begrüßen sind, ebenso sehr sind die Verflachung und das Herabsinken dieses Realismus zum Naturalismus, wie derselbe von einer Gruppe unreifer Schreihälse bei uns und anderswo als Signatur der kommenden Culturepoche gekennzeichnet und gepriesen wird, zu beklagen und zu bekämpfen. Der Naturalismus wird nie, wie man glauben machen will, die Grundbedingung und das Lebensprincip einer neuen Richtung in Literatur und Kunst werden. Er ist nichts weiter als eine Ausartung, ein Zeichen sittlichen und künstlerischen Verfalls. Denn ein Mehr, als den Realismus etwa eines Shakespeare, eines Goethe, gibt es innerhalb der Grenzen der Poesie, der Kunst nicht und kann es nicht geben! Es ist gewiß eine Forderung unserer Zeit, daß die Dichtkunst sich an das wirkliche Leben halte und nicht nur die Fragen der Gegenwart behandeln, sondern auch eine Form und einen Ausdruck ausfindig mache, der diesen Aufgaben entspreche. Sie würde aber ihr eigentliches Wesen aufgeben und zum Handwerk herabsinken, wenn sie ihre realistischen Stoffe nicht veredelte und der Idee dienstbar machte. Das bloße Skizziren, Schildern, Erzählen heißt noch lange nicht dichten! In der Idee müssen wir heute, in unmittelbarer Anknüpfung an die classische Zeit, die dichterische Weihe unserer Stoffe suchen. Der Zweck des Schaffens scheint uns ein wesentliches Moment, das den modernen Schriftsteller zum Dichter stempelt, — der Zweck, zu dem er unter Umständen auch in die Abgründe des Alltagslebens hinabsteigen darf. Den heutigen Dutzendnaturalisten à la Garschin ist aber der Realismus Selbstzweck; sie schwingen sich höchstens zu irgend einer socialen oder politischen Tendenz auf, — das ist Alles! Wo sie mit kühler Beobachtung zergliedern und schildern, da würde der Dichter sich zu heiligem Zorne erheben; wo sie cynisch lächeln, würde der Dichter vor Schmerz und Wuth aufschreien. Die Naturalisten kämpfen eben nicht, vor Allem nicht für Ideen, weil sie in keiner sittlichen Weltanschauung wurzeln, weil ihre Darstellung keinen höheren Zweck hat, weil sie nur schildern, nicht aber loben oder strafen, erheben oder vernichten wollen. Es wäre lächerlich, den Pessimismus nicht als berechtigte Erscheinung im modernen Geistesleben gelten zu lassen, den Pessimismus, der sich als ein Ergebniß philosophischen Denkens gibt, als eine eigenartige Weltanschauung, die ebenso, wie der Optimismus, auf sittlicher Grundlage ruht. Wir protestiren aber gegen die gedankenlose Anwendung dieser Bezeichnung auf Hinz und Kunz: Naturalisten wie Garschin, sind keine Pessimisten; sie sind — ob bewußt oder unbewußt, scheint uns gleichgiltig — theoretische Nihilisten, denen nichts heilig ist, weil sie nichts Heiliges kennen; weil ihnen der wahre Schmerz ebenso fremd ist, wie die echte Freude; weil sie, ohne bestimmte Weltanschauung, haltlos einhertasten und, im Kothe watend, sich bereits auf der Menschheit Höhen wähnen; weil ihr Weltschmerz nur eine tönende Phrase ist, die sie um so lauter hinausschreien, je mehr es gilt, über den Mangel an Seele in ihren Schöpfungen hinwegzutäuschen. Der Geist allein macht nicht den Dichter: ihm muß ein warmes Herz zur Seite stehen. Und dies Letztere fehlt vor Allem dem Naturalisten, mit dem wir es hier zu thun haben, dem Russen Wssewolod Garschin. Man lese nur, wie kalt und höhnisch er von den schrecklichsten Dingen im Menschenleben spricht; wie gefühllos er den Schmerz zeichnet und wie unverständig er das Menschenherz beurtheilt! Garschin ist kein Dichter. Er ist aber auch kein großer Psychologe, wie seine Vorbilder Dostojewski und Graf Leo Tolstoi es unstreitig sind. Denn er zergliedert nur das Gehirn des Menschen und steht ahnungslos vor den Zellen des Herzens, den Fäden des Gemüths . . .

Betrachten wir die Skizzen und Erzählungen Garschin's vom ästhetischen Standpunkte aus, so verdienen sie keine Minute ernster Beschäftigung. Aber sie dürfen, weil sie, gleich der Individualität des Verfassers, das Erzeugniß des modernen russischen Geistes sind, nicht allein von diesem Standpunkte aus beurtheilt werden. Sie müssen vielmehr als symptomatische Erscheinung im öffentlichen Leben des Czarenreiches betrachtet werden, und als solche, als ein krankhafter Auswuchs des russischen Geisteslebens, mögen sie für den Culturhistoriker gewiß von Interesse sein. Was aber hat das große deutsche Publikum mit den Quellen zu schaffen, aus denen der wägende und richtende Geschichtsschreiber sich sein Rüstzeug holt?! Für den Geschmack der großen Menge sind Erzählungen, wie sie Wssewolod Garschin verfaßt hat, schon deshalb eine giftige Kost, weil ihr der Maßstab fehlt, mit dem derartige Erzeugnisse gemessen werden müssen. Und wir meinen, wir haben mit den naturalistischen Nichtsen bei uns zu Hause genug zu thun, als daß wir für die Vermittelung der Bekanntschaft mit irgend einem russischen literarischen Nihilisten noch einen Dank übrig haben dürfen!

*) Diese weitaus beste Erzählung Garschin's ist den Lesern der „Gegenwart" aus unserem Feuilleton 1886, Nr. 34, 35, 36 bekannt.

Leopold von Ranke als Politiker.

Von Bruno Gebhardt.

Als Ranke im Jahre 1836 eine ordentliche Professur an der Berliner Universität erhielt, eröffnete er, der akademischen Sitte gemäß, seine Thätigkeit mit einer Antrittsrede: „Ueber die Verwandtschaft und den Unterschied der Historie und Politik".*) Er weist darauf hin, wie die allgemeine Richtung der Zeit auf Reformen hinausging, und wie vielfach der Umsturz des Bestehenden daraus erwuchs. Viele haben diesen traurigen Wechsel auf die Mißachtung der Geschichte seitens der Politiker zurückgeführt, andere wenden ein, daß für die Einrichtung der Staaten die Kenntniß der Historie unnöthig, die der Politik allein brauchbar sei. Liegt auch in dieser Behauptung etwas Wahres, so ist doch eine Verwandtschaft der beiden Disciplinen nicht zu leugnen. Das Amt der Geschichte ist auf das Verständniß der Thatsachen gerichtet; sie hat zu erforschen, „wohin in jedem Zeitalter das Menschengeschlecht sich gewandt, was es erstrebt, was es erworben und wirklich erlangt hat". Politik ist Staatsverwaltung, die Staaten wie die Menschen haben ein Leben im Geist und im Körper, jeder hat seinen gesonderten Charakter, sein eigenthümliches Leben, dieses muß der Staatsmann kennen, „muß mit

*) Vgl. Sämmtliche Werke, Bd. 24 S. 267—293.

Digitized by Google

dem Wesen des Staates, dem er vorsteht, die innigste Verwandtschaft und Gemeinschaft gewonnen haben." Das ist der Punkt, in dem Geschichte und Politik verbunden sind: „Die Aufgabe der Geschichte ist es, das Wesen des Staates aus der Reihe der früheren Begebenheiten darzuthun und dasselbe zum Verständniß zu bringen, die der Politik aber nach erfolgtem Verständniß und gewonnener Erkenntniß es weiter zu entwickeln und zu vollenden." Als Wissenschaft sind sie mit einander verknüpft, in Beziehung auf Kunst sind sie verschieden, da die Historik sich ganz auf die Literatur bezieht, die Politik auf das Handeln. Ferner ist die Geschichte ihrer Natur nach universell, die Politik auf einen einzelnen Staat gerichtet. Mit der nachdrücklichen Darlegung, daß die Kenntniß der Vergangenheit allein geeignet ist, vor einem fehlerhaften Ueberschätzen des Alten oder des Neuen zu bewahren, und daß sie erkennen lehrt, „daß die menschlichen Dinge weder durch ein blindes, unvermeidliches Geschick geleitet, noch durch Trugbilder gelenkt werden, sondern ihre glückliche Durchführung nur von Tugend, Verstand und Weisheit abhänge", schließt die gehaltvolle, der Erinnerung werthe Rede.

Es konnte damals scheinen, als ob Ranke mit dieser Grenzbestimmung der beiden Disciplinen zugleich auch für seine eigene Thätigkeit eine Grenze ziehen wollte, als ob er sich nun gänzlich und allein auf die Geschichte zurückziehen und die Politik, der er in würdigster Weise in den Jahren vorher durch Herausgabe und fast alleinige Bearbeitung der „Historisch-politischen Zeitschrift" (1832—36) Zeit und Mühe zugewendet hatte, bei Seite lassen wollte. Und in der That, in der Oeffentlichkeit ist Ranke nicht mehr als Politiker hervorgetreten, er war nie Mitglied eines Parlaments, als Staatsrath hatte er kaum Gelegenheit sich zu bethätigen, aber so wenig die leitenden Persönlichkeiten gewillt waren, auf das Urtheil des geschichtskundigen Mannes in den großen Fragen, die den Staat bewegten, zu verzichten, so offen und treu, so unbeirrt und weise hat er ihn denn auch, wenn auch zuerst zögernd, ertheilt. Ranke's Größe als Historiker beruht nicht zum geringsten in der unübertrefflichen Fähigkeit, politische Verhältnisse zu erfassen und darzulegen, und sein an dem Studium früherer Zeiten geschulter Blick versagte auch den Verhältnissen der Gegenwart gegenüber nicht. Maßhalten bei dem stürmischen Drängen von Rechts und Links, ein weiter und tiefer Blick, der die Ursprünge und die Folgen zugleich übersah und ermaß, ein Fernhalten jeder doctrinären Schablone, ein muthiges Wagen und vor allem die heilige Liebe zum Vaterlande zeichnet denn auch alles aus, was Ranke Politisches geschrieben hat. Er war conservativ, nicht nach der Schablone, nicht im Sinne der Reactionäre Hallerscher Schule, sondern von staatserhaltenden Tendenzen geleitet, von dem Gedanken getragen, der heute in den politisch reifen, unverbitterten Kreisen unseres Volkes glorreich zum Siege gelangt ist, daß eine starke Regierung, auf das Volk gestützt, das allein Wünschenswerthe ist, daß Fortschritte und Neuerungen nothwendig, daß sie aber mit Maß und Vernunft durchzuführen sind, und daß das historisch Gewordene in steter Continuität fortzuführen ist. Diese Lehren, die die Geschichte so eindringlich predigt, hat er in bewegten Zeiten hochgehalten und erprobt; dieser Geist spricht auch aus den politischen Denkschriften, die zur freudigen Ueberraschung aller dankbaren Verehrer des großen Meisters aus seinem Nachlasse*) veröffentlicht worden sind. An Edwin von Manteuffel gerichtet und für Friedrich Wilhelm IV. bestimmt, beschäftigen sie sich mit den wichtigsten inneren Fragen, die die preußische Politik in den Jahren 1848 bis 1851 bewegte. Die Existenz solcher Denkschriften war bekannt: eine „Zur orientalischen Frage" aus dem Juli 1854 hat Ranke selbst publicirt**), eine andere erwähnt Karl Hillebrand in seiner Geschichte Frankreichs*), beide beziehen sich auf die äußere Politik. Die erste der vorliegenden trägt das Datum: Mitte Mai 1848 und bespricht die Lage des Augenblicks. Die Februarrevolution ist ein europäisches Ereigniß, ihre Nachwirkung in Deutschland, besonders in Oberdeutschland, macht sich in der Tendenz, die Einheit auf liberale Principien zu gründen, geltend, in dem Streben nach einer Constitution. Das Berliner Ereigniß vom 18. März ist von außen beeinflußt, ja veranlaßt und geleitet worden, das neue, dadurch emporgekommene Ministerium ist constitutionell, aber das von ihm proclamirte Wahlgesetz „öffnet dem Radicalismus Thor und Thür", daneben findet das Alte auch noch seine Anhänger. „Drei Welten stehen einander gegenüber: die des altes Staates, zurückgedrängt, in sich geschwächt, aber mit nichten besiegt, — die constitutionelle, die jedoch erst zu einer Repräsentation gelangen will, — die radicale, welche die Begierden der Nichtsbesitzenden in den Kampf ruft, von energischen Naturen geführt wird und Alles zu wagen entschlossen ist."

So schildert Ranke die Parteigegensätze in den Tagen, als die constituirende Versammlung zusammentrat; der Gang der Ereignisse ist bekannt genug und bedarf keiner eingehenden Schilderung. Während des Ministeriums Auerswald entwarf der Historiker eine zweite Denkschrift, in der er nach einem kurzen Rückblick auf die revolutionären Bewegungen von 1820 und 1830 und nach einer Schilderung des gegenwärtigen Zustandes, die Herstellung „eines gesunden, mit den Interessen der Bevölkerung verbündeten Königthums, wenngleich in etwas modificirten Formen" wünscht. Aber noch war die Zeit nicht gekommen. Der Conflict brach aus, die Truppen waren aus Schleswig-Holstein zurückgekehrt, das Ministerium Pfuel kam ans Ruder, die Verfassungsberathung begann. In dieser Zeit, Ende October, nur wenige Tage vor Antritt des Ministeriums der „rettenden That" entstand ein Memorandum, das zu den interessantesten von allen gehört. So nahe damals schon der Gedanke an eine energische Reaction lag, so fern hält sich Ranke davon und bejaht die Frage, ob eine constitutionelle Verfassung anzurathen sei, auf's entschiedenste. Er begründet sein Votum mehrfach: im Beamtenthum sei eine Zerrüttung im Vergleich zur Vergangenheit eingetreten, die weiteren Kreise hätten nun einmal den constitutionellen Gedanken unentreißbar erfaßt und sich darin eingelebt, die gerichtlichen Institutionen in der Rheinprovinz harmoniren mit der alten Staatsordnung nicht, würden es aber mit der neuen, und endlich Preußens deutsche Mission erfordere die Einführung verfassungsmäßiger Zustände. Preußen kann sich nicht, wie es Oesterreich kann, von Deutschland trennen, ohne sich den Lebensfaden durchzuschneiden, es muß sich jetzt an die Spitze stellen, muß das Kaiserthum in legitimer Gestalt annehmen. Um diese Pläne durchführen zu können, muß es den Gedanken einer Constitution verwirklichen. „Das constitutionelle Wesen muß nur ohne Vorliebe und ohne Haß angesehen werden, als eine Form, in welcher die jetzigen Menschen nun einmal leben wollen; — man muß die Verfassung so einrichten, daß man dabei bestehen kann." Und dazu gehört vor allem, daß die Idee der Volkssouveränität, wie sie die Grundlage der amerikanischen Republik ist, in den englischen Verfassungskämpfen aber nicht durchdrang, strict ausgeschlossen bleibt, zumal sich in den neuesten Tagen eine höchst bedenkliche sociale Tendenz damit verknüpft hat. Ein Theil der constituirenden Versammlung scheine allerdings mit der Verwirklichung dieser Idee Ernst machen zu wollen, aber solange noch von der Vereinbarung der Verfassung die Rede ist, hat sie noch nicht die Herrschaft. Recht angesehen, dreht sich der letzte Conflict um diese Frage; indem die Krone das Ernennungsrecht ihrer Minister festhielt und die öffentliche Meinung sich auf ihre Seite stellt, ist sie

*) Zur Geschichte Deutschlands und Frankreichs im 19. Jahrhundert (Leipzig, Duncker und Humblot 1887) S. 585—623. Der Band (Werke 49. 50) enthält außerdem die als Ranke's Eigenthum eruirten Aufsätze aus der „Historisch-politischen Zeitschrift" und den „Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen".

**) Historische Zeitschrift, herausgegeben von Sybel. XIII. 406 ff.

*) II. S. 648. A. 2. Aus dem Jahre 1847 in Angelegenheit der spanischen Doppelheirath. Vor einigen Jahren ging übrigens die Nachricht durch die Zeitungen, daß Feldmarschall von Manteuffel bei Uebernahme des Statthalterspostens im Elsaß ein Memorandum Ranke's mit merkwürdigen Grundzügen der einzuhaltenden Politik erhielt. Ob etwas Wahres daran ist?

Digitized by Google

recht und glücklich gelöst. „Die Unabhängigkeit der Krone ist jetzt zugleich als eine Forderung der Nation zu betrachten. Das absolute Königthum war von der Krone selbst aufgegeben; die absolute Volksherrschaft hat die Nation selbst verschmäht. Ein wirkliches Verständniß ist nun erst möglich." Weiter wäre bei der Herstellung der Verfassung dringend zu beachten, daß das allgemeine Stimm- und Wahlrecht beseitigt werden muß. Selbst in Amerika ist es nicht in vollem Umfange vorhanden, „nur für die Herrschenden gilt die Gleichheit." „Glücklicherweise haben die großen Massen kein eigentlich politisches Interesse; sie suchen Erleichterung ihres Zustandes, sie wollen vor allen Dingen ihren Lebensunterhalt gesichert sehen." Und darauf haben sie in Preußen wegen der allgemeinen Dienstpflicht mehr als anderwärts gerechten Anspruch. Wie ist er zu befriedigen?

„Der Gedanke ergibt sich, daß der Staat unter gewissen Bedingungen, namentlich mit sorgfältiger Wahrung der privaten Thätigkeit, die Arbeit organisiren und vielleicht das Recht auf Arbeit anerkennen sollte. Man könnte sich denken, daß der Staat besonders die zum Kriegsdienst fähigen Arbeiter während des Friedens unter militärischer Organisation beschäftigte. Gerade wie einst das Soldatenwesen aus dem freiwilligen Zulauf in ein geordnetes Zusammentreten überging, so müßte jetzt die Thätigkeit der Handarbeiter regularisirt werden. Man könnte Arbeiter-Cohorten bilden für die Anzahl der noch erforderlichen öffentlichen Bauten, Stromregulirung, Landesurbarmachungen u. s. w. Politische Rechte dagegen könnten dem Nichtbesitzenden nur in geringem Maße eingeräumt werden; wie die römische Republik aus der ganzen Masse der Proletarier nur eine Centurie bildete von 193, welche zu stimmen hatten."

Wir übergehen einen unbenützt gebliebenen Entwurf zu einer königlichen Proklamation nach Auflösung der Versammlung und wenden uns der wichtigen Denkschrift über die deutsche Frage zu, die das Datum Ende März 1849 trägt. Sie entstand also in den Tagen, als zu Frankfurt die Kaiserwahl auf den preußischen König fiel. Ranke recapitulirt die verschiedenen Projecte, die auf und nach dem Wiener Congreß für eine Neuordnung Deutschlands aufgestellt wurden, er weist auf die Bewegungen hin, die auf die Verwirklichung des Artikels 13 der Bundesakte gerichtet waren, und die von verschiedenen anderen Einflüssen bewegt „eine unaufhörliche Gährung in der Population, und in den Regierenden einen Mangel an Zutrauen zu sich selbst" hervorriefen, bis die Revolution den ganzen Bau zertrümmerte. Das Bedürfniß einer Einigung ist unabweisbar, der Versuch ihrer Verwirklichung in der Frankfurter Constitution unhaltbar. Aber es gibt in Deutschland noch feste Punkte, von wo aus das Werk in Angriff genommen werden kann. „Man darf vielleicht sagen, daß der König Connétable (wie Friedrich II. den König von Preußen nannte) und seine Armee das einzige wahrhaft Existirende in Deutschland sind". Dem Fürsten, der an ihrer Spitze steht, bietet nun die Frankfurter Versammlung die Kaiserkrone an; thäte nur sie es, man würde sie niemals annehmen können. Aber auch bei weitem der größte Theil der Fürsten bietet sie an, „weil sie ohne den Arm der preußischen Armee verloren sein würden". „Soll nun Preußen diesen Schutz gewähren? Ich sollte denken, daran könne kein Zweifel aufkommen." Von den Fürsten, die einen näher bezeichneten Theil ihrer Rechte abtreten müßten, übertragen, bekommt das Kaiserthum eine legale Grundlage. „Welch eine Aussicht bietet sich dar, die Wahl noch einmal mit den Ideen der Nation in Einklang zu bringen, wenn sich die Fürsten einem Haupte anschließen und in Uebereinstimmung mit dem gesunden Theil der Nation gemeinschaftliche Sache zur Bekämpfung innerer und äußerer Feinde machen! Die Idee des Kaiserthums fällt wie ein Strahl des Lichts in dieses Chaos!

Es sei gestattet hier gleichsam in Parenthese aus dem Briefe Friedrich Wilhelms IV. an Bunsen ein Stück einzuschalten. „Danach", schreibt der König, „sind 28 Stimmen von 38 die Majorität. Zählen Sie nun, was kein Kaiser ja verbieten dürfte, die Wahl der Stimmen zusammen, so repräsentirt die Majorität etwas über 6,000,000 Menschen und die Minorität etwas über 23,000,000!!! Dasselbe Verhältniß ist bei nur oberflächlicher Betrachtung der Stimmgebung und Stimmversagung in der Paulskirche bei der Wahl leicht zu erkennen. —!!! —! —!!!"

Kehren wir zur Denkschrift zurück! Ranke weist nach, daß eine Einmischung des Auslandes unwahrscheinlich sei, und wenn sie geschähe, zurückgewiesen werden müsse, entscheidet sich für den Titel „Kaiser im deutschen Bundesstaat", will die Einrichtung des Staatenhauses so geschaffen sehen, daß auch die größeren Fürstenthümer eine entsprechende Stellung erhalten und glaubt den Ausgleich mit Oesterreich erleichtert durch die Mahnung, dieses solle seine Tendenz nach Italien richten und dort die Ordnung erhalten wie Preußen in Deutschland. Zwischen beiden aber würde „ein ewiger und nationaler Bund geschlossen werden müssen." „Die Ueberzeugungen der Menschen," so schließt diese weise und erleuchtete, zukünftige Entwickelungen in den Grundzügen vorhersagende Darlegung, „scheinen sich wieder dahin zu neigen, daß die fortschreitende Entwickelung der Welt mit den monarchischen Institutionen im Zusammenhange steht, die Republik dagegen, unter der Farbe des Blutes einherschreitend, Alles mit Verderben bedroht. Das constitutionelle System schwankt zwischen beiden. Die Aufgabe ist, es auf eine solche Weise zu fixiren, daß es die schützenden Principien festhält und sich von den destructiven auf immer absondert."

Von einer Wirkung dieser mannhaften Denkschrift auf den König kann keine Rede sein, aber sein Vertrauter nimmt noch einigemal Ranke's Rath in Anspruch. All den traurigen Ereignissen in den Jahren 1850 und 51 gegenüber hält dieser daran fest, daß Preußen das Einigungswerk in die Hand nehmen müsse, aus den Trümmern des Bündnisses dieses wiederherstellen, die Verfassung von ihren revolutionären Tendenzen reinigen. Würde Oesterreich in dem Bundestage, den es reactiviren will, eine Autorität für die innere und äußere Politik der Mitglieder desselben aufstellen und dadurch die preußischen Pläne kreuzen, „so müßte man selbst einen Krieg darüber wagen." Für Olmütz, wo der Vetter des Adressaten dieser Denkschriften Preußen auslieferte, hatte Ranke ein ganz anderes Programm aufgestellt: er forderte „Abtretung derjenigen hessischen und hannöverschen Landesstriche, durch welche die Monarchie in zwei unzusammenhängende Hälften getrennt wird"; Aufrechterhaltung der Union in bestehendem Umfange, für dieselbe Verfassung und staatsrechtlich anerkannte Stellung des Königs von Preußen als Oberhaupt derselben; Hinwirken, daß Preußen an der Centralgewalt einen Einfluß auf die abgefallenen, nächsten stamm- und religionsverwandten Nachbarn erhalte; dagegen wird Baden aus der Union entlassen, Oesterreich erhält in seinem Kreise dieselben Rechte, Festung Mainz für Preußen, Rastatt und Ulm an Oesterreich. Neben dieses Schriftstück aus der Feder des gewiß maßvollen Mannes halte man die Olmützer Punktationen, um die ganze Größe der damaligen Niederlage Preußens zu ermessen.

In dem letzten Memorandum vom Januar 1851 werden unter ausführlicher Darlegung der Sachlage und eingehender Motivirung dieselben Forderungen begründet. Allen diesen werthvollen Denkmälern an den großen Historiker ist gemeinsam, daß sie auf dem Boden der Wirklichkeit stehen, daß sie realpolitisch sind. Sehen wir vielleicht ab von dem Vorschlage, das Recht auf Arbeit zu proclamiren, ein Vorschlag, mit dem Ranke dem Geiste jener Zeit einen Tribut zahlt, so ist kein Vorschlag, kein Gedanke, der nicht hätte verwirklicht werden können — und sollen. Denn wenn auch Ranke, wie der Herausgeber Alfred Dove in der Vorrede mittheilt, in biographischen Aufzeichnungen sich über die Wirkung seiner Denkschriften aussprach: „Wenigstens soviel habe ich vernommen, daß der König auf seinen (Manteuffel's) Vortrag Rücksicht nahm und sich zu einer festen Haltung ermannte", so läßt sich doch aus dem Gang der Ereignisse und aus der Handlungsweise des Königs keine wesentliche Beeinflussung durch jene entnehmen. Fehlt ihnen so die historische Wirksamkeit, so sind sie dennoch von größtem Werthe als Meisterstücke politischer Weisheit und Klarheit, als Erinnerungen an den wahrhaft großen und patriotischen Mann, als Beiträge zur Geschichte jener bewegten und traurigen Zeit.

Digitized by Google

Feuilleton.

Sein bedeutender Freund.

Novellette von P. Hann.

Wie Alles auf dieser mangelhaften Welt hat ein bedeutender Freund eine Licht- und eine Schattenseite; aber Rudolf Müller sollte von rechtswegen heute bloß die erstere anerkennen: Aus der Ferne schallt abgedämpfter Walzerklang, das Rascheln und Knistern seidener Ballkleider herüber, — und er tanzt nicht. Im Nebenzimmer rufen begeisterte Skatbrüder ihr Grand Solo mit Matadoren aus, — und er kann eine Karte von der anderen kaum unterscheiden. Die große Gesellschaft, in die er Dank seiner Verwandtschaft mit der Hausfrau gerieth, würde ihm die unverfälschtesten Tantalusqualen bereiten, wenn er seinen bedeutenden Freund nicht hätte. Diesem allein, und nicht etwa den eigenen bestechenden Eigenschaften, — Niemand sollte das besser wissen als Rudolf Müller selbst, — verdankt er es, daß er mit der schönsten, liebenswürdigsten Dame der Gesellschaft, — nein der Welt! — in einem Glaskasten plaudern darf, der auf den stolzen Titel Wintergarten Anspruch erhebt und mit Palmen, Gummibäumen und blühenden Azaleen so vollgestopft ist, daß außer dem Bänkchen, auf welchem Else Friedjung sitzt und einer Handbreit Raum, auf welcher er steht, kein Platz für etwaige Eindringlinge wäre. Seit dreiviertel Jahren betet er die junge Dame an, aber leider aus gemessener Entfernung, denn für einen mit dem Laster der Bescheidenheit behafteten Menschen gibt es keine Möglichkeit, sich durch die dreifache Reihe von schwarzen Fräcken durchzuwinden, die beständig das schöne, lebhafte Millionärskind umschließt, wie die Midgardsschlange die Weltesche. Aber vor etwa einer halben Stunde hat ihm seine Cousine zugeraunt:

„Else Friedjung wünscht Dich kennen zu lernen, Du Glückspilz, verstehst Du, sie wünscht es."

Ob er versteht! Wenn er sich noch nicht die Karte „ami de Beethoven" drucken ließ, so liegt dies bloß daran, daß er noch ein Weilchen warten will, bis außer dem niedlichen Einacter, der vor etwa vierzehn Tagen im Hoftheater aufgeführt wurde, auch noch die anderen unsterblichen Werke erschienen sind, mit welchen sein bedeutender Freund heute oder morgen, bis er in der richtigen Stimmung dazu ist, die Welt aus den Angeln heben und sämmtliche Classiker, Romantiker und moderne Theaterdichter in das Nichts zurückschleudern wird.

Das schöne Mädchen wies ihm auf der eng beschriebenen Tanzkarte eine leere Stelle. „Ich habe den Walzer für Sie aufgespart, Herr Müller", sagte sie liebenswürdig.

Er ballte die Faust, — in Gedanken natürlich, — gegen den Tanzmeister, der ihn als hoffnungslosen Fall aufgegeben; aber Elsen Friedjung stand der Sinn nicht nach Tanzen. In all ihrer Anmuth, die dem armen Jungen den Kopf vollständig verdreht hat, erhob sie sich, legte die Hand auf seinen Arm und ließ sich von ihm in die Tropenlandschaft führen. Selbst das tugendhafteste Mauerblümchen entdeckte nichts Ungehöriges darin; ein heimliches Zwiegespräch mit Rudolf Müller gehört zu den Dingen, die Jede begreift und Jede entschuldigt. Es ist nicht die geringste Gefahr dabei; nicht daß er etwa abschreckend häßlich, oder unerlaubt dumm wäre, oder auf dem großen Theater eine allzu verächtliche Lampenputzerrolle spielte, — verständige Papas unverständiger Töchter schätzen ihn als tüchtigen, aufstrebenden Kaufmann, — aber sein bedeutender Freund, der einen Schatten wie der Kölner Dom wirft, läßt ihn pygmäenhaft klein, ja zu Zeiten mit freiem Auge gar nicht wahrnehmbar erscheinen.

Else Friedjung ließ die Stäbe ihres Fächers durch die Finger gleiten und heftete die Augen auf dieses Spiel.

„Ich höre, Sie sind mit Doctor Engelbert Holstein näher befreundet," fing sie in leichter Verlegenheit an.

Rudolf knickte innerlich zusammen. Die leise Hoffnung, die ihn trotz aller Erfahrungen umschmeichelt, ließ ihre Flügel kläglich hängen und er bereitete sich für die Antworten vor, die er, zum beliebigen Gebrauch bei jedem Tête-à-tête, auswendig gelernt:

„Wir wohnen beisammen." (Und eine recht vernünftige Theilung der Arbeit besorgen sie dabei, der Bedeutende bestrahlt mit seinem Ruhm das elegante Junggesellenheim nahe dem Thiergarten und Rudolf Müller bezahlt es; doch diese intimen Details gehören nicht hierher.) „Er wird kommenden November 24 Jahre alt."

„Sein Geburtstag fällt sechs Tage später als Schiller's." (Die gestickten Schreibmappen, Federwischer, Cigarrentaschen, die diese Enthüllung in die Welt gesetzt, lassen sich kaum zählen.) „Er ist vollständig unverheirathet."

Dann eine Verbeugung und der junge Mann weiß, daß er aus den Gedanken seiner schönen Nachbarin fortgewischt ist, wie eine Null mit dem Schwamm von einer Rechentafel.

Aber Else Friedjung ist ein geistreiches Mädchen; sie bringt doch wenigstens einige Abwechselung in das grausame Spiel.

„Doctor Holstein's Name auf dem Theaterzettel rief mir eine Begebenheit, einen kleinen Roman, eigentlich nur den Anfang eines solchen, in's Gedächtniß zurück. — Meine Freundin, — meine beste Freundin, erlebte ihn vor einem Menschenalter, es sind gewiß sieben Jahre her." Rudolf richtete sich erwartungsvoll auf.

„Ich kann mit einigen Aenderungen die Eingangszeilen unseres besten deutschen Romans wiederholen: Westerode ist eine Stadt mit etlichen tausend Einwohnern, einem Gymnasium — und einer Heilquelle. Die etlichen Einwohner und das Gymnasium besitzt sie schon seit längerer Zeit, die Heilquelle wurde erst vor einem Jahrzehnt entdeckt." Sie unterbrach sich, denn er machte eine Bewegung.

„Sie sprechen von meiner Vaterstadt," sagte er, „ich bitte mit aufgehobenen Händen, verfahren Sie glimpflich mit ihrem Curort-Ehrgeiz."

„Ihre Vaterstadt? Dann ist die Freundschaft zwischen Ihnen und dem Doctor wohl schon auf den Schulbänken geschlossen worden?"

Rudolf verbeugte sich bestätigend. Immer sein bedeutender Freund! Er ist ihm so anhänglich wie — er weiß selber keinen passenderen Vergleich —, wie ein treuer, oft geprügelter Pudel, aber selbst ein solcher kennt Augenblicke, in welchen sein Herz in's Spiel kommt und er bei dem weißgelockten Gegenstand seiner Neigung etwas für sich selber vorstellen möchte.

„Ich habe Sie von Ihrer Erzählung durch meinen unzeitigen Einwurf abgelenkt," murmelte er.

„O, ganz recht. Die Heilquelle trotzte zwar bisher standhaft jedem Analysirungsversuch, — so viel darf ich doch sagen, ohne ihr heimathliches Weltbad zu beleidigen —, dennoch wirkte sie Wunder in Reclamen und ärztlichen Anpreisungen. Meine Freundin, damals ein Backfisch mit etwas bläßlichen Wangen, sollte, begleitet von einer ältlichen, unverheiratheten und etwas verschrobenen Erzieherin das Wunderwasser trinken."

Ihr Zuhörer sah auf, als schieße ihm eine Erinnerung — aber keine sonderlich freudige — durch den Sinn.

„Es schmeckte abscheulich. So oft es unbemerkt geschehen konnte, goß sie es aus. Dessenungeachtet wirkte die Cur. Entweder war die Quelle so heilkräftig, daß man schon durch die Betrachtung des Geländers, das sie umgab, Farbe und Rundung der Wangen bekam, oder waren es die prächtigen Buchenwälder, die förmlich zum Thore der Stadt hereinwuchsen. Meine Freundin mochte das Letztere glauben und lief den größten Theil des Tages auf den weltbadmäßig gebahnten, mit Bänken besäeten Waldpfaden herum. Es war eine so schöne Abwechselung nach der vielstündigen Marter vor dem Piano und den Schulbüchern, die bisher ihre Tage ausgefüllt. Niemand störte sie; es stand ihr frei, sich als unumschränkte Besitzerin all' der Herrlichkeit zu betrachten, die, steil aufsteigend, das Städtchen umschließt. Das übrige Curpublikum sammt der Ureinwohnerschaft steckte träge in Hausgärten oder auf Veranden, ihre Gouvernante im verdunkelten Zimmer, denn die gute Antoinette besaß eine Leidenschaft, mit welcher ihre Pflichttreue einen aussichtslosen Kampf führte, sie dehnte ihr Mittagsschläfchen bis zum Abend aus, wenn Niemand sie weckte; und meiner Freundin war der Schlaf heiliger als Macbeth. Dreist erstreckte sie in drückender Nachmittagshitze ihre Spaziergänge immer tiefer in den Wald hinein. Da begegnete ihr einmal das

Digitized by Google

Verhängniß in Gestalt eines jungen, hübschen Menschen mit flatternden Locken und blitzenden Augen. Er saß auf einer Bank, ein Notizbuch auf den Knieen, die Rechte schrieb eifrig, die Linke scandirte auf der Holzlehne. Bei dem plötzlichen Auftauchen meiner Freundin fuhr er in die Höhe, starrte sie an und lief spornstreichs den Berg hinab. Sie folgte ihm mit den Blicken. Wie er mußte, ihrer Ansicht nach, der junge Goethe in Frankfurt ausgesehen haben, nur blieb es freilich fraglich, ob er auch die scharlachrothe Burschenmütze sorgfältig mit einem schwarzen Ueberzug bedeckt hätte, bevor er in die Straßen der Stadt einbog, wie es der junge Mann that."

„Unser Director," warf ihr Zuhörer erklärend ein, „verfolgte das Burschenspielen im Gymnasium mit drakonischer Strenge. Und Engelbert mußte sich besonders hüten, das Mißfallen unseres Schulmonarchen zu erregen."

„Meine Freundin traf ihn nun fast täglich im Walde, aber ihr fünfzehnjähriges Gewissen bohrte und nagte. Sie weckte Fräulein Antoinette am hellen Nachmittage. Die gute Seele schleppte sich keuchend die Waldhügel hinauf, bis zur ersten Bank, von welcher man gerade auf den Marktplatz hinuntersah. Dann empfahl sie ihren Geist dem Herrn, sank auf den Hochsitz und entschlief. Meine Freundin las im Ekkehard. Da, als sie zufällig aufblickt, steht, kaum zwanzig Schritte von ihr entfernt, ihr junger Goethe im vollen Glanz der unbezogenen Burschenkappe, einen Strauß poetischer Waldblümelein in den Händen und einen gewissen Wasfrage-ich-um-die-Welt-Ausdruck im Gesicht, der ihr anzeigte, daß es heute mit gegenseitigem Anstarren, Rothwerden und Grüßen nicht sein Bewenden haben werde. Statt ihre regelmäßig und laut athmende Begleiterin — ruchlose Menschen hätten behauptet, sie schnarche — zu wecken, that sie das Unvernünftigste, was sie begehen konnte, sie lief davon. In einigen Secunden hatte er sie eingeholt, ihr die Blumen überreicht und einen Strom sehr lauter, aber dennoch unverständlicher Bitten und Beschwörungen über sie ergossen. Bei ruhiger Rückerinnerung würdigt dies meine Freundin als den Ausfluß grünster Jugendlichkeit, damals jedoch erschien es ihr hochbedeutsam, erschütternd, sie bis zu den Regionen der langen Kleider und vollbeschriebenen Tanzkarten emportragend. Er drückte ihre Hände, daß sich die Stengel des Straußes ihren Handflächen einpreßten und sie eher ein schmerzliches, denn ein beseligtes Gesicht zog. Plötzlich stürzte Antoinette, zum Bewußtsein und zu ihrer Verantwortlichkeit erweckt, herbei, riß das unflügge Nestkücken aus dem Griff des Falken, und wenn Worte und Blicke die Wirkung der Blitze hätten, so wäre er ohne Zweifel todt zu Boden gestreckt worden. In den Augen des alten Fräuleins schwoll die Kinderei zu einem ungeheuren Frevel, zu einem Vergehen gegen die Moral an; sie drohte mit Gericht und Polizei. Aber lag es an ihrem fragwürdigen Deutsch oder an den von Schlaf und Bestürzung übermäßig gerötheten Zügen und den rollenden Augen, — ihr Zögling biß sich krampfhaft auf die Lippen, der junge Goethe, weniger vorsichtig, lachte ihr helllaut in's Gesicht, wodurch sich ihr Grimm selbstverständlich nicht verringerte. Nach einem Blick auf das junge Mädchen, der einen ganzen Band lyrischer Gedichte ersetzte, drehte er sich um und ging. Die Nachblickenden sahen ihn im Hause des Kaufmanns auf dem Markte verschwinden. Es war ihre letzte persönliche Begegnung, denn Fräulein Antoinette bewachte ihren Schützling wie ein geschwänzter Schatzhüter der Sage. Nur ein glühendes Gedicht von ansehnlicher Ausdehnung, Engelbert Holstein unterzeichnet, gelangte durch einen Liebesboten, dessen Hauptkennzeichen Wasserscheu, durchstoßene Ellbogen und vorwitzig in die Sonne hinausguckende Zehen waren, in die Hände meiner Freundin. Sie verwahrte es sorgfältig, Fräulein Antoinette hat nie etwas davon erfahren. Kaum eine Woche später verließen sie das Weltbad. — Sie können sich vorstellen, wie überrascht und stolz meine Freundin war, als ihr jugendlicher Bewunderer sich plötzlich als Mann von Bedeutung entpuppte, von dem alle Welt spricht, dem man eine glänzende Zukunft vorhersagt."

Das Gesicht des jungen Mannes trug einen sonderbaren Ausdruck.

„Wollen Sie mir erlauben Ihrer rührenden Historie einen ganz unerwarteten Schluß anzufügen?" fragte er lachend, „Ueberraschungen sollen zwar den Werth eines literarischen Kunstwerkes nicht erhöhen, aber — arme Leute kochen mit Wasser."

Else Friedjung blickte ihn verwundert an.

„Fräulein Antoinette klagte die erlittene Insulte der Badeverwaltung, den städtischen Behörden, dem Schulmonarchen und der Himmel weiß wem noch. Sie hatte den Frevler im Kaufmannshaus verschwinden gesehen. Hier hebt das tragische Verhängniß an, das Fatum, das dem griechischen Trauerspiel zu so hoher Wirkung verhalf und vom modernen Fürwitz sammt den Göttern aus der Flugmaschine in die dramatische Rumpelkammer verwiesen wird: das Kaufmannshaus beherbergte ständig nur einen Gymnasiasten mit je nach den Verhältnissen scharlachfarbener oder schwarzbezogener Mütze. Freund Engelbert stellte sich nur strichweise ein; an jenem denkwürdigen Nachmittage kam er, um mir etwas Immenses von seiner Leidenschaft, von Drachen und lieblichen Waldfräulein zu berichten. Ich lauschte mit offenem Munde, nicht ahnend, was die Götter über mein schuldloses Haupt verhängt: Ein gewaltiger Aufruhr erhob sich. Ich hatte nicht nur den untadelhaften Ruf unseres Gymnasiums durch eine sittenlose Ausschreitung befleckt, ich schädigte auch den aufstrebenden Curort wie der Mehlthau die grünen Bäume. »Wenn junge Galgenvögel die Curgäste im Walde straflos überfallen dürfen — denn bis zum Ueberfall war man Dank Fräulein Antoinettens Beleuchtung des Ereignisses gediehen, — dann werden sie der Heilquelle den Rücken kehren, und Westerode bleibt bis an's Ende aller Dinge eine Stadt mit etlichen Einwohnern und einem Gymnasium«. Als die Wogen sich legten, fand ich mich auf den Strand geworfen: Unter einem beträchtlichen Aufwand von Jüngsten-Gerichtposaunen war ich aus dem Gymnasium gestoßen worden, damit nahm meine etwaige gelehrte Laufbahn ein vorzeitiges Ende. Wenn Sie ahnten, mein Fräulein, was für ein großer Mann in der Knospe geknickt ward! Meine Mutter behauptete es, und sie mußte es wissen, denn Niemand kannte mich genauer als sie. Ich erzeugte in meiner Dachkammer Schwefelwasserstoff und ähnliche Parfüms in einem Alter, wo andere Knaben einander die Stirnen voll Beulen schlagen. Wehe Liebig! prophezeite meine Mutter. Ich verwendete den Spiritus aus ihrem Schnellsieder und ihre Einmachgläser für alle Arten von Reptilien, fing Schmetterlinge, lief in der ärgsten Sonnenhitze mit einer grünen Blechbüchse herum, um Pflanzen mit Wurzeln und Erdreich auszureißen; nur Uebelwollende konnten leugnen, daß in mir die Keime zum Naturforscher lagen. Ich sammelte rostige Messer, grünspanbezogene Kupfermünzen, auf meiner Dachkammer fand eine zerschlagene Ofenfigur, der unvermeidliche Knabe mit dem Muschelkorbe, einen geehrten Platz, der künftige Archäologe war fertig. Und als ich in wilder Knabenzeit die Ruchlosigkeit beging, einer Katze den Schwanz abzuschneiden, erklärte meine Mutter, dies sei die liebste Beschäftigung aller großen Chirurgen in ihrer Kindheit gewesen. Und nun sollte ich, ein so vielerlei versprechender Jüngling, lange Zahlenreihen addiren und meines Vaters Kunden Schnupftabak und Rosinen verkaufen. Es war herzbrechend."

Das wohlwollend-überlegene Lächeln, mit dem Else gleich allen jungen Damen seiner Bekanntschaft ihm gegenübergesessen, war schon seit einer Weile von ihren Lippen gewichen. Sie blickte ihn an, als hätte ein geschickter Taschenspieler die dunkle, unscheinbare Gestalt verschwinden lassen und an ihrer Statt einen anderen Rudolf Müller in bengalischer Beleuchtung, mit ganz ungeahnten Tugenden und Vorzügen ausgerüstet, auf die Handbreit Raum zwischen Palmen und Azaleen hingestellt.

„Und wo blieb Ihr Freund?" fragte sie mit zusammengezogenen Brauen, eine rothe Zornwelle im reizenden Gesicht. „Wie konnte er Sie, den Unschuldigen, die Last tragen lassen! Es ist abscheulich! Ich hatte eine hohe Meinung von ihm, aber jetzt verachte ich ihn. Sobald ich nach Hause komme, verbrenne ich sein Gedicht!"

Rudolf blickte sie betreten an. Auf diese Wendung war er nicht gefaßt gewesen. Daß man an einen bedeutenden Menschen denselben Maßstab legen könnte, wie an gewöhnliche Muttersöhne, war ihm nicht eingefallen. „Judas Ischarioth!" flüsterte er sich zu. „Verurtheilen Sie ihn nicht!" bat er und setzte sich in seiner Rathlosigkeit zu ihr auf das Bänkchen, das wirklich nur für zwei schlanke Menschen Raum bot. „Seine Laufbahn stand auf dem Spiel, und bei ihm handelte es sich um mehr, als bei solch einem Dutzendmenschen wie ich bin. An seinen Schöpfungen werden sich noch Tausende erfreuen, wenn von mir längst keine Spur mehr vorhanden sein wird."

Digitized by Google

„Ich glaube nicht mehr an seine Zukunft," versetzte Else mit der Energie einer bekehrten Heidin, die soeben ihren Thongötzen in Stücke zerschlagen hat, „ein charakterloser, schwacher Mann wird nie ein großer Mann. Auch ist mir unverständlich, wie die Ungnade einer kleinen Stadt und selbst die Ausschließung aus ihrer Schule seine Laufbahn zu zerstören vermocht hätte."

„Wenn Sie sein Gemüth, das jede Widerwärtigkeit niederdrückt und seine Verhältnisse kennten, dann würden Sie begreifen, daß es sich wirklich um seine Zukunft handelte," erwiderte Rudolf, Angstschweiß auf der Stirn. „Weitläufige Verwandte hatten murrend und widerwillig die Schnüre ihres Beutels geöffnet, um ihn studiren zu lassen. Der Skandal, der seine Ausschließung begleitet hätte, wäre ihnen ein willkommener Anlaß gewesen, ihm ihre Unterstützung zu entziehen. Mit dieser schlossen sich vor ihm die Thore der Universität, die Grundlagen wissenschaftlicher Schulung, ohne welche sein Schaffen dilettantisch bleiben mußte."

Aber Else, statt sich zu der Höhe seiner Auffassung aufzuschwingen, hielt eigensinnig an ihrer Meinung fest.

„Selbstsüchtig Ihre Zukunftspläne zu zerstören, o, es war feige, es war schlecht!"

„Mein theueres Fräulein," rief der junge Mann und rückte so nahe an sie heran, daß die Blattpflanzen, die sich als spanische Wand zwischen ihnen und dem Nebenzimmer erhoben, als Segen der Vorsehung erschienen. „Sie fassen die Geschichte viel zu tragisch auf. Das Unglück für Menschheit, Vaterland und mich selber ist wahrlich zu ertragen, wenn statt eines mäßig begabten Doctors ein an Erfolgen nicht ganz armer Kaufmann in der Welt herumläuft."

„Davon spreche ich nicht. Glauben Sie etwa, daß ich Ihren Beruf gering schätze?" vertheidigte sich Else eifrig, „mein Papa war auch Kaufmann und lehrte mich seinen Stand hochhalten. Vielleicht schlug Antoinettens Bosheit — ich werde ihr nächstens meine Meinung sagen! — Ihnen sogar zum Glück aus; aber das entschuldigt Ihren Freund nicht. Sie müssen in Ihrem heimathlichen Neste — verzeihen Sie, im Weltbad Westerode — wie der verlorene Sohn angesehen worden sein."

„Was schadete mir das? Ich hörte Predigten von unerlaubter Länge, sah wolkenverhängte Gesichter, bekam etliche Wochen Zimmerarrest; es hat mir, wie Sie sehen, den Humor nicht verdorben."

„Es war im Sommer und der Wald so nahe," sagte Else bedauernd.

„Vergessen Sie nicht, daß auf meine Dachstube erhabene Gefühle zu Besuch kamen: Ich schützte meinen Freund, siehe die Bürgschaft; ich erlitt unverschuldetes Uebel, siehe die christlichen Märtyrer; ich fiel als Opfer für das Gedeihen meiner Vaterstadt, ein — allerdings etwas passiver — Curtius. — Ihr Antheil ist mir unendlich werthvoll, werthvoller als Sie denken, doch nein, Sie wissen ohne Zweifel, daß Sie mir die Verkörperung alles Schönen, Liebenswürdigen, Begehrenswerthen sind — allen Mädchen sagt es ihr Seherblick, wenn sie sich ein Männerherz unterjochten —, aber so glücklich mich Ihre Theilnahme auch macht, meine kleinen Leiden von damals verdienen sie nicht." Er stockte; mit leiser Stimme hub er wieder an. „Der Gedanke, daß ich das Herrlichste, was mir das Leben gewähren könnte, Ihre Freundschaft, dem Ausnützen einer von mir selbst geschaffenen Gelegenheit, einer Indiscretion verdanken sollte, wäre mir unerträglich."

Sie sah ihn mit seltsam schimmernden Augen an.

„Es ist zwar gegen alle Lehren Antoinettens, aber zuweilen überfällt mich ein förmlich krankhafter Drang, die Wahrheit herauszusagen und so mögen Sie denn nur wissen" — sie erhob sich schnell, der Walzer war längst zu Ende, ihre Tänzer traten suchend in die Thüre des Spielzimmers. Zurückgewendet sprach sie hastig, über und über erglühend, „mir ist es nicht viel anders gegangen als dem glücklichen Sohne des Kiß, ich bin ausgezogen, um Kunde von einem bedeutenden Mann zu hören, und fand einen echten Mann. Ich bin ein Sonntagskind, wissen Sie das?"

Damit war sie entschlüpft; er blickte ihr nach und machte das närrisch beseligte Gesicht, das jeder Sterbliche nur einmal im Leben zieht.

Das Zwiegespräch unter Palmen hatte selbst für ein Tête-à-tête mit dem Freunde eines bedeutenden Mannes zu lange gedauert, um nicht Anlaß zu verschiedenartigen Randbemerkungen über den Fächer hinüber zu geben. Aber die Gesellschaft gewöhnte sich durch zahlreiche Wiederholungen daran, Herrn Rudolf Müller mit Fräulein Else Friedjung in allerhand Ecken und Winkeln der Ballsäle erschöpfende, tiefe und für Fernstehende nicht allzu interessante Gespräche führen zu sehen. Man wollte bemerken, daß er dem abnehmenden Monde glich, wenn sie nicht da war und daß sich eine Wolke der Verstimmung auf ihre Stirn lagerte, wenn er fehlte. Zuletzt verschwanden sie wochenlang spurlos aus ihrem Bekanntenkreise, und als die Lösung in Gestalt weißer Kärtchen erschien, bildete sie nicht einmal das bekannte Neuntagswunder. — Rudolf verdankt seine Braut eigentlich doch nur seinem bedeutenden Freunde. Als dieser dem schönen Mädchen vorgestellt wurde, erkannte er in ihr seine „unvergeßliche" Jugendliebe, über deren Verlust ihn alle später besungenen Vertreterinnen edler Weiblichkeit nur scheinbar getröstet hatten. Sie war das Weib seiner Träume, das Rudolf ihm geraubt. Selbstverständlich kann ihm Niemand die Ueberzeugung nehmen, daß er eine Schlange an seinem Busen gehegt habe, schnöde mißbraucht und verrathen worden sei. Rudolf Müller mag nur zusehen, wie er mit der Nachwelt, die Engelberts Tagebücher lesen wird, zurecht kommt! Ich gebe seine Sache verloren!

Aus der Hauptstadt.

Neue Operetten.

„Farinelli", Operette von Hermann Zumpe, Text von W. Wulff und Caßmann. — „Waldmeisters Brautfahrt", romantisch-komische Oper von Adolf Neuendorff, Text nach Roquette's Dichtung von Heinrich Italiener.

„Ein politisch Lied, ein leidig Lied!" sagt Brander in Auerbach's Keller. Wir kennen ein noch leidigeres Lied, das von der Operette — es schließt immer mit demselben Kehrreim: „'s ist zu Ende damit". Die Componisten fühlen das wohl, und suchen andere Wege zum Ziele, d. h. zur Gunst des Publikums, sie trachten in die höhere Region der komischen Oper zu gelangen und von dort bessere Wirkung (und Einnahmen) zu erzielen. Aber die alten Gewohnheiten, die ungeschickten Texte, auch die Unsicherheit im Geschmacke des Publikums behindern jeden Aufschwung. So versuchen sie denn einerseits den höheren Ansprüchen der Kritik zu genügen, andererseits die Gelüste des Publikums zu befriedigen, schwanken bald auf dem rechten, bald auf dem linken Beine, und kommen nie auf feste Füße zu stehen; „'s ist zu Ende!"

Die letzten Wochen haben diesem Kehrreim zweimal neuen Stoff gegeben; „Farinelli", Operette von Herrn Hermann Zumpe, ward im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater aufgeführt, „Waldmeisters Brautfahrt", von Adolf Neuendorff, im Walhallatheater, das Herr Director Scherenberg bis zum nächsten Jahre, wo es unter Barnay zum Volkstheater im höheren Sinne des Wortes umgewandelt wird, der komischen Musikmuse weihen will.

„Farinelli" ist dem Scribe-Auber'schen „la part du diable" (in Berlin als „Carlo Broschi" gegeben) nachgebildet. Das französische Werkchen gehört sowohl im Text wie in der Musik zu den geistreichsten und anmuthigsten, und die deutsche Nachbildung mußte die Gefahr einer Vergleichung mit sich bringen, den das deutsche Textbuch nicht bestehen kann. Dieses läßt den historisch sattsam bekannten und in „la part du diable" als Frauenrolle dargestellten Farinelli als Tenoristen erscheinen, der seinem Theaterdirector durchgegangen ist, zugleich eine junge, vornehme Dame aus dem Kloster entführt hat; diese sehr unklösterlich sich bewegende Dame ist des mächtigen und intriganten Ministers Don Ingo Nichte, der sie plötzlich auf der Straße findet, nach dem Palaste als Hofdame der Königin bringt, während Farinelli sich in der Stadt herumtreibt, und endlich durch einen glücklichen Zufall ebenfalls an den Hof kommt und daselbst angestellt wird. In dieses sehr lockere Handlungsgewebe sind noch Episoden des Theaterdirectors eingestückt, der mit seinem Diener den Tenoristen sucht, alle Minuten an dem unter strenger Etiquette stehenden Hofe erscheint, als gehörte er zu den ersten Kammerherren, und daselbst Scandal macht. (Wie meisterhaft sind im Scribe'schen Buche alle Ver- und Entwickelungen eingeleitet!)

Die Musik des Herrn Zumpe gibt Zeugniß von achtungswerthem Talente und von besonderem Geschicke für derb-komische Scenen; das erste Duett des Theaterdirectors mit dem Diener, das Duett der Oberhofmeisterin mit der neuen Hofdame, die sie in den Etiquettegebräuchen unterrichten soll, sind beide recht glücklich erfunden und wirksam. Auch manche Melodie bringt Angenehmes, Wohlklingendes. Der Componist besitzt außerdem Formgeschicklichkeit, die Stimmführung in den Finalen,

Digitized by Google

in der Orchestration lassen gute Studien und Talent erkennen. Wenn Herr Zumpe einmal ein gutes einheitliches Textbuch findet und seine Kräfte zusammenfaßt, dann wird er gewiß Gutes und auch ganz Erfolgreiches zu Stande bringen. Die Darstellung im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater war eine sehr gute.

Ueber die „romantisch-komische Oper" des Herrn Neuendorff „Waldmeisters Brautfahrt" kann ich nur ein wenig günstiges Urtheil fällen, und zu meinem Leidwesen. Der Componist ist in Amerika ansässig, vertritt daselbst deutsche Musikinteressen und durfte daher auf gastfreundliche Aufnahme rechnen. Aber wie soll man diese ausüben, wenn jeder Anhaltspunkt fehlt, und man nur lügen, nicht loben könnte? Ueber die Wahl eines Stoffes, der von vornherein jede bühnenmäßig operetistische Behandlung ausschließt, und nur für ein phantastisches Melodrama oder für ein Ballet sich eignet, wollen wir mit dem Componisten nicht rechten. Er hat im guten Glauben gehandelt, daß ein in Deutschland allbeliebtes, allbekanntes Gedicht, als komische Oper auf die Bühne gebracht, den Antheil des Publikums erwecken würde, und wahrlich, wir wären die letzten, diesen schönen Irrthum zu tadeln, hätten vielmehr selbst gegenüber der ungeschicktesten textlichen Behandlung immer die löbliche Gesinnung, das ernste Streben gewürdigt und mit warmen Worten vertheidigt. Aber jeder guten Absicht war der Weg verlegt durch des Componisten vollständige Nichtbeachtung der allerbestimmtesten unverrückbaren Grenzen. In einer „romantisch-komischen Oper" dürfen Couplets überhaupt nicht angebracht werden; wenn aber nun gar solche erscheinen, wie die des Professors mit dem Kehrreim von der „netten Pflanze", der „Brennessel" mit den sonderbarsten Anspielungen, und nun gar die vom Dichter und Componisten selbst als „Jahrmarktslied" bezeichneten, ganz läppischen, denen nur in der niederen Posse ein Plätzchen einzuräumen wäre, so muß auch der wohlwollende Berichter die Verantwortlichkeit, derartiges zu verschweigen, scheuen, und seine Mißbilligung kundgeben. Und wir können leider dieser Mißbilligung kein aufhebendes Gleichgewicht oder eine Verminderung bieten durch ein verdientes Lob anderer Theile der romantisch-komischen Oper. Vergeblich suchen wir in der Erinnerung nach einer Nummer, die jene entschiedene Begabung kundgäbe, welche nur einer Befreiung von Schlacken zu unterziehen wäre, um dann als Edelmetall hervorzutreten. Die Notizen, welche wir während des Hörens neben den Text schrieben, enthalten nur Ausdrücke des Zweifels bis zum Ende des zweiten Actes — von da ab enden sie ganz, d. h. wir verzichteten auf weitere Betrachtungen.

Wir haben nunmehr noch der Darstellung einige Worte zu widmen. Unter den Damen zeichnete sich Frl. Selma Schoder als Prinz Waldmeister aus durch guten Gesang und sehr anständiges Spiel, während Frl. Bertha Feldau durch das Gegentheil glänzte, und nur sehr hübsche äußere Erscheinung und sehr zwangloses Wesen zeigte. Frl. Tscherpa war uns schon aus der früheren Walhalla-Zeit als treffliche Komikerin bekannt. Herr Alexander Rotter ist ein sehr guter Komiker, Herr Dietrich, der Tenorist, ein verwendbarer Sänger. Alle Träger kleiner Rollen waren in lobenswerther Weise bemüht, den Waldmeister über Wasser zu halten. Die Ausstattung ist als eine wahrhaft glänzende, sehenswerthe zu bezeichnen. Aber was hilft das Alles gegen den Kehrreim des leidigen Liedes von der Operette?

Heinrich Ehrlich.

Dramatische Aufführungen.

„Würgengel Concurrenz". Volksschauspiel in vier Acten von Reinhold Schlingmann. — „Seine Frau von damals". Schwank in drei Acten von P. Bilhaud und A. Barré.

Daß wir während des ganzen Sommers die Berichterstattung über dramatische Neuerscheinungen ganz aussetzen durften, ist ein Zeichen von der wohligen Ruhe, die in den letzten Monaten über den Theatern Berlins lagerte. Kein übereifriger Theaterdirector, kein ungeduldiger Dichter drängte mit voreiliger Hast der ruhebedürftigen Menge Neues oder gar Aufsehenerregendes auf, man wartete diesmal gleichmüthig und ohne Ueberstürzung den September ab, um wie auf ein gegebenes Zeichen mit einem Schlage das Leben an jenen Stätten erwachen zu lassen, die „der Kunst oder was sich sonst so nennt" geweiht sind. Die theatralischen Winterstürme beginnen nun wieder über unsere Stadt dahin zu brausen. Hätten sie nicht noch eine kleine Weile ruhen können? Wie schön war doch die Zeit, da höchstens bei Kroll und draußen in der Chausseestraße ein wenig gesungen und höchstens im Belle-Alliance-Theater eine verrückte Posse und im Ostendtheater ein wehmüthig ergreifendes Volksschauspiel agirt wurde! Da wußte man doch genau, wo man nicht hin zu gehen hatte, während jetzt der trügerische Schein so manchmal uns wieder verlocken wird, dort Kunstgenüsse zu suchen, wo man sie heutzutage leider so selten findet.

Diese Schlußcadenz klingt ein wenig verstimmt; aber hat man in der That ein Recht, mit großen Hoffnungen in die neue Spielzeit der Theater hineinzugehen? Der verflossene Winter hat uns dieses Recht wahrhaftig nicht verliehen, und wenn jetzt auch manche Neugruppirungen innerhalb des Künstlervölkchens stattgefunden haben, wenn auch von vielen frischen Bestrebungen die Rede ist, welche in den Directionen sich regen sollen, wo ist nur ein einziges Anzeichen, daß auch in der dramatischen Production ein frischerer Luftzug weht, ein neues Leben sich regt? Die beiden ersten Schauspielbühnen Berlins, das Königliche Schauspielhaus und das Deutsche Theater, haben ihre neue Spielzeit mit Aufführungen classischer Stücke begonnen: das Schauspielhaus brachte eine frische und bewegte Darstellung der „Minna von Barnhelm", eine Darstellung, welche wenigstens auf die Absicht, die althergebrachte schauspielerische Langeweile abzulegen, schließen läßt, und das Deutsche Theater wurde eröffnet mit der besonders in Aeußerlichkeiten überkünstelten und manirirten Neueinstudirung des ersten Theils von „Faust". Beide Bühnen haben ein nur halbweg fesselndes Verzeichniß von dramatischen Neuheiten für den kommenden Winter überhaupt nicht vorzulegen. Und wie begannen die übrigen Theater Berlins ihren Winter? Es ist traurig, es aufzählen zu müssen: neben einer unbedeutenden Operette im „Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater" im „Walhalla-Theater" eine scenische Verballhornisirung von „Waldmeisters Brautfahrt", neben einem sogenannten „Volksschauspiele" im „Ostendtheater" bei Wallner eine zotige französische Posse. Das ist das Programm der ersten theatralischen Woche dieses Winters. Ist es in der That nicht vielversprechend?

Wir haben uns hier lediglich mit den beiden letztgenannten Neuheiten, dem Volksschauspiele und dem französischen Schwanke zu beschäftigen, und ich bedaure, von vornherein sagen zu müssen, daß für mich, den Kritiker, diese Beschäftigung keine sonderlich angenehme ist. Denn man beginnt doch nicht gern einen neuen Theil seiner Thätigkeit mit einem Verdammungsurtheile.

Das Volksschauspiel mit dem seltsamen Titel: „Würgengel Concurrenz" — welcher übrigens nach seiner ersten Schreibweise in den Tagesblättern („Würgengel-Concurrenz") sogar auf einen Wettkampf zwischen mythologischen Geschöpfen schließen ließ — lehnt sich in seinem Inhalte an Dickens' „Hard times" an, ohne aber auch nur einigermaßen der socialen Bedeutung dieses Romans gerecht zu werden. Der Würgengel, der da heißt Concurrenz, bildet ja an und für sich einen trefflichen plastischen Hintergrund für den scenischen Aufbau eines Volksschauspieles, aber es dürfen sich nur nicht die Figuren, welche vor diesem höchst realen Hintergrunde ihr Spiel treiben, so äußerst unnatürlich und idealistisch von demselben abheben, wie es in dem vorliegenden Drama der Fall ist, wenn sie in einiger Harmonie wirksam bleiben wollen. Man sehe diese beiden Schiffsbauer und Werftenbesitzer an, die Schlingmann in Concurrenz treten läßt: der eine ist ein Teufel in Menschengestalt, der vor keinem Mittel, sei es noch so ungerecht, zurückscheut, um Sieger in dem Wettkampfe zu bleiben; der andere ist der Tugenbold in erhöhtester Potenz, die Arglosigkeit und der Edelmuth selbst, ein Engelsbild. Wie ist zwischen zwei solchen Gegensätzen überhaupt ein Wettkampf möglich? Und ist es nicht natürlich, daß der engelhafte Concurrent schließlich in der rein geschäftlichen Concurrenz unterliegt? Ist es auf der anderen Seite aber nicht höchst unnatürlich, daß ein theatralischer Zufall ihn aus der Geldklemme, in der er gerathen ist, retten muß?

Die dramatische Schwäche des Stückes ist, wie hieraus leicht zu schließen, in dem Umstande zu finden, daß der Dichter nicht Personen hinstellt, wie sie in der Wirklichkeit leben und handeln, sondern personificirte Principien, deren schließliche Resultate er uns verkündet. Das böse Princip ist dasjenige, welches die Arbeiter nicht als Menschen auffaßt, sondern lediglich als gewinnbringende Maschinen, das gute dasjenige, welches nicht nur Gewinn aus ihnen ziehen, sondern auch für ihr Wohlergehen sorgen will. Daß das letztere siegen muß, ist die Tendenz des Stückes. Um dieselbe besonders kräftig hervorzuheben, ist die Personification des bösen Princips mit allen möglichen Eigenschaften ausgestattet, die eigentlich gar nicht zur Sache gehören, das gute aber künstlich zum Himmel erhoben. Entspricht das dem Leben? Warum sollen nur Gute gegen Schlimme in Concurrenz treten, warum nur ein Scheusal über einen Engel geschäftlichen Vortheil davontragen können?

Und diese Unnatürlichkeit der Grundanlage, die auch im Romane herrscht, dort aber weniger hervortritt, erzeugt nun auf Schritt und Tritt Unnatürlichkeiten und Härten in der Einzelausführung. Es will eben die Handlungs- und Redeweise eines gewöhnlichen Menschen, wie sie der Dichter doch bei den Einzelheiten anbringen muß, gar nicht auf den Leib der mythologischen und tendenziösen Gestalten passen, die da vor uns herumschweben. Alles Menschliche ist für diese Schemen zu klein und zu eng. Sie müßten wenigstens ungeheure Leidenschaften entwickeln, wenn der Kampf in der ganzen beabsichtigten Ungeheuerlichkeit zum Austrag kommen sollte.

Was soll ich schließlich darüber sagen, daß in dem Hause des hart- und engherzigen Bösewichts, dessen verfehlte Anschauung vom Leben sich in seinem schurkischen Sohne besonders deutlich ausdrückt, eine Mädchenblume von besonderer Reinheit und Schöne aufgeblüht ist, die am Ende dem tugendhaften Concurrenten durch ihre Liebe zum Siege verhilft? Ist hier nicht die Tendenz, daß das böse Princip Alles um sich her zermalmt und vernichtet, wieder auf einmal durchbrochen? Die Art, wie jenes Mädchen ihren Geliebten zu helfen sucht, ist mir übrigens unklar geblieben: die Börsenmanipulationen, die sie veranlaßt, sind allzu verwickelt. Daß im Stücke neben diesen Hauptfiguren noch ein völlig überflüssiges Liebespaar mitspielt, wollen wir trotz der ernsten Tendenz des Ganzen, welche Nebenhandlungen eigentlich ausschließt und rasch zur Entwickelung drängt, nicht gerade tadeln. Nur müßte dieses Mitspielen besser vermittelt sein. Wäre es aber überhaupt nicht zweckmäßiger gewesen, daß das arbeitende Volk über dessen Wohl und Wehe so viel gesprochen und gedacht wird in diesem Stücke, in einigen seiner Vertreter mehr in den Vordergrund gerückt worden wären? Dann hätte jenes Liebespärchen als Füllsel gut verschwinden können. Die einzige kräftige Stelle des Stückes ist schon jetzt die Scene des letzten Actes, in welcher die Arbeiter des guten Fabrikherrn für denselben eintreten, als er in der Concurrenz unterlegen ist. Das ist geeignetes Material für ein Volksstück von solcher Tendenz, wie das vorliegende. Hier müssen die Hebel der dramatischen Kunst an-

Digitized by Google

gesetzt werden, um große Wirkungen mit geringem Aufwand von Hülfsmitteln hervorzubringen. Was sollen aber die aus unseren conventionellen Lustspielen herbeigeholten Liebes- und Scherzscenen, die das Ganze wohl etwas bunt machen, aber nicht beleben, geschweige denn kräftigen? Und selbst wenn ein so großes Maß von Geist und Grazie verschwendet wird, um solche Scenen auszuschmücken, wie es Schlingmann zu Gebote steht, sind dieselben vom Uebel.

Es ist betrübend, daß gewöhnlich diese ernsteren Arbeiten, wie eine solche dieses Volksstück ist, neben der guten Absicht nicht auch die gute Mache aufweisen. Entwickelten dieselben in ihrem Aufbau nur einen Theil von der Leichtigkeit und Ungezwungenheit, welche die Scenenführung mancher Possen auszeichnen, so würden wir uns über ein Darniederliegen dieser Gattung der dramatischen Production nicht so sehr zu beklagen haben. Aber ihre Schwerfälligkeit und Unnatürlichkeit ziehen alle Aeußerungen eines besseren Strebens zugleich mit sich herab.

Der Schwank, mit welchem das Wallnertheater diesmal seine Spielzeit eröffnete, ist ein Beispiel jener Leichtigkeit und Folgerichtigkeit in der Scenenführung, obgleich er seinem Inhalte nach, sagen wir es offen, ziemlich gemein ist. Eine drollige Idee liegt allerdings dem Ganzen zu Grunde: Ein junger Bräutigam, der von seinem künftigen Schwiegervater vor Jahren in einem Badeorte in Gesellschaft einer Dame getroffen wurde, hat bei seiner späteren Verlobung die Nothlüge erfunden, daß jene Dame seine Frau gewesen, aber inzwischen verstorben sei. Zur Hochzeit kommt nun dieselbe als Gattin eines tölpelhaften Vetters plötzlich in das Haus geschneit, die Verwirrung ist groß und äußert sich oft komisch genug, sie endet aber schließlich — und darin liegt die Gemeinheit — damit, daß dem unglücklich verheiratheten Vetter irgend ein Märchen von einer sehr ähnlichen Schwester aufgebunden wird. Er zieht fröhlich und wohlgemuth mit seiner Frau, deren Vergangenheit doch eine solche Lösung unmöglich machen sollte, wieder ab. Warum ist diese „Frau von damals" nicht wenigstens unverheirathet geblieben, sie konnte ja auch Verwirrung und Mißstimmung genug anrichten, wenn sie als das, was sie früher war, in's Hochzeitshaus gekommen wäre. Ihre widerrechtlich erworbene Stellung als Frau eines achtbaren Mannes und ihre Revindication durch eine dreiste Lüge stört den Gang und besonders den Schluß der Posse auf das Unangenehmste. Dabei sind die derbsten Zweideutigkeiten in den Dialog dieses Stückes eingestreut, das sich, wie gesagt, im Uebrigen durch eine flotte Mache auszeichnet. Gehört z. B. eine Scene, in welcher ein beabsichtigter Kuß des jungen Ehepaares durch höchst verdächtige Fagotttöne aus dem Nebenzimmer immer wieder unterbrochen wird, nicht eher in das Théâtre Americain als auf die Wallnerbühne?

Die Direction dieser letzteren hat für den Winter ein sehr reichhaltiges Neuheitenverzeichniß ausgegeben, auf welchem zum Glück nur noch eine derartige französische Posse genannt ist. Hoffen wir, daß die deutschen Autoren bei aller Geschicklichkeit, die wir an den französischen bewundern müssen, doch etwas mehr die Schicklichkeit berücksichtigt haben, welche ja eine echte und tolle Heiterkeit noch lange nicht auszuschließen braucht. Der Mitgliederbestand des Wallnertheaters, zu dem Herr Alexander wieder neu, und die bewährten alten Kräfte noch andauernd gehören, bürgt ihnen für eine treffliche und flotte Darstellung ihrer Erzeugnisse. O. B.

Die akademische Kunstausstellung.

Wenn es sich einmal darum handeln sollte, die Zahl der zur Ausstellung kommenden Bilder zu beschränken, so würde bei etwaigen Zurückweisungen vor Allem die Bildnißmalerei in Frage kommen. Eine akademische Ausstellung ist weder ein Musterlager, das zu neuen Bestellungen anregen soll, noch ein Eitelkeitsmarkt, der in der saison morte den Salon und Ballraum vertritt und dem Gesellschaftsreporter Gelegenheit zu Toiletteberichten bietet. Das ähnlichste Portrait ist noch lange kein Kunstwerk, selbst wenn es die bewundernswertheste Accessitmalerei zu Hülfe nimmt. Wir schließen daher grundsätzlich von unserer Besprechung alle Portraits aus, die es bei tüchtiger handwerksmäßiger Technik nicht über die schwer controllirbare Aehnlichkeit hinausbringen. Ist es dem Maler gelungen, den geistigen Gehalt einer öffentlichen Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen, oder aus der individuellen Form einen charakteristischen Typus herauszuschälen, dann hat er Anspruch auf die Würdigung seines Bildes als eines Kunstwerkes.

Eine ganz vortreffliche Leistung ist A. Holmberg's Prinzregent von Bayern, für das Münchener Rathhaus gemalt. In der kleidsamen spanischen Tracht der Hubertusritter, mit der Linken den Federhut haltend, steht Prinz Luitpold da, die verwitterten freundlichen Züge dem Beschauer voll zugewandt. Die alterthümliche Tracht ist hier durch den wirklichen Gebrauch gerechtfertigt und stimmt prächtig mit dem ganzen Habitus der dargestellten Persönlichkeit zusammen. Holmberg demonstrirt mit jedem neuen Bilde, was und wie man von den Niederländern lernen kann, ohne von der eigenen Individualität einzubüßen. Im Arrangement und in der Flächenbehandlung erinnert sein Prinz Luitpold an die besten Arbeiten des van der Helst. Die Vornehmheit der Erscheinung kommt in der vornehmen Einfachheit der Technik zum Ausdruck. Ein Gleiches läßt sich von P. Meyerheim's Daniel Chodowiecki nicht behaupten. Das Bild leidet, mit unerheblichen Details überhäuft, an einer unerträglichen, Augen ermüdenden Buntheit, die sich bis auf die Behandlung der Gesichtsfarbe erstreckt. Der Reflex der Kupferplatte, die der Künstler aufmerksam betrachtet, reicht nicht aus, um so fleckige Fleischtöne zu rechtfertigen. Unruhig in Formen und Farben, hinterläßt das Portrait einen geradezu unangenehmen Eindruck. Liegt der Fehler hier in der Technik, so zeigt er sich in dem Bildniß des Professor Zeller von Scheurenberg in dem mangelhaften Erfassen des Gesammtcharakters. Wer den gelehrten Kenner der griechischen Philosophie jemals auf dem Katheder oder in der Gesellschaft gesehen hat, der weiß, daß aus seinen durchgeistigten Zügen, wie aus seiner ganzen Haltung, vor Allem die unstörbare Ruhe des Denkers spricht. Dieses Charakteristikon fehlt in Scheurenberg's Auffassung gänzlich. Der Blick des Auges ist zu lebhaft divergirend, die Haltung nicht fest genug. Bei allen malerischen Vorzügen, bei einer unleugbaren Aehnlichkeit erschöpft das Bild nicht den geistigen Gehalt des Dargestellten. Nach dieser Richtung hin ist aus Graf Leopold von Kalckreuth's Portrait des Generallieutenants v. Grolmann zu lernen. Die Haltung des in den Stuhl zurückgelehnten Generals ist fast unschön-lässig, das ganze Arrangement ist das denkbar einfachste, aber wie stimmt Alles bis zu dem schmucklosen Rahmen herunter zusammen, um den Eindruck der absoluten Wahrheit zu hinterlassen! Hinter der scheinbaren Schlichtheit birgt sich ein gut Theil raffinirter Künstlerschaft. Man fragt sich unwillkürlich, wo man diesen interessanten, im Grunde genommen wenig soldatischen Kopf schon gesehen. Dem Maler muß irgend eine Aehnlichkeit mit einem General der Freiheitskriege vorgeschwebt haben, auf ihr fußend hat er dem Bilde den Charakter dieser Zeit aufgeprägt und sich selbst in der Technik an die Malerei der zwanziger und dreißiger Jahre angelehnt.

Daß die drei von Professor Gussow ausgestellten Portraits Muster einer vollendeten, alle Kunstmittel beherrschenden Technik sind, ist selbstverständlich. Die porzellanartige Glätte der Malweise ist allerdings nicht Jedermanns Sache, aber sie entspricht noch immer dem herrschenden Geschmack, dem Graf Harrach mit seinem Bildnisse des Cabinetssecretärs der Kaiserin in erhöhtem Maße entgegenkommt. Für uns liegen die Vorzüge dieses Bildes in einem wohlthuenden bräunlichen Gesammtton und in der kräftigen Modellirung der ein Notizbuch haltenden Hand. Das männliche Portrait von Felix Borchard ist ein erfreulicher Schößling, der aus dem Boden der englischen Abtheilung der Jubiläumsausstellung entsprossen zu sein scheint. Noch etwas mehr Lockerung des Hintergrundes und etwas weniger Schwarzmalerei, und wir brauchen die Concurrenz der Herren jenseits des Kanals nicht zu fürchten.

Dem Cultus der Frauenschönheit wird auf der diesjährigen Ausstellung auffallend wenig geopfert, und wir sind den Herren Künstlern aufrichtig dankbar dafür. War es doch seit Jahren zweifelhaft geworden, ob besagter Cultus der Natur oder dem Schneider galt. Unser Empfinden war selbst für die best gemalte Atlasrobe, wie für den schönsten Astrachanpelz total abgestumpft, und bedürfte entschieden, um seine Empfänglichkeit zu kräftigen, einer längeren Ruhe. Unter all den Schönheiten jüngerer Jahrgänge, die dieselbe nicht zu stören im Stande sind, möchten wir nur eine erwähnen. Robert Warthmüller bringt eine Dame in Weiß in Lebensgröße, die in einem Parke lustwandelt. Im vollen Lichte gemalt, von dem Grün der Ahornbäume sich abhebend, zeigt das Bild eine Treue in Auffassung und Wiedergabe, die sich, ohne daß man das Original kennt, überzeugend aufdrängt. Das glatt gescheitelte Haar, die nicht regelmäßigen, aber klugen Gesichtszüge, die ungekünstelte Art des Schreitens, das Alles ist gewissenhaft beobachtet und mit einfachen Mitteln dargestellt.

Das Alter schlägt dieses Mal die Jugend auf der ganzen Linie. Neben Hedwig Greve und Stauffer-Bern ist hier als Maler des weiblichen Greisenthums vor Allem Johannes Kleinschmidt zu nennen. Seine alte Frau im Lehnstuhl ist ungezwungen in der Haltung — besonders die Lage der rechten Hand auf der Lehne und die der linken im Schooß ist so „echt" als möglich —, das gefurchte Gesicht lächelt klug und überlegen aus dem Bilde heraus, und selbst das spärliche über dem Scheitel in einen Zopf zusammengedrehte Haar vermag das Gleichgewicht zwischen den Elementen des Schönen und Charakteristischen nicht zu stören.

Am meisten Grund, sich über die Art ihrer Darstellung zu beklagen, haben unsere Kleinen. Wir versagen uns ohne Bedauern das zweifelhafte Vergnügen, all die mißglückten Aermchen und Beinchen zu verzeichnen und überlassen es den Eltern, beim Anblick der Conterfeis ihrer Sprößlinge so still beglückt auszusehen, wie Vater und Mutter auf dem „süßen" Familienportrait von Knut Eckvall beim Betrachten des Originals.

Georg Malkowsky.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Otto Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung. Erster Band: Dichtung der Republik. gr. 8°. VIII u. 348 Seiten. M. 7.—

Hermann Baumgart, Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. gr. 8°. XII u. 735 S. M. 10.—

L. Arndts von Arnesberg, Juristische Encyklopädie und Methodologie. Achte Auflage, nach des Verfassers Tode besorgt von Dr. Erwin Grueber. 8°. 88 Seiten. M. 1. 50.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Hofrat Dr. Georg Schanz, Professor der Nationalökonomie an der Universität Würzburg. Vierter Jahrgang. Erster Band. gr. 8°. IV u. 568 Seiten. M. 12.—

Martin Greif, Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 159 Seiten. M. 2. 50.

Martin Greif, Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 117 Seiten. M. 2.—

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

In unserem Verlage erschien:

Geschichte unserer Zeit

von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges.

Von **Arnold Ruge.**

gr. 8. geh. Ladenpreis 5 Mark.

Dieses Werk aus dem Nachlasse **A. Ruge's**, des berühmten Uebersetzers von **Buckle's „Geschichte der Civilisation in England"** verdient die Aufmerksamkeit der Gebildeten aller Stände in besonders hohem Grade. Sowohl die Eigenart der Darstellungsweise **Ruge's**, als auch die Originalität seiner Gedanken verleihen dem Buche einen hohen und bleibenden Werth.

Neu! **Ein Weib** Neu!

Roman

von

H. Heiberg

Oktav. broch. Mark 6.—

elegant gebunden Mark 7.20.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. K. Hofbuchhändler, Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Kulturgeschichte der Menschheit

in ihrem organischen Aufbau

von

Julius Lippert.

Zwei Bände. gr. 8. geh. Preis brosch. M. 20.—, elegant in Halbfranzband geb. M. 25.—

(Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.)

Julius Lippert's Kulturgeschichte, ausgezeichnet durch Originalität und Tiefe der Auffassung, wie durch schöne klare Sprache, hat sich in kurzer Zeit **den Ruf eines Werkes ersten Ranges** auf diesem Gebiete erworben. Vermöge seiner gemeinverständlichen Darstellung ist das Buch geeignet in den weitesten Kreisen der Gebildeten Verbreitung zu finden.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Epochemachendes Werk von General L. Wallace.

In Amerika ca. 200,000 Exemplare abgesetzt.

Soeben ist eine autorisirte Bearbeitung für das deutsche Publikum erschienen von:

Ben Hur.

Eine Erzählung aus der Zeit Christi

von

Lewis Wallace.

2 Bände. Preis geheftet in illustrirtem Umschlag ℳ 5.—; fein geb. in 2 Bänden ℳ 7.—

Wie schon der Titel ersehen läßt, hat der berühmte amerikanische Verfasser die Hauptschilderungen der Kindheit und des Leidenslebens Jesu Christi mit dem Entwicklungsgange dieses Romans verwoben. — „Ben Hur" ist eines der bemerkenswertesten, poesiereichsten Bücher, die je geschrieben worden. Es ist so natürlich und warm wie das Leben selbst und so anziehend, wie die gewaltigsten, heroischsten Kapitel der Weltgeschichte. **Indianopolis Journal.**

Das so interessante Werk wird gewiß auch bei dem deutschen Publikum dasselbe Aufsehen erregen und gleich enthusiastische Aufnahme finden, wie s. Z. in Amerika.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten

von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestückes seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Soeben erschienen:

Der Kulturkampf

zwischen **Asien** und **Europa**

von Dr. Ad. Wahrmund. 8°. Mk. 1,—

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Ed. Bartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Soeben erschien:

Goethes Faust.

Zweiter Teil.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Vierte neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

1887. 2 ℳ.

(I. Teil. 4. Auflage. 1882. 1 ℳ.)

Der als Goetheforscher berühmte Verfasser bietet hiermit das **Neueste, Vollständigste** und **Faßlichste** zum Verständnis der schwierigen Dichtung.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 17. September 1887. Band XXXII.

SEP 30 1887 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Rußlands Machtstellung in Asien. Von Major a. D. Victor Kurs. — Die äußere Entwickelung von Berlin. Eine politisch-ästhetische Betrachtung. Von Karl Theodor Reinhold, M. d. R. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Luxustheater und Volksbühne. Von Arnold Fokke. — Ein scholastisches Gespenst. — **Feuilleton:** Die Todesblume. Von E. v. Dincklage. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Inserate.

Rußlands Machtstellung in Asien.

Von Major a. D. Victor Kurs.

Die jüngsten Ereignisse in Afghanistan, sowie überhaupt der nicht zu leugnende Widerstreit der russischen und englischen Interessen und die neuerdings näher und näher rückende Möglichkeit, daß dieser Widerstreit nicht mehr, wie bislang noch, zwischen den Cabinetten, sondern durch die beiderseitigen Armeen und Flotten ausgefochten werde, lassen es von Interesse erscheinen, auf das seitherige Vordringen der einen der beiden Mächte auf demjenigen Continent, auf dem ihr Zusammenstoß erfolgen würde, einen Rückblick zu werfen. Dieser Continent ist Asien und jene vorgedrungene der beiden Mächte Rußland; der Machtzuwachs, den die letzten Jahrzehnte England in Asien gebracht haben, ist, wenn auch absolut sehr bedeutend, so doch relativ sehr gering.

Bekanntlich verlegen die Geographen die natürliche Grenze Südost-Europas, soweit sie südlich der Linie Orenburg (am Uralfluß) — Kamyschin (an der Wolga) fällt, um 400 Kilometer weiter westlich, als sie nach der politischen Eintheilung Rußlands liegt; auch betrachten sie den Kaukasus als europäisch-asiatisches Grenzgebirge. In der nachfolgenden Betrachtung ist indessen, wie herkömmlich, als europäisch-asiatische Grenze südlich des Uralgebirges die zwischen den Flüssen Ural und Wolga, und zwar näher dem ersteren, liegende politische Grenze angenommen, das gesammte kaukasische Gebiet hingegen, die Statthalterschaft Kaukasien, mit der Hauptstadt Tiflis, als zu Asien gehörig betrachtet werden.

Kaukasien, um mit diesem, Europa zunächst gelegenen Theil der russisch-asiatischen Territorien zu beginnen, galt lange für einen sehr unsicheren Besitz. Und das mit Recht, denn Verschiedenheit des Glaubens bei Eroberern und Eroberten, namentlich aber ein trotziger und kampfesmuthiger Unabhängigkeitssinn bei letzteren, führten zu gewaltigen Empörungen. Seitdem aber 1859 durch Woronzow und Fürst Barjatinskij die nördlichen Theile des östlichen Kaukasus (Tschetschna und Daghestan) und 1864 und 65 die südwestlichen am Schwarzen Meer gelegenen Bergländer völlig unterjocht sind, haben neue Aufstände von Bedeutung nicht stattgefunden; selbst während des letzten türkisch-russischen Krieges konnte die, doch der Hauptsache nach mohammedanische Bevölkerung nicht von den Türken mit dauerndem Erfolg insurgirt werden, es fochten sogar die allmählich zu guten Russen gewordenen kaukasischen Bergbewohner auf's Tapferste an der Seite der griechisch-katholischen Russen gegen die Türken. Weit entfernt, die russische Heermacht zu schwächen, wie dies früher, als die Kaukasusvölker durch starke Garnison- und Etappentruppen in Ordnung gehalten werden mußten, der Fall war, ist Kaukasien mit seiner tapferen und militärisch so brauchbaren Bevölkerung geradezu ein wesentliches Element der Stärke. Gegen Persien sowohl, wie gegen das türkische Armenien bildet es eine feste und äußerst werthvolle Ausfallposition, deren Bedeutung noch durch die etwa 860 Kilometer lange Bahn Poti-Tiflis-Baku, welche einen Truppen- und Materialtransport längs des Kaukasuskammes und ohne Ueberschreitung desselben ermöglicht, erhöht wird. In die Strecke Poti-Tiflis mündet eine unmittelbar am Schwarzen Meer entlang geführte Zweigbahn von Batum aus ein. Abgesehen von der commerciellen Bedeutung dieser Transversalbahn zwischen dem als vortrefflichen Handelshafen ausgebauten Batum und dem an Petroleum so überaus reichen Baku am Kaspischen Meer, und ebenso abgesehen von ihrer Bedeutung als innere Bahnlinie einer Ausfallposition, ist diese Bahn Poti resp. Batum-Tiflis-Baku von einer enormen Wichtigkeit als Theil der durchgehenden Transportlinie vom Innern des europäischen Rußlands (über das Schwarze und Kaspische Meer) nach Centralasien, eine Linie, die schon jetzt, wie wir sehen werden, bis über Merw hinaus als Eisenbahn — wenn auch nur als schmalspurige — ausgebaut ist. Batum ist resp. wird ein stark befestigter Kriegshafen, was nach dem Wortlaut des Art. 59 des Berliner Vertrages vom 13. Juli 1878 („Se. Majestät der Kaiser von Rußland erklärt, daß es Seine Absicht ist, Batum zu einem wesentlich für den Handel bestimmten Freihafen zu machen") auch nicht wohl zu verhindern ist, obgleich das, einen Tag nach der Annahme der Congreßeinladung Seitens Englands, zwischen diesem Staate und der Türkei zu Stande gekommene Defensivbündniß England verpflichtet haben würde, Batum (wie auch Ardahan und Kars) nicht einmal in russischem Besitz zu lassen, geschweige denn den Bau eines befestigten Kriegshafens daselbst zu erlauben.

Nördlich des Kaukasuskammes führt von Noworossiiskaja am Schwarzen nach Petrowsk am Kaspischen Meer eine — vermuthlich ebenfalls bald als Bahn ausgebaute — Heerstraße, in welche bei Wladikawkas die mit dem inneren russischen Bahnnetz in Verbindung stehende Bahn von dem am Asowschen Meer gelegenen Rostow her einmündet. Fast noch wichtiger als die Herstellung der Eisenbahn Noworossiisk-Petrowsk als einer zweiten Bahn für Transporte aus dem europäischen Rußland an's Kaspische Meer wäre aber die Herstellung einer Bahnquerverbindung in der Richtung Wladikawkas-Tiflis; denn die Ueberschreitung des Kaukasuskammes ist bis jetzt nur in einigen wenigen Senkungen desselben (Schetlig-, Pjegaschko-,

Digitized by Google

Santscharo-, Maruchpaß), sowie vor Allem über den Kasbek zwischen Wladikawkas und Tiflis ausführbar.

In der gelungenen Assimilirung der Bevölkerung des Kaukasus und in der Herstellung der ebenbesprochenen Communicationen ist aber nicht die einzige Stärkung zu erblicken, die Rußland an der Schwelle des asiatischen Erdtheiles erfahren hat. Außerordentlich wichtig ist vielmehr auch die im Berliner Vertrag sanctionirte Erwerbung von Ardahan, Kars und Batum, welche die oben als solche bezeichnete „Ausfallposition" gleichzeitig sicherer und bedrohlicher macht und außerdem einen Gebietszuwachs von etwa 30,000 Quadratkilometern bedeutet, so daß jetzt die Statthalterschaft Kaukasien einen Flächeninhalt von etwa 473,000 Quadratkilometern hat.

Was will aber freilich selbst diese Zahl sagen im Vergleich zu jenen enormen Größen, die in Rechnung zu stellen sind, wenn man die Gebietserweiterungen Rußlands im übrigen Asien ziffermäßig klarlegen will?

In den vierziger Jahren des jetzigen Jahrhunderts noch war Rußlands asiatischer Besitz derart gestaltet, daß seine südliche Grenze im Wesentlichen vom 51. Grade n. Br. gebildet wurde; ein Theil von asiatisch Rußland reichte freilich schon damals südlicher hinab, aber ebensoviel nichtrussisches Gebiet lag auch noch nördlich jenes Grades. Gegenwärtig ist die — in vorgedachtem Sinne verstandene — Grenze der 46. Grad n. Br. Durchschnittlich ist also Rußland in Asien um 555 Kilometer nach Süden zu vorgerückt, der russische Besitz hat sich um rund 3,700,000 Quadratkilometer, d. h. um mehr als den fünften Theil seines bisherigen Umfanges oder um ein Zwölftel des Flächeninhaltes von Gesammtasien, vermehrt.

Die Ufer des Kaspischen Meeres waren früher zu einem Drittel russisch; jetzt sind sie es zu fünf Sechsteln, und an dem letzten Sechstel darf der betreffende Uferstaat — Persien — keinerlei Rechte eines solchen üben. Das Kaspische Meer ist ein russischer Binnensee, wie der östlich davon gelegene Aralsee es auch geworden ist. Der Amur, früher ein rein chinesischer Fluß, ist jetzt in seinem mittleren Lauf chinesisch-russischer Grenzfluß und in seinem unteren auf beiden Ufern von russischem Gebiet umgeben. Und die östlich dieses Gebietes gelegene, etwa 75,000 Quadratkilometer große Insel Sachalin ist ebenfalls — und zwar von Japan, dem dafür die nördlichen Kurileninseln überlassen wurden — an Rußland abgetreten.

Von Thal (im englischen Vorderindien, 125 Kilometer südwestlich Peschawar) bis zur nächsten russischen Grenze (südlich Baku) in westnordwestlicher Richtung betrug 1847 die Entfernung über 2000 Kilometer; jetzt liegen zwischen Thal und der nächsten russischen Grenze in der gleichen Richtung (130 Kilometer südlich Merw) nur noch 800 Kilometer, die englische Grenze ist unverändert geblieben, die russische um 1200 Kilometer (gleich etwa der Entfernung vom Bodensee nach Memel) in der Richtung Ostsüdost vorgerückt.

In nördlicher Richtung betrug 1847 die Entfernung zwischen der Nordgrenze Vorderindiens (bei Kaschmir) und der russischen Südgrenze (90 Kilometer südlich des Balkaschsees) etwa 970 Kilometer, jetzt liegen zwischen der Nordgrenze Vorderindiens (bei Gilgit) und der russischen Südgrenze (55 Kilometer südlich des Drachensees) 250 Kilometer, die englische Grenze ist um etwa 90, die russische um etwa 630 Kilometer vorgerückt.

Noch frappanter ist vielleicht die Thatsache, daß 1847 die Entfernung von der russischen Grenze in der Gegend von Orsk bis zum persischen Meer, auf dem 60. Grad östl. L. v. Gr. gemessen, 2900 Kilometer betrug, während sie jetzt, auf demselben Längengrad (in der Gegend von Dargana anfangend) gemessen, nur noch 1330 Kilometer ausmacht. Rußland hat also in den letzten 40 Jahren mehr als die Hälfte des Raumes, der ihn vom indischen Ocean trennte, durchmessen.

Von all' diesen Erwerbungen, deren ungeheurer Umfang durch vorstehende Zahlenangaben einigermaßen klargestellt ist, sind nur zwei auf friedlichem Wege gemacht: die schon erwähnte Insel Sachalin und das durch die Verträge vom 28. Mai 1858 und 14. November 1860 von China, welches sich damit Rußlands Beistand gegen England sichern wollte, abgetretene, über 800,000 Quadratkilometer große neue Küsten- und Amurgebiet. Auch in Centralasien mögen einige der dortigen zahlreichen Stämme sich freiwillig unter Rußlands Schutz gestellt haben. Im Ganzen und Großen aber ist Transkaspien und Centralasien mit dem Schwert dem russischen Scepter unterworfen worden. Mochten die uncivilisirten Horden, welche jene weiten Länderstrecken durchziehen, friedliche Kaufleute überfallen haben oder gegen die russischerseits angelegten Grenzbefestigungen vorgegangen sein, mochten sie Gefangene widerrechtlich zurückbehalten oder sich mit anderen Stämmen, die Rußland feindlich waren, verbündet, oder beschworene Verträge gebrochen haben, was auch immer der Ausgang eines Kampfes zwischen den Russen und diesen Emirs und Chans mit ihrer Gefolgschaft gewesen sein mochte: er endigte mit der vollkommenen Unterwerfung und Einverleibung der betreffenden Gebiete; nur dem Chan von Chiwa, dessen Herrschaft aber auf etwa 100,000 Quadratkilometer beschränkt worden war, ist ein Schatten seiner ehemaligen Selbstherrlichkeit, und dem Emir von Bochara eine Art von Selbständigkeit belassen worden; letzteren hatte Rußland sogar mit einem Theil von Chiwa für bewiesene Treue belohnt. (Eben jetzt sollen ihm aber Strecken bei Kerki, Chodschah Sali und Kilif, an der Südwestecke seines Reiches wieder abgenommen werden.)

So hat Rußland in vierzig Jahren die „freien Turkmenen, Tartaren und Kirgisen" völlig unter seine Botmäßigkeit gebracht. Chokand ganz (Taschkent 1865, Chokand 1875), Chiwa zum größten Theil (1873), von der Bochara die Provinz Samarkand (1866 und 1868), ferner von der damals aufständischen, jetzt wieder von China zurückeroberten Dsungarei das Gebiet von Kuldscha, und endlich von Afghanistan der nordwestliche Zipfel am Murghab einverleibt; auch die Kirgisen auf dem Alai-Plateau haben die Oberhoheit Rußlands anerkannt.

Von dem oben schon behandelten Kaukasien, sowie dem zu Sibiriens Machtsphäre gehörigen Sachalin und der neuen Küsten- und Amurprovinz abgesehen, sind die asiatischen Neuerwerbungen Rußlands in zwei große Verwaltungsgebiete geschieden. Das ältere derselben reicht von der alten russischen Grenze der vierziger Jahre bis etwa zum 46. Grade n. Br. hinunter, umfaßt im Wesentlichen die Steppenländer der „freien Tartaren und Kirgisen" und wird in die Gebiete Uralsk, Turgaj, Akmolinsk und Semipalatinsk (letzteres großentheils schon altrussischer Besitz) eingetheilt. An und für sich von minderem Werth, hat dieses ältere Gebiet seine Hauptbedeutung einmal als Wohnstätte zahlreicher, tapferer und im russischen Dienst sehr verwendbarer Reitervölker, das andere Mal und hauptsächlich als sicherndes Verbindungsglied zwischen den alten russischen Provinzen und den neuerworbenen, militärisch unbedingt weit wichtigeren Ländern des jüngeren jener großen Verwaltungsgebiete.

Dieses jüngere zerfällt in das Gebiet Transkaspien und das Generalgouvernement Turkistan; ersteres wird zu 522,000, letzteres zu 1,131,000 Quadratkilometer Größe angegeben.

Transkaspien hat etwa die Gestalt eines Dreiecks, dessen Westseite vom Kaspischen Meer und dessen Südseite von Persien und Afghanistan begrenzt wird, während die nach Nordost gerichtete Seite theils an Uralsk und den Rest des Chanats Chiwa stößt, in ihrem südlichen Theil aber, der gegen die Bochara liegt, einer Begrenzung entbehrt. — Was Transkaspien seinen Hauptwerth verleiht, ist die durch seinen Besitz gesicherte Beherrschung des Kaspischen Meeres und des Weges von dort auf — Indien und China zu. Dieser Weg hat jetzt eine für beide Länder, namentlich aber für Indien, unheimliche Kürze, indem er größtentheils bereits per Eisenbahn zurückgelegt werden kann. Von Michailow — am Ostufer des Kaspischen Meeres, der Mündung der Bahn Poti-Tiflis-Batu gegenüber — führt die „Transkaspibahn", nachdem sie noch eine 27 Kilometer lange Uferbahn in sich aufgenommen hat,

Digitized by Google

über Kysyl-Arwat nach Merw, der Hauptstadt der etwa 230 Quadratkilometer großen Oase gleichen Namens, und wird von hier weiter durch die Wüste nach Bochara, Samarkand, vielleicht auch nach Taschkent hin gebaut. Da die Strecke Kysyl-Arwat bis Merw — der Bau wird von Schaaren turkmenischer Arbeiter unter Aufsicht von zwei russischen Eisenbahnbataillonen ausgeführt — in ihrer ganzen Länge von 561 Kilometern in einem einzigen Jahre fertig gestellt worden ist, so wird es schwerlich lange mehr dauern, bis der erste Zug in Samarkand einläuft.

Das Generalgouvernement Turkistan mit der Hauptstadt Taschkent grenzt, wie aus dem Obengesagten theilweise schon erhellt, mit seinen nördlichen Theilen, den Provinzen Syr-Darja und Semirjetschensk, an die russischen Gebiete Turgai, Akmolinsk und Semipalatinsk; an der Südostecke von Semirjetschensk liegt das Gebiet Kuldscha, das — ebenso wie Semipalatinsk und Semirjetschensk — von China begrenzt wird. Im Süden und Südwesten von Semirjetschensk und Syr-Darja liegen die Gebiete Ferghana (Chokand), Samarkand und Amu-Darja. Ferghana grenzt im Süden mit einem Zipfel an die Plateaulandschaft von Wachan nördlich vom Hindukusch, wo neuerdings russischer Einfluß bemerkt worden sein soll, im Uebrigen grenzen die drei letztgenannten „Gebiete" nur an die russischen Vasallenstaaten Bochara und Chiwa.

Dem eben betrachteten colossalen Gebietszuwachs Rußlands gegenüber hat, wie schon bemerkt, die zweite europäisch-asiatische Macht, England, in der Neuzeit nur einen relativ geringen Ländererwerb — in Vorder- und Hinterindien zusammen etwa 500,000 Quadratkilometer — aufzuweisen, so daß der gesammte englisch-asiatische Colonialbesitz nicht mehr Flächeninhalt besitzt, als der russische Neuerwerb der letzten vierzig Jahre. Dagegen hat es die Etappenstraßen vom Mutterlande her durch die Besetzung resp. Befestigung von Cypern, Port Said und Aden (für den Weg durch die Meerenge von Gibraltar und durch den Suez-Canal), sowie von Port Hamilton (an der Koreastraße, für die Etappenstraße England-Halifax-Vancouver nach der chinesischen und indischen Station) zu sichern gesucht. Das wichtigste Glied in der letztbezeichneten Etappenstraße bildet natürlich die canadische Pacificbahn Quebeck-Port Moody, deren Bedeutung für den indischen Besitz Englands indessen neuerdings übertrieben worden ist, denn der Seeweg von Port Moody nach Calcutta, dem doch erst der Transport England-Halifax und Quebeck-Port Moody vorausgehen muß, ist ziemlich anderthalbmal so lang, als der Seeweg durch den Suez-Canal und sogar nur wenig kürzer als der um's Cap der guten Hoffnung nach Bombay.

Ungleich mehr Bedeutung für die unmittelbare Sicherung Indiens haben die Ganges- und die Induseisenbahn, da sie Truppentransporte bis Peschawar ermöglichen, und ferner die von dieser letzteren abzweigende „Ausfallbahn" durch Beludschistan nach dem afghanischen Harnai. Immer bleibt aber auf englischer Seite der Nachtheil, daß die indische Bevölkerung keine unbedingt sicher ergebene ist, und daß Verstärkungen der Armee, die nicht in Indien selbst geschaffen werden können, vom Mutterland oder von anderen englischen Besitzungen her erheblich lange Zeit zu ihrer Ankunft gebrauchen, selbst den Fall außer Betracht gelassen, daß sie unterwegs abgeschnitten werden.

Quantität und Qualität derjenigen Truppen zu erörtern, durch welche — wenn England ein weiteres Vorgehen Rußlands auf das persische Meer oder auf Indien zu gewaltsam hindern will — der entstehende Kampf ausgefochten werden würde, fällt außerhalb des Rahmens dieses Artikels. Wohl aber mag noch ein kurzer Blick auf diejenigen Gebiete geworfen werden, die Rußland vom englischen Indien und vom persischen Meer trennen.

Wennschon einige Politiker den — vorläufig — letzten Zweck von Rußlands Vorgehen in einem „Hineintragen russischer Cultur nach China" erblicken wollen, so haben sich doch die Beziehungen Rußlands auf der viele Hunderte von Meilen langen chinesisch-russischen Grenze im Ganzen freundlich gestaltet; ist doch sogar ein Theil von Kuldscha gegen einige Grenzberichtigungen am oberen Irtysch von Rußland an China zurückgegeben worden. Die einzigen in Betracht zu ziehenden Nachbargebiete Rußlands — Chiwa und Bochara sind russische Enclaven — sind daher Wachan und Kafiristan nördlich und südlich des Hindukusch, welche die dort einander auf 250 Kilometer nahe gerückten russischen und englischen Grenzlinien trennen, sowie Afghanistan, das Rußland von Indien und, im Verein mit Beludschistan, vom persischen Meer trennt.

Obgleich der im früheren Ost-Turkestan schon sehr mächtige russische Einfluß sich, wie schon erwähnt, in Wachan und sogar schon in Kafiristan zeigen soll, so sind doch beide Gebiete für ein offensives Vorgehen wenig geeignet, da die Höhen der Gipfel des Hindukusch 7000, und selbst diejenigen seiner Pässe 5000 Meter übersteigen.

Auch der Nordosten Afghanistans ist von hohen und nur auf wenigen Pässen zugänglichen Gebirgszügen durchsetzt; die südwestliche Hälfte dagegen ist von ziemlich zahlreichen Quer- und Längsthälern, sowie von Karawanenstraßen durchzogen und kann einer Kriegführung, wie sie die an Entbehrungen gewöhnten russischen Kriegsvölker zu üben pflegen, unmöglich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen.

Noch geringere Schwierigkeiten bietet das tiefer gelegene Beludschistan; die energischen Kräfte, die eine Bahn von Michailow am Saum der Wüste und durch solche hindurch nach Merw und Samarkand herzustellen unternahmen, werden vor den Salzwüsten Nordwest-Beludschistans jedenfalls nicht für immer zurückschrecken.

Was Afghanistan betrifft, so ist die Einnahme Herats, welches auf einer gebahnten 300 Kilometer langen Heerstraße von Merw aus erreichbar ist, seitens Rußlands nur noch eine Frage der Zeit; dann muß es sich zeigen, ob Rußland den Weg nach Indien oder den nach dem persischen Meer zu einschlägt. Im ersteren Fall muß England seinen englischen Besitz in den Pässen Ost-Afghanistans und vielleicht Ost-Beludschistans vertheidigen und, durch schleunigen Bau von Bahnen dorthin, für Truppen- und Materialnachschub Sorge tragen. Nimmt Rußland den Weg zum persischen Meer, dessen Schwierigkeiten ebenfalls neuerdings übertrieben worden sind, so — muß England es gewähren lassen und Rußland seinen Antheil an einem Weltmeertheile gönnen. Die neuerdings schon mehrfach angeregte Theilung Afghanistans — Herat und der Westen für Rußland, Kandahar und der Osten für England — wäre dann von selbst gegeben, vielleicht aber auch eine weitere russische Position für die allmähliche Zerstückelung Persiens geschaffen.

Die äußere Entwickelung von Berlin.

Eine politisch-ästhetische Betrachtung.

Von Karl Theodor Reinhold, M. d. R.

(Schluß.)

II.

Der Gesammtplan einer Umgestaltung von Berlin müßte vor allem von künstlerischem Sinn und Blick und daher unter organischer Mitwirkung der Berliner Künstler geleitet sein. Eine gewisse Einheit bei aller Mannigfaltigkeit könnte, wie dies in Paris — allerdings mit einer Neigung zu Schablone und Monotonie — der Fall, das Werk bestimmen. Eine ästhetische, architektonisch-landschaftliche und malerische Behandlung der alten wie neuen täglich wachsenden Bauprobleme wäre erfahrungsmäßig sehr wohl möglich, das hartnäckige rechtwinkelige Schema durch die belebten Perspectiven diagonaler Straßenzüge zu unterbrechen. Im Einzelnen müßte — wie dies z. B. in Hamburg mit unvergleichlichem Geschmack geschieht — auf edle Formen namentlich auch im Ornament großen und kleinen städtischen Anlagen gesehen werden. Miß-

Digitized by Google

griffe wie die unbegreifliche Verwendung der Obeliskenform für die Brüstung der Kaiser-Wilhelmbrücke sollten in der Stadt Schlüters und Schinkels unmöglich sein.

Die Formen von Candelabern, von Geländern, Balustraden, Treppen, Brücken u. s. w. in Hamburg sind das Entzücken aller mit Verständniß diese Dinge beobachtenden Fremden und sollten von Berlin aus eifrig studirt werden. Ein gewisser, zugleich feinsinnigerer größerer Zug müßte in die Hochbau- und Straßenverwaltung Berlins kommen. Die Breite der neuen Straßen ist zum Theil ungenügend, um architektonisch-ästhetisch zu wirken. Die Kaiser-Wilhelmstraße wird malerisch sein, aber jeden Fremden, der die Posaunenstöße von ihrer Großartigkeit gehört, enttäuschen. Das ist keine Prachtstraße, keine „Kaiserstraße". Ein Rest von Aengstlichkeit und Kleinbürgerlichkeit ist immer noch in Berlin bei der Stadtverwaltung erkennbar. Bei künftigen Straßenanlagen sollte man an einzelnen Stellen wenigstens einmal etwas wirklich Großartiges schaffen, aber nicht in einem todten Winkel, wie dies vielfach geschehen (mit der sog. Ringstraße, im Westen und Norden, auch Süden), sondern in den Axen des großen Verkehrs. Man sollte schon heute das schwierige Problem der Friedrichsstraße, beim Schnittpunkt der Linden, an den Stierhörnern nehmen. Die Aufgabe, welche unvermeidlich ist, wird sonst riesengroß an Kosten und Schwierigkeiten.

Ferner sollte man auf die Erbauung schöner, der Stadt würdiger Kirchen mit Unterstützungen und eigenen Unternehmungen mehr hinwirken. Nichts vermißt man im Stadtbilde von Berlin mehr als den poetisch-phantasievollen Anblick von Kirchen, die mit ihren ernsten und schönen Silhouetten Ruhepunkte für das Auge im monotonen Häusermeer gewähren. Man sollte in der That bei jedem religiösen Standpunkt dieser alten Menschheitspoesie mit freiem Sinn Rechnung tragen und den nüchternen, berüchtigten „Berliner Geist" durch „Andacht" im Geiste Jean Pauls zu adeln versuchen, übrigens hier allen Bekenntnissen gleiches Licht zuwenden. Wie außerordentlich eine Stadtgegend durch einen würdigen Kirchenbau, namentlich bei Pflege der edelsten Thurmform, des Kuppelbaues, gewinnt, fällt neuerdings jedem Besucher des „Johannistisches" auf, wo die schönste Kirche Berlins, die „zum heiligen Kreuz" allgemeine Freude erregt. Man würde hier gleichzeitig durch Thurm-Umgänge großartige Aussichtspunkte schaffen können, welche das Bild der Stadt aus der Vogelperspective anschauen und dadurch erst voll zum Bewußtsein kommen lassen. Zu diesem Zwecke sollte eventuell gelegentlich ein thurmartiger Ausbau mit bequemen Aufsteigvorrichtungen an großen öffentlichen Bauten angebracht werden. Der Rathhausthurm ist bis jetzt die einzige derartige Stelle, liegt aber für den gedachten idealen Zweck nicht günstig. Wer den wundervollen und mit bequemem lift erreichbaren Ausblick vom Trocadero auf Paris genossen hat, wird diesen Vorschlag nicht gering achten. Die Idee des Eiffelthurmes an richtiger Stelle und in schöner Form ist durchaus nicht verfehlt. In kleinem Maßstabe erscheint schon der neue Wasserthurm in Steglitz als Gewinn für das „landschaftliche Auge". Vielleicht kann bei der Kuppel des neuen Reichstagsgebäudes der Gedanke noch Berücksichtigung finden.

Ueber Brückenbauten braucht kaum ein Wort gesagt zu werden, da in dieser Beziehung die Stadtverwaltung den anerkennenswerthesten Eifer zeigt. Immerhin kann der Hinweis nicht schaden, daß man hier in Zahl, Form und Ausschmückung wohl noch eine der wachsenden Bedeutung Berlins entsprechende Bereicherung und Mehrleistung eintreten lassen kann. Namentlich die zukunftsreiche Unterspree wird schon bald höhere Anforderungen stellen. Für die Oberspree aber sollte man schon jetzt dem sich bald aufdrängenden Gedanken näher treten, die sich an beiden Ufern entwickelnden großen östlichen Stadttheile durch Brücken zu verbinden. Hier müssen großartige Werke der Ingenieur- wie der Baukunst geschaffen werden, wobei wiederum das neue Hamburg die Muster oder doch die Anregung liefern könnte. Dimensionen amerikanischer, und Stilleistungen rheinischer Vorbilder könnten, namentlich in Verbindung mit den umfassenden und schönen städtischen Parkanlagen an der Spree Sehenswürdigkeiten ersten Ranges schaffen, welche, in erster Linie dem Bedürfniß dienend, zugleich Meisterwerke des Geschmacks werden könnten. Man sollte hier bei Zeiten an künftige Entwickelungen und Forderungen des Verkehrs denken.

Ueber öffentliche Badeanstalten, Volkskaffeehäuser, Pflegeanstalten und den auch hier auf das Zweckmäßige anzuwendenden Schönheitssinn braucht auch kaum etwas bemerkt zu werden. Hier ist eine sehr erfreuliche Entwickelung im Gange und kleine Rückfälle von Philisterbedenken und Manchesterthum, wie sie gegenüber den „Göttinger" Brausebädern für Schulen von der Stadtverordnetenversammlung gezeigt wurden, sind keine Symptome von Stillstand. Für die Errichtung und zeitige Vorbereitung (bei Anlage öffentlicher Plätze, von Straßenzügen, Perspectiven) von Denkmälern könnte noch manches geschehen. Hier mag beiläufig noch einmal des Kreuzberges gedacht werden, der nach Herstellung des geplanten „Victoriaparkes" noch immer ein Aergerniß bilden wird, sofern man nicht auf eine Abänderung, oder, besser gesagt, die Vollendung des Kreuzbergdenkmals hinwirkt. Diese in erster Linie dem Staat obliegende Aufgabe kann auch von der Stadt, gerade aus Anlaß ihrer Parkanlage, der Lösung näher geführt werden. Das gänzlich verfehlte, plumpe, häßliche und nichtssagende Denkmal kann nur in würdiger Weise vollendet und gerettet werden dadurch, daß man die Hebung desselben fortsetzt und einen weiteren Unterbau in Form eines Mittelgliedes einfügt, der am besten eine Art von Kuppel (vielleicht ähnlich dem Unterbau des Hermannsdenkmals im Teutoburger Walde) wäre und in imposanter Höhe die Verjüngung von dem castellartigen Unterbau zur gothischen Spitze vermittelte. Jener barbarische Unterbau — ein unseliger Gedanke, so wie er jetzt ausgeführt dasteht — wäre vielleicht dadurch zu beleben, zu veredeln und mit geschichtlicher Bedeutung, also einem wirklichen Ideengehalt zu erfüllen, daß man die jetzt massiven Seiten des Polygons mit gothischen Baldachinen bedeckte und in diese eherne Standbilder der Helden und Staatsmänner der Freiheitskriege hineinsetzte. So könnte das jetzt gründlich verdorbene Denkmal, welches vor der Hebung allerdings an seiner Kleinheit und Dürftigkeit im Häusermeere Berlins thatsächlich „unterging", eine wahrhafte Zierde und zugleich ein Wahrzeichen der Reichshauptstadt werden, das weithin in alle Gegenden der Mark die Geschichte Preußens verkündete.

Eine großartige Aufgabe der Zukunft mag hier nur gestreift werden. Es ist dies der hin und wieder schon lautgewordene Gedanke, den Grunewald in das Feld planmäßiger Verschönerung Berlins hereinzuziehen. Aus diesem großen Waldcomplex, der jetzt schon mit seinem Sand und seinen Kiefern ein Liebling Berlins geworden, ließe sich unter Mitwirkung des Staates etwas völlig Eigenartiges schaffen: eine in diesem Umfange einzige Verbindung der Entwickelung von Park und Naturwald. Die Hauptsache wäre eine langsame Umwandelung des größten Theiles des Grunewaldes in Laubwald: Eichen und Buchen sollten und könnten nach zahlreichen gelungenen Mustern die trostlosen Kiefern soweit ersetzen, daß letztere nur als melancholische Contraste die heiteren Laubwaldscenerien belebten. Auch hier könnte schon die Gegenwart der größeren Zukunft vorarbeiten.

Es ist schon mehrfach vorstehend erwähnt worden, daß ein durchgreifender und systematischer Erfolg für die äußere Entwickelung der Stadt nur von einem Zusammengehen ihrer Verwaltung mit den Staatsbehörden erwartet werden kann. Letztere sollten mehr Wohlwollen als bisher für die städtischen Unternehmungen wie Personen an den Tag legen. Vor allem aber solche ärgerliche Verhandlungen wie beim Markthallenbau und dem noch immer nicht genehmigten Durchbruch der Zimmerstraße durch ein verständnißvolles Entgegenkommen ersetzen. An die Stelle der bureaukratischen Herrschaftsausübung oder gänzlich unbegründeter Gegensätzlichkeit sollte ein edler Wettstreit für die Hebung der Hauptstadt des Reiches treten. Die Staatsverwaltung hat noch unübersehbare, gewaltige Aufgaben für Berlin zu lösen und nicht geringeren Aufwand an Geist, Umsicht, Mitteln und Arbeit zu leisten wie die Stadt. Der

Digitized by Google

rückständigen Eisenbahnbauten wurde gedacht.*) Unaufschiebbar sind die Unternehmungen für die großen Staatsinstitute, die Universität, die schönen Künste. Man sollte dem nothwendigen Bau eines großartigen Auditoriums näher treten, der bei dem Riesenanwachs der Studentenzahl — im Wintersemester bald 6000! — täglich dringender wird. Bei richtiger, von Philistersinn freien Auffassung von der Größe der Aufgaben und Bedürfnisse sollte man sich entschließen, der technischen Hochschule zu folgen und nach Charlottenburg überzusiedeln. Dort sollte ein künftiges quartier latin in edelstem Stil entstehen. Berlin mit seinem bildenden Leben ist durch die Stadtbahn nahe genug gerückt, die Ruhe und Muße des Studiums aber in Charlottenburg mehr gewährleistet. Fernerhin sind endlich die Museumsbauten entschlossen und in größtem Stile in Angriff zu nehmen, hierbei namentlich auch auf eine Umgestaltung und edle Harmonie der Uferstrecken gegenüber der Museumsinsel Bedacht zu nehmen. Für die öffentlichen Gebäude ist mehr Vorraum und überhaupt eine freiere Lage zu erstreben. Die points de vues der schönsten Gebäude in Berlin sind oft durch die Enge der Straßen oder die mit Mangel an feinerem Sinn gewählte Lage verdorben. Man denke an das schöne Gebäude der Reichsbank, jetzt an die Institute in der Invalidenstraße, an das Gewerbemuseum, die Kriegsacademie und zahlreiche Meisterwerke der Architektur, welche aus Mangel an Raum in ihrer Umgebung nicht zur Wirkung gelangen, ja oft ganz verloren erscheinen. Könnte man die Fülle schöner Staats- und Communalbauten an eine Ringstraße wie in Wien, oder an Boulevards oder öffentliche Plätze wie in Paris setzen, dann hätte man schon jetzt Prachtstraßen in Berlin, wie keine andere Stadt sie aufweisen könnte. Beiläufig sollte dieser Gesichtspunkt auch bei dem in naher Zukunft doch nothwendig werdenden Neubau eines Rathhauses für die Stadt schon jetzt beachtet werden. Die Staatsverwaltung sollte vor allem bei ihren Grundstückserwerbungen und Neubauten systematischer und freier vorgehen, nicht ihre Noth- und Gelegenheitsunternehmungen sich aufzwingen lassen. Die planlose Zerstreuung der oft zusammengehörenden Staatsinstitute ist unglaublich. Eine wahre universitas der Wissenschaften kann heute schon nicht mehr in Berlin zusammengehalten werden, die Planlosigkeit früherer Zeiten hat die Gegenwart und theilweise auch die Zukunft unheilbar verdorben. Aber jetzt kann doch noch viel geschehen und vorbereitet werden. Fernere Zeiten werden vielleicht einmal durch Verwerthung jetzt unentbehrlichen oder vermeintlich unentbehrlichen Militairterrains eine Verbesserung früherer Fehler in großartigem Maßstabe ermöglichen. Das Tempelhofer Feld, dessen anderweiter Ersatz doch discutabel wäre, kann vielleicht einmal zum gewaltigsten und schönsten Platz der Erde umgestaltet werden und die großen Staats- und städtischen Institute um sein Riesenrechteck vereinigen. Dies alles nur flüchtige Andeutungen, die als Zukunftsmusik verspottet werden können, aber nur eines durch geschichtliche Tradition größer gewordenen Geschlechtes harren. Das videant consules soll eben nicht nur dem Magistrat und Stadtverordnetencollegium von Berlin, sondern auch der Staatsverwaltung und last not least auch der Dynastie zugerufen werden, die mit ihrer Ehre betheiligt ist.

Alle diese Gedanken und Vorschläge, welche im Ganzen und Einzelnen noch reich vermehrt werden könnten, stellen sich mit ihrer Gesammtheit in einen großen politischen, wirthschaftlichen, ästhetischen und schließlich nationalen Zusammenhang. Sie versuchen also, den denkbar größten Anlauf zu nehmen. Was Berlin, was seine Verwaltung und seine Bevölkerung, was mitwirkend die Staatsregierung und jedes betheiligte Ressort für die Reichshauptstadt leisten, wirken sie für das deutsche Reich und das deutsche Volk. Wenn es erst dahin gekommen ist, daß jeder Deutsche im In- und Auslande auf „sein" Berlin stolz geworden, dann ist ein neues mächtiges Einheitsband gewonnen, wie es nach geschichtlicher Erfahrung psychologisch stärker wenige gibt. Weshalb sollen wir Deutsche nicht den kühnen Gedanken fassen, daß wir in Wahrheit die *schönste* Hauptstadt der Welt besitzen wollen? Weshalb sollen wir nur *nacheifern*, immer nur versuchen, nicht zu weit *nachzubleiben*, höchstens *nachzuholen* und ebenbürtig zu werden? Die preußisch-deutsche Hauptstadt Berlin kann, wenn sie nur will, als *deutsche* Hauptstadt die Metropole des europäischen Continents und in Zusammenfassung des deutschen Geisteslebens in seiner Totalität die erste, großartigste und schönste Hauptstadt der Welt werden. Schon jetzt wird in immer wachsenden Kreisen Deutschlands und selbst des Auslandes, gegenüber den erfreulichen Thatsachen einer erst kurzen Gegenwart, die Möglichkeit anerkannt, daß Berlin handelspolitisch, industriell und finanziell das Centrum des Festlandes wird und selbst an eine Nacheiferung Londons denken darf. Schon jetzt hat sich die deutsche particularistische, landschaftliche, politische Abneigung gegen Berlin in freiere Gesinnungen und wärmere Empfindungen umgesetzt. Das Ausland folgt bewundernd dem Stern Berlins. Gelingt es den Deutschen und der Stadt Berlin jene, anderen Hauptstädten seit über 1000 Jahren zu Gute gekommene Gunst und Mitwirkung des ganzen Volkes, der politischen und wirthschaftlichen Nation zu erlangen, und weiterhin, wie es London und Paris gethan, auch ausländische Elemente der Arbeit, des Geldbesitzes, der Intelligenz in den eigenen Dienst zu ziehen, so ist nicht zu bezweifeln, daß die deutsche Reichshauptstadt alle Concurrenten schlagen wird. Das deutsche Leben ist reicher als jedes fremde und nur deshalb nicht zu voller Entwickelung wie Anerkennung gelangt, weil es die nöthige innere Einheit, formale Geschlossenheit und selbstbewußte Kraft bisher nicht entwickelt hat. Was unser noch immer nicht genug in seiner geistigen Ueberlegenheit verstandene Monarch, Kaiser Wilhelm, in seiner Kriegsproclamation von 1870 gesagt hat: „das deutsche Volk wußte bisher nicht, wie stark es war", gilt noch heute auf vielen Gebieten. Es gilt insbesondere auch von der noch nicht muthig genug erfaßten Möglichkeit, eine deutsche Hauptstadt zu schaffen, die alles geschichtlich Dagewesene überragend, „unvergleichlich" sein könnte.

Eine hier mit Sicherheit zu erwartende Besorgniß mancher deutscher Gemüther ist gänzlich ungerechtfertigt. Die Furcht, als könne Deutschland einer zu großen Centralisation verfallen, es möchte der „Wasserkopf" Berlin die Aufsaugung und Verarmung der „Provinz" wie in Frankreich herbeiführen, ist geradezu thöricht. Diese Sorge ist bei germanischen Völkern überhaupt unbegründet, wie England und Nordamerika zeigen, in Deutschland aber völlig gegenstandslos. Nie wird die Zeit kommen, wo das Kleinod Deutschlands (und der ganzen Welt), der Rhein, gegen irgend welche andere Herrlichkeit verblaßt. Man wird immer noch schaarenweise an den Rhein ziehen und nur relativ vereinzelt nach Berlin. Ebenso werden Süddeutschland, Frankfurt a/M., die entzückenden Gegenden Sachsens, Thüringen, der Harz, in gleicher Weise das knorrige und großartige hanseatische Leben dem einseitig-ungesunden Zuge zur Hauptstadt Widerstand leisten. Für Deutschland liegen die Gefahren nicht hier, sondern immer noch in der centrifugalen Neigung zur Abschließung des Stamm-, Provinzial- und Communallebens.

Unter einem besonderen Gesichtspunkt aber erscheint die Erlangung der richtigen Hauptstadtstellung Berlins noch als ein besonderes Glück. Es wird immer eine Aufgabe und ein hervorragend lohnendes Ziel der menschlich oft behinderten Entwickelung bleiben, aus der Noth eine Tugend zu machen. Man kann es beklagen, daß die Hauptstadt des neuen deutschen Reiches soweit nach Osten und in den märkischen Sand

*) Erfreulicher Weise scheint die Regierung neuerdings wieder thätiger zu werden. Abgesehen von der im ersten Artikel erwähnten nördlichen Linie über Tegel ist in diesen Tagen der Ausbau einer Bahn von Lichtenberg oder Friedrichsberg nach Wriezen angeordnet worden, womit nicht nur ein großer, leerer Kreisausschnitt im Osten Berlins aufgeschlossen, sondern auch durch Anschluß an fertige oder, wie Wriezen-Jädickendorf, genehmigte Strecken Durchgangslinien vorbereitet werden. Letzterer Gesichtspunkt dürfte indeß noch stärker hervortreten müssen. Die Projecte über den Stettiner Bahnhof werden jetzt wieder viel besprochen. Hoffentlich rückt die Regierung nicht nach einem unglücklichen Vorschlage hinaus aus der Stadt — auf den alten Viehhof, sondern *möglichst weit hinein* — bis nahe an den Viaduct der Stadtbahnhöfe Friedrichstraße oder Börse.

Digitized by Google

gerathen ist, und der rückwärtsschauende Traum von einer Kaiserstadt Frankfurt a/M. hat seine nicht minder tiefen Gründe, als Gervinus' Bedauern, daß nicht die Welthafenstadt Hamburg unsere Reichshauptstadt geworden. Aber da es nicht hat sein sollen und nach der einmal gegebenen, auch mitverschuldeten Geschichte des deutschen Volkes nicht hat sein können, so muß die Lage genommen werden wie sie ist. Dann aber lassen sich ihr auch höchst erfreuliche Seiten abgewinnen. Wenn dem reichgesegneten, mit überquellendem natürlichen Eigenleben ausgestatteten Südwesten Deutschlands es nicht vergönnt gewesen ist, die politische Hauptstadt des Reiches in seiner Mitte zu erhalten, so erblickt der ruhige Beobachter menschlicher Entwickelung hierin eine Ausgleichung, die in vielen Beziehungen fruchtbar wirkt. Dem karger bedachten, in den Existenzkampf der Völker und der Natur hineingestellten Osten mag es als eine Art Abfindung wohlwollender Beihülfe von unserem politischen Schicksal zugedacht sein, daß er das Centrum des staatlichen Lebens in seine Nähe und Mitte gerückt erhielt. Er ist damit in den Bereich einer fruchtbaren Ausstrahlung der wirthschaftlich-concentrirten Fülle jeder großen Hauptstadt gekommen, welche eine unübersehbare Menge von schlummernden Werthen, von wirthschaftlichen Potenzen zur Hebung und Entwickelung gelangen läßt. Die Sand- und Haideflächen des Ostens, seine Kiefernwälder, seine Seen, seine fleißige Bevölkerung, sie alle sind durch unerwartete Gunst des Geschicks einer Triebkraft der Exploitation („Ausbeutung" würde hier ein schiefes Bild geben) nachbarlich gesellt, welche den Spott des Sprichwortes und Dichters zu Schanden bringend in Wahrheit aus Häckerling Gold macht. Die melancholisch-einsamen Sanddünen, die Ginsterflächen und schweigenden Gewässer der Mark würden, derweil in Frankfurt die Kaiserstadt an der eigenen Entwickelung vielleicht erstickt wäre, ein vergessenes, kümmerliches Dasein weiter geführt, auf den „Kietzen" der Rest der braunen wendischen Bevölkerung seine slavische Sprache weiter gesprochen haben. Jetzt stellen die oft vom Sande verschlungenen Landstrecken im Westen und Süden Berlins nicht Millionen, sondern Milliarden, und die weiteren Gebiete nicht hunderte, sondern hunderttausende und Millionen von Werthen dar. Die Spree und märkischen Wasserläufe haben einen Verkehr, der an Tonnenanzahl fast der internationalen Rheinstraße gleichkommt; Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer, der Stadthaushalt von Berlin übertreffen in ihren gewaltigen Summen das Steueraufkommen ganzer Provinzen und vieler Einzelstaaten, Berlin und „Dependenzen" sind eine Goldgrube des nationalen Wirthschaftslebens geworden. Millionen von Einwohnern der sonst menschenleer gebliebenen Mark vermehren die militärische wie geistige Kraft der Nation, die Fülle des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens zahlt das vom Reich Eingebrachte mit Wucherzinsen zurück. So ist der verlorene Sohn in der Streusandbüchse die Freude und die Stütze des Hauses geworden.

Diese segensreiche Folge der noch heute so vielfach beklagten Thatsache, daß Berlin die Hauptstadt des deutschen Reiches geworden ist, wird bisher zu wenig beachtet. Sie ist in Wahrheit von nicht leicht zu überschätzender Bedeutung. Sie legt aber den staatlichen Behörden wie vor allem der Stadtverwaltung die erhebende Pflicht auf, diese großartige Entwickelung noch weiter bewußt zu fördern.

Hoffentlich — oder vielmehr sicherlich — wird die der Berliner Stadtverwaltung überkommene, von den Hohenzollern ihr überwiesene, von der tüchtigen Bevölkerung kräftig übernommene Aufgabe fortschreitend von allen Betheiligten größer empfunden und gedankenreicher angefaßt werden. Als demnächst mit fester Hand anzugreifende Unternehmung, zugleich als Höhepunkt der bisherigen und Anfang der weiteren Entwickelung, würde die jetzt fast widerwillig erwähnte Idee einer großen nationalen oder auch internationalen Ausstellung wieder aufzunehmen sein! Sie ist durch Kleinlichkeit der Staats- und Reichsbehörden, durch Mangel an eigenem Muth der Stadt, durch Ungunst und Uebelwollen sonstiger Factoren wiederholt schon in der Geburt erstickt worden. Aber die reiche Zeugungskraft dieser naturgewaltigen staatlichen und städtischen Entwickelung hat diese Idee, wir möchten im Bilde bleibend sagen, stets in den Lenden. Möge die Stadt Berlin dafür sorgen, daß sie, wenn die Zeit sich erfüllt hat, fertig ist. Daß in reicherer, schönerer, edlerer Umgebung das Unternehmen erstehe, welches mehr als alles bisher Geleistete die Kritik der Nation und des Auslandes herausfordern wird. Wenn dann nach wenigen Jahren endlich der alte Plan zur Wirklichkeit gelangt, dann wird man die anscheinend versäumten Jahre nicht bedauern, dann wird etwas wirklich Großes erreicht werden können. Ueber den an die Oberfläche tretenden Glanz und Erfolg hinaus wird dann die Stadt Berlin, seine Communalvertretung und seine Bevölkerung sich sagen, daß sie in dem äußeren Aufbau, in der würdigen Repräsentation und im Schmucke der Stadt etwas Reicheres und Tieferes geleistet haben, als der Augenschein ergibt. Sie werden sich mit stolzem Selbstbewußtsein sagen können, daß sie mit ihrem geistigen Planen und materiellen Bemühen mitgearbeitet haben an dem Aufbau des deutschen Staates und der deutschen Nation.

Literatur und Kunst.

Luxustheater und Volksbühne.

Von Arnold Fokke.

Daß es mit unserer nationalen Poesie, speciell mit dem Drama, nicht zum besten bestellt ist, das ist eine Bemerkung, die sich nicht nur dem Tieferblickenden aufdrängt, sondern die jeder Deutsche machen muß, der nicht bloß von der Hand in den Mund lebt. Die Noth ist so alt wie das Theater selbst. Die edelsten Männer, die größesten Geister sind bemüht gewesen ihr abzuhelfen, aber vergebens. Auch die gegenwärtige Zeit wird nicht müde, das Publikum mit Vorschlägen zur Reform des Theaters zu unterhalten, doch abgesehen von einigen guten Einzelbemerkungen haben alle mit einander keinen anderen als Augenblickswerth. Zwar ist die sittliche Entrüstung groß und der tiefe Brustton der Ueberzeugung läßt nichts zu wünschen übrig, aber je lauter der Trompetenstoß ist, desto weniger Wirkung hat er und um so wichtiger sind die gemachten Rathschläge. Der Grund davon ist der, daß dieselben sich theils zu sehr an der Oberfläche halten, theils nur die eine Seite der Sache betonen. Mögen es Idealisten oder Realisten sein, Pessimisten und Naturalisten aus der Schule Zola's, oder Jungdeutsche, die gegen die Antike für echtes Deutschthum kämpfen, mag ihnen die Vorliebe für die Klassicität den Rath an die Hand geben, oder die Ueberzeugung, daß mit einer freieren Erfassung des Erotischen der Schlüssel zur Lösung des Räthsels gegeben sei: alle leiden an dem Uebel, daß die von ihnen vorgeschlagenen Reformen dem Geiste gleichen, den sie begreifen. Alle haben ein Gefühl des allgemeinen Leidens, aber sie empfinden es nur von einer Seite, nicht weiter als die subjective Fähigkeit geht, den von außen kommenden Anstoß in sich aufzunehmen. Genau dem entsprechend ist denn auch die von Einzelnen wieder ausgehende Reflexbewegung, der Wiederhall ist genau Abbild und Maß von dem, was in den Geist desselben gefallen ist. Darnach ist es klar, daß die einseitige Hervorhebung des subjectiv Erfaßten keinen dauernden Erfolg haben kann. Wie die Theorie grau sein muß, weil das einfallende Licht schräg und nicht das ganze ist, so ist die aus ihr geborene oder sie begleitende That ohne nachhaltige Wirkung, weil sie nicht vom vollen Strome des Lebensblutes getragen wird. Man muß tiefer graben, wenn man auf die Quelle stoßen will, welche alle anderen speist.

Von allen den vielen Abhandlungen, welche sich in der gegenwärtigen Zeit mit der Reform des deutschen Theaters beschäftigen, hat allein die von Hans Herrig herausgegebene Schrift „Luxustheater und Volksbühne" (Berlin, Luckhardt) den ebenbezeichneten Vorzug. In der That, hier sprudelt

Digitized by Google

lebendiges Wasser, das sich nach meiner Ueberzeugung befruchtend über alle Theile unseres Bühnenlebens ergießen wird. Es mag dies Manchem überschwänglich vorkommen, aber wenn man die Argumentationen Herrig's liest, so wird man anderer Meinung werden. Zuvörderst gibt der Verfasser eine Erörterung über die Absichten, welche sowohl alle Kunst, als im besonderen die dramatische haben könne. Indem er auf's entschiedenste die Ansicht bekämpft, daß künstlerische Gestaltung sich selbst Zweck sei, kommt er zu dem Schluß, daß dieselbe, möge sie einen Namen tragen, welchen sie wolle, das schöne Ziel habe, eine Nation zu immer höheren Formen ihres Daseins emporführen zu helfen. Jede Völkerindividualität hat, wie er es darstellt, gemäß den ihr innewohnenden Eigenschaften und Kräften ein ganz bestimmtes Lebensendziel, dem sie in ihrer Entwickelung entgegenstrebt und das sie erreichen muß, bevor sie dem unvermeidlichen Untergange anheimfällt. Wäre dies Ziel bloß das des äußeren materiellen Wohlbehagens, so hätte in einem solchen Volke die Kunst keine wahrhafte, lebendige Stätte, oder doch nur eine solche, die bloß den Auswüchsen dieses Wohlbefindens, den verschiedenen Formen des Luxus diente. Aber damit ist die Sache keineswegs abgemacht. Denn wie im Individuum, so beherrscht auch in der Allgemeinheit der Dualismus die Situation, und je größer der ideale Gehalt ist, der einer Volksseele beigemischt ist, um so größer ist die Aufgabe des Künstlers, um so dringender ist die an die Kunst gestellte Aufgabe, diesem Gehalte immer ausdrucksvollere und vollkommenere Daseinsformen zu geben.

Nachdem Herrig durch Entfernung der Hindernisse, die in der Unbestimmtheit gewisser Begriffe liegen, freien Raum gewonnen hat, tritt er an seine eigentliche Aufgabe heran, an die Erörterung der Frage, mit welchen Mitteln der Noth unserer dramatischen Kunst beizukommen ist. Auf dem bisherigen Wege kann nichts erreicht werden. Wäre es möglich, so hätte schon ein so eminentes Genie wie Goethe Wandel schaffen müssen, aber es ist ihm nicht gelungen. Das deutsche Theater schwankt, so lange es besteht, zwischen den Anforderungen, welche von den Bewunderern des wirklichen Genies und den Inhabern der Bildung unserer Zeit gestellt werden, und denjenigen, durch welche das nur von Genußsucht gestachelte Publikum geleitet wird. Zwischen diesen beiden Extremen macht auch der sogenannte „Bildungsphilister" sein Gewicht geltend, aber ohne von festen Grundsätzen geleitet zu werden. Je nachdem der Genuß, oder der Stolz auf seine Bildung ihn antreibt, ist er bald auf dieser, bald auf jener Seite zu finden. Ohne eigenes Urtheil, weil durch und durch mit dem Uebel der Denkfaulheit behaftet, spielt er auf dem Gebiete der Kunst dieselbe Rolle, die ihn politisch als deutschen Michel erscheinen läßt. So kommt es, daß unsere Bühne bald einem dem Höchsten und Heiligsten geweihten Tempel gleicht, bald einem wüsten Tanzboden. Eine Versöhnung zwischen diesen beiden Gegensätzen ist einfach deshalb nicht möglich, weil allerorten in Deutschland die Bühnendirectoren im Interesse ihres guten Rufes Bedacht auf die eine Richtung nehmen müssen und zum Vortheil ihrer Kasse die andere nicht vernachlässigen dürfen. Aus diesen Gründen bleibt, um der überall hervortretenden Noth zu begegnen, nichts anderes übrig, als eine ganz neue Schauspielkunst in's Leben zu rufen und zu diesem Behufe auf den Punkt zurückzukehren, von welchem wie bei uns, so bei den Griechen, alle Dramatik ausgegangen ist, die Religion. Die Religion mußte dieser Ausgangspunkt deshalb sein, weil in ihr die Gemeinschaft der Nation am tiefsten und innigsten zum Ausdruck kommt. Was eine Nation als ihr Innerstes und Heiligstes gemeinsam erlebt, das will sie sich auch gemeinsam gegenständlich machen und zur äußeren Darstellung bringen. Das geschah während des Mittelalters in dem der Religion erbauten Hause, gespielt wurde in den Kirchen. Man sieht, wie außerordentlich wichtig diese Gedanken sind, und ist ebenso überrascht über ihre Einfachheit wie über ihre Wahrheit. Den Nachdruck legt Herrig auf die Gemeinsamkeit. Noch jetzt hat sich in der protestantischen Kirche die letzte Spur dieser Gemeinschaft in der Predigt und in der Antwort der singenden Gemeinde erhalten, während im katholischen Gottesdienst die gemeinsame Dramatik in der kirchlichen Action noch viel deutlicher hervortritt. Im Uebrigen trat die dramatische Kunst allmählich aus der Kirche heraus und siedelte sich auf den Marktplätzen an, wobei es nicht ausbleiben konnte, daß mit der Zunahme ihrer Verweltlichung in demselben Maße auch die Gemeinschaft der Darsteller und des Volkes abnahm.

Es ist nun die Frage, auf welche Weise Herrig die geforderte Gemeinschaft herstellen will. Ganz folgerichtig knüpft er auch hier an die Religion an. Wie der Prediger in der Kirche durch sein gesprochenes Wort die Stimmung in der Gemeine wachruft, und diese im antwortenden Gesange derselben Ausdruck gibt, so soll es im Theater sein. Die Musik und der Gesang soll die durch die Handlung geweckten Gedanken und Gefühle weiter führen, und zwar soll der letztere von einem im Zuschauerraume Platz habenden und die ganze Gemeine vertretenden Chore erhoben werden, oder wo es angängig gemacht werden kann, von dieser selbst. Obgleich diese Lösung wegen ihres Gegensatzes zu allem bisherigen theatralischen Gebrauche für den ersten Augenblick in hohem Grade überraschend ist, so stellt sie sich doch bei genauerem Zusehen als durchaus richtig heraus. Ueber den wichtigen Fingerzeig, welchen die gebräuchliche Religionsübung dem Verfasser gegeben hat, habe ich bereits gesprochen, aber er weist noch auf andere bedeutsame Umstände hin. Zunächst sind es die mittelalterlichen Fastnachtsspiele, die ihm den Beweis liefern, daß er auf dem richtigen Wege ist. Daß an diesen Darstellungen das Volk sich mit Gesang und Spiel betheiligte, ist eine Thatsache, die nicht bewiesen zu werden braucht. Herrig erinnert an das Oberammergauer Passionsspiel, das eine directe Fortsetzung eben jener Fastnachtsspiele sei. Er hätte auch auf die Aufzüge und die wilde Lust der Carnevalszeit hinweisen können, die aus dem Volke geboren, zwar von einzelnen geleitet, aber ohne directe Betheiligung der Menge nicht darstellbar sind. Zweitens zieht er den Chor in der griechischen Tragödie in die Betrachtung. Mit dem vollsten Rechte. Hier vertritt der Chor das zuhörende und an der Handlung betheiligte Volk, das seinen Gefühlen und seiner Stimmung in passenden rhythmischen Gesängen Ausdruck verleiht. Darnach ist zwar diese Betheiligung bloß eine ideale, aber sie hat doch die reale zur Voraussetzung und man darf nicht vergessen, daß in der griechischen Tragödie sowohl als Komödie der Chor das erste und ursprüngliche war, aus dem sich erst später das Schauspiel entwickelte. Am Dionysosfeste traten nämlich unmittelbar aus dem Volke Festchöre zusammen, die anfangs mit improvisirten, nachher eigens dazu hergestellten Liedern untereinander wetteiferten, so daß der Chor in der Form, wie er später im ausgebildeten Drama erscheint, nichts ist als der Rest des früher unmittelbar an dem Festspiele betheiligten Volkes. Diese Art seines Entstehens hat Schiller übersehen, als er es versuchte, den bei den Griechen gebräuchlichen Chor in unser Drama einzuführen. Der große Dichter that es, um damit der dramatischen Kunst neuen Schwung zu geben, aber der Versuch mußte vergeblich sein, weil er eine mechanische Verpflanzung des Baumes vornahm, ohne demselben auch das Wurzelwerk mitzugeben, durch welches er den Saft aus der Erde heraufholt.

An dieser Stelle ist einer der Schwerpunkte in den Herrig'schen Argumentationen. Man muß durchaus mit ihm übereinstimmen, wenn er sagt, daß von allen deutschen Dramatikern Schiller dem Herzen seines Volkes am nächsten gestanden hat. Unablässig war er bemüht, in seiner Nation ein Publikum heranzuziehen, das ihn nicht bloß verstand, sondern thatsächlich an seinem dramatischen Wirken und Schaffen theilnahm, und in Wahrheit ist es ihm auch gelungen, eine Zeitlang eine Gemeine, wenn ich den Ausdruck hier gebrauchen darf, um sich zu versammeln. Wenn nun dieser Dichter, um das ihn mit seinem Volke verknüpfende Band immer enger zu schlingen, auch auf den Gedanken der Verwerthung des griechischen Chores kam, so ist das ohne Zweifel ein weiterer Beweis, daß hier der Ausgangspunkt zur Reform oder Wiederbelebung der deutschen Schaubühne gefunden war. Aber nur der Punkt, nicht auch der weiter führende Weg. Zweifellos lag das in

Digitized by Google

den Verhältnissen der Zeit. Der unermeßliche geistige Stoff, welchen die großen Geister der klassischen Periode dem Volke geboten hatten, mußte erst von diesem durcharbeitet sein, bevor die Nothwendigkeit des Weiterschreitens sich als eine nicht mehr zu umgehende kund that. Jetzt ist das allmählich anders geworden. Die großartige Anregung, welche das vorige Jahrhundert gegeben, hat seine Früchte getragen. Es hat sich eine Fülle geistiger Capacität in unserem Volke gezeigt, die in allen Zeiten und allen Nationen ihres Gleichen sucht. In diesem idealen Gehalt, der überall und nach allen Richtungen Auswege sucht, findet Herrig die letzten Belege für seine Ansicht. Die Lust an historischen Aufzügen, in denen das Volk sich selber dargestellt sieht, die überschwängliche Beschäftigung mit der Musik, die aller Orten betriebene Pflege des Gesanges, die Vorliebe für das Liebhabertheater, alles das sind directe Fingerzeige, wie die Ueberfülle zu verwenden ist. Alles was sonst in einseitiger Pflege nicht den richtigen Ausweg findet, was sonst unter verkehrter Anleitung nicht zu nöthiger Entwickelung gelangt und verkümmert, soll aus der bisherigen Richtung weg in Einen großen Strom geleitet werden und die angemessene Verwendung finden. Die anfangs in kleinen Städten einzurichtende, dann auch in die großen Städte zu verpflanzende Volksfestbühne soll alle diese verschiedenen Kräfte möglichst an sich ziehen und in ihren Dienst stellen. Man wird eingestehen, daß, so großartig diese Vorschläge für den ersten Blick erscheinen, sie doch nichts Utopisches an sich haben: sie sind durchführbar, weil sie an wahrhafte Realitäten des Lebens anknüpfen.

Ich sagte soeben Volksfestbühne, denn ausdrücklich muß noch bemerkt werden, daß Herrig sich die Festbühne Wagner's in Bayreuth zum Muster genommen hat, wie es denn auch keineswegs seine Meinung ist, das bisherige Theater durch die neue Bühne aufsaugen zu lassen. Sie soll nur auch das Gute haben, demselben Erleichterung zu verschaffen, und dies wird sie dadurch erreichen, daß sie der Unterhaltungsbedürftigkeit des Volkes, die sonst auf das Gemeine verfällt, edlere und höhere Bahnen zeigt und damit dem stehenden Theater die Möglichkeit gewährt, selbst auch das bessere Schauspiel zu pflegen. Noch eine Bemerkung muß hier gemacht werden. Man könnte der Meinung sein, daß, weil Herrig auf die Fastnachtspiele und die Religion überhaupt zurückgeht, seine Schauspiele nur religiösen Inhaltes sein sollen. Ausdrücklich verwahrt er sich dagegen, als ob es ihm bloß um eine Wiederbelebung der mittelalterlichen Fastnachtspiele zu thun sei. Wollte man nur dies, so brauche man nur das Oberammergauer Passionsspiel zu erweitern und verallgemeinern, denn das sei die Fortsetzung jener früheren Darstellungen. Wiederholungen gäbe es überall nicht, hier käme es nur darauf an, an das, was durch das Eindringen der Renaissance in's Stocken gerathen sei, wieder anzuknüpfen und es nach Maßgabe des augenblicklichen Lebensinhaltes des Volkes weiter zu führen. Die Vorliebe, welche dieses für historische Aufzüge habe, zeige die Richtung, die eingeschlagen werden müsse. Herrig ist der Meinung, daß das Volk nicht sein Leben der Gegenwart dargestellt wissen, sondern sich gegenständlich sehen wolle, wie es in der Vergangenheit war. So soll der reiche Schatz der vaterländischen Geschichte den Stoff für die neu zu gründende Volksbühne hergeben, und besonders soll das Volk im Leben und in die Thaten seiner großen Männer wahrnehmen, in welcher Weise und in welchem Maße es selbst an dem in jenen lebenden Geiste Theil hat.

Noch habe ich einige Worte über die Einrichtung zu sprechen, welche Herrig seiner Volksbühne geben will. Nach dem, was oben gesagt worden ist, kann es nicht auffällig sein, daß er von Coulissen und Decorationen für sein Theater nicht viel wissen will. Nicht, als ob er alles was dahin einschlägt, radical entfernt, aber er fordert doch möglichste Einschränkung und zum Theil auch völliges Weglassen. Die ganze Wirklichkeit kann doch überall nicht erreicht werden, in vielen Fällen sind sogar die Decorationsmittel dazu angethan, die Illusion zu stören. Daher ist es am besten, der durch das Spiel erregten Phantasie es zu überlassen, wie sie sich die Oertlichkeit ausmalen will. Das soll besonders von dem Theile der Bühne gelten, welcher sich in den Zuschauerraum hinein erstreckt und von welchen Treppen in diesen hinabführen. Herrig nennt sie die Vorderbühne; sie soll nur bei eigentlichen Festspielen zur Verwendung kommen und wie die Orchestra im griechischen Theater zusammen mit dem im Zuschauerraum aufgestellten Sängerchor — er hat der Bühne gegenüber an der Hinterwand seinen Platz — die Gemeinschaft zwischen den Schauspielern und dem Publikum vermitteln. Hierzu muß sie deshalb vorzüglich geeignet sein, weil das Publikum die Handlung nicht durch das störende Orchester von sich getrennt wie ein entferntes Bild vor sich hat, sondern in lebendiger Action sie in seiner Mitte sich vollziehen sieht.

Daß Herrig mit allen diesen seinen Rathschlägen nicht durchweg die Tageskritik für sich hat, ist selbstverständlich. Ist diese leider doch nur in den seltensten Fällen geneigt, einer Sache auf den wirklichen Grund zu gehen. Wenn es in einer dieser Recensionen heißt, daß die von Herrig an das Publikum gestellten Ansprüche kaum zu verwirklichen sein würden, da es an den meisten Orten an geeigneten Kräften für Gesang und Schauspiel fehlen dürfte, so ist das ein ganz nichtiger Einwand. Herrig hat in seinem Lutherfestspiel, das an vielen Orten aufgeführt wurde und noch aufgeführt wird, den Beweis geliefert, daß die Sache in Wirklichkeit gemacht werden kann. Uebrigens bemerkt er ausdrücklich, daß das Volk erst zu den von ihm erwarteten Leistungen erzogen werden muß.

Herrig kann voller Ruhe in die Zukunft sehen: nach dem, was er bis dahin geleistet hat, kann man erwarten, daß das Festspiel, welches im Jahre 1889 in Worms zur Aufführung kommen soll, dem deutschen Volke auch in der Praxis zeigen wird, welche Wege es von jetzt an in der dramatischen Kunst zu wandeln hat. Wohlthuend ist der Ton, in welchem er von diesem Drama spricht: man dürfe nicht erwarten, daß er damit ein vollkommenes Muster aufstellen werde; es komme zunächst nur darauf an, den ersten Anstoß und ungefähr Weisung zu geben, wie das Ding anzufassen sei. Andere würden ohne Zweifel viel besseres leisten. Welch schöner Gegensatz zu dem widerwärtigen Geschrei Anderer, die mit tönenden Worten eine Revolution der Literatur predigen und kläglich mit den eigenen Dichtungen hinter ihren Forderungen zurückbleiben!

Ein scholastisches Gespenst.

Bisher wußte man nur, daß Gespenster bei Nacht erscheinen. Aber wenn es überhaupt Gespenster gibt, mag es auch solche geben, die nicht wissen, daß sie Gespenster sind und ganz naiv bei Tage erscheinen, um — sich auslachen zu lassen. Und so kam es wohl auch, daß jüngst am hellsten Geschichtstage, in unserer sonnenfrohen Zeit, da der Mittag in Permanenz erklärt ist, kühnen Schrittes ein Gespenst erschien, das — aber nicht ausgelacht wurde; weil es nämlich nicht gesehen wurde. Es hatte aber auch eine zu komisch falsche Art, sich bemerkbar zu machen — es schrieb ein vierbändiges Werk. Wer aber hat heute Zeit, vier Bände zu lesen, um zuletzt zu entdecken, daß sich hinter der Unschuld ihrer Blätter ein Gespenst versteckt? Doch es ist einer jener erschütternden Urwitze, mit denen das Leben bisweilen einen ganzen Heinrich Heine auf einmal ausschüttet, daß jenes Gespenst sich für den Heiland der Zukunft hält: „Ich nehme keinen Anstand zu sagen, daß das Erscheinen dieser Lehren das Hauptereigniß des 19. Jahrhunderts ist, durch welches dasselbe in der ganzen Geschichte der Menschheit einzig dastehen wird. Denn durch die Entdeckung des Grundgesetzes des Denkens und die damit zusammenhängende Constituirung der Philosophie als Wissenschaft macht die Menschheit einen Schritt vorwärts, wie sie ihn in der Vergangenheit nie mit einem Male gemacht hat, noch je in Zukunft auf einmal machen wird. Ein Gewinn

Digitized by Google

von gleicher Bedeutung bleibt nicht mehr zu erzielen übrig; alle künftigen Fortschritte auf geistigem Gebiete werden vielmehr bloße Folgen des jetzt Gewonnenen sein" (Bd. IV, S. 219).*)

Doch im Ernst! Gibt es Gespenster in der Philosophie oder steht auch das gesammte geistige Leben unter unverbrüchlichen Naturgesetzen, von denen das vornehmste ist, daß das Todte todt und unerweckbar ist? Da sind Worte wie Romantik, Reaction, Renaissance, Archaistik. Aber es sind Namen aus der Geschichte der menschlichen — Trachten. Die Moden kehren wieder, aber nicht die Geister, die sie beleben. Die Geister, die da nachahmen, sind sogar die entgegengesetzten ihrer Vorbilder, schon weil die Sehnsucht aus dem Gegensatz fließt. Die social und objectiv gestimmte Antike ist das Studieninteresse des erwachenden Individualismus der Reformationszeit und die Begeisterung unserer subjectivistischen, unpolitischen Literaturclassik. Byron ein Griechenschwärmer! Die weibliche Romantik träumt von Ritterturnieren, der Rococogeist der Hadrianischen Epoche mit seinem schwindsüchtigen Raffinement, seinem mystischen Unglauben heuchelt im Zickzack der Linien die fromme Einfalt der griechischen Jugendkunst und unsere papierne, flüssige, leichtschwebende, lichtreiche Zeit lügt sich hinein in die Zeit des Massiven und Dunkeln, des Eichenen, Broncenen, Thönernen, der Polster und Butzenscheiben. Das Greisenalter sehnt so sich nach der starken Jugend oder auch das schwanke Jünglingsthum so nach dem festeren Mannesalter. Die zerrissenen Seelen der Uebergangszeitalter sind es, die so sich selbst entfliehen wollen und nach den Formen gefesteter Geschichtsstufen lechzen. Das Sehnen aber ist in der geschichtlichen Sehnsucht meist stärker als das Ersehnte und lebt sich ohnmächtig aus in der theoretischen oder noch lieber in der ästhetischen Scheinexistenz.

Doch wenn nun wirklich einmal das Todte lebendig wird? und wenn wirklich einmal die Vergangenheit mehr als ein Aeußeres ist, ein ästhetisches Mäntelchen, ein berauschender Trunk, ein begeisterndes Gedicht? und wenn wirklich ein Denken ersteht, das von der Vergangenheit nichts weiß und nichts wissen will, das sich mit den bunten Federn der Gegenwart schmückt und der Zukunft entgegenjauchzt und doch nichts ist als — ein gespenstisches Stück Vergangenheit? Es wäre ein Beispiel geschichtlicher Abnormität, eines Atavismus des Denkens, welches das stärkste Interesse des Geistespathologen der Menschheit, des Philosophen herausfordert. Und nun ein solches Beispiel in unserer Zeit, in dieser Zeit, die Alles kennt und duldet, nur keine Einsiedler, die mit eisernen Fesseln alle ihre Kinder an sich bindet und wie ein stürmender Ocean durch alle Köpfe rauscht und alles Denken in Wellenschläge auflöst ihres eigenen mächtigen Seins! Oft genug hat man in der Geschichte jenes geheime Fluidum des Zeitgeistes wirkend gefunden, das ohne physische Vermittelung an fernen Orten zur gleichen Zeit die gleichen Gedanken erstehen ließ, wie ein Wunder jenen Connex der Geister angestaunt, in welchem alle Zeitgenossen wie Glieder einer großen Gemeinde, die sich ohne Worte verstehen und alle Einzelnen, die hervortreten, nur wie Chorführer und Dolmetscher erscheinen. Es gilt von jeder Zeit, von unserer aber ganz besonders, daß sie mit eigener Hand für ihre Söhne die Wände des Denkens zimmert und das Meublement der Gedanken hineinstellt. Oder richtiger: jede Zeit und unsere ganz besonders ist im Grunde nur ein Gehirn und lebendiger Kampf der Gegensätze ist darum so wenig ausgeschlossen, wie der Widerstreit der Leidenschaften, der zweifelnden Gedanken in der einzelnen Menschenseele. Und nun ein fremdes Atom in diesem Hirn!

Wir behaupten, Spirs Philosophie ist in unseren Tagen eine Gespenstererscheinung, und wenn auch Spir selbst hundertmal das Gegentheil sagt und mit Kantischen Terminis operirt und hundert Seiten aus Mill und Spencer abschreibt und überhaupt in der neuesten naturalistischen Philosophie eine staunenswerthe Belesenheit zeigt. Sie ist es, nicht weil er den Naturalismus bekämpft. Nur mit Unrecht, mit jener Prätension, in der sich die Ahnung nahen Sinkens ankündigt, spielt sich der Naturalismus als beherrschender Typus des Zeitalters auf, — eine Episode als der ganze, große Lebensroman. Gerade in diesem Kampfe fordert seine Lehre Sympathie und Beachtung und zeigt recht glückliche, originelle Momente (z. B. in I, 1, 2). Nein, gespenstisch ist sie, weil sie scholastisch ist.

Scholastik ist weniger die Philosophie im Dienst der Kirche, als die Philosophie im Dienst der Schule, wie es der Name besagt, die starre Begriffsphilosophie, die nicht die Macht des Lebens in sich aufgenommen, am Herzen der Zeit und des Volkes gelegen hat, am Herzen der nicht bloß denkenden, sondern vor Allem sehenden, fühlenden und wollenden Menschheit. Seit 100 Jahren weiß es die Philosophie besser und die volle Abwendung von den scholastischen Bahnen, der sieghafte Einzug des Lebens in das philosophische Denken ist der einzige Vereinigungspunkt, das einzige Resultat der Philosophie des letzten Jahrhunderts. Kant, Fichte, Schopenhauer haben die Priorität des Willens, Schelling, Schleiermacher, Hartmann die des Gefühls, die empiristischen Richtungen die der Empfindung und Anschauung über das Denken gelehrt. Hegel hat zwar die Welt „auf den Begriff gestellt", aber er hat in den Begriff aufgenommen und in ihm stärker als alle anderen herausgebildet den großen neuen Gedanken des Jahrhunderts, der da heißt Entwickelung; und indem er den Begriff flüssig machte, hat er ihn fähig gemacht, die ganze Weite und Geschehensfülle des Lebens zu fassen. Herbart hat zwar ontologische Elemente entscheidend verwerthet, aber sie sind bei ihm getragen von echt neuzeitlichem Realismus und Individualismus und durchtränkt vom lebenswärmsten Psychologismus. Streitender Haß löst sich in heiteres Lächeln auf, todfeindliche Extreme des Denkens reichen sich frohlockend die Hände, das ganze geistige Jahrhundert, das dereinst das Jahrhundert der buntesten Gegensätze zu heißen bestimmt ist, wird zum geschlossenen Chorreigen, wenn es zu tanzen gilt auf dem Grabe der starren Ontologie. Und erst auf diesem Grabe erwuchsen in selbständiger Gestalt jene philosophischen Wissenschaften, die im Gegensatz zur bloßen Denkphilosophie im Leben, d. h. im Wollen, Fühlen, Anschauen, Empfinden, ihr Material oder ihren Ausgangspunkt finden: die Psychologie, die Ethik, die Aesthetik, Pädagogik und die Erkenntnißtheorie. Die scholastische Ontologie ist todt seit mehr als 100 Jahren. Aber schon in der vorkantischen Philosophie hatte sie viel von ihrer Kraft eingebüßt. Descartes und Spinoza, Leibniz und Wolff gaben ihr zwar noch vielfach willig Gehör, aber diese dualistisch gestimmten Denker stellen als gleichberechtigtes Element neben sie ihren starken Physicismus; die beiden späteren unter ihnen durchbrechen noch mit dem weiteren Princip des Individualismus die scholastischen Mauern. Die Jahrhunderte tragen eben ihre eigensten Grundgedanken als nährende und belebende, lenkende und gestaltende Kräfte in die Philosophie hinein, in die Philosophie ihrer — großen wahren Denker. Der noch immer nicht genügend gemißachtete Wolff allerdings wußte an der lebensreicheren Weltauffassung seines Lehrers Leibniz nichts anderes zu corrigiren, als daß er die scholastischen Farben wieder mehr auffrischte auf Kosten der physicistischen. Anderthalb Jahrhunderte, bis auf diesen „Scholastiker" Chr. Wolff müssen wir zurückgehen, wenn wir den zeitlich nächsten Geistesverwandten Spir's nennen wollen. Ist es nicht unerhört, daß Wolff schon Spir dessen eigenste, welterlösende Großthat vorwegnahm, den Satz der Identität und des Widerspruchs allen anderen voranzustellen und die ganze Welt daraus abzuleiten? Und noch unerhörter, daß die darob von Spir erwartete Neugeburt der Menschheit schon damals nicht erfolgte? Und am unerhörtesten, daß bald darauf die Neugeburt der Menschheit gerade geschah durch den schmählichen Absturz jener Sätze aus ihrer Lügenhöhe, ein Absturz, der aus dem Alles ein Nichts machte, durch die Kantische Entdeckung, daß der Erkenntnißwerth der „welterklärenden" Sätze der Identität und des Widerspruchs und ihres ganzen Gefolges von analytischen Sätzen, eben weil sie alle auf jenen beruhen, gleich Null sei? Die Kantische Philosophie ist der Sieg des Synthetischen über das Analytische, des Lebens über das Denken. Im Grunde gibt es nur drei

*) A. Spir, Gesammelte Werke. 4 Bde. Leipzig, J. G. Findel.

Digitized by Google

philosophische Heerlager im 19. Jahrhundert: Kantianer, Hegelianer und Empiristen. Aber ein Zauberwort gibt es, einen Begriff, an dessen hohen Werth sie alle glauben, der sie alle unter einer Fahne zusammenführt: sie sind es alle in anderem Sinne, aber sie sind doch allesammt Synthetiker. Im Fichte-Hegel'schen Sinne kennen die Vorkantianer nur Thesis und Antithesis. Das ist der ganze Unterschied der Methode Spinoza's mit ihrer mathematischen Form, ihren Determinationen und analytischen Beweisen und der Entwickelungsmethode Hegel's, das ist der Grund z. B. des principium indiscernibilium bei Leibniz, des Ausgehens vom Satz der Identität und des Widerspruchs bei Wolff, das ist der Grund des schlecht verkleisterten Dualismus aller jener Denker. Während die früheren Jahrhunderte immer zum Absoluten und Antithetischen drängten, spricht aus allen Regungen unseres Jahrhunderts der Gedanke der Synthese. Synthese ist Vereinigung des Fremden, aber doch in Beziehung stehenden. Synthese ist vor allem die Entwickelung, Synthese ist die Induction, die Erfindung, Synthese ist der Constitutionalismus, das Parlamentswesen und überhaupt unser conglomerirendes sociales Leben, Synthese ist die Toleranz und auch der innere Motor aller Aeußerungen der Völkergeschichte in unserm Jahrhundert, der nationale Trieb im Gegensatz zum Particularismus. England hat bekanntlich das 19. Jahrhundert halb schon im 17. Jahrhundert erlebt und sah schon damals den synthetischen Trieb, allerdings nicht in seiner vielseitigen Tiefe, hervorbrechen im philosophischen Empirismus, im Constitutionalismus, im inductiv arbeitenden Lebensfortschritt.

Natürlich ohne es zu wissen und ohne Consequenzen daraus zu ziehen stellt sich Spir's Philosophie dem Grundtrieb des Jahrhunderts schroff entgegen. Sie ist der Synthetik feindlicher selbst als Wolff, feindlicher sogar als die Scholastiker und Spinoza, so feindlich wie eigentlich nur die alten, uralten, todten, mehr als todten Eleaten. Aber Spir nennt den Satz der Identität einen synthetischen. So kann man mit Namen Ball spielen! Wenn A = A nicht tautologisch analytisch ist, was ist es dann? Wenn jeder jeden Satz, an den er irgend eine Vorstellung, ein Interesse knüpft, synthetisch nennt, dann sind sie mit Freuden alle Synthetiker: Wolff, Spinoza und die Scholastiker und die Eleaten, und die „Kritik der reinen Vernunft" ist nur — ein Druckfehler. Aber gerade, daß Spir hierin sein Interesse, hierin Inhalt, ja die ganze Welt als Inhalt findet, daß ihm das letzte Wort einer vierbändigen Philosophie nichts anderes ist, daß ihm diese gewaltige Welt nichts anderes predigt als A = A, das ist das grauenvoll Gespenstische in dieser Philosophie. Einer Lehre, die den ganzen Inhalt der Welt, der, Spir weiß es, gerade außerhalb der Identitätsform liegt, als arrogantes Phantom streicht, die ihre ganze Idealität und Wahrheit, ihre ganze Befriedigung findet in der todten Einheit des leeren Denkens mit sich selbst, einer Lehre, deren Himmel die Trivialität und deren Gläubige allenfalls Lineale und Logarithmentafeln, einer solchen Lehre kann dieses Zeitalter, erfüllt mit dem Ideenschatz und Thatensturm des lebensreichsten Jahrhunderts nur ein instinctives: Hu! entgegenrufen. Glückliches Gemüth, dessen Wollust darin aufgeht, daß nur „die Rechnung stimmt", mag darüber eine ganze Welt zerquetscht werden. Vor Jahrhunderten mag eine philisterhafte Spinne grauen Klosterwänden die Lehre des A = A zugesummt haben; und dem damals lebendigen Klosterbruder Spir mag sie ins träumende Hirn gestiegen sein. Und nun ruft sie plötzlich der aus dem Grabe gestiegene Spir irrigerweise in die fremde Zeit hinein. — Natürlich fehlt dieser Philosophie ebensowohl Entwickelung wie Stimmung. Erstere kann eine Philosophie des 19. Jahrhunderts nur entbehren, wenn letztere so überwältigend groß ihr entgegenwirkt wie in Schopenhauer's Pessimismus. Aber das Jahrhundert hat ja im jüngsten großen System sogar den echt optimistischen Entwickelungsgedanken mit dem Pessimismus sich vermählen sehen. Stimmung kann eine Philosophie des 19. Jahrhunderts nur entbehren in der Empirie, niemals im höheren Aufstieg des Geistes. Kant, Hegel, Schelling sind Optimisten und der Pessimismus, von Fichte zuerst berufen, lebt sich in den Systemen Schopenhauer's und Hartmann's, den zeitlich eigensten Kindern des Jahrhunderts, in einer Stärke aus, wie niemals eine Grundstimmung in der gesammten Geschichte der Philosophie. Optimistisches Rosa, pessimistisches Schwarz, classisches Weiß, romantisches Blau, mystisches Gold und empiristisches Grün schwelgen im philosophischen Panorama des Jahrhunderts durcheinander; nur kalter, farbloser Spinozismus bleibt ihm fern. Was will hier A = A?

Wolff hatte in den Formen der Identität und des Widerspruchs nur eine logisch-methodische Spitze gesucht und in gesunder Zeit- und Welterkenntniß mit seinem Individualismus und Physicismus ein weites, erträgliches Weltbild geschaffen, aber Spir setzt das ganze Wesen der Welt, den ganzen Inhalt seiner Philosophie in A = A und seine Consequenzen. Dieser schroffe ontologische Monismus wirft ihn in der Rangordnung des geistigen Fortschritts zurück in die Sphäre des Eleatismus. Aber Parmenides war wenigstens geistreich genug, neben der todten Welt des Seins eine respectable Welt des Scheins aufzubauen.

Noch einige weitere verwandtschaftliche Züge zwischen Wolff und Spir seien hier angedeutet. Natürlich muß bei beiden als einer der ersten sich der Satz der Causalität aus dem Satz der Identität resp. des Widerspruchs ableiten lassen, jener ursynthetische Satz, für Kant das beste Beispiel, für Schopenhauer die Grundlage alles Synthetischen, aus dem Ursatz alles Analytischen. Bei Spir geht es nicht ab ohne scheinbar inhaltliche, in Wirklichkeit nur nominelle Reservationen. Natürlich sind beiden die altscholastischen Sätze ex nihilo nihil fit und omne ens est unum verum bonum wichtige Offenbarungen. Nur faßt Spir den letzteren Satz monistisch und sagt in seiner Sprache: das mit sich selbst Identische ist eins, frei von einem Anderen, unbedingt, Substanz, unveränderlich, ohne Mangel, vollkommen. Was aber sagt Kant über den Werth dieses Satzes? S. Krit d. r. V. ed. Kirchmann S. 126 ff. Natürlich leugnen beide das Werden. Natürlich ist der substantiellen Welt, die Spir monistisch, Wolff pluralistisch denkt, Ausdehnung, Zeit, Raum, Bewegung, Gestalt, Entstehen aus Anderem und Uebergang in Anderes fremd. Spir sieht mit Wolff die Körper an als phaenomena substantiata, denen nur unser verworrenes Vorstellen Substantialität gibt. Aber diese Phänomenalität der Körperwelt ist beiden nicht etwa die Kantische, sondern ist logische Verwechselung, Täuschung der Kurzsichtigkeit. Die Welten des Substantiellen und des Empirischen sind bei ihnen nicht qualitativ wie bei Kant, sondern nur quantitativ geschieden. Spir's subjectiven Idealismus unterschreibt auch Wolff und läßt ihn in seiner Unabhängigkeit bestehen, nur stellt er dualistisch daneben, selbständig, bloß parallel die physische Welt. Natürlich ist beiden Rationalisten das Gute nicht erst durch Gottes Willen, sondern an sich gut. Auch die Abhängigkeit des Wollens vom Vorstellen und Denken ist selbstverständlich bei solchen Denkfanatikern, die selbst das Ethische nur logisch fassen; und ebenso die antieudämonistische, rein logische Auffassung des Guten und der Tugend als Vollkommenheit oder Identität mit dem eigenen Wesen. Wie zwischen Nihilum und Aliquid, so setzen beide auch zwischen Gut und Böse ein schroffes antithetisches Verhältniß. Natürlich; denn das reine Denken duldet nur Absolutes, auch nur absolute Gegensätze. Es ist eben alles nur die Consequenz davon, daß der innerste Kern und auch äußerlich der wichtigste Theil der beiden Lehren nichts ist als starre Ontologie. Die Scholastik freut sich des gelehrigen Schülers in der Antithetik des Guten und Bösen, des aliquid und des nihilum, das sich selbst widerspricht, oder des ens und des non ens, wie noch Campanella seine Grundprincipien nennt, der irdischen und der noëtisch-gottverwandten Natur im Menschen, in der Gleichsetzung Gottes und des ens, der Substanz, deren nothwendige Einheit schon Anselm bewiesen, als des Unbedingten, des wahren Seins der Dinge, als der absoluten Einheit ohne alle Anderheit, als des Vollkommenen, des Seligen, des Strebensziels aller Dinge, als des Guten, durch welches sie vollkommen werden, als der Identität mit sich selbst, d. h. des Wesens und der Existenz.

Digitized by Google

Schon Anselm und Thomas hassen die Individuität als die Unvollkommenheit, die nur der Welt, nicht der Gottessubstanz zukommt. Daß die irdische Welt die Welt des Entgegengesetzten, der Widersprüche sei, ist ein beliebter scholastischer Gedanke; schon Thomas hatte das Bestehen aus Gegensätzen und das Sterbliche argumentirend zusammengebracht. Schon bei dem Cusaner ist es kein origineller Gedanke, daß in den Dingen die Einheit mit der alteritas verbunden ist, aus der alles Uebel und alle Beschränktheit, die nichts wahrhaftes sind, entstammt. Seit Anselm wird fast allgemein von den Scholastikern das Böse als das Irreale, bloß Negative gefaßt, das auch nicht von Gott herstammt. Schon Nikolaus Cusanus hatte in der Thätigkeit des Verstandes ein Bejahen und Verneinen und in den Formeln der Identität und des Widerspruchs das Fundamentalgesetz des Verstandes gesehen. Sogar Duns Scotus hatte den Satz der Identität, die incompossibilitas contrariorum als die Spitze alles Denkens, als das absolute Gesetz gefaßt, dem alles Sein, auch das göttliche, unterworfen ist. Auch die Abhängigkeit des Wollens vom Vorstellen ist dem Thomas so wenig fremd wie dem Spinoza, wie ebenso die Annahme eines nicht causal-effectionistischen, sondern nur intuitiv-ontologischen Verhältnisses Gottes zur Welt namentlich spinozistisch, aber auch schon scholastisch ist. Was bleibt da noch übrig von der Spir'schen Philosophie? Wolff bleibt hinter diesen Scholasticismen Spir's weit zurück und erscheint ein jugendlich neumodischer Stutzer dagegen. Der Realbeweis für die mit sich selbst identische Substanz geschieht natürlich streng im scholastischen Geist, nach dem Muster des alten ontologischen Gottesbeweises. Die absolute Identitätsform wird in unserem reinen Denken vorgestellt; folglich existirt sie real. Die Welt entspricht ihr nicht, folglich ist nicht das reine Denken mit seiner absoluten Identitätsform falsch; sondern — die Welt ist falsch. Wenn Spir's Denken commandirt, muß die Welt in's Wasser springen. Wer so taub gegen Kantische Donnerschläge im Glauben an die Allmacht des Denkens verharrt, wer so schwer sündigen kann gegen das Gesetz der Geschichte, der ist sozusagen auch ein Feind der Naturgesetze, der ist mit seiner Lehre — ein Gespenst. Aber hat denn Spir den Kant nicht gelesen? Gewiß, sogar verschlungen. Denn der Kant scheint ihm mehr im Magen als im Kopfe zu liegen, nach dem fortwährenden Aufstoßen feindlicher Regungen gegen ihn und nach den zahlreichen Mißverständnissen zu schließen. Von letzteren ein Beispiel: Spir nennt es (I, 94) einen der „sonderbarsten Einfälle", daß Kant „einmal" das Suchen nach einem Merkmal der Wahrheit des Inhalts der Erkenntnisse als ungereimt perstiflire und „drei Seiten weiter unten" selbst Principien aufstelle, denen keine Erkenntniß widersprechen könne, ohne daß sie zugleich allen Inhalt, mithin alle Wahrheit verlöre. Ist das etwa ein Widerspruch? Sind etwa Kriterien des Inhalts und Kriterien der Möglichkeit eines Inhalts überhaupt identisch? Leugnet er alle allgemeinen Kriterien der Erkenntniß, wenn er allgemeine Kriterien des Inhalts der Erkenntniß leugnet? Es gehört kein Verstand, es gehören nur brauchbare physische Augen dazu, um wahrzunehmen, daß Kant nicht erst „drei Seiten weiter unten", sondern von Anfang mit nur Kantischer Präcision formale und materiale allgemeine Kriterien unterscheidet, jene zugibt und diese leugnet. Jener „einmalige" „sonderbare Einfall" Kant's ist nicht mehr und nicht weniger als — der ganze Kant. Wer den Unterschied der formalen und materialen Kriterien nicht sieht, der sieht auch nicht den Unterschied der Analytik und Dialektik, der Wahrheit und des Scheins, für den ist die „Kritik der reinen Vernunft" noch ungeschrieben. Und wirklich ist der ganze Spir nichts als die von Kant so glorreich aufgelöste Vermischung der formalen und materialen Principien.

Daß er auch z. B. dem Kantischen „Ding an sich" die Kategorien der Substanz und Causalität zuschreibt, soll Spir nicht so sehr verargt werden. Das ist auch Größeren begegnet.

Ob Spir's Lehre widerlegt ist, wenn sie als dem Geistesfortschritt des Jahrhunderts todtfeindlich gekennzeichnet ist, das bleibe dahingestellt. An eine Kritik im Einzelnen, die viel scharfsinnig Gedachtes anerkennen müßte, ist hier noch weniger zu denken. Ist dieses System aber auch consequent aufgebaut? Im Allgemeinen, ja. Von der reinen Skepsis abgesehen ist es das kleinste System in der Geschichte der Philosophie, so klein, daß es recht schwer gewesen wäre darin — nicht consequent zu sein. Und doch ein Punkt z. B. Das Böse und der Schmerz werden identificirt, aber nicht das Gute und die Lust. Der psychologische Grund hierfür ist klar, doch nicht der logische. Ist im Schmerz die Individuität nicht ebenso wirksam wie in der Lust, daß nur diese, nicht aber jener auf Täuschung beruht?

Die philosophische Erscheinung Spir's verkündet eine erschütternde Lehre, eine Lehre von hoher, unvergleichlicher Gerechtigkeit in der Geschichte: Es gibt keine Verkannten; denn die Genialität und Größe besteht eben in der Kraft der Objectivirung, in dem Vermögen, Welt und Zeit im Innersten zu ergreifen, sowohl zu verstehen wie zu beherrschen. Das vermeinte Genie ist trotz all' seines Tobens ein blinder, ohnmächtiger Gefangener in der eigenen Sphäre. Der Ruf, der aus enggeschlossenen, dicken Mauern erschallt, verhallt auch in enggeschlossenen dicken Mauern.

Noch ein Wort über Sprache und Darstellung. Ihre Haupteigenschaft ist eine lastende, eisenbahnfeindliche Breite. Mit welcher Unerschöpflichkeit der Wiederholung, als gelte es, jeden Widerspruch unter dichten Papiermassen zu ersticken, wird in allen Bänden die heute jedem Anfänger geläufige idealistische Lehre von der Subjectivität aller unserer Körperwahrnehmungen vorgetragen! Ein Recensent einer der hier gesammelt vorliegenden Spir'schen Schriften in der „Vierteljahrsschrift für wissensch. Philosophie" findet etwas Antikes in dieser Sprache. In der That, wir kennen sie schon; es ist, als rühre sie Jugenderinnerungen in uns auf: es ist ganz die klösterliche Gemessenheit, der schulmeisterlich biedere Offenbarungston, die Wüstenöde an Phantasie, die nickende Wortfreude und Pedanterie, das pathetische Phlegma unserer — gymnasialen deutsch-lateinischen Uebersetzungsbücher. Wir glauben dahinter den drohenden Finger des alten Oberlehrers zu sehen, der mit peinlichem Spürblick die Utconstructionen verfolgt. Die lateinisch gedachten Sätze Spir's klingen nur in dem fremden Deutsch so steinern langweilig, ähnlich wie auch die treueste Marmorcopie das für Erz erfundene Original schwerer und massiver wiedergibt. Antik ist auch die Naivetät und die klare Einfachheit in dieser Sprache, und um ganz der Antike anzugehören, fehlt ihr nur eins, die Hauptsache: was die Antike ewig lebend, classisch macht: die Lebensfrische. Sie klingt wie die gestorbene, die aus dem Grabesschlaf sprechende Antike. Wieder das Gespenstische!

Bücher, philosophische Bücher ganz besonders und nun gar ganze philosophische Lebenswerke sind keine bloßen Rechnungsresultate des Verstandes, sind Thaten, in denen sich die ethische Persönlichkeit ausspricht. Die ethische Persönlichkeit Spir's in ihrer literarischen Kundgabe verdient es wohl, daß die echten, glücklicheren Kinder der Zeit vor ihr den Hut abziehen. Eine herbe Tragik ruht auf der Denkerstirn des einsamen Fremdlinges in unseren Tagen, dieses Fremdlinges mit der rührenden Zukunftshoffnung und der unerschütterlichen Treue gegen sich selbst, in der nur Modegecken den Ausdruck von Bornirtheit sehen mögen, mit dem warmen, sittlichen Ernst, mit der reinen Denkensfreude und dem glühenden Wahrheitseifer. Der vermeintlich Unverstandene in der in Wahrheit unverstandenen Zeit! Selbst jene gigantesken Verhimmelungen der eigenen Lehre sind keine Orgien der Rache, in denen nur verletzte Eitelkeit ihr heißes Verlangen kühlt; glaubensstarkes Vertrauen baut da der erkannten Wahrheit heilige, steinerne Altäre, Altäre des Trostes, mit um so höherer Inbrunst, da es andere nicht thun. Fast möchte man's klagend gestehen, daß auch jene schönen ethischen Züge Spir's dieser übertünchten, geflügelten, opportunistischen Zeit abgestorben sind. Mit den Prunksälen der großen Genien der Philosophie ist das Geistesstübchen dieses Denkers nicht zu vergleichen; eng ist es darin, altfränkisch, dumpfig und ungemüthlich, aber sauber ist alles, ordentlich, fest und einfach.

Digitized by Google

Der große Geist der Geschichte, der den Geistesfortschritt der Menschheit lenkt, an den wir ja Alle glauben, was mag er wohl beabsichtigt haben, als er in diesen Tagen einen Spir erstehen ließ? Wollte er beweisen, daß er selbst nicht existirt? Wollte er beweisen, daß seine Wege uns unergründliche Räthsel sind?

Feuilleton.

Die Todesblume.

Von E. vom Dincklage.

„Wenn Sie in Montreux sind, so bitte ich Sie, meine Bekanntin Frau Imberg aufzusuchen, dieselbe ist zwar nur eine brave, einfache Frau, aber ich weiß sicher, daß Sie sich mit dem Pflegling der Dame befreunden werden. Dieser Pflegling ist die 22jährige Baronesse Sparr, unabhängig, reich, ungewöhnlich unterrichtet, seit drei Jahren verlobt, ganz nach eigener Wahl, mit allen Fasern des Daseins am Leben hängend — aber bereits seit Jahren gelähmt und dem Tode hoffnungslos entgegen blühend, ja blühend! Der unerbittliche Würger bemächtigt sich gleichsam kosend seines anmuthigen Opfers, welchem nie eine Ahnung kommt, daß es allbereits halb gestorben ist!"

So sprach eine würdige Freundin zu mir vor meiner Abreise in die Schweiz, und ich befolgte, kaum in Clarens eingerichtet, ihren freundlichen Rath. Frau Imberg, ein gutes, rundliches Frauchen, schärfte mir unnöthiger Weise ein, nie einen Zweifel an der baldigen Wiederherstellung ihrer jungen Herrin durchschimmern zu lassen, denn „sie lebt so gern!", und führte mich in einen eleganten Salon, dessen Glasausbau die Aussicht über den See frei gab. Auf dem sonnig blauen Grunde, den Himmel und Wasser dieses leuchtenden Wintertages boten, gewahrte ich eine junge schlanke Gestalt in einen Rollsessel gelehnt, sie war im Stoffe von schön brauner Farbe gekleidet, braun war das weiche volle Haar, lichtbraun die großen lieben Kinderaugen, und ein leichter brünetter Hauch lag über dem zarten, reizvollen Angesichte. Ich hätte meine Arme um das liebliche Geschöpf schlingen mögen, das wie eine Primel auf gold und blau gemalt vor mir saß.

„Ich empfange Sie wie eine Königin!" begrüßte mich die Kranke mit ihrer fröhlichen Lerchenstimme, und zwei Grübchen bildeten sich in den Wangen, als sie dabei lächelte, ihre weiße schöne Hand beschrieb dazu die Kreisform der Berge, die leicht beschneit im Sonnenlichte funkelten. „Mir ist's oft, als sollte mein Herz springen vor Begeisterung beim Anblick dieses Gnadenbildes!"

„Und doch unterbreche ich Sie in einem ernsten Studium?" fragte ich, auf einige große Bücher und verschiedene Hefte des Stelltisches deutend.

„Freilich, ich bin einer Doppelliebe verfallen, eine für meinen ehemaligen Vetter und jetzigen Verlobten, die andere für den schneegekrönten Dent du midi und seinen Nachbarbergen. Mein Verlobter hat sich, nach vollendetem juristischen Studium der diplomatischen Carrière zugewendet, und da lese und lerne ich Alles, was uns in diesem Berufe nützlich und förderlich werden kann, was mir darnach an freier Zeit bleibt, das füllt mein gigantischer Liebling dort am Seeufer zu. Es ist nicht zu glauben, wie viel Abwechselung der Anblick dieses Felscolosses bietet. Morgens tritt er majestätisch aus den weißen oder röthlichen Nebelschleiern hervor, die obersten Zinnen leicht glänzend. Später legt er häufig den Dunstmantel um die Schultern, oder er steht, klar und wunderbar nahe mit seinen Spitzen, Schneefeldern, Wasseradern und Abgründen, vor mir, sich in der Fluth spiegelnd. Abends zeigt er sich manchmal bläulich, manchmal auf rothem Goldgrunde — ich ersehne mit Andacht den glücklichen Tag, wo meine gewaltigen Freunde im Alpenglühen entbrennen. O dieser Naturanblick ist eine so köstliche Medicin, daß ich weiß, ich werde eines Tages aufstehen und geheilt sein!" Es lag so viel treues kindliches Gefühl in ihrer Rede, ihre Stimme, ihre Augen waren so fesselnd, ihre Erwartung so zuversichtlich, daß es mir den Herzschlag stocken machte, mich daran zu erinnern, es spreche eine Unheilbare zu mir.

„Zuweilen", beeilte ich mich zu erwidern, „verhüllt sich aber Ihr Bergliebling durch den ganzen Tag hinter seinem grauen Nebel- oder Schneevorhang!"

„Ja — das sind traurige Tage, ich bin dann so vereinsamt, als wenn ein erwarteter Brief meines Verlobten ausbleibt — es ist mit der Liebe wie mit dem Wetter, bald lichte Freud', bald bangend Leid!"

Mir wurde so weich und wehmüthig diesem anmuthigen Mädchen gegenüber, welches so widerstreitende Gefühle in mir erweckte, daß ich in der nächsten Zeit nicht wieder zu ihr ging. Mehrere trübe Schneetage hatten endlich einem sonnigen Christfeste Platz gemacht, ach! und wie leben wir in unsere Pensionszimmer eingekapselten Fremdlinge auf, wie trinken wir mit Lungen, Augen und Herzen die Wonne eines solchen schönen Tages! Das klare Seewasser zieht mich stets an die Quaimauer, der Wogenhymnus wirkt so beruhigend auf das Gemüth. Zu meiner Freude fand ich an diesem Tage neben der blaugrün funkelnden Fluth den Fahrsessel der Baronesse Sparr, den ihr Diener Christian geschoben hatte, auch Frau Imberg wanderte mit kurzen ungemüthlichen Schritten umher. Die Blicke des kranken Mädchens hafteten an der Gestalt eines jungen Mannes, der mit den großen Bewegungen jugendlicher Vollkraft eine Schaar kreischender Möven mit Brot fütterte. Kein Zweifel, dieser blonde Krauskopf mit den lebenslustigen, sorglos pfiffigen Zügen war das Haupt Arnold von Sparr's, des erwählten Bräutigams. Als das Brot von den gierigen Vögeln verschlungen war, ahmte der Diplomat die Flügelbewegungen der kleinen Taucher mit den Armen nach und sagte: „Käte, was meinst Du, wenn ich mich auch so aufschwänge, ein eleganter Bogen, und ich lasse mich da oben in Glion nieder. Fuit — Fuit — fliegen müßte man können!"

Ich blickte beunruhigt auf die Lahme, die ja nicht einmal zu gehen vermochte, aber ihr Antlitz war wie von Freude durchleuchtet: „Aber Du mußt mich mitnehmen, Arnold!" sagte sie anmuthig.

„Natürlich, mein Lieb'!" rief er herzlich und burschikos. „Natürlich, meine alte Käte, ohne mein Kätzchen wär's ja doch nirgends schön!"

„Böser Lügner!" lachte die Baronesse, „beim Bierschoppen hast Du mich niemals vermißt!"

„Aber Käte, in dem Rauch und Lärm hätt'st Du's gar nicht ausgehalten!" erwiderte er mit Würde.

Ich wurde bemerkt, der Bräutigam mir vorgestellt, und dann bemächtigte sich Frau Imberg meines Armes, um die Liebenden allein zu lassen, obwohl die zwei ungenirt wie Bruder und Schwester mitsammen verkehrten. Frau Imberg war erfreut, einen Blitzableiter für ihre schlecht verhehlte Erregung zu finden, ihre Stimmung war durchaus keine festliche. „Meine Stellung ist wohl immer eine schwere," begann sie mit unverhohlener Selbstanerkennung. „Ich arbeite für des lieben Kindes Leben, Glück und Zukunft, ich heuchle den frohen Glauben an all diese Erwartungen und weiß seit Jahr und Tag, daß neben ihrer Schwelle das Grab gegraben ist. Aber sie hat keine Mutter, ich halte die Lüge und den Schein aufrecht, wie es ihre Mutter thun würde, aus Liebe trägt man Alles, aber diese unglückliche Verlobung, die erhält mich seit all den Jahren in einem Zorne, der an meiner Gesundheit nagt, obgleich mich ja schließlich die ganze Tollheit nichts angeht!"

„Aber da sie ihn liebt und ihre letzten Lebensjahre durch diese Liebe so reich werden, so hoffnungsvoll —"

„Das ist ja eben das unheimliche Räthsel, daß sie ihn liebt, daß sie dieser Liebe ihr ganzes Denken und Streben unterordnet, obwohl ihr, schon ehe sie confirmirt war, die annehmbarsten Partien geboten wurden. Sie war stets schwach, aber so völlig gelähmt ist sie erst seit zwei Jahren, dabei ihr Aeußeres, ihr sanftes Wesen und ihr großer Reichthum — ja, ihre Mutter war schwindsüchtig, das erbt nach!"

„Ich weiß inzwischen nicht, was Sie an Arnold von Sparr auszusetzen haben, liebe Frau Imberg, ich denke, es wurde ihm nicht schwer, Ihrer Blume zu gefallen!"

„Ja, wenn sie ihn gekannt hätte, aber sie kannte ihn damals gar nicht, sein Vater war ein solcher Taugenichts, daß er von Kätchens Großvater enterbt und verstoßen wurde und der ganze Besitz Käte's Vater zu-

Digitized by Google

fiel. Der Taugenichts galt für verschollen, da erfährt das fünfzehnjährige Mädchen in Norderney durch einen österreichischen Offizier, daß er einen Vorgesetzten Namens von Sparr in Galizien hatte und daß dieser Vorgesetzte starb und einen Sohn hinterließ. Als wir Anderen von der Sache erfuhren, da hatte Käte schon durch ihren Vormund dem Sohne des Verstoßenen die Geldmittel zum Studium der Jurisprudenz, unter dem Vorgeben, es sei dies ein Familienlegat, zugewiesen. Der junge Mensch hatte seine Zeugnisse einzusenden und seinem Verhalten entsprechend wurde er reichlicher oder knapper gestellt, immerhin aber wie ein Edelmann. Käte's Leben war eine Reihenfolge verschiedener Curen und klimatischer Luftaufenthalte. Sie hatte eine eifrige Correspondenz mit Arnold von Sparr angeknüpft, und wies allen Bewerbungen, die ihr zu Theil wurden, freundlich aber entschieden ab, ihr ganzes Denken und Sorgen galt dem Sohne des Verstoßenen. Es klingt fast unglaublich, wenn man erzählt, ein so junges, zartes Wesen machte es möglich, dem Schüler und nachherigen Studenten den Weg in angesehene Familien zu förderſamen Bekanntschaften, zu belehrenden Reisen mit strebsamen Gefährten, kurz zu Allem anzubahnen, das seinen angeborenen Leichtsinn die Wage hielt. Alle anderen Interessen, vornehmlich das für ihr eigenes Wohlergehen, wichen den Rücksichten, welche sie auf Vetter Arnolds Ausbildung und Fortschritte nahm, ihr Leben war ganz diesem Zwecke gewidmet!"

„Und derselbe ist erreicht!" warf ich in Frau Imberg's Entrüstung.

„Nun ja — es kamen Störungen und Zwischenfälle, aber das Lernen wurde ihm leicht, und er machte mit 19 Jahren sein Abiturientenexamen. Der Preis für das gute Bestehen war die Bekanntschaft der Cousine. Er kam nach Schloß Sparrnberg. Wir athmeten auf, denn er war durchaus kein Ideal, ein lustiger, leichtlebiger Bursche. Käte aber scheint mit Blindheit geschlagen — sobald dieser — dieser große Junge in Frage kommt. Wenn es nicht eben Käte wäre, die eine so edele, reine Natur hat, so müßte ich sagen, das Mädchen kokettirte unverantwortlich mit dem unverfrorenen Schlingel. Sie erschien, wenn er bei uns in Friesland war, stets in neuen, hübschen Toiletten, die Dienstboten wurden strenger denn je zu den vornehmsten Formen angehalten, als ob ein Prinz zu bedienen wäre, gelehrte Unterhaltung wechselte mit Geselligkeit und Fahrten in die Nachbarschaft ab, der junge Mensch wurde von Tag zu Tag stilvoller und feiner, und für jede kleine Vervollkommnung dankte ihm Käte's Lächeln. Sie war damals noch nicht 18 Jahre, freilich durch viele Reisen, Reichthum und Alleinstehen gereift. Um so unerklärlicher bleibt es, daß sie ihm vermuthlich schon damals Hand und Herz in Aussicht stellte, falls er seine Universitätszeit gut und erfolgreich überdaure. Wir, ihre alten, erprobten Hausgenossen zweifelten nicht, daß Arnold durch so viel Entgegenkommen verwöhnt und übermüthig gemacht, auf schlechte Wege gerathen würde, es war ein entsetzliches Gethue seinetwegen, aber er ist dickfellig und hat sich so leidlich durchgeschlagen, wirklich geschlagen, denn er soll ein tüchtiger Fechter sein."

„Bravo," rief ich über die eifersüchtigen Klagen der braven Frau amüsirt, „ich erwartete schon etwas Schreckliches!"

„Nun — ich denke, es ist schrecklich genug! Sehen Sie nur, welche Schwankungen er dort mit dem Fahrstuhl macht, Christian sträuben sich die Haare, wenn er Käte umwirft, ist's ihr Tod!"

„Aber beste Frau Imberg, er wirft sie nicht um, er liebt sie ja!"

„Nun freilich — aber er müßte sie ganz anders lieben!"

Eben kam in fliegender Eile der Krankensessel zu uns heran und der kutschirende Bräutigam sagte mir unter hellem Gelächter: „Ich weiß, die gute Frau Imberg hat Ihnen eine Lobrede über mich gehalten — sie interessirt sich so eingehend für mich!"

Frau Imberg schüttelte sich, hochroth wie ein gereizter Puter. Käte sagte freundlich: „Bitte, Baronin, glauben Sie nicht, meine beiden Seelen dort wollten mir diesen schönen Tag trüben, sie wollen und können es nicht. Wenn ein plötzlicher Föhn mich mitten in den See oder auf jenen silberschimmernden Felsgrad wirbelte, sie würden mir beide nachschwimmen und klettern und gar nicht an ihr eignes Leben denken!"

„Sie ist ein Engel, Baronin!" versicherte mir der Bräutigam und schüttelte Frau Imberg's fette Hand mit beunruhigender Treuherzigkeit, um dann sich über seinen Engel zu beugen und heimlich ihre Stirn mit seinen Lippen zu berühren.

Frau Imberg's Mund preßte sich zusammen, als fürchte sie, der Schrei: „Es ist doch schrecklich!" würde sich trotz ihres guten Willens zu schweigen Luft machen. Auch mir wurde beklommen und ängstlich, ich mußte seufzen, um nicht zu ersticken, erschrak dann über meinen Seufzer und begegnete, aufschauend, Käte's schönen ernsten Augen, die den meinen in einem langen, verständnißvollen Blicke erwiderten.

Arnold hatte den Sonnenschirm seiner Braut wie eine Flinte auf eine Entengesellschaft angelegt, aber die harmlosen Thiere betrachteten das Leben als ihr unveräußerliches Eigenthum und wiegten sich unbekümmert auf den schimmernden Wellchen weiter: „Das dumme Vieh erschrickt nicht einmal!" sagte er verächtlich.

„Das ist gut!" rief Käte, „es ist so schön, sich über der Gefahr zu fühlen!"

„O, ein kleines Erschrecken hinterläßt hinterdrein ein ganz wohliges Empfinden!" meinte der Bräutigam, indem er kräftig die Lehne des Sessels ergriff und denselben in größter Schnelligkeit vorwärts schob.

Am nächsten Tage hörte ich einen Schlitten vor meiner Pension halten. Drin saß das Brautpaar, Käte ganz in Pelz eingehüllt, Arnold die Zügel in den Händen. Sie grüßten zu mir hinauf, Christian wollte seine Herrin heraus heben, aber ihr Verlobter erfaßte sie wie ein Kind und alsbald hörte ich, wie er sie die Stiege empor trug. Natürlich war die Thür meines Stübchens längst geöffnet, und Licht und Sonne drangen durch dieselbe in den düsteren Vorraum.

„Da sind wir!" rief Arnolds kräftige Stimme, als begrüße er einen alten Kameraden. Dabei legte er das Mädchen auf mein Kanapee. „So herum, damit Du meinen Nebenbuhler, den Dent du midi sehen kannst! Habe ich nicht ein Engelsgemüth, Baronin, daß ich Kätens Roman mit dem alten Philister noch unterstütze?"

„Einen solchen Besuch haben Sie schwerlich jemals begrüßt!" sprach lächelnd Käte, mir das liebe Händchen reichend. „Arnold fand eine Anmeldung ganz unnütz, er meinte: Da sitzt die Baronin und schreibt den See an! — Dann belud er sich mit mir und: da sind wir! ist seine Anmeldung. Es ist jetzt entschieden, mein Verlobter wird der Gesandtschaft nach den Vereinigten Staaten zugetheilt — wenn er von dort zurückkommt, dann bin ich schon genesen!"

„Nach den Vereinigten Staaten?" rief ich erstaunt, „das interessirt mich überaus, ich durchreiste Nordamerika vor einigen Jahren zum Vergnügen und habe dort eine der schönsten Zeiten meines an herrlichen Eindrücken reichen Lebens zugebracht."

„Ich las davon," entgegnete Käte fröhlich, „und wir bitten Sie herzlich, den morgenden Tag bei uns zu verleben, damit wir recht viel aus und über die neue Welt erfahren. Wie schön, daß der erste Gruß von dort gleich so anmuthend ist, ich glaube nämlich an gute Vorbedeutungen."

Der mit dem Brautpaare verlebte Tag war ein ungemein wohlthuender. Frau Imberg, die in so vielen Beziehungen ihre Pflegetochter durchaus unrichtig beurtheilte, hatte darin vollkommen recht, wenn sie behauptete, Käte dringe tiefer in Arnolds Verhältnisse ein, als er selbst. Kaum habe ich Jemanden so wahr und richtig über amerikanische Einrichtungen und Auffassungen urtheilen hören als Käte, sie hatte, seit Arnolds Bestimmung in Aussicht war, eine Menge gediegener Bücher über jene neue Welt gelesen, welche in Deutschland durchgängig und selbst von angesehenen Blättern, so falsch und unzutreffend geschildert wird. Käte, das vernünftige, tiefblickende Kind, fesselte mich jedes Mal, wo ich ihr begegnete inniger, und ich fing an, Frau Imberg als eine entschiedene Schwarzseherin zu betrachten.

Arnold begleitete mich Abends zu meinem Hause: „Ich trete meine Seereise in nächster Woche ganz getrost an," sagte er in seiner sorglosen Weise, „der Arzt meiner Käte sagt mir, er zweifle nicht an der gänzlichen Wiederherstellung der Kleinen, und sie würde sich der Cur gewissenhafter unterziehen, wenn ich in der Ferne bin, meint er. Käte hustet nicht, sie ist heiter und lebenslustig — es ist kein Grund zu ernsten Befürchtungen vorhanden!"

Ich versprach ihm, nach seiner Abreise viel mit Käte zu verkehren, „da sie so viel Vertrauen zu mir habe", behauptete Arnold, und er fügte — mit Recht! — hinzu, daß Frau Imberg keinerlei geistige Anregung biete.

Digitized by Google

Baron Sparr verließ Montreux am 2. Januar. Am 3. ging ich zu Käte. Christian und die Jungfer, zwei ältere Familienglieder, empfingen mich mit beunruhigten, verstörten Gesichtern und flüsterten mir zu: „Der Abschied hat die Gnädige furchtbar angegriffen!“ In der That stockte mein Herzschlag, als ich Käte's todtbleiches und furchtbar schmales Gesicht in den Kissen des Fahrsessels liegen sah. Sie reichte mir die Hand und bat mich, die Thür des Vorzimmers abzuschließen. Als ich wieder neben ihr saß, schlug sie ihre schönen Augen zu mir auf und sprach: „Es ist eine große Gnade Gottes, daß es schnell mit mir zu Ende geht. Ich bitte Sie, Arnold demnächst meinen Tod mitzutheilen und ihm zu sagen, daß er mein Andenken durch braves Leben und Streben ehren möge. So lange er hier war, brauchte ich anregende Mittel, um keinen Verdacht in ihm aufkommen zu lassen, er schied wohlgemuth, obwohl er sich meine Genesung anders dachte, als ich dieselbe voraussah!“

Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen. Vielleicht hätte ich ihr widersprechen sollen, aber ich konnte es nicht. „Liebe Käte,“ war meine Antwort, „so wie Sie es bestimmen, werde ich Alles ausführen, wenn Gott Sie heimruft!“

Ihre Mienen verklärten sich. „Ich wußte es,“ sprach sie, „und konnte mich ja durch so viele Jahre zu dem fröhlichen Heimgang rüsten. Mein Seelsorger in Sparrnberg, der mich auch confirmirt hat, theilte mir schon vor meiner Verlobung mit, daß ich auf dem Heimwege in das Land der Seligkeit wandele. Ich hatte noch eine Aufgabe zu lösen und that das, so gut ich es wußte und vermochte. Lesen Sie diesen Brief meines verstorbenen Vaters — bitte laut, denn ich wünsche, derselbe werde gleich von Ihnen verbrannt, wenn er gelesen!“

Meine Finger bebten, aber meine Seele wurde weit und beflügelt, als die Todesblume ihren Kelch so friedvoll vor mir erschloß. Ich las: „Geliebte Tochter! Diese Worte dictire ich unserem Pastor Buttner, welcher an meinem Sterbebette sitzt. Er wird Dir dieselben einhändigen, sobald er Dich gereift genug glaubt. Es ruht der schwere Vorwurf auf mir, meinen verstoßenen Bruder Thomas nicht gerettet, ja, seine Rettung nicht versucht zu haben! Aber Thomas hat ein Kind, einen Knaben, möge Gott Dir helfen, den Sohn des ehrlosen Diebes zu einem braven, nützlichen Menschen zu machen, damit mir die Erde leicht sei. Das meine Bitte und mein Segen“, mit unsicheren Schriftzügen folgte des Namens Unterschrift, dem letzten Kampf abgerungen. Ich näherte mich der Wachskerze des Schreibtisches, Käte nickte, und ich entzündete das Papier, dessen Asche ich hinausstreute in den See.

„Käte,“ sagte ich, ihre Hände ergreifend, wie beneide ich Dich, Du ziehst nach vollbrachtem Tagewerke dahin wie das rosige Abendlicht, Du hast Alles daran gesetzt und Alles gewonnen!“

„Ich danke Dir!“ entgegnete sie, das „Du“ erwidernd, „aber ich bin doch manchmal sehr verzagt gewesen, es war ein harter Kampf mit Arnolds Natur. Zum Glück konnte ich es Frau Imberg verhehlen, wenn er irrte, ach und wie schön, daß sie verhindert wurde, mich über mein Loos zu beklagen — dadurch, daß ich mich lebenslustig zeigte, ja, ja, es ist ein schönes Ende. Da steht, wie aus Erz gegossen, die Bergwand, und wenn mein lahmer Körper sinkt — dann, dann wird die Seele hoch, hoch über dieselbe emporschweben, ach, und neben mir stehst Du, meine Freundin, und begreifst mich!“

Frau Imberg's Eifersucht war durch meinen langen Besuch erweckt. „Ich zittere vor Aufregung, daß Käte's schwache Kräfte durch die lange Unterhaltung mit Ihnen erschöpft sind, Baronin!“ sagte die Gute fast weinend, indem sie mich in ihr Zimmer zog. „Sie kennen das Kind nicht, man muß die Gefühle meiner Kranken mit eiserner Consequenz zurückhalten. Sparen Sie mit jedem Fünkchen Lebenslicht, Aufregung ist Tod! sagte mir der Arzt, und wie ich mich beherrsche, kann sich nur Mutterliebe beherrschen. Käte kennt mich darauf, sie hat mit keinem Worte Arnolds Abschied beklagt, und auch ich schwieg, obwohl ich sehe, wie diese zwei Tage sie heruntergebracht und entkräftet haben — man muß sein Herz unterdrücken dabei, Baronin!“

„Ich habe Käte gegenüber Ihre Zurückhaltung beherzigt!“ entgegnete ich beruhigend und wanderte dann traumverloren am Seeufer entlang, die Kranke wird bald erlöst sein, und wie umsichtig hat sie ihr Sterbekissen selbst vorbereitet.

Bei meinem nächsten Besuche fand ich Käte's Bett in der Glasveranda, sie redete leise und mühsam, aber Freude lag in ihrem: „Bald!“ Als ich bedauerte, daß der Schneefall die lieben Berge verhülle, entgegnete sie: „Die niederhuschenden Flocken haben etwas freundlich Einschläferndes. Ich habe heute Morgen Frau Imberg auf mein baldiges Gehen vorbereitet, sie trug es sehr tapfer — nun, sie war ja lange darauf gefaßt. Mein letzter Wille ist, seit ich mündig erklärt bin, niedergelegt, die Güter kommen einem Lehnsvetter zu, mein mütterliches Vermögen erbt Arnold. Ich dachte daran, mich mit ihm trauen zu lassen, aber das wäre ein Eingriff in die göttlichen Fügungen gewesen, Arnold wird standesgemäß leben können, auch für Frau Imberg und meine Leute ist gesorgt. Ich wünsche hier auf dem schönen Kirchhof über Clarens beerdigt zu werden, so daß man vom Grabe den Dent du midi erblickt. Wenn die Nebel so um die Bergspitzen wogen, erschien mir dieser Freund immer wie ein in Weihrauch gefüllter Opferaltar!“

Sie redete so leise wie mit Geisterstimmen und ihre leuchtenden Augen waren die eines Engels. Drei Tage später schwang sich die Heldin empor und ließ nur eine bleiche, abgezehrte Hülle zurück. Ich schrieb an Arnold, der mir in tiefer Herzenstrauer antwortete. Auf ihr Grab blickt der Dent du midi.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Väter und Söhne“. Schauspiel in fünf Acten von Ernst v. Wildenbruch. — „Gräfin Sarah“. Schauspiel in fünf Acten von Georges Ohnet.

Soviel ich weiß, ist das obengenannte Stück Wildenbruch's das einzige dieses Dichters, welches in Berlin noch nicht zur Aufführung gelangt war. Selbst sein sonderbares Gesellschaftsdrama: „Die Herrin ihrer Hand“ sah ich im vorigen Winter über die Bretter wenigstens einer Dilettantenbühne ziehen, aber an das vorliegende patriotische Schauspiel hatten sich bisher, soviel mir bekannt ist, auch die unternehmendsten Directoren und selbst Dilettanten nicht gewagt. Es war deshalb ein ziemlich kühnes Unternehmen des Herrn Kurz, des bisherigen Directors des Ostend-Theaters, seine Thätigkeit an dieser Bühne mit diesem Stücke zu beschließen. Denn irgend welche Gründe, die eine Aufführung desselben bisher verhindert hatten, mußten doch vorliegen, und zwar Gründe künstlerischer Art, nicht solche von Außen herkommende Bedenken, wie sie der Aufnahme des „neuen Gebotes“ in die Repertoire unserer besseren Schauspielhäuser im Wege gestanden hatten. Aber Herr Kurz war wohl durch den Erfolg dieses letztgenannten Dramas ermuntert worden, den Namen Wildenbruch's noch einmal für sich wirken zu lassen, und wir müssen ihm zugeben, daß „Väter und Söhne“ wenigstens noch um ein Weites über die Stücke hinausragt, die ihm auf jener Bühne im Osten vorausgingen, trotzdem es wohl zu den schwächlichsten Leistungen Wildenbruch's zu rechnen ist.

Das Stück zerfällt, ähnlich wie das „neue Gebot“, in zwei dramatische Abschnitte, die zwar unter einander durch die Personen des Dramas einen Zusammenhang haben, aber im Grunde selbständig in ihrem Inhalte sind. In dem ersten dieser Abschnitte — der sich übrigens bei der Darstellung als überaus bühnenfähig und wirkungsvoll erwies — spielt sich eine der traurigsten Episoden aus der Zeit ab, in welcher Preußens Macht dem Ansturme Napoleons erlag: die schmachvolle Uebergabe der wohlbewaffneten und stark besetzten Festung Küstrin an ein französisches Regiment. Der zweite Abschnitt läßt uns dann einen Blick werfen auf Deutschlands Erhebung im Jahre 1813; mit der Schlacht bei Großbeeren schließt der fünfte Act. Und so scharf wie der Contrast zwischen den Zeiten, in welche diese beiden Dramahälften verlegt sind, ist auch der Gegensatz zwischen dem Grundgedanken der beiden Abschnitte: hier die Aeußerung eines glühenden, tödtlichen Hasses, dort das sanfte und versöhnende Walten eines fast süßlichen Edelmuthes, hier das Verderben des Vaterlandes, welches aus jener Saat des Hasses als traurige Ernte emporsproßte, dort der glorreiche Sieg als Frucht der edelen und reinen Menschenliebe.

Es ist in beiden Abschnitten zu bemerken, daß die Motive nicht unvermischt und rein herausgearbeitet auftreten; der Haß im ersten Theile ist, obgleich ganz persönlichen Ursprunges, verquickt mit einer stillen Wuth über sociale Unterschiede, und der Edelmuth, die Aufopferungsfreudigkeit des Helden im zweiten Theile beruhen nicht allein auf seiner Vaterlandsliebe, sondern noch auf seiner Schwärmerei für ein weibliches Wesen. Solche Vermischung der Motive rächt sich nirgends mehr und

Digitized by Google

rascher als im Drama; hier, wo eine rasche Entwickelung der Handlung auf Grund einer Leidenschaft stattfinden soll, darf diese letztere nicht in ihrem elementaren Wesen durch unnöthige Beigaben gemildert und verdunkelt erscheinen: sie muß allein und stetig auf den Punkt hingewendet bleiben, der die Krisis bedeutet, und darf nicht vorher sich als zusammengesetzt aus allen möglichen anderen Gefühlen entpuppen. So tritt im vorliegenden Drama dieser Valentin Bergmann, dessen erster Sohn unter den Spießruthenstreichen der altpreußischen Armeedisciplin umkam, nicht nur als haßerfüllter Rächer dieses Sohnes auf, sondern auch als Vertreter des durch den Adel geknechteten und nach Freiheit schmachtenden Volkes. Er weiß durch eine falsche Vorspiegelung den eigentlichen Mörder seines Sohnes, den Festungscommandanten, Obersten von Ingersleben, zur schimpflichen Uebergabe der Festung zu veranlassen und treibt ihn in den Tod, aber damit ist sein Rachedurst noch nicht gestillt, sondern er will auch den ganzen preußischen Staat, die Quelle aller über ihn hereingebrochenen Uebel, verderben, und wird deshalb ein niederträchtiger Spion, der sechs Jahre lang den Franzosen um Geld dient. Ist diese letztere Trübung seines Bildes nothwendig gewesen? Hat wirklich sich damals im preußischen Volke der Geist der Corruption neben dem Gefühle, unter dem Adel zu leiden, so gezeigt? Und wenn wir den Bergmann auch nicht als Vertreter des Volkes auffassen, war es denn für das Drama nöthig, daß der Alte seinen Verrath fortsetzte? Die einmalige That, damals bei Küstrin, war genug, um ihn und seinen Sohn als tragisch genug belastet erscheinen zu lassen, und auf jener Schuld allein konnte der zweite Theil sich trefflich aufbauen. So, wie aber Wildenbruch fortfährt, kommt nur eine Häufung des Gräßlichen heraus, nicht eine Vertiefung des Tragischen, und nur mit Entsetzen, nicht mit dem aristotelischen Mitleide schauen wir auf jenen alten Verräther.

Der zweite Sohn des Letzteren, der damals an dem Verrathe Küstrins theilgenommen, entwickelt sich im zweiten Theile des Dramas zum Edelmüthigen. So unnatürlich schon diese Entwickelung ist und so wenig motivirt die Unkenntniß des Jünglings von der durch sechs Jahre fortgesetzten Verrätherei des Vaters erscheint, so wenig erkennen wir die dramatische Giltigkeit des Doppelgrundes an, welcher ihn schließlich für die begangene Schuld als Sühnopfer in den Tod zu gehen bestimmt. Er liebt das Vaterland und liebt zugleich die Braut des einst durch seinen Verrath in's Unglück gestürzten Jünglings, für den er sich nun opfert; man weiß also nie bei irgend einer seiner edlen Handlungen, die sich im Fortgange des Stückes häufen, genau, ob er dieselbe für's Vaterland, zur Sühnung der Schuld, oder für Adelheid that. Er stürzt sich zuletzt in den Tod, aber wofür stirbt er? Für's Vaterland oder für Adelheid? Diese Unentschiedenheit der Motivirung beeinträchtigt auch stark die patriotische Stimmung, welche im Uebrigen den zweiten Theil durchzieht, und verursacht, daß wir ein Gefühl der Zersplitterung unseres Urtheiles nach dem Anhören dieses Theiles nicht überwinden können.

Auch in der Composition und in der Sprache der letzten drei Acte vermissen wir die Einheitlichkeit. Während in dem ersten Abschnitte, der an sich ein geschlossenes dramatisches Ganze darstellt, die Handlung Zug um Zug, Schritt für Schritt sich entwickelt und auch die Sprache, trotz mancher Ueberschwänglichkeiten, der schönen Knappheit und Folgerichtigkeit der Gedanken entspricht, finden wir im zweiten Theile Unnatürlichkeiten in der Composition vor, welche selbst die stärkste Illusion nicht zu verwischen vermag. Welche Vorgänge in der französischen Commandantur in Berlin! Haben sich die Bedrücker Preußens damals wirklich so leicht täuschen, so offenbar von ihren Untergebenen verhöhnen lassen? Dann folgt eine Ehrengerichtsscene, in welcher preußische Offiziere über einen früheren Kameraden, der angeblich desertirt war, ihren Spruch fällen. Welche Formlosigkeit bei diesem ganzen Vorgange! Und schließlich welche übermäßige Sentimentalität in den Scenen, die den Sohn des Spions mit der von ihm aus der Ferne geliebten Braut des gefährdeten preußischen Offiziers zusammenbringen! Hier feiert die Sprache Wildenbruch's ihre Orgien: die hohlen Phrasen verdrängen die einfache Empfindung. Erst im fünften Acte, welcher mit der Heimkehr der Sieger aus der Schlacht bei Großbeeren und mit dem Heldentode des Sohnes des Spions schließt, findet der Dichter wieder den Boden der Natürlichkeit auch in der Sprache zurück.

Wenn wir an diesem Wildenbruch'schen Stücke beobachten konnten, zu welchen dramatischen Unatürlichkeiten und Verzerrungen unwillkürlich die Verquickung politischer und patriotischer Leidenschaften mit persönlichen Motiven führt, liefert uns das Schauspiel: „Gräfin Sarah" von Ohnet, die andere dramatische Novität der vergangenen Woche, ein Beispiel für die tragische Unzulänglichkeit des Widerspruchs, in den immer wieder die französischen Schauspieldichter die gesellschaftliche Stellung eines Menschen mit seiner natürlichen Leidenschaftlichkeit zu setzen suchen. Der tragische Conflict eines Dramas wird bei ihnen nur noch dadurch möglich, daß eine verheirathete Frau einen Anderen als ihren Mann liebt. Wie fascinirt starren die französischen Dramatiker immer nur auf diesen einen Punkt im gesellschaftlichen Leben hin und stellen ihn, nur ihn allein in allen erdenkbaren Beleuchtungen dar, als gäbe es auf der ganzen Welt nichts Merkwürdiges mehr, als den Ehebruch.

Ohnet hatte den Stoff seines Schauspieles bekanntlich schon in einem Romane verarbeitet, ehe er ihn zu einem Drama nochmals ausschlachtete. Seine breite Schreibweise mit der unendlich sorgsamen und beinahe philisterhaft ängstlichen Motivirung läßt in dem Romane uns eigentliche Sprünge in der Handlung nicht erkennen, obgleich sie in der Tiefe verborgen liegen und nur sorgsam überkleistert sind; umsomehr treten dieselben aber in der dramatischen Bearbeitung zu Tage, welche an unsere gutmüthige Gläubigkeit und unsere Naivetät wahrhaft ungeheuerliche Anforderungen stellt. Die Miß Sarah O'Donnor, die spätere Gräfin, ist im Roman auch in ihrem, der Verheirathung mit dem alten Cavalier vorhergehenden Leben und Treiben ausführlich geschildert, wir kennen die Zigeunerin mit ihren capriciösen Launen und ihrem heißen Blute schon genau, ehe die eigentliche Verwickelung beginnt; im Drama aber springt sie und mit ihr ihr späterer Liebhaber, Séverac, der Adjutant des Grafen, so plötzlich in die Scene hinein, daß wir nicht wissen, was wir aus beiden machen sollen. Wir ahnen, daß hinter ihrer scheinbaren Gleichgültigkeit gegen einander sich heiße Liebe birgt und sind deshalb nicht sehr überrascht, als dieselbe bei der passenden Gelegenheit zum plötzlichen Ausbruche kommt; aber wir können uns gar nicht zusammenreimen, warum der Liebhaber Séverac dann im dritten Acte auf einmal nichts mehr von seiner Gräfin wissen will, nachdem es ihn am Ende des zweiten Actes mit elementarer Leidenschaft in ihre Arme gezogen hat. Ohnet setzt hier voraus, daß alle Zuschauer des Dramas seinen Roman kennen und dort in breiten Schilderungen ausgeführt gelesen haben, wie Séverac sich selbst verflucht, weil er seinen väterlichen Freund, den Grafen, betrogen hat, wie er aus der Nähe der Gräfin nach Algier flieht, dort verwundet wird, und wie das jungfräuliche Bild der Blanche während seines Krankenlagers die Erinnerung an die heiße Liebesgluth verscheucht. Er kehrt im Roman geläutert mit dem Vorsatze, seine Schuld zu sühnen, zurück; im Drama ist er aber gar nicht weg gewesen. Wie unglücklich ist deshalb der ganze dritte Act motivirt, obgleich er an theatralischen Effecten so reich ist. Der Graf entdeckt, wie im Roman, ein verdächtiges Beisammensein seines Adjutanten mit seiner Gemahlin und Blanche, das jungfräuliche Kind, stürzt sich in die Bresche, um dem getäuschten Ehemann, ihrem Onkel, das Lebensglück zu erhalten: sie gibt an, daß sie es war, die ein Rendez-vous mit Séverac hatte, die Umstände lassen das als wahr erscheinen und Séverac muß sie deshalb zur Frau begehren. Aber während das Alles im Roman durch die lange vorbereitete Liebe Séverac's zu Blanche natürlich klingt, wird es auf der Bühne durch die Raschheit der dramatischen Entwickelung zu einem bloßen Theatercoup, der die technisch gut gebaute Scene fast lächerlich erscheinen läßt. Séverac heirathet im Drama nun auch wirklich ohne Weiteres die Blanche, welche ihn, obgleich sie seinen früheren Fehltritt kennt, immer noch liebt. Das ist abermals eine Härte, die im Roman durch treffliche psychologische Schilderungen gemildert erscheint. Die Gräfin verliert ihren Liebhaber und entsagt, im Roman nach langen Seelenkämpfen, im Drama unter dem moralischen Einflusse ihres Gemahls, der Alles seinem wahren Sachverhalte nach entdeckte; sie stirbt am Ende, nachdem ihr Herz gebrochen und sie gesehen, daß Séverac auch ohne sie glücklich wurde. So klingt das Ganze theatralisch genug aus und gibt einer leidenschaftlichen Darstellerin Gelegenheit zu einer guten Charge. Aber welche unvermittelten Gefühle läßt es doch im Zuschauer zurück! Der im Drama Alles kennende und Alles verzeihende Ehemann ist freilich eine bessere Figur, als der lächerliche Graf des Romans, welcher bis zum Ende an die Treue seiner ehebrecherischen Frau glaubt; dagegen ist der Séverac des Schauspiels ganz unzulänglich. Wie? dieser Mensch, der seinen General, seinen Wohlthäter und väterlichen Freund auf das Schmählichste betrogen hat, kommt mit heiler Haut davon und wird glücklich, während seine frühere Geliebte allein die Folgen der Schuld trägt? Die Motivirung des Séverac ist dem Dramatiker gänzlich mißlungen, während der Adjutant im Roman eine der schönsten Figuren Ohnet's ist. Wir sehen hieraus, daß es überhaupt etwas Mißliches ist, einen Roman zu dramatisiren. Die feinsten Nuancen der Schilderung müssen vernachlässigt werden, weil die dramatische Entwickelung Raschheit verlangt, und die Begründung des Geschehens verliert in Folge dessen an Wahrscheinlichkeit. Ich schwärme durchaus nicht für Ohnet's Roman, aber noch weniger kann mir sein gleichlautendes Drama gefallen. Welche plumpe Figuren sind die fein ciselirten Gestalten des Romans geworden und wie äußerst trivial wird die schon im Roman nicht gerade fesselnde Handlung im Drama durch den Mangel des Details, welches die Erzählung mit sich brachte.

Der Stoff an sich hat bei dieser Dramatisirung die Probe nicht bestanden, und noch weniger weiß Ohnet in der dramatischen Ausführung etwa durch Leichtigkeit und Grazie über die Mängel des Stoffes hinwegzutäuschen. Eine, halb aus dem Roman gestohlene, übel zusammengeflickte und reizlose Sprache, die in dem Munde unserer deutschen Schauspieler noch trauriger klang, als sie im Original sein mag, ließ uns bei der Aufführung des Dramas mit Wehmuth an den Roman zurückdenken, der doch wenigstens einigermaßen polirt in der äußeren Form ist.

Warum der neue Director des Residenztheaters, Herr Lautenburg, mit diesem auch in Frankreich nicht anerkannten dramatischen Machwerke des Romanciers seine Spielzeit begann, ist mir nicht recht begreiflich. Hoffentlich findet er bald ein geeignetes Stück, um sein Personal, welches nach dieser ersten Aufführung zu urtheilen sich gut zusammenspielen und Erfreuliches leisten wird, angemessen zu beschäftigen.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Deutsches Dichterheim *Monatlich 2 mal 16—24 Seiten. Preis: 5 Mark halbjährlich.*

bringt Gedichte, ästhet. literar. und literarhist. Aufsätze, Biographien, Kritiken, Literatur- u. Kunstberichte etc. etc., zählt zu seinen Mitarbeitern alle Dichter von Ruf, öffnet sich aber auch bereitwilligst jüngern Talenten. Jahrg. 8 beginnt unter erheblicher Umfangserweiterung soeben mit Veröffentlichung des grossartigen, die Zeit von 1848 bis 1870 umfassenden Epos:

Das Volkramslied *ein Sang aus unsern Tagen von* **Julius Grosse.**

Zugleich erlässt die Redaction ein neues **Poetisches Preisausschreiben,**

und setzt 3 Preise von je 100 Mark aus. Preisrichter: Karl Bartsch, F. Dahn, Ernst Eckstein, Jul. Grosse, Paul Heinze und G. Walling. Alle näheren Bedingungen, deren genaueste Kenntniss den Bewerbern unerlässlich, enthält die Nr. 1 vom 8. Jahrg. des „Deutsch. Dichterh.", die auf Verlangen gratis und franco versandt wird von

P. Heinze's Verlag, Dresden-Striesen.

Im Verlage der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch **alle Buchhandlungen** zu beziehen:

Oberland.

Erzählungen aus den Bergen

von

Ludwig Ganghofer.

Inhalt: Auf der Wallfahrt. — Der Santriegel. — Im Vorübergehen. — Die Fuhrmännin.
20 Druckbogen Oktav. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—

Wiener Kinder.

Ein Roman von **C. Karlweis.**

20 Druckbogen groß Oktav. Geh. M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Aus dem Leben.

Novellen von **Eugen Reichel.**

Inhalt: Grüne Rosen. — Trapp. Ein Charakterbild. — Der Musikdirektor.
16 Druckbogen groß Oktav. Geh. M. 3.60, eleg. geb. M. 4.80.

Stuttgart. **Ad. Bonz & Comp.** Verlagsbuchhandlung.

Neu! **Ein Weib** Neu!

Roman

von

H. Heiberg

Oktav. broch. Mark 6.—

elegant gebunden Mark 7.20.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. K. Hofbuchhändler, Leipzig.

Roman-Manuscripte

werden zu erwerben gesucht.

Berlin, Lützowstr. 16. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Soeben erschienen:

DER KULTURKAMPF

zwischen **Asien** und **Europa**

von Dr. Ad. Wahrmund. 8°. Mk. 1,—.

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Eine **Leipziger Verlagsbuchhandlung** übernimmt zu billigen Bedingungen **Herstellung und Vertrieb neuer Bücher** jeder Art. Für **Schriftsteller** der beste und vortheilhafteste Weg zur Veröffentlichung ihrer Werke. Anfragen sub **Y. 6219** befördert Herr **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Wer sich e. solch. **Weyl**'schen heizb. Badestuhl kauft, kann sich m. 5 Kübeln Wasser u. 1 Kilo Kohlen täglich warm baden. Ein Jeder, der dies liest verlange per Postkarte den ausführl. ill. Preiscour. gratis. **L. Weyl, Berlin. W.,** Leipzigerstr. 41.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Blutjung

und andere Erzählungen

von

E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. broschirt. Preis ℳ 3.—

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.,** Oppelstr. 44.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Deutsch-national.

Kolonial-politische Aufsätze

von

Karl Peters.

186 Seiten gr. 8°. Preis ℳ 4.— broch., ℳ 6.— hlbfz. gebunden.

Verlag von **Walther & Apolant in Berlin.**

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Hierzu eine Beilage von G. Engelhorn in Stuttgart.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

OCT 5 1887
Library

№ 39. Berlin, den 24. September 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die deutschen Ostseehäfen. Von Franz Siewert. — Hand und Fuß im Lichte neuerer Forschung. Von Moritz Alsberg. — **Literatur und Kunst:** Der Streit um die Organisation der höheren Schulen. Von Eduard von Hartmann. — Goethe und Plessing. Von Julius Duboc. — Volkslied und Straßenlied. Von O. B. — **Feuilleton:** Der Stammtisch. Von Wilhelm Berger. — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Die deutschen Ostseehäfen.

Von Franz Siewert.

In allen Seehandelsstaaten des Continents — vielleicht von den holländischen Emporien Amsterdam und Rotterdam abgesehen — sind andere Häfen schwerlich so sehr von den Umwälzungen des modernen Wirthschaftslebens berührt worden, wie unsere Ostseehäfen, insbesondere Königsberg, Danzig, Rostock und Lübeck. Die Ostsee war früher mehr oder weniger ein geschlossenes Binnenmeer. Nur selten waren die Fahrten, mit welchen die Schiffe dieser Häfen aus der Ostsee heraustraten, um auf überseeischen Wegen directe Verbindungen mit transoceanischen Ländern zu suchen. Es lag hierzu auch kein Bedürfniß vor. Wenn ein Seehafen die Producte transoceanischer Länder einführen soll, so setzt dies voraus, daß bei ihm auch Ausfrachten in Erzeugnissen des eigenen Landes vorhanden sind. In den östlichen Theilen unseres Reiches sind aber die Voraussetzungen hierfür gar nicht oder nur beschränkt vorhanden, weil der Schwerpunkt unserer ganzen Exportindustrie in Mitteldeutschland und im Westen des Reiches liegt. Eine Seeschifffahrt ohne die Möglichkeit ständiger Ausfracht hört heute aber auf rentabel zu sein. Unseren Ostseehäfen ist und war noch mehr der Waarenaustausch mit dem Norden und Osten Europas ein vorgezeichnetes Arbeitsfeld. Königsberg und Danzig, im Besitze des kleinsten deutschen Hinterlandes, sind hervorragend auf den Verkehr mit Rußland und Polen angewiesen. Stettins Seehandel und Seeverkehr nimmt einen gedeihlichen Aufschwung als vortheilhaft belegener Zwischenplatz zwischen dem ausgebreiteten Oderland und den nordischen Vorländern. Lübeck bietet mit seinem Hafen der nordischen Schifffahrt den Weg zum weitesten Vordringen in Westdeutschland und andererseits findet der große elbländische und westdeutsche Gütermarkt in Lübeck die nächste Berührung mit der Ostsee. Die Besonderheit der geographischen Lage: daß Lübeck den südwestlichsten Platz am Ostseebecken einnimmt, gleichzeitig die größtmöglichste Annäherung an Hamburg, an die Einmündung des transoceanischen Verkehrs gestattet und daß es dadurch dem Ostseehandel besonders im Frühjahr und Herbst, wo die Schifffahrt durch den Sund am gefahrvollsten und kostspieligsten ist, die schnellste und sicherste Communication darbietet, das hatte Lübeck im Verein mit dem glücklichen Umstande, daß es über einen ererbten großen Capitalreichthum verfügt, bisher die Mittel an die Hand gegeben, den in den Zwischenspesen liegenden Vortheil einer regen Ueberlandvermittelung auszubeuten und sich einen sehr erheblichen Antheil am nordischen Geschäft sicherzustellen.

In der Stellung der deutschen Ostseehäfen ist in neuerer Zeit eine bemerkbare Verschiebung eingetreten, die auch auf den Charakter des Berufs dieser Städte einen wesentlichen Einfluß gewonnen hat.

Rußland ist in seinem ganzen öffentlichen Leben, namentlich aber auf dem Gebiete seines Handels und der Industrie zu einem hermetischen Absperrungssystem übergegangen. Die Consequenzen hiervon haben in Königsberg und Danzig eine Krise herbeigeführt, unter welcher der mit Fleiß und großen Opfern errichtete wirthschaftliche Aufbau zusammenzubrechen droht. Königsberg und Danzig konnten so lange als zwei wichtige Aus- und Eingangspforten des russisch-polnischen Reiches angesehen werden. Was Rußland und Polen in überschüssigen Mengen ihres Ackerbaues, ihrer Viehzucht und ihrer Forstwirthschaft zum Absatze im Auslande erzeugten, davon nahmen diese beiden Häfen zum Versandt nach dem Westen Europas einen großen Theil auf. Das Propregeschäft und die Spedition in russisch-polnischem Getreide, Holz und Fellen, Lumpen, in russischem Flachs und Hanf, Talg ꝛc. sind alteingelebte, von jeher wichtige Handelszweige dieser Städte gewesen. Ebenso bildete die Ausfuhr von mineralischen Rohproducten und mineralischen Waaren, von Metallen und Metallwaaren, Maschinen und Instrumenten, Chemikalien und Textilindustriefabrikaten nebst vielen transatlantischen Producten nach Rußland einen großen Theil ihres Austauschgeschäfts. In beiden Richtungen ist die Handelsthätigkeit Königsbergs und Danzigs, seitdem die russische Wirthschaftspolitik den Fichte'schen Lehrsatz vom geschlossenen Handelsstaate, der Lehre, daß Alles, was vom Lande erzeugt werde, auch im eigenen Lande abgesetzt werden müsse, rücksichtslos anzunehmen scheint, aus ihren alten Bahnen herausgedrängt und es kann nicht fraglich erscheinen, daß, wenn es nicht gelingen sollte, Rußland zu den Grundsätzen einer maßvollen Handelsfreiheit zurückzuführen, diese beiden Städte von den Bedingungen zurückgedrängt werden, in denen sich bisher die Blüthe und das Gedeihen ihres Handels bewährt haben. Der Aufschwung Königsbergs, wie er sich bis zu den siebziger Jahren gezeigt hatte, datirt aus dem 16. Jahrhundert, der Zeit, da Danzigs Niedergang anfing. Die Bahn Berlin-St. Petersburg war eine der wichtigsten Grundlagen, auf welcher der russische Handel Königsbergs, bisher das eigentliche Rückgrat der ganzen Geschäftsthätigkeit, emporblühte. Danzig, vom preußischen Gebiete ringsum eingeschlossen, hatte bis zur Einverleibung in Preußen schwere Zeiten erlebt. Mit der Befreiung vom französischen Joch im Jahre 1814 war jedoch auch für Danzig eine

Digitized by Google

neue Entwickelung seiner Geschäfte eingetreten, die durch den Ausbau des preußisch-polnischen Eisenbahnnetzes lebhaft gefördert, erst in den letzten Jahren gleich dem Handel und dem Seeverkehr der Nachbarstadt durch die wirthschaftliche Lostrennung des russisch-polnischen Hinterlandes, sowie durch die deutschfeindliche Eisenbahnpolitik Rußlands mit der schroffsten Tendenz der ausschließlichen Begünstigung der eigenen Ostseehäfen abermals gelähmt worden ist.

Wesentlich verschieden in der wirthschaftlichen Stellung von den östlichsten Häfen stellt sich Stettins Entwickelung dar als das ausschließliche Product des wirthschaftlichen Aufschwungs Preußens. Die industrielle Erstarkung Schlesiens, die erhöhte Betriebsamkeit der landwirthschaftlichen Gewerbe Norddeutschlands, die große Vermehrung der Bevölkerungen Schlesiens, Brandenburgs, Posens und Pommerns und die damit zusammenhängende erhöhte Consumtions- und Productionskraft dieser altpreußischen Provinzen, endlich auch das intensive Anwachsen des größten Verkehrscentrums der norddeutschen Tiefebene, Berlins — das sind die fließenden Quellen der commerziellen Kraft Stettins geworden, das in der centralen Lage, entsprechend dem Lauf des Stromes, der sein weites Hinterland durchzieht, seinen commerziellen Beruf schnell entwickeln konnte. Allerdings haben auch Stettins Geschäfte mannigfache Wandlungen in den letzten Jahrzehnten erlebt. So hat z. B. das Stettiner Getreidegeschäft seinen Charakter völlig verändert. Aber wie sich die wirthschaftliche Physignomie der preußischen Monarchie nicht zu Ungunsten des Landes verändert hat, so ist auch der mannigfache Wechsel in der Handelsthätigkeit Stettins nicht zu Ungunsten des Gesammtwohles dieser Stadt ausgefallen.

Das viertgrößte Gemeinwesen im Kranze der deutschen Ostseehäfen ist Lübeck, die älteste der Freien Städte, wenn auch nicht mehr mit dem wirthschaftlichen Machtgebote des 16. Jahrhunderts ausgestattet, so doch immer noch eine Stadt, die eine der einflußreichsten und kapitalkräftigsten an der Ostsee und die in allen Geschäften des Handels und Schifffahrt gewiegteste geblieben ist. Die vormalige Stellung Lübecks als ein Stapelplatz für den Weltverkehr ist an der vollständigen Umwälzung der alten Verkehrsverhältnisse zu Grunde gegangen. Solange der Weltverkehr eine Hauptstraße durch die Ostsee gezogen hatte, war Lübeck ein natürlicher Vorort für die ganze Waarenbewegung nach und von dem Norden gewesen. Seitdem sich aber im Westen und Süden neue Welttheile, neue Productions- und Absatzgebiete erschlossen und damit neue Handelswege dorthin eröffnet hatten, war Lübeck von dem Anschluß an diesen weltbewegenden Verkehr zurückgedrängt worden. Immerhin hat sich Lübeck in seiner günstigen Lage zu dem mit einem monströsen Verkehrssystem den Welthandel concentrirenden Stapelplatz der Nordsee, zu Hamburg, und in seiner Lage als Ausgangspunkt des westdeutschen Eisenbahnnetzes an der Ostsee, vor allen Dingen auch mit Hülfe seiner genauen Kenntnisse der Geschäftsverhältnisse des Nordens werthvolle Vortheile vor allen anderen Ostseehäfen zu erhalten gewußt und diese Eigenschaften weisen die Stadt auch heute noch hervorragend auf die Ausnutzung der nordischen Märkte, namentlich auf Skandinavien und Finnland hin.

Alle übrigen Ostseehäfen sind für das große Ostseegeschäft Deutschlands nur von untergeordneterer Bedeutung. Von den beiden schleswigholsteinischen Häfen Kiel und Flensburg erfüllt eigentlich nur das letztere, wenn auch im kleinen Maßstabe, die Aufgaben eines Großhandelssitzes. Das Hinterland von Kiel, also die Provinz Holstein, ist im Norden von Flensburg, im Süden von Hamburg und im Westen von Lübeck wirthschaftlich in Besitz genommen und daher kommt es, daß Kiel, abgesehen von seiner verhältnißmäßig nicht unbedeutenden Industriethätigkeit, hauptsächlich nur dem Geschäfte des täglichen Bedarfs einen Boden bietet. Das Marktgebiet Kiels über See ist, von den Verbindungen mit England abgesehen — Verschiffung von Mehl, etwas Getreide, Butter, Bier ꝛc. und Anfuhr von Steinkohle —, jenseits Dänemarks nicht von Bedeutung. Wenn auch in Folge der regen Entwickelung seiner Dampfschiffsrhederei (als Erwerbsrhederei) mit russischen und schwedischen Häfen ein reger Schiffsverkehr besteht, so dient derselbe doch nur einer bescheidenen Spedition, ebenso wie auch die Ausfrachten Kiels von und nach Lübeck und den preußischen Häfen Stettin, Danzig, Königsberg und Memel nur eine geringe Bedeutung haben. Im Transit von und nach Dänemark liegt die einzige Stärke dieses Ostseehafens. Alles übrige hat daneben nur secundäre Bedeutung. Mit Schweden besteht nur ein geringes Holzgeschäft. Mit England tauscht Kiel gegen ein ansehnliches Quantum englischer Kohle Butter und andere Molkereiproducte, Zucker und landwirthschaftliche Rohstoffe und Mehl aus. Nach Schweden und Norwegen, Finnland und Rußland fehlt aber naturgemäß jede nennenswerthe Transaction.

Dieselben Ursachen, vor welchen in Kiel und Flensburg die Möglichkeit einer großen Entwickelung der Seehandelsthätigkeit zurücktritt: das Fehlen des Hinterlandes und ein ausreichender Verkehrszusammenhang mit den großen binnenländischen Productions- und Consumtionsmittelpunkten haben auch der ehemals nicht unbedeutenden commerziellen Stellung Rostocks und Wismar große Einschränkungen auferlegt. Dem ganzen heutigen Seehandel und Verkehr ist ein stark concentrischer Zug eigen und was jene beiden Städte früher an Einfluß über ihr nicht geringes Umland besaßen, ist heute von den benachbarten größeren, mit ungleich vollkommeneren Transportleistungen zu Wasser und zu Lande ausgestatteten Städten — Lübeck und Stettin — aufgesogen worden. Auch in der Rivalität der Seehäfen hat der Dampf einen nivellirenden Einfluß ausgeübt. Die großen Eisenbahnlinien des Binnenlandes verschmähen die Einmündung in die kleineren Siedelungen der Küste und die großen Verkehrsstraßen zur See nehmen ebenfalls nur noch ihren Ein- und Ausgang bei den großen Vereinigungspunkten des See- und Landverkehrs. Während bis dahin die kleinen Häfen wenigstens noch in der Küstenschifffahrt ein werthvolles Kampfmittel gegen die großen Gemeinwesen behaupteten, ist ihnen jetzt auch dieses Mittel durch die Concurrenz der vielfach mit Specialtarifen fahrenden Küstenbahnen geschmälert worden. Die Erfahrungen im Transportwesen zeigen, daß der Seeverkehr zwischen zwei nahe an ein und derselben Küste belegenen Häfen, wenn ein gutorganisirtes Eisenbahnnetz das Hinterland durchzieht, aufhören muß rentabel zu sein. In dieser concentrirenden Wirkung des Verkehrs nähert sich überhaupt der ganze deutsche Ostseehandel dem in der Ausbildung seiner Großhandelsverhältnisse viel weiter vorgeschrittenen Nordseeküstengebiet. Hier noch ein mit der zunehmenden Wechselwirkung zwischen See- und Landverkehr fortschreitendes Ansammeln und Vertheilen der Kräfte unter gleichzeitigem schrittweisen Zurückdrängen des schwächeren Mitbewerbs, dort zwei große, ein weites Hinterland und das Weltmeer beherrschende Seehandelsplätze, unter deren zunehmendem Einflusse die kleineren Gemeinwesen ihre Rolle bereits so vollständig ausgespielt haben, daß jetzt zwischen jenen selbst der Wettstreit um eine entscheidende Vormachtstellung begonnen hat.

Das Streben nach wirthschaftlicher Unabhängigkeit bestimmt heute mehr als je den wirthschaftlichen Zustand einzelner Völker. Die Zusammensetzung der Handelsbilanz aller Staaten drängt auf eine Beseitigung der Zwischenkraft anderer Länder hin, jeder Staat sucht sich selbständig zu machen in der Gütererzeugung und demzufolge im Bezug und in der Ausfuhr von der fremden Vermittelung. Wenn nun auch von den nordischen Vorländern Deutschlands nicht gesagt werden kann, daß ihre Fortschritte im nationalen Gewerbfleiß hinsichtlich der Arbeitsmenge und der technischen Vervollkommnung der Production derartige geworden sind, daß mit der großen Steigerung ihrer Bedürfnisse schon eine entsprechende Unabhängigkeit vom Auslande erreicht worden ist, so geht doch ähnlich wie in Rußland jetzt auch schon in den skandinavischen Ländern die wirthschaftliche Witterung auf den möglichsten Schutz der nationalen Arbeit vor der fremden Concurrenz aus. Die Angriffe, welche die schwedische Schutzzollpartei unter ihrem Losungsworte „Schweden für Schweden!“ in der kürzlich beendeten Parlamentssession auf die Freihandelsinstitutionen des Landes

Digitized by Google

unternommen hatte, war ein deutlicher Fingerzeig, daß die nordischen Länder wohl nicht mehr lange der offene Markt für die Industriestaaten bleiben werden. Für Deutschlands Ausfuhr nach dem Norden und deshalb für die deutschen Ostseehäfen, welche die Ausfuhr nach den skandinavischen Ländern und Finnland hervorragend in Händen haben, sind diese Verhältnisse nicht gleichgültig. Es kommt aber in der Stellung des Nordens zu den deutschen Ostseehäfen nun noch eine andere Erscheinung hinzu. Unter unseren Augen geht im Norden eine Verschiebung derart vor sich, daß der Handel des Nordens mehr und mehr gegen die großen Mittelpunkte des europäischen Welthandels vorrückt, zugleich mit dieser aber eine andere Bewegung in dem Sinne erfolgt, daß die nordischen Länder auch für die überschüssigen Mengen ihrer Rohstoffe den Ausgangspunkten ihrer Waareneinfuhr zustreben. Für die Ostseehäfen, als die eigentlichen Ein- und Ausgangspforten des deutsch-nordischen Waarenaustausches von Bedeutung, wird diese Tendenz nach Herstellung des Nord-Ostsee-Canals noch ein vermehrtes Gewicht erhalten, indem dann die Schranke, welche dem engeren Anschluß des Nordens an die Nordseehäfen bislang noch hinderlich gewesen ist, beseitigt sein wird.

Man stellt sich zwar vielfach gewichtige und weitreichende Vortheile vor, welche den Ostseehäfen aus der verkürzten Verbindung mit dem Ocean erwachsen sollen, man scheint hierbei aber ebenso sehr die Nachtheile zu unterschätzen, welche unseren Ostseehäfen gleichzeitig daraus erwachsen werden. Die politische, d. h. die nationale Bedeutung des Nord-Ostsee-Canals ist gewiß sehr groß. In politischer Hinsicht ist durch den Nord-Ostsee-Canal erst die letzte Consequenz gezogen aus der Einverleibung Schleswig-Holsteins in den preußischen Staat. Der kriegsmaritime Werth des Nord-Ostsee-Canals hat sich daneben eine große Berechtigung verschafft. Ja man kann sagen, die strategische Bedeutung des Canalweges ist eine so entscheidende geworden, daß ohne dieselbe die Ausführung des Projects wahrscheinlich heute noch gar nicht erfolgt sein würde. Es soll wie gesagt nicht in Abrede gestellt werden, daß dem deutschen Ostseehandel manche Vortheile daraus erwachsen werden, daß seine Etappen in eine nähere Berührung mit dem Ocean gebracht werden. Zunächst aber werden an der Ostseeküste die Verluste in Betracht zu ziehen sein, welche mit dem Nord-Ostsee-Canal andererseits in Kauf zu nehmen sein werden. Uns ist es hierbei klar, daß Lübeck derjenige Hafen sein wird, auf welchen die Neuordnung des Verkehrs am einschneidendsten wirken wird. Königsberg und Danzig haben wir als zwei Häfen charakterisirt, bei denen der Schwerpunkt der dann erzielten Prosperität auf russischem Gebiete liegt. Mit Westdeutschland und mit Westeuropa überhaupt besteht bei diesen Häfen kein intensiver Verkehr. Jedenfalls wird ihr Schifffahrts- und Handelsverkehr mit England, Belgien und Frankreich durch den Nord-Ostsee-Canal nicht eine derartige Einwirkung erfahren, daß sich daraus principielle Veränderungen in der Handelsthätigkeit von Königsberg und Danzig ergeben werden. Aehnlich liegen die Verhältnisse in Stettin. Man kann überhaupt sagen, je größer die Entfernungen von der Grenzscheide des Nord-Ostsee-Canals sind, desto weniger wird sich der aus der Wegkürzung erwartete Verkehrswerth bemerkbar machen. Lübeck aber nimmt unserer oben dargelegten Meinung nach eine besondere Stellung in seinem Verhältniß zu den Nordseehäfen ein. Die Stärke des Handels- und Schifffahrtsbetriebes Lübecks concentrirt sich auf der Ostsee. Was diese Stadt zum Unterschiede von allen anderen deutschen Ostseehäfen an Stückgütern, überseeischen Producten, namentlich Colonialwaaren und überseeischen Rohstoffen, an Industrieproducten, mineralischen Waaren, Weinen ꝛc. gebraucht, empfängt es mit wenigen Ausnahmen von Hamburg, dessen nur zweistündige Entfernung eine eigene überseeische Schifffahrt der Schwesterstadt an der Ostsee entbehrlich macht. Indem nun Hamburg durch den Nord-Ostsee-Canal einen bequemen Ausgang zur Ostsee erhalten wird, wird damit auch für Lübeck die Gefahr gegeben sein, daß Hamburg einen großen Theil dieser Verladungen nach den nordischen Bestimmungsplätzen selbst übernehmen wird, wenigstens soweit die Verschiffungen nicht durch das Propregeschäft Lübecks für den Platz erhalten bleiben werden. Auch umgekehrt wird es wahrscheinlich werden, daß ein Theil der Verschiffungen des Nordens nach Deutschland statt wie bisher über Lübeck per Bahn oder via Hamburg per Elbe ins Binnenland den Weg durch den Nord-Ostsee-Canal direct über Hamburg elbaufwärts ins Innere Deutschlands nehmen wird. Wenigstens wird diese Gefahr so lange bestehen, so lange nicht auf dem Compensationswege Lübeck durch eine Wasserverbindung mit der Elbe (Elbe-Trave-Canal) seine geographisch günstigere Lage wieder corrigirt haben wird. Die Ostseehäfen haben sich seither wohl befunden als Durchgangs- und Sammelstelle der deutschen Waarenbewegung von uns nach dem Norden und es kann nicht anders sein, als daß die Verbindung des Hamburger Hafens mit der Ostsee eine Entfesselung der Concurrenz Hamburgs auf der Ostsee bedeuten wird. Stettin wird sich gegen diese verstärkte Concurrenz der Nordseehäfen durch die Entwickelung seines Oderschifffahrtsbetriebs, dem es leicht werden wird, eine engere Verbindung mit dem Elbstromgebiet zu finden, zu schützen wissen; für Lübeck und zugleich für das ganze Elbgebiet, welches bisher mit den Bahnen seinen Anschluß an die nordischen Schifffahrtsstraßen auf der Trave gesucht hat, wird nur eine zweite Ausmündung der Elbe in Lübeck einen Ersatz zu gewähren im Stande sein.

Jenes Bestreben der nordischen Länder, einen directeren Anschluß an die größeren Stapelplätze des europäischen Welthandels zu suchen, bleibt allerdings ein Moment, das man in den Ostseehäfen nicht nur in Beziehung zu den eigenen Nordseehäfen, sondern vom nationalwirthschaftlichen Standpunkte auch in Hinsicht auf die fremden, namentlich auf die englischen Seehandelsemporien, ernstlich zu beachten Ursache hat. Deutschland ist mit großer Mühe dahin gelangt, die nordischen Länder als wichtige Abnehmer seiner Bodenindustrieproducte und Manufacturen zu gewinnen und eine Lockerung der Beziehungen des Nordens zu dem ihm allernächst belegenen deutschen Industriemarkte würde die bisherigen Fortschritte unserer Industrie im Norden in Frage stellen. Leider hat man in Preußen seither nicht genügenden Werth auf die Verbesserung der Transportwege gelegt, welche der Waarenausfuhr aus dem Binnenlande nach den Seeküsten dienen und so ist es gekommen, daß unter den für den Export nach dem Norden hauptsächlich in Betracht kommenden Häfen — Hamburg, Lübeck und Stettin — bis jetzt eigentlich nur das letztere eine befriedigende Entwickelung genommen hat. Stettin hat sich zu einem leistungsfähigen Exportplatz für die schlesische und brandenburgische Exportindustrie aufgeschwungen. Hamburg hat sich als Exportplatz für den Norden schlecht bewährt, obwohl es, gestützt auf seinen Elbflußverkehr, für die westdeutsche und sächsische Exportindustrie eine Bedeutung für den deutsch-nordischen Handel hätte erlangen können. So außerordentlich groß die Fortschritte sind, welche Hamburg als Importplatz nordischer und namentlich russischer Brod- und anderer Rohstoffe gemacht hat, ebenso unbedeutend ist die Zunahme seiner Ausfuhren deutscher Exporte nach dem Norden geblieben. Lübeck, welches vermöge seiner Lage und seiner ausgedehnten Beziehungen zum Norden hervorragende Eigenschaften zum Waarenausfuhr nach dem Norden besitzt, hat viele Schwierigkeiten in dem Mangel der Wasserverbindung mit der Elbe gefunden und so zeigt sich bei Lübeck die hierfür charakteristische Erscheinung, daß seine Exportfähigkeit in feineren und hochverwertheten Artikeln west- und mitteldeutschen Ursprungs eine große Steigerung erreicht hat, dagegen die Ausfuhr von Quantitätsgütern, also von Schwergütern, die nur unter hoher Spesenbelastung per Bahn zur Küste gebracht werden können, nicht eine gleiche Steigerung erreicht hat. Die seit mehreren Jahren im Seefrachtgeschäft anhaltenden niedrigen Frachtsätze haben der in nächster Nähe der Verschiffungsplätze belegenen englischen und belgischen Industrie den Export ihrer Erzeugnisse nach dem Norden leicht gemacht und gerade in Hinblick auf diese fremde Concurrenz auf den nordischen Märkten hätte man im Binnenlande alles aufbieten müssen, um sich die Wege zu den Häfen zu ebnen,

Digitized by Google

das aber man bisher versäumt. Es ist nichts gethan, um die entfernte binnenländische Industrie durch eine Beförderung ihrer Producte zu Wasser (Canal) wirthschaftlich näher an die Küste zu bringen.

Was nun die Vortheile betrifft, welche den Ostseehäfen aus der verkürzten Verbindung mit dem Weltmeer nach Herstellung des Nord-Ostsee-Canals erstehen sollen, so scheint es uns leichter, dieselben auszusprechen als zu beweisen. Eine gewisse verkehrschaffende Wirkung im Güteraustausch zwischen dem Osten und dem Westen des Reichs wird von dem Nord-Ostsee-Canal allerdings zu erwarten sein. Etwas anderes aber ist die Einführung des transatlantischen Verkehrs in die Ostseehäfen. Man hat vielfach gesagt, daß der Nord-Ostsee-Canal Fähigkeit erweisen wird, die Ostseehäfen in Verbindung mit dem Ocean zu bringen, eine Auffassung, die wir nur in der Weise verstehen können, daß die Ostseehäfen, gleich Hamburg und Bremen, fortan als Häfen mit einem transatlantischen Verkehr zu denken sein werden. Es ist richtig, daß nach Herstellung des Kanals die elementaren Bedingungen dazu gegeben sein werden, aber daraus, daß ein Hafen an dem Ocean liegt, folgt logisch noch nicht, daß er damit auch einen Oceanverkehr hat. Jeder Seehafen ist allemal das Product der wirthschaftlichen Thätigkeit seines Hinterlandes. Ist diese wirthschaftliche Thätigkeit eine derartige, daß sie einen Austausch heimischer Erzeugnisse mit überseeischen Producten gestattet, so wird damit den Seehäfen die wichtigste Bedingung zu transatlantischen Geschäften gegeben sein. Wenn nicht, dann nicht. Nach unserer bisherigen Charakterisirung dürften die ostseeischen Geschäfte auf dieser Basis jedoch nur sehr beschränkt zu denken sein. Was unsere Ostseehäfen an überseeischen Producten empfangen, empfangen sie ganz überwiegend nicht direct, sondern aus zweiter Hand: aus Hamburg, Bremen, Antwerpen, Rotterdam und englischen Häfen. Sie können diese Verladungen nicht direct, wie von den großen Stapelplätzen des transatlantischen Handels beziehen, weil ihr Bedarf zum grundsätzlichen Unterschiede von jenen Weltverkehrscentren quantitativ ein beschränkter ist — ein so beschränkter, daß sie in diesem oder in jenem Artikel, in Kaffee, Thee, Baumwolle, überseeischen Hölzern oder wie die Waare heißen mag, mit anderen Worten nicht ganze Schiffsladungen, sondern immer nur Theilladungen beziehen könnten. In unserer Zeit concentrirt sich nicht bloß alles, sondern es specialisirt sich auch alles. Das hat auch im Großhandel zur Ausdehnung der Totalladungen geführt und eine kräftige Unterstützung hat dieser Verkehrszug noch außerdem durch die Tendenz der unausgesetzten Vergrößerung der Schiffsräume erhalten. Daß die in den Ostseehäfen verkehrenden Schiffsgefäße kleiner als die der Nordseehäfen sind, ist allgemein bekannt. Die Hauptmengen überseeischer Einfuhren beziehen sich in Hamburg auf Getreide, Petroleum, Salpeter, Kaffee, Tabak, Farbehölzer, Oelnüsse und Cogra, Reis, Baumwolle, Wolle, Häute, Felle ꝛc. Die Hauptausfuhrartikel nach überseeischen Bestimmungsländern sind Zucker, Cement, Biere, Kalisalze, Producte der Textilindustrie, der Maschinen- und Eisenindustrie, der Glas- und Thonwaarenindustrie, verschiedener Metallindustrien ꝛc. Ein flüchtiger Blick auf die Industriethätigkeit der östlichen Reichshälfte zeigt, daß hier weder in der Production noch in der Consumtion ein Verhältniß vorherrscht, welches zu einem wechselseitigen Austausch jener Producte in den Häfen an der Ostsee führen könnte. Allmählich hat sich und wird sich auch ferner der Osten unseres Reiches der producirenden Arbeit mit Massenerzeugungen, die für den Seeverkehr allein in Betracht kommen, zuwenden. Diese Fortschritte werden aber immer nur allmähliche bleiben und sie werden nicht so umfassend sein, daß sich darauf eine Vielseitigkeit und Regelmäßigkeit des transatlantischen Verkehrs in den Ostseehäfen entwickeln könnte. Wir glauben also aus diesen und mannigfachen anderen Gründen die Zukunft des Nord-Ostsee-Canals nicht zu pessimistisch anzusehen, wenn wir meinen, daß auf dem Wege der Einführung der Ostseehäfen in die Peripherie des Weltverkehrs vor der Hand der wirthschaftliche Effect des Nord-Ostsee-Canals ein sehr bescheidener sein wird.

Hand und Fuß im Lichte neuerer Forschung.

Von Moritz Alsberg.

Ueber Körpertheile, die in dem Maße der Beobachtung zugänglich sind wie Hand und Fuß des Menschen und die dementsprechend schon seit Jahrhunderten zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen dienen — über solche Körpertheile etwas Neues zu sagen, einem solchen Thema neue Seiten abzugewinnen, dies mag auf den ersten Blick unmöglich erscheinen. Und doch dürften die nachfolgenden Ausführungen, denen wir die Ergebnisse von in jüngster Zeit angestellten Forschungen zu Grunde legen, zur Evidenz beweisen, daß diese Voraussetzung unrichtig ist, daß gerade die Betrachtung von Hand und Fuß des Menschen der Anthropologie und Abstammungslehre eine bedeutende Erweiterung der wissenschaftlichen Erkenntniß verspricht und daß bei der Untersuchung der menschlichen Extremitätenenden eine Anzahl von höchst wichtigen, zur Zeit aber noch gar nicht oder nur in unvollkommener Weise gelösten Problemen sich aufdrängt.

Beginnen wir mit der Hand — jenem Organ, dessen Bedeutung als Diener und Werkzeug der im Hirne thronenden Willensthätigkeit nicht zu hoch veranschlagt werden kann, das auch insofern auf die menschliche Cultur einen weittragenden Einfluß ausgeübt hat, als die Zehnzahl der an beiden Händen befindlichen Finger die Grundlage unseres Zahlensystems bildet und das jetzt noch ebenso wie in alter Zeit als Repräsentant der Persönlichkeit aufgefaßt wird. Was diesen Körpertheil anlangt, so sollte man wohl erwarten, daß Maler und Bildhauer sowohl in Folge der von ihnen betriebenen anatomischen Studien wie auch vermöge des durch die Ausübung der Kunst zur Entwickelung gebrachten Formensinns über die Gestalt der Hand bezw. die Größenverhältnisse der Finger längst in's Klare gekommen sein würden. Auch lehrt uns die Betrachtung der hervorragendsten Gemälde und Zeichnungen, welche diesen Gegenstand behandeln, daß mit wenigen Ausnahmen*) ältere und neuere Meister die Hand als einen Pfeil darstellen, der von der Spitze des Mittelfingers nach der Kleinfingerseite hin steiler abfällt als nach der Daumenseite — mit anderen Worten in der Weise, daß der Zeigefinger länger ist als der Ringfinger (4. Finger). — Dabei unterliegt es keinem Zweifel, daß die letzterwähnte Form der Hand als die vollkommenere Bildung aufzufassen ist und zwar nicht nur deshalb, weil dieselbe eine Abweichung von den Proportionen der durch relative Kürze des Zeigefingers und relative Länge des Ringfingers charakterisirten Affenhand darstellt, sondern vor Allem deshalb, weil ein langer Ringfinger sich für die meisten Verrichtungen der menschlichen Hand keineswegs als ein Vortheil, unter Umständen sogar als hinderlich erweist, während andererseits ein relativ langer Zeigefinger der von der Menschenhand zu vollbringenden Arbeit in mehrfacher Hinsicht zu Gute kommt. — Um auf die Darstellungen der Maler und Bildhauer zurückzukommen, so hat die plastische Kunst — ob bewußt oder unbewußt, dies lassen wir dahingestellt — die in Rede stehende Form der Hand sowie jene feine Gliederung und Schlankheit der Finger zum Gegenstand eines ungeschriebenen Schönheitscodex gemacht, während gewisse andere Eigenthümlichkeiten, wie z. B. die größere oder geringere Fettentwickelung, die Beschaffenheit der Haut, das Durchscheinen der Blutgefäße, das mehr oder weniger deutliche Hervortreten der Muskeln und Sehnen und dergl. zur Aufstellung jener zuerst von Carus unterschiedenen

*) Von älteren Meistern ist wohl Albrecht Dürer der Einzige, der den Zeigefinger kürzer darstellt als den Ringfinger, wie dies z. B. an einer in der Albertina zu Wien aufbewahrten Handzeichnung dieses Künstlers deutlich ersichtlich ist. Eine in der Dresdener Galerie sich findende, angeblich von dem bekannten Kupferstecher Behaim herrührende Zeichnung entspricht so genau derjenigen Dürer's, daß man wohl annehmen darf, sie sei eine Copie nach Dürer.

Digitized by Google

Typen: der „elementaren", „motorischen", „sensiblen" und „seelischen" Hand geführt haben.

Fragen wir ferner, in wie weit die obenerwähnte künstlerische Darstellung der Hand mit dem fast ausnahmslos den Ringfinger an Länge übertreffenden Zeigefinger den von der Natur gegebenen Verhältnissen entspricht, so muß hier zunächst mit Braune*) constatirt werden, daß das zwischen Mittelfinger und Zeigefinger einerseits, zwischen Mittelfinger und Ringfinger andererseits bestehende Größenverhältniß beträchtlichen Schwankungen unterworfen ist, daß bald der Zeigefinger, bald der Ringfinger dem Mittelfinger, der ausnahmlos der längste Finger ist, hinsichtlich der Länge am Nächsten kommt und daß nach den in verschiedenen Ländern und von verschiedenen Forschern vorgenommenen Messungen zu urtheilen, jene Gestaltung der Hand, wie sie die Malerei und Bildhauerkunst fast ausschließlich zur Darstellung bringen, im Allgemeinen eher zu den Ausnahmen als zu der Regel gehört. Das Gesagte gilt jedoch hauptsächlich für das männliche Geschlecht, da nach den von Ecker und Grüning vorgenommenen Messungen das Hervorragen des Zeigefingers über den Ringfinger als eine besondere Eigenthümlichkeit des weiblichen Geschlechts betrachtet werden muß — ein Umstand, der deshalb von besonderer Bedeutung ist, weil er im Zusammenhang mit der im Vorhergehenden begründeten Annahme, daß die Hand mit relativ langem Zeigefinger die vollkommene Bildung darstellt, einen Gegenbeweis abgiebt gegen die von einzelnen Anthropologen aufgestellte Behauptung, daß das Weib hinsichtlich der körperlichen Entwickelung dem Manne nicht gleichkomme bezw. den thierischen Vorfahren des Menschen näher stehe als der Mann. Was letzteren Punkt anlangt, so hat Paul Albrecht auf Grund gewisser hier nicht näher zu erörternder anthropologischer Merkmale „die größere Bestialität des weiblichen Menschengeschlechts" behauptet und dabei übersehen, daß solchen Eigenthümlichkeiten, welche angeblich die Inferiorität des weiblichen Geschlechts beweisen sollen, andere Eigenthümlichkeiten entgegen gehalten werden können, die gerade das Gegentheil beweisen. Auch ist es, wie wir hier einschalten wollen, nach unserem Dafürhalten keineswegs richtig, wenn die geringere Masse und das geringere Gewicht des weiblichen Gehirns — Thatsachen die an und für sich nicht in Abrede gestellt werden sollen — als Beweis für die Annahme, daß das Weib in der Entwickelung hinter dem Manne zurückgeblieben sei, angeführt werden. Man darf eben nicht außer Acht lassen, daß sich die Entwickelung des Weibes in einer ganz anderen Richtung bewegt hat, daß die weibliche Organisation jenem Zwecke, dem sie in erster Linie zu dienen bestimmt ist, nämlich der Erhaltung der Art durch Fortpflanzung, sowie durch Ernährung des Neugeborenen in vollkommenster Weise entspricht.

Dies nur im Vorübergehen. Die im Vorhergehenden gemachte Beobachtung, daß die künstlerische Darstellung der Wirklichkeit nicht genau entspricht, wiederholt sich, wenn wir dasjenige, was bezüglich der Gestalt des menschlichen Fußes bezw. der Proportionsverhältnisse der Zehen bis jetzt festgestellt wurde, einer Betrachtung unterziehen. Während die Sculptur und Malerei den Fuß gewöhnlich in der Weise zur Darstellung bringen, daß die zweite Zehe die erste (große Zehe) an Länge übertrifft, constatirt Braune, daß diese Bildung durchaus nicht zu den gewöhnlichen Vorkommnissen gehört und daß von den jetzt lebenden Menschen nur verhältnißmäßig wenige der Schönheit einer die große Zehe an Länge überragenden zweiten Zehe sich rühmen können. Wir bedienen uns geflissentlich des Ausdrucks „Schönheit"; denn gerade durch das Vorspringen der zweiten Zehe entsteht jene graziösgeschwungene Bogenlinie des vorderen Fußrandes, die wir bei den Bildwerken des Alterthums bewundern, und die, obwohl sie, wie schon bemerkt, im Ganzen zu den Seltenheiten gehört, doch von den Bildhauern fast durchgängig zur Darstellung gebracht wird.*) Daß speciell bei antiken Sculpturen diese Bildung mit größter Regelmäßigkeit sich wiederholt — diese Thatsache sucht Park Harrison**) durch die Annahme zu erklären, daß das besagte Verhältniß ein Rassenmerkmal des toskanischen (etruskischen) Volkes darstelle und daß die der Mehrzahl nach mit verstümmelten Extremitäten von Griechenland nach Italien übergeführten griechischen Statuen von den italienischen Bildhauern nach etruskischem Vorbilde — welches letztere auch hervorragende Maler wie: Fra Angelico, Pietro Perugino, vor Allem aber Rafael benutzt haben — ergänzt worden seien. Andererseits zeigt Braune, daß neben vielen griechischen Statuen der klassischen Periode (von den Bildwerken der Münchener Glyptothek: die Aeginetengruppe und die Statue des Antinous, von denjenigen des Louvre: der lycische Apollo, die Diana mit der Hirschkuh, der Apollo mit dem Pfeil, die Athene Agoraia u. s. w., ferner auch der Apollo von Belvedere, die medicäische Venus, der Laokoon, die Dioskuren, der Diskuswerfer u. s. w.) auch zahlreiche ägyptische und altgriechische Bildwerke (Statue des Sonnengottes Ra in der Glyptothek zu München; ebendaselbst befindliche Bildsäule der Isis u. s. w.) die nämliche Eigenthümlichkeit aufweisen, so daß also die zuvor erwähnte Erklärung des englischen Gelehrten wohl kaum aufrecht erhalten werden kann. — Ueber das Verhältniß der großen zur zweiten Zehe hat von deutschen Gelehrten insbesondere H. Schaaffhausen wichtige Untersuchungen***) angestellt. Derselbe weist zunächst darauf hin, daß schon die älteren, im Allgemeinen sehr genau beobachtenden Anatomen wie Andreas Vesalius, Albinus u. A. in ihren Angaben bezüglich der Gestalt des Fußes und der Proportionsverhältnisse der Zehen weit auseinander gehen. Das Hauptkennzeichen des menschlichen Fußes ist nach Schaaffhausen die Kürze der Zehen im Vergleiche zur Gesammtlänge der Fußsohle, während umgekehrt die langen Zehen, die den vorderen Theil des Fußes der Hand ähnlich machen, für die Anthropoiden (menschenähnliche Affen) charakteristisch sind. Daß am Affenfuß die große Zehe gleich dem Daumen der Hand hinter den übrigen Zehen weit zurücksteht und gar nicht in einer Reihe mit ihnen liegt, beruht nicht etwa auf der Kürze der Großzehenglieder, sondern vielmehr auf veränderter Lage und Verkürzung der Fußwurzelknochen. Die von P. Albrecht aufgestellte Behauptung, daß bei den Völkern des Alterthums der zwischen erster und zweiter Zehe hindurchgezogene Sandalenriemen den Abstand zwischen beiden Zehen vermehrt und die Abstellbarkeit der großen Zehe erhöht habe — diese Annahme ist nach Schaaffhausen deshalb nicht zulässig, weil auch wilde Völker, die keinerlei Fußbekleidung tragen, den größeren Abstand der großen Zehe von den übrigen Zehen erkennen lassen. Andererseits erscheint es einigermaßen fraglich ob, wie der letzterwähnte Gelehrte annimmt, die Länge und Abstellbarkeit der großen Zehe als Merkmale „primitiver" (dem thierischen Typus nahe stehender) Bildung aufzufassen sind. Die Thatsache, daß bei den dem Menschen am Nächsten stehenden Thieren: den Affen die erste Zehe regelmäßig kürzer ist als die zweite — wofür freilich, soweit Gorilla und Schimpanse in Betracht kommen, Schaaffhausen eine besondere Erklärung giebt — spricht nicht zu Gunsten dieser Annahme. Auch erscheint es uns deshalb nicht zulässig, Affenfuß und

*) Etwas von der Form der menschlichen Hand und des menschlichen Fußes. Beiträge zur Physiologie. Carl Ludwig zum 70. Geburtstage gewidmet von seinen Schülern. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1887.

*) Bei einem Besuche, den Rudolf Virchow unlängst der unter Anton von Werner's Leitung stehenden Antikenklasse der Berliner Kunstakademie abstattete, fand derselbe zu seinem Erstaunen, daß unter den Abgüssen antiker Füße, nach denen die angehenden Bildhauer zeichnen lernen, nur Füße mit verlängerter zweiter Zehe vorhanden sind. Indem man solche ungewöhnliche Verhältnisse der Kunstanschauung zu Grunde legt, erhalten, wie der berühmte Gelehrte bemerkt (vgl. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie u. s. w. Jahrgang 1886 Nr. 10 S. 121), unsere Bildhauer von vornherein eine falsche Vorstellung.

**) Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XIII No. 3.

***) Vergl. den auf dem Anthropologencongreß zu Stettin gehaltenen interessanten Vortrag: „Die anthropologische Bedeutung der Zehen" im „Correspondenzblatt" u. s. w. a. a. O.

Digitized by Google

Menschenfuß zu einander in Parallele zu stellen, weil dieselben verschiedenen Thätigkeiten sich angepaßt haben, weil ersterer im Wesentlichen als beim Klettern Verwendung findendes Greiforgan zu betrachten ist, letzterer dagegen ausschließlich der Fortbewegung und Unterstützung des Körpers beim aufrechten Gang dient. — Während wir also bezüglich der letzterwähnten Ansicht Schaaffhausen's einen Zweifel nicht unterdrücken können, stimmen wir doch mit dem verdienstvollen Gelehrten in der Annahme überein, daß die Beschaffenheit des Fußes in nicht geringem Grade durch die Fußbekleidung beeinflußt wird. Was letzteren Punkt anlangt, so ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Abstellbarkeit der großen Zehe den Culturvölkern als unausbleibliche Folge des den Fuß einzwängenden, die Bewegungen der einzelnen Zehen hemmenden Schuhwerks verloren gegangen ist. Auch deutet der Umstand, daß noch heutzutage zahlreiche barfuß einhergehende Naturvölker, sowie solche Völker, deren Fußbekleidung die Bewegungsfähigkeit der Zehen nicht beschränkt, die große Zehe in ähnlicher Weise verwenden wie den Daumen der Hand — (wir erinnern hier nur an den japanischen Ringer, der beim Ringkampfe mit der großen Zehe des nackten Fußes sich am Erdboden festklammert, an die Japanerin, welche beim Nähen das Zeug mit der großen Zehe anspannt, sowie an gewisse Südseeinsulaner, die das Ruder zwischen der ersten und zweiten Zehe festhalten) — diese Umstände sowie gewisse von Schaaffhausen an Fußskeletten aus vorgeschichtlichen Gräbern nachgewiesene Merkmale deuten mit Sicherheit darauf hin, daß während einer verhältnißmäßig nicht weit zurückdatirenden Periode die Abstellbarkeit und freie Beweglichkeit der großen Zehe der gesammten Menschheit eigenthümlich gewesen ist. Andererseits hat auch die Anschauung des besagten Gelehrten Vieles für sich, derzufolge die Fußbekleidung der europäischen Völker, indem sie die Entwickelung und das Längenwachsthum der großen Zehe nicht in dem Maße hemmte wie dasjenige der übrigen Zehen, jenes Prominiren der großen Zehe herbeigeführt haben soll, welches, wie oben angedeutet, gegenwärtig unter der Bevölkerung Europa's die Regel bildet. Auf den zuletzt erwähnten Umstand — nämlich auf eine durch die Fußbekleidung hervorgerufene Wachsthumshemmung, von der ganz besonders die kleine Zehe betroffen wird — ist es nach Virchow zurückzuführen, daß letztere an den Statuen fast regelmäßig mißhandelt ist und daß selbst die griechischen Götterbilder, die uns als unerreichte Muster künstlerischer Formvollendung und körperlicher Schönheit gelten, mit verkrümmten und verkrüppelten kleinen Zehen dargestellt sind.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Der Streit um die Organisation der höheren Schulen.

Von Eduard von Hartmann.

Wohl noch zu keiner Zeit war das Bewußtsein einer Reformbedürftigkeit unseres höheren Schulwesens so allgemein verbreitet wie jetzt, und das Gefühl, daß die preußische Reform vom 31. März 1882 nur eine unzulängliche Abschlagszahlung gewesen ist, verschärft sich zusehends. Leider besteht nur noch immer kein Einverständniß über das, was geschehen soll, um die Einrichtungen unserer höheren Schulen den Ansprüchen der modernen Bildung anzupassen. Die Regierungen haben deshalb einen schweren Stand, weil sie beim besten Willen zur Abhülfe nicht wissen, auf wen sie hören sollen.

Ohne Zweifel gibt es eine Anzahl denkender Männer, besonders in Schulkreisen, welche den gegenwärtigen Zustand für einen allen Bedürfnissen entsprechenden und durchaus keiner Aenderung bedürftigen halten; aber solche bilden doch wohl eine sehr kleine Minderheit, während die Mehrzahl Aenderungen bald in diesem, bald in jenem Sinne für wünschenswerth oder gar nothwendig erachtet. Insbesondere richten sich die Bedenken gegen die Verschiedenartigkeit unserer höheren Schulen, und selbst diejenigen, welche nicht eine vollständige Einheitsschule als Ziel hinstellen, geben doch zu, daß es sich empfehle, womöglich eine Einheit in dem unteren Theil der Klassen herzustellen. Für Gymnasien und Realgymnasien hat die preußische Reform diesem Wunsche insoweit Rechnung getragen, daß der Beginn des Griechischen von Quarta nach Tertia verlegt ist und die früheren Unterschiede im Lehrplan der unteren Klassen wenigstens annähernd ausgeglichen sind. Es ist in der That nicht abzusehen, warum diese Verähnlichung nicht zu einer vollständigen Gleichheit von Sexta bis Quarta werden sollte, damit der Uebergang von der Quarta eines Realgymnasiums zur Tertia eines Gymnasiums sich fortan ebenso leicht bewerkstelligen lasse, wie jetzt der umgekehrte; dann erst würden wir eine wirkliche Bifurcation oder Gabelung für die letzten sechs Schuljahre haben.

Ein Theil der Anhänger der Gabelung geht aber weiter und fordert, daß auch die zweijährige Tertia noch einheitlichen Lehrplan erhalte und das Griechische erst in Secunda beginne. Eine solche Beschränkung der Gabelung auf die letzten vier Schuljahre würde allerdings eine beträchtliche Beschränkung des Griechischen in der Gymnasialabtheilung einschließen. Diese Beschränkung des Griechischen wird von den Einen als bedauerliche Folge mit in den Kauf genommen, während diese Aussicht den Anderen so erwünscht scheint, daß sie geradezu als Motiv zur Aufstellung der Forderung wirkt. Noch Andere wollen sogar das Griechische ganz auf die Prima beschränken, also die Gabelung erst dort beginnen lassen, doch sind dies bis jetzt vereinzelte Stimmen. Wer so weit zu gehen bereit ist, der geht gewöhnlich auch gleich noch weiter und weist das Griechische ganz aus der Schule hinaus auf die Universität, sei es, daß er das Realgymnasium mit verstärktem lateinischen Unterricht als Einheitsschule proclamirt, sei es, daß er für Abschluß der höheren Schule mit der Obersecunda und Verlängerung des Universitätsstudiums um zwei Jahre plaidirt.

Alle diese Bestrebungen haben noch das Gemeinsame, daß sie an der lateinischen Sprache als einem Hauptunterrichtsgegenstand des Einheitslehrplanes, wie weit der letztere nun auch hinaufreichen möge, festhalten, also die lateinlose Oberrealschule entweder als höhere Schule aufgehoben wissen wollen, oder aber als eine zweite Art von höherer Schule neben dem gegabelten Realgymnasium bestehen lassen. Dieser Gruppe stehen aber andere Tendenzen gegenüber, welche die Oberrealschule mit in den Einheitslehrplan hineinziehen wollen. Wenn doch das Griechische erst in Secunda oder Prima beginnt, so scheint es nicht unthunlich, das Lateinische erst zwei Jahre früher, also in Tertia, beziehungsweise Secunda beginnen zu lassen und den Lehrplan der Unterklassen auf die Muttersprache und neuere Fremdsprachen zu stützen. Ein solcher Lehrplan gestattet dann eine Trifurcation, indem sich von Tertia (bezw. Secunda) an die realistische und die humanistische Richtung scheidet, von Secunda (bezw. Prima) an aber die letztere sich noch einmal in den Lehrplan mit und ohne Griechisch spaltet. Auf der anderen Seite kann der realistische Lehrplan sich in den letzten Jahren noch einmal in eine neusprachliche und eine mathematisch-naturwissenschaftliche Abtheilung sondern, so daß wir eine Quadrifurcation erhielten, falls nicht das Griechische ganz von der Schule ausgeschlossen wird.

Die Vertreter der Ansicht, daß der altsprachliche Unterricht erst in mittleren Klassen beginnen sollte, berufen sich dabei auf das Vorbild des schwedischen Schulwesens, in welchem die deutsche Sprache aus praktischen Gründen zum Hauptgegenstand der Unterklassen erhoben ist.*) Sie stützen sich aber außerdem noch auf politische und sociale Erwägungen, insofern ein solcher Lehrplan es sehr erleichtert, alle Schüler zuerst

*) H. Klinkhardt, Das höhere Schulwesen Schwedens. Leipzig, J. Klinkhardt, 1887. Einen übersichtlichen Bericht über dieses Werk aus der Feder des Grafen Pfeil findet man in der „Zeitung für das höhere Unterrichtswesen" 1887, Nr. 30—32.

Digitized by Google

durch die Volksschule als Unterstufe, dann durch eine Bürgerschule als Mittelstufe und endlich durch die höhere Schule gehen zu lassen. Die socialdemokratische Forderung der allgemeinen Aufhebung des Schulgeldes und der Versetzung aller Kinder bloß nach den Leistungen hat eine derartige Organisation des Schulwesens zur logischen Voraussetzung. Daß eine solche Stufenfolge nicht undurchführbar ist, zeigt ihre annähernde Verwirklichung im schweizerischen Schulwesen. Alle politisch radicalen und social nivellirungssüchtigen Elemente werden früher oder später diese Forderung in ihr Programm aufnehmen, und es wäre nicht unmöglich, daß die Schulreformfrage letzten Endes nicht noch pädagogischen Rücksichten und culturellen Maßstäben, sondern im Gegensatz zu diesen durch die politische und sociale Demokratisirungstendenz unserer Zeit entschieden würde.

Es ist nämlich klar, daß die Masse bei einer solchen Schulorganisation ebensoviel gewinnen würde, als die gebildeteren Stände Einbuße erleiden müßten, und da die Masse an Zahl weit voransteht, so muß der Verlust, den die geistige Aristokratie erleidet, aus socialeudämonistischem Gesichtspunkt nothwendig gegen den Gewinn der breiteren Volksschichten zurückstehen. Ob das geistige Culturniveau des Volkes als Ganzes bei einer solchen Schädigung des Bildungsgrades seiner Aristokratie zurückgeht, das kümmert ja die Demokratie nicht, bereitet ihr eher Schadenfreude. Die Interessenpolitik der capitalistischen Bourgeoisie oder der Liberalismus fürchtet die Verwirklichung des demokratischen Programms in diesem Punkte nicht, weil die Wohlhabenden überzeugt sind, daß sie in solchem Falle hinreichende Mittel haben würden, um ihre Kinder durch Unterricht in theuren Privatschulen besser, leichter und schneller als in der öffentlichen Volks- und Mittelschule für die höhere Schule vorbereiten zu lassen. Diese Unbequemlichkeit auf sich zu nehmen wäre die liberale Geldaristokratie und der utilitarisch denkende Gewerbestand gern bereit, wenn dadurch nur das für ihre Zwecke Nützliche, d. h. der neusprachliche und mathematisch naturwissenschaftliche Lehrplan, in die Höhe kommt und die vom Nützlichkeitsstandpunkt völlig zwecklose Quälerei ihrer Kinder mit alten Sprachen aufhört. Deshalb erhält die demokratische Nivellirungstendenz aus dem Lager des Liberalismus mächtigen Vorschub, wobei selbstverständlich alle Gabelung des Lehrplanes nur als vorläufiges Zugeständniß gilt, in der Hoffnung und mit der Absicht, daß es gelingen werde, den Beginn der Gabelung allmählich immer weiter hinauszuschieben, bis endlich als allgemeine Einheitsschule die Oberrealschule oder eine ähnlich organisirte Anstalt ohne alte Sprachen übrig bleibt. Das Ideal einer solchen Schule wird schon jetzt von verschiedenen radicalen Schulreformern als Ziel hingestellt, als der vollständige Bruch mit der Reaction und den Schatten des Mittelalters gepriesen und auf die geschichtlich naturwissenschaftliche Bildung unserer Zeit gestützt.

Fragen wir uns nun, woher es kommt, daß das Gefühl der Reformbedürftigkeit unseres Schulwesens gerade in dem letzten Menschenalter so intensiv geworden ist, so ist die Antwort: weil alle Eltern fühlen, daß ihre Kinder mit Lernstoff überbürdet werden und in Folge dessen die wirklich durch die Schule erzielte Bildungsstufe der Zöglinge zurückgeht. Blickt man auf die Geschichte des höheren Schulwesens zurück, so sieht man, wie an die ursprüngliche Lateinschule ein Unterrichtsgegenstand nach dem anderen angehängt wird, deren jeder mit gutem Rechte einen Theil der nothwendigen allgemeinen Bildung auszumachen beansprucht. Sollen unsere Kinder sich nicht vollends dumm lernen, so ist eine Verminderung der vom Lehrplan an dieselben gestellten Ansprüche unbedingt erforderlich. Jede intensivere Gestaltung des Unterrichtes hat die entgegengesetzte Wirkung, ist also nur statthaft, wenn die Unterrichtszeit entsprechend verringert wird, steigert aber bloß die vorhandenen Uebelstände, wenn sie dazu benutzt wird, um entgegengesetzte Ansprüche vereint zu befriedigen. Sobald die obligatorische Einfügung des griechischen Unterricht in den Gymnasiallehrplan in Preußen durchgeführt war, begann auch das Gefühl sich geltend zu machen, daß dem altsprachlichen Unterricht ein zu großer Antheil der verfügbaren Zeit eingeräumt hat, und dieses Gefühl fand theils in der Entstehung der Realgymnasien und Oberrealschulen, theils in kleinen Correcturen des Gymnasiallehrplans seinen Ausdruck. Aber die Unbefriedigung blieb bestehen.

Das Bewußtsein ist allgemeiner geworden, daß die Oberrealschule keine den Concurrenzanstalten ebenbürtige höhere allgemeine Bildung zu bieten habe; nach der neuesten Einschränkung ihrer Berechtigungen scheint es fast unvermeidlich, daß dieselbe sich wieder in die Bestandtheile auflöst, welche in ihr verquickt sind und in dieser Vereinigung den falschen Schein einer höheren Schule sich angemaßt haben, nämlich in die höhere Bürgerschule einerseits und in die mittlere Fachschule andererseits. Daß das Gymnasium mit dem Lehrplan von 1882 im Großen und Ganzen eine höhere allgemeine Bildung vermittelt, wird nicht bestritten, doch werden immer noch in einzelnen Punkten Lücken in derselben gefunden und wird vor Allem beklagt, daß diese doch noch lückenhafte Bildung nur auf Kosten einer wirklichen Ueberbürdung der Jugend erlangt werde. Das Realgymnasium endlich ist ein unglückliches Zwitterding zwischen der alten Lateinschule und der modernen Oberrealschule; ohne Latein würde es kein Gymnasium sein, aber was sie an Latein gibt, daran hat doch wieder kein Schüler rechte Freude und es ist zu wenig, um eine humanistische Bildung zu vermitteln. Das Schlimmste aber ist die durch die Entwickelung der Realschulen neben den Gymnasien entstandene Spaltung unseres Schulwesens, welche die einheitliche Bildung der Nation zerreißt und auf dem Widerspruch beruht, als ob es zwei beste Methoden zur Gewinnung einer zeitgemäßen allgemeinen höheren Bildung geben könnte. Dieser Widerspruch kann auch durch keine Gabelung gehoben werden, sondern nur durch die volle Einheitsschule. Alle gefühlsmäßige Antipathie gegen den altsprachlichen Unterricht als gegen einen unzeitgemäßen Rest des Mittelalters hat eine historische Grundlage nur gegen das Lateinische als Unterrichtsgegenstand der alten Lateinschule, schließt aber nur aus Unkenntniß das Griechische mit ein, welches im Mittelalter gar keine Rolle spielte. Man sieht sich in dem Widerspruch befangen, daß man gern los möchte von dem unzeitgemäß gewordenen Lateinischen und doch fühlt, aus der des altsprachlichen Unterrichts beraubten Schule keine rechte höhere Bildung schöpfen zu können.

Der entscheidende Punkt liegt im Griechischen, und hierauf spitzt sich neuerdings in der Discussion der Fachkreise die Schulreformfrage mehr und mehr zu. War es ein Fehler, die Lateinschule, welche sich ohnehin den Realdisciplinen öffnen mußte, auch noch mit dem Griechischen zu belasten? Müssen wir diesen falschen Schritt zurückthun, d. h. zur Lateinschule zurückkehren und deren Lehrplan bloß um die Realdisciplinen erweitern? Müssen wir den verminderten Bildungswerth der lateinischen Literatur für die heutige Zeit geduldig in den Kauf nehmen, und immerhin noch das Beste daraus machen, was daraus zu machen ist, um nur nicht ganz der humanistischen Bildung verlustig zu gehen? In der That, wir müßten uns dabei bescheiden, wenn es keinen anderen Ausweg gäbe. Wir müßten dann die Einheitsschule dadurch herstellen, daß wir auf dem Realgymnasium das Lateinische auf Kosten der Realdisciplinen bedeutend verstärkten, und auf dem Gymnasium die Zahl der griechischen Stunden an das Lateinische und die Realdisciplinen vertheilten. Das Beste, was unser heutiges Gymnasium an humanistischer Bildung bietet, würde einer so gewonnenen Einheitsschule freilich fehlen, die Kenntniß der griechischen Dichter, Geschichtsschreiber und Redner, und die Unzulänglichkeit der durch die lateinischen Schriftsteller vermittelten Weltanschauung würde mit jedem Menschenalter schärfer zum Bewußtsein gelangen, bis endlich das Mißverhältniß zwischen Ertrag und aufgewendeter Arbeit einem künftigen Geschlecht allzu schreiend däuchte, um es noch länger zu ertragen. Die Antipathie gegen das Lateinische und die schon jetzt unsere reifere Schuljugend durchziehende spöttische Mißachtung gegen dessen Literatur würde mit jedem Jahrzehnt wachsen, bis über kurz oder lang das nackte Realprincip, unterstützt durch die oben angeführten politischen und socialen Interessen über den fadenscheinig gewordenen Humanismus den Sieg davon trüge.

Digitized by Google

Die Frage ist nur, ob wirklich die Wiederausscheidung des Griechischen das einzige Mittel zur Vereinfachung des gymnasialen Lehrstoffes ist, ob nicht die Männer, welche das Griechische als obligatorischen Unterrichtsgegenstand in das deutsche Gymnasium einführten, doch auf dem rechten Wege waren, und ob nicht die dadurch entstandene Ueberbürdung mit zwei alten Sprachen bloß eine Uebergangskrisis ist, wie sie bei jedem Umschwung tiefgreifender Organisationen fast unvermeidlich ist. Das Lateinische hat der abendländischen Cultur über die Nacht des Mittelalters hinweggeholfen und ist die Brücke geworden, auf welcher sie in der Zeit der Renaissance und Reformation zu den echten Quellen ursprünglicher Klassicität, zu den Griechen, zurückzusteigen begann. Sollte dieser geschichtliche Proceß nicht auch in der Schule sein entsprechendes Nachspiel finden? Sollte nicht auch hier die Latinität wesentlich der Erzieher zum Hellenismus sein, und abgedankt werden können, wenn er als solcher seine Schuldigkeit gethan und ausgedient hat?

Die Völker romanischer Rasse sind leider nicht in der glücklichen Lage, wie die Germanen und Slaven, das Lateinische ohne Weiteres abschütteln zu können, weil sie durch ihre eigene Vergangenheit und Sprachentwickelung zu eng mit demselben verknüpft sind. Außerhalb Deutschlands ist entweder (wie z. B. bei den slavischen Völkern) der Sinn für die bildende Kraft der Klassicität überhaupt noch nicht genügend in's Volksbewußtsein eingedrungen, oder man klebt noch, wie die Engländer, an der Bewunderung der lateinischen Afterklassicität fest. Gerade in Deutschland aber bemühen sich seit hundert Jahren die Besten der Nation, derselben klar zu machen, daß Hellenismus und Latinität sich verhalten wie Sonne und Mond, und das Verständniß dieser Wahrheit ist tief in die öffentliche Meinung eingedrungen. Sollte es nicht endlich an der Zeit sein, die Consequenzen daraus für unsere Schule zu ziehen? Erscheint es nicht wie eine Verhöhnung dieser Wahrheit, daß man die Realgymnasiasten mit dem Lateinischen quält, anstatt die gleiche Unterrichtszeit auf Griechisch zu verwenden und dadurch mit einem Schlage das Realgymnasium zu einem wahrhaft humanistischen Gymnasium zu erheben? Wäre es nicht rationeller, in dem Gymnasium, wo eine gewisse Pflege des Lateinischen aus praktischen Gründen vorläufig unentbehrlich scheint, doch den Löwenantheil des altsprachlichen Unterrichts dem Griechischen zuzuwenden, d. h. einen Rollentausch zwischen beiden alten Sprachen vorzunehmen und in Sexta gleich mit dem Griechischen zu beginnen, während der Anfang des Lateinischen auf Tertia verschoben wird? Das Griechische ist auch in rein sprachlicher Hinsicht eine viel vollkommenere und schönere Sprache, und muthet uns dabei viel verwandter und heimischer an, als das artikellose Latein mit seinem ablativus absolutus, seinem accusativus cum infinitivo und seiner verzwickten Wortstellung im Satze. Die lateinische Literatur aber hat gerade nur insoweit einen Werth, als sie griechische Muster durchschimmern läßt, und die eklektische Aufklärungsphilosophie eines Cicero, die im Aufklärungszeitalter des vorigen Jahrhunderts gerade noch als Bildungsmittel der Jugend genügen konnte, kann es heute schlechterdings nicht mehr, weder aus dem Gesichtspunkt philosophischer Speculation, noch unter demjenigen eines philosophieverachtenden Positivismus.

Zwei Grundsätze, mögen sie nun als solche hingestellt werden, oder mögen sie als unbestimmt gefühlte den Reformtendenzen zu Grunde liegen, sind gegenwärtig kaum noch zu bestreiten: 1. zwei alte Sprachen sind des Guten zu viel, und man muß eine opfern, um die andere zu retten, und 2. das Lateinische ist als Bildungsmittel veraltet und nicht mehr die darauf verwendete Zeit und Mühe werth. Eine wahrhaft humanistische Bildung im Sinne der Einführung in die ideale Klassicität kann nach dem Maßstab der heutigen Ansprüche nicht mehr das Lateinische, sondern nur noch das Griechische gewähren. Wer auf eine solche humanistische Bildung keinen Werth legt, wird die alten Sprachen überhaupt verwerfen müssen; wer sie der höheren Schule gegen die anstürmende Amerikanisirung aller Werthmaßstäbe zu erhalten sucht, der kämpft auf einem verlorenen Posten, wenn er seine Kräfte für die Erhaltung des Lateinischen in seinem heutigen Besitzstande einsetzt. Wollen die Vertreter des humanistischen Princips nicht durch Uneinigkeit ihre Sache zu Grunde richten, so müssen sie sich alle ohne Ausnahme um die Fahne des Griechischen schaaren und an Stelle der Lateinschule der Vergangenheit die griechische Schule als Zukunftsziel in's Auge fassen.

Die nähere Ausführung und Begründung dieser Ansichten würde hier zu weit führen, und muß ich dieser Hinsicht auf meine Schrift: „Zur Reform des höheren Schulwesens" (Berlin 1875) verweisen.*) Uebrigens ist der von mir daselbst als zweite Stufe der Reform befürwortete Beginn des altsprachlichen Unterrichts mit dem Griechischen kein neuer Gedanke, z. B. von Vittorino da Feltre (1378—1447), Heinrich Stephanus, Tiberius Hemsterhuis, David Ruhnken, Franz Passow, Fichte, Herbart, Gervinus, Thaulow u. A. m. vertreten worden. Neuerdings hat mein Standpunkt warme Vertheidiger gefunden in Hans Müller („Griechische Reisen und Studien", Leipzig bei W. Friedrich, 1887) und Johannes Flach („Der Hellenismus der Zukunft", ebenda 1888), zwei Schriften, die trotz mancher über das Ziel hinausschießenden Uebertreibungen bestens zu empfehlen sind und hoffentlich dazu beitragen werden, der Schulreformfrage neue Impulse zu geben und manchen zwischen Latinität und Hellenismus noch Schwankenden auf die Seite des letzteren hinüberzuziehen. Ebenfalls bekennt sich zu meinen Zukunftszielen F. Hornemann, der Schriftführer und geistige Mittelpunkt des „Deutschen Einheitsschulvereins", allerdings nur in demselben Sinne wie ich selbst, als zu Zukunftszielen, denen man sich nur schrittweise durch eine vorsichtige geschichtliche Entwickelung nähern kann**), während Flach meine drei Stufen der Reform confundirt und nicht beachtet, daß ich selbst in der dritten und letzten dem Lateinischen noch zwei Stunden in den letzten sechs Schuljahren bewillige.

Wenn es dem Philosophen freistehen muß, seinen Blick auch in eine spätere Zukunft zu richten, um nach fernen Idealen die gegenwärtig wünschenswerthen Schritte zu bestimmen, so haben doch alle unmittelbar zur Ausführung bestimmten Reformvorschläge sich möglichst eng an die gegebenen Zustände anzuschließen, damit die ruhige Stetigkeit der Entwickelung gewahrt bleibt. In diesem Sinne habe ich selbst meine erste Stufe der Reform gestaltet, und in dieser Auffassung wurzeln auch die Bestrebungen des deutschen Einheitsschulvereins und seiner bisherigen Veröffentlichungen (3 Hefte), welche zu den besonnensten und durchdachtesten Erzeugnissen der neueren Schulreformliteratur gehören. „Der Zweck des Vereins ist, für die innere Berechtigung einer Gymnasium und Realgymnasium verschmelzenden höheren Einheitsschule mit Beibehaltung des Griechischen für alle Schüler einzutreten und auf die Herbeiführung einer solchen hinzuwirken." Der Verein als solcher hat sich noch nicht über einen Lehrplan geeinigt, wohl aber hat F. Hornemann einen solchen aufgestellt (a. a. O. S. 108), der sich ziemlich eng an den preußischen Gymnasiallehrplan von 1882 anschließt und dem badischen von 1869 am nächsten steht.

Nicht billigen kann ich in demselben die Verminderung der griechischen Stunden in Tertia und Secunda von sieben auf sechs, weil dieselbe dem idealen Ziel der ganzen Reform, der Stärkung des Griechischen schnurstracks zuwiderläuft und statt dessen die vom preußischen Ministerium im Jahre 1882 begonnene Zurücksetzung des Griechischen fortführt und verschlimmert. Ebensowenig kann ich es billigen, daß die Zahl der obligatorischen Wochenstunden in Prima um zwei erhöht ist, um das Englische unterzubringen; eine solche Erweiterung des Lehrplanes ohne Verminderung anderen Unterrichtsstoffes darf höchstens facultativen Charakter haben. Soll das Englische obligatorisch werden, so muß es auf Kosten des

*) Vgl. auch meine „Moderne Probleme" (Leipzig 1886) Nr. VIII und IX.

**) „Die Zukunft unserer höheren Schulen" von F. Hornemann. Hannover, Carl Meyer, 1887. S. 105 Anmerkung.

Digitized by Google

Lateinischen geschehen. Ich sehe aber keinen Grund, warum man die häßlichste und formell armseligste aller europäischen Sprachen allen Gymnasiasten aufzwingen soll, bloß weil sie die kaufmännische Geschäftssprache von fünf Erdtheilen, die geschichtlich gewordene Volapük oder Weltsprache ist. Ein solcher Schritt wäre höchstens dann zu rechtfertigen, wenn er der Kaufpreis wäre, um den die Verschiedenheit von Realgymnasium und Gymnasium wirklich endgültig beseitigt würde; so lange aber beide Schulen mit und ohne Griechisch doch noch nebeneinander fortbestehen, hat das Gymnasium auch gar keinen Grund, sich mit solchem gegen sein Princip verstoßenden Ballast zu belasten, und die fehlerhafte Zweiheit der alten Sprachen durch eine ebenso fehlerhafte Zweiheit neuerer Fremdsprachen zu verschlimmern. Die Hornemann'sche Erhöhung der französischen Unterrichtsstunden auf vier in Tertia verliert ihre Bedeutung, wenn der Beginn des Französischen in Quinta nach dem preußischen Lehrplan beibehalten wird. Um der vierten französischen Stunde willen in Tertia braucht das Griechische daselbst ebensowenig beraubt zu werden, als um des Englischen willen in Secunda. Im Uebrigen trifft die Erhöhung der mathematischen Stunden in Tertia von drei auf vier, diejenigen der französischen in den oberen Klassen von zwei auf drei, und die entsprechende Verminderung der lateinischen Stunden mit meinen Vorschlägen zusammen.

Als die Hauptfrage für den nächsten praktischen Reformschritt darf die Berechtigung oder Nichtberechtigung des lateinischen Aufsatzes gelten. In ihr können die Gegner aller alten Sprachen mit den Vorkämpfern des Hellenismus Hand in Hand gehen. Die Frage ist so zu stellen: lohnt heute noch unter Voraussetzung einer mittleren Lehrkraft bei durchschnittlichem Schülermaterial die auf den lateinischen Aufsatz verwendete Zeit und Mühe in ausreichendem Maße oder nicht? Die Antwort kann nur verneinend lauten. Der lateinische Aufsatz liegt seit zwei Menschenaltern im Sterben; es handelt sich nur darum, seine Euthanasie zu beschleunigen, d. h. ihm durch Ministerialverfügung den letzten Todesstoß zu geben. Die Zahl der in einem Jahre geschriebenen lateinischen Aufsätze ist bereits auf ein Drittel, der durchschnittliche Umfang jedes einzelnen auf ein Viertel des früher üblichen heruntergegangen; dem Rest wird Niemand eine Thräne nachweinen. Einen vor hundert Jahren erschienenen beliebigen Zeitungsartikel in's Lateinische zu übersetzen ist im Durchschnitt noch sehr viel leichter, als einen heute erschienenen; so sehr hat sich unser Begriffsschatz und unsere Denkweise im Laufe des letzten Jahrhunderts von denen des Lateinischen entfernt. Aufsätze kann man nur in lebenden Sprachen schreiben; die lateinische Sprache ist aber bereits zweimal gestorben, einmal als römische Volks- und Staatssprache, das zweite Mal als internationale Gelehrtensprache; sie lebt nur noch als römische Kirchensprache fort und fristet selbst da bloß noch ein kümmerliches Dasein. Die hohe bildende Kraft des Aufsatzschreibens in einer lebenden Fremdsprache läßt sich das Gymnasium bis jetzt gänzlich entgehen. Deshalb ist die Einführung des französischen Aufsatzes ebenso wünschenswerth wie die Beseitigung des lateinischen.

Fassen wir alles zusammen, was für den nächsten Schritt einer preußischen Schulreform wünschenswerth und anzustreben ist, so sind es folgende Punkte:

1. Die drei Unterklassen des Gymnasiums und Realgymnasiums müssen identischen Lehrplan erhalten, damit wenigstens in ihnen die Einheitsschule zur vollen Wahrheit wird.

2. Der Geschichtsunterricht im Realgymnasium hat die alte Geschichte in mindestens demselben Umfange zu berücksichtigen, wie derjenige des Gymnasiums, wobei für eine stärkere Berücksichtigung der neueren Geschichte in dem Ueberschuß der Geschichtsstunden genügende Zeit verfügbar bleibt.

3. Die Nachprüfung der Realgymnasialabiturienten, welche die Berechtigung eines Gymnasialabiturienten zu erlangen wünschen, ist ausschließlich auf das Griechische zu beschränken, indem die Minderleistungen im Lateinischen als durch Mehrleistungen in den neueren Sprachen aufgewogen zu erachten sind.

4. Die französischen Unterrichtsstunden von Tertia bis Prima werden im Gymnasium von zwei auf drei erhöht, die lateinischen entsprechend vermindert; der lateinische Aufsatz wird durch den französischen ersetzt.

5. Die Mathematik erhält in Tertia vier Stunden statt drei zugewiesen, damit dieselbe durchweg mit mindestens vier Stunden vertreten ist. Die betreffende Stunde wird dem Latein entnommen (das somit in Tertia zwei, in Secunda und Prima eine Stunde verliert, d. h. von Tertia bis Prima nur noch sieben Stunden behält).

6. Es sind Erwägungen darüber anzustellen, ob nach Verlegung des griechischen Scriptums vom Abiturientenexamen in die Versetzungsprüfung zur Prima die Pflege des griechischen Extemporales in Prima noch erforderlich ist oder nicht; nach dem Ausfall dieser Erwägung ist entweder das griechische Extemporale in Prima streng zu verbieten oder dem Griechischen die siebente Stunde auf Kosten des Lateinischen zurückzugeben, um welche es bei der Verlegung des Unterrichtsbeginns von Quarta nach Tertia gegen früher verkürzt worden ist.

7. Die Prüfung in der Religion ist aus dem Abiturientenexamen auszuscheiden.

8. Bei allen Versetzungs- und Abgangsprüfungen sind nur die Hauptgegenstände als entscheidend zu behandeln, den Nebenfächern aber kein besonderes Gewicht beizumessen.

9. Die häuslichen Arbeiten sind theils durch cursorische Lectüre, theils durch Anfertigung von Aufsätzen u. s. w. in der Klasse erheblich einzuschränken. Ausarbeitungen des Lehrvortrages sind entschieden zu verbieten und durch gedruckte Leitfäden zu ersetzen.

10. Der philologische Grundzug unseres altsprachlichen Unterrichtes ist durch eine mehr literarische Behandlung der Klassiker zu ersetzen.

Diese vorläufigen Wünsche für den nächsten Reformschritt sind gewiß maßvoll, und ich glaube, daß sich alle Reformfreunde, mit Ausnahme der Latinitätsverehrer, auf dieselben hin einigen könnten, wenn sie auch verschiedene Ideale als fernere Zukunftsziele dabei im Sinne haben. Eine solche Einigung thut aber dringend Noth, wenn überhaupt demnächst etwas zu Stande kommen soll. Der deutsche Einheitsschulverein aber sei als Krystallisationskern für alle maßvollen Reformbestrebungen hiermit bestens empfohlen.*) In ihm bietet sich Gelegenheit zum Austausch und zur weiteren Klärung der Ansichten. Die thatsächliche Verwirklichung der vollen Einheitsschule wird auf der nächsten Stufe der Reform überhaupt noch nicht in's Auge gefaßt werden können, sondern erst für eine spätere Stufe, wenn im Gymnasium der Rollentausch des Griechischen und Lateinischen vollzogen sein wird und die Stundenzahl des Lateinischen allmählich auf ein Minimum herabsinkt. Das Ziel einer Beibehaltung des Griechischen für alle Schüler scheint mir nur dann erreichbar, wenn das Griechische in der Hauptsache zu der einzigen in der Schule getriebenen alten Sprache wird.

Goethe und Plessing.

Von Julius Duboc.

Ueber F. Plessing, der als Opfer der Werther-Krankheit beziehungsreich in Goethe's „Harzreise" hinein verflochten ist:

> Aber abseits, wer ist's?
> In's Gebüsch verliert sich sein Pfad u. s. w.,

waren bisher mancherlei unrichtige und unvollständige Angaben im Umlauf. Düntzer hat auch hier wie an so vielen anderen

*) Der Jahresbeitrag beträgt drei Mark. Beitrittserklärungen nimmt der Schriftführer, Gymnasiallehrer Hornemann in Hannover, Marschnerstraße Nr. 51, entgegen.

Digitized by Google

Stellen reichlich dazu beigetragen, das Thatsächliche aufzuklären (vgl. dessen: „Aus Goethe's Freundeskreise"), interessante Nachträge lieferte kürzlich noch Ed. Jacobs in einem in dem Beiblatt der Magdeburger Zeitung abgedruckten, im Harzverein gehaltenen Vortrag. Danach ist Plessing, über dessen Lebensalter bisher sämmtliche Commentatoren irrten, in demselben Jahr wie Goethe und zwar am 20. December 1749 im Pfarrhause zu Belleben im Mannsfelder Seekreis geboren. Sein Vater, der sich auch als Schriftsteller nicht unrühmlich hervorgethan, ein geistig regsamer, ernst strebender Mann, gehörte dem lutherisch-pietistischen Bekenntniß an. Er stand an pietistischen Höfen und Adelskreisen in hohem Ansehen, was sich auch in der eigenthümlichen Thatsache wiederspiegelt, daß der junge Plessing mit nicht weniger als 13 Pathen gesegnet war, in welchem erlauchtem und erleuchteten Kreise sich nur Geistliche und Adlige, unter ihnen ein Fürst und zwei Fürstinnen zu Anhalt befanden. Daß aus einer solchen Constellation ein Geistlicher und zwar einer, dessen Licht weithin zu leuchten bestimmt war, hervorgehen mußte, war eigentlich selbstverständlich. Das Schicksal hatte es indessen anders bestimmt und nachdem der 19jährige Jüngling zunächst in Göttingen sich des jus beflissen, dann ein ganz absonderliches militärisches Intermezzo in holländischen Diensten absolvirt, dann wiederum sich 1774 in Halle als Theolog hatte immatrikuliren lassen und einige Jahre später sogar einmal die Kanzel bestiegen hatte, ist er später definitiv zur Philosophie abgeschwenkt und hat als Philosoph — amtlich als Professor der Philosophie zu Duisburg — dem Räthsel des Lebens nachgeforscht und nachgesonnen. Dort ist er auch 1806 gestorben, betrauert von einem ihm innig anhängenden Freundeskreis, zu dem u. A. auch der Parabeldichter Krummacher zählte. Daß auch sein wissenschaftliches Streben Achtung und Anerkennung fand, wird genügend durch den Umstand belegt, daß er mit Kant in anhaltendem Briefwechsel verkehrte.

Anders war es mit Goethe. Dieser hatte schon bei seiner ersten Begegnung mit dem jungen Melancholiker bei Gelegenheit der Harzreise (November 1777) diesem nicht viel abgewinnen können und nach einer verhältnißmäßig flüchtigen Berührung, bei der sich der humoristische Umstand ereignete, daß Plessing dem anonym verbliebenen Besuch die umfangreichen Schreiben vorlas, die er an den Verfasser des „Werther" gerichtet hatte, sich bald wieder davon gemacht.*) Es kam auch später zu keinerlei Intimität, obwohl bei Goethe's Rückkehr aus Frankreich — 1792 — noch einmal eine Berührung beider Personen in Duisburg stattfand. Auch der wechselseitige Austausch der von Beiden verfaßten Schriften hatte nur formelle Bedeutung, da Goethe ausdrücklich bemerkt, daß er Plessing's Schriften, die zu weit von dem ablägen, was ihn beschäftige, nicht gelesen habe. Und so ist denn hier der eigenthümliche, unter gewöhnlichen Sterblichen selten vorkommende Umstand zu verzeichnen, daß einen Schriftsteller derjenige gar nicht oder doch nur mäßig interessirt, der seinerseits jenem Schriftsteller das höchste Interesse bezeugt hat, von ihm wie von einem Wirbelwind ergriffen worden ist und auf's lebhafteste kund gegeben hat, daß er „seines Geistes einen Hauch verspürt hat." Goethe konnte sich den Luxus erlauben, darüber wegzusehen und einen so eigenthümlich gearteten Verehrer ziemlich kühl bei Seite stehen zu lassen, nachdem er, eben bei jener ersten Begegnung, einmal die Entdeckung gemacht zu haben glaubte, daß jener „statt des Duldens Eigensinn, statt des Ertragens Hartnäckigkeit und statt eines sehnsüchtigen Verlangens abstoßendes Wegweisen" an den Tag lege.

Goethe und Plessing standen eben ganz anders zu dem, was man die Werther-Krankheit zu nennen gewohnt geworden ist und dieser letztere ist, eigenthümlich wie es klingt, ein viel reinerer und originellerer Ausdruck derselben als jener, von dem nicht die Krankheit, aber ihre Bezeichnung sich herschreibt. Man wird durch den scharf ausgeprägten Charakter der Wertheriade als eines Liebesromans leicht verleitet, den Empfindungsgehalt jener sentimentalisch angehauchten Periode ganz in gefühlsselige Liebesschwärmerei zu verlegen, diese mindestens als das unerläßliche, unentbehrliche Motiv derselben zu denken;

Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen so geliebt zu sein u. s. w.

Und doch ist das Liebesmotiv im Grunde mehr als Goethe'sche Zuthat aufzufassen und gerade bei Plessing, den das Fieber ganz besonders arg schüttelte, „dem Durstenden in der Wüste"

der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank.

ist von demselben gar keine Rede. Was ihn gepackt hatte, dies selbstquälerische Zernagen und Zerbröckeln, bis alle Freudigkeit schwindet und schließlich der Lebensfaden reißt, oder mit einem letzten Ruck zerrissen wird — Werthermanie-Selbstmorde kamen ja mehrfach vor — ruhte auf dem Grund des Zweifels an dem Werth des Lebensinhalts überhaupt, der damals zuerst, begünstigt durch die Zeitumstände, in empfängliche Gemüther ihre beängstigenden Schatten zu werfen anfing. Da, wo Werther reflectirt: „jeder neu geborene Augenblick der Zeit wird von Todesseufzern der sich selbst mordenden, immer sterbenden Natur begleitet. Der Schauplatz des unendlichen Lebens ist der Abgrund eines ewig offenen Grabes. Da ist kein Augenblick, der dich nicht verzehrte und die deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt. Himmel und Erde und all' die webenden Kräfte um dich her — ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer" — eben da packt Plessing das Grauen, der Weltschmerz des vernichteten Ideals. Dieser Stoß traf um so heftiger, je mehr er seit seiner Hallenser Studienzeit sich mit dem aufstrebenden Freidenkerthum befreundet und also dem Glauben seiner Kindheit entfremdet hatte, denn nun fühlte er den Boden auch da schwanken, wo er eben Hütten zu bauen und sich wohnlich einzurichten begonnen hatte. Ein Vernichtendes kam über ihn wie aus demselben Grunde über so viele seiner Zeitgenossen. „Was sind alle Güter dieses Lebens?" schreibt er, „was alle Vorzüge und Vollkommenheiten des Menschen? Sie existiren nur in unseren Vorstellungen, sind nicht Wahrheit und Wirklichkeit selbst. Sogar die Vernunft wird oft eine verderbliche Feindin der edelsten Seelen. Unsere süßesten Hoffnungen sinken in's Grab. Freude und Genuß tödten sich selbst." Und dem ihm zuredenden Weltkind Goethe, der mit der Werther-Stimmung, so sehr er ihr einen vertieften Ausdruck geliehen, im Grunde doch nur ganz vorübergehend persönliche und weit überwiegend nur künstlerische Berührung gehabt hatte, setzte er bei dessen Bemühen, ihn auf andere Gedanken zu bringen, hartnäckig entgegen: es solle und könne ihm nichts in dieser Welt genügen.

Für den Weltschmerz des vernichteten Ideals, den jüngeren und weichherzigeren Bruder des späteren verbissenen Pessimismus, der sich eben in seiner Weichherzigkeit im deutschen Gemüth gern mit einem Hinausträumen aus der handelnden Welt und einer Flucht in die Natur, um sich mit seinen Empfindungen ganz in sie zu versenken, gattet, bestand damals eine weitverbreitete Empfänglichkeit. Genährt wurde dieselbe theils durch die rationalistisch-skeptische Zeitrichtung, die allmählich erstarkend — 1774 erschienen auch die sogenannten Wolfenbüttler Fragmente — in vielen Gemüthern zunächst eine gewisse Leere und Oede im Gegensatz zu der bisher gehüteten Glaubensgewißheit hervorrief, theils durch jenes unbestimmte Vorgefühl kommender Erschütterungen, welches häufig schon an kritischen Wendepunkten in der Menschheitsentwickelung sich in schwermüthigen Anwandlungen, in einer gesteigerten sensitiven Empfindung bekundet hat. Die Stimmung ist dann gleichsam wie in einem moralischen Hinwelken wehmüthig aufgelöst, ohne rechte Empfänglichkeit für das Alte, dessen Absterben empfunden wird, ohne ein klares Verhältniß zu dem erst von Weitem sich ankündigenden Neuen, ohne Lust, sich

*) Der junge Plessing lebte damals in innerlich zwiespältigen Stimmungen und überwältigt von dem Eindruck, den ihm die Werther-Lectüre bereitet hatte, ohne sich zu einem Entschluß aufraffen zu können, im Hause seiner bekümmerten Eltern zu Wernigerode. Goethe führte sich bei ihm als Landschaftsmaler Weber aus Gotha ein.

Digitized by Google

mit dem Einen noch länger zu befassen, ohne zwingende Nothwendigkeit, an dem Anderen seine Kräfte zu erproben. Erst wenn der Sturm des neugestalteten Princips losbricht, kommt ein anderer Geist über die Menschheit. Daß für eine solche Stimmung der Werther mit seinem gährenden Inhalt, seiner leidenschaftlichen Naturempfindung und seiner Verzweiflung an Allem umher und schließlich an sich selbst, hochbedeutsam werden mußte, ist selbstverständlich. Das Liebesmotiv grub dem Strom noch ein breiteres Bett, es gewährte die für eine ergreifende Darstellung natürlichste und ergiebigste Unterlage, aber höher ist seine Bedeutung nicht zu veranschlagen, und auf Jemanden, der wie Plessing nach dieser Seite hin gar keine Anknüpfung bot, übte das Buch gleichwohl dieselbe erschütternde Wirkung.

„Unsere Zeit und die Werther-Periode, da sieht man erst den Abstand und wie wir es „so herrlich weit gebracht" und so ein armer Schächer wie der Plessing, kann doch jetzt gar nicht mehr vorkommen". Gewiß, der Abstand kann nicht größer gedacht werden. Gerade die Empfindsamkeit hat in unserer Zeit so gänzlich Schiffbruch gelitten. Aber mit diesem Schiffbruch ist doch auch noch verschiedenes Andere über Bord gegangen und eine Inventuraufnahme gibt uns vielleicht keinen Anlaß uns besonders zu brüsten. Wenn an der Werther-Stimmung einen Hauptantheil der mit der Vernichtung des Ideals in der Auffassung der Welt zusammenhängende Schmerz hatte, wie dies u. A. der Plessing'sche Fall belegt, so sind, wie leicht zu übersehen, drei Momente gegeben, nämlich Schmerz, Ideal und Weltauffassung, deren Lahmlegung aus irgend welchen Gründen auch die Werther-Stimmung lahmlegen muß, ohne daß man sagen könnte, daß dieselbe durch ein höheres Moment abgelöst und eigentlich siegreich überwunden wäre. Nun ist die Richtung der modernen Entwickelung, der „Zeitgeist", in Verbindung mit dem rein äußerlichen Zuschnitt der Verhältnisse, der jenen wieder beeinflußt, gerade diesen drei Momenten feindlich entgegengetreten. Vom Ideal entbindet uns der „Naturalismus", denn wie läßt Ibsen — und er ist doch ein vollgültiger Prophet desselben — in der „Wildente" den Dr. Relling sprechen: „für Ideale haben wir ja das gute norwegische Wort: Lügen" — und in „Rosmersholm", den Vertreter der „Freigewordenen": „ohne Ideale zu leben, das ist die Summe aller Weisheit dieser Welt"; vom kopfzerbrecherischen Grübeln über eine Weltauffassung will der Standpunkt der lebensfrischen „Diesseitigkeit" nichts wissen und hier ist daran zu erinnern, daß ein gerade für diesen Standpunkt hochbedeutendes Element, das jüdische, überhaupt erst seit der Zeit, da der Werther geschrieben wurde, dominirend und tonangebend in die geistige Bewegung eingetreten ist; der Schmerz endlich, ja eine Zeit, die soviel zu thun hat wie die unserige und sich mit soviel reeller Noth herumplagen muß, der vergeht, wie dem vielbeschäftigten Menschen meistens, Zeit und Stimmung für geistige Schmerzen, selbst wenn sie sich ihnen sonst zuwenden wollte, wofür aus den eben angegebenen Gründen ohnehin die eigentliche Unterlage fehlt.

So trifft von drei Seiten das zusammen, was allerdings die Empfindsamkeit unterbindet, aber ohne durch die Richtung der Empfindung auf ein Anderes an Stelle des Verdrängten und Unhaltbaren uns wahrhaft zu befreien. Wie es gegenwärtig steht, kann es zweifelhaft erscheinen, ob wir in mancher Beziehung nicht eher unter als über dem Niveau jener hinter uns liegenden Periode zu stehen gekommen sind. Ueber dieselbe aber hinaus strebte Plessing — gleichgültig mit welchem positiven Erfolg — indem er nach jenem ersten überwältigenden Anfall immer bis an sein Lebensende eifrig beflissen blieb, sich ein neues, den neu erworbenen Gesichtspunkten entsprechendes Ideal in seiner Weltauffassung zurecht zu legen und es zu begründen, und so ist er ja doch wohl nicht ganz der arme Schächer gewesen, als der er uns erscheint.

Volkslied und Straßenlied.

Wir Deutschen stehen in dem Rufe, ein sanglustiges Volk zu sein. Unser reicher Schatz an Volksliedern und besonders auch die Fülle von Melodien, die unserem Ohre heimisch klingen, lassen uns in der That als eines der reichbegabtesten Völker nach dieser Seite hin erscheinen. Wir haben eine große und zugleich anmuthige Vergangenheit im Volksliede, und ein erhebendes Zeugniß für unseren Reichthum an Geist und Gemüth liegt in den schwermüthigen, ahnungsvollen oder auch schalkhaften, neckischen Gesängen, die, schon Jahrhunderte alt, doch noch hie und da in frischer Wirklichkeit leben und erklingen. Wir sind uns freilich dieses Reichthumes erst seit kurzer Zeit bewußt geworden: nach den Anregungen, die Herder und Goethe gaben, waren es erst die Bestrebungen und Bemühungen der Romantiker in unserer Literatur, die auf den alten Quell hinwiesen, der unter Trümmern und Moos so lustig und hell sprudelte, die ihn aufdeckten und die ihm auch neue Ausflußbäche in das moderne Leben hinein bahnten oder doch wenigstens zu bahnen versuchten. Aber seitdem steht das Volkslied wirklich in hoher Geltung; man betrachtet es mit der Ehrfurcht und der heiligen Scheu, die man etwa einem von den Vorfahren ererbten Familienkleinode zollt, man pflegt es in unseren Volksschulen und sucht es dort, wo es jetzt noch lebendig erklingt, auch für künftige Geschlechter zu erhalten, man sammelt die Worte und die Weisen, die es aus vergangenen Zeiten uns überliefert, und macht es sogar zum Gegenstande der gelehrten Forschung. Kann überhaupt eine Zeit noch mehr für die Pflege dieses Lieblingskindes der Musen thun, als die unserige schon gethan hat?

Diese selbstgenügsame rhetorische Frage hört man in der That jetzt zuweilen stellen. Man ist im Allgemeinen mit dem Zustande des Volksgesanges, wie er jetzt ist, sehr zufrieden. Man weist auf die zahlreichen Gesangvereine hin, die in Deutschlands Gauen bestehen und auf den großen, schönen Liederschatz, der ihnen zu Gebote steht und der nicht zum geringsten Theil durch unsere zeitgenössischen Liederdichter und Liedercomponisten geschaffen worden ist; man erfreut sich in weiten Kreisen, besonders auf dem Lande und in kleineren Städten, wo andere musikalische Genüsse nicht zu Gebote stehen, der trefflichen, zuweilen künstlerisch durchgebildeten Leistungen von vierstimmigen Männerchören oder auch gemischten Chören, man hört überall, wohin man sich auch wenden mag, sei es im Grünen oder im Concertsaale, die allbekannten, vielverspotteten und doch immer wieder anheimelnden Klänge unserer „Liedertafelmusik". Und alle diese Gesangeskunst hat zum edelsten und hauptsächlichsten Gegenstande das Volkslied. Sinnig und empfindsam, zum Herzen dringend und zugleich das Ohr durch einfachen Wohllaut gefangen nehmend, bleibt dieses „Lied" noch der beste Schatz unseres Volkes in unserer gefühlsarmen, in harten äußeren Gegensätzen sich aufreibenden Zeit, bleibt es für das Volksgemüth noch die beste Schutzmauer gegen den Ansturm einer kalten, rein verstandesmäßigen Auffassung von der Welt.

Aber dieses wohlgepflegte, gleichsam als gut erzogenes Hauskind mit frommen Augen vor uns hintretende Volkslied hat ein Stiefschwesterlein, daß sie niemals in den Zwang einer guten Sitte oder einer ehrsamen Hausregel fügen wollte. Es ist ein Haidekind, das uns anlacht mit lustigen, schalkhaften Blicken und mit kecken Lippen ein spöttisches Wort hinwirft, wenn wir es einfangen wollen in das Gewahrsam literarischer Kritik. Es schweift weit und wild umher und nascht von allen Blumen, die es am Wege findet; dort pflückt es eine duftige Blüthe und hier ein spitziges Gras, das Alles wirft es uns lose in's Gesicht, ehe es wieder entschlüpft. Bald sehen wir es träumerisch und innig in's Weite schauen, als suchte es wehmüthig eine verlorene Welt, bald wieder tollt es wild umher mit ungraziösen Geberden als das richtige ungezogene Kind der Wildniß. Auch dieses Volkslied ist ein Lieblingskind der Musen, freilich ein verwahrlostes, aber es

Digitized by Google

ist nicht minder kräftig und ursprünglich, wie sein jetzt in guter Pflege sittsam erzogenes Schwesterlein, das unsere Gesangvereine hegen. Es ist auf der Landstraße groß geworden und findet dort, nur dort seine Heimath. In der freien Luft aufgewachsen, hat es ungelenke Formen und derbe Bewegungen, aber es ist gerade deswegen der beste Freund des Volkes, das es dort auf der Straße findet.

Uralt wie das wehmüthige, zarte und sinnige Volkslied ist auch diese wilder wachsende Gattung des Bummel- oder Schlenkerliedchens, das, stets unaufgeschrieben, sich nur von Mund zu Munde fortpflanzte. Vom armen fahrenden „Schwartenhals", dem, „da es an ein Zahlen ging, sein Säckel stand so leere", bis herab zu dem „lieben Auguſtin", bei dem „Alles ist hin", sang auch das „tumbe Brüderlein", das nicht weiß, „wo es sich soll hinkehren", zu allen Zeiten sein Lied, und es sind nicht die schlechtesten Lieder, diese wilden Blüthen, die am Stamme der Poesie aufsprossen. Unsere mit so trefflichem historischen Bewußtsein begabte Zeit hat auch sie, soweit es möglich war, wieder aus dem Dunkel der Vergangenheit an's Licht gezogen, und bewahrt sie neben dem edleren Volksliede als Schätze auf. Der aus ihnen herauslachende Humor und der Zauber der Ursprünglichkeit, der sie umwebt, hat sogar manche Dichter angeregt, ihnen moderne Gegenstücke an die Seite zu stellen — ich erinnere an Baumbach's „Lieder eines fahrenden Gesellen", an viele Gedichte Scheffel's und Julius Wolff's — aber die schöne Sorglosigkeit, der sie entsprangen, ist doch nicht mehr unserer Zeit gegeben, und so kommt es, daß nicht nur jene Gegenstücke uns vielfach wie erkünstelt und gezwungen anmuthen, sondern daß wir auch hier, im Gegensatze zu dem Volksliede höherer Gattung, von einer Fortbildung des Volksliedes durch die modernen Geschlechter nichts mehr bemerken können. Das wilde und fröhliche Haidekind hat, wie so vieles Andere, unter den Greueln des dreißigjährigen Krieges sein Dasein dahingegeben; während des langen Schlummers, der nachher die unteren Schichten unseres Volkes befiel, hat es auch nicht wieder zum Leben erwachen können, und jetzt, da das Volk zum Leben erwacht ist, blendet die natürliche Beleuchtung, in die alle socialen Verhältnisse gerückt sind, allzugrell, als daß der Humor und die wirkliche Lebensfreudigkeit wieder ihre besänftigenden Schwingen im Liede regen könnten.

Und gleichwohl will das Volk singen. Nicht nur das musikalische, sondern auch das poetische Bedürfniß macht sich unausgesetzt geltend, mögen auch die Lebensbedingungen noch so erschwert sein. Der Bäckerjunge, welcher jetzt, wenn er beim Scheine des Morgenrothes durch die noch menschenleeren Straßen trottet, sein Lied pfeift, hat im Grunde denselben Drang, sich über die Mühseligkeiten seines Daseins durch eine musikalische Leistung hinwegzusetzen und in ihr seinen Lebensmuth auszuströmen, wie der fahrende Schüler, der vor Jahrhunderten mit einem Schlenkerliedchen aus seinem Nachtquartier auf den Wanderpfad trat. Das Kunstbedürfniß, welches der gebildete moderne Mensch nur an bestimmten Stunden des Tages zu befriedigen sich gestattet, regt sich im Volke zu jeder Tageszeit und zieht, da ihm eine bestimmte Nahrung nicht geboten wird, von allen Seiten her die Anregungen zu sich heran, so viele es deren eben erlangen kann. Und diese Anregungen sind jetzt so mannigfaltige, daß die Stimmung, welche früher das leichte, einfache Liedchen erzeugte, übertäubt und verwirrt wird, daß überhaupt der Drang, sich selbst zum Gegenstande eines Liedes zu machen, sich nicht mehr geltend macht. Heute wird noch gerade so viel und vielleicht noch mehr vor sich hin gesungen als vor Jahrhunderten; auch heute ist die Landstraße, und in den großen Städten der Bürgersteig, der Ort, an dem eine eigene Art von Poesie ihre Schwingen entfaltet: aber unsere heutigen Geschlechter sind weniger selbstschaffend, als die ihnen voraufgegangenen vor drei- oder vierhundert Jahren, und anstatt eines selbständigen Volksliedes entwickelt sich bei ihnen jetzt nur eine Nachahmung der ihnen eigentlich fremden Kunstformen, wie sie ursprünglich für die gebildeten Stände geschaffen wurden. Das Straßenlied unserer wandernden Vorfahren ist ja auch nicht aus dem Boden gewachsen oder in der Luft entstanden, sondern hat seine Dichter gehabt, die es erfanden und ihren Genossen uneigennützig weiter gaben. Aber es entsprang nicht allein aus dem Bedürfniß nach einer musikalischen Einzelunterhaltung, sondern hauptsächlich aus dem Drange des Dichters oder des ersten Sängers, seiner Seele auch in poetischer Weise Luft zu machen, den Inhalt seiner Gefühle in sinnvolle Worte, nicht bloß in eine anheimelnde Melodie, auszugießen und sich selbst in dem so entstehenden Liede poetisch verklärt wiederzufinden. Heute ist in unserem wildwachsendem Volksgesange dieser Zug nach dichterischer Auslösung weniger zu finden, im Gegentheil, es ist eine bemerkenswerthe Eigenschaft unseres Straßensingsangs, daß in ihm die Melodie ganz den Text überschattet, daß sogar der letztere oft genug seine Bedeutungslosigkeit durch vollständige Unverständlichkeit und Unsinnigkeit kund thut.

Das musikalische Mittheilungsbedürfniß unserer Zeit ist ja überhaupt größer, als das poetische. Die Melodie eines Liedes aus einer Oper oder einer Operette ist die Hauptsache für die Popularität dieses Liedes, der Text kommt nie dabei in Frage, wie ja auch niemals eine hervorragende Stelle eines Drama's so rasch oder so allgemein populär wird, wie eine Opernarie. Die Leichtigkeit, mit der sich Musik von Ohr zu Ohr fortpflanzen und in's Gedächtniß einprägen läßt, könnte hierfür als Grund angegeben werden. Aber sie allein ist es doch nicht, welche es erklärlich macht, daß heutzutage ein Lied lediglich um der Melodie willen zum Straßenliede werden kann. Das Gedächtniß des weniger gebildeten Volkes und die Schnelligkeit, mit welchem dasselbe ganze Gedichte auffaßt, sind so gut, daß in ihnen kein wesentliches Hinderniß für die Verbreitung von nur gesprochenen, nicht auch zugleich gesungenen Liedern gefunden werden könnte. Vielmehr wurzelt diese Vorliebe des Volkes für das gesungene Wort, welche das Straßenlied schon theilweise zu einer bloßen Straßenmelodie herabgewürdigt hat, in der geringen Empfänglichkeit für den süßlichen Inhalt, den meistens die Arien aufzuweisen haben. Ein Lied, das auf der Straße nicht bloß um der Melodie willen gesungen werden soll, darf nicht allzuzart in seinen Empfindungen sein, muß im Gegentheil einen derben und drastischen Humor in sich tragen, der sich von Empfindsamkeit ganz fern hält. Deshalb sehen wir auch wirklich echte Bummel- und Schlenkerlieder, bei denen der Text die Hauptursache für die Beliebtheit ist, vorwiegend nur noch in den jugendlichen Kreisen, welche, eine Zeit lang wenigstens, sich über den Ernst des Lebens hinwegzuscherzen das Recht haben. Die derben Soldatenlieder sind neben dem Bummelcantus des Studenten noch das Beste, was mir von den heutigen Straßenliedern begegnet ist, und ich glaube, daß auch nur diese Kreise es fertig bringen werden, das Straßenlied in seiner ursprünglichen Frische fortzubilden.

Aus den anderen Volksschichten ist es, wie gesagt, durch die verweichlichende Luft an der Melodie allein verdrängt worden. Der Einfluß der großen Städte ist hierin unverkennbar. Die vielen tausend Wege, welche in ihnen der Fortpflanzung einer Melodie zu Gebote stehen, die Leierorgeln, die pfeifenden Straßenjungen und die öffentlichen Concerte in erster Linie, haben rasch dem gesungenen Wort die Uebermacht über das sinnvolle, gesprochene verschafft, und die Entwickelung unserer Bühnen in den letzten Jahrzehnten, welche ja auf die ihrem Inhalte nach sinnlose, nur in ihrer äußeren musikalischen Form graciöse Operette das Hauptgewicht legte, sorgte dafür, daß jene Uebermacht reichliche Nahrung fand. Merkwürdigerweise ist unser sonst sangeslustiger Norden dem Süden hierin noch um ein gutes Stück voraus gekommen. In Berlin wenigstens ist die Melodiewuth, welche jedes sonstige Straßenlied unmöglich macht, noch ausgeprägter als in Wien. Es mag sein, daß dort das Institut der Volkssänger einigermaßen das Vorherrschen des Gefallens an der gedankenlosen Operettenarie beeinträchtigte.

Es ist im Grunde zu beklagen, daß das Straßenlied nicht auch, wie das ihm verwandte edlere Volkslied, in unserem Jahrhundert seine fröhliche Auferstehung gefeiert hat. Denn sein Vorhandensein, wenn es auch oft aufdringlich, frech und grob erscheint, ist doch ein Zeichen für einen urwüchsigen und

Digitized by Google

selbständigen, dabei immer den Dingen mit einem freien Humor gegenüberstehenden Sinn, welcher sich eben in den Schelmenliedchen offenbart. In den politischbewegten Zeiten vor dem Jahr 1848 gab es mancherlei Anläufe zu dem echten Straßenliede: das „Heckerlied", auch manche Gedichte von Heine zeigen ganz die schöne lustige Ungezogenheit, die wir als die Ausbrüche des Volkshumors berücksichtigen müssen. Seitdem ist es wieder sehr stumm und sehr still geworden, die süßlichen Walzer und Schunkelarien, die jetzt der Deutsche in lustiger Stimmung losläßt, sind, abgesehen von ihrer Sinnlosigkeit, keine Anzeichen von einem etwas angeregteren und selbstthätigerem Humore. Und doch lagert eine Menge von Zündstoff in unseren Gemüthern, der in derben Straßenliedern am besten zum Losplatzen käme. Er entladet sich heute in unseren humoristisch-satirischen Witzblättern in ziemlich trockener und ungefährlicher Weise, ab und zu sprüht er auch einige Funken in den Antithesen eines Possencouplets oder zeitigt er ein geflügeltes Wort, das bis zum Ermüden ausgenützt wird — das ist Alles. Wo sind aber die kecken Schelmenlieder, die von Mund zu Munde getragen werden, die, sei ihr Inhalt politisch oder erotisch oder bacchisch, als die echten „Trutzliedlein" den Sinn unseres Geschlechtes wecken und späteren Geschlechtern ein Symbol unseres Sinnes sein werden? Sie sind nicht da, wie so vieles Andere in unserer zeitgenössischen Literatur. Wenn erst unser Volk sich auch im geistigen Sinne wieder selbständig fühlen und selbstbewußt wagen wird, wird auch die Stimmung wiederkehren, die neben den Volksliedern echte Straßenlieder erzeugt, die neben dem Ernst auch den Humor des Lebens dichterisch erfaßt. O. B.

Feuilleton.

Der Stammtisch.

Von Wilhelm Berger.

In einem dramatischen Lesekränzchen, welches die Frau des Oberlehrers an der Sanct Johannis-Gemeindeschule auf den Wunsch ihrer ältesten Tochter Regine in das Leben gerufen hatte, lernten sie sich kennen: Wolfgang Seebeck, der junge Geometer und Gehülfe am Katasteramt, und die eben erwähnte Regine. Er war nicht gerade sonderlich literaturfreundlich; er trat in das Kränzchen ein, weil er, fremd in der Stadt, Anschluß an Familien suchte. Indessen brachte er den Werken der Dichter ein achtungsvolles Interesse entgegen und las die ihm anvertrauten Rollen mit seiner wohllautenden Stimme zu Jedermanns Zufriedenheit.

Wie in den meisten derartigen Kränzchen, worin junge lebenslustige Personen beiderlei Geschlechts vereinigt sind, folgte auch in diesem auf die ernsthafte Arbeit des Abends eine bescheidene Lustbarkeit. Die Oberlehrerin tischte den hungrig Gewordenen auf, was ihre beschränkten Mittel ihr zu liefern gestatteten; und das junge Volk aß vergnügt ihre belegten Brotschnitten, trank dazu ein leichtes Bier und wünschte sich nichts Besseres. War dann der Abend noch nicht allzuweit vorgerückt, so unternahm man wohl noch einige ehrbare Gesellschaftsspiele. In diesem Falle wuchs gewöhnlich der Lärm der Fröhlichen dermaßen an, daß der Oberlehrer, der sich oben in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hatte, Buch oder Feder hinlegte und langsam den Kopf schüttelte.

„Glückliche Jugend!" sagte er leicht seufzend. „Wie hängt dir doch der Himmel voller Geigen! Als ob es nur noch schöner werden könnte, wie es heute ist! — Und ein paar Jährchen weiter — ach, du lieber Himmel! wie mag euch da zu Muthe sein, ihr lustigen Kinderchen? — Ei nun: genießt sie nur, die schöne Jugendzeit; ich hab' es auch gethan. Wird doch jeder Mensch erst zu Tanz geladen, eh' er auf das Orchester steigen und für Andere geigen und blasen muß. Und das ist gut so; da hat er hernach kein Recht, mit seinem Herrgott zu schmollen."

Glücklicherweise verhallten diese ernsthaften Betrachtungen des griesgrämigen alten Herrn in der Einsamkeit seines Zimmers und thaten der Lust unter ihm keinen Eintrag. Da blitzten die Augen und die Wangen rötheten sich; ein schiefgezogenes Näschen, eine ungeschickte Antwort verursachten unbändiges Lachen. Auch Wolfgang und Regine nahmen ihren vollen Antheil an der allgemeinen Fröhlichkeit. Aber hin und wieder, wenn sie neben einander saßen, wie sich dies häufig fügte, geriethen sie wohl in ein vertrauliches Gespräch. Entweder redeten sie altklug über das Gelesene und machten sich gegenseitig auf schöne Stellen aufmerksam, die ihnen im Gedächtniß haften geblieben waren, oder sie gaben sich Kunde von eigenen kleinen Erlebnissen. Da erzählte z. B. die blonde Regine, wie sie alle in der Pension für Geibel geschwärmt hätten. Sie hätten sogar dem hochverehrten Manne zu seinem Geburtstage ihre Glückwünsche gesandt, und eine liebenswürdige Antwort sei darauf gekommen in der deutlichen, schwungvollen Handschrift des Dichters, die ihnen von seinem Bilde her so wohlbekannt gewesen sei. Herr Seebeck werde sich des Spruches erinnern: „Es muß doch Frühling werden!" — Und sie fuhr schwärmerisch fort: „O, es ist doch etwas Herrliches um die Poesie! Das tägliche Leben bietet so wenig Erquickliches; man müht sich ab um die Befriedigung kleiner, beständig wiederkehrender Bedürfnisse, und gewinnt nichts dabei, woran sich das Gemüth laben kann. Nüchtern ist das Tagewerk, geistlos das Gespräch. Will man nicht ganz und gar im Gewöhnlichen verkommen, so muß man sich zuweilen in eine höhere Welt aufschwingen."

Aufmerksam hatte Wolfgang der Enthusiastin zugehört. Aber es waren weniger ihre Worte, die Eindruck auf ihn machten, als der schöne Glanz ihrer blauen Augen. Von der Art ihrer Empfindungen gewann er nur eine undeutliche Vorstellung; indessen glaubte er doch, einige Bemerkungen machen zu müssen, aus denen Regine seine Zustimmung erkennen könne. Und er erwiderte nickend: „Ja, ja, es ist gar kein Sinn mehr für etwas Edleres in den Menschen von heutzutage. So materiell wie unsere Zeit ist keine frühere gewesen. Jeder will Carrière machen und möglichst viel Geld verdienen. Und die Vergnügungen werden immer roher. Wir, die wir noch etwas für unsere Bildung thun, sind Ausnahmen."

Das war nun wieder Reginen aus der Seele gesprochen. Gewiß, so war es; sie lebte in einer recht jämmerlichen Zeit, und der Guten ihrer Art gab es nur Wenige. Als die Gäste davon gegangen waren und sie mit ihrer Mutter den Tisch abräumte, sagte sie: „Der Einzige, der mich versteht, ist Herr Seebeck. Wir haben uns vortrefflich unterhalten." — Die Mutter sah sie von der Seite an. „Der junge Geometer? — Er soll ja recht geschickt sein in seinem Fach, hört man. Und aus guter Familie ist er auch. — Blase dort die Lampe aus, Regine; die andere reicht für unsere Arbeit. Und für den Rest Käse feuchte ein Tuch mit Salzwasser an, und wickle ihn hinein; er wird sonst zu rasch trocken. — Was hat er denn gesagt, der Herr Seebeck?"

Aber Regine würdigte ihre Mutter keiner Antwort.

Alle vierzehn Tage Sonntag Abends versammelten sich die Mitglieder des Kränzchens. Und als der Winter zu Ende ging, war zwischen Wolfgang und Regine eine lebhafte Neigung entsprungen. Um diese Zeit ließ sich im Katasteramte einer der älteren Angestellten pensioniren, und es fand ein allgemeines Aufrücken der jüngeren statt, so daß Wolfgang zu einer Jahreseinnahme gelangte, welche ihm die Gründung eines bescheidenen Hauswesens gestattete. Da bedachte er sich nicht lange, sondern verlobte sich mit Regine.

Als der Oberlehrer ihn als Schwiegersohn willkommen hieß, sagte er: „Du bekommst eine Frau, die für ihren Beruf erzogen worden ist. Und ich darf sie wohl rühmen; sie ist anspruchslos und wirthschaftlich, pflichttreu und liebevoll. Daß sie nebenbei ein wenig für die schönen Künste und Wissenschaften schwärmt, auch gelegentlich einmal über die Prosa des Lebens klagt, braucht Dich nicht zu beirren: in der Ehe pflegen dergleichen müßige Grillen bald genug davonzuspringen."

Der Bräutigam blickte Regine an, wie um sich zu orientiren, was er zu erwidern habe; dann erinnerte er bescheiden: „Der Mensch lebt nicht vom Brote allein." — Und die Hand seiner Braut ergreifend, fügte er hinzu: „Ich kann es nur rühmen, daß Regine auch geistige Bedürfnisse hat."

Digitized by Google

Solche Harmonie sei höchst erfreulich, lobte der Oberlehrer und strich sich etwas verlegen die dünnen Haare zurück. Die Mutter aber meinte resolut: „Ach was! das einzig dauerhafte Fundament einer guten Ehe — in unserem Stande wenigstens — ist von Seiten der Frau ein wirthschaftlicher Sinn und ein verträglicher Charakter; alles Uebrige ist von geringer Wichtigkeit.“

Hernach, unter vier Augen mit Wolfgang, sagte Regine: „So hausbacken ist mir Mama noch nie vorgekommen! Fast schäme ich mich für sie. Der arme Papa! Eine wahrhafte Lebensgefährtin ist sie ihm wohl nie gewiesen. Da wollen wir es anders miteinander halten. Zwischen uns soll zeitlebens eine innige Gemeinschaft aller Interessen bestehen, nicht bloß der nächstliegenden, die jeder Arbeiter mit seiner Frau theilt. Alle freundlichen Genien, die zwischen Himmel und Erde verkehren, sollen in unserer Wohnung Einlaß finden; alles Gute und Schöne, dessen wir habhaft werden können, soll uns den Genuß des Daseins erhöhen. Ist das nicht auch Deine Meinung, liebster Schatz?“

Sie schmiegte sich zärtlich an ihn; er küßte sie auf Stirn, Wangen und Lippen, und hätte darüber beinahe das Antworten vergessen. Aber Regine war gründlich und wiederholte ihre Frage. Da versetzte er rasch: „Gewiß, Liebchen,“ und fuhr dann in seinen Liebkosungen fort.

In der That, als das junge Paar sich sein Nest bereitet hatte und, von der Welt abgesondert, darin seiner Liebe in stiller Sicherheit froh wurde, da wandelten sich Reginens Mädchenträume in die schönste Wirklichkeit. Neben den Kosestunden, die jeder Tag hergeben mußte, liefen die köstlichsten Plauderstunden. Unendlich viel hatten sie einander zu erzählen, bis eins vom anderen gründlich Bescheid wußte. Und dann waren die Erfahrungen zu bereden, die jedem der Tag brachte. Endlich kam noch der gemeinsame Auslug auf Alles, was um sie her vorging, in Nähe und Weite. Wolfgang brachte eine Zeitung mit nach Hause und theilte daraus mit. Für Regine, die arbeitend bei ihm saß, gab es da mancherlei zu fragen; denn von allem, was Politik hieß, wußte sie herzlich wenig. Und Wolfgang, wenn er erklären sollte, fand gar häufig, daß seine Kenntnisse von dem großen Organismus, Staat genannt, beträchtliche Lücken hatten. Dann holte er Bücher herbei und sie studirten zusammen, und freuten sich der hübschen Fortschritte, die sie machten. „Mit der Zeit werden wir noch ordentlich gelehrt,“ rühmte Regine, „und können überall mitreden.“

Bald indessen trat ein Ereigniß ein, das ihren Bildungstrieb für eine Weile zurückdrängte. Erst hatte sie für etwas Kommendes zu sorgen, das ihre Gedanken auf ein ganz neues Gebiet lenkte; dann war das Erwartete gekommen und nahm sie in ganz unglaublicher Weise in Anspruch. „So wird es nie wieder, wie es gewesen ist,“ klagte sie wohl. Dann aber nahm sie mit einem Schauer des Entzückens ihr Kind an sich und küßte unter den wunderbarsten Schmeichelnamen eigener Erfindung seinen Hals, seine Hände, seine Füße. „Nein, dies ist schöner wie das schönste Gedicht und besser als alles Wissen!“ rief sie aus. Doch grübelte sie auch zuweilen, während das Kleine ihr an der Brust lag. Einmal fragte sie: „Sage mir, Wolfgang, woher kommen die Seelen der Kinder?“ — Und ein andermal: „Wem ist es mehr zu eigen, Dir oder mir? Oder gehört es sich selbst und ist nur eine Fortsetzung von uns?“

Nachdem Wolfgang sich mit der erstaunlichen Thatsache vertraut gemacht hatte, daß er Vater einer Tochter geworden war, fand er, daß diese Tochter, obgleich sie meistens schlief, dennoch sein Hauswesen tyrannisirte. Es war ungemüthlich für ihn darin. Er gestand sich dies nicht geradezu; er würde es sogar entrüstet geleugnet haben, wenn es ihm Jemand gesagt hätte. Aber Abends, wenn die Bureaustunden vorüber waren, schloß er sich den Collegen an und ging mit ihnen in's Bierhaus. Die Herren hatten einen Stammtisch dort mit einer Anzahl von Bekannten aus anderen Berufskreisen. Es war nicht eigentlich eine geschlossene Gesellschaft, die sich um den mit grünem Wachstuch belegten Tisch zusammenfand; doch hatte sie nach deutscher Art, die uns von dem Zunft- und Innungswesen des Mittelalters überkommen sein mag, für ihren Verkehr ein gewisses Ceremoniell erfunden, über dessen Aufrechterhaltung strenge gewacht wurde. Der Gruß beim Eintritt, die Form der Bestellung an den Kellner, die Art des Zutrinkens, der Modus der Verabschiedung: alles war auf das Genaueste geregelt. Der Gebrauch von Fremdwörtern, insofern derselbe als unnöthig nachgewiesen werden konnte, kostete Buße; die Erwähnung einer politischen Streitfrage mußte mit einer Runde gesühnt werden. Man sammelte Cigarrenabschnitte und Staniolkapseln in zwei phantastisch ausstaffirten Behältern, die auf dem Tische standen; man erhob an besonderen Festtagen Umlagen zu gemeinnützigen Zwecken der absonderlichsten Erfindung.

Ein solches Treiben ist nicht gerade geistreich. Und es ist ferner weder bildend für diejenigen, die daran theilnehmen, noch vermag es, da es nur ein Spiel ist, dauernd Gutes zu fördern. Dennoch ist die Zahl derartiger lockerer Stammtischverbindungen mit ungeschriebenen wunderlichen Statuten in Deutschland eine ungemein große. Es sind krause, verschnörkelte, manchmal fratzenhafte Blüthen, die der Philistergeist treibt, aber mit großem Behagen treibt, und seiner selbst dabei herzlich froh wird. Einen eigenthümlichen Reiz übt die feste Regel, die pedantisch gehandhabte Satzung. Schon der Knabe unterwirft sich ihr mit Lust, sobald er sich mit Kameraden zum Spiele vereinigt. Und der Mann ist in manchen Stücken weit mehr ein großer Knabe, als er selbst einzugestehen geneigt ist.

Wolfgang fand Gefallen an den neuen Genossen und ihrer possenhaften Unterhaltung. Es waren gute Gesellen, die sämmtlich ihr Tagewerk treulich verrichtet hatten, wenn sie an dem Stammtische eintrafen. Nun wollten sie, des Zwanges ledig, sich gütlich thun und sich gehen lassen. Aus diesem Grunde pflegte meistens ein etwas burschikoser Ton unter ihnen zu herrschen, der bei einem Neuling, wie Wolfgang, Heiterkeit erregte. Auch flog manche gute Anekdote über die Deckel der Bierseidel, die ihm noch unbekannt war. Wenn er dort saß, zechend wie ein alter Germane und mit dreinredete, wie ihm der Schnabel gewachsen war, so kam er sich freier und männlicher vor, als er sich bisher gefühlt hatte. Das Local freilich war nur eine übel tapezierte Höhle, die Luft dick von Tabaksrauch. Aber was that's? Es war nur um so gemüthlicher deshalb. Hohe Prachträume erzwingen steife Haltung, polirtes Gespräch. Und darauf war es ja nicht abgesehen. Den ganzen Tag hatte man sich im Dienst, im Geschäft, in der Hantirung zusammen genommen; in Ton und Sprache, in Mienen und Geberden war man fein und manierlich gewesen. Jetzt wollte man sich erholen; man wollte sitzen und reden, wie es gerade kam. Dazu taugte am besten ein dämmeriger Winkel, ein handfestes Sitzgeräth, eine Zimmerdecoration, die nie auf Schonung Anspruch gemacht hatte. Daß das Bier gut sein mußte, verstand sich bei alledem von selbst. Gerühmt wurde es allerdings selten, eher nach dem ersten Schluck getadelt. Doch der Wirth kannte seine Kunden. Das neue Faß, das eben aufgelegt sei, werde den Herren schon schmecken, versicherte er. Und das neue Faß, welches regelmäßig das alte war, schmeckte immer.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen ließ Wolfgang sich feierlichst in die Gesellschaft aufnehmen. Regine sagte: „Es freut mich, daß Du Anschluß gefunden hast. Du armer Mann! Von mir kannst Du doch nichts haben jetzt; ich bin Abends so todtmüde, daß mir schon um acht Uhr die Augen zufallen. Hilf Dir durch diese Zeit, so gut Du kannst; ich werde schon wieder zu Kräften kommen, und dann wollen wir unser altes Leben auf's Neue aufnehmen.“

Das war nun freilich leichter gesagt als gethan. Alles hat seine Zeit, sagt schon Salomo. Was gestern Genuß bereitete, scheint schon heute, bei der Wiederholung, fade. Vergangene Zustände sind nicht wieder herzustellen, da wir uns ändern, wenn auch die Dinge dieselben bleiben. Wohl machte Wolfgang nach einigen Wochen den Versuch, die Abende in alter Weise zu gestalten. Sein Platz am Stammtisch blieb leer; er saß zu Hause bei seiner Frau und berichtete ihr, was in der Welt vorgegangen war, seit sie über ihrem Kinde das Dasein aller übrigen Menschen vergessen hatte. Aber es fehlte ihm etwas dabei; er war nicht mit ganzer Seele freudig bei der Sache. Und auch Regine konnte nicht so aufmerksam sein, wie sie sich vorgenommen. Zu häufig wanderten ihre Gedanken in die Nebenstube hinüber, wo die kleine Alwine untergebracht war. Zuweilen glaubte sie das Stimmchen des Kindes zu hören, und rannte davon, mitten in einer Auseinandersetzung Wolfgang's über die neue Erfindung des Telephons. Und wenn sie zurückkehrte, um zu erklären, daß sie sich unnöthiger Weise bemüht habe, das Herzblättchen schlafe wie ein Murmelthier, dann hatte sie inzwischen das Wichtigste aus dem Vor-

Digitized by Google

trage Wolfgang's vergessen, und er mußte mit seinen mühsamen Erläuterungen von vorn anfangen.

Bald kehrte er wieder als regelmäßiger Besucher zum Stammtische zurück. „Nur auf ein Stündchen," entschuldigte er sich bei Regine. „Es ist mir Bedürfniß nach der trockenen Arbeit des Tages. Ich würde einseitig werden, wenn ich allem Männerumgang aus dem Wege gehen wollte. Man hört doch einmal gerne, wie andere Leute über dies und jenes denken, und auch über die eigenen Ansichten wird man sich erst klar, wenn man sie ausspricht und gegen Andere verficht."

Regine fügte sich; so plausibel schien ihr, was Wolfgang vorbrachte, daß sie kaum die schüchterne Frage wagte, wie denn sie sich vor der Gefahr schützen solle, einseitig zu werden? — Wolfgang erwiderte, es sei für eine Frau gar nicht so wichtig, in allen Dingen auf dem Laufenden zu bleiben; wenn sie sich nur über dasjenige unterrichte, was den Haushalt und die Kinderpflege angehe, so thue sie Alles, was billigerweise von ihr zu verlangen sei. Uebrigens widme er ihr ja den Sonntag; da finde sich Zeit genug, hunderterlei Dinge mit einander zu bereden. Und dann könne sie doch lesen; heutzutage lasse sich Alles aus den Blättern lernen. Wenn sie es wünsche, wolle er für sie in einem Lesezirkel abonniren.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung.

Von einer übersichtlichen Vertretung der Aquarellmalerei auf der Kunstausstellung kann nicht die Rede sein. Wir haben nur ein paar bewährte Meister dieser Technik zu erwähnen, die neue Proben ihres Talentes geliefert haben. Da ist zunächst Paul Barthel, dessen Behandlung der Wasserfarben als geradezu mustergiltig zu bezeichnen ist. Er weiß die Transparenz des Materials trefflich für Licht- und Luftstimmung auszunutzen und vermeidet selbst compacteren Darstellungsobjecten gegenüber die Anwendung der Deckfarbe. Bei der Behandlung der Felspartien am Eibsee geht er in dieser Enthaltsamkeit zu weit. Die Steinmassen des Vordergrundes erscheinen neben der weiten Wasserfläche und den verschwimmenden Waldbergen des Hintergrundes nicht solide genug. Das Ganze leidet an einer gewissen Lockerung der Formen und Auflösung der Flächen, die der Stimmung zu gute kommt, der greifbaren Wirklichkeit der Erscheinung aber schadet. Ein zweites Landschaftsbild bezeichnet er schlechthin als Frühling und thut damit seinem eigenen Werke Abbruch. Eine ruhige, brillant gemalte Wasserfläche, ein paar absolut kahle Bäume, ein bedeckter Himmel und einige niedrig fliegende Krähen rufen in dem Beschauer nichts weniger als keimfreudige Lenzstimmung hervor. Das Entwickelungsstadium der Natur ist zu weit zurückverlegt, was natürlich an der günstigen Beurtheilung des einmal gewählten Darstellungsmotives nichts ändert. Am besten will uns sein Straßenbild aus Stralsund in trüber Abendbeleuchtung gefallen, nur hätte eine unnöthige Abirrung auf das Gebiet der Thiermalerei mit einem unmöglichen bellenden Köter unterbleiben können.

Ludwig Spangenberg hält sich mit seinen beiden griechischen Landschaftsbildern, die Burgen von Korinth und Athen darstellend, auf der Höhe seiner bisherigen Leistungen als vortrefflicher Terrainmaler. Die charakteristischen Formen und Farben des Bodens sind in der die Behandlung der Flächen besonders begünstigenden Aquarelltechnik sicher und treu wiedergegeben, und die verschiedenen Gründe bei aller Vertiefung der Perspective energisch auseinandergehalten. Auch er hält sich trotz eines satteren Farbenauftrages in den durch das Material gebotenen Grenzen. Kecker und rücksichtsloser in der Technik ist Franz Skarbina, dessen aus Paris mitgebrachte Straßenbilder wir schon in diesen Blättern besprochen haben. Auch sein Blick aus des Kaisers Fenster ist bereits in der Kunsthandlung von Gurlitt ausgestellt gewesen und überrascht stets von Neuem durch die flotte, an Menzel erinnernde Malweise und durch die echt realistische Auffassung der Soldaten- und Volkstypen. Skarbina gebietet über Auge und Hand mit absoluter Sicherheit, und wir harren mit Spannung des Augenblickes, wo er einmal statt eines willkürlichen Ausschnittes aus der Wirklichkeit ein zweckbewußtes, abgeschlossenes Bild liefern wird.

Einen entschiedenen, unbestrittenen Erfolg hat Julius Jacob zu verzeichnen. Mit seiner für die Nationalgalerie angekauften Aquarellserie Alt- und Neu-Berlin erwirbt er sich einen vollgiltigen Anspruch auf die Bezeichnung als Berliner Maler par excellence. Es ist das Resultat einer zehnjährigen fleißigen Arbeit, das hier vorliegt. Was wir schon vor mehreren Jahren durch die Güte des Künstlers in seinen Mappen zu bewundern Gelegenheit gehabt, hat endlich die verdiente öffentliche Anerkennung gefunden. Jacob kennt sein Berlin wie kein Anderer und hat der nüchternen Stadt der Intelligenz ihre geheimsten Reize abgelauscht. Er hat es nicht verschmäht, sich in ihr Toilettenzimmer einzuschleichen und die Umwandelung vom Weltdorf zur Weltstadt in ihren Entwickelungsphasen mit liebevollem Auge zu verfolgen. Man sollte gar nicht glauben, wie poetisch der Bullenwinkel, wie stimmungsvoll der Schmutz und Kehricht des neuregulirten Nollendorfplatzes einmal ausgesehen. In dem umfangreichen Werke des bescheidenen Künstlers steckt culturhistorisches Material ersten Ranges. Die Ausführung der einzelnen Bilder ist natürlich nicht gleichwerthig, es mag auch bisweilen eine kleine Verzeichnung mit unterlaufen, aber das Ganze repräsentirt eine respectable Gesammtsumme ernsten Strebens und erfolgreicher Arbeit.

Schon die Jubiläumsausstellung bot Gelegenheit, die Neubelebung der Pastellmalerei als eine erfreuliche Thatsache zu constatiren. Heute füllen ihre Erzeugnisse bereits einen kleinen Raum für sich und stellen die der Aquarellisten entschieden in den Schatten. Die Königin Luise Joseph Koppay's dürfte zu diesem Erfolge allerdings am wenigsten beigetragen haben. Im Laufe des Jahres schien es einmal, als wollte dieser Münchener Künstler sich als Berliner Modemaler habilitiren. Im Schulte'schen Kunstsalon konnte man vor seinen aristokratischen Frauenportraits Ohs und Achs der Bewunderung in den verschiedensten Abstufungen hören. Da es nicht die Aufgabe der Kritik ist, Jemand im Geschäft zu stören, schien ein Protest gegen die unarticulirten Entzückungsausrufe unnöthig. Die Königin Luise ist die letzte Consequenz einer zerfahrenen, hier und da mit Druckern arbeitenden Technik, die nur blöde Augen blendet. Der Kopf ist ein Plagiat nach Gustav Richter, die Glieder sind aus der unwahrscheinlichen Robe fortescamotirt, und die Hände mit Wachs überzogene Vogelkrallen. Die Verwendung des trockenen körnigen Materials als eines Surrogats für Wasserfarben ist durchaus unstatthaft. Wie man in Pastell zu malen hat, ist von Conrad Fehr zu lernen, der durch drei vorzügliche Portraits vertreten ist. Sein Bildniß des Professors Wattenbach ist breit und lebensvoll gemalt, der Charakter der jovialen, nichts weniger als professorenhaften Züge ist prächtig getroffen, und das Ganze zeigt, daß die Pastellmalerei ohne künstliche Hülfsmittel wohl mit der Oeltechnik concurriren kann. Der Mönch desselben Künstlers ist womöglich noch lebensvoller, besonders der Ausdruck der ernsten, in thränentrüber Starrheit aus dem Bilde herausschauenden Augen wirkt frappirend. Treffliche, den eben genannten an Werth nahe kommende Leistungen sind die Portraits von Otto Keßler und Hugo Neitzke. Mit den Arbeiten Paul Souchay's können wir uns nicht befreunden. Sein Röschen, wie seine Bildnisse, sind bunte Effectstücke, deren unruhige Wirkung durch Strichelei und lineare Behandlung der Umrisse vermehrt wird, während gerade die Pastellmalerei zur Herausmodellirung durch sanfte Vertreibung der Farbe auffordert. Ein Virtuosenstück ersten Ranges ist nach dieser Richtung hin Berthold Woltze's Mönch im Keller. Von links her durch eine einzelne Kerze roth beleuchtet, hält er mit der Rechten einen Römer umspannt, während die Linke wohlig zwischen Herz und Magen an die Kutte gepreßt ist. Die weinseligen Augen, das fette Lächeln vollenden den Ausdruck behaglicher Zufriedenheit mit der eben geprobten Sorte. Von der Stift- und Pinselführung ist nichts mehr zu entdecken, und doch ist der unangenehme Eindruck der geschniegelten Glätte mit Geschick vermieden.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Erinnerungen an Gustav Nachtigal. Von Dorothea Berlin. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Mehrere Privatbriefe des bedeutenden Reisenden, theils aus Afrika, theils nach seiner Rückkehr an eine befreundete Familie geschrieben, sind hier zusammengestellt mit einigen kurzen, sie in Verbindung bringenden Nachrichten über sein Leben und besonders über sein Wesen. Von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit muß das Letztere gewesen sein und zugleich von einer Lebenskraft, die bewunderungswürdig ist. Mit welchem Humor sind diese Briefe erfüllt, obgleich sie theilweise unter den mißlichsten Verhältnissen, die jeden anderen Menschen nur Klagen ausstoßen lassen würden, entstanden sind! Und wie voll ist der Ton der Freundschaft, der Anhänglichkeit an die Heimath, der Sehnsucht nach liebevollen Menschen, der sie durchklingt! Es verlohnt sich wahrhaftig für jeden Deutschen, seinen thatkräftigen Landsmann aus dieser Sammlung noch privatim kennen zu lernen, wenn er ihn auch in seinem großen Reisewerke vielleicht schon vorher zu bewundern Gelegenheit gefunden hatte, denn nirgends paart sich so sehr das Starke mit dem Zarten, wie in dem echt germanischen Charakter Nachtigal's, nirgends offenbart sich so deutlich die schöne Mischung unseres nationalen Wesens, die der Geisteskraft mit Herzenswärme, der Energie mit Gemüthlichkeit, wie in dem Manne, in dessen persönlichen Umgang uns das vorliegende Buch bringt. Mit Wehmuth legen wir dasselbe schließlich aus den Händen: warum mußte ein solcher Mensch so frühe dahinsinken!

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Deutsche Feuilleton-Zeitung.

Für Redactionen als Manuscript gedruckt.

Herausgeber: Greiner & Caro. Redacteur: Ernst Wechsler.

Berlin, Unter den Linden 40.

Diese Wochenschrift enthält 3—4 Artikel zu je ca. 200 Druckzeilen und ist für größere politische Tagesblätter bestimmt.

Die Leitung der **„Deutschen Feuilleton-Zeitung"** hat es sich zur ernsten Aufgabe gemacht, nur das Feuilleton vornehmsten Genres zu pflegen und hat die ersten deutschen Autoren zu ihren getreuen Mitarbeitern gewonnen, u. A.: Erwin Bauer, Karl Bleibtreu, Heinrich Bulthaupt, Hedwig Dohm, Georg Ebers, Th. Ebner, Marie Ebner-Eschenbach, Professor Heinrich Ehrlich, Ludwig Aug. Frankl, Otto Franz Genschen, Adolf Glaser, Wilhelm Goldbaum, Hans Hoffmann, Hans Hopfen, Sara Hutzler, Gustav Karpeles, J. Kastan, Wolfgang Kirchbach, Prof. J. Kürschner, J. Landau, Otto von Leixner, J. Linke, Fritz Mauthner, M. Wilhelm Meyer, Stephan Milow, Otto Neumann-Hofer, Julius Rodenberg, Schulte vom Brühl, Siegfried Samosch, Rob. Schweichel, August Silberstein, Eugen Sierke, Karl von Thaler, A. Trinius, J. von Weilen, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ludwig Ziemßen, F. von Zobeltitz ꝛc. ꝛc.

Der Inhalt der **„Deutschen Feuilleton-Zeitung"** wird stets von künstlerischem Werth und interessanter Mannigfaltigkeit sein: Sie bringt Plaudereien, auch mit actuellem Hintergrund **hauptstädtische Briefe** aus Berlin, Paris, Wien, London, Rom, St. Petersburg, Amerika ꝛc., populärwissenschaftliche Skizzen, Berichte über bedeutende Ereignisse, sie wendet ferner ihre Aufmerksamkeit der Kunst und Literatur zu, verschließt sich nicht novellistischen Leistungen geringeren Umfangs und öffnet Poesien bei besonderen Anlässen ihre Spalten.

Die Honorirung geschieht sofort nach Abdruck oder auf Wunsch nach Annahme des Manuscriptes. Sechs Monate nach Erscheinen ist der Beitrag unbeschränktes Eigenthum der Verfassers.

Soeben erschienen:

DER KULTURKAMPF

zwischen **Asien** und **Europa**

von Dr. Ad. Wahrmund. 8°. Mk. 1,—.

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Soeben erschien:

Goethes Faust.

Zweiter Teil.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Vierte neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

1887. 2 M.

(I. Teil. 4. Auflage. 1882. 1 M.)

Der als Goetheforscher berühmte Verfasser bietet hiermit das **Neueste, Vollständigste** und **Faßlichste** zum Verständnis der schwierigen Dichtung.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Blutjung

und andere Erzählungen

von

E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. broschirt. Preis M 3.—

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.**, Oppelstr. 44.

Eine **Leipziger Verlagsbuchhandlung** übernimmt zu billigen Bedingungen **Herstellung und Vertrieb neuer Bücher** jeder Art. Für **Schriftsteller** der beste und vortheilhafteste Weg zur Veröffentlichung ihrer Werke. Anfragen sub Y. 6219 befördert Herr **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Neueste belletristische Erscheinungen

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart und Leipzig.

Das Asylrecht.

Roman von

Wilhelm Jensen.

2 Bände.

Preis geheftet M 8.— fein gebunden M 9.—

In Liebesbanden.

Nach Bakins japan. Roman

Kumono Tayema Ama Yo No Tsuki

(Der in einer regnerischen Nacht durch einen Wolkenriß scheinende Mond)

mit Autorisation ins Deutsche übertragen

von

Hans Werner.

Mit 26 Bildern.

Preis geheftet M 5.—; fein gebunden M 6.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Englisch-Deutsches

Supplement-Lexikon

als Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen

englisch-deutschen

Wörterbüchern.

Mit teilweiser Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt.

Durchweg nach englischen Quellen bearbeitet von

Dr. A. Hoppe,

Professor am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster.

Zweite Auflage.

In 4 Abteilungen. — I. Abt.: A — Close.

Preis: ungebunden 8 Mark.

BERLIN, 1888

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung

(Prof. G. Langenscheidt).

Abonnement der „Gegenwart" pro IV. Quartal 1887.

Mit der vorliegenden Nummer schließt das III. Quartal der **„Gegenwart"**. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um **baldigste Erneuerung** desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmäßigen Zusendung entsteht. **Abonnements auf das IV. Quartal 1887 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen genommen.**

Berlin N.W., Dorotheenstraße 31. **Expedition und Verlag der „Gegenwart".**

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 1. October 1887. Band XXXII.

CORNELL UNIVERSITY, OCT 12 1887 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Englands innerer Feind. Von Karl Blind. — Hand und Fuß im Lichte neuerer Forschung. Von Moritz Alsberg. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Aphorismen. Von Ernst Ziel. — Richard Wagner in der Schweiz. Aus ungedruckten Briefen. Von Adolph Kohut. — Vischer und Fechner als Aesthetiker. Von Wilhelm Bölsche. — Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin. Primadonnen auf der Bühne und zu Hause. Von Heinrich Ehrlich. — **Feuilleton:** Der Stammtisch. Von Wilhelm Berger. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Von den Kunstausstellungen. Von Georg Malkowsky. — Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Inserate.

Englands innerer Feind.

Von Karl Blind.

Ein deutsches Blatt brachte vor Kurzem eine Besprechung des von Professor Dicey für Aufrechterhaltung der englischen Reichseinheit geschriebenen Werkes. Der Verfasser der Beurtheilung, der seine Abhandlung unter der Ueberschrift: „Für und wider Home-Rule“ abgab, schien selbst zu keinem rechten Schlusse gelangen zu können, berührte auch mit keinem Worte die eigentlichen treibenden Kräfte, welche die Zerreißung der Staatseinheit erstreben: nämlich die Liga und ihre Helfershelferin oder Meisterin, die Jesuitenpropaganda. In ganz von allen wirklichen Verhältnissen abgezogener Weise wurde die brennende Frage erörtert, gerade als handle es sich um ein politisches Wolken-Kukuksheim. Endlich wurde der Rath ertheilt: „die deutschen Gelehrten“ möchten sich der Angelegenheit bemächtigen und zu ihrer Lösung beitragen. Unsere Achtung vor der deutschen Gelehrsamkeit ist von jeher eine sehr hohe. Doch wollen wir hoffen, daß sie sich nicht auf den Irrweg wird verlocken lassen, tiefeingreifende Staatsfragen von einem außerhalb der Welt liegenden Archimedischen Punkt regeln zu wollen.

Gegen England steht ein neuer Sonderbund im Feld. Obwohl er in anderer Weise kämpft, als die offen in's Gewehr getretenen Sonderbünde der Schweiz und Amerika's, ist auch er ein Feind der Aufklärung und des Fortschrittes. England soll am Sitze seiner Macht geschwächt, in zwei Theile gespalten werden. Ein Sonderparlament in Dublin, eine besondere Vollzugsgewalt für Irland, ein eigener Staat an den Thoren Englands: das war Gladstone's Plan. Alle Bischöfe und Erzbischöfe riefen da: „Ja und Amen!“

Was sagen die deutschen Gelehrten dazu? Sieht nicht ein Kinderverstand ein, daß England, für den Fall eines Krieges mit einer Fremdmacht, auf solche Art sich zum Voraus einen gewappneten Feind ausgerüstet hätte, der dann nur zum Schwerte zu greifen und dem Landesfeind die Bundesgenossenschaft anzutragen brauchte? Wäre nicht Ulster, das heute noch die „eiserne Klammer“ bildet, durch welche Irland bei England gehalten wird, nach Einsetzung eines irischen Parlamentes vollkommen machtlos?

Durch einen Abfall von sich selbst, der in der Geschichte hervorragender Staatsmänner fast beispiellos dasteht, hat Gladstone es über sich vermocht, der bisherigen Politik der liberalen Partei Englands, seiner eigenen Politik gegenüber der reichsverrätherischen Liga, der ganzen nationalen Ueberlieferung des Landes in's Gesicht zu schlagen. Eine starke liberale Mehrheit forderte er bei den Wahlen von 1885, weil, wie er sagte, die Entscheidung über die Reichsangelegenheiten im entgegengesetzten Falle in die Hände der irischen Partei fiele, zu deren Bekämpfung er die Wiederaufnahme einer Anzahl Bestimmungen seiner früheren „Zwangsgesetzgebung“ vorschlug. Die irische Partei aber hatte er oft genug als eine solche gebrandmarkt, „in deren Fußtapfen das Verbrechen einherschreitet, und die durch Raub und Mord die Zerstückelung des Reiches erstrebt.“

Bei den Wahlen geschlagen, ließ Gladstone keine fünf Wochen verstreichen, ehe er Parnell die Theilung des Reiches zwischen sich und ihm anbot, wenn der Ligaführer ihm zur Wiedererlangung der Premierschaft behülflich sein wolle. Um die Schmach dieser nichtswürdigen Uebergabe einigermaßen zu verhüllen, hatte Gladstone die Keckheit, zu behaupten: er habe sich innerlich seit fünfzehn Jahren schon mit dem Home-Rule- (oder vielmehr Unions-Auflösungs-) Gedanken getragen! Dies aus seinem Munde, dessen zwei Zwangsgesetze weitaus strenger waren, als das in der heurigen Tagung nach langen Kämpfen angenommene! — Dies von ihm, der auf Grund seines „Gesetzes der Verdächtigen“ eine Reihe irischer Abgeordneter, nebst tausend anderen Personen, ohne Anklage verhaften und im Gefängnisse zu Kulmainham nach Bastillenart halten ließ! — von ihm, der sich rühmte: „es seien noch lange nicht alle Hülfsquellen der Civilisation gegen die verbrecherische Liga erschöpft!“ Schwer ist es wahrlich, innerhalb parlamentarischer Formen den Ausdruck zu finden, um solche Unwahrhaftigkeit nach Gebühr zu kennzeichnen.

Gladstone hat sich ein bequemes Wort zurechtgelegt, mit welchem er, bei seinen plötzlichen Drehungen, die Gimpel narrt und den politisch Gewissenlosen das Mitmachen an dem Abfall von den lieberalen Ueberlieferungen erleichtert. Er sagt einfach: „Die Frage ist reif geworden. Man muß jetzt die Einheimsung vollziehen.“

Es ist ein bedauerliches Zeichen, daß unter dem bei Gladstone verbliebenen Theile der liberalen Partei solcher Rath vielfach als ein „staatsmännischer“ betrachtet wird. Nach dieser Anweisung hätte der Schweizer Sonderbund und die amerikanische Sclavenhalter-Empörung, nachdem sie einmal zu voller Verkörperung gelangt waren, anerkannt werden müssen. Leid thut es uns, zu sagen, daß bei dem Trosse der Gladstone'schen Liberalen das erwähnte einfältige Wort jetzt vielfach nachgesprochen wird. Der gesunde Menschenverstand des Einzelnen geht da vollkommen in die Brüche. Von den Aemterjägern,

Digitized by Google

welche die Sprache nur gebrauchen, um ihre Gedanken zu verbergen, wollen wir hier nicht reden.

Auf der schiefen Ebene, auf welcher Gladstone sich befindet, ist kein Anhalt mehr für ihn. Er „toboggant" — um einen der amerikanischen Ausstellung entlehnten Ausdruck anzuwenden — in die völlige Zerfahrenheit hinunter. Schon hat er eine ganze Reihe Sonderparlamente an die Wand gemalt: eines für Irland, eines für Schottland, eines für Wales; ja, selbst die Lostrennung Nordenglands von Südengland hat er bereits angedeutet. Zu guter Letzt würde er wohl auch ein eigenes Parlament für West- und Ostengland erfinden.

Lange, blutige Kämpfe sind geführt worden, ehe Wales, Schottland und Irland fest in den Rahmen der Reichseinheit gebracht wurden. Eine Sprache erklingt heute von London bis Liverpool, von Aberdeen und Glasgow bis nach Dublin und Cork. Das Alles soll nun politisch wieder rückgängig gemacht werden, es sollen die verschiedenen „Nationalitäten" dem Reiche auf den Hals gehetzt, es sollen die alten nationalen Trennungen wieder eingeführt werden, bis sich der Engländer zuletzt als Fremdling im eigenen Lande behandelt sähe. Ist man einmal auf diesem Wege, was hinderte da, in Schottland gleich zwei Volksvertretungen einzusetzen: eine englisch sprechende in Edinburg, eine Gälisch redende in den westlichen Hochlanden? Ein walisisches Parlament spräche ohnedies Kymrisch. Schon ist eine „Keltische Liga" gegründet worden, welche Hochschottland, Wales und Irland umfassen soll. Sogar Cornwall wurde in sie von den Gründern des Vereins einbezogen. Es trifft sich freilich so, daß Cornwall seit etwa hundert Jahren kein Keltisch mehr spricht, und daß in Irland die ungeheure Masse der Bevölkerung Englisch und nur Englisch redet. Bloß einige hunderttausend Menschen sind dort noch zweisprachig; und etwa 40,000 allein reden ausschließlich das Erisische.

Aber Gladstone schürt und schürt überall, um die Flammen und die fast erlöschenden Flämmchen des Gegensatzes und der Feindschaft wieder auflodern zu lassen. Immer von Neuem betont er, daß er selbst „keinen Tropfen englischen Blutes in seinen Adern habe." Und doch stammt seine Familie aus einer Gegend, deren Bevölkerung einer uralten anglischen Niederlassung auf jenem, ursprünglich gar nicht zu Schottland gerechneten Boden entsprossen ist! Gladstone's Name zeigt überdies seinen englischen Ursprung. In jüngster Zeit hat er auch die Waliser zu kirren sich bemüht, die er so lange vernachlässigte, obwohl er eine Waliserin zur Gemahlin hat und durch sie in Wales zum Gutsherrn geworden ist. Schon redet er nicht mehr bloß davon, „man müsse Irland nach irischen Ideen regieren, Schottland nach schottischen," sondern er befürwortet bereits wörtlich eine „wälsche Politik!" Dem König Arthur, wenn er je gelebt hat, könnte drunten im Grab das Herz im Leibe lachen, vorausgesetzt, daß er sich wie ein kymrischer Rothbart dort aufhielte.

Von „internationalen", von völkerrechtlichen Beziehungen zwischen England und Irland faselt Hr. Gladstone auch schon wohlgemuth. Das heißt mit anderen Worten: Irland hat ein Recht darauf, England als eine Fremdmacht zu betrachten und zu behandeln. „In fremdem, in ausländischem Gewande kommen die Gesetze nach Irland!" — das ist ein anderer schöner Ausdruck, welchen Gladstone erfand. Es gab eine Zeit, wo solche Aeußerungen zu einer Anklage auf Landesverrath im englischen Parlament geführt hätte.

Wer wollte leugnen, daß im ganzen Vereinigten Königreiche die örtliche Selbstverwaltung da und dort der umfassenden Verbesserung bedarf? Eine Anzahl Städte besitzt dies Recht im vollsten Maße. Im Uebrigen liegen die Zustände kraus und wirr durcheinander. Was dem Lande noth thut, das ist die Wiederherstellung der, in Folge des normannischen Einbruches von 1066 ganz zerstörten Dorfverfassung; ferner die Begabung einer Reihe Kleinstädte mit der, auch ihnen fehlenden oder im Argen liegenden Gemeindeverfassung; endlich die bessere Ausbildung der Gau- oder Grafschaftsverwaltung nach dem Grundsatze frei zu wählender Vertretung. Zur Herstellung der Dorfverfassung ist die Wiederherstellung eines freien Bauernstandes mit entsprechender Gemarkung erforderlich. Welche Aufgabe für einen wahrhaft freisinnigen Staatsmann!

Statt dessen will Gladstone das Reich wieder nach angeblichen Nationalitäten auseinander reißen. Da werden Oesterreich-Ungarn, Norwegen-Schweden, die Schweiz und die Vereinigten Staaten, auch Deutschland als Vorbilder angeführt. Listig verschweigt man, daß Ungarn von jeher ein von Oesterreich und Deutschland verfassungsmäßig getrenntes Land war, das sich auch sprachlich von ihnen abscheidet. Man verschweigt, daß Norwegen und Schweden sich geschichtlich — die kurze Zeit der Kalmarischen Union abgerechnet — in demselben Falle befinden, und ebenfalls sprachlich von einander geschieden sind. Man verschweigt, wie die Schweiz aus unabhängigen Cantonen entstand, und daß vier Sprachen in ihr gesprochen werden, von denen drei als amtlich gelten. Man verschweigt, wie die Vereinigten Staaten erwuchsen und läßt die Frage: „ob je der Norden zugestimmt hätte, daß der ganze Süden ein Sonderparlament, etwa in Richmond, erhalte?" hübsch unbeantwortet. Man verschweigt, daß die bündischen Reste der deutschen Reichsverfassung der Nachhall alter fürstlicher Gewaltanmaßungen in Zeiten unseres tiefen Niederganges sind. Für die mit ausländischen Staatszuständen und mit der Geschichte fremder Völker schlecht vertrauten Masse der Engländer werden aber all' diese Beispiele zur Irreleitung der öffentlichen Meinung benutzt.

England ist seit Herbeiziehung von dritthalb Millionen neuer Wähler an einen Wendepunkt gerathen, wo sich Vieles zum Guten oder zum Schlimmen entscheiden muß. Glücklicherweise ist die erste große Gefahr durch die Vereinigung reichstreuer Liberaler mit gleichgesinnten Conservativen abgeschlagen worden. Man kann nur hoffen, daß diese zwei Parteien fest auf dem eingeschlagenen Wege beharren, daß sie der Liga ein Ende machen werden. Alles Tändeln mit dem Home-Rule-Gedanken im Sinne verschiedener Nationalitäten innerhalb des Vereinigten Königreiches ist vom Uebel. In dieser Beziehung ist John Bright's Haltung unbedingt die beste; nach ihm die von Lord Hartington. Sobald irgendwelches Parlament in Dublin eingesetzt würde, selbst wenn man neben ihm ein solches für Ulster schüfe, wird der Anfang gemacht sein zu einer inneren Schwächung Englands, die von weittragenden Folgen für den ganzen Bestand seines Weltreiches sein wird. Im Vatican könnte man sich wohl darüber freuen; unter wahrhaft Freisinnigen nimmermehr.

Hand und Fuß im Lichte neuerer Forschung.

Von Moritz Alsberg.

(Schluß.)

Wir haben im Vorhergehenden gesehen, daß aus der Betrachtung von Hand und Fuß, insbesondere aus den Proportionsverhältnissen der Finger und Zehen sich zahlreiche für die Anthropologie höchst bedeutungsvolle Fragen ergeben und daß die wissenschaftliche Erforschung der menschlichen Extremitäten weit entfernt davon zu jenem Abschlusse gelangt zu sein, welcher für die Feststellung neuer Thatsachen keinen Raum mehr bietet, sich zur Zeit noch in einem nicht weit fortgeschrittenen Entwickelungsstadium befindet. Auch sei an dieser Stelle bemerkt, daß die obenerwähnten Schwankungen in den Proportionen der Finger und Zehen (wechselndes Größenverhältniß des Zeige- und Ringfingers, sowie der ersten und zweiten Zehe) sich voraussichtlich als Merkmale zur Unterscheidung und Klassificirung der Menschenrassen werden verwerthen lassen, daß jedoch die Zahl der bis jetzt an Händen und Füßen verschiedener Völker und Rassen nach wissenschaftlicher Methode vorgenommenen Messungen noch zu gering an Zahl ist, um aus denselben irgend welche sichere Schlüsse ziehen zu können.

Mit dem im Vorstehenden Gesagten ist das Interesse,

Digitized by Google

welches sich an Hand und Fuß des Menschen knüpft, jedoch keineswegs erschöpft; wir gelangen vielmehr zu einer Reihe von bemerkenswerthen Folgerungen, wenn wir dasjenige in's Auge fassen, was von Seiten der vergleichenden Anatomie bezüglich der zwischen den Extremitätenenden der Thiere und denjenigen des Menschen bestehenden Beziehungen in neuester Zeit festgestellt wurde — Beziehungen, aus denen sich zugleich die Irrthümlichkeit gewisser, bis vor Kurzem noch allgemein verbreiteter Anschauungen ergibt. Jene vermeintliche vollständige Homologie zwischen Oberarm und Oberschenkel, Unterarm und Unterschenkel, Handwurzel und Fußwurzel — um die Fußwurzel mit der Handwurzel bezüglich der Knochenzahl in Uebereinstimmung zu bringen, nahm man an, daß das Sprungbein (talus) der Fußwurzel durch Verschmelzung zweier Knochen entstanden sei — diese vor wenigen Jahren noch für unumstößlich gehaltenen Anschauungen können, wie K. Bardeleben*) bemerkt, nicht länger aufrecht erhalten werden, indem durch neuere Untersuchungen festgestellt wurde, daß statt der sieben oder acht Fuß- und Handwurzelknochen ursprünglich — und noch jetzt bei gewissen Thierformen — deren 15 bis 17 existirten. — Beim Aufwerfen der Frage: Wie verhalten sich die Enden der vorderen und hinteren Gliedmaßen der Säugethiere zu Hand und Fuß des Menschen? kann uns die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse im Säugethierreiche nicht in Erstaunen versetzen, wenn wir in Erwägung ziehen, daß von den dieser Klasse zugehörigen Thieren viele, indem sie den veränderten Lebensbedingungen sich anpaßten, Veränderungen in der Beschaffenheit und Form ihrer Extremitäten erlitten haben. So ist z. B. die Thatsache, daß die Vorfahren des Pferdes während der unter dem Namen der „Tertiärzeit" bekannten geologischen Periode fünf Zehen besessen haben und erst durch allmählichen Zehenverlust zu Einzehern umgewandelt wurden, durch die in Amerika von Cope, Marsh u. A. gemachten paläontologischen Funde über allen Zweifel erhoben worden. Starke Veränderungen finden wir auch bei den Vögeln, bei denen am Flügel nur zwei Handwurzel- und Fingerknochen und an den Beinen eine Verschmelzung von Fußwurzel und Mittelfuß nachzuweisen ist. Dagegen finden wir merkwürdiger Weise bei den Amphibien, und zwar insbesondere bei den geschwänzten, bei Lurchen und Molchen (Salamander, Triton, Axolotl u. s. w.) Verhältnisse, die denjenigen der Säugethiere und des Menschen außerordentlich nahe kommen. Andererseits lassen aber, wenn wir von den Amphibien uns zu den Fischen wenden, die in neuester Zeit über den Bau der Fischflosse gemachten Untersuchungen auf's Deutlichste erkennen, daß die Fischflosse das Prototyp der Wirbelthierextremität darstellt oder, genauer gesagt, daß in Uebereinstimmung mit der Lehre Darwin's, welche die höheren Thiere aus niederen Thierformen hervorgehen läßt, Hand und Fuß aus der Fischflosse hervorgegangen sind. Auch ist, wie bereits angedeutet wurde, die Frage, ob wir bei einer Vergleichung der Extremitätenbildung im gesammten Wirbelthierreich, wie sie durch die in neuester Zeit auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie gemachten Fortschritte ermöglicht wird, als Maximum nur fünf Finger oder fünf Zehen an jeder Extremität antreffen — diese Frage ist entschieden mit „Nein" zu beantworten; denn es gibt Säugethiere mit sechs Fingern und den Spuren eines siebenten Fingers, während von Reptilien die berühmte, jetzt ausgestorbene Gattung Ichthyosaurus sieben Finger (wir gebrauchen hier das Wort „Finger" als Collectivbegriff für Finger und Zehen) besessen hat und während für gewisse jetztlebende Amphibien der Nachweis einer siebenfingerigen Anlage kürzlich ebenfalls gelungen ist. Was speciell den Menschen anlangt, so hat Bardeleben zunächst für die foetalen Entwickelungsstadien des Menschen, schließlich aber auch für den erwachsenen Menschen selbst deutliche Spuren eines früher an der inneren Seite des Daumens bezw. der Großzehe vorhandenen sechsten Fingers (um dies Wort für beide Gliedmaßen zu gebrauchen) nachgewiesen, und ebenso kann es nach den neueren Forschungen keinem Zweifel unterliegen, daß das Erbsenbein der menschlichen Handwurzel im Grunde nichts anderes als ein nicht zur Entwickelung gekommener, bezw. in der Entwickelung verkümmerter Finger ist. Nach dem letzterwähnten Gelehrten haben wir eigentlich gar kein Recht, Kinder, die mit sechs (seltener mit sieben) Fingern an einer Hand oder an beiden Händen — bezw. mit sechs Zehen am Fuß — zur Welt kommen, als „mißgebildete" z. bezeichnen; die besagte vermeintliche „Mißbildung" ist vielmehr im Grunde genommen Nichts anderes, als ein Zeugniß uralter Abstammung, als ein Beweis für das weite Zurückgreifen jener Wurzeln, aus denen der Stammbaum des Menschengeschlechtes hervorgesproßt ist.

Fragen wir endlich noch: Worauf beruhen die im Vorhergehenden erwähnten Erscheinungen? Welches ist der ursprüngliche Typus der Extremitätenbildung gewesen? — Was die Beantwortung dieser Fragen anlangt, so stimmen die bezüglich der Entstehung der Wirbelthierextremitäten aufgestellten Theorien — unter denen diejenigen von Gegenbaur und Thacher am Meisten Beachtung verdienen — darin überein, daß aus jenen zahlreichen Knorpelstäben, welche sich in den Flossen der meisten Fische finden (die Brustflosse des Haifisches zählt beispielsweise von 100 bis 200 Knorpel), durch allmähliche Verschmelzung einer größeren Anzahl von Knorpeln und dadurch bewirkte Verminderung der Anzahl der Knorpelstäbe, sowie indem an einem den „Hauptstrahl" repräsentirenden Knorpelstab die anderen symmetrisch sich anreihen — daß aus diesen an Zahl sich allmählich vermindernden Knorpelstäben der Fischflosse das Extremitätenskelett der auf höherer Entwickelungsstufe stehenden Wirbelthiere hervorgegangen sei. Nach Thacher haben nicht nur die paarigen, sondern auch die unpaarigen Flossen (Säume) der vielfach gar nicht mehr als Fische betrachteten niedersten Wirbelthiere zur Bildung jenes Extremitätenskeletts, dem wir bei den höheren Wirbelthieren begegnen, beigetragen. Auch können zur Unterstützung der im Vorhergehenden enthaltenen Annahme anderweitige Thatsachen angeführt werden, so z. B. der Umstand, daß das Vorhandensein besonderer Knochenkerne in den stark verbreiterten Enden der sogenannten „langen" oder „Röhrenknochen" noch jetzt erkennen läßt, daß das Gebilde, welches heutzutage nur einen einzigen Knochen darstellt, ursprünglich aus einer ganzen Anzahl von Knochen oder Knorpeln bestanden hat. Ferner scheint die Auffindung von Nervenkanälen im Oberarmbein (Nerven haben ursprünglich niemals Knochen durchbohrt und wo dies jetzt der Fall, ist ursprünglich ein Spalt oder eine Lücke zwischen zwei Knochen vorhanden gewesen) zu Gunsten der besagten Theorie zu sprechen. Für jede höhere Entwickelung ist nach Bardeleben die Verminderung der Skeletstücke als allgemeines Gesetz hinzustellen und bis zu einem gewissen Grade auch als physiologisches Erforderniß anzuerkennen, wobei freilich die Anpassung an die äußeren Verhältnisse als das ausschlaggebende Moment zu betrachten ist. Der Fuß unseres heutigen Pferdes ist an und für sich nicht deshalb als höher organisirt zu betrachten, als derjenige der Pferde vergangener geologischer Epochen, weil er weniger Knochen enthält als letzterer, sondern weil er den besonderen Verhältnissen der Thierart angepaßt und somit für dieselbe der vortheilhafteste ist. „Eine fortlaufende Entwickelung verbindet — wie der letzterwähnte Gelehrte bemerkt — Fischflosse und Menschenhand (bezw. Menschenfuß), Fischhirn und Menschenhirn; eine solche Entwickelung führt von dem stummen, kiemenathmenden Thier bis zum denkenden, sprechenden Menschen, der von seinen Kiemenspalten nur die erste, welche zum Gehörgange wird, übrig behielt." Dabei ist jedoch zu bemerken, daß gegenüber dem kolossalen Trägheitsmoment der Vererbung die Anpassung an die äußeren Verhältnisse nur wie der Tropfen erscheint, welcher in's Meer fällt. Indessen muß, ebenso wie der Tropfen den Stein aushöhlt, auch die Einwirkung der äußeren Verhältnisse allmählich zur Geltung kommen. Ebenso wie wir die besagte Einwirkung am Gebisse des Menschen beobachten können — (die auf der künstlichen Zubereitung der Speisen beruhende Verringerung der an den Kauapparat gestellten An-

*) Vergl. den auf der Naturforscherversammlung zu Berlin (September 1886) gehaltenen Vortrag „Hand und Fuß" im „Tageblatt" dieser Versammlung S. 96 ff.

Digitized by Google

forderungen hat zunächst zum Kleinerwerden des Kiefers geführt und letztere wird als unausbleibliche Folge der Verkleinerung des für die beiden Zahnreihen zur Verfügung stehenden Raumes voraussichtlich das völlige Verschwinden der schon jetzt spät zum Durchbruch kommenden und früh wieder ausfallenden Weisheitszähne bewirken) — ebenso wie auch nach P. Albrecht eine Verminderung der Rippenzahl, vielleicht auch eine Reduction der Zahl der Wirbel als Folge der Anpassung an die Existenzbedingungen für den Menschen in Zukunft zu erwarten steht — ebenso ist es nicht unwahrscheinlich, daß durch gewisse menschliche Beschäftigungen — vorausgesetzt, daß dieselben lange Zeit hindurch fortgesetzt werden — auch die Gestalt und die Beschaffenheit der menschlichen Hand und des menschlichen Fußes in Zukunft gewisse Abänderungen erleiden werden.

Literatur und Kunst.

Aphorismen.

Von Ernst Ziel.

Zwischen Ewigkeit und Ewigkeit,
Zukunft hier und dort Vergangenheit,
Leb' ich meine kurze Spanne Zeit.

Bin im Wald ein Blatt, im Sturm ein Hauch,
Ueber'm Feuer nur ein Wölkchen Rauch —
Bald verweh' ich, wie Ihr Andern auch.

* * *

Heut geht geharnischt, mit behelmter Scheitel
Ein Geist des Lichtes feurig durch die Zeiten;
Ich hör' ihn sieghaft über Trümmern schreiten;
Es stirbt was unwahr ist und falsch und eitel,
Und kühn beschwingter Forschung fällt zum Raube
Der dumpfe Aberglaube;
Denn keine Grenze kennt und keine Schranke,
Gemeingut wird der siegende Gedanke.

* * *

Frömmelnde Leisetreter
Und Paternosterbeter,
Die werden oft schlimme Missethäter.

Aber aus Schelmenzungen,
Blitzkerlen und Teufelsjungen
Sind Gott die besten Menschen gelungen.

* * *

Ein Wort steht im Buche der Wahrheit geschrieben,
Das mit sengender Gluth in die Seele mir brennt:
Ach, der allein kann die Menschen lieben,
Der die Menschen nicht kennt.
Doch ein ander Wort beseelt meine Tage:
Je mehr ich Entfremdung im Busen trage
Den Menschen, je glühender liebt im Schmerz,
O Mensch, Dich mein Herz.

* * *

Silberklirren
Und Weiberkirren
Thaten schon manches Herz verwirren.

Schaffen und Sinnen
Und reines Minnen
Trieben schon manchen Teufel von hinnen.

Andacht am Schönen
Und häuslich Gewöhnen
Thaten schon Manchen mit Gott versöhnen.

Richard Wagner in der Schweiz.

Aus ungedruckten Briefen.

Von Adolph Kohut.

Richard Wagner, welcher von 1842 bis 1849 mit Reissiger zusammen Capellmeister am K. Hoftheater zu Dresden war, hatte in dem Maiaufstand von 1849 den Dirigentenstab mit der — Barrikade vertauscht. Mit Gottfried Semper, Fr. Röckel, Tzschirner, Heubner und Todt kämpfte er auf der Barrikade gegen seinen König. Als aber am 9. Mai die Revolution niedergeworfen wurde, flüchteten die Hauptanführer, um sich bei Zeiten zu salviren. Der bekannte Demagoge Bakunin hatte unmittelbar vor seiner Flucht noch in fruchtloser Wuth mehrere Häuser in der Zwingerstraße anzünden lassen. Heubner und Röckel wanderten in's Zuchthaus, nachdem man sie ergriffen hatte, die meisten der Compromittirten suchten in der Schweiz, in Frankreich oder Amerika ein Asyl.

Zu den Glücklichen, welche sich durchschlugen, gehörte auch Richard Wagner. Der Componist floh zuvörderst nach Weimar, wo sein Freund und Gönner, Franz Liszt, lebte und die musikalischen Kreise beherrschte. Trotz der genauesten Recherchen seitens der Polizei kam jedoch nichts zu Tage. Natürlich war Wagner's Verbleiben in Weimar nicht — er mußte in's Ausland flüchten und Liszt rieth zu einer Reise nach der Schweiz. Zu den vertrautesten Freunden des letzteren gehörte der Dichter Adolf Widmann in Jena, der in Berlin als Reformator der Freimaurerei unvergessen ist. Vorher politischer Publicist der Minister Graf Arnim-Boitzenburg und E. von Bodelschwingh in Berlin, war er, nach dem 18. März 1848, aus dieser Stellung verdrängt, nach Jena übergesiedelt und in manche Beziehungen zur Demokratie getreten, indeß allen revolutionären Bestrebungen fern geblieben. Soeben hatte er sich mit einem Fräulein von Scholz, der Nichte und Erbin des Kirchenhistorikers Neander, vermählt. Er hatte früher in Zürich Verbindungen mit den schweizerischen Conservativen angeknüpft. Liszt wußte das. Mit dem Passe dieses Dr. Adolf Widmann aus Jena wurde nun Wagner versehen und als solcher entkam er ohne Anfechtung nach der Schweiz, obschon er zum Tode verurtheilt und gegen ihn ein hochnothpeinlicher Steckbrief erlassen worden war! Wenn es in der Wagner-Biographie von Ludwig Nohl heißt, daß Wagner nur deshalb nach Weimar gegangen war, um diesen „seltensten aller Freunde" zu begrüßen, so ist das eben nur cum grano salis zu verstehen — wie ich erzählt habe, wurde in Weimar der Kriegsplan zur Flucht ausgedüftelt und auch, wie der Erfolg lehrte, glücklich ausgeführt.

In Zürich fand R. Wagner nach den Dresdener Sturm- und Drangjahren jene Ruhe, die seinem künstlerischen Schaffen so nothwendig war, die ungestörte Einkehr in sich selbst und den durch keine gegensätzliche Wirklichkeit behinderten Anblick seines Ideals der Kunst.

Ueber die ersten vier Jahre, welche Richard Wagner in der Schweiz verlebte, liegen mir im ganzen etwa 90 größtentheils ungedruckte Briefe desselben an seinen intimsten Freund Theodor Uhlig in Dresden vor und einige Citate aus diesen Herzensergießungen des Exulanten werden am Besten über das Thun und Treiben, das Denken und Fühlen des Meisters in jener Zeit Aufschluß geben. Ich muß mich, zu meinem Bedauern, nur auf einige Auszüge beschränken, weil die jetzige Eigenthümerin des Briefwechsels, die Wittwe Wagner's, einen wörtlichen Abdruck der hochinteressanten Correspondenz nicht gestatten will. Theodor Uhlig war ein geistvoller Musiker, der u. A. Analysen des ersten Satzes der „Eroica" und einzelner Quartettsätze aus op. 59 von Beethoven geschrieben, die nach dem Urtheil Hans von Bülow's — der die Manuscripte gelesen hat — meisterhafte Arbeiten dieser Art waren. Ihm gebührt das Verdienst, daß er als einer der Ersten seines Freundes Absichten erkannt und warm vertheidigt hat. Besonders geschah dies in der „Neuen Zeitschrift für Musik" und in der „Berliner Musikzeitung".

Digitized by Google

In den ersten Briefen, die Wagner an Uhlig richtet, documentirt sich der wohlthätige Einfluß der Freiheit in der Schweiz, der frische Zug, der in seiner neuen Heimath ihm entgegenweht. Am 3. August 1849 schreibt der Flüchtling u. A.:

„Es gibt einige, sehr wenige Freunde, um deren Willen ich oft an Dresden denke: mitunter kommt mir auch eine erwärmende Erinnerung an eine heiße Beethoven'sche Symphonie an, und bin ich dann mit meinen Gedanken mit Lust und Liebe wieder unter der Capelle; dennoch muß ich unverhohlen eingestehen, daß mir die Freiheit über Alles gut schmeckt, die ich hier für meine Person in frischer Alpenluft einathme.

Was ist die gemeine Sorge um die sogenannte — bürgerliche — Zukunft gegen das Bewußtsein, in seiner edelsten Thätigkeit nicht despotisirt zu sein! Wie wenige Menschen haben sich selbst wirklich lieber als ihren Magen! Nun, ich habe gewählt und der Sorge der Wahl wäre ich nun überhoben, so fühle ich mich denn im Innersten auch frei, und was mich von außen her quält, kann ich verachten; den üblen Einwirkungen der civilisirten Barbarei unserer Zeit kann sich Keiner entziehen, aber wir können machen, daß sie unser bestes Wesen nicht beherrschen."

Wir erfahren aus demselben Briefe, daß Wagner sich bereits fleißig wieder mit Componiren beschäftigte. Außer dem „Siegfried" hatte er zwei tragische und zwei komische Opernstoffe im Kopfe; von dem Sujet: „Jesus von Nazareth", welches er für Paris liefern wolle, verspreche er sich keinen großen Erfolg; denn es sei ihm verhaßt, für die „Schnettere-tengsprache" — die französische Sprache — zu arbeiten, er gehe nur mit dem größten Widerwillen an solchen Mischmasch, und wenn er es doch noch thue, so geschehe dies nur aus Rücksicht für seine — Gläubiger, denen er die französische Einnahme zuweisen werde.

Die schriftstellerischen Arbeiten aus jener Periode lassen die Einwirkungen der Revolutionszeit nicht verkennen. Seine Schrift: „Die Kunst und die Revolution" war ein Protest gegen die Bekämpfer des Aufstandes, insofern sie sich als Beschützer der Kunst ausgaben. Ein anderes Werk: „Das Kunstwerk der Zukunft" schilderte den unheilvollen Einfluß jener modernen Art auf die Kunst selbst und die egoistische Zerstückelung derselben in die herrschenden Einzelkünste. In dem ersteren Opus griff er die Regierungen an und im zweiten hetzte er alle Künstler gegen sich. Am meisten zeigte sich die Erbitterung Wagner's in der Schrift „Das Judenthum in der Musik", welche er im Jahre 1850 anonym unter dem Namen „Freigedank" herausgab.

Wichtiger noch wie die Ansichten Wagner's über diese seine Werke sind einige höchst anerkennenswerthe Aussprüche desselben über die Frauen, die Kunst, die Politik, die Schweiz ꝛc. In einem Schreiben vom 27. December 1849 heißt es u. A.:

„Mit Frauenherzen ist es meiner Kunst immer noch gut gegangen, und das kommt doch wahrscheinlich daher, daß bei aller herrschenden Gemeinheit es den Frauen doch immer noch am Schwierigsten fällt, ihre Seelen so gründlich verlauen zu lassen, wie dies unserer staatsbürgerlichen Männerwelt zu so voller Genüge gelungen ist. Die Frauen sind eben die Musik des Lebens: sie nehmen Alles offener und unbedingter in sich auf, um es durch ihr Mitgefühl zu verschönen."

In vielen Zuschriften an Uhlig entwickelt der Dichtercomponist seine Anschauungen über die wahren Aufgaben und Ziele der Kunst. Aus den Werken Wagner's sind diese seine Ideen hinlänglich bekannt. Mögen hier nur einige besonders prägnante Aussprüche ihren Platz finden.

In einem Briefe aus Zürich, 12. Januar 1850, heißt es z. B.:

„Findest du bei abermaliger Durchlesung meines Kunstwerks der Zukunft meinen Plan nicht deutlich heraus, so müßte ich ihn schlecht ausgeführt haben. Die genetische Entwickelung unserer zerrissenen, modernen Kunst aus dem griechischen Gesammtkunstwerke konnte nur dadurch klar dargestellt werden, daß der wichtige Moment, als diese Kunst aus der unmittelbar darstellenden in die mittelbar darstellende, aus der Tragödie in die sog. bildende Kunst überging, mit großer Präcision hervorgehoben wurde. Hast du meine Darstellung nur so verstanden, als hätte ich die verschiedenen Kunstarten eben einzeln nur besprechen und vergleichen wollen, so hast du mich falsch verstanden oder ich habe mich undeutlich ausgedrückt. Ich habe alle Kunstarten ihrem Wesen nach so gruppirt, daß ich an ihnen zugleich die Entwickelung der ganzen Kunst bis zu unseren modernen Kunstbegriffen in Gemeinschaft mit der Entwickelung des ganzen menschlichen Wesens überhaupt zeigen konnte ... Wenn ich nachweisen werde, daß die bildende Kunst — Malerei und Bildhauerei — als eine künstliche, von der wirklichen Kunst nur abstrahirte Kunst, in der Zukunft ganz aufhören müsse, — wenn ich somit dieser, heute als Hauptkunst sich gerirenden bildenden Kunst ein Leben in der Zukunft abspreche, so gibst du mir wohl zu, daß das mit zwei Strichen nicht abgemacht werden konnte und durfte."

Höchst interessant ist ein Urtheil über Franz Liszt — Zürich, 27. Juli 1850 —:

„.... Sonderbar, daß ein Freund, der in vielem Wichtigen durch Leben und Denken mir doch ziemlich fern steht, durch unerschütterliche Treue und thätige Fürsorge doch so ungemeinen Antheil an meinem ganzen Wesen nimmt; das ist — Liszt. In meinem Denken begreift er mich nicht, mein Handeln ist ihm durchaus zuwider, dennoch achtet er mich in Allem, was ich denke und handle, hält auf das Sorgfältigste Alles zurück, womit er mich verletzen könnte und scheint sich mit ganzer Seele nur Einem noch zu widmen, mir zu nützen und meine Werke zu verbreiten. Mit der umständlichsten — ich möchte sagen raffinirtesten — Vorsicht bereitet er jetzt die Aufführung meines „Lohengrin" in Weimar vor. Nach Allem, was er mir mittheilte, bin ich fast sicher, daß sie gelingen muß."

Und an einer anderen Stelle — zwei Jahre später, am 31. October 1852 — heißt es:

„Liszt will mir in diesen Tagen eine Abschrift seines großen Artikels über „Lohengrin" für das „Journal des débats" zuschicken, damit unter meiner Aufsicht eine gute Uebersetzung davon gefertigt werde, die er in mehreren Nummern der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" drucken lassen will, — als Entschädigung für die Dingelstedt'sche Faselei. Mir kommt diese rastlose Bemühung Liszt's, das Feuer meiner Berühmtheit mit Teufelsgewalt aufzublasen, recht rührend, zugleich aber auch sehr komisch vor."

Ein interessantes Urtheil Wagner's über Beethoven mag schließlich hier abgedruckt werden. In einem Briefe des Ersteren vom 15. Februar 1852 heißt es:

„Das Charakteristische der großen Tonwerke Beethoven's ist es, daß sie wirkliche Dichtungen sind — daß in ihnen einen weiblichen Gegenstand zur Darstellung zu bringen versucht wird. Das Schwierige für das Verständniß liegt nun in der Schwierigkeit des tieferen Auffindens des dargestellten Gegenstandes. Beethoven war ganz von einem Gegenstande erfüllt, seine bedeutendsten Tongebilde verdanken sich fast einzig der Individualität dieses ihn erfüllenden Gegenstandes; bei diesem Bewußtsein erschien es ihm ganz überflüssig, diesen Gegenstand, außer in seinen Tongebilden selbst, noch besonders zu bezeichnen. Wie unsere Literaturpoeten sich eigentlich immer wieder nur an den Literaturpoeten mittheilen, so theilte sich hierin Beethoven unwillkürlich, aber ebenfalls nur an den Tondichter mit. Schon der eigentliche absolute Musiker, d. h. der Variator der absoluten Musik, konnte Beethoven nicht mehr verstehen, weil dieser sich nur an das Wie? nicht aber an das Was? hält."

Die politischen radicalen Anwandlungen, wegen deren Wagner flüchten mußte, wird er auch in der Schweiz nicht los und oft schüttet er sein Herz vor seinem Freunde aus. Diese Bekenntnisse sind für den Politiker Wagner in hohem Grade bezeichnend. Es erhellt aus ihnen, daß die rothe Republik jetzt nicht mehr ganz das Ideal des ruhiger denkenden Componisten war. So schreibt er einmal aus Zürich vom 22. October 1850:

„Entsinne Dich des Tages des Dresdener Aufstandes, als Du mich in der Zwingerpromenade trafest. Mit Bangigkeit und Besorgniß frugst Du mich, ob ich nicht fürchte, daß es im günstigen Falle zu einer Pöbelherrschaft führen müßte. Dich hatte der Anblick der Menschen erschreckt, die Du jetzt angeblich zu suchen scheinst! Daß diese Menschen noch am Bande der Politik gegängelt wurden, daß sie noch so respectvoll vor den höheren politischen Zwecken standen, die sie in ihren Führern verkörpert sahen, daß sie noch nicht das waren und thaten, was sie eigentlich sind

Digitized by Google

und thun werden, daß sie gehorchten, wo sie handeln sollten; das drückte sie ganz zu dem herab, wie sie Dir erscheinen, zu Kerlen, die sich in politischem Schnaps bes..... und durch die Straßen brüllten, die sie vielleicht in Brand gesteckt hätten mit all' der Herrlichkeit des schönen Dresdens, wenn sie nach ihrem Herzensgrimm hätten handeln dürfen. Ich habe diese Leute in Paris und Lyon wiedergesehen und kenne jetzt die Zukunft der Welt. Bis jetzt kennen wir die Aeußerung der geknechteten Natur nur im Verbrechen, das uns anwidert und erschreckt; wenn jetzt Raubmörder ein Haus anstecken, so muß uns dies mit Recht gemein und ekelhaft vorkommen; wie wird es uns aber erscheinen, wenn das ungeheure Paris in Schutt gebraunt ist, wenn der Brand von Stadt zu Stadt sich hinzieht? ... Ich glaube an keine andere Revolution mehr, als an die, die mit dem Niederbrande von Paris beginnt: eine Juni-schlacht wird man dort nicht wieder schlagen."

Auch in der Kunst müsse eine Revolution eintreten, erst dann könne er an eine Aufführung seines „Siegfried" denken. „Erst die Revolution", meint er, „kann mir die Künstler und Zuhörer zuführen. Die nächste Revolution muß nothwendig unserer ganzen Theaterwirthschaft das Ende bringen. Sie müssen und werden alle zusammenbrechen, das ist unausbleiblich. Aus den Trümmern raffe ich zusammen, was ich brauche, ich werde, was ich bedarf, dann finden. Am Rheine schlag' ich dann ein Theater auf und lade zu einem großen dramatischen Feste ein: nach einem Jahre Vorbereitung führe ich dann im Laufe von vier Tagen mein ganzes Werk auf."

Nicht am Rhein — in Bayreuth, und zwar ohne Revolution, sollte der „Siegfried" viele Jahre später aufgeführt werden.

Was nun den speciellen Aufenthalt Wagner's in der Schweiz betrifft, so fühlte er sich in der herrlichen Bergesluft dieses Landes sehr wohl. Die Schweiz gefiel ihm außerordentlich und seine Briefe überströmen von der Begeisterung für die Schönheiten seines zweiten Vaterlandes.

Im October 1851 machte Wagner eine Cur in der Kaltwasserheilanstalt zu Albisbrunn durch, die ihm sehr wohl bekam. Voll Begeisterung schreibt er am 22. des genannten Monats seinem Freunde: „Soeben komme ich von der Albishöhe herunter, wo ich den schönsten Anblick gehabt, seitdem ich auf einem gewissen Kreuzthurm stand: die ganze Alpenkette, vom Säntis bis zum Berner Oberlande, im hellsten Sonnenlichte und über alle Tiefen ein dichtes Nebelmeer ausgebreitet, aus welchem die furchtbare Inselwelt hervorragt."

Beim eidgenössischen Gesangsfeste in Basel im Juli 1852 wurde Wagner zum — Kampfrichter gewählt. Er wurde bei diesem Anlaß sehr gefeiert. Von dort aus unternahm er eine tüchtige Alpenreise zu Fuß, d. h. er besuchte das Berner Oberland, ging über den Griesgletscher ein langes, herrliches Thal hinab bis nach Domodossala am Lago maggiore, fuhr diesen See hinauf bis nach Locarno und von da nach Lugano, wo er längere Zeit verweilte. Die Briefe, welche er dann unterwegs an Th. Uhlig schrieb, sind in hohem Grade interessant, und ich muß meinem lebhaften Bedauern Ausdruck geben, daß es mir nicht vergönnt ist, dieselben in extenso wiedergeben zu dürfen. Welche Poesie und welch' feines Naturgefühl spricht sich in diesen Reiseschilderungen aus! Einige wenige Proben mögen dies illustriren.

„Lugano, 22. Juli 1852.

„... Der Glanzpunkt meiner Reise war jedenfalls der Marsch über den Griesgletscher, aus Wallis, durch das Fornazzathal nach Domodossola, wozu ich zwei Tage gebrauchte. Der Gries ist ein ungeheuer wilder Gletscherpaß, der sehr gefährlich ist und nur selten von Leuten aus dem Haslithale oder Wallis, die sich aus dem italienischen Thale Südwaaren (Reis u. s. w.) holen, überschritten wird. Zum ersten Male auf meiner Reise fand sich auf der Gletscherhöhe von 8000 Fuß auch Nebel ein, so daß mein Führer über die steilen Schnee- und Felsenwände seine Noth über einen möglichen Pfad hatte. Aber nun dieses Absteigen! Aus den gräßlichsten Eisregionen nach und nach über viele verschiedene Thalstufen, durch alle Vegetationen des nördlichen Europas bis in das üppigste Italien hinabzudringen! Ich war ganz berauscht und lachte wie ein Kind, als ich endlich aus Kastanienwäldern durch Wiesen und Getreidefelder ging, welche wiederum ganz und gar mit Weindächern überdeckt waren ... Dabei die unendliche Mannigfaltigkeit der Berg- und Thalformen, mit der anmuthigsten Bebauung, hübschen Steinhäusern und hübschen Menschen."

Nach Zürich zurückgekehrt, schreibt er sofort seinem Freunde:

„... Erst vier Wochen war ich auf einer Reise, auf die ich mich lange wie auf die Verwirklichung eines schönen Traumes gefreut habe ... Einen Entschluß habe ich von der Reise mitgebracht; da ich nun einmal nur noch ein künstlerisches Leben führen kann, d. h. ein Leben für die Kunst, so will ich gründlich Alles thun, was mich künstlerisch aufrecht erhalten kann. Der Wunsch, ein Häuschen mit einem Garten hier auf dem Lande, weithin auf der Höhe am See zu besitzen, den kleinen Besitz zu pflegen, mich mit Blumen und Thieren zu umgeben und einen behaglichen Winkel für besuchende Freunde herzurichten, lebt jetzt in solcher Stärke in mir, daß ich ihn um jeden Preis auszuführen gesonnen bin."

Der idyllische Zustand, den der enthusiastische Componist sich hier ausmalt, sollte ein pium desiderium bleiben. Es ist hier wohl der Ort, darauf hinzuweisen, daß R. Wagner in den ersten Jahren seines Schweizer Aufenthalts von litteren Nahrungssorgen verfolgt worden wäre, wenn sich nicht wohlwollende Freunde und Freundinnen seiner angenommen hätten. Lediglich deren Unterstützung hatte er es zu verdanken, daß ihm der furchtbare, aufreibende Kampf um das tägliche Brod im Allgemeinen fern blieb. Diese Wohlthäter waren: die reiche und kunstsinnige Familie Ritter in Dresden, Frau Laussot in Bordeaux, die Familie Wesendonck, Clavierlehrer Wilhelm Baumgartner, Stadtschreiber Jacob Sulzer, Advocat Spyri aus Zürich, Musiklehrer Alexander Müller aus Erfurt und das Wille'sche Ehepaar in Mariafeld bei Zürich. Am meisten hatte er der Familie Ritter zu verdanken, die ihm ein Jahresgehalt aussetzte, und zwar 800 Thaler. Trotz alledem befand sich Wagner manchmal in bitterster Noth, da das Geld für den tiefverschuldeten Mann und seine Frau, die ehemalige Schauspielerin Planer, nicht immer ausreichte. Seine Briefe aus jener Zeit sind bezüglich des nervus rerum gar kläglich. Gar oft mußte auch Freund Liszt aushelfen, wenn er konnte. Zuweilen war aber auch bei diesem Schmalhans Küchenmeister.

Im Uebrigen suchte der Meister die bescheidenen Musikverhältnisse Zürichs, wo er überall freundliches Entgegenkommen fand, durch Oper und Concert zu heben. Aus Deutschland meldeten sich bei ihm mehrere namhafte Schüler, u. A. Hans von Bülow, der in Weimar bei Liszt gewesen war und sich an der Aufführung des „Lohengrin" daselbst am 28. Aug. 1850 erbaut hatte. In Zürich dirigirte Wagner am Actientheater merkwürdiger Weise die Werke seines Widersachers Meyerbeer. Mit großer Hingabe widmete er sich den Aufführungen der Sinfonien Beethoven's, von denen er zwei mit einem eigenen Programm versah. Wie sehr er sich für die gastliche Stadt interessirte, beweist seine damals entstandene Schrift: „Ein Theater in Zürich", worin er ausführte, daß, wie bei den Griechen, so müßte auch aus der Bürgerschaft der Schweiz selbst die Herstellung und Aufführung des Ganzen geschehen. Auch hielt er Vorlesungen über die dramatische Kunst und trug die Dichtung von „Siegfrieds Tod" vor.

Ueber seine Züricher Häuslichkeit schreibt Wagner am 27. Juli 1850 u. A.:

„Ich fühle mich jetzt in Zürich sehr wohl und nach meiner Wahl möchte ich in der ganzen weiten Welt nicht anderswo leben, als hier. ... Wir haben eine höchst angenehme Wohnung am See, mit den herrlichsten Aussichten, Garten u. s. w. Im Hausrocke geh' ich herunter und bade mich im See, — ein Boot ist da, auf dem wir uns selbst fahren. Dazu ein vortrefflicher Schlag Menschen, Theilnahme, Gefälligkeit, ja rührendste Dienstbeflissenheit, wohin wir uns nur wenden. Mehr und zuverlässigere Freunde, als ich je im weiten, theuren Dresden finden konnte. Alles ist froh, daß ich nur da bin; von Philistern kenne ich nur die sächsischen Flüchtlinge ... Ach, was kommt ihr mir unten bedauernswürdig vor!"

Im Januar 1853 starb Theodor Uhlig in seinem 31. Lebensjahre und der hochinteressante Briefwechsel hörte natürlich auf.

Digitized by Google

An die Wittwe schrieb Wagner am 9. Januar des genannten Jahres schmerzbewegt:

„Wie soll es mir möglich sein, für den schrecklichen Verlust, den Sie erlitten, Ihnen irgend welchen Trost zu bringen, da es auch mich so hart getroffen, daß ich seine Größe mir kaum noch vorstellen kann! Der Verlust gerade dieses meiner Freunde bleibt mir für mein ganzes Leben unersetzlich — ich sehe mich wirklich zur Hälfte meiner eigenen Seele beraubt! Was er mir war — wissen Sie gewiß."

Nach dem Tode Uhlig's schloß sich Wagner inniger an die Dresdener und andere Flüchtlinge an, und in seinem gemüthlichen Heim bei seiner freundlichen Wirthin Frau Stockar-Escher, die ihn auch malte, verkehrten jetzt häufiger Gottfried Semper, Georg Herwegh u. A.; und ebenso seine Schüler, von denen ich nur Hans von Bülow, C. Ritter und Schöneck nenne.

Im Jahre 1853, als in Zürich die Kammermusikaufführungen ins Leben traten, begrüßte Wagner dieselben auf's Lebhafteste und betheiligte sich eifrig bei den Proben und Aufführungen.

Während Wagner das Exil im Allgemeinen mit schmerzlicher Resignation ertrug, konnte sich seine Gattin an das bittere Loos in der Fremde gar nicht gewöhnen. Sie litt unsäglich, wie dies der nachstehende Brief des Meisters an seine Gönnerin, Frau Julie Ritter in Dresden — Zürich, 4. Juli 1858 — beweist:

„Ihre — seiner Frau — Gemüthsstimmung wurde so peinigend für sie und ihre Umgebung, daß an eine gründliche Aenderung der Situation gedacht werden mußte, wenn wir uns nicht Alle sinnlos aufreiben wollten. Ihr ist es nach dem Stande ihrer Bildung und der Art ihrer intellectuellen Fähigkeiten versagt, an mir und meinem Wesen die tröstliche Erhebung zu finden, die sie, zum Ersatz für die Widerwärtigkeiten unserer äußeren Schicksale so sehr bedurfte. Ist dies der Grund großer Peinen für mich, so macht sie dies vor meinem Herzen doch auch so sehr bemitleidenswerth und ich hege den aufrichtigsten, innigsten Wunsch, ihr nach ihrer Art noch einmal von dauernder Beruhigung sein zu können."

Um der unerträglich gewordenen Situation — dem Hangen und Bangen in schwebender Pein — ein Ende zu machen, reiste er mit seiner herzkranken Frau im August 1858 nach Venedig, um dort Ruhe zu finden. Zürich hatte er für immer verlassen. Von dort schrieb er seinem Freunde, dem Chordirector Fischer in Dresden, daß dessen Mahnung: „endlich ruhig zu werden", auf ihn nicht passen könne; er liebe allerdings die Ruhe, aber seine arme Frau habe eine Herzkrankheit, und was das heiße, müsse man erfahren haben. An Ruhe sei da für den Leidenden, wie die Umgebung nicht mehr zu denken.

Immer mächtiger wurde in Wagner die Sehnsucht, sich an dem lebendigen Ertönen seiner Kunst neu zu erwärmen, die früheren Töne der Heimat zu vernehmen. „Es gereut mich daher, noch länger der vielleicht einzige Deutsche bleiben zu sollen, der meinen Lohengrin nicht gehört hat", schreibt er 1859 an Hector Berlioz, doch erst 1860 erfolgte seine Amnestirung, die den großen Sohn seinem Vaterlande wieder zurückgab. So bewahrheitete sich auch bei ihm das Goethe'sche Wort:

„So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des großen Vaters, endlich zu mir nieder!"

Vischer und Fechner als Aesthetiker.

Von Wilhelm Bölsche.

Der Eindruck, den gegenwärtig der Tod Vischer's auf ästhetische Kreise macht, hat etwas eigenartig Verwandtes mit dem, den einst das Ableben Goethe's in der literarischen Welt zurückließ. Beide, Goethe wie Vischer, waren zuletzt alte Leute gewesen, wenn alt sein soviel heißt, wie: die Jugend überwunden haben, geistig ein Anderer sein, als man im Feuer der ersten Heldenkraft ist. Der Welt der beginnenden dreißiger Jahre war die Wertherzeit ein entschwundener Traum; uns ist der stürmische Siegeslauf der Hegel'schen Philosophie kaum noch viel mehr als eine ferne Staubwolke. Und doch hatten die beiden nun Geschiedenen ein zweites gemein miteinander: ihr Alter war nur Alter und Veränderung, gemessen an ihrem eigenen Leben; nach dem Maße der Gegenwart, in der sie zuletzt noch gewaltet, waren sie mitstrebende, lebhaft um das Neueste des Tages sich mühende Gestalten der Zeit gewesen, der Romantiker, der Orientalist, der Naturforscher Goethe hatte die dreißiger Jahre noch so gut verstanden wie der Dichter des „Auch Einer" die veränderte Luft nach 1870. Freilich verlieh die vorgerückte Lebensstunde nicht mehr die gleiche schöpferische Kraft, mit welcher der Jüngling einst seine Zeit beherrscht: dem Greise genügte es, sie lebendig zu begreifen; der westöstliche Divan war keine That mehr wie der Werther, Vischer's kleine Skizzen zur Aesthetik wiesen nur noch neue Bauplätze, aber sie bauten nicht eigentlich mehr. Aber schon in dem ungetrübten Antheil an der Arbeit des jungen Nachwuchses lag ein Beweis der Größe des Mannes auf der einen Seite — und auf der andern auch ein gewaltiges Zeugniß für die neue Zeit selbst, für ihre Triebkraft, die selbst das Alter noch fortriß.

Die Aesthetik, wie sie Vischer zurückläßt, ist eine mächtig aufstrebende Wissenschaft. Der Kunstbau, den der junge Schwärmer einst aufgethürmt, ist zusammengebrochen, aber der alte Meister ist nicht von uns geschieden mit der ärgerlichen Empfindung, ein wüstes Chaos, ein steriles Ruinenfeld zurückzulassen, sondern mit dem freudigen Bewußtsein, daß man zwar niedergerissen hat, um Platz zu schaffen, aber daß man auch wieder aufbauen wird, sobald nur einmal wieder die rechte Zahl der Steine sich eingefunden hat.

Es ist vielleicht nicht unpassend, gerade bei dieser Gelegenheit, — vor dem frischen Grabe dessen, an den lange Jahre hindurch jeder Gebildete dachte, wenn das Wort Aesthetik im Gespräch vorkam — eines zweiten zu gedenken, der zu jenem neuen Werke ganz unbezweifelbar bisheran die besten Materialien geliefert, die besten Hammerschläge gethan hat. Seltsam: auch Gustav Theodor Fechner ist den Jahren nach keiner von den Jungen, — im Gegentheil, fast einer der Aeltesten. Seine „Vorschule der Aesthetik" ist allerdings erst wenig über zehn Jahre alt. Aber schon der Stil weist darauf hin, daß sie das Buch eines Mannes ist, der zwar so frisch und modern denkt, wie kaum ein zweiter, aber seine Schreibart noch nach den Mustern seiner Jugend abstimmt; ein alterthümlicher Duft liegt meist über dem Ganzen, der vielleicht Manchen abgeschreckt hat; denn das vorzügliche Werk ist nicht ganz so bekannt geworden, wie es verdiente. Was die kleine formale Schwäche indessen sofort tausendfach aufwiegt, ist die logische Schärfe der Entwickelung. Fechner ist Naturforscher, darin liegt der Kernpunkt. Ich habe wiederholt aussprechen hören, was Vischer's Aesthetik verdorben habe, sei die fanatische Wuth der Hegelianer gewesen, alles mit Logik beweisen zu wollen. Wir dürfen uns aber, wie ich glaube, hier keinen Täuschungen hingeben: Vischer war kein eigentlich scharfer Logiker. Er so gut wie sein Meister Hegel waren Enthusiasten für die Logik, aber darum noch keine hervorragend logischen Köpfe. Mit seiner prächtigen, rücksichtslosen Ehrlichkeit mag er es sich selbst oft genug eingestanden haben, — war doch eigentlich der Wunsch seines Lebens, die Literatur mit eigenen poetischen Werken zu bereichern, anstatt das anatomische Messer zu schwingen! Fechner

Digitized by Google

ist, von einzelnen Wunderlichkeiten abgesehen, ein weit kühlerer Denker. Obwohl sein Werk unvergleichlich viel reicher und umfassender ist, als beispielsweise die selbstbewußte Aesthetik Moritz Carrieres, nennt er es doch in vorsichtiger Beschränkung nur „Vorschule der Aesthetik". Darin liegt zugleich etwas, was echt unserem modernen ästhetischen Denken entspricht. Wie in der Philosophie, so herrscht auch in der Aesthetik gegenwärtig eine berechtigte Angst vor allzu sicherem Bauen, vor allzu festen Umrissen. Man fühlt, daß man vorerst nur Materialien, nur Prolegomena liefern kann. Es ist vorläufig noch Streitfrage, inwieweit die Naturwissenschaft bei Fragen der Aesthetik zu Rathe gezogen werden soll; aber selbst diese Erweiterung des Gebietes zugestanden, wird man finden, daß gerade diejenigen modernen Aesthetiker, die den Physiologen zu Hülfe rufen, trotz des neuen Bundesgenossen am allermeisten geneigt sind, vorsichtig und schrittweise vorzugehen. Mit ein Paar bewundernswürdig feinen Zügen sagt sich Fechner gleich im Eingangscapitel von der Aesthetik „von oben" los, die mit metaphysischen Dingen, mit Ideen, mit Gott und ähnlichem anfängt, und erklärt sich für die Aesthetik „von unten", die an die einfachen, naturwissenschaftlichen Gesetze des Empfindens von Lust und Unlust anknüpft. Dann aber, den Standpunkt einmal angegeben, spricht er es ebenso nackt und ehrlich aus, daß die heutige Naturwissenschaft uns über die tieferen Grundgesetze von Lust- und Unlustempfindung noch ganz im Unklaren läßt und daß wir somit — was er nicht direct sagt, aber als Folgerung schließen läßt — streng genommen auch gar nicht „von unten" anfangen können, sondern in der Mitte, womit vorläufig das Aphoristische und Systemlose der ganzen neueren Aesthetik logisch begründet ist. Wer an die großen, stilistisch meist prachtvoll umrahmten Phrasen gewöhnt ist, mit denen mehrere bekannte Aesthetiken „von oben" beginnen, dem muß die nüchterne Kälte dieser ersten Fechner'schen Seiten wie ein Schlag in's Gesicht vorkommen.

Man vergißt so gern, daß die Aesthetik eine Wissenschaft sein soll, nicht selbst ein ästhetisches Kunstwerk. Carriere beispielsweise hat sie durchaus im letzteren Sinne aufgefaßt. Der Schwung der Linien, die harmonische Wirkung des Ganzen, die eben die Wissenschaft der Aesthetik zergliedern, analysiren soll, ist das leitende Motiv seiner Aesthetik selbst, aus dem Buche von der Kunst macht er ein rhetorisches Kunstwerk, und es kann kaum ausbleiben, daß seine Aesthetik schließlich sich zur wirklichen, kühl die Thatsachen ins Auge fassenden verhält wie ein freundlicher, alle Conflikte sorglich auflösender Roman zur tragisch verknoteten, für menschliches Erkennen nur allzu disharmonischen Wirklichkeit. Mit dem Eingeständniß, daß auch die strenge Durchführung der Aesthetik „von unten" durch unser vorläufiges Unvermögen, den Mechanismus der psychophysischen Vorgänge, die das Wort Lust oder Unlust bezeichnet, aufzudecken, unmöglich gemacht wird, verzichtet Fechner nun keineswegs auf jede systematische Hülfe für seine Wissenschaft. Er sucht im Gegentheil sogar, eine Reihe von Gesetzen wenigstens für die äußere, sichtbare Erscheinungsform von Lust und Unlust in ihrer Wechselbeziehung zu äußern Eindrücken aufzustellen. Es versteht sich, daß diese Gesetze lediglich psychologische sein müssen, „nur, daß in einer Psychologie von allgemeinerer Tragweite kein Anlaß ist, die ästhetischen Gesetze insbesondere eingehend und in solcher Beziehung und Zusammenstellung zu behandeln, als es nun eben für die Zwecke der Aesthetik nöthig ist." Faßt man nun, wie es jetzt oft und mit guten Gründen, über die aber hier nicht weiter zu reden ist, geschieht, die Psychologie als einen Zweig der Naturwissenschaften, so würde sich im Sinne Fechners kaum etwas gegen die unmittelbare Anlehnung der ganzen Aesthetik an die Naturwissenschaft einwenden lassen, obwohl das Wort, aus dem Zusammenhang herausgerissen, sehr problematisch klingt. Wie man sich das nun auch denken mag, — unzweifelhaft liegt ein grandioser Fortschritt für die Aesthetik in dem einfachen Nachweis von Gesetzen im Gebiete der Lust- und Unlusterzeugung. Man betritt gleichsam einen neuen, festen Boden, das todte Registriren und Gruppiren von Namen, das sonst die Schwelle der Aesthetik unsicher machte, ist in weite Ferne gerückt, man befindet sich weder im leeren Himmel der Speculation, noch in den unwegsamen Klüften der Verknüpfung von Geist und Mechanismus, sondern in einer ruhigen, durchsichtigen Mitte, etwa da, wo sich der Astronom befindet, wenn er praktische Hülfsgesetze für seine vor Augen stehende Sternenwelt aufstellt, ohne in der Gravitation etwas tieferes entdecken zu wollen, als ein vorläufiges Wort für eine geregelte Verknüpfung von Thatsachen. Wer glaubt, in den Fechnerschen Gesetzen Orakel zu finden, die alte Probleme mit einem Schlage lösen, muß sich enttäuscht fühlen, wenn er daran geht. Das Einfachste, man darf das Wort brauchen: Trivialste, ist für den alten, schlauen Forscher eben das Interessante. Lust und Unlust müssen eine gewisse Stärke erlangen, um bemerkbar zu werden, zur Qualität muß eine gewisse Quantität treten, eine bittere Arzenei ist in homöopathischer Verdünnung nicht bitter, umgekehrt eine süße nicht süß. Das stellt Fechner obenan als Princip der ästhetischen Schwelle. Man sieht am Beispiel, wie weit hier der Lustbegriff die Grenzen der Aesthetik hinausschiebt. Aber wir kommen nicht weiter, wenn wir nicht den Begriff weit nehmen. Wo einzelne Faktoren zu schwach, da können sie sich zu einer Gesammtwirkung verbinden, die jene Schwelle überschreitet, oder auch jenseits derselben noch eine viel größere Lust oder Unlust weckt, als jeder einzelne oder auch alle ohne Bezug auf einander wecken könnten. Fechner nennt das das Princip der ästhetischen Hülfe oder Steigerung. Ein gutes Beispiel gibt die gegenseitige Förderung von Rhythmus und Sinn in einem lyrischen Gedichte; jeder für sich überstiege kaum oder gar nicht die Lustschwelle; beide zusammen erzeugen einen positiven Lustreiz, welcher mit der ästhetischen Wirkung der einzelnen Factoren unvergleichbar ist. Man fühlt hier überall, daß man hart an mathematische Probleme streift und daß es sich nicht um einfache Addition, sondern um Multiplikation handelt. Es ist hier nicht meine Absicht, die ganze Reihe der Fechner'schen Principe vorzuführen. Er selbst hat genau gefühlt, daß er nur die deutlichsten herausgegriffen hat, ohne viel nach Reihenfolge zu fragen. Nur auf eins will ich noch hinweisen, weil es auch außerhalb des Zusammenhanges für die historische Entwickelung der Aesthetik lehrreich wirkt. Ich meine das Princip der Association. Es handelt sich mit drei Worten um Folgendes. Wir sagen, eine Orange gefällt uns. Liegt das bloß an dem Sinneseindruck, den eine lebhaft gefärbte Kugel auf unser Auge hervorbringt? Nein, denn eine lackirte Holzkugel von gleicher Form und Farbe macht — als solche erkannt — keineswegs denselben angenehmen Eindruck. Woran liegt es? Das einfachste Nachdenken führt darauf: bei der Orange *denken* wir uns etwas anderes als bei der Holzkugel, und zwar denken wir etwas, was Lust erzeugt, wir denken „ein Ding von reizendem Geruch, erquickendem Geschmack, einen schönen Baum in einem schönen Lande unter einem warmen Himmel gewachsen"; wir verwandeln das physikalische Bild der gelben Kugel in ein geistiges mit Hülfe unseres Erinnerns, bis es ein vollkommen eigenartiges, lustgebendes geworden ist. Dieser unwillkürliche Proceß ist es, den das Princip der Association (besser wäre vielleicht der Ausdruck „Vergeistigung", wenn hier nicht schiefe Ausdeutungen zu befürchten wären) in's Auge faßt.

Ich habe gesagt, daß das einfachste Nachdenken genügt, um den Vorgang zu analysiren. Und doch, es muß ausgesprochen werden, haben unsere einflußreichsten Aesthetiker vor Fechner geglaubt, ohne das Associationsprincip in der Aesthetik auskommen zu können. Man solle sich bei den Dingen nichts denken, man solle nur rein empfinden, hieß es, und man hat das rasch allen Thatsachen zum Hohn aus einem „Sollen" in ein „Sein" verwandelt, obwohl es selbst dem stumpfsinnigsten Culturmenschen bei der überwiegenden Mehrzahl aller Dinge in der Welt einfach unmöglich ist, sich nichts zu denken, keine geistigen Begriffe Lust oder Unlust gebend mitspielen zu lassen, wenn das Auge sie sieht. Es ist lehrreich und traurig zugleich, Fechner seine persönlichen Erfahrungen im Kampfe um dieses Princip aussprechen zu hören. „In der That," sagt er einmal, „als ich im Jahre 1866 im Leipziger Kunstverein einen

Digitized by Google

Vortrag über das Princip hielt, erweckte er das Interesse der Laien, als würde darin etwas zugleich Problematisches und Neues, was sich aber doch hören ließe, dargeboten, machte ziemlich Fiasco bei den philosophisch geschulten Kennern, deren Gedankenkreise er zu stören drohte, und ein Abdruck davon in der Lützow-Seemann'schen Zeitschr. f. bild. Kunst (1866. 179) wurde vom Herausgeber anerkennungsweise als ein „origineller" Versuch, „eine neue Gottheit in die Aesthetik einzuführen," bezeichnet." Wie in so manchen Dingen, ist auch hier bloß Lotze auf der richtigen Fährte gewesen. Der ganze Hergang der Sache aber nimmt sich selbst in Fechner's milder Darstellung aus wie ein dräuendes Mene Tekel wider die ganze unfruchtbare philosophische Aesthetik der älteren Schule. Fechner widmet der Entwickelung des Princips den breitesten Raum in seinem Werke, und man wird nicht so bald über das hinauskommen, was er hier bahnbrechend nach jeder Richtung niedergelegt hat. Der Höhepunkt des ganzen, reichen Buches liegt in diesen Capiteln. Man wird Fechner's Bedeutung für die Aesthetik der Zukunft nicht besser in kurze Worte schließen können, als wenn man ihn den ersten exacten Erforscher des Associationsprincips nennt; der Ton liegt dabei auf dem exact, denn erst von ihm aus ist eine wirklich fruchtbringende Verwerthung der älteren Entdeckung möglich. Soll ich ein Gebiet hervorheben, das Fechner in seiner Behandlung des associativen Schönheitsfactors noch kaum gestreift hat, so ist es das der erotischen Beeinflussung; hier liegt noch ein weites Feld für die künftige Aesthetik. Fechner hat sich damit begnügt, ein einziges Beispiel bis in's Detail auszuführen: die Bedeutung des Associationsprincips für die Landschaftsmalerei. Wie ein Anhänger der Lehre, daß die Schönheit einer Landschaft bloß in den Farben und Linien bestehe und nicht zum wesentlichen Theil auch in dem, was man sich unwillkürlich dabei denkt, gegen die scharfe Logik dieses Capitels ankämpfen will, sehe ich nicht ein. Fechner gehört zu den vorsichtigen Strategen in der Discussion, die nicht leicht irgend einen möglichen Einwand unbeachtet lassen, und seine liebste Methode besteht darin, einen Satz aufzustellen und anstatt einer breiten Begründung einen Widerspruch nach dem anderen zu erfinden, dagegen zu stellen und abprallen zu lassen; es hat das etwas von natürlicher Auslese des Passendsten durch einfache Bewährung im Kampfe der Meinungen an sich; bisweilen glaubt man die Stimme des behaglichen Experimentators zu vernehmen, die sagt: „Wir wollen einmal sehen, ob wir so durchkommen; wenn nicht, so lassen wir unsern Satz ruhig fallen;" eigentlich apodiktische Sätze wird man in den beiden Bänden der „Vorschule der Aesthetik" vergebens suchen. Ich glaube kaum, daß ein anderer unter unsern neueren Aesthetikern, wenn er das Associationsprincip so klar und mit voller Kraft in seinem Werthe erkannt hätte, von Uebertreibungen sich hätte zurückhalten lassen. Fechner ist nicht in diese Falle gegangen. Nachdem er dem associativen Factor so viel Raum gegönnt, wie irgend möglich, und diese ganze Seite der Aesthetik von Grund aus reformirt hat, gibt er unmittelbar danach einen Abschnitt, der in neuer und glänzender Weise nun auch dem directen Factor — im Gegensatz zu dem glücklichen Worte „geistiger Factor" könnte man sagen: dem mehr physikalischen Factor — gerecht. Farben, Töne, Linien, Gruppirungen von Dingen wirken nicht bloß associativ (das Wort sagt es ja in seiner Beschränkung schon), sondern auch direct; selbst in jenem Beispiel von der lackirten Holzkugel wirkt das lebhafte Gelb angenehmer als etwa Schwarz oder Grau. Mit Nachdruck verweist Fechner die Musik in's Bereich dieser directen Wirkung, während für die sichtbaren Künste der associative Factor überwiege. Aber selbst im Gebiete der letzteren sucht er den Rest von directer Beeinflussung klar herauszuschälen. Gerade dieses Capitel gehört zu den originellsten des ganzen Buches. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß eigentlich die gesammte Aesthetik in Deutschland seit Kant sich hartnäckig — wenigstens der Theorie nach, denn in der Praxis schlich sich der hinausgeworfene associative Factor doch überall wieder durch Hinterthüren herein — auf das Studium der directen Formwirkung in der Kunst beschränkt hatte, so sollte man glauben, es müsse gerade hier nicht an reichhaltigem Material fehlen. In Wahrheit fehlt es nicht an mehr oder minder scharfsinnigen Ideen, — die glücklichste hat Zeising mit seiner Theorie vom goldenen Schnitt als fundamentalem Formprincip gehabt — aber einem Naturforscher, wie Fechner, mußte sofort die Lücke auffallen, die in dem Mangel an jeglichem exacten Experimentiren lag.

So eröffnete sich seinem Scharfsinn auch hier unversehens ein jungfräuliches Gebiet: der geniale Verfechter des Associationsprincips feierte auf dem rein physikalischen Boden des directen Factors einen fast ebenso großen Triumph durch die Berufung an das Experiment als die wissenschaftlich allein gültige Instanz. Der Schwerpunkt des Verdienstes liegt in diesem Falle wesentlich auf der Forderung. Was Fechner selbständig hier geleistet, ist lediglich ein erster, schwacher Versuch. Er hat beispielsweise einfache, aus gleichartigem Material hergestellte, in den Formenverhältnissen verschiedene Rechtecke — also reine Formexempel, bei denen nichts Associatives mitspielen konnte — vielen Personen vorgelegt und das wohlgefälligste von jeder einzeln bezeichnen lassen. Die Resultate sind immerhin merkwürdig. Das Quadrat erschien allgemein als die am wenigsten zusagende Figur. Im Großen und Ganzen erhielt das nach dem goldenen Schnitt geformte Rechteck den Vorzug, doch waren allgemein geringe Abweichungen irgend eines Rechtecks von der Symmetrie viel störender als selbst sehr erhebliche vom Verhältniß des goldenen Schnittes, auch sonst die ästhetische Alleinherrschaft des letzteren keineswegs überall evident. Mag man diesen und ähnlichen Experimenten nun viel oder wenig Werth beimessen — das Material müßte jedenfalls erst von Vielen geprüft werden —: unbestreitbar ist das hohe Verdienst Fechners um die Feststellung der ganzen Methode. Man scheidet von dem Capitel mit dem Gefühl, daß hier ein einziges Menschenleben voll ausdauernder Arbeit genügen würde, um die Aesthetik in einer Weise zu fördern, die alles Dagewesene in Schatten stellen müßte.

Ich muß mir versagen, noch weitere als diese charakteristischsten Züge aus dem prachtvollen Buche herauszuheben. Soll ich noch einen Excurs nennen, der gleichsam im Laufe der Debatte eingeflochten wird, so ist es das Capitel des zweiten Bandes über das Problem der polychromen Sculptur und Architektur. Gründlicher und klarer ist die vielbesprochene Frage kaum jemals entschieden worden, — und zwar zu Gunsten der Farbe, wobei aber zugestanden wird, daß möglicher Weise erst noch technische Schwierigkeiten überwunden werden müssen, was indessen nicht aussichtslos erscheint.

Ich möchte nach so viel Lob diese Studie über ein mir theueres Werk nicht abschließen, ohne einem Bedauern wenigstens in Kürze Raum gegeben zu haben. Jedermann weiß, welche enormen Fortschritte die biologischen Zweige der modernen Naturwissenschaft durch Anwendung der genetischen Methode gemacht haben. Mag man über die Art, wie die Entwickelungsgeschichte vom Einen oder Anderen gehandhabt wird, sich seine kritische Ansicht ausbilden, mag immerhin ein wortklaubender Redner auf einer Anthropologenversammlung die Specialbezeichnung „Darwinismus" ablehnen: das Eine steht fest, daß die heranreifende Generation gar nicht mehr verstehen wird, wie man jemals Zoologie oder Botanik unter einem anderen Gesichtspunkte studiren konnte, als dem der natürlichen Entwickelung einer Art aus der anderen. Wenn man die Aesthetik so sehr der Naturwissenschaft nähert, wie es bei Fechner der Fall ist, so sollte man, glaube ich, auch diesem genetischen Zuge etwas mehr Rechnung tragen. Gerade für das Gebiet des associativen Factors muß das von der höchsten Bedeutung werden. Fechner hält sich, wie es scheint, mit Absicht den Entstehungsfragen möglichst fern. Wo er sie einmal streift, wie in dem Capitel über physiognomische und instinctive Eindrücke, bringt er ein paar Wunderlichkeiten zu Tage, die in ihrer phantastischen Undeutlichkeit im schärfsten Contrast zu der krystallhellen Klarheit der übrigen Untersuchungen stehen. Aber auch das ist im Grunde nur ein harmloser Vorwurf, denn er sagt wesentlich nur, daß eben Einer nicht Alles kann. Die nach mir kommen werden, sagt Fechner selbst einmal, werden es schon deshalb leichter haben, weil keiner mehr der

Digitized by Google

erste ist. Die Methode hat er uns jetzt gewiesen, das Weitere wird sich schon von selbst finden.

Allerdings ergeht an Jeden, der sich Schüler Fechners nennen will, die schwere Forderung, nicht bloß auf dem rein künstlerischen Gebiete, sondern auch in den verwandten Gegenden der Naturwissenschaft genau Bescheid zu wissen. Hoffen wir, daß die vermehrte Schwierigkeit des Unterfangens dafür auch die Gewähr gibt, daß diejenigen, die sie überwinden, nun auch unvergleichlich Bedeutenderes leisten werden, als die philosophischen Aesthetiker der älteren Richtung. Keinenfalls werden überraschende Resultate von heute auf morgen zu gewinnen sein, wahrscheinlich bleibt auch, daß die Aesthetik der nächsten Jahrzehnte sich überwiegend in Detailarbeiten zersplittern muß, die vielleicht erst eine nächste oder übernächste Generation mehr combinirender Geister wieder zu einem neuen System zusammenschließen kann. Auf alle Fälle wird die Aesthetik von Fechner einen entscheidenden Wendepunkt bezeichnen, — den Wendepunkt vom Geiste zur Natur, wenn man so will, wobei aber das Associationsprincip eigentlich erst recht dem Geiste zu seinem Rechte verhilft. Ein altes Wort sagt, der schönste Todtendienst am Grabe sei, die Lebendigen zu preisen. Möchte dieser Hinweis auf Fechner an der Gruft unseres Vischer in diesem Sinne verstanden werden!

Charakterbilder.

Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin.

Von Heinrich Ehrlich.

Primadonnen auf der Bühne und zu Hause.

(Pauline Lucca. Etelka Gerster. Adelina Patti. Marcella Sembrich.)

Daß die Persönlichkeit berühmter Sänger und Schauspieler beiderlei Geschlechtes meistens auf der Bühne als eine ganz andere erscheint, denn sie in der Wirklichkeit, im Leben und zu Hause ist, wird heutzutage wohl Niemand mehr bezweifeln, noch verwunderlich finden. Dagegen dünkt es mir selbst immer fast ein Räthsel, daß dieser Widerspruch zwischen künstlerischem Scheine und wirklicher Wesenheit bei den Männern noch viel bemerkbarer hervortritt, als bei den Frauen; das „schwache Geschlecht" ist entschieden einheitlicher in künstlerischer Leistung und persönlichem Gebahren als das andere, ist also eigentlich das moralisch stärkere. Es gab und gibt viel mehr Tenorhelden und Baß- oder Barytonwüthriche als Primadonnen, die auf der Bühne wahrhaft edle Auffassung, im Leben jedoch das Gegentheil zeigen. Und psychologische und physiologische Unbegreiflichkeiten, wie sie bei berühmten Sängern und Schauspielern vorkommen, sind in der Chronik berühmter Künstlerinnen unbekannt.

Eine Prüfung und Erklärung dieser seltsamen Thatsachen würde für sich allein einen ziemlich langen Artikel füllen. Dem denkenden Leser möge die eine Andeutung genügen, daß die Phantasie des männlichen Künstlers eine regere, weiter ausgreifendere ist, als die weibliche, daß der darstellende Künstler vermöge seiner Phantasie sich daher eindringlicher mit Verhältnissen und Gefühlen, die mit seiner Wesenheit contrastiren, zu verselbigen („identificiren") im Stande ist, als die Künstlerin. Wo diese nicht ein Stück von ihrem Eigenen, von ihrem Ich, mitgeben kann, dort vermag sie nicht voll zu wirken. Man erkennt viel leichter im Gesange oder Spiele einer Sängerin oder Schauspielerin, was außerhalb ihrer wahren Empfindungsweise liegt, als beim Manne. Die sehr seltenen Ausnahmen bestätigen die Regel.

Die erste „Primadonna", die ich in Berlin in ihrem Hause kennen lernte*), war Pauline Lucca, damals Frau von Rahden. Der Gründer und Eigenthümer der „Gartenlaube", Herr E. Keil, hatte mich um eine Lebensskizze der berühmten Sängerin für sein Blatt ersucht und ich mußte einige Angaben von der Dame selbst erbitten, der ich noch nie persönlich begegnet war. Die Aufgabe gehörte insofern zu den nicht leichten, als ich von der Reihe der unbedingten Verehrer ziemlich weit ab stand, und bei dem schriftlichen Ersuchen um eine kurze Unterredung von vorneherein die Wahrung meines unabhängigen Urtheils anzudeuten hatte. Die Lebhaftigkeit, Energie, Urwüchsigkeit und Originalität ihres Talentes, ihre „Theatervollblütigkeit" konnte mir nicht einen Augenblick zweifelhaft erscheinen; in allen den Rollen, in welchen diese Eigenschaften den Ausschlag geben, in welchen der unmittelbare Effect, nicht die künstlerische auf musikalische Studien gegründete Leistung als Hauptbedingung des Erfolges gilt, in denen sie also dem Impuls und den Launen ihres Temperamentes ungestörten Lauf geben konnte, mußte sie das Publikum mitreißen. Dagegen war ihre Wiedergabe solcher Partien, welche bedeutendes Können und Anpassen der Persönlichkeit an die Intentionen des Componisten verlangen, eine mir unausstehliche, verzerrte. Wie sie als Cherubin in „Figaros Hochzeit", als Zerline in „Don Juan" alle Augenblicke das Zeitmaß änderte, die willkürlichsten Vortragsarten anbrachte, wie sie durch alle möglichen kleinen Theaterkunststückchen und durch Mienengeziere beflissen war, die Aufmerksamkeit auf sich allein zu lenken — das Alles war mir bisher noch nicht vorgekommen. Und nun gar der greuliche Geschmack, den sie damals bei ihren Liedervorträgen kundgab! Sie besaß ein besonderes Talent, die schlechtesten, süßlich fadesten auszufinden, und für ihren Gebrauch empfindsam aufzuputzen. Trotz alledem war sie der gefeiertste, verhätschelte Liebling des Publikums und übte eine Herrschaft nach allen Richtungen aus, wie vor ihr niemals eine Sängerin in Berlin. Und diese Erscheinung war um so merkwürdiger, als kein anderer Grund für sie vorwaltete, als allein die bezaubernde Persönlichkeit Paulinens. Keine mächtige Hand verlieh ihr die Gewalt über die Theaterverhältnisse, keine Coterie war für sie und gegen Andere thätig. Nur ihr Talent, ihr originelles Wesen und ihre Energie, die sie von den ersten Anfängen ihrer Laufbahn*) gezeigt hatte, waren die Zaubermittel ihrer Erfolge. Es gab ganz unglaubliche Fälle. Eines Abends in „Don Juan" — ich war gegenwärtig — fiel es ihr ein, in der ersten Arie mit Cellobegleitung bei der Stelle „Ja, ja, ja" in einer Weise zu retardiren, daß der Solocellist fast stecken blieb.**) Der damals noch amtirende Capellmeister Taubert beachtete diese Laune nicht und bezeichnete mit dem Tactstocke das Zeitmaß in fester Weise! Für diese Rücksicht gegen Mozart wurde er in den bedeutendsten Blättern gehörig abgekanzelt! Als sie nach ihrer Rückkehr aus London, nach ihren Triumphen als Selica in der „Afrikanerin", ihren Launen alle Zügel schießen ließ, mehrere Male hinter einander am Tage der Vorstellung selbst sich unwohl meldete — obwohl man genau wußte, daß sie nur eine kleine Bosheit üben wollte — ward sie nachher von einigen mißgestimmten Abonnenten unangenehm empfangen, sie antwortete mit einer impertinenten Aeußerung; und am nächsten Tage erschien auf dem Theaterzettel des Königlichen Theaters

*) Wenn ich oben von Desirée Artot, der ebenso ausgezeichneten Künstlerin als vortrefflichen Dame von musterhaftem Tone nicht ausführlich spreche, so ist es, weil sie seit Jahren von der Bühne zurückgetreten ist. In meinem Buche, von dem die „Charakterbilder" nur Auszüge bieten, werde ich die Bewunderung und Freundschaftsgefühle für Desirée Artot entschiedener und weiter ausgeführt darlegen.

*) Sie war zuerst Choristin in Wien und kam dann nach Olmütz. Hier zankte sie sich mit dem Director und wurde eingesperrt. Das Publikum nahm Partei für sie und ihr Wiederauftreten war ein Triumph.

**) Diese Rücksichtslosigkeiten und unkünstlerischen Verdrehungen hat sie auch in späteren Jahren noch beibehalten. Als sie nach contractbrüchiger, mehrjähriger Abwesenheit wieder als Gast auf der Hofbühne erschien und die „Zerline" sang, mußte selbst der sehr hochgeschätzte Dr. Gumprecht in der „Nationalzeitung" nach großem Lobe gestehen, daß sie „den Tactstock zerbrochen und in die Coulissen geworfen" habe; auch Professor Engel, der ausgezeichnete Aesthetiker und Gesanglehrer, gab in der „Vossischen Zeitung" seinem Bedenken Ausdruck. Und diese Beiden sind Verehrer der Lucca!

Digitized by Google

unter dem Personen- und Preisverzeichnisse ein Aufruf des Königlichen Generalintendanten Herrn von Hülsen an das Publikum, worin er sich über mißwollende Kundgebungen „aus einer Ecke des Parquets“ und die Bitte aussprach, man möge „der Künstlerin nicht den Beruf erschweren“. Das that der militärisch stramme Herr von Hülsen, der sonst für seinen Theil gedruckten Kundgebungen in künstlerischen Angelegenheiten wenig Bedeutung beilegte, und mir dies in den achtziger Jahren einmal in einem sechs Seiten langen Briefe darlegte! Ist es da verwunderlich, wenn die so gefeierte Sängerin, die durch ihre Heirath mit einem altadeligen Gardeoffizier quasi zur aristokratischen Gesellschaft gehörte, allen Sinn für Rücksicht und künstlerische Pflichten verlor? Und mußte sie nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß sie, wenn auch nicht im moralischen Rechte, aber mit dem Rechte der Erfahrung zu Werke gegangen war, mußte sie nicht lachen, und allen „ethischen“ Kunstanschauungen ein Schnippchen schlagen, als sie nach all' ihren Rücksichtslosigkeiten, nach ihren Contractbrüchen, nach zehnjähriger Abwesenheit wieder im Berliner Opernhause erschien und wie eine Fürstin der Kunst empfangen ward, der man Unrecht abzubitten hatte, mit fünf Minuten langem Toben und Jauchzen und Kränzewerfen, mit einem vom Publikum verlangten Orchestertusch, der bis zu jenem Abend nur bei besonderen Galaopern beim Eintritte der allerhöchsten Herrschaften stattgefunden hatte?

Das Schreiben, in welchem ich Frau Lucca um die Erlaubniß ersuchte, mich ihr vorzustellen, um einige Angaben zu erbitten, mag der klugen Primadonna komisch genug erschienen sein; es war ein Meisterstück der Unsicherheit, des Schwankens zwischen Schriftstellereitelkeit einerseits, die keinem Anderen die Ehre der biographischen Skizze gönnte, und Unabhängigkeitssinn, der sich im vorhinein gegen jede etwaige Verpflichtung zu wahren suchte. Ich erhielt sofort einen von Fräulein von Pöllnitz (die damals noch an der Hofoper angestellt war) geschriebenen Bescheid, daß „Frau von Rahden“ mich am nächsten Nachmittage erwartete. Sie wohnte damals in der Victoriastraße und empfing mich auf das Freundlichste; der Gemahl, Herr v Rahden, lag auf einem Dehnpolster (chaise-longue), über welches seine langen Beine hinausreichten und verblieb während meines Besuches in dieser graziösen Pose, die er nur hie und da änderte, um sich zu wenden oder die Beine ein wenig zu krümmen. Ich glaube sogar mich zu erinnern, daß er mir ein paar höfliche Worte sagte; doch mischte er sich nicht in das Gespräch, das von Frau Lucca und mir geführt ward; Fräulein von Pöllnitz, die ebenfalls zugegen war, sprach nur selten und blickte immer bewundernd, wie anbetend, auf „Pauline“. Die berühmte Sängerin zeigte sich sehr mittheilsam in Allem, was nicht Kunstfragen betraf, sie erzählte gern von ihren Anfängen: wie sie in Wien als vierzehnjähriges Mädchen im Chor der Karlskirche und ein Mal sogar ein Solo gesungen und Aufsehen erregt hatte; wie sie dann Choristin in der Hofoper und von Richard Lewy unterrichtet wurde; wie sie ihren ersten Erfolg errang, als sie eines Abends im Freischütz die „Kranzljungfer“ singen mußte, weil die Sängerin, welcher die Partie zugetheilt worden, sich weigerte*), wie die Wiener sie applaudirt hätten, wie sie sich von jeher „Nix“ gefallen ließ. Die Rede floß ihr geläufig vom Munde, im schönsten Wienerisch-deutsch; da ich bei meiner Vorstellung mich gleich als Oesterreicher zu erkennen gab, so legte sie ihrer Sprachweise keinen Zwang auf. Ihre Mittheilungen waren sehr interessant, aber ohne inneren Zusammenhang; ich bat um Erlaubniß, nochmals kommen und eine geordnete Fragentabelle mitbringen zu dürfen, was sie sofort gewährte. Aber der zweite Besuch war meinem Zwecke nicht fruchtbringender, als der erste; die Gefeierte gefiel sich in immerwährendem launenhaftem Abschweifen von der Hauptsache und Fräulein von Pöllnitz fand endlich den richtigen Ausweg, daß sie nach und nach mit Frau Lucca meine Fragen berathen und sie alle schriftlich und in zusammenhängender Folge beantworten würde. Ich wollte jedoch nicht fortgehen, ohne über einen Punkt eine unmittelbare mündliche Auskunft erhalten zu haben; ich begann schüchtern, die Rede blieb mir fast im Halse stecken, Frau Pauline meinte, „schenieren Sie sich gar nicht“, und ich stotterte ein paar Worte von Auffassung classischer Partien. Da lachte sie und meinte ganz unbefangen, Nachdenken habe ihr nie „zu Was geholfen“ und den Anderen aber auch nicht; „Jede macht's, wie sie's kann.“

Ich bin der Frau Pauline Lucca seit diesem zweiten Besuche nicht mehr persönlich begegnet. Mein Artikel, den Herr Keil mit dem sehr geschmacklosen Titel „Das Wiener Chormadel“*) veröffentlichte, muß ihr wahrscheinlich nicht ganz besonders gefallen haben, da die „Gartenlaube“ bald nachher einen neuen brachte: „Ein Stündchen bei der Lucca“. In späteren Jahren hatte ich öfters Gelegenheit, mich gegen ihre immer auffälligere Verzerrung classischer Partien in der „Gegenwart“ auszusprechen, selbstverständlich ohne daß sie den Bemerkungen die geringste Berücksichtigung schenkte. Sie kennt ihr Publikum und versteht es zu behandeln.**) Und als sie vor zwei Jahren ein Concert gab zum Besten des Hülsenfonds — sie erhielt 5000 Mark von den Unternehmern, der Hülsenfond 500 — wurden ganz dieselben Huldigungen dargebracht, wie in ihrer Glanzzeit vor zwanzig Jahren. Sie ist eben eine sehr geniale und liebenswürdig kluge Primadonna.

(Schluß folgt.)

*) Jene Sängerin, deren Weigerung den Anlaß zu Pauline Lucca's erstem Triumphe gab, hieß Amalie Weiß, jetzt Joachim; ihr Contract berechtigte sie vollkommen, die Partie zurückzuweisen.

*) Herr Keil hat nach meiner entschiedenen Verwahrung gegen solche willkürliche Aenderung eine Briefkastennotiz veröffentlicht, worin er den Titel gegen einen fictiven Anfragesteller zu vertheidigen sucht.

**) Von ihrer außerordentlichen Menschenkenntniß, Klugheit und Energie wird mir ein Beispiel von einem Augenzeugen erzählt, dessen volle Wahrhaftigkeit über jedem Zweifel steht. Pauline Lucca war einmal mit irgend Etwas im Theater nicht zufrieden; ging in das Bureau der Generalintendanz und brachte ihre Klagen in wüthender Weise vor. Herr v. Hülsen that alles Mögliche sie zu besänftigen, sie aber ging mit der Erklärung aus dem Zimmer: „auf dem Theater bleib ich nicht“. Vor der Thüre begegnete sie unserem Gewährsmann, und flüsterte lachend: „der drinnen hat sich ordentlich vor mir gefürchtet, als wäre ich wirklich so wüthend gewesen.“

Feuilleton.

Der Stammtisch.

Von Wilhelm Berger.

(Schluß.)

Von der innigen, lebenslangen Gemeinschaft aller Interessen war zwischen dem jungen Ehepaar keine Rede mehr. Aber Regine nahm sich vor, sie wolle sich nicht in die subalterne Stellung einer Haushälterin und Kindswärterin hinabdrücken lassen; ihrem Mann zum Trotz wolle sie sich mindestens auf der Höhe ihrer Bildung behaupten. Sie liebte ihr Kind, gewiß; doch konnte sie sich der Einsicht nicht verschließen, daß die Pflege eines so kleinen, unentwickelten, unendlich langsam zu schwachen Regungen geistigen Lebens fortschreitenden Geschöpfes auf die Dauer etwas sehr Einförmiges habe. Als einst ihr Vater, der Oberlehrer, sein Enkelchen besuchte, und nach Großväter Art mit ihm spielte, nach einem Lächeln spähend, sagte Regine mit einiger Bitterkeit: „So macht es Wolfgang auch. Findet er's gut aufgelegt, so hat er fünf Minuten lang seinen Spaß daran; ist es aber ungnädig, dann legt er mir's in die Arme und überläßt mir, damit fertig zu werden. Dabei glaubt er, es müsse für mich das reine Vergnügen sein, Kindsmagd zu spielen. Man thut es ja gern, weil es doch das eigene Fleisch und Blut ist. Aber wenn Wolfgang über seinen monotonen Beruf klagt, und daß sein ewiges Messen und Rechnen und Zeichnen er-

Digitized by Google

müdend langweilig sei und den Geist stumpf mache, so sage ich mir, daß meine Beschäftigung weder interessanter, noch geistanregender ist. Er sucht sich Zerstreuung. Ich verdenk' es ihm nicht; daß ich ihm nicht Alles sein kann, weiß ich. Und daß er sich Freunde zu erwerben versteht, schmeichelt mir. Nur darf ich doch auch an mich denken. Ich bin an das Haus gebunden; Frauenverkehr ist umständlich; Visiten hin und her sind ein Zeitvertreib für die Müßigen; in den Kaffeekränzchen führen alte Klatschbasen das Wort. Was soll ich machen, um nicht stehen zu bleiben? Meine Bildung ist noch nicht abgeschlossen; wie sollte sie? Und mein Mann versagt mir den Führerdienst."

Der Oberlehrer sah bedenklich vor sich nieder und suchte nach einer tröstlichen Antwort. Lieber Himmel, wie konnte sich seine Tochter nur mit dergleichen dummen Gedanken das Leben verbittern! Sie war doch anständig versorgt; gegen den Charakter ihres Mannes wußte sie nichts vorzubringen. Muß doch jeder Mensch einmal sein Compromiß mit der Wirklichkeit machen! Er selbst hatte es gethan und sich gefunden. Was blieb seiner Tochter anderes übrig? Ist es doch Frauenloos, mit dem Eintritt in die Ehe oder doch bald nachher auf inneres Wachsthum verzichten zu müssen!

Und er erwiderte: „Man muß seine Ansprüche auf Erreichbares beschränken; das ist das einzige Mittel, glücklich zu werden. Jeder Beruf heischt persönliche Opfer. Auch Du hast einen Beruf, seit Du verheirathet, insbesondere, seit Du Mutter bist. Willst Du ihn pflichtgemäß erfüllen, so mußt Du Deine intellectuelle Weiterentwickelung ganz und gar als Nebensache ansehen."

„Nimmermehr," erklärte Regine energisch.

Fortan las sie emsig, soviel ihre häuslichen Geschäfte dies gestatteten. Wolfgang fand keinen Grund, sich darüber zu beklagen. Im Gegentheil, in den Stunden, die er ihr widmete, war sie angeregt und unterhaltend. Und da er sie nun bei ihren Zeitschriften und Büchern wohl aufgehoben wußte, nahm er keinen Anstand, als der Winter herankam, sich erst an einem Kegelclub, dann an einer regelmäßigen Scatpartie zu betheiligen, welche von seinem Stammtische aus gegründet wurden. Und etwas später ließ er sich noch von einem Vereine einfangen, worin über städtische Angelegenheiten mit mehr gutem Willen als Sachkenntniß verhandelt wurde. In diesem Kreise erwarb er sich bald ein gewisses Ansehen, da er doch über einige Dinge mit der Autorität eines Fachmannes sprechen konnte. Dies erhöhte wiederum sein Selbstbewußtsein, und er trat eine Nüance fester auf.

Während Wolfgang in dieser Weise seine Frau vernachlässigte, zweifelte er nicht im Geringsten daran, daß er sie noch ebenso liebte wie je. Sie war aufgeblüht nach ihrem Wochenbette, voller geworden und stattlicher. Man rühmte ihm ihr gutes Aussehen; er war stolz darauf, so verständig gewählt zu haben. Sonntags, wenn er sie, bei gutem Wetter, ein Stündchen spazieren führte, grüßte er die Bekannten mit einer Haltung, als ob er hätte sagen wollen: Seht sie euch nur einmal an! Bin ich nicht glücklich zu preisen? — Und er war im Grunde ein guter Kerl. Wenn er Zeit für Regine übrig hatte, behandelte er sie mit einer zutraulichen Zärtlichkeit, die ihr wohlthat. Er machte ihr allerdings nicht mehr den Hof, wie dies einige besonders artige Ehemänner bei ihren Frauen thun sollen. Das hatte er ja nicht nöthig, und er wäre sich dabei lächerlich erschienen. Regine wußte, wie er gegen sie gesonnen war, und er seinerseits war ihrer Liebe sicher: weshalb über ein so festes und unwandelbares Verhältniß noch weitere Worte machen?

Als in dem jungen Haushalte ein zweites Kind erschienen war, fand es Regine schwierig, sich Zeit zur Lectüre abzumüßigen. Zwar gelang es ihr noch hin und wieder, aus dem unglaublich rasch verlaufenden Tage eine halbe Stunde für sich zu stehlen; doch hatte es mit dem Lesen keine rechte Art mehr; sie galoppirte über die Zeilen hin, und wenn sie aufhörte, war sie nicht klüger geworden. Sie tröstete sich: ich muß später nachholen, was ich jetzt versäume, — später, wenn die Kinder größer sind und mich weniger bedürfen. Das Leben ist ja lang, und zum Lernen ist es nie zu spät. Und sie that ihre Aspirationen stille bei Seite und wandelte, aus der Nothwendigkeit eine Tugend machend, mit rühmlicher Fassung in den Fußstapfen ihrer Mutter hin.

Um diese Zeit zog in das Haus des Oberlehrers Horst ein junger Spanier als Pensionär ein. Es war die Zeit bald nach dem deutsch-französischen Kriege, in welcher die fremden Völker, namentlich diejenigen romanischer Art, einen gewaltigen Respect vor uns empfanden, und erwarteten, daß wir ihre jungen Söhne, falls sie uns dieselben in's Land schickten, in wenigen Jahren zu lauter Moltke's und Bismarck's erziehen würden. Wie das zu machen sei, kümmerte sie nicht weiter; jedenfalls dürfte es den Herren Söhnen nicht viel Arbeit kosten. Wahrscheinlich vermutheten sie — und vermuthen theilweise noch — die Existenz eines geheimnißvollen Fluidums in der deutschen Luft, welches allmählich in die Geister dringe und sie zu den erstaunlichsten Thaten befähige.

Auch Emilio Villarino sollte von diesem Fluidum profitiren. Er war ein Jüngling von siebzehn Jahren, mit dem Aussehen eines Erwachsenen und dem Wesen eines Kindes. „Ein liebenswürdiger Junge!" sagte der Oberlehrer, als Emilio vierundzwanzig Stunden im Hause gewesen war. „Junge trotz seines Schnurrbärtchens und modischen Stutzeranzuges; trotz seiner eleganten Verbeugungen und zierlichen Redensarten. Viel gelernt hat er nicht, und was er zu wissen glaubt, beruht meist auf Mißverständnissen. Aber er bildet sich auch nichts ein auf seine Kenntnisse und nimmt jede Belehrung dankbar entgegen. Ob er sie behält, das freilich ist eine andere Frage."

Und die Oberlehrerin äußerte sich: „Ein lieber kleiner Mensch! So zuthunlich und anschmiegend! Gegen mich ist er fast wie ein Sohn; er küßt mich Morgens und Abends mit reizender Unbefangenheit. Mit den kleineren Kindern spielt er, als ob er ihresgleichen wäre. Und immer lacht er und ist vergnügt. Auch hübsch ist er mit seinen dunklen, sprechenden Augen, dem krausen blauschwarzen Haar und der feingeschnittenen Nase. Etwas weniger zartgebaut könnte er sein, es ist wahr; aber welch feine Hände uud Füße hat er! Und wie graziös sind seine Bewegungen!"

Da Wolfgang und Regine Sonntags Mittags bei den Eltern zu speisen pflegten, so machten sie bald genug die Bekanntschaft des jungen Spaniers. Wolfgang fand sein fremdartiges Gebahren drollig; er ergötzte sich über das Kauderwälsch, worin er ungenirt seine Einfälle vorbrachte; weiter beachtete er ihn nicht. Regine mußte sich schon näher mit ihm beschäftigen; denn auf Emilio hatte der Typus ihrer Frauenschönheit einen starken Eindruck gemacht und er zeigte ihr seine Bewunderung auf die naivste Weise. Am ersten Nachmittage schon stand er plötzlich neben ihr und streichelte ihre Backen. „Unsere Frauen nicht so roth sind," erklärte er eifrig. „Oder mit Farbe gemacht." — Regine lachte; aber sie fühlte doch, daß ihr das Blut in die Schläfen stieg. Am liebsten hätte sie den dreisten Fremdling auf die Finger geklopft; doch ihre natürliche Gutmüthigkeit verhinderte sie daran. Er war ja so kindlich arglos, der wunderliche Kauz! Warum ihn erschrecken und vielleicht auf schlimme Gedanken bringen? — Und hernach machte er sich mit den Haarlöckchen an ihrem Nacken zu schaffen. „O wie fein!" rief er entzückt. „Ist wie Seide! Bei spanische Mädchen dick wie Zwirn. — Macht Glanz wie Gold."

Regine biß sich auf die Lippen und fragte mit den Augen ihre Mutter: Wie soll ich mich gegen den zudringlichen Gesellen wehren?

„So laß ihn doch," rieth die Oberlehrerin belustigt. Und zu Emilio gewandt: „Sieh sie Dir nur nicht zu genau an, die deutschen Frauen, sonst gefallen Dir hernach Deine Landsmänninnen nicht mehr."

Emilio sah sie schalkhaft an. „Nicht alle in dies Land so schön wie Regine," versicherte er.

Bald machte er rasche Fortschritte in unserer Sprache. Und da war es nur merkwürdig, daß ihm der poetisch gefärbte Ausdruck geläufiger war als der nüchtern prosaische. „Im Leben der Menschheit kam die Poesie vor der Prosa," erläuterte der Oberlehrer. „Dies Naturkind macht denselben Prozeß durch wie unsere Vorfahren." — Aber ganz so war es doch wohl nicht. Das spanische Volk, in der langen Periode arabischer Herrschaft unter dem Einflusse orientalischen Geistes stehend, hat von damals her die Neigung behalten, in Bildern und Gleichnissen zu reden und seine Gedanken, selbst die gewöhnlichen, in gewählte Worte zu kleiden und mit wohlklingenden Floskeln auszuputzen. Für uns Bewohner des Nordens, die wir selbst in unserer Poesie jede Ueberschwänglichkeit leicht als eine lächerliche Uebertreibung empfinden, hat diese Eigenthümlichkeit des fremden Volksstammes etwas ungemein Reizvolles. Es war Regine nicht zu verdenken, daß sie dem jungen Spanier gerne zuhörte, wenn er

Digitized by Google

ihr sagte: „Ich habe Dich gestern auf der Straße gesehen. Da suchte ich eine Rose, um sie Dir zu schenken. Aber ich fand keine, schön genug für Dich. Heut' Nacht träumte ich von einer; die hatte Maria, die Himmelskönigin, an der Brust und wollte sie mir nicht geben." Oder: „Warum siehst Du so ernst aus heute? Ein Schatten ist auf Deinen Augen. Ich liebe die blauen Seen nur, wenn sie klar sind. Lache doch! Du lachst wie eine Turteltaube."

Wenn Regine solche Aeußerungen des Jünglings ihrem Manne mittheilte, verzog dieser geringschätzig die Lippen. „Er übt sich an Dir für Andere," sagte er wohl. „Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten."

Regine jedoch wußte es besser; nur sagte sie es nicht. Sie war der Gegenstand der ersten, unbewußten Liebe dieses liebesbedürftigen Fremdlings. Es hatte für sie etwas Rührendes, zu beobachten, wie er sie umkreiste und ihr immer näher rückte, bis er sich dicht bei ihr hinnestelte, und nun glücklich war und mit leuchtenden Augen zu plaudern begann. Sie gewöhnte sich daran, ihm ihre Hand zum Spiel zu lassen; sie belächelte freundlich seine originellen Einfälle; sie strich ihm wohlwollend durch das krause Haar. Daß er bei allen diesen Zeichen ihrer milden Gesinnung dennoch eine gewisse Scheu vor ihr empfand, merkte sie recht wohl, und glaubte sicher zu sein, daß ihn sein lebhaftes Temperament nicht einmal zu einer Zärtlichkeit hinreißen würde, die sie als ungehörig würde zurückweisen müssen.

Man soll indessen nicht mit dem Feuer spielen. Regine erfuhr es. Emilio, der sich nunmehr ganz als Glied der Familie fühlte, besuchte sie immer häufiger in ihrer Wohnung. Zeit dazu hatte er genug, da er nur Sprachstudien trieb. Wenn er bei ihr war, spielte er viel mit der kleinen Alwine, die nun schon umherlief und zu schwatzen begann; doch vergaß er darüber die Mutter keineswegs. Ehe Regine sich's versah, befand er sich wieder in ihrer Nähe; er folgte ihr in die Küche, hülfte Erbsen mit ihr aus und rührte Teig für sie. Lachend erzählte sie ihrer Mutter von den curiosen Liebhabereien des Spaniers. „Er ist so anstellig," rühmte sie ihn. „Und er bringt eine angenehme Abwechselung in das Einerlei meiner Tage. Wie ein jüngerer Bruder kommt er mir vor, so familiär ist er. Er läßt sich zu kleinen Einkäufen ausschicken; er sitzt mäuschenstill, wenn die Kinder einschlafen sollen; er mault nicht, wenn ich ihn schelten muß."

Dabei aber gewöhnte sie sich an seine Gesellschaft, und in ihrer Rolle als Schwester gestattete sie sich kleine, flüchtige Liebkosungen, zu denen Emilio mit heimlichem Entzücken stillehielt. Auch etwas Mitleid empfand sie für ihn; der arme gute Junge hatte ja nichts Liebes weit und breit! Und warum sollte sie sich's leugnen: sie hatte ihn auch gern; zollte er ihr doch eine Verehrung wie Keiner sonst.

Keiner. Am wenigsten ihr Mann. Der zeichnete, rechnete und maß am Tage und kannegießerte Abends an seinem Stammtisch. Kam er nach Hause, dann war er ledern und langweilig. Geschwärmt hatte er auch einmal für sie, mit ihr — aber wie lange war das vorbei!

Eines Tages sprengte Regine Wäsche ein. Emilio trieb sich neugierig an dem Tische umher und that vorwitzige Fragen. Er sei unartig, verwies sie ihm seinen Muthwillen; er möge sie in Ruhe lassen und seiner Wege gehen. Doch er trieb seine Narrenspossen weiter; unter ihren Händen nahm er eine ihrer Nachthauben weg, zog sie über den Kopf und knüpfte die Bänder unter dem Kinn zur Schleife. „Du machst es zu arg, Schlingel," sagte Regine unwillig; doch mußte sie lachen, der Schelm sah gar zu possirlich aus. Sie hob den Besen und bespritzte ihn mit Wasser. „Da hast Du Deine Strafe! — Und jetzt gib das Ding her, hörst Du? Dein Haar ist, wie gewöhnlich, voll von Pomade; Du wirst mir's verderben!"

Emilio indessen gehorchte nicht; wie ein kleiner Wilder tanzte er vor ihr hin und her. Da ging sie aus, ihn zu haschen; erst fein ehrbar, mit gemessenen Schritten, dann, als er floh, immer rascher. Endlich gab es eine hitzige Jagd um Tisch und Stühle. Sie faßte ihn; er rang mit ihr. Plötzlich hatte er ihr beide Arme um den Hals geschlungen und küßte sie mit ausbrechender Leidenschaft. Regine konnte sich nicht aus seiner Umarmung lösen; sie stieß ihn, sie kniff ihn — vergebens: unempfindlich geworden schien er gegen jeden Schmerz; immer wieder brannten ihr seine Küsse auf Hals, Wangen und Lippen. Endlich ließ er ab; an allen Gliedern bebend, mit fliegendem Athem stand er vor ihr. „Jetzt möchte ich sterben," stöhnte er außer sich.

Regine loderte auf. „Wir sind geschiedene Leute von jetzt an, Herr Villarino. O pfui, welch ein Betragen! welch ein abscheulicher Ueberfall! — Gehen Sie und kommen Sie mir nicht wieder vor die Augen!"

Bei diesen heftigen Worten schrak der Jüngling zusammen. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne: „O, wie schlecht bin ich gewesen!" — Dann brach er in Schluchzen aus, wie ein reuiges Kind. Er schlich nach einem Stuhle, ließ sich geknickt darauf nieder, von Regine abgewandt, und barg das Gesicht in beiden Händen.

Bei diesem Anblick verrauchte der Zorn der jungen Frau. Sie konnte den Vorfall nicht tragisch nehmen; es war ihr unmöglich. Freilich: er küßte wie ein Mann, der Bösewicht! Aber trotzdem: ein Knabe war er doch nur! Wie er dasaß, der Knirps, ihre Nachthaube hinten im Nacken hängend! So ganz fassungslos, ein Bild tiefsten Jammers! Wie ein armer Sünder, der eben die Seligkeit verscherzt hat!

Sie ging schweigend zu ihm und löste die Haube von seinem Halse. Emilio rührte sich nicht. „Nun, junger Herr? — Vorwärts, nach Hause!" gebot sie strenge. Er schluchzte weiter. „Ich soll Dich wohl noch trösten, Du Unart? — Laß das dumme Weinen! Die Magd kommt gleich herein; was wird sie von Dir denken?" — Emilio blickte rasch um; er entdeckte ein Lächeln auf Reginens Gesicht. Da drückte er zum letzten Male sein Taschentuch an die Augen und stand langsam auf. „Haben Sie etwas an die Frau Oberlehrerin zu bestellen?" frug er mit kläglicher Stimme. — „Heute nicht," antwortete Regine kurz, zu ihrer Arbeit zurückkehrend. Gesenkten Hauptes schlich Emilio zur Thüre. Dort wandte er sich um: „Darf ich wiederkommen, Frau Seebeck?" — Regine hatte Mühe, sich ernsthaft zu halten. „Für's erste nicht," sagte sie, ohne ihn anzusehen. Dann, als die Thüre sich hinter dem Verbannten geschlossen hatte, lachte sie leise vor sich hin. „Er soll um Gnade betteln ein paar Wochen lang. Und dann muß er schwören, mich zu respectiren — einen heiligen Eid. O, welch ein kleiner Vulkan ist er doch!"

Allmählich jedoch wurde sie nachdenklich. Sollte sie ihrem Manne von dem Vorfall erzählen? — Nein, nein; lieber nicht; es wäre unklug, es möchte zu ihrem Schaden ausschlagen. — Aber durfte sie denn schweigen? — Kitzliche Frage! Nach den Grundsätzen, welche sie sich für die Ehe zurechtgemacht hatte, durfte sie es nicht. Die innige Gemeinschaft der der Gatten schloß das Geheimniß aus. Ganz richtig; aber die Meinung war doch: Vertrauen gegen Vertrauen! Und hatte nicht Wolfgang den Pact gebrochen? Wie viel von ihm lebte noch mit ihr? Wahrlich wenig genug. Er war ihr Mann, der Vater ihrer Kinder, freilich; die Gewohnheit, die Bequemlichkeit band ihn an sie. Vielleicht etwas mehr noch: ein Wohlgefallen an dem Weibe —

Sie lächelte wieder, indem sie der heißen Küsse des jungen Spaniers gedachte. Es durchrieselte sie. „Nein, ich sage nichts," rief sie. „Was geht's ihn an?"

Am Abende war Regine ungewöhnlich zärtlich gegen Wolfgang. Sie nestelte sich an ihn und schmeichelte ihm Liebkosungen ab. Und Wolfgang, als er sie in seine Arme schloß, dachte, welch ein glücklicher Mann er doch sei und wie angenehm das Leben sich für ihn gestaltet habe. Ueberall sicherer Besitz: eine sichere Stellung, die immer einträglicher wurde, gute Kameraden allenthalben, Ansehen bei seinen Mitbürgern, und endlich eine blühende, hübsche Frau, die ihm gehörte, und ein paar Kinder, mit denen er Staat machen konnte. In der That: was blieb ihm noch zu wünschen übrig?

Mit der Zeit fand Regine sich gänzlich darin, daß ihre Mädchenträume sich nicht verwirklichten. „Ich nehme die Welt, wie sie ist," bekannte sie ihrem Vater, „und mit dem Erreichbaren vorlieb. Was hab' ich davon, höher hinaus zu wollen als andere meines Standes? Ich würde mir damit nur das Leben verderben. Siehst Du: auch ich habe mein Compromiß geschlossen."

Und der Oberlehrer nickte zufrieden.

Als aber Reginens Kinder heranwuchsen und die jungen Seelen sich zu regen begannen, da kam es wieder über sie wie ein langsames Erwachen in einem vergessenen Paradiese. Und jetzt, während der Vater

Digitized by Google

an seinem Stammtische, ein wichtiger Mann, über die Zeitläufte orakelt und von der Gegenwart nur das Bier rühmt, das immer besser geworden sei, sitzt sie mit verklärtem Angesichte bei ihren andächtig lauschenden Kindern und führt sie mit Hülfe unserer großen Dichter in jene Welt ein, die einst die ihre war und wohin sie nun gereift zurückkehrt.

Aus der Hauptstadt.

Von den Kunstausstellungen.

Jede Ausstellung hat ihre Nachzügler, und wenn auch nur annähernde Vollständigkeit nicht zu den Aufgaben dieser Berichte gehören kann, so wäre es doch ungehörig, ein verspätet eingetroffenes Bild Heinrich Siemiradzki's unerwähnt zu lassen. Seit dem sensationellen Erfolge der lebenden Fackeln Nero's im Jahre 1879 hat der Künstler keinen unbestrittenen Treffer zu verzeichnen. Sein „Schwerttanz", wie „Christus bei Maria und Martha" waren tüchtig gemalte Bilder, aber sie reichten nicht an die einmal erregten Erwartungen heran. Unruhig und trocken in der Farbe litten sie zudem an einer Schwäche der Charakteristik, die sich mit den traditionellen Formen begnügte. Auch das nunmehr ausgestellte Conversationsstück Chopin am Clavier beim Fürsten Radziwill zeigt den zuletzt erwähnten Mangel, insoweit die Portraits allgemein bekannter Persönlichkeiten, wie Alexander von Humboldt, Chopin und Fürst Radziwill, eine Controle zulassen. Dagegen ist die Rückkehr zu einem kräftigen, gesunden Colorit rühmenswerth. Auch mit der Beleuchtung, deren Quelle, ein großer Kronleuchter, durch den oberen Bildrand dem Auge des Beschauers entzogen ist, hat sich der Künstler geschickt abgefunden. Unangemessen erscheint die Ungleichheit in der Durchführung der einzelnen Figuren. Die links im Hintergrunde sitzende Dame hat sich eine beinahe impressionistische Behandlung gefallen lassen müssen und Chopin's Oberschenkel sind nicht geeignet, einen festen Sitz zu ermöglichen.

Es erübrigt noch ein Wort über die Sculpturen der Akademischen Kunstausstellung. Diese Abtheilung ist wie gewöhnlich quantitativ unbedeutend, hat aber ein paar Hauptwerke aufzuweisen, die sie über das Durchschnittsniveau eines ganzen Ausstellungsjahrzehnts erheben. Da ist zunächst Adolf Hildebrand's Kugelspieler. Ein nackter Ephebe ist auf das rechte Knie gesunken, seine linke Hand ruht auf dem linken Oberschenkel, während die rechte ausgestreckt eine Kugel zum mühelosn Wurf bereit hält. Der Kopf ist visirend vorgebeugt. Wir kennen kein zweites modernes Bildhauerwerk, das feinste Naturbeobachtung so restlos mit dem Studium der Antike verbindet. Kopf- und Gesichtsbildung lehnen sich stark an polykletische Vorbilder an, die Behandlung des Rumpfes, vor Allem die des leise gekrümmten Rückens, hält sich mit sicherer Empfindung auf der Grenze zwischen idealisirter und naturalistischer Formengebung. Der Merkur desselben Künstlers ist conventionell und wiederholt den hergebrachten Typus des Götterboten ohne eigenartige Zuthat. Wie uns denn überhaupt scheinen will, als wiesen seine besonderen Gaben Adolf Hildebrand mehr auf das edle Material des Marmors, als auf die robustere Bronce hin. Durchaus malerisch ist Eberleins Psyche empfunden. Keusch in sich zusammengeschmiegt, die Hände links vom Schooß in einander gerungen, das Köpfchen mit den flehend geöffneten Augen auf die rechte Schulter geneigt, tritt sie in unbewußter Schönheit vor die Götterversammlung. Der sanfte, rührende Ausdruck der kindlichen Züge, die auf Schattenwirkung berechneten breit vorspringenden Lider, das leicht abgetönte Haar nnd vor Allem die eigenartige Behandlung der Epidermis des Körpers gehen über die knappe Formensprache der strengen Sculptur hinaus, aber das Bildwerk nimmt den Sinn mit unwiderstehlichem Reiz gefangen und läßt die Kritik nicht zu Worte kommen.

Reinhold Begas ist durch eine Colossalgruppe und zwei Portraitbüsten vertreten. Der elektrische Funken, die Gruppe zweier zu zündendem Liebeskuß verschlungenen Gestalten, weist alle Vorzüge des Meisters auf, der sich aus dem Studium Michel Angelo's und derbem Naturalismus einen eigenen Stil geschaffen hat. An Begas'schen Figuren die kräftige Formenschönheit hervorheben wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Aber uns will bedünken, als ließe sich hier das geflügelte Wort der Ausstellungsjury vom dem „schiefen Gedanken" anwenden. Der Gruppe fehlt der Eindruck des Momentanen, der sich mit dem des elektrischen Funkens untrennbar verbindet. Der Kuß ist zu sehnlich verlangend, zu lang veranlagt und wenn wir uns den nächsten Augenblick, den der gelösten Verschlingung, vorstellen, dann sehen wir unwillkürlich die weibliche Gestalt an der Palme mit den Beleuchtungskörpern hinaufklettern und den elektrischen Anschluß auf einem anderen, weniger symbolischen Wege bewerkstelligen. Gedanke und Darstellung wollen sich nicht decken und in den klaffenden Riß drängt sich die zersetzende Komik. Untadelhaft, mühelos aus einem Handgelenk geschaffen ist die Portraitbüste des Prinzen Wilhelm und die eines alten vollbackigen Herren. Neben diesen Meisterwerken macht nur noch die Gypsbüste des verstorbenen Directors des archäologischen Institutes in Rom Professor Henzen von Joseph Kopf Figur. Hier wird überzeugend demonstrirt, wie echte Künstlerschaft selbst die unschöne Form, ohne sie umzubilden, vergeistigt und durch Betonung des Charakteristischen über sich selbst hinaushebt.

Man braucht nicht bis zu den echt naturalistischen Genregruppen von Fritz Zadow, ein Wurf und Spielkameraden, hinabzusteigen, um zu sehen, daß es mit den classischen Traditionen unrettbar zu Ende geht. Adolf Brütt's Fischer, der ein ertrunkenes Mädchen aus dem Wasser trägt, ist ein kräftiger Protest gegen alle academische Schulweisheit. Die plumpen Wasserstiefel, die halblange, faltenlos herabhängende Hose, der formlose Südwester, die mächtigen Fäuste des Retters halten sich von gekünstelter Linienschönheit ebenso fern, wie der leblos herabhängende Körper der Geretteten, aber das Ganze ist wahr und packend bis in die noch wie zum Schwimmen an einander gelegten Finger des jungen Mädchens hinein. Und dabei ist der Cultus des Schönen keineswegs durch den Fetischdienst des Häßlichen ersetzt, das Wahre ist nur durch unmerkliche Nachhülfe mit einfachsten Mitteln in die Sphäre der Kunst entrückt.

Auf dem Gebiete der Reliefdarstellung wäre es allerdings wünschenswerth, wenn man sich ein wenig mehr an die unverrückbaren Grundregeln der Flächenbehandlung hielte. Eberlein's Mutterglück greift ebenso wie Kafffack's Grabrelief Befreite Seele über die Grenze der Sculptur hinaus. Den aufschwebenden Figuren in dem Letzteren schadet der unvermeidliche compacte Hintergrund, an dem sie für das Gefühl des Beschauers kleben bleiben, und das Mutterglück leidet an den unumgänglichen Verkürzungen der aus den Flächen herausspringenden Gliedmaßen der Kinder.

Im Verein Berliner Künstler ist gegenwärtig Hans Makart's Frühling ausgestellt. Die Kritik hat sich diesem posthumen Werke des größten Farbenkünstlers unserer Zeit gegenüber meist hinter das de mortuis nil nisi bene salvirt. Uns will bedünken, als könne die Anwendung des viel mißbrauchten Spruches nur der ausstellenden Kunsthandlung zu Gute kommen. Hans Makart's Stellung in der Geschichte der Malerei ist gesichert, die Verletzung persönlicher Gefühle ist ausgeschlossen, was sollte uns also hindern, es rückhaltlos auszusprechen, daß uns das Bild nicht auf der Höhe des sonstigen Schaffens des Meisters zu stehen scheint?

Von dem beabsichtigten Cyklus „Die vier Jahreszeiten" war es Makart nur vergönnt, den Sommer zu vollenden. Ob nackte badende und bekleidete Schach spielende Frauen in einem halb offenen Interieur geeignet sind, den Sommer zu veranschaulichen, mag dahingestellt bleiben, wir haben es hier mit dem Frühling zu thun und müssen auch diesem Bilde gegenüber ein ahsolutes Ausbleiben aller Lenzstimmung constatiren. Von rechts her naht ein junger Ritter in glänzender Rüstung, sein Roß am Zügel führend. Eine weibliche Gestalt in weißem Idealgewande sitzt an einem Waldquell und streckt ihm mit der Linken eine Schale entgegen, während die Rechte sich auf einen Krug stützt. In der rechten Bildecke haben ein Panisk und ein anderer Genius ihr Spiel unterbrochen. Ein dritter Flügelknabe flieht, durch das Erscheinen des Ritters erschreckt, über den Waldbach fort aus dem Bilde heraus. Zu den Füßen der Quelljungfrau treiben zwei Genien ein etwas verdächtiges Liebesspiel. Jenseits des Baches naht lenzgetrunken taumelnd ein pausbäckiger Knabe, von einem Kameraden gestützt und von einem halbwüchsigen Nymphchen mit Blumen bekränzt. Links im Gezweig sitzt ein Amorette verborgen, dessen Pfeil nach dem Herzen des Ritters zielt. Die ganze symbolische Handlung vollzieht sich in einem üppigen Gewirr von blühenden Zweigen, voll aufgebrochenen Rosen und schlanken Grashalmen.

Das Motiv der Darstellung ist klar: Der Genius des Frühlings credenzt, von Amoretten, Panisken und Elfen umspielt, dem thatkräftigen Jüngling den Trank der Jugend und Liebe. Im Großen und Ganzen kommt der Gedanke anschaulich zum Ausdruck, aber die Symbolisirung im Einzelnen läßt Manches zu wünschen übrig. Die Bewegung der rechten Hand des Ritters ist für jeden unbefangenen Beschauer eine abwehrende, und besagte Ablehnung will uns dem gleichgültig gebotenen Trunke gegenüber beinahe gerechtfertigt erscheinen. Ja, es ist zu fürchten, daß der Pfeil des neckischen Liebesgottes oben in den Baumzweigen wirkungslos bleibt, wenn der Sinn für weibliche Schönheit bei dem jungen Helden ein wenig über das Durchschnittsmaß hinaus ausgebildet ist. Der Kopf der Quelljungfrau, dem Ritter im Profil zugewandt, entbehrt durchaus des sinnlichen Reizes anderer Makart'scher Frauengestalten. Er ersetzt den Mangel an seelischem Ausdruck nicht einmal durch Schönheit der Linienführung, der ganzen Composition mangelt jene lebendige überquellende Daseinsfreude, die beispielsweise aus der Abundantia dem Beschauer entgegensprudelt. Das Spiel der Genien ist nicht naiv und absichtslos genug, ja es streift in der Gruppe zu Füßen der Jungfrau an das Indecente. Dieser Eindruck wird dadurch verstärkt, daß Makart den weiblichen Körperchen etwas Halbwüchsiges, Frühreifes beigemischt hat.

Die Wiener Kunsthandlung von H. O. Miethke, in deren Besitz sich das Bild befindet, hat sich bemüßigt gefühlt, der Stimmung des Beschauers durch einen ästhetischen Speisezettel zu Hülfe zu kommen. Das Gebotene entspricht dem Versprochenen nur, in soweit es sich um den malerischen Gesammteindruck und um die klare übersichtliche Composition handelt. Das Bild ist trotz der gegentheiligen Versicherung in wesentlichen Theilen unvollendet. Von den Köpfen und Körpern der Genien ist kaum ein Einziger ganz durchgearbeit und selbst dem Gesichte des sonst am weitesten durchgeführten Ritters fehlt die letzte Modellirung. Makart hat sich niemals große Sorge um die Zeichnung gemacht, und die angeblich fern gebliebenen Zeichnungssünden (sic) würden ein recht ansehnliches Register füllen. Die Extremitäten, besonders die Hand- und Fußgelenke zeugen davon, wie sehr der Künstler im Farbenrausch die Grundregeln der Anatomie zu vergessen liebte.

Trotzdem ist das Bild ein werthvolles Glied in der Reihe der Schöpfungen des verstorbenen Meisters, aber nicht, weil es unter denselben besonders hervorragt, sondern weil es ihn mit allen Vorzügen und Mängeln seiner Kunstübung behaftet zeigt. Georg Malkowsky.

Digitized by Google

Dramatische Aufführungen.

„Stahl und Stein". Volksstück in drei Acten von Ludwig Anzengruber. — „Wenn der Sommer kommt". Lustspiel in vier Aufzügen von Charles Delannoy.

Ich habe schon einmal, bei der Aufführung des „G'wissenswurm" im Deuschen Theater, die Bewunderung unverhohlen ausgesprochen, die ich für Anzengruber's bäuerliche Gestalten hege, und muß dies auch jetzt wieder thun, obgleich das Stück, welches mir den erneuten Anlaß gibt, bei Weitem nicht an jenes schöne Werk heranreicht. Das für uns heute in Betracht kommende Volksschauspiel ist nämlich nur eine nicht in allen Theilen gut gerathene Dramatisirung einer schönen Novelle des Verfassers — sie führt den Titel „Der Einsam'" — und leidet an dem Grundfehler aller solcher Umarbeitungen: es bringt die epische Breite der Motivirung, die in der Erzählung an ihrem Platze war, auch im dramatischen Dialog zur Geltung und ersetzt die lebendige Handlung, die sich vor den Augen des Zuschauers abspielen mußte, durch eine mehr oder weniger eindruckslose Berichterstattung. Dieser Compositionsfehler beeinträchtigt allerdings nur an einzelnen, eigentlich nur an zwei Stellen das Fortschreiten des Stückes und würde durch die Vortragskunst besserer Darsteller, als sie diesmal Anzengruber im Bellealliance-Theater fand, noch wesentlich zu überdecken sei, aber er läßt zugleich erkennen, wie winzig eigentlich die dramatische Handlung ist, und das ist wohl am meisten von Bedeutung für den geringeren Eindruck des Schauspiels.

Der bäuerliche Held hat wie der des „G'wissenswurm" eine im Stück mitspielende Vergangenheit; wie dort lastet auf seinem Gewissen der Vorwurf, daß er ein uneheliches Kind in der Welt umherirren weiß, ohne es bisher an sein Vaterherz gezogen zu haben; wie dort ist es das Bestreben des Bauern, durch ein reuiges Leben die Jugendsünde abzubüßen und durch Wiedereinsetzung des verlorenen Kindes in seine Rechte mit der That gut zu machen. Aber die Art, wie wir diese Vergangenheit und also die Begründung der gegenwärtigen Handlungsweise des Bauern erfahren, ist in beiden Stücken eine grundverschiedene: dort ist es eine dramatische Figur, die des „Dusterers", welche in ihrem ganzen Dasein und ihrem ganzen Behaben die Vergangenheit lebendig recapitulirt, hier müssen wir uns mit einer, in ziemlich ungeschickter Weise in den ersten Act eingefügten Erzählung der Nichte des Bauern von dem Vorangegangenen begnügen. Und ebenso verschieden ist in beiden Stücken die Art, wie sich uns die Vergangenheit der unehelichen Kinder, aus der zugleich ihre Echtheit ersichtlich ist, enthüllt. Wie reizend führt sich im „G'wissenswurm" die „Hascherlies" in ihres Vaters Herz und Heim ein; daß sie das Kind des alten Bauern ist, errathen wir aus dem Gang des Stückes, ohne daß es uns ausdrücklich berichtet wird und der Brief, welcher im letzten Act die documentarische Bestätigung hierfür bringt, ist unwesentlich für die Entwickelung. Auch hier, in „Stahl und Stein", wissen wir ja von vorneherein, daß der „Einsam'", der in der Wildniß hausende, wegen eines Mordes bestrafte, verfehmte, wüste Geselle, der uneheliche Sohn des hochfahrenden bäuerlichen Bürgermeisters und zugleich der von ihm eifrig Gesuchte ist, aber die Art, wie er in seinen jetzigen Zustand gelangte, muß er uns erst durch eine ebenfalls nicht geschickt eingefügte lange Erzählung von seinem Vorleben klar machen. Das ist allerdings nicht der richtige dramatische Gang einer Handlung, und ich muß den Kritikern Recht geben, welche diese beiden Berichterstattungsscenen im ersten und im dritten Acte als durchaus verfehlt bezeichneten.

Aber im Grunde hängt das Stück nicht allein von dieser Enthüllung der Vergangenheit ab, sondern gründet sich in seinen Hauptscenen und in seiner dramatischen Hauptentwickelung auf den Zustand, in welchem wir den Bauern gegenwärtig und vor unseren Augen finden. Und da muß man doch sagen, daß Anzengruber wieder einmal einen durchaus wahren Menschen gezeichnet hat. Er dringt, wie bei dem Bauern im „G'wissenswurm", tief in die Seele seines Helden hinein, und zeichnet uns mit echter Realistik seinen „gemischten Charakter". Der Bauer, der soeben zum Bürgermeister seiner Gemeinde gewählt worden ist, war in seiner Jugend ein habgieriger, böser und dabei wollüstiger Geselle. Er hat sich seinen Hof auf nicht gerade ehrbare Weise erworben und hat sich nicht darum gesorgt, ob das Gute oder das Böse in der Welt obenauf wäre. Aber das plötzliche Hinsterben seiner drei Söhne ist ihm als ein „Deuter" vom Himmel erschienen und er ist in sich gegangen. Seine Reue und die Art, wie er die Gunst des Himmels und die ewige Seligkeit wiedererobern will, hat nun — und das ist das Wahre in dieser poetischen Gestalt — ganz denselben Anstrich, den vorher seine Habgier nach irdischen Gütern hatte. Er will sich den Himmel erkaufen, er will durch das Häufen von gottseligen Werken, durch gewaltsames Einführen von strenger Zucht und Sitte, von Kirchlichkeit und Ehrbarkeit in der Gemeinde und schließlich auch dadurch, daß er seinen vergessenen, verlorenen unehelichen Sohn in das ihm gebührende Erbtheil einsetzt, die göttliche Verzeihung erhandeln. Dieser Bauer ist ebensowenig wie der „Dusterer" im „G'wissenswurm" ein Heuchler; beide glauben wirklich an den Erfolg und an den Werth ihrer Werktheiligkeit, und es ist die schöne und tiefe Tendenz dieser Anzengruber'schen Volksstücke, daß nur diese, nur die echt katholische Glaubensäußerlichkeit im Gegensatz zu der aus dem wirklich geläuterten Innern herausströmenden Frömmigkeit ihre dramatische Verurtheilung erfährt. Der „Einsam'" hat den eigentlichen Charakter des Bauern wohl erkannt. „Ich weiß wohl," ruft er ihm zu, „warum Du mir gütlich zuredest, wieder ein Mensch zu werden, dieses Leben als Thier der Wüste aufzugeben und wieder in die Gemeinschaft mit Menschen zu treten. Nur, damit Du Dich rühmen könntest, wieder ein gutes Werk gethan zu haben." Das ist so richtig. Der Bauer will sich seiner Werke rühmen können, nicht vor den Menschen; denen steht er ja gewaltig und herrisch genug gegenüber; aber vor Gott, in dessen Schuldbuch, das fühlt er wohl, er noch tief eingeschrieben steht.

Und deshalb ist die dramatische Entwickelung erschütternd, welche dahin ausläuft, daß der Bauer gerade sein edelstes Werk, das, welches er schon im Voraus als sein gewichtigstes Versöhnungsmittel mit dem Himmel hinstellte, nämlich die Wiederaufnahme des verlorenen Sohnes, scheitern sehen muß und zwar scheitern durch die eigene Härte und die eigene Hoffahrt. Ich kann nicht begreifen, wie man diesen Ausgang „sentimental" nennen konnte. Er ist so wahr und tief aufgefaßt. Soll der Bauer wirklich nicht in wahnsinnigem Schmerze zusammenbrechen, als er entdeckt, daß gerade dieser „Einsam'", den er mit Gewalt in seine Botmäßigkeit und zum Gehorsam bringen wollte, gegen den er die Landjäger ausschickte, die ihn zum Tode verwundeten, daß gerade dieser sterbende Mörder der Sohn ist, den er so sehnlichst zur Vollendung seines Bußwerkes gesucht hatte? Nun ist alle seine Reue und sein Rühmen mit guten Werken vergebens. Das Hauptwerk ist ihm mißglückt. Soll er da nicht an der Bahre des Sterbenden zusammenbrechen und das entfliehende Leben aufzuhalten versuchen, die Verzeihung des Geächteten erbetteln? Ich dächte dieser Ausgang wäre durchaus nicht sentimental. Und auch die Nebenbeigaben zu dieser Sterbe- und Schlußscene, der rührende Zug, daß der „Einsam'" noch der anderen Opfer der bürgermeisterlichen schroffen Tugend, des allzu sehr liebenden „Tonerl" und seiner „Resi" gedenkt, und die schönen Worte des Pfarrers, welche die Liebe über die Werke setzen, ist das Alles überempfindsam? Ich glaube doch, daß nur kritische Blasirtheit es so nennen kann.

Wie in der Composition, so hat auch in der Ausmeiselung der Nebenfiguren manchmal eine gewisse Nachlässigkeit in „Stahl und Stein" sich breit gemacht. Aber im Großen und Ganzen dürfen wir auch mit der Staffage zufrieden sein. Der bäuerliche Stänkerer und Klatschmacher fehlt ebensowenig, wie der naive Naturbursche und sein zärtlicher Schatz und in der Gestalt des Gemeindeschreibers hat Anzengruber mit wenigen Strichen eine treffliche humoristische Leistung geliefert. In dem düsteren Hintergrund, den die sündige Vergangenheit dem dramatischen Gemälde gibt, fügt sich gut passend die kaltherzige, eigensüchtige und habgierige Nichte des Bauern ein, die ihm, auch das ist bezeichnend, für sein Alter als alleinige Stütze bleibt. Er hat eben von den Menschen und von der Welt nichts mehr zu erhoffen und sein Herz allein muß die Rechnung mit dem Himmel abschließen.

Auch dieses Anzengruber'sche Volksstück können wir also nur mit dem Ausdrucke der Befriedigung begleiten. Weniger erbaut sind wir von der ersten Novität, welche das Deutsche Theater diesmal brachte. Das angeblich französische, wahrscheinlich aber von einem verschämten deutschen Autor herstammende Lustspiel „Wenn der Sommer kommt" sucht auf die nicht uninteressante Frage, wie in der Ehe der gefährliche Uebergang von dem anmuthigen Frühling der Flitterwochen zu dem gleichgültigeren Sommer zu erleichtern sei, eine geistreiche Antwort zu geben, verwickelt sich dabei aber so sehr in Spitzfindigkeiten, daß nur eine gegen das Ende zu immer unerträglicher werdende Verworrenheit der Handlung resultirt. Die junge Frau von Meyran wird von ihrem „guten" Manne, der die Ehe nur als Ruhestation auf der Bahn des Lebens betrachtet, und von ihrem „guten" Vater, der ein krasser Philister ist, bis zur Verzweiflung gelangweilt. Sie beschließt deshalb einem Freunde ihres Mannes „ihr Vertrauen zu schenken", dieser aber, der die ihm überreich zu Theil werdende Gunst solcher vertrauensseligen Ehefrauen als sein besonderes Lebensunglück betrachtet, versucht diesen Verzweiflungsschritt der gelangweilten Freundin zu ihrem Heile, zur Wiedervereinigung der sich entfremdenden Ehegatten, zu benutzen. Der Umstand, daß auch Herr von Meyran sich über die beginnende Langeweile der Ehe durch ein Liebesverhältniß mit einer Freundin seiner Frau hinwegzuheben sucht, begünstigt seinen Versuch, denn diese Freundin hat nichts Eiligeres zu thun, als Frau von Meyran von der Untreue des Herrn Gemahls zu unterrichten. Das abgedroschene Motiv, daß Eifersucht die Gleichgültigkeit aufhebt, kommt nun zur Action. Frau von Meyran beschließt, sich an ihrem Manne zu rächen und spielt ihm eine zärtliche Scene mit jenem Manne ihres Vertrauens vor. Inzwischen ist aber auch Herr von Meyran ganz von selbst zur Einsicht seiner Dummheit gekommen, jene Scene bleibt wirkungslos, weil er ihren Zweck durchschaut und die Ehegatten sprechen sich aus: der Beschluß, sich dadurch, daß sie gemeinsam heiter das Leben genießen wollen, um sich dadurch über die Langeweile der Ehe hinwegzusetzen, bildet die Lösung der oben gestellten Frage. Diese Lösung ist ja ein vortreffliches Lustspielmotiv, aber sie ist durch allzugroße Künstelei vermittelt. Oft ist die Handlung so verworren, daß der Zuschauer sich gar nicht mehr in ihr zurecht findet, und es bedarf langer Gespräche und spitzfindiger Auseinandersetzungen, um ihr Dunkel zu heben und sie einigermaßen im Zusammenhange und im Flusse zu halten. Dabei hat der Autor eine Scenenführung angewandt, die so verworren ist, wie die Handlung: ein unaufhörliches Kommen und Gehen der Personen ohne Zweck und Bedeutung füllt den Act, zuweilen kurze hastige Gespräche, dann wieder einmal eine lange salbadernde Abhandlung, es ist unausstehlich! Denn auch die Nebenfiguren, zwei sich ewig in den Haaren liegende alte Freunde und ein junger leichtsinniger Maler, sind so unklar und ungeschickt in ihrem Wollen und Thun, wie die Personen der Haupthandlung. Zuweilen lassen ja auch eine erheiternde Wendung oder ein geistreicher Ausspruch ihre Lichtstrahlen in dieses dramatische Chaos blinken, aber sie entwirren es nicht; das Ganze bleibt unerquicklich und langweilig und fand deshalb auch am Abend der ersten hiesigen Aufführung eine entschiedene Ablehnung; trotz der vorzüglichen Darstellung durch die ersten Lustspielkräfte des Deutschen Theaters, die zu beklagen sind, daß sie wieder einmal ihre Mühe an ein verlorenes Werk setzen mußten. O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Wir laden hiermit zum Abonnement auf die seit 1. Oktober 1886 in unserem Verlage erscheinende **Halbmonatsschrift**

Deutsche Dichtung

herausgegeben von Karl Emil Franzos

ergebenst ein.

Der **III. Band**, Oktober 1887 — März 1888, wird in **12** Heften von zusammen 48 Bogen Lex. 8° elegantester Ausstattung (mit Portraits, Autographen, Kompositionen 2c.) u. a. enthalten: **Die Märtyrerin der Phantasie**, Novelle von **Paul Heyse** und eine epische Dichtung desselben Autors: **Das Gegengift**, ferner Novellen von **Marie v. Ebner-Eschenbach, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Karl Emil Franzos** u. a., epische Dichtungen von **Heinrich Kruse, Otto Roquette, Hermann Lingg** u. a, dramatische Dichtungen von **Bauernfeldt, Richard Voß, Adolf Wilbrandt** u. a., lyrische Gedichte, Essays u. Aufsätze der **hervorragendsten** deutschen Autoren der Gegenwart, **ungedruckte** Dichtungen und Briefe von **Ludwig Uhland, Franz Grillparzer, Friedrich Hebbel, Karl Gutzkow, Ludwig Börne** u. a.

Am 1. und 15. jeden Monats ein Heft. Preis pro Halbjahr (Band in 12 Heften) 7 ℳ 50 ₰.

Abonnements durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten. Probehefte gratis.

☞ **Von den beiden ersten Bänden, welche die neuesten Novellen, Epen und Dramen, dann Essays, Selbstbiographien 2c. der bedeutendsten Dichter der Gegenwart enthalten,** haben wir

Buchausgaben zum Preise von 10 ℳ 80 ₰ geb., 8 ℳ brosch.

veranstaltet. **Es sind dies Anthologien von bleibendem Werte.**

Stuttgart, im September 1887. **Adolf Bonz & Comp.**

Deutsch-national.

Kolonial-politische Aufsätze

von

Karl Peters.

186 Seiten gr. 8°. Preis ℳ 4.— broch., ℳ 6.— hlbfz. gebunden.

Verlag von **Walther & Apolant** in **Berlin.**

Wer sich e. solch. **Weyl**'schen heizb. Badestuhl kauft, kann sich m. 5 Kübeln Wasser u. 1 Kilo Kohlen täglich warm baden Ein Jeder, der dies liest verlange per Postkarte den ausführl. ill. Preiscour. gratis. **L. Weyl, Berlin.** W., Leipzigerstr. 41.

Eine **Leipziger Verlagsbuchhandlung** übernimmt zu billigen Bedingungen **Herstellung und Vertrieb neuer Bücher** jeder Art. Für **Schriftsteller** der beste und vortheilhafteste Weg zur Veröffentlichung ihrer Werke. Anfragen sub **Y. 6219** befördert Herr **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Soeben erschienen:

DER KULTURKAMPF

zwischen **Asien** und **Europa**

von Dr. Ad. Wahrmund. 8°. Mk. 1,—.

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten

von Carl von Schlözer.

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestückes seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien:

Reisebilder

aus Ostafrika und Madagaskar

von **Dr. C. Keller** in **Zürich.**

Mit 43 Holzschnitten.

gr. 8. geh. Ladenpreis 7 ℳ.

Die in vorliegender Schrift niedergelegten Schilderungen sind im höchsten Grade anziehend und allgemein verständlich geschrieben; dieselben entstammen durchweg eigener Anschauung, da der Herr Verfasser Ostafrika in den Jahren 1882 und 1886 selbst bereiste.

Verlag von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Es erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kunsthistorische Studien

von

Dr. Paul Salvisberg.

Heft 1. Inhalt: Paris u. die französ. Kunst. — Courbet und der moderne Impressionismus in der französ. Malerei. 64 Seiten gr. 8°. Preis 3 Mark.

Heft 2. Inhalt: Die französ. Wandmalerei. 74 Seiten gr. 8°. Preis 3 Mark.

Heft 3/4. Inhalt: Die deutsche Kriegsarchitektur von der Urzeit bis auf die Renaissance. 142 Seiten gr. 8°. Preis 6 Mark.

Jedes Heft ist einzeln käuflich.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Neueste belletristische Erscheinungen

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Das Asylrecht.

Roman von

Wilhelm Jensen.

2 Bände.

Preis geheftet ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 9.—

In Liebesbanden.

Nach Bakins japan. Roman

Kumono Tayema Ama Yo No Tsuki

(Der in einer regnerischen Nacht durch einen Wolkenriß scheinende Mond)

mit Autorisation ins Deutsche übertragen

von

Hans Werner.

Mit 26 Bildern.

Preis geheftet ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
OCT 19 1887
Library

№ 41. Berlin, den 8. October 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Verlängerung der Legislaturperioden. Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses. — Die Reform des juristischen Studiums. Von Konrad Melz. — **Literatur und Kunst:** Theodor Storm. Zu des Dichters siebzigsten Geburtstage. Von Paul Schütze. — Memoiren eines Reichsländers. Von Oskar Bulle. — Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin. Primadonnen auf der Bühne und zu Hause. Von Heinrich Ehrlich. (Schluß.) — **Feuilleton:** In der elften Stunde. Von Oscar Levertin. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von M. v. Bröndsted. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die Verlängerung der Legislaturperioden.

Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Nachdem sich in der letzten Zeit die Tagespresse mit der Frage der Verlängerung der Legislaturperioden in Preußen und im Reich eifrig befaßt und die radicale Presse, der sich einige ultramontan-demokratische Blätter angeschlossen, über die von der Mehrheit der maßgebenden Blätter befürwortete Verlängerung gewohnte Entrüstungsrufe ausgestoßen, erscheint es angemessen, diese Frage einmal ohne Parteirücksichten, sine ira et studio, rein sachlich zu behandeln. Dieselbe ist aber auch in hohem Grade geeignet, nüchtern erörtert zu werden, da es sich nach unserer Ansicht nicht um eine hochpolitische oder Machtfrage, sondern um eine praktische und technische, um eine Zweckmäßigkeits- und Nützlichkeitsfrage handelt. Nöthig ist nur eine vernünftige Erwägung auf Grund thatsächlicher Verhältnisse. Wenn man die Frage der Verlängerung der Legislaturperioden für sich, ohne Verquickung mit anderen Fragen betrachtet, spielt ein Parteiinteresse nicht mit und stehen große Principien nicht in Rede. Wir wollen aber die Frage der Verlängerung der Legislaturperioden vollständig abgelöst von allen anderen Fragen (zweijährige Etatsperioden, Abänderung des allgemeinen Wahlrechtes, Beseitigung der geheimen Abstimmung u. s. w.), mit denen dieselbe zusammen erörtert worden oder erörtert werden könnte, in's Auge fassen, unsere Untersuchung nach lediglich objectiven Gesichtspunkten vornehmen und uns nur von rein sachlichen, durchaus praktischen Erwägungen leiten lassen. Verfahren wir aber so, dann läuft die Untersuchung unserer Frage einfach darauf hinaus, einen Zeitraum für die Dauer der Parlamente abzumessen, der für die zweckmäßige Behandlung der öffentlichen Geschäfte am geeignetsten ist.

Für die Dauer der Legislaturperioden sind in Preußen und im Reich die Art. 73 der Verfassungsurkunde für den Preußischen Staat vom 31. Januar 1850 („Die Legislaturperiode der Zweiten Kammer wird auf drei Jahre festgesetzt") und Art. 24 der Verfassung des Deutschen Reiches („Die Legislaturperiode des Reichstages dauert drei Jahre") maßgebend. Bei Gründung der Preußischen Verfassung schlug das Ministerium Camphausen eine vierjährige Legislaturperiode vor, die Verfassungscommission der Nationalversammlung beantragte dagegen eine dreijährige Legislaturperiode, welche auch die octroyrte Verfassungsurkunde vom 5. December 1848 (Art. 70) und die Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 (Art. 73) aufgenommen. Die zahlreichen Versuche in den Sitzungsperioden 1851—52, 1852—53, 1853—54 und 1857 bis 58 den Art. 73 der Verfassungsurkunde zu ändern, scheiterten an dem Widerstande des Landtages. Zwar wurde einmal (1852—53) von beiden Kammern die Verlängerung der Legislaturperiode auf sechs Jahre angenommen, indeß konnten die Kammern sich über die mit dem Antrag auf Verlängerung der Legislaturperiode in Verbindung stehenden Anträge auf nur zweijährige Einberufung der Kammern und zweijährige Finanzgesetzperioden nicht einigen und erhielt dadurch der ganze Gesetzentwurf nicht die Genehmigung. Die Staatsregierung scheint seit dieser Zeit auf die Initiative in dieser Frage verzichtet zu haben und das Vorgehen der Volksvertretung abzuwarten. Im Reichstag des Norddeutschen Bundes (Sitzung vom 29. März 1867) wurde zweifellos unter dem Einfluß der preußischen Verfassung, mit welcher man die Uebereinstimmung möglichst wahren wollte, die dreijährige Legislaturperiode angenommen, nachdem ein Antrag auf sechsjährige Legislaturperioden ohne namentliche Abstimmung und ein Antrag auf fünfjährige Legislaturperioden in namentlicher Abstimmung mit nur 138 gegen 127 Stimmen abgelehnt worden. Unter den Namen, welche für fünfjährige Legislaturperioden stimmten, finden wir Graf von Bismarck-Schönhausen (der spätere Reichskanzler), Friedrich Carl, Prinz von Preußen, Freiherr v. Moltke, Herwarth von Bittenfeld, Vogel von Falckenstein, Dr. Friedenthal, Freiherr v. Vincke (Hagen), Stumm, Dr. Holzer, v. Kehler, Dr. Krätzig, Krug v. Nidda, Stavenhagen. Eine große Debatte über die Verlängerung der Legislaturperioden fand sodann im Reichstage in den Sitzungen vom 8. und 9. März, 5. und 6. Mai 1881 statt, in der außer den Socialdemokraten Niemand direct und principiell gegen die Verlängerung der Legislaturperioden auftrat. Es herrschte eine grundsätzliche Uebereinstimmung darüber, daß längere Legislaturperioden wünschenswerth seien und richteten sich die Angriffe nicht gegen die Verlängerung als solche, sondern gegen die Verbindung der Verlängerung der Legislaturperioden mit anderen Fragen. Auch stimmten viele Abgeordneten gegen die vorgeschlagene Verlängerung auf vier Jahre, weil mit deren Annahme die Aussicht einer baldigen Verlängerung auf fünf Jahre ausgeschlossen gewesen wäre. Bennigsen gab einer fünfjährigen Legislaturperiode den Vorzug vor einer vier- oder dreijährigen und erklärte, wenn die Frage der Verlängerung der Legislaturperioden selbständig und zu gelegener Zeit an den Reichstag herantrete, unbefangen und selbst entgegenkommend dieselbe zu prüfen. Auch Lasker erkannte die Frage der Verlängerung der Legis-

Digitized by Google

laturperioden als erwägenswerth an. Das Ergebniß der langen Debatte war aber 0+0—0, der Reichstag ergriff die gebotene Gelegenheit zur gesunden Fortbildung der Verfassung nicht. Im Jahre 1885 wurde nochmals im Reichstag über die Verlängerung der Legislaturperioden verhandelt, aus dem Hause waren Anträge auf fünfjährige und auf zweijährige Legislaturperioden gestellt worden, der letztere von den Socialdemokraten, welche damit einen „rothen Trumpf" ausspielen wollten. Ein neues Moment für oder gegen die Verlängerung wurde nicht vorgebracht, zu erwähnen wäre nur, daß Windthorst, welcher noch 1881 für Verlängerung der Legislaturperiode gestimmt hatte, in einer heftigen Rede gegen die Verlängerung auftrat und sich zu der Behauptung verstieg, die Verlängerung werde nur dazu beitragen, unsere Knechtschaft zu verewigen. Dr. Marquardsen gab für die nationalliberale Partei die Erklärung ab, daß dieselbe sachlich mit der Verlängerung der Legislaturperiode auf fünf Jahre einverstanden sei, da sie die Nachtheile, welche mit der Verlängerung verknüpft seien, für geringer schätze, als die Vortheile für das Volk und die parlamentarische Vertretung selber.

Was die übrigen Staaten in Europa betrifft, so finden wir, daß von 28 constitutionellen Staaten 9 eine drei-, 7 eine vier-, 1 eine fünf-, 10 eine sechs- und 1 eine siebenjährige Legislaturperiode haben. Das republikanische Frankreich und Belgien haben vierjährige, Italien hat fünfjährige Legislaturperioden, das liberale England, das classische Land constitutioneller Verfassung verwandelte nach reiflicher Ueberlegung unter Georg I. die dreijährige in eine siebenjährige Legislaturperiode, Ungarn hat neuerdings wieder die Legislaturperioden verlängert, dagegen finden wir kein Beispiel, daß ein Staat die Legislaturperioden verkürzt hätte. Schon aus dieser Statistik ersehen wir, daß liberale Institutionen nicht nothwendig mit kurzen Wahl- resp. Legislaturperioden verknüpft sein müssen, daß sogar gerade die entschieden liberalen Staaten längere Legislaturperioden haben. In allen diesen Ländern hat man mit den längeren Perioden nur befriedigende Erfahrungen gemacht. In Deutschland sind es namentlich die mitteldeutschen Staaten, wo vielfach längere Perioden eingeführt sind und dort wünscht man keine Aenderung. Die längeren Legislaturperioden haben höchst zweifelhafte Nachtheile, aber sichere Vortheile gegenüber den kurzen. Verlängerung der kurzen Legislaturperioden heißt bedeutende Verbesserung und liegt im gleichmäßigen Interesse der Wähler und der gesetzgebenden Versammlungen.

An die Wähler werden zur Zeit in Deutschland zu große Anforderungen gestellt. Wir haben Wahlen für Gemeinden, Kreis, Provinz, Landtag, Reichstag, Kirche, Handelskammern u. s. w. und kommen daher aus dem Wählen nicht heraus. Namentlich unsere parlamentarischen Körperschaften mit mehr als 3000 Reichs- und Landtags-Abgeordneten berufen das Volk zu häufig zu den Wahlen. In Folge dessen herrscht eine allgemeine Wahlmüdigkeit, man hört immer und überall Klagen, daß man zu viel wählen müsse; Klagen, daß man nicht oft genug wählen dürfe, wird wohl noch Niemand vernommen haben. Erfahrungsmäßig wird aber der Mensch für das, was er zu oft üben muß, gleichgültig und so ist es auch mit dem zu häufigen Wählen, der Wähler wird abgestumpft und das politische Interesse nimmt ab. Auf die Stimmung der Wähler wirken auch sehr ungünstig die unnützen großen Kosten und das große Maß von Zeit, welche unsere Wahlen erfordern. In Deutschland ist durchgängig das Volk des vielen Wählens bis zum Ekel satt, die geringe Theilnahme an den Wahlen beweist dies und es muß schon der Patriotismus durch eine ungewöhnlich ernste Frage, wie z. B. im Februar d. J., aufgeregt werden, um die Theilnahme stärker zu machen. Eine solche politische Ermüdung kann aber nur nachtheilig sein, weil die Wahlen um so weniger als Ausdruck des allgemeinen Volkswillens gelten können, je geringer die Theilnahme an den Wahlen war. Wahlmüdigkeit ist der größte Feind des Verfassungslebens. Im Interesse der Erhaltung des verfassungsmäßigen Wahlrechtes ist deshalb die Wahlmüdigkeit sehr bedauerlich und mit den geeigneten Mitteln zu bekämpfen.

Schlimmer noch als die in Folge des Uebermaßes der an den Wähler gerichteten Ansprüche auf die Dauer nothwendig eintretende Wahlmüdigkeit ist die durch viele Wahlen verursachte zu häufige zeitweise Erregung der politischen Leidenschaften. Namentlich das allgemeine Wahlrecht regt die politischen Leidenschaften in bedeutendem Maße auf und steigert und verschärft die politischen Gegensätze, „unsere Demokratisirung des Wahlrechts hat den inneren Unfrieden geschärft" (Treitschke). Die Massenwahlkämpfe haben auf unser politisches Leben entschieden ungünstig eingewirkt, die früheren Wahlen waren unschuldige Idyllen gegen unsere heutigen verbitterten und leidenschaftlichen Wahlkämpfe. Der Ton der Presse ist durch die Wahlkämpfe immer gröber und roher geworden. Vor jeder Wahl finden wochen- und monatelange Agitationen statt, häufig recht wüste Agitationen. Die Massen werden unnatürlich überhitzt und gereizt und an die schlimmsten Leidenschaften des Volkes wird appellirt. Die urtheilslose Menge, welche durch das viele Wählen noch verwirrter wird, wird nicht belehrt, sondern gegen unsere Staats- und Gesellschafsordnung aufgehetzt. Ohne Gehässigkeiten und Unwahrheiten ist ein Wahlkampf nicht mehr denkbar, gute Sitte und politischer Anstand werden bei Seite gesetzt, der politische Gegner wird heruntergesetzt und verdächtigt. Der Wahlkampf ist die Zeit der politischen Brunnenvergiftung, Parteien, denen das Bewußtsein der Verantwortlichkeit fehlt, suchen auf jede Weise für den Augenblick Stimmen zu gewinnen, und es ist denselben gleichgültig, wie und mit welchen Mitteln die Stimmen gewonnen werden. Den Socialdemokraten mag eine solche Zeit wünschenswerth sein, eine ununterbrochene Wahlagitation wäre denselben am liebsten, im Interesse aller staatstreuen Parteien kann jedoch eine solche Verhetzung der Massen nicht liegen. Die häufige Wiederholung solcher Zeiten ist zweifellos sehr schädlich, da sie die gesunde Entwickelung unserer öffentlichen Zustände nothwendig hindern muß.

Nicht weniger als die Wähler sind auch die gesetzgebenden Versammlungen selbst an der längeren Dauer der Legislaturperioden und der in Folge dessen eintretenden Verminderung der Wahlen interessirt. Der Volksvertreter soll möglichst unabhängig sein von Agitationen und dadurch bewirktem Schwanken und Wechseln der Volksmeinung, derselbe soll nicht jeden Augenblick nach seinen Wählern schielen und bei seinen Reden und Abstimmungen darauf hinsehen, ob er auch nach Ablauf der Legislaturperiode wieder gewählt werde. Es läßt sich aber nicht leugnen und liegt in der Natur der Verhältnisse und in der menschlichen Natur, daß die eben stattfindenden Wahlen in vielen Fällen einen großen Einfluß auf den gewählten Abgeordneten üben und denselben auf Kosten der Sachlichkeit beunruhigen und stören. Die Erinnerung an den beendeten und der Schatten des künftigen Wahlkampfes wirken nothwendig auf die einzelnen Abgeordneten und auf die gesammten Verhandlungen. Am unbefangensten ist die Legislaturperiode in der Mitte, welche gleichsam neutrales Terrain ist, je näher Anfang und Ende der Legislaturperiode, um so mehr Gefahr für die sachliche Behandlung. von Vincke (Hagen) sagte einmal im Norddeutschen Reichstage: „Bei dreijähriger Wahlperiode werden die Volksvertreter im ersten Jahre kaum ihre Gesinnung befestigen; im zweiten Jahre kann man ziemlich auf sie rechnen; im dritten Jahre aber, wie wird es dann mit ihrer Popularität werden? Sie werden sich sagen müssen, wenn wir so und so stimmen, ist unsere Popularität gefährdet, und danach werden sie ihre Reden und Abstimmungen einrichten."

Es liegt auf der Hand, daß unter solchen Umständen längere Legislaturperioden auf die Selbständigkeit der Volksvertretung günstig einwirken müssen. Auch kann in der ersten Session die Volksvertretung nicht mit voller Kraft arbeiten, da die Mitglieder sich nicht genügend kennen, erst wenn Männer längere Zeit zusammen gearbeitet haben, ist Aussicht, daß sie auch mit Erfolg arbeiten. Wenn also dem dritten Jahre der Legislaturperiode mehrere Jahre hinzugefügt werden, ist mehr Garantie für reine Arbeitsjahre und gründlichere und bessere Erledigung der Geschäfte vorhanden. Eine größere Stetigkeit

Digitized by Google

der Entwickelung in politischer Beziehung ist äußerst wünschenswerth, da nur bei einer einheitlichen Auffassung der Geschäfte für einen längeren Zeitraum die Gesetzgebung und Verwaltung mit Erfolg arbeiten kann. Nöthig ist aber dazu, daß eine feste Meinung in der Volksvertretung sich ausbilden und festsetzen kann, die nicht alle drei Jahre umschlägt. Namentlich in der auswärtigen Politik muß eine gewisse Solidität und Consequenz der Meinung der Volksvertretung vorhanden sein, der Leiter der auswärtigen Politik muß die Möglichkeit haben, auf Grund einer consequenten Meinung der Volksvertretung feste Stellung zu nehmen. Mit der größeren Ruhe und Stetigkeit in den Parlamenten stellt sich auch von selbst eine gründlichere und bessere Erledigung der Geschäfte ein und werden die Parlamente selbst gemäßigter. Die Erfahrung zeigt nämlich, daß diejenigen Abgeordneten, welche sich wirklich und ernstlich mit den Geschäften befassen, andere Anschauungen von denselben und von Gesetzgebung und Verwaltung bekommen, als die bloßen Kritiker. Deshalb werden häufig in längeren Legislaturperioden extreme Parlamente gemäßigter und kommen mit der Ruhe und Arbeit Anschauungen und stetige, politische Gedanken zur Geltung, die bei kurzen Legislaturperioden nicht aufkommen können.

Die geschilderten Vortheile der längeren vor den kurzen Legislaturperioden liegen klar vor und werden auch von fast allen Seiten anerkannt. Principielle Gegner sind einzig diejenigen, welche einseitig der Demagogie huldigen, die übrigen Gegner halten es nur zur Zeit nicht angebracht, die Legislaturperioden zu verlängern, weil sie glauben, daß dadurch die Macht der Executive verstärkt werde. Die Executive hat aber schon jetzt das Recht der Auflösung, kann also ein ihr unbequemes Parlament jeder Zeit unschädlich machen und es hat die Verlängerung der Legislaturperioden auf das Recht der Auflösung keinen Einfluß. Die Stärkung der Executive kann also nur darin liegen, daß dieselbe ein gefügiges Parlament auf eine längere Reihe von Jahren gesichert hat. Abgesehen aber davon, daß in der Furcht vor der Executive ein durch nichts begründetes Mißtrauen gegen die Executive in Preußen und dem Reiche liegt und daß, selbst wenn das Mißtrauen begründet wäre, die Beseitigung der Nachtheile und Mißstände der kurzen Legislaturperioden höher anzuschlagen ist, als der zweifelhafte Nachtheil einer jedenfalls unbedeutenden Stärkung der Executive, so beruht die Furcht, daß die Regierung ein ihr passendes Parlament die verlängerte Legislaturperiode hindurch behalten werde, auf der für das Volk in seiner Gesammtheit nichts weniger als schmeichelhaften Ansicht, daß es in seiner Meinung wie der Wind wechsele.

Alles spricht also für die Verlängerung der Legislaturperioden und es können Bedenken weder sachlicher, noch praktischer, noch politischer Natur vorgebracht werden. Die Verfassung muß allerdings geändert werden, aber nur formell, das Wesen der Verfassung wird in keiner Weise berührt, weshalb die Veränderung vom Standpunkte des Verfassungsrechtes durchaus unbedenklich erscheint. In den weitesten Volkskreisen würde man eine solche Verfassungsänderung gerne sehen und als eine Verbesserung betrachten, da der Wunsch nach Beseitigung zu häufiger Wahlen und nach geringerer Beunruhigung des Landes durch Wahlen ganz allgemein verbreitet ist. Die Erörterungen in der Presse, welche in der letzten Zeit stattgefunden, haben ergeben, daß in der Presse, soweit sie als Vertreterin der Mehrheitsparteien in Preußen und im Reiche gelten kann, in dem Urtheile über die Verlängerung eine erfreuliche sachliche Uebereinstimmung herrscht. Dieselbe Uebereinstimmung besteht aber sowohl in der Presse als auch, nach den Aeußerungen der maßgebenden Parlamentarier zu schließen, in den Parlamenten darüber, auf wie viel Jahre die Legislaturperioden verlängert werden sollen. Nachdem die vierjährigen Legislaturperioden, welche wohl nur mit Rücksicht auf die zweijährigen Etatsperioden vorgeschlagen worden und die sechsjährigen Legislaturperioden nicht durchgedrungen sind, haben sich, soweit ersichtlich, alle Anhänger der Verlängerung einstimmig für Legislaturperioden von fünf Jahren entschieden. Das wäre für Preußen und das Reich eine Verlängerung von zwei Jahren, welche einerseits genügt, die Nachtheile der kurzen dreijährigen Legislaturperioden zu beseitigen und andererseits nicht befürchten läßt, daß der gewählten Volksvertretung die Fühlung und der geistige Zusammenhang mit dem Volke verloren geht.

Danach sind alle Vorbedingungen für die Verlängerung der Legislaturperioden gegeben und da, wie es ziemlich sicher verlautet, von den Führern der Mehrheitsparteien vereinbart worden ist, Anträge auf Verlängerung der Legislaturperioden auf fünf Jahre im Landtage und Reichstage baldigst einzubringen, so wird die Frage der Verlängerung der Legislaturperioden noch im kommenden Winter praktische Bedeutung gewinnen. Voraussichtlich werden die Anträge, von den Mehrheitsparteien ausgehend, auch eine Mehrheit finden und ist an der Zustimmung der Executive nicht zu zweifeln. Daß die Anträge nicht zu Gunsten der gegenwärtigen Volksvertretung, welche in Preußen im Jahre 1888 und im Reiche im Jahre 1890 neu zu wählen ist, Gesetz werden dürfen, versteht sich eigentlich von selbst, das zu erlassende Gesetz darf nur auf künftige Legislaturperioden Einfluß haben resp. erst nach Ablauf der jetzigen Periode in Kraft treten. Die jetzigen Abgeordneten sind von ihren Wählern auf drei Jahre gewählt worden und dürfen sich nicht selbst zwei Jahren zulegen. Mag auch ein Beschluß der Parlamente, sich selbst das Mandat zu verlängern, vom staatsrechtlichen Standpunkte aus formell zulässig sein (im Jahre 1870 verlängerte der Reichstag sein Mandat, aber gewiß gerechtfertigt durch die Kriegszeit), thatsächlich wäre ein solcher Mißgriff nur höchst bedauerlich. Die Parlamente, welche die Legislaturperiode verlängern, müssen über die Frage, ob sie für sich selbst eine derartige Verlängerung in Anspruch nehmen sollen, erhaben sein und derselben objectiv gegenüberstehen. Der Staatssecretär des Inneren, Staatsminister von Bötticher, erklärte denn auch, als im Reichstage im Jahre 1881 die Frage aufgeworfen wurde, ob der damalige Reichstag sein Mandat auf vier Jahre verlängern könne, daß er den Gedanken für vollständig ausgeschlossen halte, daß der Reichstag sein Mandat über die gesetzliche Dauer, auf die er gewählt sei, verlängern könne.

Der Preußische Landtag und der Deutsche Reichstag haben es in der Hand, einen Schritt vorwärts zu machen und dem Vaterland einen guten Dienst zu erweisen und allem Anschein nach sind dieselben auch dazu entschlossen. Beide möchten wir nur an die weise Lehre erinnern: „Was Du thust, das thue bald!“

Die Reform des juristischen Studiums.

Von Konrad Melz.

Seit einem Jahre wollen die Klagen über die Studirenden der Jurisprudenz nicht verstummen. Der Franzose Blondel war der Erste, welcher auf die Mängel in der Ausbildung unserer jungen Juristen hinwies. Deutsche Universitätsprofessoren, Schmoller, v. Liszt, v. Kirchenheim, Gneist, Goldschmidt u. A., knüpften an Blondel's Bemerkungen an, kritisirten schonungslos die herrschenden Mißstände und forderten dringend Abhülfe. In einer langen Debatte im preußischen Landtage nahmen sich freilich zwei so sachverständige Männer, wie der Justizminister Friedberg und der Präsident der Justizprüfungscommission Stölzel, der hart angegriffenen Studenten an. Trotzdem erschallen gegen die Letzteren nach wie vor aus dem Professorenlager laute Klagen. Und nicht mehr ausschließlich aus dem Lager der zunächst interessirten Professoren. Ganz in deren Sinn hat sich auch jüngst ein hervorragender Praktiker, der Director der wirthschaftlichen Abtheilung im Reichsamt des Innern, Bosse, in einem in Berlin gehaltenen Vortrage ausgesprochen, der dann von vielen Zeitungen wörtlich reproducirt worden ist.

Das Sündenregister der Juristen ist, nach diesen Aeuße-

Digitized by Google

rungen, kurz das folgende. Die Juristen besuchen das Colleg selten oder gar nicht, sie sind zu Hause unfleißig und haben kein Streben, sich irgendwie wissenschaftlich auszubilden. Und dies wird als um so schlimmer bezeichnet, als gerade in der Gegenwart die an die Juristen zu stellenden Anforderungen eigentlich eine Erhöhung erfahren sollten.

Dem gegenüber vermochten die Vertheidiger des status quo in Sachen des juristischen Studiums bloß anzuführen: daß die Lehrweise der Professoren oft genug eine verfehlte sei, und daß die Studenten auch früher die Collegien nur unregelmäßig besucht und damals wie heute in der ersten Hälfte der Studienzeit vorzugsweise auf dem Fechtboden, in der Kneipe und anderwärts Zerstreuung gesucht hätten.

Diese letztere Ansicht enthält viel Wahres, indeß scheint thatsächlich eine Wendung zum Schlechteren stattgefunden zu haben. Unzweifelhaft läßt sich dies bei den sog. Couleurstudenten, den Mitgliedern der Studentenverbindungen, constatiren, mögen diese sich nun Corps, Burschenschaften, Landsmannschaften oder irgendwie anders nennen. Uebereinstimmend berichten Diejenigen, welche in den vierziger, fünfziger oder sechziger Jahren Mitglieder solcher Verbindungen gewesen sind, daß sie trotzdem Zeit zur Arbeit gefunden, daß sie diese oder jene Collegien regelmäßig besucht und dieses oder jenes wissenschaftliche Buch studirt hätten. Heutzutage liegen die Dinge schlimmer. Es kann als eine allseitig festgestellte Thatsache bezeichnet werden, daß der Couleurstudent nur in minimalem Maße sich der Arbeit widmet.

Mag nun auch das Verhalten der Majorität der Studirenden nicht proportional demjenigen der Verbindungsstudenten sich verschlechtert haben, soviel steht fest: der heutige Zustand ist ein unbefriedigender, und, wenn man Jahrzehnte lang bei ähnlichem Gange der Dinge die Hände in den Schoß gelegt hat, so ist das kein genügender Grund, auch fürderhin ebenso zu handeln; zumal schon die Entwickelung der wirthschafts- und socialpolitischen Verhältnisse der Neuzeit die an den Juristen zu stellenden Ansprüche sehr steigern muß.

Eine Abhülfe erscheint mithin nothwendig. Sie ist, nach Bosse's Ansicht, auf dem folgenden Wege zu erreichen. Die juristische Studienzeit soll um ein Jahr verlängert werden, also künftig vier Jahre dauern. In ihnen soll der Student nicht mehr wie bisher nach seinem Belieben Collegien hören, sondern nur noch an der Hand eines „bestimmten, gewisse Latituden offen lassenden Studienplans". Und zwar sind in den ersten vier Semestern die grundlegenden staatswissenschaftlichen und privatrechtlichen, sowie die rechtsgeschichtlichen Collegien zu hören, während für die letzten vier Semester der Rest der juristischen und staatswissenschaftlichen Collegien vorbehalten bleibt. Um nun zu verhindern, daß der Student diese Collegien einfach „belegt" (d. h. bezahlt), sich sonst aber in keiner Weise mehr um sie kümmert wie früher, werden von Bosse noch besondere Maßnahmen empfohlen. Es soll nämlich am Schlusse des vierten Semesters eine akademische Zwischenprüfung abgehalten werden, von deren Bestehen die Anrechnung der weiteren vier Semester abhängig zu machen ist. Ferner soll der Jurist verpflichtet werden, in der zweiten Hälfte seiner Studienzeit an mindestens drei praktischen Uebungen theilzunehmen, aus denen censirte Arbeiten der Meldung zur ersten Staatsprüfung beizufügen sind. Schließlich soll dann noch diese Prüfung erschwert werden. Sie ist nämlich in eine Abtheilung für Privat- und Proceßrecht und in eine zweite für öffentliches Recht und politische Oekonomie zu trennen; und der Prüfungscommission, welcher bisher nur Juristen angehören, soll auch noch ein staatswissenschaftlicher akademischer Lehrer zugetheilt werden.

Dies sind die Bosse'schen Ansichten über die Abänderung des juristischen Studiums, welche viel mehr wie irgendwelche andere Kundgebung im Publikum und, nach unseren Informationen, auch in Regierungskreisen Beachtung gefunden haben. Und wer möchte leugnen, daß Bosse viel Lobenswerthes vorgeschlagen hat?

Vor Allem wird die heute übliche Art des juristischen Studiums beseitigt, welche dadurch charakterisirt ist, daß der Student zwei Jahre lang wenig oder nichts arbeitet, während er im dritten Jahr sich den ganzen Stoff mechanisch einpaukt. Das Zwischenexamen und nachher die Nothwendigkeit der in der vorgeschriebenen Weise erfolgenden Theilnahme an mehreren praktischen Uebungen bieten eine genügende Gewähr dafür, daß das zu bewältigende Arbeitspensum wenigstens nicht allzu ungleichmäßig über die gesammte Studienzeit vertheilt wird, was die erste Voraussetzung für ein wirklich wissenschaftliches Verständniß des zu Lernenden und für ein selbständiges Denken ist.

Beim Referendarexamen will Bosse, daß in erster Linie die an den Candidaten gestellten — bisher nur sehr geringen — Anforderungen aus dem Gebiete der Staatswissenschaften, besonders der politischen Oekonomie, eine beträchtliche Steigerung erfahren. Ganz mit Recht. Denn die neuere und auch die späterhin noch zu erwartende wirthschaftspolitische Gesetzgebung macht es nothwendig, daß jeder Jurist, der Verwaltungsbeamte wie auch der Richter und der Anwalt, ein gewisses Maß nationalökonomischer Kenntniß besitze; ganz abgesehen davon, daß der Staat, soweit es an ihm liegt, zu verhindern suchen muß, daß der für das öffentliche Leben so bedeutsame Stand der Juristen theilnahmslos an den vielleicht wichtigsten Fragen der nächsten Jahrzehnte vorübergehe.

Wenn der principielle Inhalt der Bosse'schen Vorschläge nur beifällig aufgenommen werden kann, so wird dagegen das ihnen gegebene Beiwerk auf recht viele Bedenken stoßen müssen. Freilich berührt da Bosse Gebiete, die ihm, dem Verwaltungsbeamten, nur allzu fremd sind.

Bosse will nämlich, daß das Zwischenexamen von den akademischen Lehrern der Jurisprudenz bezw. der Nationalökonomie abgenommen werden soll, und daß die Prüfung in der politischen Oekonomie beim Referendarexamen ebenfalls durch einen akademischen Lehrer dieser Wissenschaft erfolgen soll. Ein solcher Vorschlag würde in der Praxis zur Vernichtung der akademischen Lehrfreiheit und zu anderen äußerst schlimmen Folgen, besonders für die Lehr- und Lernweise an den Universitäten, führen.

Die Regierung würde jedenfalls die ordentlichen Professoren zu Examinatoren ernennen und dadurch die außerordentlichen Professoren und die Privatdocenten der betreffenden Fächer in ihrer Thätigkeit gänzlich lahm legen. Im Principe wäre übrigens Nichts geändert, auch wenn die Regierung wider Erwarten etwa einen Privatdocenten zum Examinator machen sollte; dann würden eben nur die Professoren des betreffenden Faches vor leeren Bänken dociren.

Jeder Student wird, soweit es irgend geht, bei demjenigen Docenten hören, welcher prüft. Daß dies in Wirklichkeit sicher stattfinden wird, kann uns das Beispiel Oesterreichs lehren, wo die Professoren beim Staatsexamen prüfen. Dort sind selbst in Wien, wo 5—6000 Studenten sind, die nichtexaminirenden Docenten froh, wenn sie ein paar Hörer bekommen.

Wenn also auch nicht gesetzlich, so wird doch thatsächlich damit das Princip der Lehrfreiheit, welchem Deutschland die Bedeutung seiner Universitäten unzweifelhaft in erster Linie zu verdanken hat, aufgehoben.

Der dadurch dem Universitätswesen zugefügte Schaden würde unermeßlich sein, wie sich in wenigen Worten zeigen läßt.

Schon heute, wo zwischen den Lehrkräften rege Concurrenz stattfindet, ist man im Justizministerium wie im Reichstage zur Meinung gekommen, daß der universitären Lehrweise selber eine nicht geringe Schuld am mangelhaften Collegienbesuch und am Unfleiße der Studirenden zuzumessen sei. Selbst ein hervorragender Berliner Professor der Jurisprudenz hat die Erklärung abgegeben, daß manche Professoren die Studenten wie Schreiberlehrlinge behandelten. Factisch gibt es in der Juristenfacultät jeder Universität Professoren, deren Collegien ganz oder fast ganz mit Dictaten ausgefüllt werden. Ebenso oder, richtiger, noch viel mehr gibt es in jeder Juristenfacultät Professoren, deren Vortrag in einem langweiligen, die Hörer schnell ermüdenden Ablesen eines Heftes besteht, dessen Inhalt noch dazu unklar und unverständlich ist. Dasselbe gilt auch für einen Theil der Professoren der politischen Oekonomie,

Digitized by Google

welche bekanntlich in den deutschen Universitäten in die philosophische Facultät eingereiht sind. Unter solchen Umständen ist thatsächlich in manch einem Colleg von allen Jenen, die dasselbe belegt haben, nach vierzehn Tagen nur noch ein Drittel vorhanden; die meisten Vorlesungen dieser Collegien finden in Anwesenheit von etwa einem Sechstel Derer statt, die für sie bezahlt haben, und erst ganz am Schlusse des Semesters füllen sich wieder die Hörsäle, wenn den Studenten vorschriftsmäßig der regelmäßige Besuch des Collegs vom Docenten testirt werden soll. Wer möchte es aber den Studenten verübeln, daß sie einem Colleg der eben geschilderten Art den Rücken kehren und es vorziehen, sich die nöthigen Fachkenntnisse durch ein sauber gedrucktes und leicht verständliches Compendium zu verschaffen? Um wie viel würden die Schäden der Lehrweise an den Universitäten größer werden, wenn die ordentlichen Professoren von der Concurrenz der Extraordinarien und der Privatdocenten befreit würden! Die examinirenden Professoren werden sich mit dem Vortrage weniger Mühe geben wie bisher; derselbe wird oft genug langweilig und unverständlich sein. Die Studenten der Rechte aber würden sich zu helfen wissen, ebenso wie heute (in anderen Fächern) die Doctoranden an gewissen Universitäten: einige Hörer schreiben bei dem prüfenden Professor eifrig mit und vervielfältigen und verkaufen die auf diese Weise erlangten Hefte.

Zur wirklichen Reform des juristischen Studiums gelangt man aber auf diesem Wege gewiß nicht. Die Studenten sind zwar gezwungen, schon im Verlaufe der Studienzeit zu arbeiten, anstatt wie früher bloß am Ende derselben. Aber von einer wissenschaftlichen Vertiefung in die Rechts- und Staatswissenschaften wird keine Rede sein können. Der Student wird einfach die Hefte des prüfenden Professors, statt, wie bisher, gedruckte Compendien auswendig lernen. Und dieser „Fortschritt" würde mit dem wissenschaftlichen Rückgang der Universitäten erkauft sein. Denn daß der Bruch mit dem bewährten Princip der akademischen Lehrfreiheit hierzu führen müßte, wird Niemand in Abrede stellen können. Heute vermögen sich noch die Extraordinarien und Privatdocenten der rechts- und staatswissenschaftlichen Fächer bei genügender Talentirung einen ziemlichen Wirkungskreis zu verschaffen und sind daher im Stande, auf ihrem Posten auszuhalten, auch wenn sie wegen Abweichung von den Lehrmeinungen der tonangebenden ordentlichen Professoren nicht zur Beförderung gelangen. Mit dem Augenblicke, wo die Bosse'schen Vorschlägen erfüllt wären, würden die Extraordinarien und Privatdocenten zur gänzlichen Bedeutungslosigkeit verurtheilt sein. Dann aber würde sich der akademischen Carrière nur zuwenden, wem zuvor Aussicht auf baldige Erlangung einer selbständigen Professur gemacht ist; nur Diejenigen, die der augenblicklich herrschenden Schule angehören, würden noch an Universitäten lehren. Die selbständige akademische Forschung würde arg beschränkt, der Fortschritt der Wissenschaft außerordentlich verlangsamt werden. Denn Viele, die ohne günstige Aussicht auf Carrière doch unter dem alten Zustande Privatdocenten geworden wären, weil ihnen das akademische Wirken genügt hätte, werden, sobald auch dieses ihnen abgeschnitten, nicht nur sich nicht habilitiren, sondern sich nicht einmal ausschließlich wissenschaftlichen Studien widmen, vielmehr irgend einen praktischen Beruf ergreifen. Um klar zu machen, was das heißen würde, was für Verluste die Wissenschaft betreffen würden, braucht bloß daran erinnert zu werden, daß in Deutschland in unserem Jahrhundert allein auf dem Gebiete der Philosophie unter Anderen so bedeutende Denker wie Krause, Schopenhauer, Feuerbach, Ruge und Dühring unabhängige und unbeförderte Privatdocenten gewesen sind.

Der uns zugemessene Raum hat uns leider gezwungen, hier mehr Andeutungen als eingehendere Ausführungen zu geben. Soviel indeß ist für Jeden, der auch nur einigermaßen mit den modernen Universitätsverhältnissen vertraut ist, sicher: die Durchführung des Bosse'schen Vorschlages, ein akademisches Zwischenexamen einzurichten und die Referendariats-Prüfungscommission durch akademische Lehrer zu verstärken, würde auf rechts- und staatswissenschaftlichem Gebiete zum Verfall der Universitäten beitragen.

Glücklicherweise steht dieser Vorschlag Bosse's in keinem wesentlichen Zusammenhange mit dem, was an seinen Ansichten, wie oben dargelegt, richtig und treffend ist. Im Gegentheil, dies letztere paßt viel besser zu einer ganz anderen Forderung, nämlich zu der Forderung, das Zwischenexamen durch eine Commission abnehmen zu lassen, die keinen akademischen Lehrer enthält, und beim Referendarexamen die Prüfungscommission durch Persönlichkeiten zu verstärken, die nicht gleichzeitig Docenten sind.

Daß auch so die geeigneten Examinatoren zu finden sein werden, kann im Ernste nicht in Frage gezogen werden. Auch für das Gebiet der politischen Oekonomie würden sich gar keine Schwierigkeiten ergeben, wie das Beispiel einiger deutschen Mittelstaaten zeigt, wo eine Prüfung über diese Wissenschaft bereits seit Jahren durch höhere Verwaltungsbeamte abgenommen wird.

Wir würden es freilich noch lieber sehen, wenn das Examiniren nicht als Nebenamt ausgeübt, sondern ausschließliche Beschäftigung für die Mitglieder jeder Prüfungscommission bilden würde. Eine solche würde dann natürlich in einer Reihe von Universitäten fungiren. Wenn es somit im ganzen Deutschen Reiche nur drei oder vier Prüfungscommissionen gäbe, würde der große Vortheil erreicht sein, daß auch in der Praxis der Examensapparat überall wenigstens ungefähr in der gleichen Weise thätig wäre, und nicht etwa an verschiedenen Orten verschieden, wie das notorisch in so überaus greller Weise bei dem akademischen Doctorexamen statthat. Für solche Centralcommissionen spricht ferner, daß durch sie am besten die Lehrerfolge der verschiedenen Docenten festgestellt werden könnten. Dadurch kann bei künftigen Berufungen ein Factor wirksam werden, der heute so gut wie gar nicht in Betracht gezogen wird, so sehr er das auch verdiente. Ja, wir wären sehr dafür, daß diese Examinatoren, nach Art der in der Schweiz den Universitäten vorgesetzten Beamten, die Vorlesungen der Docenten unvermuthet besuchten und über die Lehrmethode, die Gabe des Vortrages u. s. w. an das Unterrichtsministerium berichteten. Dann würde an den Tag kommen, daß so manch ein unfähiger Docent Berufungen über Berufungen erhält, während tüchtige Kräfte fortwährend unbeachtet gelassen werden. Dadurch aber, daß dies endlich einmal zur Kenntniß der maßgebenden Stelle gelangte, würde auch dieser wunde Punkt unseres Universitätswesens geheilt werden können.

Ob man sich nun aber für oder gegen die Einrichtung von Centralprüfungscommissionen aussprechen mag, die Hauptsache ist und bleibt, zu verhüten, daß die Reform des juristischen Studiums in einer Weise stattfindet, daß dadurch die akademische Lehrfreiheit vernichtet wird. Diesen Punkt sollte daher in der vorliegenden Frage Niemand aus dem Auge verlieren, der einem Verfalle unserer Universitäten vorbeugen will.

Literatur und Kunst.

Theodor Storm.

Zu des Dichters siebzigsten Geburtstage.

Von Paul Schütze.*)

Vor wenigen Tagen erst hat Schleswig-Holstein das Andenken eines in seinen Grenzen geborenen Dichters gefeiert, den das deutsche Volk unter die großen Geister unseres Jahr-

*) Der Tod hat es unserem treuen Mitarbeiter Prof. Paul Schütze versagt, an Storm's Ehrentag die Festrede in Kiel zu halten. Unsere Leser werden mit doppeltem Interesse für den Gefeierten und zugleich für den jung verstorbenen Gelehrten, dessen feinsinnige Storm-Biographie bei Gebr. Paetel in Berlin erscheint, die hinterlassene Festrede lesen, deren Veröffentlichung in der „Gegenwart" noch der letzte Wunsch des Verfassers gewesen ist. D. Red.

Digitized by Google

hunders zählt. Ein Titane der deutschen Dichtung ist es, Friedrich Hebbel, dem man am 2. September in seiner Vaterstadt Wesselburen ein Denkmal gesetzt hat. Ringend Jahre lang mit Noth und Armuth, einer der unseligen Leidensmenschen unserer Literatur, aber immer im maßlosem Schaffensdrange nach dem Höchsten strebend und das Gewaltigste wollend, begabt mit einer Phantasie, die unterm Eise zu brüten scheint — so ist Hebbel einsam seinen Lebensweg gegangen. Erst die Nachwelt erkennt ihn in seiner Größe und staunt an ihm herauf, und auch die Heimath, die ihn einst nimmer verstanden, hat ihm jetzt ein Zeichen erinnernder Verehrung geweiht.

Wie verschieden doch theilt die Muse den Menschen, denen sie in der Wiege den Kuß auf die Stirne gedrückt hat, die Lebensgeschicke aus! Der Mitwelt ein Fremdling geht der eine dahin, sich verzehrend über dem Zwiespalt zwischen Wollen und Gelingen. Und daneben ein Anderer, dem zwar der Beifall seiner Zeitgenossen auch nicht ohne Ringen zu Theil wird, der aber dann die Herzen unabweisbar sich erobert und, ein Liebling der Besten seines Volkes, voll und ganz das Glück empfinden darf, welches der Einklang freudigen Schaffens und verständnißvoller Anerkennung gewährt. Galt es bei jener Feier in Wesselburen einem Todten in's Grab hinunter den Lorbeer zu reichen, — wir wollen einen Dichter ehren, der noch unter uns im Sonnenlichte der Gegenwart wandelt.

Fest in dem Lande, das ihn geboren, wurzelt Theodor Storm. Schon in die Seele des Knaben senkt sich eine Liebe zur Heimath, die in ihrer umklammernden Innigkeit etwas Rührendes hat. Dem Manne dann gilt heimathlicher Boden als heiliger Boden. Und auf der Heimath stille Plätze ist auch der Grundton gebannt, der seine ganze Dichtung durchzieht: dort sind seine Menschen zu Hause und auf dem Hintergrunde ihrer eigenartigen Natur spielen sich seine Novellen ab. Mit ganzer Seele und mit ganzem Gemüthe gehört der Dichter dem schleswig-holsteinischen Lande an. Und doch hat nicht bloß seine engere Heimath ein Recht auf ihn und die Pflicht, ihn an seinem siebzigsten Geburtstage zu ehren, sondern ganz Deutschland. Sind doch die Lieder, die er einst bei der Erhebung der Herzogthümer und dann, als die Stunde der Befreiung schlug, gesungen, mit ein Glied in der Kette geworden, die Schleswig-Holstein endlich dem Ringe des großen Reiches eingefügt hat.

Und der deutschen Dichtung hat er gewonnen, was unser Land an eigenartigem Empfindungsleben, was die Natur desselben an eigenartigen Reizen besitzt. Durch ihn ist es dem Allgemeinleben der Nation vermittelt, Allgemeingut der deutschen Dichtung geworden. Dem echten Dichter wandelt sich sein Leben in Poesie. Nicht reich an äußeren Begebnissen ist der Entwickelungsgang Theodor Storms; nicht im Sturme der Welt reift ihm die Dichtung, sondern in der Stille des Hauses. „Tiefes Selbsterleben ist das Wesentlichste", hat er einmal geäußert, „das künstlerische Schaffen will Sammlung, nicht Zerstreuung durch tausend verschiedene Eindrücke." Sinnige Beschaulichkeit ist ein Grundzug seines Wesens. Schon seine Kindheit war geeignet, ihm diese Stimmung mitzutheilen und sein Empfindungsleben nach dieser Richtung hin zu concentriren.

In Husum, der grauen Stadt am Meer, ist unser Dichter am 14. September 1817 als der älteste Sohn des Advokaten Johann Casimir Storm geboren worden. Die Luft, die der Knabe einathmet, die Natur, die ihn umgiebt, die Dinge, die er sieht, die Menschen, mit denen er spricht und von denen er hört — das Alles sind Eindrücke, die unauslöschlich in der Seele haften und die bestimmend für seine geistige Entwickelung sind. Am stärksten, wenn auch nicht am frühesten, wirkt die Natur auf den werdenden Menschen. Unserem Dichter bot seine Heimath nicht die mannigfaltigen, auf die Sinne wirkenden, auch leicht verwirrenden Reize süddeutscher Landschaftsbilder; aber mit ihrer einfachen, mehr durch die Vermittelung des Gefühls sich offenbarenden Schönheit wirkt sie still und nachhaltig auf sein sinnendes, empfängliches Gemüth. Und diese Eindrücke bewahren sich ihm, bis er uns das Bild seiner Heimath in dem stimmungsvoll verklärenden Lichte seiner Poesie erscheinen lassen kann. Da schauen wir das altersgraue Husum mit seinen finsteren Giebelhäusern, die Stadt, an der doch sein ganzes Herz hängt und auf der für ihn allzeit lächelnd der Jugend Zauber ruht. Wir sehen das alte Schloß mit seinem weiten Rittersaal und den Bildern verschollener Männer und Frauen darin, vor denen der Knabe in scheuer Betrachtung gestanden hat; das St. Jürgensstift, das Local einer seiner schönsten Novellen. Aus der Stadt wandeln wir mit dem Knaben hinaus, im Frühlingssonnenschein über die grüne Marsch, die von glitzernden Wasserstreifen durchzogen endlos sich dehnt, in Sommermittagsschwüle über die blühende Haide, die mit ihrem weltfremden Zauber, mit ihrer träumerischen Einsamkeit wie ein Räthsel daliegt. Wir gehen auch mit ihm an den Strand des Meeres und blicken vom Deich auf die Wogen herab, die unablässig eintönig anrauschen.

Frisch und erquickend wie die Eindrücke, welche die Natur seiner Heimath ihm in der Jugend mitgegeben, ist unserem Dichter auch die Erinnerung an die Menschen geblieben, die seine Wiege umstanden, seine Kindheit behütet haben. Dem strengen Vater, der in entsagungsvoller Arbeit die Aufgabe des Mannes erblickt, geht sonnigen, heiteren Wesens die Mutter zur Seite. Aus einem alten, angesehenen Husumer Patriciergeschlecht stammte sie, und all' die Familientraditionen, die eine langlebige Generation der anderen vermacht, übernimmt unser Dichter als Erbe. Die Güte und Tüchtigkeit seiner Vorfahren, mochten sie selbst auch draußen auf dem Friedhofe in der stillen Familiengruft ruhen, lebte noch und half ihm. Mit Ehrfurcht legte der Enkel die Hand auf die Angebinde und den Urväterhausrath der alten Zeit, und die Pietät kindlich treuer Einnerung wird ein Grundzug seines Wesens. Aus dem Raritätenkram der Großeltern und Urgroßeltern, aus ihren vergilbten Liebesbriefen wehte ihn der Hauch der Vergänglichkeit mit ihrem wehmüthig holden Zauber an und ließ das Verlangen in ihm aufsteigen, die alte begrabene Zeit in ihrem Glück und Leid noch einmal zu erwecken. Im urgroßmütterlichen Garten mit dem duftenden Geißblattstrauch, im dämmerigen Boden des elterlichen Hauses zwischen altem Gerümpel hängt der Knabe solchen Träumen nach; in seiner Dichtung haben sie dann später Gestalt gewonnen. Aber die Vergangenheit nimmt ihn nicht hin; auch die Gegenwart kommt zu ihrem Recht. Ein fröhliches Kinderleben ist ihm beschert gewesen und das derbe Leben seiner plattdeutschen Heimath wirkt mannigfach auf ihn ein.

So wächst der Knabe heran. Er besucht die alte Gelehrtenschule seiner Vaterstadt; von deutscher Dichtung dringt nur wenig zu ihm; die Romantik ist ihm noch ein verschlossenes Land. Er kommt dann nach Lübeck auf das damals ausgezeichnete Gymnasium, das eben Emanuel Geibel aus seiner Hut entlassen hatte. In anregendem Freundeskreise gewinnt er hier nähere Beziehung zur Poesie. Goethe's Faust, Heine's Buch der Lieder und Eichendorff wirken mächtig auf ihn. Was er selbst damals an Versen niedergeschrieben hat, ist ihm später wie ein erstes Flügelprüfen erschienen. Ostern 1837 bezieht er die Universität Kiel. Ruhig wird von ihm der Compromiß zwischen Poesie und Jurisprudenz geschlossen; einen Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen dichterischer Neigung und Brotstudium sehen wir ihn nicht durchkämpfen.

Ohne tiefere Beziehungen und Einwirkungen geht ihm die erste Universitätszeit dahin. Dann aber gewinnt er die Brüder Mommsen zu Freunden. Mit ihnen hängt er dichterischen Neigungen nach, schwärmt für Eduard Mörike's trautumschränkte Poesie, und in einem Liederbuch stiften die Drei ihrer Freundschaft ein Denkmal. Dann tritt Storm in die juristische Praxis ein: er wird in seiner Vaterstadt Advokat. Gleichzeitig erblüht ihm das Glück der Liebe: sein Mühmchen Constanze Esmarch wird seine Frau. Damals mag ihm gewesen sein, wie er in einer seiner Novellen sich ausdrückt, als habe seine Hand eine volle Rosenguirlande gefaßt, an welcher nun in alle Zukunft hinein der Lebensweg entlang gehen müsse. Aber die schleswig-holsteinische Erhebung schreckt ihn aus dem stillen Frieden seiner jungen Ehe auf. Anfangs theilt er die all-

Digitized by Google

gemeine hoffnungsfreudige Stimmung. Dann, als die denkwürdige Schlacht bei Idstedt geschlagen und das Verhängniß über seine Heimath hereingebrochen, nimmt er mannhaft das schwere Geschick auf sich und verläßt die Heimath. Um den Preis seiner Ueberzeugung sich dort das Brot zu kaufen, vermag er nicht.

Die Heimath und den Gedanken einstiger Rückkehr fest im Herzen behaltend, ist dann Theodor Storm mit seiner Familie in die Fremde gegangen. Manche Freunde für's Leben hat er sich in Potsdam, wo er als Assessor, in Heiligenstadt, wo er als Kreisrichter thätig war, erworben und mancher schönen Stunde im Freundes- und Familienkreise sich erfreuen dürfen. Aber nimmer läßt ihn das Heimweh.

In die befreite, nunmehr im Ringe des großen Reiches liegende Heimath kann der getreue Sohn zurückkehren. Seine Vaterstadt nimmt ihn von Neuem auf. Aber ein großer Schmerz kommt gleich anfangs über ihn und stört ihm alle Freude. Der Tod nimmt ihm die, die ihm die Muse seines Schaffens gewesen und deren liebes Antlitz ihm allzeit die Schatten verscheucht, seine schöne Frau. In rührender Klage entströmt sein Leid und nicht verlassen will ihn die Erinnerung an das vergangene Glück und an das süßeste Antlitz, das sich nun vor ihm im Sarge geborgen hat. Aber auch über diese Wunde hat die Zeit mit ihrer lindernden Hand gestrichen. Das Leben verlangte wieder sein Recht. Seinen Kindern eine Mutter zu geben, schloß der Dichter eine zweite Ehe, die das Glück seines Alters begründet hat. Im Jahre 1880 hat er dann seinen Abschied aus dem Justizdienst genommen und ist aus seiner Vaterstadt in eine mildere Landschaft, nach dem Dorfe Hademarschen, übergesiedelt, wo er, umgeben von Kindern und Enkeln, seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert hat.

Fest und überzeugungstreu ist Storm seinen Lebensweg gegangen, kein Weichling in der Berührung mit der Außenwelt, seine Gesinnung selbstbewußt und mannhaft kundgebend. Mit dieser Festigkeit der Ueberzeugung, mit dieser Sicherheit des Wollens contrastirt einigermaßen die Stimmung namentlich seiner früheren Novellen. Er liebt da die Resignation, zeichnet gern Menschen, denen das Leben wenig Freude beschert hat, stille entsagungsvolle Naturen, die sich mit kargem Glück bescheiden. Von der Höhe einsamen Alters blickt sein Held auf die sonnenbeschienenen Thäler der Jugend zurück. Das einst ersehnte Glück ist nicht erreicht, aber unabweisbar entsteigt es der Vergangenheit und weiht von Neuem alles Sehnen und die Wehmuth des Verzichtens. So erscheinen in „Immensee", der berühmtesten, aber nicht besten seiner Novellen, dem einsamen Alten im vom Mondlicht umwandelten Zimmer die Bilder vergangenen Liebesglückes und -leides, umstrahlt vom Zauberglanz der Erinnerung. Ein Tag der Romantik, die Sehnsucht nach der blauen Blume als Symbol eines unerreichbaren oder unwiderbringlich verlorenen Glückes setzt sich hier bei Storm in eigenthümlicher Weise fort. Zunächst liebt er die weichen Umrisse, das traumhafte Ueberschleiern der Gestalten und Situationen. Dem Harten, Gewaltsamen geht er aus dem Wege. Nicht läßt er in vergeblichem Widerstande seine Helden gegen das Schicksal ankämpfen, sondern legt ihnen stilles Ertragen auf. Nicht die Tragik einer Schuld stellt er uns vor Augen, sondern die Tragik einer vor der That zurückscheuenden Schwäche. Später, in Novellen wie „In St. Jürgen" und „Ein stiller Musikant" hat er das Resignationsmotiv vertieft, indem er das Geschick stärker eingreifen und so die Entsagung zwingender erscheinen läßt. Aber schon früher auch stellen sich neben Dichtungen mit wehmüthig entsagendem Schlusse solche, in denen der Conflict durch eine Katastrophe gelöst wird. In der Form eigener Jugenderinnerungen sind die Novellen „Auf dem Staatshof" und „Auf der Universität" gehalten. In beiden ist ein Mädchen die Heldin, dort Anne Lene, die Patriciertochter, der der Zwiespalt zwischen der Erinnerung an den ehemaligen Glanz der Familie und der gegenwärtigen Verödung und Verlassenheit ein tragisches Geschick bereitet; hier Lenore Beauregard, die Tochter des französischen Flickschneiders, die in ihrer Jugend einmal über ihre Kreise hinausgehoben, dann ein Opfer ihres Hanges zur Vornehmheit wird. Ein berückender, Herz und Sinne bethörender Zauber geht von diesen Mädchengestalten aus, die wie ein holdes Wunder unter den Alltagsgesichtern erscheinen, und eine herbe schmerzliche Empfindung bleibt im Leser zurück, wenn er sie unerbittlich dem Untergange verfallen sieht. Nicht richtig ist, wenn man Storm der einseitigen Bevorzugung des wehmüthig, tragischen Ausganges zeiht. Hat er doch Novellen geschrieben, die uns am Schlusse wie mit den strahlenden Augen des Glückes anblicken: „Im Schloß", wo es von den Lippen zukunftsfreudig tönt: „Nun, Arnold, mit Dir zurück in die Welt, in den hohen, hellen Tag!"; „Von Jenseit des Meeres" mit seiner wunderbaren, von romantischen Schauern durchwobenen Mondnachtscene; vor Allem „Psyche", diese liebesseligste seiner Dichtungen mit ihrer herrlichen, von Sturmeshauch und Meeresrauschen erfüllten Eingangsscene.

Die moderne Novelle liebt die Behandlung psychologischer Probleme und die strenge Concentration um einen Conflict, der sich lösen soll. Vor Allem hat Paul Heyse diese Bahn betreten. Aber auch Storm versucht sich schon früh in dieser Richtung. Probleme des ehelichen Lebens sind es, die ihn namentlich interessiren und die er mit großer Kunst und Feinheit in der Wiedergabe der seelischen Zustände und Verwickelungen zu behandeln weiß. Typisch in dieser Beziehung ist die unmittelbar aus seinem eigenen Leben hervorgewachsene Novelle, „Viola tricolor", die Geschichte einer zweiten Frau, die erst mit dem Schatten der Todten ringen muß, ehe das Glück ihr aufgeht.

Nicht bloß ein ausgezeichneter Herzenskündiger ist Theodor Storm. Auch das traulich intime Genrestück, die Haus- und Familiennovelle gelingt ihm vortrefflich. „Bei'm Vetter Christian" muß hier vor Allem genannt werden: mit den leisen Lichtern des Humors leuchtet er in dieser Novelle in das Stillleben seines Vaterstädtchens hinab. Gern sucht er die graciös-verschnörkelte Rococo-Zeit auf, eine stille Familiengeschichte aus der Vergangenheit erzählend oder im urgroßmütterlichen Garten im träumerischen Mittagssonnenschein ein vergessenes Liebesidyll heraufbeschwörend. Bei kleinen Leuten verweilt er gern, ihr stilles Thun liebevoll beobachtend, ihr leidvolles Geschick mit tiefster Theilnahme schildernd. Auch für absonderliche Käuze und wunderliche Originale zeigt er eine ausgesprochene Vorliebe. Seine Neigung für E. T. A. Hoffmann, diesen seltsamsten Wildling der Romantik, hängt damit zusammen. Auch seiner Märchen darf man in diesem Zusammenhange gedenken.

In die siebziger Jahre fällt eine Wandlung hinsichtlich der Darstellungsweise und auch hinsichtlich der Stoffe, die der Dichter wählt. Ein härterer, energischerer Zug macht sich mehr und mehr geltend. An die Stelle der weichen Umrisse von früher treten festere, und was er ehedem in wehmüthige Resignation hatte verklingen lassen, nimmt jetzt eine tragische Wendung. Größere Schuld fordert größere Buße. Eine furchtbare Familientragödie läßt er in „Carsten Curator" sich erbarmungslos erfüllen, und in ihrer tragischen Gewalt nicht minder unerbittlich ist die Novelle „Hans und Heinz Kirch".

Eine besondere Gruppe novellistischer Dichtungen bilden die im alterthümelnden Stil gehaltenen Chroniknovellen. Unter ihnen ragt Storm's großartigstes Werk, eine der bewundernswerthesten deutschen Novellen überhaupt, „Aquis submersus" hervor. In ergreifender Weise wird hier Schuld und Buße eines edlen warmblütigen Menschen geschildert. Es geht dem Leser mit der Dichtung fast wie dem Helden mit seinem sehnenden Leide: sie zerfleischt uns mit wilden Krallen und sieht uns gleichwohl mit holden Augen an.

Nur die bedeutendsten seiner Novellen habe ich erwähnt. Von lyrisch abgerundeten Stimmungsbildern geht ihm seine Novellistik aus, um dann zu einer strengeren Motivirung und lebensvolleren Charakteristik durchzudringen. Aber schon in den frühesten Dichtungen zeigt er eine künstlerische Ueberlegtheit und Sicherheit in der Anordnung des Stoffes, in der unter den Lebenden Keiner ihm ebenbürtig ist. Und kaum Einer auch vermag diesen zwischen den Empfindungen der Lust und der Wehmuth eigenthümlich in der Schwebe gehaltenen Ton der Darstellung zu treffen, der in der Seele des Lesers

Digitized by Google

immer lange nachzittert. Dem dient auch die einzig schöne und edle Sprache.

Neben dem Novelliſten Storm iſt der Lyriker viel weniger zur Geltung gelangt, als er es verdiente. Und doch iſt er ein Meiſter der Lieder, der die Kunſt „zu ſagen, was ich leide“, voll und ganz beſitzt, und in einfach ſchöner Form das tiefſte Empfinden des Menſchenherzens auszuſprechen vermag.

Einer der Großen in der That iſt Theodor Storm, ein ganzer Menſch und ein ganzer Poet. Möglich, daß eine künftige Generation, die das Gift des Naturalismus in ſich eingeſogen hat, einen Dichter nicht mehr verſteht, der des Lebens ewige Schöne belauſcht. Doch durch alle Zeiten feſt ſteht die Ueberzeugung: die reine Kunſt iſt unverwüſtlich, und ſiegend wird ſie ſich immer wieder wie ein Phönix aus der Aſche erheben.

Memoiren eines Reichsländers.

Von Oskar Bulle.

„Autobiographien, Memoiren, Denkwürdigkeiten des öffentlichen oder des Privatlebens: davon wimmelt die neue Literatur; . . . . . ſoll ich Unbedeutender dieſe Fluth von Bekenntniſſen noch mit einigen Bögen vergrößern? Zu welchem Zweck?“ ſo fragt der Graf Ferdinand Eckbrecht Dürckheim in der Einleitung zu zwei Bänden „Erinnerungen aus alter und neuer Zeit“ *), die ſoeben erſchienen ſind. Er beantwortet ſelbſt die letzte Frage dahin, daß er ſeinen Kindern, „deren Bitten er nicht widerſtehen konnte“, und auch ſeinen nächſten Freunden, unter denen die beſten deutſchen Männer, zu Liebe „mit ſchon zitternder Hand“ die Feder ergriffen habe, „um in ſchlichter Wahrheit und frei von Eigenliebe das Erlebte und Empfundene der gänzlichen Vergeſſenheit zu entziehen“. Und in der That: wenn wir dieſe beiden Bände durchgeleſen haben, müſſen wir bekennen, daß nicht nur die Bitten der Kinder gerechtfertigt erſcheinen, welche den ehrwürdigen Greis zum Autobiographen machten, ſondern daß wir auch den Eindruck der im Voraus betonten „ſchlichten Wahrheit“ aus jeder Zeile dieſes Werkes erhalten. Ein Ehrenmann beſchreibt ſein vielgeſtaltetes Leben „frei von Eigenliebe“ und „nicht ohne ein Gefühl von tiefer Wehmuth“ über ſo viel Verfehltes, ſo viel Verſäumtes, aber auch frei von jeder Gefallſucht und jedem Beſtreben, die dargeſtellten Begebenheiten zu ſeinen Gunſten zu wenden. Es iſt ein eigenthümlicher, man möchte faſt ſagen: zarter Ton, der in dieſen Erinnerungen obwaltet, wir hören die Sprache eines milden und liebenswürdigen Greiſes, der in den Läuften dieſer Welt wohlerfahren und in ihren Höhen und Tiefen wohlbewandert nun mit den Seelenfrieden, den nur ein gutes Gewiſſen und ein ſelbſtändiger, ſelbſtgenügſam über den Dingen ſchwebender Geiſt erzeugen können, auf ſein Leben zurückſchaut. Echte Nobleſſe der Geſinnung, die dem Sproſſe des altadeligen Geſchlechtes wohl anſteht, und eine reiche Bildung gelangen überall in dieſer Autobiographie zum Ausdruck und mit ihnen, Hand in Hand, geht der ſchöne Idealismus der politiſchen wie der religiöſen Anſchauung, welchen unſere Väter noch aus der Luft der Freiheitskriege und aus der Atmoſphäre unſerer großen claſſiſchen Dichtungszeit geſogen hatten.

Aber nicht nur dieſe, gleichſam innerlichen Eigenſchaften ſind es, welche das Buch bemerkenswerth machen. Sie würden heutzutage nicht ausreichen, um ihm einen größeren Leſerkreis zu verſchaffen, denn das Senſationsbedürfniß des heutigen Leſepublikums will in derartigen „Erinnerungen“ am liebſten immer Enthüllungen finden: Berichte über das Leben „hinter den Couliſſen“ des politiſchen, wie des literariſchen Theaters, kleine Anekdoten aus dem Leben der hervorragenden Perſonen und möglichſt viel Pikantes und Thatſächliches aus der intimen Geſchichte der Höfe oder der bedeutenderen Geſellſchaftskreiſe, das ſind die wirkſamſten Ingredienzen, aus denen jetzt die am meiſten Aufſehen erregenden Memorabilien zuſammengebraut werden. Es ſoll nicht in Abrede geſtellt werden, daß auch in früheren Zeiten, vor etwa einem Jahrhundert, — die eigentliche Autobiographie iſt ja überhaupt noch nicht alt — daſſelbe Recept für die Lebensberichte zuweilen in Anwendung kam, aber die hiſtoriſche Anekdotenkrämerei als Grundzug der biographiſchen Darſtellung iſt doch eigentlich modern. Die Freude am Thatſächlichen, die Abkehr von allem ſinnigen oder gemüthvollen Eingehen auf das rein innerlich ſich abſpielende Leben ſind ja ein beſonderes Zeichen unſerer Zeit. Ich glaube deshalb auch, daß die vorliegenden Graf Dürckheim'ſchen „Erinnerungen“ hauptſächlich wegen der Beiträge, die ſie zur Geſchichte des zweiten Kaiſerreichs in Frankreich geben und die zuweilen ſehr intereſſant, immer aber neu ſind, Beachtung in unſerer Leſewelt finden werden, und daß nur von einem kleinen auserwählten Kreiſe die ſchöne, naive und innige Vortragsweiſe des Verfaſſers geſchätzt werden wird.

Graf Dürckheim gehört zu den 1871 von uns wiedergewonnenen Vaterlandsgenoſſen: er war bis vor Kurzem Schloßherr in Fröſchweiler, dem während der Schlacht am 6. Auguſt 1870 ſo arg heimgeſuchten Orte, und hat jetzt die dortige Beſitzung an einen ſeiner Söhne abgegeben. Richtig „wiedergewonnen“ kann man von dem alten Grafen ſagen, denn er erblickte in Deutſchland, in Bayern, das Licht der Welt und gerieth erſt 1815, nachdem ſein während der großen Revolution ausgewanderter Vater die alten Familienbeſitzungen im Elſaß wieder in Beſitz genommen hatte, in einen politiſchen Verband mit der franzöſiſchen Nation. Seinem Weſen nach war er, den Traditionen ſeiner Familie folgend, eigentlich ſtets urdeutſch, und wenn er auch ſpäter im franzöſiſchen Staatsdienſte eine bedeutſame Rolle ſpielte, ſo konnte er doch nie in ſeiner Denkungsweiſe und in ſeiner ehrlichen, faſt unpraktiſchen Haltung gegenüber den mannigfachen Staatsumwälzungen das deutſche Blut verleugnen, das in ſeinen Adern floß. Am meiſten tritt freilich dieſe Verwandtſchaft mit ſeinen Vettern dieſſeits des Rheins in den Berichten zu Tage, die er uns von ſeiner ſchönen Jugendzeit und ſpäter von ſeinem ruhigen, heiteren Alter gibt; dies letztere verbrachte er ſchon als Wiedergewonnener ſeines Volkes; er betrachtete die Deutſchen ſtets als ſein Volk.

Seine Knabenjahre verlebte der Graf theils im Elſaß, theils auf dem Familiengute in Bayern. Später kam er in eine Erziehungsanſtalt nach Straßburg. Im Elſaß hatte die Dürckheim'ſche Familie einen weiten Verwandtenkreis und nahm eine angeſehene Stellung ein. Einige der originellſten Figuren unter dieſen Verwandten ſchildert uns der Autobiograph mit wenigen, aber markanten Strichen, ſo beſonders lebhaft einen alten Onkel, der unberührt in der Verborgenheit ſeines Schloſſes die Stürme der Revolution und auch das Heraufziehen einer neuen Zeit überdauert hatte, der aus einem flotten, eleganten Cavalier, aus dem Genoſſen der Grafen Rohan und Caglioſtro, zu einem ſeine Umgebung tyranniſirenden Sonderling geworden war. Er lebte mit ſeinem Inneren und auch mit ſeinem Aeußeren noch in der vergangenen Zeit: „wer dieſe Figur geſehen hat,“ ſagt der Erzähler, „kann ſagen, daß er zwei Jahrhunderte wie mit Händen gegriffen hat.“ Zu dem Verwandtenkreis gehörte auch der verwittwete Gatte von Goethe's Lilli, Bernhard von Türkheim, ein im ganzen Elſaß hochangeſehener Mann, der auf einem Gute in der Nähe des Dürckheim'ſchen Sitzes ſein Alter in edler Muße dahinbrachte. Sein Sohn Fritz von Türkheim bewohnte ein anderes Gut in der Nähe, ihm blühten drei liebliche Töchter, unter denen der Biograph ſich ſpäter ſeine Gattin erwählte. Seine Söhne ſtammen alſo in directer Linie von Lilli ab.

Die Schilderung der Erziehungs- und ſpäteren Studienjahre in Straßburg, die der Erzähler an dieſen ſchönen Bericht von ſeiner Jugendzeit anſchließt, iſt minder bemerkenswerth, als die Erzählung von den erſten Jahren in der franzöſiſchen Verwaltungscarrière. Graf Dürckheim hatte, weil ſchon zwei ſeiner Brüder Offiziere in öſterreichiſchen Dienſten geworden waren, den anfänglichen Wunſch, ebenfalls Soldat

*) Stuttgart, J. B. Metzler'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

zu werden, aufgegeben und in Straßburg Jura studirt, um daselbst später als Assessor in der Präfectur eine Anstellung zu finden. Er begann seine amtliche Laufbahn im Frühjahr 1833. Vorher war er, als ausgehender Student, von dem Rausche der Julirevolution mitergriffen worden und hatte sich besonders an der Bildung der Nationalgarde eifrig betheiligt. „Straßburg als Grenzfestung (clé de la France, wie man es nannte) mußte besonders dazu dienen, dieses Schauspiel des armirten Friedens recht auffallend darzustellen," und als der König Louis Philipp 1831 diese Stadt besuchte, fand eine große Heerschau über die Nationalgarden statt, an welcher der junge Graf als Schwadronschef der Lanzenreiter ehrenvoll betheiligt war. „Es mußte in der That," sagt der Greis bei dieser Jugenderinnerung, „eine ganz aufgeregte, in einen ungewöhnlichen Zustand versetzte Zeit sein, daß man einem 19jährigen Burschen, wie ich war, ein höheres Commando überließ." Mehrere heitere Anekdoten aus dieser Zeit des Besuchs des Bürgerkönigs fügt der Erzähler an dieser Stelle bei. Sie beweisen uns, wie ganz außerordentlich lächerlich schon damals, gleich im Beginn seiner Regierungszeit, der König durch seine unerhörte Popularitätshascherei bei allen einsichtigen Menschen sich machte.

Ebenso frühzeitig, wie zum Schwadronschef der Nationalgarde, wurde Graf Dürckheim zum Unterpräfecten ernannt. Er war kaum vierundzwanzigjährig und eben verheirathet, als er auf seine erste selbständige Stellung nach Espalion, einer kleinen Gebirgsstadt am Ufer des Lots, geschickt wurde. Prächtig schildert der Biograph jenen Bergwinkel im Gebirge des Montd'or und das beinahe ursprüngliche Leben seiner Bewohner, ebenso sein erstes Einleben in die französischen Verwaltungsverhältnisse, die damals übrigens ziemlich stabil waren. „Die Zeit war gerade im Jahre 1836 für einen Verwalter, der arbeiten wollte, eine höchst günstige..... Das Ministerium Casimir Perrier, dessen Premier mit seinem eisernen zähen Willen dem König oft unbequem war, hatte das große Verdienst gehabt, Frankreich im Innern zu beruhigen, ihm außerhalb Achtung zu verschaffen. Von allen politischen und revolutionären Zuckungen in Paris war die Provinz wenig berührt worden." Der junge Präfect war in der That eifrig. Er baute Landstraßen und förderte den Volksunterricht, der in der Provinz überall in Frankreich damals darniederlag. Bald wurden seine Verdienste auch anerkannt und er durch öftere Versetzungen, die immer Verbesserungen waren, ausgezeichnet. Auch seinen heimischen Bezirk Schlettstadt verwaltete er eine Zeit lang. Die Berichte über diese Thätigkeit in den verschiedensten Theilen Frankreichs sind äußerst interessant, da eine liebevolle Schilderung der Gegend immer mit trefflichen Anekdoten aus der Gesellschaft, die der junge Aristokrat kennen lernte, Hand in Hand geht. Ebenso sind die mannigfachen Wahlaffären sehr lesenswerth, die damals die Stellung der Verwaltungsbeamten in Frankreich sehr unsicher machten. Auch Graf Dürckheim wurde infolge einer solchen, die für den Regierungscandidaten unglücklich gewesen war, aus seinem Heimathsbezirke, wo er sich, wie er hoffte, für immer fest eingenistet hatte, wieder in fremde Gegend versetzt. Der Minister, Graf Duchatel, an welchen er sich bei dieser Gelegenheit um günstigeren Bescheid wandte, sagte zu ihm ein auch für unsere Zeit treffendes Wort: La province nous est indifferente; c'est la chambre des deputés seule, qu'il nous importe de gouverner. So beeinflußte damals schon der Parlamentarismus die Verwaltung. Dürckheim kam nach Peronne und hatte dort die Festung Ham in seinem Bezirke, in welcher sich damals Louis Napoleon (nach dem verunglückten Straßburger Putsche) als Staatsgefangener befand. Die Regierung legte damals diesem Manne nicht die geringste Bedeutung bei.

Dürckheim fand diese Meinung durchaus nicht bestätigt, als er dem Gefangenen seinen ersten Besuch machte. Er fand in ihm einen höflichen, sarkastischen Mann, der sehr verständige und weitsichtige Urtheile fällte und damals emsig mit volkswirthschaftlichen und politischen Studien beschäftigt war, als wüßte er ganz bestimmt, daß er dieselben später sehr nöthig haben werde. Er wußte ihn sich durch mancherlei Höflichkeiten, die er ihm, neben einer auf eigene Kosten organisirten geheimen Ueberwachung, angedeihen ließ, so zu verpflichten, daß der spätere Kaiser Napoleon den damaligen Unterpräfecten nie wieder vergaß. Die Berichte von den Unterredungen, die Dürckheim zu jener Zeit in Ham mit Napoleon hatte, sind deshalb sehr bemerkenswerth, weil sie uns den späteren Kaiser als wirklich bedeutenden und liebenswürdigen Menschen erscheinen lassen. Das Benehmen Louis Philipp's gegen seine Umgebung, von dem uns die „Erinnerungen" ebenfalls einige Beispiele geben, sticht unvortheilhaft ab von dieser feinen, überlegenden Art, mit der Napoleon Jedermann zu behandeln wußte. Auch später, als Napoleon schon Präsident der Republik war — aus Ham war er entflohen, als Dürckheim nicht mehr dort Unterpräfect war — kam er noch einmal in einer ziemlich kritischen Lage mit Dürckheim zusammen. Der Letztere war damals Präfect in Mühlhausen und Napoleon bereiste die Provinzen, um, auf jeden Fall schon im Hinblick auf den bevorstehenden Staatsstreich, Stimmung für sich zu machen. In der Hauptstadt des Dürckheim'schen Departements fand er eine große socialistische Partei bereit, seine Anwesenheit zu einem Scandal gegen ihn zu benützen, und nur der Energie Dürckheim's, zugleich aber auch der ruhigen Besonnenheit und geistigen Ueberlegenheit des Präsidenten gelang es, die größte Unordnung zu vermeiden. Die bedeutende Natur desselben zeigte sich damals ebenso wie in manchen anderen Zügen aus seiner späteren kaiserlichen Wirksamkeit, von denen Dürckheim aus persönlicher Erfahrung zu berichten weiß.

Alle diese vielfachen Beziehungen, die der Autobiograph zu den leitenden Männern des damaligen Frankreichs hatte, machen seine Erzählung höchst interessant. Wir hören aus seinem Munde die treffendsten Urtheile über die Menschen und erfahren die überraschendsten Aufschlüsse über die Vorgänge. Die Minister Louis Philipp's, besonders Guizot, sind durch kleine Züge, durch Wiedergabe einzelner ihrer Aeußerungen prächtig charakterisirt und die Zustände, welche zur Revolution von 1848 führten, durch die gleichsam intime Beleuchtung, welche ihnen die Präfectenthätigkeit des Autors geben konnte, trefflich illustrirt. Dürckheim wurde von der republikanischen Regierung 1848 seines Amtes entsetzt, unter der Präsidentschaft aber als Präfect wieder angestellt. Er billigte später den Staatsstreich: zwar nicht in moralischer Hinsicht, aber doch in Anbetracht der Nothwendigkeit, mit welcher derselbe damals herbeigeführt, dem Präsidenten gleichsam aufgezwungen wurde, und der guten Wirkung, welche er für den damaligen Zustand des Landes, das sich nach Ruhe sehnte, äußerte.

Von diesem Zeitpunkte an verschwindet das eigentliche politische Interesse, welches bisher der Lebensgang Dürckheim's einflößte. Der Graf blieb nur bis zum Jahre 1853 Präfect des Oberrheins und wurde dann, hauptsächlich durch die Umtriebe der ultramontanen Partei, der ein protestantischer Präfect ein Dorn im Auge war, zur Bitte um seine Entlassung genöthigt. Kaiser Napoleon blieb ihm wohlgesinnt, verschaffte ihm auch öffentliche Genugthuung und ernannte ihn ein Jahr später zum Generalinspector der Telegraphenverwaltung. Bemerkenswerth ist übrigens, daß es die streng katholische Partei war, welche den Präfecten Dürckheim stürzte; gerade bei ihm hatte dieselbe während der unruhigen Jahre stets Schutz und Schirm gesucht und oft genug gefunden. Dürckheim, überhaupt eine religiöse Natur, verkehrte schon während seiner Unterpräfectenthätigkeit in Schlettstadt viel mit dem Bischof von Straßburg, Raes, und aus jener Zeit stammt eine seiner interessantesten Erfahrungen hinsichtlich der Katholiken im Reichslande:

„Eine etwas voreilige Verordnung des französischen Cultusministeriums hatte damals dem Klerus beider Culte zugemuthet, den Religionsunterricht in französischer Sprache zu ertheilen; dagegen protestirten beide Kirchen, die katholische, wie die protestantische, mit gleicher Energie. Der Bischof Msgr. Raes, die Cantonalgeistlichen und die protestantischen Consistorien wiesen diese Zumuthung entschieden zurück, indem sie Alle erklärten, es sei nicht möglich, den Kindern in französischer Sprache einen

Digitized by Google

so wichtigen Unterricht zu ertheilen. Die Antwort des biederen Bischofs auf die Aufforderung des Präfecten enthielt die bedeutenden Schlußworte: Schließlich erkläre ich, daß es meinem Gewissen widerstrebt, die ersten Begriffe der Religion und der Moral den Kindern in einer anderen als in ihrer Muttersprache beibringen zu wollen. — In demselben Sinne schrieben mir auch die Geistlichen, an welche ich das ministerielle Circular zu meinem größten Bedauern schicken mußte. Sehr pikant ist es aber, daß heute dieselben Herren im Reichstag in Berlin, wie im Landesausschuß in Straßburg allgemein die deutsche Verwaltung beschuldigen, den Elsäßer Kindern die französische Muttersprache rauben zu wollen. Jetzt ist also plötzlich auf Commando des Chauvinismus die Muttersprache umgesprungen, aus der deutschen die französische geworden."

Graf Dürckheim lebte, nach seiner Entlassung aus dem unmittelbaren Verwaltungsdienste, gänzlich zurückgezogen von der Politik, nur seinem neuen Berufe. Er machte in der Ausübung desselben häufige und interessante Reisen durch ganz Frankreich, „von dem er jeden Winkel kennt", nach Corsika und nach Algier. Die lebhafte und geistreiche Schilderung derselben füllt das letzte Viertel des ganzen Werkes beinahe ganz aus. Wir fühlen uns angemuthet durch die Begeisterung, mit welcher Dürckheim die Zukunft des modernsten Verkehrsmittels, des Telegraphen, auffaßte, und es ist bezeichnend, daß die unmittelbaren Vorgesetzten des gräflichen Pioniers diesen Idealismus des „guten Deutschen" beinahe komisch fanden. Es sollte sich freilich bald herausstellen, daß „der Deutsche" mit seinem Eifer, den er besonders hinsichtlich der Ausbildung geeigneter und tüchtiger Unterbeamten entfaltete, Recht behielt und daß es gut gewesen wäre, wenn ihm seine technischen Collegen in demselben nachgefolgt wären. Denn der 70er Krieg, der den Grafen auf seinem Landsitze Fröschweiler überraschte und der sogleich die ungeheuersten Anforderungen an seine amtliche Thätigkeit stellte, ließ schrecklich erkennen, daß die Organisation des Telegraphenwesens, besonders des militärischen, damals in Frankreich ganz im Argen lag. Graf Dürckheim leitete in Metz vor der Cernirung und später in Paris den Depeschendienst, während derweilen zwei seiner Söhne im Kampfe für das Adoptivvaterland blieben und sein Besitzthum gänzlich zerstört wurde.

Die Rückkehr zum Stamm-Vaterlande, welches ja die Verwüstungen in den wiedereroberten Provinzen nach Kräften gut zu machen versuchte, entschädigte den Grafen Dürckheim nicht nur für die materiellen, sondern auch für die ideellen Verluste, welche er durch die Trennung von Frankreich erfuhr. Er wurde ein begeisterter Deutscher, dessen Einfluß auf seine Heimathsprovinz man in Berlin wohl zu schätzen und durch mehrmalige Missionen zu verwerthen wußte. Goldene Worte sind es, die der Autor am Schlusse seiner „Erinnerungen" über Elsaß-Lothringen und seine Deutschwerdung sagt. Er tadelt die bisherige Art der deutschen Verwaltung, besonders den merkwürdigen Versuch Manteuffel's, des bon vieux, wie ihn die französirenden Elsässer nannten, durch Liebkosung der Letzteren die Sympathien für Deutschland zu gewinnen. Die Bauern sagten über diesen Versuch einfach in ihrem Dialekte: „Es scheint, die Ditsche welle uns nit b'halte, wil sie so welsch thun."

„Wer kann sich noch wundern, daß die Wahlen von 1887 für den Reichstag so schön ausgefallen sind? Sie mußten ja so ausfallen. Der Hauptcinfluß war schon seit 14 Jahren blindlings in die Hände der feindlichen Liga gegeben worden, die mit den Ultramontanen gemeinsame Sache macht.... Doch genug von dieser verfehlten Erziehungsmethode der vergangenen Jahre! wir wollen hoffen, daß die Erfahrung klug gemacht hat; daß ohne gehässige Reaction Deutschland dem Elsaß endlich begreiflich machen wird, daß es keine Schmach ist ein Deutscher zu sein. Ein stärkeres allgemeines Selbstbewußtsein muß alle Glieder des deutschen Reiches begeistern, damit es wieder sogar im Lande der Chauviniſten heißen darf: Deutschland über Alles! Deutschland hoch!"

Wie Recht hat der alte Edelmann mit diesen Worten, daß nur durch Stärkung des Allgemeingefühls, durch Aufhebung der particularistischen Bestrebungen im Mutterlande auch das patriotische Bewußtsein der neuen Reichslande geweckt und gekräftigt werden kann!

Wir verlassen hier den Autobiographen. Er fügt noch eine Schilderung des schönen, friedlichen Lebensabends an, der ihm beschieden ist. Gewiß hat ein Mann von solcher Reinheit der Gesinnung, von solcher tüchtigen und edlen Begeisterungsfähigkeit für die idealen Güter des Lebens, wie sie in den „Erinnerungen" zum Ausdrucke gelangen, ihn nicht anders verdient. Möchten uns doch aus den Reichslanden noch manchmal ähnliche Beweise echten Deutschthums zu Gesicht kommen, noch manchmal ähnliche Stimmen in die Ohren klingen!

Charakterbilder.

Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin.

Von Heinrich Ehrlich.

Primadonnen auf der Bühne und zu Hause.

(Pauline Lucca. Etelka Gerster. Adelina Patti. Marcella Sembrich.)

(Schluß.)

Im Februar 1877 erhielt ich eine Karte „Etelka Gerster" mit einem Brief des mir befreundeten Gesangslehrers Marchesi aus Wien, der mir die junge Dame, seine Schülerin, besonders warm empfahl. Sie war von dem damaligen Pächter des Krolltheaters, Bial, mit einer italienischen Operngesellschaft angeworben, an deren Spitze der Dottore Gardini stand. Ich erinnere mich nicht mehr genau aller Ursachen, die mich von der ersten Vorstellung fernhielten; Mißtrauen gegen eine italienische Wanderoper bei Kroll und die sichere Erwartung eines raschen Endes war eine der maßgebenden. Eine überaus warme Besprechung aus der Feder des Professors Engel in der „Vossischen Zeitung" bewog mich, der zweiten Vorstellung beizuwohnen. Frostige Leere herrschte im großen, damals recht spärlich beleuchteten Saale, der Anblick, verbunden mit der Erwartung, die alte, abgesungene „Somnambula" von unbekannten Sängern zu hören, wirkte nicht erwärmend. Aber die ersten Töne der Gerster erregten meine Aufmerksamkeit; und das kleine Solo des Bassisten Bagaggiolo entzückten mich; dieser treffliche Künstler, der eine herrliche Stimme mit edlem Vortrage vereinigte, ward leider nach einem Jahre geisteskrank und endigte im Irrenhause. — Nach dem Finale des dritten Actes stand es mir außer allem Zweifel, daß die Gerster in Berlin große Triumphe feiern würde. Ihr ganzes Wesen und ihre Gesangsweise waren damals, d. h. bei ihrem ersten Erscheinen, ganz die, welchen die Berliner Gesellschaft warme Sympathie entgegen bringt. Sie war durchaus nicht schön zu nennen, ihre mageren Züge mit den hervorstehenden Backenknochen trugen mehr das Gepräge deutsch-slavischer, als echt ungarischer Abstammung (sie ist in Kaschau geboren), dem Wuchse fehlte das elegante Ebenmaß. Dennoch übte sie einen sanften Zauber des mädchenhaft Reinen aus, und der sanfte Blick des Auges stimmte sofort das Publikum zu ihren Gunsten. Auch die Stimme gehörte durchaus nicht zu den glänzenden, wie sie von einer prima donna assoluta erwartet ward; aber sie hatte einen eigenthümlichen lieblichen Klang, und die unvergleichliche Reinheit des Tonansatzes erschien wie eine Naturgabe, als ein tonlicher Ausdruck des Inneren. Dabei war die Coloratur vollendet, der Vortrag, besonders an den empfindungsreichen Stellen, ungemein anmuthig und innig; für Leidenschaftliches fehlte ihr sowohl die Kraft der Stimme, als auch das Temperament.

Wie schon oben gesagt, die ersten Vorstellungen der italienischen Operngesellschaft waren ganz schlecht besucht. Aber binnen Kurzem regten die begeisterten Zeitungsberichte, unter denen die in der „Gegenwart" und in der „Tribüne" den größten Preis verkündeten, die allgemeine Aufmerksamkeit an, das Publikum strömte zu Kroll, die Gerster ward Mode, und nach drei Wochen, in den letzten Vorstellungen, glich die Bühne

Digitized by Google

einem Blumengarten. Damals war diese Primadonna noch ein wahrhaftes Muster ungekünstelter Bescheidenheit — und kaum ein Jahr später, wie sehr verändert!

Sie hatte ihren Impresario, den Cavalière Dottore Gardini, geheirathet, dem eine sehr freundschaftliche Schätzung 45 Jahre zuwog, während sie etwa 23 zählte; sie war eine „Primadonna" sehr assoluta geworden, die nicht bloß sich von der Königl. Oper 2400 Mark für jedes Gastspiel bezahlen ließ, sondern auch in ihren Gesprächen einen ganz anderen Ton durchklingen ließ, immer lange Klagen von Intriguen vorbrachte, die gegen sie gesponnen sein sollten, und sich von der leisesten Bemerkung, die nicht eitel Lob und Preis sang, empfindlichst berührt fühlte. Das zarte Figürchen zeigte Spuren von Wohlbeleibtheit, die mit den Jahren immer mehr zunahm. Sie wirkte noch dies eine Mal auf der Bühne mit glänzendem Erfolge, doch erregte sie nicht mehr die Begeisterung, die ihr erstes Erscheinen am Krolltheater hervorgerufen hatte; der Zauber der Persönlichkeit war im Schwinden; und als sie nach einigen Jahren wiederkam und im Wintergarten Concerte gab, vermochte sie kaum mehr das Publikum zu erwärmen; sie sang noch Taubert'sche Kinderlieder, aber sie war nicht mehr kindlich! Und seufzend fragte sich mancher ehemals begeisterte Verehrer, wie es möglich, daß eine solche Umwandlung geschehen konnte! Jetzt ist sie fast verschollen, ich habe seit langer Zeit nichts von ihrem künstlerischen Wirken vernommen; aber manchmal taucht in meiner Erinnerung das Bild des lieblichen Mädchens auf, das, von einem Kränzeblumenmeer umgeben auf der Kroll'schen Bühne, mit Freudenthränen in den Augen, die Hände auf die Brust gefaltet, mit bebender Stimme hinabrief: „Habt Dank, Ihr lieben Berliner" — — Quantum mutata ab illa!

Adelina Patti habe ich zuerst im Jahre 1863 kennen lernen, als die Neunzehnjährige in der Königl. Oper gastspielte. Ich war verhindert, sie zu hören, ein Freund, der italienische Gesangslehrer Leoni, sprach mit größter Begeisterung von diesem „kleinen Genie", dem er die glänzendste Zukunft prophezeite, und meinte, ich müßte sie persönlich kennen lernen, sie wäre auch außerhalb der Bühne „un piccolo miracolo". Er hatte meinen Besuch ihrem ihm lange befreundeten Vater angekündigt; ich ward also sehr freundlich empfangen.

Die Familie Patti wohnte damals im Hôtel de Rome, dessen Besitzer Mühling, Sohn des einst berühmten Theaterdirectors und der selbst eine Zeit lang beim Theater thätig gewesen, noch heute sich als College aller Künstler betrachtet und bewährt. Ich traf den alten Patti beim Patiencelegen und Adelinen mit allerlei Handarbeiten beschäftigt, die sie alle Minuten wechselte, wie ein Kinderspielzeug; wer hätte in diesem naiven, liebenswürdigen Mädchen die spätere Marquise de Caux, nun Signora Nicolini vorgeahnt?!

Im Winter 1878 erschien Adelina Patti das zweite Mal in Berlin, und zwar auf dem Krolltheater unter Bial's Direction. Trotz der sehr hohen Eintrittspreise war der große Saal gleich am ersten Abende vollständig gefüllt. Der musikalische Theil des Publikums war herbeigeeilt, um die berühmteste italienische Sängerin zu hören, die elegante Welt brannte vor Neugierde, die Dame zu sehen, welche so ganz ohne Zaudern ihrem Gemahle, einem großen Herrn aus altadeligen Geschlechte, den Abschied gegeben hatte, um ihrer Neigung für einen Sänger frei folgen zu können. Der Enthusiasmus war ein allgemeiner, vielleicht noch stärker auf der Seite des musikalischen Publikums. Adelina Patti stand damals auf der Höhe ihrer Kunst und sie sang auch so zu sagen im Hinblick auf deutsche Geschmacksrichtung, ohne jegliches Effectsuchen.

Die Patti und Herr Nicolini hatten mir ihre Karten gesendet, auch war ihr damaliger Geschäftsführer Franchi bei mir gewesen, ohne mich zu Hause zu finden. Nach der ersten Vorstellung ging ich in den Kaiserhof, wo die Diva eine vollständige Wohnung im ersten Stockwerke inne hatte, um ihr die Huldigung meines Enthusiasmus darzubringen. Der Portier des Gasthauses sandte einen jungen Kellner mit mir, der mich dem anmeldenden „Kammerdiener" vorstellen sollte. Dieser, ein schwarzgelockter Bursche von 25 Jahren, mit einem der frechsten Gesichter, die mir je vorgekommen, maß mich von oben bis unten und sagte: „On ne reçoit pas". Ich wandte mich, ging zum Portier hinab und gab ihm zwei Karten für Madame Patti und Herrn Franchi mit dem Bedeuten, daß ich bei nächster Gelegenheit öffentlich den Rath ertheilen würde, man möge sich einen weniger frechen Kammerdiener anschaffen. Es verging keine Stunde, da waren Herr Franchi und ein zweiter Secretär der Frau Patti bei mir mit einer Karte der Künstlerin: „Tausend Entschuldigungen und Einladung zum Diner" in der nächsten Woche. Sie erzählten mir, es wären seit dem Tage ihrer Ankunft eine derartige Masse von Gesuchen (vulgo „Bettelbriefen") eingelaufen, daß strenger Auftrag gegeben ward, alle nicht von Mad. Patti ausdrücklich genannte Personen abzuweisen. Mir erschien diese Erklärung zum mindesten sonderbar; eine Künstlerin mit solchen Einnahmen, solch' vornehmem Haushalte und zwei Secretären, konnte doch einen dieser beiden beauftragen, die sich meldenden Leute zu empfangen und zu befragen, anstatt einem frechen Diener das Amt zu überlassen (der, wie mir später versichert ward, unter Herrn Nicolini's besonderem Schutze stand). Doch schien mir jede weitere Bemerkung nutzlos, ich bemerkte bloß lachend: „Hoffentlich wird der domestique mich nicht mehr für einen Bittsteller (petitionnaire) halten."

Das Diner bei Adelina Patti gehörte zu den unterhaltendsten und interessantesten meiner Künstlerlaufbahn. Es fand im Erdgeschosse des Hôtels, in eigens für den Abend gemietheten Räumen, statt. Adelina war bezaubernd, sie beehrte mich mit besonderer Aufmerksamkeit, erzählte mir von der Sammlung Volkslieder, die sie sich angelegt hatte, und meinte: „Ich singe jetzt französische, italienische, englische, spanische, selbst russische und hoffentlich bald deutsche Volkslieder." „Donc Vous en chantez (enchantez) dans toutes les langues," bemerkte ich. Ob dieses Wortspiel mir die Ehre verschaffte, Adelina zu Tische zu führen (so berichteten die Zeitungen), weiß ich nicht; nach meinem Dafürhalten hatte sie mich als den ältesten der Gäste gewählt. Während des Mahls führte sie das Gespräch, und sprudelnd kamen geistreiche Bemerkungen und Witzworte aus ihrem Munde. So z. B. sagte sie einmal auf ihren oben erwähnten Geschäftsführer weisend: „Das ist mein Geldvormund; er heißt zwar Franchi, in Deutschland jedoch ist er für die Marchi" (Mark); dann flüsterte sie mir zu: „Für die Marchi (mit dem Accent auf der ersten Silbe) bin ich auch, nicht aber für die Marquis" (mit dem Accent auf der zweiten Silbe; Anspielung auf ihren Gemahl Marquis de Caux). Nach dem Diner begab sich die Gesellschaft in die Wohnung der Gefeierten, es wurde Kaffee getrunken; zuletzt sang sie ein paar Liedchen, trotz des Qualms, der den Salon erfüllte. Spät nach Mitternacht schieden die Gäste von der entzückenden Künstlerin.

In größeren Gesellschaftskreisen war Adelina nicht immer so liebenswürdig. Besonders wenn sie merkte, daß man sie eingeladen hatte, um mit ihr zu paradiren, oder gar in der Hoffnung, daß sie singen werde, konnte sie sich ziemlich unwirsch zeigen, setzte sich in einen Winkel, rief ein paar Personen heran, die ihr nahestanden, und führte mit diesen ein lebhaftes Gespräch, ohne die andere Gesellschaft weiter zu beachten. — Sie war eben immer eine höchst liebenswürdige Despotin.

Von Herrn Nicolini, den jetzigen Gemahl der Diva, für den sie immer die größte Zärtlichkeit kundgab, dessen Mitwirkung sie allen Directionen und Intendanzen aufzwang, kann ich an dieser Stelle nur sagen, daß er gegen mich und meine Frau (die bei der zweiten Anwesenheit Adelinens viel mit ihr verkehrte) sich ganz besonders liebenswürdig zeigte, ich aber kein Vertrauen zu ihm fassen konnte. Personen, welche ihn genau zu kennen behaupten, versicherten zu öfteren Malen, daß er einen nicht günstigen Einfluß auf die Künstlerin übe, daß er besonders darauf bedacht sei, jede freundschaftliche Annäherung zwischen ihr und anderen Frauen zu verhindern. Ich kann keine endgiltige Meinung über ihn aussprechen. Ich für meinen Theil will hier nur eine unbekannte, aber ganz sichere und komische Thatsache von Herrn Nicolini berichten. Er wollte nicht bloß als Sänger glänzen, sondern auch als — — Er-

Digitized by Google

finder einer neuen Haarwuchspommade. In London kündigte er einen „Haarwiederbeleber, entdeckt von Herrn Ernst Nicolini“ an. „Sichere Heilung der Kahlheit“ (Capillary Regenerator, Discovered by Signor E. Nicolini. A certain cure for baldness.)*) „Neue Aera in der Geschichte des menschlichen Haares.“ „Keine Marktschreierei“, „unfehlbare Wirkung“ u. s. w. u. s. w. Ein Herr V. E. Stevens, 98 Park Street Grosvenor square, war mit der Vertheilung und Anwendung dieses Wundermittels betraut. Adelina Patti war, wie von der Schönheit des Gesanges ihres Freundes, so auch von der Unfehlbarkeit seiner Pommade dermaßen überzeugt, daß sie mit voller Bestimmtheit meinem Kahlkopfe den schönsten Haarwuchs prophezeite, wenn ich jene brauchen wollte. Nicolini wies mich an den obbenannten Londoner Friseur, dem allein die Verfügung über das Mittel zukam und verbot Adelinen, mir die Zusammensetzung zu verrathen, doch sie konnte nicht umhin, mir den Hauptbestandtheil anzudeuten. Ich versuchte den Gebrauch, bekam starkes Kopfweh und verlor noch einige von den sehr wenigen Haaren, die mir geblieben. Seither ist mir keine Kunde geworden, ob irgend Jemand „die sichere Heilung dieses Haarwiederbelebers“ an sich erprobt hat. Nicolini ist jetzt der Gemahl Adelinens, und wird wohl die partnership mit dem Friseur gelöst haben. Adelina aber, von der eine Zeit lang eine „Abschiedsrundreise“ in Deutschland vielfach angekündigt war, ist nicht gekommen; vielleicht sind ihr die Triumphe der Marcella Sembrich als ein bedenkliches Gegengewicht erschienen, zumal, den Berichten aus allen Gegenden zufolge, ihre Stimme in den letzten Jahren an Frische und Kraft eingebüßt hat.

Was soll ich nun von Marcella Sembrich sagen? Ihrer in mancher Hinsicht unvergleichliche Gesangskunst kann ich an dieser Stelle keiner Beschreibung widmen, da ja der Schwerpunkt dieser Aufzeichnungen — wie die Ueberschrift deutlich ankündigt — nicht in Kunstbetrachtungen liegt. Nur das Eine will ich sagen, daß nach voller Ueberzeugung diese Reinheit, diese Gesangsfreudigkeit an den schwierigsten Aufgaben einerseits, und anderseits dieser schöne, aller Künstelei ferngehaltene Vortrag der klassischen Arien und Lieder nicht allein mit der schönen Stimme und dem Studium zu erreichen waren, sondern auch aus dem Gemüthe geschöpft werden mußten.

Und wahrlich ein braves, ein herrliches Gemüth muß die Künstlerin besitzen, die erst nach jahrelangen Kämpfen zu großen Erfolgen und Ehren gelangt ist; die zuerst zur Klavierspielerin und Geigerin herangezogen, spät, fast zufällig ihre Stimme entdeckt hat; die im Anfange ihrer Bühnenlaufbahn von denselben Directoren und Intendanten, die sich heute um ihre Gastspiele bewerben, als unansehnlich und wenig versprechend abgewiesen wurde; die, noch unmittelbar vor ihren ersten Triumphen, an der Dresdner Hofbühne nicht zur Geltung gelangen konnte; und die nunmehr jetzt auf der Höhe des Ruhmes und glänzendsten Einkünfte ihre volle natürliche Bescheidenheit bewahrt, und so gar nichts von der Primadonna, von der Theaterfürstin angenommen hat; die mit vollen Händen Wohlthaten ausstreut; die unähnlich ihrer berühmten Colleginnen (vide Lucca-Hülsenfond-Concert), eingedenk der selbsterlebten früheren Nothtage, Tausende hingibt an Orchester-, Chor- und Schriftsteller-Stiftungen, für arme Geistes-Arbeiter; ein seltenstes, ja einzig dastehendes leuchtendes Beispiel für alle Zeiten!

Meine persönlichen Beziehungen zu der edlen Künstlerin wurden durch einen eigenthümlichen Zwischenfall eingeleitet. In Erinnerung an die Erfahrungen mit anderen Primadonnen hatte ich den Besuch des Gemahles der Frau Sembrich, des gar braven und liebenswürdigen Herrn Stengel gar nicht erwiedert, also die Absicht meines Fernhaltens deutlich zu erkennen gegeben. Ihre Triumphe im Krolltheater meldete ich mit der gebührenden Anerkennung; weiter Annäherung ward von beiden Seiten vermieden. Doch als die Künstlerin nach diesen Triumphen und nach zwei rühmlichsten Vorstellungen für wohlthätige Zwecke die glänzendsten Anerbietungen des Director Engel für Fortsetzung des Gastspieles ausschlug, um „nunmehr mit Ruhe ihrer Familie zu leben“, gab ich meiner Bewunderung solch hochkünstlerischen Gebahrens, solch gar nicht Primadonnen-artiger, bürgerlich-edler Gesinnung ungeheuchelten Ausdruck, „gerade weil ich nicht zu den ganz unbedingten Verehrern gehörte“. Und da kam der brave Herr Stengel zu mir mit dem Ersuchen seiner lieben Frau, mir persönlich zu danken für die Anerkennung. Seit jenem Tage begann unsere persönliche Bekanntschaft.

Wem je die Freude vergönnt war, Marcella Sembrich in ihrem häuslichen Kreise zu beobachten, als Gattin, Mutter, Vorstand des Haushaltes, wer sie je in ihrem traulichen Sommeraufenthalte in Kleinzschachwitz besucht hat, der wird mit mir übereinstimmen, daß dieser Frau die allen Primadonnen versagte Gabe geschenkt war: über ihre Umgebung behaglich heitere, ruhige Stimmung zu verbreiten. Man kann stundenlang mit dem Ehepaare verkehren, ohne ein Wort über Theater, Coulissengeschichten, Witzworte über Colleginnen u. dgl. zu vernehmen. Ihr ganzes Wesen athmet Freude am Dasein, an der glücklichen Ehe, an den Kindern, an der schönen Natur. Und während man im Gespräche mit genialen und geistsprühenden Primadonnen nie vergessen darf, daß man einer berühmten, gefeierten Künstlerin gegenübersteht, wird man bei Marcella Sembrich von dem schönen Gefühle durchdrungen, daß eine treffliche Frau größtes Kunsttalent mit edlem, weiblichem Gemüthe verbindet.

*) Ich besitze ein gedrucktes Exemplar dieser zwei Seiten umfassenden Ankündigung.

Feuilleton.

In der elften Stunde.

Von Oscar Levertin.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von M. v. Bröndsted.

„Nein, Du langer Satan! Komm mir nicht nahe — — »Mörder!« — — Was sagtest Du? — — »Mörder!« — — »Du willst meine Faust fühlen, merke ich!« — — »Sacrénom!« — — Schmeckte es gut, was? Fiel er? Nein! — — Leichenblaß — — Puh! klebrich, abscheulich! widerlich! — — Tropfen auf Tropfen sickert auf die Diele des Wirthshauses, roth und warm ... Allmächtiger Gott im Himmel, der Kerl ist todt! ... Ermordet! Fort, fort! ... Das Dampfschiff geht heute Abend ab. Wer kennt ihn in Schweden? ... Schnell! ... Ob sie wohl die Capitänsmütze kennen? ... Schneller! ... Mein Gott, sie ergreifen mich, sperren mich ein ... Schneller, schneller in Jesu Namen ... Gnade!“ ...

Hier schlug der ehemalige Schiffscapitän Hedenberg seine Hand hart gegen den Bettpfosten und erhob sich, die Augen geschlossen und das Hemd, wie ein von Schweiß triefender Lappen, am Rücken festgeklebt. Blaß, zum Tode erschrocken, noch bebend in der quälenden Angst des Traumes, fuhr er aus dem Schlafe auf. Das eben Geträumte verbreitete seinen phantastischen Schleier noch überall um ihn her und die scharfe Kante eines Schrankes, die er vor sich sah, erschien ihm durch die ausgeschnittene Ecke des Gesimses, als ein hoher langer Mann in braunem Anzug, tabaksbrauner Weste und schnupftabaksfarbenem Rock. Der große Mann hatte ein häßlich grinsendes, verzerrtes und mit einem dünnen rothen Kinnbart versehenes Gesicht, das hoch oben auf dem wackeligen, hageren Körper, wie ein abgeschälter Griff an der Spitze eines Rohrstockes saß. Und die kleinen, mephistopheliſchen, tiefliegenden Augen, die so boshaft, so herzlos blinzelten und ihn so höhnisch anblickten, während die dünnen Lippen ein sardonisches Lächeln kräuselte, so daß die gelben und mit Weinstein besetzten Backenzähne sichtbar wurden. — — —

Ein kalter Schauer schüttelte den Mann im Bette, wie ein Espenlaub. Sein Herz klopfte, seine Kniee schlugen gegen einander. Er hatte die Knie unter das Kinn hinaufgezogen und kroch wie ein finsterscheues Kind in wahnsinniger Furcht zwischen die Kissen, und erst als sein Kopf

Digitized by Google

machtlos auf das Kopfkissen zurücksank, merkte er, daß er nur die Kante eines Schrankes gesehen hatte. — Dann seufzte er vor Befriedigung leise auf und sah, indem er den Blick im Zimmer herumschweifen ließ, wie jedes Möbel — das Sopha, die Stühle, Tische und was sonst im Zimmer war — wieder die gewöhnliche Form annahm und plötzlich wurde es ihm klar, daß er nur geträumt, daß er ja ganz harmlos in seinem Bette im Grand Hotel du Louvre in Marseille lag. Die fieberhafte Spannung der Gesichtszüge verschwand. Eine unüberwindliche Mattigkeit ergriff alle seine Glieder. Er schloß die Augen und versuchte zu schlafen, aber es mißlang. Sein Athem war zu knapp und kurz und es röchelte und pfiff in seiner Brust, wie in einem schlechten Instrument, das unter den Fingern eines brutalen Stimmers aufkreischt. Vergebens versuchte er durch Verfolgung der verschlungenen Ornamente der Tapeten, durch unermüdliches Anstarren des Uhrzeigers, der in zierlichen, kleinen Sprüngen die Scheibe der auf dem Kamine stehenden Uhr durchmaß, sich in den Schlaf zu arbeiten. Nein, es war unmöglich. Und um das Unglück zu vervollständigen, fiel das Sonnenlicht durch die grasgrünen Sprossen der Jalousien in das Zimmer herein nnd zeichnete glänzende Flecke hier und dort auf Gardinen und Teppiche. Der wohlfeile Hotelluxus des Zimmers bekam ein gewinnendes Relief von Lustigkeit, und die Helle verursachte in ihrer ganzen südländischen, brutalen Lichtstärke einen brennenden Schmerz in den Augenlidern des Kranken.

Capitän Hedenberg nahm seine Bibel und las halblaut einige Seiten mit seiner pfeifenden, asthmatischen Stimme. Dann stand er auf und zog sich an. Einen Augenblick sah er in den Hotelhof hinab, wo das Leben schon in vollem Gange war mit kommenden und gehenden Fuhrwerken, mit eilenden, schwatzenden und sitzenden Gruppen aller Nationalitäten. Denn hier, innerhalb der sonnenbeschienenen Hotelfassade wogte das bunte Touristenleben einer Weltstadt hin und her. Der Hoteldirector stand in seiner Thür, die Hände in den Hosentaschen, der Portier in der seinigen, die Hände in dem Livréerock. Ein Kellner in schwarzem Frack mit Zwirnhandschuhen balancirte leicht auf den Fußspitzen wie ein Solotänzer quer über den Asphaltdamm des Hofes, während er so sorgfältig, wie die Pathe ihr Pathenkind auf dem Arme hält, eine staubige Rothweinflasche, sorgfältig in eine Serviette eingewickelt, trug. Einige Reisende mit hellen Röcken, blonden Kinnbärten, die Reisehandbücher in ihren Derbyhandschuhen haltend, wanderten hinaus durch die Pforte. Und der grüne Papagei schlug mit den Flügeln und grüßte die abfahrenden Omnibusse mit dem ewigen monotonen: „au revoir!“

Hedenberg ging nach vorne gebückt, hustend und spuckend mit seinem Plaid über den Schultern in's Nebenzimmer. Hier saß seine dreizehnjährige Tochter am Caffetische.

„Guten Morgen Papa!“ rief sie ihm entgegen, als er über die Schwelle trat, „Guten Morgen, guten Morgen!“

„Guten Morgen, liebe Signe,“ antwortete der Vater und strich mit seiner mageren Hand mit den geschwollenen Adern über das Haar des Mädchens. „Bist Du schon fertig, dann hast Du wohl kaum richtig ausgeschlafen?“

„Ja, gewiß!“

„Nun, das war ja schön! . . . Aber sage mir, wie fühlst Du Dich hier in Marseille? Gut? — — Hm, hm, keine gute Farbe in den Wangen! Hast Du das Fieber? Wie geht es eigentlich meinen lieben kleinen Mädchen?“

„Danke! heute bin ich ganz wohl, aber Du Vater, wie hast Du heute Nacht geschlafen?“

„O, ganz gut.“

„Vater, Vater, warum sagst Du das? Ich hörte Dich heute Nacht so lange husten und ächzen.“

„Das hat nichts zu bedeuten, liebes Kind, gar nichts! Aber dann lagst Du also auch wach?“

„Ja, ich kann nichts dafür! Ich muß es sagen, obgleich ich weiß, daß es Dir weh thut — — Das Athmen fiel mir so schwer heute Nacht, es lag mir so bleiern auf der Brust. Ich mußte aufstehen und in dem Zimmer hin- und hergehen.“

Mit unterdrücktem Weinen und zitternden Lippen schmiegte das Mädchen sich an den Vater, und er legte seinen Arm um ihren Leib und suchte sie mit seinen Liebkosungen zu beruhigen. Und mit einem erstickendem Schmerzgefühl, dessen nagende Bitterkeit sich fortwährend vermehrte, betrachtete der Vater das abgezehrte, frühreife Gesicht seines einzigen Kindes. Ihre Augen hatten einen heißen, stechenden Glanz, die Backenknochen standen hervor und das Kinn hob sich spitz und scharf über der flachen eingesunkenen Brust empor.

Uebrigens hatten sie mit einander viel Aehnlichkeit, Vater und Tochter, wie sie da standen neben einander. Dasselbe glatte, braune Haar, derselbe gebogene, fleischige Mund, dieselbe gerade Nase mit den zitternden Nasenflügeln, und dieselbe Krankheit, das plötzliche unnatürliche Erröthen der Wangen, — — dieselbe durchsichtige weiße Hautfarbe der Hände und des Gesichts, derselbe bläuliche erfrorene Farbenton der Lippen verliehen ihnen eine frappante Aehnlichkeit.

Hedenberg neigte sich herab, küßte die Stirne des Kindes und flüsterte ihm mit leiser murmelnder Stimme in's Ohr: „Mein armes, kleines Mädchen! . . . Mein süßes Herz . . . Aber sage mir ein's, Signe . . . antworte mir aufrichtig. Hast Du gestern Abend Dein Abendgebet auch mit Aufmerksamkeit gebetet?“

„Ja, Vater, ich betete für Dich und für mich und für uns Alle. Und Mutter las mir ein Capitel aus der Bibel vor, bevor ich mich zur Ruhe begab.“

„Das war recht, liebe Signe; thue nur immer so — und der gute gerechte Gott da droben wird Dir helfen und Dich hier unten in der Sonnenwärme gesund machen. Glaubst Du nicht selbst daran, mein Kind?“

„Ja—a, Vater,“ erwiderte das Mädchen scheu und starrte wie abwesend gerade vor sich hin mit ihren brennenden fieberheißen Augen.

„Ist Mutter nach einem Arzt gegangen?“

„Ja, aber sie versprach sofort zurückzukommen.“

„Ach, so . . .“

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür und Frau Hedenberg trat ein.

Es war eine große, magere, einige dreißig Jahr alte Frau mit scharfen habichtähnlichen Gesichtszügen, dünnen, zusammengepreßten Lippen und glattem, wachsgelbem Haar, das so fahl war, daß es sich von dem farblosen Marmorteint des Gesichts fast nicht unterschied.

„Der Arzt kommt später am Vormittage,“ fing sie an. „Er versprach nach einem tüchtigen Arzte zu schicken — Robida, so glaube ich, hieß er.“

„Nun, das ist gut! Ich danke Dir Bertha!“

Es entstand eine Pause. Hedenberg liebkoste Signe, aber nur mechanisch, wie man aus der Leblosigkeit der großen starrenden Augen ersehen konnte. Endlich schien das Mädchen dies auch zu bemerken, sie machte sich los und ging zum Fenster hin.

„Ich glaube, ich gehe in mein Zimmer,“ meinte Hedenberg. „Ich bin so müde! — — Gehst Du mit Bertha?“

„Ja, aber was wird Signe sich indessen vornehmen?“

„Ich wollte an Großmama schreiben.“

„So—o!“

„Ja, thue es, mein Kind; auf Wiedersehen so lange, kleine Signe!“

„Adieu, Vater!“

Aber während das Mädchen über dem Papier gebeugt dasaß mit gewissenhaftem Ernste, wie eine junge Frau, die das Zeugniß ihres ersten Dienstmädchens schreibt, den Brief buchstabirend, begannen Hedenberg und seine Frau im Zimmer nebenan ein leises Gespräch — er lag auf dem Bette; sie saß in der Fensternische mit ihrer Häkelarbeit im Schoße, den Kopf fast bis auf die Knie gebeugt in einer seltsam gezwungenen Stellung.

„Willst Du schlafen, Frederik?“

„Nein, das kann ich wohl nicht.“

„Ach, versuche es doch! Du lagst ja fast die ganze Nacht wach.“

„Glaubtest Du, ich würde hier — in Marseille schlafen können?“

Ein unheimliches Feuer flammte in Hedenberg's Augen. Er rang krampfhaft die Hände, die Lippen bewegten sich.

„Nein, um die Wahrheit zu sagen, ich habe es zu hoffen nicht ge-

Digitized by Google

wagt," antwortete die Frau und hielt die Hände wie abwehrend vor die Augen.

„Schlafen, sagtest Du? Schlafen? Nein, nein, nein, nein! Nicht schlafen! Oh, Gott sei mir gnädig!" fuhr Hedenberg immer aufgeregter und am ganzen Körper zitternd, fort. „Oh, wie sollte es auch möglich sein? Sobald ich nur einen Augenblick die Augen schließe, so sehe ich seinen Kopf sich über mich beugen, verwundet, blutig — — — Oh — — oh, es ist als ob eine todeskalte Hand mit langen Fingern — welken — nach mir greife, und wenn sie meinen Körper streift, dann ist es, als ob Alles verwelken sollte. Als ob Geschwüre an Armen und Füßen aufbrechen müßten — — — hm! Es trieft von Eiter .... die Glieder schwellen auf, verwandeln sich in unförmliche Fleischklumpen! ... Gott im Himmel, ich kann es nicht länger aushalten — — — Herr, erbarme Dich, Christus erbarme Dich, denn ... ich ... kann ... nicht ... mehr."

Und er brach in ein krampfhaftes Weinen aus, riß sich schluchzend die Haare und biß stöhnend in die Bettkissen.

Aber die Frau am Fenster, die arme magere zitternde Frauengestalt fiel mehr und mehr zusammen, mit schlaff herabhängenden Armen, wie ein Bündel Kleider ohne Kraft. Weshalb schwieg sie doch, hatte sie denn kein Wort des Trostes für ihn? — — — Oh, einen Tag meines Lebens für solch ein einziges Wort, lindernd, labend, heilend, wie ein Blick eines liebevollen Auges, wohlthuend wie der Händedruck eines Freundes! Nichts aber konnte sie finden, nichts! Nein, fort waren sie alle, alle die Worte des Mitgefühls, ausgelöscht aus ihrer Seele, ausgetrocknet auf ihrer Zunge, fort!

Und während der Mann sich krampfhaft auf dem Bette wand, sah sie deutlicher und deutlicher jene Vision, die seit Jahren die Qual ihres Lebens gewesen, die ihr Dasein rettungslos zerstört hatte ... Ja, Ja, schreien möchte sie, so deutlich sah ihre gequälte Phantasie, wie ihr Mann dem Franzosen die Todeswunde versetzte ... Ein Mörder, der Vater ihres Kindes, ein Mörder! ... Und gerade hier in Marseille war es geschehen.

Ein Matrosen-Café am Strande, unweit des Judenkirchhofes ... Der Wirth ist in den Keller gegangen nach einer frischen Flasche Limonade gazeuse. Hedenberg ist betrunken. Er ist allein mit Einem, der Absinth trinkt ... er fängt einen Streit an mit dem Absinthtrinker, einem großen, hageren Mann mit einem grinsenden Gesicht, rothem Kinnbart und gelben Zähnen ... das Werk eines Augenblickes ... da liegt er, die Eskilstunaklinge bis zum Griff in den Kopf gebohrt, gerade über der Nasenwurzel ... Und dann läuft Hedenberg ... Gott wie er läuft ... Und eine Stunde später geht der Dampfer.

Und wie sie halbliegend in ihrem Stuhl dem Muster des türkischen Teppichs folgt, fliegen alle ihre Lebenstage, freudlose und hoffnungslose, an ihren müden, ausdruckslosen Augen vorüber, mit den grausen Visionen finsterer Tage; wie sie seit zehn Jahren gewesen waren. Denn keinen Augenblick hörten die alten, nagenden Gedanken auf mit ihrer Qual, keinen Augenblick seit dem Frühjahr, als er so verändert, so blaß, scheu, mit stotternder Zunge, wie vom Schlage gerührt, zurückkehrte und nach und nach sie das Geheimniß aus ihm herauslockte, bis ihr die fürchterliche Wahrheit in ihrer ganzen grauenhaften Schauerlichkeit entgegengrinste .... Aber seit jener Zeit war es, als ob ein Dritter in das Haus eingezogen, ein Dritter, den die Welt nicht sah, der aber dennoch der despotische, unversöhnliche, herrschende Tyrann des ganzen Hauses wurde.

Und dieser Dritte war jener von Marseille, der Mann mit der langen Gestalt, die wie eine Riesenschlange sich von der Diele zur Decke erheben konnte, der Mann mit dem verzerrten Gesicht und der gähnenden Wunde in der Stirn, der ihr Blut in wahnsinnigem Schrecken erstarren ließ, einem Schrecken, der größer war, als der, welchen das furchtbarste Ungeheuer oder der Todtenkopf mit glühenden Kohlen in den leeren Augenhöhlen den Kindern einjagen kann, wenn sie während der Winterabende in der Dämmerstunde allein sind.

Und er, der Dritte, war vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Bewegung. Vom Bette erhob er sich zu derselben Zeit wie sie und zerstörte ihnen den Tag, indem er seine knöcherne Todtenhand zwischen die ihrigen legte, wenn sie einander „Guten Morgen" sagten ... Er saß am Mittagstische zwischen ihnen und verscheuchte mit einem Hohngrinsen den geringsten, heiteren Einfall, der das peinliche, ausgedehnte, allein gebietende Schweigen der Mahlzeit unterbrechen wollte. Er machte das Essen bitter, den Wein sauer — — — und wenn Fremde kamen, befand er sich auch in der Gesellschaft. In den finsteren Schatten entlegener Winkel lauerte er, guckte er durch die Thüren, schlich er sich durch Schlüssellöcher und erfüllte ihre Seelen mit einer wahnsinnigen Angst — — — und in der nächtlichen Stille, wenn sonst die Finsterniß liebevoll ihren Mantel über alles Elend und Unglück breitet, zischte er seinen heiseren Rachefluch über die Nachkommenschaft des Mannes und die Lebensfrucht des Weibes hervor, einen Fluch, der ihre Körper erzittern, der ihnen die Zunge im Munde trocken und die pochenden Schläfen von kaltem Schweiß feucht werden ließ.

Dann war die Krankheit gekommen, unversöhnlich, unabweislich, sie, sowohl Vater als Tochter, mit Krampf und Kraftlosigkeit schlagend. Der Same der Brustkrankheit, der in seiner Familie lange gekeimt hatte, entfaltete sich in diesen Jahren voll fortwährender Seelenangst, Verzweiflung und Spannung, und da lag er jetzt, von Schmerzen gefoltert, schlaflos, vernichtet — — — am meisten aber, grenzenlos grämten sie sich um ihr Kind, ihr einziges, unschuldiges Kind. Ach, das arme, arme Mädchen, welches von seiner Kindheit an kränklich und schwach gewesen, — das überspannte, seltsame Kind, welches bei dem geringsten tadelnden Worte sich in einem Nervenanfall niederwerfen, so herzzerreißend weinen und wie eine Irrsinnige mit den Armen in der Luft fechten konnte, — das arme Kind, das aufgewachsen war ohne etwas von all' dem zu kennen, was im Leben lächelnd und licht ist, unter dem Drucke einer unergründlichen Macht, die sie nicht begriff, einem geheimnißvollen Etwas, welches ihr frühreifer Gedanke ahnte, jenem furchtbaren Etwas, das alle Sonne aus ihrem Heim gebannt hatte und das ihre Eltern mitten in einem Gespräch zum Schweigen brachte, um nur zu beten und zu flehen.

Gebete! immer und immer dasselbe! Ja, blutige Thränen hatte die Frau über ihr Elend geweint, geweint als ob es das Leben gelte, aber jetzt war es, als wären ihre Thränenströme versiegt, als hätte der tägliche Schmerz, der unendliche Jammer sie gefühllos und hart gemacht, jetzt wo jeder Tropfen aus ihrem ausgezehrten Körper herausgepreßt war und ihr Gesicht mit jedem Tag mehr von der leblosen kalten Ruhe der Statue erhielt.

Während sie so über das jahrelange Weh ihres Lebens nachgrübelte, bewegte sie die Schultern und schüttelte den Kopf hin und her, dann fiel die Brust schlaff gegen ihre Kniee herab, so daß Ober- und Unterkörper gleichsam eine unbewegliche Linie bildeten, aus der das abgemagerte Gesicht mit der scharfen Adlernase wie das Haupt einer Sphinx in seiner todtblassen Traurigkeit, in seiner versteinerten Verzweiflung hervortrat. Aber eine Sphinx, die Niemand zu retten vermochte, denn es gab ja Niemand, der das erlösende Wort kannte. Nur sie selbst kannte es. Aber wie sollte sie es nennen, versteinert wie sie war? ...

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Berliner Possen und Volksstücke.

Der Versuch, ein specifisch Berliner Volksstück zu schaffen, scheint ebensowenig gelingen zu wollen, als es bisher gelang, einen echt Berliner Roman zu schreiben. Die seltsamsten dramatischen Gebilde haben wir jenem Versuche schon zu verdanken, wenn von Dank hier überhaupt die Rede sein kann; sie trafen alle nicht den richtigen Ton und mit Kopfschütteln wendete sich das einsichtigere Publikum von ihnen ab. Es ist vielleicht auch ganz unmöglich, für den Berliner Localtypus eine eigenthümliche und bezeichnende dramatische Form zu finden, denn gerade in bühnenkünstlerischer Hinsicht nährt sich das „neue Berlin", das Berlin nach 1871, durch die Zufuhr von Außen, wird es beeinflußt durch den Süden und den Westen, durch Wien und Paris. Das französische feinere Lustspiel, das Conversationsstück und auch die französische Zote sind unseren Ohren ebenso geläufig, als die derbe Wiener Komik mit ihren tausend faden Mätzchen und Wortspielen und die Wiener Volkssängerei auf der

Digitized by Google

Bühne mit ihrem oft sinnlosen Geplärre und ihren endlosen Walzermelodien. Und wie das Ohr unselbständig wurde, hat sich auch unser Auge an die Circuspracht der französischen Scenerie und an die Clownsprünge und das Gesichterschneiden der Wiener Komiker bereits so sehr gewöhnt, daß eine einfache und ihrem Inhalte nach höchst dürftige Posse uns als Ausstattungsstück geboten werden darf, daß ein Komiker nicht mehr wirkt, wenn er nicht zugleich die Künste eines Solotänzers beherrscht und daß in jedem sogenannten Volksstücke mindestens einigemale eine Schaar uniformirter Choristinnen auf der Bühne erscheinen muß, damit das Ganze „sehenswerth" wird. Es ist in der That nur ein abscheulicher Mischmasch von allen möglichen einheimischen und ausländischen „Künsten", der jetzt mit dem Titel „Posse" oder „Volksstück" belegt wird, und wenn in ihm noch einige drastische Figuren, die den märkischen Dialekt sprechen, ihre Kalauer reißen, oder die Handlung an der Spree sich abspielt, wird stolz von „Berliner Volksstück" oder „Berliner Posse" geredet, als hätte wirklich das ganz eigenthümliche und in seiner Eigenart schätzenswerthe Berliner Leben seinen dramatischen Ausdruck gefunden.

Die Kritik hat einen schweren Stand gegenüber diesen seltsamen Potpourris aus Operette, Lustspiel, Schwank, Circuspantomime und Zote, die sich mit jenen Titeln brüsten. Sie hat sich in den Tagesblättern bisher meistens auf bloße Referate beschränkt, die durch nimmermüde „Secretariatsnotizen" in den Theaternachrichten meistens in majorem Directoris gloriam vervollständigt und fortgesetzt werden, und hat also auf ihr eigentliches Amt verzichtet. Was soll auch ein einsichtsvoller und zugleich wahrer Kritiker über solche Stücke sagen, wenn er nur einigermaßen künstlerische Grundsätze hegt? Dieselben machen ja durchaus nicht den Anspruch, solchen Grundsätzen gerecht zu werden. Sie sind „gemacht", zusammengestoppelt und zugestutzt nach dem einzigen, schwerwiegenden und geldbringenden Grundsatze des „Ziehens"! Wird diese Scene ziehen, wird dieses Wort, dieses Couplet einschlagen? Das ist die große Frage, welche Autor und Director bei dem gemeinschaftlichen Verfassen des Stückes allein zu erörtern suchen; ob die Scene wahr ist und einen Inhalt hat, ob sie dem Ganzen entspricht und sich ihm folgerichtig einfügt, ob jenes Wort wirklich ein Witz oder nur ein höchst trivialer oder auch höchst zweideutiger Kalauer ist, der wie eine Bombe störend in das Behagen des Zuschauers hineinrasselt, was kümmert das Alles jene „Macher". Nur „wirken" muß es, verblüffen und erschrecken muß es, wie etwa der Salto mortale eines Clown; das nennt man dann Anregung der Nerven des Zuschauers, das nennt man dann „Schlagen" mit dem Kunstausdrucke. Was soll eine auf künstlerischen Grundsätzen beruhende Kritik gegenüber solchen Einwirkungen auf die Nerven thun?

Sie hätte allerdings schon viel thun können, seit Jahren, wenn sie ihre Pflicht immer streng erfüllt hätte. Ihr Einspruch hätte Manches im Keime unmöglich machen können, was jetzt, da es groß gewachsen, sich nicht so leicht wieder niedertreten läßt. Ihr Wort hätte jene Theaterdirectoren eingeschüchtert, deren gegen künstlerische Zwecke gleichgültige Geschäftspraxis diese theatralischen Orgien veranstaltete, ihr Tadel hätte den falschen Ruhm jener „Künstler" vernichtet, die sich jetzt wie die Pfauen blähen und als „Größen" aufspielen, weil sie durch ihre schlechten Scherze und zweideutigen Allüren die Häuser füllen. Die ernste Kritik hätte auch die sogenannten „Berliner" Possen und Volksstücke in ihrer eigentlichen Nichtigkeit und zweifelhaften Zusammensetzung unmöglich gemacht und vielleicht dadurch den Anlaß gegeben, daß eine Fortbildung jener älteren echt Berliner Posse, die noch auf künstlerischer Grundlage beruhte, in einfachen Formen stattgefunden hätte.

Aber die Kritik hat ihr Amt in dieser Hinsicht versäumt. Die Theatertheile der meisten unserer Tagesblätter gewähren jenen Circusstücken denselben Raum, wie den wirklich dramatischen Aufführungen, und so konnte es kommen, daß wir diese Mischmaschposse immer weiter vordringen und Platz greifen sehen. Ursprünglich war lediglich das Centraltheater ihre Stätte; seitdem ein Director dort reich geworden und die Zugkraft des in bunter Ausstattung vorgeführten Blödsinns sich als evident erwies, hat jetzt auch das Wallnertheater einmal den Versuch gemacht mit einer solchen „Berliner Posse", und siehe da! der Versuch bewährte sich: das inhaltlich ganz unbedeutende, ja höchst triviale Stück „Im neuen Berlin" füllte die Häuser; der „Climbim" — wie der Berliner sagt —, der um die Abenteuer eines Bierreisen machenden Strohwittwers gemacht wurde, „zog", und das Verderben kann nun seinen Gang weiter gehen. In der That hat es den Anschein, als ginge es diesen Gang. Das Ostendtheater hat bereits seine etwas edlere Tendenz, welche es sogar zu einer Stätte für Wildenbruch'sche Stücke machte, wieder aufgegeben und führt nun veraltete Possen mit Singsang auf und auch das Belle-Alliance-Theater cultivirt jetzt mit Felix Schweighofer als Gast das sogenannte „Volksstück". Dem Anzengruber'schen „Stahl und Stein", das dieser Bezeichnung wirklich entspricht, folgte auf der letztgenannten Bühne der „Rosenonkel", ein Volksstück in vier Acten von L. Treptow und L. Herrmann. Die Namen der Autoren verrathen, daß wir es hier mit einem „Berliner" Volksstück zu thun haben, und in der That zeigt es alle oben erwähnten Eigenschaften eines solchen. Eine triviale Idee ist verbrämt mit einem Mischmasch von Ausstattungskünsteleien, Couplets, schlechten Kalauern und sogar größeren Gesangseinlagen; auch die uniformirten Choristinnen fehlen nicht: diesmal sind es schwedische Sängerinnen. — Wird endlich das Berliner Publikum solcher Potpourris nicht müde werden? Die erste Aufführung des „Rosenonkels", die trotz des vortrefflichen Spieles Schweighofer's, eine nicht gerade enthusiasmirte Zuhörerschaft hatte, ließ die Hoffnung auf diese endlich eintretende Ermüdung rege werden. Aber es wäre wirklich gut, wenn nicht erst die Uebersättigung des Publikums mit derartigem dramatischen Zeuge einzutreten brauchte, um ihm ein Ende zu bereiten. Es gibt noch einen anderen Factor, der es unmöglich machen müßte, und der ist — der gute Geschmack. O. B.

Notizen.

Aus dem Czarenlande. Gestalten und Geschichten von Erwin Bauer. (Berlin, A. Deubner.) — Das Heil unserer belletristischen Literatur wird bekanntlich seit einiger Zeit von Osten erwartet, und es läßt sich nicht leugnen, daß der russische Realismus frischer und gesunder anmuthet, als der französische Naturalismus, der seinen Namen nur der sich zersetzenden und Verwesungsmiasmen verbreitenden Natur zu verdanken scheint. Erwin Bauer ist mit vielem Erfolge bei seinen russischen Vorbildern, Turgenjew, Gogol, Tolstoi und Dostojewski in die Schule gegangen und weiß uns den Glauben beizubringen, daß er Personen und Verhältnisse, die er schildert, kennt. Da ist die verbildete Dame der russischen Aristokratie, die sich kraft ihrer französelnden und philosophelnden, mit ein wenig Salonnihilismus versetzten Selbsterziehung zu einer Lebensanschauung heraufgeschwindelt hat, die in dem pessimistischen Satze: „Es lohnt sich nicht" gipfelt. Natürlich fällt sie dem ersten besten Verführer in die Arme, dessen erheuchelte Sentiments sich ihr trotzdem „zu lohnen" scheinen. Die Enttäuschung bleibt nicht aus und sie stirbt trostlos und verzweifelnd mit dem nach ihrer Meinung nun doch bewährten: „Es lohnt sich nicht" auf den Lippen. „Ein seltsamer Historiker" bringt die verlumpte Figur eines Patrioten, der seine Liebe zum lettischen Vaterlande in Käse und Branntwein umsetzt, indem er für eine nur in seiner Einbildung existirende Geschichte des lettischen Stammes Abonnenten sammelt. Begeisterung und Schnaps führen ihn, von Schutzleuten gestützt, auf das Polizeibureau. Die Skizze „Vor den Geschworenen" ist unseren Lesern aus der „Gegenwart" bekannt. Sie enthält die meisterhafte Vertheidigung eines Vatermörders, stellt die natürliche Empfindung dem starren Buchstaben des Gesetzes gegenüber und gipfelt in dem Satze, daß das, was vor Gott gerecht sei, auch vor den Menschen gerecht sein müsse. In den Figuren der beiden engbefreundeten Mustercommis Tugoumow und Tolstobojuchow kommt der Humor zu seinem Rechte. Sie lieben, betrinken, prügeln und vertragen sich, Letzteres über dem Grabe einer gemeinsamen stillen Liebe! Die letzte Novellette „Es geht nicht" bringt den Urtypus des starkherzigen und willensschwachen Russen niederen Standes, dessen beste Vorsätze der Versuchung des Schnapses erliegen. Erquicklich sind die Meisten dieser Gestalten nicht, aber sie sind durch und durch wahr, und eine ernsthafte Literatur kann nur auf dem Boden der Wahrheit gedeihen. Daß der künstlerisch verklärte Naturalismus seine Motive aus dem Auslande importiren muß, will uns nicht unumgänglich nöthig erscheinen, aber seine bisherigen Erfolge lassen eine Zeit erhoffen, wo den fabulirenden Poeten für das, was sich in ihrer nächsten Umgebung zuträgt, die Augen aufgehen. G. M.

Ludwig Ganghofer: Edelweißkönig. Eine Hochlandsgeschichte. — Oberland. Erzählungen aus den Bergen. (Stuttgart, Ad. Bonz & Co.) — Das erste dieser Bücher trägt ein Etwas an sich, das nicht so leicht zu verstehen und zu definiren ist, ein märchenhaftes, symbolisirendes Element, welches durch ein ganz in dem schönen, poesievollen Aberglauben des Naturvolkes befangenes Bauernmädchen verkörpert ist. Der Edelweißkönig ist diesem holden Kinde eine wirkliche Gestalt und dadurch, daß es der Dichter verstanden hat, Wirklichkeit und Märchen in dem Gedankenkreis des Mädchens glaubhaft und glücklich zu verschmelzen, wird diese Figur mit ihrem innigen Glauben und ihrer reinen Kinderseele uns selbst zu einem poetischen Symbole des reinen Menschenthums, wie es die Einwirkung einer großartigen Natur mit ihren überwältigenden und geheimnißvollen Beziehungen auf das in ihr so winzige Menschenkind erzeugen muß. Die Natürlichkeit des Denkens spricht sich auch in dem Aberglauben aus wie die Natürlichkeit der Gesinnung in der Innigkeit, mit welcher das Volk ihm anhängt. Deshalb sind auch die anderen Menschen dieser Geschichte so wahr und treuherzig, so fest in ihrer Liebe, so bestimmt in ihrem Wollen und so kernig in ihrem Wesen, weil sie von der großen Natur, die sie umgibt, ihr Handeln und Denken abhängig machen und beeinflussen lassen. Das Märchenhafte der Erzählung ist darum nicht zu tadeln; es gehört zu den innigsten Eigenheiten der Menschen, wie sie uns Ganghofer schildert, daß sie so naiv und herzlich den Geheimnissen des Geschehens und der Natur gegenüber stehen, wie die Gestalten eines Märchens. — Noch eine Sammlung kleinerer Erzählungen aus Ganghofer's Feder ist seitdem erschienen: „Oberland". Wie im „Edelweißkönig" erfreuen wir uns auch hier an der schönen Natürlichkeit der Schilderung, an der herzigen Art, wie Ganghofer seine Leute zu reden, zu denken und zu handeln lassen weiß. Das Humorvolle, was sich schon in dem meisterhaft wiedergegebenen Dialecte so vielfach ausdrückt, tritt in den meisten dieser Erzählungen schon in der Handlung in den Vordergrund, während es im „Edelweißkönig" auf einzelne Figuren beschränkt bleibt. Die „Fährmännin" bildet den Glanzpunkt der in „Oberland" gesammelten Erzählungen besonders durch jenen Humor. Der schlaue bäuerliche Vermittler, der „Klammerer" verdient zu den besten humoristischen Gestalten unserer Literatur gerechnet zu werden. O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Neuester belletristischer Verlag
von Hermann Costenoble in Jena.
In allen Buchhandlungen und besseren Leihbibliotheken vorräthig:

Byr, Rob., Irrwische. Roman. 3 Bde. 8. broch. ℳ 12.—
Wie alle früheren Romane des geistreichen und beliebten Autors zeichnet sich auch dieses, sein neuestes Werk durch seine Diction und prächtige Schilderung aus.

Fels, Egon, Adriana. Roman. 3 starke Bände. 8. broch. ℳ 13,50.
Nach mehrjähriger Pause ein neuer, äußerst spannend geschriebener Roman des beliebten Verfassers.

Hesekiel, Ludov., Templer und Johanniter. Roman. 2 starke Bände. 8. broch. ℳ 9.—
Der Roman schildert auf Grund eingehender Studien den Untergang des Templer-Ordens.

Malet, Lucas, Oberst Enderby's Frau. Roman. 2 starke Bände. 8. broch. ℳ 9.— Einzig autorisirte deutsche Uebersetzung.
Die deutsche und englische Kritik urtheilt, „daß mit Lucas Malet ein neuer Stern am Horizonte der Romandichtung aufgegangen ist und sich derselbe unbedingt dem bisher größten englischen Schriftsteller Thackeray an die Seite stellen darf"

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien:

Reisebilder
aus Ostafrika und Madagaskar
von **Dr. C. Keller** in Zürich.
Mit 43 Holzschnitten.
gr. 8. geh. Ladenpreis 7 ℳ.

Die in vorliegender Schrift niedergelegten Schilderungen sind im höchsten Grade anziehend und allgemein verständlich geschrieben; dieselben entstammen durchweg eigener Anschauung, da der Herr Verfasser Ostafrika in den Jahren 1882 und 1886 selbst bereiste.

Deutsche Feuilleton-Zeitung.
Für Redactionen als Manuscript gedruckt.
Herausgeber: Greiner & Caro. Redacteur: Ernst Wechsler.
Berlin, Unter den Linden 40.

Diese Wochenschrift enthält 3—4 Artikel zu je ca. 200 Druckzeilen und ist für größere politische Tagesblätter bestimmt.

Die Leitung der **„Deutschen Feuilleton-Zeitung"** hat es sich zur ernsten Aufgabe gemacht, nur das Feuilleton vornehmsten Genres zu pflegen und hat die ersten deutschen Autoren zu ihren getreuen Mitarbeitern gewonnen, u. A.: Erwin Bauer, Karl Bleibtreu, Heinrich Bulthaupt, Hedwig Dohm, Georg Ebers, Th. Ebner, Marie Ebner-Eschenbach, Professor Heinrich Ehrlich, Ludwig Aug. Frankl, Otto Franz Genschen, Adolf Glaser, Wilhelm Goldbaum, Hans Hoffmann, Hans Hopfen, Sara Hutzler, Gustav Karpeles, J. Kastan, Wolfgang Kirchbach, Prof. J. Kürschner, J. Landau, Otto von Leixner, J. Linke, Fritz Mauthner, M. Wilhelm Meyer, Stephan Milow, Otto Neumann-Hofer, Julius Rodenberg, Schulte vom Brühl, Siegfried Samosch, Rob. Schweichel, August Silberstein, Eugen Sierke, Karl von Thaler, A. Trinius, J. von Weilen, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ludwig Ziemßen, F. von Zobeltitz ꝛc. ꝛc.

Der Inhalt der **„Deutschen Feuilleton-Zeitung"** wird stets von künstlerischem Werth und interessanter Mannigfaltigkeit sein: Sie bringt Plaudereien, auch mit actuellem Hintergrund **hauptstädtische Briefe** aus Berlin, Paris, Wien, London, Rom, St. Petersburg, Amerika ꝛc., populärwissenschaftliche Skizzen, Berichte über bedeutende Ereignisse, sie wendet ferner ihre Aufmerksamkeit der Kunst und Literatur zu, verschließt sich nicht novellistischen Leistungen geringeren Umfangs und öffnet Poesien bei besonderen Anlässen ihre Spalten.

Die Honorirung geschieht sofort nach Abdruck oder auf Wunsch nach Annahme des Manuscriptes. Sechs Monate nach Erscheinen ist der Beitrag unbeschränktes Eigenthum der Verfassers.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart und Leipzig.

Die Leutringens.
Roman von
A. von Klinckowström.
2 Bände.
Preis geheftet ℳ 6.—; fein gebunden ℳ 7.—

Einer aus der Masse.
Roman von
Alexander Römer.
Preis geheftet ℳ 4.50; fein gebunden ℳ 5.50.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bibliothek d. Gesamtlitteratur.
Neuerdings sind u. A. erschienen:
Nr. 129. Der Verwendbare. Erzählung von **Wilhelm von Wartenegg.** Geh. 25 ₰. Geb. 50 ₰.
Nr. 114. 115. Neues Buch der Lieder von **Paul Baehr.** Geh. 50 ₰. Geb. 75 ₰. Prachtband 1 ℳ 30 ₰.
Nr. 134. 135. 136. Ungarisches Novellenbuch. Diese 3 Bände enthalten Novellen von **Petöfi, Jokai, Benicziey-Bajza, Csiky u. Mikszath,** welche bisher in deutscher Uebersetzung nicht vorhanden waren. Geh. à 25 ₰. Geb. à 50 ₰.
Nr. 143—145. Persischer Diwan. Blütenlese aus der Persischen Poesie. Hrsg. von **Jul. Hart.** Geh. 75 ₰. Geb. 1 ℳ. In eleg. Prachtbd. mit Goldschn. 1 ℳ 50 ₰.
Jedes **einzeln** käufliche Bändchen ist mit Einleitung und dem Bildnis des Verfassers versehen. Vollständiges Verzeichnis gratis und portofrei.
Verlag von **Otto Hendel** in Halle a. S.

Verlag von A. Bonz' Erben in Stuttgart.
Es erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kunsthistorische Studien
von
Dr. Paul Salvisberg.

Heft 1. Inhalt: Paris u. die französ. Kunst. — Courbet und der moderne Impressionismus in der französ. Malerei. 64 Seiten gr. 8°. Preis 3 Mark.

Heft 2. Inhalt: Die französ. Wandmalerei. 74 Seiten gr. 8°. Preis 3 Mark.

Heft 3/4. Inhalt: Die deutsche Kriegsarchitektur von der Urzeit bis auf die Renaissance. 142 Seiten gr. 8°. Preis 6 Mark.

Jedes Heft ist einzeln käuflich.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XXXI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 15. October 1887. Band XXXII.

OCT Lib

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Kornzollfrage. Von Karl Walcker. — Verkehrsreformen in Amerika und England. Von Max Quarck. — **Literatur und Kunst:** Ein deutscher Abend in einem italienischen Dichterheim. Von Friedrich Boettcher. — Der Roman eines amerikanischen Generals. — Dürer und die Reformation. Von Robert Stiaßny. — **Feuilleton:** In der elften Stunde. Von Oscar Levertin. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von M. v. Bröndsted. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die Kornzollfrage.

Von Karl Walcker.

Dieser Gegenstand hat eine große volkswirthschaftliche und politische Bedeutung. Es handelt sich dabei nicht bloß um die Getreide- und Brotpreise, sondern auch um die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit der 1879 versuchsweise eingeführten Schutzzollpolitik des Deutschen Reiches, um die Frage der Rückkehr zum Freihandelssystem, eines Handelsvertrages mit Oesterreich-Ungarn, eines Handelsvertrages mit Rußland und andere wichtige Fragen, namentlich auch um das Problem einer großartigen Hebung der deutschen Landwirthschaft und Industrie.

Die verhältnißmäßig stärksten Gründe, welche von gemäßigten, gelehrten Freunden der Kornzölle vorgebracht wurden und werden, lassen sich ungefähr folgendermaßen formuliren. In Folge der amerikanischen, osteuropäischen und indischen Concurrenz ist die deutsche Landwirthschaft in eine schwierige Lage gerathen. Sie muß sich durch intensivere Ackerbausysteme mit stärkerer Viehzucht helfen, und dieser Fortschritt soll durch niedrige, mäßige Kornzölle erleichtert werden. Diese Gründe klingen im ersten Augenblick plausibel, sind aber doch unhaltbar. Selbst wenn sie stichhaltig wären, so würden sie überdies gegen Kornzölle, für Zölle auf Schlachtvieh, Fleisch, Butter, Käse, Geflügel, Eier, Gemüse und Obst sprechen; obgleich auch diese Zölle aus anderen Gründen nicht empfehlenswerth sind. Kornzölle waren und sind ferner nur um den Preis industrieller Schutzzölle und anderer Schädigungen der Landwirthschaft zu haben. Niedrige Kornzölle gleichen daher Trinkgeldern, mit denen sogar Großgrundbesitzer die nöthigen Be- und Entwässerungen, Bodenmischungen und intensiveren Ackerbausysteme gar nicht durchführen könnten, selbst wenn sie es wollten. Die Agrarier wollen aber in der Regel gar nicht. In sämmtlichen Wahl-, Vereins- und Reichstagsreden, Petitionen, Broschüren, Journalartikeln und sonstigen Kundgebungen praktischer Landwirthe kornzöllnerischer Richtung dürfte nie, oder fast nie der Gedanke vorkommen, daß der Gewinn aus den Kornzöllen zu landwirthschaftlichen Fortschritten verwandt werden müsse. Die Agrarier pflegen im Gegentheil die Möglichkeit und Nützlichkeit einer Einschränkung des Kornbaues und Ausdehnung der Viehzucht zu leugnen, nach hohen Kornzöllen, dem Bimetallismus, dem Wollzoll, Spiritusmonopolen und ähnlichen Dingen zu trachten.

Die meisten und einflußreichsten Kornzöllner sind Agrarier der untervölkerten, ostelbischen, sog. „reinen" Ackerbaugegenden Preußens. Im Nachfolgenden soll daher ausschließlich, oder fast ausschließlich, von diesen Gegenden die Rede sein. Die Agrarier haben Recht, wenn sie behaupten, daß Tausende von preußischen adeligen und bürgerlichen Rittergutsbesitzern in Gefahr sind, früher oder später bankrott zu werden, und daß die meisten derselben vermittelst rettender Maßregeln im Besitz erhalten werden können und sollen. Die Agrarier haben aber Unrecht, wenn sie hohe Kornzölle zu solchen rettenden Maßregeln rechnen. Kornzölle sind vielmehr für richtige Agrarier das, was Spirituosen und Morphium für Trunk- und Morphiumsüchtige sind, ein süßes, aber verderbliches Gift. Kornzölle bestärken die Agrarier in ihrer unbewußt selbstmörderischen Politik und dieser Grund ist der wichtigste, Ausschlag gebende Grund gegen Kornzölle. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß dieselben auch der deutschen Kornausfuhr nach England, den Kornhändlern, den Brotconsumenten, namentlich den arbeitenden Klassen schaden und zu Repressalien Rußlands und Oesterreich-Ungarns gegen die Ausfuhr deutscher Industrieprodukte führen. Rationell wirthschaftende und sparsam lebende Rittergutsbesitzer, Domänenpächter, Rittergutspächter und Bauern Preußens, Bayerns, Sachsens und anderer deutscher Staaten zeigen, daß die deutsche Landwirthschaft noch heute rentabel, zum Theil sehr rentabel ist. Die Hauptgründe der hohen Verschuldung vieler Agrarier liegen in Folgendem. Die ostelbischen Rittergüter sind meist viel zu groß, sie umfassen z. B. in Pommern 3000—5000 Morgen. Die Spuren der ursprünglichen Eroberung slawischer Latifundien sind noch immer nicht verwischt. Der deutsche Bauernstand ist in diesen Gegenden numerisch schwach entwickelt, zum Theil zur Zeit der Hörigkeit „gelegt", d. h. seines Grundeigenthumes beraubt, zu landlosen Knechten gemacht worden. Er entbehrt auch noch heute einer zeitgemäßen Landgemeindeordnung und anderer nothwendiger Dinge. Selbst fleißigen und sparsamen Arbeitern ist es unmöglich, sich Grundeigenthum zu erwerben, selbständig zu werden. Sie wandern daher massenhaft nach Amerika und den übervölkerten Großstädten und alten Industriebezirken aus. In Folge dessen ist der Arbeitermangel so arg, daß nach einem tüchtigen, conservativen Kenner dieser Zustände pommersche Gutsbesitzer froh sind, ihre Ländereien mit ständigen Trupps aus den Gefängnissen der benachbarten Städte bestellen zu können, und daß man in der Gegend von Stargard bis Köslin meilenweit (!) kein Haus, kein Dorf sieht. Dazu kommen die Verschwendungen, welche die Agrarier mit allzu luxuriösen Herrenhäusern und landwirthschaftlichen Ge-

Digitized by Google

bäuden treiben, das hohe Spiel und die übrigen noblen Passionen, mit welchen man das größte Vermögen der Welt in Kurzem durchbringen kann, und mit welchem so viele Agrarier und Söhne von Agrariern sich ruiniren, der landwirthschaftliche Schlendrian und die nicht zu leugnende Schwierigkeit einer guten Versorgung der jüngeren Söhne. Letztere wäre zu heben, wenn capitalkräftige deutsche Landhandelsgesellschaften die deutschen und österreichisch-ungarischen Magnatenlatifundien zerschlügen, so daß Tausende von jüngeren Söhnen der Landgentry und der Bauern als Verwalter und Pächter gute Stellungen fänden und häufig selbst Grundbesitzer würden.

Hohe Kornzölle und empfindlich drückende Kornzölle sind nicht immer identisch. Wenn die Kornpreise z. B. allmählich um 50—60 Procent fallen, so wird sogar ein hoher Kornzoll von 50 Procent des Kornwerthes von den Brotconsumenten wenig oder gar nicht gespürt. Ein Kornzoll von 25 oder weniger Procent wird dagegen schon sehr empfindlich gespürt, wenn er die gewohnten Brotpreise um 25 Procent steigert. Hohe Kornzölle der erstgenannten Art bestehen bereits im Deutschen Reiche. Die Agrarier streben indeß nach hohen Kornzöllen der zweiten Art, die man überhaupt gewöhnlich meint, wenn man von hohen Kornzöllen spricht. (Der Umstand, daß die deutschen Kornzölle Gewichtzölle sind, kommt hier nicht in Betracht. Der Einfachheit halber ist auch angenommen, daß die Brotpreise genau im Verhältniß der Kornpreise und Kornzölle steigen, obgleich dies Steigen in Wirklichkeit nach einem verwickelteren Verhältniß erfolgt. Hinsichtlich verschiedener Punkte der Kornzollfrage, die ich der Kürze halber übergehen muß, verweise ich auf Professor Theodor Freiherr von der Goltz's verdienstvolle, bei Parey in Berlin erschienene Schriften über die landwirthschaftliche Betriebslehre und Krisis und meine kleine, bei Roßberg in Leipzig erschienene Schrift „Gegen Kornzölle".)

Der Glaube der Agrarier an die Möglichkeit der Durchführung hoher, empfindlicher Kornzölle ist ein ähnlich krasser Aberglaube wie der mittelalterliche Hexen- und Zauberglaube, oder irgend eine Utopie der Socialisten, z. B. Fourier's Prophezeiung eines Limonadenmeeres. Eine künstliche Steigerung der Brotpreise um ein oder wenige Procent würde vielleicht von den Massen der Reichstagswähler, überhaupt des Publikums, noch schweigend hingenommen werden. Eine beträchtliche, empfindliche Steigerung der Brotpreise würde indeß zu einem gesetzlichen, aber unwiderstehlichen Entrüstungssturme der öffentlichen Meinung führen, der die Kornzölle, das Fideicommißinstitut, das Latifundienwesen und ähnliche Dinge hinwegfegen würde. Hört doch nach D. Hansemann's treffender Bemerkung in Geldsachen die Gemüthlichkeit auf. Selbst wenn jemals in irgend einem Reichstage eine empfindliche Erhöhung der Kornzölle durchzusetzen wäre, was mindestens fraglich ist, so würde sich das alte Sprüchwort „Gestrenge Herren regieren nicht lange" mit Veränderung des zu Verändernden auch bei den hohen Kornzöllen bewähren. Die überaus mächtige und einflußreiche, seit den 1830er Jahren politisch geschulte, an constitutionelle Kämpfe gewöhnte Großindustrie Rheinland-Westfalens und anderer Gegenden würde und könnte sich und ihren Arbeitermassen hohe Kornzölle schon deshalb nicht gefallen lassen, weil sie dadurch gegenüber England und anderen Ländern mit gar keinen, oder niedrigen Kornzöllen concurrenzunfähig würde. Bei einer kornzollpolitischen Kraftprobe zwischen der Großindustrie und der öffentlichen Meinung einerseits und den extremen Agrariern andererseits wäre ein rascher und glänzender Sieg der öffentlichen Meinung unzweifelhaft. Sind doch sogar viele gemäßigte Kornzöllner und Conservative Gegner der agrarischen Heißsporne und Schwarmgeister. Wenn die Agrarier nicht bei Zeiten von ihrem Wahne zurückkommen, daß sie im Vertrauen auf erträumte hohe Zukunftskornzölle beliebig irrationell wirthschaften und beliebig viel verschwenden können, so werden sie von Bankiers und anderen städtischen Capitalisten, sowie von verständig wirthschaftenden Landwirthen massenhaft ausgekauft werden und zu Grunde gehen.

Kurz, die extremkornzöllnerischen Forderungen sind leicht zu widerlegen. Schwieriger, aber keineswegs unlösbar ist die Frage, wie man Kornzollagitationen und ähnlichen reactionären Bestrebungen ein für alle Mal vorbeugen kann. Es kommt offenbar darauf an, eine Verständigung zwischen den Freihändlern und den Großindustriellen, den Freihändlern und den gemäßigten Agrariern herbeizuführen, um die extremen Agrarier zu isoliren und matt zu setzen. Auch die Art der Verständigung ist durch die Natur der Dinge gegeben. Die Freihandelspartei, die, trotz ihren Verdiensten, in einem Theile ihrer Glieder, noch immer vom extremen laissez faire, von unstaatsmännischer Sachunkenntniß und Indolenz angekränkelt ist, muß mit ihrem Schlendrian brechen und im Verein mit der Großindustrie und verständigen Landwirthen für die Hebung der Industrie und Landwirthschaft*), für die allmähliche Beseitigung der Schutzzölle und für freihändlerische, den Freihandel anbahnende Handelsverträge eintreten. Eine solche staatsmännische Reformpolitik großen Stiles wäre auch für den Weltfrieden von Wichtigkeit. Es ist kein besonders erbauliches Schauspiel, daß zwei natürliche Alliirte, wie das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn, sich auf handelspolitischem Gebiete aus schutzzöllnerischen Motiven gegenseitig bekämpfen, statt miteinander einen freihändlerischen Handelsvertrag zu schließen. Ein deutsch-französischer Handelsvertrag mag zur Zeit nicht zu erlangen sein; ein deutsch-russischer dürfte indeß wohl zu erstreben sein, weil die mächtigen Ausfuhrinteressen beider Staaten durch das Absperrungssystem des anderen Theiles schwer geschädigt werden. Unter sonst gleichen Umständen ist der Weltfrieden desto gesicherter, je freihändlerische Systeme in Europa herrschen; denn in Frankreich und Rußland gehen schutzzöllnerische und chauvinistische Hetzereien Hand in Hand; und selbst nach großen Kriegen ist ein gutes Verhältniß beider Theile desto eher zu erwarten, je freihändlerischer, je freundlicher sie sich im Handel und Verkehr entgegentreten. Auf dem Gebiete der allgemeinen Wehr- und Schulpflicht, der Arbeiterversicherung und anderen Gebieten gibt das neue, mächtige Deutsche Reich so zu sagen die politischen Moden an, und eine großartige Hebung der deutschen Landwirthschaft würde in Frankreich, Rußland und den übrigen Großmächten Nachahmung finden, d. h. dem Absatze der deutschen Industrie nützen, die Stellung der selbst in Frankreich und Rußland nicht ganz fehlenden antichauvinistischen, friedensfreundlichen Reformfreunde stärken.

Kein Geringerer als der Feldmarschall Graf Gneisenau hat bereits in den 1820er Jahren, zu einer Zeit ungewöhnlich niedriger Kornpreise, nach der bekannten Pertz-Delbrück'schen Biographie Gneisenau's, praktisch gezeigt, wie ein Großgrundbesitzer seine zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung bringen kann. Er beabsichtigte schon 1818 auf seinen Gütern in der Provinz Sachsen fast gar kein Getreide mehr zu bauen, fast nur Viehzucht zu treiben. Er war ferner ein Gegner der Fideicommisse, und er verkaufte Parcellen seiner in derselben Provinz belegenen Herrschaft mit bestem Erfolge an ganz arme Leute. Er sprach sich im preußischen Staatsrathe für den Freihandel, für die Aufhebung der Prohibitiv- und Schutzzölle aus. Als er 1826 einsah, daß er zu groß gelebt hatte, so stellte er durch weise Sparsamkeit und die erwähnten landwirthschaftlichen Verbesserungen das Gleichgewicht seines Budgets wieder her.

Aehnlich bemerkte der verstorbene preußische Minister des Innern Graf F. A. Eulenburg in einer Debatte über die Auswanderung der ländlichen Arbeiter am 24. Januar 1873 im preußischen Abgeordnetenhause: „Wir müssen hinwirken auf dem Lande auf Hebung der Industrie, auf Förderung des Wegebaues, der Eisenbahnen und des Canalbaues. Ich weise hin auf die Einführung landwirthschaftlicher Maschinen, auf die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse auf dem Lande, auf die Erleichterung der Ansiedelung (d. h. also auf die Schaffung eines zahlreichen grundbesitzenden Bauern- und Arbeiterstandes), auf die Förderung des Sparkassenwesens ..." Der

*) Um nicht früher Gesagtes zu wiederholen, erlaube ich mir auf meinen Artikel „Unsere chronische Wirthschaftskrisis" in Nr. 36 der „Gegenwart" von 1887 zu verweisen.

Digitized by Google

stenographische Bericht zeigt, daß diese Worte vom Hause mit „lebhaftem Beifall" aufgenommen wurden. Möge dies staatsmännische Reformprogramm des ausgezeichneten Großgrundbesitzers und praktischen Landwirthes der östlichen Provinzen Preußens bei der gegenwärtigen Bewegung für innere Colonisation gebührend berücksichtigt werden. Schon Chamisso sagt:

„Es sproßt der Stamm der Riesen
Aus Bauernmark empor."

Verkehrsreformen in Amerika und England.

Von Max Quarck.

„Prairiefeuer" war der Spottname, welchen die Freunde der großen amerikanischen Eisenbahngesellschaften für eine Volksbewegung erfanden, die Ende der 1860er Jahre im Westen der Vereinigten Staaten, zuerst unter den Farmern, entstand. In jener Zeit waren die amerikanischen Eisenbahnen nahe daran, statt der 23 Meilen, mit denen sie 1830 begonnen hatten, deren ein halbes Hunderttausend zu umfassen. Und sie hatten sich zu dieser Blüthe entwickelt unter einem Freihandelssystem im Inneren, wie wir in Europa es uns kaum vorstellen können. Das geschichtliche „Vorurtheil", daß sich große Verkehrsstraßen aus Regalien entwickelt haben und demgemäß, vermöge ihres öffentlichen Charakters, immer noch wenigstens in gewisser Hinsicht staatlicher Aufsicht unterstehen müssen — dieses „Vorurtheil" kennt man in Amerika so gut wie nicht. Dort wurden und werden die Eisenbahnen gebaut, wie diesseits des Oceans Häuser oder Schiffe. Ein bischen Concession hat dem Unternehmen voranzugehen, meistens eine bloße Formalität. Dann kann aber die betreffende Unternehmergesellschaft auf und mit der erbauten Linie schalten und walten, wie sie will. Kein Mensch hat ihr Etwas darein zu sagen, wie sie ihre Fahrordnungen, Betriebsreglements und Tarife für Güter oder Personen einrichten will. Es herrscht eine vollständige Eisenbahnanarchie, wenn der Ausdruck erlaubt ist.

Sonst wäre es auch nicht verständlich, wie die amerikanischen Eisenbahnen es sich gefallen ließen, daß von den achtunddreißig vereinigten Staaten jedes eine andere Eisenbahngesetzgebung einschlagen kann. Es gab nämlich bislang keine einheitliche Legislatur in dieser Richtung. Nur die großen Pacificbahnen sind, wenn man so will, „gemeinsame" Bahnen. Sie haben nämlich seiner Zeit von der Gesammtregierung der Republik aus den noch nicht zu Staaten erklärten Territorien Landschenkungen erhalten, und sich dafür verpflichtet, eine Art financiellen Oberaufsichtsrechtes der Republik zu dulden, das jedoch ebenfalls sehr gering bemessen ist. Im Uebrigen unterliegt jede Linie ebensoviel Eisenbahngesetzgebungen, als sie Staaten durchläuft, und die amerikanischen Bahnen würden sich, wie gesagt, dieser Sachlage kaum anbequemt haben, wenn in irgendwelchen Staaten überhaupt wirksame Gesetze existirt, oder wenn auch nur die wenigen bestehenden, bis hinauf zu den Eisenbahncommissionen gewisser Staaten, nicht lediglich auf dem Papiere gestanden hätten.

Anarchie schafft den Absolutismus, schrankenlose Concurrenz schließlich die drückendsten Monopole. So barg das absolute Freihandelssystem, unter dem die amerikanischen Eisenbahnen aufblühten, bereits die Keime zu jenen Auswüchsen, unter denen seit Jahrzehnten der dortige Schienenverkehr leidet. Völlige Willkür in der Tariffestsetzung, die unsolideste finanzielle Gebahrung, Hand in Hand damit die gänzliche Majorisirung aller capitalsschwächeren Linien durch die capitalskräftigeren, schließlich die Vereinigung riesenhafter Schienenstrecken und Verwaltungen in den Händen weniger Monopolisten, oder wo dies nicht angängig, wenigstens die brüderliche Verbindung dieses halben Dutzends von „Eisenbahnkönigen" zu dem Zwecke, um dem Publikum im schmutzigen Eigeninteresse oder in demjenigen affiliirter Riesenunternehmungen das Fell über die Ohren zu ziehen — man kennt diese Zustände auch in Europa als die äußeren Symptome jener von uns skizzirten Entwickelung zu gut, als daß wir näher auf sie einzugehen brauchten. An ihnen entzündete sich auch das „Prairiefeuer".

Die westlichen Farmer mußten nämlich bei den weiten Wegen, die ihre Transporte nach dem Westen zurückzulegen hatten, Unregelmäßigkeiten in der Tarifbehandlung und Monopolauswüchse überhaupt naturgemäß am Ersten und Meisten spüren. Sie gaben aber dennoch nur das Signal zu einer viel umfassenderen Agitation — so weite Kreise wurden von der Wirthschaft der Eisenbahnringe geschädigt. Abgeordnete, Advokaten, Alles, was in Amerika an der Spitze großer Bewegungen zu stehen pflegt, nahmen im Westen die Agitation auf und setzten sie, bald stärker, bald schwächer bis auf den heutigen Tag fort. Das statistische Amt zu Washington, die Gesetzgebung des Staates New-York mußten, dem Drucke der öffentlichen Meinung nachgebend, in den siebziger Jahren Umfragen und Erhebungen über die Pools oder Ringe und ihre Folgen für den Verkehr vornehmen, die natürlich nur ungünstig für die Interessenwirthschaft der Bahnen ausfielen. So wurde denn endlich im vorigen Jahre das Eine erreicht: die großen Bahngesellschaften sahen ein, daß der breiten Bewegung gegenüber wenigstens ein Beschwichtigungsmittel räthlich erscheine, damit so bloßstellende Dinge nicht mehr in der weitesten Oeffentlichkeit erörtert würden. Und sie ließen es, da bekanntlich die Mehrheit des amerikanischen Congresses klingenden Vorstellungen durchaus zugänglich ist, zu, daß diese Körperschaft aus zwei ihr vorliegenden Gesetzentwürfen über den Eisenbahnverkehr in den Vereinigten Staaten ein drittes Gesetz mache, welches unter dem Namen Interstate Commerce Bill schon am 5. April d. Js. in Kraft getreten ist. Sein Name rührt eben daher, daß mit ihm endlich der Eisenbahnverkehr in der ganzen Republik, über die Grenzen der Einzelstaaten hinaus, geregelt werden soll.

Wenn wir das neue amerikanische Verkehrsgesetz als bloßes Beschwichtigungsmittel bezeichnet haben, so ist damit noch nicht gesagt, daß es nicht ganz ernsthaft, ja sogar drakonisch — aussehen könne. Man darf an die amerikanische Art, Gesetze zu machen und durchzuführen, nicht mit europäischen Begriffen herantreten. Man versteht es dort meisterhaft, anscheinend tief einschneidende Maßregeln auf das Papier zu bringen, die sich bei näherem Zusehen und namentlich in den Händen gewandter Advokaten in Folge verschiedener Hinterthürchen, die an ihnen angebracht sind, als vollständig wirkungslos erweisen. Nur so löst sich der Widerspruch, daß man in Amerika mit dem 5. April auf einmal einen Sprung von der nahezu unbeschränkten Freiheit im Eisenbahnverkehrswesen zur engsten gesetzlichen Beschränkung gemacht zu haben schien, und die Sache hört auf, „wunderlich" und „unbegreiflich" zu sein, wie sie selbst deutschen Fachblättern dünkte.

Die Hauptbestimmungen der neuen Verkehrsbill sind kurz folgende — schon bei ihrer Zusammenfassung wird der trügerische Werth derselben klar werden. Die Bahnen sollen ihre Tarife jetzt vor dem Inkrafttreten veröffentlichen. Dazu das Hinterthürchen: Tarifnachlässe dürfen auch ohne Veröffentlichung gewährt werden, und da sich jeder günstigere Tarif als Nachlaß bezeichnen läßt, so ist die ganze Bestimmung schon so gut wie aufgehoben. — Sodann: weder für Personen noch für Frachtgüter darf unter gleichen Umständen und Bedingungen für eine kürzere Strecke mehr, wie für eine längere Linie und Richtung gefordert werden. Das klingt auf den ersten Augenblick sehr kategorisch. Das eine Hinterthürchen ist aber schon mit der geschickten Wendung geöffnet: „unter gleichen Umständen und Bedingungen". Wann wird ein Richter bei der Mannigfaltigkeit des modernen Verkehres je feststellen können, daß eine Beförderung unter genau denselben Umständen und Bedingungen stattfinde, wie eine andere? Der zweite Ausweg kommt aber noch: die Eisenbahnen können „in besonderen Fällen" sogar von der Befolgung der Vorschrift befreit werden! Und dies bei der Kernbestimmung des ganzen Gesetzes! Wenn wir da noch hinzufügen, daß eine Commission von 5, schreibe fünf Mitgliedern mit der „Durchführung" dieses Gesetzes betraut ist, bei einer Ausdehnung des

Digitized by Google

amerikanischen Eisenbahnnetzes von 132,936 Meilen in 1886, zu denen in 1887 nicht weniger als 15,000 weitere Meilen gebaut werden sollen, und wenn wir damit schließen, daß erst die Civilklage eines Geschädigten nöthig ist, um den neuen schwachen Apparat in Bewegung zu setzen, eine Civilklage, die bei ihrer Umständlichkeit gerade in Amerika und dem eigenthümlichen Abhängigkeitsverhältniß, in welchem der Kunde immer mehr oder weniger zur Bahn steht, nur in den seltensten Fällen angestrengt werden wird, so haben wir das Nöthige zur Kritik der neuesten amerikanischen Verkehrsreform zusammengetragen.

Der Monat, in welchem das „Reformgesetz" in Kraft trat, ist in dem Augenblicke, da wir schreiben, noch nicht zu Ende, und schon geben uns die Thatsachen Recht. Die Kernbestimmung der Bill über Differentialtarife ist bereits von der Ueberwachungscommission auf unbestimmte Zeit außer Kraft gesetzt worden! Damit ist das ganze Gesetz so gut wie beseitigt. Ein Gerichtshof, der United States Court in Oregon, hat dieselbe Bestimmung sogar für unconstitutionell erklärt! Da ferner eine Hauptbahn der Linien nach dem Westen nur zu einem Siebentel im Gebiete der Vereinigten Staaten liegt und demgemäß auch nur zu diesem Theil ihrer Strecke der Interstate Commerce Bill untersteht, so kann dieselbe die übrigen Gesellschaften bedeutend unterbieten. Eine Folge davon ist, daß die großen Stammlinien ihr Kartell, wie es das Gesetz nebenbei will, zwar aufgelöst haben, aber an dessen Stelle eine — Trunk-Line-Association bildeten, deren Zweck, „den Austausch des Verkehrs unter sich zu erleichtern", d. h. sich zu gemeinsamen Vorgehen gegen das Publikum zu verständigen, natürlich derselbe ist, den das nominell abgeschaffte Kartell verfolgte. Aus den großen Kaufmannskreisen in Francisco kommen auch schon Beschwerden über die Höhe gewisser neuer, wie es scheint doch gesteigerter Tarife einzelner Colonialwaaren dorthin, und man spricht davon, daß der Congreß bei seiner nächsten Tagung die ganze Angelegenheit einer neuen Berathung unterziehen müsse. Welcher Art, neben den Bahngesellschaften selbst, die treibenden Kräfte sind, die schon jetzt hinter diesen der neuen Bill feindlichen Aeußerungen stehen, werden wir am Schlusse unserer ganzen Betrachtung zu erörtern haben, nachdem wir auch die englischen Reformbestrebungen kurz überblickten — wir finden dort eine werthvolle Analogie. Einstweilen benutzten die amerikanischen Bahngesellschaften das Inslebentreten der sogenannten Reform nur noch sehr vortheilhaft für sich dazu, alle Freibillete, Provisionen an Agenten für verkaufte Fahrkarten und Aehnliches abzuschaffen. Dies ermöglicht ihnen einerseits große Ersparnisse, andererseits soll die Maßregel offenbar die Betheiligten empfindlich treffen und ihnen zu Gemüthe führen, welch' ein unpraktisches Ding das neue Gesetz sei. Dabei wird aber nach allem Angeführten das alte Monopolunwesen in der Hauptsache auch jetzt noch seine Blüthen treiben, nur unter dem Deckmantel eines scheinbar bessernden Gesetzes — ein Zustand, der für die öffentliche Moral weit schlimmer ist, als der frühere gesetzlose. —

In England lag eine durchaus gleichartige Verkehrsreform im März d. J. dem Parlamente zur Berathung und Beschlußfassung vor. Aber die Railway und Canal Traffic Bill macht schon jetzt auf den unbefangenen Beobachter denselben fragwürdigen Eindruck, wie das amerikanische Gesetz. Lord Stanley ist bereits der vierte Präsident des Board of Trade, der innerhalb zweier Jahre die undankbare Aufgabe der Ausarbeitung einer Eisenbahnbill zu erledigen hatte. In Großbritannien kennt man jene Auswüchse des freien Wettbewerbes der Eisenbahnen nicht in dem Maße, wie jenseits des Oceans. Und doch legte auch schon das letzte Ministerium Gladstone dem Parlamente ein neues Eisenbahngesetz vor, das die Revision sämmtlicher Eisenbahntarife bezweckte. Der Entwurf wurde jedoch nicht zum Gesetz, weil die Auflösung des Parlamentes aus Anlaß der irischen Differenzen dazwischen kam. Nun ist es eine der ersten Sorgen des neuen Toryministerums gewesen, aus Gesetzesvorschlägen Mundella's, Stanhope's und Chamberlains eine neue Bill zusammenzusetzen. Dieselbe verlangt die Abschaffung der jetzigen, durchaus ungenügenden Eisenbahncommission und deren Ersetzung durch eine neue, qualificirte Behörde. Die hauptsächlichste der übrigen Bestimmungen betrifft auch hier die Differentialtarife, und sie nimmt dieselbe halbe, schwankende Stellung der Frage gegenüber ein, wie die amerikanische. Zwar wird von allen Gesellschaften die Vorlegung ihrer Tarife zur Billigung durch das Handelsamt, eventuell durch das Parlament verlangt, sodaß die Behörde der Bevorzugung gewisser Gegenden und Personen steuern kann. Auf der anderen Seite dürfen aber Differentialtarife belassen werden, falls die Eisenbahndirectionen darthun können, daß die Bevorzugung nöthig ist, um den Verkehr zu bekommen. Diese Nothwendigkeit darzuthun, dürfte jedem nur halbwegs gewandten Director nicht schwer fallen. Um diesen Punkt drehten sich denn auch hauptsächlich die neulich stattgefundenen Debatten des Oberhauses. Von der äußersten Rechten wollte man die gründliche Beseitigung aller Differentialtarife; die Mehrheit der Lords billigte jedoch die Bestimmung der Regierungsvorlage, und die Bahngesellschaften sind mit der letzteren, wie aus ihren Fachblättern hervorgeht, sehr zufrieden. Das englische Gesetz versucht auch nicht in jenem Grade, wie das amerikanische, den Schein einer durchgreifenden Reform zu wecken. Es will nur die flagrantesten Fälle einer ungerechtfertigten Tarifbevorzugung treffen, allerdings wiederum nicht ohne die rabbulistische Voraussetzung „eines Transportes gleicher oder ähnlicher Waaren", die ja angesichts der Vielgestaltigkeit unseres modernen Verkehrs schon bei der amerikanischen Bill so fragwürdig erschien. Im Uebrigen ist die englische Reform überhaupt eine noch verschwommene Erscheinung gegen die amerikanische, bei welcher das Charakteristische der ganzen Wirthschaftsbewegung äußerst scharf und klar zum Ausdrucke kommt. Wir haben deshalb nach Feststellung der Hauptanalogie nur noch die Summe zu ziehen, welche sich aus dem Zusammenfallen der skizzirten Verkehrsreformen in Amerika und England für die wirthschaftliche Erkenntniß ergibt.

Prägnant tritt in beiden Ländern zunächst das Eine hervor. Die Nothwendigkeit einer größeren Einflußnahme öffentlicher Gewalten auf so wichtige Verkehrsmittel, wie es die Eisenbahnen sind, kommt hier deutlicher, dort undeutlicher zum allgemeinen Bewußtsein. Man ist natürlich am weitesten in Amerika, weit aber auch in England von dem Gedanken einer Verstaatlichung der Schienenstrecken entfernt, wie er sich in Deutschland so schnell Bahn gebrochen. Aber meritorisch gehören die Gesetzgebungsversuche bezüglich des Tarifwesens in jenen beiden Staaten in dieselbe Kategorie moderner Wirthschaftsströmungen, wie die deutsche Eisenbahnverstaatlichung. Daß man unter den gegenwärtigen Machtverhältnissen in den Vereinigten Staaten mit dem Gedanken der Tarifgesetzgebung mehr spielt, als an seine ernste Durchführung denkt, und daß man in England äußerst zaghaft auch in der Form an ihn herantritt, ändert an jener interessanten Thatsache des Sichbesinnens der freihändlerischsten Völker auf ihr wirthschaftliches Herrschaftsrecht auch im inneren Verkehr Nichts.

Die Halbheit aber, mit welcher die neue Strömung von vornherein behaftet ist, führt zu einem anderen Ausblicke. Ebenso wie die moderne Colonialbewegung, sind die Verkehrsreformen in England und Amerika nebenbei Wirkungen oder Symptome jenes neuerdings besonders lebhaft geführten Kampfes um den Weltmarkt und des Bestrebens nach stetiger Erweiterung desselben, in welchen alle modernen Industriestaaten wetteifern. Der innere Markt ist überall so besetzt, daß eine Ausdehnung über die Grenzen des engeren Productionsgebietes hinaus zur Nothwendigkeit wird. Daher die Bewegungen für Einführung von Handelsmuseen und Ausfuhrmusterlagern, daher aber auch die Verkehrsreformen in den beiden industriellsten der modernen Länder, mit denen wir uns beschäftigt haben. Am deutlichsten tritt dieses Motiv, das bei Amerika mehr im Hintergrunde steht, bei England hervor. Die Engländer sind bekanntlich neuestens sehr schlecht auf die deutsche Industrie zu sprechen. Dieselbe hat ihnen in der letzten Zeit allerdings

Digitized by Google

manche bedeutende Absatzgebiete nicht bloß streitig gemacht, sondern sogar abgerungen. Bei den letzten Debatten im englischen Oberhause kamen diese Gründe, auf welche wir die Tarifreformversuche zurückführen, auch unverhüllt auf die Oberfläche. Ein Landlord wies darauf hin, daß die amerikanische Lebensmittelconcurrenz leichtes Spiel in England habe, weil transatlantisches Fleisch auf der Strecke Liverpool-London 25 Shillinge für die Tonne und den Kilometer, englisches dagegen 50 Shillinge koste. Seit Jahren beklagen sich z. B. die Obstzüchter in Kent und Sussex darüber, daß die Eisenbahnen ihnen höhere Sätze berechnen, als den Händlern in Deutschland, Frankreich und Belgien. Deshalb ist es auch kein Zufall, daß in den Vereinigten Staaten wie in England die Landwirthe das drängende Element bei der Verkehrsreform gewesen sind. Sie, sowie die kleinen und mittleren Gewerbetreibenden empfinden die Ueberschwemmung des Marktes mit fremden Erzeugnissen am schwersten. Die mit weitreichenden Verbindungen und Mitteln arbeitende Großindustrie aller Länder hat dagegen wegen billiger Massentransporte gleiches Interesse mit den Eisenbahnen aller Länder. Die letzteren sorgen ja auch, wie wir sahen, diesseits und jenseits des Oceans dafür, daß ihnen die Verkehrsreformen nicht viel anhaben können. —

Unter diesem zuletzt hervorgehobenen Gesichtspunkte des Wettbewerbes auf dem Weltmarkte betrachtet, erscheinen die Vorgänge in Amerika und England, von denen wir berichteten, für die deutsche Industrie durchaus nicht gleichgiltig, wenn sie auch vorläufig nicht zu ihrem Nachtheile ausgeschlagen sind.

Literatur und Kunst.

Ein deutscher Abend in einem italienischen Dichterheim.

Von Friedrich Boettcher.

Wenige der zahllosen deutschen Italienfahrer kennen den herrlichen Meerbusen von Spezia; die meisten sausen mit dem Schnellzuge von Genua nach Pisa an ihm vorüber, und die vereinzelten, welche Halt machen, begnügen sich mit Besichtigung der Stadt Spezia; höchstens wandert einmal einer nach dem in einigen deutschen Reisehandbüchern und Romanen gefeierten Portovenere. Mit Recht gilt dies am westlichen Ende des Golfs gelegene uralte Felsennest, mit dem Blicke einerseits über die ganze Breite des blauen Busens und die grünen Olivenberge hinweg auf die gewaltigen Zacken der apuanischen Alpen, andererseits auf das unendliche Meer mit den steil abstürzenden Ufern, als der landschaftlich großartigste Punkt. Aber der volle Zauber der Gegend liegt doch auf der östlichen Seite, wo die Ortschaften Lerici und San Terenzio überaus vorzügliche Seebäder bieten. Sie sind nicht elegant, diese Bäder, und die Zahl der Gäste hält sich in mäßigen Grenzen, aber sie vereinigen Alles, was das Baden zu einem unvergleichlichen Genusse zu machen vermag: einen sich weit hinaus erstreckenden von feinkörnigem Sande gebildeten Grund, ein klares, warmes, stark salzhaltiges Wasser, ein fast ununterbrochen gutes Wetter und eine das Auge immer neu entzückende Gestaltung der Küste.

Diese Vorzüge führten mich mit meiner Familie in diesem Sommer zum zweiten Male nach Lerici. Das kleine Städtchen ist den August über vollgestopft mit Fremden; kommt man aber, wie wir, Anfang oder Mitte Juli, so hat man Concurrenz noch wenig zu fürchten. Zwei ausgezeichnete Badeplätze stehen zur Auswahl, eine dem Orte nahe gelegene kleine Bucht mit einem niedlichen „stabilimento di bagno“ und eine etwas entferntere größere. Jene hatte ich vor drei Jahren benutzt; diesmal gab ich der letzteren den Vorzug, weil sie unstreitig den besten Strand in der ganzen Umgegend besitzt. Der Mangel einer besonderen Anstalt zum Auskleiden ist allerdings unbequem. Einzelne suchen einen Ersatz durch Errichtung transportabler Zelte; die Meisten aber begnügen sich mit einem Felsvorsprunge, dem Reste eines von der Brandung zerstörten Gemäuers und dergleichen.

Wenn ich an den heißen Tagen der ersten Julihälfte zwischen 5 und 6 Uhr Nachmittags von dem schmalen Felsenpfade in die Vallata — so heißt die Bucht — hinabstieg, lag eine tiefe Stille über der Landschaft. Von den noch sehr dünn gesäten Fremden kam selten einer bis hierher, einige Eingeborene badeten gewöhnlich auf der der Stadt zunächst gelegenen Seite; in der Mitte der Bucht zog sich die gegen die winterliche Fluth besonders dick und hoch aufgerichtete Schutzmauer einiger Gehöfte einförmig und öde dahin; höchstens vor der Villa des Marchese Ollandini saß zuweilen eine kleine Gesellschaft, die sich bis zum Essen von dem jovialen Hauskaplan die Zeit vertreiben ließ; weiterhin hörte man nur noch den tausendstimmigen Lärm der Cicaden in den Olivenwäldern und das leise Rauschen der sanftbewegten Wellen.

Unsagbar wonnig war es in dieser Einsamkeit. In den warmen Kies des Strandes dahingestreckt, den Rücken an einen Felsblock gelehnt, lag ich im Schatten eines mit immergrünen Eichen, Kastanien und Pinien dicht bewachsenen Hügels und wartete in behaglicher Träumerei der Abkühlung zum Bade. Vor mir die tiefblaue Fluth, bald von einem leichten Segelfahrzeug oder von einem der zwischen Lerici und Spezia verkehrenden Dampfer durchfurcht, bald spiegelglatt sich ausdehnend in die Unendlichkeit; links Alles, von dem trotzigen Kastell von Lerici und dem terrassenförmig an die Bergwand gelehnten Städtchen bis hinauf zu den kahlen Gipfeln der Höhen, von der Abendsonne vergoldet, aus dem dunkeln Grün der Oliven hie und da ein Dörfchen oder eine Villa mit leuchtenden Oleanderblüthen und hochragenden Cypressen freundlich hervorlachend; rechts, jenseits des Golfes, im röthlich-duftigen Schatten, das jäh aus dem Meere emporragende Portovenere, die stattliche Insel Palmaria und als äußerster Vorposten gegen die Fluth das kleine, kühne Felseneiland Tino.

In diesen Anblick versunken, hätte ich stundenlang träumen und schließlich die Hauptsache, das Bad, ganz vergessen können, wenn ich trotz aller Einsamkeit nicht doch Gesellschaft gehabt hätte, die an einige Regelmäßigkeit gewöhnt war. Allabendlich, wenn ich um die Ecke nach der Vallata bog, sah ich schon von weitem drei merkwürdige Erscheinungen, die mit den Muschelkalkgrotten drüben wie verwachsen schienen. Ein schlankes junges Mädchen saß auf einem Felsvorsprunge hart am Meeresrand, sodaß die Wellen den Saum ihres Gewandes zu netzen schienen, neben ihr kauerte eine ältere Frauengestalt, und in einiger Entfernung rückwärts, im Halbdunkel einer Felsnische, lagerte ein kräftiger Mann, nur mit Hemd und Beinkleidern angethan, den breitkrämpigen Strohhut tief in die Stirne gedrückt, zu seinen Füßen ein schwarzbrauner Hofhund. Zwischen 6 und 7, wenn die Stunde des Pranzo geschlagen hatte, kam er regelmäßig an mir vorüber, und in kurzen Zwischenräumen folgten ihm die beiden Frauen, bis alle drei in einem nahen Seitenwege verschwanden.

In den ersten Tagen war ich zu sehr durch die Natureindrücke überwältigt, als daß mir diese stereotypen Begegnungen besonders aufgefallen wären; dann aber begannen sie, meine Aufmerksamkeit zu fesseln. Zunächst die jugendliche Gestalt, ein hochgewachsenes Mädchen, das kaum 17 Jahre zählen konnte. In ihrer Haltung lag eine ungesuchte Vornehmheit, in ihren Bewegungen eine natürliche Anmuth, in dem feingeschnittenen Gesichte ein gemessener Ernst; man hätte eine altgriechische Erscheinung zu sehen glauben können. Einen eigenthümlichen Gegensatz zu ihr bildete ihre Gefährtin, ein wettergebräuntes Weib in den ersten vierziger Jahren, das schwarze Haar bis hart auf die dichten Augenbrauen über die Stirn gekämmt, von kräftigem Körperbau, jedoch nicht ohne eine sozusagen fröhliche Elasticität, die tiefliegenden dunkeln Augen immer heiter glänzend, wozu sie nicht selten die kerngesunden, blendend weißen Zähne blitzen ließ.

Aber eigenthümlicher noch erschien mir bald die dritte Person, ein Mann, dessen dunkles Haupthaar noch mäßig von

Digitized by Google

grauem Schimmer überzogen war. Sein fast adamitisches Costüm — den Rock trug er stets auf dem Arme — stach seltsam ab von der signorilen Haltung, die auf den ersten Blick die Herrschaft über die gesellschaftlichen Formen erkennen ließ. Was mochte ihm durch den Kopf gehen, während er in seiner Felsgrotte stundenlang in der gleichen Stellung anscheinend finster dahin brütete? Und wenn er in meiner Nähe vorüberschritt, hörte ich ihn gewöhnlich geheimnißvoll vor sich hinmurmeln; nur selten traf mich ein Blick seiner träumerischen braunen Augen.

In Lerici erfuhr ich leicht, daß er der pensionirte Bersaglierehauptmann Petriccioli sei, der in der Vallata auf seinem Landgute sitze und allnachmittäglich mit seiner Tochter Ifigenia und seiner verwittweten Schwester zum Strande herabsteige. Unter seinen Landsleuten sei er als Dichter geschätzt.

Ich beschloß, den Mann kennen zu lernen. Als er wieder an mir vorüber kam, erhob ich mich von meinem Kieslager und stellte mich ohne Weiteres vor. Er grüßte freundlich und, nachdem er sich Namen und Heimath noch einmal hatte nennen lassen, sagte er warm, fast stürmisch: „Sie sind ein Deutscher! Ich liebe Deutschland wie mein Vaterland! Sie müssen mich einen Abend besuchen.“ Ich war etwas erstaunt über diesen unerwarteten Erguß, sagte aber selbstverständlich mit Vergnügen zu, indem ich mir zugleich die Erlaubniß erbat, meine Frau mitzubringen.

Am nächsten Tage mied ich das Bad, und gegen 7 Uhr Abends machten wir uns auf nach der Villa Petriccioli. Vom Strande der Vallata führt zuerst der Weg nach S. Terenzio den Berg hinauf, dann biegt ein Seitenpfad in ein Campo von dichtem Pflanzenwuchs. An den Olivenstämmen rankt sich und schlingt sich von einem zum andern die Rebe; Myrthe und Lorber mischen ihren würzigen Duft mit dem Aroma der Pinie, ein wenig abseits winkt ein schattiger Hain immergrüner Eichen und Kastanien. Ganz eigen war's uns zu Muthe, als wir das baumhohe Rohr, welches einen vertrockneten Bergbach umgibt, durchschritten hatten. Von beiden Seiten waren wir eingeschlossen durch langgestreckte Weinlauben, und über den schmalen Pfad tief herab hingen fruchtbeschwert die schönblätterigen Aeste des Feigenbaumes, — ein Labyrinth vielversprechender Vegetation. Endlich ging es einige Stufen in die Höhe, und nach wenigen Schritten tauchte aus dem üppigen Durcheinander das ansehnliche Haus hervor, die geräumige Terrasse von schönen Bogen getragen, vor ihm eine riesige, stolze Palme, deren weitgebreitete Aeste sich in dem lind vom Meere heraufwehenden Abendwinde leise wiegten. Unter dem mächtigen Baume lag der Länge nach auf dem etwas ansteigenden Boden mein Dichter, eine Ode des Horaz in den Wipfel hinauf declamirend, auf der Marmorschwelle unter den Arcaden saß die stattliche Frau des Hauses, umgeben von ihrer Tochter Ifigenia und deren Tante, im Hintergrunde auf einer Bank eine ehrwürdige Greisengestalt, mit langem weißem Bart und einem mächtigen Rohrstocke in der Rechten — wie sich später herausstellte, der 92jährige Vater des Hausherrn.

Wir hätten uns bei diesem Anblicke wie in eine andere Welt verzaubert vorkommen können, hatten aber garnicht erst Zeit dazu; denn sofort erhob sich Alles, und Herr Petriccioli streckte uns die Hand entgegen mit den Worten: „Fühlen Sie sich bei mir wie auf deutscher Erde, denn ich bin Ritter der Krone Preußen!“ Da mir die Gewissenhaftigkeit, mit welcher die Italiener ihre Ordensauszeichnungen stets in ihrem Titel zu führen pflegen, längst bekannt war, konnte ich mich über die Eile, mit welcher unser Wirth uns von der erwähnten Thatsache in Kenntniß setzte, nicht wundern, und über den Anlaß, aus welchem ein italienischer Offizier den preußischen Kronenorden erhalten, brauchte ich mir nicht den Kopf zu zerbrechen.

Wir schritten zu den Damen, und auch dem wackeren Patriarchen, der mir zum Gruße mit großer Bravour ein langes lateinisches Citat an den Kopf warf, wurden wir vorgestellt. Dann ließ sich die ganze Gesellschaft zwanglos nieder, und nach kurzem Austausch der üblichen Redensarten begann der Hausherr: „Nun muß ich Ihnen doch erzählen, wie ich zu dem preußischen Orden gekommen bin. Im Winter 1873 war ich in die Berge von Salerno zur Verfolgung der Briganten commandirt, ein trauriges Geschäft und dabei überreich an Anstrengungen und Entbehrungen. Eines Abends im Februar fand ich nach einem entsetzlich stürmischen Regentage Obdach in einer berüchtigten Räuberhöhle. Als ich, die von Kälte und Nässe erstarrten Glieder am Feuer wärmend, über das Hundeleben, welches ich, abgeschnitten von aller menschlichen Cultur, nun schon seit Wochen führte, ein wenig nachdachte, überkam mich ein wahrer Zorn über ein Wort, das ein italienischer Dichter den Zeitgenossen in's Gesicht geschleudert: „E tutta, in ogni umano stato, ozio la vita“ („Das ganze Leben in allen menschlichen Verhältnissen ist Müßiggang“). Ich hatte das unwiderstehliche Bedürfniß, meinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Durch die seltsame Localität poetisch angeregt, stand mir sofort der Plan zu einem lateinischen Gedichte fest. Ich wollte jenem thörichten Worte die ganze moderne Culturentwickelung sowie das gewaltige staatliche Ringen der Völker entgegenhalten und mich dann trösten, daß inmitten dieser majestätischen Leistungen auch das geringfügige, von Keinem beobachtete Schaffen — parva in magnis — rühmlich sei, wenn es zum Besten des Vaterlandes gefordert werde. In diesem Zusammenhange und im Strome des Dichtens konnte ich nicht anders, ich mußte Zeugniß geben von dem, deß mein Herz voll war, und so wurde mein Gedicht auf seinem Höhepunkte zu einem begeisterten Hymnus auf die herrliche Auferstehung Deutschlands. Ich widmete es dem Kaiser Wilhelm und erhielt den Orden, auf den ich stolz bin.“

So erzählte unser Wirth. Dann überreichte er mir das inzwischen von Ifigenia herbeigeholte „Parva in magnis“ selbst, ein prächtig gedrucktes, mit der Aufschrift „Guglielmo Prussiae Regi et Germaniae Imperatori dedicatum“ und dem deutschen Reichsadler versehenes Quartheft, zeigte mir die erwähnte Stelle und declamirte mit ungekünsteltem Pathos:

.... En Teutonus armis
Pro Patria insurgens! ... Hinc bello fulminat Istrum,
Hinc Rhenum, herculeo promens miracula nisu.
Huc Liger, huc tumidos ingenti clade Mosella
Devolvunt fluctus, huc Matrona, Seguana, Dubis.
Eruit ille urbes Gallorum et funditus arces:
Agmina confregit, confractaque dispulit ultro,
Vel folia antumni stridens Aquilone procella:
Imperium et gazas, signa armaque, sceptra domumque
Turbine corripuit, totoque a culmine vertit:
Quidquid Galliae erat, monumentum immane triumphis!
Ingeminant plausum populi: Germania, salve!
Io! ... Io! ... Italiae redimita per aethera longum
Diditur, aeternumque sonant Sadowa! Sedanque!
Qui Caesar! quae Majestas! quae exordia Gentis!
Et, si incredibilis rerum fama occupet orbem,
Heroum incrementum ingens, Fredericia Proles;
Quae struis, et coeptis quae mox deducta trahentur,
Magna tamen super et magnis et maxima fient.

Ich brauchte eine Weile, mich von meinem Erstaunen zu erholen, dann reichte ich dem Dichter die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen als Deutscher. Möchte sich Alles erfüllen, was sie von uns hoffen, und möchten wir immer gute Freunde bleiben!“

„Das klingt etwas kleinmüthig“, erwiderte er. „Wie? ein Volk, so alt und zugleich so jung, wie das deutsche, ein Volk, das eben erst seine nationale Kraft herrlicher bewährt hat, als je zuvor in einer mehr als tausendjährigen Geschichte, ein solches Volk könnte auch nur einen Augenblick zweifeln an seiner Zukunft, an seiner Fähigkeit, noch immer Größeres zu leisten? Ich weiß, es gibt noch Zwistigkeiten und Unfertigkeiten bei Euch. Für uns in der Ferne sind dieselben nicht vorhanden, wir sehen nur Eure gesunde Stärke, und wir glauben an Eure Zukunft, weil uns der Verstand sagt, daß wir an sie glauben müssen. Und was das Freundschafthalten zwischen Italien und Deutschland anlangt, so weiß ich wohl,

Digitized by Google

daß solch warme Gefühle, wie ich sie für Deutschland hege, nicht überall bei uns getheilt werden; ganz sicher aber bin ich, daß jeder besonnen Urtheilende von der Naturgemäßheit und Nothwendigkeit dieser Freundschaft überzeugt ist. Ganz abgesehen von der Aehnlichkeit unserer der Geschichte angehörenden Schicksale — wir haben keine einander kreuzende Interessen, dagegen finden wir auf dem Wege unserer nationalen Weiterentwickelung und Befestigung stets den gleichen Gegner. Das genügt!"

Geraume Zeit tauschten wir auf diese Weise unsere Gedanken, bis wir den Damen in das Haus folgten. Dort gab uns Ifigenia auf dem Clavier einige italienische Weisen zu hören. Dann drängte man auch meine Frau, etwas zu spielen. Sie griff aus dem beschränkten Repertoir, welches sie auswendig beherrscht, Beethoven's sogenannten Trauermarsch heraus. An sich paßte er in die Situation gewiß nicht herein, aber er that seine Wirkung. Der Hausherr, welcher der Musik bisher wenig Interesse zu schenken schien, wurde aufmerksam, seine Augen glühten bei den wuchtigen Accorden, er setzte sich neben das Clavier, „Gesù Maria!" stöhnte er ein über das andere Mal vor sich hin, und als das Stück zu Ende war, rief er wie in Ekstase aus: „Ich bin nie in Deutschland gewesen, verstehe kein Wort Eurer Sprache, aber hier fühle ich das Wehen des deutschen Geistes. O, daß ich den Tag erleben möchte, da wir Seite an Seite in's Feld ziehen werden! Dann soll mein altes Schwert wieder aus der Scheide fahren für unsere und für Eure, für unsere gemeinsame Sache!" —

Draußen stand jetzt der Vollmond goldig am wolkenlosen Himmel, von der Terrasse schweifte der Blick über das Dickicht der Bäume im Vordergrunde hinweg und an dem dunkeln Kastell von Lerici vorbei auf die endlos glänzende Fläche des Meeres, die südländischen Cicaden hatten ihr lautes Geschwätz eingestellt, nur eine Grille zirpte hie und da nach deutscher Weise; wohlthuender Friede lag über dem Ganzen. Lange saßen wir hier beim feurigen Weine des Landes im Kreise dieser wundersamen Menschen, und einen besonderen Genuß bereitete uns noch unser Wirth, indem er uns das neuerdings von ihm in seiner schönen Muttersprache verfaßte Gedicht „Dogali" vortrug, ein zum Besten der Hinterbliebenen dieser modernen Thermopylenkämpfer veröffentlichtes kleines Epos von echt poetischer Empfindung, edlem Gedankenreichthum und schwungvoll-schöner Diction. Mitternacht war längst verronnen, als wir uns von der trefflichen Familie unter den phantastisch geschwungenen Olivenbäumen an der Grenze ihres Campo's verabschiedeten, den Wunsch im Herzen, daß Deutschland in der Ferne noch viele solche Freunde besitzen möge, wie Giuseppe Petriccioli.

Der Roman eines amerikanischen Generals.

Der historische Roman: Ben Hur, Eine Erzählung aus der Zeit Christi, verfaßt von dem Amerikaner Lewis Wallace, „General der nordamerikanischen Bundesarmee und vormals Vereinigten Staaten-Gesandter in Konstantinopel", bietet des Merkwürdigen so viel, daß unmöglich eine kritische Zeitschrift an ihm vorbeigehen kann. Nicht etwa, weil er in Amerika in kurzer Zeit eine ungeheure Verbreitung gefunden hat, ist er zu berücksichtigen oder weil soeben eine deutsche Ausgabe veröffentlicht wird.*) Sondern er ist deshalb zu besprechen, weil er die eigenthümlichen künstlerischen Grundsätze, durch welche auch unsere einheimischen Erzeugnisse der historischen Romangattung ihre große Wirkung auf die breiten Massen des Lesepublikums erreichten, in echt amerikanischer Weise bis zu ihren Extremen ausgeprägt erscheinen läßt, wodurch dieselben, auch für den stumpferen Sinn, eine deutlichere Hervorhebung erfahren. Er ist ein Typus jener Romangattung mit scharf ausgearbeiteten Zügen, er zeigt das Licht und den Schatten derselben in besonders kräftigem Gegensatze, er bringt ihre Tugenden und ihre Fehler, beide in's Ungeheuerliche vergrößert und verstärkt.

Ich glaube, daß Wallace, welcher sieben Jahre an diesem Werke arbeitete und die genauesten culturhistorischen Vorstudien für dasselbe unternahm, ursprünglich durch Charles Kingsley's „Hypatia", diesem in der ganzen anglo-amerikanischen Welt so lebhaft wirkenden culturhistorischen Romane, begeistert und zu seinem Schaffen angeregt war. Wenigstens finde ich vielfach die Art, wie Kingsley die Grundgedanken des Christenthums gegenüber der noch heidnisch denkenden und strebenden orientalisch-römischen Welt hervorhebt und daraus die künstlerischen Conflicte zu gewinnen suchte, auch in Wallace's Werk wieder, und der Grundsatz, daß die innerliche Vertiefung der Hauptfiguren hauptsächlich durch den immer größer werdenden Einfluß, den das Christenthum auf sie ausübt, erreicht und hierdurch die Handlung fortgeführt wird, ist beiden Romanen gemeinsam. Aber im Verlauf der Ausarbeitung scheint der Amerikaner durch die Masse des culturhistorischen Materials, welches er zum Hintergrunde seines ursprünglich rein psychologischen Gemäldes zu verwenden gedachte und welches gewiß unter seinen Händen wuchs, stark beeinflußt und vielfach von seiner Grundidee abgelenkt worden zu sein, so daß nun, in der fertigen Gestalt, dieser Hintergrund allzu farbig sich darstellt, vielfach zur Hauptsache wird und unsere Aufmerksamkeit von der eigentlichen Handlung abzieht. Es ist in Folge dessen auch dem Autor nicht recht gelungen, ein tieferes Interesse des Lesers für den Helden wachzurufen oder wenigstens festzuhalten. Der Jüngling, dessen Lebensschicksale wir erfahren, wird zu sehr veräußerlicht, seine Umgebung allzu breit geschildert, die Verhältnisse, die ihn beeinflussen, mehr berücksichtigt, als die innere Umwandlung, die er unter diesem Einflusse erleidet. Das Ergebniß der ganzen Lectüre ist deshalb auch nur ein Zweifeln, ein Kopfschütteln, denn am Schlusse werden wir plötzlich durch eine Krisis überrascht, die sich in der Seele des Helden vollzieht, ohne daß wir von ihrem Herannahen etwas bemerkt hatten. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel fällt nun der anfängliche Grundgedanke des Autors wieder in die Handlung hinein, die weit, weit von ihm ab sich verirrt hatte, und ihn nun nicht mehr motiviren kann. Das Wunder tritt an seinen Platz, diesmal freilich nur, um einen Roman, dessen Verfasser sich in Einzelheiten gründlich verrannt hatte, zu einem glücklichen, heiteren Ende zu führen.

Wir müssen, an diesem Ende angelangt, uns erst klar machen, was Wallace eigentlich gewollt hat? Der Schluß des Romans, der, wie gesagt, den ursprünglichen Grundgedanken des Verfassers wieder aufnimmt, sagt es uns. Aber wenn wir es uns klar gemacht haben, finden wir, auf das ganze Werk zurückschauend, daß in der Hälfte desselben der Verfasser sich nicht klar war, über das was er eigentlich sagen wollte. Unselige Verwirrung! Sie ist folgendermaßen entstanden: Wallace wollte zeigen, wie der Gedanke uns die Lehre Christi von einem Reiche Gottes im jüdischen Volke, das eine Befreiung von dem drückenden Joche der Römerherrschaft erhoffte, anfänglich falsch verstanden werden mußte, wie erst die Person des Erlösers die Reinheit und den Idealismus seiner Lehre beglaubigen und das Verständniß in den Herzen der ihm nachfolgenden Juden wecken konnte. Deshalb schildert er uns einen jüdischen Jüngling aus vornehmem und reichem Geschlechte, der durch römische Grausamkeit zu glühendem Hasse gegen Rom erweckt wird, in dessen Haupte die Idee, daß ein Messias, ein König der Juden, das Land von den Römern säubern werde, mächtig wird, und der deshalb sich selbst und seinen unermeßlichen Reichthum in den Dienst dieses erhofften Messias stellen will. Er sammelt heimlich jüdische Männer in allen Stämmen, übt sie im Waffengebrauche und folgt dem Nazarener mit dieser verborgenen Legion auf allen seinen Wanderungen, um ihm, wenn die Zeit gekommen, seine Streitkräfte zur Errichtung des sichtbaren Königthumes und des sichtbaren Reiches Gottes zur Verfügung zu stellen. Aber Christus

*) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig. Uebersetzung von B. Hammer. 2 Bde.

Digitized by Google

enttäuscht ihn und seine Anhänger. Nach dem Einzuge in Jerusalem, als die Menge im Tempel ihn umdrängt und von ihm das Zeichen zum Aufruhr gegen die Römer erwartet, bleibt er still und thatlos, er spricht das gewichtige Wort, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, und macht so die Menge, die von ihm die irdische Erlösung erwartete, zu seiner fanatischsten Gegnerschaft. Noch einmal versucht jener Jüngling, Ben Hur, ihn zur Gewaltthat zu bewegen; es ist bei der Gefangennahme in Gethsemane. Aber auch hier lehnt Christus jede irdische Beihülfe ab und schreitet vor den Richterstuhl und zur Kreuzigung. So weit ist die Handlung folgerichtig entwickelt, wenn auch mit ungeheuren Abschweifungen auf Nebenereignisse. Wir glauben an die historische Möglichkeit einer solchen Gestalt wie es Ben Hur ist; sie mußte sich ähnlich aus den damaligen Verhältnissen entwickeln, das bedrückte, in seinem Stolze und seinen täglichen Lebensinteressen verletzte jüdische Volksthum mußte sie erzeugen, sie ist mehr aufgefaßt und consequent durchgeführt. Aber die Schlußentwickelung schleudert sie auf einmal aus ihrem bisherigen Geleise und damit verliert der Roman seinen künstlerischen Zusammenhang, verwirrt sich der ihm bisher scheinbar zu Grunde liegende Gedanke, kommt auf einmal in ihm ein fremder Bestandtheil zur alleinigen Geltung. Ben Hur ist mit seinen Anhängern, er selbst noch immer auf eine Befreiung des gefesselten Messias hoffend, dem Kreuzigungszuge nach Golgatha nachgefolgt. Er will dort den letzten gewaltsamen Versuch zur Herstellung des jüdischen Königthums machen. Aber er wird dort inne, daß seine Schaaren bereits nicht mehr von Jesus ihre Befreiung hoffen; sie fordern ihn auf, ohne den soeben zum Kreuze geführten Nazarener das geplante Werk auszuführen.

„Er ist nicht der König," sagen sie, „und Galiläa hält nicht zu ihm. Er soll des Todes sterben. Und Du, Sohn Judas, höre, wir führen Deine Schwerter und sind bereit, sie für die Freiheit zu ziehen, und ganz Galiläa mit uns. Nenne die Freiheit Dein Ziel, und wir kommen beim Kreuze mit Dir zusammen." Der Augenblick der Entscheidung war für Ben Hur gekommen. Nahm er das Anerbieten an, sprach er das Wort aus — wir hätten vielleicht eine andere Weltgeschichte, dann aber wären ihre Geschicke von Menschen, nicht von Gott geordnet worden — etwas das nie war und nie sein wird. Ein Gefühl der Verwirrung überkam ihn, für das er keine Erklärung fand; später aber schrieb er dasselbe dem Nazarener zu ... Die momentane Verwirrung aber ließ ihn zu keiner Entscheidung gelangen; er stand rathlos, wortlos da. Das Gesicht in die Hände bergend, zitterte er in Folge des inneren Kampfes zwischen seinem Willen und einer höheren Macht..... Wie Balthasar und seine weisen Gefährten in der Wüste, so ließ auch Ben Hur sich jetzt von einer höheren Macht leiten.

Er wird unter dem Kreuze ein Christ und gibt den Gedanken an die Herstellung des weltlichen Reiches durch den Messias auf. Seine Reichthümer verwendet er zu dem Bau von Gräbern für die während der späteren Christenverfolgungen in Rom gemordeten Glaubensgenossen, er ist der Begründer der Katakomben des heiligen Calixtus.

Also durch ein Wunder vollzieht sich die Peripetie der Handlung. Ich bin nicht der Meinung, daß durch den deus ex machina, durch die „höhere Macht", deren Einwirkung Ben Hur plötzlich unter dem Kreuze verspürt, der Riß, den die Handlung an dieser Stelle plötzlich erleidet, künstlerisch überdeckt wird. Der so erzeugte Schluß der Erzählung möchte immerhin bestehen bleiben, es würde die historische Wahrscheinkeit der Handlung dadurch, daß Ben Hur Christ wird und seine politischen Pläne aufgibt, nicht geschädigt werden, wenn nur dieser Schluß durch etwas mehr, als durch jenes Wunder, motivirt würde. Aber darin zeigt sich der große Fehler des vorliegenden historischen Romans — und dieser Fehler ist typisch für viele Erzeugnisse derselben Gattung —, daß die Folgerichtigkeit des inneren Geschehens, die natürliche Entwickelung der psychologischen Handlung, nie Hand in Hand geht mit der geschickten und scheinbar natürlichen Aneinanderreihung der äußeren Geschehnisse. Es mag ja viele Mühe machen und viel Studium erfordern, das culturgeschichtliche Detail solcher Romane auszuarbeiten und in spannender Anordnung vor den Leser hinzubreiten, eine dichterische Leistung ist damit aber noch nicht vollbracht; diese vollzieht sich erst, wenn auch die Menschen, die inmitten jener so farbenreichen Umgebung leben, vor dem Blicke des Lesers wachsen und sich fortbilden, in nothwendiger Anknüpfung an diese Umgebung, unter ihrer Einwirkung folgerichtig handeln und denken, folgerichtig auch fühlen und empfinden. Das aber geschieht so selten in den historischen Romanen und deshalb haben wir so wenige echte und wahre derartige Erzeugnisse. Was hier ein Wunder thun muß, muß in den meisten anderen irgend eine andere Unwahrscheinlichkeit leisten. Die Imprägnirung der Figuren mit modernem Gedankeninhalte ist ja schließlich auch gerade so wundererzeugend, wie die Art, mit der Wallace eine spätere christliche Anschauung urplötzlich in dem Gemüthe dieses jüdischen Jünglings aufwachsen läßt. Ein gewisser Rationalismus, der durchaus nicht seicht zu sein braucht, hätte in der Motivirung dieser Schlußentwickelung Platz ergreifen müssen. Ben Hur lebt ja eine ganze Zeit lang in der Begleitschaft Christi, er hat auch schon vorher, ehe er den Messias fand, durch einen der Weisen aus dem Morgenlande, durch Balthasar, den Gedanken von dem Reiche Gottes entwickeln gehört, aber die Keime der idealen Anschauung, von dem kommenden Reiche hatten, nach der Darstellung Wallace's, trotzdem in ihm nicht gewurzelt, hatten sich nicht zu der Saat entwickelt, die jenen Umschwung unter dem Kreuze erklärlich gemacht hätte. Warum eigentlich nicht? Warum das Wunder? Glaubt Wallace durch dasselbe der Innerlichkeit und der Wahrhaftigkeit seiner christlichen Erzählung zu nützen? Ich meine doch, daß eine unter dem längeren Umgange mit dem Heilande sich vollziehende Entwickelung des ursprünglich bloß jüdisch-nationalen Strebens des Helden zu der reineren Sehnsucht nach einem über den Dingen schwebenden Reiche Gottes zu schildern, eine schönere und auch der wahren Auffassung des Christenthums entsprechendere Aufgabe für einen Dichter sein müßte.

Und ich glaube auch, wie schon gesagt, daß Wallace ursprünglich diese Aufgabe im Sinne hatte. Aber er wurde von derselben abgezogen durch das übermäßige Eingehen auf rein äußerliche Schilderungen. Die Composition des Romans leidet unter dieser Sucht, möglichst viele und große farbenreiche Gemälde von dem damaligen Culturleben zu bieten, ganz außerordentlich und zeigt sich nach dieser Seite hin auch dem oberflächlichen Blicke schon als ungleichmäßig und fehlerhaft. Denn es ist ersichtlich, daß der Eifer des solcherart bei der Ausführung der Einzelheiten verweilenden Erzählers früher erlahmt ist, als man nach dem Eingange erwarten sollte. Im Grunde häufen sich nämlich die oft prächtig geschilderten Scenen aus dem römischen und orientalischen Leben nur in der Exposition des Ganzen. Der eigentliche Kern der Handlung ist dürftig ausgestattet, nicht nur in seiner Motivirung, wie ich oben nachzuweisen suchte, sondern auch in der äußerlichen Verbrämung. Wir sind schon bei dem letzten Viertel des Werkes angelangt, ehe wir ihn erkennen und erfassen. Ben Hur's Jünglingsalter, seine Vorbereitungszeit auf die spätere Lebensaufgabe, füllt den größten Theil des Romans, erst dann tritt die Hauptsache, die Mannesthätigkeit, in ihr Recht ein. Wir sehen den Jüngling, noch unklar in seinem Wollen, im Vaterhause in Jerusalem aus den Erzählungen der Mutter das ausgeprägte Stammesbewußtsein des jüdischen Patriciers schöpfen, dann wird er durch römische Gewaltthat hinausgerissen, wird Galeerensklave und Ruderknecht. Das Leben auf einem römischen Kriegsschiffe, eine Seeschlacht, Alles das ist prächtig geschildert. Der Ruderknecht rettet einem römischen Tribun das Leben und wird von ihm adoptirt. Er wird ein Römer, aber die Rache an den Römern glüht in seiner Brust. Um sie auszuüben, geht er nach Antiochia, dort findet er einen treuen Diener seines Vaterhauses, der unermeßliche Schätze für ihn bewahrt und sie durch Handel vermehrt hat; er wird Freund eines arabischen Scheiks, dessen Viergespann er im Circus zum Siege führt, und dort auch findet er den Weisen aus dem Morgenlande, Balthasar, der ihm zum ersten Male von dem neugeborenen jüdischen Könige erzählt und auf diese Weise seiner

Digitized by Google

Privatrache einen politischen Hintergrund verleiht. Mit dem Scheik und jenem Diener seines Hauses beschließt er nun die Aufrichtung des jüdischen Königthums, die Vertilgung der Römerherrschaft, die uns — das ist wieder ein historischer Fehler des Romans — in ihrer ganzen Härte und Willkür, nicht aber in ihrer Großartigkeit geschildert wird. Soweit verläuft die Handlung in gleichmäßiger Breite. Die Schilderungen des Lebens in Antiochia, des großen jüdischen Handelshauses, der Daphnegrotte, des Wettkampfes im Circus und der Araberhorde im Palmenhaine, die alle prächtig sind und von ungeheuerem Studium zeugen, beleben und verzögern zugleich die Erzählung. Nun aber beginnt dieselbe plötzlich zu eilen. Ben Hur kommt nach Palästina, er trifft Johannes den Täufer und Jesus von Nazareth, aber nur flüchtig wird das Zusammensein mit ihnen skizzirt, nur flüchtig wird erzählt, wie Ben Hur jetzt politisch thätig wird. Wieder verhält der Autor bei der Ausführung einer Nebensächlichkeit: Ben Hur's Mutter und Schwester waren von den Römern in ein verborgenes Gefängniß geworfen worden; als sie aus demselben endlich befreit werden, zeigt sich, daß sie vom Aussatze angesteckt sind. In ihrer ganzen Gräßlichkeit wird nun diese Krankheit geschildert, das Leben beschrieben, das die Armen nun führen müssen, aber wiederum bemerken wir, daß dieses entsetzliche Schicksal die Entwickelung Ben Hur's nicht weiter fördert. Auch das Wunder, das der Heiland dann an ihnen vollbringt, indem er sie heilt, ist nur von episodischer Bedeutung: Ben Hur gehörte schon vor dieser Wunderthat zu den entschiedenen Anhängern des Nazareners, er braucht also jene Bestätigung der Uebermenschlichkeit seines Messias nicht mehr. Die Heilung wirkt nur rührsam auf die gepeinigten Leserinnen. Denselben äußerlichen Effect haben einige kleine Liebesgeschichten, die noch dazu ziemlich ungeschickt eingeflochten sind.

So sehen wir, daß gerade die Vorzüge dieses historischen Romanes, die prächtigen, farbenreichen Schilderungen, die unwillkürlich uns anziehen und festhalten, wenn es auch bloß durch Nebensächlichkeiten geschieht, auch seine Fehler sind: die natürliche Motivirung der Schlußhandlung ist über ihnen versäumt und vernachlässigt geblieben, die Gleichmäßigkeit der Anordnung außer Acht gelassen und die innere Wahrheit des Geschehens hiermit aufgeopfert worden. Der Roman wird gleichwohl auch in Deutschland seine große Verbreitung finden; wir wollen aber hoffen, daß sein eigentlicher literarischer Werth nicht nach derselben abgeschätzt wird.

Dürer und die Reformation.

Von Robert Stiaßny.

Die großartige Feier des Lutherjubiläums, selbst nicht zum geringsten Theile auf literarischem Grund und Boden erwachsen, hat lebendig befruchtend nachgewirkt auf den ganzen Umkreis reformationsgeschichtlicher Studien. Und wieder einmal ward die Frage nach dem Verhältniß der evangelischen Bewegung zu den bildenden Künsten aufgerollt, die bereits um die Mitte des Jahrhunderts eine kleine Literatur wachgerufen. Es läßt sich nun nicht leugnen, daß bei ihrer Beantwortung diesseits wie jenseits der trojischen Mauern gesündigt wurde. Protestantischerseits ist man begreiflicher Weise nur zu leicht geneigt, die entschieden bilderfeindliche Haltung der neuen Lehre als augenblickliches Gebot des Frontwechsels gegenüber der alten Kirche zu erklären und mit Genugthuung auf die Früchte hinzuweisen, die evangelischer Kunstgeist seither, besonders im Holland des siebzehnten Jahrhunderts und in der Gegenwart gezeitigt. Der ultramontanen Ansicht hingegen von der „Kunstverderblichkeit" der Reformation stehen diesmal ausnahmsweise geschichtliche Thatsachen, die Bilderstürme und der Niedergang wenigstens der deutschen Malerei in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zur Verfügung und wie prächtig man mit dem seltenen Materiale zu arbeiten weiß, davon gab erst im vorigen Jahrgange der „Historisch-Politischen Blätter" die Artikelreihe: „Die Reformation und die bildende Kunst" sattsame Kunde. Im Mittelpunkte des Interesses steht der eigenthümliche Grenzstreit, der sich um die Blütheperiode der deutschen Renaissance, die ja zeitlich gerade mit den Sturm- und Drangjahren der neuen Kirche zusammenfiel, entsponnen. Alfred Woltmann ging zuverlässig zu weit, wenu er in seinem warm empfundenen Vortrage „Die deutsche Kunst und die Reformation" (1867) „nicht in der Epoche, welche dem Auftreten Luthers folgt, sondern in derjenigen, welche ihm vorhergeht", die Kunst der Reformation suchte und durch den mystischen Zug, der vielfach in der Plastik wie Malerei des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts besonders in der kölnischen Schule heimisch, sich verführen ließ, in ihren Gebilden Vorboten des neuen Glaubens zu begrüßen. Aber es war Janssen vorbehalten, ihn nach der entgegengesetzten Richtung zu übertrumpfen, denn dieser sonst so kenntnißreiche Forscher steht im ersten Bande seines bekannten Geschichtswerkes nicht an, Dürer und Holbein kurzer Hand für den christlich-germanischen Geist des Mittelalters, d. i. für die Gothik zu annectiren und ihr „antikisirendes Beiwerk" wohlwollend als „modischen Zierrath" zu entschuldigen — eine kunstgeschichtliche Entdeckung freilich, zu dessen Stütze nicht einmal ein Citat aus den Schriften Herrn Reichenspergers aufzutreiben war.

Wie Vokal- zu Instrumentalmusik verhält sich in mancher Beziehung die Kunst des aufgehenden sechzehnten Jahrhunderts zu jener des verwichenen. Der impulsive Drang eigenherrlichen Empfindens regt sich, die altvertrauten Gestalten der Bibel und Legende reden eine neue Sprache, aus der persönliche Wärme, eine specifische Seelenstimmung klingt. Das Künstlerindividuum reckt und streckt sich allmählich zu seiner selbstgewachsenen Höhe. Hier nun wäre gleichsam die Mündungsstelle gewesen, wo die Reformation, die ja ähnlicherweise aus der gesteigerten Subjectivität des religiösen Bewußtseins heraus die Wiedergeburt des Christenthums anbahnte, die Renaissanceströmung in ihr Bette hätten überleiten können. Die nur zu bald eingetretene Erkaltung des Humanismus der evangelischen Sache gegenüber darf nicht als maßgebend betrachtet werden: dieser war bereits zu tief, freilich mehr in den Stoff als den Geist des classischen Alterthums eingedrungen, den er aus den literarischen Urquellen, also aus erster Hand sich angeeignet hatte. Der ungleich geringere Schatz antiker Elemente aber, mit denen die Renaissance in Deutschland Haus hielt, war bereits durch die italienische Schwesterkunst, von der ihn jene überkommen, im modern-christlichen Sinne getauft worden. Die Geneigtheit deutscher Künstler für die Reformation selbst gegen den Humanismus Partei zu ergreifen, bezeugt klärlich z. B. eine so originelle Meinungsäußerung wie der Holzschnitt Holbeins aus den zwanziger Jahren: „Das wahre Licht Christi". Auf der einen Seite des Breiten-Blattes versammelt Christus allerlei niedriges Volk um sich, indeß auf der anderen die ganze Klerisei, der Pabst an der Spitze den beturbanten „Heiden" Aristoteles und Platon in einen Abgrund nachstürzt.

Es liegt ein Act geschichtlichen Undanks in der Bilderfeindschaft der Reformation. Denn bildliche Darstellungen wie die genannte, die Illustrationen zu den gegen das Unwesen der „Romanisten"-Wirthschaft gerichteten Flugschriften hatten den Reformationsgeist in seiner Wiege gehegt und ihn, volksthümlicher als die Literatur, den weiten Kreisen der Analphabeten vermittelt; sie blieben auch ferner eine der schärfsten Waffen der Bewegung. Wie viel oppositionellen Zündstoff gegen das hierarchische System barg aber nicht der Schmuck der kirchlichen Räume selbst, der jetzt so blinder Zerstörungswuth zum Opfer fiel! Nur der holzgeschnitzten Scenen aus der Thierfabel an den Chorgestühlen, der verwandt satirischen Motive an den historiirten Kapitellen, der vom stachlichsten Hohne gegen den Clerus erfüllten Randminiaturen der Bibeln und Gebetbücher — seit dem vierzehnten Jahrhundert — sei hier Erwähnung gethan.

Freilich erfolgt mit Eintritt der Reformation der künst-

Digitized by Google

lerische Rückgang durchaus nicht auf der ganzen Linie, wie der Essayist der „Historisch-Politischen Blätter" so beweglich klagt. Gerade im zweiten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts setzt der Aufschwung der Profan-Architektur ein, die nicht früher als am Ende desselben ihren Höhepunkt erreichte, gleich dem Kunstgewerbe aber noch tief in das siebzehnte hinein, herrliche Schößlinge treibt: erst der welsche „Jesuitenstil" hat mit dem lange währenden Nachtisch der nationalen Renaissance gründlich aufgeräumt. Auch für den thatsächlichen Verfall der Malerei ist die Reformation nur mitverantwortlich, nicht allein verantwortlich. Der tiefere Krankheitskeim lag in dem Verhältniß zur italienischen Renaissance, deren Einflüssen sich die deutsche Kunst, der Spätgothik kaum entwachsen, zu jäh und unmittelbar hingegeben, als daß sie dieselben genügend hätte verdauen können. In den Niederlanden ist trotz des Sieges der Reformation der Entwickelungsgang der Malerei äußerlich keineswegs unterbrochen worden, und doch welcher Abstieg von Quinten Massys, Jan van Scorel, ja selbst Lucas van Leyden zu Heemskerk und Frans Floris! Die niederländischen Kaufstädte nahmen eben, auch nachdem der Handelsverkehr der Entdeckung Amerikas und des östlichen Seeweges zufolge neue Straßen eingeschlagen, an demselben leitenden Antheil, indeß die süddeutschen Emporien, von diesen abgeschnitten, in ihrer merkantilen Bedeutung sanken.

Ein merkwürdiges Wiederspiel zu dem bilderfeindlichen Auftreten der neuen Lehre gewähren nun die unverhohlenen Sympathien, die die hervorragendsten unter den deutschen und schweizer Malern ihr fast einhellig entgegenbringen. Diese opfermüthige Verleugnung des persönlichen Vortheils läßt uns in die ganze ethisch-religiöse Tiefe der Bewegung blicken. In dem bedeutsamen Rangstreit zwischen Künstler und Mensch behauptet hier einmal dieser das letzte Wort.

Nicht nur weil es sich um den Großmeister deutscher Kunst, sondern weil es sich zugleich um eine wahrhaft gemüthsfromme und dabei tief speculative Natur handelt, ist gerade Dürer's Verhalten von schwer wiegendem Interesse. Wie nur je ein Genius, mit deutscher Gründlichkeit hat er alle treibenden Ideen seiner Zeit und seines Volkes in sich verarbeitet und in seiner Kunst über sie Beichte abgelegt. Die Zeit und sein Volk selbst sind ihm Modell gesessen zu der schwermuthbangen, leidversunkenen Gestalt der Frau „Melencolia", die, irre geworden an allem Bestehenden, wie am Rande eines Abgrundes brütet, über den selbst die mächtigsten Flügel nicht hinwegzutragen vermögen. Man hat sie einseitig als Allegorie der Complexion deuten wollen, hat von einem faustischen Element gesprochen, das erst erheblich später auf die geistige Bildfläche der Nation tritt. Es ist vielmehr recht eigentlich die schwüle Gewitterstimmung, die elektrisch geladene Atmosphäre vor dem Ausbruch des Orkans, die über das schaurige und doch wieder warm anheimelnde Blatt hin wetterleuchtet. Allein schon viel früher hatte Dürer bekannt, wo er den Herd des Uebels erblickte. Kein Zweifel, daß mit dem Bilde der „großen Babylon" in der Apokalypse, des üppigen Weibes auf dem siebenköpfigen Thiere, dessen Entwurf auf das Jahr 1495 zurückgeht, das päpstliche Rom seiner Tage gemeint war — wenngleich erst Cranach seine Apokalypse ganz im Sinne der Reformation durchführen sollte. Ein Jahr vor der „Melancholie" 1513 datirt der nicht minder berühmte Stich „Ritter, Tod und Teufel", dessen Held — nach einem glücklichen Funde H. Grimms eine Entlehnung aus Erasmus von Rotterdam's populärem Erbauungsbuche Enchiridion militis christiani — als christlicher Reiter, in seiner Seelenruhe unangefochten durch dräuenden Höllenspuk, den Weg zur ewigen Glückseligkeit weiterzieht. Wie schmetternde Heroldsrufe künden solche Blätter den nahenden Ansturm der großen geistigen Revolution. Mit welch heller Freude hat sie Dürer bewillkommt, da sie endlich zur That wurde!

Im Allgemeinen hat Dürers Verhältniß zur Reformation bereits in Thausing einen Dolmetsch von unbestechlichem historischem Blick gefunden; vielleicht nur daß er in der Apokalypse, im Marienleben den Protolutheraner um eine Nuance zu stark hervorgekehrt; die Oeconomie der Darstellung nötigte ihn ferner in dem der Frage gewidmeten Kapitel seines Buches noch eine Reihe anderweitiger Untersuchungen unter Dach und Fach zu bringen und so kam kein rundes, einheitlich geschlossenes Bild zu Stande. Ein solches war aber um so mehr geboten, als man im ultramontanen Lager unverbrüchlich an Dürers katholischer Gesinnung festhält, bloß eine vorübergehende Aufwallung für Luthers Persönlichkeit zuläßt, im Uebrigen aber jede abweichende Anschauung als protestantische Geschichtsklitterung auf den Index setzt. Der im Auftrage der Görres-Gesellschaft verfaßten Dürer-Biographie L. Kaufmann's (2. Aufl., Freiburg i. Br. 1887) und den Historisch-Politischen Blättern ist nun durch eine verdienstvolle Schrift Dr. M. Zuckers: „Dürer's Stellung zur Reformation" (Erlangen. A. Deichert, 1886) — deren Ausführungen wir im Nachstehenden folgen — einige Abkühlung bereitet worden. Auf Grundlage eines reicheren literarischen Beweismaterials und dessen sorgfältiger chronologischer Anordnung wird Thausings Standpunkt neuerlich erhärtet und hiebei eine Reihe höchst fadenscheiniger Unterstellungen der Gegenpartei in die richtige Beleuchtung gerückt.

Schon in den Jahren 1518 und 1519 tritt Dürer als Mitglied der Sodalitas Stanpitiana auf, jenes Nürnberger Freundeskreises von Anhängern des Reformators, der sich um den Generalvicar des Augustinerconvents, dem „Gewissensrathe" Luthers, Johann von Staupitz versammelte, 1518 bereits läßt Luther selbst dem Meister für Uebermittelung eines Geschenkes (wahrscheinlich von Stichen oder Holzschnitten seiner Hand) danken; wogegen Dürer wiederum 1520 seinem Herrn, dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen für die Uebersendung von „püchlein luteri" durch Spalatin seine Dankbarkeit ausspricht. Es folgt jener vielcitirte, aber jedesmal neu ergreifende Herzenserguß aus dem Tagebuche der niederländischen Reise von 1521; Luthers räthselhaftes Verschwinden nach dem Wormser Reichstage, bekanntlich von seinem fürstlichen Beschützer veranlaßt, um ihn auf der Wartburg zu bergen, weckt in dem biederen Dürer eine Sturmfluth von Sympathien für den „verkaufften, frommen mit dem heyligen gaist erleichteten man", als dessen Vorläufer er mit ungewöhnlicher Einsicht in die Entwickelung des Reformationsgedanken Wiclif bezeichnet; in den stärksten Ausdrücken ergeht er sich wider die „aigne angenommene gewalt des römischen stuls", sieht sich bereits nach einem Nachfolger des theueren Gottesmannes um, den er mit rührender Einfalt in Erasmus von Rotterdam erblickt, und schließt mit der Prophezeihung des nahenden apokalyptischen Gerichtes: „dann werden wir sehen die unschuldigen blütter, die der babst, pfaffen und die münchen vergossen, gericht und verdampt haben." Sein ganzes leidenschaftliches Rechtsgefühl, die Inbrunst seines Christenglaubens, der nach dem lauteren Wort der Schrift dürstet, sein warmblütiges, vollsaftiges Temperament quillt hier vor uns auf: man könnte manche Züge eines richtigen Selbstportraits Dürers aus dieser Stelle zusammenlesen. Die natürliche Beredtsamkeit, die ihm die Erregung des Augenblicks leiht, wird für das noch unerledigte Kapitel „Dürer als Schriftsteller" zu verwerthen sein. Um die Bedeutsamkeit der Kundgebung aber voll zu ermessen, ist es gut, sich der Sitten der alles eher als schreibseligen Zeit zu erinnern; dem Tode seines Vaters und seiner Mutter gönnt Dürer keine entfernt so einläßliche Betrachtung. Wie mager nehmen sich hingegen Einwürfe aus, die auf seine Beschreibung einer Procession in Antwerpen, auf die Besichtigung von Reliquien — gleich anderer Sehenswürdigkeiten —, auf den einen Beichtgang der Frau Agnes verweisen!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

In der elften Stunde.

Von Oscar Levertin.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von M. v. Bröndsted.

(Schluß.)

Hedenberg's Gedanken gingen auf in einem einzigen, Alles Andere ertödtenden Gefühl. Er betete zu Gott, daß der Schweiß von seiner Stirn rieselte. Er betete in glühender Hingebung, voll Reue und Gewissensqual, die gewöhnlich solchen heftigen Krisen folgte, wie der, die er soeben durchgekämpft.

Schon in der ersten Nacht nach dem Morde hatte eine brennende fanatische Religiosität mit eisernem Griff sich seines Gemüthes bemächtigt, das bisher von seiner Kindheit an, gleichgiltig und aller Grübeleien bar dem gegenüber gestanden, was möglicherweise über der Erde sein konnte — — — aber jene Nacht, jene Nacht — — —

Er ging allein auf dem Hintertheil seines Schiffes auf und ab, in einer Angst, die ihm keinen Augenblick Ruhe gab. Bild nach Bild jagte in wahnsinniger Schnelligkeit durch sein Gehirn. Er triefte vor Schweiß, hatte einen merkwürdigen widerlichen Geschmack im Munde und oft überfiel ihn furchtbarer Schwindel, flirrte es ihm vor den Augen ....

Ringsumher war das Meer; wie erquickend, kühlend mußte es sein, das herrliche, klare Meer, wie frisch, wenn es vorwärts brauste, von dem gesunden Salz der Wellen gesättigt — — — Und Welle folgte auf Welle, Alles bedeckend, Gutes und Schlechtes, mit ihrem einförmigen Murmeln, Alles überspülend, Böses und Gutes — — — Auf den schaumbedeckten Wellenrücken in den Schlaf gewiegt zu werden, langsam zu sinken, langsam, langsam, durch die grünblauen Tiefen ohne die geringste Spur von Gedanken — — — nur ein Schritt — — —

Dann sah Hedenberg hinaus über den Schiffsrand auf das Meer, das vorwärts wogte in die unendliche, ferne, dunkelblaue Tiefe unter dem Himmel, der sich hochgewölbt und sternbesät darüber erhob — — — dort war die Sonne in ihr gelbrothes Wolkenbett hinabgesunken. Dorthin wollte er sehen! Für sein überangestrengtes Auge war es, als ob ihm ein Kreuz mit rothen Feuerzungen entgegenstrahlte. J. N. R. J. stand darauf mit großen flammenden Buchstaben. Barmherziger Gott! Weinend warf Hedenberg sich auf das Verdeck. Er ballte die Fäuste und mit gebeugtem Haupte betete er reuig zu dem Gott, dem seine Seele jahrelang keinen Gedanken geopfert hatte. ... Die Krankheit kam. Und er nahm sie wie eine gerechte und lindernde Strafe seiner großen Schuld. Sein Auge war sehend geworden und seine Gedanken hatten eine Läuterung erfahren. Bis zum Tode sollten seine Leiden dauern, das wußte er.

Bis zum Tode! Ja, vielleicht noch länger — — Oh nein, der Allbarmherzige droben war der gerechte Gott der Strafe, aber er war auch der Gott der Gnade, der Vergebung und der Versöhnung. Seinem Winke sollte gehorcht, sein Wille in Ewigkeit gepriesen werden!

In der demüthigsten Reue beugte er seinen Nacken unter das Joch der Strafe und um Gott zu gefallen, reichte er selbst seine Wangen zum Schlage der Vergeltung. Und bei jedem neuen Schmerz, dessen spitzer Stachel in seinen Körper drang, flüsterte er mit der Unterwerfung des Fakirs: „Allmächtiger Gott, siehe, ich beuge mich unter Deine strafende Hand ohne zu murren. Und träfen mich die Ruthenschläge Deiner Strafe vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis Morgen, ich würde doch nicht klagen, denn was ich ernte, ist der gerechte Lohn meiner sündigen That."

Und er hatte Qualen durchgekostet, — geistige und körperliche. Die Gewissensbisse, die ihn mit ihren glanzlosen, starren, unbeweglichen Blicken anstarrten, die ihn mit ihrem kalten, wollüstigen Lächeln um den offenen Mund aushöhnten, hatten ihn fast zum Wahnsinn getrieben. Die Brustkrankheit war über seine Schwelle getreten mit ausgehungerten Mienen in ihrem raubgierigen Gesicht, hatte gierig das Fleisch von seinen Beinen abgefressen und mit dem Heißhunger eines Vampyrs ihm das Blut aus den Adern gesogen. Und zuletzt war die Schlaflosigkeit gekommen, großäugig, mit wirrem Haar, lüsternem Mund und feuchten Händen, hatte sich in sein Bette gelegt, in brennender Lust sich an ihn geschmiegt und mit den heißen Küssen ihrer blassen Lippen, mit der schlangenartigen Umarmung ihrer weichen Arme seine ganze Kraft erschöpft, daß das Mark seiner Knochen schmolz und die Nerven und Sehnen schmerzten, als ob sie bersten wollten.

Gesegnet sei die Gnade Gottes, geheiligt sei sein Name in Zeit und Ewigkeit!

Stille herrschte im Zimmer. Man hörte nur das regelmäßige Ticken der Uhr und Hedenberg's heiseres, anstrengendes Athmen. Nur dann und wann drang der Laut der Hotelglocke und das gedämpfte Rasseln eines eintreffenden Omnibus hinauf und erzählte von einer neuen Ladung Reisender. Dann hörte man ein unruhiges Laufen hin und her, Schritte hier und dort, Rufen und Geräusch; die Thüren wurden zugeschlagen, die Koffer aufgestapelt, der Fahrstuhl ging, Stimmen wurden laut — — und dann nahm das Geräusch wieder nach und nach ab. Die alte Ruhe, nur gestört durch das einförmige Ticken der Uhr und das unruhige Athmen des Kranken, trat ein.

Durch das Fenster fiel das Sonnenlicht, gelber und stärker, und goß seinen goldenen Strom über Möbelzeug und Teppiche, und ließ das Holz der Stühle mit ihren scharfen schimmernden Kanten erglänzen.

Frau Hedenberg blickte von ihrer Handarbeit auf und betrachtete die Uhrscheibe.

„Schon elf Uhr", sagte sie und sah ihren Mann an: „Wie geht es Dir jetzt, Frederik?"

„Danke! Der Anfall ist wohl für diesmal überstanden." „Nun — — — dann kannst Du uns vielleicht etwas aus der Bibel vorlesen. Heute ist ja Sonntag, lieber Freund!"

„Ja, richtig — — Ich werde versuchen — — rufe die Signe — —"

Frau Hedenberg rief die Tochter, die still hereintrat, auf den Fußspitzen gehend, gewöhnt wie sie war, sich immer in Krankenstuben zu bewegen. Und sie setzten sich an Hedenberg's Bett, um in der fremden Stadt, allein und verlassen, fern vom Vaterlande, in dem steifen, genirenden Luxus des Hotelzimmers, dem alten, beredten Buche aus der Heimath zuzuhören. Hedenberg setzte sich zurecht. Ein seltener Ausdruck von Ruhe und Frieden kam über seine Züge, eine unbeschreiblich friedliche Sanftheit — — — Stunden wie diese waren seine glücklichsten, wenn die Erinnerung an alles Andere gleichsam dahinschwand und er, mit den Worten Gottes auf den Lippen, sich von einem einzigen unklaren Liebesgefühl für alle Leidenden und Unterdrückten der Welt durchströmt fühlte — — — als ob er in einer langen Liebkosung schweißtriefender Stirnen, von Kindern, die Noth und Sorgen ausgezehrt hatten, von Händen, die von Entbehrungen erstarrt waren, hinsterben sollte.

Mit zitternden Fingern zeigte er auf eine Stelle in der Bibel und mit leiser, aber von der Bewegung der Ueberzeugung durchdringender Stimme begann er:

„Meine Lieben! als ich heute Nacht nicht schlafen konnte und mein Kopf schmerzte, als ob er zwischen glühende Zangen gepreßt würde, blätterte ich in meiner Bibel und hier fiel mir der Text auf, den ich euch jetzt vorlesen will — — — so steht geschrieben im Evangelium St. Lucä im 3. Kap. V. 11:

„Und siehe ein Weib war da, das hatte einen Geist der Krankheit 18 Jahre und sie war krumm und konnte nicht wohl aufstehen. Da sie aber Jesus sah, rief er sie zu sich und sprach zu ihr: »Weib sei los von Deiner Krankheit.« Und er legte — — — —"

Hier klopfte es an die Thür. Hedenberg fuhr schaudernd aus seiner Vorlesung, wie aus einem schönen Traume auf, aus dem man sich ungern herausreißt.

„Entrez!" rief Bertha mit unwilliger Stimme. Und der Kellner trat herein und meldete: Dr. Robida.

„Ah der Arzt, ach so!" murmelte der Kranke und gab seiner Frau und Tochter ein Zeichen, sich von dem Bette zu entfernen. Sie thaten es und setzten sich an das Fenster. Dann trat Dr. Robida herein — — — Er war ungewöhnlich ansehnlich von Wuchs, hoch und schmal! Sehr

Digitized by Google

hoch — — — Hedenberg schien es, daß er nur einmal in seinem Leben einen so großen, so dünnen und so mageren Mann gesehen habe. Und sein Herz klopfte heftig.

Der Franzose entledigte sich inzwischen seines Rockes und verneigte sich höflich. Und das kleine Gesicht mit den kleinen Augen, den gelben Zähnen und dem dünnen rothen Kinnbart wurde noch widerlicher als zuvor, wie es dort auf dem ungelenken Körper saß, wie ein zugeschnittener Griff eines spanischen Rohrs, während er mit einer häßlichen Grimasse versuchte, demselben einen höflichen und freundlichen Ausdruck zu geben. — — — Was im Namen Gottes war das?!

Das Leben stockte in Hedenberg's Brust. Sein Athem stand still. Sein Herz arbeitete, als ob er in der äußersten Todesgefahr schwebte. Mechanisch schloß er die Augen; er wagte es nicht, dem Arzt in die Augen zu sehen, nein, nicht um Alles in der Welt wagte er es.

„Ach so, das ist der Kranke", begann Robida, indem er sich an Frau Hedenberg wandte, anscheinend in dem Glauben, Hedenberg selbst sei zu schwach, um seinen Zustand erklären zu können.

„Ja", antwortete Bertha abwesend, die Gedanken noch auf die Bibelworte gerichtet. Aber während der Arzt durch eine Menge Fragen zur Klarheit über das Befinden des Kranken zu gelangen versuchte, beobachtete ihn Hedenberg von der Seite mit ängstlich gespannter Aufmerksamkeit.

„Jesus Christus", murmelte er bebend mit halb erstickter Stimme, „die Narbe gerade über der Nasenwurzel — — — gerade da, wohin er den Mann mit dem Messer getroffen hatte. — — — Oh, er lebt also, er lebte! — — — Gott im Himmel, wenn er mich erkennen sollte! Ach nein, ich habe mich sicherlich sehr verändert seit damals — — — Aber war es denn wirklich derselbe. Ja, oder war er plötzlich irrsinnig geworden — — — verrückt — — — von Sinnen. Die Narbe — — — die fatale Narbe! — — — Und mit dem Aufbieten seiner letzten Kräfte sagte er mit einer Stimme, die unnatürlich beherrscht und angestrengt klang:

„Vielleicht nehmen Sie, Herr Doctor, neben meinem Bett Platz, dann können wir mit einander sprechen."

„Ja gewiß! natürlich!"

Dann setzte der Lange sich an das Kopfende und sprach in demselben Tone weiter. Das Athmen wollte er auch hören. Als er aber seinen Kopf der Brust Hedenberg's näherte, war es diesem, als würde er gewaltsam von einem jähen Abhang rettungslos in eine bodenlose Tiefe, heruntergestoßen. Er schloß die Augen und biß die Zähne zusammen. Dann fing Robida an zu verordnen: Cognac und Marsala, einen Theelöffel voll alle zwei Stunden, Opiumpillen des Abends u. s. w. — — — und dann gab er Hedenberg den Rath, sich in der Riviera in Pegli aufzuhalten — — — Vorzügliches Grand Hôtel de Pegli — — — Englischer Comfort — — — Dr. Moraux, Specialist, Moraux preisgekrönt von der Facultät zu Montpellier für Recherches sur le traitement de la Phthisie pulmonaire u. s. w. u. s. w.

Aber Hedenberg erschien Alles, was er da sagte, wie unsinniges Geschwätz, wie sinnlose Laute, und während er in unbeweglicher Ohnmacht sich anstrengte, aufmerksam auszusehen, hatte er ein unsicheres Gefühl, daß Alles, hohl und leer, zusammenstürzte, daß Alles, woran er jahrelang geglaubt hatte, Splitter für Splitter zu Rauch und Staub wurde. — — — Aber die ganze Zeit starrte er ununterbrochen, ohne daß er es selbst wußte, die Narbe Robida's an. Es war, als ob sie mit magischer Kraft seinen Blick fesselte.

„Ah, Sie betrachten meine Narbe, merke ich", meinte der Franzose mit zuvorkommender Höflichkeit. „Ja, verschönernd wirkt sie nicht, aber was in Gottes Namen soll man machen! — — — Es sind wohl jetzt gegen zehn Jahre vergangen, seitdem ich sie erhielt — — — Es war in einer Matrosenkneipe. Ich hatte an dem Tag wohl etwas zu viel Absinth getrunken — — — es war übrigens, glaube ich, ein holländischer Matrose, ein dicker, grober Kerl — — —"

„Und er wurde natürlich bestraft?"

„Nein, er verschwand — — — Er mag wohl geglaubt haben, er habe mir den Garaus gemacht, der Schlingel — — — aber Unkraut — — sagt man ja vergeht nicht so leicht. Ha, ha, ha!"

Hier lachte er rauh, rachsüchtig. Aber Bertha, die früher zerstreut und ohne Interesse dem Gespräch zugehört, wurde plötzlich gespensterartig blaß. Sie sah ihren Mann an und bemerkte seinen unheimlich starren Ausdruck ... Sie wußte nicht, was sie thun sollte. Schreien? nein, nein! Fortlaufen, auf irgend eine Weise sich aus der Thür oder dem Fenster werfen?! Nur fortkommen! Aber ihre Glieder waren bleiern schwer, die Füße waren ihr gelähmt. Und ruhig saß sie auf dem Stuhl, gerade wie ein Licht und mit starren Augen, außer Stande eine Bewegung zu machen.

Inzwischen erhob sich Robida und meinte, er würde am nächsten Tag wiederkommen, bevor sie abreisten. Mit einer zierlichen Verbeugung verließ er das Zimmer, indem er sich im Stillen über die Fremden wunderte.

Was für einer Nationalität möchten sie wohl angehören? slavisch vielleicht?! Er wollte den Hoteldirector fragen.

Als aber Robida die Thür geschlossen und seine Schritte im Corridor verhallt waren, eilte Frau Hedenberg zum Bette hin. Ein plötzliches strahlendes Leben verklärte ihr Gesicht. Thränen liefen über ihre Wangen herab, während ihr Mund lachte, und ohne an das Kind zu denken, das ihr mit starren, fragenden Augen folgte, schlang sie in krampfhafter Zärtlichkeit ihre Arme um den Hals des Mannes.

„Er lebt, Frederik, er lebt, er lebt!"

„Ja, Bertha, er war es. Es paßt vollständig. Vor zehn Jahren ... Matrosenkneipe ... die Narbe an der Stirn. Und außerdem sagte mir es eine Ahnung, eben als er über die Schwelle trat."

„Ja, er lebt — — — Oh, ich möchte aufjauchzen und weinen zu gleicher Zeit — — — Ich bin so froh, so glücklich — — — Daß mir eine solche Freude zu Theil werden sollte, das hätte ich nicht mehr zu hoffen gewagt — — — Aber die Wege Gottes sind unergründlich — — — Gesegnet sei sein Name!"

Die Frau sah verjüngt aus, wie sie dastand mitten in dem hereinströmenden Tageslicht, das ihrem blonden Haar einen Glanz verlieh, wie einem Staubstreifen der Sonnenschein. Ihre großen blauen Augen strahlten. Und lächelnd kniete sie am Bette nieder und legte ihr Haupt an die Brust des Mannes. Es war, als ob ein finsterer Schatten, der ihr jahrelang Schrecken eingejagt, plötzlich verschwunden war.

Aber Hedenberg wandte den Blick von ihr ab. Er lag unbeweglich und sah unbeweglichen Auges vor sich hin. Seine Züge wurden schärfer. Die Finger krümmten sich in leidenschaftlichem Haß und die Muskeln über seinen Augenbrauen schwollen zu Knoten auf, wie bei einer angestrengten Arbeit.

„Aber Du sagst nichts, Frederik — — — Falte nur hübsch Deine Hände und laß uns dem Herrn danken, Du guter, geliebter Mann, mein einziger Freund — — —."

Es war als ob sie plötzlich eine unwiderstehliche Lust empfand, all' die zärtlichsten Worte zu sagen, die ihr einfielen. All' die Liebe, die Jahre voll Sorgen, Grübeleien und Schmerz in ihrer Brust zurückgedrängt hatten, wollte jetzt in wildem Jubel mit tausend Küssen und Umarmungen und Liebkosungen ohne Ende hervorbrechen.

„Ja, Frederik — — ich sehe, Du bist ganz erschrocken — — laß uns in Freuden beten — — wir haben es allzu oft in Trauer gethan — — Jetzt ist nichts so unmöglich, daß wir darauf nicht hoffen dürfen."

„Aber so schweige doch — — Du schwätzt ja wie ein altes Weib!"

„Was, was meinst Du?"

„Was ich meine?! Beten?! Ich sollte beten — — — Gott danken — — — Oh nein, es ist schon genug damit — — — mit dem Liede ist es aus — — — Ich verschmähe Deinen Gott, sage ich, ich verachte ihn!"

„Jesus! was ist's mit Dir? — — Gott erhalte Deinen Verstand! Sieh mich nicht so sonderbar an! Frederik, Frederik!"

„Nein, während zehn Jahren bin ich dumm gewesen, jetzt bin ich klug — — — Oh, es ist, als ob mir Schuppen von den Augen fielen und ich zum ersten Male nach vielen, vielen Jahren klar sähe — — —"

Und Hedenberg strich in heftiger Erregung die Hände über die Augen. Dann fuhr er, gedankenvoll, leiser, sanfter, wie für sich allein fort, während Bertha in äußerster Bestürzung über ihm gebeugt dastand und gleichsam jedes Wort aus seinem Munde einsaugte.

Digitized by Google

„Während zehn langer Jahre, ohne Unterlaß auch nur eines Tages, habe ich so bitter, so furchtbar bereut, daß ich meinem Gewissen keinen Augenblick Ruhe gegönnt — — — und Nichts sagte mir, daß ich unschuldig war, Nichts — — — nicht einmal eine Ahnung. Bedenke während zehn Jahren, Sommer und Winter, Tag und Nacht habe ich in einer einzigen brennenden Pein mich befunden. — — — Aber Alles war Narrheit, keine Gerechtigkeit. Oder warum sollte gerade ich so furchtbar leiden — — warum? Ich habe ja nichts verbrochen — — — mein Leben ist vernichtet — — — Und das Kind da, sieh es an! Wir nahmen es ja als eine Strafe, als eine gerechte Strafe — — — Aber weshalb sollte ich bestraft werden, da ich doch unschuldig bin? Und Du sagst, ich soll danken, Aber bist Du denn von Sinnen?"

„Still, Frederik! Ruhig! — — Denke an Signe — — Merkst Du nicht, daß Du Gott lästerst — — Vergib ihnen o Herr, die nicht wissen was sie sagen! — — — Ich verstehe Dich nicht! Solltest Du nicht Gott lobpreisen, wenn ein solcher Stein von Deiner Brust genommen ist — — Und solltest Du Dich nicht freuen — — Jetzt ist ja kein Unglück geschehen und Alles kann noch gut werden."

„Kein Unglück geschehen! Und das kannst Du sagen? Du hast also unser ganzes Leben mit all seinem Elend vergessen? — — Ist es denn nichts, an alle diese Stunden zurück zu denken, als die Angst meine Kehle zusammenschnürte, daß ich nicht athmen konnte — — — Und die schlaflosen Nächte nachher, die furchtbaren Schreckensnächte, wenn ich alleine lag. Stunde auf Stunde mit Selbstmordgedanken, den Körper in Schweiß gebadet. Es war, als ob glühende Stacheln mir in den Kopf gebohrt wurden — — — Und dann die rothe Welle. Weißt Du, was die rothe Welle ist? Sie füllt das Zimmer während der Nacht, sie rauscht näher und näher; sie will mich in ihrer schweren Masse ersticken. Und dann die Nadeln, die mich in's Herz stechen wollten, Nadeln so klein, so klein wie das Korn einer Pistole . . ."

„Aber komm zu Dir Frederik! Höre auf um des Himmelwillen. Du weißt nicht, was Du redest."

Und Bertha schüttelte entsetzt den Kopf. Sie wollte ihren eigenen Ohren nicht glauben, er redete im Fieber; es war klar, er war nicht bei Verstande. Aber Hedenberg schwieg jetzt. Und wie er so da lag mit geschlossenen Augen, ganz ruhig, und daran dachte, wie noch Jemand an einen allbarmherzigen und allgütigen Arzt glauben konnte, der mit dem Wink seines Fingers Alles und Alle zu heilen und gesund zu machen vermochte, während doch in jedem Hause unzählige Kranke unschuldig und ungerecht sich in ihrem Elend krümmten, da sah sein Auge eine sonderbare Vision — er sah den endlosen, nie rastenden Zug der Kranken, Mißhandelten, Lahmen und Gichtbrüchigen, die ohne Rast und Ruhe von den brennenden Peitschenschlägen der Schmerzen weiter getrieben wurden, einen Zug schrecklicher, hoffnungsloser als der, welcher schreiend und flehend vor der Sense des Knochenmannes vergebens dahinflüchtet.

Von allen Seiten strömten die Leidenden herbei. Sie stürzten sich aus den Fenstern herab und krochen aus den Kellern hervor. Sie sammelten sich auf den Straßen und auf den mit Teppichen belegten Stufen breiter Treppengänge, und, einer nach dem anderen, folgten sie in langer Reihe dem Geländer der verschlungenen Treppen. In geräumigen Vorhallen drängten sie sich zusammen, und erschienen schemenhaft in der unheimlichen Finsterniß stinkender Pestgewölbe. Sie wackelten durch goldverzierte Thürflügel, verließen die Häuser der Hauptstraßen und schlugen die Pforten verfallener Vorstadthöhlen zu; sie schlichen aus den mit wildem Wein bedeckten Verandas der ländlichen Herrensitze hervor und öffneten mit zitternden Händen die plumpen Thüren der armseligen Bauernhütten. Und Keiner durfte zurückbleiben. Heraus aus dem üppigen Lager mit den seidenen Kissen und dem warmen weichen Pfühl wird der Fieberkranke mit brennendem Pulse getrieben. Aus der schwülen Wärme des Krankenzimmers schiebt sich ein Anderer im Fieberschauer mit zitternden Gliedern und den ausgezehrten, krampfhaft gegen den Körper gepreßten Armen heraus. Aus den schmutzigen Betten elender Schlafstellen kriechen verhungerte Weiber hervor mit blauen Flecken auf Hals und Rücken, Faustmalen betrunkener Männer, mit blutigen Wunden, welche die mißhandelnden Hände der Niederträchtigen geschlagen haben. Und heraus aus den leeren, schimmeligen, verpesteten Räumen, wo lebendige Wesen auf Stunden ein Obdach sich miethen, schleppen sich andere Entstellte, Freche, von der Krankheit Vergiftete, die man mit Namen nicht nennen kann — verwelkt und vernichtet. Aus den Irrenhäusern schwanken die Irrsinnigen mit idiotischen, starrenden Blicken, ihre eigenen Glieder mit den Nägeln zerfleischend, und aus der mit Medikamenten gesättigten Luft der Hospitäler eilen die Kranken, die Krüppel, von grenzenloser Marter gefoltert, mit gähnenden Wunden, Geschwüren, Ausschlag und Drüsen hervor. — Da gab es Zusammengesunkene und Gekrümmte, Lahme und Verstümmelte, Blinde, die in ewiger Finsterniß vorwärts tappten, und Stumme, deren Lippen krampfhaft nach Worten suchten — — Und Alle, Alle drängten sie sich hervor, ohne Hülfe, ohne Ruhe. Sie taumelten über einander, schoben und traten sich in den Staub und steckten sich gegenseitig an. Und es war, als ob die blaue Himmelskugel durch den schreienden Jammer dieses Elends in tausend kleine Stücke zersprang und ihre unendliche, unermeßliche Oede und Leere zeigte — — — Was waren die Schmerzen, welche der Edle, der Dornengekrönte litt — er that es ja, meinte er, um die Sünden der Welt — gegen jeden Einzelnen von diesen Elenden, die ohne Grund und ohne Ende von ätzenden Krämpfen verzehrt wurden?

In einer Minute war die Vision an seinem Auge vorbeigeflogen. Eine dumpfe, unsagbare Trauer ergriff seine Seele. An Nichts konnte er glauben, an Nichts — wie war das doch so heimlos, friedlos und leer — — — Und als Bertha sich ihm mit der Bibel in der Hand näherte und mit zärtlicher Stimme, als sei nichts vorgefallen, fragte: „Geliebter Frederik, wollen wir mit der Lectüre fortfahren?" Da erwiderte er ruhig und traurig, aber fest:

„Ich kann nicht Bertha — — — Unmöglich!" Und indem er seinem eigenen Gedankengang folgte, sprach er wie zu sich selbst:

„Siehst Du, an einen ohnmächtigen Gott, der nicht helfen kann, kann ich nicht glauben, und an einen despotischen Gott, der nicht helfen will, will ich nicht glauben."

Frau Hedenberg prallte zurück, daß die Bibel ihrer Hand entglitt. An dem Ton seiner Stimme hörte sie, daß er im Ernste, mit völliger Ueberlegung redete und gebeugten Hauptes, voll Bitterkeit gegen ihn, der jetzt ihr Leben wieder vergiften zu wollen schien, faltete sie die Hände zum Gebet. — — — Aber Signe, die die ganze Zeit unbeweglich mit starren Augen, offenem Mund und ausgespreizten Fingern am Fenster gestanden, brach jetzt, ohne recht zu wissen warum, in hysterisches Weinen aus. Sie hob die Bibel auf, küßte sie ehrerbietig, wie sie es von klein an gelernt hatte und, zitternd am ganzen Körper, schmiegte sie sich an die Mutter und murmelte:

„Mutter, Mutter, antworte mir doch, redet der Vater irre?"

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Haben". Lustspiel in drei Acten von Julius Rosen. — „Berlin in Wort und Bild". Heiteres aus dem Berliner Leben nach dem Stück „Wien in Wort und Bild", frei bearbeitet von Eduard Jacobson und Julius Stettenheim. — „Galeotto". Drama in drei Aufzügen und einem Vorspiele von José Echegaray.

Das Wallnertheater hat durch ein nettes, wenn auch gerade nicht sehr bedeutendes Lustspiel von Julius Rosen den Mißgriff wieder gut gemacht, den es mit der Aufführung der in der vorigen Nummer geschilderten einfältigen Berliner Posse gethan hatte. „Haben" ist so recht ein lustiges Stücklein, wie es für diese Bühne sich eignet: eine auf einem Mißverständnisse beruhende Verwickelung, die in heiterster Weise immer wieder auf's Neue geschaffen wird, wenn sie sich gerade zu lösen scheint, füllt drei Acte in nicht ermüdender Weise vollständig aus und bereitet immer wieder belachenswerthe Ueberraschungen. Der lustige Geist des Ganzen zeigt sich verkörpert in der Figur eines Hexenmeisters, wie wir ihn schon öfter auf den Brettern gesehen haben, eines überlegenen Gesellen, der alle Fäden der Handlung in seiner Hand vereinigt, alle Personen am Gängelbande führt und alle Mißverständnisse absichtlich erzeugt und nährt, um durch sie seine liebenswürdigen, für Alle in gleicher Weise heilsamen Absichten zu verwirklichen. Der Hexenmeister ist diesmal ein

Digitized by Google

verschuldeter Graf, der in die Familie eines Bankdirectors hereingeschneit ist, dem Familienhaupte zu den ihm nöthigen Gedanken über den Bimetallismus und dem liebenden Töchterlein zu ihrem Schatze verhilft, für sich selbst aber in der Schwägerin des Directors eine nette Frau und damit zugleich die Regelung seiner Geldverhältnisse spielend erringt. Als er, im letzten Acte, das gewagte Spiel schon ganz aus den Händen verloren zu haben schien, ließ es ihn der Dichter durch eine allerliebste Briefschreibescene wieder endgültig gewinnen und verschaffte hierdurch seinem Stücke einen vortrefflichen Schluß. Den Titel: „Haben!“ führt das Lustspiel von der großen Offenheit, mit welcher der Bankdirector alle ihm begegnenden Personen auf das, was sie eigentlich von ihm *haben* wollen, anredet. Ich finde diesen Zug des Geldmannes durchaus nicht so unnatürlich, wie er vielen Kritikern der Tagespresse erschien; er ist im Gegentheil eine hübsche satirische Ausführung des protzenhaften Mißtrauens, mit welchem die Geldbarone unserer Zeit in einem Jeden, der sich ihnen nähert, nur den Begehrlichen sehen, welcher sich von der Gnadensonne ihrer gemünzten Macht bescheinen lassen möchte. Die Strafe, welche der Graf dem Bankdirector für seine Theorie des Haben-Wollens angedeihen läßt, stellt die tiefere, satirische Tendenz des Stückes dar. Daß dabei manche gesellschaftliche Unmöglichkeiten mit unterlaufen, wollen wir nicht so streng nehmen. Das Lustspiel gefiel bei seiner ersten Aufführung sehr. Es wurde allerdings auch ganz vortrefflich gespielt. Besonders möchte ich auf die gute Darstellung eines alternden Mädchens, das schließlich noch den Mann findet, durch Fräulein *Schwarz*, die vom Residenztheater herübergekommene Künstlerin, hinweisen.

Die „Berliner Posse“ suchte, nachdem sie am Donnerstag vom Wallnertheater verscheucht war, am Freitag im *Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater* ihre Auferstehung zu feiern. Sie wurde aber niedergezischt, ja vom Publikum förmlich mit Entrüstung abgewiesen. Findet also endlich der Berliner heraus, daß diese bisher immer wieder aufgenommenen, immer wieder belachten Ausstattungsspossen des neuen Berlins nur dramatische Schundwaare sind? Im Grunde ist „*Berlin in Wort und Bild*“ gar nicht schlechter als die vorangegangenen Stücke gleicher Gattung. Das Urbild gefiel in Wien sehr, zwei unserer bedeutendsten „Humoristen“ haben es mit Spreewasser umgetauft und der Director Fritzsche hat es glänzend und sorgfältig ausgestattet. Es fehlte in ihm weder der Blödsinn, noch der Kalauer, noch das uniformirte Choristinnencorps, noch der Operettenpatriotismus, auch die Coulissen waren, wie die Costüme, echt und überraschend. Warum klatschten denn diesmal die Berliner nicht Beifall? Sie haben es doch früher so oft bei ähnlicher Gelegenheit gethan? Sollte wirklich der gute Geschmack anfangen sich zu regen?

Wir kommen zu der dritten dramatischen Neuheit der letzten Woche. Das *Deutsche Theater* führte das schon im vorigen Winter angekündigte Drama „*Galeotto*“ des spanischen Dichters *José Echegaray* unter großem Beifalle auf. *Paul Lindau* gebührt das nicht zu bestreitende Verdienst, dieses wirklich bedeutende und anregende Werk durch seine Bearbeitung für die deutsche Bühne gewonnen zu haben.

Dasselbe ist auf einer Reminiscenz aus Dante aufgebaut, auf der herrlichen Stelle (im fünften Gesange der Hölle), welche die Erzählung von Francesca da Rimini enthält. Francesca las mit Paolo das Buch von der Liebe Lancelot's zu Ginevra, als auch in ihrem Herzen die Liebe, die längst heimlich gehegte, zur vollen Gluth entfacht ward:

Das Buch regt' in uns auf des Herzens Drang,
Trieb unsre Blick' und macht' uns oft erblassen,
Doch *eine* Stelle war's, die uns bezwang.
Als in ersehnten Augenblicks Erfassen
Ein Kuß ereilt' ein Lächeln ohne Wehr,
Da that auch er's, der nie mich wird verlassen,
Da küßte zitternd meinen Mund auch er. —
Galeotto war das Buch und der's verfaßte —
An jenem Tage lasen wir nicht mehr.

Galeotto ist in jenem Buche der Name des Vermittlers zwischen Lanzelot und Ginevra, der sich heimlich und spöttisch lachend davonschleicht, als das Unheil geschehen ist. Galeotto hieß deshalb zu Dante's Zeiten, und heißt so auch hier in Dante's Gedicht, der Unterhändler in Liebesangelegenheiten.

Einen solchen Unterhändler zu schildern war Echegaray's Absicht. Aber nicht der gewöhnliche, abgefeimte, um Gewinnstes willen oder aus Tücke arbeitende Kuppler ist es, den er im Sinne hat, nicht die alltägliche Theaterfigur, die leicht faßbar in ihrer Individualität ist, sondern er meint den „großen Kuppler“, der gewöhnlich „die Gesellschaft“ heißt, die tausendköpfige Menge, die mit ihrem raschen Blicke und noch rascherem Worte, mit ihren Vorurtheilen, ihrem Lächeln und zweideutigem Schweigen, ohne daß sie es will und beabsichtigt, ohne daß sie überhaupt einen Willen oder eine Individualität hat, am öftesten die unheilvolle Liebe weckt und anfacht und zur vollen Gluth schürt. Die schuldige Person des Stückes ist also gar keine Person, sie kann nicht handelnd auftreten und bewirkt doch in allen Scenen die Handlung, sie ist nicht sichtbar, nicht faßbar, nicht nennbar und häuft doch auf das Haupt der Mitspielenden ein unermeßliches tragisches Geschick. Die Menge als Kuppler, als großen Galeotto, wollte Echegaray dramatisch darstellen.

In einem Vorspiele legt er uns durch den Mund des jungen Dichters Ernesto diese Absicht dar. Ernesto lebt im Hause seines väterlichen Freundes Don Manuel und wird von dessen junger Frau, Julia, in traulichem, unbefangenen Gespräche nach dem Fortschritte seines Dramas gefragt. Er schildert sein bisher vergebliches Mühen, die anscheinend unfaßbare Gestalt des großen Galeotto, die ihm vorschwebt, in Formen zu bannen. Don Manuel und seine Gattin können den Dichter nicht ganz verstehen, sie zweifeln an der Möglichkeit, daß die Gedanken, welche er vor ihnen feurig entwickelt, je zu einem concreten Dramastoffe zusammenschießen können. Leise, nur mit einigen Andeutungen, klingt in dieses Vorspiel schon das Gemurmel der „Gesellschaft“ hinein, welche es unerklärlich findet, daß eine Dreiheit, wie diese es ist, älterer Mann, junge Frau und junger Hausfreund, unbefangen und innig mit einander leben können.

Das Drama hebt an. Ernesto, eine stolze und feurige Natur, findet, besonders da sein dichterisches Mühen umsonst ist, das Leben im Hause seines Freundes unerträglich. Er will nicht unverdient Wohlthaten genießen, er will sein Leben sich selbst erobern; auch der Gedanke an das, was man in der Gesellschaft über ihn und sein Verhältniß zu Don Manuel urtheilen und reden könnte, kränkt ihn. Er kommt, um Abschied von seinen Freunden zu nehmen. Aber Don Manuel will den Sohn des Mannes, dem er Alles in der Welt verdankt, nicht in des Lebens Kampf und Noth ziehen lassen, er will ihn an sich fesseln und zugleich seine Wünsche befriedigen; er bietet ihm deshalb einen Arbeit und Erfolg im reichsten Maße verheißenden Secretärsposten in seinem Hause an. Ernesto nimmt an. Aber gerade als Julia über sein ferneres Bleiben nun laut ihre Freude äußert, kommt die „Gesellschaft“ hinzu. Sie ist repräsentirt durch Don Manuels Bruder und Schwägerin, Don Severo und Donna Mercedes, und durch den Sohn beider, Miguel. Die eine Dreiheit steht der anderen gegenüber. Hier reine Freude, edle, hochherzige Freundschaft, vornehmes Vertrauen und stolze Arglosigkeit, dort Mißtrauen, hämische Freude an der vermeintlichen Schuld auf Seite der Anderen und rücksichtsloses Gebahren. Beide Gruppen platzen sofort auf einander: Don Severo hält seinem Bruder vor, daß er die Ehre des Hauses nicht wahre, daß er sich durch den jungen Freund lächerlich mache, Donna Mercedes redet der arglosen Julia in's Gewissen und Miguel erlaubt sich anzügliche Bemerkungen Ernesto gegenüber. Der Funke ist in's Pulverfaß geschleudert. Obgleich Don Manuel in edler Vornehmheit seinen Bruder zurückweist, obgleich Julia die argwöhnische Mercedes belächelt und Ernesto den Miguel zornig zum Schweigen bringt, hat der große Galeotto bereits seine erste That vollbracht. Ernesto verläßt wirklich das Haus Don Manuels und beschließt sogar das Vaterland zu meiden.

Im zweiten Acte finden wir Don Manuel im Begriffe, Ernesto wenigstens von dem letzteren Schritte abzubringen. Da erfährt er durch Miguel, daß der Dichter eine beleidigende Aeußerung, die ein frecher Patron öffentlich über das nunmehr ja gelöste Freundschaftsverhältniß gethan, mit einem Faustschlage geahndet habe, daß ein Duell bevorstehe, ein öffentlicher Scandal schon vorhanden sei. Wüthend beschließt er, die seiner Frau angethane Schmach selbst zu rächen. Er findet den Beleidiger schon am Duellplatze, einem Zimmer des Hauses, in dem Ernesto wohnt, er schlägt sich sogleich mit ihm und wird tödtlich verwundet. Inzwischen war Julia zu Ernesto geeilt, um ihn im Interesse Manuels und ihres Friedens anzuflehen, daß er jenes Duell vermeide, den Scandal nicht noch vergrößere. Sie redeten zusammen in Ernesto's Zimmer, als sie hörten, wie sich Schritte demselben nahten; sie vermutheten die Ankunft der Secundanten Ernesto's, Julia verbarg sich deshalb im Alkoven, um den Fremden nicht zu begegnen. Aber es sind die Freunde Manuels, die kommen: sie bringen den tödtlich Verwundeten, um ihn auf Ernesto's Lager zu betten. Als sie den Alkoven öffnen, entdecken sie Julia. Don Manuel, der bis dahin weit entfernt war vom Argwohn, der sich stets desselben erwehrt hatte, wenn er sich ihm auch aufdrängen wollte, hält nunmehr Ernesto und Julia schuldig des Treubruches am Freunde und am Ehegatten. Der große Galeotto hat den zweiten Erfolg errungen.

Im dritten Acte eilt er seinem Siege entgegen. Ernesto erscheint am Sterbebette Don Manuels, aber er findet auch Julia schon im Glauben an seine Gedankenreinheit wankend. Sie hört auf die Einflüsterungen Donna Mercedes', daß Ernesto sie liebe und in der That schuldig des Treubruches am Freunde sei, sie verbietet ihm das Haus. Aber ehe Ernesto dasselbe verläßt, erfährt er noch die ungeheuerste Beleidigung von Don Severo und als er ihr entgegnen will, erhebt Don Manuel sich vom Lager, schlägt dem Dichter in's Gesicht und flucht der Gattin, die ihn betrogen. Dann sinkt er zurück und stirbt. „Die Treulosen haben ihn gemordet,“ sagt die Welt durch Don Severo's Mund. Julia wird als die schmachbedeckte Ehebrecherin aus dem Hause ihres Gatten gejagt, Ernesto nimmt die Bewußtlose in seine Arme. „Die Welt hat uns zusammengehetzt,“ ruft er in seiner Verzweiflung aus. „Nun ist Julia mein. Er hat es ja nicht anders gewollt, der große Galeotto.“

Man wird unwillkürlich, wenn man die grausame Logik dieser Entwickelung verfolgt, an den ebenso unbarmherzigen Gang der Handlung in Hebbel's „Maria Magdalena“ erinnert, aber wie dort ist es auch hier nicht schwer, den logischen Fehler zu entdecken, welchen der Dichter begeht. Wir müssen uns fragen, was Echegaray eigentlich gewollt hat? Im Vorspiel sagt er es uns: er will eine tragische Schuld construiren, die unfaßbar und unvermeidbar über den Häuptern der unschuldig leidenden Menschen schwebt, die allen Edelmuth derselben und alle Herzensreinheit derselben als umsonst erscheinen läßt, die sie vernichtet und ihr Lebensglück zermalmt, auch wenn ihr Herz sich jedes Vergehens bar weiß. Gerade die Reinheit der Gesinnung, die Größe des Herzens und die Lauterkeit der Liebe sind die Momente, welche die Blitze jener dunkeln Schuld auf sie herableiten, vor denen sie sich, wären sie böse und selbst schuldig gewesen, wohl zu schützen und zu verbergen gewußt haben würden. Es ist die Lehre von dem ehernen Schicksal, welches hier der Dichter verkündigt, nur kleidet er die wuchtig einherschreitende Gestalt desselben in moderne Gewänder. Was bei den Griechen die neidischen Götter bewirkten, die der glückliche Mensch fürchten mußte, das bewirken hier die giftigen Zungen der Hydra, welche sich „die Gesellschaft“ nennt. Aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen dieser Gesellschaft und dem ehernen Schicksale. Dem letzteren konnte sich der Mensch nicht entziehen; er litt

Digitized by Google

unter ihm, was ihm bestimmt war, und die tragische Schuld, deren Werkzeug er wurde, war eine wirkliche. Die Gesellschaft ist aber nichts Unvermeidliches, wie dieses Schicksal. Wer durch sie leidet, büßt nur das Vergehen, sich ihr hingegeben, sich von ihr abhängig gemacht zu haben; und wer gar, wie Don Manuel, als er begann argwöhnisch zu werden, durch sie sich zur Schuld verleiten läßt, hat kein tragisches Interesse mehr für uns. Ernesto und Julia freilich bleiben unschuldig bis zum Ende, aber Alles was sie leiden, leiden sie nur unter einem Zwange, den sie sich selbst auferlegt haben, den sie, wären sie frühzeitig stark genug gewesen, hätten abschütteln können. Die Bande der Gesellschaft sind nicht eherne, wie die des Schicksals, die tragische Schuld, die durch die Fesselung in sie erzeugt wird, ist deshalb nur eine scheinbare. In der Gleichsetzung des nicht nothwendigen Einflusses, den Menschenzungen und Menschenurtheile auf unser Inneres heben, mit dem unvermeidlichen Zwange des antiken Schicksals liegt der logische Fehler dieses Dramas.

Aber trotz dieses Grundfehlers bleibt dasselbe höchst fesselnd und erschütternd. Wir glauben in den Stunden, in welchen wir die Armen dem Einflusse jenes unheimlichen Galeotto erliegen sehen, an die Allmacht der Gesellschaft und können die Befangenheit nicht abschütteln, die Furcht und Mitleid erzeugt. Der Dichter hat einen großen Gedanken gefaßt und ihn folgerichtig durchgeführt, mit furchtbarer Logik durchgeführt, aus deren peinigendem Banne wir uns erst später wieder befreien können, wenn wir über den in jenem Gedanken liegenden Irrthum uns klar geworden sind. Mit so großer dichterischer Energie weiß uns der Autor in seinem Gedankengange festzuhalten, daß wir auch manche Künsteleien übersehen, die jene durch den Galeotto erzeugte Verwirrung noch verschärfen. Dieselben beweisen die große dramatische Fertigkeit des Autors, welche auch in den gut gemachten Actschlüssen sich zeigt. Dazu ist in dem Ganzen eine vornehme und oft geistreiche Diction, die belebt ist durch warme Gefühlsausbrüche.

Die Darsteller im „Deutschen Theater" hoben die Schönheiten dieses Werkes trefflich hervor. Der Ernesto des Herrn Kainz wird künftig zu den besten Schöpfungen dieses Künstlers gehören, und auch Herr Friedmann darf sich seines Don Manuel rühmen. Die Damen Fräulein Ortwin als Julia und Frau Carlsen als Donna Mercedes hatten weniger schwierige Aufgaben, denen sie vollkommen gerecht wurden, ohne gerade Bedeutendes zu leisten. Herr Schultz als Miguel dagegen zeigte sich als Schauspieler noch gerade so unreif, wie sein Vorbild im Stücke.

O. B.

Notizen.

Les Chemins-de-fer en France et à l'Etranger. Par Octave Noël. (Paris, Berger-Levrault & Cie.) — Ein interessantes Buch des bekannten Professors an der Pariser Handelshochschule, der bereits 19 Bände veröffentlicht hat, worin er nach einander alle Fragen betreffend Eisenbahnen, Finanzen, Handel und Industrie erörterte, welche ihm neben den Oekonomisten seines Landes, wie Leon Say, Leroy-Beaulieu u. A. den ersten Rang eingeräumt haben. Sein Stil ist klar, elegant und seine Schreibweise besitzt die Eigenschaft, daß sie selbst jene Leser interessirt, welche gewöhnlich einen Widerwillen gegen Zahlen, statistische Tabellen und Nationalökonomie hegen. Zuerst werden in dem vorliegenden Buche die drei verschiedenen Systeme, welche die Verwaltung der Eisenbahnen in den verschiedenen Ländern der Welt beherrschen: die unbeschränkte Freiheit, die ebenso absolute Oberaufsicht des Staates und zuletzt das Princip der Vereinigung beider Systeme, behandelt. Bis zu einem gewissen Punkte hat der Autor Recht, wenn er in Eisenbahnsachen die unbeschränkte Freiheit, „welche in Ermangelung der legitimen Oberaufsicht des Staates nur zu oft dazu dient, vor Allem einige Privilegirte zu bereichern", verurtheilt. Ebenso stimmen wir mit ihm überein, wenn er sagt, „daß die Allgewalt des Staates, welche das Princip der Concurrenz, diese Seele des Handels, unterdrückt, bis jetzt keine besseren Resultate geliefert hat, als das erste System, indem sie uns nach und nach zum Socialismus, jener Negation der Freiheit, und zur Herrschaft der brutalen Kraft geführt hat." Hier stellt sich also der Autor auf den Standpunkt jener Franzosen, welche wissen, daß die alles erstickende Bureaukratie ihres Landes, welche 800,000 Köpfe zählt, überzahlreich ist und daß kein Bedürfniß vorliegt, um diese Armee noch durch 250,000 Eisenbahnangestellte zu vermehren. Dagegen sind wir gar nicht mit dem Verfasser einverstanden, wenn er die Eisenbahnverwaltung in Frankreich, welche das dritte System adoptirt hat, über Alles erhebt: „Frankreich und die lateinischen Nationen, welche seinem Beispiel folgten, hatten das seltene Glück, von vorne herein eine Organisation zu schaffen, welche, indem sie den Rechten des Staates und den Privatinteressen Rechnung trug, für Beide ein Besitzthum organisirte, deren immer wachsende Erträgnisse den zukünftigen Geschlechtern große Hülfsquellen zusichern." Das mag sehr angenehm zu hören sein für Verwaltungsräthe, Directoren und die paar tausend Actionäre, welchen dieses dritte System große Vortheile und hohe Dividenden zuführt, allein die Millionen Menschen, welche die französischen Eisenbahnen benutzen, singen ein ganz anderes Lied, denn es ist ein wohl bekanntes Factum, daß sie theuer und schlecht sind. Die Frachtansätze sind höher, als in irgend einem anderen Lande, und der Personentransport ist wirklich scandalös, so daß z. B. die Passagiere, um die Schnellzüge zu benutzen, Billete erster Klasse, welche 12½ Centimes per Kilometer kosten, lösen müssen. Es ist zwar wahr, daß die Abgaben 25 % auf den Bruttoeinnahmen betragen und daß im Jahre 1885 die französischen Bahnen dem Staate 273 Millionen Franken entrichteten; allein trotzdem ist der Unterschied im Vergleich zu allen anderen Ländern unverhältnißmäßig groß. Seitdem nun gar sämmtliche Bahnen den Senatoren und Abgeordneten Freibillete bewilligen, ist an eine Reduction der horrenden Fahrpreise und an eine Verbesserung nicht zu denken. Jedenfalls ist uns der österreichische und preußische „Despotismus", welcher die Tarife bestimmt, lieber, als die französische „Freiheit", wo gar keine Rücksicht auf den Comfort der Reisenden genommen wird und wo die meisten Restaurationen in den Bahnhöfen wahre Räuberhöhlen sind. — Ganz vortrefflich wird aber die historische Entwickelung des französischen Eisenbahnnetzes, übrigens an der Hand des fünfbändigen Werkes über die französischen Bahnen von Alfred Picard, dargestellt. Der Autor erwähnt die hervorragendsten statistischen und finanziellen Thatsachen der primitiven Periode vom Jahre 1823, wo die Waggons noch mit Pferden gezogen wurden, bis zum Jahre 1842; hierauf studirt er von demselben Standpunkt aus die Perioden von 1842—1859, von 1859—1870, von 1870 bis 1876 und zuletzt die gegenwärtige Periode mit den Conventionen von 1883. Auch die heiklen Fragen betreffend die Zinsgarantie, die finanzielle Controle des Staates der industriellen und algerischen Eisenbahnen sind gut behandelt. Dann verbreitet sich das Buch über die ausländischen Bahnen und die Ausdehnung derselben auf der Oberfläche der ganzen Erde. Indem hier die gleiche Methode verfolgt wird, gibt der Verfasser werthvolle Einblicke in die Entwickelung, die Kosten und die ökonomischen und finanziellen Resultate der deutschen, österreichischen, italienischen, englischen, belgischen, russischen, serbischen, türkischen, amerikanischen Netze u. s. f. Das letzte Capitel faßt die finanzielle Lage aller Eisenbahnen der Erde zusammen und bietet sehr lehrreiche Zahlen. Die Länge der dem Betrieb eröffneten Linien stieg während 1869—1885 von 210,180 Kilometer auf 487,566 Kilometer, also eine Vermehrung von 132 %. Das 1869 zur Gründung des Netzes angewandte Capital wurde auf 53,200 Millionen Francs geschätzt, wovon 37,600 Millionen auf Europa, 12,125 auf den amerikanischen Continent, 1600 auf Asien, 1475 auf Afrika und 400 Millionen auf Australien kommen. 1885 finden wir eine Vermehrung von 129 % der zur Ausdehnung der Verkehrsmittel verwendeten Capitalien. Dieselben betrugen 69 Milliarden für Europa und 45 Milliarden für Amerika, wovon auf die Vereinigten Staaten allein 39 Milliarden Francs kommen. Asien hatte bis zu jener Epoche 4½ Milliarden, Afrika 2 und Australien ungefähr 3 Milliarden ausgegeben, d. h. eine Totalsumme von 123½ Milliarden Francs. Im Jahre 1869 betrug die Passagierzahl auf allen Eisenbahnen der Welt 900 Millionen, wovon 734 auf Europa und 120 auf die Vereinigten Staaten kommen und die beförderten Waaren beliefen sich auf 566 Millionen Tonnen, wovon 401 in Europa und 150 in den Vereinigten Staaten. Das Bruttoergebniß dieses Verkehres wurde damals auf 5 Milliarden und die Spesen auf 3 Milliarden 800 Millionen geschätzt, so daß ein Reingewinn von 1200 Millionen oder 2,25 % auf das angewandte Capital übrig blieb. Im Jahre 1883 dagegen betrug die Anzahl der Passagiere auf allen Eisenbahnen der Welt 1½ Milliarde in Europa, 313 Millionen in den Vereinigten Staaten und 188 Millionen in runder Zahl auf den anderen Linien der Welt. Ueberdies wurden 1300 Millionen Tonnen Waaren spedirt, wovon 760 in Europa und 401 Millionen in den Vereinigten Staaten. Dieser Verkehr warf eine Bruttoeinnahme von 12 Milliarden Francs ab, wovon 6½ Milliarden auf Europa und 4 Milliarden 200 Millionen auf die Vereinigten Staaten fallen. Nach Abzug von 7 Milliarden für Spesen blieb ein Reingewinn von 5 Milliarden Francs übrig, so daß eine durchschnittliche Dividende von 4,21 % für Europa und 4,15 % für die anderen Eisenbahnnetze in der Welt herauskam.

A. Z.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,

Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Drei Jahre im hohen Norden.

Die Lady-Franklin-Bai-Expedition in den Jahren 1881—1884

von

Adolph W. Greely.

Ein starker Band Groß 8. Mit zahlreichen Illustrationen, Karten und Plänen.

Einzig autorisirte Ausgabe.

Eleg. broch. 12 M., eleg. geb. 14 M.

Die berühmte **Greely'sche Reise** erweitert unsere Kenntnisse durch Entdeckung ganz neuer Landstriche an der **Nordwestküste Grönlands bis Kap Washington** und eines breiten, an Pflanzen und Thieren reichen, eisfreien Gürtels quer durch Grinell-Land. Die Geschichte dieser Expedition, bei welcher von vierundzwanzig jungen, kräftigen Männern achtzehn durch Hunger und Kälte elend umkamen, ist **hochtragisch** und voll der **schrecklichsten** und **aufregendsten Erlebnisse** und Scenen, wie sie die wildeste Phantasie kaum zu erfinden vermag.

Soeben erschien Lieferung I der 2. (Lieferungs-)Ausgabe:

Das literarische Deutschland.

Von

Adolf Hinrichsen

mit einer Einleitung von Prof. Dr. **C. Beyer** (Verf. der Deutschen Poetik).

Preis der Lieferung brosch. 3 Mark in allen Buchhandlungen.

Vollständig in vier Lieferungen (unter der Presse).

Jede Lieferung ist einzeln käuflich.

Das komplete Werk (Hauptausgabe) erscheint (nur gebunden) in Kürze. Preis 12 Mark.

Verlag der Albumstiftung

(Carl Hinstorff's Verlag).

Bedeutende Preis-Ermässigung

einer Anzahl hervorragender Werke aus allen Gebieten der Literatur, welche zu nachstehenden bedeutend herabgesetzten **billigen Preisen nur von uns** zu beziehen sind.

Nur neue tadellose Exemplare werden geliefert.

Berlin W., Friedrichstrasse 161. **Gebrüder Fischer.**

Grote, Georg. Geschichte Griechenlands. 6 Bde. Mit vielen Plänen und Karten. Berlin 1880. In 6 eleg. Liebhaber-Halbfranzbdn. (Mk. 75,—) für Mk. 35,—.

Wir machen auf den billigen Preis dieses klassischen Geschichtswerkes ganz besonders aufmerksam.

Guhl, Dr. E. Künstlerbriefe. Zweite umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Bearb. von Dr. Ad. Rosenberg. Lex. 8°. 699 S. Eleg. brosch. Statt 18 Mk. für 8 Mk. In hoch eleg. Leinenband nur 9 Mk.

Heyse, Dr. Joh. Christ. Aug. Allgemeines verdeutschendes u. erklärendes **Fremdwörterbuch** oder Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache gebräuchlichen fremden Ausdrücke mit d. Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der Abstammung. Gr. Octav. Eleg. cart. (Mk. 7,50) für Mk. 4,—. In Halbfranzband Mk. 5,—.

Gotthold Ephr. Lessing. Sein Leben und seine Werke v. Th. W. Danzel u. G. E. Guhrauer. 2. berichtigte u. vermehrte Auflage Herausgegeben von W. v. Maltzahn u. Boxberger. Eleg. geb. 2 Bde. gr. 8°. Berlin 1881. Statt Mk. 18,— für Mk. 10,—.

Wickede, Jul. v. Geschichte der Kriege Frankreichs gegen Deutschland in den letzten 2 Jahrhunderten. 3 eleg. Lwdbde. Statt Mk. 18,— für Mk. 6,—.

Busch, Moritz. Geschichte der Mormonen. Nebst einer Darstellung ihres Glaubens und ihrer gegenwärtigen socialen und politischen Verhältnisse. Statt Mk. 8,— für M. 3,—.

Friedrich des Grossen ausgewählte Werke. Ins Deutsche übertragen von H. Merkens. Eingeleitet von Dr. Franz H. Wegele. 3 Bde. geb. Inhalt: Bd. I Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg. — Geschichte meiner Zeit. — Bd. II Geschichte des 7jährigen Krieges. — Denkwürdigkeiten vom Hubertusburger Frieden bis zum Frieden von Teschen. — Bd. III/IV Briefwechsel. Ladenpreis Mk. 22,— für Mk. 9,—.

Maurer, Ch. F. Geschichte der Hellenen in neuen und alten Darstellungen. Lex. 8°. In eleg. Lwdbd. Statt Mk. 8,— für Mk. 4,—.

Menzel, Wolfg. Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 3 eleg. Leinwandbände. Statt Mk. 20,— für Mk. 8,—.

*** Eine der besten deutschen Literaturgeschichten, mit ausgezeichneten Charakteristiken über die meisten Werke der Literatur.

Krauss, Dr. F. S. Sagen u. Märchen der Südslaven in ihrem Verhältniss zu den Sagen und Märchen der übrigen indogermanischen Völkergruppen, zum grossen Theil aus ungedruckten Quellen. 2 Bde. geb. Statt Mk. 15,— für nur Mk. 6,—.

Stahr, Adolf. Kleine Schriften zur Literatur und Kunst. 3 Bde. geb. Statt Mk. 21,— für Mk. 7,50.

Stahr, Adolf. Römische Kaiserfrauen. Eleg. geb. Statt Mk. 7,— für Mk. 4,—.

Hirsch, Geschichte der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. 3 Bde. geb. Statt Mk. 30,— für Mk. 18,—.

Provinzzeitung gesucht, welche Raum für **Berliner Feuilletons** hat. Mäß. Honoraransprüche. Offerten unter **A. 32** durch d. Exped. erb.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

Kataloge über 1/4 Million Bücher für 30 ₰.

L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1,25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

CACAO-VERO

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per 1/1 1/2 1/4 1/8 = Pfd.-Dose

350 200 150 75 Pfennige

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial- u. Delicatess- u. Droguengeschäften.

Bedeutendes Werk der Memoirenliteratur

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen.

Von

Adolf Friedrich Graf v. Schack.

Mit dem Porträt des Verfassers.

3 Bände. Preis geheftet ℳ 15,—; fein geb. ℳ 18,—

Der Verfasser, der als Dichter, Gelehrter, Uebersetzer, Kunstmäcen und Staatsmann eine so markante und hervorragende Stellung in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts eingenommen, bringt in diesem Werke eine Menge von Charakteristiken derjenigen bedeutenden Personen, denen er in seiner bevorzugten Stellung näher getreten ist und führt uns das bewegte Treiben der Zeitgeschichte vor, die er miterlebt. Graf Schack betrachtet diese Memoiren sozusagen als ein Vermächtnis, das er der deutschen Nation hinterläßt und das gewiß auch als wertvolles Besitztum von derselben geschätzt werden wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die Besprechung Seite 232 u. ff. des interessanten Memoirenwerkes:

Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim, Erinnerungen aus alter und neuer Zeit,

2 Bände. Preis M. 10.—, eleg. gebd. M. 12.— wolle freundlichst beachtet werden.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 22. October 1887. Band XXXII.

CORNELL UNIVERSITY NOV 3 1887 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die marokkanische Frage. Von Gustav Diercks. — Falb's Erdbebentheorie und Le Sage's Gravitationstheorie. Von Wilhelm Stoß. — **Literatur und Kunst:** Der Krieg. Von Heinrich Seidel. — „Die Krankheit des Jahrhunderts" von Max Nordau. Von Oskar Bulle. — Die Geheimräthin Christiane von Goethe. Von H. Düntzer. — Die Memoiren von Ernest Legouvé. Von Carl Witte. — Dürer und die Reformation. Von Robert Stiaßny. (Schluß.) — **Feuilleton:** Auf der Brücke. Von Manuel Schnitzer. — **Aus der Hauptstadt:** Zum Schluß der Kunstausstellung. Von Georg Malkowsky. — Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die marokkanische Frage.

Von Gustav Diercks.

Man mußte seit lange darauf gefaßt sein, neben der leidigen „orientalischen" auch die „occidentalische" „Frage" am politischen Himmel erscheinen zu sehen, trotzdem überraschte das plötzliche Auftauchen derselben die europäische Welt so sehr, daß erst jetzt nach Verlauf von vierzehn Tagen der Weg gefunden wird, auf dem allein die occidentalische oder marokkanische Frage geregelt werden kann, ohne ernste internationale Verwickelungen herbeizuführen.

Spanien war es, das auf Grund der Nachrichten über den Gesundheitszustand des Sultans durch seine übereilten und unüberlegten Maßnahmen Europa alarmirte. Allerdings ist Spanien sehr lebhaft an dem Geschick Marokkos interessirt, denn es hat sich ja daran gewöhnt, dieses große afrikanische Reich als seine zukünftige Provinz zu betrachten und glaubt sich im vollsten Recht, jeder anderen Macht das Eingreifen in die marokkanischen Verhältnisse zu verwehren. Mit größtem Argwohn hat es daher seit Jahren die Bemühungen Frankreichs beobachtet, sich stillschweigend in den Besitz des östlichen Marokko zu setzen, die Grenzen Algiers bis nach dem Muluyaflusse und westlich von der Oase Fignig zu verlegen, und es mußte nun — und wohl nicht mit Unrecht — vermuthen, daß sein Rival die erste Gelegenheit benutzen würde, um seinen Zweck zu erreichen. Ja, Spanien hatte zu dieser Befürchtung noch ganz besondern Anlaß. Die erfolgreiche Propaganda der Franzosen im Innern Marokkos hatte die spanische Regierung endlich bewogen, dorthin eine Gesandtschaft zu schicken, die dem Sultan den Dank für die Geschenke aussprechen sollte, welche Muley Hassan vor zwei Jahren durch eine glänzende Gesandtschaft dem Könige Alfons XII. hatte überbringen lassen und die die Königin-Wittwe in Empfang nahm, da Alfons gerade bei der Ankunft der Marokkaner gestorben war. Die zu Anfang August unter der Führung des spanischen Ministerresidenten in Tanger, Diosdado, nach Rabat abgegangene Gesandtschaft hatte jedoch auch den Auftrag erhalten, mit dem Sultan oder seinen Ministern Verträge abzuschließen, durch welche der Einfluß Spaniens in Marokko auf Kosten des französischen und englischen bedeutend gesteigert werden sollte. Diese politische Mission schlug aber offenbar ganz fehl und der Minister des Aeußern Spaniens, Moret, hielt es angesichts der großen Privilegien, welche Frankreich in den letzten Jahren in Marokko zu erlangen gewußt hat, für nothwendig, mit der Pariser Regierung in directe Unterhandlung wegen Marokkos zu treten und sich Gewißheit darüber zu verschaffen, daß Frankreich nicht durch Besitznahme des Muluyagebietes den Status quo in Marokko zu beseitigen bemüht sei. Moret ging selbst zu diesem Zwecke nach Paris und verlangte unter Hinweis auf die ihm von Diosdado gemeldeten Gerüchte über Truppenbewegungen an der algerisch-marokkanischen Grenze bestimmte Erklärungen. Die französische Regierung gab indeß nur die gewöhnlichen Versicherungen ab, daß sie keine Eroberungspolitik verfolge und verstand sich jedenfalls zu keinem bindenden Vertrage. Die spanische Regierung erfuhr dann aber kurze Zeit darauf, daß, während Moret in Paris war und mit den französischen Ministern unterhandelte, sehr bestimmt auftretenden Gerüchten zufolge, französische Ingenieure von Lalla Maghwia aus die marokkanische Grenze überschritten und die schon früher hergestellten, aber auf Grund englischer Reclamationen aufgegebenen Forts und Schanzarbeiten inspicirt und die Ausführung derselben begonnen hätten.

Unter solchen Umständen glaubte sich die spanische Regierung im Recht, bei erster Gelegenheit in demonstrativer Weise sein Einspruchsrecht in Marokko zur Geltung zu bringen, und diese Gelegenheit gab ihr die Nachricht von der schweren Erkrankung des Sultans und von dem voraussichtlich baldigen Ableben desselben. Daß der Tod des Sultans Muley Hassan und die Erbfolgefrage Aufstände, vielleicht einen allgemeinen Bürgerkrieg, jedenfalls für längere Zeit anarchische Zustände in Marokko erzeugen würden, das konnte für Niemand zweifelhaft sein, ebensowenig aber auch, daß die Riffkabylen sich in erster Linie erheben und sich höchst wahrscheinlich zunächst gegen die in ihrem Bereich gelegenen Presidios der ihnen verhaßten Spanier wenden würden. Diese richtigen Erwägungen machten es der spanischen Regierung zur Pflicht, für ihre in verwahrlostem Zustande befindlichen afrikanischen Besitzungen zu sorgen und die dortigen Besatzungen zu verstärken, sobald die Nothwendigkeit herantrat. Wenn nun die unbestimmten Gerüchte über die Krankheit des Sultans aufgebauscht, wenn sofort Rüstungen in großem Maßstabe angeordnet wurden, so handelte die spanische Regierung ebenso übereilt und mit denselben Absichten, wie ihre conservative Vorgängerin zwei Jahre früher gelegentlich der ersten Nachrichten über die Karolinenangelegenheit. Sie bezweckte eine Demonstration gegen Frankreich und gleichzeitig Beeinflussung der öffentlichen Meinung des Volkes zu ihren Gunsten, zur Befestigung ihrer erschütterten Stellung.

Ein einseitiges Vorgehen Spaniens in Marokko wäre

Digitized by Google

jedoch eine Verletzung des Status quo und der internationalen Verträge gewesen und deshalb wird der spanischen Regierung denn auch von ihren politischen Gegnern, ja sogar von mehreren ihrer Parteigenossen ihr erstes Verhalten in dieser Angelegenheit zum Vorwurf gemacht. Die sofortige Vergrößerung der Besatzung der spanischen Presidios ohne vorherige Befragung und Genehmigung der Vertragsmächte hätte das gleichzeitige Erscheinen eines französischen Heeres an der algerischen Grenze gerechtfertigt. Man erkannte jedoch bei Zeiten noch das Gefährliche der ersten übereilten Maßnahmen und die spanische Regierung setzte sich daher mit der französischen in Beziehung, um ein gemeinsames Handeln im Falle von Unruhen in Marokko anzubahnen. Gleichzeitig alarmirte sie die italienische Regierung, mit der sie nun vor zwei Monaten Vereinbarungen für den Fall einer französischen Invasion in Marokko getroffen hatte. Jetzt erst sieht man die Nothwendigkeit eines gemeinsamen Vorgehens aller Vertragsmächte und Beschlußfassung derselben für die Eventualität des Todes des Sultans und daraus resultirender Unruhen in Marokko ein, und man darf nun wohl mit ziemlicher Sicherheit erwarten, daß binnen kurzer Zeit eine gemeinsame Vereinbarung auf diplomatischem Wege oder auf Grund eines Congresses erfolgen wird. Nur auf diese Weise ist es zu vermeiden, daß die occidentalische oder morokkanische Frage internationale Verwickelungen zwischen den interessirten europäischen Mächten herbeiführt.

Daß der Tod des jetzigen Sultans und die Thronfolge ernste Unruhen in Marokko mit sich bringen werden, dafür bürgen die allgemeinen politischen Zustände dieses Landes und die beträchtliche Zahl der Thronprätendenten. Das Gebiet, auf dem der Sultan unbedingte Herrschergewalt besitzt und ausübt, ist im Verhältniß zu dem unter dem Namen Marokko bekannten Reiche nur verschwindend klein, es umfaßt nur wenige Provinzen. In vielen anderen ist seine Macht nur nominell und wird nur durch regelmäßige Kriegszüge zum Zwecke der Eintreibung der Tribute und Steuern aufrecht erhalten, und wiederum in anderen ist sie überhaupt nicht vorhanden. Der Tod des Sultans würde für die Bewohner der mehr oder minder unabhängigen und nach Unabhängigkeit strebenden Provinzen das Zeichen zu allgemeiner Erhebung sein; ihre Unterwerfung durch den Nachfolger des jetzigen Sultans würde nur unter furchtbaren Kämpfen erfolgen können.

Was ferner die Kronprätendenten betrifft, so steht in erster Linie der etwa 17jährige Kronprinz Muley-Mohamed, der in den letzten Jahren schon wiederholentlich an der Spitze großer Armeen Kriegszüge gegen aufrührerische Stämme unternommen und sich in ihnen durch Umsicht und persönliche Tapferkeit ausgezeichnet hat. Bei dem Heere ist der Prinz daher sehr beliebt, gerade aus dem Grunde aber in den ferneren Provinzen und überhaupt im Volke mehr oder minder gehaßt, denn die regulären Truppen dienen in der Hauptsache zur Eintreibung der Steuern, zur Unterdrückung der Rebellen. Unter den übrigen Kindern Muley Hassans — ihre Zahl wird verschieden und bis zu 150 angegeben — ist keines, das dem Prinzen Mohamed zur Zeit den Thron würde streitig machen können.

Der älteste Bruder des Sultans, Muley Ismael, ist ein ungemein friedliebender Mann und wird trotz seiner Aurechte an den Thron, als ältestes Familienmitglied nämlich, schwerlich von demselben Gebrauch machen. Er findet an der Politik keinen Gefallen, kümmert sich nicht um sie, lebt in seinem Palaste in Fez und auf seinen Gütern, wie es heißt, vornehmlich den Studien. Seine große Popularität würde ihn andernfalls zu einem gefährlichen Gegner Mohameds machen.

Anders verhält es sich mit einem andern Bruder Muley Hassans, Muley Ali. Dieser gilt als ehrgeizig und intrigant, hat sich aber bisher fern von allen Staatsgeschäften gehalten.

Viel größere Gefahr als von diesen und andern Gliedern der Familie des jetzigen Sultans droht seinem Sohne von andern Scheriffenfamilien, die überdies auf Grund directer Abstammung von dem Propheten Anspruch auf den Thron erheben können. Unter ihnen ist der mächtigste, der wiederholentlich mit dem jetzigen Sultan Krieg geführt hat und der sich überdies des größten Wohlwollens der Franzosen erfreut, der Scheriff von Uessan, das geistliche Oberhaupt der Mohammedaner Marokkos. Seine Macht ist auch zur Zeit nicht viel geringer, als die des jetzigen Sultans und sie würde möglicher Weise bei dem Ableben des letzteren schnell wachsen. Was sein Ansehen in den Kreisen der strengen Orthodoxen und der Marabuts allerdings wesentlich vermindert hat, war seine Heirath mit einer Engländerin, mit der Gouvernante mehrerer seiner Kinder. Andererseits gilt der Scheriff von Uessan als ein aufgeklärter hochgebildeter Mann, und man glaubt in Frankreich, daß unter seiner Herrschaft Marokko zu einem Culturland werden könnte; von diesem Gesichtspunkt aus würde seine Besteigung des Thrones wünschenswerth erscheinen. Auch der jetzige Gouverneur von Tetuan, Sidi Mohamed, wird als Thronprätendent genannt. Als einer der gefürchtetsten gilt aber ein beinahe unabhängiger Fürst der Susdistricte, Mohamed-Ben-Hussein, der wiederholentlich mit Erfolg seine Waffen mit denen des jetzigen Sultans gemessen hat und in den Südprovinzen des Reiches bis tief in die Sahara hinein ein ungeheures Ansehen genießt.

Schließlich fragt es sich nun noch, welches Interesse die europäischen Mächte an Marokko haben. Es sind hier zwei Kategorien zu erwähnen, die Mächte, welche direct und diejenigen, welche indirect an Marokko Interesse haben.

Zu den ersten gehört zunächst Spanien, das neben dem historischen Recht der Wiedervergeltung für die Eroberung Spaniens durch die Araber, das des Siegers im marokkanischen Feldzuges von 1859/60, das des nächsten Nachbarn geltend macht und das bei der Vertheilung Afrikas aus allen diesen Gründen auch seinen guten Antheil haben möchte.

Frankreich würde Marokko gern annectiren, um damit das große Colonialreich zu completiren, das es durch Verbindung Algiers mit seinen Besitzungen am Senegal zu schaffen bemüht ist. Zum mindestens verlangt es aber das Muluyagebiet und die südöstlichen Provinzen Marokkos zur Arrondirung seiner westalgerischen Grenzen.

England hat ein directes Interesse an Marokko, weil dieses unendlich fruchtbare Land eine Kornkammer Großbritanniens, ein großer Markt für seine Industrie, ein Durchgangsgebiet nach dem Sudan sein und ihm am Eingang in das Mittelmeer die denkbar einflußreichste Position sichern würde. Gibraltar hat sehr viel von seiner früheren Bedeutung eingebüßt, würde diese aber wiedererlangen, wenn Nordmarokko englisch wäre.

Gegen eine Besetzung Marokkos durch Frankreich würden neben Spanien und England auch die indirect interessirten Mächte, vor allen Italien, protestiren, um zu verhindern, daß Frankreich in Afrika das Uebergewicht und die Herrschaft über das Mittelmeer erlangte. Deutschland und Oesterreich würden den Besitz Marokkos am liebsten den Spaniern gönnen. Ob dieses politisch noch so unfertige und schwach bevölkerte Land aber im Stande sein würde, Marokko zu civilisiren, mit seiner störrigen Bevölkerung fertig zu werden, das ist eine andere Frage.

Vorerst gilt es nun natürlich den Status quo in Marokko zu erhalten und dies ist die gemeinsame Aufgabe der Mächte, welche den Vertrag von Madrid 1880 unterzeichnet haben. Die darauf bezüglichen Verhandlungen werden sich dann wohl auch auf die Frage erstrecken, was geschehen soll, wenn die Nothwendigkeit des bewaffneten Eingreifens in die marrokanischen Verhältnisse eintreten sollte.

Für den Augenblick lassen die Nachrichten über den Gesundheitszustand des Sultans hoffen, daß letzterer sich völlig erholen und daß damit die marokkanische Frage bis auf Weiteres ohne internationale Verwickelungen herbeizuführen von der politischen Bildfläche verschwinden wird.

Digitized by Google

Falb's Erdbebentheorie und Le Sage's Gravitationstheorie.

Von Wilhelm Stoß.

Die Falb'sche Erdbebentheorie verdankt ihre Anerkennung vorwiegend den Schlußfolgerungen, welche die Entstehung der Erdbeben auf kosmische Ursachen zurückführen. Daß die Sonne Daseins- und Lebensbedingung unseres Planeten ist, steht außer Zweifel; ebenso daß die Erscheinungen der Ebbe und Fluth vorwiegend Aeußerungen des Mondeinflusses sind. Es liegt daher nahe, diesen Einfluß auch auf die feuerflüssige Masse im Inneren der Erde auszudehnen. Den Nachweis eines solchen Einflusses hat Falb in seiner Erdbebentheorie auf das Ausführlichste zu liefern versucht.

Es ist dem menschlichen Forschungstriebe eigen, sobald er in der Erkenntniß der Dinge einen Schritt vorwärts gedrungen ist, nach einem neuen Erkenntnißgrunde zu fragen. Haben wir ein Warum? beantwortet, sofort bietet ein neues sich dar. Hierin liegt die tiefe Wahrheit des Haller'schen Wortes: In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist. — Ist die Ursache der Erdbeben als Aeußerung der Anziehungskraft, welche Sonne und Mond auf die Erde ausüben, erkannt, so drängt sich uns sofort die neue Frage auf: Wie vermögen Sonne und Mond in dieser Weise auf die Erde zu wirken? Welches ist die Ursache dieser Wirkung? Diese Frage ist keineswegs neu. Sie ist bereits in verschiedener Weise zu beantworten versucht oder, als die menschliche Erkenntnißkraft überschätzend, keiner Beantwortung gewürdigt worden.

Zwei Naturanschauungen stehen sich gegenüber, die dynamische und die atomistische. Die erstere erklärt die Wechselwirkung zwischen den Weltkörpern durch eine Kraft ohne Vermittelung eines materiellen Substrates; die zweite behauptet die Existenz eines solchen, welches das Weltall erfüllt und durch Bewegungsfortpflanzung die Wechselwirkung zwischen den Weltkörpern vermittelt. Hier gehen die Ansichten wieder in Bezug auf die Natur dieses Substrates auseinander. Diese Systeme sind vorwiegend zur Erklärung der Erdanziehung, weniger zu der der allgemeinen Massenanziehung aufgestellt worden. Von Leukippus und Demokrit an bis auf den heutigen Tag ist ein atomistisches System nach dem anderen entstanden. Leukippus, Demokrit und Plutarch nehmen als Ursache der Anziehung große einfache Wirbelbewegungen der Atome an. Auf solche kommen später zurück Keppler, Toricelli, Gassendi, Des Cartes, Huygens u. A. Mallebranche und Euler setzen dafür kleine Wirbelbewegungen in den großen, Jean Bernoulli ein Agens des Lichtes, Gautier das der Elektricität, Micheli das des Magnetismus, Wallis, le Cat, de la Rive u. A. die gewöhnliche Luft, u. s. w. Newton ist an die Aufgabe, die Ursache der allgemeinen Anziehung zu erforschen, nicht ernstlich herangetreten. „Nam multa me movent, ut nonnihil suspicer ..... quibus viribus cognitis philosophi hactenus naturam frustra tentarunt", sagt er in der Einleitung zu seinen „Principia". Der Erste, der diese Theorie auf die allgemeine Massenanziehung und besonders auf die Anziehung zwischen Sonne, Erde und Mond ausdehnte, war Le Sage. Es ist von ihm nur Weniges bekannt geworden, da nur einzelne Bruchstücke seiner umfangreichen Handschriften veröffentlicht worden sind. Daher erklärt es sich auch, daß er den ihm gleichgesinnten Forschern der Neuzeit wenig bekannt ist, manche von ihnen sich über seine Theorie im vollständigen Irrthume befinden. Man lese die neuesten Theorien von Schramm, Thomsen, Zöllner, v. Dellingshausen, Isenkrahe u. A.; entweder wird die Theorie Le Sages gar nicht oder durchweg unrichtig erwähnt.

Le Sage ist am 23. Juli 1724 in Genf geboren und am 9. November 1803 daselbst gestorben. Er studirte Medicin und Naturwissenschaft zu Basel und Paris und lebte dann bis an sein Lebensende in stiller Zurückgezogenheit in Genf. Daselbst werden auch in der bibliothèque publique seine Handschriften aufbewahrt. Diese Handschriften befinden sich noch in demselben Zustande, wie sie Le Sage eigenhändig geordnet hinterlassen hat. Sie sind in 50 umfangreiche Holzkisten vertheilt, welche außer einzelnen zusammenhängenden Abhandlungen und losen Blättern kleine mit Titeln versehene und numerirte Papiersäckchen umfassen. Die Säckchen enthalten Spielkarten, auf welchen Le Sage die Ergebnisse seiner Untersuchungen niedergeschrieben hat. Der größte Theil der Handschriften umfaßt seine atomistische Theorie der mechanischen Physik. Der Kernpunkt seiner Theorie, das System der „corpuscules ultramondaines", ist kurz folgender:

Man denke sich im unbegrenzten leeren Raume unendlich viele Atome, die, von einander durch große Zwischenräume getrennt, sich mit gleicher und ungeheuerer Geschwindigkeit in gerader Linie nach allen Richtungen des Raumes hin bewegen. Diese Atome durcheilen den Raum weit über die Grenzen des sichtbaren Universums hinaus, sie kommen und gehen gleichsam nach anderen Welten. Fixirt man irgend einen Punkt im Raume, so gelangen in jedem Augenblicke eine Menge Atome aus allen Richtungen her zu ihm und gehen nach allen Richtungen von ihm aus, so daß man für einen Zeitmoment jeden Punkt des Raumes als Centrum der unzähligen Atome betrachten kann. Die Atome sind gleiche und homogene, harte und unelastische, vollkommen isolirte materielle Punkte. Ihre Gestalt ist kugelförmig. Wie die Geschwindigkeit sämmtlicher Atome, so ist auch die Dichtigkeit des durch sie gebildeten Stromes gleich. Dieselbe ist äußerst gering, d. h. die Atome sind im Verhältniß zu ihren mittleren gegenseitigen Entfernungen so klein, daß zwei Atome sich äußerst selten begegnen und die Gleichmäßigkeit ihrer Bewegungen stören können. Die Geschwindigkeit ist im Verhältniß zu irgend einer bekannten Geschwindigkeit unendlich groß, so daß die Atome, trotz der ungeheueren Zwischenräume, einen fortwährend continuirlichen Strom bilden. Taucht man in diesen einen Körper, so bleibt dieser unbeweglich, da ihn die von allen Richtungen her gleich stark wirkenden Atome im Gleichgewicht halten; taucht man einen zweiten Körper in gewisser Entfernung von dem ersten hinein, so nähern sich beide Körper einander, denn der eine dient dem anderen gleichsam als Schild, und die Atome, deren Wirkung von der entgegengesetzten nicht mehr aufgehoben wird, bringen eine constante Bewegung hervor. Jedes Massenelement im Raume darf als Mittelpunkt der ungeheueren von den Atomen erfüllten Sphären angenommen werden. Die Massenelemente sind so porös zu denken, daß z. B. die Erde nur einen verschwindend kleinen Theil der Atome, welche sie durchschneiden, aufzuhalten fähig ist. Auch lagern sich keine Atome auf dem Massenelemente auf. Denn da die meisten Atome auf das Massenelement nicht perpendiculär, sondern in schiefer Richtung stoßen, wird das Atom von seiner perpendikulären Geschwindigkeit jedesmal so viel verlieren, als es dem Massenelemente abgibt, und wegen der vollkommenen Härte in der Richtung der Tangente vom sphärischen Massenelement abgleiten. — Die gleiche Anzahl Atome, deren Mittelpunkt ein Massenelement bildet, durchschneidet sämmtliche Oberflächen der um dasselbe concentrisch beschriebenen Kugeln. Diese Kugeloberflächen sind proportional den Quadraten der Radien, also den Quadraten der Entfernungen der Oberflächen vom Massenelement. Die Dichtigkeit des Atomenstromes in den verschiedenen Entfernungen oder die Wirkungen der Impulse, mit denen die Atome die ihnen begegnenden Körper nach dem Massenelemente hinstoßen, sind demnach umgekehrt proportional den Quadraten der Entfernungen. Beachtet man ferner, daß sämmtliche Körper äußerst porös sind, und zwar so, daß die Atome im Verhältniß zu den Poren unendlich klein sind, so werden jene nur in verschwindend geringer Zahl aufgehalten, und die Menge derer, welche auf die erste und letzte Schicht eines Körpers wirken, ist fast dieselbe, ihre Wirkung auf den Körper oder die Schwere desselben ist proportional dessen Masse. — So ergibt sich das Newton'sche Gesetz a priori als Consequenz dieses Systems. Die Keppler'schen Gesetze lassen sich als nothwendige Folge des Newton'schen erweisen. Aber auch die Gesetze Galilei's lassen sich ableiten. Da sämmtliche

Digitized by Google

Atome unendlich große und gleiche Geschwindigkeiten besitzen, folgen sie sich in genau gleichen Zeitmomenten. Durch den Stoß eines Atoms erhält der Körper eine Geschwindigkeit nach einer bestimmten Richtuug, das darauf folgende Atom aus derselben Richtung wirkt ebenso wie das vorhergehende und so successive alle folgenden Atome aus dieser Richtung. Die Wirkung kann, weil sie eben aus unendlich schnell auf einander folgenden genau gleichen Stößen zusammengesetzt ist, als eine continuirliche betrachtet werden. Es folgt daraus, daß die successiven Geschwindigkeiten den Fallzeiten proportional sein müssen und, da Galilei erst dieses Gesetz indirect aus dem Erfahrungssatze: die Fallräume verhalten sich wie die Quadrate der Zeiten, ableitete, direct auch dieses.

Sehen wir nun, wie sich diese Theorie Le Sage's in Verbindung mit Falb's Erdbebentheorie ausnehmen wird.

Falb nennt die Zeiten, zu welchen die Erdbeben besonders begünstigende Constellationen eintreten, Fluthfactoren. Er unterscheidet sechs solcher Fluthfactoren, nämlich:

1. Die größte Sonnennähe am 1. Januar. Zu dieser Zeit wird die Sonnenanziehung am größten sein, während sie am 1. Juli, die Zeit der größten Sonnenferne, am geringsten sein muß.

2. Die größte Mondnähe. Bei dieser Stellung des Mondes, welche er während seines Umlaufes von 27 Tagen einmal erreicht, wird seine Anziehung ebenfalls am stärksten sein.

3. Conjunction und Opposition des Mondes, d. h. die Zeiten des Neu- und Vollmondes. Zu diesen Zeiten bilden Mond-Erde-Sonne nahezu (genauer ihre Projectionen) eine gerade Linie, so daß sich ihre Anziehungskräfte summiren, während zu der Zeit der Quadraturen, d. h. zur Zeit des ersten und letzten Viertels, sich beide Anziehungskräfte aufzuheben streben.

4. Sonnen- und Mondfinsternisse. Die drei Weltkörper bilden genau eine gerade Linie und die Anziehungskräfte von Sonne und Mond summiren sich. Dieser Factor schließt den vorhergehenden mit ein.

5. Aequatorstand der Sonne, wobei die Anziehungskraft durch die Schwungkraft der um ihre Axe rotirenden Erde unterstützt wird. Die Schwungkraft ist am Aequator am größten, am Pole gleich Null.

6. Aequatorstand des Mondes.

Ein Erdbeben wird mit um so größerer Wahrscheinlichkeit eintreten, je mehr Fluthfactoren gleichzeitig zur Wirkung gelangen.

Nach Le Sage convergiren die Atome nach dem Centrum der Erde. Ein Theil derselben wird abgeschwächt, wodurch ein fortwährendes Fallen des Mondes nach der Erde hin bewirkt wird. Dies findet in Wahrheit statt, sonst würde der Mond in der Richtung der Tangente fortfliegen. Nun wird aber ein Theil der Atome, welche den Mond nach der Erde stoßen, abgeschwächt, so daß der unter dem Monde gelegene Theil der Erde von einer geringeren Anzahl Atome getroffen wird. Die Folge davon wird sein, daß sich die flüssigen Massen auf und in der Erde dem Monde entgegenzuheben streben. Die feuerflüssige Masse im Innern der Erde wird sich mit großer Gewalt in der Richtung nach dem Monde hin gegen die erstarrte Erdrinde pressen. Befinden sich gerade in dieser durch allmähliche Erstarrung der Erdkruste entstandene Canäle und Hohlräume, so wird die feuerflüssige Masse in ersteren emporsteigen, in letztere einströmen und einen so gewaltigen Stoß auf die darüberliegende Schicht ausführen, daß eine Erschütterung bis zur Oberfläche der Erde stattfindet. Je stärker die anziehende Kraft auf die Masse wirkt, um so leichter wird sie sich emporheben und den Weg nach einem vulkanischen Hohlraum zurücklegen können. Diese anziehende Kraft ist aber gleichbedeutend mit der Abschwächung der Atome. Wird letztere außer durch den Mond noch durch die Sonne vergrößert, d. h. treten die Fluthfactoren 3 und 4 ein, so wird das Entstehen eines Erdbebens um so wahrscheinlicher. Da ferner die Atome nach dem Mittelpunkt der Erde convergiren, so wird bei größter Mond- oder Sonnennähe (Fluthfactoren 1 und 2) eine größere Anzahl Atome abgeschwächt. Es ergibt sich leicht, daß diese Abschwächungen umgekehrt proportional den Quadraten der Entfernungen des Mondes und der Sonne von der Erde sind.

Der verstärkende Einfluß der Factoren 5 und 6 ist mehr tellurischen, als kosmischen Ursprunges.

Die Theorie Le Sage's setzt als Ursache der Anziehung zwischen Sonne, Erde und Mond anstatt einer Anziehungskraft, einer actio in distans, eine stoßende Materie, eine vis a tergo. Diese Theorie ist zur Zeit noch eine unbewiesene Hypothese. Sollte sie später, wie jetzt die Erdbebentheorie Falb's, an Wahrscheinlichkeit gewinnen, so würde auch hiermit das letzte Warum? noch nicht beantwortet sein. Die Frage nach der bewegenden Ursache der Atome, nach dem letzten Grunde der Bewegung würde auf's Neue eine, wohl nie zu gebende Antwort verlangen.

Literatur und Kunst.

Der Krieg.

Berankt von Rosenlaube
Ruht eines Kriegers Bild,
Es nistet eine Taube
In seinem Eisenschild.

Die Schmetterlinge fliegen
Um seines Helmes Zier,
Die schlanken Schwalben wiegen
Sich um das Kriegspanier.

Die Sonne glänzet heiter,
Es blinkt des Schwertes Knauf . . .
O schlummre ruhig weiter
Und wache niemals auf!

Heinrich Seidel.

„Die Krankheit des Jahrhunderts" von Max Nordau.

Unter diesem Titel ist vor Kurzem ein Roman*) erschienen, der sich kühn zu den banalsten Erzeugnissen rechnen darf, die unsere zeitgenössische Literatur überhaupt aufzuweisen hat. Es würde sich nicht verlohnen, denselben nur zu erwähnen oder gar auf den Blödsinn einzugehen, der stellenweise in ihm entwickelt ist, wenn nicht der Verfasser durch sein vor vier Jahren erschienenes und seitdem oft aufgelegtes Buch, „die conventionellen Lügen der Culturmenschheit", bei einer gewaltigen Menge von Lesern, überhaupt bei der sogenannten „Gesellschaft", in den Ruf gekommen wäre, ein origineller und tiefer Denker zu sein. Dieser Erfolg wird auch dem soeben erschienenen Roman die Wege bahnen, zumal da der letztere im Großen und Ganzen mit derselben geschickten Dreistigkeit, wie „die conventionellen Lügen", alte, seit Jahrtausend erkannte, weltgeschichtliche Paradoxa als von ihm zum ersten Male klar dargelegte Eigenthümlichkeiten unserer Zeit und unserer Culturentwickelung hinstellt und hierbei eine scheinbar reformatorische und sittlich reinigende Absicht erheuchelt. Wie man sich weit und breit in das Truggespinnste jener sophistischen Darstellung der vermeintlichen großen Lüge, die unsere gesammte Cultur durchzieht, hat einfangen lassen, ohne darüber nachzudenken, welche falsche Prämissen den scheinbar unwiderlegbaren Schlüssen zu Grunde liegen, so wird man vielleicht auch jetzt, trotz der nicht recht gelungenen künstlerischen Form, in die sich derselbe alte Trugschluß hüllt, die Stimme

*) 2 Bde., Leipzig, Verlag von B. Elischer.

Digitized by Google

eines Orakels aus dem neuen Romane zu vernehmen meinen. Und doch ist dieser Max Nordau mit seiner überraschenden und neuen Weisheit, nichts mehr und nichts weniger als der kluge Priester, welcher im Alterthum durch ein Sprachrohr aus dem Bildniß des Serapis heraus die dummen Gläubigen täuschte, doch sind seine Darlegungen nichts weiter als die Sophismen, mit denen die überschlauen Rhetoren in Athen die Köpfe ihrer Zuhörer verwirrten. Wenn doch nur die „aufgeklärten Geister" unserer Zeit, die mit einem fast wollüstigen Entzücken diesem neuen Propheten lauschten und sein „großes, tiefes Buch" als die Quintessenz aller modernen Weisheit rühmten, nicht so mit Mitleid auf den Glauben, mag er in religiösen oder wissenschaftlichen Ansichten sich äußern, herabsehen, nicht so mit Eitelkeit an ihrer eigenen „geistigen Selbständigkeit" hinaufsehen wollten: die Thatsache, daß sie zu Tausenden sich in ihren Meinungen von einem solch plumpen Angriff auf die Natürlichkeit alles Geschehens, wie ihn Nordau in seinen „conventionellen Lügen" unternahm, überrumpeln ließen, sollte sie doch ein wenig zur Selbsterkenntniß bringen, sollte ihnen klar machen, daß auch heutzutage, auch unter dem Banner der modernen „wissenschaftlichen" Weltanschauung das gläubige Nachbeten noch sehr das selbständige Nachdenken überschattet. Denn ohne diese Gläubigkeit würde es nicht möglich gewesen sein, daß jenem Buche eine so weite Verbreitung und seinem Verfasser der unverdiente Ruf, ein bahnbrechender und selbständiger Denker zu sein, zu Theil wurde. Weil aber das neue Buch, der obengenannte Roman, auf dieselbe Gläubigkeit der halbgebildeten Leser zu rechnen scheint, ist es nöthig, seiner Grundlage, die es mit den „conventionellen Lügen" gemeinsam hat, etwas näher zu treten.

In dem letztgenannten Werke sucht Max Nordau nachzuweisen, daß nicht nur der jetzige Zustand der Religionen und Staatsverfassungen, sondern auch alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Organismus der europäischen Culturvölker an einer großen inneren Unwahrheit leiden, weil sie theils allzuviele fossile Ueberreste aus vergangenen Entwickelungszuständen mit in ihre jetzige neue Gestaltung herübergenommen haben, theils als Tendenz ihrer Weiterentwickelung und als Grundzug für alle Neubildungen ein Befangensein in geschichtlichen Vorurtheilen oder selbstsüchtigen Klasseneifer an sich tragen. Der Verfasser geht mit scharfer Dialektik und überzeugender Beredtsamkeit vor, gelangt auf einem Wege, den er gänzlich frei von den Hindernissen der religiösen oder politischen oder socialen Vorurtheile wähnt, zu einem sehr traurigen Ueberblick über die jetzige Culturmenschheit und wagt ab und zu einige Vorschläge zu machen für die Vermeidung der in der Zukunft uns drohenden Gefahren. Diese Vorschläge gründen sich, sofern sie nicht rein praktischer Art sind, auf die „neue Weltanschauung", welche Nordau, wie so Viele seiner Zeitgenossen, für schon fertig und geeignet zur wirklichen Beeinflussung des Willens der Völker hält. Er scheint der Meinung zu sein, daß nunmehr, da in den Köpfen einiger radical denkender Leute sich bereits die große Negation aller von Alters her bestehenden Auffassungen vom menschlichen Leben vollzogen habe, auch die Gesammtheit der Völker in ihren, doch so oft ganz unbewußten Lebensäußerungen sofort sich dem gewaltigen Umschwunge anzuschließen habe, und daß da, wo dies nicht geschehe, eine conventionelle Lüge zum Vorschein komme. Er stellt also unserer Culturentwickelung ein Ideal hin, welches im Grunde kein solches, welches überhaupt ein Nichts ist. Denn er gewinnt dasselbe nur aus der absoluten Verneinung aller jetzt vorhandenen Culturkeime, wenigstens soweit dieselben geschichtlich sind; er gießt eine so scharfe Lauge über alles Bestehende, daß er anstatt eine geläuterte Quintessenz aus dem Zersetzungsprocesse zu erhalten, uns nur den Einblick in den Proceß einer allgemeinen Auflösung verschafft. Von Psychologie und Einsicht in die Entwickelung der Volksseele ist bei ihm nicht die Rede. Die reine Menschlichkeit, die geistige und sociale absolute Freiheit der Völker, das sind wohl die Ziele, die er anstrebt, aber sie erscheinen in seiner Darlegung als Utopien, denn sie schweben über dem jetzigen Zustande des Geschehens und überhaupt über den thatsächlichen Eigenschaften der Menschheit in idealer Ferne und in himmlischer Höhe, ohne mit ihren Wurzeln in die Wirklichkeit, in welcher ja Alles Lüge ist, herabzureichen und aus derselben sich Nahrung und Blut in die Adern zu saugen.

Dieser grundsätzlich verneinende Zug, der überall in dem ersten Werke zum Ausdruck gelangt, ist allerdings wohl geeignet, eine sensationssüchtige Leserwelt anzuziehen und für länger zu fesseln. Denn im Grunde beruht er auf derselben Lust an der Zerstörung und auf derselben Schadenfreude, welchen auch der gesellschaftliche „Klatsch" sein Bestehen und seine Gewalt über die Gemüther verdankt. Es muß Alles auf seine Nichtigkeit und auf seine schwachen Seiten hin geprüft werden! Das ist ebenso der geheime Wahlspruch jener Klatschbase, die das Familienleben ihrer „Freundin" durch ihren unberufenen Eifer zerstört, wie es das Motto des Nordau'schen ersten Buches sein könnte. Klatsch über die großen Beziehungen in der Welt! Das ist sein ganzer Inhalt, der natürlich Tausende in Spannung erhält. Und wie jeder gesellschaftlichen Klatscherei ein Körnchen oder vielleicht auch ein großes Korn von Wahrheit zu Grunde liegt, das nur von der dienstbereiten Hand in den geeigneten Boden gepflanzt zu werden braucht, um mit Hülfe seiner giftigen Säfte zu einer unheilvollen Saat emporzusprossen, so gibt es auch in der Nordau'schen Darstellung überall eine wahre Grundlage, auf welcher der scharfsinnige Verfasser mit architektonischen Constructionen, die in sich gefestigt erscheinen, es aber durchaus nicht sind, ein wahrhaft monumentales Gebäude der Unwahrheit aufzurichten weiß. Jene Constructionen erscheinen ja dem berufenen Auge sofort als „Coulissen", als Scheinstützen und Scheinwände und sie sind auch stark genug, um das Dach zu tragen, denn dieses ist ein imaginäres Gebilde, die „neue Welt"; aber dem oberflächlichen oder gar nur nach starken Eindrücken und heftigen äußeren Erregungen begierigen Leser sind sie wie gutgefügtes Bauwerk selbst. Und es ist wirklich ein beklagenswerther Umstand, daß sich ein gut geschulter Geist, welchem zugleich eine treffliche Ausdrucksfähigkeit zu Gebote steht, gefunden hat, um jenes Scheingebäude vor einer sensationssüchtigen Menge aufzuführen.

Es soll damit nicht gesagt werden, daß Nordau in bewußter Weise eine Täuschung des leichtgläubigen Publikums beabsichtigt habe, als er seine Oberflächlichkeiten, die sich den Anstrich des wahrsten Tiefsinns zu geben wissen, demselben hinschleuderte. Ich meine im Gegentheil, daß er selbst an seine Schlußfolgerungen glaubte, denn „die conventionellen Lügen" tragen vielfach die Spuren der Ueberzeugungstreue des Verfassers an sich. Das oben ausgesprochene Gefühl des Bedauerns bezieht sich deshalb auch nur auf die Thatsache, daß ein gut geschulter Geist sich soweit, als es Nordau that, von dem Boden der Wirklichkeit loslösen konnte. Diese Thatsache, die uns auch aus dem neuen Buche Nordau's in bezeichnendster Weise entgegenleuchtet, erklärt sich aber aus dem oben gekennzeichneten Charakter der neuen Weltanschauung als eines rein negativen. Es fehlt in ihr noch und deshalb auch in den Reflexionen der geistreichen Menschen über sie jedes positive Element; die obengenannten Ideale, welche einstweilen wohl den Denkern vorschweben aber noch nicht in greifbarer Wirklichkeit empfunden werden, können das letztere nicht schaffen; und wenn nun gar dieselben als völlig losgelöst von dem jetzigen Zustande der Cultur hingestellt werden, wenn in dem letzteren nicht einmal mehr ihre Keime entdeckt werden können, ist es dann ein Wunder, daß der grausame Ruf: Lüge! allem Bestehenden entgegengeschleudert wird und daß das Gefühl der Trostlosigkeit bei der Betrachtung unserer gegenwärtigen Cultur übermächtig wird?

Diesen Zusammenhang scheint Nordau nicht erkannt zu haben. Sonst würde er in seinen „conventionellen Lügen" sich nicht in sophistischer und, wie schon gesagt, beinahe klatschsüchtiger und hämischer Weise an alle Unzulänglichkeiten der historischen Bestandtheile in unserer Cultur gehängt und darnach getrachtet haben, dieselben in Widerspruch mit jenen fernen, über dem Geschehen schwebenden Idealen, von absoluter Freiheit und reinem Menschenthum, zu setzen. Dies zu thun ist

Digitized by Google

wirklich leicht und findet um so rascher ein lebhaftes Echo in der Menge, als es auch alltäglich und von Alters her gebräuchlich ist. Nichts Neues hat Nordau mit seinen Klagen über unsere Cultur und seinen satirischen Darstellungen ihrer inneren Widersprüche vorgebracht. Daß nie die Wirklichkeit des Lebens sich mit dem Gedanken deckt, den die Menschheit sich von demselben macht, ist das etwa eine neue geistige Entdeckung? Und daß gerade in unserer bewegten Zeit, in welcher ein Chaos von neuen Gedanken erst zu verarbeiten, zu ordnen, praktisch anzuwenden ist, ein besonders tiefer Riß zwischen den Formen des Lebens und seinem von allen Edlen gewollten Inhalte fühlbar wird, ist das mit der Bitterkeit zu betrachten, die Nordau's Buch ausströmt? Dasselbe faßt, das ist ja nicht abzustreiten, in ziemlich übersichtlicher Weise alle Reibungen zusammen, die sich aus der raschen Weiterentwickelung unseres Gedankenkreises und dem etwas langsameren Gange der Cultur ergeben, es zeigt in grellem Lichte alle aus der Vergangenheit der Völker noch in die Gegenwart hineinragenden Ecken auf, an die sich der den Jahrhunderten vorauseilende Gedanke an die Erlösung der Menschheit zur Freiheit stößt, warum sucht es aber nicht auch die Uebergänge auf, die von der alten zu der neuen Weltanschauung führen und nothwendig führen müssen, warum bringt es den Begriff der Entwickelung, mit dem es zuweilen protzenhaft spielt, nicht thatsächlich in der Darstellung des jetzigen Stadiums unserer Culturentwickelung zur Anwendung? Der logische Fehler, den Nordau in seiner Schlußfolgerung macht, besteht eben darin, daß er die jetzigen Zustände als starr hinstellt, daß er sie weder aus ihrer geschichtlichen Vergangenheit begreifen noch in ihrer Keimfähigkeit für die Zukunft anerkennen will. Mit spitzfindiger Sophistik enthüllt er ihre Formen in einer nur momentanen Beleuchtung, die sie todt und abschreckend erscheinen läßt, während das wechselnde Licht der vergangenen und der kommenden Jahrhunderte, welches er wohlweislich verhüllt, ihr warmes Leben hätte ahnen lassen.

Und wie die allgemeinen Beziehungen des Lebens, die Culturmenschheit in ihrem großen, gegenseitigen Wirken, bei ihm in dem ersten Buche nur momentan fixirt und damit zu scheinbarer Härte und Unnatürlichkeit verzerrt sind, so wird auch dieser zersetzende, analysirende Zug seiner Darstellung in den Einzel-Gestalten seines zweiten Buches, des erwähnten Romanes, wirksam. Der Hallenser Historiker Leo zählt jenen Zug zu den Eigenthümlichkeiten des jüdischen Geistes, und Nordau ist ein Jude — er heißt eigentlich Südfeld. Vielleicht haben wir in diesem Umstande die beste Erklärung für seine eigenthümliche schriftstellerische Wirksamkeit.

Auf die Einzelheiten jenes Romanes näher einzugehen, liegt nicht in der Absicht dieses Aufsatzes. Seine geistige Grundlage ist in den Ausführungen über „die conventionellen Lügen" schon angedeutet. Niemals haben zwei Bücher so sehr den gemeinsamen Autor erkennen lassen, wie die beiden hier behandelten. Den Widerstreit zwischen den historischen Formen unserer Cultur und dem reinen Denken, den Nordau in seinem ersten Werke theoretisch behandelt, will er in dem Romane in der Praxis sich bethätigen lassen. Ein Jüngling ist die Verkörperung jener fernen Ideale von absoluter Freiheit und reiner Menschlichkeit. Er rennt natürlich im Leben überall an Ecken an und verblutet schließlich an seinem in die Welt sich nicht fügenden Benehmen, während sein Gegenstück, ein durchaus praktischer und frischer Geselle, der nur Gedanken für das Irdische und für sein bestes Fortkommen inmitten desselben hat, zu tüchtiger Thätigkeit und breiter, seinen Mitmenschen nützlicher Wirksamkeit gelangt. Ein alter Stoff für dichterische Darstellung, wie man sieht. Schon ein gewisser Goethe hat ihn tief erfaßt und in seinem „Tasso" verwerthet. Das Bezeichnende bei der Nordau'schen Behandlung ist aber, daß in ihr der Idealist eigentlich ohne Ideale in der Welt herumläuft. Wie in der theoretischen Abhandlung die reine Negation vorherrscht, indem der Verfasser den Anschluß seiner Gedanken an die Wirklichkeit nicht findet, d. h. zugestehen muß, daß er aus der vorliegenden elenden Wirklichkeit ein allgemeines Ideal nicht herauslesen kann, so verzweifelt auch der Held des Romans an der Auffindung eines Grundes, warum er lebe, und eines Zweckes, für den er lebe. Er weist die sich ihm aufdrängenden heutzutage gebräuchlichen Bethätigungen des Daseins von sich ab: er heirathet ein geliebtes Mädchen nicht, weil es an den Wesenlosigkeiten des Lebens, als da sind Tanz und Putz, haftet, er rettet als Soldat die gefährdete Fahne nicht, weil sie ihm nur als ein wesenloses Symbol erscheint, setzt dafür aber sein Leben für das seines Hauptmanns ein, denn ein Menschenleben ist etwas Wesenhaftes, Wirkliches. Dann weist er das eiserne Kreuz zurück, weil es ebenfalls wesenlos ist, und schafft sich Ungelegenheiten durch die Verweigerung eines Duells, einer wesenlosen Sitte. Schließlich geräth er in Reibungen mit der politischen Macht, weil dieselbe nur die wesenlose Form, nicht den Inhalt des Volkswohls bezwecke und flieht selbst aus den Banden einer sich real bethätigenden freien Liebe; auch in ihr fand er nicht ein Lebensglück, weil abermals die wesenlosen Formen des gesellschaftlichen Lebens störend in sie eingriffen. Er endet, indem er das Kind seines praktischen Freundes vor dem Ertrinken rettet.

Was will eigentlich Nordau mit der Ausführung dieses unglücklichen Lebensbildes sagen? So fragen wir uns nach Beendigung der Lectüre. Es ist in der That schwer, den eigentlichen Kern herauszufinden, besonders da er durch viele politische Anspielungen verhüllt ist und auch der Titel des Buches uns leicht irre macht. Aber an der Hand der „conventionellen Lügen" glaube ich ihn doch, wie schon angedeutet, folgendermaßen richtig definiren zu können: Nordau's Held ist die Verkörperung der that- und rathlosen Negation, mit welcher der moderne Mensch der Welt entgegentreten muß, wenn er sie allein aus dem Gesichtspunkte einer noch in der Entwickelung begriffenen, aber von ihm bereits als fertig gedachten Weltanschauung betrachtet. Er findet keine Anknüpfungspunkte mehr zwischen ihr und sich und muß deshalb elendiglich zu Grunde gehen, wie Antäus, als er seinen Mutterboden verlor.

Die Haltlosigkeit der Nordau'schen Theorie von der großen „conventionellen Lüge" tritt uns in diesem Roman noch deutlicher entgegen, als in den Abhandlungen. Unwahr, wie das ganze Wesen des Helden, hohl und zwecklos wie sein Gebahren, voller Widersprüche wie sein tägliches Leben, ist auch der oben geschilderte Versuch, die Lebensbedingungen der Culturmenschheit zu analysiren ohne ihren geschichtlichen Zusammenhängen, also der Wirklichkeit, gerecht zu werden. Daß die moderne Weltanschauung so oft das Thatsächliche übersieht, während sie doch gerade in ihm wurzeln will, das ist die Krankheit des Jahrhunderts.

Oskar Bulle.

Die Geheimräthin Christiane von Goethe.

Von H. Düntzer.

Einen eigenen Reiz hat es, verschwärzte Charaktere von der aufgetragenen Entstellung zu reinigen und sie im hellen Lichte der Wahrheit gleichsam neu erstehen zu lassen. Aber dabei ist es mit dem guten Willen nicht gethan, man muß sich zunächst in Besitz aller gleichsam zur persönlichen Beschwörung der Hingeschiedenen wirksamen Mittel setzen, nicht bloß auf die sämmtlichen Stimmen der mannigfachsten Ueberlieferung gewissenhaft horchen, sondern auch diese selbst scharf prüfen und so aus ihnen die wirklichen Züge als Grundlage zur unparteiischen Würdigung sich gewinnen. Dies wird um so schwieriger, je umfassender der Kreis ist, dem die betreffende Persönlichkeit angehört, je abgerissener die überkommenen Nachrichten und je zweifelhafter oft die Grundlage erscheint, wie dies gerade bei manchen persönlichen Beziehungen Goethe's der Fall ist. Leider werden neuerdings die Forscher häufig den sich daraus ergebenden Forderungen nichts weniger als gerecht. Wir besitzen zwei verschiedene, in Zeitschriften von demselben Verfasser mitgetheilte Charakteristiken von Goethe's Sohn, die so wenig, wie man glauben sollte, auf vollständiger

Digitized by Google

Kenntniß des zugänglichen Stoffes beruhen, daß die allerbedeutendsten Ueberlieferungen für sie gar nicht vorhanden sind, was um so unverantwortlicher, als die bezüglichen Quellen sparsam genug fließen. Aus meiner Schrift über Goethe's Leben gewinnt man ein viel reicheres, sprechenderes Bild des unglücklichen August und der Beziehung zu seinem Vater, als aus diesen beiden seiner Charakteristik gewidmeten Versuchen. Nicht anders verhält es sich mit der eben erschienenen „biographischen Skizze" von C. W. Emma Brauns: „Christiane von Goethe, geb. Vulpius"*), obgleich dieselbe seit ihrer ersten Mittheilung „wesentlich vervollständigt" ist. Außerordentlich vieles, was mein angeführtes Buch über Goethe's Frau bringt und gerade solche Züge, welche ihren häuslichen Zustand betreffen, sind der Verfasserin völlig unbekannt, da sie bei Lewes und Goedeke sich beruhigt, ja diese nicht einmal ganz ausnutzt. Auch ihre Kenntniß von Goethe's Leben, dem fruchtbaren Erdreich seiner Familie, ist höchst oberflächlich, wobei es nicht anders möglich, als daß die Beschützerin der Ehre seiner Gattin gegen Frau von Stein so erbittert ist wie ihre schlimmsten Gegner, ohne Gefühl für den entsetzlichen Verlust, welchen diese in Goethe erlitt, den sie für ein Ideal der Männer gehalten, an dessen Seite sie nach seinen immer wiederholten Betheuerungen sich und ihrem Fritz das schönste Lebensglück hatte verheißen dürfen. Unsere Skizze, deren erste Hälfte den eigentlichen Gegenstand kaum berührt, steift sich darauf, daß Christiane eine gute Hausfrau gewesen, die alles Unangenehme von Goethe fern zu halten gesucht, nur für ihn und die Familie gelebt habe. Aber von der wirklichen Gestaltung des häuslichen Lebens Goethe's erfahren wir in dieser Skizze kaum etwas, außer der ganz allgemeinen Versicherung, Christiane sei eine wackere Hausfrau gewesen. Selbst von der Bildung dieser Verbindung hören wir nichts Näheres, nur daß sie „rasch und ohne Besinnen" erfolgt sei, nicht einmal wird der Hauptpunkt hervorgehoben, daß Goethe diese von Anfang an als eine Ehe betrachtet habe. Ja, Christiane gab sich ihm nicht hin, ehe er ihr Treue für das Leben versprochen hatte, da ihr Vertrauen auf den so geliebten wie verehrten Mann sie nicht zweifeln ließ, er werde sein Wort treu halten, sie nicht durch seine Trennung von ihr der Verachtung der Welt aussetzen. Gerade dies wirft auf sie ein günstiges Licht.

Von Goethe's Liebe zu ihr zeugen manche Aeußerungen nicht bloß an sie, sondern auch gegen Herder. Eine wirkliche Lebensskizze hätte hier manches zur Veranschaulichung des Verhältnisses geben müssen. Dagegen durften nicht Behauptungen wiederholt werden, die sich als unhaltbar erwiesen haben. Freilich beruht es auf Goethe's eigener, ein Jahr nach Christianens Tod gemachter Angabe, das Gedicht „Die Metamorphose der Pflanzen" sei am Anfange der neunziger Jahre entstanden, um Freundinnen zu seiner Metamorphosenlehre heranzuziehen, und besonders habe es der eigentlich Geliebten willkommen sein müssen, welche die lieblichen Bilder auf sich habe beziehen dürfen, was man denn dahin erweitert hat, daß es an sie gerichtet gewesen, ja daß sie ihm nicht bloß bei seinen botanischen, sondern auch bei seinen optischen Untersuchungen zur Seite gestanden. Das heißt das Bild der ihn innig liebenden und verehrenden, aber allem seinem geistigen Schaffen durchaus fern stehenden, kaum an einzelnen seiner Lieder und an seinen Theaterstücken sich freuenden Christiane durchaus verschieben. Das Gedicht hat er erst 1798 vollendet, und daß es durchaus nichts mit seiner Christiane zu thun habe, beweist dessen Aeußerung an die „liebliche Freundin", aus dem Keim der Bekanntschaft sei nach und nach in ihnen holde Gewohnheit entsprossen, dann habe Freundschaft sich mit Macht aus ihrem Innern enthüllt, zuletzt Amor Blüthen und Früchte gezeugt. Dies widerspricht so sehr dem raschen, stürmischen Abschlusse seiner Ehe, daß der Dichter unmöglich dabei an Christiane gedacht haben kann.

Ebenso unberechtigt sind wir, das Blumenepigramm von 1796, das C. G. überschrieben ist und das „häusliche Mädchen" feiert, auf seine seit acht Jahren mit ihm verbundene Gattin zu beziehen; denn es liegt offen vor, daß alle jene Ueberschriften, die Vornamen und Namen anzudeuten scheinen, nur ein neckisches Spiel sind, um die Neugier anzulocken. Auch die wörtlichen Beziehungen aller Stellen der Römischen Elegien auf die Freundin, die ihm in seinem Gartenhause an der Ilm den freien Genuß der Liebe gewährte, sind verfehlt. Müssen wir diese und andere Anführungen streichen, so vermissen wir dagegen das Gedicht, worin Goethe, wie er noch zehn Jahre nach Christianens Tod in heiterster Erinnerung ihres lustigen Wesens dem jungen Nicolovius gestand, ihr Wesen lebendig ausgeprägt hatte, „Die Lustigen von Weimar". Ja, Goethe erhielt ihr ein heiteres, liebevolles Andenken, wenn er auch oft im Leben bitter empfunden hatte, daß ihm eine geistig ebenbürtige Gattin, seinem Sohne eine gebildete Mutter fehle.

Unsere „biographische Skizze" bietet auch keinen Schatten von Christianens häuslichem Leben und dem Glücke, welches Goethe in der Verbindung mit ihr genoß, wie er sich freute, daß diese sich nach seinem Ausdrucke das Leben so bunt anstrich wie möglich, da ein geistiges Zusammenleben mit ihm ihr unmöglich war. Ihre herzliche Hingabe, ihre innige Sorge für ihn und sein Hauswesen, ihre stete Munterkeit und thüringische Rüstigkeit erfreuten ihn und befestigten das Verhältniß, das er freilich nicht geistig heben konnte, aber sein unausgesetztes Streben war darauf gerichtet, die vom Hasse der vornehmen Welt verfolgte Geliebte seines Herzens allmählich in die Gesellschaft einzuführen. Freilich erregte gerade der Schritt, durch den er sich mit der von ihm verletzten Sitte auszusöhnen gedacht hatte, seine kirchliche Trauung, von Neuem den bittersten Haß gegen sie, aber bei allem unüberwindlich im Herzen der vornehmen Damen nistenden Grolle setzte er es durch, daß endlich Frau von Stein, Frau von Schiller und ihre Schwester sich ihre Gesellschaft gefallen ließen, und daß in Karlsbad die Geheimräthin von Goethe eine Rolle spielen durfte.

Es ließe sich eine anziehende Skizze von Goethe's ehelichem Leben entwerfen, wenn man alle zerstreuten Einzelheiten geschickt verarbeitete, von denen freilich die Schrift von Emma Brauns so wenig weiß, daß sie selbst die Mittheilungen der Schopenhauer und der Seidler übersehen hat: aber da einmal das gangbare Vorurtheil gegen Goethe's Frau so gründlich längst vor der besprochenen Schrift zerstört worden, so wäre eine solche Arbeit vor den Mittheilungen verfrüht, die wir auch über Christiane aus dem Goethearchiv erwarten dürfen. In noch höherem Grade gilt dies von Goethe's und Christianens August. Wenn Goethe nach dessen Tode es für unzeitig hielt, Augusts Briefe aus Italien auch den nächsten Freunden mitzutheilen, so dürfte jetzt die Zeit gekommen sein, auch diese der Welt nicht länger vorzuenthalten und Alles zu veröffentlichen, was aus Augusts im Goethearchiv erhaltenem Nachlaß geeignet ist, auf diese merkwürdige Natur Licht zu werfen, der man sehr schwer gerecht werden kann. Und doch ist auch dies eine Pflicht gegen Goethe selbst, wie gegen seinen so treuherzigen und praktisch begabten, wie durch Leidenschaft unglücklichen August, über den bis jetzt nur zerstreute Nachrichten vorliegen, freilich viel zahlreichere, als Schröer's Aufsätze uns ahnen lassen.

*) Leipzig, Verlag von W. Friedrich.

Die Memoiren von Ernest Legouvé.

Von Carl Witte.

Ernest Legouvé, Dramatiker, vielseitiger Prosaschriftsteller und einer der „vierzig Unsterblichen" der Akademie, hat sich trotz seines hohen Alters (er wurde im Jahre 1807 geboren) auf die Anregung seiner Freunde bereit gefunden, die Erinnerungen seines Lebens niederzuschreiben. Der erste Band dieses in mannigfacher Beziehung außerordentlich interessanten Werkes, das den Titel „Soixante ans de souvenirs" führt, ist im vorigen, der zweite und letzte in diesem Jahre erschienen. Unsere

Digitized by Google

Leser kennen einzelne Capitel dieser für die französische Literatur- und Kunstgeschichte hochbedeutsamen Memoiren bereits aus den Spalten unseres Blattes, in denen die fesselndsten Erinnerungen und Plaudereien des trefflichen Mannes zuerst erschienen sind. Der Verfasser hat das längste Capitel des letzten Bandes dem Gedächtnisse von Eugène Scribe gewidmet, und einerseits als Mitarbeiter des berühmten Bühnenschriftstellers bei mehreren seiner bekanntesten Stücke, wie „Adrienne Lecouvreur", „Les contes de la Reine de Navarre" und „Bataille de dames", andererseits als sein langjähriger intimer Freund, war er wie Wenige berufen, über ihn als Dichter und Mensch zu urtheilen.

Im Jahre 1844 wurde auf dem Théâtre-Français Legouvé's Drama „Guerrero ou la Trahison" aufgeführt, und obwohl es keineswegs einen durchschlagenden Erfolg hatte, so trug es dem Verfasser doch die werthvolle Achtung Scribe's ein, der damals schon die vornehmsten Bühnen der französischen Hauptstadt beherrschte. Als letzterer dann wenige Jahre später vergebens nach einem geeigneten Stoff zu einer Titelrolle für die Rachel suchte, forderte er Legouvé zur Mitarbeiterschaft auf. Diesem fiel dabei die Aufgabe zu, eine zweckentsprechende dramatische Idee zu erfinden, aber mit der ersten, die er seinem berühmten literarischen Compagnon vortrug, fand er keine Gnade vor den Augen desselben. Er versuchte es, sie zu vertheidigen, worauf Scribe trocken erwiderte: „Ob Ihr Stoff fruchtbar ist, werden wir in einer halben Stunde sehen." Wie ein Jäger, der ein Rübenfeld nach allen Richtungen absucht, fiel er dann, um Legouvé's eigene Worte zu gebrauchen, über die Idee seines neuen Mitarbeiters her, spürte sie auf alle ihre möglichen Beziehungen und Entwickelungen hin aus, um nach Verlauf von zwanzig Minuten das unfehlbare Urtheil abzugeben: „Mein lieber Freund, Sie sehen, daß ich Recht hatte, es ist leeres Gebüsch. Nicht eine einzige armselige Wachtel steckt darin. Wir müssen etwas Anderes suchen." Einige Tage später kam Legouvé wieder, dieses Mal mit dem Stoff zu „Adrienne Lecouvreur". Kaum hatte er denselben angedeutet, als Scribe von seinem Sitz aufsprang und ihm um den Hals fiel, wobei er ausrief: „Hundert Vorstellungen à 6000 Francs!" — „Sie glauben?" fragte Legouvé etwas zweifelhaft. — „Ich glaube es nicht! Ich bin dessen sicher! Das ist ein ausgezeichneter Fund. Sie haben das einzige Mittel entdeckt, die Rachel in Prosa sprechen zu lassen." — Als die beiden Dichter sich dann an die gemeinsame Ausarbeitung des Stoffes machten, hatte Legouvé zum ersten Male Gelegenheit, Scribe's mannigfaltige dramatische Talente in ihrer lebendigen Wirksamkeit aus unmittelbarer Anschauung beobachten zu können. Zunächst spricht er ihm das Genie des „Numérotage" zu. Numérotage ist ein technischer Ausdruck in der französischen Bühnensprache und bedeutet nicht nur die logische Aneinanderreihung der Scenen, sondern begreift auch das Vorwärtsschreiten, d. h. das Interesse der Handlung in sich. Jede Scene muß nicht nur äußerlich aus der ihr voranstehenden hervorgehen und sich mit der ihr folgenden verbinden, sie muß dieser auch ihre Bewegung aufprägen, derart, daß das Stück ohne Unterbrechung mit innerer Nothwendigkeit dem Endzweck, der Auflösung des dramatischen Knotens nämlich, entgegengeführt wird. In dieser Beziehung stand Scribe nach Legouvé's Dafürhalten unerreicht da. „Kaum war der Plan eines Stückes oberflächlich entworfen, als das ganze Material des Werkes sich unter seinen Händen wie durch ein Zauberspiel in logischer Ordnung aneinanderfügte." An einer anderen Stelle vergleicht er diesen seltenen dramatischen Instinct seines Mitarbeiters mit der Placirung der Gäste an der Gesellschaftstafel durch eine kluge Hausfrau: auch bei ihm wurden den Personen immer die ihnen gebührenden Plätze zugewiesen.

Doch aus der eben berührten, gleichsam nur organisatorischen Fähigkeit Scribe's läßt sich natürlich nicht seine unerhörte Fruchtbarkeit als Bühnenschriftsteller erklären. Wie stand es denn mit seiner Erfindungsgabe? Legouvé steht nicht an, ihm eine solche von hohem Werthe zuzuschreiben. Zur Bekräftigung dieses Urtheiles weist er auf die ja auch nicht wegzuleugnende Thatsache hin, daß er vier der hauptsächlichsten Bühnen von Paris, die Oper, die Komische Oper, das Gymnase und das Théâtre-Français mit Bezug auf ihr Repertoire von Grund aus erneuerte und durch einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren unbeschränkt auf ihnen herrschte. Aber auch die Gabe, einem fremden Stoff das Gepräge seiner Originalität aufzudrücken, war ihm in seltenem Grade verliehen. Legouvé führt dafür ein ebenso klassisches wie belustigendes Beispiel an. Eines Tages suchte ein ungenannter Bühnenschriftsteller Scribe auf, um sein Urtheil über ein von ihm verfaßtes Schreckendrama zu hören. Seltsam genug! Je weiter er mit der Vorlesung vorrückte und je mehr die Greuelscenen sich aufeinanderhäuften, desto heiterer wurden Scribe's Züge. Als der bedauernswerthe Autor endlich die von ihm ungeahnte und auch für ihn nichts weniger als schmeichelhafte Wirkung seines Opus auf seinen berühmten Dichterbruder bemerkte, gerieth er in die größte Verwirrung, die sich womöglich noch steigerte, als Scribe plötzlich ausrief: „Das ist zum Todtlachen!" — „Genug, genug, verehrter Meister," ließ sich dann der bitter enttäuschte Verfasser mit etwas pikirter Stimme vernehmen, „ich sehe, daß mein Stück schlecht ist." — „Wie, schlecht! Sagen Sie lieber ausgezeichnet, entzückend. Es liegen darin Wirkungen von unwiderstehlicher Komik verborgen." In der That, während der Vorlesung hatten sich die düstersten Scenen des grauenvollen Trauerspieles in Scribe's Kopf in Vaudevillescenen verwandelt, und seine Phantasie hatte mit der ihr eigenen Schnellfertigkeit aus der fünfactigen Tragödie das einactige Lustspiel „la Chanoinesse" hervorgezaubert.

Legouvé spricht sich auch über die Stellung Scribe's innerhalb der dramatischen Dichtung seiner Zeit aus. Er ist der Ansicht, daß er seine Originalität zum Theil dem Festhalten an den Lebensanschauungen der bürgerlichen Kreise, aus denen er hervorgegangen war, verdankte, indem er mit seinen natürlichen Menschenfiguren einen willkommenen Gegensatz zu den oft ungeheuerlichen Phantasiegestalten der romantischen Schule bildete. Scribe wagte es auch, diesem Gegensatz öffentlich in eclatanter Weise Ausdruck zu geben. Bei der ersten Vorstellung von Victor Hugo's „Hernani" lachte er plötzlich auf seinem Sitz in der ersten Loge laut auf, obwohl er sich sagen mußte, daß er sich durch eine so offenkundige Verhöhnung der neuen Schule mächtige und unversöhnliche Feinde schaffen würde. Sein Mitarbeiter faßt seine moralische und sociale Rolle in seiner Eigenschaft als Bühnenschriftsteller in den wenigen Worten zusammen: „Er stellt die Bourgeoisie dar". Man kann dieses Urtheil gelten lassen, und zwar um so eher, da es eine der schwächsten Seiten in Scribe's literarischem Charakter erklärt: wir meinen seine Unfähigkeit tieferer Charakteristik und Individualisirung. Nur sehr wenige seiner zahllosen Bühnenfiguren sind aus dem engen Rahmen ihrer Rolle zu allgemeiner Geltung herausgewachsen. Es war ihm nicht wie seinem großen Landsmann Molière gegeben, aus den Beziehungen seiner Zeit Gültiges für alle Zeiten zu schaffen.

In einem anderen Abschnitt seines Capitels über Scribe hebt Legouvé seine Verdienste um die moderne Inscenirungskunst hervor. Er erinnert sich noch der Zeit, wo im Théâtre-Français die Schauspieler, vor dem Souffleurkasten neben einander stehend, ihre Rollen herzudeclamiren pflegten. Ein sitzender Schauspieler war etwas Unerhörtes. Von einem Abbild des wirklichen Lebens konnte keine Rede sein. Scribe führte jedoch in dieser Beziehung eine vollständige Umwälzung herbei, indem er durch die Natur seiner Stücke und durch persönliches Eingreifen den Vorgängen auf der Bühne einen beweglichen und stets wechselnden Charakter verlieh. Daß er in der That ein ebenso ausgezeichneter Regisseur wie erfolgreicher Lustspieldichter war, geht zur Genüge aus folgender Erinnerung Legouvé's hervor. Eines Abends wohnte dieser in der Oper einer von Scribe geleiteten Probe des „Propheten" bei. Sein Freund und Mitarbeiter erschien ihm in dieser Eigenschaft wie ein Feldherr auf dem Schlachtfeld. Bald marschirte er mit kriegslustiger Miene an der Spitze der Verschwörer (Legouvé hat den dritten Act der Oper im Auge), bald wies er mit Kreide auf den Brettern der Bühne irgendeinem Schauspieler den ihm zukommenden Platz an, bald spielte

Digitized by Google

er einem anderen seine Rolle vor, bald ließ er das Personal so geschickte Evolutionen ausführen, daß aus den lebendigsten Bewegungen immer eine bestimmte Ordnung zu Tage trat. — Von der Oper begaben die beiden Bühnendichter sich nach dem Théâtre-Français, um an der Inscenirung des zweiten Actes ihres gemeinschaftlichen Lustspieles „Les Contes de la Reine de Navarre“ theilzunehmen. Doch geben wir Legouvé jetzt selbst das Wort: „Plötzlich erschien Scribe mir als ein ganz anderer Mensch. Während ich ihn soeben in der Oper mit sicherer Hand große Menschenmassen hatte lenken und durch sie die heftigsten Volksleidenschaften zur Bethätigung bringen sehen, sah ich ihn jetzt im Théâtre-Français unerschöpflich in den feinsten Nüancen bei der Darstellung zarter Empfindungen. Vor seiner Ankunft war die Scene den Künstlern selbst ein wenig schleppend und kalt erschienen, aber nun beseelte er den Dialog, ohne ein Wort hinzuzufügen, mit so wahrem Mienenspiel, mit so ausdrucksvollen Stellungen, mit so sinnreichen Zwischenpausen, und bediente sich der verschiedenen Möbelstücke, gleichsam wie ebenso vieler Terrainunebenheiten, mit solchem Geschick, daß die Situation klare Umrisse annahm, daß das Interesse sich scharf ausprägte, daß die Personen reliefartig hervortraten und der Act in seinem Fortschreiten rasch und lebendig wurde — man hätte an ein Zauberspiel denken können.“ — Scribe war jedoch keineswegs in jeder Beziehung ein nachahmungswürdiger Regisseur. Mit Bezug auf Decorationen und Kostüme war er in den engsten Anschauungen befangen, in diesen rein äußeren Dingen vermochte er sich, wie in der Charakteristik seiner Personen, nur selten über den Pariser Gesichtskreis zu erheben.

Auch die rein menschlichen Seiten in Scribe's Natur hat Legouvé in seiner Erinnerungsstudie über ihn berührt. Er spricht in dieser Beziehung über ihn das schwerwiegende Urtheil aus, daß er ein guter Mensch in fast allen Bedeutungen dieses Wortes war. Daß in der That in der Brust seines berühmten Freundes eine menschenfreundliche und großmüthige Seele wohnte, ist keineswegs unbekannt, scheint uns aber durch folgende, in dem vorliegenden Werke angeführte Thatsache noch in ein helleres Licht gesetzt zu werden. Scribe verbrachte einst den Herbst bei einem Freunde auf dem Lande. Um die langen Abende zu verkürzen, ließ man sich von einer Erzieherin englische Romane vorlesen. Eines Abends nun rief diese in einer Zwischenpause der Lectüre aus: „Ach, könnte ich doch einst den Traum meines Lebens verwirklicht sehen!“ — „Und was ist denn das für ein Traum, mein Fräulein?“ fragte Scribe theilnahmsvoll. — „Eines Tages eine Rente von zwölfhundert Francs zu besitzen, die mir Ruhe und Unabhängigkeit gewähren könnte.“ Kurze Zeit darauf, beim Schluß des letzten Capitels eines Romanes, wandte sich Scribe plötzlich an die Vorleserin mit den Worten: „Wissen Sie wohl, mein Fräulein, daß in diesem Roman ein hübscher Stoff zu einem Lustspiel in einem Acte liegt? Sie haben mir denselben geliefert, wollen Sie nun auch das Stück mit mir gemeinschaftlich verfassen?“ — Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß die arme Erzieherin mit Freuden auf diesen verlockenden und schmeichelhaften Vorschlag einging. Als das Lustspiel vollendet war, gehörte ihr freilich kein Wort davon — Scribe hatte es allein in drei Tagen niedergeschrieben. An dem Morgen des Tages, an dem es zum ersten Male zur Darstellung gelangen sollte, begab jener sich zu seinem Agenten und sagte: „Heute wird ein Stück von mir gegeben, bei dem ich eine Mitarbeiterin gehabt habe. Ob es Erfolg haben wird, weiß ich nicht, aber soviel weiß ich, daß es ihr jedes Jahr während ihres ganzen Lebens zwölfhundert Francs eintragen wird. Richten Sie es so ein, daß ihr das ganz natürlich erscheint.“ — Die Frauen haben in Scribe's Leben eine sehr hervorragende Rolle gespielt. Er konnte nach dem Ausspruch einer seiner vielen Geliebten nicht anders arbeiten, als wenn mindestens ein halbes Dutzend Billet-doux vor ihm auf dem Tische lagen, und es ist vielleicht keine zu kühne Annahme, daß er die meisten, wenn nicht alle Liebesscenen seiner Stücke aus der reichen Fülle seiner eigenen Herzenserfahrungen schöpfte. Erst im Alter von fünfzig Jahren ließ er sich die Ehefesseln anlegen, und zwar von einer Dame, die zwanzig Jahre jünger war als er. Béranger hatte über diese einst die Bemerkung gemacht, daß sie die Kraft habe, ein Reich zu leiten; deshalb wird man sich auch nicht darüber wundern dürfen, daß sie es verstand, den schon alternden Dichter auf dem geraden Wege der Ehrbarkeit festzuhalten. Freilich noch einmal ergriff die Flamme der Leidenschaft sein stets jugendlich-warmes Herz, und er mußte seine ganze moralische Selbstüberwindung zu Hülfe nehmen, um nicht im Alter von sechzig Jahren dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen.

Legouvé schließt seine Capitel über Scribe mit den bemerkenswerthen Worten:

„Sechsundzwanzig Jahre sind seit dem Datum seines Todes (10. März 1861) verflossen und heute, wo ich ihn in der Entfernung sehe, bleibt er für mich, was er nach meiner Ueberzeugung für die Nachwelt bleiben wird: der vollkommenste Repräsentant der französischen theatralischen Kunst im neunzehnten Jahrhundert. Ohne Zweifel haben ihn einige seiner Zeitgenossen in mehreren Beziehungen überragt, aber Niemand hat in demselben Grade wie er die beiden wesentlichen Eigenschaften unserer nationalen Kunst besessen: die Erfindung und die Composition. Niemand hat so reichen Bühnenstoff geschaffen wie er. Niemand ist in so vielen Zweigen der dramatischen Dichtung Meister gewesen wie er. Niemand hat es wie er verstanden, eine Handlung klar zum Ausdruck zu bringen, sie fortzuführen, sie zu verwickeln und wieder aufzulösen. Endlich noch eine letzte entscheidende Bemerkung. In zwei Arten der Bühnendichtung, die er berühmt gemacht hat, ist er sein ganzes Leben ohne Rivalen gewesen und nach seinem Tode ohne Erben geblieben. Wer hat nach ihm einen schönen Operntext oder ein Meisterwerk komischer Operndichtung verfaßt? — Ich wage es nicht, ihn einen Mann von Genie zu nennen, aber er war sicher ein großes dramatisches Genie und so originell, daß keine Literatur etwas Analoges, wenn auch Aehnliches hervorgebracht hat. Scribe verdient, daß man auf ihn das Wort Michelet's über Alexandre Dumas anwendet: »Es ist eine Naturkraft.«“

Dürer und die Reformation.

Von Robert Stiaßny.

(Schluß.)

Durch den Gegensatz überraschend wirkt es alsdann den in nicht ferner Frist bilderstürmenden Carlstadt 1521 Dürern seine Schrift „Von anbettung und ererbietung der tzeychen des newen Testaments“ widmen zu sehen, noch überraschender den nimmermüden Schilderer der Gottesmutter und ihrer Herrlichkeit entschieden gegen den in Götzendienst entarteten Mariencult protestiren zu hören (1523 auf einem die Anbetung der „schönen Maria von Regensburg“ darstellenden Holzschnitte). Zucker vermuthet hier einen Einfluß Zwingli's, den Dürer schon 1519 und wiederum in diesem Jahre hatte grüßen lassen; denn dessen 1522 in Druck erschienene und stark nach Nürnberg vertriebene Predigt „Von der ewig reinen magd Maria“ gipfelt in dem gleichen Grundsatz, den Dürer in der Randnote zu seinem Holzschnitt verlautbart hatte: daß man die Mutter wirklich nur in ihrem Sohne ehren könne. An den evangelisch gesinnten Hofastronomen Nicolaus Kratzer in London, den er in den Niederlanden kennen gelernt, schreibt dann der Künstler 1524: „Item des christlichen glawbens halben mus wir in schmoch und far sten, den man schmecht uns ketzer ... Dozu mach uns gott bestendig im guten und erlewcht unser widerbart, dy armen elenden blinden lewt auff das dy nit in irem irsall ferderben.“ Cornelius Graphaeus, der Rathsschreiber von Antwerpen, der Dürern bei seinem Besuche Luther's babylonische Gefängniß geschenkt hatte, empfiehlt ihm im gleichen Jahre ausgewanderte Fratres seiner Stadt, wahrscheinlich Mitglieder des wegen Verbreitung der neuen Lehre aufgehobenen Augustinerconvents, mit dem der Künstler gelegentlich seines Aufenthaltes in Antwerpen Verkehr gepflegt. Ins Jahr 1526 fällt der meisterliche Portraitstich Melanchthon's — von Zucker übersehen — und jener bemerkenswerthe Disput Dürer's mit dem schon krankhaft reizbaren Pirkheimer

Digitized by Google

über die Abendmahlslehre Zwingli's, für die sich der erstere — wohl nur vorübergehend — ereifert und auf den Einspruch des humanistischen Freundes, dergleichen ließe sich ja nicht malen, die Antwort bereit hält: „Und das, was Ihr da vorbringt, läßt sich nicht einmal sagen, noch auch im Geiste begreifen."

In der helvetischen Confession von 1524 hatte Bullinger zu Zürich die Bilder verworfen, weil der Herr befohlen habe, das Evangelium zu predigen, nicht zu malen. Zwei Jahre später aber erbrachte Dürer an seinem Theile den Gegenbeweis, daß man evangelische Gesinnung malen könne: in der Wunderleistung der vier Apostel in der Münchener Pinakothek. Der Meister schenkte sie dem Rathe seiner Vaterstadt, der im Vorjahre (1525) die Reformation in dieselbe eingeführt hatte, gewiß hiedurch seine Zustimmung ausdrückend, während Freund Pirkheimer, bereits innerlich der evangelischen Sache abgefallen, z. B. mit einem Vorkämpfer der alten Kirche, wie dem Humanisten Cochlaeus correspondirte. Die Wahl der vier Jünger Johannes und Petrus, Paulus und Marcus, wobei dem Paulus und Johannes der Vortritt zugetheilt, bringt Zucker mit dem Vorwort der September-Bibel (1522) in Verbindung, worin Luther das Evangelium Johannis und die Paulinischen Briefe als die ersten unter allen heiligen Büchern empfiehlt, denen er nur noch die Episteln des Petrus folgen läßt. Völlig neu ist das Rangverhältniß, demgemäß Petrus, bisher in der bildenden Kunst stets der Zwillingsapostel des Paulus, hier dem Johannes seinen Platz eingeräumt hat. Es spricht sich dadurch offen die Leugnung des Primats Petri aus, auf welchem die ganze römisch-katholische Hierarchie ruhte; dessen Begründung in der Schrift und dem göttlichen Recht hatte aber schon Luther auf der Leipziger Disputation mit Eck (1519) lebhaft bestritten, in eigenen Schriften ward er deshalb von Eck (1520) und Cochlaeus (1525) angegriffen.

Als Kurfürst Maximilian von Bayern 1627 die Gemälde vom Nürnberger Rath überkam, war er tactvoll genug gegen seine Hofjesuiten, die Unterschriften, mit denen der Schreibmeister Neudörfer auf Dürer's Anordnung dieselben versehen hatte, in der protestantischen Reichsstadt zurückzulassen. Denn was ein Lucas Cranach in unkünstlerischem Doctrinarismus in diese Bilder hineingeheimnißt hätte, verwies Dürer in diese Unterschriften, die eigentlich Ueberschriften darstellen. Nach den einleitenden Zeilen, die „alle weltlichen regenten" vermahnen, „in diesen ferlichen zeitten" das unverfälschte Wort Gottes zu erhalten, ist jedem einzelnen Apostel ein Kernspruch aus dessen Schriften in den Mund gelegt. Thausing meinte, daß die aus den Episteln Johannis und Petris angezogenen Stellen an die Adresse der Sectirer, vornehmlich der Widertäufer gerichtet gewesen, indeß die beiden den Episteln des Paulus und dem Marcusevangelium entnommenen Thesen auf die Anhänger des Alten „die sittenlosen Priester und meinungsstolzen Humanisten" gemünzt worden wären. Allein der Schlußsatz des Citats aus der Petrusepistel von den falschen Propheten und Secten, „die durch geitz mit erdichten worten an euch hantiren" findet sich, wie Zucker nachweist, in einer wichtigen Nürnberger Streitschrift von 1524 direct gegen den Papst als Antichrist und die Mönche als dessen Hofgesinde ausgespielt. Ebenso war jener Spruch aus der ersten Epistel Johannis schon in der Practica des Heinrich von Kettenbach von 1523, einem scharf antipapistischen Aufrufe an die Reichsstädte, in dem ihnen das an Luther auf dem Wormser Reichstage begangene Unrecht beweglich geschildert wurde, in's Feld geführt worden. Die der Paulinischen Epistel und dem Marcus-Evangelium entlehnten Stellen endlich können schwerlich anders als im Sinne der damals landläufigen Klagen über die zuchtlose Lebensführung des katholischen Clerus gedeutet werden.

Vergeblich wird man auf gegnerischer Seite versuchen die Beweiskraft dieser Parallelen durch den Hinweis abzuschwächen, daß Dürer nach Neudörfer's Bericht nur eine typische Verkörperung der vier Temperamente, wie in den Kupferstichen „Hieronymus im Gehäus", „Ritter, Tod und Teufel" und der „Melancholie" geplant habe; dieser Gedanke, ihm nebenher vorschwebend, hat sicherlich zur plastischen Individualisirung der Einzelfiguren beigetragen, allein in so drangvoller Zeit kann er nicht der leitende gewesen sein; dem widerspricht schon die überragende Stellung, die dem Paulus zugefallen, jener königlichen Apostelgestalt aus deutschem Eichengefüge: bildnerisch eine Neuschöpfung, ganz aus einem Guß, sichtlich herausgewachsen aus der steigenden Bedeutung, die der streitbare Glaubensbote im Verlaufe der Reformation gewonnen. Wenn es wahr ist, daß man auch in der Kunst nur einmal liebt, dann muß man bekennen, daß Dürer mit seinem besten Können auch seine echteste Künstlerliebe in diesem Apostelrecken der evangelischen Bewegung verewigt hat.

Katholische Geschichtsschreibung hat nun, um die Möglichkeit einer solchen Auslegung abzuschneiden, behauptet, einzelne Entwürfe zu den Tafeln reichten schon hinter das Jahr 1518, also vor das erste Auftreten Luthers zurück. Ein Umstand, der, wenn auch richtig, belanglos bliebe, da Dürer häufig bei neuen Arbeiten von älteren Form- und Naturstudien ausging. Die Annahme beruht indeß auf einer Irrung: die Zeichnung eines Greisenkopfes, den Dürer theilweise für Petrus benutzte, datirt 1521, die ersten unmittelbar für das Doppelgemälde bestimmten Studien entstammen dem Jahre 1523, die Köpfe des Marcus und Paulus wurden nicht früher als im Entstehungsjahre des Werkes selbst entworfen. Von den weiteren für Dürers angebliche Rückkehr zur katholischen Gesinnung in Anschlag gebrachten Momenten ist nur mit einem einzigen ernsthaft zu rechten: dem zwei Jahre nach des Meisters Hingang von Pirkheimer an den kaiserlichen Baumeister Johann Tscherte in Wien gerichteten Schreiben, in welchem es heißt: „Ich weken (ich bekenne) das ich anfänglich auch gut lutherisch geweſt pin wie auch unser Albrecht seliger, dann wir hoften, die Römisch puberei, deßgleich der münch und pfaffen schalkheyt solt gepessert werden, aber so man zusicht, hat sich die Sach also geergert (d. h. verschlimmert), das die Ewangelischen puben yene puben from machen (d. h. fromm erscheinen lassen)." Eine solche Aeußerung würde zweifelsohne schwer ins Gewicht fallen, hätte sie einen unparteiischen Berichterstatter zum Urheber. Allein gerade als das Gegentheil eines solchen muß Pirkheimer in diesem Briefe — der kunsthistorisch bereits durch die Veranlassung der Legende von Dürer's Hauskreuz, Frau Agnes in bösem Geruche steht — bezeichnet werden. Eine quietistische Humanistennatur, von nervöser Empfindsamkeit, hatte Pirkheimer schon 1524 sich von der evangelischen Sache zurückgezogen, ohne seinen selbständig denkenden Freund zum gleichen Schritte bewegen zu können. Gegenwärtig in seinem letzten Lebensjahre war er durch die wachsenden Wirren und Händel — die Pandorabüchse, die jeder größere Umsturz der Dinge entleert — in die schwarzgalligste Stimmung gerathen. Trotzdem erklärt Pirkheimer keineswegs, Dürer sei dem neuen Glauben, den er noch im Herbst 1526 mit jener monumentalen Schenkung bethätigte, abtrünnig geworden, es blickt lediglich die Anschauung durch, als Zeuge der erst nach seinem Tode eingetretenen Zustände, hätte der Freund gleichfalls sein früheres Verhältniß zur Neuerung aufgegeben. Diese späte, vereinzelte Aussage in einem von Parteileidenschaft getränkten Schriftstück kann aber im Voraus nicht die Kette positiver Beweisgründe überstimmen, die für die Ueberzeugungstreue Dürers bis anderthalb Jahre vor seinem Abscheiden eintreten. Ja dieses selbst — daß er die Sterbesacramente empfangen, muß aus Pirkheimer's Mittheilung „er sei ganz christenlich und seliglich verstorben" durchaus nicht erschlossen werden — weckt gerade im Kreise der vertrautesten Anhänger der neuen Lehre das schmerzlichste Echo. Erbanus Hessus schickt Luther ein lateinisches Trauergedicht zu, tief bewegt schreibt Melanchthon über das Ereigniß an Camerarius, denselben Dürern so genau befreundeten Humanisten, der 1534 den Tod des Rathsschreibers Lazarus Spengler, des von Pirkheimer in eben jenem Briefe an Tscherte arg verunglimpften Reformators von Nürnberg lebhaft beklagt; der evangelische Stadtprediger Venatorius endlich, der mit bei der Einführung der Reformation in Nürnberg betheiligt gewesen und über Dürers Stellung zur neuen Lehre auch in seinem letzten Lebensjahre sicher bestens unterichtet war, verfaßt — worauf Zucker zuerst hinweist — gleichfalls ein Trauer-

Digitized by Google

poem auf des Meisters Hingang. Und Dürer's Wittwe, die doch auch in die Gesinnungen des Gatten eingeweiht gewesen sein und nach ihnen gehandelt haben dürfte — widmet 1538 ein Capital von tausend Gulden zu einer Stiftung für Studirende der Theologie an der Universität Wittenberg.

Als Dürer am 6. April 1528 der Tod antrat, sollte noch mehr als ein Jahr bis zum Speierer Reichstagsabschied, mehr als zwei Jahre bis zur Einreichung der Confessio Augustana verfließen. Es ist also nicht zulässig, Dürer schlankweg als Protestanten anzusprechen. In Nürnberg selbst bestand auch nach dem officiellen Eingang der Reformation der alte Verkehr zwischen den Anhängern der beiden Kirchen fort und dürfen darum die beiden köstlichen Bildnisse seiner katholisch gebliebenen Freunde Holzschuher und Muffel von 1526 nicht zu Zeugnissen seines Bekenntnisses gestempelt werden. Der Wunsch, trotzdem das letztere in seiner äußeren Form festzustellen, hat neuerdings sogar den interessanten Versuch zu Tage gefördert, ihn wegen seiner Verbindung mit dem Kreise Staupitz' und des Processes, in den drei seiner tüchtigsten Schüler die „gottlosen Maler" Georg Pencz, Hans Sebald und Barthel Beham 1525 wegen socialistisch-wiedertäuferischer Ansichten verwickelt waren, als einen Meinungsgenossen der — Wiedertäufer zu erklären, die ihrerseits, nach dem Dafürhalten desselben Forschers, Dr. Ludwig Keller, nur die Fortsetzer der Waldensischen Lehren darstellen sollen. Die Quellen versagen aber dieser Vermuthung einen genügenden Untergrund und man wird sich mit dem Ergebniß bescheiden müssen, „daß Dürer bis zu seinem Tode der Partei angehörte, die mit Luther der römisch-katholischen Kirche entgegentrat".

Uns aber scheint es ein erhebendes Bild, den größten deutschen Meister — und sein Verhalten erscheint auch hierin prototypisch für die übrigen Träger jener unvergeßlichen Glanzperiode nationaler Kunst — im Dienste seiner Zeit, für ihre höchste Idee begeistert, an der Seite des Reformators wandeln zu sehen. Diese Zeit, die so viele Charaktere schuf und verbrauchte, hat menschlich wie künstlerisch den seinigen nur vertieft. Mit Luther theilt er den gewaltigen Respect vor der Natur, mit Luther verficht er die individuelle Auffassung, die Verlebendigung des Glaubens, dessen Stoffe er seinem Volke verdeutscht, nach einem Vergleiche Robert Vischers, ein anderer Bibelübersetzer. Und eine Ahnung von dem wahlverwandtschaftlichen Zuge ihrer Naturen durchwärmt wohl das herrliche, in seiner Milde und Stärke wie von dem harmonischen Kunstgeist Dürers angewehte Gedenkwort, das Luther — zugleich auch in unserer Frage seine Stimme erhebend — mit dem Dank für Uebersendung jener Todtenklage an Eoban Hessus richtet: „Was Dürer betrifft, ziemt es wohl den frommen, den besten Mann zu betrauern; du aber magst ihn glücklich preisen, daß ihn Christus so erleuchtet und zu guter Stunde fortgenommen hat aus diesen stürmischen und wohl bald noch stürmischer werdenden Zeitläuften, damit er, der würdig war, nur das Beste zu sehen, nicht gezwungen wäre, das Schlimmste mit anzusehen."

Feuilleton.

Auf der Brücke.

Von Manuel Schnitzer.

Plötzlich stand ich dort; ich wußte nicht wie und warum. — Aber ich konnte nicht weiter. Es war, als hielte mich Etwas fest, etwas Unnennbares, Unsägliches, eine starke, dämonische Gewalt. . . .

In Sinnen verloren, war ich durch die einsamen Straßen gewandert ohne Rast, ohne Ziel; in meiner Seele brannte die verzehrende Sehnsucht nach dem Langverlorenen, nach einer tiefen, unergründlich tiefen Ruhe.

Schwere, graue Wolken zogen langsam am Firmament dahin; hie und da funkelte ein Stern, und zuweilen stahl sich ein einzelner, bleicher Mondstreifen durch das dunkle Gewölk. Keine Stimme, nicht der Schall eines Menschenschrittes klang durch die schweigende Nacht!

Tief unter mir wälzte der Strom seine Wellen träge und einförmig rauschend . . . ein Schlummerlied mochte es der Riesenstadt sein, die allenthalben ihre starren Glieder in die wie von fernen Feuerdünsten durchhauchte Luft streckte, gewaltig in dieser düsteren Verschwommenheit, unförmig, gespenstisch. Noch hatte ich meinen Blick dem Strome nicht zugewendet: an einen Pfeiler gelehnt stand ich da, unbeweglich, die Faust an die nach Athem ringende Brust gepreßt. Eine entsetzliche, jeden Nerv durchzitternde Furcht hatte sich meiner bemächtigt, eine unbestimmte, dunkle Furcht, deren Ursache ich nicht begriff und nicht aussann.

Während dieser Zeit beherrschte mich ein merkwürdiges, höchst unklares Gefühl. Es war mir, als ob Jemand vor mir stände, ein Mann, dessen Augen sich in die Tiefe meiner Seele bohrten, dessen Hand sich langsam hob, sich langsam und schwer auf meine Schulter legte . . .

„Wer bist Du?" stieß ich hervor, aber die Stimme schlug wie ein wildfremder Laut an mein Ohr; tiefer hatte sich mein Haupt auf die heiser athmende Brust gesenkt.

Minuten vergingen.

„Du kennst mich," antwortete der Jemand endlich, und es lag wie leiser Spott in dem stahlharten Ton seiner Worte — „Du kennst mich, Kamerad —"

„Ich kenne Dich nicht," sagte ich zusammerschauernd, „was willst Du?"

„Daß Du mich nicht zu kennen vorgeben wirst," erwiderte er mit einem boshaften Lächeln, „hätte ich mir füglich denken können, Kamerad, aber ich bin gutmüthig, mich beleidigt Dein Hochmuth nicht, alter Freund. Was ich will? Mit Dir beisammen sein, mit Dir plaudern . . . Laß einmal sehen — — wie lange sind wir einander nicht mehr begegnet?"

„Ich habe Deine Stimme nie gehört, ich kenne Dich nicht"; in dem Augenblicke, als ich dies sagte, wußte ich, daß ich log, vor langer, meinem Erinnern fast entschwundener Zeit hatte ich diese Stimme schon gehört, da sie noch weicher, zärtlicher, schmeichelnder geklungen. Der Mann neigte sich mir näher; ich fühlte, wie sein kühler, feuchter Athem meine heiße Stirn streifte, wie seine Hand die meine fest zu umklammern begann.

„Sieh mich an," sagte er rauh.

Langsam, unendlich langsam hob ich den widerspenstigen, zagen Blick. Fest, starr, unbeweglich sah ich der Gestalt in das seltsam leuchtende Auge. — So standen wir uns gegenüber. — Ueber sein verwildertes, tiefbleiches Antlitz zuckte es wie unbarmherziger Spott, seine Lippen schienen bitter zu lächeln. —

Minuten vergingen.

„Kennst Du mich nun?" fragte er langsam.

Meine Glieder waren wie gelähmt: der vor mir stand, trug ein Gesicht, grauenhaft ähnlich dem meinen, Zug für Zug, unverkennbar . . . „Nein," knirschte ich und versuchte, mich frei zu machen, um zu entfliehen, weitweg . . . irgendwohin . . . Er aber hielt meine Handgelenke wie mit ehernen Klammern umfaßt.

„Narr," sagte er lachend, „was trotzest Du mir? Wohin Du auch gingest, auf unhörbaren Sohlen würde ich hinter Dir einherschreiten; der Hauch meines Mundes würde Dich vor mir herjagen. Da Du mich sahest, hat sich mein Bild in Deine Seele gebrannt unverlöschlich, unvergänglich . . . Als Du heute beim Weine saßest, einsam in der lärmenden Menge, ohne Ohr für ihr fröhliches Lachen, ohne Aug' für ihr lustiges, buntes Treiben, kam es Dir nicht zum Bewußtsein, weshalb es Dir plötzlich so dumpf wurde, so dumpf? . . . weshalb es Dich plötzlich so tief durchschauerte? Hast Du nicht gefühlt, daß ich mich zu Dir gesellt hatte und stumm harrend an Deiner Seite saß, bis es Dir gefallen würde, mich zu bemerken?"

„Wer bist Du?" fragte ich erschüttert, „dunkel schwebt es mir vor — einmal im Leben sah ich Dich — weit von hier — an einem anderen Orte — unter anderen Verhältnissen — aber Du warst milder — sanfter — heiterer."

„Wer ich bin? Ich bin Dein geheimster, finsterster Gedanke. . . ."

„Entsetzlicher!"

„Dein Gedanke an den Selbstmord."

Digitized by Google

Erst schrie ich entsetzt auf, dann überkam es mich plötzlich wie Lust, laut aufzulachen. — „Also ein Phantom bist Du," sagte ich aufathmend, „eine Täuschung meiner erregten Sinne, nichts Wirkliches . . ." Einen Augenblick glaubte ich zu fühlen, wie die ungeheuere Kraft des Unholds nachließ; aber auch nur einen Augenblick! Im nächsten hielt er mich fest wie zuvor und flammender glühten mich seine Augen an.

„Disputire mich nur weg, mein Junge," höhnte er, „beweise haarscharf und mit den feinsten Gründen meine Nichtexistenz; deswegen bin ich doch, Kamerad; deswegen stehe ich doch hier und mache Deinen feigen Leib erzittern. So stand ich schon einmal vor Dir. Als Du noch ein Knabe warst, ein blasser träumerischer Junge, dem der erste Bart zu sprossen begann . . . fern in der Heimath . . . vor Jahren . . . es war die Zeit, da Deine Seele sich zu weiten anfing . . . warum senkst Du den Blick, mein Freund? — Es war eine schöne Zeit, erinnerst Du Dich? — Wie ein Dehnen und Knospen war's . . . wie ein tiefer, seliger Athemzug, das Leben . . . Und die Liebe, die Liebe! Das erste Aufdämmern, das Ahnen unsäglicher Wonnen, Kamerad . . . Und dann: die Enttäuschung, der erste wilde Aufschrei . . . das jähe Verzweifeln an Allem . . . weißt Du noch? Schlaflose Nächte und ein Gebet: Wahnsinn oder — — — und als Du es aussannest, hattest Du einen Gefährten, — mich!"

Entathmet, ohne mich zu rühren, lauschte ich den Worten des Dunkeln, dessen Stimme weich und flüsternd geworden war; er hatte seine Arme um mich geschlungen und schwer lag sein Haupt auf meinem Herzen. — „Hm," fuhr er fast heiter fort, — „damals war ich noch ein gutmüthiger Junge und ließ mit mir spielen, Tage, Wochen hindurch . . . Dieses geheimnißvolle Liebäugeln mit Allem, was den Tod bringt, dieses stundenlange Starren in die Schauläden der Waffenhändler, in das grüne, schilfumflüsterte Gewässer des Schloßteiches . . . erinnerst Du Dich? Welche grauenhaften Bilder sah Dein entsetzensfrohes Auge! Wie ein Kind warst Du neugierig auf das Kommende, das Letzte . . . Bis es wieder Friede war in Dir . . . Aber mein warst Du einmal; ich verließ Dich nicht mehr. Und wenn ich auch nicht vor Dich hintrat, zuweilen fühltest Du das leise Wehen meines Athems, meinen kalten Hauch; wenn Dir das Leben arm, ereignißlos und öde erschien, wenn Du im Kampfe gegen das Mißgeschick ermatteteſt! Die Kraft die Du verschwendetest, kam mir zugut, der Muth, den Du verlorst, stärkte mich! Kein Glück hast Du zu erwerben vermocht, keine Seele, die Dich liebt, keine Freude, keine Ruhe . . . nichts . . . nichts . . . nur mich, vor dem Du zurückbebst. Jetzt aber habe ich Dich, jetzt halte ich Dich fest! Stark bin ich geworden, fühlst Du's? Ringe mit mir, wehre Dich, Kamerad!"

Ein wilder, lautloser Kampf entspann sich zwischen uns. Ich hatte das Bewußtsein meiner Schwäche und fühlte mich unterliegen, schon hatte mich der Dunkle bis an's Brückengeländer gedrängt . . .

„Laß mich, Schrecklicher," stöhnte ich, „nicht satt bin ich des Lebens, nein, ich schmachte danach wie der Hungernde nach Brot . . aus den Erzählungen meiner Freunde habe ich es geschlürft, das meine war leer; es besaß nicht den Duft einstiger Fülle — es war ein Becher, den der Schöpfer unbenützt verstauben ließ; aber ich möchte ihm einen Inhalt geben, eh' ich sterbe: eines Weibes volle, tiefe Liebe möchte ich genießen, ein letztes Glück."

Er lachte hart auf. — „Der Blick des Weibes bleibt an Dir nicht haften, Du weißt es; sieh mich an, das Antlitz, das ich trage, ist das Deine . . ."

„Dann möchte ich wenigstens Jemandem nützen auf der Welt, Jemand erfreuen, — einmal nur."

„Man erfreut nur die, die uns lieben. Und nützen? Es gibt Menschen, deren Dasein unnütz und zwecklos, Menschen, die kein Schicksal haben; — zu denen gehörst Du."

„Aber wandeln nicht Tausende solcher Geschöpfe auf dieser Erde?"

„Ja, aber sie besitzen das, was Du nicht Dein eigen mehr nennst, den Muth zu leben. Habe Du wenigstens den Muth zu sterben. Kamerad, ich bin der Abschluß, ich bin das Ende, sie hier!"

Ich hörte das Rauschen des Stromes, sah seine breiten, grauen Wellen sich träge wälzen; einsame Straßenlaternen warfen ihr Licht in seltsam bewegten, zitternden Streifen darüber hin; der Widerschein der Brückenlampen schien bis auf den Grund des Wassers zu gehen, unendlich tief und golden leuchtende Säulenhallen bildend, worüber die dunkle Fluth gleichmäßig dahinrollte.

„Siehst Du?" fragte der Unhold. — „Ich sehe." — „Dort ist die Ruhe, das letzte Glück . . ."

In dumpfer Bewußtlosigkeit gab ich mich ihm hin. Ich hörte einen gellen Aufschrei, einen dumpfen Fall in das aufspritzende Wasser. Schwer hatte der Dämon mich umfaßt. „Unnütz Dein Dasein, ohne Liebe Dein Leben, hinab, hinab," flüsterte er dringend, indem er mich fester umfing und mit sich hinabzuzerren versuchte. Mein ganzes, vergangenes Leben preßte sich in diesen einzigen Augenblick zusammen; ich sah es an mir vorüberschweben, pfeilschnell, jäh, unaufhaltsam . . . längstvergessene Augen blickten mich an . . . voller Mitleid . . . in Liebe . . . . dann blieb von alle den über dem Wasser hinschwebenden Gestalten ein Bild: meine Mutter . . .

„Du lügst, Du lügst," schrie ich auf und mit gewaltigem Ruck befreite ich mich aus den Armen des Dämons. Aber meine Kraft war zu Ende. Mit der letzten stieß ich einen Hülferuf aus, noch einen, der dritte klang schon wie ein tiefes Gurgeln, wie wenn ein Kind mittelst eines Strohhalmes in's Wasser bläst. Ein Hohnlachen vernahm noch mein Ohr . . . hierauf ein unbestimmtes singendes Brausen und Summen. Eine unsäglich häßliche Empfindung überkam mich . . . dann verlor ich die Besinnung.

* * *

Als ich den ersten Athemzug meine Brust schwellen fühlte, durchdrang es mich wundersam: das Leben, das Leben! Ich hörte verworrene Menschenstimmen . . . ein Lichtschein fiel mir auf das geschlossene Auge. Tief, tief athmete ich auf, sog ich das neue Leben ein. Dann öffnete ich die Augen. Neben der Bahre, auf der ich ausgestreckt lag, hingen meine von Wasser triefenden Kleider. Ein eigenthümlicher Geruch, wie von Rauch und Fischen, erfüllte den kleinen Raum. Polizeibeamte kleideten mich an, verhörten mich, erzählten die Geschichte meiner Rettung. Betäubt hörte ich zu, aber es war mir, als spräche man von einer dritten Person. Dann wurde ich nach Hause gebracht.

Jahre sind seitdem vergangen.

Wie bis zu jener Zeit ist das große Schicksal an mir vorüber gegangen; es hat mich nicht erfaßt, es hat mich nicht durchschüttert; die große Freude, der große Schmerz blieben mir versagt; vielleicht liegt die Schuld an meinem trägen Blute. Aber ich habe gelernt, mich des Kleinen, des Winzigen, an dem der Strom der Menschen achtlos vorübergeht, herzlicher, inniger zu freuen; es ist stille, lautlose Freude oder fast heiterer Schmerz, was mich bewegt, was das neue Leben mir bietet; und so wie es ist, so liebe ich es.

Denn ich weiß, wie der Tod ist.

Aus der Hauptstadt.

Zum Schluß der Kunstausstellung.

Unser Urtheil über die Leistungen auf dem Gebiet der bildenden Künste während dieses Jahres, soweit dieselben zur Ausstellung gelangt sind, ist in einer Serie von Artikeln dargelegt worden. Eine nachträgliche Zusammenfassung der Einzelurtheile würde zu unnöthigen Wiederholungen führen. Wenn wir trotzdem der Bilderschau im Ausstellungspark einen Nachruf widmen, so geschieht es, um einer Reihe von Hoffnungen und Wünschen, Ausdruck zu verleihen, die mehr mit der äußeren Erscheinungsform, als mit dem Gehalt der Ausstellung zusammenhängen.

Zunächst und vor Allem erscheint die Frage gerechtfertigt, ob die Mesalliance zwischen der Königlichen Akademie der Künste und dem Dreher'schen Bier- und Concertpark wirklich eine unlösliche ist. Zu dem ehemaligen nassen, später classisch gewordenen Dreieck führt eine Masse von Zugängen, die dem Bier und Musik verlangenden Publikum den Umweg über die Kunstausstellung ersparen würden. Man kann für Popularisirung der Malerei und Sculptur schwärmen, und doch eine Art ästhetischen Widerwillens empfinden, wenn man für seine 50 Pfennige zwischen dem Genuß Dreher'schen Bieres, einer süddeutschen Damencapelle und eines Menzel'schen Bildes zu schwanken hat. Besagte Wahl wäre Einem übrigens beinahe durch die Veranstaltung einer lieblichen Mischung sothaner Genüsse unmöglich gemacht worden. Das Project, die Concerte

Digitized by Google

bei schlechter Witterung in die Ausstellungsräume hinein zu verlegen, und die großen Ehrensäle in der Art der Wiener Cafés mit Stühlen und Tischen auszustatten, ist ernsthaft discutirt worden. Wo bleibt der Künstlerstolz der sonst so empfindlichen Jünger des Heiligen Lucas? Sollte wirklich da, wo der pecuniäre Vortheil anfängt, manches Andere aufhören?

Den Aufenthalt in den Ausstellungsräumen dem Publikum so angenehm als möglich zu machen, ist sicher eine lohnende Aufgabe für die Gastgeber, aber sie sollten ihr mit den ihnen eigenthümlichen Mitteln gerecht werden. Glas und Eisen haben das Ihrige gethan, der große Kuppel-, die drei Ehren- und der Sculpturensaal sind Muster einer prächtigen, stilvollen Decoration, was dazwischen liegt, sind Hängewände um einen leeren Raum, den ein spärliches Mittelstück noch leerer erscheinen läßt. Wir verkennen keineswegs, daß die Betrachtung großer Gemälde einen weiteren Abstand des Beschauers verlangt, der nicht durch unnöthige Möbel verhindert werden darf. Aber der übergroßen Leinwandflächen sind wenige, und der kleinen Bildchen viele, die mit behaglicher Muße genossen sein wollen. Die wohlige Stimmung des Kritikers wie des Liebhabers würde den Herren Künstlern gewißlich zu Gute kommen. Die Franzosen haben ihren Salon, wir würden uns trotz alles Purismus aufrichtig freuen, einmal denselben Ausdruck mit größerem Rechte auf die Berliner Ausstellung anwenden zu können.

Zur Erreichung dieses erstrebenswerthen Zieles könnte zunächst die Hängecommission Manches beitragen. Die ihr angehörigen Herren sind ein beliebtes Angriffsobject der ausstellenden Künstler, vielleicht macht es ihnen Vergnügen, einmal der Abwechselung halber aus der Mitte des Publikums heraus bekrittelt zu werden. Die lange Reihe der weiten Mittel- und Seitensäle genügt, wie wir es schon einmal ausgesprochen, nach unserer Meinung für den Flächenbedarf einer jährlich wiederkehrenden Gemäldeausstellung, dafür zeugen die gähnenden Lücken der Wände. Die Seitencompartiments sind in Anbetracht der geringen Licht- und Raumweite für Bilder selbst mittlerer Größe unverwendbar. Mögen die Herren es das nächste Mal versuchen, bedeckte, unter Berücksichtigung der Gesammtwirkung arrangirte Wandflächen zu schaffen. Das Vorurtheil, daß das große Bild dem kleinen schade, findet nur auf das urtheilslose, selten kauffähige Publikum Anwendung. Ein Horace Vernet ist schwerlich im Stande, einen Meissonier todt zu machen.

Auch für die Seitencompartiments möchten wir einen schon einmal ausgesprochenen Wunsch wiederholen. Die moderne Entwickelung hat einen gähnenden Spalt zwischen Kunst und Handwerk gerissen, den das sogenannte Kunstgewerbe seit Jahren mit Erfolg auszufüllen bestrebt ist. Ein Entgegenkommen von Seiten des Staates würde diese anerkennenswerthen Bestrebungen entschieden fördern. Was der Kunst recht ist, ist dem Kunsthandwerk um so mehr billig, als das Letztere sich den Bedürfnissen eines bei Weitem größeren Publikums anpaßt. Bis in die dreißiger Jahre hinein konnte man auf den Akademischen Ausstellungen Seidenstickereien, Möbel, Musikinstrumente, Tabakspfeifen, Luftpumpen und Klystierspritzen bewundern. So weit gehen unsere Wünsche nicht, aber wir würden uns aufrichtig freuen, einmal in den hierfür durchaus verwendbaren Seitencompartiments einer Collection hervorragender Leistungen des Kunstgewerbes zu begegnen. Ein dahin gehender Vorschlag innerhalb des Berliner Kunstgewerbevereins ist mit Recht abgelehnt worden. Was noth thut, ist staatliche Anerkennung, die durch angemessene Prämiirung dem Kunsthandwerker den gebührenden Ehrenplatz neben dem Künstler anweist und auch ihm Gelegenheit gibt, alljährlich zu zeigen, was er in seinem Beruf zu Nutz und Frommen der Kunstentwickelung geschaffen.

Es erübrigt uns noch die heikle Aufgabe, einen kleinen Gang mit der Ausstellungsjury zu machen. Wir müssen zu diesem Zweck etwas weiter ausholen. Werden es die Herren verzeihen, wenn wir sie bei aller Hochachtung vor den einzelnen Mitgliedern, in ihrer Gesammtheit als ein nothwendiges Uebel betrachten, das seine Existenz zunächst dem beschränkten Raume und in zweiter Linie gewissen Anforderungen des öffentlichen Anstandes verdankt? Wäre die Ausstellung eine ausschließlich akademische, so hätte die Jury das uneingeschränkte Recht, alles Mittelmäßige innerhalb ihres Jurisdictionsbezirkes Geleistete zurückzuweisen und nur das Gute und Beste dem Publikum vorzuführen. Nun steht aber die Mehrzahl der Aussteller außerhalb der Machtsphäre der Berliner Akademie und durch diesen Umstand wird der Gesichtspunkt für die Entscheidung der Jury wesentlich verrückt. Sie hat das unanfechtbare Recht, Alles, was den allgemein giltigen Anstandsbegriffen widerspricht, zurückzuweisen. Auch das technisch Stümperhafte verfällt unweigerlich ihrer Jurisdiction. Aber sie darf niemals vergessen, daß die höhere und eigentlich einzige Instanz für die Beurtheilung des Geleisteten die Stimme des kunstliebenden und kunstverständigen Publikums ist. Wir protestiren energisch gegen ein Verdict, das ein Bild von Schennis aus den Reihen einer Collection ausschließt, in der an Mittelmäßigkeiten wahrhaftig kein Mangel ist. Man braucht mit den Kunstprincipien des Düsseldorfer Landschafters keineswegs einverstanden zu sein, aber man hat absolut kein Recht, eine seiner Schöpfungen zu secretiren. Schlimmer noch steht es mit dem Fall Hermine von Preuschen. So lange man annahm, es handle sich um eine Courtoisie der Person unseres Kaisers gegenüber, dem man den Anblick eines vielleicht unangenehm berührenden Sujets ersparen wollte, ließ sich die Zurückweisung des „Mors imperator" discutiren, obgleich wir nicht verhehlen wollen, daß wir unseren Heldenkaiser für charakterfest und weise genug halten, um sich der Bevormundung der Jury entschlagen zu können. Seither ist das Wort des Professor Becker von dem „schiefen Gedanken" zu einem geflügelten geworden, und von dem Augenblick, wo es ausgesprochen worden, hat sich die Jury selbst in's Unrecht gesetzt. Die Beurtheilung der Schiefheit des Gedankens gehört absolut nicht in ihr Ressort, sie ist ein Uebergriff in die Machtsphäre des Publikums, eine Beeinträchtigung der individuellen Gestaltungsfreiheit des Künstlers. Wir haben es hier nur mit dem Princip zu thun und ersparen uns daher eine Kritik dieses abfälligen Urtheiles in dem vorliegenden Falle, aber wir können uns nicht enthalten, daran zu erinnern, daß dieselbe Jury das Klinger'sche „Urtheil des Paris" passiren ließ, dessen Gedankenschiefheit für jeden Urtheilsfähigen außer Frage steht. Wenn man dann noch die unkünstlerische Gestaltung des schiefen Gedankens in's Gefecht geführt hat, so stellen wir den bewährten Ruf Hermine von Preuschen's all den unbekannten Größen gegenüber, deren Erzeugnisse mittelmäßigen Angedenkens die sich nunmehr leerenden Wände der Ausstellung gefüllt und verunziert haben. Eine Erneuerung der genugsam zu Worte gekommenen Polemik liegt uns fern. Es kam uns nur darauf an, principiell festzustellen, was unseres Wissens noch nicht geschehen ist, daß die Thätigkeit der Jury objectiv in der Anerkennung der künstlerischen Individualität und subjectiv in der Unterwerfung unter die höhere Instanz des Publikums ihre unüberschreitbaren Grenzen findet. Georg Malkowsky.

Dramatische Aufführungen.

Auf glatter Bahn.

Lustspiel in vier Acten von Heinrich Heinemann.

Es ist gerade kein gutes Stück, mit dem das Königliche Schauspielhaus den Reigen seiner Neuheiten, welcher in diesem Winter besonders bunt und vielgestaltig werden soll, eröffnete, aber es hält sich noch halbweg glücklich auf der Höhenlinie, unter die wir kein Werk, welches an dieser Bühne Aufnahme findet, herabsinken sehen möchten. Und vielleicht ist diese schöne Mittelmäßigkeit des dramatischen Stoffes für jetzt noch die beste Form, unter welcher sich der Uebergang von dem veralteten Lustspielrepertoire des Schauspielhauses zu einer etwas geistreicheren und flotteren Gestaltung desselben vollziehen kann, denn sie veranlaßt wenigstens den künstlerischen Leiter der Darstellung wie die Darstellenden selbst alle Mittel ausfindig zu machen, durch welche die Leistung des Dichters in ihrem Werthe erhöht und ihr Eindruck zu einem bedeutenderen gemacht wird, als sie an sich ihn gewähren konnte. Denn wenn auch die Kunst des Einzeldarstellers nur in wirklich großen Gestalten der Dichtung ihr würdiges Object und den Anlaß zur Ausbildung findet, so bleibt doch für die Gesammtdarstellung auch der mittelmäßige Stoff, der erst durch die Anregungen und Gedanken des Leiters Leben und Farbe und durch die Beweglichkeit und Gewandtheit der Schauspieler seine Ausrundung erfährt, ein treffliches Mittel zur Schulung. Und daß der neue Director des Schauspielhauses, Herr Anno, eine solche Schulung beabsichtigt, daß ebenso die Künstler dieser Bühne von dem besten Bestreben erfüllt sind, durch ihre Arbeit auch unbedeutendere Aufgaben zu beachtenswerthen Leistungen umzugestalten, konnte man schon bei dieser ersten Neuaufführung bemerken. Sie vollzog sich, um dies gleich vorwegzunehmen, in der glattesten, lebhaftesten Weise, bot häufig hübsche Bilder dar und half selbst über die Langeweile glücklich hinweg, die zuweilen der Dichter heraufbeschworen hatte.

Der Antheil des Letztgenannten an dem Beifalle, den sein Werk bei dieser Aufführung fand, beschränkt sich überhaupt nur auf einige gelungene Scenen in den beiden letzten Acten. Der Gedanke, welcher dem Ganzen zu Grunde liegt, ließ kalt, weil er in allzu trivialer Weise zur Entwickelung gelangt. Heinemann wollte zeigen, daß die Aufrichtigkeit, mit welcher zwei junge Eheleute ihr Vorleben sich beichten, nur einen Grund hat, wenn wirkliches gegenseitiges Vertrauen auch über die dunkelen Punkte in demselben hinweghilft. Er wendet eine negative Beweisführung für diesen unbestrittenen Satz an, er führt uns nämlich ein junges Ehepaar vor, dessen Zusammenleben mit einem großen Mißtrauensvotum beginnt, das sie sich gegenseitig ausstellen. Beide Theile haben „Werg am Rocken"; sie setzt Tändeleien mit einem früheren Liebhaber, einem flotten Rittmeister, sogar am Hochzeitstage fort und er muß die Hochzeitsreise aufschieben, weil er als Zeuge in einem Scandalproceß verwickelt ist; aber, obgleich uns der Dichter glauben machen will, daß sie sich lieb haben, wagen sie doch nicht, sich gegenseitig die Wahrheit zu sagen. Er begibt sich auf die glatte Bahn der Ausflüchte und Lügen und sie ist entrüstet, als sie ihn auf derselben ertappt, und kehrt voll moralischen Hochgefühls zu ihren Eltern heim. Erst eine vernünftige Freundin muß sie darauf hinweisen, daß ja auch sie ihrem Manne nicht die Wahrheit gesagt habe. Sie bereut nun ihr voreiliges Mißtrauen, verzeiht ihrem Manne, unter der Voraussetzung, daß er auch ihr die dunkelen Punkte im Vorleben verzeihen werde, wenn er sie einmal entdecken sollte, und der Frieden ist gemacht, das Lustspiel zu Ende.

So peinigend diese gar nicht lustspielmäßige Ausführung eines alltäglichen Gedankens ist, so oberflächlich und unnatürlich erscheint in den ersten beiden Acten die Umgebung, in welches der Dichter jenes junge Ehepaar versetzt. Dieselbe besteht aus einer aristokratischen und einer bürgerlichen Gruppe, die durch ein junges verlobtes Paar, dessen weiblicher Theil bürgerlicher, dessen männlicher Theil adeliger Herkunft ist, zu einander in Beziehungen getreten sind. Der Dichter benutzt diese Gruppirung zu einer ebenso unreifen als unwahren Satire auf den Adelstolz, die sich auf der Hofbühne merkwürdig genug ausnimmt. Das bürgerliche Mädchen und ihr reicher Vater müssen einem in seiner Armuth wie in seinem berechtigten Familiengefühle lächerlich gemachten Barone und seinem tölpelhaften Sohne erst den Kopf zurecht setzen, ehe eine Heirath zwischen beiden Familien zu Stande kommt. Wie unfein und plump ist dieser

Digitized by Google

Gegensatz geschildert, trotzdem er manche komische Scene herbeiführt! Dieselbe verfehlte Art der Satire wendet Heinemann an, um dem Journalistenberufe einen derben Tritt zu versetzen. Er führt die Gestalt eines Strohredacteurs ein, dessen Käuflichkeit zu einer komisch sein sollenden, in ihrer Brutalität aber peinlich wirkenden Scene verhilft. „Vor der Tyrannei des Capitals werden wir Alle zu Lumpen!" Mit diesem classischen Ausspruche geht der „Schriftsteller", den der Dichter bezeichnender Weise „Geschundener" benamset, von der Bühne ab. Was will eigentlich Heinemann mit dieser Art von Satire, die nicht mehr geistreich, sondern nur noch verleumderisch ist, bewirken? Er scheint nicht zu wissen, daß die echte Satire nicht beschimpft — und in den Heinemann'schen Gestalten des alten Barons und des Schriftstellers liegt etwas Beschimpfendes für die Klassen, aus denen sie genommen sind — sondern nur lächerlich macht. Das Letztere aber gelingt nur, wenn neben dem Spott auch die Anerkennung thätig ist, wenn die lächerlichen Züge nur im Gegensatz zu tüchtigen Eigenschaften hervorgehoben werden. Die Andeutung der letzteren vermissen wir in den satirischen Gestalten Heinemann's vollständig.

Am erquickendsten im ganzen Lustspiele wirken noch die Figuren eines verliebten Studenten und seines Gegenpartes, eines frischen Cantorstöchterleins vom Lande. Beide treten in den letzten Acten etwas mehr in den Vordergrund und führten hauptsächlich den Erfolg des Stückes herbei. In dem alten Cantor selbst ist dem Verfasser die Satire besser gelungen, als bei den oben geschilderten Gestalten. Der alte Mann hat eine Symphonie geschrieben, welche er in der Hauptstadt aufführen lassen möchte; er erwartet in seinem idealen Schöpferdrange und musikalischen Hochgefühle, die mit einer komischen Ungeschicklichkeit in praktischen Dingen in seinem Wesen vereinigt sind, die Erfüllung seines höchsten Lebenswunsches von jener Aufführung. Die Art, wie er unbehülflich von seinem gewandteren Töchterlein sich leiten läßt, ist anmuthend. Dagegen spielt die Carikatur eines Virtuosen und Musikprofessors, die neben ihm im Stücke herläuft, eine höchst unglückliche Rolle.

Wenn nicht die Geschicklichkeit, mit der Heinemann komische Mißverständnisse und drastische Situationen zu schaffen weiß, auch in diesem Lustspiele besonders thätig gewesen wäre, wüßten wir in der That nicht, welche Eigenschaften demselben den Einzug in das Königliche Schauspielhaus hätten ermöglichen können. Das Letztere hat, wie schon gesagt, mit ihm keine werthvolle Errungenschaft für sein Repertiore gemacht, aber als Gegenstand, an dem ein lebhafteres Zusammenspiel Schulung finden kann, mag es immer noch angehen. O. B.

Notizen.

Der Wunder- und Dämonenglaube der Gegenwart im Zusammenhange mit Religion und Christenthum. Von Georg Längin. (Leipzig, Otto Wigand.) — Der Verfasser, ein protestantischer Geistlicher in Karlsruhe, gibt in diesem Schriftchen einen interessanten und durch die Fülle der gesammelten Beispiele lehrreichen Beitrag zur Charakteristik der herrschenden Strömungen in der römischen und protestantischen Kirche. Es ist in der That erschreckend, aus seiner Darstellung zu sehen, daß nicht nur der Entwickelungsgang der römischen Kirche seit neuerer Zeit mehr und mehr auf die äußerlichen Bethätigungen des Glaubens durch Mirakel, Gebetsvereine und Wallfahrten hindrängt, und daß nicht nur der Mißbrauch der Wasser von Lourdes und Marpingen und die schwindelhaften Stigmatisirungen einer Louise Lateau oder einer Ernestine Hauser unserem modernen Bewußtsein in's Gesicht schlagen, sondern daß auch in der extrem-orthodoxen Richtung der protestantischen Kirche der Gedanke an den in Wirklichkeit existirenden Teufel und an die Macht thatsächlicher Zauberei neben vielen anderen mystischen Phantasien und Bibelerklärungen sein Unwesen treibt. Der Hinweis auf manche neueste Schriften, welche diesem Unfuge ihr Dasein verdanken und gleichwohl niemals in den maßgebenden kirchlichen Kreisen Anstoß erregten, ist bemerkenswerth. Ersprießlich würde es aber gewesen sein, wenn der Verfasser auch die tieferen psychologischen Ursachen dieser betrübenden Erscheinungen darzustellen übernommen hätte und zugleich dabei etwas näher, als er es gethan, auf den Zusammenhang eingegangen wäre, in dem dieser religiöse Wunderschwindel und der Dämonenglaube mit dem immer weitere Kreise erfassenden, modernen „Spiritismus" stehen. —e.

Englisch-deutsches Supplement-Lexikon von A. Hoppe. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. (Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.) — Dieses Werk, dessen erste Auflage schon seit acht Jahren vergriffen ist und seitdem mit dem mehrfachen Ladenpreise bezahlt wurde, gehört zu den rühmlichsten Zeugnissen deutschen Fleißes und deutscher ausdauernder Gelehrsamkeit. Es hat sich die Aufgabe gestellt, Wörter und Wortverbindungen, welche sich in den englisch-deutschen Wörterbüchern gar nicht, oder falsch oder ungenügend erklärt finden, zu geben und zu erklären, zugleich aber auch die dem englischen Leben eigenthümlichen Verhältnisse, deren Nichtkenntniß das Eindringen in den Geist englischer Schrifterzeugnisse oft erschwert, anzudeuten und über eine Anzahl von Personen- und Sachnamen Auskunft zu ertheilen. Um diese Aufgabe zu lösen, hat der Verfasser, welcher Professor am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster ist, mit Hülfe einiger gelehrten Freunde nicht nur die gesammte englische Literatur einschließlich der populären modernen Romane und Zeitungen durchgelesen, sondern auch alle nicht verzeichneten Wörter angemerkt, mit Erklärungen und Beispielen versehen und alphatisch geordnet. Eine erstaunliche fünfundzwanzigjährige Arbeit gehörte dazu! Erstaunlich ist auch das Resultat, denn über 25,000 mehr oder weniger ausführliche Artikel enthält die neue Auflage, in denen auf das Genaueste die Nachweise für das Vorkommen der betreffenden Wörter gegeben und geordnet sind. Die englische Sprachforschung selbst mußte dieses Werk des deutschen Gelehrten staunend anerkennen und hat es seither in mannigfacher, oft nicht gerade verschämter Weise benutzt und ausgeschrieben. Denn es gehört zu seinen schönsten Eigenthümlichkeiten, daß es einen Reichthum von Belegstellen enthält, welcher selbst von den großen englischen Wörterbüchern bisher nicht immer angesammelt werden konnte. Dem Verfasser wie der Verlagsbuchhandlung, welche die erneute Ausgabe des verdienstvollen Werkes unternahm, gebührt für diese Leistung der Dank aller Deutschen, die in die englische Literatur eindringen wollen. —e.

In der im Verlage von Otto Hendel in Halle erscheinenden Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes (25 Pfennigausgabe), deren anerkennenswerthe Publikationen sich bereits auf einen großen Kreis unserer Classiker erstrecken, ist soeben eine Blüthenlese aus der persischen Poesie, „Persischer Divan", erschienen, welche, mit einer literarhistorischen Einleitung, biographischen Notizen und erläuternden Anmerkungen von dem Herausgeber Julius Hart versehen, sehr geeignet erscheint, um den deutschen Leser in die Dichtung des Ostens einzuführen. Die Auswahl der Proben, deren zahlreichste von Enwari, Sadi, Hafis und Hussein Ali Mirza sind, ist sehr geschickt, und auch die Uebersetzungen, die von den berufensten Orientalisten herstammen, scheinen sorgsam geprüft und erlesen zu sein. Bei dem Einflusse, den die persische Dichtung so vielfach auf die Form und auch auf den Geist unserer westlichen Literatur gezeigt hat, ist diese hübsch zusammengestellte Anthologie sicher eine treffliche Errungenschaft der genannten Volksbibliothek. — Wir machen zugleich auf eine in ebenderselben erschienenen geistreiche, humoristische Novelle „Der Verwendbare" von dem österreichischen Novellisten W. v. Wartenegg aufmerksam, sowie auf das ebenfalls jetzt dort herausgegebene, gemüthvolle „Neue Buch der Lieder" von Paul Bähr, eine Gedichtsammlung, welche schon bei ihrem ersten Erscheinen vor drei Jahren überall eine begeisterte Aufnahme fand. Endlich sei noch des bisher in 3 Bänden erschienenen Ungarischen Novellenbuchs gedacht, das noch niemals verdeutschte Novellen von Petöfi, Jokai u. A. enthält, die jeder Leser mit Vergnügen kennen lernen wird. Wir wünschen dieser populären Sammlung, welche mit ihren 150 Nummern schon jetzt der Universalbibliothek eine starke Concurrenz macht, den gedeihlichsten Fortgang.

Von der neuerscheinenden (vierten) Auflage des Meyer'schen Conversations-Lexikons liegt uns jetzt der sechste Band (Fa—Ge) zur Hand. Derselbe bringt nicht weniger als 19 Illustrationsbeilagen und 226 Abbildungen im Text. Von den ersteren sind besonders die naturwissenschaftlichen wieder wegen der Sorgfalt in der Ausführung und der guten, instructiven Auswahl des Dargestellten zu rühmen. Die Tafeln über die Fische und Frösche, über die Futterstoffe und die Farbepflanzen, sowie die über geologische Gangbildungen sind ausgezeichnet angelegt für ihren Zweck, die Möglichkeit der raschen Orientirung zu gewähren; dasselbe gilt von der Karte des nördlichen Sternhimmels, welche dem Artikel „Fixsterne" beigefügt ist. Von den größeren Artikeln dieses Bandes erwähnen wir den historisch, wie geographisch vortrefflich verfaßten Aufsatz über Frankreich, die eingehende Geschichte der Freimaurerei und den guten Abriß von Friedrich des Großen Leben ganz besonders. Naturwissenschaftlich hat unter Anderem der Galvanismus eine eingehende Erörterung gefunden, auch die Gase sind ausführlich, theoretisch, wie nach der Seite ihrer praktischen Verwerthung hin, behandelt. Die große Anzahl der kleineren Artikel entzieht sich natürlich einer durchgehenden Beobachtung und Beurtheilung, doch läßt sich von allen, die wir auch in diesem Bande zufällig kennen lernten, behaupten, daß sie mit sachgemäßer Kürze, aber entsprechender Vollständigkeit abgefaßt sind.

Aus dem Leben. Novellen von Eugen Reichel. (Stuttgart, Ad. Bonz & Comp.) — Der Verfasser dieses Buches ist uns bisher nur auf wissenschaftlichem Gebiete begegnet; seine Forschungen über die Entstehung des Novum organon von Bacon und neuerdings seine seltsame Hypothese über die Urgestalt der Shakespeare'schen Werke haben ihn bekannt gemacht. Von den drei Novellen, die er uns jetzt vorlegt, sind die erste und die dritte nur Dutzendleistungen und kaum der Erwähnung werth; die zweite dagegen, „Trapp. Ein Charakterbild", ist eine treffliche kleine Skizze. Trapp ist ein verkanntes Genie, das alle Excentricitäten unserer modernen Cultur, Vegetarianismus und Wollkleidung, für Wesentlichkeiten hält und an der Modekrankheit unserer Zeit, am Größenwahn, leidet. Die Symptome und Stadien seiner Krankheit sind genau, mit einer gewissen Ironie und packend geschildert, so daß diese Skizze ganz gut als Spiegelbild für Manchen, der unter uns herumläuft, dienen kann.

Engel Kirk. Eine Geschichte in Versen von Hermann Oelschläger. (Dresden, Minden.) — Der Verfasser, der durch seine Novellen in Octaven und andere poetische Werke ein besonderes Formtalent bewiesen, behandelt in diesem kleinen Epos die tragische Geschichte zweier eindlichen Brüder. Treffliche Naturschilderungen wechseln mit gräßlichen Scenen, wie Brudermord, Hinrichtung und ähnliche Dinge, ab. Allerdings versucht der Poet seiner Geschichte einen wohlthuenden und versöhnlichen Abschluß zu geben, aber er hat früher so viel Unangenehmes und Trauriges erzählt, daß ihm seine Absicht, den Leser in befriedigter Stim-

Digitized by Google

mung zu entlassen, nicht gelingt. Können wir uns mit dem Stoffe nicht befreunden und müssen wir ferner gestehen, daß das Sujet nicht gerade glücklich bearbeitet wurde, so können wir der sprachlichen Gewandtheit des Autors unsere vollste Achtung bezeugen. Hermann Oelschläger behandelt den Vers als echter Poet, seine Formen sind volltönend und glatt, so daß wir bei der Lectüre lebhaft wünschten, Oelschläger möge einmal einen besseren Stoff mit derselben sprachlichen Schönheit behandeln.

E. W.

Sächsisch-thüringisches Dichterbuch. Herausgegeben von G. Emil Barthel. (Halle a/S., O. Hendel.) — Die hübsche Sammlung erscheint nun schon zum zweitenmale und entschieden glücklicher als bei ihrem ersten Auftreten, das die Mitwirkung einiger allzu dilettantischer Sänger beeinträchtigt hatte. Diesmal sind nicht weniger als 55 Dichter mit 204 Dichtungen vertreten, eine stattliche Zahl sangesfroher Thüringer und Sachsen. Am meisten sprachen uns die Beiträge von Alexis Aar, Edmund Dorer, Karl Elze, Elly Gregor, Gust. Kastropp, Kurd Laßwitz, Günther Walling an. Auch bekanntere Poeten, wie Lorm, Grosse, Wörmann, Möser, Oelschläger haben manches Werthvolle beigesteuert, allen voran der Herausgeber selbst. Das Interessanteste sind wohl die formschönen Bruchstücke eines neuen Epos von Julius Grosse: Das Volkramslied, dessen Vollendung wir nach den mitgetheilten Proben mit Spannung entgegensehen.

Im Verlage des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler ist nunmehr der erste Band der in seinem Auftrag von der Historischen Commission herausgegebenen großartig angelegten „Geschichte des Deutschen Buchhandels" erschienen, der bis in das 17. Jahrhundert reicht und keinen geringeren als Friedrich Kapp zum Verfasser hat. Aber dem rühmlichst bekannten Geschichtsschreiber der Vereinigten Staaten sollte es nicht vergönnt sein, sein muthig und eifervoll unternommenes Werk zum guten Ende zu führen. Er hat es als Torso hinterlassen. Bloß fünf Capitel hatte er beendet, von denen er bloß das 5. als druckreif bezeichnete, als der Tod ihn abrief. Sein auf das Werk bezüglicher Nachlaß wurde von seinen beiden Mitarbeitern F. H. Meyer und Albrecht Kirchhoff durchgesehen, verarbeitet und im Geiste des Verstorbenen einer weiteren Darstellung zu Grunde gelegt, welche sich der Behandlungsweise Kapp's möglichst anschmiegt, so daß dieser erste Band einen überraschend einheitlichen und harmonischen Eindruck macht. Das Ganze war auf zwei Bände berechnet, deren erster nunmehr mit dem Ende des 17. Jahrhunderts abschließt, als die lateinische Sprache vor der deutschen zurücktrat und Leipzig in beschränkterem, nationalem Sinne die Aufgaben der Frankfurter Buchhändlermessen fortführte. Aus dem an neuen und interessanten Einzelnheiten überreichen Inhalte heben wir die die Incunabelndrucke berührenden Capitel hervor, für welche Kapp in den Archiven von Berlin, Leipzig, Wien, Zürich, Basel, Frankfurt, Mainz, Antwerpen eingehende Studien gemacht hatte. Das Capitel über Gutenberg und seine Vorläufer ist namentlich durch die prächtige Charakteristik des großen Mainzers bemerkenswerth, der „das Blei auf seinen Eroberungszug über den Erdball nicht als todtbringende Kugel, sondern als lebenerweckenden, in tausend Zungen redenden Buchstaben sendet." Die Ausbreitung der neuen Kunst in Deutschland und im Ausland wird mit sicherer Hand aufgezeichnet, die alles Unwesentliche z. B. die Streitfrage, ob Beromünster oder Basel der erste schweizer Druckort war u. A. beiseite schiebt oder nur flüchtig berührt. Das Capitel über das Aeußere des Buches enthält naturgemäß weniger Neues, ist aber frisch und geistvoll geschrieben, wenn sich auch zumal hier der Mangel erläuternder Holzschnitte fühlbar macht. Die Perle ist jedenfalls das 5. Capitel, das, wie bereits bemerkt, ausschließlich Kapp's Werk ist und einzig als druckreif von ihm hinterlassen wurde. Es betrifft den buchhändlerischen Geschäftsbetrieb bis zur Reformation und verbreitet sich über die Zahl der Incunabeln, die Zunft der Buchdrucker, die sich bekanntlich oft aus Studenten recrutirte, die Trennung von Verlag und Druckerei, die Sortimentsbuchhändler, deren ältester Sitz Augsburg ist, die Usancen auf der Messe u. s. w. Seltsam genug galt es lange für schimpflich, sich seiner Schriften vom Verleger honoriren zu lassen; die Autoren begnügten sich mit Freiexemplaren und rechneten mehr auf Gnadengehalte und Geschenke von Seiten fürstlicher oder sonst vornehmer Gönner als Dank für Dedication ihrer Werke. Einen hochinteressanten Blick auf den damaligen Handel und Wandel, wie er in gleicher Unmittelbarkeit selten möglich ist, gewährt die im Baseler Archiv aufbewahrte und hier verwerthete Sammlung von 123 Briefen zwischen dem Verleger Koberger und den Druckern Auerbach und Petri. Die folgenden Capitel betreffen den Buchhandel in seinem Verhältniß zum Humanismus, zur Reformation, die Frankfurter Messe und Büchercommission. Manches Fesselnde enthalten die Capitel über die Censur und den Nachdruck, und den Schluß machen Prof. Fr. Zarncke's graphische Tafeln zur Statistik des deutschen Buchhandels in den Jahren 1564—1765. Möchte Friedrich Kapp's Arbeit unter Benutzung des von ihm hinterlassenen Materials bald Fortsetzung und Abschluß in seinem Sinne finden, welch' monumentales Werk, auf das der deutsche Buchhandel stolz sein könnte, läge uns dann vor!

Marokko. Von Victor J. Horowitz. (Leipzig, W. Friedrich.) — Eine gut geschriebene Monographie eines ehemaligen österreichischen Consulatssecretärs in Tanger, die das Wesentlichste und Interessanteste über Land und Leute enthält. Von allgemeinstem Werthe ist die politische Schlußbetrachtung, welche sich über die brennende Mittelmeerfrage verbreitet. Der Verfasser plaidirt dafür, daß die Erbschaft des morschen marokkanischen Staates von England und Spanien getheilt werde. England solle an Spanien die höchstens noch als Position werthvolle Felsenfestung Gibraltar überlassen gegen ein marokkanisches Territorium, während Oesterreich, das doch ebenfalls eine Mittelmeermacht ist, mit Italien den Besitz der afrikanischen Nordostküste theilen könnte. Doch Tripolis sei für Italien zweckentsprechend, der Landstrich Barka, das alte Cyrene, mit den dortigen Hafenplätzen würde sich dagegen gut zu einer österreichisch-maritimen Colonie eignen.

Preußisches Bilderbuch von Karl Koberstein. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) — Neue geschichtliche Essays von ungleichem Werth, aber sämmtlich unterhaltend und anregend geschrieben, von gutem Studium zeugend, lebendig und warmherzig. Offenbar hat sich der Verfasser an Heinrich von Treitschke gebildet, dessen historischen und politischen Aufsätzen er nacheifert, ohne indeß überall die künstlerische Abrundung, die tiefe Quellenkunde und den glänzenden Stil zu erreichen. Was uns am meisten stört ist der oft ziemlich junkerhaft absprechende Ton, den man bei v. Treitschke mit in den Kauf nimmt, der aber bei Koberstein, wo er keinerlei Berechtigung hat, nur verstimmen kann. Darum befriedigten uns die Aufsätze über v. d. Marwitz, Krosigk und namentlich das böse Pamphlet: Lützows wilde verwegene Jagd, das bereits von einem alten Lützower abgefertigt wurde, viel weniger. Hier hätte Koberstein gut daran gethan, sein schönes Motto: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt" besser im Auge zu behalten. Man kann ein Freund und Bewunderer unserer meisterhaft organisirten Armee sein, ohne deshalb geringschätzig auf ein kleines Volks- und Freiwilligenheer herabzusehen, das mit Recht ewig im Munde unseres Volkes leben wird. Dagegen muß die Lectüre der Capitel über Voltaire in der Mark, E. G. v. Kleist, Wilhelmine von Bayreuth und Prinz Heinrich von Preußen um ihrer lebensvollen Darstellung willen eine reine Freude gewähren.

Le Petit Moreau. Par Emile Bergerat. (Paris, Paul Ollendorff.) — Der kleine Moreau ist der Kosename eines Generals, dessen Lebens- und Familiengeschichte geschildert werden. Der Roman ist in der Hauptsache für Damen bestimmt und enthält die Erzählung eines auf der Familie des Generals lastenden schweren Geschickes, das, durch eine Verwandtenehe hervorgerufen, die Töchter des Hauses eine nach der anderen dahinrafft. Die Darstellung der Generalin und die Entwickelung ihres Charakters zielen dahin, zu zeigen, wessen eine Mutter fähig ist, um das Leben ihrer Kinder zu erhalten. Der Roman hat uns recht wohl gefallen, indessen gibt der Schluß zu mancherlei Ausstellungen Veranlassung.

W-y.

Richard Wagner jugé en France. Par Georges Servières. (Paris, Librairie illustrée.) — Die französische Wagnerliteratur droht schon eine größere Ausdehnung als die deutsche anzunehmen. Fast keine Woche vergeht ohne einen in Paris erschienenen Beitrag über Wagner'sche Musik, und namentlich die vorläufig erledigte Frage einer Lohengrin-Aufführung scheint die Federn jenseit des Wasgaues in verdoppelte Thätigkeit zu setzen, so daß der Wagner-Bibliograph Oesterlein wohl aufpassen muß, wenn ihm nichts entgehen soll. Nach Jullien kommt nun auch der nicht minder eifrige Wagnerianer Servières, und sein Buch ist ein dankenswerther Beitrag zur französischen Wagnerfrage. Hier wird die allmähliche Ausbreitung der Wagner'schen Musik genau verfolgt, die ganze Polemik sorgfältig registrirt, und der Freimuth, womit in der schneidigen Vorrede den chauvinisten Widersachern der deutschen Musik der Text gelesen wird, ist ebenso ergötzlich als ehrenwerth. Man lese nur z. B., wie die alljährlichen melodramatischen Manifestationen der Deroulède, Siebecker, Neukomm und Genossen vor der Statue der Stadt Straßburg verspottet werden, um von dem Muthe dieses musikbegeisterten Franzosen eine hohe Meinung zu bekommen.

Aus der Praxis. Roman von Wilhelm Walloth. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Wilhelm Walloth sucht seinen jungdeutschen Naturalismus in das classische Alterthum sowohl wie in die neueste Zeit hineinzutragen — mit gleich wenig Glück. Die Herren, die sich vor Allem auf das stützen wollen, was ihnen als Lebenswahrheit erscheint, schweben meist schon mit ihren ersten thatsächlichen Voraussetzungen in der Luft. Ein weibliches Wesen, das, um durch eine Erbschaft die letzten Tage ihrer kranken Mutter zu erleichtern, einen schwindsüchtigen, halbverhungerten Maler heirathet und ihn, trotzdem ihre Ehe nur eine Scheinehe ist, glauben macht, daß sie aus Liebe sein Weib geworden, ist einfach unmöglich. Ein Mann, der sich diese Scheinehe lange Zeit gefallen läßt, sich endlich zum Entschluß einer Trennung aufrafft, jenes Weib trotz ihres Betruges liebt, dabei aus Aerger ein Verhältniß mit einer Anderen anknüpft, um schließlich zu der Betrügerin, nachdem sie einen Selbstmordversuch gemacht, zurückzukehren, ist ein erbärmlicher Schwächling, der unser Interesse nicht zu fesseln weiß. Das ganze Buch ist unwahr durch und durch und zeugt überall von einer gänzlichen Unkenntniß des Lebens und seiner Erscheinungsformen. All' diese angeblichen Priester der Wahrheit liegen vor einem Fetisch auf den Knieen, den sie sich selbst mit einem krankhaften Ueberschuß an Phantasie aufgebaut haben.

M.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Die Hygieine der Liebe.

Von

Paul Mantegazza.

Autorisirte Ausgabe. Aus dem Italienischen.

8. eleg. broch. 4 Mk. In stilvollem Einband 6 Mk.

Dieses Werk vervollständigt die Trilogie der Liebe, von der die beiden in demselben Verlage erschienenen Werke, die „Physiologie der Liebe" und die „Studien über die Geschlechtsverhältnisse des Menschen" einen Theil bilden.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Felix Dahn,

Bis zum Tode getreu.

Roman aus der Zeit Karls des Großen.

515 S. 8. Geh. ℳ 7.50; fein geb. ℳ 8.50.

Von dem geschichtlichen Hintergrund hat der Verfasser diesmal die rein menschlichen Beweggründe schärfer als sonst wohl abgehoben, den Widerstreit der Leidenschaften ausführlicher als die Kämpfe der geschichtlichen Mächte dargestellt, ohne doch diese zu übergehen.

In **Heuser's Verlag (Louis Heuser)** in **Berlin C.,** 2 Spittelmarkt und **Neuwied a. Rh.** ist soeben erschienen:

Die Morphiumsucht und ihre Behandlung

von **Dr. Albrecht Erlenmeyer.**

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 22 in den Text gedruckten Holzschnitten.

463 Seiten, gr. 8°, in feiner Ausstattung. Preis 10 Mark.

In der vorliegenden dritten Auflage des bekannten Werkes hat der Verfasser die Morphiumsucht in ihren medicinischen und socialen Beziehungen erschöpfend geschildert. Neben der Morphiumsucht ist der mit ihr eng verbundenen Cocainsucht eine eingehende Darstellung gewidmet. Fünfzig Krankheitsgeschichten dienen der Beschreibung beider Krankheiten als erläuternde Folie, und die mit grosser Sorgfalt bearbeitete Literargeschichte gewährt einen umfassenden Ueberblick über die historische Entwicklung der ganzen Frage. Das Buch, eine hervorragende literarische Erscheinung, wird Aerzten und allen denen aufs wärmste empfohlen, die für das Allgemeinwohl unseres Volkes ein Interesse haben und berufen sind, gefahrdrohende Auswüchse desselben zu verhüten oder zu heilen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Felix und Therese Dahn,

Kaiser Karl und seine Paladine.

Erzählungen aus dem Kerlingischen Sagenkreise.

473 S. 8. Geh. ℳ 6.—; fein geb. ℳ 7.—

Im Anschluß an „Walhall" — die Darstellung altgermanischer Götter- und Helden-Sagen — geben die Verfasser hier das Wesentliche der Geschichte und der Sage Karls des Großen und seiner Helden. Felix Dahn hat die Ergebnisse seiner Forschungen über Karl, kurz und volksthümlich zusammengefaßt, ohne gelehrtes Beiwerk mitgetheilt. Seine Gattin, Therese Dahn, hat das Wichtigste aus dem Karolingischen Sagenkreise eigenartig bearbeitet. Das Buch wird nicht nur, wenn auch vorzugsweise, die Jugend erfreuen und belehren. Seine Majestät der Deutsche Kaiser hat durch allerhuldvollste Annahme der Zueignung wohl die nationale und erziehliche Bedeutung des Werkes anerkennen wollen.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Der junge Goethe.

Seine Briefe und Dichtungen

von 1764—1776.

Herausgegeben

von

Salomon Hirzel.

Mit einer Einleitung von Michael Bernays.

Zweiter, unveränderter Abdruck.

3 Theile. 8. Preis: geh. ℳ 10.—, geb. ℳ 12.—

Provinzzeitung gesucht, welche Raum für **Berliner Feuilletons** hat. Mäß. Honoraransprüche. Offerten unter **A. 32** durch d. Exped. erb.

Deutsch-national.

Kolonial-politische Aufsätze

von

Karl Peters.

186 Seiten gr. 8°. Preis ℳ 4.— broch., ℳ 6.— hlbfz. gebunden.

Verlag von **Walther & Apolant** in **Berlin.**

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, **Berlin W, Potsdamer** Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

In **W. Werthers** Verlag in **Rostock** erschien:

Geschichte der Stadt Rostock

von

Karl Koppmann.

I. Von Gründung der Stadt bis 1532.

10 Bogen. Preis 2 Mark.

Für Forscher auf dem Gebiete der deutschen Geschichte von großem Interesse.

Englisch-Deutsches

Supplement-Lexikon

als Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen

englisch-deutschen

Wörterbüchern.

Mit teilweiser Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt.

Durchweg nach englischen Quellen bearbeitet von

Dr. A. Hoppe,

Professor am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster.

Zweite Auflage.

In 4 Abteilungen. — I. Abt.: A — Close.

Preis: ungebunden 8 Mark.

BERLIN, 1888

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung

(Prof. G. Langenscheidt).

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Der

Wunder- und Dämonenglaube der Gegenwart

im

Zusammenhang mit Religion und Christenthum.

Ein Beitrag

zur Characteristik der herrschenden Strömungen in der römischen und protestantischen Kirche.

Von

Georg Längin,

protestantischem Pfarrer in Karlsruhe.

gr. 8°. Preis 1 ℳ 50 ₰.

Hierzu zwei Beilagen vom Kunstwart-Verlag in Dresden und von der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 29. October 1887. Band XXXII.

CORNELL UNIV... NOV 10 1887 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Colonisationsgeschichte Neu-Guineas. Von Eugen von Philippovich. — Eine Studentenreform. Von Conrad Küster. — **Literatur und Kunst:** Zum Don Juan-Jubiläum. Von Paul Marsop. — Aus den Briefen von Schnorr v. Carolsfeld. Von Robert Waldmüller. — Zur Geschichte Rußlands vor Peter dem Großen. Von Erwin Bauer. — **Feuilleton:** In der Provinz. Von Matilde Serao. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von M. Nolte. — **Aus der Hauptstadt:** Aus Schulte's Kunstsalon. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Zur Colonisationsgeschichte Neu-Guineas.

Von Eugen von Philippovich.

Der erste Versuch, Neu-Guinea zu colonisiren, wird erst gegenwärtig von der deutschen Neu-Guinea-Compagnie und der englischen Regierung unternommen. Wohl haben die Holländer 1828 durch Capitän Steenboom, Commandant der Corvette „Triton", den westlichen Theil der Insel bis zum 141° östl. L. ihrer Hoheit unterstellt, allein die Niederlassung war 1836 wieder aufgegeben worden. Bis 1858 erfolgte überhaupt kein weiterer Versuch, die erworbene Colonie auszunützen und auch die 1858 von der holländischen Regierung ausgerüstete Expedition des „Etna" hat nur die nominelle Herrschaft wieder hergestellt. Es steht daher die Colonisationsgeschichte Neu-Guineas noch in ihren allerersten Anfängen und kann sich nicht mit Erfolgen colonisatorischer Thätigkeit, sondern nur mit der Frage beschäftigen, wie man überhaupt zum Beginne dieser Thätigkeit gelangte. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß diese fruchtbare Inselwelt des Stillen Oceans, die nunmehr zum Prüfungsobjecte unserer colonisatorischen Kraft geworden ist, so lange von den Blicken der begehrlichen Völker Europas unbeachtet gelassen worden ist. Wahrscheinlich sind die Erzählungen von dem gefährlichen Charakter der Eingeborenen und den verderblichen Wirkungen des Klimas der Schutzwall gewesen, welcher die papuanischen Inseln so lange gedeckt hat. Ist es doch jetzt noch schwierig, das Gewebe von Widersprüchen in den Urtheilen aufzulösen, welche von den Reisenden über Land und Leute jener Gegenden gefällt werden. Doch treten die Lichtseiten immer mehr hervor. Daß namentlich der südöstliche Theil von Neu-Guinea zur Aufnahme von Weißen geeignet sei, war schon vor zwanzig Jahren bekannt und hat Veranlassung gegeben, zum ersten Male in Deutschland den Gedanken einer Colonisation Neu-Guineas anzuregen. Und mittelbar hat diese Anregung weiter gewirkt und bei fremden Nationen ein Interesse für Neu-Guinea erweckt, das leicht Deutschland von der Gewinnung der Insel hätte ausschließen können.

Im Jahre 1866 war von einem in Australien lebenden Deutschen in das preußische Handelsministerium gedrungen worden, die Besitznahme Neu-Guineas, Neu-Britanniens und der anderen großen Inseln des papuanischen Archipels anzuregen.*) Nicht bloß der Schutz der deutschen Handelsinteressen erfordere dies, Neu-Guinea biete auch ein vorzügliches Object für die deutsche Auswanderung. Es ist erklärlich, daß Preußen, das damals seine ganze Kraft zur Neubildung Deutschlands benöthigte, auf solche Pläne nicht eingehen konnte. Bald nachher erschien in der Hauptzeitung Sydneys aus der Feder des Schriftstellers A. Keith Collins ein Artikel, welcher die Wichtigkeit Neu-Guineas in Bezug auf Ausstralien darlegte und Bildung einer Expedition behufs Colonisation vorschlug. Keith's Agitation gelang es, in Sydney eine Versammlung zu Stande zu bringen, welche ein Comité wählte behufs Gründung einer Actiengesellschaft zur Colonisation Neu-Guineas. Die Zeitungen nahmen die Sache auf, in Sydney bildete sich eine zweite Gesellschaft, in Melbourne und Ballarat kamen weitere zu Stande, die Colonialregierung und die Regierung in England wurden angegangen, das Unternehmen zu fördern und es hatte den Anschein, als ob Neu-Guinea eine Dependenz der australischen Colonie werden sollte. Zum Glück erlosch der Eifer bald und jener unbekannte Deutsche, dem die Colonisation Neu-Guineas so sehr am Herzen lag, wandte sich nun an Petermann, indem er diesen um die Veröffentlichung eines die Sache klarstellenden Schreibens bat, in der Hoffnung, dadurch in Deutschland eine Bewegung zu Gunsten seines Planes hervorzurufen. Petermann trug Bedenken den Brief zu veröffentlichen. Er zweifelte, ob nicht die Zeit der Coloniengründung überhaupt vorüber und ob nicht Deutschland zu sehr durch seine innere Entwickelung gehemmt sei, um eine Machterweiterung nach Außen zu ertragen. So kam es, daß er diesen Brief vom 27. Januar 1868 erst im November 1869 veröffentlichte, als er mittlerweile auch von zweiter Seite, von einem in der australischen Colonie Victoria lebenden deutschen Pfarrer, um die Unterstützung einer auf Erwerbung Neu-Guineas gerichteten Bewegung gebeten worden war. Der Plan des ersten Einsenders ging auf Besitzergreifung des südöstlichen Theiles der Insel, weil die Nähe des colonisirten Theiles Australiens viele Deutsche bewegen würde, von dort in die deutsche Colonie zu übersiedeln, weil mit zahlreichen, in der Nähe befindlichen Inseln bereits Handel getrieben wurde, das Klima in diesem Theile für trockener und gesünder galt und die Einwohner als friedliche Leute bekannt waren. Petermann begleitete den Abdruck der beiden Briefe mit Auseinandersetzung der oben bemerkten Zweifel und Bedenken, tritt aber um so energischer für die endliche geographische Erforschung Neu-Guineas auf. „Mögen Andere die Besitznahme und Colonisirung von Neu-Guinea in's Werk setzen, wir müssen uns darauf beschränken, auszusprechen, daß die endliche Erforschung dieses Theiles unserer Erde zu den brennendsten Fragen der Geographie gehört."

Die „Anderen" haben sich, wie bekannt, in Deutschland

*) Petermann's Mittheilungen Jahrg. 1869, S. 401.

Digitized by Google

nicht gefunden, zum Glück auch nicht bei den übrigen Nationen. Aber merkwürdig ist es, und es deutet wohl auf einen Zusammenhang mit der Veröffentlichung dieser „deutschen Rufe von den Antipoden" hin, wie rege unmittelbar darauf das Interesse Europas an Neu-Guinea geworden ist. Noch in demselben Jahre 1869 berichtet die holländische Gesandtschaft nach dem Haag, es sei in Preußen insgeheim eine Commission berufen worden, um zu prüfen, in wie weit Deutschland an Neu-Guinea ein Interesse haben könnte. Hierauf erhält der Gouverneur von Batavia telegraphisch den Befehl, eine Expedition auszusenden, von der Insel Besitz zu ergreifen und zugleich ein Schiff nach Australien zu senden, um über die dortigen Pläne Erkundigungen einzuziehen. Die Expedition hatte jedoch kaum die Küste von Neu-Guinea berührt, als an Bord des Schiffes die Beri-Berikrankheit ausbrach, bei dem Mangel eines Arztes die Hälfte der Mannschaft lahm legte und zugleich mit Streitigkeiten unter den Führern der Unternehmung die Veranlassung zur Umkehr gab. In Ternate ging die Expedition unverrichteter Sache wieder auseinander. So war Neu-Guinea von einer Besitzergreifung durch die Holländer verschont geblieben und die Beruhigung über die Absichten der anderen Staaten ließ derlei Gedanken vollends zur Ruhe kommen.

Hingegen mehrt sich die Zahl der wissenschaftlichen Forschungsreisenden in auffälliger Weise. 1869—70 macht der Italiener G. E. Cerrutti Reisen auf Neu-Guinea. Ende 1870 bringt eine russische Corvette Nicolaus von Miclucho-Maclay, einen der erfolgreichsten Neu-Guineareisenden, auf die Insel, der wiederholt dahin zurückkehrt. Im Jahre 1871 entsendet die Londoner Missionsgesellschaft Missionäre und durchquert der Deutsche Dr. A. B. Meyer die Insel von der Geelvink-Bai zum Mac Cluer Golf. Das Jahr 1872 findet wieder eine italienische Expedition, die Herren Odoardo Beccari und Luigi Maria d'Albertis, auf Neu-Guinea. In den Jahren 1871—74 besucht Capitän Moresby mit dem englischen Kriegsschiffe „Basilisk" wiederholt Neu-Guinea. Der Engländer C. O. Stone bereist es in den Jahren 1875—76. In denselben Jahren gehen holländische Regierungsexpeditionen aus. In dem Jahre 1876—77 treten die Franzosen durch A. Raffray in die Reihe der für Neu-Guinea interessirten Nationen ein, 1878 unternehmen James Chalmers und Capitän Dudfield eine Reise auf der „mysteriösen" Insel, wie sie noch 1883 genannt wird. So sehr ist Neu-Guinea in den Vordergrund des Interesses getreten, daß es in diesem einen Decennium mehr Reisende aufzuweisen hat, als in dem ganzen übrigen verflossenen Theile des Jahrhunderts. Es sollte von nun an nicht mehr in die stille Vergessenheit zurücksinken, die es in früheren Zeiten deckte. Neben jene Forschungsreisen treten in dem Decennium 1869—79 die ersten Versuche Niederlassungen auf Neu-Guinea vorzunehmen, es wird Colonisationsobject. Daß Deutschland an demselben betheiligt sein sollte, hatte es nicht einer besonders regen colonialen Thätigkeit im Sinne jener ersten Anregung, sondern einer Reihe günstiger Umstände, vor Allem der Säumniß anderer Staaten zu danken.

Zwischen England und den australischen Colonien ziehen sich Verhandlungen betreffs einer Aneignung des östlichen Theiles von Neu-Guinea seit dem Jahre 1874 hin. In diesem Jahre hatte Herr E. P. Labilliere dem Colonialamt eine Denkschrift überreicht, in welcher er die Bedeutung Neu-Guineas an und für sich und durch seine Lage zu den englischen Colonien in der Südsee hervorhob. Die zur Begutachtung aufgeforderten australischen Regierungen sprachen sich jedoch für keinerlei occupatorische Schritte aus, da die Insel wegen ihres Klimas niemals eine Besiedelung, wie in Australien oder Neu-Seeland, möglich erscheinen lasse, die von Labilliere gefürchtete Besitzergreifung durch eine fremde Macht aber unwahrscheinlich sei, indem sich günstigere Gelegenheiten zur Anlegung einer militärischen Schiffsstation ergäben, die colonisatorische Bedeutung aber wegen der erwähnten ungünstigen natürlichen Verhältnisse eine geringe sei. Der wichtigste Grund mochte wohl der sein, daß Lord Carnarvon, damals Vorstand des Colonialamtes, von vorneherein erklärt hatte, daß die englische Regierung nur dann für die Annexion eintreten könnte, wenn die australischen Colonien an den Kosten derselben Theil nehmen würden. Um diesen Punkt drehen sich noch lange die Verhandlungen; denn wie die dem englischen Parlamente vorgelegten Blaubücher darthun, war die öffentliche Meinung in England und in Australien unausgesetzt thätig, um die Erwerbung der als äußerst werthvoll betrachteten Insel durchzusetzen und das Colonialamt mußte mehr als einmal drängenden Privaten, wie Corporationen gegenüber erklären, „daß Ihrer Majestät Regierung gegenwärtig nicht in der Lage sei, irgend welche Schritte zur Annexion Neu-Guineas zu thun."*) In Australien waren zwar die großen 1867 geplanten Unternehmungen nicht weiter geführt worden, allein vollkommen gleichgültig war man daselbst angesichts der erweiterten Erforschungsthätigkeit der anderen Nationen denn doch nicht und in der Mitte der siebziger Jahre berichteten australische Blätter wiederholt von Expeditionen, wie die des Mr. Macleay aus Sydney, welche neben wissenschaftlichen auch colonisatorische Interessen zu verfolgen hatte. Und als im Jahre 1877 die Nachricht verbreitet wurde, Neu-Guinea sei reich an Gold, regt sich das Auswanderungsfieber in Australien und Neu-Seeland in solchem Maße, daß die Regierungen eine Regelung der Rechtsverhältnisse Jener, welche sich auf Neu-Guinea niederlassen und mit den Eingeborenen in Berührung treten, neuerdings ernstlich in's Auge fassen müssen. Namentlich die bei solchen, ohne irgendwelche autoritative Leitung vorgenommenen Streifzügen unvermeidlichen Gewaltthätigkeiten gegen Eingeborene sind es, welche Missionären und sonstigen Annexionsfreunden Gelegenheit geben, auf die Nothwendigkeit der Einsetzung geordneter Gewalten zu verweisen. Die englische Regierung erweist sich allen diesen Versuchen, sie zum Einschreiten zu bewegen, gegenüber ungemein zurückhaltend. Die Entsendung einiger Kriegsschiffe und die Einholung von Gutachten des High Commissioners der Western Pacific Islands, sowie der australischen Regierungen über etwa zu ergreifende Maßregeln, das ist so ziemlich Alles, was gethan wird und als Ende 1878 die Berichte von dem Fehlschlagen aller Expeditionen der Goldsucher eintreffen, ist man kurzweg entschlossen, nichts zu thun. Da tritt im Jahre 1882 in diese bisher wie eine interne Angelegenheit Australien-Englands behandelte Frage ein neues Moment: die Gefahr einer Annexion Neu-Guineas durch eine fremde Macht.

Die Franzosen hatten bereits einige Jahre vorher von Neu-Caledonien aus ihre Besitzungen in der Südsee erweitert durch Annexion einiger Inseln, Chesterfield, Bampton Reefs und Anderer. Im Jahre 1882 hatte Frankreich, angeblich trotz einer mit England getroffenen Verabredung, in dieser Richtung nicht vorzugehen, die Insel Raiatea unter sein Protectorat genommen — der erste Schritt zur Annexion, wie das Vorgehen am Congo, in Madagaskar, in Tonking zeigt — und außerdem soll es bereits damals eine Besitzergreifung der Neu Hebriden beabsichtigt haben. Jedenfalls wurde durch die französische Presse, insbesondere das „Journal des Débats" einer Aneignung brauchbarer Territorien in verschiedenen Theilen der Erde zur Ausdehnung der Colonisation das Wort geredet. Wie sollte da den Engländern nicht um Neu-Guinea bange geworden sein, das erst vor Kurzen der französische Reisende Raffray besucht hatte. Nur die ausdrückliche Erklärung des Herrn Ferry, daß die französische Regierung keine Annexion Neu-Guineas beabsichtige, vermag die Besorgnisse zu zerstreuen.

Beruhigter konnte man die Gerüchte von einer russischen oder italienischen Occupation aufnehmen. Während des durch Jahre währenden Aufenthaltes des Herrn von Miklucho-Maclay war nichts geschehen, was zur Annahme berechtigte, daß Rußland sich in diesem Theile der Erde niederzulassen wünsche. Die Nachricht von einer italienischen Erwerbung aber war wohl nur der Wiederhall eines von der Publizistik Italiens durch mehr als ein Decennium geführten Streites über das

*) Correspondence respecting Neu-Guinea. P. P. 1876 C. 1566. und 1883 C. 3617 und 3691.

Digitized by Google

Wünschenswerthe einer Erwerbung Neu-Guineas. Der Reisende Cerrutti hat in Flugschriften und Zeitungsartikeln seit Beginn der siebziger Jahre für seine Lieblingsidee, Colonisirung der freien Inseln Polynesiens und Melanesiens durch Italien, gekämpft und es verstanden, Oeffentlichkeit und Regierung für seine Pläne zu interessiren, wenn auch nicht zu gewinnen. Hatte er doch seine Reise nach Neu-Guinea 1869 bis 1870 im Auftrage der Regierung vorgenommen und waren seine Projecte der Prüfung einer Colonialcommission unterworfen worden.*) Daß sich die Sache trotz Jahre langer Discussion gleich den anderen Colonisationsplänen Italiens (Angola, Nicobaren, Malediven, Socotra) zerschlagen hat, mag vielleicht mit dadurch begründet sein, daß man hierbei höchst einseitig die Bedeutung der Erwerbungen für eventuelle Strafcolonien in's Auge faßte und durch überschwengliche Werthschätzung der vorgeschlagenen tropischen und subtropischen Gebiete der Gegnerschaft eine zu große Blöße bot. Das Ministerium Menabrea hatte Cerrutti ausgesandt, um Italien in der Südseeinselwelt geeignete Deportationsplätze zu sichern, das Ministerium Lanza, dem er die mit Eingeborenen von Neu-Guinea und den umliegenden Inseln geschlossenen Verträge bei seiner Rückkehr unterbreitete, vermochte sich aber für den Gedanken nicht mehr zu erwärmen. Die Schilderungen der Fruchtbarkeit jener Gegenden durch Cerrutti stimmten mit den Berichten aller Reisenden überein, aber seine Aussagen über das Klima, das zuträglicher wie das Italiens im Sommer sei, fanden lebhaften Widerspruch. Er setzte überschwengliche Hoffnungen auf die Erwerbung. „Wenn die Deportirten in Neu-Guinea die ersten Pflanzungsarbeiten vorgenommen, Straßen gebaut, Dämme aufgeworfen, die nothwendigen Brücken errichtet haben werden, dann wird die italienische Auswanderung nicht mehr in englische und spanische Colonien sich zerstreuen, sondern die italienische Colonie von Neu-Guinea vorziehen." Einen heftigen Gegner fand Cerrutti in dem Generalinspector der Gefängnisse Beltrani-Scalia, welcher sich entschieden gegen die Deportationsstrafe aussprach. Indem der Streit gegen die Cerrutti'schen Projecte von diesem Gesichtspunkte aus geführt wurde, gerieth die ganze Discussion in ein falsches Fahrwasser, da die sociale und wirthschaftliche Bedeutung der Colonisation als Nebensache behandelt wurde.**) Aber die Angelegenheit kam lange nicht zur Ruhe und im April 1879 meldet der Timescorrespondent in Rom, daß Menotti Garibaldi und Achille Fazzari beabsichtigen, „falls England keinen Widerspruch erhebe," mit 3000 Italienern an der Südküste von Neu-Guinea eine Colonie anzulegen und eine Stadt mit dem Namen Italia zu gründen. Das nöthige Capital in der Höhe von 30 Millionen Frcs. sei vorhanden und die Zahl der Anmeldungen zur Theilnahme übersteige die selbstgesteckten Grenzen. Allein Sommer und Herbst, die in Aussicht genommenen Termine für die Abfahrt des Expeditioncorps, verstrichen, ohne daß die italischen Städtegründer ein Lebenszeichen von sich gaben. Nur ein Chevalier Bruno vereinigte sich mit Miklucho-Maclay zu einer Expedition, welche neben wissenschaftlichen auch Handelsinteressen zu verfolgen vorgab. Angesichts dieses Endes einer von allen größeren Zeitungen Italiens durch Jahre mit Eifer verfolgten Angelegenheit mußten die Anfangs des Jahres 1883 auftauchenden Gerüchte von einem endlichen ernsten Schritte wohl nicht geeignet gewesen sein, sehr große Besorgnisse zu erregen.

Eine bei weitem größere Aufregung hatte ein Artikel hervorgerufen, der am 27. November 1882 in der „Münchener Allgemeinen Zeitung" erschienen war und die Annexion von Ost-Neu-Guinea durch Deutschland befürwortete. Wieder wird die englische Regierung durch einzelne Private und durch das „Royal Colonial Institute" unter Hinweis auf diesen Artikel gebeten, fremden Eingriffen zuvorzukommen; australische Zeitungen bringen Uebersetzungen desselben und verfassen Leitartikel über die Möglichkeit einer deutschen Colonisation Neu-Guineas. Die colonisatorische Kraft der Deutschen ist über jeden Zweifel erhaben. „Fast jeder Theil der Welt ist bevölkert, wenn nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes colonisirt, durch Deutsche und es braucht kaum gesagt zu werden, daß die deutschen Colonisten zu den ausdauerndsten, sparsamsten und eifrigsten der Welt gehören," läßt sich der „Sydney Morning Herald" vernehmen; sie seien „wünschenswerthere Nachbarn als die Franzosen, welche bei ihren mißlungenen Colonisationsversuchen nur darin Erfolg hatten, andere fähigere Rassen von der Colonisation von Ländern auszuschließen, welche sie bald zur Entwickelung gebracht hätten," meint Labilliere; aber, man bedenke die Zahl der Deutschen, welche bereits in Queensland angesiedelt sind und dort die Rechte englischer Bürger genießen. „Sind diese Leute im Falle eines Krieges mit dem deutschen Reiche trotz ihrer Naturalisation nicht eine Gefahr und würden sie, falls Neu-Guinea eine deutsche Colonie wäre, nicht eine positive Quelle der Schwäche werden?" Die Torresstraße, welche vom Süden Neu-Guineas beherrscht würde, müsse in englischen Händen bleiben. Andererseits erscheint es tröstlich, daß bisher eine politische Colonisation der Deutschen unerhört war. „Der Deutsche ist in eines Anderen Lande gerade so glücklich, wie in seinem eigenen," tönt es geringschätzig, und „man habe keinen Grund anzunehmen, daß die deutsche Regierung irgend ein Project in der von der „Allgem. Zeitung" vom 27. November bezeichneten Richtung auszuführen beabsichtige," tröstet die englische Regierung die ungestümen Dränger. Da bringt der Antwerpener „Précurseur" im März 1883 die Nachricht von der Bildung einer deutschen Neu-Guinea-Compagnie, welche zunächst eine wissenschaftliche Erforschung der Insel beabsichtige, allmählich von derselben Besitz ergreifen und daselbst eine Handelscolonie erster Classe nach holländischem Muster gründen wolle, wobei man der definitiven Besitzergreifung durch die deutsche Regierung bei nachgewiesener Lebensfähigkeit der Colonie sicher sei.

Es ist aus dem Blaubuche nicht zu ersehen, ob diese Nachricht telegraphisch nach Australien gelangte. Aber am 18. März hatte die deutsche Corvette „Carola" den Hafen von Sydney verlassen, um in die Südsee zu gehen, und das Gerücht verbreitete sich, sie beabsichtige die Annexion Neu-Guineas durchzuführen. Da verlieren die australischen Colonien vollends ihre Ruhe und am 4. April läßt die Regierung von Queensland, „um fremde Mächte zu verhindern, von Neu-Guinea Besitz zu ergreifen," die Insel formell in Besitz nehmen. Alle anderen australischen Colonien schließen sich an, ja sogar die Schwierigkeiten der Kostenfrage werden jetzt überwunden, indem wenigstens die Colonie Victoria sich bereit erklärt, ihren Kostenantheil zu tragen. Dennoch beharrt die englische Regierung bei ihrer Ueberzeugung, daß die Verhältnisse eine Annexion nicht erfordern und in einer Note vom 11. Juli 1883 erklärt sie, daß sie außer Stande sei, das Vorgehen der Regierung von Queensland zu genehmigen. Man war der festen Meinung, daß kein fremder Staat Neu-Guinea zu erwerben beabsichtige, eine dennoch vorgenommene Erwerbung aber nach den gemachten Erfahrungen zu keiner für Australien gefährlichen Besiedelung führen könne, und daß endlich die intensivere Colonisation Australiens eine wichtigere Aufgabe als die weitere Ausdehnung des Colonialgebietes sei. England hatte durch diese Abweisung bestimmte formelle Rechte des Mutterlandes gegenüber den Colonien gewahrt. Materiell hatte es gegen die Einverleibung Neu-Guineas in den britischen Colonialbesitz sicherlich weniger einzuwenden — wenn die Colonien die Kosten der Verwaltung trügen. Und man war ja nunmehr auf dem besten Wege dazu. Denn die Erregung griff in Australien immer weiter um sich und führte zu jener famosen intercolonialen Conferenz vom 8. December 1883, auf welcher sich die australischen Colonien nochmals über die Annexion und die Grundsätze derselben einigten, wobei der ungeheuerliche Grundsatz ausgesprochen wurde, daß jede vor der Annexion gemachte Landaneignung null und nichtig sein solle.

*) Vgl. seine Schrift: La questione delle colonie. Torino 1872. p. 19 u. 21.

**) Ausführlich wird der ganze Streit behandelt im 3. Bande von Carpi, Delle Colonie e dell' Emigrazione d'Italiani all' estero. Milano 1874, woselbst auch Denkschriften von Beltrani und Cerrutti abgedruckt sind.

Digitized by Google

Mittlerweile waren in Deutschland die Dinge ihren ruhigen Gang gegangen. Die Interessenten der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft, wie es scheint vor allem Herr von Hansemann, hatten schon in einer Eingabe vom 11. November 1880 das auswärtige Amt um Unterstützung occupatorischer Schritte auf Neu-Guinea gebeten, doch war ihm mit Rücksicht auf die anläßlich der Samoavorlage hervorgetretene ungünstige Stimmung der Mehrheit der Vertreter der Nation im Reichstage die Unmöglichkeit einer solchen Unterstützung ohne festen Rückhalt in der Volksstimmung bedeutet worden. Sie ließen sich dadurch nicht abschrecken und bereiteten ihr Unternehmen selbständig vor, wie denn auch das auswärtige Amt sich continuirlich über die Lage der Dinge in der Südsee Bericht erstatten ließ und geeigneten Falls die englische Regierung auf die deutschen Interessen daselbst aufmerksam machte. Die Wandlungen, welche inzwischen die deutsche Politik in Bezug auf die Colonialangelegenheiten im Allgemeinen durchgemacht hatte, und die umfangreichen Vorbereitungen, welche die Neu-Guinea-Interessenten getroffen hatten, führten dann im Laufe des Jahres 1884 zu den bekannten Verhandlungen mit England über die Abgrenzung der gegenseitigen Interessensphäre auf Neu-Guinea, zur Aussendung des Herrn Dr. Finsch und zur Besitzergreifung am 6. November 1884. Gegenwärtig sind der nord-östliche Theil Neu-Guineas unter dem Namen Kaiser-Wilhelms-Land, der vorgelagerte Archipel unter der Bezeichnung Bismarck-Archipel deutsches Gebiet. Deutschland ist auch hier mit Mäßigung aufgetreten. Es wäre formell nicht behindert gewesen, den ganzen Osten der Insel zu annectiren. Aber es anerkannte die Wichtigkeit, welche die Südküste Neu-Guineas durch Beherrschung der Torresstraße für Australien besitzt, und die Schwierigkeit der Lage, in welcher sich die englische Regierung ihren australischen Colonien gegenüber befand und schlug von vornherein eine Theilung vor, wo die Besitznahme des Ganzen keinen berechtigten Widerspruch hätte hervorrufen können.

So sind denn endlich die „deutschen Rufe von den Antipoden" wenigstens zum Theile verwirklicht worden, und mit Spannung erwarten wir die Wirkungen der Thätigkeit, die in Neu-Guinea von den Deutschen begonnen wurde. Die Gemeinschaft von Reichsangehörigen, welche die Erwerbung Neu-Guineas erreicht hat, die „Neu-Guinea-Compagnie" ist seit drei Jahren unabläßig bemüht, gehörige Vorbereitungen für die wirthschaftliche Ausnützung des fast vollständig unbekannten Landes zu treffen, und soweit wir dies aus den von ihr periodisch veröffentlichten „Nachrichten für und über Kaiser-Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel" entnehmen können, ist die Erwartung berechtigt, daß wir in Neu-Guinea eine fruchtbare Tropencolonie besitzen. Gegen die stille, aber stets fortschreitende Thätigkeit unserer Neu-Guinea-Gesellschaft sticht die englische Zerfahrenheit ungünstig ab. England-Australien hat die Erwerbung nur vorgenommen, um sie nicht in die Hände Anderer fallen zu lassen und weiß nun nicht, was es mit dem Gebiete anfangen soll, „dessen Annexion und Besiedelung von keinem Vortheil für das Mutterland sei," wie die englische Regierung noch heute erklärt.*) Die Colonien haben sich endlich dazu verstanden, die Kosten der Verwaltung zu decken und auf der Colonialconferenz im Juli dieses Jahres — nach dreijährigem Besitze — hat man sich auch über ein Grundgesetz der Verwaltung geeinigt. Ernsthafte Schritte zur Erforschung oder wirthschaftlichen Nutzbarmachung des Besitzes sind nicht geschehen. Und so steht denn zu hoffen, daß, wenn einst nicht über den Uebergang der Insel aus dem Zustande der Uncultur in den der Colonisation, sondern über diese letztere selbst berichtet werden wird, der deutschen Arbeit die erste Stelle einzuräumen ist.

*) Proceedings of the Colonial Conference 1887. Vol. II. p. 201.

Eine Studentenreform.

Von Conrad Küster.

Wenn Mißstände allseitig die Gemüther der Menschen gleichsam wie ein Alp bedrücken, dann wirkt ein darauf bezügliches Wort wie ein Tropfen, der das übervolle Glas zum Ueberfließen bringt. So hat eine Sitzung, die im Januar 1883 auf Tivoli zu Berlin der „Verein alter Burschenschafter" gegen die Mißstände der Farbenverbindungen und behufs Umformung der heutigen Burschenschaften auf dem Boden der gediegenen Grundsätze der alten, zu einer Bewegung den Anstoß gegeben, welche von Jahr zu Jahr immer weitere Wellen schlägt. Wenn auch die heutigen Burschenschaften, befangen in kleinlichem, nichtigem studentischen Treiben, die ihnen zugedachte große nationale Aufgabe verblendet ablehnten und so wohl für immer auf eine hervorragende Rolle verzichteten, so wurde dadurch freilich die Umgestaltung des akademischen Lebens in ein viel langsameres Tempo gebracht, aufgehalten aber konnte sie nicht mehr werden. Es bildeten sich nach der Ablehnung der bestehenden Burschenschaften zunächst in Berlin, dann in Leipzig, Tübingen, Jena, Greifswald, dann in Königsberg, Gießen, Straßburg neue Burschenschaften, welche sich, anlehnend an die alte Burschenschaft, anstatt der gegenwärtigen studentischen Ideenkreise, welche sich nur um Sportmensuren und kleinliche Commentstreitigkeiten und Sonderbündelei drehen, sich wieder höhere ideale Ziele steckten und besonders den Sinn für Allgemeinheit, wie für gemeinsame Ehrengerichte u. s. w., für ideale Wissenschaftlichkeit und ideale Persönlichkeit und besonders für nationales Bewußtsein zu heben bemüht sind. Diese haben sich unter einer festen Organisation zum „Allgemeinen Deutschen Burschenbunde" vereinigt. Entsprechend ihrer nationalen Aufgabe suchen sie Fühlung mit ähnlichen Bestrebungen in Oesterreich, um das Deutschthum hier und dort zu stärken.

Eine andere günstige Wirkung dieser Bewegung war, daß die akademischen Verhältnisse, welche früher ein brachES Feld waren, seitdem dauernd öffentlich besprochen werden. Es folgten eine Reihe Broschüren aus akademischen Kreisen, welche die Nothwendigkeit der Reform betonten; viele recht bedeutende, wie die „Neue Burschenschaft" von Eugen Wolff, die „Burschenschaft am Scheidewege" von Dr. Fahrenbreit, „Die deutsche Studentenschaft und das deutsche Vaterland" von Germanicus. Auch entstanden eine Reihe studentische Zeitungen, welche die akademischen Verhältnisse dauernd eingehend besprechen. Die Theilnahme für derartige Veröffentlichungen ist gegenwärtig noch im Steigen begriffen.

Man sollte nun glauben, daß unter solchen Verhältnissen die idealen Reformbestrebungen in der Studentenschaft auf einen sehr günstigen Boden fallen müßten. Diese steht aber noch zu fest unter dem Bann der Corpsanschauungen mit ihren Bestimmungsmensuren und ihren mittelalterlichen Ueberlieferungen; es ist daher nicht so leicht, in diesen Wall eine Bresche zu legen. So kann es nicht Wunder nehmen, daß die neuen Burschenschaften trotz ihren idealen und nationalen Bestrebungen einen schweren Stand haben, allseitig befeindet, ja selbst verleumdet werden und somit langsam nur an Boden gewinnen.

Diese Erfahrung rief bei den Führern der ganzen Bewegung die Ueberzeugung hervor, daß einzig und allein aus der Studentenschaft heraus, besonders da diese von Semester zu Semester aus anderen Persönlichkeiten besteht, eine zeitgemäße Reform wohl schwerlich zu erzielen sei, sondern daß hierbei in hervorragender Weise die ältere gebildete Welt mitthätig sein müßte, um so allen idealen Bestrebungen in der Studentenschaft ein festes Rückgrat zu sein.

Diese Ueberzeugung führte zur Bildung der „Deutschen akademischen Vereinigung" am 18. October 1885 unter Führung von mehreren älteren Burschenschaftern und einigen jüngeren Gesinnungsgenossen. Diese verfolgt den Zweck:

1. das deutsch-nationale Bewußtsein ohne Ueberhebung zu stärken und die deutsche Sprache und Sitte überall zu kräftigen und zu unterstützen;

Digitized by Google

2. anzukämpfen gegen eine materialistische, streberhafte und verweichlichende Zeitrichtung, nicht minder aber gegen die religiöse Unduldsamkeit in dem öffentlichen Leben, in der Schule und in der Gesellschaft;
3. einzutreten für die Heranbildung von körperlich kräftigen, sittlichen, selbständigen, charakterfesten Männern;
4. diese ihre Anschauungen und Ziele besonders in der akademischen Jugend zu verbreiten;
5. alle in der akademischen Jugend verwandten Bestrebungen mit Rath und That zu unterstützen.

Dieser Vereinigung kann jeder deutsche Mann ohne Rücksicht auf politische Grenzen, Parteistellung oder Glaubensbekenntniß beitreten.

Hauptsächlich sucht sie ihren Zweck durch ihr Organ: „Die Allgemeine deutsche Universitätszeitung" zu erreichen. Außer den Fragen, welche die Studentenschaft direct angehen, werden in derselben alle neueren Anschauungen und Reformen auf dem geistigen Culturgebiete eingehend besprochen, um einerseits die idealen Neigungen der Jugend in richtige Bahnen zu leiten, andererseits diesen Anschauungen selbst einen festen Boden für die Zukunft zu sichern.

Ferner sucht die „Deutsche akademische Vereinigung" durch ihre öffentlichen „Allgemeinen Versammlungen" zu wirken. Auf denselben werden allgemeine Culturfragen zur öffentlichen Verhandlung gestellt. Bis jetzt haben nur erst zwei solche Versammlungen stattfinden können und zwar die erste im Juli 1886 zu Leipzig. Dieselbe war leider aus verschiedenen Gründen nur sehr spärlich besucht, trotzdem die Vereinigung schon damals weit über hundert Mitglieder zählte, darunter eine ganze Reihe Männer von bedeutendem Rufe, wie Graf Schack und Prof. v. Holtzendorff in München, Professor Esmarch in Kiel, Professor de Lagarde in Göttingen, Professor Willkomm und Professor Kick in Prag, Professor Jürgen Bona Meyer in Bonn, Professor Fick in Würzburg, Professor Wislicenus in Leipzig u. s. w. u. s. w. Zur öffentlichen Verhandlung standen Entwürfe zu einem studentischen Schiedsgerichte und zu einem studentischen Zweikampfgesetz. Die Vereinigung hielt es in erster Linie für geboten, wirksame Mittel gegen den noch allseitig herrschenden, die idealen Strömungen erstickenden Duellterrorismus vorzuschlagen. Es genügt ihr vollkommen, den unsinnigen Mensursport und die nichtigen Duelle zu verringern und schließlich allmählich zu beseitigen. Hierzu hält sie ein von den Regierungen anerkanntes und gestütztes, aus der Studentenschaft jeder Hochschule heraus gewähltes Schiedsgericht für außerordentlich wirkungsvoll. Jeder Streit zwischen Studenten soll diesem Schiedsgerichte vorgelegt werden, welches auf Ehrenwort verpflichtet ist, den Versuch eines Vergleiches zu machen, eine Entscheidung auf Zweikampf dagegen nicht abzugeben hat. Um ein solches Schiedsgericht aber lebenskräftig zu machen und zu bewirken, daß Streitigkeiten auch wirklich demselben vorgelegt werden, ist ein studentisches Duellgesetz dringend nothwendig. Nach diesem soll ein nach fruchtlos ausgefallenen Vergleichsverhandlungen des studentischen Schiedsgerichtes ausgefochtener Zweikampf viel milder bestraft werden, ebenso der in frevelhafter Weise zum Zweikampfe Herausgeforderte. Dagegen sollen Diejenigen, welche in frevelhafter Weise zum Zweikampfe reizen und wiederholt das Schiedsgericht umgehen, viel härter, ja sogar mit Gefängniß bestraft werden. Außerdem aber sollen die Regierungen sich entschließen, studentische Körperschaften, welche von ihren Mitgliedern den Zweikampf fordern, ohne daß ein Streitfall vorliegt, oder, wenn ein solcher vorliegt, ohne daß dieser zuvor dem studentischen Schiedsgerichte vorgelegen hat, nicht nur scheinbar, sondern in Wirklichkeit aufzulösen. Diese Entwürfe sind den Cultusministern und den Senaten und Rectoren unterbreitet worden. Ob man sich jetzt schon entschließen wird, diesen entschieden wirkungsvollen Weg, der seitdem auch vielfach von anderer Seite vorgeschlagen ist, zu betreten, bezweifeln wir freilich und so werden die Entwürfe wohl allseitig als schätzbares Material in den Acten vergraben bleiben. Jedoch wird die „Deutsche akademische Vereinigung" nicht unterlassen, die Frage im Auge zu behalten und von Zeit zu Zeit in Erinnerung zu bringen.

Wichtiger und bedeutungsvoller gestaltete sich die für den 2. und 3. Juli 1887 einberufene zweite „Allgemeine Versammlung". In erster Linie wurden auf derselben unsere heutigen Unterrichtsmethoden besprochen. Die „Deutsche akademische Vereinigung" ist der Ansicht, daß gerade die unrichtigen Lehrmethoden auf unseren Schulen den Hauptgrund zu den akademischen Mißständen abgeben. Durch den vorherrschend grammatikalischen Unterricht, durch die zu wenig angewandte Anschauung wird den Schülern die Lust zum Lernen genommen; dieselben pfropfen sich daher den Kopf fast nur mechanisch mit Kenntnissen — und dies nur für das Examen — voll. In jedem dieser Schüler wird, wenn sie in der bekannten unvermittelten Weise auf die Universität gekommen, das Gefühl sich regen, nach so vielen Jahren geistigen Zwanges und geistiger Unlust sich erholen zu müssen. Man gibt sich also dem verlockenden akademischen Leben hin, ohne an irgend welche Arbeit zu denken. Geistige und ideale Interessen treten in den Hintergrund, man will Vergnügen. Mancher lenkt nach 1—2 Semestern ein, mancher bleibt auch dauernd im Sumpfe stecken. Hierzu kommt, daß der Schüler, wenn er auf der Universität urplötzlich mitten in's hastende Leben gesetzt wird, sich vollständig fremd in einer neuen Welt fühlt, denn er ist auf der Schule nur für die Schule, nicht für das praktische Leben erzogen worden; es fehlt ihm die Uebung, selbständig zu denken, selbständig zu urtheilen. Er weiß nicht, wie er studiren soll, er macht Mißgriffe über Mißgriffe und schließlich gibt er es auf zu studiren. Nur das Examen treibt ihn später dazu, sich mechanisch für dasselbe einpauken zu lassen. Hiernach kann es kein Wunder nehmen, daß in solchen Köpfen bei der ja noch immer vorhandenen scharfen Drillung der Füchse in den studentischen Verbindungen sich der veraltete mittelalterliche Wust festsetzt, daß man sich einzig und allein nur für diesen interessirt und oft bis in's späte Alter hinein blind fanatisirt. Will man daher die akademischen Verhältnisse von Grund aus reformiren, will man die schweren Klagen, die von einsichtigen Professoren, wie z. B. von Billroth in Wien, von Esmarch in Kiel, von Frhr. v. Bezold in Berlin und von den bekümmerten Eltern erhoben werden, dauernd beseitigen, so müssen in erster Linie unsere nicht mehr zeitgemäßen Schulen, die zum Theil, wie die Gymnasien, noch in mittelalterlichen Anschauungen stecken, umgebildet werden.

Diese Nothwendigkeit klar zu legen und die Mittel und Wege zu zeigen, auf welche Weise eine gesunde Umformung stattfinden kann, diese gewaltige Aufgabe hatte sich die zweite allgemeine Versammlung der „Deutschen akademischen Vereinigung" gestellt.

Dieselbe hat folgende Thesen zur öffentlichen Verhandlung gestellt:

I. Unsere Kinder sind durch die gegenwärtige Organisation des deutschen Schulwesens vielfach überlastet.

Einseitig grammatikalische Behandlung der Sprachen. Ueberwuchern des Gedächtnißwesens. Mangelnde Berücksichtigung der individuellen Anlage durch die Prüfungsordnung.

II. Schule und Leben stehen nicht in vollem Einklang.

Uebergang vom Haus in die Schule zu schroff (Fröbelidee). Einseitige Berücksichtigung der antiken, Vernachlässigung der modernen und vor Allem der nationalen Cultur. Der Unterricht zu doctrinär, berücksichtigt zu wenig die für das praktische Leben so bedeutenden Naturwissenschaften und modernen Sprachen. Zu geringe Rücksicht auf die praktischen Fähigkeiten des Kindes und das Verständniß der technischen und wirthschaftlichen Entwickelung unserer Zeit.

III. Die körperliche Entwickelung des Kindes wird durch einseitige geistige Anstrengung aufgehalten, ja in Bedenken erregender Weise gefährdet.

Turnen, Jugendspiele und Schulausflüge, Baden und Schwimmen, Uebung angemessener körperlicher Arbeit (Handarbeitsunterricht).

IV. Das Berechtigungswesen bedarf dringend einer Abänderung und gesetzlicher Regelung.

Künstliche Schaffung eines geistigen Proletariats. Bei

Digitized by Google

der jetzigen Schulorganisation: Gleichberechtigung des Gymnasiums und Realgymnasiums, mit Ausnahme des Studiums der Theologie und Philologie. Berechtigung der Oberrealschulabiturienten zum Besuch der technischen Hochschulen, Berg- und Forstakademien und zur Anstellung in den entsprechenden Berufszweigen. Berechtigung zum einjährigen Dienst für alle mittleren Schulen (landwirthschaftliche, Handels- und gewerbliche Fachschulen).

V. Unser Schulwesen entbehrt noch immer einer einheitlichen Organisation.

Uebergang von der Volksschule auf mittlere, etwa den Classen der gegenwärtigen höheren Schulen bis Untersecunda entsprechende Lehranstalten. Diese müssen eine abgeschlossene Bildung erzielen. Uebergang von den mittleren zu höheren Schulen, welche Vorschulen der Universitäten sind. Regelung des Berechtigungswesens auf dieser einfachen Grundlage. Zeitgemäße Regelung der Rang- und Gehaltsverhältnisse der Lehrer.

VI. Schlußthese:

Unser deutsches Schulwesen bedarf dringend einer Umgestaltung in der Richtung vorstehender Thesen. Bei Durchführung derselben müssen die heute bestehenden socialen Standesvorurtheile und einseitigen Interessenwünsche ausgeschlossen werden. Die Standesvorurtheile sind durch angemessene Regelung der Rangverhältnisse und durch innere Hebung des Standes zu überwinden. Als oberster Grundsatz darf allein gelten die Rücksicht auf eine den Zeitverhältnissen entsprechende gedeihliche Entwickelung unseres vaterländischen Erziehungswesens.

Die „Deutsche akademische Vereinigung" ist sich aber klar gewesen, daß das Erziehungswesen nicht allein in der Schule, sondern auch im Hause gehandhabt und daß das Häusliche noch viel mehr im Argen liegt. So sagt Professor Billroth in seinen Aphorismen zum „Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften: „Die häusliche Erziehung muß bei uns strenger werden; die Schule kann viel, doch nicht Alles thun, um einen jungen Menschen zum Hochschulstudium vorzubereiten." Um aber die Kinder besser erziehen zu können, müssen unsere Frauen selbst besser vorbereitet werden. Es war deshalb zur Verhandlung für den zweiten Tag folgende Thesen über Frauenerziehung aufgestellt:

These I. Die „Deutsche akademische Vereinigung" erkennt als Pflicht an, der Erziehung der Frauen Aufmerksamkeit zuzuwenden, weil die Frauen an sich von Bedeutung für die Strömungen des Volkslebens und weil sie besonders von bestimmendem Einfluß sowohl auf geistige, wie körperliche Entwickelung der Kinder, als des nachkommenden Geschlechtes sind.

These II. Der Schulunterricht der Frauen ist derart fortzubilden, daß die körperliche Entwickelung immer mehr gefördert, der Sinn für das Natürliche belebt wird und der Lehrcursus ein abgeschlossenes Wissen und ein einheitliches Ideal gibt. Das Hauptziel des Unterrichtes (in den höheren Mädchenschulen) sollen nicht die Fertigkeiten einer Dame der Gesellschaft, sondern das Verständniß für die deutsche Literatur und Cultur sein.

These III. Um die Frauen zur Erfüllung ihrer Aufgaben im Hause und in der Familie besser zu befähigen, sind von Aerzten und Pädagogen geleitete Besprechungen, bezw. Vorträge, namentlich über allgemeine Gesundheitspflege und Kindererziehung einzurichten.

These IV. Zur Hebung der allgemein idealen und speciell des nationalen Sinnes empfiehlt sich die Gründung von Frauen-Ortsgruppen des deutschen Schulvereins, die sodann ihr Interesse auch anderen Culturfragen zuwenden könnten. Auch wird es eine Hauptaufgabe der „Deutschen akademischen Vereinigung" sein, im Bunde mit Frauen der studirenden Jugend Zutritt und Heim in guten deutschen Familien zu schaffen.

Wir können nur den innigen Wunsch aussprechen, daß die damals geführten Verhandlungen von wirksamen und segensreichen Folgen sein mögen.

Literatur und Kunst.

Zum Don Juan-Jubiläum.

Von Paul Marsop.

Die Vorstände einiger deutscher Theater hatten die Idee in ernstliche Erwägung gezogen, Mozart's „Don Juan" bei Veranlassung des Centenariums mit ihrem Personal in italienischer Sprache zu studiren. Es ist nicht von großem Belang, ob einheimische Directoren und Sänger beim ersten Anlauf eine solche Aufgabe auch nur äußerlich bezwingen; da aber, bei dem geringen Einfluß, den die ästhetisch geschulten Berather unserer Bühnen auf deren thatsächliche Leiter ausüben, der Fall leicht eintreten kann, daß ein solches Experiment, wenn es auch heute mißglückt, morgen wieder erneuert werden dürfte, so ist es geboten, die Frage aus principiellen Gesichtspunkten zu erwägen. Anläufe dazu sind bereits gemacht worden. „Das deutsche Publikum" — so lasen wir verschiedentlich — „hat ein Recht darauf, seinen Don Juan in seiner Sprache zu hören."

Wir müssen dieser Behauptung entgegentreten. Das deutsche Publikum hat auf ein solches Recht keinen Anspruch, weder einen, der von früheren Zeiten her geltend gemacht werden kann, noch einen, der durch die Stellung, welche es gegenwärtig dem „Don Juan" gegenüber einnimmt, gerechtfertigt würde. Die Aufnahme, welche man der Oper in Deutschland bei ihrem ersten Erscheinen bereitete, war — mit alleiniger Ausnahme von Prag — keine besonders freundliche. Die Theaterbesucher, welche sich damals dem Werke wenig geneigt zeigten, würden ihm ihre Sympathien wohl noch in geringerem Maße zugewendet haben, wenn es ihnen nicht in italienischem Gewande dargeboten worden wäre; wie hämisch verzogen damals selbst deutsche Musiker ihr Gesicht, sobald ein deutsches Wort auf der Gesangsbühne erklang! Nun setzt sich die heutige Kunstgemeinde aus anderen gesellschaftlichen Elementen zusammen als die, welche vor einem Jahrhundert die Operntheater füllte; es wäre deshalb unbillig, wollte man es das Publikum der Gegenwart entgelten lassen, daß sich dasjenige des Jahres 1787 nicht weitsichtig genug bewies und es etwa, um die Unbilden längst dahingegangener Generationen zu sühnen, gegen seinen Willen mit Aufführungen in der musikalisch tonangebenden Sprache des achtzehnten Jahrhunderts bedenken. Das Vergeltungsmotiv darf somit nicht mitsprechen; es darf nicht heißen: Jene haben am „Don Juan" so, wie er geschrieben wurde, keinen Geschmack gefunden; jetzt sehet Ihr zu, wie Ihr damit zurecht kommt.

Sollen die Modernen also nicht für fremde Schuld büßen, so haben sie hinwiederum auch keine Veranlassung, sich bei Gelegenheit des Don Juan-Jubiläums mit Ansprüchen in den Vordergrund zu drängen. Seit neun Jahrzehnten bringt man bei uns die Oper in deutscher Sprache zur Darstellung. Die Heutigen insbesondere haben in Deutschland nie anderen als deutschen Aufführungen des Werkes beigewohnt; wir wüßten aber nicht, daß sich unsere Theaterbesucher bis auf diesen Tag jemals die Köpfe darüber zerbrochen hätten, ob das denn so in der Ordnung sei, oder nicht. Es ist uns nicht bekannt, daß sie den „Don Juan" auf Grund irgend welcher anderen Umstände hochschätzen, als wegen des „Reichthumes an schönen Melodien". Sie können zwar, trotzdem sie keine Vorstellung des Meisterwerkes versäumen, weder die Comthurscenen, noch das Sextett auswendig — schade darum, daß das Beste und Edelste niemals so recht populär werden will! —, aber wofür gibt es denn „Reich' mir die Hand, mein Leben", wofür „Keine Ruh' bei Tag und Nacht", entzückende Motive, die der tugendhafte deutsche Theaterfreund — quisque praesumitur bonus — täglich und stündlich vor sich hinsummt, ohne auch nur einmal an den Text zu denken? Auf die Melodien kommt's an; der Rest ist — Worte. Man dürfte unserem Publikum

Digitized by Google

den „Don Juan“ ebensogut deutsch, wie italienisch, wie spanisch vorsingen lassen; es behielte auf alle Fälle „seine Melodien“, es bekäme „etwas zu sehen“ und wäre damit vollauf zufrieden. Es ist daher überflüssig, sich in seinem Interesse zu ereifern. Die Jubiläumsvorstellungen finden nicht zu seinen Ehren, sondern zu denen des Meister Mozart statt. Allenfalls auch noch zur besonderen Erbauung für solche Kunstfreunde, die sich nicht allein an den musikalischen Offenbarungen der Oper niemals satt hören, sondern sich auch an dem Riesenstoff der Don Juan-Probleme niemals satt denken können.

Nicht deshalb ist demnach der Gedanke, den „Don Juan“ mit deutschen Sängern in italienischer Sprache aufzuführen, abzuweisen, weil dadurch das Publikum in irgend welchen Dingen, auf die es Werth legte, verkürzt werden würde. Vielmehr muß ein derartiges Experiment deshalb mißglücken, weil ein deutscher Sänger nie dazu gelangen kann, einer in italienischer Sprache niedergeschriebenen, ja aus dem Geiste derselben herausgeborenen Gesangspartie in ihrer Originalfassung Herr zu werden. Die Schwierigkeiten der Aneignung einer tadellosen Aussprache, die des Auswendiglernens, sind noch die allergeringsten; es handelt sich jedoch nicht sowohl um ein Auswendig-, als um ein Umlernen, etwas, das demjenigen als ein Unmögliches erscheinen muß, welcher aus Erfahrung weiß, wie schwer es hält, selbst einen tüchtigen Künstler zu Aenderungen in der Wiedergabe einer Rolle, die er „sich einmal so zurechtgelegt hat“, wie beispielsweise zum veränderten Vortrag einer vordem schlecht declamirten Stelle, zur Wiedereinfügung eines zeitweise gestrichenen Passus, zu bestimmen. Sollte es aber Sänger geben, die, obwohl sie bereits als deutsche Don Juan's Lorbeeren pflückten, es doch dahin bringen würden, ihre Partie in italienischer Sprache Wort für Wort auswendig zu lernen — sei es, um einem Kenner, der zugleich ihr Vorgesetzter ist, sich gefällig zu erweisen, sei es in der Meinung, den Manen Mozart's ein wohlgefälliges Opfer zu bringen —: dann würden sie im besten Falle eine außerordentliche Gedächtnißprobe ablegen, aber noch keine künstlerische Leistung bieten können. Man dürfte uns zwar mit Recht entgegenhalten, daß unsere Sänger auch öfters den Sinn dessen nicht verstehen, was sie in ihrer Muttersprache singen; aber dem wäre zu erwiedern, daß es sich um eine ausnahmsweise zu machende Anstrengung handle. Doch es liegen Hindernisse vor, welche auch der beste Wille nicht überwinden kann.

Wer unternimmt es, deutsche Sänger mit dem Geiste der italienischen Sprache so vertraut zu machen, daß es ihnen zur zweiten Natur wird, sich des fremden Idioms zu bedienen? Wer gibt ihnen die italienische Kehle, wer die mit vorzüglicher Berücksichtigung dieses besonders veranlagten Stimmorganes ausgebildete, in ihrer Art ganz wundervolle, aber zur Schulung jedes andersartigen, völlig ungeeignete italienische Methode? Es ist höchst beachtenswerth, daß man in das Scenarium des „Don Juan“, als derselbe zuerst in deutscher Bearbeitung auf die Bühne gebracht wurde, verschiedene possenhafte Intermezzi einflocht, die dem Original ganz fremd sind, wie beispielsweise die Gerichtsscene, welche noch vor dreißig Jahren auf deutschen Bühnen eingeschaltet wurde. Das Publikum sollte, wie Hanslick meint, dadurch „für den Mangel an guten Sängern“ schadlos gehalten werden. Also bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren die Sänger nicht vorhanden, welche das Kunststück verstanden, den italienisch gedachten Don Juan in deutscher Sprache zur Geltung zu bringen. Wann haben solche eigentlich gelebt? Und wann war denn am Ende jene gute, alte Zeit, in welcher deutsche Sänger den bel canto beherrschten? Sie kann niemals gewesen sein. Es müßte denn nachgewiesen werden, daß es eine Epoche gab, in welcher italienische Künstler den „Freischütz“ und die „Entführung“ tadellos in deutscher Sprache interpretirten.

Wer ermöglicht es ferner deutschen Sängern, sich so leicht und frei, mit solcher Sicherheit, mit solcher ungezwungenen Anmuth auf der Bühne zu bewegen, wie dies italienische und französische Schauspieler im Stande sind — Vortheile, welche diese nicht durch lange, mühevolle Studien erzielen, sondern die ihnen als Gnadengeschenke einer verschwenderischen Natur in den Schooß fallen? Wahrlich, ebensowohl kann ein biederer Philister glauben, daß er sich das verführerisch-schmeichlerische Wesen eines Don Juan anlernen könnte, als deutsche Sänger vermuthen dürfen, sie würden Gestalten voll lebensfrohen Uebermuthes zu verkörpern fähig sein, die nur auf einem Boden erwachsen, auf dem die Einheimischen von Jugend an so sorglos und zwanglos herumgehen, wie auf dem gewohnten Promenadenwege — auf der italienischen Bühne?*) Man verschone also die deutschen Künstler mit Anforderungen, welchen zu entsprechen die Natur ihnen versagt hat; sie haben genug und übergenug damit zu thun, ihre eigenen Anlagen nach Möglichkeit auszubilden. Gehört schon eine Aufführung des „Don Juan“ mit deutschem Text für den Mozartverehrer keineswegs zu den größeren Freuden des Daseins — wir werden weiterhin diesen Punkt eingehend zu erörtern haben —, so muß eine Wiedergabe des Werkes in italienischer Sprache durch ein deutsches Personal unfehlbar zur Carricatur ausarten.

Es ist mehrfach die Rede davon gewesen, italienische Sänger nach Deutschland kommen zu lassen, um mit ihrer Hülfe den Gedanken einer correcten Aufführung des „Don Juan“ — das Wort Musteraufführung wagen wir kaum auszusprechen — zu verwirklichen. Noch vor 30—40 Jahren unterzogen sich, der glaubwürdigen Versicherung älterer Kunstfreunde zu Folge, italienische Truppen, welche in Wien und anderswo gastirten, dieser Aufgabe mit Glück. Heute liegt die Sache anders. Für das Studium des „Don Juan“ bestehen gegenwärtig in Italien keine Traditionen; das Werk hat sich im Vaterlande Rossini's nie recht eingebürgert und erscheint gegenwärtig nur noch ausnahmsweise auf italienischen Bühnen. Die Dirigenten der letzteren haben keine Fühlung mit Mozart; es käme also gegebenen Falles darauf an, daß sich deutsche Capellmeister mit italienischen Sängern zu einer gemeinsam zu unternehmenden Lösung der Frage verbänden. Es bedarf keiner weitathmigen Beweise, um das Mißliche eines derartigen Zusammenarbeitens erkennen zu lassen. Die Phantasie von einer Simultanoper, an der Elemente verschiedener Nationalität thätig sein sollten, wäre nicht einmal ein schöner Traum. Dazu wären moderne italienische Künstler wohl fähig, die Rollen einer Donna Elvira, eines Leporello befriedigend darzustellen, aber nicht, sie gut zu singen. Die Italiener scheinen ihre nationale Gesangskunst eingebüßt zu haben, dank den Donizetti'schen Prunk- und den Verdi'schen Effectopern. Die wenigen „stars“, welche jeweilig hier und dort noch auftauchen, haben sich fast ausschließlich der Pflege der Coloraturkünste gewidmet; eine Cantilene, einen natürlichen, gesunden und poetisch-reizvollen Vortrag, wie wir ihn in früheren Jahren an Adelina Patti bewundern durften, bekommen wir heute nicht mehr zu hören. Damit entfällt die letzte Möglichkeit, dem „italienischen“ „Don Juan“ in würdiger Weise gerecht zu werden. Es stünden also nur mehr „deutsche“ Aufführungen in Rede.

Sobald wir nun der Frage näher treten, was mit einer solchen, ja ob mit ihr irgend etwas erreicht werden könne, werden wir uns in den Gedankenkreis derjenigen hineinleben, welche dem italienischen Texte auf unseren Bühnen Geltung verschaffen wollen. Wir sahen: sie waren sich nicht darüber klar, daß die vorhandenen oder selbst von anderswoher zu beschaffenden Kräfte zur Durchführung eines solchen Projectes ungeeignet seien. Aber das darf uns nicht hindern, anzuerkennen, daß sie, wenn sie auch schließlich auf einen falschen Weg geriethen, doch von einer richtigen Idee ausgingen. Diese Idee heißt: Es ist widersinnig, den „Don Juan“ deutsch zu geben.

Es ist nicht möglich, dem italienischen Texte der Oper eine adäquate deutsche Uebersetzung an die Seite zu stellen. Es ist nicht möglich, die italienischen Worte mit deutschen zu ver-

*) Das Gleiche gilt von der Aufführung französischer Opern in Deutschland. Vergleiche meine Broschüre „Die Aussichten der Wagner'schen Kunst in Frankreich“.

Digitized by Google

tauschen, ohne daß der Glätte der poetischen Diction, der Richtigkeit der Declamation, dem Flusse der musikalischen Linien, der Verschmelzung von Ton und Wort, der Verständlichkeit der scenischen Vorgänge — eine außerordentliche Reihe kostbarster Vorzüge, wie sie die italienische Partitur in seltener Vereinigung darbietet — erheblicher Abbruch gethan würde. Es kann dies nicht geschehen, ohne daß das Kunstwerk an seiner Seele Schaden nähme. So lange die italienische Sprache nicht in der Lage ist, an die deutsche ein gut Theil ihres Ueberreichthumes an Vocalen abzutreten und als Gegengeschenk etwas von unserem Consonantenüberflusse entgegenzunehmen, so lange Italiener und Deutsche noch entschlossen sind, die berechtigte, in der Sprache mit größter Deutlichkeit sich offenbarende Eigenart ihres Denkens und Fühlens beizubehalten, so lange deutsche Neigung und italienischer „affetto" etwas verschiedenes sein werden — am Ende lebt ja nicht nur „Don Juan", sondern das ganze Opernrepertoir, wie eine ewig achtzehnjährige Schöne, ziemlich ausschließlich von Liebe — so lange wird es nicht angehen, auf Grund einer gemeinschaftlichen Arienbasis einen Compromiß zwischen Italienischem und Deutschem zu schließen, bei welchem beide Theile gleich gut fahren. Daß wir in Mozart, seiner italienischen Opern ungeachtet, in erster Linie einen deutschen Componisten verehren — obschon „wir" bisher noch blutwenig dafür gethan haben, dieser Verehrung thatsächlichen Ausdruck zu geben — das berechtigt uns doch noch keineswegs dazu, „Don Juan" und „Figaro's Hochzeit" göttlichem und künstlerischem Rechte zuwider mit aller Gewalt zu „verdeutschen". Verpfuschen wäre richtiger. Die Sänger sind zwar geduldig, besonders wenn sie, wie deutsche Opernsänger, sich abwechselnd in den Kreisen so vieler Schulen herumtummeln müssen, daß sie schließlich in keiner mehr recht zu Hause sind. Aber der Mozartfreund ist nicht geduldig; es verdrießt ihn, so oft er es mit anhören muß, wie die Wortphrase, während sie im Italienischen mit der Tonreihe Schritt für Schritt zusammengeht, in der deutschen Uebersetzung bald ihr voranläuft, bald hinter ihr her lahmt — nur damit innerhalb einer bestimmten Anzahl von Tacten der grobe Wortsinn einer Periode einigermaßen wiedergegeben werden kann. Daß auf die Wirkungen der so fein abgewogenen, der italienischen Declamation parallel gehenden Hebungen und Senkungen der Orchestermotive, auf die der Componist nachdrücklich zählt, ebenfalls im Deutschen zum großen Theil verzichtet werden muß, ist kein geringerer Schmerz für den Musiker. Nun gar das Seccorecitativ, ein nur im leichtflüssigen Italienisch mögliches, zum Hausgebrauch der italienischen Oper ausgebildetes Zwitterding zwischen Sprache und Gesang, mittelst welches bei leichtem Tonansatz eine lange Phrase, und zwar ohne daß dem Zuhörer ein Laut verloren geht, in wenigen Secunden herausgeschleudert werden kann! Und das soll im Deutschen möglich sein, wo jeder Consonant auf einer besonderen Drechselbank herausgearbeitet wird? Das soll übersetzt werden, das soll ein deutscher Sänger singen? Noch nicht genug: der Mann der musikalischen Halbbildung ereifert sich — natürlich nur um Mozart's willen — und ruft: „Unerhört! Herr Quetscher hat kein Parlando!" Beim Apollo — Herr Quetscher kann kein Parlando haben und wenn er 15 Jahre seines Lebens ganz allein damit hinbringen würde, bei Lamperti Parlando zu studiren!

Da liegt sie vor uns, die stattliche Sammlung von Don Juan-Uebersetzungen und Bearbeitungen, in Text-, Regiebüchern und Clavierauszügen. Welch' eine Riesensumme leider so vergeblicher Bemühungen! Musterhafter Fleiß, feines poetisches Anempfinden, ausgezeichnetes Bühnenverständniß, edelste, lauterste Begeisterung für das Riesenwerk Mozart's: all' das bekundet die Mehrzahl dieser Arbeiten, in manchen Fällen der geistige Ertrag langer Jahre. Zwischen den fatalen lyrischen Strohblumen der Uebersetzungsdichtung taucht sogar hier und da eine poetische Blüthe auf, wie sie im Haus- und Küchengärtlein da Ponte's kaum erwuchs.

Was hilft's? Wir ehren den Eifer, aber wir haben festzustellen, daß die gewonnenen Resultate im Wesentlichen negativer Natur sind. Und wenn heute ein Großmeister der Uebersetzungskunst, wenn heute ein zweiter August Wilhelm v. Schlegel auferstünde und Mozart's „Don Juan" verdolmetschen wollte, so wäre auch sein Beginnen ein fruchtloses.

Bei einer Uebertragung des „Don Juan" geht nahezu Alles verloren. Die „schönen Melodien" verlieren erheblich an Reiz, das so vortrefflich individualisirende Orchester sinkt zum bloßen Accompagnement herab, der Sinn der Reden, die Bedeutung der Handlung werden unverständlich und von der so einheitlichen, schlagenden musikalisch-dramatischen Charakteristik ist wenig mehr wahrzunehmen. Allerdings kann man ja auch die kümmerlichen Reste für „bühnenfähig" erachten und es den Sängern überlassen, ob sie diese unverständlichen Halbcharaktere, die weder deutsch, noch italienisch, noch sonst etwas sind, mit Zuhülfenahme ihrer eigenen Bühnenphantasie, will sagen, mit Einsetzung der auf deutschen Bühnen für die Darstellung der Don Juan's, Zerlinen's, Masetto's gebräuchlichen Schablonen auf das Durchschnittsniveau der üblichen singenden Opernfiguranten heben wollen. Aber man soll uns dann nicht einreden, daß man Mozart's „Don Juan" aufführe.

Ginge es also nach Recht und Billigkeit, dann hätte man auf den „deutschen" „Don Juan" gerade so zu verzichten, wie auf den „italienischen". Wir, die wir dies schreiben, würden dazu leichten Herzens bereit sein — gerade weil uns der „Don Juan" so an's Herz gewachsen ist! Das deutsche Volk ginge deshalb nicht leer aus. Warum wollte es das Geschick, daß Mozart nach dem „Don Juan" noch Bedeutendes, Gewaltiges schuf? Weshalb brachte uns der gottbegnadete Meister noch die „Zauberflöte" — ein Werk, in welchem jeder Deutsche, wenn er anders von guter Art ist, seine eigene Art erkennen mag, das er nur „so geradezu genießen" kann, das nicht nur „populäre Melodien" bringt, sondern volksthümlich und zwar deutsch-volksthümlich ist? Sagt einem Deutschen, der nicht einmal Musikfreund, geschweige denn Mozartianer ist, daß ein Italiener es versucht habe, die „Zauberflöte" in sein Idiom zu übertragen und daß auf der Bühne der Scala Tamino Pamina mit „mia cara" apostrophire — und er wird eine helle Lache aufschlagen. Muthet Ihr ihm dagegen zu, einen durch falsch angebrachte Pietät verballhornten deutschen „Don Juan" sich anzuschauen, so wird er dies unbedenklich thun — — weil er es so gewohnt ist, weil sein Vater und Großvater das auch gethan haben. Der Deutsche ist nämlich an sich weder fortschrittlich, noch conservativ, sondern Gewohnheitsmensch. Außerdem wittert er im „Don Juan" etwas wie Romantik und er ist geneigt, im Vornherein anzunehmen, daß alles Romantische zu deutschem Wesen in engerer Beziehung stehen müsse. Nichtsdestoweniger sind wir der Ansicht, daß, wenn man auch dem deutschen Publikum zur Centenarfeier des „Don Juan" etwas bieten wolle, die beste Gabe eine wohlvorbereitete Aufführung der „Zauberflöte" sei.

„Wie denn?" läßt sich ein Entrüsteter vernehmen. „Unsere Bühnen stehen ja auch Shakespeare und Gluck, Molière und Auber, Calderon und Rossini offen; soll die Gastfreundschaft, welche dem Fremden zu Theil wird, dem Einheimischen, unserem Mozart versagt werden, wenn es sich um seine nichtdeutschen Schöpfungen handelt?"*)

Mit Verlaub! Vor allem bitten wir Shakespeare's Namen nicht auf diese Liste zu setzen. Er ist verwandten Stammes — in Goethe und Beethoven pulsirt sein Blut. Was dagegen die Werke der Anderen anlangt, so wird man doch der Beantwortung der Frage nicht mehr lange ausweichen können: ob man denn geneigt ist, in Schauspiel und Musikdrama eine nationale Kunst zu fördern, oder ob auf diesen Anspruch verzichtet werden muß und unsere Bühnen insgesammt Allerweltsbühnen bleiben sollen. Wohlgemerkt: wir bringen den Genies anderer Völker keine geringere Hochachtung entgegen, als denen, welche auf deutschem Boden erwuchsen — uns auf eine müßige Vergleichsspielerei einzulassen sind wir nicht geneigt. Aber es ist ein Anderes, ob die Werke jener, und seien es die denkbar vollkommensten Kunstleistungen, dazu geeignet sind, den Deut-

*) Am 7. Mai 1783 schrieb Mozart an seinen Vater: „Ich möchte gar so gern mich auch in einer welschen Oper zeigen."

Digitized by Google

schen als geistige Volksnahrung zu dienen. Gerade im Hinblick auf das Don Juan-Centenarium ist mit Recht betont worden, daß das Publikum der Gegenwart ein wesentlich anderes sei als das des Jahres 1787. Damals war der Theaterbesuch ein Privileg der Hochgestellten und Begüterten; heute füllt das Volk die Schauspielhäuser. Und dieses Volk hätte ein gutes Recht, zu verlangen, daß es das verstehe, was man ihm vorführt; es hat zum großen Theil nicht die Fähigkeiten, sich in die Gefühls- und Bildungssphäre fremder Nationen erst vermittelst geistiger Abstraction hineinzuversetzen. Auch wäre der ein Thor, der das von ihm beanspruchte. Es versteht „Kabale und Liebe", es versteht „Götz von Berlichingen", es versteht den „Freischütz", die „Zauberflöte", den „Hans Heiling" — aber es versteht den „Don Juan" nicht, es verstünde ihn selbst dann nicht, wenn das Unmögliche möglich würde, wenn es gelänge, eine Uebersetzung herzustellen, die, gerade so wie der italienische Text, ganz und gar in der Musik Mozart's aufginge.

Die Fabel, das Libretto, die Charaktere sind specifisch romanisch. In romanischem Boden, in Spanien, wurzelt die Don Juan-Mythe. Spanische, italienische, französische Dichter haben eine Fülle vortrefflicher Bearbeitungen des Stoffes geliefert, welche, so verschieden sie sich, der Individualität des einzelnen und seiner engeren Nationalität entsprechend, auch geben mögen, durchweg dramatisches Leben athmen. In Deutschland wurde die Don Juan-Sage allerdings seit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts auch heimisch; doch lehnten sich die Schauspieler, welche die Materie in naiver Weise und meist improvisirend behandelten, an die französischen Bearbeitungen wie auch an die italienischen Comödien an. Don Juan's Diener wurde selbstverständlich zur Hauptperson des Stückes, das als derbes Volksschauspiel oder schlechtweg als Hanswurstiade zu gelten hatte. Nach der officiellen Verbannung des Hanswurst von der Bühne schmuggelte sich derselbe unter Anderem gern als Sganarelle (zu welchem Catalinon-Leporello bei Molière geworden war) auf den Brettern wieder ein; noch Schröder trat 1776 als Sganarelle im Don Juan auf. Als Marionettenstück wurde die Fabel ebenfalls häufig vorgeführt und gern gesehen; auch von pantomimischen Darstellungen wird berichtet. Ist nun zu bemerken, daß der Stoff in Zeiten nach Deutschland kam und daselbst Verbreitung fand, in welchen das Theater völlig entartet und poetische Begabung spärlich genug gesäet war, so muß andererseits betont werden, daß die Classiker wie die eigentlichen Romantiker den Don Juan-Stoff, und sicherlich mit voller Absicht, bei Seite ließen. Erst ganz spät versuchten sich namhafte deutsche Poeten am Don Juan-Problem. Es ist bezeichnend, daß nicht nur Lenau, sondern auch Grabbe, wenngleich sie ihre Dichtungen in dialogisirter Form schrieben, nichts weniger geschaffen haben als Dramen — und Grabbe war, bei all' seinen Ausschreitungen, doch ein Dramatiker von Gottes Gnaden; es ist charakteristisch, daß weder der Titelheld des ersteren noch der Don Juan in des letzteren wild-genialen „Don Juan und Faust" sonderlich viel vom eigentlichen Don Juan-Typus an sich haben, wiewohl manches Motiv der spanischen Sage benutzt wurde. Beide lassen ihren Don Juan in sich hineingrübeln, ja moralisiren — das darf ein solcher niemals.*) Grabbe's Werk dürfte heißen: „Faust und Faust"; er hat die beiden Hälften der Faust-Natur, welche Goethe als verschiedene Seiten desselben deutschen Typus in einer Gestalt zusammenfaßte, zu trennen gesucht und der einen den Namen: Don Juan gegeben. Lenau hinwiederum hat im Kostüm des Don Juan sich gezeichnet, wie er sich zuvor als Faust und als Ahasver portraitirt hatte. Die Figur ist an sich nicht unvortheilhaft aufgefaßt, weltschmerzlich schlaff auf einen Divan hingegossen, mit begehrlich blickenden Augen und einer lyrischen Mundstellung.

Der Romane hat seinen Don Juan, der Germane seinen Faust. Auch dieser hält sich jeweilig mit klammernden Organen an die Welt. Das Sinnliche ist der nothwendige Gegenpol des Metaphysischen; Faust, dem allumfassenden, darf nichts Menschliches fremd sein. So zu denken, liegt dem Deutschen nahe. Aber einen Helden, der allein in der Frauenliebe aufgeht, kennt er nicht. Die „Unwiderstehlichen" in der Manier des Byron'schen Wüstlinges, deren Siege Legion sind — von denen jeder in seinem Leben einen oder zwei kennen gelernt haben will — kommen ihm, wenn auch begreiflich, so doch ganz und gar nicht poetisch vor. Er versteht den, welcher haltlos zwischen zwei Frauen schwankt, er begreift Fernando, der sich bald durch Stella, bald durch Cäcilie stärker gefesselt glaubt. Er schenkt auch dem Kampf zwischen idealer und sinnlicher Liebe, dem Tannhäuser-Drama, seine volle Theilnahme. Aber in einen Helden, dessen ganzes Heldenthum in einem unbeschränkten Cultus der Sinnlichkeit besteht, der jedes Abenteuer aufgreift, wie es ihm der Zufall in den Weg legt, der nicht einmal eine Frau achtet, ehe er in ihren Besitz gelangt und sie hinterher mit größtem Gleichmuth seinem Bedienten überläßt, in dessen Inneres kann er sich nicht hineindenken, geschweige denn, daß er fähig ist, ihm vom ästhetischen Standpunkte aus gerecht zu werden. Das romanische Temperament ist ihm etwas absolut Fremdartiges und er steht den Zuckungen, den momentanen Aufwallungen desselben mit Kopfschütteln gegenüber. Wenn Don Juan zu Leporello sagt: „Mi pare sentir odor di femmina", so kommt ihm, wie er nun einmal ist, dies einfach widerwärtig vor.*) Und er hat Recht. Das ist italienisch, das ist sogar ganz modern-französisch — aber ganz gewiß nicht deutsch.

Schwächt man dergleichen ab, dann geht ein wichtiges Charakteristicum des „Don Juan" verloren und sagt man dem deutschen Hörer: „Um das nicht falsch zu verstehen, mußt Du Dich freundlichst in die moralische Atmosphäre des Tirso de Molina, des Molière, des da Ponte hineinversetzen", so antwortet er: „Dann muß ich auf den Genuß des Werkes Verzicht leisten. Ich verfüge weder über die Zeit noch über das Wissen, um, wenn mir künstlerische Erhebung in Aussicht gestellt wird, erst eine geistige Specialrüstung anzulegen. Das ist die Pflicht der Literar- und Kunsthistoriker, die bei der Beurtheilung eines Kunstwerkes stets in Rechnung zu ziehen haben, welchem Boden es entsprossen und in welcher Zeit es entstanden ist. Ich dagegen habe den Anspruch darauf, daß das, was mir vorgeführt wird, mir ohne Weiteres verständlich sei."

Wer möchte hierauf etwas einwenden?

Es ist damit noch nicht abgethan. Die Intrigue der Oper scheint uns nicht zielbewußt, im zweiten Acte sogar recht sorglos geführt, der Aufbau nicht planvoll unternommen zu sein: im Hinblick auf die mehr weitherzige, italienische Dramaturgie mag man sich eher damit abfinden. Die Scenen, welche uns nur äußerlich angegliedert, nicht organisch miteinander verwachsen dünken, entfalten sich wie in geradliniger Perspective, wenn der Strom der italienischen furia sie durchbraust.

Ueber den Charakteren des deutschen Don Juan liegen Schleier, durch die hindurch man nur mühsam die bedeutsamen Linien der Gestalten erkennt; die des italienischen heben sich rein und klar von dem musikalischen Goldgrunde des Orchesters ab.

*) Molière's Don Juan philosophirt auch, aber so, wie ein lockerer französischer Hofcavalier im Jahre 1665 philosophiren mochte.

*) Siehe auch die Anmerkung in Leporello's Registerarie: „Sua passion predominante è la giovin principiante".

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus den Briefen von Schnorr v. Carolsfeld.

Von Robert Waldmüller.

Für deutsches Empfinden ist von Alters her Italien, das schöne Land der Künste und des Gesanges, auch das Land der Sehnsucht gewesen, vor Allem aber im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts hat Italien, wie männiglich bekannt, die deutschen Maler in hellen Haufen nach der ewigen Stadt auf die Wanderschaft gebracht. Einem der begabtesten unter ihnen, Julius Schnorr von Carolsfeld, erst vor anderthalb Jahrzehnten am Ende einer langen und erfolgreichen künstlerischen Laufbahn aus diesem Leben abgerufen, ist damals während voller zehn Jahre das Glück beschieden gewesen, an der Neugeburt der deutschen Kunst in dem Mittelpunkte dieser mächtigen Bewegung thätigen Antheil zu nehmen und auf ihre Richtung einen tiefen und wohlthuenden Einfluß zu üben. Aus einem alten protestantischen, von Kaiser Leopold I. geadelten Geschlechte stammend, das im sächsischen Erzgebirge heimisch war, gehörte er zu denjenigen jungen Künstlern, welche aus inniger Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Eltern und Voreltern sich als unzugänglich erwiesen für die zahlreichen Bekehrungseifrigen jener Tage, und die hohe Achtung, welche sein lauterer Charakter genoß, hat viel dazu beigetragen, die neuen Ziele der Kunst, wenigstens bis zu einer gewissen Grenze, gesondert zu erhalten von dem religiösen Bekenntniß des Einzelnen. In den unlängst im Buchhandel erschienenen, aus den Jahren 1817—27 herrührenden Briefen Schnorr's*) ist solcher Art eine Fülle von Beobachtungen und persönlichen Eindrücken niedergelegt, welche nicht allein auf die Kunstzustände jener bedeutungsvollen Zeit ein helles Licht werfen, auch unsere Kenntniß von der eben berührten Propagandaseite des damaligen Künstlertreibens erhält durch sie eine dankenswerthe Erweiterung; vor Allem aber gewinnen wir Einblick in die Seele des Schreibers dieser Briefe, eine jugendlich begeisterte Seele, deren Willensstärke und beharrliche Zucht sie zu einem Spiegel macht, der selbst inmitten der Lockungen des verführerischen Südens nicht ein einziges Mal von einem unsauberen Hauche getrübt wird. Es war jener künstlerisch gehobenen Schaar in Wahrheit heiliger Ernst wie mit ihrer Kunst, so mit ihrem Deutschthum; vielleicht nicht Allen, die den „deutschen Rock" angezogen hatten, in gleichem Grade; aber den Besten unter ihnen schwebte ein Ideal auch der ganzen Lebensführung vor, das an Aussprüche des Tacitus über die Zucht und die Sitten der Germanen erinnerte. Wie es nicht anders kommen konnte, hatten die nach dieser, wie nach der schlechtweg künstlerischen Seite doch auch unter einander vielfach abweichenden Auffassungen in äußerlich getrennten, wenn auch theilweise eng befreundeten Gruppen ihren Ausdruck gefunden, deren eine unter dem Namen Weltkinder dem alten Reinhart als ihrem Führer folgten; diesen gegenüber standen die Nazarener, deren Wesen vornehmlich durch Overbeck und Cornelius bestimmt war; und endlich gab es noch die Capitoliner, als deren geistiger Mittelpunkt Schnorr gelten konnte.

Aber dieser Zusammenhang des jungen Mannes mit einem so gediegenen Kreise schützte ihn nicht gegen Overbeck's immer erneuerte Bekehrungsversuche, und nachdem Schnorr bereits acht Jahre lang sich derselben erwehrt hatte, mußte er sich endlich aus Liebe und Verehrung für Overbeck zu einer förmlichen Disputation herbei lassen, bei welcher ihm Richard Rothe secundirte, während Overbeck durch den deutschen Jesuiten Kohlmann unterstützt wurde. Sie hat die gut gemeinten Hoffnungen Overbeck's vereitelt; mit welchen Empfindungen Schnorr diesem heißen Kampfe entgegen gegangen ist, erhellt aus einem Schreiben, das er wenige Tage vorher an seinen Vater richtete. Es heißt darin:

„Diese Neukatholiken, die immer über der Bekehrung von uns brüten, sind abgerichtet, uns zu fassen, wie die Jagdhunde abgerichtet sind das Wild aufzuspüren und zu erhaschen. Wenn man sich einmal mit ihnen auf's Disputiren einläßt, so kann nur die allertiefste und gründlichste Gelehrsamkeit in diesen Dingen sie überwinden; sie bringen hundert und tausend schöne Sachen zu Markte, an die wir unser Lebtag nicht gedacht haben und sie denn natürlich auch nicht schlagend zu beantworten wissen. Wir sind vielleicht bibelfest und denken, damit können wir Alles überwinden, weil wir das Böse in uns damit überwunden haben oder doch fühlen, daß Gottes Wort in uns stärker ist als das Böse. Da sagen sie aber: Bibel? Evangelium? Wer hat's euch denn gegeben? Von der Kirche (und da meinen sie natürlich die römisch-katholische) habt ihr's, die war vor der Bibel, und die hat euch erst die Schriften ausgesucht und gegeben, die ihr für Gottes Wort, für die Bibel halten sollt. Also sie steht über der Bibel, sie repräsentirt gleichsam den Geist, der die Schrift verfaßt hat, kann also die einzige Erklärerin sein und hat auch die Kraft in sich, das nur Angedeutete auszubilden und zu ergänzen. Nun wollt ihr diese Kirche meistern, die Waffe, die sie euch gegen das Böse gab, gegen sie kehren? Alle ihre Gebräuche und Mißbräuche wissen sie so schön und unschuldig darzustellen, historische Facta, Stellen aus den ältesten Kirchenvätern anzuführen, die zwar der gründlich Belehrte oft als zweifelhaft oder ersonnen kennt, auf die aber unser einer, der nur darauf eingerichtet ist, in dem eigenen Herzen zu kämpfen, wo das Gewissen ihm besser dient als alle Kirchenväter der Welt, doch nicht immer zu antworten weiß; kurz, sie rühren eine Welt von Dingen auf, die den, welcher nicht alles Uebersinnliche geradezu verwirft, leicht genug aus der Fassung bringt, wenn er nicht, wie eben gesagt, sehr gründlich belehrt ist."

Aber es konnte nicht fehlen, daß auch andere Beunruhigungen seine rastlose künstlerische Thätigkeit zu Zeiten in Frage stellten. Aus den Briefen an seinen Vater ist darüber nicht viel zu entnehmen, ein paar Mal jedoch schlägt er in den wenigen an die Gattin seines Gönners, des Kunstfreundes v. Quandt, wie in den an diesen selbst gerichteten Briefen einen Ton an, der zwischen Scherz und Ernst errathen läßt, wie unzureichend seine Kunst ihm Ersatz bot für das Viele, das er entbehrte.

Gerade um jene Zeit hatte er für v. Quandt die schöne Winzerstochter aus Albano, die allbewunderte Vittoria, zu malen unternommen. Darüber schreibt er an seinen Gönner:

„Sobald ich meine Geräthschaften zum Oelmalen hier habe, werde ich suchen, die kleine Vittoria habhaft zu werden. Neulich sah ich sie auf dem Blumenfest, ich redete sie an (ich kenne sie nämlich von Redens her) und unter dem Vorwand, den Esel ihres Vaters gelegentlich zu miethen, bat ich sie, mir ihre Wohnung anzuzeigen. Man sagt: den Sack schlägt er, den Esel meint er, diesmal heißt's: nach dem Esel fragt er, die Vittoria meint er. Ich gedenke ihr Gesicht nicht ganz als Portrait zu geben, schon darum nicht, weil ich dann genöthigt sein würde, mich auch an die Figur zu halten, die doch gar zu unansehnlich ist. Ich hoffe, die schlanke, schöngebaute siebzehnjähr'ge Tochter der Marianne soll mir zu einer besseren Figur verhelfen. — — Mein Herz ist sehr reizbar, aber zugleich sehr dauerhaft. Es muß von einer Art Gummi elasticum gebildet sein. Es macht Alles leicht einen Eindruck darauf, Vieles einen tiefen und ewigen Eindruck, wenn der Gegenstand einen tiefen und ewigen Werth hat. Gewisse Eindrücke aber halten sich nicht darin, sobald nur der verletzende Gegenstand wieder hinweg ist. Das Herz schnappt wieder in seine ursprüngliche Größe und Form zurück, bleibt frisch und gesund und fähig, neue Eindrücke aufzunehmen. Dies Bekenntniß möge aber unter uns, unter solchen bleiben, die es verstehen, weil sie es nehmen, wie ich es gebe. Es ist wahrlich kein schlecht Bekenntniß. Ich habe mich durch einen flüchtigen Eindruck nie weder zu Worten, noch zu Thaten verleiten lassen, die ich zu bereuen hätte. Wem ich Treue versprach, dem habe ich sie gehalten, das können meine Freunde bezeugen; Vieles habe ich gethan, was ich nicht versprochen, schon im Voraus bewahre ich den Grund meines Herzens und meinen Leib der, die einst mein sein wird, obwohl ich noch nicht weiß, wer sie ist, ob ich sie kenne oder nicht."

Aber war es die schöne Vittoria oder war es jenes schlanke siebzehnjährige Töchterchen der Marianna, die es seinem armen Herzen angethan hatte? Diesmal ist es Frau v. Quandt, der er beichtet:

„Nach einem überaus vergnügt verlebten Sommer bin ich wieder in Rom eingetroffen, und zwar gesund und fröhlich, obschon ich mich von

*) Briefe aus Italien von Julius Schnorr von Carolsfeld. Gotha, Frd. Andreas Perthes.

Digitized by Google

der herrlichen Luft, von den grünen dichten Wäldern, den kühlen Fluthen des Albaner Sees und, daß ich ganz aufrichtig bin, von der jüngsten Tochter der Frau Marianna, meiner Wirthin, nicht ohne große Schmerzen habe trennen können. Meine alte Laufbahn verfolge ich nun munter, nachdem ich eine neue seitswärts liegen lassen, nämlich eine Bahn, die sich eröffnet hätte, wenn ich, wie es meine Hausleute ernstlich wünschten, katholisch geworden wäre, Nanna geheirathet und mich für immer in Italien niedergelassen hätte: eine neue Bahn, die nicht ohne große Reize war, dennoch mich nicht hat locken können; doch locken ja, wenn ich mich recht besinne, doch nicht gewinnen. Gott gebe mir nun auf der alten Bahn Gelingen und meinem Herzen bald einigen Ersatz, sonst möchte ich doch die Fröhlichkeit mir nicht bewahren können. Ach, liebe Frau, es ist doch ein elend Leben, so allein zu sein, Niemand zu haben, der ganz unser eigen ist. Wie ganz anders ist es, wenn Nanna den kühlen Wein bringt und die frischen Trauben, wenn sie mich am Abend begrüßt und nur schwer von der Alten sich hinauf auf den Boden treiben läßt zum Schlafengehen, wie anders als wenn die alte Laura um mich ist! Wie schläft sich's auf dem Bette, das jene gemacht hat, wie lieblich ist der Gruß am Morgen durch das Loch oben in der Decke, das freilich nicht einmal gestattet, den Umriß der Wangen zu sehen, geschweige sonst etwas zu erkennen, was eigentlich die gänzlich abgeworfene Hülle zu beschauen erlaubte! Wüthend muß ich mich zusammen nehmen, daß ich nicht falle. Bisher ist's noch gegangen, wer weiß aber, wie lange mir's gelingt, zu entsagen, wenn nicht von einer anderen Seite her Rettung kommt. Ihr Barbaren seht mich ruhig auf der Folter liegen und sagt: Der Künstler soll nicht heirathen. Ich frage: Soll er etwa vor Sehnsucht vergehen? Trösten Sie, helfen Sie, sonst nenne ich mich nicht lange mehr

Ihren getreuen

Julius."

Nun, zu helfen war nicht. Wir fragen: warum nicht? Erst fünf Jahre später kommt es zu Tage, nachdem er durch König Ludwig nach München berufen worden ist und nun seinen Weg klar vor sich liegen sieht.

„Theuerster Vater ... Der größte und wichtigste Schritt, den ich in meinem Leben thun konnte, ist nun gethan. Gott hat einer ununterbrochen tief gefühlten Sehnsucht nach einer Ergänzung meines Daseins endlich abgeholfen; er hat mir die zweite beste Hälfte meines Lebens zugeführt: ich habe (was ich nur in der Zuversicht Deines Segens und Deiner Einwilligung aussprechen kann), ich habe eine Braut. Wie sehr ich bei der Ankündigung eines (wie es scheint) so schnell gethanen Schrittes Dein ganzes Vertrauen zu mir und die Meinung, die Du bisher von mir gehabt, und vor Allem Deine große Liebe in Anspruch zu nehmen habe, fühle ich nur zu gut; ich weiß aber auch, daß, wenn Du Alles wüßtest, was seit Jahren in mir vorgegangen ist und dieser Tage sich zugetragen hat, daß auch keine Spur von Sorge oder Zweifel in Betreff meiner bei Dir aufkommen könnte. Vor dreizehn Jahren lernte ich ein Kind von sieben Jahren kennen, unseres Ferdinand (Olivier) Stieftochter Maria Heller, als ich selber noch kindisch war, und faßte eine Neigung zu diesem Kinde, wie ein Kind sie zum anderen fassen kann. Drei Jahre waren wir täglich beisammen und wir waren wie Bruder und Schwester. Als ich nach Italien ging, begleitete mich das Bild des Mädchens und während der zehn Jahre, die ich dort blieb, schwebte es mir, nahe oder ferne, aber doch immer vor meinen Augen. Bisweilen berührte mich eine andere Neigung, doch nie konnte mir bei einer anderen Neigung wahrhaft wohl zu Muthe werden. In der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Italien, als ich die Zeit meiner Rückkehr bestimmen und meine künftige Lage einigermaßen klar übersehen konnte, trat das Bild doppelt stark hervor. Durch scheinbare Zufälligkeiten wurde ich entschieden angeregt, meinen Wünschen eine feste Gestalt zu geben: ich konnte mich nicht mehr anders denken, wenigstens nicht glücklich denken, als im Besitz von Marien. So stand es mit mir in Italien der Hauptsache nach. Gottes Hand waltete gnädig über mir, wenn ich vom Wege weichen wollte; ich allein hätte mich nicht erhalten auf diesem Wege. Der böse Brand stak auch in meinem Fleische und wollte mich herabziehen: täglich und stündlich wurde ich angefochten; ich jammerte über mich selbst und war doch immer jämmerlich. Gott ließ mich aber nicht, er war treu seiner Liebe, wenn ich's ihm unmöglich machte, mir treu zu sein. Er ließ mich nicht fallen, mit Gewalt hinderte er mich Böses zu thun. Als ich Rom verließ, standen mir meine Wünsche ganz klar vor Augen, und Gottes Einwilligung und Segen war mir fühlbar. Meine Ankunft in Wien schwebte mir entschieden als der Zeitpunkt vor Augen, in dem sich mein Glück entscheiden mußte. Den 20. Juni (Lottchens Geburtstag) kam ich an und sah Marie wieder. Nie trat mir eine lieblichere Erscheinung entgegen, aber mein guter Muth wurde doch erschüttert; ein Gefühl der Ehrfurcht und der Scheu wurde in mir mächtig und ließ mir Schranken sehen, die ich nicht zu durchbrechen wußte. Was konnte von meiner Seite ihr entgegentreten, das für mich gesprochen hätte? Daß sie mein Inneres sah, wie konnte ich das vermuthen? Doch Gott hat auch hier geholfen, er hat in ihrem Herzen für mich gesprochen, jetzt und früher. In der Zeit meiner Abwesenheit hatte auch sie meiner gedacht, wie ich ihrer; die Bekanntschaft hatte ununterbrochen fortgedauert. Am dritten Tage nach meiner Ankunft, aber nach dreizehnjähriger Bekanntschaft, wurden wir miteinander einig, schnell und sicher, und seit dieser Stunde wächst das Gefühl der Sicherheit in mir (und ich glaube, auch in ihr) zusehends und wunderbar. Mir ist zu Muthe, als hätte ich mein Leben aufgebaut wie einen Bogen, auf beiden Seiten die Steine gefügt und in Ordnung gelegt, doch ohne daß sie schlossen und sich selber tragen konnten, bis ich nun den Schlußstein eingefügt, den Gipfel und die Krone meines Lebens. Was soll ich nun Dir weiter beschreiben, theuerster Vater? Gib mir Deinen Segen und sage, Du traust mir und bist zufrieden und glücklich, weil Du weißt, daß beides Dein Sohn im höchsten Grade ist. Gebt mir Euren Segen, Du und die Mutter, im Vertrauen, daß Gott den seinen gegeben hat; vollendet so mein Glück, das nur im Schatten Eures Segens blühen will."

Die elterliche Einwilligung erfolgte.

Diese wenigen Proben aus dem Buche mögen genügen. Es lohnt sich doch hin und wieder an Einblicken dieser Art nicht vorüberzugehen. Gewiß, der Dichter der römischen Elegien hatte Recht:

Eine Welt zwar bist du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre dann Rom auch nicht Rom.

Aber ein echtes Gefühl nicht beirren lassen, weder durch die verführerisch poetische Verherrlichung der Töchter dieses gesegneten Kunstasyls, noch durch den nahen Verkehr mit ihnen selbst, zumal in den Jahren, wo dem Jüngling jede anmuthige weibliche Erscheinung zur Huldgöttin wird, das schmückt den Sieger in solchem Kampfe, wenn nicht mit dem Dichterlorbeer, so doch um so sicherer mit dem Ehrenkranze von deutschem Eichenlaub. Möge sein Säuseln recht vielen deutschen Künstlern in solchem Sinne lieb und vertraut klingen!

Zur Geschichte Rußlands vor Peter dem Großen.

Von Erwin Bauer.

Es ist ein altbekannter Satz, daß wir die Bestrebungen der zeitgenössischen Politik und Cultur nur recht zu würdigen und zu beurtheilen vermögen, wenn wir in die Einzelheiten der Vergangenheit vorurtheilslos eindringen können. Je unbekannter aber und je weiter abliegend von den uns unmittelbar berührenden Gebieten der Geschichtsforschung historische Ereignisse sich vollzogen haben, desto werthvoller muß ihre autoritative Darstellung für die Kenntniß der gesammten Weltgeschichte werden, und desto dankbarer müssen wir dem Forscher sein, der eine fühlbare Lücke in unserem historischen Wissen ausfüllt und folglich unser Urtheilsvermögen auf eine neue, vervollkommnete Basis stellt. Und dies um so mehr, wenn es sich um die Vergangenheit einer Großmacht wie Rußland handelt, die heute einen der wichtigsten Factoren im Weltgetriebe darstellt und das anspruchsvolle Recht ausübt, neben der Beschäftigung mit ihren zahllosen inneren Fragen die Ergebnisse der eigenen Fortentwickelung mittelbar und unmittelbar im Gestaltungsproceß der allgemeinen politischen und Cultur-Fragen der Welt zur Geltung zu bringen.

Unter diesen Gesichtspunkten hat der Entschluß des bekannten Historikers Professor Alexander Brückner in Dorpat, einen Theil seiner gediegenen Monographieen zur Geschichte Rußlands vor Peter dem Großen, welche in historischen Zeitschriften verstreut erschienen sind, zu einem stattlichen Bande zu vereinigen, eine erhöhte Bedeutung zu beanspruchen. Denn

Digitized by Google

Brückner gibt in seiner Sammlung*) nicht bloß dem Fachmanne ein überaus reiches historisches Material in übersichtlicher Anordnung und kritischer Behandlung, sondern er schafft dem uneingeweihten Laien die Möglichkeit, eine Entdeckungsreise in jene Zeit russischer Geschichte, welche Westeuropa zum großen Theil noch ein verschlossenes Buch ist, anzutreten; er lehrt uns, das Czarenreich von heute besser als bisher zu verstehen, sowie zu beurtheilen, wie es zu seinen zeitgenössischen Zuständen und Bestrebungen gelangt ist und wie begründet oder unbegründet die Letzteren sind. Es gibt Leute, denen die geschichtliche Wahrheit sehr unbequem ist, und zu diesen gehören im vorliegenden Falle die Slavophilen: baut sich doch der größte Theil ihrer socialen und politischen Anschauungen und Forderungen auf ihre Darstellung der Entwickelungsgeschichte Rußlands aus dem moskowitischen Czarenreiche zur modernen Großmacht auf! Wer aber weiß, wie unumschränkt die slavophile Geschichtsforschung und die nationalistische Begründung der angeblichen Verkehrtheit der Reformen Peters des Großen und ihres Einflusses auf den Gang der russischen inneren und äußeren Geschichte zur Zeit jenseits des Njemen herrschen, wird den Muth bewundern müssen, mit welchem Professor Brückner das Gewicht seines Namens und seines eminenten Wissens zu Gunsten Derjenigen in die Waage geworfen hat, welche unermüdlich daran arbeiten, der Wahrheit gegenüber der historischen Entstellung zu ihrem willkürlich verkürzten Rechte zu verhelfen. Man wird dieser That in Westeuropa um so mehr die richtige Bedeutung beimessen, wenn man erfährt daß Brückner's Untersuchungen nicht allein dem historischen Gebäude der slavophilen Geschichtsschreiber das Fundament unterminiren, sondern vor Allem in denkbarst überzeugender Weise darthun, wie mangelhaft historisch begründet alle die politischen Aspirationen sind, in welchen heute die Verfechter der slavischen Idee althergebrachte und unveräußerliche Forderungen der russischen Politik verherrlichen.

Zwei äußerst wichtige Thatsachen sind es, welche die Untersuchungen und Mittheilungen Brückners in ebenso maßgebender wie endgiltiger Weise beantworten. Einmal: daß Rußland vor Peter dem Großen ein durch und durch asiatischer Staat war, dessen Einrichtungen bis in alle Einzelheiten der Staats- und Privatwirthschaft auf dem niedrigsten Culturniveau standen, und dessen Politik ohne erkennbare allgemeine Ziele lediglich dem Augenblicksbedürfniß entsprach. Und zweitens, daß das Czarenreich schon lange vor Peter mit Naturnothwendigkeit den Wegen und Errungenschaften der westeuropäischen Cultur zustreben mußte und zustrebte, und daß, wie alle gewaltigen Einzelerscheinungen in der Weltgeschichte, auch die Gestalt Peters des Großen ebenso sehr eine aus den Verhältnissen, aus dem geschichtlichen Entwickelungsgange Rußlands geborene war, wie sie bestimmend auf die Weitergestaltung dieser Verhältnisse eingegriffen hat. — Der Culturzustand eines Volkes in einer vergangenen Epoche seiner Existenz wird nur erkennbar, wenn der Forscher in die Details der damaligen Anschauungen einerseits und realen Verhältnisse andererseits eindringt nnd an der Hand der Ueberlieferungen über einzelne charakteristische Zeitereignisse und über die Lebensführung Einzelner aus verschiedenen Gesellschaftsklassen das Material zu Rückschlüssen auf den Stand der gesammten Civilisation zusammenträgt. Freilich, eine derartige Methodik verlangt eine Ausführlichkeit, die sich auf Bände von Materialien beziffern könnte, und Sache des Forschers ist es, will seine Arbeit von allgemeinem Nutzen sein, sich auf weniges Charakteristische zu beschränken. Aber wenn wir auch meinen, daß Brückner in quantitativer Hinsicht vielleicht ein Mehr hätte bieten können, so drückt diese Ansicht mehr einen durch die eingehende Lectüre hervorgerufenen Wunsch als ein Urtheil aus. In jedem Fall ist das, was er uns in seinen Aufsätzen „Die Pest in Rußland 1654," „Die Herstellungskosten eines Buches im Jahre 1649," „Des Patriarchen Nikon Ausgabebuch 1652," „Ein Kleiderreformprojekt vor Peter dem Großen" u. s. w. speciell zur Beurtheilung der socialen Zustände und der wirthschaftlichen Lage im Czarenreiche des XVII. Jahrhunderts gegeben hat, wenn auch nicht nach allen Richtungen erschöpfend, so doch im höchsten Grade belehrend und gerade über Detailfragen aufklärend, welche frühere Geschichtsschreiber sehr mit Unrecht übergangen haben. Dazu kommt noch, daß Brückner alle die von ihm mitgetheilten Einzelheiten stets nur als gewichtige Zahlen zur Herstellung der Summe betrachtet und seine Schlußfolgerungen auf Grund eines Allgemeinwissens zieht, das, soweit die russische Geschichte in Betracht kommt, schwerlich seines Gleichen finden dürfte.

Sind also die vorstehend nahmhaft gemachten Capitel reich an Enthüllungen zur Kenntniß des asiatischen Charakters des russischen Volkes und der russischen Gesellschaft vor Peter, so vervollkommnen zwei weitere Aufsätze, Berichte über russische Gesandtschaftsreisen nach Italien (1656—57) und Paris (1681), diese Kenntniß um ein Erhebliches und fügen ihr Materialien zur Beurtheilung der Politik des Czaren Alexei Michailowitsch hinzu, wie sie interessanter kaum zu denken sind. Liest man die Reisegeschichte des czarischen Abgesandten Tschemodanow, welcher sich mit seiner Begleitung um ganz Europa herum zu Schiffe über Livorno nach Venedig begab, um die Republik im verwegensten Sinne des Wortes „anzupumpen," so drängt sich gewaltsam der Vergleich mit Europareisen exotischer Fürstlichkeiten auf, welche unsere Tage gesehen: nur daß etwa der Schah von Persien und König Kalakaua von den Sandwichs-Inseln entschieden culturbeleckter erscheinen, als die Herren Tschemodanow, Posnikow ꝛc. Mehr aber als die ekelhaften Gewohnheiten, der Schmutz, die lästigen Manieren, der Hochmuth und die Unwissenheit der Abgesandten des Czaren, interessirt uns die Thatsache, daß dieser Reisebericht aufs Unwiderleglichste nachweist: 1) daß man damals in Rußland auch nicht im Entferntesten an eine Orientpolitik dachte, welche von den Slavophilen bekanntlich auf die Zeiten Olegs und Swjätoslaws zurückgeführt wird; und 2) daß die russische Politik vor Peter überhaupt nicht einen einzigen selbständigen politischen Gedanken hatte oder ein bestimmtes Ziel verfolgte. Sich der Angriffe der nächsten Nachbarn, der Polen, zu erwehren, war ihr einziges Bestreben, und jene Ideen, welche die Republik Venedig in ihrem Kampfe gegen das Türkenthum bewegten, lagen dem Interessen- und, was mehr sagen will, dem ganzen Gedankenkreise der Moskowiter vollständig fern. Der Traum der Panslavisten, das orthodoxe Kreuz auf der Sophienkirche in Konstantinopel zu sehen, ist eben kein Ergebniß der volksthümlich russischen historischen Ueberlieferung, sondern — und das beweist Brückner indirect auf's Schlagendste — eine Erfindung der Herren von der „slavischen Idee"!

Auch die Darstellung des Aufenthalts der czarischen Gesandten Potemkin und Wolkow in Paris im Jahre 1681 beweist das Nämliche, wie die Beschreibung der Reise Tschemodanows. Erstere zeigt aber auch, wie man damals in Frankreich über Rußland dachte, und ein Wort des Ministers Colbert Croissy verdient hier wiedergegeben zu werden. Derselbe bemerkte in Bezug auf einen mit Rußland abzuschließenden Handelsvertrag: „les humeurs et maximes des français sont tant différents de cette nation, qu'il n'y a point d'apparence que ces deux nations si contraires s'accordent longtemps et que par conséquent le dit traité de commerce s'anéantira de soi même." Haben diese Worte Colberts nicht auch heute noch ihre Berechtigung? Die Slavophilen werden diese Frage eifrig verneinen; was hat ihnen aber das Recht zu diesem Nein gegeben? Doch nur die Thatsache, daß die Russen vielfach anders geworden sind in Folge der Reformen Peters und der nachfolgenden Herrscher!!

Und daß diese Reformen bereits im XVII. Jahrhundert eine geschichtliche Nothwendigkeit geworden waren, welche zu leugnen ebenso thöricht wäre, wie es unmöglich ist, Rußland über sie hinweg zu den Zuständen der vorpetrinischen Zeit zurückzuschrauben, das beweisen neben den vorstehend erwähnten Reiseberichten die Geschichte des Arztes „Laurentius Rhinhuber", die Biographie des „Fürsten W. W. Goli-

*) Alexander Brückner: Bilder aus Rußlands Vergangenheit. Erster Band: Beiträge zur Culturgeschichte Rußlands im XVII. Jahrhundert. Leipzig, Verlag von B. Elischer.

Digitized by Google

zyn", der in mehr als einer Hinsicht der Vorläufer Peters des Großen war, obgleich er als Vertrauensmann und Gemahl der Regentin Sophie der natürliche Gegner des jugendlichen Peters sein mußte, und endlich die Geschichte „Patrick Gordon's", des Freundes und Mitarbeiters Peters, aus dessen bemerkenswerthem Tagebuche Brückner das Interessanteste mittheilt. Wir sehen aus den letztgenannten drei Aufsätzen, wie das wirthschaftliche, sociale und politische Bedürfniß immer dringender Rußland auf Westeuropa anweist; wir lernen die Beweggründe und ersten Schritte zur Annäherung an den Westen kennen, und verfolgen endlich, der Führung Patrick Gordons anheimgegeben, die Wege, welche Rußland theils unbewußt, theils bewußt zur Verwirklichung dieser Annäherung einschlägt. Ueberall aber, sei es auf politischem, sei es auf wirthschaftlichem bezw. gewerblichem und handelspolitischem, sei es auf rein geistigem Gebiete, lernen wir als eigentliche Triebkraft zum Aufsuchen der westeuropäischen Civilisation den Mangel an eigenen lebens- und entwickelungsfähigen Culturanfängen kennen. Dieser Mangel und die Erkenntniß desselben, sowie die Thatkraft eines Genies, wie Peter, das, die geschichtlichen Bedürfnisse seines Volkes erkennend, es mit gewaltthätiger Energie dahin führte, wohin es selbst unbewußt gedrängt hatte, — das waren die Gründe, welche das asiatische Rußland in die Reihe der europäischen Culturmächte geführt haben. Der Rückschluß hieraus auf die Theorie der Slavophilen, daß mit Peter die große Zeit der Verirrung der russischen Nation auf falsche Bahnen begonnen habe, ergiebt sich von selbst und wird jedem Leser um so vernichtender erscheinen, je mehr er sich in das Studium des Brückner'schen Buches vertieft.

Mit vorstehender Skizze ist der Inhalt dieses Buches noch keineswegs erschöpfend gekennzeichnet. Professor Brückner ist im vollsten Sinne des Wortes ein moderner Historiker, der die Special-Untersuchung nie ihrer selbst wegen unternimmt, sondern stets darauf sieht, daß auch die allgemeine Geschichtswissenschaft hierbei gewinne. So dürfte der gewissermaßen als Einleitung dienende Aufsatz „Zur Naturgeschichte der Prätendenten" als geistreicher Beitrag, durch Zuhülfenahme der Thatsachen-Reihen den Charakter der Geschichtsschreibung als Wissenschaft zu erhärten, überall Zustimmung finden. Auch sei hier noch hervorgehoben, daß Brückner mit um so größerem Recht auf den Werth privatwirthschaftlicher Untersuchungen und Betrachtungen für die Culturgeschichte aufmerksam macht, als dieser Zweig der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung bisher nur sehr stiefmütterlich behandelt worden ist. Es ließe sich, wie gesagt, noch mancherlei aus dem Inhalt des Brückner'schen Werkes anführen, doch verzichten wir darauf um so eher, als wir nur zum Studium desselben anregen wollen. Und welche Lehren für die russische Politik unserer Tage aus ihm sich ergeben, das haben wir verständlich genug angedeutet.

Feuilleton.

In der Provinz.

Von Matilde Serao.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von M. Nolte.

Die beiden Familien machten im Kleinen die Feindschaft der Monterchi und Capuleti nach. Nur daß sie, der höheren Cultur und den milderen Sitten unseres Jahrhunderts Rechnung tragend, statt ihrer gegenseitigen Personen, ihre Geldbeutel bluten ließen. Statt mit Dolch und Degen und mit mörderischen Anfällen, bekriegten sie sich mit zahllosen, langen, verwickelten Processen. Sie processirten aus Widerspruchsgeist, aus Trotz, aus grimmiger Wuth. Sie processirten mit jener starrköpfigen Freude am Processiren, welche die höchste Wonne von Provinzlerseelen bildet. Natürlich handelte es sich um bloße Kleinigkeiten. Ein Bach änderte die Richtung seines Laufes, eine muthige Ziege war von der Wiese des einen auf die des anderen gesprungen; einige obscure, dumme Kartoffeln hatten die Unverschämtheit gehabt, sich unter der Erde auszubreiten und die Grenze zwischen den beiden Feldern zu überschreiten. Daraufhin regnete es Stempelpapier, die Gerichtsschreiber wurden nicht müde die schönsten Acten in barbarischem Zopfstil aufzusetzen; der Urtheilssprüche wurden immer mehr, die Processe immer verwickelter. Die beiden Advocaten rieben sich vor Freuden die Hände; nach der Wendung, welche die Sache nahm, durften sie wohl sicher sein, daß die Eltern diese Händel ihren Kindern als kostbares Vermächtniß hinterlassen würden. Wie diese furchtbare Feindschaft zwischen den Pasquali und den Dericca entstanden war, vermochte die genaueste Forschung nicht zu ermitteln; es wurden von der einen wie von der anderen Seite zu verschiedene Gründe angegeben. Genug, es war ein bitterer, unversöhnlicher Haß. Da sie in der Stadt Hausnachbarn waren und auf dem Lande ihre Güter an einander grenzten, begegneten sie sich oft und maßen sich dann mit grimmigen, feindseligen Blicken. Die Damen der beiden Familien gingen in verschiedene Kirchen. Wenn die Dericca'schen Kinder blaue Kleider anzogen, warfen sich die Pasquali'schen sofort in Rosa. Im Stadtrath waren die Pasquali immer conservativ gesinnt und die Dericca in Folge dessen immer Fortschrittler. Was die Einen thaten, hätten die Anderen nicht um alle Reichthümer der Welt gethan. Wo die Einen hingingen, blieben die Anderen weg. Und dann gab's Sticheleien, Klatschereien, Verleumdung, Bosheit, Aufdecken und Umhertragen von scandalösen Geschichten: kurz, all' die in einem Provinzialstädtchen zwischen zwei streitenden Familien üblichen Annehmlichkeiten und Liebenswürdigkeiten. Unter diesen Umständen hielten Karl, der älteste Sohn der Pasquali und Maria, die zweite Tochter der Dericca, es für gut, sich zu verlieben.

In kleinen Städtchen haben Liebesgeschichten alle ein und dieselbe Form. Meistens sind es Bekanntschaften aus den Kinderjahren. Sie werden beim Blindekuhspielen gemacht, reifen bei den Tanzgesellschaften in verschiedenen Häusern zu größerer Intimität heran, werden beim Lottospiel fortgesetzt und endigen vor dem Standesbeamten und dem Pfarrer. Diese Liebe ist autorisirt, wird sorgfältig überwacht, glänzt durch treue Beständigkeit; über ihren Ein- und Ausgang im Hause wird genau Protokoll geführt, sie steht unter besonderer Protection der murrenden Großmütter und der geistlichen Onkel, sie ist stadtbekannt. Diese Liebe kennt keine Nerven, keine Thränen, keine sentimentale Empfindsamkeit, keine phantastische Leidenschaft; sie ist etwas äußerst Ruhiges, Ehrbares, Langsames, gleichsam eine Krystallisation der Liebe. Sie genügte Karl Pasquali und Maria Dericca nicht. Ersterer hatte das seltene Glück gehabt, einmal vierzehn Tage in Neapel zuzubringen, also sah er mit Verachtung auf die Gebräuche der Provinzialstadt herab. Und Maria hatte Nachts beim matten Schimmer eines Talglichtes die unglücklichen Romanheldinnen Mastriani's beweint und ihre überschwänglichen Leidenschaften beneidet. Die Beiden verlangten also darnach eine recht außergewöhnliche Liebesgeschichte zu erleben. Erst war es nur ein heimlicher Blick, ein leisegeflüstertes, aber von der Angeredeten mit merkwürdig raschem Auffassungsvermögen verstandenes Wort, eine Nelke, die vom Balcon herabfiel, woran doch wohl nur der Wind schuld sein konnte, ein plötzliches Erblassen seinerseits, ein plötzliches Erröthen ihrerseits. Dann legte sich die geharnischte Macht eines Plätteisens in's Mittel. Eine geübte Plätterin, die alle vierzehn Tage im Hause Maria's ihrem Geschäft oblag, überbrachte ein kleines Billet, darauf eine kurze Antwort; es folgten zunächst ein Briefchen, dann ein langer ausführlicher Brief und endlich jene förmlichen Hefte von acht bis zehn Bogen, welche den höchsten Gipfel der verliebten Narrheit zu bezeichnen pflegen.

Aber o weh! Das Glück der beiden Liebenden war kurz, denn das Unglück schreitet schnell und sollte sie bald unerbittlich trennen. Sie wurden gesehen, beobachtet und die Sache den beiderseitigen Papas hinterbracht. Die wuchtigsten Donnerkeile eines väterlichen, durch elf Processe noch erbitterter gemachten Zornes trafen die Häupter der Liebenden. Die Balconfenster wurden geschlossen, die auf die Terrasse gehende Thür mit einem Riegel versehen, die einzelnen Nelken auf den Pflanzen gezählt, Spaziergänge wurden untersagt oder wenigstens ohne daß vorher etwas

Digitized by Google

darüber verlautete, unternommen, die Stunde des Kirchganges jeden Sonntag geändert — aber jene Beiden ließen nicht von einander. Verweise, Predigten, Verbote, Schwierigkeiten, Alles entflammte ihre Liebesleidenschaft nur noch mehr. Im Winter stand Maria manchmal Nachts auf, trat in ihre Pantoffeln, hüllte sich in einen Shawl und ging, den Athem anhaltend und bebend vor Furcht, die Treppe hinab an ein Fenster im ersten Stockwerk; der Freund stand unten auf der Straße an die Mauer gelehnt. So sprachen sie oft zwei oder drei Stunden mit einander, ohne sich um die Kälte, um den Regen und den entbehrten Schlaf zu kümmern. Sie unterhielten sich ohne sich zu sehen in einem Zwischenraum von fünf Metern, sie verstummten bei jedem leisen Geräusch von Vorübergehenden und nahmen dann behutsam das unterbrochene Gespräch wieder auf, in beständiger Angst, daß Maria's Eltern aufstehen und dies luftige Zwiegespräch entdecken und stören könnten. Aber was kümmerte sie dieses alles? Im Herzen hatten sie Sonnenschein und Liebesfrühling und Muth und wäre der König selbst dahergekommen, sie hätten sich nicht vom Fleck gerührt. Statt Seiner Majestät war es nun aber der Bruder Maria's, der in einer für ihn schlaflosen Nacht aufstand, die Thüren offen fand, die Treppen hinabstieg, ein unterdrücktes Murmeln von Stimmen hörte und seine Schwester in flagranti ertappte. Ohne viele Umstände zu machen schloß er die Jalousien vor den Augen Karl's, gab Maria eine schallende Ohrfeige und führte sie in ihr Zimmer zurück. Am anderen Morgen wurde das Fenster des ersten Stockes zugemauert, obgleich die Treppe dadurch ganz dunkel wurde.

O, all Ihr treuen Liebenden, die Ihr unter der Tyrannei der Umstände seufzt und die Qualen einer unglücklichen Liebe erduldet, denkt Euch die Verzweiflung jener Beiden! Ihre Briefe waren für das geübteste Auge kaum mehr leserlich, denn Thränen löschten beinahe alle geschriebenen Worte aus. Lange Reihen Ausrufungszeichen, die sich wie ein Regiment in Reih und Glied stehender preußischer Soldaten ausnahmen, folgten den endlosen Verwünschungen des Schicksales, des Verhängnisses, des Fatum und sonstiger unpersönlicher Wesen, die sich wenigstens nicht rächen konnten. Die abenteuerlichsten Pläne wurden entworfen, besprochen und dann verworfen. Karl wäre gern mit Maria entflohen, aber sein Vater gab ihm kein Geld und es war ihm also unmöglich, die zu einer Reise — wenn auch nur bis Neapel — für zwei Personen nöthigen neun Lire fünfzig Centesimi zusammen zu bringen. Einmal dachten sie auch an den Selbstmord, fanden indeß bei näherer Betrachtung, daß durch dieses Mittel ... die Schwierigkeiten nicht gehoben würden. Endlich, so nach und nach wurde ihre unglückliche Liebe ein System. Die Verwünschungen waren stets dieselben und die Liebenden konnten keine Nacht zu Bett gehen, ohne „dem Papier, dem treuen Papier ihren ganzen Schmerz, ihr ganzes Weh anvertraut zu haben". Im ganzen Städtchen sprach man nur noch von ihrer unerschütterlichen Liebe, ihren herben Qualen. Sie waren der Gegenstand allgemeinen Interesses. Kam Jemand aus Neapel zum Besuch, so zeigte man ihm die Ruinen des römischen Amphitheaters und erzählte ihm die traurige Liebesgeschichte von Karl und Maria. Durch all dieses wurde die Eitelkeit der jungen Leute sehr gekitzelt und sie nahmen eine den Umständen angemessene Haltung an. Maria war immer blaß, machte stets ein melancholisches Gesicht, sprach zu ihren Freundinnen von ihrer „freudelosen Existenz", verzichtete auf jedes Vergnügen, lächelte nie und war glücklich in dem Gedanken, einer Romanheldin Mastriani's zu gleichen. Karl machte viele einsame Spaziergänge, war immer sehr schlechter Laune, rührte sich auf Bällen nicht aus einer Ecke und war glücklich, wenn um ihn her geflüstert wurde: „Armer Jüngling! Diese unglückliche Liebe verkümmert und verbittert ihm das ganze Leben!" In den Cafés, bei Gesellschaften und Besuchen kam das Gespräch mit der eintönigen Beharrlichkeit einer Kleinstadt immer wieder auf die beiden jungen Leute und ihren Liebeskummer; wer aber von ihnen etwas Neues zu melden wußte, wurde mit offenen Armen empfangen. Karl und Maria trugen mit Würde die süße Last ihrer Berühmtheit.

Endlich, nach ich weiß nicht wie vielen Jahren — ich glaube es waren vier oder fünf — fortwährender Kämpfe, täglicher Thränenströme und dieser langathmigen, ausgesponnenen Liebe, die nur durch Zank und Widerspruch erhalten wurde, nahm die Sache eine andere Wendung. Einer guten Seele — es gibt deren immer noch einige auf dieser schlechten Erde — gelang es unter Zuhülfenahme ihres ausgezeichneten Mundwerkes die beiderseitigen Eltern davon zu überzeugen, daß sie bei dem ewigen Processiren zusetzten und zwar sehr viel, wie deutlich aus dem Umstand zu ersehen war, daß die beiden Advocaten auf Unkosten ihrer Clienten reich geworden waren, daß andererseits die beiden jungen Leute sich halb zu Tode grämten und bald beide die Schwindsucht bekommen würden vor Kummer ob ihrer unglücklichen Liebe. Die Häuser lägen zusammen, die Landgüter auch. Christus hätte vergeben und das müßten sie auch thun, wenn sie wieder auf Vergebung hofften. Kurz, sie sagte so viel und nach ihrem Vorbild legten sich noch so viele andere Leute in's Mittel, daß endlich die hadernden Parteien zu einem Vergleich über die streitigen Punkte kamen, dessen erster Paragraph lautete: Eheliche Verbindung Karl's und Maria's.

Jetzt werden gewiß alle meine geneigten Leser und Leserinnen mit Recht annehmen, daß die jungen Leute überselig waren. Indeß als wahrheitsliebende Erzählerin ist es doch meine Pflicht und Schuldigkeit, zu bemerken, daß in ihrer ersten freien Unterredung eine peinliche Verlegenheit herrschte. Sie waren es gewohnt, sich von Ferne ganz flüchtig zu sehen, sich aus dem ersten Stock auf die Straße hinab im Dunkeln flüsternd oder die Stimme verstellend zu sprechen. Sie fanden sich ganz anders, als sie sich gegenseitig vorgestellt hatten, sie fanden sich vielleicht ein wenig lächerlich. Sie hatten keinen Gesprächsstoff, sie verstummten oft und wünschten im Stillen den Moment herbei, wo sie sich trennen würden. Es gab keine Thränen, keine Verwünschungen mehr mit der Dinte zu vermischen, also schrieben sie sich nicht mehr. Alles war ihrer Liebe frei, geebnet, erleichtert; sie brauchten ihren Scharfsinn nicht mehr anzustrengen, um die Wachsamkeit der Alten zu hintergehen; es machte ihnen kein Vergnügen mehr, sich heimlich einige Worte zuzuflüstern; sie entwarfen keine kühnen Pläne mehr für die Zukunft. Sie sollten sich ganz einfach und prosaisch heirathen, ohne alle Hindernisse, wie so viele andere thörichte Paare. Im Städtchen sprach man nicht mehr von ihnen, nachdem das Erstaunen über die bevorstehende Heirath und die Glossen dazu den Reiz der Neuheit verloren hatten. Karl und Maria erregten nicht mehr die geringste Aufmerksamkeit, man beobachtete nicht mehr ihr Benehmen, man zeigte nicht mehr auf sie als Beispiele unvergleichlicher Treue. Jetzt waren die Augen Aller auf die Frau des Stadtrichters, die eine sträfliche Neigung für den ersten Staatsanwalt hegen sollte, gerichtet. Das war ein sehr ernster Fall.

Die beiden Liebenden fühlten sich vernachlässigt und es trat eine merkliche Kühle zwischen ihnen ein. Karl fand, daß die Vorzüge seiner Braut, die aus ihren Briefen so strahlend hervorgeleuchtet hatten, sich doch im Hause als etwas matt und trübe erwiesen. Maria dachte oft, Karl sei eigentlich etwas trivial in seinen Liebhabereien, und eine so romantische, stürmische Liebesgeschichte mit einer ganz gewöhnlichen, alltäglichen Ehe zu beenden, sei einer verständnißvollen Leserin Mastriani's unwürdig. Es fielen zwischen den beiden einige heftige Wörtchen vor über „Illusionen, die der Wirklichkeit nicht entsprächen", über „Fata Morgana" und „Sinnestäuschung" und dergleichen feine Sticheleien mehr. Es entstand ein Streit, dann noch einer, endlich wiederholten sie sich täglich. Einen Abend sagte Maria gereizt:

„Ach, Karl, lassen wir's gut sein!"

„Sehr gern," antwortete er, ohne sich zu besinnen.

Am nächsten Tage ging er auf Reisen, um seine Kenntnisse zu bereichern. Maria reiste nach Neapel zu einer Cousine, um dort einen möglichst romanheldenhaften Ehemann zu angeln. Die beiden Familien brachen von Neuem mit einander. Maria's Vater ließ ein Fenster herstellen, welches auf den Hof seines Nachbars ging. Dieser ließ, um ihn zu ärgern, einen Taubenschlag errichten, dessen Insassen überall umherschweiften. Sofort erfolgte eine Vorladung, noch eine, dann eine dritte, dann fingen die Processe von Neuem wieder an — und dieses Mal, sagten die Advocaten lächelnd, ohne Hoffnung auf irgend einen Vergleich.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Aus Schulte's Kunstsalon.

Der Bilderbestand der Schulte'schen Herbstausstellung gruppirt sich um zwei Meister, die von jeher unbekümmert um den Modegeschmack ihre eigenen Wege gewandelt sind, um Arnold Böcklin und Gabriel Max. Beide gehören zu jenen seltenen künstlerischen Kraftnaturen, mit denen man gelegentlich zürnen kann, zu denen man sich aber stets wieder unwiderstehlich hingezogen fühlt. Arnold Böcklin hat soeben seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert, die Art seines Schaffens ist dieselbe geblieben, selbstbewußt in ihrer Eigenart. Die bei Schulte ausgestellten sechs Bilder sind meist älteren Datums, keine Hauptwerke und doch vollgiltige Repräsentanten seiner malerischen Individualität.

Der Grundzug in dem Schaffen Böcklin's ist eine ungemein starke Naturempfindung, die sich nicht mit den althergebrachten Darstellungsmitteln begnügt, sondern auf dem Anthropomorphismus der Griechen fußend den Stimmungsgehalt der leblosen Welt verlebendigt und in glaubhaften Gestalten verkörpert. Seine Fabelwesen knüpfen, um sich verständlich zu machen, an die mythologische Tradition an, aber sie sind keine Götter und Halbgötter, die über ihrem Elemente stehen, sie sind unmittelbare Ausflüsse der Kraftcentren ihres Stoffgebietes. Der Triton, der mit den Fischschwanzbeinen an dem umbrandeten Felsen klebend aus vollen Lungen in die Muschel bläst, symbolisirt nicht die hoch gehende brausende See, er ist ein natürliches Gebilde der Woge selbst. Die Hand des Künstlers verhilft ihm aus dem Wellenbausch heraus zur körperhaften Erscheinung. Najade und Triton, die sich zu kosendem Meeresritt vereinigt, verbildlichen das sich fliehende, suchende und findende Wellenspiel. Sie machen dazu ganz ernsthafte Gesichter, sie sind sich der elementaren Bedeutung ihres Kosens bewußt und achten des Amoretten nicht, der über den Gischt hinflatternd, den Bogen spannt. Man hat den Böcklin'schen Phantasiegestalten bis zur Ermüdung den Vorwurf anatomischer Unmöglichkeit gemacht. Ja, wer hat denn seither einen anatomischen Kanon der Nixen, Najaden, Quell- und Waldnymphen, der Satyrn, Faunen und Tritonen zu Stande gebracht? Es gibt eine Anatomie der Phantasiegebilde ohne Text und Zeichnung, die mit dem Secirtisch nichts zu thun hat, die nicht an die Knochen- und Muskellehre, sondern an die nach vorhandenen Mustern frei schaffende Einbildungskraft appellirt. Dem Centauren Paul Heyse's nehmen die Steinwürfe der biederen Dorfbewohner nicht das Geringste von seiner poetischen Wahrscheinlichkeit. Der durch die Wolken hinschwebende Schlaf, eine in durchsichtige Gewänder gehüllte Frauengestalt, die sich, Mohnstengel in der Linken, über die dunkle Erde herabbeugt, ist nach allen Gesetzen der Schwere unmöglich, auch ihre Gliederfügung mag nicht tadellos sein, und doch ist sie eine duftige Verkörperung der Sorgen lösenden Nachtruhe, wie sie glaubhafter kaum gedacht werden kann.

Böcklin hat seine Musa semne, die ehrwürdige Göttin, selbst gemalt. Auf vergoldetem Marmorsessel mit rothgeäderten Stufen thront sie unnahbar, abgewandt von der Erde, deren Baumwipfel in den tiefblauen Himmel hineinragen. Der Körper, die auf den Knien ruhenden Arme und die nachdenklich übergeschlagenen Beine sind eng in ein schleierartiges braunes Gewand gehüllt, und die großen dunklen Augen blicken aus dem ruhigen, edelgeschnittenen Gesichte heraus in das Weite. „Böcklin hat zeigen wollen, wie die Alten ihre Statuen bemalt", orakelt ein Berliner Kritiker. Was wohl Böcklin dazu sagen mag?

Daß Böcklin mit der natürlichen Erscheinung der Dinge sehr wohl zu rechnen weiß, zeigen die wunderbaren Fleischtöne seines Brustbildes der büßenden Magdalena. Man muß bis auf die besterhaltenen Bilder von Rubens zurückgehen — die Fleischtöne der älteren Italiener sind der Nachdunkelung halber schwer controlirbar —, um das pulsirende Leben in gleicher Weise durch die Textur der Haut schimmern zu sehen. An die deutschen Meister, besonders an Holbein, erinnert seine Mater dolorosa, ein Brustbild der Maria, die das Haupt des todten Sohnes küßt. Mit der Linken den Kopf, mit der Rechten den Arm des Leichnams emporziehend, nähert sie schmerzstarren Blickes den Mund dem Scheitel Christi. Ob die stark gespitzten und gekräuselten Lippen schön sind, lassen wir dahingestellt, jedenfalls vereinigen sich das edle Haupt des Erlösers und die in unnennbarem Weh wie versteinten Züge Mariä zu einer ergreifenden Gesammtwirkung. Die sechs Böcklin's der Schulte'schen Ausstellung sind keine Hauptwerke, aber sie sind Geist von seinem Geiste.

Gabriel Max hat sich stets mit Vorliebe mit den Schatten- und Nachtseiten des Lebens beschäftigt und man hat ihm demgemäß nicht mit Unrecht die krankhafte Richtung seines Schaffens vorgeworfen. Schon einmal war es uns an dieser Stelle vergönnt, in seinem Gretchen vor dem Bilde der Mater dolorosa eine Wendung zum Gesunderen innerhalb des ihm nun einmal pinselgerechten Stoffgebietes zu begrüßen. Das bei Schulte ausgestellte Vater unser bezeichnet einen weiteren Fortschritt nach dieser Richtung hin, ja wir stehen nicht an, dieses Bild als seine beste, uns bisher bekannte Leistung zu bezeichnen. Ein junges Weib im weißen Nachtgewande ist auf ihrem zurückgeschlagenen Bett in die Knie gesunken, mit fest gefalteten Händen blickt sie, das Haupt leise nach rechts geneigt, betend nach oben. Das kalte, durch ein hochliegendes, nicht sichtbares Fenster einfallende Mondlicht streift über die hellila Bettdecke hin und läßt das fleckenlose Weiß ihres Nachtgewandes vor dem Grau der leicht gemusterten Tapete hervorleuchten. Das ganze Arrangement des Bildes ist ungemein schlicht und ergreifend, der Ausdruck der Züge hält sich zwischen Schmerz und Gottvertrauen, ohne in das Empfindsame zu streifen. Den novellistischen Beigeschmack, den der Künstler durch einen auf dem Bett liegenden offenen Brief und durch einen Lorbeerkranz an der Wand seinem Motiv zu geben gesucht, hätten wir gern entbehrt. Das mag eine geschäftige Reporterphantasie aufrütteln, der ergreifenden Einfachheit des Motives thut es Abbruch. Ein Künstler, der in ein paar gefaltete Hände so viel Ausdruck hinein zu legen weiß, kann solcher Geheimnißthuerei unbeschadet der gewollten Wirkung entrathen.

Die Schulte'sche Ausstellung ist auch sonst reich an neuen Bildern, auf die näher einzugehen der beschränkte Raum uns verhindert. Landschaften von Andreas und Oswald Achenbach, von Oeder, Heffner und Munthe, ein prächtiges Genrebild von Claus Mayer und Thierstücke von Voltz sind wohl geeignet, die Schau- und Kauflust anzuregen. Daß sich auch Liebhaber für drei Koppay'sche Bravourstücke bekannten und leider bewunderten Genres finden werden, wagen wir nicht zu bezweifeln.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Erlachhof. Roman von Ossip Schubin. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) — Ossip Schubin ist mit allen Vorzügen und Fehlern eines temperamentvollen Autors behaftet. Immer interessant weiß er trotz aller Stillosigkeiten stets von Neuem durch kleine Ueberraschungen zu fesseln. Folgerichtige Motivirung ist nicht seine Sache, die Ereignisse drängen und überstürzen sich, durch Zufälligkeiten lose verknüpft. Mit wenigen charakteristischen Strichen gezeichnete Persönlichkeiten tauchen auf, fesseln einen Augenblick das Interesse und verschwinden, ohne daß wir das Bedürfniß haben, uns weiter nach ihnen zu erkundigen. Die hastige Erzählungsweise verschmäht das Präteritum, Alles vollzieht sich im Präsens und verschiebt sich kaleidoskopartig, ehe wir zu Athem kommen. Es geht bunt zu in Erlachhof. Ein durch eine Vernunftheirath zusammengebrachtes Ehepaar, das vor lauter Verständigkeit erst spät dazu kommt, sich zu lieben. Eine alte Jungfer, halb Schmarotzerin, halb Klatschbase. Ein überjugendlicher General. Ein fünfunddreißigjähriger Offizier, der sich in einer unwürdigen Liaison graue Haare und ein angeblich todtes Herz geholt hat, das im Verkehr mit einem naiven enfant terrible plötzlich wieder zu pochen anfängt. Ein Blaustrumpf von Mutter, der einen Mann „in den Sumpf getrieben hat" und eben im Begriff ist, besagtes Experiment an dem naiven enfant terrible zu wiederholen. Das ist das Personenmaterial, das Ossip Schubin in dem einsamen Schlosse in Krain zusammenbringt, durch Mißverständnisse auseinandertreibt, und in Paris von Neuem gruppirt. Das Ehepaar lernt sich verstehen, der fünfunddreißigjährige Offizier findet sein verlorenes Herz wieder und verschenkt es nach einigem Zögern an das sentimental gewordene enfant terrible. Die Charaktere sind nichts weniger als neu, die Motive zum Theil verbraucht, aber das Ganze ist zu einer pikanten Mischung zusammengerührt, die den verwöhnten Gaumen angenehm anregt. Selbst die regellose Form, die nur scenarisch andeutet und die abgerundete Schilderung absichtlich vermeidet, wirkt originell. Die babylonische Sprachverwirrung, italienisch, französisch, englisch, deutsch, wird dem mildesten Puristen eine gelinde Gänsehaut verursachen. G. M.

Bildnisse der Deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis Kaiser Wilhelm I. 53 Portraits nach Siegeln an Urkunden, nach Münzen, Grabmälern, Denkmälern und Originalbildnissen gezeichnet von Professor Heinrich Schneider u. A. nebst biographischen Umrissen von E. D. Mund v. Pochhammer. (Gotha, Friedr. Andreas Perthes.) — Vor uns liegt in geschmackvoller Ausstattung eine treffliche Jugend- und Volksschrift. Schon vor Jahrzehnten hatte der Verlag von Friedrich Perthes eine Reihe von deutschen Kaiserbildern nach zuverlässigen Quellen durch den Historiker Friedrich Kohlrausch anfertigen lassen. Dieses Werk erscheint hier zeitgemäß umgestaltet, wobei die reichen Erträge des bisher auf dem einschlägigen Gebiete Gearbeiteten in klarer, frischer, übersichtlicher Form nnd lebendigem Vortrag vor der Jugend ausgebreitet werden. Die Fortführung der deutschen Kaisergeschichte bis auf die neueste Zeit sichert dem Buche einen erfreulichen Abschluß und eine erhebende patriotische Wirkung. Die beigegebenen Kaiserbilder sind namentlich dort werthvoll, wo authentische und nicht bloße Phantasieportraits verwendet wurden, zumal bei den Reformations- und neueren Habsburgischen Kaisern. Wir empfehlen das lehrreiche und unterhaltende Buch besonders der deutschen Familie.

Digitized by Google

Inserate.

Preisermäßigung

Braun-(Wiesbaden)'s Schriften.

Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers. Kulturbilder und Studien. 3 Bände. Lex.-8°. 1874. (Mk. 22.50) für Mk. 4.—

Band 1: An den Grenzen des deutschen Reiches. — Das deutsche Reich sonst und jetzt. — Die Wahlprüfungen und die Constituirung des Hauses; ein Beitrag zur Kenntniß der parlamentar. Praxis.
Band 2: Am deutschen Herd: Briefe über die deutsche Küche. — Etwas über den deutschen Wein. — Etwas über deutsche Vornamen. — Volkswirthschaftliche Streifzüge auf dem Gebiete des Rechtes und der Gesetzgebung.
Band 3: Centrifugale Gewalten (Dr. Jacoby in Königsberg. — Bischof von Ketteler in Mainz). — Kulturgeschichtliche Versuche.

Bilder aus der Deutschen Kleinstaaterei. 5 Bände. 8°. 3. Aufl. 1881. (Mk. 30.—) für Mk. 6.—

Band 1: Bilder aus 4 Jahrhunderten 1570—1870.
Band 2: Kriegsbilder 1866—67. Parlamentsbilder 1866—67.
Band 3: Bilder aus Nassau, Württemberg und Hessen-Darmstadt.
Band 4: Bilder aus Kurhessen, Hannover und Bayern.
Band 5: Kleine Kulturbilder und große Ruhmesbilder.

Mordgeschichten. 2 Bände. Gr. 8°. 1875. (Mk. 15.—), für Mk. 2.—

Band 1: Zlobá (Venedig 1525). — Der Menschenhandel der deutschen Fürsten im 18. Jahrhundert. — Der Menschenhandel des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. — Der Tod des General Marceau. — Burschenschafter und Schwarze, deutsche Studentenbilder und Mordgeschichten aus dem tollen Jahre Neunzehn.
Band 2: Ein Bauer an der Spielbank (Bad Schwalbach 1836). — Ein Untersuchungsrichter (Nassau 1863). — Der Spionenfang (Nassau 1866). — Preußischer Wind (1866—67). — Deutsche in Paris (1865—70).

Der Diamantenherzog (Carl II. von Braunschweig). Ein deutscher Prinzenspiegel. Mit 2 Portraits. 1881. (Mk. 3.—), für Mk. 1.50.

Alle 4 Werke — 11 Bände — zusammen für 10 Mark.

Rich. Sattler, Verlag und Antiq. Braunschweig.

(Antiquarische Cataloge franco.)

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Heinrich Bulthaupt,

Dramaturgie der Oper.

2 Bde. gr. 8. Bd. I 404 S.; Bd. II 322 S.
Geh. ℳ 10.—; fein geb. ℳ 12.—

Der Verfasser, der in seiner „Dramaturgie der Classiker" ein rasch zu autoritativem Ansehen gelangtes Werk geschaffen, erschließt mit der „Dramaturgie der Oper" ein völlig neues, kaum nur erst flüchtig gestreiftes Gebiet. Wie die „Dramaturgie der Classiker" bei Fachleuten und Laien Eingang gefunden und nach der theoretischen und praktischen Seite, in ästhetischen Abhandlungen und bei der Inscenirung classischer Dramen Berücksichtigung erfahren hat, so wendet sich auch die „Dramaturgie der Oper" nicht nur an Musiker, Regisseure und Sänger, sondern an alle Opernfreunde, und bei der Weite seiner Betrachtungen an die gesammte gebildete Welt.

Verlag von **E. L. Morgenstern** in **Leipzig.**

Dänisch 20 Briefe 10 ℳ	**Unterrichtsbriefe für das Selbststudium fremder Sprachen** nach der Methode **Toussaint-Langenscheidt.** Brief 1 liefern alle Buchhandlungen, sowie die Verlagshandlung franco gegen Einsendung von **50 Pfennigen für jede Sprache. Ausführliche Prospecte gratis.**	**Portugiesisch** 20 Briefe 10 ℳ
Holländisch 20 Briefe 10 ℳ		**Russisch** 36 Briefe 16 ℳ
Italienisch 40 Briefe 16 ℳ		**Schwedisch** 20 Briefe 10 ℳ
Alt-Griech. 36 Briefe 16 ℳ		**Spanisch** 40 Briefe 16 ℳ
Lateinisch 40 Briefe 16 ℳ		**Ungarisch** 30 Briefe 12 ℳ

Im Abonnement jeder Brief 50 Pfennige.

In **Heuser's Verlag (Louis Heuser)** in **Berlin C.,** 2 Spittelmarkt und **Neuwied a. Rh.** ist soeben erschienen:

Die Morphiumsucht und ihre Behandlung

von **Dr. Albrecht Erlenmeyer.**

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 22 in den Text gedruckten Holzschnitten.

463 Seiten, gr. 8°, in feiner Ausstattung. Preis 10 Mark.

In der vorliegenden dritten Auflage des bekannten Werkes hat der Verfasser die Morphiumsucht in ihren medicinischen und socialen Beziehungen erschöpfend geschildert. Neben der Morphiumsucht ist der mit ihr eng verbundenen Cocainsucht eine eingehende Darstellung gewidmet. Fünfzig Krankheitsgeschichten dienen der Beschreibung beider Krankheiten als erläuternde Folie, und die mit grosser Sorgfalt bearbeitete Literargeschichte gewährt einen umfassenden Ueberblick über die historische Entwicklung der ganzen Frage. Das Buch, eine hervorragende literarische Erscheinung, wird Aerzten und allen denen aufs wärmste empfohlen, die für das Allgemeinwohl unseres Volkes ein Interesse haben und berufen sind, gefahrdrohende Auswüchse desselben zu verhüten oder zu heilen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Aus dem Italienischen.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Die Kunst glücklich zu sein

von

Paul Mantegazza,

Professor und Senator.

Eleg. broch. M. 2.—,
eleg. geb. M. 3.20.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

Thomas Rendalen.

Roman

von

Björnstjerne Björnson.

Deutsch von Wilhelm Lange.

1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt.
Preis ℳ 4.—

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben*; die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Hierzu zwei Beilagen von Wilhelm Engelmann in Leipzig und von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
NOV 16 1887
Library

№ 45. Berlin, den 5. November 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Russischer und französischer Deutschenhaß. Von Carl Spitteler. — Von der französischen Mobilmachung. — **Literatur und Kunst:** Zur Sittlichkeit der Kritik. Von Hans Blum. — Henrik Ibsen's „Ideale Forderung". Von Oskar Bulle. — Zum Don Juan-Jubiläum. Von Paul Marsop. (Schluß.) — **Feuilleton:** Ein Blaustrumpf. Novellette von Heinrich Stobitzer. — Notizen. — Inserate.

Russischer und französischer Deutschenhaß.

Von Carl Spitteler.

Während für den Deutschenhaß der Franzosen ein genaues Datum und eine einfache Erklärung vorliegt, berührt der russische Deutschenhaß denjenigen, der ihn nicht an der Quelle studirt hat, wie ein Räthsel. Jeder Versuch aber, das Räthsel mit politischer Logik lösen zu wollen, ist eitel. Die bulgarischen Ereignisse und der Berliner Congreß sind ein bloßer Vorwand, im besten Fall ein Grund, nicht jedoch die Ursache des Deutschenhasses, was dadurch schlagend bewiesen wird, daß sich derselbe in seiner ganzen Schärfe lange vorher offenbarte. Ich habe ihn schon im Jahre 1871 über sämmtliche Klassen der Nation ausgebreitet gefunden und zwar in einem solchen Stärkegrade, daß man versucht war, mit der Uhr in der Hand den Zeitpunkt zu erwarten, da die kleine Insel des Kaiserhofs von der allmächtigen Fluth werde mitgerissen werden. Seither ist der Deutschenhaß beständig und stetig gewachsen, aus sich selbst, unabhängig von den politischen Ereignissen; denn ob ich schon nicht bestreiten will, daß politische Enttäuschungen den Haß schürten, so muß ich doch hinzufügen, daß auch politische Erfolge ihn vermehrten. In jenem Fall diente der Grimm, in diesem der Triumph als Belebungsmittel, und fehlte das eine wie das andere, feierte die Politik eine Generalpause, so reizte den Haß der Stillstand. Deutschland mag sich drehen, wie es will, das Resultat bleibt immer dasselbe. Der Deutschenhaß der Russen ist eben kein Entzündungsfieber, wie derjenige der Franzosen, sondern eine chronische Diathese, bei welcher selbst die Heil- und Palliativmittel der Krankheit neue Nahrung zuführen. Wie sich im Diabetes mellitus alle Säfte sammt den Arzneien in Zucker verwandeln, so producirt der russische Volks- und Staatsorganismus aus Allem, was geschieht und nicht geschieht, unabwendbar den Deutschenhaß, Tag für Tag ein gewisses Quantum, welches sich beständig vermehrt. Das wird kein Ende nehmen, bis es einen Schluß findet.

Daß die öffentliche Meinung Deutschlands so lange als nur möglich zögerte, sich diese Sachlage einzugestehen, ist leicht begreiflich. Daß sie es aber noch länger that, als möglich war, findet seine Entschuldigung in allerlei Umständen. Vor Allem in der Fremdartigkeit der russischen Verhältnisse und in der Schwierigkeit, sich in ihnen mit Vermuthungen zurechtzudenken; dann in der Spärlichkeit der Berichte und in der Unkenntniß der Sprache; ferner in der naheliegenden Ueberschätzung des Gegengewichts des Czaren; ferner in der aus westeuropäischen Analogien geschöpften (übrigens irrthümlichen) Voraussetzung, es werde auch in Rußland Stände und Klassen geben, welche, unbeeinflußt von der herrschenden Strömung, sich ganz allein nach dem Willen des Kaisers richteten; ferner in der Schönseherei politischer Zeitungscorrespondenten, welche als Beobachtungsinstrument den Spiegel gebrauchten (brachte doch noch im letzten Herbst eine deutsche Zeitung ersten Ranges die Behauptung, das russische Volk wäre dem Deutschen in besonderer Freundschaft zugethan); endlich in der Legende über die Stellung der verschiedenen russischen Parteien zu Deutschland, welche noch heute die Grundlage der herrschenden Anschauungen über Rußland bildet und welche ich nach ihrem bedeutendsten Urheber den Bodenstedt'schen Optimismus nennen möchte. Nach Bodenstedt gäbe es in Rußland zwei geistige Hauptfactoren, welche mit einander auf Tod und Leben kämpften und von denen der eine das gute, der andere das böse Princip darstellte. Das böse Princip, durch den „liederlichen", „oberflächlichen", „faulen", „unpopulären" und „auf den Aussterbeetat gesetzten" hohen Adel vertreten, sei deutschfeindlicher, weil franzosenfreundlicher Natur. Ihm stehe jedoch als starker Held das junge nationale Rußland gegenüber, das seine Kraft aus der Gesundheit des Volkes, seine Bildung aber aus Deutschland beziehe, weshalb es denn auch die Freundschaft mit Deutschland und Deutschthum auf seine Fahne geschrieben habe. Folglich wurde der russische Adel dem Deutschen als der Feind denuncirt, während man auf das „erstarkende, gesunde, nationale und moralische Rußland" (das heißt: auf die heutigen Slavjänophilen!) den Segen Germanias herunterflehte. — Niemals haben die Ereignisse eine Anschauung rücksichtsloser dementirt. Was uns als Bedingung und Garantie eines herzlichen Einverständnisses zwischen deutschem und russischem Wesen hingestellt worden war, nämlich der Sturz der Französlinge (und Westlinge) und der Sieg des jungen nationalen Rußlands, das ist inzwischen eingetreten. Der hohe Adel hat mit allen Fahnen und Waffen vor dem nationalen Rußland capitulirt und Westlinge gibt es nicht mehr. Was war aber die Folge davon? Ein explosionsartiger Ausbruch des Deutschenhasses, welcher bisher latent gewesen war. In jener Rechnung muß also ein bedeutender Fehler gestanden haben. Und in der That finden wir der Fehler mehrere; nämlich erstens einen Grundirrthum über die Provenienz des russischen Deutschenhasses und zweitens eine gänzlich verkehrte Schätzung der betreffenden zwei Parteien.

Ein Grundirrthum ist es, den russischen Deutschenhaß als ein importirtes, französisches Fabrikat aufzufassen. Derselbe ist vielmehr ein urwüchsiges nationales Product, welches in Rußland spontan gedeiht, und so reichlich, daß letzteres seinerseits exportiren und ganz Europa damit versorgen könnte. Was dann die Schätzung der beiden Parteien betrifft, so be-

Digitized by Google

deutete jener von deutschen Federn so oft, so bitter und so heftig geschmähte Adel gerade die einzige Klasse, welche noch einen Damm gegen den Deutschenhaß bildete. Gewiß war der Adel vorwiegend französisch gesinnt (wenigstens in neuerer Zeit, denn früher galten seine Sympathien nicht minder dem Deutschen), aber zugleich dachte und fühlte er kosmopolitisch und europäisch. Auf dem Umwege über Paris hatte er geistige Bande mit dem gesammten westeuropäischen Wesen geknüpft, welche sich auch nach Deutschland hin erstreckten. Es klingt paradox, ist jedoch keine Uebertreibung: von allen Russen sind die in französischen Traditionen erzogenen dem Deutschthum am wenigsten feind. — Andererseits entpuppten sich die Nationalen, denen der Franzosendienst der Westlinge ein Greuel war, und die mit vollen Händen in der modernen deutschen Cultur wühlten, als die eigentlichen tonangebenden Fanatiker gegen Alles was Deutsch heißt. Das sieht wie ein Widerspruch aus, es ist aber bloß eine Attrappe. Denn damit, daß ich Jemand plündere, ist noch nicht gegeben, daß ich ihn liebe, und deswegen, weil die Slavjänophilen die französirenden Westlinge bekämpften, mußte man nicht schließen, sie werden dafür ein germanisirendes Westlingsthum einsegnen. Es ist vielmehr ganz natürlich und folgerichtig, daß die nationale Partei den nationalen Haß vorzugsweise cultivirt.

Nachdem wir hiermit jeden politischen Ursprung und jede ausländische Provenienz des russischen Deutschenhasses ausgeschlossen, müssen wir ihn aus seinem nationalen Boden erklären. Da ich zu diesem Zweck die verschiedenen Klassen der Nation gesondert beobachten werde, mache ich hier zum voraus darauf aufmerksam, daß in Wirklichkeit ein lebhafter Gefühlsaustausch stattfindet, indem jede Schicht der Gesellschaft die Beschwerden und den Groll der übrigen adoptirt.

Die ungeheure, alle übrigen Stände zusammengenommen an Zahl vielmal überwiegende Masse der russischen Bauern, zu welchen wir obendrein noch den Soldaten, den Arbeiter, den Diener, den Popen und den Kaufmann als von gleicher Sitte und Denkungsart zählen müssen, ist keineswegs politisch indifferent wie der französische Bauer, der sich nur um seinen Pflug kümmert. Der russische Bauer kümmert sich im Gegentheil wenig um den Pflug, aber viel um den Deutschen. So friedlich er im Allgemeinen sein mag, einem Krieg gegen Deutschland würde er zujauchzen, wie dem Anbruch einer nationalen Morgenröthe. Der russische Bauer glaubt nämlich unter der erdrückenden Herrschaft der Deutschen (das heißt der Ausländer) zu seufzen. Er klagt über das „deutsche Joch" wie seine Vorfahren über das tatarische, und ein Krieg gegen Deutschland würde daher in seinen Augen kein Angriffskrieg, sondern ein Befreiungskrieg sein. Das „Joch" aber, unter welchem er leidet, nennt man anderswo „Concurrenz" und da hat denn allerdings bis jetzt der Russe fast in allen Gebieten des socialen und des staatlichen Lebens den Kürzeren gezogen. Der Deutschenhaß des russischen Volkes ist mithin dem Judenhaß anderer Nationen nahe verwandt. Während indessen der Jude seine Thätigkeit vorwiegend den geschäftlichen Gebieten zuwendet, begegnet der Russe der siegreichen Concurrenz des Ausländers überall innerhalb des gesammten Lebens. Denken wir uns Deutschland von jüdischen Ministern, Generalen, Höflingen, Beamten und Offizieren regiert und von jüdischen Professoren, Lehrern und Künstlern erzogen, denken wir Deutschland dem größten wirthschaftlichen Elend anheimgefallen, in welchem allein die Juden gediehen, denken wir uns, der deutsche Hof heirathe seit Jahrhunderten lauter jüdische Damen, denken wir uns dies und Aehnliches und stellen wir dann an die Seite Deutschlands ein mächtiges, unabhängiges Kanaan, mit einer selbständigen und privilegirten Provinz Galiläa im eigenen deutschen Reich, so haben wir ungefähr die Bedingungen, in welchen der russische Bauer lebt oder wenigstens zu leben glaubt. Gewiß würde unter solchen Umständen der Antisemitismus in Deutschland elementare Kraft gewinnen, er würde in Haß und Drohungen gegen das nachbarliche Kanaan überschäumen, aus welchem sich die Concurrenz recrutirt, und unaufhaltsam zum Kriege treiben. Gerade so thut der russische Bauer; denn er betrachtet Deutschland als ein Heuschreckennest, das alljährlich seine verheerenden Schwärme über Rußland sende. — Wer dieses Motiv wegen der Ungeheuerlichkeit der Irrthümer, die es voraussetzt, anzweifeln möchte, vergißt die stupende, alle Phantasie übersteigende Unwissenheit des russischen Bauern. Einmal vermag er nicht zwischen Russen deutscher Nationalität und Deutschen zu unterscheiden, da ihm jedes staatliche Bewußtsein abgeht. Er kennt nur orthodoxe russisch-sprechende Russen; alles Uebrige gilt ihm für „deutsch", das heißt für Feind. Man könnte eine russische Armee gegen die Ostseeprovinzen wie gegen einen ausländischen Feind in's Feld schicken; wenn wir von den Offizieren absehen, so wüßte die Truppe nicht einmal, daß sie diesseits der Grenze stände. Vollends von dem Zustand der Welt jenseits der Grenze hat der Bauer nicht die blasseste Ahnung. Nur eins weiß er, daß dort Jewropa liegt und daß in Jewropa entsetzlich viele Deutsche wohnen, noch viel mehr, als in Rußland. Ob man über's Meer oder über Ströme oder Berge, ob man nach Norden oder Süden wandern müsse, um nach Jewropa zu gelangen, das bleibt ihm ein Geheimniß, und täglich wird man gefragt, ob es „dort in Europa" auch Sommer und Winter gebe und ob auch Gras wachse und wie theuer wohl das Heu sei. Mit Einem Wort, Jewropa ist ein Fabelland, von deutschen Teufeln bewohnt, welche in ihrem schwarzen Gemüth täglich einen neuen Anschlag gegen den unglücklichen Russen aushecken. Die einzelnen Nationen in Europa auch nur dem Namen nach auseinander zu halten, dazu ist ein Russe aus dem Volk gänzlich unfähig. Wozu auch? es sind ja doch alles Deutsche. Um die feineren Schattirungen kümmert er sich so wenig, wie wir uns um die Schattirungen von Schwarzrussen, Weißrussen und Rothrussen kümmern. Spanier, Schweden, Italiener, Engländer, das ist Alles Ein Kraut und Eine Rübe für den russischen Bauern. Nun hat er zwar eine sonderbare Mär von gewissen Deutschen gehört, welche gut wären und die übrigen Deutschen haßten, er kennt auch ihren Namen „Franzus"; allein die Botschaft will ihm nicht recht in den Kopf, denn „ein guter Deutscher" klingt in seinen Ohren wie „eine gute Stechfliege"; er kann es einfach nicht fassen. Es kommt oft vor, daß Franzosen sich anstrengen, einen Bauern über ihre Deutschfeindschaft und Russenfreundschaft zu belehren, wobei sie sich natürlich das Prädicat „Deutscher" heilig verbitten. Der Mushik hört mit Interesse zu, dann drückt er seine Freude darüber aus, daß es also doch auch gute Deutsche gäbe. Bei den vielen politischen Aufregungen der letzten Jahre konnte es dem Mushik immerhin nicht entgehen, daß es Deutsche von verschiedener Abstufung, Deutsche im Comparativ und Deutsche im Superlativ gibt, unter den letzteren die eigentlichen concentrirten Deutschen, welche natürlich die übrigen an Bosheit noch weit übertreffen. Man braucht nicht einmal die religiösen Motive mit in Anschlag zu bringen, um zu begreifen, wie unter solchen Vorstellungen das russische Bauernvolk von Polen bis Sibirien und vom weißen bis zum schwarzen Meer einen Krieg gegen Deutschland mit Freuden begrüßen würde.

Einem Mißverständniß aber müssen wir vorbeugen. Obschon der Deutschenhaß des russischen Bauern unzweifelhaft im tiefsten Grunde Europäerhaß bedeutet, so fällt es dennoch keinem Russen, auch nicht dem ungebildetsten, jemals ein, die Einflüsse der europäischen Cultur, wie sie seit Peter dem Großen stattgefunden haben, und deren Summe trotz alledem nicht gering ist, negiren und rückgängig machen zu wollen. Es gibt keine Altrussen im Sinne unserer Geschichts- und Schulbücher. Selbst jene romantisch-mystische Fraction der Slavjänophilen, welche die Regeneration des russischen Reiches von der Vertiefung in's russische Mittelalter erwartet, versteht dies nicht im Sinn einer Restitutio ad integrum in den Status quo ante, sondern im Sinne der deutschen Romantiker, denen es ebenfalls nicht einfiel den Harnisch anzuziehen und Hexen zu verbrennen, sondern die ihre Gedichte sehr gerne drucken ließen. Wie man auch über den europäischen oder asiatischen Charakter der russischen Nation urtheile, ein Rückfall der Cultur hinter Peter den Großen kommt unter keinen Umständen in Frage. Niemand möchte und Niemand vermöchte dergleichen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Von der französischen Mobilmachung.

Mit wenig Kostenaufwand im Frieden dennoch zur Zeit des Krieges ein an Zahl starkes und ein geschultes Heer dem Feinde entgegenzustellen, ein Heer, welches den Kern der Nation in sich birgt, ist eine Aufgabe, welche zuerst das damals noch kleine Preußen gelöst hat; die Frucht der schweren Arbeit und großen Opfer, welche die Lösung in sich schloß, sehen wir heute in den geeinten Deutschland. Das verbindende Glied zwischen dem verhältnißmäßig kleinen Friedensheer, der Schule der Nation für den Krieg, und dem Aufgebot der ganzen Wehrkraft des Volkes im Kriege ist die Mobilmachung, deren rascher und geregelter Verlauf die Vorbedingung der Erfolge bildet. Die vom Allerhöchsten Kriegsherren ausgehende Mobilmachungsordre läßt sich mit dem Fingerdruck vergleichen, der eine verwickelte, aber streng durchdachte Maschinerie in Thätigkeit setzt; kein erneuter Befehl, keine Rückfrage, keine Contreordre, nicht die geringste Unklarheit, sei es wo es sei, ist das Kennzeichen einer vollendeten Vorbereitung dieses hochwichtigen Vorganges.

In unmittelbarem Anschlusse an die Mobilmachung, zum Theil schon während derselben erfolgt der Transport der Feldtruppen auf den Eisenbahnen nach denjenigen Gegenden, von welchen aus die kriegerischen Operationen aufgenommen werden sollen. Man nennt dies den strategischen Aufmarsch der Armee oder die Truppenconcentration, für welche ein genauer Plan ausgearbeitet sein muß. Damit beginnt die schwierige Aufgabe der Erhaltung und Verpflegung der auf engem Raum versammelten Massen, welche nur durch ein verständnißvolles Zusammenwirken der Heeresleitung und Heeresverwaltung zu lösen ist. In allen drei Beziehungen hat die deutsche Heeresorganisation, Verwaltung und Leitung im Jahre 1870 Unvergleichliches geleistet, während die kläglich verlaufene Mobilmachung der Franzosen den Keim zu den späteren Niederlagen in sich schloß. Seit 1871 ist nun Frankreich ernstlich bemüht, die preußisch-deutschen Heereseinrichtungen bei sich einzubürgern, und namentlich geht das Trachten dahin, beim Kriege gegen Deutschland, dessen Ausbruch man jeder Zeit entgegensieht, ein rasches Auftreten und ein numerisches Uebergewicht sicher zu stellen. Allein wie trefflich auch Alles auf dem Papiere sich ausnimmt, man hatte doch bis jetzt des Vertrauens entbehrt, daß im Augenblick der Gefahr der ganze Mechanismus seine Schuldigkeit thun, daß die Mobilmachung den berechneten raschen Verlauf haben würde, daß die Eisenbahngesellschaften in der Lage wären, den ausgedehnten Anforderungen der Truppentransporte nachzukommen, daß endlich die Intendanz (von 1870 her noch im traurigsten Andenken) die Befähigung besäße, die Verpflegung der concentrirten Truppen in auskömmlichem Maße durchzuführen.

Jedermann in Deutschland weiß, wem alle die ernsten Bestrebungen des französischen Volkes auf dem Gebiete des Heerwesens gelten. Nicht die Vertheidigung der eignen Grenzen, nicht die Wahrung der politischen Existenz Frankreichs fordern die unsäglichen Opfer, die schon im Frieden willig dargebracht werden. Ein friedliebendes Frankreich besitzt keine Feinde. Alle Anstrengungen sollen einen erfolgreichen Angriffskrieg gegen Deutschland möglich machen, der nicht lediglich aus Revanchegelüsten, auch nicht bloß zur Wiedereroberung des abgetretenen, vormals von Deutschland losgerissenen Gebietes geführt werden wird. Der Rhein als französisch-deutsche Grenze ist das Ziel, welches jedem Franzosen vorschwebt, und in diesem Gedanken finden nicht bloß die großen finanziellen Anforderungen ein williges Entgegenkommen, sondern es werden auch alle mit der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht verbundenen persönlichen Lasten ohne Widerstreben getragen. Seit einem halben Jahrzehnt ist es in Hinblick auf diese Ziele Plan gewesen, die wichtigste Vorbedingung rascher Erfolge, die Mobilmachung und Alles, was damit in Zusammenhang steht, einer praktischen Prüfung zu unterwerfen und diese hat nun am Anfang des Monats September an der oberen Garonne beim 17. Armeecorps stattgefunden, allerdings nur in einer sehr beschränkten Weise, da, wie wir sagen würden, nur die Linientruppen der Region mobil gemacht worden sind. Ursprünglich sollte das ausgewählte Armeecorps den Mobilmachungsbefehl ganz unvermuthet erhalten. Da aber die „Theaterprobe" mit Sicherheit zu einem guten Ausgang führen sollte, so hat man schon Wochen vor der Ausführung bei dem dazu bestimmten Armeecorps in auffälligster Weise Vorbereitungen getroffen, die keinen Zweifel mehr über die Wahl übrig ließen. Der „Figaro" hat mit der vorzeitigen Nennung des Corps nur offne Thüren eingestoßen. Wie er aber in den Stand gesetzt worden ist, gleichzeitig alle Dispositionen zu veröffentlichen, darüber sind wir heute klar; nicht gewöhnliche Schreiber, sondern hochgestellte Offiziere haben mit Dienstgeheimnissen Handel getrieben.

Da man sich scheute, zur Wahl eines anderen Armeecorps zu schreiten, so wurde mit dem 27. August eine sogenannte Vorbereitungsperiode der Mobilmachung angenommen, was ganz im Widerspruch zu den wirklichen Verhältnissen steht. Am 30. August früh langte die telegraphische Ordre zur Mobilmachung der activen Truppen beim Divisionsgeneral Bréart, commandirenden General des 17. Armeecorps in Toulouse an, und wurde sofort an alle Militär- sowie Regierungs- und Ortsbehörden im Corpsbezirk auf schleunigste Weise weiter befördert; sodaß noch am selben Tage, auch in der allerentlegensten Gemeinde, bis hoch in die Pyrenäen hinauf die nöthigen Bekanntmachungen angeschlagen werden konnten. Mit wenigen Ausnahmen erhalten die Reservisten keine persönlichen Gestellungsbefehle, sondern haben sich auf die Angaben ihres Militärpasses hin nach erlassener Veröffentlichung der Mobilmachungsordre hin bei den Bezirkscommandos zu gestellen. Zur Reise dahin können sie die Eisenbahn frei benutzen. Die Gestellung findet am ersten Mobilisirungstage statt; als solcher war der 31. August bestimmt. Alle Zeitangaben erfolgen überhaupt, wie in Deutschland, nach Mobilmachungstagen. Am zweiten Tage treffen die Reservisten bei ihren Truppentheilen ein, die sich durch Einstellung derselben auf Kriegsstärke setzen. Die Besitzer von Pferden, Maulthieren, Fuhrwerken müssen diese vom zweiten Mobilisirungstage ab den dazu bestellten Commissionen vorführen lassen. Letztere wählen dem Bedürfniß entsprechend aus und setzen die Entschädigungen fest. Bei dem Versuche wurden die Pferde, Maulthiere, und Fuhrwerke gegen eine tageweise Entschädigung nur entliehen und später den Besitzern zurückgeliefert. Vom dritten Mobilmachungstage ab werden die requirirten Pferde und Fuhrwerke den Militärbehörden und Truppentheilen überantwortet. Am zweiten Mobilmachungstage Abends war die Mobilisirung der Cavalleriebrigade, soweit dieselbe ohne Einstellung ausgehobener Pferde in die Escadrons ermöglicht werden konnte, beendet, letztere erreichten daher die feldmäßige Stärke nicht. Die Ergänzung auf letztere erfolgte mittelst eines am fünften Mobilmachungstage nachgesandten Commandos von inzwischen eingestellten und mittelst ausgehobener Pferde beritten gemachten Reservisten. Die Cavallerie, welche in den der Ostgrenze benachbarten Regionen steht, hat einen auf Kosten der übrigen Regimenter erhöhten Friedensstand an Pferden und erreicht daher der zuerst mobilisirte Theil bei dieser eine größere Stärke. Mit der Cavalleriebrigade gleichzeitig war die Feldbäckerei ausrückfähig. Die Infanterieregimenter hatten ihre Mobilmachung am Abend des vierten Tages vollendet. Von der Feldartillerie waren die Batterien um dieselbe Zeit fertig. Munitionscolonnen, Artilleriepark, Trains des Sanitäts-, Verpflegungswesens und anderer Zweige hatten innerhalb der für die gesammte Mobilmachung vorgeschriebenen Frist von sieben Tagen ihre Formation beendet. Mit der Mobilmachung des Armeecorps gleichzeitig wurden die Ersatztruppen aufgestellt, die stellvertretenden Behörden eingesetzt und traten die Etappen-Einrichtungen in Thätigkeit. Seitens der Heeresverwaltung, welche man in die Hände einer als besonders fähig erachteten Persönlichkeit, des Intendanten Rossignol, gelegt hatte, wurden die Vorbereitungen zur Verpflegung des versammelten Armeecorps an den Hauptorten der Concentra-

Digitized by Google

tion getroffen. Letztere waren die Städte Castelnaudary und Carcassonne an der Strecke Toulouse-Narbonne der Südbahn; Carcassonne, der weiter entfernte beider Punkte, hat von Toulouse 91 Kilometer Abstand. Es war daher ein verhältnißmäßig kurzer Eisenbahnweg seitens des Armeecorps zurückzulegen, der selbst für die am entferntesten gelegenen Garnisonen Agen und Cahors wenig über 200 Kilometer betrug. Für die Leistungsfähigkeit der Bahnverwaltung hätte man darum doch einen Anhalt gewinnen, wenn letztere vollständig den Militärbehörden zur Verfügung gestanden hätte und die Züge in den im Kriege zulässigen Abständen abgelassen worden wären. Bei zweigeleisigen Bahnen sind im günstigsten Falle täglich 60 Züge möglich, sodaß ein ganzes Armeecorps, welches gegen 110 Züge bedarf, innerhalb zweier Tage verladen werden kann. Da man aber den ganzen Personen- und zum größten Theile auch den Güterverkehr aufrecht erhalten wollte, wurden die Züge in mehrstündigen Intervallen abgelassen und die ganze Beförderung (excl. Cavallerie) vertheilte sich auf sechs Tage. Es ist somit kein dem Kriegsfalle entsprechendes Bild entstanden; doch kann man nicht daran zweifeln, daß die Bahnverwaltung auch höheren Anforderungen genügt haben würde. In wie weit das Betriebsmaterial anderer Gesellschaften herangezogen worden war, entzog sich der Beurtheilung. In Folge des verzettelten Eintreffens der Truppen im Versammlungsgebiet oder wie die Franzosen mit Vorliebe sagten, auf dem „Kriegsschauplatze", konnte auch kein etwa den Verhältnissen der Wirklichkeit angepaßtes militärisches Bild an die Concentration des Armeecorps geknüpft werden. Was fernerhin erfolgte, enthielt Nichts weiter, als einzelne Feldmanöver, die sich von den gewöhnlichen Herbstübungen nur dadurch unterschieden, als daß sie mit kriegsstarken Truppentheilen stattfanden. Man hat nicht einmal gehört, daß dem in Friedenszeiten sonst selten aufgebotenen, hier aber vollständig versammelt gewesenen Train irgend eine Antheilnahme an den Manövern eingeräumt gewesen wäre. Die bis einschließlich des 8. Septembers vorgenommenen Uebungen in kleineren Verbänden bis zur Division hinauf, hatten weiter keinen Zweck, als den Truppen zu dem am 9. September beabsichtigten Corpsmanöver, welches unter den Augen des Kriegsministers stattfinden sollte, einen gewissen Schick beizubringen, mochten auch für die jeweiligen Compagniechefs und Bataillonscommandeure, welche anstatt 80 Mann starker Compagnien und kaum über 300 Mann zählender Bataillone plötzlich Compagnien von 250 Mann und Bataillone von 1000 Mann zu führen hatten, recht lehrreich sein; für den Mobilmachungsversuch aber waren sie gänzlich zwecklos, wenn dieser sich nicht auf alle Armeecorps erstreckte und es gleich hinterher „losging". Am 9. September erfolgte dann die sogenannte „Schlacht bei Villesavary", ein in seinem Ausgang von vornherein geregeltes Manöver beider Infanteriedivisionen gegen einander, in Gegenwart des General Ferron. Eine ganz schülerhafte Uebung füllte den 10. September aus, an welchem das Armeecorps einen Marsch auf einer Straße und zwar von dem eine Stunde von Castelnaudary gelegenen Meierhof „Les Carmes" nach „Villefranche de Lauragais", 22 Kilometer von da, ausführte.

Man hatte sich aber wohl gehütet, die Trains mit in die Uebung hineinzuziehen, denn das in einer Colonne abmarschirte Armeecorps nimmt mit den richtigen Abständen der Unterabtheilungen eine Länge von 7 Meilen ein, es kostet also, wenn das Armeecorps von einer Stelle aus in diese Formation gebracht werden soll, gegen 12 Stunden Zeit bis der letzte Trainwagen sich in Marsch gesetzt hat. Der Fall kommt aber auch in Wirklichkeit gar nicht in dieser Absichtlichkeit vor, sondern das Armeecorps ist, wenn es nicht auf mehreren Parallelstraßen nebeneinander marschiren kann, gleich von Anfang an in der Tiefe entsprechend gegliedert und bekommt, wenn alles regelrecht vorwärts geht, der Schwanz der Colonne erst nach Tagen die Stelle zu sehen, wo sich in einem gedachten Augenblick die Spitze befunden hat. Nachdem der 11. September, ein Sonntag (an welchem aber von Feldgottesdienst nichts berichtet wird, obgleich vier katholische, ein protestantischer und ein israelitischer Priester mobilisirt worden waren, der protestantische für die Toulouser Region wohl in partibus), der Ruhe gewidmet gewesen, führte am 12. September General Bréart mit seinem mobilen Armeecorps ein Angriffsmanöver gegen einen markirten Feind aus. Letzterer stand unter dem Brigadegeneral Verrier, dem Befehlshaber der 66. Infanterie-Brigade, welche mit Cavallerie und Batterien den Gegner vorstellte. Es muß mit der Disciplin in der französischen Armee so schlecht nicht bestellt sein, denn nach dem Bericht der „République française", dem Opportunisten- und zeitweiligen Regierungsblatt, unterließ es General Verrier wissentlich, die Fehler seines commandirenden Generals auszunutzen und einen übereilten Angriff des Bréart'schen rechten Flügels auf die feste Stellung des nun weltberühmt gewordenen Dorfes Montgaillard (welches aber der Leser nicht mit einer im Stieler'schen Atlas angegebenen Stadt am oberen Adour verwechseln möge), glänzend zurückzuweisen; ja sogar diesen Flügel zu vernichten, wäre er in der Lage gewesen. Der Schluß der Uebungen des mobilen Armeecorps wurde durch eine Parade am 13. September gebildet, worauf ein schleuniger Rücktransport und die Demobilmachung erfolgte. Wie es sich mit der Verpflegung des concentrirten Armeecorps gestaltet hat, darüber lauten die meisten Stimmen ungünstig. Es soll nicht nur vielfach an dem Nöthigsten gefehlt haben, sondern es sollen die gelieferten Gegenstände, besonders das Fleisch, bezüglich der Qualität viel zu wünschen übrig gelassen haben. Umfassende Klagen wurden in Betreff der Brauchbarkeit der ausgehobenen Pferde laut, obschon jene Gegenden, bezüglich des Pferdeschlags, zu den besser gestellten des Landes zählen. Wenn zu einem abschließenden Urtheil über die Ergebnisse des Mobilmachungsversuchs erst die militärischen Berichte abgewartet werden müssen, so kann man doch schon heute den ersten Theil des Versuchs, die eigentliche Mobilmachung, als in ausreichendem Maße gelungen betrachten. Das Eintreffen der Mannschaften erfolgte vollzählig und pünktlich, die Aushebung der Pferde verlief zwar etwas langsam, doch schaffte sie noch zeitgerecht den nothwendigen Bedarf zur Stelle. Die Aufstellung der mobilen Truppen und Dienstzweige vollzog sich in einem der Situation entsprechendem Tempo. Allerdings ist nicht zu übersehen, wie viel auf Rechnung der Vorbereitungsperiode zu setzen ist. Der Transport der Truppen in das Manöverterrain läßt keine Schlüsse auf die Leistungsfähigkeit der Bahnen im Ernstfalle zu, worauf es doch sehr angekommen wäre. Bezüglich der Verpflegung wird man die Einsicht gewonnen haben, daß die Theilung der Arbeit besser durchgeführt werden muß und man nicht lediglich Alles von der obersten Stelle her erwarten soll. Es ist nicht zu bezweifeln, daß man eine Menge Erfahrungen gewonnen hat und von denselben Nutzen ziehen wird, namentlich werden strengere Vorbereitungen für die Sicherstellung brauchbarer Mobilmachungspferde erwartet. Was aber die wichtigste Folge sein wird, die gesammte Bevölkerung Frankreichs hat ein Bild der Vorgänge gewonnen, die sich bei der Mobilmachung unter den heutigen Verhältnissen abspielen und weiß jetzt, wie tiefgreifende Anforderungen dieselbe an die Nation stellt. Vielleicht wird man lernen, den Kriegsfall mit etwas ernsteren Augen anzusehen als bisher, das wäre zu wünschen.

Es liegt die Frage nahe, wie verhält sich unsere deutsche Mobilmachung zu den Ergebnissen, welche der Mobilisirungsversuch in Frankreich an die Oeffentlichkeit gebracht hat. Welches Heer hat vor dem andern einen Vorsprung und wie groß ist derselbe? Darauf wäre zunächst zu erwidern: Die deutsche Mobilmachung kann in ihrem ganzen Getriebe nur an der obersten Stelle übersehen werden, das Heer gleicht hierin einer wohlorganisirten Fabrik, jeder Zweig kennt seine Aufgabe, weiß aber nicht, was nebenan geschieht. Die Pflicht gebietet über die Einzelheiten unverbrüchliches Schweigen. Soviel aber wissen wir Alle, daß an den Einrichtungen, welche eine rasche Versammlung des Kriegsheeres ermöglichen, stets gearbeitet wird, bringt das Reich doch gegenwärtig wieder große Opfer, um das strategisch wichtige Bahnnetz zu vervollkommnen. Für die deutsche Mobilmachung gibt es überhaupt

Digitized by Google

keine allgemein gültige Schablone, die Vorkehrungen sind so getroffen, daß das Zeitmaß den Umständen angepaßt werden kann. Das deutsche Volk weiß auch, daß Alles auf bestem Wege ist, und verlangt nach keinen Proben, die Nation hat ihre Prüfung 1870 glänzend bestanden und wird auch künftig auf dem Posten sein.

Literatur und Kunst.

Zur Sittlichkeit der Kritik.

Von Hans Blum.

Herr Johannes Prölß, dessen Scheffelbiographie wegen des urkundlichen Materials, das sie Scheffel selbst, dessen Familie und Freunden dankt, einen gewissen Werth beansprucht, hat sich berufen erachtet, in der „Frankfurter Zeitung" vom 12. d. M. meine „Abtissin von Säkkingen"*) zu „besprechen". Hätte sich der Kritiker darauf beschränkt, Anlage, Gestalten, Form, Stil u. s. w. meines Werkes zu prüfen, so hätte ich geschwiegen. Denn der Geschmack ist verschieden und manchmal auch vires und voluntas. Wer selbst, wie ich, fast ein Jahrzehnt hindurch an der Spitze eines kritischen Literaturblattes gestanden ist, und immer nur aus freier Laune und innerem Drang geschrieben und geschaffen hat, der besitzt derartigen Meinungsverschiedenheiten gegenüber einen hochentwickelten sensus farciminitatis.

Aber Herr Prölß geht viel weiter. Er, welcher gleich der berühmten Jagdtasche der „Fliegenden Blätter", „eigens zu diesem Zwecke" — nämlich um Scheffels Erdenwallen in Säkkingen und den Quellen seines Trompeters nachzugehen — „einen Besuch in Säkkingen ausgeführt(!) hat"**), spielt sich mir gegenüber als Lehrmeister und Kritiker betreffs der Quellen meines Stoffes auf, obwohl ich seit 33 Jahren in jener Gegend heimisch, seit fast 20 Jahren grundansässig bin und seit 10 Jahren dem Schicksal meiner Heldin stetig nachgehe. Herr Prölß hält sich berechtigt, mir vorzuwerfen: ich hätte die reichen poetischen Züge, welche Sage und Geschichte vom Schicksal meiner Heldin überlieferten, in meinem Roman völlig verkannt, verdorben und ausgelöscht. Dieser Vorwurf beherrscht seine ganze Besprechung. Natürlich, denn es ist das Stärkste und Bitterste, was dem Verfasser eines Romans nachgesagt werden kann. Ich habe nun freilich bei diesem Urtheil nur eine erfrischende Heiterkeit empfunden, und hoffe sie dem verehrten Leser sofort mittheilen zu können.

Dieser Schritt kostet deshalb Ueberwindung, weil ich gezwungen bin, dabei meine Karten offen aufzudecken, d. h. dem Leser zu zeigen: Diesen geschichtlichen Rohstoff habe ich vorgefunden, und aus diesem habe ich meinen Roman so gestaltet, wie er ist.***) Feinerer Empfindung wird das immer peinlich sein. Aber Herr Prölß hat mich in die Nothlage versetzt, das Publikum, und in erster Linie das Standesgericht der Schriftsteller zu Zeugen dafür aufzurufen, welche Verbindung von Anmaßung und Unwissenheit dazu gehörte, um so über mein Buch zu urtheilen, wie er gethan hat.

Herr Prölß gibt sich sowohl in seiner Scheffelbiographie, als in seiner Besprechung in der „Frankfurter Zeitung" den Anschein, die Quellen zu kennen. Ich nehme ihn zunächst mal beim Wort. Kennt er die Quellen — die einzigen, die bis zum Erscheinen meines Buches bekannt waren — so muß er wissen, daß sich das geschichtlich beglaubigte Schicksal meiner Heldin folgendermaßen gestaltete:

Im Jahre 1543 ward zu Säkkingen die Chorfrau (Stiftsdame) Magdalena von Hausen zur Aebtissin gewählt. Sie galt für so fromm, daß der Papst sie belobte. Ein Helfer (Diakon) Leimer von Schopfheim verführte sie unter dem Vorgeben, daß sie unbedenklich mit ihm in die Ehe treten könne. Sie floh (ohne seine Gattin zu sein) mit ihm*), ward eingeholt, gefangen, zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt, dann auf Fürsprache des Adels vom Kaiser begnadigt, dagegen 1548 ihrer Würde entsetzt, von da bis 1558 unter Aufsicht gehalten. 1558 entfloh sie bei einer Badereise zum zweiten Male allein und ist verschollen.

So berichten übereinstimmend die klösterlichen Quellen, Bruschius und van der Meer, und die auf Jene sich ziemlich wörtlich stützenden neueren Bearbeiter Schaubinger, die „Badenia", und mein Freund Otto Bally. Herr Prölß kennt wahrscheinlich nur die Arbeiten dieser Nachfahren. Aber zur Streitfrage ist das gleichgültig. Denn auch diese Bearbeiter bleiben, wie bemerkt, den Quellen treu und melden übereinstimmend, daß Magdalena unvermählt zum ersten Male, ohne ihren Verführer das zweite Mal entflohen sei. Ueber das Alter der Heldin bei der Katastrophe sagen sie gar nichts, weil Bruschius und van der Meer nichts darüber sagen; ebensowenig darüber, daß noch ein anderer Antrieb als heißer Liebesdrang, nämlich ihr Glaube, die Aebtissin in ihr Verhängniß getrieben habe.

Herr Prölß aber weiß mehr als sie Alle. Denn er hat meinen Roman gelesen, und legt eine Menge von mir frei erfundener Züge und Motive der geschichtlichen Aebtissin von Hausen zu. Sie ist, nach seiner Versicherung, in jugendlichem Alter zur Abtissinwürde gelangt. Sie folgt nach Prölß (in Wahrheit abermals nach meiner Erfindung) in dieser Würde Anna von Falkenstein, während in Wahrheit dazwischen die neunjährige Regierung der Kunigunde von Geroldseck liegt. Sie war heimlich vermählt, als sie floh. Sie floh, weil ihr gesegneter Zustand das Geheimniß ihrer Ehe nicht länger bewahren konnte. Sie that diesen Schritt außerdem, weil sie insgeheim Protestantin war. Alle diese Momente sind von mir erfunden, also in keiner der Herrn Prölß bekannten oder unbekannten Quellen vorhanden — gleichwohl aber stellt er sie mit unbeschämter Stirn in die „beglaubigte Geschichte" ein, um sein Urtheil zu fällen, daß ich mit den schönen vorhandenen „Ueberlieferungen" nichts anzufangen gewußt hätte! „Leider hat es jedoch dieser Autor nicht verstanden, das lautere Gold der Poesie dem Geäder des historischen Stoffes zu entschmelzen," ruft er schmerzlich bewegt. Eine solche Dreistigkeit in bewußter Entstellung von Thatsachen zu dem Zwecke, um vorbedachten Tadel einigermaßen zu begründen, dürfte selten vorkommen!

Aber noch mehr! Aus der Vorrede zu meinem Roman hat Herr Johannes Prölß nun auch das Ergebniß meiner Studien im Badischen Generallandesarchiv kennen gelernt. Er hat daraus ersehen, daß die nach seiner Versicherung im Jahre 1548 noch „jugendliche" Aebtissin bereits im Jahre 1524 auf offenem Markt in Säkkingen das Evangelium predigte und vor ein Ketzergericht gestellt wurde. Daraus hätte Herr Prölß ohne Weiteres auf das von Bruschius und van der Meer nicht genannte und daher Schaubinger, der Badenia und Bally, und mithin wohl auch Herrn Prölß, bis dahin unbekannte Alter der Fürstäbtissin bei ihrer ersten Flucht schließen können. Unter allen Umständen mußte sie damals (1548) nahe an fünfzig Jahre alt sein und nahe an Sechzig zählen bei ihrer zweiten Flucht! Das nennt Herr Prölß „jugendlich". „In allen

*) Roman aus der Reformationszeit. Jena, Costenoble.

**) Scheffelbiographie S. 148—149.

***) Die „Sagen" und „Balladen", auf die sich Herr Prölß bezieht, scheiden ganz aus, da sie nicht aus der Zeit des Geschehens stammen und lediglich willkürliche Verbildungen des Geschehenen sind.

*) Wenn in der Vorrede zu meinem Roman die geschichtliche Ueberlieferung nach Bruschius dahin lautet: „sie schritt zu heimliche Ehe, floh mit ihrem Gatten", so geschah dies theilweise mit Rücksicht auf die Leserinnen, theils aber auch, um die Probe zu machen, ob auch nur ein Einziger unter den Kritikern auf Grund eigener Kenntniß der Quelle dagegen Einsprache erheben werde. Nicht ein Einziger hat die Probe bestanden! Alle, einschließlich des Herrn Prölß, schreiben ganz munter: „Bekanntlich schritt die Abtissin zu heimlicher Ehe, floh mit ihrem Gatten" u. s. w.

Digitized by Google

Ueberlieferungen," schreibt er, „erscheint diese jugendliche, das Glück der Ehe trotz allen Klostergelübden erstrebende Aebtissin erfüllt und bewegt von heißer, der Fesseln der Convenienz spottender Leidenschaft und umstrahlt von jener Gloriole tragischer Poesie, welche das lockige Haupt der Julia Capulet mit zauberischem Glanze umwebt" u. s. w. Doch genug des Unsinns und der absichtlichen Entstellung geschichtlicher Thatsachen.

Möge der geneigte Leser mich nun begleiten bei Darlegung der Arbeit, die ich nach Herrn Prölß' Meinung so jämmerlich verrichtet haben soll: „das lautere Gold der Poesie dem Geäder des historischen Stoffes zu entschmelzen".

Dieses Geäder des historischen Stoffes hatte sich, das wird der Leser mir nun zugestehen — Herrn Prölß brauchen wir vorläufig nicht dazu — um so spröder und immer weniger goldhaltig erwiesen, je mehr wirkliche Geschichte durch mein unermüdliches Suchen aufgedeckt wurde. Nach den früheren Quellen konnte sich auch der Geschichtskenner die Aebtissin bei ihrer Flucht jugendlich denken. Nach den Enthüllungen, die mir das Badische Archiv gegeben hatte, war das unmöglich, und deshalb schon das geschichtliche Bild der Aebtissin in der Hauptsache nicht bloß unpoetisch, sondern widerwärtig. Jeder einigermaßen verzagte Verfasser mußte an der poetischen Verklärung dieser Heldin verzweifeln. Denn die etwa 24 jährige Ketzerin macht nach dem Ketzergericht von 1524 neunzehn Jahre lang, bis 1543, die Bräuche und Andachten des alten Glaubens so heuchlerisch mit, daß sie zur Aebtissin gewählt und vom Papst wegen ihres Glaubens belobt wird. 1548 läßt sich die alternde (etwa 48 jährige) Frau von einem jugendlichen Geistlichen, einem „Helfer oder Diakon", verführen und geht mit ihm durch, seiner Vorspiegelung trauend, daß er sie ehelichen werde.*) Ihre frühere Unbescholtenheit erwirkt ihr die Milderung des härtesten Schicksals. Sie heuchelt von neuem zehn Jahre lang und entflieht dann heimlich allein aus den Bädern von Baden im Aargau, nach Basel, wo sie das Bürgerrecht erwirbt und ihr Klostergut im Interesse ihrer Kinder zurückfordert, auf welches sie vorher feierlich verzichtet hatte.**)

Ohne den gewaltigsten Umschmelzungsprozeß war dieser Rohstoff poetisch gar nicht zu verwerthen. Nur eine unschätzbare, für die geschichtliche wie poetische Gestaltung der Heldin gleich bedeutsame Ausbeute hatte das Badische Archiv gewährt: die kühne evangelische Predigt dieser Fridolinsfrau in Säkkingen im Frühling 1524 und das Ketzergericht über sie vom Donnerstag vor Pfingsten desselben Jahres. Dieses Ereigniß trug in ihr Wesen einen neuen, von den klösterlichen Geschichtsschreibern sorgfältig verschwiegenen Zug von höchstem Werth, welcher ihr Streben nach der Aebtissinwürde und ihre Liebe in ein ganz neues eigenthümlich-günstiges Licht stellte. Denkbar war nun, daß die kühne Seele, die mit Zwanzigen im Ordenskleid auf offenem Markt gepredigt und sich dann vor der Macht Oesterreichs und des Krummstabs von Constanz scheinbar gebeugt hatte, mit zähester innerster Treue den evangelischen Glauben durch neunzehn Jahre festgehalten hatte, um ihn als einstige Aebtissin mit ihrer Fürstenmacht zu schützen. Und auch die plötzlich im Herzen der alternden Frau aufschießende Liebe hatte sittlich und poetisch durch jene kühne Jugendthat gewonnen. Denn nun konnte diese Liebe doppelt begreiflich erscheinen: einmal als kühne Lossage von Gelübden, die Magdalin's Glaube längst gelöst hatte, und dann als der späte, aber um so unwiderstehlichere Drang, ihren durch Jahrzehnte verkümmerten Antheil an menschlichem Herzens- und Liebesglück endlich doch zu finden. So ließ sich zur Noth geschichtlich, jedenfalls poetisch diese nach den wirklichen Quellen anscheinend so abstoßende Gestalt verklären.

Der poetischen Darstellung war jedenfalls geboten, die in Wirklichkeit von 1524—1558, also über 34 Jahre sich vertheilende Handlung auf wenige Jahre zusammenzuziehen. Die Ereignisse von 1524 durften aber aus den eben entwickelten Gründen keinesfalls übergangen werden. Zwei Wege waren demnach für den Roman gegeben. Entweder mußte er seine Handlung in der Hauptsache in den Jahren 1543—1548 abspielen lassen, und das früher und später Geschehene nur episodisch andeuten. Oder er mußte kurz vor 1524 beginnen und die Ereignisse der Jahre 1543—1548, ja bis 1558 um zwanzig, ja fast dreißig Jahre zurückverlegen, dagegen Magdalin's Auftreten im Jahr 1524 lebendig darstellen.

Der erste Weg hatte volle geschichtliche Zeittreue für sich. Aber die schwersten poetischen Bedenken. Da die Ereignisse von 1524 nothwendig berührt werden mußten, so konnte die Heldin zu Beginn der Handlung nicht jünger als vierzig Jahre sein. Das Aufflammen einer Liebesleidenschaft von der Stärke und Gluth wie bei Julia Capulet hat in diesem Alter etwas Unnatürliches, fast Komisches, namentlich bei einer Frau, die seit zwanzig Jahren das Schwerste ertragen hat, um die Fürstenkrone von Säkkingen zu erringen, die sie durch diese Liebe sicher preis gab. Die Heldin wäre ferner von dem Verdachte zwanzigjähriger Heuchelei doch nicht zu reinigen gewesen. Endlich aber hätte der geschichtliche Hintergrund der Jahre 1543 bis 1548 gar keinen Glauben für das Streben Magdalin's geboten, daß sie die Aebtissinwürde nicht aus eigener Ehrsucht errungen habe, sondern um dem Evangelium am Oberrhein Schirm und Schutz zu leihen. Denn damals war der neue Glaube am Oberrhein längst zertreten und erstickt.

So entschloß ich mich denn dazu, die Handlung in die Jahre 1523 bis 1531 zu verlegen. Die Heldin steht da in der Fülle der Jugend und Schönheit. Ihre That wächst vor dem Leser aus ihrer innersten Gemüthstiefe hervor und braucht nicht aus zwanzigjähriger Vergangenheit kalt nacherzählt zu werden.*) Ihre Leidenschaft zu dem tapfern jugendlichen Führer der Evangelischen am Oberrhein, dem Junker Gerold von Harpolingen, bricht sich durch die schwersten — von Herrn Prölß entweder nicht aufmerksam gelesenen, oder gründlichst mißverstandenen — Seelenkämpfe siegreich Bahn. Magdalena erkennt ihre heiße heimliche Liebe zu Gerold in dem Augenblicke, da sie im Frühjahr 1524 predigend auf dem Markte zu Säkkingen steht und den ihr längst werthen Junker plötzlich unter ihren Hörern gewahrt. Da versagt ihr das Wort der Priesterin, und sie erkennt, daß sie nicht stark genug sei, ihrer Liebe und ihrem Gotte gleichzeitig zu dienen; und da sie ihr reines Auge auf die Aebtissinwürde gerichtet hat, um den Fürstenstab später zum Schutze des Evangeliums zu führen, so entsagt sie ihrer Liebe und glaubt, sie überwinden zu können. Aber es ist unmöglich: das Weib siegt über die Heldin. Gerade am Ziel, in der einsamen fürstlichen Höhe der Aebtissin, flammt die unausrottbare Liebe zu dem Erwählten siegreich wieder auf. Der edle machtvolle Schirmherr alles evangelischen Lebens in Süddeutschland und der Schweiz, Huldreich Zwingli, spricht ihr das Wort, das ihre schweren Zweifel löst und legt ihre Hand zum Ehebunde in die Gerold's. In heimlicher Ehe wirken Beide zum Heil der Unterthanen des Fridolinstiftes, bis Magdalin's Zustand das Geheimniß dieser Ehe verräth.

*) Misere decepta est a quodam Diacono, sagt Bruschius, „quo fidem dante eam sibi conjugem futuram, cum ipsa fugientem sequeretur."

**) Urkunde 19 im Fascikel des Badischen Archives 266/51 „Acta die Entsetzung der hiesigen Fr. Fürstin-Aebtisin Magdalena v. Husen von der abteylichen Würde und jenes, was sich nachhin mit derselben bis zu ihrem Tode ereignet hat, betreffend. Ex seculo XVI." Dieses Schreiben Magdalin's ist datirt: „dandum uf suntag nach sanct gallentag im 58 jar".

*) Herr Prölß macht mir zum Vorwurf, daß ich einen geringen Theil des Protokolles des Ketzergerichtes über Magdalin im Wortlaut gebe. Ich könnte mich für diesen Vorgang auf die besten Vorbilder, Freytag, Walter Scott u. s. w., berufen. Aber die wörtliche Mittheilung der Quelle spricht hier für sich selbst. Die geschraubte Sprache deutet den Anachronismus eines Ketzergerichtes mitten im deutschen Geistesfrühling schon äußerlich an und erweckt die Heiterkeit statt des Bangens des Lesers, eine Stimmung, welche der Ausgang dieses Ketzergerichtes im Roman rechtfertigt. Herr Prölß hat freilich auch hier so ungenau gelesen, daß er meint, die in Anführungszeichen gesetzten Worte des Protokolles, die von den handelnden Personen sammt und sonders in der dritten Person reden, seien Aeußerungen handelnder Personen!

Digitized by Google

Gerold flüchtet sie auf seine Burg. Des Kaisers Bruder Ferdinand belagert sie. Um den Preis der Hülfe des fürstlichen Leibarztes in Magdalins schwerster Stunde liefert sich Gerold ohne Wissen Magdalin's den Kaiserlichen aus. Magdalin rettet sein Leben durch Uebergabe der Burg. Ihr Kind flüchtet eine treue Zofe nach Zürich. Gerold wird als gemeiner Landsknecht nach dem von den Türken bedrohten Wien geführt. Seine Tapferkeit schafft ihm Hauptmannsrang und Rückkehr. Er vernimmt, Magdalin sei ihrer Würde entsetzt und gefangen und, was schlimmer, religiös tiefsinnig; sie meine: Gott habe sie für immer vom Leben und ihren Lieben geschieden. Sie weigert sich sogar, Gerold zu folgen, als er sie befreien will. Da schlägt Gerold mit bei Kappel an Zwingli's Seite, weil sich dort auch die Sache des Evangeliums am Oberrhein entscheiden muß. Ueber Zwingli's Leiche verliert er das Bewußtsein. Inzwischen ist Magdalin begnadigt, aber nur langsam kehrt ihr Tiefsinn dem Leben sich wieder zu. Als ihr mit einem Male am Bergsee Gerold und ihr Kind gegenübertritt — da fallen die letzten Schatten des Wahnes, sie ist frei und glücklich.

Dieser schwere Kampf zweier liebender Herzen zu ihrem Glücke ist nun weiter auf's innigste verflochten mit der wunderbar reichen Bewegung der Geister, die in denselben Jahren am Oberrhein spielt. Es genügt zu sagen, daß der flüchtige Hutten 1523 hier durchkommt, daß gleichzeitig Eberlin von Günzburg in Rheinfelden predigt, daß in das Jahr 1524 die wunderbare Wandlung Ferdinands fällt, die ihn vom stillen Dulder der Protestanten zu deren Widersacher machte; daß des Bauernführers Konz Jehle von Niedermühle große Gestalt um Säkkingen heimisch ist und die Wäldler beherrscht, bis der unselige Thomas Münzer sein Gift unter sie sät; daß die Stadt Waldshut unter des wunderlichen Balthasar Hubmaier's Führung sich gegen Oesterreich empört und von Zwingli und Zürich Zuzug erhält; daß endlich Zwingli's hoher edler Geist die Treuen am Oberrhein überall eben so schirmt wie seine Schweizer*); und daß auch das Gegenspiel, die altgläubige Partei, durch Johann Faber von Constanz, den geschicktesten und ruchlosesten Intriganten des Zeitalters, am Oberrhein ihre „Praktiken" schürzt. Kurz, das evangelische Wesen ist in diesen Jahren auch am Oberrhein in aufsteigender Bewegung. Mit der Katastrophe von Kappel (1531) freilich muß der stolze Traum der Liebenden, einen kleinen evangelischen Staat am Oberrhein zu gründen, untergehen, und nur das Glück des Hauses Harpolingen bleibt ihnen — so ist ihr Schicksal ein Abbild deutscher Geschichte im Kleinen.

Man sieht, wenn je ein Verfasser den unpoetischen, ja abstoßenden historischen Rohstoff herzhaft und entschlossen von seinen Schlacken befreite, um ein befriedigend-erhebendes Bild daraus zu gestalten, so ist es hier geschehen. Ob mir das gelungen, ist ja eine andere Frage. Aber wer sagt: daß ich die Poesie des historischen Rohstoffes verdorben habe, der brüstet sich entweder anmaßend und wahrheitswidrig mit der Kenntniß dieses Stoffes; oder er weiß, daß er die Unwahrheit sagt, während er schreibt: dieser köstliche Rohstoff sei verdorben worden. Dieselbe Anmaßung und Unwissenheit spricht aus der Behauptung des Herrn Prölß: ich hätte „zugleich nach dem Ruhm des Dichters und Historikers gegeizt." Der Leser weiß nun, daß gar nichts von einem Geschichtspapst aus diesem Werke hervorschaut. Es ist vielmehr ein Erzeugniß freiester Phantasie und will nur dies sein. Freilich kenne ich dabei meine Quellen auf's Genaueste und brauche nicht „eigens" nach Säkkingen eine Reise „auszuführen", um mich dort nothdürftig mit den Titeln einiger Bücher bekannt zu machen. Mir lebt die Geschichte meines Oberrheingaues in allen Jahrhunderten und sie wird mir leben und mich zum Schaffen begeistern, wenn ich auch auf den Segen des Feuilletonbischofs der „Frankfurter Zeitung" verzichten muß.

*) Mit heiterem Lächeln wird der Kenner der Quellen Herrn Prölß' Offenbarung aufnehmen: „ich hätte Zwingli zu günstig gezeichnet, während jeder Zug und jedes Wort desselben durch das Zürcher, Berner und Luzerner Stadtarchiv belegt ist!

Henrik Ibsen's „Ideale Forderung".

„Er ging in allen Häuslerhütten umher und präsentirte etwas, was er die »ideale Forderung« nannte." So sagt in einem der neueren Dramen Ibsen's, in dem Schauspiel „Die Wildente", der geistig schmutzige Doctor Relling höhnisch von dem wahrhaften Gregers Werle. Er verlacht ihn, weil ja doch niemals diese Forderung honorirt worden sei, und fragt ihn dann spöttisch, ob er nicht inzwischen so klug geworden sei, etwas von dem Betrage abzulassen? „Niemals, wenn ich vor einem wirklichen, echten Menschen stehe!" antwortet ihm hierauf Gregers.

Als ich diese Stelle las, vermeinte ich den Inhalt aller jener tiefen, uns so gewaltig durchwühlenden Dichtungen Ibsen's in wenige Worte zusammengedrängt vor mir zu haben. Dieses „Niemals", diese unerbittliche Strenge in den Ansprüchen an das menschliche Wesen, die sich weder durch die Sitte und Gewohnheit noch durch die vermeintlichen religiösen oder gesellschaftlichen Forderungen etwas abfeilschen läßt, und auf der anderen Seite wieder jenes trostlose „wenn", jener Hinweis auf die wenigen „echten, wirklichen Menschen", auf die überwältigende Fluth der Verzerrungen des wahren Menschenbildes: das, in der faßbaren Gestalt kleiner gesellschaftlicher Ereignisse ausgedrückt, ist der Inhalt der Ibsen'schen Dramen. In der That hat auch der nordische Dichter, wie jener Gregers Werle, den er es so entschieden und einfach aussprechen läßt, eine „ideale Forderung" zu präsentiren. An Alle, die ihm lauschen wollen, an alle seine Zuhörer und Leser richtet er sie; aber nicht in der aufdringlichen, fast gewaltsamen Weise, in der jener Gregers den armen schwachen Hjalmar mit dem Gebote einer höheren Sittlichkeit überfällt, tritt der Dichter mit seiner Forderung vor die Mitwelt, sondern er will zunächst nur „ihren Geist frei machen, ihren Willen läutern". Wie der Pastor Rosmer in „Rosmersholm" hatte er gewiß auch ursprünglich die hohe Aufgabe sich gestellt, „alle Menschen im Lande zu Adelsmenschen zu machen". „Alle Menschen?" frugen die Erfahrung seines Lebens und sein tiefes Nachdenken über das menschliche Wesen ihn bald zweifelnd. „So viel wie möglich wenigstens", mag sich der Dichter später geantwortet haben. Und dann, als er sah, mit seinem überaus scharfen Blicke sah, wie schwer, ja, wie fast unmöglich es sei zu „läutern", da schränkte sich die Art, wie er seine „ideale Forderung" präsentirte, noch weiter ein. „Ich will nur versuchen, sie anzuspornen," läßt er Rosmer weiter sagen. „Vollbringen müssen sie es selbst" — denn „die Menschen lassen sich nicht von außen her adeln."

Die „Wildente" wie „Rosmersholm" sind in diesem Sinne als zwei Selbstbekenntnisse des Dichters aufzufassen, als zwei Rechenschaftsberichte, die freilich nur ein verneinendes, trostloses Ergebniß aufweisen: sie thuen dar, daß die „ideale Forderung" auch falsch und unheilvoll sein kann, wenn sie nämlich am unrechten Orte oder zu unrechter Zeit präsentirt wird. Aber die traurigen Rechnungsabschlüsse, die der scharfe Rechner, der überaus gewissenhafte und wahre Buchführer ziehen muß, sind doch noch kein Beweis dafür, daß jener Posten, die „ideale Forderung", überhaupt nicht im Conto geführt werden dürfe. Im Gegentheil, derselbe bleibt der Hauptposten, die an erster Stelle stehende, mit leuchtenden Zeichen geschriebene Eintragung im großen Contobuche des Lebens, das unvergängliche „Soll", von dem auf keine Weise Abschreibungen oder Abfeilschungen gemacht werden dürfen, wenn ihm vielleicht auch erst in Jahrhunderten und Jahrtausenden oder vielleicht auch niemals ein gleichwerthiges „Haben" von der „wirklichen, echten Menschheit" gegenübergestellt werden kann. Dieses leuchtende „Soll", der immer erneute, das Ganze wie ein rother Faden durchziehende Hinweis auf eine ewige, unverrückbare „ideale Forderung" — das ist das Ergreifende und Erhebende in Ibsen's Dichtungen.

Es ist ein einziges Wort, durch welches Ibsen's „ideale Forderung" ganz und mit allen ihren Folgen ausgedrückt wird,

Digitized by Google

das Wort: Wahrheit! Ihr entspringt Alles, was der Dichter als nothwendige Güter und Bedürfnisse für die Menschheit, als allein Erstrebenswerthes hinstellt, aus ihr erst fließt der Adel und die Freiheit des menschlichen Wesens, fließt auch die „Freude, welche die Sinne adelt“ und die „stille, frohe Schuldlosigkeit“, die Rosmer ersehnt. Die Lebensfreudigkeit, die unbehindert und losgelöst von der Vergangenheit frei dahinschreitet und den frohen Tag genießt, wie sie Rebekka in sich spürte, ehe sie in dem düsteren Rosmersholm den Begriff der Schuld zu fassen lernte, auch sie entstammt in ihrer reinen Form nur aus der reinen Wahrheit, aus der vollen Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst. Und die Art selbst, wie Ibsen seine „ideale Forderung“ präsentirt, der Geist der Verneinung, der seine Dichtungen, wenn dieselben äußerlich und oberflächlich aufgefaßt werden, zu durchziehen scheint, die Zertrümmerung der Formen, in die sich der reine Inhalt des Menschenwesens und des täglichen Lebens verkrochen hat, die bittere, scharfe Satire, die zuweilen mit Blitzesfunken in den trüben Ernst der Ereignisse bei ihm hereinleuchtet, auch diese scheinbar indirecte Art der Darstellung seines Grundgedankens hat ihren Ursprung nur in dem steten Aufblicken des Dichters zu jenem leuchtenden „Soll“, das da heißet Wahrheit. Ibsen will aufräumen, er will den Weg säubern von den Dornen und Hecken, die den Menschen so schwer zu dem strahlenden Ziele, zu der Wahrheit, gelangen lassen. Deshalb zertrümmert er auch so Vieles, was bisher die Menschheit als Ideale, als Wahrheiten zu verehren gewohnt war und wendet mit Vorliebe seine schärfsten Waffen gerade gegen das scheinbar Unantastbare, Heilige und Hohe. Eben weil es bloß scheinbar diese Eigenschaften an sich trägt, weil gerade hinter ihm die größte Unwahrheit sich verbirgt, weil so oft die feige Scheu vor der vermeintlichen Heiligkeit und Nothwendigkeit einer Einrichtung des Lebens nur die Lebenslüge erzeugt. Jene Ideale sind so oft nur Bemäntelungen der Schwachheit des Charakters, dienen nur einer unselbständigen, verkommenen Seele zur feigen und lügnerischen Selbstrechtfertigung, und jene Wahrheiten sind nur die brüchig und unbrauchbar gewordenen Formen eines Lebensinhaltes, der selbst schon längst von den Epigonen bei Seite gelegt und als erfüllt und überwunden verneint wird. „Gebrauchen Sie doch nicht das ausländische Wort: Ideale. Wir haben ja das gute norwegische Wort: Lügen“ läßt deshalb Ibsen den Doctor Relling zu Gregers sagen, als dieser die Schwachheit und sittliche Verkommenheit des Hjalmar und seines alten Vaters für Jugendträume und aus glücklicher Zeit herübergerettete Lebensideale erklärt. Und von den anerkannten „Wahrheiten“ sagt eine andere Ibsen'sche Gestalt, der Doctor Stockmann im „Volksfeind“ sehr treffend: „Es sind Wahrheiten, die so hoch zu Jahren gekommen, daß sie sich bereits abgelebt haben. Ist jedoch eine Wahrheit so alt geworden, so ist sie auf dem besten Wege, eine Lüge zu werden. . . . Und dennoch macht sich erst dann die Mehrheit mit ihnen zu schaffen und empfiehlt sie der Menschheit als gesunde geistige Nahrung.“

Es sind die „Wahrheiten“, die Ibsen zertrümmert, um die „Wahrheit“ frei leuchten zu lassen. Die letztere ist seine „ideale Forderung“. Aber in weiser Selbstbeschränkung hütet sich der Dichter, dieselbe in gewisse feste, positive Forderungen umzuwechseln und diese, in dichterisch-prophetischem Tone ihre Erfüllung heischend, der Mitwelt hinzuschleudern. Er weiß, daß er hierdurch die Förderung der echten Sittlichkeit nur hindern und eben auch wieder höchstens „Wahrheiten“ schaffen würde, die in kurzer Zeit und vielleicht jetzt schon bei vielen Schwachgemüthern zu Lügen werden müßten. Deshalb formulirt er seine „ideale Forderung“ überhaupt nicht selbst, sondern er veranlaßt den Leser, den Zuhörer, dieselbe sich zu bilden. Und hierin beruht das schöne Geheimniß und die ganze Erklärung von der tiefen Wirkung der Ibsen'schen Stücke. Er macht die Gemeinde, die ihnen mit Hingebung und mit dem Streben nach Verständniß lauscht, zu einer Versammlung von Mitwirkenden und Mitdichtern, er regt eine Bewegung nur an, die sich dann in der Seele des Theilnehmenden fortsetzt und vollzieht, er reißt nieder, um dem Zuhörer auf den bloßgelegten, echten Fundamenten des Lebens wieder das Aufbauen zu überlassen, er läutert, wie es in „Rosmersholm“ heißt, den Willen und macht den Geist frei von Vorurtheilen, indem er dieselben unbarmherzig niederschmettert, damit dann ein neuer, runder und freudiger Entschluß den Menschen zur wahren Sittlichkeit hinzuführen, ihn in Wirklichkeit zu adeln vermöge. Es bleibt in allen Ibsen'schen Dramen ein Rest, ein Unaufgelöstes, das den mit seiner ganzen Seele an der dramatischen Entwickelung Theilnehmenden nicht zur Ruhe kommen läßt, so lange es ihm nicht gelungen ist, über ihn in's Klare zu kommen und seine ethische Lösung aus sich selbst heraus zu gewinnen. In diesem Reste ruht die „ideale Forderung“ Ibsens gleichsam in latentem Zustande; sie gährt wie ein Sauerteig in der Seele dessen, der ihn zu bewältigen sucht, sie schafft Umwälzungen, gebiert Neues und weckt die Empfänglichkeit für die eine, ewige große Wahrheit, die Ibsen von dem Menschen fordert. Deshalb wirken die Ibsen'schen Stücke zweimal und müssen zweimal empfunden werden: einmal als Kunstwerke, die den ästhetischen Sinn in uns anregen und beschäftigen, und das andere Mal als Predigten, die den Willen in uns wecken und ihn zur Bethätigung einer höheren, echten Sittlichkeit auffordern.

Lassen wir unseren Blick über die Reihe der Ibsen'schen Stücke schweifen, soweit dieselben in deutschen Uebersetzungen vorliegen — es sind übrigens alle, die überhaupt hier in Betracht kommen können, übersetzt —, so finden wir, daß von „Brand“ und „Peer Gynt“ an bis herauf zu „Rosmarsholm“ ein ganz eigenthümlicher Fortschritt in der Entwickelung dieses unaufgelösten Restes der Dichtungen, welcher den Keim zu Ibsen's „idealer Forderung“ in sich birgt, stattgefunden hat. Oberflächlicher Betrachtung hat es geschienen — wenigstens habe ich früher einmal in einem Essay über Ibsen derartige Andeutungen gelesen — als ob der Dichter mit jenen erstgenannten Stücken, zu denen der Entstehungszeit nach auch das Lustspiel „Der Bund der Jugend“ zu rechnen, noch in einer ganz anderen Schaffensrichtung befangen gewesen wäre, als die späteren, die gesellschaftlichen Auswüchse geißelnden Stücke sie zeigten. Allerdings liegt zwischen der Veröffentlichung des genannten Lustspiels und der des Schauspiels „Die Stützen der Gesellschaft“, des ersten von den sogenannten späteren Stücken, ein Zeitraum von acht Jahren, welcher nur durch das „weltgeschichtliche“ Schauspiel „Kaiser und Galiläer“ ausgefüllt ist; aber mir ist es unfaßbar, daß eine ebensogroße innere Kluft auch zwischen „Brand“ und „Rosmarsholm“ befestigt sein soll. Beide Stücke, welche als die Gipfelpunkte der beiden Schaffensperioden zu bezeichnen sein würden, wenn die letzteren überhaupt angenommen werden dürften, tragen das Gepräge gleichen Strebens, gleicher Anschauungen von den Tiefen und den Höhen des Lebens und beide bergen in sich die gleiche „ideale Forderung“, nur daß die letztere in dem späteren Stücke eine größere gedanklichere Läuterung, eine Vertiefung und Verallgemeinerung erfahren hat und also nur einen Fortschritt aufweist, der an sich keine Scheidung der Lebensarbeit des Dichters in zwei sich fremde Theile, sondern nur eine um so ersichtlichere Einheitlichkeit derselben begründen kann. In „Brand“ scheint mir sogar in einem großen Bilde das Alles symbolisch skizzirt zu sein, was der Dichter später in packenden, durch ihre kühne Gegenständlichkeit so überraschend wahren Einzelzeichnungen nach einander vor uns hinstellen will: der rastlose und, wie es scheinen will, immer erfolglose Kampf den die einfache und ungekünstelte, nur das eine Ziel: die Wahrheit im Auge haltende Menschennatur mit ihren Verzerrungen, Verdunkelungen und Entstellungen führt. Das rein Menschliche, das nur gut ist, so lange es strebt, das nur stark ist, so lange es wahr und in sich einheitlich bleibt, das nur göttlich ist, soweit es über seinen irdischen Beziehungen nicht den einen, ewigen Ruf: Wahrheit! überhört — das will Ibsen herausentwickeln und herausschälen aus den verwirrenden Gestaltungen des conventionellen Geschehens. Es auszubilden, zu pflegen, das ist seine „ideale Forderung“, in „Brand“ und „Peer Gynt“ ebensowohl wie in „Gespenster“, in „Wildente“ und in „Ros-

Digitized by Google

marsholm". Jener kühne trotzige Pfarrer am nordischen Fjord, der den „Kampf bis auf's Messer" gegen die Dreiheit des Leichtsinns, des Stumpfsinns und des Wahnsinns in der Welt sich gelobt hat, der von seiner Forderung: Alles oder Nichts! keinen Deut abhandeln läßt und den ganzen Menschen in dem Streben nach der Wahrheit aufgehen zu lassen befiehlt, der sein geliebtes Kind, sein Weib und schließlich sein Lebenswerk, die Kirche, lieber opfert, als daß er sich zu dem geringsten Zugeständniß an die Falschheit und die Lüge in der Welt bewegen läßt, ist dieser Pfarrer Brand, der von der Welt verlassen und geächtet, auch im Tode von Gott noch die Bestätigung und Rechtfertigung seines „Manneswillens quantum satis" fordert, nicht die Verkörperung des unverrückbaren, nur in der einfachen nackten Wahrheit seine Erfüllung und Befriedigung findenden großen sittlichen Wollens, das auch für alle späteren Dramen Ibsen's als die „ideale Forderung" den gewaltigen Hintergrund bildet? Und die Verzerrung dieses Wollens zur phantastischen Haltlosigkeit in „Peer Gynt," findet sie nicht ebenso in dem kläglichen politischen Lügner Steinhoff in dem „Bund der Jugend" und in dem an Kindereien sich ergötzenden, mit seinen „schönen Gefühlen" spielenden Hjalmar in der „Wildente" ihre praktischen Beispiele, ebenso wie der übermenschliche Brand in dem Doctor Stockmann des „Volksfeindes" nur in kleineren, durch ihre Realistik wirksamen Verhältnissen seine Auferstehung erlebte? Auch Nora in dem „Puppenheim", Rebekka in „Rosmarsholm", Frau Alwing in den „Gespenstern" und die prächtige alte Jungfer Lena in dem „Volksfeind" tragen in ihrem innersten Wesen die Züge der Agnes aus „Brand" und der lieblichen „Solveig" aus „Peer Gynt"; alle tragen die Sehnsucht nach einer Menschlichkeit, nach dem Adel, der nur durch die hingebende stille Liebe errungen wird, auf ihren Mienen ausgeprägt und keine Kluft trennt die Einen von den Anderen. Alle Ibsen'schen Gestalten, die in dem Vordergrund der Handlungen stehen, ja selbst auch die oft nur mit wenigen Strichen aber mit meisterhafter Schärfe skizzirten Nebenfiguren haben das eine gemeinsame Merkmal, daß die Formen des äußerlichen Geschehens nicht den Inhalt ihres Wesens erschöpfen; sie sind tiefer und reicher, als die Welt, in der sie leben, sie tragen eben das Bedürfniß in sich, eine „ideale Forderung" erfüllen zu müssen. Und je hervorragender der Platz ist, den eine dieser Gestalten im Stücke einnimmt, desto schärfer betont Ibsen durch sie jenes: Niemals! des Gregers in der „Wildente", jene Weigerung, auch nur das Geringste von dem Betrage der Forderung abzulassen.

Man hat wohl Ibsen auch zu den pessimistischen Dichtern gerechnet, weil er eben den Widerspruch zwischen der allen seinen Stücken zu Grunde liegenden „idealen Forderung" und ihrer unzulänglichen Einlösung durch das wirkliche Geschehen so stark betont. Aber wie falsch und oberflächlich ist doch diese Einregistrirung! Im Gegentheil! Ibsen ist einer der optimistischen Dichter, die je ihren Gesang haben ertönen lassen. Er glaubt an ein „echtes, wirkliches Menschenthum," sonst würde er nicht so bitter und schneidend um den Verfall desselben klagen. Er glaubt an eine reine und edle Lebensfreudigkeit, an eine frohe Schuldlosigkeit, an ein freies und wahres Zusammenleben der Menschen in Ehe oder Freundschaft, sonst würde er nicht die starren und verzerrten Formen, in welchen das Alles jetzt, anstatt zu gedeihen, gerade erst recht zu Grunde geht, mit seinen eindringenden poetischen Waffen angreifen. Ich sagte oben, daß seine „ideale Forderung" in seinen späteren Stücken eine gedankliche Läuterung und eine Vertiefung erfahren hätten, daß er also nur fortgeschritten sei in seiner ursprünglichen und einzigen Lebensaufgabe. Dieser Fortschritt besteht eben darin, daß Ibsen in dem letzten Theil seiner poetischen Wirksamkeit die Lebenslüge schärfer erkannt und schärfer angegriffen hat. Er ist tiefer hineingestiegen in des Lebens Abgründe und spürt seinen Wurzeln nach; damit hat sich bei ihm auch der Gegensatz zwischen der „idealen Forderung" und dem Leben nur vertieft, ohne aber, wie das bei einem Pessimisten der Fall sein würde, verschwunden zu sein und in Trostlosigkeit sich aufgelöst zu haben. Wie er den Schatten des Lebens als tiefer und dunkeler erkannt hat, so ist auch das Licht, jene „ideale Forderung", intensiver, strahlender bei ihm geworden. Wie ist schon die Nora im „Puppenheim" vertieft und selbständig geworden gegenüber der bloß leidenden, sich hingebenden Agnes in „Brand". Die Ehe, d. h. also die eine, wichtige Form des menschlichen Zusammenlebens wird von ihr mit einem Inhalt erfüllt, sobald sie zu der Erkenntniß gelangt, daß sie bisher nur als Puppe in ihr lebte. Und dann Frau Alvig in den „Gespenstern", wie viel mehr weiß sie schon vom Leben und auch von sich zu fordern, als jene Nora. Daß jener Inhalt die Lebensfreudigkeit sei, wird ihr klar, daß der frohe Lebensmuth verkümmern, verbrecherisch werden muß, wenn nur die Pflicht ein Wort in der Ehe zu sprechen für nöthig hält, sieht sie zu ihrem Entsetzen ein, als das Unheil über sie hereinbricht, welches aus der nur gemißbrauchten Lebensfreudigkeit stammte. Und nun Rebekka im „Rosmersholm"! Sie kann, angesteckt durch die dumpfe Luft, die in dem alten Stammsitz weht, ihren ursprünglichen, geraden, straks auf das Ziel losgehenden Lebensmuth nicht mehr finden, ihre Vergangenheit wird ihr zum Fluche, weil sie nicht mehr freudig sein kann zum Leben, weil sie grübelt, ihre innere Freiheit wird vernichtet, weil sie erst zu spät die „ideale Forderung" erkannte, die nun mit Gewalt ihr ganzes Sein in Beschlag nimmt. Sie muß zu Grunde gehen, weil sie durch „die stille, entsagungsvolle Liebe", die in ihrem Herzen zu dem edlen Rosmer aufkeimte, geadelt wurde. Der Widerspruch, in dem die neue von ihr erfüllte „ideale Forderung" an den Menschen mit ihrer Vergangenheit tritt, macht ihre Weiterexistenz oder wenigstens ein frohes Leben ohne Schuldbewußtsein unmöglich.

Gewiß ist „Rosmersholm" das tiefste und am schwersten verständliche, aber auch das großartigste Drama Ibsen's. In ihm findet die „ideale Forderung," die an den „echten, wahren Menschen" herantritt, ihren stärksten, innigsten und wehmüthigsten Ausdruck. Wann wird diese Forderung wirklich ihre Einlösung finden? fragen wir unter dem gewaltigen Eindrucke dieses Dramas. Und wird nicht immer wieder, wenn auch, wie in ihm, wirklich zwei echte und reine Menschen zusammentreten zu ihrer Erfüllung, entweder das gegenwärtige Leben mit seiner Verständnißlosigkeit und Rohheit, oder auch die Vergangenheit mit ihrem unvermeidlichen Zwange störend dazwischen greifen. Wann endlich? Es ist Ibsen's unbeschreibliches Verdienst, daß er diese Frage an den Menschen stellt und nicht an die Zeit. Wie kläglich nimmt sich im Gegensatze zu ihm jener andere moderne Eiferer gegen die „conventionelle Lüge" aus, der die letztere nur in den Zuständen der Zeit begründet findet. Als würde mit dem Fortschreiten der Cultur die Lüge getödtet. Sie bleibt so ewig, wie die Wahrheit, nur die Einzel-Wahrheiten werden zu Lügen, das ist so der Lauf der Welt, aber die Wahrheit besteht, und sie ist es, die auch nach Jahrtausenden noch, wie heute, allen „echten und wirklichen Menschen" ihre ideale Forderung präsentirt. Auch dann noch werden Ibsen's Werke ihre Herolde sein.

Oskar Bulle.

Zum Don Juan-Jubiläum.

Von Paul Marsop.

(Schluß.)

Die Erscheinung des Helden, dessen farbenprächtiges Gewand zu grell gegen die blaßblauen Soffiten des deutschen Theaterhimmels absticht, gelangt zur rechten Wirkung, wenn die glühende romanische Sonne sie bestrahlt. Octavio, der diesseits der Alpen den Eindruck eines tenorbegabten Nachmittagspredigers macht, dessen frostige Tugend uns noch viel antipathischer ist, als das flammende Laster Don Juan's, nimmt im italienischen Ensemble seinen berechtigten Platz ein. Hier ist er eine gutgezeichnete Figur, wie solche im italienischen Gesellschaftsleben nicht selten angetroffen wird: er war Donna

Digitized by Google

Anna's Anbeter und wurde eines Tages, er wußte selbst nicht wie, ihr Bräutigam; er benimmt sich in jeder Lebenslage äußerst correct, ist in der Erledigung von Ehrenhändeln überpeinlich, aber schließlich auch nicht unzufrieden, wenn es sich herausstellt, daß der Gegner als satisfactionsunfähig angesehen werden darf. Alles in Allem kann er seiner verwaisten Braut nicht nur als zweiter Vater, sondern auch als Toilettenspiegel dienen.*)

Donna Anna ist vollends nur als gluthäugige Italienerin oder Spanierin zu verstehen, welche sich, getragen von den harmonisch fluthenden Wellen eines klangschwelgerischen Idioms, am Pathos ihres eigenen Schmerzes berauscht. Noch mehr: die romanische Donna Anna vermittelt uns erst den Begriff der Schuld Don Juan's. T. A. Hoffmann hat in einer köstlichen kritischen Phantasieskizze die Ansicht ausgesprochen, daß es Don Juan, bei dem nächtlichen Ueberfalle, in der That gelänge, Donna Anna zu verderben; obschon dies der Wortlaut des Textes nicht besage, so bliebe doch kein Zweifel darüber, wenn man das Verhältniß, in welchem die Beiden zueinander ständen, psychologisch zergliedere, wenn man in Betracht ziehe, daß die Erregtheit, welche die Musik in den Hauptscenen Donna Anna's bekunde, die der Worte weitaus überflügele. Gegen diese Meinung hat Otto Jahn in seiner meister- und musterhaften Biographie Mozart's heftig protestirt; doch schlagen in seiner Entgegnung die subjectiven Empfindungen stärker vor als die Gründe. Wir unsererseits glauben, daß Jahn die Idealgestalten blonder deutscher Primadonnen vor Augen hatte, denen er allerdings mit gutem Rechte nicht zutrauen mochte, daß sie, noch ehe sie recht zur Besinnung kämen, durch die heiße Gluth Don Juan's versengt würden. Leporello sagt auch in dem auf die erste Scene folgenden Recitativ ganz unverhohlen: „Zwei recht nette Stücklein: Sforzar la figlia, ed'amazzar il padre." Wenn Donna Anna hinterher, in der Erzählung des Ueberfalles, behauptet, daß es ihr noch im letzten Augenblick zu fliehen gelungen wäre, so ist das einmal daraus zu erklären, daß sie zu stolz ist, um ihre Schande zu bekennen, — Motive, um Sühne für eine Ehrenkränkung zu heischen, bleiben ohnedies noch genug vorhanden — und zweitens daraus, daß sie eben einen — Don Octavio vor sich hat. Nur *diese* Donna Anna ist dann im Stande, das zu thun, was jene, die der Gefahr entgangen wäre, nie über sich gebracht haben würde: in das Haus des Verführers selbst zu gehen, um seine Bestrafung auch ihrerseits zu beschleunigen und — così fan tutte — um ihn noch einmal zu sehen. Sie will seine Vernichtung, weil sie fühlt, daß sie gegen ihn nahezu machtlos ist. Daher ihr dämonisches Rachewüthen, daher diese Cascaden der Zornesfluthen, die nur in italienischen Lauten überzeugend wirken — scheinbar fesselos dahinströmend und doch in edel geschwungenen rhythmischen Linien auf- und niederwogend.

Besteht aber über die wahre Natur des ersten Abenteuers kein Zweifel mehr, dann ist auch das Moment der Schuld für das Drama gewonnen, dann ist die Erscheinung des steinernen Gastes, die Einmischung der überirdischen Mächte erst verständlich. Denn wo lägen sonst die Vergehen Don Juan's, wenn Donna Anna ihm entginge? Elvira und Leporello erzählen freilich ein Langes und Breites von seinen Schandthaten; doch diese Vorgänge liegen sämmtlich vor Beginn der Handlung. Im Drama sind wir nur verpflichtet, dem Helden im Guten und Schlimmen das anzurechnen, was wir ihn im Verlaufe desselben thun sehen. Was thut aber Don Juan — die Introduction abgerechnet? Er will sich Zerlinen's bemächtigen — es mißlingt ihm; er sucht Elviren's Zofe zu berücken — zu ungelegener Zeit für ihn kommt Masetto mit den Bauern dazwischen; er hat, wie er erzählt — gleichfalls nur erzählt! — eine Begegnung mit einer Donna, welche vermuthlich Leporello nahe steht; auch hier wird er unliebsam gestört und muß seine Beute in Stich lassen. Ist das der *Don Juan, dem Alles gelingt*? Ist das der Verbrecher, dem Alles fehlschlägt? Und darum müssen die Chöre unterirdischer Geister sich vernehmen lassen, darum die Erde den Missethäter verschlingen? Das wäre mehr wie verwunderlich; denn ein Zusatz „der Versuch ist strafbar", ist unseres Wissens im künstlerischen Gesetzbuch nicht enthalten. Mit dem Gedanken, die tragische Schuld aus der Verhöhnung des Grabmals heraus zu construiren, können wir uns ebenfalls nicht befreunden. „Vecchio buffonissimo" ist, wenn auch keine Schmeichelei, so doch keine starke Ehrenkränkung und die Einladung zum Nachtessen allerdings ein recht loser Spaß, aber noch keine Denkmalsschändung. Der Don Juan des zweiten Actes ist, bis zum Auftreten des Geistes, genau der des ersten; nichts regiert ihn, als sein grenzenloser Uebermuth. Von wilden Thaten, die ein „an seinem besseren Selbst verzweifelnder" unternehmen würde, ist keine Rede. Er setzt sich im zweiten Finale mit derselben Seelenruhe zu Tisch, mit der er im ersten den Ball leitet. Seine einzige, seine wahrhafte Schuld ist die Verführung der Tochter des Comthur's. Das Verhältniß der Beiden zueinander wird uns aber nur klar, wenn wir eine Südländerin — jeder Zoll eine Romanin — vor uns haben!

Was von Donna Anna gilt, findet auch auf Elvira und Zerline Anwendung; auch diese Charaktere können nur durch Aufwand eines reichlichen Maßes von südlichem Temperament verkörpert werden. Die erstere ist keine posirende Didone abbandonata aus der alten opera seria und die letztere keine Kokette vom Lande mit einer seidenen Watteauschürze, welche mit Don Juan liebäugelt, um Masetto erst recht in Flammen zu setzen. — Auffassungen, wie sie auf deutschen Bühnen üblich sind. Vielmehr ist Elvira die personificirte weibliche Leidenschaft, die durch Eifersucht bis in's Ungemessene gesteigert wird; kaum glaubt sie Don Juan, der sich zu Beginn des zweiten Actes durch Leporello vertreten läßt, sich zurückgewonnen zu haben, als es wie ein elementarer Schrei aus ihr hervorbricht: „Son per voi tutta foco!" Das soll man in's Deutsche übertragen! Um Zerlinen's Natur zu begreifen, ist im italienischen Text nachzulesen, wie schnell und mit welchem Eifer sie das drängende „Andiam, andiam" Don Juan's aufnimmt! Das geben die Uebersetzungen mit „Wir werden glücklich sein", oder, „O komm zum holden Glück", wieder. Was ist doch das Deutsche für eine harmlose Sprache! Endlich zeigt Leporello in der Originalfassung theils die Züge des spanischen Catalinon, — des nur um eine geringe Stufe abwärts gerückten Gracioso, — theils die des launigen, sogar in seiner Unverschämtheit noch liebenswürdigen Arlechino, wogegen die Leistung eines deutschen Sängers, der diese fremden Völkstypen verkörpern soll, nur historische Reminiscenzen an jene Tage wecken kann, in denen das Stück vom steinernen Gast in deutschen Landen meist als Puppenspiel über die Scene ging.

Ja, wenn wir die italienischen Sänger früherer Tage hätten! Aber sie sind ausgestorben. Unsere Uebersetzer, unsere Künstler hinwiederum können das Unmögliche nicht verwirk-

*) Der geistvolle Max Kalbeck, dessen Don Juan-Uebersetzung durch poetisches Feingefühl, bestmögliches Anpassen des deutschen Wortes an die italienische Cantilene und Frische des Dialoges sich vortheilhaft auszeichnet, überhaupt als die relativ vorzüglichste unter den vorhandenen deutschen Bearbeitungen betrachtet werden muß, hat sich eifrig bemüht, dem Charakter des Octavio etwas mehr Rückgrat zu geben. Wir können dies Bestreben begreifen, vermögen aber, von unserem Standpunkte aus, den Zweck desselben nicht abzusehen. Der italienische Octavio *braucht* und der deutsche *kann nicht* gerettet werden. Während der ersterere seine Absicht kundgibt, den Missethäter gerichtlich zu belangen, läßt Kalbeck seinen Octavio zu Donna Anna sagen: „Gefordert hab' ich den frechen Buben heut' vor die Klinge, morgen treffen wir uns." Das ist recht schön, vorausgesetzt, daß Don Juan die Forderung angenommen hat — was wir dem Bearbeiter anheimstellen müssen — und daß Donna Anna, welche doch mindestens für einen von beiden, für Octavio oder für Don Juan, wärmere Gefühle hegen dürfte, sich begnügt, darauf zu erwiedern: „O Himmel, was hör' ich." Nichtsdestoweniger ist damit nur das erreicht, daß der deutsche Octavio, der sonst sich consequent schwach gibt, jetzt inconsequent, einmal muthig und ein andermal schlapp erscheint. Ein Bräutigam, der nach der Aufforderung seiner Braut, ihren „gemordeten" Vater zu rächen, noch anderthalb Acte lang den Bedächtigen spielt, kann uns nur als — italienischer Liebhaber gelten. Als solcher erfüllt er voll und ganz seinen Zweck, als deutscher ist er unmöglich.

Digitized by Google

lichen. Und vom deutschen Publikum kann der billig Denkende nicht verlangen, daß es dem romanischen Ritter und seinem Kreise Theilnahme schenke.

So ist denn die Partitur des Don Juan heute heimathlos.

„Unmöglich!" sprechen die Melodienfreunde. „So sollen wir diese herzerfrischenden Weisen nie wieder hören? So soll Mozart's Don Juan der Welt ein todter Besitz sein?"

Seid unbesorgt! Es wird noch genug deutsches Wasser in das Champagnerlied — und die ganze Rolle Don Juan's ist ein Champagnerlied — gegossen werden. Nur für den Idealisten ist der stolze Don von Sevilla heimathlos. Theater aber werden nicht nach idealistischen Principien und am allerwenigsten im Hinblick auf das, was dem Volk geistig noth thut, gelenkt. Hier treibt man Realpolitik und so ist denn Aussicht vorhanden, daß diejenigen, welchen ein verhunzter Mozart lieber ist als gar keiner, mit selbigem an Fest- und Werktagen noch oft genug erfreut werden.

Wir unsererseits feiern den Meister und sein Werk täglich und stündlich. So oft wir uns hörend und lernend mit irgendwelchem Werke der musikdramatischen Literatur beschäftigen, müssen wir daran denken, was die Kunst, was die Welt Mozart's Don Juan verdankt. Wir glauben indessen, daß nur in dem die gewaltige Schöpfung in ihrer ganzen Herrlichkeit wieder aufleben kann, der im stillen Kämmerlein das „geheimnißvolle Buch von Nostrodamus eig'ner Hand" — die Partitur des Don Juan aufschlägt und die Gestalten heraufbeschwört, wie sie dem Meister erschienen sind, wie sie den Heutigen auf der Schaubühne niemals mehr entgegentreten werden, entgegentreten können.

Um ganz zu begreifen, was mit dem Don Juan für die dramatische Musik gewonnen wurde, ist es unerläßlich, wieder und wieder die Partitur durchzuarbeiten. Die oftmals citirte schöngeistige Bemerkung, daß ein Klavierauszug zur Partitur sich verhalte, wie ein Stich zum Gemälde und daß man sich also durch das Studium desselben über das Wesen eines musikalischen Kunstwerkes leidlich unterrichten könne, macht, wenn es sich um einen Don Juan-Auszug handelt, keine gute Figur.*) Bei solcher Uebertragung geht nicht nur der Reiz der Farbe verloren, müssen nicht allein wichtige Licht- und Schattenwirkungen entbehrt werden: auch von den Umrissen bleibt hier und da ein namhaftes Stück einfach aus. Nicht sowohl deshalb, weil mit der in Rede stehenden Partitur eine Instrumentationsleistung allerersten Ranges, vielleicht die feinste, die Mozart überhaupt nachzurühmen ist, gegeben wurde, als darum, weil hier die einzelnen Instrumente noch mehr als in der „Entführung" und im „Figaro" und weitaus mehr, wie in den großen Opern Gluck's, als wichtige Elemente, ja mitunter als Träger der musikalischen Charakteristik in den Vordergrund treten. Auch das Orchester in seiner Gesammtheit ist freier und selbstständiger behandelt als jemals zuvor in der Oper. In dem ganzen Werke gibt es keine Nummer, in welcher es nur accompagnirend thätig ist, gibt es nur wenige, in welchen es vorwiegend stützt und ergänzt. Zumeist findet zwischen ihm und den Singstimmen ein freies Wechselspiel der Motive statt; jeweilig bringen jenes den Vordersatz, diese den Nachsatz einer musikalischen Periode. Die Partitur des Don Juan weist die ersten Scenen auf dem Gebiete der ernsten Oper auf, in welchen sich Orchester und Singstimmen als gleichgeordnete Faktoren gegenüberstehen. Noch ein Weiteres: im zweiten Finale hat der Orchesterpart bei aller Bestimmtheit der Zeichnung ein wesentlich durch die Klangfarben bedingtes romantisches Colorit erhalten. Ein geheimnißvolles, unerklärliches Etwas webt zwischen den auf- und niedersteigenden Scalen, spricht aus den scharf einschneidenden Schlägen. Es darf behauptet werden, daß die Romantik, welcher durch Bach das Reich der Instrumentalmusik erschlossen wurde, mit dem Don Juan in das Gebiet der Oper eintritt.

Will man die musikalische Struktur des Werkes im Allgemeinen charakterisiren, so läßt sich sagen: Mozart steht, insbesondere was den Don Juan anlangt, zur Oper in dem gleichen Verhältnisse wie Beethoven zur Symphonie (die „Neunte" natürlich ausgenommen). Beide bequemen sich in der Hauptsache den überlieferten Formen an, aber sie bauen sie im Einzelnen weiter aus und erfüllen sie mit neuem Geiste. Recitativ und Arie sind im Don Juan noch streng von einander geschieden. Aber in ersterem pulsirt bereits heißes dramatisches Blut — ein Stück, wie die Erzählung der Donna Anna geht über alles, was Gluck in der leidenschaftlich erregten Declamation leistete, weit hinaus und darf neben dem Dialog zwischen dem Priester und Tamino in der „Zauberflöte" als eine der wichtigsten, in das neue Land der späteren deutschen dramatischen Musik hinüberführenden Brücken gelten. Und jede Arie im Don Juan ist eine kleine Oper für sich. Der Don Juan in seiner Gesammtheit jedoch ist das erste und einzige italienische Musikdrama.

Mozart hat den Text dergestalt mit Musik durchtränkt, daß es nicht leicht ist, die Grenze zu ziehen, von der ab die Verdienste des Componisten beginnen, bis zu der die des Librettisten gehen. Deshalb liegt die Gefahr nahe, gegen da Ponte ungerecht zu sein, indem man ihn mit übermäßigem Tadel oder mit übermäßigem Lobe — die schlimmste Art der Ungerechtigkeit — bedenkt. Wenn es in unseren Tagen darauf ankommt, sich über den Don Juan kritisch zu äußern, dann geschieht dies meist auf folgende Weise. Entweder der Beurtheiler erklärt da Ponte's Libretto für mustergültig und sagt dann: „Fürwahr, der himmlische Mozart war kein oberflächlicher Musikmacher; nur durch ein wirklich auserlesenes Buch, nur durch ein echtes Drama konnte er zu seiner erhabenen Schöpfung begeistert werden." Oder der Kritiker hält den Text für minderwerthig; dann pflegt es zu heißen: „Wie gewaltig war doch das Genie unseres Meisters, daß es sogar einen solch' dissoluten,*) für die dramatische Ausgestaltung nicht allzu geeigneten Stoff bezwingen konnte."

Man sieht: Liebe macht blind, sogar für Fehler und Vorzüge eines Dritten. Wir unserestheils glauben weder, daß Mozart es nöthig hat, auf Kosten seines Librettisten gepriesen zu werden, noch daß es sich gut ausnimmt, aus dem Kranze des Componisten einige Blätter zum Besten da Ponte's auszurupfen. Dieser war bereits genugsam darauf bedacht, seine Verdienste nicht in den Schatten zu stellen. Sein Buch ist, nach den Grundsätzen deutscher Theatertechnik bemessen, weder vortrefflich, noch verwerflich; aber es ist italienisch-gut.

Allerdings hat es Fehler. Seine Hauptschwäche liegt darin, daß die an sich richtig gezeichneten Charaktere im Verlaufe der Begebenheiten keine inneren Wandlungen durchmachen; sie bleiben dieselben, die sie von Anfang an waren. Das gilt auch von dem Helden; bezüglich desselben aber hat sich da Ponte auch darin versehen, daß er das Bedeutsamste seiner Natur, das dämonische Element, erst unmittelbar vor der Katastrophe ohne Vorbereitung heraustreten läßt. Erst Don Juan, der dem steinernen Gaste gegenüber in wildem Trotze jeden Gedanken an Reue und Besserung von sich weist, ist in Wahrheit Don Juan. Dieser steht auf der Höhe der Macbeth und Richard III., welche sich durch die Genialität des Verbrechens den großen tragischen Zug gewinnen. Bis dahin jedoch erscheint er einzig und allein als Cavalier von freiesten Lebensanschauungen und verführerischesten Manieren, dem Grafen Almaviva in Vielem vergleichbar — eine Verwandtschaft, die um so nachdrücklicher betont werden muß, je weniger sie bis-

*) Ein Stich nach einem Gemälde ist, wenn gut ausgeführt, selbst wieder ein Kunstwerk und wirkt als solches, obschon nicht mit der Kraft des Originales, auf den Beschauer. Ein Klavierauszug dagegen ist, wenn auch mit noch so viel Liebe und Verständniß gearbeitet, nur das Product der Geschicklichkeit und kann man sich durch das Lesen oder Spielen eines solchen einen Kunstgenuß nicht verschaffen. Er ist ein praktisches Hülfsmittel, für das Vorstudium eines Werkes an einem Instrumente berechnet, das für den Musiker selbst nur wieder die Rolle eines Hülfsmittels spielt. Wir kennen nur einen Auszug, den wir als Kunstwerk betrachten, den H. v. Bülow's zu „Tristan und Isolde". Die Fertigkeit der Uebertragung, bis zum höchsten Grade der Vollendung gesteigert, ist hier zur Kunst geworden.

*) „Il dissoluto punito."

Digitized by Google

her beachtet worden ist. Hierdurch ergibt es sich, daß die Personen des Stückes, vielleicht mit Ausnahme von Donna Anna, Don Juans Charakter in seiner eigentlichen Wesenheit gar nicht kennen lernen — Leporello ist zu sehr durch Furcht eingeschüchtert, um mehr als den äußeren Verlauf des Gespräches mit dem Geiste wahrzunehmen. Wenn dies beginnt, richtet sich Don Juan mit einemmale riesengroß vor uns auf, so daß das wahrhafte Don Juan-Drama erst mit dem Eintreten des Comthurs anfängt und mit Beginn der Schlußscene der Held, welcher bisher den Mittelpunkt der Handlung bildete, sozusagen durch einen anderen abgelöst wird. Es leuchtet ein, um wieviel das Stück hierdurch an Einheitlichkeit verliert und welche Schwierigkeiten dem Darsteller der Titelrolle erwachsen, der im Umsehen das Gewand des glänzenden Roué abwerfen und sich den großen Faltenwurf des Dämon zurechtlegen muß.

Einen weiteren Fehler beging der Librettist dadurch, daß er es verabsäumte, zu zeigen, wie Don Juan auf ein noch völlig freies Herz einwirkt: Donna Anna wie Zerline sind schon vor dem Hafen der Ehe angelangt, als der Verführer ihnen entgegen tritt und sie auf das stürmische Meer der Leidenschaft hinaus reißt. Tirso de Molina schildert in einigen wundervollen Scenen seines „Burlador de Sevilla", wie Don Juan die Fischerin Tisbea bethört, die noch im Augenblick zuvor in jungfräulichem Stolz sich rühmte, wie fremd ihr jede Liebesregung sei. Dem gegenüber glauben wir in da Ponte's Buch eine Lücke wahrzunehmen.

Indessen halten sich die Schalen, in welche die Fehler und Vorzüge der Dichtung zu vertheilen sind, einigermaßen im Gleichgewicht. Das vornehmste Verdienst da Ponte's ist es, daß er den Stoff in bühnenreifer Gestalt der Oper überhaupt zuführte, welchen Mozart ihr dann als bleibendes Eigenthum sicherte — ein denselben Gegenstand behandelndes Ballet Gluck's vom Jahre 1761 und einige gleichnamige Opern von Righini (1777) und etlichen anderen längst vergessenen italienischen Componisten kommen nicht in Frage. Don Juan wird, selbst wenn man dem Naturell und der Bühne des Romanen Freiheiten einräumt, die dem deutschen Geschmack widerstreben, doch nur durch die an sich schon idealisirende musikalische Darstellung auf der Bühne erst möglich. Sollte ein Naturalist sich gegen diesen Satz ereifern, so empfehlen wir ihm, das Thema auf seine Weise zu behandeln: das Resultat wäre eine männliche Nana.

Ferner hat da Ponte darin, wie er aus der Fülle des aufgespeicherten Materiales das für seinen Zweck geeignetste herausholte und zusammenstellte, einen sicheren musikalischen Takt bewiesen. Es ist belehrend zu sehen, daß die Bearbeitungen, je mehr sie sich an den echten, den spanischen Don Juan halten, um so mehr latente Musik in sich bergen; Tirso de Molina's Drama schreit förmlich nach Gesang und Orchester. So ist es denn da Ponte zum Lobe anzurechnen, daß er das Meiste aus der spanischen Sage und Dramatik entnahm. Einiges andere, wie die Hauptzüge für die Charakterschilderung der Elvira, verdankt er der an sich nicht sehr poetischen, allein durch geistreiche, mitunter in Sophisterei ausartende Dialectik fesselnden Comédie Molière's;*) Leporello stammt, wie wir bereits oben andeuteten, im Wesentlichen aus italienischen Fassungen.

Aber an da Ponte ist mehr zu schätzen als der findige Kopf und die geschickte Hand: er war ein Dichter. Er bekundete dies weniger durch Erfindungsgabe, als durch den starken, ihm innewohnenden dramatischen Zug. Man muß bedenken, daß Scenen wie der Zweikampf des Comthurs mit Don Juan, wie die Erzählung der Donna Anna, wie endlich das zweite Finale schon in ihrer textlichen Fassung allein Alles weit hinter sich ließen, was vordem in diesem Betreff auf der Opernbühne geboten worden war. Die heutige Zeit, welche es bereits als selbstverständlich betrachtet, daß der Dialog des ernsten musikalischen Bühnenwerkes sich in strenger dramatischer Folgerichtigkeit abspinne, vermag es kaum zu verstehen, von welcher Bedeutung es war, daß ein Dichter, wenn auch erst nur in Einzelnem, den Muth hatte, von dem Schema der alten opera seria abzuweichen und einen Conflikt nicht dem durch lang bestehende Traditionen geheiligten Alternativ der Operngefühle, sondern der freien Entwickelung menschlicher Leidenschaften entsprechend darzustellen. Gluck war ja im Verein mit seinen Librettisten bereits in ähnlichem Sinne vorgegangen; doch überflügelte ihn da Ponte dadurch, daß er sich — wir betonen noch einmal, wenn auch nur in einzelnen Scenen — von jeder Tradition freimachte, während Gluck aus der der opera seria alsbald in die der academisch-französischen Tragödie hineingerieth. Letzterer wollte seinem Dialog um der Würde seiner Heroen willen noch ein gemessenes Tempo bewahrt wissen; da Ponte dagegen erzielte in Manchem bereits volle Natürlichkeit der dramatischen Sprache.

Auch der Sinn für den großen Stil mangelte ihm nicht. Das beweist seine Ausgestaltung der eigentlichen, bei der Bühnendarstellung heutzutage regelmäßig gestrichenen Schlußscene nach Don Juan's Tode. Es ist ja nicht in Abrede zu stellen, daß, sobald Don Juan verschwunden ist, von dramatischer Spannung nicht mehr die Rede sein kann, ebensowenig wie zu leugnen ist, daß wir nach den furchtbaren musikalischen Erschütterungen der Comthurscene für andere, wenn auch noch so mozartische Klänge nicht mehr recht empfänglich sind. Dennoch aber ist das Ensemble bedeutungsvoll; alle diejenigen, welche durch die Handlungen Don Juan's in Mitleidenschaft gezogen wurden, objectiviren sich gewissermaßen am Ende und künden in der Weise eines antiken Chores, daß dem Frevel auf Erden die Vergeltung folgt, daß dem „Lasterleben des Sünders bald und strenge die Strafe naht". Dazu noch ein Weiteres. Wir erfahren, daß Donna Anna und Octavio in einem Jahre Hochzeit machen,*) daß Zerline und Masetto nach Hause gehen und sich zu Tische setzen werden, daß Leporello sich einen anderen Herrn suchen will. Das besagt: der außergewöhnliche Mensch, der Dämon ist todt — die Welt lebt ruhig weiter. Das weckt ein stärkeres Grausen in uns als die Höllenfahrt des Verbrechers.

Auf jeden Fall ist der Ausgang, auch der, welcher in Dur schließt, ein tragischer. Es gehörte kein geringer Muth von Seiten der Autoren dazu, um ihr Stück auf der Opernbühne des vorigen Jahrhunderts, welche auch bei ernsten Vorwürfen den „guten Ausgang" bevorzugte, in einer nur eben zur Noth aufgelösten Dissonanz ausklingen zu lassen — man denke nur an den Deus ex machina, der im „Orpheus", in den „Iphigenien", in der „Alceste" noch zuguterletzt alles zum „versöhnenden" Abschlusse bringt. Desgleichen war es ein Wagniß, mit einer Schöpfung vor das Publikum zu treten, welche, dem Herkommen entgegen, ernste und heitere Scenen in buntem Wechsel darbot. Wenn auch das Werk als „drammo giocoso" (opera buffa) angekündigt wurde, so ist doch für seine Beurtheilung nicht der Titel, sondern der Inhalt maßgebend. Wichtiger als die Frage, wie ein solches Stück zu benennen sei, ist die, ob die Komödien- und Tragödienbestandtheile, aus welchen der Don Juan sich zusammensetzt, recht miteinander verschmolzen sind. Wir können sie nicht mit Ja beantworten.

Man hat das Nebeneinander von Pathos und Laune im Don Juan als „Shakespearisch" hingestellt. Dabei ist übersehen worden, daß der Humor des Helden und der Leporello's an diesen Personen haftet, nicht, wie derjenige Shakespeare'scher Gestalten, den Dialog und damit zugleich die Handlung ener-

*) Hanslick macht mit Recht darauf aufmerksam, daß in Molière's Stück die Scene Don Juan's mit den beiden Bäuerinnen „ein treffliches Sujet für ein komisches Terzett gäbe." Schade, daß der zweite Act, in welchem sie enthalten ist, nur als Episode in der Comédie angesehen werden kann — wie selbst französische Commentatoren zugeben. Sonst findet sich in Molière's Arbeit kaum eine zur musikalischen Behandlung verlockende Scene, kaum ein lyrischer Zug.

*) T. A. Hoffmann ist, ebensowenig wie Jahn in seiner Weise, der Gefahr entgangen, Donna Anna allzusehr zu idealisiren. Das: „Lascia un anno ancora allo sfogo del mio cor" ist in der That nur der Hinweis auf das Trauerjahr.

Digitized by Google

gisch weiter treibt. Außerdem ist in Betracht zu ziehen, daß Shakespeare von dem Mittel, das Lustige, Komische in Stücken mit ernstem Grundton als Contrastfarbe zu benutzen, nur einen sparsamen Gebrauch gemacht hat, wogegen Don Juan fast niemals auftritt, ohne sich frivol-witzig zu zeigen, Leporello nie auf die Bühne kommt, ohne einige Lazzi auszuführen. Wechseln nun solche burleske Scenen mit weihevollen Momenten ab, ohne daß die entsprechenden psychischen Fäden beides eng verknüpfen, dann ist das ganz und gar nicht Shakespearisch und deshalb auch kein „Abbild des Lebens". Das Leben hat viel feinere Uebergänge, als man in der Regel annimmt; nur geben die Wenigsten darauf Acht. Man bemühe deshalb Shakespeare nicht, wenn man es sich angelegen sein lassen will, den Don Juan herauszustreichen.

Es ist eigenartig, daß man schönen Frauen und hervorragenden Kunstwerken immer die unpassendsten Complimente zu machen pflegt. Sollte die Verlegenheit, welche man dem Außergewöhnlichen gegenüber empfindet, dies verschulden?

Man lasse doch den Don Juan sich selber loben. Er ist kein künstlerischer Kosmos, aber er ist mehr als das: er ist eine incommensurable Größe. Für diese wundervollste aller Tragikomödien mit dem angehefteten zermalmenden Tragödienschluß gibt es einfach keinen Maßstab. Mozart's Don Juan ist ein gigantischer Torso in der Weltliteratur.

Er ist kein „vollkommenes Kunstwerk". Er ist ungleich im Stil.

Völlige Harmonie der Theile, makellose, durch keine Unebenheit getrübte Schönheitslinien — wie sie der „Figaro" nicht nur vor allen anderen Werken Mozart's, sondern auch vor allem, was vor ihm und nach ihm auf dem Felde der Oper geschaffen worden ist, voraus hat — sind dem Don Juan nicht zu eigen. Der zweite Act ist, von dem überwältigenden Finale abgesehen, weder musikalisch noch dramatisch dem ersten ebenbürtig. Wäre er dies, dann würde es uns allzu schwer gemacht sein, den musikalisch-dramatischen Schöpfungen des neunzehnten Jahrhunderts Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Allerdings ist die letzte Comthurscene von majestätischer Großartigkeit; hier ist ein Gipfelpunkt künstlerischen Könnens erreicht, wie er in einem Jahrhundert höchstens einmal erklommen wird. Aber zur Höhe dieses Finale führt keine wohlbemessene Steigerung: mit einem Riesensprunge werden wir aus den Regionen eines mannigfach bewegten, in Freuden und Leiden abwechselungsvollen Menschentreibens in die Sphäre überirdischer Erhabenheit, weltvernichtender Tragik geführt. Auf entzückende Genrebilder zärtlich-leidenschaftlichen, ernstgesammelten, fein- und derbhumoristischen Charakters folgt urplötzlich die Schilderung eines jüngsten Gerichtes in übermächtigen Verhältnissen, in einer wuchtigen, grandiosen, der Darstellungsweise der größten Künstler der Renaissance verwandten Manier.

Aus dem alten spanischen Stücke de Molina's ließen sich noch zehn Opern herauslösen: es ist überreich an dramatischem Zündstoff, an innerlichem musikalischen Gehalt, an Bühnenphantastik. Indessen glauben wir, daß einmal ein genialer Romane — denn einen Universalmusiker wie Mozart, der heute Deutscher und morgen Italiener sein konnte, wird die Welt wohl nie mehr sehen — dem gesammten Don Juan-Stoff ein einheitliches musikalisch-dramatisches Gepräge geben wird. Mozart wird dabei nicht zu kurz kommen: er kann, wie alles Göttliche, nur mit sich selbst verglichen werden.

Feuilleton.

Ein Blaustrumpf.

Novellette von Heinrich Stobitzer.

Emsig knirschten die Federn über das Papier. Der Chefredacteur setzte seinem Leitartikel noch einige wirksame Lichter auf, der Feuilletonist verschärfte hie und da einen der satirischen Pfeile, die er gegen eine Modethorheit schleudern wollte, und der Theaterreferent erforschte sein Gewissen, ob er auch keinen der Darsteller zehnten Ranges, die in dem gestrigen Drama beschäftigt gewesen, mit Namen anzuführen vergessen hatte, denn er wußte, daß eine derartige Unterlassungssünde von dem Betroffenen mit Todfeindschaft vergolten wird. Allerlei Personen, die mit den verschiedenartigsten Anliegen die Redacteure in ihrer Arbeit störten, gingen ab und zu. Bald erschien der Corrector, um sich in einer schwierigen orthographischen Frage Raths zu holen, bald brachte ein Depeschenbote neue Nachrichten, bald stürzte ein Reporter herein, um seinen Bericht über den jüngsten Unglücksfall noch in die heutige Nummer zu bringen. Dazwischen der Besuch einer jungen Schauspielerin, die sich dem Wohlwollen des „berühmten" Kritikers empfahl, die Heimsuchung eines Recitators, der den „kunstverständigen Richtern" gratis eine Probe seiner Kunst gab, um sie zur Abfassung einer Reclamenotiz zu verführen, und die scharfsinnigen Explicationen eines jugendlichen Genies, das die Herren für seinen neuerfundenen Apparat zum Befeuchten der Briefmarken zu begeistern suchte!

Ungehört verhallte in diesem geräuschvollen Treiben das bescheidene Klopfen, das sich schon wiederholt an der Eingangsthür hatte vernehmen lassen, und selbst als sich diese jetzt öffnete und eine junge Dame eintrat, die zögernd einige Schritte in's Zimmer that, dann unentschlossen stehen blieb und die großen blauen Augen schüchtern von einem der schreibenden Herren zum andern schweifen ließ, schenkte ihr Niemand Beachtung. Sie mochte achtzehn Jahre zählen; der Ausdruck tiefen Ernstes, der auf ihren jungen Zügen lag, vermochte die gewinnende Lieblichkeit derselben nicht zu verwischen. Sie war mit großer Einfachheit gekleidet, doch die vollendete Schönheit ihrer Gestalt brach sieghaft durch die bescheidenen Hüllen.

Einen Moment stand sie rathlos; die vielen Menschen, das rastlose Treiben ringsum schienen sie zu verwirren; dann faßte sie sich ein Herz und näherte sich dem Chefredacteur, der ihr durch sein ehrwürdiges graues Haar und den wohlwollenden Ausdruck seines Gesichts das meiste Vertrauen einflößte.

„Verzeihen Sie, mein Herr," begann sie mit einer Stimme, deren Wohllaut durch die schüchterne Befangenheit, mit der sie sprach, einen eigenthümlich bestrickenden Reiz erhielt. „Ich werde Ihre kostbare Zeit nur einen Augenblick in Anspruch nehmen."

Der alte Herr blickte flüchtig auf. „Sie wünschen, mein Fräulein?"

„Ich habe eine große Bitte," sagte sie unsicher. „Ich habe hier . . ." sie griff in die Tasche ihres Regenmantels und brachte ein umfangreiches Couvert zum Vorschein, „ich habe hier . . . eine kleine Novelle . . ." Sie erröthete dabei bis unter die Haarwurzeln . . . „Wenn Sie die Güte haben wollten, sie zu lesen . . ."

„Eine Novelle!" Er machte instinctiv eine abwehrende Handbewegung. „Mein liebes Fräulein, Sie meinen es gewiß gut mit uns, aber mit Belletristik sind wir auf Jahre hinaus versehen."

„So . . .! Dann . . . Dann verzeihen Sie die Störung!" stammelte sie tonlos; es klang als ob ihr plötzlich eine Lebenshoffnung zerstört worden wäre. Dabei stiegen ihr zwei große Thränen in die Augen.

Er betrachtete sie aufmerksam. Jetzt erst bemerkte er den edlen Ausdruck ihres Gesichtes, den undefinirbaren Zauber der Unschuld, der über der ganzen Erscheinung lag.

„Ist Ihnen denn so viel daran gelegen, Ihr Opus gerad' in unserem Blatte gedruckt zu sehen?" fragte er wärmer.

„Ich dachte . . . ich glaubte hoffen zu dürfen, nachdem Sie so viele

Digitized by Google

Novellen bringen, würden Sie vielleicht auch für die meinige ein bescheidenes Plätzchen finden," antwortete sie. „Ich würde ja gerne warten."

„Nun, so lassen Sie Ihr Geisteskind da! Es soll untersucht werden und erweist es sich von so kräftiger Constitution, daß es die Druckerschwärze vertragen kann, soll sie ihm nicht vorenthalten bleiben."

Ein Strahl der Freude glitt über ihr Gesicht. „O, ich danke Ihnen ... ich danke Ihnen herzlich!" stammelte sie, während sie das Manuscript in seine Hand legte. Dann machte sie ihm eine zierliche Verbeugung und schritt hinaus.

Er blickte ihr einen Augenblick nach. „Schade!" murmelte er, „ein so reizendes Geschöpf, und ein Blaustrumpf! Sieht aus, als ob sie kein Wässerchen trüben könnte, und schreibt Novellen!"

„Besser sie *schreibt* die Novellen, als daß sie sie *erlebt*!" meinte der Feuilletonist, der den Vorgang am Pult seines Chefs mit Interesse verfolgt hatte und nach dem Weggang des jungen Mädchens rasch heran getreten war. „Und erlebt scheint das junge Blut noch gar nichts zu haben! Haben Sie bemerkt, Herr Doctor, wie entzückend sie erröthete, als sie Ihnen ihre Missethat bekannte? Du lieber Gott! es ist gewiß ihre erste!"

„Aber es wird nicht ihre letzte bleiben!" seufzte der alte Herr. „Wenn der Löwe einmal Blut geleckt hat ...! Na, was geht es uns an! Wollen Sie das Ding lesen, lieber Frank? Es schlägt ohnedies in Ihr Fach." Er überreichte dem jungen Manne das Couvert und wandte sich wieder seinem Leitartikel zu. Fünf Minuten später hatte er das Mädchen und ihre Novelle vergessen.

Der Andere aber eilte zu seinem Schreibtisch, öffnete das Couvert und musterte den Inhalt: das sauber geschriebene Manuscript und das höfliche Begleitschreiben mit dem Namen und der Adresse der Verfasserin. Zunächst erregte die Schrift seine Interesse, eine klare, schlanke Frauenhand, gleichweit entfernt von koketter Zierlichkeit wie von eckiger Unbeholfenheit; ein Schriftenkundiger hätte gewiß keine große Mühe gehabt, aus diesen Buchstaben alle möglichen guten Eigenschaften heraus zu lesen. Dann war es der Name, der seine Aufmerksamkeit fesselte: Anna Werner. „Anna! Aennchen!" Das klang so einfach, so warm, so anheimelnd in seiner schlichten Innigkeit! Es erinnerte an Gretchen, Käthchen, Clärchen, an all' die hohen Frauenbilder, in denen der Deutsche seine Ideale verkörpert sieht!

„Aennchen!" murmelte er mit weicher Stimme. „Ein so schöner Name! Und so schöne Augen! Soviel Anmuth und Liebreiz! Und ein Blaustrumpf!! Schade! Jammerschade!"

Aber wie er sich nun in das Manuscript vertiefte, hellte sich bald seine Miene auf; mit steigender Befriedigung las er weiter und endlich legte er es mit einem Seufzer der Erleichterung bei Seite.

„Gott sei Dank, *die* ist kein Blaustrumpf!" rief er aus. „Herz und Gemüth, Naivetät und Unschuld, daß man das Knie davor beugen möchte, aber keine Spur von dichterischem Talent! — Nein, Du holdes Menschenkind, Dich will ich davor bewahren, daß Deine Holdseligkeit in Tintenfaß und Druckerschwärze untergeht!"

Und er ergriff die Feder, um sie von der Unbrauchbarkeit ihrer Novelle zu benachrichtigen. Da erinnerte er sich aber plötzlich der Thräne, die ihr vorhin bei dem ersten ablehnenden Bescheid des Chefredacteurs in's Auge gestiegen war. „Die Aermste!" dachte er. „Sie hat gewiß große Hoffnungen auf ihre Arbeit gesetzt. Ich muß ihr die Ablehnung in der schonendsten Weise mittheilen." So brachte er einen Brief zu Stande, in dem jede Bitterkeit durch zwei Liebenswürdigkeiten versüßt und die Negationen des Vordersatzes stets durch die ermunternden „Jedoch" und „Indeß" des Nachsatzes aufgehoben wurden. Als er aber dann das Schriftstück vor der Couvertirung nochmals durchlas und an die Wirkung dachte, die es hervorbringen würde, fand er es dennoch kalt und grausam. Er malte sich aus, wie das Mädchen dem Boten in der Hoffnung, daß er ihr frohe Botschaft bringe, hastig den Brief entreißen, wie sie denselben mit steigender Bestürzung lesen und endlich mit jenem trostlos traurigen Ausdruck, den er vorhin an ihr wahrgenommen hatte, bei Seite legen würde. Da riß er ihn mitten entzwei und schleuderte ihn in den Papierkorb.

„Ich muß es mündlich thun," sagte er sich. „Da kann ich ihr wenigstens Trost zusprechen, wenn sie der Schlag allzu hart treffen sollte. So ein Brief hat immer etwas Heimtückisches, Hinterlistiges. Süße Hoffnungen weckend tritt er an uns heran, um uns dann unversehens den tödtlichen Stoß zu versetzen."

Er steckte Manuscript und Adresse zu sich, vollendete noch einige nothwendige Arbeiten und verließ dann die Redaction. Eine Stunde später stand er im halbdunklen Flur eines bescheidenen Hauses in der Vorstadt.

„Hier also wohnt sie," dachte er, etwas mißtrauisch die halsbrecherische Treppe musternd. „Hm! Für ein Juwel ist das eigentlich nicht die entsprechende würdige Fassung. Schade, daß ich kein Goldschmied bin!"

Eine alte Frau kam die Treppe herab; sie hatte ein gutes mittheilsames Gesicht und sah nicht aus, als ob sie eine höfliche Frage übel nehmen würde.

„Wohnt hier Fräulein Werner?"

„Jawohl. Ueber fünf Stiegen."

„Fünf Stiegen!" murmelte er. „Na, wenn sie dem Himmel so nahe wohnt, ist es kein Wunder, daß sie engelhaft aussieht. — Werde ich sie wohl zu Hause treffen?"

„Du lieber Gott, die treffen Sie den ganzen Tag zu Hause! Das arme Ding gönnt sich ja keine Minute, um auch einmal frische Luft zu schöpfen wie andere Menschenkinder. Sitzt Tag und Nacht über ihren Nähereien und sticht sich die feinen Fingerchen wund, die doch wahrhaftig nicht dazu gemacht sind!"

„Sie ist wohl sehr arm?" fragte er.

„Na, ich will's meinen! Früher hatten sie's gut; der Vater war in seiner Stellung, Procurist oder so was. Da wurde er krank, die fetten Einnahmen hörten auf und Doctor und Apotheker holten sich, was zu holen war. Dann starb er, und Frau und Kind saßen im Elend. Eine Weile ging's noch, solang die Frau mitverdienen konnte; seit drei Monaten ist auch sie krank und das Kind muß mit seinen armen kleinen Händen Brod für zwei schaffen! Wie sie sich dabei schindet und plagt — Sie können sich's denken! Das Herz im Leibe dreht sich Einem um, wenn man's mit ansehen muß und doch nicht helfen kann. Ach, lieber Herr, wenn Sie *der* was Gutes thun könnten! Mehr als sie verdient's keine!"

Langsam stieg Frank die schmalen, knarrenden Treppen hinauf; aber es war nicht deren Steilheit, was ihn veranlaßte, wiederholt stehen zu bleiben und tief Athem zu schöpfen. Die Mission, die er sich auferlegt, erschien ihm plötzlich in einem nichts weniger als verlockenden Lichte. Das arme Kind hatte sich gewiß große Dinge von ihrer Novelle versprochen; in später Nacht hatte sie vielleicht die müden Händchen noch gezwungen, ihre Gedanken auf das Papier zu fixiren, dessen Kosten sie sich vom Munde abgedarbt, und das erhoffte Honorar war wohl bestimmt gewesen, die Noth der leidenden Mutter zu lindern. Und diesen Traum eines edlen Kinderherzens sollte er mit rauher Hand zerstören! Und wie er nun vollends wieder an ihre Augen dachte und an die bitteren Thränen, mit denen seine Botschaft sie füllen würde, wäre er am liebsten umgekehrt und weit, weit fort geflohen. Aber er *mußte* mit ihr sprechen; jetzt, da er ihre traurige Lage kannte, war er doppelt dazu verpflichtet, damit sie nicht ferner ihre kostbare Zeit an so aussichtslose Versuche verschwende.

Entschlossen erkletterte er also die fünfte Stiege, die mehr einer Leiter glich, tappte droben auf dem dämmerigen Treppenflur nach dem Klingelgriff und läutete. Einige Secunden später stand er dem jungen Mädchen gegenüber, das ihn mit den großen Augen forschend musterte.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich in Ihre Behausung dringe," begann er. „Die Höhe derselben sollte Sie eigentlich vor derartigen Ueberfällen schützen. Allein ich komme als Abgesandter der »Morgenzeitung«" ...

Weiter kam er nicht, denn mit einem Schrei fiel sie ihm in die Rede. „»Der Morgenzeitung«! Also schon gelesen! Und angenommen! Natürlich! Wozu wären Sie sonst gekommen? O mein Gott, mein Gott! Welches Glück!" Sie schlug die Hände vor's Gesicht und stand einen Moment reglos, als ob sie erst ihre Gedanken sammeln müsse. Dann ergriff sie ihn bei der Hand und zog ihn über den kleinen Vorplatz dem Zimmerchen zu, dessen Thür offen geblieben war. „Mutter! Mutter!" rief sie schon auf der Schwelle, „hast Du's gehört? Sie ist angenommen!

Digitized by Google

Meine Novelle ist angenommen!" Und sie eilte zu der abgehärmten Frau, die auf dem Bett ruhte und sich beim Erscheinen des Fremden ein wenig empor gerichtet hatte, ließ sich auf die Kniee niedergleiten und preßte das Gesicht auf die bleichen Hände der Mutter. „Angenommen! Nun ist all' unsere Noth zu Ende! Nun kommt wieder Sonnenschein und Glück zu uns, und die garstige böse Sorge, die so lang unser Gast war, wird die Treppe hinab expedirt, fünf Treppen hinab, Mama! Und wenn sie sich dabei den Hals bricht, nun, umso besser, dann ist die Welt von ihr befreit!" Sie lachte übermüthig. „Und Mütterchen bekommt jetzt bessere Kost, jawohl, das Beste, was ich auftreiben kann, bekommt Mütterchen aufgetischt! Und eine neue warme Decke bekommt sie, damit sie nicht mehr frieren muß, und der Arzt muß wieder kommen und muß Mütterchen gesund machen, und im Frühjahr, wenn die Bäume blühen und die Lerchen singen und Du wieder ausgehen darfst, nehmen wir ein andere Wohnung, damit auch der liebenswürdige Herr Redacteur, —" ein leuchtender Blick aus dem verklärten Auge flog zu Frank herüber — „wenn er mir Nachrichten über meine Novellen bringt, nicht wieder so hoch steigen muß und zu dem Glauben verführt wird, er käme direct in den Himmel, während er doch nur ein armes kleines Stübchen findet, das kaum Platz hat für einen so gelehrten großen Herren, und ein närrisches kleines Mädchen, das in seinem Jubel gar vergißt, ihm einen Stuhl anzubieten!" Sie war aufgesprungen und hatte ihn auf einen der beiden Stühle niedergenöthigt, die neben dem Tisch, den Betten und einer Nähmaschine das ganze Mobiliar bildeten. Nun blieb sie, die Hände ineinander gefaltet, vor ihm stehen und blickte mit seligen Lächeln auf ihn herab. „O mein Herr! Ich erscheine Ihnen gewiß recht kindisch! Aber wenn Sie wüßten . . .! Sie kommen zu uns wie ein Bote des Himmels! Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen!" Sie erfaßte mit beiden Händen seine Rechte, die er ihr zögernd entgegen streckte, und drückte, ehe er es hindern konnte, einen Kuß darauf.

Er war erschüttert. Dieser Ausbruch namenlosen Glücks, diese Offenbarung reinster Kindesliebe rührten ihn in tiefster Seele. Nur ein Barbar hätte ihr jetzt, mitten im Taumel ihrer Seligkeit, die rauhe Wahrheit eröffnen können. Und auch später — er fühlte es instinktiv — würde er diesem freudenverklärten Antlitz gegenüber wohl niemals die Kraft dazu besitzen. So schwieg er verlegen, in Gedanken nach einem Ausweg aus der schwierigen Situation suchend, in die er so unversehens gerathen war.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Drei Jahre im hohen Norden. Die Lady Franklin-Bai-Expedition von Adolph W. Greely. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von Reinhold Teuscher. (Jena, Hermann Costenoble.) — Diese vorzügliche deutsche Bearbeitung, die auch den reichen Bilderschmuck der englischen Ausgabe bietet, liest sich wie ein Originalwerk und zugleich wie ein spannender Roman. Und romanhaft klingen auch die durchaus nicht übertriebenen, sondern stets wahrheitsgetreuen Berichte über jene von Anfang an unglückliche Expedition nach dem Nordpol, welche 22 heldenhafte Männer der Unionsarmee 1881—1884 ausführten. Die gegenwärtige Erzählung gründet sich auf die Tagebücher zweier Lieutenants und eines Sergeanten, sowie die officiellen Berichte der wenigen Ueberlebenden an das Kriegsministerium, das die Expedition entsandt hatte. Wir folgen den muthigen Männern auf ihrem Zuge nach Grönland, ihren Herbstschlittenreisen, ihrem Aufenthalt im Fort Conger, den Expeditionen nach dem höchsten Norden vom Kap Bryant bis Kap Washington, der Durchquerung von Grinnell-Land und der tragischen Anabasis: Anfang vom Ende, die letzten Rationen, Tod und Befreiung . . . „Keine Feder könnte der Welt", schreibt der Verfasser, „ein Bild von dem schrecklichen Elend und der jämmerlichen Lage geben, welcher wir bei Kap Sabine verfallen waren. Ungenügend bekleidet, Monate lang ohne Trinkwasser, ohne Wärme, die Schlafsäcke am Boden festgefroren, Wände, Dach und Fußboden mit Eis bedeckt, lebten wir von dem fünften Theile einer arktischen Ration, und trotz der Entbehrung von Kleidern, Wärme, Licht, Nahrung waren wir niemals ohne Muth und Hoffnung." Am 23. Juni 1884 erfolgte die Rettung der sieben Ueberlebenden durch die amerikanische Hülfsexpedition, welche, Dank der Unterstützung schottischer Walfänger, den Gefahren der Melville-Bai trotzte und ihr Ziel noch knapp erreichte, ehe es zu spät war. Das fesselnde Buch ist mit Recht gewidmet „den Todten, welche viel, den Ueberlebenden, die noch mehr litten." Nach Norden kam Greely zu der höchsten bisher erreichten Breite, das schon so oft angeblich erreichte Ende Grönlands wurde um 40 Meilen nordwärts vorgeschoben, Grinnell-Land wurde durchquert und erforscht und das Polarmeer erreicht, gewiß glänzende Ergebnisse. In ihrem eigenen Lande ist diesen tapferen Pionieren des Fortschritts schlechter Lohn zu Theil geworden. Greely kam beladen mit der macula infamiae, der Unfähigkeit und Grausamkeit aus dem Polarmeer zurück, keiner von seinen Leuten ist befördert worden, zwei haben ihr Privatvermögen und die Gesundheit verloren, die Wittwen der Todten sind nicht anerkannt. Wir empfehlen das schöne Buch, das ein Denkmal menschlichen Wissensdranges, der Ausdauer, Pflichttreue und Todesverachtung genannt zu werden verdient.

Vom Markte des Lebens. Novellen von Wilhelm Berger. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) — Der Inhalt dieser Novellensammlung ist ein außerordentlich bunter, jedenfalls bietet er nicht, wie der Titel vermuthen läßt, nur selbst Erlebtes und Gesehenes, die auf dem transatlantischen Dampfer und in Mexiko spielenden Ereignisse tragen den Stempel des Erdichteten und Erdachten. Die Aufmerksamkeit concentrirt sich um die Fabel, nicht um die Träger derselben. Und doch liegt die specielle Begabung des Verfassers entschieden auf der Seite des intimeren Seelengemäldes. Das beweisen die beiden Novellen Zweite Violine und Maß für Maß. Besonders in der Ersteren ist es Wilhelm Berger trefflich gelungen, die Beängstigungen eines pedantischen Vaters zu schildern, in dessen sorgsam zusammengebautes Familienneſt das Kukuksei des Genies gerathen ist. Der alte Musikant kann es nicht begreifen, daß seinem genialen Sohn Alles das angeboren scheint, was er sich mühsam angequält. Erst im Tode geht ihm wie eine Vision das Verständniß für den Kuß des Genius der Künste auf, der die Stirn des Gottbegnadeten streift. „Maß für Maß" ist eine alltägliche Ehegeschichte, eine jener Heirathsmiseren, an denen der oberflächliche Beobachter achtlos vorübergeht, und die doch so viel herzbrechende Qual bergen. Das Waldidyll Fräulein Försterin, in der Erfindung ein wenig trivial, entschädigt durch die flüssige Form und durch eine Anzahl wohl vorbereiteter und hübsch ausgeführter Situationen. Wilhelm Berger, den Lesern unseres Feuilletons ein lieber Erzähler, ist ein Meister in der für uns Deutschen neuen Form der short stories, und als solcher zeigt er sich auch in diesem Buche. G. M.

Gegen den Strom. Gesellschaftliche Kreuzzüge von Adolph Kohut. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) — Wenn der Verfasser sich ein wenig umsehen wollte, würde er finden, daß er auf seiner Wasserpartie gegen den Strom eine große Zahl von Mitschwimmern hat. Gegen die Ordens- und Titelsucht, gegen den Musik- und Gesangsrummel, gegen die Denkmals- und Jubiläumsmanie haben schon Viele vor ihm geeifert. Geholfen hat's nicht, und da Adolph Kohut's Kreuzzüge mit den alten verbrauchten Waffen unternommen werden, so wird der Erfolg voraussichtlich derselbe bleiben, d. h. die Zahl der bunten Knopflochbändchen, der Klavichymbel und der Denkmäler wird sich nicht wesentlich vermindern. Immerhin wird kein Leser der überzeugungstreuen und amüsanten Kampfart Kohut's die gerechte Anerkennung versagen. G. M.

Le Cabinet noir. Par Le Comte d'Herisson. (Paris, Ollendorff.) — Graf d'Herisson, dem wir die trefflichen Journale eines Ordonanzoffiziers 1870/71 und eines Dolmetschers in China verdanken, bietet hier einige historische Quellenstudien, die ungemein viel Neues und Fesselndes enthalten. Die mehr oder minder verbürgten geschichtlichen Wahrheiten entstammen meist den Papieren des Baron Mounier, eines ehemaligen Secretärs von Napoleon I. und späteren Polizeidirectors unter Ludwig XVIII. Das Schwarze Cabinet ist keine Erfindung. Es war eine wohl organisirte Institution, die von den französischen Regierungen unterhalten war und wohl noch ist. Nach einander werden Ludwig XVII., Napoleon, Marie Louise u. A. porträtirt, so wie sie in ihrem geheimen Briefwechsel und im Urtheil ihrer Zeitgenossen sich darstellten. Aus dem reichen Schatze der vom Schwarzen Cabinet unterschlagenen Originalbriefe oder Abschriften hat der Verfasser das Interessanteste hier abgedruckt und mit verbindendem Texte versehen. Besonders Bemerkenswerthes gewähren die Capitel über Naundorf, den falschen Louis XVII., den Tod des Herzogs von Berry, die Mittheilungen über Napoleon und Marie Louise, die unverdient schlecht dabei wegkommt, und das Schicksal der Krondiamanten, die bekanntlich dieser Tage endgiltig versteigert worden sind. Freilich so sichere Documente, wie der Verfasser meint, bietet er nicht überall, und Manches ist mit Vorsicht zu gebrauchen. So glaubt er an die Identität des Abenteurers Naundorf mit dem Sohne Ludwigs XVI., während erst jüngst die von Beauchesne veröffentlichten Actenstücke den Tod des Dauphins im Temple-Gefängniß unwiderleglich dargethan haben.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Haushaltungskunst und Gesundheitspflege
für deutsche Frauen.
Ordnung und Schönheit am häuslichen Herd
von
Dr. Wilh. Hamm.
Dritte Ausgabe.
Eleg. geb. in Ganzleinen 2 M. 80 Pf., broch. 2 M.

Ueber Land und Meer urtheilt über das Werk: „In gefälliger Form belehrt uns das Buch über die wichtigsten Vorgänge im menschlichen Körper in Beziehung zum häuslichen Leben. Dabei ist stets der praktische Standpunkt festgehalten und alles vermieden, was die Theorie bis jetzt nur hypothetisch kennt.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:
Poetische Werke von Adam Mickiewicz,
übersetzt von Siegfried Lipiner.
Band II.
Todtenfeier (Dziady).
Mit erklärender Einleitung.
XXXII. u. 284 S. gr. 8. Geh. ℳ 6.—; geb. ℳ 7.—

Der Dichter des „Entfesselten Prometheus" bot vor einigen Jahren das große National-Epos der Polen (Herr Thaddäus oder der letzte Eintritt in Lithauen) in deutscher, die poetischen Feinheiten des Originals nach Möglichkeit wiedergebender Übertragung. Als 2. Band der Reihe folgt jetzt die tiefsinnige, leidenschaftlich bewegte, oft titanenhaft gewaltige „Todtenfeier", die das Bild von Mickiewicz' dichterischer Persönlichkeit ergänzt und vollendet. Wenn irgend ein Werk slavischen Schriftthums, so gehört dieses der Weltlitteratur an. Die ausführliche Einleitung gibt neben einer eingehenden Besprechung des Inhalts auch eine anziehende Schilderung des Lebens- und Entwickelungsganges des Dichters, seiner Schicksale und Seelenkämpfe, soweit sie für das Verständnis des Werkes in Betracht kommen.

Verlag von E. L. Morgenstern in Leipzig.

Unterrichtsbriefe für das Selbststudium fremder Sprachen
nach der Methode
Toussaint-Langenscheidt.
Brief 1 liefern alle Buchhandlungen, sowie die Verlagshandlung franco gegen Einsendung von
50 Pfennigen für jede Sprache.
Ausführliche Prospecte gratis.

Dänisch 20 Briefe 10 ℳ	**Portugiesisch** 20 Briefe 10 ℳ
Holländisch 20 Briefe 10 ℳ	**Russisch** 36 Briefe 16 ℳ
Italienisch 40 Briefe 16 ℳ	**Schwedisch** 20 Briefe 10 ℳ
Alt-Griech. 36 Briefe 16 ℳ	**Spanisch** 40 Briefe 16 ℳ
Lateinisch 40 Briefe 16 ℳ	**Ungarisch** 30 Briefe 12 ℳ

Im Abonnement jeder Brief 50 Pfennige.

Preisermäßigung.
Braun-(Wiesbaden)'s Schriften.

Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers. Kulturbilder und Studien. 3 Bände. Lex.-8° 1874. (Mk. 22.50) für Mk. 4.—
Band 1: An den Grenzen des deutschen Reiches. — Das deutsche Reich sonst und jetzt. — Die Wahlprüfungen und die Constituirung des Hauses; ein Beitrag zur Kenntniß der parlamentar. Praxis.
Band 2: Am deutschen Herd: Briefe über die deutsche Küche. — Etwas über den deutschen Wein. — Etwas über deutsche Vornamen. — Volkswirthschaftliche Streifzüge auf dem Gebiete des Rechtes und der Gesetzgebung.
Band 3: Centrifugale Gewalten (Dr. Jacoby in Königsberg. — Bischof von Ketteler in Mainz). — Kulturgeschichtliche Versuche.

Bilder aus der Deutschen Kleinstaaterei. 5 Bände. 8°. 3. Aufl. 1881. (Mk. 30.—) für Mk. 6.—
Band 1: Bilder aus 4 Jahrhunderten 1570—1870.
Band 2: Kriegsbilder 1866—67. Parlamentsbilder 1866—67.
Band 3: Bilder aus Nassau, Württemberg und Hessen-Darmstadt.
Band 4: Bilder aus Kurhessen, Hannover und Bayern.
Band 5: Kleine Kulturbilder und große Ruhmesbilder.

Mordgeschichten. 2 Bände. Gr. 8°. 1875. (Mk. 15.—), für Mk. 2.—
Band 1: Zlobá (Venedig 1525). — Der Menschenhandel der deutschen Fürsten im 18. Jahrhundert. — Der Menschenhandel des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. — Der Tod des General Marceau. — Burschenschafter und Schwarze, deutsche Studentenbilder und Mordgeschichten aus dem tollen Jahre Neunzehn.
Band 2: Ein Bauer an der Spielbank (Bad Schwalbach 1835). — Ein Untersuchungsrichter (Nassau 1863). — Der Spionenfang (Nassau 1866). — Preußischer Wind (1866—67). — Deutsche in Paris (1865—70).

Der Diamantenherzog (Carl II. von Braunschweig). Ein deutscher Prinzenspiegel. Mit 2 Portraits. 1881. (Mk. 3.—), für Mk. 1.50.

Alle 4 Werke — 11 Bände — zusammen für 10 Mark.
Rich. Sattler, Verlag und Antiq. Braunschweig.
(Antiquarische Cataloge franco.)

Bedeutendes Werk der Memoirenliteratur
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart und Leipzig.
Soeben ist erschienen:
Ein halbes Jahrhundert.
Erinnerungen und Aufzeichnungen.
Von
Adolf Friedrich Graf v. Schack.
Mit dem Porträt des Verfassers.
3 Bände. Preis geheftet ℳ 15.—; fein geb. ℳ 18.—

Der Verfasser, der als Dichter, Gelehrter, Uebersetzer, Kunstmäcen und Staatsmann eine so markante und hervorragende Stellung in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts eingenommen, bringt in diesem Werke eine Menge von Charakteristiken derjenigen bedeutenden Personen, denen er in seiner bevorzugten Stellung näher getreten ist und führt uns das bewegte Treiben der Zeitgeschichte vor, die er miterlebt. Graf Schack betrachtet diese Memoiren sozusagen als ein Vermächtnis, das er der deutschen Nation hinterläßt und das gewiß auch als wertvolles Besitztum von derselben geschätzt werden wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bücher-Ankauf!
Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
Kataloge über 1/4 Million Bücher für 30 ₰.
L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen
Violinen
sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Léonard** u. v. A. Ausf. Preiscour. werden grat. u. frco. zugesandt.
Gebrüder Wolff,
Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
Blutjung und andere Erzählungen
von
E. von Dincklage.
1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. broschirt. Preis ℳ 3.—
Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Bibliothek d. Gesamtlitteratur.
Neuerdings sind u. A. erschienen:
Nr. 129. Der Verwendbare. Erzählung von **Wilhelm von Wartenegg.** Geh. 25 ₰. Geb. 50 ₰.
Nr. 114. 115. Neues Buch der Lieder von **Paul Baehr.** Geh. 50 ₰. Geb. 75 ₰. Prachtband 1 ℳ 30 ₰.
Nr. 134. 135. 136. Ungarisches Novellenbuch. Diese 3 Bände enthalten Novellen von **Petöfi, Jokai, Benicziey-Bajza, Csiky** u. **Hikfathy,** welche bisher in deutscher Uebersetzung nicht vorhanden waren. Geh. à 25 ₰. Geb. à 50 ₰.
Nr. 143—145. Persischer Divan. Blütenlese aus der Persischen Poesie. Hrsg. von **Jul. Hart.** Geh. 75 ₰. Geb. 1 ℳ. In eleg. Prachtbd. mit Goldschn. 1 ℳ 50 ₰.
Jedes **einzelu** käufliche Bändchen ist mit Einleitung und dem Bildnis des Verfassers versehen. Vollständiges Verzeichnis gratis und portofrei.
Verlag von **Otto Hendel** in Halle a. S.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY, NOV 26 1887 Library

№ 46. Berlin, den 12. November 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Lage in Oesterreich. Von Karl Pröll. — Russischer und französischer Deutschenhaß. Von Carl Spitteler. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Telepathie. Von Max Dessoir. — Henri Taine und Prinz Jérome. Von O. Piltz. — Hans Hoffmann's Korfu-Geschichten. Von Karl Hochberg. — **Feuilleton:** Ein Blaustrumpf. Novellette von Heinrich Stobitzer. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Aus Gurlitt's Kunstsalon. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Die Lage in Oesterreich.

Von Karl Pröll.

Der Zug unstäten Wesens, welchen die innere Politik Oesterreichs während der letzten Jahrzehnte trägt, ist durch das „System Taaffe" trotz seines neunjährigen Bestandes nicht überwunden worden. Was früher durch den vielfachen Wechsel der Regierungsleiter sichtbar hervortrat: der rasche Wechsel von Stimmungen und Strömungen, das vollzieht sich jetzt unter der Oberfläche eines scheinbar gefestigten Staatswillens. Die herangetriebenen Schollen haben sich verkeilt und einen momentanen Stillstand des Eises bewirkt. Allein fortwährend hört man krachen, bilden sich neue Risse. Es bedarf nur eines Thauwindes und der Eisgang kommt in Bewegung, die Schollen schieben sich übereinander und das steigende Gewässer tritt aus den schlecht geschützten Ufern. Bei einzelnen Durchbrüchen hilft man sich auch heute noch, indem die altväterischen Mittel der Zustopfung von Lücken oder der Ablenkung eines Theiles des bedrohlichen Elementes zur Anwendung gebracht werden. Was geschehen soll, wenn ein größerer äußerer Sturm dazu kommt, hierüber ist man sich in Wien schwerlich klar. Denn sonst wäre man längst daran gegangen, eine rationelle Regulirung der nationalen Strömungen durchzuführen, welche die nützliche Culturarbeit sichern und den Bestand des Reiches unabhängig von Zufällen machen könnte.

Die angebliche Aufgabe des Grafen Taaffe, welche er im Beginne seiner Amtsthätigkeit betonte, war die „Versöhnung" der kleineren Völker und Nationssplitter, welche sich in Oesterreich nebeneinander gewürfelt befinden. Denn die Deutschen brauchten nicht versöhnt, sondern nur in ihrem erworbenen Besitze, ihren politischen Rechten und ihrer civilisatorischen Mission gewahrt zu werden, um sie als zufriedene und opferfreudige Staatsbürger zu erhalten. Ja bei ihnen war sogar, zum Verdruß energischer Naturen, das Nationalbewußtsein viel schwächer entfaltet, als das staatliche Gemeingefühl. Dagegen hatten die immer schroffer hervortretenden Rasseninstincte und Herrschaftsgelüste der Zaun-Völker dieselben in eine Fehdestellung wider die Deutschen Oesterreichs gebracht, deren Hauptursachen nicht abweichende Interessen, sondern Neid und Habsucht bildeten, welche das zu neuer Macht und wirthschaftlichem Fortschritt gelangte Deutschthum ihnen einflößten. Graf Taaffe faßte die Versöhnung im Sinne dieser mißgünstigen Nachbarn auf und hielt es für staatsklug, in Oesterreich das Deutschthum zurückzudrängen, damit es nicht von dem Magnete des im Reiche wiedererstandenen deutschnationalen Staates angezogen würde. So wandelte sich die Aera der Versöhnung in ein stets zielbewußter werdendes Streben nach allmählicher Slavisirung und Entgermanisirung Oesterreichs um. Die Personalveränderungen innerhalb des Ministeriums Taaffe, bei denen die wichtigen Ressorts der Justiz und der Finanzen in die Hände slavischer Parteiführer gelangten, zeigten diese Zuspitzung einer tastenden Politik in eine den erwähnten Zwecken dienenden an. Noch deutlicher drang dies in einer Reihe von Maßnahmen hervor, unter denen die verschiedenen Sprachverordnungen die Tendenz der Zurückdrängung des Deutschthumes unzweifelhaft verriethen.

Diese Politik ließ sich jedoch nur schrittweise durchführen. Die ersten Verlegenheiten brachten die Ungeduld des aufgeregten czechischen Volkes und der Wettbewerb seiner Führer, sich gegenseitig mit nationalen Forderungen zu übertrumpfen. Erst später gesellte sich hierzu der bewußte, kräftige Widerstand der Deutschen in Böhmen gegen die schwer empfundene Vergewaltigung, welcher die politischen Verwaltungsorgane rücksichtslosen Nachdruck liehen. Eine neue Störung erleidet diese methodische Slavisirung durch das Verlangen der Czechen, jetzt auch die äußere Politik Oesterreichs nach ihren Wünschen und Neigungen zu lenken. Das unmittelbar nach dem Eintritt des Taaffe'schen Regimes abgeschlossene und bisher festgehaltene Bündniß mit Deutschland sollte nicht nur den Weltfrieden behüten, sondern geradezu die Slavisirungsbestrebungen decken, indem Deutschland als loyalem Alliirten damit jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten Oesterreichs abgeschnitten war. An Rußland konnte die officielle österreichische Politik keinen Rückhalt gewinnen, weil die widerstreitenden Interessen im Orient, die bevorzugte Stellung der Polen Galiziens dies nicht zuließen, und weil man instinctiv fühlte, daß die Czechoslaven und Südslaven sich auf den Trümmern des alten Reiches mit dem Führerstaat der slavischen Idee verbrüdern wollten. So wurde das deutsch-österreichische Bündniß geradezu eine Existenzbedingung für die Habsburgische Monarchie. Widerwillig haben die Czechen dasselbe einstweilen geduldet. Aber schon die Aeußerungen Dr. Rieger's in den Delegationen deuteten darauf hin, daß die Czechen eine Wandlung der äußeren Beziehungen im Auge behielten.

Da erachtete man es in Wien vorübergehend als Gebot der Staatsklugheit, die czechischen Uebergriffe einigermaßen einzuschränken und die panslavistischen Gelüste zu ernüchtern. Die Aufgabe, zu „bremsen", fiel dem vor einem Jahr in das Amt getretenen Unterrichtsminister von Gautsch zu, der als besonderer Vertrauensmann der Krone im Cabinet die altösterreichische Tradition vor völliger Verflüchtigung bewahren

Digitized by Google

sollte. Derselbe fing vorsichtig mit unscheinbaren administrativen Regulativen an, welche sogleich das Mißtrauen der slavisch-klerikalen Parlamentsmehrheit erweckten. Sobald derselbe mehrere schlecht besuchte, völlig nutzlose czechische Mittelschulen aufhob — gleichzeitig mit verschiedenen deutschen Mittelschulen — brach der Sturm gegen ihn los. Das Ministerium durfte zwar gegen den Willen der Krone den unbequemen Collegen nicht fallen lassen; aber es rang ihm anderweitige Zugeständnisse für die befreundeten Czechen ab, unter denen die Slavisirung der durch deutsche Intelligenz und deutsche Mittel begründeten Prager Kunstgewerbeschule besonders merkwürdig ist. Die Jungczechen benutzten das diplomatische Zögern der auf den Hintertreppen der Hofpolitik wohlbewanderten Altczechen, um ihrer Fractionseifersucht gegen letztere alle Zügel schießen zu lassen und sie in das Schlepptau einer terroristischen Propaganda zu nehmen. Im entscheidenden Augenblicke hielten jedoch die Altczechen still und ließen sich die Vertagung der von ihnen geforderten Interpellationsbeantwortung gefallen, um nicht in einen Conflict mit der Krone verwickelt zu werden. Sie können heute noch nicht Taaffe und die kaiserlich-königlichen Czechisatoren in Böhmen, den Statthalter FML. von Kraus u. A., entbehren, während die Jungczechen glauben, es ließe sich eine Neuauflage der Hussitenkämpfe durchführen. So sehen wir slavische Jesuitenpolitik und slavische Dreschflegelpolitik wieder einmal im neidischen Wettbewerb, aber unbedingt einig in dem Gedanken, nicht nur die politische, sondern auch die Culturmacht des Deutschthums zu vernichten. Selbst der Gedanke, daß der Kaiser von Oesterreich mit der Million Streiter des Deutschen Reiches, keineswegs mit der deutschen Nation, einen Waffenbund geschlossen, wird den Czechen immer unerträglicher. Die Schollen beginnen zu treiben.

Das Erscheinen einer czechischen Broschüre gegen das österreichisch-deutsche Bündniß, welche an dessen Stelle „die slavische Solidarität" gesetzt, eine selbständige Orientpolitik ausgemerzt wissen will, ist nicht als ein nebensächlicher Zwischenfall anzusehen. Es werden vielmehr in diesem lauten Selbstgespräche eines offenherzigen Zukunftsträumers, der sich als nationaler Führer ausspielt, die geheimsten Gedanken jenes „Trutzbundes gegen das Deutschthum" offenbar, welcher seit Langem in den Köpfen aller Parteigänger der Wenzelskrone und des stammverwandten Rußlands herumspukt. Die waghalsigsten unter diesen „Kosaken von der Moldau" wollen ferner durch Einführung des slavischen Rituales einen Uebergang von der katholischen zu einer czechisch-unirten Nationalkirche anbahnen, die österreichischen Donauprovinzen wie zur Zeit König Ottokar's in Beschlag nehmen und von da aus den Südslaven die Hände reichen. Sie treten in der deutschen Reichshauptstadt Wien, wo sie durch Zuwanderung auf etwa 8 Procent der Bevölkerung gestiegen, mit einer Agitation hervor, die auf nichts Geringeres abzielt, als in Schule und Gewerbe, Gemeindeverwaltung und politischer Repräsentation einen Utraquismus durchzusetzen, welcher die Sprachenkämpfe nach böhmischen Muster einleiten würde. So aussichtslos heute diese Bewegung Vielen erscheint, wer kann behaupten, daß sie nach weiteren zehn Jahren nicht Erfolge davongetragen hat?

Die gedachte Broschüre ist confiscirt worden, die politisch unklare, unzuverlässige und zerfahrene Bevölkerung Wiens zeigt sich durch die Bedrohung ihrer localen Interessen im Momente aufgerüttelt. Etwas von dem staatlichen Autoritätsprincip, welches gegenüber den slavischen und klerikalen Sonderbündlern und Geschäftsfreunden der Regierung außer Kraft gekommen war, hat der Minister von Gautsch, wie schon erwähnt, zu retten gesucht, freilich nur um den Preis neuer Zugeständnisse an die czechischen Malcontenten. Diese haben, um nicht im ungünstigen Momente eine Krise herbeizuführen, einen Rückzug in die gedeckte Stellung des Zuwartens angetreten, wo sich die Berserkerwuth der Jungczechen auszutoben sucht. Die Kunst, nach ungestümen Angriffen durch geheuchelte Nachgiebigkeit zur Erlangung weiterer Vortheile „sich einzunisten", werden die Czechen und die übrigen Fractionen der Rechten schwerlich verlernt haben. Und selbst wenn es Grafen Taaffe's Ernst sein sollte, der Begehrlichkeit seiner Freunde Schranken zu ziehen, dürfte ihm heute bereits die Macht dazu fehlen. Sein System kann sich nur ausleben wie die Beschwörungen des Zauberlehrlinges. Die nationalen Forderungen werden bei jeder Wiederkehr verdoppelt sich ergießen und schließlich wird die Krone die Rolle des alten Hexenmeisters übernehmen müssen, wenn sie nicht selbst das Bannwort vergessen hat.

Aus dieser kurzen Darlegung der thatsächlichen Lage in Oesterreich geht hervor, daß es ein übertriebener Optimismus wäre, aus dem unterbliebenen oder auch nur vertagten Sturmlauf des Czechenclubs im Parlamente zu folgern, es könnte die Abhängigkeit, in welcher das System Taaffe von seinen slavischen Verbündeten gerathen, innerhalb dieses Systems gebrochen werden. Erschütternde Erfahrungen, an denen Oesterreich nicht arm ist, haben bisher die Leichtbeherztheit seiner officiellen Politik wenig zu ändern vermocht. Und wenn erheute verhängnißvolle Abfall Oesterreichs vom deutschen Bündnisse, den die Czechen leidenschaftlich herbeisehnen, voraussichtlich verhütet wird, so dürfte hierzu weniger das realpolitische Verständniß als ein anderer Umstand beitragen. Das beleidigte Gewissen des deutschen Volkes in Oesterreich hat endlich lauten Ausdruck gewonnen und wird täglich stärker vernehmbar. Mag man sich immerhin die Miene geben, dasselbe zu überhören, eine Ahnung durchzuckt doch die Wiener Hofkreise, daß es selbst der deutschen Geduld gegenüber ein „bis hierher und nicht weiter" gibt. Die Opposition der Deutschen in Oesterreich bleibt eine der letzten aber schwerwiegendsten Bürgschaften der deutsch-österreichischen Allianz und deutsche Lande werden unter fremder Krone nur verbleiben können, wenn letztere nicht dem Grundsatze allgemeiner Deutschenfeindschaft huldigt.

Bevor die Czechen als Vortruppen der russischen Heeressäulen längs des Erz- und Riesengebirges sich ausbreiten, bevor Prag zur Hauptstadt eines Reiches der Wenzelskrone geworden, müßten auf den Wahlstätten des Böhmerlandes noch einmal die Würfel blutiger Entscheidung gefallen sein. Daß man in Wien eine solche Entscheidung nicht wünschen kann, berechtigt uns zu der Hoffnung, es werde die immer einflußreicher und turbulenter gewordene Czechokratie in Oesterreich ihre letzten Ziele nicht erreichen und ein Rest der früheren, aus deutschem Blute und deutscher Culturarbeit entsprossenen Staatsautorität gerettet werden.

Russischer und französischer Deutschenhaß.

Von Carl Spitteler.

(Schluß.)

Die Klasse der Gebildeten, deren Wortführer die Slavjänophilen*) sind, adoptirt vor Allem die Beschwerden des Bauern und verleiht denselben leidenschaftlichen Ausdruck. Kein Wunder, denn der Bauer genießt in der russischen Romantik (realistischen Stils) hieratisches Ansehen, als eine Art Knecht Gottes; sein Typus dominirt in der Literatur und seine Sprache in der Gesellschaft. Auch kann man den Slavjänophilen Gemeinsinn, Fürsorge für das Volk und überhaupt Patriotismus nicht absprechen. — Zu den Beschwerden des Volkes fügen aber die Gebildeten neue hinzu, und zwar solche, denen die allergrößte Aggressivkraft, mithin die wichtigste politische Bedeutung innewohnt, und welche ich um so weniger übergehen darf, als sie in der deutschen politischen Presse kaum zur Sprache gelangen. Der gebildete Russe glaubt sich gegenwärtig im Besitz einer eigenthümlichen Cultur, welche die westeuropäische in allen Gebieten überflügelt habe. Mit glühender Liebe verehrt er dieselbe, mit unerbittlicher, systematischer Strenge

*) „Slavisch" (Slavjänskyi) ist das nationale Symbol der modernen Russen. Also: „slavischer Verein", „slavische Actiengesellschaft", „slavische Brauerei" u. s. w. Das Wort „russisch" hat fast nur noch amtliche Bedeutung.

Digitized by Google

impft er sie der Jugend ein, selbst der höchstgeborenen, mit unsagbarem Grimm aber beobachtet er die Indifferenz und das ungläubige Lächeln der anderen Nationen. „Wohlan, wenn ihr's nicht im Guten glauben wollt, so werden wir's euch mit den Waffen beibringen." Und offen droht er: „Lange genug haben wir von Europa gelernt, jetzt ist die Zeit gekommen, da Europa von uns lernen muß." Männer, die, obschon vier Sprachen geläufig sprechend, principiell jedem Ausländer nur russisch antworten, Kinder, die sich sträuben französisch oder englisch zu lernen, weil die Franzosen und Engländer erst russisch lernen sollen, sind in Rußland keine Seltenheit. Es ist kaum möglich, dieses Moment zu überschätzen und ich mache nochmals ausdrücklich auf die gewaltige Aggressivbedeutung desselben aufmerksam. Wer die Erklärung der russischen Expansivgelüste in staatspolitischen Gründen oder gar in materiellen Interessen sucht, wird stets von den Ereignissen verblüfft werden. Die russischen Waffen dienen nicht der Politik, sondern der nationalen Mission; sie sind der Pflug, hinter welchem der slavische Culturprediger schreitet. — Die russische Cultur ist nun im Grunde der französischen nicht minder entgegengesetzt als der deutschen, wie denn auch die Franzosenfreundschaft der Slavjänophilen eine temporäre, aus bloßen Opportunitätsgründen affichirte heißen muß, allein hier, wie überall muß der Deutsche Alles ausbaden. Was die russische Cultur am meisten verabscheut: Idealismus und classische Tradition, das will der Slavjänophile nicht am Franzosen sehen, welcher diese Dinge unter den Modernen am innigsten verehrt, sondern einzig am Deutschen, dessen gegenwärtiger ästhetischer Standpunkt doch wahrlich des Idealismus ganz unverdächtig ist. — Indem wir die Politik als Grund und letzten Zweck ausschlossen, wollten wir natürlich nicht ihre ungeheure Bedeutung als Mittel leugnen; es ist ja sonnenklar, daß dieselbe in diesem Augenblick als die erste Vorbedingung der slavischen Propaganda im Vordergrunde steht; und so geschieht es denn, daß die europäische Presse die Slavjänophilen vorwiegend, wenn nicht ganz allein, in politischer Attitude zu Gesicht bekommt. Warum nun wiederum der Deutsche als der politische Erzfeind bezeichnet wird, liegt auf der Hand; Feind heißt eben dem Russen Jeder, welcher die slavischen Pläne hemmt, und wäre es auch bloß durch seine Existenz an der Grenze. Um Rußland politisch zu versöhnen, müßten die Deutschen mit Mann und Maus in den Erdboden versinken und selbst dann würde man es ihnen noch als Bosheit auslegen, daß sie die Luft verpesteten. — Zeigen indessen die Slavjänophilen auch gar keine Pietät gegen jenen deutschen Geist, welchem die russische Cultur so viel verdankt? Theoretisch allerdings, nicht aber praktisch. Alle die Wagnerianer (für die russischen Musiker beginnt die Musik da, wo Wagner aufhört) sind wüthende Deutschenfresser, die enthusiastischen Verehrer von Goethe's Faust schildern in ihren Werken den Deutschen als Schwächling oder Spitzbuben. Es ist eben instinctiv; selbst wenn der Kopf möchte, vermag es das Herz nicht. Wie das Volk in allen Anecdoten und in allen Theaterpossen den Deutschen verspottet, so stellen ihn die Gebildeten in ihren Werken an den Pranger. Die russische Nationaloper „Rußlan und Ludmilla" verdankt ihre Beliebtheit nicht zum wenigsten dem Umstand, daß in ihr ein Warjäger, der Typus des Germanen, als Feigling hingestellt wird. — Es bleibt noch übrig, auf die unbeschränkte Macht der Slavjänophilen hinzuweisen. Es ist ganz unrichtig, dieselben mit der französischen Patriotenliga zu vergleichen und als eine „Bande von Schreiern" vornehm abzuthun. Wohl führen sie gar laut das große Wort, allein die ganze Nation lauscht diesem Wort, weil Jene nur aussprechen, was diese denkt; nicht eine Bande, ja nicht einmal Partei bedeuten sie, sondern Rußland. Sie führen das Volk, sie leiten die öffentliche Meinung, sie erziehen die Jugend, sie dominiren den Adel, sie inspiriren die Generale und Staatsmänner, sie regieren thatsächlich Rußland. — Und der Czar? — Fast hätten wir ihn vergessen.

Kleinlicher, aber darum kaum unwichtiger — denn das Kleinliche beherrscht das tägliche Leben — sind die Beschwerden der vornehmen Klasse gegen den Deutschen, jener Klasse, die einst als die Partei der Westlinge Rußland geistig regierte, in jüngster Zeit gänzlich unter die Herrschaft der Slavjänophilen gerathen ist, aber noch immer in Sitten und Lebensart tonangebend wirkt, wie denn die Führer der Slavjänophilen selber durchaus keine struppigen Bären, sondern elegante Herren sind. Ueberhaupt muß man sich, um die Kritteleien der Vornehmen in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen, erinnern, daß die vornehme Lebensart sich in Rußland bis nahe an die Grenze des Bauern erstreckt, daß Gesellschaftsklassen, die anderswo dem Spießbürgerthum verfallen sind, dort großstädtische, oder besser gesagt, großherrliche Gewohnheiten haben. Eleganz im größten Stil ist die Signatur der gesammten Gesellschaft, sodaß derjenige, welcher aus irgend einem westeuropäischen Lande nach Rußland zieht, den Eindruck gewinnt, als ob er aus einem Wagen zweiter (resp. dritter) Klasse in die erste hinüberstiege. Bei diesem Anlaß halte ich die Bemerkung nicht für überflüssig, daß die russische Eleganz nicht aus Paris stammt, sondern von den fürstlichen Sitten des einheimischen, einst Länder und Leute beherrschenden Adels.

In den vornehmen Klassen nun sind es meistens antipathische Privateindrücke, welche den Ausschlag geben. Obschon hierüber Manches zu erzählen wäre, welchem der deutsche Leser in seiner unerschütterlichen Objectivität mit Interesse lauschen würde, so widerstrebt es mir dennoch, abfällige Urtheile, welche nicht der Nation, sondern dem Privatcharakter des Deutschen gelten, berichtend zu wiederholen. Auf die Gefahr hin, dadurch eine empfindliche Lücke in meiner Abhandlung zu verursachen, bitte ich also den Leser, mir hierüber einen Dispens zu ertheilen. Unter den principiellen Controversen ist es natürlich, wie überall vor allem die deutsche Moral, oder wenigstens die Moraldoctrin und -Kritik, an welcher leidenschaftlich Anstoß genommen wird. Harmloser gestaltet sich die Opposition gegen das deutsche Ideal von Liebe und Weib, wobei, wie man sich denken kann, der Witz am Lottchen und am Gretchen versucht wird. — Daß die deutsche Sprache übel wegkommt, brauche ich kaum zu versichern. „Der deutscher Sprache ist einer sjer chcharter Sprache; in jeder Wort hat er ein r." Und die süße Jugend vergnügt sich etwa damit, in ihre deutschen Aufsätze die Worte einzuflechten: „gehabtgewesengewordenhabenzusein." — Eigenthümlich und bemerkenswerth ist die Abneigung der vornehmen Russen gegen das deutsche Adels- und Standesbewußtsein. Der Russe duldet nämlich in der Gesellschaft keinerlei Abstufungen, er behandelt den Bürgerlichen gleich wie den General und den Fürsten, und seinen eigenen Rang versteckt er geflissentlich hinter dem Vornamen. „Excellenz" oder „Hoheit" sagen nur die Diener, was man sich für „Fatinitza" und „Fledermaus" merken mag. Der Zweck des deutschen „von" erscheint dem Russen ganz unverständlich, und er schafft sich dasselbe für die Reise durch Deutschland an, wie man sich einen Bergstock für die Schweiz anschafft. „Nennen Sie sich doch „von", die Deutschen halten etwas darauf." Er hat in den meisten Fällen das gute Recht auf die Partikel, da in Rußland eine gewisse Beamtenstufe den Adel und Erbadel verleiht, aber kein Mensch legt in Rußland irgend welchen privaten (sondern bloß juridischen) Werth auf den Adel. Einzig der Fürst behält seinen Titel, den freilich auch er in der Privatgesellschaft so bald als möglich mit dem Vornamen vertauscht. Nicht umsonst versteht der Russe unter dem Wort „Name" (Imja) allein den Vornamen. Was wir unter „Name" verstehen, heißt er „Familie". — Beim Adel ist die französische Sympathie echt, so echt und naiv, daß sie eigentlich Niemand beleidigen kann. Wie die Pflanze den Sonnenschein, so saugt der vornehme Russe Alles ein, was französisch ist; sein Auge strahlt, wenn er einen französischen Laut hört und wer ihm Anlaß gibt französisch zu sprechen, erweist ihm eine Höflichkeit. Ohne einen Franzosen in seiner Nähe kann er auf die Länge gar nicht bestehen, und auf die Persönlichkeit desselben kommt dabei nicht viel an. Für Rußland hat der gebildete Hausknecht ein wahres Wort gesprochen: „Mit Französisch kann man nicht untergehen." Wie gesagt, man muß ein hartes Herz haben, um dem Russen diese Freude nicht zu gönnen. Wer auch nur einmal den glückseligen

Digitized by Google

Triumph mit angeschaut hat, mit welchem ein russischer Generallieutenant eine singende französische Cafésjungfrau am Arm herumführt, stolz auf die edle Beute, der wird die Idylle, die im Grunde keinem Menschen etwas zu leid thut, nicht stören wollen. Denn man lasse sich durch den französischen Privatenthusiasmus der Vornehmen nicht dazu verleiten, in ihnen die Feinde Deutschlands und die Beförderer der französischen Allianz zu erblicken; der russische Adel ist von Alters her gewohnt in loyaler Weise Privatneigungen und Staatsdienst auseinander zu halten, und namentlich dem Hof die Leitung der Politik anheim zu stellen. Die russisch-französische Allianz wird vielmehr von denjenigen Russen in's Werk gesetzt, welche zu Frankreich durchaus kein geistiges Verhältniß haben, von den Slavjänophilen.

Genug davon. Mischen wir nun das alles gehörig durcheinander und rütteln wir es tüchtig, so erhalten wir ungefähr jenes Brausepulver, welches tagtäglich in der russischen Presse anläßlich der Politik emporsprizt. Wenn man aus meiner Schilderung den Eindruck gewonnen hat, daß der Deutschenhaß der Russen unendlich grimmiger sei, als derjenige der Franzosen, so theilt man meine Meinung. In der That sieht sich der Franzose im Gespräch mit Russen meistens in den Fall gesetzt, ihr Urtheil über den Deutschen zu mäßigen und auf das politische Gebiet einzuschränken. „Die Gerechtigkeit verlangt trotz alledem —" „Immerhin darf man den Deutschen die Anerkennung nicht versagen." Solche Concessivsätze können wir jeden Augenblick von Franzosen, schwerlich jemals von Russen hören. Der Franzose bleibt eben — und möge er sich selbst noch so sehr dagegen sträuben — ein europäischer Bruder des Deutschen, ein feindlicher Bruder, immerhin ein Bruder. Ihm, dem begeisterten Zögling der westeuropäischen Tradition, gilt alles, was zur gemeinsamen Cultur gehört, vor allem die Kunst und die Literatur, selbst beim Feinde für heilig. Die erbittertste politische Leidenschaft hat es nicht vermocht, daß die Franzosen die deutsche Cultur beschimpft hätten und nach wie vor der Belagerung von Paris genießen die Haydn und Mozart in Frankreich andächtige Huldigung. Geist in jeder Sprache und Genie in jeder Nation, das sind die Götter des Franzosen, und Pietät wird, so lange Frankreich sich selbst treu bleibt, sein hervorragender Charakterzug sein. Ich sah Franzosen vor der Statue Rückert's in Coburg das Haupt entblößen, kurz nach dem Kriege. Dergleichen ist leider nicht russisch. Der Russe fühlt zwar nicht asiatisch, aber außereuropäisch. Griechen und Römer sind ihm ein längst (von den Russen) überwundener Standpunkt; besonders die Griechen sammt ihrer Cultur erscheinen ihm über die Maßen lächerlich. „Was für kleinliche Verhältnisse!" Er verhöhnt, was alle Westeuropäer gemeinsam als unantastbare Heiligthümer verehren. Seine nüchterne realistische Weltanschauung, seine nihilistische Anlage, die er selbst als Verstandesüberlegenheit auffaßt, möchte überall Tabula rasa schaffen, um darauf eine slavische Bauernmystik zu pflanzen. Den Deutschen haßt er nicht bloß politisch, sondern bis tief in seine Geistescultur hinein und vielleicht dort am meisten. Die Feindschaft des Franzosen gilt dem deutschen Reich, diejenige des Russen darüber hinaus den deutschen Idealen. Jene ist Schwankungen unterworfen, das Barometer der Deutschfeindlichkeit steigt und fällt in Frankreich je nach der Herrschaft der Parteien. In Rußland gibt es dem Deutschen gegenüber keine Parteien und dem Deutschenhaß gegenüber keine Opposition. Männer wie Freycinet, Ferry und Grevy kommen dort gar nicht vor. Das einzige Gegengewicht wird durch die Petersburger (ausländische, „deutsche") Finanzwelt dargestellt, die aber der moralischen Verachtung des Russen anheimgefallen ist. Der Czar schwimmt mit seinem Throne in der Fluth der Nationalströmung, er kann wohl rudern, steuern und laviren, aber nicht stille halten oder gar gegen den Strom segeln. Die Armee, obschon wohl disciplinirt, ist ebenso slavjänophil gesinnt, wie jeder andere Stand. Ihre Führer, welche, wenn sie nicht Komarof und Skobelef hießen, Boulanger heißen würden, sind Zeitungsgenerale, die ihren Degen vom Kaiser, aber ihren Segen von den Slavjänophilen holen.

Geradezu vertauscht sind jedoch die Rollen zwischen Frankreich und Rußland, wenn wir die Aeußerungen des Deutschenhasses im privaten Leben beobachten, wovon ich zum Schlusse noch ein Wort zur Orientirung reden möchte.

Jedermann weiß, welchen Unannehmlichkeiten, ja Gefahren der Deutsche in Frankreich seit dem letzten Krieg ausgesetzt ist. Im Gegentheil kann ein Deutscher einsam und unbeschützt durch das ganze ungeheure russische Reich wandern, bei den grimmigsten Panslavisten einkehren, im hintersten Dörfchen zwischen orthodoxen Bauern bei offenen Thüren wohnen, ohne daß er etwas anderes erführe als Zuvorkommenheit und Artigkeit. Ja er wird wahrscheinlich mit strahlendem Gesicht wiedererscheinen und mit überlegener Miene den russischen Deutschenhaß für ein absurdes Märchen erklären. Solches ist öfters vorgekommen und wird noch öfters vorkommen. Während nämlich der Franzose zwar das Deutschthum als Culturprincip hochschätzt und die Deutschen als Nation achtet, aber jeden einzelnen Deutschen als solidarisch mit den Kriegern des Jahres 1870 verabscheut, haßt der Russe das Deutschthum, verabscheut die Deutschen als Nation, ehrt jedoch den einzelnen Deutschen, wie er überhaupt jeden Fremdling als Gast ehrt. Der russische Bauer ist bis zu einem gewissen Grad, obschon nicht bis zum süddeutschen Grad, gutmüthig und thut Niemand etwas zu Leide; einen Pöbel aber gibt es in Rußland nicht, selbst nicht in der Hauptstadt. Der Bauer wird zwar hinter dem Rücken des Deutschen einige witzelnde Bemerkungen fallen lassen, die jener nicht versteht; und schon unmittelbar hinter der Grenze werden sich Schaffner und Zollbeamte das Vergnügen erlauben, jede deutsche Frage mit grinsendem Bedauern als unverständlich abzulehnen; das ist aber auch Alles. Man läßt den Deutschen gerne etwas anlaufen, aber man vexirt ihn nicht ernstlich. Erleidet ein Deutscher in Rußland von irgend Jemand eine Unziemlichkeit, so kann er darauf wetten, daß der Betreffende ein deutscher Renegat ist. Daher lautet der Rath: schnurstracks zu den Kosaken. Vollends die gebildeten und vornehmen Klassen bewähren ihre sprüchwörtliche und über jedes Lob erhabene Höflichkeit auch dem Deutschen gegenüber. Die russische Höflichkeit ist nämlich keineswegs, wie man oft und überoft behauptet hat, eine bloß oberflächliche Tünche, sondern ein instinctiver, zum Nationalcharakter gehörender Zug, der sich in jeder Lage des Lebens und in jeder Dauer der Beziehungen bewährt. Sie ist sogar waschechter als die französische, mit welcher sie übrigens nichts zu schaffen hat. Einen Menschen einzig und allein seiner Nationalität wegen in's Angesicht zu beleidigen, bringt ein Russe gar nicht über sich; und hierin machen die Slavjänophilen keine Ausnahme. Dieselben sind vielmehr, der verstorbene Katkow voran, von gewinnender persönlicher Liebenswürdigkeit, selbst dem Deutschen gegenüber; nicht aus Falschheit, sondern aus guter Erziehung, indem es ihnen widerstrebt, dem Einzelnen den Haß entgelten zu lassen, welchen sie gegen die Gesammtheit hegen. So unrathsam es ist, mit den Slavjänophilen Bulgaren zu essen, so empfehlenswerth ist es, mit ihnen Cigaretten zu rauchen. Hat nun Jemand die Einfalt — und Manche haben diese Einfalt — einen Russen in deutscher Sprache um Auskunft darüber zu bitten, ob es denn wirklich wahr sei, daß man die Deutschen in Rußland so ganz und gar nicht ausstehen könne, so wird der Gefragte unfehlbar, und wäre er selbst Redacteur der „Nowoje Wremja", mehr oder weniger die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und die allerberuhigendsten Versicherungen ertheilen. Zwei Tage darauf erscheint dann in einer deutschen politischen Zeitung eine jener tröstlichen Correspondenzen aus Petersburg, die wir kennen.

So steht es heute. Der russische Deutschenhaß, obschon auf dem Siedepunkt angelangt und um viele Grade des Dynamometers stärker, als der französische, erstreckt sich nicht auf den einzelnen Deutschen wie in Frankreich. Ob das freilich auch dann noch der Fall wäre, wenn Rußland in ein ähnliches militärgeographisches Verhältniß zu Deutschland treten würde, wie Frankreich seit dem Jahre 1871, wage ich nicht zu entscheiden.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Telepathie.

Von Max Dessoir.

Seit unvordenklichen Zeiten hat das Problem der Fernwirkung den Geist denkender Menschen beschäftigt. Wie in den ältesten Zeiten des Menschengeschlechtes und in den Tagen des dahinsinkenden klassischen Alterthums, so ist auch im Mittelalter und in der Neuzeit der Glaube an eine Wirkung der Seele in die Ferne niemals völlig verschwunden, ja er wurde vor etwa hundert Jahren durch Mesmer und seine Schüler zu einem eigentlichen Dogma erhoben und ist seitdem in den engen Kreisen dieser Secte herrschend geblieben. Als aber vor ungefähr zehn Jahren die angesehensten Gelehrten Frankreichs die Thatsachen des Hypnotismus einer sorgfältigen, von überraschenden Erfolgen gekrönten Untersuchung unterzogen, als vor fünf Jahren in London die Society for Psychical Research ihre grundlegenden Forschungen begann, da tauchte auch wieder das Problem der Fernwirkung auf und schien gleichsam zum letzten Male eine Zufluchtsstätte von uns Menschen zu erbitten.

Und sie wurde ihm zu Theil. Anfangs freilich waren es nur einige wenige Männer der Wissenschaft, welche mit vorurtheilslosem Sinn an die Prüfung der behaupteten Thatsachen herantraten und den Muth besaßen, ihre Ansicht offen auszusprechen, aber allmählich erfaßte die Bewegung immer weitere Kreise und so entstanden jene langen Reihen psychologischer Experimente, deren Ergebniß wir unseren Lesern mittheilen wollen. Denn die Broschüre, welche soeben hierüber erschienen und Veranlassung dieses Aufsatzes geworden ist*), giebt absichtlich weder eine Geschichte noch eine ausreichende Beschreibung der Phänomene, sondern beschränkt sich darauf, die vor längerer Zeit von Herrn Prof. Preyer bestrittene Thatsächlichkeit der Erscheinungen nachzuweisen.

Ganz allgemein gesprochen handelt es sich bei unserem Gegenstande um Eindrücke, welche anders als mittelst der bekannten Sinneswerkzeuge von einer Person in einer anderen hervorgerufen werden, um Mittheilungen, welche weder Auge noch Ohr treffen und doch in das Bewußtsein treten. Dabei bleibt noch völlig freigelassen, ob nicht die Beeinflussung die indifferenzirte sinnliche Empfindung trifft, wie der Magnetismus, der auch nicht sensoriell wahrgenommen wird, oder ob die fernsinnige Verbindung in gar keinem Zusammenhang mit der allgemeinen Erregbarkeit des Zellenkörpers steht, was natürlich durchaus unwahrscheinlich ist. Wenn also A, beliebig weit von B entfernt, sieht, was B treibt, oder ihn durch einfache Willensconcentration so beeinflußt, daß B thun muß, was er will, so hätten wir einen Fall solcher nichtsinnlichen Verbindung zweier Menschen. Es bestände zwischen ihnen ein durch kein sinnliches Medium vermittelter geistiger Verkehr, den die Engländer Telepathie nennen. Dieser Name ist demnach nur ein zusammenfassender Ausdruck für eine Reihe von Thatsachen, welche äußerlich von einander recht verschieden sein mögen, aber immer das gemeinsame Merkmal ihres nichtsinnlichen Ursprungs tragen; es bleiben daher mit der Aufstellung dieses Allgemeinbegriffes der innere Mechanismus wie die letzten Ursachen der Erscheinungen vollständig unberührt. Genau ebenso verhält es sich mit dem französischen Terminus. Anknüpfend nämlich an die Vorstellung von der hypnotischen Suggestion, welche in dem Geiste der Versuchsperson beliebige Eindrücke hervorruft, nennt man diejenige Eingebung, welche der specifisch sinnlichen Vermittelung entbehrt, die suggestion mentale, und bezeichnet eine solche Beeindruckung, wenn sie aus größerer Entfernung stattfindet, als suggestion mentale à distance, wenn sie erst nach längerer Zeit zur Wirkung gelangen soll, als suggestion mentale à échéance. Derjenige, welcher den Eindruck hervorruft, wird in beiden Sprachen agent genannt, derjenige, der ihn empfängt, percipient, falls man es nicht vorzieht sich der Bezeichnungen „activ" und „passiv" zu bedienen. Da in Deutschland noch kein Sprachgebrauch sich dieses Gebietes bemächtigt hat, würde ich vorschlagen, für den ganzen neuen Zweig der Psychologie den englischen Namen Telepathie beizubehalten, die beiden Seiten der damit berührten Seelenthätigkeit als Fernwirkung und Fernsinnigkeit zu unterscheiden und die dabei in Betracht kommenden Personen als den Urheber und den Empfänger zu charakterisiren.

Dieses zunächst ganz allgemein umgrenzte Erscheinungsgebiet umfaßt nun sowohl Thatsachen, welche künstlich herbeigeführt werden, als auch solche, welche spontan sich ereignen. In Frankreich wie in England hat man mit dem Studium der experimentellen Fälle begonnen, dann aber aus leicht begreiflichen wissenschaftlichen Gründen Umschau nach gleichen, aber von selbst sich darbietenden Phänomenen gehalten und dabei zahlreiche Analogien in Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens zu entdecken geglaubt. Es würde sich also um solche Fälle handeln, in denen weder Urheber noch Empfänger etwas von einer zwischen ihnen bestehenden Fernwirkung wissen und erst durch nachherige Entdeckung davon unterrichtet werden. So erzählt der bekannte französische Arzt Dr. Ochorowicz in seinem interessanten jüngst erschienenen Werke*) mehrere Experimente übersinnlicher Beeinflussung.

Solche Fälle spontaner Telepathie kommen nun aber nicht vereinzelt, sondern in überraschend großer Anzahl vor, und um dies zu beweisen hat die englische Gesellschaft für psychische Untersuchungen (S. P. R.) umfangreiche Erhebungen angestellt, deren Resultat in zwei starken Bänden**) veröffentlicht worden ist und demnächst im Auszuge auch dem deutschen Publikum zugänglich gemacht werden wird. Man findet dort eine Menge ähnlicher Berichte, deren Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit in scharfsinnigster Weise festgestellt wird, und die alle darauf hinauslaufen, daß Vorstellungen, geistige Bilder oder Empfindungen, welche eine Person hat, zu gleicher Zeit von einer anderen wahrgenommen werden. Da Ereignisse dieser Art, besonders wenn sie plötzliche körperliche Schmerzen betreffen, sehr zahlreich und wohl manchem Leser aus eigener Erfahrung bekannt sind, so halten wir uns bei dieser „einfachen Uebertragung" (simple oder ideal transference) nicht weiter auf, sondern wenden uns einer anderen Gruppe zu, die von Gurney als Phantasmen-Uebertragung (phantasmal oder clairvoyant transference) bezeichnet wird. Es treten nämlich auch Fälle ein, wo das, was übertragen wird, nicht eine Affection des Urhebers ist, sondern die Vorstellung von dem Urheber als einem afficirten. Gehören der ersten Gattung also alle diejenigen Vorkommnisse an, wo der Empfänger das reproducirt, was der Urheber zur Zeit denkt oder fühlt, oder wenigstens von einer mächtigen Aufregung und Besorgniß um ihn ergriffen, manchmal auch nur von dem nicht zu bannenden Gedanken an den Anderen verfolgt wird, so fallen in die zweite Klasse alle jene Einwirkungen, bei welchen eine Sinnesverkörperung, eine Vision (phantasm) statt hat und entweder des Urhebers Stimme gehört oder seine Gestalt leibhaftig erblickt wird. Auf den ersten Blick scheint zwischen dieser Gruppe und der ersten kein Zusammenhang zu bestehen, doch wird er uns sofort verständlich, wenn wir uns die Entstehung dieser „Phantasmen Lebender" verdeutlichen. Es besteht zwischen beiden Personen eine telepathische Verbindung, welche sich in einer bestimmten psychischen Einwirkung äußert — das ist das Gemeinsame —, aber diese fernsinnige Beeindruckung bleibt nicht im Gehirne des Empfängers, sondern projicirt sich nach außen als scheinbar sinnliche Wahrnehmung. Wir haben es also mit einer besonderen Art von Hallucinationen zu thun, welche sich von den gewöhnlichen nur dadurch unterscheidet, daß sie unter der Anregung eines vom Geiste des Urhebers

*) Telepathie. Eine Erwiderung auf die Kritik des Herrn Prof. W. Preyer von Edmund Gurney, M. A. Leipzig, W. Friedrich, 1887.

*) De la suggestion mentale. Par le Dr. Ochorowicz. Paris, Doin, 1887.

**) Phantasms of the Living. By Edmund Gurney, Fred. H. W. Myers, Frank Podmore. London, Trübner, 1886.

Digitized by Google

ausgeübten Einflusses erzeugt wird. Freilich bleibt dann noch eine große Schwierigkeit zu heben, nämlich die, daß etwas, was des Urhebers Geist bewußterweise nicht beschäftigt, seine eigene Körperform oder Stimme, den Gegenstand der Uebertragung bildet. Auch wenn man, wie Gurney dies auf Grund subtiler und hochinteressanter Untersuchungen thut, den Antheil des Urhebers auf den ersten Anreiz beschränkt und die ganze übrige Thätigkeit dem Percipienten zuweist, scheint mir das Problem noch nicht vollständig gelöst zu sein; doch würde eine genauere Auseinandersetzung über diesen Punkt zu weit führen.

Hiermit sind die Analogien, welche nach Aussage der englischen Psychologen in der Natur den künstlichen Experimenten entsprechen, bei weitem noch nicht erschöpft, doch genügt es für unseren Zweck, ihren Charakter skizzirt zu haben. Einen anderen sinnreichen Einfall hat der schon erwähnte Dr. Ochorowicz gehabt, um das spontane Auftreten analoger Erscheinungen nachzuweisen. Es stellt nämlich neben die transmission des états emotifs, des sensations, des idées, de la volonté eine transmission nerveuse des maladies und versteht darunter eine Art nervösen Contagiums, eine directe Uebertragung von organischen Zuständen ohne jede sinnliche Aeußerung. Es ist nun leicht verständlich, daß, wenn eine ziemlich einfache nervöse Affection (Müdigkeit, Kopfweh u. s. f.) unmittelbar von einem Körper auf einen anderen übergehen kann, es nicht unwahrscheinlich ist, daß auch mehr complexe Zustände, wie z. B. der, welcher objectiv einer Empfindung oder einem Gedanken entspricht, sich übertragen. Aber mir will scheinen, als ob die von Ochorowicz beobachteten Fälle (a. a. O. S. 162 ff., 170 ff., 209 ff.) zum Beweise nicht ausreichten, da sie sich durchgängig durch psychische Ansteckung erklären lassen d. h. die Möglichkeit nicht ausschließen, daß irgendwelche leise äußere Zeichen den Zustand des Einen dem Anderen verriethen und so durch einfache Suggestion das gleiche Unwohlsein herbeiführten. Immerhin lohnt es sich wohl der Mühe einer nochmaligen, jede solche Selbsttäuschung sorgfältig vermeidenden Untersuchung.

Wir kommen jetzt zu der zweiten großen Abtheilung der behandelten Erscheinungen: der experimentellen Telepathie. Dieselbe zerfällt naturgemäß in zwei Gruppen: die eine umfaßt diejenigen Fälle, bei denen nur der Urheber bewußtermaßen operirt und der Empfänger davon nichts weiß, die andere diejenigen, in denen beide nach vorgefaßtem Plane an das Experiment herangehen. Bei der ersten Klasse können natürlich alle die Phänomene auftreten, welche wir bisher kennen gelernt und in die Rubriken der einfachen und hallucinatorischen Uebertragung eingeordnet haben: Hervorrufung von Gedankenbildern, Ideen, Gefühlen, Handlungen, und Erzeugung von optisch oder akustisch veräußerlichten Erscheinungen.*) Aber diese Klasse enthält noch einen anderen Fall, der bloß ihr eigenthümlich ist, nämlich die fernwirkende Entstehung des hypnotischen Schlafes. Die werthvollsten Untersuchungen hierüber wurden im April und Mai vorigen Jahres zu Havre angestellt und finden sich am ausführlichsten beschrieben in einer bedeutsamen Abhandlung von Fred. H. W. Myers (Telepathic Hypnotism. Proceedings S. P. R. X, 127 ff.). Da uns der Raum mangelt, alle die Vorsichtsmaßregeln aufzuzählen, welche bei diesen Experimenten beobachtet wurden, und eine davon absehende Schilderung Niemanden überzeugen könnte, so erwähnen wir nur, daß von den 22 Versuchen, die Prof. Dr. Pierre Janet und Dr. Gibert mit einer Frau B. vornahmen, 16 absolut erfolgreich waren, und die Entfernung zwischen Operator und Versuchsperson mindestens eine Viertelmeile, in einigen Fällen sogar eine ganze Meile betrug.

Schließlich bleiben noch diejenigen Fälle übrig, in denen Urheber wie Empfänger mit bewußter Absicht den Versuch übersinnlicher Gedankenübertragung machen. A zeichnet z. B. in Abwesenheit von B eine beliebige Figur, Zahl oder dergl. auf, richtet dann seine ganze Aufmerksamkeit auf diese Zeichnung und bittet B, in möglichst passivem Zustande auf das Auftauchen irgend eines Bildes zu warten. Gelingt das Experiment, so sieht B nach einer gewissen Zeit vor seinen Augen ein Gebilde erscheinen, das dem gedachten entweder völlig oder wenigstens in seinen Grundzügen entspricht.

Vor Allem muß von diesen behaupteten neuen Entdeckungen ganz entschieden gefordert werden, daß sie nämlich mit der peinlichsten Sorgfalt und unter den zwingendsten Bedingungen gemacht worden sind. Und dies kann, trotz Herrn Prof. Preyer, nicht bestritten werden. Man lese nur, mit welcher scharfsinnigen Subtilität Ochorowicz in einem längeren Abschnitte seines Werkes (S. 3—54, de la suggestion mentale apparente) alle anderen Ursachen, welche bei der Erzeugung der Erscheinungen hätten mitwirken können, ausscheidet und mit welcher Feinheit er die unbewußten Vorgänge analysirt, die uns oft, ohne daß wir selbst wüßten wie, den Gedanken eines Anderen zu errathen erlauben. Ich persönlich kannte einen Herrn, der bei gemeinschaftlichen Versuchen von Diagrammenübertragung so in das Anstarren der Bilder vertieft war, daß er sie mechanisch mit dem rechten Zeigefinger in die Luft zeichnete und so der starken inneren Energie nach außen Bewegung verschaffte, während Andere in etwas abweichender Weise zum ungewollten Verräther ihrer eigenen Gedanken wurden. Ochorowicz gibt ähnliche Beispiele. Er wünscht im Geiste gewisse Bewegungen ausgeführt zu sehen und es geschieht; aber die Versuchsperson ist ein guter Freund des Herrn O., kennt dessen Gesten ganz genau und kann sie bloß durch Associationen und im Vertrauen auf den Zufall errathen; man wählt einige Gegenstände, die gefunden werden sollen, aber es ergibt sich später, daß deren Wahl nach unbewußter Gesetzmäßigkeit erfolgte und stark durch die Erinnerung an frühere ähnliche Versuche beeinflußt war. Ja, man ist bei solchen Beobachtungen in den Kreisen der American S P. R. zu der interessanten Entdeckung des number-habit gelangt, d. h. man hat bemerkt, daß ein bisher noch unbekanntes psychisches Gesetz die scheinbar willkürliche Auswahl beliebiger Zahlen regelt, und zwar für jedes Individuum in einer besonderen Weise, daß man also etwa von einer persönlichen Zahlengleichung sprechen könnte, deren nähere Untersuchung freilich noch kaum begonnen ist. Ueberhaupt würden schon die Betrachtungen über scheinbare Fernwirkung, selbst wenn sie das einzige bleibende Resultat der gesammten Bewegung wären, in ihrer Bedeutung für die Psychologie nicht unterschätzt werden dürfen; jener Dialog zwischen dem Unbewußten des Urhebers und dem Unbewußten des Empfängers, wie Marillier sehr treffend den Vorgang der Pseudotelepathie bezeichnet, führt uns immer mehr in die Zusammensetzung der unbewußten Seelenthätigkeit ein und läßt uns immer deutlicher den Charakter derselben als einer Resultante erkennen, deren Componenten wir klar zu erfassen vermögen.

Soweit bis jetzt die Bedingungen und Gesetze der telepathischen Erscheinungen erkannt sind, läßt sich über die besonderen Eigenthümlichkeiten in dem Seelenleben des Urhebers nur etwas bei dem unwillkürlichen Fernwirken feststellen, von Veränderungen bei dem willkürlichen Operator ist uns, außer der gesteigerten Willensthätigkeit, nichts bekannt. In der Mehrzahl von phantasmalen Hallucinationen (399 von 668 Fällen) befindet sich der Urheber in einer gewaltigen Krisis, sei es, daß er mit dem Tode kämpft oder von heftigen seelischen Gefühlen ergriffen wird, oder daß sich Beides vereint. Ein Fall der letzteren Art wird uns in den „Phantasms of the Living“ (II, 164) berichtet, der dadurch noch an Interesse gewinnt, daß erstens zwei Percipienten darin vorkommen und daß zweitens der Urheber selbst sich passiv beeinflussen läßt. Solche Vorkommnisse, bei denen man wohl richtiger den scheinbaren Urheber als Empfänger faßt und zwar als einen, dessen abnorme Fähigkeit sich auch auf die Rückwirkung ausdehnt, nennen die Engländer „reciprocal cases“. Für die deutsche Sprache würde ich den Ausdruck „doppelseitige Telepathie“ vorschlagen, dabei aber stets hervorheben, daß wir über den Causalzusammenhang dieser Phänomene noch im Unklaren sind.

Was den Percipienten betrifft, so scheint derselbe bei bewußter, wie bei unbewußter Empfängniß sich in normalem

*) Einen interessanten Beleg auf S. 52 der Gurney'schen Broschüre.

Digitized by Google

Zustande zu befinden, so lange er wach ist. Höchstens, daß eine gewisse Passivität und ruhige Beschaulichkeit hervortritt*), deren vermuthliche Verwandtschaft mit den leichteren Stadien der Hypnose noch nicht bewiesen ist, aber leicht durch den Versuch einer Wacheingebung (suggestion à veille) zu erforschen wäre. Befindet sich die Versuchsperson im hypnotischen Zustande, wie bei den Experimenten Ochorowicz' und bei vielen anderen (Phantasms II, 324 ff.), so scheint die kurze Uebergangsperiode zwischen den scharf markirten Phasen der Lethargie und des Somnambulismus zur Aufnahme am geeignetsten zu sein. Die Verwandtschaft mit dem lethargischen Zustand, in welchem das Subject unfähig ist, irgendwie zu sprechen oder sich auch nur selbständig zu bewegen, wird jedem Leser auffallen, wenn er die bisher in Deutschland veröffentlichten hierher gehörigen Berichte durchliest („Gegenwart" 1887, Nr. 17; „Sphinx" 1887, III, 383). Von der Hypnose bis zum Traum ist nur Ein Schritt und so finden wir denn auch in den unter II, c und d eingeordneten Fällen eine große Anzahl derselben als solche zusammengefaßt, welche sich als telepathisch bedingte Träume bezeichnen lassen. Man träumt etwa auf das Lebhafteste von einem entfernten Freunde und erfährt nachher, daß er in derselben Nacht und muthmaßlich zur selben Stunde verstorben ist, oder man sieht deutlich eine Scene vor sich gehen, deren thatsächliches und gleichzeitiges Ereignen später von den Betheiligten bestätigt wird. Obgleich die verwirrende Rückwirkung der nachherigen Mittheilung hoch angeschlagen und die durch die große Zahl der Träume erhöhte Wahrscheinlichkeit der Zufallshypothese sehr beachtet werden muß, so bleibt doch noch Vieles übrig, was zu Gunsten der fernsinnigen Verbindung spricht (Phantasms I, 300 ff.). Ebenso steht es mit den sog. borderland-cases, jenen Fällen, wo der Empfänger sich zur Ruhe niedergelegt hat, aber entweder noch nicht eingeschlafen ist oder soeben aus dem Schlaf erwacht. Hier muß der Unterschied von den schlafwirkenden Wahnbildern (illusiones hypnagogicae) und den im Halbwachen sich fortsetzenden Traumvorstellungen wohl beachtet werden.

Ueber das Wesen der fernsinnigen Verbindung zweier bestimmter Personen können wir uns an dieser Stelle nur wenige Worte gestatten, da eine genauere Untersuchung dieses interessanten Punktes sich nothwendig mit der Theorie des Mesmerismus und Beaunis' neuesten Detailarbeiten beschäftigen mußte. Soviel steht jedenfalls fest, daß ein persönlicher, vorher durch hypnotische Manipulationen erzeugter oder durch individuelle Zuneigungen bedingter Rapport bei der einfachen Telepathie nicht von Nöthen ist. Die Experimente Guthries zu Liverpool beweisen, daß oft vollkommen Fremde mit großem und unmittelbarem Erfolge übertragen haben. Immerhin scheint für das Uebergehen von Gemüthszuständen wie Freude und Trauer oder von Empfindungen wie Schmerz und Geschmack eine hypnotische Verbindung recht förderlich zu sein; Gurney und Myers gehen sogar so weit, daß sie in diesem Rapport nichts weiter als die Fähigkeit der Gedankenübertragung erblicken, die auf zwei Personen beschränkt und in dem Maße verstärkt ist, als gewisse Bedingungen ihren Spielraum einengen. Bei der hallucinatorischen Telepathie spielt die gegenseitige Sympathie eine große Rolle, denn willkürliche wie unwillkürliche Phantasmen treten nur sehr selten zwischen Personen auf, die sich nicht näher kennen, meist zwischen guten Freunden oder Verwandten. Letztere bilden wunderlicherweise kaum die Hälfte (nur 47%) in den in England gesammelten Fällen.

Ausgehend von der Erkenntniß, daß der Gedanke an sich durchaus nichtphysisch ist und daher weder direct thätig ist noch unmittelbar übertragen werden kann, sehen wir uns genöthigt, für die Erklärung auf das physische Correlat des Gedanken, den cerebralen Bewegungsvorgang zurückzugehen. Eine jede Vorstellung, ein jedes Gefühl, ein jedes Wollen ist von Bewegungen im Gehirn begleitet; diese Bewegungen sind aber nur ein Theil jener minimalen Vibrationen, auf deren universelles Vorhandensein wir im letzten Grunde die Weltenthätigkeit begründen. Solche unzählige Schwingungen pflanzen sich nun überall hin fort und lassen sich durch gewisse Körper leichter, durch andere schwerer leiten. Aber immer werden sie nach gleichartigen Bewegungscomplexen streben: der dem Draht entsprungene Electricitätsballen kann einfach in die Erde eingelassen werden und wird stets zu dem gleichgebauten Drahte eilen, der sich in der Nähe befindet. So ist auch die Gehirnwelle zunächst darauf bedacht, ein ihrer Natur entsprechendes neues Heim zu finden, wenn sie ihren bisherigen Wohnsitz verlassen muß:*) gelingt ihr das und findet sie freien, den alten Gedanken neu aufnehmenden Spielraum, so sprechen wir von Telepathie.

Betrachten wir nun den Mechanismus dieses eben in seinen Umrissen skizzirten Vorganges näher, so finden wir einige bemerkenswerthe Einzelheiten, die uns aus anderen Gebieten der Naturwissenschaft bekannt sind. Wie die Bewegung eines in seinem Fall aufgehaltenen Steines sich in Wärme umsetzt, so formen sich auch die cerebralen Schwingungen, welche objectiv dem Gedanken entsprechen, in andersartige um, sobald sie aus der bisherigen Umgebung heraustreten: sie werden dann wahrscheinlich zu elektrischen oder calorischen Vibrationen. Kommt nun aber diese umgeformte Bewegung in eine Sphäre, der gleich, aus der sie entstanden ist, dann erleidet sie eine neue Umbildung und nimmt ihren ursprünglichen Charakter wieder an. Dieses Gesetz der Rückfälligkeit erhält seine deutliche Anwendung beim Telephon und noch besser beim Photophon, wo der Schall mittelst eines Lichtstrahles fortgepflanzt wird. Auf unseren Fall angewendet beweist es, daß die Gehirnwellen nur ein anderes Gehirn zu treffen brauchen, das sich in gleichem Zustande wie das erstere befindet, um die durch sie bedingte Vorstellung oder Empfindung zu reproduciren. Folgt man dieser Ansicht, so muß man natürlich auf das Bestehen eines magnetischen Rapportes großes Gewicht legen, denn eine Saite läßt eine andere nur dann ertönen, wenn sie denselben Ton angibt. Jedoch sei erwähnt, daß diese ganze Theorie eine wesentliche Vereinfachung erfährt, wenn die von Dr. Barety behauptete Existenz einer strahlenden Nervenkraft, welche denselben Gesetzen wie das Licht gehorchen soll, ihre Bestätigung empfängt. Die bisher von dem Nizzaer Arzte veröffentlichten Behauptungen und Beweisführungen, welche in einem dickleibigen Werke vorliegen,**) entfernen sich doch allzusehr von dem wissenschaftlich Bekannten, um ohne Nachprüfung durch Andere angenommen werden zu können. Ganz im Gegensatz hierzu meinen Gurney und Myers, daß diese Undulationshypothese weder den Thatsachen in vollem Umfange gerecht werde noch an sich haltbar sei. Sie erklären die sogenannte Nothwendigkeit des Zurückführens seelischer Processe auf rein physiologische Vorgänge für eine optische Täuschung; wie wir die hellbeleuchtete Seite eines Körpers für größer als die dunkle halten, so läßt uns unsere genaue Kenntniß der physischen Thatsachen deren Bedeutung weit überschätzen. Vor allen Dingen jedoch sei es noch gar nicht an der Zeit, neue Gesetze zu construiren, da die empirischen Grundlagen vorher vervollständigt und von allem werthlosen Material gereinigt werden müssen. Schwerlich aber ist dies möglich, wenn die Untersuchung auf so enge Kreise beschränkt bleibt, wie es bisher der Fall war, und darum schließt Gurney seine Broschüre mit der Aufforderung an das deutsche Publikum, sich an der gemeinsamen, organisirten Arbeit zu betheiligen. Er weist auch mit Nachdruck darauf hin (S. 59), daß diese Forschungen zu einer Widerlegung der materialistischen Weltanschauung führen werden, indem sie dem Begriff der Einheit alles Lebens eine reale Bedeutung, dem individuellen Geiste das Bewußtsein seiner potentiellen Universalität bieten. So würde dem Materialismus

*) Sollte das etwa der Grund dafür sein, daß mehr Frauen als Männer (nämlich 56 %) sich unter den Empfängern befinden?!

*) Im Vorbeigehen sei doch auf die interessante Aehnlichkeit dieser Theorie mit den Lehren eines Hobbes und Malebranche aufmerksam gemacht.

**) Le magnétisme animal étudié sur le nom d'une force neurique rayonnante. Paris, 1887.

Digitized by Google

unserer Tage auf seinem eigenen Gebiete der in der Gegenwart verificirten Thatsachen begegnet, und damit endlich der richtige Weg zur Bekämpfung desselben eingeschlagen, denn „die wahrhafte Widerlegung muß in die Kraft des Gegners eingehen und sich in den Umkreis seiner Stärke stellen; ihn außerhalb seiner selbst anzugreifen, und da Recht zu behalten, wo er nicht ist, fördert die Sache nicht." (Hegel, Gesammelte Werke V, 11.)

Welches aber auch der Erfolg dieser Untersuchungen sei, sicherlich verdienen sie etwas besseres als die laue Gleichgültigkeit, mit der man sie bisher in Deutschland behandelt hat. Es ist eine Ehrensache für die deutsche Wissenschaft, Stellung zu unserem Problem zu nehmen, um dasselbe entweder als ein falsch gestelltes nachzuweisen oder seiner definitiven Lösung entgegen zu führen; hoffen wir, daß es den gemeinschaftlichen Bemühungen gelingen wird, in kurzer Zeit das Ziel zu erreichen.

Henri Taine und Prinz Jérome.

Von O. Piltz.

Im Anfange dieses Jahres veröffentlichte der angesehenste unter den lebenden französischen Historikern, der Akademiker Henri Taine, eine Studie über den Charakter Napoleon's I.*), durch welche sich die Glieder der kaiserlichen Familie, ihre Anhänger und Freunde tief verletzt fühlten. Der Schlag ward von den Bonapartisten um so schmerzlicher empfunden, als ein Mann ihn führte, welchen sie bislang als Freund betrachtet hatten. Ihre Salons schlossen sich vor dem rücksichtslosen Historiker, die geistvolle Prinzessin Mathilde gab ihrem langjährigen Freunde den Abschied, und Prinz Jérome fühlte sich sogar zu mehrerem noch verpflichtet: Er schrieb eine Apologie seines Oheims**), in welcher er gegen M. Taine einen wahren Vernichtungskampf führt. Niemand — so wird glaubwürdig versichert — ist überraschter gewesen, daß die Bonapartisten in den zwei Artikeln der „Revue des deux Mondes" ein Werk des Verrathes und schnöden Undankes sahen, als ihr Verfasser selbst. Wie konnte es dem Gelehrten auch beikommen, daß er verpflichtet sei, in einem wissenschaftlichen Werke Rücksicht auf gesellige Beziehungen zu nehmen? Er war mit Napoleon verfahren wie mit Robespierre und Mirabeau. Daß er der napoleonischen Legende eine tiefe Wunde schlüge, indem er Herz und Gemüth des großen Kaisers mit peinlicher Genauigkeit secirte und in seinen Charaktermängeln die wesentliche Ursache des Scheiterns seiner Pläne nachwies, solch ein Gedanke war Monsieur Taine im Entferntesten nicht gekommen.

Aber man darf es den Bonapartisten nicht verdenken, wenn sie sich von ihrem gelehrten Freunde verletzt abwenden, seine Studie ist wirklich wenig mehr als eine Caricatur des gewaltigen Korsen. Napoleon gehört zu den Männern, welchen die rein wissenschaftliche Geschichtsschreibung niemals vollkommen gerecht wird, denn solch gigantische Gestalten zu zeichnen, ist nur der Künstler fähig. Auch sein Charakterbild wird, von der Parteien Gunst und Haß entstellt, so lange schwankend bleiben, bis sich der Dichter findet, welcher, als ein rückwärtsschauender Prophet, die Gestalt des Helden erfaßt, und wie sie sich seinem geistigen Auge darbot, unauslöschbar dem Gedächtniß der Völker eingräbt.

Es ist schier unglaublich, welch' widersprechende Urtheile die französische Geschichtsschreibung über Napoleon gefällt hat. In den Tagen Ludwig's XVIII., zur Zeit der bourbonischen Restauration, in welcher, trotz der officiösen Presse mit ihrem „Buonaparte" und „korsischen Währwolf", die Verehrung des Kaisers im Volke ungeschwächt fortlebte, sein Name die Franzosen begeisterte, als hätte es nie ein Leipzig, nie ein Waterloo, gegeben, als die Oden Victor Hugo's, die Gesänge Lamartine's, die Lieder Béranger's seinen Ruhm kündeten und mehrten, athmete auch die Geschichtsschreibung den Geist, wie er im Volke und in der Dichtkunst mächtig war: Sie übersah allen Schatten und kannte nur den Glanz der napoleonischen Herrschaft. Die Werke Thier's, Michelet's, Salvandy's, was sind sie anders als ein einziges, langes Lobgedicht auf den großen Kaiser? Die Gefühle, welche zu jener Zeit das Herz des französischen Volkes erfüllten, kann Niemand besser aussprechen, als es Alfred de Vigny in seinem Servitude et grandeur militaire gethan hat. „Was wollen Sie?" ruft Capitaine Renaud. „Seit meinen Knabenjahren hat mich Bonaparte berauscht, wie alle Anderen. Sein Ruhm erfüllte mich so vollkommen, daß in meinem Gehirn kein anderer Gedanke mehr Platz fand. Der Kanonendonner dünkte mich Bonaparte's Stimme, und ein Kind noch, zitterte ich vor Freude, wenn ich sein Grollen vernahm: Ich hüpfte vor Lust, ich klatschte in die Hände, ich antwortete ihm mit lautem Freudengeschrei."

Die Verehrung artete endlich zur Vergötterung aus. Mit fast wahnsinniger Begeisterung wurden die Gebeine des Kaisers eingeholt, als St. Helena sie Paris zurückgab, und so mächtig war der bloße Klang seines Namens, daß die Nation dem Neffen zujubelte, als er sich an jenem 2. December auf den Thron des Oheims schwang.

Heute, wo die Ruhmesthaten Napoleon's ferner liegen, und das zweite Kaiserreich längst zusammengestürzt ist, wo humane und freiheitliche Gedanken in Frankreich mächtig geworden sind, und Niemand mehr das unsägliche Unglück übersehen kann, welches die Kriegszüge Bonaparte's über Europa brachten, heute sind die Rühmer des ersten Kaiserreiches spärlich geworden. Schon Lanfrey verfiel bei der Beurtheilung Napoleon's in das feindselige Extrem, und malte er Grau in Grau, so ist M. Taine's Bild völlig in Schwarz gehalten. Ohne, gleich dem Prinzen Jérome, die Studie des berühmten Akademikers für eine Schmähschrift zu erklären, muß man als vorurtheilsfreier Beurtheiler doch einräumen, daß der Napoleon Taine's dem wahren Napoleon nicht im Entferntesten ähnlich sieht. Wer den großen Kaiser nicht vorher gekannt hätte, würde sich nach der Lectüre der beiden Artikel in der „Revue des deux Mondes" vergeblich fragen, wie dieser egoistische, grausame und hinterlistige Großsprecher halb Europa habe erobern können, wie es möglich war, daß die Schaaren, welche er zum Tode führte, ihn förmlich vergötterten, und seine Feinde selbst ihm Bewunderung zollen mußten — alles doch unbestreitbare Facta, welche eine treue Charakterskizze des Menschen Napoleon nicht unerklärt lassen darf.

Wie aber konnte M. Taine, dieser gewissenhafteste aller Forscher, solch' wesentliche Seiten an seinem Helden übersehen? Die Schuld liegt an seiner Methode, an seiner vielgepriesenen analytischen Methode, welche für die Geschichte entdeckt oder wenigstens ausgebildet zu haben, sein unbestreitbares, leider nur sehr zweifelhaftes Verdienst ist. Er selbst und seine Anhänger erklären dieselbe natürlich für unfehlbar, wie es ja alle Methoden im Zeitalter ihrer Entdeckung sind. Vielleicht, daß die letzte Schrift des Meisters, in welcher alle Mängel der Methode so grell hervortreten, zur Einkehr und Umkehr veranlaßt.

Um das Charakterbild irgend eines seiner Helden zu zeichnen, studirt M. Taine vor allem die Memoirenliteratur der Zeit. Dadurch verschafft er sich eine unabsehbare Menge von Einzelzügen, welche er sinngemäß gruppirt, um aus ihnen dann allgemeine Schlüsse zu ziehen. Hier ein Beispiel: Madame de Rémusat erzählt irgendwo, daß Napoleon, wenn er sich auszog, seine Kleider mit Vorliebe auf den Boden oder gar in das Kaminfeuer warf. An anderem Orte schreibt sie: „Waren Galakleider anzulegen, an Festtagen oder bei sonst einer Gelegenheit, so mußten die Kammerdiener förmliche Berathungen abhalten, wie sie es möglich machen könnten, ihn

*) Napoléon Bonaparte par M. H. Taine. „Revue des deux Mondes" 1887, 15 févr. et 1 mars.

**) Napoléon et ses détracteurs, par le prince Napoléon. Paris, Calmann Lévy.

Digitized by Google

umzukleiden." — Ein zweiter Memoirenschreiber berichtet: „Er zerreißt oder zerbricht Alles, was ihm nur das geringste Unbehagen bereitet, und oft genug müssen die armen Kammerdiener sehr heftige und schallende Beweise seiner schlechten Laune ertragen." M. Taine trägt alle diese verstreuten Bemerkungen sorgfältig zusammen und schließt dann aus ihnen, daß Napoleon in hohem Grade ungeduldig und jähzornig gewesen sei. Dieser Schluß läßt sich schlechterdings nicht anzweifeln, vorausgesetzt nur, daß die Memoiren recht berichten, und wenn uns M. Taine auf entsprechendem Wege nachweist, daß sich in Napoleon's Charakter Egoismus, Niedertracht, Grausamkeit, Großsprecherei, und was weiß ich sonst noch, vereinten, so läßt sich dem nicht wohl widersprechen. Ein schwerer Irrthum aber ist es, anzunehmen, ein solches Sammelsurium aller möglichen guten und schlechten Eigenschaften, hübsch logisch aneinander gereiht, machten den Charakter des Menschen aus. Mit demselben Rechte könnte man einer Blüthe die Kronenblätter einzeln auszupfen, dann die Staubgefäße, das Pistill, den Fruchtknoten und die Kelchzipfel, alles fein säuberlich gruppiren und nun behaupten, das sei die wahre Blume, denn jetzt erst könne man alle ihre Theile deutlich erkennen. Die Elemente, aus denen Napoleon's Charakter bestand, weiß M. Taine vortrefflich auszuscheiden, aber wie diese Elemente sich vereinigten, einander gegenseitig bindend und in ihrer Wirkung ausgleichend, um den größten, räthselvollsten, gewaltigsten Mann der neueren Geschichte zu formen, darüber gibt uns M. Taine keine Auskunft, dieser Aufgabe steht seine Methode ohnmächtig gegenüber. Half dieselbe Methode den exakten Wissenschaften, der Philosophie und selbst gewissen Zweigen der Geschichte große Erfolge zu erringen, so kann sie, wenn es sich um die Darstellung menschlicher Charaktere handelt, nur die Vorarbeiten leisten, das Hauptwerk selber bleibt dann noch zu thun und kann nur gethan werden von einem Manne, der zum mindesten eine künstlerische Ader besitzt, niemals von einem bloß abstrahirenden, wissenschaftlichen Analytiker.

Einem geistvollen und unterrichteten Schriftsteller wie Prinz Jérome konnten natürlich diese leicht erkennbaren Mängel der Studie Taine's nicht entgehen. „Was ist denn eigentlich dieser Herr Taine?" fragt er. „Worin besteht sein System, seine Methode? Wie steht es um seine Gelehrsamkeit? Seine gerühmte Philosophie, seine Wahrheitsliebe, seine Logik — was ist's mit alledem?"

Prinz Jérome braucht fünfzig Seiten zu seiner Antwort, und sie ist witzig genug, um einige Stellen aus ihr anzuführen.

„M. Taine ist ein Mann, der sich sein Lebtag mit nichts anderem als Insecten beschäftigt hat. Gott schuf ihn, um diese Geschöpfe an Stecknadeln aufzuspießen, sie zu classificiren und zu beschreiben. Seiner Liebe für Studien solcher Art wird er niemals untreu. Die Revolution ist für ihn die „Metamorphose eines Insectes." Alles und jedes sieht er mit dem Auge des Kurzsichtigen, er arbeitet mit der Lupe, und sein Blick trübt sich unfehlbar, sobald der Gegenstand, welchen er untersucht, nur ein halbwegs größerer ist. Seine Methode bleibt stets dieselbe, sei er nun Kunstkritiker, Schriftsteller, Geschichtsschreiber oder Philosoph. Sein trocknes Herz, sein beschränkter Geist sind für alle edlen Eindrücke, für jede lebhafte Anschauung verschlossen. Soll er die Philosophie Jemandes beurtheilen, so verlangt er zunächst ärztliche Zeugnisse über den Lebenslauf des Philosophen; um ein Kunstwerk zu prüfen, unterrichtet er sich vor allem über den Gesundheitszustand des Malers oder Bildhauers. Er beweist euch, daß die Reformation im Grunde aus der deutschen Sitte des Biertrinkens entsprang, und wenn er an dem Gemälde eines alten Meisters das herrliche Frauenhaar schildern möchte, beginnt er gewiß damit, die Haare zu zählen.

Seine Aufsätze sind nichts als ein buntes Allerlei von Phrasen, welche er mit unglaublicher Geduld aus alten Schriften zusammensucht. In keinem seiner Bücher ist etwas von einer geistigen Einheit zu spüren, denn sie sind von der ersten Seite bis zur letzten nichts als sorgfältige Flickarbeit, in welcher nur Abgeschriebenes und Eigenes mit ungewöhnlichem Geschick verflochten sind."

Man sieht, Prinz Jérome versendet seine Pfeile weniger gegen die Ansichten als gegen die Person des Gegners; es liegt ihm nicht daran, den Urtheilsspruch M. Taines als ungerecht nachzuweisen, aber seine Leser zu überzeugen, daß dieser Herr einen Napoleon zu beurtheilen völlig unwürdig und unfähig sei. Mit großer polemischer Kunst sind alle Einwürfe und jeder Tadel, welchen man je gegen M. Taine vorgebracht hat, von ihm benutzt worden. Er stellt fest, daß sein Gegner einer materialistischen Weltanschauung huldigt, an keinen Gott glaubt, den Humanismus verachtet, die Tugend verlacht und jede Vergeltung des Guten oder Bösen für Unsinn erklärt. Ein köstliches Schauspiel, die Sache Gottes, der unsterblichen Seele und Napoleon's I. zu gleicher Zeit und durch einen Prinz Jérome verfochten zu sehen!

Auch in dem Theile seiner Schrift, wo sich der prinzliche Autor den Anschein gibt, auf die Sache selbst einzugehen, kämpft er weniger mit den schweren Waffen der Gelehrsamkeit, als den leichten Pfeilen des Witzes. Sein Buch ist eine gewandte Advokatenrede, welche sich auf die exacten Schlußfolgerungen des Staatsanwaltes kaum einläßt, aber mit Erfolg an Herz und Gemüth der Geschworenen appellirt. Kein Versuch, einen Widerspruch zu lösen oder irgend ein Dunkel aufzuklären! Im Grunde antwortet Jérome nicht einmal auf die erhobenen Anklagen, aber er versteht es vortrefflich, die schwachen Seiten seines Gegners auszunutzen. Kein irgendwie falsches oder zweifelhaftes Citat entgeht ihm. Vor Allem hat er es auf die Zeugen seines Gegners abgesehen, mit deren Glaubwürdigkeit ja Taine's Arbeit steht und fällt; auf die Metternich, Bourrienne, Madame de Rémusat, den Grafen Mio de Melito, und wie sie Alle heißen. Mit erstaunlicher Gewandtheit versteht er es, in dem Leser Zweifel zu erregen, ob diese Personen wirklich unparteiisch, urtheilsfähig oder auch nur aufrichtig gewesen seien; er versteht dies so gut, daß sich jeder Gerichtshof sehr bedenken würde, ehe er irgend Jemand auf das Zeugniß Jener hin verurtheilte.

Daß Prinz Jérome auch in der vorliegenden Schrift sein altes Steckenpferd wieder reitet, daß nämlich Napoleon's Sache eins sei mit der Sache Frankreichs, braucht man für einen Kenner seiner literarischen Thätigkeit kaum erst zu erwähnen. Nach ihm sind die „Verkleinerer" seines Oheims zugleich schlechte Franzosen oder Feinde Frankreichs. Seine diesbezüglichen Darlegungen stützt er alle Zeit auf den kaum halbwahren, von ihm jedoch als Axiom hingestellten Satz, daß in Bonaparte die Idee der Revolution Fleisch geworden sei, daß er alle Zeit und ausschließlich für diese gearbeitet habe. Die Angriffe gegen Napoleon seien deshalb zu gleicher Zeit gegen die Revolution und die Demokratie geschleudert.

Auf den letzten Seiten seines Buches endlich beschert uns Prinz Jérome einen neuen Hymnus auf seinen großen Oheim. Wenn er in Allem die Wahrheit spräche, so müßte Napoleon alle denkbaren Talente und Tugenden in sich vereinigt haben. „Niemals hat persönlicher Ehrgeiz, niemals Herrschsucht seine Handlungsweise beeinflußt. Seine einzige Leidenschaft war die Liebe zu Frankreich, sein ganzes Sinnen und Trachten auf das Glück des Vaterlandes gerichtet. Er liebte aufrichtig den Frieden!" Ja, es steht wirklich da: Surtout il aima la paix. Wer hätte das für möglich gehalten! Der ärgste Menschenschlächter aller Zeiten, dem man nachgerechnet hat, daß vier Millionen Männer seinetwegen auf dem Schlachtfelde verbluteten, liebte aufrichtig den Frieden! Aber Prinz Jérome hat Recht. Gewiß, der Frieden war alle Zeit Napoleons höchster Wunsch, freilich ein Frieden, in welchem die Völker Europas ihm zu Füßen lägen, wie Sclaven seinem Winke gehorsam. Da nun die einzelnen Nationen diese Reihe von glücklichen Tagen immer nur auf kurze Zeit zu ertragen vermochten, so mußte der arme, friedliebende Kaiser, dessen Ideal es sicherlich auch war, in seinem Garten mit Ruhe die Bäume beschneiden zu können, wie es sich Fürst Bismarck so sehnlich für seine alten Tage wünscht — so mußte Napoleon immer und immer wieder die verblendeten Völker durch die

Digitized by Google

Bajonette seiner Grenadiere und die Kugeln seiner Kanonen zur Ruhe mahnen.

Es ist möglich, daß Jérome's zwar haltlose, doch blendende Beweisführung ihres Eindruckes auf die Menge nicht verfehlt. Weniger Glück wird sie bei Leuten haben, welche mit den geschichtlichen Thatsachen vertraut sind und sich ein eigenes Urtheil über Napoleon bildeten. Ganz abgesehen von den Schlußtiraden seines Werkes, die man am Ende dem „Neffen seines Oheimes" zu Gute halten darf, müssen jene ihm zunächst vorwerfen, daß er die ganze Frage verdreht, sie aus den Höhen philosophischer Geschichtsstudien auf den Kampfplatz der politischen Leidenschaften herabgezerrt habe, so daß zwischen seiner Antwort und dem Werke, welches sie widerlegen soll, im Grunde die rechten Berührungs- und Vergleichungspunkte fehlen. Das persönliche Verunglimpfen M. Taine's, den er unter anderen einen déboulonneur académique, einen akademischen Dieb und Plünderer nennt, ohne doch Beweise beizubringen, ist unentschuldbar. Wenn ferner Prinz Jérome der Meinung lebt, daß M. Taine mit seinem Werke einem Hasse gegen Napoleon habe Ausdruck geben wollen, so kann man auch dafür nur ein Lächeln haben. M. Taine ist der rechtlichste, vorurtheilsfreieste, gewissenhafteste Historiker, den es geben kann. Das Resultat, zu dem er in seiner Studie gelangt, ist sehr mangelhaft, sehr wahrheitswidrig, sehr anfechtbar, aber es läßt sich keinesfalls mit der Bemerkung abthun, daß es von persönlichem Hasse beeinflußt sei. Aehnliches gilt von dem Auftreten des Prinzen gegen Taine's Bürgen, den Fürsten Metternich, Madame de Rémusat, Herrn de Bourrienne und Andere. Ihr Zeugniß kritiklos, als unfehlbar hinzunehmen, war ohne Zweifel ein schwerer Fehler von Seiten Taine's, aber wegen einer beschränkten Anzahl nachgewiesener Irrthümer dieses Zeugniß völlig zu verwerfen, wäre vielleicht ein nicht minder schwerer. Was vor Allem Noth thut, ist eine scharfe Kritik dieser Memoiren, dann aber werden sie eine vortreffliche Quelle für alle Studien über den Menschen Napoleon bilden.

M. Taine hat mit seinen geschichtlichen Werken entschiedenes Unglück. Sein „Ancien régime" machte ihm die Royalisten zu Feinden, seine „Révolution française" brachte ihm zügellose Angriffe der Republikaner ein, sein „Napoleon" endlich entfremdet ihm auch noch die Imperialisten. Das gewöhnliche Loos der Männer, welche die Wahrheit zu erforschen suchen und den Muth ihrer Meinung besitzen, ist ihm also nicht erspart geblieben, obschon — oder weil? — es ihm nicht gelang, wenigstens im „Napoléon" nicht, die volle Wahrheit zu finden. Immerhin können wir uns mit dem einen Resultat seiner Studie einverstanden erklären: Napoleon litt an Selbstvergötterung, an einer fast unheimlichen Ueberschätzung seines Ichs, und dabei fehlte ihm doch jene moralische Kraft, welche allein dauernde Herrschaft über Andere verleiht. Die sittliche Größe mangelte Napoleon. Das ist der wahre Grund seines Sturzes, daraus auch erklärt es sich, daß er eher den Eindruck eines unendlich genialen Abenteurers als den eines wahrhaft großen Staatsmannes hinterlassen hat.

Und Prinz Jérome? Sein Buch bekundet auf's Neue, daß er seinen Beruf völlig verfehlte, als er, statt Feuilletonist zu werden, das undankbare Metier eines Prätendenten ergriff, besonders da ihm, wie die Sage geht, ein unüberwindlicher Abscheu vor Pulvergeruch und Bleikugeln — Plon-plon! — innewohnen soll. Jeder Mensch hat bekanntlich seine Schwächen lieb, und so gedenkt auch der Prinz in seinem vorliegenden Werke mit stiller Wehmuth jener schönen Tage, da er als Kriegsmann thätig war. „Ich habe dazu geholfen," ruft er aus, „daß Savoyen an Frankreich kam!" Armer Prinz! Deine ehemaligen, übrigens stark angezweifelten Heldenthaten werden dir so wenig den Weg zum Throne Frankreichs bahnen, wie dein neuestes Buch, welches — man mag nun sagen, was man will — im letzten Grunde doch zu diesem Zwecke geschrieben ward!

Hans Hoffmann's Korfu-Geschichten.*)

Von Karl Hochberg.

Hans Hoffmann ist einer unserer zukunftsreichsten Dichter. Er hat den Sehnsuchtszug der Zeit verstanden. Der reine Idealismus in der Kunst ist nun einmal todt, liegt weit hinten in den Bergen der Vergangenheit begraben. Auf realistischem Boden werden dem Deutschen niemals die besten Früchte reifen und in realistischen Zeitaltern ist er meist Dilettant, Publikum, Nachahmer, nicht schaffender Künstler. So bleibt ihm der Idealrealismus. Eine Welt, gelöst von allen Fäden der Gegenwart, schwebend im reinen, leidenschaftslosen Aether der Phantasie oder der Historie — so braucht sie der Idealrealist. Aber diesen schwanken Boden verdichtet er zu markiger Realität, durchtränkt ihn mit lebendigen Säften, pflanzt urwüchsige Leidenschaften hinein, aber nicht nur Leidenschaften pflanzt er hinein, sondern auch Bäume, und auf die Bäume setzt er Spatzen und unter die Bäume stellt er Bänke, damit einer, der müde ist, sich auch setzen kann, und die Menschen, die sich's dort bequem machen, haben sogar Ohren, an denen sie sich zupfen können. Der Idealrealist taucht unter in das Meer der reinsten Idealität und bringt eine volle schimmernde Realität herauf, nicht unsere Realität, eine Realität reiner, größer und schöner als diese. Was ist uns Corfu? Was ist uns Corfus Mittelalter? Was ist uns heute ein stummer wahnbefangener Mönch, der Antiken sammelt? Wie passen in unsere heutige Empfindungswelt phäakische Faullenzer, denen die Nahrung im wörtlichsten Sinne ohne Arbeit in den Schooß fällt? oder ein wilder Asketiker, der sein Weib ob eines sündigen Gedankens kreuzigt? Es ist die der unserigen antipodische Welt! Wir wohnen weder auf einer gesegneten Berginsel, noch sind wir zumeist Kirchenfürsten, Mönche, Popen, Prinzessinnen und Winzer. Wir liegen weder tagsüber im Grase noch suchen wir des Nachts Rettung vor düsteren Seelenkämpfen im kühlen Meerbade. Wir sind weder die wortlosen Schwärmer wie die einen dort, noch wie die anderen vielberedte Schlaraffen. Jene Welt, in der keine Stunde schlägt, in der die Greise Kinder sind und unsere secundennaschende Welt, in der die Kinder Greise sind! Aber gerade in diesem unsäglich großen Gegensatz liegt der lieblichste Reiz von unbeschreiblicher, echt künstlerischer Wirkung. Allerdings für jene schmunzelnden Philister, die in der Idealwelt der Poesie ihren alten Schlafrock und den rauchgeschwärzten Schornstein des Nachbarhauses wiederfinden wollen, für jene Festlandsratten, die die Fahrt scheuen nach der Insel im blauen Meer der Phantasie, für jene Mongolen des Herzens, die sich heiser schreien nach dem Recht der Lebenden und ihre struppigen Mähren zur Stallfütterung treiben in die Kirchen der Vergangenheit, für jene Lämmerherzen, die sich Löwen dünken, wenn sie sich die Haare roth färben und Heldengräber anspeien, und für jene ungewaschenen literarischen Fleischerknechte, die dem Pegasus durchaus die Flügel beschneiden und ihn als Droschkengaul durch die engen mißduftenden Gassen der modernen Krämerstadt treiben wollen, für Alle, die keine Träume haben, für Alle, die nicht Kinder sein können, für Alle, die nicht nach den Sternen blicken und dem Vogelflug sehnsüchtig nachschauen können, für Alle, die nicht zu Zeiten den rohen Büttel des Lebens mit seinem ewigen dreisten „Wozu?" sich vom Halse schaffen, aus dem Lethefluß Zeitvergessen trinken und ihr Ich verlieren können im reinen anschauenden Genießen des schönen Objectes, für Alle diese hat Hans Hoffmann nicht geschrieben. Gleich dem römischen Sänger, haßt er den profanen Pöbel, fordert er zartsinnige Andacht für die ungehörten Lieder, die er jungen Gemüthern singt.

Es sind wirklich neue Lieder und für jeden Nachahmungslustigen stehe hier das sicherlich leicht zu befolgende Recept: Man nehme ein Paradies, stelle Menschen hinein von praxitelischer Plastik

*) Neue Korfu-Geschichten. (Berlin, Gebr. Paetel.)

Digitized by Google

und Marmorreinheit, gebe ihnen eine Sprache, die eine Mischung darstellt aus homerischer Breite und Klarheit, Naivetät und Bilderfülle, aus biblisch mahnender Einfachheit und aus der gefälligen, weich fließenden Dialektik altattischer Beredtsamkeit, senke den Einen Schiller'sches Sehnen in die schöngewölbte Brust, oder auch den düsteren, verstockten Trotz anderer Schiller'scher Gestalten, die Anderen tränke man mit Shakespeare'scher Charakterkomik, vielleicht etwas goethisch versüßt und gemildert, kleide Alle in Paolo Veronese's Farbenpracht, streue Zauberkräuter und Gewürze aus, daß dem Ganzen ein Geruch entströme gleich dem Duft des deutschen Märchens, dem Duft des: „Es war einmal", überschütte Alles mit einem feinen schimmernden Sprühregen Jean Paul'schen Humors, der die Menschen gar lustig bespritzt — und man braucht die Grazien nicht erst lange zu bitten, daß sie bei dem fertigen Werk Gevatter stehen. Er hat es gar gut verstanden, die Herzen zu rühren, der schlaue Virtuose! Er weckt die süßesten Kinderträume, läßt alle uralt sinnigen Melodien aus den Untiefen der sehnsuchtgeschwellten Menschenbrust heraufklingen und weiß sie gar alle zusammenzuschmelzen zu harmonievoller Mischung. Doch, was seh' ich? Der spielende Virtuose verzieht den Mund, aber er weint nicht vor Rührung, sondern er lächelt. Es ist nicht das Lächeln satirischen Spottes, sondern das Lächeln neckender Liebe, das dem reifen Manne gut ansteht, wenn er auf die unschuldsvolle, reizvoll unbeholfene Jugend blickt. Und wirklich selbst die klügsten Personen in Hoffmann's Geschichten sind von einer rührend lieblichen Dummheit. Auch sonst ist der alterthümliche Stil vortrefflich gewahrt, namentlich in einem hier und da hervorgekehrten steifen Parallelismus, Mangel an Individualisirung — man denke an die wallenden Büßerinnen, an ihre Freier, an Zosima's Anstandsdamen, an die mit taktmäßiger Gleichmäßigkeit faullenzenden, dann arbeitenden und handelnden Freier der Marsilia —, in jenem Wechsel von stummer That und vielberedter Thatlosigkeit, in jener Ganzheit und schlagenden Einfachheit der Eigenschaften und der Wirkungen. Was diese Menschen sind, das sind sie ganz. Die Schönheit der Jungfrauen, der Asketismus des Arsenios, der Büßerinnen, die schwärmerische Sehnsucht des blinden Mönches, der Jannula, der Fleiß des Gaidari, die träge Genußsucht des Marsilios und seiner Tochter, der Leute von Gasturi, des Fürsten Azzo, die Diebesschlauheit des Spiridon, der kindisch materielle Sinn Zosima's, der blöde Stolz ihres Bräutigams, die einstige Plaudersucht der Jannula u. s. f., sie alle lassen sich nur in Superlativen wiedergeben. Was Arsenios an zwei schwachen Menschenkindern begeht, was Mavra für den geliebten Mönch, was Marsilia für ihren Artemisios thut, es sind Thaten von fanatischer Ganzheit. Der Umschlag der Trägheit in Fleiß bei Marsilia und ihren Freiern, des Fleißes in Trägheit bei Artemisios, der Plaudersucht in stumme Sehnsucht bei Jannula, der Eindruck der „lebendigen Liebesgöttin" auf den Mönch, das Erwachen der Liebe in Nikephoros, in Artemisios, das sind absolute Wirkungen von packender Elementargewalt gleich alten Wunderbekehrungen. Aber noch besser als auf diese antiken Wirkungen von intuitiver Plötzlichkeit versteht sich Hans Hoffmann auf die entgegengesetzten. Es streiten in der besten neueren und auch in der Hoffmann'schen Poesie zwei Elemente, von denen das eine sich mit den Wirkungen ersterer Art gut verträgt, und das andere gebieterisch die entgegengesetzten fordert. Das malerische Element liebt das Geben aus voller Hand, ganze Effecte, fertiges, drastisches, äußeres Sein, das viel jüngere, heute siegreichere musikalische Element will psychologische Uebergänge, innerliche Entwickelung. Hans Hoffmann beherrscht, wie gesagt, beide Künste. Er ist sogar geistreich genug, beide Elemente im liebenden Paar einander gegenübertreten zu lassen. Als intuitive Gewalt bringt er die Liebe bei Artemisios und bei Nikephoros zur Anschauung, als innerlich werdende Macht bei Marsilia und Zosima. Von tiefer musikalischer Empfindung und herrlicher orchestraler Ausführung ist namentlich die Confirmationsweihe der im Wunderpark gefangen gehaltenen Zosima, der seelische Umschmelzungsproceß des eitlen, begehrlichen, puppenspielenden Kindes in das heiß und tief fühlende Weib und ähnlich auch die Erweckung lachender Lebensfreude in den vom starren Klosterwahn befangenen Herzen der vier Büßerinnen. Wie Hoffmann sein ironisches Lächeln so zu verstecken wußte, daß es die Freude an seinen Geschichten nicht trübte, so hat er auch das zweite Moment, aus dem der moderne Geist herausschaut, das Musikalische, die psychologische Entwickelung so geschickt verwerthet, daß der Charakter des Alterthümlichen, Wunderbaren streng gewahrt bleibt. Es sind alles Kinder desselben Märchengeistes: die Geschichte von dem Mädchen, welches das Plaudern nicht lassen konnte und in der Waldeinsamkeit, in heißer Sommerstille durch die Liebe das Schweigen lernte und die Geschichte von dem Mönch, der ausging eine marmorne Liebesgöttin zu finden und eine lebende fand, die Geschichte von den vier klösterlichen Jungfrauen, die durchaus nicht lachen wollten und durch Ariost's lustige Lieder angesteckt sogar sich zum Tanze führen ließen, und die Geschichte von dem dummen Dinge, das ihr Herz an Puppen und Edelsteine und an einen reichen Narren hängte und in paradiesischer Einsamkeit unter Blumen und Vögeln und Amorstatuen glänzend davon curirt wurde, die Geschichte von der faulen Marsilia, die zu träge war, die Käufer auf dem Markte anzulocken, und von dem närrischen Artemisios, der ohne Lust und Freudigkeit vor lauter Arbeitseifer immer sechs Dinge zugleich trieb, die Beide durch die Liebe gar wunderbar gebessert wurden u. a. m. Die heutige Welt will nicht mehr staunen, deshalb hat sie die psychologische Entwickelung erfunden, aber in der dortigen Welt gibt's trotz meisterhafter psychologischer Entwickelung doch noch ein ewiges Staunen. Ganz malerisch componirt ist die Geschichte vom blinden Mönch, die sich in einzelne volle, leuchtende Bilder von grandioser Wirkung zerlegen läßt.

Ein Kloster auf ragender Meeresklippe, aus dessen einer Zelle ein junger Mönch den vollen Blick sehnsuchtsstarr in's leere Himmelsblau gerichtet hält, mit den Händen ein antikes Marmorbruchstück heiß umschlingend. — Auf einem wüsten Inselchen in einer Felsvertiefung der schlafende Mönch; ein bildschönes Kind schleicht scheuen Blickes heran; ein erzgegossenes Figürchen verdeckt in der Schürze tragend, weckt es den Schläfer, ihn leise am wallenden Barte zupfend. — Im Abenddunkel bei Gewittersturm treibt der Kahn des Mönches wieder der Felseninsel zu. In der blendenden Helle eines die Nacht zerreißenden Blitzes erscheint dicht am Strande „im sprudelnden Schaum, halben Leibes daraus hervorragend, ein Weib, hebt das Haupt empor zu dem flammenden Himmel und windet sich mit den Händen das Wasser aus dem schwarzfließenden Haar. Wunderbar glänzte der weiße Leib in dem bläulichen Schein, von schillernden Tropfen überrieselt, und das Antlitz leuchtete von Schönheit." Der Mönch schreit auf und läßt das Steuer seiner Hand entgleiten. — Der Mönch im Hause des Priesters Genoutzio's erzählt dem finster blickenden Wirth von seiner rastlosen Sehnsucht nach der marmornen Liebesgöttin und von seinem Grauen vor ihrer dem Begehrlichen drohenden, todtbringenden Umarmung; Mavra, des Priesters Tochter, kauert still in einem Winkel und an des Fremdlings Munde hängend blickt sie ihm in das vom flackernden Feuer beglänzte Antlitz mit Augen, die unablässig wechselnd wie von zuckenden Flammen glühen. — Auf einsamer Höhe sitzt Mavra in sich gebeugt, brennende Gluth in den Augen, wie das verlassene Weib in der Wüste und ringt mit ihren Gedanken. Die Sonne brennt heiß auf sie herab. „Das ganze Land ist matt und stumm; nur sonnzerfressenes Gras kriecht müde von Spalte zu Spalte, braungelb wie der Felsen selbst. Geröll und Blöcke liegen zerstreut gleich dorrenden Gebein einer Karawane von Riesen. Und das Meer rundum liegt träge wie ein Sumpf in harter Bläue, und der leere Himmel brütet darüber." Unten aber am Strande stopft der Mönch das Leck seines Bootes. — Nächtlich gleitet der Kahn in die Tiefe einer zackigen Felshöhle. Die von den zitternden Händen des Mönches gehaltene Fackel beleuchtet das weiße Bild der Liebesgöttin, wie er es im Traum gesehen, — Mavra. Und er faltet die Hände, in wunschloser Betrachtung ruhend. —

Digitized by Google

Die gedämpft in die Höhle dringenden Morgenstrahlen fallen auf ein weinendes Weib, das an einer Mannesleiche kniet.

Welcher Geschichte ich den Vorzug gebe? Am wenigsten jedenfalls der von den vier Büßerinnen, die, fast ebenso unpsychologisch wie unplastisch, sich trefflich zu einem Operettentext eignen würde. Von den anderen vier zeigen je zwei nahe Verwandtschaft in Idee, Scenerie und Ausführung. Die beiden längsten, „die Weinprobe" und „das Antikencabinet" zeigen gemächliches Tempo, episch-lyrische, homerisch-idyllische Färbung; es sind saftigem Grün entschwellende lachende Blumen des Frühlings. Prächtige Wirkungen naiv drastischer Komik darin, vgl. S. 26 f., 77—80, 275. Idee: Wie Zwei durch die Liebe von ihren Fehlern curirt wurden. Ganz anders „der blinde Mönch" und „die Gekreuzigten". Wilddüstere, felszackige Bilder von einfach erhabener Größe und voll packender dramatischer Gewalt. Sie erzählen von dem Wahn, der die Liebe verschmäht und darob in den Tod führt. Die letztgenannte Dichtung mit ihrer grell aufblitzenden Kraft, die allerdings bisweilen an die Grenze des Schönen und des Widerwärtigen streift, weist am Stärksten über sich selbst hinaus auf zukünftige größere poetische Schaffensthaten des Autors als bloße „Geschichten". Die vollendetste künstlerische Durchbildung, die schönste Conformität von Idee und Ausführung, von poetischer Kraft und poetischem Stoff, die glücklichste Einheit der Grundstimmung zeigen sicher „der blinde Mönch" und „die Weinprobe". Aber darin sind alle diese verschiedenen Kinder der Hoffmann'schen Muse eins: sie predigen Alle hellenische Lebensfreudigkeit, hellenische gesunde Natürlichkeit und hellenische Schönheitsliebe. Fr. Th. Vischer sind sie gewidmet, dem großen Idealrealisten, dem Natur und Schönheit über Alles gingen, dem jüngst verstorbenen Fürsten aller hellenischen Naturen: Le roi est mort, vive le roi!

Feuilleton.

Ein Blaustrumpf.

Novellette von Heinrich Stobitzer.

(Schluß.)

„Und warum haben Sie sich selber herbemüht, lieber Herr Doctor?" fragte sie nach einer Weile. „Gewiß, um mir Aenderungen vorzuschlagen? O wie gern will ich sie vornehmen! Wie gern! Glauben Sie nur nicht, daß ich ein eitler Blaustrumpf sei, der sich für vollkommen hält! Ich weiß, daß ich noch Vieles zu lernen habe. Aber ich bin ja noch jung, und ich will lernen, ich will, daß die »Morgenzeitung« dereinst stolz sein kann auf ihre Mitarbeiterin, die sie aus dem Dunkel hervorgezogen hat! Die Hauptsache ist ja doch, daß man Talent besitzt."

„Ja, das ist die Hauptsache!" seufzte er, sich den kalten Schweiß von der Stirne wischend.

„Sprechen Sie nur ganz unverhüllt und fürchten Sie nicht mich zu verletzen! Ich kann ein offenes Wort vertragen. Haben Sie die Novelle mitgebracht?"

„Ja, ich habe sie mitgebracht." Er zog sie aus der Tasche und legte sie vor sich auf den Tisch.

„Handelt es sich um Kürzungen? Ich habe schon selbst gefühlt, daß ich hier und da ein wenig redselig wurde. Mein Gott, ich bin ein Weib, und wenn man so wenig Gelegenheit hat, seine Erbfehler an den Mann zu bringen, mißbraucht man wohl einmal das geduldige Papier, das Einem unter die Finger geräth, und vergißt darüber die armen Redacteure, die all' das Zeug lesen sollen." Eine reizende Schalkhaftigkeit sprach aus ihren Zügen, von denen der frühere herbe Ernst vollständig gewichen war. „Nun heraus mit dem Rothstift! Wir wollen meinem Geisteskind die kranken Glieder amputiren."

Er mußte lächeln. „Den Rothstift will ich Ihnen geben," sagte er, das bezeichnete Requisit aus der Tasche ziehend, „aber die Operation müssen Sie selber vornehmen; unter Ihren zarten Händen wird sie sich weniger schmerzhaft vollziehen."

„Aber vielleicht auch weniger entschlossen," meinte sie, „und Sie werden vielleicht ein zweites Mal unter meiner Schwatzhaftigkeit zu leiden haben! Doch wie Sie wollen. Jedenfalls wird es eine gute Schule für mich sein."

„Gewiß! Sie werden die Wahrheit des alten Satzes würdigen lernen, daß sich der Meister — in der Beschränkung zeigt, und haben Sie erst einmal erkannt, daß der wahre Dichter seine Größe auch durch das beweist, was er verschweigt, während der falsche mit dicken Folianten nur darthut, daß er — keiner ist, so ... so werden Sie selbst Ihre Feder bald in Ruhestand versetzen," hätte er gern geschlossen, doch er brachte es nicht über die Lippen. „So ist schon viel für Sie gewonnen," endete er, indem er sich erhob. „Senden Sie die Novelle, bitte, nicht an die Redaction zurück, sondern an mich, Redacteur Ludwig Frank." Er nahm seinen Hut, verbeugte sich gegen die alte Frau und machte einige Schritte zur Thür, blieb aber plötzlich wieder stehen. „Ahso!" sagte er, ein Portefeuille aus der Brusttasche ziehend. „Ich habe Ihnen ja noch das Honorar zu übergeben." Er wurde dabei roth wie ein Schulknabe, den man auf einer Lüge ertappt. „Fünfzig Mark. Bitte, hier!" Er drückte ihr eine Banknote in die Hand.

Mit verwirrten Augen blickte sie darauf hernieder. „Und das ... das ist für mich?" stotterte sie. „Die Novelle ist ja noch gar nicht gedruckt?"

„Wir honoriren angenommene Beiträge sofort, um unliebsamen Mahnungen der Mitarbeiter vorzubeugen," erklärte er. „Dagegen erwarten wir von den Letzteren, daß sie uns durch ihre Ungeduld nicht das Leben sauer machen, wenn sich vielleicht der Abdruck ihrer Arbeiten hier und da verzögert." Damit wollte er etwaige Reclamationen, die die Enthüllung seines Manövers hätten herbeiführen können, verhindern. Doch diese Vorsorge erwies sich als überflüssig.

„Fürchten Sie nichts von mir!" erwiderte das Fräulein lächelnd. „Das Schicksal hat mich Geduld gelehrt, denn die Erfüllung meiner heißesten Wünsche ging noch selten so glatt von statten, wie es wünschenswerth gewesen wäre." Dann starrte sie wieder auf die Banknote. „Und so viel! So viel! Das hätte ich mir nicht träumen lassen!" Und plötzlich stürzte sie auf's Neue zu der Kranken. „Guck, Mama, guck! Wie reich wir sind! Fünfzig Mark! Volle fünfzig Mark! Nun bekommt Mütterchen noch heut' ihre warme Decke, und zum Doctor lauf' ich und in die Apotheke und bringe eine Flasche des guten spanischen Weines mit, der Dich immer so gestärkt hat — eine ganze Flasche! hörst Du's? O, jetzt wirst Du rasch wieder gesund werden! Jetzt hast Du keine Sorgen mehr und sollst Dich nicht mehr so viel ärgern über Dein unfolgsames Kind, das sich immer, Deinem Schelten zum Trotz, die halben Nächte hersetzte und nähte und nähte, bis die Lampe erlosch! Jetzt wird alles gut!"

Frank fühlte ein bedenkliches Zucken seiner Augenlider. Hastig empfahl er sich. „Adieu, mein Fräulein! Adieu, Frau Werner!" Und er eilte so rasch hinaus und die Treppe hinab, daß das Fräulein kaum Zeit hatte, ihm ein herzliches „Leben Sie wohl! Leben Sie wohl! Auf Wiedersehen!" nachzurufen.

„Jawohl, auf Wiedersehen!" brummte er, als ihm drunten die frische Luft erquickend die heiße Stirn kühlte. „Ich werde mich hüten! Da liefe ich Gefahr, mein ganzes Vermögen zu verlieren, und mein Herz obendrein!"

Der Aermste ahnte nicht, daß er sein Herz bereits dreist zu den verlorenen Gegenständen hätte zählen dürfen!

Dann gedachte er der fünfzig Mark, die seiner großmüthigen Regung zum Opfer gefallen waren. „So geht's, wenn man sich mit Blaustrümpfen einläßt!" knurrte er in sich hinein. „Es kommt nicht's Gutes dabei heraus." Er wollte es sich selbst nicht gestehen, daß er über diese That eine Befriedigung, ein inneres Wohlbehagen empfand, wie er es in seinem Leben nicht gekostet hatte. —

Zwei Tage später erhielt er die gekürzte Novelle. Er erließ sich das Vergnügen, sie noch einmal zu lesen. „Es würde mir nur das Bild des lieben Geschöpfes trüben," meinte er, und rief sich zum Ersatz lieber zum tausendsten Mal jedes Wort, jeden Ton in die Seele zurück, den er von ihr vernommen hatte.

Digitized by Google

Einige Wochen vergingen. Frank hatte wiederholt ein heftiges Verlangen verspürt, nach dem Haus in der Vorstadt hinaus zu wandern, um seinen „Blaustrumpf" wiederzusehen; allein mannhaft hatte er jedesmal die Versuchung überwunden. „Wozu sollte es führen? Mein erster Besuch hat mir den Kopf gerade genug verrückt! Ich muß nun mein Restchen Verstand zu Rathe halten."

Da empfing er eines Tages eine umfangreiche Briefsendung, deren Aufschrift ihm das Blut zum Herzen trieb. Eine neue Novelle! In dem von liebenswürdigem Humor durchwehten Begleitschreiben betonte sie, daß nur *seine* nachsichtige Beurtheilung ihres Erstlingswerkes sie zu diesem neuen Pegasusritt ermuthigt habe. Der Brief entsank seiner Hand. „Was habe ich angestiftet! Dem Dämon der Druckerschwärze wollte ich sie entreißen, und habe sie ihm fester in die Arme geführt!" Die Novelle erregte ihm dieselben gemischten Empfindungen wie die erste: sie entzückte sein Gemüth und verstimmte sein ästhetisches Gewissen. Was sollte er nun thun? Sie zurückgeben? Aber *er* hatte ja das arme Mädchen dazu verführt! Hätte er ihr damals die Wahrheit gesagt, statt sie in den Wahn einzulullen, daß sie eine Dichterin sei, würde sie sich nicht zum zweiten Mal versündigt, nicht zum zweiten Mal ihre Zeit so vergeudet haben. Was blieb ihm also übrig, als die Novelle abermals für *seine* Rechnung zu acceptiren? Daß es nicht dieses Gerechtigkeitsgefühl allein war, was ihn bewog, noch am selben Nachmittag die wohlbekannten fünf Treppen empor zu klettern, sondern daß auch das Verlangen mitwirkte, wieder einen Blick in diese sonnigen Kinderaugen zu thun: das wollte er sich nicht gestehen.

Mit unbefangener Herzlichkeit wurde er begrüßt, mit Jubel seine Mittheilung, daß auch diese Novelle acceptirt sei, aufgenommen, und als er dann wieder seine Fünfzigmarknote entrichtet hatte und das Entzücken des Mädchens über die neuen Erleichterungen, die es nun „Mütterchen" verschaffen könne, so rührend und herzerquickend zum Durchbruch kam, da fühlte er sich versucht, dem Honorar rasch noch ein Extrahonorar hinzu zu dichten. Er unterließ es aber in der Erwägung, daß er wahrscheinlich noch oft genug das Vergnügen haben würde, die dichterischen Vergehen der jungen Dame honoriren zu dürfen.

Dieses Mal erbat er sich die Erlaubniß, das Manuscript, das er wiederum „zur Kürzung" mitgebracht hatte, in einigen Tagen selbst zurückholen zu dürfen. Unter reizendem Erröthen wurde es ihm gewährt. Später fanden sich andere Vorwände zu Besuchen, und waren dieselben auch oft recht fadenscheiniger Natur: Fräulein Aennchen wäre die letzte gewesen, sie auf ihre Stichhaltigkeit hin zu prüfen, denn sie selber zählte die Stunden, die sie mit dem jungen Redacteur verplaudern durfte, bald zu den glücklichsten ihres Lebens. Er aber empfand es täglich tiefer, daß sie durch und durch die holde Mädchenblume war, deren Duft ihn schon bei der ersten Begegnung bezaubert hatte. Ihre Unschuld und Herzensreinheit, ihr sonniger Humor und ihr liebestiefes Gemüth traten in tausend entzückenden Einzelheiten zu Tag, und wahrhaft hinreißend war es anzusehen, wie allmählich durch die schamhafte Zurückhaltung dieser jungfräulichen Natur die Flammen einer ersten keuschen Neigung schüchtern und doch gewaltig empor schlugen.

Ihre Schriftstellerei ermuthigte Frank nicht gerade, aber er wirkte ihr auch nicht entgegen, denn er wußte, daß er sich damit der einzigen Möglichkeit beraubt haben würde, die Noth der armen Frauen zu lindern. Der Stolz derselben hätte gewiß jede Unterstützung, die er ihnen in anderer Form geboten, zurückgewiesen.

So gingen wieder Monate in's Land. Da zog sich Frank eine Erkältung zu, die ihn nöthigte, einige Tage das Zimmer zu hüten. Am dritten Tag seines unfreiwilligen Einsiedlerlebens meldete ihm seine Wirthin mit geheimnißvoller Miene, daß ihn eine reizende junge Dame zu sprechen wünsche. Eine Minute später trat Aennchen in sein Zimmer. Sie war sehr roth und sah sehr erregt aus.

„Verzeihen Sie, Herr Doctor," sagte sie, ohne seine freudig entgegen gestreckte Hand zu ergreifen, „ich weiß, es ist unschicklich, daß ich sie besuche, aber Sie kennen mich ja, Sie werden meinen Schritt nicht falsch deuten. Und ich *konnte* an Ihrer Thür nicht vorüber gehen, ich *muß* die Aufklärung, die Sie mir schulden, sofort haben."

„Eine Aufklärung?" fragte er befremdet.

„Ich komme von der Redaction."

Er erschrack. „Von der Redaction? Was hatten Sie dort zu thun?"

„Ihr mehrtägiges Fernbleiben ängstigte uns. Ich machte mich auf, um Erkundigungen über Sie einzuziehen. In der Redaction erfuhr ich, daß Sie unwohl seien. Der alte Herr, Ihr Chefredacteur, war so freundlich gegen mich, da faßte ich mir ein Herz und fragte, ob vielleicht eine meiner Novellen bald zum Abdruck gelangen würde? Er war sehr erstaunt, er versicherte, daß von mir keine, hören Sie? nicht Eine Novelle zum Abdruck angenommen sei. »Aber sie sind ja bereits honorirt!« rief ich aus. »Honorirt?« antwortete er. »Wir honoriren niemals Beiträge vor dem Abdruck!« Nun, Herr Doctor, geben *Sie* mir Aufklärung über all' das Unerklärliche, das für mich in dieser Sache liegt!"

Ihre Augen, die groß und forschend auf ihm lagen, verwirrten ihn; er wich ihrem Blicke aus. Wohl hundertmal hatte er sich in Gedanken die Ausreden zurecht gelegt, die er ihr sagen wollte, wenn dereinst sein frommer Betrug an's Licht kommen sollte. Jetzt erschienen ihm alle matt und abgeschmackt, er brachte keine über die Lippen.

„Mein Gott, was ist da viel zu erklären?" sagte er endlich. „Ihre Novellen, mein liebes Fräulein, waren unbrauchbar; wir *konnten* sie nicht veröffentlichen."

„Und warum verheimlichten Sie mir das? Warum haben Sie mich nicht rechtzeitig vor einem Weg gewarnt, auf dem mir nur schmerzliche Enttäuschung widerfahren konnte?"

Sollte er ihr sagen, daß er es nicht über's Herz gebracht, sie hülflos ihrer Armuth zu überlassen? Es war etwas in ihm, was sich gegen diese Selbstbespiegelung sträubte; so suchte er mit einem Scherz über die unerquickliche Situation hinweg zu voltig'ren.

„Ich habe Ihre Novellen für *mich* erworben," sagte er. „Ich bin ein Todfeind aller Frauenschriftstellerei und bekämpfe sie auf meine Weise. Ich kaufe zusammen, was ich von weiblicher Production erwerben kann, und verhindere dadurch wenigstens, daß dieselbe in anderen Journalen Unterschlupf findet."

Sie sah ihn eine Weile stumm an. Eine große Thräne blinkte in ihrem Auge auf und rann langsam die bleiche Wange herab. Galt sie ihren dichterischen Hoffnungen, die sie in diesem Augenblicke für immer begrub? Dann plötzlich lag sie vor ihm auf den Knien und preßte die feuchten Augen auf die Hände, die er ihr abwehrend entgegen streckte.

„Kind! Mein Kind! Was thun Sie!" rief er bestürzt, indem er sie empor zu heben versuchte.

„Lassen Sie mich!" schluchzte sie. „Ich bin so glücklich!"

Da beugte er sich zu ihr herab und flüsterte: „Aennchen! Liebes Aennchen! Sie sehen nun wohl, daß ich ein ganz schlechter Mensch bin, der Sie in der gröblichsten Weise belogen und betrogen hat. Trotzdem wage ich es: Aennchen! Lieb' Aennchen! Willst Du mein Weib werden?" Ihr Schluchzen verstummte, aber ihr ganzer Körper erschauerte vor mächtiger innerer Bewegung. „Bei der Todfeindschaft, die ich allen Blaustrümpfen geschworen habe," plauderte er lustig weiter, um seine Rührung zu verbergen, „wirst Du's begreiflich finden, daß mir jedes Mittel recht ist, ein so gefährliches Exemplar wie Dich unschädlich zu machen. Und da Du mir nach dem Vorgefallenen Deine Novellen kaum mehr anvertrauen würdest, bleibt mir nichts übrig, als dieselben im Keim zu ersticken, indem ich aus dem Blaustrumpf, zu dem Du so wenig Anlagen hast, ein Weib mache, dem Keine das Wasser reicht. Willst Du, Aennchen? Willst Du?"

Durch Thränen lächelte sie zu ihm auf: „Wenn ich denn auf dem *Papier* kein Paar mehr glücklich machen soll, will ich wenigstens im *Leben* eins so grenzenlos beglücken, daß es das Glück von tausend Romanhelden aufwiegt!" Und der Strahl unsagbarer Liebe, der dabei aus ihrem Auge brach, ließ ihm keinen Zweifel, daß sie im Stande sei, ihre Verheißung wahr zu machen.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

(Don Juan-Feier. — Bülow's erstes Philharmonisches Concert. — Wagner-Symphonie. — Emil Götze. — Der Geiger Michael Banner.)

Die „Gegenwart" ist eine ernsthafte Wochenschrift. Wir haben daher mit einem Berichte über die Musikwinterzeit gewartet, bis derselbe wahrhaft künstlerisch wichtige Ereignisse zu besprechen hatte. Die vor dem in der Ueberschrift angedeuteten, in die Oeffentlichkeit getretenen Leistungen waren, mit Ausnahme des Concertes der in ihrer Art einzigen Sembrich und deren wundervollem Vortrag der großen Constanz-Arie aus Mozart's „Entführung", nicht der Art, daß es einen eigenen Bericht in der „Gegenwart" rechtfertigte. Wunderkinder verschiedener Gattung und Concertgeber, die sich beeilen, recht früh vor dem Publikum und der Kritik zu erscheinen — non curat praetor. Nunmehr aber haben die letzten Wochen alle möglichen Herrlichkeiten gebracht, und der Berichterstatter kann sein Amt mit Freuden antreten. Wir beginnen mit der hundertjährigen Don Juan-Feier im Königlichen Opernhause. Sie war eine in jeder Weise des Werkes würdige. Oft genug habe ich an dieser Stelle betont, daß „Don Juan" und „Figaro" italienische Opern seien, vom größten deutschen Operncomponisten geschaffen. Aber die Musik der meisten Stücke ist weder italienisch, noch deutsch, sondern himmlisch. In welcher Sprache immer das Maskenterzett, oder das Finale des ersten Actes, oder die letzte Schlußscene ertöne, sie haben ihres Gleichen nicht auf Erden, und werden ihres Gleichen nicht haben — das kann man jetzt wohl sagen, nachdem hundert Jahre seit ihrer Erschaffung verflossen sind, sie sind Deutschlands Eigenthum geworden in viel stärkerem Maße, als anderer Nationen, da italienische und französische Sänger sich von dem Mozart'schen Stile ganz entfernt haben. Von ihnen kann eine wahre Don Juan-Aufführung nicht erwartet werden. Aber wenn deutsche Sänger das unsterbliche Meisterwerk zur wahren Geltung bringen sollen, dann müssen sie es mit der Weihe und der Vollendung wiedergeben, wie dies am 29. October hier geschehen ist. Da war Leben, Kraft, dramatischer Ausdruck im Gesang und Spiel. Da erklang zum ersten Male nach vielen Jahren das himmlische Maskentrio in seiner vollen Sphärenharmonie, daß das Publikum in endlosen Jubel ausbrach. Da war auch Don Ottavio nicht der süßliche, schmachtende Liebhaber, als der er gewöhnlich erschien, sondern der ehrenhafte, männlich ruhige Cavalier, der Gegensatz des dämonischen Wüstlinges. Da war auch Don Juan der unverbesserliche, aber bis zum letzten Athemhauche furchtlose, aller Gewalt trotzende Sünder. Kurz, es war eine herrliche erhebende Vorstellung. Und allen Künstlern, den Damen Sachse-Hofmeister (Anna), Leisinger (Elvira), Renard (Zerline), den Herren Betz (Don Juan), Krolop (Leporello), Rothmühl (Ottavio), Schmidt (Masetto), Biberti (Comthur), gebührt gleicher rückhaltloser Dank für ihre Leistung. Auch der Dirigent, Herr Deppe, hat sich Verdienst erworben durch sein sorgsames Studiren, und von der Intendanz ward in der prachtvollen Scenirung der Beweis gegeben, daß sie ihre Pflicht, die Feier würdig zu begehen, richtig aufgefaßt und erfüllt hat. Wir können die Vorstellung als einen Wendepunkt in der Verfassung unserer Oper betrachten.

Herr von Bülow hat sein Amt als Dirigent der neuen Philharmonischen Concerte mit dem glänzendsten Erfolge angetreten. Er führte die B-dur-Symphonie von Haydn, die große C-dur-Symphonie von Mozart, die Eroica von Beethoven vor. In allen diesen Werken, besonders aber in dem erst- und dem letztgenannten, zeigte er sich als ein ungemein genialer, auf das Orchester wahrhaft elektrisch wirkender Leiter, der die kleinsten Einzelheiten mit der größten Klarheit und Energie zu Tage fördert. Das Rondo der Haydn'schen Symphonie mußte auf stürmisches Verlangen wiederholt werden; auch das Finale der Eroica war eine in ihrer Art einzige Dirigentenleistung. Man kann wohl sagen, das Philharmonische Orchester hat wohl nie mit solch großem Feuer und solcher Genauigkeit und rhythmischen Entschiedenheit gespielt, als an jenem Abende.

Die Wagner'sche „Jugendsymphonie" haben wir nun bereits zwei Mal in den Proben gehört. Sie ist jedenfalls ein interessantes Werk, aber vorzugsweise weil sie von Richard Wagner, nicht weil ihr musikalischer Gehalt ein sehr bedeutender ist. Der erste Satz ist noch der einheitlichste, hier und da tritt eine Stelle hervor, die den späteren Wagner ahnen läßt, doch im Ganzen hinterläßt der Satz nur den Eindruck eines feurigen, aber nicht originellen Musikstückes. Der Anfang des Andante ist entschieden das bedeutendste Moment der ganzen Symphonie, aber die große Länge des Stückes, sowie die Verflachung im Mittelthema beeinträchtigt die Wirkung; man wird ermüdet und zerstreut. Das Scherzo ist munter, der letzte Satz unbedeutend. Die Symphonie wird unzweifelhaft überall in Deutschland gespielt werden — öftere Wiederholungen bezweifeln wir.

Emil Götze hat hier drei Mal als Gast der Königlichen Oper gesungen, den Faust, Lyonel („Martha") und Lohengrin. Seine herrliche Stimme mag ein klein wenig an Frische und überquellendem Wohlklang eingebüßt haben; aber seine künstlerische Leistung steht entschieden höher, als bei seinem ersten Gastspiele; es ist jetzt Alles schön durchdacht, in vollkommenes Ebenmaß gebracht; sein Lyonel unterscheidet sich von den aller anderen berühmten Tenoristen durch feines Spiel und männliche Kraft; sein Lohengrin war eine hochkünstlerische Leistung.

Wir haben noch eines jungen Violinisten zu erwähnen, Herr Michael Banner, der als ganz Unbekannter, als bloßer Mitwirkender mit dem abgespielten Bruch'schen Concerte und Clavierbegleitung (!) vor das Publikum trat und einen glänzenden Erfolg gewann. Er vereinigt schönen warmen Ton mit kühner sicherer Technik und schwungreichem und empfindungsreichem Vortrage. Wenn seine weiteren Leistungen diesem Anfange entsprechen, wird er bald zu den Besten zählen. Einstweilen rufen wir ihm ein: „Willkommen in der Kunstbahn" zu!

Heinrich Ehrlich.

Nachschrift. Eine neue Operette „Rikiki" von Jos. Hellmesberger jun., Text von Genée und Mannstädt ist im Walhalla-Theater gegeben worden; sie enthält ein paar mehrstimmige Nummern, vermochte aber nicht den niedrigen Thermometerstand der Stimmung für dieses Genre zu erhöhen.

Ueber den Conflict zwischen dem Generalintendanten Herrn Grafen Hochberg und dem Director oder „Regisseur" der Oper behalten wir uns eine eigene Besprechung in nächster Nummer vor, werden jedoch nur die Kunstfrage dieser Angelegenheit erörtern.

Aus Gurlitt's Kunstsalon.

Der Wetteifer der Herren Schulte und Gurlitt kommt der Schaulust des kunstliebenden Publikums zu Gute. Der Gemäldesalon in der Behrenstraße vereinigt in seinen Räumen eine ansehnliche Reihe hervorragender Kunstwerke, deren Genuß durch die Erinnerung an die Akademische Kunstausstellung in keiner Weise beeinträchtigt wird. Auch hier concentrirt sich das Interesse um eins jener phantastischen Werke, wie sie eben nur Arnold Böcklin zu schaffen versteht. Inmitten einer Landschaft, von der nur in der linken Bildecke ein lichter birkenbestandener Theil sichtbar wird, ragt gegen den tiefblauen Himmel ein Myrthenhain empor. Von seinem saftigen Dunkelgrün hebt sich eine Marmorschale ab, aus deren Mitte ein künstlicher Springquell aufsteigt. Links steht eine mit durchsichtigem Flor kaum zur Hälfte bekleidete Frauengestalt. Den Blick in poetischer Verzückung nach oben gerichtet, nähert sie mit der rechten Hand eine Trinkschale den Lippen. Rechts taucht eine andere, ebenso bekleidete oder vielmehr unbekleidete weibliche Figur die rechte Hand in das Becken, während die Linke eine Palette hält. Böcklin hat sein Bild „Dichtkunst und Malerei" getauft und von der erwähnten Palette ausgehend, würde man trotz der Attributlosigkeit der anderen Frauengestalt und der eigenartigen kunstgewerblichen Umgestaltung des kastalischen Quelles auch ohne Titel ungefähr zu einer ähnlichen Deutung gelangen. Uns will bedünken, als arbeite der Künstler dieses Mal zu sehr mit dem verbrauchten Toilettenarsenal der altersschwachen Dame Allegorie. Es fehlt jener räthselhafte Gedankenrest anderer Böcklin'scher Schöpfungen, an den sich der Beschauer nur mit der Phantasie heranwagt, ohne den tiefen Ideengehalt ganz zu erschöpfen. Ja, man behält diesem Bilde gegenüber Zeit, mit leisem Mißbehagen die Verzeichnungen der verkürzten Füße, die unschöne Hüftwölbung und die im Halbprofil verunglückten Gesichtszüge der Dichtkunst zu bemerken. Das Alles hätte vielleicht Einer der jüngsten Akademieschüler besser gemacht, ohne doch je eine annähernd starke poetische Wirkung zu erzielen. Das Darstellungsmedium, durch das Böcklin unfehlbar Auge und Sinn gefangen nimmt, bis zum völligen Vergessen aller kleinen Mängel seiner Begabung, ist die Farbe. Jedes seiner Bilder ist eine Farbensymphonie, deren Grundtöne Saphirblau, Smaragdgrün und ein eigenartiges Roth zu einer wunderbaren Harmonie zusammenklingen, die sich nie vergißt.

In der phantastischen Richtung seines Talentes mit Böcklin verwandt ist Max Klinger. Dem Bewußtsein dieser Wahlverwandtschaft hat er dadurch Ausdruck verliehen, daß er seinen Cyklus von Radirungen „Eine Liebe" dem Schweizer Kunstgenossen gewidmet hat. Wir sind Herrn Gurlitt aufrichtig dankbar dafür, daß er die Betrachtung dieses bekanntlich von der Ausstellungsjury zurückgewiesenen Werkes ermöglicht hat. Es ist eine moderne Ehebruchsgeschichte, die Klinger in acht Blättern, einem Titelblatt und einem Intermezzo zur Darstellung bringt, eine Ehebruchsgeschichte, die mit einer in den Wagen geworfenen Rose beginnt und in der Klinik endet. Es fehlt uns an Raum, hier auf die Vorzüge und Mängel der einzelnen Blätter einzugehen, aber sie bieten erwünschte Gelegenheit, einmal mit dem sich entsetzlich breit machenden modernen Schicklichkeitsgefühl abzurechnen. Was Jeder täglich erlebt, was er flüsternd am Kneiptisch erzählt, davor entsetzt er sich, sobald es ihm greifbar in künstlerischer Darstellung vor Augen geführt wird. Es ist kein schlüpfriges Geschichtchen, das uns Klinger mit lüsternem Blinzeln unter dem Siegel der Verschwiegenheit zuraunt, sondern eine tief ernste Tragödie, die er laut und ohne Beschönigung coram publico vorträgt. Gegen eine solche ungeschminkte Darstellung der schönen Sünde und ihrer furchtbaren Folgen ist vom ethischen Standpunkt absolut nichts einzuwenden. Für den künstlerischen Bedarf des Salons und der höheren Töchterschule ist ausreichend gesorgt, und die wahre, von äußeren Rücksichten unabhängige Kunst verschmäht das Feigenblättchen und die durch die Absichtlichkeit verstimmende Drapirung gelegentlich mit Recht. Die Grenze des bildlich Darstellbaren liegt ausschließlich da, wo das Lüsterne anfängt, und von dieser Grenze hat sich Klinger so ängstlich fern gehalten, daß er wenigstens einmal hart an die entgegengesetzte Schranke, an die des ästhetisch Häßlichen, gestoßen

Digitized by Google

ist. Wir meinen die anatomische Darstellung der gefürchteten Folgen der Sünde. Hier wäre ein wenig Schonung der augenblicklich geltenden Schicklichkeitsgefühle am Platze gewesen, und sie war mit geringen Aenderungen der Darstellungsform zu ermöglichen. Sonst haben wir auch gegen die in den technischen Mitteln durchaus schlichte, von allen der modernen Radirung so naheliegenden malerischen Kunststückchen sich fern haltende Schöpfung Klinger's nichts einzuwenden, und wir geben dieser Anerkennung um so lieber Ausdruck, da wir vor Kurzem an ebendieser Stelle eine Ausschreitung seines eigenartigen Talentes, wie sie in seinem „Urtheil des Paris" zu Tage getreten, rückhaltlos verurtheilt haben.

Eine kleine Ueberraschung hat uns Fritz von Uhde bereitet. In seiner „Prozession bei Regenanfang" ist der mystisch-realistische Reformator der religiösen Malerei kaum wiederzuerkennen. In der spielenden Bewältigung der Figurenmassen, in dem rücksichtslosen Nebeneinandersetzen der Localfarben an Menzel erinnernd, hat er die von Feuchtigkeit geschwängerte Luft, den schon leise herabrieselnden Regen dazu benutzt, um die Buntheit des Einzelnen in einem silbergrauen Gesammtton untergehen zu lassen. Das Bildchen ist ein Muster der künstlerischen Verklärung eines Ausschnittes aus der Wirklichkeit. Der flüssige Auftrag und die ungebrochene Wiedergabe der lichten Farben zeigen, daß Uhde noch Manches auf seiner Palette hat, von dem sich die Weisheit seiner Bekrittler nichts träumen läßt.

Ein historisches Genrebild von bewährter Treue in Auffassung und Darstellung liefert Eduard von Gebhardt mit seinem Religionsgespräch. Ein blonder, kurz geschorener Junker des Reformationszeitalters trägt, auf der Tischecke sitzend, einem Theologen in Schaube und Barett seine religiösen Zweifel und Bedenken vor. Der Vorgang berührt bei allem Fleiß des Studiums und der Arbeit wie ein sich zwanglos vor den Augen des Beschauers vollziehender, er verdankt seine Darstellung nicht einer mühsamen archäologischen Reconstruction, sondern der unmittelbaren intuitiven Anschauung der Vergangenheit. Gleich Rühmendes läßt sich von Albert Keller's Faustina im Junotempel zu Präneste nicht sagen. Das Motiv, dem aneldotenhaften Klatsch der Römischen Kaisergeschichte entnommen, ist unklar und bedarf des Commentars. Nachdem man sich von dem eigentlichen Geschehniß unterrichtet, kommt man unwillkürlich zu dem Resultat, daß der Vorgang der Architektur halber gemalt ist und daß die letztere trotz einiger Vorzüge im Einzelnen der aufgewandten Mühe nicht recht lohnt.

Die fünf älteren Bilder von Carl Gussow haben wir an dieser Stelle bereits zusammenfassend besprochen und können nur nochmals wiederholen, daß uns der energisch zufassende Genremaler von damals lieber ist, als der salonfähige Portraitmaler von heute. Eine höchste, ja eine absolute Leistung auf dem Gebiete des Bildnisses ist Franz v. Lenbach's Fürst Bismarck, sitzend im Schlapphut, weißer Binde und schwarzem Gehrock. Ein so festes Packen der Persönlichkeit in ihrer individuellen und historischen Bedeutung, ein so restloses Aufgehen des Malers in seinem Darstellungsobject ist seit Rembrandt nicht dagewesen. Alles Detail absichtlich zurückdrängend, concentrirt sich die künstlerische Energie im Herausarbeiten der Gesichtszüge und spürt jeder physiognomischen Form nach, ohne den mächtigen Gesammteindruck zu beeinträchtigen.

Für die Bekanntschaft mit drei ungarischen Künstlern, die uns Herr Gurlitt vermittelt, sind wir ihm Dank schuldig, ohne diese Ehre sonderlich hoch zu schätzen. Die Typen der beiden Sittenbilder von Sandor Bihari und Otto Koroknyai sind bekannt, ohne anziehend zu sein, und der Tod des Propheten Gülbaba in Ofen appellirt vergeblich an unser historisches Erinnerungsvermögen, hinterläßt aber dafür in unserem Farbengedächtniß einen unangenehm kreidigen Eindruck.

Die Landschaft ist durch bewährte Meister, wie Andreas und Oswald Achenbach, Kamecke, Dücker, Douzette und Müller-Kurzwelly vertreten. Sie alle halten sich mit den alten Mitteln innerhalb des Stoffgebietes, auf dem sie seit Jahren ihre Erfolge erringen.

Besonders interessant ist eine kleine Collection von Sculpturen, meist Portraits, die wohl geeignet ist, der Frage von der Bemalung der Statuen einen neuen Anstoß zu geben. Victor Tilgner's Büste des Dr. Boué demonstrirt überzeugend, daß einem großen Künstler Manches, ja beinahe Alles erlaubt ist, was der Durchschnittsmeißler nie und nimmer wagen darf. Was die naturalistische Färbung hier zu der frappanten Wirklichkeit der charakteristischen Erscheinung beiträgt, das macht die Büste einer ungarischen Volkssängerin von Alajos Strobl zu einer abschreckenden Wachsmaske, deren Lachen sich in der Erinnerung zu einem unausstehlichen Grinsen versteinert. Nach unserer Meinung ist H. Römer mit seiner lieblichen Büste der Nerina an der ästhetischen Grenze der Polychromie angelangt. Keine Bemalung des edlen Materials, sondern eine leichte Abtönung, die das prächtig schimmernde Korn des Marmors schont, das scheint uns die einzig mögliche Befriedigung des populären Verlangens nach Farbe in der Sculptur zu sein.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Von der schönen Groß-Octav-Ausgabe der Gesammelten Schriften und Dichtungen von Richard Wagner erscheint gegenwärtig, ebenfalls im Verlage von E. W. Fritzsch in Leipzig, eine zweite Auflage in volksthümlich billiger Gestalt. Wer sich mit der nicht minder interessanten literarischen Thätigkeit des großen Componisten vertraut machen will, findet hier eine gute Gelegenheit, die Kenntniß des künstlerischen Gesammtschaffens auch nach dieser Seite hin zu vervollständigen. Die Eintheilung ist die alte chronologische geblieben, welche am Treffendsten das Werden und Wachsen dieses außerordentlichen Mannes klarlegt. Man findet hier nicht nur alle Dichtungen, das grundlegende Buch über Oper und Drama, die epochemachenden Streitschriften über das Judenthum in der Musik, das Dirigiren, Religion und Kunst, sondern auch die kleineren Abhandlungen über Kunst, Wissenschaft und Leben. Leider wird der „Entwürfe, Gedanken, Fragmente" enthaltende Nachlaßband in dieser Ausgabe nicht zugänglich. Wir werden nach Vollendung dieser zehnbändigen Volksausgabe nochmals darauf zurückkommen.

Graf und Gräfin von Ortenegg. Roman von Arthur von Loy. (Wiesbaden, Bergmann.) — Ein interessanter Stoff, zum Theil spannend und immer gut erzählt. Die psychologische Entwickelung der Charaktere zeigt manche Sprünge und Risse, und es ist nicht gelungen, einige Unwahrscheinlichkeiten wahrscheinlich zu machen. Die Art, wie der Held gezeichnet ist, verräth deutlich eine weibliche Hand, doch ist immerhin anzuerkennen, daß sich dieselbe niemals in die bekannte Verhimmelungsmanier der Gartenlaube-Romanschriftstellerinnen verirrt und die Natur nicht ganz außer Acht läßt.

Ludwig Uhland. Seine Darstellung der Volksdichtung und das Volksthümliche in seinen Gedichten. Von Georg Haffenstein. (Leipzig, Carl Reißner.) — Eine feinsinnige ästhetische Untersuchung der Verwandtschaft der Uhland'schen Dichtung mit der Volkspoesie, also eine systematische Vergleichung, in welcher übrigens dem Verfasser schon der treffliche Heinrich Düntzer vorangegangen ist. Ueberall spürt Haffenstein den Beziehungen nach, welche zwischen Uhland's Dichtung und seiner Auffassung der lyrischen Volkspoesie obwaltet, wie er sie in seinen herrlichen Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage und vornehmlich in seiner classischen Abhandlung über das deutsche Volkslied niedergelegt hat. Es gewährt einen ganz eigenen Genuß, an der Hand des kundigen Verfassers den Spuren des Volksliedes in Uhland's Erzeugnissen der Kunstpoesie nachzugehen und zu erkennen, welch reichen Gewinn der Dichter aus seinen gelehrten Arbeiten gezogen, wie er aus dem populären Jungbrunnen schöpfte und doch nirgends bloßer Nachempfinder und und Nachahmer wurde. Er entlehnte höchstens die Formen, nur die Kunst äußerer Gestaltung: sein tiefes Gemüth, seine heitere Phantasie, sein reiner Kindersinn, seine dem Volkswesen verwandte Natur sind ihm angeboren.

Portraits de femmes. Par Arvède Barine. (Paris, Hachette & Cie.) — Fünf geistreich und elegant geschriebene Essays über einige denkwürdige Frauen, von denen uns die lebensvollen Charakteristiken der Gattin Carlyle's und George Eliot's am besten gefallen haben. Der Verfasser hat ohne Zweifel von seinem großen Vorbild Sainte-Beuve die Kunst der scharfen Charakterzeichnung und feinen Pinselführung gelernt, und die meisten Aufsätze wären nicht unwerth, die Unterschrift des berühmten Montagskritikers zu tragen. Die Studien über die heilige Therese, über die Aebtissin von Ravenna und die Priesterin von „Emanzipazien", wie Scherr sagen würde, sind voll delicaten Humors. Ein paar ebenso pikante als wesentliche Lichter über die excentrische Prophetin der Frauenrechte, die unglückliche Mary Wollstonecraft, hätten noch die Erinnerungen von J. C. Schweizer liefern können, die dem Verfasser offenbar unbekannt geblieben sind. Bei diesem Anlasse wollen wir unsere Leser auf ein verwandtes deutsches Werk aufmerksam machen, das eben durch den zweiten Band vervollständigt worden ist: Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur von Charlotte Lady Blennerhassett (Berlin, Gebr. Paetel). Die große Schriftstellerin hat da eine congeniale Biographin gefunden. Einige Ueberschwänglichkeiten und durchgängige Ueberschätzung beeinträchtigen dieses feinsinnige Charakterbild keineswegs, sondern stimmen künstlerisch sehr schön zu der Schilderung der warmherzigen, geistesstarken Französin.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Abtissin von Säckingen.

Roman aus der Reformationszeit

von

Hans Blum.

2 Bde. eleg. broch. M. 9.—, eleg. geb. M. 11.—

Der durch die **geschichtliche** Treue, die **fesselnde Schilderung** und die sprachliche Vollendung seiner historischen Erzählungen bekannte Verfasser, bietet in diesem neuesten Roman ein ergreifendes Bild des gewaltigen nationalen Lebens zu Beginn der Reformation in den Jahren 1523 bis 1531. **In Ranke's Geist wird die tiefste und mächtigste Bewegung, die unser Volk ergriff, nicht vom Standpunkte des Glaubenshaders, sondern als das gemeinsame Ringen um die höchsten Ziele des deutschen Volkes, ja der Menschheit, dargestellt.**

Preisermäßigung.

Braun-(Wiesbaden)'s Schriften.

Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers. Kulturbilder und Studien. 3 Bände. Lex.-8° 1874. (Mk. 22.50) für Mk. 4.—

Band 1: An den Grenzen des deutschen Reiches. — Das deutsche Reich sonst und jetzt. — Die Wahlprüfungen und die Constituirung des Hauses; ein Beitrag zur Kenntniß der parlamentar. Praxis.
Band 2: Am deutschen Herd: Briefe über die deutsche Küche. — Etwas über den deutschen Wein. — Etwas über deutsche Vornamen. — Volkswirthschaftliche Streifzüge auf dem Gebiete des Rechtes und der Gesetzgebung.
Band 3: Centrifugale Gewalten (Dr. Jacoby in Königsberg. — Bischof von Ketteler in Mainz). — Kulturgeschichtliche Versuche.

Bilder aus der Deutschen Kleinstaaterei. 5 Bände. 8°. 3. Aufl. 1881. (Mk. 30.—) für Mk. 6.—

Band 1: Bilder aus 4 Jahrhunderten 1570—1870.
Band 2: Kriegsbilder 1866—67. Parlamentsbilder 1866—67.
Band 3: Bilder aus Nassau, Württemberg und Hessen-Darmstadt.
Band 4: Bilder aus Kurhessen. Hannover und Bayern.
Band 5: Kleine Kulturbilder und große Ruhmesbilder.

Mordgeschichten. 2 Bände. Gr. 8°. 1875. (Mk. 15.—), für Mk. 2.—

Band 1: Zlobá (Venedig 1525). — Der Menschenhandel der deutschen Fürsten im 18. Jahrhundert. — Der Menschenhandel des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. — Der Tod des General Marceau. — Burschenschafter und Schwarze, deutsche Studentenbilder und Mordgeschichten aus dem tollen Jahre Neunzehn.
Band 2: Ein Bauer an der Spielbank (Bad Schwalbach 1835). — Ein Untersuchungsrichter (Nassau 1863). — Der Spionenfang (Nassau 1866). — Preußischer Wind (1866—67). — Deutsche in Paris (1865—70).

Der Diamantenherzog (Carl II. von Braunschweig). Ein deutscher Prinzenspiegel. Mit 2 Portraits. 1881. (Mk. 3.—), für Mk. 1.50.

Alle 4 Werke — 11 Bände — zusammen für 10 Mark.

Rich. Sattler, Verlag und Antiq. Braunschweig.

(Antiquarische Cataloge franco.)

Verlag von E. L. Morgenstern in Leipzig.

Dänisch 20 Briefe 10 M	**Unterrichtsbriefe für das Selbststudium fremder Sprachen** nach der Methode **Toussaint-Langenscheidt.**	Portugiesisch 20 Briefe 10 M
Holländisch 20 Briefe 10 M		Russisch 36 Briefe 16 M
Italienisch 40 Briefe 16 M	Brief 1 liefern alle Buchhandlungen, sowie die Verlagshandlung franco gegen Einsendung von **50 Pfennigen für jede Sprache.** **Ausführliche Prospecte gratis.**	Schwedisch 30 Briefe 10 M
Alt-Griech. 36 Briefe 16 M		Spanisch 40 Briefe 16 M
Lateinisch 40 Briefe 16 M		Ungarisch 30 Briefe 12 M

Im Abonnement jeder Brief 50 Pfennige.

In **Heuser's Verlag (Louis Heuser)** in **Berlin C.**, 2 Spittelmarkt und **Neuwied a. Rh.** ist soeben erschienen:

Die Morphiumsucht und ihre Behandlung

von **Dr. Albrecht Erlenmeyer.**

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 22 in den Text gedruckten Holzschnitten.

463 Seiten, gr. 8°, in feiner Ausstattung. Preis 10 Mark.

In der vorliegenden dritten Auflage des bekannten Werkes hat der Verfasser die Morphiumsucht in ihren medicinischen und socialen Beziehungen erschöpfend geschildert. Neben der Morphiumsucht ist der mit ihr eng verbundenen Cocainsucht eine eingehende Darstellung gewidmet. Fünfzig Krankheitsgeschichten dienen der Beschreibung beider Krankheiten als erläuternde Folie, und die mit grosser Sorgfalt bearbeitete Literargeschichte gewährt einen umfassenden Ueberblick über die historische Entwicklung der ganzen Frage. Das Buch, eine hervorragende literarische Erscheinung, wird Aerzten und allen denen aufs wärmste empfohlen, die für das Allgemeinwohl unseres Volkes ein Interesse haben und berufen sind, gefahrdrohende Auswüchse desselben zu verhüten oder zu heilen.

Zu Festgeschenken.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. mit Register in Orig.-Leinwbdn. 30 M. — **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, 20 M. — Goethe's Leben von **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben von **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zus. 15 M. — **Schiller,** Sämmtl. Werke m. Biogr. v. Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. 10 M. — **Heine,** Werke, Hamb. 1876, 12 Bde. geb. und: **Grabbe,** Werke, herausg. v. Gottschall, Leipzig 1870, 2 Bde. geb. zusammen 12 M. — **Schnaase,** Gesch. d. bild. Künste, 2. Aufl., bearb. von C. v. Lützow, Düsseldorf 66, schön Hlbfranz., 7 Bde. 40 M. — **Nachtigall,** Sahara u. Sudan, Berl. 82, 2 Bde. in Leinen 20 M. — **Las Cases,** Mémoires de Sainte-Helène, 2 Prachtbände, reich illustr. Halbfranz, Paris 1842, 10 M. — **Corvin,** 1848—1871, Gesch. d. Neuzeit, 3 Bde. Leipzig, 6 M. — **Louis Blanc,** Hist. de la Révolution française, Paris 1847, 12 Bde. Hlbfrz., Originalausgabe 30 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verlag von **Heinrich Minden, Dresden** und **Leipzig.**

Soeben erschienen:

Die Besessenen.

Roman in 3 Bänden

von

F. M. Dostojewski.

Preis eleg. geh. **Mk. 12.—**, in Originalband **Mk. 15.—**.

Dostojewsky schildert mit bewunderungswürdiger Naturwahrheit die ersten Anfänge des Nihilismus. „Die Besessenen" ist ein ebenso merkwürdiges wie interessantes Werk.

Vorräthig in allen Buchhandlungen, auch direkt zu beziehen von der Verlagshandlung.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Hierzu eine Beilage von Otto Weisert, Verlagshandlung in Stuttgart.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
DEC 2 1887
Library

№ 47. Berlin, den 19. November 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Zum Czarenbesuch in Berlin. Von *** — Ueber die Erkrankung unseres Kronprinzen. Von Dr. med. Hugo Bernheim. — **Literatur und Kunst:** Deutsche Naturalisten. Von Theophil Zolling. — Lebenserinnerungen des Grafen von Schack. Von Oskar Bulle. — Das Zeichnen in der Schule. Von Peter Jessen. — **Feuilleton:** Ein weinender Erbe. Aus dem Tagebuche eines Juristen von Hermann Heinrich. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Zum Czarenbesuch in Berlin.

Von ***

Lasciate ogni speranza!

Der Czar kommt nach Berlin — wie anders wirkte diese Nachricht vor etwa einem Jahrzehnt und wie anders wirkt sie heute! Zwischen dem Damals, als Kaiser Alexander II. ehrwürdigen Andenkens das Scepter im Czarenreiche führte, und dem Jetzt, wo das Slavophilenthum das öffentliche Leben in Rußland mit seinem slavischen Nationalismus durchseucht hat, liegt eine breite Kluft. Die Diplomatie hat seit fünf Jahren daran gearbeitet, sie mit ihren Künsten zu überbrücken; aber so fest und verheißungsvoll auch der Bau war, der vom Westen Europa's aus sich nach Osten erhob — er konnte nicht vollendet werden, weil sein Mittelstück in der Luft schwebte und kein Gegenbau ihm entgegenstrebte. Vor wenigen Wochen schien es, daß auch die deutsche Diplomatie endlich eingesehen habe, sie spiele die Rolle des Baumeisters, der von sicherem Boden aus mit gutem Material versehen eine Brücke in's Leere zu schlagen sich bemühe, und heute — — der Czar kommt nach Berlin; sein auswärtiger Minister erscheint in seinem Gefolge; der Besuch hat eine hohe politische Bedeutung; die neue Verständigungs- und Friedens-Aera kann beginnen! .....

Wenn eine große politische Zeitung in Anlaß des Besuches des Kaisers Alexander in der deutschen Reichshauptstadt dieser Tage schrieb, Rußland stehe am Scheidewege, so ist dies nicht ganz zutreffend. Rußland hat sich bereits entschieden! Wohl stand es in den Jahren, welche dem Regierungsantritte des jetzigen Czaren unmittelbar folgten, am Scheidewege. Dann aber ist es vorwärts geschritten auf slavophilen Bahnen, und diejenigen sind thöricht, welche glauben, es gebe für das Nachbarreich im Osten noch ein Zurück, noch eine Umkehr. Verfolgt man den Gang der europäischen Staatengeschichte in den letzten Jahren, so sind zwei Dinge strict von einander zu scheiden: Die Wege, welche die Völker gegangen sind — unaufhaltsam dem herrschenden Princip der Nationalitätenentwickelung und volksthümlichen Consolidirung folgend, und die Bestrebungen der leitenden Mächte in den einzelnen Staaten, die immer mehr sich zu offenem Gegensatze zuspitzenden nationalen Widersprüche auszugleichen und durch Anwendung aller diplomatischen Mittel Europa vor den von allen Seiten drohenden kriegerischen Verwickelungen zu bewahren. Daß letztere entstehen können, leugnet Niemand. Wenn jedoch in Deutschland dieses Zugeständniß bisher vorzugsweise angesichts der deutsch-französischen Beziehungen gemacht worden ist, so lag das daran, daß man sich bis etwa zum Ausbruch der bulgarischen Krisis gegenüber Rußland in einer Sicherheit gewiegt hatte, die zum Theil der Unkenntniß des Entwickelungsganges aller Dinge im Czarenreiche entsprang. Große historische Ereignisse vollziehen sich langsam; sie bedürfen der geschichtlichen Vorbereitung und gelangen erst zur Kenntniß der großen Menge, wenn sie zum Ausbruch kommen. So erklärt es sich, daß der tiefe Raumgegensatz zwischen Slaventhum und Germanenthum, der so alt wie die Geschichte unserer modernen Staatenbildungen ist, bisher wenig beachtet ward, ja noch heute, wo er bereits in den staatlichen Gebilden des deutschen und des russischen Reiches in drohender Haltung gegenübersteht, selbst von Einsichtigen geleugnet wird. Und doch gibt es Merkmale genug, die darauf hinweisen, daß eine Zeit kommen werde, in welcher die Losung „hie Slave" und „hie Germane" den Inhalt der europäischen Geschichte und den Ausgangspunkt einer neuen Gestaltung der europäischen Verhältnisse bilden wird.

Kaiser Alexander III. drückte sich die Krone der moskowitischen Czaren in einem Augenblicke auf's Haupt, als das absolute Czarenthum bereits den Todeskeim in sich trug. Der Bankerot des liberalisirenden Absolutismus war besiegelt, und der neue Herrscher hatte nur die Wahl, die Consequenzen des Regierungssystems seines Vorgängers zu ziehen und zum Constitutionalismus hinüberzuschwenken, oder mit allen ihm zur Verfügung stehenden Machtmitteln des Bureaukratismus und Militarismus zur Despotie zurückzukehren. Kaiser Alexander that unter dem Drucke der nihilistischen Gefahr keines von Beiden radical: er schlug, um die Fühlung mit den Massen nicht ganz zu verlieren, einen Mittelweg ein, indem er sich auf die nationale oder slavophile Strömung zu stützen begann, die — im Grunde demokratisch — bereit war, die Idee eines Schein-Czarthums zu conserviren und sich derselben zur Erreichung ihrer socialen und politischen Ziele zu bedienen. So mußte es naturgemäß geschehen, daß die ganze Regierungszeit des Kaisers eine Reihe fortgesetzter Concessionen an das Slavophilenthum bildet. Wir sehen die panrussische Idee nicht nur in die Massen eindringen, sondern auch in den Regierungskreisen Fuß fassen. Wir erleben das sonderbare Schauspiel einer nichtofficiellen Regierung neben der officiellen und verfolgen, wie die Letztere sich nur durch eine fortlaufende Kette von Compromissen mit der Ersteren erhält. Sämmtliche Reformen im Innern werden nur zur That, sofern sie sich mit dem Programm der Slavophilen decken; der Nationalismus drängt zur Purification des Reiches vom Ausländerthum, und die Regierung folgt ihm; das Slavophilenthum hat die orthodoxe panslavistische Propaganda zu einer seiner politischen

Digitized by Google

Aufgaben gemacht, und die Regierung läßt es nicht nur gewähren, sondern sie eignet sich auch einen Hauptpunkt derselben, die Lösung der orientalischen Frage im Sinne eines großen Slavenreiches vom Bosporus bis zur Ostsee, an. Da die Träger der „slavischen Idee" aber, in der trügerischen Meinung, daß sie im Besitz eigener Culturanfänge und einer eigenen Weltanschauung seien, ihre vornehmste Aufgabe darin erblickten, nicht nur diese sogenannte eigenartige Civilisation zu entwickeln, sondern gleichzeitig die angeblich verfaulte Civilisation Westeuropa's zu überflügeln oder zu vernichten, so war ihr ernstes Beginnen von Anfang an: der Kampf gegen den Hauptträger dieser Civilisation, das Germanenthum. Der Weltstellung dieses letzteren ein Ende zu bereiten und auf den Trümmern der jetzigen westeuropäischen Cultur eine neue griechisch-orthodox-slavische Culturwelt aufzubauen, ist das mystische Endziel der slavophilen und panslavistischen Bewegung. Und da soll es noch einen Ausgleich zwischen den führenden Mächten des Westens und Ostens, zwischen Russenthum und Deutschthum geben? So wahr, als ein Tag dem anderen folgt, so wahr ist es, daß nach allen Gesetzen der historischen Entwickelung principielle Gegensätze von so gewaltiger Weite sich so lange im Widerspruch zu einander fortbewegen müssen, bis sie mit einander auch im offenen Kampfe um ihr Dasein zu ringen gezwungen sind. Und ob früher oder später, — zu diesem Kampfe muß und wird es kommen. Ja, er erscheint nicht einmal allzu fern, wenn man bedenkt, wie sehr sich die deutsch-russischen Beziehungen, selbst soweit sie officieller Natur sind, auf des Messers Schneide gestellt haben. . . . .

Wenn die deutsche Diplomatie in den letzten Jahren ihre Aufgabe darin gesehen, an den besser zu unterrichtenden Czaren zu appelliren und ihn, den Beherrscher jener Millionen, deren fähigste und energischste Köpfe ihn zum zeitgenössischen Attila zu machen bereit sind, durch alle die Mittel, welche Tradition, Familienbeziehungen und wirthschaftliche Bedürfnisse des eigenen Volkes an die Hand geben, zum fortdauernden Anschluß an die mitteleuropäischen Friedensmächte zu bewegen, so hat sie damit eine Pflicht gegen die deutsche Nation erfüllt. Indeß, sie hat sich von der Aussichtslosigkeit ihrer Bemühungen überzeugen müssen, und es sind erst wenige Tage verflossen, seit auch das gegen Osten gekehrte Antlitz des Deutschen Reiches ein eisernes zu werden schien. Soll das nun wieder anders werden? Auch wenn man es wollte, so würde es nicht mehr geschehen können! Weder in der Macht der russischen Regierung, noch speciell der des Czaren liegt es, umzukehren. Dem stehen in erster Linie die Zustände im Reiche selbst entgegen. Der wirthschaftliche Niedergang ist ein allgemeiner; Handel und Verkehr stocken; die Unzufriedenheit ist in allen Schichten der Bevölkerung gleich groß; die Instincte der Massen, auf welche sich die Führer der slavophilen Bewegung gestützt und die sie wachgerufen, erheben bedrohlich ihr Haupt; der Versuch, einerseits durch Polizeimaßregeln und andererseits auf dem Wege der Beschränkung der Volksbildung und der religiösen Propaganda die nihilistische Gefahr auszurotten, hat sich um so weniger bewährt, als die demokratische Tradition des Slavophilenthums mit ihm im Widerspruch steht; in dieser Beziehung hat sich das Letztere selbst sein Kreuz gezimmert, dessen es sich nicht mehr entledigen kann; — kurz, Alles drängt zur Katastrophe. Wer aber heute noch daran glaubt, daß ein völliger Bruch des officiellen Rußland mit dem Slavophilenthum und dem Panslavismus möglich ist, und daß gleichzeitige heilsame sociale und wirthschaftliche Reformen das Czarenreich in die Traditionen Peters des Großen und Katharinas II. zurückführen und es vor der drohenden Revolution im Innern und dem Losbruch der slavischen Größenwahninstincte nach außen von Grunde ausrotten können, der gibt sich einem ungerechtfertigten Optimismus hin. Die russische Regierung und der Czar sind, wenn auch noch nicht nominell, so doch thatsächlich identisch mit der nationalistischen Strömung im Reiche, und der Selbstherrscher aller Reußen hat keine Wahl mehr vor sich. Selbst wenn er es wollte, selbst wenn er geneigt wäre, sich aufrichtig an Deutschland anzuschließen, vermag er es auf die Dauer nicht mehr: für eine kurze Spanne Zeit würde es vielleicht geschehen können, schließlich aber würde ihn das Slavophilenthum mit sich fortreißen oder über ihn hinweg sich in seine politischen Abenteuer stürzen. Weder ein siegreich geführter großer Krieg, noch Reformen im Innern in westeuropäischem Sinne würden zu einer „Versöhnung mit der großen Mehrheit des Volkes" führen und eine Umkehr in der inneren und auswärtigen Politik ermöglichen. Denn es gibt, wir wiederholen es gestützt auf genaue Kenntniß des Czarenreiches, in Rußland keine andere Mehrheit mehr, als die slavophile. War es doch bereits die Politik dieser Mehrheit, welche den Krieg von 1877 unabwendbar machte, und was vor einem Jahrzehnt geschah, ist es nicht auch heute möglich? Das Czarenthum à la Nikolai gehört seit geraumer Zeit zu den „historischen Erinnerungen" in Rußland. Die letzten Jahrzehnte russischer Geschichte können nicht mehr zurückgeschraubt werden und jede Rechnung mit dem Czaren als einem in seinen Willensäußerungen uneingeschränkten politischen Factor ist eine irrige, vor deren Folgen wir das deutsche Volk bewahrt wissen wollen. . . .

Ob Kaiser Alexander III. als Freund zu uns kommt oder nur in Folge zufälliger Umstände, — diese Frage zu erörtern, steht uns nicht an. Der Beherrscher unseres mächtigen Nachbarreichs ist der Gast unseres greisen Kaisers, und wir entbieten ihm als solchem unseren ehrfurchtsvollen Gruß. Sein Besuch ist auch gewiß, selbst wenn wir von den beleidigenden Commentaren absehen, mit denen sich die russische Presse in seine Unvermeidbarkeit gefügt hat, ein politisches Ereigniß. Ja, er könnte die Garantie enthalten, daß trotz des wirthschaftlichen und finanzpolitischen Krieges, in dem wir uns auf der ganzen Linie gegenüber Rußland befinden, eine directe Störung des politischen Friedens vertagt werden wird. Wir müssen aber davor warnen, daß die Tragweite dieses Besuches überschätzt werde. Die wahren Sicherheiten für den Frieden beruhen auf unserem Bündnisse mit Oesterreich-Ungarn und Italien. Will sich Kaiser Alexander diesem Bündnisse auf's Neue nähern, — um so besser. Wir müssen jedoch darüber im Klaren sein, daß er es im Widerspruch zu der Mehrheit seines Volkes thun würde, die ihm vielleicht noch eine Zeit lang folgen wird, die sich aber aufrichtig und dauernd mit diesem Anschluß nicht befreunden kann und wird. Im Gegentheil; mag auch der Zeitpunkt, welcher uns von dem Augenblicke trennt, an welchem die gährenden Kräfte im Czarenreiche nach außen hin explodiren und einen Abfluß suchen werden, künstlich verlängert werden: es muß trotzdem gleichzeitig die Erkenntniß aller Deutschen werden, daß es keinen politischen Factor in Rußland mehr gibt, noch geben kann, der das sich vorbereitende, als eine geschichtliche Nothwendigkeit erscheinende Ereigniß für alle Zeiten zurückdämmen könnte.

Ueber die Erkrankung unseres Kronprinzen.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

Niemand wagte es auszusprechen und doch glaubten es die Meisten; wer will es den in banger Sorge um den herrlichen Helden klopfenden Herzen verdenken? „Die schlimme Sage schlich umher und krächzte, wie zur Winterszeit ein schwarzer Unglücksvogel schreit." Da kamen die letzten schlechten Nachrichten und schienen den Pessimisten Recht geben zu sollen. Laut ertönt es jetzt überall, das schreckliche, unheilverkündende Wort und im ersten bitteren Schmerze erstarb auch die Mahnung der wenigen Besonnenen, welche nicht geneigt waren, gleich der Menge jede andere Möglichkeit zu Gunsten der schlimmsten über Bord zu werfen. Lassen wir einmal die ruhigere Auffassung zu Worte kommen und möge dieses ein Wort der Beruhigung, ein Wort der Hoffnung sein!

Stellen wir zuerst einmal fest, was von krankhaften Erscheinungen bis jetzt mit Sicherheit constatirt wurde. Also eine Neubildung im Kehlkopf, oder richtiger: eine Neigung zu

Digitized by Google

Neubildungen an verschiedenen Stellen des Kehlkopfes. Sind nun diese Neubildungen bösartige, also solche, welche unaufhaltsam zu destructiven Processen führen und zu deren endgültiger Entfernung eine der gefährlichsten Operationen, die Wegnahme des ganzen erkrankten Organes, eine Operation, deren Statistik 30 Procent Mißerfolge aufweist, schließlich nicht zu umgehen sein würde? Diese Frage absorbirt augenblicklich das ganze Interesse der theilnehmenden Menge. Und doch liegt eine andere Frage weit näher und diese lautet: Sind denn diese nun in kurzen Zwischenräumen wiederholt aufgetretenen Neubildungen die Krankheit selbst oder sind sie nicht vielmehr Begleiterscheinungen, Complicationen oder Symptome einer anderweitigen Erkrankung des Kehlkopfes, also etwas Secundäres? Wachsen sie nicht auf einem kranken Boden, welcher bald hier, bald dort seine Neigung zu entzündlicher Neubildung durch das Hervorsprossen dieser papillösen (warzenartigen) Wucherungen verräth, so daß letztere nur der an die Oberfläche tretende Ausdruck der chronischen Entzündung sind? Freilich weiß nur der Fachmann, daß es im Kehlkopf, gerade wie auf den Schleimhäuten anderer Körperorgane eine hartnäckige Form des chronischen Katarrhs gibt, bei welcher eine ausgesprochene Tendenz zu häufig recidivirender Production derartiger polypöser oder papillöser Wucherungen besteht. Das große Publikum ist aber, wie der Praktiker, zumal der Frauenarzt, nur zu gut weiß, stets geneigt, an das Schlimmste und speciell an Krebs zu denken, sobald es sich um ein längeres hartnäckiges Leiden handelt, in dessen Verlauf eine Neubildung, und sei es der unschuldigste Schleimpolyp, auftritt. Und gerade in dem uns vorliegenden Falle ist die Wahrscheinlichkeit einer primären bösartigen Neubildung nicht sehr groß gegenüber dem ungemein viel häufigeren Auftreten secundärer, rein symptomatischer Wucherungen im Verlaufe eines chronischen Katarrhs der Kehlkopfschleimhaut. Gerade das so schnelle Wiedererscheinen einer zweiten Wucherung, nachdem die erste operativ beseitigt war, an einem anderen Theile des Kehlkopfes; ihr rapides Wachsthum unter Schmerzen und Schwellung im Verlauf von wenig mehr als 24 Stunden; gerade diese das Publikum so alarmirenden Phänomene sind dem fachmännischen Beurtheiler hoffnungsvolle Symptome. So und unter solchen acuten Erscheinungen dürfte wohl kaum jemals eine krebsige Wucherung, sei es im Kehlkopf, sei es in anderen Organen, auftreten; im Gegentheil, das langsam schleichende Wachsthum unter kaum merklichen Symptomen ist das Charakteristische aller Krebse. Das Aussehen allein, und hätte man auch durch Spaltung der Knorpelwand das ganze Innere des Kehlkopfes dem Auge zugängig gemacht, kann nicht maßgebend für die Diagnose sein. Kommen doch auch auf anderen Schleimhäuten, z. B. in der Blase, papillöse Wucherungen (Papillome) vor, welche täuschend einem Zottenkrebs gleichen und dennoch keiner sind! Das makroskopische Bild darf in zweifelhaften Fällen also nie die Diagnose bestimmen, sondern nur die mikroskopische Untersuchung gibt hier allein den Ausschlag und glücklicherweise liegt diese in den Händen eines Virchow! Wenn ein Untersucher wie Virchow die erste Neubildung am linken Stimmband — leider wurde der von Gerhardt im vorigen Winter mit der Glühdrahtschlinge entfernte kleine Polyp nicht untersucht — für eine durchaus gutartige, für eine einfache locale Vermehrung der normalen Gewebselemente (Pachydermie) erklärt hat, so weiß auch der kritischste Zweifler, daß er hier vor einer absolut richtigen, positiven Thatsache steht. Da also die erste Wucherung gutartig war, wird es hoffentlich auch die zweite sein, welche, wie wir oben ausführten, in einer acuten, durchaus nicht für Krebs charakteristischen Weise auftrat. Dem gegenüber weist die pessimistische Auffassung darauf hin, daß neuerdings Beobachtungen publicirt wurden, durch welche angeblich die bisher stets bestrittene Möglichkeit der directen Umwandlung (Transmutation) gutartiger Papillome in bösartige Krebse bewiesen werden soll. Ganz abgesehen davon, daß diese Beobachtungen — es handelte sich um die Umbildung eines gutartigen Kehlkopfpapilloms in einen Zottenkrebs, in einem anderen Falle um die Entstehung einer Krebsgeschwulst auf einem früher amputirten gutartigen Schleimpolypen der Nase —, allein stehen und durch eine fehlerhafte Anfangsdiagnose einfacher erklärt werden können, so daß diese allen bisherigen Erfahrungen in's Gesicht schlagende Theorie kaum auf allgemeine Anerkennung rechnen dürfte (kommt doch auch auf den Narben alter Magengeschwüre häufig Magenkrebs vor, ohne daß Jemand auf den Gedanken kommen wird, hier eine directe Umwandlung anzunehmen!), so würden doch die angeführten Beobachtungen, ihre Richtigkeit zugegeben, im vorliegenden Falle keinen Analogieschluß zulassen, da es sich ja nicht um die Umwandlung einer Neubildung in eine andere, sondern um eine ganz neue, von der ersten als gutartig constatirten räumlich getrennten handelt, da bekanntlich die erste Wucherung oberhalb der Stimmbänder lag, während die zweite unterhalb derselben sich befindet.

Es mag dem Laien unwahrscheinlich erscheinen, daß eine nach seiner Ansicht so unbedeutende Erkrankung wie ein Katarrh, welcher ja nur Husten, Heiserkeit und Schleimauswurf verursacht, so ernste und in die Augen fallende Symptome verursachen soll, daß man bei deren Anblick an die bösartigste Ursache zu denken veranlaßt ist. Doch neigt auch die chronisch katarrhalische Entzündung der Schleimhaut anderer Organe z. B. des Uterus (Gebärmutter) zu Geschwürsbildung, Wulstungen, Verdickungen, Polypenbildung und anderen Wucherungen der Schleimhaut, bei welchen oft die Diagnose bis zur mikroskopischen Untersuchung, welche in allen Fällen das allein Maßgebende ist, zweifehaft bleibt. Und der Kehlkopf befindet sich noch dazu unter wenig günstigen Verhältnissen. Nicht nur, daß dieses Organ oft schonungslos strapazirt wird durch lautes Singen und Schreien, durch Einathmen von mit Rauch oder Staub beladener Luft und anderen Schädlichkeiten, sondern auch der anatomische Bau desselben begünstigt ein Tiefergreifen des entzündlichen Processes von der Schleimhaut auf ihre Unterlagen. Vergegenwärtigen wir uns, daß der Kehlkopf in seinem Gerüst aus Knorpeln besteht, daß diese Knorpel nur von wenig elastischen oder Bindegewebe, an anderen Stellen nur von zarten Muskeln bedeckt sind und daß die Schleimhaut auf dieser schwachen Unterlage aufliegt. Im Zustande des chronischen Katarrhs ist die Schleimhaut dunkelblauroth oder schiefergrau gefärbt, sie selbst wie das unter ihr liegende (submucöse) Bindegewebe verdickt, die Schleimdrüsen vergrößert, die Stimmbänder sammtartig geschwollen. In der Mehrzahl der Fälle geht die Entzündung nicht weiter; es bleibt bei den bekannten Beschwerden (Husten, Heiserkeit, Kitzelgefühl) unter Bildung einer glasigen, fadenziehenden Absonderung (Exsudat) der Schleimhaut. In anderen Fällen schreitet die Entzündung fort; es kommt durch Vergrößerung und Abschnürung der wulstigen Schleimhautverdickungen zu wirklichen Wucherungen, oft an der hinteren Wand des Kehlkopfes, oft an den Bändern. Oder der Proceß greift in die Tiefe; es kommt zur Geschwürsbildung, es entstehen flache Schleimhautgeschwüre und durch Zerfall der geschwollenen Schleimdrüsenfollikel tiefe, runde Abscesse. Bei langandauernden Katarrhen dieser Art sind die Stimmbänder oft gelblich geröthet, verdickt, die Ränder wie ausgenagt; die Stimme selbst natürlich heiser, klanglos. Schließlich ergreift die Entzündung, welche Tuberkulose vortäuschen kann, auch den unterliegenden Knorpel (Perichondritis); derselbe ragt als entblößte, mißfarbige Masse im Grunde des Geschwürs hervor und wird schließlich stückweise abgestoßen; die Muskeln, ihrer Stütze beraubt, erschlaffen und degeneriren. Diese tiefgreifenden Entzündungen gehen unter starken Schmerzen und schnell wachsender entzündlicher Schwellung (entzündliches Oedem) der betreffenden Kehlkopfpartie einher, welche Schwellung schnell so hochgradig werden kann, daß dadurch der Luft der Zugang zur Luftröhre verlegt wird und zur Hebung der Erstickungsgefahr die Eröffnung der Luftröhre unterhalb der verengten Stelle (Tracheotomie) und die Einlegung eines Athmungsrohres (Canüle) nothwendig wird. Doch sind im Anfang diese Schwellungen durch geeignete entzündungswidrige Mittel (Eis, ꝛc.) noch zu coupiren. Das schnell entstandene und schnell wieder abfallende Oedem, über welches

Digitized by Google

die letzten Nachrichten aus San Remo berichteten, scheint auf eine Betheiligung des Knorpels hinzudeuten.

Als Ursachen dieser schweren Form des chronischen Kehlkopfkatarrhs, wie des chronischen Kehlkopfkatarrhs überhaupt, soweit derselbe nicht Theilerscheinung anderweitiger allgemeiner Erkrankungen ist, sondern sich aus dem acuten Katarrh entwickelt hat, werden zeitweilige Ueberanstrengungen der Stimme durch forcirtes Sprechen, Singen, Commandiren angegeben. Er findet sich daher hauptsächlich als „Berufskrankheit" in Ständen, welche in der Lage sind ihre Stimme nicht schonen zu können; also Sängern, Schauspielern, Lehrern, Geistlichen (Mackenzie's „Clergymans sore throat"), oft auch bei Offizieren, welche noch dazu ihr Organ durch den Staub des Exercirplatzes und der Landstraße arg schädigen. Wiederholt fand ich ihn auch bei inactiven Militärs, deren durch den militärischen Stehkragen verwöhnte Halsorgane in dem oben offenen Civilanzügen sehr zu Katarrhen disponiren. Gelegentlich kommt diese Erkrankung auch als Fortleitung eines chronischen Schlundkatarrhs (Pharyngitis) vor, wie er bei starken Rauchern und an Alkoholika Gewöhnten auftritt. —

In welche Bahnen die fernere Behandlung nun zu lenken ist, kann ausschließlich die mikroskopische Untersuchung des excidirten Gebildes lehren. So viel man aus den sich zum Theil widersprechenden Nachrichten entnehmen kann, war beabsichtigt, nach Bekämpfung der acuten oedematösen Schwellung mittelst Spaltung des Schildknorpels der Wucherung von außen beizukommen, eine Operation, welche, von Schrötter's geübter Hand ausgeführt, durchaus nicht lebensgefährlich ist und welche der von Mackenzie hartnäckig festgehaltenen Operationsmethode vom Munde aus (intralaryngeal) in jedem Falle vorzuziehen ist, da bei der ersteren Methode der Operateur sein Operationsfeld klar und deutlich vor Augen hat, während er bei der letzteren so ziemlich ins Dunkle tappt. Doch ist Schrötter unverrichteter Sache wieder abgereist und es scheint, daß Mackenzie wieder nach seiner Methode die Entfernung vorzunehmen versprochen hat. Es wäre dies also wiederum eine Operation zu diagnostischen Zwecken, also um Material zur mikroskopischen Untersuchung zu gewinnen, wie es im Grunde ja auch die erste Excision nur war, keine Operation zu Heilzwecken, denn durch das oberflächliche Abquetschen der Wucherung im Halbdunkel wird ja wenig geholfen, da sie bald wieder wächst. Nur eine Fortnahme der ganzen erkrankten Basis bis in's Gesunde hinein wäre hier rationell. Man wird sich übrigens erinnern, wie vorsichtig und unbestimmt sich Mackenzie stets äußerte, bis die Gutartigkeit durch Virchow gesichert war. Man hört jetzt manches scharfe Urtheil über den englischen Spezialisten, oft gewiß mit Unrecht, denn von seinen eigentlichen Gedanken und Motiven ist so gut wie Nichts an die Oeffentlichkeit gelangt. Doch mußte sein bald provocirt selbstbewußtes, bald unsicher tastendes Auftreten bei deutschen Aerzten oft Kopfschütteln erregen und der dilettantenhafte salonmäßige Ton seines neuesten, mit Anekdoten und Geschichtchen amüsant gemachten Werkes „Ueber Singen und Sprechen", welcher so fatal absticht von den gediegenen, ernsten Arbeiten unseres Gerhardt, nimmt auch kaum für den Verfasser ein. Aber zu weit geht entschieden Stoerk in Wien, wenn er Mackenzie grobe Sorglosigkeit vorwirft und es beklagt, „daß man in Deutschland, wo man Meister wie Gerhardt, Bergmann und Tobold besitze, die Behandlung des erlauchten Kranken einem Manne anvertraue, der mit seinem Patienten auf Reisen gehe!" Wenn auch, wie Stoerk sagt, ein Krebs in London, Baveno und San Remo ruhig weiter wächst, so war doch durch Virchow's Autorität gerade die Abwesenheit von Krebs vor aller Welt bewiesen und die Vermuthung, daß unter der als gutartig erkannten Neubildung noch andere, dem Auge bei der Kehlkopfspiegeluntersuchung nicht sichtbare krebsige Massen vorhanden seien, war unbewiesene Vermuthung und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Es blieb also nur der katarrhalische Ursprung des Uebels als möglich übrig, um so mehr, als ja schon seit längerer Zeit Kehlkopfkatarrh bestand und der in Toblach acut aufgetretene Luftröhrenkatarrh auch nur als ein Weiterkriechen der katarrhalischen Affection nach unten aufgefaßt zu werden verdient. Daß nun Mackenzie hoffte, durch klimatische Einflüsse auf den der ganzen Affection zu Grunde liegenden chronischen Katarrh einwirken zu können, kann nicht irrationell genannt werden. Nur Toblach scheint ein arger Mißgriff gewesen zu sein, und die Ausrede Mackenzie's, „der hohe Patient und seine Familie hätten den Ort selbst ausgewählt," ist nach deutscher ärztlicher Anschauung ziemlich kläglich. Der die volle Verantwortung tragende Arzt darf sich in einer so wichtigen Sache, wie die Wahl des Aufenthaltsortes bei klimatischer Behandlung, von Niemandem beeinflussen lassen, nur von seiner eigenen Ueberzeugung! Kann er diese nicht durchsetzen, so muß er die Behandlung niederlegen.

Ergibt die mikroskopische Untersuchung wider alles Hoffen ein ungünstiges Resultat, so bliebe leider nur die Radicaloperation übrig, die totale oder theilweise Entfernung (Exstirpation) des erkrankten Kehlkopfs. Jeder andere Eingriff dürfte nur auf temporären Erfolg zählen. In diesem Falle wäre durch die Episode Mackenzie ein unersetzlicher Verlust kostbarer Zeit verursacht und es träfe denselben ein schwerer Vorwurf. Constatirt aber, wie wir erwarten, die Untersuchung Virchow's wiederum eine gutartige Neubildung, so wäre ja glücklicher Weise jeder Gedanke an Lebensgefahr geschwunden; doch hoffe man nicht auf eine schnelle und völlige Herstellung. Ein chronischer Kehlkopfkatarrh von dieser schweren Form ist nur langsam einer Besserung zugängig. Immer und immer wieder sprießen auf dem erkrankten Boden der katarrhalischen, verdickten Schleimhaut Wucherungen auf, welche operativ entfernt werden müssen; ich kenne einen derartigen Fall, bei welchem innerhalb weniger Jahre zehn Male derartige Papillome zur Operation nöthigten! Doch immerhin —, hoffen wir! Das Schlimmste ist ja nicht das Wahrscheinlichste!

Literatur und Kunst.

Deutsche Naturalisten.

Von Theophil Zolling.

Es hat lange gedauert, bis der Prophet des französischen Naturalismus einen Einfluß auf die deutsche Novellistik ausgeübt hat. Jetzt aber ist er mitten unter uns, und seine in Theorien vertheidigte und in Kunstschöpfungen angewandte Aesthetik von der realistischen Wahrheit um jeden Preis treibt auch bei uns zahlreiche Blüthen. Sogar unsere gefeierten Romandichter haben sich bequemen müssen, zu dem französischen Meister Stellung zu nehmen. Spielhagen, so sehr er auch in „Was soll das werden?" seiner alten idealen Richtung treu geblieben, zeigt in der poetischen Verwerthung der Actualität und auch sonst Spuren einer mehr realistischen Auffassung, von seiner „Angela" ganz zu schweigen, die bei aller Eigenart auf neufranzösische Einflüsse hinweist. Sogar ein Wilhelm Jensen macht der neuen Richtung Concessionen; sein vielleicht bester Roman: „In der Fremde" — meisterhaft freilich nur im ersten Buche, das sich in gewohnten Bahnen bewegt — spielt zum Theil im modernen Berlin, das genau geschildert, doch nirgends genannt wird, und erzählt eine trübe Ehestandsgeschichte, die jedem Naturalisten behagen würde. Auch Theodor Fontane, der die Balladenstimmung in den Roman eingeführt, macht in seinen neueren Werken vor Zola eine tiefe Reverenz. Und daneben ist ein ganz neuer Literaturzweig: der Berliner Roman entstanden, in dem die actuellsten Gegenstände verarbeitet, unsere lieben Nachbarn leicht erkennbar portraitirt und die Häuser, Straßen und Plätze, wo die Handlung spielt, genau nach dem Plan der Reichshauptstadt angegeben und beschrieben werden, ganz wie Zola es zumal in seinem Roman: „Son Excellence Eugène Rougon" für das Paris unterm zweiten Kaiserreich vorgezeichnet hat. Zu gleicher Zeit sind zwei Serien zusammenhängender Berliner Romane begonnen worden,

Digitized by Google

offenbare Seitenstücke zu Zola's vielbändiger „Histoire naturelle et sociale d'une Famille sous le second Empire". Doch auch Wien und München sollen ihren naturalistischen Roman haben. Uhl in seinem „Farbenrausch" zeigt das lebensfrohe Wien Makart's, freilich ohne es zu nennen; eine Verschämtheit, die Karlweis in seinen „Wiener Kindern" mit Recht verschmäht. Ganghofer's „Sünden der Väter" schildern das heutige Berlin und München nach der Natur, und Karl von Perfall wählt ebenfalls die bayrische Residenz zum Schauplatze seines neuesten Buches, von dem weiter unten die Rede sein soll. Der Trotz der Jüngeren und Jüngsten endlich sucht die billigen Aeußerlichkeiten des Meisters von Médan nachzuahmen, aber nicht Einer verräth ein heißes Bemühen, der Naturgewalt seiner Schilderung, der Sorgfalt seiner Beobachtung und seines Stils, der psychologischen Tiefe und dem Schwunge seiner Symbolik nachzueifern. Dazu braucht es eben viel Zeit, viel Mühe, viel Talent, und die Herrschaften haben in der Regel sehr wenig von alledem. Wilhelm Walloth bildet sich schon etwas darauf ein, wenn er einen Liebhaber durch den Gedanken an die — Verdauung seiner Angebeteten von der Liebe abschreckt. Ein Zweiter und Dritter sucht Zola mit lüsternen Beschreibungen, mit einem gelegentlichen Schimpfwort, mit Brutalitäten zu übertrumpfen. Andere wollen den Naturalismus weiterbilden, wohl gar national deutsch machen, indem sie ihn mit ihrer Sentimentalität verquicken, die natürlich zu dem ungeschminkten Ton ihrer sonstigen Schilderung wie die Faust auf's Auge paßt, oder durchsetzen ihn mit ihren schlechten Gedichten oder mit süßlicher Clauren'scher Lüsternheit. Ihnen Allen ist das Eine gemeinsam: sie verleugnen Zola. Ausnahmen, wie G. M. Conrad und Ernst Ziegler, bestätigen nur die Regel.

Als wäre es eine Schande, ein Jünger des Mannes zu sein, der uns immerhin in „L'Assommoir", „Germinal" und „L'Oeuvre" drei der großartigsten Romanschöpfungen der neueren Zeit geschenkt hat, pflegen seine deutschen Nachtreter in ihren Vorreden und Zeitungsartikeln sich in einen Gegensatz zu ihm hineinzuheucheln, jede Gemeinschaft mit ihm abzulehnen und sich als kleine Originalgenies aufzuspielen. Auch in der Vorrede zu „Plebs" von Conrad Alberti*) werden alle möglichen Vorgänger und Mitstrebende angeführt, nur der Name von Zola ist fein säuberlich verschwiegen. Gewiß würden aber diese „Drei Novellen aus dem Volke" ohne diesen gar nicht zur Welt gekommen sein, und wenn sich der Verfasser noch so laut einen Schüler von Gutzkow und Freytag nennt. Sehr vergnüglich und bezeichnend ist ferner in dieser Vorrede die Polemik gegen „jene Blase schotengrüner Jungen" vom sogenannten „jüngsten Deutschland", deren Gemeinschaft sich der Verfasser ernstlich verbittet. „Noch feucht hinter den Ohren, haben sie schon das Leiden der Welt auf sich genommen, und wenn sie nur mit knapper Noth das Einjährig-Freiwilligen-Examen bestanden, war's, weil sie alle ihre Zeit verwenden gemußt, um nach eigenem Recept die Welt zu erlösen. Ihre Abenteuer bei bezahlten Weibern schildern sie als Messiasthaten und was sie heute im Colleg gehört und nur halb verdaut haben, geben sie in dunklen Worten wieder von sich als die Weisheit ihres neuen Brahminenthums. Das Weib beginnt für sie bei der Straßendirne und endet bei der Kellnerin. Und mit diesen Leuten sollten Männer etwas gemein haben wie Wildenbruch, Heiberg, Herrig, Conrad, Bleibtreu, Wechsler?" Hier stock' ich freilich. Wenn auch Wildenbruch einige Novellen geschrieben hat, die, wie „Francesca von Rimini" und „Der Astronom", stofflich einem vorgeschrittenen Pariser Naturalisten alle Ehre machen würden, so wird er doch nicht minder erstaunt sein, als der durchaus ideal schaffende Hans Herrig und der Epiker Ernst Wechsler, ein Schüler Hamerlings, sich in dieser Gesellschaft zu finden. Ganz abgesehen davon, daß mehr als einer der übrigen Genannten gerade die Straßendirne und die Kellnerin novellistisch behandelt hat. Ich erinnere mich wenigstens der grotesken Geschichte einer Biermamsell, die an Menschenunmöglichkeit und naturalistischer Ungezwungenheit das Aeußerste leistete. Conrad Alberti wird also gut thun, wenn er unter den „ernsten Vorkämpfern der Literatur der Gegenwart" eine neue Musterung hält.

Freilich, was der Verfasser von seinen künstlerischen Absichten verräth, klingt in der Theorie so allgemein und verschwommen wie nur möglich. Das „Streben nach naturgemäßer Fortentwicklung der deutschen Poesie auf gesunder, nationaler Grundlage" wird durch die Nachahmung Zola's schwerlich erreicht. „Die Ideen darstellen, die unsere Zeit bewegen," „deutsche Menschen, deutsches Leben", das haben schon Tausende versucht und Mancher mit Glück. „Erlösung von dem unfruchtbaren Schönheitscultus," von der „unaufhörlichen Darstellung des grob materiellen Sinnenkitzels, der sich unter den glatt stilisirten Sätzen Heyse's versteckt," von dem „Bildungsphilisterthum Ebers' oder Ecksteins" von den „süßlichen, faden idealen Liebesgeschichten der heuchlerischen Familienblätter" — das sieht schon besser aus, man sieht doch wo und wie! Sein Ideal ist die Berliner Geschichte, „die natürliche Entwickelungsstufe nach Gutzkow's Rittern vom Geist" — hm, hm! „Wir schildern das Leben wie es ist." Das will überhaupt jeder Dichter, und wer hat in Bezug auf die Kühnheit der Probleme jemals mehr gewagt als Goethe, der die Kindesmörderin (Faust), die Ehebrecherin (Götz), den Mann mit zwei Frauen (Stella) sogar auf die Bühne gebracht hat? Und wer sagt denn den Herren, daß das Leben wie es ist, wirklich so ist, wie sie meinen, und daß sie richtig sehen und richtig schildern?

Die Novellen Alberti's können keineswegs als untrügliche Beweise dafür gelten. „Plebs" heißt ihr Gesammttitel, und der gesunde Grundgedanke, daß wir Alle Plebs sind, daß kein Stand, keine Gesellschaftsclasse ein Privileg auf Adel der Gesinnung hat, wird da an drei Episoden aus dem Arbeiterstand, dem Kleinbürgerthum, der Geldaristokratie gezeigt. Man kann ohne Mühe erkennen, wo der Verfasser auf eigenen, soliden Füßen steht, wo er Selbsterlebtes schildert und nicht bloß Nachempfundenes, denn in den drei Kreisen ist er keineswegs gleich vertraut. Sind auch die Arbeiterversammlungen sehr hübsch geschildert, so hat man doch den Eindruck, als ob im Uebrigen mehr aus der Lectüre des „Assommoir" und der Romane Kretzer's, als unmittelbar aus dem Leben geschöpft würde. Der Arbeiter Ede, der wie der Bösewicht eines Boulevarddramas immer hinterherläuft und überall auftaucht, ist doch gar zu märchenhaft und der Parodie würdig. Viel besser, zum Theil vortrefflich ist „Eine Majestätsbeleidigung", die Geschichte einer häßlichen Denunciation. Die Hasenhaide, die ehrsame Fleischersfamilie, die Stadtbahn im Bau, der Kremserausflug in den Thiergarten, die Proceßgeschichte und die Lösung — alle diese Darstellungen moderner Wirklichkeit sind gut erzählt und entwickelt und tüchtig in der Charakteristik. Sie genügten allein schon, um das Können des Verfassers im besten Lichte zu zeigen. Viel schwächer ist dagegen „Im Rechtsstaat", obwohl auch hier das kleinbürgerliche Leben wieder Wahrheit und Farbe hat. Wie der Droschkenkutscher den Kampf um's Recht streitet, den Kampf um sein gutes Recht, und dabei sammt den Seinigen elend zu Grunde geht, ist in seiner schlichten Lebenswahrheit, die nur am Schlusse durch einige Phrasen und Uebertreibungen entstellt wird, ein geradezu erschütterndes Gemälde aus dem weltstädtischen Volksleben. Da jedoch solchen Geschichten schon um ihres Stoffes willen ohnehin ein Beigeschmack von Colportage-Romanhaftem innewohnt, sollte der Dichter sich vor allzu grellem Farbenauftrag besonders hüten, wenn er den künstlerischen Eindruck nicht verwischen will. Leider verläßt aber der Verfasser in dieser Erzählung den Boden der Wirklichkeit und schwebt vollständig in der Luft, sobald er zum höheren Pöbel emporsteigen will. Gewiß, eine Familie wie die des Bankiers Goldfeder mag ja existiren, aber daß eine schöne, vernünftige, reiche, unschuldige junge Berlinerin, die keine französischen Romane, sondern ausschließlich die Fliegenden Blätter liest und der ein Blumenthal'sches Lustspiel „den Magen umkehrt", mit ihrem Kutscher durchgeht, das ist unmöglich. Wollte Alberti uns den Vorgang wahrscheinlich machen, so hätte er besser moti-

*) Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Digitized by Google

viren, ganz anders charakterisiren müssen. Der jungen Dame mußte vielleicht ein romantischer Tik, eine übergewaltige Sportsliebe angedichtet oder ihre Marotte in Zola's Art durch Vererbung erklärt werden. Sonst ist die Geschmacksverirrung dieser u. A. auf einer Spazierfahrt durch den Thiergarten mit ihrem Lakaien flirtenden jungen Dame der reine Unsinn, und wenn der interessante Stallknecht trotz seiner „Gemeindeschulenbildung" noch so selbstbewußt und geistvoll spricht. Und endlich noch ein Punkt. Der schuftige Bankier Goldfeder ist offenbar ein Jude. Warum vertuscht der Verfasser diese Thatsache, die dem rabbiaten Kutscher ohne Zweifel das erste Liebkosewort geliefert haben würde? Alberti läßt ihn bloß verschämt auf Goldfeder's Einwanderung aus Posen anspielen. Auch die behutsame Umschreibung des Factums, daß der freche Verführer ein hübscher Judenjunge war, wird man nicht ohne Lächeln lesen:

Die Weiber auf der Straße blickten ihm nach, und wie er so dahinschritt, der stramme, hübsche Junge, schwarz und keck wie ein Italiener, den Schnurrbart an seinen Enden breit aufgekräuselt, in seiner feschen englischen Jacke, den Scherben in's Auge geklemmt, das leichte Stöckchen umgekehrt in die Jackentasche gesteckt, bot er wirklich eine nette, elegante Erscheinung, die sich vortheilhaft von dem blonden Philisterthum der Berliner jungen Leute mit ihren kurzen Hosen, plumpen formlosen Stiefeln und weit vom Kragen abstehenden Rocklappen entfernte.

Ein Naturalist wider Willen ist auch Karl von Perfall, wie schon der kecke Titel seines neuesten Romanes „Ein Verhältniß"*) verräth. Une liaison, oder ganz Zolaistisch: Un collage. Auch er sündigt gegen das bewährte „Bilde, Künstler, rede nicht", indem er seinem Werke eine Vorrede beigibt, die zwar durchaus nicht so jugendlich vorlaut klingt, wie diejenige Alberti's, aber sich doch im Grundgedanken mit ihr berührt. Alberti nennt sich einen Realisten, denn der Naturalist werde von seinem Stoffe bemeistert, was er dann einige Seiten später mit dem Faust-Citat:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen, die wir machten —

wieder zurücknimmt, und sagt sich von jeder Gemeinschaft mit dem Jüngsten Deutschland los. Auch Perfall protestirt gegen die Kritiker, welche ihn mit Zola in Zusammenhang brachten und mit den „schülerhaften Nachahmungen seiner Rücksichtslosigkeit der Darstellung, die sich wohl auch als Naturalismus geberden, während sie nur unreife Geschmacklosigkeit sind." Also abermals ein Zola-Jünger und -Leugner zugleich! Man höre nur weiter!

Nichts bekämpfen die Naturalisten mehr als jegliche optimistische Beobachtungsweise, da ihr Lebenselement der Pessimismus ist. Einem Schriftsteller jedoch, der in seinen Schriften, wenn auch in noch so bescheidener Weise, einen bestimmten Glauben vertritt, kann es wahrlich nicht gleichgültig sein, wenn er zu den Gegnern dieses seines Glaubens gezählt wird.... Es ist der heute so oft gemachte Fehler, der hier zu Tage tritt, daß man beim Naturalismus nur gewisse Aeußerlichkeiten beobachtet und beurtheilt, nicht die zu Grunde liegende Weltanschauung, und nun gleich den Naturalistengötzen Zola herancitirt, sobald in irgend einem Buche ähnliche Aeußerlichkeiten der Darstellung zu Tage treten. Solche Aehnlichkeiten könnten in meinen Schriften insofern gefunden werden, als ich mich beflissen habe, in den psychologischen Beziehungen eine Kleinmalerei anzuwenden, ähnlich der, welche die Naturalisten in der Darstellung der todten Umgebung, des nackten Frauenkörpers und gewisser physiologischer Vorgänge üben. Damit ist aber auch der Unterschied in dieser Aehnlichkeit ausgesprochen und diejenigen, welche in der naturalistischen Literatur bewandert sind, werden gerade auch in der vorliegenden Erzählung, die ein Naturalist unbedingt verwerfen muß, den Unterschied finden.

Eine Analyse des vorliegenden Romanes würde die Selbsttäuschung des geehrten Herrn „Vorredners" ergeben, ohne daß es nöthig wäre, ihm das so stark betonte erotische Motiv aufzumutzen, denn ich glaube es ihm auf's Wort, daß es ihm nur um künstlerische Absichten, um die Wahrheit zu thun ist. Aber die angedeuteten „Aehnlichkeiten" sind doch so stark, daß eine gewaltige, meinetwegen unbewußte Beeinflussung Zola's überall erkennbar wird. Die Stoffwahl, die Handlung sind ganz naturalistisch. Auch hier hat die Schilderung die Erzählung verdrängt, was übrigens gar kein Vorwurf, sondern in unseren Augen das größte Verdienst des Naturalismus ist, der damit gegen die lügenvollen „spannenden" Erfindungen der „Idealisten" und ihrer Familienblätter Front macht. Die Handlung ginge in eine Nußschale. Karoline Pauer wird von einem Geschäftsreisenden, der ihr die Ehe verspricht, verführt, trotzt jahrelang als seine Mätresse der klatschsüchtigen Welt und wird von dem Verführer, aber erst nachdem er schon mit ihr gebrochen und bei einer Eisenbahnfahrt verunglückt, nachträglich geheirathet. Das ist Alles so einfach, daß es Flaubert und Goncourt nicht schlichter hätten ausdenken können. Auch Zola nicht. Karl von Perfall's Kunst besteht nun darin, durch breite Entwickelung der Charakter- und Sittenschilderung dem mageren Stoffe Fülle und Interesse gegeben zu haben. Die „legitime Mätresse", wie die spitzfindigen Franzosen sagen würden, greift uns wirklich an's Herz. Ohne sich auf die physiologischen Schilderungen Zola's einzulassen, arbeitet der Verfasser mit einer Menge mehr psychologischer Einzelzüge. Die Sprech- und Denkweise eines Bürgermädchens mit gewöhnlicher Schulbildung ist gut getroffen; sie redet niemals, wie Alberti's Figuren, des Verfassers Sprache, sondern ihren eigenen Jargon; es ist keine nur einseitig gezeichnete und bemalte Pappfigur, bloß für gewisse Situationen geschaffen, sondern hat Leben und Rundung; man kann sie sozusagen umdrehen. Ich glaube dem Verfasser etwas durchaus Schmeichelhaftes zu sagen, wenn ich auch hier einen sehr günstigen Einfluß der Kunst Zola's erkenne. Minder gut ist der Liebhaber gerathen; er bleibt uns fremd und gleichgültig, weil wir von seinem früheren Dasein, seiner bürgerlichen Thätigkeit und seinen Lebensbedingungen zu wenig erfahren. Er scheint ein sonderbarer Geschäftsreisender — lucus a non lucendo. Er macht bei seinen Kunden nur hübschen Mädchen den Hof, sitzt gerne zu Hause, liebt beschauliches Kneipenleben, und wenn er am Schlusse wirklich einmal eine Reise thut, so ist es nur zum Vergnügen, wobei er sich fast den Hals bricht. Um so besser sind oft nur mit wenigen Strichen die Nebenpersonen gezeichnet: die alte brave Mutter, die leichtfertige Wienerin, die Wirthschafterin, Frau Nötle und ihr sittenstrenger Eheherr. Perfall hat wirklich Recht, auf seine menschengestaltende Kunst sich etwas einzubilden. Auch der Fall der Heldin ist möglichst decent. Frau Nötle's Geständniß gegenüber ihrer Schwester: „Ich bin in der Hoffnung" ist eigentlich das einzige naturalistisch rüde Wort, und mit Recht werden uns alle die Schimpfwörter geschenkt, die man in der Ehebruchsepisode der Regierungsräthin und ihrer Helfershelferin an den Kopf wirft.

Aber Perfall nennt sich ja zum Unterschiede von der Richtung Zola's einen Optimisten. Nun, seine Erzählung klingt wohl freundlich aus, die Guten werden belohnt und die Bösen bestraft, aber die ganze Geschichte ist eigentlich im Grunde tief traurig und unerquicklich und ganz auf einen tragischen Ausgang angelegt. Es sieht so aus, als besänne sich der Autor plötzlich darauf, daß er als überzeugter Optimist eigentlich zu einem „guten Ausgang" verpflichtet sei; die Handlung nimmt knapp vor dem Ende eine freundliche Wendung, die Figuren bekommen einen „Knick", die abgefeimtesten Intriganten, wie der ewig hetzende Jude Lilienfelder, werden mit einem Mal menschlich, und Alles löst sich in Wohlgefallen auf. Freilich nicht ohne daß vorher ein entsetzlicher Zufall die Rolle der Vorsehung übernimmt: bei dem anschaulich geschilderten Eisenbahnunfall kommt die unheilbare liederliche Wienerin um's Leben, und Bertram wird zum Krüppel und darum — nach des Verfassers optimistischer Meinung — reif zum Ehekrüppel! ... Es ist also mit Perfall's rosiger Philosophie nicht gar so weit her, und jedenfalls durchdringt sie das Buch nicht so stark, daß es einen fundamentalen Gegensatz zu dem Naturalismus bezeichnete. Und endlich geschieht gerade in jener Darstellung der todten Umgebung, die in der Vorrede mit Recht eine Gewohnheit des Zolaismus genannt wird, auch hier mehr als

*) Düsseldorf, Felix Bagel.

Digitized by Google

genug. Perfall übt jedoch diese ausgiebige Schilderung des milieu auch dort, wo sie für die Personen, die sich darin bewegen, wenig charakteristisch wird. Sonst ist der Münchener Schauplatz und sein Leben ganz trefflich wiedergegeben. Auch hierin hat Perfall seine beste Kunst dem französischen Meister abgelauscht, und er sollte dies dankbar anerkennen. Er und Alberti mögen ihn noch so sehr verleugnen, sie hängen doch an Zola's Rockschößen.

Wollen sie dagegen einen echten Realisten oder Naturalisten sehen, den die Kritik niemals mit Zola in Verbindung setzen wird, so sehr er auch in der Einfachheit der Fabel und ihrem Aufbau, in der Feinheit und Gewalt der psychologischen Zeichnung, in der farbigen Realität der Schilderung zuweilen an den französischen Meister gemahnt, so mögen sie sich vor einer Schriftstellerin beugen, der ohne Zweifel unter den dichtenden Frauen von heute die erste Stelle gebührt. Marie von Ebner-Eschenbach, die Verfasserin der köstlichen Erzählungen: „Die Freiherren von Gemperlein", „Bozena", „Nach dem Tode" und anderer Meisternovellen, gibt eben wieder eine zweibändige Geschichte: Das Gemeindekind*) heraus. Es ist eine Biographie. Pavel, der Sohn eines durch den Strang hingerichteten Mörders und dessen zu zehnjährigem schweren Kerker verurtheilten Frau, wächst auf Kosten der Gemeinde heran, deren Verdienst es wahrlich keineswegs ist, wenn er nicht auch dem Vater nachschlägt. Indessen seine Schwester in herrschaftlichen Haus eine Gönnerin findet, kommt der Junge in die Pflege eines dem Trunk ergebenen Gemeindehirten und seines hexenhaften, kurpfuschenden Eheweibes. Aber Pavel wird trotz seiner Abkunft, trotz jämmerlicher Erziehung nach langem Kampfe wider seine angeborene Verstocktheit und Wildheit dennoch ein braver Mensch, denn in seiner verwahrlosten Seele lebt ein lichter Punkt, die Liebe zu seiner Schwester, die eine Nonne werden soll und stirbt. Seine bösen Jugendstreiche, seine Freundschaft mit dem wunderlichen Schullehrer, seine Liebe zu der argen Tochter seiner Zieheltern, die Episode, wo er als Giftmischer verurtheilt werden soll, die homerische Prügelei in der Dorfkneipe, seine Besuche im Schloß und im Kloster, der Verzicht auf die Geliebte, die erschütternde Rückkehr der Mutter aus dem Zuchthaus und das Geständniß ihrer Nichtschuld — das sind Alles prachtvoll entworfene Schilderungen von einer realistischen Schärfe und Plastik, die von keinem Vorbild weiß und ganz kraftvolle Eigenart und Natur ist. Und mit welcher männlichen Sicherheit sind diese halbslavischen Originale gezeichnet! Wir athmen überall den Erdgeruch der mährischen Hanna, der die Verfasserin selber entstammt, und die einzelnen Episoden bleiben dem Leser unvergeßlich. Da sind die sparsamen Schilderungen niemals bloß zur Füllung eingesetzt, sondern unentbehrliche Theile der Charakterzeichnung und nie versagende Stimmungswecker. Dann der immer dramatisch zugespitzte Dialog, der doch ohne jede Unnatur und Effecthascherei und aus dem Geiste dieser Ungebildeten, aus der Tiefe ihrer Seelen geschöpft ist. Die satirischen Züge sind von einer milden Ironie verklärt, und über Allem leuchtet ein erwärmender Humor, schwebt ein Gemüth voller Liebe, schlägt ein großes edles Herz für die Armen und Elenden. Gewiß, Marie von Ebner ist auch eine Naturalistin, aber eine Künstlerin, eine Dichterin.

Lebenserinnerungen des Grafen von Schack.

Als ich die drei Bände**) durchgelesen hatte, durch welche der oben erwähnte, infolge des seltsamen „Taktgefühls" des Münchener Hoftheater-Intendanten gerade jetzt so vielgenannte Mäcen und Dichter uns einen Einblick in sein reiches Leben verschafft, wurde ich lebhaft in die Stimmung einer einsamen Stunde wieder zurückversetzt, die ich vor mehreren Jahren in der berühmten Bildergalerie seines Hauses in München erlebte. Ich hatte, ehe ich jene Säle betrat, meine Seele vollgesogen an der kraftstrotzenden Fülle und der bewegten Gegenständlichkeit des Rubens'schen Weltgerichts in der Pinakothek, und stand nun plötzlich vor den genialen Schöpfungen eines Anselm Feuerbach und eines Bonaventura Genelli wie vor den Gebilden einer anderen, fremden Welt. Einen fast peinigenden Uebergang mußte mein ästhetisches Gefühl erdulden, ehe es, noch bewegt durch die vollste Lebendigkeit des Rubens, empfänglich wurde für den classischen Rhythmus der Formen und die klare, ruhige Leidenschaftslosigkeit der nun geschauten Werke. Zwar schlug aus ihnen die Lohe einer farbenprächtigen, glühenden Sinnlichkeit in meine Seele, zwar fühlte ich, als ich mich beschaulich in sie versenkte, auch durch sie mich wie umfangen von dem Rausche einer hellen Lebensfreudigkeit, aber es war mir, als sähe ich sie nur im Traume, als redeten sie mir von einem Leben, das nie Dasein hatte, noch je haben werde. Die hellenische Ruhe und Klarheit, die sie athmen, berührten mich fremd nach dem frohen Gewühle und Gewimmel der Rubens'schen Gestalten; als trügen sie, während die letzteren eine frohe Wirklichkeit darstellen, nur einen leisen Akkord aus den Gefilden weltverlorener Romantik herüber in das laute Lärmen des Geschehens.

Derselbe Zwiespalt der Stimmung, den ich damals bei dem Anschauen jener Gemälde empfand, durchzieht, so scheint es mir, so viele reichbegabte Seelen in unserer Zeit, wenn sie den Inhalt des jetzigen Culturlebens, die volle Wirklichkeit, mit den idealen Forderungen einer schönheitsbeseelten Vergangenheit, des classischen Alterthums, zu versöhnen und die erhabene Vereinigung beider Zustände zu umfassen versuchen. Und Graf Schack — diesen Eindruck hinterließen seine Lebenserinnerungen in mir — trägt eine solche reichbegabte, nach schöner, verklärter Lebensfreudigkeit dürstende Seele in seiner Brust, deshalb empfand er doppelt schwer den Zwiespalt der Stimmung, den eine von wilder Leidenschaft durchbrauste Wirklichkeit und der schöne Traum von einem in heiterer Klarheit und hellenischer Geisteserhebung ruhenden Dasein erzeugen. Mit Goethe, der hierin von Winkelmann beeinflußt war, kam der sehnsuchtsvolle Zug nach der reinen, leidenschaftslosen Schönheit des griechischen Lebensideals in das neue Zeitbewußtsein, und wie schon er nur durch sein jupitergleiches, einsames Thronen in der geistigen Weltabgeschlossenheit seiner letzten Lebenshälfte diesem Ideale Genüge thun konnte, so finden auch die schwächeren Epigonen, die jenen sehnsuchtsvollen Zug von ihm ererbt haben, nur schwer und unter Leiden die Vermittelung zwischen dem rastlos und ohne Ideale vorwärts laufenden Leben und ihrem classischen Träumen. Auch Graf von Schack gehört zu den unglücklichen Erben der Goethe'schen Geisteshinterlassenschaft. Mit beiden Füßen wurzelt er fest und scheinbar unlösbar in den Boden einer idealloſen oder wenigstens schwunglosen Wirklichkeit: er ist der Sohn eines mecklenburgischen Edelmannes und verlebt ebenso auf dem väterlichen Gute und auf den Schulen, wie später als Diplomat in der traurigsten und niederdrückendsten politischen Atmosphäre des Frankfurter Bundestages nur die Hemmungen, die einer schöngebildeten Jünglingsseele in der gebräuchlichen Erziehung unseres Jahrhunderts nun einmal in den Weg gelegt sind. Aber über diese Hindernisse und Versperrungen hinweg, unter denen die Mehrzahl und die Blüthe der modernen Jugend zu Boden sinken, faßt sein Geist jene Goethe'schen Lebensziele in's Auge und strebt unaufhaltsam, schließlich sogar unter Loslösung aller der Fesseln, die ihn bisher noch an dem gemeinen Getriebe des geschäftlichen und politischen Lebens haften ließen, nach dem einen Punkte: sich voll und ganz auszuleben! Nun sehen wir den jungen Mann dahinschreiten durch die Länder und durch ihre Völker! Er ist ausgestattet mit den höchsten Gaben, die das Schicksal einem Sterblichen nur verleihen kann: er ist auf die Höhen des gesellschaftlichen Lebens gestellt durch Namen und Reichthum, er hat einen reichgebildeten und für alle Bethätigungen des

*) Berlin, Gebr. Paetel.

**) Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.

Digitized by Google

Menschenthums empfänglichen Geist; seine Genußfähigkeit für die Schönheiten in den poetischen Werken aller Völker ist ebenso gewaltig wie sein Sprachtalent, welches ihn überall an den Quellen zu trinken erlaubt, er ist beweglich und umgänglich, aller Orten gerne gesehen und gefördert in seinen Bestrebungen, als junger Mann schon ein Freund und Vertrauter der auserlesensten Männer Europa's; durch ein wissenschaftliches Werk hat er sich in die Reihen der Gelehrten gestellt und durch eine formgewandte Verdeutschung Firdusi's sich den Dichtern auch in der Oeffentlichkeit zugereiht, zu denen er durch heimliche Versuche schon längst gehörte; auch seine einstige politische Thätigkeit eröffnet ihm noch jetzt den Einblick in die innersten Vorgänge des Lebens bei den Völkern, in deren Mitte er gerade weilt und macht ihn zum Freunde und Reisegenossen eines edlen Fürsten. So schreitet dieser Mann durch das Leben dahin in der Blüthe seiner Jahre, thätig und umschauend, nie rastend und stets die Seele erfüllt von dichterischen Gebilden oder wenigstens von den hoffnungsreichen Entwürfen von künftiger poetischer Thätigkeit. Und doch — seltsam! — dieser reichbegabte, von dem Schicksal überaus gesegnete Mensch des neunzehnten Jahrhunderts findet nirgends Befriedigung und Ruhe, findet nirgends unter den Völkern das Lebensideal erfüllt, das seine Seele erhebt und bewegt, flüchtet sich überall, wo er auch immer weilen mag, in die Einsamkeit zurück, um dort träumend und seufzend nach einem höheren und besseren Leben sich zu sehnen. Der Zwiespalt der Stimmung, hier tritt er deutlich zu Tage! Die Seele dieses einsamen Wanderers ist erfüllt von einem grenzenlosen, gewaltigen Durste nach Lebensfreudigkeit; es treibt ihn umher durch Länder und Meere, weil er hofft, irgendwo doch einmal diesen Durst stillen zu können; aber die Gegenwart täuscht ihn überall in diesem Hoffen. Wo er den Fuß hinsetzt, überall sieht er Kämpfe und Leiden und Unvollkommenheiten, nirgends das schöne, reine Menschenthum in seiner freudigen und heiteren Bethätigung, wie es der romantische Traum von der Blüthezeit des Hellenismus ihm vorzaubert. Und weiter und immer weiter vertieft sich deshalb der Wanderer in die glänzende Vergangenheit. „Man vergönne uns den Trost," so schreibt er endlich in sein Tagebuch, „in Stunden, wo die Gegenwart uns unbefriedigend und armselig bedünkt und auch die Hoffnung auf die Zukunft in uns wankt, in der Vergangenheit uns ein Asyl zu gründen, wohin unsere Seele flüchten und die Wirklichkeit um sich her vergessen kann. Verschiedene Perioden haben mir während meines Lebens diesen Dienst gethan; zuerst war es das christliche Mittelalter mit seinen gothischen Domen und Ritterburgen, der Welt der Troubadours und Minnesinger, wo ich mich heimisch machte; dann floh ich nach dem fernen Osten in das Sonnenland Iran; später war das arabische Spanien mit der Palme Abdurrahmans und dem Wunderschlosse Azzahra das Lieblingsland meiner Träume; jetzt endlich sind diese alle zurückgesunken und verlocken mich nur noch auf kurz, und ich habe mir das alte Hellas zum dauernden Rastort für meine Seele gewählt." —

Ueberhaupt müssen wir diese Tagebuchsaufzeichnungen als das Wesentliche des vorliegenden Werkes betrachten, wenn uns anders daran liegt einen Einblick in die Seele des Grafen von Schack und in ihre zwischen auflodernder Begeisterung und tiefer Melancholie wechselnden Stimmungen zu genießen. Diese „Aufzeichnungen und Tagebuchblätter" — sie nehmen die letzte Hälfte des gesammten Werkes ein — umfassen die ganze Wanderzeit des Nimmermüden, ohne allerdings ein systematischer Reisebericht zu sein. „Leider habe ich niemals regelmäßig ein Tagebuch geführt," sagt Schack in ihnen von sich selbst, „sondern nur hier und da, wenn ich gerade nichts Anderes zu thun fand, einzelne Aufzeichnungen gemacht." Sie sind also richtig aus einer Stimmung heraus geboren, echte Stimmungsbilder, die uns aber weit mehr als der ziemlich rasch vorwärts eilende und in sehr zusammenfassender Weise chronologisch erzählende Lebensbericht, der die erste Hälfte des vorliegenden Werkes bildet, die Persönlichkeit des Verfassers auch menschlich näher rücken. Wenn in dem Lebensbericht unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich durch die mannigfaltigen Schicksale und die reichen Erlebnisse des die Länder durchschweifenden Weltmannes gefesselt wird, wenn wir in ihm durch die Fülle der Begegnungen überrascht werden, die der Reisende aller Orten mit bedeutsamen Männern erlebte, wenn wir endlich auch durch manche Stellen in ihm, welche die Theilnahme des Erzählers an geschichtlichen Ereignissen darthuen, in diese Ereignisse selbst einen tieferen Einblick gewinnen, so enthüllen doch erst die Aufzeichnungen und Tagebuchblätter uns den Menschen, von dem wir vorher so viel erzählen hören, in seiner ganzen Liebenswürdigkeit und Offenheit, in dem Ernste und der durchdringenden Wahrheitsliebe, mit denen er die Welt betrachtet, und in der unbeschränkten Freiheitsbegeisterung, die ihn beherrscht. Ich möchte deshalb jenen Lebensbericht nur als eine Art von Vorwort zu den nachfolgenden Aufzeichnungen betrachten, wenngleich er an Fülle des rein äußerlichen Stoffes dieselben weit überragt. Aber was liegt uns im Grunde an den Erzählungen aus einem Menschenleben, wenn wir den Menschen, der es lebte, selbst nicht kennen, wenn wir ihn niemals sprechen gehört, niemals die Einwirkung seines Wesens auf uns selbst erfahren haben? Und erst in den Aufzeichnungen hören wir den Dichter selbst sprechen, von dem vorher nur gesprochen wird, wenn das Letztere auch in erster Person geschieht. Wir hören ihn sprechen über fast alle Dinge, die in den Bereich seines vielgestaltigen Lebens treten, über Menschen und über Geschehnisse, immer mit Besonnenheit und Ernst, oft mit Begeisterung und Wärme und nie ohne die Antheilnahme, die ein reiches und warmes Herz bekundet, und uns selbst, die Zuhörer erwärmt. Der Eindruck, den ich gerade aus diesen Tagebuchblättern und Aufzeichnungen empfing, war ein nachhaltiger und tiefer, ein viel tieferer, als die Erzählung der Lebensgeschichte ihn mir machte, denn durch jene lernte ich in vollster Unmittelbarkeit einen Menschen kennen, einen vollen und echten Menschen, an dem ich mehr Antheil nehmen muß, als an dem vielerfahrenen Reisenden, als an dem kunstliebenden Mäcen, als an dem Aristokraten, der Europas Höfe kennt. Und was ebenso viel gilt: durch jene Aufzeichnungen lernte ich erst den Dichter kennen.

Graf von Schack ist in Deutschland als Dichter wenig gekannt und — sagen wir es offen — bisher nur wenig geschätzt. Seine Dichtungen stehen in dem vieldeutigen und doch oft so wenig sagendem Rufe, daß sie „akademisch" seien; und dieses Beiwort, hängt es sich einmal erst in der öffentlichen Meinung unlösbar an ein Kunstwerk, mordet unbarmherzig seine Popularität. Im Grunde genommen hat offenbar nur die tadellose Form, die die Schack'schen Dichtungen, mit denen Platen's gemeinsam haben, jenen Ruf erzeugt, da seit der Sturm- und Drangperiode noch das Vorurtheil in unseren Gliedern steckt, daß die echte poetische Leidenschaft sich nicht mit absoluter Formvollendung paare. Es ist aber, wenn man es recht betrachtet, die letztere nur abhängig von einem ästhetischen Gefühle, in der Brust des Dichters, einer Art von Ordnungssinn, welches mit der Conception des dichterischen Stoffes nur wenig zu thun hat und welches die letztere durchaus nicht zu hemmen braucht. Der Grund, welcher es verhindert hat, daß Schack's Dichtungen sich nur einen beschränkten Kreis von Verehrern erworben haben, liegt aber überhaupt tiefer und entspringt ganz demselben Zwiespalt der Stimmung, der, wie ich oben darzuthun versuchte, das ganze Leben des Dichters durchzog. Die unmittelbare und elementare Leidenschaftlichkeit in der Erfassung des Stoffes, die die ungeheure Wirkung eines Dichters auf jedes Gemüth erzeugt, erwächst nur auf dem Boden einer ungetheilten und begeisterten Hingabe an eine Idee; wie kann diese gleichsam religiöse einheitliche Stimmung aber erwachen in einer Zeit, die getheilt ist in ihren Empfindungen, in einem Menschen, wie unser Dichter es ist, der vergebens in der Gegenwart die Lösung der ihn bestürmenden Fragen und Zweifel und vor allem die Lebensfreudigkeit sucht? Wie in seinen Studien und in seinen Stimmungen wandte sich deshalb Schack auch in seiner dichterischen Thätigkeit in die vergangenen Zeiten zurück; dort zauberte er die Bilder hervor, die die Beschäftigung mit

Digitized by Google

der peinigenden und störenden Gegenwart aus seinem Sinne verscheucht hatte, dort, auf einem Boden, über den die Sonne seiner Phantasie eine unvergängliche Heiterkeit und Lebensfreudigkeit ausstrahlte, wuchsen die Gebilde hervor, die sein Herz erfreuten und seine Seele erfüllten. Die große Menge hat den Sinn für den verklärenden und erhebenden Zauber des klassischen Lebens verloren, sie will die brutalen Gegensätze der gegenwärtigen Zeit dichterisch verschärft und gelöst sehen; sie wandte sich deshalb auch von Schack's Dichtungen, die ihrem Principe und oft auch ihrem Inhalte nach in jener klassischen Schönheit wurzeln, theilnahmlos ab.

„Aus zwei Welten"*) hat Schack eine neueste Sammlung seiner Dichtungen betitelt. Ich wüßte keinen bezeichnenderen Titel für seine gesammten Dichtungen überhaupt. Sie stammen aus zwei Welten, aus unserer verwirrten Gegenwart, in der der Dichter fast widerwillig mit all seinem materiellen Sein haftet und aus der reinen, himmlisch schönen und verklärten Vergangenheit, in die er sich immer und immer wieder hineinträumen muß, um Ruhe und seelisches Gleichgewicht zu finden. Erst in jüngster Zeit leuchtet dem Dichter auch in unsere gegenwärtige Welt herein das Morgenroth einer freudigen Zukunft. Er sieht die Völker, an deren Geschichte sein fahrtenreiches Leben ihn knüpfte, zur politischen Freiheit, zu einer regen Bethätigung aller in ihnen schlummernden Kräfte und theilweise zu einem geistigen Aufschwunge erwacht, und schaut jetzt in seinem „Weltmorgen" ebenso getrost einem Weiter- und Vorwärtsschreiten der Menschheit entgegen, wie er einst in dem farbenglühenden, dichterischen Gemälde „Auf dem Felsen" melancholisch den ewigen Kreislauf der Geschichte beklagt hat, der Völker erhebt und wieder begräbt, ganze Culturen verwischt und weite blühende Länder zu „Todtenhallen" einer einst blühenden Vergangenheit macht. In dem letzteren Gedichte fand der Dichter nur einen trostvollen Abschluß seiner melancholischen Klage in dem Aufblick zu dem unermessenen Weltall und in der Gewißheit, „das alles Große, Göttliche, das die Erde geboren, da droben geborgen ruht auf des Ew'gen Strahlenherde"; in dem Fragmente aus „Weltmorgen" aber begeistert ihn schon der Glaube an den Fortschritt und an den endlichen Sieg der Menschheit schon zum feurigen Gesange.

Es ist bezeichnend, daß Schack erst sehr spät, erst nach seinem fünfzigsten Jahre, sich dazu entschlossen hat, mit poetischen Erzeugnissen vor die Oeffentlichkeit zu treten und daß seine öffentliche dichterische Thätigkeit so ungefähr mit der politischen Wiedergeburt Deutschlands und Italiens zusammenfällt. Von Jugend auf hatte er, „innerem unbezwinglichen Drange gehorchend" producirt, Vieles hatte er wieder vernichtet und nur das, was ihm nicht ganz werthlos erschien, aufbewahrt. Er hatte überhaupt den Glauben an die Empfänglichkeit der heutigen Generation für Poesie verloren und entschloß sich nur schwer, endlich sich dem Urtheile dieser Generation durch selbständige Werke auszusetzen. Dieser Zweifel an der Macht der Poesie in der Gegenwart ist ebenfalls aus jenem Zwiespalte der Stimmung entsprungen, der den Dichter auch mit seiner literarischen Production zu den reinen Quellen der Vergangenheit hinabsteigen ließ. Die Fäden, welche auch die Grundgedanken unserer Cultur und die modernen, scheinbar rein prosaischen Bestrebungen mit der tief in dem Menschenherzen ruhenden Begeisterungsfähigkeit verknüpfen, waren früher seinem Auge nicht sichtbar geworden, weil er in unserem jetzigen Culturzustande einen tieferen und würdigen Inhalt nicht zu entdecken vermochte; erst seitdem sich aus der Verwirrung und Bedrückung die freiheitlichen Gedanken in der Wissenschaft, im politischen und religiösen Leben zum Lichte emporgearbeitet haben und in deutliche Wirksamkeit getreten sind, muß auch der Dichter Freude an der Gegenwart empfinden. Die Stellen in den Aufzeichnungen und Tagebuchblättern, welche diese Freude und die Begeisterung und Hoffnung, mit welchen der Dichter in die Zukunft schaut, ausdrücken, geben uns auch den Aufschluß, warum jetzt Schack gerne und freudig sein Theil mit dazu beiträgt, daß der Sinn für rein empfundene und in der Form geadelte Poesie immer lebhafter wieder in unserem Volke geweckt werde.

Freilich treten gerade an seinem Beispiele auch die Schatten besonders hervor, welche die Hoffnung auf eine poetische Belebung der Gegenwart und ihrer Gedanken arg verdüstern. Die Urtheilslosigkeit der Menge, die Zweischneidigkeit der literarischen Waffe, welche die Kritik schwingt und die Verkennung des Werthvollen gegenüber der Aufbauschung des Werthlosen: das sind die dunkelen Punkte in unserem literarischen Leben, die Schack immer und immer wieder auf das Leidenschaftlichste beklagt. Von Jugend auf hat er ein warmes Herz für die Verkannten in der Literatur, gerade als empfände er in ihren Leiden sein eigenes späteres Schicksal im Voraus. Hölderlin, Platen, Heinrich v. Kleist und auch der in Schack's Jugendzeiten arg mißachtete Grillparzer sind die Verkannten, für die er manche Lanze bricht. Auf Hölderlin hat er einen warm empfundenen Gesang in Terzinen schon früher gedichtet, der jetzt in der neuesten Gedichtsammlung an's Licht tritt. Wie er auch die verkannten malerischen Genies, Feuerbach und Genelli, durch seine Protection zu neuem Schaffen fähig machte, ist längst bekannt und bleibt sein unvergängliches Verdienst. Aber nicht überall ist die melancholische Stimmung, welche aus dem Mitgefühl für die Verkannten in des Dichters Brust emporstieg, in gleichem Maße begründet; nicht überall ist lediglich die Theilnahmlosigkeit der Menge gegenüber dem wahren Verdienst der Grund, warum seine Träger verkannt waren. Schack erzählt selbst von Genelli Anekdoten, welche das Lebensunglück dieses genialen Mannes durch seine Absonderlichkeiten genügend erklären. Gewiß ist das Urtheil der zeitgenössischen Menge nur allzuoft ein verkehrtes, jedoch darf es nicht principiell falsch genannt werden. Die Beispiele so vieler auch im Leben anerkannter großen Männer stehen dem entgegen. Und wenn ein Mann von der Wirksamkeit und Bedeutung eines Schack nicht die breite Anerkennung gefunden hat, welche er in seinem Streben wohl verdiente, so sind auch noch andere Momente, als die Urtheilslosigkeit der Menge, hierbei mit in die Wagschale zu legen. Vor Allem ist es, wie schon gesagt, der Zwiespalt der Stimmung, welche, wie so viele reichbegabte Menschen, auch diese Dichterseele nicht zu einer elementaren Entwickelung gelangen ließ. Schack steht mit seinem ganzen inneren Leben auf der Grenzlinie zwischen zwei geistigen Epochen; er ist eingeklammert zwischen die Einflüsse zweier verschiedenartiger Weltanschauungen, einer absterbenden und einer sich emporringenden, und kann keiner von beiden ganz und als ganzer Mensch angehören. Deshalb auch sein Unbefriedigtsein in der Gegenwart, deshalb sein Hinabsteigen in die Gefilde der Vergangenheit und sein sehnsuchtsvolles Hinaufschauen nach dem Morgenroth einer neuen Zeit, und deshalb auch sein Verkanntsein bei der großen Menge. Diese hat kein Verständniß für die feineren Stimmungen oder Verstimmungen einer Dichterseele; sie jubelt nur denen zu, welche die lustigsten und leichtesten Melodien vortragen oder durch grellste Dissonanzen verblüffen.

Oskar Bulle.

*) Erzählungen und Bilder von A. Fr. Graf von Schack. Stuttgart, Cotta'scher Verlag.

Das Zeichnen in der Schule.

Von Peter Jessen.

Wer für die künstlerische Erziehung unseres Volkes ein Herz hat, fühlt immer mehr heraus, daß sie auf eine breitere Basis gestellt werden müsse. Die ästhetische und kunstgeschichtliche Belehrung, der große Apparat der Museen, Sammlungen und Vorträge, die Fluth der Handbücher und Nachbildungen sind allein nicht genug; denn was uns Noth thut, wären nicht historische Kenntnisse, nicht kritische Schlagworte, nicht schöngeistige Empfindsamkeit, sondern ein offenes Auge und ein freier Blick: in die Welt der Kunst bringt Niemand ein, der gegen die Welt der Wirklichkeit blind ist. Und daß wir heute zum

Digitized by Google

Mindesten schwachsichtig sind, kann ein Jeder leicht genug an sich selber prüfen. Wie viel Flüchtigkeit und Vergeßlichkeit sehen wir dem äußeren Sinne nach, die wir dem Verstande nie verzeihen würden. Man besinne sich, wie unaufmerksam das Auge über die Formen seiner Umgebung hinzugleiten pflegt; man mache den Versuch, den baulichen Zierrath der Nachbarhäuser, die Bilder des eigenen Zimmers, das Muster der Tapete oder des Teppichs, die Form einer Vase oder selbst der täglichen Lampe sich mit allen Einzelheiten vorzustellen, gleichsam in Gedanken nachzuzeichnen, und die große Mehrzahl der Gebildeten wird dabei nur allgemeine Erinnerungen zur Hand haben; an allen Ecken fehlen die Verbindungen und Uebergänge, die das Ganze zum Bild gestalten könnten.

Wie anders dagegen, wenn eine Inschrift, ein Spruch, ein Name am Haus oder Geräth geschrieben steht. Was wir lesen können, haftet beim ersten Male, und wir würden uns schämen zu gestehen, daß uns die Aufschrift eines Denkmales entfallen sei, indeß wir die Geberde, Haltung und Umgebung der Figur mit Gleichmuth vergessen. Nur was wir buchstabiren können, scheint uns völlig zu gehören; denn bei den Formen, heißt es, könne man sich ja nichts weiter denken.

Für diese einseitige Ausbildung des Verstandes auf Kosten der Anschauung macht man mit Recht die einseitig literarische Richtung unserer ganzen Bildung verantwortlich. Noch sind die schweren Schläge nicht verwunden, an denen vor 250 Jahren die volksthümliche Kunst der Deutschen zu Grunde ging; was der große Krieg vernichtet hatte, konnten alle Mäcene des 18. Jahrhunderts nicht wiederbringen. Es kam die Blüthe des deutschen Geisteslebens; die großen Dichter und Denker nahmen die Nation in Beschlag und zwangen auch den bildenden Künstler in ihre Bahn. Man begeisterte sich für die erhabensten Gedanken und die größten Ereignisse, ohne für ihre Darstellung andere Formen als kunstgeschichtliche Reminiscenzen zur Verfügung zu haben. Und wenn die Künstler mehr dachten, als schauten, um wie viel mehr das Publikum. Kein Wunder, daß der Schulmeister das Zeichnen und Malen als müßigen Zeitvertreib verachtete.

Es kommt noch ein weiteres Hemmniß hinzu. Gleichaltrig mit der deutschen Poesie, aber länger schöpferisch thätig, hat sich die deutsche Musik den ersten Platz in der Volksgunst erobert. Die Kunst der Töne, aller Raumanschauung ihrem Wesen nach fremd, mußte die Ausbildung des Auges geradezu hintanhalten; das Ohr ward das vornehmste Organ des Kunstgenusses. Wenn man überschlägt, welche Summe von guter und schlechter Musik in Deutschland im Laufe eines Jahres ausgeführt und vorgetragen wird, und welche Opfer an Zeit und Geld unser Volk für seine Lieblingskunst zu bringen vermag, so ist man versucht zuzugestehen, daß mit einem schwachen Bruchtheil dieses Nationalaufwandes unserer Baukunst, Bildnerei und Malerei Aufgaben gestellt werden könnten, wie sie größer kein Staat oder Fürst geboten haben. Den Dilettantismus vor Allem hat die Musik fast ausschließlich in Besitz genommen; und mag man dessen unmittelbare künstlerische Ergebnisse im Einzelnen bespötteln oder verhöhnen, so kommt er doch dem Ganzen der Kunst im höchsten Maße zu Gute. Der Tonkünstler hat ein breites Publikum, so lange das „Bißchen Musik" zur Bildung gehört. Und zur Zeit hat diese Musik ein solches Vorrecht, daß für die Uebung des Auges daneben wenig Raum geblieben ist.

Allein man empfindet immer deutlicher die Gefahren und die Nachtheile dieser Zurücksetzung und erkennt es als eine Pflicht schon der Schule an, ihnen entgegen zu wirken. Wird doch schon durch das Lesen und Schreiben selbst das Auge systematisch abgestumpft: erst wenn uns die Einzelformen der Buchstaben nicht mehr zum Bewußtsein kommen, können wir lesen. Im Gegensatz dazu und als Gegengewicht soll schon der erste Anschauungsunterricht die Auffassungsgabe und das Auge üben; die Tendenz zur bildlichen Darstellung äußert sich auch in neuen Methoden für viele Fächer; daß aber die beste Uebung für das Auge das selbstthätige Nachbilden des Gesehenen abgebe, sollte noch viel allgemeiner eingesehen werden. Um Zunge und Ohr zu gewöhnen, sprechen wir die Laute einer fremden Sprache nach; durch Nachsingen lernen wir die Melodien unserer Lieder; sollte nicht auch das Auge durch Nachzeichnen die Formenwelt am leichtesten meistern lernen?

Ist einmal die Nothwendigkeit eines ernsthaften Zeichenunterrichtes auf allen Stufen aller Schulen anerkannt, so wäre es unverzeihlich, mit veralteten Methoden nicht sofort zu brechen. Die heutige Generation hat oft ihre beste Zeit mit dem gedankenlosen Copiren von wohlschattirten Vorlagen vergeudet; man täuschte sich gern durch die sauber nachgezogenen Köpfe oder Landschaften, ohne doch den Dingen selbst um einen Schritt näher gekommen zu sein; die Natur, meinte man, sei nur für die besonders begnadeten Talente zugänglich. Hält sich dieser Zopf gleich noch manchen Ortes, oft nur durch die Unfähigkeit der Lehrer, so würde doch Niemand mehr wagen, principiell dafür einzutreten. Dagegen scheinen die Erörterungen über die Wahl der Methode, welche dem heutigen, allgemein bildenden Zwecke des Zeichenunterrichtes am Besten entspreche, noch lange nicht ausgetragen. Manche technische Einzelfragen allerdings wird der Fachmann nach seinen Erfahrungen auszumachen haben: ob als Hülfe für die erste Uebung im Erfassen von Maß- und Richtungsverhältnissen ein Netz von Punkten oder Linien zu empfehlen sei; ob der Lehrer die ersten linearen Gebilde an der Wandtafel selber entstehen lassen und die Klasse im Ganzen anleiten solle, oder ob die einzelnen je nach ihrer Begabung schneller zu gedruckten Wandtafeln zu führen seien; wie lange man sich mit solchen Umrißvorlagen begnügen müsse, und ob man nicht statt der bloßen Linien vielmehr mehrfarbige Tafeln einführen könne, welche schneller dazu führen, die Fläche und Masse als Ganzes aufzufassen. Auf einer umfangreichen Ausstellung der Zeichnungen und Zeichenmodelle aus den Berliner Gemeindeschulen, welche vor Kurzem die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise erregte, trat eine Schule mit einem vollständigen Lehrgang nach derartigen Wandtafeln auf, deren einfache Gebilde auf billigstem Wege aus verschiedenen Buntpapieren zusammengesetzt waren; da wir ja auch in der Natur nicht abstracte Linien, sondern nur verschiedenfarbige Flächen wahrnehmen, so leuchtet es allerdings ein, daß diese Art der Vorbilder der natürlichen Disposition unseres Auges weit besser entspreche. Es war erfreulich, auf eben dieser Ausstellung zu beobachten, daß gewisse einfache Wahrheiten immer mehr zur Geltung kommen; es mindern sich doch z. B. die Vorlagen und Wandtafeln nach plastischen Gegenständen, nach Reliefs u. dergl., deren Schattirung früher der Schüler ohne jedes Verständniß wiederholen mußte; man überzeugt sich, daß sich die Wirkung von Licht und Schatten nur am wirklichen Modell erlernen lasse, und übt mit Recht die Beschränkung, das Studium der Schattengebung von der Elementarschule auszuschließen. Dagegen wächst die Lust am Umrißzeichnen nach einfachen Körpern, in Berlin nach einer sorgfältigen Stufenfolge erst geradkantiger, dann geschweifter und gedrehter Holzmodelle. Der Schüler lernt den Sinn für Maße und Richtungen, den er bisher an flachen Gebilden geübt hat, nun auf räumliche Gegenstände übertragen; nach eigener Beobachtung gibt er Würfel, Pyramiden, später Hohlkehlen, Vasen, einfachste Geräthe in perspectivischer Ansicht wieder und lernt daran, jede Art von Raumformen so abzubilden, wie sie ihm erscheinen; er soll nicht abhängig werden von perspectivischen Regeln, die er auf theoretischem Wege erlernt hätte, die aber doch nie auf alle Möglichkeiten anwendbar sein werden. Die Consequenz dieser Methode wäre nun freilich, den vorgeschrittenen Zeichner nicht wieder an flache Reliefs zu bannen, sondern die Modelle für die Schattirübungen und für die späteren freieren Darstellungen so körperlich wie möglich zu wählen; wer nicht durch seinen Beruf auf das Flachmuster oder das Flachrelief gewiesen ist, sollte von nun ab im Wesentlichen Vollformen vor Augen haben; nur dann wird er nicht wieder von dem letzten Ziele aller Kunstübung abgeführt werden, der Auffassung der lebendigen Welt, sei es der Pflanzen, der Thiere oder der höchsten Aufgabe, der menschlichen Figur.

Mir scheint, daß an dieser Stelle die laute und kräftige Mahnung einsetzt, welche vor einiger Zeit ein begeisterter Kunst-

Digitized by Google

freund an das deutsche Volk gerichtet hat. Der Münchener Verleger und Schriftsteller Georg Hirth hat mit seinen „Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung“*) berechtigte Theilnahme erweckt. Der heutige Zeichenunterricht, heißt es, stumpfe oft den natürlichen Sinn und die Lust des Kindes ab, statt sie zu wecken und zu schärfen. Wie oft überrasche uns in dem kindlichen Gekritzel eines Anfängers eine unbeholfene oder unbefangene Treffsicherheit, welche später völlig todtgezüchtet werde; denn eben der Begabte verliere am ehesten die Lust, wenn aller Nachdruck auf die Sauberkeit der Ausführung, auf haarfeine Umrisse oder peinliche Schattenstrichlagen falle, wenn „die Geduld fast Alles, die Phantasie, das Gemüth und das Fassungsvermögen aber fast Nichts zu thun bekommen“. Der elementare Unterricht solle nicht befähigen, zeichnerisch zu kalligraphiren, sondern richtig zu sehen, schnell wiederzugeben und das Formengedächtniß zu üben. Die letzte Aufgabe müsse immer bleiben, die Bewegungen lebender Wesen richtig zu skizziren und die Einfälle der eigenen Phantasie klar darzustellen. Nicht wie das Kind zeichne, sondern daß es gern und viel zeichne, sei die Hauptsache. Auf der untersten Stufe sei daher zunächst der Versuch zu machen, alles Gesehene, wenn auch noch so unbeholfen, nachzubilden; das Kind solle spielend lernen, von den Objecten wiederzugeben, was ihm daran charakteristisch scheint. Auf der höheren, ernsteren Stufe werde an natürlichen Vorbildern, an grünen Blättern, bunten Blumen und lebenden Gesichtern die Treue der Wiedergabe geübt; durch Nachzeichnen aus dem Gedächtniß soll sich die schnelle Auffassung erproben, und die cursorische Vorführung der besten Kunstwerke werde den Geschmack bilden. Es ist ein reiches Programm, consequent ausgedacht und mit Wärme entwickelt; die Forderungen werden sich als letzte Ziele, als Ideale halten, auch wenn sie in der Praxis manche Einbuße erleiden müßten. Denn auch wer sich mit diesen Endzielen durchaus einig weiß, wird, wie der Verfasser selbst voraussagt, über den vorgeschlagenen Weg einige Bedenken nicht unterdrücken können.

Man wird doch in der Elementarklasse mit den Zeichenspielen, welche hier mit vielem Humor empfohlen werden, allein schwerlich auskommen. Man gibt auch dem Sextaner nicht den Nepos in die Hand und kann in der Schreibstunde dem Kinde die Uebung der einzelnen Buchstaben nicht ersparen. Ja, es ist die Frage, ob man es selbst mit unerfahrenen Erwachsenen wagen möchte, sie zur sicheren und schnellen zeichnerischen Wiedergabe nur durch flüchtige Versuche nach Objecten zu schulen, welche weit über ihre künstlerische Auffassungsgabe gehen. Der fertige Künstler und mehr noch der Dilettant vergessen leicht, daß das Skizziren doch nur das letzte Ergebniß einer langen, strengen Uebung ist; wer wirklich dazu erziehen will, kann nicht umhin, sich über eine sichere Methode klar zu werden. Man wird allerdings wünschen, daß es sich jeder Zeichenlehrer angelegen sein lasse, das Interesse der Schüler durch gelegentliche Streifzüge wach zu halten; allein das Beste bleibt noch zu thun, nämlich die allgemeine Tendenz in pädagogische Praxis umzusetzen. Die Art, welche sich jetzt an den Berliner Schulen anbahnt, liegt jedenfalls auf diesem Wege.

Allein es wird auch nicht einmal von allen Seiten die Tendenz der Hirth'schen Klagen und Vorschläge im Ganzen gebilligt werden. Man wird es leugnen, daß die Wiedergabe der bewegten Gestalt die unmittelbarste Aufgabe des vorbereitenden Kunstunterrichts sei. Nicht auf das Charakteristische, sondern auf das neutral Schöne müsse diese Vorbildung zielen. Es ist kein Wunder, daß die Ansprüche an den Unterricht so verschieden sind, wie die Auffassung der Kunst überhaupt. Und da laufen unter uns noch die widersprechendsten Ideale gegen einander.

Wer noch an der Antike geschult worden ist oder an dem, was man vor einem Menschenalter als Antike ansah, der wird die Schulung zur Schönheit vor Allem an der gebändigten, gesetzesstrengen Formenwelt der alten Kunst suchen. Die Naturformen sind hier in der Architektur wie am Geräth nur als Mittel benutzt, um die tektonischen Thätigkeiten, Last und Stütze, Bindung oder kelchartige Oeffnung, Aufstreben oder Ueberfallen anzudeuten, zu symbolisiren; je deutlicher das Blatt, der Blumenkelch, das Flechtband diesem Zwecke untergeordnet sind, um so bewundernswerther scheint das Ergebniß. Kein Zweifel, daß der griechische Kunstgeist in diesem Formensystem etwas Außerordentliches, Einziges, in seiner Art Höchstes geschaffen hat; kein Wunder, daß die Kenner und Verehrer alles Heil darin sahen, uns diese Formenwelt zur zweiten Natur zu machen. Es ist zum Glück nicht gelungen, die moderne Phantasie in diesen conventionellen Formenkreis einzuschränken. Aber am schlimmsten fuhr dabei eben der Zeichenschüler, der natürlich den eigentlichen Geist des Hellenenthums nicht zu fassen vermochte und dafür mit unverständlichen, unlebendigen Gebilden hintangehalten wurde. Ja, es ist eine Sünde am Griechenthum, Einzelformen herauszureißen, die erst im Organismus des ganzen Bauwerks Werth gewinnen; und es ist eine der erquicklichsten Seiten in Hirth's kleiner Schrift, wenn er gegen die stumpfsinnige Nachbildung der Mäander, Palmetten, Akroterien u. dergl. zu Felde zieht, welche so vereinzelt für den Geist der hellenischen Kunst nicht lehrreicher sind, als etwa die Recitation eines Verses aus Dante vor Zuhörern, welche des Italienischen nicht mächtig wären. Ja das ausschließliche Ornamentzeichnen überhaupt wird zum Verderben, wenn dabei alles Gewicht auf vermeintliche Gesetzmäßigkeit, Linienschönheit und starre Symmetrie gelegt wird.

Wir können deshalb auch denen nicht Recht geben, welche, vom Flachmuster ausgehend, behaupten, die beste Schule zum Schönheitssinn und zur Selbstthätigkeit sei das Studium vielverschlungener Liniengebilde und schön vertheilter Flächenornamente. Ihr Ideal sind persische Fliesen, arabische Stoffe und von abendländischen Arbeiten die Intarsien der italienischen Renaissance. Für den späteren Musterzeichner, geben wir zu, mag das langjährige Copiren dieser Vorbilder eine vorzügliche Uebung sein; aber den Laien, den Realschüler und mithin auch den Zeichenlehrer sollte man thunlichst damit verschonen. Im Ganzen darf der Abendländer doch nicht hoffen, daß für lineare Gebilde seine Phantasie jemals der des Orientalen nachkomme, welcher seit Jahrhunderten dieses Geschick von Geschlecht zu Geschlecht vererbt; und man versuche bei uns, ganz im Gegentheil gerade das Talent der unmittelbaren Naturauffassung zu entwickeln, welches dem Mohammedaner, sei es durch die Religion oder durch Gewohnheit, versagt ist.

An diesem Punkte nun würde sich unsere Begabung vielmehr mit den Fähigkeiten und Tendenzen der japanischen Kunst berühren. Der japanische Künstler lebt in und mit der Natur, die ihn umgiebt, wie nie ein Volk es gethan. Der Wuchs der Sträucher, die Gestalt und Farbe der Blumen, die Wellen des Blattes prägen sich seinem Gedächtniß so ein, daß seine Phantasie sie jederzeit ohne neues Studium zur Hand hat; an dem Fluge der Vögel sieht sein scharfes Auge Wendungen und Bewegungen, welche bei uns erst der Momentphotograph entdeckt hat; das Leben der niederen Thierwelt ist ihm so vertraut, daß sein Humor mit Käfern, Heuschrecken, Fröschen spielt, wie der Künstler der Renaissance mit Amoretten. Daher der unerschöpfliche Reiz, der auch für uns in aller unverdorbenen japanischen Arbeit liegt; man kann der Natur nicht müde werden. Und entzückt über diese Wahrheit des Natürlichen vergessen wir gerne, wie unbefangen die japanische Decoration ihre Blüthen und Zweige über Gefäße, Geräthe und Gewänder ausstreut, als seien sie alle nur die fliegenden Blätter aus einem Skizzenbuch. Die japanische Kunst hat ihre Triumphe unter uns gefeiert, just während die correcte kunstgewerbliche Aesthetik ihre strengen Gesetze predigte.

Das gibt zu denken. Mit der abstracten klassischen Formenwelt ist es bei uns nicht gethan. Wo immer die nordische Kunst unabhängig und kräftig war, ist sie der Natur nachgegangen. Das Ornament der späten deutschen Gothik ist unvergleichlich in seinem gedrungenen Naturalismus; die deutsche Renaissance hat daraus genug übernommen, um mindestens am Reichthum der Motive der edleren italienischen Schwester vorauf zu sein. Und wenn es uns heute zum Rococo zieht,

*) Dritte Auflage. München, G. Hirth.

Digitized by Google

so ist es nicht allein die größere Freiheit der Umrisse, sondern auch die Fülle natürlicher Zuthaten, welche uns reichen Lohn verspricht. Wer die neuesten Erfindungen des jüngsten deutschen Ornaments verfolgt, wird sich überzeugen, daß hier noch heute das Schwergewicht unserer Begabung liegt.

Wenn es also den Zeichenlehrern gelänge, den Schüler schneller und frischer zur Natur, diesem ewigen Jungbrunnen aller hohen und zierenden Künste, hinzuführen, wenn wirklich jeder Volksschüler die einfachen Gegenstände um sich her, jeder Gymnasiast auch Stellung und Bewegung lebender Wesen aufzufassen und wiederzugeben lernte, wenn bei Beiden mit dem Formgedächtniß auch die Phantasie sich stärkte, so hätten wir sicher etwas gewonnen, was dem einzelnen zur unermüdlichen Freude, der Nation auch zur ökonomischen Förderung gereichen müßte. Es handelt sich bei diesem verachteten Zeichnen nicht um einen Luxus, sondern um eine sehr ernsthafte Seite unserer Cultur. Jedes Opfer, welches die Gesammtheit dafür bringt, wird sich reichlich lohnen; es muß nur jeder Einzelne sich bemühen, an sich selbst zu empfinden, welch' ein Glück es für das gesunde Auge ist, in die Welt hineinzusehen.

Feuilleton.

Ein weinender Erbe.

Aus dem Tagebuche eines Juristen von Hermann Heinrich.

Wenn nach dem Worte des Dichters die Arbeit des Bürgers Zierde ist, so gehörte ich nicht zu denjenigen, welche Werth auf diese Zierde legen. Nicht etwa, als ob ich die Arbeit und ihre Vertreter gering geschätzt hätte; ich achtete den Arbeiter, der im Schweiße seines Angesichts um das tägliche Brot rang, mit Bewunderung sah ich auf die Fortschritte der Industrie, und ich war stolz auf die Errungenschaften des menschlichen Geistes in Kunst und Wissenschaft. Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, an der Arbeit der Menschheit Theil zu nehmen. Nicht allein der mir angeborene Hang zu einem ungebundenen Leben war es, was mich zurückhielt, sondern ebenso sehr ein Mangel an Vertrauen zu meiner Kraft und Geschicklichkeit. Das kleine Vermögen, welches mir meine Eltern hinterlassen hatten, gewährte mir nur einen kärglichen Unterhalt, aber ich war eher fähig, die Entbehrungen der Armuth zu tragen, als mich aus meiner Unthätigkeit zu einem männlichen Entschluß aufzuraffen. Mit Mühe hatte ich mich, gedrängt von einem wohlwollenden Vormunde, durch das Abiturientenexamen durchgearbeitet. Das war nach meinem Gefühl das Aeußerste, dessen ich fähig war, und ich hätte es für eine Beleidigung gehalten, wenn man mir zugemuthet hätte, mich den Beschwerden eines akademischen Studiums zu unterwerfen. Die Arbeit war ebenso wenig für mich, als ich für die Arbeit geschaffen, und wenn sie nicht schon vorhanden gewesen wäre, so hätte ich wahrscheinlich nicht zu ihren Erfindern gehört.

So wenig mich aber auch der Ehrgeiz spornte, so sehr beherrschte mich der Wunsch nach irdischen Gütern. Reich wollte, mußte ich werden, denn eine unwiderstehliche Sehnsucht nach den höheren Genüssen des Daseins erfüllte mein Herz. Auf weiten Reisen wollte ich die Schönheiten der Erde genießen, die Kunst in allen Gestalten sollte mein Leben verschönern, und unter den Armen und Bedrückten wollte ich mein Gold mit vollen Händen ausstreuen. Die Hoffnung, in nicht zu ferner Zeit dieses Ziel zu erreichen, war keineswegs ohne Grund. In der Hauptstadt lebte ein Onkel von mir, der Bruder meiner Mutter, welcher als einer der angesehensten Kaufleute ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Obgleich er mich wegen meiner Unthätigkeit keineswegs liebte, so mußte er mir, dem einzigen Erben, doch einmal sein Vermögen hinterlassen. Inzwischen ertrug ich die kleinen Entbehrungen des Lebens mit Geduld. Ich hatte Zeit, ich konnte auf's Glück warten.

Und ich wartete nicht vergeblich. Mein Onkel starb am Schlagflusse. Wegen des plötzlichen Todes hatte er kein Testament hinterlassen, und somit fiel das unermeßliche Vermögen in meine Hände. Ueber Nacht war ich ein reicher Mann geworden. Es war an einem sonnigen Maimorgen, als mir der Postbote das Schreiben der zuständigen Gerichtsbehörde brachte. Ich war wie berauscht von Glück. Die Frühlingslüfte drangen durch's offene Fenster und umkosten schmeichelnd die Wangen des glücklichen Erben; die Blumen vor den Fenstern neigten in tiefster Ergebenheit ihre Köpfe, Staare und Schwalben zwitscherten mir ihre gehorsamsten Glückwünsche, und meine Wirthin eilte von Haus zu Haus, mit unvergleichlicher Zungengelenkigkeit mein Glück in die Welt hinauszurufen. Mit der Schnelligkeit des elektrischen Funkens machte die Nachricht die Runde durch die Stadt, in allen Häusern das blendende Licht meines Ruhmes entzündend.

Die außerordentliche Wirkung entsprach der ungewöhnlichen Ursache. Freunde, von deren Existenz ich vorher kaum eine Ahnung hatte, bestürmten mich mit Glückwünschen und bewiesen mir ihr besonderes Vertrauen dadurch, daß sie mich um kleine Darlehen angingen. Töchterreiche Familien beehrten mich mit Einladungen, Geschäftsleute aller Art sandten mir ihre Offerten in's Haus, und das Localblatt brachte in seiner nächsten Nummer meinen bis dahin so bescheidenen Lebenslauf. Die Höflichkeit meiner Mitbürger, die Neugierde der Leute, die Bereitwilligkeit, mit der man mich zu einem der geistreichsten Menschen stempelte und meine gelegentlichen Bemerkungen als Aussprüche eines witzigen Kopfes belachte und colportirte, das Alles sagte mir: „Du bist ein reicher Mann". Mit einem Schlage war ich, der unthätige, unbeachtete Mensch, zum Mittelpunkt des öffentlichen Interesses geworden.

Und ich genoß das Glück, ein reicher Mann zu sein, in vollen Zügen. Meine harmlose Natur besaß die Fähigkeit zur offenen, herzlichen Freude in hohem Grade, und wenn ich auch der lärmenden Aeußerung derselben abhold war, so verklärte doch mein Gesicht des Glückes hellster Sonnenschein. Ich drückte den gratulirenden Freunden herzlich die Hand und versprach, ihren leeren Kassen mit dem Ueberflusse meines Reichthumes aufzuhelfen. Den Einladungen der Familien folgend, beglückte ich ihre Töchter mit zärtlichen Blicken und feurigen Reden. Bei den Geschäftsleuten machte ich umfangreiche Bestellungeu und nahm die Capitalien, die mir ein Wucherer der Stadt zu zweihundert Procent vorstreckte, willig an. Mit offenen Händen gab ich den Bittenden, stellte der Armencommission eine namhafte Summe in Aussicht und kam schließlich selbst dahin, meine Einfälle für Eingebungen einer genial angelegten Natur, meine Aussprüche für geistvolle Sentenzen zu halten. Hatte mich das gütige Geschick zum reichen Manne gemacht, so unterließ ich nichts, mich dieses Vorzuges würdig zu beweisen.

Als ich nach der Hauptstadt abreiste, meine Erbschaft anzutreten, glich mein Weg nach dem Bahnhofe einem kleinen Triumphzuge. Einige Freunde hatten als Begleiter in meiner Droschke Platz genommen; die Leute vor den Thüren wünschten mir glückliche Reise, und aus den Fenstern winkten holde Augen und zarte Hände. Auf dem Bahnhofe waren wie zufällig jene Familien mit ihrem Blüthenflor von Töchtern anwesend, und aus der Menge kam der Bürgermeister würdigen Schrittes auf mich zu und drückte mir in Hinsicht auf den der städtischen Armenkasse zugesagten Beitrag mit Wärme die Hand. Es hätte mich nicht mehr aus der Fassung gebracht, wenn man mir Ehrenpforten erbaut und mich mit weißgekleideten Jungfrauen empfangen hätte. Ich stand im Zenith meines Ruhmes.

Um so tiefer war der Sturz, als ich, in der Hauptstadt angelangt, erfuhr, daß meine ganze Erbschaft in Frage gestellt sei. Ein früherer Geschäftstheilhaber meines Onkels war mit Ansprüchen aufgetreten, die viel Wahrscheinlichkeit für sich hatten und mir den größten Theil des Vermögens streitig machten. Zorn und Schmerz erfaßten mich. So nahe am Ziel, noch berauscht von den Huldigungen der Menge, wieder zurückgeschleudert zu werden in die Armuth, in das Nichts! Lebhaft kam mir jetzt zum Bewußtsein, daß ich alle Aufmerksamkeiten der letzten Tage doch nur der Erbschaft zu danken hatte, und daß ich ohne den Reichthum meines Onkels nichts war. „Ein weinender Erbe" wurde ich spottweise von meinem Gegner genannt. Er sagte die Wahrheit. Der drohende Verlust preßte mir Thränen aus, und ich fühlte, daß ich ihn niemals überwinden würde. Dieses Gefühl gab mir den Muth der Verzweiflung.

Digitized by Google

Ueberzeugt von der Unredlichkeit meines Gegners schlug ich den mir angetragenen gütlichen Vergleich aus und beschloß, es auf einen Proceß ankommen zu lassen.

Durch den ersten Buchhalter des Geschäftes wurde ich auf den alten Rechtsbeistand meines Onkels aufmerksam gemacht, einen Rechtsanwalt, der sich wegen eines Augenleidens von allen Geschäften zurückgezogen hatte. Wenn irgend Jemand, so könne mir dieser rathen und helfen, da er einerseits eine fast einzig dastehende Gesetzeskunde mit einer reichen Erfahrung verbinde, andererseits in die Geschäftsverhältnisse meines Onkels auf's Beste eingeweiht sei. Zu diesem lenkte ich meine Schritte.

Dr. Bleichert nahm mich freundlich auf und hörte aufmerksam auf meinen Bericht. Als ich ihm die Actenstücke vorlegte, drückte er auf den Knopf einer Klingel, deren zarter Silberton durch die Zimmer hallte. Die Thür öffnete sich und auf der Schwelle erschien eine junge Dame.

„Was wünschest Du, Vater?"

„Meine Tochter," so stellte mir der Herr die Dame vor, und ihr die Actenstücke überreichend, sagte er: „Bitte, Agathe!" Sie setzte sich zum Vorlesen. Ich wollte mich erbieten, die Arbeit dem Fräulein abzunehmen, aber das Ruhige und Bestimmte in dem Charakter der Beiden machte mich schüchtern und schloß mir den Mund.

Das Gesicht des Mädchens war mehr geistvoll als schön; weniger die zarte Lieblichkeit der Jugend kam darauf zum Ausdruck, als vielmehr der sinnende Ernst eines an gewissenhafte Arbeit gewöhnten Geistes. Ihre Stimme klang voll und sympathisch, und die verständnißvolle Vortragsweise verrieth, daß sie schon seit langer Zeit dem Vater Dienste dieser Art leistete. Wie sie dasaß im Schmuck des üppigen, dunklen Haares, den Kopf leicht geneigt, die langen Wimpern gesenkt, den Blick auf das Schriftstück in den Händen gerichtet, glich sie jenen klassischen Frauengestalten, welche uns die Meister der italienischen Malerei verewigt haben, und vor denen ein Gefühl von Andacht und Bewunderung den Beschauer durchzieht.

„Das ist eine sehr verwickelte Angelegenheit," sagte Dr. Bleichert nachdenklich. „Ich muß Sie darauf vorbereiten, daß sich der Proceß Jahre hinziehen kann und bedeutende Opfer fordern wird, nicht allein an Geld, sondern auch an Kraft und Ausdauer."

„Ich werde nichts scheuen, mir mein Eigenthum zu retten," entgegnete ich kampfesmuthig. Ich bat den Doctor dringend, sich meiner anzunehmen, da ich überzeugt sei, mit seinem Beistand den Sieg zu erringen. Er wies auf sein Augenleiden hin, entschloß sich aber endlich zur Uebernahme des Processes unter der Bedingung, daß ich ihn in jeder Weise unterstützte. Freudig ging ich darauf ein, und die Arbeit begann.

Es lag offenbar nicht im Interesse des Doctors, mich zu schonen, denn die Arbeit, die er mir aufbürdete, überstieg fast meine Kräfte. Aber ich arbeitete ja für mich und meine Zukunft, für die Verwirklichung meiner liebsten Träume. Dieses Fegefeuer der Arbeit sollte für mich der Durchgang zum Himmel des Genusses werden. Ich fühlte, wie meine Kräfte wuchsen. Aber bei allem guten Willen war ich doch nichts weiter als ein Handlanger meines Anwaltes. Ich war einsichtsvoll genug, zu erkennen, daß mir zu einer wirksamen Mithülfe das erste Erforderniß, die wissenschaftliche Grundlage, fehlte, und daß meinem Sachwalter die Hülfe seiner, mit den Geschäften des Vaters vertrauten Tochter nicht selten werthvoller war, als die meinige. Das wollte ich bald ändern. Zur Freude des Doctors entschloß ich mich, ein Semester Vorlesungen auf der Universität zu hören. In meinem achtundzwanzigsten Lebensjahre wurde ich Student.

In den Hörsälen der Universität konnte niemals ein aufmerksamerer Schüler gesessen haben, als ich. Jedes Colleg war für mich ein Schritt auf dem Wege zum Ziel; den Werth jeder Tagesarbeit konnte ich im Verhältniß zur Größe des zu erringenden Vermögens in Zahlen ausdrücken. Aber unendlich dehnte sich der Weg. Mein Gegner hatte einige der gewiegtesten Juristen aufgeboten, die mit immer neuem Material, mit immer neuen juristischen Kniffen ungeahnte Schwierigkeiten bereiteten. Und mein Studium zeigte mir, je tiefer ich eindrang, eine umso größere Fülle und Mannigfaltigkeit. Dem einen Semester folgte ein zweites und diesem ein drittes. Es war bald nicht mehr das persönliche Interesse allein, was mir die Arbeit lieb machte; der Hoffnung, mir das Vermögen wieder zu erringen, gesellte sich ein Gefühl, dem ich noch keinen Namen zu geben wußte, das mich aber mit einer hohen, mir bis dahin völlig unbekannten Zufriedenheit erfüllte.

„Das ist eine vortreffliche Arbeit, mein junger Freund", sagte mir einst der Doctor, als ich ihm ein auf meinen Prozeß bezügliches Schriftstück vorlegte. Das Urtheil der Menschen hatte während meiner Schulzeit wenig Aufmunterndes für mich gehabt; diese Anerkennung aber machte mich stolz und spornte mich zu neuer Arbeit an. Nicht selten bemerkte ich, daß Agathe's Augen mit einem Ausdruck auf mir ruhten, in welchem ich Bewunderung und Zärtlichkeit zu erkennen glaubte. Mir wurde in ihrer Nähe weich und warm um's Herz; ich fühlte, daß ihr stilles, tiefes Wesen eine Macht in meinem Leben geworden war.

Trotz unserer fleißigen und gewissenhaften Arbeit wurde der Proceß in der ersten Instanz verloren. Merkwürdigerweise schmerzte mich weniger der materielle Verlust als die ideelle Niederlage. Nur die Verschlagenheit der Gegner hatte den Sieg über unsere Geradheit davongetragen, aber es konnte scheinen, als ob ihr Scharfsinn den unserigen besiegt hätte. Das reizte mich zur Fortsetzung des Kampfes. Mit klarem Blick erkannte ich die Fehler, die wir gemacht hatten, sowie die neuen Wege, die wir jetzt beschreiten mußten. Ich appellirte an die zweite Instanz.

Nach einem Jahre war der Proceß auch in der zweiten Instanz verloren.

Aber auch dieser Mißerfolg entmuthigte mich nicht. Im unerschütterlichen Glauben an mein gutes Recht und an meinen endlichen Sieg, beschloß ich, den Kampf bis zur letzten Instanz durchzufechten. Ich besuchte nun schon im sechsten Semester die Universität. Eines Tages fragte mich der Doctor: „Wollen Sie nicht das Examen machen?"

Ich erschrak. Diesen Schritt hätte ich mir nicht zugetraut. „Glauben Sie denn, daß ich die Fähigkeit dazu habe?" fragte ich schüchtern.

Der Doctor lächelte. „Wenn mich meine Erfahrung nicht täuscht, geht Ihre Begabung weit über das Mittelmaß hinaus. Sie könnten einmal ein tüchtiger Jurist werden."

Ein Gluthstrom ergoß sich in mein Gesicht. Das hätte ich niemals gedacht. Aber nur einen Augenblick dauerte das Gefühl der Ueberraschung. Ein wunderbares Wehen zog durch meine Brust; es war, als ob mich die Schwingen meines Geistes adlergleich zum höchsten Gipfel emportrügen, und indem ich von dort aus in das weite, sonnige Land zu meinen Füßen hinabsah, rief eine Stimme: „Dies alles ist Dein, wenn Du willst!"

„Ich will!"

Mit Ernst ging ich an die Arbeit, nicht ohne Bangen in's Examen. Aber die anfängliche Beklemmung wich bald einem fröhlichen Muth, als ich bemerkte, daß ich im Wissen meinen Commilitonen keineswegs nachstand, daß die Examinatoren sich mit Vorliebe an mich wandten und durch meine Antworten ganz besonders befriedigt wurden. Der Ausfall war ein überaus glücklicher, und der erste, der mir gratulirte, war der Geheimrath Reimann, einer der Examinatoren selbst. „Ich hoffe, noch viel Gutes von Ihnen zu hören," sagte er. „Wir werden Sie im Auge behalten."

Von jetzt ab nannte mich mein Anwalt „College". Von ganz besonderem Werthe aber war mir die achtungsvolle Zuneigung, die mir Agathe in Worten und Thaten bewies. Sie brach einen Zweig von einem der Lorbeerbäume im Zimmer und reichte ihn mir mit leisem Erröthen.

„Nicht mir, liebes Fräulein!" rief ich. „Das ist mein kleiner Erfolg nicht werth!"

„Sich selbst besiegen ist der schönste Sieg!" flüsterte sie.

Ich wandte mich ab, da ich merkte, wie tief sie in mein Inneres gesehen hatte. Zum ersten Mal schämte ich mich meiner früheren Unthätigkeit, und zugleich fühlte ich lebhaft, daß die Arbeit für das eigene Interesse zwar die erste, aber nicht die höchste Stufe der moralischen Entwickelung ist. Demüthig nahm ich den Zweig, indem ich entgegnete: „Nicht als Lohn für das Errungene, sondern als Aufmunterung zu größeren Thaten!"

Von jetzt ab arbeitete ich nicht allein für meinen Proceß und um den Forderungen des erwachten Ehrgeizes zu genügen, sondern ich faßte die Culturaufgabe der Menschheit in's Auge und schätzte mich glücklich,

Digitized by Google

an dieser Arbeit Theil nehmen zu können. Inzwischen nahte in meinem Proceß der entscheidende Termin. Auf Anrathen des Doctors beschloß ich, mein eigener Anwalt zu sein und, von meinem väterlichen Freunde unterstützt, selbst meine Sache zu führen. Dieser Umstand sowie die Eigenartigkeit des sehr verwickelten Processes lockte Juristen und Laien aus der Nähe und Ferne herbei. Der Gerichtssaal war bis zum letzten Platz gefüllt. Ein heiliger Ernst belebte mich; war es doch nicht mehr meine eigene Sache, sondern die Sache der Menschheit, nicht nur mein Eigenthum, sondern das Recht, was ich vertheidigte. Ich fühlte den Eindruck, welchen meine Worte auf die Hörer machte. Aber das moralische Uebergewicht auf meiner Seite vermochte nichts gegen das Raffinement meiner Gegner. Es gelang mir nicht, ihre Ansprüche zu entkräften. Endgültig war der Proceß und damit auch das Vermögen verloren; aber ich hatte dabei mehr gewonnen, als sich in Zahlen ausdrücken läßt: Freude an der Arbeit, die Achtung meiner Collegen, die Aussicht auf eine ehrenvolle Laufbahn und — — —

Heute habe ich bei dem Juwelier zwei Ringe bestellt, und dem Manne, der mir in das glückliche Gesicht sah, fiel es gewiß nicht ein, zu denken: „Ein weinender Erbe".

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

„Die Lieder des Mirza Schaffy". — Fräul. Klotilde Kleeberg. — Die Vorgänge an der Königlichen Oper.

Ich habe heute von zwei sehr seltenen Fällen zu berichten: Von einer Operette, die Lob verdient, und von einer Pianistin, welche einen wahren künstlerischen Erfolg errungen hat.

„Die Lieder des Mirza Schaffy" heißt die ebenerwähnte Operette. Sie ist im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater aufgeführt worden, von Louis Roth mit dem Text von Emil Pohl componirt: der Text steht mit dem Titel im losesten Zusammenhang; „die Lieder des Mirza Schaffy" (Bodenstedt) werden gelegentlich gesungen; es konnten aber ebenso gut irgendwelche andere gesungen werden, deren Worte von Wein und Frauen sprechen; auf die Handlung selbst haben sie weder Wirkung, noch Bezug. Ein persischer Pascha langweilt sich, will durchaus Amüsement haben, fragt einen russischen, immer lustigen Sklaven um Rath; dieser bewegt ihn, das Abends stattfindende Laternenfest als Mollah (Mönch) verkleidet mitzumachen, und dabei gleich dem Chalifen Harun al Raschid das Volk zu belauschen. Dieses Unternehmen bringt zuerst den Pascha, zuletzt aber den Sklaven und seine russische Braut in allerhand Unannehmlichkeiten, die damit enden, daß die Russen, mit denen der Sklave und ein Wasserträger Jussuf seit langer Zeit im Einvernehmen stehen, in die Stadt dringen und den Pascha gefangen nehmen u. s. w. Der Jussuf ist nun der Sänger der Mirza Schaffy-Lieder. Ob es möglich gewesen wäre, um diese eine interessantere Handlung zu gestalten, will ich nicht untersuchen; wie der Text nun einmal da ist, darf man ihm nachsagen, daß er ein paar lustige Scenen bietet, und bei starken Kürzungen der Gespräche sich flott abspielen wird. Der Musik aber kann man das Lob zollen, daß sie bei Weitem feiner und anmuthiger ist, als die allermeisten neueren Producte der Gattung und in Melodienführung und Instrumentation sich der komischen Oper nähert. Neues Eigenthümliches bietet sie allerdings nur Wenig, aber viel Angenehmes und Unterhaltendes, allerdings nur für den Besucher, der etwas feineren Sinn mitbringt; die Folge muß lehren, ob das Operettenpublikum diesen Sinn noch hegt oder ganz verloren hat. Gespielt wurde ganz vortrefflich. Die Fräulein Drucker (die auch recht gut sang), Stubel, Schmidt (eine ganz köstliche Paschafrau), die Herren Wellhof, Fagin, Hanno, Klein und Steinberger boten sehr unterhaltende Einzelleistungen und Zusammenspiel.

Die Pianistin Fräulein Kleeberg, eine Französin von deutschen Eltern, hat einen Erfolg errungen, wie er seit langen Jahren keiner Dame zu Theil wurde, ja, ich möchte behaupten, daß seit Clara Schumann in ihrer Glanzzeit keine Clavierspielerin die Hörer und strengen Beurtheiler derartig künstlerisch anzuregen vermochte. Ihr Anschlag ist sehr schön, weich und kräftig und warm; ihre Technik vortrefflich entwickelt; aber was sie vor anderen Pianistinnen besonders auszeichnet, das ist ihr ebenso geistreicher, wie von richtigster und vielseitiger Auffassung zeugender Vortrag. Wenn eine junge Dame zwölf Phantasiestücke von Robert Schumann in einer Nummer vorträgt, und diese so ganz verschiedenartigen Tondichtungen jede in einer Weise wiedergibt, daß die strengsten Beurtheiler lauten Beifall spenden, wenn sie mit Brahm's Cappriccio denselben Erfolg erzielt, so ist dies ein in den Annalen der Clavierconcerte so seltener Fall, daß wir manches Verfehlte in der Beethoven'schen große C-dur-Sonate als vollkommen aufgewogen betrachten müssen und sagen können: Wenn sie in dieser Weise fortfährt, und sich nicht verführen läßt, die Virtuosität über die Musik zu stellen, wird sie in Bälde allüberall als die erste clavierspielende Künstlerin anerkannt werden.

Was soll ich nun von dem Falle Graf Hochberg contra Director von Strantz sagen? Ihn ganz mit Stillschweigen zu übergehen, ist nicht möglich, da er ja das Theaterpublikum in stärkster Weise aufregte; in die Einzelheiten einzugehen, widerspricht meinen Grundsätzen auf das Entschiedenste, da ich nur den Kunstleistungen Aufmerksamkeit widme, nicht den verschiedenen Hebeln, welche hinter dem Vorhange bei den Bühnenangelegenheiten gehandhabt werden. Die Zeitungen berichten, daß der Generalintendant mit der Bühnenleitung des Herrn v. Strantz nicht zufrieden gewesen sei, daß dieser letztere einen vom Maschinenmeister Herrn Brandt gefundenen Zettel mit Bemerkungen gegen ihn auf der Bühne gefunden habe; daß über diesen Fund eine Erörterung zwischen ihm und dem Generalintendanten veranlaßt habe, in Folge deren der Letztere den Director der Functionen enthob und eine Disciplinaruntersuchung anberaumte. Ich betrachte das Alles nur insofern als nicht gleichgültig, als mit der Anstellung eines neuen Directors oder Regisseurs eine Menge Kunstfragen zur Erledigung kommen müssen: die jetzige auf die Länge unhaltbare Wirksamkeit des Herrn Capellmeisters Deppe, die Frage von der Anstellung neuer Mitglieder, die Verbesserung des Chores und noch andere. Es ist also noch der Ausgang des Zwischenfalles abzuwarten, bevor ein entschiedenes Urtheil abgegeben werden kann. Einstweilen seien die eben angedeuteten Punkte als die der nothwendigsten Wandlungen bezeichnet.

Heinrich Ehrlich.

Dramatische Aufführungen.

„Unter Curatel". Schwank in drei Acten von Jules Moineaux und Alex Bisson. — „Bei kleinen Leuten". Volksstück in drei Acten von Julius Keller.

Wer ist ihm noch nicht begegnet, jenem immer heiteren, schalkhaften und frohen Weltkinde, das unbekümmert um die pedantischen Mienen und das ernsthafte Kopfschütteln ehrwürdiger Tanten und Philister durch das Leben dahin tollt, das sorglos um das noch ferne Morgen sein fröhliches Heute ganz auslebt, und dem neben allem bestrickenden Zauber der Persönlichkeit und neben aller die Herzen bezaubernden Lebensfrische die Natur nur eine Gabe versagt hat: die Fähigkeit zu rechnen? Wer kennt es nicht, dieses lustige Geschöpfchen, dem Jedermann gut sein muß, auch wenn tausendmal Anlaß zum Zürnen gegeben hat? Das die tadelnswertheste menschliche Eigenschaft, den Leichtsinn, durch sein Lachen als die liebenswürdigste Himmelsgabe erscheinen läßt? O, wir haben alle schon den Zauber eines solchen Menschenkindes verspürt, haben alle schon rosige Stunden durch seine belebende Nähe erfahren und haben doch hinterher verwundert das Haupt geschüttelt, daß selbst die schönsten Grundsätze gegenüber seinem silbernen Lachen nicht Stich halten wollen. Hatte der Pedant nicht im Grunde Recht? so fragen wir uns später, wenn der Zauber verflogen ist. Ja, freilich, freilich hatte er Recht. Und doch, wie komisch, wie lustig war es, als er, umgürtet mit dem ganzen Selbstbewußtsein seiner sittlichen Würde jenem Geschöpfchen gegenüber trat, als ein Blick, als ein Lächeln, ein fröhlig und lustig hingeworfenes Wort des sorglosen Weltkindes alle seine Bedenken, seine Vorwürfe, seine Grundsätze hinwegblies, wie der Frühlingswind, der die letzten welken Blätter vom Aste streift. In der That liegt eine frische und herzgewinnende Lustigkeit in diesem Kampfe des hellen Frühlings einer Menschennatur mit der winterlichen Bedenklichkeit und Pedanterie; und der obengenannte französische Schwank, der in der vorigen Woche im Residenztheater aufgeführt wurde, ruhte von vornherein auf einer trefflichen Grundlage, da er jene Lustigkeit zum Thema nahm. Wir sehen da ein solches lachendes Weltkind: eine junge Frau, die in der unbekümmerten Heiterkeit, mit der sie in dem Strome des Lebens schwimmt, das Rechnen vergißt und zur Verschwenderin wird. Sie lebt auf das Glücklichste mit ihrem Manne, der gerade, weil er sie so sehr liebt und sich von ihr herzlich geliebt weiß, sich nicht die Festigkeit aneignen kann, die ihrer sorglosen Verschwendung Einhalt thun könnte. Sein Freund, ein pedantischer und unter harter Ehejoch zum Grundsatz-Menschen gewordener Advocat, überzeugt ihn, daß nur die staatliche Bevormundung die junge, liebenswürdige Verschwenderin bessern werde, und so sehen wir denn im ersten Acte die gerichtliche Verhandlung mit an, in welcher die lustige Pauline unter Curatel gestellt wird. Mit manchen satirischen Zügen ist die Verhandlung gezeichnet. Die Beredtsamkeit der Advokaten, die Heuchelei, mit welcher sie den Brustton der Ueberzeugung anzuschlagen wissen, wenn sie auch von dem sittlichen Ernste der von ihnen vertretenen Sache durchaus nicht überzeugt sind, wird gegeißelt. Zwischen den advocatorischen Firlefanz hinein klingt lustig und herzlich die Stimme Paulinens, die nicht begreifen kann, wie ihr geliebtes Männchen sie derart bloßstellen kann. Aber sie hat es freilich arg getrieben: für ihre Goldfische hat sie eine besondere Wasserleitung bauen lassen und für ihren Papagei einen Sprachprofessor engagirt; und nun gar ihre Toilette! Sie hat gar nicht gewußt, daß das Alles so theuer war. Aber trotzdem! Sie wird unter Curatel gestellt und jener pedantische Advocat, Pagevin, wird ihr Vermögensverwalter.

Der zweite Act führt uns in die Häuslichkeit des Pedanten und macht uns mit seinem Hausdrachen näher bekannt. Der arme Advocat leidet schwer unter dem Joche einer ihn mit grenzenloser Eifersucht verfolgenden, unliebenswürdigen Gattin. Aber jetzt ist ja in sein Dulder-

Digitized by Google

leben ein Lichtstrahl gefallen: sein reizendes Mündel, Pauline, ist die Strahlenspenderin. Er fühlt sich durch den Zauber, der ihr lustiges Wesen umhüllt, in ihre Nähe gebannt, er ist schon seinen häuslichen Grundsätzen untreu geworden und geht ihr zu Liebe in Gesellschaften, um sie zu beaufsichtigen, wie er sagt. Und nun kommt sie gar in seine Kanzlei, um sich die Monatsrate ihrer Rente abzuholen. Sie entzückt ihn in einem neuen Costüm, das er seufzend aber geduldig bezahlt, sie erzählt ihm lachend, daß es ihr gelungen, sich trotz seiner Bevormundung eine größere Summe zu leihen, er muß es seufzend gutheißen, und als er ihr Vorwürfe machen will, daß sie ein Veilchensträußchen mit 20 Francs bezahlt hat, sagt sie so unschuldig und naiv: ja, die Veilchen sind eben jetzt so theuer! Was will er anders thun, als lachen, nachdem sie ihm das Sträußchen kokett überreicht? So wird der Pedant auf der ganzen Linie geschlagen durch ihr Lachen und ihre harmlose Lustigkeit. Reizende Scenen, dieser heitere Kampf! Weiter und weiter muß Pagevin vor der übermüthigen Gegnerin weichen. Er folgt ihr und ihrer lustigen Gesellschaft schließlich nach Trouville, nachdem er sich durch eine groteske List der Aufsicht seiner Frau entzogen hat, und dort im Seebade stürzt sich der pedantische Advocat in einen Strudel von Vergnügungen und treibt um eines Lächelns der jungen Verschwenderin willen die tollste Verschwendung, bis ihn endlich seine Frau und die Wiedervereinigung Paulinen's mit ihrem Manne wieder selbst unter sein trauriges häusliches Curatel stellen.

Die hübsche Grundidee dieses Schwankes läßt trotz ihrer Einfachheit die Handlung nie ermüden, und es hätte kaum noch der Verbrämung mit vielen Possenscenen, an denen ja die französische Komik so reich ist, bedurft, um die Aufmerksamkeit des Zuschauers ununterbrochen zu fesseln. Daß jene possenhaften Nebenzüge manchmal Derbheiten und Zweideutigkeiten mit sich bringen, welche die deutsche Uebersetzung leider nur allzukräftig hervortreten läßt, ist bei dem Ursprung des Schwankes nicht zu verwundern. Freilich gab auch die stark auftragende und aufdringliche Wiener Komik, welche der Vertreter der Rolle des Advocaten, Herr Tewele, im Residenztheater eingebürgert hat, Manches zu bedenken. Mir will es scheinen, daß diese Art des Spieles zu unzart für die französischen Schwänke ist; sie verletzt schon das Ohr und das Auge der Berliner, wenn sie in deutschen Possen sich mit ihren Clownmanieren breit macht, noch viel weniger ist sie dort am Platze, wo eine feinere Nuancirung im Spiel verlangt wird. Auch die Darstellerin der höchst dankbaren Rolle der Pauline, Fräulein Schüle, muß noch manche Derbheiten im Spiele und manche unschöne Eigenheiten ablegen, ehe sie wirklich so bezaubernd wirken kann, wie es die Rolle verlangt. Es war ein Glück für diesen Schwank, daß im Uebrigen die geschickte Inscenirung und die Regie des Herrn Lautenburg den früheren guten und feinen Ton des Residenztheaters nicht abgeschwächt haben.

Im Wallnertheater gelangte in voriger Woche das Erstlingswerk eines jungen Autors zur Aufführung, ein Volksstück mit Gesang. Demselben liegt die Idee von dem verlorenen und wiedergefundenen Kinde zu Grunde, welche aber, so geschickt sie zu Beginn und am Ende des Stückes verwerthet ist, durch eine allzu fadenscheinige Zwischenhandlung überdeckt und also nicht recht wirksam wird. Die komischen Scenen dieser Zwischenhandlung sind nur zum Theil gerathen, am besten noch diejenigen, in welchen das Berliner biedere Kleinbürgerthum sich zu zeigen Gelegenheit findet, so besonders diejenige, in welcher eine biedere Restaurateurswittwe ihrem alten Schatze einen Heirathsantrag macht. Eine lustige Figur, ein Bummler, der von der Dankbarkeit seiner Mitmenschen lebt, wurde schließlich durch die Häufigkeit ihres Auftretens aufdringlich. Hier thäten Striche Noth. Manche andere Episoden sind nicht übel, doch stehen sie zu sehr außer Zusammenhang mit dem Ganzen. Daß es dem Verfasser an Talent für die Bühne durchaus nicht fehlt, beweisen einige reizende Liebesscenen des letzten Actes, die durch Herrn Blencke und Fräulein Bender trefflich gespielt wurden. O. B.

Notizen.

Fast gleichzeitig mit der Todesnachricht des verdienstvollen Karl Goedeke geht uns das siebente Heft seines in zweiter Auflage erscheinenden Hauptwerkes: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung (Dresden, Ehlermann) zu, womit der dritte Band dieser gänzlich umgearbeiteten Ausgabe vollständig wird. Man braucht nur die damit zur Hälfte vorliegende Umarbeitung mit der ersten Auflage zu vergleichen, um einen hohen Begriff von dem Bienenfleiße des greisen Literarhistorikers zu bekommen. Einzelne Theile sind kaum mehr wieder zu erkennen, die Neuordnung ist vielfach von Grund aus durchgreifend, und die bibliographischen Nachweise sind so angewachsen, daß das „Goedeke unbekannt" in den Katalogen unserer Antiquare gewiß bald verschwinden oder doch seltener werden dürfte. Die Durchgeistigung des Stoffes, die Gewissenhaftigkeit in Benutzung der Quellen, die Sachlichkeit des Urtheiles, die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit der bibliographischen Nachweise haben noch größere Vollkommenheit erreicht. Es ist in noch höherem Grade Nachschlagebuch ersten Ranges, der treue Eckhardt aller Quellenforscher geworden. Die drei Bände reichen bis zu Lessing's Auftreten, doch ist zu hoffen, daß des Verfassers Manuscript wenigstens auch noch die klassische und romantische Epoche umfasse und daß das im letzten Band befolgte Prinzip, die Dichter nach ihrer engeren Heimath zu ordnen, an dem schon Heinrich Kurz Schiffbruch litt, wieder aufgegeben sei. Wir wünschen dem Denkmal aere perennius, das Karl Goedeke sich selbst gesetzt, baldigen Abschluß.

Faust. Dritter Theil zu Goethe's Faust. Von Carl August Linde. (Leipzig, Wilhelm Opetz). — Der bekannte Declamator, welcher der Verfasser dieser Tragödie ist, hat in ihr bewiesen, daß er mehr von der Art des dichterischen Ausdrucks, die Goethe im „Faust" anwendet, als von dem Goethe'schen Geiste und der Goethe'schen Weltanschauung profitirt und in sich aufgenommen hat. Er schreibt in Versen, die in knittelhafter Leichtigkeit und überreicher Fülle ihm von den Lippen sprudeln und zuweilen in ihrer derben Kernigkeit an den Goethe'schen Ton erinnern, eine neue Erdenwanderung des nunmehr von allen Schlacken des Sinnlichkeit befreiten Faustes, bringt diesen Typus des strebenden Menschen aber innerlich um keinen Schritt über seine ursprüngliche Gestaltung hinaus. Im Gegentheil, er schränkt ihn ein durch die Verkörperung in einen nun ganz fertigen und befriedigten Fürsten, der ohne sein Verschulden durch den von Mephistopheles entflammten Anarchismus zu Grunde geht. Auch Mephistopheles selbst fliegt bei dem Ausbruch der finsteren Elemente, die er entfesselt hatte, mit in Stücke und Faust's Seele wird so abermals für den Himmel gerettet, während alles Irdische in der Zerstörung unterging. Dieser Kern der eigentlichen Handlung kommt lediglich im 5. Acte zur Entwickelung, während in den vorhergehenden vier Acten eine satirische Behandlung der großen inneren Gegensätze unseres Jahrhunderts durch Wiederbelebung von Gestalten aus dem Goethe'schen „Faust" sowie durch manche neue moderne Figuren versucht aber nicht immer glücklich durchgeführt worden ist. Ein Vergleich dieser Tragödie mit dem 3. Theil zum Faust von Th. Vischer ist weder hinsichtlich des Gegenstandes noch hinsichtlich der Ausführung möglich. —e.

Studien über die Einheit der Bildung von Otto Leisner. (Leipzig, Ed. Wartig.) — Es liegt in dieser verdienstvollen Arbeit eines Leipziger Lehrers eine Betrachtung der psychischen Grundlagen des Erziehungsgeschäftes vor, wobei hauptsächlich die Untersuchungen über das Gefühl, über die Ausbildung desselben durch die Erziehung und über das Verhältniß der anderen psychischen Elemente zu ihm einen selbständigen, und auf einer gründlichen Durcharbeitung des bisher vorliegenden wissenschaftlichen Materials beruhenden Werth beanspruchen können. Ein näheres Eingehen auf die praktische Bedeutung jener Untersuchungen kann an dieser Stelle nicht stattfinden. —e.

In Liebesbanden. Nach Bakin's japanischem Roman Kumono Tajema Ama Yo No Tsuki übertragen von Hans Werner. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Diese nach der amerikanischen Uebersetzung Greny's verdeutschte Bearbeitung des merkwürdigen Originalromans von dem „in einer regnerischen Nacht durch einen Wolkenriß scheinenden Mond" lehrt uns, daß sogar ein weiser und heiliger Priester, der doch hunderttausend Wege gegen die Versuchung kennt, zuletzt doch in Liebesbanden fällt. Wen das fremdartige Costüm nicht stört, wird diese eigenartige Schöpfung gewiß mit Vergnügen lesen und, dabei tiefe Blicke in die japanische Volksseele werfen. Die beigegebenen 26 Bilder nach japanischen Originalen sind in ihrer naturalistischen, perspectivelosen Weise geradezu köstlich.

Goethe's Briefwechsel mit Friedrich Rochlitz. Herausgegeben von W. von Biedermann. (Leipzig, von Biedermann.) — Sind auch Goethe's Briefe an den Leipziger Musik- und Kunstkenner und vielseitigen schönwissenschaftlichen Schriftsteller Rochlitz längst aus Otto Jahn's Briefen an Leipziger Freunde bekannt und vielfach verwerthet, so ist doch die eben erschienene Ausgabe eine willkommene Gabe. Fünf Briefe Goethe's erscheinen hier zum erstenmal, mindestens drei sind bis heute nicht aufgefunden. Die von Rochlitz waren bisher unbekannt, und doch sind sie nicht bloß zum Verständnisse der Goethe'schen von Werth, sondern enthalten auch manches Bedeutende, wovon wir nur die Berichte über das Gastspiel der Weimarischen Schauspieler zu Leipzig im Sommer 1807 und die scharfen Ergüsse über das Treiben der religiös-patriotischen Künstler zu Rom im Jahre 1817 hervorheben. In einem Anhange werden zunächst u. a. Briefentwürfe Goethe's, ein Brief von August Goethe an Rochlitz über die Krankheit seines Vaters im Februar 1823, ein auf Rochlitz bezüglicher Zettel Goethe's an den Kanzler Müller und das ungedruckte, auch wohl entbehrliche Lustspiel „So geht's!" von Rochlitz mitgetheilt. Es folgen Stellen aus Briefen von Rochlitz an den Freiherrn v. Truchseß, von denen der erste aus dem Jahre 1814 so enthusiastisch ist, wie die von 1819 und 1822 gar kühl über Goethe's Verdüsterung urtheilen. Sehr wohlthuend stechen dagegen die Briefe an seine Gattin ab, welche voll Freude über die herzliche Aufnahme bei Goethe im Sommer 1829 berichten. Manches Anziehende bieten auch Stellen aus dem Briefwechsel des Kanzlers Müller mit Rochlitz vom Sommer 1824 bis zu Goethe's Tod, in denen des letzteren Aeußerungen über Goethe sonderbar berühren. Beigegeben sind kurze Anmerkungen, die uns freilich zuweilen im Stich lassen, endlich in Biedermann's Weise genaue und gründliche mehrfache „Seitennachweise", d. h. Register. Ein würdigender Ueberblick des mannigfach wechselnden Verhältnisses wäre sehr erwünscht gewesen. Schließlich möchten wir bezweifeln, daß der Abdruck der Briefe mit allen Nachlässigkeiten und Versehen Nachahmung verdiene. Dem Leser liegt nichts daran, mit welchen Schreibfehlern und Ungenauigkeiten die Briefe an den Empfänger gekommen sind; er will nur wissen, was der Briefsteller schreiben wollte oder bei dictirten Briefen geschrieben haben wollte, sofern dies unzweifelhaft ist. Störend wirken solche Versehen immer, wenn auch eine hinten angefügte Anmerkung sie bezeichnet. H. Düntzer.

Digitized by Google

Inserate.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brasilianische Novellen

von

Luise Schenck.

Mit einem Vorwort von Gustav Freitag.

Inhalt: An der Barra. — Senhor Padrinho. — Mis' Ere. — Auf Krücken der Liebe.

Preis geheftet: ℳ 6. — In elegantem Leinband gebunden: ℳ 7. —

Verlag von E. L. Morgenstern in Leipzig.

Dänisch 20 Briefe 10 ℳ	**Unterrichtsbriefe für das Selbststudium fremder Sprachen** nach der Methode **Toussaint-Langenscheidt.** Brief 1 liefern alle Buchhandlungen, sowie die Verlagshandlung franco gegen Einsendung von **50 Pfennigen für jede Sprache. Ausführliche Prospecte gratis.**	Portugiesisch 20 Briefe 10 ℳ
Holländisch 20 Briefe 10 ℳ		Russisch 36 Briefe 16 ℳ
Italienisch 40 Briefe 16 ℳ		Schwedisch 20 Briefe 10 ℳ
Alt-Griech. 36 Briefe 16 ℳ		Spanisch 40 Briefe 16 ℳ
Lateinisch 40 Briefe 16 ℳ		Ungarisch 30 Briefe 12 ℳ

Im Abonnement jeder Brief 50 Pfennige.

Bücher zu herabgesetzten Preisen!

Harald und Theano.

Eine Dichtung in 5 Gesängen v. **Felix Dahn.** Illustrirt v. **Joh. Gehrts.** Mit 9 Vollbildern in Lichtdruck und 29 Textillustrationen. **Statt 30 Mk.** Quartformat. Reichster Original-Prachteinband. **Für 12 Mk.**

Das Epos „Harald und Theano" ist die erste Dichtung des heute hochgefeierten Autors und gleichzeitig eine der schönsten Blüthen seines Talentes. Der bekannte „Germanenmaler" Joh. Gehrts hat das Werk illustrirt und seine Aufgabe vortrefflich gelöst. Die ganze Ausstattung ist eine höchst sorgfältige und vornehm elegante.

Der alte Matrose.

Von **Ferdinand Freiligrath.** Illustrirt von **Gustav Doré.** Folio-Format. Original-Prachtband mit Goldschnitt **ganz neu.** Mit Text und 38 Vollbildern.
Statt Mk. 50,— für nur Mk. 30,—.

Fontane, Th., Der deutsche Krieg von 1866. Mit ca. 300 Illustr. v. L. Burger. 2 Bde. Statt Mk. 20,— für Mk. 12,—. Eleg. geb. Statt Mk. 22,50 für Mk. 14,—.

Kiepert, Neuer Handatlas in 45 Karten. geb. Statt Mk. 50,— für Mk. 20,—.

Valentiner, Prof., Astronomische Bilder. Mit 4 Tafeln und 125 in den Text gedr. Abbildungen. geb. Statt Mk. 6.50 für Mk. 3,—.

Casanova's Memoiren. Complet 17 Bde. Statt Mk. 21,— für Mk. 9,—.

Die Psalmen. Illustr. Pracht-Ausg. mit vielen Chromobildern. Statt Mk. 50,— für Mk. 30,—.

Mozart. Ein Künstlerleben. Dargestellt von Meinardus. Mit 2 Portraits in Stahlstich. Eleg. geb. Statt Mk. 8,— für Mk. 5,—.

Musterschatz der Handarbeiten. Eine Sammlung farbiger Musterbl. f. Kreuzstich, Application u. Phantasie-Arbeiten. In eleganter Mappe. Statt Mk. 15,— für Mk. 10,—.

Dornblüth, Die Schule der Gesundheit. Aerztl. Belehrungen für Familie und Haus. Statt Mk. 7,— für Mk. 5,—.

Dahn, Felix. Gesammelte kleine Schriften. 8 Bde. brosch. Statt Mk. 49,— für Mk. 20,—. In 6 eleg. Halbfrzbdn. für Mk. 30,—.

Bibel, Pracht-Ausg. mit 230 gr. Bildern von G. Doré. Evangel. Ausgabe. 2 Bde. ganz Maroquin-Roth. Neues tadelloses Expl. Statt Mk. 125,— für Mk. 90,—.

Polko, Elise, Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen. 3 Bde. geb.

Guhl, Dr. E. Künstlerbriefe. Zweite umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Bearb. von Dr. Ad. Rosenberg. Lex. 8°. 699 S. Eleg. brosch. Statt 18 Mk. für 8 Mk. In hoch eleg. Leinenband nur 9 Mk.

Emanuel Geibel. Ein Gedenkbuch. Herausgegeben unter Mitwirkung der bedeutendsten Schriftsteller der Neuzeit wie Dahn, P. Heyse, W. Jensen, P. Lindau u. a. von A. Holz. eleg. Lwdbd. mit reicher Goldpressung und Goldschnitt. Statt Nk. 6,— für Mk. 2,50.

Dickens, Das Heimchen am Herde. Pracht-Ausgabe. Illustr. von Beckmann. Eleg. geb. Statt Mk. 12,— für Mk. 7,50.

Ploss, Dr. H., Das kleine Kind vom Tragbett bis zum ersten Schritt. Beobachtungen und Studien. Mit 135 Abbildungen. 1884. Statt Mk. 2,— für Mk. 1,—.

Reichenau, Rud., Aus unseren vier Wänden. Erste Gesammt-Ausgabe. Eleg. geb. Statt Mk. 8.— für Mk. 5,—.
*** Inhalt: Bilder aus dem Kinderleben. Knaben und Mädchen. Auswärts und Daheim. Liebesgeschichten. Am eigenen Herde. Die Alten.

Pecht und Ramberg's Goethe-Gallerie in 50 Stahlstichen mit Text von Fr. Pecht. In rothem, reichvergold. Pracht-Einband mit Goldschn. und Futteral. Statt Mk. 15,— für Mk. 8,—.

Pecht und Ramberg's Schiller-Gallerie in 50 Stahlstichen mit Text von Fr. Pecht. In rothem, veichvergold. Pracht-Einband mit Goldschn. und Futteral. Statt Mk. 15,— für Mk. 8,—.

Sämmtliche hier aufgeführten Werke, in tadellosen neuen Exemplaren sind zu beziehen durch

Gebrüder Fischer, Buchhandlung,

Friedrichstrasse 161 — **Berlin W.** — 161 Friedrichstrasse.

Belletristische Novitäten

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart und Leipzig.

Der Bubenrichter von Mittenwald.

Erzählung aus dem bayrischen Hochgebirge

von

Maximilian Schmidt.

Preis geheftet ℳ 4. 50; fein gebunden ℳ 5. 50.

„Ich!"

Roman

von

Ida Boy-Ed.

Preis geheftet ℳ 4. —; fein gebunden ℳ 5. —

Das Nessusgewand.

Roman

von

Fedor von Zobeltitz.

2 Bände.

Preis geheftet ℳ 9. —; fein gebunden ℳ 10. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Faust. Eine Tragödie.

III. Theil zu Goethe's Faust

von

Carl August Linde.

In 16°. 114 Seiten. Eleg. brochirt.

Preis 1 Mark.

Leipzig bei Wilhelm Opetz.

CACAO-VERO

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
350 800 150 75 Pfennige

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Studien

über die

Einheit der Bildung

von

Otto Leisner,

Lehrer in Leipzig.

gr. 8. 1887. 2 ℳ 40 ₰.

Hierzu eine Beilage von Otto Wigand in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 26. November 1887. Band XXXII.

CORNELL UNIVERSITY DEC 14 1887

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Wahlreform. Von Eduard von Hartmann. — **Literatur und Kunst:** Hans Pöhnl. Von Th. Ebner. — Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Coburg. Von Bruno Gebhardt. — Zola's neuer Roman. (La Terre.) Von Z. — **Feuilleton:** Der Mord. Aus dem Amerikanischen von Frank Siller. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Zur Wahlreform.

Von Eduard von Hartmann.

I. Die Reformbedürftigkeit unseres Wahlgesetzes.

Die meisten modernen Culturstaaten knüpfen das Recht ihrer Bürger zum Wählen an einen bestimmten Census und machen dadurch die unterhalb der betreffenden Steuerstufe Befindlichen politisch rechtlos, obwohl dieselben immer noch ein erhebliches Maß von politischen Pflichten und Leistungen zu erfüllen haben. Die Ungerechtigkeit solcher Zustände und die Erbitterung, welche durch dieselbe in den ausgeschlossenen Volksschichten genährt wird, hat sich neuerdings nirgends deutlicher gezeigt als in Belgien. Die Gerechtigkeit fordert, daß jeder Bürger, der das Vaterland zu vertheidigen hat und, wenn auch nur indirecte, Steuern zahlt, in irgend welchem Maße auch an der Lenkung der Geschicke seines Landes Antheil nehmen dürfe. Daraus entspringt überall das Streben nach allmählicher Herabsetzung und schließlicher Beseitigung des Census, dessen Durchführung nur eine Frage der Zeit scheint. Nun scheint es aber auf der anderen Seite ebenso ungerecht, daß höchst ungleichen staatlichen Leistungen gleiche politische Rechte gegenüberstehen sollen; vielmehr sollte man billigerweise eine proportionale Abstufung von Rechten und Pflichten erwarten.

Diesen Grundgedanken sucht die preußische Verfassung in ihren Artikeln 70—72 und die Wahlverordnung vom 30. Mai 1849 zu verwirklichen. Jeder Preuße, auch wenn er keine directen Steuern zahlt, soll Wähler sein, wofern er nur sechs Monate in derselben Gemeinde seinen Wohnsitz oder Aufenthalt gehabt hat; aber er wird der dritten Klasse zugewiesen. Jede der drei Wählerklassen im Wahlbezirk vertritt ein Drittel der directen Steuern und wählt gleichviel Wahlmänner. Die Ausführung des richtigen Grundgedankens ist hier verdorben, indem ausschließlich die finanzielle Leistung berücksichtigt wird, und diese nicht einmal gleichmäßig für den ganzen Staat, sondern nach der zufälligen Gesammtleistung der Wahlbezirke. Dieselbe Steuerleistung, welche einen Wähler in einem armen Wahlbezirk in die erste oder zweite Klasse verweist, kann ihn bei der Uebersiedelung in einen reichen Wahlbezirk in die zweite oder dritte Klasse verweisen. Der Wahlkörper der ersten Klasse enthält namentlich in ärmeren Bezirken viel zu wenig Wähler, und es liegt eine plutokratische Bevorzugung darin, daß diese kleine Zahl Dank ihrer Begüterung dasselbe Maß politischer Rechte ausübt wie der ganze Troß der Wähler dritter Wahlklasse zusammengenommen. Auch die indirecte Wahl durch Wahlmänner entsprach nicht den gehegten Erwartungen.

Die üblen Erfahrungen, die man am preußischen Wahlgesetz gemacht hatte, wurden zum Anlaß, für den Norddeutschen Bund und das Deutsche Reich, die öffentliche indirecte Wahl durch eine geheime directe, und die ungleiche dreiklassige Wahl durch eine gleiche Wahlberechtigung aller Wähler zu ersetzen, während man die Allgemeinheit der Wahlberechtigung beibehielt. Dieser Entschluß war offenbar eine Verlegenheitsausflucht. Die bereits in der preußischen Verfassung angenommene Allgemeinheit der Wahlberechtigung konnte und durfte natürlich ohne eine das Volksgewissen verletzende Ungerechtigkeit nicht wieder preisgegeben werden; aber der Grundsatz der Proportionalität von politischen Rechten und Pflichten konnte ebensowenig ohne Ungerechtigkeit preisgegeben werden. Der Unterschied war nur der, daß die erstere Ungerechtigkeit ihre Spitze gegen die unteren Volksschichten gerichtet hätte, während die letztere sie gegen die mittleren und oberen Schichten kehrte. Die erstere Ungerechtigkeit wäre als ein Rückschritt auf der Bahn demokratischer Reformen empfunden und allgemein als eine reactionäre Maßregel verurtheilt worden, während die letztere Ungerechtigkeit vom demokratischen Zeitgeist bejubelt wurde und der in ihren Rechten geschmälerten Aristokratie die Hoffnung beließ, den ihr staatsrechtlich geraubten Einfluß mißbräuchlich dennoch zu behaupten.

Die Regierung trug sich offenbar mit derselben Hoffnung, daß der vereinigte Einfluß der Gutsbesitzer, der Geistlichen und der Verwaltungsorgane auf dem Lande und die Macht des Capitals in den Städten hinreichen werde, eine genügende Clientel von mittellosen Wählern festzuhalten, und zog einen solchen Zustand mit demokratischer Verkleidung dem als plutokratisch verhaßten und in jeder Hinsicht unzweckmäßig gestalteten Dreiklassenwahlsystem vor. Es war „der Tropfen demokratischen Oeles", mit dem das neue Deutsche Reich gesalbt werden sollte, und die Hoffnung lag damals wohl nicht fern, durch dieses Zugeständniß an die Hauptforderung der Socialdemokratie einen neuen Bundesgenossen gegen den fortschrittlichen Liberalismus zu gewinnen. Zu ruhigem Nachdenken und zu längeren Versuchen über eine Organisation der Wahlen, welche dem Grundsatz der Proportionalität von Rechten und Pflichten Rechnung getragen hätte, fehlte es in jener stürmischen Zeit an Ruhe und Muße. Heute dürfte es nicht zu früh sein zu einem kritischen Blick auf unser deutsches Wahlgesetz. Je länger dasselbe unangetastet besteht, desto mehr gewinnt es den Nimbus des Althergebrachten, und desto schwerer wird es, an demselben zu rütteln.

Digitized by Google

Die Hoffnung auf ein Heranziehen der Arbeiterpartei zur positiven staatlichen Mitarbeit hat sich nicht erfüllt; vielmehr hat der staatsfeindliche, vaterlandslos-internationale Charakter der Socialdemokratie sich seit Einführung des gleichen Wahlrechts erst recht entwickelt und die auf Grund dieses Wahlrechts in den Reichstag gesandten Arbeitervertreter haben sich als eine unversöhnliche Oppositionspartei constituirt, welche mit Hülfe des Wahlrechts die erfolgreichste Propaganda trotz des nachher erlassenen Socialistengesetzes treibt. Deutschland ist ferner seitdem um eine eroberte Provinz gewachsen, welche ebenfalls lauter unversöhnliche Reichsfeinde in den Reichstag schickt. Durch den Conflict mit der katholischen Kirche ist der ganze Einfluß der katholischen Geistlichkeit nicht nur der Regierung entzogen, sondern der Opposition zugeführt worden, und das Centrum ist, wenn auch kein unversöhnlicher Gegner des Reiches als solchen, so doch ein unversöhnlicher Gegner seines paritätischen Charakters, der nur durch die völlige Auslieferung des Staates an die Alleinherrschaft der katholischen Kirche versöhnt werden könnte. Die Macht des bürgerlichen Capitals und der städtischen Bildung kommt trotz aller Erfolge der Regierung noch immer zum großen Theil der doctrinären liberalen Opposition zu Gute. Ungeachtet alles dessen hat der Einfluß des übrigen Theiles des Capitals, der evangelischen Geistlichkeit, der Verwaltungsbehörden und des Großgrundbesitzes bis jetzt ausgereicht, um Katastrophen des Staatslebens zu verhindern. Aber sie haben doch nur knapp und unter begünstigenden Umständen dazu ausgereicht, wie es der Besitz von Staatsmännern ersten Ranges mit anerkannter Autorität und die rechtzeitige Kriegsgefahr von Seiten des Feindes ist. Die letzten Reichstagswahlen haben doch nur darum eine Katastrophe verhindert, weil das wählende Volk vor den drohenden Ausbruch eines Krieges auf Leben und Tod gestellt war. Sie würden selbst in dieser Lage nicht dazu ausgereicht haben, wenn die Oppositionsparteien dem Wahlkartell der Regierungsparteien ein ebenso fest gefügtes Gegenkartell entgegengestellt hätten; vielmehr würde dann die den Oppositionsparteien verbliebene Mehrheit der Urstimmen auch nach Abrechnung der bloßen Zählcandidaturen zu einem Reichstag von unbestimmter, schwankender Mehrheit geführt haben.

Die Gefahren des gleichen Wahlrechts werden bis jetzt hauptsächlich darum noch nicht erkannt, oder doch nicht nach Gebühr gewürdigt, weil dasselbe auf das Reich beschränkt ist, aber in den Einzelstaaten, Provinzen, Kreisen und Gemeinden noch ein anderes Wahlrecht gilt, das mäßigend und mildernd auf die Reichswahlen einwirkt. Nun ist es aber eine bloße Frage der Zeit, daß das für das Reich gültige Wahlrecht auch in die einzelnen Bundesstaaten seinen Einzug hält; was für das Reich das beste ist, muß vernünftigerweise auch für Preußen, Bayern u. s. w. besser als das Bestehende sein. Ist aber einmal das Wahlrecht der Einzelstaaten demokratisirt, dann muß nothwendig die Agitation weiter gehen und kann nur bei der Demokratisirung aller politischen und socialen Verbände münden. Wenn erst alle Industriestädte socialdemokratische Stadtverordnetenversammlungen und Magistrate haben werden, dann werden auch die Reichstagswahlen in diesen Städten der Socialdemokratie nicht mehr bestritten werden können. Wenn das Reich dem demokratischen Princip ausgeliefert bleibt, so ist keine Macht der Welt im Stande, die Demokratisirung aller anderen Verbände auf die Dauer hinzuhalten. Wer die völlige Demokratisirung des politischen Lebens abwehren will, der muß mit der Correctur des Reichswahlgesetzes den Anfang machen.

Unter dem demokratischen Princip verstehe ich hier den Grundsatz, daß die Masse als solche herrschen und entscheiden muß, weil sie die Masse ist, daß die Stimmen nicht gewogen, sondern nur gezählt werden dürfen, daß die Rechte Aller gleich sein sollen, weil Aller Pflichten und Aller Leistungen gleich sein sollen, und daß eine etwa bestehende Ungleichheit der Leistungen ein Unrecht der Mehrleistenden gegen die Minderleistenden ist, welches eine Sühne erheischt und die gelindeste Sühne in der Versagung eines Mehr an Rechten findet. Wer der Ansicht ist, daß dieses demokratische Princip, wo es zur Herrschaft gelangt, mit Nothwendigkeit alle Cultur vernichten und zur allgemeinen und gleichen Bestialität führen muß, der wird demselben nach Kräften entgegenzuwirken sich gedrängt fühlen. Wer da weiß, daß die Höhe jeder Organisation proportional der Differenzirung der Glieder und der Ungleichheit ihrer Leistungen ist, der wird auch daran festhalten müssen, daß die Gerechtigkeit eine Proportionalität von politischen Rechten und Leistungen fordert, und daß die Stimmen nicht bloß gezählt, sondern auch gewogen werden müssen. Das gleiche Wahlrecht sanctionirt staatsrechtlich den Sieg der Unbildung über die Bildung, der Unerfahrenheit, Unwissenheit, Gedankenlosigkeit und Rohheit über die Erfahrung, Weisheit, Besonnenheit und Erudition, der Dummheit über die Klugheit, der Leidenschaften über die verständige Erwägung, der kurzsichtigsten Interessen über weitschauende Umsicht, des stumpfsinnigen Leichtsinns über die feinfühlige Vorsicht und Gewissenhaftigkeit. Das gleiche Wahlrecht ist deshalb unter allen praktisch möglichen theoretisch das unvernünftigste, und stellt die Fortexistenz des Staates, in dem es zur Herrschaft gelangt ist, auf die Hoffnung, daß die Fortdauer der historischen Mächte der Ungleichheit und ihr unvermerkter oder offener Einfluß auf die Massen den staatsrechtlichen Buchstaben sammt dem in ihm verkörperten Princip zu Schanden machen werde.

Diese Hoffnung ist in der That bis zu einem gewissen Grade begründet; alle decretirte Gleichheit wird zum Spott gegenüber der geschichtlich gewordenen thatsächlichen Ungleichheit und ihrer Macht. Aber gerade die Gewährung der höchsten Rechte wird für die Massen zu einer politischen Schule, in der sie lernen, sich dem Einfluß dieser historischen Mächte mehr und mehr zu entziehen. Was an deren Stelle tritt, ist der Radicalismus einer wüsten Demagogie ohne klare Ziele und ohne persönliches Verantwortlichkeitsgefühl. Diesem gegenüber müssen die historischen Potenzen ihre Bemühungen verdoppeln, sich eines entsprechenden Einflusses auf die Wählermassen zu versichern; dieses Bestreben ist aber aussichtslos für die Vertreter einer maßvollen, nüchternen, ruhigen und besonnenen Politik der Zweckmäßigkeit, und aussichtsvoll nur für diejenigen Mächte, welche an den Aberglauben, die Einfalt, den Neid, die Mißgunst, den Fanatismus und an die schlechtesten Leidenschaften der Volksseele appelliren. So ist die nothwendige Folge des allgemeinen Wahlrechts, daß, je länger je mehr der Radicalismus und die Reaction sich des Stimmviehs bemächtigen, und die besonnenen und gemäßigten Mittelparteien zwischen diesen Extremen wie zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben werden.

Wir haben kaum 20 Jahre das gleiche Wahlrecht und sehen diese Folge schon in erschreckendem Maße hervortreten. Die Regierung, welche sich auf die radicalen Parteien nicht stützen darf, und auf die Mittelparteien nicht mehr stützen kann, wird dadurch mit Nothwendigkeit und wider Willen den reactionären Mächten in die Arme getrieben und muß Anlehnung suchen bei der katholischen und evangelischen Kirche und dem Großgrundbesitz, deren Hülfe sie theils mit Preisgebung staatlicher Rechte, theils durch Bewilligung agrarischer Begehrlichkeit theuer genug bezahlen muß. Was wir heute sehen, sind aber erst schwache Anfänge von dem, was bei Fortdauer des gleichen Wahlrechts sich nothwendig entwickeln muß, sobald einmal weniger starke Hände das Ruder der Regierung lenken. Alles Herumcuriren mit symptomatischen Palliativmitteln kann die Sache nur schlimmer machen, indem es das gleiche Wahlrecht älter werden und immer mehr einwurzeln läßt. Es gibt nur eine Rettung, die Radicalcur; man muß das Uebel an der Wurzel angreifen, d. h. am gleichen Wahlrecht.

Dieser Weg wäre wohl schon längst eingeschlagen worden, wenn sich nur eine praktisch brauchbare Art und Weise dargeboten hätte, um die Allgemeinheit der Wahlberechtigung mit der Proportionalität von Rechten und Leistungen zu verbinden, ohne darum die directe und geheime Wahl preiszugeben, oder gar in das unpraktische Klassenwahlsystem zurückzufallen. Die einzigen Vorschläge, welche meines Wissens in dieser Hinsicht gemacht sind, beziehen sich auf die Eintheilung der Wahlkörper nicht nach geographischer Lage, sondern nach Berufen,

Digitized by Google

in ähnlicher Weise, wie es sich in den Unfall-Berufsgenossenschaften vollzieht. Solche aus wirthschaftlichen Interessenkreisen hervorgehende Vertreter können trefflich dazu dienen, einen Volkswirthschafsrath mit ausgedehnten Befugnissen neben dem Reichstag und neben einer kirchlichen Synode zusammenzusetzen, aber sie sind nicht zur Constituirung eines politischen Parlaments geeignet. Die wirthschaftlichen Sonderinteressen, welche schon jetzt in unseren politischen Parlamenten einen viel zu breiten Raum einnehmen, würden dann geradezu die Herrschaft an sich reißen, und jeder so gewählte Abgeordnete würde sich nicht sowohl als Vertreter der politischen Interessen des ganzen Reiches, als vielmehr als Vertreter der wirthschaftlichen Interessengruppe betrachten, aus der er hervorgegangen ist. Es muß also die geographische Abgrenzung der Wahlbezirke ebenso wie die directe und geheime Abstimmung beibehalten werden.

II. Das allgemeine, directe, geheime, ungleiche Wahlrecht.

Das Wahlrecht im Deutschen Reiche heißt allgemein, ohne es zu sein. Ich meine damit nicht die Ausnahmen, welche durch rechtliche oder wirthschaftliche Unmündigkeit (Unterstützungsbedürftigkeit oder Vergantung) oder durch Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte bedingt sind. Solche Ausnahmen muß jedes Wahlgesetz festhalten, und es wäre nur zu wünschen, daß der Kreis dieser Ausnahmen noch erweitert würde auf alle diejenigen Bürger, die entweder nicht deutsch sprechen oder, wenn auch deutsch sprechen, doch nicht deutsch lesen und schreiben können. Von einem Bürger, der nicht deutsch kann, ist nicht zu erwarten, daß er einen deutschen Reichspatriotismus besitzen werde; ein solcher darf nur als Schutzbürger, nicht als Vollbürger behandelt werden, und es darf ihm nicht das Recht der Mitwirkung an der Leitung der Geschicke eines nationalen Staatswesens anvertraut werden, das er nicht als sein Vaterland anerkennt und liebt. Ein Analphabet aber besitzt nicht jenes unverläßliche Minimum von Bildung, das man in einem Lande der allgemeinen Schulpflicht von jedem Bürger zu erwarten berechtigt ist, und das man als Bedingung dafür aufstellen muß, daß eine Mitwirkung an der Staatslenkung eingeräumt wird. Die Prüfungen der Gestellungspflichtigen durch die Kreisersatzcommissionen bieten den geeignetsten Anhalt zur Feststellung dieser Qualification.

Die Erweiterung dieser Ausnahmen der Wahlberechtigung würde einerseits sehr segensreich wirken und andererseits würde die Zahl der Wahlberechtigten durch dieselbe nicht vermindert werden, falls nur die unberechtigten Ausnahmen unseres Wahlgesetzes beseitigt würden. Das preußische Wahlgesetz ließ die Altersgrenze der Wahlberechtigung mit dem damaligen Mündigkeitsalter in den alten preußischen Provinzen, d. h. mit dem 24. Lebensjahr zusammenfallen. Im Norddeutschen Bunde wurde die Altersgrenze der Wahlfähigkeit um ein Jahr hinausgeschoben, später aber das Alter der Mündigkeit in ganz Preußen auf das 21. Lebensjahr heruntergesetzt. Daraus hat sich ergeben, daß ein Bürger vier Jahre lang rechtsmündig herumlaufen muß, ohne wahlmündig zu sein. Die socialdemokratische Agitation hat es sich natürlich nicht nehmen lassen, diese Durchlöcherung des allgemeinen Wahlrechts für ihre Zwecke gehässig auszubeuten, indem sie darauf hinwies, daß die mittlere Lebensdauer der ärmeren Stände erheblich geringer sei als die der wohlhabenderen, und daß deshalb in der Hinausschiebung des wahlfähigen Alters eine Benachtheiligung der ersteren zu Gunsten der letzteren liege. Wenngleich die niederen Klassen es in der Hand hätten, durch völlige Enthaltung von spirituösen Getränken ihre wahrscheinliche Lebensdauer um ein bis zwei Jahrzehnte zu verlängern, so kann man doch nicht leugnen, daß diese Verschiedenheit zwischen dem Alter der Mündigkeit und der Wahlberechtigung das Princip der Allgemeinheit des Wahlrechts in einer durch nichts gerechtfertigten Weise verletzt. Es ist ohne Zweifel richtig, daß in den gebildeten Ständen ein junger Mann von 25 Jahren wesentlich reifer urtheilen wird als ein solcher von 21 Jahren; aber in den ungebildeten Volksklassen, welche die Masse des Volkes ausmachen, wird der 25jährige auch nicht viel reifer geworden sein, als er schon mit 21 Jahren war, vielmehr gehören da mindestens zehn bis fünfzehn Jahre dazu, um durch bloße Lebenserfahrung die politische und allgemeine Weltanschauung merklich reifer zu machen.

Ob die Grenze von 21 Jahren für die Rechtsmündigkeit nicht etwas früh gezogen ist, steht hier nicht zur Erörterung; nachdem dieselbe einmal angenommen worden ist, scheint es unbillig, dem Rechtsmündigen die Wahlberechtigung zu verweigern. Daß der Jüngling, der gereifte Mann und der erfahrungsreiche Greis mit gleichem Maße gemessen werden und dasselbe Gewicht in die Waagschale zu werfen haben, erscheint freilich noch unbilliger; diese Unbilligkeit aber läßt sich nicht durch Hinaufrückung des wahlfähigen Alters beseitigen. In allen Zeiten eines gesunden Volkslebens hat man die Jugend angehalten, vor dem Urtheil der Alten Ehrfurcht zu hegen und hat einem „Greisenrath" (Gerusia, Senatus) hohe staatliche Befugnisse eingeräumt. Es blieb der Periode eines überstürzten Drängens und Hastens nach Fortschritten vorbehalten, das Heil des Staates in den radicalen Utopien einer unerfahrenen und unzufriedenen Jugend zu suchen. Nun hat aber das Alter nicht nur eine reichere Erfahrung, einen weiteren Gesichtskreis und ein reiferes Urtheil als die Jugend, sondern es hat auch im Laufe seines Lebens thatsächlich dem Staate mehr geleistet. Es hat eine größere Summe von Pflichten gegen den Staat erfüllt und ist in der Lage, durch ein besseres politisches Urtheil dem Staate eine größere intellectuelle Leistung bei der Wahlhandlung darzubringen; aus beiden Gründen darf es fordern, daß seine Stimme größeres Gewicht erhält als die der Jugend. Gewährt man der Jugend von 21—35 Jahren je eine Stimme, so kann das reife Mannesalter von 35—55 deren zwei, und das höhere Alter deren drei beanspruchen. Auf diese Weise würden beide oben gerügte Unbilligkeiten zugleich vermieden und der vermehrte Einfluß des Jünglingsalters durch einen noch stärker vermehrten Einfluß der reiferen Jahre aufgewogen.

Aber selbst das Zusammenfallen der Rechtsmündigkeit und Wahlmündigkeit würde das Wahlrecht noch immer nicht zu einem schlechthin allgemeinen machen, da die mündigen Personen weiblichen Geschlechts und die Unmündigen beiderlei Geschlechts noch immer ausgeschlossen blieben. Die Agitation zur Erweiterung der Frauenrechte pocht schon lange gegen die erstere der beiden Schranken, und sie hat in der That insoweit Recht, daß sie sich über das Nichtvertretensein der Frauen in der Staatslenkung durch die Wahlen beklagt. Unrecht hat sie nur darin daß sie die Ausübung des Wahlrechts für die Frauen fordert und diese damit aus dem Frieden der Familie in die Oeffentlichkeit des politischen Parteienkampfes hinauszerren will. Andererseits verbietet das deutsche Wahlgesetz mit Recht jede stellvertretende Wahlausübung, um die Bevollmächtigungsurkunden nicht zu Gegenständen der meistbietenden Versteigerung durch die Parteien werden zu lassen. Dieses Motiv ist aber nur stichhaltig, wo es sich um Stellvertretung durch eine willkürlich erwählte und durch Willenserklärung bevollmächtigte dritte Person handelt, nicht wenn die Stellvertretung durch die natürlichen Vormünder und Rechtsbeistände, durch Väter oder Gatten in Betracht kommt.

Man klagt so viel über die individualistische Atomisirung der modernen Gesellschaft und über den Verfall der Familiensolidarität; aber man läßt die nächstliegenden Gelegenheiten zur Geltendmachung der Familiensolidarität im Staatsleben unbenutzt. Die Vertretung der Familie nach Außen ist Sache des männlichen Familienhauptes, das allein für diese Vertretung die Verantwortung trägt; seine Handlungen sind gültig und bindend wie diejenigen eines Ministers des Aeußeren im Verkehr mit anderen Staaten, gleichviel ob das Parlament von diesen Handlungen Kenntniß erhält oder nicht, beziehungsweise ob es dieselben billigt oder nicht. Auf Grund der Familiensolidarität geht die Vermuthung dahin, daß ein Sinn und ein Geist in der Familie herrscht, und daß das Familienhaupt für dessen Herstellung und Aufrechterhaltung sorgt;

Digitized by Google

wenn diese Vermuthung in besonderen Fällen nicht zutrifft, so ist das um so schlimmer für die Familie, kann aber von Staatswegen nicht berücksichtigt werden.

Hiernach hätte jeder Bürger nicht bloß für sich seine Wahlstimme abzugeben, sondern auch für seine Frau und für jedes seiner lebenden Kinder, mit Ausnahme derer, welche ihr Wahlrecht entweder selbst ausüben (mündige Söhne) oder es durch einen Anderen ausüben lassen (verheirathete und nicht verwittwete Töchter). Nur so würde das Wahlrecht wirklich allgemein, d. h. es würde für jeden Kopf eine Stimme abgegeben. Diejenigen Wahlberechtigten, deren Wahlrecht von Anderen ausgeübt wird (Weiber und Unmündige), sind natürlich von jedem Qualificationsnachweis befreit; ein solcher ist nur von demjenigen zu erbringen, der ihr Wahlrecht neben dem seinigen ausübt. Fällt der letztere, d. h. der betreffende Vater oder Gatte unter die oben festgesetzten Ausnahmen, so ruht die Ausübung des Wahlrechts für seine Familienglieder ebenso, als wenn er gestorben ist. Ein künstlicher Ersatz für die fehlende natürliche Stellvertretung ist nicht zulässig, weil dadurch sofort dem Wahlschacher Thür und Thor geöffnet würde.

Dieselbe Forderung, welche hier so eben aus dem Princip der Allgemeinheit des Wahlrechts abgeleitet wurde, folgt aber auch aus dem Princip der Proportionalität von Leistungen und Rechten. Ein Familienvater zahlt nicht nur dem Staat mehr indirecte Steuern als ein familienloser Bürger, sondern er erfüllt auch eine staatsbürgerliche Pflicht, welche dieser versäumt; er entlastet nämlich den Staat und die Gemeinde von dem Proletariat unverehelichter Weiber um einen Kopf und erzieht Kinder, welche er dem Staate bei Antritt ihrer wirthschaftlichen Selbständigkeit als productives Capital, d. h. als steuerfähige Bürger zum Geschenk macht, und durch welche er die Wehrfähigkeit, Macht und Größe des Vaterlandes mehren hilft. Seine Leistung ist proportional der Zahl seiner Familienmitglieder, vorausgesetzt, daß er die Lasten ihres Unterhalts und ihrer Erziehung selbständig trägt und keine Unterstützung für dieselben beansprucht. Es entspricht deshalb der Gerechtigkeit, daß seine politischen Rechte auch diesen Leistungen proportional sind, d. h. daß er soviel Stimmen bei der Wahl abgeben darf, als seine Familie lebende Köpfe zählt. Wer die erste Begründung dieses Resultats aus der Allgemeinheit der Wahl nicht gelten lassen will, wird sich doch dieser zweiten Begründung nicht verschließen können.

Gehen wir in der Betrachtung der Verschiedenheit der Leistungen weiter, so zeigt sich zunächst die persönliche Theilnahme an der Vaterlandsvertheidigung, sowohl der friedlichen Vorbereitung, als der kriegerischen Ausübung derselben, welche bisher noch in keinem Wahlgesetz zum Ausdruck gelangt ist. Wer persönlich seiner Militärpflicht genügt hat, der hat damit thatsächlich ganz andere Opfer auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt, als der dazu untauglich Befundene, und dieser Unterschied würde selbst dann bestehen bleiben, wenn für die letztere Klasse eine Wehrsteuer zur Einführung gelangte. Denn bloße Geldopfer können niemals ein volles Aequivalent für mehrjährige persönliche Leistungen gewähren, und noch weniger können sie die Einführung in den militärischen Organismus und die Durchtränkung mit seinem Geiste ersetzen. Der „Gediente" sieht den Staat, das Vaterland, die auswärtige Politik und die Wechselwirkung zwischen Fragen der äußeren und inneren Politik mit ganz anderen Augen an, als der nicht Gediente; er hat vor diesem eine Schule der Zucht und der Einordnung in ein größeres Ganze, einen Lehrgang politischer Erziehung voraus, der auf keinem anderen Wege zu ersetzen ist. Deshalb darf man ihm auch mehr staatsbildende und staatserhaltende Kraft und mehr politisches Verständniß und Opferwilligkeit für das Wohl des Vaterlandes zutrauen, als dem nicht Gedienten, also erwarten, daß er durch sein bei der Wahl bethätigtes politisches Urtheil für das Staatswohl mehr leistet. Aus beiden Gründen, weil er mehr geleistet hat, und weil man ihm eine bessere politische Urtheilsleistung zutrauen darf, ist es billig, daß er eine Stimme mehr abzugeben hat, als der nicht Gediente. Die Feuerprobe liegt freilich erst in der Einsetzung von Leben und Gesundheit bei der activen Vaterlandsvertheidigung; in dieser Feuerprobe schmelzen, wenn irgendwo, die Schlacken vaterlandsloser Gesinnung und gemeiner kleinlicher Selbstsucht. Für jeden mitgemachten Krieg sollte deshalb der Wähler eine weitere Stimme mehr abgeben dürfen. Da wir seit 1816 nur drei Kriege gehabt haben, so werden auf diesem Wege einem Wähler höchstens vier Stimmen zuwachsen können.

Die höchste Wichtigkeit messe ich in Betreff der politischen Leistungsfähigkeit dem Unterschiede der Bildung bei. Wer sich der allgemeinen Schulpflicht entzogen, oder die Volksschule fruchtlos besucht hat, der läßt es damit an dem Minimum der vom Staate geforderten intellectuellen Leistungen fehlen, und sollte deshalb, wie schon oben bemerkt, überhaupt vom Wahlrecht ausgeschlossen sein. Wer sich dagegen die Qualification zum einjährig freiwilligen Dienst erworben hat, der scheint mindestens doppelt so befähigt, an der Leitung der Geschicke des Vaterlandes theilzunehmen, als der bloß in der Volksschule Unterrichtete, und sollte deshalb auch zwei Stimmen statt einer führen. Die bessere Schulbildung steigert nicht nur die Urtheilsfähigkeit des Verstandes, sondern gewährt auch eine bessere Gemüths- und Charakterbildung und erfüllt die Seele mit Idealen und Pflichtbegriffen, welche dem Volksschüler wenigstens nicht durch die Schule zugeführt werden. In erhöhtem Maße gilt dies von den drei letzten Schuljahren des Gymnasiums oder Realgymnasiums, wo die Lehrer an einem höheren Lehrstoff vor reiferen Jünglingen auch höhere Ideale entwickeln können. Das Zeugniß der Reife einer solchen Anstalt sollte deshalb zu der Urstimme des Wählers nicht bloß eine, sondern zwei Stimmen hinzufügen. Eine vierte Stimme müßte erworben werden durch das mindestens dreijährige Studium auf einer Hochschule und das Bestehen einer darauf folgenden akademischen oder Staatsprüfung. Nichts erscheint mir an dem bestehenden Wahlgesetz so unbillig und aller Vernunft Hohn sprechend, als daß alle Bildungsgrade gleiches Wahlrecht haben und die Stimme des Höchstgebildeten nicht mehr wiegt, als die des völlig Ungebildeten. Ob man mit 14 Jahren die einklassige Volksschule verlassen oder bis zur Mündigkeit und noch länger einem intensiven Studium obgelegen hat, um sich für einen höheren Beruf tüchtig zu machen, das ist doch wahrlich ein Unterschied der Leistungen von größter Tragweite, und wenn auch dieses Studium zunächst im privaten Interesse getrieben worden ist, so kommt es doch ebenso sehr dem Volksganzen und dem Staate zu Gute.

Wir kommen endlich zu den Steuerleistungen, deren Unterschiede neben den anderen nicht vernachlässigt werden dürfen. Der Gedanke, drei Klassen nach Maßgabe der Steuerleistung zu bilden, scheint nicht so übel, nur müssen diese Klassen nach gleichmäßigem Census durch das ganze Reich festgestellt werden. Ich würde die drei Klassen bestimmen als Unbemittelte, Mittelstand und Wohlhabende, und würde die Klasse der Unbemittelten bis zu 1500 Mk. Einkommen rechnen, die der Wohlhabenden von 5000 oder 6000 Mk. Einkommen an. Die Unbemittelten würden auf Grund ihrer directen Steuerleistung keine, der Mittelstand eine, und die Wohlhabenden zwei Stimmen dazu bekommen. Abgesehen von dem auf höhere Leistungen gegründeten Anspruch, haben die Wohlhabenden auch dadurch das Recht, ihre Stimme mehr beachtet zu sehen, weil sie ein viel größeres Interesse an der Erhaltung und dem Gedeihen des Vaterlandes haben, das ihren Wohlstand bedingt und zu schützen berufen ist.

Beide Gesichtspunkte lassen es auch billig erscheinen, daß neben der Klassen- und Einkommensteuer auch die Gewerbe- und Grundsteuer ihre Berücksichtigung finden, allerdings erst von einer gewissen Höhe an. Bei der Grundsteuer, welcher die Gebäudesteuer gleichzustellen ist, hat man die Grenze da zu suchen, wo der Grundstücksertrag eine Familie gut zu ernähren im Stande ist, also bei jener Besitzgröße, unterhalb deren die Zersplitterung des unbeweglichen Eigenthumes gesetzlich unzulässig sein sollte. Der Bauer und der Rittergutsbesitzer haben als Grundbesitzer das gleiche Interesse an der Erhaltung und dem Gedeihen des Staates; insoweit sie aber verschiedene Steuerleistungen erfüllen, ist diesem Unterschiede

Digitized by Google

schon in der verschiedenen Stimmberechtigung der verschiedenen Klassen- und Einkommensteuerstufen Rechnung getragen. Der Gewerbebetrieb ist nur da geeignet, ein festeres politisches Bewußtsein zu verleihen, wo er ein stehender und dauernder von größerem Umsatz ist; die niederen Stufen der Gewerbesteuer können das Interesse am Staat schwerlich über denjenigen Grad hinaus steigern, mit welchem auch die Angestellten gewerblicher Unternehmer am Staatswohl interessirt sind. — Zu einer Unterscheidung zwischen reichen und wohlhabenden Wählern scheint kein Bedürfniß vorzuliegen. Der Reichthum, der weder auf Gewerbebetrieb, noch auf Grundbesitz gestützt ist, dürfte mit drei Stimmen gegen die eine des Unbemittelten hinreichend bedacht sein; in der Regel aber wird Reichthum mit Gewerbebetrieb oder Grundbesitz, oder, mit beiden Hand in Hand gehen und dadurch auf 4—5 Stimmen steigen. Hierdurch scheint die Proportionalität der politischen Rechte mit den Steuerleistungen ausreichend gewahrt.

Dagegen ist jedem plutokratischen Charakter bei solchem Wahlgesetz dadurch vorgebeugt, daß erstens die Stimmvermehrung auch des Reichsten in viel engere Grenzen eingeschränkt bleibt, als beim preußischen Wahlgesetz, und daß zweitens dem Stimmenzuwachs durch Reichthum auch bei dem Unbemittelten der Stimmenzuwachs durch Alter, Familie, Militärleistungen und Bildung gegenübersteht. Wenn der maximale Stimmenzuwachs durch Reichthum die Ziffer 4 hat, so hat derjenige durch militärische Leistungen ebenfalls die Ziffer 4, derjenige durch Bildung die Ziffer 3, derjenige durch Alter die Ziffer 2 und derjenige durch Familie kann die Summe aller vorhergehenden überragen. Auch der Unbemittelte bleibt nur dann auf seine eine Urstimme beschränkt, wenn er zugleich ein ungebildeter Junggesell unter 35 Jahren ist und nicht gedient hat. Es erhellt daraus zur Genüge, daß diese Vorschläge nicht von dem Bestreben nach ungerechter Begünstigung der höheren Stände eingegeben sind, sondern von dem Wunsche, ein thunlichst gerechtes Wahlgesetz zu erzielen. Gerade weil die Gerechtigkeit dieser Vorschläge auf der Hand liegt, dürfte die Zweckmäßigkeit derselben weniger angefochten werden, als bei solchen, die sich bloß auf ihre Zweckmäßigkeit stützen würden. Die Zweckmäßigkeit dieser Vorschläge dürfte aber darum nicht geringer sein, weil sie die Gerechtigkeit und Billigkeit für sich haben, und die segensreichen Folgen einer solchen Wahlreform würden sich bald genug herausstellen.

Es bleibt die Frage übrig, wie die technische Ausführung dieser Stimmvervielfältigung zu denken sei. Die Lösung scheint mir so einfach, wie die des Columbus mit seinem Ei: der Wähler übergibt dem Wahlvorsteher so viel Stimmzettel, als die Wahlliste ihm Stimmen gestattet. Die Abzählung von 2—12 Wahlzetteln statt eines fällt gegen die Erfüllung der übrigen Formalitäten bei der Wahlverhandlung um so weniger in's Gewicht, als eine größere Stimmenanhäufung doch nur bei einer kleinen Minderzahl der Wähler vorkommen wird; weit größer scheint die Erschwerung bei der Herstellung der Wahllisten. Indessen hat unser Volk sich allmählich an Ausfüllung der verschiedensten Rubriken auf den Gemeindewahllisten, Steuerlisten und Volkszählungsformularen gewöhnt, so daß dieses Bedenken nicht mehr allzuschwer wiegen dürfte. Nimmt man an, daß die Legislaturperiode des Reichstages auf fünf Jahre verlängert wird, so wird schon dadurch die vermehrte Arbeit so ziemlich ausgeglichen. Noch größer würde die Erleichterung sein, wenn die fünfjährige Volkszählung mit der fünfjährigen Aufstellung der Wahllisten verbunden würde. Denkt man sich aber gar das zunächst für den Reichstag vorgeschlagene Wahlgesetz auf alle Staaten und Gemeinden übertragen, so würde dadurch geradezu eine große Arbeitsersparniß erzielt werden.

Literatur und Kunst.

Hans Pöhnl.

Von Th. Ebner.

Als vor längerer Zeit Herr Possart das Wagniß unternahm, den „Armen Heinrich" Hans Pöhnls zur Aufführung zu bringen, als der Verfasser dieses Stückes selbst dann in einem längeren Exposé die Intentionen seines Schaffens kurz darlegte, wie er dies nun in der jedenfalls originellen Vorrede zu seinen gesammelten deutschen Volksbühnenspielen in erweitertem Umfange gethan hat, da mochte man wohl hierin einen Versuch erblicken, allein man war auch kurzweg entschlossen, denselben als resultatlos hinzustellen, und glaubt auch heute noch um so mehr Berechtigung zu einem solchen Urtheil zu haben, als mit Ausnahme des Münchener Hoftheaters sich unseres Wissens keine größere deutsche Bühne entschließen konnte, Pöhnls Volksbühnenspiele anzunehmen. Freilich konnte man sich nach der Première von „Gismunda" an dieser Bühne, welcher der Schreiber dieses anzuwohnen Gelegenheit hatte, keineswegs im Unklaren darüber sein, daß, wenn auch der „Arme Heinrich" zuvor eine im Ganzen freundliche Aufnahme gefunden hatte, nun das Verhalten des Publikums und der einheimischen Presse leider hierfür nur ein vernichtendes Urtheil hatte. Wir stünden nicht an, den abfälligen Kundgebungen an diesem für den Fremden immerhin sehr interessanten Abend auch ihre Berechtigung zuzuschreiben, wenn wir nicht sowohl durch Gerüchte, die uns Morgens zu Ohren kamen, als auch des Abends durch eigene Wahrnehmung hätten zu der Ueberzeugung kommen müssen, daß eine absichtliche und mit allem Raffinement ins Werk gesetzte Demonstration gegen den Autor hier zum Ausbruch kam, deren Tactlosigkeit wir nur auf das Tiefste bedauern können. Es liegt uns nichts ferner — und es wäre dies jedenfalls auch Sache der dortigen Presse gewesen — als darauf hinzuweisen, daß sich ein solches Benehmen in einem Hoftheater einfach von selbst richtet, es wäre allerdings zu erwarten gewesen, daß sich da, wo es sich um einen der eigenartigsten und sehr ernst gemeinten dramatischen Versuche handelte, das Publikum auch die hierfür erforderliche Stimmung mitgebracht, und sich nicht durch einzelne gehässige Aeußerungen hätte irreleiten lassen. Dabei wäre es denn freilich auch ein vergeblicher Versuch, nach dem offenbaren Durchfall, den Pöhnl mit seiner „Gismunda" zu verzeichnen hatte, von Neuem das Publikum Münchens für den Autor umzustimmen.

Denn keineswegs — das darf mit Bestimmtheit ausgesprochen werden — hat derjenige, der eines dieser Volksbühnenspiele nur sieht, und sich nicht auch aus der oben schon angeführten Vorrede Pöhnls über seine Tendenzen unterrichtet hat, das Recht, sich ganz und gar ablehnend zu verhalten. Der wundeste Punkt in dem ganzen Schaffen des Autors ist eben diese Vorrede, ist der Versuch, den er in derselben macht, die althergebrachten und festgegründeten Ansichten über unser classisches Drama zu erschüttern, und ein schablonenhaftes, oberflächliches Arbeiten eines Lessing, Goethe und Schiller nachzuweisen. Das ist ja wohl originell, aber es ist keineswegs wahr, und es hätte entschieden ein schöneres Zeugniß für Pöhnls Bestrebungen abgelegt, wenn er, der doch auch in seiner Eigenart gerecht beurtheilt werden will, sich die Mühe genommen hätte, diesen Männern in der Entwickelung unseres Dramas eine Stellung anzuweisen, auf die sie die begründetsten Ansprüche haben. Es läßt sich eine solche Eigenmächtigkeit kaum mit dem oft bei solchen Fragen zu Hülfe genommenen jugendlichen Eifer des Autors entschuldigen, denn die ganze Vorrede zeigt den in Literatur- und Culturgeschichte alter und neuer Zeit vollständig bewanderten Forscher, und es kann im Interesse seines ganzen Strebens nur bedauert werden, daß Pöhnl einseitig genug ist, alle dramatischen Erzeugnisse

Digitized by Google

der Neuzeit, seien sie nun classisch oder nicht, in seine Schablone zu pressen, und den nicht passenden kaltblütig das Todesurtheil zu sprechen. Es läßt sich der ganzen Richtung seines Strebens nach wohl begreifen, daß Goethe um seines Faust willen noch am glimpflichsten wegkommt. Es mahnen ja nicht allein manche Bemerkungen, wie „sehr herablassend", „sehr artig", „mit tiefernstem und männlich starkem Humor" an den alternden und alten Goethe im zweiten Theil des Faust, schon der Stoff und die äußere Gestalt dieser Dichtung müssen Gnade vor dem Dichter der Volksbühnenspiele finden, allein trotzdem und kraft seines Systems von der „Nachahmungsvirtuosität," als deren Repräsentanten ihm eben Goethe und Schiller gelten, ist ihm der „Faust" am Ende doch auch nur „ein kopfloses Durcheinander von hunderttausend schönen Erinnerungen aus den Literaturen sämmtlicher bekannter Völker;" und wenn auch am Ende für „Wallensteins Lager," zumeist aber auch nur wegen der äußeren Form, sich ein bescheidenes Plätzchen in seinem System finden ließe, so ist das Endresultat seiner Betrachtung doch, daß „alles Große und Schöne, welches Lessing als thatsächlicher Kunstarbeiter anstrebte, die individuellen Anschauungen dieses Mannes über den Haufen geworfen haben." Man kann ja Pöhnl in seiner Klage um den Verlust eines nationalen Dramas, das schon Lessing in seinem bekannten Ausspruch ironisirte, durchaus nicht Unrecht geben; es ist wahr, gerade unsere für das große Publikum berechneten dramatischen Erzeugnisse athmen alles andere, nur keinen deutschen Geist; allein es konnte unserer Ansicht nach ein solch tiefer Schnitt ins Fleisch, wie ihn Pöhnl that, keineswegs die richtige Operation sein, und dem deutschen Leser einen Lessing, Goethe und Schiller zu nehmen, um an ihre Stelle Jakob Grimm, Uhland, Scheffel und Richard Wagner zu setzen, das ist sehr kühn, da es sich ja hier nicht um ein „Entweder — oder" sondern sicherlich nur um ein vernünftiges „Neben — und Nacheinander" handeln konnte. Daß Pöhnl namentlich auch in der Operndichtung auf das deutsche Element dringt, daß ihm hierbei eben Richard Wagner als Ideal erscheint, das ist ja nur natürlich: „Dieser Mann hat für das Wiedererwachen unseres nationalen Kunstbewußtseins mehr gethan als Lessing, er hat alle die Sünden, welche das Professorendrama — (so nennt er auch die Schillerschen Dramen) — und Journalistenschauspiel auf unserer Bühne verschuldet haben, auf sich genommen, und der unnationalen Horde unseres Bildungspöbels klar gemacht, wo das deutsche Kunstheil zu suchen ist. Mögen große Musikkenner sagen, Richard Wagner sei nicht würdig, Mozart die Schuhriemen aufzulösen, mögen Kenner unserer nationalen Dichtung behaupten, Wagner verunglimpfe unsere Sage in seinen Operntexten, jeder Deutsche, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, muß Richard Wagners geniales Nationalbewußtsein preisen, da er den Muth hatte, die als romantisch verschrieenen Gestalten auf die Bretter zu stellen mit ungeheurem Erfolg. Fliegender Holländer, Lohengrin, Tannhäuser, Tristan und Isolde, Nibelungen, Parsifal! Jauchzt euer Herz nicht auf bei dem Zauber, der aus diesen Namen spricht?" Gewiß, wir theilen die Begeisterung für Wagners Verdienste, allein wir können trotzdem nicht mit Pöhnl in Scheffel „den größeren deutschen Dichter" auch als unsere Classiker erkennen, wir sind froh, daß wir in Wagners Schriften werthvolle Aufschlüsse über seine Kunstanschauungen besitzen, allein wir können nicht bedauern, daß eben diesem Scheffel „die Wagnersche Streitbarkeit" mangelte, und wir können auch nicht glauben, daß es diese Streitbarkeit sei, „die allenthalben den Sieg unserer nationalen Poesie zur Entscheidung bringen wird".

Es ist freilich Pöhnl's Wagner-Enthusiasmus keineswegs so selbstlos wie er uns wohl glauben machen möchte. Er fühlt, daß er eines Mannes bedarf, der eine Berufung auf sich zuläßt, ja geradezu fordert, er weiß, daß ein Vergleich seines Schaffens mit demjenigen R. Wagners entschieden trotz des gleichartigen Strebens zu des letzteren Gunsten ausfallen muß, weil in seinem Wirken viel weniger Reflexion, viel mehr packende Elementar-Gewalt ruht, und so glaubt er, in dem Ruhmesschein, in welchem Wagners gewaltige Persönlichkeit bei Freund und Feind stehen muß, eine Stelle zu finden, die auch sein Streben in um so hellerem Lichte erscheinen läßt.

Natürlich hat sich Pöhnl auch über die dramaturgischen und technischen Seiten seiner Reformen auszusprechen; Mysterienbühne und antikes Theater erscheinen ihm abgeschmackt, und er glaubt das Mittel zwischen Antik Renaissance wählen zu müssen, indem er seine Handlungen in sechs Scenenbilder vertheilt, deren Dauer freilich nur einen gewöhnlichen Theater-Abend ausfüllen soll. In der elektrischen Beleuchtung sieht Pöhnl einen Schritt, der unsere Bühne schon wieder nahe zu den „Nürnbergern und ihrer unverfälschten Natur" führen soll. Die einzige und wahre Rettung aber sieht er eben immer wieder in der Befreiung der Bühne „aus den Banden der Journal-Dramatiker und Kathederdichter; sie muß eine Fühlung mit dem unverdorbenen großen Volke herstellen, freilich werden diese Leute nicht über Nacht in die theuren Schauspielhäuser gelockt, aber sie können nach und nach herangezogen und gebildet werden. Der richtige Director muß nur erscheinen, und den Tendenzmachern am Theater gründlich das Handwerk verleiden — wenn derselbe ein nationalgesinnter Mann ist, ein erfahrener Schauspieler und ein bedeutender Poet, so genügte er allein, mit großer Machtvollkommenheit ausgerüstet, um eine nationale Bühne zu gründen. Man hat in Rottenburg den „Meistertrunk" aufgeführt, und Bürger der Stadt waren die Schauspieler, auch in Worms wurde zur Lutherfeier ein Lutherspiel von Bürgern aufgeführt, in Oberammergau spielt man das Passionsdrama, und Bayreuth, allerdings mit Opernsängern, gibt seine Festspiele; warum finden sich nicht mehr Städte, die sich zu nationalen Festen aufschwingen? Die dramatische Kunst in Nürnberg sowie in Augsburg wurde nicht handwerksmäßig geübt, auch in Athen nicht, und zeitigte doch die größten nationalen Dichter. Der Segen der allgemeinen Wehrpflicht hat unser Volk in seiner Körperrasse und Wehrkraft gestählt, der Segen der allgemeinen Kunstpflicht würde Geistesfrüchte reifen lassen, die bei der ungeheuren Naturkraft unseres Volkes alle dagewesenen Kunstleistungen aller Völker übertreffen müßten. Laßt uns nicht Römer werden, die ein Weltreich mit Waffen gründen, laßt uns Griechen sein, die aller Herren Reiche mit der Kraft ihres Geistes überschatten? Wenn je ein Volk von Gott auserlesen scheint, das geistige Erbtheil der Griechen anzutreten, so muß es Alldeutschland sein. Es wäre an der Zeit, daß man etwa wiederum in Nürnberg, Augsburg oder Worms und anderen deutschen Städten sich in Bürgerkreisen gegenseitig anfeuerte, die Werke der großen Nürnberger darzustellen, eine fleißige Geistesübung auf diesem Gebiete wird binnen Kurzem die ungeheure Kraft dieser Künstler offenbaren."

Man kann sich dem Eindruck der warmen Begeisterung, die aus diesen Worten spricht, kaum entziehen, und hat doch das Bewußtsein, daß das Ganze nur ein Ideal ist, dessen Verwirklichung allezeit ein frommer Wunsch bleiben wird. Sicherlich sind hieran weder Pöhnl noch seine Stücke schuldig. Daß er in den oben angeführten Worten den Erfolg einzelner Festspiele, der eben doch nur aus dem Festhalten an diesen Begriff hergeleitet werden kann, zur dauernden Allgemeinheit für alle seine und den seinigen ähnliche Bestrebungen erhebt, das ist ein Irrthum, der wohl begreiflich, aber für den Autor selbst am verhängnißvollsten ist. Es wäre freilich einigermaßen zu erwarten gewesen, daß in einer Zeit, in welcher nicht allein die „Butzenscheibenliteratur" der allgemeinen Liebling, in welcher die Renaissance mit all ihren künstlerischen Aeußerungen überall Eingang gefunden hat, daß in einer solchen Zeit auch das Bestreben eines Autors hätte Anklang finden müssen, der von dem echten und jeden literarischen Feinschmecker entzückenden Gebiet der deutschen Volksbühne ausgehend, auch die Bühne und das Drama in den Dienst dieser Zeitrichtung stellen wollte. Dazu kommt noch, daß alle die in den beiden Bänden seiner Volksbühnenspiele gebotenen Stücke: Der arme Heinrich — Die schöne Magelone — Gismunda — Ritter Staufenberg und die schöne Meerfei — der liebe Augustin — nicht nur ihrem äußeren Gewande und auch der Scenerie nach,

Digitized by Google

echt sind, sie künden von einer poetischen und kräftigen dramatischen Anlage Pöhnls, um welche ihn manche der von ihm abgeurtheilten dramatischen Größen der Gegenwart beneiden dürfte. Pöhnl ist nicht allein ein aufmerksamer, er ist auch einer der begabtesten Schüler unserer mittelalterlichen Dramatiker; er findet Bilder und Worte, welche so bedeutend, so packend in ihrer Eigenart sind, daß sie ihn hoch über all den Klingklang und Singsang der Gegenwart emporheben.. Man mag von Seiten einer oberflächlichen und voreingenommenen Kritik, wie sie sich mit nur wenigen Ausnahmen gegen ihn ausgesprochen, manche Absonderlichkeit als Gewaltthätigkeit an unserer deutschen Sprache brandmarken wollen, man macht sich dadurch nur eines absichtlichen Verkennens unseres Sprachgeistes schuldig, und characterisirt sich selbst als einen jener modernen Menschen, die nicht allein in Kleidung und Wohnung, sondern auch in ihrem ganzen Denken und Sprechen eine Mannigfaltigkeit und Buntfarbigkeit zeigen, welche nur über innere Gehaltlosigkeit hinwegtäuschen soll. Und dieses Publikum, das ja leider mehr und mehr die Oberhand gewinnt, stellt sich auch dem ganzen Streben Pöhnls als unüberwindbares Hinderniß für eine allgemeine Anerkennung entgegen. Pöhnl ist zu sehr Optimist, als daß er einsähe, wie wenig sein Wollen in unsere Gegenwart paßt; er will nicht daran glauben, daß ein Publikum, das Jahrzehnte hindurch Schritt für Schritt dem Ungeschmack, der Oberflächlichkeit und der Frivolität, ja trotz aller Errungenschaften gar oft der Verleugnung seiner Nationalität näher geführt wurde, sich nicht mit einer Richtung einverstanden erklären kann oder will, die ihm so deutlich den Gegensatz zwischen Wahrheit und Selbstbetrug zeigt. Wir haben früher nicht angestanden, den Theoretiker Pöhnl, wie er sich in seiner Vorrede ausspricht, schiefer und unhaltbarer Anschauungen zu zeihen, wir dürfen aber ebensowenig Bedenken tragen, ihm, da wo er als Dichter auftritt, gerechte Anerkennung zu zollen. Denn so wenig er auch von der Gegenwart anerkannt wird, so ist er doch die Verwirklichung einer geistigen Richtung in derselben, die schon lange aus dem Dunkel sich emporringen möchte, und doch bisher nicht den Ausdruck gefunden hat, der als Beginn einer neuen Periode gelten könnte. Man kann dem Dichter freilich nur auf der Bühne gerecht werden, man muß hören, wie gewaltig diese bilderreiche Sprache wirkt, man muß sehen, wie hochdramatisch sich die Handlung entwickelt, wie aus diesen rohen Gestalten des Volksbuches sich glänzende Helden entwickeln, deren wilder Humor, deren kernige Spruchweisheit uns gar oft an Shakespeare gemahnt. Der Theoretiker Pöhnl will freilich auch von diesem nicht viel wissen; daß er ihm manchmal sprechend ähnlich ist, daß er gleich ihm die Phantasie der Vergangenheit mächtig in der Gegenwart wiederum zu beleben weiß, und uns Zeugniß gibt, wie gewaltig die poetische Gestaltungskraft in dem Bewußtsein unsres Volkes war, das gesteht er sich vielleicht selbst nicht zu, allein er hat es gerade diesem Umstande zu verdanken, daß wir dem Praktiker gerne das verzeihen, was der Theoretiker geirrt hat. Ueber zweierlei aber dürfen wir uns niemals bei einer Darstellung Pöhnls unklar bleiben: er wird niemals ein großes Publikum finden, und: er steht heute mit dem, was er als Dichter geleistet, auf dem Höhepunkt seines eigenartigen Schaffens. Was er des Ferneren auf diesem Gebiete noch leisten würde, wäre manirirt und deshalb gänzlich zu verwerfen.

Jedenfalls ist Pöhnls Wille ein redlicher, er widmet seine ganze Kraft auch seiner Arbeit, und das ist etwas, was ihn über manchen Zeitgenossen emporhebt. Darum gönnen wir auch den Schlußworten seiner Vorrede gerne hier einen Platz:

„Mögen meine Worte gesprochen sein, und meine Arbeiten Gönner finden, ich habe sie geschaffen, ohne Lieb, ohne Leid meinen Kunstgenossen zu bieten, ich habe jahrelang für mich einsam getagwerkt, ohne eines Lohnes zu gewärtigen, allein aus Ehrfurcht und Liebe zur guten, deutschen, alten Kunst; inwiefern es mir gelungen ist, den Pfaden ihrer Wegspur zu folgen, werden jene einst richten und rechten, die von Gott berufen sind, auf meine Schultern zu steigen, und über mir lauterer und kräftiger die reine, unverfälschte nationale Kunst zu predigen. Meinen Zeitgenossen, Landsleuten und engeren Freunden geziemt es mir, nur ein Wort nothfest an die Seele zu heften: laßt walten Liebe der Kunst, sie kann nicht leben sonder Gunst."

Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Coburg.

Von Bruno Gebhardt.

Daß ein Souverän die Denkwürdigkeiten seines Lebens schreibt, ist nichts Seltenes; daß er sie aber schon seinen Zeitgenossen zur Kenntnißnahme darbietet, ist ein so seltener Fall, daß ein derartiges Werk schon um dessentwillen Aufsehen erregen wird. Aber weit mehr als ein bloßes Aufsehen, weit mehr als die Befriedigung eines sensationellen Tagesinteresses, weit mehr auch als die leicht begreifliche Neugier, was und wie ein hoher Herr schreibt, zu ihrem Genügen braucht, bietet der vorliegende erste Band des Werkes „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit von Ernst II. Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha."*) Schicken wir es bald voraus: in der Memoirenliteratur wird das Werk die Stelle eines klassischen erhalten und behaupten, als historische Quelle wird es lange hinaus von hervorragendstem Werthe, für gewisse persönliche Verhältnisse und Anschauungen unersetzlich bleiben, und der Eindruck, den der Leser von der Individualität des Verfassers empfängt, ist ein wahrhaft herzerfreuender und geisterhebender. Wir geben dieses Urtheil unter dem frischen Eindruck der beendeten Lektüre; suchen wir es jetzt rückschauend und ruhig erwägend zu begründen.

Werthvolle Memoiren wird nur derjenige schreiben, dessen persönliche Erlebnisse mit großen, für das Geschick der Gesammtheit wichtigen Ereignissen verknüpft sind. Die subjektive Auffassung darf, ja soll hervortreten, sie darf das Urtheil beeinflussen, aber nicht die Darstellung der Thatsachen, denn auch ihr Ziel ist Wahrheit nach bestem Wissen ihrer Verfasser. Aber alles das würde noch nicht genügen ein derartiges Werk mit dem höchsten Ehrentitel „klassisch" zu begeben und zu preisen; dazu macht es erst die Kunst, mit der der Memoirenschreiber es versteht, den Einfluß der öffentlichen Verhältnisse auf sein persönliches Werden und die Wirkung seiner persönlichen Handlungsweise auf die öffentlichen Verhältnisse darzustellen. Was die höchste Fähigkeit und die reifste Kunst des epigonen Historikers auch nur selten genug vermag, obgleich er doch den Personen und Thaten als unbetheiligter Zuschauer gegenüber steht, sie kritisch zergliedern, sie objektiv-kühl betrachten und untersuchen, sie nach historischen, ethischen und ästhetischen Grundsätzen neu aufbauen kann, das soll der Memoirenschreiber, wenn nicht anderen gegenüber, so doch an sich selbst ausführen. Er soll sich in seiner Zeit und seine Zeit in sich wiederspiegeln lassen, er soll zeigen, wie ihm die Welt erschien, aber doch so, daß jeder Dritte auch die individuellen Bedingungen erkennt, weshalb sie ihm so erschien. Gewiß eine ideale Forderung, wie sie wohl in der Selbstbiographie des Dichters und Künstlers leichter zu erfüllen ist als in der des thätigen Staatsmannes. Aber soweit es möglich ist, haben die vorliegenden Denkwürdigkeiten dieses hohe Ziel erreicht und deshalb nennen wir sie in ihrer Art ein klassisches Werk, wie es „Dichtung und Wahrheit" in seiner Art ist.

Das Fürstenhaus, dem der Verfasser angehört, ist an Macht nur klein, aber zweifellos durch die Bedeutung der Persönlichkeiten, die ihm entsprangen, von großem und verdientem Einfluß auf die Geschicke der Welt geworden. Das Haus Coburg hat vielen europäischen Staaten Herrscher und Herrscherinen gegeben und ist in die Verwandtschaft der europäischen Dynastien eng verzweigt; seine besten Söhne hatte es im König Leopold nach Belgien und im Prinz-Gemahl Albert nach

*) Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Besserschе Buchhandlung) 1887.

Digitized by Google

England gesandt. Innig und treu war von Kindheit auf die Verbindung zwischen letzterem und dem älteren Bruder Ernst. Von einem, wie der gereifte Mann erzählt, mit Recht als Ideal bewunderten Vater, der nach der Scheidung von der Gattin sein ganzes Sein den beiden Söhnen zuwandte, männlich und ernst erzogen, von angeborener freisinniger Geistesrichtung, die durch die Strömungen der Zeit getragen und unterstützt wurde, wuchsen die Knaben bei einem Unterricht auf, der gerade heute ein hohes pädagogisches Interesse hat.

Es ist nun natürlich ganz unmöglich, alle diejenigen neuen und wichtigen Aufklärungen, welche die Memoiren bieten, selbst in aller Kürze darzulegen; auch bei einer Beschränkung auf die rein deutschen Verhältnisse, neben denen die interessantesten Aufschlüsse über eine große Anzahl internationaler Vorkommnisse einherlaufen, würde sogar der weitgesteckteste Rahmen nicht ausreichen. Wir müssen uns deshalb darauf beschränken, nachzuweisen, mit welchem trefflichen Verständniß und welch' hervorragender Kunst der Verfasser Beiträge zur Kenntniß und zur Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten bringt und wollen bloß auf die Schlußcapitel dieses ersten Bandes näher eingehen. Daß ein Mann in der Stellung des Herzogs Gelegenheit zum Verkehr mit den ersten Persönlichkeiten der Zeit fand, kann um so weniger Wunder nehmen, als er selber zu den führenden und handelnden gehörte. Das reichste Material bietet er für die Beurtheilung seines Bruders, und für dessen Größe ist es bezeichnend, daß sie mit allem Neuen nnd Intimen, was wir jüngst aus den Memoiren des Grafen Vitzthum, des Herrn v. Beust und aus dem vorliegenden Bande erfahren, immer wächst und zu größerer Bewunderung anregt. Zwei Stellen sollen doch hervorgehoben werden, wo der Prinz Albert über unseren Kaiser, den damaligen Prinzen von Preußen, urtheilt. Am 30. März 1848 schreibt Prinz Albert:

„Der arme Prinz von Preußen ist zu sehr zu bedauern, under a cloud zu sein und ganz ungerechter Weise, denn er geht franchement in's Neue ein". ... „Das einzig Gute für Deutschland ist die feste und besonnene Haltung des Prinzen von Preußen, der wirklich außerordentlich gewonnen und viel gelernt hat in diesen trüben Zeiten. Seine russische Reise hat er mit Geschick und Würde zu benutzen gewußt, dem Kaiser die Augen zu öffnen."

Der Prinz von Preußen aber schreibt selbst in einem Briefe am 22. November 1850, der sehr wichtig ist: „Meiner Ueberzeugung nach sollte unsere Geduld längst erschöpft sein." Weit mehr natürlich tritt Friedrich Wilhelm IV. in den Vordergrund; zahlreiche Briefe und Zusammenkünfte höchst merkwürdiger Art liefern das Material zu einer zusammenfassenden Charakteristik des Königs, der ohne Zweifel keine andere, bisher bekannt gewordene an die Seite gestellt werden kann. Der Verfasser kommt dabei zu dem Schlußresultat: „Trotz aller persönlichen Beziehungen vermöchte indessen Niemand, der die Summe der Regierung Friedrich Wilhelms IV. ziehen sollte, Anderes zu sagen, als daß der König die geistig und politisch völlig vorbereitete Wiederaufrichtung Deutschlands auf längere Jahre und in mancher Hinsicht vielleicht unwiederbringlich geschädigt hatte." In Hinsicht auf den, der urtheilt, und den, der beurtheilt wird, sind diese Worte werthvoll und merkenswerth. Und ebenso feinsinnig und offen und wahr sind die Charakteristiken Louis Philipps, Ludwigs von Baiern und anderer Fürstlichkeiten, Stokmars, Lichnowkys, Radowitz's, des Grafen Brandenburg und zahlreicher anderer Staatsmänner und Politiker, mit denen die bewegte Zeit der Revolution den freigesinnten Fürsten zusammenführte. Denn soviel des Interessanten auch über die außerdeutschen Verhältnisse mitgetheilt ist — man lese die Abschnitte über die spanischen Heirathen, über die Zustände in Spanien und Portugal, wohin der Herzog im Jahre 1845 eine zweite Reise unternommen hatte, die ganze internationale Verwickelung anläßlich der Schleswig-Holsteinischen Frage — so charakteristisch auch die Schilderung der thüringischen Zustände vor und während der Revolution ist, so anmuthend-erfrischend auch das Kapitel über den dänischen Krieg sein mag, die Hauptaufmerksamkeit wünscht und verdient der Verfasser für seine Beiträge zur Geschichte der nationalen Entwickelung. Wo er fern ist, unterstützen treffliche Berichte seine Kenntniß, wo er anwesend ist, ein klarer Blick, der der Sache auf den Grund geht. Mit Spannung begleiten wir ihn durch alle Phasen der deutschen Frage: von Frankfurt noch Gotha, von Gotha nach Erfurt. Wir heben, um nur das Wichtigste anzudeuten, aus den mitgetheilten Actenstücken folgende hervor: die bekannte Denkschrift des Prinzen Albert vom 28. März 1848 mit Bemerkungen Friedrich Wilhelms IV. und das höchst merkwürdige Circularschreiben, das der König im Anschluß daran an die deutschen Fürsten erließ; die preußenfreundliche Erklärung des Königs von Württemberg, die Schilderung der reactionären Partei am Berliner Hofe, den Brief Herzogs Ernst an den König bei der Frankfurter Kaiserwahl, und wiederum die Darlegung, daß dieser die Wahl, so wie sie ausgefallen war, nicht annehmen konnte; die amüsanten Erinnerungen an das Ministerium Grävell, belehrende Einzelheiten aus der Statthalterschaft in Schleswig, aus dem sächsischen und badischen Aufstand 1849, die politische Theilnahme Metternichs und der drei bairischen Schwestern auf dem Throne von Preußen, Sachsen und Oesterreich hinter den Coulissen, die Verhandlungen des sogenannten Verwaltungsrathes in Berlin, die unterhaltenden und informirenden Berichte von Elsholtz aus München über die Gegenmienen gegen die Union, und vieles andere. Etwas eingehender sei es gestattet, auf die Zeit von Eröffnung des Erfurter Reichstages bis Olmütz hinzuweisen,

Schon vor Eröffnung des Parlamentes machte der Herzog in London und Brüssel für die deutsche Sache seinen Einfluß geltend, besonders um die Gegenwirkungen von Wien und Dresden aus, wo man hoffte, das Werk würde an der Weigerung des Parlaments, die Reichsverfassung in Rücksicht auf die beschworene preußische Constitution zu ändern, scheitern, zu paralysiren. Dahin gehört auch ein Brief des Prinzen Albert an den damaligen Prinzen von Preußen, der zum festen Vorwärtsgehen auf dem betretenen Wege ermahnte und die durch die englische Diplomatie verbreitete Ansicht, England widerstrebe den bundesstaatlichen Tendenzen Preußens widerlegen sollte. Der Herzog stellt der Erfurter Versammlung das glänzendste Zeugniß aus, „daß eine ähnliche Versammlung in Europa niemals getagt habe, welche eine so große und staatsmännische Mäßigung an den Tag gelegt hätte." Selbst in Erfurt anwesend, vermittelte er, wo er konnte, aber die Hindernisse traten deutlich genug auf. Nach der en bloc-Annahme der Verfassung, der die Revision folgen sollte, schien für einen Augenblick ein vollständiger Bruch zwischen Erfurt und Berlin einzutreten, doch ging er vorüber und am 28. April waren die Berathungen zu Ende; zu gleicher Zeit ergingen von Berlin aus Einladungen zu einem Fürstencongreß, der während der Zeit von Herzog Ernst angeregt war und eigentlich in Gotha zusammentreten sollte, aus allerlei Ursachen aber von Friedrich Wilhelm IV. nach seiner Residenz berufen wurde. Die aus Anlaß dessen geführte und hier mitgetheilte Correspondenz wirft auf das ewige Schwanken in Berlin ein helles Licht. Am 8. Mai waren die Fürsten versammelt; vom Könige heißt es ungemein charakteristisch: „Seine deutlich wahrnehmbare Freude, so viele Fürsten um sich versammelt zu sehen, war wie ein träumerischer Ausbruch seiner persönlichen Gefühle, indem er aber die practischen Aufgaben des Congresses erwägen sollte, so äußerte er sich unsicher." Unter dem Präsidium des Herzogs begannen die Verhandlungen in parlamentarischer Form, aber bald in der ersten Sitzung kam es bei der Opposition des Kurfürsten von Hessen zu einer erregten Scene, bei der der Herzog von Braunschweig diesem zurief: „Sie sind schon einmal daran gewesen, aus dem Lande hinausgejagt zu werden, Sie wünschten dies Verhängniß auf alle deutschen Fürsten auszudehnen." Zum ersten Male wird hier die Rede mitgetheilt, die der König beim Empfange der Fürsten hielt und in der sich das Wort findet: „Was die Verfassung anlangt, so werde ich sie anerkennen. Ich bitte meine gnädigsten Herren, das Wort „werde" nicht aus den Augen zu verlieren." „Das Wann blieb er schuldig", sagt

Digitized by Google

unser Autor. Indessen ging die Sache gut vorwärts, es herrschte die erwünschteste Einigkeit, man hielt die Union aufrecht, man verpflichtete sich zu gleichmäßigem Handeln der österreichischen Einladung nach Frankfurt gegenüber, in einer Resolution wurde auch die Wiederberufung des Parlaments angerathen. Wieder recht merkwürdig ist die Rede, mit der Friedrich Wilhelm die Sitzungen schloß, Gefühlsüberschwenglichkeiten, tönende Worte, und als Resultat, wie der Herzog sich ausdrückt, keine neue Zusammenkunft der Fürsten, keine Fortsetzung des Congresses, keine Berufung des Parlaments, keine definitive Verfassung. Und wie erklärt es sich?

„Die Stahl-Gerlach'sche Partei umringt den König ganz, sie war es, welcher wir die furchtbaren Mißgriffe zu danken haben, welche man in Erfurt machte, über die ich mich dans le temps schon erboste. Der König hat sicher den besten Willen, diese Leute drängen ihn aber immer mehr nach der anderen Seite hin. Die wahre Reaction und der blutigste Bürgerkrieg stehen vor der Thür. Wir sind hierüber ganz hellsehend und 12 Fürsten theilen meine Ansichten. Der Bruch nach der einen oder anderen Seite hin muß erfolgen, möge das deutsche Volk dann die treuen Fürsten und die Verräther zu unterscheiden wissen. Bis jetzt, ehe die Abgesandten der unirten Fürsten in Frankfurt anlangen konnten, hüllte man sich in dichtes Geheimniß."

Aber das Geheimniß sollte bald offenbar werden! Am 22. Mai 1850 fand das Attentat Sefeloge auf den preußischen König statt, erwiesenermaßen ohne politische Motive, aber von der reactionären Partei ausgebeutet. Als die Frankfurter Conferenzen eröffnet werden sollten, stellte Preußen den Antrag auf ein zwischen ihm und Oesterreich alternirendes Präsidium. Die kaiserliche Regierung wies dies Ansinnen zurück, und wie man dort dachte, beweist eine, in Hinblick auf die späteren Ereignisse höchst interessante Bemerkung des Grafen Thun, „ein Kampf unter Deutschen wäre sehr zu bedauern, am Ende aber möchte ein solcher Kampf binnen sechs Wochen zum erstrebten Ziele führen." Preußen wartete inzwischen, zögerte, unterhandelte, da wurde der Bundesrath eröffnet, die kurhessische Angelegenheiten erschien auf der Bildfläche. Friedrich Wilhelm schrieb an den Herzog damals: „Es würde mir eine rechte Freude sein, wenn die kurhessische Sauerei uns beide nicht verhinderte, des edlen Waidwerks zusammen zu pflegen im Letzlinger Forst und uns nicht etwa nöthigte „zu Pferde zu steigen!" Bayern bekam den Executionsauftrag, in Berlin schlug man ans Schwert, Radowitz schrieb: „Wir werden vor dem Aeußersten nicht zurückweichen," und die preußische Regierung erklärte dem Herzog officiell, sie sei entschlossen nicht zu dulden, daß Truppen der in Frankfurt verbündeten Regierungen in Hessen einrücken — und sollte dadurch selbst ein größerer Krieg heibeigeführt werden. Da fanden die Warschauer Conferenzen statt, Graf Brandenburg machte Concessionen, Radowitz trat aus dem Ministerium und der König schrieb ihm einen Brief, der hier zum ersten Male veröffentlicht ist, und aus dem Folgendes mitgetheilt sei:

„Ich habe Ihre Entlassung aus dem auswärtigen Amte gezeichnet, Gott weiß es, mit schwerem Herzen. Aber ich habe ja in Freundestreue noch mehr thun müssen. Ich habe Sie vor meinem versammelten Rathe um Ihres Entlassungsbegehrens willen gelobt. Das sagt Alles und bezeichnet meine Lage schärfer als es Bücher vermöchten. Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen für Ihre Amtsführung. Sie war die musterhafte und geistreiche Ausführung meiner Gedanken und meines Willens. Und beide kräftigten und hoben sich an Ihrem Willen und Gedanken, denn wir hatten dieselben. Es war trotz aller Tribulationen eine schöne schöne Zeit, ein schöner Moment meines Lebens, und ich werde dem Herrn, den wir Beide bekennen und auf den wir Beide hoffen, so lange ich athme, dankbar dafür sein."

Vom 5. November ist dieser Brief, am 7. erfuhr der Herzog von Radowitz in Erfurt, daß schon wieder ein Umschwung eingetreten sei. Die kriegerische Stimmung hielt aber nur einige Tage an, sie machte einer vollständigen Verwirrung und Rathlosigkeit Platz, über die wie über die Vorgänge am Hofe man die Briefe des Herzogs selbst lesen muß. Am Theetisch der Königin erfuhr er die Lösung: „Die Königin erzählte triumphirend, es sei gelungen, alle Schwierigkeiten zu beseitigen und die Minister von Oesterreich und Preußen kämen in Olmütz schon morgen oder übermorgen zusammen, um die noch vorhandenen Mißverständnisse zu begleichen."

Bei diesem Zeitpunkt bricht das Werk ab, dessen eminenter historischer Werth auch dem Unkundigen einleuchten muß, von dessen Fülle an Neuem und Interessantem wir nur dürftige Kunde geben konnten. Aber nicht nur, was in dem Werke steht, hat historischen Werth, sondern auch wie es darin steht. Das Buch wird ein lebendig sprechendes Denkmal für die edle und treue, nationale und unwankbar liberale Gesinnung seines Verfassers und es wird dem nachlebenden Geschichtschreiber die jedes deutsche Herz erfreuende Kunde bringen, daß in jener zerfahrenen, unglücklichen Zeit auf Deutschlands Thronen doch auch Männer saßen, die ein Herz für Vaterland und Volk, für die Einigkeit und Freiheit Deutschlands besaßen. Am Tage der Kaiserkrönung in Versailles hat König Wilhelm zum Herzog Ernst die Worte gesprochen: „Ich vergesse nicht, daß ich die Hauptsache des heutigen Tages Deinen Bestrebungen mit zu danken habe." Auch das deutsche Volk wird dessen immer eingedenk sein.

Zola's neuer Roman.

(La Terre.)

Es ist ein seltenes Vorkommniß in der Geschichte des Buchhandels, daß eine Uebersetzung vor dem Original erscheint, wie dies mit Zola's neuen Roman geschah. In Pest ist wirklich die Verdeutschung von Zola's „La Terre" mehrere Wochen vor der französischen Buchausgabe herausgekommen. Der Uebersetzer hatte nämlich das Feuilleton des „Gil Blas" benutzt, in dem der Roman zuerst veröffentlicht wurde, und sein Tagewerk in gleichem Schritt und Tritt mit jenem verrichtet, so daß er und der Pester Drucker fast gleichzeitig mit dem Pariser Journal fertig wurden. Das Erscheinen des französischen Buches wurde aber von Charpentier, Zola's Verleger, von Woche zu Woche verzögert, trotzdem die ersten 20,000 Exemplare längst zur Auslieferung bereit lagen, und ist erst in diesen Tagen erfolgt. Was war der Grund dieser Zurückhaltung? Ohne Zweifel wollten Verleger und Verfasser den Entrüstungssturm, den die erste Veröffentlichung in der Zeitung hervorgerufen und der ja auch in dem bekannten Protest einiger junger Pariser Schriftsteller zum Ausdruck gekommen war,*) vorübergehen lassen, wohl in der Hoffnung, daß dem Werk alsdann eine weniger leidenschaftliche und gerechtere Beurtheilung durch die Kritik und eine nicht bloß auf den Scandal gegründete Aufnahme von Seiten der Lesewelt zu Theil werden würde. Wir halten dafür, daß diese Erwartung sich als trügerisch erweisen dürfte. Das Publikum wird sich auf das pikante Lesefutter stürzen und darob die künstlerischen und ethischen Absichten des Verfassers gar nicht bemerken. Die Kritik jedoch wird mit dem abermals erfolgreichen Schriftsteller um so strenger in's Gericht gehen und mit Fug im Namen der öffentlichen Sittlichkeit sprechen. Hoffentlich vergißt sie darob nicht die Achtung vor einem bis zum Aeußersten folgerichtigen Autor, dessen poetische Kraft, unbestochene Wahrheitsliebe und künstlerischer Ernst trotz aller Flecken groß dastehen.

So sprechen wir denn in christlicher Milde zuerst von den Vorzügen des neuen Werkes. „La Terre", „Mutter Erde," wie der deutsche Bearbeiter übersetzt, ist ein Bauern-

*) Den Unterzeichnern jener Abwehr war es gewiß weniger um die von ihrem bis anhin verehrten Meister beleidigte Moral zu thun, als um eine kleine Reclame für ihre eigenen Werke. Dafür spricht wenigstens die Unterschrift von Paul Bonnetain, der in einem unnennbaren Roman ein unnennbares Laster geschildert und Zola im Punkte der Ungenirtheit jedenfalls übertroffen hat.

Digitized by Google

roman und, sagen wir es gleich, die vollständigste, farbenreichste und am tiefsten gehende Schilderung des französischen Landmanns, die wir trotz Balzac's gelegentlicher Seitensprünge auf dieses Gebiet („Médecin de Campagne“ u. A.) besitzen, von einem erstaunlichen Reichthum des dichterisch verarbeiteten Materials und einem fast documentarischen Werthe. Im Mittelpunkte steht die Bauernfamilie Fouan, das greise Elternpaar mit seinen zwei Söhnen und einer ebenfalls an einen Landwirth verheiratheten Tochter. Der Alte theilt seinen Besitz unter seinen Kindern gegen eine bestimmte Rente. Auch hier ist der Geiz das erste Motiv: der Alte ist arbeitsunfähig, Knechte würden zu theuer sein, eine Theilung bei Lebzeiten kostet weniger Abgaben als eine Erbschaftssteuer beträgt. Natürlich kommt es nicht nur bei der Theilung, Ausmessung und Verlosung des Grundbesitzes zu Streitigkeiten, sondern schon bei der Bestimmung des Altentheils. Die Rente wird sehr unpünktlich ausbezahlt, von dem jüngsten Sohn überhaupt niemals, und der Greis, der seine Lebensgefährtin bald durch den Tod verliert, doch ohne daß es ihm so nahe ginge, wie der Verlust seiner Felder, zieht mit seinen Habseligkeiten von einem Kind zum andern, um bei jedem dieselben üblen Erfahrungen zu machen. Aus dem Hause des Schwiegersohnes wird er durch kleinliche Nörgeleien vertrieben, beim Jüngsten, einer urfidelen leichtsinnigen Haut, soll er um seine letzten Ersparnisse bestohlen werden, der älteste Sohn beschimpft, prügelt und beraubt ihn, und am Ende — „Blast Wind', und sprengt die Backen! Wüthet! Blast!“ — irrt der Greis gleich einem Bettler und Landstreicher obdachlos und hungernd durch die nächtlichen Fluren. Man wird da an den alten Spruch erinnert, der an den Thoren einiger märkischen Städte zu lesen ist:

„Wer seinen Kindern gibt das Brod
Und leidet nachmals selber Noth,
Den schlage man mit dieser Keule todt.“

Nun, auch das Todtschlagen besorgen die entarteten Kinder an dem alten Fouan. Als umbequemer Zeuge einer Mordthat wird er von dem eigenen Sohn und seiner Gattin im Bett erwürgt und verbrannt.

Es ist ein König Lear auf dem Dorfe, ein erschütterndes Nachtbild, das sich ebenbürtig neben Shakespeare's und Turgenjew's Tragödien vom Kinderundank stellt.

Aber der eigentliche Held ist der Bauer überhaupt, der Sclave und Narr der Mutter Erde, gierig nach ihrem Besitz, sein Leben, seine Gesundheit ihr opfernd und sich doch nicht bereichernd. Wir sehen, wie er gezeugt, geboren und getauft wird, arbeitet und feiert, liebt und haßt, lebt und stirbt, seinen Fleiß, seinen Geiz, seine Habgier und vor allem seine Liebe zur heimathlichen Scholle. Er steht der Erde gegenüber wie einer Geliebten, nach deren Besitz er strebt, die ihn beglückt und doch unbefriedigt läßt, um deretwillen er seine Kraft, sein Leben dahingibt, für die er im Stande ist zu morden, und die dennoch gleichgültig und undankbar bleibt und zuletzt noch aus seinen im Grabe faulenden Gebeinen neue Jugendfrische zieht. „Seht, in Amerika“, ruft ein Aufwiegler aus, „da ist der Landmann der Herr des Bodens, kein Band fesselt ihn an denselben, keine Familien, keine Erinnerungen. Ist sein Feld ausgebeutet, so zieht er weiter. Er ist frei, er bereichert sich, während ihr gefangen seid und im Elend verkommt.“ Ja, was hat er denn vom Leben? Nichts als Mühe und Noth, die Sorge ums tägliche Brod, die immerwährende Aufregung über eine mögliche Mißernte, den Kampf mit seinen Nachbarn und Gemeindegenossen. Denn der Haß auf Ihresgleichen, der ewige Bauernkrieg, ohne den die Landbewohner die Herren der Welt wären, ist nicht mehr auszurotten; sie vernichten sich gegenseitig, und selbst im Tode kehren sich ihre Gebeine gegeneinander, weshalb sie in der Wahl ihrer Grabnachbarn eine peinliche Vorsicht beobachten. Nur wenn es gegen den Executor geht, sind sie einig, sonst aber filzig, verschlagen, ohne Liebe, ohne Opfermuth, ohne Erbarmen — Bestien. Entsetzt sagen wir uns, wenn dieses Gemälde, das uns in so täuschender Wirklichkeit entgegentritt, keine bloß pessimistische Uebertreibung ist, dann steht es schlimm um Frankreich. Aber eine schwarzgallige Tendenz, gewisse Uebertreibungen sprechen doch da und dort zu deutlich. Gibt es solche Scheusäler auf dem Lande? Gewiß, ein Blick in die Gazette des Tribuneaux bestätigt es uns, doch das sind immerhin Ausnahmen, während Zola hier im engsten Rahmen eine solche Menge von Spitzbuben unterbringt, daß die Zeichnung wohl im Einzelnen richtig sein kann, aber das Gesammtbild, überladen, carikirt und allzu schwarz erscheint. Uebrigens brauchen wir in pharisäischer Verblendung uns gar nicht zu brüsten, daß die Fabel nicht von uns erzählt, denn sie ist in mancher Hinsicht auch für unsere lieben Landleute zutreffend. Die Habsucht und Besitzgier regieren hier zu Lande nicht minder; unsere Bauern lehnen die Gehaltserhöhung für den verhungernden Schulmeister oft ebenso einstimmig ab; die Prozeßsucht richtet nicht weniger Existenzen zu Grunde, und manche schlechte Eigenschaft des deutschen Landmanns mag man auch in diesem französischen Bauernspiegel finden. Im Großen und Ganzen ist unser Bauernstand im Durchschnitte zwar ärmer als der französische, aber verläßlicher, genügsamer, durch die harte Schule des allgemeinen Schulzwangs und der Militärpflicht auch sittlich gehoben. Eine bonapartistische Bauernfang-Broschüre, wie die hier erwähnte Geschichte von Jacques Bonhomme, fände in unseren ländlichen Kreisen nicht einmal dort Verständniß, wo Wucher und Latifundienwirtschaft hausen, und die socialistische Propaganda, die in „La Terre“ gläubige Ohren findet, hat sich bis jetzt keines Erfolges auf dem Lande rühmen können. Aber eben nannten wir den Wucher. Zola schweigt in seinem Buche ganz davon. Hier scheint eine Lücke in seinem sonst vollständigen Bilde, denn wie wir aus Balzac und Erckmann-Chatrian wissen, grassirt er auch jenseit des Wasgau. Jedenfalls müssen wir Zola's Vorwurf des mangelnden patriotischen Opfermuthes von dem französischen Bauern abwehren. Frankreichs Bevölkerung hat durch ihren heroischen Wiederstand nach Sedan, die glänzende Bezahlung der Kriegsschuld und die rasche Wiedererstarkung der Nation bewiesen, daß sie eine gesunde Rasse ist und sehr patriotisch sein kann, und nichts wäre verhängnißvoller, als wenn wir auf Grund solcher dichterischer Darstellungen diese guten Eigenschaften verkennen würden.

Im Einzelnen, wie gesagt, stimmt das Exempel. Da ist alles von verblüffender Naturwahrheit. Welche Fluth von echten, lebensprühenden Charakterköpfen wirbelt da durcheinander! Der alte Schlaukopf Fouan, der doch von seinen Kindern ausgebeutet wird, und dann diese selbst: der peinliche Delhomme, der schuftische Buteau und allen voran der leichtsinnige, lustige Wilddieb mit seiner ebenbürtigen Tochter, die doch wieder einen ganz kleinen anständigen Kern hat; die wundervoll individualisirten Schwestern Lise und Françoise; der hitzige Abbé, immer in Streit mit seiner Gemeinde; die entsetzliche alte Tante, welche die Verwandten stets aufeinander hetzt und sich schon auf ihren Tod freut, der Dank ihrem schlau abgefaßten Testament das Zeichen zu endlosen Erbschaftsstreitigkeiten sein wird. Dann die Dulderin Palmire, die ihrem blödsinnigen Bruder ihre Seligkeit opfert; die zwei Abgeordneten auf ihrer Wahltournée, der socialistische Wühler Canon, die ehrsame Familie Charles, der Gutsbesitzer Hourdequin und seine pantoffelschwingende Großmagd, der alte Schäfer Soulas, der Tölpel Tron, der aus Liebe zum Mordbrenner wird, der Executor, der Feldmesser und alle die Bauern und Dörfler, ein jeglicher ein volles Stück Leben. Daß aber Zola nicht nur die Menschen, sondern auch das Land mit unvergleichlicher Meisterschaft zu schildern weiß, sehen wir auch in seinem neuen Buche. Die Gegend um Chartres in allen Tages- und Nachtzeiten, in jeder Beleuchtung, bei Sturm und Sonnengluth, zu allen Jahreszeiten steht voraus, und mit welchen farbentriefenden Strichen, den innersten Kern einer Gegend bloßlegenden Zügen! Die Schafschur hat unser Maler Müller nicht poetischer beschrieben; die weidende Herde im Sonnenbrand, die Ernte, das Heuen, Pflügen, Düngen, Dreschen, die Spinnstube im warmen Stalle zur Winterzeit, von graulichen Erzählungen und dem Dufte röstender Kastanien gewürzt. Es ist die beste Kunst eines Ostade oder Teniers in diesen Bildern der kannegießern-

Digitized by Google

den, tanzenden, saufenden, raufenden Bauern, und mit welchem Humor ist nicht die Weinlese geschildert, wo sogar der Esel sich betrinkt und höchst ungebührlich aufführt! Dann die feinen, geistreichen Züge z. B. daß der Korporal von der Schlacht von Solferino eigentlich nur den Regen gesehen hat, oder die lustigen Episoden, wie die Geschichte von dem arretirten Wilddieb, der den Gendarmen unter den Tisch trinkt. Und dabei weiß Zola immer das Charakteristische, das Gegenständliche zu treffen, daß seine Bilder sich im Gedächtniß einbohren. So in der Schilderung der Gewitternacht die durch das dunkle Thal irrenden Laternenlichter der Bauern, die aus ihrem Schlummer oder von der Todtenwacht aufgescheucht, den angerichteten Hagelschaden auf ihren Feldern besehen.

„Die arme Magd, die Bécu, besaß kein Land, und ihr war also das Wetter im Grunde gleichgiltig. Sie seufzte, beschwor den Himmel nur aus einer weichlichen Gewohnheit zu Klagen. Die Neugier jedoch führte sie immer wieder unter die Thür, und ein lebhaftes Interesse hielt sie dort fest, als sie bemerkte, daß das Thal sich mit feurigen Punkten besternte. Durch eine Oeffnung des Hofes, zwischen Stall und Scheune, konnte ihr Auge das ganze Land überschauen. Ohne Zweifel hatte das Hagelwetter die Bauern geweckt; jeder war von der nämlichen Ungeduld erfaßt, auf seinem Felde nachzusehen, und zu angstvoll um erst den Tag abzuwarten. Darum erschienen auch draußen die Laternen eine nach der anderen, vervielfältigten sich, liefen hin und her und tanzten. Und die Bécu, welche die Lage der Höfe und Häuser kannte, gab jedem Licht einen Namen. „Ah, jetzt wird es hell bei der Großen, und da gehen die Fouans hinaus, und dort unten ist Macqueron, und drüben kommt Lengaigne ... Lieber Gott, die armen Leute, das ist erschütternd! Bah, ich geh' auch!"

Bei all der Fülle der Figuren, Bilder und Geschehnisse bleibt die Composition doch straff und steigert sich künstlerisch, keine Masche wird fallen gelassen, das Pensum mit methodischem Ernste durchgeführt. Ein eigentlicher Schluß fehlt, die Geschichte bricht mit zwei ungesühnten Mordthaten, einer himmelschreienden Ungerechtigkeit ab, und nur zwischen den Zeilen lesen wir ein stummes „Fortsetzung folgt," einen Hinweis auf einen der nächsten Romane der Rougon-Macquart-Folge, wahrscheinlich in jenem Bande, der das militärische Frankreich behandeln wird. Und auch noch in anderer Beziehung hängt der Roman geistig mit der ganzen Serie zusammen, durch psychologische Fäden, durch die Kette der Vererbung. Jean ist der Bruder der Waschfrau Gervaise, die wir schon im „Assommoir" kennen gelernt, der richtige Sproß der moralisch durchseuchten Familie Rougon-Macquart und gerade so indolent, ohne Energie, wie der krankhafte Held der „Joie de vivre." Wenn er hier einfach angewidert und muthlos das Land verläßt, ohne den Mord seiner Frau und ihres Oheims zu rächen, ohne für sein gutes Recht und seinen Besitz zu kämpfen, so handelt er durchaus folgerichtig. Die Erklärung suche man auf der Stambaumtafel seiner Familie, die Zola einem früheren Bande (Une page d'amour) beigeheftet hat. Auch der Dichter ist logisch, und traurig genug klingt sein Schlußwort:

So wie der Frost, der die Ernten vernichtet, der Hagelschlag, der sie zerstampft, Blitz und Gewitter, die sie hinwerfen, vielleicht nothwendige Uebel sind, so ist es wohl möglich, daß die Welt Blut und Thränen bedarf zu ihrem Fortbestehen. Was wiegt unser Unglück in dem unendlichen Getriebe der Sterne und der Sonne? Der liebe Gott hat andere Sorgen als wir. Wir danken unser tägliches Brod nur einem tagtäglichen Kampf auf Tod und Leben. Und nur die Erde bleibt, die Mutter, von der wir alle herstammen, zu der wir alle zurückkehren, die wir lieben bis zum Verbrechen, die selbst aus unserer Missethat und unserem Elend immerfort neues Leben schafft zu ihr unbekannten Endzwecken.

Nun haben wir aber an dem verschrienen Romane so viel zu loben gefunden, daß uns zum Tadel nur sehr wenig Raum bleibt. Aber im Namen der verletzten Moral müssen auch wir mit möglichster Feierlichkeit gegen die zahlreichen Anstößigkeiten und Cynismen protestiren, die jeden feineren Sinn abstoßen und tief verletzen müssen. Die an ein antikes Basrelief erinnernde Scene des ersten Kapitels — die klassischen Griechen durften sich dergleichen Natürlichkeiten ungestraft gestatten! —; dann die empörende Niederkunft der Bäuerin und der Kuh zu gleicher Zeit, die doch wieder so bezeichnend für die bäuerliche Denkweise ist, welcher das Kalb wichtiger erscheint, als das Kind; die stark chargirte, aber doch höchst komische Geschichte von der Unschuld der kleinen Elodie und ihrer mit so viel Grund zimperlichen Herren Eltern; endlich die zahlreichen Scenen, wo in ungezierten Ausdrücken und Bildern die ganze menschliche Bestialität geschildert wird. Und wie wir eben dem Verfasser den Text lesen wollen, glauben wir seine Frage zu hören: „Sind diese Unanständigkeiten etwa unwahr?" Wir können auf Ehre und Gewissen nur mit Nein antworten. „Sind sie charakteristisch?" Gewiß. „Sind sie nothwendig?" Nicht immer, möchten wir antworten. Aber der Verfasser bringt uns zum Schweigen, indem er spricht:

„Ich habe ein Werk der Wissenschaft, der Kunst, der absoluten Wahrheit verfaßt und kehre mich nicht an Eure wechselnden Sittlichkeitsbegriffe, Euer Schamgefühl. Ich schreibe nicht für Frauen und Kinder, sondern für Männer, nicht für die Gesellschaft, sondern für die Menschheit!"

Es ist eine undankbare Aufgabe, einen so fest von seiner Mission überzeugten Propheten bekehren zu wollen. Sollen wir ihm begreiflich machen, daß es die Wahrheit abschwächen und geradezu entweihen heißt, wenn man sie allzu sehr mit dem Erdenkothe vermengt und für viele abstoßend oder zu einem Scandal macht? Und wie kann der Künstler selbst eine Befriedigung finden, wenn er den Erfolg seines Werkes in erster Linie den unsauberen Beigaben verdanken muß? Und gehört ein Buch auf den öffentlichen Markt, das nicht für Frauen und Kinder ist, aber ohne Zweifel auch in ihre Hände fällt? Nun, wenigstens bei uns wird jedenfalls die Polizei dafür sorgen, daß sowohl das Original wie die Uebersetzung verboten werde. Eben ist man in Wien mit der Confiscation der übrigens Vieles mildernden deutschen Ausgabe vorangegangen. Und so wenig wir auch Freunde von Censur und Index sind, so können wir einem Verbot der „Mutter Erde" nur zustimmen.

Z.

Feuilleton.

Der Mord.

Aus dem Amerikanischen von Frank Siller.

Ein junger Mensch, seines Zeichens ein hausirender Tabakshändler, war unterwegs von Morristown, wo er viel mit dem Vorsteher der Communistenansiedelung gehandelt hatte, nach dem Städtchen Parkers Falls. Er hatte einen kleinen netten Wagen, grün angestrichen; auf jeder Seite desselben war eine hübsch gemalte Cigarrenkiste, und die Rückwand schmückte ein Indianerhäuptling, dessen eine Hand eine Pfeife, die andere eine goldene Tabakspflanze präsentirte. Der Hausirer hatte ein flinkes kleines Pferd; er selbst war ein junger Mann von vorzüglichen Grundsätzen, scharf und gewitzigt im Handel, aber nichtsdestoweniger selbst bei den Handel treibenden Yankees beliebt, die sich, wie ich sie oft sagen hörte, lieber mit einem scharfen als stumpfen Messer rasiren lassen, wenn sie doch ihr Haar lassen müßten. Besonders beliebt war er bei den hübschen Mädchen am Connecticutflusse, um deren Gunst er sich durch kleine Geschenke des feinsten, leichten Tabakes bewarb, wohl wissend, wie hoch die Landmädchen Neuenglands ein gutes Pfeifchen zu schätzen wußten. Außerdem, wie sich's bald zeigen wird, war unser Hausirer neugierig und ein gutmüthiger Schwätzer, eine wahre Saug- und Druckpumpe aller Neuigkeiten.

Nach frühem Frühstück in Morristown war der Hausirer — er hieß Dominicus Peik — eine gute Stunde durch einsame Waldung gefahren, ohne ein Wort zu irgend Jemand, außer sich selbst und dem Pferde zu sprechen. Es war fast sieben Uhr und er war so ungeduldig, Jemanden zu sehen und zu sprechen, wie ein Stadtmensch, der auf seine Morgenzeitung wartet. Bald schien sich eine Gelegenheit zu zeigen: er hatte sich

Digitized by Google

eben mit einiger Mühe mittelst eines Sonnenglases eine Cigarre angezündet, als er über den Hügel, an dessen Fuße er mit seinem grünen Wägelchen hielt, einen Mann kommen sah.

Dominicus beobachtete ihn und bemerkte, daß er ein Bündel trug, das am Ende eines über die Schulter ruhenden Knüppels befestigt war, und daß er scheinbar müde, doch entschlossen dahinschritt.

„Guten Morgen, Meister," rief Dominicus, als er nahe genug war, „Ihr haltet einen guten Schritt. Was gibt's Neues in Parkers Falls?" Der Mann zog die breite Krämpe seines Hutes über die Augen und sagte mürrisch, daß er nicht dorther käme. — Keineswegs durch diese Antwort entmuthigt, fragte Dominicus weiter: „Na, was gibt's denn Neuestes just da, wo Ihr herkommt? Ich bin nicht besonders auf Parkers Falls versessen, ein anderer Ort thut's auch."

Der Wanderer, ein unbehaglicher aussehender Kerl, als man gern im einsamen Walde trifft, schien, so mit Fragen bedrängt, etwas zu zögern, als ob er entweder sein Gedächtniß nach etwas Neuem durchstöberte oder überlegte, ob es rathsam wäre, es auszusprechen. Endlich stieg er auf den Wagentritt und flüsterte in Dominicus' Ohr, obwohl er hätte laut aufbrüllen können, ohne daß sonst Jemand ihn gehört hätte.

„Etwas weiß ich, was Euch wohl neu sein dürfte," sagte er. „Der alte Higginbatham in Kimballtown, wurde gestern Abend um acht Uhr von einem Irländer und einem Neger ermordet. Sie haben ihn an den Ast eines St. Michael-Birnbaumes aufgehängt, wo ihn Niemand vor Tagesanbruch finden konnte."

Sobald diese gräßliche Nachricht ausgesprochen war, machte sich der Fremde rasch auf den Weg, und wandte sich nicht einmal um, als Dominicus ihn aufforderte, eine spanische Cigarre mit ihm zu rauchen und das Genauere zu berichten. Der Hausirer pfiff seinem Pferdchen zu und grübelte über das traurige Schicksal des alten Higginbatham, den er im Handel gut gekannt und gar manches Pfund Tabak, manche Kiste Cigarren verkauft hatte. Er war etwas erstaunt über die Schnelligkeit, mit der sich die Neuigkeit verbreitet hatte. Kimballtown war gute zehn Stunden Weges für Fuhrwerk vom Orte, wo er war, entfernt; der Mord war um acht Uhr Abends vorher verübt worden; dennoch hatte Dominicus um sieben am nächsten Morgen davon gehört, also zu einer Zeit, da wohl Higginbathams eigene Familie erst seinen Leichnam, am Birnbaum hängend, gefunden. Der Fremde mußte in Siebenmeilenstiefeln marschirt sein. Es heißt ja: „Schlimme Botschaft reist rasch", dachte Dominicus, „aber dies stellt selbst die kürzlich bei Boston erbaute erste Eisenbahn in den Schatten. Der Kerl dürfte als Expreßcourier fungiren." Dominicus erklärte sich die Sache damit, daß der Fremde im Eifer ein Versehen von einem Tage gemacht habe und zögerte darum nicht, das Ereigniß in dieser Weise in jedem Wirthshaus am Wege wieder zu erzählen, wobei er auch eine ganze Masse seiner Waare unter den aufgeregten Zuhörern an den Mann brachte. Er fand, daß er überall der erste Bote der Neuigkeit war und da er stets mit Fragen bestürmt wurde, konnte er es nicht vermeiden, die Umrisse auszufüllen, bis eine ganz respectable Geschichte daraus wurde. Auch fand er ein bestätigendes Zeugniß in der Aussage eines jungen Mannes, der früher in Higginbatham's Dienst gestanden. Jener, als er die Neuigkeit hörte, hielt sie für durchaus wahrscheinlich, da sein früherer Herr gewöhnlich mit Geld und Werthpapieren in der Tasche Abends durch den Obstgarten heimkehrte. Der frühere Commis zeigte wenig Kummer über Higginbatham's Katastrophe und deutete an, was der Hausirer im Handel auch schon gesehen hatte, daß der Alte ein mürrischer, geiziger Filz gewesen sei, dessen Nachlaß jetzt einer hübschen Nichte zufallen würde, welche Lehrerin in der Kimballtownschule sei.

Durch das Verbreiten seiner Neuigkeiten für's öffentliche und den Tabakshandel für sein eigen Wohl, war Dominicus auf seiner Reise so aufgehalten worden, daß er sich entschloß, in einem Wirthshaus, etwa eine Stunde Weges vor Parkers Falls, zu übernachten. Nach dem Abendessen setzte er sich mit einer guten Cigarre zwischen den Zähnen in die Schänkstube und erzählte die ganze Mordgeschichte, die so rasch gewachsen war, daß sie etwa eine halbe Stunde in Anspruch nahm. Von den zwanzig Zuhörern, die er hatte, nahmen neunzehn seine Worte wie ein Evangelium auf; der zwanzigste war ein ältlicher Landmann, welcher, kurz vorher zu Pferde angelangt, ruhig, ein Pfeifchen rauchend, in der Ecke saß. Als die Erzählung beendet war, erhob er sich, brachte seinen Stuhl dicht vor Dominicus, starrte ihm in's Gesicht und paffte dabei den nichtswürdigsten Knaster, den der Hausirer je gerochen.

„Sind Sie Willens, eine eidliche Aussage abzugeben," rief er im Tone eines inquirirenden Landesgerichtsbeamten, „daß der alte Herr Higginbatham zu Kimballtown vorletzte Nacht in seinem Obstgarten ermordet und am Aste seines großen Birnbaumes hängend gefunden wurde?"

„Ich erzähle die Geschichte, wie ich sie gehört habe, Meister," entgegnete Dominicus, seine halbgerauchte Cigarre fallen lassend; „ich sage nicht, daß ich zugegen war und es gesehen habe. Natürlich kann ich also keinen Eid ablegen, daß er genau in der beschriebenen Weise ermordet wurde!"

„Aber ich kann meinen Eid darauf ablegen," rief der Landmann, „daß, wenn Herr Higginbatham vorgestern Abend ermordet worden ist, ich heute früh ein Gläschen Magenbitter mit seinem Geiste getrunken habe. Wir sind Nachbarn; er rief mich in seinen Laden, als ich vorbei ritt, forderte mich auf, eins mit ihm zu trinken und bat mich, auf dem Wege eine Kleinigkeit für ihn zu besorgen. Er schien nicht mehr von seiner eigenen Ermordung zu wissen, als ich!"

„Dann wäre es also keine Thatsache!" rief Dominicus.

„Er hätte es mir doch wahrscheinlich mitgetheilt, wenn es wahr wäre," sagte der Landmann, setzte seinen Stuhl wieder in die Ecke und überließ den etwas verlegen gewordenen Hausirer seinen eigenen Gedanken.

Das war eine unverhoffte Auferstehung des alten Higginbatham! Der Hausirer mochte sich nicht mehr in die Gesellschaft mischen, tröstete sich mit einem Schnaps und ging zu Bette, wo er die ganze Nacht träumte am St. Michaels-Birnbaum zu hängen. Um dem alten Landmann nicht zu begegnen (der ihm so zuwider geworden, daß er lieber ihn, als den alten Higginbatham erhängt gewußt hätte), stand der Hausirer schon beim Morgengrauen auf, spannte sein Pferd ein und trabte damit rasch nach Parkers Falls. Die frische Brise, der bethaute Weg und die schöne Sommermorgendämmerung erfrischten sein Gemüth und hätten ihn vielleicht ermuthigt, die alte Geschichte wieder zu erzählen, wäre irgend Jemand so früh wach gewesen, um ihm zuzuhören. Doch ihm begegnete weder Ochsengespann, noch Frachtwagen, weder Wägelchen, noch Reiter, nicht einmal ein Fußgänger, bis, just als er über den Fluß wollte, ein Mann ihm entgegen kam, der ein Bündel am Ende eines Knüppels über seiner Schulter trug.

„Guten Morgen, Meister," rief der Hausirer, sein Pferd anhaltend. „Wenn Ihr von Kimballtown kommt, könnt ihr mir vielleicht Genaueres über diese Affaire des alten Higginbatham berichten. Ist der Alte wirklich vor zwei oder drei Abenden von einem Irländer und Neger ermordet worden?"

Dominicus hatte zu eilig gesprochen, um gleich zu bemerken, daß der Fremde mindestens ein Mulatte war. Bei dieser plötzlichen Frage schien des Aethiopiers Hautfarbe um einige Schattirungen heller zu werden, während er zitternd und stotternd antwortete:

„Nein! nein! kein Neger war da! Es war ein Irländer, der ihn um acht Uhr gestern Abend aufgehängt hat. Ich ging um sieben fort! Die Seinigen haben ihn vielleicht noch nicht im Obstgarten gefunden!"

Kaum hatte er die Worte heraus, als er plötzlich abbrach und, obwohl er erst müde genug ausgesehen, so rasch davon rannte, daß des Hausirers Pferdchen hätte flink traben müssen, um mit ihm Schritt zu halten. Dominicus sah ihm verdutzt nach. Wenn der Mord nicht vor Dienstag Abend verübt worden war, wer war der Prophet, der ihn am Dienstag Morgen mit allen Einzelheiten vorausgesagt hatte? Wenn Higginbatham's Leichnam noch nicht von den Seinigen gefunden war, wie konnte der Mulatte, dreißig (englische) Meilen entfernt, wissen, daß er im Obstgarten hing, besonders da er Kimballtown verlassen, bevor der Unglückliche überhaupt aufgeknüpft worden war? Diese zweifelhaften Einzelheiten, wie auch des Fremden Erstaunen und Schrecken bewogen den Hausirer fast, Alarm zu schlagen und ihm nachzusetzen als einem Mitschuldigen beim Morde, denn ein solcher schien jedenfalls verübt worden zu sein.

Unter solchen Betrachtungen fuhr Dominicus in Parkers Falls ein, das ein so lebhaftes Städtchen ist, wie drei Kattunfabriken mit allem Zubehör es machen können. Die Maschinen waren noch nicht in Be-

Digitized by Google

wegung und nur wenige Läden geöffnet, als er im Gasthaus abstieg und es zu seiner ersten Pflicht machte, vier Quart Hafer für sein Pferd zu bestellen. Seine zweite war natürlich, dem Stallknecht die Higginbatham-Katastrophe mitzutheilen. Doch hielt er es für rathsam, in Betreff des Datums der schrecklichen That nicht zu bestimmt zu sein; ebenso ließ er auch noch Ungewißheit darüber herrschen, ob sie von einem Irländer und einem Mulatten verübt worden sei, oder nur von einem Sprößling der „Grünen Insel". Auch gab er nicht vor, es auf seine eigene oder eines anderen Verantwortlichkeit zu erzählen, sondern wiederholte es als ein allgemein verbreitetes Gerücht. Die Nachricht lief durch das Städtchen wie Feuer durch dürres Laub und wurde bald zum allgemeinen Gespräch, doch konnte Niemand sagen, wo sie eigentlich ihren Ursprung hatte. Herr Higginbatham war in Parkers Falls so gut bekannt, als ob er dort gelebt hätte, da er bedeutend in den Actien der Fabriken betheiligt war und die Einwohner ihre eigene Wohlfahrt mit seinem Schicksal in Verbindung brachten. So groß war die Aufregung, daß die „Parkers Falls Gazette", das Wochenblatt des Ortes, ihrem regelmäßigen Veröffentlichungstage vorgriff und einen halben Bogen herausgab, in großem Druck mit doppeltgroßen Anfangslettern und über dem Ganzen, breit gedruckt:

Schrecklicher Mord des Herrn Higginbatham!

Unter anderen Einzelheiten beschrieb dieser gedruckte Bericht die Eindrücke des Stricks am Halse des Leichnams, gab an, wie viel Tausend Dollars ihm geraubt worden; viel Pathos war auch in der Beschreibung des tiefen Schmerzes der Nichte, die aus einer Ohnmacht in die andere gefallen und nicht aus den Ohnmachten herausgekommen war, seit ihr Onkel am St. Michaels-Birnbaum hängend gefunden worden, und gar mit herausgekehrten Taschen. Der Dorfpoet verewigte den Kummer der jungen Dame in einer siebzehnversigen Ballade. Die Behörde hielt eine Sitzung und beschloß, in Betracht der bedeutenden Stellung des Herrn Higginbatham, Plakate anzuschlagen, welche eine Belohnung von fünfhundert Dollars für Entdeckung der Mörder und des geraubten Geldes versprachen.

Die ganze Bevölkerung: Krämer, Handwerker, Fabrikarbeiter beiderlei Geschlechts, Gasthaus- und Pensionsbesitzerinnen und natürlich auch die Schuljugend, Alles war auf der Straße, und der Lärm ihrer Zungen entschädigte vollkommen für das Schweigen der Fabrikmaschinen, welche, aus Achtung für den Dahingeschiedenen, feierten. Hätte Herrn Higginbatham an Ruhm nach dem Tode gelegen, sein verfrühter Geist würde sich geschmeichelt gefühlt haben durch solche Ovation. Unser Freund Dominicus vergaß in der Eitelkeit seines Herzens die Anfangs beobachtete Vorsicht, kletterte auf die breite Pumpe am Marktplatz und erklärte sich öffentlich als den zuverlässigen Bringer dieser Neuigkeit, die Alle so tief anging. Er wurde sofort der Held des Augenblickes und hatte eben eine neue Auflage seiner Erzählung in Ton und Stimme eines Feldpredigers begonnen, als die Postkutsche in die Straße einfuhr. Sie war die ganze Nacht unterwegs gewesen und mußte um drei Uhr Morgens in Kimballtown Pferde gewechselt haben.

„Jetzt werden wir Alles haarklein erfahren," rief's in der Menge.

Die Kutsche polterte bis zum Vorplatz des Gasthauses; hinter ihr her rannten wohl an tausend Menschen, denn wenn auch vorher Mancher noch bei seiner Arbeit geblieben war, jetzt war Alles in der Straße, die Neuigkeit zu hören. Der Hausirer, in diesem Wettlauf vorn an, entdeckte zwei Passagiere, die eben aus ihrem Morgenschlummer erwachten und erstaunt waren, sich inmitten einer lärmenden Volksmasse zu finden. Als jeder sie mit besonderen Fragen, und dennoch im selben Moment bestürmte, waren sie vor Erstaunen sprachlos, obwohl der eine Advocat, die andere Person ein junges Mädchen war.

Der Kutscher sagte kein Wort und fluchte nur furchtbar über den Stallknecht, daß er ihm nicht gleich frische Pferde anspannte. Der Advocat hatte gewöhnlich seine Sinne beisammen, selbst wenn er schlief; als er den Grund des Lärms verstand, zog er ein großes rothledernes Taschenbuch hervor. Unterdessen hatte Dominicus Peik, der es gut verstand, höflich zu sein und wohl auch meinte, daß eine weibliche Zunge die Geschichte ebenso rasch erzählen könne, als die eines Advocaten, der jungen Dame aus dem Kutschenschlag geholfen. Sie war ein hübsches, gescheites Mädchen, jetzt ganz wach und erfrischt und hatte einen so reizenden Mund, daß Dominicus wohl ebenso gern ein Liebeswort, wie eine Mordgeschichte daraus vernommen hätte.

„Meine Herren und Damen!" sprach der Advocat die Krämer, Handwerker und Fabrikmädchen an, „ich kann Ihnen versichern, daß ein unbegreiflicher Irrthum oder, was wahrscheinlicher ist, eine absichtliche Unwahrheit, erfunden, um Herrn Higginbatham's Credit zu gefährden, diese eigenthümliche Aufregung verursacht hat. Wir kamen um drei Uhr Morgens durch Kimballtown und würden sicherlich von dem Morde gehört haben, wäre einer verübt worden. Außerdem habe ich einen Beweis dagegen, der wohl fast so genügend ist, wie Herrn Higginbatham's eigene mündliche Aussage es wäre. Hier ist eine Anweisung von ihm in Angelegenheit einer Klage im Connecticut Staatsgericht. Er ließ sie bei mir abgeben und sie ist gestern Abend um zehn Uhr datirt."

Bei diesen Worten zeigte der Advocat das Blatt mit Datum und Unterschrift, die bewiesen, daß dieser unberechenbare Herr Higginbatham am Leben war, als er sie schrieb, oder — was Manche für die unwahrscheinlichere von zwei zweifelhaften Annahmen hielten — daß er zu sehr mit weltlichen Angelegenheiten beschäftigt war, um ihnen selbst nach seinem Tode ganz zu entsagen. Doch unerwartetes Zeugniß kam nun. Die junge Dame, nachdem sie des Hausirers Auseinandersetzung gehört hatte, brauchte nur einen Moment, um Kleid und Locken zu ordnen, trat dann in die Thüre des Gasthofes und machte bescheiden ein Zeichen, daß sie wünsche, gehört zu werden.

„Gute Leute," sagte sie, „ich bin Herrn Higginbatham's Nichte."

Ein Murmeln der Verwunderung lief durch die Menge, sie so rosig und frisch zu sehen, sie, die unglückliche Nichte, die nach der Angabe der Zeitung von Ohnmacht zu Ohnmacht sich dem Tode näherte. Doch hatte ein Witzbold die ganze Zeit bezweifelt, ob ein hübsches junges Mädchen den Tod eines reichen alten Onkels wirklich so sehr tragisch nehmen könne.

„Sie sehen," fuhr Fräulein Higginbatham lächelnd fort, „daß diese merkwürdige Geschichte in Bezug auf mich ganz unbegründet ist und, ich darf wohl sagen, auch ebenso unhaltbar in Bezug auf meinen lieben Onkel Higginbatham. Er ist so freundlich, mir ein Heim in seinem Hause zu geben, obwohl ich als Lehrerin zu meinem Unterhalt beitrage. Ich verließ Kimballtown heute früh, um während der kurzen Ferien eine Freundin, fünf Meilen von hier, zu besuchen. Mein freigebiger Onkel, als er mich auf der Treppe hörte, rief mich an sein Bett, gab mir das nöthige Geld für die Postkutsche und noch einen Thaler mehr für unerwartete Ausgaben. Dann legte er sein Taschenbuch unter sein Kopfkissen, reichte mir zum Abschied die Hand und rieth mir, etwas Brod mitzunehmen, anstatt unterwegs Frühstück zu bestellen. Darum bin ich ganz fest überzeugt, daß ich meinen geliebten Verwandten lebend verließ und erwarte ihn auch bei meiner Rückkehr ebenso wieder zu finden." Die junge Dame verbeugte sich bei Beendigung dieser Rede, die so verständig, wohlgewählt und mit so viel Tact und Grazie gesprochen worden war, daß Viele meinten, das Fräulein dürfte mit Recht Vorsteherin der besten Schule des Staates sein.

Doch ein Fremder hätte denken können, daß Herr Higginbatham in Parkers Falls als ein Gegenstand des Abscheues angesehen würde, und daß ein Danksagungstag über seinen Mord proclamirt worden wäre, so arg war die Wuth der Einwohner, sobald sich ihr Irrthum als solcher zeigte. Die Arbeiter beschlossen, Dominicus Peik öffentlich abzustrafen und waren nur noch über die Art und Weise uneinig: ob sie ihn mit Theer und Federn bedeckt auf einem Zaunpfahl durch das Städtchen reiten lassen sollten oder ob es besser sei, ihn durch eine Douche von der Marktpumpe zu erfrischen, von welcher aus er sich für den Träger der Neuigkeit erklärt hatte. Die Behörde, auf Rath des Advocaten, berieth schon darüber, ihn für Verbreitung unbegründeter und die öffentliche Ruhe störender Berichte vor's Gericht zu bringen. Alles, was den armen Dominicus vor der Rache der Menge und sogar vor einer gerichtlichen Untersuchung errettete, war die beredte Fürsprache der jungen Dame. Nach einigen, an seine Wohlthäterin gerichteten Worten herzlicher Dankbarkeit, sprang er auf seinen grünen Wagen und verließ das Städtchen unter einer Artilleriesalve der Schuljugend, welche reichliche Munition in einer benachbarten Lehmgrube und in den Pfützen fand.

Digitized by Google

Wäre nichts geschehen, um die Nachricht des ersten Reisenden zu bekräftigen, so hätte er das Ding jetzt für eine arge „Ente" halten können; aber der Mulatte war jedenfalls mit der Nachricht oder gar der Thatsache selbst bekannt; und dann war auch etwas Geheimnißvolles in seinem angst-, ja fast schuldvollen Benehmen, als er so unverhofft befragt wurde. Wenn Dominicus nun noch bedachte, daß neben diesem eigenthümlichen Zusammentreffen das Gerücht auch völlig mit dem Charakter und den Gewohnheiten des alten Higginbatham übereinstimmte, daß er einen Obstgarten hatte und einen St. Michaels-Birnbaum, an welchem er, Abends heimkehrend, vorbeiging, schienen die durch die Umstände gegebenen Beweise so stark, daß Dominicus zweifelte, ob das vom Advocaten gezeigte Autograph und das directe Zeugniß der Nichte als genügend entkräftigend gelten dürften. Durch vorsichtiges Fragen unterwegs fand der Hausirer auch, daß Herr Higginbatham einen Irländer von zweifelhaftem Charakter im Dienste habe, den er, aus Sparsamkeit, ohne genügende Empfehlungen in's Haus genommen.

Es wurde schon dunkel, als er die Zollstätte der Kimballtown Chaussee erreichte, die etwa zehn Minuten von dem Städtchen selbst lag. Sein Pferdchen war nahe daran, einen Reiter zu überholen, der nur wenige Ruthen voraus, dem Zolleinnehmer zunickend dahinritt. Dominicus kannte den letzteren, der, während er ihm die Scheidemünze herausgab, eine Bemerkung über's Wetter machte.

Der Hausirer holte eben mit der Peitsche aus, um seinem Thiere einen leichten Hieb zu geben und sagte: „Vom alten Higginbatham habt Ihr wohl in den letzten paar Tagen nichts gesehen?"

„O ja," war die Antwort, „er ritt eben vorbei, bevor Ihr anhieltet, da reitet er hin — Sie können ihn trotz der Dunkelheit noch sehen. Er wohnte heute Nachmittag einem gerichtlichen Verkauf in Woodfield bei. Gewöhnlich reicht mir der alte Herr die Hand und hat einige Worte für mich, doch heute eilte er, denn es ist seine feste Regel, Punkt Acht daheim zu sein."

„Ja, das hab' ich auch schon gehört," rief Dominicus.

„Nie hab' ich einen Menschen so fahl und hager gesehen, wie der alte Herr eben schien," fuhr der Andere fort. „Ich dachte still für mich, daß er mehr einem Geist oder einer alten Mumie glich, als einem Geschöpf von Fleisch und Blut."

Der Hausirer schaute angestrengt durch's Zwielicht und konnte eben noch in der Ferne den Reiter erblicken. Er glaubte Higginbatham's Gestalt zu erkennen; doch in dem Duster des Abends und dem Staub erschien sie schattenhaft, als wäre sie nur eine aus Dunkelheit und grauem Licht geheimnißvoll hervorgebrachte Scheingestalt des alten Mannes. Dominicus schauderte dabei. „Der alte Higginbatham ist aus der Schattenwelt über die Kimballtown Chaussee zurückgekehrt," dachte er.

Er fuhr weiter und blieb in gleicher Entfernung von dem grauen alten Schatten, bis eine Wendung des Weges ihn seinen Blicken entzog. Als er den Ort erreichte, sah der Hausirer nichts mehr von dem Reiter, fand sich aber am Anfang der Hauptstraße des Städtchens nicht weit von einer Anzahl Läden und zwei Gasthöfen, die um den Kirchthurm gelagert schienen. Links war eine Steinmauer nebst Pforte, ein kleines Gehölz umschließend, hinter welchem erst ein Obstgarten, dann eine kleine Wiese und endlich ein Haus lagen. Dies war Herrn Higginbatham's Besitzthum, dessen Wohnhaus an der alten Landstraße stand, aber durch die Kimballtown Chaussee in den Hintergrund gekommen war. Dominicus kannte die Oertlichkeit; sein Pferd hielt instinktiv an, wenigstens war er sich nicht bewußt, die Zügel angezogen zu haben.

„Bei meiner Seele, ich kann an dieser Pforte nicht vorbei!" zitterte es zwischen seinen Lippen hervor. „Ich werde mich selbst nie wieder erkennen, bis ich gesehen habe, ob Higginbatham an dem St. Michael-Birnbaum hängt!"

Er sprang vom Wagen, warf die Zügel über den Thorpfosten und lief durch das Gehölz, als wäre der „Böse" hinter ihm her. Da schlug die Kirchthurmuhr Acht und bei jedem Schlage that Dominicus einen rascheren Sprung und flog förmlich dahin, bis er in der Mitte des Gartens den schicksalsschweren Birnbaum erblickte. Ein großer Ast erstreckte sich vom knorrigen Stamm aus über den Weg und warf den dunkelsten Schatten gerade dorthin. Aber unter dem Aste schien etwas in aufgeregter Bewegung.

Der Hausirer hatte für sich nie mehr Muth beansprucht als zu seiner friedlichen Beschäftigung gehörte, und konnte auch nachher keine Rechenschaft für seine Tapferkeit in diesem schrecklichen Nothfalle geben. Thatsache ist's jedoch, daß er vorwärts sprang, einen stämmigen Irländer mit dem Peitschengriff niederschlug, und — den leibhaftigen alten Higginbatham, nicht am St. Michaels-Birnbaum hängend, sondern mit einer Schlinge um den Hals und an allen Gliedern zitternd, darunter fand!

„Herr Higginbatham," rief Dominicus, kaum noch der Sprache fähig; „Sie sind ein ehrlicher Mann und ich will Ihrem Worte trauen. Sind Sie gehängt worden, oder nicht?" — — —

Wem dies noch ein Räthsel ist, dem sollen wenige Worte es klar machen, wie diese kommende Begebenheit ihren Schatten voraus geworfen hatte: Drei Männer hatten sich verabredet, Herrn Higginbatham zu morden und zu berauben; zwei von ihnen, nach einander, verloren den Muth und entflohen, die That durch ihr Verschwinden je einen Abend aufschiebend. Der Dritte war eben daran, sie zu verüben, als ein Retter, der blindlings dem Rufe des Schicksals folgte, wie die Helden alter Romane, in der Person des Dominicus Peik erschien.

Es bleibt nur noch übrig zu sagen, daß Herr Higginbatham den Hausirer lieb gewann, ihn in seinem Freien um die hübsche Lehrerin begünstigte, sein ganzes Vermögen ihren Kindern verschrieb und ihnen selbst die Zinsen davon zuwies. Als seine Stunde schlug, setzte der Herr seinen Wohlthaten die Krone auf, indem er redlich im Bette einen christlichen Tod starb, seit welchem traurigen Ereigniß Dominicus Peik Kimballtown verlassen hat, um in seiner Vaterstadt eine große Tabaksfabrik anzulegen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Philosophin.

Schauspiel in vier Aufzügen von Friedrich Spielhagen.

(Deutsches Theater.)

Da die erste Berliner Aufführung dieses Stückes und die Drucklegung der vorigen Nummer unseres Blattes auf einen Tag fielen, kommt dieser Bericht etwas spät in die Hände unserer Leser, so spät, daß er das Stück gar nicht mehr am Leben trifft, wenigstens nicht am Leben auf den Brettern. Es sank schon hinab in den Hades der verunglückten dramatischen Versuche, wo es mit den vielen Schatten, die gerade das „Deutsche Theater" in den letzten Jahren dorthin sandte, und auch mit den früheren Stücken desselben Autors nun freundschaftlich auf den Asphodeloswiesen lustwandeln kann. Dorthin paßt es auch besser, als in das frische, warmblütige Leben auf den Brettern, in das es sich mit seinen schattenhaft verwehenden Umrissen nur mühsam einfügte. Dort, in dem Dämmerlichte einer schon längst verflossenen dramatischen Geschmacksrichtung, mag auch die Unklarheit der Motivirung weniger ersichtlich werden, welcher der berühmte Verfasser diesmal vollständig unterlag.

Er verspricht uns im ersten Acte das Bild einer klaren, ruhig und bedeutend denkenden Frau, und zeichnet uns dafür in der Mitte des Stückes ein durch die Verworrenheit der Gefühle uns peinigendes Menschenkind; er bereitet uns darauf vor, eine folgerichtige innere und selbständige Entwickelung jener Gefühle zu einer reinen und festen Leidenschaft mit anzuschauen und lenkt dabei nur durch einen plumpen theatralischen Zufall schließlich die Seele seiner Heldin zur Einsicht. Wie falscher Stolz und Standeshochmuth durch die Allmacht der Liebe zu Demuth und aufopferungsfreudiger Hingebung verwandelt werden, will er in erregenden Zügen darstellen, bringt aber nur den Uebergang von einer gewaltigen Unklarheit der Leidenschaft zu einem durch äußeren Anstoß herbeigeführten Ausbruch derselben zur Anschauung.

Friederike von Heideck, die Heldin des Stückes, liebt schon seit ihrer Jugendzeit den Oberverwalter ihrer Güter, Hubert Römer, leidenschaftlich. Beide sind zusammen aufgewachsen, er als der Sohn eines armen aber hochgeehrten Pastors, sie als die reiche Erbin. Seitdem Hubert in dienender Stellung ihr gegenüber sich befindet, hat sie es für nothwendig gehalten, die Liebe zu ihm in ihrem Herzen zu bekämpfen. Oder hat sie das nicht? Wir wissen es nicht und erfahren es nicht. Ihr ganzes Wesen bleibt uns zunächst unklar. Ihre Freundin, das Gesellschafts-

Digitized by Google

fräulein Grete Schulz, versucht zwar, uns einmal einen Fingerzeig zu geben, indem sie lachend sagt, Friederike wisse nicht, was sie wolle, aber mit einer solchen Kennzeichnung weiß der gespannte Zuschauer natürlich noch weniger anzufangen. Kurz und gut, wir erfahren nur, daß Friederike Philosophin geworden sei, weil sie ihren Obergüterverwalter heimlich liebt. Wir erfahren es aber nur durch Erzählen der Anderen, denn außer einigen Citaten aus Plato und Schopenhauer enthalten die ersten Gespräche Friederikens sehr wenig Philosophisches. Die Citate passen gewöhnlich so schlecht, wie die Faust auf's Auge, und ihr Benehmen zeigt nur Unruhe und Selbstquälerei, dabei höchstens noch das Gefühl, daß sie ihrer übrigens lustigen und lebensfrohen Umgebung bei Weitem überlegen sei. Diese Ueberlegenheit aber spricht sich durchaus nicht etwa in dem philosophischen Vorsatze aus, mit kühnem Sprunge über die Schranken dieser Umgebung hinweg die geistige Freiheit zu gewinnen und dem elementaren Gefühle der Liebe seinen Lauf zu lassen, sondern äußert sich in einem höchst alltäglichen und kläglichen Skepticismus, der sich fragt, ob es überhaupt Liebe gebe und ob überhaupt das Leben und die Formen, die es annimmt, einen Zweck haben. Für Friederike, deren ganze Seele von der Leidenschaft für Hubert erfüllt ist, bedeutet diese seltsame Philosophie in der That nur ein Versteckspielen mit ihrem eigenen Herzen und mit ihrer Umgebung. Dem Dichter, der vielleicht die Absicht hatte, wirklich nur eine derartige Verworrenheit der Gefühle plastisch darzustellen, ist aber dann der Vorwurf zu machen, daß er die Heldin trotz dieser Verworrenheit, in der er sie darstellt, überhaupt noch zu einer Entschließung gelangen läßt.

Diese Entschließung erscheint in der That sonderbar, wenn wir die Friederike des ersten Actes im Auge haben. Sie weiß nicht ob sie lieben soll und darf, ja ob sie überhaupt liebt, und doch ist ihr einziges Streben, der Punkt, auf den sie alle ihre Gedanken richtet, zu erfahren, ob Hubert sie liebt. Sie muß das eigentlich längst wissen, sie will aber eine ausdrückliche Erklärung von ihm haben. Und warum? Etwa, um dann kühn die Fesseln ihres Standes abzuwerfen und ihren Geliebten in die Arme zu nehmen? Durchaus nicht! Sie erstrebt das ausdrückliche Geständniß nur, um sich dann stolz sagen zu können und sich immer wieder zurufen zu können, daß sie nicht ohne Gegenliebe geliebt habe. Es kommt beinahe so heraus, als setze sie, weil sie eine Gräfin ist, ihren ganzen Stolz darein, nicht ohne eine entsprechende Erwiederung ihre Liebe zu vergeuden. Eine sonderbare Unklarheit in diesem Conflikt zwischen Stolz und Liebe! Friederike will eine List gebrauchen, um den ebenso stolzen Hubert zu jenem Geständniß zu bringen. Sie empfängt ihren Vetter Oskar, der sie dem Testamente ihres Vaters zufolge eigentlich heirathen soll. Obgleich sie nun weiß, daß dieser Vetter bereits heimlich verlobt ist und nur formell, um der Güter nicht verlustig zu werden, die testamentarisch bestimmte Brautwerbung um seine Cousine, die ihn ja doch nie heirathen wird, vornimmt, bietet sie alle ihre Liebenswürdigkeit auf, um der fingirten Werbung einen ernsthafteren Anstrich zu geben. Vetter Oskar geht in die Falle und wird zärtlich gegen Friederike. Als er ihr zu Füßen liegt, tritt Hubert herzu, zeigt aber nicht die geringste Eifersucht. Friederike bleibt also in ihrer seltsamen Stimmung. Sie erscheint jetzt nur etwas gereizt im Gegensatz zu der erkünstelten Ruhe, die sie vorher an sich trug. Ein Pfänderspiel, welches der Dichter ziemlich unvermittelt hierauf arrangirt, gibt ihr Gelegenheit, den Stachelversen ihres Vetters, welcher wie Alle von ihrer Liebe zu Hubert weiß, zu antworten, und — wunderbar, höchst wunderbar! — sie bekennt in dieser Antwort unverhohlen ihre Verehrung für den Obergüterverwalter, die sie sich vorher selbst nicht einmal eingestehen wollte. Woher dieses plötzliche Aufgeben ihres Stolzes?

Ihrem Vetter aber kommt es nun darauf an, sie zu einem noch deutlicheren Geständnisse ihrer Liebe zu veranlassen. Eine Versammlung der Revisionscommission über die Güter, in welcher Hubert Rechenschaft über seine Verwaltungsthätigkeit ablegen soll, scheint ihm den Anlaß hierzu zu bieten. Hubert soll in dieser Versammlung heftig angegriffen werden wegen Maßregeln, die er im Einverständniß mit seiner Herrin traf. Oskar überredet diese, zur Vertheidigung Hubert's an der Versammlung theilzunehmen und hofft, daß sie hier entschieden Stellung für den Geliebten nehmen und sich auf diese Weise bloßstellen, sagen wir: blamiren werde. Wahrlich eine edle Rache! Wie er gehofft, kommt es, aber aus einem anderen Anlasse. Huberts Bruder, ein verbummelter Student, hat — rein aus Neugierde — einen Griff in die offenstehende Gutskasse gethan und, als die Versammlung naht, noch nicht Gelegenheit gefunden, die herausgenommenen Scheine wieder an ihren Ort zurückzulegen. Hubert's Kasse stimmt also nicht. Er wird, nachdem er auf alle vorhergegangenen Vorwürfe ruhig geantwortet, nun verdächtigt, und da, als sie ihren Geliebten bestürzt und rathlos sieht, greift Friederike, die bis dahin stolz und schweigend zugehört, energisch ein. „Die Kasse stimmt!" gebietet sie. Ihr Gutsverwalter soll nicht angegriffen werden, und sie bekennt stolz, daß sie — ihm vertraue. Mehr wäre nach dieser Scene wohl nicht nöthig gewesen, aber die stolze Friederike bekennt auch noch, gerade so unmotivirt wie vorher beim Pfänderspiele, auf einmal, daß sie Jenen liebe.

Soweit geht die eigentliche Entwickelung des Stückes. Friederike hat nun ihren Stolz und auch — ihre Philosophie aufgegeben und daß sie im vierten Acte nun auch noch ihren Namen und ihren Reichthum dreingibt, um dem Geliebten als Professorsfrau nach einer kleinen Stadt zu folgen, ist weniger wesentlich. Wir müssen uns, nun rückschauend, fragen, ob eigentlich Spielhagen uns ein einheitliches Bild einer mit sich kämpfenden und schließlich den schönsten Sieg errringenden stolzen Mädchenseele gegeben hat? Ich möchte das doch verneinen. Aus der Verworrenheit, in der diese Philosophin mit ihren Gefühlen noch im ersten Acte schwebt, gelangt sie in Ansätzen und plötzlichen Sprüngen zur Klarheit, ohne daß sie selbst und ohne daß auch wir wissen, wie eigentlich? Die äußeren Anlässe, wie die bevorstehende Entlassung Huberts, das Pfänderspiel und der Kassendefect, stehen in keinem Zusammenhange mit der Entwickelung im Inneren Friederikens, sondern bieten nur die Gelegenheit dar, daß die schon fertigen Vorgänge in der Seele des Mädchens sich kundgeben. Wie dieselben aber fertig wurden, um solche unerwarteten Resultate zu zeitigen, bleibt uns dunkel und wird auch nicht durch einige Monologe erklärt, die der Verfasser seiner Heldin in den Mund legt.

Wie ein Schleier ruht es auf dem Wesen Friederikens, und dem Ahnen und der Selbstdichtung des Zuschauers ist etwas zu viel überlassen. An dem Verfehlten in diesem Kernpunkte scheiterte aber die ganze Wirkung des im Uebrigen sehr geschickt gearbeiteten Stückes. Das Wesen der Heldin ist nicht nur sehr zusammengesetzt aus vielen Elementen — das würde ja die Spannung erhöhen — sondern es ist und bleibt auch unklar bis zu dem durch den Zufall der nicht stimmenden Kasse hervorgerufenen Ausbruch des reinen Liebeszaubers, und deshalb ist der Zuschauer ermüdet und theilnahmlos geworden, ehe der Höhepunkt des Dramas noch erreicht ist.

Das Stück ist übrigens streng concentrirt in seiner Haupthandlung, die Nebenhandlungen sind nur flüchtig angedeutet, die um das Hauptliebespaar stehenden Gestalten sind nur skizzirt. Trotzdem finden sich manche schöne und charakteristische Scenen, wie sie nur dem geschickten Meister gelingen, freilich auch manches Verzeichnete, wozu besonders das Pfänderspiel und die ihr vorhergehende zärtliche Scene zwischen Friederike und Oskar zu rechnen sind. Spielhagen hätte es bei der Einfachheit seines Grundgedankens nicht nöthig gehabt, manche Züge der Handlung zu erkünsteln; ich rechne hierzu besonders das ganze Auftreten Oskars und seiner Braut, der Baronin Bella. Dieses Paar tritt noch verwirrend zu der sonstigen Verworrenheit Friederikens hinzu.

Leider half auch die Darstellung im deutschen Theater nicht über die geschilderten Klippen des Stückes hinweg. Sie war im Gegentheil nur geeignet, dieselben noch schroffer hervortreten zu lassen, als sie an sich sind.

O. B.

Notizen.

In C. F. Amelang's Verlag in Leipzig ist soeben eine neue billige Volksausgabe von Eichendorff's Sämmtlichen poetischen Werken in vier Bänden erschienen, die wir allen Freunden wahrer Poesie nicht erst an's Herz zu legen brauchen. Der herrliche Volksdichter lebt da in seiner ganzen seelenvollen, waldfrischen Eigenart, seiner edeln Gesinnung und seinem nationalen Empfinden wieder auf. Der erste Band, der die sämmtlichen Gedichte umfaßt, enthält eine Welt von Poesie. „Eichendorff," sagt Scherer sehr schön, „weiß uns tief zu bewegen und das Gemüth wie mit einem Zauberstabe zu rühren, daß alle verborgenen Quellen rauschen und die Schauer der Nacht uns umfangen oder die Berge, Wälder und Ströme zu unseren Füßen liegen und die Glocken im Thale klingen und der heilige Morgen um unsere Sinne blüht." Die übrigen Bände bringen seine unbedeutenderen Dramen, seine Biographie, seine Romane und Novellen, von denen der prächtige „Taugenichts" und das von herrlichen Volksliedern durchtönte „Schloß Dürande" unsere ganze zeitgenössische Novellistik aufwiegen. Man braucht mit dem katholisirenden, alles Heil in der Vergangenheit erblickenden Standpunkt nicht einverstanden zu sein, um den durch und durch deutschen und gottbegnadeten Dichter als solchen immer groß und verehrungswürdig zu finden. Wir empfehlen die geschmackvoll ausgestattete Ausgabe auch für die nahende Festzeit.

Im Herbste des Lebens. Gesammelte Dichtungen von Emil Pirazzi. (Offenbach a. M., Theodor Steinmetz.) In seiner engeren Heimath ist dieser Dichter, der auch als Dramatiker mehrfach auf unsere Bühne gekommen, schon längst bekannt und hoch geschätzt. Er hat sein Lied zu allen bedeutsamen und festlichen Gelegenheiten der letzten Jahrzehnte ertönen lassen und fügt deshalb jetzt in dem zweiten Theil des vorliegenden Bandes mit gutem Rechte eine Sammlung derartiger Ergüsse als wichtige Ergänzung seiner dichterischen Lebensarbeit hinzu. Die Gedichte des ersten Theiles, welche nicht einer besonderen Gelegenheit, sondern einem unmittelbaren innerem poetischen Bedürfnisse ihre Entstehung verdanken, tragen dieselbe schöne Eigenschaft an sich, wie jene Gelegenheitsdichtungen und Bühnenfestspiele, nämlich eine schöne und reine Formvollendung. Nur etwas zu lang sind sie alle nach unserem Empfinden, die frischen, anmuthigen Gedanken, die sie enthalten, sind oft zu weit und zu ausführlich ausgesponnen worden. Ein Sonnettenkranz ist wegen der nothwendigen Beschränkung der Gedichte auf ein bestimmtes äußeres Maß deshalb das uns am Meisten Ansprechende in der Sammlung. Ueberall aber offenbart sich in diesem Buche, das uns die schöne Gedankenwelt eines ganzen Lebens aufschließt, eine reine und warme Empfindung und eine edle Seele, und wir glauben deshalb, daß diese im Herbste gesammelten Früchte nicht nur den nächsten Freunden des Dichters zur lieben Erinnerung, sondern auch für viele ferner Stehende zur Erbauung gewachsen sind.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erinnerungen

aus meinem Leben.

Von

Gustav Freytag.

Preis geheftet: ℳ 5.—. In elegantem Halbfranz gebunden: ℳ 7.—.

Bei mir ist neu erschienen:

Wandel der Zeiten.

Vier Erzählungen
vom
Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Offiziers".

Inhalt: Enge Schranken. — Stärkere Gewalten. — Morgendämmerung. — Gute Tage.
Preis: ℳ 6.—, gebd. ℳ 7.—

Früher von demselben Verfasser, Generallieutenant z. D. **Julius Hartmann** in Berlin, erschienen:

Aus zwei ausgetilgten Ländern. — Per aspera ad astra. Erinnerungen eines deutschen Offiziers. Zwei Bände. **Zweite** Auflage. ℳ 10,60. gebd. ℳ 12,60.
Wie es war und wurde. Vier Erzählungen. ℳ 4,50. gebd. ℳ 5,40.
Erlebtes aus dem Kriege 1870/71. Zweite Auflage. ℳ 5,60. gebd. ℳ 6,75.
Zu spät erkannt. Ein Zeitbild aus den Jahren 1871—1873. ℳ 6.— gebd. ℳ 7.—
J. F. Bergmann, Verlagsbuchhandlung, Wiesbaden.

Cotta'sche sehr elegante und wohlfeile Classiker-Ausgaben.
Schiller's sämmtliche Werke. 4 Bände. Gebunden ℳ 7.—
Goethe's Werke. 4 Bände. Gebunden ℳ 6.—
Lessing's Werke. 3 Bände. Gebunden ℳ 5.—
Uhland's Gedichte und Dramen. Gebunden ℳ 5.—
Dieselben. Hochelegante **Jubiläums-Ausgabe.** Gebunden ℳ 7.—
Illustrirter **Weihnachtskatalog** gratis und franko.
J. G. Cotta in **Stuttgart.**

Schiller.

Der Catalog unserer grossen Schiller-Bibliothek (No. 21 unseres Antiquariates) **1400 Nummern** soeben erschienen und gratis und franco zu beziehen vom
Antiquariat
v. Zahn & Jaensch, Dresden.

Verlag von **Gustav Koester, Heidelberg.**

Dante Alighieri.

Die Hölle.

Metrisch übertragen
von
Dr. med. Carl Bertrand.
gr. 8°. (XXXII, 245 S.) broch. ℳ 4.—
geb. in Leinwand mit Goldschn. ℳ 5. 50.
in Halbfranz ℳ 6. 25.

Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf.

Ein Verhältniß.

Roman von Karl von Perfall.
8°. 275 Seiten. Hübsch brosch. Preis 4 ℳ 50 ₰.

Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Litteratur ihres Verlages liefert **gratis u. franco** Oldenburg. **Schulzesche Hof-Buchhandlg.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

G. Hirth's Kunstverlag in München.

Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung. Von **Georg Hirth.** Dritte Auflage. 3 Bogen 8°. Preis 75 Pf. Der Verfasser hat in dieser Schrift seine Ideen zu einer weitgehenden Reform des gesammten Zeichenunterrichts niedergelegt. Dieselbe beansprucht das lebhafte Interesse aller Künstler und Zeichenlehrer, wie aller Kunstfreunde, und ist der Beachtung dieser Kreise angelegentlich empfohlen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Faust. Eine Tragödie.

III. Theil zu Goethe's Faust
von
Carl August Linde.
In 16°. 114 Seiten. Eleg. brochirt.
Preis 1 Mark.

Leipzig bei Wilhelm Opetz.

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**

E. von Münchershof,

Zweierlei Tuch.

Heiteres und Ernstes
aus dem Offiziersleben im Frieden.
Preis 3 ℳ brosch., 4 ℳ eleg. gebdn.
Verf. gehört den höheren Offizierskreisen an. Die flott geschriebenen Skizzen werden überall gern gelesen werden.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von
Theod. Steinmetz in **Offenbach.**

Elegantes Weihnachtsgeschenk,
soeben erschienen:

Im Herbste des Lebens.

Gesammelte Dichtungen
von
Emil Pirazzi.
18 Bogen 8°.
In Prachtband: 5 Mk.

Hierzu drei Beilagen von der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig, Leonhard Simion in Berlin und Otto Weisert in Stuttgart.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 3. December 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Dem Deutschen Reichstag. Von * — Die Alters- und Invalidenversicherung. Von Karl Walcker. — **Literatur und Kunst:** Die ersten Bände der Weimarer Goetheausgabe. Von Ludwig Geiger. — Gedichte und Skizzen von Johannes Trojan. Von Heinrich Seidel. — Neue Bücher von Wilhelm Jensen. — **Feuilleton:** Im Herbst. Novellette von P. Hann. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Neue Operetten. Von K. — Notizen. — Inserate.

Dem Deutschen Reichstag.

In tiefernster Zeit sind die Vertreter deutscher Nation wieder zu ihren Arbeiten in Berlin zusammengetreten. Das von der Thronrede angekündigte Arbeitspensum ist groß und umfangreich. Das Gebäude der deutschen Socialgesetzgebung soll seinen Abschluß finden durch die gesetzliche Feststellung der Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter. Damit hat das Deutsche Reich als erster unter allen Culturstaaten ein Problem gelöst, dessen Lösung ohne die gewaltsamsten Erschütterungen kaum möglich schien. Gewiß muß noch Vieles an jenem Gebäude verbessert und ergänzt werden: aber nur jene unedle und unpatriotische Gesinnung kann daraus einen Vorwurf ableiten, welche um jeden Preis die Regierung schulmeistern und in's Unrecht setzen zu müssen glaubt. Doch Gott sei Dank sind die trüben Zeiten vorbei, da Opposition gegen die Regierung als nothwendiges Merkmal männlicher Charakterstärke galt. Durch die Nation geht das Bewußtsein freudigen Stolzes, daß das Deutsche Reich das gewaltige Problem der Socialgesetzgebung mit so fester Hand ergriffen und in so verhältnißmäßig kurzer Zeit zu befriedigender Lösung gebracht hat. Und das Bewußtsein des Stolzes verbindet sich mit der Empfindung tiefinniger Freude, daß in dieser Gesetzgebung ein Herzenswunsch unseres greisen kaiserlichen Herren erfüllt ist, dessen Erfüllung dem Herrscher und Vater seines Volkes so tiefempfundenes Bedürfniß war. — Allerdings: Wer würde so sanguinisch sein, zu hoffen, durch diese Gesetzgebung sei der Socialdemokratie der Boden entzogen? Daran ist nicht zu denken. Aber die dringendsten und wichtigsten Forderungen für ein menschenwürdiges Dasein des Arbeiterstandes sind damit erfüllt und ein weiterer Ausbau dieser Gesetzgebung kann und wird erfolgen. Damit ist unendlich Vieles gewonnen: man muß so viel Vertrauen zur menschlichen Vernunft und zum gesunden Sinn des deutschen Arbeiterstandes haben, um erwarten zu dürfen, daß wenigstens ein Theil, und hoffentlich der größere Theil unserer deutschen Arbeitermassen erkennt, wo die starke Kraft und der ernste Wille besteht zu einer im Rahmen des Möglichen und des Vernünftigen sich bewegenden Ordnung der Arbeiterverhältnisse im Gegensatz zu den hohlen Phrasen jener Volksverführer, die sich auf Kosten des Arbeiterstandes mästen, für denselben aber außer wilden Reden bis jetzt einfach Nichts geleistet haben. Und ein Zweites noch ist gewonnen: von der festen Basis dieser Gesetzgebung aus kann dem Unsinn phantastischer Träume und verbrecherischer Thorheit fest und energisch Widerstand geleistet werden. Darum haben diejenigen Parteien, welche der Regierung mit Eifer und Erfolg zur Seite standen in der Gestaltung dieser Gesetzgebung, sich um die Nation verdient gemacht.

Abermals wird an den Reichstag die Frage der Erhöhung der Getreidezölle herantreten. In dieser Frage mag der gewissenhafte Politiker nicht so fest und sicher Stellung zu nehmen wie in der Frage der Socialgesetzgebung. Man kann nicht einstimmen in das Geheul, als seien Getreidezölle ein Verrath am Volke, dessen kräftige Ernährung durch solche geschmälert werde. Und man wird Angesichts der tiefgehenden Bewegung in den Kreisen der deutschen Landwirthschaft schwerlich leugnen können, daß in diesem die Hälfte unseres Volkes umfassenden Erwerbszweige ein wirklicher und schwerer Nothstand vorhanden ist; nur die Leichtfertigkeit oder der Egoismus, welcher kaufmännische Interessen allein der Berücksichtigung werth hält, wird jene Bewegung mit dem Schlagwort „agrarische Interessenpolitik" abthun mögen. Aber ein anderes Bedenken mag sich wohl in der Frage der Getreidezölle dem unparteiischen Sinne aufdrängen: sind diese legislatorischen Maßnahmen wirklich geeignet, den Nothstand der Landwirthschaft zu beseitigen oder zu mildern? Ist nach dieser Richtung durch die bisherigen staatlichen Schritte irgend ein Erfolg gewonnen worden, welcher es wahrscheinlich macht, daß auf diesem Wege, wenn er nur weiter verfolgt wird, ein wirklich bedeutendes Resultat erzielt werden könnte? Dies unbedingt zu bejahen, sind wir auf Grund der bisherigen Erfahrungen nicht berechtigt und halten demgemäß den Zweifel wohl der Erwägung werth, ob nicht ein anderer Weg beschritten werden muß, um den Nothstand der Landwirthschaft zu beseitigen, dessen Beseitigung allerdings, wie wir rückhaltlos anerkennen, im Staatsinteresse dringendst geboten ist.

So harren wichtige und schwierige Aufgaben der sachgemäßen Erledigung des Reichstages. Und wir haben das Vertrauen, daß er in dieser schweren Zeit ein treuer Ausdruck des die Nation erfüllenden Sinnes an den Stufen des Kaiserthrones sein werde. Es ist gar nicht auszusprechen, welches Gefühl der Beruhigung darin liegt, daß wir jetzt so vertrauend auf unseren Reichstag blicken können. Denn der Ernst der Zeit ist fast übermächtig groß. Wer könnte sich der tiefsten Bewegung entziehen über die Schlußsätze der Thronrede? Nicht die vertrauensvolle Stimme des Friedens hören wir von der höchsten Stelle des Staates, sondern eine ernste gewaltige Mahnung an die Friedensstörer, welche längst Europa in das Blutmeer des furchtbarsten Weltkrieges gestürzt hätten, wäre nicht unseres greisen Kaisers selbst den erbittertsten Feinden geheiligte Person und unseres großen Kanzlers selbst von den

Digitized by Google

wuthschnaubendsten, haßerfülltesten Kriegsfanatikern gefürchtete starke und kluge Friedenspolitik. Auch der sanguinischste Optimist muß durch die Worte, welche über die auswärtige Politik soeben vom Throne an die Nation gerichtet worden sind, mit Schauern des gewaltigsten Ernstes erfüllt werden. Wir wissen nun, daß wir auf Alles gefaßt sein müssen, daß alle Mühe, welche die deutsche Politik Jahr um Jahr aufgewendet hatte, um die wilden, zum Kriege drängenden Leidenschaften in Frankreich und Rußland durch freundliches Entgegenkommen, durch Zugeständnisse jeder Art und weiten Umfanges zu besänftigen, vergeblich waren: Frankreich ist seit Jahren überhaupt ohne Regierung, ein Spielball parlamentarischer Parteiführer, und in Rußland hat die Regierung nicht den Willen, vielleicht auch nicht die Kraft, die Kriegsleidenschaften einzudämmen. So stehen wir den äußersten Eventualitäten gegenüber. Die deutsche Politik hat die resultatlosen und darum schließlich deprimirenden Bestrebungen, den Weltfrieden innerlich zu sichern, aufgeben müssen und hat nunmehr den Weltfrieden gegenüber den wildbewegten Volksleidenschaften im Westen und im Osten auf die Schneide ihres scharfen Schwertes gestellt. Die Zeit der Rücksichten, der Concessionen, der Connivenzen, des diplomatischen Vermittelns und Versöhnens ist vorüber. Wir wollen den Frieden auf Grund unseres gegenwärtigen Besitzstandes und sonst Nichts: wer unseren Frieden zu stören wagt, der komme und versuche das deutsche Schwert.

Und zu diesem „Fertig" nach West und Ost ist das Deutsche Reich genöthigt in einer Zeit des tiefsten inneren Schmerzes. So tief und verzehrend aber der Schmerz war und ist, der unsere Seele drückt, Ein herrliches, erhabenes Gefühl hat doch dieser Schmerz zu millionen- und millionenstimmigen Ausdruck gebracht: das deutsche Volk ist Eine Familie, ist Eins mit seinem Kaiserhaus. War's nicht Jedem unter uns in diesen letztvergangenen Tagen, wenn er Abends zur Ruhe ging, als müsse er noch einen Blick hineinwerfen in das ferne Krankenzimmer in San Remo, als müsse er noch in dies Krankenzimmer das Gebet hineinflüstern: „Schlaf wohl, Du unser Stolz und unsere Freude, Gott behüte Deinen Schlaf und schenke Dich gesund uns wieder"? Und war nicht Jedem von uns der erste Gedanke beim Erwachen, als müsse er eilen zu fragen: „wie geht's? wie war die Nacht?" und die tausend und tausend deutsche Mütter, die mit ihren Kindern das Abendgebet beteten, haben thränenden Auges ihr Kind geküßt mit dem Worte: „nun bete noch zu Gott, mein Kind, für unseren heißgeliebten Kronprinzen!"

So schlägt heute das Herz der Nation und in diesen Empfindungen ist die Nation Eins. Wir wissen es: von außen drohen uns schwere Gefahren und wir wissen es: ein tiefer, fast hoffnungsloser Schmerz lastet centnerschwer auf unserem Inneren. Und die Worte vom Throne unseres Kaisers haben uns mit mächtiger Gewalt diese beiden Empfindungen vor die Seele geführt. Aber wir wissen noch Eines: wie die Nation mit ihren Gebeten sich in dieser schwerbetrübten Zeit einmüthig um ihren Kaiserthron geschart hat, so steht sie einmüthig und stark zu Schutz und Trutz gegen jeden Feind. Wenn wir uns bis hierher in unserem Leben und unserer Arbeit am Staate täglich gelobt haben, unsere Pflicht redlich und ehrlich zu erfüllen, so geloben wir in dieser ernsten Zeit es stündlich uns selbst, unserm Kaiser und unserm Reich: das äußerste Maß an Kraft, was wir nur aufzuwenden im Stande sind, einzusetzen, um dem gewaltigen Ernste der Zeit Genüge zu thun; um zu sichern und zu wahren das höchste und heiligste Gut, das unser ist auf Erden: Kaiser und Reich.

So komme, was da kommen mag. Der Nation, welche ganz und einmüthig erfüllt ist von jenen hohen Forderungen unserer tiefernsten Zeit, wird kein Feind furchtbar sein. Und die Vertretung der Nation, der Reichstag, wird dem Auslande keinen Zweifel lassen über den auf Alles gefaßten Sinn und zur äußersten Kraftentfaltung bereiten Willen des ganzen Volkes; er wird insbesondere dafür zu sorgen haben, wenn nöthig durch rücksichtslose Majoritätsbeschlüsse, daß die bevorstehenden Berathungen nicht etwa dem Ausland wieder das trostlose Schauspiel kleinlicher Zänkereien oder bösartiger Opposition um jeden Preis bieten: dazu ist die Zeit zu ernst. Wir haben die feste Hoffnung, daß der Reichstag auf der Höhe dieses Ernstes stehen und dem Ausland die Einmüthigkeit der Nation in der Erkenntniß dieses Ernstes zum imponirenden Ausdruck bringen wird. *

Die Alters- und Invalidenversicherung.

Von Karl Walcker.

Auf vielen Gebieten des wirthschaftlichen und politischen Lebens tritt uns im 18. und 19. Jahrhundert die charakteristische Erscheinung entgegen, daß Deutschland einerseits veraltete oder niemals berechtigt gewesene Ueberreste des Mittelalters beseitigt und andererseits an gesunde, unter dem Schutt des ancien régime, des absolutistisch-bureaukratischen Staates, vergraben gewesene Ueberlieferungen des Mittelalters in zeitgemäß verbesserter Form wieder anknüpft.

Die Deckung der Kosten der Armenpflege durch die politische Ortsgemeinde oder größere Localverbände des Staates ist nur ausnahmsweise gerecht und rationell: nämlich dann, wenn die Gemeindegenossen im Großen und Ganzen zugleich Berufsgenossen sind; was hauptsächlich bei ländlichen Gemeinden, beim Dorfsystem wie beim Hofsystem, vorkommt. Sogar das Dasein ländlicher Handwerker und Krämer braucht diese Regel nicht aufzuheben; denn solche Geschäftsleute treiben nicht selten, ähnlich den Ackerbürgern der sog. Ackerstädte, selbst etwas Landwirthschaft; und ihr ganzes wirthschaftliches Dasein ist jedenfalls auf's engste mit dem Wohl und Wehe ihrer landwirthschaftlichen Kunden verknüpft. Anders verhält es sich mit den Städten. Eine gewisse Armenpflege der kirchlichen Gemeinden kommt schon im Alterthum und Mittelalter vor. Die Idee, die Kosten des Armenwesens den politischen Gemeinden der Städte aufzubürden, wäre indeß dem Mittelalter mit Recht fremdartig, ungesund und ungerecht erschienen. Arme, alte, invalide, oder kranke Handwerksmeister, Gesellen und Kaufleute wurden von ihren Gildegenossen, von Zünften, Gesellenverbindungen und Kaufmannsgilden, unterstützt. Die Idee einer Arbeiterversicherung tritt nach Brentano, Schanz und Anderen schon bei den mittelalterlichen Gesellenverbänden, den Ahnen der heutigen Gewerkvereine, in primitiver, aber deutlicher, unzweideutiger Weise hervor.

Als eine althergebrachte, aber in Bezug auf die Zahlungsfähigkeit der Kassen und die selbstthätige Betheiligung der Arbeiter an der Verwaltung sehr reformbedürftige Art von Hülfskassen sind die Knappschaftskassen des Bergbaues anzuführen. Viel anerkennenswerther sind die bezüglichen Leistungen der englischen und deutschen Gewerkvereine. Von den ersteren ist bereits die Rede gewesen. Der 1866 begründete Gewerkverein oder, wie er jetzt heißt, Unterstützungsverein der deutschen Buchdrucker hat es dahin gebracht, daß von den ungefähr 19,000 Köpfe zählenden Buchdruckergehülfen nur hin und wieder einige wenige die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch nehmen; und diese Wenigen gehören überdies nicht zum Unterstützungsverein. Die 1868 und 1869 begründeten Deutschen Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine haben die communale Armenpflege ebenfalls in großartiger Weise entlastet; obgleich diesen nützlichen Vereinen von verschiedenen Seiten Hindernisse in den Weg gelegt wurden; und obgleich die meisten Mitglieder des Hirsch-Duncker'schen Verbandes, abgesehen von den Maschinenbauern und einzelnen anderen Arbeitern, niedrigere Löhne beziehen dürften, als die Buchdruckergehülfen. Außer den erwähnten Gewerkvereinen sind aber noch verschiedene andere Gewerkvereine und Hülfskassen älteren und neueren Ursprungs, z. B. der 1871 begründete Gewerkverein oder, wie er jetzt heißt, Unterstützungsverein deutscher Hutmacher, zahlreiche Fabrikshülfskassen und andere Hülfskassen anzuführen. Gewerkvereine und Hülfskassen derselben wurden in Deutschland bereits 1847 von B. Hildebrand, 1862 von

Digitized by Google

H. von Mangoldt, 1865 von V. A. Huber, 1868 von Max Hirsch, 1869 von Prince-Smith, 1871 und 1872 von Brentano, 1872 ff. von Roscher, A. Held, G. v. Schönberg, Schäffle, Schmoller, Oechelhäuser, Rösicke und Anderen, kurz von Männern verschiedener wirthschaftlicher und politischer Richtungen, von Schutzzöllnern und Freihändlern, von Conservativen wie V. A. Huber, von Altliberalen und Nationalliberalen wie Hildebrand, H. v. Mangoldt, Prince-Smith, Brentano, Held, Oechelhäuser, von Deutschfreisinnigen wie M. Hirsch und Rösicke empfohlen. Oechelhäuser und Rösicke gehören zu den größten Arbeitgebern Deutschlands. Schon 1881 gehörten 12 Großindustrielle (Maschinenfabrikanten ꝛc.) und 1500—2000 selbständige Gewerbtreibende, d. h. Handwerksmeister, sowie Beamte und Lehrer den Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereinen an.

Die Socialdemokraten gründeten in den 1860er, 70er und 80er Jahren verschiedene Gewerkschaften und Fachvereine, d. h. Gewerkvereine und Centralkassen, d. h. Hülfskassen. Diese zum Theil untergegangenen, vom Staate verbotenen oder zahlungsunfähig*) gewordenen Institute haben sehr wenig für die Arbeiterversicherung geleistet. Noch weniger, nämlich nichts, oder so gut wie nichts, haben die Stöcker'schen Christlich-Socialen auf diesem wichtigen und schwierigen Gebiete geleistet.

Die Frage der Arbeiterversicherung wurde in Deutschland und im Auslande, theoretisch und praktisch auch von verschiedenen anderen Seiten her in Angriff genommen. Schon König Leopold I. von Belgien und Napoleon III. interessirten sich für diesen Gegenstand; und bereits in den 1870er Jahren gab es in Frankreich, Belgien, England und Sachsen staatliche Alters- und Invalidenkassen mit freiwilligem Beitritt. Dazu kam 1878 die Kaiser Wilhelms-Spende, die indeß, gleich manchen ähnlichen Instituten, mehr vom Mittelstande, als von den Arbeitern benutzt wird.

1883 und 1884 kamen die deutschen Reichsgesetze in Betreff der Kranken- und Unfallversicherung der Arbeiter zu Stande; und in den folgenden Jahren wurden sie auf ursprünglich ausgeschlossene Kategorien von Arbeitern ausgedehnt, so daß 1887 die Unfallversicherung für rund 10 Millionen Arbeiter gesetzlich geregelt war. Anknüpfend hieran wurde im November 1887 der Gesetzentwurf betreffend die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter veröffentlicht. Eine in's Einzelne eingehende Besprechung und Amendirung des Gesetzentwurfes ist an dieser Stelle mit Rücksicht auf den Raum nicht möglich. Im Nachfolgenden sollen nur die Hauptpunkte, namentlich die wichtigsten Principienfragen, zum Zweck der Orientirung über den verwickelten Gegenstand kurz erörtert werden.

Zunächst kommt hier die Frage des Versicherungszwanges und der sogenannten Versicherungsfreiheit in Betracht. Man unterscheidet dabei den Kassenzwang und Zwangskassen. Der Kassenzwang besteht z. B. bei deutschen Krankenversicherung, d. h. die Arbeiter müssen irgend einer eingeschriebenen, den gesetzlichen Anforderungen genügenden Kasse beitreten; sie haben indeß die Wahl zwischen verschiedenen Arten von Kassen, sie können auch freien Hülfskassen der Gewerkvereine und anderen freien Hülfskassen beitreten. Bei der deutschen Unfallversicherung besteht dagegen das System des Kassenzwanges und der Zwangskassen, d. h. die Unternehmer werden nicht nur gezwungen, überhaupt zu versichern, sondern sie müssen auch zwangsweise den Berufsgenossenschaften beitreten. Sie haben nicht die Wahl zwischen diesen öffentlich rechtlichen Zwangsgenossenschaften und privaten Unfallversicherungsgesellschaften.

Manche Schriftsteller und Redner sprechen so, als ob es unter deutschen und ähnlichen Verhältnissen möglich wäre, auf dem Gebiete der Versicherungs- und Armenpolitik ganz ohne Zwang auszukommen. Das ist aber nicht möglich, denn man kann die Altersschwachen und Invaliden, überhaupt die Armen, nicht einfach verhungern lassen; und beim reinen Freiwilligkeitssystem unterläßt die Mehrzahl der Arbeiter die Versicherung. Der Staat, d. h. das Deutsche Reich, hat daher nur die Wahl, die Arbeiter zur Versicherung zu zwingen, oder die Gemeindesteuerzahler zur Zahlung von Armenunterstützung zu zwingen; und Letzteres ist irrationell, ungerecht. Der Kassenzwang nach Art des Krankenversicherungsgesetzes würde indeß vollständig genügen. Es ist nicht zu billigen, daß der neue Gesetzentwurf die ziemlich bureaukratischen Berufs-„Genossenschaften" des Unfallversicherungsgesetzes zu Trägern der Alters- und Invalidenversicherung machen, freie Alters- und Invalidenkassen nicht zulassen will. Die freien Kassen sollen nach den Motiven nur Zusatzrenten zu den geringen Renten der Zwangs-Alters- und Invalidenkassen gewähren dürfen. Sogar unbedingte Vertheidiger des Unfallversicherungsgesetzes müssen zugeben, daß die Alters- und Invalidenversicherung mit der Krankenversicherung nahe und mit der Unfallversicherung fast gar nicht verwandt ist. Nur ein kleiner Theil der Arbeiter wird überhaupt von Unfällen betroffen, die häufig eine Folge mangelnder Schutzvorrichtungen bei Maschinen der Unternehmer sind. Es ist dagegen die Regel, daß jeder Arbeiter altersschwach oder invalid wird. Bei der Alters- und Invalidenversicherung müssen daher freie Kassen der Gewerkvereine und andere freie Kassen ebenso gut zugelassen werden, wie sie bei der Krankenversicherung bereits mit gutem Erfolge zugelassen worden sind. Selbst wenn sie von der Gesetzgebung ausgeschlossen würden, so würde diese Ausschließung schwerlich von Dauer sein. In unserer Zeit des allgemeinen Wahlrechts würde ein indirectes Verbot von freien Alters- und Invalidenkassen der Arbeiter auf die Dauer nicht zu halten sein. Die ganze Culturentwickelung drängt ferner zu einer allmählichen, aber vollständigen Ersetzung der communalen Armenlasten durch die Versicherung gegen Krankheit, Altersschwäche, Invalidität und Arbeitslosigkeit; und die sog. herrschenden, besitzenden und gebildeten Klassen, deren Glieder nicht ganz selten ebenfalls verarmen, unterstützungsbedürftig werden, würden sich die Ausschließung aller freien Kassen auf die Dauer ebenso wenig gefallen lassen wie die handarbeitenden Klassen.

Der vom Gesetzentwurfe geforderte und in den Motiven nicht einmal näher begründete Reichszuschuß wird hoffentlich vom Reichstage, der den Reichszuschuß zur Unfallversicherung bereits gestrichen hat, ebenfalls abgelehnt werden. Auch entschiedene Freihändler, Männer wie R. Cobden, Bastiat und Andere, billigen die Staatshülfe für Ausnahmefälle. Wenn 50 oder mehr Procent der Weinberge von der Reblaus verwüstet würden, wenn pommersche Dörfer durch Sturmfluthen und bayerische Dörfer durch unverschuldete (nicht auf Entwaldung beruhende) Bergstürze verwüstet würden, so wäre die Reichshülfe zu billigen. In Wirklichkeit braucht man wohl kaum zu besorgen, daß irgend ein Zweig der deutschen Industrie ganz lebensunfähig wird, daß die Unternehmer und Arbeiter desselben sich andere Berufe wählen müssen; denn der Uebergang von der Hand- zur Maschinenweberei ist eine andere ländliche Sache. Nehmen wir indeß hypothetisch an, daß die deutsche Baumwollen- oder Rübenzucker-Industrie irgend einmal durch die Concurrenz tropischer Länder lebensunfähig gemacht würde (?), so wäre eine Reichshülfe erforderlich, um den Uebergang der Betreffenden zu anderen Berufen zu erleichtern.

Abgesehen von solchen und ähnlichen, seltenen Ausnahmefällen muß jeder landwirthschaftliche, industrielle, commerzielle und sonstige Berufszweig seine Kosten selbst decken, seine Armen selbst unterhalten und nicht den Communalsteuerzahlern aufbürden, welche die ganze Sache gar nichts angeht. Diese Forderung ist schon deshalb unerläßlich, weil nur auf diesem Wege die großen Uebelstände verhütet und beseitigt werden können, daß einige Berufe überfüllt und andere, z. B. die Landwirthschaft, vernachlässigt werden, oder daß Gewerbe von ungeeigneten Personen an ungeeigneten Orten, oder in ungeeigneter, veralteter oder nachlässiger Weise betrieben werden.

Es ist dagegen zu billigen, daß der Gesetzentwurf allmählich vorgehen will, von der Wittwen-, Waisen- (und Arbeits-

*) Die Centralkasse für Fabrik- und Handarbeiter mit dem Sitze in Dresden wurde 1886 von der competenten Behörde geschlossen, weil sie ihren Verbindlichkeiten gegen Kranke und Hinterbliebene nicht mehr nachkommen konnte.

Digitized by Google

losigkeits-) Versicherung zunächst absieht. Auch der wohlfeile Spott über die Niedrigkeit der Renten ist unberechtigt. Alles Große und Solide hat einmal klein begonnen, und man darf nicht übersehen, daß alte und invalide Arbeiter in der Regel bei Söhnen oder Schwiegersöhnen leben können. Die Motive des Gesetzesentwurfes plaidiren ferner dafür, daß diese Arbeiter auf's platte Land ziehen sollen, wo sie billiger leben und demselben neben dem Reste ihrer Arbeitskraft vermehrten Geldumlauf zuführen können. Darin liegt etwas Wahres; die Trennung der Alten von ihren in den Großstädten zurückbleibenden Söhnen oder Schwiegersöhnen wäre indeß häufig unerwünscht, ja, unwirthschaftlich. Auch in diesem Zusammenhange tritt die vom größten deutschen Nationalökonomen, von J. H. von Thünen, ferner von H. B. Oppenheim 1870 in der „Gegenwart" und von Anderen längst betonte Nothwendigkeit hervor, einen Theil der Industrie- und Handelsgeschäfte der übervölkerten Großstädte und alten Industriebezirke nach untervölkerten Gegenden zu verlegen. Dann könnten viele alte und invalide Arbeiter nach Eintritt der Arbeitsunfähigkeit bei ihren Angehörigen wohnen bleiben.

Mit den obigen Bemerkungen über die Niedrigkeit der Renten soll übrigens nicht geleugnet werden, daß die Fragen der Erhöhung der Renten und der Verkürzung der Wartezeiten, der sogenannten Carenzzeiten, sehr wohl erörtert werden können. Das sind indeß technische Fragen.

Der Verfasser des Gesetzentwurfes hat selbst gefühlt, daß die von ihm vorgeschlagenen Quittungsbücher zu einer Wiederherstellung der obligatorischen Arbeitsbücher führen können, die in Frankreich vor 1791, 1804—1883 und in Sachsen 1861 bis 1869 bestanden. Es heißt deshalb im Gesetzentwurf: „Eintragungen, oder Bezeichnungen, welche ein Urtheil über die Führung oder Arbeitsleistung des Inhabers oder anderer (welcher?) Personen enthalten, sind unstatthaft." Diese Bestimmung, die nicht einmal durch eine entsprechende Strafbestimmung geschützt ist, kann durch geheime Abzeichen in Betreff der Tinte, der Kalligraphie, Orthographie u. s. w. leicht umgangen werden. Arbeiter können ferner bei Werkmeistern (den Aufsehern in den Fabriken), manchmal auch bei Arbeitgebern, ganz ohne ihre Schuld mißliebig werden, z. B. indem sie die Abstellung irgend eines ungesetzlichen Mißbrauches fordern. Selbst bei einer bureaukratischen Organisation der Arbeits- und Invalidenversicherung müßte die Sache irgendwie anders eingerichtet werden, ähnlich wie man bei der Krankenversicherung, bei der preußischen Klassen- und sächsischen Einkommensteuer ohne solche Quittungsbücher auskommt.

Die unbedingte Ausschließung der Capitalversicherung, welche der Gesetzentwurf vorschlägt, ist nicht zu billigen. Es ist schon oft gesagt worden, daß für manche Arbeiter eine Capitalversicherung viel vortheilhafter ist, als eine Rentenversicherung. Ein Arbeiter kann zum Berufe eines Schmiedes zu altersschwach und doch geeignet sein, eine leichtere Beschäftigung auszuüben, z. B. einen Roßfleischhandel in einer Großstadt anzulegen, oder vielleicht, wenn er vom Lande stammt, Geflügel-, Schweine-, Teichfischzucht, Obst- oder Gemüsebau zu treiben.

Der nicht zu freien Alters- und Invalidenkassen gehörige Theil der Arbeiter müßte ferner bei den Zwangs-Alters- und Invalidenkassen eine viel bedeutsamere, der Selbstverwaltung möglichst nahe kommende Vertretung erhalten, als diejenige, welche der Gesetzentwurf vorschlägt.

Bei dem Worte Versicherung denkt man gewöhnlich nur an die engste Bedeutung desselben, an die direct kassenmäßige buchhalterisch-technische Versicherung. Zum Assecuranzwesen im weitesten Sinne des Wortes gehören indeß noch zahllose andere, große und kleine Dinge; Dinge, welche zusammengenommen beinahe das ganze Volksleben, die ganze Culturentwickelung umfassen. Dahin gehören die Thätigkeit der Diplomatie und des Heeres; wirksame Arbeiterschutzgesetze; die Einschränkung des Arbeiterconsums von Branntwein, Tabak, Bier; die Ausdehnung des Arbeiterconsums von Fleisch, Fischen, Gemüse, Reis, Milch, Kaffee, Zucker, Thee; die Lohnzahlung am Mittwoch oder Freitag statt am Sonnabend; Sparsamkeit jugendlicher, gut bezahlter unverheiratheter Arbeiter und zahllose andere Punkte. Namentlich sind all' die Maßregeln zu beachten, welche geeignet sind, Uebespeculationen, Krachs, Arbeitslosigkeit, die industrielle Ueberproduction und landwirthschaftliche Unterproduction zu verhüten und zu beseitigen. Die vom preußischen Staate, von Sombart und anderen Privatpersonen wie von der Actiengesellschaft für innere Colonisation in Posen, Westpreußen nnd anderen untervölkerten ländlichen Gegenden begonnene innere Colonisation ist nicht nur für die deutsche Volkswirthschaft im Allgemeinen, für die finanzielle und militärische Machtstellung des Reiches, sondern mittelbar auch für die Alters- und Invalidenversicherung, überhaupt für die ganze Arbeiterversicherung und Arbeiterfrage, von großer und segensreicher Bedeutung.

Literatur und Kunst.

Die ersten Bände der Weimarer Goetheausgabe.

Von Ludwig Geiger.

Unmittelbar nach dem Uebergang des Goethearchives in den Besitz der Frau Großherzogin von Sachsen verlautete, daß im Auftrage der hohen Frau eine neue authentische und definitive Goetheausgabe veranstaltet werden sollte, welche vor allen bestehenden den großen Vorzug hätte, das gesammte handschriftliche, bisher völlig unbenutzte Material zu verwerthen und alles zum Drucke Bestimmte mit sehr geringfügigen Ausnahmen zu veröffentlichen. Das Gerücht gewann sehr bald greifbare Gestalt. Die erlauchte Besitzerin berief eine Redactionscommission, bestehend aus Wilhelm Scherer, G. v. Loeper, Erich Schmidt, und hauptsächlich nach den Vorschlägen des Erstgenannten wurde der Plan zu der neuen monumentalen Ausgabe festgesetzt. Auch der Tod Scherer's, des Unvergeßlichen, hat an diesen Festsetzungen wenig geändert. Hermann Grimm und Bernhard Suphan, die an seine Stelle zu treten berufen waren, werden die Leitung in seinem Sinne fortsetzen. Die Leitung — denn wenn auch die vier Genannten selbst manche Bände herausgeben werden, so ist die eigentliche Editionsthätigkeit vielen, etwa 70, älteren und jüngeren Fachgenossen zugetheilt, welche nach vorher festgestellten Grundsätzen unter deren Oberleitung zu arbeiten haben.

Der Plan, welcher der neuen Ausgabe zu Grunde liegt, ist ein sehr gewaltiger. Nach demselben sollen nicht bloß die eigentlichen Werke in die neue Ausgabe aufgenommen werden, sondern auch Tagebücher und Briefe. Die ersteren bilden die dritte, die letzteren die vierte Hauptabtheilung derselben. Beide werden chronologisch geordnet. Die Tagebücher waren bisher größtentheils ungedruckt, sie wurden nur auszugsweise von Goethe als Quelle für seine autobiographischen Schriften benutzt, die bekanntlich nur bis zum Jahre 1822 reichen, während die Tagebücher erst wenige Tage vor Goethe's Tod schließen. Sie sind uns bis zum Jahre 1794 nur sehr lückenhaft, von da an fast lückenlos erhalten. Sie sind sehr ausführlich, um so ausführlicher, je älter der Dichter wird. Aber sie sind auch inhaltlich von hohem Werth: sie gewähren uns erst die authentischen Angaben über die Entstehung aller einzelnen Werke, sie bieten uns das eigentliche Gerüst für den Aufbau des äußeren Lebens Goethe's.

Während die Tagebücher bisher zumeist ungedruckt waren, sind von den Briefen Goethe's außerordentlich viele gedruckt. Trotzdem ist ihre Aufnahme in die neue Ausgabe vollständig zu billigen. Sie waren bisher in so vielen Sammlungen, Zeitschriften zerstreut, mußten oft an so entlegenen Orten gesucht werden, daß ihre Kenntnißnahme eine äußerst schwierige und die Anschaffung der ganzen Bibliothek, in welcher die einzelnen Briefe zerstreut waren, für den Privatmann fast unmöglich war. Wichtiger aber

Digitized by Google

als dieser äußere Grund, die Briefe in die neue Ausgabe aufzunehmen, ist der innere Grund. Diese Briefe gehören mit zu den hervorragendsten Denkmälern von Goethe's Innenleben. Sie enthalten Bekenntnisse der wichtigsten Art, geben Aufschlüsse über Leben und Wirken des Dichters, des Staatmannes, des Menschen und offenbaren eine solche Tiefe der Empfindung, eine solche Fülle echt menschlicher Theilnahme an Hohen und Niederen, daß erst durch sie das Verständniß von Goethe's innerer Entwickelung, die Erkenntniß seines Charakters möglich wird. Es würde nun gewiß von hohem Interesse sein, außer den Briefen Goethe's auch die Antworten seiner Correspondenten zu erhalten, aber die Redactoren haben von der Aufnahme dieses nicht unerläßlichen Supplements einstweilen Abstand genommen, um den Plan der Ausgabe nicht in's Endlose zu erweitern.

Der Umfang der zwei letzten Abtheilungen läßt sich im Voraus nicht bestimmen. Er muß begreiflicherweise ein sehr großer, vermuthlich den der beiden ersten überragender sein, aber die Fülle des Neuen und Anregenden, des für den Forscher und für den gebildeten Leser gleich Werthvollen, das diese Bände bringen, wird diesen Umfang rechtfertigen. Die beiden ersten Abtheilungen sind den Werken bestimmt. Für sie sind 60 Bände in Aussicht genommen, von denen zehn der zweiten Abtheilung, den naturwissenschaftlichen Schriften zugewiesen sind. Erhalten schon die letzteren, die ja allerdings nur einem kleinen Leserkreis gewidmet sein können, reiche Zufuhr aus dem handschriftlichen Nachlaß, so ist eine solche glücklicherweise auch denjenigen Werken gegönnt, welche das Eigenthum der ganzen Nation sind und noch immer mehr werden sollen. Nur um den Reichthum des hier Dargebotenen anzudeuten, keineswegs aber um alles in Aussicht Stehende zu erschöpfen, sei hier hervorgehoben, daß von Ungedrucktem mitgetheilt werden: eine große Anzahl Gedichte, die Bearbeitung von „Romeo und Julie", Opernfragmente und ein Cimarosa'sches Libretto, ein Revolutionsdrama, „das Mädchen von Oberkirch", eine Rede auf den Falkenorden, Bruchstücke der ersten Weimarer Zeit, Tiefurter Späße, Prinz Radegiki, Homerika, das 1808 geplante deutsch-nationale Volksbuch für München.

Die neue Ausgabe legt — natürlich nur für die ersten 50 Bände — die letzte von Goethe mit besonderer Sorgfalt, nach bestimmten großen Grundsätzen geordnete „Ausgabe letzter Hand" in 40 Bänden, Stuttgart 1826 ff., zu Grunde; sie schiebt in den Rahmen dieser Ausgabe alles von Goethe absichtlich oder unabsichtlich Ausgelassene ein. Diese Ausgabe Goethe's ist maßgebend für die Anordnung, die Textkritik, die Orthographie und Interpunktion. „Nicht eine sklavische Wiederholung, nicht ein bloßer Neudruck der A. l. H. ist es, worauf es in dieser Beziehung ankommt, nicht das Zufällige und Willkürliche soll fortgepflanzt werden. Fehlerhaftes wird berichtigt, Schwankungen und Unebenmäßigkeiten der Schreibung werden thunlichst beseitigt; selbstverständlich nur diejenigen, die lediglich im Buchstäblichen, im Lautzeichen bestehen, während Alles, was sich auf Laut und Aussprache erstreckt, ja nur erstrecken könnte, geschont wird."

Entsprechend dieser von Goethe selbst herrührenden Ausgabe ist auch die neue keine commentirte Ausgabe. Sie enthält weder Einleitungen, noch erläuternde Anmerkungen der Herausgeber. Sie gibt hinter dem Text nur den gesammten kritischen Apparat, d. h. die Lesarten der Handschriften, seltener auf die der ersten Drucke, wichtige, aus den gedruckten und handschriftlichen Quellen gewonnene Notizen über die Entstehung der einzelnen Werke.

Der Plan zu der Ausgabe, der in den allgemeinsten Umrissen schon bei der Begründung der Goethegesellschaft gefaßt war (Mai 1885), gewann erst greifbare Gestalt durch den (Juni 1886) an die in Aussicht genommenen Mitarbeiter versendeten „vorläufigen Entwurf der Weimarischen Goetheausgabe", dem auch „Grundsätze für die Weimarische Ausgabe von Goethe's Werken" beigegeben waren. Mit erstaunlicher Raschheit wurde an die Ausführung des Planes geschritten: am 15. November d. J. sind gleichzeitig fünf stattliche Bände der neuen Ausgabe veröffentlicht worden*); zwei Bände der ersten Abtheilung: ein Band Gedichte, Faust erster Theil, ein Band der dritten: Tagebücher von 1775—1786, zwei Bände der vierten: Briefe von 1764—1775. Als Herausgeber sind an diesen Bänden Erich Schmidt, G. v. Loeper, C. A. H. Burkhardt, Wold. v. Biedermann hauptsächlich betheiligt; Andere haben bei Handschriftenvergleichungen die eigentlichen Herausgeber unterstützt. Die Sammlung wird eingeleitet durch eine würdige stimmungsvolle Einführung Herm. Grimms und durch einen kurzen Rechenschaftsbericht B. Suphans, aus welchem einige oben mitgetheilte Worte entnommen worden sind. Druck und Ausstattung der vorliegenden Bände sind würdig und gut.

Der erste Band, der Gedichte bringt, entspricht seinem Texte nach, durchaus dem Inhalt des ersten Bandes der üblichen Cotta'schen Ausgaben; einige Gedichte sind entfernt und anderen Abtheilungen zugewiesen, nur zwei aus anderen Abtheilungen hinzugefügt. Während sonst die letzte rechtmäßige Goetheausgabe ausschlaggebend war, ist hier für Entfernung des einen und Einführung des andern die Ausgabe von 1815 als Grundlage gewählt. Der eigentliche Reichthum der neuen Ausgabe besteht aber im critischen Apparat. Zu diesem ist der unendliche Schatz an Handschriften, wie ihn das Goethearchiv verwahrt, voll und ganz benutzt worden. Wir erhalten hier in einer fast erdrückenden Fülle die älteren Fassungen zahlreicher Gedichte. Man wird durch dieselben in ausgezeichneter Art in den Stand gesetzt, Goethe's Arbeitsweise zu verfolgen. Auch neue Gedichte werden in diesem Anhange mitgetheilt: zwei römische Elegien, die ihres sehr freien Tones wegen von Goethe unterdrückt wurden. Wichtige Notizen für die Entstehung einzelner Gedichte erhalten wir aus bisher ungedruckten Briefen, z. B. Goethes an seine Gattin oder seinen Sohn und aus seinen Tagebuchaufzeichnungen. Um nur zwei Einzelheiten anzuführen, sei erwähnt, daß das hübsche, unter dem Titel: „Gewohnt, gethan", bekannte Gesellschaftslied: „Ich habe geliebt, nun lieb' ich erst recht" in Oschatz 1813 als Parodie eines Solbrig'schen Gedichtes entstand; und daß die Ballade „Der Todtentanz" gleichfalls 1813 nach einer von dem Kutscher erzählten Legende gedichtet wurde. Von großer Bedeutung sind ferner die Schlegel'schen Bemerkungen zu den kurzen hexametrischen Dichtungen, welche, wenn sie auch nicht immer beachtet wurden, doch Kunde von der Sorgfalt geben, mit welcher Goethe seine Werke behandelte.

Noch größeren Reichthum enthält der zweite Band (14. der Werke), welcher den ersten Theil des „Faust" bringt. Die Anmerkungen bergen eine unendliche Fülle des Neuen. Zunächst den langerwarteten „Urfaust", d. h. das Faustmanuscript, wie Goethe es 1775 nach Weimar mitbrachte, eine für die Textgeschichte von Goethe's Dichtung hochwichtige Fassung, die Erich Schmidt so glücklich war, in einem Abschriftenbande des Fräulein von Göchhausen, der schreiblustigen Hofdame der Herzogin Anna Amalia zu entdecken. — Er erscheint freilich hier nicht wörtlich — nur die wirklich abweichenden Scenen sind dem Wortlaute nach mitgetheilt — glücklicherweise ist gleichzeitig dieser kostbare Fund in einer Sonderausgabe**) mit einer vortrefflichen Einleitung veröffentlicht worden. Sodann wird der ganze Reichthum an Faustpapieren vor uns ausgebreitet. Hier handelt es sich nicht, wie bei den Gedichten, um ältere Fassungen, sondern um einzelne Verse, deren Einschiebung wohl da und dort beabsichtigt war, um ganze Scenen, welche ausgeführt werden sollten. Von ganz besonderem Werthe darunter ist ein Scenarium zur „Disputation", die, wie aus einem an Schiller gerichteten Briefe bekannt war, zwischen den Scenen „Studirzimmer" und „Auerbachs Keller" ihren Platz finden sollte. Wir erfahren ferner z. B. von einer unbekannten, freilich nicht ausgeführten Grethchenscene mit getheilter Bühne. Das Intermezzo der „Walpurgisnacht" erhält merkwürdige Bereicherungen

*) Goethe's Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. 1. u. 14. Band, 3. Abtheilung; 1. Band, 4. Abtheilung, 1. u. 2. Bd.

**) Goethe's Faust in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausen'schen Abschrift herausgegeben von Erich Schmidt.

Digitized by Google

durch satirische Ausfälle gegen Voß und dessen Streitigkeiten mit Arnim, gegen Jung-Stilling u. A.; ganze Satansscenen werden mitgetheilt. Außerdem werden aus den handschriftlichen Quellen sehr merkwürdige Aufklärungen über die Weimarischen Inscenirungsversuche gegeben, Bruchstücke aus den für den Fürsten Radziwill bestimmten neuen und veränderten Versen und endlich höchst überraschende Mittheilungen über ein vielleicht für die Berliner Bühne beabsichtigtes (1815) Monodrama gemacht, d. h. eine Zusammenziehung der beiden großen Faustmonologe, mit Ausmerzung der Wagnerscene. In diesem Monodrama findet sich ein bisher unbekannter Einschub, der so lautet:

Hier soll ich bangen, soll ich wähnen,
Und hoffen in erneuter Pein,
Soll an Verzweiflung mich gewöhnen
Und größer als Verzweiflung sein.
Du Erdengeist, kennst Du die Macht
Was eine Menschenbrust vermag?
Ich breche durch. Nach dieser Nacht
Was kümmert mich ein neuer Tag.
Ich sollte wohl im Jammer weilen,
Nachdem ich einmal Dich geschaut.
Sieh mich entschlossen, sieh mich eilen,
Das Ende such' ich, Deine Braut.

Die drei übrigen Bände, Tagebücher und Briefe, enthalten wenig Neues. Denn die beiden großen, dem Goethearchiv entstammenden Abtheilungen, die prächtigen, unschätzbaren Briefe des Leipziger Studenten an seine Schwester und an Behrisch waren im 7. Bande des Goethe-Jahrbuches, die ursprünglichen Tagebuchabschnitte aus der italienischen Reise waren im 2. Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft zum ersten Male veröffentlicht worden. Ihre Wiederholung an dieser Stelle war selbstverständlich. Der den Tagebüchern gewidmete Band enthält sonst außer geringfügigen und geringwerthigen Bruchstücken der Schweizerreise 1775 zum ersten Male den authentischen Text des Weimarer Tagebuches 1776—1782, das bisher nur nach schlechteren Abschriften gedruckt war. Freilich gehört diese unvergleichliche Quelle in Folge ihrer zahllosen Abkürzungen, Zeichen, Andeutungen, zu denjenigen Stücken, die ohne ausführlichen Commentar nicht verstanden werden können, aber es war nicht Aufgabe der vorliegenden Edition, diesen Commentar zu liefern. Denn ihr Zweck besteht keineswegs darin, die Forschung abzuschließen, sondern darin, der Forschung wichtiges, gut gesichtetes und treulich überliefertes Material zu übergeben.

Die beiden Briefbände endlich, wenn sie auch nichts wesentlich Neues bieten — zwei kleine Briefe werden hier zum ersten Male mitgetheilt — sind eine köstliche und unvergleichliche Sammlung. Keine andere ähnliche läßt sich mit ihr an Reichhaltigkeit zusammenstellen. 365 Briefe von der frühesten Jugendzeit an bis zum Eintritt in Weimar, während die Hirzel'sche, 1875 erschienene, deren Trefflichkeit übrigens in keiner Weise angetastet werden soll, für denselben Zeitraum nur 257 enthält. Mit größter Sorgfalt sind auch hier die Texte behandelt, wo es nur anging, mit Zurückgehen auf die Originale; die häufig fehlenden Daten sind mit glücklichem Scharfsinn ergänzt. Diese Briefsammlung ist die lehrreichste und zugleich unterhaltendste Selbstbiographie, die man sich denken kann: der Knabe, der Jüngling, der angehende Mann erscheinen in ihrer ganzen Eigenart, jeder in seiner Weise anziehend, die Gunst der Leser im Sturm erobernd. Der frühreife Frankfurter Knabe, der pedantische uud zugleich leidenschaftliche, vielseitige, gährende Leipziger Student, der an Leib und Seele matte in's Vaterhaus zurückgekehrte Jüngling, der seiner ehemaligen Geliebten Liebe stammelt und seinem früheren Lehrer Oeser und dessen Tochter Zeugnisse größter geistiger Reife überschickt, treten nacheinander auf. Nur kurz ist die Sessenheimer Periode angedeutet, diese flüchtige aber lieblichste Idylle in Goethe's Leben; die in Straßburg geknüpften Beziehungen zu Salzmann und Herder dauern jedoch fort. Um so ausführlicher tritt die Wetzlarer Periode hervor; stets auf's Neue gewährt es hohen Genuß, diese wunderbare Zeit, in welcher der Werther sich gestaltete, mit dem Dichter zu durchleben. Und nun erfaßt ihn die mächtige Zeit von Sturm und Drang: bedeutende Männer treten neben Herder: Merck, Klopstock, Lavater, geistreiche, schöne, liebenswerthe Frauen schließen um den Dichter einen lieblichen Kreis; überall erscheint er als der Gesuchte und Gefeierte, Spendende und Beherrschende; Alle glauben ihn vollständig zu besitzen und Keiner besitzt ihn völlig. Weimarische Beziehungen knüpfen sich an; der letzte in diesem Bande mitgetheilte Brief — an Auguste v. Stolberg — ist in Frankfurt begonnen und in Weimar beendet.

Das ist ungefähr der Inhalt der bis jetzt vorliegenden Bände der großen Weimarer Goethe-Ausgabe. Sie wendet sich durchaus nicht an die Forscher allein, sondern an das große gebildete Publikum. Sie will in einer Vollständigkeit und zugleich mit einer Genauigkeit, die bisher keine Ausgabe erreichen konnte, das gesammte Wirken Goethe's der Nachwelt vor Augen führen. Es ist die einzige in jeder Beziehung des Meisters würdige Darreichung des Goethe'schen Vermächtnisses. Möge das Publikum durch eifrige Theilnahme der großen Schaar von Gelehrten danken, welche sich zur Herausgabe eines derartigen Denkmals vereinigten und dadurch auch der großartigen Denkweise der hohen Frau ihre Huldigung darbringen, welche als Besitzerin dieser unvergleichlichen Schätze den besten Gebrauch von ihnen dadurch zu machen glaubt, daß sie dieselben aus freien Stücken der ganzen Nation darreicht.

Gedichte und Skizzen von Johannes Trojan.

Von Heinrich Seidel.

In dem Verlage von J. C. C. Bruns in Minden sind gleichzeitig zwei neue Bücher von Johannes Trojan erschienen. Das eine: „Von Strand und Haide und andere Skizzen" genannt, enthält kleine Gedichte in Prosa, das andere mit dem sehr hübschen Titel „Von Drinnen und Draußen" solche in Versen. Die Bücher dieses Autors sind eigentlich seltsame Erscheinungen in unserer altklugen Zeit, wo schon die Kinder Brillen tragen und so herzbeklemmend gescheidt sind, wo unsere jungen Dichter von zwanzig Jahren sich schon für erloschene Vulcane erklären, obwohl ihre Gefühle niemals anders als auf dem Gaskocher warm gemacht wurden. Das verstandesmäßig Ausgedachte beherrscht heute im höchsten Grade unsere Literatur und der Ausnahmen sind so wenige, daß man sie an den Fingern herzählen kann. Darum berührt es doppelt annuthig und erfreulich einen Mann zu finden, der, obwohl mitten im Kampfe der Parteien stehend, sich dennoch den naiven Blick des Kindes, ein Herz voll Güte und Wohlwollen, und den Sinn für das Einfache und Schöne bewahrt hat. Es mag nun auch wohl Mancher sagen, weshalb gibt uns dieser Mann nur so kleine winzige Skizzen, warum versucht er seine Kraft nicht an größeren Dingen? Da möchte ich doch an den alten Claudius und den alten Hebel erinnern, zu denen Trojan in einer geistigen Verwandtschaft steht. Diese haben omnia secum portantes mit ihren winzigen Sächelchen gar viele überdauert, die mit ganzen Reihen von Romanfrachtwagen die Landstraße entlang fuhren und ihrer Zeit für große Thiere gehalten wurden. Es ist wahr, von geringem Umfange sind diese Skizzen nur, allein dafür sind sie von einem Duft und einer Süßigkeit, die uns heute nur selten geboten wird. In der schönen Zeit des beginnenden Sommers ereignet es sich wohl, daß man in der Einsamkeit des Waldes an einen Ort gelangt, wo ungesehen und in der Stille eine Anzahl von Erdbeeren zu jenem letzten dunklen Purpur der Reife gelangt sind und die Luft mit wunderbarem Wohlgeruch erfüllen. Dergleichen Walderdbeeren möchte ich diese Skizzen und diese Gedichte von Trojan vergleichen. Auf unseren Märkten zwar sehen wir künstlich gezüchtete Riesen-

Digitized by Google

und Mammutherdbeeren in dem Umfange von Hühnereiern, erstaunliche Produkte von Fleiß und wohlangewandter Düngung, aber das Aroma ist mit der Größe nicht gewachsen und was sie vor jenen Kindern der Natur voraus haben, ist nur Wasser und Zellgewebe.

Eine der merkwürdigsten und heutigen Tages so seltenen Eigenschaften Trojan's ist die wundervolle Naivetät, mit welcher er die Dinge anschaut, und die vollständige Unbekümmertheit, die ihn nur das beachten läßt, was gerade ihm der Betrachtung werth scheint, sollte es auch noch so fern ab von der breiten Straße liegen. Er führt uns auf Fußwegen durch Haide, Wald und Busch und grüne Einsamkeit; die Abenteuer, welche wir dort erleben, sind nicht gewaltig und aufregend, aber von dem Zauber der Poesie umleuchtet und durchglänzt von dem Humor eines gütigen Herzens. Doch ebensogut wie in der freien Natur weiß er in der großen Stadt Bescheid und versteht es auch dort, die stillen heimlichen Winkel und freundlichen poetischen Eckchen aufzufinden, er weiß, daß es ganz nahe an dem donnernden Straßengetriebe mitten zwischen den großen Häuserblöcken anmuthige Garteninseln gibt, wo gute Menschen Rosen pflegen, und ein Fest ist es für ihn, wenn nach langer Winterszeit die höher steigende Sonne zum ersten Male wieder durch die Lücke zwischen zwei Giebeln in das so lange ihres Scheines entbehrt habende Zimmer glänzt und alle die bekannten Dinge mit neuem Zauber verklärt. In dieser kleinen Skizze, welche betitelt ist: „Die Sonne wieder da", hat Trojan, ohne es zu wissen und zu wollen, das Wesen seiner Poesie, die auch das Unscheinbarste und Gewöhnlichste in ein freundliches Licht rückt, selber am besten dargestellt.

Die Gedichte „Von Drinnen und Draußen" zerfallen in zwei Theile, denn in diesen Band sind eine Anzahl von Zeitgedichten aufgenommen worden, welche besonderen Ursachen ihre Entstehung verdanken. Da zeigt es sich, daß dem sonst so stillen und sinnigen Poeten auch eine merkwürdige Schlagkraft des Ausdruckes zu Gebote steht und das möchte ich an einem Gedichte darlegen, welches betitelt ist:

Etwas von der Jugend.

(1885.)

Der Kanzler ist ein alter Mann,
Ein Greis, wie man wohl sagen kann,
Denn siebzig Jahre zählt er bald,
Und unter Mühen ward er alt,
Kein Wunder, wenn er müde wär,
Da ihm in Kämpfen hart und schwer
So lange Jahr um Jahr verstrich —
Er hat die Jugend hinter sich.

Doch wenn er spricht, alsbald durchglüht
Ihn Jugendfeu'r, das Flammen sprüht.
Darum auch reißt sein mächtig Wort
Die Jugend unaufhaltsam fort.
Die nimmt allzeit für ihn Partei,
Die steht zu ihm fest, stark und treu,
Ob sonst auch Mancher von ihm wich —
Er hat die Jugend hinter sich.

Die „vermischten Gedichte" dieses Bandes sind mehr beschaulicher Natur, doch befinden sich auch einige anmuthige Lieder und sinnvolle Sprüche darunter. Es ist schwer zu schildern, worin eigentlich der Reiz dieser Verse liegt, die so ganz auf rhetorische oder sonstige Effecte verzichten. Sie sind stets durch anmuthige Gedanken oder tiefe Empfindung ausgezeichnet und machen trotz der meist durchweg vollendeten Form doch den Eindruck des Kunstlosen von selber Gewachsenen. Am Besten lasse ich wieder den Dichter für sich selber sprechen, denn in dem Liedchen „Hagerose" hat er, ohne es zu wollen, ein Bild seiner Dichtungsart gegeben, wie es nicht besser zu erfinden ist.

Welche Fülle jetzt von zarten,
Vollen Rosen schmückt den Garten!
Aber dir am Waldesrand
Bleibt mein Herz doch zugewandt.

Ist es, weil zu deinen Füßen
Glockenblum' und Erdbeer' sprießen?
Ist es, weil der Wind dich küßt,
Der durch's Korn gegangen ist?

Ist es, weil in nächt'gem Schweigen
Um dich schwebt der Elfenreigen,
Weil bei dir als trauter Gast
Hält der wilde Vogel Rast?

Was es sei — ich weiß das Eine:
Freiheit wohnt bei dir am Raine,
Wo du bist, ist Fried' und Ruh,
Und du selbst, wie schön bist du!

Ja, diese Trojan'schen Gedichte sind, wenn auch bescheidene, so doch wirkliche Blumen, und das ist es wohl, was ihnen in dieser Zeit übertriebener und massenhafter Fabrikation künstlicher Blumen nach berühmten Mustern so hohen Reiz gibt.

Mich dünkt, in unseren Tagen, wo so viel Lärmendes und Prahlendes und doch Inhaltloses sich breit macht, müßte es für Viele von Werth sein, dort hingewiesen zu werden, wo sie einen wirklich klaren und gehaltvollen Trunk bekommen, damit sie selber genießen und auch Anderen den Ort zeigen. Zwar alles wirklich Gute dringt zuletzt von selber durch und erwirbt sich den Platz, welcher ihm gebührt, aber manchmal dauert es doch recht lange, weil von dem schimmernden Geflacker des prasselnden Feuerwerkes das ruhige Licht der Sterne überstrahlt wird. Denn in der Literatur wird viel Feuerwerk gemacht. Einige Poeten steigen empor wie Raketen unter großem Geräusch und wenn sie den glänzenden Funkenregen ausstreuen, klascht die staunende Menge und ruft: „Ah!" Dann aber ist es vorbei und nur ein angebrannter Stock sinkt unbeachtet in das alte Dunkel wieder zurück. Andere gleichen Feuerrädern, die ewig in gleichem Sinne herumschnurren und wenn sie abgebrannt sind, mit ein paar traurigen Funken sich mechanisch weiter drehen. Andere wieder sind bengalische Flammen; sie zeigen einen Ausschnitt der Welt in blendendem, aber falschem Lichte. Doch alles dieses Geprassel und Geschimmer ist umsonst, es versinkt in Nacht; am Himmel aber verbleiben mit ewig gleichem Glanze die siegreichen Sterne.

Neue Bücher von Wilhelm Jensen.

„Es wäre hier vielleicht ein Anlaß geboten, ein Wort über die gegenwärtig unter lauten Trompetenstößen erhobene Streitfrage anzufügen, ob die poetische Gestaltung von Menschen und Geschehnissen aus vergangenen Zeiten dem Zweck und der Würde der Dichtung entspreche." Diese Worte finden sich in einer Vorrede, die Wilhelm Jensen seinen soeben veröffentlichten Geschichten = Cyklus: „Aus schwerer Vergangenheit*)" vorausschickt. Ich war erstaunt, als ich sie las. Ist wirklich diese Streitfrage jemals aufgeworfen worden? Ich denke mir, daß Jensen vielleicht die allgemeine kritische Verurtheilung im Sinn hat, die der „historische Roman" der Neuzeit in seiner sowohl jeden geschichtlichen Sinn als jedes poetische Verständniß in's Gesicht schlagenden Ausartung erfahren hat. Aber berührte diese Verurtheilung wirklich jene Streitfrage? Betraf sie nicht vielmehr lediglich die Verquickung des historischen Materials mit den seichtesten romantischen Gedankeninhalt, den überhaupt unsere heutige Literatur gezeitigt hat? Daß nur die altäglichste Stoffhuberei durch das Zurückgreifen auf ägyptische und altdeutsche Vergangenheit gefördert, im Uebrigen aber mit dem farbenprächtigen Mantel, den die Forschung in dieser Vergangenheit darbot, das Fehlen jedes selbständigen und kräftigen poetischen Gedankens verdeckt wurde, das war der Anlaß für jene kritische Verurtheilung, die mit der jüngeren Forderung, die

*) Leipzig, Verlag von B. Elischer.

Digitized by Google

unserer Zeit und unserer Culturentwicklung eigenthümlichen Fragen poetisch zu verwerthen, im Grunde nur in einem losen Zusammenhange steht. Denn diese Forderung schließt die echte dichterische Beschäftigung mit Stoffen der Vergangenheit nicht aus, sondern betont nur ihren Gegenstand als gleichwerthig mit derselben. Die heute sogenannte realistische Strömung in der Literatur verdammt überhaupt nicht, wenn sie kritisch auftritt, die Wahl des Stoffes, sondern nur die Kunstform, in der derselbe behandelt wird, und wenn Jensen in derselben Vorrede von einem „literarischen und ästhetischen Niedergang" redet, den wir jetzt erleben müssen, so berührt er sich ganz mit den Vertretern jener Strömung, nur daß dieselben niemals die Schuld dieses Niedergangs in dem Gebiete, welches der Dichter betreten hat, sondern in dem Dichter selbst suchen. Ich glaube doch nicht, daß die gleichsam revolutionäre Richtung in der schönen Literatur so sehr, wie es Jensen meint, mit dem Rufe nach „Actualität" „nur ihre völlige Kenntnißlosigkeit, was überhaupt Dichtung ist und wo diese die Wurzeln ihrer Kraft birgt" beweist, sondern ich meine, daß dieser Ruf ausgegangen ist und nothwendig ausgehen mußte, weil die Dichtung, mochte sie ihre Gestalten aus der Jetztzeit oder aus der Vergangenheit entnehmen, nur allzusehr das actuelle Menschliche außer Augen gelassen hatte und mit Schemen wirthschaftete, die weder für heute noch für jemals eine schöne und kräftige „Gegenwärtigkeit" und „Gegenständlichkeit" beanspruchen konnten.

Uebrigens ist Jensen selbst in den Geschichten, die er diesem Vorworte folgen läßt, ein trefflicher Realist, in der schönsten Bedeutung dieses Wortes, und führt uns Gestalten vor die Seele, die voll Lebensblut und voll von „Actualität" sind, wenn sie auch durch des Dichters Machtspruch in weit entlegener Zeit, in den schrecklichen Tagen des dreißigjährigen Krieges, durch die Welt schreiten. Wenn sich ihr Urheber beklagt, daß die fünf Novellen, in denen er sie aufleben und zur poetischen Wirklichkeit werden läßt, wegen Mangels an „Actualität" in keiner Zeitschrift in ihrer Gesammtheit Aufnahme fanden, und aus diesem Umstande den Schluß zieht, daß nur Geschichten von Commerzienrathstöchtern und gut beleumundeten Assessoren von dem Publikum solcher Zeitschriften noch gelesen werden möchten, so müssen wir ihn doch darauf hinweisen, daß er selbst schon für die meisten seiner Dichtungen mit historischem Hintergrunde auch ein Zeitungspublikum fand. Also an der fehlenden „Actualität" des Stoffes liegt es wohl gerade nicht, wenn in diesem Falle das Jensen'sche Werk des Glückes nicht theilhaftig wurde, in Fortsetzungen zerstückelt von dem Publikum der Zeitschriften zuerst genossen zu werden. Vielleicht waren gerade die Redactionen, denen es der Dichter vorlegte, einsichtsvoll genug, um herauszufinden, daß bei dieser Art der Veröffentlichung der ganze Zauber verloren geht, der, wenn wir die fünf Novellen als Gesammtheit betrachten — wie es Jensen ja will — über derselben lagert. Schon jede der Novellen für sich allein muß eigentlich unzerstückt, in Einem hin, gelesen werden, denn jede ist ein Stimmungsbild ganz eigener und schöner Art, und hat, nur als solches betrachtet, poetischen Werth. Die Fabeln, welche Jensen seiner harmonischen und immer in sich abgerundeten Darstellung zu Grunde legt, sind so einfach, so ungekünstelt und unverwickelt, daß unsere Aufmerksamkeit durch sie am wenigsten in Anspruch genommen, dafür aber kräftig auf die Färbung der Oertlichkeit und die kräftige Herausprägung der Gestalten hingelenkt wird, in welchen Kunstformen ja überhaupt die Vorzüge der Jensen'schen Geschichtenschreiberei liegen. Und aus allen den fünf Stimmungsbildern zieht alsdann, wie ein undefinirbarer süßer Duft aus den mancherlei Blumen eines Straußes, der Gesammteindruck in unsere Seele, den der Dichter wohl erreichen wollte, nimmermehr aber bei dem Zerrupfen seiner Gabe in die einzelnen Fortsetzungen einer Zeitschrift erreicht haben würde. Geschichten, in denen die mehr oder weniger geschickte Fügung und Ineinanderwicklung der Handlung Alles ist, die ihre Spannung aus der Situation, nicht aus der künstlerischen Darstellung herleiten, also Geschichten von Commerzienrathstöchtern und Assessoren oder Lieutenants, die sich „kriegen", eignen sich in der That besser für solches Zerrupfen; sie verlieren nicht im Geringsten durch dasselbe. Aber Bilder, wie sie Jensen stimmungsvoll hinmalt, mit einer Gegenständlichkeit und einem Farbentone hinmalt, der empfunden, nicht bloß in das Gedächtniß aufgenommen werden will — nein; sie sollte der Dichter uns immer nur als Ganzes darbieten! Und er sollte sich wirklich nicht beklagen, wenn ihr Stoff manchem nicht „actuell" genug für's Zerstückeltwerden erscheint. Die Actualität der Form, der echte Realismus, hat nichts mit den Bedenken zu thun, die in der Redaction einer belletristischen Zeitschrift maßgebend sind. Die Naturwahrheit einer Dichtung beruht ja niemals in der äußerlichen Fügung der Handlung, sondern nur in der Folgerichtigkeit der Gestaltenzeichnung, in der getreuen Färbung des Ortes und der Zeit und der Wiedergabe der Stimmung. Das ist dann Realismus, der heute so laut geforderte Realismus, und es ist wunderbar, wie Jensen, der sich in seinem Vorworte gegen dieses laute Fordern wendet, in seinen Dichtungen durch die That am schönsten die Forderung selbst erfüllt.

Es sind besonders zwei aus diesen Novellen, welche Jensen als echten Realisten kennzeichnen. Ich meine die erste: „Unter frommem Schutz" und die dritte: „An der See." In jener schildert uns der Dichter zwei Liebesleute niedriger Geburt — beide sind Bastardkinder — die durch die Läufte des dreißigjährigen Krieges von einander gerissen und in verwunderlichen Schicksalen zu einer gewissen Lebenshöhe geführt werden. Der junge Bursche ist Fähndrich im schwedischen Heere geworden und soll eben standrechtlich gehenkt werden, weil er seinen Hauptmann im Streit erschlagen hat, als sein alter Schatz, der es sogar bis zur Aebtissin eines Nonnenklosters gebracht hat, ihn erkennt und vor dem Galgen errettet. Das ist die Einleitung. Jene verwunderlichen, bunten Schicksale werden in ihr nur erzählt. Nun schließt sich an diese farbenreiche Vergangenheit eine prächtig ausgeführte Einzelscene an. Die noch junge Aebtissin, deren Herz bei dem Anblick des ersten Schatzes wieder lebensfreudig pocht, flieht mit dem Fähndrich wieder ihrer alten Heimath zu, aber ehe sie sich ihm ganz hingiebt, will sie, die grade ihre Aebtissinwürde nicht durch Keuschheit erlangt hat, richtig und ehelich mit ihm getraut werden. Schon dieser Zug ist anmuthig. Nun kommen beide auf ihrer Wanderung in eine gänzlich verwüstete Stadt, in deren Trümmern nur noch ein Mensch verborgen haust, es ist ein alter Priester. Derselbe traut sie feierlich in einer halb verbrannten Stola auf der Brandstätte der Kirche, wo ein Stein nur noch die Stelle des Altars bezeichnet. Und sie beide, die verwahrlosten, sündenbeladenen Menschenkinder, schauen so getröstet und fromm zu ihm auf und fühlen sich mit dem Reste ihres Glaubens, der noch in ihren Herzen ruhte, so beseligt und frei und nun als christliche Eheleute, wenn sie auch ihre Brautnacht nur unter Blumen und Gras feiern können.

In der zweiten Novelle ist der Dichter wieder auf heimischem Grunde, an der See. Stimmungsbilder vom Strande gelingen ihm immer besonders gut; so auch die kühne halb märchenhafte Brautwerbung, die er diesmal besingt. Die Fischer von der Insel Rügen führen, während sich Stralsund mannhaft gegen die Belagerung Wallensteins wehrt, einen Streifzug auf dem Meere gegen eines der neuen Orlogschiffe aus, die der Friedländer hat bauen lassen, um die Stadt auch vom Meere aus zu berennen. Auf ihrem Kutter ist auch Swaneke, die Tochter des Old Peer, schon längst die heimlich Geliebte des jungen Tilemann Luchterhand. Sie ist dem zur Gattin versprochen, der zuerst das feindliche Schiff entert, aber als Tilemann den Preis erringt, wehrt sie sich in stolzer, mädchenhafter Scheu gegen seine Umarmung. Da reißt er sie im Zorne mit sich vom Schiffe herab in die See. Der Lebensdrang läßt beide, sobald sie abgekühlt sind, mit Eifer nach dem nahen Lande zu schwimmen. Die schweren geölten Anzüge hindern sie in ihren Bewegungen, deshalb entledigt sich erst der Bursche des seinigen und will nun auch der Braut den ihrigen vom Leibe reißen, um sie zu retten, aber sie wehrt sich abermals kräftig gegen seine Hülfe. Nun taucht er sie mit seinem starken linken Arme so lange unter das Wasser,

Digitized by Google

bis sie willig wird, den Anzug fallen läßt und am Lande angekommen demüthig, wie eine Schwanenjungfrau Odins, der ein Sterblicher am einsamen Seegestad ihr geraubt und sie dadurch in seine Gewalt gebracht, ihm folgt. „Heff ik di, Swanenfru?“ ruft er ihr zu, und sie: „Du hast mi fast ünnerduckt.“ Die Urgewalt des Ringens zwischen kühner Männlichkeit und trotziger, schamhafter Weiblichkeit ist prächtig in dieser Novelle ausgedrückt.

Auf den Inhalt der drei anderen Geschichten will ich nicht näher eingehen. Es klingt in ihnen ein weicherer, melancholischer Ton, der besonders in den Kinder- und Mädchengestalten, die Jensen mit wunderbarer Zartheit zu zeichnen versteht, zur Geltung kommt. Ueberall waltet die Stimmung vor, mag uns nun der Dichter in das Haus eines weltverschlossenen Gelehrten führen, dessen Töchterlein im einsamen Spiel der Einbildung ihre Welt mit Traumgestalten belebt oder uns in die Lüneburger Haide versetzen, wo er das heimliche Naturleben und den Zauber der träumerischen Augen des Pfarrerkindes, die dasselbe beobachten, in die Gewalt der dichterischen Sprache bannt. Ueberall muß auch die eigentliche Handlung, die kurz und knapp, ohne tiefere Spannung verläuft, nur das lose Gerüste bilden, an welches Bilder voll schöner Gegenständlichkeit und Scenen voll kräftigen Lebens sich hängen. Nur in der letzten Novelle, die ein Menschenalter nach dem dreißigjährigen Kriege spielt, und in welcher das heimliche Fortgähren der Gegensätze, die das Unheil jenes Krieges schürten, anschaulich gemacht werden soll, entwickelt sich die Handlung rasch und dramatisch vor uns, wie die schnell wechselnden Gänge des Zweikampfes, der ihren Höhepunkt bildet. Ich verdenke es dem Dichter, daß er hier nicht einen tragischen Ausgang vorzog, sondern die Wucht eines alten Zwiespaltes, der unausgesöhnt blieb, vor einer schwächlichen, fast erbaulich klingenden Rede in sich zusammenfallen läßt. Allerdings soll der Klang der Friedensschalmeien der Grundton dieses letzten Gedichtes sein, aber nur mühsam gewinnen wir durch ihn einen Anschluß an die Grundstimmung des ganzen Buches.

Wenn sich, wie das Beispiel dieses Buches beweist, Jensen gerade in der Behandlung vergangener Zeiten als kräftiger Realist zeigt, indem er eine eigenthümliche Orts- und Zeitstimmung genau nachzuempfinden und wiederzugeben weiß, so hat er uns an einem anderen kürzlich erschienenen Werke ganz im Gegensatz hierzu sehen lassen, daß auch die Stoffe aus der Gegenwart nicht immer vor einer seltsamen romantischen und verschroben-idealistischen Behandlungsweise schützen. Der Roman „Das Asylrecht“*), der eigentlich nur eine geistreiche Plauderei über eine seltsame Herzensverirrung und Gefühlsverwirrung genannt werden darf, liefert uns die Begründung dieser Ansicht in hinreichendem Maße. In einem stolzen Weibe, einer jungen Gräfin, kämpfen die Vorurtheile der Geburt und die Eitelkeit des Weibes, das sich von einem niedriger geborenen, aber geistig bedeutendem Jünglinge geliebt sieht, einen langausgesponnenen Kampf, der Jüngling hingegen macht die grenzenlosesten Dummheiten aus Liebe zwei Bände hindurch und sieht dann plötzlich ein, daß er ja gar nicht eigentlich geliebt, sondern nur bewundert hat. Diese Einsicht kommt ihm so rasch, so unvermittelt, daß wir über ihn auf einmal ganz verblüfft sind. Er hat in einem narcotischen Zustande, in den er durch eine Neckerei, aber ohne Wissen seiner Geliebten, versetzt wurde, sich lächerlich gemacht und öffentlich seine Liebe zu der jungen Gräfin bekannt. Weil die Letztere nun ihm nicht gleich entzückt um den Hals fällt, sondern seinen Zustand und die besondere Veranlassung seiner trunkenen Worte berücksichtigt, glaubt er zu der Erkenntniß gelangt zu sein, daß sie kalt und hochmüthig mit ihm spielte und daß er — hierin liegt die größte Unwahrscheinlichkeit — im Grunde eine andere, ihre aufopferungsvolle und lustige Freundin liebe. Mit dieser Dame zieht er deshalb ab vom Schauplatze seiner Thaten. Die Entwickelung, welche auf diese Schlußscene hinführt, ist erschrecklich langathmig und wortreich. Die Plastik in der Darstellung, die sonst die Jensen'schen Werke ziert, mangelt gänzlich und die künstlerische Anordnung der Handlung, ihr Aufbau, ist ungleichmäßig und zerfahren. Eine historische Novelle, die der Jüngling einst dichtete, und in der er unbewußt, sein künftiges Liebesschicksal voraus verkündigt, wird im ersten Theile des Romans eingeflochten. Sie gibt dem ganzen Roman den Namen. Der junge Dichter liest sie einer aristokratischen Gesellschaft vor, in der seine Geliebte weilt. Derartige Einflechtungen haben immer ihr Mißliches, diesmal wird dasselbe noch verschärft durch den satirischen Ton, mit dem Jensen jene Gesellschaft schildert, und den er auch später, so oft die beiden Liebenden im Rahmen derselben auftreten, beibehält. Hierdurch kommt ein zwiefacher Geist in die Darstellung, denn wir wissen nicht, ob nicht auch die vielfach geschraubten und gekünstelten Gespräche der Hauptpersonen lediglich nur satirische Bedeutung haben sollen. Nicht nur der Mangel an Handlung, sondern auch die gänzlich über allen realen Beziehungen des Lebens schwebende Darstellung geben also diesem Werke einen unklaren, halb idealistischen, halb satirischen Anstrich, der fast an romantische Verschwommenheit erinnert. Wie sehr sticht der Ton dieser Dichtung aus der Gegenwart von dem echten Realismus ab, mit dem Jensen seine Stoffe aus der Vergangenheit zu behandeln weiß. Möchte der Dichter doch auch die Bedeutung desselben für die poetische Gestaltung der Gegenwart erkennen!

*) 2 Bde. Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.

Feuilleton.

Im Herbst.

Novellette von P. Hann.

Durfte Leonhard Gruber wie andere Menschenkinder einen Frühling haben? Wenn man es recht bedenkt, nein, denn er gehörte zu der bevorzugten Klasse zweibeiniger Geschöpfe, für die der Winter die eigentliche Jahreszeit, die Zeit der Ernte, der Lenz ein trauriger Uebergang zum gefürchteten, ertragsarmen Sommer, der Herbst die sehnlichst herbeigewünschte Epoche ist, in welcher sich die Tretmühle wieder in Bewegung setzt. Und er wußte gut genug, daß all der beglückende Unsinn, Nachtigallenschlag, Rosenduft, eine kleine Hütte im Grünen, braune Augen und blonde Locken nichts für ihn seien. Bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahr hatte er die Hände davon gelassen, was insofern nicht schwer war, als er, vom frühem Morgen bis zum späten Abend rastlos umherlaufend, um unartige Bengel in die Mysterien der Dur- und Mollscalen einzuweihen, nicht mehr von der Versuchung glücklich zu sein empfand, als wenn er in der Wüste, von Kräutern, Wurzeln und Gebeten lebend, die Laufbahn eines Anachoreten eingeschlagen hätte. Aber da war das Schicksal boshaft genug, ihm den Frühling wie auf einem Präsentirbrett sozusagen unter die Nase zu rücken. Ohne die geringste Warnung war er da, nur durch eine dünne Wand von ihm getrennt, in welcher sich obendrein eine Thüre befand, die sehr mangelhaft von einer Seite durch ein Clavier, von der anderen durch einen mit allerhand dünnen Fähnchen behängten Kleiderschragen verbarricadirt war. Am Abend pflegte Herr Leonhard Gruber die sacht und fein zusammengefalteten Pläne von Künstlerschaft und Triumph für ein Stündchen oder zwei hervor zu holen, ohne praktischen Nutzen, da ihn Andere, die mehr Zeit zu waghalsigen Fingerübungen hatten, weit überflügelten. Als er nun einmal wieder ein paar Töne auf seinem abgespielten Instrument angeschlagen hatte, erhob sich nebenan, in dem seit etlichen Wochen leerstehenden Zimmer eine helle, frische Mädchenstimme und sang Sonaten und Etuden tapfer mit, die Läufe selbst ahmte sie mit einem lustigen dideldideldidel nach. Den armen Leonhard gemahnte sie an eine Spottdrossel, die er als Knabe daheim in den Murecker Wäldern gehört, nicht allzu oft, denn als man ihm noch die dicksten Notenbücher unterschieben mußte, damit er mit den Händen die Claviatur erreiche, bannte ihn ein gewisses kantiges kleines Lineal an den Klimperkasten fest.

Digitized by Google

Das Interesse an der Nachbarschaft hindert ihn nicht, fest zu schlafen, ja zu verschlafen, worüber sein erster Schüler, der wilde freche Junge vom „Selcher“ (Metzger), den er an den Stuhl binden muß, um ihn eine Stunde lang festzuhalten, schwerlich betrübt sein wird. Als er erwachte, regten sich nebenan flinke, feste Schritte. Er fand Rhythmus in ihnen und als sie die Treppe hinabgingen, stellte er sich an's Fenster, zum erstenmal im Leben ein weibliches Wesen belauernd. Hübsch? das ist kein Wort; hübsch ist am Ende Jede mit achtzehn Jahren, aber nicht Jede hat solch ein pikantes feines Köpfchen, das sich zierlich auf schlankem Halse wiegt, solche lustig in die Stirn fallende Locken, so ein rosiges Gesicht. Die Augen kann er nicht sehen, aber sicher blitzen sie in Uebermuth und Lebensfreude. Frau Lechleitner bringt ihm die obligate Cichorienbrühe herein und er getraut sich, in unbefangener Weise die Worte hinzuwerfen: „Das Zimmer nebenan scheint ja wieder bewohnt zu sein.“ Die Schleuße ist geöffnet. Frau Lechleitner würde kein alleinstehendes Mädchen in ihr Haus, diese Burg der Wohlanständigkeit, aufnehmen, man weiß ja, was dabei „herausschaut“. Aber die Franzi kennt sie schon von klein auf, hat ihr manchen Apfel zugesteckt, so lange sie noch keine Witwe mit dreizehn Gulden monatlicher Pension war, und die „Zimmerherrn“ sind so unverläßlich, womit sie jedoch selbstverständlich Herrn Gruber nicht gemeint haben will, der pünktlich wie eine Uhr ist. Und was sie sagen wollte, Franzi's Mutter war ihre beste Freundin und ihren Vater hätte sie einmal heirathen sollen, und er war desperat, als sie mit Herrn Lechleitner Sonntag auf die Siebenbrunnerwiesen spazieren ging.

„Das haben Sie mir schon erzählt!“ ruft Leonhard verzweifelnd aus.

„Er hat dann meine Freundin genommen, und sie haben auch recht gut mit einander gelebt, sind aber beide vor zwei Jahren gestorben. Und die Franzi schlägt sich mit Kleidernähen durch und bleibt brav dabei.“

Frau Lechleitner wird nicht müde, die Tugenden ihres Schützlinges zu rühmen. Vor ihm steigt dräuend das Bild einer mit tausend Spitzen und Stacheln gepanzerten Jungfrau auf, voll der herben Wehrhaftigkeit, dem pharisäischen Tugendstolze alleinstehender braver Mädchen. Und er weiß nicht, ob er sich über die Einladung zu Kaffee und „Kugelhupf“ freuen soll, mit welcher ihn die Hauswirthin, die Anwesenheit der hübschen Nachbarin in Aussicht stellend, für den nächsten Sonntag überrascht.

Ziemlich trübselig erwartet er, in die Ecke des alten Sophas gedrückt, sein Schicksal. Die Thür geht auf, lachend und schwatzend und ein wenig verlegen kommt die sanglustige Nachbarin herein. Sie ist keine Jungfrau in Wehr und Waffen, sondern ein herziges kleines Ding voll drolliger Einfälle und — gerade nur zur Würze — etwas schnippisch. Nach den ersten paar Minuten erscheint ihm die versessene Sophaecke als das behaglichste Plätzchen der Welt. Als er die ungeheuere Tasse Kaffee, die ihm die Hausfrau reicht, über das Tischtuch und Franziskas neues Kleid ausschüttet, weiß sie das Unglück mikroskopisch klein zu machen; natürlich lassen sich die Flecken entfernen, wird das Kleid gewaschen wie neu aussehen! Wie sich ihm das schüchterne Herz in der Brust dehnt, wie seine blauen Augen, das einzige Anziehende in dem unjugendlichen Gesicht, zu leuchten anfangen! Heute scheint die Sonne ganz anders als sonst, Frühling, Frühling! zwitschern die Spatzen auf der Straße. — In seiner Stube entlockt er dem Flügel stürmische, jauchzende Weisen, stürmisch und jauchzend singt die Spottdrossel nebenan und Frühling, Frühling! klingt es aus den Tönen.

Durfte Leonhard Gruber einen Frühling haben? In den Händen hielt er einen Brief; mit leisem Bangen, wegen dessen er sich herzlos und unkindlich schalt, öffnete er ihn. Oft kamen Episteln von derselben Hand, sie sind mit Klagen über Einschränkungen erfüllt, wie Luise noch immer im alten Kleide gehe, Lina einen Mantel brauchte, wie trostlos das Geschick einer Witwe und armer Waisen sei, die ihres Ernährers beraubt worden. Drei Viertheile von Leonhard's Verdienst wandern nach Mureck, seit Jahren hat er keine Oper, kein gutes Concert besuchen können, im Winter trägt er dünne und im Sommer dicke Kleider, wie sich das bei armen Teufeln trifft, aber so oft er ein solches Schreiben liest, erscheint er sich wie ein schwarzer Missethäter.

Diesmal jedoch enthält es eine Freudenbotschaft. Das heißt, einem Anderen würde sie vielleicht nicht so sehr verheißungsvoll klingen, da sie ihm zunächst noch mehr Entbehrungen auferlegen wird. Aber mein Leonhard Gruber verspricht sich leicht einen schönen Tag, so oft ein winziges Stückchen blauen Himmels durch graue Wolken bricht: der zweite Sohn des alten Organisten wird, Dank dem adeligen Schloßherrn von Mureck, der Leonhard's musikalische Ausbildung ermöglichte, einen Stiftplatz am Wiener Conservatorium erhalten. Was dem älteren Bruder versagt geblieben, soll dem jüngeren zu Theil werden. Leonhard wird ihm jeden Stein aus dem Weg räumen, damit er sich ungehindert der anspruchsvollen Frau Musika widmen könne, aber wenn nun Karl ein berühmter Künstler geworden, dann kann er die Sorge für die Familie übernehmen.

Und dann verlobte sich Leonhard. Warten? Ob es Franzi recht ist! so hat sie es stets geträumt, wenn in ihrem Köpfchen der Gedanke an ein eigenes Haus aufgetaucht. Stück für Stück zum Bau des Nestes herbeitragen, bis es gezimmert und ausgepolstert ist, das muß ungleich hübscher sein, als in ein von Tischler und Tapezierer fertig gestelltes Heim einzuziehen.

Daheim waren sie Anfangs geneigt, es Leonhard sehr übel zu nehmen, daß er sich mit vermessenen Gedanken an einen eigenen Herd trug, aber da an die Ausführung nicht gegangen werden sollte, bevor Karl eine feste Stelle in der Welt errungen, gab die Mutter in Gnaden ihre Einwilligung.

Aber Karl schlug nicht gut aus. Seine Lehrer knüpften hohe Erwartungen an ihn, aber dem genialen Burschen gebrach es an einer Kleinigkeit, es war ihm nicht ernst mit seiner Kunst, seiner Laufbahn, dem Leben. Das Glück heftete sich Anfangs an seine Fersen. Er hatte kaum den Schulstaub abgeschüttelt, da lud ihn der Gönner, der ihm den Stiftsplatz verliehen, zu einer Abendgesellschaft ein. Sein Beispiel fand Nachahmer, der junge Künstler kam in Mode. Aber die Mutter wandte sich nicht an ihn um Hülfe in ihren endlosen Nöthen, denn uneröffnet lag ein ganzer Stoß von Familienbriefen auf seinem Clavier. Während der Schülertage hatte er Bett und Tisch des Bruders getheilt, aber die kleine, schlecht beheizbare Stube im entlegenen Vorstadthaus war kein passender Aufenthalt für einen gefeierten Virtuosen. Auch verdarb ihm das lästige Mitsingen im Nebenzimmer — ganz so frühlingsfrisch wie vor sechs Jahren klang es freilich nicht mehr — jede Inspiration, griff ihm die Nerven an, machte ihm das Leben zur Qual. Er miethete sich ein passendes Künstlerheim an der Ringstraße. So kirchenstill es in den Augenblicken, da er mit der Muße Zwiesprache hielt, um ihn sein mußte, so laut liebte er seine Gesellschaft in den vielen Erholungsstunden. Er besaß eine Leidenschaft für alle schäumenden Getränke, und die Gasflammen einer Wirthsstube lockten ihn wie eine Motte an.

Trat Ebbe in seiner Tasche ein, dann ließ er sich wie in seiner Schulzeit vom älteren Bruder erhalten. Doch durfte sich dieser beileibe keine Vorstellungen erlauben, sonst ließ sich der Virtuose Monate lang nicht blicken. Und Leonhard, gutmüthig, schwach und unaufhörlich von der Furcht gequält, er erfülle schlecht das Versprechen, das er dem sterbenden Vater gegeben, suchte ihn dann wohl zuerst auf und gab gute Worte.

Franziska, der in letzter Zeit zuweilen der Gedanke gekommen, daß man auch Pflichten gegen sich selber habe, vernahm es denn auch ohne das leiseste Bedauern — wenn sie auch aus Rücksicht auf ihren Bräutigam ihren Gefühlen keinen beredten Ausdruck lieh —, daß Meister Karl, eine ansehnliche Schuldenlast im Rücken, vor Thau und Tage aus Wien entwischt war. Es geschah ihm dadurch kein Leid, im Gegentheil, jetzt erst befand er sich in seinem richtigen Fahrwasser. Er wurde einer der modernen Landstreicher, die herrlich und in Freuden, von Bierquelle zum Weinborn pilgernd, leben, wenn ihnen ein insipides Getränk, das Wasser, bis in den Mund reicht, unter Aufzählung ihrer Titel und Orden „ein einziges Concert auf der Durchreise“ in Krähwinkel veranstalten und dem geschmeichelten Localpatriotismus so viel erpressen, um ihren Kahn eine Weile flott zu erhalten.

Monate lang ging Leonhard niedergedrückt, eine Beute heftiger Gewissensbisse umher. Es war sträflicher Leichtsinn gewesen, ein blühendes, junges Leben an das seine, das er Anderen verpfändet hat, zu knüpfen. Wie ein Kartenhaus, in das der Wind gefahren, lagen seine Hoffnungen auf dem Boden.

„Wir müssen eben warten,“ tröstete ihn Franzi, aber es klang anders als vor Jahren, da sie im Warten die eigentliche Würze ihres Braut-

Digitized by Google

standes gesehen. „Wie könnte mir einfallen, Dich von Deiner Pflicht abwendig zu machen!“ Leonhard's Stube blieb nicht lange ihm allein überlassen; ein anderer Bruder theilte sie. Der besondere Liebling Seiner Hochwürden, des Herrn Pfarrers von Mureck, sollte er einige Jahre Theologie studiren, dann war ihm ein Pfarramt gewiß. Das Brautpaar baute förmlich verwegene Pläne auf dieses künftige Glück: Natürlich wird das Pfarrhaus im Grünen liegen, Weinlaub daran emporklettern, ein Garten voll Aepfel- und Birnbäumen es umschließen — Franzi wässert schon jetzt der Mund nach den saftigen Früchten —, man kann nicht allein darin hausen, Mutter und Schwester werden zum Seelenhirten ziehen. Wenn Ignaz es erlaubt, warum sollte er nicht? sein ältester Bruder theilt ja auch jeden Bissen mit ihm, dann kommt Leonhard mit seiner kleinen Frau im Sommer, wenn seine Schüler auf das Land geflohen sind, zur Erholung zu ihm hinaus. O, es wird herrlich sein, frische, stählende Bergluft Wochen, Monate lang einzuathmen. Franziska ist nun 26 Jahre alt und sehr praktisch. Ihre Augen haben viel von ihrem fröhlichen Glanz verloren und die Lippen, statt zu lachen, schließen sich oft fest auf einander. Aber wenn sie in glücklichen Träumen schwelgt, dann zeigen sich die Grübchen in Wange und Kinn und ein rosiger Hauch färbt ihr Gesicht.

„Niemand würde sie für älter als zwanzig halten,“ meint bewundernd Leonhard. Daß sein Bruder nicht in sein Entzücken einstimmt, nimmt ihn nicht Wunder. Was kümmert sich so ein angehender geistlicher Herr um Frauenschönheit? Aber freilich, etwas zugänglicher für Freud' und Leid der Menschen um ihn dürfte er sein! Wird er doch einmal seiner Gemeinde in Freud' und Leid beizustehen haben. Aber er gehört zu der neuen Schule kirchlicher Streiter, ist hohlwangig und blaß und hat ein düsteres Licht in seinen Augen. Wenn Leonhard und Franziska Luftschlösser aufthürmen, wirft er verächtliche Blicke auf die Kinder der Welt. Zuweilen versucht er es, sie auf das Reich Gottes hinzulenken; leider vergeblich. Franzi, wie die Meisten ihrer Landsmänninnen, hat nicht das geringste Talent zur Asketin, und wie Leonhard's Anlagen auch beschaffen sein mögen, an der Seite seiner Braut, die er nun bald heimzuführen hofft, denkt er nicht an Weltentsagung.

Er war Enttäuschungen so gewohnt, daß er nicht zusammenbrach, als sein Bruder, einem unwiderstehlichen Drange gehorchend, in einen Mönchsorden der strengsten Regel eintrat und schwere Klosterpforten zwischen sich und die Welt, die etwa Ansprüche an ihn stellen konnte, schob. In Mureck waren sie fromm genug, nicht darüber zu murren. Ihnen blieb ja noch immer der Aelteste; „einen gar braven Buben“, nennt ihn Frau Gruber, aber sie ist doch stolzer auf den geistlichen Sohn, der es zu hohen Würden bringen wird, da er alle hemmenden Familienfesseln abzustreifen wußte.

Franziska wurde todtenbleich, als dieser Blitz ihre Luftschlösser zertrümmerte.

„Wir werden nie einander angehören!“ rief sie und brach in Thränen aus. Wenn er sie verlor, dann schwand jede Freude aus seinem armseligen Leben, er wurde ärmer als ein zerlumpter Bettler auf der Straße. Aber konnte er ihr zumuthen, noch länger zu harren, ihre besten Jahre einer fast aussichtslosen Neigung zu opfern. Das erste Wort, mit dem er sie, Verzweiflung in der Stimme, frei gab, brachte sie zu sich.

„Mein Leonhard, wir warten geduldig auf einander, wie bisher“; aber es war nur ein Zerrbild der alten Schalkhaftigkeit, als sie hinzusetzte: „Es sei denn, Du möchtest mich nicht mehr.“

Er schloß sie aufjubelnd in die Arme. Wieder arbeiteten sie Jahre lang neben einander, ohne ihrem Ziel näher zu rücken. Franziska wußte, daß sie verblühte. Sie baute keine Zukunftspläne mehr und gab sich Mühe, so rührend genügsam wie ihr Bräutigam zu werden, dessen Gesicht sich verklärte, wenn er einen Sonntag Nachmittag mit ihr im Wienerwald verbringen durfte.

Da griff der Zufall plötzlich in ihr Leben umgestaltend ein. Leonhard ging mit elastischen Schritten umher und summte die Melodien, die, wenn günstigere Sterne über ihm gewaltet, vielleicht den Weg in die Welt gefunden hätten.

Der Virtuose war auf seinen Irrfahrten, wie ein Schiffbrüchiger auf fremden, unwirthlichen Strand in Amerika gelandet. Ach, da war kein Wirth, der borgen wollte, kein Concertsaal, der sich öffnete, so lange ihm der Wind durch die Taschen pfiff. Um nicht zu verhungern, sah er sich nach Schülern um und da er in der That glänzend spielte, eine unverlegene Zunge besaß und mit einem Hoftitel aus einem kunstsinnigen deutschen Herzogthum die Leute zu blenden vermochte, fehlt es ihm bald nicht an gut bezahlten Clavierstunden. Nach einigen Monaten trat er öffentlich auf und fand Beifall. Das Unterrichten erschien ihm nun wieder als eines so großen Pianisten wenig würdig. Auch plante er eine Kunstreise nach dem Westen. Da kam ihm der erleuchtete Gedanke, Leonhard könnte seine Lectionen übernehmen. Das Reisegeld schickte er nicht, er hätte seines ältesten Bruders Zartgefühl verletzen können, freilich dauerte es nun einige Zeit, bis es zusammengespart war; zu lange für Karl's Ungeduld. Als Leonhard nach thränenreichem Abschied von den Seinen in New-York landete, da war der Virtuose bereits nach Californien abgereist und seine Stunden gab ein Anderer. Und der Ankömmling, der nicht mehr in den Jahren war und vielleicht nie die nöthige rücksichtslose Energie besessen hatte, um sich in der Fremde einen Wirkungskreis zu schaffen, sah sich ohne Mittel, ohne Freunde, von der Heimkehr abgeschnitten in der ungeheueren Stadt, die Hunderte solcher ungeschickter armer Teufel verschlingt, ohne daß nur das Kräuseln der Oberfläche, wie ihn ein Stein auf dem Wasserspiegel hervorruft, die Stelle ihres Unterganges bezeichnen würde. Er besaß nicht seines Bruders siegesgewisses Auftreten, konnte nicht wie dieser durch seinen Künstlerruhm verblüffen. Wenn er Beschäftigung suchte, kamen ihm Flinkere, Gewandtere zuvor. Er verzweifelte nicht um seinetwillen, denn er hatte die Kunst, sich halb satt zu essen, schon früher erlernt. Aber was sollte aus Mutter und Schwestern werden, welche er, im Vertrauen auf Karl's Versprechungen, den gewöhnlichen Monatsbeitrag zugesichert, was aus Joseph, dem jüngsten Bruder, der im Lehrerseminar ohne Zweifel sehnsüchtig auf eine Unterstützung wartete. Wenn er Franziska's gedachte, überwältigte ihn der Jammer völlig. Welch ein Lohn für ihr geduldiges Ausharren, ihre Aufopferung! Er sandte keine Nachricht von seiner Bedrängniß an die Angehörigen heim. Sie konnten ihm nicht helfen und hatten an der eigenen Last genug zu tragen.

Er vergaß, daß es nichts Unersetzliches auf Erden gibt. Mutter und Geschwister staunten, daß der stets so zuverlässige Aelteste sie im Stiche ließ. Aber von der Nothwendigkeit gedrängt, suchten sie bei ihren eigenen Hülfsquellen Zuflucht. Joseph gab Stunden, wie Leonhard es gethan, und schickte kleine Beträge nach Hause, die Schwester verwerthete allerlei Kunstfertigkeit mit der Nadel, die Aelteste entschloß sich, dem greisen Pfarrer die Wirthschaft zu führen. Franziska allerdings litt; sie glaubte sich von ihm vergessen. Und Leonhard schwamm im Wirbel, umsonst versuchend, irgendwo festen Fuß zu fassen.

Die New-Yorker Zeitungen brachten eines Tages eine jener Notizen die, kurz und dürr, dennoch mehr als bändelange Schilderungen irdischen Jammers geeignet sind, die Herzen zu erschüttern. Ein Polizist hatte einen bewußtlosen und wie er, Dank des häufigen Vorkommens solcher Zufälle, glaubte, betrunkenen Mann vom Straßenpflaster aufgelesen und über Nacht auf der Polizeistation mit dem verkommensten Gesindel zusammen eingesperrt. Vor dem Richter stellte sich heraus, der Fremde, ein Musiklehrer, der Bruder eines in New-York geschätzten Künstlers, hatte keinen Tropfen geistigen Getränkes zu sich genommen, sondern war zusammengebrochen, weil er seit mehreren Tagen nichts Nahrhaftes gegessen. Das Mitleid verschaffte Leonhard die ersten Stunden in New-York. Was man auch an den plötzlich reich gewordenen Amerikanern zu tadeln finden mag, die schlechte Eigenschaft der Emporkömmlinge, die Kargheit im Kleinen neben der prahlerischen Vergeudung im Großen besitzen sie nur ausnahmsweise; sie lassen die Lehrer ihrer Kinder, die Angestellten in ihren Geschäften, die Dienstleute im Hause nicht darben. Leonhard sah sein Schifflein bald auf ruhiger Fluth dahingleiten.

Lachend und weinend zu gleicher Zeit hielt Franzi den Brief in der Hand, der ihr von der günstigen Wendung in seinem Geschick Kunde gab. Bald sollten sie einander angehören. Lärmten die Sperlinge nicht wie ehemals, sang und klang es nicht in ihr, um sie? Aber es dauert nur wenige Augenblicke. Ihre Seele hat die luftigen Schwingen eingebüßt, mit welchen sie sich einst in ein glückliches Traumland erheben konnte.

Digitized by Google

„Was wird wohl diesmal zwischen uns treten?“ fragt sie sich bitter, der Glanz in den Augen erlischt und sie zieht wieder die Nadel durch ihre Arbeit, die hoffnungs- und erfolglos ist, wie die der Danaiden.

Diesmal irrte sie. Joseph, der in seinem Charakter dem ältesten Bruder glich, war Schullehrer in Mureck geworden und wollte Leonhard's Stelle bei der Familie vertreten. Selbst die Mutter, welche die trübseligen Verhältnisse zu einem beständig heischenden und niemals befriedigten Wesen gemacht, schrieb, wenn auch ein Zuschuß stets willkommen sei, so möge ihr Aeltester nun auch einmal an sich denken.

Leonhard's Schüler schütteln verwundert die Köpfe. Hätte nicht jeder deutsche Professor das unveräußerliche Vorrecht wunderlich zu sein, sie würden ihn für verrückt erklären. Er geht umher, als führten die Engel über seinem Haupte ein Concert auf. Während die kleinen ungelenken Fingerchen neben ihm dem Piano greuliche Mißtöne entlocken, lächelt er stillselig vor sich hin, statt, wie recht und billig, wüthend zu werden. Er sieht beinahe groß aus, so dehnt und streckt sich sein kleines Persönchen vor innerem Wohlgefühl: Er rüstet das Nest für sein Weib, kein Tag vergeht, an dem er nicht mit einem Pack unter dem Arm die steile Holztreppe zur künftigen Residenz emporklimmen würde. Noch besteht der Brauch, wohl aus den Ansiedlertagen, da Einer auf den Beistand des Anderen angewiesen war, daß man Freunden das Haus einrichten hilft. Die Eltern seiner Schüler wissen, er erwarte die Braut aus Deutschland (unter welchem Namen ganz Europa, mit Ausnahme Großbritanniens und Irlands, begriffen wird), die Tischchen, Standuhren, Kamindraperien, gestickten Deckchen, Porzellanfiguren, Bilder — an welchen freilich der Rahmen das Hervorragendste ist —, die ihm in's Haus strömen, würden ein Museum füllen. Jedenfalls wird man in der neuen Wohnung äußerst maßvoll im Gebrauch seiner Gliedmaßen sein müssen, und Franzi wird als Herrin all der Schätze gerade keine Sinecure inne haben, wenn sie dieselben in halbwegs staubfreiem Zustand erhalten will. Stunden lang steht Leonhard, in Bewunderung versunken, vor den Herrlichkeiten. Aber ein Geräth vergaß er, vergaßen seine Freunde. Am Tage, bevor das Schiff mit seiner Braut, das glückhafte Schiff, im Hafen einläuft, kauft er den Pfeilerspiegel für die Vorderstube.

Vom Dock führt er sie zum Friedensrichter, der die beiden geduldigen und getreuen Menschen für das Leben zusammengibt. Leonhard hat sein Nest in einer neugierigen, schwatzhaften Straße gebaut; man braucht nicht viel Phantasie, um sich in eine Kleinstadt im deutschen Vaterland versetzt zu fühlen. Rechts und links drücken die Nachbarinnen die Gesichter an die Fenster, um das Paar vorüberschreiten zu sehen. Sie geben sich keine Mühe, ihre Enttäuschung zu verbergen. Die Monate langen Vorbereitungen, das verklärte Gesicht ließen sie einen anderen Siegespreis vermuthen.

„Die alte Jungfer hätte er nicht zu importiren gebraucht,“ sagten sie, „so etwas findet sich auch noch unter dem Sternenbanner.“

Franzi hat es glücklicherweise nicht gehört, es hätte einen grauen Flor über ihre Seligkeit gebreitet. Ohnedies erscheint sie nicht so glücklich, wie man vermuthen sollte. Während Leonhard wie von Flügeln getragen einhergeht, schlägt sie die Augen zu Boden.

Es war ziemlich spät im Herbste. Leonhard hatte, weil die Blumen spärlich wurden, die zahlreichen Vasen mit prachtvollen farbigen Herbstblättern angefüllt, sie sahen wie leuchtend rothe, goldgelbe und broncefarbige Blüthen aus. Franzi konnte nicht umhin, einen Ausruf des Entzückens bei dem Anblick ihrer Wohnung auszustoßen. Der Klang der Schelle hatte ihren Gatten von ihr fortgerufen. Sie war allein in ihrem Königreich. Zaghaft nahm sie ein Figürchen um das andere in die Hand, bewundernd beugte sie sich über die Stickereien, den Teppich, die Geräthe. Zuletzt trat sie vor den Spiegel. Und nun verwandelte sich der Ausdruck ihrer Züge, sie brach in Thränen aus.

Vielleicht hatte sie gehofft, inmitten der Wunderdinge die Franzi von ehemals mit rosigem Antlitz und Wangengrübchen, Goldglanz auf dem Haar und schalkhaftes Leuchten im Auge zu erblicken. Aber aus dem Spiegel trat ihr ein Schatten ihres alten Selbst mit traurigen Augen und einem Gesicht entgegen, aus dem selbst diese Stunde des Glückes das Gepräge der Resignation, des unaufhörlichen Verzichtens nicht zu verwischen vermocht hatte. Geheimnißvoll vor sich hinlächelnd trat Leonhard wieder ein. Da er sie weinen sah, blieb er wie erstarrt stehen. Dann eilte er auf sie zu; wenn sie Heimweh fühlte, dann sollte sie es an seinem treuen Herzen überwinden. Aber sie machte sich heftig los.

„Müssen wir uns nicht schämen, uns wie andere neuvermählte Paare zu gehaben? Schnee liegt auf unserem Scheitel, Furchen ziehen sich durch unsere Züge.“

Er hatte es bisher nicht bemerkt, daß sie sich verändert. Für ihn war sie die Franzi geblieben, um die er in ihrem Lenz geworben. Und auch jetzt, nachdem sie ihm die Binde von den Augen gerissen, meinte er, es gäbe kein schöneres, kein anziehenderes Weib in der Welt. Er sah sie mit den Augen der Erinnerung.

„Können wir denn noch glücklich werden?“ fragte sie, „vermagst Du mein verblühtes Gesicht noch zu lieben?“

Er eilte vor die Thür und trug mit Aufgebot aller Kraft einen Blumenkorb von ungeheurem Umfang, gefüllt mit herrlichen, frischen Blüthen herein; eine Schülerin hatte ihn dem Ehepaar zum Einzug in das Haus gesendet.

Leonhard wies auf die prächtigen Rosen, auf Nelken und Heliotrop.

„Es ist Herbst,“ sagte er, „die Luft ist rauh und Nebel füllt die Straßen. Aber furchtlos strecken sie die feinen duftenden Köpfchen in die Luft hinaus und freuen sich der Stunden, in welchen die Sonne ihnen scheint.“

„Und wie lange dauert es,“ warf sie herbe ein, „dann kommt der erste Frost und vergilbt ihre Blätter.“

„Laß ihn kommen, Kind, wir wollen doch sehen, ob wir ihn mit unseren warmen Herzen nicht überwinden. Wir wollen unseren Frühling dankbar feiern, obschon er uns spät im Jahre gekommen.“

Er schloß sie in seine Arme und küßte sie auf den Mund.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Der Seestern.“ Drama in drei Acten von Ivar Svenson — „Mamas Augen.“ Lustspiel in einem Act von Julius Rosen. — „Ein toller Einfall.“ Posse in vier Acten von Carl Laufs.

Wieder einmal hat ein einheimischer verschämter Autor uns über die Absonderlichkeiten seines Werkes dadurch hinwegzutäuschen versucht, daß er die Vermuthung erweckte, dasselbe sei auf dem Boden einer fremden Literatur erwachsen. Das Verkehrteste findet ja in Deutschland Aufnahme und Bewunderung, wenn es nur aus dem Auslande stammt, so mochte der Pseudo-Svenson, wie vor wenigen Wochen der Pseudo-Delannoy, calculirt haben, und deshalb ließ er sein gebrechliches dramatisches Fahrzeug, genannt „Der Seestern,“ unter dänischer Flagge segeln. Er hat es freilich selbst dadurch nicht vor dem Scheitern gerettet; allzu schwer mit überflüssigem Ballaste war das dünne Gerüste des Schiffleins beladen.

Im Königlichen Schauspielhause, wo dieses Drama des angeblichen Dänen jetzt für einige Wochen auf dem Repertoire steht, fällt eigentlich niemals ein Stück ganz durch. Das Publikum dieses Theaters beklatscht, wenn es auch durch die Leistung des Dichters nicht befriedigt sein sollte, doch wenigstens die Künstler stets in der wärmsten Weise, und dieselben haben auch diesmal, um das hier gleich vorauszuschicken, den gespendeten Beifall vollauf und allein verdient. Denn sie fanden sich mit den absonderlichsten Aufgaben, die ihnen Svenson stellte, in der geschicktesten Art, die überhaupt möglich war, ab. Das will hier wirklich viel sagen. Wenn einem Schauspieler zugemuthet wird, einen jungen Ehemann zu spielen, der anderthalb Acte hindurch weiter nichts zu thun hat, als wegen der vermeintlichen Untreue seiner Frau sich vor die Stirne zu schlagen und gar zu weinen, und wenn ein anderer Künstler einen Besessenen darstellen muß, der den barbarischen Frauenraub wieder in unsere geschniegelten Culturzustände einführen will, so sind das in der That schwere und in befriedigender Weise kaum zu lösende Aufgaben. Auch die Zeichnung der Frauengestalten des Drama's leidet an einer fast problematischen Unsicherheit und Unklarheit. Die Heldin Sigrid, einst ein einfaches Fischermädchen, das mit ihrem Jugendgespielen Arvid Erikson, eben jenem Besessenen, an einsamem Strande und auf wilden Felsenklippen groß wuchs, gewöhnt sich später das Malen an und heirathet einen Grafen. Ein seltsamer Stufengang für ein Fischermädchen. Aber noch mehr. Sie wußte, daß Arvid in die weite Welt gezogen war, nur um sich Schätze zu erwerben, durch die er sich einst mit ihr einen Hausstand gründen könnte, sie steht sogar eine Zeitlang mit ihm, der in Amerika rasch ein berühmter Ingenieur geworden, im Briefwechsel, aber gerade von der gewichtigsten Aenderung ihres Schicksals, ihrer Verheirathung mit dem

Digitized by Google

Grafen, unterrichtet sie ihn nicht. Und warum nicht? Weil sie seinen Zorn fürchtet, so sagt sie später. Wir wissen es aber besser: weil der Dichter auf dieser wirklich schwächlichen Voraussetzung sein ganzes Drama aufbauen wollte. Dasselbe hebt nämlich jetzt erst an; jene ganze eben geschilderte Vergangenheit Sigrid's wird uns nur erzählt. Arvid kommt ganz ahnungslos aus Amerika zurück, um sein zurückgelassenes Bräutchen nun heimzuführen. Er findet sie als Gräfin Örnsköld, tobt furchtbar deshalb auf der Bühne herum, entzweit Sigrid mit ihrem eifersüchtigen Gatten und fährt endlich, als er den Versuch gemacht, das geliebte Weib mit Gewalt zu rauben, dabei aber inne wurde, daß sie ihn ja gar nicht liebe, im Sturmgebraus auf das wilde Meer hinaus, um nie wieder zu kommen. Sigrid umarmt nun ruhig ihren reuigen Grafen. Eine zweite problematische Frauengestalt, die Baronesse Ebba, hatte in diesem das Eifersuchtsfeuer eigentlich erst angefacht. Sie trägt mindestens vier Seelen in ihrer Brust: erst haßt sie Sigrid, weil sie einstens den Grafen selbst geliebt hat, dann liebt sie Sigrid, weil diese ihr erzählt, daß sie einstens den Arvid geliebt, dann verleumdet sie Sigrid bei dem Grafen, obgleich sie kurz vorher noch geschworen hat, diesen nicht in seinem Glücke zu stören, und schließlich rettet sie Sigrid, weil sie dieselbe zum Schlusse wieder lieben muß. Dieses Schwanken zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen Liebe und Haß, zwischen Verbrechen und Reue wirkt deshalb störend und peinigend, weil es in die Rolle des Gegenspielers fällt; der Verfasser hat hierin einen dramatischen Hauptfehler begangen. Eine Nebenfigur, das alte Fräulein Leontine von Vegatorp, ist die einzige Gestalt des Drama's, welche gut und sicher gezeichnet ist. Durch das Spiel der Frau Seebach, welche diese alte Jungfer, die alle dramatischen Aufregungen immer nur dem Einflusse der Seeluft zuschreibt, darstellte, trat sie in den erfreulichsten Gegensatz zu der Unruhe der anderen Rollen. Lobend hervorheben müssen wir auch noch die gute, oft kräftige und reiche Sprache des Verfassers, welche das Stück, trotz seines gänzlich verfehlten Aufbaues, vollständig auf das Niveau des Schauspielhauses erhob.

Dem Drama folgte ein einactiger Scherz von Julius Rosen: „Mamas Augen," mit der guten, befreienden Wirkung des Satirspiels nach der Tragödie. Ein Backfisch soll sich mit einem etwas angejahrten Professor verloben, und freut sich riesig auf den feierlichen Act, weil sie durch ihn ja „die erste Braut in der ganzen Klasse" wird. Durch den Besuch ihres Cousins, eines frischen und forschen Seekadetten, wird sie sich aber auf einmal des sonderbaren Abstandes ihres zukünftigen Bräutigams von dem Ideal einer jugendlichen Erscheinung bewußt, der Herr Professor sieht auf einmal „so ganz anders aus", und sie entdeckt, daß sie ihn bisher nur mit den Augen ihrer Mama angeschaut hat. Zum Glück wird auch der Professor noch rasch inne, daß auch er die Kleine nur mit diesen Augen ihrer Mama gesehen, er verbessert rasch sein Urtheil und verlobt sich mit der Mutter statt der Tochter. Die letztere segnet das Paar: Kinder, seid glücklich!

Auch im Wallnertheater herrschte in der vorigen Woche wieder einmal große Heiterkeit. Der angeblich nach dem Französischen gearbeitete, in der That aber gewiß bloß in französischem Sinne geschaffene Schwank von Laufs: „Ein toller Einfall" hat den glücklichsten Einfall zur Grundlage: ein Student, der die große Wohnung seines Onkels während dessen Sommerreise hüten soll, vermiethet, um sich aus der Geldklemme zu retten, die einzelnen Zimmer als Chambregarnis. Die lustigste Gesellschaft kommt hierdurch zusammen: ein hypernervöser Musiker und Componist, ein verschuldeter Geck, der immer auf der Flucht vor seinen Gläubigern ist, eine Operettensängerin und ein altes Ehepaar aus der Provinz mit obligatem Töchterlein. Mit der letzteren verlobt sich schließlich der Student, dessen altes Factotum der drolligste spiritus familiaris für die verschiedenartigen Hausbewohner ist. Eine Fülle von guten Einfällen hat der Verfasser über das Zusammenleben seiner buntgewürfelten Gesellschaft ausgegossen; immer neue drollige Beziehungen und komische Verwirrungen weiß er zu schaffen und so lustig und leicht fliegt eine Scene nach der anderen über die Bühne, daß wir schließlich ganz vergessen, wie flüchtig die einzelnen und skizzirt sind. Denn nie wird die Komik der rasend rasch sich folgenden Einfälle bis zur Neige ausgeschöpft, sondern immer löst Neues das kaum angedeutete und entwickelte Vorhergehende ab. Diese sich abhetzende Lustigkeit beweist die erstaunliche Geschicklichkeit des Autors. Möchte derselbe mit seinem Reichthum an guten Einfällen nur auch etwas mehr Selbstzucht verbinden und wirklich dramatische, komische Höhepunkte schaffen, die jetzt gänzlich fehlen. Dem Spiel im Wallnertheater gebührt auch diesmal die vollste Anerkennung. O. B.

Neue Operetten.

Die Lorbeeren von Nessler's „Trompeter von Säkkingen" lassen gewissen Leuten keine Ruhe. Seit dort die Scheffel'schen Liedereinlagen einem mittelmäßigen Libretto und einer noch viel mittelmäßigeren Musik zu einem großen Erfolge verholfen, glaubten unsere Componisten und ihre Textverfertiger, daß es nach diesem bewährten Muster vollauf genüge, wenn man nur ein allbeliebtes Epos, Drama oder einen Roman sammt dazu gehörigen Liedereinlagen des nämlichen Dichters musikalisch-dramatisch verarbeite. Dadurch kam ein gewisser literargeschichtlicher Zug in unsere Operettenstoffe. Man durchstöberte unsere epischen, lyrischen und Romanschätze und wählte was populär oder halbwegs bekannt geworden war. So bekamen wir nach einander mehrere Kleist'sche „Käthchen von Heilbronn" zu hören, von denen keines das echte war, Julius Wolff'sche Dichtungen und Lieder, Kinkel's „Otto der Schütz," Roquette's Waldmeisters Brautfahrt, Simon Dach's Aennchen von Tharau," u. A.; auch Redwitz' Amaranth, Eichendorff's Taugenichts mit den dazu gehörigen Liedern werden gewiß nicht ausbleiben. Neulich kam sogar Friedrich Bodenstedt im Costüm der Operette, natürlich persisch vermummt, und seine lächelnde Lebensweisheit tönt nun in gesungenen Sprüchen und Liedern von der Rampe der Operettenbühne herab.

Literarhistorisch anempfunden ist auch der Stoff einer jüngsten Novität des Walhalla-Theaters, welche sich eine Volksoper nennt. Warum? Einmal weil Wittmann und Millöcker ihr neuestes Werk: „Die sieben Schwaben" eine „Volksoper" nennen und dann weil es sich um den Helden eines Volksromans handelt, der allerdings im 17. Jahrhundert sich allgemeiner Beliebtheit erfreute. Nebenbei gesagt, wird demnächst auch Johannes Strauß mit einem „Simplicius Simplicissimus" herausrücken. Der Stoff liegt also in der Luft. „Der Jäger von Soest", Text von Leopold Winternitz, Musik von Capellmeister C. A. Raida, entnimmt der „ausführlichen Lebensbeschreibung des seltzamen Vaganten" eigentlich sehr wenig, fast nicht mehr, als nur den Namen des Helden und die Local- und Zeitfarbe. Der Jäger von Soest des Originals ist ja ein wüster Marodeur, der sechs Bräute auf einmal hatte, ein Saufbruder und Wegelagerer der schlimmsten Art, während er hier ungeheuer gesittet und civilisirt auftritt. Auch seine tollen Abenteuer waren schwer zu verwenden, bloß daß wir auch hier mitten in die Wirren des dreißigjährigen Krieges versetzt werden. Simplicius liebt die Tochter des Bürgermeisters von Oeynhausen, das schwedisch gesinnt ist. Das Mägdelein mit ihrer Base wird von den Kaiserlichen gefangen genommen, aber da reiche Freier aus Köln eingetroffen sind, so werden die schönen Gefangenen gegen Lösegeld wieder ausgeliefert. Simplicius steckt sich in die Kleidung eines solchen Freiers, und der zukünftige Schwiegervater ist auch richtig schon von ihm umgarnt und gewonnen, als eine eifersüchtige Zigeunerin — die schon bei Grimmelshausen spukt — die Schweden herbeiführt und Simplicius gefangen nehmen läßt. Im dritten Act verkleiden sich wiederum die beiden Mädchen und befreien ihre Liebhaber, und Alles löst sich in jenes plötzliche Wohlgefallen auf, das für die Operettenmenschen so bezeichnend ist, aber nur in den seltensten Fällen sich auch auf das Publikum überträgt.

Trotzdem diese „Volksoper" eine treffliche Darstellung und einen verdächtig überschwänglichen Beifall fand, glauben wir doch nicht an deren Langlebigkeit. Die Musik steht hoch über dem Text, der nicht lustig und unterhaltend genug ist, und hat einige sehr wirksame Nummern, wie das Lied der Barbara, das Marsch-Sextett im letzten Act, den Simplicius-Marsch, den Liebeswalzer. Vor Allem fehlt ihr das Moment der Volksthümlichkeit, der einfachen, leicht in's Ohr fallenden Melodie, und der ehrsame Schultheiß von Renchen, wenn er sich unter die Zuschauer mischen dürfte, würde gewiß ob diesen seltsamen „Contrafacturen" den Kopf schütteln und statt eines Urtheils etwa auf die gereimte Capitelüberschrift in seinem 3. Buche verweisen, allwo zu lesen steht:

„Simplex, der Jäger von Soest, schafft ab
Einen, der sich vor den Jäger ausgab."

Während die deutsche Operette in der volksthümlichen Oper eine Verjüngung sucht, bewegt sich die englische noch ganz im Fahrwasser der burlesken Parodie eines Hervé und Offenbach, wobei die prickelnde Laune der Franzosen durch den derberen englischen Volkshumor ersetzt wird. Seit A. Sullivan's „Mikado" haben wir nach einander auch die übrigen Tonschöpfungen des englischen Meisters kennen gelernt, aber weder „Patience", noch „Die goldene Legende" fanden Anklang. Auch die jetzt in Kroll's Theater durch die Englische Opern-Gesellschaft Mr. d'Oyly Carte aufgeführte Burleskoper: „Ihrer Majestät Schiff Pinafore", Text von W. S. Gilbert, ein Jahr älter als der „Mikado", wird bei uns schwerlich die unbegreifliche Popularität des Letzteren gewinnen. Der Text ist ebenfalls eine Satire, diesmal gilt es aber nicht asiatischen Volkssitten oder literarischen Auswüchsen, sondern den englischen Marineverhältnissen, welche unserem Publikum doch nur wenig geläufig sind. So fanden denn auch die gesungenen und gesprochenen Scherze dieser dem „Punsch" entnommenen Figuren im Zuschauerraum keine rechte Resonnanz. Wie ferne liegt uns der Spott auf die britische Flottenverwaltung, die Caricatur der Seelöwen von jenseit des Kanals! Sir Joseph Porter und der Matrose Dick, obgleich die einzigen nicht schemenhaften Personen des Stücks, sind uns gerade so uninteressant, wie der legendäre Schweizer Admiral in „Pariser Leben". Die Partitur enthält manche ansprechende Nummer, wie den Londoner Gassenhauer: „Ich bin der Captän der Pinafore", die Arie Josephinens, das von komischen Einfällen erfüllte Terzett, aber im Grunde fließt der melodische Strom ziemlich sparsam, und nur die sorgfältige und zuweilen geistreiche Instrumentirung verdient volles Lob. Die Darstellung ließ zu wünschen übrig, obgleich Miß Cockburn und die drei Komiker alle Minen springen ließen. Die englische Operettenmode, welche in erster Linie der glänzenden Ausstattung des „Mikado", dem Reize des Neuen und der Gunst unserer Englisch studirenden „höheren Töchter" ihr Dasein verdankte, scheint bereits wieder vorüber.

Zum Schlusse sei noch die halbwegs hierher gehörige Novität des Wallnertheaters erwähnt: „Mizekado oder ein Tag in Pititu", parodistischer-musikalischer Scherz in einem Act von Otto Ewald, Musik von Franz Baier, eine Travestie des „Mikado". Für solche Scherze hat die Kritik das stereotype Stichwort: „wenig Witz und viel Behagen" in Bereitschaft, aber es wäre doch Unrecht, es hier anzuwenden. Das unmöglich Scheinende, die japanische Parodie des Sir Sullivan noch zu überparodiren, ist hier doch gelungen, und da der Witz den Vorzug der

Digitized by Google

Kürze hat, so mag er uns flüchtig zum Lachen reizen. Um so eher, als dem Text wie der Musik der originelle Einfall zu Grunde liegt, die Motive aus dem „Mikado" mit deutschen Volksliedern und Gassenhauern zu verweben, was mit dem englisch-deutschen Sprachgemengsel der Darsteller sehr ergötzlich zusammenklingt. K.

Notizen.

Die Weihnachtsliteratur beginnt bereits auf unserem Redactionstisch ihre bunten und schmucken Bände, deren Gewand allein schon an das nahende Fest der Freude gemahnt, aufzuthürmen, und zwar ist der diesjährige Segen ein so über die Maßen reichlicher und, wenigstens was die Quantität anbelangt, erstaunlicher, daß wir uns in die Unmöglichkeit versetzt sehen, alle Erscheinungen, zumal auf dem Gebiete der Kinderbücher, hier zu registriren. Wir müssen uns also darauf beschränken, nur die hervorragendsten und erfreulichsten Novitäten an dieser Stelle zu erwähnen, was ja auch im Interesse unserer Leser liegt, für den nur das Beste gut genug sein soll. Auf diese Weise beschweren wir unsere Bücherschau nicht mit dem Ballast jener werthlosen Eintagsfliegen, die einzig dem Erwerbssinn der Verleger und Autoren Ehre machen, aber sonst keinem anderen Bedürfnisse entsprechen. Der Leser kann wenigstens versichert sein, daß die hier von uns empfohlenen Schriften wirklich der Empfehlung werth sind und daß sie die Spitzen der heurigen Weihnachtsliteratur bezeichnen.

Unter den Kinderbüchern nimmt der „Thierstruwwelpeter" von Jul. Lohmeyer (Breslau, C. T. Wiskott) eine erste Stelle ein. Es ist zwar nicht, wie der Titel vermuthen ließe, eine zusammenhängende gereimte Geschichte, nach dem weltberühmten Muster in die drollige Thierwelt übertragen, sondern nur eine bunte Sammlung lustiger zoolyrischer Schwänke, von dem sinnigen Kinderdichter verfaßt. Von künstlerischem Werth sind zumal die fein ausgeführten Aquarellen von Fedor Flinzer, dem geist- und gemüthvollen Thiercaricaturisten. Letzterer hat übrigens gleichzeitig im nämlichen Verlage „Ein kleines Skizzenbuch" herausgegeben, worin seine Kunst der zeichnenden Momentauffassung des Komischen im Thiere auf ihrer Höhe erscheint. Es sind nur flüchtige Croquis, aber von einer Feinheit der Wiedergabe und einer verblüffend richtigen Beobachtung, wie sie bisher nur die Augenblicksphotographie erreicht hat, obendrein aber immer humorvoll und liebenswürdig. Das originelle Heft sei allen Thierfreunden in erster Linie empfohlen.

Aus dem neuen Verlage von Ambr. Abel in Leipzig heben wir „Victor Blüthgen's Märchenquell" heraus, eine Sammlung der schönsten Märchen aller Völker, das Beste von Andersen, Grimm, Hauff, Musäus u. A., sowie hübsche farbige und Holzschnittillustrationen enthaltend; ferner die Ausführung des originellen Einfalles, der Jugend in angenehm unterhaltender Weise Geographie beizubringen: „Mit Ränzel und Stab. Eine Pensions- und Reisegeschichte von Frida Schanz." Alles Wissenswerthe über die europäischen Staaten ist hier in frischer Erzählung niedergelegt, und dem Anschauungsunterrichte dienen dabei die zwölf großen Buntdruckbilder, welche auf einem Blatt eine kleine Karte, Wappen, Briefmarken, ein Costümbild und charakteristische Vignetten von Stadt und Land des betreffenden Reiches wiedergeben.

Einem eigenartigen Einfalle verdankt auch E. Rumpf's Instructionsbuch des Infanteristen für Kinder (Stuttgart, Krabbe) seine Entstehung. Das Soldatenspiel unserer Kinder soll hinfür mehr militärischen Geist athmen, so daß auch der vorübergehende Feldwebel seine Freude daran haben kann. Die Ausrüstungsstücke des Infanteristen, seine Ausbildung mit und ohne Gewehr, die Abzeichen, die verschiedenen Exercitien werden hier getreu nach dem Reglement in Wort und Bild gelehrt, wobei die vorkommenden Uniformstücke auf allen Anzügen getragen werden können. Kurz, unser kleines Volk in Waffen wird auf diese Weise Manches spielend lernen, was es später in Königs Rock wohl brauchen kann. „Oft liegt ein hoher Sinn im kind'schen Spiele."

Daß die „Neuen Märchen und Fabeln" von F. H. O. Webdigen (München, Callwey) schon in dritter Auflage erscheinen, macht eine Empfehlung unsererseits überflüssig. Diese Kindergeschichten sind durch und durch originell, feinfühlig und von C. Gehrts hübsch illustrirt.

Allgemeines historisches Portraitwerk. Dichter und Schriftsteller. Nach Auswahl von Woldemar v. Seidlitz. 151 Blatt mit biographischen Daten von H. A. Lier. (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedr. Bruckmann.) — Dieses Prachtwerk nimmt unter den diesjährigen Weihnachtsnovitäten unstreitig die hervorragendste Stelle ein, und wir könnten den öffentlichen Geschmack nur beglückwünschen, wenn an die Stelle der geistlosen Bilderbücher und aufdringlich „illustrirten" Classiker, die auf unseren Salon- und Wartezimmertischchen herumliegen, diese herrlichen Bildnißwerke treten würden, welche dem Auge und dem sinnenden Geiste einen doch viel höheren Genuß und wahrhafte Belehrung bereiten. Die ganze Sammlung soll über 600 Portraits der berühmtesten Personen aller Völker vom 14. Jahrhundert bis in die neueste Zeit enthalten; zwei Bände Fürsten, Päpste, Staatsmänner und Feldherren sind schon vollständig; uns liegt heute der eben complet gewordene dritte Band vor, der die berühmtesten Schriftsteller aller Nationen enthält. Wir werden da an ein altes Portraitwerk erinnert, dem der Ruhm gebührt, das am Schönsten ausgestattete deutsche Buch des letzten Jahrhunderts zu sein, die große Winterthurer Ausgabe der „Physiognomik". Auch dort ist eine reiche Auswahl historischer Portraits, freilich nicht zu künstlerischen Zwecken, sondern um die vermeintlich wissenschaftlichen Schrullen Lavaters zu stützen, aber wie kindlich und wenig zuverlässig sind oft diese Abschriften nach der Natur oder mehr oder minder berühmten Originalen, obgleich bedeutende Künstler wie Lips, Schellenberg, Chodowiecki mitarbeiteten. Es gehörte die ganze confuse Schwärmerei des Züricher Pfarrers dazu, um uns diesen dürftigen Umrißzeichnungen ein physiognomisches System zu ziehen. Und nun denke man sich Lavater's Freude, wenn sein Material von der Güte des vorliegenden Werkes gewesen wäre, dessen einzelne Blätter jeder physiognomischen Eigenart liebevoll nachspüren, jeden Zug, jeden Ausdruck haarscharf wiedergeben, nach den besten authentischen Originalen angefertigt sind und in ihrer fast coloristischen Wirkung wie Gemälde nach dem Leben gemahnen! Es sind ganz außerordentliche Leistungen der Phototypie, von einer Schärfe und Zuverlässigkeit, die Staunen erregen muß und einen wahren Triumph der photographischen Kunst bezeichnet. Wo das Blatt aber einmal nicht auf der Höhe steht, da ist es gewiß nicht die Schuld unserer vervielfältigenden Kunst, sondern die des unzulänglichen Originals, doch sind solche Fälle selten, denn W. v. Seidlitz hat bei seiner Auswahl stets auch Rücksichten auf die malerische Schönheit genommen und nur dort, wo kein anderes Portrait existirt, der Betreffende aber vertreten sein mußte, auch das minder Wirkungsvolle ausgewählt. In Folge dessen wohnt dieser Sammlung ein geradezu documentarischer Werth bei, der uns nach all' den Phantasieportraits, an die uns die illustrirten Classiker-Ausgaben gewöhnt haben, doppelt wohlthuend berührt. Eine angenehme Ueberraschung bietet dies Werk dem deutschen Beschauer noch in anderer Hinsicht. Es ist ein Abriß und Musterbuch der deutschen Portraitirkunst und zeigt fast in allen Epochen ein so reich entwickeltes Vermögen der künstlerischen Naturauffassung, der fein nachfühlenden oder mit genialischer Treffsicherheit waltenden Charakteristik, daß die 68 deutschen Bildnisse sich neben den sparsam ausgewählten englischen und französischen Portraits, von denen jedes ein Meisterwerk ist, sehr wohl sehen lassen dürfen. Wer also in diesen Gesichtern mehr nach dem geistigen Ausdruck späht und gewissermaßen auf Lavater's Spuren wandelt, findet hier ebensowohl seine Befriedigung, wie der culturgeschichtliche oder rein künstlerische Absichten Verfolgende. Zuerst sehen wir da die kernigen Holzschnitte von Burgkmaier, Stimmer, Dürer, die gewiß alle die größte Naturtreue erreichten; die Bildnisse der gelehrten Dichter des 17. und 18. Jahrhunderts flößen uns in ihrem theatralischen Faltenwurfe schon weniger Vertrauen ein, zumal der prachtvoll drapirte Opitz von Boberfeld oder Gottsched inmitten seiner Bücherei. Die vollendete Künstlerschaft, an deren Naturtreue wir glauben, zeigen Freudenberger's Haller, Lips' Hamann und Lavater und vor Allem der classische Portraitmaler unserer Classiker: Anton Graff. Sein Nicolai, Lessing, Wieland, Gellert, vor Allem aber der Geist und Feuer sprühende alte Bodmer sind unvergleichliche Musterstücke der Portaitirkunst. Unzulängliche Vereweiger ihres äußeren Menschen fanden dagegen die Sänger der Musenalmanache, billige Arbeit, schlechtes Papier, nur der peinlich exacte Chodowiecki macht eine Ausnahme, und wir sagen uns vor seinem Basedow und dem überm Todtenkopf melancholisch lächelnden Hölty: Ja, so müssen sie ausgesehen haben! Von Geßner hätten wir lieber eine Wiedergabe des Graff'schen Oelgemäldes gesehen, als die von St. Aubin's übrigens virtuosem Pariser Stich; Tischbein's Herder, Schröder's Campe, Lampi's Stolberg und Schöner's prächtig individualisirter Pestalozzi bezeichnen die Spitzen der Bildnißkunst. Von Goethe und Schiller sind je zwei Blätter da. Statt der anonymen Radirung des jungen Dichters hätten wir das ausdrucksvolle Kupfer der „Physiognomischen Fragmente" vorgezogen; um so schöner ist der englische Stich nach dem Gemälde des Londoners Dawe, der uns den Minister und Naturforscher, ganz Excellenz, zeigt. Die arg verzeichnete „Räuber"-Scene unter dem jungen Schiller von Kirschner vermag in uns kein Vertrauen zu der Treue des Portraits zu wecken, um so mehr dafür der bekannte Steinla'sche Dichter des „Tell". Erwähnenswerth sind des Kupferstechers Bolt Randeinfälle zu Schröder's Iffland, die den großen Menschendarsteller in drei Rollen skizziren, der behäbige Seume und Rückert im altdeutschen Rock von Schnorr von Carolsfeld, die geistvolle Lithographie des Vater Arndt, Grimm's Radirung von Brentano mit dem unruhigen Hintergrunde, desselben prächtiges Blatt des jungen Heine im Profil, das gediegene Bildniß Immermann's nach Lessing, Robert Reinick's nicht minder schönes Portrait Chamisso's, Speckter's schlichte Bleistiftzeichnung des Buchhändlers Perthes und der fast zu schöne Arnim nach einer anonymen Lithographie. Bei dem einzigen Bilde, das wir von H. v. Kleist besitzen, ist ein Irrthum zu verzeichnen. Die knabenhaften Züge des damaligen Verfassers der „Familie Schroffenstein" sind nicht nach dem Originalbilde, das verweigert wurde, sondern eine Copie der zuerst von Kürschner's National-Literatur gebrachten Reproduction einer sehr fein ausgeführten Miniatüre von J. F. A. Krüger; also ist die Angabe: „anonyme Zeichnung" hier irrig. Viel Schönes bieten auch die außerdeutschen Dichterköpfe. Die glänzenden Bertue'schen Stiche von Ben Johnson, Fletcher, Beaumont, Swift, der Mezzotintostich Cousins: Shakespeare, das bekannte Bild mit den Hemdbändern, Richardson's Steele, Vanloo's Pope, Reynold's Sterne und Gibbon, Raeburn's Scott, Westall's Byron (in einer Höhle), und ihnen schließen sich ebenbürtig die Franzosen an: Mignard's Molière, Edelinck's Pascal, Vanloo's Diderot und Helvetius, Cochin's Beaumarchais, Belliard's Chateaubriand und Lamennais und unseres G. F. Schmidt Abbé Prevost, Verfasser der Manon Lescaut. Weniger imponirend als wir erwartet treten die spanischen und niederländischen Maler und Stecher auf; unter den Italienern finden wir Giotto's seraphischen Dante aus dem Florentiner Barghello, einen pathetischen Alfieri nach Fabre, und Turchi's bekannten Leopardi auf dem Todtenbette. Auch hier haben wir überall die

Digitized by Google

echt beglaubigten Originale und womöglich die der besten Meister. Besonderen Genuß schöpft man aber aus der Betrachtung dieser Conterfeis, wenn wir noch von dem biographischen Texte, meist aus der Feder Lier's, Kenntniß nehmen, welcher in knapper Form alles Wesentliche erschöpft und gute Charakteristiken bietet. Wenn bei den ferneren Serien die Entstehungszeit der Originalbilder, soweit sie noch festzustellen sind, jedesmal angegeben würde, so käme der Herausgeber einem gewiß da und dort lebhaft gefühlten Bedürfnisse nach. Kurz, diese reichen Schätze sind, unter welchem Gesichtspunkte man sie auch betrachten mag, unerschöpfliche Spender geistiger und künstlerischer Anregung. Bleiben die folgenden Bände auf der Höhe der vorliegenden, so ist da ein monumentales historisches Bildnißwerk geboten, das weder in unserer noch in der Literatur anderer Völker seinesgleichen findet. Wir empfehlen es unseren Lesern auf das Wärmste.

Die gleiche Kunst, welche dieses phototypische Prachtwerk in der Wiedergabe der menschlichen Züge zeigt, eignet auch einem anderen verwandten Werke des nämlichen Verlages, das soeben zu erscheinen beginnt: Franz Lenbach's Zeitgenössische Bildnisse, 40 Heliogravüren von Dr. E. Albert. Es wird hier eine Auswahl der hervorragendsten Portraits des berühmten Meisters geboten, die uns nicht nur durch ihren hohen künstlerischen Werth, sondern auch durch das Interesse an den Dargestellten fesseln. Den höchsten fürstlichen und hervorragendsten staatsmännischen Persönlichkeiten sollen sich Männer der Wissenschaft und Kunst anschließen, sowie eine Anzahl schöner Frauenbildnisse. Die uns vorgelegten ersten vier Blätter enthalten eine Widergabe des berühmten Kaiser-Portraits (im Lehnstuhle, die Hände in einander gelegt, das Gesicht de face), Graf Moltke, die Linke auf der Landkarte, den ernsten Künstlerkopf von Wilhelm Busch, wahre Meisterblätter der Albertotypie, welche die Tiefe und Leuchtkraft der in Oel gemalten Originale mit unvergleichlicher Treue und Sicherheit wiedergeben. Besonders auf dem vom Maler wohl nicht ganz vollendeten Portrait des Humoristen kann man jeden Pinselstrich und Farbenklecks verfolgen. Als Probe der Reproduction von Pastellen ist das pikante Bild der Prinzessin M. beigelegt, dessen ganzer Duft und weicher Reiz vorzüglich getroffen ist. Die späteren Blätter dieser hochbedeutsamen Publication, auf die wir später zurückkommen, sollen u. A. enthalten die Porträts der Kronprinzlichen Familie, Papst Leo XIII., Gladstone und Döllinger, mehrere Bismarckstudien, Liszt, Wagner, Heyse, die italienische Tragödin Duse-Checchi, Comtesse Moltke, die nunmehrige Gemahlin des Meisters, und eine Reihe interessanter und schöner Frauenköpfe und Portraitstudien. Die vornehme Veröffentlichung wird bald in keinem reichen Hause, keinem Sammler- und Künstlerheim fehlen dürfen.

Auf welcher Höhe unsere Technik der Photographie, der Photogravüre und des Lichtdruckes steht, beweist vor Allem der unvergleichliche Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin, welcher soeben einen Illustrirten Katalog in neuer Auflage erscheinen läßt, bedeutend übersichtlicher als die früheren und nicht minder reich ausgestattet. Es ist gleichsam ein illustrirtes Repertorium der in- und ausländischen Kunst aller Zeiten und Völker und weist Wiedergaben der berühmtesten classischen, wie der neuesten Kunstwerke auf. Hier finden wir in allen Formaten für Sammler und Liebhaber die Reproductionen auch der besten Bilder unserer letzten Ausstellungen, sowie fertig zusammengestellte Albums, von den wir nur die Collectionen von Richter, Becker, Amberg, Knaus, Vautier, Grützner, sowie die Jagd- und Sportalbums hervorheben. Wir können die meisterhaften Blätter des berühmten Verlages allen Kunstfreunden für die kommende Geschenkszeit warm empfehlen.

Inserate.

Festgeschenke. Nova.

Preise für Expl. in **Orig.-Einbänden:**

Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. ℳ 4.
— Röm. Schlendertage. 6. Aufl. ℳ 6,50.
— Marschenbuch. 2. Aufl. illustr. ℳ 7,50.
Allmers-v. Dörnberg, Bilder a. d. Nordsee-Marschen. Lichtdruck-Prachtwerk ℳ 9, in Pracht-Mappe ℳ 15.
Appell, Werther u. seine Zeit. 3. Aufl. ℳ 6.
Bulthaupt, Dramaturgie. 2. Aufl. * Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. ℳ 6. ** Shakespeare. ℳ 6.
Burns, Dichtungen. Deutsch von **A. Laun.** 3. Aufl. ℳ 3.
Crown-Mayer, Liederborn. 2. Aufl. ℳ 4.
Droste's Kochbuch f. alle Stände. 2. Aufl. ℳ 2.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 3. Afl. ℳ 5.
— Winternächte. Gedichte. 3. Aufl. ℳ 5.
— Die Hexe. Trauersp. 5. Aufl. ℳ 3.
— V. Gottes Gnaden. Trauersp. 2 Afl. ℳ 3.
Frater Hilarius, Maipred. 6. Aufl. Einl. v. **L. Steub.** ℳ 2,25.
Grundt, O., Ein Morgentraum. Dichtung. ℳ 2.
Kaden, Ital. Gypsfiguren. 2. Aufl. ℳ 6,50.
Lantzius-Beninga, Junker Occo Ten Brook. Dichtung. ℳ 2.
Löhn-Siegel, V. Oldenburger Hoftheater zum Dresdner. ℳ 4.
Murad Effendi, Ost u. West. Gedichte. 3 Afl. ℳ 5.
— Nassred. Chodja. Osm. Eulensp. 3 Afl. ℳ 3.
— Balladen u. Bilder. 3. Aufl. ℳ 3.
Neumann-Strela, Thron u. Reich. 3. Afl. ℳ 3.
Partisch, Sylvesterglockenklang. 2. Afl. ℳ 2.
Poppe, Zwischen Ems und Weser. Land und Leute. ℳ 7.
Rittershaus, E., Buch d. Leidensch. 3. Aufl. Prachtausg. ℳ 3.
— Aus den Sommertagen. Mit Portrait d. Dichters v. L. Knaus. 2. Aufl. Prachtausgabe. ℳ 5.
Spaeth, Samenkörner der Wahrheit. 32 Predigten. ℳ 8.
Stahr, Ad., Italien. 5 Thle. 4. Aufl. ℳ 18.
— Oberitalien. 2 Thle. 3. Aufl. ℳ 7,50.
Stern, Ad., Wanderbuch. 2. verm. Aufl. ℳ 4.
Wettering, A. d. Kunstwelt d. Alterth. Dicht. m. 8 Lichtdr.-Bildern. 2. Aufl. ℳ 3.
Wöbcken, Am Wege. Christl. Sprüche. ℳ 1,50.
Volksbote. Volkskal. 51. Jahrg. reich illustr. 50 ₰.
Geschenklitterat.-Verzeichn. gratis.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchh. **Oldenburg.**

Antiquar.-Cataloge.

Soeben erschienen und werden auf Verlangen **gratis** und franco zugesandt:
Cat. 143. **Deutsche Literatur von 1750 bis jetzt. Literaturgeschichte.**
Cat. 144. **Auswahl werthvoller alter Holzschnitt- und Kupferwerke.**

Im Druck:
Cat. 145. **Class. Philologie u. Archaeologie.**
Cat. 146. **Französische Geschichte u. Kunst.**

Frankfurt a/M., Römerberg 3.
K. Th. Völcker.

Neuer Verlag
von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Felix Dahn: Was ist die Liebe? Erzählung. 88 S. 12.

In Originalband geb. ℳ 3.—.

In dieser kleinen Erzählung, welche vielfach an „Sind Götter?" gemahnt, wird eine große Frage mit einfachsten Mitteln behandelt. Der Verfasser gedachte dabei des Ausspruchs von Karl Lehrs (über den gewaltigen, strengen Ernst der Venus von Melos), daß es „um die Liebe eine todes-ernste Sache ist".

Sensationelle Roman-Novität.

In der Loge „Archimedes zum flammenden Stern".

Roman
nach den hinterlassenen Papieren
eines Freimaurers
von
E. von Naundorf.

Preis geheftet (verschlossen) 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **F. W. Steffens** in Leipzig.

Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Litteratur ihres Verlages liefert gratis u. franco
Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhandlg.

Cotta'sche sehr elegante und wohlfeile Classiker-Ausgaben. J. G. Cotta in Stuttgart.
Schiller's sämmtliche Werke. 4 Bände. Gebunden ℳ 7.—
Goethe's Werke. 4 Bände. Gebunden ℳ 6.—
Lessing's Werke. 3 Bände. Gebunden ℳ 5.—
Uhland's Gedichte und Dramen. Gebunden ℳ 5.—
Dieselben. Hochelegante **Jubiläums-Ausgabe.** Gebunden ℳ 7.—
Illustrirter **Weihnachtskatalog** gratis und franko.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Scharnhorst.

Von

Max Lehmann.

Zweiter Theil. (Schluß.) Seit dem Tilsiter Frieden.

gr. 8. Preis: ℳ 12. — In Leinwand gebunden: ℳ 13.50.

Preis des vollständigen Werkes:
2 Bände gr. 8. geheftet: ℳ 22. — In 2 Bände gebunden: ℳ 25. —

Digitized by Google

Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Kunsthistorische Bilderbogen

1. **Schulausgabe:** 104 Seiten gr. 4. mit 489 Abbildungen. Geb. in Halblwd. M. 3,60; dazu: *Einführung in die Kunstgeschichte* von **R. Graul.** 112 S. geb. M. 1,40.
2. **Handausgabe:** 1. Altertum, geb. M. 3,50. — Mittelalter, geb. M. 3,50. — 3. Neuzeit: Italien, geb. M. 4,—. — 4. Neuzeit: Der Norden, geb. M. 4,—. (Zusammen 167 Tafeln, qu. Folio, roh. M. 11,—, geb. plano in Halbfr. M. 16,—.)
   Dazu: *Grundzüge der Kunstgeschichte,* von **Anton Springer.**
   I. Altertum, geb. M. 1,35. (II.—IV. erscheinen 1888.)
3. **Gesamtausgabe:** 2 Bände mit 246 Tafeln qu. Folio und Textbuch von **Anton Springer.** 2. Aufl. brosch. M. 23,50; geb. 2 Bände und Textbuch M. 31,50. (Ohne Textbuch M. 20,50; geb. M. 27,50.)

Dazu 3 Supplemente:

I. **Supplement:** *Das 19. Jahrhundert* (2. Aufl. 82 Tafeln qu. Folio) mit Textbuch von **Anton Springer.** brosch. M. 8,—, geb. M. 12,—.
II. **Supplement:** (Altertum, Mittelalter, Neuzeit) 60 Tafeln und 5 Farbendrucke qu. Folio. M. 8.—; geb. M. 10,60.
III. **Supplement:** (Altertum, Mittelalter, Neuzeit) 84 Tafeln qu. Folio, darunter 8 Farbendrucke. M. 12,—; geb. M. 15,—.

Ausführliche **Prospecte** gratis und franko.

Die Münchener Malerschule

in ihrer Entwickelung seit 1871. Von Dr. **Adolf Rosenberg.** Mit vielen Porträts und anderen Textillustrationen und 23 Kupferlichtdrucken und Radirungen. 1887. gr. 4. br. M. 18,—.

Ausgabe I. mit Kupfern auf chines. Papier mit Goldschnitt geb. M. 27,—.
Ausgabe II. mit Kupfern auf weissem Papier und glattem Schnitt M. 20,—.

Verlag von Leopold Voß in Hamburg.
Soeben erschien:

Morell Mackenzie.

Singen und Sprechen.

Pflege und Ausbildung der menschlichen Stimmorgane.
Deutsch von Dr. J. Michael.
Mit Bildnis des Verfassers und 19 Abbildungen.
Gebunden ℳ 6.—.

Soeben erschien:

Haus-Gymnastik für Gesunde und Kranke.

Eine Anweisung für jedes Alter und Geschlecht, durch einfache Leibesübungen die Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen, sowie krankhafte Zustände zu beseitigen.

Herausgegeben von
E. Angerstein und **G. Eckler**
Dr. med. Stabsarzt a. D. Stadt. Oberturnwart. — Oberlehrer a. d. Kgl. Turnlehrer-Bildungsanstalt.

Mit vielen Holzschnitten.
Preis gebunden M. 3.—.

Berlin SW. Wilhelmstr. Nr. 122. **Th. Chr. Fr. Enslin** (Richard Schoetz) Verlagsbuchhandlung.

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschienen und sind in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes vorrätig:

Denkwürdigkeiten des bayerischen Staatsministers Maximilian Grafen von Montgelas (1799—1817). Im Auszug aus dem französischen Original übersetzt von Max Freiherrn von Freyberg-Eisenberg. Oktav. XVI u. 574 S. Eleg. brosch. ℳ 10.— Eleg. geb. ℳ 12.—

Eicken, Dr. Heinrich von, **Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung.** Oktav. XVI u. 822 S. Eleg. brosch. ℳ 12.—

Simonsfeld, Dr. Henry, **Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen.** Mit Unterstützung der historischen Kommission bei der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Zwei Bände. Oktav. XXXVIII u. 888 Seiten. Eleg. brosch. ℳ 20.—

— „ — **Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen.** Eine historische Skizze. (Geschichtlicher Teil aus dem II. Band vorstehenden Werkes.) XI und 201 S. Eleg. brosch. ℳ 6.—

Specht, Franz Anton, **Gastmahle und Trinkgelage bei den Deutschen** von den ältesten Zeiten bis ins neunte Jahrhundert. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. kl. Oktav. 61 S. Eleg. brosch. ℳ 1.20.

Günthert, Julius Ernst von, **Gedichte.** kl. Oktav. IV u. 173 S. Eleg. brosch. ℳ 2,25. Eleg. geb. ℳ 3.—

Schack, Adolf Friedrich Graf von, **Aus zwei Welten.** Erzählungen und Bilder. kl. Oktav. IV u. 433 S. Eleg. brosch. ℳ 4.— Eleg. geb. ℳ 5.—

Schack, Adolf Friedrich Graf von, **Walpurga. Der Johanniter.** Zwei Trauerspiele. kl. Oktav. 195 S. Eleg. brosch. ℳ 2.25. Eleg. geb. ℳ 3.—

Roscher, Wilhelm, **Nationalökonomik des Handels und Gewerbfleißes.** Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Oktav. XII u. 864 S. Eleg. brosch. ℳ 12.—

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. Georg Schanz. Vierter Jahrgang. II. Band. Oktav. VIII u. 619 S. Eleg. brosch. ℳ 12.—

Dehio, G., u. **Bezold,** G. v., **Die kirchliche Baukunst des Abendlandes.** Historisch und systematisch dargestellt. 2. Lieferung. 10 Bogen Text mit einem kartonnierten Atlas in Folio von 39 Tafeln. ℳ 20.—

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Jesus von Nazareth.

Ein dichterischer Entwurf aus dem Jahre 1848
von
Richard Wagner.

100 S. Lex.-8. Preis ℳ 4.—; fein geb. ℳ 5.50.

Im Jahre 1848, als der 35jährige Künstler unter den Stürmen einer politischen Revolution für seine ideale Reformation der Kunst nur von einer tief-seelischen „Revolution" des Rein-Menschlichen etwas zu erhoffen glaubte, hatte er dieser letzteren ein dramatisches Symbol in einem „Jesus von Nazareth" zu schaffen gesucht. Der Entwurf hierzu ist also durchaus selbständiger Art und ohne Zusammenhang mit der um 30 Jahre späteren Dichtung des christlichen Erlösungswunders: Parsifal. Der ziemlich ausgeführten Skizze eines (recitirten) Dramas von der Lebens- und Leidensgeschichte Jesus' schliesst sich eine Darstellung seiner Lehre an, aufgefasst unter dem damaligen Gesichtspunkte des Dichters und unterstützt durch eine Sammlung evangelischer Bibelstellen, welche den Reden des Heilandes zu Grunde gelegt werden sollten.

Hierzu eine Beilage von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 10. December 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Der Präsidentenwechsel in Frankreich. — Zur gesetzlichen Regelung des Vogelschutzes. Von Karl Ruß. — **Literatur und Kunst:** Theodor Mommsen und Heinrich von Sybel. Von Bruno Gebhardt. — Sir Morell Mackenzie's neuestes Werk. Von Dr. med. Hugo Bernheim. — Eine neue Entthronung Shakespeare's. Von C. A. Honthumb. — **Feuilleton:** Ein weißer Indianerhäuptling. Von Bret Harte. Aus dem Englischen von Frank Siller. — **Aus der Hauptstadt:** Concerte. Von Heinrich Ehrlich. Notizen. — Inserate.

Der Präsidentenwechsel in Frankreich.

Es ist ein auch für den unbetheiligten Zuschauer diesseits der blauweißrothen Grenzpfähle aufregendes Schauspiel, welches die gegenwärtigen und zukünftigen Machthaber Frankreichs und ihr Anhang — auch den Pariser Pöbel nicht zu vergessen — in den letzten Wochen da vor uns aufgeführt haben, ein tragikomisches Schauspiel, ein Intriguenstück oder besser noch eine Posse. Ja, eine Posse war dieser Präsidenten-Rummel, und die tragikomischen Scenen gliedern sich von selbst in Tableaux und Bilder, frei nach Aristoteles oder besser ganz und gar nach Aristophanes.

Der erste Act schon hub wie eine vielversprechende Farce an. „Der Ordensschacher" können wir ihn betiteln. Ein paar alte Megären von nicht mehr zweifelhafter Vergangenheit rühmen sich ihrer hochreichenden Verbindungen, um ehrgeizigen Narren den einzigen Orden Frankreichs, das rothe Bändchen oder die Rosette der Ehrenlegion zu verschaffen — natürlich gegen das nöthige Kleingeld. Besitzen diese Weiber thatsächlichen Einfluß? Gewiß, und das ist der Humor davon. Ihr Vertrauter ist einmal der General Caffarel, der in den traurigsten Verhältnissen, im steten Kampfe gegen die Manichäer lebt und deshalb auf einen Nebenverdienst angewiesen ist. Zweiter Mittelsmann: General d'Andlau, der auf Nimmerwiedersehen verschwindet. Aber es sind noch andere Compromittirte da. Zum Beispiel der ehemalige Kriegsminister Thibaudin, der freilich sein Ehrenwort gibt, daß er jene Ordensschacherinnen kaum kenne, allein sein Ehrenwort hat offenbar nicht mehr Werth, als jenes, das er als Kriegsgefangener bei uns gegeben und gebrochen hat, denn es finden sich hinterher zärtliche Briefe vor, welche in Anbetracht der alten und häßlichen Adressatin um so widerlicher berühren. Natürlich spielt auch General Schönbart, der säbelrasselnde Boulanger, eine Rolle. Da er weiß, daß ihm direct nichts Gravirendes nachgewiesen werden kann, so tritt er, um die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf sich, den edlen Verbannten von Clermont-Ferrand, zu lenken, so despectirlich gegen seinen Vorgesetzten, den Kriegsminister, auf, daß ihm dieser eine starke Arreststrafe dictirt. Mit diesem Knalleffect kann der erste Act getrost enden.

Der zweite Act bringt eine neue dramatis persona auf die Bühne: Monsieur le gendre, der Schwiegersohn des Präsidenten der Republik. Auch er ist arg blosgestellt, wie es sich immer mehr zeigt. Es wird sogar im Besitze der Dame Limousin ein Päckchen höchst merkwürdiger Briefe aufgefunden und zu den Acten gelegt, die vernichtend für ihn sein sollen. Die unsaubersten Machenschaften von Daniel Wilson treten nach und nach ans Tageslicht. Er hat seine Stellung als Schwiegersohn des Staatschefs mißbraucht. Erst politisch, dann ökonomisch. Aber was sagt man nicht Alles! . . . Thatsache ist nur das Eine, daß er nun auch in den Limousin-Caffarel-Scandal verwickelt ist, denn seine Briefe sind ja da als Beweise seiner Schuld. Wo? Changez-passez, fort sind sie, oder vielmehr die vorliegenden sind nicht die echten mehr. Dieselbe Schrift, anscheinend dieselbe Nummerirung des Gerichtspräsidenten, aber doch ganz andere Schriftstücke, denn alle verfänglichen Stellen sind weggelassen. In offener Gerichtssitzung constatirt es der Vertheidiger der Limousin, und ein sachverständiger Zeuge bestätigt, daß das Wasserzeichen in dem Papier von jüngerem Ursprung als das Datum der Briefe ist. Wer ist der Thäter? Die Polizei sagt aus, daß sie die Briefe für einige Tage ins Elisée geschickt hatte. Dort wohnt auch der Schwiegervater des Compromittirten, der Präsident der Republik. Wenn er mitschuldig wäre?! — Tableau! wie die Franzosen sagen, und der Vorhang kann abermals mit jener Schnelligkeit fallen, die glückliche Dramatiker vorzuschreiben pflegen, wenn sie einen geschickten Actschluß gefunden zu haben glauben.

Der dritte Act sollte den Titel führen: Der Präsident der Republik. Der brave alte Grévy begeht zuerst einen verhängnißvollen Fehler. Das Abgeordnetenhaus hat beschlossen, eine parlamentarische Enquête-Commission zur Untersuchung des Falls Wilson niederzusetzen. Grévy hat nun Unrecht, darob böse zu werden. Statt der Gerechtigkeit ruhig ihren Lauf zu lassen, welche die Unschuld Wilsons, von der er fest überzeugt ist, wohl herausfinden wird, erklärt er das Votum der Kammer für einen gegen ihn geführten Schlag und nimmt den Schwiegersohn in Schutz. Die Minister nehmen ihre Entlassung. Vergeblich sieht sich Grévy nach einem neuen Ministerium um. Er läßt erst seine bisherigen Freunde rufen, vor Allem den getreuen Freycinet, dann seine Feinde, die Radicalen, sogar Clémenceau, gegen dessen Ministerschaft er sich als guter Patriot seit neun Jahren gewehrt, und wie aus einem Munde ertönt ihm der Rath: „Die Krise ist keine ministerielle, sondern präsidentielle — Sie müssen abtreten." Vergeblich sträubt er sich eine Weile. Man hört sogar von großen Entschlüssen und Plänen. Er will die Kammer auflösen, neue Wahlen ausschreiben, und die Verfassung gestattet es ihm ja. Und zu diesem Widerstand ermuthigen ihn nicht nur die Nachrichten aus der Provinz, sondern auch ein gewisser Umschlag zu seinen Gunsten, der in nächster Nähe zu constatiren ist. Er zieht also seine halb schon gegebene Demission wieder zurück. Auch dieser Effect ist ein ganz bewährter Actschluß.

Viertes Bild: Der Pöbel. Die Meldung des Minister-

Digitized by Google

präsidenten, daß Grévy seinen Entschluß geändert, ruft in der Kammer eine allgemeine Bewegung hervor. Man beschließt fast einstimmig — seltenes Schauspiel! — die Sitzung einige Stunden zu unterbrechen, um die versprochene Botschaft zu erwarten. Der Präsident soll inzwischen durch die Minister von der ihm ungünstigen Stimmung der Kammer verständigt werden. Unterdessen sammelt sich eine drohende Menge vor dem Abgeordnetenhause. Handgemenge, Stein- und Sandwürfe, Püffe mit dem Todtschläger, Verwundungen, Verhaftungen. Die Republikanische Garde sprengt einher und säubert den Platz. Zum erstenmale seit dem Bestande der gegenwärtigen Republik sieht man die Kammer militärisch besetzt und scharf bewacht. Um 4 Uhr wird die Sitzung in dem von der Menge belagerten Hause wieder eröffnet. Noch keine Botschaft vom Präsidenten. Die Sitzung wird bis 6 Uhr vertagt. Unter großer Bewegung verlassen die Abgeordneten den Saal. Alles ist empört über Grévy's Widerstand. Im gleichzeitig tagenden Senat ruft sogar jemand in den Lärm hinein: „Grévy soll in Anklagezustand versetzt werden!" Und draußen am „Eintrachtsplatze" wächst die Menge. Sie johlt und singt, denn diese Posse ist mit Gesang und hat ihre Couplets. „Partira — partira pas!" gröhlen sie im Tact und stimmen das Spottlied an: „Ah quel malheur d'avoir un gendre!" Wenn jetzt Boulanger sich zeigte, so würden sie auch „En r'venant de la revue!" anstimmen. Jedenfalls wissen sie noch immer nicht recht, was sie wollen. „Nieder mit Grévy!" „Hoch Grévy!" „Nieder mit Ferry!" „Es lebe Boulanger!" Rochefort, der sich wie ein General unter den Seinigen bewegt, wird mit Beifall empfangen, aber auch Pfiffe sind zu vernehmen. Da taucht neben der tollen Petroleuse Louise Michel der nicht minder verrückte Paul Deroulède auf, der Präsident der Patriotenbündler. Er wird nun gleich sagen, was die Menge von der Sache zu denken hat, denn er kommt aus der Kammer, wo er sich Kraft eines selbst ertheilten Mandats eingedrängt hatte und natürlich hinausgewiesen worden war. Er hält also eine Rede für Grévy und Boulanger und Rußland und gegen seinen Popanz Ferry, den „Bedienten Bismarcks!" Da haben wir die Ueberraschung! Den Radicalen, allen voran dem unseligen Rochefort, die doch in der Beschimpfung Grévy's das Höchste geleistet und im Bunde mit den Monarchisten seinen Sturz herbeigeführt, ist es plötzlich bange geworden, weil sie fürchten, der verhaßte, energische Ferry möchte Grévy's Nachfolger werden. Doch nach 6 Uhr wird die Sitzung wieder eröffnet. Der Präsident ist angesichts der Haltung der Kammer entschlossen zu demissioniren. Die Menge ist kaum noch zu bändigen. Deroulède schäumt vor Wuth. Die Polizei schreitet wieder scharf ein. Deroulède wird verhaftet, und keine Hand rührt sich für ihn. Louise Michel fällt in Ohnmacht. Der Vorhang fällt ebenfalls.

Gern möchten wir dem gestürzten Grévy noch ein freundlich Wort nachrufen, denn er war ein guter, tactvoller, streng constitutioneller Präsident und ein Hüter des europäischen Friedens. Es sei ihm unvergessen, daß er den Radicalismus stets von der Regierung ferngehalten und in den jüngsten Grenzconflicten allezeit zur Ruhe und Besonnenheit gemahnt hat. Er überschritt seine Vollmachten nie und übte doch im Stillen einen wohlthätigen mäßigenden Einfluß aus. Die Monarchisten und Conservativen können ihm freilich zwei Maßregeln nicht verzeihen: den Klostersturm und die Verbannung der Prätendenten. Was ihm aber sämmtliche Parteien am wenigsten vergeben, seine größte Schuld, ist, daß er schon im 9. Jahr seinen Posten bekleidet, und in Frankreich kann das der Zehnte nicht vertragen. Nun aber seinen Sturz! Hier hat Grévy gefehlt, ist seinem Ansehen und seiner Würde entschieden untreu geworden. Sein erstes Zögern hatte einen guten Grund; er wollte keine überstürzte Demission, die seinen Verdiensten nicht entsprochen und auch nur unlautere Elemente obenauf gebracht hätte. Alles sollte in Ordnung und Ruhe gehen. Nachdem er aber einmal seine Entlassung zugesagt, durfte er sie nicht wieder zurücknehmen, zumal nicht in Folge der radicalen Schwenkung zu seinen Gunsten. Ein Grévy kann unmöglich ein Präsident von Rochefort's Gnaden sein. Da gab es kein Zögern mehr. Er mußte fort, wenn er nicht der Mitschuldige von Deroulède und Genossen werden wollte, die auch bei dieser Gelegenheit Frankreich von der Straße aus regieren wollten.

Aber die böse Krisis ist doch noch unerhofft günstig vorübergegangen. Der fünfte Act hat eben stattgefunden. Am folgenden Tag, es ist der zweite December — ein ominöses Datum in der Geschichte Frankreichs! — liest der Kammerpräsident Floquet dem tiefstes Schweigen beobachtenden Hause die endliche Demissions-Botschaft des Präsidenten vor, worauf der Congreß für den folgenden Tag einberufen wird. Dort im alten Theatersaal zu Versailles vereinigen sich Deputirtenkammer und Senat, um die höchste Beamtenstelle neu zu besetzen. Und abermals geschieht in dieser an Ueberraschungen reichen Posse gerade das Unerwartetste. Sadi Carnot wird mit 616 von 833 abgegebenen Stimmen zum Präsidenten der Republik gewählt. So schließt denn diese Komödie der Irrungen vorläufig mit dem überraschendsten Effecte, den man sich denken kann, aber durchaus nicht unwürdig ab. Denn die getroffene Wahl ist gar nicht schlecht. Freycinet, der Freund oder Ferry, der Feind der Radicalen hätte als Präsident die Ordnung der Dinge wahrscheinlich noch mehr gefährdet, jener durch zu große Milde und Nachgiebigkeit, dieser durch seine Schroffheit und Schneidigkeit. Im einen wie im anderen Falle wäre die Krise nur verlängert worden und vielleicht gar der Bürgerkrieg gefolgt.

Und nun wer ist Sadi Carnot? Ein Enkel des großen Revolutionsgenerals, der „den Sieg organisirte", fünfzig Jahre alt, seines Zeichens Ingenieur, nach einander zweimal Minister der öffentlichen Arbeiten und Finanzminister, ein streng rechtlicher, reich begüterter Gemäßigtliberaler. Den Congreßmitgliedern empfahl er sich noch durch zwei andere Vorzüge. Lange Jahre intimer Freund Ehren-Wilsons, hatte er sich zur Zeit seiner Ministerschaft plötzlich von diesem losgesagt, und obendrein war er in der Sportelnangelegenheit Dreyfuß der einzige von vier Finanzministern gewesen, der jede Begünstigung jenes Industriellen abgelehnt hatte. Ein Staatsbeamter mit reinen Händen. Eine in Frankreich offenbar so seltene Erscheinung durfte allerdings mit der Präsidentenwürde der Republik belohnt werden!

Wird nun unter dem neuen Staatsoberhaupte die tolle politische Posse ein Ende haben? Manches hängt von der Person des Präsidenten ab, doch hat ihm die Verfassung im Grunde ein so kleines Maß von Autorität beschert, daß er den oft citirten Staatskarren schwerlich allein aus dem Sumpfe ziehen wird. Sicher ist, wie die Dinge heute stehen, in Frankreich auf eine dauerhafte Regierung nicht zu rechnen. Der Haß der republikanischen Parteien unter und gegeneinander macht jedes feste republikanische Regiment unmöglich. Freilich ist ohne eine große auswärtige Verwicklung, einen Krieg, auch die Monarchie nicht möglich, so rührig die Orleanisten sein mögen. Ihre ganze, eigentlich blos negative, im Trüben fischende Haltung bei dem Präsidentenwechsel beweist, daß sie selbst einsehen, daß vorderhand wenig für sie zu holen ist. Ganz trostlos steht es augenscheinlich um den Bonapartismus, wie denn auch Prinz Napoleon sich begnügt hat, seinen Anhängern zu empfehlen, vorläufig die Sache der Republik zu unterstützen, um die Chancen der Orleanisten nicht zu vermehren. Für uns aber ist eine schwache, durch den Streit der Parteien zerklüftete Republik immer besser, als eine französische Monarchie, die zur Hebung ihres Glanzes und ihrer Festigkeit vor Allem auf auswärtige gloire bedacht sein müßte. Die Allianzunfähigkeit des stets revoltirenden Frankreich mit dem autokratischen Rußland wird nachgerade auch unser östlicher Nachbar einsehen. Wenn hüben wie drüben diese Erkenntniß durchbricht, dann ist die unwürdige Posse der Caffarel, Boulanger, Wilson, Grévy und Genossen wahrlich nicht umsonst aufgeführt worden.

Digitized by Google

Zur gesetzlichen Regelung des Vogelschutzes.

Von Karl Ruß.

Ein Vogelschutzgesetz, oder richtiger gesagt, ein Gesetz zum Schutz nützlicher und angenehmer Vögel, haben wir in Preußen noch nicht, viel weniger ist ein solches für das ganze deutsche Reich oder gar als eine internationale Vereinbarung zum Schutz nützlicher Vögel erreicht worden. An dem ernstlichen Streben, dasselbe zu ermöglichen, hat es nicht gefehlt, denn die Angelegenheit ist bekanntlich bereits mehrmals in den gesetzgebenden Versammlungen und zwar im preußischen Landtage sowohl, als auch im deutschen Reichstag, zur Verhandlung gekommen. Zwei deutsche Länder, Sachsen und Württemberg, erfreuen sich sogar schon einer bezüglichen Gesetzgebung, die Schweiz hat ein sehr strenges, fast übertrieben hartes Vogelschutzgesetz (zusammen mit dem Jagdgesetz) neuerdings erhalten, und zwischen dem Kaiserreich Oesterreich-Ungarn und dem Königreich Italien besteht seit dem Jahre 1875 eine Vereinbarung — d. h. leider nur auf dem Papier — zum Schutz der Vögel.

Wenn wir trotzdem zur vollen gesetzlichen Regelung der Vogelschutzfrage noch immer nicht gelangen konnten, ja, wenn die Verhandlungen des von fast allen Kulturstaaten beschickten und von den hervorragendsten Vogelkundigen aus aller Welt her besuchten Ornithologencongresses in Wien im Jahre 1884 buchstäblich im Sande verliefen, so muß dies doch offenbar in ganz absonderlichen Verhältnissen begründet gelegen haben. In der That sehen wir, daß solche bei allen erwähnten Vogelschutzbestrebungen obwalteten, und daß die doch zweifellos ganz naheliegende Ermöglichung einer internationalen Vereinbarung zum Schutz der Vögel lediglich an Dingen scheiterte —, welche ich, wenn ich in ungeschminkter Wahrheit sprechen darf oder vielmehr muß, als derartig zu bezeichnen habe, daß sie dem Menschenherzen wahrlich keine Ehre machen.

Auf dem Ornithologencongreß in Wien hatten die Verhandlungen zunächst anscheinend einen sehr guten Verlauf. Daß etwas geschehen müsse, sah Jedermann ein, denn um deswillen waren wir ja Alle aus der ganzen Welt (selbst Japan war vertreten) hier zusammengekommen. Auch was wir erreichen könnten, lag ziemlich klar vor uns. Zwar hatte das einberufende Comité in seiner liebenswürdigen wienerischen Harmlosigkeit gar keinen bestimmten Plan für die Verhandlungen entworfen, aber diesem Mangel wurde noch rechtzeitig dadurch abgeholfen, daß ich in der Wiener „Neuen Freien Presse" eine Uebersicht der Sachlage gab und eine Reihe bestimmter Punkte aufstellte. Diese letzteren machten denn auch im Wesentlichen der „Ornithologische Verein" von Wien zu den seinigen.

Aber sehr bald stellte es sich heraus, daß trotz aller frohen Hoffnungen die Erreichung eines internationalen Vogelschutzgesetzes doch bis auf Weiteres geradezu unmöglich sei. Die als erster Grundsatz zu betrachtende Anforderung: Singvögel (nützliche kleine Vögel überhaupt) dürfen fernerhin nicht mehr für den Nahrungsgebrauch gefangen werden und jeder derartige Massenfang ist zu unterdrücken, war von vornherein gar nicht zu erlangen. Offenbar mit voller Berechtigung erhoben die Südländer, und zwar nicht allein die Vertreter von Italien und Südfrankreich, sondern mit ihnen sogar die Holländer u. A., entschiedenen Widerspruch mit dem Hinweis, das wir, die Nordländer, gar kein Recht dazu hätten, die Unterdrückung des Vogelfanges im Süden, wo die kleinen Vögel doch Volksnahrungsmittel seien, zu verlangen, so lange auch bei uns Singvögel (Drosseln und Lerchen), noch dazu lediglich zur Befriedigung bloßer Leckerei, massenhaft gefangen werden dürften. Daran nun scheiterte Alles. Anstatt des ersten und wichtigsten Grundsatzes: kein Fang von Singvögeln mehr zum Verspeisen, wurde nur eine einzige schwächliche oder vielmehr nichtssagende Bestimmung für eine zeitweise Schonung der Vögel während der Brutzeit erreicht.

Glücklicherweise ist der Ornithologencongreß jedoch nicht völlig ergebnißlos verlaufen. Es wurde die Begründung internationaler Beobachtungsstationen der Vögel über die ganze bewohnte Erde beschlossen — und wer es zu ermessen weiß, wie viele nur zu sehr bedeutsame Lücken unsere Kenntniß des Vogellebens und selbst der Lebensweise, Ernährung u. a. der uns am allernächsten umgebenden Vögel immer noch aufzuweisen hat, wird den Werth dieser Errungenschaft nicht unterschätzen. An der Spitze des „Internationalen Comité für Beobachtungsstationen der Vögel" (unter dem Protectorat des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich-Ungarn) stehen die Herren Stabsarzt Dr. Rudolf Blasius in Braunschweig und Regierungsrath Professor Dr. von Hayek in Wien.

Während seitdem alle Versuche, Klarheit in die verworrenen Verhältnisse zu bringen und irgend welche sicheren Grundlagen aufzufinden, auf denen der Aufbau eines internationalen oder nationalen Vogelschutzgesetzes ermöglicht werden könnte, leider durchaus vergeblich sind, ergeben sich die thatsächlich obwaltenden Zustände immer mehr als geradezu unhaltbar. Dies ist eine schwerwiegende Behauptung, für deren Richtigkeit ich nun natürlich den Beweis der Wahrheit antreten muß.

Als Laie in mancherlei politischen, staatsrechtlichen und selbst volkswirthschaftlichen Dingen, würde ich es nicht wagen, mir ein Urtheil anzumaßen, darüber, ob die betreffenden Verhandlungen in den gesetzgebenden Versammlungen in gleicher Weise geführt werden — wie die über den Vogelschutz; in Betreff des letzteren aber muß ich mein höchlichstes Bedauern darüber aussprechen, daß es dabei mancher Redner (sogar Männer von hoher parlamentarischer Bedeutung) offenbar viel mehr auf Erregung von Heiterkeit, als auf die ernst-würdige und sachgemäße Erörterung einer hochwichtigen Angelegenheit abgesehen hatte. Ich kann daher nur dringend wünschen, daß bei einer abermaligen Verhandlung über die Vogelschutzfrage im deutschen Reichstag oder preußischen Landtag ausschließlich die Herren Abgeordneten mitsprechen mögen, welche einerseits der Sache voll und ganz gewachsen sind, und die andererseits deren Ernst und ihre Wichtigkeit nicht unterschätzen.

Eigentlich kann man sich wirklich gar nicht genug darüber wundern, daß die Bedeutung der Vogelschutzfrage allenthalben oder doch nur zu vielfach mit Geringschätzung betrachtet wird. Vielleicht tragen daran die früheren oder sogar heutzutage noch hier und da auftauchenden überschwänglichen, übertreibenden Darstellungen die Schuld. Aber selbst wenn wir von allen Phantastereien durchaus absehen, so wird es doch wohl Niemand bezweifeln können, daß wir ernste Ursache dazu haben, eine beträchtliche Anzahl unserer einheimischen Vögel thatkräftig zu beschützen. Mögen Gegner derartiger Bestrebungen sagen was sie wollen, sie werden es nicht bestreiten und noch weniger widerlegen können, daß folgende Aufstellungen als unumstößlich richtig, bezw. als vollberechtigt, anerkannt werden müssen:

1. Für das Gedeihen unserer Culturen, für Landwirthschaft und Ackerbau im Allgemeinen, Gartenbau und Obstbau im Besonderen, Forstwirthschaft u. a. sind gewisse Vogelarten durchaus unentbehrlich.

2. Diese und alle einheimischen Vögel überhaupt (vielleicht mit wenigen, noch keineswegs sicher festgestellten Arten) gehen immerfort, in Folge unserer Culturverhältnisse, ihrer Verringerung und sogar stellenweisen Ausrottung entgegen.

3. Es würde zweifellos ein nur zu bedeutsamer Schaden für die einheimische Natur sein, den wir sowohl von wirthschaftlichen, als auch ästhetischen Gesichtspunkten aus, schmerzlich empfinden dürften, wenn die Vogelwelt rings um uns her ausgerottet, ja selbst wenn sie erheblich verringert würde.

In Folge des Umstandes, daß trotz aller Anläufe und ernsten Versuche — im deutschen Reichstag fand die Vogelschutzfrage vornehmlich am Fürsten von Hohenlohe-Langenburg einen beredten Anwalt und fast zahllose Vereine für Vogelschutz, Vogelliebhaberei, Thierschutz u. a. haben im Laufe der Jahre Anträge gestellt — die Angelegenheit nicht allein in der Schwebe geblieben, sondern auch gewissermaßen Jedermanns persönlicher Auffassung überlassen war, haben sich nun, wie schon bemerkt,

Digitized by Google

in dieser Beziehung überaus verworrene Anschauungen und auf Grund dieser ebenso seltsame wie üble Verhältnisse herausgebildet.

Der eigentliche Schutz nützlicher Vögel in den meisten deutschen Ländern beruht gegenwärtig auf Polizeiverordnungen — und eben aus der Handhabung dieser ergeben sich die erwähnten, manchmal recht trübseligen Zustände. Während man in der einen Stadt, dem Buchstaben der Polizeiverordnung gemäß, hart und rücksichtslos vorgeht, trägt man in der anderen einsichtsvoll oder doch milde waltend, den bestehenden Verhältnissen Rechnung; und diese mannigfaltig verschieden aufgefaßte und ausgeübte Behandlung der polizeilichen Vogelschutzvorschriften finden wir selbst sehr abweichend von einander an den verschiedenen Orten ein und desselben Landes. Der Vogelfang seitens einsichtsloser Buben oder roher Strolche wird allenthalben und mit Recht unnachsichtlich verfolgt; in Anbetracht dessen aber, daß einerseits ein beschränkter Vogelfang für die Zwecke der Liebhaberei und des Studiums doch ebenso berechtigt, wie thatsächlich ununterdrückbar ist, während er andererseits offenbar gar keinen oder nur verhältnißmäßig geringen Schaden bringt, pflegt die Polizei hier und da vorläufig ein Auge zuzukneifen, indem sie in den Läden der Händler einheimische Vögel, wenn diese nicht in zu großer Anzahl vorhanden sind, übersieht. Anderwärts, selbst in irgend einer anderen preußischen Stadt, geht sie rücksichtslos vor, „confiscirt" nicht allein gefangene Vögel, wo sie solche aufzufinden vermag, sondern überschreitet auch weit ihre Befugniß. Abgesehen davon, daß sogar der Mißgriff vorkommt, daß ein Polizeibeamter fremdländische Vögel, also solche aus anderen Welttheilen, in übereifriger Weise fortnimmt, beschlagnahmt er natürlich auch erst recht die gleichfalls thatsächlich fremden Vögel aus Oesterreich und dem Osten und Süden Europas, welche, wie Sprosser, Blau- und Steindrossel, südeuropäische Grasmücken u. a., mehr oder minder zahlreich zu uns in den Handel kommen. Und dann geschieht das Allerschlimmste; nämlich eine geradezu rechtswidrige Thierquälerei wird seitens der Polizeibeamten darin ausgeübt, daß man die frisch eingefangenen, mit dem Leim behafteten, meistens gar nicht mehr flugfähigen Vögel freiläßt. Selbstverständlich gehen dieselben sodann in der elendesten Weise zu Grunde, werden besten Falls von Fängern oder Liebhabern wieder aufgegriffen und angemessen verpflegt, fallen aber meistens in die Hände kenntnißloser, roher Menschen oder den Katzen und anderen Raubthieren zur Beute.

Im schroffen Gegensatz zu dieser einsichtslos-harten Auffassung und Ausübung polizeilicher Vogelschutzverordnungen — sehen wir sodann in jedem Herbst in den Schaufenstern der Delicatessen- und andere Geschäfte viele Tausende von Singvögeln, Drosseln in allen Arten, Gimpel oder Dompfaffen, Seidenschwänze u. a. als Krammetsvögel hängen und zu anderer Zeit, wenn auch nicht ganz ebenso häufig, die Lerchen.

In der That, mit Beschämung müssen wir es zugestehen, angesichts dieser alljährlichen Vogelmassenmörderei, daß wir wahrlich nicht geringere Barbaren sind, als die Leute in den Ländern am Mittelmeer — und daß es geradezu als ein Hohn auf „gleiches Recht für Alle" erscheint, wenn wir von den Südländern verlangen, sie sollen keine kleinen Vögel mehr fangen und essen. Nun aber trifft uns Nordländer eine noch viel härtere Schuld. Ein wohlunterrichteter Reisender, welcher seit vielen Jahren jeden Winter in Italien verlebt, der Schriftsteller Ludwig Habicht, behauptet mit voller Entschiedenheit, daß gegenwärtig an dem Vogelfang dort hauptsächlich die Fremden und zwar vor allem die Engländer und Deutschen die Schuld tragen. Denn die kleinen Vögel seien dort in Wirklichkeit schon längst kein Volksnahrungsmittel mehr, sondern sie werden in der bei Weitem größten Mehrzahl, ja fast ausschließlich von den Fremden in den Gasthäusern verzehrt. Würden nun, so sagt Habicht weiter, die Deutschen und Engländer und dann auch wohl andere Reisende in den Speisehäusern, namentlich an der Table d'hôte der vornehmsten Hôtels, die kleinen Vögel zurückweisen, so müßte der Vogelmord dort überall ein Ende nehmen oder doch auf's Aeußerste beschränkt werden, und zwar würde sich dies ganz von selbst ergeben.

In den letzten Jahren sehen wir aber noch einen neuen, ganz besonders schimpflichen Vogelmord vor uns — welchen wir gleichfalls größtentheils verschulden. Auf unseren Fluren erwachsene und gemästete Wachteln werden an den südeuropäischen Küsten gegenwärtig noch viel eifriger als früher gefangen und in großen Massen für schweres Geld über Triest nach Deutschland und England ausgeführt. So haben wir z. B. in den Schaufenstern von Berlin alljährlich zahlreiche lebende Wachteln vor uns, welche um der Feinschmeckerei willen in solcher seltsamen Weise von uns zurückgekauft werden. Allerdings gehört die Wachtel zum jagdbaren Federwild und nicht zu den Singvögeln, aber die Thatsache, daß wir sie uns von Italien aus als „Delicatesse" liefern lassen, spricht einerseits nicht für eine umsichtige Wahrung unserer Interessen und andererseits wird dadurch doch eben der rücksichtslose, unheilvolle Vogelfang im Süden in nur zu bedeutsamer Weise gefördert und bestärkt.

Und nun wird uns die Ueberraschung zu Theil, daß dem Bundesrath vom Reichskanzleramt wieder der „Entwurf eines Gesetzes, betreffend den Schutz von Vögeln" vorgelegt ist, welcher demnächst in den Reichstag gelangen wird. Mit Bedauern muß ich freilich darauf hinweisen, daß dieser Gesetzentwurf ebensowenig wie die vorhergegangenen, den billiger- und zugleich nothwendigerweise zu stellenden Anforderungen entspricht.

Im § 7, letzter Absatz, heißt es: „auch wird der in der bisher üblichen Weise betriebene Krammetsvogelfang durch die Vorschriften dieses Gesetzes nicht berührt." Die erste und hauptsächlichste Bedingung zur Ermöglichung einer internationalen Vereinigung zum Schutz der Vögel fällt damit also, wie oben erörtert, fort.

Ebenso ist nach § 1, letzter Absatz, auch wieder das Einsammeln der Kibitzeier freigegeben. Wer aber weiß, wie viel Unfug an allen möglichen Vogelnestern bei Gelegenheit des Suchens der Kibitzeier von den Bewohnern ganzer Ortschaften verübt wird, muß dringend wünschen, daß dieser Mißbrauch endlich unterdrückt werde. Nur Strandvögel, welche gesellig nisten, keineswegs nützlich, sondern im Gegentheil schädlich sind, deren Brutansiedelungen aber zugleich überwacht, bezw. verpachtet werden können, sollten zur Ausnutzung ihrer Nester bestimmt werden dürfen.

Auch die unselige Bestimmung enthält der Gesetzentwurf von Neuem, daß Nester, welche sich an oder in Gebäuden oder in Hofräumen befinden, vernichtet oder ausgeraubt werden dürfen. Alle jene ebenso nützlichen, wie zutraulichen Vögel: Fliegenschnäpper, Rothschwänzchen, Schwalben, allenfalls Meisen u. a., welche so vertrauensvoll dem Menschen nahen, sind außerordentlich leicht zu vertreiben, bevor sie ihre Nester errichten, Eier legen und Junge erbrüten, so daß eine unverantwortliche Grausamkeit darin liegt, wenn man ausdrücklich in einem Gesetzparagraphen die Berechtigung schaffen will, solche Bruten, wenn sie bereits begonnen sind, zu vernichten. Nebenbei bemerkt, braucht man ja nur die Stellen, an denen Schwalben nisten wollen, mit verdünnter grüner Seife zu bepinseln und selbst der freche Spatz ist durch Flöckchen Baumwolle, die mit Petroleum getränkt sind, überall, wo er eindringen möchte, unschwer fernzuhalten.

Der Gesetzentwurf bringt sodann wiederum die Aufzählung der Fangvorrichtungen und Fangweisen, welche verboten werden sollen, trotzdem die Unzweckmäßigkeit dieses Vorschlages doch bereits genugsam erörtert und nachgewiesen ist. Staunenswerthe Widersprüche und Unklarheiten liegen darin, daß im Absatz a beim Vogelfang nur zur Nachtzeit „Leim, Schlingen, Netze und Waffen" verboten sein sollen, während im Absatz d das Fangen „vermittelst Fallkäfige und Fallkästen, Reusen, großer Schlag- und Zugnetze" überhaupt als strafbar hingestellt ist. Soll nun Vogelfang bei Tage mit Leim, Schlingen, Netze (die doch bei Nachtzeit ohnehin kaum angewandt werden) freigegeben sein, und warum will man denn gerade die harmlosesten Fallkäfige und

Digitized by Google

Fallkästen unterdrücken? In diesen beiden Vorschlägen mangelt es an jeglicher Klarheit.

Noch viel schlimmer ist es, daß das Verzeichniß der Vögel, welche nach dem Gesetzentwurf so fragelos und durchaus schädlich sind, daß für sie keinerlei Schonzeit festgestellt wird oder, richtiger gesagt, daß sie von der allen übrigen Vögeln zugebilligten Schonzeit ausgenommen und also durch die gestattete Vernichtung ihrer Nester und des Erlegens während der Brut der Ausrottung preisgegeben sein sollen — daß dies Verzeichniß ohne Zuziehung wirklicher Sachverständigen aufgestellt ist. Dasselbe führt auf: Tagraubvögel, also nicht allein die unbestreitbar als überaus schädlich bekannten Räuber: Sperber, Habicht, Wanderfalk und die nächsten Verwandten, sondern auch die Raubvögel, über deren Schaden und Nutzen sich denn doch noch streiten läßt, wie Mäusebussard, Thurmfalk und die übrigen kleinen Falken. Obwohl in der beigegebenen „Begründung" ausdrücklich darauf hingewiesen ist, daß bei Aufstellung der Gesetzvorlage, „außer den in erster Linie in Betracht kommenden Gesichtspunkten der Nützlichkeit, auch gewiß die ästhetischen und moralischen Erwägungen, auf denen die im Volksbewußtsein begründeten Bestrebungen nach einer wirksamen Gestaltung des Vogelschutzes zum erheblichen Theile mit beruhen", in's Auge gefaßt worden, hat man ohne Weiteres den Eisvogel, die Kreuzschnäbel, seltsamerweise sogar die drei Arten unserer Wildtauben, sodann die Wasserhühner und die Flußseeschwalbe in dies Ausrottungsverzeichniß mit aufgenommen. Wirklich sachverständige Leute werden hier denn doch wohl bedeutsamen Widerspruch erheben können. Der Eisvogel ist nur dort bemerkenswerth schädlich, wo Edelfische gehegt und gezüchtet werden, an Forellenbächen, irgendwelchen Fischzuchtteichen u. a.; an großen, hier und da von Wald umrahmten Landseen, welche von Weißfischen reich belebt sind, kann er keinerlei bemerkenswerthen Schaden verursachen, während er in seiner Schönheit einen Schmuck der Landschaft bildet. Die Kreuzschnäbel sind in Deutschland nirgends mehr so häufig, daß sie ausgerottet werden müßten, und wenn sie irgendwo herzugewandert kommen, können sie zur geeigneten Zeit von den Forstbeamten bis auf eine entsprechende Anzahl abgeschossen werden. Wie man die Dohle und Saatkrähe ohne Weiteres als so schädlich hinstellen will, daß sie mit in dieser Liste eingereiht werden sollen, erscheint mindestens verwunderlich. Völlig unverständlich ist es nun aber, daß man Ringel-, Hohl- und Turteltaube, die zunächst einen herrlichen Schmuck unserer Waldungen bilden, sodann als geschätztes Wildbret gelten und schließlich fast allenthalben in Deutschland schon sehr verringert, stellenweise sogar ganz fortgeschossen oder durch Niederschlagen der Nistbäume vertrieben sind, gleichfalls der Schonzeit berauben will. Das ist ja geradezu einsichtslos. Sollten denn rührige Waidmänner das werthvolle Wildbret nicht überall dort, wo es auch nur einigermaßen zu zahlreich auftritt, bereitwilligst abschießen?! Die Wasserhühner, so namentlich das schöne Bläßhuhn, sind bereits allenthalben, theils durch Nachstellung, theils durch Entziehung der Niststätten, so verringert, daß sie nur noch an großen, mit Schilf- oder Rohrdickicht umwachsenen Landseen vorkommen. Ihrer Freigebung in der Nistzeit bedarf es zur Vertilgung wahrlich nicht. Weshalb man selbst die allerliebste Flußseeschwalbe auf den Index setzen will, während man die übrigen Arten nicht erwähnt, ist mir unverständlich; sie ist ihrer Hauptnahrung, allerlei Kerbthiere, nach, sicherlich nicht schädlicher, als die anderen, und die Weißfische, welche sie aus den großen Seen holt, können wohl kaum in Betracht kommen. — Alle diese Vögel, die man in keineswegs sachverständiger Weise durch Entziehung der Schonzeit auch während des Nistens der Ausrottung preisgeben will, würden sich von dazu Berechtigten, also den Forst- und Waidmännern, überall dort, wo sie in lästig oder gar bedrohlich werdender Anzahl auftreten, zu gelegener Zeit durch Abschießen entsprechend verringern lassen. Für völlige Ausrottung aber sollte man denn doch bloß solche Vögel in diesem Paragraphen herzählen, welche unbestreitbar als durchaus schädlich gelten dürfen.

Literatur und Kunst.

Theodor Mommsen und Heinrich von Sybel.

Von Bruno Gebhardt.

Am 30. November feierte Mommsen und am 2. December Sybel seinen siebzigsten Geburtstag. Das deutsche Volk hat an diesen Festen lebhaften Antheil genommen in dem Bewußtsein, daß zwei Männern gehuldigt wird, die den Besten ihrer Zeit genug gethan haben.

Mommsen ist in Schleswig-Holstein als Sohn eines Pastors, Sybel in den Rheinlanden als Sohn eines Regierungsrathes geboren. In ihrer geistigen Individualität, in ihrer Lebensthätigkeit sind zweifellos Züge erkennbar, die sich aus ihrer Abstammung erklären lassen. Das Kind der meerumschlungenen Düne besitzt eine kräftige Naturanschauung und eine lebhafte Phantasie, der mühsame Forscherfleiß des Philologen ist ein Erbtheil des Pfarrhauses, in dem wohl von früh auf schon, wie einst in Lessings Vaterhaus, das Buch eine große Rolle spielte. Der Sohn der Rheinlande andererseits erwarb eine gewisse Politesse der Form, wie sie ein unleugbarer Vorzug des Nachbarvolkes ist, und hat sicher schon zeitig einen Blick in politische Verhältnisse gethan und eine Neigung zur Beschäftigung mit denselben gewonnen. Mommsen entstammt dem Lande, das uns einen Niebuhr, einen Dahlmann, einen Waitz geschenkt hat, das in langen und schweren Kämpfen sein Deutschthum aufrecht erhielt; Sybels hochragende nationale Gesinnung mußte stark und kräftig erwachsen in einem Landstrich, wo französische und ultramontane Sympathien in jenen Zeiten häufig genug sich geltend machten. So verschieden die Lebensarbeit beider ist, so ähnlich ist das Ziel, dem sie nachstrebten.

Mommsens ausschließliche Thätigkeit ist dem römischen Alterthum zugewandt.

Seitdem Renaissance und Humanismus das klassische Alterthum wieder in das Bewußtsein der Menschheit gebracht haben, fehlte es in den folgenden Jahrhunderten nicht an Versuchen, die Geschichte des römischen Volkes zu schreiben. Die Methode, nach der man verfuhr, war allerdings sehr einfach: man umschrieb Livius und Tacitus und die anderen römischen Autoren, man ergänzte sie wohl aus Polybius, Plutarch, Dio Cassius, aber an ihrer Autorität hätte Niemand zu rütteln gewagt. So geistreich Montesquieu's Betrachtungen sind, so fleißig Tillemont und Rollin gearbeitet haben, so groß und weitreichend auch der politische Blick Gibbons ist, ihnen allen fehlte die Kritik. Hier setzte allerdings schon, wenn auch mit unzulänglichen Mitteln, Beaufort ein, aber die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Neugestaltung war erst gegeben, als die gesammte Alterthumskunde durch Friedrich August Wolf in neue Bahnen gelenkt wurde. Barthold Georg Niebuhr übernahm auf dem engeren Gebiete der römischen Geschichte die Führung und stellte den Grundsatz auf „Gedicht und Verfälschung zu scheiden" und „wenigstens mit Wahrscheinlichkeit Zusammenhang und eine glaublichere Erzählung an der Stelle derjenigen zu entdecken, welche er seiner Ueberzeugung aufopfert." Dieses Niebuhr'sche Programm war bahnbrechend für die ganze deutsche Geschichtswissenschaft; weniger der Erfolg des ausgeführten als die Tendenz des aufgestellten. Die Niebuhr'sche Römische Geschichte hat die Grundlagen festgestellt, aber sie ist kein künstlerischer Bau und konnte es nicht sein, weil das Zurichten der einzelnen Steine vor den Augen des Beschauers vor sich gehen mußte, weil die Untersuchung einen breiten und weiten Raum beanspruchte. Diese Entwickelung hatte das Studium der römischen Geschichte durchgemacht, als mehr denn 40 Jahre nach Erscheinen von Niebuhr's erstem Bande Mommsen mit seiner „Römischen Geschichte" hervortrat. Das Staunen über das Werk, Bewunderung und Anfeindung waren über alle Maßen groß. Das charakteristische Moment, das Freund und

Digitized by Google

Feind sofort in die Augen sprang, war die ganz moderne Auffassung des politischen Getriebes in der römischen Welt: darin lag zugleich auch einer der schärfsten Gegensätze zu Niebuhr. Die Parteien stehen sich gegenüber, und wir mitten unter ihnen; wir kämpfen mit, wir siegen und unterliegen mit. Nicht blutlose Schemen wandeln an uns vorüber und sprechen zu uns wie die Geister der Abgeschiedenen mit Odysseus; wirkliche und wahrhaftige Menschen voll großer Gedanken, voll kühnen Wollens und thatkräftigen Handelns, voll stürmender Leidenschaften hat der Geschichtschreiber neu aufleben lassen. Wir vernehmen den lebendigen Pulsschlag einer großen Zeit und sehen das Emporsteigen eines großen Volkes mit unsern eigenen Augen. Nicht etwa mit Hülfe historischer Analogien oder Parallelen aus dem politischen Leben unserer Tage hat Mommsen dies fertig gebracht, sondern durch die Kunst, das Gewesene auferstehen zu lassen und als Seiendes zu behandeln. Aeußerlich hat er manche Terminologie den modernen Verhältnissen entnommen und zweifellos unterstützt dies sein Streben. Es wurde dies ja lebhaft getadelt und seine Schreibweise als „Zeitungsstil" gebrandmarkt, und in der That war es bis dahin noch nicht — wenigstens in Deutschland — vorgekommen, daß der Autor einer römischen Geschichte Göthe'sche Verse als Motti wählte, oder, wir greifen aufs Geradewohl eine Stelle heraus, eine Schilderung von den Consulatswahlen entwarf: „Der Janhagel fing an es als sein Recht zu fordern, daß der künftige Consul in jedem Lumpen von der Gasse das souveräne Volk erkenne und ehre und jeder Bewerber bei seinem „Umgang" (ambitus) jeden einzelnen Stimmgeber beim Namen begrüße und ihm die Hand drücke. Bereitwillig ging die vornehme Welt ein auf diesen entwürdigenden Aemterbettel." Es ist nicht zu leugnen, daß diese modernisirende Art der Geschichtschreibung ihre große Gefahr hat, und wir würden keinem andern rathen, sich ihrer zu bedienen, denn die arge Klippe liegt in der Schwierigkeit, das rechte Maß zu halten und für die Verhältnisse der antiken Welt auch stets den richtig deckenden Begriff moderner Prägung zu finden. Keinem andern, der kein Mommsen ist, denn er durfte und mußte es, weil Kraft und Leben nur so zu erschaffen, weil regste Theilnahme und durchdringendes Verständniß für die alte Zeit seitens des modernen Menschen nur so zu erringen und zu gewinnen war, und vor Allem er konnte es, weil er eine Kenntniß der antiken Denkmäler literarischer und monumentaler, epigraphischer und numismatischer Art besitzt und schon vor 40 Jahren besaß, wie sicher heute und damals kein Zweiter in und außer Deutschland, weil er ein politisches und historisches Verständniß sein eigen nennt, das geradezu genial ist, und weil ihm eine Gewalt der Sprache verliehen ist, eine Kraft der Diction, eine Energie des Ausdrucks, in der er nur einen Nebenbuhler besitzt — Heinrich von Treitschke. Mögen sie auf anderen Gebieten Antipoden sein, auf dem Gebiete der Geschichtschreibung haben sie mancherlei Berührungspunkte: neben den äußeren Eigenschaften der Darstellung auch eine gewisse Leidenschaftlichkeit oder mindestens eine bewußte Stellungnahme in der Beurtheilung historischer Vorgänge und Personen. Nicht wie die Schlosser'sche Schule von kleinbürgerlich-moralischem Standpunkte, sondern unter den großen Gesichtspunkten einer historischen Ethik urtheilen diese, und wenn Mommsen's Römische Geschichte sich vielfach, wie man sich auszudrücken beliebte, zu einer Parteischrift gestaltete, wen kann das wundern? Hat je ein Volk sonst auf Erden aus den kleinsten Anfängen heraus kraft der ihm innewohnenden Anlagen und Fähigkeiten eine solche Höhe erreicht? Hat je ein anderes Volk ein so meisterhaft abgeschlossenes politisches und administratives System ausgebildet und besessen, das den kommenden Jahrhunderten zum Vorbilde diente? Hat je ein Volk in verhältnißmäßig kurzer Zeit soviele politische Capacitäten hervorgebracht? Und für die herrlichste Verkörperung des römischen Volkscharakters und Volksgeistes, für den Größten unter soviel Großen, sollte Mommsen sich nicht begeistern müssen, er, dessen beste Talente gerade für alle diese Vorzüge und Eigenheiten empfänglich waren? Diese Begeisterung für Roms Größe hat ihn den festen Standpunkt für sein Urtheil gegeben, das er mit dem ganzen sittlichen Ernst des Mannes abgibt, der von dem Richteramte des Geschichtsschreibers durchdrungen ist. Die Art Mommsens ist so eine ganz andere als diejenige Ranke's und seines größten Schülers, Heinrich von Sybel. Ranke hat nach zwei Richtungen hin umgestaltend gewirkt: in der Forschung und in der Darstellung. Die Forschung sollte stets an die ursprünglichste Quelle gehen, die kritisch-gesicherte Urkunde ist das beste Material, die Darstellung sollte einfach, leidenschaftslos sein, vor allem das Factum selbst sprechen lassen. „Nackte Wahrheit ohne allen Schmuck; gründliche Erforschung des Einzelnen; das Uebrige Gott befohlen." Nicht etwa, daß Ranke auf ein eigenes Urtheil, auf eine Stellungnahme verzichtet hätte, schon bei der Erwägung der größeren oder geringeren Wichtigkeit und der dadurch bedingten stärkeren oder schwächeren Hervorhebung der Thatsachen ist es nothwendig, aber nur der Verstand soll mitsprechen, nicht das Gefühl, „ohne Enthusiasmus und Willkür, forschend und der Wahrheit die Ehre gebend", soll der Historiker schreiben. Schon aus dem Vorzug, den Ranke dem urkundlichen Material zu Theil werden läßt, ergibt sich als Folge, daß er der Geschichtschreiber der Diplomatie in erster Reihe ist.

In diesen Andeutungen liegen auch schon die Grundzüge der Sybel'schen Historiographie. So zahlreiche Schüler auch Ranke persönlich herangebildet hat, keiner ist so ganz in seine Fußstapfen getreten wie Sybel. In seinen beiden frühesten Arbeiten „Geschichte des ersten Kreuzzuges" (1841) und „Die Entstehung des deutschen Königthums" (1844) erwies er die kritische Schärfe der Untersuchung, wie sie im Ranke'schen Seminar gepflegt wurde, in den „Jahrbüchern der deutschen Geschichte" musterhaft zur Erscheinung kam und in der Schule von Waitz ihre glänzende, für die Geschichte des Mittelalters höchst fruchtbringende Fortsetzung fand. Aber wie Ranke selbst wandte Sybel sich bald der Neuzeit zu und begann seine „Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800" (1853—1874). Wenn man von dem längst vergessenen und auch seiner Zeit wenig beachteten Werke von Karl Eduard Arnd absah, gab es in deutscher Sprache nur Wachsmuth's Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter und Dahlmann's Geschichte der französischen Revolution, das erste beschränkt und werthlos, das letztere trefflich als politische Schrift, aber nicht mehr. Es waren also bloß Mignet, Thiers und Louis Blanc, aus denen die europäische Welt ihre Kenntniß der gewaltigen Zeit entnahm. Die drei Franzosen hatten zwar von verschiedenen politischen Standpunkten aus geschrieben, aber darin trafen sie überein, daß sie der Revolution rückhaltlos einen begeisterten Panegyrikus sangen, und daß für sie eben nur Frankreich existirte. Als Sybel ans Werk ging, steckte er sich viel weitere Ziele, nicht die Revolution allein, nicht nur das fürchterliche Drama, das sich in Paris und in den Provinzen abspielte, wollte er schildern, sondern auch die Zustände im übrigen Europa, die Bewegungen, die das Umschwung bereitende Jahr 1789 in den alten Monarchien hervorgerufen hatte, die Stellungnahme der Cabinette, die Coalitionen und die Kriege. Sybel hatte mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, denn getreu der Methode seines Lehrers Ranke wollte er die Geschichte der bewegten Zeit auf urkundlicher Grundlage entwickeln. Nur schwer aber erschlossen sich in jenen Zeiten die Archive, und er war fürs erste gezwungen mit einem beschränkten Material zu arbeiten. Erst nach und nach gewann er reichere Schätze und verwebte sie in seine Darstellung; die späteren Auflagen des großen Lebenswerkes sind im Vergleich zur ersten fast vollständig auf neuer Basis erbaut. Wie unendlich Sybel unsere Kenntniß dieser Zeit gefördert hat, ließe sich nur bei einer Vergleichung mit den oben genannten älteren Werken im Einzelnen aufweisen; und dies nicht allein in Hinsicht auf das Thatsächliche, sondern vielleicht mehr noch durch seine wahrhaft erleuchtete Auffassung. Er erzielt seine beste Wirkung durch die maßvolle, getragene, ruhig-edle Art seiner Darstellung, der es am richtigen Orte durchaus nicht an glänzenden Schlaglichtern und stärkerer Betonung fehlt. Hie und da bricht ein Pathos durch, nicht leidenschaftlich, sondern immer in edlen Grenzen bleibend. Daß er sich sein Urteil gebildet hatte und

Digitized by Google

es nicht verhehlte, beweisen die Angriffe von Hüffer, Herrmann und Vivenot, von Herrn Ono Klopp abgesehen, die einen längeren, gelehrten Streit hervorriefen, der doppelt denkwürdig ist, weil sich in ihm zugleich ein Abglanz der politischen Tagesströmungen jener Zeit zeigte, der Gegensatz zwischen den Gothaern und den Großdeutschen. Mit diesem Werke hatte Sybel sich seine Stellung unter den ersten deutschen Historikern erworben und seinem Volke ein klassisches Geschichtswerk von dauerndem Werthe geschenkt. Wie erschöpfend er gearbeitet hatte, zeigt am besten die verhältnißmäßig geringe Literatur, die über diese Zeit nach seinen Büchern erschienen ist, obwohl es sicherlich an reger Thätigkeit auf allen historischen Gebieten nicht fehlt.

Wenn wir es uns auch gegenüber den beiden gefeierten Historikern versagen mußten, den Werth aller ihrer Arbeiten, ihre Wirksamkeit als Universitätslehrer, ihre politische Thätigkeit zu berühren, so muß wenigstens mit einem Worte der Archivstellung Sybels gedacht werden. Als er am 3. October 1875 im „Deutschen Verein" zu Köln in einer hinreißenden Rede Abschied nahm, sagte er: „Es ist Ihnen wohl schon bekannt, daß ich einem ehrenvollen Rufe nach Berlin gefolgt bin, um dort die Direction unsrer Staats-Archive zu übernehmen. Auch unserm Verein, welcher für patriotische Gesinnung und geistige Freiheit kämpft, wird es nicht ohne Interesse sein, zu vernehmen, daß bei dieser Berufung der Wunsch unserer Staats-Regierung den Ausschlag gegeben hat, unsere Archive, die in früherer Zeit mit pedantischer Aengstlichkeit gesperrt waren, in immer breiterem Maße der wissenschaftlichen Forschung zu eröffnen, und dadurch für die fortschreitende Entwickelung unseres Staates die feste geschichtliche Grundlage auch im Bewußtsein unseres Volkes zu gewinnen. Denn ein Volk, welches nicht weiß, woher es kommt, weiß auch nicht, wohin es geht."

Wenn je war hier der rechte Mann am rechten Platz, und jeder Forscher weiß zu rühmen, wie die Aera Sybel durch die Eröffnung der Archive unserer Kenntniß neuen Stoff mit unbegrenzter Liberalität zugeführt hat.

Wir wiederholen, so verschieden auch die Lebensthätigkeit beider Männer ist, es sind zwei deutsche Professoren, auf die wir stolz sein dürfen, um die man uns beneidet; zwei Männer der Wissenschaft, deren gewaltiges Schaffen den Jüngern als Ideal vorleuchtet; zwei deutsche Patrioten, die an ihrem Theil für die Einheit und Größe ihres Volkes herrlich mitgearbeitet haben, und deren Wirken unvergessen sein wird.

Als Goethe von dem Streite hörte, wer größer sei, Schiller oder er, sagte er: Freuet Euch, daß Ihr zwei solche Kerle habt. Auch Mommsen und Sybel gegenüber wäre eine solche Fragestellung thöricht; freuen wir uns, daß wir sie beide unser nennen, freuen wir uns, daß sie aufrechten Hauptes im hellen Lichte des Tages wandeln und wirken, und wünschen wir ihnen, daß sie, wie sie es in ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit ausführten, auch an Lebenskraft und Lebensdauer dem Beispiel des großen Altmeisters folgen mögen.

Sir Morell Mackenzie's neuestes Werk.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

Wenn ein weltberühmter Specialist sich entschließt, die Früchte seiner eingehenden Fachstudien, die Resultate der Beobachtung an einem enormen Krankenmaterial zu Nutz und Frommen des Publikums in Form eines populären Handbuches zu verwerthen, so ist er stets sicher in ärztlichen, wie in Laienkreisen auf dankbarstes Entgegenkommen zu treffen. Ist doch die freudige Erwartung, hier etwas Besonderes, etwas Werthvolles, gediegene Belehrung zu finden, eine hochgespannte. So nahmen auch wir das soeben bei Leopold Voß zu Hamburg in deutscher Uebersetzung von Dr. Michael erschienene Werk Mackenzie's „Singen und Sprechen" mit besonderer Erwartung zur Hand, — um es sehr enttäuscht wieder niederzulegen. Denn gelernt haben wir nur Eines daraus, nämlich wie ein solches Handbuch nicht geschrieben werden soll. Weder Stil, noch Inhalt befriedigen die Ansprüche, welche auch die Laienwelt bei uns an ein Werk aus so berufener Feder zu stellen gewohnt ist. Leser, welche in diesem Buche wirkliche Belehrung suchen, werden dasselbe mit kopfschüttelndem „ich bin so klug als wie zuvor" bei Seite legen; deutsche Leser, die gewohnt sind, daß der deutsche Arzt in Schrift und Wort auch im populären Gewande niemals den sittlichen Ernst des Vertrauensmannes verliert, werden sich durch einen amüsantwitzelnden, oft an's Frivole streifenden, mit gewagten, auf die Lachmuskeln speculirenden Antithesen und Vergleichen brillirenden Stil nicht über den Mangel an wirklichem Inhalt hinwegtäuschen lassen. Gewiß ist es erfreulich, wenn es dem Gelehrten gelingt, in populären Werken den trockenen pedantischen Ton, welchen die Behandlung medicinischer Themata vor dem Forum der Fachcollegen verlangt, möglichst abzustreifen und die dargebotene Belehrung auch in unterhaltender, anmuthiger Form zu bringen. Doch — sunt certi denique fines! So weit darf die Absicht der Unterhaltung nicht gehen, daß ein Handbuch über Dinge der Gesundheitspflege sich stellenweise liest wie ein moderner Roman. Ein Werk aus der autoritativen Feder eines berühmten Arztes darf nicht Phrasen bringen, wie: „Fräulein Hygieia bittet den Herrn Papa Aesculap um den Vortritt", oder „ein tiefer Baß, wie man ihn nur in russischen Kirchen und im großen Raubthierhaus des zoologischen Gartens hört"; es darf nicht Bilder und Ausdrücke aus dem Jargon der Börsenjobber und der Pariser Boulevardbummler entlehnen, wie: „der Sanitätsbeamte steht jetzt über pari", „chic", „pschutt", „à propos de bottes"; es darf nicht in den wichtigsten Capiteln sich mit nichtssagenden Phrasen und belletristischen Aperçus weiterhelfen, wie: „das Singen ist die Poesie der Stimme", „das Gehör ist das Gewissen der Stimme" und sich an „die schöne Leserin", „die reizende Leserin" wenden, Phrasen und Redewendungen, wie wir sie allenfalls in einem populär-medicinischen Artikel des „Bazar" oder der „Modenwelt", aber nicht in dem Handbuch einer medicinischen Autorität zu finden gewohnt sind! Der ganze Stil riecht nach Puder und Patchouli; mit jedem neuen Capitel hofft man endlich aus dieser weichlichen Atmosphäre hervorzutauchen an die freie Luft eines ernsten, männlichen Wortes, — vergebens; der Salon behält sein Recht.

Es scheint übrigens, daß Mackenzie selbst über die Unzulänglichkeit seines Werkes vor der Kritik des deutschen Lesers sich nicht im Unklaren befand, da er in der Vorrede zur deutschen Uebersetzung „um die Nachsicht seines neuen Leserkreises bittet, welcher vielleicht schwerer zufrieden zu stellen sei, als seine Landsleute es in diesem Falle gewesen wären". Ich glaube kaum; daß Mackenzie bei dieser Vermuthung auf großen Widerspruch treffen dürfte, um so mehr, da er ausdrücklich erklärt, er stelle sich in seinem Buche „ausschließlich und einzig auf den ärztlichen, speciell auf den Standpunkt des praktischen Arztes". Diese Betonung des rein fachmännischen Standpunktes, welche in den Schlußbemerkungen noch einmal wiederkehrt, erscheint wirklich sehr nöthig, da man in dem Buche wenig davon merkt. In Deutschland ist man „vom ärztlichen Standpunkt aus" an eine andere Behandlung medicinischer und hygienischer Fragen gewöhnt und überläßt die feuilletonistische Causerie den Feuilletonisten!

Uebrigens thun wir vielleicht dem neuen Ritter unrecht; vielleicht ist sein ärztlicher Standpunkt nicht der unserige. Nun, auch wir wollen ritterlich sein und Sir Morell das Wort zur Darlegung seines ärztlichen Standpunktes lassen. Da sagt er denn auf S. 116 — er plaudert gerade in seiner legeren Manier über die verschiedenen Geheim- und Hausmittel, mit denen Sänger sich bei guter Stimme zu halten glauben —, „die meisten dieser Dinge sind, mit Erlaubniß zu sagen, Schund, aber es wohnt ihnen doch oft eine Kraft inne, mit denen der erfahrene Praktiker rechnen muß. — Daher sind in der ärztlichen Kunst auch diejenigen die besten Berather, welche die Dinge nehmen, wie sie sind, nicht wie sie sein könnten. Der wahrhaft aufgeklärte Arzt ist nicht derjenige, der auf

Digitized by Google

der einsamen Höhe der reinen Wissenschaft stehend, Alles für Blödsinn erklärt, was man nicht auf physikalische Grundsätze zurückführen oder mit Hebeln und Schrauben beweisen kann, sondern derjenige, welcher die Anschauungen der Herren Gevatter Schneider und Handschuhmacher sorgfältig studirt und gerade aus den Schwächen der Menschen Hülfsmittel gewinnt. Ich rathe daher stets den Sängern irgendwelche Dinge, von denen sie glauben, daß sie ihrer Stimme nützlich seien, ruhig weiter zu gebrauchen — —." Nein, Sir Morell Mackenzie, wenn das Ihr Standpunkt, der Standpunkt „eines wahrhaft aufgeklärten Arztes" ist, so wollen wir deutschen Aerzte einstweilen noch auf die englische wahrhafte Aufklärung verzichten und lieber da stehen bleiben, wo wir stehen: auf der Höhe unserer Wissenschaft! Auf die Anschauungen von Gevatter Schneider und Handschuhmacher und deren Studium verzichten wir ebenfalls gerne, wollen auch aus den Schwächen der Menschen keine Hülfsmittel gewinnen. Für uns ist der praktische Arzt etwas Anderes. Er ist der rastlose Kämpfer gegen Aberglaube, gegen überkommene Vorurtheile, altgewohnten Schlendrian; er ist das berufene Organ, durch welches die in den Werken der Hygieneprofessoren begrabenen Lehren der Gesundheitspflege ihren Eingang in das Volk und ihre praktische Bethätigung finden; er hat, mitten im Volke stehend, Belehrung und Aufklärung für die Menge zu predigen, und predigt er auch oft tauben Ohren, kämpft er auch oft umsonst, nun wohl, so hat er doch sein Panier, das strahlende Banner seiner Wissenschaft, nicht in den Staub geworfen! — Gewiß mag es oft zur Erreichung einer lucrativen Praxis in der feinen Welt vortheilhafter und gewinnbringender sein, wenn man geschmeidig und gewandt auf „die Schwächen der Menschen" einzugehen weiß. Der liebenswürdige, immer lächelnde, connivente Arzt, der so feinfühlig heraushört, welches Bad die gnädige Frau gerade dieses Jahr durchaus besuchen muß; der für alle Wünsche Erfüllung, für alle Vorurtheile seiner Patienten statt ernstem Belehren ein liebenswürdiges Gewähren zu finden weiß; der dem Trinker seinen Wein, dem Raucher die geliebte Cigarre bereitwillig fortgestattet; der angenehme, zarte, besorgte Arzt, der in seiner Diagnose und seiner Behandlung stets so harmonisch mit den Wünschen und Hoffnungen der Familie seines Kranken zusammenstimmt — er wird sicherlich viel beliebter sein und es bleiben, wenn der „derbe, ehrliche, deutsche Arzt" (ich citire hier wieder Sir Morell) plump und ungemüthlich auf seiner „fatalen" Diagnose und seinem insipiden „Mangel an Entgegenkommen" verharrt und — bei Seite gedrängt wird! Denn „die Welt ist die Welt und bleibt die Welt, und sag' der Pfaff, was er well", meint der biedere Chronist Derer von Zimmern auf Herrenzimmern und Mößkirch. Aber noch haben wir deutschen Aerzte, Dank unserer humanistischen Vorbildung, uns einen Rest idealer Anschauung hinübergerettet in das praktische Leben, das ohne diesen göttlichen Funken todt ist wie eine ausgebrannte Kohle! Nein, Sir Morell Mackenzie, Ihren Standpunkt, der nach Entkleidung von allem phrasenhaften Beiwerk schließlich auf das herauskommt, was man im ärztlichen Fachjargon „dem Patienten die Zunge ziehen" nennt, diesen Standpunkt theilen wir nicht. Kommen Sie nach Deutschland und lassen Sie sich von dem armen, vielgeplagten deutschen Landarzte den Unterschied zwischen deutschem Idealismus und englischer — Geschäftsroutine erklären! —

In obigem Citat werden dem Leser schon die Ausdrücke „Schund", „Blödsinn" aufgefallen sein. An solchen Perlen des Stils fehlt es nicht; gewürzige Worte, wie „albern", „Unsinn", „haarsträubender Blödsinn" finden sich überall eingestreut gleich Trüffeln in der Pastete. Auch das muß englischer Standpunkt sein; wir lieben solche Kraftausbrüche in wissenschaftlichen Werken nicht. „Mit dem Wissen wächst der Zweifel", sagt Goethe und derartige absprechende Grobheiten erhöhen keineswegs die Glaubwürdigkeit eines Autors. Charakteristisch für englische Anschauungen ist auch das ewige Herbeiholen von Bildern und Analogien aus dem Renn-, Ruder-, ja Boxsport; ferner die Prüderie, mit welcher Syphilis als Krankheitsursache stets verschämt umschrieben wird, z. B. „Alkohol und andere Unregelmäßigkeiten der Lebensweise", „sonstige allgemeine Erkrankungen", u. dergl., oder wenn Abdomen (Bauch) für zarte Ohren mit „Magenraum" übertragen wird, eine Prüderie, die geradezu komisch wirkt, nachdem doch jetzt alle Welt den tiefen Sumpf sittlicher Verkommenheit der englischen Gesellschaft sattsam demonstrirt erhalten hat. Geradezu fatal hingegen berühren uns Aeußerungen, welche, geschmacklos genug gewählt, den dünkelhaften Hochmuth des „in der Wolle sitzenden" Praktikers und seinen geringen Respect vor der ernsten wissenschaftlichen Forschung verrathen. Da wird gewitzelt und gespöttelt zum Vergnügen des Bühnenelegants und der „schönen Leserin"; da werden wichtige Streitfragen aus der Physiologie der Stimmorgane kurzweg „Krakehl der Gelehrten" genannt; die Anatomie kommt noch schlimmer weg und wird für das lachende Boudoirpublikum als „unnützes Gezänke um einzelne Fragen" bezeichnet, wobei „sich das sanfte Gesäusel der gegenseitigen Gelehrtenverhimmelungen in einen Orkan von Verwünschungen verwandelt habe"; Definitionen theoretischer Begriffe sind ihm „metaphysische Haarspaltereien". Und das Alles an dem bischen grünen Holze seines beschränkten, einseitigen Specialfaches! Wie mag es da an dem dürren Holze der allgemeinen ärztlichen Anschauungen aussehen? —

Was nun den Inhalt dieses Werkes von 225 Seiten, welches wir kaum für werthvoll genug erachten können, um die Uebersetzung in's Deutsche und Dänische zu verdienen, das aber in einem Jahre in England schon fünf Auflagen erlebt hat, so will der Verfasser damit „in einfachster Weise allgemeine Regeln über Pflege, Ausbildung und Behandlung der Stimme" geben. Nachdem wir uns durch drei Vorreden durchgearbeitet haben, — eine von Mackenzie zur ersten englischen, eine desgleichen zur deutschen Ausgabe und eine vom Uebersetzer —, in welcher beide Herren gegenseitig so einige Kilogramme Olibanum verbrauchen und der Uebersetzer, ein Hamburger Specialcollege des Verfassers, sich bis zu folgender kosmopolitischer Leistung versteigt: „Ein Engländer hat es hier verstanden, deutsche Gründlichkeit im Gewande französischen Salonstils gewürzt mit Dickens'schem Humor vorzuführen", — nachdem wir uns durch diese gegenseitigen Weihrauchwolken durchgearbeitet haben, finden wir den Stoff eingetheilt in die Hauptabschnitte: Erziehung der Stimme zum Singen und Sprechen, Ausbildung derselben und Pflege der bereits ausgebildeten, nebst zwei Anhängen, specielle Gesundheitslehre für Sänger und eine desgleichen für Redner. Das Thema ist gewiß interessant und anziehend genug und man dürfte von einem Autor, dessen Praxis ein enormes Material beherrscht, berechtigterweise viele neue Beobachtungen und daran angeknüpfte gediegene Belehrung erwarten. Von Seite zu Seite wartet man, daß nun endlich einmal etwas kommen wird, was dem Weltrufe des berühmten Specialisten entspricht und woraus man etwas lernen kann. Was findet man? Unendlich wenig Aerztliches, dagegen eine Masse Detail aus der Singstunde, Coulissenklatsch und Künstleranekdoten. In der Ausbildung spricht er überall dem „laisser faire laisser aller" das Wort, bespöttelt die Hygiene, „den Gesundheitsfanatismus und die Gesundheitstiger", weiß aber zur Kräftigung der Stimme und des Athmungsprocesses auch nichts weiter vorzubringen als allgemeine hygienische Vorschriften, Empfehlung von Bewegen im Freien, Laufen, Rudern, Schwimmen, Ballspiel. — Im Capitel „Mechanismus der Sprache" finden wir als Gipfelpunkt specialistischer Erfahrung: „Ein vollkommener Redner zeigt sich in der vollendeten Aussprache der Buchstaben". Wie neu und instructiv! Da finden wir ferner dunkle Orakelsprüche, wie folgenden: „Provinciale und nationale Verschiedenheiten im Accent beruhen auf leichten physikalischen Unterschieden in der Art und Weise der Ergänzung der verschiedenen Töne, welche in zweiter Linie wieder in gewisser Weise auf kleine ethnologische Verschiedenheiten in der Bildung der Organe zurückzuführen sind". Wer kann daraus etwas lernen? Die Verschiedenheiten beruhen auf Unterschieden und diese wieder in gewisser Weise auf Verschiedenheiten! Hier, in seinem eigensten Fahrwasser, soll der berühmte Specialist etwas Positives

Digitized by Google

liefern, keine Phrasen! Hic Rhodus, hic salta! — Das hochwichtige und interessante Capitel „Fehler der Sprache“ wird auf drei Seiten abgemacht; hier erwartet man, daß auf Kußmaul's classisches Werk über die Sprache und seine epochemachenden Entdeckungen auf diesem Gebiete eingegangen würde; doch kommt der Name Kußmaul in dem ganzen Buche nicht vor. Dagegen citirt der ärztliche Verfasser in seinem „ausschließlich vom ärztlichen Standpunkt“ geschriebenen Werke eine bunte Reihe von Schriftstellern und Dichtern, deren Aussprüchen beweisende Autorität zugemuthet wird. Da ziehen an uns vorüber: Cicero, Emma Seiler, Quintilian, Miß Braddon, Rabelais, Homer, George Sand, Virgil, Gladstone, Basilius der Große, Cardinal Newman, ein Monsieur Goucuenheim (Guggenheim!), sogar „ein berühmter Musiklehrer des Alterthums“, ein p. p. Timotheus, wird citirt! Von diesen „ärztlichen“ Autoritäten läßt sich der Verfasser gelegentlich wunderbare Fälle erzählen, die gewiß auf genauester wissenschaftlicher Beobachtung beruhen. So soll der Sänger Rubini beim Singen eines hohen Tones sich einen Bruch des Schlüsselbeins zugezogen haben! Hiermit soll die Kraft der Stimme bewiesen werden! Wie kann ein Arzt so etwas glauben und in einem medicinischen Werke anführen?! — Ein ander Mal finden wir bei Besprechung des Stimmwechsels und seiner Zeitdauer als „Beweis“ dafür, daß diese Zeitdauer oft eine geringere als allgemein angenommen, die verbürgte Thatsache: „Bei dem Sänger Lablache soll die Stimme an einem Tage sich von hohem Sopran in tiefen Baß verwandelt haben“. Es erscheint unfaßbar, wie Verfasser solche Märchen glauben kann, wenn er auf Seite 29 selbst sagt: „Der Stimmwechsel beruht auf anatomischen Veränderungen: Größenzunahme des Kehlkopfes in allen Dimensionen, Zunahme der Knorpel an Dicke und Festigkeit; der Winkel, den die zwei Platten des Schildknorpels bilden, wird schärfer, die Stimmbänder werden länger und dicker“. Fügen wir noch hinzu, daß die für die Bildung einer tiefen Stimme nöthigen Nebenhöhlen der Nase, die Stirnhöhle u. a. erst zur Zeit des Stimmwechsels ihre normale Größe langsam erreichen und daß überhaupt das Eintreten des Stimmwechsels ein Geschlechtscharakter ist, — wie soll sich das Alles an einem Tage ereignen?! —

In der speciellen Gesundheitslehre für Sänger und Redner suchten wir gespannt nach speciellen Verordnungen und fanden — Gemeinplätze, wie: „die Kleidung muß dem Wetter und der Jahreszeit angemessen sein“; „man halte stets die Füße und beim Verlassen des Theaters die Brust warm und nehme ein Tuch vor den Mund“; „bei Ermüdung der Stimme ist Ruhe die Hauptsache“, und ähnliche Goldkörner der Wissenschaft, gegen deren Richtigkeit wohl wenig einzuwenden sein mag, die aber doch des Reizes, der Neuheit entbehren dürften. Dagegen erfahren wir zu unserer großen Freude, wer in London den besten Respirator fabricirt (Roberts & Co., New Bond Street No. 27) und in welcher Apotheke die besten Bonbons gegen Heiserkeit verkauft werden. Interessant sind, nebenbei gesagt, die ganz originellen Ansichten, welche der Verfasser über die Wirkung derartiger Mittel entwickelt, wenn er sagt: „Die Emollientia (erweichende Mittel, Glycerin ꝛc.) sind für die Stimme, was die Wagenschmiere für die Räder; sie glätten die Oberfläche der Schleimhäute“. So einfach, grob mechanisch ist aber die Wirkung dieser Dinge nicht. Ich gestatte mir, obwohl nicht Specialist, die kleine Correctur, daß diese Medicamente die Schleimhäute chemisch reizen, durch diesen Reiz zur Schleimabsonderung anregen und daß erst auf diesem Wege die Oberfläche schlüpfrig gemacht wird. — Und so könnte man noch manchen Edelstein specialistischer Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit in diesem Handbuche entdecken. „Wer suchen will im wilden Tann, manch schönes Stück noch finden kann, ist mir zu viel gewesen“. Nur zum Schluß noch ein Cabinetstück. Nämlich die gediegene Ansicht des Dr. Mackenzie über moderne wissenschaftliche Literatur. Man höre. „Unreife Theorien gestützt auf eine handvoll mangelhaft beobachteter Thatsachen werden als wissenschaftliche Entdeckungen ausposaunt. Unter Literatur verstehen die Meisten jetzt mehr die schnell geschmierten und noch schneller vergessenen Leitartikel der Zeitungen“. Ist Das nun „deutsche Gründlichkeit“ oder ist es „französischer Salonstil“ oder am Ende gar „Dickens'scher Humor?“ — Dem Uebersetzer, welchem wir vorstehendes internationales Compliment in der Vorrede verdanken, sind in der Begeisterung einige „Hamburgismen“ entschlüpft, wodurch der Reiz des Stiles noch um eine nationale Eigenthümlichkeit vermehrt erscheint; z. B. „Das Zäpfchen ist der große Buhmann, der an allen Halskrankheiten der Sänger Schuld sein soll“; ferner „Bebern“, „Tingeltangel“, „Gejaule“, „Da liegt der Hund begraben“, und andere schöne Wendungen, deren Wiege zwischen Slamatjenbrücke und Stubbenhuk gestanden hat.

Alles in Allem genommen: seit Vollendung seines großen Werkes über Halskrankheiten scheint Sir Morell Mackenzie „des trockenen Tones nun gründlich satt zu sein“ und der glänzende Erfolg seines neuesten Opus beim großen Haufen in England mag ihn vielleicht anspornen hierin noch mehr zu thun. Wir würden dies in Mackenzie's Interesse bedauern. Noch deckt sein großer Ruf die Blößen, welche er sich durch sein legeres, leichtherziges Vorgehen und Gebahren in Praxis und Literatur neuerdings gegeben. Verläßt er aber immer mehr den Boden ernster wissenschaftlicher Forschung, dem die Wurzeln aller ärztlichen Kraft entsprießen, so dürfte dem glänzenden Anfang seiner Laufbahn das Ende kaum entsprechen. Und „das Ende beziert all' arbaiten, dergleichen Alles, damit die Menschen umbgeen“. —

Eine neue Entthronung Shakespeare's.

Von C. A. Honthumb.

Seit Miß Delia Bacon im Jahre 1856 in „Putnams Magazine“ zum ersten Male die kühne Behauptung aufstellte, daß nicht William Shakespeare, sondern Francis Bacon, der große Philosoph und Lordkanzler von England, „Shakespeares Werke“ geschrieben, ist eine ganze Literatur über die Frage: „Was schrieb Shakespeare?“ entstanden; die arme Miß Bacon wurde verlacht, verspottet und in die literarische Acht gethan, sodaß sie am gebrochenen Herzen starb, aber der Gedanke, den sie angeregt, blieb vor der Welt und in diesen dreißig Jahren sind, wie wir aus einer kürzlich gemachten Zusammenstellung ersehen, nicht weniger wie 255 Bücher und Pamphlete erschienen, in welchem deren Thema besprochen wird. Von diesen stellen sich 117 auf Seite Shakespeares, 73 erklären, daß Shakespeare ein literarischer Betrüger sei, während 65 zu keinem bestimmten Resultate kommen und die Sache zweifelhaft lassen. Aus diesen Zahlen erhellt schon, daß die Zweifel an der Echtheit Shakespeares nicht so vollständig aus der Luft gegriffen sein können, sondern eine sachliche Berechtigung haben müssen, die vielleicht schon eine weit größere Beachtung und Anerkennung gefunden haben würde, wenn sich nicht das natürliche Gefühl der Pietät dagegen sträubte, einen Mann, den die ganze gebildete Welt seit zweieinhalb Jahrhunderten als den größten dramatischen Dichter, den tiefsten Kenner des Lebens und der Menschen gekannt verehrt hat, von seiner sonnigen Höhe zu stürzen und ihn als Betrüger der allgemeinen Verachtung preiszugeben und wenn derartige Angriffe nicht unwillkürlich an das

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n

erinnerten. Aber selbst die eingefleischtesten und enthusiastischsten Shakespeareianer können und dürfen jetzt nicht mehr so ohne Weiteres mit einem mitleidigen oder verächtlichen Lächeln über die Angriffe ihrer Gegner hinweggehen, sondern ihre Aufgabe ist es, die vorgebrachten Beweise und Argumente zu widerlegen, Gegenbeweise zu bringen und nicht eher zu ruhen, bis alle Zweifel an die Größe und Erhabenheit des „großen Briten“ gründlichst gehoben sind, sodaß auch nicht ein dunkler Flecken auf dem leuchtenden Namen zurückbleibt.

Digitized by Google

Es wird das keine leichte Aufgabe sein, denn die Feinde mehren sich, die Angriffe werden wuchtiger, die Argumente durchgreifender, und als ein gewiß nicht zu unterschätzender Feind mit sehr schwerwiegenden Argumenten wird sich ein ehemaliger Senator aus Minnesota, ein Amerikaner, ein Herr Ignatius Donnelly, erweisen, wenn auch vielleicht Viele noch im Augenblick der Ansicht sind, daß es wohl kaum nöthig ist, den Mann — ernsthaft zu nehmen. Er wird demnächst ein Werk bei Sampson Low, Marston & Co. in London erscheinen lassen, das den seltsamen Titel führen wird: „The Great Cryptogram: Francis Bacons Cipher in the socalled Shakespeare-Plays" und umfaßt zwei Abtheilungen, das „Argument" und die „Demonstration". Die erste beschäftigt sich mit den Beweisen und Argumenten für die Behauptung, daß nicht Shakespeare, sondern Francis Bacon die Werke geschrieben, während die zweite die Geschichte und Erklärung der von Donnelly entdeckten Chiffreschrift und die Erzählung selbst enthält.

Das „Argument" ist in drei Bücher getheilt, das erste bringt die Beweise, daß Shakspere (wie der Mann von Stratfort hieß) die sogenannten Shakespeare'schen Werke nicht verfaßt haben kann, das zweite, daß Francis Bacon der Verfasser ist, und im dritten sind eine große Anzahl Parallelstellen und Parallelgedanken aus den anerkannten Bacon'schen Werken und den sogenannten Shakespeare'schen zusammengestellt. Im ersten Capitel des ersten Buches weist er darauf hin, daß der Verfasser der Shakespeare'schen Werke unter allen Umständen ein wirklicher Gelehrter gewesen, der die Klassiker im Urtext gelesen, die gebräuchlichsten europäischen Sprachen kannte, mit allen philosophischen Systemen vertraut war. Kurz ein Mann von gründlicher Bildung und umfassenden positiven Wissen gewesen ist. In den folgenden Capiteln entwirft er dann von William Shakspere, dem Mann von Stratford, ein realistisches Bild, über das die Shakespeare-Enthusiasten gewiß wenig erfreut sein werden; er zeigt, daß der Mann von Stratford als niedriger Proletarier geboren, gar keinen Unterricht genossen, daß er in London durch falsche Vorspiegelungen und directe Fälschungen sich in literarische und aristokratische Kreise hineingedrängt habe, daß er seine Familie vernachlässigt, nichts für die Erziehung seiner Kinder gethan und schließlich nach einem dreitägigen Saufgelage mit Drayton und Touron gestorben sei. Donnelly beschuldigt ihn aller nur möglicher Laster, nennt ihn einen Ehebrecher, Liederjuden, Säufer, Wucherer, Betrüger, Lügner, Fälscher; er fühlt selbst, daß man ihm den Vorwurf machen wird, daß er zu scharf geurtheilt, aber er erinnert seine Leser daran, daß er „gegen die Riesenmauer des öffentlichen Vorurtheils und des tief eingewurzelten Irrthums ankämpft" und bittet, „seinen Ernst nicht als Bosheit aufzufassen;" er frägt dann zum Schluß dieses „Lebensbildes", ob es überhaupt möglich oder denkbar sei, daß ein so moralisch und physisch verkommener Mensch solche „Werke" verfaßt haben kann.

Als weiteres Argument führt Donnelly die Thatsache an, daß Shakspere (Donnelly gebraucht stets diese Schreibweise, wenn er den „Mann von Stratford" nennt) keine Bibliothek besessen hat, in seinem Testamente wird keines Buches Erwähnung gethan, und es existiren jetzt überhaupt nur noch zwei Bücher, die angeblich Eigenthum Shakspere's gewesen, doch weist bei beiden Büchern Donnelly nach, daß diese Annahme eine irrthümliche ist; der Mann der „Shakespeare" geschrieben, muß aber eine sehr reichhaltige Bibliothek besessen haben, öffentliche Bibliotheken, die er hätte benutzen können, gab es damals nicht, jedenfalls nicht in Stratford, und so ist es gar nicht denkbar daß Shakspere den „Shakespeare" geschrieben haben kann. Noch bezeichnender ist das Nichtvorhandensein auch nur einer einzigen Linie von Shakspere's Hand herrührenden Manuscripts. Alles Schriftliche, was uns von dem „Mann von Stratford" überliefert worden ist, besteht aus fünf Unterschriften, die ganz den Eindruck machen, als ob der Verfasser dasselbe überhaupt nicht habe schreiben können und sie nur mit Mühe nachgezeichnet habe. Die Annahme der Shakespeareianer, daß die Manuscripte beim Brande des Globe-Theaters ca. 1613 verbrannt seien, ist durchaus nicht stichhaltig, da es z. B. in der Vorrede der Folio-Ausgabe von 1623 heißt, daß diese Ausgabe nach den Originalmanuscripten gedruckt sei. Im letzten Capitel dieses Buches führt Donnelly dann noch des Weiteren aus, daß der Verfasser des „Shakespeare" ein tüchtiger Jurist gewesen sein muß, daß aber bei Shakspere davon gar keine Rede sein könne, und dann alle Beweise und Argumente zusammenfassend, kommt er zu dem Schluß, daß selbst die Möglichkeit, der Mann von Stratford habe den „Shakespeare" geschrieben, vollständig ausgeschlossen sei.

Im zweiten Buche versucht Donnelly nun, den allerdings schwierigeren Beweis zu liefern, daß Francis Bacon der Verfasser Shakespeare's ist. Francis Bacon — also argumentirt Herr Donnelly — war nicht nur Philosoph und Gelehrter, sondern auch ein wirklicher Poet; er weist zwei Gedichte nach, die unzweifelhaft von ihm herrühren, citirt Stellen aus seinen Briefen, worin er Andeutungen auf seine „geheime Beschäftigung des Dichtens" macht und führt Stellen aus Briefen an ihn an, worin seine Freunde ebenfalls auf die ihnen bekannte geheime dichterische Thätigkeit anspielen, so heißt es z. B. in einem vom Jahre 1621 datirten Briefe Sir Tobie Matthews an ihn (wir citiren hier ausnahmsweise das englische Original, weil gerade der Wortlaut von Wichtigkeit ist): „The most prodigious wit that I ever knew of my nation or of this side of the sea is of Your Lordshipsname, though he be known by another. Das Capitel schließt mit der Hervorhebung einer Anzahl schwungvoller und hochpoetischer Sätze aus Bacon's authentischen Schriften, die allerdings ein hochpoetisch veranlagtes Talent nicht verkennen lassen. Im zweiten Capitel wird durchgeführt, daß den „Shakespeare" nur ein wirklicher praktischer Philosoph geschrieben haben kann und nachgewiesen, daß eine ganze Reihe philosophischer Ideen und Axiome, wie sie in den Shakespeare'schen Werken zum Ausdruck kommen, identisch sind mit den in den philosophischen Schriften Bacon's ausgesprochenen.

Eine ganz eigenartige Bestätigung der Bacontheorie findet Donnelly in der — Geographie der Dichtungen. Dichter pflegen gern die Stätten ihrer Jugendjahre in ihre Dichtungen hineinzuweben. Stratford am Avon wird aber niemals erwähnt, wohl aber kommt St. Albans, der Wohnort Bacon's, York Place, Bacon's Geburtsplatz, und Kent, seines Vaters Geburtsort, unzählige Male vor; ferner muß der Verfasser in Schottland und Italien gewesen sein und muß längere Seereisen gemacht haben, das trifft aber nicht bei Shakspere, wohl aber bei Bacon zu.

Weitere Anhaltspunkte bieten Herrn Donnelly die Politik und die Religion in den Dichtungen dar. Der Verfasser der Dichtungen war ein Aristokrat und ferner ein geborener Aristokrat von ziemlich ausgesprochener feudaler Richtung, ein Verächter des Plebs und Gegner jeglicher Volksregierung, wie das besonders deutlich aus „Coriolan" und den historischen Königsdramen hervorgeht; trotzdem war er aber auch ein Philanthrop, dem das Wohl der Volksklassen sehr am Herzen lag, wie aus „König Lear" ersichtlich; alle diese Gesinnungen findet man in Lord Bacon wieder, keine einzige aber bei dem Plebejer Shakspere. Der Verfasser gehörte ohne Zweifel zur Essexpartei und war ein Gegner der Cecils, dieselbe Politik verfolgte aber auch Bacon und nicht ganz unwahrscheinlich klingt es, daß der bucklige Robert Cecil dem Verfasser als Richard III. zum Modell gedient und Robert Cecil war — der Todfeind Bacon's. In Bezug auf die religiöse Stellung war der Verfasser ein freisinniger Protestant, ein Gegner des Papstthums, aber im Allgemeinen kein Feind und Verächter der katholischen Religion; diese Stellung nahm aber auch Bacon ein, während Shakspere, wenn man bei dem überhaupt von religiöser Ueberzeugung sprechen kann, ein Papist war und auch nach dem Zeugnisse eines Vicars von Stratford als solcher gestorben ist.

Die wichtige Frage, was denn eigentlich Bacon, wenn er wirklich der Verfasser ist, veranlaßt haben kann, seinen Namen zurückzuhalten, beantwortet Donnelly zunächst mit einem Hinweis auf die sociale Stellung Bacon's; zur damaligen Zeit galt es als keine besonders ehrenvolle Beschäftigung, Theater-

Digitized by Google

stücke zu schreiben. Zur Zeit, als die Stücke entstanden, war Bacon ein armer Advocat ohne Praxis; trotzdem standen ihm gerade in der Periode gelegentlich nicht unbedeutende Mittel zu Gebote und da ein Theaterstück nach den damaligen Verhältnissen 5—12 Pfund einbrachte, würde die Thatsache der gelegentlichen „Flüssigkeit" Bacon's dadurch hinlänglich erklärt sein; als Bacon in Amt und Würden kam und reich wurde, erschienen keine Shakespeare'schen Stücke mehr, trotzdem — wie Donnelly als weiteres Anti-Shakspere-Argument anführt — Shakspere noch zehn Jahre lang in vollster Lebenskraft in Stratford lebte. Daß Bacon in einer späteren hohen Stellung in der Anonymität verblieb, kann ja auch, wenn man auf die damaligen Zeitverhältnisse und socialen Anschauungen Rücksicht nimmt, durchaus nicht überraschen. An Analogien in der Literatur fehlt es ja nicht; sehr wahrscheinlich ist es z. B., daß die Comödien des Terenz von C. Laelius und Scipio Africanus verfaßt sind, Lady Ann Lindsay, Lady Naim und Sir Walter Scott, die entweder gar nicht, oder sehr spät aus ihrer Anonymität heraustraten, sind weitere Beispiele, die Donnelly natürlich noch durch zahlreiche Analogien aus den Literaturen anderer Nationen vermehren könnte. — Das dritte Buch der „Argumente" enthält, wie schon bemerkt, eine Reihe Parallelstellen und Parallelgedanken aus den authentischen Schriften Bacon's und den sogenannten Shakespeare'schen Werken und auch diese Sammlung bildet einen sehr werthvollen und beachtenswerthen Beitrag zu dem Inductionsbeweis der Bacon-Theorie. Den directen Beweis, daß Bacon der Verfasser „Shakespeare's" ist, hat Donnelly durch die „Argumente" allerdings nicht geführt, aber er hat es zum mindesten klar dargelegt, daß Bacon der Verfasser sein kann und bemerkenswerth scheint uns z. B. der Satz zu sein, den Donnelly aufstellt: „Wären die sogenannten Shakespeare'schen Werke auf uns gekommen, ohne den Namen des Verfassers, so würde eine gründliche empirische Forschung Lord Bacon als den Verfasser ermittelt haben."

Sieben Jahre hat Donnelly zu diesen Inductionsbeweisen gebraucht, aber die Krönung seiner Studien erblickt er in seiner Entdeckung einer Geheimschrift Bacon's, der bekanntlich ein großer Freund von Geheimschriften war. Dem Verfasser spielte nämlich der Zufall ein Buch, das einer seiner Söhne zum Geschenk erhalten hatte, in die Hände. Es war eine Art Encyklopädie der Sportvergnügen, Spiele, Kunststücke u. s. w. für Knaben und da fand er in dem Capitel „Geheimschriften" den Satz: „Die berühmtesten und complicirtesten Chiffren, die jemals erfunden worden sind, stammen von Lord Bacon her." Das brachte ihn auf den Gedanken, ob nicht Bacon auf irgend eine Weise durch ein Chiffrirsystem, d. h. hier bestimmte Stellung besonderer Worte im Texte der Dichtungen, das Geheimniß, daß er der Verfasser sei, niedergelegt habe. Die Studien und Versuche, die er nach dieser Richtung hin machte, blieben Jahre lang erfolglos, bis er endlich in den Besitz der schon mehrfach erwähnten Folioausgabe von 1623 kam. Ihm fielen zunächst mehrere auffallende Fehler in der Paginirung der Seiten auf und zwar hauptsächlich in dem Theile, der die historischen Schauspiele enthält; sodann zeigte der Druck selbst merkwürdige Unregelmäßigkeiten im Satz. Der Text ist in Antiqua gesetzt, aber untermischt mit Worten in Currentschrift (Italia) und zwar ist die letzte Schriftart scheinbar vollständig willkürlich benutzt, dieselben Worte auf ein und derselben Seite bald in Antiqua, bald in Current gesetzt; ebenso auffallend war ihm die häufige unmotivirte Benutzung der Klammern ([ ]) und der durchaus willkürliche Gebrauch großer Anfangsbuchstaben. Diese äußeren Eigenthümlichkeiten unterzog Donnelly nun einer genaueren Prüfung und nach Jahre langen, mühsamen und complicirten Versuchen will es ihm gelungen sein, aus den Seitenzahlen, der Anzahl der in Currentschrift gesetzten Worte, den Klammern und den großen Anfangsbuchstaben das mathematische Gesetz der Bacon'schen Chiffreschrift oder vielmehr Chiffresprache zu entdecken! Da wir uns selbst jeder subjectiven Aeußerung über diesen Punkt enthalten wollen, citiren wir hier die Ansicht, die Professor Davidson aus Chicago, der das Manuscript noch vor der Drucklegung einsehen durfte, über diese wunderbarliche Entdeckung hegt; er sagt: „Wenn Herrn Donnelly's Chiffreentdeckung auf Wahrheit beruht, so hat er ohne alle Frage eine der bedeutsamsten literarischen Entdeckungen gemacht, die jemals gemacht worden sind. Er hat dann nicht nur Shakspere zu einer absoluten Null gemacht, sondern auch den Beweis geliefert, daß Francis Bacon der bedeutendste und geistig hervorragendste Mann geworden, der jemals gelebt hat; und nicht nur das, er hat auch ein ganz brillantes und unerwartetes Licht auf eine der interessantesten und bedeutsamsten Perioden der Geschichte geworfen. Jetzt möchte ich aber von vornherein darauf hinweisen, daß ich nicht im Stande bin, die Neugierde der Leser vollständig nach dieser Richtung hin zu befriedigen. Obschon Herr Donnelly sich alle Mühe gab, mir die Natur und Methode dieser Chiffre auseinanderzusetzen, hat er doch in seinen Erklärungen, und das offenbar absichtlich, eine Lücke gelassen. Daß Herr Donnelly von Allem, was er in Anspruch nimmt, persönlich vollständig überzeugt ist, daran zweifle ich keinen Augenblick und daß er bei seinen Vorstudien und Versuchen einen geradezu wunderbaren Fleiß und eine musterhafte Geduld entwickelt hat, davon habe ich mich selbst überzeugt, da er alle diese Vorarbeiten aufbewahrt hat und sie mir zur Durchsicht offen standen. Das Einzige, was ich aus eigener Ueberzeugung nicht weiß, ist, ob die von Donnelly angegebene Methode eine, sagen wir, systematische ist; er hat aber alle meine Fragen in Bezug auf diesen Punkt so offen und ohne irgend welchen Hinterhalt beantwortet, daß ich es mir thatsächlich kaum denken kann, daß er einen Irrthum gemacht oder das Opfer einer unerklärlichen Illusion geworden ist."

Vorläufig hat Donnelly erst die Chiffresprachen in den beiden Schauspielen von „Heinrich IV." entziffert, auf die übrigen Stücke paßt derselbe Schlüssel nicht, doch glaubt Donnelly, daß in den anderen Stücken andere Chiffresprachen mit verschiedenen Schlüsseln verborgen sind. Die Chiffreerzählung ist, wie gesagt, lediglich den Schauspielen „Heinrich IV." entnommen und zwar findet sich der Schlüssel der Chiffre auf Seite 74 der Folioausgabe, d. h. der ersten Seite der zweiten „Heinrich IV.", doch würde es uns hier zu weit führen, auf die Einzelheiten, wie sie z. B. in einem kürzlich in der „North Americain Review" erschienenen Artikel dargelegt sind, einzugehen.

Das zweite Buch der zweiten Abtheilung bringt nun die Erzählung selbst, die Donnelly entziffert hat und eine kuriosere Geschichte ist wohl selten veröffentlicht worden; sie ist nicht etwa kurz und abgerissen oder unverständlich, sondern eine lange, klar und deutlich, mit den kleinsten Details ausgeschmückte Erzählung, die darauf hinausläuft, daß Robert Cecil und Dr. Hayward der Königin Elisabeth verrathen haben, daß Bacon der eigentliche Verfasser der Shakespeare'schen Dichtungen sei und daß die historischen Schauspiele hochverrätherische Ideen enthielten; die Königin wird so wüthend, daß sie den armen Hayward beinahe mit ihrer Krücke todt schlägt, sie nimmt Bacon in Schutz und gibt Befehl, Shakspere zu verhaften und auf die Folter zu spannen. Earl Essex läßt Bacon eine Warnung zukommen, die diesem einen solchen Schrecken einjagt, daß er einen Selbstmordversuch macht; er wird aber wieder gesund und sendet Harry Percy nach Stratford, um Shakspere zu warnen, der denn auch den Entschluß faßt, zu fliehen. Das ist kurz angedeutet der Inhalt der sehr ausführlich in 25 Capiteln erzählten Geschichte; geradezu polizeiwidrig wird darin die Königin Elisabeth behandelt, die als boshafte alte Hexe geschildert wird; so heißt es, um nur ein Pröbchen anzuführen, über ihren Angriff auf Dr. Hayward: „Ihre Gnaden befand sich in einer fürchterlichen Aufregung; sie sprang auf und schlug meinen armen Freund mit dem unteren Stockende ihrer schweren Krücke. Der arme Teufel versuchte zu fliehen, doch das außer sich gerathene alte Weibsbild (old jade) folgte ihm und schlug ihn mehrmals auf den Kopf und an die Seiten des Körpers; er war so wie so kränklich und seine Gliedmaßen waren in Folge eines bösen Fiebers, das er überstanden, sehr geschwächt; die Beine knickten in Folge dessen zusammen und er stürzte zu Boden; sie stellte sich über

Digitized by Google

ihn, riß ihn am Bart herum und schlug ihn so lange, bis die Krücke brach." Ein recht liebliches Bild, das der Verfasser da von der „jungfräulichen Königin" entwirft und ähnliche kräftige, noch viel drastischere Stellen wiederholen sich noch mehrfach in der mehr wie wunderbarlichen Erzählung. Natürlich werden die „Historiker" nicht so ohne Weiteres diese neue „Version" hinnehmen, aber selbst wenn diese „documentarisch" und „archivarisch" die historische Haltlosigkeit dieser Erzählung nachweisen sollten, wird die von Donnelly entzifferte Geschichte zum mindestens als „historische Novelle" Aufsehen genug machen und einen weiten Leserkreis finden.

Professor Davidson bringt seine, wie gesagt sehr ausführliche Besprechung in folgenden Worten zum Abschluß: Ich befinde mich nicht in der Lage, über den wirklichen Werth der Chiffreentdeckung ein Urtheil abzugeben, aber es scheint mir, daß man denselben kaum in Zweifel ziehen kann, andererseits hat mich aber der erste Theil weit mehr interessirt, wie ich es von vornherein für möglich gehalten hätte. Wenn ich ehrlich sein will, so muß ich bekennen, daß der Eindruck, den die Arbeit auf mich gemacht hat, vielleicht ein etwas anderer ist, als Herr Donnelly erwarten mag. Ich neige mich nämlich der Ansicht zu, daß die Verfasser der Dichtungen eine Anzahl tüchtiger, witziger, aber beschäftigungsloser Advokaten waren, die zur Essexpartei gehörten und von denen Bacon der bedeutendste, der Führer war und zu denen außerdem noch der „W. H." der Sonette und vielleicht auch Sir Walter Raleigh gehörte. Nicht willig, die Autorschaft öffentlich anzuerkennen, erlaubten sie Shakspere, dem sie das Aufführungsrecht verkauft hatten, die Stücke unter seinem Namen zu veröffentlichen. Auf diese Weise erwarb sich Shakspere als dramatischer Schriftsteller einen großen Namen, obschon er höchstens ein ziemlich schlauer Theaterdirector war und den verdorbenen Geschmack des damaligen Theaterpublikums insofern gut kannte, daß er die ihm übergebenen Stücke für die Bühne vulgär zurichtete. Nachdem die Herren nun einmal Shakspere zu einer solchen Höhe des Ruhmes emporgehoben, konnten sie ihm die Stücke nicht gut mehr fortnehmen und für sich selbst in Anspruch nehmen, ohne ihm großes Unrecht zuzufügen, ihn der Lächerlichkeit preiszugeben und auch sich selbst in eine sehr schiefe Stellung zu bringen. Ich möchte mich der Annahme zuneigen, daß Shakspere bis zu einem gewissen Grade einen Sinn für dramatische Komik hatte, wie sie sich in gewissen Scenen der Stücke zeigt, die thatsächlich von ihm herrühren mögen. Das ist übrigens nur meine individuelle Ansicht und als etwas anderes wünsche ich sie nicht aufgefaßt zu sehen. Jedenfalls wird das bevorstehende Erscheinen von Donnelly's Buch das größte Aufsehen erregen und die literarische Streitfrage, deren endgültige Erledigung unsere Generation kaum noch erleben wird, auf's Neue anregen.

Feuilleton.

Ein weißer Indianerhäuptling.

Von Bret Harte.*)

Aus dem Englischen von Frank Siller.

Alle hatten ihn als ein träges, nutzloses Geschöpf gekannt. Vom Tage an, da er zum erstenmal seine sämmtlichen Habseligkeiten in einem rothen Taschentuch am Ende einer langstieligen Schaufel tragend, in der Red Wood-Ansiedelung erschien, bis zur Zeit, da er bei der schrecklichen Ueberschwemmung anno 56 träge auf einer Planke forttrieb, war nichts Besseres von ihm erwartet worden. In einer Gemeinschaft starker Männer von starren Tugenden und oft reizend interessanten Fehlern wurde er nur geduldet — ja, es erhob ihn nicht einmal der Besitz irgend einer besonderen menschlichen Schwäche oder lächerlichen Eigenschaft zur fraglichen Wichtigkeit einer Zielscheibe für Späße. Unter den dramatis personae von Redwood Camp war er überzählig, oder hatte höchstens passive, stumme Rollen in den ungestümen Dramen, welche sich zuweilen in den grünen Coulissen der Föhren abspielten. Namenlos, wie auch hablos, wurde er beim Census übersehen, vom Steuereinnehmer ignorirt, und sogar in dem scharfen Wetteifer der Sheriffswahl hatte keiner der Candidaten für das Amt es der Mühe werth gehalten, von dieses Menschen Stimmrecht für sich Gebrauch zu machen. Auch hatte er nicht einmal einen Spitznamen und wurde in dieser Ansiedelung, die aus Karten-Willem, Hazard-Richard, Fluch-Peter und Revolver-Harry zusammengesetzt war, nur unbestimmt als „Er", der „Nichtsnutz" oder „Schlapps" erwähnt. Später erinnerte man sich mit einem fast abergläubischen Gefühl daran, daß ihm nicht einmal die Auszeichnung eines Unfalles je zu Theil geworden, oder daß er in den Kämpfen, die oft in der Ansiedelung vorkamen und bei denen das Blei munter hin und her sauste, der Ehre theilhaftig wurde, von einem Schusse getroffen zu werden. Und die Ueberschwemmung, die ihn endlich davontrug, schien ihn nicht zu überraschen: während Andere entkamen oder, Rettung versuchend, ertranken, trieb er träge und ohne Versuch, sie zu lenken, auf seiner Planke dahin.

Dennoch war Elias Martin — das war sein wirklicher Name — durchaus nicht unliebenswürdig oder abstoßend. Thatsächlich war er feige, unwahr, selbstsüchtig und faul; vielleicht war es sein specielles Unglück, daß gerade damals Muth, Offenheit, Freigebigkeit und Fleiß die Hauptfactoren im Leben der Red Wood-Ansiedler waren. Seine unterthänige Demuth, seine unbezweifelte Bescheidenheit, seine theilweise Bildung und sein liebenswürdiges Benehmen kamen darum nicht in Betracht gegen die Thatsache, daß er während eines Angriffes der Diggerindianer nicht zu finden war und, um es zu beschönigen, gelogen hatte, oder daß er sein Anrecht auf eine Goldentdeckung verloren hatte, weil er zu feige war, es gegen einen rohen Kerl zu vertheidigen, und zu selbstsüchtig, um die Entdeckung rechtzeitig den Ansiedlern mitzutheilen. Doch erweckten diese Schwächen kein herbes Gefühl gegen ihn und wahrscheinlich lag der Grund der Gleichgültigkeit seiner Leidensgefährten während der Schlußkatastrophe, was sein Schicksal anbetraf, lediglich darin, daß man zu solcher Zeit Jemand leicht vergißt, der im entscheidenden Moment sich schwach und feige zeigt.

So stand es um Ruf und Vergangenheit des Mannes, welcher am 15. März 1856 auf einem hochangeschwollenen Nebenfluß des Mingo dahintrieb. Ein außergewöhnlich starkes Frühlingsgewitter hatte die Wasser des naheliegenden Flusses gehoben, bis sie, die Grenzen des Bettes durchbrechend, einen Ausweg durch das keilförmige Thal suchten, in welchem die Red Wood-Ansiedelung lag. Vierundzwanzig Stunden lang goß der übervolle Strom die Hälfte seiner Wassermassen über die zerstreut daliegende Ansiedelung, von welcher am Ende dieser kurzen Zeit Alles, was Menschenhände gebaut, fortgeschwemmt worden war. Die Ueberbleibsel waren weit durch's Land zerstreut, hier und da von den Aesten der am Ufer stehenden Weiden und Gebüsche aufgefangen, in Pfützen oder auf dem Grase noch theilweise überschwemmter Wiesen liegend. Doch ein Stück — Elias Martin tragend — folgte den verschiedenen Wendungen eines Nebenflusses wohl fünfzig Meilen weit. Wäre er ein unbesonnener, ungeduldiger Mensch gewesen, so wäre er wohl schon längst, bei einem verzweifelten Versuch, das Ufer zu gewinnen, ertrunken; hätte er auch nur gewöhnlichen Mannesmuth gehabt, so hätte er leicht in die Aeste irgend eines Baumes klettern können. Doch er war keines von beiden und haftete an seiner floßartigen Unterlage mit einer Zähigkeit, welche ihre Ursache halb in einer Art Schreckenslähmung, halb in der Geduld gewohnheitsmäßiger Unentschlossenheit hatte. Endlich faßte eine Seitenströmung sein Floß, schwemmte es an's Ufer, und er befand sich nun allein in einer unentdeckten Wildniß.

Sein erstes Bewußtsein war ein so starkes Hungergefühl, daß es jedes andere, selbst das der Dankbarkeit für seine Rettung, zurückdrängte. Sobald seine gelähmten Glieder es erlaubten, kroch er aus dem Gebüsch, um nach Nahrung zu suchen. Er ahnte nicht wo er war; es war nir-

*) Wir bringen hier die neueste Schöpfung des amerikanischen Schriftstellers. Das Original erscheint gleichzeitig im Weihnachtshefte der New-Yorker Monatsschrift „Scribners Monthly Magazin".

Die Redaction.

Digitized by Google

gends das geringste Zeichen von menschlicher Behausung oder Nähe. Er war zu sehr von der Angst ergriffen gewesen, um zu beachten, in welcher Richtung er von der Strömung getragen worden war — selbst wenn er die gewöhnlichen Kenntnisse eines Hinterwäldlers besessen hätte, was nicht der Fall war. Er war hülflos. Noch kaum fähig, einen Gedanken zu fassen, bemerkte er ein Eichhörnchen, das, eine Nuß knackend, auf dem Aste eines hohlen Baumes saß; er machte einen fast wahnwitzigen Sprung nach dem Thiere und verscheuchte es. Doch die Gedankenfolge der Hungeridee brachte selbst sein confuses Gehirn dazu, nach des Thierchens Schatzkammer im hohlen Baume zu suchen. Gierig verschlang er die wenigen Haselnüsse, die er dort fand. Diese Befriedigung des rein thierischen Instinctes schien ihm eine gewisse thierische Kraft und Intuition zu verleihen. Er humpelte durch das Dickicht fast wie ein ungeberdiger, aufgescheuchter Vierhänder, hier und da anhaltend, um durch die Oeffnungen über die Wiesen hinzublicken. Seine Seh-, Hör und Riechorgane hatten sich fast übernatürlich geschärft. Es waren die letzteren, welche ihn plötzlich zum Stehen brachten — er roch geräucherten Fisch. Dies hatte eine Bedeutung, welche den bloßen Instinct des Hungers zurückdrängte — es deutete auf die Nähe eines Indianerlagers und drohte darum Gefahr, Marter, Tod.

Heftig zitternd, hielt er an und versuchte, seine zerstreuten Sinne zu sammeln. Die Red Wood-Ansiedler hatten sich in unnützer und brutaler Weise mit den benachbarten Indianern überworfen und behaupteten sich gegen diese nur durch tollkühnen Muth und außerordentliche Schützenkunst. Die häufige Wahl eines wandernden Indianers zur Zielscheibe für Schießübungen Seitens der Ansiedler hatte einen unsterblichen Haß in die Herzen der Urbewohner gepflanzt und reizte sie zur schrecklichen, wenn auch vereinzelten Wiedervergeltungen. Der scalpirte und geschundene Leichnam Jack Troiner's, auf sein Pferd gebunden und durch ein hinter dem Sattel angebrachtes Kreuz grausig aufrecht gehalten, ritt eines Nachts, wie eine schauerliche Geistererscheinung langsam in die Ansiedelung. Der Leichnam Dick Ryner's wurde im Flußbett gefunden, aufgeschlitzt und mit Steinen gefüllt. Wenn einer der Ansiedler, vereinzelt und schutzlos, in die Hände der Indianer fiel, war sein Schicksal ein schreckliches.

An all' das dachte Elias Martin, aber seine Angst verlor sich allmählich in einer gewissen Apathie der Einbildungskraft, welche vielleicht seine Vorsicht einschläferte und dem Instinct des Hungers wieder seine vorherrschende Macht gestattete. Er wußte, daß die niedrigen aus Birkenrinde gemachten Zelte oder Wigwams der Indianer an ihren oberen Sparren voller Stücke geräucherten Lachses hingen, und sein ganzes Wesen war jetzt auf einen Versuch concentrirt, heimlich einen solchen leckeren Bissen zu erwischen. Bis jetzt hatte er noch kein anderes Zeichen von Leben oder menschlicher Wohnung entdeckt; doch einige Augenblicke später, etwas kecker durch ein thierähnliches Vertrauen in seine zeitweilige Sicherheit, kroch er aus dem Dickicht und bemerkte ganz nahe einen langen hügelartigen Bau aus Lehm und Rinde, welcher bis an den Fluß reichte. Eine einzige enge Oeffnung, ähnlich dem Eingange in eine Eskimohütte, lag nach dem Flusse hin. Martin erkannte sofort den Zweck des Baues. Es war ein „Schwitzhaus", ein Bau, der allen eingeborenen Stämmen Kaliforniens bekannt ist. Halb Tempel der Andacht, halb Sanitätsasyl, wurde es auch als russisches Bad oder überheizter Raum benutzt, aus welchem die Krieger, wenn sie die Nacht hindurch bei schmorenden Feuern geschwitzt hatten und fast betäubt waren, beim Morgendämmern sich schweißgebadet in die eisig kalte Fluth des Flusses stürzten. Hitze und Rauch wurden außerdem noch zum Dörren und Räuchern langer Reihen Fische benutzt, welche unter dem Dache hingen, und es war die schmale Oeffnung, die als Schornstein diente, welcher der Geruch entstieg, den Martin gespürt hatte. Er wußte, daß der Bau jetzt leer sein müsse, da die Badenden ihn nur von Mitternacht bis zum Morgengrauen benutzten — so näherte er sich denn vertrauensvoll.

Etwas erstaunt war er, den kleinen Raum zwischen dem Bau und Flusse von einem rauh gefertigten Gestell eingenommen zu finden, von der Art, die gewisse Stämme gebrauchen, um ihren Todten die letzten Ehren zu erweisen; doch in diesem Falle enthielt es nur befiederte Beinkleider, Tressentuch und Adlerfederkopfschmuck eines Kriegers. Martin verweilte jedoch nicht lange an diesem gar zu freien Platz, sondern kroch rasch und auf allen Vieren in das Innere des Hauses. Hier beendete er sein Festmahl mit geräuchertem Lachs und wärmte seine noch starren Glieder an den glimmenden Holzbränden. Während er seine zerfetzten Kleider und unbeschuhten Füße trocknete, dachte er an die jetzt ungebrauchten Beinkleider und Moccassins des dahingeschiedenen Kriegers, und dabei fiel ihm ein, daß er minder leicht die Aufmerksamkeit der Wilden auf sich ziehen und sie in Versuchung führen würde, einige Pfeile nach ihm fliegen zu lassen, wenn er in seiner Kleidung ihnen ähnlich sähe. Er kroch hinaus, nahm was da war, zog alles an und warf seine alten Kleider in den Strom. Ein Mann von größerer Kühnheit, Thatkraft und Vorsicht hätte sich nun rasch in's Dickicht zurückgezogen, eine Portion Fischproviant für künftigen Gebrauch mitnehmend, um von dort aus mit Sicherheit zu recognosciren. Doch Martin ergab sich wieder einmal seiner sorglosen Trägheit und dem thierischen Instinct augenblicklicher Sicherheit. Er kehrte in's Innere der Hütte zurück, hockte bei der glimmenden Asche, halb mit dem Wunsche, bis zum Abend zu schlafen, und halb zaudernd, bis er endlich in einen unruhigen bewußtlosen Zustand verfiel. Als er erwachte, sandte bereits die aufgehende Sonne, fast auf gleicher Höhe mit der Oeffnung des Schwitzhauses, ihre Strahlen direct hinein, als wollte sie es mit feurigen Speeren durchsuchen. Er hatte zehn Stunden geschlafen. Zitternd erhob er sich. Draußen war Alles still; vielleicht konnte er noch entkommen. Er kroch zur Oeffnung. Der freie Platz davor war leer, das Todtengestell entfernt. Die klare frische Luft belebte ihn. Als er hinausſprang und aufrecht stand, betäubte ihn aber ein wilder Schrei, der rings um ihn aus der Erde zu kommen schien. Er blickte um sich in hilfloser Seelenangst. Ein Dutzend concentrischer Kreise niederhockender Indianer, deren Köpfe über dem Grase sichtbar waren, umringte das Haus. An ein Entkommen war nicht zu denken. Vielleicht war das der Grund, warum sich die ihn Umringenden passiv verhielten, und die ihm nächsten scharfen halbhebräischen Profile stoische Erwartung ausdrückten. Eine merkwürdige Aehnlichkeit des Ausdruckes lag auch in seiner unbeweglich apathischen Verzweiflung. Ein confuse Idee, seine Aufdringlichkeit zu entschuldigen, wurde in ihm wach. Sein verzweifeltes Gedächtniß gab ihm wirklich einige der gebräuchlichsten Indianerwörter ein. Automatisch wies er auf sich selbst und auf den Strom. Seine erblaßten Lippen bewegten sich.

„Ich komme — aus — dem Wasser!"

Ein Kehlton, als räuspere sich ein Jeder, durchlief die verschiedenen Kreise. Die Nächsten wiegten sich hin und her und neigten ihre befiederten Häupter ihm zu. Ein hohlwangiger, fast verdorrter Alter erhob sich und sagte bescheiden:

„Er ist es! Der große Häuptling ist erschienen!"

Er war gerettet.

Mehr als das, er war neugeschaffen. Denn durch Zeichen und Bewegung ward ihm bald kund, daß seit dem Tode des früheren Häuptlings die Medicinmänner prophezeiht hatten, daß dessen würdiger Nachfolger wunderbar vor ihnen erscheinen würde, vom Meere aus auf dem Wasser des Stromes geräuschlos getragen, und in vollen Federn und Insignien seines Vorgängers. Dieses Zusammentreffen der Erscheinung und der Kleidung hätte vielleicht nicht genügt, die Krieger zu überzeugen, wenn nicht Elias Martin's wirkliche Mängel zu ihrem zweifellosen Glauben an ihn beigetragen hätten. Nicht nur seine apathische Haltung ihnen gegenüber, sondern auch seine gänzliche Unähnlichkeit mit den weißen Pionieren ihrer Bekanntschaft wie auch seine deutliche Verschiedenheit von ihnen selbst begründete ihre Ueberzeugung seines übernatürlichen Ursprungs. Seine milde, demuthsvolle Stimme, sein nachgiebiger Wille, seine träge Hülflosigeit, sein stiller Ernst, der Mangel fremder Waffen und schrecklicher Explosivstoffe — alles deutete auf eine an gar zu wunderbare Abweichung von allem was sonst seine scheinbare Race kennzeichnete. Elias Martin, der in einer Gemeinschaft halbbarbarischer Menschen übersehen und verachtet worden war, sah sich nun plötzlich in der Gesellschaft von gänzlich Wilden geehrt, ja fast angebetet.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Concerte.

„Das Lied von der Glocke", Gedicht von Friedr. Schiller, in Musik gesetzt für Soli, Chor und Orchester von Bernhard Scholz. Zum ersten Male aufgeführt vom Cäcilienvereine unter Leitung des Componisten.

Herr Bernhard Scholz hat vor zwanzig Jahren in Berlin mit der alten Berliner Symphoniecapelle Orchesterconcerte gegeben; später ward er Director der bedeutendsten Musikgesellschaftsconcerte in Breslau, jetzt ist er Director des Hoch'schen Conservatoriums in Frankfurt als Nachfolger von J. Raff. Er hat eine Ouverture „Im Freien", eine Sonate, Quartett, auch ein Clavierconcert geschrieben, die durch ihren freundlichen, idyllischen Charakter und durch vortreffliche Arbeit vielfache Anerkennung erwarben. Weniger glücklich war er mit einer „komischen Oper" Ziethenhusaren, die in den 70er Jahren am Königlichen Opernhause gegeben, nach wenigen Aufführungen von der Bühne verschwand. Die verdienstliche Arbeit, die immer sehr anständige Haltung der Musik ward allgemein anerkannt; doch diese Vorzüge boten keinen Ersatz für den Mangel an Erfindung. Und dieser ist in dem neuesten großen Gesangswerke des Componisten bemerkbar. Es ist Alles recht schön gedacht, das Gedicht ist gewissermaßen von einem neuen Standpunkte aufgefaßt; einige Nummern können als sehr wirksam bezeichnet werden. Aber in keiner tritt eine bestimmte Eigenthümlichkeit, sei es der Melodie oder Harmonisation, hervor, die einen nachhaltigen Eindruck hinterließe, an die man sich erinnerte als an Etwas, das so zu sagen für sich besteht. Die musikalische Sprache bewegt sich überall in vornehmer Fassung; keine unedle Wendung berührt das empfindlichste Gehör — aber kein höherer Aufschwung erfaßt unseren Geist und erhebt ihn über die Sphäre der vornehmen Redensart in die wahrhaft künstlerischer musikalischer Dichtung.

Allerdings ließ die Wahl des Gedichtes die Schöpfung eines musikalischen Kunstwerkes nicht zu Stande kommen. So herrlich wie das Lied von der Glocke ist — eine unerschöpfliche Schatzkammer deutschen Geistes — der musikalischen Composition ist es wenig günstig. Es enthält zu viel Beschreibungen und Betrachtungen, die keine Anregungen für musikalische Stimmungen bieten. In der älteren Zeit, als alles Mögliche und Unmögliche in Musik gesetzt ward, konnte Romberg mit gutem Glauben an die Composition des Gedichtes treten und sogar einiges Schöne erzeugen. In unserer Alles gründlich durchdenkenden Zeit halte ich das Unternehmen von vornherein für verfehlt, weil der Componist, je mehr er über das Gedicht nachdenkt, nur desto mehr zur Erkenntniß gelangen muß, daß es sich der Tonkunst spröde erweist. Max Bruch, der für Chorwerke ganz entschieden mehr Talent besitzt, als Herr Scholz, hat vor einigen Jahren denselben Versuch angestellt, mit nicht günstigerem Erfolge.

Ich wünsche nun durchaus nicht, daß der geneigte Leser meine Betrachtungen dahin auslege, Herrn Scholz' musikalische Bearbeitung des Schiller'schen Werkes sei eine mißlungene; erschiene sie mir als solche, ich würde nicht einen Augenblick anstehen, sie als solche rundweg zu bezeichnen; die Leser, welche meine Artikel mit ihrer Aufmerksamkeit beehren, wissen, daß ich nur gegenüber Anfängern in der Künstlerlaufbahn alle mögliche Nachsicht übe, um ihnen nicht gleich bei den ersten Schritten Entmuthigung zu bereiten, daß ich aber an bereits beglaubigte Componisten starke Anforderungen stelle. Besonders wenn sie mit so herausfordernden Werken hervortreten wie die Musik zu Schillers Glocke, und wenn sie sich in ganz gesicherter, behaglicher Stellung befinden, in der sie sich den Luxus zu gönnen vermögen, der ersten Aufführung eines neuen Werkes gleich eine nicht vom Publikum gewünschte, nur für die nicht eingeweihte Außenwelt berechnete zweite Aufführung folgen zu lassen, wie das mit der „Glocke" des Herrn Scholz geschah, deren zweite Aufführung nach der ersten angekündigt ward, bevor irgend eine Nachricht von der Aufnahme von Seiten des Publikums oder der Presse bekannt sein konnte. Ich kann betonen, daß das neueste Werk des Herrn Scholz überall als eine gediegene Arbeit anerkannt werden wird, die einige schöne Momente erhält. Zu gleicher Zeit will ich auch bestimmt behaupten, daß sie nirgends den Eindruck einer selbständigen, einer eigenthümlichen künstlerischen Natur entstammenden Schöpfung erzeugen wird. Und das betrachte ich bei einem solchen lang ausgesponnenen Werke als eine Hauptbedingung. Besser sind Fehler bei hervorragenden, bedeutenden Einzelheiten, als jene Makellosigkeit, über die ein sehr unverdächtiger Zeuge, durchaus nicht „neudeutsch" angehauchter Philosoph, Rosenkranz, sich ausspricht: „Die Abwesenheit aller positiven Incorrectheit, die Anwendung bekannter edler Formen von Einzelnen, die Enthaltung jedes Ueberschwunges, die negative Sauberkeit u. s. w. beträgt nicht über den geringeren Gehalt des Innern." Rosenkranz sagt „Gehaltlosigkeit", ich habe das zu harte Wort für den vorliegenden Fall gemildert.

Heinrich Ehrlich.

Notizen.

In unserer Weihnachts-Bücherschau fortfahrend, können wir dem Empfehlenswerthen die vier diesjährigen neuen Veröffentlichungen von K. Thienemann (Gebr. Hoffmann) in Stuttgart beizählen, welcher Verlag sich mit seinem sorgsam ausgewählten und glänzend ausgestatteten Kinderbüchern stets um Weihnachten eine erste Stelle in der allgemeinen Werthschätzung von Eltern und Kindern zu erobern pflegt. „Hundert Erzählungen aus der Kinderwelt" von Lina Morgenstern ist ein mit reizenden Aquarellen von L. v. Kramer ausgestattetes Geschichtenbuch für Kinderstube und Kindergarten, worin die allbekannte Vorkämpferin für Frauenbestrebungen und häusliche Reformen hundert meist ganz knappe moralische Erzählungen bietet, welche sich als erste Kinderlectüre, zum mündlichen Vortrag und zum Nacherzählen in gleich trefflicher pädagogischer Weise eignen. Für Knaben und Mädchen im Alter von acht bis zwölf Jahren sind „Die Kinder von Bucheck", eine Erzählung von A. v. d. Osten mit ganz vorzüglichen Farbenbildern von Eugen Klimsch. Es ist eine unterhaltende Reihenfolge von kleinen Abenteuern einer kindergesegneten Gutsbesitzersfamilie in Haus und Hof, Feld und Wald, Daheim und unterwegs, wobei das fabula docet niemals vergessen wird, — ungefähr in der Art von Salzmann's oder Basedow's Elementarwerken, aber freilich nicht so altfränkisch und ledern, sondern gut erfunden und frisch erzählt und ohne jede Spur schulmeisterlicher Pedanterie. Ein Prachtwerk für unsere Kinder können wir Musäus' Volksmärchen der Deutschen bearbeitet von G. Müller schon um seines reichen farbigen und schwarzen Bilderschmuckes willen nennen. Wenn wir in diesen Märchen lesen, so begreifen wir vollkommen, daß vor Kurzem der hundertjährige Geburtstag des alten Musäus mit Recht gefeiert worden ist, denn seine aus dem alten Sagenschatze und der Volksseele geschöpften Geschichte sind heute noch so lebendig, wie zur Zeit ihres ersten Auftretens. Die vorliegende Bearbeitung hat alles für die Jugend Unpassende oder Veraltete sehr geschickt beseitigt und so werden in dieser erneuerten Gestalt die altberühmten Legenden vom Rübezahl, der geraubte Schleier, Libussa, die Brunnennixe, Roland's Knappen wiederum Jung und Alt bestens unterhalten. Die Bilder sind von der Künstlerhand Hermann Vogel's. Eine Art modernisirter Jugendfreund ist Das Buch der Jugend, von welchem Jahrbuch schon der zweite Band vorliegt. Unterhaltung und Belehrung ist seine Losung, und er erreicht dies durch eine Fülle fesselnder historischer und culturgeschichtlicher Erzählungen und anregende Aufsätze aus dem Gebiete der Naturwissenschaft und Technik, wobei auch für Spiele, Bilderräthsel, Rechenaufgaben und andere Knacknüsse gesorgt wird. Kurz, der Thienemann'sche Verlag hat auch mit seiner diesjährigen Geschenkliteratur alle Concurrenten, zumal Spamer, weit überflügelt.

Im Verlage von Meißner & Buch in Leipzig hat der unermüdliche Julius Lohmeyer zwei Bändchen herausgegeben, die sich auch durch ihren feinen illustrativen Schmuck auszeichnen. In „Mein Vaterhaus" werden die Freuden unseres Daheim in einer zusammenhängenden Reihe von Capiteln geschildert, während in „Die Reise um die Welt" das Gute schon mehr in der Ferne gesucht wird. J. Kleinmichel und C. Marr haben die beiden Schilderungen mit Bildern von künstlerischem Werthe versehen, die in prächtigen Farben leuchten. Zumal die Reise um die Welt ist meisterhaft illustrirt.

Auch die „Zaubermärchen und Wundergeschichten" von Arno Gals (Jena, Mauke) verdienen wegen des glücklich getroffenen kinderkundigen Tones und der reichen Phantasie, die sich darin ausspricht, ehrenvolle Erwähnung, und dem Kinderfreund empfehlen wir „Aus Kindermund" von Hulda Klönne (Halle, O. Hendel), eine Sammlung köstlicher Aussprüche unserer Kleinen, theils aus Zeitschriften abgedruckt, theils erlauscht oder von glücklichen Müttern überliefert. Namentlich das Capitel Enfant terrible bringt Kinderworte von erschütternder Komik.

Der Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig schickt uns seine Weihnachtsnovitäten in orientalischem Gewande. Die beiden Gedichtbände — bekanntlich bilden ja die Lyriker den eigensten Genre dieses deutschen Lemerre! — haben sich in türkisch und arabisch ornamentirte Decken gehüllt, und auch ihr Inhalt ist verwandten Geistes. Anatolische Volkslieder, Aus der Kaba Dili von Leopold Grünfeld ist eine Sammlung ganz vorzüglich verdeutschter osmanischer Volkslieder, wie sie bei den Türken von Mund zu Mund gehen, ohne in die Kunstpoesie aufgenommen zu werden. Und doch sind sie meist von unvergleichlich höherem Werth als die schwülstigen Scharki's der türkischen Kunstpoesie, die Volksseele lebt in diesen oft tausendjährigen Klängen, von denen zwar der Stambuler Effendi nichts wissen will, aber die doch überall in Anatolien, Bythinien und in den Harems der Levante gesungen werden. Die Lieblingslieder des Kerem und Garib sind förmliche Liebesromane von fast novellistischer Spannung, voll morgenländischen Duftes, heißer Leidenschaft und ohne jene süßliche Sentimentalität, welche die türkische Kunstpoesie oft so ungenießbar macht. Die „Lieder vom Goldenen Horn" von Karl Foy sind dagegen unbeschadet ihrer gleichfalls türkischen Drapirung „aus deutschem Blut entsprungen, nur am Goldenen Horn gewoben." Die Liebeslieder sind aber bei aller orientalischen Vermummung nicht bloß gemacht, sondern von tiefinnerlicher Gluth und Leidenschaft erfüllt, und daß dem Dichter auch die schwere Gedankenwelt zum Gedichte werden kann, beweist das schöne: „Türkischer Friedhof" oder das fromme „Der Friede." Von prächtigem Humor sind die wenigen Gedichte des türkischen Eulenspiegels Naßreddin und voll Schelmerei die griechischen Tanzlänge.

Die Schulze'sche Hofbuchhandlung in Oldenburg versendet zur Weihnachtszeit einige Novitäten ihres Verlags, die eigentlich mehr als nur einen flüchtigen Hinweis verdienen. Zuerst einige neue Auflagen folgender Gedichtsammlungen: A. Fitger's Winternächte, Croon-Mayer's Liederborn, Rittershaus' Buch der Leidenschaft. Auch Fitger's Hexe, das erfolgreiche Drama, erscheint eben in fünfter Auflage. Ein treffliches Buch ist Poppe's Zwischen Ems und Weser, eine treue

Digitized by Google

Schilderung von Land und Leuten in Oldenburg und Ostfriesland. Marsch, Moor und Geest werden hier in feuilletonistisch gewandten Aufsätzen geschildert, für culturgeschichtliche und sprachliche Sonderheiten hat der Verfasser ein scharfes Auge, die Liebe zu seiner Heimath führt ihm überall die Feder, und auch der Dichter in ihm kommt hier und da zu Wort.

Blumen und Lieder. Von Johannes Stauffacher. (Breslau, T. T. Wiskott.) — Das originelle Beispiel dieses Sängers verdient Nachahmung, denn wenn jeder Lyriker seine Gedichte mit eigenen Zeichnungen künstlerisch begleiten lassen wollte, dann würde es wohl stiller auf dem deutschen Parnaß werden, was, wie wenigstens die Recensenten meinen, gar nichts schaden könnte. Nun, die Lieder dieses Schweizer Malers sind ungleichwerthig, aber zum Theil doch wohl gelungen, frisch gesungen und gut in der Form — vor Allem das schöne „Vor kurzer Zeit" —, aber die geschmackvollen Blumen-Ornamente, die sie umranken, machen Alles wieder gut, was etwa der Dichter gefehlt haben könnte. Jedenfalls ist es eine in Wort und Bild sinnvolle Gabe eines durchaus poetischen Geistes.

Kommt zu mir! Bilder aus dem Leben des Heilands. Von Heinrich Hofmann. (Breslau, T. T. Wiskott.) — Eine Festgabe für christliche Familie nennt sich diese prächtig ausgestattete Mappe mit ihren 13 Folioblättern nach Zeichnungen des rühmlichst bekannten Schöpfers von „Gedenke mein!", und wir wüßten in der That keine neuere Erscheinung, welche dem frommen deutschen Hause gleich willkommen sein könnte. Die erhabenen Gestalten des neuen Testaments sind hier mit einer Innigkeit und künstlerischen Vollendung vom feinen Stifte festgehalten, die jeden dogmatischen Beigeschmack, jede klügelnde Absichtlichkeit vornehm verschmähen und Katholiken wie Protestanten gleich tief fesseln und erbauen müssen. Es ist das rein Menschliche in seiner hehrsten Erscheinung und dabei so schlicht in den Mitteln, so keusch im Ausdruck und ohne wesenlose Verhimmelung und Ueberschwänglichkeit wahrhaft religiös und fromm. Da stört nirgend eine theatralische Geberde, ein conventioneller Ausdruck, Alles ist starke Eigenart, die nur aus der Tiefe des Gemüthes schöpft. Wie oft, und zwar von den größten Meistern wurde schon Mariä Verkündigung verherrlicht, aber man wird in der Zeichnung Hofmann's weder in dem Engel mit der Lilie, noch in der sich leis von ihrem Betstuhl ihm zuwendenden Jungfrau mit den in frommer Ergebung über der Brust gekreuzten Armen einen Anklang an schon Dagewesenes finden. Dabei ist Hofmann niemals süßlich und lediglicher Schönfärber. Man braucht nur zu beachten, wie scharf er zu charakterisiren versteht, z. B. die Köpfe der drei Weisen, der Apostel, der Hohenpriester. Das morgenländische Costüm ist nirgends aufdringlich betont; am stärksten noch bei der Samariterin, und auch hier trifft Hofmann immer die richtige Grenze, zum Unterschiede von unseren Plenairisten, die uns glauben machen wollen, daß die Fischer des Heiligen Landes damals unseren Handwerksburschen zum Verwechseln ähnlich gesehen. Wir empfehlen dieses Werk eines frommen aber nicht frömelnden, kerngesunden deutschen Künstlers.

Inserate.

Verlag von C. T. Wiskott in Breslau.

Blumen und Lieder von Johannes Stauffacher. 8 Blatt in Folio in eleganter Mappe 4 Mark.

Kann man nicht in Bücher binden — Gieb ein fliegend Blatt den Winden!
Was die Stunden dir verleih'n — Muntre Jugend hascht es ein.

Die Mappe eignet sich in Folge ihrer hocheleganten Ausstattung — in Folge der vorzüglich gelungenen Ausführung — und in Folge der vom Herzen kommenden und zum Herzen gehenden Poesie des Dichters vorzüglich als Weihnachtsgeschenk für Damen.

Cotta'sche sehr elegante und wohlfeile Classiker-Ausgaben
J. G. Cotta in Stuttgart.

Schiller's sämmtliche Werke. 4 Bände. Gebunden ℳ 7.—
Goethe's Werke. 4 Bände. Gebunden ℳ 6.—
Lessing's Werke. 3 Bände. Gebunden ℳ 5.—
Uhland's Gedichte und Dramen. Gebunden ℳ 5.—
Dieselben. Hocheleganter **Jubiläums-Ausgabe**. Gebunden ℳ 7.—
Illustrirter **Weihnachtskatalog** gratis und franko.

Das Buch der Jugend.

Ein Jahrbuch der Unterhaltung und Belehrung für unsere Knaben.
Mit Beiträgen von
Dr. H. Pierks, J. Pufresne, E. Fischer, Dr. E. H. in E., Prof. Dr. F. Hallier, Marinepfarrer Heims, Hofgarteninspektor Jaeger, Prof. Dr. Koch, A. Ortlieb, Carl Herm. Plz, Hermine Froschke, Dr. H. Schubert, Oskar Schwebel, Dr. R. Waldbrecht, Dr. M. Wildermann.

Alljährlich ein Band von ca. 400 Seiten mit vielen Text- und farbigen Bildern.
Elegant gebunden M. 6,50.
Jeder Band bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes. Bis jetzt sind zwei Bände erschienen.

Zur Einführung:

Das Buch der Jugend will sein, was der Titel sagt: nicht ein sondern das Buch der Jugend, und zwar unsrer modernen Jugend, die sich nicht mehr mit der geistigen Nahrung begnügt, wie sie uns seiner Zeit geboten wurde. Unsere Jungen verlangen, angeregt durch das Leben, wie den Unterricht außer den ewig jungen Indianergeschichten und sonstigen Erzählungen, für die wir in reichem Maße gesorgt haben, vor allem Einführung in die sie umgebende Welt, Aufschluß über all das Wunderbare in der Natur, Erklärung staunenswerter Leistungen auf dem Gebiete der Technik, Antwort auf die tausend und abertausend Fragen, die sich einem aufgeweckten Knaben täglich, ja stündlich aufdrängen.

Hier soll das Buch der Jugend eingreifen.

An textlich wie illustrativ in hohem Maße ansprechenden Artikeln aus dem Gebiete der organischen Natur schließen sich Erörterungen über das Walten und Schalten der Naturkräfte und deren Anwendung in der Technik. Um dies Interesse zu einem nachhaltigen zu machen, sind in dem Buche ungezählte Experimente und Spielereien zerstreut, haben wir es uns angelegen sein lassen, unsere jungen Freunde für Sammlungen aller Art, für Blumenpflege, Thierzüchten ꝛc. zu begeistern. Nicht minder wichtig erschien den Herausgebern die Einführung unserer Knaben in das Praktische.

Jeder tüchtige Junge sollte nach unserer Meinung ein Steckenpferd haben und womöglich eines, das ihm aus dem Arbeits- und Schulzimmer hinaus ins Freie führt. Aus Stubenhockern und unpraktischen Träumern möchten wir frische, thatkräftige Gesellen mit erziehen helfen. Deshalb legen wir auch ganz besonderes Gewicht auf Körperausbildung und Bewegungsspiele. Mit diesen Artikeln wechseln kulturgeschichtliche und historische Erzählungen, Spiele im Zimmer und eine Menge anregender Rätsel, geometrische und Rechenaufgaben ꝛc., so daß das Buch der Jugend mit vollem Rechte gelten kann als

das vielseitigste und anregendste Buch für Knaben, als ein unzertrennlicher Kamerad fürs ganze Jahr.

Musäus. Volksmärchen der Deutschen. Für die Jugend ausgewählt und bearbeitet von **Dr. Moritz Müller.** Illustriert von **Hermann Vogel** in **Plauen.**
Prachtausgabe: 330 Seiten mit 50 Originaltext- und 8 prächtigen Farbenbildern in reichem farbigem Leinenband. ℳ 6.—
Billige Ausgabe: 350 Seiten mit 50 Originaltext- und 8 schwarzen Vollbildern in farbigem Umschlag eleg. kart. ℳ 4.—

Morgenstern, 100 Erzählungen aus der Kinderwelt. Für Kinderstube und Kindergarten. Mit 8 prächtigen Farbendrucken von **L. von Kramer.** In farbigem Umschlag gebd. ℳ 4.—

A. v. d. Osten, Die Kinder von Bucheck. Eine Erzählung für Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren. Mit 4 prächtigen Farbendrucken von **Eugen Klimsch.** In farbigem Umschlag gebd. ℳ 3.—

Verlag von **A. G. LIEBESKIND** in **Leipzig.**
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder der Huldigung
von **C. G. Häbler.**
Lexikon-Format. 47 Seiten zweifarb. Druck M. 1.—.
Inhalt: Vorgesang an Pindar.
I. An den Feldherrn des Reiches.
II. „ „ Kanzler des Reiches.
III. „ „ Kaiser.
Nachgesang an das Vaterland.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

In **Richard Mühlmann's Verlag** in **Halle a. S.** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Muff, Prof. Dr. Chr., Das Schöne.
Aesthetische Betrachtungen für gebildete Kreise.
Brosch. 2 ℳ 80 ₰. Eleg. geb. 3 ℳ 60 ₰.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fastnachtsspiele
von
Heinrich Kruse.
Inhalt: Prolog. — Der Teufel zu Lübeck. — Der eifersüchtige Müller. — Standhafte Liebe.
8. Preis geheftet: ℳ 2. —
In Leinwand gebunden: ℳ 3. —

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen
Violinen
sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Léonard** u. v. A. Ausf. Preiscour. werden grat. u. frco. zugesandt.
Gebrüder Wolff,
Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

Digitized by Google

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig:

Blücher. Seine Zeit und sein Leben. Von **Johannes Scherr.** Vierte, neu durchgesehene und verbesserte Auflage. 10 Bde. 10 *M.* — In drei Leinenbde. geb. 13 *M.* In drei Halbfranzbde. geb. 14 *M* 50 *Pf.*

Deutsche Kultur- u. Sittengeschichte. Von **Johannes Scherr.** Neunte, verbesserte und ergänzte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers. Geh. 8 *M.* In Leinw. geb. 9 *M.* In Halbfranz geb. 9 *M* 50 *Pf.*

Klassische Sentenzen. Eine Spruchsammlung aus Goethe und Schiller. Herausgegeben von **Max Mandl.** Geh. 4 *M.* Geb. 5 *M.*

Kleinrussische Volkslieder. Metrisch übersetzt von **Ludw. A. Staufe-Simiginowicz.** Geh. 4 *M.* Geb. 5 *M.*

Lügen- und Widersprüche in den Sittengesetzen. Vier zeitgemäße Briefe über das weibliche Geschlecht und seine Zukunft von **Eugen Mauval.** 3 *M.*

Verlag von **Hermann Gesenius** in **Halle.**

In neuen Auflagen erschienen 1887:

Geschichte der Griechen
bis zur Unterwerfung unter Rom.
Von
H. W. Stoll, Professor in Weilburg.
Vierte Auflage.
Brosch. 5 M. 50 Pf. Eleg. geb. 6 M. 50 Pf.

Blüten und Perlen
deutscher Dichtung. Neue Miniaturausgabe mit 10 Illustr. 29. Aufl. Höchst eleg. geb. 5 M.
Die große Anzahl von Auflagen spricht schon deutlich genug für die Beliebtheit dieser Anthologie, welche mit vielem Takt und feinstem Geschmack aus den neueren Dichtern zusammengestellt und um hervorragende jüngere Dichterautoren bereichert worden ist.

Früher sind erschienen:

Charles Dickens' (Boz) ausgewählte Romane.
Deutsch von **A. Scheibe.** Illustrierte Ausgabe. In 8 Bänden, elegant gebunden.
David Copperfield. In 2 Bde. geb. 9 M. **Harte Zeiten.** Geb. 4 M. **Oliver Twist.** Geb. 5 M. **Bleakhaus.** In 2 Bde. geb. 9 M. **Die Pickwickier.** In 2 Bde. geb. 9 M.

Bei Abnahme der sämtlichen 8 Bände in eleganten Leinenband gebunden statt 36 Mark für 32 Mark.

Elegante dem Original möglichst gleichkommende, vor allen Dingen auch vollständige Uebersetzung, gediegene Ausstattung mit Illustrationen und billiger Preis dürfen als die Vorzüge dieser Ausgabe hervorgehoben werden.

Tegnér's Frithjofs-Sage.
Aus dem Schwedischen von **H. Mohnike.**
Miniatur-Ausgabe.
19. Aufl. Sehr eleg. geb. 3 M.
Volks-Ausgabe.
18. Aufl. Eleg. geb. 1 M. 80 Pf.

Tegnér's poetische Werke.
Deutsch von **P. J. Wilkaen.** In zwei Bände elegant geb. 10 M. Band I. **Lyrische Gedichte.** Eleg. geb. 5 M. Band II. **Die Abendmahlskinder. — Axel. — Gerda. — Die Kronbraut. — Die Frithjofs-Sage.** Eleg. geb. 5 M.

Des Mädchens Wunderhorn.
Hochdeutsche Gedichte der neueren und neuesten Zeit.
Zwölfte Auflage.
Neu bearbeitet von **H. E. Barthel.**
Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

Im Verlag von **C. T. Wiskott** in **Breslau** erschien soeben:

Kommet zu mir! Festgabe für christliche Familien.

Neue Folge von 13 Bildern aus dem Leben des Heilandes
von
Heinrich Hofmann,
Professor der Königlichen Akademie in Dresden.

In hocheleganter Mappe entworfen von **Joh. Stauffacher.**

Preis 25 Mark.

Inhalt:

1. Verkündigung.
2. Die drei Weisen aus dem Morgenlande.
3. Die Flucht nach Egypten.
4. Jesus und die Samariter.
5. Auferweckung des Jünglings zu Nain.
6. Die Ehebrecherin vor Christo.
7. Das heilige Abendmahl.
8. Die Verurtheilung.
9. Am Kreuze.
10. Zu Grabe getragen.
11. Am Auferstehungsmorgen.
12. Himmelfahrt.
13. Titelbild.

Weihevolle Kunstschöpfungen voll Hoheit und Schönheitsglanz, ein ächtes Sonntagswerk christlicher Hausfeier, um das sich die gesammte christliche Welt in Andacht und Entzücken schaart. Dieses überall willkommene **Confirmations-, Firm-, Braut-, Hochzeits- und Weihnachtsgeschenk** liegt in allen renommirten Buchhandlungen zur Einsicht aus.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Augenblicksbilder.

Denkwürdige Momente aus dem Leben **des Kaisers und des Kronprinzen.**
Manöverscenen und neue Thierbilder: Edle Pferde, Hirsche, Rehe, Füchse etc.
Kabinet à Mk. 1.—. Illustr. Katalog 50 Pf.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Briefwechsel
zwischen
Wagner und Liszt.
2 Bände gr. 8.

Über den binnen Monatsfrist erscheinenden Briefwechsel wird von wohlunterrichteter Seite geschrieben:

Der mit Spannung erwartete Briefwechsel der beiden größten Musiker unserer Zeit führt auf's Lebendigste ein in die hochinteressante Periode, in welcher das junge Kunstwerk der Zukunft entstand und mit den Bedingungen seines Erscheinens schwer zu ringen hatte. Zugleich mit der Zeit werden die Persönlichkeiten der beiden Musiker in ihrer ganzen Eigenart darin wieder lebendig, welche ein Freundschaftsbund zur Erreichung des gemeinsamen Ideals verband, wie er seines Gleichen nur gehabt in demjenigen unserer großen klassischen Dichter. Weihte uns der Briefwechsel Goethe-Schillers in die geistige Arbeit an den ästhetischen Bestimmungen eines deutschen Kunststyles ein, so zeigt der Briefwechsel Wagner-Liszts den leidenschaftlich bewegten Kampf um die äußere Verwirklichung des geschaffenen deutschen Kunstwerkes selbst.

Zentral-Bezugsquelle für im Preise ermässigte Bücherwerke bei
Gustav Fock, Bücherversandgeschäft,
in Leipzig, Neumarkt 40 u. 38 I.
Weihnachts- u. Lager-Katalog gratis u. franko.

Grosse Preisherabsetzung.

Deutsche illustr. Zeitung, Jahrg. 1887.
Folio. 1242 Seiten. Reich illustrirt.
Statt 14 1/2 *M* nur 6 *M.*
In Prachtband geb. Statt 18 *M* nur 8 *M.*
Enthält u. A. die berühmten Romane von Heyse, Roman d. Stiftsdame, Nat. v. Eschstruth, Polnisch Blut, Heiberg, Januskopf etc. etc. Illustrationen von künstlerischer Vollendung. Familienbuch im vollsten Sinne des Wortes.
Ich liefere nur neue Exemplare.
Antiquar.- u. Weihnachts-Cataloge gratis.
H. Barsdorf in Leipzig.

Hierzu drei Beilagen von Georg D. W. Callwey in München, Freund & Jeckel in Berlin und Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

JAN 5 1

№ 51. Berlin, den 17. December 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Kornzollfrage. Von Karl Walcker. — Die Sendlinge des französischen Unterrichtsministers in Deutschland. Von Hermann Fehse. — **Literatur und Kunst:** Bücher und kein Ende. Von Wilhelm Goldbaum. — Wilhelm Jordan's neuer Roman. Von Karl Hochberg. — Julius Wolff's „Recht der Hagestolze". Von Z. — **Feuilleton:** Ein weißer Indianerhäuptling. Von Bret Harte. Aus dem Englischen von Frank Siller. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Die Kornzollfrage.

Von Karl Walcker.

Kornzölle hat es schon vor dem Zolltarif von 1879 in Deutschland gegeben. Reducirt man Scheffel nach Engel's Verhältnißzahlen auf Kilogramm und Silbergroschen auf Mark, so betrug der Weizenzoll des preußischen Zolltarifes von 1818 45 Pfennige für 100 Kilogramm und der Roggenzoll sogar nur 18 Pfennige für dieselbe Gewichtsmenge, die im Nachfolgenden stets gemeint ist. Der höchste Kornzoll, der im Zollverein überhaupt erhoben wurde, betrug 1 Mk. 18 Pf. für Weizen, 1 Mk. 25 Pf. für Roggen. Die damaligen Kornzölle wurden indeß durch viele örtliche, provinzielle und zeitliche Ausnahmen stark durchlöchert und durch den deutsch-österreichischen Handelsvertrag von 1865 ganz aufgehoben. Schon vorher hatte jeder Staat das Recht, Korn und Mühlenfabrikate zollfrei einzulassen, sobald der Roggenpreis auf 18 Mk. 75 Pf. gestiegen war.

Im November 1887 wurde dem Reichstage ein Gesetzentwurf betreffend die Abänderung des Zolltarifes vorgelegt. Die Bedeutung dieser Novelle wird am anschaulichsten, wenn man ihre Sätze mit den Zollsätzen von 1879, 1881 und 1885 in tabellarischer Form vergleicht.

	Zollsätze in Mark nach dem Tarif von			
	1879	1881	1885	1887 (d. h. dem Gesetzentwurf)
Roggen . . .	1	—	3	6
Weizen . . .	1	—	3	6
Mehl ꝛc. . .	2	3	7,5	12

Der Gesetzentwurf von 1887 enthält auch Bestimmungen, meist Vorschläge zu Zollerhöhungen, in Betreff des Hafers und Buchweizens, der Hülsenfrüchte und der Gerste, der Raps-, Rüb- und Leinsaat, des Mais und Malzes, der Stärke, der Nudeln, der Speiseöle, des Leinöls ꝛc. Von diesen verhältnißmäßig minderwerthigen Waaren wird im Folgenden der Kürze halber abgesehen. Sehr wichtig ist dagegen der § 2 des Entwurfes, der sog. Sperrgesetzparagraph, nach welchem das gegenwärtig (Anfang December) noch gar nicht zu Stande gekommene neue Zolltarifgesetz eine rückwirkende Kraft haben, für Weizen, Roggen, Mühlenfabrikate und andere Waaren schon vom 26. November 1887 an gelten soll. Dieser Punkt ist von der Presse und vom Deutschen Handelstage, überhaup von der öffentlichen Meinung mit Recht sehr getadelt werden Nach allgemein anerkannten Rechtsgrundsätzen sind Gesetze mit rückwirkender Kraft nur dann zulässig, wenn unzweckmäßige, veraltete oder harte Gesetze aufgehoben oder gemildert worden; wenn z. B. in Rußland, oder in der Türkei ein Toleranzgesetz erlassen würde. Wenn das Sperrgesetz zu Stande kommt, so wird es dagegen deutschen Staatsbürgern, Kornhändlern, die ganz gesetzliche und sittliche Geschäftsoperationen unternommen haben, einen mehr oder minder schweren Capitalverlust zufügen.

In dem in Rede stehenden, im Verlage von Carl Heymann in Berlin erschienenen Gesetzentwurf findet sich gleich auf der ersten Seite ein fundamentaler Denk- und Rechenfehler, der die ganze Beweisführung des Verfassers zu nichte macht. Er weist mit starker Betonung darauf hin, daß die Kornpreise von 1867 an bis jetzt gesunken sind. Auch abgesehen von dem Umstande, daß der ganz ungewöhnliche ostpreußische Nothstand in das Jahr 1867 fiel, ist darauf zu entgegnen, daß die niedrigen Kornpreise des Jahres 1887 und früherer Jahre großentheils, um nicht zu sagen hauptsächlich eine Folge der ungewöhnlich reichen Ernten waren und sind, deren sich die deutsche Landwirthschaft zu erfreuen hatte. In Folge dessen ist der Erlös für verkauftes Getreide in den letzten Jahren auf rationell bewirthschafteten Gütern nicht gesunken, sondern gestiegen, wie der Generalredner der antikornzöllnerischen Mehrheit der Nationalliberalen, der Abgeordnete Geibel, am 1. December 1887 im Reichstage hervorhob, indem er exacte Daten aus den Büchern eines ihm genau bekannten Rittergutes anführte. Geibel ist aber nach dem Hirth'schen Parlamentsalmanach selbst praktischer Landwirth, Kammergutspächter im Meiningischen.

Der Verfasser, unter dem stets der Autor der Motive des Gesetzentwurfes zu verstehen ist, behauptet ferner, die Productionskosten des Getreides seien nicht gesunken. Das ist nur zum Theil richtig. Durch Einführung von Maschinen sind diese Kosten auf gut bewirthschafteten Gütern nach Geibel und Anderen wohl gesunken. Der Bau von Eisenbahnen hat ferner die Frachtkosten gegen früher gewaltig herabgedrückt, was auch den inländischen Landwirthen zu gute kommt. Die meisten Industrieproducte, welche die Landwirthe zum persönlichen Bedarf und zum landwirthschaftlichen Betriebe brauchen, sind ferner stark im Preise gesunken, und der Zinsfuß ist von 5 auf $3^1/_2$, ja 3 Procent gesunken.

Die Theorie von der Unmöglichkeit einer Einschränkung des Kornbaues und einer Ausdehnung der Viehzucht, des Gemüse- und Obstbaues ꝛc. wird allerdings von anonymen agrarischen Zeitungsschreibern vertreten; aber sie ist falsch, wie

Digitized by Google

Autoritäten ersten Ranges und die tägliche Erfahrung zeigen. Schon Friedrich der Große war für vermehrten Futterbau, wie der Oekonomierath Stadelmann in einer amtlichen Publication der preußischen Staatsarchivverwaltung angibt. Der von den Bodenverhältnissen und dem Klima Deutschlands hergenommene Einwand ist unhaltbar, wie Thaer, J. Conrad, J. Kühn und Andere gezeigt haben (vgl. die Belegstellen bei Walcker, Handbuch der Nationalökonomie, Bd. II. 1883. S. 244 ff.). Als Ganzes betrachtet ist die deutsche Landwirthschaft noch lange nicht rationell und intensiv genug; aber trotzdem macht die intensive Landwirthschaft, mit ihrer Ausdehnung der Viehzucht und anderen Reformen, in allen Gegenden des Deutschen Reiches, auf Rittergütern wie auf Bauerngütern, Fortschritte, wie man aus den amtlichen Berichten der preußischen Landwirthschaftsminister Dr. Friedenthal und Dr. Lucius, aus den vom Verein für Socialpolitik 1883 und 1887 herausgegebenen Berichten über die bäuerlichen Zustände und den Wucher auf dem Lande, aus bayerischen Handelskammerberichten und vielen sonstigen Quellen ersieht. Thaer, dem die dankbaren Landwirthe ganz Deutschlands in Leipzig ein Denkmal gesetzt haben, ist aber gewiß eine größere Autorität, als anonyme Agrarier. Die Halle'schen Professoren J. Conrad und J. Kühn waren früher selbst praktische Landwirthe: Conrad ist der Sohn und der Bruder eines westpreußischen Rittergutsbesitzers; und Kühn, der eine der größten Autoritäten auf dem Gebiete der Viehzucht ist, wird gerade von den Agrariern sehr gefeiert, weil er 1885 in einer kleinen, verfehlten Broschüre den Nachweis zu führen versuchte, daß die Kornzölle auch im Interesse der kleineren Landwirthe, der großen Mehrzahl der Landwirthe, liegen. Der Einwand, daß die Minister Friedenthal und Lucius mehr als Redakteure wie als Verfasser ihrer Berichte anzusehen sind, wäre nicht stichhaltig; denn ihre Berichte sind im Wesentlichen nur eine Zusammenfassung der Daten, welche die, meist aus Rittergutsbesitzern bestehenden landwirthschaftlichen Vereine Preußens selbst geliefert haben.

Der Hinweis des Verfassers auf die „wirthschaftlichen Gründe", welche den Uebergang zu intensiveren Ackerbausystemen ausschließen (?), soll wohl bedeuten, daß es vielen Landwirthen an Betriebscapital fehlt. Diese Thatsache ist leider richtig, wie auch die Neue Preußische Zeitung 1887 zugab; aber sie beruht keineswegs auf unabänderlichen Naturgesetzen. Die Verschwendung, die zu luxuriöse Lebensweise der Agrarier, die Mängel der preußischen Hypothekenbankgesetzgebung und ähnliche Dinge können und sollen abgestellt werden. Beim Capitalüberfluß Deutschlands, Hollands, Belgiens und Englands wäre es sehr leicht, der Landwirthschaft das nöthige Betriebscapital in Hülle und Fülle und zu niedrigem Zinsfuße zu verschaffen.

Die Berliner Viehpreise sind 1886 gegen 1885 nur unbedeutend gefallen, zum Theil sogar gestiegen, wie die vom Statistischen Amt der Stadt Berlin auf Grund der Angaben des Polizeipräsidiums ermittelten Durchschnittspreise zeigen. Noch stärker sind die Fleischpreise im preußischen Staate gestiegen. Das geringe Sinken des Schweinefleischpreises hat wenig zu bedeuten. Solche Schwankungen kommen auch bei Waaren vor, die stetig von Jahrzehnt zu Jahrzehnt im Preise steigen. 1881, 1882 und 1883 betrug der Preis bereits 1,28 Mk.

In den Motiven wird ferner betont, daß alle (?) Gewerbekammerberichte die Lage der Landwirthschaft in sehr düsteren Farben schildern. Als Beispiele werden Stellen aus den Berichten der Gewerbekammern zu Hannover und Hildesheim angeführt. Der Verfasser unterläßt aber anzuführen, ob auch nur eine einzige Gewerbekammer Kornzölle als ein Heilmittel des angeblichen Nothstandes empfiehlt. Das scheint nicht der Fall zu sein, denn sonst werde es sicher mitgetheilt worden sein. Hinsichtlich Hannovers ist ferner zu bemerken, daß Roscher schon 1859 die übertriebene Parcellirung der südlichsten Gegenden Hannovers constatirte (die wohl größtentheils eine Folge der Gebundenheit ist, welche in anderen Gegenden Hannovers, überhaupt Deutschlands herrscht und eine gesunde innere Colonisation erschwert). Sollten sich indeß wirklich irgendwo einige reiche Zunftmeister für Kornzölle ausgesprochen haben, so würde das nichts beweisen. Freunde von Zunftprivilegien und Freunde der Korn- und Brotvertheuerung schließen eben gern ein Bündniß auf Kosten des Publikums. Die ungeheuere Mehrheit der deutschen Handelskammern, einschließlich der schutzzöllnerischen, ist für die Rückkehr zum System der Handelsverträge, gegen Kornzollerhöhungen.

In den Motiven heißt es ferner, in Preußen sei 1886/87 zum ersten (?) Mal ein Rückgang in der Steuerfähigkeit der ländlichen Bevölkerung eingetreten, „namentlich in dem industrielosen Osten". Selbst wenn die behauptete Thatsache richtig ist, so kann sie auf zu niedrigen Einschätzungen, auf Schullastenprivilegien eines Theiles der Rittergutsbesitzer, auf der darauf beruhenden Steuerüberbürdung eines Theiles der Bauern, auf Wildschäden und dergleichen beruhen. Die vom Reichskanzler, vom Grafen F. A. Eulenburg und vielen anderen hervorragenden Männern verschiedener Richtungen empfohlene Hebung der Industrie der menschenleeren Ackerbaugegenden des Ostens ist gewiß sehr wünschenswerth und unschwer durchzuführen; aber die Agrarier wollen diese Hebung aus Neid auf den Reichthum und das Ansehen der Großindustriellen gar nicht, wie der freiconservative Kornzöllner W. v. Kardorff schon 1875 in seiner bekannten Broschüre „Gegen den Strom" mit Recht ausgeführt hat. Der Verfasser der Motive des Gesetzentwurfes wünscht ferner, daß die Landwirthe sparsam und rationell wirthschaften. Das ist gewiß zu wünschen, aber gerade Kornzölle bestärken die Agrarier in ihrer kurzsichtigen Opposition gegen die Hebung der Industrie des Ostens, gegen eine sparsame Lebensweise und einen rationellen Betrieb der Landwirthschaft.

Da die Kornzollfrage seit Jahren in Deutschland und im Auslande erörtert wird, so konnten weder die Freunde, noch die Gegner der Kornzollerhöhungen in den Reichstagsdebatten vom 1. und 2. December viel Neues vorbringen, so geschickt die Antikornzöllner ihre Sache auch vertraten. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß sich unter den sechs Rednern, welche gegen Kornzollerhöhungen sprachen, nicht weniger als drei praktische Landwirthe befanden, nämlich Geibel, der nationalliberale württembergische Oekonomierath Grub und der deutschfreisinnige schleswigsche Hofbesitzer Lorenzen. Einer der sechs Redner, nämlich der ultramontane Obertribunalsrath Peter Reichensperger, der schon 1847 und 1856 zwei sehr beachtenswerthe Schriften über die Agrarfrage und die freie Agrarverfassung geschrieben hat, ist nicht einmal Freihändler, sondern im Uebrigen Schutzzöllner, wie auch seine 1887 bei J. Springer erschienene, trotz ihren Mängeln lesenswerthe Broschüre über die Gemeinschädlichkeit der in Aussicht gestellten Erhöhung der Kornzölle beweist.

Der Schreiber dieser Zeilen sagte am 15. October 1887 in der „Gegenwart": „Kornzölle sind . . . für richtige Agrarier das, was Spirituosen und Morphium für Trunk- und Morphiumsüchtige sind, ein süßes, aber verderbliches Gift." Dieser Punkt wurde auch in der jüngsten Reichstagsdebatte betont. Der Abgeordnete Geibel bemerkte (gleich Sombart und Anderen), das theilweise Herabgehen der unsinnig in die Höhe getriebenen Güterpreise sei ein Gesundungsproceß; und eine künstliche Erhöhung der Preise durch Kornzölle sei, ähnlich den Spirituosen, ein süßes, aber gefährliches Gift. Er warnte, gleich dem Abgeordneten Th. Barth, den Professoren Th. Freiherr von der Goltz, J. Conrad und Anderen vor jener acuten Krisis der Pacht- und Kaufpreise, zu welcher die Kornzölle führen müssen. In demselben Sinne spricht Roscher von der „Landjobberei" der Agrarier. Freiherr von der Goltz war früher selbst praktischer Landwirth und ist eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der landwirthschaftlichen Taxationslehre und Buchführung. Das Sprüchwort, daß der Appetit beim Essen kommt, bewährte sich auch in der Kornzolldebatte. Zwei Kornzöllner forderten die Abschaffung der Goldwährung, obgleich der Minister Lucius vor diesem tactischen Fehler warnte, der die ohnedies zahlreichen Gegner der Kornzölle noch mehr verstärken muß. Man darf ferner nicht übersehen, daß die reichsten und gebildetsten Gegenden des Reiches vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließ-

Digitized by Google

lich, von Gegnern der Kornzölle, die wirthschaftlich zurückgebliebenen oder ultramontanen Gegenden des Reiches vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, von Kornzöllnern im Reichstage vertreten werden. Dazu kommt noch, daß die Eintheilung der Reichstagswahlkreise auf Grund der längst veralteten Daten der Volkszählung von 1865 geregelt ist. In Folge dessen haben die größeren Städte und die Industriebezirke viel zu wenig Vertreter im Reichstage. Berlin hat z. B. nur sechs Vertreter, während es dreizehn bis vierzehn haben müßte; denn auf je 100,000 Seelen soll nach dem Wahlgesetze vom 31. Mai 1869 je ein Reichstagsabgeordneter gewählt werden.

Trotzdem dürfte das Verhängniß seinen Weg nehmen, dürfte eine abermalige starke Erhöhung der Kornzölle zu Stande kommen, aber der Sieg der Agrarier wird wieder ein Pyrrhussieg, der Anfang vom Ende des agrarischen Paroxysmus sein, den Beginn der Genesung bedeuten. Die Abmachungen, welche die industriellen Schutzzöllner und die Agrarier 1878 getroffen haben, sind noch nicht durch Memoiren eines der Betheiligten an die Oeffentlichkeit gelangt. Es ist sogar aus inneren Gründen unwahrscheinlich, daß ganz bestimmte Abmachungen getroffen worden sind; denn beide Theile trauten sich nicht über den Weg, und jede allzu deutliche Aussprache hätte gezeigt, daß jeder Theil den anderen zu übervortheilen, hinters Licht zu führen wünschte. Trotzdem ist es sicher, daß die industriellen Schutzzöllner nur unter der Voraussetzung niedriger Kornzölle auf das unnatürliche zollpolitische Bündniß mit Agrariern und Ultramontanen eingingen. Diese Voraussetzung ist jetzt hinfällig geworden. Die unablässig nach hohen, höheren und noch höheren Kornzöllen trachtenden Agrarier haben ihren Vertrag mit den Industriellen so zu sagen gekündigt; und die Großindustriellen, die in Wahrheit mächtigste Klasse des Deutschen Reiches, werden nicht säumen, die Consequenzen dieser Thatsache zu ziehen. Im Interesse ihrer Selbsterhaltung, ihrer Concurrenz mit der englischen, belgischen, schweizerischen und nordamerikanischen Industrie, ihrer Ausfuhr nach Oesterreich-Ungarn und Rußland, im wohlverstandenen Interesse ihrer Arbeitermassen, überhaupt der ärmeren Klassen und der ganzen deutschen Nation, wird und muß die Industrie den ihr aufgenöthigten Kampf aufnehmen und, unterstützt von den gemäßigtsten, staatsmännischsten Elementen aller Klassen, natürlich auch der Großgrundbesitzer, zu einem siegreichen Ende führen. Die Geschichte der englischen Kornzölle und andere Erfahrungen zeigen, daß gerade die allmähliche Aufhebung der Kornzölle zu jenen technischen Fortschritten, zu jenem großartigen Aufschwunge der Landwirthschaft führt, den alle Patrioten ersehnen.

Auch die Berathungen der Kornzollcommission des deutschen Reichstages lieferten gewichtige Gründe gegen die Vorlage. In der ersten Lesung wurde ein gegen das Sperrgesetz gerichteter Antrag Windthorst's angenommen. Hinsichtlich der Höhe der Kornzölle kam die Commission ferner zu gar keinem Resultate, weil die Anhänger des 6 Marksatzes sich mit den Anhängern eines vermittelnden 5 Marksatzes und den grundsätzlichen Gegnern jeder Kornzollerhöhung nicht einigen konnten. Dieser Punkt hat eine mehr formelle Bedeutung, denn im Plenum des Reichstages dürfte eine mehr oder minder starke Erhöhung jedenfalls durchgehen. Wichtig ist dagegen der dabei wiederum zu Tage getretene innere Zwiespalt der Kornzöllner der verschiedenen Gegenden des Reiches in Betreff der Frage der Aufhebung des Identitätsnachweises des zollfrei zur Wiederausfuhr eingeführten ausländischen Getreides. Die Kornzöllner des Nordostens sind für die Aufhebung, während die meisten west- und süddeutschen Kornzöllner lieber auf die Zollerhöhung verzichten, wie auf die Beseitigung des Identitätsnachweises eingehen wollen. Dieser innere Zwiespalt der Agrarier ist Wasser auf der Mühle der freihändlerischen und gemäßigt schutzzöllnerischen Gegner aller Kornzölle, namentlich aber hoher Kornzölle.

Die Sendlinge des französischen Unterrichtsministers in Deutschland.

Von Hermann Fehse.

Während der französische Kriegsminister Boulanger durch seine geräuschvoll fieberhafte Thätigkeit Deutschland und ganz Europa Monate lang in unbehaglicher Spannung und Aufregung hielt, um in jähem Falle unter Spott und Verachtung von der politischen Bühne zu verschwinden, verfolgte das geräuschlos und stetig arbeitende Unterrichtsministerium, neben seiner großartigen organisatorischen Thätigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Unterrichts, in aller Stille einen Plan, von dem Europa nichts, Frankreich nur sehr wenig weiß, der aber berechnet erscheint, allmählich eine Klärung der öffentlichen Meinung bezüglich des Auslandes und eine Mäßigung der politischen Ziele der Franzosen herbeizuführen.

Wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, hat die Entstehung und erste Verwirklichung dieses Gedankens mehr das Gepräge des Zufalls als das des zielbewußten, wohldurchdachten Planes. Der Inspector der Volksschullehrerseminare (directeur de l'enseignement primaire), Ferdinand Buisson, durch seine freireligiösen Schriften bekannt, die er während seiner Lehrthätigkeit an der Akademie zu Neuchatel bis zum Jahre 1871 verfaßte, gewann im Jahre 1883 den damaligen Unterrichtsminister Jules Ferry für den Plan, auf Staatskosten einige Schulamtscandidaten oder junge Lehrer zur gründlicheren Erlernung des Deutschen nach der Schweiz zu schicken. Dort sollten sie das Seminar zu Küßnacht besuchen, wo der ihm befreundete Seminardirector Wettstein für ihre Unterkunft und pädagogische Leitung sorgen würde. Der Genuß dieser Vergünstigung wurde vom Bestehen einer Prüfung im Deutschen abhängig gemacht, und zur Bewerbuug durch eine Bekanntmachung vom 8. September im „Bulletin administratif" aufgefordert; Hebung des fremdsprachlichen Unterrichts in den höheren Bürgerschulen (Mittelschulen, Realschulen, écoles supérieures) wurde als Motiv der Maßregel bezeichnet. Von den 25 Bewerbern, die sich auf diese Aufforderung hin gemeldet, wurden die sechs Bestcensirten nach bestandener schriftlichen und mündlichen Prüfung ausgewählt; es waren insgesammt eben angestellte junge Lehrer oder Hülfslehrer. Die Höhe des Stipendiums wurde auf 100 Fr. monatlich, außer den Reisekosten, festgesetzt; der Aufenthalt war zunächst auf ein Jahr berechnet, wurde aber nachträglich in der Regel um ein zweites Jahr verlängert.

Der Erfolg war ein so ausgezeichneter, daß sich schon im nächsten Jahre (1884) der neue Unterrichtsminister Fallières entschloß, die neue Einrichtung auch auf Realschulabiturienten auszudehnen, die sich dem Handel oder der Industrie widmen wollten. Er machte in seinen Motiven geltend, daß das Studium fremder Sprachen in den Schulen die Schüler wohl befähige, leichte Uebersetzungen aus der betreffenden Sprache und in dieselbe zu machen, aber ein geläufiges Sprechen und Schreiben nicht erziele; um letzteres zu erreichen, sei ein längerer Aufenthalt im Auslande nothwendig. Deutsche, Engländer, Spanier und Portugiesen wissen diese Thatsache so wohl zu würdigen, daß sie jedes Jahr hunderte von jungen Leuten in Pariser Handelshäusern zum Zwecke des Sprachstudiums unterzubringen pflegen.

Eine Reise nach der Schweiz, die der Minister Fallières im Sommer 1884 mit Herrn Buisson unternahm, wurde zu einem Besuche der jungen Sprachbeflissenen in Küßnacht benutzt. Die Eindrücke, die der Minister dort empfing, bestimmten ihn, für die Zukunft an Stelle der jungen Volksschullehrer die Aussendung von Seminarlehrern oder von Candidaten für ein solches Amt zu verfügen, weil dieselben bei ihrer größeren Reife die Eindrücke ihres Aufenthalts besser verarbeiten würden. Ferner empfehle es sich, bei Sendung der Realschulabiturienten nicht sowohl auf deren Sprachkenntnisse, sondern auf Befähigung und Strebsamkeit zu sehen. — Die Bemerkungen des Ministers beweisen, daß man neben der pädago-

Digitized by Google

gischen Bedeutung der getroffenen Einrichtung, die man zunächst in's Auge gefaßt, nun auch die ungleich wichtigere politisch-internationale erkannte. Nicht nur um Erlernung der Sprache handelt es sich, sondern um Kenntniß des Auslandes und der Ausländer überhaupt, wie M. Bréal treffend den Doppelzweck der Maßregel bezeichnend sagt: Ils n'apprennent pas seulement l'allemand et l'anglais, mais l'Allemagne et l'Angleterre. Schon seit 1884 hatte man nämlich das Unternehmen auch auf England ausgedehnt; gegenwärtig, Ende 1887, befinden sich 18 Stipendiaten in Deutschland, beziehentlich in Oesterreich und der Schweiz, 12 in England.

Den 15. December 1884 erlangte die neue Einrichtung bei der Budgetberathung des Capitels Stipendien für Mittelschulen, Berichterstatter M. Jules Roche, nach kurzer Debatte, die Genehmigung des Parlaments. Die jährlichen Kosten belaufen sich bei 30 Sendlingen auf ca. 60,000 Fr. („Revue internationale de l'enseignement" 1886 No. 3.) Durch einen Erlaß des Ministers vom 5. Januar 1885 wurden die Zulassungsbedingungen der einen Kategorie (Realschulabiturienten) geregelt, wie folgt:

1. Die Candidaten sind Schüler oder waren Schüler von Realschulen,
2. Sie sollen das Alter von 16—19 Jahren haben und sich einer guten Gesundheit erfreuen,
3. Sie müssen mit dem Abgangszeugniß versehen sein,
4. Sie müssen Kenntnisse in der betreffenden fremden Sprache in einer Prüfung nachweisen.

Dieser Erlaß wurde erweitert durch Decret und Ausführungsverordnung vom 18. Jan. 1887 des Ministers Goblet, wodurch Zulässigkeitsbedingungen und Prüfungsordnung a) für Realschulabiturienten, b) für Seminarlehrer beziehentlich Seminarlehramtscandidaten endgiltig festgesetzt sind.

Mit geeigneter Unterbringung der Sendlinge im Auslande wurde ein Ausschuß betraut, der aus sieben Mitgliedern besteht. Außer dem gegenwärtigen Vorsitzenden desselben, M. Bréal, gehören dazu ein Docent an der Sorbonne, ein Gymnasiallehrer, ein Parlamentsmitglied, Schulinspector Jost und zwei andere Beamte des Unterrichtsministeriums. Die Verwaltung der deutschen Sprachcolonie liegt in der Hand des M. Jost, der die Correspondenz behufs Unterbringung der Sendlinge besorgt und mit letzteren in ununterbrochenem Verkehr steht. Seine Thätigkeit ist, wie sich aus Folgendem ergeben dürfte, eine ganz umfangreiche. Während in 4 Cantonen der Schweiz und in Oesterreich je 1 Sendling untergebracht sind, befinden sich in Deutschland deren 13 in 12 verschiedenen Städten und 9 Staaten vertheilt. Die Unterbringung erfolgte stets unter Vermittelung der betreffenden Schulbehörden und Directoren, mit denen Herr Jost direct verhandelte. Die Realschulabiturienten wurden in Realgymnasien, beziehentlich in Realschulen untergebracht, die Seminarlehrer in größeren Städten, wo sich Seminare befinden. Sie vertheilen sich im deutschen Reiche a) an die Realanstalten in München, Hamburg, Offenburg, Carlsruhe, Chemnitz, Darmstadt, Stuttgart, b) an die Seminare in Hamburg, Jena, Braunschweig, Leipzig; bei den beiden Universitätsstädten sind die pädagogischen Seminare zu verstehen.

Bei den Seminarlehrern erstreckt sich die Fürsorge des Directors darauf, ihnen den Aufenthaltsort anzuweisen und ihnen durch Verhandlung mit den Behörden die Wege zu ebnen. Für ihre Unterkunft sorgen sie selbst unter Beihülfe der Schulinspectoren und Directoren, an die sie empfohlen sind. Von Zeit zu Zeit haben sie über ihre Fortschritte und ihre Erfahrungen im Auslande an den Director, M. Jost, zu berichten.

Größere Umsicht und Mühe erfordert die Unterbringung der Realschulabiturienten. Bei ihrem jugendlichen Alter und ihrer Unerfahrenheit glaubte der Ausschuß für ihre Unterkunft und Regelung ihrer Studien selbst Sorge tragen zu müssen. Es war die Frage zu erörtern, ob man sie privatim oder an Schulen unterrichten lassen, ob man sie nach französischem Brauche in Internaten, oder nach deutschem in Familien unterbringen sollte. Man entschied sich für letzteres, weil sie dabei ihren Hauptzweck, Land und Leute kennen zu lernen, viel besser erreichen würden. Unter den öffentlichen Schulen Deutschlands wählte man die aus, welche sich mit den französischen Mittelschulen einigermaßen decken, nämlich die Realgymnasien oder Realschulen. Dort sollten sie in die um eine Stufe tiefere Klasse eintreten, deren Ziel sie schon erreicht hätten, damit sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Form des Vortrags, ihre ganze Kraft auf das Studium der Sprache verwenden könnten. Die Länge des Aufenthalts ist auf 2 Schuljahre, d. h. auf 18 Monate berechnet, sie haben aber ihre Station nach den ersten 9 Monaten zu wechseln, damit sie einen neuen Umgangskreis und verschiedene Städte und Gegenden im Auslande kennen lernen.

Das mit so viel Umsicht, Planmäßigkeit und Opferfreudigkeit in's Leben gerufene und geleitete Institut hat nun auch, wie sich schon jetzt übersehen läßt, die schönsten Früchte getragen. Nach dem amtlichen Berichte des Ausschusses haben die Sendlinge alle ohne Ausnahme die deutsche Sprache sprechen und schreiben gelernt.

Weit höher als der pädagogisch-praktische Gewinn ist der geistig-sittliche anzuschlagen, den die jungen Franzosen durch die Bekanntschaft mit fremdem Land und Leuten gezogen. Der Eindruck, den das Ausland auf sie machte, war ein über alle Maßen günstiger. Ihr Patron Jost hebt in warmen, anerkennenden Worten hervor, welch' freundliches Entgegenkommen er bei seinem Ansuchen seitens der Schulbehörden gefunden, wie sehr sich Schulinspectoren, Directoren, Lehrer und Privatpersonen um seine Schützlinge bemüht haben, um ihnen den Aufenthalt in der Fremde nutzbringend und angenehm zu machen. Die französischen Realschulabiturienten wurden in gebildeten Familien als Pensionäre aufgenommen und fanden dort ein Heim, wie es der französische collégien im gemüthsarmen Leben des Internats nicht hat. Die befreundeten Familien ihrer Wirthe gewährten ihnen Zutritt und Gastlichkeit, ihre deutschen Mitschüler erwiesen sich ihnen als treue, hilfreiche Kameraden. Dieselbe freundliche Aufnahme fanden die Seminarlehrer in Lehrerkreisen, Familien, geselligen und wissenschaftlichen Zirkeln. Herr Jost hat es für seine Pflicht gehalten, für das liebenswürdige, bereitwillige Entgegenkommen, welches er persönlich, und seine Schützlinge nach ihren Mittheilungen an ihn, allenthalben erfahren, dadurch zu danken, daß er die Namen aller Personen, mit denen er in der Angelegenheit verkehrte, in dem amtlichen Berichte des Ausschusses veröffentlichte.

Auch die jungen Franzosen, Schüler und Lehrer, stimmen in ihren brieflichen Mittheilungen überein in rückhaltloser, zum Theil begeisterter Anerkennung der gastfreundlichen, liebevollen Aufnahme, die sie überall gefunden. Keine Klage, keine Verstimmung klingt aus ihren Berichten heraus, und sie hätten gewiß keinen Grund gehabt, Aeußerungen des Unmuths über das von ihren Landsleuten so viel gelästerte Deutschland zu unterdrücken. Die Einen rühmen die mütterliche Fürsorge und Pflege, die sie seitens ihrer Wirthe erfahren, die Anderen versichern, daß sie wie ein Glied der Familie sich fühlen und wie ein Sohn des Hauses gehalten werden, Alle erkennen dankbar an, daß ihnen von allen Seiten Unterstützung und Förderung bei ihren sprachlichen Studien zu Theil werde.

Es ist interessant, in der Correspondenz der jungen Franzosen zu lesen, wie sich deutsche Schule, deutsches Wesen und deutsche Sitte in ihrem Urtheil spiegeln. Alle erkennen an, daß die Unterrichtskunst in Deutschland höher entwickelt ist, als in Frankreich, der Individualität werde mehr Rechnung getragen, die Persönlichkeit des Lehrers trete mehr in den Vordergrund; es fällt auf, daß der Lehrer unabhängig von seinem Handbuche unterrichtet und dem Unterricht ein persönliches Gepräge aufzudrücken weiß (cachet personnel); die Eigenart des Schülers könne sich mehr entwickeln, weil der Unterricht ein vorherrschend mündlicher und katechetischer sei und in Folge dessen die Schüler fortwährend in Aufmerksamkeit und Spannung halte. Größere Pflege als in Frankreich erfahre das Turnen, beim Rechnen werde das Kopfrechnen vorherrschend geübt und deshalb in diesem Fache ganz erstaunliche Leistungen erzielt.

Digitized by Google

Vor Allem aber imponirt den jungen Franzosen der deutsche Gesang, in der Schule, wie im geselligen und öffentlichen Leben.

Selbstverständlich sprechen sich die jungen Fremden mit Anerkennung über Kenntniß und Verbreitung der französischen Sprache in Deutschland aus, doch verhalten sie sich auch kritisch in ihrem Urtheile. Der Eine rühmt den Eifer, mit dem die deutschen Seminaristen französisch lernen, aber, meint er, sie bringen es nur zu einer leidlichen Uebersetzung von Stellen aus neueren Prosaikern, wie Thiers und Mignet, sprechen lernen sie nicht, ihren Lehrern fehlt die genügende Vorbildung, sie dazu anzuleiten. Was er über den französischen Unterricht an den (hannöverschen) Seminaren sagt, möchte noch für viele andere Schulen in Deutschland zutreffen: Ungenügend für den Gebrauch der Sprache vorgebildet, begnügen sich die Sprachlehrer, ihren Schülern eine Menge Regeln und grammatische Eigenthümlichkeiten, die meist ganz unwichtig sind, lernen zu lassen. Nach dem Austritt aus dem Seminar setzen indeß die strebsamen Schüler das Sprachstudium fort, sie bilden einen Sprachcirkel, wo sie leichte Stücke von Scribe und Sardou gemeinschaftlich lesen. Dank diesen Uebungen fördern sie sich so weit, daß sie die französische Sprache, wenn nicht fließend sprechen, so doch lesen und ziemlich verstehen lernen.

Von scharfer Beobachtungsgabe zeugt das Urtheil über das Zeichnen. Dieser Unterrichtszweig, um dessen methodische Vervollkommnung die letzten Jahrzehnte sich doch große Verdienste erworben, erfährt keine beifällige Beurtheilung. Letztere bezieht sich allerdings nicht auf die Methode, sondern auf die Ergebnisse. Dieselben werden in den Bürgerschulen zu Jena als eben „genügend" hingestellt. Beim Besuch der Zeichenausstellung während der Osterprüfungen in Basel empfindet ein junger Franzose die patriotische Genugthuung, daß die Ausstellung zu Reims einen besseren Eindruck mache, die dortigen Zeichnungen seien mit weit größerer Sorgfalt ausgeführt gewesen. Die Ueberlegenheit der Franzosen in diesem Fache erklärt sich einestheils aus einer größeren Stundenzahl, die sie demselben widmen, anderentheils aber auch aus ihrer größeren Anstelligkeit und Durchschnittsbefähigung in dieser Fertigkeit. Tadel erfährt das an einem Seminar geübte System des Einpaukens bei den Redeübungen des sogenannten freien Vortrages, sowie der Kritik. Es wird berichtet, der Redner arbeite seinen Vortrag, der 30 und mehr, nach Befinden 100 Seiten umfaßt, aus, lerne ihn auswendig und sage ihn dann wörtlich her. Die beiden Mitschüler, denen die Kritik obliegt, haben sich vorher mit dem Redner verständigt, ja selbst der Lehrer lese den Vortrag vorher durch, ehe er sein Urtheil abgebe. Wir stimmen wohl mit dem Franzosen überein, wenn er meint, dieses Verfahren sei schlecht, unterdrücke die Improvisation und die Wärme und Lebendigkeit, welche dieselbe verleiht, es ersetze durch eine mühevolle Gedächtnißarbeit die augenblickliche Eingabe.

Aus allen diesen Urtheilen geht unzweifelhaft hervor, daß die Sendlinge Frankreichs einen reichen Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen über Deutschland gesammelt und sicherlich manche irrige Ansicht berichtigt haben. Bei der künftigen Lebensstellung der jungen Leute als Kaufleute und Gewerbtreibende, Volksschul- oder Seminarlehrer ist anzunehmen, daß ihre Anschauungen über Deutschland nach und nach in die weitesten Kreise getragen werden.

Eine Schlußbetrachtung dürfte sich dem Leser hier wohl aufdrängen. Frankreich thut so viel, seinen jungen Leuten den Aufenthalt im Auslande für Bildungszwecke möglich und nutzbar zu machen, sollte Deutschland in diesem Sinne für seine studirende Jugend nicht auch etwas thun? Alljährlich gehen Hunderte junger Neuphilologen nach Frankreich und England um sich in den neuen Sprachen die nöthige praktische Ausbildung anzueignen, die man von ihnen fordert. Unter schweren Opfern, nach einem drei- bis vierjährigen akademischen Studium, oft unter Entbehrungen jeder Art, bringen sie noch ein bis zwei Jahre im Auslande zu. Es war unter diesen Verhältnissen gewiß ein berechtigter Schritt, wenn der deutsche Neuphilologentag unter dem 2. November 1886 an den Reichskanzler um Errichtung von neuphilologischen Reichsreisestipendien petitionirte. Bekanntlich wurde das Gesuch mit dem Bescheide abgewiesen, daß die Angelegenheit Sache der einzelnen Bundesstaaten sei. Seine persönlichen Sympathien hatte Fürst Bismarck aber schon das Jahr vorher zu erkennen gegeben durch Gründung der Schönhauser Stiftung, deren vornehmster Zweck die Unterstützung von Candidaten des höheren Lehramts durch Reisestipendien ist. Möchte dieses hochherzige Beispiel des Reichskanzlers eifrige Nachahmung finden. Es wäre gewiß ein edler und patriotischer Gedanke eines Stifters, bei Gründung von neuen Universitätsstipendien den Zweck der Reiseunterstützung in's Auge zu fassen.

Literatur und Kunst.

Bücher und kein Ende.

Von Wilhelm Goldbaum.

Das ist die schwere Zeit der literarischen Novitäten. Ganze Stöße von Büchern, von broschirten und cartonnirten, schlicht und prachtvoll gebundenen, speichern sich auf dem Tische auf und man wühlt in dem Reichthum wie der Geizhals in seinen Schätzen. Wenn einige Wochen vergangen sind und die Festtage hinter uns liegen, kommt die Bilanz und dann erst erfahren wir zu unserem Staunen, wie viel Gedrucktes in Wort und Bild wieder einmal auf unserem Büchermarkte abgelagert worden. Zwischen zwölf- und fünfzehntausend bewegt sich die Ziffer unserer literarischen Jahresproduction, wie hoch diejenige unserer jährlichen Consumtion ist, bleibt uns zumeist ein Geheimniß. Und doch wäre gerade die Kenntniß der letzteren von großer Wichtigkeit, denn geschrieben und gedruckt ist manches Buch gar schnell, aber wird es auch ebenso reißend abgesetzt?

Bittere Frage! Um sie erschöpfend zu beantworten, müßte man nicht bloß bei den Verlegern und bei den Sortimentern, sondern auch in zahlreichen Schriftstellerstuben Einkehr halten, wo Erwartung und Enttäuschung jahraus jahrein abwechselnd zu Gaste sind, an der kümmerlichen Tafel sitzen und den Schlaf der Nächte stören. Das Märchen, daß der Schriftsteller in Deutschland längst nicht mehr der alten Noth ausgesetzt sei und mit dem Ertrage seines Schaffens hinter seinen Kameraden in Frankreich und England nicht weit zurückbleibe, ist leider noch immer keine Wirklichkeit. O ja, es gibt deutsche Dichter, welche mit goldenen Federn schreiben. Aber wie viele? Drei, fünf, wenn es hoch kommt, so viele, daß die Finger zweier Hände ausreichen, um sie herzuzählen. Gustav Freytag, Georg Ebers, Friedrich Spielhagen, Paul Heyse — man hört sie immer wieder nennen, wenn der oberflächliche Beweis geführt werden soll, daß der deutsche Schriftsteller über die Höhe seiner Honorare sich nicht mehr zu beschweren brauche. Und Schande genug wäre es freilich, wenn an dem nationalen Wohlstand des deutschen Volkes nicht wenigstens ein halbes Dutzend von Dichtern mit einem sorgenlosen Dasein zu participiren vermöchte. Aber was bedeuten Sechs unter Zehntausend? Und wie beschämend ist es, daß auch bei der Sechs des künstlichen Mittels der Festtagsbescherung nicht entrathen werden kann! Denn ein künstliches Mittel ist der seit etlichen Jahren aufgekommene Brauch, die Publication literarischer Werke hauptsächlich in die Weihnachtszeit zu verlegen, in welcher die Taschen sich öffnen und nebst dem Spielzeug für die Kleinen auch Romane und Novellen für die Erwachsenen in das Geschenk-Conto aufgenommen werden. Die hervorragendsten belletristischen Schöpfungen der letzten zehn Jahre, ja selbst die einzelnen Bände der Weltgeschichte Ranke's mußten sich dieser neumodischen Conjunctur fügen, sie erschienen in der Weihnachtszeit.

Das war in unseren Jugendtagen anders. Da kam eine ganz bestimmte Literatur auf den Weihnachtsmarkt. Der Struwwelpeter, die Grimm'schen Märchen, die Fabeln von

Digitized by Google

Wilhelm Hey — die Erzählungen von Gustav Nieritz und Franz Hofmann, Dickens' Christmas Tales, Cooper's Indianer- und Seegeschichten, Schillers Werke — je nach der Altersstufe. Und so war es auch völlig in der Ordnung. Lasset die Kleinen zu mir kommen, sagte auch die Literatur und die bot ihnen Humor, Phantasie, Pathos. Jetzt aber, was präsentirt sich nicht Alles als Weihnachtsliteratur? Ich lange von ungefähr nach den Schätzen auf meinem Tische. Ein Prachtstück von einem Buche, Friedrich Bodenstedt's Dichtung Sakuntala mit Illustrationen. Man erkennt nur leider nicht, ob die Verse der Illustrationen oder diese der Verse wegen gemacht worden sind. Die Kunst des Buchbinders und des Illustrators drängen das Interesse an dem Texte unbarmherzig zurück, obgleich Mirza Schaffy es ist, der spricht. Natürlich! Das Buch, das auf den Weihnachtstisch kommt, ist auf die äußere Ausstattung mehr als auf die innere angewiesen. Wenn nur der Dichtername ein klingender ist, so hat die Literatur das Ihrige gethan. Weiter. Elifén, ein Wüstentraum, Gedicht von Georg Ebers. In schöner, gepreßter Einbanddecke, auf dauerhaftem holländischen Büttenpapier. Ebers darf unter der Christbescheerung nicht fehlen, wäre es auch, daß er nur Verse zu bringen hätte, die nicht schlechter und nicht besser sind als andere, welche man in anderen Jahreszeiten zu lesen bekommt. Noch weiter. Emile Zolas „La Terre" in deutscher Uebersetzung. Gütiger Himmel, ist auch das Weihnachtsliteratur? Warum nicht? Wenn es sich bloß darum handelt, für ein Buch die günstigste Conjunctur zu benützen, und wenn diese um die Weihnachtszeit vorhanden ist, so ist nach dem jetzigen Begriffe von der Bescheerungsliteratur nichts mehr verwunderlich. Die Kleinen sind längst nicht mehr die Herren über das Weihnachtsfest und der Naturalismus frißt auch die Kinderpoesie auf. Am Ende wird es in Deutschland keinen lichterumstrahlten Tannenbaum mehr geben, von dem nicht die sauberen Gestalten der Familie Rougon-Macquart herabbaumeln.

Gewiß, man braucht den Begriff der Weihnachtsliteratur nicht ganz so einzuschränken, wie es in unseren Jugendtagen geschah. Ich kann mir auch aus den Schätzen, die diesmal auf meinen Tisch niedergegangen sind, manches Stück als passende Bescheerung denken, obwohl es nicht in den Bereich der Kinderliteratur gehört. Ein Buch wie Ludwig Ganghofer's „Edelweißkönig" oder Ludwig Hevesi's „Almanaccando" schickt sich ganz gut in den Märchenschimmer, den der Christbaum ausstrahlt. Da ist Humor, Phantasie, Farbe, da ist auch die Keuschheit, welche zum Feste paßt. Und darauf kommt es zuletzt doch an. Nicht daß die Kinder zu den Erwachsenen heraufgezerrt werden, sondern daß die Erwachsenen zu den Kindern hinabsteigen, ist der tiefe, herrliche Sinn des Weihnachtsfestes, er sollte auch derjenige der Weihnachtsliteratur sein. Die Welt ist so schön, wenn große, weitgeöffnete Kinderaugen sie anschauen...

Doch das ist nicht das einzige Gefühl des Unbehagens, welches von der nimmer endenden Fluth der Weihnachtsliteratur ausgeht. Mit der inneren Unwahrhaftigkeit, die in dem geschäftlichen literarischen Mißbrauche des schönsten Festes enthalten ist, könnte man sich immerhin auseinandersetzen; man brauchte nur etwa von einer October—December-Literatur zu sprechen, und der unheilige Spuk wäre vorbei. Vor solcher October—December-Literatur wäre es dann kein Geheimniß mehr, daß sie aus Büchern sich zusammenstelle, welche der Krücke einer geräuschvollen Festtagsreclame bedürfen, weil sie nicht gut genug sind, um auch ohne diese, zu anderer Jahreszeit ihren Weg zu finden. Aber den ehrlichen Kritiker, den rechtschaffenen Literaturfreund bedrängt noch etwas Anderes. Er sieht die Weihnachtskataloge, die selbst schon beinahe als Kunstwerke betrachtet sein wollen, mit allerhand Bildern, mit den Porträts und Autographen der Schriftsteller, mit zweckbewußten Recensionen, und vor seinen Augen thut sich eine gähnende Kluft literarischer Geschäftsmäßigkeit auf, in welche allgemach der höhere Begriff von Schriftstellerthum und Literatur rettungslos versinkt.

Was kann der gewissenhafte Kritiker dawider thun? die Bücher kommen ohne Zahl und Halt daher, hinter jedem steht der Autor mit verlangender Geberde. Er will eine Besprechung — o wenn es nur das wäre! Er begehrt aber nicht bloß, daß man ihm gerecht werde, seiner schriftstellerischen Individualität Rechnung trage, seine gegenwärtige und künftige Stellung in der Literatur accentuire, er begehrt auch, daß es schnell, womöglich über Nacht geschehe, damit er von der Freigebigkeit und Kauflust der Geschenkzeit profitire. Und der Kritiker hat die besten Vorsätze, nicht solche, mit welchen der Weg zur Hölle gepflastert ist, sondern solche, um dem Schriftsteller den Weg zur Unsterblichkeit zu ebnen. Aber — ultra posse nemo tenetur. Mit wem soll er anfangen? Es graut ihm, wenn er des Herbstes gedenkt, in welchem gleichzeitig Gustav Freytag, Paul Heyse, Friedrich Spielhagen, Georg Ebers ihre Weihnachtsgaben brachten. Jeder ein Anderer, keiner ein Geringerer. Das war ein Hasten — heute der „Roman der Stiftsdame", morgen „Was will das werden", übermorgen die „Nilbraut". Verschiedener Stil, verschiedene Compositionsart, verschiedene Tendenz, verschiedene Landschaft und verschiedene Zeit. Und um zu jedem dieser Romane sich in ein kritisches Verhältniß zu setzen, um die Vorzüge zu würdigen, die Mängel zu erkennen, kaum vier Wochen Frist! Denn bis Mitte December muß ja Alles absolvirt sein, wenn die Rückwirkung der Kritiken in den Buchhandlungen rechtzeitig zu Tage treten soll. Das Menschenmögliche geschieht, aber ach! das Menschenmögliche ist so wenig. Was kommt zuerst an die Reihe? Da liegt Conrad Ferdinand Meyer's „Versuchung des Pescara", man fühlt sich unwiderstehlich angezogen, aber daneben lockt das „Gemeindekind" von Marie Ebner-Eschenbach und „Hymen" von Oscar v. Redwitz und Julius Wolff's „Recht der Hagestolze" und Wilhelm Ranke's „Im alten Eisen" und Wilhem Jordan's „Zwei Wiegen" — hilf Himmel, welche Qual des Ueberflusses! Dem armen Kritiker wird es zu Muthe wie dem Tantalus, als er im Wasser stand und zu den verführerischen Früchten nicht emporlangen konnte, oder wie dem Moses, als er vom Berge herab das heilige Land sah, das er nicht betreten sollte. Und er stützt resignirt den Kopf in beide Ellenbogeu, er wird müde, bevor die Arbeit beginnt. Als er noch jung war, da war es etwas Anderes. Er hatte über dem Schreibtische sein Rückert'sches Sprüchlein:

Thue das Gute, wirf es in's Meer,
Sieht es der Fisch nicht, sieht es der Herr.

Oder, wenn er seinen Beruf weniger philanthropisch und dafür leichter nahm, so drosch er nach der Goethe'schen Devise: „Kleid' eine Säule, sieht aus wie ein Fräule." Mit einer Notiz, mit ein paar wohlgefügten Redensarten fertigte er ein dickleibiges Buch ab, dem Autor nicht zuliebe, sich nicht zu Leide. Doch, Gott sei's geklagt, auch der Kritiker wird älter, das heißt gewissenhafter und redseliger. Und weil er nicht jedem Buche, wie er möchte, gerecht werden kann, unterschlägt er manches, weit er nicht hervorragende literarische Erscheinungen mit einer dürftigen Notiz abthun will, läßt er sie ungeprüft an sich vorübergleiten, Verhaltene Liebe, verhaltene Gerechtigkeit. Dafür springt dann die laute Reklame in die Lücke, die schnell arbeitende, die vor Weihnachten den Anschluß nicht versäumt.

Wo liegt der größere Theil der Schuld? Bei dem Verleger oder bei dem Schriftsteller? Vermuthlich hat keiner dem Andern etwas vorzuwerfen und Beide werden wohl die Verantwortung auf das liebe Publikum abwälzen. Warum kauft das liebe Publikum die Bücher am meisten um die Weihnachtszeit? Warum muß seinen spröden literarischen Bedürfnissen mit prachtvollen Einbänden, mit Illustrationen, mit Roth und Gold nachgeholfen werden? Der Kritiker bescheidet sich. Er kann darüber klagen, daß ein ganz falsches Bild der zeitgenössischen Literatur entsteht, wenn die Weihnachtsreklame dasselbe entwirft; er kann auch dazu den Kopf schütteln, daß manches junge, vielverheißende Talent in dem Wettstreite zurückbleibt, weil in der kurzen Frist zwischen Michaeli und Weihnachten nur die Bewährten, die Renommirten, auf welche die buch-

Digitized by Google

händlerische Speculation ihre großen Auslagen verwendet, zu ihrem Rechte kommen. Zum Rechte des Stärkeren. Verbessern können es nur die Schriftsteller selbst, denn in ihre Hand ist es gegeben, um die Dichtung davor zu behüten, daß sie nicht zur Bazar- und Lieferungswaare herabsinke. Nichts drückt die Literatur in ihrem inneren Werthe und ihrer äußeren Geltung mehr herab, als wenn man das ökonomische Gesetz von dem Angebot und der Nachfrage auf sie überträgt. Arbeitet der Schriftsteller gleich dem Fabrikanten und Handwerker auf Nachfrage und Bestellung mit bestimmter Lieferzeit, so wird die Literatur zur Industrie, zum Gewerbe, zur Profession. Der Kritiker aber, welcher der Mittler zwischen Volk und Schriftthum sein soll, kommt nicht nach, wenn er nicht etwa ebenfalls handwerksmäßig seines Amtes walten will; der Weihnachtskritiker wird hoffentlich ungeboren bleiben, auch wenn die Zahl der Weihnachtsschriftsteller sich noch fürder vermehren sollte.

Und nun aber sei es genug dieser literarischen Adventspredigt. Sie verlangt nicht mehr Beachtung, als sie verdient. Vielleicht sagt Einer oder der Andere, der Prediger sei ein zelotischer Idealist. Ist er's, so mag wohlwollende Duldung ihm verzeihen, daß er existirt.

Wilhelm Jordan's neuer Roman.

Von Karl Hochberg.

Der Geist der deutschen Kunst ist heute in einer recht sonderbaren, recht unbequemen und sicherlich nie dagewesenen Lage. Da drängt ihn der alte eingeborene Idealismus, dieser charakteristische Grundzug seiner Natur, stets nach oben zu schauen und das Commando der Zeit lautet: fest auf den realen Boden blicken. Am besten fahren bei diesem Zwiespalt die Künste, die gar nicht realistisch sein können, weil sie von Natur nicht auf Nachahmung des Lebens gehen: Musik und Architektur. Diese brauchen nicht zu schielen. In anderen Künsten versuchte man es lange Zeit mit der Arbeitstheilung. Die Piloty, Makart, früher auch A. Menzel u. v. A. in der Malerei, die Scheffel, Ebers, Freytag, Dahn, Hausrath, Baumbach, Wolff u. A. in der Poesie gingen als Historistiker den idealeren Weg, und die große Schaar der Anderen beackerte den Boden des Realismus. In der allerjüngsten Zeit ist eine bedeutungsvolle Wandlung zu constatiren. Die Schwingen der Zeit regten sich zu mächtig, um dem Historicismus noch sein verjährtes Recht zu lassen. Die letzten Jahre bedeuten den gänzlichen Verfall des Historicismus. Seine großen Vertreter sind todt oder lebend verstummt und die Wenigen, die namentlich in der Poesie noch in der alten Richtung thätig, sind ihre eigenen Schatten geworden und bereichern die Welt unter immer lauteren Protest der Zeitgenossen alljährlich mit schablonenhaften Variationen ihrer eigenen früheren besseren Leistungen. Der stärkere Gegenpart, der Realismus, hat lachend das Erbe einstrichen und hat gewaltig zugenommen an Extensität wie an Intensität. Sogar die von Grund aus idealistische Plastik muß sich die realistische Polychromie gefallen lassen. In der Romandichtung kann sich der Realismus eines Spielhagen gar nicht mehr sehen lassen neben dem Realismus eines Lindau und dem Naturalismus eines Kretzer. Die Malerei ist, wie jede Ausstellung beweist, ganz der Realistik des Portraits, der Landschaft und des Genres verfallen und bekundet mit dem Aufkommen der En-plein-air-Malerei und des Impressionalismus immer stärkere realistische Tendenzen. Aber eine Nation, die kleiner ist als eine Zeit, geht zu Grunde. Die höchste Kraft beruht beim Einzelnen wie beim Volke im Geltendmachen der Eigenart und wenn wirklich die Wünsche vieler falschen Propheten sich erfüllten und der idealistische Grundzug des deutschen Wesens im Schmelzofen der Zeit dahinschwände, so könnten wir uns getrost den Grabgesang singen. Aber freuen wir uns; von den beiden wesentlich des Realismus fähigen Künsten, der Poesie und der Malerei, zeigt sich bereits in der letzteren, wie der Idealismus kaum als müder Historicismus dort hinausgeworfen, hier in anderer Gestalt frischen Muthes wieder einzieht. Das Princip der Arbeitstheilung hat sich nicht länger bewährt; denn die Zeit kann den reinen Idealismus, selbst als meist schwächlichen Historicismus nicht brauchen. Es gibt Fälle, wo das Halbe gesünder ist als das Ganze. In der neuesten deutschen Malerei zieht es der Idealismus vor, statt als reiner historistischer Idealismus dem Realismus gegenüber zu treten, sich mit diesem zu befreunden und innerlich zu vermischen und sich in dieser Mischung eine ganz neue eigenartige Existenz zu geben. Gebilde der Religion, der Sage, der Mystik, der Phantasie, kurz der echten Idealistik zu radicalisiren, zu übertragen in die grelle Plastik des Realismus und des Naturalismus, das ist es, was gerade viele der begabtesten und fortschrittlich gesinnten unter den neuesten deutschen Malern, die Böcklin, Gabriel Max, Gebhardt und Klinger anstreben in Werken, die allerdings unseren Geschmack zum Theil wie gefährliche Experimente anmuthen. Der Darwinismus weiß es, daß die Natur auf dem Uebergang von einer Stufe der Organismen zur andern barocke Zwittergestalten hervorgebracht von mehr oder minder zweifelhafter Lebensfähigkeit. Wie in der Natur, so ist's in der Kunst. Jene Werke sind Uebergangsgeschöpfe, die den gesunden Keim enthalten zu einer höheren Zukunftsexistenz. Und in der Poesie? speciell in der Romandichtung? Gibt es auch hier schon solche Zwitterwesen? Sucht auch hier der Idealismus sein neues Heil in inniger Mischung mit dem Realismus? Hier haben wir ein solches Zwischenwesen: Jordan's neuen Roman: „Zwei Wiegen"*). Wir müssen ihn einen modern-historischen Roman nennen, nicht in dem Sinne, als ob er wesentlich moderne Geschichte behandelte, nicht im Sinne jener tausend modern-realistischer Dichter, die es bequem finden, statt der eigenen Phantasie die Geschichte spielen zu lassen und den Helden statt mit mächtiger Charaktergröße lieber bei Sedan mit einem eisernen Kreuz schmücken, statt an schweren Seelenkämpfen am Gründerkrach zu Grunde gehen lassen oder ihm statt sturmaufwühlenden Sirenen oder Propheten einen betrunkenen Socialdemokraten in den Weg führen. In solchem Sinne, aber nur episodisch und in eigenartiger Verwerthung treten hier nur auf der polnische Aufstand, der Socialismus und in kurzer Erwähnung der Reichstag. Schon daß diese drei als gleichzeitig erscheinen, zeigt, wie sehr hier die Thatsächlichkeit der neuesten Geschichte zurücktritt. Nein, modern-historisch muß dieser Roman heißen, weil er ganz im modernen Leben spielt und doch in seinen Wurzeln hinabreicht bis in die Zeiten des Apostels Paulus und altgermanischer Wotanhelden. Denn damals rauschten zum ersten Mal bedeutungsvoll die beiden Bäume, die das Holz hergeben sollten zu den Wiegen der beiden den Roman beherrschenden Geschlechter. Es ist thatsächlich, als ob in ihm Freytag und Ibsen, Zola und Richard Wagner Versöhnung suchten. Ob sie dieselbe gefunden, davon später. Noch besser als modern-historisch wäre der Name: episch-naturwissenschaftlich. Dadurch wird die Eigenart der Verbindung schärfer herausgehoben und die beiden gegensätzlichen Elemente werden richtiger bezeichnet. Die Epik und die Naturwissenschaft haben zwei Dinge gemein. Wie könnten sie ohne solche Gemeinsamkeit in einer Zeit zusammenstehen? Das erste ist, daß beide, die Epik von Natur, die Naturwissenschaft von Beruf, auch die Menschen wesentlich physisch auffassen. Das Epos ist die seelisch ärmste unter den Dichtungsgattungen, schon weil der objective Erzähler, der außenstehende Dritte im Grunde nur reale Geschehnisse berichten kann und weil es meist in alte Zeiten niedertaucht, in denen Alles noch im Physischen lag. Heldenstücke, physische Thaten, Leibeskämpfe werden stets seine Grundstoffe bleiben. Während aber das Epos in seiner jugendfrischen Idealität die blühende Kraft besingt, bekundet die Naturwissenschaft ihre bewußte Reife und ihre Abstammung von der Medicin, indem sie in der Kunst — wer denkt nicht an Zola und Ibsen? — namentlich für das physiologisch Kranke interessirt. Wunderbar spiegelt diesen Gegensatz Jor-

*) Berlin, Grote's Verlag. 2 Bände.

Digitized by Google

dan's episch-naturwissenschaftlicher Roman wieder. Er handelt nur von episch gesunden und naturwissenschaftlich kranken Menschen. Er theilt die Menschen ein in Gesundheitshelden und Krüppel. Das ist nicht etwa nebenherspielende Caprice, sondern das ist der Grundgedanke des Romans. „Zwei Wiegen" heißt er, weil sich die „Inlieger" der Lelandswiege darin kraftstrotzende Gesundheit, und die „Inlieger" der Lederwiege darin Verkrüppelung „erliegen".

Aber das Gegenspiel gesunder Vollkraft und körperlicher Mißbildung erfüllt den ganzen Roman, geht weit über das Hauptthema der „Zwei Wiegen", den physischen Grundgegensatz der Lelands und Schöneborns hinaus und ergreift auch alle übrigen Gestalten, wenige Nebenpersonen abgerechnet. Auf die Seite der Krüppel und Kranken gehören zunächst alle Schöneborns, der alte Jürgen, dessen drei Kinder, die drei Kinder des zweiten Sohnes Jobs — die beiden anderen bleiben unverheirathet — und sogar der Urenkel Olaf Rügener. Diese verdanken ihr physisches Mißgeschick natürlicher Vererbung. Durch einen besonderen Unfall ist der Müllersohn Nickel Bajor, ein specieller Liebling des Dichters, ein Musterexemplar von Verkrüppelung geworden und dasselbe gilt von dem Storch Zakuhn, der hierher zu rechnen ist, weil er so menschlich und ausführlich geschildert und fast die gelungenste Person des Romans darstellt. Die Seite blühender Vollkraft repräsentiren nicht nur die Lelands, die ganze Ahnenreihe herab bis zu Loris Leland, sondern auch deren Frauen, die sie sich nach dem Erbgesetz erobert haben müssen als gesundstarke, „paßliche" Mütter der „Lelandswieglinge". Ferner gehören dahin die anderen Nachkommen des alten Helden Oervol, Adelheid Ballin und ihre Tochter Leonore, dann die schöne berserkerhafte Agnete Bajor, das volle Gegenstück zu ihrem Bruder Nickel, endlich die Hünengestalt des alten Liebherr und dessen junonische Tochter Armida. Diese Richtung auf das Leibliche hängt auf's Engste mit dem zweiten Moment zusammen, in welchem sich Epos und Naturwissenschaft berühren. Beide ziehen den determinirten Willen dem freien Willen vor. Nicht nur Darwin redet gar viel von Vererbung; auch das Epos freut sich in seiner Weise, die Ahnenreihe und die göttliche Abstammung seiner Helden preisend zu enthüllen. Die von episch idealistischem Geist erfüllte, wundergläubige Marfa Leland ist mit ihrem Sohn und Enkel, dem freigeistigen Aerzten, völlig einig im Glauben an das strenge physiologisch-psychologische Erbgesetz, an die in der Wiege gegebene Prädestination, an die gänzliche innere Abhängigkeit des Individuums von seinem Geschlecht. Wer stets den Gedanken der Abstammung auf der Zunge hat, dem ist natürlich die Wiege ein interessanter Gegenstand, der seine Vorstellungssphäre am besten symbolisch repräsentirt. Achthundert Seiten lang zwei Wiegen schaukeln zu lassen, das kann man nur einem eingefleischten Arzt verzeihen, der auch in die Kunst embryologische Interessen hineinträgt, oder einem eingefleischten Epiker, der das Derb-Einfache mit dem Schleier des Wunderbaren zu umkleiden liebt. Diese Lelands haben gar nicht Zeit Menschen zu sein, weil sie ganz Wiegenkinder sind. Als Säuglinge müssen sie alle in dieselbe, deshalb oft hin und her transportirte uralte Wiege gelegt werden; in dieser Wiege „erliegen" sie sich alle ihre trefflichen Körper- und Geisteseigenschaften; am Tage der Confirmation wird ihnen ein goldenes Miniaturbild der Wiege und ein Spänchen aus ihrem Holz als Berloque an die Uhr gehängt; wenn sie lieben, so lieben sie nicht aus freiem Gefühl, sondern sie lieben für die Wiege, mit der Wiege, durch die Wiege, sie lieben nicht liebenswerthe Mädchen, sondern schon „paßliche" Mütter für die Lelandswiege, sie äußern ihre Liebe, indem sie von der Wiege erzählen und sie siegen in der Liebe durch den Eindruck dieser Erzählung und durch den Goldglanz der Wiegenminiatur. Und alt und glücklich in ihren Kindern werden sie — wieder durch die Zauberkraft der Wiege. Man würde das Alles im heutigen Leben närrisch nennen müssen, wenn es nicht im Wesentlichen naturwissenschaftlich begründet würde. Man wäre versucht, den ganzen Wiegencultus mit seiner Zuchtwahlmethode widerwärtig zu nennen, wenn er nicht so mystisch und mythisch verbrämt wäre. Als Grundgedanke eines ganzen Werkes würde er in der Nebelferne einer epischen Märchenwelt hochpoetisch wirken und eine ideale Schönheit entfalten können, würde er auch in einem medicinischen Handbuch recht lehrreich wirken. Im modernen Roman, der an ästhetischreale Gesetze gebunden ist, kann man ihn nur deshalb nicht niedrig und roh nennen, weil man ihn, so breit und methodisch ausgesponnen, krankhaft nennen muß.

Feste Bande, geflochten halb aus mythischer Prädestination, halb aus natürlichen Vererbungsgesetzen machen namentlich den Helden des Romans ganz zum Sclaven seines gepriesenen Geschlechts. Dieser Herzensbezauberer und Wunderthäter Loris Leland verbirgt im Grunde hinter seiner rastlosen Thätigkeit und seinem Allerweltshelferthum eine klägliche Ohnmacht und eine tiefe innere Knechtschaft. Mit Vorliebe wird er ein Produkt seiner Ahnen genannt; aber er ist noch weit weniger. Die Ahnen sind doch noch andere Menschen. Es ist ein Gesetz der Lelands, daß sie alle schwer zu durchkämpfende Liebesromane erleben, aber es ist kein Zweifel, daß die nur skizzirten Romane der Ahnen echte Heldenromane sind und der wirklich beschriebene des Loris Leland erbärmlich thatenlos, nüchtern dagegen. Jene trotzen ihre Liebe dem Widerspruch der Welt ab. Für die drei älteren bedeutet der Sieg in der Liebe zugleich Rettung von Tod oder Gefangenschaft. Der Vater und der Onkel des Loris Leland haben den Muth die zu entführen, die schon Andern als Bräute verlobt sind. Der eine klettert bei Nacht in das Haus der Geliebten und scheut weder den Sittencodex noch ein Duell auf Leben und Tod; der zweite opfert der Liebe seine Amtspflicht, wird aber im Moment der Entführung vom Blitz erschlagen. Und Loris? Gänzliche Thatlosigkeit und traurige Verblendung ist alles, dessen er sich in der Liebe rühmen kann. Im Anfang zwar prädestinirt er sich selbst mit einem Schein von Freiheit dazu, ein Mädchen zu heirathen, das als Kind ihm einen muthigen Dienst geleistet. Dann aber vergißt er es, läßt sich länger, als es tiefere Menschenkenntniß erlaubt, von einer eitlen Puppe nasführen und wird schließlich auf die ihm bestimmte Liebe — ja es giebt keinen anderen Ausdruck — gestoßen. Von Anfang an widerspricht Niemand dieser Liebe — einen leisen Versuch bei dem Vater Leonorens hat der Dichter später vergessen —, aber alle weisen ihn darauf hin: der Brief der Mutter, Nickel mit seinem Bild Leonorens, Armida mit ihrem Gesang, allerhand andere Andeutungen, sogar ein krankes Pferd; der Vater hat es ihm sogar so bequem gemacht, daß er ihn, den gänzlich Fremden, nach schweren Verhandlungen mit dem Vater der zu wählenden Braut in das Haus desselben als Gast einmiethete. Den vereinten Anstrengungen der Andern gelingt es am Ende, die vorgeschriebene Liebe anzuzünden. Sie erscheint zuletzt, ohne daß ein innerliches Warum, ein inneres Klären, Vergleichen und Erhöhen, ein mächtiges Anschwellen bis zur Erschütterung wie selbst einer Agnete gegenüber vorgeführt wird, sie ist da, weil sie da sein soll, ohne Herzensgrund, nachdem vorher kälteste Gleichgültigkeit da war, von außen hineingelegt, traumhaft leer. Zuletzt sanktionirt ein Brief des Vaters im Voraus seine Liebe und eröffnet dem bisher im Dunkeln tappenden, blind gegängelten und commandirten nicht nur seine wahren äußeren Verhältnisse, sondern auch den Zweck seiner früheren medicinischen Studien, seines jetzigen monatelangen Landaufenthalts und seinen ihm längst vorgezeichneten, aber ungeahnten Zukunftsberuf. Und Leonore, die erwählte Braut? Ist sie es, die durch freie Thaten sich den Geliebten eroberte? Nein, sie ist keine würdige Nachfolgerin der Siglind, der Ingeborg, der Marfa, die um der Liebe willen den Vater betrogen und verlassen. Die Siglind entbrennt in Liebe zu dem Mörder ihres Vaters, als sie den Todesstreich gegen ihn befiehlt, und erhebt ihn zu ihrem Gatten. Die Ingeborg befreit ihren Leland aus der Gefangenschaft der Schweden und ihres Vaters und rudert ihn mit eigener Hand über die See in die Heimath. Die Marfa pflegt den krank und gefangen bei ihrem Vater eingelieferten Erich Leland, bestiehlt den Vater und entführt den Geliebten, selbst die Peitsche schwingend, auf dem Schlitten durch die Eiswüste des russischen Winters. Leonore dagegen hat als Kind dem entblößten Loris ein Tuch

Digitized by Google

gereicht, hat später ihm geholfen, zwei Krüppel pflegen und fördern, hat dann um des Loris willen eine kleine Reise unternommen, um nicht etwa den Loris, sondern dessen Wiege, nicht etwa zu retten — denn das besorgte Agnete —, sondern zu verpacken, hat sich dann aus Scham vor Loris versteckt und — ja wir sind fertig mit ihren Heldenthaten. Die Geschichte der Wiegenrettung konnte auf Loris nicht einmal einwirken, denn er hat sie am Ende des II. Bandes noch nicht erfahren, da der Dichter den bequemen Schleier der Vergessenheit über die noch unausgetragene Sache fallen läßt.

Die Willensohnmacht der meisten Personen ist ganz erklärlich bei dem fanatischen Physicismus Jordans. Es gilt thatsächlich, daß die Leiber dieser Menschen ihre Schicksale sind. Zunächst sind alle gesundstarken Naturen zugleich schön, ferner reich, drittens geistig reich begabt, viertens edel und gut, fünftens subjektiv glücklich. Das gilt von allen Lelands sammt ihren Frauen und Bräuten, und von Liebherr, Adelheid und Armida. Dagegen sind die Schönborns krank, schwach, häßlich, weniger reich, oft wie z. B. Jürgen und Leberecht mit Schulden kämpfend, weniger begabt und großgesinnt, häufig neidisch oder heuchlerisch eitel (z. B. Jürgen, Jobs, anfangs auch Paula, Andreas und Olaf), innerlich unglücklich. Auch Nickel Bajor ist zuerst nicht nur ein häßlicher Krüppel, sondern auch ein ungebildeter, neidischer Kobold innerlich unglücklich und auch äußerlich, da er im „Hundeloch" schlafen und bei der Muhme sogar hungern muß und für 2 Pfennig Schnitzstücke verkauft, während die schöne starke Agnete prunkend als reiche Müllerstochter auftritt, auch in die Pension geschickt wird und schließlich einen Prinzen heirathet. Diese summarisch radicale Vertheilung, die den einen lauter Licht, den andern lauter Schatten giebt, kann Jordan nicht ausnahmslos gelten lassen, denn das wäre unsittlich. Bei den Extremen lenkt er mit Recht ein. Agnete verdankt ihrer Körperstärke die Rettung aus arger Gefahr, ihrer Schönheit, ihr wechselndes, aber stets glückliches Lebensloos. Aber weil ihre Schönheit so übermächtig groß, wird sie eitel, verwöhnt, geistig faul und materiell gesinnt. Also auch hier ist der Leib das Schicksal. Loris z. B. hat nicht solche übertriebene Schönheit, wohl aber der durch Vererbung zum prahlerischen Betrüger prädestinirte Lakowitz. Demgegenüber werden gerade die beiden unglücklichsten Krüppel, Jobäa und Nickel, just durch ihr leibliches Unglück zu geistiger Idealität erhoben. Bei Jobäa wird die Entstehung der Genialität durch das physische Leiden sogar pathologisch-physiologisch entwickelt. Jobäa wird eine glänzend geehrte Dichterin und Philosophin, Nickel begeistert sich erst für Astronomie und wird nachher ein begabter Bildhauer. Auch der Storch Zakuhn wird durch sein trauriges Geschick vermenschlicht. Diese drei Krüppel sind thatsächlich die einzigen wahrhaft ethischen Gestalten des Romans, die einzigen, die innerlich mit dem Schlechten ringen; denn auch Zakuhn besiegt in sich Neid, Freßlust und Eifersucht. Dem goldenen Loris wird das Gutsein gar zu leicht. Diese Abhängigkeit des Geistigen vom Leiblichen ist Jordan feste, durchgreifende Theorie geworden. Mehrfach wird versichert, daß die großen Pessimisten Schopenhauer, Byron, Leopardi ꝛc. nur wegen eines individuellen Leibesfehlers Pessimisten geworden, Schopenhauer z. B. wegen seiner schwachen Brust. Wie verträgt sich das, ich will nicht sagen: mit der Achtung vor der Geistesgröße dieser Männer, sondern bloß damit, daß Spinoza und Malebranche schwindsüchtig waren, Voltaire ein Affengesicht, Mendelssohn einen Buckel, Kant eine noch schwächere Brust als Schopenhauer hatte und alle diese Optimisten waren?

(Schluß folgt.)

Julius Wolff's „Recht der Hagestolze".

Die Ohnmacht der Presse war eines der letzten Paradoxa, die der ideenreiche Emile de Girardin vertheidigt hat — er, dessen Laufbahn, Einfluß und reiche Hinterlassenschaft die schlagendsten Beweise für die Gewalt der sechsten Großmacht sind. Hätte er aber von der Ohnmacht der Kritik gesprochen, so würde er höchstens die talentlosen Herren Autoren nicht auf seiner Seite gefunden haben, welche ihre Mißerfolge den bösen Recensenten in die Schuhe schieben. Nun hat aber die Kritik wohl schon manches Talent entmuthigt und abgeschreckt, aber ein wahrhaft bedeutendes Werk noch niemals gemeuchelt. Gewöhnlich trat dann die Kritik der Zeit ein, mildernd, gerechter abwägend, und nach Jahren tauchte oft ein Talent oder ein gutes Werk sieghaft wieder auf, das man längst todtgeschwiegen und todtgeschlagen glaubte.

„Les morts que vous tuez se portent assez bien!"

das kann man über das kritische Assommoir als Sinnspruch schreiben. Und wie zahlreich sind nicht die Fälle, wo der Einspruch der Kritik gegen ein zur Mode erhobenes Buch oder Talent völlig wirkungslos blieb und den Erfolg nur noch vergrößerte! Georg Ebers, Felix Dahn und Julius Wolff gehören gewiß nicht zu den Schooßkindern der „maßgebenden" Kritik, aber sie erleben doch Auflagen, wie sie im deutschen Buchhandel ungewöhnlich sind. Von „Wolff's „Rattenfänger von Hameln" und „Wilden Jäger" z. B. sind schon gegen 50,000 Exemplare abgesetzt, und der vor 14 Tagen ausgegebene neue Roman des beliebten Dichters: Das Recht der Hagestolze. Eine Heirathsgeschichte aus dem Neckarthal (Berlin, G. Grote) soll bereits in 12,000 Exemplaren verkauft sein. Da fühlt man so recht die Allmacht der Mode, die Ohnmacht der Kritik.

Eine Erklärung für den ungeheuren Erfolg der Dahn, Ebers, Wolff ist nicht schwer. Jede Weihnachten stellen sie sich mit einem neuen Werke ein. Es ist Geschenkliteratur für ein ganz bestimmtes bücherbedürftiges Publikum, welches aus der reiferen Jugend zwischen 17—20 Jahren besteht, aus just der Schule oder Pension entwachsenen jungen Damen, stolzen Primanern, eben erst immatriculirten Studenten und glücklichen jungen Bräuten. Sie alle finden hier, was sie suchen. Ein verklärtes Bild der Welt, in die sie erwartungsfroh eintreten, die poetische Gestaltung des in der Schule „gehabten" geschichtlichen Materials, einen Spiegel ihrer romantischen Träume, ihrer sehnsüchtigen Ideale . . .

„Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädgen so geliebt zu seyn."

Und diesen Lesern, deren Neigungen und Wünsche sie ganz genau kennen, spenden die Minneromanschreiber mit vollen Händen alles Liebe und Gute: edle Seelen, feurige Herzen, ritterliche Gesinnungen, sentimentale und schelmische Backfische, wilde Haudegen, interessante Frauenköpfe, viel Handlung, schöne Costüme. Da kann die Kritik lange vor dieser Geschichtsklitterung warnen, diese angeblichen Aegypter, Gothen, Römer und Altdeutschen als gemüthliche Leipziger Philister, Berliner Lieutenants und Königsberger Geheimrathstöchter entlarven: die liebe Jugend glaubt doch an sie, schwärmt für sie und kauft sie. Und so ist es denn auch widersinnig, diese vielbegehrte Weihnachtsliteratur mit der bekannten „Bitte um geneigte Besprechung" noch an die Kritik zu schicken, die eigentlich bloß eine Ruhestörerin und Festverderberin sein kann. Solche Literatur blüht nur im Lichte des Weihnachtsbaumes und stirbt in der scharfen Beleuchtung der nächtlichen Recensentenlampe.

Noch nie habe ich alle charakteristischen Eigenschaften des Weihnachtsromanes ausgeprägter gefunden, als gerade in Wolff's neuem Buche. Schon Titel wie Untertitel sind allein ein ganzes Programm. „Hagestolze" — hahaha, gewiß alte weiberfeindliche Junggesellen, die gebessert und bekehrt werden! Und „eine Heirathsgeschichte aus dem Neckarthal" — da fallen

Digitized by Google

uns gleich Scheffel's schöne Verse auf Heidelberg ein — ach, die herrliche Gegend — und dann eine Geschichte vom Heirathen — was kann es Interessanteres geben?! Und schon um der vielversprechenden Anweisung willen wird das Buch gekauft, geschenkt, „verschlungen", die jungen Herzen schlagen dabei noch einmal so schnell, und alle, alle Wünsche werden von dem Dichter erfüllt. Ein „reizendes" Buch, das ist das allgemeine Urtheil.

Auch die Zeit- und Stoffwahl konnte nicht geschickter sein. Romantische Gegend, biderbe Ritter, liebende vieledle Frauen und Jungfrauen, es fehlt nichts. Dazu eine frische, heitere Handlung, welche der stets liebenswürdige, harmlose und unverbesserlich optimistische Dichter behaglich ausbreiten kann. Der Vorwurf ist ganz vortrefflich. In modernen Theaterstücken ist es ein beliebtes Thema, daß Zweie sich so feindlich ansehen, die vor Liebe vergehen wollen, daß allerlei Mißverständnisse sie trennen, die ein einziges Wort lösen könnte. Bevorzugt ist dort namentlich der böse Geldpunkt, der die Liebenden scheinbar trennt, denn im Reiche der Dichtung sind die Menschen viel feinfühliger, als sie im Leben zu sein pflegen. Entweder hält Er das lösende Wort zurück, weil er ein armer Schlucker ist, oder Sie verfolgt ihn mit ihrem verliebten Hasse, dieweil sie ihn nur in ihren Geldsack vernarrt glaubt. Wolff variirt nun das bewährte Goldfischthema sehr hübsch. Frau Juliane von der Minneburg — ach wie schön! — versagt dem geliebten Junker Hans Landschaden — auch nicht schlecht! — plötzlich Herz und Hand, weil sie eine unwürdige Speculation von seiner Seite vermuthet. Er will sie offenbar nur heirathen, um dem Recht der Hagestolze zu entgehen. Das Recht der Hagestolze? Ein altes pfälzisches Gesetz besagt nämlich: Wenn ein einläufiger (!) Mann 50 Jahre 3 Monate 2 Tage alt wird und stirbt, so fällt seine Hinterlassenschaft nicht an seine Blutsverwandten, sondern an den Landesfürsten. Darum stimmt auch die ganze Sippe der Landschaden dafür, daß der bald fünfzigjährige Hans sich schleunigst beweibe, damit sein Erbe in der Familie bleiben kann. Kein Wunder aber, daß Frau Juliane plötzlich unangenehm wird, da sie erfährt, daß der ehescheue Junker sie bloß im Interesse seines Hauses heirathen will, und um dem ohnehin übermächtigen Pfalzgrafen einen Streich zu spielen.

„Ja, warum haben Sie das nicht gleich gesagt?!" pflegen im letzten Acte von Verwechslungsposſen die Helden auszurufen. Ein Wort der Aufklärung, im ersten Acte gesprochen, würde den zweiten und alle folgenden unmöglich machen, aber es wird verschwiegen, obgleich es auf allen Zungen schwebt. So geschieht es in dieser „Heirathsgeschichte" ebenfalls. Hans, der zunächst Betheiligte, weiß nichts vom Hagestolzenrecht, das seine ganze Sippe so in Aufregung versetzt, so sehr um seine Zukunft besorgt macht, eine so weitschichtige Intrigue rings um ihn entfesselt. Er merkt nichts davon, daß sein Bruder Bligger den verpfändeten Wald nur herausgeben will, um das Herz der schönen Wittib zu rühren, daß dieser ihn absichtlich zum Unterhändler wählt, daß der Jude mit geheimen Instructionen nach der Minneburg entsendet worden ist, wo er ein gefälschtes Horoskop stellen soll. Nein, von alledem spürt der sonst ganz kluge Hans nicht das mindeste und darf nichts wissen, sonst würde er ja ein Spiel mit der Geliebten treiben, das sie ihm nie verzeihen würde. Und ein neues Mißverständniß! Hans hat sich für Frau Juliane geschlagen, aber das darf wieder sie nicht erfahren, sonst ist die Geschichte schon hundert Seiten früher zu Ende. Welche herzbeklemmende Spannung waltet daher in dem folgenden Auftritte zwischen dem wissenden Ritter Engelhard und der schönen Wittib, die eben nichts wissen soll und ihn daher auch nicht zu Worte kommen läßt!

„Juliane," sprach er, „Du denkst doch nicht an unseren lieben braven Hans Landschad, als ob der irgend einer Falschheit —"

„Sprich mir nicht von den Landschaden!" unterbrach sie ihn heftig und schnellte gleich einer getretenen Schlange vom Sitz empor, „die sind für mich todt!"

„Viel hätte freilich nicht gefehlt, daß Hans —"

„Ich will nichts wissen von ihnen! nichts als Haß, Haß Allem, was Landschaden heißt!"

„Aber Hans hat sich ja —"

Sie ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Schweig mir vor Allem von dem!" unterbrach sie ihn noch aufgebrachter als vorher. „Ich kenne den niederträchtigen Plan, den Ihr gegen mich geschmiedet habt. — — O, es ist schändlich! schändlich! — — Ich wollte Dich ausforschen, ob nicht doch noch ein Irrthum möglich wäre. Aber ich bin durch Dich nur noch sicherer geworden. — — Das ist erbärmlich, Engelhard!"

„Willst Du mich hören oder nicht?" fuhr er sie an, mit dem Fuß auf den Boden stampfend.

„Nichts von den Landschaden!" rief sie, von ihm abgekehrt. „Ich hasse sie und will ihr Feind sein, so lang ich das Leben habe!"

„Ist das Dein letztes Wort, Juliane?"

„Ja!" sagte sie trotzig und ohne sich umzuwenden.

„Dann lebe wohl!" und klirrenden Schrittes ging er hinaus.

Erst einige fünfzig Seiten später erfährt sie das Wort, das all ihren Haß beseitigt und sie an sein Herz drängt. Ja, warum haben Sie das nicht gleich gesagt?!

Der Leser wird aus der obigen Scene ohne Zweifel ihren theatralischen Charakter erkannt haben. Es ist ein „guter Abgang", ein wirkungsvoller Actschluß. Und dieser theatralische Zug, den wir übrigens auch in Wolff's anderen Werken finden, geht durch das ganze Buch. Es ist ein Lustspiel, das seinen Beruf verfehlt hat. Luspielartig ist die ganze frische, fröhliche Stimmung, die Eintheilung und Entwicklung der Handlung, die Motivirung, die niemals individualisirende theatralische Rede sämmtlicher Personen. Die Charaktere entwickeln sich nicht vor uns im epischen Fluß, sondern liegen alle schon fertig ausgeprägt da. Es wäre z. B. die Aufgabe des Romandichters gewesen, uns mit feinen psychologischen Zügen zu zeigen, wie sich nach und nach der Haß der beiden Helden in Liebe verkehrt, aber Wolff nimmt sich die Zeit und Mühe nicht dazu; gerade als wäre er ein an die Kürze des Theaterabends gebundener Dramatiker. Darum ist der Haß der Frau Juliane ebenso oberflächlich und unglaubwürdig, als die Ehescheu des Junkers; darum müssen sich auch die Beiden ehemals heiß geliebt haben; darum zeigt es sich bei jeder Gelegenheit, daß all die Phrasen, die sie gegeneinander ins Treffen führen, eitel Coulissenwind sind. Und darum glauben wir keinen Augenblick an alle die Schwierigkeiten, welche ihrer Vereinigung im Wege stehen sollen, und wissen ganz genau im voraus, wie die Angelegenheit sich leicht und angenehm lösen wird. Ueberhaupt hat der Verfasser sehr wenig gethan, um unsere Spannung zu reizen, denn wir sehen schon Anfangs Alles genau so kommen, wie es kommt. Das unwahrscheinliche lange Verweilen des Juden auf dem Schlosse der Landschaden hat den vorweg zu errathenden Zweck, daß die Fälschung des Horoskops dadurch bewiesen werden soll. Die Prophezeiung, daß Hans sein Glück im Kloster finden werde, deutet uns gleich an, daß die beiden Liebenden sich im Kloster verloben werden, und wir lächeln, wenn richtig gegen den Schluß hin die Burgcoulissen weggeschoben werden und eine Klosterdecoration erscheint. Auch Juliane's Schwur macht uns keinen Augenblick bange, denn wie sie ihn umgeht und wörtlich doch befolgt, ist ein alter Komödienkniff.

Und lustspielartig ist vor Allem der Schluß: wie da die beiden Paare im Kloster zusammenkommen, wo offenbar der letzte Act spielt, wie die schelmische Sidonie die Intrigue leitet, und endlich der nächtliche Mummenschanz im offenen Kreuzgang, den die besonnene Frau Juliane in aller Einfalt wirklich für einen weit sicherern Stelldicheinort hält, als die geschlossene Zelle, „wo sogar die Wände Ohren haben"! Ich glaube, im Theater würde man bei solchen starken Zumuthungen doch sehr ungeduldig werden. Wenn Julius Wolff ein Lustspiel aus seinem Roman machen wollte, was ja eine leichte Mühe, eigentlich bloße Scheerenarbeit wäre, so würde im unerbittlichen Lampenlichte sich gewiß die ganze Unmöglichkeit seiner Erfindungen zeigen. Romanleser sind ein dankbareres Publikum.

Besonders Wolff's angestammter junger Leserkreis, dessen

Digitized by Google

Entzücken ich mir sehr gut vorstellen kann. Wie ist da Alles so hübsch und frisch erzählt, harmlos, fröhlich, gewissermaßen in Feststimmung getaucht! Es ist wahrhaft rührend, wie der Dichter seinen jungen Lesern zum Munde redet. Trotz des leichten Alterthümelns der Sprache. „Palas", „Ohm", „in Rück und Schick bringen", „fahen"; auch der schon aus Scheffel männiglich bekannte „Papegan". „Klipp und klar" scheint mir schon weniger pfälzisch Mittelhochdeutsch, und „klein beigeben", das kein Süddeutscher gebraucht, versetzt uns gar in die gute Reichshauptstadt Berlin. Wie nun die Backfische bei Ebers und Dahn, ob sie nun ägyptische Priesterinnen oder Nonnen im alten Poitiers sein wollen, ganz die Gefühle modernster Pensionatsfräuleins ausdrücken, so auch Wolff's pfälzische Edeldamen aus dem Jahre des Heils 1397. Dieselbe gemachte Munterkeit, die nämliche Schelmerei, die soubrettenhafte Sentimentalität und Geschwätzigkeit aus: „Sie hat ihr Herz entdeckt". Nur ein Beispiel, wie sich Julius Wolff die Unschuld jener Ritterfräuleins denkt! Das Wort „Brutzeit", das heute für keine höhere Tochter mehr einen Schrecken hat, bringt zwei junge Edeldamen „in hold erröthende Verwirrung über den nicht verstandenen Sinn". O sancta simplicitas! Auch die allzu häufigen und billigen Scherze über die Schwiegermütter und die tobende Weiberfeindschaft des Hans sind solche Concessionen an die Denkart jungfräulicher Leser. Nur selten überraschen wir den Erzähler auf einer heimlichen Ungeduld, daß er des trockenen Tones satt ist. Er, der im „Tannhäuser", der bekanntlich „allen lieben deutschen Frauen" gewidmet ist, versichert:

„Nie würd' ich wagen
Vor Euch die Saiten anzuschlagen
Unrein in ihrem Klang —"

er verräth uns zuweilen, daß er auch Rasse hat und gelegentlich einer wohltemperirten Pikanterie nicht abgeneigt ist. Zwar ist die Ehebruchsgeschichte (S. 123) nur behutsam angedeutet, doch schon bedenklicher scheint das Gespräch über das mißverstandene Lauschen (S. 164) und die Geschichte mit dem Joseph, der eigentlich eine Josephine in Männerkleidern ist. Die Zumuthung, daß er oder sie mit einem Jüngling im selben Bette schlafen soll (S. 173), würde ich entschieden so schnell wie möglich streichen, denn wenn Madame Toutlemonde hinter derlei Scherze kommt, wird sie nicht ermangeln, den von allen ihren Pensionärinnen schwärmerisch verehrten Dichter auf den Index zu setzen. Man denke sich das Unglück! Z.

Feuilleton.

Ein weißer Indianerhäuptling.

Von Bret Harte.

Aus dem Englischen von Frank Siller.

(Schluß.)

Die Verehrung, die Elias Martin bei den Indianern fand, hätte selbst einen besseren Kopf als den seinen verdrehen können. Anfangs war er ängstlich und fürchtete, daß ein solcher Empfang irgend eine versteckte Ironie bergen könne, oder daß er wie die blumenbekränzten Opfer des Alterthums geehrt und emporgehalten wurde, um dem baldigen Märtyrerthum eine größere Bedeutung und Weihe zu verleihen. Dann begann er zu fürchten, daß die unschuldige Täuschung seinerseits — wenn es wirklich solche war, — entdeckt werden könne; endlich ergab er sich in die Lage, theils aus Demuth, theils aus thierischer Zufriedenheit mit seiner zeitweiligen Sicherheit.

Am zweiten Tage, nachdem Elias Häuptling geworden, brachten zwei Krieger eine noch blutende menschliche Scalplocke. Elias erblaßte, zitterte und wandte sich ab; dann, die Gefahr bedenkend, welche ihm durch den Verrath seiner Schwäche drohte, wurde seine Erscheinung fast geisterhaft. Die Krieger sahen ihn mit leidenschaftlichen Blicken an. Ein Grunzen — ob vor Erstaunen, Unzufriedenheit oder Beistimmung, verstand er nicht — ging durch die Menge. Doch die Scalplocke wurde fortgebracht und nicht wieder vor ihm gezeigt.

Ein noch aufregenderes Ereigniß folgte. Zwei Gefangene, Weiße, stark gefesselt, wurden eines Tages auf dem Wege zum Marterpfahl vor ihn gebracht; ihnen folgte eine Menge alter und junger rother Weiber und Kinder. Der unglückliche Elias erkannte in den Gefangenen zwei Händler aus einer entfernten Ansiedlung, welche auch zuweilen Redwood besucht hatten. Eine Seelenangst, ein Gemisch von Schrecken, Scham und Mitleid machte den Pseudo-Häuptling bis in die Spitzen der Adlerfedern auf seinem Kopfe erzittern und bleichte seine Wangen unter der gelben Tättowirfarbe. Sich ins Mittel zu legen, um die Gefangenen von der ihnen zugedachten herkömmlichen Marter zu retten, auf welche die Weiber und Kinder schon ungeduldig harrten, das wäre für ihn und sie Entdeckung und Tod gewesen. Kaum wissend, was er that, als die düstere Prozession an ihm vorbeizog, verbarg er rasch das Gesicht in seine Decke und wandte der Scene den Rücken. Die Krieger waren augenscheinlich auf ein so außerordentliches Benehmen ihres Häuptlings nicht vorbereitet — es herrschte Todtenstille. Was sie im Begriff waren zu thun, läßt sich kaum denken, denn in dem Augenblicke nahte ihm leise von der entgegengesetzten Seite eine junge Indianerin, vielleicht aus Ungeduld auf das erwartete grause Spiel, vielleicht auch dadurch ermuthigt, daß sie nur wenige Tage zuvor zur Verlobten des neuen Häuptlings erwählt worden war. Seine entsetzten Blicke, einen Augenblick unter dem Tuche hervorlugend, fielen auf sie und erkannten sie. Die Jämmerlichkeit einer schwachen Natur, die es nicht wagte, geradezu der Ursache entgegenzutreten, ließ die Wuth an dem geringeren Gegenstand aus. Elias schoß einen raschen Blick der Entrüstung und des Hasses auf das junge Mädchen. Erschreckt lief sie zu ihren Gefährtinnen zurück, eine eilige Berathung folgte, und im nächsten Augenblick rannte das ganze Gefolge von Mädchen, alten Weibern und Kindern schreiend und weinend den Wigwams zu.

„Siehst Du," sagte einer der Gefangenen ruhig zum anderen, „ich hatte Recht. Sie hatten gar nicht vor, uns 'was zu thun, wollten uns nur ängstigen. Diese Mingos sind anders als die übrigen Stämme. Sie tödten Niemand, wenn es nicht nothwendig ist."

„Du irrst," rief der Andere aufgeregt. „Es war der große Häuptling da, mit dem Kopf in die Decke gehüllt, der die Hunde mores lehrte. Teufel! was das Pack auf einen bloßen Blick von ihm lief! Ich wette, er ist ein Hauptkerl, sieh nur seine wundervolle Haltung!"

„Hast recht — der weiß, was er will," sagte der Andere, kritisch Elias' eingehüllte Gestalt musternd; „verdammt, wenn das nicht ein geborener König ist!"

Der plötzliche Conflikt, die gänzliche Umwälzung, die diese einfachen Worte in Elias' Brust hervorbrachten, war fast unglaublich. Erst war er in Erstaunen gesetzt durch die Neuigkeit, daß der unbekannte Stamm, den er regieren sollte, den Ruf der Friedfertigkeit habe; aber selbst diese beruhigende Versicherung war unbedeutend im Vergleich zu der größeren Offenbarung, welche des Sprechers Lob und Preis, die er Elias spendete, enthielt. Die wenigen Worte waren wie ein Ritterschlag auf seine schwache Schulter gefallen; er erhob sich, von der Berührung veredelt. Obwohl sein Gesicht noch unter der Decke versteckt war, stand er kerzengerade und schien an Größe gewonnen zu haben.

Die Indianer waren, unschlüssig und doch wachsam, einige Schritte von ihren Gefangenen stehen geblieben. Plötzlich wandte sich Elias, noch mit dem Rücken gegen die letzteren, leuchtenden Blickes den Seinigen zu und machte mit den Händen eine rasche Bewegung, ein Abstreifen der Fesseln bedeutend. Wie alle plötzlichen Bewegungen undemonstrativer Menschen, war auch diese überschwänglich, geisterhaft, theatralisch. Doch sie war mächtiger als Worte. Die Krieger durchschnitten eilig die Fesseln der Gefangenen; noch eine heftige Geberde von Elias, und diese entflohen. Als er vorsichtig unter seiner Decke hervorblickte, waren Häscher und Gefangene in entgegengesetzten Richtungen verschwunden, er war allein — und triumphirte.

Digitized by Google

Seit diesem Augenblicke war Elias Martin ein anderer Mensch. Er legte sich den Abend zur Ruhe in einem berauschenden Traume von Macht; er erhob sich am Morgen darauf, ein Mann von Willen und Kraft; das konnte er selbst in den Augen der Krieger lesen, wenn sich diese auch zuweilen erstaunt abwandten. Er verstand nun, daß, obwohl sie gewohnheitsmäßig friedlich waren, sie seine Herrschaft durch das Anerbieten der Scalplocke und Gefangenen auf die Probe stellen wollten, und in dieser Entdeckung ihrer gemeinsamen Schwäche vergaß er seine eigene. Die meisten Helden brauchen den Contrast mit dem Unheldenhaften, um als Helden zu erscheinen; und Elias erdachte wirklich Mittel, den zu Trutz und Schutz bereiten Charakter seines Stammes zu kräftigen, und stärkte dadurch seinen eigenen. Unterdessen versäumten die entkommenen Händler nicht, die Bedeutung ihres Abenteuers zu erhöhen, indem sie über den Charakter und die Thaten ihres Retters Großes erzählten; und bald war in allen Grenzansiedelungen die Rede davon, daß der einst unbedeutende und friedliche Stamm der Mingos, der eine große Landstrecke am Stillen Ocean bewohnte, sich zu einer mächtigen Nation entwickelt habe, die vom Kriegspfade gegen die Weißen nur durch ihren fähigen und geheimnißvollen Häuptling abgehalten werde. Die Regierung, in ihrer halb väterlichen, halb aggressiven und gänzlich planlosen Politik, sandte einen Agenten zu dem Stamme, um Verträge zu schließen. Elias, der noch immer den Nachahmungssinn und die Schmiegsamkeit, sich der Umgebung anzupassen, besaß, die trägen, schwachen Naturen eigen sind, und mit seinen roth und gelb gestreiften Gesichtszügen wohl für einen Häuptling gehalten werden konnte, begegnete dem Regierungsagenten mit stiller, geziemender Würde. Die Berathung ging durch Zeichen vor sich. Nie war ein Vertrag mit Indianern geschlossen worden unter so genauer Kenntniß der Absichten der Weißen Seitens der Indianer und so völliger Unwissenheit betreffs der Eigenschaften der Indianer Seitens der Weißen. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß der Vertrag ein durchschlagender Erfolg für die Indianer war.

Jedenfalls waren diese Veränderungen und Fortschritte dem Einflusse eines einzigen Mannes zuzuschreiben, doch daraus folgte nicht, daß dieser ein bedeutender Mann sei. Seinen Erfolg verdankte er theils dem Umstand, daß er gewisse negative Tugenden, die in seiner Natur lagen, auf eine Gemeinschaft übertragen konnte, die gleichsam geschaffen schien, solche anzunehmen. Jeder Theil gewann durch die gegenseitige Anerkennung des unerwarteten Werthes dieser Eigenschaften. „Er verhüllt sein Gesicht" — so nannte ihn der Stamm seit der Episode mit den befreiten Gefangenen — war in Wirklichkeit nicht so sehr Autokrat, wie mancher constitutionelle Regent.

Zwei Jahre ungestörten Wohlergehens verflossen. Elias Martin, der Findling, der Verstoßene, aller civilisirten Bande und Verwandtschaften ledig, von seinen Landsleuten vergessen, und von einer fremden Rasse zu Macht, Wohlstand, Sicherheit und Achtung erhoben, Elias Martin litt am Heimweh!

Ein schöner Sommernachmittag neigte sich dem Abend zu. Elias saß vor der Thüre seiner Hütte, nach einer Richtung die fern glänzende Fläche des Stillen Meeres überblickend, nach der anderen die sanfte Abdachung der bebauten Felder und Uferwiesen des Mingoflusses, welcher, eine weite Ebene von Salzmooren, Schilf und Sanddünen durchfluthend, sich in eine brandungschäumende Bucht des Meeres wälzte. Die Linien des Schattens zu seinen Füßen, den der einzige dort stehende Baum warf, schienen bewegungslos. Nichts regte sich als die runden, unsteten Brombeeraugen Wachitas, seines jugendlichen Weibes, der Heldin des Ereignisses mit den zwei Gefangenen. Mit einem Weidenzweig bewaffnet, saß sie in der Nähe ihres Gebieters und wehrte zudringliche Wespen, Sandfliegen und sogar eine Hummel von ihm ab, welche mit ihrem eintönigen Gesumme sich ihm mehrmals keck zu nahen drohte. Bei solchen Dienstleistungen saß Wachita zufrieden, stumm, unterthänig, scheinbar geistesabwesend da und betrachtete ihn, von jeder Vertraulichkeit durch seine angeborene und auch gewohnheitsmäßige Schweigsamkeit ausgeschlossen, mit der bewundernden, unzulänglichen Theilnahme eines treuen Hundes. Unglücklicherweise für Elias konnte ihre rein mechanische Dienstleistung ein gefährlicheres Eindringen in seine Abgeschlossenheit nicht verhindern.

Plötzlich erwachte er und sah Wachita mit einem Blick rückkehrenden Bewußtseins an. Diese deutete ängstlich auf das Dorf unten.

„Der Gesandte des Großen Weißen Vaters ist heute mit Pferden und Wagen angekommen; er wollte den Häuptling der Mingos sehen, doch ich wollte meinen Herrn nicht stören."

Elias zog die Brauen zusammen. Er wußte, daß, befreit von Indianerphrasen, die Worte bedeuteten, daß der Agent seinen amtlichen Besuch gemacht und den Wunsch geäußert habe, den berühmten Häuptling zu sehen.

„Gut!" sagte er, „der Weiße Hase (sein Adjutant) wird den Gesandten empfangen und Geschenke mit ihm austauschen — das ist genug!"

„Der weiße Gesandte hat sein Weib mitgebracht. Sie wollen Dein Gesicht sehen," fuhr Wachita fort. „Sie wollten, daß ich sie in die Nähe meines Gebieters führen sollte, damit sie ihn sehen könnten, wenn er es nicht wußte."

Elias blickte düster auf sein Weib mit dem halben Argwohn, den er noch für ihren fremdartigen Charakter hegte. „Dann gehe, Wachita, zu den Mädchen und alten Weibern und verstecke Dich bei ihnen bis die weißen Fremdlinge fort sind," sagte er schroff. „Ich habe gesprochen — geh!"

An derartige strenge Befehle gewöhnt, entfernte sich Wachita ohne ein weiteres Wort. Elias, der sich erhoben hatte, verharrte einige Augenblicke, an die Zeltstangen gelehnt und ziellos auf das Meer hinausblickend. Ununterbrochen summten die Insecten, deutlich hörte er das ferne Brausen der Brandung, doch plötzlich, noch deutlicher, hörte er das Flüstern weiblicher Stimmen.

„Er sieht gar nicht wild aus! Nein, er ist geradezu hübsch!"

„Nicht so laut!" flüsterte ängstlich eine andere Stimme.

„Wenn er's auch hört, versteht er's ja doch nicht!" erwiderte die erste Stimme. Ein unterdrücktes Kichern folgte.

Glücklicherweise half Elias jetzt seine zur Gewohnheit gewordene Selbstbeherrschung. Er rührte sich nicht, obwohl er fühlte, daß ihm das Blut zu Haupte schoß und die Stimme der ersten Sprecherin ihn mit einer eigenthümlichen berauschenden Erwartung erfüllte. Er hielt sich zurück, obwohl die naiv von ihr gesprochenen Worte in ihm ein nie gekanntes Gefühl wachgerufen hatten. Er blieb regungslos, obwohl er fühlte, daß das Sehnen und Ahnen, das ihn in letzter Zeit beherrscht hatte, irgendwie geheimnißvoll eine ihm noch unbekannte Gestaltung oder Thätigkeit annehmen würde.

Kein Flüstern mehr. Das Hummelgesumme klang wieder lauter. Eine plötzliche Furcht ergriff ihn. Sie geht fort — er soll sie niemals sehen! Während er unthätig da gestanden, hatte sich ihre Neugier satt gesehen und sie selbst sich entfernt. Einem plötzlichen Impuls folgend, sprang er rasch nach der Richtung, woher die Stimme gekommen war. Das Gebüsch bewegte sich, theilte sich, knatterte und rauschte — und wogte dann, etwa dreißig Fuß von ihm, in einer langen Wallung, wie durch das Dahinfliegen einer leichten unsichtbaren Gestalt.

In demselben Augenblick ertönte zu seinen Füßen ein Schrei, halb Schreck, halb Gelächter, und ein niedergebogener Zweig, von Jemand losgelassen, schnellte gegen seine Brust. Als er ihn rasch bei Seite schob, kam sein eifrig niedergebeugtes Gesicht fast in Berührung mit den rosig erröthenden Wangen und verwirrten Locken eines Frauenkopfes. Sie war so nah, sein eifrig suchender Blick verlor sich in ihren feuchten lachenden Augen; ihre geöffneten Lippen und weißen Zähne waren den seinigen so nah, daß ihr rascher Athem ihm fast die Luft nahm.

Als ihre Genossin entfloh, war sie auf ein Knie gesunken, hoffend, daß er sie, vorbeieilend, nicht bemerken würde, doch die plötzliche Verfolgung hatte ihr den Schrei entrungen; trotzdem schien sie nicht sehr erschreckt zu sein.

„Es war nur ein Scherz," rief sie, ihn keck am Arm fassend, um sich zu erheben. „Ich bin Frau Dall, des Agenten Gattin. Mir wurde gesagt, daß Sie Niemandem erlauben, Sie zu sehen — und ich entschloß mich, es zu thun; das ist Alles!" Sie stand still, warf ihre verwirrten Locken zurück, schüttelte Gestrüpp und Dornen von ihrem Kleide und bemerkte noch: „Vor einem Weibe, sollt' ich denken, werden Sie sich doch nicht fürchten? So ist ja nichts Schlimmes geschehen — Adieu!"

Digitized by Google

Sie trat einen Schritt zurück, als wollte sie gehen, aber der Zweig, gegen den sie sich lehnte, schnellte zurück und schob sie so noch einmal ihm entgegen. Wieder athmete er den Duft ihres Haares; er sah sogar die kleinen Sommerfleckchen, die ihre Oberlippe schattirten und die feuchte Kirschenwölbung darunter desto mehr zur Geltung brachten. Eine plötzliche Erinnerung an eine Spielgenossin seiner Jugend zuckte ihm durch den Sinn; eine wilde, gesetzlose Eingebung, wohl erzeugt durch seine früheren Erfahrungen, seine Einsamkeit, seine dictatorische Gewalt und die Schönheit des Weibes vor ihm, schoß durch sein Gehirn. Er umarmte sie leidenschaftlich, preßte seine Lippen auf die ihren, sprang mit einem wilden Lachen bei Seite und verschwand im Gebüsch.

Frau Dall war einen Augenblick starr vor Erstaunen. Dann hob sie mechanisch ihren Arm und wischte mit dem Aermel von Lippen und Wangen die wie Blut aussehenden Abdrücke der Farbe. Ihr lachendes Gesicht war plötzlich ernst geworden, doch nicht aus Furcht; ihre dunklen Augen bewölkt, doch nicht ganz aus Unmuth. Plötzlich schlug sie sich mit der Hand auf die Hüfte, als hätte sie eine Entdeckung gemacht. „Das ist kein Indianer!" rief sie sehr entschieden. Gleich darauf lief sie zum Pfade zurück und das Gebüsch umfing sie wieder. Im selben Augenblick zeigte sich in einem anderen Theil des Gebüsches das breite geistlose Gesicht Wachita's mit seinen stumm-staunenden Augen, wie der Vollmond still, heiter und theilnamlos hinter ihr her scheinend.

Ein Monat verging. Doch für Elias enthielt dieser Monat mehr aufregende und getheilte Gefühle als die verflossenen zwei Jahre. In den ersten Tagen, die seiner Begegnung mit Frau Dall folgten, überkamen ihn Schreck und Verzweiflung bei dem Gedanken an seine unkluge Uebereilung. Der Gedanke an die übertriebene Ritterlichkeit der Pioniere, Frauen gegenüber, und eine rasche Vergeltung Seitens des beleidigten Gatten erfüllte ihn bald mit blasser Furcht, bald mit wilden Plänen. Zuweilen plante er eine Flucht, sogar bereit, sich in einem Canoe dem Meere anzuvertrauen; dann wieder stand er auf dem Punkte, seine Krieger zu einem Angriff auf die Agentur aufzustacheln und so den Kampf hervorzurufen, der ihm unvermeidlich schien. Nachdem schon mancher Tag vergangen war ohne Unterbrechung des freundschaftlichen Einvernehmens mit der Agentur, athmete er freier und eine eigene Freudigkeit zog in Elias' Herzen ein. Das Bild der Gattin des Agenten, im grünen Laubrahmen hinter seiner Hütte. Der Duft ihres Haares, ihres Athems schien mit dem Duft der Wiesen zu verschmelzen, die kurze Seligkeit des zu schnell unterbrochenen gestohlenen Kusses fühlte er nach. Nach seinem langen Meiden aller Geselligkeit und den zwei Jahren einsamer Verbannung erschien ihm die frische Schönheit dieses jungen, freimüthigen Weibes, in deren Benehmen noch die offene Natürlichkeit der Mädchenjahre lag, wie eine neue, höhere Schöpfung. Er vergaß seine vage Sehnsucht im Beginne einer faßlicheren, wenn auch ebenso unpraktischen Leidenschaft. Er erinnerte sich, daß sie seine Erscheinung bewundert hatte, und wagte diesen Umstand mit ihrem vergebenden Schweigen in Verbindung zu bringen. Wenn sie ihrem Gatten nichts gesagt hatte, durfte er hoffen — er wußte selbst nicht worauf!

Eines Nachmittags brachte ihm Wachita ein zusammengefaltetes Papier. In instinctiver Vorahnung erröthete Elias verlegen, als er es von dem Weibe erhielt, das als seine Gattin anerkannt wurde. Doch die theilnahmlose, unterthänige Haltung dieser Haushaltsklaverei, anstatt sein Gewissen zu rühren, schien ihm eine dumpfe thierische Ergebung in die Lage, und verwischte die letzten Spuren eines möglichen Reuegefühles. Er öffnete das Briefchen und las eilig Folgendes:

„Sie erlaubten sich neulich eine große Freiheit mit mir und berechtigten mich dadurch, mir eine mit Ihnen zu erlauben. Ich glaube, Sie verstehen Englisch so gut wie ich. Wenn Sie wünschen, dies und Ihr Benehmen mir gegenüber zu erklären, so will ich Sie heute Nachmittag an demselben Orte treffen. Meine Freundin wird mich begleiten, doch braucht sie nicht zu hören, was Sie mir zu sagen haben."

Elias las diesen Brief — den gerade so gut ein Schulmädchen hätte schreiben können — als läge darin die Verheißung eines verschleierten Rendezvous mit einer Prinzessin. Bei diesem zweiten Zusammentreffen kam sie in völligen Besitz seines Geheimnisses. Er hatte ihr Alles gesagt; sie hatte dagegen nichts versprochen — auch nichts von ihm angenommen. Selbst ihre wirkliche Stellung und Gefühle nach der Entdeckung seiner Leidenschaft blieben in Geheimniß verschleiert.

Demnach zehrte Elias zwei Wochen lang an der Erinnerung an dieses Stelldichein. Was sich hätte daraus entwickeln können, ist schwer zu bestimmen, denn gegen Ende dieser Zeit wurde ein so scheußliches Verbrechen dicht beim Dörfchen verübt, daß es selbst die friedliebenden Mingos mit wilder Rachgier erfüllte. Einer ihrer Aeltesten, der besonders beauftragt worden war, mit dem Agenten zu verhandeln, und welcher selbst einen kleinen Handel betrieb, war von einem Marodeur aus Redwood ermordet und seiner Waaren beraubt worden. Der Mörder behauptete kühl, daß er nur eines der Werkzeuge betrügerischen Schwindels an der Regierung „bestraft" habe und daß er den Erzbetrüger, den sogenannten Mingohäuptling entbiete, es auch nur zu wagen, in der Sache etwas zu thun. Eine Woge unbezwingbarer Wuth flu thete empor bis an die Zeltstangen des großen Häuptlings und verlangte Rache. Elias erzitterte und zögerte. Unter dem Banne seiner selbstsüchtigen Leidenschaft für Frau Dall wagte er nicht, an einen Zusammenstoß mit ihren Landsleuten zu denken. Er würde wieder in seiner passiven, zögernden Haltung Zuflucht gesucht haben, doch kannte er die Art indianischer Wiedervergeltung zu wohl — ein Opfer von gleichem Werth, ganz abgesehen davon, ob schuldig oder nicht — und fürchtete darum einen plötzlichen Ausbruch. Um eine erzwungene Sühne des Verbrechens durch das Opfer eines Unschuldigen zu verhüten, mußte er Befehl ertheilen, den Verbrecher zu verfolgen und fangen; insgeheim gab er sich der Hoffnung hin, daß dieser entkommen oder daß irgend ein Zufall die Todesstrafe verhindern möge. Ein Tag grimmer Erwartung seitens der alten Männer und Frauen im Dorf, und brütender Unruhe seitens Elias, der allein in seiner Hütte blieb, folgte dem Abmarsch der Streiter auf dem Kriegspfade. Gegen Mitternacht kehrten sie zurück. Elias, der in gewohnheitsmäßiger Zurückhaltung, wie auch der Etikette seiner hohen Stellung gemäß, unthätig in seinem Zelte geblieben war, wußte nur durch das freudige Grunzen der Weiber, daß die Expedition erfolgreich gewesen und der Gefangene in ihren Händen war. Zu irgend einer anderen Zeit hätte er es für einen Beweis wachsenden Unglaubens an seine Unfehlbarkeit des Urtheils und eine Verringerung der Achtung halten können, die seine Leute ihm zollten, daß sie ihm den Gefangenen nicht vorführten. Doch jetzt war er nur zu froh, der Gefahr einer Begegnung zu entgehen, bei welcher der verzweifelte Gefangene in ihm einen früheren Bekannten entdeckt hätte, selbst wenn der Thatbestand auch nicht ganz von den Zuschauern verstanden worden wäre. Auch dachte er, daß der Grund darin liegen möge, daß sie schon früher seine Abneigung gegen Wiedervergeltung an früheren Gefangenen gesehen hatten. Ihm genügte es, daß sie sein Zeichen für die Marter und Hinrichtung bei Sonnenaufgang erwarten würden.

Gegen Morgen faßte er einen schmählichen Entschluß. Er wollte unbemerkt zum Gefangenen kriechen, seine Fesseln lösen und ihm rathen, zur Agentur zu entfliehen. Dort sollte er Frau Dall benachrichtigen, daß ihr Gatte in Gefahr wäre, wenn er sich nicht für einige Tage entfernte, aber daß sie bleiben solle, um mit Elias in Verhandlung zu stehen. Sie würde wohl Alles verstehen; wenigstens würde sie wissen, daß die Freilassung des Gefangenen ihr zu Gefallen geschehen sei; und selbst wenn nicht, so wäre ja Niemand dadurch geschädigt; das Leben eines Weißen wäre gerettet, und seine eigenen wirklichen Motiven würde nicht so beargwöhnt werden. Mit fieberhaftem Eifer wandte er sich zur Hütte. Wachita war verschwunden — wahrscheinlich zu den anderen Weibern gegangen. Das war gut; sie würde ihn nicht in Verdacht haben.

Der Baum, an den der Verurtheilte gebunden war, nach herkömmlichem Brauch ganz in der Nähe des Häuptlingszeltes und innerhalb seiner heilig gehaltenen Einhegung, hatte keinen weiteren Schutz als den, welchen seine Vereinsamung und ein äußerer Halbkreis von Kriegerzelten nach vorne hin gewährten. Um zu entkommen, mußte der Gefangene am Häuptlingszelt nach hinten vorbei und den Abhang hinunter zum Flußufer. Elias wollte ihm den Weg zeigen und sich nachher so stellen, als sei jener ohne Hülfe entschlüpft. Als er vorsichtig in den Schatten einer Föhrengruppe glitt, konnte er deutlich die Umrisse des Schlachtopfers sehen, wie der Arme an einen der größeren Bäume gebunden,

Digitized by Google

daſaß, den Kopf auf die Bruſt herabhängend, als ob er ſchliefe. Doch im ſelben Moment glitt eine andere Geſtalt aus dem Schatten und näherte ſich dem Opfer. Es war Wachita!

Beſtürzt blieb er ſtehen. Doch im nächſten Augenblick ſchien ihm Alles klar. Er dachte an ihre unbeſtimmte Unruhe und Beſorgniß über ſeine Aufregung — an ihr plötzliches Verſchwinden; wie einſt früher, hatte ſie ſeine peinliche Verwirrung ergründet. Aus eigenem Antrieb wollte ſie den Gefangenen befreien! Das Meſſer, welches die Bande zerſchneiden ſollte, glänzte in ihrer Hand. Wackeres, zuverläſſiges Thier!

Er hielt ſeinen Athem, als er ſich näherte. Doch, o Schrecken, plötzlich blitzte das Meſſer in der Luft und drang wieder und wieder in die Bruſt des unglücklichen Opfers. Ein kurzes krampfhaftes Zucken, doch kein Schrei, und dann hing der Körper ſchlaff in ſeinen Feſſeln. Elias wäre ſelbſt, halb ohnmächtig, gegen den Baum gefallen, doch im Aufbäumen ſeines Gefühls kam ihm plötzlich die Offenbarung, daß das verzweifelte Weib das Problem richtig gelöſt habe! Sie hatte gethan, was er hätte thun ſollen. Sie hatte ſeine Treue dem Stamme gegenüber und ſeine Männlichkeit gerettet. Doch es war anders beſtimmt.

Als Wachita eilig an ihm vorbeiging, ergriff er ſie am Arm. „Für wen haſt Du das gethan?“ rief er.

„Für Dich“, antwortete ſie ſtumpfſinnig.

„Und warum?“

„Weil Du ihn nicht getödtet hätteſt — Du liebſt ſein Weib!“

„Sein Weib?“ Er ſprang zurück. Ein ſchrecklicher Verdacht durchzuckte ihn. Er ſtieß Wachita bei Seite und rannte zum Baum. Dort lag der Leichnam des Agenten. Der Wilden Rechtsgefühl war befriedigt. Die Krieger hatten nicht den Mörder gefangen, ſondern nach ihrer Idee von gerechter Wiedervergeltung irgend ein Leben zu opfern geſucht, das an Werth dem Leben deſſen gleich ſchien, den ſie verloren.

— — — „So iſt die Regierung endlich wach geworden und hat dieſe verfluchten Mingos ausgerottet,“ rief „Revolver-Harry“, als er die Zeitung in der nagelneuen Kneipe des nagelneuen Städtchens Redwood aus der Hand legte. „Ich ſehe, ſie haben beide Ufer des Mingo wie mit Sieben durchſucht und eine Maſſe von dem Pack in Sicherheit gebracht. Die Fort Caß-Soldaten wurden doch endlich der ſentimentalen Ideen müde, nachdem dieſe Hunde den Agenten ermordet hatten; jetzt ſtimmen ſie mit uns überein, daß die einzigen zuverläſſigen Indianer die Todten ſind.“

„Und es hat ſich herausgeſtellt, daß dieſer wunderbare Häuptling, über den die zwei entkommenen Red Wood-Händler ſo prahlten, ein ebenſo großer Teufel war, wie irgend einer von ihnen, und ſogar verſuchte, mit der Frau des ermordeten Agenten durchzubrennen, doch die Krieger tödteten ſie. Was wohl aus ihm geworden ſein mag? Manche ſagen, er ſei gefallen, Andere meinen, daß er irgendwie entkommen ſei. Ich habe ſogar gehört, er wäre 'ne Art Methodiſtenpfaff geweſen, ſo was vom Heiligen, der durch ſeine ſalbungsvolle Weiſe ſich bei Weibern und Kindern einſchmeichelte.“

„Warum fragt Ihr nicht unſeren alten Nichtsnutz? Ich ſeh', er iſt wieder da und arbeitet um lumpigen Tagelohn. Man ſagt, er ſei irgendwo weiter nördlich geweſen.“

„Was, Nichtsnutz, der alte Schlapps! Der war gewiß nirgend wo geſchoſſen wurde oder Gefahr drohte. Ha, ha! Ihr könnt ihn gerade ſo gut in Verdacht haben, daß er ſelbſt der große Häuptling war! Da kommt er ja — fragt ihn 'mal.“ — — Und das Gelächter war ſo allgemein, daß Elias Martin alias Nichtsnutz, der eben blöde in die Kneipe ſchlich, ſchwächlich mit einſtimmte.

Notizen.

Naturſänger. Von Heinrich Seidel. Mit 110 Originalzeichnungen von H. Giacomelli. (Leipzig, B. Eliſcher.) — Ein Prachtwerk erſten Ranges, das zwei wirkliche Dichter zu Verfaſſern hat, von denen der eine die Feder, der andere den zeichnenden Stift zur Feſthaltung ihrer Stimmungen benutzt. Die genaue und doch poetiſch verklärte Naturbeobachtung iſt Seidel wie Giacomelli Herzensſache, und ihr gemeinſames Werk hat nicht bloß künſtleriſchen, ſondern auch naturwiſſenſchaftlichen Werth. Wir kennen ja längſt den geiſt- und gemüthreichen Zeichner aus ſeinen entzückenden Blättern im „Monde illustré“ und in deutſchen Zeitſchriften, und auch die vorliegende Zuſammenſtellung ſeiner ſchönſten Blätter aus dem Leben unſerer Vögel zeigt ihn auf der Höhe ſeiner Künſtlerſchaft. Wie weiß er mit ſeinen armſeligen zwei Tönen Weiß und Schwarz eine Fülle von Nüancen zu erreichen und mit ihnen einen Eindruck hervorzuzaubern, der uns den Mangel der bunten Farbenpracht, die doch ſonſt für ſolche Werke unerläßlich, vollſtändig vergeſſen läßt! Völlig congenial ſchließt ſich an den reichen Bilderſchmuck des berühmten Zeichners der Text unſeres Heinrich Seidel. Er erzählt von dem Wald- und Stubenleben unſerer gefiederten Sänger viel Gemüthvolles und zugleich ſo ſcharf Erfaßtes und Beobachtetes, daß auch der gelehrte Ornithologe daraus lernen kann, und wo das Wort nicht mehr für all' ſeine Naturliebe reicht, da drückt er ſeine Gefühle in formſchönen, empfundenen Verſen aus, die zu dem Bilderrahmen des Illuſtrators ungemein harmoniſch paſſen. Die Ausſtattung des allen Vogelliebhabern und Naturfreunden warm zu empfehlenden Werkes iſt offenbar nach Pariſer Muſter und ungewöhnlich geſchmackvoll und reich.

Für Auge und Herz. Ein Blüthenſtrauß deutſcher Kunſt und Dichtung. (Leipzig, Meißner & Buch.) — Eine feinſinnige kleine Anthologie von Verſen und Proſacitaten unſerer bewährteſten Dichter und Denker, jedes Blatt von duftigen Veduten und farbigen Blumenarabesken umſchloſſen, in der Art, wie ehedem Hermine Stilke ihre poetiſchen Blätter zu illuſtriren pflegte. Es ſollte uns Wunder nehmen, wenn die ungenannte Illuſtratorin dieſes elegant ausgeſtatteten Bändchens nicht eine Schülerin der berühmten Blumenmalerin wäre, der ſie jedenfalls das Beſte ihrer Kunſt abgelauſcht hat.

Mehr für Erwachſene ſind Adolph Wechßler's Sagen und Schwänke (Stuttgart, Lutz) mit kernigen Holzſchnitten von E. Klein ausgeſtattet. In Hans Sachſens Manier werden da gute alte Geſchichten in Reimen erzählt, wie die vom Rothenburger Meiſtertrunke, doch war uns Manches neu, z. B. das derbe Abenteuer der ſittſamen Jungfrau Gretle von Strümpfelbach. Anderen Sagen, wie den „Kindern von Hameln“, wird ein neuer feiner Sinn untergelegt. Die Form iſt ungezwungen und doch nicht ohne Kunſt und der Humor echt volksthümlich, treuherzig und geſund. Es iſt ein ſchön ausgeſtattetes Weihnachtsgeſchenk für Solche, welche noch ſinnvollen Spaß verſtehen.

Almanaccando. Bilder aus Italien von Ludwig Heveſi. (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.) — Im Vorwort erklärt uns der Wiener Humoriſt den abſonderlichen Titel ſeines neuen Buches. Unter almanaccando verſteht das italieniſche Wörterbuch: fabeln, grillenfangen, Luftſchlöſſer bauen; es bedeutet „ſo ungefähr ein Schlendern des Geiſtes, gedankenlos und gedankenvoll, ein Nichtsthun, bei dem ſchließlich doch etwas herauskommt.“ Almanaccando iſt alſo auch Heveſi durch die italieniſchen Lande gezogen, und almanaccando iſt nach und nach dieſes wohlbeleibte Buch daraus geworden, an dem jeder Freund der apenniniſchen Halbinſel und jeder nachdenkliche Leſer almanaccando ſeine Freude haben kann. Es iſt gewiſſermaßen ein humoriſtiſcher Bädecker, aber nicht etwa in der trivalen, plump ſchnodderigen Art einer Wilhelmine Buchholz, ſondern in der eines geiſtvollen, vielbeleſenen, munteren Touriſten, der nie die strade battute der Italienausſchreiber wandelt, vielmehr auf Pfaden geht, die keines Feuilletoniſten Fuß ſo leicht betritt. Reizend ſteht dieſem vergnüglichen Plauderer die Gelehrtenbrille, und mit großem Geſchicke löſt er die ſchwere Aufgabe, ſtreng wiſſenſchaftliches, oft äußerſt ſprödes und mühſam aus dem Staub der Archive geſchöpftes Material, die Ergebniſſe langwieriger Studien in amüſanter Form an den Leſer zu bringen. Die geiſtige Verwandtſchaft mit dem hier unlängſt charakteriſirten Feuilletoniſten Scheffel der guten Zeit iſt unverkennbar; derſelbe herzerwärmende Humor, die reiche Palette des Landſchafters und vor Allem der Drang, Geſtalten zu ſchaffen, die Veduten, die geſchichtlichen Erinnerungen plaſtiſch zu verkörpern. Aber Heveſi hat mehr Witz, und von dieſem kann man ſagen, daß er auch im übermüthigſten Behagen ſelten zum ungemüthlichen Kalauer ausartet. Auch der ironiſche Zug iſt bei Heveſi ſtärker; ihm ſitzt immer der Schelm im Nacken; man darf ihn nie zu wörtlich nehmen, ſonſt lacht er uns aus. Ob er uns vom Gardaſee, von einem Spaziergange nach Canoſſa, von Venedig, Certaldo, Carrara, Montepulciano oder Corſica erzählt, er iſt immer liebenswürdig, munter, feſſelnd und originell. Auch manches politiſch intereſſante Streiflicht, z. B. in der Beſchreibung der oberitalieniſchen Schlachtfelder, fällt auf Land und Leute, Geſchichte und Kunſt; zumal in den Corſiſchen Bildern, wo die Inſel ein italieniſches Elſaß, nur von dem Faden des Bonapartismus an Frankreich geknüpft, ein zukünftiges „Stück Irredenta mehr“ genannt wird. Uebrigens iſt für unſere Leſer nicht der ganze

Digitized by Google

Inhalt neu, denn die besten Capitel sind zuerst in unserem Blatt erschienen. „Dappertutto", die köstliche typische Schilderung sämmtlicher oberitalienischer Mittelstädte, „Certaldo", die Stadt Boccaccio's, „Pienza", wie das weltversteckte Corsignano heißt, seitdem sein einziger berühmter Sohn Pius II. geworden. Diese glänzenden Feuilletons haben in unseren Spalten zuerst das Licht erblickt. Nicht zu vergessen auch der prächtige Aufsatz über Sermione, dessen Schilderungen Wilhelm Jensen entzückten, und wo der alte Catull in eigener Person beschworen wird und gleichsam als Ciccerone auftritt. Wir haben also ein Recht, das neue Buch zum Theil als einen Sprößling unseres Blattes zu betrachten, welcher nun auf eigenen Füßen in die Welt hinaus will, die dem freundlichen, unterhaltenden Weggenossen gewogen sein möge.

Herzensgeschichten. Ein Novellenstrauß von Julius Duboc. (Dresden, R. v. Grumbkow.) — Diese kleinen Erzählungen sind gewissermaßen Illustrationen zu des Verfassers bekannter „Psychologie der Liebe" und werden demselben feinsinnigen Publikum, welches jenes Buch so günstig aufgenommen, namentlich als Weihnachtsgeschenk willkommen sein. Es sind Herzensgeschichten, d. h. Erzählungen von allerlei Menschen, denen, wie der Verfasser sich einmal ausdrückt, „das gefährliche Geschenk des Herzens zu Theil wurde" — Novelletten, bei denen die Handlung Nebensache, die poetische Stimmung, die Veranschaulichung eines fesselnden Problems Alles ist. In jeder dieser Geschichten bildet die „Weltenkraft der Liebe" das Leitmotiv, und es ist interessant zu beobachten, wie der philosophisch geschulte und dabei dichterisch veranlagte Verfasser es bald lauter, bald leiser anschlägt, variirt, in überraschender Weise wiederkehren läßt. Seine Menschen sind unserer Theilnahme werth, meist eigenartige Geschöpfe mit einem stark beschaulichen Zug, etwas melancholisch geartet, aber gediegen durch und durch, und aus jedem ihrer Worte merken wir den lebhaften Herzensantheil des Verfassers heraus. Typisch für alle acht Geschichten ist das schwermüthige Stimmungsbild: Nimmermehr, womit das hübsch ausgestattete Bändchen harmonisch endet. Wir empfehlen es nochmals als Festgeschenk.

Allerlei Deutsames. Bilder und Geschichten von Hans Grasberger. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Eine reizende Novellettensammlung, die wir empfehlen können. Grasberger erzählt gut, seine Erfindung ist leicht, seine Sprache einfach. Auf der Alm und in Italien ist er am Besten zu Hause, doch überrascht er uns hier auch durch „Westöstliches", wobei das Jordanthal in glühenden Farben emportaucht, die den trefflichen Schilderer in voller Meisterschaft zeigen.

Lieder und Sprüche aus dem Volke für das Volk. Von Frank Siller. (München, J. A. Finsterlin.) — Ein Deutschamerikaner sammelt hier, was die Muse während seines den praktischen Zielen zugewandten Lebenswerkes ihm zuweilen zugeflüstert hat: Lieder, welche weniger Lenz und Liebe als die ewigen Ideale der Menschheit preisen, Sprüche voll gesunder Lebensweisheit, formgewandte Sonette, erzählende Gedichte meist nach indianischen Sagen und ein reicher Kranz trefflicher Uebersetzungen aus dem Englischen, die sich vor Allem durch große Treue auszeichnen. Es ist eine ernste, meist über den Räthseln des Daseins brütende Dichterphysiognomie, die wir da kennen lernen, und der es minder um einschmeichelnde Melodien, als um edle Erhebung des Gemüthes zu thun ist, wobei auch wahrhaft fromme Gesinnung, die sich an kein Dogma hält, zum Vorschein kommt. Dieselbe mannhafte Lebensweisheit spricht auch aus den kernigen, freisinnigen Sprüchen, unter denen sich manches Goldkörnchen findet. Am Bedeutendsten scheint uns Siller als Uebersetzer aus dem Englischen, denn er beherrscht beide Idiome dichterisch gleich virtuos. Longfellow's „Excelsior" ist besser, als irgendeine der vielen Uebertragungen des berühmten Gedichtes, aber auch für den gedankenvollen Schwung eines Shelley findet er congeniale Ausdrucksmittel. Meisterhaft ist auch seine Uebersetzung von „Longfellow's Evangeline" die im nämlichen Verlag erschien. Die herrlichen Scenen aus der amerikanischen Wildniß sind hier zum erstenmale von einem deutschen Uebersetzer, der das Geschilderte großentheils mit eigenen Augen gesehen, in unserer Muttersprache nachempfunden und athmen deshalb auch den ganzen Erdgeruch des Originales.

Wintermärchen von Vicomte Eugène Melchior de Vogué. Autorisirte Uebersetzung von J. Brendel. (Neubrandenburg, Brunslow). — Der bekannte französische Diplomat versucht hier in novellistischen Bildern eine Charakteristik der russischen Bauern zu geben und wandelt dabei auf den Spuren von Tolstoi, dem er Manches abgeguckt hat. Das Beste ist die geistvolle Charakterisirung der Russen, wie sie in der Einleitung niederlegt ist. Die Uebersetzung ist ganz vortrefflich.

Inserate.

Abonnement der „Gegenwart" pro I. Quartal 1888.

Mit der am 24. December a. c. erscheinenden Nr. 52 schließt das IV. Quartal der **„Gegenwart"**. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nr. abläuft, ersuchen wir um **baldigste Erneuerung** desselben. Nr. 1 von 1888 erscheint am 7. Januar.

Abonnements auf das I. Quartal 1888 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pfg. entgegengenommen.

Original-Einbanddecken in Leinwand zu dem mit der Nr. 52 schließenden XXXII. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von **1 Mk. 50 Pfg. durch jede Buchhandlung** bezogen werden.

Berlin N.W., Dorotheenstr. 31. **Expedition und Verlag der „Gegenwart".**

de Vogüé-Brendel,

Wintermärchen.

geheftet ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.—

Keine Märchen, sondern rührende und ergreifende Geschichten einer fortlaufenden Erzählung.

Verlag der Brunslow'schen Hofbuchhandlung, Neubrandenburg.

Soeben erschien als 29. und 30. Band der Grote'schen Sammlung.

Wilhelm Jordan:

Zwei Wiegen

Ein Roman.

2 Bände. Preis eleg. geb. 12 M.

Berlin. G. Grote'scher Verlag.

Soeben erschien und ist vorräthig in allen Buchhandlungen:

Arioviſt.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von

Ludwig Wilser.

Preis 2 Mark.

Karlsruhe, den 22. November 1887.

G. Braunsche Hofbuchhandlung.

Im Verlag von **Robert Lutz, Stuttgart** erschien soeben die 2. Aufl. von:

Sagen und Schwänke

von **Ad. Wechßler,**

illustrirt von **Emil Klein.**

Schön gebundener Quartband ℳ 4.—

In jeder Buchhandlung zu beziehen, oder direct franco von obigem Verlag.

Auf den Weihnachtstisch

für jeden **Büchmann-** und andere **Citatenschatz-Besitzer.**

Unbeflügelte Worte,

zugleich Ergänzungen zu **Büchmann, von Loeper, Strehlke** etc.

von **Georg Winter**

eleg. gebunden ℳ 4,—, brosch ℳ 3,—.

Geflügelte Worte, Citate, Sentenzen, die wirklich täglich angewandt werden, finden sich in unserm Buch reich versammelt ohne jedoch bisher von den bekanntesten Werken genügend berücksichtigt oder erwähnt zu sein.

Salonfeuerwerk:

Echte Spitzen

von

Georg Winter

Humoristische satirische Allotria. Pikante Scherze alter und neuer Zeit. Ein elegantes Büchlein mit Geist und Witz. Brosch. ℳ 2.—

Verlag von **Adelbert Votsch, Augsburg.**

Digitized by Google

Cotta'sche sehr elegante und wohlfeile Classiker-Ausgaben.
Schiller's sämmtliche Werke. 4 Bände. Gebunden ℳ 7.—
Goethe's Werke. 4 Bände. Gebunden ℳ 6.—
Lessing's Werke. 3 Bände. Gebunden ℳ 5.—
Uhland's Gedichte und Dramen. Gebunden ℳ 5.—
Dieselben. Hochelegante **Jubiläums-Ausgabe**. Gebunden ℳ 7.—
Illustrirter **Weihnachtskatalog** gratis und franko.
J. G. Cotta in Stuttgart.

Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Lieder vom goldenen Horn
von **Karl Foy.**
16°. brosch. ℳ 3.— Leinwandbd. in türkischem Geschmack ℳ 4.—
Anatolische Volkslieder aus der Kaba Dili
von **Leopold Grünfeld.**
16°. brosch. ℳ 2.— Leinwandbd. in türkischem Geschmack ℳ 2.75.
Allerlei Deutsames.
Bilder und Geschichten von **Hans Grasberger.**
23 Bogen. 16°. ℳ 4.—
Der altindische Geist.
In Aufsätzen und Skizzen von **M. Haberlandt.**
22 Bog. 16°. ℳ 4.—

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.
FRANZ LISZT als Künstler und Mensch.
Von L. Ramann.
2. Bd. 1. Abtheilung.
Geh. 6 M. — Fein geb. 7 M. 50 Pf.
Die mit Spannung erwartete Fortsetzung der Liszt-Biographie behandelt die glänzende **Virtuosen**-Laufbahn des Künstlers in den Jahren 1840 bis 1847.

Zentral-Bezugsquelle für im Preise ermässigte Bücherwerke bei
Gustav Fock, Bücherversandgeschäft,
in **Leipzig,** Neumarkt 40 u. 38 I.
Weihnachts- u. Lager-Katalog gratis u. franko.

Weihnachtsnovitäten!
Soeben erschien als 26. und 27. Band der
Grote'schen Sammlung
Wilhelm Raabe:
Im alten Eisen
Eine Erzählung.
Preis elegant gebund. 4 M.
Arthur Drews:
Arnold N.
Eine Rhapsodie.
Preis elegant gebund. 4 M.
Berlin. G. Grote'scher Verlag.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per 1/2 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
35 60 150 75 Pfennige
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Soeben erschien:
DAS WEIB
in der
Natur- und Völkerkunde.
Anthropologische Studien
von Dr. **H. Ploss.**
Zweite, stark vermehrte Auflage.
Herausgegeben von Dr. **Max Bartels.**
Mit 7 lith. Tafeln, 107 Holzschn. u. Ploss' Portrait.
Zwei starke Bände, 83 Bogen, Lexicon 8°.
Preis brochirt 24 Mark, in Halbfranz 29 Mark.
Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**
Gegen vorherige Francozahlung direct vom Verleger.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** ist nunmehr **vollständig** erschienen:
Wilh. Langhan's Geschichte der Musik
des 17., 18. und 19. Jahrhunderts
in chronologischem Anschlusse an die Musikgeschichte von **A. W. Ambros.**
Zwei starke Oktavbände. Geheftet ℳ 20 netto. Elegant gebunden ℳ 24 netto.

Grote'sche Sammlung, Band 28
Von Julius Wolff's
Das Recht der Hagestolze
wird soeben
das **zwölfte Tausend**
ausgegeben. Preis eleg. geb. 7 M.
Berlin. G. Grote'scher Verlag.

Verlag von **Leopold Voß** in Hamburg.
Soeben erschien:
Morell Mackenzie.
Singen und Sprechen.
Pflege und Ausbildung der
menschlichen Stimmorgane.
Deutsch von Dr. J. Michael.
Mit Bildnis des Verfassers und 19 Abbildungen.
Gebunden ℳ 6.—.

Soeben erschien:
Haus-Gymnastik
für
Gesunde und Kranke.

Eine Anweisung für jedes Alter und Geschlecht, durch einfache Leibesübungen die Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen, sowie krankhafte Zustände zu beseitigen.
Herausgegeben
von
E. Angerstein und **G. Eckler**
Dr. med. Stabsarzt a. D. Oberlehrer a. d. Kgl. Turnlehrer-Bildungsanstalt.
Städt. Oberturnwart.
Mit vielen Holzschnitten.
Preis gebunden M. 3.—.
Berlin SW. **Th. Chr. Fr. Enslin**
Wilhelmstr. Nr. 122. (Richard Schoetz)
Verlagsbuchhandlung.

Augenblicksbilder.
Denkwürdige Momente aus dem Leben **des Kaisers und des Kronprinzen.**
Manöverscenen und neue Thierbilder:
Edle Pferde, Hirsche, Rehe, Füchse etc.
Kabinet à Mk. 1.—. Illustr. Katalog 50 Pf.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Hierzu eine Beilage von Fr. Bassermann in München.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
JAN 14 1888
Library

№ 52. Berlin, den 24. December 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Rußland in Asien. Von Eduard von Hartmann. — Das Jubiläum des Papstes. Von Capitolinus. — **Literatur und Kunst:** Felix Dahn's neueste Dichtungen. Besprochen von Oskar Bulle. — Wilhelm Jordan's neuer Roman. Von Karl Hochberg. (Schluß.) — Das Provisorium Sonnenthal im Burgtheater. Von X. Wiener. — **Feuilleton:** Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin. Von Heinrich Ehrlich. Graf Redern, Fürst Bismarck, und die Hofconcerte. — **Aus der Hauptstadt:** Die Ausstellung im Verein Berliner Künstler. Von Georg Malkowsky. — Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Rußland in Asien.

Von Eduard von Hartmann.

Warum dringt Rußland in Asien immer weiter vor? Welche Ziele verfolgt es bei diesen Gebietserweiterungen? Ist dieses Vordringen im Interesse der Menschheitscultur und im Interesse der europäischen Politik mit Freude zu begrüßen oder mit Sorge zu beobachten?

Der amtlich wiederholentlich kundgegebene Grund für Rußlands Vorrücken ist der, daß es unmöglich sei, mit halbwilden Völkerschaften ruhige Nachbarschaft zu halten, und daß Rußland schon längst Halt gemacht haben würde, wenn es ein in sich gefestigtes Staatsgebilde zum Grenznachbarn erreicht hätte. Dieser Grund ist keineswegs bloßer Vorwand; nomadische Stämme ohne staatliche Consolidirung sind wirklich zur friedlichen Nachbarschaft unfähig und ihre räuberischen Grenzüberschreitungen liefern einem kräftigen Staatswesen immer aufs Neue den Anreiz und den Rechtstitel, die Friedensstörer zu züchtigen und sich durch Vorschieben der Grenze vor dem Wiederholen der Beunruhigung durch dieselben Störenfriede zu sichern. Aber gerade der Umstand, daß die weiter vorgerückte Grenze derselben Belästigung ausgesetzt sein wird, würde ein schwaches Staatswesen davor zurückscheuen lassen, die Lasten der Eroberung und dauernden militärischen Besetzung auf seine Schultern zu nehmen, und wurde dasselbe lieber in Resignation die zeitweilig wiederkehrenden Störungen durch die Nachbarn ertragen lassen. Das schrittweise Vorrücken bei passender Gelegenheit hat darum nur dann einen Sinn, wenn es als Etappe zur Eroberung des gesammten Gebiets bis zur indischen und chinesischen Grenze aufgefaßt wird und diese als Ziel der asiatischen Politik unverrückt im Auge behalten wird.

Daß dies bei der russischen Politik thatsächlich der Fall ist, bezweifelt schon seit Jahrzehnten Niemand mehr mit Ausnahme derjenigen englischen Politiker, welche es für weise halten, gleich dem Vogel Strauß den Kopf unter den Flügel zu stecken und sich selbst und ihr Volk über die thatsächliche Lage zu täuschen. Im Bewußtsein der Schwäche der englischen Stellung in Asien und in dem bösen Gewissen über die Versäumniß der von allen anderen Großmächten angelegten Kriegsrüstungen haben solche englische Politiker wiederholentlich die Thorheit begangen, von der russischen Regierung Erklärungen über die wahren Ziele ihrer asiatischen Politik zu fordern. Nun bekennt aber keine Regierung offen ihre letzten Ziele und geheimsten Hintergedanken, so lange die Zeit noch nicht gekommen ist, wo das offene Bekennen derselben ihr nützlicher wird als das Ableugnen, und wenn Jemand so thöricht ist, ihr die Pistole auf die Brust zu setzen, so ist es selbstverständlich, daß sie dieselben verleugnet. Wer solche Ableugnung aus Angst vor der Zukunft provocirt hat, und geflissentlich sich selbst so verblendet, daß er einer solchen aufgezwungenen Unwahrheit Glauben schenkt, der hat damit das Recht verwirkt, später moralische Entrüstung zu heucheln, wenn die Unwahrheit zu Tage tritt. Ueber die englischen Deklamationen wegen der Treulosigkeit und Unwahrhaftigkeit der russischen Politik kann man also ruhig zur Tagesordnung übergehen, da England es lediglich der Unklugheit seiner Fragestellung und Versprechenforderung zuzuschreiben hat, wenn es fortlaufend durch die asiatische Politik Rußlands düpirt worden ist.

Der letzte Grund dafür, daß Rußland trotz seiner großen Gebietsausdehnung in Europa nicht bei dem Ural und Kaukasus als den natürlichen Grenzen seines Staatsgebietes stehen geblieben ist, sondern nach China und Indien hingedrängt hat, kann trotzdem nicht in der Nachbarschaft nomadischer Grenzstämme zwischen dem Uralgebirge und Kaspischen Meere gesucht werden, da der Uralfluß auch hier eine passende und genügende Vertheidigungslinie geboten hätte. Wir müssen uns deshalb nach den tieferen Gründen umschauen, welche keineswegs den entscheidenden Personen jederzeit bewußt zu sein brauchten, sondern als unbewußte geschichtliche Triebfedern des Völkerlebens gewirkt haben können. Diese innerste Triebfeder werden wir in dem geschichtlichen Verhältniß der Russen- und Ostmongolen suchen müssen, und zwar in der Doppelseitigkeit dieses Verhältnisses, wonach die Moskowiter einerseits die Erbfeinde, anderseits die Erben und halben Stammesverwandten der ostasiatischen Mongolen sind.

Das heutige Rußland hat sich bekanntlich aus dem Großfürstenthum Moskau, als einem Vasallenstaat des Khanats der goldenen Horde, theils unter dem Schutze des letzteren, theils im Kampfe mit demselben entwickelt und ist endlich an dessen Stelle getreten. Nun ist es aber ein allgemeines geschichtliches Gesetz, daß ein Volk, welches viele Geschlechter hindurch von einem stärkeren Nachbarn unterdrückt oder doch bedrängt worden ist, nach endlicher Ueberwindung desselben nicht bei der Defensive stehen bleibt, sondern von einem unwiderstehlichen Drange getrieben wird, nun seinerseits zur Offensive überzugehen und den Gegner auf dessen eigenem Gebiet weiter zu bekämpfen bis zur völligen Unterwerfung oder Vernichtung. Dieß zeigt das Verhalten der Hellenen gegen

Digitized by Google

das persische Großkönigthum, das Verhalten der Römer gegen Karthago und gegen die Gallier, das Verhalten der Germanen gegen das römische Reich, und das Verhalten der abendländischen Christenheit gegen die arabische Herrschaft in den Kreuzzügen. Wenn dieses Gesetz sich so häufig unter den schwierigsten geographischen Bedingungen und unter den ungünstigsten ethnographischen Stärkeverhältnissen bewährt hat, so wäre es ein halbes Wunder zu nennen, wenn es in dem Verhältniß von Rußland zu den Ostmongolen Asiens eine Ausnahme hätte erleiden sollen, wo die geographische Continuität und die Verhältnisse der Bevölkerungsziffern einen solchen Rückschlag durchaus begünstigten. Während die steten Umwälzungen und Stammeskriege in Asien die Volkszahl am Wachsthum hinderten, gewann die Bevölkerung des europäischen Rußlands nach Verdrängung der Mongolenherrschaft unter relativ festeren staatlichen Verhältnissen einen bedeutenden Vorsprung, der ihm die Ueberlegenheit sicherte. Seitdem Rußland die Ostseeprovinzen und den größten Theil Polens in sich aufgenommen und die europäische Heeresorganisation und Waffentechnik sich angeeignet hat, ist diese Ueberlegenheit so sehr gewachsen, daß das schnellere oder langsamere Tempo des Vorrückens nur noch eine Opportunitätsfrage mit Rücksicht auf die Finanzen, die Verkehrsmittel und Constellationen der europäischen Politik geworden ist. Rußland braucht nur die Zeitpunkte des Vorrückens geschickt zu wählen, um dessen sicher zu sein, daß es in der Unterwerfung des gesammten Nordwestasiens in Zukunft ebensowenig wie bisher von einer europäischen Großmacht behindert werden wird.

Rußland ist aber nicht bloß der Erbfeind der Ostmongolen, denen es mit dieser Unterwerfung in später aber sicherer Vergeltung heimzahlt, was es dereinst durch Jahrhunderte von ihnen erlitten, sondern es ist auch der Erbe der Mongolenherrschaft in mehr als einer Hinsicht. Vor allen Dingen verdankt das russische Landesgebiet dem Khanat von Kiptschak seine Zusammenfassung zur staatlichen Einheit, da vorher nur eine Menge von normannischen Theilfürstenthümern auf diesem Gebiete bestanden, welche kaleidoskopartig wechselten, indem bald durch Eroberung oder Erbfall mehrere zusammenflossen, bald durch Erbtheilung und Aufstände Spaltungen eintraten. Es ist einfach eine Illusion, die Geschichte des heutigen russischen Staatsgebildes auf diese Normannen-Barone zurückführen zu wollen, da ein russisches Reich vor dem Einfall der Mongolen überhaupt nicht existirt hat. Erst durch das Mongolenreich waren die Völker der sarmatischen Tiefebene an den Gedanken einer staatlichen Zusammengehörigkeit gewöhnt worden, und das Großfürstenthum Moskau wuchs nur dadurch zum russischen Reiche aus, daß es in die Stelle des Mongolenreichs eintrat. Kein Wunder, daß dem so entstandenen Reiche das unwillkürliche Bestreben anhaften mußte, diese Stellvertretung auch ganz und ohne Rast zu vollziehen und alle Gebiete sich zu unterwerfen, welche dereinst vom Khanat von Kiptschak zur Zeit seiner größten Ausdehnung umspannt worden waren,

In den Mongolenreichen des Mittelalters lag aber auch der Trieb nach unbegrenzter Ausdehnung auf Grund einer Militärdespotie, und es ist reiner Zufall, wenn die goldene Horde ihre Grenzen nicht weiter hinauserstreckt hat, weil sie anderen concurrirenden Mongolenreichen von gleicher militärischer Kraft begegnete. Der heutige Erbe des riesigen Nordmongolenreiches ist in der glücklichen Lage, keine solche ebenbürtige Concurrenten mehr neben sich zu haben, und wenn er den letzten Resten des alten Südmongolenreiches, der Türkenherrschaft, nicht längst den Garaus gemacht hat, so ist nur die Rücksicht auf die Eifersucht der europäischen Großmächte, nicht der Mangel an kriegerischer Ueberlegenheit oder an Begehrlichkeit daran schuld. Das stete Drängen gegen den südlichen Nachbarn wird vermuthlich noch viele Etappen haben, aber es kann naturgemäß nur mit der Aufsaugung des Schwächeren durch den Stärkeren enden.

Rußland würde wahrscheinlich auf dieser Bahn schon viel weiter vorgerückt sein, wenn es nicht den unbegreiflichen nnd unverzeihlichen Mißgriff begangen hätte, die Türkei in Europa anzugreifen, anstatt in Asien, und hier den Kampf von der ungünstigsten strategischen Basis unter steter Flankenbedrohung durch die europäischen Großmächte und unter Verlust des erhofften Siegespreises führen zu müssen. Mit der Hälfte des Kraftaufgebotes, den ihm der letzte türkische Krieg in Europa gekostet hat, hätte Rußland die ganze asiatische Türkei aufrollen und als erobertes Gebiet festhalten können, worauf die kümmerlichen Reste der Türkenherrschaft in Europa von selbst zusammengebrochen wären. Ob dieser Fehler von Rußland früher oder später eingesehen werden wird, kann wohl an den Opfern, die es zur Erreichung dieses Endzieles noch wird bringen müssen, etwas ändern, aber nicht an dem schließlichen Ausgange dieses weltgeschichtlichen Ringens durch mehrere Jahrhunderte.

Hätte Rußland nicht ganz unnützer Weise durch die opferreichen und ergebnißlosen Kriege der fünfziger und siebziger Jahre das Mißtrauen aller europäischen Großmächte mit Gewalt wachgerufen und gesteigert, so würde es bei einer Aufrollung der asiatischen Türkei kaum durch Europa gestört worden sein. Selbst jetzt noch dürfte bei einer solchen Eventualität das von Lord Beaconsfield mit der Türkei abgeschlossene Bündniß für die letztere ein werthloser Fetzen Papier bleiben, sobald es nur Rußland gelingt, das Mißtrauen Oesterreichs zu beschwichtigen, das ihm vor den bulgarischen Erfahrungen in solchem Fall kaum hinderlich gewesen sein würde. Aber selbst dann, wenn England sich, was niemand, und es selbst am wenigsten, glaubt, noch einmal aufraffen und die Türkei im Kampf um ihre asiatischen Besitzungen durch Geld, Flotte und ein bis zwei Armeecorps unterstützen sollte, würde dies zwar Rußland nöthigen, ein bis zwei Armeecorps mehr mobil zu machen, aber am Ausgange des Kampfes nicht das Geringste ändern können.

Es hat den Anschein, als ob Rußland jetzt, um ganz sicher zu gehen, die Aufrollung Westasiens vom äußersten Osten, d. h. von der indischen Grenze beginnen, und dann erst allmählich nach Westen vorschreiten wolle. Es scheint ein öffentliches Geheimniß zu sein, daß eine Verständigung zwischen Rußland und England über die Theilung Afghanistans bei Gelegenheit der nächsten Thronerledigung daselbst und über die zwischen dem englischen und russischen Gebiet zu ziehende Grenzlinie bereits erfolgt ist. Der nächste Schritt wäre alsdann die Einverleibung Persiens, für dessen Fortbestand schwerlich eine Hand sich regen wird. Alsdann wäre Rußland in der Lage, die asiatische Türkei concentrisch von Osten und Norden zu umspannen und auf diese Weise ziemlich rasch zu erdrücken, zumal wenn es Arabien die Selbständigkeit schenkt, die es eigentlich schon längst besitzt. Sofern nur Rußland zu dieser Theilung der Türkei Oesterreichs Zustimmung durch Ueberlassung der Balkanhalbinsel an dessen alleinige Hegemonie zu gewinnen weiß, würde die Türkei bei diesem Kampfe ohne Zweifel sich selbst überlassen sein und rasch genug unterliegen. Es gäbe alsdann drei asiatische Großmächte, das russische Nordwestasien, das chinesische Ostasien und das englische Südasien, und daneben einige Mittelstaaten, wie Japan und Arabien und einige kleinere Colonien europäischer Mächte.

Rußland ist der Erbe des einstigen Nordostmongolenreiches auch darin, daß seine Staatsformen wesentlich asiatisch geblieben sind. Ein absolutes Czaarenthum, gestützt auf das Schwert und die Knute, ein Beamtenthum, das den größeren Theil seiner Einnahmen aus gesetzwidrigen Sporteln und Erpressungen zieht, und ein rohes, armes, unwissendes, aller Selbstverwaltung unfähiges, der Gewaltherrschaft bedürftiges Volk — das sind die wesentlichen Grundlagen aller asiatischen Reiche. Die europäischen Herrscher Rußlands, die ihr Blut immer von Neuem durch europäische Heirathen auffrischten, haben sich seit Peter dem Großen eifrig bemüht, durch deutsche Minister, Beamte und Officiere etwas europäische Civilisation diesem asiatischen Reiche aufzuheften, aber es ist ihnen nicht gelungen, die Corruption und den Schlendrian des russischen Beamtenthums zu bessern. Seitdem eine nationalrussische Strömung gegen diese „Westler" die Oberhand gewonnen hat,

Digitized by Google

schwindet auch der oberflächliche Firniß der europäischen Civilisation und tritt der wesentlich asiatische Charakter des russischen Staatswesens wieder um so nackter zu Tage. So abstoßend dieses Erbe der Mongolenherrschaft auf die unterworfenen europäischen Völkerschaften an der Westgrenze wirken muß, und so sehr es zur Verzweiflung der inzwischen mit europäischer Bildung angehauchten Bestandtheile der russischen Nation beitragen mag, so sehr macht gerade dieser asiatische Charakter des russischen Staatswesens dasselbe dazu geneigt, eine asiatische Großmacht ersten Ranges zu werden.

In der Art und Weise der Herrschaftsausübung und Verwaltung spüren die asiatischen Völkerschaften kaum einen Unterschied, wenn sie aus der Hand eingeborener Herrscher oder türkischen Paschas in diejenige russischer Gouverneure oder Generale übergehen; wohl aber gewinnen sie in Bezug auf Festigkeit und Stetigkeit des Staatslebens und in Bezug auf Hebung der wirthschaftlichen Verhältnisse. Von der russischen Herrschaft fühlen sich die asiatischen Völker mit einem Worte angeheimelt; sie verstehen und begreifen die Nothwendigkeit dieser Art von Regierung und Verwaltung für ihre Verhältnisse, da sie ja doch an keine andere gewöhnt sind, und die Herrschenden haben ebenso ein hinreichendes Verständniß für die Unterthanen, eine gewisse Sympathie und Verwandtschaft mit den Beherrschten. Es ist nicht bloß der asiatische Character des russischen Staatswesen und seiner Sitten und Gewohnheiten, sondern auch die starke Beimischung mongolischen Blutes in dem herrschenden großrussischen Volksstamm, was diese Verwandtschaft erklärt und begründet. Die Russen sind eben auch zum guten Theil Erben des mongolischen Blutes, welches das Eroberervolk im Laufe der Jahrhunderte ihnen eingeimpft und nach seiner Entthronung zurückgelassen hat.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen sich sehr rasch ein viel intimeres Verhältniß zwischen den Russen und den von ihnen unterworfenen asiatischen Mongolen herstellt, als z. B. jemals zwischen Engländern und Indern zu Stande kommen kann. Der Russe kommt in dem asiatischen Rußland in Gegenden, die sich klimatisch und landschaftlich nur wenig von den entsprechenden Gegenden des europäischen Rußlands unterscheiden und findet sich deshalb in Land und Leuten heimisch; der Engländer hingegen kann Indien immer nur als eine tropische Colonie, als ein Ausbeutungsobject betrachten, in dem er sich stets fremd fühlt, und dem er sobald als möglich wieder den Rücken kehrt. Das asiatische Rußland ist eine Erweiterung des Mutterlandes und ein Colonialreich zugleich und vereinigt die Vortheile beider in sich; das englische Indien ist immer nur Colonialreich und kann nie etwas anderes werden. Die Russen verkehren mit den Beherrschten wie mit ihresgleichen, zumal sie ihnen an Cultur nur wenig oder gar nicht überlegen sind, und fassen deshalb festen Fuß in ihrem Herrschaftsgebiet; die Engländer bleiben von den Hindu's immer durch eine Kluft getrennt und können zum Verkehr mit denselben einheimische Unterbeamte gar nicht entbehren. So gleicht die russische Herrschaft in Asien einem Baume, dessen Wurzeln im Nachbargarten ausschlagen und kräftige Zweige treiben, die englische Herrschaft einer exotischen Treibhauspflanze, die nur durch alle Mittel der Kunst am Leben erhalten werden kann. Welche von beiden absolut genommen die bessere ist, scheint gleichgültig gegenüber der Thatsache, daß von den Beherrschten die russische Herrschaft als die ihnen angemessene und gewohnte empfunden und geschätzt, die englische aber als ein fremdes unverstandenes Joch gehaßt wird. Die Gewährung des Reichsfriedens, die Herstellung ruhiger und gesicherter Zustände, die Erschließung von Handels- und Verkehrswegen verschaffen beide Arten der Herrschaft den Unterworfenen in etwa gleichem Maße.

Wenn man die Zustände in Turkestan vor und nach Eintritt der russischen Herrschaft vergleicht, so kann man nicht daran zweifeln, daß für diese Völkerschaften die Unterwerfung durch Rußland ein wahrer Segen gewesen ist und immer mehr werden wird. Das Gleiche kann man für Afghanistan erwarten, wenn einmal die steten Kämpfe zwischen verschiedenen Thronprätendenten und Volksstämmen dem russischen Reichsfrieden gewichen sein werden. Viel mehr als die einheimischen Gewalthaber werden auch die russischen Beamten den Unterworfenen nicht auspressen; keine Steuer aber erschöpft ein Land so sehr wie beständige räuberische Ueberfälle und Fehden im Innern. Wie schlecht auch nach europäischem Maßstabe bemessen die russische Verwaltung sein mag, sie ist doch immer noch unvergleichlich viel besser als die persische und türkische, welche das einst so blühende und volksreiche Westasien auf eine Bevölkerungszahl von wenig über 20 Millionen heruntergewirthschaftet und in die tiefste Armuth versenkt haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Völker beim Uebergang unter das russische Scepter einen sehr guten Tausch machen und daß die verwahrlosten Länder sich in nicht zu langer Zeit merklich erholen würden. Daß die muhammedanische Religion kein Hinderniß für die russische Verwaltung ist, hat die Erfahrung an den zahlreichen russischen Muhammedanern zur Genüge gezeigt; die ethnographische Zugehörigkeit dieser Völker aber (mit Ausnahme der Araber) ist bei ihrer stumpfsinnigen Indolenz und Unterwürfigkeit gegen jede Herrschaft auf Menschenalter hinaus als etwas Gleichgültiges zu betrachten.

Daß die Türkei bei Fortdauer der jetzigen Zustände in unaufhaltsamem Verfall begriffen ist und die ihr gehörigen Länder immer volksärmer, elender und barbarischer macht, gilt heute als ebenso unzweifelhaft, wie die Reformunfähigkeit derselben. Danach kann es im Interesse der allgemeinen Menschheitscultur nur erwünscht scheinen, wenn diese Herrschaft sobald als möglich durch eine bessere abgelöst wird. Es ist aber kein Culturvolk vorhanden, das fähig und Willens wäre, die Erbschaft der Türkei in Asien anzutreten, außer den Russen. England ist mit Colonialbesitz bereits so überladen, daß das Uebermaß des Reichthums von ihm kaum noch festgehalten werden kann; es ist also, wenn auch vielleicht Willens, so doch entschieden unfähig, auch noch das Reich des Xerxes auf seine gebrechliche Schultern zu nehmen. Ein anderes Volk kann aber für diese Aufgabe kaum noch in Betracht kommen, und es bleibt allein Rußland übrig, das dazu prädestinirt scheint, diese große Culturaufgabe zu lösen.

Wir leben in einer Zeit, wo die Erde unter die Culturvölker als Colonialbesitz aufgetheilt wird, und es ist darum kein Wunder, daß auch der größte europäische Staat und das zahlreichste der europäischen Völker nach Colonialbesitz strebt. Da die Küsten des europäischen Rußlands nur an das Eismeer oder an das Binnenmeer angrenzen, so ist es außer Stande, seinen Colonialbesitz auf Schifffahrt zu stützen, und dadurch indirect gezwungen, die auf dem Landwege ihm erreichbaren Colonien zu erwerben, wenn es nicht leer ausgehen will. Da nun aber Sibirien durch sein Klima, und die turanischen Steppen durch ihre Bodenbeschaffenheit niemals eine große Ergiebigkeit versprechen, so muß Rußlands Colonisationstrieb nothwendig immer weiter nach Süden drängen, um wärmere und fruchtbarere Landstriche zu gewinnen. Wir stehen somit vor einer Phase der Geschichte, in der die uralten, immer wiederkehrenden Einbrüche der Turanier in das reicher gesegnete Iran, Mesopotamien, Syrien und Kleinasien sich in einer neuen Gestalt wiederholen werden. Durch die Landverbindung mit den zu erwerbenden Colonialreichen gewinnt Rußland in der Zeit der Eisenbahnen einen wichtigen Vortheil gegen alle Länder, die nur zur See mit ihren Colonien im Verkehr stehen, umso mehr als der Eisenbahnverkehr durch Fluß- und Binnenseeschiffahrt unterstützt werden kann. Mit der Eroberung ganz Westasiens durch die Russen werden die alten Handelswege zwischen Europa und Asien sich neu beleben, und es eröffnet sich damit eine großartige Perspective für den Aufschwung des Weltverkehrs, wenn auch England von diesem Theil desselben keinen directen Nutzen ziehen wird.

Rußland würde aber auf diesem Wege nicht bloß die für dasselbe passenden Colonialreiche gewinnen, sondern zugleich auch das, was ihm am dringendsten zu der ersehnten Weltmachtstellung fehlt, die Eröffnung des Weltmeeres. Es nützt ihm für diesen Zweck nichts, den Bosporus und die Dardanellen zu beherrschen, wenn es nicht auch gleich am Suezkanal Stellung nimmt, da die Meerenge von Gibraltar nun doch einmal außer sei-

Digitized by Google

nem Machtbereich liegt. Durch die Eroberung Kleinasiens und Syriens gewinnt es aber die ersehnte Stellung am Bosporus und Suezkanal zugleich, während ihm die Eroberung Konstantinopels doch immer nur das Mittelmeer, aber nicht den Ocean erschließen würde. Außerdem aber würde der Besitz der Nordküste des persischen Meerbusens und dessen Verbindung mit den Häfen des Schwarzen und Kaspischen Meeres durch Flüsse, Kanäle und Eisenbahnen der Sicherstellung des Seeweges aus dem Schwarzen Meer ins Weltmeer einen großen Theil der Wichtigkeit rauben, welche denselben bis jetzt in Rußland beigemessen wird. Die sibirische Küste des stillen Oceans wird für Rußland immer nur eine untergeordnete Bedeutung behalten, theils weil seine Entfernung vom Mutterlande zu groß ist, theils weil das russische Gebiet in zu hoher nördlicher Breite an den stillen Ocean stößt; die Häfen des persischen Meerbusens dagegen werden in späterer Zukunft von geradezu unermeßlicher Wichtigkeit für Rußland werden, in unvergleich höherem Maße als die Häfen am ägeischen Meer für Oesterreich.

Nimmt man diese beiden geschichtlichen Triebfedern, den Drang nach fruchtbaren und bequem erreichbaren Colonialreichen und die Sehnsucht nach dem Ocean, mit den oben angegebenen Motiven des Gegenstoßes und der Beerbung der Mongolenherrschaft zusammen, so hat man ein ziemlich vollständiges Bild der Beweggründe, welche bewußt oder unbewußt für den russischen Drang nach Südosten maßgebend sind. Wenn in den früheren Etappen des asiatischen Vormarsches mehr die zuerst entwickelten Bestimmungsgründe maßgebend waren, so sind neuerdings mehr und mehr jene weiteren colonial-politischen und handelspolitischen Gesichtspunkte in den Vordergrund getreten, welche die unklaren Ziele des Gegenstoßes und des blinden Eroberungsdranges genauer bestimmen. Durch diese Verbindung von Motiven wird es auch begreiflich, daß der Eroberungsdrang Rußlands vor dem altersschwachen und morschen Iran unmöglich Halt machen kann, obwohl hier Mongolen weder die Herrschenden, noch die Beherrschten sind. Iran ist immerhin oft genug von Mongolen durchzogen und beherrscht worden, um eine starke Blutsmischung davon behalten zu haben, und jedenfalls ist es jetzt mit seinen sieben Millionen Einwohnern nur eine Enclave zwischen türkischen und turanischen Gebieten und ein viel zu morsches und verkommenes Staatswesen, um im Culturinteresse der Menschheit seinen Fortbestand wünschen zu können.

Daß Rußland an diesen weiten Gebieten, welche der colonisatorischen Arbeit für Jahrhunderte den weitesten Spielraum gewähren, nicht genug haben und auch nach dem Besitz von Indien streben sollte, ist ganz unwahrscheinlich. Indien ist ein Colonialreich für sich, eine eigene asiatische Großmacht, das dem europäischen Rußland um vieles ferner liegt als die asiatische Türkei und Iran; die indischen Häfen könnten Rußland niemals Ersatz für den Nichtbesitz der persischen Häfen gewähren, und sind ihm überflüssig, falls es die letzteren schon besitzt. Die Eroberung Indiens würde für Rußland jedenfalls ein sehr viel schwereres Stück Arbeit sein, als diejenige Vorderasiens, und liegt so sehr außerhalb der russischen Interessensphäre, daß ein völliges Verkennen des wahren Staatsinteresses dazu gehören würde, um einen russischen Staatsmann nach diesem Besitze streben zu lassen. Ein solches Verkennen des wahren russischen Interesses, ein folgenschwerer Irrthum über die einzuschlagenden Wege ist weit eher denkbar, so lange Rußland Persien und die asiatische Türkei noch nicht besitzt, als dann, wenn es in diesen seinen colonisatorischen Thätigkeitstrieb vollauf beschäftigt fühlt. Es liegt also aus diesem Gesichtspunkte im wohlverstandenen Interesse Englands, der russischen Eroberung Vorderasiens keine Hindernisse in den Weg zu legen, um Rußlands Eroberungs- und Thätigkeitsdrang von Indien abzulenken.

Meines Erachtens hat England einen russischen Angriff auf Indien nur dann zu fürchten, wenn es erstens durch die chicanöse Durchkreuzung der wichtigsten und unentbehrlichsten Lebensinteressen des russischen Staatswesens dessen Haß und Rachsucht auf sich lenkt, wenn es zweitens die nothwendigen Rüstungen zur Vertheidigung Indiens versäumt, und wenn es drittens die unterworfenen indischen Völkerschaften durch unvernünftige Maßregeln zu Aufständen in größerem Maßstabe reizt und dadurch Rußland zur Unterstützung der Aufständischen gleichsam herausfordert. Im Uebrigen können die englische und die russische Großmacht ebensogut in Asien in Frieden nebeneinander leben, wo sie durch Gebirge getrennt werden, als in Europa, wo sie durch Meere verbunden werden. Einen vorübergehenden kriegerischen Druck auf Indien ohne Absicht dauernder Eroberung würde Rußland immer nur in der Absicht ausüben, um eine Gegnerschaft Englands gegen seine europäische Politik auszuschließen.

Es mag England unangenehm sein, wenn es dereinst das Protectorat über den Suezcanal mit Rußland wird theilen sollen; aber die übrigen europäischen Mächte könnten wohl damit zufrieden sein, wenn von Osten her Rußland ebenso wie von Westen her England an dieser Wasserstraße Wache hält, und das Condominium beider Nebenbuhler die Neutralität dieses wichtigen Verkehrsweges sicher stellt. Dasselbe Condominium scheint aber auch unbedenklich und allen Interessen entsprechend, wenn es am Bosporus und den Dardanellen von Rußland und Oesterreich, als den beiden am Schwarzen Meere am unmittelbarsten interessirten Großmächten ausgeübt wird, so daß Rußland auf der asiatischen, Oesterreich auf der europäischen Seite Stellung nimmt. Für England hat ja ohnehin seit der Eröffnung des Suezcanals und der canadischen Pacificbahn die Frage nach dem Besitz der Einfahrt des Schwarzen Meeres den größten Theil ihrer früheren Bedeutung eingebüßt, und wird mit der Eröffnung des Panamacanals noch mehr an Wichtigkeit verlieren. Das englische Handelsinteresse mag ja wohl darunter leiden, wenn Vorderasien durch russische Schutzzölle für die englischen Waaren gesperrt wird; indessen ist Europa nicht verpflichtet, die in England übliche Gleichsetzung seiner mercantilen und politischen Interressen mitzumachen, und England selbst dürfte dieses Opfer nicht für zu groß halten, wenn es sich dadurch die weitere mercantile Ausbeutung Indiens sichert. Oesterreich und das mit ihm verbündete Deutschland aber haben keinen Grund, eine solche Stärkung Rußlands in Asien mit mißgünstigen Blicken zu betrachten, wofern nur die europäische Politik Rußlands dafür Bürgschaft leistet, daß der so zu gewinnende Machtzuwuchs nicht zur Verkümmerung der vitalsten Interessen beider Reiche gemißbraucht wird.

Da diese Bedingung nun allerdings bis jetzt nicht erfüllt ist, so muß man zugestehen, daß die Bedrohlichkeit des russischen Kolosses für das zersplitterte Europa mit jedem Kraftzuwachs Rußlands zunimmt. Indessen ist nicht gesagt, daß jede Ausdehnung Rußlands in Asien auch eine sofortige und proportionale Steigerung seiner Offensivkraft in Europa in sich schließt. Je größer die zu erobernden Länder sind, desto größere Kraft absorbiren sie für ihre Organisation und Verwaltung, desto mehr beschäftigen sie Rußland und lenken seine Aufmerksamkeit nach anderer Richtung. Der Zeitraum, innerhalb dessen der Kraftverbrauch in solchen eroberten Ländern den aus denselben zu schöpfenden Kraftzuwachs überwiegt, ist mindestens auf ein Menschenalter zu schätzen, kann sich aber bei ungeschickter Organisation und Verwaltung auf das Doppelte und Dreifache ausdehnen. Alsdann ist allerdings eine zweite Periode zu erwarten, in welcher die dem Mutterlande aus dem Colonialreich zuwachsende Kraft den Kraftverbrauch für dasselbe mehr oder weniger übersteigt. Gewöhnlich folgt dann jedoch eine dritte Periode centrifugaler Tendenzen, wenn die unterworfenen Länder so weit erstarkt sind, um sich nach politischer Selbständigkeit und Befreiung von der Fremdherrschaft zu sehnen. Die Möglichkeit ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß unter Umständen die erste Periode sich so lange hinzieht, daß die dritte sich unmittelbar an dieselbe anschließt. Jedenfalls sind alle solche Möglichkeiten einer ferneren Zukunft der Berechenbarkeit viel zu sehr entrückt, um die praktische Politik der Gegenwart beeinflussen zu können; diese kann auf mehr als ein Menschenalter nicht vorausschauen, und es genügt die Wahrscheinlichkeit, daß in dieser Frist Rußlands europäische Offensivkraft durch die größ-

Digitized by Google

ten asiatischen Eroberungen voraussichtlich eher eine Schwächung als eine Stärkung erleiden würde. In einem Menschenalter darf aber auch Deutschland und Oesterreich auf eine bedeutende Steigerung seiner Volkszahl und seines Nationalvermögens rechnen, so daß Mitteleuropa alsdann selbst einer gesteigerten russischen Offensivkraft gewachsen bleiben würde.

Die Hauptsache ist und bleibt jedoch, daß die öffentliche Meinung Rußlands von seinen irrthümlichen Zielen und blendenden Phantomen in Europa abgelenkt wird, wenn es sich auf seine wahren Culturaufgaben besinnt und die Förderung seiner wichtigsten Lebensinteressen am rechten Ende anfaßt. Gleichviel welchen Einfluß eine solche Concentration auf Asien auf Rußlands Kraft zur Offensive in Europa haben möge, sein Wille zu einer solchen wird von derselben nicht unberührt bleiben. Wie Oesterreich den Schwerpunkt seiner politischen Interessen aus Italien und Deutschland nach Osten, d. h. nach der Balkanhalbinsel hin, verschieben mußte, um seine politischen Aufgaben recht zu erfassen, so muß Rußland den Schwerpunkt seiner politischen Interessen ganz nach Asien verlegen, um selber Ruhe und Befriedigung zu finden und Europa die Ruhe wiederzugeben.

Das Jubiläum des Papstes.

Am letzten Jahrestage wird das päpstliche Jubiläum die Aufmerksamkeit der christlichen Welt auf sich ziehen. Die Jubiläen gehörten seit mehreren Jahrhunderten zu den regelmäßigen — und, nicht zu vergessen, zu den einträglichsten — periodischen Feierlichkeiten der römisch-katholischen Kirche. Die bevorstehende Kirchenfeier ist jedoch kein ordentliches, sondern ein außerordentliches Jubiläum, ungefähr so etwas wie — liceat magnis componere parva — die Begehung einer goldenen Hochzeit. Natürlich wollen wir damit keine unschickliche Anspielung machen. Päpste heirathen, wie Jedermann weiß, ebenso wenig, wie der bescheidenste Priester, der unter ihrer geistlichen Herrschaft steht. Aber die Priester werden bei ihrer Ordination gewissermaßen mit der Kirche verheirathet, wie die Nonnen beim Schleiernehmen mit Christus. Sie binden sich durch ein Lebensgelübde, das nicht weniger zwingend und geheiligt als die Ehe ist, zu einer unlöslichen Vereinigung, die hinfort alle irdischen Bande ausschließt. Und die Ordination eines Priesters gilt als vollendete Thatsache, wenn er seine erste Messe celebrirt hat.

Es ist der 50jährige Gedenktag seiner ersten Messe, welchen Leo XIII. zu begehen im Begriffe ist. Die Feier hat also mehr einen privaten und persönlichen Charakter, als einen öffentlichen und politischen. Sie bezeichnet den Abschluß eines Zeitraumes, den jeder Priester einmal erreicht, falls ihm ein genügend langes Leben vergönnt wird, und welchen, in Anbetracht der vorgerückten Jahre fast aller Päpste, so mancher frühere Inhaber des päpstlichen Stuhles feierlich begangen haben mag. Doch finden wir nirgends einen Nachweis, daß diese Feier bis auf die Gegenwart öffentlich begangen worden sei; als in welcher die rein religiöse, von der weltlichen und politischen wohl zu unterscheidende Bedeutung des Papstthumes so außerordentlich gestiegen ist.

Pius IX., der etliche Jahre länger regierte als irgend einer seiner Vorgänger, feierte 1869 das Jubiläum seiner Ordination und 1877 das Jubiläum seiner bischöflichen Weihe; überdies 1875 das ordentliche und regelmäßige Jubiläum, das am Ende eines jeden Vierteljahrhunderts wiederkehrt, jedoch im Jahre 1850, während des „Exils“ zu Gaeta, ausfiel. Er nun war wohl der erste Papst, der jenen persönlichen Gedenktagen den Charakter von öffentlichen und allgemeinen Feierlichkeiten der katholischen Kirche gab. Damit schuf er für seine Nachfolger einen Präcedenzfall, der sicherlich sobald nicht aufhören wird, vorbildlich zu sein. Die imponirende Persönlichkeit Leo's XIII. zumal sichert dem Jubiläum seines Eintrittes in die priesterliche Laufbahn am 31. December 1837 ein Interesse, das nicht lediglich auf diejenigen beschränkt ist, die sich zu seiner geistlichen Oberherrschaft bekennen. Er ist ein Mann, der in jeder Lebensstellung eine hervorragende Rolle gespielt haben würde, und der Umstand, daß er gerade den geistlichen Beruf erwählte, hat sich schon als ziemlich bedeutungsvoll für das Papstthum und all die bürgerlichen und religiösen Interessen erwiesen, die mit diesem im Zusammenhange stehen.

Das Jubeljahr wurde zuerst 1300 von Bonifaz VIII. eingerichtet, einem der ehrgeizigsten, stolzesten und prächtigsten, nicht aber glücklichsten der langen Reihe der Stellvertreter Petri, der die zweite Krone der dreifachen Tiara hinzufügte, jedoch durch seinen unwürdigen und glücklosen Kampf mit Philipp dem Schönen von Frankreich das Ansehen des heiligen Stuhles bedenklich gefährdete. Der ursprüngliche Zweck der neuen Einrichtung war der sehr weltliche und praktische, den erschöpften Schatz wieder zu füllen. Und wenn man den zeitgenössischen Berichten trauen darf, so wären zwei Millionen Pilger zur Schwelle der Apostel gewallfahrtet und jeden Tag hätten je zwei Priester vom Morgen bis zum Abend damit zu thun gehabt, den Geldstrom in die Schränke St. Peters zu leiten. Der Versuch hatte also einen großartigen Erfolg. Dieser Erfolg war zu verlockend, als daß man nicht den Versuch immer häufiger wiederholt hätte. Bonifaz VIII. setzte das Jubeljahr für das Ende eines jeden Jahrhunderts fest; aber als das erste halbe Jahrhundert sich neigte, fand es Klemens VI. bereits angezeigt, ein neues Jubeljahr auszuschreiben und die Wiederholung nach je 50 Jahren festzusetzen. Urban VI., der 1378 den päpstlichen Stuhl bestieg, beschränkte die Periode schon auf 33 Jahre, zum Gedächtniß der Lebensdauer unseres Heilandes, wie es hieß, und ließ es sich nicht nehmen, seine eigenen Kassen 1383 durch ein drittes Jubeljahr zu füllen. Aber auch diese ziemlich willkürliche Festsetzung erschien den Nachfolgern schon zu lang. Sixtus IV., nicht gerade der musterhafteste Pontifex, beschnitt 1475 die Periode von Neuem und beschränkte sie auf 25 Jahre. In dieser Ausdehnung hat sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Zu der Füllung der päpstlichen Kassen kam allmählich ein neuer Zweck hinzu, der unter den Päpsten der Gegenreformation der vorherrschende wurde. Was der periodische Besuch ad limina apostolorum, der den Bischöfen auferlegt ist — alle fünf Jahre in Europa, alle 10 Jahre von den Colonien — für die Priesterschaft bedeutet, sollte der 25jährige — und später gar noch häufigere — Besuch Roms für die Laienwelt werden. Ohne Zweifel diente er auch ferner zu sehr materiellen Darbringungen, die nach dem Falle der weltlichen Macht immer dringender verlangt wurden; aber Geldspenden können in neueren Zeiten ebenso gut nach Rom übermittelt werden, ohne die persönliche Anwesenheit der Geber. Der große Werth der periodischen Wallfahrten ist die Auffrischung des Geistes der Abhängigkeit vom heiligen Stuhl, der allgemeinen Ergebenheit gegen das Haupt der rechtgläubigen Christenheit, welche der leitende Gesichtspunkt der ultramontanen Politik ist, die katholische Centralisation, welche zuerst von den Jesuiten geschaffen und dann mit verdoppelter Kraft und Hartnäckigkeit während des letzten halben Jahrhunderts, besonders unter der Regierung Pius IX., betrieben wurde. Um gerecht zu sein, muß man zugeben, daß dieser ideelle Gesichtspunkt in weit höherem Maße als die bloße Erwerbung von Capitalien leitend gewesen ist für die Päpste der letzten drei Jahrhunderte und vor Allem für Pius IX., der sich aus Geld nichts machte, insofern es nicht die Interessen der Kirche betraf. Noch mehr gilt dies von seinem Nachfolger, der überdies jenen Interessen eine höhere und weitere Achtung zu verschaffen gewußt hat. Es sei hinzugefügt, daß Pius IX. nicht nur den vermehrten Pilgerfahrten und öffentlichen Amtshandlungen im Princip zustimmte, sondern an ihnen auch eine persönliche Freude hatte. Er war dabei weit mehr in seinem Element, als bei den Empfängen im Vatikan oder den religiösen Acten im Petersdom; es ist bekannt, daß er vortrefflich zu repräsentiren verstand. Seine schöne Stimme, seine eindrucksvolle Gestalt und die anmuthvolle Verbindlichkeit seiner Manieren machten ihn zu einer solchen Rolle außerordentlich geeignet, während er für

Digitized by Google

die ernsteren Pflichten seines Amtes, die Leo XIII. mit so großem Erfolge durchführt, wenig Geschick besaß. Für den gegenwärtigen Papst werden dagegen die Empfänge und Feierlichkeiten des Jubiläums eine schwere Prüfung sein, durchaus kein Vergnügen. Daß er seine Aufgabe nicht nur mit gewissenhafter Unverdrossenheit, sondern auch mit Würde und Hoheit durchführen wird, ist dessenungeachtet sicher; aber er wird gewiß nicht betrübt sein, wenn der unwillkommene Zwang vorüber ist und er zur Verfolgung jener Studien und Berufspflichten zurückkehren kann, welche sowohl seinem Geschmacke, als auch seinen Strebenszielen angemessener sind.

Inzwischen hat die Feier des päpstlichen Jubiläums ein peinliches Vorspiel gehabt, welches der Papst, wenn er weise ist — und wir haben bisher allen Grund anzunehmen, daß er es ist — mit seinem ganzen Einfluß wird unschädlich machen müssen. Es ist das die Adresse der ungarischen Katholiken, unter deren Unterschriften die des Primas-Erzbischof von Ungarn an der Spitze steht, und die die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes verlangt. In römischen Regierungskreisen hat diese Adresse den unangenehmsten Eindruck gemacht. Es ist unter allen Umständen unzweifelhaft, daß die ultramontane Partei in ganz Europa die Angelegenheit im Sinne ihrer Parteizwecke ausbeuten wird, und, stände noch Pius IX. an der Spitze der römisch-katholischen Kirche, so würde sie von ihm die eifrigste Unterstützung erfahren. Aber daß Leo XIII. so unbesonnen sein wird, ist schwerlich anzunehmen. Auch glaubt er wohl kaum, vielleicht wünscht er es nicht einmal, daß der offenbare Verlauf der Dinge sich umwende, was zu einer Wiederherstellung seiner staatlichen Souveränetät nothwendig wäre. Außerdem konnte es keine ungeeignetere Gelegenheit geben, die alte Streitfrage wieder anzuregen, als die feierliche Begehung eines Gedenktages, der so wenig mit den weltlichen Angelegenheiten zu thun hat, wie der funfzigste Jahrestag der Ordination und ersten Messe des Papstes. Handelte es sich bei dem Jubiläum um das Andenken seiner Wahl zur päpstlichen Würde oder wäre es auch nur eine der periodisch wiederkehrenden Feierlichkeiten am Ende eines jeden Vierteljahrhunderts, so würde man irgend eine stichhaltige Entschuldigung für das Hereinziehen von delikaten Streitfragen in die Glückwunschadresse finden können, obwohl es auch dann wenig Takt verrathen würde. Der König von Italien hat öffentlich seinen Wunsch ausgesprochen, daß der Wallfahrt zum Jubiläum jede mögliche Erleichterung gewährt werden solle, mit deren Motiven er übrigens als katholischer Herrscher in vollem Einklange steht. Sie zum Protest gegen die Einigkeit des Königreichs Italien umwandeln zu wollen, wäre daher der Gipfel des schlechten Geschmacks. Die deutschen Katholiken werden sich hoffentlich von einer solchen Thorheit fern halten. Sie haben um so mehr Grund dazu, als gerade in den letzten Wochen sich das Verhältniß unseres Vaterlandes zu dem italienischen Königreich inniger gestaltet hat. Der Papst selbst kann natürlich, wie jeder Herrscher, nur zum Theil die Kräfte controliren, die um ihn herum wirken; doch hat er Macht genug, um den unweisen Uebereifer derjenigen zu zügeln die päpstlicher sein wollen als der Papst.

Capitolinus.

Literatur und Kunst.

Felix Dahn's neueste Dichtungen.

Besprochen von Oskar Bulle.

Zur Weihnachtsgabe den wonnigen Weibern!
Schrieb des Schreibens so selig, auch heuer wieder
In kritikerschreckenden grauslichen Runen
Seinen Roman Er!
Und, freut euch ihr höheren freislichen Jungfrau'n,
Auch was Liebe sei
Kündet kühn er und kundig
Im goldschnittgleißenden kleinen Büchlein.
Im Sommer schon sang er's am Scheveningstrande so süßlich,
Doch jetzo erschien's erst! — —

Man verzeihe dem Kritiker die scheußlichen Stabreime, aber zwei Bücher Felix Dahn's, hinter einander gelesen, erzeugen unwillkürlich eine Geschmacks- und Stilverwirrung, von der es schwer ist sich rasch wieder loszumachen. Die Manier dieses Dichters geht in's Blut; sie wirkt wie ein Narkotikum und schläfert alles Bewußtsein von besserer Redeweise auch bei dem Leser ein, so lange er noch in ihrem Bannkreise sich befindet. Dann kann es wohl kommen, daß auch der so Beeinflußte wirre Worte in der Narkose lallt, wie es der Königsberger Romanhistoriker im vollen Wachen an seinem Schreibtische thut.

Wirre Worte und nichts mehr sind in der That in einer kleinen Erzählung zu finden, die Felix Dahn neben dem üblichen Roman aus der Völkerwanderung diesmal auf den literarischen Weihnachtstisch legt. „Was ist Liebe?"*) heißt ihr vielandeutender Titel.

„Die Liebe ist Leid,
Ist lechzend Verlangen:
Dann: göttlichen Glückes
Lodernde Lust:
Oder: seelenversehrendes Sehnen
Und stummes, stolzes Sterben!
Aber immer ewig ist die Liebe."

So läßt Dahn den alten königlichen Sänger und Harfenschläger Harald von Thule singen. Klingt das Verslein nicht recht hübsch? „Seelenversehrendes Sehnen!" Welche nette Allitteration. Oder: göttlichen Glückes lodernde Lust"! Welch' hübsche Umschreibung für das einfache Wort: Glück! Am besten gefällt mir noch: „lechzend Verlangen". Ja, das ist die Liebe, und so regte sie sich wohl zunächst in der altersgrauen Zeit, von der Dahn singt, in der Menschenbrust. Aber wie verballhornisirt der Dichter dieses Verlangen! Damals bestand das Königreich Thule noch in vollem Glanze, aber sein Beherrscher, Harald, der Sieger in „zwanzig Schwertschlachten" und in „hundert Harfenkämpfen", der Schwertkönig, Harfenkönig, Siegkönig, der „Jorsalafara", welcher auf seinen Fahrten in Griechenland Platon's Weisheit getrunken und in Jerusalem der frommen Predigt der Christenpriester gelauscht hatte, dem „holder Frauen ungesuchte Gunst, Glanz, Gold die Fülle" geworden war, er haust auf einsamer, meerumschlungener Klippe und seufzt und seufzt. König Ring's Tochter, die „weiße Königstochter in Halogaland", das „blonde, weiße Kind" hat's ihm angethan. Sie ist in die Hände eines Räubers gefallen, der ihr mit wilder Sinnenbrunst nachstellt und nur von dem als fahrender Sänger verkapptem Harald noch an ihrer Vergewaltigung gehindert wird. Aber warum raubt sie der tapfere Sänger nun nicht wieder seinerseits dem Räuber und flieht mit der geliebten Beute nach seinem Königreiche? Weil sie in Treuen hanget an einem fernen Bräutigam. Auch sie seufzt nur und seufzet und schauet auf das wilde

*) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Digitized by Google

Meer hinaus, indem sie sich immer wieder fragt, ob sie eigentlich den Bräutigam liebe oder vielleicht gar den schönharfenden Harald? So steht die Sache, als die Erzählung beginnt. Wir wollen dem Gang derselben nicht folgen. Sie ist wirklich langweilig und endet damit, daß Alle sterben und im Tode auch die Königstochter sich über den Gegenstand ihrer Liebe, der natürlich Harald ist, klar wird. Aber was ist denn nun eigentlich die Liebe? fragen wir, wenn wir das Buch zuklappen. Ein Eindruck nur bleibt: nicht lechzend Verlangen, nicht göttlichen Glückes lodernde Lust, nicht seelenverfehrendes Sehnen haben wir dichterisch dargestellt gefunden, sondern nur das eine und ewige Seufzen. Harald seufzt und hält lange Monologe, Halla seufzt und schaut sehnsuchtsvoll auf's Meer hinaus, der böse Räuber seufzt und säuft Wein dazu und alle Anderen seufzen im Chor mit. Also was ist die Liebe?

Die Liebe ist Seufzen,
Ist Halla's und Harald's
Modernester Herzkrampf:
Nicht wollen, nicht wagen
Nur winseln im Wahn,
Bis schließlich ein Schwertschlag,
Schwapp! endet die Schlappheit.
So deutet dunkel
Dahn's Dichtung die Liebe.

Das Ergötzlichste an dem ganzen, wirklich erstaunlich unklar und süßlich gehaltenen Werkchen ist noch die Schreibweise, in welcher diesmal die berüchtigte archaistisch-germanische Manier wahrhafte Purzelbäume schlägt. Ein großer Monolog Harald's besonders kann in dieser Hinsicht als typisch hingestellt werden. Kurze abgerissene Sätze, hastige Fragen mit einem Worte nur beantwortet, Unterbrechungen durch Ausrufe und Kernworte, das Ganze wie Nürnberger Holzsoldaten in eine Schachtel übereinandergestürzt und zusammengepackt: das soll das Rauhe, Männliche und Selbstquälerische kennzeichnen. Wo ist? — sage! — was? — ein Beispiel! — hier gleich:

„So bleibt?
Die Pflicht!
Ist wenig. Und hart, hart wie Schwert und Tod.
Nur die Pflicht?
Nein!
Daneben die Liebe u. s. w. u. s. w."

So geht es zuweilen Seiten herunter, der Leser holpert auf diesem Stil dahin, als ginge es auf federlosem Wagen über ein festgefrorenes Schollenfeld, und wird zwischen den tiefsinnigsten Fragen und den banalsten Antworten hin- und hergeschleudert, als wäre sein Geist in einer Mühle und sollte geschrotet werden. Dabei wird durch diesen eckigen Reckenstil durchaus nicht etwa das Weichliche und Süßliche des Inhalts gehärtet und gestählt, sondern nur flüchtig überdeckt, wie etwa loses Fachwerk durch die daran geklecksten Zierrathen aus nachgeahmten Sandstein. Der künstlich geschaffene Widerspruch zwischen schwächlichem Inhalt und der äußerlichen Formimitation berührt noch widerlicher, als die historische Lüge des Ganzen.

Wir wollen nicht den neuen historischen Roman*) Dahn's mit dieser in der Langeweile des Seebades zusammenphantasirten Erzählung auf eine Stufe stellen. Er ist doch bedeutend gehaltvoller, in allen Theilen sorgfältiger gearbeitet und klarer, wenn er auch über seine Vorgänger in der Reihe der historischen Romane aus der Völkerwanderung durchaus nicht hinausragt. Die gefährliche und oft gerade in unserem Blatte schon an ähnlichen Beispielen deutlich gekennzeichnete Vermischung des Gedankeninhalts zweier in ihren Anschauungen unendlich verschiedenen Zeiten hat Dahn abermals nicht vermieden — wie könnte er auch? — und so ist wieder die geschichtliche Dichtung nach dem längst bekannten und schon viel getadelten Schema: belletristisches Costümfest! entstanden. Diesmal sind die Costüme der Zeit Karl's des Großen entnommen; dem Maskenaufzuge liegt die Idee: Verherrlichung der alten sprichwörtlichen Sachsentreue! zu Grunde, und die Haupt- und Mittelfigur der künstlerischen Gruppirung ist der gewaltige Frankenkaiser selbst, der auf seinem treuen Schimmel Tenzendur, an der Seite „Giojosa, die freudige Klinge", in den Saal reitet, wo die allermodernste elektrische Beleuchtung Alles glanzvoll erhellt. Kaiser Karl bereist, so lautet weiter das Specialprogramm, ungekannt wie sein großer Zeitgenosse Harun al Raschid sein weites Reich und findet gerade im Sachsenlande, wo er wegen seiner früheren Härte auf Haß und Feindschaft zu stoßen erwartet, die hingebendste Verehrung, die rührendste Treue und die herzlichste Liebe auf seinem Weg. Eine rührende allerliebste Gruppe, die die Augen der empfindsamen Zuschauerinnen zu Thränen rühren muß, ist im Hintergrunde gestellt: Volkfried, der Sachse, ist mit seiner Gattin, der schönen Frau Muthgard und seinen Kindern, dem kecken Volkbert und der holdseligen, überzarten Lindmuth, vor der Tücke und Gewalt des kaiserlichen Grafen in den Wald geflohen und erlebt dort, in einer Höhle, eben den Hungertod, als der Kaiser gerade zur rechten Zeit eintrifft. Neben dem großen Karl reitet ein düster-schönes Mannesbild, der Bischof Acerbus, ein früherer Sachsenfürst, der, weil er Muthgard einst unglücklich geliebt, das Priestergewand genommen. Dieser denkt daran, seinen glücklichen Nebenbuhler Volkfried, den er so unvermuthet im Elend findet, noch gänzlich zu verderben. Eine dramatische Scene hebt nun an: der feindselige Acerbus, der auf Volkfried eindringt und vor der tapferen Muthgard plötzlich beschämt in die Kniee sinkt, der hoheitsvolle Kaiser, vor dessen Augenblitzen sich alles Böse und Feindselige scheu verkriecht, und die stabreimende Lindmuth, die die lyrischen Partien übernommen hat, sind die Hauptfiguren. Wenden und Dänen, verrätherische Grafen und Aebte, treue Knechte und selbstbewußte Bauern bilden die Volksmassen. Eine Zeit lang wogt der künstlich erregte Streit hin und her, der Kaiser muß selbst einmal seine „freudige Klinge" Gojosa ziehen und einigen struppigen Wenden um die Ohren schlagen, dann siegt das Licht, und im bunten bengalischen Feuer wird die Schlußgruppe gestellt: Kaiser Karl im vollen Ornate, das er schleunigst aus seinem Reisegepäcke hervorsucht, ernennt den braven Volkfried zum Markgrafen und die holde Lindmuth, die abermals einige Stabreime verbricht, zum — Hoffräulein. Acerbus, der zum Schlusse seine Rache aufgegeben, schlägt sich seitwärts in Spanien heldenhaft mit den Mauren herum, und alle anderen Bösewichter liegen todtgeschlagen am Boden. Für möglichste Treue in den Costümen bürgt übrigens der gute Ruf Dahn's.

Ob hinter den hübschen Masken auch einige herzhafte Menschen stecken, darnach ist bei solchem Schaustücke eigentlich nicht zu fragen. Selbst die Idee der Handlung: Verherrlichung der Sachsentreue! wird hauptsächlich durch die äußerliche Pantomime zum Ausdruck gebracht: die Gruppe der Dänen, die unter den Volksmassen mit steht, ist es nämlich, welche den von den Beamten des Kaisers gemißhandelten Volkfried durch Winken und Versprechungen zu sich herüberlocken will. Der wackere Sachse verhungert lieber, als daß er ihnen folgt, und selbst als sie sich seines Knaben bemächtigen und ihn zu ermorden drohen, verhüllt er nur eine Weile schmerzerfüllt sein Gesicht, um dann sich entschlossen an die Seite des Kaisers zu stellen, dem er bei seiner Gewalttaufe Treue geschworen hat. So läßt sich der gesammte Inhalt des Dahn'schen neuen Romanes getreu pantomimisch wiedergeben; wir würden keinen Zug der ganzen Dichtung vermissen, wenn etwa ein spekulativer Kopf es unternähme, mit den künstlerischen Surrogaten des Melodramas und der lebenden Bilder uns die ganze Geschichte plastisch vorzuführen. Denn sie ist in der That weiter nichts, als ein hübsch arrangirter Maskenzug mit obligater Stabreimmusik. Der holsteinische Urwald, ein altes Sachsengehöft, die Höhle im Dickicht und die alte Wuotanseiche mit Pferdeschädeln bilden die stimmungsvolle Staffage; vor ihr waffenklirrende Männer, liebesflüsternde Frauen in den stereotypen Masken, dazu die conventionellen Worte, und

*) Bis zum Tode getreu. Erzählung aus der Zeit Karl's des Großen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Digitized by Google

das Ganze durch einen geschickten Regisseur in der gehörigen pantomimischen Beweglichkeit erhalten — welch' ein prächtiges Costümfest. Nur Schade! am anderen Morgen weiß man nichts mehr von seinem Inhalte.

Mit Karl dem Großen sind die letzten Bewegungen und Nachzuckungen der großen Völkerwanderung beendet, hoffen wir, daß nun endgültig auch die Reihe der kleinen Romane aus dieser Zeit, die Dahn zu schreiben übernommen, abgeschlossen ist. Denn eine würdige, schriftstellerische That ist in dem nunmehr sechs einzelne Bücher umfassenden Cyklus nicht geleistet worden, und Dahn hätte seine große Darstellungsgabe wohl besser verwerthen können, wenn er sie nicht in den schwächlichen und immer wieder nach dem bekannten Schema geschaffenen literarischen Costümbildern ermüdet und verwässert hätte. Man wird einst diese Romane zu den Zeugnissen für den Verfall unserer dichterischen Production und unseres Geschmackes rechnen; vielleicht haben sie aber wenigstens ein Gutes geleistet, daß sie nämlich durch die von ihnen verursachte Ueberladung unserer Belletristik mit germanischer Alterthümelei die Abwendung des guten Geschmackes von der falschen historischen Romantik und die Hinwendung zu den wahren Quellen der Dichtung beschleunigten. Denn sie, im Verein mit den Ebers'schen Werken, sind es hauptsächlich gewesen, die den Abscheu vor jener dichterischen Richtung allgemein machten und am ersten begründet erscheinen ließen. Möge nun mit ihnen bald auch jene ganze Literatur-Mode in die Nacht der Vergessenheit sinken.

Wilhelm Jordan's neuer Roman.

Von Karl Hochberg.

(Schluß.)

Wir zogen es vor, die eine Seite dieser Dichtung statt modern-realistisch naturwissenschaftlich zu nennen. Der Realismus erscheint hier wirklich nur als Theorie. Der concrete Realismus der Kunst fehlt gänzlich. Höchstens einige naturalistische Züge von krankhafter Sinnlichkeit wie das am Kleiderständer ausgeübte Phantasiespiel Leonorens mit der nackten Gestalt des Loris. Widerwärtig selbst vom naturalistischen Standpunkt, selbst für unsere Zeit, der das physische Mitleid und die Wollust am Häßlichen von hundert großen und kleinen Künstlern vorgepredigt wird, sind die liebevoll beschriebenen Verkrüppelungen mit ihren Varietäten an den verschiedenen Menschenexemplaren, ebenso die an den Säuglingen vorgenommenen Messungen. Ich will nicht schildern, wie die Hauptkrüppel Nickel, Ulrike, Jobäa aus Unglück und Greulichkeit zu Halbgestalten zusammengeflickt werden; ich wünschte, sie würden der Zukunft aufbewahrt als Zeugnisse, wie weit die Kunst den Act der Selbstabtödtung ausüben kann. Wir sind im Studium der Aesthetik des Häßlichen glücklich auf der letzten Seite angelangt. Die Mißgeburten in der Kunst! Das hat uns noch gefehlt: wir brauchen die nackte Blöße unseres Kunstkönnens nicht mehr mit naturalistischen Bettellappen zu verhüllen, wir können sie schon mit Warzen und Pockennarben verdecken.

Schon mit der Beschreibung der Krüppel greift Jordan in das Gebiet der pathologischen Anatomie hinüber. Aber das ganze Werk ist sicher zum dritten Theil ein populärwissenschaftliches Handbuch für alle möglichen realistischen Doctrinen, für Pathologie, Anatomie, Therapie, Zoologie, Botanik, Astronomie, Land- und Forstwirthschaft, auch für Volkswirthschaft und für realistische Philosophie. Zumeist setzt es sich zusammen aus Vorträgen von Loris Leland, seltener aus Meinungsäußerungen anderer, wie seines Vaters oder des alten Liebherr. Außer für die beiden zuletzt genannten Wissenschaften kann man das Handbuch jedem Laien zum Selbstunterricht empfehlen, wenn er nur verspricht, nicht an alle Wunderkuren und nicht an die Canalarbeiten der Marsbewohner zu glauben. Namentlich die Collegien über Botanik und über Astronomie werden in plastisch poetischer Sprache gelesen. Auch kann ich versichern, daß man nicht zu oft durch die dazwischentretende Romanhandlung gestört wird, da die Vorträge oft zehn, zwanzig und mehr Seiten hintereinander fortlaufen. Höchstens kann am Ende das gar zu laute Beifallklatschen der Andern irritiren; aber durch Gewohnheit stumpft man sich dagegen ab. In der Philosophie, von der kurz abgethanen Theologie nicht zu reden, würde das Handbuch allerdings Unglück anrichten; d. h. nur so lange, als den Untersecundanern nicht das Romanlesen verboten ist. Denn die Andern werden merken, daß der nicht ernst zu nehmen, der nicht etwa bloß wie die Materialisten die Metaphysik leugnen — denn das wäre sehr ernst zu nehmen — sondern einfach die Philosophie bezeichnet als einen Mißbrauch der Sprache an Werth gleich der Alchymie und der Astrologie (II, 370). Ich appellire von dem schlecht unterrichteten Jordan an den besser — nicht erst zu unterrichtenden, sondern schon unterrichteten Jordan. Er sagt, daß wir das Erwachen aus der Selbstvergessenheit richtiger bezeichnen würden als das gebotene Wiedereinschlafen zum Fortspinnen des Ichtraumes nach immer nur Momente lang vergönnter Theilnahme am Vollwachsein des Weltgeistes (II, 338). Und ein so begeisterter Metaphysiker wagt die Philosophie zu leugnen? — Die Gratisvorlesungen von Loris kann man sich gefallen lassen, weil man in schöner Sprache altbekannte oder unbewußt komische Dinge zu hören bekommt. Da redet das theoretische Handbuch und der Roman schweigt. Traurig aber ist es, wenn der Roman sich in die Theorie einmengt und die Theorien statt in graue Einbände in Menschengestalten kleidet. Dann entstehen jene construirten Wesen, jene Homunculi, die geholt werden, wenn es gilt eine Theorie lächerlich zu machen, und dann mit Naß überschüttet nach Hause geschickt werden. Die Socialdemokratie soll lächerlich gemacht werden. Da erscheint plötzlich ein gewisser Tilgenberg, hält eine Brandrede gegen den „Tyrannen" Liebherr, erfährt aber am Ende derselben durch irgend ein Effectstück dieses wohlthätigen Sonderlings eine plötzliche Bekehrung und verschwindet als Turnlehrer in dessen Diensten. Das „Titänchen" Tilgenberg scheint ein Enkel des „Titanen" Klingsohr in Gutzkow's „Zauberer von Rom". Schon deshalb ist ihm eine individuelle Lebenswahrheit nicht abzusprechen. Aber ich tadle weniger, daß er überhaupt existirt, als daß er so kurz existirt. Anders ist es mit dem länger auftretenden außerordentlichen Professor und Schopenhauerianer Wickmann. Dieses Buch resp. dieser Mensch wird nach Gunaken wirklich nur geholt, um dort Dispute über Pessimismus anzuregen. Wie man aus einem Buch roth angestrichene Stellen vorliest, gehörig belacht und dann das Buch zuklappt, da es sich nicht vertheidigen kann, so und noch schlimmer ergeht es ihm. Wenn ihm in der tactlosesten Weise die radicalsten, nicht für jedes Ohr berechneten Aeußerungen Schopenhauers aus dem Zusammenhang gerissen, vorgeworfen werden, so kann er nur antworten mit seitenlangen Darstellungen der Schopenhauer'schen Lehre. Vertheidigen kann er, selbst gegen die kindischen Einwände wie z. B. daß Pessimisten auch keine Butter gut finden dürfen, nichts auch nur mit einem Laut. Theils aus eigener Unfähigkeit, theils weil stets eine Zauberrede des Allwissers Loris jeden Widerspruch hinwegwischt, theils weil ihm durch ausdrückliches Verbot zu reden der Mund gestopft wird. Daß diese lächerliche Person durch höchst niedrige Gesinnung zeigende Aeußerungen ihre Lächerlichkeit noch erhöht, ist ebenso selbstverständlich wie daß sie sich heute als Misogyn und consequenten Ehefeind à la Schopenhauer aufspielt und morgen um die Hand eines eben gesehenen schönen Mädchens anhält und natürlich kläglich abgewiesen wird. Wenn diese Person gestrichen wird, weiß ich allerdings nicht, wer zum Apotheker geschickt werden und dem untersuchenden Loris leuchten soll, als der Müller Bajor krank geworden. Jede weitere künstlerische Motivation ihrer Existenz, jede weitere Beziehung zur Gesammthandlung fehlt dieser construirten Person. Und wie construirt! Dieser Professor ist Pessimist nicht aus Ueberzeugung, denn er hat eine breite Brust, sondern um der Mode willen. Ein Unwissender könnte wirklich meinen, wir hätten auf deutschen Universitäten mehr

Digitized by Google

Schopenhauerianer als einen einzigen jüngst ernannten außerordentlichen Professor. Muß denn durchaus ein Universitätsprofessor den Kasperle hergeben? Ich glaube übrigens, daß mehr noch als die Wissenschaft die Kunst beleidigt wird durch dieses todtgeborene Geschöpf. Mit letzterem Ausdruck will ich übrigens nicht sagen, daß andere Personen z. B. der Recitator Pfarrer Amberger oder die umbra Olaf etwa viel lebendiger in Action treten. Wie wohlthätig wäre es gewesen, wenn Jordan den Pessimismus, statt ihn mit burlesken Lächerlichkeiten, sentimentalen Liedern und pathetischen Reden hinunterzuspülen, künstlerisch concret als dämonisch herrschende Macht im Denken, Fühlen und Handeln einer lebendigen Persönlichkeit zu ethischer Ueberwindung gebracht hätte!

Ebenso weit wie dieses stete Theoretisiren, dieser rein abstracte Realismus entfernt sich von dem ästhetisch gesetzlichen Boden der Romanpoesie das zweite Grundelement der „Zwei Wiegen“: der epische Zug. Aber ist jener realistische Doctrinarismus unpoetisch, so ist dieses epische Element zu poetisch für den auf modernem Trottoir wandelnden, ungeflügelten Roman. Wo sich die schöne Unnatur dieser Epik fern von der Lebensprosa in der Freiheit der Phantasie auslebt, da spüren wir den echten, glühenden Poetengeist; wo aber die Epik in die moderne Sphäre hineinprojicirt wird, da entstehen fortwährende Explosionen, bei denen unser Geschmack, ein bedauernswerther Spielball, zwischen Bewunderung und Widerwillen hin und her geschleudert wird. Es ist kein Zweifel: die episch-lyrischen Visionen der Marsa, der Jobäa, des Pfarrers Amberger sind herrliche Eingebungen des echten Apollon Musagetes. Die Archenburg des Noah-Liebherr, diese Wunderwelt, in der nur starke, schöne Geschöpfe wohnen und alles Kranke und Armselige geheilt und veredelt wird, in der Loris die königliche Armida in selbstloser Liebe sich zur „Wahlschwester“ erkoren, ist ganz aus dem Schooße echt epischer Phantasie herausgeboren. Ebenso hochpoetisch wie modern unnatürlich. Aber wer fragt danach, wenn ihn der Pförtner Storch am Eingang der Archenburg hat passiren lassen? Wie Unkenrufe in eine Symphonie, tönen in diesen Idealstaat, wo die fernsten Sehnsuchtswünsche des Dichters Lenker und Regierer sind, aus der modern realen Welt Aeußerungen der Unzufriedenheit hinein, die theils in bäuerischem Dialekt, theils in echter Socialistenphraseologie vorgebracht werden. Hier sind gänzlich unausgeglichene Dissonanzen, unverarbeitete Gegensätze heterogener Sphären! Bei dem Centaurenritt und wesentlich auch bei der sich anschließenden Nausikaascene lacht jedem episch Gestimmten das Herz. Aber wenn der nackte Reiter mit einem modernen Töchterpensionat zusammentrifft, schütteln nicht bloß die Philister mißmuthig die Köpfe; denn was vorher heldenhaft, bekommt jetzt ein Satyrantlitz. Ein herrlicher, durch die Tradition der besten Epen sanctionirter Gedanke ist jener Gegensatz zweier Geschlechter, eines höheren und eines niederen. In den Epen ringen beide mit einander in kraftvoll tragischem Kampfe. Jordan's Roman spielt im modernen Leben und da bemitleidet das eine das andere, hegt es und pflegt es und reicht ihm die Medicinflasche. So zerfließt jener herrliche Gedanke hinter dem modernen Ofen in sentimentale Thränen. Am Ende unternehmen alle Helden, alle edlen Gestalten des Romans eine mehrwöchentliche phantastische Wasserfahrt auf eigenartig construirtem, glänzend ausgestattetem Floß auf neuen, kühn gebahnten Wasserwegen. Ein herrlicher Gedanke gleich der Argonautenfahrt! Aber sie wollen kein goldenes Vließ erobern, sie wollen nur einen armen Krüppel zu seinen Verwandten heimgeleiten, dessen Nerven die Fahrt zu Lande nicht vertragen können. Wir erwähnten schon den Widerspruch zwischen den kurz erzählten episch großen Liebesschicksalen aller früheren Lelands und dem wirklich ausgeführten armselig trägen Liebesroman des Loris und der Leonore. Wieder zerschmilzt die herrliche vorgezeichnete epische Idee zu einem matten Brei, sobald sie in die moderne Wirklichkeit hineingetragen wird. Es nützt nichts, daß Loris und Leonore, ursprünglich für einander prädestinirt, dann durch Loris' Liebesverblendung aus einander getrieben, an Siegfried und Brünhilde erinnern. — Zwar hat auch Loris gleich einem Hercules oder Theseus oder Siegfried die Macht und die stete Aufgabe, das Schlechte zu besiegen. Aber diese besiegen kampfwüthige Ungethüme und jene Vorurtheile und Krankheiten, und zwar fast stets mit wenigen Phrasen oder Hantirungen. Selbst das Aufstauen des Flusses und das Anzünden des Schiffes vollführt er mit spielender Leichtigkeit. Ich will nicht davon reden, daß Hercules im Dienste des Eurystheus und Loris im Dienste einer Wiege steht, daß Hercules am Ende seiner redlichen Mühen eine Apotheose erfährt, Loris aber ununterbrochen verhimmelt wird, aber dieser weiß in weiß gemalte allwissende Wunderthäter Loris ist zwar nicht für das Epos oder die verwandte Oper, doch für den realistischen Roman ein wenig zu langweilig. Auch an Krüppeln und häßlichen Zwergen fehlt es dem Epos durchaus nicht; aber sie sind dort voller Tücke und „Schadensmacht“ und wir brauchen ihnen nicht, wie Jordan's modernisirten Zwergen, ein dem Ekel verwandtes physisches Mitleid entgegenzubringen. Bisweilen sucht Jordan die Schranken moderner Sentimentalität mit epischer Wildheit zu durchbrechen. Daß Loris sich von Leonoren's Tuch mit den Zähnen einen Fetzen als Andenken abreißt, ist noch kraftvoll poetisch zu nennen. Aber daß Agnete — übrigens ebenfalls eine episch erfundene und episch sich bewährende Persönlichkeit — ihrem Verfolger Lakowitz so wüthend in den Arm beißt, daß das Blut ausspritzt und jener in einen Kinnbackenkrampf verfällt, das ist, milde gesagt, ein bedenklicher Anachronismus. Bisweilen, wenn die Handlung in trüber, schablonenmäßiger Mattigkeit dahinschleicht, wird sie von einem epischen Zug wie von einem Blitz erhellt und in die Höhe geschreckt. Ich denke z. B. an den prophetischen Aufblick, an den plötzlich erwachenden harten Trotz, mit welchem Leonore ihren Namen als den der fünften Lelandsbraut einzeichnet.

Die Namen der Personen tragen weit mehr das Gepräge der Epik als des modernen Lebens. Fast sämmtlich aus der Ferne der Zeiten und Völker hervorgeholt, verstärken sie den exotischen Duft der Dichtung. Der Sprache gebührt von Rechtswegen eine eigene Abhandlung, denn sie hat ihre eigene Grammatik, ihre eigenen Worte, beide wieder vom epischen Geiste eingegeben. Den Eindruck wuchtiger, gedrängter Plastik, der der Epik eigen ist, erzielt Jordan's Sprache zunächst durch Bildung neuer Worte und solcher neugebildeten Worte habe ich bei unvollständiger Beobachtung über 500 gefunden. Die Neubildung geschieht namentlich durch abkürzende Zusammensetzung z. B. Heulton, Hemmblick, Liedwink ꝛc., aus der Unzahl anderer Zusammensetzungen seien genannt: Ernstschein, Bildschimmer, Gedeihraum, Strafgrimm, Taumelgeist, Goldblink, Besitzverlangen, Stolzblindheit, Aufstoßpüffe, Anstoßbrauschen, Gipfelmarter, Schimmerantheil, ferner durch Umwandlung von Verben, Substantiven ꝛc. in neue Adjectiva z. B. verbannbar, anzapfbar, schaubar, unspielbar, unwißbar, unbescheinbar, unspürbar ꝛc., unweglich, umfällig („umfällig aus dem Gleichgewicht“), unwiderhakig, necktönig ꝛc., ebenso durch Umwandlung von Verben in Substantiva, z. B. Hineinleger, Antreter, Einleiter, Grundleger, Spiegler ꝛc. oder z. B. Ausschaffung (einer Idee), Heimleitung, Umpaarung, Umselbstung, Abstich (= Unterschied), Anhub, oder durch Anfügung von Präpositionen, Endungen ꝛc. an schon bestehende Substantiva z. B. Nachrauch (einer Leidenschaft), Dochsohn, Nachpaare, Ausbiß, Letztbett, Spürchen, Lümmeline, Ursächerin ꝛc., durch ungebräuchliche straffere Substantivendungen z. B. Weltverzagniß, Verliebniß, Fortsatz (eines Vaters), Kläre, Feinung ꝛc. Aehnlich geschieht die Bildung neuer Verba namentlich aus Substantiven, Stammverben unter Anfügung von Präpositionen u. dgl. z. B. erseelsorgern, sich erschlafen, sich erklettern (z. B. „eine anderweit unliebsam verlobte Frau“), emporfeinen, unverdauen, aufgeilen, hermagnetet, verelendigt, dargelebt, gewortet, fielen, leiben, leinen (= mit Leinen ziehen). Die eingeflochtenen Gedichte gestatten sich noch freiere Bildungen wie „glückwärts“, „Erlebebilder“ ꝛc. Geschmacklos sind die halb fremdsprachlichen Worte: „Antieitelkeit“, „ein Schnitt ins Quicke“, „Pön“ = Strafe ꝛc. Besonders liebt Jordan plastisch vergleichende, aber auf menschliche oder gar geistige Dinge sonst nicht angewandte Ausdrücke wie: „Agnete verschnaufte“, „die Seele sieht

Digitized by Google

sich festgesträngt", sein „Gegrübel wurde kleingedrückt", „die erste Witterung eingewindet von" (= die erste Ahnung bekommen von), „unverschlungene Beschwichtigungsbrocken", „Erleger (= Mörder) des Vaters" ꝛc. Charakteristisch sind Wendungen wie bücklingender Wiesendurchstelzer = Storch, des Menschen „Naturbestimmung als Bodenstankerer auf zwei Stelzen." Wie die alten Cyklopen aus unbehauenen Blöcken Mauern aufführten ohne verbindenden Mörtel, so fügt Jordan's archaistische Sprache unflektirte massive Stammworte ohne die von der Grammatik gebotenen verbindenden Reflexionselemente aneinander. Daher jene thurmartigen, Flexion und Artikel sparenden Zusammensetzungen. Daher auch jene kühn und kurzer Hand das Sachliche greifenden, alle reflexionsmäßige Zergliederung und Verfeinerung vermeidenden Neubildungen. Daher ferner sogar die häufige Weglassung der nothwendig einzuschiebenden Flexionsendung bei Zusammensetzungen z. B. Glückgefühl, Göttinkopf, Wesentheil ꝛc. Daher endlich die principielle Neigung, den Artikel auch vor einzelnen Worten wegzulassen z. B. „darf ich hoffen, daß tausendjähriger Fügung auch Urverwandte gehorchen wollen?" oder bei der Satzstellung gilt der Grundsatz, das sachlich Starke herauszuarbeiten auf Kosten des reflexionsmäßig Formalen, namentlich also dem Betonten eine usuell unberechtigte Stellung am Anfang oder Ende des Satzes zu geben. Von hundert Beispielen — schon der zweite Satz des Romans gibt ein solches — nur diese: „besser denn alle Verstandeswahl führt solche zum Heil das Mysterium der Liebe." „Gebunden sperre sie ein!" „Sich nur wollte die Gewißheit verschaffen." „Dazu die beste, treueste Helferin weiß dir Jobäa gesichert." Zahlreich sind echt epische Wiederholungen (z. B. „uralte Fügung hat uns zusammengeführt, uralte Fügung war es" ꝛc., echt epische Verbalconstructionen („er stürzte zu regungslosem Verenden" ꝛc.), echt epische Vergleiche (z. B. I, 303 f. ein längerer nach homerischem Schema gebauter Vergleich). Bei folgenden Beispielen wird man sich vergeblich bemühen an Romanprosa und nicht an Epik zu denken: Agnete sagt wohin sie geht: „Nach Pakallnen zur Muhme. Mit ihr habe ich Wichtiges zu besprechen. Sie nur ersetzt mir einigermaßen die früh verstorbene Mutter." „Aber gefällig zu erscheinen dünkt auch mir Menschenpflicht, zumal keinesweges nebensächliche des Weibes." „In ihm nochmals hier zu landen hüte Dich, wenn Du nicht baumeln willst am nächsten Ast." „Dessen nicht unwerth ist, was, aus meinen Vorfahren zusammengefügt, auf diesen Beinen herumläuft." „Fassungsloses Staunen lähmte ihm den Schreitwillen. Doch kräftig ruckend zog sie ihn vorwärts." Besonders reich an epischen Stellen außer Jobäas und Ambergers Visionen ist das herrliche Gespräch zwischen Loris und Armida z. B. „Ich weiß, Bruder Loris, zu welcher Frage die Lenke der Liebe Dich herlockt." „So gib ungefragt Antwort, wundersame, seelenbesiegende Sängerin." „Sagen will und werde ich nichts; singend aber kann ich vielleicht Deine Augen klären."

In die Sprache echter moderner Reflexion geht der archaistische epische Ausdruck nicht ohne Komik ein. Entweder hängt er dieser Sprache einen pedantischen Zopf an (z. B. „ich vergaß, daß ich nur für die tragische Halbscheid dieser Novelle die Erleidnißgeschichte beherrschte, das Modell hingegen für die versöhnend gegenbildliche Erlebnißgeschichte wohl erst von Deinem Sohn zu erwarten steht") oder er erstickt sie fast unter Bombast und Blumenfülle. Z. B. „an geeigneter Stelle zum Abspülen des Uebervertrauens auf Bücher- und Professorenweisheit ein Weltbad nehmen", d. h. also praktisch werden. Daß Jordan sich grammatische Freiheiten gestattet und z. B. von einer um 6000 Mark abonnirten Loge und von einem der Familie confiscirt gewesenen Landgut redet, das mag ein Anderer rügen.

Ziehen wir das Facit. Jordans neuer Roman enthält eine Fülle theoretischen Stoffes, aber nicht eine Fülle neuer Ideen. Den Stoff hat die Zeit gesammelt und Jordan hat aus seiner Blumensprache Kränze gewunden, ihn zu schmücken. Weder original herausgeboren aus gigantisch ringendem Individualgeist ist das Theoretische wie in Vischer's „Auch Einer", noch künstlerisch verarbeitet zur Mannigfaltigkeit lebensechter Charaktere, wie in Gutzkow's und Keller's Romanen. — Jordan ist ein Dichter, aber ein epischer und als solcher vielleicht der größte der Lebenden. Dem Nachdichter der „Nibelungen" sind nicht nur die Flügel epischer Dichtung gewachsen, der freie Schaffensgeist der Epik hat sich seine Seele schon in der Wiege zum Wohnsitz erkoren. Zum Romandichter fehlt Jordan das scharfe, kühl blickende Auge des Beobachters, die Geistesfreiheit sich in Menschen und Dinge tief zu versenken. Das Individuelle, das Reale ist ihm roh physisch oder abstrakt. Er ist ganz rhythmische Süße und Verwunderung, ganz Musik und hyperbolisches Feuer. Im Roman aber schmilzt das schön gerundete leuchtende Erz seiner epischen Motive zu formlosem Brei, das romantische Felsgestein zerbröckelt zu trägem Sand. Das Große wird langweilig, das Freie frivol, das Phantasievolle unnatürlich. — Jordan's neuer Roman mit seiner Zweiseelennatur trägt ganz den Stempel der Zeit. Er ist ein Spiegelbild des modernen Eklekticismus. Wo Gegensätze sind, da fehlt dem Eklekticismus die Kraft der Einseitigkeit wie höhere Kraft der Vermittlung. Jordan, der realistische Polyhistor, und Jordan, der epische Dichter, haben einander nicht verstanden, haben einander die Arbeit verdorben. Riesengroß und zukunftswahr ist der Gedanke, Realismus und Idealismus, den Geist der Zeit und der Nation zu versöhnen; aber hier fügen sie einander nur Schaden zu, zumal beide in heterogenen Gestalten, der Idealismus als Epik, der Realismus als Theorie erscheinen, und unversöhnlicher als je treten sie wieder auseinander. Riesengroß und zukunftswahr ist auch der Gedanke, den nationalen Optimismus zum Siege zu führen über den zeitlichen Pessimismus. Aber der moderne Teufel will bezwungen sein in schwerem Ringen und läßt sich nicht bannen durch Zauberreden, durch Beschwörungslieder, durch schreckende Larven. Dem Roman ist es gegeben, die Zeit zu umfassen und zu beherrschen. Jordan's neuer Roman weist auf seine eigenen Wege einen größeren Meister, Jordan selbst weist er auf einen andern Weg: auf das Epos. —

Das Provisorium Sonnenthal im Burgtheater.

Wien, Mitte December.

Vier Monate Regime Sonnenthal — was haben sie gebracht? Zunächst „Gräfin Lambach", ein Schauspiel von Hugo Lubliner. Herr Wilbrandt, als er noch Director des Kaiserlichen Schauspiels war, hatte dem Autor einen geradezu enthusiastischen Brief über das Stück geschrieben, dieser selbst erklärte nach den Proben, erst jetzt sei ihm klar, welch' ein bedeutendes Werk er geschaffen. Das Publikum lachte bei der ersten Vorstellung, nach der dritten verschwand das Ding vom Repertoire. Das Schauspiel war wirklich gar zu läppisch, um ein längeres Theaterleben zu führen; man hätte das vermuthen können, denn überall, wo die „Gräfin Lambach" vorher aufgeführt worden war, fiel es durch; allein Herr Wilbrandt, in Allem eigenartig, hatte auch seinen speciellen kritischen Maßstab für Novitäten, der sich freilich während seiner ganzen Directionsführung als ein falscher erwies. Die zweite, oder eigentlich die erste Novität, waren die „Goldfische" von Kadelburg und Schönthan; sie hatten einen noch immer vorhaltenden Lacherfolg. Man kann es dem Burgtheater nicht verübeln, wenn es hin und wieder auch ein solches Stück aufnimmt; jedes Menu schaltet zwischen den schweren Gängen leichtere Kost ein. Nur darf das Burgtheater niemals vergessen, daß dergleichen nur als Füllsel Zutritt hat. Das Kaiserliche Schauspielhaus muß immer die höchste Instanz für die dramatische Literatur aller Völker und Zeiten bleiben. Die Wiener machen ihm die Erfüllung dieser seiner hohen Mission sehr leicht; sie gehen in denselben dichten Schaaren in das Theater, wenn klassische Stücke dargestellt werden. Also auch die wichtige pekuniäre Frage ist vorweg geschlichtet.

Die dritte Neuigkeit war Costetti's „Eine alltägliche Geschichte", eine nicht ganz uninteressante, aber rohe Ehebruchsgeschichte, die gerade dort aufhört, wo sie eigentlich erst anfangen sollte. Denn wenn der Gatte

Digitized by Google

der gefallenen Frau den ehebrecherischen Freund als Dieb aus dem Hause jagt, damit das Gesinde nicht merken soll, um was es sich eigentlich handle — auch dann nicht, wenn er die verrätherische Frau ihm gleich nachschickt! — so ergibt sich doch die Frage von selbst, daß der Verbrecher den gemeinen Verdacht des Diebstahls nicht auf sich sitzen lassen kann; ebenso gewiß ist, daß der Vater der Frau, ein italienischer General mit sehr strengen Anschauungen, auch dem brutalen Gatten seiner Tochter, ganz gewiß aber dieser selbst Etwas zu sagen hat, was wir gerne hören möchten. Die Zuhörer waren enttäuscht, trotz des ausgezeichneten Spiels des Herrn Sonnenthal und des Fräulein Barsescu, welche, seitdem die directe und indirecte Schulmeisterei des Herrn Wilbrandt bei ihr zu Ende ist, einen großen Schritt nach Vorwärts gethan hat.

Das Publikum klagt mit Recht über eine große Monotonie des Repertoires. Wenn auch zugegeben werden mag, daß Neuigkeiten vielfache Wiederholungen verlangen, weil das ganze Theaterpublikum ein gutes neues Stück gesehen haben will, so kommt bei der niemals aus dem Auge zu lassenden Hauptsache das literarische Moment in entscheidenden Betracht. Niemand wird immer nur den „Wilhelm Tell" oder den „Faust" oder den „König Lear" lesen, er nimmt die Klassiker der Reihe nach durch und zieht seinen geistigen Gewinn aus ihnen. Ebenso müßte die Direction des Burgtheaters darauf bedacht sein, alle bühnenfähigen Stücke der großen Dichter auf dem Repertoire zu erhalten und daneben zuweilen den Versuch zu machen, eines oder das andere, das ehedem als nicht darstellbar galt, der Kritik des modernen, gebildeteren Theatergeschmackes zu unterwerfen. Laube hat den größten Theil der alten Klassiker auf das Burgtheater gestellt, er nahm muthig den Kampf für Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig auf; Dingelstedt suchte die Königsdramen Shakespeare's, den „Sturm" und das „Wintermärchen", Grillparzer's „Wehe dem, der lügt", das einstens ausgelacht worden war, hervor, und siegte mit allen diesen Unternehmungen. Selbst Wilbrandt, der an Erfolgen ärmste Director, kam mit Calderon, mit dem zweiten Theile des „Faust", mit Sophokles und Euripides. Nun befindet sich das Burgtheater allerdings im Umzuge in das neue Haus, aber man konnte doch immerhin anstatt der „Tochter des Herrn Fabricius" den „Tasso" bringen, und anstatt der „Gräfin Lambach" die „Maccabäer" einstudiren. Muß Hebbel so ganz verwahrlost bleiben? Wo ist Kleist, wo sind die Andern, von denen das Publikum des Burgtheaters gewinnen sollte? Allein hier taucht eine zweite Frage auf: wie sehen denn die klassischen Vorstellungen des Burgtheaters überhaupt aus? Es gibt einzelne, die noch im alten, nicht ermatteten Glanze des Hauses erstrahlen, im Allgemeinen muß man sagen, daß sie heruntergekommen sind. Wer „Romeo und Julie" gesehen hat, mußte zweifeln, ob er überhaupt im Burgtheater sitze. Ich vermeide absichtlich die Nennung von Namen, denn es liegt nicht in meiner Absicht, Einzelne zu treffen. Ueberhaupt sind diese Briefe nicht der Kritik gewidmet, dem Tadel nicht und auch nicht dem Lobe, sondern der Beobachtung des Ganges des Burgtheaters als Ganzes; sie sollen ein Stück Zeitgeschichte sein. Festhaltend an dieser Anschauung, kann ich mich hinwiederum der Pflicht nicht entschlagen, zu sagen, daß die Liebe und Sorgfalt, welche man ehedem auf die klassischen Vorstellungen verwandte, und die Begeisterung, die jeder Einzelne dafür mitbrachte, im Schwinden begriffen sind. Ich glaube nicht, daß das Publikum mit daran Schuld trägt, es sitzt mit derselben Andacht auf den Bänken wie vor dreißig Jahren, die Väter und Mütter mit ihren durch die Schicksale des Lebens geschulten Gemüthern, die Mädchen mit der Sehnsucht ihrer Herzen, die Jugend mit ihrem studentischen Enthusiasmus. Aber selbst wenn Einer hier eine Entartung wahrnehmen wollte, so wäre es die heilige Pflicht der obersten Leitung des Burgtheaters, die Verirrten zu den ewigen und unveränderlichen Idealen zurückzuführen, und die Darsteller zu ermahnen, daß die Kunst alle Hingebung von ihnen verlange. Aus der langen Oede der letzten Jahre schimmern die herrlichen Oasen des „Richters von Zalamea" und des „Oedipus" heraus. Wie saß die Zuschauerschaft bebend da, wie fieberten die Pulse Baumeister's und Robert's! Die Dichter hoben uns Alle auf ihre Höhe! Leider waren das Ausnahmen, die gewöhnlichen klassischen Vorstellungen sind salopp und wirken verderbend auf die Darsteller. Um in letzterer Beziehung nur auf ein drastisches Beispiel zu verweisen, nenne ich Herrn Hartmann. Wohl besitzt er noch einige Rollen aus älterer Zeit und sein „König Heinrich V." ist in der Regel voller Reiz, aber schon sein Prinz in „Emilia Galotti" und namentlich sein „Benvolio" lassen viel zu wünschen. Was jedoch die Hauptsache ist, er erscheint in keiner neuen Partie classischen Kalibers mehr. Das gute und schlechte moderne Lustspiel genügt einem Künstler von der Veranlagung eines Hartmann. Laroche, der auch im Lustspiel Etwas konnte, hielt es anders und hatte seinen „Vansen" und seinen „Kent", und unser grandioser Meixner spielt die Mörder und die Pförtner Shakespeares. Man muß auch mit einer kleineren Rolle fürlieb nehmen, denkt der Mann, der noch in den alten Traditionen des Burgtheaters lebt. Diese sterben aus. Man spielt, je nach Macht und Einfluß, drei-, vier- und fünfmal in der Woche große Partien, oder gar nicht. Das Burgtheater lebt fort, aber es geht zurück. Im Hause selbst merken sie es nicht, oder wollen es nicht merken; draußen sieht man den Stillstand ganz deutlich.

Baron Besecný zählt offenbar unter Jene, die draußen ihre Beobachtungen anstellen. Seitdem seine Bemühungen, den Dr. Förster als Director für das Burgtheater zu gewinnen, gescheitert sind — eine Thatsache, welche Diejenigen nicht sehr betrübt, die Herrn Försters früherer Wirksamkeit in Wien gedenken — hat der Generalintendant noch einmal flüchtige Umschau in deutschen Landen gehalten und gefunden, daß, wenn er nicht die ständigen Fettaugen von den Suppen schöpfen will, derzeit kein eigentlicher Berufener vorhanden sei. Schlicht, wie unser Generalintendant nun einmal ist, kehrte er zur Bauernregel zurück. „Mattheis brichts Eis — hat er keins, macht er eins." Es gibt keinen Director, also wird Einer erzogen. Unter dem Titel eines Directionssecretärs ist Dr. Alfred Freiherr von Berger in das Burgtheater eingezogen. Sein Vater war der bürgerliche Minister Dr. Berger in den Flitterzeiten der österreichischen Verfassung. Lange nach seinem Tode bemühte sich namentlich der ältere Sohn Wilhelm, der inzwischen geheirathet hatte, um die Baronie auf Grund des dem Vater verliehenen Ordens der eisernen Krone erster Klasse. Die Kreise, in denen der Vater gelebt hatte, waren starr, als sie von den Bemühungen des Sohnes hörten, und der Minister Lasser sagte zu Herrn Wilhelm gerade heraus, daß sich sein Vater im Grabe umdrehen werde, und ließ den Act liegen. Aber Herr Wilhelm ging zum Kaiser und bat um die Erfüllung einer Bestimmung, die mit dem Orden seines Vaters verbunden war, und sie wurde ihm gewährt. Baron Alfred Berger, der ungleich bedeutendere unter den Söhnen, ist ein philosophisch, ästhetisch und literarisch durchgebildeter Mann, der auf großen Reisen, selbst bis Indien, seinen Gesichtskreis wesentlich erweiterte. Baron Berger beschäftigt sich mit Vorliebe mit der dramatischen Literatur, er hat sich selbst erfolgreich darin versucht. Endlich ist Baron Berger ein wohlhabender Mann, der es nicht nöthig hat, um Geld zu dienen. Wenn nun ein solcher Herr, der noch außerdem Privatdocent an der Universität ist, sich in die niedere Stellung eines Theatersecretärs herabbückt, so muß das einen speciellen Grund haben. Und in der That sollte man an nichts Anderes denken, als daß Dr. Baron Alfred Berger unter der Maske des Secretärs den Lehrlingskittel trägt, und wenn er einmal den Dienst versteht, als Director des K. K. Hofburgtheaters im Tageslichte erscheinen soll. Das ist der Plan des Generalintendanten, der in vielen Beziehungen gelobt werden muß. Berger ist ein Oesterreicher, ist jung, reich gebildet und ein Mann von gutem Geschmacke, er hat das Dichten längst aufgegeben, ist bis zu einem gewissen Grade bescheiden und lebt in der guten Gesellschaft. Wenn dieser Mann nur einen Funken von Theatergeist in sich birgt, so müßte man dem Baron Besecný zu seiner Entdeckung geradezu Glück wünschen. Baron Berger ist erst kurze Zeit im Amte, selbst die ihn am sorgfältigsten beobachten, haben den Funken noch nicht erglimmen sehen. Seine Feinde sind natürlich schon mit allerlei Erzählungen und Beweisen zur Hand, daß er gar kein Theatertalent habe. Jedenfalls ist dieses nicht energisch genug hervorgetreten, als daß sich die Hoffnung des Generalintendanten, ihn mit der Eröffnung des neuen Schauspielhauses auch schon als Director in demselben installiren zu können, erfüllen sollte. Sonnenthal wird noch längere Zeit Director bleiben, obwohl seine schauspielerische Thätigkeit allein geeignet ist, ihn aufzureiben. Sonnenthal sagt auch zu Jedermann, der es hören mag, daß er nicht Director bleiben wolle. Daß geschwätzige und neidische Zungen das genaue Gegentheil erzählen und ganze Romane wissen, welche beweisen

Digitized by Google

sollen, wie sehr sich Herr von Sonnenthal als Director gefalle, muß man nicht allzu hoch anschlagen. Der berühmte Künstler weiß, wieviel ihm zum Director fehlt; daß ihn der Genuß betäuben sollte, ist bei seiner sonstigen Nüchternheit in allen äußern Fragen nicht anzunehmen.

Zur Ergänzung meines Berichtes bin ich noch einige Worte über das verstorbene Fräulein Wessely und ihre präsumtiven Nachfolgerinnen schuldig. Fräulein Wessely war sehr schön und starb in der Blüthe der Jugend. Das allein muß Rührung und Theilnahme erwecken. Man hat indessen für ihren frühen Hingang auch die Kränkungen durch die Kritik verantwortlich machen wollen, und das ist eine rohe Gesinnungslosigkeit der Theatergamins. Sie war schön, aber sie konnte niemals liebenswürdig sein; sie war jung, aber sie wurde nie warm, ihr Herz lag niemals auf ihrer Zunge oder in ihren Augen. Die Kritik frägt aber nach der inneren Gewalt der Theatermenschen, nicht nach ihrem Aeußern, und darin hat die Kritik auch deshalb Recht, weil es noch immer mehr Menschen mit Gemüth als mit schönen Larven gibt. Das Gesicht entscheidet im Allgemeinen für das Ballet. Die Kritik hat Fräulein Wessely nichts Unverdientes zuleide gethan, ja als unter dem physischen Schmerze sich das Seelenleben der Künstlerin einigermaßen vertiefte und manchmal auch von außenher wahrgenommen werden konnte, nahm die Kritik von diesem Proceß ausdrücklich Notiz, freilich ohne zu wissen, daß es der nahende Tod sei, welcher das Herz dieses Mädchens in stärkere Bewegung setze. Als Nachfolgerinnen sind schon viele versuchsweise erschienen, keiner einzigen gelang es, die Gunst des Publikums zu gewinnen. Ein merkwürdiger Zusammenhang! Vor Jahr und Tag war Fräulein Barsescu leidend, man ging auf eine Nachfolgerin aus und fand zwei, Fräulein Geßner und Fräulein Reinhold. Weil diese aber gewisse Forderungen in Bezug auf ihre Gagen und namentlich betreffs ihrer Beschäftigung stellten, ließ Herr Wilbrandt insbesondere Fräulein Reinhold ziehen, die man als eine Auserkorene bezeichnen darf. Fräulein Barsescu wurde gesund und der ehemalige Director hatte wenigstens die Genugthuung, Geld erspart zu haben. Da starb aber plötzlich Fräulein Wessely, und nun findet sich kein rechter Ersatz, obwohl man gerne viel dafür bezahlte. Dafür ist Herr Karl Wagner, ein Sohn des verstorbenen Hofschauspielers Josef Wagner, engagirt worden, ein talentirter junger Mann — wie es scheint, denn der Schein kann noch trügen. Auch Herrn Mitterwurzer will man wieder einfangen. Wozu? Um ihn alsbald wieder fortzulassen? Er ist zweifellos der erste lebende Episodenspieler in Deutschland, aber er ist noch mehr der Richard Wanderer, er liebt das ungebundene Leben und kann den Zwang nicht ertragen. Wozu den Vogel einkerkern!

Noch ein Wort über einen Festtag. Baumeister ist nach anderthalbjähriger Krankheit wieder in das Burgtheater eingezogen. Das ist das größte Glück, welches der Kaiserlichen Bühne in den Schooß fallen konnte.

X. Wiener.

Feuilleton.

Charakterbilder.

Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin.

Von Heinrich Ehrlich.

Graf Redern, Fürst Bismarck, und die Hofconcerte.

In den letzten Monaten 1872 bis gegen Ende 1875 erschienen in der damaligen Augsburger, jetzigen Münchener, „Allgemeinen Zeitung" „Stimmungsbilder aus Berlin". Die ersten dieser Artikel warnten (am 12. November 1872) vor dem Gründungsschwindel, sie wiesen darauf hin, daß es allerdings mehr Leute als früher gebe, die Champagner tränken, aber weniger, die sich ein Glas Rothwein gönnen könnten; sie beschworen die liberalen Abgeordneten, den Nationalreichthum nicht nach den Zahlen der Actienunternehmungen zu schätzen, und niemals ihren Namen einem von der Börse abhängigen Unternehmen zu leihen. Ein späterer Artikel (29. März 1873) bewies, daß trotz Lasker's Rede gegen die Eisenbahnconcessionen ganz lustig weiter gegründet würde; daß sowohl der christliche „Müller", als der jüdische „Itzig" ganz Recht hätten, mit allen Mitteln nach Reichthum zu streben, wenn sie sähen, daß der Schulze und der Schmul, die doch auch nur Reichgewordene wären, Orden und Titel bekämen. Der Artikel spottete auch über die „Veredlungen" so mancher Leute, bei denen man nicht wüßte, ob der Adelstitel für das oder für den Verdienst verliehen worden war; und wies ziemlich unverblümt auf gewisse bekannte Persönlichkeiten hin. Dieser letzterwähnte Artikel wurde von einer Berliner Zeitung nachgedruckt und Gutzkow zugeschrieben. Da er in den betreffenden Kreisen ziemlich viel Aufregung erzeugt hatte (auf der Börse allein waren hunderte Exemplare jenes Abdruckes verkauft worden), so hielt ich es für Pflicht, mich als den Verfasser zu bekennen, auf daß nicht ein ganz Unbetheiligter vom Zorn mächtiger Herren zu leiden hatte. Meine Freunde erschraken und drangen in mich, nicht weiter in dieser Art zu schreiben; sie beschuldigten mich reactionärer Gesinnung und versteckten Judenhasses und wiesen darauf hin, wie ja die meisten Vertreter aller Künste sich um die Gunst der Mammonsfürsten bewärben, und daß ich allein stände. In diesem letzten Punkte mußte ich ihnen Recht geben. Das Staatsschiff fuhr damals mit vollen Segeln mit dem liberalen Winde. Fürst Bismarck hielt den unzufriedenen Hochadeligen im Herrenhause fulminante Strafpredigten, ließ sich auf einem Balle der Frau Dr. Strousberg vorstellen; dieser kühne Unternehmer galt noch als der Mann „auf der Höhe der Zeit" (so bezeichnete ihn der Herr Oberregierungsrath gegenüber Lasker's Angriffen), und noch durfte ihm Keiner Uebles nachsagen, der sich nicht den Unwillen sehr großer Herren zuziehen wollte — hatten doch zwei der ersten Magnaten des Reiches seine Actien mit unterzeichnet! Lachend tröstete ich die besorgten Freunde und ließ mich nicht beirren.

Im November 1873 gab ich ein Concert in der Singakademie und spielte unter anderen auch ein Concert eigener Composition. Nach dessen Vortrag trat Graf Redern, Oberstkämmerer und Chef der Hofmusik, in das obere Vorzimmer des Saales (unter dem Namen Cäciliensaal bekannt) und begrüßte mich mit den Worten, er sei gekommen, um sein Compliment für meine Composition persönlich darzubringen. Ich war um so mehr überrascht und geschmeichelt, als von meiner Seite eine Einladung an den Herrn Grafen nicht ergangen war.

Zwei Wochen nach diesem Vorgange stellte ich mich Sr. Excellenz vor, um den Dank für den Besuch abzustatten und ein Anliegen vorzutragen: In früheren Zeiten war ich jedes Mal bei meiner kurzen Anwesenheit in Berlin (1852 und 1854) durch die Vermittelung Sr. Excellenz zu Hofconcerten Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. berufen worden. Nun der Graf mir nach so langer Zeit neuerdings seine besondere Theilnahme ausgesprochen hatte, glaubte ich seine Verwendung bei Ihrer Majestät der Königin angehen zu dürfen, um der höchsten Ehre einer Mitwirkung an einem Hofconcerte theilhaftig zu werden. Der Graf antwortete sehr wohlwollend, und ich war eben im Begriffe mich zu entfernen, als er mit einem Male bemerkte, man hätte ihm von meinen „famosen" Artikeln in der „Allgemeinen Zeitung" gesprochen, ich möge sie ihm doch zusenden, und nach 14 Tagen wieder einmal mich „sehen lassen". Mir erschien das Intermezzo etwas sonderbar, doch sandte ich die Artikel und fand mich zur angedeuteten Zeit wieder ein. Er empfing mich sehr freundlich und lobte die „Stimmungsbilder"; ich erlaubte mir eine Anfrage bezüglich der Hofconcerte, er aber fuhr fort:

„Das ist Alles recht schön, aber Sie müssen gegen den Fürsten Bismarck und gegen den Lasker schreiben."

Diese eigenthümliche directe Aufforderung an den Schriftsteller mit vollständiger Nichtberücksichtigung der künstlerischen Angelegenheit, der alleinigen Ursache meines Besuches, überraschte mich dermaßen, daß meine Antwort erst nach einigem Besinnen und fast stotternd erfolgte. Sie lautete, daß meine künstlerischen und politischen Absichten weit auseinander lägen; meine Artikel bewiesen zur Genüge, daß ich Lasker's Ansichten in sehr vielen Punkten nicht theilte; doch erschien er mir als ein Ehrenmann, zwar in optimistischen Irrthümern ganz und gar befangen, aber so durchdrungen von ehrenhaften Grundsätzen, daß ich ihn nicht angreifen könnte. Der Graf ließ nun diesen Gegenstand fallen und lenkte das Gespräch auf die Hofconcerte. Er bemerkte, daß eigentlich nur die von frem-

Digitized by Google

den Höfen empfohlenen Virtuosen zu Concerten geladen werden, er wolle jedoch gelegentlich für mich „anfragen". Er reichte mir die Hand zum Abschiede und meinte lächelnd, „wir werden uns schon noch verständigen".

Kurze Zeit nach dieser Unterhaltung (13. Januar 1874) erhielt ich einen Brief, worin er mich zu einer Gesellschaft von „30—40 Personen, Diplomaten und hiesigen zur Gesellschaft gehörigen" ladete. Ich sollte ein oder zwei Stücke so „par hazard, étant de la société" vortragen.

„Es ist gut, wenn dann über Ihr Talent gesprochen, si vous permettez geklatscht wird, als Einleitung für das Palais. Sie sehen ich denke laut mit Ihnen, auch schriftlich. Vous m'avez gaté."

Die Gesellschaft, vorwiegend aus Verwandten und Freunden des Grafen von Arnim, des ehemaligen Botschafters in Rom und Paris, bestehend, behandelte mich sehr liebenswürdig. Man lobte, daß ich mit einer sehr ernsten „pièce" (Nachtstück von Schumann) begonnen hatte, in Erinnerung an die kürzlich verstorbene Königin-Wittwe, sprach von meinen Musikberichten in der „Gegenwart", berührte aber die Artikel in der „Allgemeinen" mit keinem Worte, und ich hütete mich selbstverständlich, davon zu reden.

Inzwischen waren mehrere „Stimmungsbilder" erschienen, ohne Angriffe gegen den Fürsten und Lasker. Ich sah den Grafen noch zweimal, der mir endlich rundweg und etwas barsch erklärte, „man müsse sich auch ohne Hofconcert weiter zu bringen suchen". Mir entfuhr ein unbesonnenes Wort, ich nahm sehr kurzen Abschied.

Acht Jahre später begegnete mir der Graf im Victoriatheater während der Nibelungenvorstellungen des Angelo Neumann'schen „Wagner-Theaters". Als echter vornehmer Cavalier begrüßte er mich sehr freundlich, und unterhielt sich sehr angelegentlich über musikalische Fragen, als wäre niemals irgend etwas Anderes zwischen uns erörtert worden. Ich aber hatte während der langen Zwischenzeit allerhand sichere Er- und Aufklärungen eingeheimst, die erst 20 Jahre nach meinem Tode veröffentlicht werden können, und die mich gelehrt hatten, daß Einer, der unabhängig bleiben will, bedacht sein muß, auf eigenen Füßen fest zu stehen, wenn er nicht zwischen zwei Stühlen auf der Erde sitzen will.

Aus der Hauptstadt.

Die Ausstellung im Verein Berliner Künstler.

Die Franzosen sind seltene Gäste in unsern Gemäldeausstellungen, und da es uns nun einmal versagt ist, den Größen ersten Ranges Gastfreundschaft zu gewähren, würden wir die Bekanntschaft mit denen zweiten und dritten Ranges gern entbehren. Von den Herren à la Rochegrosse ist blutwenig zu lernen, und wer etwas von ihnen angenommen hat, wird wohl thun, es sobald als möglich wieder zu vergessen. Ein historisches Sensationsstück desselben Künstlers, eine Scene aus dem französischen Bauernaufstande, erregte vor zwei Jahren die Aufmerksamkeit eines emotionsbedürftigen Publikums, und die geschickte Mache nach einem allerdings nicht mehr neuen Recept — hier angstbebende Frauen, dann einige Meter leerer Raum, und da, in der andern Bildecke blutlechzende Aufrührer — machte besagtes Interesse wenigstens entschuldbar. Seiner neuesten Production, einem Gras fressenden Nebukadnezar gegenüber erlahmt es vollständig. Das Arrangement erstreckt sich nach demselben Princip dieses Mal von vorn nach hinten, statt von links nach rechts. Im Vordergrunde unter einem hohen Thor auf dem Bauch liegend, nimmt Nebukadnezar in Lebensgröße sein Vegetarierdiner ein. Dann kommt eine schier unendliche Treppenflucht, deren Leere durch die Figuren zweier Hofbediensteter noch leerer erscheint, und schließlich ganz oben am Bildrande ein lichtüberflutheter Straßenprospect oder Palasthof, von einer schaulustigen Menge gefüllt, die ihren König speisen sehen will. Die idyllische Ruhe des einfachen Mahles wird durch einen transparenten Engel mit Schwert und Doppelflügeln gestört, der neben dem behaglich wiederkäuenden Nebukadnezar steht. Im Uebrigen ist der Eindruck des Bildes ein durchaus wohlthuender, da das in der linken Bildecke versteckte Gesicht des Königs im tiefsten Schatten ruht und durchaus nichts daran hindert, sich den Ausdruck desselben als den eines genußfreudigen Gourmands vorzustellen. Und die Moral der Geschichte: Gras fressen ist eine Form des Wahnsinns, die der Darstellung widerstrebt, und die größte Treue der Physiognomien und Costüme, auf einer Riesenleinwand zur Schau gestellt, vermag nicht über das verfehlte Motiv fortzuhelfen. Die Technik des Bildes hält sich von allen bemerkenswerthen Absonderlichkeiten fern, und so können wir uns, ohne für unsern Patriotismus zu fürchten, der nationalen Hervorbringung W. Räubers, die Uebergabe von Warschau an den Großen Kurfürsten, zuwenden. Solide gemalt, in etwas kühlen Farben gehalten, erfüllt das Bild alle Ansprüche, die man an die Darstellung einer Staatsaction machen kann. Wer das Heroische vermißt, der wird durch das glückliche Vermeiden des Theatralischen entschädigt. Der Vorgang ist glaubhaft vorgetragen, ganz so, wie er sich ohne die gruppirende Hand eines geschulten Regisseurs, vollzogen haben mag. Die historischen Portraits sind gewiß ähnlich, wenn auch die energischen Züge des Großen Kurfürsten schon vielfach eine kräftigere Wiedergabe erfahren haben.

Einer der berufensten unter den jüngeren Illustratoren der preußischen Geschichte, R. Warthmüller, überrascht durch das lebensvolle Brustbild einer alten Dame in Schwarz mit federgarnirtem Hut, der das weiße Haar an den Schläfen frei läßt. Die klugen grauen Augen, die feinen Umrisse des Gesichtes und ein tief gefurchter Zug des Leids um die Mundwinkel steigern das Bild über die bloße Aehnlichkeit hinaus in das Charakteristisch-Gekrehafte hinein. Machen sich hier die Vorzüge des modernen Realismus, wie er von Gussow inaugurirt worden, geltend, so scheint C. Fehr immer mehr seine Aufgabe in der Darstellung des absolut Häßlichen zu finden. Studienköpfe, wie seine Alte mit der schier unglaublichen Nase gehören in den dunkelsten Atelierwinkel, allenfalls in die Caricaturenmappe, nicht in eine öffentliche Ausstellung. Ein Interieur desselben Künstlers, in Aquarellfarben gemalt, wird durch die Figuren eines greinenden und eines verfütterten Kindes ebenfalls unter das Niveau des erlaubt Häßlichen herabgedrückt. Wichgraf macht durch den rembrandtesken Studienkopf einer kleinen Orientalin wieder gut, was er durch die Schwarzmalerei in dem Portrait einer alten Frau gesündigt hat. Das dunkelfarbige Gesichtchen schaut unter einem rothen Kopftuch, rechts nach oben gewandt, zigeunerhaft romantisch aus dem Bilde heraus. Eine solche Leuchtkraft der Töne, eine so vertriebene Technik hätte man dem Künstler, der sonst das Uebereinanderbauen undurchsichtiger Farbenschichten liebt, garnicht zutrauen sollen.

Den interessantesten Theil der Ausstellung bildet eine Serie von Oelskizzen aus der Mappe Herrmanns, der sich auf seiner holländischen Entdeckungsreise nach Luft und Licht in verhältnißmäßig kurzer Zeit Ruf erworben hat. Meist schon über die bloße Farbenskizze hinaus durchgearbeitet, zeugen all' diese Markt- und Straßenprospecte, Strand- und Quai-Bilder von einer Beobachtung, die Landschaft, Architektur und Figuren mit gleicher Schärfe erfaßt, ohne sich auf die kritiklose Wiedergabe des Beobachteten zu beschränken. Daß aus diesem schätzbaren Material wirkliche Bilder von feinster, reizvollster Durchführung entstehen, hat der junge Künstler genugsam bewiesen. Ein Gleiches erwarten wir von Skarbina, der uns noch immer durch Ausstellung des Inhalts seiner Mappen mit einer Anweisung auf die Zukunft vertröstet. Unter den dieses Mal ausgestellten Studien ist besonders das Brustbild einer nach französischen Mustern von hinten her beleuchteten Dame im blauen Hut bemerkenswerth. Das im Halbschatten gehaltene Gesicht springt mit frappanter Lebenswahrheit aus dem Rahmen heraus und interessirt, ohne besondere Ansprüche auf Schönheit zu machen. Daß Skarbina die auch hier angewandte Aquarelltechnik mit absoluter Sicherheit beherrscht, ist selbstverständlich.

In der Größe der Bildfläche concurrirt in unglücklichster Weise der Münchener Max Levis mit seinem Kunstgenossen von jenseits des Rheins. Die Kehrseite einer Bühne mit Tritten, Leitern und Versatzstücken, durch mehrere lebensgroße Balleteusen in Tricots und Florröckchen belebt ist kein Motiv, das eine mehrere Quadratmeter große Leinwandfläche angemessen auszufüllen im Stande ist. Darstellungszweck und aufgewandte Mittel stehen in einem Mißverhältniß, über das keine technische Virtuosität fortzutäuschen vermag. Die Bildgröße ist ein Symbol der beim Beschauer erweckten Langeweile. Wie häufig sich der Maler über die Kunstgriffe täuscht, mit denen er das Interesse des Publikums zu erwecken vermag, und wie sehr er in diesem Streben die ihm eigenthümlichen Gaben unterschätzt, dafür zeugt auch Ernst Hallatz's Mein treuester Freund. Der Leonberger Hund ist trefflich gemalt; daß er vor einem vergitterten Kellerfenster liegt, zwischen dessen Gitterstäben eine fein beringte Hand durchgreift, um ihn zu krauen, ist ein novellistisches Mätzchen, dessen Absichtlichkeit verstimmt.

Die Landschaftsmalerei bestreitet natürlich wie immer die Hauptunkosten der Ausstellung. Kamecke, Douzette, Hermes bereiten uns die alt gewohnten Genüsse. Ein außerordentlich feines Bild der Elbfallbaude liefert Schuster, der seine Motive mit Vorliebe dem Riesengebirge entlehnt. Die Eigenart dieser Bergformation, die scharfen, parallellaufenden Höhenrücken mit ihren tiefen Thaleinschnitten sind sorgfältig gesehen und in den verschiedenen Gründen unter dem Einfluß der klaren Gebirgsluft scharf auseinander gehalten. Liegt bei Schuster der Hauptreiz in der feinen, vertriebenen Technik, so arbeitet Müller-Kurzwelly in seinem Herbstabend mit den robusten Mitteln des pastosen, auf einen weiten Augenpunkt berechneten Farbenauftrags. In den reliefartig herausgearbeiteten Baumzweigen und in den in Farben beinahe modellirten Blättern dürfte der Künstler des Guten zu viel gethan haben. Ein paar landschaftliche Miniaturbildchen von minutiösester Feinheit der Durchführung hat wieder Bröker geliefert.

Georg Malkowsky.

Digitized by Google

Dramatische Aufführungen.

„Flecken in der Sonne".

Lustspiel in vier Aufzügen von Max Bernstein.

Ein alter Diplomat entwickelt im ersten Acte die höchst neue Theorie, daß in jedem Menschenleben, wie in der Sonne die Flecke, sich dunkele Punkte finden ließen; auch eine Frau Müller, die in die hocharistokratische Gesellschaft eines kleinen Badeortes plötzlich hereingeschneit ist und von dem Neffen jenes Diplomaten sofort angebetet wird, würde wohl irgend ein Geheimniß zu verbergen haben. In der That hat sich der scharfsinnige Diplomat hinsichtlich dieser Frau Müller nicht getäuscht: sie ist eigentlich eine Comtesse Lankow, Millionärin natürlich, und hat das bürgerliche und frauliche Pseudonym nur übergestreift, um zwanglos reisen zu können. Denn nach ihrer Meinung kann das eine Frau Müller besser, als eine Comtesse. Zufällig kommt ein Herr Hinze, der seine durchgebrannte Frau sucht, auch in den Badeort, und bei seiner Erzählung von seinem ehelichen Malheur combinirt der alte Diplomat wieder höchst scharfsinnig, daß jene sogenannte Frau Müller eigentlich Frau Hinze sei. Ebenso zufällig entspinnt sich ein Ehrenhandel zwischen jenem Neffen und einem Assessor wegen einer beleidigenden Aeußerung, die der letztere über den alten diplomatischen Herrn gethan hat. Dieser — nun kommt etwas höchst Spitzfindiges — erfährt zwar von dem bevorstehenden Zweikampf, aber nicht von der Veranlassung desselben. Er combinirt deshalb wieder sehr schlau, daß jene Frau Müller dahinter stecke, und verbietet seinem Neffen, sich für diese nach seiner Meinung arg compromittirte Dame zu schlagen. Natürlich werden diese Combinationen, nachdem sie mit mehreren anderen nebensächlichen drei Acte lang ausgesponnen worden sind, im vierten auf ihre Unbegründetheit zurückgeführt und Alles auf's Bequemste gelöst.

Der alte Diplomat ist die Hauptfigur des Stückes, welches, wie ich vermuthe, auch nur, weil Herr Friedmann aus dieser Figur etwas machen zu können glaubte, im Deutschen Theater angenommen wurde. Denn im Uebrigen ist dasselbe herzlich schwach und unbedeutend. Es wird uns noch eine sogenannte lustige Person, diesmal ein Radfahrer, der im Sportjargon redet, vorgeführt und außerdem als Gegenspielerin zu jenem schon erwähnten Assessor — der übrigens auch eine unmögliche Figur ist — ein verliebter Backfisch nebst obligater strenger Mama. Diese wenigen Gestalten mühen sich ab in der Tretmühle der versuchten und verunglückten Heirathsanträge und vermögen, trotzdem der Autor die geschraubtesten und verzwicktesten Situationen für sie erfand, keinen Augenblick Interesse, geschweige denn Heiterkeit zu erregen.

Aber auch jene Hauptfigur, der alte Diplomat, ist nach meiner Meinung eine verunglückte. Der Verfasser wollte wohl ursprünglich nicht die Caricatur zeichnen, zu der sie schließlich ausartete. Wenigstens zeugt eine Scene im dritten Acte, in welcher sich der alte Herr als höchst edler und uneigennütziger Mensch entpuppt, der tiefer und leidenschaftlicher Gefühle fähig ist, davon, daß ursprünglich eine ernstere Anlage für diese Gestalt vorhanden war. Die erste Idee aber ist dem Verfasser aus den Fingern geschlüpft, weil er einer feineren Satire nicht mächtig ist. Die burlesken Züge, mit welchen er den alten, seinem Souverän blind ergebenen und in der Erinnerung an seine frühere Hofstellung schwelgenden Edelmann ausstattet, fallen zu grob und plump aus, als daß eine Versöhnung des lächerlichen eitlen Gecken der ersten Acte mit dem edlen Manne des dritten Actes in der Seele des Zuschauers möglich wurde. Eine Kluft in der Charakterzeichnung thut sich hier auf, die das ganze Bild zerstört, und auch durch die Kunst des Schauspielers nicht überbrückt werden kann. Herr Friedmann, der sich übrigens ohne Erfolg in dem braunschweiger Dialect versuchte, gab sich zwar alle Mühe, auch in der ernsten Scene des dritten Actes noch die lächerlichen Seiten des diplomatischen Greises nebenher zu betonen, aber er verunglückte in diesem Bestreben ebenso, wie der Verfasser in dem seinen, eine lebenswahre, aus Satire und Ernst gemischte Charakterzeichnung darzubieten. Wenn auch die edlen Eigenschaften eines Hofmannes, die Treue gegen seinen Herrn, die Opferwilligkeit und das feine, tactvolle Benehmen, in's Lächerliche gezogen werden, wie sollen wir dann später plötzlich an den Ernst bei der Schilderung anderer tüchtiger menschlicher Züge dieses Mannes glauben?

Das Mißbehagen, welches die erste Aufführung dieses Stückes im Deutschen Theater hervorrief, beruhte übrigens nicht allein auf dieser verfehlten Charakterzeichnung der Hauptfigur, sondern vor Allem auf dem plumpen, zuweilen fast rohen Ton des Dialogs. Gegen eine solche Redeweise auf einer vornehmen Bühne müssen wir auf das Entschiedenste protestiren. Wohin sollen wir gelangen, wenn die Unterhaltung von Menschen, die aus der besten Gesellschaft stammen sollen, in dieser Weise wiederzugeben versucht wird? Grobheit, Tölpelhaftigkeit, sentimentale Dummheit und schließlich die ganz gemeine, unverhüllte Zote, sind das die Formen, in denen man in der guten Gesellschaft Deutschlands spricht? Die Frivolität, in der der von seiner Frau böswillig verlassene Herr Hinze von den „psychischen und physischen" Vorzügen dieser Frau redet, der gemeine Brief der letzteren, welcher immer wieder vorgelesen wird und das widerliche Hereinzerren des Offenbach'schen Menelaos in die Unterhaltung sind nicht anders, als mit dem obigen derben Worte zu bezeichnen. Wie konnte das Deutsche Theater eine solche Redeweise unverändert seinem Publikum darbieten!

O. B.

Notizen.

Luise, Königin von Preußen. Nach Hudson's Life and Times of Louisa, Queen of Prussia unter Mitwirkung von W. Wagner bearbeitet von R. Carl und Karl Fr. Pfau. (Leipzig, K. Fr. Pfau.) — Das dankenswerthe Werk des Engländers bedurfte in der That, um bei uns so populär zu werden, als es die rührende Gestalt der großen Königin verdient, einer durchgreifenden Bearbeitung, denn das Original enthält vieles nur für Engländer Interessantes und steht hinsichtlich der Benutzung der Quellen nicht auf der Höhe unserer Geschichtsforschung. Dieser Arbeit haben sich nun die drei Herausgeber mit liebevollem Verständniß gewidmet und ein Werk geschaffen, das der weitesten Verbreitung würdig ist. Diese Biographie ist nunmehr durchaus erschöpfend, denn die Schätze der Berliner Kgl. Bibliothek und des Geh. Staatsarchivs sind hier verwerthet; dabei liest sie sich angenehm und zeigt nirgends Spuren von unbeholfenem Uebersetzerdeutsch. Als hochherzige Königin und zumal als Gattin und Mutter wird uns die edle Frau geschildert, und aller Klatsch, der sich z. B. in Varnhagen's Denkwürdigkeiten findet, versinkt Angesichts dieser wahrheitsgetreuen Charakteristik in wesenlosem Scheine. Auch der Beziehungen zu den geistigen Größen jener Zeit, zu Jean Paul, Goethe, Schiller, der Staël wird gedacht, doch fiel uns auf, daß Heinrich v. Kleist nirgends erwähnt wird, der doch aus der Privatschatulle der Königin eine Pension bezog und die herrliche Frau vor den Augen des ganzen Hofes mit seinem Huldigungssonett zu Thränen rührte und viel schöner besang, als z. B. Körner, Rückert und Schenkendorf, deren Verse hier mitgetheilt werden. Die Unterstützung des unglücklichen großen Dichters ist einer der edelsten Züge im Leben der königlichen Dulderin und, wie dieses Buch ebenfalls beweist, noch ziemlich unbekannt. Sonst haben wir keine Lücke gefunden, und bis sich nicht das Kgl. Hausarchiv der Forschung erschließt, wird diese Biographie wohl die vollständigste bleiben neben den Versuchen von Adami, Kluckhohn und Georg Horn. Das beigegebene Porträt nach einer Originalkreidezeichnung zeigt uns viel herbere, mehr majestätische Gesichtszüge, als Rauch's liebliche nach Sarkophaggestalt und das ihr geschaffene bekannte Gemälde Richter's oder Ende's anmuthiges Standbild im Thiergarten.

Die Kunst glücklich zu sein. Von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen. (Jena, Costenoble.) — Der berühmte Florentiner Professor der Anthropologie liefert hier ein liebenswürdiges Seitenstück zu Kant's Büchlein von der Macht des Gemüthes und Hufeland's Makrobiotik. Die beherzigenswerthe Verdammung des Pessimismus, die Betrachtungen über die moralische Gesundheit als erster Grundbedingung des Glückes, die Aphorismen und die trefflichen Nutzanwendungen in Gestalt von kleinen Erzählungen aus dem Leben werden jeden Leser erbauen und aufrichten, auch wenn er nicht immer mit den Rathschlägen des Verfassers einverstanden ist. Das Loblied auf Mäßigkeit und Enthaltung ist gewiß am Platze; wir fürchten aber, daß der Verfasser mit seiner begeisterten Empfehlung des Fastens, „um den schlechten Appetit zu bessern, den verlorenen Schlaf wiederzugewinnen und behend und jugendfrisch zu sein" in Deutschland wenig Anklang finden wird. Er hat u. A. als Gegner schon die Schweninger'sche Modekur, welche im Gegentheil den Magen nie zu überfüllen, aber immer gleichmäßig zu beschäftigen vorschreibt. Sonst berührt der frische, geistvolle und warmherzige Ton dieses Büchleins durchaus wohlthuend.

Fastnachtsspiele von Heinrich Kruse. (Leipzig, Hirzel.) — Schon in Kruse's Trauerspielen traten die humoristischen Charaktere vortheilhaft hervor und zeugten von dessen besonderer Begabung für diese, auch bei Shakespeare neben der tragischen Handlung mit bedeutender Wirkung sich hervorthuenden, ja sie durch den Gegensatz hebenden dichterischen Gestalten. Dieser humoristische Zug gibt auch seinen launigen „Seegeschichten" eine ganz eigene Anziehung. Die neueste Gabe des in seiner Zurückgezogenheit nach langer erfolgreicher Wirksamkeit sich glücklich fühlenden siebzigjährigen Dichters bringt uns gelungene Versuche in einer dem deutschen Mittelalter besonders beliebten Dichtart, in welcher sich der Nürnberger Meistersänger, den im achtzehnten Jahrhundert Goethe wieder zu Ehren brachte, als seinem eigensten Gebiete hervorthat. Kruse weiß den schlicht bürgerlichen Ton mit nüchterner, klarer, selbstbewußter, aber dabei anspruchsloser Heiterkeit, die sich in der Form behaglich gehen läßt, geschickt anzuschlagen und zu halten. In einem Prolog sehen wir den Dichter in des Hans Sachs Werkstätte von dessen wackligem Schuster- und Dichterstuhle mit frischer Begeisterung Besitz nehmen und über die deutsche Schwerfälligkeit, von welcher er auch die deutschen Dioskuren nicht ganz freispricht, sich lustig machen. Der Spott ist nicht so schlimm gemeint; trifft er ja den Dichter selbst und seine dramatischen Gebilde, und man muß sich eben der Laune hingeben, um manches Bedeutende in etwas schiefer Stellung zu sehen. Von den drei Stücken gehört das erste, „Der Teufel in Lübeck," der Jugendzeit des Dichters an, der aus der mündlichen Erzählung eines Lübeckers schöpfte, die jetzt auch in den „Lübischen Sagen" gedruckt ist. Geibel hatte an dem einfachen, recht als Puppenspiel behandelten Stücke besondere Freude. Einen im Mittelalter beliebten Stoff behandelt „Der eifersüchtige Müller", ganz frei in Bezug auf Charakteristik und dramatische Gestaltung, ohne daß er die volksmäßigen Züge einbüßte. Etwas vornehmer tritt in „Standhafte Liebe" eine gleichfalls dramatisch umgebildete französischen Erzählung von dem Gold-

Digitized by Google

schmied Tourangeaud uns entgegen, der eine Leibeigene der Abtei von St. Germain bei Paris heirathete, obgleich er selbst dadurch ein Höriger der Abtei wird, aber der Abt fühlt sich durch die Umstände bewogen, seinem strengen Rechte in Rücksicht auf die Kunstfertigkeit des allgemein bewunderten Meisters der edlen Kunst zu entsagen. Besonders die Charaktere des Goldschmieds, seines Gänsemädchens und des Abtes sind glücklich durchgeführt, wenn wir uns auch erinnern müssen, daß das Ganze die Freiheiten eines Fastnachtsspiels beansprucht. Die erst in jüngster Zeit entstandene Dichtung zeugt von glücklich erhaltener Geistesfrische. H. D.

Rococo. Gedichte von Ludwig Ganghofer. Mit 15 photographischen Reproductionen nach Gemälden von Carl Schweninger. (Wien-Leipzig, Franz Bondy.) — Ein Prachtwerk, durch Inhalt wie durch Ausstattung gleich bemerkenswerth! Den Schweninger'schen Rococo-Bildern, die durch die Zartheit und die Bewegtheit der Formen reizvoll sind und deren photographische Wiedergabe mit wenigen Ausnahmen vortrefflich gelungen ist, schmiegen sich die Ganghofer'schen Gedichte mit ihrem Formenreichthum und ihrem schalkhaften Inhalte auf's Trefflichste an. Titel-, Rand- und Einbandzeichnungen von den Malern: Professor Ströhl, M. Ledelli und G. Sieber vollenden den durchaus einheitlichen und herzerfrischenden Eindruck, den Maler- und Dichtermeisterschaft hervorrufen und tragen dazu bei, dieses Werk als schönstes literarisches Ausstattungsstück für die jetzt so beliebten Rococo-Salons hinzustellen. Der zierliche und leichte Ton, welcher die Bilder wie die Gedichte beherrscht, wirkt unwillkürlich berauschend und herzerfreuend und weckt die Formenfreudigkeit, die uns wie in der Architektur des Salons, so auch in der Literatur desselben noch so nöthig thut.

Einer aus der Masse. Roman von Alexander Römer. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) — Ein trefflicher, in sich prächtig zusammengefaßter und abgerundeter Roman, der eine frische und zeitgemäße Idee auf das Liebenswürdigste ausspinnt und dabei in der geschicktesten Weise den Leser in andauernder Spannung erhält. Der Sproß eines alten Grafengeschlechtes ist als Wiegenkind verbrannt. Seine schlaue Amme weiß durch schlaues Schweigen und halbe Andeutungen den Glauben zu verbreiten, als sei ihr eigenes Kind, das bei jenem Brande gerettet wurde, der kleine Graf und erwirkt demselben eine über seinen Stand hinausgehende Erziehung, wenn auch noch nicht Anerkennung durch den alten Grafen. Der Junge, ein prächtiger, frischer Bursche, wächst unbefangen auf und wird des Schloßherrn Stütze und steter Begleiter, ohne aber von dem ihm angedichteten Sohnesverhältnisse eine Ahnung zu haben. Als er plötzlich, schon zum Jünglinge herangereift, von jener Fabel Kenntniß erhält, erwacht ein ungeheurer Sturm in seiner Seele, der sich aber zunächst nur in der größten Erbitterung über seine Umgebung und in dem Entschlusse äußert, sich selbständig zu einem ganzen Manne, wie ihn der alte Graf im Vorbilde zeigt, herauszuarbeiten und sich die Sohnesschaft seines Wohlthäters zu verdienen. Er entflieht nach Wien, studirt dort, indem er sich seinen Unterhalt durch sein musikalisches Talent erwirbt, und wird bald ein tüchtiger, angesehener Staatsbeamter. Die Hoffnung, nun von seinem vermeintlichen Vater, dem Grafen, anerkannt zu werden, wird noch gesteigert, als er die Nichte des Grafen, der er in großer Wirrsal beistand, lieben lernt. Da kommt es plötzlich mit Gewißheit an den Tag, daß er wirklich nur der Sohn der Amme ist. Der junge Mann sieht alle seine Zukunftsträume, seine hochgespannten Hoffnungen, zertrümmert. Aber nun beginnt der psychologisch höchst werthvolle Theil des Romans. Es wird nun geschildert, wie der Held sich in die Vorstellung, niedrig geboren zu sein und keine Anwartschaft auf die Lebensgüter zu haben, für deren Besitz er sich durch Energie und Arbeit würdig gemacht zu haben meinte, langsam wieder einleben muß und wie er gerade durch diese Selbstdemüthigung erst der ganze Mann wird. Ein Besuch, den er nach der Katastrophe, d. h. nach der Entdeckung seiner niedrigen Geburt, wieder in seinem bescheidenen Elternhause macht, bei dem er einsieht, wie weit er sich geistig und auch in seinem Gemüthe schon von diesen entfernt hatte, bewirkt den Umschwung. Der wackere Vater, ein Förster des Grafen, die kranke Mutter, die sich nun, ihren früheren Ehrgeiz bereuend, mit aller Kraft an das Herz ihres Sohnes klammert, heilen das zerrissene Gemüth des hochfahrenden Sohnes. Als ein ganzer Mann, der auch die Liebe zu der jungen Gräfin zu vergessen beschließt, kehrt er nun in das Leben zurück. Aber das Vergessen der Liebe will ihm nicht gelingen trotz aller Arbeit und trotz aller Erfolge. Auch die junge Comtesse liebt den Wackeren und sie ist es, die schließlich um seine Hand wirbt, nachdem er alle Hoffnung, die ihre je erringen zu können, längst aus dem Herzen gerissen hatte. Der alte Graf aber, der ihn immer wie einen Sohn geliebt hat, der sich nach jener Entdeckung ohne Erben sah, nimmt nun den Geliebten seiner Nichte an Sohnes Statt und Erben an. Die trügerische Absicht der Mutter geht so auf die edelste Weise in Erfüllung. Diese Handlung ist in einem Bande von bescheidenem Umfange entwickelt, ein Beweis, wie zusammengefaßt und immer auf das Ziel schauend der Verfasser schildert. Sie würde, mit den Nebenhandlungen, die Römer sehr geschickt einzuflechten weiß, anderen Autoren Stoff für mindestens drei Bände gewährt haben. Auch die Sprache erweist sich als ebenso concis wie die Composition, und macht die Lectüre dieses Romanes zu einem wirklichen Genusse.

Irold. Eine Rhapsodie in sechs Gesängen von Arthur Drews. (Berlin, G. Grote.) — Dieser Sang ist nach der Weise der Julius Wolff'schen Dichtungen gesungen, ohne aber den Zauber, den diese an sich tragen, auch nur im Geringsten auszuathmen. Der Klosterschüler, der Spielmann und nachher Schmiedegeselle wird, um des holdseligen Schmiedetöchterleins willen, der sich schließlich als Kind der heiligen Walpurga entpuppt und nach einem überstandenen Kreuzzuge in's Kloster zurückflieht, um dort seine irdische Liebe zu vergessen, will uns nicht recht vertraut werden, obgleich er ab und zu die schönsten Lieder singt. Die ganze Handlung dieser Rhapsodie entbehrt eines tieferen Sinnes, eines Kernes, und leidet etwas an Zerfahrenheit. Der auf jeden Fall noch junge Autor möge erst versuchen, etwas zu erleben, ehe er seine Liebeslieder, so wohl und glatt eingekleidet in ein breites Gewand von überflüssigen Versen, in die Welt hinaussingt. Vorher bleibt sein Singsang ein hohles Getön und Geklingel, an dem nicht einmal ein rechtschaffener Backfisch seine rechte Freude haben kann. Als Weihnachtsbüchlein, in Goldschnitt und Roth „den lieben Eltern gewidmet", mag es noch hingehen; mehr ist es aber durchaus nicht.

Das Schöne. Aesthetische Betrachtungen für gebildete Kreise von Chr. Muff. (Halle a. S., Richard Mühlmann.) — Der Verfasser dieser kleinen Schrift, ein Gymnasialdirector, hat schon früher mehrere ausgezeichnete Vorträge („Antik und Modern", „Was ist Cultur?", „Theater und Kirche") veröffentlicht und wendet sich auch jetzt mit einer Zusammenfassung mehrerer derselben an die weiteren Kreise der Gebildeten. Er weiß in ihnen die wissenschaftlichen Grundsätze, über die er spricht, mit großer Formgewandtheit und in klarer, schöner Sprache zum allgemeinen Verständniß zu bringen und hat so auch jetzt die ästhetischen Gesetze und Vorgänge, die bei der Betrachtung des Schönen in Frage kommen, trefflich und gründlich für den philosophischen Laien dargestellt. Sein Vortrag liest sich so schön, wie er sich wohl auch angehört haben mag, und regt unwillkürlich zum Weiterdenken und zur Mittheilsamkeit über die in ihm behandelten Gegenstände an. Möchte das für den Verfasser als die Erfüllung der beim Niederschreiben erstrebten Absicht gelten.

Gedichte von Julius Ernst von Günthert. (Stuttgart, Cotta.) — „Die Farben, die ich sorgsam aufgetragen, sind rein gewählt," so sagt der Verfasser dieser Sammlung in der „Zueignung"; und in der That, ein reines und auch ein reiches Talent legt die Früchte eines stillen, lebenslangen Denkens, Fühlens und Schaffens vor uns hin. Wenn auch nicht „jede Blüthe, von ihm aus erkoren" für die Gunst der Nachwelt, ihren Glanz bewahrte, so ist doch der Duft des ganzen Kranzes, den er uns darreicht, ein berauschender und schöner und läßt uns die Tiefe und die Trefflichkeit des Herzens ahnen, das sich hier vor uns enthüllt, und die Gediegenheit und Wahrheit der Gedanken bewundern, die in immer vollendeter Form auf uns einströmen.

Abonnement der „Gegenwart" pro I. Quartal 1888.

Mit der vorliegenden Nummer schließt das IV. Quartal der **„Gegenwart"**. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nr. abläuft, ersuchen wir um **baldigste Erneuerung** desselben. Nr. 1 von 1888 erscheint am 7. Januar.

Abonnements auf das I. Quartal 1888 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pfg. entgegengenommen.

Original-Einbanddecken in Leinwand zu dem mit der Nr. 52 schließenden XXXII. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von **1 Mk. 50 Pfg. durch jede Buchhandlung** bezogen werden.

Berlin N.W., Dorotheenstr. 31. **Expedition und Verlag der „Gegenwart".**

Digitized by Google

Inserate.

Empfehlenswerthe Festgeschenke.

Günther Walling
(Carl Ulrici).

Von Lenz zu Herbst.
Dichtungen.
Zweite vielfach veränderte Auflage. Preis: elegant gebunden 5 Mark.

Guitarrenklänge.
Volks- und volksthümliche Lieder Spaniens.
Uebersetzungen, nebst Anhang eigener Gedichte.
Preis: elegant gebunden 5 Mark.

Vom Land des Weins und der Gesänge.
Wanderungen durch Spanien an der Hand der Dichtkunst.
Fremdes und Eigenes.
Preis: elegant gebunden in Leder 7 Mark (ungebunden 5 Mark).
In allen Buchhandlungen vorräthig.

Diese ebenso geist- als gemüthvollen, formvollendeten poetischen Schöpfungen des talentvollen Autors seien allen Freunden eines feinen litterarischen Geschmackes als sinniges Weihnachtsgeschenk angelegentlichst empfohlen.

Hans Pöhnl's Deutsche Volksbühnenspiele
Inhalt: Vorrede. — Armer Heinrich. — Magellone. — Gismunda. — Staussenberg. — Der liebe Augustin.
sind in zwei Bänden erschienen. Preis 8 ℳ, gebunden 10 ℳ.
Daraus einzeln: Der arme Heinrich . . ℳ 1. 60 ₰.
Gismunda . . . . . ℳ 1. 60 ₰.
Verlagsbuchhandlung Carl Konegen in Wien.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Herman Grimm: Essays.

Zehn ausgewählte Essays.
8 M., geb. 9 M.
Enthält: Venus von Milo, Raphael und Michelangelo, Dürer, Carstens, Cornelius, Schinkel u. A.

Fünfzehn Essays.
Erste Folge. Dritte Auflage. 9 M., geb. 10 M. 50 Pf.
Enthält: Voltaire und Frankreich, Friedrich d. Gr. und Macaulay, Goethe in Italien, Schiller und Goethe, Byron und Leigh, Hunt, A. v. Humboldt, Schleiermacher, Gervinus u. A.

Fünfzehn Essays.
Neue Folge. 8 Mk. 60 Pf., geb. 10 M.
Enthält: Maler Wiertz, Schinkel, Rauchs Biographie von Eggers, Ruinen von Ephesus, Gallerien von Florenz, Shakespeares Sturm, Hamlets Charakter, Holbein, Cornelius u. A.

Fünfzehn Essays.
Dritte Folge. 8 M., geb. 9 M. 50 Pf.
Enthält: Emerson, Fiorenza, Raphaels Schule, Entstehung des Faust, Brüder Grimm, Feuerbach u. A.

Vollständiges Inhaltsverzeichnis der Essays, sowie der Kleineren Schriften von Jacob und Wilhelm Grimm auf Wunsch gratis.

Reizendes Festgeschenk für jeden Skatspieler!
Soeben erschienen:
Skatbuch in Versen von Paul Renz.
Eleg. geb. 2 ℳ 40 ₰.
Ein humorvolles Buch; es predigt die lauterste Skatweisheit, von welcher die Jünger der Kunst profitiren, und an der die alten erfahrenen Skatisten ihre helle Freude haben können. Was Paul Renz singt, ist unwiderleglich, z. B.:
„Wenn dies nicht stand, und das nicht lag,
Und einer spielte feiner —"
So sprach ein Leichenredner; — ach,
Da war er 'rum, wie Einer!
Hinstorff'sche Hofbuchh. Verlagsconto in Wismar.

Luise, Königin von Preußen. Unter Mitwirkung von W. Wagner bearb. von Dr. phil. R. Carl u. Karl Fr. Pfau. Eleg. geb. ℳ 7,50.
Die beste Lebensschilderung der Königin Luise. Ein Volks- und Familienbuch im wahrsten Sinne des Wortes. Zu Weihnachten eins der edelsten Geschenkbücher für Söhne und Töchter. Vorräthig in jeder Buchhandlung; auch zu beziehen direkt von der Verlagshandlung.
Leipzig. Karl Fr. Pfau.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Zentral-Bezugsquelle für im Preise ermässigte Bücherwerke bei Gustav Fock, Bücherversandgeschäft,
in Leipzig, Neumarkt 40 u. 38 I.
Weihnachts- u. Lager-Katalog gratis u. franko.

Soeben erschienen:
Gottfried von Hohenhoewen.
Ein Ritterleben in Liedern
von Herm. Richter.
In sehr elegantem Original-Band 4 ℳ.
Es geht ein frischer, lebenswarmer Zug durch diese schelmischen Wein- und Liebeslieder, und durch die kernigen Schutz- und Trutzgesänge, in welchen das thatenreiche Leben des Helden dieser Dichtung in wechselnden Rhythmen geschildert ist. **Namentlich auch als Festgeschenk für Studenten dürfte sich das Buch vortrefflich eignen.**
Hinstorff'sche Hofbuchh. Verlagsconto in Wismar.

Neuer Verlag von
Breitkopf & Härtel, Leipzig.
Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt.
2 Bde. gr. 8°. geh. 12 ℳ.
Fein geb. 14 ℳ 50 ₰.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

In **Carl Duncker's Verlag** in **Berlin W.**, Güstrowstr. 2 erschien:
Christian Daniel Rauch von Friedrich und Carl Eggers. Mit Rauch's Portrait gez. von Schadow und einer Phototypie eines Briefes an Rietschel. 4 Bände gr. Octav. Preis 33 Mark.
Ed. von Hartmann, Philosophie des Schönen. 53½ Bog. gr. Octav. Preis 8 Mark.

Praktischer Wegweiser
bei Auswahl klassischer und moderner Musik, sowie musikalischer Schrift:
Breitkopf & Härtel's
Katalog gebundener Musikwerke eigenen und fremden Verlages.
Gratis durch alle Buch- und Musikalienhandlungen.

Soeben erschien:
DAS WEIB
in der
Natur- und Völkerkunde.
Anthropologische Studien
von Dr. H. Ploss.
Zweite, stark vermehrte Auflage.
Herausgegeben von Dr. Max Bartels.
Mit 7 lith. Tafeln, 107 Holzschn. u. Ploss' Portrait.
Zwei starke Bände, 83 Bogen, Lexicon 8°.
Preis brochirt 24 Mark, in Halbfranz 29 Mark.
Leipzig. Th. Grieben's Verlag.
Gegen vorherige Francozahlung direct vom Verleger.

Hierzu eine Beilage von der Daheim-Expedition in Leipzig

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

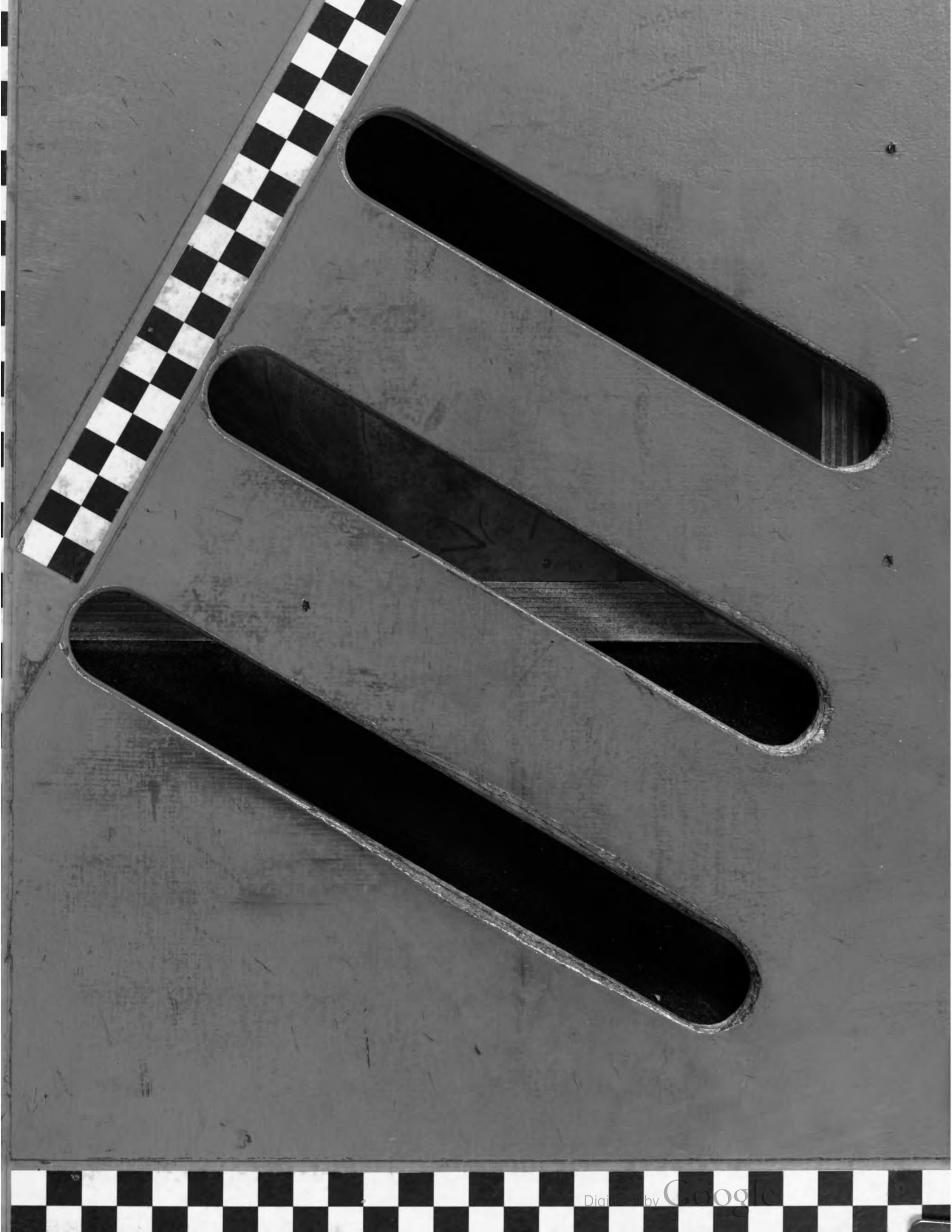
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google